**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP
30
G294
v. 33-34

008088

Cornell University Library

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 734 675

DATE DUE

APR 15 1992

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Theophil Zolling.**

Dreiunddreißigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1888.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

# Register.

## Dreiunddreißigster Band.


Seite

Achelis, Th., Die psychologische Bedeutung der Ethnologie . . 171
Agricola, Die Frage eines deutsch-russischen Handelsvertrages . 177
Alsberg, Moritz, Tropenbesiedelung und Akklimatisation . . . 371
Asmussen, G., Die Rechte der Dänen auf Schleswig . . . . 289
B. D., Aus der englischen Frauenbewegung . . . . . 248
Bauer, Erwin, Friedrich Spielhagen's neuer Roman . . . . 342
— „Herzog Ernst". Schauspiel von Emil Wolf . . . . . 175
Bendt, Franz, Goethe als Meteorologe . . . . . 134
— Die Fortschritte in der Elektrotechnik während des Jahres 1887 324
Berger, Wilhelm, Daudet's Pariser Erinnerungen . . . . . 297
Bernheim, Hugo, Der Selbstmord in der Armee . . . 147. 164
— Mackenziana . . . . . 263
— Mackenzie, seine Diagnose und seine Heilresultate . . . . 401
Björnson als Sittlichkeitsapostel . . . . . 100
Björnson, Björnstjerne, Ein Vater . . . . . 382
Blechner, Heinrich, Oesterreichische Executionsordnung . . . 244
Blind, Karl, Englands Lage und Zukunft . . . . . 81
— England und der Dreibund . . . . . 353
Bolin, Wilhelm, Neue Novellen . . . . . 105
Bölsche, Wilhelm, Ein Lied der Menschheit . . . . . 232
Breitenbach, W., Die Aufhebung der Sclaverei in Brasilien . 355
Breitinger, Heinrich, Die Quellen zu einem Leben der Frau von Staël . . . . . 70
Buchwald, Otto, Die Erziehung zum Naturgenuß . . . . . 356
Bulle, Oskar, „Die Maus". Schwank von Otto Girndt . . . 13
— „Die Verkannten". Lustspiel von Adolph L'Arronge . . . 47
— Hamerling's neuestes Epos . . . . . 56
— „Die berühmte Frau". Lustspiel von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg . . . . . 94
— „Die Weisheit Salomo's". Schauspiel von Paul Heyse . . . 127
Caccianiga, Antonio, Der Onkel Minister . . . . . 333. 349
Carriere, M., Eduard von Hartmann's Aesthetik . . . . . 54
— Neue Poetiken . . . . . 340
Conrad, Hermann, Ein deutsches Werk über Carlyle . . . . 103
A, Graf Taaffe und die deutschliberale Partei . . . . . 178
Dale, J. S. of, Des Hauptmanns Liebesbrief . . . . . 125
Dincklage, E. von, Die Unschuldige . . . . . 219. 236
Duboc, Julius, Demokratie und Aesthetik . . . . . 68
— Sein Geheimniß . . . . . 187
— Zu Hutten's Gedächtniß . . . . . 261
Düntzer, H., Der Fund der ältesten Faustscenen . . . . . 166
— Namensspielerei in der neuesten „Goethephilologie" . . . . 358
Ehrlich, Heinrich, Opern und Concerte . . . 14. 109. 254. 319
— Musikalische Trauerfeier für den verewigten Kaiser Wilhelm . 189
— Wagner's „Rheingold" im K. Opernhause . . . . . 287
Eichler, Anton, Die Memoiren der Adelaide Ristori . . . . 123
— Eine neue Hypothese über die Venus von Milo . . . . . 282
Eicken, H. v., Die philosophische Abstraction in unserer Literatur 276
Faber, J., Eine Mutter . . . . . 107
Fischer, Arnold, Ein neuer Wirkungskreis für die sociale Reform 307
Fleischmann, Adolf, Das neue Genossenschaftsgesetz, insbesondere die Haftpflicht . . . . . 305
Folke, Arnold, Die nationale Strömung in der deutschen Literatur 293
Gebhardt, Bruno, Eine Scharnhorst-Biographie . . . . . 74
— Zur Reformationsgeschichte . . . . . 138
— Die Sage von Bazaine's Verrath . . . . . 215

Seite

Gebhardt, Bruno, Aus Kaiser Wilhelm's Lehr- und Wanderjahren 360
Geiger, Ludwig, Zwei neue französische Romane . . . . . 86
Goldbaum, Wilhelm, Ada Christen . . . . . 39
— Junge Literatur . . . . . 389. 409
Gopčević, Spiridion, Vom Balkan . . . . . 145
Greif, Martin, Der umwölkte Stern . . . . . 100
Groß, F., Eine neue Dichtung von Sully Prudhomme . . . . 217
Hann, P., Brennende Liebe . . . . . 397
Hartmann, Eduard von, Rußland in Europa . . . . 1. 24. 36
— Zu Arthur Schopenhauer's Geburtstag . . . . . 118
— Zur Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit . . . . . 326
Hellwald, Friedrich von, Neue indische Forschungen . . . 197
Hochberg, Karl, Wagner und Liszt . . . . . 149
Hoffmann, C., Zur Reform der deutschen Hochschule . . . . 185
Honthumb, C. A., Ignatius Donnelly und seine Shakespeare-Chiffre 379
Jentsch, Karl, Die Entwickelung des Naturgefühls . . . . . 153
— Zur Geschichtsphilosophie . . . . . 393
Jessen, Peter, Altes und Neues im heutigen Ornament . . . 377
Der internationale Schutz der Literatur und Kunst . . . . . 391
Kaiser Friedrich † . . . . . 385
Kaiser Wilhelm † . . . . . 161
Kalle, Fritz, Die Alters- und Invalidenversicherung und der Volkswirthschaftsrath . . . . . 17
— Zur Frage der Weingesetzgebung . . . . . 241
Kielland, Alexander, Ein gutes Gewissen . . . . . 173
Kirchhoff-Halle, Alfred, Paul Güßfeldt's Reise in den Andes 7
— Für das Volapük . . . . . 44
Kohut, Adolph, Aus der Autographenmappe des Letzten vom „Jungen Deutschland" . . . . . 26
— Erinnerungen an Gustav Kühne . . . . . 280
— Andersen als Briefschreiber . . . . . 186
Kriebitzsch, J., Geflügelte Worte in fünfzehnter Auflage . . . 348
Kulemann, W., Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen . 33
Lemmermayer, Fritz, Ungedrucktes aus Friedrich Hebbel's Briefwechsel . . . . . 313
Leo, Karl J., Friedrich Vischer's Nachlaß . . . . . 200
Lütgenau, F., Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft . . . 8
Malkowsky, Georg, Aus den Kunstausstellungen 15. 62. 93. 142 221. 288. 285. 319. 399. 414
— Die Besessenen von F. M. Dostojewski . . . . . 42
— „Die Wildente". Schauspiel von Henrik Ibsen . . . . . 158
— Kaiser Wilhelm und die Kunst . . . . . 213
— Das Kaiserdenkmal . . . . . 250
— Einacterabend des Schauspielhauses im Wallnertheater . . . 366
— Das Lutherfestspiel in Berlin . . . . . 382
— Der Hahnrei. Roman von F. Dostojewski . . . . . 407
Marholm, L., Ein Dichter des Weiberhasses. (August Strindberg.) 4
— Ein russischer Satiriker. (N. Schtschedrin.) . . . . . 230
— Dänische Maler . . . . . 345
Marsop, Paul, Othello, ein Musikdrama . . . . . 180
— Die Pariser und die Wiener Operette . . . . . 245. 267
Meyer, Moritz, Rußlands Budget pro 1888 . . . . . 129
Meyer-Jena, G., Der Thronwechsel und die Eingangsformel der Gesetze . . . . . 209
Mittenzwey, L., Die Gründung eines „Internationalen Erziehungsrathes . . . . . 386


Digitized by Google

Seite

Muyden, Gustav van, Unsere Druckpapiere . . . . . 85
— Fortschritte der Schiffsdampfmaschine . . . . . 339
Noelting, B., Zwei Nächte . . . . . 269. 283
— Friedrich Rückert. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage . . 310
Olzem, Fritz, Zur Geheimmittelfrage . . . . . 48. 67
— Regentschaft und Stellvertretung nach deutschem und preußischem Staatsrechte . . . . . 225
— Das preußische Abgeordnetenhaus in der letzten Legislaturperiode 369.
Passow, A., Vom organischen Wachsthum der Lebewelt . . . 363
Paulsen, John, Passée . . . . . 315
Philippson, L., Die geschichtliche Stellung der heutigen Medicin 388
Pontoppidan, H., Der Sensenmann . . . . . 90
Politicus, Die Nothwendigkeit der Begründung einer nationalen Verfassungspartei . . . . . 257
Poske, Fritz, Heinrich von Stein . . . . . 375
Rée, Paul Johannes, Was ist Kunstkritik? . . . . . 309. 328
Riegel, Hermann, Paris . . . . . 412
Roderich, Albert, Die glückliche Ehe . . . . . 140. 155
— Auf Leibrente . . . . . 364
Schellhas, P., Die Unpopularität unseres Rechtes . . . . . 195
Schenck, Ernst, Der naturwissenschaftliche Unterricht in unseren Gymnasien . . . . . 275
Schlaeger, E., Zur Aufhebung des Eideszwanges in England . 291
Schönthan, Paul von, Die Flasche Sect . . . . . 302
Schott, J., Zur russischen Grenzbesetzung . . . . . 193
Silberschlag, C., Der Staat und die Kirche . . . . . 273
Stabsoffizier, Zur Gewehrfrage . . . . . 51
Sterne, Carus, Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften . 211. 227
Telmann, Konrad, Auf Posten . . . . . 203
Thaler, Karl von, Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien 202. 234. 300
V. R., Die Basis der Nationalitätsidee . . . . . 321
Verga, Giovanni, Das Testament . . . . . 251
Vogel, Alexander, Der polnische Faust . . . . . 404
Walcker, Karl, Die Socialistenfrage im Reichstage . . . . . 65
— Die Aufhebung des Identitätsnachweises . . . . . 162
— Die französischen Verfassungswirren . . . . . 337
— Die Warrantfrage . . . . . 402
Walther, G., Zur neueren deutschen Geschichtsschreibung . . . 28
Die Warnung an Rußland . . . . . 97
Wichert, Ernst, Galeotto in Deutschland . . . 11. 29. 45. 60. 77
Wiener, X., Vom Burgtheater und Volkstheater . . . . . 331
Winter, Georg, Zur deutschen Culturgeschichte . . . . . 88
— Ein englisches Urtheil über deutsche Geschichtsschreibung . . . 183
Witte-Bonn, J., Die Einrichtung pädagogischer Professuren . 83. 98
Zolling, Theophil, „Francillon". Schauspiel von Alexander Dumas Sohn . . . . . 12
— Helene Böhlau Al-Raschid Bey . . . . . 59
— Neue Talente . . . . . 121
— Neue Possen . . . . . 159
— Von bewährten Erzählern. (Günther von Freiberg. Karl Frenzel. Conrad Ferdinand Meyer.) . . . . . 169
— „Seine Hoheit". Lustspiel von Theodor Herzl . . . . . 190
— Zwei französische Possen . . . . . 207
— Ein spanisches und ein deutsches Lustspiel . . . . . 222
— Allerlei Einacter . . . . . 271
— „Griechisches Feuer". Lustspiel von Oscar Justinus . . . . 286
— Die „Münchener" . . . . . 303
*** Graf Taaffe . . . . . 113. 130


## Notizen.

L'Allemagne actuelle 110. Arlt, Meine Erlebnisse 15. Bauernfeld, Novellenkranz 191. Bauval, Sanctionirte Lügen 255. Beaunes, Impressions de Campagne 79. Bertrand, Dante's Göttliche Komödie 335. ten Brink, Zola und seine Werke 79. Bölsche, H. Heine 223. Boy-Ed, Ich 239. Brentano, New fairy Tales 31. Buchner, Kamerun 110. Bulle, C., Geschichte der neuesten Zeit 95. Bulthaupt, Dramaturgie der Oper 255. Chiavacci, Wiener vom Grund 63. Ciampoli, Diana. — Trecce nere 415. Conrad, Thackeray 95. Desplas, Dans la Tourmente 191. Detmold, Das schwierige Problem 335. Durand-Ebeling, Napoleon und Marie Luise 111. Eilers, Van Dyck's Bildniß einer lächelnden Dame 239. Elster, Heine's Buch der Lieder 255. Epp, Vom Dorf und aus der Stadt 111. Flürscheim, Einziger Rettungsweg 79. Froitzheim, Lenz, Goethe und Cleophe Fibich 78. Fuchs, Görbersdorfer Novellen 111. Gensichen, Immortellen 79. v. Gottschall, Merlin's Wanderungen 191. Gregorovius, Kleine Schriften 223. Greif, Heinrich der Löwe 143. Groll, Freunde 191. Grosse, Episoden und Epiloge 191. Haberland, Altindischer Geist 63. Hanslick, Musikalisches Skizzenbuch 415. Häbler, Lieder der Huldigung 78. von Heigel, Ernste und heitere Erzählungen 79. von Henneberg, Innere Colonisation 143. Heuser's medicinischer Verlag 335. Heyse-Laistner, Novellenschatz 63. Höhlbaum, Das Buch Weinsberg 383. Karpeles, Heine und seine Zeitgenossen 207. —, Heine's Autobiographie 351. Keller, Reisebilder aus Ostafrika 31. v. Klinckowström, Die Leutringens 111. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 223. Kraus, Heyse's Novellen und Romane 239. Kretzschmar, Führer durch den Concertsaal 351. Langguth, Goethe als Pädagog 222. Lingg, F., Erdprofil 95. Lingg, H., Bregenzer Klause 63. Litten, Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio 78. Lutz' Sternbanner-Serie 351. Macaulay, Altrömische Heldenlieder 95. Melnec, Gouvernante 351. Mennell, Königsphantasien 238. v. d. Mühle, Roßtrappe 63. Müller, Griechische Reisen 111. Muncker, Klopstock 239. Musikzeitung 287. Neumann-Spallart, Uebersichten der Weltwirthschaft 111. Nielsen, Norwegen, Schweden und Dänemark 111. von Oberkamp, Wogen der Sündfluth 335. Oehmke, Arnold der Mönch 351. Pasqué, Musikanten-Geschichten 143. Pechuel-Loesche, Kongoland 79. Pfau, Kunst und Kritik 287. v. Preuschen, Regina vitae 415. Pröll, Sturmvögel 63. Presto-Prestissimo, Reise in 288 Stunden 79. Quincey, Bekenntnisse eines Opiumessers 415. Raabe, Im alten Eisen 191. Ramann, Liszt 239. v. Redwitz, Hymen 233. Reichsrathsmitglied, Oesterreichs Gegenwart und Zukunft 143. Rimpler, Domänenpolitik und Grundeigenthumsvertheilung, vornehmlich in Preußen 415. v. Roberts, Um den Namen 255. Rudow, Rumänische Volkslieder 63. v. Saar, Gedichte 222. Salvisberg, Kunsthistorische Studien 238. v. Schack, Gedichte 191. Schlögl, Wien 351. Schmidt, Bubenrichter von Mittenwald 239. Schopenhauer-Schriften 223. Schwarzkopf, Sittenbild 239. Socin, Schriftsprache und Dialect 239. Spamer, Kaiser Wilhelm-Schriften 207. Stöpel, Schutz oder Freihandel 191. Storm, Bei kleinen Leuten 79. Streckfuß, Das einsame Haus 415. Taylor, Lars 191. Vallady, France et Allemagne 143. Vierordt, Akanthusblätter 383. Villamaria, Verschollene Mär 15. Wagner, Fauststudien 110. Wandel der Zeiten 223. Westkirch, Rauch 383. Willich-Radecke, Des Kronprinzen Lieblingslied 95. Wilser, Ariovist 111. Der Wucher auf dem Lande 143. Ziel, Literarische Reliefs 191. v. Zobeltitz, Nessusgewand 95.

## Offene Briefe und Antworten.

Ein amerikanisches Urtheil über Stinde's Familie Buchholz 190. Noch einmal Mackenziana 303. 367. Verlöthung von Metallen mittelst Elektricität 415.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
JAN 23 1888

№ 1. Berlin, den 7. Januar 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Rußland in Europa. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Ein Dichter des Weiberhasses. (August Strindberg.) Von L. Marholm. — Paul Güßfeldt's Reise in den Andes. Von Alfred Kirchhoff-Halle. — Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft. Von F. Lütgenau. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Francillon". Schauspiel von Alexander Dumas Sohn. Von Z. — „Die Maus". Schwank von Otto Girndt. Von O. B. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Die Lenbach-Ausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

### Rußland in Europa.

Von Eduard von Hartmann.

#### 1. Die geographischen und ethnographischen Grundlagen des russischen Reiches.

Um sich die wirklichen politischen Lebensbedürfnisse einer Nation im Gegensatz zu ihren eingebildeten klar zu machen, muß man vor allen Dingen ihre Beziehungen zu den Flüssen und Meeren in's Auge fassen. Den eigentlichen Kern und die weit überwiegende Mehrzahl des russischen Volkes bilden die Großrussen, welche im oberen und mittleren Stromgebiet der Wolga und am Don ihren Sitz haben; ihnen schließen sich als nächste Stammesverwandte die Kleinrussen und Weißrussen im Stromgebiet des Dnjepr und Bug an. Polen ist das Weichselland, Lithauen das Gebiet des Niemen und der Düna, und zwar sitzen die eigentlichen Lithauer am Niemen, die Letten an der Düna. Der Dnjestr gehört schon halb zu Rumänien. Das alte „Gebiet von Nowgorod" im Bereich der ins Eismeer strömenden Flüsse ist wesentlich mongolisch geblieben, wenn auch von Großrussen durchsetzt, und ist als der europäische Theil Sibiriens von geringer Bedeutung. Versteht man also unter „Russen" sowohl Großrussen als Kleinrussen und Weißrussen, so ist das Russenland im Gebiete der Wolga, des Don und des Dnjepr zu suchen; versteht man dagegen unter „Russen" nur die Großrussen, und betrachtet man die Kleinrussen und Weißrussen als besondere Nation, so ist das Russenland nur das Gebiet der Wolga und des Don. In beiden Fällen ist Rußland durch seine Ströme mit dem Antlitz nach Süden gekehrt, nicht nach Westen und nicht nach Norden. Allerdings haben sich die Weißrussen vom Oberlauf des Dnjepr und der Beresina theilweise bis an die Quellen der Düna und des Niemen (Gouvernements Witebsk und Grodno) vorgeschoben; aber da die Unterläufe dieser Flüsse ohnehin von Deutschen besetzt sind, so hat das keine Bedeutung.

Wichtiger ist das Vordringen der Großrussen vom Oberlauf der Wolga durch die Gouvernements Pskow und Nowgorod nach der Spitze des finnischen Meerbusens, an dem Peter der Große seine Hauptstadt anlegte. Damals hatte Peter ganz Recht; denn erstens war die Ostsee durch die Schweden und die Hansa bereits auf den Gipfel ihrer culturellen Bedeutung erhoben, während das Schwarze Meer noch in der Nacht der türkischen Barbarei lag, und zweitens war die Aufgabe, am Schwarzen Meere dauernd festen Fuß zu fassen, bei der damaligen Macht der Türkei für Rußland noch unlösbar, so daß der kürzere Weg nach dem finnischen Meerbusen eingeschlagen werden mußte, um nur überhaupt irgend wo die See zu erreichen. Ohne Zweifel wird es auch für alle Zeiten für Rußland eine Lebensfrage bleiben, den Hafen von Petersburg zu behaupten; aber es ist ebenso gewiß, daß die politische Glanzzeit der Haupt- und Residenzstadt Petersburg bereits vorüber ist und nie wiederkehren wird. Der mittlere und untere Lauf der Wolga und des Don, die zur Zeit Peters des Großen noch asiatisches Nomadenland waren, haben seitdem einen ungeahnten Aufschwung genommen, während der Norden im Großen und Ganzen stehen geblieben ist. Gerade im Laufe des letzten Menschenalters vollzieht sich eine langsame aber stetige Völkerwanderung von Norden und Westen nach Süden und Osten; dort werden die Dörfer verlassen, während hier immer neue Ansiedelungen entstehen.

So bewährt sich die Macht der Stromläufe, und es ist sicher, daß das Wolgagebiet um so viel politisch wichtiger für Rußland ist als das Dongebiet, wie die Wolga größer und verzweigter ist als der Don. Die Dnjeprstädte Kiew und Odessa liegen bis jetzt nur darum für den Handel günstiger als die Wolgastädte (Astrachan, Saratow, Simbirsk, Kasan, Nischnij-Nowgorod, Moskau), weil das Schwarze Meer in's Mittelmeer führt, das Kaspische Meer aber noch keine genügende Fortsetzung der Verkehrswege nach Süden und Osten hat; sobald diese geschaffen sein werden, müssen die Vortheile der Lage sich umkehren. Nur in seiner südlichen Hälfte hat das europäische Rußland einen großartigen Aufschwung an Volkszahl und Wohlstand zu gewärtigen, weil nur hier die Bedingungen zu einem solchen durch Klima und Bodenbeschaffenheit gegeben sind. Wie viel Werth deshalb auch auf das Festhalten der Verbindung mit der Ostsee gelegt werden mag, so tritt doch die Wichtigkeit derselben relativ ganz zurück gegen die vitale Bedeutung des Schwarzen und Kaspischen Meeres für Rußlands Zukunft.

Wenn z. B. das europäische Rußland heute Finnland und das ganze Gebiet südwestlich einer von Narwa zum Asow'schen Meere gezogenen geraden Linie mit etwa 36 Millionen Einwohnern verlöre, so würde es in solcher Beschränkung auf das Landgebiet der Großrussen und seiner nördlichen, südlichen und östlichen Eroberungen immer noch eine Großmacht ersten Ranges mit mehr als 52 Millionen Einwohnern bleiben und alle seine hohen Culturaufgaben in Asien und für die Vermittelung zwischen Asien und Europa erfüllen können. Wenn man dagegen Rußland vom finnischen Meerbusen oder von einem seiner südlichen Meere wieder abschneiden, oder ihm die freie Bewegung auf den letzteren oder den Verkehr nach dem Mittelmeere sperren, oder das Vordringen südlich und

Digitized by Google

südöstlich vom Kaspischen Meere zur Herstellung von Verkehrswegen nach dem persischen Meerbusen verwehren wollte, so würde man ihm die Lebensadern seiner Großmachtstellung unterbinden, und es müßte gegen den Versuch einer solchen Einschränkung immer von Neuem den Kampf um's Dasein bis zur äußersten Anspannung seiner Kräfte führen.

Der Dnjepr hat die analoge Bedeutung für Westrußland, Kleinrußland und den westlichen Theil von Südrußland wie die Wolga für Großrußland; aber der Dnjepr hat gar keine Bedeutung für Großrußland, von dem sein Stromgebiet durch die Wasserscheide der Düna-Donischen Landhöhe getrennt ist. Denn die Verbindung Großrußlands mit dem Schwarzen Meere ist ohnehin durch den Don gesichert, dessen Unterlauf fast als eine zweite Fortsetzung oder Gabelung des Mittellaufs der Wolga erscheint, während der Dnjepr das Gebiet Großrußlands nirgends berührt. Es ist deshalb kein Zufall, daß beide Flußgebiete von Völkern ungleichartiger Nationalität bewohnt sind, wenn auch die Weißrussen des Dnjeprgebietes jetzt ebenso den Großrussen unterworfen sind wie früher den Polen, und wenn auch die Großrussen sich bemühen, den Unterschied abzuleugnen und durch uniformisirende Gewaltmaßregeln zu vertuschen. Ob die Weiß- und Kleinrussen es nicht bei weitem vorziehen würden, statt der Abhängigkeit von den Großrussen einen eigenen Staat zu bilden, das würde sich erst dann erkennen lassen, wenn durch thatsächliche Ablösung des Dnjeprgebietes von Großrußland eine politische öffentliche Meinung ein Menschenalter hindurch Zeit gehabt hätte sich in demselben zu entwickeln. Jedenfalls könnte in geographischer und handelspolitischer Hinsicht jeder der beiden Theile den andern ganz gut entbehren, ohne irgend welche wesentliche Bedingungen seines Lebens und Gedeihens zu vermissen, und ein solcher Dnjeprstaat, oder ein „Königreich Kiew" würde an seinen 18 Millionen Einwohnern ganz wohl die Grundlage zu politischer Selbstständigkeit und Selbstbehauptung besitzen.

Die Klein- und Weißrussen haben mit den Großrussen wenigstens das religiöse Bekenntniß gemeinsam und eine sehr ähnliche Sprache und allgemeine Culturstufe. Dagegen unterscheiden sich die evangelischen Ostseeprovinzen und das katholische Polen und Litthauen in jeder Hinsicht von den Russen und nehmen noch dazu eine erheblich höhere Culturstufe ein als das Herrschervolk. Nur die Rumänen in Bessarabien theilen mit den Russen die Confession, stehen aber sonst ihren Stammesgenossen im Königreich Rumänien gleich. Von allen diesen Ländern sind nur Livland und Esthland seit 1721 in russischem Besitz; Witebsk und Mohilew gelangten erst 1771, Jedisan 1791, Kurland, Litthauen, Podlesien, Wolhynien und Podolien 1793 und 95, Finnland 1809, Bessarabien 1812 und Polen 1815 unter russische Herrschaft. Auf die Westgrenze, wie sie vor 1809 war, beschränkt, würde Rußland heute rund 11½ Millionen weniger zählen; auf die Westgrenze beschränkt, wie sie vor 1795 und 93 war, würde es etwa 18½, beziehungsweise 24 Millionen weniger Einwohner haben als bei dem gegenwärtigen Umfang.

In Finnland, Esthland, Livland, Kurland, den litthauischen Gouvernements Kowno und Wilna ist die Zahl der Russen verschwindend klein und setzt sich fast nur aus den dorthin geschickten Soldaten, Beamten und Sprachlehrern zusammen. In den südlichen Grenzgebieten Polens treten dazu noch einige russische Volkselemente, so daß der Procentsatz der Russen auf 11 steigt; in Bessarabien ist das Verhältniß ähnlich. In dem russisch-polnischen Grenzgebiet dagegen, d. h. in den Gouvernements Grodno, Podolien und in dem westlichen Theile von Wolhynien erhöht sich die Zahl der Russen auf 60 bis 80 Procent, wobei jedoch zu beachten ist, daß einerseits die Dichtigkeit der Russen von Osten nach Westen abnimmt und daß andererseits die politisch tonangebenden Stände, der Adel und Bürgerstand polnisch und jüdisch sind, so daß auch die ganze Culturatmosphäre polnisch ist. Die nichtrussischen Gebietstheile umfassen gegenwärtig über 16⅓ Millionen Einwohner, das näher angegebene gemischtpolnische Grenzgebiet etwa 5 Millionen, zusammen über 21 Millionen. Selbst wenn man annehmen wollte, daß es den Großrussen gelingen werde, die Klein- und Weißrussen völlig mit ihrer Nationalität zu verschmelzen, so sind doch die Hoffnungen der Russificirung in den nichtrussischen Gebietstheilen völlig aussichtslos und in dem gemischten Grenzgebiet äußerst schwach. Hieraus geht hervor, daß der russische Nationalstaat durch die in ihm gegebenen ethnographischen Bedingungen ganz ebenso wie durch seine geographischen Grundlagen nach Südosten hingewiesen ist, aber nicht nach Westen, Nordwesten oder Südwesten.

Wie kommt es nun aber, daß Rußland im Widerspruch mit den natürlichen Grundlagen seines staatlichen Lebens beständig nach Westen gedrängt hat und auch heute noch seinen westlichen Besitzungen einen Werth beimißt, der aus den geographischen und ethnologischen Verhältnissen unerklärlich scheint? In früheren Zeiten, als das Nationalbewußtsein der Völker noch wenig entwickelt war, brauchte auch bei Gebietsvergrößerungen auf die Nationalität der Erwerbungen wenig Rücksicht genommen zu werden und jede Gebietserweiterung galt ohne Weiteres auch als Machtzuwachs des Staates. In unserer Zeit, wo das Nationalitätsprincip in einem seine Berechtigung weit überschreitenden Maße zur leitenden Idee aller Volksbewegungen geworden ist, kann man das nicht mehr behaupten. Der Eroberer muß jetzt fürchten, daß Schonung der nationalen Eigenart den Unterworfenen ihm immer mehr entfremdet, und doch ist der Versuch einer Umgestaltung dieser nationalen Cultur oder einer Entnationalisirung nur dann aussichtsvoll, wenn er über eine weit überlegene Culturkraft in geistiger und materieller Hinsicht gebietet. Dies ist aber eben bei der russischen Herrschaft nicht der Fall, da die Cultur aller nichtrussischen westlichen Gebietstheile ausnahmslos der durchschnittlichen russischen Cultur geistig und wirthschaftlich weit überlegen ist. Die Entnationalisirung ist also hier eine Culturschädigung, ganz abgesehen von den Mitteln, mit denen sie betrieben wird. Die Russen verstehen nur, die wirthschaftliche Blüthe der eroberten Provinzen zu zerstören, um die unbequeme Macht der sie tragenden Stände zu untergraben, aber sie vermögen nichts an die Stelle der Verödung zu setzen. Sie können die Geistesblüthe der vorgefundenen Hochschulen und höheren Schulen zerstören, aber der aufgezwungene russische Sprachunterricht vermag keinen Ersatz für dieselben zu gewähren. Außer Stande, die vorgefundenen Schätze zu heben und für sich zu verwerthen, vernichten sie dieselben lieber, damit dann wenigstens die unmittelbaren Besitzer keinen Vortheil mehr von denselben haben.

Durch dieses Gegentheil einer fürsorglichen Regierung erbittern sie die Unterworfenen auf das Aeußerste und treiben dieselben zu verzweifelten Aufstandsgelüsten, zu deren Niederhaltung eine Menge nationaler Kraft verschwendet werden muß, welche der eigenen Culturentwickelung entzogen wird. Weit entfernt, eine Quelle des friedlichen Kraftzuwachses für Rußland zu sein, sind somit diese nichtrussischen Gebiete zu einer stets wachsenden Ursache des Kraftverlustes geworden, sind theils seit längerer Zeit eiternde Geschwüre am nationalrussischen Körper, theils im Begriff es zu werden. Für den Fall eines Defensivkrieges gegen westliche Nachbarn können diese Provinzen sicherlich nicht als eine Stärkung der militärischen Situation angesehen werden, da sie in jedem eindringenden Feinde den Erretter und Erlöser aus unerträglicher Knechtschaft bejubeln müssen und stets bereit sein werden, demselben gegen Rußland Vorschub zu leisten. Die Erfahrung lehrt, daß in Ermangelung eines besseren Ersatzes die nationale Cultur doch immer wieder neue Canäle zur Verbreitung findet, wenn ihr die alten verstopft werden, daß z. B. an Stelle des gelähmten polnischen Adels im letzten Menschenalter ein polnisches Bürgerthum von noch größerer Kraft und patriotischer Opferwilligkeit nachgewachsen ist, welches im Gegensatz zu dem verhaßten Adel im Stande ist, den Bauernstand in einem künftigen Befreiungskampfe mit sich zu reißen.

Denkende russische Staatsmänner verhehlen sich keineswegs die mit den nichtrussischen Besitzungen verknüpften Nachtheile und Gefahren, und haben namentlich in Bezug auf das Königreich Polen schon mehrfach die Frage erwogen, ob es nicht i. J. 1815 ein politischer Fehler war, dieses Geschenk anzunehmen. Trotz alledem würde Rußland, auch ganz abgesehen

Digitized by Google

von der Hoffnung auf eine künftige vollständige Russificirung dieser Gebiete, nicht daran denken, diese Besitzungen jetzt noch freiwillig aufzugeben, und zwar schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil es die Kraft nicht missen mag, welche ihm aus denselben für den Fall eines Offensivkrieges gegen Westen erwächst, weil es die Armeecorps, welche es aus diesen Provinzen ausheben kann, ebensowenig entbehren mag, als die starke Vorschiebung seiner strategischen Operationsbasis nach Westen. Hierin hätte es ohne Zweifel Recht, wenn die Lösung bestimmter Aufgaben, die sich nur durch europäische Offensivkriege erreichen lassen, zu seinen unveräußerlichen Lebensbedingungen gehörte. In diesem Falle müßte es freilich wohl oder übel alle Lasten und Opfer im Innern tragen, welche diese Ziele ihm auferlegen, bloß um seine Offensivkraft in Europa nicht zu schwächen. In der That glaubt die öffentliche Meinung in Rußland, daß die Lösung solcher Aufgaben zu den Lebensbedingungen des Staates gehört und billigt deshalb nicht nur das Verhalten der russischen Regierung, sondern drängt dieselbe gegen ihren Willen auf diesem Wege von Schritt zu Schritt weiter. Regierung und Volk scheinen nicht über die Nothwendigkeit eines großen europäischen Offensivkrieges verschiedener Meinung zu sein, sondern nur über den passenden Zeitpunkt, wobei die blinde Leidenschaft wie gewöhnlich auf Seiten des Volkes, die abwartende Zurückhaltung aus Opportunitätsrücksichten auf Seiten der Regierung liegt. Will man sich über die Motive der russischen Politik in Europa klar werden, so muß man zu verstehen suchen, weshalb dieselbe einen Offensivkrieg in Europa früher oder später für eine nationale Nothwendigkeit hält. Wenn sich die Ziele, welche den Willen Rußlands erregen, als Trugbilder erweisen und der Glaube an die Nothwendigkeit ihrer Verwirklichung als ein grundloser verhängnißvoller Irrthum herausstellt, so muß sich damit auch der Maßstab verändern, an welchem das Verhältnis Rußlands zu Europa und der Werth seiner strategischen Offensivstellung gegen Westen zu bemessen ist.

### 2. Die politischen Ideale der Russen.

Das unheilvolle Phantom, das an Rußlands Mark zehrt, heißt Constantinopel. Diese Stadt ist für die Russen mit einem undefinirbaren fascinirenden Nimbus umgeben; sie ist wie eine Fata Morgana, die immer neue Karawanen in die Wüste verlockt und darin untergehen läßt. Mit dem Gedanken an die Eroberung Constantinopels verbindet sich für den Russen der Traum einer Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums, der Gründung eines oströmischen Reichs russischer Nation, in welchem der Kaiser zugleich Papst ist. Dieses Reich soll einerseits alle orthodoxen Gläubigen in sich aufnehmen, weil von Rechtswegen dem Czaren die kirchliche Jurisdiktion über dieselben zustehe; es soll aber auch alle slavischen Brüder in sich aufnehmen und dieselben nicht nur zum wahren Glauben, sondern auch zum Nationalrussenthum zurückführen. Dieses orthodoxe, cäsaropapistische, nationalrussische Panslavistenreich würde eo ipso das Reich der Mitte sein, das Haupt und der Beherrscher ganz Asiens und der Körper Europas, an dem die nichtslavischen Theile Europas nur noch ein geographisches Anhängsel bilden könnten. Das Czarenthum gilt den Russen als prädestinirt zur Universalmonarchie, welche nur noch Statthalter und Vasallenkönige unter sich duldet. Der nothwendige erste Schritt zur Verwirklichung dieses Ideals aber ist und bleibt die Eroberung Constantinopels und die Einverleibung der orthodoxen Balkanslaven, und, weil diese von Oesterreich gehindert wird, die Niederwerfung und Zertrümmerung Oesterreichs.

Man darf die Träume der Panorthodoxie und des Panslavismus nicht überschätzen; aber man darf auch nicht verkennen, daß sie trotz der unklarsten Fassung doch ein vermehrtes Gewicht in die Wagschale werfen, wenn es sich darum handelt, den Zug des Herzens nach Constantinopel und die Gegengründe des kalten Verstandes gegen einander abzuwägen. Daß der Czar zugleich als geistliches Oberhaupt seiner orthodoxen Unterthanen gilt, das ist an sich schon ein Widerspruch gegen die Idee der griechisch-katholischen Kirche, deren Schisma von der abendländischen Kirche eben aus der Opposition des Episkopalsystems gegen eine päpstliche Spitze entsprang. Ein Anspruch des Czaren oder des ihn vertretenden Synods auf kirchliche Jurisdiction über griechisch-katholische Christen, die nicht russische Unterthanen sind, wäre um nichts besser begründet als ein analoger Anspruch des Königs von Preußen und deutschen Kaisers oder des ihn vertretenden Oberkirchenraths auf kirchliche Jurisdiction über alle evangelische Christen. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß sich in verschiedenen nicht russischen aber orthodoxen Slavenstämmen ein starker Zug nach Unterstellung unter das Czarenthum zeigt, und daß sich in einigen katholischen Slavenstämmen Gelüste nach Uebergang zum orthodoxen Ritus regen, ebenso wie panslavistische Neigungen schon länger hervorgetreten sind. Der unbefangene Beobachter wird zwar nicht daran zweifeln, daß diese letzteren Regungen nur ein geflissentliches Spielen mit dem Feuer, nur Pressionsmittel zur Abgewinnung erhöhter Sonderrechte sind, und daß sie mit der Erlangung ungehemmter Herrschaft der slavischen Stämme in ihren Wohngebieten ganz von selbst verschwinden werden. Aber für russische Beobachter, die eben nicht unbefangen sind, kann sehr leicht daraus eine Stärkung jener Illusionen erwachsen.

Bei objectiver Beurtheilung unterliegt es ja keinem Zweifel, daß ein panslavistisches Reich nur als lockerer Staatenbund oder höchstens Bundesstaat zu denken ist, daß aber das Czarenthum seiner Natur nach unfähig ist, mit Bundesgenossen zu pactiren, sondern nur Befehlen und Gehorchen kennt. Ein panslavistischer Föderativstaat kann daher wohl unter Ausschluß Rußlands aus dem föderativen Oesterreich erwachsen, das schon jetzt nahe an zwanzig Millionen Slaven in sich vereinigt, aber niemals aus dem russischen Staatswesen. Die Russen machen auch gar kein Hehl daraus, daß sie sich das russische Panslavistenreich nur als nationalrussisches Reich denken können, in welchem alle anderen Slaven in der russischen Cultur aufgehen. Es ist aber gar nicht daran zu zweifeln, daß alle übrigen Slavenstämme sich ebenso hartnäckig wie die Polen und Bulgaren weigern würden, ihre überlegene Cultur mit der russischen zu vertauschen und den Russen zu Liebe die Autonomie ihrer staatlichen Selbstverwaltung mit der bevormundenden Willkür und Brutalität der russischen Bureaukratie zu vertauschen. Die Kräfte Rußlands würden nicht entfernt ausreichen, statt des einen Polen deren fünf bis sechs zu bewältigen, ganz abgesehen davon, daß die nichtslavischen Enklaven der Preußen, Deutschösterreicher, Magyaren und Rumänen noch mit verdaut werden müßten.

In welcher Form man sich aber auch die etwaige Abhängigkeit der slavischen Nachbarländer von Rußland denken möge, es bleibt doch immer ein Rest von unheimlicher Zukunftsperspective für Europa übrig, wenn es auf den russischen Koloß blickt, dessen Bodenfläche in Europa schon jetzt nahezu so groß ist, wie die der übrigen europäischen Staaten zusammengenommen, und dessen Bevölkerung schon jetzt diejenige von Deutschland und Oesterreich zusammengenommen übersteigt. Wenn auch vorläufig die procentualische Volkszunahme in den drei Reichen ziemlich gleichen Schritt hält, so liegt es doch auf der Hand, daß in wenigen Menschenaltern dieses Verhältniß sich zu Gunsten Rußlands ändern muß, weil dieses noch viel mehr Platz für Zuwachs enthält. Wenn erst Rußland eine annähernd so dichte Bewohnerschaft erreicht haben wird, wie das übrige Europa, dann wird es als Einheitsstaat dem getheilten und in sich uneinigen Europa ohne Zweifel bedeutend überlegen sein. Die geographisch-historische Analogie zwischen Rußland und Europa einerseits und Macedonien und Hellas andererseits ist nicht von Russen erfunden, aber wohl geeignet, deren Weltherrschaftsträume zu nähren. Ohne Zweifel würde in fernerer Zukunft ein ehrgeiziger und bedeutender Czar mehr Aussicht haben, Europa dauernd unter seine Botmäßigkeit zu bringen, als Napoleon I. hatte, weil die Russenherrschaft das Aufrollen Europas beim dicken Ende anfangen würde, während für die vordringende Franzosenherrschaft das dicke Ende hintennach kam. Sollten

Digitized by Google

die Herren Parnell, Rochefort, Richter, Bebel, Liebknecht und Genossen die europäischen Staaten zu einem Stadium der demokratischen Auflösung und demagogischen Anarchie führen, gleich demjenigen, in welchem die hellenischen Gemeinwesen sich zur Zeit des Philipp und Alexander befanden, so würde allerdings sehr bald das Czarenthum die Rolle des Retters zu spielen haben. So lange es dagegen in Mitteleuropa gelingt, die bürgerliche und sociale Demokratie niederzuhalten, brauchen wir auch die Anwendbarkeit der historischen Parallele mit Macedonien nicht zu fürchten.

Trotz alledem bleibt von den Ideen der Panorthodoxie, des Panslavismus und der russischen Universalmonarchie ein Rest bestehen, der in den Köpfen der Russen spukt, gerade genug, um der Sehnsucht nach Constantinopel einen unbestimmten aber großartigen und berauschenden Hintergrund zu geben. Man nimmt es insoweit nicht genau mit der Panorthodoxie, daß man Muhammedaner, Katholiken, Evangelische und Sektirer nicht als unverträglich mit dem russischen Nationalstaat betrachtet, und den Herrschaftsanspruch auf griechische Christen, die nicht auf dem Wege nach Constantinopel liegen, vorläufig auf sich beruhen läßt. Man nimmt es ebenfalls mit dem Panslavismus nicht genau, indem man alle möglichen nichtslavischen Eroberungen festhält und sich um seitab gelegene slavische Stämme zunächst nicht kümmert. Sowie es sich aber um Befreiung der Balkanslaven von der Herrschaft der Ungläubigen und um deren Unterstellung unter die russische Hegemonie handelt, werden sofort die Ideen der Panorthodoxie und des Panslavismus hervorgeholt, um auf die öffentliche Meinung zu wirken und die Leidenschaften des Volksgemüths zu erhitzen. So ist auch bei der Eroberung Constantinopels eines der Hauptziele die Wiederaufpflanzung des griechischen Kreuzes auf der Sophienkirche anstatt des Halbmondes; dieses Ziel wäre in seiner Motivationskraft ganz unverständlich, wenn man nicht in ihm ein Symbol für die Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums sähe. Hinter diesem aber steht der alte römische Weltherrschaftstraum, jenes Irrlicht, das dereinst soviel deutsches Blut nach Italien gelockt hat, um dort für ein wesenloses Nichts zu verströmen.

Die russische Regieruug hat von diesen Trugbildern allemal den ausgiebigsten Gebrauch machen lassen, wenn es galt, für aggressive Politik Stimmung zu machen. Diese Thatsache genügt zur Begründung für die ernsthafte Besprechung solcher Phantasmagorien, wenn auch die gegenwärtige Regierung die Unhaltbarkeit dieser Ideale durchschauen sollte. Der letzte türkische Krieg hat gezeigt, daß die Regierung schließlich außer Stande war, die Geister, die sie gerufen hatte, wieder zu bannen, und von denselben in ein Abenteuer gestürzt wurde, an dessen Katzenjammer Rußland noch heute krankt. Es mag immerhin sein, daß die politisch gebildeten leitenden Staatsmänner in Rußland über die Ideale des Volksglaubens lächeln; es genügt, daß dieselbe zu wirkendenden Mächten geworden sind, mit denen jeder Staatsmann rechnen muß, und von denen er leicht zu unklugen Schritten fortgerissen werden kann.

(Schluß folgt.)

---

## Literatur und Kunst.

### Ein Dichter des Weiberhasses.

(August Strindberg.)

Von L. Marholm.

Auf einem der Theater Kopenhagens von zweitem Range wird gegenwärtig ein dreiactiges Drama: „Der Vater" gegeben. Sein Verfasser ist der bekannte schwedische Dichter August Strindberg. Sein Inhalt ist die Misère der Ehe. Abend für Abend wird das Stück beklatscht und bezischt. Abend für Abend stört es den Seelenfrieden braver Ehemänner und erregt es die Entrüstung trefflicher Gattinnen. Je trefflicher sie sind, je entrüsteter werden sie. Es ist nicht bloß der Inhalt dieses Stückes, gegen den sich jeder Wohlgesinnte auflehnt, es ist vor allem der Eingriff in seine persönliche Freiheit, der ihn empört. Das ungesunde Stück — denn daß es ungesund ist, darüber sind Alle einig — packt wie mit Krallen und läßt nicht los. Es hat die Macht der Persönlichkeit — es ist ein einziger, langer, schmerzvoller Aufschrei eines Gemarterten, der Ausdruck einer Seelenqual ohne Hülfe, ohne Ausweg, die sich einen Canal bahnt in die Nerven ihrer Zuschauer, wie sich ein innerliches Geschwür vergiftend in gesunde Theile ergießt.

Ein Genie an der Grenze des Wahnsinns — das ist Strindberg's Physiognomie in seinem „Vater".

Das Stück wirkt mit den einfachsten Mitteln. Ein Familienbild, weiter nichts! Der Vater, Rittmeister außer Dienst, die Mutter, die Tochter, die (unsichtbare) Schwiegermutter, der Schwager (Pastor), der Bursche des Rittmeisters, die Amme. Die Handlung beginnt damit, daß der Rittmeister den Burschen hereinkommen läßt, damit der Pastor ihm den Kopf zurecht setzt. Er soll das Dienstmädchen heirathen, das er verführt hat. Ja, gern — wenn er sie verführt hat; aber der Bursche meint, es seien immer Zwei um's Verführen. — So soll er wenigstens das Kind versorgen. — Wenn es sein Kind ist! — Wie so ist es denn nicht sein Kind? — Ja, das könne man nicht wissen, wessen Kind ein Kind sei. Das ließe sich nur auf Treu und Glauben annehmen und er hätte nun so seine Bedenken gegen Treu und Glauben.

Das ist das Vorspiel.

Der Conflict ist noch gewöhnlicher. Es handelt sich um die Erziehung der einzigen Tochter. Der Vater ist ein freidenkender, aufgeklärter Mann. So will er sein Kind erzogen wissen und darum soll es in die Stadt zur weiteren Ausbildung. Die Mutter ist Pietistin, die Großmutter Spiritistin, die Amme Baptistin — sie alle beeinflussen und ängstigen die Seele des Kindes. Und diese Weiberconföderation ist mächtiger, als der Vater. Das fühlt er. Er reflectirt — sie reflectiren nicht. Er hat einen strebenden Geist, ein solides Wissen — sie haben verworrene Begriffe und die unbesiegbare Hartnäckigkeit der Beschränktheit. Er ist weich, leicht beeindruckt, abhängig von seinen ehelich-erotischen Gefühlen — sie haben ein verkümmertes Gemüths-, ein ersticktes Geschlechts-, ein unentwickeltes Gedankenleben: ergo, er ist verwundbar, sie sind hörnern und unverwundbar; sie sind einseitig, darum sind sie die Starken, er hat eine hochentwickelte Affinität, darum ist er bestimmt zum Opfer.

Diese Gegenüberstellung ist ungeheuer übertrieben — aber sie ist genial übertrieben. Wir haben hier zwei Linien, die neben einander herlaufen, ohne sich je vereinigen zu können, Mann und Weib als polare Gegensätze durch Natur und Erziehung. „Der Vater" ist kein Protest- und kein Programmdrama — er ist ein kritischer Schnitt mitten durch die Basis der Gesellschaft: die Familie.

Eine oberflächliche Betrachtung wird sich an die äußeren Vorgänge hängen und mit ihnen leichtes Spiel haben. Denn die Handlung ist von einem kranken Geist erfunden. Eine tiefergreifende Untersuchung wird die Führung der Fabel als etwas Unwesentliches bei Seite lassen und sich mit den Voraussetzungen beschäftigen, aus denen sie entsprungen ist. Welches sind die Ursachen, die die Krankheit dieses Geistes und den Gedanken dieses Stückes zur Folge hatten? was für Thatsachen verbergen sich hinter diesen symbolischen Vorgängen, was für ein Culturbild spiegelt sich in ihnen?

Und wenn all' diese zerstreuten, zum Theil verrückten Züge gesammelt sind und die Arbeit gethan und der Ring geschlossen scheint, dann entdeckt man, daß dieser Ring nur ein Glied einer Kette ist, die sich schwer und schlammig aus der Tiefe zieht und unsere ganze, verzwickte moderne Cultur mit heraufschleppt.

Unsere Bourgeoisiecultur mit ihrem Bourgeoisiestempel von Phantasielosigkeit und Prüderie, der auf der einförmigen Textur kleiner Länder sich mit vollendeter Deutlichkeit abdrückt, am allerdeutlichsten auf den Frauen kleiner Länder. Denn

Digitized by Google

die Frau mit ihrer schwächer entwickelten Persönlichkeit und strengeren Gebundenheit an die Sitte und an das Vorstellungsleben der Zeit ist eben dadurch der vollkommenste Spiegel ihrer charakteristischen Züge. Für sie gibt es keine der Dispensationen, die dem Mann eingeräumt sind und vollständig von der social-ethischen Rangordnung abhängig, wie sie ist, ist ihr Wesen zugleich der zuverlässigste Ausdruck für die Strenge, mit der dieselbe vom Geist der Zeit gehandhabt wird.

Darum ist die Frau, Mutter und Tochter, die Hauptperson in Strindberg's Drama.

Von welcher Complexion ist dieselbe?

Die Vorgänge, in denen sie sich zeigt, sind folgende: Der Rittmeister will, wie erwähnt, die Erziehung seiner Tochter in der Stadt vollenden lassen. Die Mutter widersetzt sich: ihr Kind soll nicht unter fremden Menschen zu Schaden kommen. „Nimmt es unter Baptisten und Spiritisten keinen Schaden?" Es kann nicht Schaden bei seiner Mutter nehmen. „Wer weiß? um das zu vermeiden, soll es fort." Es soll nicht fort. „Du widersetzt Dich?" Ja. „Es ist mein Kind, so gut wie Deins." Das kannst Du nicht wissen. „Ich soll es nicht wissen können? So ist es nicht mein Kind." Was für eine verrückte Frage. „Ist es mein Kind oder nicht?" Wem ist es eingefallen, das zu leugnen? — Der Zweifel setzt sich in dem gepeinigten Gemüth des Rittmeisters fest. Die Frau merkt, daß er diese Karte nicht stechen kann und sie macht sie zum Trumpf.

Durch eine Reihe von Scenen wird der unglückliche Mann, der leidenschaftlich an seinem einzigen Kind, der Fortsetzung seines eigenen Lebens, hängt, mit diesem Zweifel gepeinigt und gestichelt. Er wird in ihm durch Suggestion zur fixen Idee. Er ist außer sich, er tobt, das fromme Geschwätz seiner alten Amme quält ihn ein Weiteres — seine Frau entdeckt an ihm Spuren von Verrücktheit. Er ist schon einmal früher geistesgestört gewesen — sie beeilt sich, dem neueintretenden Arzt davon Mittheilung zu machen.

Der Arzt verlegt sich auf's Beobachten und weckt sein Mißtrauen, die Amme predigt ihm vor, die Tochter, über seine Heftigkeit gegen ihre Mutter empört, wirft ihm das gefährliche Wort in's Gesicht: Du bist nicht mein Vater. Er ist der, der Unrecht hat, gegen den sich Alles im Hause verbündet, für den Keiner Sympathie hegt, denn Sympathie ist gefühltes Verständniß.

Und diese Frauen fühlen nicht für ihn, aber sie fühlen für einander, denn sie stehen auf demselben Niveau und verstehen einander. Er steht auf einem anderen Boden, an den sie nicht herankönnen und er hat rechtlich die Macht. Er ist der Mann und er ist der Feind. Es ist das dumpfe Gefühl natürlicher Feindseligkeit, der Instinct der Gefahr, mit dem sich beide Geschlechter im offenen Kampf begegnen.

Darin liegt das Bedeutsame dieses Stückes und das ist das neue Moment, das Stindberg in die germanische Literatur gebracht hat. Er war der erste, der den Krieg zwischen den Geschlechtern signalisirte.

Die Liebe ist im Kampf um die Uebermacht, in dem der am stärksten empfindende Theil unterliegt. Und die Ehe ohne Liebe? Sie ist ein langsamer, grausamer, strafloser Meuchelmord.

In dem Kampf der Selbsterhaltungsinstincte mit einander wird kein Pardon gegeben und kann keiner gegeben werden.

Dies ist ein neues Gebiet, für die Menschenschilderung erobert, von einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Formen. Das intimste Gebiet der Menschenschilderung: der Instinct der Selbstbehauptung in der Selbstaufgabe. Aber Entdecker sind nicht immer gute Colonisatoren. Als literarische Ansiedelung ist „Der Vater" nicht viel werth. Er ist nur von Bedeutung als Terrainbesitznahme.

Unterdessen geht die Handlung weiter. Der gepeinigte Ehemann rennt aus dem Hause und macht durch einen sehr einfachen Zufall die Entdeckung, daß die Frau seine Briefe controlirt und die, welche zu unnützen Ausgaben zu führen schienen, unterschlagen hat. Die Briefe enthielten Bestellungen auf wissenschaftliche Apparate, aber sie denkt gering von seiner Befähigung zum Gelehrten. Sie denkt überhaupt gering von ihm. Denn sie hat ihn sich gegenüber immer schwach gesehen. Das Centrale ihrer Natur ist — ein scharfsinniger Zug — Energie ohne Einsicht. Sie ist eine Person ohne Cultur, aus zufälligen Bildungsfetzen zusammengestümpert; herrschsüchtig, eigensinnig, kalt. Bei seiner Rückkehr erfolgt eine Aussprache zwischen den Ehegatten — die beste Scene des Stückes, mit Ausnahme des forcirten Schlusses. Denn hier legt Strindberg in einem kurzen Dialog bloß, was sonst nur durch Beschreibung indirect anschaulich zu machen ist, jene tiefe Gegensätzlichkeit der Naturen, zwischen denen es kein Aussprechen gibt. Diesen kurzen heftigen Sätzen, dieser Scala von Stimmungen fehlt die Resonnanz im Gefühl des Anderen und in jedem dieser Sätze ist der Accent darauf gelegt, daß es das Seelenleben des Mannes ist, das vom Weibe mißverstanden wird. Es ist nichts im Wege, meint Strindberg, daß sie mit einander leben, ohne einander zu verstehen, so lange sie in Frieden mit einander leben, das ist etwas ganz Gewöhnliches. Kommen sie aber in Streit, so sind die Worte, die sie an einander vorbeireden, eben so viele Hetzrufe, an denen sich der schlummernde Haß der Geschlechter gegen einander entflammt. Denn der Mann haßt in dem Weib die Begierde, die ihn peinigt, sein Urtheil unterjocht, seine Persönlichkeit einer anderen unterwirft und die Frau haßt in dem Mann ihre Abhängigkeit, ihre widerwillige oder kaltsinnige Hingabe, ihre zertretene Phantasiewelt, ihre große Enttäuschung. Und mitten in diesem aufflammenden Haß ein kurzer Waffenstillstand, eine zärtliche Berührung. Das Weib sieht den Mann physisch leiden und das pflegende Muttergefühl erwacht in ihr. Ein Zug von außerordentlicher Naturechtheit, womit eine ganze Gattung von Frauen charakterisirt ist. Jene unsinnlichen, unerotischen Wesen, deren Geschlechtsgedächtniß nur durch die unzusammengesetzteste Form von Leiden, durch physische Leiden in jene Reflexbewegung versetzt wird, die eine lange Erbschaft von Krankenpflegegewöhnung voraussetzt. Krankheit macht abhängig, macht zum Kind und gibt der Frau das Ueberlegenheitsgefühl zurück. Und liegt in der unbewußten Ideenassociation, die daraus entspringt, für die pflegende Frau nicht vielleicht ein Selbstgenuß eigenster Art?

Aber dieser Moment der Weichheit ist kurz. Eine einzige Replik verscheucht ihn und der unlogische, in einen ganz engen Vorstellungskreis eingesponnene Geist der Frau fährt fort zu mißverstehen und zu mißdeuten. Da greift der Mann in einem Anfall von Wuth und geistiger Hülflosigkeit nach der brennenden Lampe und wirft sie nach der Geliebten seiner Jugend, für die er Stellung, Carrière, persönliche Freiheit geopfert, die er liebt und haßt und von der er nicht loskommen kann.

Er hat einen Feind zur Rache gereizt, der um so gefährlicher ist, da er aus Impulsen handelt. Diese Frau weiß immer nur halb, was sie thut und ganz, was sie will. Ihr Denken ist ohne Zusammenhang, ihr Gewissen ohne Feinfühligkeit — daraus entspringt für sie der unermeßliche Vorzug, immer im Recht zu sein. Wie ein gut dressirter Jagdhund, die Nase an der Spur, jagt und jagt und sich durch nichts ablenken läßt, so sieht diese beschnittene, dressirte Natur, das Produkt einer bornirten Erziehung, nichts als ihr Ziel und dies Ziel — das ist wieder das neue Moment — ist Unterwerfung des anderen Theiles. Ein altes Princip, das sich rächend gegen sich selbst wendet. Denn so lange wir denken können, unter allen Wandlungen der Anschauungen ist die Erziehung der Frau darauf ausgegangen sie zu geschmeidigen, zu unterwerfen, unterzuordnen. So verlangte es der Gesellschaftsorganismus. Als die speciell weibliche Tugend wurde es gepriesen, aufzugehen in Andere. Aber die Mannigfaltigkeit der Natur läßt sich nicht über einen Leisten schlagen und mit dem sich immer mehr verfeinernden, individuellen Bewußtsein sehen wir jetzt hie und da, wie Flämmchen aus dem Boden, jene weiblichen Individuen auftauchen, die — vorläufig noch — mit Aufopferung ihres Geschlechtsanspruches die Freiheit ihrer Persönlichkeit zu erkaufen suchen. Wir sehen solche Individuen — wenn wir die Fähigkeit haben zu sehen — in der Ehe einen erbitterten, versteckten Kampf mit dem Manne führen

Digitized by Google

und den Mann nicht selten brechen. Ein Kampf, der zu dem furchtbarsten und häßlichsten gehört, was in der Gesellschaft vorkommt. Denn was in dieser Form auftritt, das sind nicht die gesunden, frei geborenen Kräfte, die sich befreien wollen, das ist mißgebildete, künstlich mißgebildete Natur, mit ihrem in Bosheit übergegangenen Rachegelüst, das so mit ihr verwachsen ist, wie eine einzelne Zelle im Organismus mit allen anderen Zellen. Solche Wesen sind nicht zu überwinden und ihnen ist nicht beizukommen, denn sie handeln wie Schlafwandelnde, unter dem Hochdruck eines Triebes, der ihnen fast unbewußt ist.

Das klingt wunderlich. Die Weltverhältnisse ziehen gegenwärtig alles Andere eher in den Vordergrund, als die Psychologie der Frau. Aber in diesen seitabliegenden skandinavischen Ländern mit ihrer kleinen stagnirenden Politik wachsen diese Erscheinungen auf, wie auf einem Versuchsfeld, ein Studienstoff für Dichter und Volkspsychologen, wer weiß wie bald vielleicht nicht mehr allein für skandinavische Dichter und Volkspsychologen.

Strindberg's „Vater" schließt mit einer ganz symbolischen Handlung. Die Frau überzeugt den Arzt vom Wahnsinn ihres Mannes, was ihr nicht schwer fällt, denn der arme Mann ist wirklich ganz verstört. Um ihn glimpflich in die Irrenanstalt zu bringen, soll er vorher in die Zwangsjacke gesteckt werden und seine alte Amme übernimmt diesen Act, da sie von seiner Kindheit her die Macht über ihn besitzt, seine Phantasie durch Erinnerungen zu lenken und weich zu stimmen. Während sie ihm gemüthlich mit ihrem sentimentalen Altweibergeschwätz zuredet, listet sie ihm die Zwangsjacke über und der Ueberrumpelte, zum Bewußtsein des Geschehenen gelangt, bekommt einen Herzschlag, von dem er sich nicht mehr erholt. Die Frau bemächtigt sich weinend, aber gefaßt seiner Papiere und tritt mit praktischem Sinn die Erbschaft an.

In der Zeichnung der beiden Hauptcharaktere hat Strindberg das Charakteristische in der Physiognomie des modernen Mannes und der modernen Frau zu fassen gesucht. In dem Manne ist es eine gewisse Schlaffheit, eine Zerfahrenheit des Willens, verbunden mit Andeutungen eines starken Triebleben, in der Frau ist es ein lebhafter Drang zu handeln, etwas auszurichten, ohne den entsprechenden Drang sich wirklich zu unterrichten und ihren Gesichtskreis zu erweitern — dem Wahrheitssinn im tieferen Sinn — verbunden mit einer fast vollständigen Abwesenheit der Naturseite. Er hat Novellen geschrieben, in denen er die Behauptung durchführt, daß die Dame der Gesellschaft nicht mehr Weib sei, nicht mehr Naturwesen, sondern ganz Erziehungsproduct. Und er hat nicht so ganz Unrecht darin. Es gibt und es gab besonders im Norden eine höhere Töchtererziehung, in der die Natur so gründlich verketzert ward, daß das junge Mädchen sie als etwas Unreines verabscheuen lernte. Eine Ansicht die dann in den unvermeidlich zahlreichen Ehen, die nicht aus sympathetischer Anziehung geschlossen werden, oder in denen sich die Sympathie nicht erhält, nachträglich ihre Begründung findet, von der Mutter auf die Tochter übergeht und sich so forterbt. Literatur und Leben werfen hier, in dem ganz von der Sittlichkeitsdebatte in Anspruch genommenen Norden, wunderliche Blasen auf, in denen sich die Gährung in der Tiefe ankündigt. Die Frauen nehmen eifrig Theil, veranstalten Discussionen und Versammlungen, natürlich im Dienste ihrer eigenen Verklärung, bisher ohne sich durch ihre Befähigung oder Aufrichtigkeit besonders ausgezeichnet zu haben.

Als ihren eifrigsten Gegner und schlimmsten Feind hassen sie Strindberg. Und alle Ehemänner, Verliebten und Verlobten hassen ihn mit. Seit Schopenhauer sind nicht so schlimme Dinge über die Frau gesagt worden, wie Strindberg sie in seinen vielen Dichtungen und vielen Zeitungsartikeln verbreitet. Seine zweibändige Novellensammlung „Ehen" hat ihn zu dem verabscheutesten Mann in Skandinavien gemacht, und wen die Frauen hassen, der — findet keinen Verleger. Strindberg ist eine nervöse, reizbare Natur, ein sich überschlagendes Genie, das sich, wie in einem inneren Brand, selber verzehrt. In dem Drang, seine Pein an Jemanden auszulassen, hat er sich über die Frau geworfen. Alle ihre Missethaten, die er in seinen „Ehen" schildert, sind im Einzelnen mit großem Scharfblick geschaut. Und für jede einzelne Unthat wird das ganze Geschlecht zur Rechenschaft gezogen. Die Frau ist nicht nur naturlos, sie ist dumm, faul, die Blutsaugerin des Mannes, verlogen, zänkisch, ohne Menschenverstand und bei alledem ist sie — und das kann ihr nie vergeben werden — unentbehrlich. Sie ist unentbehrlich. Und die Männer werden fortfahren sich von ihr ausnutzen und zum Narren machen zu lassen. So bindet doch wenigstens dies gemeinschädliche Element, ruft der verzweifelte Strindberg, verdrängt es vom Arbeitsmarkt, nehmt ihm das Erbrecht, schiebt ihm die Kinder zu, drückt es zu Boden. Und im selben Athemzug schildert er mit schmerzvollem Versenken die Seligkeiten der jungen Ehe, in Farben, zart und wechselnd bewegt wie Sonnengeflimmer. Er vertieft sich in der Novelle: „Das Brot" in die Misère eines ärmlichen Hausstandes, in die wachsende Noth mit der wachsenden Kinderzahl, in die vergeblichen Versuche, dem Segen Einhalt zu thun, in das vorzeitige Altern und die seelische Verkümmerung der Eltern. Er schildert in der zartgetönten Dichtung „Herbst", wie in einem glücklichen Ehepaar bei einer zufälligen Trennung die Erotik der ersten Ehejahre wieder erwacht, wie sie sich schreiben wie Verliebte, sich vor der Heimkehr ein Stelldichein geben an dem Schauplatz ihrer jungen Liebe und das flaue, peinliche Gefühl, das die bei der Begegnung entweichende Illusion hinterläßt. Eine Weile noch suchen sie sich gegenseitig zu betrügen, mit Blicken, die sich suchen und ausweichen, mit Gefühlen, von denen durch den Versuch sie wieder zu durchleben der Duft gestreift wird. Alles redet von Vergangenheit, ihre Kleidung und die Orte, die sie aufsuchen und ihre eigenen Gestalten. Da geben sie es auf, sich Komödie vorzuspielen. Er bedient nicht, sondern läßt sich wieder bedienen und sie wird wieder in seinen Augen, was sie so lange gewesen, die Mutter. Und sie beeilen sich, zu den Kindern zurückzukehren. Und sie beeilen sich, das Gespenst ihrer Jugend zu vergessen, das sie so thöricht heraufbeschworen.

Strindberg ist ein durchaus polemischer, aber nichts weniger als ein beherrscht polemischer Geist, heftig beeinflußbar, leicht verletzbar, einem ganz unbezähmbaren Drang, Alles herauszusagen unterworfen. Schlagende Beobachtung und grenzenlose Uebertreibung mischen sich in seinen Productionen fast unzerlegbar in einander und das Meiste, was er producirt hat, ist Gelegenheits- und Fehdedichtung. Irgend eine geltende Meinung, eine hervortretende Richtung bringt ihn aus dem Gleichgewicht, er setzt sich hin und schreibt dagegen und steigert sich während der Production in einen Paroxysmus von Animosität. So entstanden, als Antwort auf die skandinavische Frauenbewegung, seine Anti-Frauenartikel, so entstand sein „Vater" mit der Klytemnästrageſtalt als Gegenstück zu den „Echten Frauen" der schwedischen Schriftstellerin Anne Charlotte Edgren, die die arbeitende, ernsthafte, principienstarke moderne Frau den bewundernden unterwürfigen Gattinnen älterer Linie und den wankelmüthigen, liederlichen, selbstsüchtigen Männern gegenüberstellt.

Der Grundton in August Strindberg's Dichtungen ist Leiden. Leben ist leiden. Eine Natur ohne Gleichgewicht — voller Sensitivität, ohne Sympathie — voller Verständniß, einsam und hingebungsbedürftig, ist es sein Geschick durch die Frau zu leiden, wie durch das Leben, sich an sie zu klammern, wie an's Leben, und Beide zu schildern mit den brennenden Farben von Haß, Liebe und Schmerz.

Digitized by Google

## Paul Güßfeldt's Reise in den Andes.

Von Alfred Kirchhoff-Halle.

Die unter obigem Titel kürzlich im Verlag der Gebrüder Paetel zu Berlin erschienene Reiseschilderung des als Führer der deutschen Loango-Expedition wie als kühner Bergsteiger bekannten Verfassers versetzt uns in lebendigster Anschaulichkeit mitten ins erhaben wilde Hochgebirge von Südamerika an die Grenze von Chile und Argentinien.

Kein schematisirender Auszug aus dem unterwegs geführten Tagebuch wird uns dargeboten, kein bedenklich verallgemeinerndes Gemälde von einem mächtigen Erdraum wird entworfen nach den Einzeleindrücken des Reisewegs, die immer doch nur räumlich beschränkter Art sein können, selbst wenn sie von Cordilleren-Höhen aus gewonnen wurden. Wohl erinnere ich mich farbenprächtig und mit malerischem Effect entworfener Karten, die einstmals ein (später wegen seine Flunkerei entlarvter) Afrikareisender der afrikanischen Gesellschaft vorlegte: sie zeigten wunderbare Detailaufnahmen der Landschaft hinter den Gebirgszügen, vor welchen der anscheinend mit felsendurchbohrenden Augen bewehrte Kartenkünstler seines Wegs gezogen war. Von derlei Künsten wird uns hier nichts bescheert; geradeso wie die sauber ausgeführten Karten, welche dem schön ausgestatteten Werke beigegeben sind, nur das zeichnen, was der reisende Forscher auf Grund von eigener Anschauung aufgenommen hat, zwischen den Maschenlinien dieser naturgemäß in der Längsrichtung verlaufenden Aufnahmen dagegen das Feld einfach leer lassen, selbst wo es von riesenhohem Felsgebirge eingenommen wird, — so nimmt uns auch die Reiseschilderung selbst frisch weg an die Seite des Reisenden: wir theilen mit ihm Genuß und Arbeit, bestehen mit ihm die Gefahren des Emporklimmens zu vorher noch nie betretenen Gipfeln, genießen die Größe und Eigenart andiner Gebirgsnatur, leben aber ausnahmslos nur vom Selbstgeschauten, indem es die Kunst des Darstellers durch freundlichen Zauber so fügt, daß wir meinen mit seinen Augen selbst in die Wunder jener fernen Gebirgswelt hineinzuschauen.

Zwei Theilfelder sind es, auf denen sich Güßfeldt's Reisen im Sommer 1882 zu 83 bewegten. Das eine liegt im Südosten von Chiles Hauptstadt Santiago und breitet sich bis über die argentinische Grenze zwischen $32\frac{1}{2}$ und nahezu $35^0$ südlicher Breite aus; der Glanzpunkt der dort zurückgelegten Zickzackruthen war die Besteigung des Maipo-Vulkans. Das andere, etwas weniger umfangreiche Feld, nordöstlich von Satiago, deckt den 33. Breitengrad, weicht mithin von 32. zum 33. Parallelkreis; und in dieses fällt die wissenschaftlich bedeutendste Leistung der Gesammtreise, die genaue Aufnahme, trigonometrische Höhenbestimmung und nahezu vollkommene Besteigung von Amerika's höchsten Gipfel, dem Aconcagua.

Schon bald nach dem Verlassen des letzten Flecks chilenischer Cultur im erstgenannten der beiden Gebiete, nach dem Aufbruch nämlich von der mit modernem Luxus eingerichteten Bäder von Cauquenes erschloß unser Reisender im Hintergrunde des sogenannten Cypressenthals eine merkwürdige Gletschermasse recht eigentlich erst der Forschung. Mit vollem Recht wird betont, daß die verhältnißmäßige Armuth der Cordilleren dieser Breiten an Gletschern nicht allein eine Wirkung des trockenen Klimas, sondern auch des Bodenbaus sei. Es fehlen zumeist jene an eine (den Firn sammelnde) Hochmulde anschließenden lang sich hinstreckenden Thäler, wie sie als Hohlformen für rechte Gletscherentwickelung z. B. die Schweiz auszeichnen. Eben aber dort im Hintergrund des Cypressenthales zieht ein solches Längsthal von Süd gen Nord infolge der Vorlagerung einer westlichen Nebenkette vor die Hauptcordilleren. Und ebenda gewahren wir einen großartigen Gletscher, von Güßfeldt „Ada-Gletscher" getauft, über dessen Stufenabsätze die zur „Eisblock-Cascade" zerrissene Gletschermasse niederdrängt, daß weithin die Donner herabstürzender Eiszinken die tiefe Stille der einsamen Landschaft unterbrechen. Sehr wichtig erscheint die Entdeckung, daß dieser Ada-Gletscher nur der Rest eines früher ungleich größeren Gletschers darstellt. Bis über Agua de la Vida hinaus d. h. mehr als 6 Kilometer vom gegenwärtigen Gletscherende muß der vorzeitliche Gletscher gereicht haben, ja der Rückzug muß sich noch bis in jüngste Vergangenheit fortgesetzt haben, denn eine Eismasse von 40 Meter tieferer Lage gegenüber dem (von ihr ungefähr 400 Meter zur Zeit entfernten) Gletscherthor blieb noch unzerschmolzen liegen — ein abgeschnürtes Gletscherstück, welches sich nur dadurch erhielt, daß überdeckender Moränenschutt die Sonnenstrahlen abhielt.

Nahe dem heutigen Ende des Ada-Gletschers fand Güßfeldt unter etwa 40 verschiedenartigen Kräutern eine alte Bekannte aus der deutschen Heimath: die Kartoffel, die ja in diesen Gegenden ihre ursprüngliche Heimath hat. Seltsamer Weise aber suchte er bei diesen Wildlingen vergebens nach den nutzbaren Knollen, die demnach erst ein Zuchterzeugniß zu sein scheinen.

Schöne Stimmungsbilder malen uns beim Weiterzug über die argentinische Grenze, dann wieder zurück nach Chile zum Ersteigen des erhabensten Grenzsteins, des 5400 Meter hohen Maipo, den Landschaftscharakter. Es ist nicht die lachende Natur unserer europäischen Alpen, wo anmuthiger Wald um die Gletscherzungen ergrünt, die saftig grünen Almen den ewigen Schnee säumen. In herbem Ernst tritt uns dort das Hochgebirge entgegen, in einfachen, aber überwältigend großartigen Linienzügen, als wäre es ein Gemälde von Claude Lorrain. Ein unseren Alpen gänzlich fremdes geologisches Motiv gesellt sich zur Schnee- und Gletscherlandschaft dieser Anden: aufragende Basaltfelsen und schwarze Lavafelder, ein eigenartiger Gegensatz zur weißen Decke des Schnees.

Auf der argentinischen Seite wird das Thierleben etwas mannigfaltiger, es jagt auch manchmal ein wilder Reitersmann daher, ein Gaucho, der da droben zeitweise eine elende Hütte bewohnt, um seinen Rossen die Sommerweide nutzbar zu machen. Der berühmte Condor, der riesigste aller Geier, muß hier recht selten sein; er kam gar nicht zu Gesicht. Oefter zeigten sich, namentlich Morgens und Abends, die Verwandten des Lama, die Guanacos. An Geschwindigkeit übertreffen diese Vertreter von Hirsch und Reh und zugleich von der Gemse ein flinkes Pferd, weshalb man sie nicht durch Verfolgen auf Pferdesrücken zu erjagen sucht, sondern indem man ihnen listig den Weg abschneidet und sie dann mit den Wurfkugeln (den Botas) oder mit der Wurfschlinge (dem Lasso) zu Falle bringt. Ganz eigenthümlich klingt die Stimme des Guanaco; sie ist ein Mittelding zwischen dem Schnattern einer Ente, dem Quaken eines Frosches und dem Bellen eines geängstigten Affen.

Ein Meisterstück, das seit 1859 gründlich in der praktischen Bewältigung des Hochgebirges geschulten Alpinisten würdig, war das Erklimmen des in einsamer Majestät wie ein Ararat die umgebende Hochfläche um mehrere Kilometer überragenden Maipo bis zu seinem zackigen Kraterkranz. Mutterseelenallein leistete Güßfeldt, nachdem er seine Leute sammt Pferden und Maulthieren zurückgelassen, dies harte Stück Kletterarbeit. Zuletzt wurde die (oberhalb 3000 Meter dort überall sehr stark bewegte) Luft so orkanhaft ungestüm, daß er kriechend den Zinnensaum des Felskegels erreichen mußte, um nicht vom Sturme hinabgeschleudert zu werden. Mit den Händen das Gestein packend schaute er sodann vom Zinnenkranz in den kesselförmigen Abgrund: gerade unter ihm fiel die buntfarbige Kraterwand mehrere hundert Fuß hinab und verlor sich unter Schneemassen, welche die Tiefe erfüllten. Nichts deutete auf fortdauernde vulkanische Thätigkeit, der Maipo muß also unter die erloschenen Feuerspeier gezählt werden.

Nicht ganz so erfolgreich, trotzdem aber noch ergebnißreicher verlief die Besteigung des Aconcagua. Die (zum Theil mit den Worten des mitten in der Lebensgefahr rüstig fortgeführten Tagebuchs) geschilderten mehrmaligen Versuche, welche der Reisende auf dieses buchstäblich höchste Ziel alpinistischer Leistung auf amerikanischem Boden richtete, haben etwas dra-

Digitized by Google

matisch Ergreifendes, das keine auszugsweise Mittheilung wiederzuspiegeln vermag.

Glücklicherweise kamen die Beobachtungsinstrumente und der photographische Apparat unzerbrochen bis in jene alle außerasiatischen Gipfel der Erde weit übertreffende Höhe. Dank der vorzüglichen Handhabung dieses wissenschaftlichen Geräths durch unseren, trotz aller physischen Drangsal unentwegt fortarbeitenden Forscher kennen wir nun endlich diese Krone der neuen Welt nach ihrer genauen geographischen Lage und ihrer Gestalt, wir wissen nun mit voller Verläßlichkeit, daß der Riesenberg 6970 Meter mißt (folglich noch 660 Meter höher ist als der Chimborazo) und gleichfalls wie der Maipo ein erloschener Vulkan ist, in dessen Kratertiefe sogar ein einem Gletscher gebührendes Firnfeld lagert.

Die mit der vulkanischen Entstehung zusammenhängende Isolirtheit des Aconcagua auf einer viel geringere Seehöhe einhaltenden Umgebungsfläche bedingt neben der Schroffheit der Gehänge die ganz besondere Schwierigkeit der Besteigung. Während z. B. von der letzten Ruhestätte aus der Besteiger des Montblanc noch 1760, der des Matterhorn sogar nur noch 1207 Meter zu bewältigen hat, bleiben für den letzten Anstieg auf den argentinischen Riesen, ohne einen zum Biwak geeigneten Platz weiter hinauf zu finden, noch volle dritthalb Kilometer übrig!

Auch beim zweiten Ersteigungsversuch blieb Güßfeldt nothgedrungen noch 400 Meter unter dem Gipfel zurück. Ein dritter Versuch verbot sich durch die vorgerückte Jahreszeit. Doch für die Wissenschaft war ja sogut wie alles glücklich erreicht, und der touristischen Vollendung des Werkes in der Zukunft war bestens vorgearbeitet: der rechte Pfad (durch einen schornsteinartigen Einriß, ein sogenanntes Couloir, der sonst nicht zu bemeisternden vor dem Gipfelkegel aufragenden Mauer der „Büßerkette") war entdeckt, als passendste Jahreszeit für die Ersteigung die von Mitte Januar bis Mitte Februar erkannt.

Bemerkenswerth erscheint es, daß unser Forscher (und selbst der treuste seiner chilenischen Begleiter, welcher fast bis zum höchsterreichten Punkte an seiner Seite aushielt) keinen Blutaustritt aus Ohren oder Nase erfuhr, ja noch arbeiten konnte in einer Höhe, welche man mit Aufthürmen der Schneekoppe auf den Montblanc noch nicht einmal erfüllen würde. Freilich muthete die arg verdünnte Luft, deren Sauerstoffgehalt gegenüber der Niederungsluft auf 44% herabgesetzt war, der Athmung eine gewaltige Leistung zu, und nicht viel weniger peinigte die außerordentliche Trockenheit dieser Höhenluft, so daß es wohl that, ab und zu niederzuliegen, den Mund dicht über den Schnee zu halten und heftig zu röcheln.

---

## Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft.

Von F. Lütgenau.

Selten dürften über einen Gegenstand die Urtheile so diametral einander gegenübergestanden haben, wie über die „Weltsprache" Volapük. Während die Anhänger in selbstvergessenem Entzücken schwelgen und sich in überschwänglichen Erwartungen über die zukünftige Bedeutung der Volapük für Handel und Wissenschaft wiegen, sprechen die Gegner allerorten — denn Volapük rückt in der That überallhin vor, so daß allerorten die Kritik geweckt wird — ihr jede Berechtigung und ernsthafte Bedeutung ab. Nur langsam kommt zwischen den Extremen die ruhige Prüfung, die wissenschaftliche Kritik zur Geltung. Was aber besonders auffällt: auch die competenten Männer der Wissenschaft nehmen entgegengesetzt Stellung. Die Philologen, also die Vertreter desjenigen Faches, welchem man die Lehre von der „Sprache" Volapük — vorausgesetzt, daß man Volapük eben als Sprache bezeichnen darf — einreihen müßte, verhalten sich im Allgemeinen ablehnend („stehen noch vielfach der Weltsprache mit Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegenüber", wie nach einem vorliegenden Bericht jüngst ein Volapükist launig einen Vortrag einleitete); ja es dürfte fast als unter der Würde des Philologen, des Linguisten liegend angesehen werden, sich mit der „Weltsprache", und sei es auch kritisch, zu beschäftigen. Andererseits hat ein Mann von der angesehenen wissenschaftlichen Stellung Alfred Kirchhoff's sein Gewicht zu Gunsten der Schleyer'schen Erfindung in die Wagschale geworfen. Kirchhoff's engeres Fach ist allerdings nicht die Philologie oder die Sprachwissenschaft. Jedoch es läßt sich nicht nur von ihm erwarten, daß er auch einer ihm etwas ferner liegenden Wissenschaft die ihr geschuldete Achtung erweisen werde, sondern, da das hier wesentlich in Betracht kommende Entstehen der Sprache natürlich bedingt ist, so liegt die Frage dem Geographen Kirchhoff überhaupt nicht einmal so sehr fern. Ist nun schon an sich das vorhandene ernst gemeinte Streben einer Klasse oder Vereinigung, welche eine größere Zahl von Personen umfaßt, ohne Zweifel jedesmal der Beachtung werth, so rechtfertigen die vorhin erwähnten Umstände doppelt den Versuch einer Würdigung der Volapük vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte.

Alle Sprache ist Naturproduct. Sie läßt sich nur begreifen, wenn wir sie als dem Gesetz von Ursache und Wirkung unterworfen ansehen. Mit Beiden, nämlich mit Ursache und Wirkung, gehört sie der Naturwelt an. Ihre Entwickelung, welche eine stetige ist, geschieht nach festen, nothwendig und ausnahmslos wirkenden Gesetzen, kurz: nach Naturgesetzen. Diese Feststellung ist nöthig, um zu erkennen, ob die künstlich geschaffene Volapük eine Sprache sei. Denn wäre die Sprache — welche uns hier übrigens nur als Lautentwickelung, nicht als Ideenausdruck gilt — nicht lediglich vom Naturgesetz abhängig, sondern, wenn auch nur in einzelnen Theilen oder bis zu einem gewissen Grade, ein willkürliches Erzeugniß des menschlichen Geistes, so fiele der scharfe Wesensunterschied zwischen ihr und der in der That willkürlich ersonnenen Volapük weg; nur wäre hier ein Einzelner (bezw. wenige Einzelne), dort ein Volksganzes der Sprachschöpfer.

Nach dem Gesagten muß es als unmöglich gelten, daß die „Weltsprache" jemals das werde, was ihr Name zu besagen scheint: die in der ganzen Welt gesprochene Sprache, welche alle heute gesprochenen Sprachen verdrängt haben wird. Die Schaffung und der Bestand einer Weltsprache in diesem Sinne würde dreierlei in sich schließen. Erstens müßten die lebenden Sprachen untergehen, was sie als die nothwendigen Wirkungen vorhandener natürlicher Ursachen nicht können. Zweitens müßte die Volapük alsdann wirkliche Sprache werden, sich organisch in das Naturleben einordnen, was ihrem Wesen zuwider ist. Drittens müßte, damit die einheitliche Weltsprache erhalten bleibt, ihre Veränderung durch die conservativ wirkende Schrift, durch Zurückdrängen ihres phonetischen, grammatischen und lexicalischen Schaffenstriebes — daß hierin Manches möglich ist, hat die französische Academie dargethan und in Rumänien versucht man's gegenwärtig nachzumachen — auf ein geringes Maß beschränkt werden, was trotz alledem bei der Größe des Erdballs im Ganzen eine nackte Unmöglichkeit ist. Erklängen heute auch an der Newa und am Tajo die nämlichen Laute zur Bezeichnung der nämlichen Dinge: nach Verlauf eines halben Jahrhunderts wären die Differenzen ohne Zweifel bereits so groß, daß man sich nicht mehr gegenseitig verstände. Was für alle Zeiten das Nebeneinanderbestehen verschiedener Völker sichert: die nicht zu beseitigende Verschiedenheit der sprachlichen Entwickelung — die Nationalität hängt ja eben an der Sprache —, daran muß auch die „Weltsprache" scheitern. Die eingehendste und scharfsinnigste wissenschaftliche Untersuchung gelangt hier zu keinem anderen Ergebniß, als das naive, unmittelbare Bewußtsein des Laien.

Die namhaftesten und anerkannten Führer der Volapük-Bewegung (fast hätte ich gesagt Volapük-Agitation) hegen indeß selbstverständlich nicht die Meinung oder Hoffnung, daß die „Weltsprache" jemals irgendwo die allgemeine Umgangs- und Verkehrssprache werden, jemals die „Muttersprache" fühlender Menschen sein könne. Was man ihnen zum Vorwurfe machen

Digitized by Google

kann, ist nur, daß sie sowohl durch gelegentliche überschwängliche Aussprüche, als auch durch gewisse Theile ihres Systems jenen Wahn ihrer Anhänger genährt haben. Pfarrer Schleyer, der Erfinder der Weltsprache, berücksichtigt in seiner Grammatik systematisch die Poesie, und daß gerade durch dieses Mittel ein besonderer Reiz auf die Menge ausgeübt wird, ersieht man (wie neulich Friedrich Adler hervorhob) aus den häufigen Ablehnungen volapükistischer Gedichte in den Correspondenzen der illustrirten Blätter. Volapük kann aber nimmermehr ein auch nur annähernd adäquates Material der dichterischen Kunst werden. Die „Weltsprache" ist mit dem Verstande erfunden. Sie besitzt ein logisches Gepräge. Sie verträgt es nicht, daß man einen psychologischen Maßstab an sie anlege. Darum sucht man das Seelenvolle, das Poetische in Volapük vergebens. Dieselbe kann also von vornherein nur mit der Beschränkung als ein erträglich treues, genießbares Ausdrucksmittel gelten, daß es sich um verstandesmäßige Auffassung und Darstellung handle. Im verstandesmäßigen Sinne nehme man auch das vorhin gebrauchte Wort „genießbar": einen ästhetischen Genuß kann uns Volapük nicht verschaffen, weil sie in die ästhetische Sphäre gar nicht hineinragt. Nur einer Schönheit, welche rein lautlich ist, wäre sie möglicherweise fähig; ob diese ihr wirklich eignet, soll später betrachtet werden.

Innerhalb sehr verständiger Grenzen hält sich die Volapük-Grammatik, welche im Verlage des Halle'schen Waisenhauses erschienen ist; sie führt den Titel: „Internationale Handelsschule". An ihrer Abfassung ist vermuthlich Prof. Kirchhoff betheiligt. Der genannte Gelehrte hat allerdings nicht überall dieselbe nüchterne Auffassung der Volapük als eines Mittels für den äußeren, socialen Weltverkehr bekundet; er erwartet an anderer Stelle von ihr die internationale Vermittelung der wissenschaftlichen (z. B. der geographischen) Forschung. Doch soll auf diese Ueberschreitung der Grenze hier nicht weiter Gewicht gelegt werden.

Volapük ist keine Sprache. Und dennoch bezeichnet nicht nur ein vielleicht nachlässiger Sprachgebrauch sie als eine solche, sondern auch innerhalb wissenschaftlicher Kreise scheint diese Auffassung im Ernste getheilt zu werden. So führt sogar die „Allgemeine Bibliographie für Deutschland" die Lehrbücher der Volapük und andere die „Weltsprache" betreffende literarische Erscheinungen unter der Rubrik „Neuere Sprachen" auf! Das muß man gesehen haben, um es zu glauben, doch kann man sich durch einen Blick fast in jede Nummer der genannten, wöchentlich erscheinenden Zeitschrift überzeugen; denn fast in jeder Woche werden ein oder mehrere volapükistische Lehrbücher oder Propagandaschriften auf den deutschen Büchermarkt geworfen. Was aber dazu verleitet, die Volapük als eine Sprache zu betrachten, ist offenbar der Umstand, daß sie mit der Sprache das nämliche Material benützt, nämlich Wörter, welche aus artikulirten und hörbaren Lauten bestehen. Ohne diese Eigenthümlichkeit würde man Volapük gewiß eher den mancherlei Verständigungsmitteln zurechnen, welche nicht die der Sprache eigenthümliche Mitwirkung des Ohres in Anspruch nehmen, wie Stenographie und Telegraphie. Aber Volapük besteht aus Lauten, welche gleich den Sprachlauten einerseits Klänge, andererseits Articulationsbewegungen sind. Ja, die Volapüklaute sind unsere gewöhnlichen Sprachlaute. Erfunden, künstlich geschaffen sind nicht die Lautelemente der Volapük, sondern nur ihre Lautgruppen, diese aber reinweg, so daß die Weltsprachwörter nicht nur als Begriffsbezeichnungen, sondern auch als Lautgebilde keinen natürlichen Ursprung besitzen und damit der Realität entbehren. Indem wir nun die Mängel betrachten, welche der stolzen „Weltsprache" wie allem Menschenwerk nothwendig anhaften, werden wir dazu gelangen, die Verwendbarkeit derselben in bestimmter Weise abzugrenzen, zunächst auf Grund ihrer phonetischen Beschaffenheit. Uns fällt hier das Fehlen des Lautes R alsbald auf. Schwerlich ist Pfarrer Schleyer durch die Rücksicht auf das Chinesische, welches den R-Laut nicht kennt, zur Fernhaltung desselben bewogen worden. Flugs könnte sonst der Japanese kommen und die Ausmerzung des L verlangen, für das er regelmäßig R eintreten läßt. Es wird ästhetische Abneigung gegen das Zäpfchen-R, vielleicht unterstützt durch sprachgeschichtliche Gründe, als Motiv gewirkt haben. Ich halte nun gleichfalls das Zäpfchen-R für unschön und bedaure, daß dieser Laut, wie zuerst in Frankreich, so jetzt auch bei uns das Zungen-R vollständig zu verdrängen im Begriffe steht, dergestalt, daß fast nur noch auf dem Lande die Aeltesten und die Jüngsten, die von der Schule entweder nicht mehr oder noch nicht Beeinflußten uns ein deutliches, durch Vibriren der Zungenspitze erzeugtes R vernehmen lassen. Nur würde es ein sonderbares und verfehltes Beginnen sein, einen wohlklingenden Laut aus dem Grunde zu tilgen, weil derselbe durch die Nachlässigkeit oder Trägheit der Sprechenden öfter einem übelklingenden, aber doch einem ganz anderen Laute Platz macht. Auf diesem Wege läßt sich einer etwa einreißenden Nachlässigkeit der Aussprache offenbar nicht steuern. Denn der Lautmangel hört weder jemals auf, noch wird er allemal ohne einen Verlust an Deutlichkeit und Anmuth vor sich gehen; auch entstehen jene wenig klangvollen Laute nicht nothwendig aus einem R. Wer aber einwenden wollte, daß die unbegründete oder falsch begründete Aechtung des R nur ein zufälliger Mißgriff, eine nicht auf Rechnung des Systems zu setzende Aeußerlichkeit sei, der übersähe, daß Volapük einen verstandesmäßigen Ursprung und einen verstandesmäßigen Zweck hat, welcher die strenge Festhaltung der ästhetischen Richtschnur verbietet und unschöne Formen nicht nur hier und da in den Kauf zu nehmen nöthigt, sondern sogar massenhaft in den Vordergrund bringt, wobei noch obendrein um der Oekonomie willen ein geringwerthiges Material verwendet wird. Es fällt Jedem, welcher einmal einen Abschnitt volapükistischer Poesie oder Prosa hört, sofort das Ueberwiegen der sogenannten getrübten Vocale, ä, ö und ü, auf. In ihrer allzu häufigen Folge wirken diese Laute nicht angenehm auf das Ohr. Zwar läßt sich ihr Klang nicht eigentlich trüb nennen. Dieser Ausdruck hat mehr sprachgeschichtlichen Sinn: getrübt aus a, o, u, und ist insofern schief, als er außer der Bezeichnung des Ursprungsverhältnisses eine unklare phonetische Charakteristik enthält. Denn bei all diesen oft gebrauchten phonetischen Bezeichnungen: hell, dunkel, getrübt, gequetscht, gebrochen u. ä., läßt sich nichts Rechtes denken, oder Jeder denkt sich etwas Anderes dabei. Indeß belehrt uns die Lautphysiologie darüber, daß ä, ö und ü hinsichtlich der Zungen- und Lippenstellungen Zwischenvocale, Vermittelungen zwischen Hauptvocallauten sind, daß z. B. ö (in „Söhne") ein in der Lippenstellung von o (in „Hohn") gesprochenes e ist. Und aller Erfahrung nach entspricht diesem articulatorischen Charakter die acustische Wirkung jener Laute: das Ohr, der Richter in phonetischen Dingen, gestattet nur ihre sparsame Verwendung zwischen den Hauptvocalen. Die Volapük aber gebraucht sie, was gewiß in allen Sprachen der Welt ohne Beispiel dasteht, zu hervorragend wichtigen Unterscheidungen in der Conjugation, und zwar nothgedrungen; denn mit den anderen Vocalen kommt sie zur Bezeichnung der verschiedenen (Tempus- ꝛc.) Verhältnisse nicht aus. So kehrt die Mißachtung sich zugleich gegen das Gebot des Wohllauts und gegen das Vorbild der Natur. Daher ist die „Weltsprache" einerseits unpoetisch, als Material der poetischen Kunst ungeeignet — auch in lautlicher oder leiblicher Hinsicht. Andrerseits ist sie phonetisch unnatürlich, unwahr, ohne einheitliches, charakteristisches Gepräge. Da ihr die Seele fehlt, so entbehrt auch ihr Leib das einheitliche und belebende Princip. Auch in der Sprache sind Seele und Leib nur mit einander und für einander da. Der Redner kann mit dem Instrumente der Volapük keine Klangwirkung erzielen, geschweige denn das Gemüth erschüttern und den Willen erregen. Das Erzeugniß der combinirenden Vernunft dient auch nur den Zwecken der kalten Vernunft. So engt das Verwendungsgebiet der „Weltsprache" zusehends sich ein. Vielleicht werden wir es noch mehr zu beschränken haben.

Wenn wir bei der „Weltsprache" einmal von einer Morphologie reden dürfen — doch wird es gut sein, dabei zu sagen, daß dies nur scherzhaft gemeint sein kann —, so hat wohl keine Sprache einen scheinbar so einfachen, in Wirklichkeit so

Digitized by Google

charakterlos verwirrten, überall irreleitenden morphologischen Bau. Der Stolz des ganzen Systems sind die Vor- und Nachsilben. Diese Silben ermöglichen nach der Darstellung aller Grammatiker dem Volapükisten eine außerordentliche Fülle von Ableitungen, deren Sinn aus der beigefügten Silbe zu entnehmen ist. So bezeichnet -el den Mann, der mit etwas beschäftigt ist, -av die Wissenschaft, -il die Verkleinerung u. s. w. Dieser Silben sind zusammen ungefähr neunzig. Was nun schon bei den einfachen Wörtern das Einprägen erschwert, die Charakterlosigkeit der Lautgebilde, führt bei der Ableitung zu einer unabsehbaren Fülle von Mißverständnissen. Erleichtert werden diese Mißverständnisse durch die ausnahmslos geltende und kaum aus dem System zu beseitigende Regel, daß alle Wörter den Ton auf der letzten Silbe haben. Wie Adler neulich hervorgehoben hat (Bohemia, Nr. 274, Beilage), ergibt nämlich fast jedes Wort der Volapükſprache, das mit einer der Vorsilben gleich anlautet, durch die Anhängung einer entsprechenden Nachsilbe ein zweideutiges Wort. Adler hat an sechszig solcher Wörter gebildet, welche sich verzehnfachen ließen, von denen hier nur einige zur Erklärung angeführt seien. Mit le- (Verstärkungsvorsilbe) und -el (Thätigkeitssilbe) bedeutet lemel zugleich: Käufer und Ocean. Mit ko- (Gesellschaftsvorsilbe) und -am (= franz. ion) bedeutet konam zugleich: Erzählung und Mitarbeit. Mit mi- (= Miß-) und -en (Handwerkssilbe) bedeutet miten zugleich: Fleiſcherei und Zerrung. Mit le- und -od (Nachsilbe für Concreta) bedeutet lelod zugleich: Eiſenbahn und ſtarke Ladung. Mit gle (= Haupt-) und -ip (Krankheitsnachsilbe) bedeutet gletip zugleich: Hauptſpitze und Größenwahn. Eine weitere Reihe von Mißverständnissen ermöglicht die Concurrenz von Nachsilben und vollgültigen Stämmen in zusammengesetzten Wörtern. So z. B. bedeutet etwa talavall: Geographie-Profeſſor und Erdall. Auch der oft gerühmte Vortheil, daß die Verba sofort durch ihren Ausklang (in o) zu erkennen seien, geht durch die Vorsilben und durch die Zusammensetzung wieder verloren und verkehrt sich in neue Irrungen. So heißt z. B. binom er iſt und zugleich die Vorregel. Da diese Gefahr des Mißverständnisses dem Erfinder der „Weltsprache" aber bereits aufgefallen ist, so hat er ihr durch die Verfügung vorzubeugen gesucht, daß eine Reihe von Silben (78) zu Wörtern niemals verwendet werden soll. Der Volapüklernende hat also seinem Gedächtniß 78 Silben einzuprägen, welche zur Wortbildung nicht verwendet werden dürfen. Ob sich irgend eine lebende Sprache solcher Schwierigkeiten rühmen kann? Die 78 Silben bieten indeß gar nicht einmal Schutz gegen Verwechselungen.

Die negative Vorschrift: „Bildungen folgender Art sind nicht ſtatthaft", kehrt in der Volapük-Grammatik des öfteren wieder. Pädagogisch ist sie sehr bedenklich. Denn die Uebung, durch welche allein Sicherheit des Gelernten und stets bereite Anwendung erzielt werden kann, kommt hinsichtlich des Nichtstatthaften natürlich in Wegfall.

Idiomatismen sind selbstverständlich fernzuhalten. Ist es aber einerseits ein großer objectiver Verluſt für die „Sprache", daß sie aller idiomatischen Eigenthümlichkeiten und der meisten bildlichen Redensarten entbehrt, so ergibt sich aus demselben Umstande andrerseits eine große ſubjective Schwierigkeit, besonders für sprachlich wenig Geschulte. Was ist denn ein Idiomatismus? „Wir müſſen," sagt die neulich erschienene „Grammatik der internationalen Handelssprache", „als Idiomatismus, das heißt als einen aus unserer internationalen Sprache unbedingt zu verbannenden Ausdruck, jede Wendung betrachten, die nicht gleichzeitig im Deutschen, Englischen, Französischen und Russischen vorhanden ist." Darnach würden recht ansehnliche Sprachkenntnisse erfordert, um einen Idiomatismus als solchen zu erkennen. Jedenfalls gehört Aufmerksamkeit und auch ein gutes Sprachgefühl dazu, um manche Wendungen, die der Alltag mit sich bringt, vorsichtig zu behandeln, und es ist oft recht schwer, den Sinn in einer unbildlichen Sprache genau wiederzugeben. Die Reproduction eines angeschauten oder gehörten fremdsprachlichen Satzes oder Bildes ist bei weitem leichter und eine durchaus unzutreffende, stark äußerliche Auffassung bekundete sich, wenn neulich in einem Verein von Philologen — es war der Hamburger „Verein für das Studium der neueren Sprachen" — hervorgehoben wurde: „Die Schwierigkeit der Idiomatismen sei beim Ueberſetzen in jede andere Sprache weit größer, als bei Volapük, da man dann auch wieder deren idiomatische Eigenthümlichkeiten kennen müſſe, während solche in der Volapük ganz unmöglich seien."

Mit der Einfachheit und leichten Erlernbarkeit, welche als Hauptvorzug der Volapük gerühmt wird, sieht es in praxi doch zum Theil anders aus, als das bewunderungswürdig durchsichtige System annehmen läßt. Dies gilt auch vom Wortschatz. Zwar stimme ich nicht ein, wenn ein Gegner spottet: „Hinter einige Geheimnisse der Schleyer'schen Wortbildung bin ich nun gekommen und weiß, daß tik (denken) vom englischen think, suf (dulden) vom englischen suffer, lad (Herz) vom englischen heart, lel (Eisen) vom englischen iron, nam (Hand) vom lateinischen manus abgeleitet sind. Und da ich's herausgebracht habe, ist es mir erst recht schwer, ernst zu bleiben: suf! Wo ist denn da der eigentliche Stamm fer hingerathen? Und was für einen Zweck hat das Entlehnen aus bekannten Sprachen, wenn die Wörter so entstellt werden?" Gemerkt ist ein solches vereinfachtes Wort durch die Erinnerung an sein Etymon — wenn ich noch einmal einen sprachwiſſenſchaftlichen Ausdruck auf die Volapük anwenden darf — denn doch leichter, und daß der eigentliche Stamm eines Wortes im Verlauf seiner Entwickelung ganz verschwindet, das ist auch in der Sprache kein unbekannter Vorgang: was ist denn im französischen (j')eus (phonetisch: ü) noch vom lateinischen habui übrig? Aber die Erleichterung ist nur für den des Lateinischen und Englischen einigermaßen Kundigen vorhanden und diesem möchte ich den Rath geben, sich lieber in diesen Sprachen weiterzubilden. Und muß nicht namentlich hoffnungslos stimmen, was das Schleyer'sche Wörterbuch in der Vorrede bemerkt (Absatz 6)? „Das bisherige kleinere Wörterbuch iſt durch dieſes neue aufgehoben, da einzelne Wörter ganz verändert wurden. Immer das neueſte Wörterbuch iſt maßgebend."

„Das bisherige Wörterbuch ist aufgehoben." Dabei soll nun Einer ernst bleiben! Durch diesen Ukas werde ich um die Frucht meines ganzen Bemühens gebracht und nun soll ich sogleich wieder daran gehen, mich in das neue Wörterbuch hineinzuarbeiten? Eine solche Herrschaft hat in meinem Leben noch kein Mensch über mich gehabt, wie sie Herr Pfarrer Schleyer dann über mich haben würde. Nun ist zwar auf dem Volapükisten-Congreß in München — es war wohl zu Anfang September — dieser Machtvollkommenheit eines Einzelnen ein Ende gesetzt worden. Ich verstehe. Ihr wollt keinen Dictator. Ein Collegium, eine Academie, vermuthlich doch eine international zusammengesetzte, soll, wie ich gelesen habe, Grammatik und Wörterbuch der „Weltsprache" feststellen. Aber das geht ja offenbar noch weniger. Mehrere zusammen können so ein Ding, das wie eine Sprache aussieht, nicht machen. Das kann nur ein Einzelner. Das Volk, indem es seine nationale Sprache hervorbringt und fortentwickelt, schafft auch als ein Individuum. Aber mögt Ihr nun Einen oder ein Collegium als Pfleger der Weltsprache bestellen, Ihr werdet in beiden Fällen sehen, daß es nicht geht. Das heißt in dem überspannten Sinne nicht, wie Ihr die Sache nehmt. Da werdet Ihr nur so lange Anhänger für sie haben, als sie neu ist.

Nichts ist dagegen einzuwenden, daß der Versuch gemacht werde, inwieweit die neue Erfindung sich zum Nutzen des Handelsverkehrs oder auch des socialen Verkehrs überhaupt verwerthen läßt. Wer die dahin zielenden Bemühungen bekämpfen oder gar durch Spott erdrücken wollte, verdiente Tadel, denn die Idee ist vielleicht fruchtbar. Hier mögen die Volapükisten arbeiten und uns dann nächstens etwas von ihren Erfolgen erzählen, statt, wie heute, blinden Lärm zu machen. Die Verwendung der Volapük zur Verbreitung wissenschaftlicher Forschung verspricht wenig Vortheil, weil Volapük für neue Ideen, für neugewonnene schärfere Begriffsfassungen keinen Ausdruck hat, — nicht eher, bis wieder eine neue Auflage des Wörterbuchs da ist, die aber selbstverständlich immer wieder zu spät

Digitized by Google

kommt. Denn Volapük ist todt, starr. Wenn man sie als eine Sprache gelten ließe, so wäre sie offenbar keine lebende, sondern eine todte Sprache.

Volapük ist aber überhaupt keine Sprache. Man kann in ihr nicht dichten, nicht reden, auch — Herr Pfarrer Schleyer! — nicht predigen und beichten. In Volapük zu conversiren, mag allerdings ein angenehmes und zugleich bildendes, combinirendes Spiel — jawohl Spiel — des Verstandes sein, am ähnlichsten vielleicht noch dem Schachspiel. Doch dürft Ihr Volapükisten Euch darum noch nicht, wenigstens so lange Ihr nicht mehr geleistet habt, auf Eine Linie mit den Schachspielern stellen.

Denn bis jetzt nehmen wir keine Leistungen wahr. Am allerwenigsten aber solche, welche die Forderung rechtfertigen könnten, daß — Jedermann Volapük lernen solle. An die Nachricht, welche von einem sehr eifrigen Volapükanhänger einer Zeitschrift mitgetheilt wird, daß für Bayern die Einführung des Volapük-Unterrichts in den Schulen beschlossen sei, ist denn auch wohl vorläufig nicht zu glauben.

## Feuilleton.

### Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

Wir gingen zusammen aus dem Theater fort, wo wir einander erst nach Schluß des Stückes zufällig in der Vorhalle getroffen hatten.

Es war zum ersten Mal das Schauspiel des Spaniers José Echegaray „Galeotto" gegeben worden, ein Theaterereigniß, auf das schon lange vorher die öffentlichen Blätter mit nicht gewöhnlicher Beflissenheit die Aufmerksamkeit des Publikums lenkten. Ein Spanier auf der deutschen Bühne, die lange genug den Franzosen das Vorzugsrecht eingeräumt hatte, schien eine recht annehmbare Abwechselung zu sein; das Haus war denn auch gut besetzt und der Beifall nicht karg bemessen gewesen. Natürlich lenkte sich das Gespräch sogleich auf das Stück. Ich fragte den allemal etwas kritisch gestimmten Freund, wie es ihm gefallen habe, mein eigenes Urtheil, wenn es nöthig wäre, nach dem seinigen zu berichtigen.

Gefallen! rief er. Das ist ein Wort, dessen man sich eigentlich in guter Gesellschaft bei solcher Gelegenheit gänzlich enthalten müßte. Es ist die Gedankenlosigkeit, die sich Kunstgenüssen gegenüber so gern mit dem Ausspruch abfindet: es hat mir gefallen, oder es hat mir nicht gefallen, wozu dann von jungen Damen noch ein: bezaubernd, entzückend —! oder ein: gräßlich, schauderhaft —! beigegeben zu werden pflegt. Als ob es zwischen inne gar nichts mehr gäbe — als ob damit überhaupt etwas über die Sache selbst gesagt wäre, daß ich mich gut oder schlecht unterhalten habe!

Ich merkte schon, daß er sich in kampflustiger Laune befand — wie gewöhnlich, wenn ein Eindruck nicht stark genug gewesen war ihn augenblicklich zu bewältigen — und versicherte ihn daher, daß ich natürlich nur an sein kritisches Wohlgefallen gedacht haben könnte.

Das schien ihn nun aber auch nicht zu befriedigen. Es ist schon schlimm, sagte er, wenn man im Theater über die kritische Betrachtung nicht hinwegkommt. Ich wenigstens empfinde es stets als einen Mangel des Eindrucks, der auf den ganzen Menschen beabsichtigt ist, wenn sich bei mir das Bedürfniß äußert, auf der Stelle eine Meinung zu haben: man fühlt eine Wirkung und mag sie doch nicht gelten lassen, oder nur mit Einschränkungen. So kann ich denn auf Ihre Frage nur antworten: das Stück hat mich lebhaft interessirt, aber es hat mich nicht gepackt und fortgerissen, am wenigsten da wo der Dichter alle Hebel ansetzt, mein Gemüth zu ergreifen. Ich halte es für unwahr und gemacht.

Sie spielen auf die allerdings sehr wunderliche Unterstellung an, daß der Dichter auf der Bühne, das Geschöpf des Dichters Echegaray, im Vorspiel das Drama schreibt, das er dann in den folgenden drei Acten selbst erlebt, ohne daß er es doch etwa gerade deshalb erlebt, weil er es schreibt.

Daran dachte ich jetzt nicht einmal, antwortete er. Das Vorspiel ist nichts anderes als ein Prolog, in welchem sich der Dichter Echegaray durch seinen Dichter Ernesto dem Publikum gegenüber zu Wort bringt, um über die Tendenz seines Stückes nicht den geringsten Zweifel zu lassen. Es ist sonderbar, daß Jemand sein Schicksal in dieser Weise vorahnt; aber einer dichterischen Phantasie mag das so hingehen, und bestreiten läßt sich's nicht, daß die Exposition durch dieses Mittel große Klarheit gewinnt. Ich habe die dramatische Handlung selbst im Auge. Da ist es nun für mich etwas ganz Undenkbares, daß es dem „großen Galeotto", also der nach der praktischen Erfahrung urtheilenden und auf ihre Bestätigung bedachten öffentlichen Meinung jemals gelingen könne, in zwei Menschen eine Leidenschaft für einander zu erzeugen, für die in ihnen selbst keine Anlage vorhanden ist. Lieben Julia und Ernesto, die junge Frau und der junge Freund des älteren Mannes, einander, so hat daran das Gerede der Leute, die dies nach den Umständen nur zu natürlich finden und deshalb als eine unumstößliche Thatsache ansehen, gewiß keine Schuld. Nie kann der Kuppler Galeotto, wie ihn der Dichter faßt, die Ursache dieser Neigung sein; er kann höchstens bewirken, daß sie auf sich selbst aufmerksam wird, äußerlich in die Erscheinung tritt. Dann hat aber die öffentliche Meinung wirklich wieder einmal Recht, und es ist wenig Grund, sich gegen sie zu erhitzen, man müßte denn einen Sündenbock brauchen. Ich sehe ihn recht tapfer mit den Hörnern herumstoßen, die ihm der Dichter aufgebunden hat, aber ich fürchte nicht, daß er damit Schaden anrichtet.

Ernesto und Julia lieben einander aber nach des Dichters Willen in der That nicht, wendete ich ein. Manuel ist völlig verblendet, unterliegt lediglich dem künstlich gefügten Schein der Untreue. Sie empfinden bis zum Schluß nur Freundschaft für einander und werden nur deshalb ein Paar, weil es nun einmal die Welt so will.

Deshalb? fragte er mit einem ihm eigenthümlichen Zwinkern der Lippen unter dem weißen Bart. Aber wie ist dann wieder dieser Zwang begreiflich? Gut: die Verleumdung hat den braven, nur leider zu kurzsichtigen Manuel getödtet. Ernesto liebte Julia nicht und liebt sie auch jetzt nicht — er bietet ihr aus Edelmuth seine Hand, weil man ihr ja doch Schuld gibt die Treue gebrochen zu haben. Und Julia, die ihn nicht liebt und nie geliebt hat, wirft sich an seine Brust — weshalb? Weil sie, aus dem Hause unschuldig vertrieben, eine Stütze braucht. Setzt man denn aber irgendwo die Wittwe so ohne Weiteres auf die Straße? Und wenn man das als poetische Licenz gelten lassen will, gab es denn für diese beiden sonst so ehrenwerthen und feinfühlenden Menschen kein Mittel die Unbill des in dem großen Galeotto verkörperten Schicksals auszugleichen, als einander an der Leiche des Mannes und väterlichen Freundes in die Arme zu fallen? Das ist mir denn doch zu „modern". Ich muß gestehen, dieser Schluß hat mich empört. Er überzeugt nicht, er ergreift nicht — er ist aufgesetzt, damit der Dichter Recht behalte.

Aber etwas Wahres sei doch daran, meinte ich, nicht sogleich zustimmend.

Etwas Wahres! rief er ereifert. Vielleicht! Aber das Problem will dann anders formulirt sein. Ein älterer Mann, eine junge Frau — das Verhältniß auf Achtung begründet — ein jugendlicher und liebenswürdiger Dritter, der durch besondere Verhältnisse in ihrer Nähe gehalten wird, alle Drei von Grund aus edle Naturen, höhere Menschen. Es geschieht das ganz Natürliche: die Frau und der Dritte sehen sich bald von einer Herzensneigung erfaßt, die sich, täglich genährt und doch verhalten, mehr und mehr zu unheildrohender Leidenschaft erhitzt. Weil nun aber Beide den redlichen Willen und auch die sittliche Kraft haben, sich zu beherrschen und einer schweren Pflicht zu genügen, so würde trotzdem ihr Verhältniß zu einander und zu dem vertrauenden Freunde rein bleiben, wenn man sie sich selbst überließe. Das thut die Welt in solchem Falle aber nicht. Sie hat tausend Augen, die auf der Oberfläche herumspähen und die Dinge nehmen, wie sie in die Erscheinung treten. Sie glaubt nicht an den Edelsinn und die Charakterfestigkeit ungewöhnlicher Menschen; es gefällt ihr, indem sie zur Aussprache bringt, was verschwiegen bleiben sollte, und als wirklich setzt, was bisher nur als Traumleben existirte, selbst den Kuppler zu spielen, sie über die Natur ihrer Neigung aufzuklären, zur offenen Bethätigung derselben zu reizen, sie zu nöthigen,

Digitized by Google

sich der allgemeinen Erfahrung unterzuordnen. Das Verständige wäre nun freilich die Trennung. Aber es gibt einen Uebermuth, eine Hybris der Rechtschaffenheit, die gerade den Edelsten eigen ist. Sie zwingt sie, sich zur Wehr zu setzen, trotzig den Kampf gegen die öffentliche Meinung aufzunehmen, die sie als den Richter über ihre Thaten, nicht über ihre Gesinnungen anerkennen. So ist jedoch ihre Gesinnung schon That geworden. In dieser ausgesprochenen Vereinigung zum Widerstande gegen falsche Deutungen, gegen verleumderische Begriffe, kommen sie nothwendig zur Erkenntniß der Unbezwinglichkeit ihrer Leidenschaft selbst. Jetzt erst erliegen sie derselben, werden sie so schuldig, als die Welt sie zu ihrer Genugthuung haben wollte, oder sind drauf und dran, so schuldig zu werden. Nun verliert auch der Mann den guten Glauben an sie und beschleunigt die Katastrophe. Ueber ihn hinweg reichen die Liebenden einander die Hand, jetzt jeder Rücksicht ledig. Das begreife ich, das empfinde ich im Augenblick wie einen Sieg der Wahrhaftigkeit über den Schein. Die Welt, die sie schuldig machte — nicht indem sie in ihnen kupplerisch eine Leidenschaft erzeugte, sondern indem sie die unschädlich in ihren Herzen lodernde Gluth zu verderblich übergreifenden Flammen anfachte — entsühnt sie auch wieder: ihre Uebermacht verursachte die Rechtsverletzung, oder entschuldigt sie wenigstens. Es ist nur noch die Frage, ob die Liebenden selbst, so hoch sie vorhin in ihrer Rechtschaffenheit standen, an ihr zu Grunde gehen müssen.

Dieses Stück wäre freilich noch zu schreiben, sagte ich.

Ich würde mich dazu nicht gereizt fühlen, antwortete er. Es ist denn doch auch keineswegs nothwendig, daß Galeotto den Sieg davon tragen muß. Wie viel erhebender, wenn es ihm nicht gelingt, sich die menschliche Schwäche dienstbar zu machen. Und es gelingt ihm jedenfalls nicht immer. Ich könnte Ihnen da eine Geschichte von zwei Brüdern erzählen ...

Erzählen Sie, bat ich.

Er lehnte ab. Unser Weg sei zu kurz. Und nach diesem aufregenden Schauspiel, fügte er hinzu, würde Ihnen mein harmloses Idyll auch nur matt und schaal erscheinen.

Das wollte ich nicht gelten lassen. Ich sei unbefriedigt aus dem Theater gegangen, versicherte ich, und würde für jede Beruhigung meines Gemüths dankbar sein. Endlich ließ er sich von meiner Frau bewegen, den Thee bei uns einzunehmen, und als wir dann bei der Cigarre am Kamin saßen, erzählte er in seiner schlichten Weise:

In meiner Vaterstadt, die durch ihre wissenschaftlichen Anstalten, ihren Handel und ihre Industrie schon bedeutend genug ist, für eine große Stadt gelten zu können, und andererseits doch nicht groß genug, um den Einzelnen in ihrer Massenbevölkerung verschwinden zu lassen, lebten zwei Brüder, die einmal viel von sich reden machten, obschon sie selbst am allerwenigsten geneigt waren, sich mit ihrer Person in die Oeffentlichkeit zu stellen; Beide stille, vortreffliche, liebenswürdige Menschen, die Niemand in den Weg traten und sich am wohlsten im Umgang mit einander zu fühlen schienen, so weit sie auch in Lebensjahren, Meinungen und Beschäftigungen auseinander gingen. Sie waren die Söhne eines Bürgermeisters, der einmal der Stadt sehr schätzenswerthe Dienste geleistet hatte, und darin lag denn auch wohl der Grund, weshalb sie mehr gekannt und beachtet waren, als es sonst bei Leuten ihrer Art der Fall gewesen sein würde. Ihr Vater hatte in den angesehensten Familien viele Freunde gehabt, was denn auf sie wenigstens insoweit nachwirkte, daß man sie nicht aus den Augen verlor. Er war im kräftigsten Mannesalter und mitten in der regsten Berufsthätigkeit gestorben, wie allgemein angenommen wurde: aus Gram über das unerwartet frühe Hinscheiden einer geliebten Frau in eine schwere Krankheit geworfen. Sie hatte, nachdem seit der Geburt ihres ersten und so lange einzigen Kindes fünfzehn Jahre verflossen waren, einem zweiten Sohne das Leben gegeben, ein Wochenfieber aber nicht überstanden. So viel älter war Emanuel als sein Bruder Ernst — ich wähle absichtlich diese Namen, die sich aus ihren Taufscheinen nicht ergeben würden — und so jung war andererseits auch noch der ältere, als er bereits gewisse Pflichten an Vaters Stelle zu übernehmen hatte. Es war nur geringes Vermögen hinterblieben. Eine Cousine ihrer Mutter, die gutmüthigste Person von der Welt, aber selbst wenig bemittelt, nahm die beiden Knaben in ihr Haus und erzog sie, so gut es in ihren Kräften stand. Dabei zeigte sich nun bald, daß Emanuel die Schule nicht würde durchmachen können, um sich einem gelehrten Beruf zu widmen, wozu ihn der Vater bestimmt hatte. Es fehlte ihm auch wohl an Neigung dazu. Bei großem Fleiß und gewissenhafter Bemühung lernte er zwar, was ihm aufgegeben wurde, hatte aber an seinem etwas mühseligen Wissenserwerb keine sonderliche Freude, erkannte auch schon früh, daß sein Sinn mehr dem Praktischen zugeneigt sei und daß er, wenn er's auch nach langen Jahren, wie ein Anderer, zu einer Anstellung im Staatsdienst brächte, doch nur etwas Mittelmäßiges würde leisten können. Er begnügte sich daher mit dem Primanerzeugniß und trat zu einem Kaufmann in die Lehre. Seine ganze Bemühung war nur darauf gerichtet, möglichst viel nützliche Kenntnisse zu erwerben, um einmal ein geachtetes Mitglied des Handelsstandes zu werden und sich in der Welt selbständig zu machen.

Nicht ohne Einfluß auf diesen schnellen Entschluß und die energische Vorbereitung zu dem gewählten Beruf war das kleine Brüderchen gewesen, das er gleichsam als ein theures Vermächtniß der Eltern schwärmerisch liebte. Der Ausdruck schwärmerisch ist vielleicht nicht ganz passend. Irgend welche Gefühlsüberschwenglichkeit lag nicht in dem trockenen Wesen Emanuels. Aber außer den Gedanken für sein Geschäft hatte er eigentlich nur noch Gedanken für den kleinen Ernst, der in der Pflege der Tante gut gedieh, und diese Gedanken, die ihn immer in eine Art Feiertagsstimmung versetzten, blieben nicht beim Nächsten, sondern schwärmten gern in die Zukunft aus und bemühten sich den Weg vorzuzeichnen und zu ebnen, auf dem der Bruder am bequemsten zu einem erstrebenswerthen Ziel gelangen könne. Er berechnete genau die Zeit, für die das väterliche Erbe den gemeinsamen Unterhalt deckte, und kürzte sie so ab, daß noch ein kleines Restcapital für alle Fälle zurückbleiben mußte: dann hatte er selbst mit seinem Erwerb einzutreten, und derselbe mußte reichlich genug sein, um Ernst sorgenfrei die Schule und Universität durchmachen zu lassen. Daß der Bruder studirte, stand ihm von Anfang an fest. Nun meinte er es aber als Kaufmann nicht nur am ehesten zu einem Gehalt bringen, sondern sein Einkommen auch entsprechend den Bedürfnissen am leichtesten steigern zu können. Bei dieser Aussicht war ihm das Schwerste nicht mehr schwer. Er merkte es kaum, daß er sich Entbehrungen auflegte, um desto mehr seinen Plan zu sichern. Alle seine freie Zeit widmete er dem Bruder, mit dem er spielte, plauderte, lernte, spazieren ging, der bald sein einziger Gesellschafter war.

Es gelang ihm über Erwarten gut, was er sich vorgenommen hatte. Kaum war seine Lehrzeit beendet, als ihn auch schon derselbe Principal mit einem namhaften Salair anstellte. Dasselbe steigerte sich von Jahr zu Jahr. Er wurde Buchhalter und Cassirer, erhielt endlich sogar eine Tantième und war, so viel er auch für die Erziehung des Bruders that, in den Stand gesetzt ein Vermögen anzusammeln, mit dem er zu richtiger Zeit ein eigenes Geschäft zu begründen hoffen konnte. Auch dieser Wunsch erfüllte sich endlich, und seine kaufmännische Tüchtigkeit und Solidität bewährte sich so gut, daß er bald an der Börse das allgemeinste Vertrauen genoß und in manches bedeutende Unternehmen hineingezogen wurde. So ist er mit der Zeit zu großem Wohlstand gekommen.

(Fortsetzung folgt).

---

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Francillon".

Schauspiel in drei Aufzügen von Alexander Dumas Sohn.

Entrüstetes Zischen und begeistertes Klatschen — diese Signatur der ersten Aufführung von „Francillon" im Residenztheater ist das übliche Charakteristicum der stets heißbestrittenen Theatersiege des streitbaren Pariser Dramatikers. Niemals können wir ihm ohne gemischte Gefühle Beifall zollen, niemals ihn bekämpfen oder verdammen, ohne sein außerordentliches Talent zu bewundern. Von seinen sämmtlichen Stücken ist

Digitized by Google

sein neuestes wohl auch das gewagteste, dasjenige, das seinen blendenden Geist und seine Bühnenbeherrschung im vollsten Lichte zeigt, aber auch unsere sittlichen Anschauungen, unsere Begriffe von dem auf dem Theater Zulässigen jeden Augenblick tief verletzt. Seine Sucht nach Paradoxen, seine Herzenskälte, seine Esprithascherei, seine groteske Moralphilosophie — einträchtiglich finden wir sie hier alle beisammen. Nachdem er früher von der Rampe herunter gepredigt hat, daß man ein ehebrecherisches Weib tödten darf, desgleichen auch einen unnützen oder schädlichen Vibrionen der Gesellschaft, daß ein braver Mann ein gefallenes Mädchen heirathen darf, u. s. w., verkündet er uns diesmal, daß die eheliche Untreue des Weibes um nichts schlimmer sei, als die des Mannes, daß die letztere im Gegentheil durch die erstere bestraft werden muß. Und wenn wir hundert physiologische, seelische und sociale Argumente dagegen auffahren wollen, dann lacht uns der Tausendkünstler und Prophet Dumas nur aus, denn er hat ja keinen Augenblick an die Richtigkeit seines neuesten Lehrsatzes geglaubt und denkt nicht daran, ihn im Ernste zu vertheidigen, ad oculos zu demonstriren. Er gibt sich bloß den Anschein.

Francine de Riverolles sagt eines Abends nach zweijähriger Ehe zu ihrem Gatten:

„Sieh mir scharf ins Gesicht! Ich liebe Dich leidenschaftlich. Ich bete das unserer Liebe entsprossene Kind an. Ich bin eine sehr ehrbare Frau und habe nur den einen Wunsch, es auch ferner zu bleiben. Aber da ich die Ehe für eine gegenseitige Verpflichtung halte, da wir uns aus freiem Willen Achtung und Treue geschworen und da ich Dir treu bin, so gebe ich Dir mein Wort darauf: wenn ich je erfahre, daß Du eine Geliebte hast, so habe ich eine Stunde später einen Geliebten. Aug' um Auge, Zahn um Zahn."

Es ist ziemlich lehrreich, dem motivirenden Dichter in die Karten zu gucken. Da sieht man denn ohne weiteres, daß Licht und Schatten gleich von Anfang an nicht gerecht vertheilt sind. Der Ehegatte jener reizenden dämonischen Frau ist ein unerlaubt einfältiger Mensch, un simple serin, wie es im Original heißt, ein Gimpel. Er hat die schöne Rosalie Michon vor seiner Ehe näher gekannt, dann, als seine Frau ihm einen jungen Vicomte schenkte, den sie gegen den Willen ihres Gatten selber stillte, war er zu der langhaarigen Circe zurückgekehrt, so daß, wie Francillon drastisch bemerkt, eigentlich seine Verheirathung eine an Rosalie begangene Untreue war. Freilich, als sie jetzt die Gewißheit seiner Untreue erhält, ist sie außer sich vor Wuth. Auf dem Opernballe, wohin sie ihm heimlich im schwarzen Domino gefolgt, sieht sie ihn an der Seite der unvermeidlichen Rosalie Michon; sie verfolgt das lockere Pärchen weiter, bis in ein elegantes Boulevard-Restaurant hinein, sie miethet das benachbarte Cabinet particulier und hört ihr Lachen, das ihr übrigens, wie sie sagt, angenehmer ist als ihr Schweigen. Mit kaltem Blut, so behauptet sie wenigstens, vollführt sie jetzt die geschworene Rache. Denn sie hat auch einen Begleiter, einen hübschen jungen Mann, der im Opernhause auf Abenteuer auszugehen schien. Francillon bestellt das nämliche Souper wie die Herrschaften nebenan, ihr Ritter läßt es sich um so besser wohlschmecken, als sie ihn freihält, nur das Eine behält sie sich vor, daß sie während des ganzen tête-à-tête maskirt bleibt. Zu Hause überrascht sie dann ihren Gemahl mit der angenehmen Mittheilung, daß sie ihre Drohung wahr gemacht. Hier die Beweise! Den Fahrschein des Kutschers, die Quittung des Maskenverleihers, die Rechnung des Kellners mit dem gleichlautenden Menu — es stimmt Alles. Der Ehemann donnert und ballt die Fäuste, fragt seine Dienerschaft aus, beruft einen „Wiener Congreß" von Verwandten und Freunden und ist so klug, als wie zuvor.

Die Lösung ist ein plumper Komödienkniff. Der unbekannte Ritter von Maison d'or kommt in ihr Haus, wird ausgeholt, verräth nichts. Doch eine Hausfreundin stellt Francillon eine Falle, um die Wahrheit zu erfahren. „Der junge Mann hat eingestanden," sagt sie zu ihr, „daß Du seine Geliebte warst." — „Er hat gelogen!" platzt die empörte Unschuld heraus. Die Wahrheit ist am Tage! Der Inhalt der vorhergehenden Acte ist Unsinn geworden, denn die Selbstanklage der Frau war eine Vorspiegelung falscher Thatsachen. Sie ist so rein wie ihr Wickelkind. Der Ehebruch ist todt, es lebe der Ehebruch! Der Caricaturist Caran d'Ache hat die „Moral von der Geschicht" in zwei reizenden Umrißzeichnungen gezeigt: „Vor und nach dem Stücke", und auf beiden schwelgt nach wie vor Herr von Riverolles in der altgewohnten Gesellschaft von Rosalie Michon. Wir möchten nur noch fragen: was wird aus der ehrbaren aber sehr exaltirten Francillon? Es ist hundert gegen eins zu wetten: sie wird sich einen Geliebten nehmen, aber diesmal wird sie seinen Namen wissen.

Welch eine nette Gesellschaft! hören wir den Leser rufen. Es wäre aber ganz verkehrt, von diesem angeblichen Sittenbild auf die Pariser Gesellschaft unter der dritten Republik zu schließen, ganz abgesehen davon, daß der Entwurf des Stückes, wie der Figaro erzählt, schon 18 Jahre alt ist. Dumas hat unter seiner Pariser „Welt" stets nur höchst kleine und einflußlose Gesellschaftsinseln mit etwas exotischem Beigeschmack abgezeichnet, welche ihm, der ja selbst mit einer Russin verheirathet und einem ursprünglich deutschen Israeliten verschwägert ist, zunächst lagen. Man braucht nur einer Première seiner Stücke in Paris beigewohnt zu haben, und man hat gewiß aus den Logen und ersten Rängen die wüthendsten Proteste gegen die vermeintliche Wahrheit seiner Gesellschaftstypen vernommen. Eine aristokratische „Welt" wie sie in der „Fremden", in der „Prinzessin von Bagdad", in „Francillon" geschildert ist, wird man in der Vorstadt St. Germain vergeblich suchen. Hier haben wir z. B. eine höchst ehrbare Frau und Tochter eines Marquis, die in sehr ungenirtem Tone in Gegenwart ihrer Gäste und mit diesen spricht, von ihnen sich vertraulich „Francillon" nennen und cynische Abenteuer erzählen läßt. Die Geschichte ihres Fehltritts erzählt sie ihrem Manne sogar in Gegenwart eines Hausfreundes! Es ist das reine Phantasiebild, am Schreibtisch ausgeheckt und durch witzige Einfälle zu einem Scheinleben galvanisirt. Es verhält sich damit, wie mit jenen Schloßbewohnern des deutschen Märchens: sie bewegen sich, plaudern, pokuliren und spielen Ball, aber der Fremde glaubt in ihren Geberden und Worten etwas zu finden, was nicht von dieser Welt ist. Erst der ihn herumführende Castellan verräth das Geheimniß ihrer Existenz: sie sind seit Jahrzehnten todt und begraben und leben nur ein paar kurze Stunden wieder auf. Wer weiß, ob sie überhaupt je gelebt haben!

Kurz, es ist Alles Blendwerk, Sophisterei. Dazu kommt der eigenthümliche Stoff, denn daß wir es da mit einem echten Possenmotiv zu thun haben, das nicht einmal den Reiz der Neuheit hat, erkennt man auf den ersten Blick. Allerdings escamotirt Dumas den Höhepunkt, rückt das Ganze in eine moralphilosophische Sphäre, bringt etwas Leidenschaft, Pathos und viel Esprit hinein, und das Ergebniß ist trotz alledem eine Charakterstudie, die uns anregt und aufregt, der wir oft kopfschüttelnd aber stets mit Antheil folgen, die das Residenztheater noch lange füllen und in unseren Salons den ganzen Winter ein wohlgemessen Theil Plauderstoff bieten wird. Ein Conversationsstück mit endlosen Reden — und alle Personen sind gleich geistreich —, mit einer einzigen dramatischen, aber sehr abgenutzten Scene im letzten Aufzug und einer zwei Acte dauernden Debatte über einen und denselben brutalen Punkt. Oft empörte sich auch unser Publikum gegen all den auf- und durchgewühlten Schmutz, aber dann kam immer wieder eine geistfunkelnde Bemerkung, ein treffendes Wort, ein glänzender Witz, der alle Nerven wieder beruhigte und alle moralische Anwandlungen schweigen hieß. Das Bewundernswertheste ist wohl die Kühnheit des im Grunde doch unendlich behutsamen Autors. Welcher andere Dramatiker hätte sich in den peinlichen Auseinandersetzungen nicht hundertmal den Hals gebrochen? Dumas schlängelt sich halb graziös halb brutal durch und sagt dabei Alles, was er auf dem Herzen oder eigentlich — denn nach Gemüths- und Naturlauten suchen wir vergeblich — im Kopfe hat. Welch ein Wagniß war es, den unbekannten Galan Francillon's, einen simplen Notariatssecretär, der sich seine Soupers von einem schönen Domino bezahlen läßt, auf die Bühne zu bringen, und mit welchem Tact, welcher natürlichen Ritterlichkeit führt der Schreiber seine gefährliche Rolle durch! Auch den jämmerlichen Ehemann können wir nicht auslachen, so sehr er unter dem Fluche der Lächerlichkeit stehen mag. Das lange Recept des Mikado-Salats würde gewiß von jedem Regisseur unbarmherzig gestrichen, sofern der Autor etwa ein Deutscher wäre, und jetzt wird die Wunderlichkeit belacht, bejubelt! Der Esprit des Dichters rettet eben Alles.

Daß das Stück für Berlin einen schönen Sieg bedeutet, spricht gewiß für die Regie des Herrn Directors Lautenburg und die Darstellung seiner Schauspieler. Am besten gefiel uns Frl. Lorm uud der joviale alte Marquis des Herrn Pansa (nebenbei gesagt, dem Vater der Frou-Frou nachgezeichnet). Francillon muß weniger mit Mund und Augen, als mit den Nerven gespielt werden. Und dann war Frl. Bertens nicht genug Weltdame. Herr Reicher gab den ehemännlichen clubman auch gar zu blasirt und schlafmützig; es ist eine jener Rollen, die ein guter Schauspieler wenn nicht sympathisch, doch interessant zu machen verstehen muß. Der Stanislas, ein Nachfahr der Thouvenin, Olivier de Jalin, Rhons und anderer echt Dumas'scher Raisonneurs, d. h. verkappter Dumas', wird in Paris von dem grundernsten ersten Liebhaber Worms gegeben; hier kam die Rolle um ihre besten Pointen, denn Tewele wird immer nur Komiker bleiben. Z.

---

## „Die Mans".

Schwank in vier Acten von Otto Girndt.

Wenn der obengenannte „Sylvesterschwank" des Königlichen Schauspielhauses wirklich ein solcher bliebe und mit der letzten Nacht des alten Jahres in den dunkeln Schooß des Dagewesenen aber nie Wiederkehrenden hinabsänke, so würde die Kritik gerne über ihn schweigen. Denn es ist nicht die Aufgabe derselben, das Lachen einer frohgelaunten und festlich gestimmten Zuhörerschaft noch nachträglich auf seine Berechtigung hin zu prüfen, sondern sie tritt erst ihr Amt an, wenn aus diesem Lachen und jener frohen Stimmung eine Folgerung auf den künstlerischen Werth des Belachten gezogen wird. Das wird aber wohl leider geschehen: der Beifall am Sylvesterabend wird gewiß dem neuen Schwanke von Girndt ein langes Leben auf der königlichen Bühne auch im neuen Jahre verleihen — unverdienterweise! Wir müssen uns deshalb wohl oder übel kritisch mit dieser dramatischen Neuigkeit beschäftigen.

Es sind nicht verunglückte Einzelheiten in diesem Schwanke, die den Anlaß zum Tadel geben, sondern tadelnswerth ist das Gepräge des Ganzen, welches als unbedeutend und langweilig, freilich auch als sehr harmlos bezeichnet werden muß. Das Stück gehört zu der unterwerthigen dramatischen Waare, die von Liebhaberbühnen besonders gesucht ist: es bietet viele leichte und kleine Rollen dar, an denen auch der schlechteste Schauspieler nichts verderben, aus denen freilich auch der beste nicht viel machen kann; es ist außerdem mit solcher Bühnenkunde hergestellt, daß das Ineinanderspielen leicht wird, und es enthält eine so geringfügige Haupthandlung und so viele Episoden, daß auch die mangelhafteste Darstellung einen etwaigen guten Gesammteindruck nicht mehr verderben könnte. Auf jeden Fall ist dieser Schwank nicht ein der Künstlerschaft der Hofbühne würdiges Werk und sollte eigentlich nicht noch länger dazu dienen, daß dieselbe ihre Kräfte und ihre Zeit an ihm vergeudet.

Die ältesten und bekanntesten Possenkünste werden in ihm angewandt, um einige leichte Verwirrungen und Mißverständnisse zu erzeugen.

Digitized by Google

Da ist zunächst ein Brief, der durch Verwechselung an die falsche Adresse geräth und den unschuldigen Empfänger verdächtig macht, mit einem leichtfertigen Geschöpfchen, das sich „Deine Dich innigliebende Maus" unterzeichnet, ein Stelldichein zu haben; dann kommt die berühmte Verwechselung der Personen, von denen immer die eine die für die andere bestimmten Vorwürfe hinnehmen muß, ohne natürlich zu wissen, was eigentlich los ist, und schließlich fehlen auch nicht jene bekannten Mißverständnisse, die auf einem unausgesprochenen Worte oder Namen beruhen. Solche alte Witze erträgt man wohl einen oder zwei Acte lang wieder einmal gern und geduldig, wenn sie sich aber durch vier Acte hindurch fortsetzen und nie in eine neue Ueberraschung umschlagen, wird man durch sie gelangweilt. Dazu kommt noch, daß die beiden Liebhaber des Stückes an dem ebenso alten, als berühmten Lustspielfehler leiden, daß sie ihren Mädchen gegenüber nie zu einem Aussprechen ihrer Gefühle kommen können; immer werden sie in ihren begonnenen Geständnissen durch irgend welche kleine Störungen unterbrochen, im letzten Acte, der in einem Eisenbahnwartesaale spielt, sogar dreimal durch das Klingeln des Eisenbahnportiers, der die Züge meldet. Gewiß ist das sehr geistreich!

Ein selbständiges Leben haben die Figuren des Stückes nicht; sie sind Marionetten, die an den Fäden der oben geschilderten, wohlfeilen Situationskomik baumeln. Auch der Dialog bewegt sich in den ausgefahrensten Bahnen der Theatersprache; er ist ein wenig hastig und wirkt hierdurch lebendig, zuweilen freilich auch unverständlich.

Die Liebenswürdigkeit der Darstellerinnen, unter denen wieder Fräulein Conrad besonders hervortrat, weckte eine gute Sylvesterlaune im Zuschauerraum und führte das Stück glücklich über die Klippen der Langeweile und Alltäglichkeit hinweg. Ob sie das letztere auch später noch thun wird? Und ob sich die Direction des Schauspielhauses wirklich mit diesem Nothbehelf für ein Lustspiel längere Zeit begnügen wird? Wer weiß es? Im Schauspielhaus ist leider auch jetzt noch kein Ding unmöglich. O. B.

## Opern und Concerte.

„Die sieben Schwaben", Volksoper von Millöcker, Text von H. Wittmann und J. Bauer. — Quartett von d'Albert. — Requiem von Berlioz.

Ich habe heute mit Freude über zwei neue angenehmste Erscheinungen auf verschiedenartigem Gebiete zu berichten: Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater hat die „Volksoper" von Millöcker einen sehr wichtigen Fortschritt nach der besseren Richtung des Komischen bekundet; und auf dem Felde des Ernsten ist von Joachim und Genossen ein neues Quartett von d'Albert vorgeführt worden, das wir mit Hochachtung und Freude begrüßen.

„Die sieben Schwaben" sind eigentlich mehr Aushängeschild des Textes der Herren Wittmann und Bauer, da sie in die Handlung selbst nicht eingreifen, und nur als Nebenmänner erscheinen. Aber sie sind nun so allbekannte Figuren der deutschen humoristischen Fabel, daß der Einfall, unter ihrem Namen die Oper vom Stapel zu lassen, ein sehr glücklicher war. Im Uebrigen spielt die Handlung in Stuttgart im 16. Jahrhunderte, zur Zeit des Krieges zwischen dem schwäbischen Städtebunde und dem Herzoge Ulrich von Württemberg. Der Junker Ottmar von Mannsperg liebt die Tochter des Bürgermeisters, Käthchen, es gelingt ihm aber nicht, sich ihr zu nähern. Der berühmte Arzt Bombastus Theophrastus Paracelsus bietet ihm die Wette an, daß er ihm Käthchens Liebe gewinnen wird. Durch allerhand geschickte Manöver und Aufschneidereien gelingt es ihm, des jungen schwärmerischen Mädchens Aufmerksamkeit auf Ottmar zu lenken. Auch bewegt er sie, in der folgenden, der Osternacht in Begleitung ihrer Muhme nach dem Feuersee zu wandern; dort wohnt eine berühmte Wahrsagerin, die ihr den vom Schicksal bestimmten Zukünftigen zeigen wird. Käthchen geht hin, und „die schwarze Grete", die Paracelsus gewonnen hat, läßt ihr nach allerhand Hocuspocus Ottmar, selbstverständlich den wirklichen lebenden erscheinen, der ihr seine Liebe erklärt. Käthchen erfährt jedoch, daß Paracelsus die ganze Zusammenkunft in Folge der Wette eingeleitet hat und weist nunmehr Ottmar's Bewerbung zurück, weil er frevles Spiel mit ihr getrieben. Der Junker, den Herzog Ulrich bereits früher zum Feldhauptmann ernannt hatte, zieht verzweifelnd in den Krieg. Bei der Belagerung von Stuttgart schleicht er heimlich in die Stadt, um die Geliebte zu versöhnen, diese, die ihm zwar ihr Herz geweiht hat, kann ihm noch immer nicht die Wette verzeihen. Doch als er sich im Schmerze den Feinden freiwillig überliefert, und diese ihn zum Tode führen wollen, rettet ihn Käthchen, indem sie seine bereits in das Rathhaus eingeschlichenen Freunde durch das verabredete Hornsignal herbeiruft.

Aus dieser sehr flüchtigen Skizze wird der Leser errathen, daß dem Textbuche des „sieben Schwaben" eine sehr vornehme Absicht zu Grunde liegt; sie ist auch größtentheils zur That geworden. Nicht alle Scenen sind gleich wirksam, manche Längen des Dialoges halten den raschen Gang auf, im dritten Act ermattet die Handlung und die Musik. Aber die Dichter und der Componist haben eine komische Figur geschaffen, die zu den glücklichsten gehört, welche die Neuzeit brachte: Spätzle, des Paracelsus Diener, der Prototyp eines dumm-schlauen und gutmüthigen, in ein hübsches „Hannele" verliebten Famulus; seine Couplets und Duette mit Hannele wurden mit endloser Heiterkeit und Wiederholungsrufen aufgenommen. Diese Figur allein sichert schon der Oper überall einen günstigen Erfolg. Doch muß der Wahrheit gemäß hervorgehoben werden, daß auch die Musik des Herrn Millöcker in vielen Theilen über der Sphäre der gewöhnlichen Operette steht, und daß sie zu der Hoffnung berechtigt, er werde sich nach und nach ganz von dem Operetten-Virus befreien und eine richtige deutsche komische Oper schaffen. Die Darstellung war eine vorzügliche, namentlich die des „Spätzle" durch Herrn Klein eine unübertreffliche. Das höchst elegante Publikum zeigte sich sehr angeregt, und es mag als ein besonders günstiges Zeichen angeführt sein, daß vornehme Damen aus den Logen das Signal des Applauses gegeben haben.

Das Quartett von d'Albert gehört zu den besten Schöpfungen der Neuzeit auf diesem so schwierigen Felde. Hier genügen die angenehmen Formen nicht, die in der Symphonie mit geschickter Instrumentation verbunden, durch schöne Klangwirkungen die Armuth des Gedankeninhaltes verbergen, den Hörer bestechen, selbst den strengeren Beurtheiler zu einer gewissen Art der Anerkennung zwingen können. Im Quartett bestimmt vor Allem die Neuheit, Eigenthümlichkeit der musikalischen Ideen, dann die Kunst der organischen Entwickelung, der thematischen Durchführung, das Urtheil. Im Quartett wirkt noch mehr als in der Symphonie die Meinung der Kenner als die maßgebendste; Verblüffen durch bloße Phrasen ist ihnen gegenüber nicht möglich; aber auch das Unterhaltende, angenehm Klingende wirkt nicht mehr. Auch vom Heiteren wird dichterischer Schwung verlangt. Die Zeiten der gemüthlichen Quartette, der Dilettanten-Hausmusik von Ørslow, Fesca u. A. sind entschwunden; jene Werke sind nur mehr Gegenstand erbaulicher Betrachtungen musik-cultur-historischer Liebhaber; zu Gehör gebracht werden sie nicht mehr. Die Quartette von Schubert und Schumann erwecken heute im Concertsaale viel mehr Interesse als die des edlen, unvergleichlich formvollendeteren Mendelssohn, weil sie gedankenreicher sind, weil der letztgenannte herrliche Tondichter nicht in Instrumentalen, sondern im Chorwerke seine hohen Gaben entfaltete; und Brahms' Quartette (von seinem geradezu populär gewordenen Sextett nicht zu sprechen) gewinnen immer mehr Freunde, obwohl er in seinen Formen große, aber nicht angenehme, leicht faßliche Kunst zeigt. So ist's denn erklärlich, daß d'Albert's Quartette eine so warme Aufnahme gerade in den Kreisen der strengeren Prüfer fand. Es ist ein Werk, das schwungreiche Ideen mit großer Formkunst vereinigt. Es ist ja manchmal in der Stimmführung überladen und manche Harmonien klingen herbe; aber es bietet doch so viel Interessantes und Schönes, daß ihm aufrichtiges großes Lob ertheilt werden kann. Und wenn hierbei noch in Betracht gezogen wird, daß der Componist 23 Jahre zählt, und eigentlich bisher als hochberühmter Pianist in der Oeffentlichkeit wirkte, so kann sich das Lob zum Preise erheben. Die Ausführung von Seiten Joachim's (dem das Quartett gewidmet ist) war eine ganz unübertreffliche, der Eindruck ein nachhaltiger.

Eine höchst interessante Erscheinung war auch Berlioz' Requiem, das Prof. Xaver Scharwenka in einem Wohlthätigkeitsconcert zum ersten Male in Berlin vorgeführt hat. Es ist bekannt, daß Berlioz von seinen ersten Versuchen als Componist an immer neue großartigere Klangeffecte erdachte, die nur durch größte Entfaltung der Orchestermassen hervorzubringen waren. Der Auftrag der französischen Regierung, ein Requiem zum Zwecke militärischer Leichenfeier zu componiren, bot ihm vollkommen Gelegenheit zu gleicher Zeit seine Ideen von Orchesterwirkungen auszuführen, und seinen eigenthümlichen religiösen Anschauungen Ausdruck zu geben. Er war nicht im kirchlichen Sinne ein frommer Katholik, aber er kannte keinen anderen Gottesdienst als den katholischen, und auf diesen sind die Formen der meisten Gesänge des Requiems gebaut. Den Inhalt modelte er nach seiner Weise, und wie er manche Textesworte auffaßte, davon gibt am besten seine orchestrale Anordnung Zeugniß: Neben den dreifach besetzten Streichinstrumenten und Bläsern acht Paar Pauken, und vier Seitenorchester nur aus Trompeten, Posaunen und Tuben bestehend. die bei der kirchlichen Feier in den Seitenschiffen, in Concerten in Logen und Gallerie vertheilt werden, und bei manchen Stellen plötzlich im Fortissimo hervortreten, um so zu sagen die Verkündigung des jüngsten Gerichtes darzustellen. Diese Art und Weise der Orchestration dürfte manchem Hörer und Beurtheiler als Effecthascherei erscheinen, besonders denen, die eben nach dem Maßstab protestantischer religiöser Musik urtheilen, und nicht daran denken, daß der katholische Gottesdienst in jeder Hinsicht mehr Entfaltung aller äußerlichen Mittel verlangt. Aber abgesehen von diesem wichtigen religiösen Gesichtspunkte, muß man vom rein musikalischen den Requiem Berlioz' viele großartige und originelle Momente zuerkennen. Daß auch Bedenkliches, Erzwungenes und Langgezogenes vorkommt, will ich ebenso wenig leugnen, als das viele Schöne, hoch Interessante und Eigenthümliche übersehen. Ich besitze einen Brief von Berlioz vom 10. Mai 1855; die Nachschrift lautet: Offenbar (évidemment) ist das Absurde das Wahre; wäre das Absurde nicht das Wahre, so hätte Gott eine Grausamkeit begangen, daß er in das menschliche Herz eine so große Liebe für das Absurde legte".

An diese Worte denke ich immer, wenn ich gewisse Stellen in Berlioz's Werken höre, freue mich dann um desto mehr an denen, wo er das wirklich Wahre so schön gedacht und ausgeführt hat.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

## Die Lenbach-Ausstellung.

Wenn die Herren von Meißel und Palette wüßten, welch' einen Hochgenuß es dem ernsthaften Kritiker gewährt, sich einmal in Demuth vor einem wahrhaft genialen Schaffen beugen, einmal rückhaltlos, ohne Ausstellung bewundern zu können, sie würden mit größerer Milde auf den „Kunstschreiber" herabsehen. Was Franz von Lenbach bei Schulte aus seinem Privatbesitz ausgestellt hat, ist das künstlerische Facit eines zwanzigjährigen mühen- und erfolgreichen Strebens. Niemals ist so klar vor Augen geführt worden, mit wie angestrengter Arbeit sich auch das gottbegnadete Genie durch das unausgesetzte Studium fremden Schaffens zur Originalität, zur absoluten Beherrschung aller Darstellungsmittel, zum Bewußtsein eigenartiger Vollkraft durcharbeitet.

Man hat Lenbach lange als Eklektiker bespöttelt, dem es vermöge eines gewissen Aneignungstalents gegeben war, à la Rembrandt, Tizian und Velasquez zu malen. Ein wenig Dunkelmalerei, ein bescheidener Zusatz von Staub, Schmutz und technischem Wissen, und der alte Meister war bis zur Täuschung fertig. Dabei blieb ein kleiner unerklärter Rest in der ästhetischen Wirkung seiner Hervorbringungen. Sie wirkten trotz aller archaistischen Kniffe absolut modern. Aus dem rembrandtesken Halbdunkel, aus der tizianischen Farbensattheit, aus dem zarten velasquez'schen Colorit sahen Gestaltungen heraus, so vollkräftig erfaßt, in ihrer ganzen Eigenart so restlos wiedergegeben, daß sie als Typen ihrer Zeit, als Produkte einer nur innerhalb unserer Culturepoche, unter ganz bestimmten Voraussetzungen möglichen Entwickelung dastanden. Das Studium der Stilarten hatte hier offenbar nur als Mittel zum Zweck gedient. Die verschiedenen Manieren in der Vertheilung von Licht und Schatten, in der Art des Farbenauftrages, in der Wahl des Colorits waren in den Dienst des einen Hauptzieles gestellt, der Individualität des Bildnisses gerecht zu werden, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und so der echten und einzigen Aufgabe des künstlerischen Portraits zu genügen.

Unter den mehr als dreißig Bildnissen der Schulte'schen Ausstellung ist nur ein einziges, in dem das antiquarische Interesse vorwiegt, das Portrait der Schwester des Künstlers. Hier hat es Lenbach genügt, einmal unter Benutzung einer gewissen Aehnlichkeit zu zeigen, daß man Rembrandt jedes Kunststück absehen, ihn bis zur Täuschung nachahmen kann. In wie weit dabei dem Darstellungsobject Zwang angethan worden, entzieht sich unserer Beurtheilung, jedenfalls ist die Aehnlichkeit der Manier untergeordnet. Ein gleiches, stilisirendes Streben macht sich, wenn auch nicht in demselben Maß, in dem Portrait der ungarischen Malerin Vilma Parlaghy bemerkbar. Das Fremdartige, Zigeunerhafte in der Erscheinung der Künstlerin ist absichtlich hervorgehoben, das Portrait zur Charakterfigur gesteigert, und das Ganze in ein phantastisches, tiefsattes, venezianisches Colorit getaucht.

Wenn man die Vielseitigkeit des Künstlers bewundern will, dann vergleiche man mit diesen kecken Improvisationen die discrete Wiedergabe der rothhaarigen Schönheit einer Helene von Dönniges oder die duftige Pastellstudie des lichtblonden Kopfes seiner jungen Gemahlin. Die zarten Umrisse des leise geneigten Hauptes, die feinen Profillinien sind wie hingehaucht, der Charakter milder Melancholie mit Vermeidung aller Sentimentalität eben nur angedeutet.

Zu voller Wirkung entfaltet sich das Genie Lenbachs in der Gestaltung des charaktervollen männlichen Kopfes. Hier ist seine Begabung geradezu schrankenlos. Jeder Typus ist ihm pinselgerecht, er erfaßt sein Object in irgend einem günstigen Moment und weiß ihn sofort unter Anwendung der einzig angemessenen Manier in das rechte Licht zu rücken. Ein frappantes Beispiel dieser künstlerisch bewußten Faustfertigkeit ist der an die besten Chargen von Franz Hals erinnernde Kopf des Münchener Malers Seitz. Unter voller Wahrung der Portraitähnlichkeit ist aus den jovialen Zügen des charaktervollen Künstlerkopfes ein in weinseliger Lust aufjubelnder Landsknecht herausgeschaffen. Wie wenig Lenbach unter der Herrschaft dieser Faustfertigkeit steht, das beweisen seine Gelehrten-, Dichter- und Musikerportraits. Die klassische Ruhe und Linienschönheit der Züge Paul Heyse's bedingt schon an sich eine vornehme, discrete Behandlung, aber geradezu erstaunlich ist es, welch' weise Selbstbeschränkung sich der Künstler in der Behandlung der charaktervollen Typen eines Richard Wagner und Franz Liszt auferlegt hat. Besonders von dem Erfinder der ewigen Melodie und der Zukunftsmusik dürfte kein zweites gleich ernstes, alles Theatralische und Reclamenhafte so ängstlich vermeidendes Portrait existiren. Die Studie zu dem Kopfe des geistlichen Clavirvirtuosen und verzogenen Lieblings der Damen hält sich vorwiegend an die äußeren Formen des charakteristischen Profils. Auch das Gebiet der fascinirenden Häßlichkeit gehört zu den mit Leichtigkeit beherrschten Domänen Lenbachs. Dafür zeugen die Portraits des Fürsten Lichtenstein, des Stiftspropstes Döllinger und des Bischofs Stroßmeyer.

Ein ganz eigenartiger Reiz liegt in den zahlreichen, mehr oder weniger ausgeführten Studien zu den Bildnissen historischer Persönlichkeiten. Lenbach ist der Bismarckmaler par excellence. Besonders die lesende Figur des Reichskanzlers athmet die ganze Frische eines mit kräftigen Pinselstrichen hingeworfenen Augenblicksbildes, wie es durch die bekannte Abneigung des Wiederherstellers des deutschen Reiches gegen „das Sitzen" geboten ist. Die beiden anderen Bismarckporträts halten sich ebenfalls innerhalb des ruhigen, gewissermaaßen privaten Ausdrucks, sie sind nicht so energisch auf das Wesentliche, Charakteristische hin gearbeitet, wie der durch den Kunsthandel weit verbreitete Herr von Varzin im Schlapphut, sie tragen auch nicht das vorwiegend historische Gepräge des Bildes in der Nationalgalerie. Zwei Studien zu einem Moltkeportrait, das eine in Pastell, das andere in Oel, zeigen den Schlachtendenker ohne Perrücke und machen uns mit den mächtigen und doch eleganten Formen eines Schädels bekannt, dessen Linien sich in den feinen, knappen Umrissen des Profils fortzusetzen scheinen. Ein Kniestück des Feldmarschalls in Oel dürfte aus einer Farbenskizze hervorgegangen sein, die ursprünglich nicht zu so weitgeführter Durcharbeitung bestimmt war.

Wesentlich anders in Auffassung und Stil wirken die beiden Bildnisse des grand old man Gladstone. Das Eine hält in der sichern Manier Holbeins die großen Linien des von tiefen Furchen durchzogenen Gesichtes fest, während das Andere die ganze Wucht der Charakteristik in die klaren, mit unübertrefflicher Lebenswahrheit aus der Leinwand herausleuchtenden Augen verlegt. Auch in dem Kaiserbild, einem Kniestück in sitzender Haltung, ruht der Hauptnachdruck auf dem milden, in den Erfahrungen zweier Menschenalter leise getrübten Blick der Augen. Tritt in den bisher erwähnten Portraits vorzugsweise die Persönlichkeit in den Vordergrund, so handelt es sich in dem Bildniß des Kronprinzen um eine Schöpfung von monumentaler historischer Bedeutung. Das Recken-hafte, in gesundem Kraftgefühl selbstbewußt Ruhende in der Figur des Erben des deutschen Kaiserthrones kommt nicht nur in der festen Pose mit aufgestütztem Commandostab zur Geltung, es drückt sich auch in der gleichmäßigen, alle Drücker vermeidenden Farbengebung aus. Die besten Friedrichsbilder von Pesne bringen eine annähernd gleiche Wirkung hervor.

Der große Reiz dieser dankenswerthen Ausstellung liegt in der Unmittelbarkeit des Einblicks, der uns in das Schaffen des ersten Portraitmalers unserer Zeit gewährt wird. All' diese Bildnisse sind ohne Rücksicht auf den Besteller und ein verehrliches Ausstellungspublikum im ernsten Streben nach dem vollen Erfassen bedeutender Persönlichkeiten im Atelier und für das Atelier geschaffen. Sie liefern ein geradezu unschätzbares Material für die Beurtheilung eines Künstlers, dessen reiche Begabung sich in nie erschlaffender Arbeit zu den höchsten Höhen der Kunst durcharbeitet. Sie sind gleichzeitig die kostbaren Bestandtheile einer Galerie berühmter Männer, wie sie sich selten im Besitze eines Einzelnen finden dürfte.

Georg Malkowsky.

## Notizen.

Verschollene Mär. Ein Novellencyclus von König Artus Tafelrunde. Von Villamaria. Mit Portrait der Verfasserin in Lichtdruck und 11 Abbildungen im Text. (Berlin, A. Haack.) — Als ein Buch für das Volk möchte Villamaria diese Sammlung angesehen wissen. Und in der That eignet sich wohl selten ein Stoff so gut zur novellistischen Erneuerung und zur Volkslectüre, wie die Erzählungen, die einst das Entzücken unserer Vorvorderen gewesen und die einen Wolfram von Eschenbach und einen Gottfried von Straßburg zu ihren großen Dichtungen begeistert haben. Die Romane von König Artus Tafelrunde sind aber längst vergessen und aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden. Nur die Gebildeten erhalten von ihnen durch die Literaturgeschichte eine Kunde. Es ist deshalb ein dankenswerthes Bemühen der genannten Verfasserin, die Sage vom Gral, die Geschichten von der Liebe Ginevra's zu Lanzelot und Isolde's zu Tristan, die Verzauberung Merlin's durch die hinterlistige Viviana und alle jene schönen Mären, die von Artus' Hofe künden, in einfacher und übersichtlicher Darstellung wieder einmal dem Volke zu erzählen, das auf diese Weise auch erst die Gestalten Lohengrin's und Parzival's verstehen lernen wird. Ueberall hat die Verfasserin das Volksthümliche herausgehoben, die fremden, späteren Bestandtheile von dem Sagenkerne abgestreift und das Menschliche, den modernen Leser Ergreifende in den Vordergrund gestellt. Wir glauben, daß sie auf solche Weise ihre Absicht erreicht und ein gutes Volksbuch geschaffen hat.

Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) — Eine Leuchte der Wissenschaft und Humanität, der verstorbene Wiener Professor v. Arlt, erzählt hier in schlichter, knapper Form die Erlebnisse seines langen Lebens, das er in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt hat. Mit welcher Bescheidenheit spricht der berühmte Operateur hier von seinen Erfolgen, seinen Werken, seinem ganzen aufopfernden Streben! Mit Recht hat der Herausgeber einige polemische Bemerkungen unterdrückt, welche leicht mißverstanden werden konnten, und Niemand wird ohne Rührung die lange Leidensgeschichte des mit dem Tode ringenden Mannes lesen, der bis zuletzt mit dem Augenspiegel Diagnosen machte. Da nicht nur helle Lichter auf den Charakter eines bedeutenden und liebenswerthen Menschen, sondern auch auf die Entwickelung der Augenheilkunde fallen, die neben Graefe Keiner so mächtig gefördert hat, als der aus dunklen Verhältnissen sich zu einer medicinischen Autorität emporringende Arlt, so mag die vorliegende Schrift ebensowohl den Augenärzten, die für das Werden des gegenwärtigen Zustandes der Ophthalmologie Interesse haben, als auch einem größeren Publikum empfohlen werden. Die Ausstattung ist eine dem Gegenstand angemessene gediegene.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Unsere Zeit.**

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

In 12 Monatsheften. Preis des Heftes 1 Mark.

Die Zeitschrift, von 1888 an vielfach umgestaltet, bildet zugleich ein Ergänzungswerk zum Conversations-Lexikon. Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

**In bedeutend erweiterter Form**
erscheint hier ins 1888 ohne Preisaufschlag:

**Kunstwart.**

Herausgeber: F. Avenarius.
Halbmonatsschrift, ¼jährl. 2½ Mark.

Reichhaltige Rundschau über **Dichtung, Theater, Musik, bildende Künste, Kunsthandwerk.** Unterstützt von **hervorragenden Sachkennern** Deutschlands, Oesterreichs u. d. Schweiz, vollständig **unabhängig**, durchaus **eigenartig**, allgemein **verständlich**, **vornehm** ausgestattet, **billig.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie [gleich Probenummern] unmittelbar vom:

**„Kunstwart-Verlag in Dresden".**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche rc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren rc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I. Operngasse 3.

**Neu erschienen!**

**Villamaria**

**Verscholl'ne Mär.**

Novellencyclus aus **König Artus Tafelrunde.** Mit 12 Text-Abbildungen und Titelbild der Verfasserin. 208 S. Elegant gebunden **3,50 M.** (Verl. v. **A. Haack, Berlin**).

**Für Kunstfreunde.**

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Siebenmal prämiirt mit ersten **Preisen**

**Violinen**

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.

**Gebrüder Wolff,**
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

**Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

Soeben erschienen und sind in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig:

**Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas (1799—1817).** Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg. Oktav. XVI u. 574 S. Eleg. brosch. ℳ 10.— Eleg. geb. ℳ 12.—

**Eicken,** Dr. Heinrich von, **Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.** Oktav. XVI u. 822 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

**Simonsfeld,** Dr. Henry, **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Mit Unterstützung der historischen Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zwei Bände. Oktav. XXXVIII u. 888 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 20.—

— „ — **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Eine historische Skizze. (Geschichtlicher Teil aus dem II. Band vorstehenden Werkes.) XI und 201 S. Eleg. brosch. ℳ 6.—

**Specht,** Franz Anton, **Gastmahle und Trinkgelage bei den Deutschen** von den ältesten Zeiten bis ins neunte Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. kl. Oktav. 61 S. Eleg. brosch. ℳ 1.20.

**Günthert,** Julius Ernst von, **Gedichte.** kl. Oktav. IV u. 173 S. Eleg. brosch. ℳ 2,25. Eleg. geb. ℳ 3.—

**Schack,** Adolf Friedrich Graf von, **Aus zwei Welten.** Erzählungen und Bilder. kl. Oktav. IV u. 433 S. Eleg. brosch. ℳ 4.— Eleg. geb. ℳ 5.—

**Schack,** Adolf Friedrich Graf von, **Walpurga. Der Johanniter.** Zwei Trauerspiele. kl. Oktav. 195 S. Eleg. brosch. ℳ 2.25. Eleg. geb. ℳ 3.—

**Roscher,** Wilhelm, **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XII u. 864 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

**Finanz-Archiv.** Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. Georg Schanz. Vierter Jahrgang. II. Band. Oktav. VIII u. 619 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

**Dehio,** G., u. **Bezold,** G. v., **Die kirchliche Baukunst des Abendlandes.** Historisch und systematisch dargestellt. 2. Lieferung. 10 Bogen Text mit einem kartonnierten Atlas in Folio von 39 Tafeln. ℳ 20.—

**Luise, Königin von Preußen.** Unter Mitwirkung von **W. Wagner** bearb. von Dr. phil. **R. Carl u. Karl Fr. Pfau.** Eleg. geb. ℳ 7,50.

Die beste Lebensschilderung der Königin Luise. Ein Volks- und Familienbuch im wahrsten Sinne des Wortes. Zu Weihnachten eins der edelsten Geschenkbücher für Söhne und Töchter. Vorräthig in jeder Buchhandlung; auch zu beziehen direkt von der Verlagshandlung.

Leipzig. **Karl Fr. Pfau.**

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

**Um den Namen.**

Roman

von

**Alexander Baron v. Roberts.**

1 Bd. 8°.

Preis eleg. broch. M. 5.—, in Originalbd. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.


Hierzu zwei Beilagen von F. A. Brockhaus und Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 14. Januar 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Alters- und Invalidenversicherung und der Volkswirthschaftsrath. Von Fritz Kalle, M. d. R. — Rußland in Europa. Das Ziel der russischen Regierungspolitik. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Aus der Autographenmappe des Letzten vom „Jungen Deutschland". Von Adolph Kohut. — Zur neueren deutschen Geschichtsschreibung. Von G. Walther. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Notizen. — Inserate.

### Die Alters- und Invalidenversicherung und der Volkswirthschaftsrath.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

Der leitende Gedanke bei der ganzen Arbeiterversicherungsgesetzgebung ist der, die Lohnarbeiter in ihrer materiellen Existenz zu sichern für den Fall der Erwerbslosigkeit in Folge zeitweiliger oder dauernder Störung der Arbeitskraft. Ein schrittweises Vorgehen war dabei kaum zu vermeiden. Die Versicherung gegen alle hier in Frage kommenden Fälle erfordert beträchtliche, im voraus nicht genau zu berechnende Mittel. Nahm man zu viel auf einmal auf, so rief man eine Opposition wach, die möglicherweise jeden Fortschritt verhindert hätte, oder aber, man lief Gefahr, die Arbeitgeber in ihrer Concurrenzfähigkeit zu schädigen, was dann naturgemäß auf die Arbeiter zurückgewirkt hätte und deren Unzufriedenheit noch vermehrt haben würde. Ob die Art und Weise, in der man bisher vorgegangen, die Reihenfolge der Schritte, die richtige war, bleibe dahingestellt, wir haben den bestehenden Zustand als etwas Gegebenes zu nehmen und lediglich zu untersuchen, was auf dem nunmehr in Angriff zu nehmenden Gebiete geschehen muß, nachdem — was selbstverständliche Vorbedingung ist — die noch bestehenden Lücken auf dem Gebiete der Kranken- und Unfallversicherung ausgefüllt sind. Zunächst handelt es sich um die Frage, ob man die Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung gleichzeitig, oder einstweilen nur die Alters- und Invalidenversicherung in's Leben rufen soll. Die Denkschrift zu den „Grundzügen" spricht sich hierüber folgendermaßen aus:

„Die gleichzeitige Regelung der Wittwen- und Waisenfürsorge wäre zwar erwünscht; es empfiehlt sich jedoch, diesen Theil der socialpolitischen Gesetzgebung zunächst noch nicht in Angriff zu nehmen, um zuvor durch die bei der Durchführung der Alters- und Invalidenversicherung zu sammelnden Erfahrungen zu einem zutreffenderen Urtheile unter Anderem auch darüber zu gelangen, ob die Industrie und die anderen in Betracht kommenden Berufszweige die mit der Wittwen- und Waisenversorgung nothwendig verknüpfte erhebliche Mehrbelastung zu tragen im Stande sind. Ueberdies ist für Wittwen und Waisen durch eine Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten, wenn auch nicht ausreichend, so doch einigermaßen gesorgt. Auch werden nach dem Inslebentreten der Invalidenversicherung diejenigen Anstalten, welche gegenwärtig genöthigt sind, ihre Mittel durch Unterstützung von Invaliden neben Wittwen und Waisen zu zersplittern, voraussichtlich dazu übergehen, den letzteren eine erhöhte Fürsorge zuzuwenden, weil die Invaliden ihrer Fürsorge dann nicht mehr im gleichen Maße bedürftig sein werden."

Es sei mir gestattet einige zum Theil auch im Volkswirthschaftsrath zum Ausdruck gebrachte weitere Erwägungen hinzuzufügen.

Geht man von der Ansicht aus, daß die Hülfe zuerst gebracht werden muß, da, wo die Zahl der Nothleidenden am größten, die Noth am drückendsten ist, so erscheint die Wittwen- und Waisenversicherung allerdings als noch dringlicher wie die Alters- und Invalidenversicherung.

Nach der 1884 veröffentlichten Armenstatistik von 67 deutschen Städten kommen auf $23^1/_3$ Procent dauernd unterstützte Männer $76^2/_3$ Procent dauernd unterstützte Frauen und aus einer Zusammenstellung, die ich speciell für meinen Wohnort Wiesbaden machte, geht hervor, daß die Ausgabe der städtischen Armenverwaltung für dauernde Unterstützung von verwittweten Familienmüttern und Ganzwaisen weit mehr wie doppelt so viel beträgt als die für Familienväter. Dazu kommt, daß bei Wittwen und Waisen die Baarunterstützung meist unvermeidlich ist, während der invalide Arbeiter, der lange in demselben Dienste war, von seinem Arbeitgeber häufig noch mit leichterer Arbeit beschäftigt wird. Die humaneren Arbeitgeber fühlen sich zu solcher Rücksicht gegenüber ihren älteren Gehülfen sogar moralisch verpflichtet und so kommt es, das diejenigen großindustriellen Etablissements, welche eine einigermaßen ständige Arbeiterschaft haben, ihre Leute zum bei weitem größten Theile bis zu ihrem Lebensende erhalten. Als ich vor einigen Jahren innerhalb der chemischen Industrie eine freiwillige Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung anregte, erhielt ich von sehr vielen Genossen die Antwort, sie hätten überhaupt keine Invaliden, die sie der öffentlichen Armenpflege anheim fallen ließen, sie beschäftigten ihre nicht mehr zu den gewöhnlichen Fabrikarbeiten verwendbaren Leute als Portiers, Platzmeister u. s. w.

Mit Einführung der Invalidenversicherung wird unzweifelhaft bei den Arbeitgebern das Gefühl, daß sie gebunden seien, ihre im Dienst invalid gewordenen Leute, wenn auch mit Opfern, weiter zu beschäftigen, sehr schwinden. Viele, die jetzt noch leichte Arbeiten verrichten, werden später ganz feiern, zum Nachtheile der Gesammtheit wie zum eigenen Nachtheile. Je niedriger die Pension, desto niedriger wird allerdings die Zahl derjenigen Arbeiter sein, die sich zur Invaliderklärung drängen, desto größer wird dagegen die Unzufriedenheit der Pensionäre sein, die ohne die gewohnte nützliche Beschäftigung, sich im Mißmuth über ihre schlechte Lage verzehren.

Erscheint somit die Invalidenversicherung weniger dringlich und sogar nach gewissen Richtungen hin nicht unbedenklich, so ist es doch klar, daß nach dem Gang, den bisher die Versicherungsgesetzgebung genommen hat, Wittwen- und Waisen-

Digitized by Google

versicherung ohne Invalidenversicherung undenkbar ist. Der rein humanitäre Gesichtspunkt ist eben bisher nicht allein maßgebend gewesen, die Rücksicht auf Leistung und Gegenleistung und auf die Größe der durch die Versicherung bedingten Geldopfer gaben den Ausschlag.

Das Krankenkassengesetz behandelt den verheiratheten Arbeiter kaum anders als den Unverheiratheten und wenn wir bei dem Unfallversicherungsgesetz eine größere Rücksichtnahme auf die Familie des Verunglückten finden, so ist das wesentlich auf den Umstand zurückzuführen, daß dieses Gesetz sich aus dem Haftpflichtgesetz mit seiner Voraussetzung der Verschuldung des Unfalls durch den Arbeitgeber entwickelte. Selbst beim Staate und bei den Gemeinden, bei denen das Verhältniß zu ihren Beamten ein viel festeres ist als bei privaten Arbeitgebern ihren Arbeitern gegenüber, wird eine Pflicht für die Familien der Beamten einzutreten, nur in geringerem Grade, zum Theil gar nicht anerkannt. Die Versorgung des erwerbsunfähig gewordenen Arbeiters ist eben das Näherliegende, dasjenige für das der Arbeitgeber in erster Linie beizutragen verpflichtet erscheint. Kann also die Versorgung von Invaliden, Wittwen und Waisen nicht gleichzeitig vorgenommen werden, so wird man trotz der vorhin angeführten Gegengründe doch mit der Invalidenversicherung beginnen. Man wird dabei aber festhalten müssen, daß die Wittwen- und Waisenversicherung baldmöglichst nachzufolgen hat, wie dies auch im Volkswirthschaftsrath regierungsseitig mehrfach betont wurde.

Auf den in jener Körperschaft gegen die Alters- und Invalidenversicherung erhobenen Vorwurf, daß dadurch der Spartrieb der Arbeiter geschädigt werde, wie auf ähnliche Einwände der grundsätzlichen Gegner unserer Socialpolitik gehe ich hier wie anderwärts nicht näher ein, da sie nur von einem einzigen Mitgliede des Volkswirthschaftsraths vorgebracht wurden und ihre Unfruchtbarkeit jedem Unbefangenen ohnehin einleuchtet. Es liegt doch auf der Hand, daß gerade der jetzige Zustand dem Sparen der Arbeiter hinderlich ist. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie soviel zu ersparen vermögen, daß sie auch bei länger andauernder Erwerbsunfähigkeit auf den Beistand der öffentlichen Armenpflege verzichten können, ist eine sehr geringe. Rufen sie diese aber an, so haben sie umsonst gespart, denn nach Lage der zur Zeit gültigen Gesetzte tritt die Armenpflege erst ein, wenn alle Ersparnisse aufgezehrt sind. Erwirbt dagegen der Arbeiter einen Rechtsanspruch auf eine kleine Rente, so wird sein Streben naturgemäß dahin gehen, soviel dazu zu sparen, daß er im Bedarfsfalle seine gewohnte Lebenshaltung einigermaßen aufrecht halten kann.

Ich wende mich zur Erörterung der wichtigsten Punkte der „Grundzüge“ und zwar in der Reihenfolge, in der sie dort hervortreten. Die erste Frage, auf die man stößt, ist die nach dem Umfang der Versicherung. Die „Grundzüge“ stellen die Versicherung sämmtlicher gegen Lohn arbeitenden Personen des Arbeiterstandes, männlichen wie weiblichen — im Ganzen etwa zwölf Millionen — als Ziel hin und begründen diese weite Ausdehnung mit dem häufigen Orts- und Berufswechsel der Arbeiter. Außerdem wird dem Bundesrath vorbehalten, die Versicherungspflicht auch auf selbständige Gewerbetreibende der Hausindustrie auszudehnen.

Auch im Volkswirthschaftsrath wurde beinah ausnahmslos zugestanden, daß die Versicherung möglichst auszudehnen sei und es wurden hier sogar, über die Regierungsvorlage hinausgehend, von der Mehrheit verlangt, daß auch Betriebsunternehmer, welche nicht regelmäßig wenigstens einen Lohnarbeiter beschäftigen, zu versichern seien. Nur in sofern glaubte die Mehrheit des Volkswirthschaftsraths ein Abweichen von den „Grundzügen“ empfehlen zu sollen, als sie verlangte, daß die Versicherungspflicht erst von vollendetem 16. Lebensjahre an beginne und daß durch Bundesrathsbeschluß bestimmt werde, „daß und in wie weit vorübergehende Dienstleistungen nicht als Beschäftigung im Sinne des Gesetzes angesehen werden.“

Ueber die letzterwähnte Forderung gehe ich mit Stillschweigen hinweg, ich betrachte sie ebenso wie den erwähnten Regierungsvorschlag, dem Bundesrath die Ausdehnung auf die Hausindustrie vorzuhalten, lediglich als Abschiebung einer Schwierigkeit, die man selbst nicht zu bewältigen vermag.

Den beiden andern Zusätzen des Volkswirthschaftsraths kann man zwar eine gewisse Berechtigung nicht bestreiten, man wird sich aber kaum ganz mit denselben einverstanden erklären dürfen. Die Feststellung einer Altersgrenze für den Beginn der Versicherungspflicht hat etwas für sich, die Herauslassung von Kindern, die ausnahmsweise während der Schulferien oder stundenweise während der Schulzeit gegen eine kleine Vergütung insbesondere in der Landwirthschaft beschäftigt werden, vereinfacht die Ausführung des Gesetzes, ich meine aber, man sollte nicht das 16., sondern das 14. Jahr, also das Alter in dem im Allgemeinen nach Absolvirung der Schule die regelmäßige Lohnarbeit beginnt, als Grenze annehmen. Die Berufung auf die Gewerbeordnung, die erst dem sechzehnjährigen Arbeiter die volle Freiheit in Bezug auf Verwerthung seiner Arbeitskraft einräume und auf den Umstand, das jugendliche Arbeiter einen geringeren Lohn beziehen, scheint mir nicht durchschlagend. Ich erblicke in der sofortigen Heranziehung der in die regelmäßige Lohnarbeit tretenden jungen Leute ein wichtiges erzieherliches Moment und meine, daß gerade die ganz jungen Leute noch verhältnißmäßig am leichtesten etwas von ihrem Lohn entbehren können. Für die Versicherungskassen selbst aber fallen Beiträge von 2 Jahrgängen, bei denen Invalidisirungen kaum vorkommen, natürlich sehr ins Gewicht. Daß die ganz kleinen Handwerksmeister durchschnittlich kaum besser, zum Theil schlechter stehen als gut gelohnte Fabrikarbeiter und Gesellen ist nicht zu leugnen und es wäre daher gewiß erwünscht, daß auch sie der gleichen Wohlthaten wie die letzteren theilhaftig würden. Will man sie aber doppelte Beiträge (d. h. Arbeiter- und Arbeitgeberbeiträge) zahlen lassen — und ohne das geht es doch nicht — so würden sie sich wahrscheinlich alle, besonders aber die schlechtest Gestellten, auf das Entschiedenste gegen die Auflegung des Versicherungszwanges verwahren.

Bezüglich des zweiten principiell wichtigen Punktes, der Frage ob Renten- oder Capitalversicherung, bestand vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten bei Volkswirthschaftsrath und Regierung. Und in der That, wenn man erwarten darf, daß die Wittwen- und Waisenversicherung folgen wird, gebührt der Versicherung einer Rente unbedingt der Vorzug, denn die Gefahr, daß ein dem Invaliden ausgezahltes Capital durch Unerfahrenheit oder Leichtsinn verloren geht, ist wie die Erfahrungen der Unfallversicherungsgesellschaften lehren, leider sehr groß.

Auch bezüglich der Aufbringung der Beiträge zu gleichen Theilen durch Arbeiter, Arbeitgeber und Reich stand die überwiegende Mehrheit des Volkswirthschaftsraths auf dem Boden der Regierungsvorlage, doch verlangte man allgemein, daß das Reich nicht die Sonderstellung einnehme, welche ihm die „Grundzüge“ vorbehalten, sondern daß es ebenso wie die beiden anderen Factoren an den Verwaltungskosten theilnehme und seine Beiträge nicht nach dem Bedarf des Vorjahres leiste, sondern wie Arbeiter und Arbeitgeber feste Prämien zahle. Und es läßt sich auch in der That, wenn man einen Vertheilungsmaßstab aufstellen will, der später für die Wittwen- und Waisenversicherung gültig bleibt, kaum eine gerechtere Vertheilnng wie die zu drei gleichen Antheilen finden. Der Arbeiterbeitrag, der geringer ist als der der Knappschaftsmitglieder ($^1/_3$ statt $^1/_2$), ist durchaus nöthig, um die Versicherten materiell dafür zu interessiren, daß die Kassen nicht mißbraucht werden. Sie sind weit besser über die Verhältnisse ihrer Genossen unterrichtet als alle Beamte, Aerzte und sonstigen Controlpersonen und wird ihre Entscheidung williger entgegengenommen als die außerhalb der Arbeiterkreise Stehender. Der Reichsbeitrag, den ich bei der Unfallversicherung bekämpfte, weil thatsächlich schon sehr viele Industrielle die betreffenden Kosten freiwillig allein trugen und weil die Ausgabe verhältnißmäßig gering ist, erscheint bei der Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung vollkommen gerechtfertigt. Die Kranken- und Unfallversicherung durch die Arbeitgeber und Arbeiter führt schon zu einer gewissen Entlastung der öffentlichen Armenver-

Digitized by Google

bände; den Interessenten alle durch sie entstehenden, bisher von der Gesammtheit aller Bürger getragenen Lasten aufbürden und sie außerdem die gleichartigen Lasten, die durch andere Berufsklassen entstehen, mit tragen zu lassen, wäre unbillig. Nun sind ja allerdings die die Versorgung der erwerbsunfähigen Armen Tragenden nicht der Staat oder das Reich, sondern die Gemeinden und größeren communalen Verbände, diese letzteren sind aber hierbei nur die Organe des Staats. Heißt es doch im Preußischen Allgemeinen Landrecht Theil II, Tit. 19, § 1:

„Dem Staate kommt es zu für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen und denselben auch von Personen, welche nach den Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können."

Aus Gründen der Zweckmäßigkeit empfiehlt es sich wohl, daß den communalen Organisationen derjenige Theil der Armenpflege zugewiesen wird, der eine für den Staat undurchführbare Controle erfordert; für die Fälle leicht festzustellender, dauernder Hülfsbedürftigkeit (also insbesondere für die Wittwen- und Waisenversorgung) sollte jedoch eigentlich der Staat eintreten oder jetzt das Reich. Das Reich ist es, welches auch von den vermögenslosen Lohnarbeitern Vortheil zieht, denn diese nehmen Theil an der nationalen Production, stellen Vaterlandsvertheidiger und tragen zu den indirecten Steuern bei, den Gemeinden dagegen kosten die Arbeiter in der Regel mehr, als sie steuerlich aufbringen.

Einer der bestrittensten Punkte der „Grundzüge" war der Vorschlag als Beiträge feste Prämien zu erheben, die so zu bemessen sind, daß sie eine entsprechende Rücklage zum Reservefonds, die Verwaltungskosten und den Capitalwerth der der Versicherungsanstalt durch Renten voraussichtlich erwachsenden Belastung decken. (Um der Einfachheit wegen will ich dies Verfahren als „Deckungsverfahren" bezeichnen.) Das Plenum des Volkswirthschaftsraths nahm allerdings diesen Vorschlag im Princip mit erheblicher Mehrheit an, der permanente Ausschuß aber hatte sich vorher — und zwar auch mit nicht unbeträchtlicher Mehrheit — für das Umlageverfahren, beziehungsweise für die Erhebung eines nach den Jahreskosten bemessenden Beitrags entschieden.

Die Denkschrift zu den „Grundzügen", gibt allerdings in ihrer Begründung der Forderung des Umlageverfahrens für den Reichsbeitrag den Gegnern des Deckungsverfahrens geradezu Waffen in die Hand, denn wenn es richtig wäre, daß die bei Annahme des Deckungsverfahrens für das Reich von diesem jährlich zu zahlende Summe den Cours der Werthpapiere steigern und den Zinsfuß in bedenklicher Weise herabdrücken würde und wenn selbst die Reichsregierung für ihr angesammeltes Capital Verluste besorgt, so gälte dies in doppeltem Maße für die von Arbeitern und Arbeitgebern aufzubringenden Beträge. Auch der bei der Unfallversicherung für das Umlageverfahren angeführte Grund, man dürfe der Privatwirthschaft keine Capitalien entziehen, die dort einen höheren Ertrag brächten und der Schaffung neuer Anlagen dienen könnten, wurde wieder in's Gefecht geführt. Endlich wurden von Vertretern der Landwirthschaft im Volkswirthschaftsrath wiederholt gegen die Höhe der in den „Grundzügen" in Aussicht genommenen Beiträge Bedenken erhoben. Auf letztere gehe ich jedoch nicht ein, weil sie sich weniger gegen das Princip des Deckungsverfahrens richteten, als dagegen, daß die Landwirthschaft im Verhältniß zu anderen Wirthschaftszweigen zu hohe Beiträge zu leisten haben würde. Ich muß gestehen, daß der erste der eben gegen das Deckungsverfahren der „Grundzüge" angeführten Bedenken auch auf mich anfangs einen gewissen Eindruck machte und ich geneigt war, wenn auch nicht für das Umlageverfahren einzutreten, so doch für niedrigere Prämiensätze als die Regierung sie vorschlug. Je eingehender ich mich aber mit der Sache befaßte, je mehr regierungsseitig Einblicke in die Rechnungsgrundlagen verstattet wurden, desto mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Capitalansammlung sich nicht annähernd so rasch vollziehen und nicht so bedeutend sein werde als man allseitig glaubte. Würde die in den „Grundzügen" vorgesehene Carrenzzeit von 5 Jahren streng eingehalten, so würde ja allerdings, wenn man die Durchschnittsprämie so hoch bemißt, wie sie nach den neueren Berechnungen der Versicherungs-Mathematiker sein müßten (der vom Volkswirthschaftsrath für die ersten 5 Jahre gegriffene Satz von 3 Mk. 60 Pf. für jeden der drei beitragenden Factoren ist ein sich diesen Berechnungen einigermaßen nähernder Compromißsatz), in den betreffenden 5 Jahren schon ein Capital von etwa $^1/_2$ Milliarde angesammelt, bei der milden Auffassung, die bei Regierung wie Volkswirthschaftsrath obwaltete, eine Auffassung, die ich meinerseits keineswegs bekämpfe, wird die Carrenzzeit aber beinahe illusorisch werden; es werden von vornherein massenhafte nicht zurückzuweisende Rentenansprüche erhoben werden. Und diejenigen alten Arbeiter, die während der Carrenzzeit noch zurückgehalten werden können, die kommen nach Ablauf derselben und da sie aber nicht wie das später der Fall sein wird, durchschnittlich über 35 Jahre Beiträge aufbrachten ehe sie invalid wurden, sondern nur 5, 6, 7, 8 Jahre, so wird eine so starke Inanspruchnahme der Kassen erfolgen, daß möglicherweise die Summen die zur Anlage kommen, wesentlich reducirt werden, so daß durch deren Anlage der Cours der Werthpapiere kaum gesteigert, der Zinsfuß nicht merkbar gedrückt wird (wenn gleich die volle Pension von 250 Mk. bezahlt würde, so bliebe sogar meiner Ueberzeugung nach nichts zur Anlage übrig). Das zweite gegen das Deckungsverfahren angeführte Bedenken, das Capital könne verloren gehen, ist kaum ernst zu nehmen, wollte man dasselbe überall als maßgebend betrachten, so würde nicht nur bald jede Versicherung aufhören, die Menschen würden auch nicht mehr sparen und es würden Zustände eintreten, die ich nicht weiter auszumalen brauche. Das fernere Bedenken aber, daß man das Erwerbsleben durch Entziehung so großer Capitalien schädige, ist mir — von nationalökonomisch gebildeten Leuten ausgesprochen — geradezu unverständlich. Müssen denn die Capitalien, wenn sie Zinsen tragen sollen, nicht wieder in Umlauf gebracht werden? Und selbst wenn sie theilweise nicht der Güterproduction zugewandt würden, wäre dies ein Schaden für das Erwerbsleben? Leidet denn letzteres an Capitalmangel, genügen unsere Anlagen nicht für eine der Consumtion entsprechende Production? Nach der Darstellung des Referenten des Ausschusses im Volkswirthschaftsrathe hätte man es meinen sollen. In Wirklichkeit liegt aber das Verhältniß gerade umgekehrt, die schwere wirthschaftliche Krise, unter der wir seit einer Reihe von Jahren leiden, ist in erster Linie Folge der Ueberproduction.

Erscheinen somit alle Einwände gegen das Deckungsverfahren als wenig durchschlagend, ja zum Theil als ungerechtfertigt, so lassen sich andererseits die ernstesten Bedenken gegen das Umlageverfahren erheben. Es ist nicht nur ein Unrecht gegen spätere Generationen, diesen zu ihren eigenen Lasten auch noch einen Theil der von uns eingegangenen Verpflichtungen aufzubürden, ein um so größeres Unrecht als im ersten Menschenalter nach Inkrafttreten des Gesetzes die invalid werdenden Arbeiter schon so wie so nach viel kürzerer Beitragszeit in den Besitz der Invalidenrente treten werden als später, sondern es würde auch die ganze socialpolitische Wirkung des Gesetzes in Frage gestellt, wenn man sich nach kurzer Zeit gezwungen sähe, die Beiträge von Jahr zu Jahr zu erhöhen. Schon bei vielen Arbeitgebern würde dies Mißstimmung erregen, bei den Arbeitern aber geradezu Erbitterung. Halten wir uns für unfähig die Kosten des Deckungsverfahrens zu tragen, so verzichten wir lieber überhaupt auf weitere Durchführung der Arbeiterversicherung und beschränken uns auf den Ausbau der Kranken- und Unfallversicherung. Woher wissen wir denn, ob unsere Nachkommen auch nur so viel leisten können als wir? Und da wollen wir, weil wir uns für unfähig halten, die Kosten für unsere eigenen Invaliden zu tragen, sie soweit auf die Zukunft abschieben, daß die Beiträge, nach 50, 60 Jahren etwa doppelt so hoch werden, als sie es sein würden, wenn man gleich von vorne herein den richtigen stets gleich bleibenden Beitrag (abgesehen von Correcturen zur Ausgleichung der bei den ersten Berechnungen aus Mangel an statistischen Unterlagen untergelaufenen Fehler) erhoben worden wäre?

Digitized by Google

Ich habe die Einführung des Umlageverfahrens bei dem Unfallversicherungsgesetz so lange wie möglich bekämpft und bin noch heute der Ueberzeugung, daß man damals einen Fehler machte, für geradezu unverzeihlich würde ich es halten, wenn die Gesetzgeber, dem Drängen einiger einflußreicher, zum Theil von egoistischen Motiven geleiteten Interessenten folgend, auch für die Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung das Deckungsverfahren opfern würden. Ganz besonders leichtsinnig wäre dies, wenn die Berufsgenossenschaften oder ähnliche Organisationen, deren finanzielle Leistungsfähigkeit nicht für alle Zeiten absolut feststeht, zu Trägern der Versicherung gemacht werden sollen. Liegt auch nur eine entfernte Möglichkeit vor, daß die Sicherheit leiden könnte, so muß unbedingt dafür gesorgt werden, daß bei Eintritt der Krise wenigstens die Fortzahlung der Renten der bereits invalidisirten Arbeiter aus dem angesammelten Capital gesichert ist.

Bezüglich der Höhe der Rente bestimmen die Grundzüge bekanntlich, daß die — normal — frühestens nach fünfjähriger Carrenzzeit zu gewährende Invalidenrente für Männer bei regelmäßigem Beitrag mindestens 120 Mk. jährlich betragen und nach 15 Beitragsjahren für jedes vollendete weitere Beitragsjahr um 4 Mk. jährlich bis zum Höchstbetrage von 250 Mk. jährlich steigen soll. Diejenigen männlichen Arbeiter, welche das 70. Lebensjahr vollendet und mindestens 30 Jahre regelmäßig Beiträge geleistet haben, sollen, auch wenn sie noch erwerbsfähig sind, Anspruch auf eine Altersrente von 120 Mk. jährlich haben. Für weibliche Arbeiter sollen, wie die Beiträge, so auch die Renten, zwei Drittel so hoch sein, wie für männliche. Bei nicht bis zum Eintritt in die Rente regelmäßig fortgesetzter Beitragsleistung, wird nach Ziffer 12 der „Grundzüge" die Rente „nur nach dem Werthe der thatsächlich geleisteten Beiträge" berechnet „und zu diesem Zweck nach den von dem Reichsversicherungsamt hierüber aufzustellenden Tarifen um den Versicherungswerth des Ausfalles an Beiträgen" ermäßigt. Demnach würde also z. B. ein Mädchen, das vom 16. bis 22. Jahre als Fabrikarbeiterin, oder als Dienstbote beschäftigt war, falls es im 22. Jahre vollständig erwerbsunfähig würde, lebenslänglich 80 Mk. Rente beziehen, während dieselbe Person, wenn sie nicht in dem angegebenen Alter invalide würde, sondern aus der Kasse ausschiede, etwa um einen eigenen Hausstand zu führen und dann nach 40 Jahren invalid würde, auf Grund ihrer Beiträge zwischen dem 16. und 22. Jahre zwar eine Invalidenrente beanspruchen könnte, aber nicht die volle Rente von 80 Mk., sondern nur einen Bruchtheil hiervon.

Im Volkswirthschaftsrath wurde von mehreren Seiten auf die Nachtheile gleicher Renten für hoch- und niedrig gelohnte Arbeiter hingewiesen und speciell von einem Arbeitervertreter beantragt, die Sätze der „Grundzüge" nur für diejenigen Berufsgenossenschaften gelten zu lassen, welche die niedrigsten Durchschnittslöhne haben. Für die Berufsgenossenschaften mit höheren Durchschnittslöhnen aber die Renten (und natürlich auch die Beiträge) entsprechend zu erhöhen.*)

Die Rentenbemessung bilder den Ausgangs- und Kernpunkt der ganzen Sache. Ein Fehlgriff an dieser Stelle vernichtet jede Aussicht auf eine günstige socialpolitische Wirkung des Gesetzes, verstärkt die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen, statt sie auszusöhnen. Die Fragen nach dem Träger der Kassen, nach der Art und Weise der Durchführung der Versicherung, nach Organisation und Verfahren, so wichtig sie erscheinen, sind doch von verschwindender Bedeutung gegenüber der Cardinalfrage: Wie sind die Renten zu bemessen, um dem Bedürfniß überall in entsprechender und dem Billigkeitsgefühl des Volkes genügender Weise gerecht zu werden? Letzteres ist der Zweck, alles Uebrige ist nur Mittel und muß dem Zweck untergeordnet werden.

*) Das Protokoll der betreffenden Sitzung enthält ein Mißverständniß, das ich leider richtig zu stellen vergaß. Ich habe mich nicht gegen den oben angeführten Antrag ausgesprochen, ich habe nur bemerkt, daß ich meine eigenen, dieselbe Absicht verfolgenden Gedanken nicht zu Anträgen formulire, weil ich — ohne Aussicht durchzudringen — die Berathungen des Volkswirthschaftsrathes nicht unnöthig aufhalten wollte.

Daß man die Einrichtungen so macht, daß der Zweck auf die einfachste Art erreicht wird, versteht sich von selbst. Soweit geeignete Institutionen bereits bestehen, wird man sich ihrer natürlich bedienen, niemals aber wird man für den neuen Zweck weniger geeignete Institutionen um ihrer selbst willen als Mittel benutzen dürfen, wenn sich das Ziel auf andere Weise besser erreichen läßt. Ich bin dafür, daß man den für die Unfallsversicherung gebildeten Berufsgenossenschaften auch die Durchführung der Alters- und Invalidenversicherung überträgt, weil ich glaube, daß sich hierdurch der Zweck verhältnißmäßig vollständig und leicht erreichen läßt. Findet sich aber, daß eine anderweite Organisation geeigneter ist, so werde ich mich keinen Augenblick besinnen, mich für letztere zu entscheiden, trotzdem ich die Ueberzeugung habe, daß dann die Berufsgenossenschaften bald ganz eingehen werden, da man dahin drängen wird, die relativ unbedeutende Unfallversicherung an die viel mehr Kräfte und Mittel in Anspruch nehmende Alters-, Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung anzuschließen. Auch ein starker Widerstand der Berufsgenossenschaften selbst würde mich bestimmen, nach einem anderen Träger zu suchen, denn widerwillig arbeitende Ausführungsorgane würden dem Zweck schlecht dienen.

Eine Rente, die nicht in einem gewissen Verhältniß zu den früheren Einnahmen des Rentners steht, die ihn, wie die Denkschrift zu den „Grundzügen" voraussieht, hinaustreibt aus dem bisherigen Wohnorte, wird in großen Kreisen tiefgehende, dauernde Mißstimmung erregen. Aber nicht nur das — eine lediglich nach der Beitragszeit wachsende Einheitsrente wird, selbst wenn sie so niedrig gestellt wird, wie in den „Grundzügen" vorgesehen, für die schlecht gelohnten Arbeiter einzelner Productionszweige in gewissen Gegenden, relativ zu hoch sein, d. h. sie wird die vom volkswirtschaftlichen, wie vom socialpolitischen Standpunkte bedenkliche Folge haben, daß Leute, die noch arbeitsfähig sind, sich zur Anerkennung als Invalide drängen, ohne daß man in der Lage wäre, sie zurückzuweisen. Hat man doch im Saarbrücker Knappschaftsbezirk mit seinen hohen Löhnen die Erfahrung gemacht, daß bei einer durchschnittlichen Invalidenpension von 320 Mk. die Zahl der Invaliden schon merkbar über das normale Maß hinaus wuchs. Man täusche sich überhaupt nicht über die Wirkung des arbiträren Momentes, das der Invalidenversicherung im Gegensatze zur Wittwen- und Waisenversicherung anhaftet. Bei nicht ganz vorsichtiger Bemessung der Invalidenpension kann dies Moment, auch wenn man den erwiesenen Mißbrauch mit Strafe bedroht, zu Consequenzen führen, die alle Berechnungen der Versicherungsmathematiker über den Haufen werfen.

Die Invalidenpension muß meiner Ueberzeugung nach unbedingt in einem gewissen Verhältniß zu den früheren Lebensgewohnheiten des Invaliden und zu den Kosten der Lebenshaltung in seinem Wohnort stehen, also zum Lohn, in welchem diese beiden Factoren Ausdruck finden. Daß die Berücksichtigung der Lohnhöhe neben der Beitragszeit die Berechnung schwieriger macht, ist zuzugeben, doch wäre auch diese Schwierigkeit nicht unüberwindlich.

Aber ist es denn überhaupt nöthig auf die Beitragszeit Rücksicht zu nehmen, kann man nicht die Rente lediglich nach dem zuletzt verdienten Lohn bemessen und gestaltet sich dann die Berechnung nicht eben so einfach und vielleicht noch einfacher als nach dem von der Regierung vorgeschlagenem System? Die Bemessung der Rente nach der Dienstzeit ist ja allerdings bei den bisher gezahlten Beamtenpensionen allgemein üblich gewesen, dort liegen aber auch die Verhältnisse ganz anders und haben sich auf ganz verschiedenen Grundlagen entwickelt. Die Arbeiter-Invalidenpension ist kein Ehrensold für lange, verhältnißmäßig knapp gelohnte Dienste, wie ihn etwa der Staat und die Gemeinde an ihre Beamten zahlen; die Altersrente höchstens könnte so angesehen werden; noch weniger sind die Invaliden-Versicherungsanstalten, zu welchen beizutragen gesetzlicher Zwang besteht, nach den Grundsätzen der Sparkassen zu behandeln, man muß sie vielmehr als von den Arbeitgebern und dem Reiche, also der Gesammtheit unterstützte Gegenseitigkeitsanstalten der Versicherten

Digitized by Google

betrachten. Der Arbeiter, der das Glück hat lange arbeitsfähig zu bleiben, soll mit beitragen für den Genossen, den das Mißgeschick betrifft, früh auf die doch kärgliche Pension angewiesen zu sein. Schon um der außerordentlich hohen Kosten willen, welche entstehen, auch wenn kein Mißbrauch mit der Invalidenkasse getrieben wird, kann die Rente dem Invaliden nur so viel gewähren, daß er bei äußerster Einschränkung seiner Lebensgewohnheiten eben auskommen kann, wie kann man da die Rente für den, der das Unglück hat vor der Erreichung des Anspruchs auf den höchsten Satz invalid zu werden, noch kürzen? Das geht um so weniger an als derjenige Arbeiter, der bereits in den vierziger oder gar dreißiger Jahren invalid wird, in der Regel noch kleinere Kinder hat, für die er sorgen muß, während die Kinder des die volle Rente beziehenden über 60 Jahre alten Arbeiters, doch beinahe immer erwachsen sind. Ich möchte nach alledem behaupten, daß die Bemessung der Rente nach der Beitragszeit für den vorliegenden Fall nicht besser, sondern geradezu schlechter ist, als eine unabänderlich für alle Zeiten, Arbeiterkategorien und Gegenden gleiche Rente von etwa 200, 220 oder 250 Mark. Aber auch eine derartige wirkliche Einheitsrente ist, wie ich bereits andeutete, soweit es sich um Invalidenversorgung handelt, nicht mein Ideal, ich glaube vielmehr, daß nur eine an den verdienten Lohn einigermaßen sich anlehnende Rente innerlich gerechtfertigt ist und die Interessenten befriedigen könnte.

Der durch Unfall bei der Arbeit vollständig arbeitsunfähig gewordene Arbeiter hat gesetzlichen Anspruch auf $^2/_3$ des vor dem Unfall von ihm, beziehungsweise der Arbeiterkategorie, der er angehört, innerhalb eines kleinen Bezirks verdienten Lohnes; die Invalidenrente würde ich etwa auf die Hälfte, also auf $^1/_3$ jenes Lohnes festzusetzen vorschlagen. Um eine derartige Invalidenrente neben einer einheitlichen Altersrente von 120 Mark zahlen zu können, brauchen von Arbeiter, Arbeitgeber und Reich höchstens je 1% vom Lohn eingezahlt zu werden, für ungefährliche Betriebe weniger, vielleicht bis zu $^1/_2$% hinunter. Betragen doch die Ausgaben für die Invaliden der preußischen Knappschaftskassen kaum 3% vom Lohn. Diesen Ziffern gegenüber, das möchte ich an dieser Stelle bemerken, kann man doch wahrlich nicht behaupten, das Deckungsverfahren belaste irgend einen Productionszweig in gefahrdrohender Weise. Was wollen die in maximo 2% des Lohns betragenden Beiträge der Arbeiter und Arbeitgeber gegenüber der Lohnsteigerung der letzten 20 Jahre und den Lohnschwankungen innerhalb dieser Periode besagen?

Auch die praktische Ausführung läßt sich, wenn man auf Berücksichtigung der Beitragszeit verzichtet, außerordentlich erleichtern. Man ist dann nicht mehr genöthigt jeden Versicherten vom 14. oder 16. Jahre ab bis zum Eintritt der Invalidität, oder zur Vollendung des 70. Lebensjahres in Bezug auf Beitragsleistung zu controliren und im Falle der Pensionirung eine äußerst complicirte Rechnung über die Höhe der Rente und wenn die Berufsgenossenschaften die Träger der Versicherung sind, über die von den einzelnen Genossenschaften zu zahlenden Rentenantheile anzustellen. Eine innere Nothwendigkeit fortwährender Controle der Versicherten vermag ich nicht anzuerkennen. Das Gesetz erzwingt die Beiträge so lange sie arbeiten und sie arbeiten, bis auf einen verschwindenden Bruchtheil von Lumpen, ihr Leben lang, es sei denn, daß sie keine Arbeit finden, oder nicht arbeitsfähig sind. Warum denn nun dies ängstliche Nachrechnen, warum will man den Arbeitern, die in den letzten sechs oder auch zwölf Monaten vor Eintritt der Invalidität nachweislich Kassenmitglieder waren, die Pension nicht gewähren? Die Gefahr, daß gewohnheitsmäßige Stromer, bloß um die Rente zu gewinnen, sich auf so lange Zeit zu regelmäßiger Arbeit bequemen, ist nicht groß. Die „Grundzüge" selbst erkennen es als billig an, daß die Zeiten bescheinigter, mit Erwerbsunfähigkeit verbundener Krankheit auch ohne Beitragsleistung als Arbeitszeit angerechnet, d. h. daß dafür keine Abzüge von der Rente gemacht werden, ist es da consequent, den unglücklichen Arbeiter, der wegen Mangels an Arbeitsgelegenheit zeitweilig keine Beiträge zahlen konnte durch Rentenkürzung zu strafen? Solche Leute sind ja finanziell noch schlimmer dran, als ihre während der Arbeitszeit erkrankten Genossen. Letztere haben doch wenigstens ihren Krankenlohn, jene gar nichts. Um einer verhältnißmäßig doch nur ganz kleinen Zahl von arbeitsscheuen Subjecten willen die große Masse der braven Arbeiter leiden zu lassen und ein Gesetz, das um ihretwillen gemacht wird, so zu compliciren, daß für alle Betheiligten große persönliche Lasten und Kosten erwachsen, halte ich nicht für zweckmäßig. Uebrigens läßt sich nach meinem am Schlusse genauer ausgeführten Plane dem Mißbrauche der Versicherungsanstalten durch Vagabunden wirksam vorbeugen. Für diejenigen selbständigen kleinen Besitzer resp. Betriebsunternehmer, welche periodisch Lohnarbeit verrichten aber wird man in der ebenfalls am Schlusse zu erwähnenden Weise eine entsprechende Rente sichern können.

Indem ich mich nun zur Beleuchtung der Organisation und des Verfahrens der „Grundzüge" und der dazu im Volkswirthschaftsrath gemachten Vorschläge wende und ihnen die meinigen gegenüberstelle, werde ich versuchen nachzuweisen, daß die letzteren nicht nur zu einer befriedigenderen Erfüllung des Zwecks des Gesetzes, sondern auch zu einer erheblichen Verminderung der Arbeit und der Kosten führen würden.

Nach den „Grundzügen" sollen, abgesehen von gewissen Ausnahmen, die Berufsgenossenschaften, beziehungsweise die durch die verschiedenen Unfallversicherungsgesetze neben dieselben gestellten Organisationen die Träger der Alters- und Invalidenversicherung werden, doch soll zu diesem Zwecke bei jeder Genossenschaft eine besondere Invalidenversicherungsanstalt errichtet werden. Die ehrenamtlichen Organe der Berufsgenossenschaften sollen auch für die Invalidenversicherungsanstalten, unter Heranziehung von Arbeitervertretern, fungiren, doch ist die Anstellung besonderer bezahlter Beamter für die Verwaltung der letzteren gestattet. Die Invaliditätserklärung und die Feststellung der Renten erfolgt durch die Organe derjenigen Versicherungsanstalt, zu welcher der Versicherte zuletzt Beiträge leistete. Erfolgte im Verlaufe der Zeit Beitragsleistung an verschiedene Versicherungsanstalten, so soll durch ein bei dem Reichsversicherungsamte zu errichtendes Rechnungsbüreau eine Repartition der von den einzelnen Anstalten zu zahlenden Theile der Rente unter Berücksichtigung „des Versicherungswerthes der an die einzelnen Anstalten entrichteten Beiträge" stattfinden. Zunächst soll bei allen Versicherungsanstalten gleichmäßig von Arbeitern und Arbeitgebern per Kopf und Arbeitstag der männlichen Versicherten 2 Pfennige, der weiblichen Versicherten $^2/_3$ dieses Betrages erhoben werden, doch sollen innerhalb 10 Jahren auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen über Belastung der einzelnen Anstalten die auf jede derselben fallenden Beitragssätze besonders festgestellt werden und soll dieser Tarif in Perioden von längstens 10 Jahren revidirt werden. Die Beiträge werden in durch die einzelnen Versicherungsanstalten auszugebenden Marken geleistet, welche vom Arbeitgeber in die Quittungsbücher der Versorgungsberechtigten eingeklebt und kassirt werden. Sobald ein Quittungsbuch voll ist, wird es von der Gemeindebehörde des Arbeitsorts, oder einer anderen dazu bestimmten Stelle aufgerechnet und dafür ein neues Buch ausgehändigt, in welchem die Schlußrechnung des alten vorgetragen wird. Die alten Quittungsbücher werden behufs Aufbewahrung an die Gemeindebehörde des Herkunftsortes des Versicherten gesandt.

Diese die Organisation und das Verfahren feststellenden Bestimmungen der „Grundzüge" waren es, welche die eingehendsten Debatten im Volkswirthschaftsrath veranlaßten. Im Plenum gewannen sie zwar im Großen und Ganzen die Zustimmung der Mehrheit (nur einzelne das Princip nicht berührende Abänderungen wurden verlangt, so soll u. A. die Frist für die erste Aufstellung des Tarifs auf fünf Jahre verkürzt und der provisorisch zu erhebende Beitrag entsprechend der nach Mittheilung der Regierungsvertreter neuerdings herausgerechneten geringeren Gesammtausgabe, ermäßigt werden), im permanenten Ausschusse hatte sich jedoch dieselbe Mehrheit, welche für das Umlageverfahren an Stelle des Deckungsverfahrens gestimmt hatte, im Princip für eine Reichsversicherungsanstalt an Stelle der berufsgenossenschaftlichen Anstalten ausgesprochen.

Digitized by Google

Die Vertreter dieses Gedankens behaupteten, die Berufsgenossenschaften seien keinenfalls in der Lage, die Arbeitslast auch der Alters- und Invalidenversicherung auf sich zu nehmen, insbesondere könne man den ehrenamtlichen Organen der Berufsgenossenschaften nicht die Mühe und Verantwortung der Vermögensverwaltung aufbürden. Auch der Markenverkauf sei viel zu komplicirt. Sie schlugen daher vor, den Berufsgenossenschaften zwar die Invaliditätserklärung, Feststellung der Renten und Controle der Rentenempfänger zu übertragen, die Erhebung der Beiträge, die Zahlung der Renten und die Verwaltung des allen Berufsgenossenschaften gemeinsam angehörenden Vermögens dagegen einer eventuell dem Reichsversicherungsamte zu unterstellenden Centralanstalt zuzuweisen. Die Berufsgenossenschaften erscheinen hier also nur noch als Hülfsorgane eines die Gesammtheit aller Versicherten umfassenden Verbandes. Die im Interesse der ausgleichenden Gerechtigkeit zu fordernde Vertheilung der Beitragslast nach den Ansprüchen, welche die verschiedenen Berufszweige, je nach Zahl und Lebensdauer ihrer Invaliden und Greise, an die gemeinsame Kasse machen, sollte durch eine auf Grund der Ermittelungen für zusammenzufassende größere Gruppen der Berufsstatistik vorzunehmende Tarifirung herbeigeführt werden.

Daß das in den „Grundzügen" vorgeschlagene Verfahren an sich zu ungeheuren praktischen Schwierigkeiten führen muß und den Berufsgenossenschafts-Organen eine Arbeitslast auflegt, welche diese zu tragen zum Theil kaum fähig und wohl auch nicht geneigt sind, leuchtet ein, wenn man sich ein genaueres Bild davon macht, wie die Dinge sich in der Praxis gestalten werden und möchte ich glauben, daß die Verhandlungen des Volkswirthschaftsrathes in dieser Beziehung selbst bei den Regierungsvertretern manche Zweifel wach gerufen haben.

Die Einziehung der Beiträge durch Marken, welche in das Quittungsbuch des Versicherten eingeklebt werden, so einfach sie scheint, führt schon zu großer Arbeit und erheblichen Kosten. Jede Genossenschaft muß in jedem Orte, in dem zu ihr gehörende versicherungspflichtige Betriebe sind, Markenverkäufer anstellen und zwar, wenn die Gefahr der Markenfälschung nicht allzugroß werden soll, angesehene, wohlsituirte Leute, die übrigens trotzdem controlirt werden müßten. Daß diese den Vertrieb umsonst übernehmen werden, wie den der Postmarken, ist nicht zu erwarten, denn der Verkauf wird bei der großen Anzahl verschiedener Appoints sehr erschwert, besonders wenn mit Bruchtheilen von Pfennigen zu rechnen ist. Dazu kommt, daß die Vollhaltung der Bestände, die sich durch die am Orte befindlichen Postanstalten sehr bequem erreichen läßt, Schreiberei und sonstige Arbeit veranlaßt. Und nun das Einkleben und Kassiren der Marken, das allerdings nicht den Berufsgenossenschaften aber den einzelnen Arbeitgebern zufällt. Bei den großen Betriebsunternehmern, die dafür geschulte Beamte haben, ist so etwas nicht allzuschwierig, aber wie wird es gehen bei den Millionen von ganz kleinen Arbeitgebern, von kleinen Handwerkern, Bauern ꝛc., die nur wenige Leute und auch diese nicht regelmäßig beschäftigen? Geradezu unüberwindlich wird die Schwierigkeit, wenn solche kleine, wenig geschäftsgewandte Leute Arbeitskräfte tage- oder gar nur stundenweise in Anspruch nehmen, wie das tausendfach vorkommt. Ich will von bewußten Hinterziehungen absehen, obzwar auch solche massenhaft vorkommen werden, ich frage nur, ist es wahrscheinlich, daß auf diese Weise Quittungsbücher zu Stande kommen, die mit Ruhe als Grundlage der späteren Rentenberechnung gebraucht werden können? Schon bei der Berechnung des Werthes der einzuklebenden Marken werden viele Fehler vorkommen, vor Allem aber wird es geradezu unmöglich sein, die Leute dazu zu bringen, daß sie die Marken so kassiren, daß aus dem Kassationsvermerk festgestellt werden kann, wann und durch wen die Kassirung erfolgte. Wenn das aber nicht der Fall ist, so ist der betrügerischen Herstellung von Quittungsbüchern zur Erschwindelung von Renten Thür und Thor geöffnet und dieser Schwindel kann, wenn man ihm nicht dadurch einigermaßen vorbeugt, daß man die einzelnen Quittungsbücher nur für ein oder zwei Kalenderjahre gültig macht, einen für die Kassen und die allgemeine Moralität recht gefahrdrohenden Umfang annehmen.

Weitere praktische Schwierigkeiten bietet der Abschluß der Quittungsbücher und die Vortragung der Schlußziffern der alten in die neuen Bücher, eine Arbeit, die dadurch noch zeitraubender gemacht wird, daß die ausführenden Behörden die den Ausfall an Beiträgen wegen Krankheit und Militärdienst begründenden Bescheinigungen prüfen müssen. In der Denkschrift zu den „Grundzügen" werden diese Arbeiten entschieden unterschätzt; sie werden m. E. für die Gemeindebehörden außerordentlich lästig werden und es werden besonders Anfangs von den weniger geschäftsgewandten Vorstehern kleinerer ländlicher Gemeinden viele Fehler gemacht werden. Jeder Fehler hier oder in einem anderen Stadium dieser den Arbeiter während Dreiviertel seiner Lebenszeit begleitenden Buchführung birgt aber den Keim von Streitigkeiten und Schreibereien in sich, die um so erbitterter und um so umfangreicher werden, je später der Fehler entdeckt und je schwerer somit die Richtigstellung wird. Mir will scheinen, daß man überhaupt bisher die aus dem System der „Grundzüge" erwachsenden Conflictsgefahren übersehen hat. Es tritt dies besonders hervor in den Bestimmungen über das Verfahren bei der Invaliditätserklärung und der Feststellung der Renten. Danach wird offenbar angenommen, die Sache sei zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt, wenn die Organe der Berufsgenossenschaft, bei der der Versicherte invalid erklärt wurde und der Letztere einig sind, das wird aber durchaus nicht immer der Fall sein. Die abschließende Berufsgenossenschaft braucht durchaus nicht die materiell am stärksten interessirte zu sein, der größte Theil der Rentenzahlung kann auf eine andere Genossenschaft fallen und da liegt es denn doch nahe, daß Letztere, als die am stärksten belastete, nicht geneigt ist, sich ohne Weiteres zu fügen, wenn sie das Verfahren der abschließenden Berufsgenossenschaft nicht für richtig hält.

Die von der im Ausschuß des Volkswirthschaftsrathes siegreichen, im Plenum dagegen unterlegenen Opposition gemachten, vorhin bereits dargelegten Vorschläge, vereinfachen allerdings die Ausführungsarbeiten beträchtlich, wecken dagegen wieder Bedenken anderer Art. Wenn nämlich der von den Antragstellern in Aussicht genommene Tarif nach der Gefahr der verschiedenen Berufszweige sich nicht in einigermaßen correcter Weise aufstellen läßt — und das wird kaum jemals der Fall sein, wenn man auf die Beobachtung der Erfahrungen der einzelnen Berufsgenossenschaften durch Einführung der Einheitsmarke verzichtet — wird, wie ich schon im Volkswirthschaftsrath bemerkte, eine dauernde Unbilligkeit in der Vertheilung der Lasten herbeigeführt und das wird die bei dem Wirthschaften aus gemeinsamer großer Kasse schon so wie so geminderte Sparsamkeit noch mehr in den Hintergrund drängen. Das Interesse der einzelnen Berufsgenossenschaften, unberechtigte Anforderungen zurückzuweisen, wird, sobald jene nicht allein die Folgen ihrer Nachgiebigkeit zu tragen haben, wesentlich abgeschwächt, es werden sogar oft genug die Organe der Berufsgenossenschaften und die Rentenanwärter Hand in Hand sich gegen die Centralkasse wenden, ähnlich wie jetzt bei der Unfallversicherung manche Arbeitgeber ungerechtfertigte Anforderungen ihrer eigenen Arbeiter den Genossenschaftsorganen gegenüber unterstützen, weil sie gern ihren Leuten einen Vortheil zuwenden, der ihnen, da der Einzelne, selbst wenn er viele Arbeiter beschäftigt, doch immer nur einen kleinen Theil der Gesammtausgabe zu tragen hat, ein verhältnißmäßig unbedeutendes Opfer auflegt. Von den Berufsgenossenschaften, die sich verhältnißmäßig zu stark belastet dünken, würde die ungerechtfertigte Parteinahme sogar möglicherweise mit Bewußtsein betrieben werden. Man vergesse nicht, daß man hier wie überall mit dem Egoismus und anderen menschlichen Schwächen rechnen muß. Jeder mit den Menschen und Dingen einigermaßen Vertraute weiß was kommen würde, wenn der Staat die sämmtlichen Kosten einer von Communalorganen auszuübenden Armenpflege tragen müßte; — nun der eben besprochene Vorschlag würde ähnliche Früchte zeitigen.

Nachdem ich so meine Bedenken gegen das System der Grundzüge wie gegen die im Volkswirthschaftsrath hervorge-

Digitized by Google

tretenen Gegenvorschläge zum Ausdruck gebracht, sei es mir gestattet, auf meinen eigenen Plan des Näheren einzugehen. Derselbe läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen: Die Berufsgenossenschaften (resp. die ihnen gleichgestellten Verbände) sind die Träger der Alters- und Invalidenversicherung.

Die Invalidenrenten und Beiträge werden genau nach denselben Grundsätzen berechnet wie die Renten und Beiträge der Unfallversicherung, so daß die für die Calculation der letzteren in den Katastern, Lohnlisten, Durchschnittslohnberechnungen u. s. w. bereits geschaffenen, oder demnächst zu schaffenden Grundlagen auch als Grundlage für erstere benutzt werden können. Die Invalidenrente beträgt einen gewissen Procentsatz der Unfallrente im Falle völliger Erwerbsunfähigkeit und scheint mir 50 Proc. (also $33^1/_3$ Proc. des Lohnes) ein angemessener Satz zu sein. Im Anfange müßte man allerdings einen mit Rücksicht auf die kürzere Beitragszeit der Kassenmitglieder niedriger bemessenen Satz nehmen.

Hat der die Invaliditätserklärung Beantragende bis dahin über 6 (event. wenn man dies für zweckmäßiger hält 12) Monate in einem Betriebe der Berufsgenossenschaft, in der er invalid wurde, gearbeitet, so liegt letzterer die Versorgungspflicht ob. Ist diese Frist nicht erreicht, so ist zu untersuchen, ob und bei welcher Berufsgenossenschaft der Antragsteller während der letzten 18 (event. 36) Monate vor Eintritt in einen Betrieb der untersuchenden Genossenschaft 6 (event. 12) Monate regelmäßig arbeitete. Das Zurückgehen auf einen Zeitraum, der dreimal so lang ist wie die Carrenzfrist, verlange ich, weil ich die durch Erfüllung der letzteren erworbenen Rechte dem Ausscheidenden während doppelt so langer Zeit gewahrt sehen will, um zu vermeiden, daß allzuviel Arbeiter — wenn man so sagen darf — in's Freie fallen. Diese Untersuchung wird mitunter Schwierigkeiten bieten, aber immerhin nicht mehr als die von den Gemeindebehörden, behufs Feststellung des Unterstützungswohnsitzes zu führenden. Ist eine fremde Berufsgenossenschaft die verpflichtete, so hat diese die Verhandlung mit den Versorgungsberechtigten zu führen. Ist überhaupt keine verpflichtete Berufsgenossenschaft vorhanden, so wird der Anwärter der für alle Berufsgenossenschaften gemeinsam zu errichtenden Subsidiär-Versorgungsanstalt zugewiesen, deren Jahreskosten durch Umlage auf die Einzelanstalten, sei es nach Maßgabe der eigenen Einnahmen der letzteren, sei es nach der Kopfzahl ihrer Arbeiter aufgebracht werden. Die von der Subsidiäranstalt gezahlten Renten sind für alle Berufe und Bezirke gleich der niedrigsten Rente, welche von einer Berufsgenossenschaft erwachsenen Arbeitern gewährt wird. Ergibt die Untersuchung, daß der Invalide nicht mindestens 1 (event. 2) Jahre vor Eintritt der Invalidität regelmäßig in einem versicherungspflichtigen Betriebe beschäftigt war, sondern gewohnheitsmäßig vagabundirte, so überweist ihn die Subsidiär-Anstalt zur Unterstützung an den zuständigen Armenverband, event. unter Einzahlung derjenigen Beitragssumme, die nachweislich innerhalb des letzten Jahres vor Eintritt der Invalidität für das betreffende Individuum erhoben wurde.

Periodisch nur wenige Monate im Jahre gegen Lohn arbeitende kleine Besitzer resp. Betriebsunternehmer sichern sich einen der Beitragszeit proportionalen Theil der Minimaleinheitsrente, wie die Subsidiäranstalt sie zahlt, durch den von ihnen selbst zu führenden Beweis der Beitragsleistung. Zu diesem Zwecke kaufen sie von der Subsidiäranstalt durch Vermittelung der Post auszugebende Wochenmarken (wie theuer eine solche Marke sein wird, hängt von dem Betrage ab, auf den die Einheitsrente gesetzt wird, ich glaube kaum, daß ihr Preis 12 Pfennige viel übersteigen wird), deren Ankaufspreis zur Hälfte durch einen Lohnzuschlag des Arbeitgebers getragen wird. Die Marken werden auf eine mit der ersten Marke gratis zu liefernden Karte aufgeklebt, welche am Schluß des Jahres oder nach Schluß der Lohnarbeitsperiode in jedem Jahre einer der von der Subsidiärversicherungsanstalt bezeichneten Stellen (in der Regel wohl die Ortsbehörden) übergeben wird. Letztere nimmt die Karten an sich, entwerthet die Marken und quittirt dem Versicherten in ein besonderes Quittungsbuch über den Gesammtbetrag der Einzahlungen in jedem einzelnen Jahre. Die auf Grund des Quittungsbuchs festzusetzende Rente wird nach dem in den „Grundzügen" bezeichneten Verfahren ausgerechnet.

Weiblichen Personeu würde ich, wenn sie in Folge von Verheirathung aus der Versicherungspflicht ausscheiden, die von ihnen selbst gemachten Einlagen zurückzuzahlen vorschlagen.

Legt eine größere Zahl von Berufsgenossenschaften Werth darauf, ihre Organe von der Mühe und Verantwortung der Vermögensverwaltung zu entlasten, so ließe sich für dieselben eine unter Reichsaufsicht und Garantie stehende Stelle für diesen Zweck einrichten.

Dies die Grundgedanken des von mir vorgeschlagenen Systems, das m. E. die möglichst vollkommene Erreichung des Zwecks für die große Mehrheit der Arbeiter auf die einfachste Weise gestattet. Die Verhältnisse sind so vielgestaltig, daß man bei einem Versicherungsgesetze für viele Millionen von Menschen unmöglich eine für alle Einzelfälle passende und dabei einfache Schablone finden kann. Nicht die Ausnahmen, sondern die große Menge der regelmäßig auftretenden Fälle sind für die Gestaltung maßgebend. Den Ausnahmen ist durch entsprechende Sondereinrichtungen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen.

Daß auch gegen meine Vorschläge sich Einwände erheben lassen, gebe ich gern zu, ich glaube aber nicht, daß sie so stark sein werden, daß die nachzuweisenden Nachtheile die Vortheile überwiegen. Jedenfalls kann ich den mir bereits bekannten Bedenken kein durchschlagendes Gewicht beilegen. Man hat mir entgegengehalten, es sei unbillig, bei Bemessung der Rente nur denjenigen Lohn in Betracht zu ziehen, den der Arbeiter kurz vor seiner Invalidisirung erhalten habe, weil dieser Lohn bei abnehmenden Kräften geringer sei als der von demselben Arbeiter in jüngeren Jahren verdiente. Demgegenüber erlaube ich mir zu bemerken, daß eine erhebliche Reduction des Lohnes älterer ständiger Arbeiter, bei nur geringer Abnahme der Kräfte denn Gott sei Dank doch nicht Regel sondern Ausnahme ist. Wesentlich reduzirte Löhne beziehen meist nur solche alte Leute, deren Leistungsfähigkeit dermaßen verringert ist, daß sie als Invalide zu betrachten sind. Bisher ließen jene sich die Herabsetzung im Lohn gefallen, sobald die Invalidenversorgung aber gesetzlich eingeführt ist, werden sie sich pensioniren lassen. Für die große Menge von Arbeitern, bei denen nicht der Individuallohn, sondern der Durchschnittslohn der Arbeiterkathegorie des betreffenden Bezirks für die Bemessung der Rente entscheidend ist, wird obiger Einwand überhaupt gegenstandslos.

Sodann wurde mir gesagt, es würde sich nach meinem Verfahren ein „Abschubsystem" entwickeln, das im höchsten Grade erbitternd auf die Arbeiter wirken müsse. Daß ein solches Abschieben zu befürchten wäre, wenn die Berufsgenossenschaften als solche die Arbeiter anzustellen und zu entlassen hätten, gebe ich zu, so liegt die Sache aber nicht. Die einzelnen Betriebsunternehmer sind es, die die Entscheidung in der Hand haben, und diese haben, wie bereits bemerkt, viel mehr Interesse für ihre Leute als für die Berufsgenossenschaft. Das materielle Interesse des Arbeitgebers an der Entlassung des einzelnen Arbeiters ist nicht groß genug, um selbst die weniger humanen unter ihnen zu Abschiebungen zu veranlassen, die die Arbeiter nicht gegen die Berufsgenossenschaft, sondern gegen den abschiebenden Brotherrn erbittern würden.

Endlich heißt es in der Denkschrift zu den „Grundzügen", man könne die Zahlung der Rente nicht lediglich derjenigen Anstalt aufbürden, bei der die Invalidität hervorgetreten sei:

> Denn bei jener Regelung würden ältere Personen, deren baldige Invalidisirung bevorsteht, sehr schwer Arbeit finden, diejenigen Versicherungsanstalten aber, deren Betriebe Gelegenheit zu leichter, auch von älteren Leuten auszuführender Arbeit bieten und in welchen deshalb zahlreiche ältere Personen beschäftigt werden, würden zu Gunsten anderer Betriebszweige benachtheiligt werden, in denen wegen der schwereren Arbeit jüngere Kräfte erfordert, aber auch die Kräfte schneller verbraucht werden."

Der Einwand, daß älteren Personen die Auffindung von Arbeit erschwert würde, würde, wenn er berechtigt wäre, den größten Eindruck auf mich machen, ich bin aber überzeugt, daß der befürchtete Effect in der Wirklichkeit nicht eintreten wird.

Digitized by Google

Erheblich in ihrer Leistungsfähigkeit zurückgegangene Leute nimmt so wie so kein Arbeitgeber neu auf, es sei denn, daß er keine besseren Kräfte finden kann, oder daß ihn die Leute dauern. Denjenigen aber, der alte Leute Mangels rüstigerer nehmen muß, wird gewiß die Rücksicht auf die Möglichkeit, daß seine Berufsgenossenschaft etwas stärker belastet wird, von einem in seinem Interesse unvermeidlichen Schritt nicht zurückhalten und derjenige, der invalide Arbeiter aus Barmherzigkeit beschäftigt, der wird geradezu wünschen, daß sie bei Eintritt voller Erwerbsunfähigkeit die Wohlthat einer Invalidenrente genießen. Ebenso glaube ich auch, daß die befürchtete unbillige Verschiebung in der Belastung der Berufsgenossenschaften überschätzt wird.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung: Schon nach meinem Systeme werden Fälle vorkommen, in denen die Invalidenrente geringer ist, als die Armenunterstützung, welche die Gemeinde jetzt gewährt (d. h. Gemeinden mit guter Armenpflege, wenn der zu Unterstützende Ernährer einer größeren Familie ist), bei den in theueren Orten ganz unzulänglichen Renten der Grundzüge aber wird die Mitwirkung des Armenverbandes nur allzuoft nöthig werden. Zieht dieser dann, wie das nach der jetzigen Praxis zu erwarten ist, die ganze Rente von der Unterstützung, die er sonst gewährt, ab, so hat der Invalide lediglich für den Armenverband beigetragen. Das darf nicht sein, es würde ungeheure Erbitterung hervorrufen. Mit der Bestimmung, daß die Armenverbände überhaupt die Renten nicht anrechnen dürfen, ist es allerdings nicht gethan, das würde zu Mißbräuchen nach der anderen Richtung führen. Die Frage ist so einfach nicht zu lösen, eine Reform der Armengesetzgebung mit Rücksicht auf die neuen Versicherungsgesetze ist aber schlechterdings unabweisbar.

---

## Rußland in Europa.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

### 3. Das Ziel der russischen Regierungspolitik.

Für die russische Regierung liegt ohne Zweifel das nächste und entscheidende Motiv, weshalb sie nach dem Besitz von Constantinopel strebt, ganz wo anders, nämlich allein und ausschließlich in dem Streben nach Alleinherrschaft auf dem Schwarzen Meere und nach dem Schlüssel seines Thores, in dem Wunsche, jede Möglichkeit einer Wiederholung der Erfahrungen des Krimkrieges dadurch abzuschneiden, daß man die Südküste Rußlands am Bosporus vertheidigt. Aber gerade dieses Motiv setzt sich aus richtigen und falschen Voraussetzungen derart zusammen, daß es in der gegebenen Gestalt noch irrthümlicher und irreleitender erscheint, als die Ideale der öffentlichen Meinung.

Wenn die Voraussetzung richtig wäre, daß Rußland unfähig sei, die Nordküste des Schwarzen Meeres gegen einen Angriff von der Seeseite ohne den Besitz von Constantinopel zu schützen, dann wäre es mindestens ebenso unfähig, die Ostseeküste ohne den Besitz von Kopenhagen zu schützen; dann wäre es überhaupt vertheidigungsunfähig und könnte jedenfalls nicht aus eigener Kraft, sondern nur in Folge zufälliger Conjuncturen als selbständiger Staat fortbestehen. Nun ist es aber wirklich keine Kunst für eine Militärmacht, ihre Küsten gegen Angriffe von der Seeseite zu vertheidigen; solche Angriffe können wohl materielle Schädigungen, aber kaum nennenswerthe strategische Erfolge herbeiführen. So wenig die englisch-französische Flotte im Krimkriege die russische Ostseeküste, oder die französische Flotte im Jahre 1870 die deutsche Nord- und Ostseeküste ernstlich anzugreifen vermochte, so wenig würde in einem künftigen Kriege eine Flotte die russische Küste des Schwarzen Meeres ernstlich anzugreifen im Stande sein. Im Krimkrieg lag die Sache aus zwei Gründen anders. Erstens waren die russischen Verkehrswege noch ganz unentwickelt und die Langsamkeit der russischen Bewegungen so groß, daß der Seeverkehr der Verbündeten einen bedeutenden Vorsprung hatte. Zweitens aber gab es damals noch keine gezogenen Geschütze und Offensivtorpedos, so daß die Flotte trotz des Mangels an Panzerungen günstiger dastand als heute. Die Erfahrungen des Krimkrieges können sich also heute keinenfalls wiederholen, wenn Rußland seine Südgrenze an Ort und Stelle vertheidigt; wohl aber könnten dieselben sich wiederholen, wenn Rußland dieselben in Constantinopel vertheidigen wollte. Der Kampf um Constantinopel könnte alsdann dem Kampf um Sebastopol entsprechen, da die Verbindungen von Moskau nach Constantinopel ohne den Besitz von Kleinasien sich als ebenso unzulänglich erweisen möchten wie damals diejenige nach Sebastopol.

Die strategische Entscheidung zwischen Rußland und seinen Gegnern wird künftig immer nur auf dem Festlande erfolgen. Einen Krieg mit einer bloßen Seemacht, wie England, hat es nur aus wirthschaftlichen, nicht aus militärischen Gründen zu fürchten, würde aber immerhin durch rechtzeitige Ausrüstung zahlreicher Kaperschiffe den englischen Handel auf allen Meeren noch weit schwerer schädigen können als der eigene Handel durch Blokade der Häfen geschädigt werden könnte. Um sich etwaiger englischer Landungen zu erwehren, braucht es auch noch nicht ein Bataillon mobil zu machen. Die englische Flotte könnte sogar im Schwarzen Meere sehr leicht wie in einer Mäusefalle gefangen werden, wenn Rußland mit einem kühnen Vorstoß von der Nordküste Kleinasiens sich Skutaris bemächtigt und ihr die Kohlenzufuhr abschneidet. Wenn Rußland auf dem Berliner Congreß vor den Kriegsdrohungen Englands zurückwich und ein gut Stück der bereits errungenen Erfolge fahren ließ, so war es nicht, weil es im Ernste eine militärisch-taktische Bedrohung von England gefürchtet hätte, sondern weil es, erschöpft durch den vorhergehenden Krieg, sich unfähig fühlte, den wirthschaftlichen Kampf mit England auf unbestimmte Zeit hin auszuhalten, während das drohende Gespenst eines österreichischen Krieges in der ungewissen Zukunft lauerte. In einem künftigen Kriege zwischen Rußland und Oesterreich würde die etwaige englische Bundesgenossenschaft für Oesterreich nur nach Maßgabe der mitkämpfenden englischen Landtruppen in's Gewicht fallen, während die Mitwirkung der englischen Flotte lediglich einen demonstrativen Werth hätte, von dem sich Rußland bloß nicht imponiren und einschüchtern zu lassen braucht, um ihn militärisch zu annulliren.

Gegen Angriffe von der Seeseite hat also Rußland durchaus nicht nöthig, seine Südgrenze wo anders zu vertheidigen als an Ort und Stelle. Die Vertheidigung derselben in Constantinopel wäre schon gegen England und Frankreich ein höchst prekäres und unzweckmäßiges Unternehmen. Faßt man aber gar einen Krieg gegen Oesterreich in's Auge, so sind die in Rumelien und Bulgarien stehenden russischen Truppen geradezu auf einen verlorenen Posten gestellt, von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten und dem Erdrücktwerden durch österreichische Uebermacht preisgegeben. Nur dann, wenn Kleinasien in russischem Besitz wäre, und sie sich vor dem österreichischen Angriff in Flanke und Rücken über den Bosporus zurückziehen könnten, wäre ihre Stellung in Constantinopel strategisch zulässig; in diesem Falle aber wäre sie wiederum überflüssig für den Zweck der Schließung des Schwarzen Meeres gegen feindliche Kriegsschiffe, weil die Stellung in Skutari dazu genügen würde. Auch die Engländer begnügen sich stets mit festen Punkten an einer Seite der zu beherrschenden Meerengen und überlassen die andere Seite unbedenklich anderen Mächten (z. B. Gibraltar und Ceuta, Aden und Massaua).

Auf der asiatischen Seite des Bosporus ist zwar der Weg nach der russischen Grenze etwas weiter (gleich demjenigen von Königsberg nach Saarbrücken), aber dafür ist er erstens keiner Bedrohung von der Seite und im Rücken durch eine Großmacht ausgesetzt wie auf der europäischen Seite, und zweitens hat das Operationsfeld eine überflüssig große Breite, während in Europa der Durchzug durch den Engpaß zwischen Ungarn und dem Schwarzen Meere eingeschnürt ist. Nur die Eroberung der asiatischen Türkei eröffnet der russischen Schiff-

Digitized by Google

fahrt zugleich den Ocean durch die Mitbeherrschung des Suezkanals, während die Eroberung der ganzen Balkanhalbinsel doch nur das Mittelmeer und nicht den Ocean aufschließen würde.

Die drei Türkenkriege, welche Rußland seit dem Sturze Napoleons I. geführt hat, haben ihm keinen nennenswerthen Erfolg in Europa gebracht, aber kolossale Geldsummen und Menschenmassen verschlungen. Wirkliche Fortschritte hat Rußland in dieser Zeit nur in Asien gemacht und zwar mit Aufwendung sehr viel geringerer Mittel. Die Verselbständigung Rumäniens, Serbiens und Bulgariens hat wesentlich nur den mittelbaren Vortheil für Rußland, daß die Türkei in einem künftigen Kriege in Asien hauptsächlich auf ihre asiatischen Hülfsmittel angewiesen sein wird, und aus ihren europäischen Besitzungen nicht mehr viel Unterstützung nach Asien senden kann, theils weil dieselben auf $4^1/_2$ Millionen Einwohner reducirt sind, theils weil dieselbe bei solcher Gelegenheit von Aufständen und von bulgarischen und griechischen Angriffen bedroht sein würden. Die hierin liegende Erleichterung für die Eroberung der asiatischen Türkei wird aber am wenigsten von Rußland selbst so hoch veranschlagt werden, daß dieselbe die Opfer auch nur eines einzigen der drei Kriege werth wäre. Insbesondere nagt es an Rußlands nationalem Selbstgefühl, daß es im letzten Kriege mehrere Milliarden Rubel und mehrere hunderttausend Soldaten geopfert und Oesterreichs Neutralität durch Ueberlassung einer werthvollen türkischen Provinz erkauft hat, ohne selbst einen Gewinn dabei erzielt zu haben. Anstatt aber den Fehler bei sich selbst und bei der verkehrten Wahl der Angriffsfront zu suchen, schiebt es denselben Europa zu. Was kann aber Europa dafür, daß Rußland sich in der militärischen Widerstandsfähigkeit der Türkei damals gewaltig getäuscht hat und statt der spielenden Eroberung ernste und erschöpfende Kriegsarbeit fand? Was kann Europa dafür, daß Rußland sich geirrt hat, als es glaubte, die befreiten Bulgaren würden sich dauernd glücklich schätzen, von russischen Beamten und Generalen nach russischer Art beherrscht zu werden? Was kann insbesondere Deutschland und Oesterreich dafür, wenn Rußland im Gefühl seiner wirthschaftlichen Schwäche vor den eitlen prahlerischen Drohungen des bald gestürzten Disraeli zurückwich?

Rußland hat dem Trugbild der Eroberung Constantinopels schon viel mehr geopfert, als die Erreichung dieses Zieles irgend werth ist. Wenn es, anstatt diesen Fehler einzusehen und den Angriff künftig ausschließlich nach Asien zu verlegen, eigensinnig auf dem verkehrten Wege beharrt, und Oesterreich sammt dem mit ihm verbündeten Deutschland angreift, bloß um durch den Sieg über beide den europäischen Weg nach Constantinopel sich frei zu machen, so wird es seinen Schaden verzehnfachen und selbst im Fall des Sieges in eine unmögliche und auf die Dauer unhaltbare Position gerathen. Wenn es sich dagegen in Europa mit dem Errungenen und mit der Behauptung seiner erworbenen Rechte begnügt, die Balkanhalbinsel sich selbst und ihren Nachbarn überläßt und seine künftigen Eroberungen nur in Asien sucht, so wird es darin von keiner europäischen Macht mehr gestört werden, so wird es niemals mehr nöthig haben, Vertheidigungskriege in Europa zu führen und wird zu einer Offensive in Europa jeden denkbaren Anlaß verlieren. Die Balkanhalbinsel in zwei Hälften zu theilen, deren eine, östliche, unter österreichischen, die andere, westliche, unter russischen Einfluß fallen solle, ist ein ganz ungesunder und unmöglicher Gedanke, weil damit auch Rumänien der russischen Hegemonie unterstellt werden müßte, also Oesterreich von der Donaumündung abgeschnitten würde. Oesterreich aber ist ein geographischer Nonsens und ein politischer Krüppel wenn es nicht mehr der Donaustaat sein soll, und so lange Oesterreich den Einfluß über die Donaumündung als seine unentbehrliche Lebensbedingung betrachten muß, wird Rußland immer durch Oesterreich und dessen Herrschaftssphäre strategisch von der Balkanhalbinsel abgeschnitten bleiben.

Allerdings ist eine letzte Theilung der Türkei für die Zukunft so unvermeidlich, wie es die dritte Theilung Polens war; die einzige natürliche Theilung der Türkei ist aber die, daß Oesterreich die europäische und Rußland die asiatische Türkei nimmt. Dabei bekommt Rußland nicht allein in Bezug auf Areal und Volkszahl den Löwenantheil, der noch durch Persien Zuwachs erhält, sondern es bekommt auch seinen Antheil als unmittelbaren souveränen Besitz, während Oesterreich die schwierige Aufgabe zufällt, die Hegemonie unter einer Anzahl selbständiger, politisch noch wenig geschulter Kleinstaaten zu führen, welche bis jetzt gar keine Neigung haben, sich einem größeren Ganzen unterzuordnen und föderativ einzugliedern. Von der Beendigung des vielhundertjährigen Kampfes gegen die Türkei wird Rußland keinenfalls Abstand nehmen; daß dieselbe aber Rußland in Kampf mit Oesterreich verwickeln müsse, ist ein leeres Vorurtheil. Wie Rußland sich in fernerer Zukunft mit Europa stellt, hängt ganz davon ab, daß es die bisher begangenen Fehler einsieht und künftig vermeidet; es wird aber diese Fehler nur dann erkennen, wenn es die wahre Bedeutung seiner Culturmission erkennt und dieselbe fortan in Asien zu erfüllen sucht. So hängt die zukünftige Stellung Rußlands in Europa ganz und gar davon ab, daß ihm seine Stellung in Asien zum deutlichen Bewußtsein gelangt und die verkehrten Ziele und Ideale durch die richtigen ersetzt werden.

Wenn diese Erkenntniß erst einmal in den Kreisen der Regierung aufgegangen ist, so würde es in Rußland leichter als in irgend einem anderen Staate sein, die alten Ideale praktisch unschädlich zu machen. Man braucht nur einerseits sie nicht künstlich zu nähren, um für opferreiche Kriege im Voraus Stimmung zu machen, und braucht nur andererseits die militärischen Rüstungen auf dasjenige Maß einzuschränken, welches für einen etwaigen Defensivkrieg und für die Offensive in Asien erforderlich ist. Für die Eroberung Persiens und der asiatischen Türkei sind wenige mobile Armeecorps genügend; für einen europäischen Defensivkrieg aber ist die russische Armee viel zu groß, da ihr Friedensstand demjenigen der deutschen und österreichischen zusammengenommen ungefähr gleichkommt. Es klingt paradox und ist doch wahr, daß Rußland einen Defensivkrieg um so länger aushalten kann, je kleinere Armeen es hält; denn desto länger halten seine materiellen Mittel vor, ehe die volkswirthschaftliche Erschöpfung eintritt, welche es zum Friedensschluß zwingt.

Im Krimkriege war Rußland strategisch betrachtet noch so gut wie intakt, als es aus wirthschaftlicher Erschöpfung in einen unvortheilhaften Frieden willigte; auf dem Berliner Congreß stand es strategisch als glänzender Sieger da, und mußte doch aus wirthschaftlicher Erschöpfung den Drohungen des militärisch ohnmächtigen Englands nachgeben. Einen neuen Krieg würde es mit einem viel tieferen Stand des Rubelcourses beginnen, als es den letzten schloß, weil es sich inzwischen durch übermäßige Offensivrüstungen schon im Frieden erschöpft hat, und doch würde ein solcher Krieg ungleich kostspieliger werden als der türkische, bei dem nur etwa die Hälfte der russischen Feldarmee auf dem Kriegsschauplatz zu verpflegen war. In dem Defensivkrieg gegen Napoleon I. dagegen hielten die Kräfte Rußlands gerade darum so lange als nöthig aus, weil es nicht daran dachte, in der Größe seiner Heere mit dem Angreifer zu wetteifern, sondern sich auf die geographische Defensivkraft seines weiten und öden Gebietes verließ. Wenn Rußland seine verkehrten Offensivpläne aufgiebt, so kann es sofort im größten Maßstabe abrüsten und dadurch den Anstoß geben zu einer allgemeinen Abrüstung Europas.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Literatnr und Kunst.

## Aus der Autographenmappe des Letzten vom „Jungen Deutschland".

Von Adolph Kohut.

Der Letzte vom „Jungen Deutschland", Gustav Kühne, der die 80 Jahre längst überschritten hat, gehört zu den Dichtern und Schriftstellern, welche mit den namhaftesten Poeten, Gelehrten und Künstlern beiderlei Geschlechtes in seinem vielbewegten Leben zusammengekommen ist. Als Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt" und der „Europa", welche einst so einflußreiche Journale er vor vielen Jahrzehnten lange Zeit hindurch geleitet hatte, trat er mit den damaligen Größen Deutschlands vielfach in Berührung, und so birgt denn seine Autographenmappe, welche die Gattin des alten Herrn, die auch als Dichterin rühmlichst bekannte Frau Henriette Kühne-Harkort, mir zur Verfügung zu stellen die Güte hatte, so manche Perlen, welche es verdienen, daß sie aus dem Schacht der Vergessenheit gehoben werden. Eine derartige Publikation hat ja für die Literatur- und Culturgeschichte in der Mitte unseres Jahrhunderts gleichfalls eine hohe Bedeutung. Ich beachte bei den folgenden Mittheilungen die chronologische Reihenfolge.

Karl von Holtei verkehrte viel im Kühne'schen Hause in Leipzig. Im Jahre 1835 schrieb er in das Album des Redacteurs der „Zeitung für die elegante Welt" die nachstehenden Verse:

Alle Wünsche, die Ihr heget,
Alle Träume, die Euch necken,
Und die Kräfte, die man reget,
Die Gedanken, die wir wecken,
Alles, was die Deutschen wollen,
Auch was sie nicht wollen sollen,
Jedes Nein und jedes Ja,
Jeder Zwiespalt der Entzweiung,
Jedes Fern und jedes Nah',
Jedes Streben der Parteiung,
Alles, Jedes, wird sich finden,
Friedlich lösen, friedlich binden,
Thut sich auf die rechte Pforte,
Nur dem einen rechten Worte:
(Zürnt nicht, daß ich mich vermesse,
Dies zu sagen) Freie Presse!

Zu den wichtigsten Briefen in Prosa übergehend, so finden wir aus dem Jahre 1835 — 13. December — folgenden Brief Heinrich Rückert's, der damals Professor in Erlangen war und der um so interessanter ist, als er sich über die Stellung Rückert's in der Dichtung ausspricht:

„Hochgeehrter Herr!

Erst gestern ist mir durch die Buchhändlergelegenheit Ihr freundlicher Brief mit der Beilage zugekommen. Diese Schutzschrift für meine Poesie ist freilich besser ausgefallen, als vorm Jahr in Ihrem Blatt, unter Ihrem Vorgänger, die von Carové. Vergleiche ich damit andere Stimmen, die mir darüber zu Ohren gekommen, so finde ich, daß es förmlich eine Aufgabe für die Kritik scheint, mir meinen Platz zwischen Uhland und Heine auszumitteln. Es fragt sich nur, ob sich das Publikum von seinem Richter wird zurecht weisen lassen. Hier in meiner geographischen Mitte spüre ich weder des einen, noch des anderen dieser Abgötter volle Zauberkraft und Wirkung, und schließe Uhland's weite Verbreitung nur aus dessen vielen Auflagen. Die Stellung, die Sie gegen die schwäbische Coterie nehmen, hat meinen ganzen Beifall, zumal wenn Sie künftig der giftigen Schlange des „Cott. Literaturblattes", vor der sich alle Welt zu fürchten scheint, recht männlich auf den Kopf zu treten wagten. Meinen Landsleuten, Schwab und Platen, thun Sie zu wenig Ehre an; der letzte ist doch eher mit Klopstock, als mit Voß zu vergleichen. Auch die österreichische Dichterschule schlagen Sie wohl zu gering an; warum reißen Sie Lenau davon los und zählen ihn den Schwaben zu, weil er sich äußerlich zu ihnen hält? Er ist doch ganz Ungar! Und Chamisso ist ganz vergessen! Auch die Thüringer Poeten haben sich zu beklagen. Uebrigens ist diese Gruppirung nach Landsmannschaften und Provinzen gewiß fruchtbar und Aufschluß gebend; ich komme dadurch sehr ehrenvoll in die Mitte, sie sei nun die volle oder die leere. Ich habe das deutsche Reich zu vertreten, das eben ein bloß ideales ist, ohne Wirkung und Bedeutung in den Königreichen und Fürstenthümern. Wirklich bin ich aus einer Gegend, deren Bewohner noch jetzt, wenn man ihnen auswärts begegnet, auf die Frage: woher des Landes? antworten: aus dem Reich! . . .

Ein Gelegenheitsgedicht will ich Ihnen doch bei Gelegenheit mittheilen und hier einstweilen sagen oder klagen, wie schwül es mir damit erging. Vom hiesigen akademischen Senat wurde ich vorigen August aufgefordert, die im October bevorstehende Silberhochzeit unseres Königs anzusingen. Die Aufforderung war so dringend und stürmisch, daß ich nicht widerstehen konnte und alsbald mit meinen Versen bei der Hand war. Sie wurden belobt, aber ich merkte, daß sie den Herren nicht recht waren, besonders wollte man eine Schlußstrophe nicht gelten lassen, worin allerdings ungebührlich statt der Universität ich selbst figurirte. Ich erbot mich zum Weglassen der schon halb und halb darauf eingerichteten Strophe. Aber man kartete es hinter meinem Rücken anders. Es ward ein anderer Ehrenwerther, Hochwürdiger beauftragt, ein ordentliches lateinisches carmen zu stellen. Dasselbe aber macht sich mein eigenes, in pleno verlesenes, opus dergestalt zu Nutz, daß nun die Gratulation in duplo vorhanden war und man nicht wußte, welches das Original sei. Das lateinische hat natürlich an einer Universität das Präjudiz für sich. Aber zum Uebermaß übersetzte der Verfasser selbst sein, etwa für unverständlich gehaltenes, Latein in deutsche sapphica und nun hatten wir's in triplo. Ich hätte mein Gedicht bei solchen Umständen ganz zurücknehmen sollen. Leider bestand ich nicht genug entschieden darauf und ließ mich beschwichtigen mit dem Versprechen, daß man wenigstens die deutsche Uebersetzung der lateinischen Uebersetzung ungedruckt lassen wollte. So wurden nun die beiden Gedichte, jenes lateinische und mein deutsches, an die höchste Behörde in höchstem Goldschmuck befördert, aber, um es mit Einem Prachtband abzuthun, beide zusammen gedruckt und gebunden, und zwar mein kleines hinter dem lateinischen, gleichsam als dessen bescheidener Anhang und Nachtrag. Der König hat mir nicht dafür gedankt, vielleicht, weil er es gar nicht hinter dem lateinischen gesucht und gefunden oder es auch für eine beleidigende Uebersetzung gehalten, als traue man ihm selbst nicht so viel Latein zu. Ein Exemplar dieses Doppelgedichtes lege ich Ihnen als Curiosum in das Exemplar. Hochachtungsvoll und dankverbunden

Ihr

ergebenster

Rückert."

Berthold Auerbach hatte G. Kühne sehr viel zu verdanken, und die Beziehungen zwischen Beiden waren stets recht freundliche. Intime Freundschaft verband Kühne auch mit Varnhagen von Ense und dessen Nichte Ludmilla Assing. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß der ausgezeichnete Biograph und Memoirenschreiber Varnhagen auch lyrischer Dichter war und doch veröffentlichte er in der „Zeitung f. d. eleg. Welt" mehrere Gedichte.

Im Jahr 1841 hat ein Brief des damals so allmächtigen Generalmusikdirectors in Berlin, des Ritters Gasparo Spontini, des Günstlings des preußischen Hofes und Componisten des „Cortez" und der „Olympia", an Gustav Kühne jenen in einen Majestätsbeleidigungsproceß verwickelt und ihn um seine Stellung gebracht, so daß er unter dem Gejohle und Pfeifen des Berliner Opernpublikums den Tactstock niederlegen und in größter Eile aus dem Theater entfliehen mußte. Dieses merkwürdige, von Spontini eigenhändig geschriebene Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Sr. Wohlgeboren
dem Herrn Dr. Kühne, Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt"
Leipzig.

Ihr Berliner Correspondent ist auf meine Rechnung übel unterrichtet worden. Er veranlaßt, ja er zwingt mich, seinen Irrthum zu berichtigen und bringe ich hiermit zu Ihrer Kenntniß, daß ich in einer von der Hand Sr. Majestät des Königs Allerhöchstselbst vollzogenen Cabinetsordre, vom 30. September d. J., den Befehl erhalten habe, die Ver-

Digitized by Google

stöße, welche sich der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, Herr Graf von Redern, seit nunmehr 12 Jahren gegen mehrere Bestimmungen meines Contractes und meiner Dienstinstructionen zu Schulden kommen lassen, näher zu bezeichnen und speciell anzuführen, und daß ich zur Zeit noch immer die Allerhöchste Entscheidung hierauf, und zwar gleichfalls in einer von der Hand Sr. Majestät gezeichneten Cabinetsordre, erwarte. Sollte diese so ausfallen, wie Ihr Correspondent es bereits im Voraus bestimmt, und Sie es in den soeben von mir gelesenen Nummern Ihrer Zeitschrift vom 28. und 29. December v. J. veröffentlicht haben, so würde ich Sie und Ihre Leser auf eine Mittheilung darüber, ob ich mich fügen werde, nicht warten lassen, sondern ich erkläre hiermit (und Sie können es ihnen bekannt machen) ein bestimmtes Nein. Sie können sogar hinzufügen und ich autorisire Sie ausdrücklich hierzu, daß ich in dem von Ihrem Correspondenten im Voraus bestimmten Fall — und dieser ist unmöglich, denn er würde die Unterschrift und das geheiligte Wort zweier preußischer Könige compromittiren — eher meiner Stellung als Generalmusikdirector und Erster Capellmeister des Königs, nach 21jährigen, so ehrenvollen, Diensten aufgeben würde. Wohl verstanden, daß, bevor ich meiner Ruhe, meinen Neigungen und meinem Interesse ein so übermäßiges Opfer auferlegte — ein Opfer, welches die Ehre mir geböte —, ich mit Ehrerbietung von der Entscheidung auf das Urtheil des Publikums und der competenten Gerichtshöfe provociren und die zahlreichen und gewichtigen Gründe bekannt machen würde, welche mich zu meinem lebhaften Schmerz zu einem so äußersten Entschluß hätten hinreißen müssen.

Ich ersuche Sie, mein Herr Redacteur, diese meine Gegenerklärung mit derselben Unparteilichkeit, mit welcher Sie eine erdichtete Nachricht aufgenommen haben, in der nächsten Nummer Ihrer geachteten Zeitschrift dem Publikum mittheilen zu wollen.

Mit Achtung ergebenst

Berlin, den 20. Januar 1841. Spontini."

Derartige, mehr oder minder empörte Briefe hatte der Redacteur der „Zeitung f. d. eleg. Welt" oft über sich ergehen lassen müssen. So schrieb ihm einmal Gustav Merkel, der bekannnte Feind Goethe's, folgenden drastischen Brief:

„Mein Herr!

Sie haben meine gerechte und billige Forderung nicht erfüllt. Ungern möchte ich es dadurch erklärt sehen, daß Sie selbst Verfasser der Polissonnerie waren, welche die Nr. 154 Ihres Blattes beschmutzt, denn obgleich mit Gegenständen beschäftigt, neben denen das jetzige Treiben der deutschen Belletristik größtentheils sehr läppisch erscheint, hab' ich doch manchen Aufsatz Ihres Blattes mit Vergnügen gelesen. Wie dem sei: ich halt' es für Pflicht Ihnen die Einlage zu schicken, damit Sie sehen, in welchem Lichte Sie bei dem hiesigen Publikum erscheinen müssen. Ich dächte, Sie erfüllten mein Verlangen, damit ich nicht nöthig hätte, mich auch an Ihr Publikum mit der Einlage zu wenden. Ich will nun die Albernheiten, die ich dreißig Jahre mit Verachtung überhörte, nicht mehr dulden. Leichtköpfiges Belletristenvölkchen, das nicht begreift, welche Ehre es mir dadurch erweist, daß es noch über die Wahrheiten schimpft, die ich seinen Vätern vor mehr als einem Menschenalter sagte. Und das unwissend ist, nicht zu ahnen, daß ich ganz andere Ansprüche auf literarische Achtung habe, als den Spaß, den ich vor 35 Jahren mit schlechten Versen trieb! — Es würde mir lieb sein, wenn Sie keine weiteren Schritte nöthig machten; gern möchte ich Sie achten!

Merkelsdorf bei Riga, Dr. G. Merkel.
am 16/28. Sept. 1837.

Recht verbittert über die modernen Literatur- und Theaterzustände äußert sich Julius Mosen in einem Briefe vom 10. Mai 1842, Dresden. Derselbe lautet:

„Theuerster Freund!

Zunächst meinen Dank für die Anzeige der Aufführung „Katte's" in Breslau! Noch habe ich zwar die Nummer nicht gelesen, worin sie sich befindet, aber ich bin im Voraus überzeugt, daß sie wohlmeinend sein wird, da sie Ihr Blatt gibt.

Das Trauerspiel bedarf der Gunst ungemein, da es nicht dazu gemacht ist, um auf Hoftheatern aufgeführt zu werden. Dem hiesigen kann ich es gar nicht anbieten, und in Berlin mag man nichts davon wissen, was die Aufgabe andeutet, welche der protestantische Staat zu lösen hat. Breslau und wieder Breslau allein wird dieses Stück sehen, so lange es der Censur und dem Publikum gefällt.

Meinen Sie, daß wir unter den gegebenen Verhältnissen Etwas beim Theater im Großen und Ganzen durchsetzen? — Ich zweifle sehr daran, wenn wir uns nicht ganz auf das pathologische Interesse beschränken wollen. Laube wollte in seinem Rococo darüber hinausgehen, und das Stück mußte schon deshalb ein trauriges Schicksal haben, selbst wenn es geschickter durchgeführt worden wäre. Wir werden immer wieder auf Novelle und Roman zurückgeworfen sein.

Ich hoffe, daß Sie in nächster Zeit den „Congreß von Verona", 2 Theile, von mir erhalten werden. Ich habe um geneigte Empfehlung des Buches an die Leihbibliotheken gebeten. In Deutschland gibt es kein anderes Publikum, als das der armen Teufel, welche sich dort um die neue Literatur bekümmern und sich ihrer erfreuen.

Wie immer Ihr

Mosen."

Von den dii majorum et minorum gentium des „Jungen Deutschland" stand Kühne neben Heinrich Laube am nächsten Theodor Mundt, mit dem ihm treue Freundschaft verband, während er mit Karl Gutzkow oft in bitterster Fehde lebte. Die Jüngsten vom „Jungen Deutschland" schaarten sich gleichfalls gern unter die Fahne des Altmeisters Kühne und gar amüsant sind oft die Herzensergießungen dieser Heißsporne und Kraftgenalischen.

In oft überschwenglicher Weise ist Gustav Kühne seitens seiner Mitarbeiter, der Artikel und Bücher einsendender Schriftsteller und Schriftstellerinnen gedankt worden. Möge hier ein solcher Brief einen Platz finden.

Bettina v. Arnim, das Kind, schreibt — Berlin, 30. August 1835 — an Kühne:

„Ich bitte um Nachsicht, ein Schreiben, welches mir schon vor längerer Zeit zukam, so spät zu beantworten. Mein Gedächtniß ist Schuld daran; es mahnte mich erst heute, eine Aufforderung, von so aufrichtiger Anerkenntniß begleitet, wenn ihr auch nicht Genüge zu leisten ist, wenigstens mit ein paar Worten des Dankes zu erwiedern. Das Schöne, was Sie an meinem Buch*) erfreut, wird Sie auch leicht bewegen, es nicht meinem Talent, sondern der Begeisterung von Goethe's Genius zuzuschreiben. Wie ein Glücklicher, der zufällig eine Perle von unschätzbarem Werth gefunden, gerade nicht geeignet ist, Reichthümer auszutheilen, so mag es mir vielleicht um so mehr versagt sein, irgend etwas der Aufmerksamkeit noch Würdiges hervorzubringen, zum wenigsten spricht dafür die Erfahrung meines ganzen Lebens, und das Schreibpult, an dessen „Gehäufte Schätze" Sie Ansprüche machen, das mir schon 25 Jahre dient, das aber in der ganzen Zeit keine Zeile brachte, die zur Mittheilung geeignet oder irgend etwas Erlebtes oder Gedachtes bezeichnete. Auch stimmt es nicht meiner Neigung überein, dieser Einsamkeit des Denkens zu entsagen und dafür eine Oeffentlichkeit zu suchen, deren Erfolg mir durch nichts verbürgt ist, und wozu mich weder Kenntniß noch Talente berechtigen. Ich habe daher nichts zu bedauern, als so bescheidene und schmeichelhafte Aufforderungen ablehnen zu müssen.

Gelegentlich wendet sich auch Robert Schumann an den einflußreichen Redacteur, indem er ihn bald diesen, bald jenen empfiehlt. So in den dreißiger Jahren, als er Fräulein von Marenholtz ihm recommandirt. Das Briefchen des berühmten Componisten lautet:

„Verehrter Herr Doctor!

Eine junge Dame aus Hannover, Fräulein v. Marenholtz, wünscht gern bei Ihnen vorzusprechen. Mir ist sie zwar nur als eifrige Musikerin bekannt; doch scheint sie sich wohl auch als Schriftstellerin versucht zu haben und möchte Ihnen gern von ihren Arbeiten etwas vorlegen. Wollen Sie ihr freundliches Gehör schenken und mir durch die Ueberbringerin gefälligst wissen lassen, um welche Stunde Sie heute Nachmittag zu Hause anzutreffen wären

Ihrem
ergebenen
Robert Schumann."

Hier sei zum Schluß einer Zuschrift erwähnt, die der Generalintendant Herr von Hülsen am 16. Jan. 1858 an

*) Das bekannte Buch Bettina's über Goethe.

Digitized by Google

Kühne gerichtet hat und die in vielfacher Hinsicht von Interesse sein dürfte. Dieselbe lautet:

„Ew. Wohlgeboren beehre ich mich ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß ich Ihre neueste Bearbeitung des Trauerspieles „Demetrius" mit Antheil gelesen und daß, wenn nicht unerwartete Hindernisse eintreten, ich dasselbe auch aufzuführen hoffe.

Zur Begegnung aller etwaigen Mißverständnisse mache ich Ew. Wohlgeboren zugleich darauf aufmerksam, daß nach den hier geltenden Principien kein Stück eher für angenommen erachtet wird, als bis solches wirklich zur Aufführung gelangt ist.

In dem Falle nun, daß dieselbe erfolgt, wollen Ew. Wohlgeboren mir erlauben, ferner noch auf eine Bedingung aufmerksam zu machen, welche die Erfahrung der jüngsten Zeit hervorgerufen.

Es bestehen nämlich hier und in dem Umkreise der Stadt, in der Entfernung einer Meile von der Stadtmauer an gerechnet, mehrere Theater. In dem Falle nun, wo ein hier angenommenes Stück dort früher, als auf unserer Bühne gegeben werden sollte, würde der Generalintendandur das Recht verbleiben, von der beabsichtigten Aufführung ganz abzustehen, sowie in dem Falle, wo dies nach bereits erfolgter Darstellung auf der Königlichen Bühne, anderswo geschähe, die Zahlung der Tantième von der Zeit an wegfallen müßte.

Gleichzeitig unterlasse ich nicht, Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst mitzutheilen, daß insofern eintretende Hindernisse die beabsichtigte Aufführung des Stückes verhindern oder unthunlich machen sollten, aus der bloßen Annahme desselben zur beabsichtigten Aufführung dem Autor ein Anspruch auf Gewährung eines Honorars nicht erwächst.

Indem ich Euer Wohlgeboren gefälliger Erklärung deshalb ganz ergebenst entgegensehe, füge ich zugleich die in Bezug auf die Tantièmezahlung ergangene Bekanntmachung hier bei.

Mit vollkommenster Hochachtung

Hülsen."

* * *

Noch gar Manches könnte ich aus dieser hochinteressanten Autographenmappe des Alten von Niederpoyritz hervorkramen. Vielleicht ein anderes Mal etwas Anderes!

---

## Zur neueren deutschen Geschichtsschreibung.

Von G. Walther.

Die deutsche Wissenschaft hat mehr als irgend eine andere die Geschichte der Menschheit mit philosophischem Geiste zu betrachten versucht, d. h. sie hat es oftmals unternommen, die nach Zeit und Raum so weit von einander geschiedenen Ereignisse der Weltgeschichte in ihrem großen einheitlichen Zusammenhange zu begreifen. Die bedeutendsten Werke unserer älteren Literatur sind Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts", Herder's „Geschichte der Menschheit" und Hegel's „Philosophie der Geschichte". Namentlich war es das letztere Werk, welches einen tiefen Einfluß auf unser geschichtliches Bewußtsein ausgeübt hat, wenngleich die einzelnen Ausführungen des Buches durch ihre ungeheuerlichen Constructionen längst veraltet sind. Aber die Hegel'sche Lehre von der in logischen Folgerungen sich bewegenden Selbstentwickelung der menschlichen Dinge, dieser Fundamentalsatz der wissenschaftlichen Forschung, ist heute längst in unser Fleisch und Blut übergegangen. Die spätere Literatur lieferte noch eine sehr ansehnliche Zahl geschichtsphilosophischer Werke, welche theils den Pfaden jenes großen Philosophen folgten, theils die Geschichte unter dem Gesichtspunkte der christlichen Glaubenslehre betrachtete. Es ist überflüssig, diese Bücher hier näher zu erwähnen, da sie sammt und sonders der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Dieses Schicksal ist um so erklärlicher, als die deutsche Wissenschaft, insbesondere auch die Geschichtsschreibung, sich seit Jahrzehnten der philosophischen Speculation völlig entfremdet und mit immer größerer Energie der Specialforschung zugewendet hat. Und zwar ist die Specialisirung der Geschichtsschreibung in einem solchen Maße erfolgt, daß fast das ganze Gebiet der historischen Literatur gegenwärtig nur aus Einzeluntersuchungen besteht. Die Geschichtsschreiber der älteren Schule haben sich freilich mit der Einzelforschung nicht begnügt, so sehr Bedeutendes sie auch gelegentlich auf diesem Gebiete geleistet haben. Hat ja doch der größte Meister der deutschen Geschichtsschreibung, Leopold v. Ranke, noch in seinem späteren Alter den großen Gedanken gefaßt, eine Weltgeschichte zu schreiben. Niemals ferner haben Männer wie Leo, v. Sybel, Droysen verkannt, daß die Specialforschung ihren letzten Zweck in der großen Zusammenfassung der Dinge findet. Darum hat denn auch diese ältere Generation die neue Wendung der deutschen Geschichtsschreibung beklagt. Denn die letztere hat, was früher unbekannt war, einen Gegensatz aufgestellt zwischen der Einzeluntersuchung und der Gesammtdarstellung. Sie hat es längst völlig verkannt, daß die Specialforschung ein Mittel für die Zwecke des Ganzen ist. Für sie hat ausschließlich die Einzeluntersuchung ein Recht des Bestehens. Alle weitergehenden Darstellungen pflegt sie insgemein als Dilettantismus oder selbst geradezu als Schwindel zu betrachten. So Werthvolles nun auch die Specialforschung geleistet hat, so unersetzlich ihre Ergebnisse sind, so wird doch eine solche irre geleitete Ansicht über die Aufgaben der Geschichtsschreibung auf die Dauer zum Schaden der deutschen Wissenschaft ausschlagen. Es ist kein Zweifel, daß die deutsche Geschichtsschreibung in der mit solcher Entschiedenheit eingeschlagenen Richtung sich noch viel weiter entwickeln wird, als wie bisher, daß die deutsche Forschung sich in immer kleinere Einzelfragen verlieren wird und daß diese zunehmende Specialisirung eine immer strengere Ausschließung aller allgemeineren Darstellungen zur Folge haben wird. Die deutsche Geschichtsschreibung, die mit so großen Unternehmungen begonnen hat, wird, wie sich deshalb auch mit Bestimmtheit voraussagen läßt, in einigen Jahrzehnten zu einer neuen Scholastik verkümmern. Dieses Ende ist um so sicherer abzusehen, als bekanntlich die literarische Kritik fast ausschließlich in den Händen der Specialisten liegt und diese demnach die beste Waffe besitzen, um jedes größere wissenschaftliche Unternehmen von vornherein zu vernichten.

Um so freudiger ist es zu begrüßen, wenn in dieser immer mehr zunehmenden geistigen Oede der geschichtlichen Literatur ein Werk erscheint, welches den großen Versuch wagt, trotz der voraussichtlichen absprechenden Haltung der Specialisten, nun wieder die Ergebnisse der Einzelforschung in einen weitgespannten Rahmen zusammen zu fassen. Es ist dies das in der Verlagsbuchhandlung von J. G. Cotta in Stuttgart erschienene Buch „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung", welches den Staatsarchivar Dr. H. von Eicken in Aurich zum Verfasser hat. Den oben genannten Werken von Lessing, Herder und Hegel an Gedankenreichthum ebenbürtig, ist das v. Eicken'sche Buch denselben aber dadurch weit überlegen, daß es auf der Grundlage einer sehr gediegenen empirischen Forschung beruht.

Das Buch hat, wie der Titel besagt, das Mittelalter zum eigentlichen Gegenstand seiner Darstellung. Doch hat der Verfasser den Umkreis der letzteren nach rückwärts und vorwärts so weit ausgesteckt, daß das Buch fast als eine Geschichte der europäischen Völker vom Alterthum bis zur Gegenwart gelten könnte. Selbstverständlich aber hat der Verfasser nur diejenigen Völker des Alterthumes in Betracht gezogen, welche von unmittelbarer Bedeutung für das Mittelalter gewesen sind. Desgleichen hat derselbe die neuere Geschichte nur insoweit behandelt, als sich in ihr die Auflösung und Umsetzung des mittelalterlichen Culturprincipes vollzog. Das weiteste Problem, welches v. Eicken in seinem Werke gelöst hat, ist jene bereits von Hegel als abstractes Schema aufgestellte Trilogie der menschlichen Entwickelung, der naive Naturzustand, der Gegensatz gegen denselben und die höhere Einheit Beider. Obwohl also dieser Gedanke an und für sich bereits ausgesprochen

Digitized by Google

war, so hat v. Eicken denselben doch zum ersten Male in folgerichtiger und überzeugender Weise durch den ganzen Verlauf der Geschichte durchgeführt. Innerhalb dieses weiten geschichtsphilosophischen Problemes hat der Verfasser ein engeres geschichtliches Problem gelöst, insofern er jene dem Mittelalter so eigenthümliche Erscheinung, nämlich das Zusammenwirken von asketischer Abtödtung und hierarchischer Weltherrschaft, welche sich doch dem ersten Blick als zwei sich ausschließende Gegensätze darstellen, auf eine einheitliche Ursache zurück geführt hat. Askese und Hierarchie erscheinen als die sich gegenseitig mit Nothwendigkeit bedingenden Wirkungsweisen der als eine Vermittelungsanstalt zwischen Gott und Menschheit gedachten römischen Kirche. Der Verfasser hat dieses Verhältniß in dem ganzen Entwickelungsgange der Kirche von der altchristlichen Zeit bis zum hohen Mittelalter hin in erschöpfender Weise dargestellt. Es ergab sich aus dieser Auffassung, daß der Verfasser den Schwerpunkt der mittelalterlichen Geschichte der Kirche nicht in dem willkürlichen Schaffen der geschichtlichen Persönlichkeiten, sondern vielmehr in dem logischen Zwange des religiösen Systems gesucht hat. Die Kirche des Mittelalters mit all' ihrem Wirken und Walten ist nicht die Schöpfung individueller Herrschsucht und Gewinnsucht, sondern die logische Folgerung jener Lehre über den Ursprung und das Wesen der Kirche. Eben deshalb finden sich auch dieselben Ansichten, welche das Mittelalter über das Verhältniß zwischen der Kirche einerseits, dem Staate und allen weltlichen Geschäften andererseits aufgestellt hatte, bereits in der alten Kirche vor.

Das v. Eicken'sche Buch hat den Vorzug, daß es fortschreitend an Interesse gewinnt. Es erreicht seinen Höhepunkt im dritten Theile, in welchem der Verfasser das System der kirchlichen Weltanschauung bis zu seinen letzten Folgerungen dargestellt hat. Man wird nicht verkennen, daß dieser Theil auch von einer hervorragenden politischen Bedeutung ist. Jedoch ist die letztere keineswegs in einer tendenziösen Behandlung des Verfassers, sondern vielmehr in dem geschichtlichen Stoffe zu suchen. Denn da die römische Kirche in ihren Aufgaben und Zwecken dem Wechsel der Zeiten sich nicht unterwirft, vielmehr unverändert dieselbe bleibt, mag der thatsächliche Besitzstand sich auch noch so sehr ändern, so werden auch jene Ansichten der mittelalterlichen Kirche sofort wieder eine praktische Geltung erlangen, sobald die Macht der Kirche dies gestattet. Insofern liegt den Aufschlüssen v. Eicken's über die letzten Ziele der Kirche nicht allein eine theoretisch-wissenschaftliche, sondern zugleich eine praktisch-politische Bedeutung bei, deren Kenntniß sich hoffentlich unseren Staatsmännern nicht entziehen wird. Das v. Eicken'sche Buch ist eine wahre Fundgrube für die Geschichte des Mittelalters, insbesondere aber für das Verhältniß der Kirche zu den weltlichen Culturgebieten. Einem jeden der letzteren hat der Verfasser ein besonderes, auf den reichsten Quellenstudien beruhendes Capitel gewidmet. Diese Verbindung von philosophischem Denken und empirischen Studien bildet eben den seltenen Vorzug des Buches.

Es ist interessant, das letztere mit der Janssen'schen „Geschichte des deutschen Volkes" zu vergleichen. Während „der Geschichtsschreiber des Ultramontanismus" von der Absicht ausgeht, alles Unglück, welches unsere Nation betroffen, auf den Abfall von der römischen Kirche zurück zu führen, weist v. Eicken nach, daß die römische Kirche ihrer Idee nach alle weltliche Cultur verneinen muß und daß die letztere nur insoweit einen sicheren und dauernden Bestand haben kann, als sie sich von der Herrschaft der Kirche frei hält.

Das v. Eicken'sche Buch ist von unschätzbarem Werthe für das Verständniß des Mittelalters und seines religiösen Geistes. Ein französisches Wort sagt: „Alle großen Gedanken kommen aus dem Herzen". Man fühlt auch diesem Buche auf jeder Seite nach, daß es aus dem Herzen geschrieben ist, daß der Verfasser den religiösen Geist des Mittelalters nicht allein mit kritischem Verständniß betrachtet, sondern auch mit ganzer Seele nachempfunden hat. Mag der Specialist sich zu dem Buche stellen, wie er will: unsere geschichtliche Literatur hat durch dasselbe eine dankenswerthe Bereicherung erhalten. Mitten in der Fluth schnell entstandener und schnell vergänglicher Schriften wird das v. Eicken'sche Buch ein Wahrzeichen der wissenschaftlichen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts bleiben. Es ist erfreulich, daß das von den Specialisten unserer Tage leider so mißachtete philosophische Denken doch noch nicht ganz in unserer geschichtlichen Literatur erstorben ist.

## Feuilleton.

### Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Ich besuchte mit Ernst zusammen die Schule und hielt auch längere Zeit mit ihm so ziemlich Schritt, bis er mir zuletzt doch vorauseilte. Der prächtige Junge hatte unter seinen Mitschülern viele Freunde, aber ich genoß die Auszeichnung, ihn auch in der Wohnung seines Bruders besuchen zu dürfen, der damals noch Buchhalter war, aber bereits eine eigene Wirthschaft führte. Ich kann nicht sagen, daß ich mich Anfangs zu Herrn Emanuel sonderlich hingezogen fühlte. In seinem Aeußeren hatte er mit Ernst gar keine Aehnlichkeit. War dieser blond, schon mit vierzehn Jahren hoch aufgeschossen, von zierlichem Gliederbau und fast wie ein Mädchen hübsch — er glich auffallend dem Bilde seiner Mutter — so blieb Emanuel etwas unter Mittelgröße, hatte einen gedrungenen Körper, breite Schultern, ein kurzes Genick, einen schwarzen Bart, eine dicke Nase, wenig lebhafte Augen und recht große Hände. Er lachte selten und sprach in kurzen Sätzen, immer nur das Nothwendige, wenigstens in meinem Beisein. Es verdroß mich, daß er uns fast nie mit einander allein ließ, selbst am Sonntag in demselben großen Zimmer in seinen Büchern schrieb oder die Zeitungen las, die sich von der Woche aufgesammelt haben mochten. Bei längerer und näherer Bekanntschaft aber gewann er sehr. Gegen Ernst war er ganz Wohlwollen und Güte und ich begriff sehr bald, wie natürlich es war, daß dieser ihn zugleich wie einen Vater verehrte und wie einen Bruder und besten Freund zärtlich liebte. Für Emanuel schien es in der That nur das eine Herzensbedürfniß zu geben, Ernst zu beglücken, jede gute Anlage in ihm zu fördern, jede Neigung zu vielseitiger Ausbildung zu unterstützen. Er schien es als seine Aufgabe zu betrachten, ihn geistig alles das genießen zu lassen, was er sich selbst versagt hatte. Er schaffte ihm nach und nach eine Bibliothek an, in der die besten Schriftsteller aller Völker und Zeiten vertreten waren, er gab die Mittel zu Schmetterlings-, Käfer-, Mineralien-Sammlungen her, er beförderte unsern Eifer in der Herstellung von Elektrisirmaschinen, Volta'schen Säulen und anderen physikalischen Apparaten, Pumpenwerken, Dampfwagen und Luftballons, schaffte freigebig die Materialien zu allerhand chemischen Experimenten an und wurde nicht unwillig, wenn unsere Neigungen und Beschäftigungen mit diesen Dingen oft wechselten. Er schickte uns wohl auch in's Theater oder in Vorlesungen. Da Ernst sich für Musik interessirte und den Wunsch äußerte im Violinspiel unterrichtet zu werden, kaufte er ihm sofort ein schönes Instrument und hielt ihm die besten Lehrer. Seine Fortschritte machten ihm große Freude, und es schien ihn gar nicht bedenklich zu stimmen, daß Ernst eine zeitlang über diesen Musikübungen die Schularbeiten vernachlässigte. Es sei ihm ganz gleich, gab er zu verstehen, ob derselbe sich der Wissenschaft oder Kunst zuwenden wolle; so oder so werde dafür gesorgt sein, daß es ihm an nichts fehle. Sich selbst betheiligte er bei allen diesen Bestrebungen immer nur aus dem Standpunkte des gütigen Förderers und Pflegers; für die Gegenstände gewann er kein größeres Interesse. Es war, als ob er sich um so einseitiger seiner kaufmännischen Thätigkeit hingab, als Ernst sich, Dank seiner ungemessenen Wohlthat, geistig erweiterte.

Ein praktisches Ziel sollte sich derselbe auf der Schule nicht stecken, auch womöglich im ersten Universitätsjahr nicht. Es stellte sich jedoch bei ihm mehr und mehr eine starke Neigung für die Mathematik, nebenher

Digitized by Google

auch für die Naturwissenschaften heraus, sodaß die Wahl dieses Studiums sich von selbst ergab. Der Beruf eines Gelehrten schien Ernst sehr lockend, und da er's gar nicht anders wußte, als daß er auf seines Bruders Kosten ganz nach seinem Gefallen leben könnte, auch nicht die mindeste Besorgniß hegte, er könne diesem je zur Last werden, so gab er sich seinen Lieblingsstudien mit größtem Fleiß aber ganz unbekümmert um die Zeit, die sie in Anspruch nahmen, und um das für seine künftige Lebensstellung brauchbare Resultat hin. Die Gelehrsamkeit war ihm selbst Zweck und nahm ihn bald so völlig gefangen, daß er nur in seinen Büchern und Sammlungen lebte, dem lustigen Studententreiben aber wenig Geschmack abgewann und von der Welt kaum mehr kennen lernte, als was in den Gesichtskreis seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen trat. Sein Bruder versäumte nicht, ihn auf fremde Universitäten und auf Reisen zu schicken, so ungern er sich auch von ihm trennte; er nahm aber auch dort nur auf, was sich seinen Studien Förderliches bot, bewegte sich wenig in der Gesellschaft und kehrte immer wieder gern zu der stillen brüderlichen Gemeinschaft zurück, in der es ihm wohl war. Nach fünf oder sechs Jahren erst machte er, und wie gelegentlich, seinen Doctor, und wieder verging längere Zeit, als gerade nöthig, bis er sich an der Universität seiner Vaterstadt habilitirte. Es hatte ja für ihn keine Eile, sich einen selbständigen Erwerb zu schaffen; ich glaube auch nicht, daß er sich je auch nur einen Augenblick mit Gedanken darüber beschwerte. Die Brüder waren so ein Herz und eine Seele, daß die Gütergemeinschaft sich ganz von selbst zu verstehen schien. Sie lebten, so weit nicht bei dem einen das kaufmännische Geschäft, bei dem andern die Wissenschaft gesondert in Frage kam, nur für einander und befanden sich sehr wohl dabei.

Man nahm allgemein an, das brüderliche Verhältniß werde sich ohne jede Aenderung so fortsetzen, besonders seit Emanuel, nachdem er eine Weile sein eigenes Geschäft mit Erfolg betrieben, sich ein Haus gekauft und dasselbe für sich und den Doctor auf's Bequemste in der Weise eingerichtet hatte, daß Jeder die für ihn bestimmten Zimmer bewohnte und seinen Lebenszwecken gemäß benutzte, aus diesen aber zu einem gemeinsamen Raum gelangte, in dem sie ihre Mahlzeiten einnahmen und ihre Freistunden verbrachten. Die alte Tante Albertine führte ihnen die Wirthschaft, war stets am Tisch die Dritte und machte ihnen, selbst immer heiter und guter Laune, das Junggesellenleben so angenehm, daß sie nichts zu vermissen meinten.

Freilich war Emanuel auch jetzt so wenig selbstsüchtig, daß er nicht zu überlegen vergaß, ob dem so viel jüngeren Bruder diese Daseinsgewohnheit auf die Dauer genügen könnte. Wie er in allem getrachtet hatte, ihm das zuzuwenden, was er sich selbst vorenthalten, so war es auch nur natürlich, daß er den Fall der Verheirathung des Bruders bedachte. Es stand eigentlich für ihn längst fest, daß Ernst heirathen würde, wie er selbst nicht geheirathet hatte, und es ängstigte ihn sogar ein wenig, daß dieser einen Geburtstag nach dem andern herankommen ließ, ohne die mindesten Anstalten zu einem Ehebündniß zu treffen. An seinem dreißigsten faßte er sich endlich ein Herz und sagte ihm: es ist nun durchaus an der Zeit, daß Du Dich nach einer Frau umsiehst. Es steht Dir nichts im Wege einen Hausstand zu gründen; Deine Frau, welche Wahl Du auch triffst, soll mir hochwillkommen sein. Ich hoffe, ihr werdet mich jederzeit freundlich bei euch leiden, sodaß ich den Familiensegen, wenn auch nur aus zweiter Hand, voll mitgenieße. Ich kann mir nichts erfreulicher denken, als meines Bruders Hausfreund zu sein und lebenslang Zeuge seines Glückes zu bleiben. Warte nicht ab, bis Du zu alt wirst, Dich schmiegsam in solche Neuordnung der Dinge zu fügen, die sich sicher nicht ohne eine kleine Revolution vollzieht, und nimm, wenn nicht auf Dich, so doch auf mich Rücksicht, indem Du meine Jahre bedenkst und mir recht lange die liebe Schwägerin gönnst.

Ueber diese ganz unvermuthete Rede war Ernst zuerst sehr erstaunt, sodaß er kein Wort vorbringen konnte; dann aber lachte er unbändig und rief: Du bist doch ein schnurriger Kauz! Weil es so hergebracht ist, daß Leute ungefähr in meinem Alter sich verloben und heirathen, so meint Deine brüderliche Liebe, mir müsse durchaus etwas entgehen, wenn ich's ihnen nicht nachthue. Mich verlangt's aber ganz und gar nicht nach der Ehefessel, die ich nach meiner ganzen Veranlagung sehr schwer empfinden würde, und ich möchte auch einmal wissen, wie ich zu einer Frau kommen könnte, ohne mich in die Zeitung einzusetzen. Es fehlt mir, wie Du weißt, gänzlich an Damenbekanntschaften, und auf's Gerathewohl eine Wahl zu treffen, wirst Du mir doch nicht zumuthen. Glaube mir, meine Frau müßte, wenn sie mich glücklich machen sollte, Eigenschaften haben, die sich sicher nicht einmal in einem Engel vereinigen. Welche Thorheit also, Dir Dein häusliches Behagen zu stören, ohne mir einen Gewinn zuzubringen! Denn das sollst Du mir nicht einreden, daß es sich für Dich nicht unter allen Umständen um ein Opfer handeln würde.

Von diesem Geburtstagsgespräch und seiner resultatlosen Fortsetzung erfuhr ich noch an demselben Vormittag, als ich Ernst zu gratuliren kam. Er konnte seines Bruders Zumuthung gar nicht wunderlich genug finden. Dieser aber verlangte von mir die Anerkennung, daß sein Vorschlag durchaus vernünftig und beiden Theilen dienlich sei. Du denkst nur an mich! behauptete Ernst. Nein, ich denke ebensosehr an mich selbst, versicherte Emanuel; meines Bruders Frau würde sich über mich nicht zu beklagen haben. — Aber wenn Du ihr so viel Wohlwollen entgegenbringst, spöttelte Ernst, so sollte doch auch ein klein wenig Mitleid dabei sein. Willst Du wirklich ein so liebenswürdiges weibliches Wesen, wie Du es natürlich für mich nur gerade gut genug hältst, unglücklich machen, indem Du es an den unmöglichsten Mann kettest? Ich kenne mich. So ein Bücherwurm, so eine Rechenmaschine, so ein Raritätencabinet auf zwei Beinen muß nicht heirathen. Ich würde meine Frau zu Tode langweilen, eine Grausamkeit, die nicht einmal ein Henkersknecht der Inquisition zu verüben den Muth gehabt hat. Ich ein Ehemann!

Emanuel war verstimmt. Ich nahm die Ueberzeugung mit, daß er einen ganz aufrichtigen Wunsch ausgesprochen hatte. Es wäre wirklich das Vernünftigste gewesen, wenn Ernst geheirathet hätte. Er würde gar keine schwere Bemühung um eine passende Partie nöthig gehabt haben: er war ein so hübscher, kluger und herzensguter, wenn auch schon ein bischen schrullenhafter Mensch. So geschäftlich allerdings, wie Emanuel sich's vorstellen mochte, hätte sich diese Sache nicht betreiben lassen, bei der man nach seiner ganz gesunden Vorstellung mit ganzem Herzen betheiligt sein mußte, und daß die Gelegenheit ihm zu Hülfe kam, war sehr unwahrscheinlich, da er sie aufzusuchen nicht den mindesten Drang fühlte.

Kurze Zeit nach diesem verunglückten Ansturm reiste Emanuel in die Provinz nach einer Grenzstadt, in der ein sehr achtbares Handelshaus, mit dem er seit Jahren in engster Verbindung gestanden hatte, plötzlich schwach geworden war. Es ließ sich aus der Ferne nicht übersehen, ob es sich nur um eine augenblickliche Stockung handelte oder der Fall unvermeidlich werden mußte. So oder so wollte er zu retten suchen, was noch zu retten wäre. Er blieb über eine Woche aus und brachte dann die Nachricht mit, die Verhältnisse seien wieder geordnet, alle Befürchtungen für die Zukunft abgewendet. So zuversichtlich aber diese Erklärungen auch lauteten, glaubte ich doch in seinem ganzen Wesen eine sehr sonderbare Unruhe zu bemerken, die sich besonders in Gegenwart seines Bruders durch allerhand sonst nicht gewöhnliche Beweise von Aufmerksamkeit und zärtlicher Rücksichtnahme kenntlich machte, als ob er ihm im Stillen etwas abzubitten oder sich seiner guten Laune im Voraus zu versichern hätte. Am dritten Tage nach seiner Rückkehr erhielt ich von ihm ein Billet mit der Bitte zu bestimmter Stunde seinen Besuch erwarten zu wollen. Es war die Zeit, in der er sich sonst nie aus seinem Kontor zu entfernen pflegte. Es mußte etwas ganz Außerordentliches geschehen sein.

Und so war's auch. Theilen Sie's meinem Bruder mit, sagte er sehr erregt, ich bring's nicht über mich. Aber gehen Sie schonend vor und lassen Sie ihn sogleich wissen, daß ich schlimmstenfalls noch immer ... Mein Gott! Ernst ist ja mein Bruder — er hat die ältesten Rechte an mich, und ich will sie ihm nicht verkümmern, müßte ich jetzt auch die schwerste Einbuße leiden.

Es kam nun heraus, daß er sich in jener Provinzialstadt Knall und Fall verlobt hatte und in kürzester Zeit zu heirathen beabsichtigte. Allerdings auch mir ein ganz unerwartetes und erfreuliches Ereigniß. Er hatte den Kaufmann, dessen Lage ihm Bedenken eingeflößt, in Folge der Aufregungen der letzten Wochen schwer erkrankt gefunden. Derselbe war Wittwer. Seine Tochter Julie, ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren, pflegte ihn. Sie hatte sich aber auch mit großer Geistesgegenwart der Zügel des kaufmännischen Geschäfts bemächtigt und den alten Buchhalter,

Digitized by Google

der schon Alles verloren gab und die Flinte in's Korn oder vielmehr die Feder unter den Tisch werfen wollte, zum Ausharren vermocht. Sie empfing Emanuel, legte ihm die Bücher vor und wies ihm daraus mit Hülfe des alten Faktotums nach, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Vater zu retten sei, wenn gewisse, allerdings sehr dringliche Verlegenheiten augenblicklich beseitigt werden könnten. Sie bat ihn um seine Unterstützung in der Noth. Emanuel, von Grund aus gutmüthig und durch das tapfere Verhalten des Mädchens warm angesprochen, hatte nicht nur von allen Sicherungsmaßregeln Abstand genommen, sondern auch seinen Aufenthalt von Tage zu Tage verlängert, um selbst für den erkrankten Chef die Direction des Geschäfts zu übernehmen und das erforderliche Arrangement mit den Gläubigern unter eigener Garantie zu treffen. Dabei war ein reger Verkehr mit Julie unvermeidlich, sicher bald auch erwünscht gewesen. Voll Dankbarkeit für seinen großmüthigen Beistand hatte sie ihm offenbar rasch eine Neigung zugewandt, die seiner freundlichen Gesinnung gelten mochte, sich aber mit so viel Herzlichkeit äußerte, daß in ihm selbst Gefühle erweckt wurden, die ihm bis dahin ganz fremd geblieben waren. Es war rührend anzuhören, wie er mit ganz unzulänglichen Worten den Zustand schilderte, in dem er sich nach der Entdeckung dieser sonderbaren Gewißheit befunden habe, daß er das Mädchen liebe — ja, ja, liebe! Wie er erst zu schneller Flucht entschlossen gewesen sei, sich dann aber ganz machtlos gefühlt habe, auch nur eine einzige Gelegenheit, Julie zu sehen und zu sprechen, ungenutzt zu lassen — wie er sich seiner fünfundvierzig Jahre geschämt und seine Hoffnung, sie könne seine Bewerbung annehmen, unsinnig gescholten, doch aber immer nach neuen Vorwänden gesucht habe noch länger bleiben zu dürfen — wie er sich mit Eifer vorgerechnet, was er seinem Bruder schuldig sei, schließlich aber ganz kopflos wie irgend ein verliebter junger Fant seine Leidenschaft habe walten lassen. Und nun sei das Unglück da. Julie habe sich zwar sehr überrascht gezeigt und um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gebeten, dann aber, anscheinend freudigen Herzens, ihre Einwilligung erklärt. Und da sei er nun Bräutigam und, wie er gestehen müsse, innigst davon überzeugt, daß er in Julie das einzige weibliche Wesen gefunden habe, das sich zu einer Frau für ihn eigne — aber sein Bruder, sein Bruder . . .! Was werde er dazu sagen, wie werde er sich in diese Veränderung finden, wie könne er überführt werden, daß zwischen ihnen alles beim Alten bleibe? Einen rechten Narren werde er ihn schelten.

Ich suchte ihn zu beruhigen und versprach gern zu vermitteln. Das wurde mir auch nicht im mindesten schwer. Kaum hatte Ernst den Sinn meiner vorsichtigen Ankündigung erfaßt, als er seiner Freude über den „ungeheuer gescheiten Gedanken", den Emanuel gehabt, den lautesten Ausdruck gab, indem er wie ein Kind in die Hände klatschte, im Zimmer herumtrappte und von Zeit zu Zeit einen offen daliegenden Folianten zuschlug, was vielleicht wie Kanonendonner zur Feier eines welterschütternden Ereignisses klingen sollte. Keine leiseste Spur von Verdruß oder auch nur Verwunderung ließ sich spüren. Seine liebenswürdige Natur erschöpfte sich in der Bemühung, dem Ereigniß immer noch eine lichtere Seite abzugewinnen. Emanuel sei von dem Holz, aus dem gute Ehemänner geschnitten würden; tausendmal habe er's auf der Lippe gehabt, ihm zu sagen, daß es eine wahre Schande sei, wenn er so ein Talent ungenutzt lasse. Aber er freue sich jetzt, daß er geschwiegen habe; denn Emanuel hätte ihn gewiß böse abgetrumpft und sich damit halb und halb einen Riegel vorgeschoben. Nun sei Alles gut.

Es war noch eine Stunde bis zum Mittag. Sie schien ihn eine Ewigkeit zu dünken, so oft lief er an's Fenster, nach dem Bruder auszuspähen. Als er endlich mit schweren Schritten ankam, flog ihm schon ein jubelndes Hurrah entgegen, und dann schloß er ihn an die Brust und konnte gar nicht aufhören ihn wie zum Dank für irgend eine Großthat zu küssen und zu beklopfen. Aber bist Du mir auch wirklich nicht böse? fragte Emanuel, der sich in diese „Selbstlosigkeit des guten Jungen" gar nicht finden konnte, so toll sicher auch seine eigene Freude über dessen Verlobung gewesen wäre, und Ernst antwortete lachend: Aber Kind, ein größeres Geschenk hättest Du mir ja gar nicht machen können! Nein, wie hübsch das ist: mein Bruder Emanuel wird eine Frau haben!

Es vergingen nur knapp drei Monate bis zur Hochzeit. Julie war inzwischen mit ihrem Vater, sobald derselbe genesen war, nach der Stadt gekommen, um sich ihr neues Heim anzusehen. Nun zum ersten Mal hatte Ernst eine gewisse Bangigkeit überfallen, wie die Schwägerin mit ihm zufrieden sein werde, und wie sich das ganze Hauswesen nun anders gestalten müsse. Er benahm sich recht linkisch beim ersten Zusammentreffen. Aber Julie imponirte ihm in durchaus anderer Weise, als er erwartet hatte. Sie war ganz schlichte Natürlichkeit, ruhig und klar, selbst durch sein verlegenes Unsinnsprechen nicht in Verlegenheit zu bringen, über ihre Jahre reif und doch bei Leibe nicht altjüngferlich, keineswegs blendend schön, aber höchst anmuthig — kurz, ganz wie für Emanuel geschaffen, wie er jetzt zugeben mußte, nachdem er vorher mehr an eine glänzende Erscheinung gedacht. Nach der ersten Stunde schon waren sie gute Freunde.

Tante Albertine erklärte mit aller Entschiedenheit, der jungen Frau das Feld räumen zu wollen. Das geschah nicht etwa in verdrießlicher Laune oder weil sie Emanuel merken lassen wollte, daß sie seinen Schritt nicht billige — auch sie nahm freudigsten Antheil an seinem Glück und meinte nur: schade, daß es nicht zehn Jahre früher gekommen — sondern weil sie den verständigen Grundsatz an die Spitze stellte, daß man eine junge Frau sich selbst überlassen müsse und zwei Weiber an einem Heerd einander gegenseitig das Feuer auslöschten; und so war's auch gar nicht böse gemeint, als sie Ernst den Rath gab, ihrem Beispiel zu folgen und sich wenigstens für's erste auszuquartieren: der Dritte sei da ganz überflüssig, wenn nicht schädlich. Natürlich lachte er sie aus. In seinem Arbeits- und Bibliothekzimmer sei er ja doch wie in einer anderen Welt und störe Niemand.

(Fortsetzung folgt).

## Notizen.

Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Von Conrad Keller. (Leipzig, C. F. Winter.) — Diese sehr ansprechend geschriebenen Reisebriefe eines jungen Schweizer Naturforschers werden nicht nur wegen der darin behandelten botanischen, zoologischen, anthropologischen Fragen die Gelehrtenkreise anziehen, sondern auch das größere Publikum fesseln, denn der Verfasser schildert gut und anschaulich, ist niemals doctrinär und langweilig und hat ein feines Verständniß und scharfes Auge auch für jenseit seiner gelehrten Interessen liegende Dinge. Die Schilderungen von Kairo und Suez, der thiergeographischen Erlebnisse im Suezkanal, des Thierlebens am ostsudanischen Seestrande auf seiner ersten Reise, dann die Berichte über seine zweite afrikanische Tour, wobei die Insel Réunion und Madagaskar in Bezug auf ihre Volkselemente, sowie die Fauna und Flora eingehende Betrachtung finden, bieten so viel des Neuen und allgemein Bemerkenswerthen, daß dem Buch ein Ehrenplatz in unserer Reiseliteratur sicher ist. Wir machen hier noch besonders auf Kellers Kritik der Darwin'schen Hypothese von der humusbildenden Thätigkeit der Regenwürmer aufmerksam, welche hier auch für das Gebiet der Tropen bestätigt wird, nur sei die Leistung der Würmer dort eine viel durchgreifendere, womit wohl auch die Großartigkeit der tropischen Pflanzenwelt zusammenhängt.

New Fairy Tales from Brentano, told in English by Kate Freiligrath Kroeker and pictured by F. Carrutners Gould. (London, T. Fisher Unwin.) — Bekanntlich besitzt die deutsche Literatur eine ihrer begabtesten Vermittlerinnen für das englische Publikum in der Tochter Ferdinand Freiligrath's. Ihre vorliegende Bearbeitung der Märchen Brentano's athmet eine solche Frische und Ursprünglichkeit, daß der unserer heutigen deutschen Lesewelt leider etwas fern gerückte Romantiker in seiner ganzen geistvollen Eigenart zur Geltung kommt mit seiner reichen Phantasie, seinen originellen, bisweilen bizarren Einfällen und sogar auch in seiner eigenthümlichen Sprache in Prosa und Reimen, deren Nachbildung im Englischen vortrefflich gelungen ist. Bei nothwendigen Abweichungen vom Text, wie im „Märchen vom Müller Radlauf und dem Rhein" ist die Uebersetzerin so sorgfältig zu Werke gegangen, daß nirgends die Bearbeitung fühlbar wird; und der dieser Erzählung gegebene Schluß ist ganz in der Schilderungsweise Brentano's gehalten. Die äußerst glückliche Wiedergabe von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" hält sich vollkommen an das Original in der zuerst erschienenen Form, welche unbedingt der später von dem Dichter vorgenommenen längeren Bearbeitung vorzuziehen ist. Die Illustrationen in Farbendruck zeichnen sich aus durch Lebendigkeit und Feinheit der Zeichnung, wie durch eine ungemein saubere Ausführung und Klarheit im Colorit.

Digitized by Google

## Inserate.

# Aufruf.

Der nationale Wehrbund der Deutschen in Böhmen, welcher sich jetzt unter widrigen Verhältnissen so glänzend erprobt, verdankt seine innere Kraft zum nicht geringen Theile der unermüdlichen, planvollen Thätigkeit des „Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" in Prag. Durch treffliche Veröffentlichungen, besonders aus dem geschichtlichen und kulturhistorischen Gebiete, deren Zahl bald einundeinhalbes Hundert erreicht, durch Errichtung von mehr als siebenhundert Volksbüchereien hat der Verein seine culturfördernde, nationales Bewußtsein weckende Mission kund gegeben. Neue, große Ansprüche treten jetzt an ihn heran. Es gilt, in allen an der Sprachgrenze befindlichen, von der Slavisirung bedrohten deutschen Gemeinden möglichst rasch Volksbüchereien zu errichten, um den Belagerten geistigen Proviant zu verschaffen. Dazu reichen die Mittel des Vereines nicht aus, da er sich, um eine weite Verbreitung zu finden, mit dem geringen Jahresbeitrage von einem Gulden (1 Mark und etliche 60 Pfennige) begnügt. Es ist deshalb Pflicht aller wirklich deutsch gesinnten Männer im Reiche, hier Hilfe zu bringen. Dies kann geschehen, indem man entweder Mitglied dieses Vereins wird und den erwähnten kleinen jährlichen Beitrag an den Schriftführer des Vereines, Dr. Holzamer in Prag, Annenplatz 8 einschickt, oder durch Bücherspenden. Letztere müssen wirklichen Werth für Volksbibliotheken haben, d. h. bei wissenschaftlichen Werken aller Art auf dem neusten Standpunkte der Forschung stehen, bei belletristischen klassischen Gehalt besitzen, zum mindesten gesund, sittlich und geistig erhebend sein. Selbstverständlich bleibt es, daß nur vollständige und nicht zu abgenutzte Bücher Verwendung finden können, nicht solche, welche zu Maculatur gehören. Wir richten deshalb an die Mitglieder des „Allgemeinen deutschen Schulvereins" und an dessen Gönner und Freunde die herzliche Bitte, derartige Bücher dem guten, echt deutschnationalen Zwecke zuzuführen. Herr Hans Reimarus (Nicolaische Buchhandlung) Berlin C., Brüderstraße 13, hat sich erboten, sämmtliche einlaufenden Bücherspenden zu übernehmen und dieselben dem Prager Vereine dann zur weiteren Verwendung zu senden. Je rascher sich diese Sammlung von Bücherspenden vollzieht, desto besser wird damit unsern Stammesgenossen in Böhmen geholfen.


In bedeutend erweiterter Form
erscheint bereits 1888 ohne Preisaufschlag:

**Kunstwart.**

Herausgeber: F. Avenarius.
Halbmonatsschrift, ¼jährl. 2½ Mark.

Reichhaltige Rundschau über **Dichtung, Theater, Musik, Bildende Künste, Kunsthandwerk.** Unterstützt von **hervorragenden Fachkennern** Deutschlands, Oesterreichs u. d. Schweiz, **vollständig unabhängig, durchaus eigenartig, allgemein verständlich, vornehm ausgestattet, billig.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie (gleich Probenummern) unmittelbar vom:

**„Kunstwart-Verlag in Dresden".**

Soeben erschien im Verlage von **Walther & Apolant** in **Berlin:**

**Macaulay, Altrömische Heldenlieder.**
Deutsch von **Harry von Pilgrim.**
Preis brochirt ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—

**Neu erschienen!**

**Villamaria**

**Verscholl'ne Mär.**

Novellencyclus aus **König Artus Tafelrunde.** Mit 12 Text-Abbildungen und Titelbild der Verfasserin. 208 S. Elegant gebunden **3,50 M.** (Verl. v. **A. Haack, Berlin**).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Faust.** Eine Tragödie.
III. Theil zu Goethe's Faust
von
**Carl August Linde.**
In 16°. 114 Seiten. Eleg. brochirt.
**Preis 1 Mark.**

**Leipzig bei Wilhelm Opetz.**

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist soeben erschienen:

**Mutter Erde (la terre)**
von
**Emile Zola.**
Autorisirte Uebersetzung
von
**A. Schwarz.**
2 starke Bände. 6 Mark.

**Gratis und franco** versende die Kataloge Nr. 205: **Das Alterthum.** Geschichte. Geographie. Kultur. Kunst. Religion. 681 Nummern. Nr. 203: **Das Mittelalter.** Staaten- und Kirchengeschichte. Geographie. Kultur. Kunst. Recht. 1911 Nummern. Nr. 207: **Die Kirche.** Geschichte. Kunst. Recht. 1256 Nummern. Nr. 210: **Die Neuere Zeit.** I. Von der Entdeckung Amerikas bis zum Westfälischen Frieden, 1492—1648. Geschichte. Geographie. Kultur. 1100 Nummern.
Berlin, 16—18 Schweidnitzer Strasse.
**Heinrich Lesser,**
Antiquariat und Buchhandlung.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

**Briefwechsel**
**zwischen Wagner und Liszt.**
2 Bde. gr. 8°. geh. 12 ℳ.
Fein geb. 14 ℳ 50 ₰.

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

**Um den Namen.**
Roman
von
**Alexander Baron v. Roberts.**
1 Bd. 8°.
Preis eleg. broch. M. 5.—, in Originalbd. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Scharnhorst.**
Von
**Max Lehmann.**
**Zweiter Theil.** (Schluß.) **Seit dem Tilsiter Frieden.**
gr. 8. Preis: ℳ 12.— In Leinwand gebunden: ℳ 13.50.

Preis des vollständigen Werkes:
2 Bände gr. 8. geheftet: ℳ 22.— In 2 Bände gebunden: ℳ 25.—

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.
Soeben erschien:

**Morell Mackenzie.**
**Singen und Sprechen.**
Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.
Deutsch von Dr. J. Michael.
Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.
Gebunden ℳ 6.—.


Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 21. Januar 1888. Band XXXIII.

CORNELL UNIVERSITY, Fe... 18.. Library...

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Von W. Kulemann, M. d. R. — Rußland in Europa. Rußlands Verhältniß zu seinen Nachbarn. Kriegs- und Friedensaussichten. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ada Christen. Eine Studie von Wilhelm Goldbaum. — Die Besessenen von F. M. Dostojewsky. Besprochen von Georg Malkowsky. — Für das Volapük! Von Alfred Kirchhoff. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Die Verkannten". Lustspiel in fünf Aufzügen von Adolph L'Arronge. Von O. B. — Inserate.

### Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen.

Von W. Kulemann, M. d. R.

Nachdem der im Frühjahre dem Reichstage vorgelegte Gesetzentwurf, betreffend die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen, wegen des Schlusses der Session nicht mehr zur Erledigung gelangt war, ist nunmehr eine erneuerte Vorlage eingebracht, welche in dankenswerther Weise den im Reichstage laut gewordenen Wünschen, soweit dieselben in den Beschlüssen der eingesetzten Commission ihren Ausdruck gefunden hatten, Rechnung trägt, ja darüber hinaus in einem der Hauptpunkte eine nicht unwesentliche Abschwächung der früheren Forderung enthält.

Ungeachtet dieses Entgegenkommens wird die Vorlage seitens derjenigen Parteien, welche ihr schon in voriger Session ablehnend gegenüberstanden, nämlich des Centrums, der deutschfreisinnigen Partei und der Socialdemokraten, nicht allein im Reichstage, sondern noch mehr in der Presse heftig angegriffen, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Annahme lediglich durch die von den sog. Cartellparteien gebildete Mehrheit erfolgen. So wahrscheinlich dies ist, so sehr ist es zu beklagen, daß ein Gesetz, welches überall nicht, oder höchstens in einem sehr abgeschwächten Grade, einen politischen Untergrund hat, zum Gegenstande des Parteigegensatzes gemacht wird. Wir fürchten uns gewiß nicht, das thatsächlich vorhandene Machtverhältniß überall da zur Geltung zu bringen und zu unserem Gunsten auszunutzen, wo nun einmal die Verschiedenheit der Grundanschauungen ein gegenseitiges Ueberzeugen ausschließt, oder man wird es bedauern müssen, wenn solcher Appell an die Macht öfter nöthig wird, als die Natur der zu entscheidenden Fragen es nothwendig mit sich bringt, bedauern es insbesondere auch im Interesse der Minderheit, die nach der Eigenart menschlichen Empfindens ohnehin schon mehr als wünschenswerth geneigt sein wird, bei jeder Ueberstimmung einem Gefühle der Verbitterung Raum zu geben, welches mit öfterer Wiederholung des äußeren Anlasses zu einer steigenden Entfremdung führen muß.

Zweck der nachfolgenden Erörterung ist es deshalb in erster Linie, jener schon angedeuteten, oft gehörten und mit größerem Pathos als Gewicht der Gründe vertheidigten Behauptung entgegen zu treten, als ob es sich bei der vorliegenden Frage um einen Angriff auf das Palladium der Freiheit, oder mindestens auf die Garantien unserer Rechtspflege, als ob es sich um etwas Anderes handelte, als lediglich um eine Frage der gesetzgeberischen Zweckmäßigkeit, welche zu den gehörten und gelesenen oratorischen Ergüssen durchaus keinen Anlaß bietet. Daneben sollen nur die beiden hauptsächlichsten Streitpunkte, der sog. Schweigbefehl und die Beschränkung der Berichterstattung durch die Presse, kurz beleuchtet werden; ein Eingehen in die Einzelheiten liegt nicht in der Absicht. —

Das Denken der Menschen ist im nie rastenden Fortschritt begriffen; was früheren Jahrhunderten der Abschluß ihres Wissens war, ist für uns nur noch der Grundstein für ein neues Gedankengebäude, welches seinerseits künftig wiederum nur der Stützpunkt für weitere Speculationen sein wird. Man sollte deshalb annehmen, für Aberglauben und Vorurtheile sei in unserer aufgeklärten Zeit kein Raum mehr und doch finden wir eine ganz neue Gestalt von Vorurtheilen, welche der natürlichen Auffassung nicht bekannt sind und vielmehr in der Eigenart des modernen Denkens ihre Begründung finden. Die Naturvölker sind Individualisten und Realisten, die Form ihres Denkens ist die concrete. Im Gegensatz zu ihnen leben wir unter der Herrschaft des Collectivismus, eines, wenn auch häufig recht abgeschwächten Idealismus und der abstracten Denkform. Sehen Jene in der Welt nur eine ungezählte Menge concreter Einzeldinge und greifen höchstens, um sich deren Zusammenhang zu ermitteln, zu der abergläubischen Annahme geheimnißvoller verbindender Gewalten, so verfällt unsere Bildung dem entgegengesetzten Fehler eines übertriebenen Abstractivismus. Man operirt mit Begriffen, denen man ein selbständiges Leben und eine selbständige Interessensphäre beimißt; man vergißt, daß die Abstracta lediglich Hülfsconstructionen sind, die nirgends real existiren und ihre Bedeutung nur darin erschöpfen, sprachliche Erleichterungen und Abkürzungen zu bieten, wo es sich darum handelt, gewisse Classen von concreten Dingen mit Rücksicht auf diejenige Eigenschaft zu bezeichnen, welche dem abstrahirten Begriffe zu Grunde liegt; man übersieht, daß die Abstracta nur ein Papiergeld sind, welches nicht einen Eigenwerth besitzt, sondern nur bestimmt ist, als Vertreter des wahren Geldes zu dienen.

Daß dieser falsche Abstractivismus nicht bloß in der eigentlichen Philosophie sein Wesen treibt, sondern auch die Einzelwissenschaften durchsetzt, dafür bietet unsere Frage ein vorzügliches Beispiel. Der gemeine Strafprozeß des canonischen Rechts, wie er sich in Deutschland entwickelt hatte, war ein schriftlicher mit geheimem Verfahren auf dem Boden der Inquisitionsmaxime, mit gesetzlicher Beweistheorie vor Berufsrichtern. Man überzeugte sich, daß diese Form nicht geeignet war, eine gerechte Rechtsprechung zu gewährleisten, und forderte immer lauter und in immer weiteren Kreisen die Reform auf

Digitized by Google

der Unterlage der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, des Anklageprincips und der freien Ueberzeugung unter Zuziehung von Laienrichtern. Der Umstand, daß diese Forderungen im Wesentlichen erst in Veranlassung der Umwälzungen des Jahres 1848 ihre Befriedigung fanden, verlieh dem Bilde einen politischen Untergrund, auf welchem Sachen wie Personen sich mit einem gewissen Heiligenschein abhoben.

Aber nicht minder verhängnißvoll als die Hineinziehung der Politik war der weitere Fehler, daß man nicht mehr fragte, zu welchem Zwecke man die frühere Einrichtung durch die neue ersetzt habe, sondern daß man sich gewöhnt hat, die letztere als Selbstzweck anzusehen. Nicht mehr eine gute Rechtspflege ist das Ziel und der Maßstab, nach welchem man vorgeschlagene Aenderungen würdigt, sondern man fragt nur: entspricht der Vorschlag den einmal aufgestellten Principien? Bringt man den Ablehnungsgrund auf eine logische Formel, so lautet dieselbe: die Oeffentlichkeit ist ein Gut, das wir uns nicht nehmen lassen; die Vorlage will die Oeffentlichkeit beschränken: — folglich ist sie zu verwerfen. Demgegenüber ist wiederholt zu betonen: der Obersatz ist unrichtig, er leidet an dem falschen Abstractivismus, daß er die Oeffentlichkeit als solche als ein Gut betrachtet, während sie nur ein Mittel ist zur Erreichung einer guten Rechtspflege und gerechter Entscheidungen der zur Aburtheilung gelangenden Strafsachen.

Die Fragestellung hat deshalb im Gegensatz zu der obigen vielmehr folgendermaßen zu lauten: Erstens: welches sind die Zwecke, welche man bei Einführung der Oeffentlichkeit verfolgte? und zweitens: Werden diese Zwecke durch die vorgeschlagenen Aenderungen in Frage gestellt?

Der Schwerpunkt liegt in der ersten Frage, und diese ist dahin zu beantworten, daß der Zweck ein doppelter ist. Einerseits wird nicht allein das Vertrauen der Bevölkerung zu der Gerechtigkeit richterlicher Aussprüche dadurch gehoben, daß dieselben gewissermaßen unter ihren Augen entstehen, sondern es wird auch dadurch eine allmählich in die breiten Schichten hinabsickernde Kenntniß der Gesetze und damit die Aussicht angebahnt, daß das Volk seine Gesetze nicht, wie bisher, als etwas Unverständliches, Fremdes, sondern als sein eigenstes Besitzthum betrachtet, mit einem Worte, daß das Recht dem Volksbewußtsein assimilirt wird. Andrerseits aber erhofft man von der Oeffentlichkeit eine gewisse erziehliche Wirkung für die Richter, man sieht darin eine Controle des Gerichts.

In beiden Beziehungen wird nun behauptet werden dürfen, daß die angestrebten Zwecke, soweit überhaupt erreichbar, erreicht werden, sobald das Verfahren in seiner Regelgestaltung, in der großen Mehrzahl aller zur Aburtheilung gelangenden Sachen ein öffentliches ist. Abweichungen, die man für einzelne Fälle aus besonderen Gründen gestattet, werden für Erreichung jener Zwecke entweder völlig bedeutungslos bleiben, oder äußerstenfalls doch nur nach ihrem procentualen Verhältniß zu der Gesammtzahl in Betracht kommen können.

Letzteres ist ohne Weiteres klar für die Frage der Volksthümlichkeit des Rechtes und des Vertrauens der Bevölkerung zu der Rechtspflege. Aber auch für die Gesichtspunkte der zweiten Classe ist der aufgestellte Grundsatz unschwer zu beweisen. Man sagt: wenn der Richter unter dem Eindrucke handelt, daß seine Thätigkeit der Kritik der öffentlichen Meinung unterliegt, so wird er ein höheres Maß von Gewissenhaftigkeit anwenden, als wenn über das, was er thut, nichts an die Oeffentlichkeit gelangt. Daß diese Art der Begründung eine für den Richterstand schmeichelhafte wäre, wird sich beim besten Willen nicht behaupten lassen, und es wird als ein Beweis der gerade in diesem Stande, wohl auf Grund der berufsmäßigen Beschäftigung, besonders entwickelten objectiven, vorurtheilslosen Art des Denkens angesehen werden dürfen, wenn von den Richtern selbst das psychologisch Richtige jener Behauptung zugegeben und nicht beansprucht wird, in dieser Beziehung mit einem anderen Maße gemessen zu werden, als demjenigen des Durchschnittsmenschen.

Aber man wird doch immer fragen dürfen: Versteht man unter dem Unrecht, welches man von dem Richter befürchtet, sofern man ihn nicht unter die Controle der Oeffentlichkeit stellt, ein bewußtes oder nur ein unbewußtes? Glaubt man, der Richter wird, sobald er kein Publikum sieht, sich sagen: „Gottlob! jetzt brauche ich Niemand zu fürchten, jetzt kann ich meine bösen Begierden, meinen Vorurtheilen oder meiner Neigung zur Bequemlichkeit die Zügel schießen lassen, jetzt darf ich Unrecht thun?“ Will man das annehmen, dann allerdings —, dann geht der hier unternommene Beweis fehl, dann darf die ständige Tugendwache im Gerichtssaale nicht fehlen. Aber dann ist dem jetzigen Rechtszustande der Vorwurf einer unerhörten Nachlässigkeit zu machen. Zuhörer gibt es ja fast nur bei Schwurgerichtsverhandlungen, in den Strafkammersitzungen wie vor den Schöffengerichten ist außer den etwaigen Betheiligten der später abzuurtheilenden Sachen selten Publikum zugegen. Und wo sich solches findet, wie bei den Schwurgerichten, sind es da gerade die zu Sittenwächtern des Gerichts besonders berufenen Personen? Nein, da müßte man doch schleunigst die Bestimmung treffen, daß, wie es jetzt bei Vollziehung der Todesstrafe vorgeschrieben ist, der Gemeindevorstand zwölf unbescholtene Bürger als Vertreter des Volkes entsendet, welche die Verpflichtung haben, jeder Gerichtssitzung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen und den Richtern auf die Finger zu sehen, damit sie kein Unrecht begehen.

Will man das nicht, gibt man zu, daß es sich nicht um ein bewußtes Unrecht des Richters, sondern nur darum handelt, sein Pflichtbewußtsein zu schärfen, dann wird man auch nicht umhin können, einzuräumen, daß der Richter, der in 98 Procent aller Fälle diese Erziehung zur Gewissenhaftigkeit genießt, nicht in denjenigen 2 Procent, in welchen die Controle wegfällt, sich einer von der einmal angewöhnten strengen Auffassung seiner Pflicht nachlassenden Laxheit schuldig machen wird. Thäte er dies, indem er die Oeffentlichkeit oder Nichtöffentlichkeit der Verhandlung bei der Abmessung der anzuwendenden Gewissenhaftigkeit irgendwie in Betracht zöge, so wäre sofort die Grenze, welche das unbewußte von den bewußten Unrecht trennt, überschritten.

Als Ergebniß der Beweisführung erhalten wir mithin die schon oben ausgesprochene Thesis: die Ziele, um deren willen wir die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in unsere Rechtsprechung eingeführt haben, bedingen lediglich die Anwendung dieses Grundsatzes tn der großen Menge der Regelfälle, werden aber in keiner Weise dadurch in Frage gestellt, daß man innerhalb gewisser eng gezogener Grenzen auf Grund besonderer außerhalb des Verfahrens liegender Rücksichten Ausnahmen gestattet, in welchen nicht öffentlich verhandelt werden darf. Die Frage, wie weit solche Ausnahmen zuzulassen sind, ist deshalb lediglich zu beantworten nach dem Eigenwerthe der für dieselben geltend zu machenden Zwecke; die Rücksicht auf die Oeffentlichkeit als solche kommt dabei in keiner Weise in Betracht. —

Von den Einzelbestimmungen der Vorlage sollen, wie Eingangs hervorgehoben, hier nur die beiden wesentlichsten einer Besprechung unterzogen werden, dieselben, gegen welche hauptsächlich die Angriffe der Gegner gerichtet sind, nämlich die Einrichtung des sogenannten Schweigbefehls und die Beschränkung der Berichterstattung durch die Presse.

Der abgeänderte Absatz 2 des § 175 des G.V.G. soll künftig lauten:

> Ist die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen, so kann das Gericht den anwesenden Personen die Geheimhaltung der durch die Verhandlung, durch die Anklageschrift oder durch andere amtliche Schriftstücke des Processes zu ihrer Kenntniß gelangten Thatsachen oder eines Theiles derselben zur Pflicht machen.

und dementsprechend bestimmt Art. II:

> Wer die nach § 175 des G.V.G. ihm auferlegte Pflicht der Geheimhaltung durch unbefugte Mittheilung verletzt, wird mit Geldstrafe bis zu 1000 Mk. oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu 6 Monaten bestraft.

Die gegen die Schweigpflicht geltend gemachten Gründe zerfallen in zwei Klassen, die völlig verschiedener Art sind. Zunächst ruft man entrüstet aus: „Wo ist in der bisherigen Gesetzgebung, der einheimischen wie der fremden, ein Vorbild für diese Neuerung? nirgends ist ein solches Institut bisher

Digitized by Google

erfunden, es ist ein juristisches Ungeheuer, folglich — anathema sit!" Dies ist der Schlachtruf der Gegner aus den Juristenkreisen, und ihn erhebt auch der Professor v. Bar in einer politischen Wochenschrift, indem er die bisherigen Angriffe gegen die Vorlage wesentlich erschöpft und für das allgemeine Verständniß berechnet zusammenfaßt.

Daß eine Rechtsvorschrift, wie der jetzt vorgeschlagene Schweigbefehl, bisher nicht existirte, soll ohne Weiteres zugegeben werden, denn die scheinbar ähnliche poena perpetui silentii des römischen Provocationsprocesses bietet bei näherer Betrachtung in der That nur die Uebereinstimmung des Namens. Aber ist denn das ein ausreichender Grund zur Ablehnung? das heißt doch, den Conservativismus zu weit treiben! In England freilich ist die Vorfrage bei einem jeden zu Bedenken Anlaß gebenden Vorgehen: Existirt dafür bereits ein prejudice? Kann der Engländer ein solches auffinden, und wäre es auch nur aus den verstaubten Archiven irgend ein vergilbter Parlamentsbeschluß, den vordem Niemand gekannt hat, so ist sein Gewissen beruhigt. Nun, in Deutschland ist diese Autorität des ewig Gestrigen einfach lächerlich, und in der That übertreibt sie das an sich berechtigte Princip der Continuität des Rechts in einem Grade, daß dessen oberste Forderung der stetigen organischen Fortbildung unter Anpassung an die veränderten Bedürfnisse und Anschauungen der Zeit grundsätzlich verneint wird. Daß der in den juristischen Schulbegriffen Aufgewachsene das gegen dieselben verstoßende Neue zunächst fremdartig und unbehaglich findet, daraus soll ihm kein Vorwurf gemacht werden, aber ein Grund für die Ablehnung darf daraus unmöglich hergenommen werden.

Nun führt freilich v. Bar weiter aus, es seien mit dem Gesetze große Gefahren verknüpft, denn dessen wohlmeinende Absicht, nicht jede, sondern nur die unbefugte Uebertretung des Schweiggebotes zu bestrafen, werde nicht verhindern, daß die Frage, wann eine Mittheilung als eine befugte anzusehen sei und wann nicht, zu einer völligen Rechtsunsicherheit führe. Das Angebot werthvoller Zeugnisse werde sich vermindern, da die Zeugen Bedenken tragen würden, sich der Gefahr einer Bestrafung auszusetzen, und sebst über den betheiligten Richtern werde, sofern sie nicht jede Aeußerung über das Vorgefallene ängstlich vermieden, ständig das Damoklesschwert einer Criminaluntersuchung schweben, wodurch zugleich ein völlig schiefes Verhältniß zu der Staatsanwaltschaft begründet werden müsse. Dies Alles sei auch dadurch nicht ausgeschlossen, daß das Gericht das, was geheim gehalten werden solle, genau bestimme, denn den Betheiligten eine Ausfertigung dieses Beschlusses zu geben sei aus dem Grunde bedenklich, weil dieselbe in die Hände Anderer fallen könne, und ohne eine solche werde bald das Gedächtniß verblassen, da der Schweigpflichtige nicht, wie in anderen Fällen einer strafbaren Handlung, durch ein natürliches Gefühl geleitet werde.

Aber denkt denn v. Bar nur an die Fälle des eigentlichen criminellen Unrechts im Gegensatz zu bloßen Polizeiverboten, nur an Verbrechen und Vergehen im Sinne des Reichsstrafgesetzbuchs? Schwebt denn über dem Richter, der seine Zunge nicht im Zaume hält, das Damoklesschwert einer Anklage in wesentlich anderen Maße, als wenn er seinen Hund ohne Maulkorb hat laufen lassen, oder sein Dienstmädchen auf der Polizei nicht angemeldet hat? Und die Möglichkeit einer derartigen Anklage begründet doch noch kein schiefes Verhältniß zu der Staatsanwaltschaft. Aber bei dem Schweigbefehl liegt die Sache noch sehr viel günstiger. Was dem Richter in der Folge verboten werden soll, ist ihm schon jetzt verboten, verboten durch seine Pflicht zur Amtsverschwiegenheit; es wird für ihn keinerlei neue Pflicht und keinerlei nicht bereits jetzt vorhandene Gefahr der Bestrafung geschaffen.

Auch derjenige Zeuge, der nach v. Bar sich dem Zeugniß entziehen wird, um nicht in eine Collision zwischen seiner Schweigepflicht und seiner Schwatzhaftigkeit zu gerathen, da es „nicht gerade angenehm ist, sich auch nur mit der Möglichkeit einer Anklage zu belasten", derselbe Zeuge hat auch schon heute die gleiche Veranlassung, die gerichtliche Vernehmung zu scheuen. Denn sobald er in dem peinlichen Kreuzverhör, in welchem der Staatsanwalt wie der Vertheidiger versuchen, thunlichst durch Fragen der Aussage die ihrer Auffassung günstige Färbung zu geben, seine Worte nicht ganz vorsichtig wählt, sofort sieht er sich der Gefahr gegenüber, wegen fahrlässiger oder gar vorsätzlicher Verletzung seiner Eidespflicht in Untersuchung gezogen zu werden.

Gefahren und Unannehmlichkeiten sind nun einmal bei einem gerichtlichen Verfahren nicht zu vermeiden, das Gesetz fordert von jedem Betheiligten den vollen Ernst und die volle Bethätigung seiner Willenskraft, die ihn in den Stand setzt, bei Erfüllung so wichtiger staatlicher Aufgaben als nützliches Glied mitzuwirken. Da sollte es denn auch nicht als eine unerträgliche Belastung aufgefaßt werden, wenn der Staat für eine einzige Klasse von Strafprocessen, nämlich für solche, welche die Gefährdung der Staatssicherheit besorgen lassen, also für diejenigen, welche seine eigene Existenz in Frage stellen, von den Betheiligten die Beschränkung ihres natürlichen Mittheilungsbedürfnisses fordert.

Wenn endlich v. Bar die Gefahr, die aus der öffentlichen Verhandlung für den Staat erwachse, aus dem Grunde meint bestreiten zu dürfen, weil die betreffenden Thatsachen dem fremden Staate doch nicht verborgen blieben und „die Kenntniß geheim gehaltener Dinge den Sieg nicht beeinflussen könne", sodaß es nicht gerechtfertigt sei, daß „um einiger Nebenpunkte willen die nicht wichtigsten Bollwerke der Justiz eingerissen" würden, so dürfte seine Legitimation zu einem solchen Urtheile nicht frei von Bedenken sein, jedenfalls setzt v. Bar sich in offenen Widerspruch mit der vorig-jährigen Reichstags-Commission, deren sämmtliche Mitglieder, wie der Bericht vom 13. Mai 1887 hervorhebt, nach Anhörung der von den Regierungsvertretern mitgetheilten, der Oeffentlichkeit vorenthaltenen Thatsachen, anerkannt haben, daß die Gesetzgebung für solche Fälle einen größeren Schutz bieten müsse.

Welche Strafe trifft denn nun aber denjenigen, der ohne eigentlichen bösen Willen nur aus angeborener Schwäche gesprochen hat, wo er hätte schweigen sollen? Die Vorlage nennt ja freilich neben Geldstrafe bis 1000 Mk. auch Haft und Gefängnißstrafe bis zu 6 Monaten. Aber wer wird behaupten wollen, daß die härteren Strafgrade thatsächlich der bloßen Unachtsamkeit würden gefährlich werden können? Das Gesetz unterscheidet nicht nach der Art des subjectiven Unrechts, nicht nach dolus und culpa, was ist da selbstverständlicher, als daß die Fälle der geringen Schuld, die hart an die Grenze der Unschuld streifen, und von denen allein man sprechen kann, um Gefahren, wie sie v. Bar an die Wand malt, zu begründen, — daß diese Fälle zur Anwendung anderer als ganz unbedeutender Geldstrafen führen könnten?

Gerade der Umstand, daß das Gesetz nicht einen bösen Vorsatz fordert, sondern ohne Unterscheidung auch die Fahrlässigkeit mit umfaßt, beweist, daß es sich hier nicht um ein kriminelles Unrecht, sondern um eine Maßregel der Präventivpolizei handelt, was auch dadurch nicht in Frage gestellt wird, daß das Strafmaximum höher ist, als sonst in der Kategorie der sog. Uebertretungen. Daß bei leichten Fällen den Schuldigen nicht „ein natürliches Gefühl leitet" ist zuzugeben, aber einerseits ist in aller Welt nicht abzusehen, weshalb er sich nicht eine Ausfertigung des Beschlusses, in welchen doch nichts als die allgemeine Bezeichnung des Gegenstandes der Aussage enthalten sein wird, geben lassen und sich dadurch dauernd die Möglichkeit verschaffen könnte, den Umfang des Verbotes auf das genaueste zu prüfen, und andererseits ist eben dieses Fehlen des natürlichen Gefühles eines begangenen Unrechts das charakteristische Merkmal jedes Polizeigesetzes, dessen Erlaß gerade begrifflich durch außerhalb seiner selbst liegende Zwecke der Nützlichkeit bestimmt ist. Auch wenn ich meinen Hund ohne Maulkorb habe laufen, die Straße nicht habe fegen lassen, ohne Erlaubniß Rattengift gelegt habe, u. s. w., wird mir das natürliche Gefühl nicht eine Störung der Ruhe meines Gewissens anzeigen, ebenso wie umgekehrt Jemand, der wegen Uebertretung des Schweigverbotes in Strafe genommen ist, darum noch nicht aus den Reihen der unbescholtenen Staatsbürger gestrichen werden wird.

Digitized by Google

Also: sowenig die juristischen Einwendungen v. Bar's stichhaltig sind, sowenig können seine der praktischen Durchführung entnommenen Bedenken gegen den Schweigbefehl als ausreichend anerkannt werden, um sein abfälliges Urtheil gegen die Vorlage zu begründen.

Der zweite Punkt, gegen welchen die Gegner des Gesetzes Sturm laufen, ist das Verbot der Berichterstattung durch die Presse. Der frühere Entwurf machte hier den Fehler, das Verbot ohne Unterscheidung, gewissermaßen mechanisch, mit der Thatsache des Ausschlusses der Oeffentlichkeit zu verknüpfen, während die jetzige Vorlage, entsprechend einem in der vorigen Session von dem Schreiber dieser Zeilen eingebrachten Antrage, das unbedingte Verbot auf die Fälle der Gefährdung der Staatssicherheit beschränkt, und daneben für die Sittlichkeitsvergehen dem Gerichte die Befugniß gibt, durch einen vor Schluß der Verhandlung zu erlassenden Beschluß die Berichterstattung zu untersagen. Hiernach sind diejenigen Fälle, in welchen die Oeffentlichkeit „wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung" ausgeschlossen ist, also z. B. diejenigen, in denen man von der Verhandlung eine Aufregung der Bevölkerung befürchtet, dem Verbote der Berichterstattung überhaupt entzogen, und auch bei den Sittlichkeitsvergehen ist das Gericht in der Lage, die Maßregel von dem Verlaufe der Verhandlung abhängig zu machen, sodaß dieselbe in allen denjenigen zahlreichen Fällen unterbleiben wird, in welchen eine anfangs begründet scheinende Befürchtung sich später nicht bestätigt.

In diesem Umfange ist das Verbot eben so wenig entbehrlich, als es zu begründeten Bedenken Anlaß giebt, und, wenn v. Bar sich zu der Behauptung versteigt, daß bei der Wahl, ob der Proceß Gräf, so wie er geführt, in voller Heimlichkeit habe vor sich gehen oder eingehende Berichte über denselben haben erstattet werden sollen, das Letztere vorzuziehen sei, so dürfte er sich bei diesem Urtheil kaum in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung befinden. Es ist sogar mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß das Verbot der Berichterstattung eigentlich nur die nothwendige logische Folge aus dem Ausschlusse der Oeffentlichkeit darstelle, denn es ist einfach widersinnig, das, was man der Kenntniß des Publikums durch Geheimhaltung der Verhandlung entzogen hat, ihm am folgenden Tage in der Zeitung zum Morgenkaffee zu serviren.

Daß bei der Durchführung dieses in seiner Grundlage gar nicht angreifbaren Gedankens die Gefahr entsteht, auch berechtigte Interessen zu schädigen, insbesondere wissenschaftliche Erörterungen auszuschließen, und dem Beschuldigten die Möglichkeit zu entziehen, durch eingehende Darlegung der Einzelheiten die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten aufzuklären — das soll keineswegs verkannt werden, und es wird die Aufgabe der eingesetzten Commission sein, diesen Bedenken, welche nicht den Grundgedanken, sondern dessen gesetzgeberische Gestaltung betreffen, durch geeignete Vorkehrung bei der Fassung des Gesetzes gerecht zu werden. —

Der zur Verfügung stehende Raum verbietet, in weiterem Umfange, als geschehen, auf die hervorgehobenen Einzelfragen und auf andere, zu deren Erörterung die Vorlage Anlaß gibt, einzugehen. Aber die bisherigen Ausführungen dürften genügen, um das Verdikt v. Bar's: „Die Vorlage ist jeder Verbesserung unfähig und einfach abzulehnen", als durchaus ungerechtfertigt nachzuweisen.

Uebrigens liegt, wie schon mehrfach betont, der mit den vorstehenden Erörterungen verfolgte Zweck nicht in erster Linie auf dem Gebiete der Einzelbestimmungen, sondern in dem Nachweise, daß die Vorlage nicht in höherem Maße, als manche andere, für welche das öffentliche Interesse sich weniger, als wünschenswerth, erwärmt, für eine solche allgemeine Antheilnahme Anlaß bietet, daß sie nicht eine politische, sondern eine juristische Angelegenheit, nicht eine Frage des Princips, sondern eine solche der Zweckmäßigkeit betrifft, und daß es deshalb lebhaft zu bedauern sein würde, wenn die Behandlung der Sache im Reichstage und in der Presse dazu beitragen sollte, die Schärfe der Parteigegensätze über das leider schon jetzt vorhandene Maß hinaus noch zu vermehren.

## Rußland in Europa.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

### 4. Rußland's Verhältniß zu seinen Nachbarn.

Die russische Regierung weiß ganz genau, daß sie von keiner Seite bedroht ist, daß England nur in Asien als eine Großmacht, in Europa aber nur als ein ohnmächtiger Kleinstaat zu schätzen ist, daß Frankreich erst nach völliger Niederwerfung Dentschlands je wieder daran denken würde, die Angriffe der beiden Napoleons zu wiederholen, daß Deutschland mit fünf Sechstheilen seiner Armee durch Frankreich im Schach gehalten wird, und daß das föderative Oesterreich seiner Natur nach am allerwenigsten im Stande ist, an Offensivkriege zu denken. Rumänien und Schweden sind die einzigen unter den russischen Grenznachbarn, welche ein Interesse haben könnten, russisches Gebiet zu beanspruchen, um sich als Nationalstaaten zu vervollständigen; aber gerade diese beiden Kleinstaaten sind dazu viel zu ohnmächtig. Die an Rußland grenzenden Großmächte dagegen haben nicht das geringste Interesse an der Erwerbung russischen Gebietes und sind mit ihren innerstaatlichen Aufgaben vollauf beschäftigt. Oesterreich hat eher Grund, die drei Millionen Ruthenen in Ostgalizien als eine Gefahr zu betrachten, welche ihm russische Angriffe zuziehen kann, als daß es Lust haben könnte, seinen Besitz an griechischen oder griechisch-unirten Unterthanen russischer Abkunft zu vergrößern. Preußen hat an seinen Polen und Juden, und Deutschland an dem Procentsatz seiner Katholiken reichlich genug, so daß es nur wünschen kann, daß ihm die Uebernahme noch mehr solcher Elemente für immer erspart bleibt.

Wenn es einzelne deutsche Idealisten gibt, welche die russischen Ostseeprovinzen mit dem deutschen Reiche vereinigt sehen möchten, bloß weil dort deutsche Edelleute wohnen, die sie in der Heimath so erbittert bekämpfen, so theilt der politisch zurechnungsfähige Theil des deutschen Volkes solche Ansichten nicht, sondern sagt sich, daß jene Küstenstriche ohne Hinterland ein militärisch wie handelspolitisch gleich undankbarer Besitz wären, dessen deutscher Charakter nur bei einer entschieden antidemokratischen Verfassung und patriarchalisch-aristokratischen Verwaltung aufrecht zu erhalten ist und durch das deutsche Wahlrecht in kurzer Frist zerstört werden würde. Wenn deutsche und polnische Unterthanen von der russischen Regierung rechtswidrig oder inhuman behandelt werden, so kann man das bedauern, aber Niemand wird der deutschen oder österreichischen Regierung die Donquixoterie zutrauen, daß sie sich in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates mischen und ihre Existenz auf's Spiel setzen werden, um der Gerechtigkeit und Humanität Dienste zu leisten. Es ist also schlechterdings nicht abzusehen, welches die Motive und der Siegespreis sein sollten, die Deutschland und Oesterreich zu einem Offensivkriege gegen Rußland bestimmen könnten, während auf russischer Seite dieselben auf der Hand liegen. Wenn die russische Presse gleich der französischen sich die Miene gibt, von deutschen Angriffen bedroht zu sein, so hat man die Glaubwürdigkeit solcher Stimmen immer an dem Maßstab der Erwägung zu prüfen, welcher Theil *satt* und welcher *hungrig* ist, welcher Theil zufrieden mit seinem Besitzstand ist, und welcher unzufrieden und begehrlich nach dessen Veränderung und Vergrößerung strebt.

In Deutschland und Oesterreich sind alle Parteien mit Ausnahme der Polen mit den Regierungen darüber einverstanden, daß ein Krieg mit Rußland ein unsägliches Unglück wäre, selbst wenn er siegreich ausfiele. Geldentschädigung würde das nach solchem Kriege völlig verarmte Rußland außer Stande sein, in größerem Betrage zu leisten; die Gebiete aber, die es abtreten könnte, wären für die siegreichen Großmächte eher eine Last als ein Gewinn. Wenn auf jeden Russen ein Deutscher getödtet oder verwundet wird, so ist der Verlust Rußlands viel geringer, weil ein Russe einen viel geringeren

Digitized by Google

volkswirthschaftlichen und culturellen Durchschnittswerth repräsentirt als ein Deutscher. Selbst ein siegreicher Krieg möchte leicht den Keim zu neuen Kriegen der Zukunft und dauernder Beunruhigung durch die Furcht vor solchen in sich tragen, unter welcher das wirthschaftlich höher stehende Volk allemal schwerer leidet. Endlich ist es nicht unwahrscheinlich, daß dem Zusammenbruch der russischen Wehrkraft wie in Frankreich im September 1870 der zeitweilige Zusammenbruch des Czarenthums nachfolgt, und daß unsere siegreichen Heere in Rußland ähnlich wie vor Paris im Frühjahr 1871 zu Zuschauern eines rohen und erbitterten Bürgerkrieges werden, der Rußland für längere Zeit aus der Reihe der politischen und volkswirthschaftlichen Glieder des europäischen Staatensystems nahezu ausschalten würde. Unter der russischen Anarchie würden die Nachbarländer um so schwerer leiden, je größer ihr Antheil am russischen Außenhandel ist. Allerdings würde diese Sorge in dem Maße an Gewicht verlieren, als der Betrag des russischen Außenhandels durch stets erhöhte Zollschranken eingeengt wird.

Daß es im heutigen Rußland sehr zahlreiche Elemente gibt, welche auf den Sturz des gegenwärtigen Regime's hinarbeiten, weiß die regierende Bureaukratie besser als irgend Jemand anders. Es sind nicht bloß die Polen, Deutschen, Schweden, Juden und Rumänen, welche auf ihre Befreiung durch einen großen Krieg und den Zusammenbruch der russischen Militärherrschaft ihre letzte Hoffnung gesetzt haben, sondern auch die Anarchisten und Nihilisten und die liberalen Constitutionalisten, und wenn der orthodoxe Terrorismus so weiter geht, werden sich bald auch die Sektirer ihnen anschließen. Unzufriedene in Rußland gibt es nahezu ebensoviele, als es politisch fühlende und denkende Individuen gibt, und die bedrohlichsten Symptome sind darin zu sehen, daß selbst das Heer und das Beamtenthum von Umsturztendenzen bereits durchseucht sind, und daß alle Hochschulen und höheren Schulen Brutstätten für künftige Revolutionäre sind. Wenn einmal für das Czarenthum ein Tag von Königgrätz oder Sedan kommen sollte, so werden es sicher nicht die gemäßigteren Elemente in dem Chor der Unzufriedenen sein, welche die politische Führung übernehmen, sondern hier wie überall werden die Extremen sich vordrängen und durch überstürzte Handlungen gegebene Thatsachen schaffen, mit denen die Gemäßigten rechnen müssen. Wenn der markzehrende russische Militarismus einmal strategischen Bankerott machen sollte, wo sollen dann noch die Kräfte herkommen, um den Czaren vor den Attentaten der Nihilisten und die verhaßte Bureaukratie vor der Empörung des Volkes zu schützen?

Es wird nicht an Stimmen fehlen, welche den siegreichen deutschen und österreichischen Heeren die undankbare Aufgabe zuschreiben möchten, das zusammengebrochene Czarenthum neu aufzurichten, um der Anarchie im Nachbarstaate zu steuern. So lange aber noch ein Rest von den Traditionen Bismarck'scher Staatskunst lebendig bleibt, werden solche Stimmen nicht durchdringen. So wenig Deutschland im Winter 1870/71 eine Hand geregt hat, um die napoleonische Herrschaft in Frankreich wiederherzustellen, so wenig es die Communarden und Regierungstruppen gehindert hat, sich unter den deutschen Kanonen der Pariser Forts zu zerfleischen, so wenig wird es die Anarchie und den Bürgerkrieg in Rußland hemmen, nachdem dasselbe sich einmal als unser Feind declarirt hat. Wenn die Verwandtschaft i. J. 1866 der Hannover'schen Dynastie schon keinen Schutz gegen die Entthronung durch Preußen gewährt hat, so wird die Verwandtschaft noch weniger der russischen Dynastie einen Anspruch auf die Unterstützung der deutschen Regierung gegen das russische Volk sichern. Und wenn sich ein deutscher Botschafter in Petersburg finden sollte, der legitimistische Restaurationsversuche zu begünstigen wagte, so wird ihm das Schicksal des Grafen Arnim nicht erspart bleiben. Es wäre eine ebensogroße Donquixoterie, eine uns feindliche russische Dynastie gegen die Gewaltmaßregeln ihres Volkes, als russische Unterthanen gegen die Gewaltmaßregeln ihrer Regierung schützen und unterstützen zu wollen. Die legitimistische Lehre von der Solidarität der Throne gegen die Revolution und die liberale Lehre von der Solidarität der Völker gegen ihre Fürsten stehen gleichermaßen auf dem morschen Boden eines abstrakt idealistischen Doktrinarismus, über dessen ungesunde Verstiegenheit die nüchterne, concret-idealistische Realpolitik des neuen Deutschlands spottet. Gegen das Uebergreifen des anarchischen Brandes über unsere Grenzen werden wir uns auch dann zu schützen wissen, wenn wir ihn in Rußland ruhig wüthen lassen.

Wenn also die russische Regierung die deutschen Kanonen als die ultima ratio des Czarenthums nach einem unglücklichen Kriege ansehen sollte, so würde sie sich in einem verhängnißvollen Irrthum befinden. Ihre Sache ist es, ihre Macht rechtzeitig zur Verhinderung eines Kriegsausbruches anzuwenden und sich darüber klar zu sein, daß sie va banque spielt, wenn sie es dennoch dazu kommen läßt. Wären es nur die patriotischen Fanatiker, welche zum Kriege drängten in der Hoffnung russischer Siege, so wäre eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Kriegsschürer wenn auch nicht verständig, so doch entschuldbar; daß es aber in weit überwiegendem Maße die auf russische Niederlagen hoffenden Unzufriedenen sind, welche theils unter der Maske des patriotischen Fanatismus, theils ohne dieselbe auf den Krieg hin arbeiten und intriguiren, das sollte doch ausreichen, die Regierung stutzig zu machen.

Ohne Zweifel hat das Czarenthum vorläufig im russischen Volke noch so feste Wurzeln, daß es sich früher oder später aus aller Anarchie doch wieder neu erheben würde, wenn auch vielleicht mit einem Wechsel der Dynastie. Aber es wäre sehr kurzsichtig, daraus zu schließen, daß durch eine Revolution höchstens der Dynastie, aber nicht dem russischen Reiche ein Schade zugefügt werden könne. Denn abgesehen davon, daß die Kämpfe und Krisen des Interregnums die Kraft des Reiches auf lange Zeit schwer erschüttern müßten, würden sie auch den siegreichen Gegnern volle Muße und Freiheit lassen, am russischen Staatsgebiet solche Veränderungen vorzunehmen, daß die Offensivkraft desselben dauernd geschwächt und die Defensivkraft seiner Gegner gestärkt würde. So lange Deutschland und Oesterreich in Rußland einen friedliebenden, durch die gemeinsamen Interessen der Niederhaltung Polens mit ihnen verbundenen Nachbarn sehen, dürfen sie ihm auch jede Größe seines Staatsgebiets neidlos gönnen. Sobald sich aber Rußland durch einen Angriffskrieg um chimärischer Zwecke willen als einen gefährlichen und muthwilligen Friedensstörer erweisen sollte, würde die Selbsterhaltungspflicht Deutschland und Oesterreich zu dem Bestreben nöthigen, die etwaigen Siege und die zeitweilige Zerrüttung des Angreifers zu einer dauernden Verminderung seiner Offensivkraft durch bedeutende Gebietsabtrennungen zu benutzen.

Ich wiederhole, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß Deutschland und Oesterreich keinerlei Interesse daran haben, weder ihr Gebiet auf Kosten Rußlands zu vergrößern, noch Dritte mit russischem Gebiet zu beschenken, noch auch russische Unterthanen in ihren Wünschen auf Befreiung von der russischen Herrschaft und Erlangung staatlicher Selbstständigkeit zu unterstützen. Trotzdem müßten sie nach einem siegreich abgeschlagenen Angriff diesen Weg beschreiten, um sich für künftig größere Sicherheit zu verschaffen und um die russischen Eroberungsgelüste und Weltherrschaftsträume in Europa ein für alle Mal ad absurdum zu führen. Es ist nützlich, Rußland wissen zu lassen, wessen es sich zu versehen hat, wenn es als Friedensstörer auftreten und dann unterliegen sollte, damit es sich nicht der verführerischen Einbildung hingiebt, daß dem russischen Reiche als solchen selbst nach einem unglücklichen Kriege kein Abbruch geschehen könnte. Deshalb mag hier noch eine Andeutung darüber folgen, wie die nachhaltige Schwächung der russischen Offensivkraft etwa zu denken wäre, ohne daß doch durch eine Beeinträchtigung der unentbehrlichsten Lebensbedingungen der Staat moralisch gezwungen würde, immer von Neuem alle wiedergewonnene Kraft an die Zerreißung der auferlegten Friedensbedingungen zu setzen.

Finnland wäre an Schweden, Bessarabien an Rumänien zu geben. Esthland, Livland, Kurland und die Gouvernements Kowno und Wilna wären zu einem selbstständigen baltischen Königreich zu vereinigen und das Stromgebiet des Dnjepr und

Digitized by Google

Pruth als Königreich Kiew zu constituiren. Schweden und das baltische Königreich erhielten von Deutschland, Rumänien und das Königreich Kiew von Oesterreich die Garantie ihres Besitzstandes gegen Rußland und träten in ein Schutz- und Trutzbündniß mit den betreffenden Mächten, durch welches ihre militärischen Kräfte deren Führung im Kriege unterstellt würden. In Polen träten die Besitzverhältnisse der Theilung von 1795 wieder in Kraft, welche sich durch passende strategische Grenzen empfehlen. Oesterreich erhielte freie Hand auf der Balkanhalbinsel.

Wenn durch eine solche Veränderung der Landkarte Deutschland und Oesterreich mit einer Gebietserweiterung bedacht würden, so würde das von beiden nicht als ein staatlicher Gewinn, sondern als eine schwere Last empfunden werden, aber als eine Last, die wohl oder übel getragen werden müßte, um dem noch größeren Uebel der Wiederherstellung Polens zu entgehen und doch die militärischen Kräfte des Königreichs Polen der Vertheidigung gegen Rußland in etwaigen künftigen Kriegen dienstbar zu machen. Bei der absoluten Unfähigkeit der polnischen Nation zur Selbstbeschränkung ihrer Leidenschaften und zum politischen Maßhalten in ihrer Begehrlichkeit würde ein selbstständiges Königreich Polen nicht eher mit Intriguen und Anzettelungen Ruhe halten, bis es alle Länder, die jemals unter polnischer Herrschaft standen, dem polnischen Scepter wieder unterworfen hätte, und würde in seinem Größenwahn eine stete Quelle der Beunruhigung des Weltfriedens in weit höherem Maße als Rußland sein.

Rußland weiß dies ganz genau und rechnet deshalb mit Zuversicht darauf, daß Deutschland und Oesterreich unter keinen Umständen eine Wiederherstellung Polens veranlassen oder zugeben können, ohne ihre eigenen vitalsten Bedingungen in Frage zu stellen. Rußland kennt auch sehr wohl die Stärke der Abneigung, welche in Deutschland und Oesterreich gegen einen Zuwachs an polnischen Unterthanen besteht und die Lebhaftigkeit des Wunsches beider, daß es ihnen für immer erspart bleiben möge, im Königreich Polen Rußlands Stelle einnehmen zu müssen. Aber Rußland irrt sich, wenn es diese Abneigung für unüberwindlich hält, selbst in dem Falle, daß Rußland die militärischen Kräfte Polens zu einem Angriffskriege gegen seine Nachbarn mißbrauchen sollte. So gewiß das Preußen von 1795 unfähig war, Neuostpreußen und Südpreußen zu verdauen, und wesentlich mit durch diese Erwerbungen nach Jena geführt wurde, so gewiß ist das heutige Deutschland im Stande, ebenso gut fünf Millionen Polen wie zwei zu beherrschen und durch seine überlegene Cultur allmählich auf friedlichem Wege zu assimiliren. Denn es ist nur die größere Hälfte der $4^3/_4$ Millionen Einwohner polnisch, welche uns durch Wiederherstellung der Grenze von 1795 zufallen würden, während der Rest aus Deutschen, Juden und Litthauern besteht.

Die so skizzirte Verkleinerung Rußlands um $16^1/_3$ Million nichtrussischer Bewohner und um 18 Millionen im Königreich Kiew vereinigter Weiß- und Kleinrussen, also der Verlust von mehr als 34 Millionen Köpfen, welche der Defensivkraft des mitteleuropäischen Friedensbundes zuwachsen, dürfte ausreichen, um auch dem gläubigsten russischen Weltherrschaftsträumer klar zu machen, daß Europa immer noch über Mittel verfügt, um zu verhindern, daß die Bäume in den Himmel wachsen. Trotzdem muß nach den im Eingang angestellten Erörterungen eingeräumt werden, daß durch eine solche Abtrennung des westlichen Theiles die wirklichen Lebensbedingungen der russischen Großmachtstellung und seiner Culturmission im Osten und Süden nicht verletzt werden würden. Es blieben immer noch etwa 54 Millionen Einwohner von mehr einheitlicher Nationalität in Europa übrig, und ein Gebiet, das die vierfache Zahl ernähren kann, also mehr als genug, um eine Großmacht darzustellen; auch würde Rußland weder von der Ostsee abgeschnitten noch seine Stellung am Schwarzen und Kaspischen Meere erschüttert. Im Gegentheil müßten die Enthusiasten der reinen und gesunden russischen Nationalcultur solche gewaltsame Amputation aller europäisch angekränkelten Glieder des Reiches schließlich mit Genugthuung begrüßen, weil sie erst dem russischen Nationalstaat es in Wahrheit ermöglichen würde, alle Culturbeziehungen mit dem Westen aufzugeben und sich als rein asiatischer Staat durch eine chinesische Mauer von demselben abzusperren.

### 5. Kriegs- und Friedensaussichten.

Bis jetzt haben wir keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben, daß die maßgebenden Kreise der russischen Regierung das Mißverhältniß zwischen den sicheren Gefahren einer Niederlage und den zweifelhaften Vortheilen eines Sieges einsehen und ihren Einfluß zur Erhaltung des Friedens aufbieten werden. Wenigstens dürfte diese Besonnenheit ausreichen, um die Verantwortlichkeit einer russischen Initiative unter übrigens friedlichen Zuständen in Europa zu scheuen. Ob sie auch dazu ausreichen würde, im Fall eines deutsch-französischen Krieges der Versuchung des Angriffskrieges gegen Oesterreich zu widerstehen, das dürfte von dem Ausfall der ersten Schlachten an der französischen Grenze abhängen. Sind die Franzosen siegreich, so dürfte der russisch-österreichische Krieg kaum abzuwenden sein; bleibt dagegen das Kriegsglück den Deutschen treu, so werden vermuthlich die Russen das Schwert ebenso in der Scheide behalten wie im Jahre 1870 die Oesterreicher, Dänen und Italiener. Gelingt es uns, durch eine weithin sichtbare militärische Ueberlegenheit die Franzosen vom Revanchekriege abzuhalten, so kann sich auch wohl das Ungewitter im Osten noch einmal verziehen. Kommt es doch zum Revanchekriege, so ist Alles daran gelegen, daß wir entscheidende Erfolge errungen haben, bevor Rußland in ernsthafte militärische Action treten kann. Deshalb können wir, um den Frieden im Osten zu sichern, nichts Besseres thun, als gegen den Westen bis an die Zähne gerüstet zu sein.

Der wirksamste Verbündete des mitteleuropäischen Friedensbundes innerhalb der russischen Grenzen ist und bleibt Rußlands wirthschaftliche Schwäche, welche jetzt fast so groß ist, wie wenn dasselbe unmittelbar hinter einem verlorenen Kriege stände. Der tiefliegendste Grund des stetigen Zunehmens dieser Schwäche in den achtziger Jahren ist aber das Sinken des Getreidepreises in Rußland auf die Hälfte, der in den siebziger Jahren durch die erleichterten Verkehrsmittel auf das Dreifache gestiegen war. Dieses Sinken des russischen Getreidepreises ist einerseits bedingt durch das Sinken des Getreidepreises auf dem Weltmarkt in Folge der wachsenden amerikanischen und indischen Concurrenz, andererseits durch die Kornzölle der sämmtlichen europäischen Staaten mit Ausnahme Englands, das wiederum für Roggen wenig Bedarf hat. Wie man auch über die neueste Erhöhung der Kornzölle aus Rücksichten der inneren Politik denken möge, das eine wird man nicht leugnen können, daß sie eine Verstärkung der Friedenshoffnungen in Bezug auf Rußland gestatten, indem sie dessen Getreidepreise und die Ertragsfähigkeit der russischen Landwirthschaft, der Hauptquelle des Nationalwohlstandes, noch weiter herabdrücken und mit der verminderten Ausfuhrgelegenheit auch die auswärtigen Wechselcourse auf russische Plätze und damit die Valuta verschlechtern.

Nachdem wir die inneren Gründe erörtert, durch welche Rußland einerseits zum Kriege gedrängt und andererseits von demselben zurückgehalten wird, bleibt noch übrig, die Gelegenheitsursache zu erwägen, an welcher der Krieg zum Ausbruch kommen könnte. Zwischen Rußland und Deutschland gibt es schlechterdings keinen Kriegsanlaß, da Deutschland wiederholentlich erklärt hat, an den Vorgängen auf der Balkanhalbinsel kein Interesse zu haben. Rußland und Deutschland werden vielmehr durch Polen als durch ein starkes Band gemeinsamer Interessen verbunden, und nur durch einen Conflict zwischen Rußland und Oesterreich könnte Deutschland in einen Conflict mit Rußland hineingezogen werden. Für Rußland und Oesterreich liegt das einzige Gebiet möglicher Collisionen zeitweilig auf der Balkanhalbinsel, speciell in Bulgarien. Die Gefahr russischer Uebergriffe liegt darin, das Rußland, nicht zufrieden mit den geschichtlich erworbenen und vertragsmäßig festgesetzten Rechten, auf Grund der Bekennt-

Digitized by Google

nißgemeinschaft und Stammesgemeinschaft eine Art Vormundschaft über Bulgarien beansprucht, gerade als ob nicht der Sultan, sondern der Czar der legitime Oberherr dieses Fürstenthums wäre.

Niemand bestreitet, daß Rußland erstens vertragsmäßig zustehende Rechte in Bulgarien auszuüben hat gleich den anderen Großmächten, daß es zweitens in Folge seiner geographischen Lage ein näheres Interesse an Bulgarien hat als Italien, Deutschland und die Westmächte, und daß es drittens durch die colossalen Opfer, die es für die Befreiung der Bulgaren gebracht hat, ein geschichtlich begründetes psychologisches Interesse an der Entwickelung dieses Landes hat. Niemand wird Rußland zumuthen, bei der gegenwärtigen Lage seines Schwerpunktes zu Gunsten Oesterreichs auf seinen Einfluß auf der Balkanhalbinsel zu verzichten; dies könnte nur infolge einer freiwilligen Schwerpunktsverlegung nach Osten geschehen, wenn Rußland es in seinem Vortheil erachtet, die endgültige Theilung des Türkenreiches zwischen sich und Oesterreich nach den beiden Erdtheilen zu vollziehen, und durch Preisgebung der Balkanhalbinsel an Oesterreich in ähnlicher Weise freie Hand für den Feldzug in Asien zu erhalten, wie es durch Preisgebung Bosniens freie Hand für den Feldzug in Bulgarien und Rumelien erhielt. Niemand denkt endlich daran, das geschichtliche oder psychologische Interesse Rußlands an dem von ihm befreiten Völkchen zu verletzen; Beweis genug dafür ist, daß alle Mächte Rußland die Nominirung des Candidaten für den bulgarischen Thron bereitwilligst überlassen haben.

Nur das wird von Rußland verlangt, daß es sein Interesse an Bulgarien innerhalb des Spielraums der Verträge ohne Widerspruch mit denselben bethätige, wozu die Mächte bereitwilligst die Hand bieten. Nur das wird verlangt, daß Rußland sich nicht über das Vertragsrecht hinwegsetze, wo es dasselbe als unbequeme Einschnürung empfindet, und sich auf Principien ohne völkerrechtliche Geltung (wie die Panorthodoxie und den Panslavismus) als auf den vermeintlichen Rechtstitel zu solchem Vorgehen stütze. Keine Großmacht hat es so dringend nöthig wie Rußland, sich ausschließlich auf die geschichtlich erworbenen Rechte zu stützen, weil das Confessionsprincip und Nationalitätsprincip sich sofort gegen den Bestand des russischen Reiches in seiner gegenwärtigen Gestalt kehren würden.

Bis jetzt hat Rußland den Weg der Verhandlung mit den Mächten zur Geltendmachung seines Einflusses innerhalb des Spielraums der Verträge verschmäht, offenbar in der Erwartung, daß der Gang der Dinge in Bulgarien ihm Gelegenheit geben werde, seine Herrschaft in directer, vertragswidriger Weise daselbst neu zu begründen. Die Erhaltung des Friedens wird davon abhängen, daß Rußland sich entschließt, diese Speculation als eine verfehlte, oder doch als eine mit unverhältnißmäßigem Risico verknüpfte aufzugeben und zur Verständigung auf dem Boden des Vertragsrechtes zurückzukehren. Sobald dieser Weg einmal mit gutem Willen von ihm beschritten wird, dürfte bei dem Entgegenkommen aller Großmächte der Erfolg gesichert sein; denn sobald nur erst Einigkeit über die positiven Ziele unter den Großmächten erreicht sein wird, kann es an gangbaren Wegen gar nicht fehlen, um auch die Bulgaren, welche den Rechtsboden zuerst verlassen haben, auf denselben zurückzuführen. Wenn hingegen Rußland es vorzieht, das Functioniren des Vertragsrechtes in Bulgarien durch seine schmollende und abwartende Zurückhaltung noch länger unmöglich zu machen, so liegt auch in dieser Versumpfung der bulgarischen Frage für keine andere Macht ein Kriegsgrund, und die russische Regierung hat dann nur darauf zu achten, daß sie Herr des Unwillens ihres eigenen Volkes bleibt und sich nicht durch diesen zu Ueberschreitungen des Vertragsrechtes hinreißen läßt.

---

## Literatur und Kunst.

### Ada Christen.

Eine Studie von Wilhelm Goldbaum.

Tieferer Einsicht kann es nicht verborgen bleiben, wie verschlungen die Pfade sind, auf denen in der Entwickelung eines jeden eigenartigen Menschenlebens Wahrheit und Dichtuug einander begleiten und durchkreuzen. Man meint bisweilen, an dem Eingange eines Labyrinthes zu stehen und ohne den rettenden Faden die richtige Spur nicht finden zu können. Wo ist der Zusammenhang zwischen Grund und Folge, wo wurzelt die freie Aeußerung der Subjectivität in dem Boden der Wirklichkeit, wo greift das Erlebte gestaltend und mitschaffend in das Erdichtete ein? Jedes Menschendasein drängt dem Beobachter diese Frage auf, mehr aber als die Physiognomie aller Uebrigen ist diejenige des Poeten von den Eindrücken des Lebens, von Geschicken, Verhängnissen und Bestimmungen durchfurcht. In idealistisch gestimmten Zeiten sprach man wohl von dem Kainszeichen, das der Stirn des Dichters aufgeprägt; realistischere Tage verpönen Gleichniß und Bild, sie mögen von dem Goethe'schen Worte, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß sei, nichts wissen. Kann es wahr sein, fragte man früher, so oft man urtheilend einem Roman, einem Drama, einer Novelle gegenüberstand, und wenn man die Möglichkeit, die innere Wahrhaftigkeit einer dichterisch erfundenen Handlung zu bejahen vermochte, so war man zufrieden. Ist es wahr, so wahr, daß es der Wirklichkeit auf der Gasse entspricht, fragt man heute, und wenn darauf ein Nein erfolgt, so wird über das Werk des Dichters der Stab gebrochen. Das Wirkliche und das Wahre sind einander feind geworden. Man kann dies nicht bloß an der Dichtung, man kann es auch an den Dichtern unserer Tage erkennen; die wenigsten von ihnen zeigen die Spuren einer innerlich vertieften Entwickelung, die meisten schöpfen ihre Kraft aus der äußerlichen Berührung mit der Wirklichkeit, durch die sie schauend hindurchschreiten, anstatt dieselbe, durch ihre Seele hindurchschreiten, erst auf dem Wege durch ihre innere Welt zu Bild und Gleichniß werden zu lassen. Die Stärke der heutigen Dichtung wurzelt im Auge, nicht in der Seele.

Man hat kein Recht, darüber zu klagen, denn jede Zeit schafft sich den adäquaten Ausdruck in der Dichtung. Man hat aber ein Recht, wehmüthig zurückzublicken auf die Zeit, in welcher die Dichtung etwas Anderes war als die phantasielose, mit den bloßen Requisiten des Wissens und der Beobachtung hergestellte Wiedergabe des Wirklichen. Denn darauf kommt schließlich der Realismus von heute hinaus. Der Realismus von heute, sagen wir mit Bedacht, weil es auch früher einen dichterischen Realismus gab, der nur dadurch von dem heutigen sich unterschied, daß die Quellen, aus denen er seine Kraft schöpfte, andere und reinere waren. Oder meint etwa ein Jetziger, Goethe sei kein Realist gewesen? Hat an Wallensteins Lager der Realismus keinen Antheil? Kann überhaupt die Dichtung irgend einer Epoche sich der Wirklichkeit ganz entrücken? Es handelte sich allezeit nur um das Maß der Herrschaft, welches die Wirklichkeit über den Dichter ausübt, und heute, scheint es, ist diese Herrschaft zu einer maßlosen geworden, zu einer solchen, welche unduldsam die Erfindung, die Phantasie, die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung der dichterischen Persönlichkeit ausschließt, während man sonst gerade in der dichterischen Persönlichkeit die dichterische Berechtigung suchte. Wie die Welt in der Persönlichkeit sich spiegelte, das war ehedem die Frage; daß die Persönlichkeit des Dichters sich von der Welt loslöst und neben, nicht in ihr daherschreitet, ist das realistische Kunstprincip von heute. Ein hartes, poesieloses Princip.

Naturgemäß kann solchem Princip die Frau weniger sich unterordnen als der Mann, weil dasselbe ihrem Wesen, ihren

Digitized by Google

Aufgaben, ihrer Bestimmung ganz und gar widerstrebt. Thut sie es, so hört sie in jedem Betracht auf, ein Weib zu sein. Ihre Vorzüge wie ihre Schwächen haben ihren letzten Grund in dem Gegensatze, in welchem sie zu der nüchternen, unromantischen, tageshellen Wirklichkeit steht. In der weichen, eindrucksfähigen Physiognomie der schriftstellernden Frau darf man die Spuren einer geheimnißvollen Innerlichkeit nicht missen. Die Realistin auf dem Parnaß ist eine Caricatur, ein Zerrbild des ewig Weiblichen, und es steht ihr übel an, sich etwa auf George Sand oder George Elliot zu berufen, denn diese Beiden waren nichts weniger als Realistinnen im heutigen Sinne. Sie lebten die Wirklichkeit mit heißem Athem, aber was sie dichteten, war weniger Wirklichkeit als Wahrheit. Man sieht, wenn man ihren Lebenslauf beobachtend verfolgt, wo das Erlebte mitschaffend in das Erdichtete eingreift; aber man sieht auch die Brücke, welche ihr Genius in souveräner Selbstherrlichkeit zwischen Wahrheit und Dichtung aufrichtete. Diese Brücke führte mitten durch ihre Seele hindurch. Sie waren weit davon entfernt, in „plumpem Respect vor der Thatsache" Alles zu verrathen, was sie gesehen und erlebt, genossen und gelitten hatten; aber was sie davon verriethen, war erlebt, und so, wie sie es verriethen, war es zugleich erdichtet. Die Thatsache, im Dichtergemüthe umgeschaffen und wiedergeboren — das war der Realismus von ehedem, bei Dichtern wie bei Dichterinnen, welche die Wirklichkeit zur Wahrheit emporzuheben, die Wahrheit in den Lichtstrahl der Schönheit zu rücken trachteten.

Eine solche Realistin ist Ada Christen.

Knapp, schmucklos und wahrheitsgetreu ist der in wenige Zeilen zusammengedrängte Bericht, welchen Brümmer's deutsches Dichterlexicon über ihren Lebenslauf enthält. Derselbe lautet: „Ada Christen, Pseudonym für Christine v. Breden, wurde am 6. März 1844 in Wien als die Tochter eines vermögenden Kaufmannes, Namens Friderik, geboren. Der Vater wurde in Folge seiner Betheiligung an der Revolution schwer verurtheilt. Die Familie verarmte und Christine mußte eine verhängnißschwere Jugendzeit durchmachen. Mit fünfzehn Jahren ging sie zum Theater und wirkte an einigen kleinen deutschen Bühnen Ungarns. Im Jahre 1864 vermählte sie sich mit dem ungarischen Stuhlrichter von Neupauer, der indeß bald starb. Nach mehrjährigem Wittwenstande schloß Ada Christen eine zweite Ehe mit dem Rittmeister a. D., jetzigen Industriellen v. Breden, und lebt zur Zeit in Wien in den angenehmsten Verhältnissen." Diesem Berichte ist eine Aufzählung ihrer Schriften beigefügt, welcher zu entnehmen ist, daß Ada Christen zwischen den Jahren 1868 bis 1878 vier Gedichtsammlungen — „Lieder einer Verlorenen", „Aus der Asche", „Schatten", „Aus der Tiefe" —, daneben ein Drama „Faustine", einen Roman „Ella", zwei Skizzenbücher „Vom Wege" und „Aus dem Leben", und schließlich im Jahre 1884 ein Skizzenbuch „Unsere Nachbarn" veröffentlicht hat.

Man weiß wenig von der Dichterin, wenn man auf die Kenntniß dieses kargen Lebensberichtes beschränkt ist; aber jedes Wort desselben wird lebendig, wenn man zwischen die Zeilen am rechten Orte die Eindrücke einstellt, welche man von ihren Schriften und von ihrer Persönlichkeit empfangen. Denn sie hat, wie jede echte Dichternatur, dafür gesorgt, daß in ihrer literarischen Physiognomie der Zusammenhang zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Erlebtem und Erdichtetem nicht verborgen bleibe. Sie sorgt dafür auch unbewußt durch die Art, wie sie sich im Verkehr persönlich öffnet und verschließt. Aus ihrem hellen Lachen hört ein aufmerksames Ohr nicht selten ein verhaltenes Weinen heraus, aus der ungekünstelten Natürlichkeit ihrer Rede, welche das weiche Colorit des Wiener Dialectes nicht gern verheimlicht, spricht die Autodidaktin, welche widrige Geschicke mit eigener Kraft erfolgreich niedergekämpft, spröde Bildungshindernisse mit leidenschaftlichem Bemühen überwunden hat. Die Leidenschaft hat der Gang durch's Leben über Gestrüpp und Gestein zu leiser Wehmuth abgemildert, geblieben ist die Freude an dem rastlos erarbeiteten geistigen und materiellen Besitze, welcher eine werkthätige Theilnahme an dem Lose der „Armen und Elenden" eine tiefere, gleichsam sociale Färbung verleiht.

Weit draußen, wo man auf etliche hundert Schritte die Locomotiven der Südbahn pfeifen hört, steht in aristokratischer Abgeschlossenheit das äußerlich ganz schmucklose Palais, in welchem Ada Christen als Hausfrau waltet. Es ist, wie bei seinen Bewohnern, Alles nach Innen gerichtet. Comfort und Wohlstand tragen sich so wenig zur Schau wie die prächtigen Terrassen, welche in den von einer hohen Mauer eingeschlossenen Garten führen. Das Palais gehörte einst dem genialen Bildhauer Hans Gasser. Ringsum verspürt man noch einen Hauch von Alt-Wien; man liest an der nächsten Straßenecke die Aufschrift „Hungelbrunn" und aus diesem Namen klingt es wie von Lanner'schen und Strauß'schen Walzern an's Ohr. Es ist der „Grund", auf dem man sich befindet. In genau entgegengesetzter Richtung, auf Währing und Nußdorf zu, aber ebenfalls auf dem „Grund", liegt die „blaue Gans", das Haus, welches unter diesem Namen Ada Christen als ihre Geburtsstätte mit der unvergänglichen Liebe pietätvoller Erinnerung literarisch fixirt hat. In der „blauen Gans" ist Alles Bewegung, Hast, Unruhe, aber auch Armuth und Entsagung, proletarisches und patriarchalisches Genügen. Blondköpfige Kinder spielen in dem weiten Hofe, alte, ehrsame Frauen blicken aus den mit bescheidenen Blumentöpfen geschmückten Fenstern, wenn ein Hausirer sein stereotypes „Handeln!" vernehmen läßt. Man darbt und singt, man arbeitet und plappert, man klatscht und sorgt in einem solchen stiegenreichen Alt-Wiener Hause, bis man stirbt; wer es von seinen Insassen verläßt, behält es zeitlebens treu im Gedächtnisse. Die Lebenslust des Volkes braucht wenig Sonnenschein.

Zwischen diesen beiden Punkten bewegt sich der Lebenslauf Ada Christens; alle Wege vom „Grund" führen im Zickzack wiederum zum „Grund", vom Volk zum Volk. Das ist das vorschlagende psychologische Moment in dem Entwickelungsgange der Dichterin, das der beherrschende Zug ihrer literarischen Physiognomie. Sie wächst hinaus über das Haus zur „blauen Gans", aber da sie in das Palais auf der Rainergasse hineingewachsen, erinnert sie sich an „unsere Nachbarn" und an die „Lise", von denen das Leben sie nur räumlich entfernt, denen es sie im Gemüthe nicht entfremdet hat. Staunend und mit scheuer Ehrfurcht blicken wohl die Alten aus der „blauen Gans" zu der vornehmen Frau hinan, wenn dieselbe in ihrem prachtvollem Gefährt dahergerasselt kommt, um ihrem conservativen, an der Scholle hängenden Mütterlein einen Besuch abzustatten; aber wenn die vornehme Frau mit ihnen ihre Sprache spricht, wenn sie mit ihnen alte Erinnerungen austauscht, wenn sie die Einen mit tröstlichem Zuspruch aufrichtet, die Anderen mit lachender Theilnahme bezaubert, so fühlen sie sich doch wieder Eins mit der blonden Christine, obgleich dieselbe längst von ihnen fortgezogen, eine berühmte Schriftstellerin, die Gattin eines Großindustriellen geworden ist, an dessen Seite sie in gemeinsamer Arbeit und materieller Kümmerniß zu Behagen und Wohlstand sich emporgehoben hat. Daß „Christel" eine Dichterin geworden, darf das ehrsame Mütterlein, fest in den Traditionen des „Grundes" wurzelnd, noch heute nicht wissen; als eine „Verlorene" würde ihr trotz alles Glanzes und Ruhmes die Tochter erscheinen, und wie eine Abbitte für die Heimlichkeit, in welche sich die Dichterin bergen muß, klingt das Gedicht „Vergieb!" in der Sammlung „Schatten":

Wie gern läg' ich zu Füßen dir
Und lauschte deinem Wort.

Und kläng' dein Wort auch noch so hart,
Einst hattest du mich lieb.
Du gutes altes Mütterlein,
Vergieb mir doch — vergieb!

Es geht sich nicht gut von „Grund" zu „Grund". Der Weg vom „Grund" zur Ringstraße ist lockender, kurzweiliger, verführerischer; aber dafür ist er auch gefährlicher. Manche, die ihn gewandelt, wären so gern zurückgekehrt, wenn sie sich nicht geschämt hätten. Am „Grund" mag man die Magdalenen nicht, die anderwärts ihre Freuden genießen und dann

Digitized by Google

ihre Buße heimbringen. Wer zum „Grund“ gehört, darf keinen Augenblick ihm abwendig gewesen sein; die Abwendigen sind die „Verlorenen“. Sie streben leidenschaftlich in eine fremde Welt hinaus, sie reißen sich die Seele blutig an Begierde und Genuß, sie wanken an gähnenden Abgründen vorbei, stolpern und richten sich trotzig wieder auf, bis sie versinken. Mit groß geöffneten blauen Augen ist Eine vom „Grund“ ihnen auf ihrem Wege gefolgt; Jammer und Mitleid sind bei dem Anblicke über sie gekommen; Leidenschaft und Trotz haben sie erfaßt und was sie dabei sah, erlebte, litt, war ihr wie eigenes Leben und Leiden. Es ist die alte Geschichte von dem Riß, der mitten durch die Welt und mitten durch das Dichterherz geht. Denn diese Eine war eine Dichterin. Von Hause war sie als fünfzehnjähriges Mädchen fortgegangen, blond und wild, und schnurstracks zur Bühne gelaufen. Zur Bühne . . . du lieber Gott! Es waren „Schmieren“, mit denen sie umherzog; geschminktes Elend, das sich selbst ein krampfhaftes Lachen abzwang, umgab sie. Und dieses Elend ward ihr, fast ohne daß sie es wußte, zu einer Quelle der Poesie. Sie hatte keine Ahnung von dem Weltschmerz als dichterischer Stimmung, sie kannte den Namen Heinrich Heine's gar nicht. Aber der Weltschmerz gab ihr die Verse ein und die Verse klangen, als wären sie von Heine erlauscht. Das waren die „Lieder der Verlorenen“. Eine grimmige Aufrichtigkeit des Schmerzes, ein furchtbarer Aufschrei des Mitleids mit sich und mit den Anderen, eine gellende Anklage gegen Welt und Menschen — die es hörten, standen still und horchten tief ergriffen hin. Man muß so jung sein, wie Ada Christen damals war, um so den Jammer der Seele hinauszuweinen. Hart neben einander stehen die beiden Gedichte, welche das Grundmotiv der „Lieder einer Verlorenen“ bilden. „Tragödie“ heißt das eine, „Haltlos“ das andere.

Lachend sterben, sterbend lachen
Ist ein herzzerreißend Spiel!

Nach außen keck,
Nach innen verjammert,
Den Rücken zerschlagen von der Hand,
An die sie vertrauend sich geklammert.

Den „Liedern der Verlorenen“ folgten nach wenigen Jahren die Sammlung „Aus der Asche“ und die „Schatten“. Die traurige Theaterepisode lag hinter der Dichterin, die Naivetät des Leids und des Mitleids hatte sich abgeklärt. Am Schreibtische saß Ada Christen und schrieb und schrieb; man bedurfte nicht viel daheim in der „blauen Gans“, aber auch das Wenige wollte erworben sein. Ob inzwischen der Name Schopenhauer's der Dichterin bekannt geworden war, um den wie um einen leuchtenden Mittelpunkt die gesammte dichtende Jugend sich damals im Kreise drehte, ist mir nicht bekannt. Aber wenn es der Fall war, so war dabei die Ursprünglichkeit der Poetin nicht, wie bei vielen Anderen, zu Schaden gekommen. Sie hatte rechtschaffen mit ihrem Talent gerungen und den Ungestüm ihres leidenschaftlichen Herzens niedergekämpft. In den „Schatten“ ist die „Verlorene“ kaum wieder zu erkennen, so groß ist der Fortschritt in der Behandlung der Form, in der Bestimmtheit, das Pathetische vom Poetischen zu sondern, in der Kunst, den Schmerz zu verklären. Die Stimmung ist nicht weniger düster, nicht weniger melancholisch als sie von Anfang an war, denn die einmal empfangenen Eindrücke sind unvergeßlich. Scientes bonum et malum. Aber leise hat ein Strahl des heimischen Humors die Seele der Dichterin gestreift und die trostlosen Bilder von mißhandelter Liebe, von unverdientem Jammer, von grenzenlosen Menschenleid verscheucht. Man merkt es, wie die Schwermuth sich zur Wehmuth abzudämpfen, die ungezügelte Subjectivität sich zu allgemeinerer Weltbetrachtung zu erheben im Begriffe ist. Die Dichterin ist Gattin gewesen; zwar nur kurze Zeit, weil der Tod den Gatten bald dahinraffte, aber lange genug, um zu erkennen, daß Niemand auf Erden so unglücklich ist, um nicht eine Stelle zu finden, an der er sich mit seinem übervollen Herzen bergen und seiner gehetzten Seele Ruhe gönnen kann. „Aus der Asche“ steigt neue Lebenslust auf; was war, ist nur noch „Schatten“. Ueberwundener Wirrsal zu gedenken, bleibt schmerzlich; aber die Erinnerung wühlt die Empfindungen nicht auf, sie läßt stilleren Gefühlen Raum. Die Erinnerung ist nicht revolutionär. An dem rückwärts gewendeten Blicke gleiten Gedanken und Gestalten von ehedem nur noch als „Schatten“ vorüber; der ungarische Vagabund, der Prager Jude, das Falierobild des Dogenpalastes.

Musikantenvolk ist da
Mit der Harf und Fiedel,
Und das kleine Mädel singt
Hüstelnd noch ein Liedel.

Kamen weit vom Süden her,
Eine ganze Bande,
Starben alle, bis auf drei,
In dem kalten Lande.

Rührt ein Schrei, ein Ton noch an das alte Weh, so zuckt es wohl unter der Narbe schmerzlich auf; aber es ist nicht mehr der bewältigende Schmerz von damals, nicht mehr der philoctetische Jammerschrei der kranken Zeit. Vornehm, ruhig, fast mit der Miene des Weisen und in beinahe Goethe'schen Formen offenbart sich das Seelenleid, wie einmal „im Concert“:

Die traurige Kindheit,
Des Vaters Tod,
Der Jugend Blindheit,
Die harte Noth,
Die Wintertage,
Das dünne Kleid,
Die Sorg' und Plage,
Das Seelenleid . . .
Die Gleichgültigkeit,
Die schwer wie Erz,
Die schmerzlose Zeit,
Die mehr als Schmerz —
Das Alles wogte
Wieder vorbei,
Mit leisem Schluchzen
Und dumpfem Schrei,
Als deine Hand
Durch die Saiten glitt . .
O wie ich litt!

Das ist der Zustand der Resignation. Er ist der Gewinn des Lebens, er bedeutet die Abrechnung mit den eigenem Ich. Aber wer mit sich selbst fertig geworden, ist es noch nicht mit den Anderen. Ringsum ist Elend, verschuldeter und unverschuldeter Jammer, Irrung und Verhängniß. Das vermag man nicht beiseite zu schieben wie man sein Selbst beiseite geschoben, über das man Herr ist. Man braucht kein politischer Dichter, man braucht nur Poet schlechtweg zu sein, um das Weltleid wie eigenes Leid zu empfinden. Georg Herwegh's „Gang um Mitternacht“, Moritz Hartmann's „Klage mit den Dienstboten“, Freiligrath's unvergleichliches „O lieb, so lang du lieben kannst“, zeigen, wo im Dichter die sociale Saite anschlägt. Und auch Ada Christen ist, wie Antigone, nicht mitzuhassen, sie ist mitzulieben da. Sie nähert sich dem Anfang des Cirkels, dem Boden, aus dem sie entsprossen, der „blauen Gans“, dem „Grund“. Sie hört, wie es „aus der Tiefe“ zu ihr emporruft, wie es sie zurücklockt.

Glaubt ihr, ich könnte doch ein frohes Lied
Hier angesichts des anderen Ufers singen,
Wo Manche harren, die, als einst ich schied,
Mit bangen Blicken folgten meinem Ringen?

Die arm und niedrig — wie sie jetzt noch sind —
Einfält'gen Tones treue Worte sprachen
Und für das kleine frühverwaiste Kind
Ein Stück vom eignen kargen Brote brachen?

Aber um an das andere Ufer zurückzugelangen, bedarf es noch einer letzten That. Sie wird vollbracht. Der Gang zu „unseren Nachbarn“, zur „Lise“ ist mit Vers und Reim nicht zu bewerkstelligen. Wunderliches Vorurtheil, das vermeint, nur der Lyriker sei der wahre Dichter! Freilich, die Prosa zieht das Handwerk an. Aber sie vermag auch königlicher Kunst als Purpurmantel zu dienen. Dem Handwerk deckt sie mitleidig die Blößen zu, der Kunst verleiht sie den majestätischen Faltenwurf. Es scheint höchst überflüssig, dies zu accentuiren in einer Zeit, welche all ihre literarischen Erfolge der Prosa verdankt; aber es ist merkwürdig, wie oft das Ueber-

Digitized by Google

flüssige sich als nothwendig erweist. Stimmen, die man weit hin hört, lassen sich eben jetzt wieder vernehmen, um die Prosadichtung als Paria, als Demimonde in der Literatur zu kennzeichnen. Sie ist es aber mitnichten. Im Gegentheil, die Handhabung der Prosa ist beinahe zum Gradmesser für die Bildung geworden und die Bildung ist das unentbehrliche Rüstzeug des Schriftstellers. Auf welchem Wege sie erworben wird, das ist eine untergeordnete Frage. Das wahre Talent wird ihrer auch autodidaktisch mächtig.

Auf dem Wege aus dem Volke heraus und zum Volke zurück ist Ada Christen eine Meisterin der Prosadarstellung geworden; sie sieht dem Volke bis auf den Grund der Seele. „Du hast Recht," läßt sie die „Lise" sagen, der sie ihr vortreffliches Skizzenbuch „Unsere Nachbarn" sendet, „ich weiß nicht, warum es so ist, aber die Leut', denen etwas passirt ist, die habe ich nie vergessen können". Und solcher Leute gibt es eine Fülle, die sie so plastisch, so körperhaft zu reconstruiren vermag, daß man meint, die „blaue Gans" sei heute noch in nichts, aber auch in gar nichts verändert seit der Zeit, da die kleine, blonde, pausbäckige Christel Friderik Hof und Stiegen mit ihrem hellen Lachen erfüllte. Was ist diese „Lise" für ein Prachtgeschöpf! „Lise ist heute vierunddreißig Jahre alt, also ein altes Mädchen und wahrhaftig eine alte Jungfrau. Sie ist eigentlich sehr hübsch, trüge sie anstatt des grau und schwarz gestreiften Kleides ein farbiges und anstatt der langen glatten Blondenscheitel das aschblonde Haar aus der Stirn gestrichen. Lernte der volle Körper ein Mieder kennen, so wäre die Lise vielleicht sogar eine begehrenswerthe, weit beachtete Frauenerscheinung. So aber geht und ging das Mädchen unauffällig durch die Welt und das Ungewöhnliche dabei ist, daß sie sich das Leben nie anders gewünscht hat. Keine Jugendschwärmerei, keine Altersversorgungs-Sehnsucht hat sie aus dem Geleise gebracht; sie sitzt am Stickrahmen ganz in derselben Weise wie ihre selige Ziehmutter, die Frau Huber, sie hinsitzen hieß, als sie ein Kind von zwölf Jahren war." Und so schlicht und fest wie diese Lise sind alle Menschenkinder gezeichnet, deren Schicksale Ada Christen erzählt. Das ist der Segen des unverlorenen Zusammenhanges mit dem Volke, mit dem „Grund". Als eine sehr wohlhabende Frau, nach mancherlei harten Kämpfen mit dem Leben und mit sich selbst, sitzt Ada Christen heute in ihrem schönen, weitläufigen, palaisartigen Hause draußen in der Rainergasse; es entquillt noch manches prächtige Gedicht ihrer Seele. Aber die stimmungsvollsten Stunden sind es sicherlich noch immer, in denen sie, eingeschlossen in ihr stilles Arbeitszimmer, die Phantasie rückwärts schweifen läßt zu den Tagen der Kindheit, zur „blauen Gans". Da wird es lebendig um sie her, längst verschollene Gestalten tauchen vor ihr auf, ein Strahl wie vom heiligen Morgenroth fällt zur Erde und verklärt ihr eine Vergangenheit, an der sie, leidvoll und freudvoll zugleich, die Gegenwart mißt.

Kein Geringerer als Karl Gutzkow hat die Dichtungen Ada Christens ein „deutsches Culturmoment" genannt. Sie sind es für die historische Betrachtung der Literatur, die jedem Buche, jeder Dichtererscheinung abfrägt, was sie für die Cultur, für das geistige Leben ihrer Zeit bedeuten. In der That, der Weg von der „Verlorenen" bis zur „Lise" ist ein Weg der Cultur, er führt durch das Labyrinth einer vielgestaltigen Zeit. Wer sich in demselben zurechtfindet, hat es seinem guten Genius zu danken, und der gute Genius Ada Christens ist der Geist des Volkes, dem sie niemals untreu geworden, den sie bekannte in schlimmen wie in guten Tagen. „Mitleid hieß das Wort, das ich zu spät gefunden", läßt sie den Helden einer ihrer Erzählungen sagen. In der That, man kann sich des Mitleids nicht früh genug bewußt werden. Denn Mitleid ist mehr als Liebe, Mitleid ist das Genie des Volkes. Ada Christen hat es rechtzeitig gefunden, hat es gesungen und geübt — eine Dichternatur von Gottes Gnaden.

## Die Besessenen von F. M. Dostojewski.

Besprochen von Georg Malkowsky.

Interesse und Verständniß für die schöne Form sind in den bildenden Künsten in demselben Maße gestiegen, wie sie in der Literatur abgenommen haben, wenigstens in so weit die letztere die Erscheinungen des modernen Lebens zu gestalten sucht. Die sich aus dem allgemeinen Gährungsproceß ausscheidenden Ideen widerstreben in ihrer Expansivkraft dem Rhythmus- und Reimzwang, der sie einschnüren und ersticken würde. Sie gelangen nur in ungebundener Rede zu umfassender Entwickelung.

Für jeden unbefangenen Beobachter der Geschmacksströmungen gehört dem Roman die nächste literarische Zukunft. Das Drama hält sich in seiner knappen Form zu sehr an der Oberfläche des Geschehnisses, nur der Roman zeigt deutlich und allgemein erkennbar hinter der Handlung das Motiv, hinter der Erscheinungsform die Idee. Mit der bloßen Gabe des Fabulirens, mit der durch schöne Schilderungen verbrämten Kunsterzählung lockte der Autor schon längst weder Verleger noch Publikum. Eine Zeit lang schien es, als wolle ein verehrlicher Leserkreis sich für psychologische Präparate erwärmen. Man nahm ein augenscheinlich nicht ganz gesundes Individuum, spürte das fehlerhafte Organ auf und demonstrirte den Krankheits- resp. Heilungsproceß ad oculos. Seither haben sich die Ansprüche erheblich gesteigert. Mit der Krankheit des Einzelnen ist es nicht mehr gethan, die Epidemieen, wie sie von Zeit zu Zeit ganze Gesellschaftsclassen, eine Nation, ja wo möglich die gesammte civilisirte Menschheit ergreifen, müssen geschildert werden. Der Roman erhält einen unverkennbar pathologischen Zug, er sinkt aus der Sphäre der Kunst in die niedere Luftschicht der Erfahrungswissenschaft herab.

Ob in dieser Verschiebung der Grenzen ein Fortschritt liegt, mag zunächst dahingestellt bleiben. Autor, Kritiker und Leser stehen vor einer nicht mehr zu leugnenden Thatsache: Die ästhetische Bedeutung des Romans tritt hinter der culturellen zurück, und alle drei müssen sich mit sothaner Thatsache wohl oder übel abfinden. Bei uns in Deutschland fabulirt man allerdings meist noch lustig darauf los, aber die Ebers, Dahn und Julius Wolff arbeiten vorwiegend für den historischen Wissensdurst des weniger lernenden Geschlechts. Der altersschwache Gesellschaftsroman putzt nur die Tische der Boudoirs. Dringt in das Arbeitszimmer des Mannes überhaupt ein belletristisches Erzeugniß, so ist es französischen oder russischen, seit einiger Zeit auch wohl skandinavischen Ursprunges. Und der Mann hat recht, wenn er sich unbeschadet seines Patriotismus von der scharfen Beobachtungsgabe unserer westlichen und dem sittlichen Ernst unserer östlichen und nordischen Nachbarn mehr angezogen fühlt, als von den Phantastereien und Gefühlsduseleien einheimischer Romanciers. Was die Letzteren, besonders in so weit sie der jüngeren Generation angehören, bisher von ausländischen Mustern gelernt haben, geht nicht über die naturalistischen Mätzchen hinaus. So ein kleiner Zola in der Westentasche schmiert ein Dutzend obscöner Situatiönchen zusammen, daß es nur so eine Art hat, und meint, den modernen socialen Roman erfunden zu haben. Es wäre recht vortheilhaft für die Herren, wenn sie einmal das Experimentiren nach französischem Recept aufgeben und sich mit den ernsthaften pathologischen Studien der Russen beschäftigen wollten. Da handelt es sich nicht um die bekannte galante Krankheit unserer westlichen Nachbarn, sondern um das tief tragische Dahinsiechen einer in der Bethätigung ihrer Fähigkeiten gehemmten Volksseele.

Dostojewski ist unter den neueren russischen Romanciers entschieden der revolutionärste, seine Methode die packendste. Er liebt es, Individuum und Volk in jener dumpfen Passivität zu schildern, die sich plötzlich in einem thierischen Act, im Verbrechen Luft macht. Bei dem Individuum Raskolnikow heißt das Resultat Raubmord, bei der Gesammtheit der Besessenen Revolution.

Digitized by Google

Sollte einmal eine wahrhaftige Geschichte des russischen Nihilismus geschrieben werden, so wäre der jüngst übersetzte Roman Dostojewski's: Die Besessenen*), ein geradezu unentbehrliches Actenstück von documentarischem Werth. Hier zeigt die Herz und Nieren prüfende poetische Wahrheit ihre ganze Ueberlegenheit über die eine Thatsachenkette verzeichnende Historie. Nur aus dem von Dostojewski geschilderten, von Verwesungsstoffen durchsetzten Boden kann die Tod und Verderben verbreitende Giftpflanze des Nihilismus erwachsen.

Alle in dem Roman auftretenden Personen sind krank, alle siechen an der Versumpfung ihrer ungenutzten Lebenskraft dahin. Die Leute haben nichts zu thun, der ihnen aufgezwungene Quietismus liegt bleischwer auf ihrer Brust, bis ein krampfhafter Athemzug ihnen die Rippen sprengt. Da ist eine reiche Generalswittwe, Barbara Petrowna, die ihr Herrschbedürfniß an einem literarischen Schoßhündchen befriedigt. Sie möchte es zu einem Rassethier erziehen, es auf den Mann dressiren, aber es bleibt ein winselnder, schweifwedelnder Stubenköter, ein ohne die schmeichelnde, gelegentlich auch züchtigende Hand der Herrin nutzloses Geschöpf. Stephan Trofimowitsch Werchowenßki ist ein Liberaler der alten Schule, ein Ideologe, der sich gelegentlich in die Rolle eines für seine Ueberzeugung leidenden, verfolgten Revolutionärs hineinträumt und hineinlügt. Seine Rolle ist eine wesentliche repräsentative.

„Als zu Fleisch gewordener Vorwurf
Stehst du vor dem Vaterlande
Liberaler Idealist."

Diese passive Aufgabe hindert ihn natürlich nicht am Sectrinken und Kartenspielen, bis das Piedestal unter ihm zusammenbricht, und ein sanfter Tod ihn daran hindert, dem unterdrückten Volk durch Bibelstunden und Traktätchenverbreitung zu Hülfe zu kommen. Das antike Liebespaar Barbara Petrowna und Stephan Trofimowitsch — sie lieben sich wirklich, eben wie nur eine alte Jungfer und ihr Schoßhund — erfreut sich je eines aus einer früheren Ehe hervorgegangenen Sprossen. Nicolaus Wßewolodowitsch und Peter Stephanowitsch sind regelrechte Potenzirungen der Eigenschaften der Barbara Petrowna und des Stephan Trofimowitsch. Der Sohn der Generalswittwe erscheint als der Repräsentant des indolenten russischen Adels. Eine vornehme, mit allen Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattete Natur, verpufft er seine Kräfte in frivolen Liebesabenteuern, weil ihm unter dem Einfluß einer französelnden, Alles verneinenden Erziehung kein Lebensziel erstrebenswerth erscheint. Mit seinen Standesgenossen treibt er sein Spiel, er zieht sie buchstäblich an der Nase herum, der Liberalismus ist ihm ein interessantes Gegenmittel für die Langeweile, der schnapsduftende Nihilismus ekelt ihn an. Schließlich hängt er sich auf, weil ihm das Leben nicht mehr lebenswerth erscheint. Und doch blickt Jeder, der mit ihm in Berührung kommt, zu ihm auf, wie zu einem höher begabten Wesen, dessen schlummernde Kräfte, einmal geweckt, eine Welt aus den Angeln zu heben vermögen. So ist er vor Allem dem Peter Stephanowitsch halb Teufel, halb Gott, ein übermenschliches elementares Etwas, das er anbetet, für das er gegebenen Falls zu morden bereit ist. Die schwächliche Lüge in der Lebensführung seines Vaters hat sich in ihm zum ziellosen Intrigantenthum potenzirt. Er kennt die Menschen, er benutzt sie wie seelenlose Marionetten, er erfindet eine über ganz Rußland verbreitete anarchistische Verschwörung aus bloßer Freude an der im Dunkeln arbeitenden Unterminirung des Bestehenden. Aber wenn ihm die Frage des Warum und Wozu aufstößt, dann wird er sich der Beschränktheit seiner Gaben bewußt, dann taucht im Brillantfeuer der explodirenden Mine die Gestalt des Nicolaus Wßewolodowitsch vor ihm auf, als eines Beherrschers der entfesselten Leidenschaften, als eines Fürsten in dem erträumten Reiche der Finsterniß, in dem der Unterschied zwischen Gut und Böse in einem allgemeinen Wollusttaumel untergegangen ist. Nicolaus Wßewolodowitsch sitzt in der Directionsloge, Peter Stephanowitsch am Regietisch der Tragikomödie des Nihilismus. Die eigentlichen Acteurs wissen nichts von der Idee des Stückes — sie können auch nichts wissen, weil eine solche gar nicht existirt — sie agiren darauf los, sinnlos, aus der Ueberzeugung heraus, daß irgend einmal irgend etwas geschehen müsse. Sie arbeiten in dem Glauben, unter dem Einfluß einer nicht vorhandenen Centralleitung zu stehen, an der „Sache," an „unserer Sache," von der Niemand eine Vorstellung hat. In der Schilderung dieser trägen, einer bewußten Thätigkeit gar nicht fähigen, in ihrer Bewegungslosigkeit versumpften Masse liegt der Hauptvorzug des Romans. Aus dem in ihr angehäuften Fäulnißstoff entwickeln sich die giftigen Gase — Peter Stephanowitsch unterstützt ihre Anhäufung — sie explodiren bei irgend einer halb ersehnten, halb gefürchteten Gelegenheit in Brand, Raub und Mord, und — es bleibt beim Alten.

Die einzelnen Elemente dieser gährenden Masse zu analysiren, würde zu weit führen. All diese unzureichend besoldeten Beamten, verkommenen Offiziere, verbummelten Studenten, Gymnasiasten und Gouvernanten sind „besessen" von dem Gedanken, daß das Bestehende untergehen, daß „es" irgendwo einmal zum Ausbruch kommen muß. Sie begehen einen Mord — Peter Stephanowitsch hält „Blut für einen ganz besonderen Saft" von zusammenkittender Wirkung — werden entdeckt, nach Sibirien verschickt und verschwinden, als ob sie niemals existirt hätten. Nur zwei unter diesen Puppen erscheinen von einer Idee beherrscht, der Slavophile Schatow und der philophirende Ingenieur Kirilow. Schatow hat die anarchistische Schule in der Schweiz durchgemacht, aber ein kurzer Aufenthalt in Amerika hat heilkräftig auf ihn eingewirkt. Der gesunde nervenstählende Hauch einer frei athmenden, in gleichmäßiger Verwendung ihrer Kräfte erstarkenden Volksseele hat ihn gelehrt, wo die Krankheit der russischen Nation steckt. Sie hat ihren Gott, den russischen Gott, d. h. das Vertrauen an ihren Beruf, den Glauben an eine große, durch ihre Gaben bedingte Aufgabe verloren und versumpft in zwecklosem Hinbrüten. Auch er sieht zu Nicolaus Wßewolodowitsch wie zu einem Erlöser auf, der berufen ist, seinem Volke den Gott zurückzugeben. Er ohrfeigt gelegentlich den rücksichtslosen Lüstling, aber er vergiebt ihm die Verführung seiner Frau, er fleht ihn an, sich auf seine hohe Bestimmung zu besinnen. Von dem destructiven Nihilismus mit seinen ziellosen Umsturzideen wendet er sich ab und fällt als vermeintlicher Verräther, d. h. als unschuldiges Opfer, durch dessen gemeinschaftlich vergossenes Blut Peter Stephanowitsch den anarchistischen Geheimbund zusammenzukitten gedenkt. Auch Kirilow hat seinen Gott verloren, aber er hat ihn in sich selbst wiedergefunden. Sein Glaubensbekenntniß ist die Schopenhauer'sche Welt als Wille und Vorstellung. Ihm fehlt zur göttlichen Souveränität nur eins, die Verneinung des Willens zum Leben. Mit dem Nihilismus hat er vermöge der negativen Tendenz desselben gewisse Berührungspunkte, und er willigt ein, den Zwecken der „Sache" durch seinen Selbstmord zu dienen, indem er Mord und Brandstiftung auf sein Conto nimmt.

Auch die in den „Besessenen" herrschende Luft ist wie im „Raskolnikow" desselben Verfassers eine herzbeklemmende, hirnbedrückende. Dostojewski hat ein Recht zur erbarmungslos wahren Schilderung seines Volkes, denn er hat mit ihm gelitten. Bis zum Tode getreu hat er es sich zur Aufgabe gemacht, ihm einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich selbst erkenne. Hinter diesem ernsthaften, sein Leben ausfüllenden Zweck treten die ästhetischen Rücksichten auf schöne Form und abgerundete Darstellung zurück. Das Bindemittel für die Aneinanderreihung der Thatsachen in Raskolnikow ist die lückenlose psychologische Entwickelung des Hauptcharakters. Die Verkittung der Erzählung in den Besessenen ist loser, aber die sich scheinbar kaum berührenden Darstellungselemente schließen am Ende fehllos zusammen. Die von Dostojewski mehrfach angewandte Form des Ichromans ist nicht so kunstlos, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Sie dient dazu, eine Reihe einzelner, zufälliger Beobachtungen plötzlich und überraschend zu einer beabsichtigten Gesammtwirkung zusammenschießen zu lassen. Die Thatsachen ziehen an dem Auge des

*) Dresden, H. Minden.

Digitized by Google

fingirten Ich in natürlicher, ungekünstelter Folge vorüber und gruppiren sich erst allmählich in der zu fortwährender selbständiger Arbeit angeregten Phantasie. Wie denn überhaupt ein Hauptgeheimniß der Erfolge des russischen Realismus im Gegensatz zu dem französischen Naturalismus darin besteht, daß der Erstere nur andeutet und fortwährend an die Selbstthätigkeit des Lesers appellirt, wo der Letztere sich in breiter, der Trägheit und Chaiselonguestimmung entgegenkommender Schilderung ergeht.

In der Trias der russischen Menschendarsteller ist Turgenjew der größte Poet, Tolstoi der gedankenreichste Philosoph, Dostojewski der scharfsinnigste Beobachter. Die Wahrheit der Figuren eines Panin und Baburin kann man anzweifeln, die Geschichtsphilosopheme in „Krieg und Frieden" lassen sich discutiren, Dostojewski's Gestalten sind, sobald man gewisse Voraussetzungen in Charakteranlage und Verhältnissen zugegeben, unantastbar, in sich geschlossen, aus einem Guß. Herzerquickend ist die Lectüre Dostojewski'scher Romane nicht, aber man fühlt sich während des Lesens unter dem Banne eines gewaltigen Zauberers, der Einem den Glauben an seine Gestaltungen unwiderstehlich abringt. Die poetische Schöpfung wird zum Document, zur Urkunde einer an Neubildungen unendlich reichen Culturepoche.

## Für das Volapük!

Von Alfred Kirchhoff.

Herr F. Lützenau hat in seinem Aufsatz „Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft" (in Nr. 1 der „Gegenwart") mit so liebenswürdig schonender Nachsicht meiner Person gedacht, daß mir nichts ferner liegt, als eine gereizt persönliche Antwort. Nur die Richtigstellung einiger von dem Herrn Verfasser irrig aufgefaßten Thatsachen wird mir die Redaction im Interesse der Leser dieser Zeitschrift gewiß verstatten.

Ich stehe der Sprachwissenschaft nicht so fern wie Herr Lützenau meint. Ich bin vielmehr in dem nämlichen Sinn Philologe, wie jeder rechtschaffene philologische Oberlehrer, der alte oder neue Sprachen studirt, darin seine Staatsprüfung abgelegt, sodann in diesen Fächern Jahre lang unterrichtet und sich weiter vervollkommnet hat. Richtig aber ist es, daß meine selbständigen Arbeiten sich ausschließlich auf das geschichtliche und auf das naturwissenschaftlich-geographische Fach beziehen. Schon das ethnographische Element des letzteren hat mich indessen von Neuem der Sprachwissenschaft näher geführt, und es liegen Beweise dafür vor, daß ich, was Herr Lützenau erst von der Zukunft erwartet, „auch dieser Wissenschaft die geschuldete Achtung erweise."

Darum eben schlage ich die Darlegung so bedeutender Sprachforscher wie Max Müller in Oxford und Hugo Schuchardt in Graz*) nicht in den Wind, daß es 1) künstliche Sprachen ebenso gut geben kann wie natürliche, 2) eine künstliche Sprache als solche sogar bedeutende Vorzüge vor sämmtlichen Natursprachen, auch denen der höchstgestiegenen Culturnationen, besitzen kann, weil sie eben systematisch gebildet ist, und 3) das Volapük diesem Ideal einer Sprache, wie es ja allein eine Kunstsprache zu erstreben vermag, zwar noch nicht in höchster Vollkommenheit, doch aber weit mehr als jede andere Sprache der Welt sich nähert.

Ein unbegreiflicher circulus vitiosus liegt in Herrn Lützenau's Schlußfolgerung: Jede Sprache ist Naturproduct, Volapük ist kein Naturproduct, folglich ist es gar keine Sprache. Unter einem Naturproduct versteht jeder Mensch ein Erzeugniß der Natur im Gegensatz zum Menschengebilde. In diesem Sinne ist sogar keine Sprache Naturproduct, weil jede Sprache ein menschliches Erzeugniß darstellt. Unter den menschlichen oder Kunsterzeugnissen sind die Sprachen diejenigen, welche wechselseitiges Verständniß durch Worte bezwecken. Da das Volapük diesen Zweck verfolgt (und übrigens auch, wie die thatsächliche Nutzanwendung beweist, vollkommen erreicht), so ist es eine Sprache.

*) Vgl. des letzteren jüngst erschienene geistvolle Schrift: Auf Anlaß des Volapüks (Berlin, Oppenheim).

Was Herr Lützenau über die inneren Mängel des Volapük sagt, beweist, daß er diese Sprache gar nicht recht kennt, geschweige denn, daß er sie je praktisch anzuwenden versucht hätte (wobei ihm sofort die Idee von ihr als einer „offenbar nicht lebenden, sondern todten Sprache" in's Nichts zerflossen wäre). Ein einziges Aufschlagen eines beliebigen Volapükwörterbuches genügt, um die Unwahrheit der Behauptung des Herrn Lützenau zu erkennen, der Schleyer'schen Weltsprache fehle das R; sie wendet diesen, von den meisten Menschen nur ungenügend hervorgebrachten Laut bloß mit weiser Sparsamkeit selten an. Ebenfalls braucht man kaum ein paar Minuten im Wörterbuch zu blättern, um sich zu überzeugen, daß durchaus nicht die Volapükwörter „reinweg erfunden, künstlich geschaffen sind". Ist denn Sohn, Stuhl, Wuth, Weg, Lob, in, cheval, vague, sloop, book, no, si (sämmtlich Volapükwörter) „reinweg erfunden"? Ganz im Gegentheil: die Wörter unserer Weltsprache sind mit ganz geringfügigen Ausnahmen nicht erfunden, sondern den bekanntesten Culturſprachen entlehnt, und zwar entweder unverändert (wenn sie schon genügend einfach und leicht auszusprechen waren) oder nöthigen Falles verändert. Diese Veränderungen sind die Zielscheibe oberflächlicher Verläſterer des Volapük geworden; man hat sie unwissenschaftlich, willkürlich, gewaltthätig genannt. Dennoch liegt ihnen stets ein ganz gerechtfertigtes Princip unter, und die Herren Philologen werden staunen, wenn ihnen demnächst Richard Herold in München das System der Morphologie des Volapük vorlegt, während noch Herr Lützenau es zu betonen für nöthig erachtete, daß schon die bloße Anwendung des Begriffes Morphologie auf dies Unding von einer Sprache „nur scherzhaft gemeint sein" könne. Großentheils sind die Volapükwörter auf denselben Wegen absichtsvoll modificirt worden, wie die romanischen bei ihrem Hervorgehen aus dem Latein unabsichtlich. Wer darüber spottet, daß das Volapük aus Universität niver, aus lat. cibus zib, aus lat. domus dom gemacht hat, der mag sich nur auch über unser Dom, Bischof (aus episcopus) u. dgl. mokiren, oder darüber, daß aus lat. ille „höchst unwissenschaftlich, ja gewaltthätig" die Italiener il, die Franzosen le geformt haben!

Herr Lützenau citirt aus einem Aufsatz in der „Bohemia" einige Beispiele, welche darthun sollen, daß im Volapük mißverständliche Wortgebilde vorkämen, indem man oft nicht wisse, ob der Ausgang eines Wortes zu dessen Stamm gehöre oder eine angehängte Endsilbe sei. Er weiß nicht, daß ich das schon längst in derselben Zeitschrift widerlegt habe. So bedeutet lemêl in der That allein „Käufer" (lem Stamm von lemön, kaufen, el unser = er), niemals „Ocean"; gerade um die Verwechselung zu vermeiden heißt der Ocean nicht lemêl (von le, Vergrößerungssilbe, mêl = Meer), sondern seän. Noch unglücklicher gewählt ist das Beispiel konam, was sowohl „Erzählung" (kon-am) als „Mitarbeit" (ko-nam) bedeuten solle; es kann aber gar nichts anderes heißen als das erstere, denn, als ko-nam gedacht, würde es Mit-Hand übersetzt werden müssen (nam heißt nichts anderes als „Hand"), und das wäre Unsinn. Ganz mit den Haaren herbeigezogen ist „talaval" (verdruckt oder verschrieben in talavall); das soll sowohl „Professor der Geographie", als „Erdall" bedeuten. Indessen wer spricht denn von „Erdall" (tal = Erde, a Verbindungsvocal, val = All)? Und dasselbe Wort, als talav-al genommen (talav = Erdkunde, vielmehr Geologie, al Steigerung von el) könnte zwar in recht gespreizter Weise „Erdkundemeister" übersetzt werden, „Professor der Geographie" heißt dagegen nie anders als plofed talava, richtiger plofed taleda. Wenn wirklich einmal ein Gleichklang verschiedenes bedeutender Wörter vorkäme, so würde er entweder ganz unschuldiger Natur sein (wie lel-od = Eisenbahn, le-lod = starke Ladung; vergl. Lied und Ofenlied, engl. knight und night), oder er würde leicht seitens der nunmehr functionirenden internationalen Volapük-Akademie abgeschafft werden, was man z. B. im Englischen nimmermehr erreichen würde, um den völligen Gleichklang von zehnerlei völlig verschiedenen Wörtern zu bannen, wie solcher im Englischen wirklich begegnet. Selbstverständlich sind Idiotismen der Völkersprachen im Volapük nicht zulässig. Wenn also Schleyer sich z. B. so weit verstieg, den Begriff „hänseln" wörtlich wiederzugeben (Yohanil Hänschen, Hänsel, yohanilön hänseln), so hat die Akademie einfach die Pflicht dergleichen zu tilgen. Herr Lützenau meint, es gehöre ein besonders feines Sprachgefühl dazu, Idiotismen als solche zu erkennen, wenn sie einem durch's tägliche Leben zur Gewohnheit geworden. Aber lernt

Digitized by Google

nicht jeder Schulknabe Latein von Küchenlatein unterscheiden? Wird er nicht unschwer zur Einsicht geführt, daß es nicht angehe „wie geht es Dir" zu übersetzen quomodo it tibi oder comment va-t-il à toi? Von einem johannare gar nicht zu reden!

Das laienhafte Vorurtheil, Volapük könne darum nie eine wirkliche Weltsprache (natürlich immer nur im Sinne einer internationalen Vermittlungssprache neben den in keiner Weise zu verdrängenden Nationalsprachen) werden, weil es sofort in nationale Varietäten auseinandergehen würde, wenn man es „an der Newa wie am Tajo" rede, — dies so vielseitig letzthin gehörte Urtheil wird von Herrn Lützenau sogar als sprachwissenschaftlich voll begründet hingestellt mit dem prophetischen Zusatz: käme es zu jener internationalen Verwerthung des Volapük, so würden „nach Verlauf eines halben Jahrhunderts die Differenzen ohne Zweifel so groß sein, daß man sich nicht mehr gegenseitig verstände". Aber nicht bloß in St. Petersburg und Lissabon, sondern auch in Berlin und Peking, in London, Paris und New-York, in New-Orleans, Buenos Aires und Alexandrien spricht und schreibt man bereits seit Jahren ein und dasselbe Volapük, ohne die leisesten Variirungen zu bemerken. Immer wird ja diese Weltsprache, eben weil sie fern von einander wohnende Nationen verknüpfen soll, überwiegend in der Schrift gehandhabt werden. Und dafür, daß dies durch Jahrtausende hindurch ohne dialectischen Zerfall geschehen kann, dafür bürgt uns die einzige ebenbürtige Vorgängerin des Volapük: das Gelehrtenlatein. Hugo Schuchardt hat uns jedoch sogar an einem höchst merkwürdigen Vorläufer des Volapük die Haltbarkeit einer Kunstsprache erwiesen, der nicht einmal je eine Literatur zur Seite stand. Als nämlich die Portugiesen im 16. Jahrhundert ihr gewaltiges Colonialreich am indischen Weltmeer gründeten, schufen sie behufs der Verständigung mit ihren vielsprachigen Unterthanen ein Colonial-Volapük, indem sie ihre portugiesische Muttersprache ähnlich vereinfachten und der „schönen", aber höchst unpraktischen Unregelmäßigkeiten entkleideten, wie das Schleyer mit seiner an's Englische erinnernden Verknüpfung germanischer und romanischer Sprachelemente that. Und dieses Portugiesen-Volapük hat nicht bloß seine Aufgabe vollgenügend erfüllt, sondern sogar um Jahrhunderte die Portugiesenherrlichkeit in Afrika und Asien überlebt, so daß noch heute, also nach 3—400 Jahren, in dieser Kunstsprache sich Tamulan, Hindu's, Malaien und Chinesen zu verständigen vermögen!

Glücklicher Weise können wir auch von Herrn Lützenau ganz in Frieden Abschied nehmen. Er sagt ja selbst: „Nichts ist dagegen einzuwenden, daß der Versuch gemacht werde, inwieweit die neue Erfindung sich zum Nutzen des Handelsverkehrs oder auch des socialen Verkehrs überhaupt verwerthen läßt. Wer die dahin zielenden Bemühungen bekämpfen oder gar durch Spott erdrücken wollte, verdiente Tadel, denn die Idee ist vielleicht fruchtbar."

Mehr wollen wir ja zunächst gar nicht. Und die Idee ist längst fruchtbar geworden! Unter den fortgeschrittensten Culturvölkern der alten wie der neuen Welt nimmt sich vor Allem der Kaufmannsstand mit verständnißvoller Begeisterung des vom Unverstand bewitzelten Volapük an. Denn es hat noch nie eine Sprache auf Erden gegeben, deren Grammatik in einer Stunde vollkommen zu begreifen wäre und mit Hülfe deren und des zugehörigen Wörterbuches dann sofort jeder Brief in einer dem Russen wie dem Japaner, dem Brasilianer wie dem Chinesen (falls sie Gleiches gelernt) völlig verständlichen Form ausgefertigt werden könnte.

Wie weit das Volapük für das Verfassen wissenschaftlicher Werke sich eignet, bleibt natürlich vorläufig noch abzuwarten. Indessen kann man durchaus nicht absehen, warum eine Sprache, in der Werke eines Lessing, eines Plato übersetzt vorliegen, unfähig sein sollte für den selbständigen Gedankenausdruck irgend eines Forschers. Es versteht sich von selbst, daß vorher die Kunstausdrücke des betreffenden Faches gebildet sein müssen; eben das jedoch ist eine der Hauptaufgaben der eingesetzten Akademie, ein Einzelner würde das nimmermehr leisten können. Zu den ganz unverständlichen Behauptungen des Herrn Lützenau ist eben auch die zu rechnen: das Volapük besitze „für neue Ideen, für neugewonnene schärfere Begriffsfassungen keinen Ausdruck". Es besitzt einen, sobald man ihn geformt hat!

Die große Sache der „Weltsprache", welche zwar seit sieben oder acht Jahren schon existirt, aber erst seit zwei bis drei Jahren sich von ihrem deutschen Heimathssitz aus Bahn gebrochen hat über die ganze Erde, verdient wahrlich nicht in ihrem Vaterland das Loos, ein Gegenstand des Spottes und entsetzlich billiger Witze zu sein. Der Gewinnst einer internationalen Handels- und Verkehrssprache ist zweifellos etwas Ernsthaftes! Und darf man nicht demjenigen, der es noch in Zweifel zieht, ob das Volapük dereinst die internationale Verkehrssprache der Wissenschaft, ein Neulatein werden könnte, und der deshalb thörichter Weise der ganzen Sache „keine Zukunft" beimißt, zurufen: Wo wären wir heute mit unserer Weltcultur, wenn unsere Väter die Erfindung der Eisenbahnen mit dem großen Arago „aus wissenschaftlichen Gründen unausführbar" genannt und etwa darum abgelehnt hätten, weil man mit dem chimärischen Dampfwagen doch wohl nie bis zu Montblanchöhe gelangen könnte! Seit Jahren bereits führt die Eisenbahn genau in der Höhe des höchsten Gipfels von Europa über die Anden, und auch ohne diesen Triumph der Technik unserer Tage würde man alle Ursache haben sich zu freuen darüber, daß man nicht mit dem sonst so hochverdienten französischen Gelehrten die bedeutendste Erfindung für den internationalen Landverkehr als Thorheit von der Hand gewiesen!

Ehedem brauchte man nach keiner Sprache auszuschauen, in der man mit den Culturnationen aller Erdtheile sich verständigen könne; der Austausch der Waaren wie das Reisen ging eben noch nicht durch die ganze Welt. Wie anders ist das heute, wo uns China oder Nordamerika für die Praxis des Weltverkehrs kaum ferner liegt als noch vor hundert Jahren ein europäisches Land vom anderen! Und wo erschaut man für die entsetzliche, die Einheit der menschlichen Geistesentwickelung ernsthaft bedrohende Vielsprachigkeit der Wissenschaft eine Rettung, seitdem der Reihe nach Französisch, Deutsch, Englisch als Sprachorgane des internationalen Wissenschaftsbetriebes die Flagge streichen mußten vor dem nicht unberechtigten Nationalstolz, keiner fremden Nation die Sprache heimischer Forschung entlehnen zu wollen? Worin anders als in einer national-neutralen Weltsprache?

Zum Schluß nur noch die Notiz, daß die von Herrn Lützenau mit vollem Recht gerühmte beste Grammatik des Volapük („Vollständiger Lehrgang des Volapük", Halle 1887) in gar keiner Antheilschaftsbeziehung zu mir steht, sondern eine deutsche Uebersetzung von Prof. Kerckhoffs' Cours complet durch Herrn W. Pflaumer enthält.

## Feuilleton.

### Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Ein so wundersames Ereigniß, als eine Verlobung „in seinen Jahren", hatte Emanuel eine zeitlang etwas außer sich bringen können. Um so mehr war er dann aber bemüht, in seinem äußeren Verhalten alles zu meiden, was ihn sich oder den Leuten hätte „lächerlich machen" können. Er wollte sich seines vorgeschrittenen Alters bewußt bleiben und nicht „verliebte Thorheiten begehen", wie es ihn auch nur beängstigt hätte, wenn Julie ihn mit Zärtlichkeiten überhäuft haben würde. Er ordnete sein Verhältniß zu ihr „auf praktischer Grundlage", und sie war feinfühlig genug, mit voller Freiheit sich selbst die Grenzen zu ziehen, in denen ihre Neigung nach seinem Bedürfniß sich zu bestätigen hätte. Mußte er doch jeden Tag mehr ihre Achtung und ihr freundschaftliches Vertrauen gewinnen! Und sicher hatte sie ja mit voller Einsicht gehandelt, als sie dem so viel älteren Manne die Hand reichte.

So sollte denn auch, nachdem die Hochzeit gefeiert war, von Flitterwochen nichts gemerkt werden, sondern sogleich ein auf die Dauer geregeltes Neuleben beginnen, das sich dem bisher gewöhnten möglichst genau anpaßte. Es wurde keine Reise unternommen. Der junge Ehemann erschien gleich den ersten Tag in seinem Kontor pünktlich auf die Minute, kürzte

Digitized by Google

die Börsenzeit nicht ab, las nach dem Essen seine Zeitung und ging wieder in's Geschäft bis zum Abend, der dann in des Bruders Gesellschaft, wie immer, verbracht wurde. Ernst hatte sich zurückhalten wollen, aber Emanuel ihn selbst abgeholt. Seine Frau bitte sich das aus, daß in ihren Gewohnheiten nichts geändert werde. Und Julie hatte ihm dann wirklich mit größter Liebenswürdigkeit zu verstehen gegeben, daß er sich ihretwegen keinen Zwang auflegen dürfe; sie sei glücklich, wenn sich ihr lieber Mann nach wie vor im Hause recht behaglich fühle. Seines Dankes war sie gewiß. Hatte ihm seine Heirath die schwersten Scrupel doch gerade deshalb verursacht, weil er fürchtete, Ernst würde etwas vermissen. Es beruhigte ihn sehr, als er sah, daß diesem Frau Julie als Wirthin mindestens ebenso lieb war, als es ihm Tante Albertine gewesen. Beide schickten sich ineinander vortrefflich, und Emanuel fühlte sich nach dem gelungenen Wagniß als den glücklichsten Menschen.

So vergingen einige Monate in ruhigem Verkehr für alle Theile befriedigend. Ernst nahm seine Mahlzeiten am Familientisch ein, leistete dem Ehepaar Abends Gesellschaft und hätte im Uebrigen zwischen seinen Büchern und Instrumenten fortleben können, wie es ihm so lange gefallen hatte. Weder Emanuel noch seine Frau erhoben gegen ihn Ansprüche. Aber ihm selbst gab die Gelehrtenklause nun kein rechtes Genüge mehr. Es war ihm, als ob er verpflichtet sei, die Freundlichkeiten der Beiden nicht nur so hinzunehmen, sondern auch nach Kräften zu vergelten. Es machte ihm das größte Vergnügen, die brave Hausfrau in ihrem stillen und zierlichen Walten zu beobachten, und er war glücklich ihr irgend ein kleines Geschäft abnehmen, einen galanten Dienst leisten zu können. Er fühlte sich „drüben beim Bruder" immer in der heitersten Stimmung und wußte trefflich zu unterhalten, was früher gar nicht seine Sache gewesen war. Julie ging aber auch gern auf jedes Thema ein, zeigte sich vielbelesen und hörte sogar geduldig zu, wenn er auf einen sachwissenschaftlichen Gegenstand zu sprechen kam. Er kehrte nicht mehr von einem Ausgange nach Hause zurück, ohne für Julie eine seltene Blume, eine schöne Frucht oder sonst ein kleines Geschenk mitzubringen. Er trug ihr Bücher zu, die sie zu lesen wünschte, und erbot sich, ihr daraus vorzulesen, wenn sie ihre Handarbeit nicht versäumen wolle. Sie spielte recht fertig Clavier. Wie dankbar war er, wenn sie ihm erlaubte zuzuhören. Und nun erinnerte er sich auch seines lange nicht gepflegten Geigenspiels. Er nahm das Instrument vor und übte so fleißig, als ob er sich zum Virtuosen hätte ausbilden wollen. Das konnte ihr nicht unbemerkt bleiben; sie wollte auch davon etwas genießen. Ja, wenn sie ihn begleiten würde! Das geschah gern. Die Musik wurde ihm jetzt erst lieb.

Man las und spielte anfangs nach dem Abendessen in der Zeit, die man auch ohnedies gemeinsam zu verbringen gewohnt war. Wenn aber Emanuel spät aus dem Geschäft kam, zeigte er sich öfters recht abgespannt und nicht in der Stimmung, sich den Kopf beschweren oder die Nerven beunruhigen zu lassen. Er saß dann lieber beim Glase Bier, rauchte seine Cigarre und plauderte über die kleinen wirthschaftlichen Angelegenheiten, die der Tag gebracht hatte und wieder mit sich nahm. Es wurde ihm überhaupt schwer, ein Buch zu genießen, das eine gewisse Entäußerung von der gewohnten Denkweise forderte, namentlich aber einer dichterischen Auffassung zu folgen, und die Musik hatte ihn stets eingeschläfert, da er nun einmal für ihre Feinheiten kein Ohr hatte und sich bei dem Gewoge von Tönen „nichts denken" konnte. Warum ihn aber auch belästigen? Der Tag hatte ja so viele Stunden, die ihn auf dem Kontor, an der Börse, in der Stadtverordnetenversammlung zurückhielten. Und Ernst hatte so viel freie Zeit! Er hatte eigentlich seine ganze Zeit frei bis auf ein paar Stunden in der Woche, in denen er ein Colleg las. Warum also den Abend abwarten? Und die arme junge Frau mußte ja auch so viel allein sein — das brachte die Thätigkeit ihres Mannes so mit sich. Er bedauerte sie jetzt deshalb, obschon sie immer versicherte, daß sie sich gut zu beschäftigen wisse und niemals Langeweile empfinde. Ernst klopfte Vormittags bei ihr an, um mit ihr zu lesen, Nachmittags, um mit ihr zu musiciren, und wurde stets freundlich eingelassen. Emanuel erfuhr dann Abends, was sie getrieben hatten, und lobte den Bruder, daß er seiner Frau das Leben so angenehm zu machen bemüht sei. Das bereite ihm selbst die beste Unterhaltung, versicherte Ernst mit überzeugendem Eifer; er freue sich nur, daß er in der Welt zu etwas nütze sei.

Er war wirklich ganz wie verwandelt. Früher so weiberscheu, daß er jede Einladung ausschlug, wenn er Damen in der Gesellschaft vermuthete, schien er nun keine angenehmere Beschäftigung zu kennen, als sich dem Dienst einer liebenswürdigen Frau zu widmen. Er vernachlässigte um ihretwillen seine Arbeiten, ließ seine gelehrten Bücher verstauben, die Tinte eintrocknen. Auch wenn er nicht Frau Julie Gesellschaft leistete, fand ich ihn meist ganz unthätig; er ging pfeifend oder singend in der Stube auf und ab, oder sah zum Fenster hinaus auf die Straße, oder bekritzelte mit einem Bleistift sein sonst so sauberes Manuscript. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, sagte er selbst mitunter, seit mein Bruder eine Frau hat; sie ist der größte Segen, der je hätte in's Haus kommen können! Sich selbst eine Frau zu nehmen, fiel ihm trotz dieser Erfahrung gar nicht ein. Ich wagte einmal eine Andeutung dieser Art, blieb aber ohne Verständniß. Wo auch ein zweites weibliches Wesen finden, wie Julie? Und so konnte man doch nur mit einer Schwägerin umgehen! So ganz freundschaftlich und unbefangen, so ohne jedes peinliche Gefühl von Abhängigkeit und Gebundenheit. Man sei sich da gerade so viel, als man für einander übrig habe. Und wie glücklich treffe es sich, daß er gleichsam seinen Bruder ergänzen könne! Er entziehe ihm nichts und genieße, was ihm selbst allein Werth habe. Julie scheine sich ganz glücklich zu fühlen und beglücke so auch ihren Mann. Es sei das innigste Verhältniß unter ihnen Dreien.

Ich freute mich darüber und zweifelte nicht, daß auch hierin die Gewohnheit ihren Machteinfluß auf Ernst üben und ihn bald gleichmüthiger, wenn auch nicht gleichgültiger stimmen werde. Es traf sich damals so, daß ich ein Commissorium an einem weit entfernten Ort übernehmen mußte und länger als ein Jahr außer jeder Verbindung mit meiner Vaterstadt kam. Wir versprachen einander zu schreiben; aber Ernst ließ es bei einem Brief bewenden, aus dessen Inhalt ich freilich Manches entnehmen konnte, was ich so eben möglichst aus seiner Auffassung heraus zu schildern versucht habe.

Als ich zurückkehrte fand ich anscheinend im Hause alles unverändert. Zu meiner sehr unangenehmen Ueberraschung mußte ich aber sehr bald bemerken, daß die Brüder das Stadtgespräch geworden waren und nicht glimpflich beurtheilt wurden. Man sprach recht häßlich und spöttisch über sie und Julie. Die Brüder hätten sich eine Frau genommen, hieß es. Die einen bemitleideten Emanuel, den trefflichen, nur allzu vertrauensamen Menschen; die andern schalten ihn einen Thoren, daß er in seinem Alter eine junge Frau genommen und nicht wenigstens den Bruder entfernt habe, den er doch bald genug als Liebhaber erkennen müßte. Ich wollte wissen, was geschehen sei. Man zuckte die Achseln und antwortete lächelnd: Mein Himmel — nichts Besonderes. Aber man weiß ja lange, daß der Doctor und Frau Julie vorzüglich mit einander harmoniren und immer beisammen sind, während der Mann den Tag über außer dem Hause beschäftigt ist. Man sieht sie ja auch fast stets allein spazieren gehen, seit ihr der Arzt Bewegung angerathen haben soll; und wenn der Mann sie einmal am Sonntag begleitet, so reicht doch curioser Weise der Doctor seiner Frau den Arm, oder unterhält sich wenigstens mit ihr fast ausschließlich. Er besucht auch mit ihr das Theater und Concerte. Natürlich! die junge Frau will doch einmal ein Vergnügen haben, und der Mann hat keine Zeit dazu oder ist müde und schläfrig. Sie ist ja auch im Schutz seines — Bruders am besten aufgehoben! Es mag ja wirklich nichts Schlimmes dabei sein — sie selbst thun wenigstens ganz unschuldig, und der Mann steht mit offenen Augen da. Aber etwas zu ungenirt treiben sie's doch. Man müßte ja blind sein, wenn man nicht sehen wollte, wer eigentlich zu einander gehört. Aber sie selbst sind so verblendet, daß sie nicht einmal den öffentlichen Skandal scheuen. Man zieht sich schon von ihnen zurück, giebt ihnen zu verstehen, daß die gute Gesellschaft für ihr Benehmen keine Verantwortlichkeit übernehmen wolle — sie haben weder Auge noch Ohr dafür.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Die Verkannten".

Lustspiel in fünf Aufzügen von Adolph L'Arronge.

(Deutsches Theater.)

Es führt meistens zu keinem guten Ende, wenn ein dramatischer Dichter seinen Zuhörern zu viel zu sagen hat. Ein Drama ist nun einmal kein Lehrgedicht und soll noch viel weniger sich als moralische oder auch satirische Abhandlung darstellen, in die Alles, was der Verfasser auf dem Herzen hat, nach der Reihe und in erschöpfender Fülle zusammengepackt werden kann. Ein Drama ist eine Handlung. Das hat früher Herr L'Arronge so gut gewußt, und das muß er sich wohl auch jetzt doch täglich wiederholen, wenn er die ihm von anderen Leuten eingesandten Stücke prüft. Warum hat er es auf einmal vergessen, während er dieses neue Lustspiel schuf?

Man merkt es diesem Lustspiele an, daß es so recht aus vollem Herzen heraus geschrieben worden ist. Diese Verkannten; der an Größenwahn leidende Schauspieler, die selbstbewußte, aufdringliche Schriftstellerin und der, seinen dichterischen Schöpfungsdrang in historischen Trauerspielen austobende Dilettant, wie oft mögen sie schon störend in die Behaglichkeit des Bühnenleiters eingegriffen haben! Ob auch die in ihrer Uneigennützigkeit und zarten Rücksichtnahme so arg verkannte Schwiegermutter? das weiß ich nicht. Auf jeden Fall mußte es dem Verfasser in den Fingern zucken, jene gleich Wespen ihn täglich umsummenden und quälenden Verkannten einmal zu einem dramatischen Chor zu vereinigen, der die satirische Begleitschaft für irgend eine lustige oder auch ernstere Handlung bilden konnte. Wäre es nur bei dieser Begleitschaft, bei der Nebenstellung des dramatischen Chors, geblieben! So aber hat sich L'Arronge verleiten lassen, jenen Wespen die Hauptrolle im Stücke zuzutheilen, der Chor beherrscht das Ganze und nur eine dürftige Handlung hebt zuweilen inmitten des allgemeinen Spektakels, den jener macht, schüchtern ihr Haupt an die Oberfläche. Der Verfasser hatte eben allzuviel zu sagen, hatte allzuviel auf dem Herzen, was er durch die in jenen Verkannten verkörperte Satire abschütteln wollte, und verlor auf diese Weise den Faden einer zusammengefaßten und anregenden Handlung.

Und doch war er von Anbeginn an auf dem richtigen Wege, um zu einer schönen Einheitlichkeit im Tone und in der Führung der Handlung zu gelangen. Er schuf nämlich zum Gegenspiel gegen jenes Komödiantenthum der Verkannten eine Gestalt, die, wenn sie nicht nur redend sondern auch handelnd aufträte, auf einmal dem Stück volles Leben eingehaucht haben würde. Es ist eine Frauengestalt voll echter Lebenslust und unverwüstlicher Frische, die, mit ihrer klaren Auffassung von den eigentlichen Werth der Dinge und der Menschen, den Phantasien der sie umschwirrenden Verkannten ein Gegengewicht bietet und sie auf ihr richtiges Maß zurückführt. Aber, wie gesagt, sie thut das lediglich durch vernünftiges Reden und höchstens, ganz am Schlusse, noch dadurch, daß sie sich vor der Tollheit, die immer ärger sie umbrandet, aus dem Staub macht. Ihre Flucht ist ihre einzige Handlung, eine sehr negative, die trotzdem, zu der großen Verwunderung der Zuschauer, eine positive Wirkung ausübt — nur, weil sonst das Stück kein Ende fände.

Jene Frau ist Marie, die Gattin des Rechtsanwaltes Mellin. Sie lebt mit ihrer Schwiegermutter in einem Hause und muß alle Qualen der Bevormundung durch diese, ja selbst durch die in dem Hause alt und unentbehrlich gewordene Dienerschaft durchkosten. Der erste Act hebt mit einer hübschen Scene, welche diese Bevormundung und zugleich den Entschluß Mariens, selbständig zu werden, kund thut, lustig und frisch genug an, aber er endet dafür in der schläfrigsten Weise: der junge Rechtsanwalt, der erste der Verkannten, liest seiner Frau den Anfang eines historischen Trauerspieles vor, das er in seinen Mußestunden im Vollgefühl seines dichterischen Dranges schrieb. Sie schläft darüber ein, das Publikum beinahe auch, denn der Verfasser zeigt hier, wo nur eine satirische Andeutung genügt hätte; zum ersten Male die Geschwätzigkeit, die das ganze Stück entstellt: außer einer langen geschichtlichen Einleitung in das Trauerspiel bekommen wir zwei schwülstige Monologe desselben wirklich und in extenso zu hören. Das Lustspiel fängt an in dem Trauerspiel aufzugehen, als endlich glücklich die Schläferin erwacht und der Vorhang fällt.

Der weitere Gang der Handlung müßte nun zeigen, welche lustigen Gegenminen die junge Frau anlegt, um ebenso ihre Schwiegermutter von ihrer Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit, wie ihren Mann von seinem dilettantischen Dichterfieber zu heilen. Aber dem Autor sind noch nicht genug „Verkannte" im Stück, und der ganze zweite Act muß erst herhalten, um solche zu schaffen. Da ist zunächst die kleine Frau eines Malers, welche meint, daß die Schönheit ihres Stumpfnäschens von ihrem Manne verkannt werde und welche, weil sie sich für das beste Modell hält, jenem ein anderes zu haben nicht erlaubt. Diese Idee ist noch ganz lustig ausgeführt und es liegt Humor darin. Aber auch sie fällt sogleich wieder zu Erde, denn kaum ist die Dame zur Thüre hinaus, so tänzelt der Verkannte Nr. 3 herein: der verarmte Schauspieler, dessen Genie nirgends anerkannt wird; und kaum hat dieser seine alte, in so unzähligen Possen verbrauchte Rolle abgespielt, so kommt der Verkannte Nr. 4, der ekstatische Blaustrumpf. Auch diese Figur, uralt für das verwöhnte Berliner Publikum, vermag den verlorenen Faden der Handlung nicht wieder anzuknüpfen. Der Vorhang fällt zum zweiten Male und wir stehen, mit der jungen Frau auf der Bühne, immer noch auf demselben Punkte.

Der dritte Act — er spielt in dem Atelier des Malers — tuscht durch einige possenhafte Pinselstriche lediglich das Verkanntsein des ehelichen Modells, sowie das des Schauspielers weiter aus; für den Gang der Handlung im Hause des Rechtsanwaltes erfahren wir nichts Neues, außer die Nachricht, daß der Rechtsanwalt ohne Wissen seiner Frau sein Trauerspiel an einer Bühne eingereicht und von derselben zurückerhalten habe. Es wird der Beschluß gefaßt, dasselbe vor einem Kreise von Kunstenthusiasten vorzulesen, die ein besseres Urtheil über dasselbe in die Wagschale werfen sollen, und dieser Beschluß wird im vierten Acte ausgeführt. Jener Kreis besteht aus den uns bisher schon bekannten Verkannten, zu denen nur noch als Nr. 5 ein kritikerfressender Maler hinzutritt. Endlich, am Schlusse dieses Actes, tritt die befreiende That der jungen Frau ein, jene negative That, ihre Flucht aus dem Hause ihres durch den Dichterwahn unzurechnungsfähig gewordenen Mannes. Vorher hat die resolute Dame freilich noch die kleine positive Nebenhandlung vollbracht, den Schauspieler zu retten, indem sie ihm die Mittel zu Begründung eines photographischen Ateliers vorstreckt.

Und wie wirkt jene einzige negative That des Stückes? Die Wirkung erfolgt im Zwischenact; den Erfolg sehen wir, wenn der Vorhang sich zum fünften Male erhebt, schon fertig. Der junge Rechtsanwalt und Trauerspieldichter ist in der Sehnsucht nach seiner Frau einsichtig geworden; ein ernster bühnenkundiger Freund hat ihn außerdem von der Schwäche seiner dichterischen Leistung überzeugt und eben, als er sein Werk im Kamin verbrennen will, tritt die Geflohene wieder herein, tritt auch eine „Dame in Trauer" ein, die Braut eines Klienten, den er vor unschuldiger Verurtheilung errettete — sie sagt ihm wortreichen Dank und weist ihn dadurch auf das Feld hin, wo er wirkliche Anerkennung finden kann —, tritt endlich der gerettete Schauspieler herein mit den ersten gelungenen Erfolgen seiner neuen Thätigkeit. Die Verkannten sehen ihr Unrecht ein; auch das Stumpfnäschen erlaubt ihrem Manne ein anderes Modell und die Schwiegermutter räumt das Feld. Die praktische und gesunde Einsicht der jungen Frau hat gesiegt, ohne eigentlich in Action getreten zu sein.

Es ist wirklich zu bedauern, daß die Gestalt der Siegerin so wenig zu bedeuten hat im ganzen Stücke, denn es ist in der That eine gute Lustspielidee, die frische Lebensauffassung im siegreichen Kampfe mit einer thörichten Einbildung zu schildern. Aber Herr L'Arronge verlor, wie schon gesagt, diesen Faden; er wurde überwältigt von der satirischen Laune, die ihn blind machte gegen das Verbrauchtsein und die Alltäglichkeit der Typen, als welche ihre Ausbrüche sich darstellen. Dazu kommt noch, daß er in dieser Laune wahrhaft unerschöpflich ist: immer wiederholt er dieselben Hiebe, ohne Abwechselung; er wird bei dieser Geißelung geschwätzig, trivial.

Daß er der Figur des Schauspielers, welcher ein unverhältnißmäßig breiter Raum im Stücke gewährt ist, neben der nothwendigen satirischen Verzerrung einen Stich in's Tragische gab, wäre zu loben, wenn er nicht von vornherein Herrn Engels zu ihrem Darsteller ausersehen gehabt hätte. Diesem Künstler gelingt eine nur einigermaßen glaubwürdige Verschmelzung solcher scheinbaren Widersprüche niemals; er hebt stets nur das Possenhafte hervor und wirft die anderen Accente, die der Verfasser etwa beabsichtigte, rücksichtslos unter den Tisch; und ich glaube sogar, daß der Erfolg des Abends ein besserer gewesen sein würde, wenn dieser Komiker mit seiner beschränkten Spielweise nicht im Vordergrund gestanden hätte. An den übrigen Rollen war nichts weiter zu verderben, sie wurden, so gut es ging, vortrefflich dargestellt. Besonders Fräulein Sorma erwies sich als echte Künstlerin, indem sie trotz der oben gekennzeichneten Mängel ihrer Rolle derselben doch noch einige Bedeutung zu geben wußte. Die einzige wahre und deshalb wohlthuend wirkende Gestalt des Stückes die eigentlich auch zu den Gegenspielern gehört, aber nur allzuselten von dem Verfasser an ihren rechten Platz gestellt war — es ist der phlegmatische Maler, welcher das Stumpfnäschen zur Frau hat — wurde von Herrn Merten ebenfalls erst noch kräftig in's Licht gerückt. So kann sich wenigstens Herr L'Arronge nicht über seine Schauspieler beklagen. Möchte doch dieses tüchtige Lustspielpersonal bald auch wieder einmal eine tüchtige Aufgabe finden. Ohne eine solche kann es nicht wirken; auch ein berühmter Autorenname hebt das Publikum nicht mehr über die Unbedeutendheit des Geschaffenen hinweg. Für Beides lieferte den kräftigen Beweis dieser neueste Mißerfolg des „Deutschen Theaters".

O. B.

Digitized by Google

## Inserate.


Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien: Felix und Therese Dahn,

# Kaiser Karl und seine Paladine.

**Erzählungen aus dem Kerlingischen Sagenkreise.**

473 S. 8. Geh. ℳ 6.—; fein geb. ℳ 7.—

Im Anschluß an „Walhall" — die Darstellung altgermanischer Götter- und Helden-Sagen — geben die Verfasser hier das Wesentliche der Geschichte und der Sage Karls des Großen und seiner Helden. Felix Dahn hat die Ergebnisse seiner Forschungen über Karl, kurz und volksthümlich zusammengefaßt, ohne gelehrtes Beiwerk mitgetheilt. Seine Gattin, Therese Dahn, hat das Wichtigste aus dem Karolingischen Sagenkreise eigenartig bearbeitet. Das Buch wird nicht nur, wenn auch vorzugsweise, die Jugend erfreuen und belehren. Seine Majestät der Deutsche Kaiser hat durch allerhuldvollste Annahme der Zueignung wohl die nationale und erziehliche Bedeutung des Werkes anerkennen wollen.

**In bedeutend erweiterter Form**
erscheint bereits 1888 ohne Preisaufschlag:

**Kunstwart.**

Herausgeber: F. Avenarius.
Halbmonatsschrift, ¼jährl. 2½ Mark.
Reichhaltige Rundschau über **Dichtung, Theater, Musik, bildende Künste, Kunsthandwerk.** Unterstützt von **hervorragenden Sachkennern** Deutschlands, Oesterreichs u. d. Schweiz, vollständig **unabhängig**, durchaus **eigenartig**, allgemein **verständlich**, **vornehm** ausgestattet, **billig.**
Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie [gleich Probenummern] unmittelbar vom:
**„Kunstwart-Verlag in Dresden".**

**Englisch-Deutsches**

**Supplement-Lexikon**

**als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen**
englisch-deutschen
**Wörterbüchern.**

**Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.**

**Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von**
**Dr. A. Hoppe,**
Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

**Zweite Auflage.**
**In 4 Abteilungen. — I. Abt.: A — Close.**
Preis: ungebunden 8 Mark.

**BERLIN, 1888**
**Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung**
(Prof. G. Langenscheidt).

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

Aus dem Italienischen.
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

**Die Kunst glücklich zu sein**
von
**Paul Mantegazza,**
Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.20.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche rc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren rc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser**, Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 ℳ. — **Goethe-Jahrbuch**, 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 ℳ. — Goethe's Leben von **G. H. Lewes**, übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben von **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue**, Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zus. 15 ℳ. — **Schiller**, Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 ℳ. — **Heine**, Werke, Hamb. 1876, 12 Bde. geb. und: **Grabbe**, Werke, herausg. v. Gottschall, Leipzig 1870, 2 Bde. geb. zusammen 12 ℳ. — **Schnaase**, Gesch. d. bild. Künste, 2. Aufl., bearb. von C. v. Lützow, Düsseldorf 66, schön Hlbfranz., 7 Bde. 40 ℳ. — **Nachtigall**, Sahara u. Sudan, Berl. 82, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Las Cases**, Mémoires de Sainte-Helène, 2 Prachtbände, reich illustr. Halbfranz, Paris 1842, 10 ℳ. — **Corvin**, 1848—1871, Gesch. d. Neuzeit, 3 Bde. Leipzig, 6 ℳ. — **Louis Blanc**, Hist. de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage von **G. Grimm** in Budapest ist soeben erschienen:

**Mutter Erde (la terre)**
von
**Emile Zola.**
Autorisirte Uebersetzung
von
**A. Schwarz.**
2 starke Bände. 6 Mark.

# Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

**CACAO-VERO**
entölter, leicht löslicher
**Cacao.**
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per ⅝ ⅓ ⅙ ¼ = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
**HARTWIG & VOGEL**
**Dresden**
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Soeben erschien:

# DAS WEIB

in der

**Natur- und Völkerkunde.**

**Anthropologische Studien**
von Dr. **H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Dr. **Max Bartels.**
Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**
**Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.**

Für Jeden, der sich gründlich Aufklärung über die **Währungsfrage verschaffen will:**

**Die geschichtliche Entwicklung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit** v. Karl Melchers. Preis **1 Mk. 20 Pf.**

Siehe die brillanten Recensionen in „**Deutsche Rundschau**", „**Nation**", „**Berliner Tageblatt**", „**Weserzeitung**" etc.

Bei Einsendung von ℳ 1.20 (auch in Briefmarken), nach Auswärts frco.

**Bültmann & Gerriets Nachf., Basel.**

In **W. Werthers** Verlag in **Rostock** erschien:

**Geschichte der Stadt Rostock**
von
**Karl Koppmann.**
I. Von Gründung der Stadt bis 1532.
10 Bogen. Preis 2 Mark.
Für Forscher auf dem Gebiete der deutschen Geschichte von großem Interesse.


Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 28. Januar 1888. Band XXXIII.

UNIVERSITY, FEB 17 1888 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Zur Geheimmittelfrage. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Zur Gewehrfrage. Von einem Stabsoffizier. — **Literatur und Kunst:** Eduard von Hartmann's Aesthetik. Von M. Carriere. — Hamerling's neuestes Epos. Besprochen von Oskar Bulle. — Helene Böhlau Al-Raschid Bey. Von Z. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Kunstausstellungen. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

### Zur Geheimmittelfrage.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die in der letzten Zeit erlassenen Polizei-Verordnungen des Kgl. Polizei-Präsidiums zu Berlin und des Regierungs-Präsidenten zu Magdeburg gegen das öffentliche Anpreisen von Geheimmitteln haben in der Presse viel Staub aufgewirbelt, da es sich um die Freiheit der Presse handelt und das Interesse der Letzteren auf das Empfindlichste berührt wird. Die Anschauungen über die Tragweite und Rechtsgültigkeit der erlassenen Verordnungen sind sehr verschieden und werden zweifellos in allernächster Zeit die ordentlichen Gerichte sowohl über den Sinn, als auch über die Rechtsgültigkeit der Verordnungen zu entscheiden haben. Dieser unsichere Zustand macht uns den Mangel an allgemeinen Bestimmungen zur Regelung des Geheimmittelverkehrs recht fühlbar und legt uns den Wunsch nahe, daß doch endlich die medicinal-reformatorischen Arbeiten der Preußischen Staatsregierung in dieser Frage einen greifbaren Erfolg zeigen möchten. Die im letzten Jahre erlassenen Anordnungen des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bezüglich der ärztlichen Standesvertretung und des Verbots der Uebertragung neuer Apotheken innerhalb der nächsten 10 Jahre nach Errichtung derselben haben allseitigen Beifall gefunden. Noch mehr Anerkennung würde der Leiter der Medicinal-Angelegenheiten finden und den Dank der Bevölkerung sich verdienen, wenn er für einheitliche Regelung des Geheimmittelwesens sorgen wollte. Man sollte sagen, daß eine Frage, welche seit langen Jahren von ärztlicher und juristischer Seite erörtert und aufgeklärt worden, mehr als reif sei, durch gesetzliche Bestimmungen geregelt zu werden. Die Thatsache, daß eine Commission zur Prüfung der Kaiserl. Verordnung vom 4. Januar 1875 kürzlich zusammenberufen worden, läßt glücklicherweise die Hoffnung nicht unbegründet erscheinen, daß Preußen dem Bundesrath eine entsprechende Vorlage machen und der Reichstag noch in der gegenwärtigen Tagung mit der Vorlage befaßt werde. Man wird die Vorlage in allen Kreisen freudig begrüßen und alle Parteien werden bereit sein, eine Vorlage, welche langjährigen, häufig geäußerten Wünschen entspricht und einen schlimmen Schaden unseres Volkslebens zu heilen versucht, sachlich zu prüfen.

Das Geheimmittel ist so alt wie die Krankheiten, älter als unsere Geschichte und wird auch erst mit der letzten Krankheit verschwinden, da die Neigung der Menschen in Krankheitszuständen Geheimmittel zu gebrauchen, sich nicht unterdrücken läßt. Es gibt nun auch leider noch eine Sorte Menschen, welche aus dieser Neigung Vortheil ziehen und das Volk in unglaublicher Weise ausbeuten. Der Leichtsinn und die Dummheit werden benutzt, um sich auf Kosten der Leichtgläubigen und Dummen zu bereichern und leider bleibt wahr: „il y a toujours des moutons à tondre.“ Große Summen wissen die Geheimmittelhändler alljährlich aus den Taschen der Leidenden zu ziehen und sich zu bereichern. Das Schlimmste aber dabei ist, daß die Bereicherung meistens auf Kosten der Armen, die kaum ihr tägliches Brod verdienen, erfolgt; die Erfahrung zeigt, daß der Hauptgegenstand der Ausbeutung das unbemittelte Volk mit seinem Köhlerglauben ist. Wenn man dem Treiben der angeblichen, jedenfalls hochprocentigen Menschenfreunde und dunkeln Ehrenmänner, alias Geheimmittelhändler nachforscht, dann blickt man in einen Abgrund von Betrug und Nichtswürdigkeit. Die meisten Geheimmittelhändler und Geheimmittelfabrikanten sind Persönlichkeiten, die mit dem Gesetze und der Moral auf gespanntem Fuße stehen, da sie ihre Zwecke nur durch Betrug und Schwindel erreichen können. Aber fast noch unheilvoller als die Schädigung des Geldbeutels des Volkes ist die Schädigung der Gesundheit desselben. Die Geheimmittel enthalten Bestandtheile, welche uns bekannt sind und entweder der Gesundheit überhaupt oder nur bei bestimmten Krankheiten schädlich sind oder unsicher wirken und im besten Falle gar nicht wirken. Nach einer in neuerer Zeit vorgenommenen Untersuchuug von 938 Geheimmitteln enthielten 22 Proc. giftige, jedoch nicht acut wirkende Stoffe, 25 Proc. waren unter Umständen gefährlich. Ist die Gesundheitsschädlichkeit des Geheimmittels keine unmittelbare, so wirkt dasselbe mittelbar dadurch unheilvoll, daß es den Kranken abhält, rechtzeitig ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen und dadurch Krankheiten, welche bei rechtzeitiger ärztlicher Behandlung heilbar waren, zu unheilbaren macht. Das Urtheil über die Geheimmittel muß dahin lauten, daß die chemische Beschaffenheit der meisten Geheimmittel in dem richtigen Verhältniß zu der sittlichen Beschaffenheit der Händler und Verfertiger steht: auf beiden Seiten findet sich ein für das Volkswohl höchst gefährlicher Mangel.

Die Folgen des Geheimmittelwesens sind also doppelte, wirthschaftliche und gesundheitliche, Geldbeutel und physisches Wohl des Volkes haben den Schaden zu tragen. Diese doppelte Schädigung ist aber in letzter Zeit immer weiteren Kreisen bekannt geworden, einmal weil man überhaupt angefangen hat, sich mit dem wirthschaftlichen und physischen Wohl der Bevölkerung mehr als früher zu beschäftigen, dann aber auch, weil das Geheimmittelunwesen eine ungeahnte Ausdehnung

Digitized by Google

gewonnen und durch diese und die Art seines Betriebes eine für unsere Zeit bezeichnende Erscheinung geworden ist. Das Geheimmittelunwesen hat zwar zu allen Zeiten bestanden, heute aber ist dasselbe zu einer eigenen Industrie mit allen Mitteln einer solchen herangewachsen. In den letzten 20 Jahren hat die Herstellung und der Handel mit Geheimmitteln in Deutschland eine Ausdehnung gewonnen, daß selbst die verbohrteste Manchestermumie einsehen muß, daß es mit dem laisser faire et laisser aller nicht mehr geht und daß dem entstandenen Unwesen, als einem socialen Uebel der ernstesten Art entgegengetreten werden muß. Eine Hauptschuld an dem schnellen Heranwachsen und der Ausbreitung des Geheimmittelunwesens trägt zweifellos unsere Gewerbe-Ordnung, welche durch die Freigabe des Heilgeschäftes dem Heilmittelgeschäft Thür und Thor geöffnet hat. Nicht weniger Schuld trägt sodann die Presse, welche durch öffentliche Anpreisung der Geheimmittel im Inseratentheile der Zeitungen und sogar im sogenannten Reclamentheile die Geheimmittelindustrie befähigt hat, auf das große Publikum stetig und sicher einzuwirken. Auch blüht gerade in zweifelsüchtiger Zeit, wie in der unsrigen, erfahrungsmäßig der gröbste Aberglaube, welcher Viele, die sich über die wissenschaftlich gebildeten Mediciner vornehm lustig machen, Gaunern und alten Weibern in die Arme treibt.

Es fragt sich nun, wie Staat und Gesellschaft sich gegenüber einem solchen chronischen Uebel verhalten sollen. Daß der Staat einen Zustand, welcher das Gemeinwohl erheblich schädigt und in noch größerem Maße zu schädigen droht, nicht fortdauern lassen und demselben mit gekreuzten Armen zusehen darf, darüber herrscht bei Allen, welche der modernen Auffassung vom Staate huldigen und denselben nicht zum bloßen Nachtwächter-Staat herabsetzen wollen, kein Zweifel. Und selbst ein Nachtwächter-Staat darf keinen groben Unfug dulden und ruhig zusehen, wenn unter seinen Augen die Bevölkerung frech und gewissenlos betrogen wird. Auch ist es die Pflicht der Gesellschaft unter einer freien Verfassung und Selbstverwaltung durch eigene freie Thätigkeit einen ihm schädlichen Zustand zu bekämpfen. Bis jetzt ist es nun weder der Staatsgewalt, noch der freien Thätigkeit des Volkes gelungen, dem Geheimmittelunwesen wirksam entgegenzutreten. Was ist aber vernünftigerweise gegen das Geheimmittelunwesen zu thun, wie kann dasselbe unterdrückt oder wenigstens eingeschränkt werden? Auf eine vollständige Unterdrückung ist, wie wir gesehen haben, bei der menschlichen Natur nicht zu hoffen, zudem das Geheimmittelwesen auch noch den denkbar besten und mächtigsten Schutzpatron hat, nämlich die Frauen. Dieselben haben von jeher die Geheimmittel unter ihren besonderen Schutz genommen und immer bei den von ihnen liebenswürdig geleisteten Samariterdiensten in die Anordnungen der Aerzte hineingepfuscht. Da die Frauen bekanntlich nur mit dem Herzen denken und deshalb nie zu überzeugen sind, wird es auch wohl niemals gelingen, dieselben durch Vernunftpredigten von der Schädlichkeit der Geheimmittel zu überzeugen. Uebrigens müssen Neigungen und Vorurtheile des Volkes im praktischen Leben ebenso beachtet werden, wie die Forderungen der abstracten Vernunft, sonst läßt sich ein befriedigender Zustand nicht schaffen. Nothgedrungen muß also der Kampf gegen die Geheimmittel sich mit dem Versuch, dieselben einzuschränken, begnügen.

Wenn wir uns nach den Mitteln umsehen, womit das Geheimmittelunwesen zu bekämpfen, so fällt uns sofort die eigenthümliche Erscheinung auf, daß bis jetzt eine gesetzliche Begriffsbestimmung des Geheimmittels vollständig fehlt. Das Allgemeine Land-Recht kennt sogenannte „Arkana", die Preußische Apotheker-Ordnung vom 11. October 1801 schweigt über die Geheimmittel, die Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869 hat auch keine Begriffsbestimmung für Geheimmittel. Auch die Polizeiverordnungen, inbegriffen die allerneuesten, welche Bestimmungen gegen die Geheimmittel enthalten, geben keine Begriffsbestimmung. Ein solcher Mangel jeder gesetzlichen Begriffsbestimmung läßt auf die Schwierigkeit einer solchen schließen und in der That läßt sich eine nach allen Seiten befriedigende Bestimmung darüber, was als Geheimmittel zu betrachten, kaum geben. Indeß hat die neuere Gesetzgebung in vielen Fällen es unterlassen, eine Reihe von Begriffen zu definiren, weil dieselben dem gemeinen Leben angehören und dem Verständniß Jedermanns zugänglich sind. Wird die juristische Bedeutung eines solchen Begriffs zweifelhaft, so ist es unbedingt nothwendig, denselben in die durch den Einzelfall gebotenen thatsächlichen Umstände aufzulösen und unter diesem Gesichtspunkte wird auch bei dem Begriff „Geheimmittel" der Richter die Entscheidung, ob ein „Geheimmittel" vorliege, zu treffen haben. Bildet man die Begriffsbestimmung nach dem Wortlaute, so ist Geheimmittel ein geheimes Mittel, ein Stoff oder eine Zusammensetzung, welche unbekannt sind. Damit verknüpft ist aber die weitere Bedeutung, daß Stoff bezw. Zusammensetzung heilende Wirkung besitzen. Das Merkmal des Geheimmittels besteht einmal darin, daß es in seinem Stoffe oder in seiner Zusammensetzung unbekannt ist, dann darin, daß es angeblich eine heilsame Wirkung bei Krankheitszuständen ausüben soll. Geheimmittel ist also ein Stoff oder eine Zusammensetzung zur Verwendung als Arznei unter Geheimhaltung ihrer Natur oder Zusammensetzung, bezw. eine Waare, welche zu Heilzwecken unter Benennungen, aus denen ihre Beschaffenheit nicht erhellt, feilgeboten wird. Mit Rücksicht auf die Wirkungen und den Preis der Geheimmittel kann man sagen: „Geheimmittel ist ein vorgeblich mit besonderer Kraft wirkendes Heilmittel, das aber wirkungslos oder schädlich ist, dessen Bereitung geheim gehalteu wird und welches übermäßig theuer ist." Der Geheimmittelhandel ist thatsächlich eine Besteuerung der Dummheit und eine Ausbeutung der Dummen.

Gegen den Geheimmittelhandel ist zweifellos das beste und am sichersten wirkende Mittel die Verbreitung von Bildung und Aufklärung, von naturwissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Wahrheiten. Die Geheimmittelfrage ist eine Bildungsfrage. Es ist zwar Zeitgeschmack, für alle sociale Schäden Polizei und Gesetzgebung verantwortlich zu machen und dieselben, sobald ein Schaden zu Tage tritt, um Hülfe anzurufen, Polizei und Gesetzgebung können aber nicht alle Schäden aus der Welt schaffen. Das fortwährende Anrufen von Polizei und Verwaltung zeigt nur Mangel an Selbstvertrauen, die eigene freie Thätigkeit der Betheiligten kann und muß am ersten helfen, Kraft und Muth zur Selbsthülfe ist nöthig, Polizeigewalt und Gesetzgebung kommen erst in zweiter Linie. Schon in der Schule muß mit der Aufklärung über den Schwindel des Geheimmittelhandels, die wirthschaftliche und gesundheitliche Schädigung der Bevölkerung durch denselben begonnen werden. Privaten, Vereine, Gemeindebehörden müssen die Bevölkerung durch Wort und Schrift belehren und auf das Betrügerische und Gefährliche des Geheimmittelhandels aufmerksam machen. Die Art und Weise der Reclame, der Humbug und die Bauernfängerei, die Prellerei und die Brandschatzung des Publikums muß bloßgelegt werden. Aufklärende Mittheilungen in der Presse über Beschaffenheit der Mittel und der Verkäufer werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Drastische und kräftige Darstellung ist den Geheimmittelschwindlern gegenüber angebracht. Oeffentliche Warnungen vor einzelnen Geheimmitteln haben die Wirkung gehabt, daß der Vertrieb des betreffenden Geheimmittels in dem betreffenden Bezirk ganz eingestellt worden. Der Preußische Minister der Medicinalangelegenheiten hat in einem Erlaß vom 10. April 1886 festgestellt, daß die Uebung des Königl. Polizei-Präsidiums zu Berlin, Geheimmittel durch Sachverständige untersuchen und die Zusammensetzung der Mittel, ihren wirklichen Werth und die Bedeutuug bezw. Unwirksamkeit ihrer Heilkraft, sowie unter Umständen auch das Vorleben der Verfertiger und Verkäufer öffentlich bekannt zu machen und vor dem Ankauf der Mittel zu warnen, in Berlin einen recht günstigen Erfolg geliefert und hat daraufhin die Bezirks-Regierungen aufgefordert, auch in ihrem Bezirke die Bekanntmachungen des Königl. Polizei-Präsidiums zu Berlin zu veröffentlichen. Große Verdienste hat sich namentlich K. E. Bock durch seine unermüdliche Bekämpfung der Geheimmittel in der „Gartenlaube" erworben, in neuerer Zeit der Ortsgesundheitsrath in Karlsruhe durch Bekanntmachungen über die Zusammensetzungen von Geheimmitteln. Wenn die Presse, welche

Digitized by Google

um so mehr die dringende Pflicht hat, mitzuwirken, weil sie häufig durch Anpreisung der Geheimmittel gesündigt hat, zusammen mit Privaten, Vereinen und Behörden den Geheimmittelschwindel bekämpft, wird der Erfolg nicht fehlen.

(Schluß folgt.)

---

## Zur Gewehrfrage.

Von einem Stabsoffizier.

Vor Kurzem erhob sich in Deutschland unter den vielen offenen Fragen wieder die Frage der Infanteriebewaffnung. Wie war dies möglich? Haben wir doch erst mit großen Kosten für unsere Infanterie ein Magazingewehr hergestellt, welches uns auf eine Reihe von Jahren die Ueberlegenheit über unsere Gegner sichern, mindestens aber die Aussicht bieten sollte, in der Güte der Bewaffnung, wenn auch eingeholt, so doch für's erste nicht überflügelt werden zu können. Zwar gilt die neue Waffe als eine Umänderung des im Jahre 1871 angenommenen deutschen Infanteriegewehres und trägt damit ihre Einführung den Stempel des Vorläufigen, indeß ist bekannt, daß sehr wesentliche Theile, die nicht unmittelbar mit der Magazineinrichtung zusammenhängen, haben erneuert werden müssen. Nun soll schon wieder ein neues Gewehr nöthig sein, wenn wir in einem künftigen Kriege nicht unverhältnißmäßig große Verluste erleiden wollen. Die Sensation, welche diese Erkenntniß hervorgerufen, ist erklärlich, sie hat in der Tagespresse einen beredten Ausdruck gefunden. Wir wollen versuchen eine Erklärung zu geben.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts war die Infanteriebewaffnung der europäischen Heere in den wichtigsten Factoren der Leistungsfähigkeit auf einer Stufe der annähernden Gleichmäßigkeit angelangt. Man konnte annehmen, daß dieser Zustand von Dauer sein und neue Anforderungen in dieser Beziehung an die ohnehin schwer belasteten Staatssäckel Europas nicht herantreten würden. Sowohl die Feuergeschwindigkeit, als die Flugbahnverhältnisse der Infanteriewaffen schienen den Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, der unter Wahrung der anderen für ein Kriegsgewehr als nothwendig geltenden Eigenschaften möglich war. Zwar lag nach beiden genannten Richtungen hin die Aussicht auf ein weiteres Fortschreiten bereits zu Tage, allein man redete sich gerne ein, daß dieses nur auf Kosten der sonstigen Qualitäten geschehen könne. Für die Steigerung der Feuergeschwindigkeit lag in dem Magazingewehr, für die Erhöhung der ballistischen Leistungsfähigkeit in der weiteren Verminderung des Gewehrkalibers das Mittel; mit letzterem Schritte stand zugleich eine wesentliche Verminderung des Munitionsgewichtes und eine ausgiebigere Versorgung des Infanteristen mit Patronen im Zusammenhang. Einem Vorgehen in der einen wie in der anderen Richtung schienen sich indeß thurmhohe Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Magazingewehre betrachtete man wegen ihres complicirten Mechanismus nicht als feldtüchtig, man fürchtete im Gefolge des schnelleren Schießens den sich steigernden Patronenverbrauch und die erhöhten Schwierigkeiten der Munitionsversorgung, wie nicht minder eine Abnahme der Treffergebnisse in Folge der wachsenden Aufregung des Schützen und des vor der Gewehrmündung sich verdichtenden Pulverdampfes, der das Zielen erschweren mußte. Gegen das verkleinerte Gewehrkaliber galten als Einwände die schwierigere Herstellung der Waffen und ihrer Munition, die mit der engeren Bohrung abnehmende Biegungsfestigkeit der Läufe und die Erschwerung der Instandhaltung des Lauf-Inneren, auch erschien das bisherige Gewehrpulver bei weiterer Kaliberverminderung nicht mehr geeignet. In den militärischen Fachwerken jener Zeit finden diese Bedenken einen beredten Ausdruck, und es mußten sich daher bezüglich der Neuerungen ungünstige Anschauungen, welche wir heute als Vorurtheile bezeichnen dürfen, in den betheiligten Kreisen einbürgern. Man muß überhaupt nicht denken, daß ein häufiger Wechsel in der Bewaffnung eine so große Annehmlichkeit für die Militärbehörden und Truppen bildet, in Heeren zumal von kurzer Präsenzzeit und langdauernder Dienstverpflichtung sind die Folgen einer Neubewaffnung ungemein tiefgreifende. Es genügt nicht, dem Soldaten eine gute Waffe in die Hand zu geben, er muß sie auch gebrauchen lernen; es bezieht sich das nicht nur auf die Mannschaften, sondern nicht minder auf die Führer. Eine wesentlich neue Waffe bedingt eine gewisse Lehrzeit, ehe aus ihren Vorzügen der denkbar größte Nutzen erwächst. In keinem Falle tritt dies deutlicher hervor, als wenn wir die wesentlich verschiedenen Leistungen der deutschen Artillerie in 1866 und in 1870 vergleichen, die in beiden Feldzügen dasselbe gezogene Geschütz hatte.

In jene Vorurtheile gegen die Ausnutzung des schnellen und weittragenden Feuers hat nun der russisch-türkische Krieg von 1877 eine gründliche Bresche gelegt. Die türkische Infanterie in den Verschanzungen von Plewna, mit Martini-Einladern und Winchester-Mehrladern bewaffnet und mit ungemessener Patronenzahl ausgerüstet, hat durch ihr Schnellfeuer auf bis dahin unerhörten Distanzen der angreifenden russischen Infanterie wiederholt die unsäglichsten Verluste zugefügt und das russische Heer zu einer planmäßigen Einschließung und Aushungerung der mit nur feldmäßigen Mitteln hergerichteten türkischen Stellung gezwungen. Seit jener Zeit begann man in den größeren Armeen das Magazingewehr in ernstere Erwägung zu ziehen und die militärische öffentliche Meinung befreundete sich mehr und mehr mit dem Gedanken, daß dasselbe doch wohl mit der Zeit in großmächtlichen Heeren Eingang finden dürfte, um so mehr, als bereits technische Vervollkommnungen dieser Waffen vorlagen.

Es kamen hier namentlich Deutschland und Frankreich in Betracht, bei deren bekannten Beziehungen zu einander es von hoher Wichtigkeit war, welcher der beiden Staaten sich zuerst zu dem Schritte entschließen würde. Die Neubewaffnung der Infanterie mit einem Gewehr, das wie das Magazingewehr eine erhöhe Schußgeschwindigkeit ermöglicht oder gar durch gleichzeitige Kaliberverminderung ausschlaggebende ballistische Vorzüge damit vereinigt, mußte den Charakter eines politischen Actes annehmen. Der Act war um so wichtiger, wenn es gelang, das Prävenire zu spielen, dem Rivalen die getroffene Entscheidung und die ersten Perioden der Massenerzeugung zu verheimlichen. Für seine Marinetruppen hatte Frankreich bereits 1878 ein Magazingewehr angenommen, das in seinen ballistischen Leistungen mit dem Infanteriegewehr übereinstimmte, auch die gleiche Munition hatte. Das Gewehr war in Tunesien mit Erfolg geführt worden, hatte späterhin in den ostasiatischen Kämpfen zur Bewaffnung der betheiligten Landtruppen gedient. Spätere Modifikationen führten zu den Modellen von 1884 und 1885 für die Infanterie, ohne daß indeß eine allgemein gültige Entscheidung getroffen worden wäre, da gleichzeitig Versuche mit Mehrladern verminderten Kalibers schwebten, deren Ergebnisse man abwarten wollte.

In Deutschland haben die ersten umfassenderen Versuche mit Magazingewehren um 1879 stattgefunden und zwar mit dem anhängbaren Magazin des 1886 verstorbenen Fabrikanten und Parlamentariers Ludwig Löwe. Ohne wesentliche Aenderungen des Gewehres ließ sich das Löwe'sche Magazin an diesem anbringen, die Kosten der Einführung waren geringfügig und das Gewehr konnte auch ohne Magazin gebraucht werden. Ein Truppenversuch, beim Garde-Schützen-Bataillon um 1880 durchgeführt, ergab ungünstige Resultate, vielleicht weniger bezüglich des Löwe'schen Magazins, als des Magazingewehres überhaupt. Ungeachtet dessen sehen wir einige Jahre später drei deutsche Infanterie-Bataillone in verschiedenen Garnisonen wiederum mit einem Magazingewehr versuchsweise bewaffnet. Diesmal war es ein vom Gewehrfabrikanten Mauser vorgelegtes, durch die Gewehr-Prüfungscommission verbessertes Gewehr mit Magazin im Vorderschaft. Ueber den Ausfall der Versuche, die mit 1885 beendet schienen, ist Nichts weiter in die Oeffentlichkeit gedrungen, als daß sie ein günstiges Ergebniß gehabt hätten. Von einer endgültigen Entscheidung

Digitized by Google

verlautete Nichts. Man war berechtigt anzunehmen, daß die Frage des Magazingewehres in Deutschland wie in Frankreich ihre Erledigung erst mit dem Austrage der Versuche bezüglich des verminderten Gewehrkalibers finden würde. Die Frage wird „überall studirt, aber nirgends forcirt", so lautete noch im Frühjahr 1886 das stereotyp gewordene Resumé eines namhaften Schriftstellers auf dem Gebiete der tragbaren Feuerwaffen bezüglich der Veränderungen in dem vorangegangenen Jahre. Doch die Welt sollte bald eines Besseren belehrt werden. Im Monat Juli 1886 feierte die Königliche Gewehrfabrik zu Spandau die Anfertigung des hunderttausendsten Magazingewehres für das deutsche Heer. Das sagte genug, wenn man wußte, daß wir noch andere leistungsfähige Gewehrfabriken besitzen. Jetzt wurde es offenkundig, Deutschland hatte das Magazingewehr nicht nur angenommen, sondern auch schon bedeutende Fortschritte in der Massenerzeugung desselben gemacht. Alle betheiligten Factoren hatten auf das Trefflichste das Geheimniß bewahrt. Die Bewilligung der Geldmittel Seitens des deutschen Reichstages hatte in vertraulichen Commissionssitzungen mit Ausschluß der Plenarberathung und unter anderweitem Titel stattgefunden. Selbst die Wissenschaft hatte, vielleicht ohne es zu wollen, die Hand zur Irreführung des Publikums geboten. Es war ein gewaltiger politischer Act, der sich in Deutschland vollzogen, man war allen anderen Großmächten in der Infanteriebewaffnung um ein gutes Stück vorausgeeilt. Die Sache hatte nur einen Haken, das deutsche Magazingewehr M/71. 84 hatte dasselbe Kaliber behalten wie der Einlader M/71, ein ballistischer Fortschritt war in der neuen Waffe nicht verkörpert. Dem Rivalen war damit eine Thür offen gelassen, um bei einige Jahre fortgesetztem friedlichen Verhalten, wozu auch noch andere Momente aufforderten, uns, falls wir auf unseren Lorbeeren zu ruhen gedenken, den Rang in der Infanteriebewaffnung wieder abzulaufen. So hat es in Frankreich den Anschein. Die Lenker des französischen Staatsschiffes haben es verstanden, bei den vorkommenden Anlässen dem Drängen der chauvinistischen Parteien ein energisches Veto entgegenzusetzen. Die umfassende Reduction der Cadres der französischen Infanterie, welche im Herbst 1887 stattgefunden, beweist, daß die Revanche auf die lange Bank geschoben ist. Man muß Zeit gewinnen, die neue Infanteriebewaffnung durchzuführen und die Waffe sich einigermaßen einbürgern zu lassen. Diese Pause soll aber im Uebrigen nicht unbenutzt bleiben. Die mit Aufopferung der vierten Bataillone erkaufte Erhöhung der Kopfstärken in den Infanteriecompagnien, im Anschluß an die keinem Zweifel mehr unterliegende Einführung der dreijährigen Dienstzeit ist ein wohldurchdachtes Mittel, die Qualität der französischen Infanterie zu steigern, das aber, ebenso wie die Neubewaffnung, Zeit bedingt.

Wir haben unsere Leser nun etwas eingehender mit der Kaliberfrage bekannt zu machen, ohne deren wenigstens flüchtige Kenntniß die heutige Sachlage unverstanden bleibt. Die Kalibervermindерung der Gewehre war eine naturgemäße Folge des Ersatzes der Rundkugel durch das bolzenförmige Langgeschoß, die mit der Annahme der Züge beim Infanteriegewehr zusammenfiel. Hätte es sich darum gehandelt, die gezogenen Infanteriegewehre bei ihrer ersten Einführung von Grund aus neu zu construiren, so hätte man das Bleiquantum, welches bei dem Geschoß des glatten Infanteriegewehrs in der Kugelgestalt gelagert war, einfach in die Länge gedehnt, womit die Kalibervermindерung von selber ausgesprochen war. Nun änderte man aber zunächst die glatten Gewehre in gezogene um und war genöthigt, auf eine ebenso große Querschnittsfläche, wie sie die Rundkugel hatte, ein fast doppelt so großes Bleiquantum aufzubauen wie bisher, um ein einigermaßen ballistisch günstig gestaltetes Langgeschoß zu erhalten. Mit der annähernden Gewichtsverdoppelung des Geschosses ließ sich aber keine entsprechende Vermehrung der Pulverladung verbinden, letztere ist in ihrer absoluten Größe an das Gewehrgewicht gebunden, und da dieses nicht zunehmen konnte, so wurde das Verhältniß des Pulvergewichtes zum Geschoßgewicht ein sehr ungünstiges und man erreichte nur sehr geringe Geschoßgeschwindigkeiten und wenig rasante Flugbahnen. Es war dies die Veranlassung, daß die gezogenen Infanteriegewehre bei ihren ersten Feuerproben so erheblich hinter den Erwartungen zurückblieben. Sobald man nach Umwandlung der glatten Gewehre in gezogene zu Neuconstructionen letzterer schritt, ergab sich ohne langen Kalkül die oben angedeutete Kalibervermindерung, die als der erste Schritt zur Hebung der Flugbahnrasanz bezeichnet werden muß. Es entstanden die lange Zeit als „Mittelkaliber" bezeichneten Gewehre von 13 bis 14 mm Durchmesser, wie sie u. a. in Oesterreich und verschiedenen deutschen Bundesstaaten nach getroffener Uebereinkunft in den sechziger Jahren geführt wurden. Man würde dieses Kaliber nach derzeitiger Anschauung unbedingt als „kleines" bezeichnet haben, wenn nicht damals schon in der Fachliteratur darauf hingearbeitet worden wäre, eine weitere Gewichtsverminderung des Geschosses, noch unter das Gewicht der alten Infanteriekugel, herbei zu führen und dabei die ballistisch günstige Gestalt durch eine weitere Verminderung der Querschnittsfläche, also auch des Gewehrkalibers möglich zu machen. Diese Ansichten haben in der ersten Hälfte der sechziger Jahre in dem Schweizer-Infanteriegewehr von 10 mm-Kaliber ihre praktische Ausführung gefunden, und wurde dies nun als „kleines" Kaliber bezeichnet.

Mit der allgemeinen Annahme der Hinterladungsgewehre in und nach 1866 hat das kleine Kaliber, meistentheils in dem etwas größeren Maße von 11 mm allerwärts Bürgerrecht erlangt. Mit dieser zweiten Kalibervermindерung waren ebenso wie mit der ersten gesteigerte Geschoßanfangsgeschwindigkeit, günstigere Gestaltung des Geschosses zur Ueberwindung des Luftwiderstandes, verringertes Munitionsgewicht als Hauptvorzüge verbunden gewesen. Beim Hinterlader von 11 mm hatte sich zum ersten Male die Pulverfrage geltend gemacht. Das den Bedingungen des glatten Laufes entsprechende ältere Gewehrpulver war fein gekörnt, wenig dicht, sehr rasch verbrennlich, hinterließ dabei bedeutenden Rückstand. Die Gasentwickelung erreichte unter Verwendung dieses Pulvers bei den neuen Gewehren ihren Abschluß bereits, wenn das Geschoß einen nur geringen Theil seines Weges im Laufe zurückgelegt hatte. Der Rückstand machte sich in dem enger gewordenen Rohre in erhöhtem Maße geltend. Wir finden daher mit der Annahme des kleinen Kalibers neue Gewehrpulversorten, die bei Verlangsamung der ersten Zersetzung durch vermehrte Körnergröße eine nachhaltigere Gasentwickelung vermöge größerer Dichtigkeit des Pulvers, in Folge besserer Durcharbeitung der Bestandtheile eine vollständigere Verbrennung und damit verminderten Rückstand ergeben. Im Deutschen Reiche ist das Gewehrpulver seit 1871 sogar schon zweimal vervollkommnet worden.

Wenn nun heute die Kaliberfrage zum dritten Male in einem Vierteljahrhundert auf der Tagesordnung steht, so ist der Anstoß dazu wieder aus der Schweiz gekommen und zwar aus privaten Kreisen. Der Maschinen-Ingenieur und gewesene Artillerie-Offizier Hebler zu Zürich und der Director der Thuner Waffenfabrik, Major Rubin, sind als diejenigen Persönlichkeiten zu bezeichnen, welche unabhängig von einander die Frage in Fluß gebracht und zwar auf Grund von Resultaten, die ihren Jahre hindurch fortgesetzten, aus eigenen Mitteln bestrittenen Versuchen entstammen. Zu den Schwierigkeiten der Pulverfrage gesellte sich bei der Herabsetzung des Kalibers auf 8 und gar $7^1/_2$ mm, wie es jene Männer erstrebten, noch eine sehr bedenkliche Geschoßfrage. Selbst bei Anwendung von Hartblei genügt der bisher übliche Papiermantel des Geschosses nicht mehr, um die Laufwände genügend vor Verbleiung zu sichern. Man muß das Geschoß da, wo es die Seele berührt, mit einem Metall umgeben, dessen Außenpartikeln nicht an den Wänden jener haften bleiben. Die Geschoßfrage kann in dem Verbundgeschoß des Karlsruher Fabrikdirector Lorenz, welcher den bleiernen Geschoßkern in eine Stahlhaube einpreßt, als genügend gelöst gelten. Die endgültige Lösung der Pulverfrage ist aber nicht erreicht, darüber ist man wohl allgemein einig. Vielfach huldigt man der Ansicht, daß diese auf dem Wege des Schwarzpulvers über-

Digitized by Google

haupt nicht erreichbar ist, sondern erst erwartet werden kann, wenn es gelungen sein wird, die in ihrer Gasentwickelung zu Schießzwecken noch allzu ungestümen Nitrate (welche als brisante Explosivstoffe bezeichnet werden), besser zu beherrschen. Ob das beim französischen 8 mm-Gewehr angewendete neue Pulver, welches fast gar keinen Rauch mehr erzeugt, bereits einen Nitrokörper enthält, steht dahin, wird aber vermuthet. Er wird indessen Niemand den Beweis führen können, daß auf der Basis des Schwarzpulvers nicht wenigstens eine genügende Lösung des Problems, für die Gewehre kleinsten Kalibers ein geeignetes Treibmittel zu schaffen, möglich sei. Man würde in der Sache klarer sehen, vielleicht auch weiter sein, wenn es nicht heute allgemeiner Grundsatz wäre, die staatlichen Versuche mit Kriegswaffen in ihrem Verlauf und in ihren Ergebnissen mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen. Es hängt dies mit der gespannten Weltlage zusammen, welche in den Fragen der Bewaffnung die politische Seite mehr als jemals hervortreten läßt. Unsere Entscheidung bezüglich des Magazingewehrs, die ohne eine genügende Lösung der Kaliberfrage abwarten zu können und ohne dieselbe mit zu umfassen gefallen ist, wurzelte auf demselben Boden, wie das Septennat von 1887. Was wir mit dem Zuwarten gewonnen hätten, zeigt ein Blick auf die anderen Staaten. Wo es am günstigsten steht, wie in Frankreich, wurden im October 1887 die ersten Gewehre an die Truppen ausgegeben, wir haben unsere Bewaffnung vollendet, einzelne unserer Armeecorps führen die Waffe schon anderthalb Jahre. Nur der offenbare Unverstand kann unserer Armeeverwaltung heute mit Vorwürfen kommen, ein unverzeihlicher Leichtsinn aber wäre es auf der anderen Seite, wollten wir nicht energisch und ohne Rücksicht auf die Geldfrage, auch ohne Rücksicht auf den erneuten Eingriff in den Dienstbetrieb unserer Truppen in die Kaliberfrage hineinspringen. Wie kommt es nun, daß heute die Sache so brennend dasteht, während vor einem Vierteljahr und länger, wo man Frankreichs Fortschritte in der Herstellung der kleinkalibrigen Gewehre bereits kannte, kaum davon gesprochen wurde? Dazu hat Oesterreich-Ungarn mit seinen unerwarteten Uebergang vom 11 mm- zum 8 mm-Kaliber den Anstoß gegeben.

Dies nöthigt uns, noch einmal auf den Vorgang im Sommer 1886 zurückzukommen. Das Bekanntwerden der Annahme des Magazingewehrs seitens Deutschlands erregte in ganz Europa, Rußland ausgenommen, das hochgradigste Bewaffnungsfieber. Es stellte sich heraus, daß man an vielen Stellen vorgearbeitet hatte und Modelle in Bereitschaft waren, mit denen man auf das erste Sturmsignal an's Tageslicht treten konnte. Frankreich entschied sich unter dem Aufgeben der Modelle 1884 und 1885 kurzer Hand für ein Magazingewehr vom Kaliber 8 mm, das Modell 1886, auch Gewehr der Schießschule von Châlons, oder nach seinen beiden Constructeuren Tramond-Lebel-Gewehr genannt. Man kann wohl annehmen, daß diese Entscheidung, welche vom Oberkriegsrath einstimmig gefaßt worden sein soll, der Initiative des damaligen Kriegsministers Boulanger zu verdanken ist. Mit großem Kostenaufwand wurde die Einrichtung der Fabriken, die auf ganz neue, aus Amerika bezogene Maschinen begründet werden mußte, in's Werk gesetzt. Nach dem bedeutenden Geldbetrage, welchen der Kriegsminister Ferron für das Jahr 1888 zur Weiterführung der Infanteriebewaffnung gefordert hat, zu urtheilen, wird die Ausrüstung der activen Armee innerhalb desselben zum Abschluß kommen. Eine inzwischen aufgetauchte, angeblich sehr wirksame Erfindung des Capitän Pralon auf dem Gebiete der Gewehre hat den Fortgang der Fabrikation nicht, wie es vorübergehend geschienen, zu durchkreuzen vermocht. Portugal, Dänemark, Belgien nahmen gleichfalls Magazingewehre kleinsten Kalibers an. Aehnlich wie Deutschland entschieden sich seine Verbündeten Oesterreich-Ungarn und Italien für das Magazingewehr ohne Kaliberverringerung, Italien unter Anwendung einer wenig kostspieligen Aptirung seines bisherigen Infanteriegewehrs, Oesterreich-Ungarn unter Annahme eines ganz neuen Modells mit Bündelladung nach einer vom Gewehrfabrikanten Mannlicher vorgelegten Construction. Wo noch kein Entschluß bezüglich des Modells gefaßt ist, z. B. in England, Schweden, steht die Kaliberverringerung außer Frage.

So war man denn fast allerwärts, sei es in der einen, oder in der anderen Richtung in eine bestimmte Bahn eingelenkt, als uns im October v. J. die Kunde von einem Meinungswechsel in Oesterreich-Ungarn wurde; man vernahm die Einstellung der Fabrikation der 11 mm-Gewehre und die Annahme eines Gewehres des 8 mm-Kalibers. Der Vorgang erschien anfänglich unbegreiflich. Späterhin hat aber der Kriegsminister Bylandt vor dem Heeresausschusse eingehende Aufschlüsse gegeben, die in Kurzem folgende waren: Im Herbst 1886 hatte die politische Lage auf eine schleunige Entscheidung in der Infanteriebewaffnung hingedrängt. Für ein 8 mm-Gewehr mochte man sich damals nicht aussprechen, da man sich nicht mit gepreßten Pulverladungen befreunden konnte. Ueber geeignete brisante Schießpräparate hatte man keine Erfahrungen. Man glaubte die Frage des kleinsten Kalibers unter Verwendung gekörnten Schwarzpulvers nicht lösbar und nahm deshalb ein Magazingewehr vom 11 mm-Kaliber an. Die anfänglich gewählte Waffe an sich bezeichnete der Minister Bylandt gegenüber vielfachen Anfeindungen als völlig brauchbar, und es wird ihre Einrichtung auf das 8 mm-Kaliber übertragen werden. Letzteres sei möglich geworden, nachdem es gelungen, ein geeignetes gekörntes Pulver für dasselbe herzustellen. Die fertigen 11 mm-Gewehre sollen in geschlossenen Armeeverbänden zur Verausgabung kommen, also neben den 8 mm-Gewehren neuesten Modells geführt werden. Daraus könnten keine Nachtheile erwachsen. (Diese Meinung widerspricht allen bisherigen Anschauungen über die Schädlichkeit verschiedener Infanteriemunition in einem und demselben Heere.) Auf die Erleichterung der Munition wurde in der Eröffnung großer Werth gelegt, man könne dem Mann statt 80 jetzt 110 Patronen geben. Man hat übersehen, daß der deutsche Soldat auch jetzt schon 100 Patronen führt. Viel zu wenig betont scheint uns die gewaltige ballistische Ueberlegenheit der 8 mm-Gewehre über die bisherigen, das muß ja überall den Ausschlag geben. Der Druck ist in diesem Falle, so will es uns scheinen, von jenseits der Leitha hergekommen. Ungarn wäre vielleicht seinen eigenen Weg gegangen, das mußte man vermeiden. Wer mochte auch die gewaltige Verantwortung übernehmen, die mit dem Verharren in der eingeschlagenen Bahn verbunden war? Dann besser den Vorwurf der Inconsequenz erdulden!

Oesterreich-Ungarn's Vorgehen hat seine Rückwirkung auf die öffentliche Meinung in Deutschland ausgeübt. In der militärischen Presse ist aber bei uns schon vordem die Ansicht vertreten gewesen, daß Deutschland baldigst Schritte im Sinne des kleinsten Kalibers thun müsse. Man lese die im Frühjahr und Sommer 1887 in der „Deutschen Heereszeitung" erschienenen trefflichen Aufsätze des Major E. Thiel, des beredten Vorkämpfers des kleinsten Kalibers (vergl. Nr. 32, 36, 37, 65, 66 jenes Blattes). Finanzielle Bedenken können Deutschland von dem gewichtigen Schritte nicht abhalten, dies beweist die patriotische Einmüthigkeit der deutschen Tagespresse bei der kürzlichen Besprechung der Frage.

Man muß annehmen, daß die deutschen Versuche mit dem kleinsten Kaliber noch keine brauchbaren Resultate geliefert haben. Dafür spricht auch die ablehnende Haltung des „Preußischen Militär-Wochenblattes" gegenüber dem Aufschwung der politischen Presse zu Gunsten der Neuerung. Von Truppenversuchen, die jeder neuen Waffe erst die Sanction geben müssen, hat bisher Nichts verlautbart. Angesichts der fortschreitenden Bewaffnung der französischen Infanterie mit 8 mm-Gewehren ist man auf die weitere Entwickelung der Kaliberfrage in Deutschland mit Recht gespannt.

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Eduard von Hartmann's Aesthetik.

Von M. Carriere.

Mit rastloser Energie ist Eduard von Hartmann am Werk, das ganze Gebiet der Philosophie auch in seinen einzelnen Gebieten selbständig zu bearbeiten; den Schriften über Religionsphilosophie und Ethik ist rasch eine Aesthetik gefolgt. Seit mehreren Jahren waren wir darauf vorbereitet, durch scharfsinnige Erörterung über einzelne wichtige Fragen wie über die Leistungen der Vorgänger seit Kant; nun haben wir bereits in einem ersten Bande die kritische Darlegung der Entwickelung der Lehre vom Schönen im laufenden Jahrhundert und in einem zweiten ein neues System der Aesthetik. Gleichzeitig mit jenem erschien das Buch von Stein über die Entstehung der neueren Aesthetik, das von der Renaissance an besonders den französischen Classicismus wie die realistischen Bestrebungen in England und die deutsche Popularphilosophie behandelt, mit Winckelmann uns an die Schwelle von Hartmanns Lehrgebäude führt und in vortrefflicher Darstellung gerade das betont, was wir bei Hartmann vermissen, eine Geschichte des Geschmacks, wie sie im Zusammenhang mit der dichterischen und künstlerischen Production sich in der Literatur entwickelt. Hartmann hält sich meiner Ansicht zu sehr an die philosophischen Systeme, an die gelehrten Fachschriften, und beachtet zu wenig den großen Antheil, welchen seit Lessing unsere Dichter selbst an der Bildung der Erkenntniß der Kunstgesetze wie der ästhetischen Begriffe genommen; er berücksichtigt zu wenig, wie dies bis auf den heutigen Tag in manigfaltigen Aufsätzen von nicht zünftigen oder nicht systematisirenden Schriftstellern geschieht; und er theilt auch die philosophischen Darstellungen des Schönen nach Fächern ab, und behandelt neben den allgemeinen Principien zu wenig das Besondere, auf das es gerade der Aesthetik vornehmlich ankommt. So hat er selbst auch die allgemeinen Begriffe ausführlich erörtert, aber die Stilprincipien der einzelnen Künste, den Unterschied des Plastischen und Metrischen, des Epischen und Dramatischen nicht in gleich eingehender Weise behandelt. Bücher, wie die Aesthetik von Trahndorff, die weder auf die Volksbildung, noch auf die weitere Entwicklung der Wissenschaft Einfluß gewonnen, wurden von ihm weitläufig betrachtet, weil er in ihr eine seiner Kategorien darin vertreten sieht, aber von Lessing, Goethe, W. v. Humboldt hören wir kaum ein Wort. Es ist ja verdienstlich anzuerkennen, daß Trahndorff das von Hegel vernachlässigte Gefühl entschieden betont; aber ist das nicht auch von anderen, z. B. von mir geschehen, und habe ich nicht von Anfang an die Einseitigkeiten der Gefühls-, Formal-, Gehalts-Aesthetik überwunden? Kurz: wir erhalten von Hartmann weniger eine objective für sich selbst gültige Geschichte, als eine Kritik philosophischer Standpunkte, mit denen der Verfasser sich auseinandersetzt, ehe er sein eigenes System entwirft, aber diese Kritik ist scharfsinnig und berichtigt, ergänzt und führt weiter was Schasler, Zimmermann und Lotze geleistet haben.

Beiläufig möchte ich bemerken, daß die Bevorzugung der allgemeinen Begriffe Hartmann veranlaßt hat, ungerecht gegen Vischer zu werden. Das ist allerdings der späte Gegenschlag gegen die landläufige Vorstellung, daß Vischer der vornehmlich wissenschaftliche Aesthetiker sei, zu dem wir Anderen uns mehr als Populärisirer verhalten sollen. Ich habe nach dem Erscheinen von Vischer's erstem Bande darauf aufmerksam gemacht, daß derselbe ganz auf den Voraussetzungen der Hegel'schen Logik beruhe, nach diesen metaphysischen Voraussetzungen die ästhetischen Begriffe zurechtstrecke, in einander umschlagen lasse, statt von der Thatsache auszugehen und von da zu den metaphysischen Principien aufzusteigen. Vischer hat das sehr übel genommen, am Ende aber seinen ersten Band ziemlich preisgegeben. Aber ich habe stets lobend hervorgehoben, wie viel Vorzügliches er im Besonderen leistet, wenn auch die geistvollen Anmerkungen oft wenig zu den gothischen Paragraphen passen; der schönheitsfreudige Mensch, das klare Auge trägt über die Scholastik den Sieg davon. Und dadurch hat Vischer vielfach gewirkt. Aber Hartmann geht daran vorüber. Nach ihm hat Vischer durch die Selbstkritik seines Buches die Kritik Anderer allerdings entwaffnet, aber unter der Bedingung, daß Vischer einwillige, seine Aesthetik aus der Geschichte dieser Wissenschaft gestrichen zu sehen; was er als Neubildung bietet seien schwache Flickversuche; seine vielgerühmte Tiefe sei nur scheinbar und dieser Schein entspringe bloß aus der trüben Dunkelheit und aufgestelzten Gewichtigkeit seiner Darstellung, hinter welcher sich die Verständnißlosigkeit für die speculative Tiefe Hegel's verberge; eine Anzahl geistvoller Bemerkungen könne man auch machen, ohne ein philosophischer Aesthetiker zu sein. Aber diese geistvollen Bemerkungen sind nicht nur wichtige Bestimmungen einzelner Erscheinungen des Schönen in der Natur wie in der Kunst, und Vischer bietet sie in solcher Fülle, daß er dadurch die Aesthetik wahrhaft gefördert hat. Dagegen sind die allgemeinen Begriffe des Schönen, Erhabenen, Tragischen, Komischen in den Untersuchungen von Zeising viel probehaltiger entwickelt als von Vischer, und das hat Hartmann wiederum sehr klar ins Licht gestellt.

Wenden wir uns zu seinem eigenen Systeme, so sagt er uns in der Vorrede, daß er gerade neben den besonderen Betrachtungen der Kunsthistoriker oder der Theoretiker der Musik und Poesie vornehmlich die Grundbegriffe des Schönen und der Kunst darlegen und dann aussprechen wolle, was er im Besonderen Neues zu bieten habe oder was ihm besonders wichtig erscheine. Er hat das ausgeführt und gibt damit zu, daß seine Schrift ein Lehrbuch der Aesthetik nicht ersetzt, sondern voraussetzt, das die Errungenschaft des Geistes auf diesem Gebiete zusammenfaßt und jedem mitarbeitenden Denker seine Ehre gibt, indem es die Bausteine, die er gebrochen, mit dem Zeichen des Urhebers dem systematischen Gebäude einfügt. Das war vom Anfang an mein Zweck, und ich erklärte: Es sei Zeit, daß man in der Philosophie es mache wie in der Naturwissenschaft, daß nicht Jeder meine, von vorne anfangen zu sollen, sondern auf der Grundlage der Vorgänger mit Bewahrung des Bleibenden ihrer Leistungen weiter arbeite. Hartmann hat diesem Streben sich angeschlossen. Auch er hält es für Thorheit, daß Jemand eine Wissenschaft für sich allein mache, auch er will das Gute, das Andere gefunden, nun behalten und fortbilden. Und so will auch er den von unten aufsteigenden Gang der Entwickelung fortsetzen, so schließt er einer Gliederung in der Ideenlehre des Schönen sich an, welche zunächst dasselbe in seiner reinen Wesenheit untersucht, dann seinen Gegensatz, das Häßliche, erörtert, und daran die „conflicthaltigen Modificationen" anreiht, das Schöne, das in der Ueberwindung des Gegensatzes, im Prozeß der Entwickelung sich entbindet, und er bezeichnet mit mir als solches das Tragische, Komische, Humoristische. Neu ist ihm eine geistvolle Durchführung der „Concretionsstufen" des Schönen vom sinnlich Angenehmen zum Formalschönen, wo er das mathematisch und das dynamisch Gefällige bespricht, und dann das passiv Zweckmäßige, das Lebendige, das Gattungsmäßige erreicht, um mit dem concret Schönen oder mikrokosmisch Individuellen abzuschließen; hier wie in der Durchführung des Schiller'schen Gedankens vom ästhetischen Schein ist ein entschiedener Fortschritt anzuerkennen, wenn auch der Ausdruck „Scheingefühle" im Unterschied von den realen Gefühlen nicht ganz glücklich ist, denn der Genuß des Schönen ist ein reales, volles, gesundes Lebensgefühl, aber allerdings hervorgerufen durch den ästhetischen Schein. Vortrefflich erörtert Hartmann dann „die Stellung des Schönen im menschlichen Geistesleben und im Weltgange."

Diese grundlegenden Abschnitte waren das Hauptaugenmerk des Verfassers. Kürzer, oft mehr andeutend, als systematisch ausführend behandelt er das Dasein des Schönen in Natur und Kunst. Ausführlich und eigenthümlich ist weiter die Darstellung der „unfreien Künste", wo er Geräthbildung, Garten- und Forstkunst, Kosmetik, Gymnastik, Tanz, sowie die Beredtsam-

Digitized by Google

keit und schöne Lebensführung erörtert. Daß er auch die Architektur hier einordnet, ist bereits früher in diesen Blättern von mir und von ihm selber besprochen worden. Für die räumlichen Künste bleiben ihm Plastik und Malerei; als zeitliche Künste nennt er Instrumentalmusik, Sprachmimik und Gesang; raumzeitlich sind ihm Pantomimik, Tanz, Schauspiel- und Operngesangkunst. Dann nennt er die Poesie die Kunst des Phantasiescheins neben den Künsten des Augen- und Ohrenscheins, und gliedert sie in Vortragspoesie (Epik, Lyrik, Dramatik), und in Lesepoesie, wohin er besonders den Roman stellt den er sehr hoch schätzt. Endlich betrachtet er die Verbindung der Künste, wo besonders Ballet mit Musik, Schauspiel mit Decoration und die Oper zur Sprache kommen.

Auch hier finden wir viel Neues und Geistreiches; wenn es auch zum Widerspruch manchmal herausfordert, so erfreut uns stets die Frische und Kühnheit der selbständigen Auffassung; so z. B. wenn Hartmann die antike Tragödie und den Operntext als lyrisches Drama bezeichnet, ihnen das Shakespeare'sche und Spanische Drama als episch gegenüberstellt und dann von der dramatischen Dramatik redet, die auch bei Shakespeare vorkomme, wie bei Franzosen und Deutschen, und eine Aufgabe bleibe. Die Eintheilung in Tragödie, Komödie und Versöhnungsschauspiel soll dagegen zurücktreten; wir möchten sie doch beibehalten.

Mögen diese Andeutungen über den Aufbau des Systems genügen. Die Darstellung trachtet überall nach scharfer Bestimmung der Begriffe; wenn Hartmann dabei weniger seine Freude an mitunter neugebildeten Fremdwörtern hätte, würde die gedankenklare Prosa noch mehr anmuthen. Auch vermisse ich lichtvolle Beispiele, die da, wo es sich ja um Anschauung handelt, nicht überflüssig sind, und die begrifflichen Erörterungen z. B. des Lächerlichen, des Witzes, Humors nicht bloß versinnlichen, sondern gerade einen Erfahrungsgegenstand bilden, von dem wir zur Idee aufsteigen. Gerade das conflictvolle Schöne, das Tragische, Komische und Humoristische hat Hartmann mit Vorliebe behandelt, und hier münden seine ästhetischen Untersuchungen, die sonst als voraussetzungslos die Ergebnisse der Erfahrung zu begreifen wissen, in die Idee von der Verneinung des Willens zum Leben, vom erlösenden Weltuntergang kühn und ergreifend ein, aber sie regen auch den Widerspruch derer auf, denen das Wirkliche gerade das Individuelle, der Geist eine sich selbst erfassende einheitliche Wesenheit ist, kein bloßes „Summationsphänomen" von Myriaden Zellenempfindungen. Das Absolute als Selbst, nicht bloß als das Unbewußte zu erfassen, die Persönlichkeit nicht in das Allgemeine zu verflüchtigen, sondern als dessen Träger zu verstehen, die Hegel'sche Idee und den Schopenhauer'schen Willen nicht bloß als zwei Attribute des Unbewußten aufzufassen, sondern zu erkennen: sie bedürfen eines Realen, das in beider Weise sich bethätigt und dadurch gerade Geist, denkend wollendes und wollend denkendes Wesen, selbstbewußt ist, — das scheint mir die philosophische Aufgabe der Gegenwart, und sie setzt an die Stelle der buddhistischen Nirvana ein christlich germanisches Gottesreich der Liebe. Hoffentlich habe ich ein andermal Gelegenheit, diese seine Auffassung des Tragischen, Komischen und Humoristischen, die im Einzelnen vieles Vortreffliche, vieles Uebereinstimmende bietet, nach diesem Endziele mit Hartmann zu besprechen; hier möcht' ich auf ein Anderes hinweisen, den frohmüthigen Kampf gegen den rohen Naturalismus, der das ganze Buch durchdringt.

Droht doch ein solcher auch in die Aesthetik einzudringen, wie er in der Malerei und wie er in der erzählenden Literatur bei Zola's Nachfolgern Mode geworden ist. Da belehrt uns z. B. Conrad Alberti, daß wir keine Kunst hätten, wenn wir nicht von den Affen abstammten, und das Nachahmen, worin ja doch die Kunst bestehe, von ihnen ererbt hätten! Da wird ja auch die Composition, die zur Einheit zusammenfassende, zusammenstimmende Beleuchtung verworfen und die cynische Darstellung dessen verlangt, was die gute Sitte verbirgt oder verschleiert. Der Nachahmung, der ersten Regung des Kunsttriebes stellt Hartmann die Idealisirung und die schöpferische Gestaltung zur Seite; dem Wohlgefühl der Muskelbewegungen in unseren Augen oder dem Sinnenreiz im Ohr fügt er die „Logicität" im Schönen hinzu, die gefühlsmäßige Erfassung der gesetzlichen Verhältnisse, der Wahrheit, der Weltvernunft. „Das Schöne ist das Scheinen der Idee." In der Inspiration des Genius sieht er den Höhepunkt des künstlerischen Schaffens; es ist der innerste Lebensquell der Welt, der durch sie in der Tiefe des eignen Geistes dem Menschen sich offenbart.

Hartmann erkennt den hohen Werth der Schönheit im Weltproceß, „insofern sie, die wissenschaftliche Wahrheit und Religion ergänzend, im Schein oder Bilde das Weltdasein einerseits auf seinen absoluten Grund bezieht und andererseits auf dessen Relativität und Ueberwindbarkeit anticipirend hindeutet, im sinnlichen Gewande selbst auf das Uebersinnliche als dessen ideale Wahrheit zurückweist und die Sehnsucht nach voller Wiedervereinigung mit dem absoluten Geist und nach der gottgetrennten Ichheit wenigstens vorübergehend durch eine tröstende Illusion von prophetischer Wahrheit wenn auch nicht stillt, so doch beschwichtigt und durch Erfüllung der Liebessehnsucht Glauben und Hoffnung stärkt." Hartmann betont, wie das Leben in allen höhern Stimmungsmomenten, beim Familien-, wie beim Volksfest ebenso nach der religiösen Weihe, wie nach der künstlerischen Verklärung verlangt, und er eifert entrüstet dagegen, wenn nicht bloß das Ballet zum Markt der Halbwelt und zum Sinnenkitzel für blasirte Roué's wird, sondern auch der gesellige Tanz zum saloppen Schleifen und Schlendern herabsinkt.

Ebenso eifert er in der Kunst gegen das modische Bestreben, die Plastik naturwahr zu bemalen, wodurch das seinsollende reale Conterfei der Wirklichkeit wegen der inneren Lebloſigkeit nur abstoßend, unheimlich, oder affenartig lächerlich wirken könnte. Er stellt der Plastik die Aufgabe, die volksthümlichen Helden als ideale Typen zu gestalten, ohne sie von der historischen Grundlage ihrer Individualität abzulösen Er sagt von der Malerei: „Alle großen Coloristen haben mit souveräner Willkür die Farbenvorbilder der Natur mißachtet und verändert, theis um die formal schönere Farbenharmonie herauszubringen, theils um das Colorit im Ganzen wie im Einzelnen zum gefügigen Werkzeug der Offenbarung ihrer Gefühle und Stimmungen zu modeln. . . Wie die formale Schönheit der Farbenharmonie erst als Ausdrucksmittel eines idealen Stimmungsgehaltes einen höheren ästhetischen Werth gewinnt, so auch die formale Schönheit des Linienflusses und des Figurenaufbaues erst als Gefäß eines tieferen idealen Gehalts, mit dem sie harmonirt und zu dessen Versinnlichung sie behülflich ist."

Auf diesen idealen Gehalt dringt Hartmann auch in der Poesie, wenn er neben dem einfachen Lied auch die contemplative Lyrik betont und ihren Werth eingehend hervorhebt. Der Lyriker wird selbstverständlich nicht fertige philosophische Gedanken nachträglich in Verse bringen, sondern die Ideen werden in fortschreitende Anschauungen aus dem Gemüth hervorgehen, und wenn der Dichter den Kern der Lebensweisheit großer Denker in sich aufgenommen, so werden die Gedanken stets aus der Tiefe des eignen Geistes neugeboren werden. Es sind Urgefühle der Seele, die hier in melodische Worte gefaßt, in ihrer Allgemeingültigkeit ausgesprochen werden. Dagegen eifert Hartmann gegen den gemeinrealistischen Zug in der Prosadichtung. „Die leichte Verbreitbarkeit der Lesepoesie durch den Druck im Zeitalter der allgemeinen Schulpflicht hat die Folge, daß die geschäftliche Speculation sich mit dem größten Eifer auf die Rohheit, Verderbtheit und Verführbarkeit des Volksgeschmacks wirft, um ihn finanziell auszubeuten, unbekümmert um das dabei begangene Verbrechen, ihn immer weiter zu degradiren. Ja auch höherstrebende Talente verfallen nicht selten solchen Verirrungen und suchen dann wohl gar eine ästhetische Theorie aufzustellen, die ihre Verirrung als rettende That und reinigende Reform der Kunst verherrlichen soll. . . Gleichviel ob die psychologische Vivisection, die tendenziöse Actualität oder der kitzelnde und marternde Nervenreiz den Schwerpunkt dieses Realismus bildet, immer wird derselbe genöthigt sein, nach Verschüttung des echten Brunnens der Kunst und Poesie in den trüben Gewässern der Naturnachahmung zu fischen und dabei im realistischen Sinne unwahr

Digitized by Google

werden, indem er aus Haß gegen jeden Schimmer von Idealität in der Natur das Unangenehme, Häßliche und Widrige einseitig bevorzugt und übertreibt."

Gegen solche aber fordert Hartmann, daß dem Volk durch ästhetische Erziehung die Theilnahme an den nationalen Kunstschätzen erleichtert und namentlich auch durch gute dramatische Darstellungen ein edler Genuß geboten werde; der Mensch lebt nicht vom Brod allein; aber dazu gehöre, meint Hartmann, ein Bruch mit dem individualistischen Liberalismus und der von ihm beschützten Freiheit der ästhetischen Volksverführung und Geschmacksverderbung, wie sie auf dem Theater und im Tingeltangel, auf dem Leierkasten und in der Colportageliteratur sich schamlos breit mache. Eine positive ästhetische Volkserziehung thue uns noth, dazu müsse der Staat Mittel finden und flüssig machen; und in der That, es handelt sich um die sittliche Gesundheit des Volkes und alle äußere Macht und Größe wäre ohne solche hohl und werthlos. Das Schöne sei die Blüthe eines in sich tüchtigen Lebens!

---

## Hamerling's neuestes Epos.*)

Besprochen von Oskar Bulle.

In einer kritischen Abhandlung über Hamerling — wenn ich mich recht erinnere findet sie sich in den „Literarischen Reliefs" von Ernst Ziel — las ich früher einmal als zusammenfassende Bezeichnung für die Eigenthümlichkeit der Hamerling'schen Dichtungsart den Ausdruck: „psychologische Epik". Mir ist nicht recht klar geworden, was damit eigentlich gesagt werden soll, denn die divinatorische Beanlagung des steiermärkischen Dichters, seine durch philosophische Schulung gesteigerte Fähigkeit, aus dem Leben des Einzelnen wie aus dem der Völker allgemeine und ideelle Grundzüge herauszulesen und dieselben mit dichterischer Wucht zu betonen, diese tiefgehende und auf den Grund des Geschehens hinabsteigende Art der poetischen Beschaulichkeit, für welche man auch den dummen Namen „Gedankendichtung" erfunden hat, schien mir durch das Wort „psychologisch" doch zu eng umgrenzt zu sein. Hamerling hat sich weder im „Ahasver", noch im „König von Sion", diesen beiden Epen, die bisher die Höhepunkte seines dichterischen Schaffens waren, darauf beschränkt, psychologische Probleme zu behandeln und zu lösen, sondern er ist über die rein psychologische, auch die völkerpsychologische, Betrachtungsweise hinaus zu dichterischen Verallgemeinerungen und zu einer Symbolisirung gelangt, welche sich schon unter weltgeschichtlichen, nicht bloß menschengeschichtlichen, Gesichtspunkten vollziehen. Das Ueberwuchern menschlicher Leidenschaften, wie es in den mit gleichmäßigem, merkwürdigem Dualismus der Empfindungen ausgestatteten Gestalten des Nero und des Jan von Leyden stattfindet, ist das Symbol eines Kampfes dunkler, ewiger Gewalten, der in der Seele der menschlichen Helden nur gleichsam andeutungsweise zum Austrag kommt, des Ringens zwischen Geist und Materie, welches allerdings nirgends besser als auf dem Schlachtfelde menschlicher Leidenschaften dichterisch aufgefaßt werden kann. Auch in der Art, wie Hamerling später den Mythus von Amor und Psyche behandelt hat, zeigt sich die Eigenthümlichkeit dieses Dichters, nach einer gleichsam transcendentalen Gestaltung der sich ihm aufdrängenden dichterischen Probleme hinzustreben und so den rein psychologischen Boden, auf welchem der Held der Dichtung nie über das Maß menschlicher Größe und über die Beschränkung menschlichen Wesens hinauswachsen kann, zu verlassen.

Wenn man aber auch nicht schon im Hinblick auf das bisherige Schaffen Hamerling's jene obenerwähnte Bezeichnung: psychologische Epik zu eng gefunden haben würde, so müßte man sie sicher jetzt aufgeben, nach dem Erscheinen seines neuesten Epos, des zwar merkwürdigen, aber in vieler Hinsicht großartigen „Homunculus". In dieser Dichtung findet das Bestreben Hamerling's, rein metaphysische Begriffe dichterisch zu versinnlichen und sich über das reale Stoffgebiet des Menschenthums mit kühnem Aufschwung zu erheben, seinen deutlichen Ausdruck. Freilich verläßt der Dichter dabei niemals so gänzlich den Boden der psychologischen Wirklichkeit, daß er etwa mit reinen Phantasiewesen spielte, die keine Beziehung zu unserem Menschenthume mehr haben würden. Im Gegentheil: er symbolisirt in das Menschenthum hinein und aus diesem heraus, und die Gestalten, die er schafft, wurzeln mit ihren Füßen in unseren gewöhnlichen, gesellschaftlichen Zuständen. Aber mit ihren Häuptern erheben sie sich auch dafür in die Regionen rein abstracter und willkürlich erfundener Begriffe, welche der Dichter durch den Zauberstab seiner Phantasie lebendig zu machen und mit Blut zu erfüllen weiß.

Wenn Hamerling in seinen früheren Epen lediglich die Aeußerungen des menschlichen Gefühlslebens, die Leidenschaften, in's dichterische Transcendentale hinüberspielte, so wendet er sich in dieser neuen Dichtung plötzlich zum Gegentheil herüber und versucht das einseitige Verstandesleben der Menschheit, wie es sich in gewissen geschichtlichen Perioden und so auch besonders in unserer Zeit in den Vordergrund drängt, in seinem Hinauswuchern über das irdische Maß des Geschehens poetisch darzustellen. Aber natürlich nicht etwa in der Art einer phantasievollen Verklärung der durch dieses gesteigerte Verstandesleben bewirkten Errungenschaften unseres Jahrhunderts konnte diese Darstellung sich vollziehen; zu einem Jules Verne ist Hamerling nicht geschaffen, und die sorglose Leichtigkeit, mit welcher der französische Phantast den Menschen sich hinauf zum Monde schwingen und hinab in's Meer tauchen läßt, unbeschwert von der Sorge um das eigene Ich, ist sehr verschieden von der Tiefsinnigkeit des deutschen Dichters, welche an den Schranken des eigenen Wesens das Streben des menschlichen Geistes in's Unermessene scheitern läßt. Das Selbstgefühl dieses rein verstandesmäßigen Strebens, welches vor keinem Hinderniß mehr zurückschrecken zu müssen glaubt, trägt in den Dichtungen des Franzosen einen gewissen Humor an sich, weil es nur im Widerspiel zu den seelenlosen Naturkräften geschildert wird; bei Hamerling, der es in einen Gegensatz zu den zurückgedrängten, aber immer wieder sich geltend machenden Gefühlsregungen der menschlichen Brust setzt, ist es dagegen mit einem tragischen Zug ausgestattet, der überall dort zur Satire umschlägt, wo jener Gegensatz sich in momentanen Mißständen unserer Zeit geltend macht. So finden wir denn auch, daß die in Rede stehende Dichtung mit einem doppelten Antlitz uns anblickt: sie trägt in einzelnen ihrer Theile den großartigen Gedankenflug des Dichters zur Schau, welcher in kühnen Allgeorien den Kampf, der in der menschlichen Brust sich abspielt, über das irdische Geschehene hinaushebt und dort in gewaltigen Zügen zum Austrage bringt; an anderen Stellen aber wieder verliert sie sich in einer satirischen Kleinmalerei, welche sich nur die vorübergehenden winzigen Streitigkeiten der Jetztzeit zum Vorwurf nimmt und auf diese kleinen Händel das antithetische Verfahren anwendet, welches nur bei einem größeren Gegenstand seine poetische Gewalt äußert. In diesen satirischen Capiteln hat deshalb auch die Schreibweise Hamerling's jetzt zuweilen einen griesgrämigen Zug, den sie früher, edler Begeisterung voll, niemals an sich trug und auch in den großen Partien des vorliegenden Buches mit ihren himmelstürmenden Allegorien nicht aufweist.

Der Homunculus Hamerling's ist wie der Goethe's in einer Retorte erzeugt, aus „rein materiell erzieltem, destillirtem Lebensurstoff" durch einen weisen Meister zusammengekocht. Der erste Versuch, den künstlichen Menschen zu erzeugen, mißlang diesem „hoch- und tiefgelehrten Doctor" einigermaßen, denn das Bürschchen, das beim ersten Male aus der Retorte sprang, erwies sich als überreif, wie ein echtes Kind der Neuzeit; es fing sogleich an zu recensiren und zu kritisiren und fühlte, kaum daß es geboren, den Weltschmerz und des Daseins Unlust, weil der Doctor, sein Erzeuger, zuviel Phosphor seinem

*) Homunculus. Modernes Epos in zehn Gesängen. (Hamburg und Leipzig, J. F. Richter.)

Digitized by Google

zarten Organismus zugemischt und auch seine Entstehung zum Menschlein unter der Glühhitze des Ofens allzuraſch gefördert hatte. „Des Gehirnes Masse glühte wie ein Kohlenmeiler ihm von Anbeginn, des hellen Intellectes Flammen schlug ihm schier über dem Haupt zusammen“ und er wußte seinem Schöpfer nur üblen Dank für seine Erschaffung. Diesem blieb deshalb nichts anderes übrig, als dieses erste materiell erzeugte, chemisch construirte Lebewesen, in dem das Leiblich-Materielle im Gegensatze zu dem Geist und Intellecte so schlecht weggekommen war, wieder zu vernichten und den vorhandenen Lebensurstoff zu einer neuen Menschenschöpfung zu verwenden, bei welcher er schon hinsichtlich der Zusammensetzung der Elemente und dann auch hinsichtlich der Ausbrütung des neuen Organismus vorsichtiger zu Werke ging. Er verpflanzte sein neu und „rationell gemischtes, zartes Protoplasma-Klümpchen auf geheimnißvolle Weise in den Mutterschooß der Gattin eines armen Dorfschulmeisters.“

Als vorüber nun der Monde
Neunzahl, trat an's Licht des Tages
Ausgereift und ausgestaltet,
Lebend und gesund, das zarte
Wunderkind, das ungezeugte.

Diese Entstehungsgeschichte des Homunculus, welche in dem ersten Gesang enthalten ist, bildet die symbolische Grundlage für das ganze Werk und ich habe deshalb ausführlicher bei ihr verweilt. Die Mischung, aus welcher das Wesen des neuen Menschenkindes besteht, ist, wie der Dichter immer wiederholt, nur eine rationelle: nicht die Natur, „die heilige, geheimnißvolle Mutter gab das Leben durch die Liebe, gab das Leben in der Liebe,“ wie es im Schlußgesang heißt, sondern der Verstand des Meisters maß nach einem ersten mißlungenen Versuche die Zusammensetzung der Lebensbestandtheile aus und verpflanzte nur durch oberflächliche Einimpfung seinen Urstoff auf den natürlichen Nährboden des Menschenthums. Das „Homunkelthum,“ von dem Hamerling später so oft spricht, ist also die zum selbständigen Leben und zu abgesonderter Wirksamkeit gekommene rein vegetative Seite des menschlichen Wesens, die in der Denkfähigkeit ihren höchsten Ausdruck findet, der aber die „Seele“ fehlt, das, was dem gewöhnlichen Menschen in Folge seiner Entstehung durch die Liebe eingepflanzt ist. Wir müssen der Eigenthümlichkeit dieser Abstraction, welche Hamerling mit „Homunkelthum“ benennt, immer eingedenk bleiben, wollen wir überhaupt sein Werk verstehen und müssen uns ihrer besonders bei den Theilen des Letzteren erinnern, in welchem Homunculus, oder Munkel, wie ihn Hamerling später immer abgekürzt nennt, in Folge der eigenthümlichen Zusammensetzung seines Wesens auf die Menge Einfluß gewinnt. Denn dieses ist ihm blos dadurch möglich, daß auch die ganze Menschheit schließlich in den „Homunculismus“ versinkt und ihrer besten angeerbten Gabe vergißt. Eine gewaltige und tiefe Satire liegt deshalb in allen diesen Schilderungen.

Homunculus wächst heran, wie andere Menschenkinder auch; er versucht sich in Vielem ohne einen Lebensberuf zu gewinnen und ist eine Zeit lang sogar Dichter, nicht weil er den Trieb zum Dichten fühlt, sondern weil er mit seiner klaren Erkenntniß so viele Seiten des menschlichen Lebens „entdeckt“, welche er Anderen mittheilen zu müssen glaubt. Erst als er findet, daß er schon ähnliche Vorläufer in solcher Mittheilsamkeit genug hat, als er den ganzen Kreis der modischen Dichtung durchirrt hat, ohne jemals auf eine noch nicht dagewesene Art zu dichten gestoßen zu sein, gibt er seine Versuche wieder auf. Es liegt viel Bitterkeit in dieser kurzen Stelle, welche „Munkels“ Dichterlaufbahn schildert, denn unverhohlen ist in ihr ausgesprochen, daß heute sogar das Homunkelthum, und zwar in erster Linie dieses, nach dem dichterischen Lorbeer strebt, nur weil die „begeisterten Gesänge ungeheueres Aufsehen machen,“ und ihre Urheber „so nebenbei und über Nacht“ zu berühmten Männern zu werden hoffen. — Munkel wirft bald genug das dichterische Metier bei Seite, denn seine praktische Natur versteht es nicht, Enttäuschungen geduldig zu ertragen. Er wird ein moderner Lebenskünstler, der in hunderterlei „modernen“ Berufen sich versucht und doch nirgends Genüge findet, denn ein ihm noch unklarer Zug seines Innern treibt ihn nach einem dunkelen Etwas hin. An dem Spieltisch eines Badeortes stehend, erkennt er plötzlich, worin dieses Ahnen seines Wesens besteht:

Da befiel auf einmal krankhaft
Ihn ein räthselhafter Zustand.
Stärker ward sein Puls und Herzschlag,
Ein gewisses Zucken spürt' er
Krampfig in den Fingerspitzen,
Vor den Augen ward es gelb ihm,
Flimmernd gelb — ein Schwindel faßt ihn...
Ach, der Aermste ahnte nichts noch
Vom Geheimniß seines Ursprungs! —
Seines Keimes Elementen
Dachte, um ihn mehr zu kräftigen
Auch ein Element des Eisens
Beizumischen der Erzeuger.
Er vergriff sich; in die Mischung
Kam ein Element von Golderz.
Dies Goldelement im Keime,
Stets verlangt es nach Erneurung,
Gleich den ander'n Elementen,
Und so lag ein räthselhafter
Durst nach Gold in Munkel's Blute.

Im raschen Fluge schildert nun der Dichter die Aeußerungen des Golddurstes, der ein Wesensbestandtheil des Homunkelthums ist. Munkel gründet eine große Zeitung, „Blatt für Alles und für Alle“, verfällt in die rücksichtslosesten Manieren des Preßpiratenthums und gewinnt dadurch in kurzer Zeit große Schätze und mit diesen große Bedeutung. Dann wird er „Gründer“ und bald ist er der Götze der Menge, der Beherrscher des Erdenrundes, dem die Völker ein Fest feiern, als er die erste „Billion“ zusammengegaunert hat. Aber über Nacht verliert er durch einen „Krach“ seine Billion wieder und stürzt sich in den Rhein, um zu sterben, als ihn ein Weib rettet. Es ist Lurlei, die Nixe. Dieselbe hat schon längst ihren einsamen Sitz auf dem Felsen aufgegeben und ist Abenteurerin geworden. Gelangweilt durch das Treiben der Welt wollte sie nun eben in ihre Nixenheimath zurückkehren, als sie den Munkel rettete.

Das herzlose Weib und der seelenlose Mann haben sich nun gefunden und vereinigen sich zum Bund für's Leben, nachdem sie den Nibelungenschatz gehoben und, nach einigen Versuchen, ihn sich gegenseitig abzulisten, in gemeinschaftlichen Besitz genommen haben. Sie gründen mit einem Heer von Abenteurern, die durch ihren Schatz sich verlocken lassen, auf der Insel „Eldorado“ den modernen Staat. Mit gewaltiger Satire schildert Hamerling diese Staatsgründung, die die Züge unserer politischen Einrichtungen in's Uebertriebene verzerrt an sich trägt. Die Gottheit des nackten Gesetzes, die elende Parteienwirthschaft, die halt- und gewissenlose Menge, welche durch einen großen Schreier sich leiten und verführen läßt, und schließlich den Durst nach Gold, welcher das ganze künstliche Gefüge wieder zerstört, sind mit bitterer aber großartiger Ironie skizzirt. Munkel, dem beim Zusammensturz des Staates Lurlei untreu wurde, kehrt von jenem fernen Eldorado wieder heim.

Eine neue Idee erfaßte ihn, die durch die extreme Wissenschaftlichkeit erzeugt ist: er unternimmt es, die Affen zu züchten und aus ihnen

Sich für seinen Zweck ein and'res
Taugliches Geschlecht von frischen,
Unverdorb'nen Lebewesen
Allgemach heranzubilden.

„Für seinen Zweck“ will er das unternehmen, nämlich für den Zweck, das Homunkelthum zur alleinigen Geltung zu bringen. Ueberraschend gelingt die Bildung des Affenstaates, dessen neue Bürger bald die Menschheit an Wissenschaft und technisch-mathematischen Fertigkeiten überragen, unterdrücken und

Digitized by Google

schließlich vertilgen wollen. Der Vertilgungskrieg der Affen gegen die Menschen, in dem die ersteren unter Führung ihres Königs Langhand und mit einem Schlachtplan,

Der gebaut war auf strategisch
Tactisch-technisch-planimetrisch
Hygrostatisch-hypsometrisch
Akrobatische Principien

die Oberhand behalten, bis ein Naturvolk ihr Affenthum listig zu ihrem Nachtheile benutzt, ist wieder eine köstliche, satirische Partie des Werkes.

Nachdem auch der Affenstaat und mit ihm eine dritte Form des Homunkelthums vernichtet ist, beschließt Munkel, ein neues Reich mit Hülfe des Judenthums zu errichten.

Mit geheimen Sympathien
Sah sich hingezogen Munkel
Zu dem unterdrückten Volke.
Jüd'scher Sinn und jüd'sches Wesen,
Jüdischen Verstandes Schärfe,
Aetzende, wie Scheidewasser,
Jüd'sche, dreist-verschlag'ne Thatkraft
Und noch manches and're Jüd'sche
Stand, so dünkt es ihn, erheblich
Nahe seinem eig'nen Wesen
Nahe dem Homunculismus.

Er führt die Juden, denen gegenüber sich Europa für insolvent erklärt hat, nach ihrer alten Heimath, nach Palästina, zurück, um dort ihr Reich neu zu errichten und ihnen ein neuer Messias,

Ein Messias des Verstandes,
Und mit besserem Erfolge
Als der arme Galiläer,
Der Messias war des Herzens
Und den Lohn am Kreuz gefunden

zu werden. Aber auch dieses neue Unternehmen scheitert, denn die Juden finden in dem kleinen Lande keinen Raum für ihre Thatkraft und kehren gerne nach Europa zurück, wo man sie, „den rechten Sauerteig im Völkerleben", schon vermißte. Vorher schlagen sie aber Munkel, weil er sie auf falsche Bahnen führte, an's Kreuz.

Dort hängt er nun, der Märtyrer für das Homunkelthum. Er möchte sterben und wehrt Anfangs dem Ahasver, der bei ihm geblieben ist und ihm die Bande lösen will, aber während er so da hängt, geht ihm endlich die Schopenhauer'sche Idee von dem Unwerthe des Lebens und von der Verneinung des Willens zum Leben auf, und sofort beschließt er, dieser Idee, die so würdig des Homunkelthums, zur Allgemeingültigkeit zu verhelfen. Er steigt nun mit Ahasvers Hülfe vom Kreuze herab und kehrt ebenfalls nach Europa heim, wo er nun über der Weltverneinung brütet und sie allenhalben predigt. Es gelingt ihm, alle Lebewesen zu der neuen Idee des Homunkelthums zu bekehren, der Wille zum Nichtsein wird allgemein und ein großer Congreß beschließt, daß in einer bestimmten Stunde auf der ganzen Erde dieser Wille durch energische Bethätigung Aller zur That werden soll.

Ineinanderzittern sollten
Aller Willenskräfte Ströme
Zu dem mystisch-metaphysisch-
Einheitlichen Willensschlusse:
Nicht zu wollen.

Die Stunde kommt und wirklich scheint das Ungeheuere zu gelingen. Die Sonne verfinstert sich und die Erde bedeckt sich mit Grauen:

Einen kurzen Augenblick, traun,
War's, als ob das Weltenschicksal
Nur an einem Faden hinge,
War's, als ob die Erde bebte,
War's, als ob ein Schauer ginge
Durch das Herz der Welt, der Dinge.

Aber plötzlich tritt aus ihrem dunkeln Vorhang die Sonne wieder hervor und lacht und lacht und die ganze Schöpfung lacht mit ihr und lebt wieder auf — denn ein Liebespaar küßte sich zur selben Stunde just an diesem Schicksalstage. — Es ist ein großartig gedachter Schluß, der durch den Zauber dieses einen Kusses der Weltverneinungsstimmung und dem Homunkelthum auf Erden bereitet wird: eine Antithese liegt in ihm, wie sie schöner und poetischer nie geschaffen wurde.

Munkel giebt nun alle Bestrebungen, dem Homunkelthum auf Erden zum Siege zu verhelfen auf und zieht sich in die Einsamkeit eines Gebirges zurück, wo er, nur in Gesellschaft eines drachenähnlichen Ungethüms lebend, sich auf das einzige Feld stürzt, auf dem er seine Kraft noch nicht erprobte: „das des Forschens, der Erkenntniß, auf das Feld der Wissenschaften". Er wird ein Weiser, ein Naturgewaltiger, der alle geheimnißvollen Kräfte des Daseins in seiner Hand bändigt. Er schafft sich dort neue, ebenfalls künstliche Lebewesen, indem er schwingende Stäbe zu Organismen umwandelt und faßt schließlich die kühne Idee, sich auf einem Fahrzeug, das er erfindet und baut, in den Weltenraum zu schwingen. In der Schilderung dieser Fahrt durch den unermeßlichen Raum, an den Schaaren der Gestirne vorbei, offenbart sich zum Schlusse in voller Großartigkeit das gewaltige Talent Hamerling's. Der Weltenfahrer streift auf seiner Bahn die Erde, überall Verwüstung anrichtend und nimmt den Leichnam der Lurlei mit sich herauf in sein überirdisches Dasein, dann hält er ein wildes Zwiegespräch mit dem Monde und schießt dann wieder hinaus in den unendlichen Raum, „in des Aethers hafenlosen Ocean".

So entlang Milchstraßen schweifend
Scheint der Fremdling, der Gigant
In dem rasend wilden Fluge
Selbst ein Staubgewölk von Welten
Aufzuwirbeln. Zum Kometen
Ward er und sein ird'scher Eigner
Ward zum „fliegenden Holländer",
Ward zum Ahasver des Weltraums.
Schweifen wird er immer noch
In des Himmels ew'gen Fernen,
Wenn getilgt des Erdenpilgers
Fluch und der gespenst'ge Segler
Längst erlöst im Hafen ausruht.

Es bedurfte ein Eingehen auf den Gang der Handlung in diesem Epos, um dem Leser das Wesen des „Homunkelthums" klar zu machen, wie es Hamerling versteht und darstellen will. Man wird sich des Umfanges dieses Begriffes erst recht bewußt, wenn man dem Dichter in alle Phasen, welche er denselben durchmachen läßt, nachfolgen kann und besonders der feinen Steigerung nachspürt, die des Homunculismus mangelhafte Gestaltung von der Aeußerung des gemeinen Golddurstes durch politische und wissenschaftliche Abirrung hindurch bis zu der Ausbildung der negativen Philosophie und bis zu der grandiosen Himmelsstürmerei erfährt. In diesem eben skizzirten Zusammenhange gewinnt erst das Werk Bedeutung und Sinn, während es in seinen Einzelheiten betrachtet wohl zuweilen Kopfschütteln oder wenigstens nur eine oberflächliche Neugierde erregen kann. Denn diese Einzelheiten führen zuweilen weit von der Grundidee des Dichters ab und fordern stets ein Nachbesinnen des Lesers auf das, was er bisher als wesentlich und bedeutungsvoll für den Inhalt des Ganzen erkannt hat. Auch finden sich in dem Werke wirklich zwei Capitel, welche gar keine oder doch nur geringe Beziehung auf den Gedanken von dem Homunkelthum haben: es sind dies erstens die „Literarische Walpurgisnacht" im fünften Gesange und dann die schon oben skizzirte Abschweifung auf das Judenthum, der achte Gesang, betitelt „Im neuen Israel". Die „Literarische Walpurgisnacht" ist ein Intermezzo nach Art der Goethe'schen Walpurgisnächte im „Faust", das heißt der Dichter fügt bei einer passenden Gelegenheit, wie sie die Hochzeit Munkel's mit Lurlei bietet, einen satirischen Gesang ein, dessen Inhalt abseits von dem Schicksal seines Helden liegt. So lustig und packend auch

Digitized by Google

dieser Gesang oft gerathen ist, so treffend auch die Classifizirung der neuen Dichterschulen ist, die Hamerling in ihm gibt, so wirkt doch meines Erachtens dieses Intermezzo nur störend und müßte eigentlich beim Vertiefen des Lesers in die Idee des Homunkelthums überschlagen und etwa später separatim nachgelesen werden. Auch das „neue Israel" fügt sich nicht homogen dem fortlaufenden und in einer Steigerung begriffenen Gang der Dichtung ein, wenn auch dieser Gesang durch seine Frische, seinen guten derben Witz und manche treffende Bemerkung auf den unbefangenen Leser große Wirkung ausüben mag. Die politische Ausartung des Homunkelthums war schon in der Schilderung des Staatswesens in Eldorado abgehandelt und für eine ethnische Ausprägung dieser Geistesrichtung, wie sie etwa im Judenthum stattfinden möchte, ist bei dem kosmopolitischen Tone, der die ganze Dichtung, dem Homunkelthum entsprechend, durchzieht, nicht die rechte Gelegenheit vorhanden. So macht dieser Gesang vom „neuen Israel" ebenfalls nur den Eindruck eines Intermezzo, welches dem Dichter wahrscheinlicherweise noch obendrein manche Angriffe und manche stille Feindseligkeiten auf den Hals ziehen wird.

Diese Intermezzi entsprechen übrigens ihrer ganzen Anlage und dem Tone nach, in dem sie ausgeführt sind, der satirischen, auf die kleinen Händel unserer Tage etwas kleinlich und griesgrämig reagirenden Richtung in dem Hamerling'schen Werke, die, wie ich im Eingange betonte, dem großartigen, poetischen Gedankenfluge, den er zuweilen unternimmt, oft störend und hemmend im Wege steht. Es ist, als wohnten zwei Seelen in dieser Dichtung, die zu keinem schönen Einklange kommen können, wo sie vermischt sich zeigen. Manche Verbissenheit und Verbitterung scheinen sich des Dichters bemächtigt zu haben und ihn in der reinen Ausübung seines heiligen Seherberufes zu stören. Jene oft kleinliche und bittere Satire bricht überall, mehr oder weniger, durch das großartig angelegte Gewebe seiner Dichtung wie mit Nadelspitzen hindurch, am meisten störend in der Schilderung von der Huldigung der Völker vor der Billion, dann in dem poetischen Excurs in „Eldorado" und schließlich in der Schilderung des wissenschaftlichen Homunkelthums in dem Gesange „die Affenschule."

Aber der gewaltige Eindruck, den die großartige Allegorie dieses Werkes im Ganzen macht, wird selbst durch diese oft mißrathene Satire nicht verwischt. Und er ist gewaltig! Noch niemals hat ein Dichter die kühne Idee gefaßt, ein seelenloses Menschenthum in seiner, trotz der herrlichsten Errungenschaften des Verstandes, dem ewigen Elende zueilenden Trostlosigkeit zu schildern, und nur selten ist eine ähnliche großartige und neue Idee so fruchtbar und beziehungsreich dargestellt worden. Die Beziehungen auf unsere jetzigen Zustände, die Hamerling dieser Idee angedeihen läßt, sind ja, wie ich vorhin sagte, oft entstellt durch kleinliche Gedankenreihen, die sich im Haupte und im Herzen des Dichters anspannen, aber wo sie rein hervortreten, wirken sie mit umso größerer Wucht. Wie treffend und kräftig ist entwickelt, wie sich das Homunkelthum im Golddurste äußert, der schließlich, in „Eldorado" zur wüsten Selbstzerstörung der Menschheit und zum Wahnsinne ausartet, mit welchem guten Humore ist die närrisch werdende Wissenschaft in der „Affenschule" verspottet und die lächerliche Consequenz philosophischer Theorien in dem Capitel „Sein oder Nichtsein" ad absurdum geführt. Und wie großartig und gewaltig ist der Schluß, das „Ende ohne Ende": der Verstand in seiner höchsten Potenzirung als ruheloser Pilger im Weltall umherirrend, friedlos, der Wohlthat bar, die „der schönste Tod vor Allem, das Ersterben in der Liebe" dem ganzen Menschen gewährt. Die Halbheit des Menschenthums, die innere Mangelhaftigkeit des künstlich gezüchteten, gemüthlosen Wesens, die heute so hoch in Geltung stehen und sich mit ihren „Errungenschaften" des Verstandes und der Wissenschaften so breit machen, haben in dieser Dichtung eine wuchtige und geistreiche Verurtheilung erfahren. Gleichwohl wird wohl dieses Werk nicht in breiten Kreisen wirken, denn es ist eben eine Eigenthümlichkeit des sich breit machenden Homunkelthums unserer Tage, daß es solche Einwirkungen, wie sie Hamerling ausüben will, nicht verspürt. Ein kleiner Kreis wird es aber um so freudiger aufnehmen und um so inniger verehren, und wegen der Uebrigen mag sich der Dichter mit dem Ausspruche trösten, den Mephistopheles that, als er den Homunculus in der Retorte erblickte:

Wer lange lebt hat viel erfahren
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn;
Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

---

## Helene Böhlau Al-Raschid Bey.

Unter diesem halb türkischen Namen hat die beliebte Weimarer Erzählerin neuerdings nicht weniger als drei Bücher auf einmal veröffentlicht: „Rathsmädelgeschichten" und die beiden Romane: „Reines Herzens schuldig" und „Herzenswahn". Es interessirt uns nicht zu erfahren, wieso die talentvolle junge Dame eine Namensbase des oft citirten menschensuchenden Harun Al Raschid geworden, denn das hat mit ihren drei kerndeutschen Werken nicht das mindeste zu thun. Daß aber eine bedeutsame Wandlung mit ihr vorgegangen, erhellt deutlich, wenn wir die genannten zwei Romane mit ihren früheren Novellen vergleichen. Damals ein frisches, keckes Erzählertalent voll scharfer Beobachtungskunst und mit einer starken Jean Paul'schen Ader, heute ein gequälter Geist, der sich in trübsinnigen Reflexionen verliert und fast alle Natürlichkeit, jeden Sinn für Composition und Maß eingebüßt hat. Es ist der Verfasserin nur mit Mühe noch möglich, ihr Thema festzuhalten, ihre Personen und deren Geschicke für sich sprechen zu lassen. Mitten in einem anscheinend beginnenden Liebesroman wickelt sie plötzlich das ganze Vorleben ihrer Heldin ab, um erst am Ende des Bandes den unterbrochenen Faden wieder aufzunehmen; die altklugen Sinnsprüche und geistreichelnden Gemeinplätze überwuchern die Handlung; Alles löst sich in Stimmungen, Empfindungsduselei, unkünstlerisches Einmengen des Autors auf. Am Angenehmsten wirkt sie noch da, wo sie festen Boden unter den Füßen hat und die Wirklichkeit einfach abschreibt.

Ohne Zweifel sind beide Romane mit persönlichen Reminiscenzen durchsetzt. Sie spielen offenbar in Weimar. Das Haus des großen Dichters ist das Goethehaus, der unglückliche Kammerherr Walther von Goethe, dessen eigentliche Tragik freilich nicht, wie die Verfasserin meint, in dem Mißgeschick, der Sohn eines berühmten Mannes zu sein, sondern in einem physischen Leiden lag, ist treu nach dem Leben geschildert, der gräfliche Leiter der Kunstakademie und sein Schwager, der Bildhauer vom Rhein, — Jedermann hat die wahren Namen zur Hand. Macht sich die Autorin auf Augenblicke von philosophischen Grübeleien los, dann gelingen ihr wohl auch anmuthige Schilderungen, wie die Doppelhochzeit, und satirische Bilder, wie die von der Suppenvereinssitzung. In ihrem überquellenden Humor neigt sie freilich stark zur Caricatur, wo alle Lebenswahrheit aufhört. Das geistliche Paar Machowsky und Vogel sind unmögliche Pastoren, auch wo sie den Rausch zur Entschuldigung haben; das Abenteuer im Dunkeln mit der Weinflasche in der Suppenschüssel entstammt einem bekannten Bilde der „Fliegenden Blätter". Aber uns erquicken diese komischen Einfälle nach all den Gefühlsschwelgereien nur um so mehr. Auch Scenen von tragischer Größe gelingen, wie der erste Besuch Dorotheas bei ihrem Geliebten oder der ewige Abschied von ihm. Das Alles steht in „Reines Herzens schuldig". Im „Herzenswahn", der einige schöne Schilderungen z. B. des Gartens und Treibhauses enthält, ist die Ausbeute geringer, aber auch hier zeigt sich überall die Meisterin der Stimmung.

Helene Böhlau hat sich eine eigene Romanheldin auserwählt: das unverstandene Mädchen. In beiden Romanen haben wir es mit einem solchen zu thun, und ohne Zweifel hat die Verfasserin dieser Gestalt, die ihr so sehr am Herzen liegt, Vieles und wohl Alles aus ihrem eigenen Wesen ver-

Digitized by Google

liehen. Die bekannte Roman- und Theaterfigur der unverstandenen Frau begreifen wir leichter; sie hat ein bewegtes Leben hinter oder in sich, ist meist unpassend verheirathet, findet ihr Ideal, berührt oder überschreitet die Schwelle des Ehebruchs und leidet unter allen Umständen mehr oder weniger an Hysterie. Wir können einer solchen Unglücklichen unsere Theilnahme nicht versagen; sie erzwingt, wenn sie tapfer kämpft, vielleicht sogar unsere Hochachtung. Aber das unverstandene Mädchen?! Ein Backfisch, eine höhere Tochter, von unreifem Herzen und unfertiger Bildung, launenhaft, empfindlich, verschlossen und bleichsüchtig, voll unklarer Ziele, für höchst alltägliche Gefühle außerordentliche Worte gebrauchend, krankhaft überspannt, und hinter all' ihrer weltschmerzlichen Philosophie irgend eine alberne Liebelei, denn Mephisto trifft mit seinem cynischen: „Es ist ihr ganzes Weh und Ach —!" besonders dem unverstandenen Mädchen gegenüber haarscharf das Richtige. Es ermüdet auf die Dauer, wenn diese halbreifen Heldinnen uns fortwährend mit dem Zustand ihres Herzens unterhalten und daran weltumspannende Betrachtungen knüpfen. Dabei erfahren wir doch herzlich wenig Positives von dem intimsten Seelenleben dieser jungen Geschöpfe, und vergeblich erwarten wir eine Analyse ihres gesammten Empfindens und Lebens, Mittheilungen aus jenem Reiche, wo das Psychische in's Physische hinüberspielt, und wie übergewaltig spricht nicht dieses bei dem Weibe mit! Doch in solchen Fällen läßt uns nicht nur Helene Böhlau, sondern die ganze Frauenschriftstellerei im Stich. Das Beste, Eigenste, was sie wissen, sagen uns die Damen ja doch nicht. Da müssen wir uns wohl an jene Männer halten, die mit dem Blicke des Genies auch die dunklen Gründe der Mädchenseele erforscht haben, an Goethe (Faust), an Björnsen, an den verpönten Zola, an Balzac, der den Unterschied von Unschuld und Jungfräulichkeit so haarscharf präcisirt hat und dafür von Julian Schmidt schulmeisterlich ausgelacht wurde.

Ja, es sind seltsame und im Grunde herzlich uninteressante Wesen, diese unverstandenen Mädchen! Sie fühlen sich unglücklich in ihrer Familie und in der Welt überhaupt, sie seufzen, geberden sich wie unartige Kinder und weltschmerzeln dabei, und fragen wir nach dem Urgrund ihres Verdrusses, so stellt es sich heraus, daß sie lediglich verliebt sind, unglücklich lieben. Die Eine verzehrt sich nach einem abwesenden jungen Maler, den sie nur dreimal gesehen, und als sie die Todesnachricht erhält, versinkt sie wieder in ihren gewohnten Gram, nur noch tiefer, will sich vergiften, aber läßt es natürlich bleiben, denn das unverstandene Mädchen ist einer That überhaupt unfähig. Ihre Seelenverwandte ist Dorothea in „Reines Herzens schuldig". Dieselben nebelhaften Gefühle, das nämliche anspruchsvolle Philosophiren über Dinge, die ein unerfahrenes Mädchen gar nicht ausdenken kann, doch spielt sich hier wenigstens die Liebesgeschichte vor unseren Augen ab. Bezeichnend ist, daß die unverstandene Jungfrau sich immer unverständig verliebt. Dort in einen Schwindsüchtigen, hier in einen verheiratheten Mann. Und in beiden Fällen wird die Liebe von ihr vorweg als hoffnungslos, als Fatum aufgefaßt und jeder Widerstand, jeder Kampf für sie aufgegeben. Kismet, sagt der Türke.

Das bringt uns nun darauf, auch die Helden der Verfasserin einer kleinen Prüfung zu unterwerfen. In „Reines Herzens schuldig" ist es der herkömmliche unwiderstehliche Vetter aus Amerika, der in dem Frauenroman von jeher spukt. Da wird uns fortwährend von der großen und tiefen Leidenschaft der beiden Verliebten vorgeschwärmt, aber weshalb das Hinderniß zu ihrer Vereinigung, nämlich seine rechtsgültige Ehe mit der abwesenden Amerikanerin, unüberwindlich sein soll, darüber sprechen sich weder die Liebenden, noch die Verfasserin aus. Darum erweckt es den Eindruck, als ob der Galan seine Liebe im Grunde nur wie ein pikantes Abenteuer behandle, obwohl das mit seinen empfindungsreichen Reden stark im Widerspruche steht. Weshalb läßt er sich nicht scheiden von seiner Frau? Am Ende kann er ja auch ein Türke werden und dann Beide behalten. . . . Im „Herzenswahn" aber ist der Held der Onkel und Rathgeber des jungen Mädchens, ein Sonderling, der sich viel in der Welt herumgetrieben und mit einem reichen Schatze von Lebenserfahrungen heimkehrt, ein Philosoph, der die altbewährtesten Sätze unserer Pantheisten als nagelneue eigene Weisheit auftischt, stets mit Salbung spricht, von Güte überfließt und dem Mädchen, wie die kluge Mutter ganz richtig bemerkt, den Kopf nur noch mehr verdreht. Nebenbei ist er Dichter oder wollte einst ein solcher werden, weshalb er einmal überflüssiger Weise in seine freien Rhythmen ergießt, was Goethe schon viel schöner vor ihm gesagt hat. Und dieser anspruchsvolle, unausstehliche Schulmeister ist so schlapp, daß er seinen von Allen mißhandelten Liebling nicht einmal in Schutz zu nehmen vermag. Sogar das Giftfläschchen gleitet der Todessehnsüchtigen mehr aus der Hand, als daß er es ihr entreißt. Zum Glück endigt hier der unerquickliche Roman, denn daß das unverstandene Mädchen sich in den alten Onkel verliebt und daß alsdann das Seufzen und Philosophiren erst recht angehen wird, das läßt uns die Verfasserin bloß ahnen.

Wenn wir uns so über diese sentimentalen und krankhaften Romane weidlich geärgert haben, so wirkt das dritte neue Buch von Helene Böhlau: „Rathsmädelgeschichten" wie eine Erquickung. Welch herzerfrischendes, liebenswürdiges, entzückendes Werkchen! Sie erzählt uns da die lustigen Mädchenstreiche ihrer Großmutter und deren Schwester, die in Weimars goldenen Tagen aufgewachsen sind, geliebt und getollt haben, schildert uns das Kleinleben jener classischen Zeit, die unbedeutenden Alltagsmenschen, die im Schatten der großen Dichter gelebt und läßt die letzteren — wohl mehr Dichtung als Wahrheit! — gelegentlich selbst auftreten. Karl August, mit den berüchtigten Rathsmädeln frühstückend, die Nähschule, vor Goethe ihre Knixe einübend, August von Goethe, um seiner Liebschaften willen gehänselt und beim Vater verklatscht, der junge Schopenhauer, schon ganz Menschen- und Weiberfeind, die Theegesellschaften seiner Mutter störend, Ottilie v. Pogwisch, Fräulein von Knebel und Andere. Mit sonnigem Humor sind die Lectionen der alten Kummerfelden und diese ehemalige Komödiantin selbst geschildert, sowie die Gelegenheitsdichterin Muskulus, und nirgends wird man durch einen carikirten Zug gestört. Die Verfasserin der zwei Romane findet man höchstens in den gelegentlichen Betrachtungen wieder, die ihr nun einmal Herzensbedürfniß sind, aber auch hier stört nichts Ueberspanntes und keine anspruchsvolle Selbstverständlichkeit, und bei dem letzten Capitel, wo das „Gomelchen" und ihr Enkelkind redend eingeführt werden, zwingt die Erzählerin jeden Leser zu rührendem Mitgefühl. Ohne Zweifel sind die „Rathsmädelgeschichten" viel früher als die zwei Romane geschrieben, lange vor dem türkischen Beinamen. Will man das ganze Talent von Helene Böhlau kennen und lieben lernen, so greife man nach diesem schönen Buche, dem die Verfasserin noch viele ähnliche nachfolgen lassen möge. Die ungesunde türkische Manier wird sie hoffentlich ablegen; es wäre sonst ein künstlerischer Selbstmord. Z.

## Feuilleton.

### Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Ich verkehrte in Kreisen aller Art und hatte vollauf Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß dieses Urtheil ein allgemeines war, wenn es auch hier und dort vorsichtiger oder weniger gehässig oder geradezu mit dem aufrichtigen Bedauern ausgesprochen wurde, daß diese guten und lieben Menschen so unklug handelten. Eine andere Auslegung, als daß Ernst der begünstigte Liebhaber seiner Schwägerin sei und Emanuel aus Schwäche dieses Verhältniß dulde, schien es gar nicht geben zu können. Von diesem Gerede hatte man sogar in der Fakultät Notiz genommen,

Digitized by Google

als sie ein Gutachten darüber abzugeben hatte, ob Ernst eine Professur zu verleihen sei. Konnte seine wissenschaftliche Bedeutung auch nicht fortgeleugnet werden, so fiel die Anerkennung doch sehr gemessen aus und ein absichtlich etwas mysteriös gehaltener Passus ließ ahnen, daß seine Berufung nicht erwünscht sei. Sie erfolgte denn auch nicht. Ebenso war Emanuel bei einer städtischen Neuwahl übergangen worden. Mich ärgerte dieser Klatsch; ich hielt es für meine Pflicht, ihm entgegenzuwirken, so viel ich vermöchte. Zu diesem Zweck mußte ich aber erst sicher sein, daß nichts an der Sache sei. Ich ging zu Tante Albertine, um Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen. Die alte Dame war in der traurigsten Gemüthsverfassung. Auch an ihr Ohr waren alle die bösen Reden getragen. Sie zeigte sich sehr unglücklich darüber. Aber was kann man den Leuten antworten? sagte sie, fortwährend im Weinen. Sie haben ja doch Augen zum Sehen. Es ist alles so, wie sie's sagen. Ich kann Ernst nicht entschuldigen, Emanuel nicht bemitleiden, Julie nicht verstehen. Sie sind doch keine Kinder und thun gerade, als ob sie mit aller Welt Versteckes spielen könnten.

Aber man müsse sie doch aufmerksam machen — meinte ich.

Ich habe mir kürzlich ein Herz gefaßt, entgegnete sie, aber es ist ja mit ihnen gar nicht zu reden. Sie haben auch von anderer Seite schon dies und das zu hören bekommen, wollen aber nicht zugeben, daß die Leute Recht haben. Ganz im Gegentheil! Sie ereifern sich gegen Jeden, der ihnen einen freundschaftlichen Rath ertheilt, wie gegen einen lächerlichen Menschen, wenn nicht wie gegen einen boshaften Verleumder. Eine alte Klatschbase habe ich mich nennen lassen müssen — ich! Meine treuesten Absichten sind verkannt, alle verwandtschaftlichen Rücksichten mißachtet. Tief beleidigt bin ich von ihnen geschieden und betrete ihre Schwelle nicht mehr.

Sie wollten es also nicht wahr haben —?

Wie vom Himmel gefallen waren sie, oder stellten sich so. Als ob es gar nicht möglich wäre, daß so etwas passiren könne. Ihnen wenigstens. Als ob es eine Albernheit sei, da auch nur an eine Gefahr zu glauben! Und wie lieb ich sie doch habe — ach! es ist zum erbarmen.

Von der so gekränkten Dame war also kein Beistand zu erwarten. Obgleich es mir schien, daß die Freunde meine Einmischung nicht wünschten, beschloß ich doch zu thun, was ich unter solchen Umständen für meine Schuldigkeit hielt: sie ernstlich zu warnen. Noch war vielleicht nichts Unrechtes geschehen — ich glaubte so gern daran — aber jedenfalls trieben sie ein gefährliches Spiel, mit einander. Es ließ sich nicht verantworten, sie so mit verbundenen Augen am Rande eines Abgrundes sich tummeln zu sehen.

Eines Abends, als ich die drei zu Hause fand, sagte ich ihnen offen heraus, was ich über sie reden gehört hätte und was ich selbst davon dächte. Ernst wollte gleich wild auffahren, aber Emanuel winkte ihn mit der Hand nieder und sagte in ruhigem Ton: Was lohnt's sich darüber zu ereifern? Wir erfahren ja da nichts Neues mehr. Es steht einmal fest, daß ich einen spitzbübischen Bruder und eine treulose Frau habe — man will es so und es ist natürlich so. Dagegen ist mit Worten gar nicht aufzukommen.

Aber vielleicht mit Thaten, meinte ich.

Er zuckte die Achseln. Gegen offenkundige Thatsachen? fragte er spöttisch. Es ist doch nun einmal richtig, daß ich mehr als zwanzig Jahre älter bin, als meine Frau, und daß ich einen Bruder habe, der gegen mich ein Jüngling, und daß er unser Hausgenosse ist und seine Schwägerin sehr verehrt. Hat man mehr gebraucht, um sich daraus eine Geschichte zusammen zu reimen? Was können wir thun, ihre Absurdität nachzuweisen?

Sie können dem Gerede der Leute die Nahrung entziehen, antwortete ich, indem Sie sich von Ihrem Bruder trennen. Er müßte selbstverständlich nicht nur Ihr Haus, sondern auch die Stadt verlassen.

Ich bemerkte, daß Frau Julie, die über ihre Stickerei gebeugt dasaß und sich ganz stumm verhalten hatte, rasch die Hand gegen das Auge bewegte, als ob sie eine Thräne fortzuwischen hätte. Ich konnte aber auch irren.

Sehen Sie aber nicht, sagte Emanuel lebhafter, daß darin gerade die sicherste Bestätigung der Richtigkeit jener thörichten Voraussetzungen läge? Man könnte ja den Leuten gar nichts Lieberes thun, als ihnen auf solche Weise Recht geben. Und was wäre für uns selbst damit gewonnen? Ja, wenn ich wirklich Grund hätte, zu fürchten, daß meine Frau, daß mein Bruder mich mit der Zeit doch betrügen könnten ...

Emanuel weiß, daß das unmöglich ist! rief Ernst mit dem Ausdruck wahrhaftigster Ueberzeugung, und Julie sah zu ihm mit einem offenen Blick auf, in dem kein Falsch sein konnte.

Es ist unmöglich, wiederholte er, und darum lasse ich mich nicht beirren. Ernst ist der ehrlichste Mensch von der Welt und mein Bruder — er liebt mich, er ist mein Freund. Ich wäre ein erbärmlicher Wicht, wenn ich ihm mißtraute! Und könnte ihn doch eine Schwäche anwandeln — ah! man kennt meine Frau nicht, wie ich sie kenne, wie Ernst sie kennt. Sie wird nie ihre gelobte Pflicht verletzen! Ich weiß wohl, daß ich ihr wenig sein kann — wir sind im Lebensalter zu sehr verschieden, und ich war auch in jüngeren Jahren wenig lebenslustig, immer einseitig beschäftigt, nur für meine kaufmännischen Machinationen interessirt, auf den Erwerb bedacht — ich bin ein Durchschnittsmensch, ohne besondere Fähigkeiten und ohne besondere Bedürfnisse — ich habe kein Verständniß für die Wissenschaft, für die Poesie und Kunst — ich brauche nicht das, was man Vergnügen nennt. Leidlich kann ich bei alledem meiner Frau nur sein, wenn ich ihr die volle Freiheit lasse, Neigungen zu folgen, die ihrer höheren Natur gemäß sind. Und wenn Gott mir nun einen Bruder gegeben hat, der mit mancherlei Eigenschaften begnadet ist, die mir fehlen und die ihn in den Stand setzen, sich meiner Frau lieb und werth zu machen — soll ich erschreckt sein über diese glückliche und beide beglückende Sympathie, soll ich mit thörichter Eifersucht dreinfahren und mir selbst die Freude an dem besten, das mir geschenkt ist, zerstören? Ich spreche mich darüber ganz offen aus — zum ersten Mal und zum letzten Mal. Es ist ja möglich, daß Ernst und Julie, wenn das Schicksal sie in anderer Weise zusammengeführt hätte, sich als zwei für einander bestimmte Wesen erkannt und vereinigt haben würden. Es ist möglich —! aber noch lange nicht gewiß. Und wenn auch — was ist damit gesagt? Eine solche Phantasierechnung stimmt nie, weil die Wirklichkeit nun einmal eine Zahl eingestellt hat, die das Resultat beeinflußt, wir mögen uns wehren, wie wir wollen. Julie ist meine Frau geworden, mein Bruder lernte sie kennen als meine Frau. Das Gefühl, das sie nun für einander haben können, und wäre es das wärmste, setzt sich danach nothwendig Schranken, die für seine Natur von Bedeutung werden müssen. Es verletzt keine Pflicht, und ich gönne es ihnen neidlos. Versteht man sie und mich nicht — das müssen wir tragen. Und nun — sprechen wir nicht weiter davon.

Ich ehrte seinen Willen und lenkte sogleich auf einen anderen Gegenstand über. Ernst war sehr nachdenklich geworden. Als ich ging, drückte er mir an der Thür nochmals die Hand und sagte leise: ich komme morgen zu Dir, wir haben noch weiter zu verhandeln.

Ernst kam. Nach seinem Aussehen mußte ich annehmen, daß er eine schlechte Nacht gehabt hatte. Das behauptete er denn auch selbst. Lieber Freund, sagte er, bald nach der Begrüßung auf das gestrige Gespräch zurücklenkend, mein Bruder hat mir die Augen geöffnet. Ich habe mich bisher in einer Art Traumzustand befunden und aus ihm mich selbst und Alles um mich her beurtheilt. Nun bin ich durch seine ehrliche Aussprache aufgerüttelt und frage mich: hat er Recht? In dem Einen gewiß, daß ich nie vergessen werde, was ich ihm schuldig bin, daß ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als ihn tödtlich kränken würde. Sein Vertrauen baut auf Felsen. Aber auch in dem Anderen? Ich weiß nicht, ob er mich da recht erkennt und ob ich selbst mir da vertrauen darf. Mein Gefühl für Julie ... Ich habe bisher gar nicht darüber nachgedacht, gab mich nur ganz dem seelischen Wohlbehagen hin, einen Menschen — oder sage auch ein Weib — gefunden zu haben, in dem ich ganz aufzugehen im Stande war, ein vollbefriedigendes Verständniß für mich zurückempfing. Was ist das für ein Gefühl? Ich habe nie zu einem weiblichen Wesen in einem Verhältniß gestanden, nach welchem ich es messen könnte. Freundschaft ist's aber nicht. Es beseligt mich ganz anders; es verschönt die Gestalt, in deren Innerstes es eine Gegenneigung sucht; es hat Macht über mein Sinnliches. Und so kann ich's nicht anders deuten, wie ich's auch vernünftig zu beschränken bemüht bin, als daß es — Liebe ist.

Digitized by Google

Und Julie? fragte ich.

Es ist nie ein Wort unter uns gesprochen, versicherte er, das nicht die ganze Welt hätte hören können; nie haben wir Zeichen einer unerlaubten Vertraulichkeit gewechselt. Aber ich bin innigst überzeugt, daß ihr Gefühl für mich dasselbe ist, das in mir für sie lebt — vielleicht noch heute ihr unbewußt, während mich bereits bange Zweifel umtreiben, wie es mit unserer Pflicht gegen den Mann bestehen kann, den wir so hoch verehren. Und wenn das nun wirklich Liebe ist, dann haben die Leute ja doch Recht, mag es auch Emanuel nicht wahr haben wollen, und es bleibt uns — seinetwegen — nichts anderes übrig als Trennung.

Dazu kann auch ich nur freundschaftlich rathen, antwortete ich, seine Hand schüttelnd. Noch ist diese Neigung keine Leidenschaft, oder die Leidenschaft einzudämmen. Wenn sie erst ihrer Natur gemäß nach dem Besitz des geliebten Gegenstandes strebt —

Siehst Du, fiel er ein, das ist's, was mich auch jetzt noch stutzig machen könnte: dieses Streben ist mir ganz fremd geblieben. Die seelische Gemeinschaft befriedigte mich so vollkommen, daß das Verlangen nach körperlicher Annäherung mindestens sehr unschuldig blieb. Aber man spricht ja vom Wachsen einer Leidenschaft und nennt sie etwas Elementares. Gerade deshalb freilich, weil sie's ist, glaube ich nicht daran, daß sie ihre Natur zu ändern vermag. Ist sie heute nicht gefährlich, so wird sie's auch morgen nicht sein. Und auch für Julie möchte ich gutstehen. Dennoch fühle ich wohl, daß ich hier nicht weiter am Platze bin. Ich sage Emanuel ehrlich, was ich für Julie empfinde, und er wird's begreifen, daß ich mich entferne — vielleicht im Innersten auch loben. Dir aber danke ich für Deine treue Sorge. —

Nach einigen Wochen reiste er wirklich ab, gleich bis Paris, wo er zur Erweiterung seiner Wissenschaft das freieste und ergibigste Feld zu finden hoffen konnte. Er blieb vier Jahre dort, ohne seinen Aufenthalt auch nur zu einer Besuchsreise in die Heimath zu unterbrechen. Längere Zeit enthielt er sich auch fast ganz des brieflichen Verkehrs mit seinem Bruder. Erst als Julie auf ihres Mannes Wunsch die Correspondenz übernahm, wurde er mittheilsamer, und dann wurden regelmäßig fast jede Woche Briefe gewechselt. Es war immer ein häusliches Fest, wenn der seine anlangte und oft durfte auch ich ihn lesen. Im dritten Jahre seiner Abwesenheit sprach ich Ernst in Paris. Er war ganz unverändert, ein Einsamer unter Millionen, und doch kein Einsiedler und noch weniger ein Menschenfeind.

Ist man nun über uns beruhigt? fragte er. Ich antwortete: man spricht nicht mehr über euch. Er lachte. Das ist auch die ganze Errungenschaft! Denn geändert hat sich sonst gar nichts — gar nichts.

Ich hätte glauben mögen, daß er sich täusche, wenigstens in seinem Bruder und Julie. Ihnen waren rasch aufeinander zwei Kinder geboren, ein Mädchen und ein Knabe. Emanuel schien der glücklichste Vater, und eine sorgsamere und zärtlichere Mutter erinnerte ich mich noch nicht beobachtet zu haben. Und doch hatte Ernst wohl das Richtige getroffen: sein Ausscheiden hatte ihrem Verhältniß zu einander keine andere Form und kein anderes Wesen gegeben. Wie sie Beide einmal waren, so konnten sie sich gegenseitig auch nicht mehr oder weniger werden. Selbst die Kinder beschäftigten sie kaum gemeinsam; jeder Theil liebte sie in anderer Weise, und mit ihnen zu spielen verstanden eigentlich Beide nicht recht. Es war auch merkwürdig, daß sie, wenn sie mir mit gerechtem Stolz die niedlichen Geschöpfchen vorführten, immer gleich auf Ernst zu sprechen kamen, auf dessen Namen übrigens der Knabe getauft war: was der an ihnen für eine Freude haben würde — wie er sie in sein Herz schließen möchte — was ihnen an dem guten Onkel nicht fehle! Emanuel konnte dann ganz schwermüthig werden, und Julie kamen unwillkürlich Thränen in die Augen. Ernst war überhaupt immer ihr drittes Wort, ich möchte sagen: ihr einziger Unterhaltungsstoff; sie vermißten ihn schmerzlich, sie sehnten sich Beide nach ihm und fühlten das Bedürfniß, einander davon kein Geheimniß zu machen.

(Schluß folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Aus den Kunstausstellungen.

Wenn Herr Schulte mit der jüngst geschlossenen Lenbach-Ausstellung einen Sensationserfolg erzielt hat, so wird er sich seiner Collection Düsseldorfer Aquarelle gegenüber mit dem bescheideneren, aber darum nicht minder aufrichtigen Danke der Kenner und Liebhaber begnügen müssen. Die Malerei in Wasserfarben ist bei uns nicht entfernt so populär, wie beispielsweise in England. Erst in neuerer Zeit hat sie an Boden gewonnen und, allerdings nicht ohne bisweilen über die Grenzen ihrer Darstellungsmittel hinauszugreifen, gezeigt, daß sie auf allen Stoffgebieten der Oelmalerei Concurrenz zu machen vermag. So wirkt ein in Sturm und Regen auf der Landstraße dahinziehendes Leichengefolge von Walter Petersen durchaus wie ein Oelgemälde von flüssig durchsichtigem Farbenauftrag. Das Bild ist übrigens nicht nur technisch interessant, es zeigt zugleich, wie keck die jüngeren Düsseldorfer von den sicheren ausgetretenen Pfaden ihrer Vorgänger abgewichen sind. Vom Winde schräg herabgepeitscher Regen, eine aufgeweichte Landstraße, eine Anzahl schwarz gekleideter Männer mit fliegenden Rockschößen und mühsam fest gehaltenen Hüten, ein paar flatternde Chorhemden und ein Leichenwagen, das Ganze in schnellem Tempo in das Bild hineineilend, so daß der Beschauer nirgends eine Vorderansicht gewinnt, das sind die einfachen realistischen Motive, deren Mischung ein einheitliches Stimmungsbild ergibt, das an Wirkung den nach sentimental-idealen Recepten componirten Erzeugnissen nicht nachsteht.

Der Hauptbestand der Schulte'schen Ausstellung gruppirt sich um drei renommirte Landschafter. Chr. Kröner ist der berufenste Maler des deutschen Mittelgebirges in Sommer- und Herbststimmung mit Waldstaffage. Blankenburg und die Externsteine liefern ihm dieses Mal die Motive für Flachlandschaften mit mäßig gewellten Terrainabschnitten. E. Dücker's Domäne ist die Ostsee, für deren eigenartige Form- und Farbengeheimnisse er stets neues Interesse zu erregen weiß. Sein Strand von Arcona zeigt einen weißen Brettersteg, der in das wechselnde, leicht bewegte Wellenspiel hineinragt. Wie die kurzen Ostseewogen, so verschieden von der lang rollenden Brandung der Nordsee, in dunkelgrünem und violettem Farbenschimmer dem Strande zuspülen, ist fein beobachtet und charakteristisch wiedergegeben. Die Dünenformation von Wangeroog, auf deren Höhe sich das Fischerdorf mit Leucht- und Kirchthurm erhebt, während die Sandmasse sich nach dem Vordergrund hin zu einer Mulde vertieft, bildet das Motiv eines zweiten, nicht minder reizvollen Strandbildes. Unter den drei Aquarellen Dücker's, die sich mit den landschaftlichen Schönheiten Livlands beschäftigen, ist eine winterliche Waldparcelle in der Nähe von Andern die in Licht- und Luftstimmung gelungenste. An einem klaren Wintermachmittag fährt ein Landwagen auf verschneitem Waldweg in das Bild hinein. Rechts und links zeichnet sich das feine Gezweig, seines Blätterschmuckes entkleidet, scharf umrissen gegen den klaren Himmel ab. Zum Theil mit spitzem Pinsel gemalt, nur in den hellen Luftschichten breit und doch flüssig angelegt, ist das Ganze ein Bildchen von discretestem Farben- und Formenreiz.

Die great attraction der Ausstellung ist eine Collection von etwa einem Dutzend landschaftlicher Skizzen in Wasserfarben von Andreas Achenbach. Sie entstammen alle einer im großen Publikum beinahe vergessenen, nach unserer Meinung besten Schaffensperiode des Künstlers von der Mitte der fünfziger bis zur Mitte der sechziger Jahre. Damals hatte man in ihm noch nicht den ersten Marinemaler seiner Zeit entdeckt, er mühte sich noch auf Grund ernsten Studiums der Niederländer, der nordischen und mitteldeutschen Binnenlandschaft ihre verborgensten Schönheiten abzugewinnen. Wie es ihm in jener Zeit gelang, mit sicherem Blick die charakteristische Eigenart einer Gegend zu erfassen, sie sofort bildmäßig zu sehen und in die ihr angemessene Licht- und Luftstimmung zu rücken, dafür zeugen diese mühelos, in einem Wurf entstandenen Skizzen. Mit unter den dünn aufgetragenen Farben noch erkennbaren Bleistiftstrichen fixirt der Künstler die großen Umrißlinien, um dann sofort nach Andeutung der nothwendigsten Lichter und Schatten, ohne besondere Rücksicht auf die Localfarben, auf das Gesammtcolorit hinzuarbeiten. So kommt es denn, daß das Skizzenhafte der Ausführung sich bei mäßigem Zurücktreten für das Auge total verliert, daß man in geringer Entfernung einen fertigen, lebensgroßen Achenbach mit all' seinen unverkennbaren Vorzügen zu sehen glaubt. Uns will bedünken, als handle es sich hier um eine Collection, deren Erwerbung sich ein Institut wie die Nationalgalerie nicht entgehen lassen sollte.

Ein paar italienische Architekturbilder von A. Schill, zwei farbenprächtige orientalische Straßenscenen von dem Römer Gustavo Simoni und mehrere Frauengestalten in mittelalterlicher Tracht, von Wilhelm Sohn in Kreide gezeichnet, bestreiten die sonstigen Unkosten der Schulte'schen Ausstellung.

Der Gurlitt'sche Salon in der Behrenstraße wendet sich mit dem Hauptstock seiner Ausstellung vorwiegend an das Interesse der Topo- und Ethnographen. Die oberen Räume werden durch 57 Oelstizzen des Norwegers Otto Sinding gefüllt, der das landschaftlich Schöne auf den Lofoten zwischen dem 67. und 69. Grad n. Br. aufsucht. Daß es einem Maler mit gesunden Augen, kräftiger Farbenempfindung und entschlossener Faust gelungen ist, uns den originellen Reiz einer wenig gekannten nordischen Felsküstenlandschaft zu erschließen, ist nicht zu leugnen. Aber das

Digitized by Google

Interesse, das er zu erregen weiß, ist, wie schon bemerkt, ein wesentlich topographisches, zum Einzelbesitz reizen diese tüchtig gemalten Bildchen, die uns die Frage nach der Individualität des Malers ersparen, nicht, sie wären dagegen eine treffliche Acquisition für das ethnologische Museum. Das tüchtige Können Otto Sinding's hat sich bisher meist an zu großen Leinwandflächen erschöpft, hier erscheint es uns für den engen Rahmen zu robust. Sein Talent dürfte in der mittelgroßen Bildfläche den geeignetsten Spielraum finden. Auf die Einzelheiten der mehr oder weniger ausgeführten Veduten einzugehen, verbietet uns die Unkenntniß der Darstellungsobjecte, die eine Controle unmöglich macht.

Die Querwand des Erdgeschosses wird durch die Portraits und Studienköpfe eines jungen Berliner Künstlers, R. Scholz, eingenommen. Das größte dieser Bildnisse, ein Mädchen von etwa 13 Jahren, in ungezwungener Haltung auf einem Stuhl sitzend, war uns bereits von der Jubiläumsausstellung her bekannt und erregte durch den schlichten Realismus der Auffassung unsere Aufmerksamkeit. R. Scholz gebietet über achtbare malerische Qualitäten, die er ohne Prätension in den Dienst der Naturwahrheit stellt. Es kommt ihm zunächst darauf an, das rein Aeußerliche der Erscheinung, wie es sich jedem gesunden Auge darbietet, zum Ausdruck zu bringen. Wenn er sich dabei zu sehr an der Oberfläche hält, so entspricht das vorläufig seinem technischen Können und zeugt von weiser Selbstbeschränkung.

Der Künstlerverein überrascht im Architektenhause durch die dankenswerthe Ausstellung von vier Portraits des Engländers William Blake Richmond. Seit der Jubiläumsausstellung hat man sich daran gewöhnt, mit einer gewissen gezwungenen Achtung von dem zu sprechen, was jenseits des Canals gemalt wird. Gerade Richmond hatte sich vor zwei Jahren eines großen wohlverdienten Erfolges zu erfreuen. Die vier im Architektenhause zur Schau gestellten Portraits werden seinen Ruf nicht mindern, aber auch nicht wesentlich zu seiner Vergrößerung beitragen. Richmond beherrscht die Technik der Oelmalerei, aber er hat in ihrer Anwendung etwas unsicher Tastendes. Am besten gelungen ist der Kopf des Directors unseres Kupferstichcabinets Dr. Lippmann. Kräftig im Farbenauftrag, keck im Hinsetzen der Glanzlichter, zeigt er nur in der Behandlung des Barthaares jene Unsicherheit, die sich vor der Staffelei im überhäufigen Zurücktreten und vielfarbigem, auf bestimmte Entfernungen berechnetem Stricheln äußert. Das Bismarck-Bildniß ist tüchtig gemalt und vor Allem prächtig modellirt, aber die Gesammtfärbung des Gesichtes hat etwas fremdartiges kreidig-rosiges, das wir am Reichskanzler nicht kennen. Im Ganzen genommen ist es ein recht ähnliches Zufallsbild, das gar nicht den Anspruch erhebt, den Charakter der dargestellten Persönlichkeit zu erschöpfen. Die beiden lebensgroßen Portraits des englischen Botschafters Sir Edward Malet und seiner Gemahlin sind vorwiegend decorativ gehalten. Nachlässig in der Behandlung des compacten Hintergrundes, mit den Stoffen sich vornehm flüchtig abfindend, verrathen sie von der Eigenart des Künstlers, wie von der den gemalten Individuen so wenig als möglich. **Georg Malkowsky.**

## Notizen.

Der Dom zu Köln, Die Roßtrappe, Fata Morgana von W. von der Mühle. (Altona, Schlüter.) — Drei Sagen in epischer Behandlung, leichtflüssig, still und bewegt, wie es aus echtem Dichterherzen quillt. Man braucht nur das schöne Lied auf Seite 14 zu lesen, um dem Verfasser ein poetisches Talent zuzuerkennen, das noch nicht auf der Höhe seiner Gestaltungskraft steht, aber gewiß noch manches Schöne schaffen wird.

Rumänische Volkslieder. Uebersetzt von W. Rudow. (Leipzig, H. Barsdorf.) — Unter den neueren Uebersetzern gebührt Rudow jedenfalls eine hervorragende Stelle, denn vergleicht man die vorliegende Sammlung von Verdeutschungen aus dem Rumänischen mit den früheren gelegentlichen Versuchen, z. B. mit Kotzebue's Verballhornungen, so wird man von hoher Achtung vor seiner Treue und Formgewandtheit erfüllt. Der Volkston ist überall vorzüglich getroffen und dabei auch der rumänische Erdgeruch sehr gut gewahrt. Lichtvoll und verständig ist die Einleitung, welche den rumänischen Volksgeist nach seinen dichterischen Erzeugnissen behandelt und es dabei an culturhistorischen Ausblicken nicht fehlen läßt.

Der altindische Geist in Aufsätzen und Skizzen von Michael Haberland. (Leipzig, Liebeskind.) — Der bekannte Kenner indischer Cultur und Poesie, der sich schon in seinen früheren Indischen Legenden als ein tief poetischer Denker erwiesen hat, bietet hier eine bunte Folge von culturhistorischen Aufsätzen über das indische Alterthum, wobei er stets aus den Quellen schöpft und dieselben auch in wahrhaft befruchtender Weise zu benutzen versteht. Reiche Belehrung bieten die Abhandlungen über die indischen Götter, das Schachspiel, die Lothosblume, Buddha, die indische Frau; feuilletonistische Meisterwürfe sind die Artikel über die zur Schau ausgestellten Singhalesen und über Goethe's indische Legenden, zu deren Verständniß er sehr wichtiges und reiches Material herbei bringt; voll anregender Gedanken und belehrender Aperçus sind die Skizzen und Aphorismen, welche Bausteine zur indischen Bildungsgeschichte und Mythologie liefern; viel Neues enthalten die knappen Bemerkungen über die altindische Gesellschaft. Es entrollt sich vor unseren Augen das Bild eines herrlichen Volksgeistes, allem Schönen und Erhabenen offen, Schöpfer der edelsten Religion, rastlos denkend und grübelnd, aber krank, apathisch, schwermüthig und darum stabil durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart. Diese Züge hat Haberlandt mit dem Auge des Gelehrten verfolgt und dem Geist eines Dichters geschildert.

Sturmvögel. Deutschnationale Kämpfe von Karl Pröll. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Unser geschätzter Mitarbeiter, der wackere journalistische Vorkämpfer für die Erhaltung des Deutschthums in Oesterreich, hat in dem vorliegenden Heftchen einige Gedichte, meistens Gelegenheitserzeugnisse, zusammengestellt, die ebenfalls der von ihm vertretenen Sache dienen. Sie sind voll patriotischen Feuers und in markigem Tone geschrieben; echte politische Lieder, die hoffentlich als Sturmvögel weithin flattern in die Grenzgaue unseres Stammes. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch einer anderen kleinen Schrift desselben Verfassers gedacht, die schon früher erschien, nämlich des Büchleins: Vergessene deutsche Brüder. Wanderungen im Böhmerwald und im Sachsenlande Siebenbürgens (Leipzig, Philipp Reclam), welches Reiseschilderungen enthält und Eindrücke verarbeitet, die das patriotische Gefühl eines jeden Deutschen mächtig erregen müssen. Beiden Schriften rufen wir ein herzliches: Glück auf! zu auf ihrem Wege zu den vergessenen deutschen Brüdern.

Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt von V. Chiavacci. (Wien und Teschen, Carl Prochaska.) — Jeder der Wiener Zeitungen liest, kennt diesen frischen, lustigen und echt urwüchsigen Local-Plauderer, kennt die famose „Frau Sopherl vom Naschmarkt", die durch ihn in die Literatur eingeführt wurde, und hat den Zauber schon gespürt, den seine Stücklein und die Meisterschaft, mit welcher er in ihnen den echten „Weaner" in Sprache und Handeln zeichnet, auf Alle, auch auf Norddeutsche, ausüben. Wir begrüßen deshalb diese neue Sammlung der Chiavacci'schen Skizzen mit Freuden, erbauen uns nochmals herzlich lachend an den Meisterwerken der localen Kleinschilderei und empfehlen sie allen Freunden eines gesunden, wenn auch oft unter Thränen lächelnden Humors auf's Angelegentlichste.

Die Bregenzer Klause. Schauspiel in fünf Acten von Hermann Lingg. (München, Theodor Ackermann.) — Der große Lyriker und Epiker beherrscht wie in den meisten seiner früheren Dramen auch in diesem neuesten, nicht vollständig die Kunst des geschlossenen Aufbaues und der Vereinheitlichung der Handlung. Er hat den Stoff des vorliegenden Werkes fast vollständig und ohne wesentliche Aenderungen anzubringen, aus der schon früher von ihm veröffentlichten Erzählung: „Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege" herübergenommen und diese Novelle eigentlich nur in Dialoge und Monologe umgesetzt. Aber er hat dabei übersehen, daß nicht jeder Stoff für beide Kunstgattungen gleich geeignet ist und daß, trotz einzelner echt dramatischen Motive, welche die epische Schilderung mit sich heraufführt, doch der Zusammenhang des Ganzen der dramatischen Geschlossenheit entbehren kann. Zwei Handlungen sind es, die in der Novelle gefügig ineinander geschlungen, im Drama widerspenstig einander stören: die Liebe einer Abenteuerin zu den Sohn des schwedischen Generals Wrangel und der Conflict zwischen soldatischer Ehre und Vatersliebe, in den ein schwedischer Hauptmann sich gestellt sieht. Beide Handlungen haben an sich nichts Gemeinschaftliches, sollen aber doch in einem gemeinschaftlichen Höhepunkte sich treffen. Hierdurch kommt in die Composition des Dramas eine große Zerfahrenheit, die auch in jenem Höhepunkte nicht gänzlich ausgetilgt wird. Das Stück erscheint auf diese Weise nur wie eine Reihe von nebeneinander gestellten Scenen, die zwar in sich inhaltreich und bewegt genug sind und deren Sprache oft eine gewaltige Kraft verräth, denen aber eine große, Alles bändigende Einheit fehlt. Immerhin bleibt aber Lingg's neuestes Werk eine bemerkenswerthe Leistung, die von den großen Eigenschaften ihres Erzeugers genug an sich trägt, um nicht in dem Schwall der Dutzendschreibereien unterzugehen.

Mit den sechs Bänden der vierten Serie wird der von Paul Heyse und B. Laistner herausgegebene Neue deutsche Novellenschatz (München, Oldenbourg) vorläufig beschlossen. Der 19. Band enthält L. Ganghofer's prächtigen „Herrgottschnitzer von Ammergau", die Erzählung, nach der das beliebte oberbayerische Dialectstück dramatisirt wurde, eine stark in Storm'sche Romantik getauchte Skizze „Verzaubert" von Hans Arnold und „Cezar Grawinsky" von Adelheid Weber. Letztere Geschichte ist ohne Zweifel eine der schönsten Perlen dieser Mustersammlung; eine Variation des Themas der brüderlichen Nebenbuhlerschaft, so kraftvoll in der psychologischen Zeichnung und so eigenartig in der Stimmung, daß man kaum auf eine weibliche Verfasserschaft schließen würde. Uebrigens ist die Autorin unseren Lesern keine Unbekannte, denn unser Feuilleton brachte im vergangenen Jahr aus ihrer Feder eine längere Charakterstudie: „Annicke", welche alle Vorzüge, die „Cezar Grawinsky" auszeichnen, in fast noch höherem Maße vereinigt und überdies einen warmherzigen, erquickenden Humor verräth.

Digitized by Google

## Inserate.


**Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

Soeben erschienen und sind in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig:

**Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montegelas (1799—1817).** Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg. Oktav. XVI u. 574 S. Eleg. brosch. ℳ 10. — Eleg. geb. ℳ 12. —

**Eicken,** Dr. Heinrich von, **Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.** Oktav. XVI u. 822 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

**Simonsfeld,** Dr. Henry, **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Mit Unterstützung der historischen Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zwei Bände. Oktav. XXXVIII u. 888 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 20.—

— „ — **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Eine historische Skizze. (Geschichtlicher Teil aus dem II. Band vorstehenden Werkes.) XI und 201 S. Eleg. brosch. ℳ 6.—

**Specht,** Franz Anton, **Gastmahle und Trinkgelage bei den Deutschen** von den ältesten Zeiten bis ins neunte Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. kl. Oktav. 61 S. Eleg. brosch. ℳ 1.20.

**Günthert,** Julius Ernst von, **Gedichte.** kl. Oktav. IV u. 173 S. Eleg. brosch. ℳ 2,25. Eleg. geb. ℳ 3.—

**Schack,** Adolf Friedrich Graf von, **Aus zwei Welten.** Erzählungen und Bilder. kl. Oktav. IV u. 433 S. Eleg. brosch. ℳ 4.— Eleg. geb. ℳ 5.—

**Schack,** Adolf Friedrich Graf von, **Walpurga. Der Johanniter.** Zwei Trauerspiele. kl. Oktav. 195 S. Eleg. brosch. ℳ 2.25. Eleg. geb. ℳ 3.—

**Roscher,** Wilhelm, **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XII u. 864 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

**Finanz-Archiv.** Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. Georg Schanz. Vierter Jahrgang. II. Band. Oktav. VIII u. 619 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

**Dehio, G., u. Bezold, G. v., Die kirchliche Baukunst des Abendlandes.** Historisch und systematisch dargestellt. 2. Lieferung. 10 Bogen Text mit einem kartonnierten Atlas in Folio von 39 Tafeln. ℳ 20.—

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

**Poetische Werke von Adam Mickiewicz,**

übersetzt von **Siegfried Lipiner.**

Band II.

**Todtenfeier (Dziady).**

**Mit erklärender Einleitung.**

XXXII u. 284 S. gr. 8. Geh. ℳ 6.—; geb. ℳ 7.—

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Brasilianische Novellen**

von

**Luise Schenck.**

**Mit einem Vorwort von Gustav Freitag.**

Inhalt: An der Barra. — Senhor Padrinho. — Mis' Ere. — Auf Krücken der Liebe.

Preis geheftet: ℳ 6.— In elegantem Leinband gebunden: ℳ 7.—

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien soeben: **Rumänische Volkslieder,** übersetzt von **W. Rudow.** 1888. Eleg. br. ℳ 2.70. geb. ℳ 3.30.

**Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,** Schwester Friedr. d. Gr. **Von ihr selbst geschrieben.** 2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.— **Durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

Soeben erschien in der **Schlüter'schen** Buchhandlung (Wilh. Halle) in **Altona** (Elbe):

**Der Dom zu Köln,**

die Roßtrappe, Fata Morgana

von

**W. von der Mühle.**

Mit einem Lichtdruck des Kölner Doms. Miniatur-Ausgabe in feiner Ausstattung, Originalband mit Goldschnitt 3 ℳ.

Dieses feinsinnige Festgeschenk ist zu beziehen durch jede gute Buchhandlung.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Der junge Goethe.**

Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776.

Herausgegeben von

**Salomon Hirzel.**

Mit einer Einleitung von Michael Bernays.

**Zweiter, unveränderter Abdruck.**

3 Theile. 8. Preis: geh. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—

**Antiquar. Lager-Kataloge:**

No. 1: **Theorie und Geschichte der Musik. Praktische Musik.** No. 2: **Philosophie.** Gratis und franko zu beziehen.

☛ Auch zum Ankaufe ganzer Büchersammlungen, sowie einzelner werthvoller Werke, hält sich der Unterzeichnete empfohlen.

**Richard Bertling** in **Dresden-A.**

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte

**Lingg'sche Erdprofil**

der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite

**im Maßverhältniß 1 : 1 Million,**

eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.

1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt ℳ 21.—
1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text ℳ 24.—
1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text ℳ 20.—

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XXXII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
FEB 23 1888
LIBRARY

№ 5. Berlin, den 4. Februar 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Socialistenfrage im Reichstage. Von Karl Walcker. — Zur Geheimmittelfrage. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Demokratie und Aesthetik. Von Julius Duboc. — Die Quellen zu einem Leben der Frau von Staël. Von Heinrich Breitinger. — Eine Scharnhorst-Biographie. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

### Die Socialistenfrage im Reichstage.

Von Karl Walcker.

Das Socialistengesetz von 1878 und die 1888 in einer Novelle vorgeschlagenen Verschärfungen desselben, die gegenwärtig den Reichstag beschäftigen, sind am besten gesondert zu betrachten. Es wäre ohne Zweifel zu wünschen, daß die Socialdemokratie ihre revolutionären Bestrebungen aufgäbe, und daß das Socialistengesetz in Folge dessen überflüssig würde. Soweit sind die Dinge indeß noch nicht gediehen; und die fortschrittlichen, demokratischen und socialistischen Declamationen gegen das „Ausnahmegesetz" beruhen meist auf Begriffsverwirrung, wie auch der verstorbene nationalliberale Leipziger Reichstagsabgeordnete Dr. Eduard Stephani um 1880 in einer Wählerversammlung treffend ausführte. Der vage Ausdruck Ausnahmegesetz kann sehr verschiedene Dinge bezeichnen. Namentlich sind Verstöße gegen die Gleichheit vor dem Gesetz und gerechtfertigte Specialbestimmungen wohl zu unterscheiden. Wenn der Staat, ungefähr im Geiste der älteren englischen und festländischen Gesetzgebung, nur den Arbeitgebern, aber nicht auch den Arbeitern Coalitionsfreiheit gewähren, sogar die antisocialistischen Gewerkvereine und freien Hülfskassen verbieten wollte, so wäre das ein verwerfliches Ausnahmegesetz. Wenn der Staat dagegen den Socialdemokraten revolutionäre Bestrebungen verbietet, so ist das keine Ausnahmebestimmung; denn solche Bestrebungen waren und sind überhaupt keiner Person, oder Partei, weder Jakob II., Karl X. und Polignac, noch Welfen oder Polen erlaubt. Ausnahmegesetze verschiedener Art kamen auch in anderen Ländern nicht selten vor, z. B. in England zur Zeit der französischen Revolution, wiederholt in Irland, 1865 ff. in den Vereinigten Staaten gegen die Rebellen, ferner in Frankreich, in Italien ꝛc. Das erste Socialistengesetz wurde nach Georg Adler lange vor 1878 in der demokratischen Republik Zürich erlassen. Das liberale oder, wie Andere sagen, demokratische, bei deutschen Fortschrittsmännern sehr populäre Ministerium Crispi-Zanardelli legte im December 1887 dem italienischen Parlament einen Strafgesetzbuchentwurf vor, der im § 1 das Streben nach der Wiederherstellung des Kirchenstaates mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht. Das geht noch weit über das deutsche Socialistengesetz und die Novelle von 1888 hinaus. Staatsfeindliche Reden und Handlungen von Geistlichen werden im § 173 und 174 des neuen italienischen Strafcodex mit Gefängnißstrafen von ½ Jahr, 1 Jahr bis zu 3 Jahren und Geldstrafen von 500, 1000 bis 3000 Francs bedroht. Das deutsche Strafgesetzbuch bedroht vorbereitende Handlungen zu hochverrätherischen Unternehmungen mit Zuchthaus bis zu 3 Jahren oder Festungshaft von gleicher Dauer. Im Vergleich zu dieser, nicht speciell auf Socialdemokraten bezüglichen und nothwendigen Bestimmung erscheinen bloße Verbote socialistischer Schriften oder Vereine auf Grund des Socialistengesetzes als eine Milderung, nicht als eine Verschärfung des gemeinen Strafrechtes. Die bei manchen Gegnern und Freunden des Socialistengesetzes spukende Vorstellung, daß nach der Aufhebung desselben alle auf Grund des Socialistengesetzes erlassenen Verbote überhaupt in Wegfall kommen müßten, ist übertrieben. Man kann allenfalls darüber streiten, ob das Strafgesetzbuch eine Handhabe zum Verbote der Lasalle'schen Agitationsbroschüren und ähnlicher Schriften liefert oder nicht. Es ist dagegen unzweifelhaft, daß z. B. Most's, von verbrecherischen Stellen wimmelndes Liederbuch schon auf Grund des Strafgesetzbuches verboten werden konnte und sollte; obgleich es erst auf Grund des Socialistengesetzes verboten wurde.

Kurz, der Grundgedanke des Socialistengesetzes, der z. B. im ersten Absatze des § 1 hervortritt, ist gesund. Schon § 35 des 1868, lange vor 1878, erlassenen Genossenschaftsgesetzes enthält eine ähnliche Bestimmung, die in der Roßberg'schen Textausgabe des Socialistengesetzes mit abgedruckt ist. Etwas Anderes ist natürlich die Frage, ob alle Bestimmungen des Socialistengesetzes glücklich formulirt und stets in richtiger Weise angewendet worden sind. Gegen den zweiten, vom öffentlichen Frieden und der Eintracht der Bevölkerungsklassen sprechenden Absatz des § 1 könnte man einwenden, daß dadurch den Socialisten sogar ein berechtigter Kampf gegen Mißbräuche von Arbeitgebern und gegen Geheimmittelschwindler unmöglich gemacht würde. Das wäre indeß offenbar eine falsche, zu weit gehende Auslegung des Gesetzes. Auf Grund desselben sind zahlreiche Verbote von Druckschriften, Vereinen, Hülfskassen und Auflösungen von Versammlungen erfolgt. Im Allgemeinen scheint das Gesetz in sachgemäßer Weise gehandhabt worden zu sein; obgleich in einzelnen Fällen Socialisten und sogar Antisocialisten gegenüber der Kritik der Kornzölle und des neuen Branntweinsteuergesetzes zu enge Grenzen gezogen worden zu sein scheinen. Die Socialisten beklagen sich ferner darüber, daß sie 1887 von der Polizei an Strikes verhindert worden seien. Darauf ist indeß zu entgegnen, daß die Socialisten in manchen Orten in jedem Sommer sportmäßig Strikes in Scene zu setzen pflegten; und daß es Rechte gibt, die nur selten, in äußersten Fällen, ausgeübt werden sollen. Dahin gehören das Strikerecht und das Recht der Kriegserklärung. Selbst die französischen Chauvinisten würden

Digitized by Google

es nicht dulden, wenn eine französische Regierung alljährlich im Sommer in Europa (also abgesehen von den kleinen Colonialkriegen) einen Krieg anfangen wollte.

Nach F. Reusch bestand früher in Oesterreich die Einrichtung, daß verbotene Bücher (zu denen sogar Schriften deutscher Classiker als protestantische Geisteserzeugnisse gehörten) zuverlässigen Personen gegen ein Schein zu wissenschaftlichen Zwecken von den öffentlichen Bibliotheken geliehen wurden. Eine ähnliche Einrichtung ist in Bezug auf verbotene socialistische Schriften und Zeitschriften aus verschiedenen Gründen empfehlenswerth. Staatsmänner, Volksvertreter, Nationalökonomen, Redacteure conservativ und gemäßigt liberaler Zeitschriften und Zeitungen können den Socialismus nur dann mit Erfolg bekämpfen, wenn sie auch seine neuesten Erscheinungsformen, seine Selbstwidersprüche und schwachen Stellen, kennen. Verläumdete Fabrikanten und Polizeibeamte können im Auslande lebende socialistische Schriftsteller oder Redacteure nur dann wegen Verläumdung verklagen, wenn sie von den betreffenden Angriffen überhaupt Kenntniß erhalten; und ein unbedingtes Verbot socialistischer Schriften leistet dem Wahne der verführten socialistischen Arbeiter Vorschub, daß die Vertheidiger des Bestehenden nicht im Stande seien, die Socialisten zu widerlegen; obgleich solche Widerlegungen für tüchtige und sachkundige Antisocialisten eine leichte Sache sind. In einer anderen Beziehung bedarf es dagegen einer wesentlichen Verschärfung nicht des Socialistengesetzes oder Strafgesetzbuches, wohl aber der polizeilichen und gerichtlichen Praxis. In Deutschland werden häufig politische und wirthschaftliche Versammlungen von Antisocialisten durch Socialdemokraten gesprengt oder gestört, und die Friedensbrecher bleiben straflos; während solche Leute nach H. Semler in den Vereinigten Staaten sofort verhaftet und streng bestraft werden. Sie müßten im Deutschen Reiche ebenfalls nach Artikel 124 und 125 des Strafgesetzbuches wegen Hausfriedensbruches und Landfriedensbruches bestraft werden, denn solche Putsche sind gleichsam Generalproben der von der Socialdemokratie erstrebten Tragödie der socialen Revolution. In Berlin erfolgte bereits 1887 eine Verurtheilung von Socialisten, welche eine antisocialistische Versammlung gestört hatten.

In der ersten Lesung der 1888er Novelle zum Socialistengesetze sprachen die Abgeordneten Singer und Bebel von angeblichen Mißbräuchen, von angeblichen agents provocateurs. Die Frage, ob und in wie weit diese Behauptungen begründet sind, könnte nur durch eingehende Untersuchungen gelöst werden. Selbst wenn alle diese Dinge sich genau so verhielten, wie sie geschildert wurden, so würden sie im Princip nichts gegen das Socialistengesetz beweisen. Das Unwesen der agents provocateurs stand, wie schon sein Name zeigt, hauptsächlich in Frankreich in Blüthe, welches nie ein Socialistengesetz nach deutscher Art gehabt hat. Ein solches Unwesen kann in einem Staate vorkommen, der kein Socialistengesetz hat; und ein Staat, der ein Socialistengesetz hat, kann von einem solchen Unwesen frei sein. Mißbräuche nach Art der agents provocateurs können sogar von einfachen Privatpersonen begangen werden. In London kam z. B. 1886 nach übereinstimmenden Nachrichten deutscher Zeitungen verschiedener, auch fortschrittlicher, Parteifarbe Folgendes vor. Die Redaction der „Pall Mall Gazette" veranstaltete eine Privatenquête über die Prostitution in London. Ein Redacteur des genannten Blattes veranlaßte dabei eine Kupplerin, ein junges, anständiges Mädchen zum Schein zu entführen, und wurde dafür verurtheilt. Er behauptete, keine böse Absicht, nur ein humanes, socialwissenschaftliches Motiv gehabt zu haben; gab jedoch die behauptete Thatsache an und für sich vollständig zu. War das deutsche Socialistengesetz etwa daran schuld, daß dieser radicale Londoner Zeitungsredacteur ein agent provocateur wurde? Selbst im freien England gibt es eine geheime Polizei zur Abwehr der irischen Dynamitverschwörer; und in den Vereinigten Staaten gibt es sogar Privatinstitute, welche geheime Polizei treiben. Die Organisation der Molly Maguire, einer irischen Mörderverbindung unter den amerikanischen Bergleuten, wurde z. B. durch solche Geheimpolizisten aufgedeckt und unschädlich gemacht. Die Polizisten ließen sich nämlich nach dem „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) zum Schein in den Geheimbund aufnehmen.

Die Socialistengesetz-Novelle von 1888 wurde nach der ersten Lesung im Reichstage einer Commission überwiesen. Nach den Aeußerungen, welche im Reichstage und in der Presse von Nationalliberalen und Freiconservativen gemacht wurden, scheint es heute, am 31. Januar, daß die Novelle ganz abgelehnt werden wird, daß das Socialistengesetz selbst indeß auf zwei oder mehr Jahre verlängert werden wird. Jedenfalls gehören zur Ueberwindung der Socialdemokratie noch andere Dinge, namentlich wissenschaftliche und populäre Widerlegungen des Socialismus und positive, den socialen Frieden fördernde Reformen.

## Zur Geheimmittelfrage.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

(Schluß.)

Die bestehende Gesetzgebung bietet aber auch zur Bekämpfung des Geheimmittelschwindels mehr und bessere Handhaben als gewöhnlich angenommen wird. Der gegenwärtige Rechtszustand ist durchaus nicht hülflos gegen den Geheimmittelschwindel und kann sehr viel dazu beitragen, denselben einzuschränken, wenn er nur richtig ausgenutzt wird. Vor Allem müssen die bestehenden Gesetze strenger, sorgsamer, mit mehr Wachsamkeit und Entschiedenheit als bisher gehandhabt werden, denn viele Klagen über die jetzigen Zustände beruhen nicht auf dem Mangel an gesetzlichen Bestimmungen, sondern auf der Nicht- bezw. saumseligen Anwendung derselben. Nicht mit Unrecht wird unseren Richtern zum Vorwurf gemacht, daß sie zu gern geneigt seien, auf das Niedrigste der im Strafgesetz angedrohten Strafen zu erkennen und erst bei erschwerenden Umständen über das niedrigste Strafmaß hinauszugehen, während doch die Absicht des Gesetzgebers dahin gehe, daß auf das niedrigste Strafmaß nur bei einer für den Angeklagten besonders günstigen Sachlage erkannt werden solle. Ebensowenig wie die Messerhelden durch leichte Strafen abgeschreckt werden, ebensowenig lassen die Geheimmittelschwindler, welche große Summen verdienen, sich durch winzige Geldstrafen abschrecken, nur hohe, das Geschäft auf die Dauer unvortheilhaft machende Geldstrafen können wirken. Die §§ 263, 230, 360 Nr. 8, 367 Nr. 3 des Reichsstrafgesetzbuchs, 147 Nr. 3 und 56 Nr. 9 der Reichs-Gewerbe-Ordnung, die Kaiserl. Verordnung vom 4. Jan. 1875, § 2 des Nahrungsmittelgesetzes v. 14. Mai 1879 enthalten scharfe Strafbestimmungen und nicht zu verachtende Mittel zur Bekämpfung des Geheimmittelschwindels, indeß läßt sich nicht in Abrede stellen, daß unsere Gesetzgebung doch in einigen sehr wichtigen Punkten der Ergänzung bedarf. Das Geheimmittelunwesen hat seine heutige Ausdehnung nur durch Benutzung der Presse gewinnen können und läßt sich wesentlich nur durch den Wegfall der Hülfe der Presse einschränken. Vollständig eine moderne Industrie, wenn auch nur Schwindel- und Betrugsindustrie, gebraucht das Geheimmittelunwesen auch alle Hülfsmittel einer solchen, vor Allem die Reclame und hat zu diesem Zweck die 25 Soldaten Gutenbergs in seinen Sold genommen. Wie unsere moderne Industrie wartet der Geheimmittelschwindel die Nachfrage nicht mehr ab, sondern bietet sich an und versucht durch alle denkbaren Mittel die Nachfrage herauszulocken. In dem Annoncen- und Reclamentheil unserer Zeitungen wird mit dem Anpreisen aller Geheimmittel grober Unfug getrieben und hat die betrügerische Reclame immer größeren Umfang gewonnen. Zum Aergerniß aller anständigen Menschen und zum Hohne der Staatsgewalt machen sich täglich in der Presse freche und schmutzige Anpreisungen von Geheimmitteln in einer Weise breit, daß der gesunde Menschenverstand mit Erstaunen fragt, wie es möglich sei, daß der Staat solche Annoncenschande und offenbaren Betrugsversuche stillschweigend dulden könne. Durch

Digitized by Google

die schwindelhaften Anpreisungen wird namentlich die weniger gebildete und bemittelte Bevölkerung verleitet, auf Kosten ihrer Gesundheit unverhältnißmäßige große Summen auszugeben. Es ist leicht erklärlich, daß die Bevölkerung, wenn sie jeden Tag ein Geheimmittel mit einem gelehrten und daher achtungeinflößenden Namen in der Zeitung angekündigt findet und wenn ihr schwarz auf weiß bestätigt wird, daß Medicinalräthe und Chemiker, welche aber nichts weiter als Beutelschneider sind und häufig nicht das Recht haben, den angenommenen Titel zu führen, das Geheimmittel für gut und unfehlbar wirkend befunden haben, schließlich den Glauben gewinnt, daß das angekündigte Mittel helfen müsse. Leider hat unsere Presse aus Gewinnsucht dieses betrügerische Treiben durch Aufnahme der Annoncen und sogar durch den Reclametheil kräftig unterstützt und nur verhältnißmäßig wenige unserer Zeitungen haben vorgezogen, den großen materiellen Gewinn zu verschmähen und eine ehrenvolle Ausnahme zu machen. Diesem mächtigen Vorschub der Presse kann aber mit einem Schlage ein Ende gemacht werden, es bedarf dazu nur einer gesetzlichen Bestimmung, welche die öffentliche Ankündigung und Anpreisung von Geheimmitteln und von solchen Arzeneimitteln, deren Verkauf untersagt oder beschränkt ist, verbietet. In einzelnen Theilen Deutschlands haben wir solche Bestimmungen, aber leider läßt die Anwendung derselben, weil über die Rechtsbeständigkeit Zweifel obwalten, viel oder alles zu wünschen übrig. Andere Gebiete haben nicht solche gesetzliche Bestimmung. Man hat nun diesen äußerst fühlbaren Mangel zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Stellen durch Erlaß von Polizei-Verordnungen abzuhelfen gesucht, so in der allerneuesten Zeit durch die bereits erwähnten Polizei-Verordnungen des Königl. Polizei-Präsidiums zu Berlin und des Regierungspräsidenten zu Magdeburg. Indeß ist die Regelung des Geheimmittelwesens zu wichtig und auch nach der Natur desselben nicht geeignet, durch unzählige Polizei-Verordnungen geregelt zu werden, dieselbe kann gesunder Weise nur durch Reichsgesetz geordnet zu werden. Das Ziel der Polizei-Verordnungen ist höchst billigenswerth, aber der Geltungsbereich ist zu enge. Es handelt sich nicht nur um Berlin und Magdeburg, sondern um ganz Deutschland, deshalb muß an Stelle der örtlichen Polizei-Verordnung das Gesetz für das ganze Reich treten. Die Folgen der beiden Polizei-Verordnungen für Berlin und Magdeburg sind höchst sonderbare, da nicht weit entfernt von Berlin und Magdeburg erlaubt ist, was in diesen Städten unter das Verbot fällt, und die Zeitungen von Berlin und Magdeburg keine Geheimmittel ankündigen und anpreisen dürfen, während andere und schon die Vorstadts-Zeitungen solches dürfen und deren Vertrieb in Berlin und Magdeburg nicht untersagt werden kann. Die Rechtsgleichheit verlangt also gleichmäßige Bestimmungen, das heißt ein Reichsgesetz, welches der gesammten Presse ein für alle Mal untersagt, Annoncen und Reclamen für Geheimmittel zu veröffentlichen. Das Gesetz darf sich nicht auf die Zeitungen beschränken, sondern muß auch die Winkelbrochüren, Flugblätter, Prospecte, Circulare, überhaupt alle Druckschriften treffen, welche Geheimmittel anpreisen und beim Verkauf dem Käufer mitgegeben oder in welche die Geheimmittel beim Verkauf eingehüllt zu werden pflegen. Man wird allerdings gegen ein solches Gesetz die Einwendung machen, wie man es schon bei Erlaß der Polizei-Verordnungen gethan hat, das Verbot des Annoncirens sei ein Heilmittel aus der Rüstkammer des alten Polizei-Staates, indeß die Einwendung selbst kann doch nur den Eindruck machen, als ob sie aus der Rüstkammer der veralteten, tönenden Redensarten herstamme. In unserer Zeit ziehen die alten Schlagworte nicht mehr, man fragt an erster Stelle ob eine Maßregel vernünftig und nützlich, nicht ob dieselbe liberal oder conservativ sei und so läßt man sich auch nicht durch die Erinnerung an den alten Polizei-Staat abhalten, eine Maßregel zu vertreten, die man als vernünftig und heilsam anerkennen muß. Hohle Redensarten sind dem sachlichen Interesse des Volkes gegenüber nicht beweiskräftig. Die Zuständigkeit des Reichs zum Erlaß eines solchen Gesetzes erscheint zweifellos, da Artikel 4 alinea 1 der Verfassung des Deutschen Reichs bestimmt, daß der Beaufsichtigung Seitens des Reiches und der Gesetzgebung desselben die Bestimmungen über den Gewerbebetrieb unterliegen. Abgesehen aber davon, daß allein durch die Reichsgesetzgebung ein allseitig befriedigendes Werk geschaffen werden kann, erscheint es auch nicht angebracht, mit Polizei-Verordnungen vorzugehen, nachdem in einer Ministerialverfügung vom 22. Februar 1873 erklärt worden, daß dem Anpreisen von Arzeneimitteln nach Lage des Preßgesetzes nicht entgegengetreten werden könne und nachdem viele Gerichte, die wegen Ankündigung von Geheimmitteln angeklagten Zeitungen freigesprochen haben. Was die Rechtsgültigkeit der beiden neuesten Polizei-Verordnungen betrifft, so erscheinen die Angriffe auf dieselben unbegründet. Formell sind die Königl. Regierungen, resp. das Königl. Polizei-Präsidium zum Erlaß solcher Verordnungen zweifellos befugt, aber auch materiell sind die Polizei-Verordnungen rechtsgültig. Dieselben widersprechen nicht dem § 367, Nr. 3 des Strafgesetzbuches, da sie nicht den Verkauf von Arzneimitteln betreffen, sondern das Anpreisen von solchen, Anpreisen und Feilhalten aber nicht dasselbe ist. Die Polizei ist weder durch § 6 der Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869, noch durch § 1 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1884 behindert, die Art der Ausübung des Gewerbebetriebes mit Apothekerwaaren, deren Verkauf dem freien Verkehr überlassen ist, im Interesse der öffentlichen Ordnung polizeilichen Beschränkungen zu unterwerfen und die öffentliche Ankündigung und Anpreisung von Heilmitteln auf Grund des § 6 lit. f. des Gesetzes vom 11. März 1850 (zu den Gegenständen der ortspolizeilichen Vorschriften gehört auch die „Sorge für Leben und Gesundheit") im sanitären Interesse bei Polizeistrafe zu verbieten. (Entscheidung des Kammergerichts vom 11. November 1886.) Die beiden Polizei-Verordnungen sind mit der durch die Gewerbeordnung zum Grundsatz erhobene Gewerbefreiheit nicht unvereinbar. Dieselben sind gerichtet gegen das Anpreisen von Geheimmitteln, sie verbieten nicht den gewerbsmäßigen Absatz der als Heilmittel empfohlenen Fabrikate, sondern nur gewisse Formen, in denen dieser Absatz zum Nachtheil und unter Täuschung des Publikums über die Preiswerthigkeit und Wirksamkeit der dargebotenen Mittel gesucht zu werden pflegt, sie unterwerfen nicht die Zulassung zum Gewerbe, sondern nur seine Ausübung im polizeilichen Interesse gewissen Beschränkungen. Das Kammergericht hat demgemäß am 4. November 1886 eine Polizei-Verordnung von Liegnitz vom 12. December 1855, welche das Anpreisen von Arzneimitteln verbietet, bestätigt. Weniger zweifellos als die Rechtsgültigkeit erscheint die Tragweite der Polizei-Verordnungen. Nach dem Wortlaut dürfen diejenigen Arzeneimittel, deren Feilhalten und Verkauf untersagt oder beschränkt ist, auch nicht öffentlich angekündigt oder angepriesen werden. Erstreckt sich nun dieses Verbot nur auf diejenigen Personen, auf welche sich auch das Verbot des Feilhaltens und Verkaufs von Arzneimitteln bezieht oder auch auf die Apotheker, auf welche sich das Verbot des Feilhaltens und Verkaufs von Arzneimitteln nicht bezieht? Zur gründlichen Wirkung muß das Verbot nothwendig unbeschränkt sein. Zweifel entstehen bei der Fassung der Polizei-Verordnungen auch darüber, wer darin mit Strafe bedroht wird, ob nur der Einrückende oder auch der für den Inseratentheil der Zeitung Verantwortliche? Das sind Zweifel, welche der baldigen Lösung nicht entbehren können, die beste Lösung ist aber ein Reichsgesetz.

Werden dem Geheimmittelunfug durch das Verbot der Ankündigung und Anpreisung in der Presse die Hauptlebensadern unterbunden, so kann derselbe auch dadurch eingeschränkt werden, daß eine Prüfung und Aenderung der Verordnung vom 4. Januar 1875 den Kleinhandel mit Arzneien dem sog. wilden Handel mehr als bisher entzieht. Sachverständige sind sowohl über die Nothwendigkeit der Aenderung dieser Verordnung, als über die Richtung, in welcher die Aenderung zu erfolgen hat, einig. Die Aenderung muß dahin erfolgen, daß der Kleinhandel mit Zubereitungen zu Heilzwecken und mit allen einfachen und zusammengesetzten Arzneimitteln allein im Verschleiß der Apotheken für statthaft erklärt wird. Nicht im

Digitized by Google

Interesse der Apotheker soll eine solche Bestimmung erlassen werden, sondern im alleinigen Interesse des Heilung suchenden Publikums, welches in den unter Controle und unter sachverständiger Leitung stehenden Apotheken sicherer, besser und billiger bedient wird als in irgend einer lichtscheuen Bude. In den Schlupfwinkeln entfalten die Geheimmittel die gefährlichste Wirkung, weil dieseben ganz uncontrolirbar sind. Wenn auch keine Veranlassung vorliegt, die recht werthvollen Privilegien der Apotheker zu vermehren, so liegt noch viel weniger Veranlassung vor, wenn es sich um Gesundheit und Wohl der Bevölkerung handelt, eine dieselbe fördernde Maßregel zu unterlassen, weil dadurch ein gut gestellter Stand einige Vortheile genießt. Die Ehrenhaftigkeit und die Sachkenntniß des deutschen Apothekers, welche der Deutsche, wie so vieles andere Gute in unserem Vaterlande, erst schätzen lernt, wenn er einmal im Auslande bittere Erfahrungen mit der Unzuverlässigkeit der dortigen Apotheken und anderen Einrichtungen gemacht hat, läßt, abgesehen davon, daß der Apotheker eigentlich keinen Grund hat, das Geheimmittel vor dem Arzneimittel zu bevorzugen, mit Sicherheit darauf rechnen, daß derselbe keine schwindelhaften Mittel unterstützen wird. Das Publikum läßt sich nun einmal nicht so bevormunden, daß man es unternehmen könnte, demselben vorzuschreiben, welche Heilmittel es gebrauchen solle. Dasselbe will Freiheit in der Wahl der Heilmittel haben, die Wahl der Mittel ist aber Vertrauenssache und Vertrauen läßt sich nicht erzwingen. Der Staat kann das Publikum nicht davon abhalten, Geheimmittel zu kaufen, er kann ihm aber den Weg dahin weisen, wo es dieselben kaufen soll, dazu hat er nicht nur das Recht, sondern im Interesse der Gesammtheit und Wohlfahrt der Bevölkerung auch die Pflicht. Deshalb muß der Staat dafür sorgen, daß die nach Geheimmitteln gierige Menge in den Apotheken ungefährliche und nützende Mittel zu billigen Preisen vorfindet.

Hat man aber einmal im Interesse der Bevölkerung dem Apotheker den Vertrieb der Geheimmittel übertragen, dann liegt nichts näher, als anzuordnen, daß der Apotheker nur solche Geheimmittel verkaufen darf, welche nach vorheriger Prüfung durch eine technische Reichsbehörde zum Verkauf im Reiche zugelassen worden. Eine neue Controle wäre nicht nöthig, da der Apotheker schon jetzt ständig unter Controle steht; eine neue Behörde wäre auch nicht nöthig, da wir in Deutschland eine Behörde haben, die eigenst zur Prüfung der Geheimmittel geschaffen scheint, das Reichsgesundheitsamt. Dasselbe würde die Geheimmittel nicht nur zu prüfen, sondern nach Feststellung, daß ein Geheimmittel nicht schädlich und nach Billigung desselben, auch ein Patent zu ertheilen haben. Dieser Vorschlag ist nicht neu, vielmehr schon häufig aufgetaucht und in letzter Zeit von Hermann Ahlgreen in den Grenzboten II, 1887 S. 265 ff. ausführlich begründet worden. Hat Jemand ein neues Heilmittel entdeckt oder glaubt Jemand, ein solches entdeckt zu haben, so muß er dasselbe, um es in den Handel bringen zu können, der Prüfung des Reichsgesundheitsamtes unterstellen und patentiren lassen. Jeder Erfinder hat doch schließlich dasselbe Recht, weshalb soll der Erfinder eines Geheim- oder Heilmittels anders beurtheilt werden, wie andere Erfinder? Viele Erfindungen erfolgen durch Zufall, nicht durch Arbeit und Studien und werden doch geschützt, bei der Entdeckung neuer Heilmittel wird es wohl ebenso gehen, manchmal wird der Zufall eine Rolle spielen, manchmal auch Arbeit und Studium. Weshalb nun gerade eine solche Entdeckung nicht geschützt werden soll, ist nicht ersichtlich. Der Inhaber eines Geheimmittelpatents sucht wie jeder andere Erfinder aus dem ihm ertheilten Patente möglichst Vortheil zu ziehen, kann dies aber nur durch den Schutz des Staates und ist es deshalb nicht unbillig, wenn der Staat für die Patentirung eine Patentgebühr erhebt. Der Staat würde dadurch eine nicht unerhebliche Einnahme gewinnen. Noch mehr aber würde der Staat gewinnen, wenn er die also zum Handel zugelassenen bezw. patentirten Geheimmittel mit einer Steuer belegte, die für den Käufer nicht drückend, für den Staat eine schätzenswerthe Einnahmequelle darstellen würde. Je höher die Steuer wäre, um so mehr würde sie zur Einschränkung des Geheimmittelwesens beitragen. Selbstverständlich müßten die aus dem Ausland eingeführten Geheimmittel denselben Bedingungen wie die einheimischen unterworfen sein und außerdem noch einen höheren Zoll als die inländische Steuer beträgt, bezahlen. Leider hat unser Zolltarif die ausländischen Geheimmittel zollfrei gelassen. Die finanziellen Erfolge einer solchen Einrichtung lassen sich schwer schätzen, jedenfalls würden dieselben sehr bedeutend sein, führt doch Frankreich jährlich für 100 Millionen Frcs. seiner sogen. Specialitäten aus und liefert der Züricher Apotheker Richard Brandt jährlich nach geringer Schätzung 300,000 Schachteln Schweizer-Pillen nach Deutschland. Die Schachtel Schweizer-Pillen kostet 1 Mark, ein 50 procentiger Werthzoll würde also bei diesem einen Geheimmittel einen Ertrag von 150,000 Mark liefern. Die Behauptung, daß der so erzielte Gewinn des Staates ein unsittlicher und des Staates ebensowenig würdig als eine besondere Gewerbesteuer der Prostituirten, ist nichts weniger als richtig, da sie von der Voraussetzung ausgeht, daß das Geheimmittelunwesen vollständig unterdrückt werden könne. Kommt man aber zu der Ansicht, daß das Geheimmittelunwesen niemals vollständig auszurotten sein wird, dann kann es sich für den Staat nur darum handeln, die Neigung des Volkes für Geheimmittel richtig zu lenken und letztere zu beschränken. In Preußen hat man die Erfahrung gemacht, daß die Neigung des Volkes zum Lotteriespiel sich auch nur einschränken, nicht aber unterdrücken läßt und hat der Preußische Landtag im vorigen Jahre die Staatsregierung veranlaßt, die Zahl der Lotterieloose zu verdoppeln. Dadurch wurde der Staatscasse eine erhebliche Einnahme verschafft und gleichzeitig im Interesse des Volkes gehandelt, da dasselbe nunmehr die Möglichkeit hat, in Preußen seine Neigung zum Glücksspiel in unschädlicher Weise zu befriedigen und von dem Spiel in ausländischen, unsicheren Lotterien abgehalten wird. Das gibt einen Fingerzeig für die Behandlung der Geheimmittelfrage. Wir fassen die Vorschläge zusammen in die Forderung der Concessionirung, Patentirung und Besteuerung der Geheimmittel.

Durch die vorgeschlagenen Mittel wird ohne zu weite Bevormundung des Publikums dem gegenwärtigen, unhaltbaren und unerträglichen Rechtszustand, welcher befriedigender für die Geheimmittelschwindler als für die Bevölkerung ist, voraussichtlich ein Ende gemacht werden. Die Gesetzgeberei ist ja vielfach ein mehr oder weniger sicheres Versuchsverfahren, im vorliegenden Falle spricht aber Alles für das Gelingen der anzustellenden Versuche. Der Zweck, welcher erreicht werden soll, ist ein hoch wünschenswerther, deshalb darf man auch vom Gesetzgeber die Mittel zur Erreichung desselben fordern. Ergänzung und Erweiterung der bestehenden Gesetzgebung, scharfe und stetige Anwendung derselben und Selbsthülfe der Bevölkerung werden in kurzer Zeit eine Umgestaltung des zur Zeit Gesundheit und Wohlfahrt weiter Bevölkerungskreise schädigenden Geheimmittelunwesens herbeiführen und damit uns von einer nicht zu unterschätzenden socialen Sorge befreien.

## Literatur und Kunst.

### Demokratie und Aesthetik.

Von Julius Duboc.

Die naturwissenschaftliche Methode rechnet auf ihrem Gebiet mit dem Durchschnitt, mit der großen Mehrzahl der Fälle, mit dem, was regelmäßig in die Erscheinung tritt. Sie läßt die Ausnahmen einstweilen links liegen und sie muß dies thun, um eine bindende Regel wenigstens für soviel Fälle, als sie einheitlich zusammen zu packen vermag, aufstellen zu können. Aber indem sie dies thut, kommen die Ausnahmen, da sie ignorirt werden, meistens ganz um ihre Existenzberechtigung; sie werden gewissermaßen in Verruf erklärt, wie Spiegelfechte-

Digitized by Google

reien, die uns nichts angehen, behandelt. Sie scheinen gewissermaßen Capricen der Natur zu sein, die außerhalb der eigentlichen normalen Realität liegen und daher keine Beachtung verdienen. Die Stärke, soweit von einer solchen die Rede sein kann, der „modernen Mystik" liegt, wenn irgendwo, gerade darin, daß sie diesen stiefmütterlich behandelten Ausnahmefällen eine vermehrte, wenn auch häufig zu einseitige Aufmerksamkeit zuwendet.

Wenn man sich nun die unwiderstehliche Stärke vergegenwärtigt, mit der die in der Naturwissenschaft herrschende Anschauung zur Zeit unser gesammtes Denken und Vorstellen beeinflußt, so wird man sich nicht darüber wundern dürfen, daß sie sich auch auf das Kunstgebiet übertragen hat. Dort begegnet sie sich in ihrer eben gekennzeichneten Tendenz, sich von den Ausnahmen abzuwenden, mit dem demokratischen Zug der Zeit und wendet sich, diesem folgend, nunmehr vorwiegend gegen die vornehmeren, höheren Ausnahmenaturen. Daß die ausnahmsweise gesteigert unedle, gesteigert gemeine Natur, auch wo sie einmal selbst nach dem herrschenden Zeitgeschmack beinahe zu sehr „in's Krasse" fällt, nicht ganz ausgeschlossen wird, dafür sorgt eben diese Vorliebe für das Krasse, die Tendenz auf das Packende, auf den Erregungsgenuß, dem die realistische Kunst, wo sie auf Irrwege und Abwege geräth, mit vollen Segeln zusteuert. Aber was spricht für die Zulassung der höheren edlen Ausnahmenatur, wo das Princip der Ausnahme selbst angefochten wird? Für sie streitet nicht der Geschmack, die allgemeine Sympathie, deren demokratischer Instinct sich derselben vielmehr entfremdet fühlt, gegen sie streitet, wie gegen jede Ausnahme, die von der Naturwissenschaft unwillkürlich übernommene Auffassung, der die Ausnahmen selbst, als regelwidrig, mit der Wahrheit, mit dem normalen Verhältniß der Natur in Conflict zu liegen scheinen. Die unanfechtbare Wahrheit, daß eine selten erblühende, auserwählte, von günstigen Lebensbedingungen empfindlich abhängige Pflanze nicht minder „naturwahr" ist als das landläufige, üppig wuchernde Unkraut, daß nur die romantische blaue Wunderblume, die Phantasterei es nicht ist, wird vergessen oder übersehen.

So ergibt sich dann aus diesem Zusammenwirken des demokratischen Zugs der Gegenwart mit der naturwissenschaftlichen Auffassung ein ganz eigenthümlicher gearteter Gegensatz gegen unsere classische Periode, ein Gegensatz, der sich auf die „Vornehmheit" der Klassiker bezieht. Kinkel in seiner revolutionären Periode hatte schon einmal etwas derartiges angedeutet, als er „den Classikern" zurief:

Vor euren hohen Idealen
Sind wir gemein in Schmerz und Lust,
Es schlägt mit jedes Winzers Qualen,
Mit jedem Weber unsere Brust.

Wie milde trugt ihr's, wie ergeben
Als sich der Freiheit Sturz genaht,
Ein Kunstwerk war für Euch das Leben,
Uns war es nichts als eine That.

Gleichwohl würde er aber den Schiller'schen Spruch, der die ästhetische „Vornehmheit" des Classicismus so prägnant ausspricht:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten

nicht in Zweifel gezogen haben. Von dem Augenblick an aber, wo die ästhetische Auffassung sich in dem Sinn zu demokratisiren anfing, daß sie die edlen Ausnahmenaturen auf Grund mangelnder Naturwahrheit in Zweifel zu ziehen begann, hatte diese Sentenz ihre frühere unbedingte Gültigkeit verloren. Für den herrschenden Naturalismus wenigstens besteht sie heute nicht mehr zu Recht.

Ob man die Ibsen'sche „Wildente", die mir immer als eins der interessantesten Specimina des Naturalismus erschienen ist und die für mich, beiläufig bemerkt, einen viel erheblicheren Werth besitzt als das verzwickte und peinliche „Rosmersholm" nicht auch unter diesem Gesichtspunkt betrachten sollte? Denn an diesem Schauspiel, das übrigens ebensogut und besser als Trauerspiel bezeichnet werden könnte, ist vor allen Dingen das das Auffallende, daß es dem Verfasser beliebt hat, überall und durchweg die niedere Natur festzuhalten, keinen Schritt über das Mittelmaß der Menschennatur hinaus zu thun, — mit einziger Ausnahme des Kindes, welches gewissermaßen den Mittelpunkt der Handlung abgibt, die Stelle, an der sich eine Combination von Umständen zum tragischen Geschick zusammenballt. Das Kind vermag tragisch zu wirken, weil es mit seiner reinen Liebe zum Vater, die es ganz erfüllt, über das Mittelmaß hinausragt, weil es sich dadurch zu einer, wenn auch nur kindischen heldenmüthigen Opferthat aufrafft. Alle anderen Personen des Stücks aber sind Dutzendwaare, Schattirungen einer und derselben Grundfarbe der Alltäglichkeit. Die Variationen bestehen nur in größeren oder geringeren Antheilscheinen von Sexualismus und Genußsucht, von Nüchternheit und hausbackenen Gesichtspunkten, von einem in Redensarten oder Anwandlungen verlaufenden mattherzigen Idealismus, endlich von einer ziemlich vulgären Verstandesskepsis auf der gewöhnlichen pessimistischen Unterlage. Die Portraittreue der vorgeführten Personen ist in ausgezeichneter Weise gewahrt. Vom rein psychologischen Standpunkt urtheilend wüßte ich nichts zu erinnern. Im Gegentheil, ich halte gerade die psychologische Wahrheit der Charaktere für ein Meisterstück von scharfer Beobachtung. Ein Charakterbild wie Gina Ekdal, wenig anmuthend wie es sich ausnimmt, gelingt nur einem tiefen Kenner des weiblichen Wesens. In jeder unscheinbarsten Bemerkung spiegelt sich hier der Charakter und in dem Charakter ein Allgemeingültiges der weiblichen Natur auf dieser Stufe der Gesittung. Mit kaum minder lebenswahren Zügen sind die übrigen Personen ausgestattet. Wäre Portraittreue des alltäglichen Lebens, d. h. die bloße Schilderung oder eine aus derselben zu entnehmende Aufklärung und Beleuchtung allein Zweck der Kunst — à la bonheur. Aber diesen Zweck allein wird Ibsen wohl kaum verfolgen. Wozu also diese Personen an dieser Stelle? Wozu diese Menschen vom ausgesprochensten Durchschnittscaliber, um einen Conflict vorzuführen, der in den Händen solcher Acteurs sich zu Schwung und Wärme gar nicht erhöhen läßt, der also als Conflict schon, künstlerisch betrachtet, eine Art von Mißgeburt ist. Wozu? Die einzige Antwort ist: es liegt in solchen Charakteren die größere Naturwahrheit, „so geht es thatsächlich zu", und den Anforderungen des „Realismus" wird daher auf diese Weise am besten entsprochen. Was es mit diesen Anforderungen auf sich hat, wie wenig Stichhaltigkeit gerade der Anspruch besitzt, daß das Mittelmaß die größere Natürlichkeit darstelle, habe ich schon vorhin beleuchtet.

Wenn der Dichter die Handlung, die in der „Wildente" aufgerollt wird, sich unter Personen, die ihrem Charakter und Begriffsvermögen nach nicht so niedrig daständen, abspielen ließe, so würde der Hergang natürlich von sehr viel lebhafteren Empfindungen getragen sein und in sehr viel schwung- und temperamentvollerer Weise verhandelt werden. Hialmar Ekdal würde die Entdeckung, auf welche Weise er zu seiner Frau und zu einem Kinde, das nicht sein Kind, gelangt ist, zu den äußersten Entschlüssen hinreißen, während bei dem Charakter, den der Dichter ihm geliehen hat, diese Krisis in seinem Leben ihm nur zu einigen heldenmüthigen Phrasen verhilft. Gina, die, in dem empfindlichsten Punkt getroffen, sich unrettbar bloßgestellt sähe, würde demgemäß zu leiden und schwere Kämpfe durchzuringen haben, während sie so mit gemüthlicher Stumpfheit, immer nur die praktische und materielle Seite in's Auge fassend (ich halte gerade diese Schilderung für gewisse weibliche Naturen für ausgezeichnet zutreffend) jedem tieferen Conflict auszuweichen versteht. Katastrophe und Ausgang gewönnen eine andere Form und würden den Zuschauer in erschütternde Mitleidenschaft ziehen. Darauf wird verzichtet — der Naturwahrheit zu Liebe. Vielleicht wird man mir sagen, daß der Conflict, so gefaßt und verlaufend, zu sehr nach der Schablone schmecken würde — zugestanden, oder wenigstens als möglich zugegeben; dann ist es eben Sache des Dichters einen anderen Conflict zu erfinden und den ver-

Digitized by Google

brauchten nicht zu wiederholen, jedenfalls aber ihn nicht dadurch aufzuputzen und als neu zu verwerthen, daß er Personen zu Trägern desselben nimmt, die ihn nicht zu tragen und durchzukämpfen vermögen. Und zwar Alles im Namen der Naturwahrheit!

Diese in der demokratischen Tendenz gelegene, durch eine falsche Auslegung des Princips des Natürlichen noch verstärkte Wendung gegen die Ausnahmenaturen höheren Ranges trifft eigentlich alle entwickeltere selbständige Kunstform. Ist der reiche Bilderschmuck, der erhöhte Ausdruck der Rede in der Leidenschaft, wie er in der Dichtung herrscht, ist die gebundene Rede selbst eigentlich naturwahr? Nach dem Durchschnitt, an dem rein Thatsächlichen gemessen: nein, in Wirklichkeit spricht ja Niemand so. Aber trotzdem liegt in der poetischen Form ja nur eine Steigerung und Verallgemeinerung der Ausdrucksweise, die höheren Naturen im Moment der Erregung eigenthümlich zufällt. Diese empfinden nicht allein intensiver, sie sprechen auch gewählter und beredter, sie finden höhere Formen ihre Gefühle einzukleiden und ihre reichere Natur bricht sich auch da noch Bahn, wo der niedriger veranlagte Mensch

in seiner Qual verstummt.

Auf diesem Naturboden ist die Sprache der Poesie erwachsen. Sie steht und fällt mit den Schiller'schen „edleren Gestalten" und mit der Liebe, die ein „edler Sinn" diesen zuwendet.

An einer Stelle seiner gesammelten Aufsätze („Moderne Geister") läßt G. Brandes auch ein Wort über und gegen Anmuth fallen. „Der in Wahrheit künstlerische Stil," sagt er dort, „ist nicht die formelle Anmuth, die sich gleichmäßig über Alles verbreitet."*) Das klingt nun sehr harmlos und selbverständlich, nur beinahe zu selbstverständlich und deshalb, wenn man den Sinn des Satzes buchstäblich nimmt, überflüssig. Denn gibt es wohl eine Manier oder Künstler, die All' und Jedes in anmuthige Form zu kleiden unternehmen? Auch die ausgesuchteste Virtuosität des Könnens wird ein schmerzdurchwühltes Antlitz oder Gebahren, eine heftigste Anspannung der Kraft u. s. w. nicht in anmuthige (wenn wir nicht mit dem Wort spielen wollen) Form zu bringen im Stande sein. Sunt certi denique fines. Der Künstler, der seiner Natur oder seiner Begabung nach das Anmuthige bevorzugt, wird diese Grenzen respectiren und die innerhalb derselben gelegenen Möglichkeiten benutzen, nicht aber, was seiner Natur nach sich der Anmuth versagt, in die anmuthige Form einzuzwängen versuchen.

Eine Art der Anmuth, „die sich gleichmäßig über Alles verbreitet", gibt es aber allerdings. Nur besteht sie nicht in einem Gegensatz zu einer „in allen Punkten durchgeführten Form", wie Brandes weiterhin den „Stil im höchsten Sinne des Wortes" charakterisirt, denn sie hat überhaupt mit dieser nichts zu schaffen, sie ist vielmehr der geistige Hauch, der jedem Kunstgebilde anhaftet, das in der Tendenz des Schönen empfangen und geboren ist, aber auch nur diesem, jedem Kunstgebilde also, dem in der Gesammthaltung und dem ganzen Zusammenhang nach das idealistische Princip fest eingeprägt ist. Weil an diesem geistigen Hauch der Anmuth der Naturalismus, der nur darauf ausgeht schön zu schildern, gleichgültig was, nicht aber das Schöne zu schildern, keinen unbedingten Antheil hat, deshalb ist ein Protest von seiner Seite gegen „eine formelle Anmuth, die sich gleichmäßig über Alles verbreitet" in diesem Sinne verständlich und ich möchte beinahe glauben, daß Brandes etwas Derartiges vorgeschwebt hat, selbst wenn er, vielleicht ohne sich allzu genaue Rechenschaft zu geben, etwas Anderes zu formuliren glaubte. Dann aber streichen wir auch nur gleich, was Rückert s. Z. sich selbst zum Trost und Sporn zurief:

Anmuth ist die Siegerkrone,
Die am hohen Ziel zuletzt
Zu des reinsten Strebens Lohne
Nur wird dem beglückten Sohne
Von den Musen aufgesetzt.

*) Beiläufig bemerkt, hat eine Verwahrung gegen formelle Anmuth in einer Periode literarischer Gewöhnungen, in der man höchst charakteristische, aber ebenso anmuthlose Stilblüthen fast von jedem Baum pflücken kann, beinahe etwas Scherzhaftes. Als eine solche Stilblüthe, die G. Ebers ihren Ursprung verdankt, fand ich einmal das Bild angeführt: „aus jedem Auge schienen ihm Hände zu wachsen, die mit ausgestreckten Fingern auf ihn wiesen" und von H. Noé wird folgende Schilderung einer Cypresse berichtet: „es raschelten ihre starren Blattnadeln als ob die Knöchelchen eines Kinderbeinhauses durcheinander gerüttelt würden".

## Die Quellen zu einem Leben der Frau von Staël.

Von Heinrich Breitinger.

### I.

Die Vorrede zum Leben der Frau von Staël von Lady Blennerhasset sagt ohne Uebertreibung, die berühmte Schriftstellerin habe heute d. h. sieben Decennien nach ihrem Tode, noch keinen Biographen gefunden. Immerhin liegt aber anderseits nicht nur ein weitschichtiges Actenmaterial, sondern auch eine Anzahl von Monographien vor, aus welchen sich eine größere Biographie zusammenarbeiten läßt. Inwiefern eine solche heute schon eine abschließende werden kann, soll durch folgende Musterung des seit 1817 bis auf heute beigebrachten Stoffes erörtert werden. Nach Einsicht von etwa hundert ungedruckten Briefen Necker's und seiner berühmten Tochter bin ich zudem in der Lage, auch einiges Neue mittheilen zu können.

Als Frau von Staël am 14. Juli 1817, 51 Jahre alt in Paris verstarb, lag über ihr Leben noch wenig Gedrucktes vor. Die verschleierten Selbstbekenntnisse ihrer Schriften waren nur dem Eingeweihten verständlich und von der heute vorliegenden Memoirenliteratur war damals noch wenig geschrieben und noch weniger gedruckt. Die Annales politiques et littéraires brachten 1817 einen Artikel über die letzten Tage der Frau von Staël; das war nicht einmal ein Nekrolog.

Da wirkte es denn wie eine aufregende Neuigkeit, als 1818 die „Considérations sur la Révolution française" die Presse verließen. Es sind dies die politischen Memoiren der Verfasserin und manche Capitel sind in der That rein autobiographischer Natur. Das hochinteressante Buch wirkte zündend auf die jungen Leute, die nach einer Geschichte der großen Bewegung lechzten: das hat uns die Einleitung zu den Memoiren der Frau von Rémusat (1879) so recht veranschaulicht. — Da fand man endlich eine Darstellung der französischen Revolution vom constitutionellen Standpunkte, welche in den schlimmen Tagen bourbonischer Reaction den Muth besaß, jene Bewegung zu vertheidigen und ihre Wohlthaten zu retten. Und mit welcher „Verve" und welchen pikanten Zuthaten war das alles vorgetragen! In der royalistischen Familie Rémusat werden Mutter und Sohn auf gleiche Weise hingerissen. Die Mutter, angeregt durch unser Buch, faßt jetzt den Entschluß, ihre eigenen Erlebnisse im Palaste des Consuls und des Kaisers niederzuschreiben und der junge Rémusat, von gestern auf heute oppositionell geworden, bekommt Händel mit dem Vater.

Die Glaubwürdigkeit dieser Memoiren ist in dreifacher Beziehung keine unbedingte. Einmal hat die Heftigkeit, womit Frau von Staël zu lieben und zu hassen pflegt, nach beiden Seiten hin die Zeichnung etwas verschoben, das Colorit mitunter übertrieben. Sodann mußte ihre schwärmerische Pietät für den angebeteten Vater diesem eine zu bedeutende Rolle im Gange der Ereignisse zuweisen. Endlich ist es aufgefallen, daß die schlechte Directorialwirthschaft hier eher gelobt als getadelt wird. Die letztere Thatsache erklärt sich aus dem Umstand, daß Frau von Staël nur unter dieser Regierung in Paris nach Herzenslust politisiren und durch Talleyrand sogar auf dieselbe wirken konnte. Auf sie paßt so recht, was Goethe dem Herzog von Ferrara in den Mund legt:

Digitized by Google

„Doch wohl um mitzuwirken?
Denn bloß beschau'n wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten. Nicht?

Napoleon wußte was er that, als er diese geborene Salonkönigin aus Paris, ihrem einzigen möglichen Lebenselemente, verwies.

Dem Buche über die Revolution folgte 1821 (nicht schon 1818, wie neuere Auflagen angeben) das Buch von der Verbannung (Dix années d'Exil). Es bildet den zweiten Theil der Staël'schen Memoiren und erzählt die persönlichen Erlebnisse der Staël unter dem Consulat und dann, nach einer Lücke von sechs bis sieben Jahren, die Geschichte ihrer Flucht (Mai 1812) nach Wien, Moskau, Petersburg und Finnland. Die letzten zwei Stationen ihrer Wanderjahre, Stockholm und London, hat die Verfasserin nicht mehr erzählt. Wenn in diesen Erinnerungen Bonaparte leidenschaftlicher verurtheilt wird als in den Considérations, so erklärt sich das aus dem Umstand, daß letztere nach dem Sturze des Usurpators, jene in der Verbannung selbst geschrieben sind.

So lag denn schon im Jahre 1821 das ganze öffentliche Leben der Frau von Staël von 1789—1812 der europäischen Lesewelt vor. Zugleich war bereits der erste Band der gesammelten Werke, herausgegeben von ihrem Sohne August, im Druck erschienen. An der Spitze jenes Bandes fand man eine „Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Staël" verfaßt von Mme. Necker de Saussure, einer Tochter des Naturforschers und Alpengängers Saussure und einer Nichte des Ministers. Diese „Notice" nun ist arm an biographischen Einzelnheiten, aber die Verfasserin wollte eben keine Biographie schreiben. Sie sagt es ausdrücklich: ihr öffentliches Leben hat die Verstorbene selbst erzählt und ihr Privatleben hat sie mit ins Grab genommen; auf letzteres besitzt das Publikum keinerlei Recht. Damit stimmt denn auch die Vorrede des Sohnes, welcher nach einem zornigen Ausfalle gegen die Enthüllungsmanie der Mitwelt rund heraus und ein für allemale erklärt, die Familie werde jeder Publikation von Briefen und Papieren, die sich in den Händen von Drittpersonen finden dürften, nach Kräften sich widersetzen. Dieses Programm wird denn auch noch heute von den Inhabern des Staël'schen Nachlasses festgehalten. Daß nun aber das Publikum durch jene Notice sich etwas enttäuscht sah, ist auch begreiflich. Der bissige Jeffrey schrieb in seine Edinburger Rundschau (Bd. 36, October 1821): „Das Buch ist nicht individuell und vertraulich gehalten und für den Bericht eines Weibes über ein anderes Weib zu wenig weiblich. Was allein die weibliche Feder bekundet, ist die steife Moral, die Schwäche der politischen Betrachtungen und der Umstand, daß die Verfasserin auch nicht einmal das Alter ihrer Freundin verrathen hat." Ueberhaupt findet er in dieser Notice ein echtes Muster der damaligen nüchternen, doctrinären Genferschablone. Jeffrey hat nicht so unrecht. Er hätte sogar von rhetorischen Tiraden sprechen dürfen, wie im Capitel über die letzten Tage der Heldin, welches statt der Thatsachen nur den Jammer Bossuets: „Madame se meurt, Madame est morte!" wiederholt. Wenn man sich nun erinnern will, wie die englischen Memoirs am Sterbebette ihrer Helden dem Leser keinen Löffel Medicin erlassen, so war es nur begreiflich, wenn bei solchen Stellen dem Engländer etwas blöde im Magen wurde. Ja das ängstliche Festhalten des Titelschemas geht soweit, daß in dem Abschnitte über die gesellschaftlichen Beziehungen der berühmten Frau von dem Kreise in Coppet auch gar nichts gesagt ist; selbst hier herrscht Frau von Staël ganz allein mit ihren geistreichen Ein- und Ausfällen, nur einmal wird Schlegel genannt und dessen Klagen über das ewige Politisiren seiner Arbeitgeberin, die er mit Absicht vor den Gästen „sa très-chère amie" zu nennen pflegte, erwähnt.

So waren denn mit dieser „Notice" nicht sowohl die biographischen als die literarischen Studien über den Gegenstand eröffnet, und da die Archive in Coppet hermetisch verschlossen blieben, so mußten sich allfällige Biographen an das Sammeln mündlicher Ueberlieferungen machen. Dies that denn 1833 ein Artikel der „Revue des deux Mondes" von Loève Weimars, dem Freunde Heine's, der zwar Benjamin Constant galt, aber schon allerlei intimen Klatsch über dessen Verhältniß zu Mme. de Staël vorbrachte, welchen die von Michaud geleitete Biographie générale in ihrem Artikel von 1823 übergangen hatte. Zwei Jahre später schrieb Sainte-Beuve zwei Artikel über Mme. de Staël (Revue des deux Mondes 1835), welche Spuren seiner Saint-Simonistischen Kinderkrankheit zeigen. Hier zum ersten Male wird Mme. de Staël als eine Vorläuferin der Frauenemancipation gefeiert und innig bedauert, daß sie George Sand nicht mehr ans Herz drücken konnte.

Den nächsten Baustein lieferte Varnhagen im ersten Band seiner Denkwürdigkeiten (1837) mit der Veröffentlichung der Briefe des Hannoveraners Justus Erich Bollmann, der als angehender Arzt 1790 nach Paris gekommen und mit Frau von Staël in Beziehung getreten war. In dem Buche über die Revolution hat diese von dem jungen Manne mit Hochachtung gesprochen. Nach dem Sturze der Monarchie war nämlich das neutrale Gesandtschaftshotel von Schweden nachgerade zum Asyl für Geächtete geworden. Hier hatte sich namentlich der Girondistische Kriegsminister Narbonne versteckt. Frau von Staël liebte den verführerischen Egoisten auf ihre Weise, d. h. mit exaltirter, ungestümer Leidenschaft. Da kam nun der biedere Hannoveraner als ein wahrer Deus ex machina höchst gelegen. Sie schreibt von ihm: „Ein edler und geistvoller Hannoveraner, der Doctor Bollmann, der später sein Leben wagen sollte, um Lafayette aus den Kerkern Oesterreichs zu retten, erfuhr meine Angst und Noth und bot mir, im selbstlosen Drange seines edlen Herzens an, den Herrn von Narbonne nach England zu bringen." Dies gelang mit Hülfe eines fremden Passes, Bollmann begleitetete Narbonne und brachte ihn glücklich durch. Seine Briefe erzählen die abenteuerliche Flucht und den ebenso abenteuerlichen Besuch der 27jährigen Tochter Neckers in England im Frühjahr 1793, mit pikanten Einzelnheiten über ihr Verhältniß zum obligaten Gatten und zum Freunde ihrer Wahl. Bollmann gibt uns auch eine Momentanphotographie der Staël, die so frisch geschrieben als lebenswahr erscheint. Die Berichte Bollmann's sind in Frankreich sozusagen ignorirt worden und die ganze Episode im Schatten geblieben; Graf d'Haussonville fertigt sie mit einer halben Zeile ab und Gérando verweist auf die Memoiren der Mme. d'Arblay. In dem handschriftlichen Nachlasse des Zürichers Heinrich Meister finde ich einen Brief Neckers vom December 1792, worin der betrübte Vater kopfschüttelnd von dem Plane seiner Tochter redet, mitten im Winter nach England zu reisen, und ein Billet vom 25. Februar 1793, in welchem Frau von Staël dem in London lebenden Züricher Freunde ihre Adresse (Juniper Hall near Leather Head, Michleham. Surry) mittheilt. Sie bewohnte dort ein Landhaus mit Talleyrand, Montmorency und Narbonne. Der von Bollmann uns enthüllte Narbonne-Roman war noch nicht zu Ende, als Frau von Staël im Herbste 93 von Coppet aus ihren nach Zürich zurückgekehrten Freund mit Aufträgen bestürmt, jene drei Freunde in seiner Heimath zu verstecken. In ihren Briefen an Gerando kommt sie nochmals auf das theure Kleeblatt zurück: „Les trois hommes, que j'aimais le plus depuis l'âge de vingt ans, c'était N., T. et M. Le premier est une forme pleine de grâce, le second n'a plus même la forme, et le troisième est altéré dans tous ses agréments quoique ses adorables qualités lui restent (8. Oct. 1801)."

Erst kurz vor 1850 begegnen wir neuen bedeutenderen Enthüllungen aus dem Leben der Frau von Staël. Sie finden sich in Chateaubriand's „Mémoires d'oubre-tombe" und der Monographie Sainte-Beuve's über diesen und seine literarische Gruppe. Chateaubriand's Verhältniß zu Frau von Staël hatte sich sehr geändert seit dem Tage, da er im Mercure von 1802 sie wegen ihres Idealismus etwas unritterlich behandelte bis zu dem letzten Besuche bei der Sterbenden, die ihm mit dem üblichen Gruße: „Bon jour, my dear Francis" die Hand bot. Der Bindestrich zwischen den beiden so verschieden angelegten Naturen war die gemeinsame Freundschaft für Mme.

Digitized by Google

Récamier, deren Hinschied 1849 unserer Biographie neue und reiche Quellen erschließen sollte. Erbin dieses Nachlasses wurde Mme. Charles Lenormand, die dann auch nicht versäumt hat dessen Schätze zu veröffentlichen (1859: Souvenirs et correspondance de Mme Récamier, in zwei Bänden. — 1862: Coppet et Weimar, Mme. de Staël et la Grande Duchesse Louise [die Gattin Karl August's]. — 1872: Mme Récamier, les amis de sa jeunesse et sa correspondance intime. — 1881: Lettres de Benjamin Constant à Mme Récamier 1807—1830).

Unter diesen Publicationen greife ich diejenige von 1862, den 350 Seiten starken Band „Coppet et Weimar" heraus. Eine Abschrift der Briefe an die Gattin Karl Augusts, mit welcher Mme. de Staël bei ihrem ersten Besuche in Weimar (Ende 1803) eine Freundschaft für's Leben geschlossen, wurde 1845 für Mme. Récamier angefertigt. Ihre Erbin hat sie mit biographischen Einlagen herausgegeben, die sozusagen eine Lebensgeschichte der letzten fünfzehn Jahre der Frau von Staël bilden. Es sind auch deutsche Quellen, wie beispielsweise die Briefe des Freiherrn von Stein und die Erinnerungen Ernst Moritz Arndt's benutzt worden. Uebrigens kann man nicht eben sagen, daß Mme. Charles Lenormand eine zuverlässige Berichterstatterin über deutsche Dinge sei. Sie hat sich namentlich am Andenken Goethe's versündigt. Dieser war eben in Jena mit einer ernsten Arbeit beschäftigt, als die Französin in Weimar sich ankündete. Er schützte einen Schnupfen vor und schob dem biederen Schiller, der bekanntlich keine französische Conversation zu führen im Stande war, das fürchterliche Geschäft des Empfanges zu. Für diese etwas ablehnende Haltung wird Goethe von Frau Lenormand durch's ganze Buch als der abscheulichste aller Egoisten hindurchgepeitscht. Einer andächtigen Goethegemeinde empfehle ich folgenden Text (S. 8): „Goethe justifiait assurément le fanatisme de ses admirateurs; et pourtant ce merveilleux poète dont le caractère était si fort inférieur au talent, incapable de dévouement, dépourvu de la délicatesse et du sens moral, et chez lequel la personnalité était devenue monstrueuse, — nous paraît un des plus tristes exemples de l'égoïsme dans lequel puisse tomber le génie passé à l'état d'idôle." Und S. 35 heißt es gar: „Goethe était prévenu contre tout ce qui était français!" Mme. Lenormand kannte also die Antwort nicht, welche Goethe den Franzosenfressern seiner Zeit zu geben pflegte: „Ich habe den Franzosen zu viel zu danken, um sie hassen zu können".

Dem Buche der Frau Lenormand hat Sainte-Beuve als kaiserlicher Kritiker zwei unfreundliche Artikel gewidmet. Es begann eben gerade die „guerre d'allusions", wie er selbst die Schliche und Kniffe der literarischen Opposition in der „Revue des deux Mondes" genannt hat, die Zeit, da ein Renan in seinem Leben Jesu unter dem Namen Herodes, ein Ampère in seiner römischen Kaisergeschichte unter den Namen Tiberius und Nero auf Napoleon den Dritten giftelten und Andere die Polizei des Onkels verhöhnten um diejenige des Neffen zu erreichen. Und in unserem Falle kam noch eine Polemik gegen Thiers dazu, dessen Autorität nach Sainte-Beuve von der Verfasserin leichtfertig (lestement) mißachtet worden war. Es handelt sich um die Rolle der Frau von Staël in den hundert Tagen. Thiers nämlich behauptet, sie habe so gut wie Lafayette und Constant an die Bekehrung des Kaisers zu constitutionellen Grundsätzen geglaubt, sie sei deshalb in Paris geblieben und habe sogar der englischen Regierung ihre Anschauung aufzudrängen gesucht, damit sie den Bekehrten auf dem Throne Frankreichs belasse. Das wäre nun freilich eine mißliche Inconsequenz, ein Verrath an der eigenen Gesinnung, ein Bruch mit der ganzen Vergangenheit gewesen. Das polemische Kapitel unseres Buches weist nun aber überzeugend nach, daß Herr Thiers seinerseits wieder einmal sehr „lestement" mit der historischen Wahrheit umgegangen ist und der kaiserliche Kritiker hat seinen Scharfsinn an die Vertheidigung einer verlorenen Sache verschwendet. Auch die Briefe an Meister liefern weitere Belege. Nur eines statt vieler: am 22. April 1815 schreibt ihm Frau von Staël von Coppet aus, der Kaiser habe sie einladen lassen, nach Paris zu kommen, aber sie verbleibe in der Schweiz. — Schließlich sei noch die Vorrede unseres Buches erwähnt. Frau Charles Lenormand gibt dort eine kurze Entwicklungsgeschichte der französischen Salonconversation, die in den Leistungen von Neckers Tochter ihren Höhepunkt erreicht habe, und kommt dann auf die Frage der Publication intimer Correspondenzen. Die Praxis der französischen Gerichte, führt sie aus, mache dieselbe abhängig von einer Zustimmung der betheiligten Familie und bei der grassirenden Enthüllungsmanie unserer Tage habe alle Welt ein Interesse, jene Praxis zu unterstützen. Sie habe deshalb vor Allem die Ermächtigung der Erben in Coppet eingeholt und ausnahmsweise sei ihr diese auch gewährt worden.

Die Publication Taillandiers von 1863 über die Gemahlin des letzten Stuarts, Gräfin d'Albany (geborene von Stolberg) nebst einem beigegebenen Bande von Briefen aus den Staël'schen Kreisen bot weitere Beiträge zum Leben der Frau von Staël. Der kaiserliche Kritiker behandelt sie nicht freundlicher; denn auch Taillandier war ein Guerillero der Anspielung. Sainte-Beuve verwendet bei diesem Anlaß eine perfide Formel, die ihm geläufig ist: „Ein hochinteressantes Buch, diese Comtesse d'Albany, nur schade, daß alles das von Alfred de Reumont bereits gesagt worden ist und daß der hochbegabte Taillandier hier nur seine Fertigkeit im Ausschreiben zeigen konnte. Und diese Briefe, die er entdeckt und an's Tageslicht gezogen, wie außerordentlich werthvoll! Aber freilich, es gehört auch ein unverschämtes Glück dazu, seine Hand gerade in ein Nest zu stecken, wo so viele kostbare Eier beisammenliegen!"

Man war nun im Zuge, die in den Staël'schen Kreisen noch verborgenen Schätze zu heben und im Jahre 1867 gelang es Sainte-Beuve selbst einen solchen zu finden: Die Briefe der Frau von Staël an ihren Freund Camille Jordan, den Lyoner Politiker, dessen von manchen Wechselfällen durchbrochene Rolle zwischen 1790 und 1820 fällt. Sainte-Beuve's Arbeit erschien 1868 erst in der „Revue des deux Mondes" und etwas später im zwölften Bande der „Nouveaux lundis".

## II.

In die Reihe der Publicationen aus den sechsziger Jahren gehört auch Geffroy's Werk über den Schwedenkönig Gustav III. Schon 1856 hatte der gelehrte Forscher einen Artikel über den Baron von Staël, die Geschichte seiner Werbung und die Rolle seiner Gattin als Chronistin des ersten Revolutionsjahres, in der „Revue des deux Mondes" publicirt. Gustav III. soll die für ihn verfaßten feuilletonistischen Bulletins der Frau Gesandtin unterhaltender gefunden haben als die Depeschen seines Diplomaten.

Im Jahre 1868 erschien das Büchlein: Lettres inédites et souvenirs biographiques de Mme Récamier et de Mme de Staël — von dem Staatsanwalt Baron von Gerando in Metz. Der Verfasser ist der Sohn jenes Gerando, der mit Camille Jordan seine Vaterstadt Lyon gegen die Conventstruppen vertheidigt und mit ihm das Exil getheilt hatte. Schon lange mit Necker befreundet, war Gerando seit Mai 1801 auch mit dessen Tochter in Briefwechsel getreten.

Gerando's Gattin war eine elsässische Edle von Rathsamhausen, eine persönliche Freundin Pfeffel's, eine Leserin Kant's und eine Verehrerin deutscher Literatur. Ihre Briefe und Tagebücher (1800—1804) sind 1880 bei Didier gedruckt worden. Hier und in der nur 89 Seiten umfassenden Publication von 1868 finden sich genauere Anhaltspunkte über die Beschäftigung der Frau von Staël mit deutscher Sprache, Literatur und Philosophie. Aus den Briefen an Meister kann ich dieselben um Einiges vermehren. In den neunziger Jahren kümmerte sich Frau von Staël offenbar noch nicht viel um deutsche Dinge. 1796 schickt sie an Goethe ihr Buch über den Einfluß der Leidenschaften. Sie hat hier wie später (1805) bei Monti in Mailand die ersten Schritte gethan. Goethe beantwortete ihre Sendung 1797 mit einem schöngebundenen Exemplar von Wilhelm Meister's Lehrjahren. Hierauf schreibt Mme. de Staël an ihren Züricher Freund Meister:

Digitized by Google

„Goethe m'a envoyé avec la plus superbe reliure possible un roman de lui nommé Willams (sic) Meister. Comme il écrit en allemand, je n'ai pu qu'admirer la reliure, — et Benjamin (Constant) assure entre nous que je suis mieux partagée que lui qui l'a lu. Mais il faut que dans votre bonté vous fassiez parvenir de ma part à Goethe un remercîment superbe qui jette un voile sur mon ignorance et parle beaucoup de ma reconnaissance et de mon admiration pour l'auteur de Werther."

Um dieselbe Zeit beantwortet sie die Einladung Meister's, nach Zürich zu reisen (um daselbst Wieland kennen zu lernen?) mit dem echt französischen Ausfall, mit welchem ihre Auslassung über die Berliner Gesellschaft (siehe den Brief an Goethe, Goethejahrbuch 1887) zu vergleichen wäre:

„Aller à Zürich pour un auteur allemand, quelque célèbre qu'il soit, c'est ce que vous ne me verrez pas faire. Je crois savoir déjà tout ce qui se dit en allemand et même cinquante ans de ce qui se dira. Ce que j'aime d'eux, c'est leur talent, mais non pas leur esprit, et en conversation il n'y a que l'esprit."

Und in einem dritten Briefe heißt es lakonisch: „Je continue l'allemand avec résignation".

Dieser etwas frivole Ton macht nun in den Briefen an Gerando einem ganz anderen Platz. Hier wird besonders für deutsche Philosophie geschwärmt. Gerando soll ihr behülflich sein bei Abfassung eines populären Capitels über die deutschen Philosophen in ihrem Buche über Deutschland (Brief von Weimar 26. Februar 1804), Seite 62 unserer Publication). Eine weitere Hülfe erwartet sie von George de Villers, dem göttingischen Professor, der den Franzosen zuerst die Ideen Kant's vermittelt hat. Als sie, aus Paris verwiesen, mit Constant die Reise nach Weimar antrat, blieb sie Ende October einige Zeit in Metz und hier traf sie mit Villiers zusammen, dessen Begleiterin, eine Frau von Rodde aus Lübeck ihr eifersüchtiges Mißfallen erregt. (Il a avec lui une grosse Allemande, madame de Rodde, dont je n'ai pas encore percé les charmes. Brief an de Montmorency; p. 61). Diese ganze pikante Metzer Episode auf dem Wege nach Frankfurt und Weimar ist uns erst 1868 durch den jüngeren Gerando enthüllt worden. Bei den Schwärmereien über den deutschen Idealismus scheint Benjamin Constant allein einen kühlen Kopf behalten zu haben. „Was kann ein Franzose sich nur denken bei diesem Gerede über das Reale und das Ideale? meinte er spöttisch. Für uns Franzosen ist das Ideale die Eitelkeit und das Reale das Geld."

So waren die zwei von 1850—1870 verstrichenen Decennien für die Materialbeschaffung zu unserer Biographie sehr ausgiebig gewesen, und es ist nicht zu verwundern, wenn seither eine verhältnißmäßige Ebbe eintrat. Die durch Bulwer's Essay über Talleyrand veranlaßten Artikel Sainte-Beuve's bieten weniger als man mit Hinsicht auf unser Thema zu erwarten berechtigt ist. Wir erfahren indeß (S. 59 der Buchausgabe), daß Mme. de Staël mit Bonaparte zum ersten Male Ende 1797 bei Talleyrand zusammentraf. Der Kaiser erinnerte sich noch auf St. Helena an jenes Diner, als er folgende Anecdote seiner Memoiren dictirte:

„Une femme célèbre déterminée à lutter avec le vainqueur d'Italie, l'interpella au milieu d'un grand cercle, lui demandant quelle était à ses yeux la première femme du monde morte ou vivante. »Celle qui a fait le plus d'enfants,« lui répondit-il en souriant."

Die Anecdote ist bekannt, aber Wenige wissen, daß ihre ursprüngliche Fassung vom Kaiser selbst herrührt. Ob Frau von Staël die tactlose Frage wirklich gestellt hat, ist nicht mehr auszumachen, jedenfalls ist die Wahrhaftigkeit des Berichterstatters keine ehrfurchtgebietende; man weiß ja zur Genüge wie fleißig der Kaiser auch in seinen Denkwürdigkeiten — gelogen hat.

Merkwürdig bleibt, daß Frau von Staël für Talleyrand eine Zuneigung behielt, die selbst seinen Undank überdauerte. Das britische Museum bewahrt einen merkwürdigen Brief, datirt Genf 28. Febr. 1809, in welchem sie den Minister Napoleon's daran erinnert, daß sie es gewesen, die ihn aus dem langweiligen Krämerstyle in Amerika gezogen und in's Directorium befördert habe, daß, wenn er jetzt für die Mutter nichts zu thun vermöge, er doch wenigstens an ihre Kinder denke und die Rückzahlung der zwei Millionen auswirke, die ihr Vater dem französischen Staate geliehen habe. — Diese Millionenfrage spielt in den Briefen und den Memoiren der Frau von Staël eine gewisse Rolle. Sie wurde erst durch Ludwig XVIII. kurz vor ihrem Tode erledigt.

Ueber das Verhältniß zu Benjamin Constant haben Loève Weimars in der „Revue des deux mondes" von 1833, Adolph Strodtmann in No. 208—220 der „Kölner Zeitung" von 1875 und neulich erst die „Rivista internazionale" von Rom mehr als genug mitgetheilt, um die Schwächen der Einen und des Andern gründlich zu enthüllen. Strodtmann's Studie mit der Uebersetzung der im Hardenberg'schen Familienarchive aufgefundenen Briefe steht heute in seinen Aufsätzen und das „Journal des Débats" (20. Januar 1887 u. ffl.) hat das von der „Rivista internazionale" mitgetheilte Tagebuch Constant's bereits verarbeitet. Ueber die Natur dieser Beziehungen braucht es wahrlich keine weiteren Enthüllungen mehr!

Einen unverfänglicheren Charakter besitzen die 1876 in Livorno erschienenen sechsunddreißig Briefe an den Dichter Monti. Sie fallen zwischen die Jahre 1805 und 1816. Mme. de Staël hatte sich bei ihrer Durchreise durch Mailand bei dem Haupte der lombardischen Schule eingeführt und nach ihrer Art für ihn sich sofort begeistert. Schon im zweiten Briefe schreibt sie: „Caro Monti, c'est votre nom que caro, je vous l'ai donné." Die vorletzte dieser theilweise überschwenglichen Episteln trägt das Datum 30. Juni 1815. Hier spricht sie von ihrem Plane nach Griechenland zu reisen, um da die Localfarbe für ein Epos über Richard Löwenherz sich zu holen. Sie werde, so schreibt sie, das Gedicht „sermone pedestri" verfassen, was in ihrem Falle natürlich rhetorische Prosa bedeutet. Offenbar legten sie Byron's Erfolge schlaflos und Michaud's neulich erschienenes Werk über die Kreuzzüge lieferte Thema und Stoff. Ein Glück für sie, daß dieser „Ritt in's alte romantische Land" nicht mehr zn Stande kam. Sie war keine Dichterin, und nicht die Poesie, sondern höchstens die Rhetorik hätte dabei gewonnen.

Nach so vielen Inedita wurde 1881 von berufener Seite eine Monographie über den Salon der Madame Necker geschrieben. Dieselbe enthält die Jugendgeschichte der Frau von Staël bis zum Tode ihrer Mutter (6. Mai 1794). Ein Urenkel der berühmten Frau, der Vicomte d'Haussonville, ist ihr Verfasser. Für ihn allein war die eiserne Thüre der Familienarchive von Coppet endlich einmal aufgegangen und die „Revue critique" äußerte die Hoffnung, Graf d'Haussonville werde uns das ganze Leben der Frau von Staël erzählen, aber seit sieben Jahren ist weder das Buch noch dessen Verheißung durch den so designirten Biographen erschienen; man darf sich dies wohl aus der Schwierigkeit erklären, den Familieninteressen und der lückenlosen Wahrheit zugleich gerecht zu werden. Alles in diesem Leben läßt sich kaum abthun wie jene Londoner Reise von 1792, welche d'Haussonville mit der Note abfertigt (II. 257): „Elle ne paraît avoir quitté Coppet que pour aller faire un court séjour en Angleterre". Fast gleichzeitig erschien bei Murray in London das zweibändige Werk von A. Stevens: Life and Times of Mme. de Staël (1881), seit dem Buche der Maria Norris (1853) der zweite englische Versuch über unseren Gegenstand. Körting's Zeitschrift widmet der Arbeit des breitspurigen Gentlemen eine wohlwollende Besprechung, das Athenäum vom Februar 1881 meint, der Verfasser habe durch einen längeren Aufenthalt in Genf bei alten Herren und Damen werthvolle Ueberlieferungen gesammelt, aber die großen Zeitschriften haben diese nach Form und Inhalt unbedeutende Compilation ignorirt.

In Frankreich scheint man es vorzuziehen den Gegenstand durch fortgesetzte Einzelstudien erst allseitig zu beleuchten. Welschinger und Forneron haben die Plackereien der kaiserlichen Polizei nach den Acten erzählt. Es wirkt heute komisch, wenn man in der Correspondenz des Kaisers entdeckt, daß er sogar am Vorabend der Schlachten von Eylau und von Friedland

Digitized by Google

sich mit dem verhaßten Weibe beschäftigt, die allein stehen bleibt, während Alles vor ihm auf den Knieen liegt. Frau von Staël ist offenbar seine „bête noire". Er schreibt auf jenem Feldzuge an seinen Polizeiminister: „Cette femme continue son métier d'intrigante. C'est une véritable peste. Je ne veux rien souffrir de cette clique". — „Cette folle m'a écrit une lettre de six pages qui est un baragouin où j'ai trouvé beaucoup de prétentions et peu de bon sens". —

Der Ton solcher Stellen erhöht die Glaubwürdigkeit einer Erinnerung des Barons August von Staël, welche sich in der von seiner Schwester verfaßten Notice von 1829 findet. Während der Wiener Reise seiner Mutter (1808) war der siebzehnjährige ältere Sohn August in Coppet zurückgeblieben. Hier erfuhr er, daß der Kaiser nächstens durch Chambéry komme. Um die Begnadigung seiner Mutter auszuwirken, reiste er dorthin und ward auch vorgelassen:

Der Augenblick war günstig, der Kaiser saß beim Dessert im Wirthshaus, eine Situation, in welcher auch hartgesottene Tyrannen weich zu werden pflegen. Es folgte ein längeres Gespräch, dessen Charakter aus folgender Stelle ersichtlich ist. „Wo ist Ihre Mutter?" herrscht der Kaiser den jungen Manne an. — „In Wien, Sire!" — So, in Wien! Da ist sie am rechten Ort. Das muß ihr Spaß machen. Da kann sie einmal Deutsch lernen. — Ihre Mutter ist nicht bösartig, sie ist gescheit, sehr gescheit; aber sie hat keine Spur von Subordination." — In feurigen Worten brachte nun der junge Mann sein Anliegen vor. — „Was?" versetzte der Kaiser barsch. „Ihre Mutter wäre noch kein halbes Jahr zurück in Paris, so müßte ich sie schon wieder hinter Schloß und Riegel thun. Sagen Sie Ihrer Frau Mama: So lange ich dort lebe, kommt sie mir nicht mehr nach Paris. Sie würde Dummheiten begehen, Gesellschaften sehen, schlechte Witze machen (elle ferait des plaisanteries). Ihr ist das alles gleich, mir durchaus nicht; denn ich nehme alles ernsthaft. Und warum auch zurück wollen in den Bereich dieser Tyrannei! Sehen Sie, ich nenne das Kind beim Namen! Geh' sie doch nach London, wenn sie Pamphlete schreiben will. Ueberall ist sie mir recht, aber in Paris, da würde sie nur dummes Zeug (des sottises) stiften." — Da der junge Mann sich noch nicht für geschlagen hielt und zu einem neuen Anlauf ausholte, sagte der Kaiser:

„Sie sind noch ein blutjunger Mensch; in meinem Alter würden Sie das alles anders betrachten. Immerhin gefällt mir, wenn ein Sohn die Sache seiner Mutter führt. Sie haben sich gut herausgebissen, aber erreicht haben Sie nichts. Eine Gefangenschaft, ja, die ist ein Unglück, die könnte man aufheben; aber ein Exil — niemals! Nur Ihre Mutter kann sich beklagen, wenn man ihr ganz Europa als Spielraum läßt." —

Die neueste Publikation zu unserem Thema sind die vier Briefe an Goethe aus den Weimar-Archiven (Goethejahrb. 1887). In dem längsten derselben schildert Frau von Staël ihre ersten Eindrücke von der Berliner Gesellschaft und ihre erste Begegnung mit den Gebrüdern Schlegel. August Wilhelm, sagt sie, verdiene nicht „l'amère réputation", die man ihm in Weimar gemacht habe.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Staëlschen Correspondenzen. Schon die Notiz der Mme. Necker de Saussure bezweifelt, daß Frau von Staël ein epistolares Talent, wie z. B. eine Frau von Sévigné besaß. Sie habe überhaupt am Briefschreiben keine Freude gehabt, ihren Geist für die Conversation gespart. „Quant aux lettres, elle n'y mettait que l'esprit qu'elle ne pouvait pas s'empêcher d'avoir."

Ein Brief erschien ihr als Nothbehelf, nicht als ein Erzeugniß der Literatur. Oft schrieb sie mitten im Conversiren und sie hat es wiederholt gestanden: „Seitdem ich offen nach literarischen Ruhm gestrebt, habe ich meinen Briefen keinerlei Sorgfalt mehr gewidmet." Man sieht es übrigens den Manuscripten an: Die Schreiberin ist immer pressirt, das Fertigwerden ist ihr die Hauptsache. Ihre Feder rennt im Galopp übers Papier, Interpunction, Accente, die mobilen Endungen u. s. w. sind Hindernisse, über die man hinwegsetzt; und für den Gedanken ist der erste beste Ausdruck gut genug. Das Schlimmste aber ist, daß in der Regel das Jahresdatum, nicht selten auch das Ortsdatum fehlt. Sainte-Beuve bei Anlaß der Jordan-Correspondenz (N. L. XII, 290) bricht einmal in die komischen Worte aus: „Je n'ai jamais vu une aversion du chiffre et du millésime aussi complète que dans les lettres de cette femme. Cela me rapelle un mot d'un de ses amis, le duc de Laval et qu'il prononçait avec une certaine moue: „Les dates, c'est peu élégant!" Da nun die häufigen Ortswechsel der Schreiberin, besonders zwischen 1793 und 1800, noch nicht bestimmt sind, so wäre eine tabellarische Zusammenstellung derselben kein überflüssiger Schmuck einer neuen Biographie.

Der Ton der Staël'schen Briefe ist meist ein überschwänglicher, zu jener Exaltation neigender, die Frau von Staël weder im Leben, noch in ihren Werken je los geworden ist. Dem neunjährigen Mädchen gab die Mutter einmal auf, den Condolenzbrief über den Tod eines sehr entlegenen Freundes, den Germaine nicht einmal gekannt hatte, abzufassen. Viermal mußte sie ihren Brief redigiren, bis der Ausdruck der Necker'schen Condolenz zu dem von der Mutter gewünschten Juste milieu herabgedrückt war! Und später gestand Frau von Staël selbst, daß sie ein Rausch überkomme, sowie sie die Feder zur Hand nehme. Daher denn auch ihre fast verliebte Zärtlichkeit im brieflichen Verkehr mit Männern. Der Angeredete ist immer der Hahn im Korb; selbst wenn der Brief auf eine bloße Commission hinausläuft, so erhält er sicherlich am Schlusse noch eine Süßigkeit aus ihrer colossalen Bonbonnière.

Die noch ungedruckten Briefe der Frau von Staël sind weit zahlreicher als die bereits gedruckten, ganze Serien fehlen uns, und Vicomte d'Haussonville sagt von den vielen durch die Tochter an ihre Eltern gerichteten Briefen der Coppet-Archive, qu'elles sont à peine classées. So wird eine auch nur annähernd vollständige Sammlung der Staël'schen Briefe noch lange auf sich warten lassen. Ohne diese Vorarbeit und ohne den Zutritt zu den in Coppet liegenden immer noch eifersüchtig gewahrten Schätzen kann leider noch kein abschließendes Leben der Frau von Staël geschrieben werden. Aber auch so wird derjenige, der an eine Verarbeitung des weitläufigen und weitzerstreuten Materials zu gehen wagt, dem Interesse der Mitwelt keinen geringen Dienst erwiesen haben; denn Frau von Staël wird ihren Platz in der Weltliteratur behalten. Mag es auch wahr sein, daß ihre Prosa keine untadelhafte ist und zu sehr an die Nachlässigkeiten einer gesprochenen Improvisation erinnert, mag die etwas hämisch gefaßte Bemerkung Sainte-Beuve's (que sa prose dans les discussions de l'Académie fait rarement un atout (selten einen Trumpf macht) ihren guten Grund haben, — so wird sie eben doch bleiben, und zwar aus einem besseren Grunde als ein Corneille und ein Bossuet: sie wird bleiben als eine scharf und tiefblickende Darstellerin einer Gesellschaftsepoche, in welcher sie selbst eine wahrhaft historische Rolle gespielt hat, vor Allem aber als eine hochsinnige, unerschrockene und consequente Wortführerin der Freiheit in den schlimmsten Tagen der Knechtschaft.

---

## Eine Scharnhorst-Biographie.

Von Bruno Gebhardt.

Bildet die Zeit den Mann oder der Mann die Zeit? Beides, dürfte wohl die richtige Antwort sein. Daß Jeder, selbst der Größte, ein Kind seiner Zeit, ihrer Ideen und Verhältnisse, ihrer Strömungen und Ereignisse sei, ist oft genug ausgesprochen worden; aber der große Mann macht eben Epoche, insofern er durch sein Wirken der Gesammtheit Impulse gibt, unter deren Einfluß sich neue Gestaltungen bilden. So steht jede hervorragende Persönlichkeit wie ein Janusbild an der Pforte zweier Epochen, oft allerdings nur dem tiefer blickenden Auge erkennbar oder auf engerem Gebiete in Wirksamkeit. Deutlicher wird die Scheidung des Alten und Neuen, das Untergehen des Einen, das Erstehen des Andern, wenn ein günstiges Geschick zur selben Zeit, zu gemeinsamer Arbeit eine Reihe großer Geister schafft und zusammenführt. Wo

Digitized by Google

wir im Strome der Geschichte die bleibenden Grenzzeichen aufstellen, immer wird damit zugleich das Andenken an die Männer erneuert und geehrt, die den Fortschritt herbeiführten. Es ist wahr, man liebt es, von einem Zeitalter des Perikles und Alexanders des Großen, Ludwigs XIV. und Friedrich des Großen zu sprechen, und es mag eine derartige Bezeichnung aus praktischen und ideellen Rücksichten nicht unberechtigt sein, aber bei näherem Hinschauen wird man doch wohl immer finden, daß, soweit auch der Größte hervorragt und so mächtig auch seine Initiative wirkte, immerhin neben und unter ihm helfende und ausführende Geister arbeiteten, deren Thätigkeit ein Antheil am Ruhme und der Erinnerung gebührt. Und gerade das ist ein hohes Verdienst der fortschreitenden, geschichtlichen Arbeit, daß sie vielfach an Stelle des blendenden und verblendenden Heroencultus aufweist, wie das Zusammenwirken der Kräfte erst der heroischen Größe die Möglichkeit der Entfaltung, die feste Basis des Erwachsens verleiht; daß sie gerecht die Lorbeeren unter alle vertheilt, die darauf Anspruch haben, statt einem allein auf Kosten aller den vollen Kranz zu reichen. Der Heroencultus ist unanfechtbar, wenn wir die Geschichte weit zurückliegender Vergangenheit durchforschen, denn es mangeln die Quellen, die vielfach zur Legende gewordene Geschichte richtig zu stellen, da naturgemäß in dem Gedächtniß nachlebender Geschlechter eine leuchtende, glanzvolle Persönlichkeit fester haftete und seine Umgebung überschattete; anders ist es denn schon den nun historisch gewordenen Zeiten gegenüber, die aber doch der Kenntniß der jetzt lebenden Menschen näher steht. Wir haben für's erste die Epoche der Freiheitskriege im Auge. Wie sorgsam und behutsam sichtet nicht da unsere Geschichtschreibung die Verdienste jedes einzelnen dieser großen und hohen Männer; wie durchgreifend hat da nicht Kritik und selbst Polemik sich der beginnenden Legendenbildung in den Weg gestellt!*) Das suum cuique der preußischen Könige scheint auch der Wahlspruch der Historiker Preußens zu sein. Schwer genug ist die Sichtung und Scheidung, denn welche Fülle herrlicher Männer hat ein glückverheißendes Geschick damals aus den verschiedenen deutschen Stämmen unter Preußens Fahnen vereinigt. Der Größte der Großen, der unvergeßliche Freiherr von Stein, die Seele jedes Widerstandes gegen Napoleon, der geniale Feuergeist, die Hoffnung der Besten in den traurigsten Zeiten, die nicht zu Schanden wurde. Der jugendmuthige Blücher, die Verkörperung der Kampfeslust, die hellerwacht war; der alte Held, dem die Herzen zuflogen und die Stimmen zujubelten; sein „Kopf", Gneisenau, der Schlachtendenker, dessen leuchtender Geist stets den höchsten Idealen zugewendet war; der ernste York, der, ohne zu den großen Talenten zu gehören, doch in der Entscheidungsstunde, von tiefer Sittlichkeit getragen, das Rechte traf, und, um viele andere nicht zu nennen, Scharnhorst, gleich groß im Rath wie in der That, der Mann mit reichen Gedanken und umfassenden Ideen, mit organisatorischem Talent wie kein zweiter und mit ausgezeichnetem praktischen Scharfblick begabt. Ihm ist ein neues, umfassendes Werk**) gewidmet, dessen Verfasser, Max Lehmann, durch seine Kenntnisse der Zeitgeschichte, durch seine, aus allen seinen Schriften hervorleuchtende Vaterlandsliebe zu Preußen und Deutschland, durch sein immer begründetes, aber deutliches und offenes Urtheil und durch seine maßvolle und klare, des idealen Schwunges nicht entbehrende Schreibweise vorzüglich berufen war, das Bild des kenntnißreichen, patriotischen, wahren und klaren Mannes zu zeichnen. Das Buch ist keine Biographie im gewöhnlichen Sinne, sondern eine geschichtliche Darstellung der Zeit unter dem Gesichtspunkte der Wirksamkeit Scharnhorsts. Daher kommt es, daß wir vom Privatleben des Feldherrn so gut wie nichts — die Jugendjahre abgerechnet — erfahren, daß nur seine öffentliche Thätigkeit geschildert wird, und da diese eine militärische war, überwiegt naturgemäß diese Richtung. Das Werk ist durchaus auf urkundlicher Grundlage aufgebaut und bietet nicht bloß für Scharnhorst, sondern für eine große Zahl der Mitlebenden und Mitstrebenden neue und werthvolle Aufklärungen. Meisterhaft sind die Darlegungen der historischen Entwickelung neuer Theorien und Einrichtungen; durch die Schilderung des alten Zustandes und die Entfaltung des Werdeprocesses tritt das Neue in um so wirksamerer Weise, in um so helleren Lichte hervor. Scharnhorst hat zwei Aufsätze geschrieben, die sich mit der Frage der stehenden Heere beschäftigen und für sie eintreten; um ihnen die richtige geschichtliche Stellung anzuweisen entwickelt sein Biograph den Gang der Controverse. Von England ging die Opposition aus; während Montesquieu maßvoll sich darüber äußert, wenden sich Voltaire, die Encyklopädisten, Rousseau energisch dagegen. Friedrich der Große folgt in dieser Frage nicht seinen französischen Freunden, sondern tritt für die stehenden Heere ein, während die gleichzeitige Publicistik, durch Moser, Pütter, Spittler und Justus Möser vertreten, sie eher abschaffen als behalten möchte. Diesen Schriftstellern widersprach Scharnhorst und nahm zum zweiten Male das Wort in gleichem Sinne, als durch Kant und Fichte angeregt die Frage wieder in Fluß kam. Auch die große Reformthätigkeit Scharnhorst's hebt sich von der Schilderung der früheren Zustände in jeder einzelnen Phase ab, ob es sich nun um die Zusammensetzung des Offizierstandes oder um die militärische Strafgesetzgebung, um die Verwaltung oder das Bildungswesen handelt. Und nun muß man in dem Werk bloß nachlesen, unter welchen wahrhaft tragischen Kämpfen der große Schöpfer des preußischen Heeres seine genialen Ideen — und doch auch nicht ganz — durchsetzte, mit welcher Aufopferung er jeden Schritt, der geschah, erkämpfen mußte und gegen wen? Stein war gefallen. „Kein Zweifel aber," sagt Lehmann in einer von sittlichem und gerechtem Zorn getragenen Darstellung, „daß Stein's Sturz auch von einem Theile seiner Landsleute, den Anhängern der alten fridericianischen Staatsordnung, freudig begrüßt, wenn nicht befördert wurde. Und sollten diese nun, nachdem das Haupt der Reformpartei gefallen war, vor seinem militärischen Freunde Halt machen? Scharnhorst bot fast noch mehr Angriffspunkte als Stein. Die mißvergnügten Generäle a. D., die um die Erträgnisse der Compagniewirthschaft gebrachten activen Offiziere, die Freunde der alten Taktik, denen das zerstreute Gefecht als die Zerstörung jeder Ordnung erschien, die starren Preußen, die nichts wissen wollten von Deutschland, die Junker, die ihre Jungen nicht mehr bequem versorgen konnten, sondern mit der Roture zusammen einem Examen unterwerfen sollten, die langsamen Köpfe, denen die allgemeine Wehrpflicht gleichbedeutend dünkte mit dem Untergange des Soldatenstandes, die Aengstlichen, die den Landsturm für das Signal zum Ausbruche der Revolution ansahen: sie alle hätten den Fall des großen Mannes mit Freuden begrüßt." Es gehörte eine Selbstlosigkeit und ein Opfermuth von bewundernswerther Größe dazu, um gegen diese ewigen Angriffe, die bei dem ängstlich-schwankenden, muthlosen, fremden Einflüssen zugänglichen König leider ein zu offenes Ohr fanden, nicht zu erlahmen, um nicht den Dienst in einem Staate zu verlassen, an den ihn nichts als der eigene Wille, ein hohes Pflichtgefühl und eine gewisse Dankbarkeit knüpfte, und anderwärts, wozu ihm oft genug Gelegenheit ward, seine Talente zu verwenden. Zwar hat er mehr als einmal dem Könige seine Entlassung angeboten, wenn der Sieg seiner Gegner so gewiß schien, daß seine Thätigkeit gänzlich gelähmt wurde, aber er blieb doch immer wieder und kämpfte und arbeitete unverdrossen und unermüdlich. Als er wie Stein „geehrt", auf die Forderung Napoleons den Dienst verlassen mußte, da schrieb er vorher an den König in rührenden Worten: „Mein herannahendes Alter und meine Kinder machen es mir zur Pflicht, ein Asyl irgend anderswo zu suchen. Da ich aber ganz ohne Vermögen, selbst ohne einen Noththaler bin, so bitte ich Ew. Majestät um die Gnade, mir bei meinem Abgange die bisherige Besoldung ein Jahr, in Hinsicht der besonderen Veranlassung meines Abganges zahlen zu lassen. Ich werde alsdann meine häuslichen Angelegenheiten noch in

*) Wir denken dabei in erster Reihe an Max Lehmann's Schriften „Kneseбeck und Schön" und „Stein, Scharnhorst und Schön".

**) Scharnhornst. Von Max Lehmann. Zwei Theile. Leipzig, S. Hirzel.

Digitized by Google

den Schutz Ew. Majestät Staaten ordnen und demnächst dahin gehen, von wo aus Ew. Majestät Hülfe erhalten könnten, wenn Napoleon Sie ganz unterdrücken wollte, und ich werde, wenn dieser Zeitpunkt eintreten sollte, nur für Ew. Majestät und Ihr hohes Regentenhaus leben. Sollte ich aber dort nicht mein Unterkommen finden, sollte mich das Loos von Krankheit und Unvermögen treffen, so muß ich in einem abgelegenen Winkel Ew. Majestät Mildthätigkeit anflehen, der ich mich dann, da sie anderen in meiner Lage widerfährt, von Ew. Majestät Huld und Gnade getröste." Die Entlassung war nur eine scheinbare, und Scharnhorst mühte sich weiter; der Stern Preußens sank indessen immer tiefer, Oesterreich war von Neuem zu Boden geworfen, wieder war die Stunde der Befreiung in's Unabsehbare hinausgerückt. Wie schon oft vorher, traten jetzt erneut an den General die Anerbietungen heran in englische Dienste zu treten. Er that es nicht. „Ich werde," schrieb er an Schön, „meinen Weg, den ich nun einmal betreten habe, noch nicht verlassen, ich werde versuchen, das militärische Gebäude zu vollenden und es in dem Sturm, der ihm jetzt bevorsteht, zu erhalten; die Dankbarkeit, die ich dem Könige schuldig bin, mein Pflichtgefühl fordern diese Aufopferung von mir." Aber so viel er auch unter den widerwärtigsten Kämpfen durchgesetzt hatte, die Krönung des Gebäudes kostete noch unendliche Mühe. „Die Niederreißung der Schranken, welche die Bürgerlichen von dem Offiziercorps ausgeschlossen hatten, die Abschaffung der ausländischen Werbung, die Beseitigung der entehrenden Strafen, die menschliche Behandlung des gemeinen Mannes, die Einführung des zerstreuten Gefechtes: sie hatten insgesammt die Verallgemeinerung der Wehrpflicht zur nothwendigen Voraussetzung." Aber erst als der Sturm losbrach, als die nationale Strömung selbst den zaudernden Herrscher zu Entschlüssen brachte, erschien die Bekanntmachung in Betreff der zu errichtenden Jägerdetachements vom 3. Februar 1813 und das Gesetz über die Aufhebung der bisherigen Exemptionen vom 9. Februar, in denen das Princip der allgemeinen Wehrpflicht zum Durchbruch kam. Für kurze Zeit noch einmal aufgehoben, sicherte das Gesetz vom 3. September 1814 über die Verpflichtung zum Kriegsdienste die große Idee Scharnhorst's für immer in Preußen und führte den Staat zu der mächtigen Entwickelung, zu der stolzen Höhe.

Wir haben das gewaltige, folgenreiche Lebenswerk des Mannes genannt; wie es zu Stande kam, können wir hier nicht darlegen. Reform des Heeres unter dem scheinbar so einfachen, aber damals so neuen Gesichtspunkte, das Heer ist für den Krieg da, bildete ja die Hauptthätigkeit seines Daseins und behauptet deshalb auch den breitesten Raum in seiner Biographie. Aber gänzlich fehlen doch die rein menschlichen Charakterzüge nicht, und was davon ersichtlich ist, zwingt nicht minder zur Bewunderung als es die Größe seiner Begabung und die Energie seines Handelns thun. Scharnhorst hatte ein weiches, Liebe bedürftiges und spendendes Herz. In seiner Jugend sollen neben „Götz" und „Werther" der Wandsbecker Bote des prächtigen Matthias Claudius und Youngs Nachtgedanken seine Lieblingslectüre gebildet haben. Auch an dem im Feuer eines thatenreichen und mühevollen Lebens gestählten Manne nehmen wir noch Charakterzüge wahr, die wie ein Erbtheil aus der Zeit der sentimentalen Werther-Schwärmerei erscheinen. Herzinnig ist das Verhältniß zu seiner Tochter und die Briefe an sie bilden eine werthvolle Quelle zur Erkenntniß seines inneren Seins. In den Tagen nach der unseligen Schlacht bei Eylau schreibt er ihr nach Empfang eines Briefes: „Vergebens habe ich ihn mehrere Male angefangen zu lesen, nie habe ich ihn bis jetzt endigen können; im Innersten meines Herzens bin ich auf diesen Brief stolzer als auf Alles, wodurch ich mich über andere in Hinsicht des Muthes und der Einsicht erhaben finde: noch immer trage ich ihn in der Hand, obgleich ich ihn schon über acht Stunden besitze." Wieviel an dieser empfindsamen Erregung die unglücklichen Ereignisse Antheil haben, muß dahin gestellt bleiben; die Weichheit seines Gemüthes zeigt sich auch bei anderen Gelegenheiten. Herzliche Freundschaft verband ihn mit einer Reihe von Männern, deren Gesinnung, deren Streben das Gleiche war: Blücher und Gneisenau, Grolman und Oppen und seine Schüler Wilhelm Röder und Clausewitz und viele andere. Wie glücklich fühlte er sich im April 1813, als er mit ihnen allen zusammen im Hauptquartier Blücher's weilte, zugleich in der Erinnerung an die Geliebte seines Herzens, Friederike Hensel, mit deren Namen auf den Lippen der Held starb.

Wo er von ihr spricht oder an sie schreibt, da leuchtet das helle Glück aus seinen Worten, und der Alternde fühlt noch einmal „Frühlingshauch und Sommerbrand". Der Treffliche hat nach vielem Leid auch noch reine Freude empfunden in Liebe und Freundschaft. Ihm war es nicht mehr vergönnt das gelobte Land zu sehen; er starb, bevor die Erfolge seine Lebensthätigkeit krönten, aber er starb in ungebeugter Hoffnung, daß der Sieg bei Preußens Fahnen bleiben muß. Nur wenige Tage vor seinem Tode schrieb er an die drei liebsten Menschen, die er auf Erden besaß, an seine Tochter, an Friederike und an Gneisenau eine Art Testament. Rührend ist die Entsagungsfähigkeit des edlen Mannes in dem Brief an die Tochter. Wie er früher einmal ausrief: „Mein Leben gäbe ich für das Commando eines Tages", und doch um der höheren Zwecke willen entsagte, so schrieb er ihr jetzt wiederum: „Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir werth ist, gibt sie mir ohnehin nicht . . . . . Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Commando Eines Tages". Und an die Geliebte richtet er die letzten Worte: „Du bist das einzige Wesen, das innigen Antheil an meinem Leben nimmt. Meine Söhne, welche jetzt bei der Armee sind, denken an den Krieg und an ihre Freuden, sie sind von mir entwöhnt, wie dies bei allen jungen Männern der Fall ist. Meiner Tochter sind ihre Kinder und ihr Mann lieber, als ich ihr bin; dies ist so in der Welt. Mir bleibt also nichts als ein fremdes Wesen, das ich an mich kette, das sonst Niemand hat, an welchem es besonders hinge: das bist Du! Könnte ich Dich doch nur eine Stunde sehen!"

In einer meisterhaften Parallele hat Max Lehmann eine Vergleichung Fichte's in seinen Reden an die deutsche Nation mit den Ideen und ethischen Grundanschauungen Scharnhorst's durchgeführt. „Wenn Fichte erklärte, daß immer und nothwendig die Begeisterung als die Wirkung des Ewigen siege über die Begeisterungslosigkeit, und daß ein Volk, das fähig sei, die Selbständigkeit fest in's Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, gewißlich über ein solches siege, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zur Unterjochung selbständiger Völker gebraucht werde: so hatte, wie wir wissen, auch Scharnhorst die religiöse Schwärmerei, die Liebe zur Freiheit, den Haß gegen die Unterjocher für die wahren Quellen sittlicher Stärke ausgegeben." Darin trafen der Feldherr und der Philosoph zusammen, daß all' ihr Thun aus tief sittlichen Motiven entsprang. Aus der Neugeburt des sittlichen Bewußtseins, das in die leidgewohnten Herzen des unterdrückten Volkes drang, ging auch die Wiedergeburt des Vaterlandes hervor. Und so steht die geschichtliche Gestalt von Scharnhorst vor uns, wie Ernst Moritz Arndt ihn schildert als „den ernsten und tugendhaften Mann, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgend einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat," und wird unvergessen bleiben, so lange der Preuße, der Deutsche seiner großen Männer gedenkt.

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Eines Tages, als wieder ein Brief von Ernst die alten Wunden aufgerissen hatte, rief Emanuel unwillig: Ist es nicht eine rechte Albernheit, daß man sich so kasteit, nur um den Klatschbasen beiderlei Geschlechts keinen Anlaß zu geben, dem lieben Nächsten etwas anzuhängen? Was kümmern wir uns eigentlich um sie? Eine Verrücktheit ist's! Ich habe nur den einen Bruder, und Ernst hat nur den einen Bruder. Fünfzehn Jahre lang habe ich schon gleich bei meinem Lebensanfang nichts von ihm gehabt, wofür ich zum Glück nicht verantwortlich bin, und nun soll ich auch an meinem Lebensende nichts von ihm haben, nachdem wir uns so gut geworden sind und eigentlich Beide zusammen nur einen Menschen ausmachen? Wie lange lebe ich denn bestenfalls noch? Und was habe ich vom Leben außer der Plackerei um's tägliche Brot und etwas darüber? Meine Frau, meine Kinder, meinen Bruder. Die gehören zusammen. Je lieber sie sich haben, desto besser. Julie wird darum keine schlechtere Frau und Mutter sein, wenn ihr ein Herzensfreund zur Seite steht, der zugleich mir gleichsam angeboren ist. Mögen sie das Gefühl, das ihre Seelen eint, nennen wie sie wollen — mir thut's nicht geringeren Abbruch, wenn sie hunderte von Meilen von einander getrennt leben, als wenn eine Thür sie trennt, falls von Abbruch da überhaupt die Rede sein soll, wogegen ich protestire. Warum soll Ernst den Umgang mit einer Frau entbehren, die ihm wahrlich nicht zum mindesten gerade deshalb lieb und werth wurde, weil sie meine Frau ist, deren geistiges Leben ihn anzieht und deren musikalisches Talent in seiner Mitübung die erfreulichsten Wirkungen zeigt? Warum soll er meinen Kindern ein Fremder bleiben? Sie haben ein Recht auf ihn. Wenn ich ihn auch verheirathen könnte, das thäte ich seinetwegen gern, denn ich weiß nun, was für ein Segen in der Ehe ist; aber das liegt nicht in meiner Hand und in keines Menschen Hand. Wir müssen abwarten, wie es das Schicksal fügen will. Nur soll man mich nicht überreden daß es bessere Gelegenheit hat, für ihn zu sorgen, wenn er sich draußen umtreibt. Ganz im Gegentheil! Er wird sich dort eigensinnig absperren, hier aber mit voller Empfänglichkeit und Unbefangenheit an sich herantreten lassen, was sich etwa für ihn eignet. Julie selbst wird ihn, ohne daß er's merkt, ein wenig zu leiten vermögen. Und will er denn doch ein Junggeselle bleiben, so werden ihm mindestens die Hauptmühseligkeiten dieses Standes erspart sein. Es wird ihm auch so an Familie nicht fehlen; er braucht sich nicht allein in der Welt zu fühlen und findet leicht tausend Möglichkeiten, sich dem kleinen Kreise, in den er sich stellt, nützlich und angenehm zu machen. Es mag unter Umständen eine Thorheit sein, den Kampf mit der Pflicht herauszufordern; unter anderen Umständen ist es sicher eine viel größere, ihm aus dem Wege gehen zu wollen. Es kommt auf die Menschen an. Wie ich nun einmal geschaffen bin, leide ich unsäglich unter der Vorstellung, daß ich bemüht sein soll, die Beiden, die mir die nächsten sind, mißtrauisch von einander zu halten. Ernst und Julie fürchten nicht das Beisammensein; sie nahmen nur Rücksicht auf mich, weil ich ja doch die Zielscheibe des Witzes der Leute war und wieder werden kann. Aber ich habe einen breiten Rücken und ängstige mich vor einigen Püffen nicht. Schlagt zu!

Nach dieser für seine Gewohnheiten auffallend langen Rede trommelte er noch eine Weile mit den Fingern beider vorgestreckten Hände auf dem Tisch, als ob er jede Entgegnung fortwirbeln wollte. Ich hätte auch ohnedies keinen Widerspruch erhoben, da ich wohl sah, daß es sich nicht um eine augenblickliche Laune handelte, die Sache vielmehr reiflich überlegt war und der Entschluß längst feststand. Julie stand auf, packte ihre Arbeit zusammen, trat hinter Emanuel, legte ihren Arm um seine Schulter, küßte ihn zwei-, dreimal und verließ schweigend das Zimmer. Er trommelte noch kräftiger weiter, bis er plötzlich abbrach, um sich die Thränen aus den Augen zu wischen. Ist's nicht eine rechte Albernheit? sagte er.

Wahrscheinlich noch an demselben Abend schrieb er Ernst einen langen Brief, indem er ihm ausführlichst seine Meinung auseinandersetzte und ihn zur Rückkehr aufforderte. Seine Worte mußten überzeugend gewirkt haben, denn nach kurzer Zeit erschien Ernst wieder in seiner Vaterstadt. Als er mir seinen ersten Besuch abstattete, sagte er mir: Ich fange wieder an, als ein ganzer Mensch zu leben. Dort fühlte ich mich einen Krüppel; ein Theil meines Organismus war außer Function, wie gelähmt — es war ein recht elendes Dasein. Aber nicht wahr? mein Bruder ist ein ungewöhnlicher Mensch.

Ich hatte geglaubt, Ernst würde sich ein Logis miethen; aber das geschah nicht. Er bewohnte wieder die für ihn bestimmten Zimmer im Hause seines Bruders, in denen er, nachdem er die mitgenommenen Bücher und Instrumente eingestellt hatte, sich ganz in der früheren Umgebung sah. Ueberhaupt setzten die Drei ihre Lebensweise genau wie vor der Trennung fort. Emanuel behielt seine geschäftlichen Gewohnheiten bei, die ihn den größten Theil des Tages an das Contor banden, und Ernst verkehrte mit seiner Schwägerin ganz so frei, als dies Beiden früher Bedürfniß gewesen war. Er musicirte und las mit ihr, er begleitete sie auf Spaziergängen, er wurde im Theater, bei musikalischen Aufführungen und in Vorlesungen zu wohlthätigen Zwecken stets an ihrer Seite gesehen. Er erfüllte alle Pflichten eines aufmerksamen Cavaliers mit der größten Unbefangenheit, als könne auch die raffinirteste Klatschsucht kein Arg darin finden. Jeder Fremde, der die Verhältnisse nicht kannte, hätte sie für Mann und Frau halten müssen. Das einzig neue Element brachten die Kinder in ihren Verkehr. Ernst liebte sie wie die seinigen, und sie selbst merkten bald, daß sie an ihm den gütigsten und zärtlichsten Onkel hätten. In seiner Stube spielen zu dürfen, erschien ihnen das dankenswertheste Vergnügen. Als sie heranwuchsen nahm er sich ihrer Erziehung auf das Freundlichste und Nachdrücklichste an. Sie verehrten ihn wie einen zweiten Vater.

Und die öffentliche Meinung? Sie kam natürlich gleich wieder in Harnisch und begann kampfmuthig ihr früheres Treiben. Aber ihre Waffen schienen stumpf geworden zu sein, oder sich gegen unverwundbare Körper zu richten. Man erwartete immer, daß nächstens irgend etwas Skandalöses geschehen würde, wogegen man mit der vollen Wucht der sittlichen Entrüstung anstürmen könne. Aber es erfolgte nichts derart, gar nichts. Jahre vergingen, und das Verhältniß der drei Menschen blieb sich immer ganz gleich. Wer daran Anstoß nehmen wollte, mochte es thun; nur mußte er auch bekennen, daß ihm dazu nicht mehr Grund, als der Allen sichtbare, gegeben war. Und nun ereignete sich mit der Zeit das sehr Sonderbare, daß denn doch in einigen helleren Köpfen der Gedanke aufdämmerte, es könne sich diesmal am Ende wirklich um eine Ausnahme von der Regel handeln und hinter den Coulissen nichts zu suchen sein; es wäre mit anderem Maß, als dem gewöhnlichen, zu messen, die äußere Erscheinung auf Grundursachen zurückzuführen, denen sich die übliche Schablone nicht durchaus anpassen dürfte. Diese Meinung wagte sich anfangs nur schüchtern vor; nach und nach, langsam freilich, wurde sie die herrschende, man wußte sich nun sogar etwas darauf „vorurtheilsfrei zu denken". Selbst die alte Tante schüttelte nicht mehr den Kopf, außer wegen der Last ihrer Jahre, und versöhnte sich mit den Brüdern und Frau Julie wieder vollständig. Als sie wegen Altersschwäche nicht mehr ihre Wirthschaft führen konnte, räumte ihr Emanuel gern ein oberes Stübchen in seinem Hause ein. Da hatte sie nun die beste Gelegenheit, sich zu überführen, daß zwar Alles wahr sei, was die Leute sich von dem sonderbaren Verhältniß erzählten, daß sich ihnen aber mit Fug und Recht nichts Schlimmeres nachsagen ließe, als daß sie den Muth hätten, einander so viel Liebes und Gutes zu erweisen, als ihr Herzensbedürfniß forderte.

Emanuel hatte indessen in mancherlei städtischen Aemtern so viel Gemeinsinn und Tüchtigkeit bewiesen, daß man's allgemein völlig in der Ordnung fand, als er zum Stadtrath gewählt und so in den Magistrat eingeführt wurde. Ernst war längst in Gelehrtenkreisen seiner ausgezeichneten Arbeiten wegen geschätzt. Den wiederholt von auswärtigen Universitäten an ihn ergangenen Ruf lehnte er aber ohne Bedenken ab: er

Digitized by Google

könne und wolle sich „von seiner Familie" nicht trennen. Die Wissenschaft frage auch nichts danach, ob ihr ein Professor oder ein simpler Doctor etwas leiste. Aber sein Ansehen in der Vaterstadt hob sich doch dadurch nicht wenig. Als eine Vacanz eintrat, brachte ihn die Facultät an erster Stelle in Vorschlag, und seine Ernennung als Ordinarius erfolgte dann in kürzester Zeit. Seitdem war er ein gefeierter Lehrer an der Hochschule seiner Vaterstadt, aber auch ein hochgeachtetes Mitglied des Senats, der ihn später zweimal zum Rector wählte. Die Frau Stadtrath endlich übte so lange im Stillen Wohlthätigkeit, bis die Spatzen auf allen Dächern ihren Ruhm zwitscherten und nun allerhand Vereine ihren Vortheil darin sahen, sie in den Vorstand zu ziehen und sich um ihre Unterschrift bei öffentlichen Veranstaltungen zu bemühen. Höchst würdig füllte sie überall neben den Damen vom Militär und Civil ihren Platz aus, und man nahm nicht mehr den geringsten Anstoß daran, daß meist der Professor sie nach der Sitzung begleitete oder von dort abholte. Er blieb immer der galante Liebhaber seiner Schwägerin, aber Niemand zweifelte noch, daß sie trotzdem ihres Mannes brave Frau und ihrer Kinder treue Mutter sei.

So gingen ihnen in gewohntem Gleichmaß viele Jahre hin. Emanuels Sohn wurde Student, seine Tochter die Frau eines geachteten jungen Kaufmannes, den er als Compagnon in sein Geschäft aufnahm. Er war alt und grau geworden, hielt sich aber lange frisch und neigte nur mehr zur Corpulenz. In der Stadt war allgemeines Bedauern, als es eines Tages hieß, er sei vom Schlage getroffen. Er erholte sich wieder, nur daß die linke Hand gelähmt blieb. Leider erneuerte sich der Anfall nach einigen Monaten. Er verschied nach kurzem Krankenlager, achtundsechzig Jahre alt. Die halbe Stadt folgte seinem Sarge.

In seinem Hause wurde die Lücke, die sein Tod gerissen, sehr fühlbar. Man hatte sich so an einander gewöhnt, daß er gar nicht schien fehlen zu können, wenn man sich der Güter des Lebens auch ferner erfreuen wollte. Und er fehlte auch nur die kurze Zeit, in der man das Bedürfniß fühlte, ihn gleichsam mit den Augen zu suchen. Als sie ihn körperlich nicht mehr vermißten, war er immer unter ihnen.

Im Hause blieb deshalb auch Alles beim Alten. Ernst dachte nicht daran auszuziehen, und die Wittwe machte keine Andeutung, daß es ihr jetzt lieber wäre, allein zu sein. Er verdoppelte nur seine Bemühungen, ihr das Leben möglichst angenehm zu gestalten, versuchte sich sogar in die schwierige Vermögensverwaltung hineinzuarbeiten, um ihr auch hier mit Rath und That zur Seite stehen zu können, ein freilich ganz aussichtsloses Unternehmen. Täglich zur bestimmten Stunde sah man sie Arm in Arm auf einem Spaziergange. Sie schienen nicht die mindeste Ahnung davon zu haben, daß man ihr Zusammenwohnen und -leben jetzt aus einem anderen Gesichtspunkte betrachten könne, als bisher. Und doch geschah das. Galeotto versuchte noch einmal seine Künste. Wie war es denn anders denkbar, als daß dieser Mann und diese Frau, die so treu an einander gehangen, so schmerzlich lange auf einander gewartet hatten, sich nicht heiratheten, so bald das Trauerjahr vorüber? Das waren sie sich, das waren sie der Gesellschaft schuldig. Das gönnte man ihnen aufrichtig, das forderte man aber auch. Man wurde sehr ungeduldig, als die Vorbereitungen zur Hochzeit ausblieben und begann, als zarte und derbere Andeutungen nichts fruchteten, nochmals die alte Litanei von Verletzung der guten Sitte und Nichtachtung der öffentlichen Meinung. Ein neuer Sturm, ein noch heftigerer vielleicht, war im Anzuge.

Aber sie standen fest auf sich selbst und ließen sich nicht von dem Wege abdrängen, den sie so lange neben einander her geschritten waren. Ich selbst fragte einmal Ernst, warum er nicht eine Förmlichkeit erfülle, die ihm das Recht gebe, die geliebte Frau fortan ganz sein zu nennen. Aber wozu eine Förmlichkeit, liebster Freund, fragte er sehr verwundert zurück, wenn wir doch auch ohne sie das Wesen haben? Leute in unserm Alter heirathen nicht mehr, wenn sie verständig sind; wir müßten uns und aller Welt ja recht wunderlich vorkommen, als junge Eheleute — und nun gar den Kindern! Aber es ist nicht nur das. Was wir einander sind, konnten wir einander nur werden und sein, indem wir in dem Augenblick der Erkenntniß auch den Wunsch zu besitzen in uns ertödteten. Nicht nur in Schranken halten dürften wir ihn, nicht für Zeit zum Schweigen bringen; auch nicht in dem geheimsten Kämmerchen unserer Herzen durfte er auf die Gelegenheit der Erfüllung lauern. Nicht einmal etwas wie ein Schmerzgefühl über das ewig Verlorene durfte in unsere Seelen nachwirken. So ist mir meines Bruders Weib heilig gewesen, und so ist mir meines Bruders Wittwe heilig. Denn in meiner Vorstellung vermag sich Emanuel nicht von Julie zu trennen. Er ist uns nicht ein Hinderniß gewesen, sondern der nothwendige Dritte im Bunde, und er ist uns nicht gestorben, um so vergessen zu werden. Das mag vielen unbegreiflich scheinen. Die Menschen haben nun einmal gern gewisse Formeln, die für jeden Fall verwendbar sein sollen, und fühlen sich beunruhigt, wenn sie den Dienst versagen. Wir können's nicht ändern. Aber wenn wir auch von Niemand verstanden werden sollten — uns selbst wollen wir nicht kleiner werden. Und so störe unseren Zirkel nicht.

Sie leben noch und leben, wie sie gelebt haben — ein glückliches Paar froher Menschen, die einander in Ewigkeit gewiß sind. Sie haben den großen Galeotto bezwungen, der heute im Theater seinen Triumph gefeiert hat.

---

## Notizen.

Die Frucht mühevoller erfolgreicher Forschungen liegt uns in der Schrift „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg" vor, welche als viertes Heft der „Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen" (Straßburg, H. Ed. Heitz 1888) erschienen ist. Der Verfasser, Dr. Joh. Froitzheim bezeichnet seine Arbeit als einen urkundlichen Commentar zu Goethe's „Dichtung und Wahrheit", doch beabsichtigt er zugleich „das Interesse an dem sonst wenig gekannten Dichter (Lenz) in weitere Kreise zu tragen." Deshalb hat er einen Abriß dieses traurigen Dichterlebens vorausgesandt, wogegen der zweite Abschnitt „Goethe's Urtheil über Lenz" auf den Punkt führt, um den es sich eigentlich handelt, die seltsame Liebesintrigue, deren Goethe gedenkt. Lenz hatte dieselbe tagebuchartig Goethe berichtet; seine Erzählung lag in Schiller's Papieren unbeachtet, seit Goethe am 1. Februar 1797 sie mit anderen Papieren von Lenz diesem übersandte, der einzelnes für seine „Horen" und den „Musenalmanach" benutzte, aber jenes Tagebuch nicht gebrauchen konnte. Urlichs entdeckte es und eine deutsche Zeitschrift brachte vor zehn Jahren die außerordentlich merkwürdige Erzählung. Aber noch immer konnte man zweifeln, ob etwas Thatsächliches dem Berichte, dessen Schluß fehlt, zu Grunde liege, ob derselbe nicht wesentlich umgestaltet sei; auch blieb der wirkliche Name der als Araminta bezeichneten Dame unbekannt. Dem Spürsinne des keine Mühe scheuenden Verfassers ist es gelungen, den Nachweis zu liefern, daß diese die zweite Tochter des Goldschmieds Jacob Fibich war, Susanne Cleophe, geboren 13. November 1754, ja auch das Eheversprechen, welches der saubere Baron Friedrich Georg von Kleist aus Kerklingen am 27. October 1773 nach damals nicht ungewöhnlicher Weise vor dem Notar unterzeichnete, hat er in den Acten des Notars Lacombe aufgefunden und mitgetheilt und manches andere über die Verhältnisse der Familie und der Cleophe (oder Cleophea) selbst durch Erkundigungen bei den Nachkommen Fibich's festgestellt. Ihr Bildniß geht dem Buche voraus, ihre Handschrift ist facsimilirt nach dem vor vier Jahren in Livland entdeckten Stammbuch von Lenz, in welches sich Cleophe an erster Stelle den 4. December 1774, wohlweislich ohne Namen, als seine „ungenannte, aber wohl bekannte Freundin" eingetragen hatte. Cleophe starb unvermählt wie Friederike Brion, deren Freundin sie war; der Baron hatte sein Wort schmählich gebrochen. Wir erkennen das Verdienst Froitzheim's dankbar an, obgleich uns die Hoffnung, Cleophe werde „nun für alle Zeiten in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes leiben und leben," überspannt scheint. Auch sonst wird man nicht alle Urtheile des eifrigen Entdeckers unterschreiben. Sehr wichtig scheint uns auch der gelegentlich gegebene Nachweis, daß der von H. L. Wagner in der „Kindesmörderin" eingeführte Metzgermeister Humbrecht (Valentin Humbrecht) keine Tochter Eva hatte und kein solches Unglück in seiner Familie erlebte, wie es Wagner zu seinem Drama brauchte. Dies bestätigt Goethe's Behauptung, der ihm befreundete Dichter habe den Gegenstand des Stückes aus seinem „Faust" genommen. Als Ort hatte er seine Vaterstadt Straßburg gewählt und als Verführer sich einen Offizier ausersehen; da die Straßburger Garnison auf die Bürgermädchen einen höchst traurigen Einfluß übte, den Lenz nicht bloß dramatisch verwerthete, er wollte ihn auch durch einen wunderbaren Vorschlag von Soldatenehen wenigstens vermindern.

Heinrich Düntzer.

Lieder der Huldigung von C. G. Häbler. (Leipzig, A. G. Liebeskind). — Es lebt wirklich etwas von Pindar's Schwung in diesen gedankenvollen, dröhnenden freien Rhythmen, womit der Dresdener Poet den Grafen Moltke, den Fürsten Bismarck und den Kaiser feiert. Die Ausstattung des Heftchens mit den graziösen Randleisten ist von der Pracht, an die uns der Verlag längst gewöhnt hat.

Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio. Neueste italienische Lyrik. Uebersetzt von Julius Litten. (Leipzig, Karl Reißner.) —

Digitized by Google

Drei der besten italienischen Dichter unserer Zeit in deutschem Gewande, alles „Veristen", die in ihrer farbenreichen und leicht verständlichen Sprache, der nichts Menschliches fremd ist, von dem Schwulst und Pomp der Romantiker und Idealisten seltsam absticht. So natürliche Töne waren vordem im Gebiete der italienischen Poesie unbekannt. Namentlich der verstorbene Stecchetti, der von Grazie und Witz überschäumte, wird den deutschen Leser anmuthen, denn wir haben da ohne Zweifel einen ausländischen Schüler Heine's vor uns, dessen Buch der Lieder der Bologneser Bibliothekar in der That virtuos übersetzt hat. Gedichte wie Magre virtù che vi scandalezzate, Medio evo, Ci diam' amati u. A. in ihrem keck pointirten graziösen Fluß könnten von unserem Dichter verfaßt sein. Die Uebertragung ist ebenso formgewandt, als feinsinnig und treu.

Von Otto Franz Gensichen sind soeben (im Verlage von Eugen Großer in Berlin) zwei schöne poetische Gaben erschienen. Die erste derselben „Immortellen" ist ein Kranz von Liedern, den der Sohn auf den Gräbern der rasch nacheinander dahingeschiedenen Eltern niederlegt. Ferne bleibe die Kritik von solchen Gaben der Liebe und Wehmuth; nur das fügen wir dieser kurzen Anzeige hinzu, daß wir selten so tief berührt und so hoch erhoben wurden, wie von der Schlichtheit und Wahrheit und Innigkeit dieses Nachrufes. — Der ganze Wohllaut, den Gensichen in seine Verse zu legen weiß, offenbart sich in der zweiten jener Dichtungen, der Novelle in Versen: „Tamina". In ihr predigt der Dichter, dessen Namen einst durch seine wilde „Felicitas" erst in weiteren Kreisen bekannt wurde, jetzt die entsagungsvolle Liebe. Welch weiter Schritt von jener Felicitas zu dieser Tamina! Er bedeutet eine seelische Läuterung des Autors, der „in seines Lebens sonnenhelle Tage" vorgeschritten ist. Und geläutert wie der Inhalt der kleinen Erzählung erscheint, im Vergleich zu jener Jugenddichtung, auch die Form, in die sie sich hüllt. Dieselbe ist voller Anmuth und Schönheit, ohne der dichterischen Kraft und Bewegtheit zu entbehren. o. b.

Bei Hermann Costenoble in Jena, dessen geographischer Verlag eine immer größere Bedeutung gewinnt, hat Pechuel-Loesche, der Gegner Stanley's, unter dem Titel: Kongoland soeben die von ihm angekündigten amtlichen Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen veröffentlicht, aus denen klar hervorgeht, daß dieselben im vergangenen Jahre im amtlichen Blatte des Kongostaates in grober Verstümmelung zu polemischen Zwecken abgedruckt worden waren. Noch interessanter ist der nicht amtliche Theil, der überaus lehrreiche Aufsätze über Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet enthält und die optimistischen Berichte von Stanley, Wißmann u. A. einer scharfen Kritik unterwirft. Am wenigsten verlockend für den Kaufmann und Pflanzer wird hier das innere Kongoland geschildert, aber auch vom Küstenlande hält Pechuel nicht eben viel. „Wir wissen noch nicht einmal erfahrungsmäßig von den am meisten versprechenden Küstengebieten, welche Handelsgewächse vortheilhaft gezogen werden können; tönende Reden, hoffnungsfreudige Aufsätze und Behauptungen sind keine Ernteerträge . . . Die Behauptung von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit Afrikas noch länger zu wiederholen, ist zwecklos, sie soll erst noch bewiesen werden."

Ernste und heitere Erzählungen von Karl von Heigel. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Diese Geschichten haben im süddeutschen Volksgeist Wurzel gefaßt und zeigen darum lebendiges, stimmungsvolles Colorit, markige Kernnaturen von kräftig ausgearbeiteter Plastik. Je mehr diese Figuren vom nährenden Boden des Volksgeistes sich entfernen, künstlich in die Höhe getrieben werden, desto mehr verflüchtigen sie sich zu hohlen typischen Schemen. Saftstrotzend und von prächtigster Wirkung ist die aus gesundem bäurischen Leben geschöpfte Erzählung: „der Hansei streikt". Nächstdem kommen die von körnigem Humor durchwürzten Kleinstadtnovellen: „der Sangesbruder" und „der Diplomat von Rumpolzkirchen". In letzterer zeigen schon die Personen höheren Schlages, Graf Hohenthal und Hedwig, eine bedenkliche innere Leere. Rechte Kinder der Mittelmäßigkeit und der Schablone sind die beiden Gesellschaftsnovellen: „Schweninger" und „Sie speculirt" und namentlich die erstere ist von einer geradezu grinsenden Geistesarmuth der Sprache. Gänzlich mißlungen endlich sind die historisch-pathetischen Erzählungen: „der Freund Tibers" und „Timon von Tarsus", die außer traditioneller Rhetorik eine ganz unerhörte Erscheinung aufweisen: gemüthliches Pathos. Selbst in den Gesellschaftsnovellen, ja sogar in den historisch-pathetischen Erzählungen läßt sich eine Tendenz zu drallem Stil und zu breiter Komik nicht verleugnen, die in den drei anderen Erzählungen glänzend zu ihrem Rechte kommen. j.

Beaunis, Impressions de Campagne (1870—1871). (Paris, Félix Alcan, Berger-Levrault & Cie.) — Der Verfasser ist Arzt und als Führer einer Ambulance in Straßburg während der Belagerung und später in gleicher Eigenschaft beim Loirefeldzug und bei den Kämpfen im Osten betheiligt gewesen. Die Berichte sind in ähnlicher Fassung bereits während des Feldzuges in der „Gazette médicale de Paris" erschienen und tragen daher eine subjective Färbung, welche ihre geschichtliche Bedeutung fast ganz vernichtet. Das Einzige, was man denselben etwa entnehmen könnte, ist die Anschauung von den Schrecknissen, welche ein Krieg mit sich bringt. Am bedeutsamsten sind die Ausführungen des Anhanges, welche wesentlich medicinisches Gepräge tragen und darauf hinauslaufen, daß sie feststellen und statistisch, wie medicinisch und militärisch nachzuweisen suchen: es sei unzweckmäßig, die Verwundetenpflege schon während des Gefechtes eintreten zu lassen. Es sei vielmehr vorzuziehen, dieselbe so lange hinauszuschieben, bis das Terrain gefahrlos begangen werden könne. Diese Ausführungen sind sachlich bemerkenswerth und für Fachkreise wohl einer eingehenden Prüfung werth. w-y.

Emil Zola und seine Werke. Von Jan ten Brink. Autorisirte Uebersetzung von Prof. Georg Rahstede. (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.) — Eine ebenso gerechte, als feinsinnige Würdigung des großen Naturalisten, zu dessen Bewunderern der bekannte Leydener Professor gehört, ohne daß er darum seine vielen Fehler und Unzulänglichkeiten übersieht. Das Beste sind die sorgfältigen und nie langweiligen Inhaltsangaben. Die Kritik kommt dabei oft ein wenig zu kurz.

Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen von Theodor Storm. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Der greise Dichter, welcher soeben unter der Theilnahme von ganz Deutschland seinen siebenzigsten Geburtstag feiert, erfreut uns jährlich noch mit einer schönen Gabe. Von schwerer Krankheit erstanden schickte er in diesem Frühjahre gleichsam als Zeichen seiner Genesung das vorliegende Bändchen seinen Verehrern zu, welches zwei rührende, tief zu Herzen gehende Geschichten enthält. In der ersten begegnen wir einem alten Böttchermeister, der die ganze Liebe und die ganze Freude seines einsamen Alters, einen frischen, braven Jungen, verloren zu haben scheint und unvermuthet wiederfindet. Der alte, einfache Mann ist prächtig geschildert. Die zweite Novelle, „Das Kind des Zuchthäuslers", führt uns in den Kampf hinein, den ein entlassener Sträfling mit der ihn beargwöhnenden Welt zu kämpfen hat. Ein Leben voll Sorge und Sünde, aber auch voll tiefer inniger Leidenschaft und aufrichtiger Reue wird uns enthüllt; der Mann, der es zu ertragen hat, geht zu Grunde, aber sein Kind, um dessentwillen er sich opferte, erblüht als eine Rose aus diesem Schatten heraus, um später im Lichte weiterzuleben.

Presto-Prestissimo. Eine Reise in 288 Stunden. (Teschen, Karl Prochaska.) — So benennt sich ein allerliebstes Büchlein, dem wir die Aufmerksamkeit unserer Leser zuwenden möchten. Es rührt von Frauenhand her, die man jedoch dem Buche schwerlich ansehen würde, wenn es im Verlauf der Darstellung nicht ausdrücklich gesagt wäre und einige Episoden der Fahrt dies gleichfalls zu erkennen gäben. Nicht daß wir die Feder in weiblicher Hand ungern sähen. Selten aber fanden wir dieselbe bei solcher Kürze und Bündigkeit des Ausdruckes, solcher Fülle von Humor, der das eigene Ich bereitwillig zur Zielscheibe seines wenn auch harmlosen Spieles macht, solcher Mäßigung im Urtheil bei aller Treue des Auffassens, solchem schlagfertigen Witz ohne jede Sucht, diesen beständig brauchen zu wollen. Dabei verfügt die Verfasserin über ein geradezu musterhaftes Deutsch, um das sie Mancher und Manche in der deutschen Schriftstellerwelt mit Fug beneiden könnten. Der Ton dieser allerliebsten Leistung erinnert vielleicht ein wenig an den des Wiener Spaziergängers auf seinen sommerlichen Fahrten; aber dieser Anklang ist keine Nachahmung, da nicht nur eine ganz andere Individualität sich darin ausspricht, sondern auch jeder launige Einfall, jeder Scherz durchaus ursprünglich anmuthet. Das Ganze ist von einem liebenswürdigen Frohmuth und einer so unwiderstehlichen Schalkhaftigkeit getragen, daß man an der Darstellung als solcher das unmittelbarste Wohlgefallen hat. Die Fahrt, die der Leser in so angenehmer Gesellschaft zurücklegt, geht von Wien aus bis Zell am See, von da über Innsbruck nach dem „durch so viele Engländer aller Welttheile geheiligten Boden der Schweiz", wo zunächst Ragaz und Pfäffers besucht werden. Das nächste Ziel ist der Rigi mit der gewöhnlichen Sonnenaufgangsenttäuschung, danach ein Besuch des Rhonegletschers, dem ein launig beschriebener Aufenthalt in Luzern voraufgeht. Der zweite Theil der Fahrt gilt den neuen Königsschlössern im westlichen Bayern, nachdem der Landeshauptstadt selbst am Octoberfest eine flüchtige Rundschau gewidmet worden. Die Schilderung von Neu-Schwanstein, Linderhof und Herrenchiemsee gehört bei aller Knappheit der Fassung zu dem Anschaulichsten und Glänzendsten, was bisher über jene Zauberschöpfungen des sonderbaren Kunstschwärmers auf dem bayerischen Thron geschrieben worden. Schon diese Partien allein machen das Büchlein lesenswerth. Einstweilen begnügt man sich gern mit dem hier durchaus lohnenden Genuß des Wiederlesens, an den sich aber doch der Wunsch heftet, mit diesem ansprechenden Talent künftig für längere Dauer verkehren zu dürfen. w. b-n.

Der Eisenwerksbesitzer M. Flürscheim in Gaggenau in Baden ist, ähnlich dem Amerikaner H. George, ein unermüdlicher Vorkämpfer für die Verstaatlichung des ländlichen und städtischen Grundeigenthumes. Die Durchführung dieser nicht neuen Idee ist natürlich weder wünschenswerth, noch möglich. Aus den Flürscheim'schen Pächtern würden z. B. mit derselben Nothwendigkeit freie Eigenthümer werden, mit welcher Lehnsbesitzer und hörige Bauern freie Eigenthümer wurden. Die Schriften des Verfassers enthalten indeß einzelne brauchbare Notizen über Latifundien, das Steigen des großstädtischen Bodenwerthes u. dergl. Aus diesem Grunde seien die neuesten Broschüren des Verfassers hier angeführt. Die Titel lauten: 1) Der einzige Rettungsweg. 2) Deutschland nach hundert Jahren. Ein sociales Märchen (sic). 3) Deutsch Land. (Eine Monatsschrift.) Alle drei Broschüren sind bei J. Schmitt in Bubenheim, Station Harxheim-Zell, in der Rheinpfalz erschienen. k. w.

Digitized by Google

## Inserate.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lieder vom goldenen Horn**

von **Karl Foy.**

16°. brosch. ℳ 3.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 4.—

**Anatolische Volkslieder aus der Kaba Dili**

von **Leopold Grünfeld.**

16°. brosch. ℳ 2.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 2.75.

**Allerlei Deutsames.**

Bilder und Geschichten von **Hans Grasberger.**

23 Bogen. 16°. ℳ 4.—

**Der altindische Geist.**

In Aufsätzen und Skizzen von **M. Haberlandt.**

22 Bog. 16°. ℳ 4.—

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Die Äbtissin von Säckingen.**

Roman aus der Reformationszeit

von

**Hans Blum.**

2 Bde. eleg. broch. M. 9.—, eleg. geb. M. 11.—

Der durch die **geschichtliche** Treue, die **fesselnde Schilderung** und die sprachliche Vollendung seiner historischen Erzählungen bekannte Verfasser, bietet in diesem neuesten Roman ein ergreifendes Bild des gewaltigen nationalen Lebens zu Beginn der Reformation in den Jahren 1523 bis 1531. **In Ranke's Geist wird die tiefste und mächtigste Bewegung, die unser Volk ergriff, nicht vom Standpunkt des Glaubenshaders, sondern als das gemeinsame Ringen um die höchsten Ziele des deutschen Volkes, ja der Menschheit, dargestellt.**

Im Verlage von **J. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist nunmehr **vollständig** erschienen:

**Wilh. Langhan's Geschichte der Musik**

**des 17., 18. und 19. Jahrhunderts**

in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von **A. W. Ambros.**

Zwei starke Oktavbände. Geheftet ℳ 20 netto. Elegant gebunden ℳ 24 netto.

Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kunsthistorische Studien**

von

**Dr. Paul Salvisberg.**

**Heft 1.** Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 94 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

**Heft 2.** Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

**Heft 3/4.** Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

**Jedes Heft ist einzeln käuflich.**

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 ℳ. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 ℳ. — **Heine,** Werke, Hamb. 1876, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipzig 1870, 2 Bde. geb. zusammen 12 ℳ. — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 82, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Louis Blanc,** Histoire de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Scheichl,** Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 1 M. 50 Pf.

**Wollny,** Dr. F. Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

**Wollny,** Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

Verlag von **J. H. Ed. Hertz (Hertz-Mündel)** in **Strassburg i. Elsass.**

**Froitzheim, Joh., Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Strassburg.** Ein urkundlicher Kommentar zu Goethe's Dichtung und Wahrheit. 8°. 96 S. ℳ 2.50.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen

**Violinen**

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.

**Gebrüder Wolff,**

Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

**Für Kunstfreunde.**

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig.**

Soeben erschienen:

**Die Besessenen.**

Roman in 3 Bänden

von

**F. M. Dostojewski.**

Preis eleg. geh. **Mk. 12.**—, in Originalband **Mk. 15.**—.

Dostojewsky schildert mit bewundernswürdiger Naturwahrheit die ersten Anfänge des Nihilismus. „Die Besessenen" ist ein ebenso merkwürdiges wie interessantes Werk.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen von der Verlagshandlung.

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XXXII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY,
MAR 5 1888
Library

№ 6. Berlin, den 11. Februar 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Englands Lage und Zukunft. Von Karl Blind. — Die Einrichtung pädagogischer Professuren. Von J. Witte-Bonn. — **Literatur und Kunst:** Unsere Druckpapiere. Von Gustav van Muyden. — Zwei neue französische Romane. Besprochen von Ludwig Geiger. — Zur deutschen Culturgeschichte. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Der Sensenmann. Von H. Pontoppidan. — **Aus der Hauptstadt:** Die Heffner-Ausstellung. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen: „Die berühmte Frau". Lustspiel in drei Acten von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

### Englands Lage und Zukunft.

Von Karl Blind.

In dem Maße, wie England wieder im eigenen Hause vollkommen Herr wird, gestaltet es sich, für den Fall großer, von Osten her drohender europäischer Gefahren, abermals zu einer wahrlich nicht zu unterschätzenden Macht. Seine unvergleichliche Flotte, seine ungeheure Finanzkraft vermögen Gewaltiges zu leisten. Rußland ist ihm der Erbfeind geworden sowohl Indiens halber, als auch wegen der für die Sicherheit des kürzesten Seeweges nach Indien hin nachtheiligen Bedrohung Konstantinopels. Man denke sich England zu der Stellung Hollands herabgedrückt; mit welcher verdoppelten Macht läge da das halbmongolische Moskowiterreich auf dem Nacken des vielfach gespaltenen Festlandes!

Unter solchen Umständen gehört auffallende Kurzsichtigkeit dazu, unseren englischen Stammverwandten, mit welchen wir im siebzehnten, achtzehnten und in diesem Jahrhundert, zur gemeinsamen Abwehr französischer Weltherrschaftspläne, in Wehr und Waffen zusammenstanden, in der irischen Frage die Niederlage an den Hals zu wünschen. Da spricht man drüben vom „englischen Joch" in Irland! Gerade als ob das Deutsche Reich an seinen Grenzen in Nord, Ost und West nicht auch böse Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Wäre Deutschland nach Südosten und Süden hin noch von dem Umfange vor 1866, dessen dereinstige Wiederherstellung wenigstens uns als nothwendig erscheint, so ließen sich verwickelte Verhältnisse, an denen jetzt Oesterreich allein, zum Nachtheile des deutschen Volksthums, schwer zu tragen hat, auch dort finden.

Wem es nun trotzdem gefällt, als willenloser Parteiklepper dem von den Grundsätzen der Partei abgefallenen bisherigen Führer den Umsprung nachzumachen; wer darauf erpicht ist, die germanische Umgestaltung der Britischen Eilande zuerst von Irland her, dann über Schottland und Wales — wie Gladstone es auch schon vorgeschlagen — rückgängig zu machen; wer die Parlamentsmacht dadurch befördern will, daß er sie in zwei nebenbuhlerische Hälften auseinander spaltet; wer den Freisinn in der Schaffung einer eigenen Staatsburg für das Römlingswesen sucht; wer England lahmlegen will, damit das All-Slaven- oder All-Russenthum um so besser nach Ost- und Mitteleuropa vorrücken könne: der möge den Bestrebungen Gladstone's Glück wünschen, der als Feind Deutschlands, als Feind Oesterreich-Ungarns und als Freund Rußlands sich gezeigt hat.

Die Zeit ist vielleicht nahe, wo Englands Dreizack von Nutzen werden kann. Diese Vorbemerkungen gehören daher recht unmittelbar zur Sache.

Um die irische Frage und die jetzt von den vereinten liberalen und conservativen Unionisten ihr zu Theil werdende Behandlung richtig zu verstehen, muß man stets im Auge behalten, daß es sich bei ihr nicht um „örtliche Selbstverwaltung" in dem in England landläufigen Sinne handelt, sondern um Gründung einer besonderen Nation. Lord John Russell schlug einmal vor, den vier Haupttheilen Irlands — Ulster, Leinster, Munster und Connaught — sozusagen Provinziallandtage zu gewähren. Die Home-Ruler und die Parnelliten wiesen und weisen solche Anerbietungen mit Hohn zurück. Für sie handelt es sich darum, die protestantische, englisch-schottischem Blut entstammte Bevölkerung des Nordostens, welche sich unter den ungünstigsten Umständen durch Fleiß zum besseren Wohlstande heraufgerungen hat, unter das Joch einer wesentlich katholischen Vertretung und Vollzugsgewalt zu zwingen und eine Sondermacht herzustellen, welche dereinst „Englands Bedrängniß zu Irlands Gelegenheit machen" würde.

„Ein irisches Parlament unter der englischen Krone": das ist gleichwohl die Maske, unter welcher dieselben Männer, welche der Losreißung vorarbeiten oder ihr innerlich zustimmen, den meist nicht sehr tief in die Natur der Dinge schauenden John Bull in's Homerulelager hineinzutäuschen suchen. Wir kennen eine Anzahl Ligaführer, desgleichen seit Jahren ihre Presse, zur Genüge, um zu wissen, worauf sie abzielen. Wir kennen auch Gladstonianer, Mitglieder des Unterhauses, welche sich über die wahren Absichten ihrer neuen Bundesgenossen durchaus keinem Irrwahn hingeben, aber schon dermaßen auf der abschüssigen Ebene fortgerutscht sind, daß sie im Privatgespräche, wenn durch Beweisgründe gedrängt, schließlich ebenfalls vor der Lostrennung Irlands nicht zurückschrecken zu wollen erklären.

Wer sich auf's Fechten versteht, wird nicht die Finte für das eigentliche Stoß- oder Hiebziel halten. Glücklicherweise lassen sich die parlamentarischen Finten der Parnelliten um so leichter durchschauen, weil die Führer theils wegen der äußersten Partei in Irland, welche den Kern der Kampfschaar bildet, theils wegen der noch heftigeren Genossen in Amerika, aus deren Geldbeutel die Ligamittel kommen, immer wieder gezwungen sind, ab und zu ihr wahres Ziel durchleuchten zu lassen. Irland so unablässig aufzurühren, daß „eine Regierung dadurch zur Unmöglichkeit wird", um daraufhin die Regierungsgewalt für die Liga selbst zu beanspruchen: das ist wörtlich, was hervorragende Häupter der Parnell'schen Partei als ihr Kriegsspiel erklärt haben.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger ist die Presse in Irland selbst unter einer Toryregierung so frei, wie in England. Sie bedient sich dieser Freiheit mit einer Schranken- und Zügellosigkeit, wie sie diesseits kaum je vorkommt. Tagaus, tagein werden die Mitglieder der Regierung, die reichsfreundlichen Männer der liberalen und conservativen Partei, als Tyrannen und Schurken, als Galgenvögel, denen der Garaus zu machen sei, in Wort und Bild dem leidenschaftlichen Hasse eines an gesinnungsvertraute Beichtväter und bequeme Absolution gewohnten Volkes preisgegeben.

Der Minister Balfour, welcher den irischen Ultramontanen doppelt verhaßt ist, weil er ein in der Grundeigenthumsfrage aufgeklärtes Jung-Torythum vertritt und überdies gar ein des päpstlichen „Index" würdiges Buch („Eine Vertheidigung des philosophischen Zweifels") geschrieben hat, bekömmt es in Parnell's „United Ireland" natürlich am stärksten ab. Er wird einerseits verhöhnt als ein „gypserner Cromwell". Als solcher ist er dargestellt in einem der großen Buntdruckbilder, welche dem Blatte allwöchentlich beigegeben sind und an blutiger Kraßheit gewöhnlich das Unglaubliche leisten. „Cromwell" ist nämlich unter den irischen Freiheitsfreunden das ärgste Schimpfwort, das einem Gegner angeheftet werden kann. Der Name wird auch immer mit der Hölle (Hell) zusammengereimt; denn ohne ein Hinabwünschen des politischen Gegners in die Hölle geht es bei den ligistischen Iren selten ab.

„United Ireland" ist von Herrn Parnell und einigen anderen bekannten Unterhausmitgliedern, den heutigen Bundesgenossen Gladstone's, geeignet. Sie sind für diese Sprache verantwortlich. Redacteur des Blattes ist das Unterhausmitglied William O'Brien, welcher soeben seine zweimonatliche Strafhaft vollendet hat, aus welcher — wie er beim Eintritt behauptete — er „nicht lebendig hervorgehen werde", denn Herr Balfour habe „seine Ermordung geplant!"

Wegen politischer Aeußerungen in Schrift und Rede hat keine gerichtliche Verfolgung in Irland stattgefunden. Das ist ein im Auslande vielleicht kaum beachteter Umstand. Kein Trinkspruch wird bei Festlichkeiten städtischer Behörden in Irland auf das Staatsoberhaupt ausgebracht. Die irische Harfe, ohne Krone, wird allein noch im Wappen gelassen. Bis an die äußerste Grenze gehen die Sonderbündler in ihren Drohungen mit Herstellung einer „unabhängigen Nation", wobei oft genug ein mit Jubel aufgenommenes Wort des Hinweises auf dereinstige fremde Hülfe einfließt. Allem wird von England aus ruhig zugesehen. Man rührt nicht an Freiheiten, deren staatsfeindlicher Gebrauch auf dem Festlande, sei es unter fürstlicher Herrschaft oder in einem Freistaate, als Hoch- und Landesverrath behandelt würde und einer Menge Staatsanwälte auf lange Zeit hinaus vollauf zu thun gäbe.

Lediglich wegen gesetzwidriger Förderung des sogenannten „Feldzugsplanes" in seinen gewaltthätigsten Ausschreitungen und wegen offener Widersetzlichkeit gegen die Behörden sind die neuesten Verurtheilungen erfolgt. Auch in England ist es nicht gestattet, ja, sogar nirgends in der Welt, Sicherheitsmannschaft oder Truppen in der Ausübung ihrer Pflichten bei Aufrechterhaltung des Gesetzes mit kochendem Mehlbrei, siedendem Wasser u. dergl. zu übergießen, mit Eisenstangen zu bekämpfen, die Verordnungen der Behörden den Flammen zu übergeben u. dergl. m.

Die Grundeigenthumszustände im ganzen Vereinigten Königreich bedürfen noch der tiefgreifenden Aenderung; allein Irland gerade ist gegenwärtig, im Vergleich zu den anderen Reichstheilen, am besten gestellt. Seine Kleinpächterschaft vertrinkt allerdings jährlich in Feuerwasser ungefähr dieselbe Summe, welche durch den gesammten Grundzins im Lande dargestellt wird. Die Statistik der Einlagen auf Banken beweist überdies, daß der in Folge des „Feldzugsplanes" zurückgehaltene Grundzins, wenn nicht vertrunken, auf die Banken gebracht wird — wodurch allein die dortige Vermehrung der Capital-Ansammlung, bei angeblich allgemeinen jammervollem Zustande, sich erklärt.

Diese nicht hinweg zu leugnende Thatsache schließt keineswegs einzelne Fälle großer Härte aus. Solche Härte kommt gelegentlich auch im diesseitigen Reichstheile in Stadt und Land vor. Wollte man aber da mit siedendem Mehlbrei, Eisenstangen u. dergl. vorgehen, und zwar nicht bloß bei wirklicher Nothlage, sondern nach einem allgemeinen Plane der Zinsweigerung, und stellten sich Parlamentsmitglieder dabei anfeuernd auf die Seite der Gewaltthätigkeit, indem sie auf dem Schauplatze selbst erschienen: so fielen die Richtersprüche ohne Zweifel noch härter aus, als in Irland. Denn die Richter drüben sind immerhin Iren von Geburt und handhaben das Gesetz wahrlich mit der mildesten Auslegung der Vorschrift.

Nicht wegen politischen Verbrechens sind eine Anzahl irischer Abgeordneten jüngsthin verurtheilt worden, sondern wegen gewaltthätiger Auflehnung gegen Gesetzesbeamten in Sachen der Sicherheit des Eigenthums. In der Behandlung politisch Verurtheilter ist England allerdings noch sehr zurück. Gerade der Umstand aber, daß fast schrankenlose Freiheit in Rede und Schrift vorhanden ist, läßt die öffentliche Meinung ungebührlich gleichgültig gegen diese Zurückgebliebenheit. Manches widert uns in der Behandlung der neuerdings Verurtheilten an. An ihr ist indessen nicht der jeweilige Minister, sondern ist das vorhandene Gesetz schuld; und eine Aenderung desselben haben die Parnellitischen Abgeordneten selbst nie gefordert, so lange es sich nur um die Gefangensetzung der von ihnen aufgehetzten Kleinpächter handelte! Im Uebrigen haben sich die zu ein, zwei oder drei Monaten strenger Haft Verurtheilten als sonderbare Märtyrer gezeigt. Es gibt ein bekanntes Sprichwort, daß, wenn man einem Iren wehthut, er gleich Hunderten schreit. Diejenigen, welche in den wirklichen Freiheitskämpfen des Festlandes in Kerker und Todesgefahr zu gehen hatten, können bei dem kleinlichen Schauspiele nur die Achseln zucken.

Aber um einen Freiheitskampf handelt es sich in Irland nicht, so wenig wie es sich einst in der Vendee, im Schweizer Sonderbund und im Bunde der amerikanischen Südstaaten darum gehandelt hat. Die Agrar-Maske in Irland kann über das dahinter liegende Römlingsgesicht nicht täuschen. Wir haben Ungarns Selbstregierung, Italiens Unabhängigkeit begrüßt; aber darum würden wir doch nicht etwa die deutsche „Pfaffengasse" zu einem besonderen Staate erheben wollen. Alles hat seine Grenzen — namentlich das Zugeständniß von Freiheiten an die geschworenen Feinde der Freiheit und der Geistesbildung.

Die eigentlichen Gladstonianer sind, was die Mehrzahl der Führer betrifft, von Partei- und Aemtersucht zu sehr erfüllt, um nicht unbedingt dem irrgegangenen Leithammel zu folgen. Unter den Neu-„Radicalen", welche mitmachen, gibt es eine große Anzahl, die sich um Gladstone nicht im Mindesten kümmern, ihn sogar unter sich leicht dem Spotte preisgeben und nur deshalb hülfreiche Hand leisten, weil sie Alles in Erschütterung bringen wollen, gleichviel, was daraus erfolgt. Man kann unter dieser Gruppe — und wir sprechen aus guter Erfahrung — allerhand Leute finden, welche Indien, die gesammten Ansiedelungen, Irland, die Canal-Inseln (an Frankreich) preiszugeben bereit wären, Schottland und Wales nahezu unabhängig stellen, also nur noch einen englischen Rumpf übrig lassen möchten. Die communistische und die anarchistische Richtung reicht mehrfach in diese Gruppen hinein. Wer nun in einer solchen allgemeinen Verwirrung oder Auseinanderzerrung den Fortschritt sucht, mit dem halten es vernünftige Menschen eben nicht.

Die reichstreue freisinnige Partei möchte gern, wie diesseits, so jenseits bessere Zustände in örtlicher Selbstverwaltung, das heißt, in Grafschaft (Gau), Stadt und Dorf schaffen. Aber die grimmige Sonderbundswuth, mit welcher die Parnelliten auf Gründung eines eigenen Nationalstaates beharren; der Hohn, mit welchem sie Anerbietungen zurückweisen; die besten und die staatsfeindliche Frechheit, mit welcher sie jede neue Errungenschaft sofort gegen England ausnutzen, zwingt dazu, den bevorstehenden Gesetzentwurf einstweilen auf den diesseitigen Reichstheil zu beschränken. Insofern wird die nächste Parlamentstagung, nachdem seit bald acht Jahren immer nur Irland im Vordergrunde stand, wesentlich eine „englische Session" werden.

Digitized by Google

Um eine anständige und zweckentsprechend rasche Führung der parlamentarischen Geschäfte möglich zu machen, wird es auch nöthig sein, die Geschäftsordnung zu verbessern, damit eine heillos unverschämte irische Quertreiberei nicht abermals ihren Spott mit der Volksvertretung des Reiches treibe. Das bloße Gerücht von einer beabsichtigten Vorlage dieser Art hat Hrn. Parnell sofort veranlaßt, seinen Anhängern Vorsicht zu empfehlen. Auf solch scheinbares Einlenken ist indessen bekanntermaßen kein Verlaß. Man wird daher gut daran thun, Maßregeln ordnungsmäßig festzusetzen, wie sie in allen Parlamenten üblich sind.

Am Nothwendigsten aber erscheint Vielen, deren Freiheitssinn keinem Zweifel unterliegen kann, die Aufhebung der Liga mit Stumpf und Stiel. Sie geberdet sich als die wahre Regierung Irlands, und zwei Regierungen kann es in einem Lande nicht geben. Höchstens kann der Papst anderer Ansicht sein. Bis heute hat sich das Cabinet zu dem genannten Verfahren nicht schlüssig gemacht. So lange das aber nicht geschehen, so lange werden die Parnelliten nicht an wirklichen Ernst glauben und fortfahren, ihren blutigen Hohn über die „gypsernen Cromwelle" Englands auszuschütten.

## Die Einrichtung pädagogischer Professuren.

Von J. Witte-Bonn.

Diese Blätter haben sich schon wiederholt das Verdienst erworben, auf die Wichtigkeit von Reformen im höheren Unterrichtswesen hinzuweisen. Ist doch wiederholt in ihnen die jetzt wieder so brennende Frage von den unterschiedenen Vorzügen und den Berechtigungen, welche Gymnasial- und Realbildung gewähren können und sollen, erörtert worden. Ob aber in die bei Gelegenheit solcher und ähnlicher Discussionen im Vordergrunde stehenden Controversen wirkliche Klarheit komme, dies hängt sicherlich nicht zum wenigsten ab von der Erledigung einer Angelegenheit, die hiermit zur Sprache gebracht werden soll. Es scheint nämlich recht sehr zeitgemäß, einmal nachdrücklich das Wort zu ergreifen für die schon wiederholt geforderte und noch immer nicht in wünschenswerther Weise — weil nur in ganz seltenen Fällen — getroffene Einrichtung von pädagogischen Professuren. — Die Sache ist nicht nur von gelehrt-zünftiger Bedeutung, sie berührt keineswegs bloß die Universitäten und akademischen Kreise. Nur wissenschaftlich begründete Erkenntniß des Entwickelungsganges und Systems unseres Bildungswesens und seiner Schularten sowie seiner Behörden kann z. B. ein sachkundiges Urtheil darüber begründen, ob technische Lehranstalten für besondere Fächer, z. B. für Bau-, Forst-, Berg- und Agriculturwesen neben den Polytechniken oder mit diesen vereinigt am besten einzurichten oder ob alle, vielleicht auch nur einzelne derselben, an die Facultäten der Universitäten anzulehnen sind. Die Entscheidung darüber betrifft nicht nur den Studiengang, sondern Fragen baulicher Einrichtung sowie der Trennung oder Concentration gewisser Fächer bezüglich der Vertretung durch einen oder mehrere Lehrer. Begründete, nur wissenschaftlich Unterrichteten mögliche Ansichten über solche Dinge haben somit national-ökonomische und social-politische Bedeutung. Ja die Sache der Errichtung pädagogischer Lehrstühle ist wie überhaupt die gesammte Organisation des öffentlichen Unterrichts- und Bildungswesens eine Angelegenheit von vielfach eminent nationalem und social-politischem Interesse und fordert daher direct zur Behandlung an einem weithin sichtbaren Orte heraus. Den Mitgliedern jeder Stadtverordnetenversammlung einer Gemeinde, die die Aufgabe hat, Schulen zu gründen und deren Vertreter mit Rücksicht auf die unterschiedenen Berechtigungen schwanken, zu der Einrichtung welcher Art von Lehranstalten sie ihre Zustimmung geben wollen, wird dies sehr bald klar werden und unsere Behauptung nicht zu weitgehend erscheinen.

Gerade die letzten zehn Jahre brachten uns, veranlaßt durch die sogen. Ueberbürdung der Gymnasien und höheren Lehranstalten, eine Bewegung, welche diesen Charakter der Bestrebungen auf dem Gebiete des Schul- und Bildungswesens in recht helles Licht setzte. Jedenfalls bekundete dieselbe, daß die Sache der Erziehung und des Unterrichts eine Angelegenheit ist, die nicht nur vom Gesichtspunkte des Schulmeisters und seiner Theorien sich erledigen läßt. Denn nicht nur der Schulmann sondern fast noch eifriger der Mediciner und Jurist betheiligten sich an dieser Bewegung, und einen sehr breiten Raum nahmen in derselben z. B. solche Maßregeln ein, welche durch Rücksichten auf Grundsätze der Gesundheitspflege gefordert und zum Theil auch von berufenster Seite anerkannt worden sind. Und so zäh auch in diesen wie in allen ähnlichen Fällen der Pädagoge von Fach daran festhalten wird, daß über die auch bei ihnen in Betracht kommenden Hauptfragen die Urtheile anderer Leute nur den Werth von berathenden Stimmen haben: so viel ist jedenfalls auch durch die jüngste pädagogische Discussion klar geworden, daß die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts, vollends deren zweckentsprechende öffentliche Organisierung, nur gelöst werden können mittelst eines Reichthums an Wissen und Kenntnissen, welcher Vertrautheit mit den verschiedensten wissenschaftlichen Studienkreisen und den mannigfachsten Verhältnissen des privaten und öffentlichen Lebens, zumal mit solchen politischer und rechtlicher Art, voraussetzt. — Wie unbedingt nothwendig es schon aus diesen Gründen ist, daß die Pädagogik sich stets auf der Höhe einer lebendig fortschreitenden Theorie halte, welche aufmerksam den Fortgang in den beiden Hauptzweigen des wissenschaftlichen Lebens, in Geschichts- und Naturforschung, verfolgt: das trat vor allem auch auf den letzten beiden Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte in den Verhandlungen der neugegründeten Section für „naturwissenschaftlichen Unterricht" hervor. Die Vorträge und Discussionen der letzteren erwiesen sich besonders im vorvorigen Jahre so zeitgemäß und fruchtbar und waren überdies so zahlreich besucht, daß einstimmig beschlossen wurde, für den dauernden Fortbestand derselben im Rahmen dieser Versammlungen Sorge zu tragen. Ja sogar zu den Gegenständen, über welche in den allgemeinen Sitzungen der letzteren verhandelt wurde, gehörte im vorigen Herbst das Thema der Gymnasialreform in realistischer Richtung, für welche Professor Preyer aus Jena freilich in etwas zu turbulenter Art und Weise eintrat. — Obschon es nun noch dazu seit vielen Jahrzehnten Versammlungen „deutscher Philologen und Schulmänner" und auf jeder derselben pädagogische Sectionen giebt, obwohl endlich in regelmäßigen Zwischenräumen, wenigstens in Preußen, Directoren-Conferenzen tagen, erscheint die Pädagogik anderen Wissenschaften gegenüber immer noch sehr stiefmütterlich behandelt. Dies wird sie offenbar so lange bleiben, als ihr auf den Universitäten nur ausnahmsweise eine sichere Stätte gewährt ist und als zumal in Preußen für sie noch keine etatsmäßige Professur existirt.

Sollte es nicht in der That hohe Zeit sein — was auch auf der vorletzten Naturforscher-Versammlung anerkannt wurde, — ernste Schritte zur Beseitigung dieser Lücke im akademischen Lehrplane der philosophischen Facultäten zu thun?

Zur Bejahung dieser Frage führen gar triftige Gründe. Dies dürfte schon dann einleuchten, wenn man sich, wie im Nachfolgenden geschehen soll, auch nur in kürzester Fassung und auf engem Raume nebeneinander eine Anzahl von Punkten übersichtlich zusammenstellt, um derentwillen vor Allem für unseren Staat und vorzugsweise auf solchen Universitäten, deren Bedeutung notorisch weit über den Bereich einer Provinz hinausreicht, die Einführung pädagogischer Professuren geboten erscheint. —

1. Was zunächst geltend zu machen ist, besteht in dem Hinweise auf folgende Thatsache: Pädagogische Vorlesungen werden bisher auf keiner der preußischen Universitäten regelmäßig noch auch gar in der Weise gehalten, daß sie das Gebiet dieser Wissenschaft auch nur in einem gewissen Turnus erschöpfen. Auf der Mehrzahl der nicht-preußischen deutschen Universitäten ist der Sachverhalt wesentlich kein anderer. Meist

Digitized by Google

finden pädagogische Vorlesungen nur gelegentlich statt nnd zwar in einer Form, die mehr dem persönlichen Interesse des Docenten, welches nach dieser oder jener Richtung hin geht, entspricht, als in der Art, daß dadurch den Bedürfnissen der Zuhörer in genügendem Maaße Rechnung getragen würde. Letzteres geschieht beispielsweise auch da nicht oder vielleicht sogar da am wenigsten, wo in Vorlesungen und Studenten gegenüber der schulpolitische Gesichtspunkt einseitig hervorgekehrt wird, womöglich eine mit Rücksicht auf schwebende Zeitfragen den Vortrag beherrschende Tendenz bildet. Daß der pädagogische Lehrer schon als solcher über diese Fragen völlig orientirt, ja als Forscher sogar historisch über ihre Entstehung gründlichst unterrichtet sei und in selbständigen Schriften oder auch in populären Aufsätzen periodischer oder anderer Zeitschriften mehr als irgend ein anderer den Beruf habe, derartige Gegenstände und controverse Probleme ebenfalls selber zu erörtern, ist ja selbstverständlich. Im academischen Hörsaale und vor Studirenden sollten diese pädagogischen Tagesfragen aber zurücktreten, wesentlich nur gestreift oder ihren philosophischen Grundlagen nach berührt, in keinem Falle tendenziös behandelt werden. Die Controverse, ob Simultanschule oder nicht z. B. gehört meines Erachtens nicht vor ein studentisches Publikum, mindestens nicht in dieser directen Form. — Wie wenig gesichert selbst an den größten Universitäten die Gelegenheit ist, pädagogische Vorlesungen, die ihren Gegenstand eingehend behandeln, zu hören, wird durch die Thatsache bezeichnet, daß sogar in Berlin höchstens ein Mal im Jahre die Pädagogik in dreistündigen Privatvorlesungen durch einen Ordinarius vertreten ist, nämlich dann, wenn W. Dilthey über dieselbe vorträgt. Es kann daher sehr wohl vorkommen, daß, wie es noch im Winter-Semester 1886/87 der Fall war, die Geschichte der Pädagogik im Lehrplane gar nicht vertreten ist, oder falls gerade diese der einzige eine pädagogische Privatvorlesung ankündigende Professor gewählt hat, daß Niemand der fünftausend Musensöhne daselbst in einem Semester über das pädagogische System hören kann. Ja, diese im Vergleich mit anderen Hochschulen relativ günstige Lage in Berlin beruht nur auf dem guten Willen der für Pädagogik zugleich sich interessirenden Philosophen, durchaus nicht auf irgend welcher amtlichen Verpflichtung. — In Bonn, wo seit fast zwei Jahrzehnten Professor Bona Meyer mit Eifer pädagogische Studien fördert, ist es doch auch noch erst im Sommersemester 1886 vorgekommen, daß die Pädagogik nur in einer einzigen öffentlichen Vorlesung behandelt wurde, da der Verfasser dieses Artikels selber in jenem Semester gerade nicht in der Lage war neben der philosophischen Privatvorlesung noch eine pädagogische zu halten. — In Göttingen wurde im gleichen Sommersemester die Pädagogik von Lehrern der philosophischen Facultät gar nicht gelehrt; doch ist sie daselbst wohl in Folge statutarischer und aus der hannöverschen Zeit herrührenden Bestimmungen durch einen theologischen Professor vertreten. Der Theologe K. Knoke wenigstens las in jenem Semester ein pädagogisches Privatcolleg und scheint solches überhaupt in regelmäßigem Turnus zu halten. — In Königsberg pflegt ein pädagogisches Colleg nur ein Mal im Jahre, gewöhnlich im Wintersemester, gehalten zu werden. Noch in den letzten beiden Sommersemestern von 1886 und 1887 fehlte die Pädagogik im Lehrplane dieser Hochschule gänzlich. In Halle trägt keiner der Professoren über Pädagogik vor, doch hält der Privatdocent Uphues dafür regelmäßig pädagogische Vorlesungen oder kündigt solche wenigstens an. In Breslau pflegen Weber und Bäumker abwechselnd über Pädagogik zu lesen, jedoch ebenfalls ohne amtliche Verpflichtung. In Marburg vertritt H. Cohen, in Greifswald Schuppe die Pädagogik, aber auch nur sehr beiläufig, sodaß zuweilen mehrere Semester keine oder bloß eine öffentliche pädagogische Vorlesung gehalten wird. In Kiel scheint seit Thaulow's Tode die Pädagogik ganz verwaist zu sein. Die letzten drei Semester fand dort jedenfalls keine pädagogische Vorlesung statt. — So kläglich stellt sich die Fürsorge für Pädagogik schon der Anzahl der Vorlesungen nach dar, noch kümmerlicher würde sich deren Lage ausnehmen, wenn wir auf Inhalt und Methode derselben eingehen wollten. Instar omnium erwähne ich ein eigenes Erlebniß. Vor ein paar Jahren erzählte mir ein Ordinarius einer anderen Confession, die schon wegen ihrer Jugend noch keine literarischen Früchte von speciell pädagogischem Werthe erzeugt hat, er habe lange Jahre hindurch gelegentlich auch Pädagogik gelehrt, seit seinem Ausscheiden aus einer gewissen einflußreichen Stellung fände er keine Zuhörer mehr für diese Disciplin. Seine Hefte leisteten nunmehr aber schon seit Jahren einem von Haus aus ganz unpädagogischen Collegen, ehemaligen Schüler und Glaubensgenossen, die besten Dienste für academische Vorlesungen. — Bei einem von Amts wegen zu pädagogischen Vorlesungen verpflichteten Lehrer dürfte in unserer Zeit so etwas wohl unmöglich sein. Wenn auf solche Art seitens der philosophisch Lehrenden die Pädagogik noch heut behandelt werden kann, so ist es nicht zu verwundern, daß die Studirenden gar geringes Interesse für dieses Fach bezeigen; ja, eben dies ist das Schlimmste an der ganzen gegenwärtigen Lage der Pädagogik, daß ihre so unbedeutende Stellung im Lehrplan unbedingt auf die Würdigung, die sie bei den Studirenden findet, so nachtheilig zurückwirken muß! — —

2. An zweiter Stelle hebe ich ein mit der gegenwärtigen Lage verbundenes Mißverhältniß zwischen der Vorbereitung für den Elementar- und der für den höheren Unterricht hervor. Sogar für die Ausbildung der Elementarlehrer hält man nämlich einen ordentlichen Lehrcursus in der Pädagogik für wichtig, ja für unentbehrlich, und doch thut man dies letztere im Grunde für Lehrer höherer Anstalten nicht, so lange nicht an den für deren Vorbildung bestimmten Hochschulen, so lange also nicht an den Universitäten, für etatsmäßig gesicherte pädagogische Professuren oder doch Lehrvorträge in diesem Gebiete gesorgt ist! Offenbar liegt in diesem Umstande ein Widerspruch vor zwischen unseren Bestimmungen und Einrichtungen für die Vorbildung zum höheren Lehramte einer- und denen zum Elementarlehrerfache andererseits. Solcher Widerspruch besteht innerhalb der für die erstere getroffenen Maaßregeln schon darin, daß man gleichwohl im examen pro facultate docendi eine Summe pädagogischen Wissens, an sich gewiß mit größestem Rechte fordert. Auch die neue „Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen" vom 5. Februar 1887 verlangt in dieser Hinsicht eher mehr als weniger im Vergleich mit dem früheren Reglement von 1866, wie ein Blick auf die Bestimmungen in §. 7 und 26 der ersteren darthut im Vergleich mit denen in §. 10 und 28 der letzteren. Man kann alle die Gründe billigen, wegen deren ein so bewährter Pädagoge und Schulmann, wie der jetzige Curator von Halle, der frühere Provinzial-Schulrath Schrader, in seiner bekannten „Erziehungs- und Unterrichtslehre", 2. Aufl. Berlin, b. Hempel 1873, der Ansicht ist, daß besondere Veranstaltungen für die praktische pädagogische Ausbildung der künftigen Lehrer um so wirkungsloser sein würden, je ferner dem Studirenden die Unterrichtspraxis mit ihrer lebendigen Erfahrung zunächst steht und stehen soll. Ich sage, die Gründe für diese Behauptung und vornehmlich den in ihr sich bekundenden Idealismus, welchem Schrader auf S. 215 in den Worten Ausdruck verleiht: „es ist deutsche Art, daß der Jünger des Lehramts zuerst und möglichst ausschließlich mit der Idealität der Wissenschaft erfüllt werde, bevor er an eine praktische Verwerthung derselben denke", kann man anerkennen, ja man wird ihn loben und preisen; gleichwohl braucht man die aus ihr gefolgerte und vorher angeführte Behauptung selber — mindestens, falls sie so uneingeschränkt bleibt, — nicht zuzugeben. Nur daß die Veranstaltungen für die praktische Ausbildung hinter der theoretischen Schulung zurücktreten sollen, folgt aus Schrader's Begründung, aber nicht mehr als dies; durchaus zu weit geht derselbe, wenn er jede „besondere Veranstaltung" für solche praktische Ausbildung verwirft. Oder soll sich etwa nur der Philologe und nicht etwa auch der Mediciner mit dem Idealismus der Wissenschaft erfüllen? Steht nicht auch diesem die ärztliche Praxis mit ihrer lebendigen Erfahrung fern, und doch sucht man ihn gelegentlich methodisch in dieselbe einzuführen, ohne jedoch darum die Praxis selber und die

Digitized by Google

Berechtigung zu ihrer Ausübung dem studirenden Mediciner zu gestatten? Weshalb also praktische pädagogische Uebungen gänzlich mit Schrader verurtheilen? Immerhin verlangt auch Schrader, daß der künftige Schulamtscandidat als Student Vorlesungen über systematische Pädagogik sowie über deren Geschichte höre. Völlig ausreichend ist dies aber nicht. Ja, der künftige Gymnasiallehrer hätte sicherlich große Vortheile davon, wenn er auf der Universität auch Anleitung erhielte zu schulmäßiger Behandlung der für die Lehre der Jugend geeigneten und in den Kreis der Schule fallenden wissenschaftlichen Objecte. Unsere philologischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Seminare sollten neben ihrer Einführung in die forschende Wissenschaft diese Anleitung zur Lehre als eine ebenbürtige, für den Staat jedenfalls gleich wichtige Aufgabe nicht versäumen. Ein Theoretiker der Pädagogik, der Gelegenheit hätte von dieser Thätigkeit seiner Collegen Kenntniß zu nehmen, auch selber irgendwie Praktiker sein müßte und von den Studirenden angefertigte Berichte über solche schulmäßige Anleitung zur Anknüpfung benutzte für die Erläuterung der Anwendung seiner psychologisch-pädagogischen Hauptlehren auf besondere Lehrgebiete, könnte in speciell-pädagogischen Seminar-Uebungen gewiß Treffliches leisten. Freilich nur in einem siebenten oder achten Semester, und auch nur solchen, die in Fachseminaren bereits gearbeitet haben, sollte der Besuch derartiger pädagogischen Uebungen gestattet werden. — Welchen großen Nutzen speciell eine Anleitung zu schulmäßiger Interpretation von Schriftstellern gewähren kann, habe ich bei den Philologen Köchly und Kayser, besonders bei Letzterem, als Heidelberger Student seiner Zeit selber erfahren, und so manche Vorwürfe nicht nur durch Freunde und Gönner, sondern am meisten durch mich selber in meinem Leben mich auch getroffen haben: der des Mangels an Idealismus ist mir bisher stets erspart geblieben.

(Schluß folgt.)

---

## Literatur und Kunst.

### Unsere Druckpapiere.

Von Gustav van Muyden.

Es war vor einigen Jahren, da erhob ein Ungenannter in der Presse einen Klage- und Warnungsruf über die Beschaffenheit des nach neuerem Verfahren bereiteten Papiers. Er wies nach, daß selbst diejenigen Urkunden, die dazu bestimmt sind, dem Zahn der Zeit zu trotzen, als wichtige Akten, Verträge, Standesamt-Urkunden und dergl. auf einen so elenden Stoff geschrieben seien, daß man den Zeitpunkt angeben könne, wo von denselben auch nicht die leiseste Spur vorhanden sein werde, und er forderte die Behörden auf, hierin Wandel zu schaffen.

Sonderbarerweise verhallte der Mahnruf nicht ungehört. Die Behörden wurden stutzig, man führte eine Schaar Chemiker ins Treffen, vertraute ihnen Bogen von dem vorhandenen Aktenpapier an und forderte sie auf, daran ihre Künste zu versuchen. Das Ergebniß ihrer Arbeiten war nicht gerade hoffnungserweckend und gab der Warnungsstimme im Großen und Ganzen Recht. Man beschloß hierauf höheren Orts, wenigstens die Urkunden der Zukunft vor dem sicheren Untergang zu retten, und verfügte, zunächst für Preußen, die Errichtung einer Papierprüfungs-Anstalt, welche Anfang 1885 in Charlottenburg ihre segensreiche Thätigkeit eröffnete.

Bald darauf — im Juli 1886 — erließ das preußische Handelsministerium Bestimmungen, nach welchen die mit Papierausschreibungen betrauten Beamten sich künftig richten sollten, und stellte, auf Grund der Untersuchung der genannten Anstalten, vier Papierstoffklassen auf, indem es zugleich die Klassen angab, denen die Unterlagen für die verschiedenen behördlichen Schriftstücke künftig zu entsprechen hätten.

Die erste Klasse enthält die Papiere, die nur aus Hadern bestehen und beim Verbrennen höchstens zwei Procent Asche geben. Dieses auserlesene, kostbare Papier ist nur für besonders wichtige und auf lange Aufbewahrungsdauer berechnete Urkunden bestimmt. Gewöhnliche Urkunden, Standesamts-Register, Geschäftsbücher müssen schon mit einer geringeren Sorte vorlieb nehmen, der Klasse II nämlich, bei welchen der Zusatz von Strohstoff und Cellulose gestattet, dafür aber Holzschliff ausgeschlossen ist. Höchster Aschengehalt 5 Procent. Unglimpflicher wird mit dem gewöhnlichen Kanzlei- und Briefpapier verfahren. Jedoch ist bei der III. Klasse der Holzschliff noch ausgeschlossen, und es darf der Gehalt an Asche 15 Procent nicht übersteigen. In die vierte Klasse endlich sind die Papiersorten eingereiht, bei denen alles erlaubt ist und die in der Regel nicht einmal zum Einschlagen von Wurst und Käse taugen, weil sie gleich brechen, wenn man sie zerknittert.

Damit waren, wenigstens im amtlichen Verkehr, erträgliche Zustände angebahnt. Zugleich wurde eine Gebühr festgesetzt, gegen deren Entrichtung es auch Privatleuten möglich gemacht ist, die von ihnen bezogenen Papiere der amtlichen Prüfung zu unterziehen, und sich vor Betrug und Fälschungen zu schützen.

Hat nun das Publikum und haben insbesondere diejenigen Verlagshandlungen von der Einrichtung der amtlichen Papierprüfung Gebrauch gemacht, deren Werke Anspruch auf einen dauernden Werth erheben dürfen? Leider ist es nur in vereinzelten Fällen geschehen. Dies ergiebt sich aus einer soeben erschienenen Schrift von A. Martens, dem Vorsteher der mechanisch-technischen Versuchsanstalt: „Ueber Druckpapiere der Gegenwart", der wir Einiges entnehmen wollen.

Zuvörderst aber einige Worte über die Zusätze, welche unserem Papiere den Charakter der verhältnißmäßigen Beständigkeit benommen, und die leider, wie wir unten sehen werden, ganz unentbehrlich geworden sind.

Der böseste Feind der Unsterblichkeit unserer Schriftsteller ist, wie aus obiger Mittheilung hervorgeht, der Holzschliff, d. h. Holzblöcke, welche durch Schleifen auf Mühlsteinen in einen Brei verwandelt und nach erfolgtem Trocknen in Gestalt von Platten an die Papiermühlen abgesetzt werden. Bei Weitem nicht so schlimm ist die Holzcellulose, deren Bestandtheile zwar dieselben sind, bei welcher aber die Holztheile entfernt sind, welche ein schnelles Verderben des Papiers herbeiführen. Endlich werden zur Ergänzung der leider viel zu geringen Hadernvorräthe Stroh, sowie Alfa- und Espartogras verwendet, welche Stoffe zwar nur geringwerthiges Papier liefern, jedoch in Bezug auf Haltbarkeit der Cellulose etwa gleich zu achten sind.

Auch kommt es, wie oben ersichtlich, bei der Prüfung des Papiers sehr auf dessen Aschengehalt an, das heißt, auf dessen Gehalt an anorganischen, mineralischen Bestandtheilen. Diese Bestandtheile rühren meist daher, daß die Fabrikanten ihren Papieren billige mineralische Stoffe beimischen, um deren Körper und vielleicht auch deren Gewicht zu erhöhen. Daß diese Beimischung schädlich ist, beweist schon deren Verfehmung durch den Handelsminister.

Um sich über unsere Papierzustände eine Meinung zu bilden, verschaffte sich die erwähnte Versuchsanstalt einzelne Nummern oder Ausschnitte aus etwa hundert älteren und neueren Zeitschriften des In- und Auslandes und unterwarf diese Proben ihrer bewährten chemischen Prüfung auf den Gehalt an Holzschliff und derartige minder schädliche Surrogate, worauf sie schließlich diese Proben verbrannte, um deren Aschengehalt bestimmen zu können. Das Ergebniß der mühsamen und langwierigen Arbeit war die in der erwähnten Schrift veröffentlichte Tabelle, deren Angaben nicht gerade tröstlich sind. Wir wollen, um den Neid der übrigen Zeitschriften nicht zu erregen, die Namen der Hauptsünder auf diesem Gebiete ebensowenig anführen, wie die Titel der Blätter, welche aus der großen Wäsche verhältnißmäßig weiß hervorgingen, und überlassen es den Freunden der Chronique scandaleuse, durch Beschaffung des Schriftchens ihre Neugierde zu befrie-

Digitized by Google

digen. Wir begnügen uns vielmehr mit einigen Angaben über des Gesammtergebniß der Untersuchung:

Zur ersten Klasse (Papiere, welche nur aus Lumpen hergestellt sind) gehören demnach, von 97 untersuchten Zeitschriftenpapieren, nur zwei, oder vielmehr nur eins, da die eine Probe aus den älteren Jahrgängen eines Blattes entnommen ist, welche sich inzwischen zu den Surrogaten bekehrt hat. Mit den Beispielen aus der zweiten Klasse, d. h. den Papieren ohne Holzschliff, ist es nicht besser bestellt, denn es gehören ebenfalls nur zwei Zeitschriften in diese Klasse. Die dritte Klasse zählt 31 Zeitschriften, von denen aber sieben noch aus Stoffen bestehen, die „eine längere Ausdauer wenigstens mit einiger Sicherheit gewährleisten". Zur Gruppe IV endlich gehören 62 Papiersorten! Die Schriftsteller, deren Arbeiten auf solche Papiere niedergelegt sind, müssen somit darauf gefaßt sein, daß ihre Werke schon innerhalb eines Menschenalters dem Verderben anheimfallen. Ja, gewisse Blätter, welche sicherlich Anspruch auf dauernden Werth erheben dürften, lassen 20 bis 60 Proc. Holzschliff für ihre Papiere zu. Ueber diesen Stoff aber fällt Martens folgendes Urtheil:

„Der Holzschliff, welcher an sich schon ein sprödes und wenig festes Papier liefert, vermehrt in kurzer Zeit seine Sprödigkeit erheblich, und wird brüchig; er vergilbt schnell unter dem Einfluß des Lichtes und der Wärme. Man darf sogar behaupten, daß der Holzschliff auch die übrigen im Papier enthaltenen Faserarten in Mitleidenschaft ziehe, denn es ist klar, daß die inkrustirende Masse des Holzschliffes, der Erreger der Zerstörung, ebenso sehr auf die benachbarten reinen Cellulosefasern einwirken wird, als auf die eigene Cellulosenmasse des Holzschliffes. Der Holzschliff muß deswegen als ein schädlicher Bestandtheil eines Druckpapieres gelten, wenn die daraus hergestellte Druckschrift einem häufigen starken Gebrauch ausgesetzt oder auf lange Zeit hinaus aufbewahrt werden soll."

Zum Schluß hält der Verfasser der „Druckpapiere der Gegenwart" den Verlegern und Vereinen eine Reihe Veröffentlichungen aus dem vorigen Jahrhundert als Spiegel vor, deren Papier aus reinem Leinen besteht, und fordert die Schuldigen dringend auf, zu ihren Druckwerken „ein gutes ausdauerndes Papier zu verwenden und die minderwerthigen Stoffe nur für solche Schriften zu nehmen, welche Tageszwecken dienen".

So berechtigt diese Aufforderung an sich ist, so möchten wir doch manche Einwendungen gegen deren Form erheben. Wir sehen von der pessimistischen Ansicht ab, nach welcher es ein wahrer Segen wäre, wenn der ungeheure Wust von Druckschriften, welchen unser papiernes Zeitalter tagtäglich erzeugt, baldmöglichst vom Schauplatz spurlos verschwindet. Man darf aber bei der Beurtheilung der Frage folgende Gesichtspunkte nicht außer Acht lassen:

Zunächst ist es, zumal in größeren Geschäften, rein unmöglich, jeden Bogen Papier, und auch nur jeden Ballen auf dessen Gehalt an Surrogaten zu untersuchen. Der Verleger ist in dieser Hinsicht meist genöthigt, die Angaben der Papierlieferanten auf Treu und Glauben hinzunehmen. Und selbst wenn er es vermöchte, so würde ihn die Rücksicht auf die Concurrenz, die leidige Gewohnheit des Lesepublikums, stets zum Wohlfeilsten zu greifen, zwingen, in den meisten Fällen dem Grundsatze „billig und schlecht" zu huldigen.

Nehmen wir aber an, die Mehrzahl der Verleger von Werken, Zeitschriften, wie von größeren Zeitungen einigten sich dahin, nur Hadernpapier zu bedrucken, so würde die Ausführung dieses Beschlusses einfach an dem Umstande scheitern, daß der jährlich erzeugte Vorrath an Hadern den Bedarf vielleicht nicht einmal auf vierzehn Tage deckt. Insofern ist es ungerecht, dem Verlagsbuchhandel der Gegenwart die Bücher und Zeitschriften der guten alten Zeit vorzuhalten. Der Papierbedarf des 18. Jahrhunderts verhielt sich zu dem jetzigen vielleicht wie eins zu hundert. Auch verwendeten unsere Altvordern aus einem sehr guten Grunde nur Hadern: die Surrogate waren damals unbekannt. Sie sind ein Erzeugniß unserer Zeit, und zwar ein Erzeugniß der Noth, nicht des eigenen Triebes. Man schränke die literarische Production auf ein Zehntel ein, und es werden Papierfabrikanten und Verleger mit dem größten Vergnügen Holz, Stroh, Alfa u. dgl. ausschließen, die ihnen nur Mühe und Verdruß verursachen.

Welchen Geisteserzeugnissen soll nun die Ehre widerfahren, daß sie auf surrogatfreien Papier prangen? Diese Frage dürfte schwer zu beantworten sein und die Auswahl dem Verleger manches Kopfzerbrechen verursachen. Martens spricht in allgemeinen Ausdrücken von wissenschaftlichen Werken, die einen dauernden Werth haben und daher unseren Nachkommen unversehrt überliefert werden müssen. Diese Eintheilung der Literatur in wissenschaftliche Werke, die unbedingt zu erhalten sind, und in solche Werke, wie Romane, Gedichte, Besprechungen von Tagesfragen, Zeitungen ꝛc., welche ohne Schaden dem Verderben geweiht werden dürfen, möchten wir uns nicht ohne Weiteres zu eigen machen. Bei dem Vorwärtsstürmen besonders der Naturwissenschaften, der Technik, der Medicin, welches unsere Zeit kennzeichnet, kommt es sehr häufig vor, daß wissenschaftliche Werke und Abhandlungen nach sehr kurzer Zeit nur noch einen geschichtlichen Werth beanspruchen. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, vor zehn Jahren erschienene Bücher über elektrische Beleuchtung heutzutage der Makulatur gleichzuachten. Wer wollte andererseits leugnen, daß viele neuzeitliche Sittenromane und Lustspiele für den künftigen Culturhistoriker eine wahre Fundgrube sein werden? Wer wollte bestreiten, daß Reihen von Tagesblättern dem Geschichtsforscher wie auch dem Sittenschilderer dereinst höchst schätzenswerthe Aufschlüsse liefern werden? Wer stellt endlich in Abrede, daß es jammerschade wäre, wenn man in hundert Jahren in den Bibliotheken vergeblich nach den Meisterwerken der zeitgenössischen Dichtkunst suchen würde?

Die von Martens vorgeschlagene, mehr mechanische Eintheilung in Dauerschriften und Makulaturschriften ist daher kaum durchzuführen. Wir können nicht wissen, welche Werke der Jetztzeit unsere Nachkommen schmerzlich vermissen werden. Andererseits ist es, wie gesagt, unmöglich, zum Drucke der vielleicht 30,000 Bände und Tausende von Zeitungen, mit denen die Welt jahraus jahrein beglückt wird, ausschließlich nahezu surrogatfreies Papier zu verwenden, und es wäre auch eine beispiellose Verschwendung, da mindestens 99 Procent dieser Preßerzeugnisse doch in kurzer Zeit den Weg alles Fleisches wandern. Es genügt vielmehr vollkommen, wenn von jeder Erscheinung der Literatur, das Wort im weitesten Sinne genommen, einige Exemplare dadurch vor dem wahrscheinlichen Untergange gerettet werden, daß man sie auf Hadernpapier druckt.

Dies zu erreichen ist verhältnißmäßig leicht. Man bestimme einfach, daß zu den Pflichtexemplaren der Werke, welche den Landesbibliotheken geliefert werden müssen, nur Papier aus der Klasse I verwendet werden dürfen. Dadurch würde man die Verleger zur Veranstaltung einer kleinen Auflage auf gutem Papier zwingen, für welche sie an nicht privilegirte Bibliotheken, Bücherliebhaber, Gelehrte, die auf ihre Büchersammlungen etwas geben, zu etwas erhöhten Preisen bereitwillige Abnehmer fänden. Die nicht erhebliche Mühewaltung für die Veranstaltung solcher Ausgaben, deren es übrigens bereits viele gibt, würde sich sehr bald reichlich verlohnen.

## Zwei neue französische Romane.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Unter den neueren französischen Romanschriftstellern ist Paul Bourget der philosophischste und Guy de Maupassant der dichterischste. Beide unterscheiden sich durch ihre Begabung durch die Wahl ihrer Stoffe und durch die Behandlungsweise derselben. Maupassant ist in erster Linie Erzähler, Bourget Grübler. Beide scheuen sich nicht, die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft aufzudecken; aber während Maupassant den Schleier mit Behagen hebt, über Obscönes zu lächeln scheint, oder den Zeitgenossen das Spiegelbild ihrer Zustände ironisch

Digitized by Google

vorhält, schüttelt Bourget verzweifelnd das Haupt, und seine finsteren Züge umspielt kein Lächeln.

Diese beiden grundverschiedenen Schriftsteller begegnen sich nun einigermaßen in ihren jüngst erschienenen Romanen. Dieses Zusammentreffen ist schon an und für sich interessant genug, aber die Romane selbst sind so charakteristisch, daß man ihnen eine Würdigung zu Theil werden lassen kann.

Bourget führt uns in seinem Roman in das echte Pariser Leben der oberen Zehntausend ein. Schon durch den Titel seines Romans*) deutet er an, daß er von unwahrem Treiben uns unterrichten wolle. Ein junger Schriftsteller, René Vincy, der bisher in kleinbürgerlichem Kreise gelebt hat, verzärtelt von seiner Schwester, in einem heimlichen unschuldigen Verhältniß mit einem einfachen anmuthigen Mädchen, wird nach dem glänzenden Erfolge seines ersten Dramas durch einen seiner Collegen, der nicht wenig zu diesem Erfolge mitgewirkt hat, Herrn Claude Larcher, in die große Gesellschaft eingeführt. Dieser Larcher ist ein Skeptiker, der den Genuß verlacht und ihn doch beständig wieder aufsucht, ein Weiberverächter, der trotz seiner Theorien die Frauen nicht entbehren kann, in den Banden einer Schauspielerin schmachtet, die ihn auf's Unwürdigste täuscht, und mit raffinirter Schlauheit behandelt, von der er sich zehnmal lossagt, sie mißhandelt, verwünscht, der öffentlichen Verachtung preisgibt, zu der er trotz aller Vorsätze jedoch und trotz aller Maßnahmen stets auf's Neue zurückkehrt. Obwohl ihm das Beispiel dieses Freundes Warnung genug sein könnte und obwohl er aus der lieblichen Idylle, die ihn umspielt, Festigkeit erringen könnte, um gegen alle Gefahren gewappnet zu sein, verliebt sich Vincy gleich in der ersten Gesellschaft, die er besucht, in eine schöne Frau, Mad. de Moraines. Er sieht in ihr das Ideal seiner dichterischen Träume: ihr madonnenhaftes Antlitz, ihr kluges Gespräch fesseln ihn, ihre berechnete Zurückhaltung, ihre schlaue Reizung entflammen ihn vollständig. Er hält sie für ein reines tugendhaftes Wesen und ahnt nicht, daß sie eine feile Courtisane ist. Ihren Mann liebt sie nicht, obwohl er alle Eigenschaften besitzt, um ein Weib glücklich zu machen; sie ist ihm schon oft treulos gewesen aus reiner Lust an der Sünde; nun lebt sie schon seit Jahren in einem intimen Verhältnisse mit einem Hausfreund, den sie wöchentlich besucht und von dem sie die kostbarsten Geschenke empfängt, von dem ihr Mann allerlei kleine Vortheile zieht. Aber der junge glühende Dichter mit seinem Kinderherzen und seiner vollen gesellschaftlichen Unerfahrenheit hat es ihr angethan; sie ergibt sich ihm, um auch das Glück in dem Schriftstellerstübchen kennen zu lernen und weiß ihn geschickt von ihren Kreisen fernzuhalten, um das Leben fortführen zu können, an das sie sich nun einmal gewöhnt hat und von dem sie auch nicht lassen will, da ja die neue Leidenschaft nur zu ihren Sinnen, nicht aber zu ihrem Herzen spricht. Trotz ihrer Vorsicht kommt Vincy zur Erkenntniß. Durch Zufall erblickt er sie mit ihrem Galan, durch ein Gespräch mit der Schauspielerin erfährt er das stadtbekannte Gerücht, durch Einschlagen der Wege, die sein Freund ihm verräth, spürt er seiner Freundin nach und entdeckt ihre heimlichen Zusammenkünfte. Von Zorn und Verzweiflung ergriffen, schleudert er der Treulosen die Anklage in's Gesicht, er flieht sie, muß aber zu seinem Entsetzen bemerken, wie seine Leidenschaft trotz Flucht und Entsagung ihn nicht verläßt. Da sucht er sie noch einmal auf, um ihr den Vorschlag zu machen, mit ihm zu entfliehen. Aber er begegnet nur einer höflichen Abweisung und dem Gegenvorschlag, doch ruhig das Leben zu Vieren fortzusetzen, bei dem Jeder sein Theilchen Genuß zugemessen erhält. Der Ehemann bleibt blind wie zuvor, der Galan, trotzdem er Alles merkt, ist zufrieden, weil er die Unwiderstehlichkeit seiner Geschenke kennt, nur der Schriftsteller vermag die Heuchelei und die Zerstörung seiner Ideale nicht zu ertragen, er versucht einen Selbstmord, verfehlt jedoch sein Ziel. Er wird dem Leben wiedergegeben und voraussichtlich sich bald wieder nach derjenigen sehnen, die ihn erst leben gelehrt hat.

Bourget hat mehr als in der vorstehenden Analyse anzudeuten war, von den modernen und modernsten Naturalisten angenommen. Er ahmt ihnen hauptsächlich in zwei Punkten nach: einmal in der Detailschilderung von Pariser Straßen, Höfen, Localitäten; zweitens in der Ausmalung intimster Liebessituationen.

Während Bourget sich dergestalt, nicht immer zu seinem Vortheil, Anleihen bei den Naturalisten erlaubt, ist er in seiner eigentlichen Manier, der psychologischen Vertiefung, einem der begabtesten aus dieser Classe, Maupassant, zum Vorbilde geworden. Des Letzteren Stärke liegt eigentlich in der Novelle und Skizze. Er ist ein Meister im lebendigen Vortrage eines schnell sich entwickelnden Vorganges: er versteht es, humoristisch, rührend, spannend zu erzählen. In seinen größeren Romanen dagegen hatte er bisher wohl höchst unterhaltende, oft über Gebühr deutliche Einzelbeschreibungen gegeben, aber immer mehr ein Gemisch vieler einzelner Scenen als ein einheitliches Ganze.

Ein wesentlich anderes Gepräge zeigt sein neuer Roman.*) Der Inhalt desselben ist kurz erzählt. Das Ehepaar Roland hat sich nach Havre zurückgezogen, wo der Mann, der sich als Juwelier in Paris mäßige Renten erworben, sich dem Angelsport ergibt, die Frau in beschaulicher Muße lebt. Zwei Söhne theilen ihren Aufenthalt, der leidenschaftliche, geistreiche Pierre, der nach mannigfachen verfehlten Versuchen Arzt geworden ist, der schöne, sanfte, aber etwas beschränkte Jean, der sich als Advokat niederzulassen gedenkt. Letzterem fällt eine bedeutende Erbschaft eines Herrn Maréchal zu, die er unbedenklich annimmt. Dieses Zufallen des Erbes betrachtet der Bruder zuerst mit Neid, durch Zuflüsterungen Unbetheiligter kommt er auf den Verdacht, daß diese Bevorzugung bestimmte Ursachen haben müsse, durch Grübeleien, geschickte, der Mutter gestellte Fragen, scharfe Beobachtungen, Vergleich der Gesichtszüge seines Bruders mit denen des Erblassers erlangt er die Gewißheit, daß dieser ein Sohn Maréchals ist. Diese Erkenntniß, verschärft durch den Neid und durch die Eifersucht auf eine junge Wittwe, deren Zuneigung der Bruder erworben, übt auf Pierre eine entsetzliche Wirkung aus, dergestalt, daß er durch Worte, Blicke, Launen seine Umgebung, besonders seine Mutter kränkt und peinigt, und daß er sich selbst in heftigem Schmerze darüber verzehrt, daß er seine bisher angebetete Mutter als Verworfene betrachten muß. Endlich kann er sein Geheimniß nicht mehr zurückhalten: er schleudert es seinem Bruder in's Gesicht, während die Mutter im Nebenzimmer das Bekenntniß anhört. Mit dem jüngeren Sohn allein gelassen, gesteht die Mutter ihre That, aber ohne Reue, ja mit dem beglückten Ausruf, daß dies Verhältniß mit Maréchal ihre einzige Lebensfreude gewesen sei, und mit dem Verlangen, der Sohn müsse in Gemeinschaft mit ihr das Andenken an seinen wirklichen Vater in Ehren halten, wenn er wolle, daß sie am Leben bleibe. Jean verzeiht der Mutter, behält das Erbe des angeblichen Hausfreundes, heirathet die junge Wittwe, ohne ihr seine uneheliche Geburt zu verrathen, und erwirkt, um das Glück der Familie vollständig zu machen, die Entfernung des lästigen Bruders, der, zum Schiffsarzt ernannt, eine mehrjährige Seereise antritt.

Das Gemeinsame der beiden Romane springt in die Augen. Hauptsächlich zwei Umstände begründen diese Verwandtschaft und geben beiden Romanen eine typische Bedeutung für die augenblicklich in Frankreich herrschende Geschmacksrichtung und -Verirrung.

Der Eine ist die Unsittlichkeit der Voraussetzung und Auffassung. Nicht die Vorgänge, die geschildert werden, sind unsittlich, sondern die Anschauung, die der Erzählung zu Grunde liegt. Es ist die von dem Recht der Frau auf Ehebruch. Dieses Recht gründet sich nicht etwa auf ein gleichartiges Vergehen des Mannes (wie in Dumas' „Francillon"), noch auf unleidliche Charaktereigenschaften desselben, sondern einfach und allein auf die Lust der Frau, in dem einen Falle auf ihre Sinnenlust, im anderen auf eine Art ungestilltes Sehnen, auf

*) Paul Bourget: Mensonges. Paris, A. Lemerre.

*) Guy de Maupassant, Pierre et Jean. (Paris, P. Ollendorf.) Die für einen französischen Roman ungewöhnlich lange Vorrede ist dazu bestimmt, die Ansichten des Verfassers über den Roman näher zu beleuchten.

Digitized by Google

ein Verlangen nach wahrer Herzensbefriedigung. Der betrogene Ehemann bei Maupassant ist ein Tropf, ein älterer, unbehilflicher, beschränkter Philister, der aber in seiner Thätigkeit durchaus wacker, in seiner Liebe zu Weib und Kindern, in seiner Gesinnung unantastbar ist, der Gatte bei Bourget ist sogar ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes. Beide Frauen haben keine Ahnung, daß ihre That vor dem Sittengesetz ebenso schlecht erscheint, wie vor dem bürgerlichen Gesetz. Beide Dichter halten es nicht nur nicht für ihre Pflicht, die Schuldigen zu strafen, sondern sie erklären ihre That mindestens für entschuldbar, fast für lobwürdig.

Das Zweite, worin Beide zusammentreffen, ist das Ungenügende der Lösung. Im Roman erwarten wir, ebenso wie im Drama, einen vollkommenen Abschluß. Ein ganzes Leben soll uns vorgeführt werden mit seinen Wechselfällen, aber zugleich auch mit seiner endgültigen Entwickelung. Es handelt sich nicht etwa darum, daß eine der bequemsten Lösungen, Heirath oder Tod, uns dargeboten werden, sondern nur darum, daß diejenigen Verwickelungen, welche das Wesen des Romanes ausmachen, nicht wieder in gleicher oder ähnlicher Weise sich wiederholen. Gegen diese Forderung, die für den realistischen Roman so gut gilt, wie für den idealistischen, verstoßen beide Autoren: sie erzählen uns nichts Ganzes, sondern Episoden, sie entlassen uns nicht mit dem Gefühl der Befriedigung, welches jeder Abschluß hervorruft, sondern mit der bangen Frage, was dann? Wie Larcher trotz seiner wahren Trauer über das Unglück seines Freundes sich des Versprechens erinnert, mit seiner unwürdigen Geliebten zu diniren, so wird, des sind wir sicher, Vincy nach seiner Heilung zu seiner Freundin zurückkehren, obwohl er sie als eine Verworfene erkannt hat. Nach der Beendigung seiner Seereise wird Pierre das väterliche Haus wieder betreten und seine Selbstqual und die Peinigung der Mutter fortsetzen. Und so bleibt es dem Leser überlassen, den Schluß hinzuzufügen, welchen die Dichter zu erfinden für unnöthig gehalten haben. Aber damit verkennen sie ihre Aufgabe. Will der realistische Roman das Leben wirklich abspiegeln wie es ist, so mag er uns wohl in die Räthsel des Lebens einführen, aber er darf uns ihre Lösung nicht vorenthalten.

---

## Zur deutschen Culturgeschichte.

Von Georg Winter.

Die Entwickelung der Cultur der Menschheit ist ein langsam und allmählich fortschreitender Proceß: nicht sprungweise und unvermittelt vollzieht sie sich, sondern in allmählichem Aufbau des Werdenden aus dem Gewordenen, bei welchem stets und in jedem Augenblick das Erstere von dem Letzteren bedingt und hervorgebracht wird. Auch die großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, welche diesen continuirlichen Zusammenhang zu durchbrechen, die Menschheit mit Einem großen, gewaltsamen Sprunge von dem Boden der Vergangenheit losgerissen zu haben scheinen, stellen sich der eindringenden weltgeschichtlichen Betrachtung doch nur als die großen Marksteine dar, an welchen die Entwickelung eine neue, aber doch mit dem Vorhergehenden immer wieder im Zusammenhang stehende Richtung genommen hat. Es gibt in diesem großen und gewaltigen Entwickelungsgange, den wir die Geschichte der Menschheit nennen, nichts Unvermitteltes, allein aus sich selbst Hervorgegangenes und zu Begreifendes, auch die größten Gestalten der Weltgeschichte sind Producte des Vorhergegangenen: ihr großartiges Verdienst um die Entwickelungsgeschichte der Menschheit liegt vor Allem darin, daß sie die innersten Triebfedern des Zeitgeistes zu erfassen und demselben eine neue, aber doch wieder an das Vorhergegangene anknüpfende Richtung zu geben verstanden.

Am meisten scheinen einer solchen Betrachtungsweise der Entwickelungsgeschichte der Menschheit jene großen, scheinbar plötzlich auftretenden Umwälzungen zu widersprechen, welche wir je nach dem individuellen Standpunkte des Betrachtenden als Reformationen oder als Revolutionen zu bezeichnen pflegen. Es scheint so, als wenn in solchen großen Epochen der continuirliche Faden jäh durchrissen und ein absolut Neues gebildet worden wäre. In der That ist die geschichtliche Betrachtung, namentlich gegenüber den beiden größten Ereignissen dieser Art in der neueren Geschichte, der Reformation des 16. und der französischen Revolution des 18. Jahrhunderts, vielfach zu dieser Anschauung gelangt. Geblendet von dem Ueberraschenden und Neuen, welches diese Bewegungen gegenüber der vorhergehenden Zeit darzustellen schienen, übersah man vielfach, daß auch dieses Ueberraschende und Neue nur auf gerade der gegebenen Grundlage möglich war und daher mit allen Wurzeln in dem Alten haftete. Der gewaltige und tiefeingreifende Einfluß und Erfolg der Reformideen Luthers wird nur verständlich, wenn man sich ein klares Bild der Zustände, aus denen dieselben hervorgegangen sind, verschafft. Die neue Richtung, welche die Entwickelung durch Luther nahm, ist aus der alten mit einer Art innerer Nothwendigkeit hervorgegangen: Luther ist das großartige Werkzeug, dessen die Entwickelung bedurfte, um aus den verkehrten Bahnen, in die sie gerathen war, wieder in die richtige Bahn einer fortschreitenden Bewegung einzulenken. Die Reformation ist weder etwas von dem Vorangegangenen absolut Unabhängiges, schlechthin Neues, noch eine Revolution, wie sie von gegnerischer Seite mit Vorliebe genannt wird, sondern eine Reaction, ein Wiedereinlenken in die Bahnen, welche der Geist des Christenthums und der christlichen Kirche zu seinem eigenen Schaden verlassen hatte. Es liegt auf der Hand, daß Luthers Verdienst um die geschichtliche Entwickelung damit keineswegs geschmälert wird: sein weltgeschichtlicher Beruf liegt eben darin, daß er auf dem Grunde eisenfester, wissenschaftlich begründeter Ueberzeugung aussprach, was Tausende seiner Zeitgenossen dachten und empfanden, daß er den Versuch wagte, die geschichtliche Entwickelung nicht etwa zu negiren — gerade auf der geschichtlichen Begründung beruht die Stärke seiner Lehre — sondern in naturgemäße Bahnen zurückzuleiten. Ganz ähnlich aber liegt die Sache bei der Geschichte der französischen Revolution, in welcher wir nur die naturnothwendige Reaction gegen die gänzlich ungesunde Entwickelung, welche das französische Staatsleben in den Jahrhunderten vorher genommen hatte, zu erkennen haben. Diesen inneren Zusammenhang zwischen dem Vergangenen und dem neu Gewordenen in tiefgründlicher und umfassender Weise klargelegt zu haben, ist das große wissenschaftliche Verdienst, welches sich Ranke für die Geschichte der Reformation, Sybel für die der Revolution erworben haben. Bei beiden erscheinen die Ereignisse nicht unvermittelt und unverständlich, sondern als Ergebnisse der vorangegangenen Entwickelung, als Weiterbildungen des Bestehenden, nur in veränderter Richtung. Diese beiden umfassenden und für Jahrzehnte für die weitere Forschung Richtung gebenden Werke haben die Grundlinien der geschichtlichen Auffassung so fest und sicher gezogen, daß es schien, als könne, was auch die Forschung im Einzelnen an Ergänzungen und weiteren Einzelheiten zu Tage fördere, an dem hier gewonnenen Gesammtbilde Erhebliches nicht mehr geändert werden.

Da trat in jüngster Zeit gegenüber der Ranke'schen Auffassung der Reformation Luthers von katholisch-ultramontaner Seite eine mit scheinbar umfassendster Belesenheit und Gelehrsamkeit in's Werk gesetzte literarische Reaction ein, über die wir dem Leser dieser Zeitschrift schon mehrfach berichtet haben: Johannes Janssen trat mit seiner Geschichte des Deutschen Volkes hervor. Der Mehrzahl unserer Leser wird nicht unbekannt sein, ein wie ungemein großes Aufsehen dieses Werk gemacht, wie es die protestantische Geschichtschreibung zu lebhafter und erfolgreicher Polemik angeregt, bei den Katholiken aber einen Enthusiasmus erweckt hat, der seinen vornehmsten Ausdruck in der Aeußerung des ultramontanen Parteiführers gefunden hat, daß Janssens Werk das bei weitem wichtigste Buch sei, welches im neunzehnten Jahrhundert geschrieben worden sei. Worauf beruht nun dieser tiefgreifende Gegensatz

Digitized by Google

in erster Linie? Nicht darauf, daß Janssen nun etwa den von Ranke nachgewiesenen tiefen Zusammenhang der Reformation mit der vorhergegangenen Epoche geleugnet hätte: im Gegentheil, den continuirlichen geschichtlichen Zusammenhang erkennt er durchaus an, ja er will in Luthers ganzer Lehre in offenbarem Widerspruch mit den geschichtlichen Thatsachen so gut wie nichts Neues und Originales, sondern im Wesentlichen nur eine Wiederholung früherer „Ketzereien" erblicken. In dem allgemeinen „Abfall" von der alleinseligmachenden Kirche, den Luther bewirkte, sieht auch er nicht etwas völlig Unerwartetes, Unvermitteltes, sondern nur eine Veränderung in der Richtung der geschichtlichen Entwickelung. Aber in der Werthschätzung dieser Abweichung, in der Frage über die Berechtigung derselben offenbart sich der Gegensatz seiner Anschauung zu der Ranke's in voller Schroffheit. Und zwar resultirt dieser Gegensatz ebenso sehr wie aus der Auffassung über Werth und Berechtigung der Reformation selbst aus der Anschauung über das Wesen der voraufgegangenen Entwickelung. Die Darstellung des endenden Mittelalters in Deutschland ist bei Janssen recht eigentlich die Grundlage der Auffassung der Reformation. Während man bisher nach Ranke's Vorgang in der kirchlichen Entwickelung der letzten Jahrhunderte des Mittelalters eine verhängnißvolle Abweichung von dem der ursprünglichen Kirche innewohnenden Geiste, in der Reformation in Folge dessen eine Rückkehr zu den ursprünglichen, berechtigten Bahnen zu erblicken pflegte, betrachtet Janssen, der hierin weit über das, was selbst katholische Schriftsteller vom 15. Jahrhundert gesagt und geschrieben haben, hinausgeht, gerade das 15. Jahrhundert als das geschichtliche Ideal, von dem die „Revolution" Luthers in frevelhafter Weise das deutsche Volk abgebracht habe. Mag die geschichtliche Forschung, je mehr Quellen ihr zugänglich werden, um so klarere Beweise für die absolute sittliche Verderbtheit des deutschen Klerus im 15. Jahrhundert beibringen, mag Janssen selbst sich an einzelnen Stellen dem Gewicht dieser Quellenbeweise nicht ganz verschließen können: im Großen und Ganzen bleibt es sein feststehendes Axiom, daß die Zustände, wie sie sich im weltlichen und kirchlichen, im politischen und socialen Leben im 15. Jahrhundert gestaltet hatten, ganz vortreffliche gewesen seien, deren wirklich vorhandene Uebelstände von der alleinseligmachenden Kirche selbst weit besser hätten geheilt werden können, als durch die verwegene „Revolution" des Wittenberger Mönches. Das deutsche Kaiserthum in den Händen des gutkatholischen Habsburg, die Eine, ungetheilte Kirche, die die in ihr vorhandenen Schwächen mit weiser Berechnung selbst heilt: das ist das geschichtliche Ideal Janssen's.

Wir können hier nicht darauf eingehen, die Art und Weise, wie Janssen eine solche Auffassung quellenmäßig zu begründen versucht hat — mit exact-wissenschaftlicher Methode hat sein Verfahren sicher nichts gemein —, darzulegen. Nur bei der Wirkung, die das Erscheinen dieses Werkes auf die protestantische Geschichtschreibung gehabt hat, wollen wir noch einen Augenblick verweilen. Und da ist nun zuerst die Thatsache festzustellen, daß das Werk, so grundverkehrt in seiner Auffassung, so gefährlich in seiner scheinbaren, mit Ostentation zur Schau getragenen Objectivität es sein mag, doch eben in Folge dieser Eigenschaften neben seiner verderblichen Wirkung auch eine sehr heilsame gehabt hat, nämlich die, die objective Geschichtschreibung zu einer wirksamen Vertheidigung ihrer durch Jahrzehnte lange Studien gewonnenen Resultate nachhaltig anzuregen. Eine ganze Fülle theils rein polemischer, theils auf neuen Quellenstudien beruhender Arbeiten von zum Theil hohem wissenschaftlichen Werth ist direct oder indirect durch den Angriff Janssen's hervorgerufen worden. Und zwar ist diese nachhaltige Anregung nicht etwa bloß dem Studium der Reformationsgeschichte selbst zu Gute gekommen, sondern sie hat auch bewirkt, daß sich die Forschung mit größerem Eifer als früher den letzten Jahrhunderten des deutschen Mittelalters zugewandt hat, deren Darstellung für Janssen in vieler Hinsicht die Grundlage für seine Auffassung der Reformation gewesen ist.

Und da wird man doch bekennen müssen, daß Janssen's Darstellung dieser Zeit, so sehr sie im Princip verfehlt, im Einzelnen verzeichnet und entstellt ist, doch durch das, was sie trotz alledem Berechtigtes enthält, auch in mancher Beziehung eine Abwandlung der allgemeinen Grundanschauung, die sich allerdings in Einzelforschungen schon längst vor Janssen angebahnt hatte, hervorgebracht hat. Nach vielen anderen Seiten hat dann freilich diese erneute Beschäftigung mit dem endenden Mittelalter um so wuchtigere neue Waffen zur Bekämpfung der Janssen'schen Auffassung der Reformation zu Tage gefördert.

Bis vor noch nicht allzu langer Zeit war nicht bloß in den Kreisen der Laien, die sich mit geschichtlichen Fragen beschäftigen, sondern auch in den Kreisen der Fachgenossen die Ansicht so gut wie alleinherrschend, daß das spätere Mittelalter, etwa vom Untergang der Hohenstaufenzeit an, nichts weiter sei, als eine Zeit allgemeinsten Verfalles, rapiden Rückganges des kirchlichen, politischen und culturellen Lebens, mit einem Worte eine Zeit der Finsterniß und Barbarei. Geblendet von der Herrlichkeit der alten Kaiserzeit, nach der unser Volk in den Jahrhunderten der Zerrissenheit so sehnsüchtig zurückschaute, war man nur zu geneigt, nach dem Verschwinden ihres strahlenden Glanzes nur Schatten und Dunkel zu sehen. Die zweite Hälfte des Mittelalters blieb in Folge dessen und in Folge mancher äußerer Umstände sehr lange Zeit das Stiefkind der nationalen Geschichtschreibung. Und doch hätten allein die Meisterwerke der gothischen Baukunst vor einer allzu einseitigen Geringschätzung dieser Zeit warnen sollen! In der That vollzog sich dann auch in den Kreisen der Fachgenossen ein allmählicher Umschwung der Auffassung, der namentlich dadurch bedingt war, daß sich die Forschung von der rein politischen Geschichte ab- und immer mehr der Rechts- und Verfassungsgeschichte zuwandte. Da konnte es dann nicht lange verborgen bleiben, daß die Wurzeln der meisten neueren staatlichen Einrichtungen, die Keime fast der gesammten modernen Entwickelung in Verfassung und Verwaltung der Territorien und Gemeinden gerade in jener Zeit gelegt und bis zu einer gewissen lebensfähigen Kraft ausgebildet worden waren, welche man bisher als eine Zeit der allgemeinen Barbarei zu betrachten sich gewöhnt hatte. Man erkannte immer mehr, daß die Lebenskraft der Nation in jener Epoche sich zwar nicht mehr in solcher Mächtigkeit, wie unter den Sachsen, Saliern und Hohenstaufen nach außen hin entfaltete, aber darum keineswegs erstorben war, sondern sich um so intensiver in dem Schaffen innerer staatlicher Institute geltend machte. Auf verfassungsrechtlichem Gebiete hat sich so in den Kreisen der Fachgenossen eine langsame, aber um so tiefgreifendere Umwandlung der Anschauung vollzogen, ohne daß dieselbe dann natürlich in das verkehrte Extrem Janssen's umgeschlagen wäre. Im Gegentheil, gerade auf dem Gebiete, welches für die Beurtheilung der Luther'schen Reformation in erster Linie oder fast ausschließlich in Betracht kommt, auf dem des Lebens der Kirche, erwiesen sich die Schatten, welche die alte geschichtliche Auffassung auf jene Epoche hatte fallen lassen, als um so berechtigter, je tiefer man in die Einzelnheiten der historischen Erkenntniß eindrang. Im Ganzen genommen wird man also sagen müssen, daß die geschichtliche Wahrheit über die letzten Jahrhunderte des deutschen Mittelalters etwa in der Mitte zwischen der alten Auffassung von der absoluten Barbarei jener Epoche und der Janssen'schen Anschauungsweise liegen wird.

Jene Wendung in der Anschauung, die wir kurz bezeichnet haben, ist aber im Großen und Ganzen auf die Kreise der Fachgenossen beschränkt geblieben. Der gebildete Theil des Volkes in seiner Gesammtheit steht noch heute dem ausgehenden Mittelalter mit Gleichgültigkeit, ja mit Abneigung gegenüber. Einzelne Resultate der neueren Forschung, wie namentlich die über das rege politische und sociale Leben, welches sich in jener Epoche in den deutschen Städten entfaltete und die Größe und Blüthe Kölns, Nürnbergs, Augsburgs, Lübecks und so vieler anderer deutscher Städte hervorgerufen hat, sind wohl auch in weitere Kreise des Volkes gedrungen. Im Allgemeinen ist und bleibt jene Epoche in der Auffassung der Mehrzahl unserer Gebildeten die in doppeltem Sinne dun-

Digitized by Google

kelste Zeit unserer nationalen Geschichte, wie sie ja auch in dem Geschichtsunterricht unserer höheren Lehranstalten am stiefmütterlichsten behandelt wird.

In erster Linie mag das daran liegen, daß die Forschung sich jener Epoche erst seit zu kurzer Zeit zugewandt hat, als daß es möglich wäre, ihre Resultate in einer für Alle verständlichen populären Form zusammenzufassen. Erst muß die Forschung selbst über Wesen und Charakter einer Epoche auch in den Einzelheiten sich klar geworden sein, ehe sie der Allgemeinheit über den Fortgang ihrer Resultate Rechenschaft zu geben vermag. Auch heute dürfte dieser Standpunkt noch keineswegs überall für jene Epoche erreicht sein. Soweit aber ist die intensive Arbeit der Forschung doch auch heute schon vorgedrungen, daß es möglich sein muß, dem Volke wenigstens in den Hauptzügen ein anschauliches Bild jenes Abschnittes seiner Vergangenheit zu entrollen.

Und in der That ist dieser Versuch in neuester Zeit unternommen worden. Von großen einheitlichen Gesichtspunkten aus, mit weitem Blick die Forschung ohne Voreingenommenheit nach irgend einer Richtung hin überschauend hat Karl Fischer ein Werk über die ganze zweite Hälfte des Mittelalters geschrieben*), welches, obwohl es auf jeden gelehrten Apparat, mit dem Janssen so geschickt zu prunken und zu blenden versteht, verzichtet, doch dem Kundigen auf den ersten Blick verräth, daß es auf eindringenden, mit Verständniß und wissenschaftlicher Kritik unternommenen Studien beruht. Es ist ein einheitliches und plastisches Bild des ganzen vielgestaltigen Lebens des späteren Mittelalters, welches uns hier entrollt ist: das chronologische Gerippe und aller todte Gedächtnißkram tritt in den Hintergrund und wird als der Rahmen, in welchen das Bild eingezeichnet wird, als bekannt vorausgesetzt. Von der diplomatischen und Kriegsgeschichte der Zeit und ihren wenig erfreulichen Einzelheiten ist wenig die Rede, kaum daß hier und da der jeweilig regierende Kaiser zur Orientirung genannt wird. Das volle Leben des eigentlichen Volkes ist es, das uns der Verfasser zeichnen will. Er bindet sich dabei nicht eigentlich an den chronologischen Faden, sondern geht der Entwickelung der einzelnen Institute und Zustände innerhalb der ganzen von ihm geschilderten Epoche in ihrem Zusammenhang nach. Es läßt sich nicht leugnen, daß gegen dieses Verfahren, somit also gegen die Gesammtanlage des Werkes, manche gewichtige Bedenken vorgebracht werden können. Der chronologische Faden ist eine schwer zu entbehrende Richtschnur durch das labyrinthische Gewirre des historischen Seins und Werdens, und manchmal hat die Uebersichtlichkeit des massenhaften Stoffes in der That unter diesem Verzicht auf streng chronologische Anordnung nicht unwesentlich gelitten. Das Buch ist im höchsten Grade anregend geschrieben und in seiner ganzen wissenschaftlich durchdachten Gesammtauffassung die beste Widerlegung, welche der Janssen'schen Geschichtsentstellung dem Kreise der Gebildeten gegenüber entgegengestellt werden könnte. Mit ruhiger, sachlicher Objectivität sind die Resultate der neueren Forschung zu einer einheitlichen Anschauung im Großen verwerthet, die, wie oft auch in Einzelheiten geirrt sein mag, doch im Großen und Ganzen das Richtige getroffen hat. Mit ganz besonderer Vorliebe ist der Verfasser den mannigfachen Aeußerungen des socialen Lebens nachgegangen. Und da tritt dann aus seiner Darstellung mit vollkommener Klarheit die in neuester Zeit von Wirthschaftshistorikern schon wiederholt betonte Thatsache hervor, daß, wirthschaftsgeschichtlich genommen, die Reformationszeit keineswegs durch eine tiefe Kluft von der vorhergehenden Epoche getrennt ist, daß vielmehr hier nahezu alle Keime dessen, was sich im 16. Jahrhundert ausgereift und zu voller Blüthe entwickelt hat, im 15. Jahrhundert zu suchen sind.

Am deutlichsten zeigt sich das in den gährenden socialen Bewegungen des Arbeiter-, namentlich des Bauernstandes, in denen sich ein continuirlicher Zusammenhang von dem Anfang des 15. bis in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts deutlich erkennen läßt. Die Bauernunruhen der Jahre 1524 und 1525 sind nichts Anderes, als die unmittelbare Fortsetzung der Bewegungen des armen Konrad, der communistischen Bestrebungen der extremen Hussiten u. s. w. Der Pfeifer von Niklashausen ist eine Erscheinung, wie wir ihnen in dem sogenannten Bauernkriege zu Dutzenden begegnen. Ist man sich aber über diesen inneren Zusammenhang erst einmal richtig klar geworden, so erkennt man sofort auch die Hinfälligkeit des Luther von ultramontaner Seite immer und immer wieder gemachten Vorwurfes, daß der Bauernkrieg eine Folge der reformatorischen oder, mit Janssen zu sprechen, revolutionären Ideen Luthers gewesen sei. Die unruhige Bewegung im Bauernstande stammte damals nicht von heute oder gestern: sie verdankte ihre Entstehung nicht der Reformation, sondern recht eigentlich der vorangegangenen Uebergangszeit, die in Kirche und Staat, in Stadt und Land der demokratischen und radicalen Elemente eine mehr als genügende Fülle in sich barg. Verschärft und verallgemeinert wurden diese Bestrebungen durch die große Preisrevolution, die sich in jener Uebergangszeit vollzog, auf der einen, durch die immer zunehmenden Bedrückungen des Bauerstandes durch den einer immer rapideren Verarmung entgegengehenden Ritterstand auf der andern Seite.

Während der Verfasser so den Spuren jener unheilvollen anarchistischen Gährung in den unteren Klassen nachgeht, hat er auf der andern Seite mit nicht geringerer Klarheit den hohen Aufschwung gezeichnet, den die materielle Cultur jener Zeit in den Städten bei dem höheren Bürgerstande genommen hatte, zugleich aber auch darauf hingewiesen, wie in dem gedrängteren Leben der Stadt der schroffe Gegensatz zwischen Arm und Reich zum Theil noch früher wie auf dem Lande zu unzufriedenen Gährungen des Proletariats geführt hat. Die Zustände, welche uns der Verfasser hier bei der Darstellung der Zunftbewegungen in den Städten entrollt, erinnern oft in der überraschendsten Weise an die socialen Bewegungen, welche wir in unseren Tagen sich vor unseren Augen abspielen sehen. Viele Zustände und Vorgänge tragen mit unverkennbarer Klarheit die Spuren der modernen Ereignisse an sich, deren weitere Ausbildung die Hauptaufgabe der Epoche gewesen ist, welche wir als die neuere Geschichte zu bezeichnen pflegen.

Das gilt nicht bloß auf socialem, sondern auch auf rein politischem Gebiete: wir brauchen hier nur an die Entwickelung der Territorialfürstenthümer, welche ihre entscheidende Richtung in jener Epoche genommen hat, und an die der Städte, an die Ausbildung der ständischen Verfassung in den ersteren, der Rathsverfassung in den letzteren zu erinnern. Alle lebensfähigen Keime des deutschen territorialen und particularen Lebens sind in eben jener Epoche gelegt worden, in welcher das Reich am höchsten darniederlag und der staatliche Sinn also in dem Leben der Gesammtheit keine Möglichkeit zur Bethätigung fand. Man mag die territorial-particularistische Entwickelung noch so sehr beklagen, für die weitere geschichtliche Entwickelung unseres Vaterlandes gibt sie und sie allein den Schlüssel der Erkenntniß.

*) Karl Fischer, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. Gotha. Perthes. 1884.

## Feuilleton.

### Der Sensenmann.

Von H. Pontoppidan.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Gegen Osten, hinter dem langen, zusammengesunkenen Erdwall, der die Grenze zwischen der Viehweide und der Dorfgemarkung bildete, lag ein niedliches kleines Bauernhaus mit grünen Fensterrahmen, Weinlaub um den Giebel und Bienenkörben längs dem Gartenzaun.

„Das kleine Paradies" nannte man es wohl; ja, Viele waren nicht weit davon entfernt, wirklich zu glauben, daß ein besonderer Segen darüber ruhe.

Digitized by Google

Aber die Bewohner des kleinen Hauses wußten davon nichts.

Vor acht Jahren waren sie vom Lande jenseits der Bucht mit zwei rothangestrichenen Kisten, einem Spinnrocken und etwas Bettzeug gekommen. Und seit der Zeit hatten sie stets in völliger Abgeschiedenheit gelebt.

Vom Morgen bis zum Abend hatte man sie in unabläßiger Arbeit draußen auf dem Felde hinter ihrem weißen, langhaarigen Pferde, oder im Garten mit Spaten und Gärtnermesser gehen sehen. Aber bei keiner Gelegenheit hatten sie sich noch unter die Bevölkerung gemischt, obgleich diese es ihnen oft nahe genug gelegt hatte.

Selbst in der Kirche, wo sie regelmäßig an den drei großen Festtagen des Jahres erschienen um zu opfern, saßen sie bei einander in einer der hintersten Reihen und hielten sich treu an der Hand, während ihre Blicke unverwandt auf dem Prediger ruhten, und bei dem letzten Wort des Vaterunser erhoben sie sich geräuschlos und waren sehr weit hinaus über die Sandhügel, ehe noch die übrigen Kirchgänger aus dem Portal heraus kamen.

Er war eine ziemlich kleine, zusammengesunkene, verkümmerte Gestalt mit der zu stark entwickelten rechten Schulter und der schiefen Haltung, dem untrüglichen Kennzeichen derer, die nie aus dem Arbeitsjoch herausgekommen sind. Der Ausdruck seiner großen, hellfarbigen, treuherzigen Augen ließ einen etwas beschränkten Verstand vermuthen, und in der That mußte auch die Frau jedes Mal hinzutreten, wenn etwas Wichtiges und Verwickeltes abzumachen war.

Sie war eine große, gesunde Bauerfrau von der Rasse, die jetzt im Aussterben begriffen ist. Allerdings hatten Entbehrungen und frühzeitige Leiden ihre Wangen hohl gemacht und das Leben hatte ihrem Blick einen gewissen vorsichtigen Ausdruck gegeben, aber ihre ganze Haltung sprach von einem derben und sicheren Muth, den noch Nichts zu beugen vermocht hatte. Es lag über ihrem großen, aufgeweckten Gesicht ein ruhiges Selbstbewußtsein, das der Welt gleichsam immerfort und fest in's Auge sah und keine Furcht vor ihr hatte.

Man wollte wissen, daß es ihnen seiner Zeit sehr schwer geworden sei, ein Paar zu werden, und fand es daher natürlich, daß sie sich jetzt um so fester und unverbrüchlicher an einander knüpften.

Von Hause aus waren sie beide von den Eltern verlassene Kinder, die auf Kosten des Kirchspiels jämmerlich genug verpflegt wurden, um dann — von einander getrennt, aber beide beseelt von demselben Gedanken und nach demselben Ziel strebend — in den schwersten Diensten auf großen Höfen zwischen verkommenen Personen aller Art ein hartes Loos zu fristen, bis sie nach fast zwanzigjähriger unausgesetzter Anstrengung und mühevollem Zusammensparen endlich so weit gekommen waren, daß sie sich das Allernöthigste anschaffen und die erste kleine Anzahlung auf die Bauerstelle, die sie seitdem besessen hatten, leisten konnten.

Damals stand hier eine elende Hütte mit verfallenen Mauern, und der Boden war ganz verwildert — und jetzt, nach Verlauf von kaum acht Jahren war die Kaufsumme nebst den Zinsen bis auf den letzten Heller berichtigt, das Haus neu aufgebaut und alle Ländereien so verbessert, daß der Werth der Stelle auf das Dreifache gestiegen war. Ja, man wollte sogar wissen, daß die glücklichen Menschen beim letzten Termine eine nicht unbedeutende Summe hätte in die Sparcasse legen können.

Aber dahin waren sie auch nicht ohne die unglaublichsten Anstrengungen und Aufopferungen gelangt.

Jeder Tag, jede Stunde in allen diesen Jahren waren ein einziges mühevolles Streben nach dem Ziel hin gewesen, dessen Erreichung der große gemeinschaftliche Traum ihrer Jugendzeit und ihre stete geheime Hoffnung war, nämlich dereinst als freie Leute auf freiem Besitzthum zu walten.

Ihre niedrige, grünangestrichene Thür war die erste gewesen, die sich vor Tagesanbruch öffnete, die letzte, die sich für die Nacht schloß. In der Mittagssonne, wenn Andere schliefen, in Regen und Sturm, immer waren sie thätig auf dem Felde oder im Garten, ohne zu rasten — beschäftigt mit dem Ausgraben von Steinen, Aufwerfen von Erdwällen, mit der Blumenzucht oder der Bienenpflege. Ja, mitten in der dunkelsten und strengsten Winterszeit konnte man regelmäßig um vier Uhr Morgens den rothen Lichtschein aus ihrem Fenster über den Schnee hin sehen.

Dann saßen sie drinnen in der kleinen niedrigen Stube mit stillem, niemals ermüdenden Eifer und benutzten die Zeit, bis es Tag wurde. Anna spann oder kratzte Wolle. Simon band Schilfmatten oder schnitzte hölzerne Löffel. Und Abends, wenn der kurze Tag zu Ende war, fingen sie ruhig da an, wo sie aufgehört hatten, und schließlich lasen sie bei dem dünnen Licht ein halbes Capitel im Testament, ehe sie sich im Alkoven zur Ruhe begaben.

So lebten sie sechs Jahre ohne Kinder.

Aber im siebenten gebar Anna eine Tochter, die sie Eulalia, nach dem Namen im Kalender nannten.

Im nächsten Jahre kam es ihr vor, daß sie wieder guter Hoffnung werden sollte. Als aber der Zeitpunkt kommen sollte, zeigte es sich zu ihrer Verwunderung, daß sie sich geirrt haben müsse.

Diese Entdeckung, die früher für sie eine Erleichterung gewesen wäre, ward ihr nun eine Enttäuschung. Jetzt, wo sie sich emporgearbeitet hatten, wünschte sie sich einen Haufen Kinder, die das Glück mit ihnen theilen könnten. Und ganz sicher würde ihr dies wirklichen Kummer gemacht haben, wenn nicht eine andere, noch bedeutsamere Begebenheit gerade zu derselben Zeit eingetroffen wäre und jene in den Schatten gestellt hätte.

Es sollte nämlich der letzte Rest der Kaufsumme abgetragen werden. Die glückliche Stunde, von der sie so lange geträumt, und nach der sie so unverdrossen und mühselig hingestrebt hatten, war jetzt gekommen. Ein seltsam feierliches Gefühl erfüllte sie Beide. Es war ihnen, als könnten sie es nicht recht glauben, daß sie es wirklich erreicht hätten. Die Nacht vorher konnten sie vor Unruhe kaum schlafen, und schon zwei Stunden vor Tagesanbruch war Simon auf und im Sonntagsanzuge, um zur Stadt zu gehen. Mit rothgeränderten Augen machte sich Anna mit ihm zu thun und half ihm beim Anziehen. Und als sie über den Sandhügeln den letzten Schimmer von seinem blanken Friesrock gesehen hatte, in dessen geräumiger Brusttasche die zweihundert Kronen sorgfältig eingenäht lagen, beugte sie sich über die kleine schlafende Eulalia und brach einen Augenblick in Thränen aus.

Noch am Nachmittage, als Simon endlich zurückkam und mit einem Kopfnicken andeutete, daß jetzt Alles in Ordnung sei, konnten sie sich von einem gewissen Gefühl der Beklemmung oder der Leere nicht losmachen. Anna hatte gebratene Heringe und Sauerkohl aufgetischt, um dem Tag einen festlichen Anstrich zu geben; aber sie hatten Beide keinen rechten Appetit und sie sprachen nur wenig.

Dann gingen sie zusammen in den Garten, wo Alles in duftender Blüthe stand, und von da hinaus auf's Feld, und sahen sich den blühenden Roggen an, und die Kuh im Klee und die Schafe auf dem Hügel. Polle, das langhaarige Pferd, stand hier auch, und gleichsam verstohlen nahm Anna ein Stück Brot aus ihrer Tasche hervor und steckte es ihm zu. Alles um sie her stand so üppig, so glückverheißend, und sprach zu ihnen von überwundenem Streit, von neuem Leben, von einer reichen Gnade, die sie jetzt gar nicht verdient zu haben meinten.

Eine ihrer vielen Bestimmungen war, daß sie von diesem Tage an, Morgens eine Stunde länger im Bette bleiben wollten. In der ersten Zeit hatten sie dazu aber zu viele Unruhe im Blute und überhaupt fanden keine große Veränderungen im täglichen Gange ihres Lebens statt.

Sie schafften sich einen rothangestrichenen Kleiderschrank in der Stube an und Simon bekam einen neuen Hut — der ihm sehr Noth that. Auch ward der gestampfte Lehmboden der Stube im Laufe des Sommers aufgebrochen und durch eine Bretterdiele ersetzt, und statt des gewöhnlichen Kartoffelgerichtes mit Mehltunke, erhielten sie jetzt öfter Fleischspeisen, Erbsenbrei mit Milch, gebratenen Speck oder sogar Klippfisch mit geschmolzener Butter. Aber sonst blieb Alles beim Alten und unten im Bettstroh wuchs der rothe Beutel nach wie vor.

Aber um die Erntezeit fühlte Anna sich auf einmal minder wohl, als gewöhnlich, und eines Tages, als sie oben auf dem Fuder stand und die Garben zurecht legte, stemmte sie plötzlich die Hand gegen die Seite, indem sie einen schwachen Schrei unterdrückte.

Als Anna nach Hause kam, that sie dreizehn große Pfefferkörner in ein halbes Glas Branntwein und trank es aus. Als sie schlafen ging, legte sie sich ihren wollenen Unterrock über den Leib und außerdem hatte

Digitized by Google

sie insgeheim eine halbe Erbse in ein frisches Mauseloch gelegt — so daß sie diesmal noch den Anfall verwand.

Aber ganz wohl fühlte sie sich doch nicht. Den ganzen Herbst hindurch kränkelte sie und es fröstelte sie immer, obwohl sie in allen Stücken pünktlich den ihr vom Distriktsarzt ertheilten Vorschriften und Ermahnungen nachkam, sich dreimal täglich den Körper rieb, sich aller schwer verdaulichen Speisen enthielt und Morgens und Abends blutreinigenden Thee trank.

Eine alte Frau aus dem Dorfe, welche bisweilen zu ihnen kam, um Gartenfrüchte zu kaufen, gab ihr den Rath, einem brütenden Huhn den Kopf abzuschlagen und dann das warme Blut zu trinken, ehe sie noch etwas sonst genossen hätte. Anna versuchte es, aber es half nichts.

So ging der Weihnachten vorüber und das neue Jahr brach an. Eine starke Eisdecke hatte sich über die Bucht gelegt und einen bequemen Weg zur Hauptstadt gebildet. Da beschlossen sie, die Gelegenheit zu benutzen und mit einem Fuder Schilfmatten und Reißbesen, die Simon im Laufe des Winters angefertigt hatte, hineinzufahren, weil sie die Waare dort vortheilhafter absetzen zu können vermeinten, als auf dem Markte der benachbarten Stadt. Zugleich könnte dann Anna sich bei einem Professor, von dem sie gehört hatten, Raths erholen und ordentlichen Bescheid bekommen, so daß sie wieder ganz gesund werden und zu Kräften kommen könne, bis die Erde frostfrei würde und die Frühjahrsarbeit beginnen sollte. Eines Morgens um drei Uhr fuhren sie im Mondschein über die eisbedeckte Bucht und legten die vier Meilen nach Kopenhagen zurück.

Aber als sie nun in dem großen Wartezimmer des berühmten Professors standen und die Summe der Noth und des Elends sahen, die sich hier an die Wände drückte oder wankenden Schritts über die Fußdecke schlich, wurden sie von einer plötzlichen Angst ergriffen. Die seltsame Stille in dem großen Raum, die bleichen, gespannten Gesichter, die Luft, die wie in einem Hospital mit Carbol gesättigt war — alles das sprach auf einmal zu ihnen von Tod und Auflösung.

„Was fehlt Ihnen?" fragte er darauf, sobald die Thür zugemacht war, indem er unter den dunkeln, buschigen Brauen einen scheelen forschenden Blick auf sie warf.

Als Simon so gut er es vermochte umständlich die Ursache ihres „Besuchs" erklärt hatte, steckte der Professor, der bis dahin seine Stellung nicht verändert hatte, mit festem Griff das Schnupftuch in die Hintertasche und deutete mit einer Handbewegung auf ein kleines Zimmer im Hintergrunde, indem er der Frau kurz gebot, hineinzugehen und sich zu entkleiden.

Anna sah Simon fragend an; das Blut war ihr in's Gesicht gestiegen. Aber als ihr Mann nach kurzem Bedenken ihr zunickte, ging sie langsam durch's Zimmer und verschwand hinter der Thür.

Es war einen Augenblick still im Zimmer. Der Professor blätterte in einem Protokoll und machte hin und wieder eine Aufzeichnung. Aber als er sich plötzlich umwandte und ohne ein Wort zu sagen zu Anna hineinging und die Thür hinter sich verschloß, fuhr Simon ein seltsames Zucken durch den Körper.

Er trat einen halben Schritt vor, faßte mit der Hand um eine Stuhllehne und horchte athemlos. Unten von der Straße her stieg der Laut von Fußtritten, Wagen und den gellenden Rufen der Verkäufer zu ihm auf. Aber drinnen war Alles still. Nur hin und wieder ertönte das gedämpfte Klirren von Instrumenten. Er mußte sich auf den Stuhl setzen, um nicht zu fallen.

Endlich erschien der Professor.

Scheinbar ohne auf Simon zu achten, der rasch aufgestanden war, trat er hinter einen Vorhang in einer Ecke des Zimmers um sich die Hände zu waschen. Aber indem er dann, sich die Hände im Handtuch trocknend, im Zimmer auf und abging, sah er unter den gesenkten Brauen hin und wieder rasch zu ihm hin, wenn Simon es nicht bemerkte.

Simon wagte es nicht, zu fragen. Er fuhr ein Mal über das andere mit den Fingern durch sein feuchtes Haar, während sein Blick unruhig und rathlos im Zimmer umherirrte.

Endlich kam Anna zurück.

Aber da war auch jede Erklärung unnöthig. Sie war todtenblaß, die Zähne klapperten ihr im Munde und sie wich seinen Augen aus.

Simon wankte einen Schritt vor, indem er die Hand in die inwendige Brusttasche steckte.

„Wie — — viel — —?" stammelte er.

„Acht Kronen," erwiderte der Professor vom Fenster her, mit einer Stimme, in der sich nur schwer das tiefe Mitleid erkennen ließ, das in dem Blick lag, mit welchem er sie unverwandt betrachtete, während er that, als putze er seine Nägel.

Simon kramte mit seinen dicken Fingern im Geldbeutel und zählte das Geld auf.

„Falls Sie unvermögend sind, kostet es nichts," sagte der Doctor sehr leise.

Aber Simon schüttelte den Kopf, und sie gingen hinaus.

Der Professor blieb einen Augenblick mit dem Rücken an's Fensterbrett gelehnt stehen und versank in Gedanken.

„Der Nächste," rief er dann, und stellte sich wieder zum Empfang der Leidenden mitten in's Zimmer.

Draußen auf der Straße stand Polle, der langhaarige Gaul, mit dem Wagen, um Simon und Anna sogleich nach Hause zu bringen. Sie stiegen schweigend ein, und erst, als sie schon weit aus der Stadt heraus waren, hatte Simon so viel Muth gesammelt um sprechen zu können.

„Es steht wohl nicht zum Besten?" fragte er, ohne sie anzusehen.

„Nein," flüsterte sie kaum hörbar.

Er gab dem Pferde einen leichten Schlag.

„Es ist wohl sehr schlimm?"

„Ja."

Obgleich er diese Antworten erwartet hatte, durchzuckte es Simon jedesmal, wenn er sie erhielt. Seine blauen Lippen bebten und er wagte nicht weiter zu fragen.

Aber als sie so weit gekommen waren, daß sie die grünen Fensterrahmen ihres Häuschens und die Bienenkörbe längs dem Gartenzaun sehen konnten, brach Anna in Thränen aus. Und als sie nun das Haus erreichten, und die fremde Frau, welcher sie die kleine Eulalia während ihrer Abwesenheit anvertraut hatten, mit dem Kinde auf dem Arm heraustrat, drückte sie es mit so ungewöhnlicher Heftigkeit an sich, daß Simon jetzt Alles verstand.

Es war der Sensenmann, der Tod.

Langsam, aber unaufhaltsam sollte er kommen und ohne Schonung sie mit sich nehmen, in's große Dunkel.

In den ersten Stunden nach ihrer Zurückkunft gingen sie fast bewußtlos umher, wie betäubt von dem Schlage, der sie getroffen. Aber als Eulalia zu Bett gebracht und Alles still war um sie her, setzten sie sich bei einander auf die Bank am Tisch, um ruhig über die Sache zu sprechen.

Anna erzählte genau und umständlich Alles wieder, was der Professor ihr über die wahrscheinliche Ursache und Entstehung der Krankheit gesagt hatte. Ueber den weiteren Verlauf und namentlich über die Gefährlichkeit derselben hatte er sich zuerst nicht bestimmt äußern wollen. Aber als sie in ihn drang und vollen, klaren Bescheid begehrte, hatte er ihr zuletzt zu verstehen gegeben, daß sie jede Hoffnung aufgeben müsse: schon nach Verlauf weniger Monate würde ihr Zustand aller Wahrscheinlichkeit nach unerträglich werden. Er hatte hinzugefügt, daß sie sich dann auf dem Kreiskrankenhause einer Operation unterwerfen könne, aber auf ihr wiederholtes Andringen hatte er endlich erklärt, daß der Ausfall seiner Anschauung nach kaum einen Zweifel zulasse.

Als Anna so ihr Herz gegen Simon erleichtert hatte, war es ihr, als habe sie sogleich mehr Ruhe gefunden, und schon nach Verlauf von ein paar Tagen gewann sie ganz ihre Fassung wieder.

Nur ward sie von einer seltsamen, still-fieberhaften Geschäftigkeit ergriffen, welche sie von früh bis spät im Hause umher, auf den Boden und in den Keller trieb, obgleich sie sich nur mit Anstrengung bewegen konnte. Es war ihr, als müsse sie sich jetzt ernstlich zusammennehmen, und die kurze noch übrige Zeit die Hände nicht in den Schooß legen. Es war so Vieles zu ordnen, so Manches einzuholen, wenn es ihr gelingen sollte, Alles so zu hinterlassen, wie sie es wünschte. Zuletzt gönnte sie sich fast gar keine Ruhe mehr, sondern saß oft auf bis in die Nacht hinein, um Simon's und Eulalia's Kleider nachzusehen und ihre Wäsche auszu-

Digitized by Google

bessern; sie zählte ihr Zeug nach und sammelte es in Schubladen und Kisten, so daß Alles am rechten Ort läge und Jeder das Seinige finden könne, wenn sie nicht mehr bei ihnen wäre.

Inzwischen ging es in allen Stücken genau so, wie der Professor es vorausgesagt hatte.

Ohne eigentliche Schmerzen zu fühlen, kam es Anna vor, als ob sie einen schweren Bleiklumpen in sich trage, der mit jedem Tage größer werde, ihr Körper schwoll auf und die Knie versagten ihr oft den Dienst.

Aber nie kam eine Klage über ihre Lippen. Als sie erst mit dem Gedanken vertraut geworden war, daß sie sterben solle, fand sie sich darin wie in eine Sache, die nun einmal nicht zu ändern sei.

Nur eines Tages in der ersten Frühjahrssonne, als sie sich in den Garten hinaus wagte und die keimenden Knospen und Schößlinge sah, an deren Entfaltung sie sich nicht mehr erfreuen sollte, wurden ihr die Augen feucht, aber sie weinte nicht.

Zuletzt schwanden ihre Kräfte reißend schnell. Sie sank ein, wie ein altes Mütterchen, ihr Gesicht ward erdfahl und die Beine so schwach, daß sie sich kaum vorwärts schleppen konnte, und sich an die Wände stützen mußte. Aber bis zum letzten Augenblick ordnete sie in Küche und Stube Alles mit eigener Hand wie gewöhnlich, ohne fremde Hülfe zuzulassen, solange sie noch im Hause war.

Endlich, an einem Maiabend, sank sie schwer auf einen Stuhl in der Stube nieder, preßte die Hand an die Seite und sagte:

„Jetzt — Simon — jetzt glaube ich, muß ich mich hinlegen."

Einen Augenblick nachher stand Simon auf von seinem Platz am Tischende, um Alles zur Abreise am nächsten Morgen zurecht zu machen.

Draußen im Stall drehte der langhaarige Gaul mehrere Male gleichsam verwundert den Kopf um nach ihm. Aber Simon stolperte auch dreimal über die Mistgabel und zuletzt vergaß er die Laterne, als er fortging.

Nur einmal im Laufe der Nacht warf Anna sich voll Angst an Simon's Brust. Sonst lagen sie still und schweigend und hielten sich nur an der Hand.

Sie hatten Alles mit einander besprochen. Es war von ihnen bestimmt worden, daß eine Frau aus dem Dorfe Anna's Stelle im Hause vertreten solle, und Anna hatte ihm gesagt, wo Alles zu finden sei und wie sie sich in allen Stücken verhalten sollten.

Einmal noch in der Nacht wandte sie sich um zu ihm und rief flüsternd:

„Simon — schläfst Du?"

„Nein — Anna."

„Ich habe vergessen Dir zu sagen, daß Eulalia's neue Strümpfe — Du weißt, die rothen — sie liegen oben auf den Betttüchern in der Kiste — die dürfen nicht in Sodalauge gewaschen werden — kannst Du Dich daran erinnern?"

„Ja wohl, Anna."

„Dann habe ich Dir Alles gesagt."

Früh Morgens schon hatte Simon das Pferd vor den Wagen gespannt, der Anna in's Kreiskrankenhaus bringen sollte.

Die fremde Frau kam und nahm sich sogleich Eulalia's mütterlich an, die in einem Winkel saß mit dem Finger im Munde, und offenbar durchaus nichts davon verstand, was um sie hervorging.

Anna saß fertig angezogen und in einen dicken Mantel von eigengemachten Zeuge gehüllt auf einem Stuhl mitten in der Stube und ließ den Blick umherschweifen, wie um Allem Lebewohl zu sagen. Sie war ruhig und gefaßt, bis sie von dem Kinde Abschied nehmen sollte. Da mußten Simon und die fremde Frau sie zuletzt fortführen und sie in den Wagen heben.

Aber noch weit hin auf dem Wege konnte sie das Kind hören, das nach ihr schrie. —

Drei Tage darauf kam Simon zurück mit einem Grabkreuz und einem langen, schwarzen Sarge, in dem Anna lag.

Am nächsten Sonntage ward sie auf dem Kirchhofe begraben. Mehrere Leute aus dem Dorfe folgten ihr und der Prediger sprach mit Wärme über das hübsche Wort der Schrift: Die Gnade des Herrn ist überschwänglich.

# Aus der Hauptstadt.

## Die Heffner-Ausstellung.

Man kann in Deutschland Königlicher Professor, Ehrenmitglied verschiedener Akademien, Ritter der ersten Klasse des bayerischen Michaelsordens und, was am wunderbarsten ist, Einer der im Auslande geschätztesten und bestbezahlten Landschafter sein, und sich nach 18jährigem erfolgreichen Wirken in der Heimath als Fremder vorstellen müssen. Als Karl Heffner in den Schulte'schen Ausstellungsräumen mit zwei Berliner Kunstgrößen bekannt gemacht wurde, hatte er Gelegenheit, die Frage: „Wo leben Sie denn eigentlich?" mit einem lächelnden: „In München, meine Herren" zu beantworten. „Ich wollte einmal zu Hause zeigen, daß ich überhaupt existire." Durch die Schulte'sche Ausstellung dürfte hinreichend dafür gesorgt sein, daß sich so naive Fragen nicht wiederholen. Die 18 fertigen Oelgemälde und die 24 Skizzen Heffner's genügen, um zu beweisen, daß wir in ihm Einen der ersten Landschafter der Gegenwart zu begrüßen haben.

Der Name des jungen Künstlers ist in diesen Blättern schon einmal rühmend erwähnt worden bei Gelegenheit der Ausstellung eines Rahmens mit Oelskizzen, der sich auf irgend einem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu Schulte verirrt hatte und dort unsere Aufmerksamkeit erregte. Es waren keine mehr oder weniger unvollständige Entwürfe, sondern fertige Bildchen, die im kleinsten Rahmen eine Fülle landschaftlicher Stimmung zum Ausdruck brachten. Als Stimmungsmaler par excellence erweist sich denn Heffner auch in allen neuerdings zur Schaustellung gelangten Schöpfungen. Er gehört zu den Malern, deren Eigenart man nie vergißt, deren Bilder man unter Hunderten herausfindet, weil sie sich ein individuelles Sehen der natürlichen Objecte angeeignet haben und Form und Farbe einem bestimmten künstlerischen Gesichtspunkte unterordnen. Wir wüßten uns kaum eines zweiten Landschafters zu erinnern, dessen Bilder in gleichem Grade zur ästhetischen Analyse herausforderten, dessen ganze Manier sich so sicher verfolgen und in ihrer stufenweisen Entwickelung nachweisen ließe.

Der Münchener Adolf Lier war der erste Lehrer des jungen Künstlers. Von ihm hat er die Vorliebe für das bewegte Naturleben, für das Keimen und Vergehen, für Frühling und Herbst überkommen und beibehalten. Die wechselvolle Klarheit der Licht- und Luftstimmung, die den zartesten Farben zu ihrem Rechte verhilft, fordert zum intimen Studium heraus, und führt naturgemäß zum Heraus- und Hineinarbeiten des Empfindungselementes. Aus einer solchen Schule hervorgegangen, fühlte er sich bei einem längeren Aufenthalt in England hauptsächlich durch die französischen Muster des paysage intime angezogen, die in den englischen Privalgalerien vorzüglich vertreten sind. Der Einfluß Corot's dürfte ein wesentlich negativer gewesen sein. An diesem Vorläufer der Impressionisten konnte er lernen, wie das einseitige Betonen der Stimmung zu einer Verflüchtigung der Formen, zu einer absichtlichen Verschleierung der Farben führt, die bei geringer Bildmäßigkeit zu große Ansprüche an die Phantasie des Beschauers stellt. Als Gegengewicht diente das Studium Theodor Rousseau's, dem Heffner offenbar am meisten zu verdanken hat. Von ihm hat er die markige Betonung der Terraineigenthümlichkeit, das energische Herausheben der verschiedenen Gründe gelernt. Jede Bodenfalte verschiebt sich natürlich nach dem Bildgrunde hin, der sich oft in unabsehbarer Ferne bis zur Schnittlinie des Horizontes verliert. Vor dem Hauptfehler des Eklektikers, dessen Manier selten die Bindenähte verleugnet, ist Heffner durch die Annahme der vertriebenen englischen Technik bewahrt worden. Die verschiedenen Stadien seines Schaffens verschwinden unter einer Flüssigkeit des Farbenauftrags, die alle Gegensätze vermittelt und auflöst. Nur ein geübtes Auge wird in jeder dieser großen Bildflächen einen oder mehrere Bildausschnitte entdecken, die nicht restlos in der Gesammtschöpfung aufgehen.

Wie kräftig sich Heffner's Eigenart — ob natürlich oder anerzogen, wollen wir hier nicht unerörtern — geltend zu machen weiß, zeigt vor Allem seine Auffassung der italienischen Landschaft. Licht- und Farbenfülle der südlichen Natur lassen ihn gleichgültig, er sieht mit nordischen Augen, ihn interessirt vor Allem die Form. Die Umgebung von Rom, Isola sacra und Fiumicino sucht er nicht in der üppigen Sommervegetation, sondern im schlichten Winterkleide auf. So verliert seine Wiedergabe der transalpinischen Landschaft an charakteristischer Eigenthümlichkeit, um andererseits an allgemein verständlichem Stimmungsgehalt zu gewinnen. Ob er sich damit nicht einer kleinen Unterschlagung des umzusetzenden malerischen Capitals schuldig macht, mag zunächst dahingestellt bleiben, jedenfalls weiß er uns für seine Art der Verwerthung zu interessiren.

Am günstigsten liegt seinem Pinsel offenbar die milde Schönheit der englischen Landschaft. Die unbewegten Wasserspiegel der Teiche, die saftig grünen Rasenflächen, das dunkle Laub der Bäume und vor Allem die mit Feuchtigkeit geschwängerte, das Licht dämpfende Luft kommen seinem malerischen Empfinden zwanglos entgegen. Sein Ausblick auf Windsor-Castle über den Schwanenteich hin hat eine sich im Wasser spiegelnde Häusergruppe aufzuweisen, die ihm kaum Einer der lebenden Landschafter nachmalen dürfte.

Unter den 24 in mehreren Rahmen zusammengestellten Skizzen erregen hauptsächlich die Studien vom Strande der Ostsee, Prerow u. s. w. unser Interesse. Aus ihnen ergibt sich, daß Heffner auch ohne die Brille

Digitized by Google

seiner Individualität zu sehen und mit bloßem Auge der Natur nahe zu kommen versteht.

Wir sind in dieser kurzen Charakteristik absichtlich nicht näher auf die einzelnen Bilder eingegangen, weil es uns darauf ankam, für das Gesammtschaffen eines Künstlers Interesse zu erregen, der eine Masse von malerischen Qualitäten in sich vereinigt, wie sie sonst nur vereinzelt in einer Person zusammenzutreffen pflegen. Heffner ist nach unserem Ermessen der berufene Vertreter des Realismus, der von der Natur ausgehend, durch das Studium älterer Meister sich hindurcharbeitend, zur Natur zurückkehrt, sie mit eigenartigen Stimmungselementen erfüllt und so verklärt unserem Nachempfinden nahe bringt.

Georg Malkowsky.

## Dramatische Aufführungen.

### „Die berühmte Frau".

Lustspiel in drei Acten von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg.

(Deutsches Theater.)

Wie schon mit ihrem ersten gemeinschaftlichen Werke, den „Goldfischen", errangen auch mit diesem neuen Lustspiele die beiden obengenannten Verfasser einen lauten Erfolg; aber dieser zweite scheint mir doch schon ein Pyrrhussieg zu sein. Noch ein solches Stück und der leichterworbene Ruhm der neuen Autorenfirma ist wieder verloren! Denn ebensowenig als die römischen Legionäre sich zum zweiten Male durch die Elephanten jenes epirischen Königs erschrecken ließen, läßt sich unser Publikum auf die Dauer durch die bloße Bühnengewandtheit und theatralische Geschicklichkeit dieser Autoren verblüffen. Schon jetzt hörte man aus dem lauten Beifallsjubel manche Stimmen heraus, welche besonnen frugen, was denn eigentlich hinter jenen mit so vielem Lärm und großartigem Aufputze in's Treffen geführten scenischen Schlachtreihen sich noch verberge, und als man sah, daß dahinter nur ein leeres weites Feld sich ausbreite, welches mit Gestalten zu bevölkern der Phantasie des Zuhörers überlassen bleibe, ging man nicht gerade beschämt nach Hause — nein! aber man nahm sich doch vor, ein zweites Mal sich nicht so leicht überraschen oder vielmehr überrumpeln zu lassen.

Ob die Autoren wirklich diese geschickte, die Schwächen ihrer Schlachtlinie bis nach der Entscheidung verhüllende Taktik mit vollem Bewußtsein und mit schlauer Absichtlichkeit angewandt haben, möchte ich gerne wissen. Denn eine neue und viele Erfolge versprechende Technik des Lustspieles ließe sich dann aus den Grundsätzen gewinnen, nach welchen sie gearbeitet haben. Sie verstehen es nämlich ausgezeichnet, den Zuhörer zwei Acte hindurch auf einen dramatischen Höhepunkt vorzubereiten und dann, als sie denselben im dritten Acte nicht erzwingen können, wieder langsam und geschickt abzuwiegeln. Im militärischen Jargon nennt man den letzteren, schwierigeren Theil dieses Verfahrens das „Abbauen". Man hält den Gegner mit einem Theil der Gefechtslinie unter lebhaftem Feuer und zieht unterdessen, ohne daß er es bemerkt, den Hauptheil seiner Kräfte, mit denen man eine Entscheidung nicht erzwingen konnte, heimlich aus dem Gefecht. Dieses System des „Abbauens" haben die beiden Verfasser in dem dritten Act ihres Lustspieles vorzüglich geschickt in die dramatische Technik eingeführt. Sie hatten vorher einen großen Lärm von einer berühmten Frau gemacht, die dem Stücke einen eigentlichen Inhalt geben sollte; sie hatten dieselbe, als die ausschlaggebende Reserve, sehr gewandt erst in dem Augenblicke persönlich auf die Bühne gebracht, als der dramatische Kampf einer Entscheidung zudrängte; aber auf einmal sehen sie doch ein, daß sie der Lage mit ihren poetischen Kräften nicht gewachsen seien und so eröffneten sie denn jenes Rückzugsgefecht, das den ganzen Kampf, der sich jetzt doch erst recht kräftig entwickeln sollte, langsam und vorsichtig wieder „abbaut". Das Lustspiel ist demnach nicht viel mehr als ein dramatisch-taktisches Manöver, als ein Scheingefecht ohne ernste Bedeutung; es fehlt ihm die zielbewußte und energische Durchführung einer Idee.

Wir haben diesen selben Mangel bei allen Lustspielen betonen müssen, die uns in diesem Winter als Neuheiten vorgeführt wurden: „Wenn der Sommer kommt", „Flecken in der Sonne", „Auf glatter Bahn", „Die Maus" und „Die Verkannten", alle diese Stücke kranken an demselben Fehler. Sie sind freilich auch alle mehr oder weniger durchgefallen. Wie kommt es nun, daß das neue, in Rede stehende Lustspiel, trotzdem es sich den vorher genannten gleichwerthig zugesellt, doch einen Erfolg erlebt hat, den einzigen anständigen Lustspielerfolg dieses Winters? Diese Frage ist durch die oben gemachte Bemerkung über die dramatische Technik, die in diesem Stücke zur Anwendung kommt, schon zum Theil beantwortet: die Verfasser wissen Anfangs bedeutende Erwartung zu erregen und ziehen sich, als dieselbe unerfüllt bleibt, mit Geschicklichkeit zurück. Und hierzu tritt dann, da dieses System allein wohl nicht für einen Erfolg genügen würde, die vollste Ausnützung der Bühnenwirksamkeit, welche die Schauspieler des „Deutschen Theaters", denen dieses Stück Rolle für Rolle auf den Leib geschrieben ist, an und für sich entfalten. Ich glaube, wenn ich den letzteren Umstand bedenke, deshalb auch nicht, daß dieses neue Lustspiel einen ähnlichen Triumphzug wie „Die Goldfische" über die Provinzialbühnen machen wird. Denn dort wird der Theil der Wirkung oft unerreicht bleiben, den hier die vorzügliche Darstellung allein auf ihre Schultern nahm.

Es sind besonders drei Rollen, die in diesem Stücke gut und gewandt gespielt werden müssen, wenn das Ganze nicht vollständig in's Wasser fallen soll: die erste ist die eines naiven, ungezogenen, aber herzlich guten und frischen Backfisches; sie wurde von Fräulein Sorma, deren Bühnennaivetät bald sprüchwörtlich zu werden beginnt, vortrefflich gespielt. Die zweite, die mit der ersten zusammen die beiden einleitenden Acte fast vollständig ausfüllt, zeigt uns die Figur des durch Engels zur schauspielerischen Stereotype gewordenen komischen Bonvivants, und die dritte hat sich Herr Kadelburg selbst auf den Leib gepaßt: sie zeigt uns einen feurig liebenden Baron Mikosch aus „Zigeunrien" in etwas verberlinisirter und verfeinerter, freilich dadurch auch unwahrscheinlich gewordener Gestalt. Rechnen wir noch dazu, daß auch Frau Carlsen in der Rolle einer biederben und lebenslustigen Witwe, die das Herz stets auf dem rechten Flecke hat, angenehm und entsprechend beschäftigt ist und daß Fräulein Ortwin als Darstellerin einer Sängerin, die einen Herzensconflikt durchzukämpfen hat, in ihrer ernsteren Beanlagung berücksichtigt worden ist, so wird es einleuchten, daß die beiden Verfasser schon mit dieser gründlichen Anpassung der Rollen an die hervortretenden Mitglieder des „Deutschen Theaters" sich für Berlin den Erfolg gesichert hatten, und daß die Beziehungen, welche diese Rollen durch eine anregende Handlung unter einander verbinden mußten, schon etwas fadenscheiniger Natur sein konnten, ohne deshalb jenen Erfolg unmöglich zu machen.

In der That sind die einzelnen Rollen furchtbar locker und rücksichtslos unter einander in Beziehung gesetzt. Der Backfisch ist die Tochter der berühmten Schriftstellerin, welche letztere ihren Mann, den komischen Bonvivant, über ihren höheren Lebenszielen ebenso sehr vernachlässigt, wie die Erziehung ihrer Kinder. Der Backfisch ist deshalb ein „Ausbund" geworden, wie die Berliner sagen, und der Mann geht aus Langeweile auf außerhäuslichen Liebespfaden. Er macht sich durch seine Bemühungen um die Gunst der jungen Sängerin zur lächerlichen Figur, während diese Dame seines Herzens, die unter der Obhut ihrer praktisch und natürlich denkenden Tante steht, den heißblütigen ungarischen Grafen liebt. Das sind so ungefähr die Fäden, welche die Figuren aneinanderknüpfen. Die Tante ist es schließlich, welche durch ihre natürliche Herzhaftigkeit sowohl den Mann der berühmten Frau wieder seiner Gattin zuführt, als auch ihre Nichte, die Sängerin, über den wahren weiblichen Beruf, nämlich den: Mutter, nicht berühmte Frau zu werden, aufklärt; währenddessen ist auch der Backfisch durch die Liebe von selbst zu einem lebensfähigeren Wesen umgeschaffen worden, und das Stück könnte so ganz harmlos enden, wie es anfing, nämlich als eine rechte nette Liebesscenensammlung, wenn nicht ganz zum Schlusse, im dritten Acte, die Autoren die berühmte Frau plötzlich in Wirksamkeit treten ließen und dadurch den Zuschauer daran wieder erinnerten, daß er ja eigentlich von einem Inhalte oder von einer Handlung noch gar nichts gemerkt habe. Dieser Inhalt wird nun sehr kurz und gut abgemacht: die Tante hält eine lange Rede über das Lächerliche der weiblichen Schriftstellerei, und die berühmte Frau geht unter dem Eindruck dieser Rede sofort in sich und beschließt, hinfüro ihrem Manne, den sie vorher noch durch Spott und Hohn gemißhandelt hatte, eine zärtliche Gattin zu sein.

Die berühmte Frau hat also wenig genug im Stücke zu thun. Sie ist eigentlich bloß dazu da, um die Naivetät ihres Töchterleins und den Leichtsinn ihres Mannes zu motiviren; sobald Beide auf den richtigen Pfad durch die in der Tante personificirte Vorsehung hingelenkt sind, verschwindet die Berühmtheit und die Frau bleibt zurück. Etwas ernster und tiefer ist der Conflikt zwischen Liebe und Ruhm dargestellt, den die Sängerin durchkämpfen muß, und die Scene in der es geschieht, gehört zu den wärmsten und zugleich zu den lustigsten des Stückes. Lustig wird sie durch die Treuherzigkeit des liebeglühenden ungarischen Grafen. Die Sängerin hat ihm definitiv den Abschied gegeben, um unbehindert durch die Liebe den Pfad zum Ruhme zu beschreiten, und der unglückliche Liebhaber ist betrübt zur Thüre hinausgeschlichen. Nach einer Weile klopft er aber leise wieder an; er kann nicht zum Hause hinaus, denn es ist Nacht geworden und er hat keinen Hausschlüssel. Er erzählt, wie er traurig eine Weile auf der Stiege gesessen habe und wie ihm das Herz so schwer sei, nun habe er auch nicht einmal einen Hausschlüssel, und aus dieser treuherzigen Bitte um den Hausschlüssel entwickelt sich bald die prächtigste Liebesscene, die damit endet, daß die Sängerin den Ruhm aufgiebt und den Grafen nimmt.

Es sind noch mehrere ähnlich packende und wirksame Liebesscenen im Stücke, und die Autoren haben, wie schon in den „Goldfischen" auch hier in solchen Scenen ihre eigentliche und einzige Stärke entwickelt. Ständen diese Scenen in einem besseren Zusammenhange untereinander, so könnte man das Stück schon um ihretwillen empfehlen. So aber verhüllen sie nur die Inhaltslosigkeit des Ganzen und hinterlassen keinen bleibenden Eindruck. Auffällig ist es auch, wie ähnlich die Liebesscenen in den „Goldfischen" und in dem neuen Stücke sind. Die künstliche Erregung von Eifersucht, um die Liebe zu erkennen, ist hier wie dort verwerthet und ein Requisit, dort die Hermesbüste hier ein Globus, muß beide Male zur Anknüpfung von Liebeserklärungen dienen.

Aber selbst diese Einförmigkeit in der Erfindung der Einzelheiten möchte noch hingehen, wenn, wie schon oben betont wurde, nur die Haupthandlung nicht so arg vernachlässigt wäre. Wir haben schon eine förmliche neue Gattung in der Lustspielliteratur der neuesten Zeit zu registriren, welche als Kennzeichen diese Nachlässigkeit in der Ausarbeitung der Handlung an sich trägt. Technische Künsteleien und Kunstfertigkeiten, gute Einfälle und Wortwitze sollen über den Mangel hinwegtäuschen, der hierdurch fühlbar wird; aber nur selten gelingt es, den gesunden Hunger, den der Zuschauer nach einem lebendigen Inhalte empfindet, durch diese Surrogate zu betäuben. Das Unbefriedigtsein des Publikums mit den neueren Leistungen der dramatischen Autoren entspringt lediglich aus

Digitized by Google

diesem Verdrängen der Handlung aus den Stücken, welches in neuester Zeit zur Mode geworden ist. Die „Mache" soll Alles ersetzen. Die Mißerfolge dieses Winters würden wohl die „Macher" bald eines Besseren belehren, wenn sie nicht jetzt wieder einmal einen Scheinerfolg davon getragen hätten. O. B.

## Notizen.

Erdprofil der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite. Von Ferd. Lingg. (München, Piloty & Loehle.) — Unser geographischer Anschauungsunterricht erhält mit dieser kartographischen Leistung ein Meisterwerk, das wir in allen höheren Unterrichtsanstalten eingebürgert sehen möchten. Von einem ebenso neuen als geistreichen Gedanken ausgehend, hat der Ingenieurhauptmann Lingg mit deutschem Bienenfleiß und mustergültiger Präcision eine Veranschaulichung der Erdoberfläche geschaffen, welche alle einschlägigen Versuche durch Karten, Globen, Reliefs und Profile weit hinter sich läßt. Endlich erhalten wir einmal ein vollständig richtiges Bild der Erdoberfläche auf einem bedeutenden Stück derselben, sammt allen Höhen- und Tiefenverhältnissen, denn der messende Blick des Kartographen wühlt tief unter das Meeresniveau und in das Erdinnere. Da der Beschauer dieses Profils Nord zur Rechten hat, so ist sein Blick nach West gerichtet, in welcher Ansicht, panoramaartig hintereinander, auf den gemeinsamen Meridianbogen projicirt, über 700 der bedeutendsten, in der genannten Zone liegenden, gemessenen Berge, sowie Hochseeniveaux, Pässe, Plateaus ꝛc. von Westeuropa und Nordafrika, Nordamerika, Centralasien und Osteuropa schematisch eingezeichnet, in ihrer absoluten Höhe und genauen Breitenlage in Erscheinung treten. Außerdem sind Resultate der Tieflothungen, der Verlauf und das Ansteigen einzelner Strecken des Bodens der Oceane, die Abnahme der Dichte und Temperatur der Atmosphäre, erreichte Höhen bei Ballonfahrten, Wolkenhöhen, Richtung und Grenzen des Aufleuchtens der Sternschnuppen, Forschungsergebnisse über das Nordlicht, Bestrahlung durch Sonne und Mond, Refraction der Lichtstrahlen, Richtung der magnetischen Inclination, Rotations- und Umlaufsgeschwindigkeit der Erde und viele andere damit in Beziehung stehende Verhältnisse zur anschaulichen Darstellung gebracht. Das Erdinnere erfuhr insofern eine Veranschaulichung, als die tiefsten Schachte und Bohrlöcher, Erdbebencentren, hypothetische, geologische Tiefenniveaux, Temperatur-, Dichtigkeits- und Druckzunahme mit der Tiefe, ihre Eintragung gefunden haben. Zudem sind auch die mathematisch-geographischen Verhältnisse des Erdkörpers klar und erschöpfend behandelt. Am oberen und unteren Rande des Tableaus sind die Namen von weit über 600 der bedeutenderen Städte, sowie sämmtliche Sternwarten des ganzen Erdgürtels nach der Reihenfolge ihrer Breitenlage verzeichnet, und es läßt sich die Lage jeder derselben auf dem dargestellten gemeinsamen Meridianbogen der Zone einfach durch Anlegung eines Lineales bestimmen, womit dann die angegebenen physikalischen Verhältnisse für den betreffenden Ort ersichtlich werden. Alles ist deutlich, leicht faßbar, anschaulich, wozu der erklärende Text, ein Register, eine äußerst praktische Uebersichtstafel ꝛc. nicht wenig beitragen. Wir sind der Meinung, daß sich aus dem Studium dieses Profils die umfassendsten geographischen Kenntnisse gewinnen lassen, welche aus umfangreichen Compendia der Erdkunde erst mühsam zusammengesucht werden müssen. Verdient der seltene Fleiß des Verfassers unser uneingeschränktes Lob, so gebührt auch der Kunstanstalt für die saubere, glänzende Herstellung des mit unsäglicher Genauigkeit ausgeführten Werkes vollste Anerkennung. Dem General-Feldmarschall Graf Moltke, der zuerst die Verdienstlichkeit dieses geodätischen, astronomischen und meteorologischen Compendiums in nuce öffentlich anerkannte, haben sich bereits unsere ersten Fachgelehrten mit ihren günstigen Urtheilen angeschlossen. Mögen Verleger und Verfasser durch weiteste Verbreitung belohnt werden!

Des Kronprinzen Lieblingslied: „Wenn der Herr ein Kreuze schickt". Gedicht von E. v. Willich. Componirt von Rob. Radecke. (Berlin, C. A. Challier & Co.) — Bei der Leichenfeier des Prinzen Waldemar übte dieses fromme Kirchenlied auf das schmerzergriffene Vaterherz des Kronprinzen einen so erhebenden Eindruck aus, daß derselbe in seinen jüngsten schweren Tagen gerne sich jener weihevollen Klänge erinnert. Es war also ein glücklicher Gedanke des Musikalienverlages, gerade jetzt eine neue Ausgabe des schönen Liedes zu veranstalten.

Geschichte der neuesten Zeit, 1815—1885. Von Konstantin Bulle. 4 Bde. 2. Auflage. (Berlin, L. Simion.) — Durch den Proceß mit seinem ersten Verleger, der sich ohne Autorisation eine Umarbeitung des Werkes gestattet hatte, ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Geschichtswerk des Bremer Professor und deutsch-freisinnigen Reichstagsabgeordneten gelenkt worden. Vergleicht man diese Arbeit mit einschlägigen Büchern, z. B. von Corvin, so wird man in jeder Beziehung der vorliegenden den Vorzug geben, wenn es auch vielleicht weniger frisch und anschaulich als das genannte Buch schildert. Klar, sachlich, maßvoll, diese drei Vorzüge darf das Werk für sich beanspruchen. Wohlthuend berührt auch der wahrhaft humane, nirgends chauvinistische Ton, wenn wir auch in der Werthschätzung der Verdienste unseres Reichskanzlers etwas weniger Zurückhaltung und dafür herzlichere Anerkennung gewünscht hätten. Will man von Bulle's Geschicklichkeit in Anordnung und Verarbeitung seines reichen Materials einen Begriff erhalten, so lese man die vorzüglichen Partien über die ewigen orientalischen Wirren. Auch der Parallelismus in der neueren Geschichte Deutschlands und Italiens ist meisterhaft entwickelt. Das Werk verdient einen weiten Leserkreis und hat ihn auch bereits gefunden.

Altrömische Heldenlieder. Von Thomas Babington Macaulay. Deutsch von Harry von Pilgrim. (Berlin, Walther & Apolant.) — Die Nibelungen Roms, wie sie der berühmte englische Geschichtsschreiber vergleichsweise genannt hat, sind bei uns so gut wie gar nicht bekannt. Aber mit Unrecht. Denn es sind Gesänge von hoher poetischer Bedeutung und nicht allein werth, als artiges Curiosum auf dem Nipptisch antiker Bildung ihren Platz zu finden. Wir haben es hier mit keiner flachen Uebersetzung zu thun, sondern mit einer Nachdichtung in des Wortes bester Bedeutung. l.

William Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter Von Hermann Conrad. (Berlin, Georg Reimer.) — Schon einmal haben wir unseren großen Beifall über die Geschicklichkeit und das feine Kunstverständniß aussprechen dürfen, mit welchen H. Conrad aus der Analyse der Schöpfungen eines Dichters eine Gesammtcharakteristik desselben zu gewinnen weiß: es geschah bei der Besprechung der Eliot-Biographie dieses Verfassers. Das vorliegende Buch zeigt die dort angewandte Methode noch schärfer ausgeprägt; es läßt die gerade bei den englischen Literarhistorikern so beliebte, mehr neugierige als sachgemäße Durchmusterung des Privatlebens des Dichters gänzlich bei Seite — nur ein kurzer Abriß des Lebens von Thackeray ist gleichsam als Vorwort beigefügt —, vertieft sich aber um so mehr in die Werke und liefert, auf sie allein sich gründend, eine Darstellung der Gesammtanschauung des Schöpfers derselben, welche an Schärfe und Klarheit die Mosaikbilder jener biographischen Curiositätenkrämer weit überragt. Die Gründlichkeit der Conrad'schen Kritik ist nicht genug zu loben. Jedes einzelne Werk wird genau zergliedert, seine Bestandtheile und ihr Aufbau mit denen der anderen Werke in erschöpfender Weise verglichen und die Gedankenwandlung des Dichters mit sorgsamen Spürsinn durch alle hin verfolgt. Das Ergebniß dieser fruchtbaren und den Leser unwillkürlich fesselnden und mit sich fortreißenden Arbeit ist eine aus gerechten Abwägungen bestehende Kritik der schriftstellerischen Persönlichkeit selbst: Thackeray's Dichtergröße wird nirgends verkannt, sondern überall, wo es am Platze ist, gebührend hervorgehoben, daneben aber werden auch alle Factoren, welche beeinträchtigend auf sie wirken, genau gewürdigt. So vor Allem der unklare Pessimismus des Dichters, der oft auf einem Mangel an Nachdenken beruhte und besonders die Composition der Werke arg schädigte. Eine gewisse Denkträgheit erzeugte in Thackeray auch die Vernachlässigung künstlerischer Gesetze und verdunkelte das reine Walten seines ursprünglichen und kräftigen dichterischen Genius. Auch die Art der Thätigkeit des Schriftstellers, seine Faulheit und sein Cynismus, entsprangen jenem Grundirrthum seiner Seele. Alles dies ist in dem Conrad'schen Buche trefflich entwickelt und mit einander in Beziehung gesetzt, so daß diese Arbeit als ein Muster literarhistorischer Kritik bezeichnet werden kann. o. b.

Das Nessusgewand. Roman von Fedor von Zobeltitz. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Fedor von Zobeltitz hat sich unter den deutschen Erzählern einen ehrenvollen Platz errungen. Auch der vorliegende Roman ist wohlgeeignet, diese Stellung zu befestigen. Der Verfasser demonstrirt an einer Reihe von Existenzen, daß die Vergangenheit jedes Individuum wie ein Nessusgewand umschließt, unabstreifbar, die Lebenskraft aufzehrend und zerstörend. Daß diese Demonstration gerade an einer unschuldig leidenden Frau vollzogen wird, ist nicht ganz mit der poetischen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, entspricht aber den durch das herrschende Vorurtheil geschaffenen Zuständen. Die zwischen Genf und Montreux concentrirten Nebenpersonen verschiedenster Nationalitäten und Gesellschaftsclassen sind scharf beobachtet und geschildert und geben Zeugniß von der gereiften Lebenserfahrung des Verfassers. g. m.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

## Inserate.


Soeben wurde complet:

**Handbuch der Nationalökonomie.**

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

**Zweite verbesserte Auflage.**

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 ℳ. Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 ℳ. Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 ℳ. Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 ℳ. Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 ℳ.

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

---

**Heinrich Nitschmann**

als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke

von

**Władislaw Malukiewicz.**

Gedruckt und verlegt bei

**Reinhold Kühn d. J.,** Elbing. 1888.

**Preis 60 Pfennig.**

Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

---

**Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur**

aus der

**Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

**Ein halbes Jahrhundert.**

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Von

**Adolf Friedrich Graf v. Schack.**

Mit dem Porträt des Verfassers.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 15.—; fein geb. ℳ 18.—

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer, Kunstmäcen und Staatsmann eine so markante und hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

---

**Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.**

**Scheichl,** Dr. Franz, **Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68.** 1 M. 50 Pf.

**Wollny,** Dr. F., **Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

**Wollny,** Dr. F., **Ueber Telepathie.** 60 Pf.

---

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

**Die Kunst glücklich zu sein**

von

**Paul Mantegazza,**

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,

eleg. geb. M. 3.20.

---

Soeben erschienen:

**DER KULTURKAMPF**

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1.—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

---

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

---

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte

**Lingg'sche Erdprofil**

der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite

**im Maßverhältniß 1:1 Million,**

eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.

1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt ℳ 21.—

1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text ℳ 24.—

1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text ℳ 20.—

---

In **Carl Duncker's Verlag** in **Berlin W.,** Güstrowstr. 2 erschien:

**Christian Daniel Rauch von Friedrich und Carl Eggers.** Mit Rauch's Portrait gez. von Schadow und einer Phototypie eines Briefes an Rietschel. 4 Bände gr. Octav. Preis 33 Mark.

**Ed. von Hartmann, Philosophie des Schönen.** 53½ Bog. gr. Octav. Preis 8 Mark.

---

**Verlag von W. Werther in Rostock.**

**E. von Münchershof,**

**Zweierlei Tuch.**

**Heiteres und Ernstes aus dem Offiziersleben im Frieden.**

Preis 3 ℳ brosch., 4 ℳ eleg. gebdn.

Verf. gehört den höheren Offizierskreisen an. Die flott geschriebenen Skizzen werden überall gern gelesen werden.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

---

**Antiquar. Lager-Kataloge:**

No. 1: **Theorie und Geschichte der Musik. Praktische Musik.** No. 2: **Philosophie.**

Gratis und franko zu beziehen.

Auch zum Ankaufe ganzer Büchersammlungen, sowie einzelner werthvoller Werke, hält sich der Unterzeichnete empfohlen.

**Richard Bertling** in **Dresden-A.**

---

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 ℳ. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 ℳ. — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Louis Blanc,** Histoire de la Révolution française. Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

---

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

**Morell Mackenzie.**

**Singen und Sprechen.**

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.

Deutsch von Dr. J. Michael.

Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.

Gebunden ℳ 6.—.

---

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

---

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XXXII. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 18. Februar 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Warnung an Rußland. — Die Einrichtung pädagogischer Professuren. Von J. Witte-Bonn. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der umwölkte Stern. Von Martin Greif. — Björnson als Sittlichkeitsapostel. — Ein deutsches Werk über Carlyle. Von Hermann Conrad. — Neue Novellen. Besprochen von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Eine Mutter. Von J. Faber. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

### Die Warnung an Rußland.

Als am 18. November vorigen Jahres Czar Alexander III. Berlin besuchte, da schrieben wir in einem, diesem Besuche gewidmeten Artikel u. A. Folgendes: „Das Czarenthum à la Nicolai gehört seit geraumer Zeit zu den „historischen Erinnerungen“ in Rußland. Die letzten Jahrzehnte russischer Geschichte können nicht mehr zurückgeschraubt werden, und jede Rechnung mit dem Czaren als einem in seinen Willensäußerungen uneingeschränkten politischen Factor ist eine irrige, vor deren Folgen wir das deutsche Volk bewahrt wissen wollen“ ..... Haben wir uns damals geirrt? Gewiß nicht, und wir meinen, daß die zwischen dem 18. November 1887 und dem 6. Februar 1888 liegenden Ereignisse, welche statt der, von der Veröffentlichung der bekannten gefälschten diplomatischen Aktenstücke erhofften Beruhigung zu unaufhörlichen Kriegsgerüchten, militärischen Vorbereitungen und endlich zur Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündniß-Vertrages geführt, uns gerechtfertigt haben. Und dennoch hat Fürst Bismarck am 6. Februar im Reichstage eine, wie allgemein versichert wird, große Friedensrede gehalten, in welcher er sein ganzes Vertrauen hinsichtlich Vermeidung baldiger kriegerischer Verwickelungen auf Kaiser Alexander von Rußland gesetzt hat! „Dem Kaiser Alexander“ — so sagte der Reichskanzler — „vertraue ich absolut“; der Czar, so führte Fürst Bismarck weiter aus, wolle keinen Krieg; der Einfluß der russischen Presse aber werde überschätzt; sie sei für ihn, den Reichskanzler, nichts weiter als Druckerschwärze auf Papier ...

Fürst Bismarck hat Recht und Unrecht — wie man's nehmen will. Es ist sein gutes Recht, dem Worte des Czaren unerschütterlich zu vertrauen, und er ist sicherlich vollkommen davon überzeugt, daß Kaiser Alexander III. keinen Krieg will. Hieran ist weder zu zweifeln, noch zu deuteln. Aber hatte im Jahre 1876 Kaiser Alexander II. nicht auch mit seinem Worte versichert, er wolle keinen Krieg? Und überschritten nicht wenige Monate nach dieser Versicherung russische Truppen die rumänische Grenze? Und der verstorbene Czar war noch uneingeschränkt der Selbstherrscher über seine Reußen! Die Frage, was die Zukunft bringen werde: Krieg oder Frieden? dreht sich allein darum, ob Czar Alexander III. das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde, ob er es auch rechtfertigen könne. Und hier beginnt der Irrthum des deutschen Reichskanzlers. Von einem solchen kann natürlich nur die Rede sein, soweit dem Fernerstehenden ein Schluß von den an die Oeffentlichkeit getretenen Handlungen der deutschen Politik gegenüber Rußland in den letzten Jahrzehnten und von den Anschauungen des Leiters dieser Politik, wie er sie in seiner großen Rede am 6. Februar d. J. dargelegt hat, auf die wirklichen Meinungen des Fürsten Bismarck gestattet ist. Es heißt bei uns mit Fug und Recht, man dürfe am Kanzlerwort nicht drehn noch deuteln. Wir müssen also annehmen, daß Fürst Bismarck daran glaubt, es liege in der Hand des Czaren, der hochherzigen Aufrichtigkeit der deutschen Politik zu folgen und der Periode der Mißverständnisse und Beunruhigung ein definitives Ende zu bereiten. Und wahrlich, wenn dem so wäre, so haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihrerseits Alles gethan, um den Selbstherrscher an der Newa in diesem Beginnen zu stützen und zu fördern! Dem ist aber nicht so! Fürst Bismarck hat den Einfluß der russischen Presse unterschätzt, wie er die Machtfülle des jetzigen Czaren überschätzt. Und wie die Offenheit des deutschen Reichskanzlers gegenüber dem Czaren bei der Audienz am 18. November 1887 im russischen Botschaftshôtel Unter den Linden zu Berlin ohne die ersehnten Folgen geblieben ist, so wird auch die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Defensivbündnisses, wie der Commentar, welchen Fürst Bismarck am 6. Februar zu dieser Veröffentlichung gegeben hat, ohne die Wirkung bleiben, die in erster Linie erhofft worden ist. Gewiß, das officielle Rußland kann, falls es nicht blind und taub ist, nicht anders, als sich vor der deutschen Aufrichtigkeit und Friedensliebe beugen, und hat es auch gethan. Das nichtofficielle Rußland aber, gerade das Rußland, dessen Ansichten und Forderungen mittelst Druckerschwärze täglich auf dem Papier der Zeitungen fixirt werden, wird unbeirrt fortfahren, den Haß und das frühere Mißtrauen gegen die mitteleuropäische Friedensliga zu hegen und zu nähren und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Herbeiführung des Zeispunktes zu beschleunigen, wo an der Weichsel und in Galizien das Schwert den Knoten der orientalischen Frage lösen soll.

Kaiser Alexander III. war schon als Thronfolger in den Händen der russischen Nationalpartei, der Slavophilen. Seit er den Czarenthron bestiegen, hat er nur soviel Charakterstärke zu zeigen vermocht, daß gewisse auswärtige Traditionen seines Hauses nicht ganz und gar verletzt wurden. In seiner inneren Politik hat er das slavophile Programm vollständig zu seinem eigenen gemacht. Daß es nicht auch schon seine auswärtige Politik beherrscht, ist vielmehr auf das Gefühl der Pietät gegen unseren greisen Kaiser, das in Czar Alexander übermächtig herrscht, und auf seine Abneigung gegen jeden Krieg zurückzuführen, als auf seine Ueberzeugung von der Weisheit der deutschfreundlichen Politik seiner Vorfahren. Indeß, der Widerstand, den er dem Drängen der slavophilen Actionspartei entgegensetzt, wird schwächer und schwächer.

Digitized by Google

Schon heute muß der Selbstherrscher aller Reußen fühlen, daß er nicht mehr Herr der Situation ist, und daß die Zeit mit Riesenschritten herannaht, in der es für ihn heißt: „Ich gehe mit der chauvinistischen Nationalpartei, oder sie geht über mich hinweg!“ ... Alexander III. steht schon lange vor der Wahl, entweder ein Czar ohne Volk zu sein, oder aber sich mit Aufgabe seiner bisherigen auswärtigen Politik an die Spitze der Actionspartei zu stellen. Wie diese Wahl ausfallen wird, das dürfte lediglich für den Czaren von vitaler Bedeutung sein. Die Welt muß schon heute genau wissen, daß — so oder so — der durch Jahrzehnte lange unermüdliche Agitation aus seiner Trägheit aufgerüttelte russische Volkcoloß sich in jedem Falle nach Westen hin in Bewegung setzen wird. Wer hat dies aber vorbereitet? Wer hat aus Rußland einen begehrlichen Wegelagerer zu machen versucht? Wer hat Haß und nationalen Fanatismus in die Massen getragen? Die russische Presse, soweit sie in den Händen der Slavophilen war und ist! So wenig die Presse — etwa wie die Pariser Boulevardblätter, von den sie zu unterscheiden ist, — jemals bloße „Druckerschwärze auf dem Papier“ gewesen ist, so wenig ist sie es heute. Denn hinter ihr steht die große Mehrheit Rußlands, die ihren nationalistischen Führern folgt und folgen wird, wohin es auch sei; hinter dieser Presse stehen die brutalen Volksinstincte, steht die vom Chauvinismus durchseuchte Armee, steht die ganze Intelligenz des Czarenreiches. Die russischen Zeitungen sind eine Macht, denn sie versuchen nicht nur mit mehr oder minder Glück für Dies oder Jenes Stimmung zu machen, sondern sie spiegeln bald unverhüllt bald in Ironie und Bosheit gekleidet die Hoffnungen, Wünsche, Forderungen und Absichten wieder, welche alle Sinne Derjenigen beherrschen, die heute thatsächlich Rußland lenken.

Sollte dies der deutsche Reichskanzler nicht wissen? Er weiß es sicherlich — hat er doch schon 1876 sich veranlaßt gesehen, zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn zu optiren, und sich für Letzteres entschieden, weil für diesen Entschluß Alles, aber auch Alles sprechen mußte und gesprochen hat! Und dennoch wird der Rede des Fürsten Bismarck am 6. Februar die Bedeutung einer Friedensrede beigemessen? Wird von ihr, dem Wunsche des großen Redners entsprechend, Beruhigung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens erwartet? Ja, — und mit Recht! Sollten die Veröffentlichung des Bündnißvertrages vom 7. October 1879 und die Kanzler-Rede am 6. Februar d. J. Rußland die Augen öffnen, auf welche Abwege sich seine Politik verirrt habe und wie sie sich auf die rechte Bahn zurückfinden könnte, so haben diese beiden Kundgebungen zugleich auch die Bedeutung eindringlicher Warnungen. Sie bilden — und darin liegt ihre ungeheure geschichtliche Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft — den Wendepunkt in der deutschen Politik gegenüber dem Czarenreiche, an welchem dem Letzteren eine klare Abrechnung über die Vergangenheit abgelegt und ohne diplomatische Schminke angekündigt worden ist, was seiner harret, wenn es das wahnwitzige Beginnen fortsetzt, den furor teutonicus zu provociren und zu reizen. Der Satz, der in allen deutschen Herzen einen begeisterten Widerhall gefunden hat, weil er aus ihnen heraus gesprochen worden ist, der Satz: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts!“ enthält die Quintessenz dessen, was unser Kaiser durch den Mund des Fürsten Bismarck seinem Volke an Friedenszuversicht zu geben hat. Wir sind stark und sind bereit; wir laufen Rußland nicht nach und wir fordern es nicht heraus; wir werden aber kraft unseres Rechtes, unserer Ehrlichkeit, unseres Gottvertrauens und unserer Einmüthigkeit, mit Hülfe unserer Bundesgenossen oder auch allein, siegen, wenn man uns trotz unserer Friedensliebe überfällt; — diese stolze Versicherung, die der Reichskanzler Namens unserer Regierung unter lauter Zustimmung des ganzen deutschen Volkes urbi et orbi abgegeben, ist der einzige Halt angesichts der ungewissen Zukunft für uns und diejenigen, die mit uns sind. Auf diesen Halt haben wir uns einzurichten und er muß und wird uns genügen für gute und schwere Zeiten, wenn auch nur ein Funke vom Geiste unseres Kaisers und unseres Reichskanzlers in uns lebt!

## Die Einrichtung pädagogischer Professuren.

Von J. Witte-Bonn.

(Schluß.)

3. Ein dritter Punkt, welcher zur Errichtung pädagogischer Lehrstühle dringend auffordert, ist der folgende. Gerade unsere jungen Philologen jagen vielfach noch dem hohlen und abstracten Ideale einer rein „formalen“ Bildung nach. Den ihnen selber zu Theil gewordenen Unterricht sehen sie oft als die einzig menschenwürdige Schulung des Geistes an und verachten jede andere, als ob diese nur eine banausische Abrichtung für eine specielle Berufstechnik sein könnte. Daß die heutigen allerdings in hohem Maße, nach meiner Ueberzeugung sogar noch mehr als die humanistischen Gymnasien, der Reform bedürftigen Reallehranstalten immerhin schon Erziehungsschulen sind, — daß auch diese Institute keineswegs nur für Geschäfte eines besonderen Berufsfaches dressiren, das ahnen dieselben kaum. Lediglich darauf aber kommt es doch an, daß nicht die Geschäfte des Berufes und seine nützlichen Verrichtungen schon in der Schule geübt werden: die Kenntniß der Functionen derselben und der ihnen zu Grunde liegenden natürlichen oder socialen Kräfte, ist aber durchaus nicht etwas, was den Idealismus verkümmern müßte. Es ist daher auch gar nicht abzusehen, welchen Schaden es der jugendlichen Seele bringen könnte, falls sie, nachdem sie nur die erste eigentliche Elementarbildung erhalten hat, etwa vom 14. oder 15. Lebensjahre an, ihrer dann stets hervortretenden Neigung und Anlage gemäß wenigstens eine **allgemeine Berufsbildung** genießen, d. h. entweder mehr in klassisch-humanistischer oder mehr in modern-realistischer Richtung vorgebildet und geschult werden würde. Werden nur die Universitätsstudien den Abiturienten sämmtlicher höherer Vorbildungsschulen frei gegeben und bleibt es z. B. den Medicinern und Juristen überlassen, das ihnen nothwendige Griechisch sich ebenso auf der Universität zu erwerben, wie die Theologen sich erst hier das Hebräisch aneignen dürfen, so ist in keiner Hinsicht Nachtheiliges zu befürchten. Vielmehr hat eine in dieser Weise stattfindende Beziehung des höheren Schulunterrichts der Oberklassen auf das Berufsleben — wie dies in den oberen Ständen sich gliedert und zum Theil staatlich regelt, wie es noch dazu eine moderne und christliche, dem antiken Geist fremde Errungenschaft ist — etwas entschieden geistig Befreiendes, Erweckendes und Ideales. Sehr treffend urtheilt P. de Lagarde in seinen „Deutschen Schriften“ hierüber: „So gewiß das Leben und der Lebensberuf erzieht, so gewiß erzieht auch die ernst genommene Aussicht auf ihn. So gewiß die Idee überhaupt erzieht, so gewiß erzieht auch die Idee des Standes, dem man sein Leben lang anzugehören vorhat“. Vollends aber übersehen unsere anders denkenden jungen und recht oft auch die reifen Philologen, in welchem Sinne sogar jedes Gymnasium — selbst das klassisch-humanistische, wie einst schon Bonitz beim Antritt seines Directorats des Berlinischen Gymnasium z. gr. Kloster in beredten Worten darlegte — die Aufgabe hat, seine Bildung mit dem geistigen Leben der Gegenwart in Einklang zu setzen. Dies kann es aber gar nicht erreichen, ohne mit dem Berufsleben Fühlung zu gewinnen. Deshalb braucht es noch lange nicht in den Fehler specieller Fachschulung und praktisch-technischer Abrichtung für die Geschäfte eines besonderen Erwerbszweiges zu verfallen. Nur soviel ist behufs Erreichung jenes Zweckes nothwendig, daß jede Lehranstalt ein Verständniß erwecke für alle natürlichen sowie für alle geistigen Kräfte und Functionen, aus denen die Arbeiten und Leistungen des höheren und selbstthätigen Berufslebens hervorgehen. Nur Lateinisch und Griechisch für den Nerv menschenwürdiger Bildung ansehen: das geht heute nicht mehr an; das hieße überdies die gesammte Volksschulbildung für barbarisch halten und sogar allen Unterricht unserer Töchter für ebenso beschaffen ansehen. Dabei würde endlich auch dies vergessen, daß das Griechische erst in unserem Jahrhundert

Digitized by Google

obligatorischer Lehrgegenstand der Gymnasien geworden ist und die Heroen unserer classischen Epoche des vorigen Jahrhunderts meist auf solchen Gymnasien, deren Lehrplan nach der Meinung unserer philologischen Heißsporne zum „Amerikanismus" führen müßte, ihre Bildung erworben haben. Auf all' dies ist nun ja schon oft genug hingewiesen worden, aber vernünftigen Gründen ist philologischer Fanatismus nie zugänglich gewesen. Desto wichtiger ist es, daß durch gründliche pädagogische Kenntnisse die jungen Leute bei Zeiten verhindert werden, in dem Labyrinthe solcher fanatischen und unhistorischen Ideen sich zu verirren.

Indeß mit Nichten sind pädagogische Professuren etwa nur im Interesse künftiger Schulmänner zu wünschen. Alsdann genügte es vielleicht, sie nur da zu schaffen, wo das philologische Studium in besonderer Blüthe steht, von preußischen Universitäten also vor allem in Berlin, Bonn und Göttingen. Den letzteren beiden und ebenso Halle und Breslau sollten solche Lehrstühle schon deshalb nicht fehlen, weil ihr Wirkungskreis, wenn auch nicht in dem Grade wie der der Berliner Universität, nicht bloß von provinzieller Bedeutung ist. Bonn ist z. B. in drei Facultäten, in der evangelisch-theologischen, juristischen und medicinischen auch die natürlichste akademische Bildungsstätte für Westfalen. Nun leben in der Rheinprovinz die Evangelischen in der Diaspora, in anderen Provinzen, wie in der Mark Brandenburg und in Pommern, gilt dies von den Katholiken. Auf alle Functionen, welche den Geistlichen einer Kirche naturgemäß zukommen, wird diese gerade da, wo ihre Angehörigen in der Diaspora leben, besonders eifersüchtig sein. Darum wird sie auch darauf halten, daß die Geistlichen, welche — wenigstens auf dem Lande — die geborenen Localschulinspectoren sind, auch wirklich als solche verwendet werden. In Zeiten kirchenpolitischen Friedens — ein Zustand, der in unseren Jahrhunderten denn doch wohl immer mehr zur Regel werden dürfte — wird der Staat den Geistlichen seiner verschiedenen Confessionen die Erfüllung dieses Wunsches auch sicherlich gerne gewähren. — Ohne gründliche pädagogische Kenntnisse können Geistliche aber solchen Posten nicht ausfüllen; sie müssen ja doch den Elementarlehrern, welche auf den Seminaren in die pädagogische Theorie eingeführt sind, sogar überlegen sein; schon deshalb sollten sie die Pädagogik gerade auf gelehrter Grundlage und von jenen weitsichtigen Gesichtspunkten aus kennen gelernt haben, durch die sie in der Neuzeit, vor Allem in den letzten Decennien, ein ganz neues wissenschaftliches Gepräge gewonnen hat.

Für unseren preußischen Staat sollte die Pflege und Förderung der pädagogischen Wissenschaft auf alle nur denkbare Weise eigentlich eine Ehrensache und Pflicht natürlicher Pietät sein. Gerade Preußen ist es, von dessen Landen so manche epochemachende pädagogische Reform ausgegangen ist. Fast alle seine hervorragenden Fürsten haben der Sache des Erziehungs- und Unterrichtswesens persönlich nahe gestanden. Der größte unter seinen Monarchen in der Vergangenheit, König Friedrich II., war selber ein bedeutender Pädagoge und veranlaßte tief eingreifende Reformen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Preußen ist ferner der Staat, welcher zuerst die allgemeine Schulpflicht einführte, in dessen Hauptstadt ein J. G. Fichte den mächtig wirksamen Gedanken einer Nationalerziehung verkündete. Endlich ist unser Staat derjenige, zu welchem von jeher oder doch seit mehr denn zwanzig Jahren jene Universitäten gehören, auf denen die bedeutendsten pädagogischen Capacitäten Deutschlands gelehrt haben: A. H. Franke in Halle, Kant in Königsberg, Schleiermacher in Berlin, Herbart in Göttingen und Königsberg, Waitz in Marburg. Und dieses Preußen, meine ich deshalb ernstlichst, sollte nicht länger gänzlich solche Lehrstühle entbehren, welche gegenwärtig nicht nur Leipzig und Wien, sondern auch Jena, Gießen und Prag besitzen und welche es selbst im vorigen Jahrhundert in Halle, als Trapp einen solchen einnahm, zuerst besessen hatte!

Des Weiteren aber ist vor allem ein Sachverhalt hervorzuheben, welcher mit Rücksicht auf einen nahe liegenden Einwand zu beherzigen ist. Die Pädagogik kann nämlich nicht etwa, wie man wohl gemeint hat, nur als Nebenfach behandelt werden. Ist sie doch nicht ein bloßer Anhang zur Philosophie. Denn so richtig es ist, daß nur ein tüchtiger Philosoph auch ein guter Theoretiker der Pädagogik sein kann, so verlangt diese Disciplin doch mancherlei Kenntnisse, welche der Philosoph unmittelbar nicht nöthig hat. Gerade der letzteren wegen aber muß Jeder, der Pädagogik lehren will, stets ausdrücklich den Fortgang dieser Disciplin verfolgen und mitforschend zu demselben beitragen. Wem pädagogische Interessen unmittelbar ferner liegen trotz seiner philosophischen Forschung, der muß deshalb die Verbindung der Philosophie und Pädagogik im Lehramte als eine unerträgliche Ueberlastung empfinden und zwar um so mehr, als schon für die Philosophie selber eine Arbeitstheilung manchen Vertretern derselben erwünscht scheinen, bis zu einem gewissen Grade wohl allen für berechtigt gelten würde, der allzu einseitigen Beschäftigung der meisten (leider) nur allzu angemessen wäre. — Auf den hier in Rede stehenden Punkt hat bereits vor 12 Jahren Professor J. B. Meyer nachdrücklich hingewiesen. In seinem Aufsatze über „Deutsche Universitäts-Entwicklung" (in Holtzendorff's und Oncken's „Deutschen Zeit- und Streitfragen", Jahrgang III [v. 1875], Heft 48) bemerkt er höchst treffend auf S. 78/9: „Das pädagogische Können lernt sich gewiß nicht außerhalb der Praxis, aber doch nicht allseitig allein durch die Praxis. Durch sie allein kann nur die Routine gewonnen werden, aber nicht ein verständnißvolles Urtheil über den Werth der verschiedenen Bildungsziele. Diese Kenntniß gewinnt man nur durch einen Blick in die pädagogische Anwendung der Psychologie und in die gesammte Bildungsgeschichte der Völker und Zeiten. Kann nun auch der Erste bei den Psychologen, also den Philosophen, gewonnen werden, .....so setzt doch das Zweite ein so umfassendes Studium der ganzen Culturgeschichte voraus, daß es dem Philosophen schwer fallen muß, das Fach auch nach dieser Seite würdig zu vertreten. Und gerade diese Berücksichtigung der Erziehungs- und Schulgeschichte ist natürlich für die richtige Abschätzung der verschiedenen Bildungsziele besonders werthvoll. Eben deshalb ist es eine gerechte Zeitforderung, die Pflege der Pädagogik an den Universitäten nicht nur den zufälligen Neigungen der Theologen und Philosophen zu überlassen, sondern dafür eigene Professuren zu gründen, um dazu beizutragen, daß die Schulmeisterweisheit wahre Wissenschaft werde".

Vollends gewinnt die Behauptung, daß die Pädagogik nicht bloß nebenher und als eine dem Belieben und der Neigung nur für andere Fächer verpflichteter Professoren überlassene Disciplin — wie ein gleichgültiges Nebenfach — behandelt werden dürfe, ihr durchschlagendes Gewicht durch den Umstand, daß innerhalb der letzten Decennien diese Wissenschaft eine radicale Umgestaltung erfahren hat. Sogar die Ungunst der Verhältnisse und ihrer Lage auf den Universitäten hat diesen Fortschritt der Pädagogik nicht hindern können, obzwar derselbe in der Hauptsache akademischen Lehrern und zwar an solchen Hochschulen, die bereits einen pädagogischen Lehrstuhl besitzen, verdankt wird. Die pädagogische Wissenschaft hat in der That in den letzten beiden Decennien wiederum eine Entwicklung durchgemacht, durch welche sie in eine ganz neue Phase getreten ist. Die Behandlung und Erforschung der Functionen und Thätigkeiten, auf denen Erziehung und Unterricht beruhen, ist ja im Wesentlichen abhängig von dem Standpunkte der Psychologie. Indem Joh. Fr. Herbart die Methode, mittelst deren wir inductiv gesicherte Erfahrungen erlangen, auf das Gebiet der inneren Wahrnehmungen — durch Kant's nach dieser Seite hin zu weit gehende Einschränkung unseres Wissens unbeirrt — übertrug und von dieser auf solche Art erst in der Form strengerer Wissenschaft begründeten Psychologie des Weiteren Anwendung auf Pädagogik machte, schuf er — mindestens zum größesten Theile — die letztere selber erst als Wissenschaft im modernen Sinne. Beneke und der Anthropologe Waitz folgten diesen Spuren. Indessen sogar seit letzterem sind durch die auf dem Gebiet rein empirischer Beobachtung — obzwar nicht auf dem der Erklärung — des Seelenlebens beachtenswerthen Ergebnisse der englischen und

Digitized by Google

französischen Associationspsychologen, besonders Bain's, Ribot's und Spencer's, ferner durch Fechner's und Wundt's psycho-physische, resp. physiologisch-psychologische Theorien, und durch die Arbeiten ihrer Schüler, sodann durch die Lehren Brentano's und Stumpf's und zumal durch Lotze's auch für die fundamentale Erklärung des geistigen Lebens so belangreiche und feinsinnige Untersuchungen, endlich durch social-psychologische und statistische Einsichten, wie letztere vor allem bei Al. v. Oettingen vorliegen, höchst zahlreiche neue Errungenschaften auf diesem Gebiete gewonnen. Auf Grund derselben ist denn — ebenfalls erst seit Waitz — auch die Pädagogik selber durch gemeinsame Arbeit von Psychologen und Pädagogen, vorzüglich Volkmann's von Volkmar, Strümpell's, O. Willmann's und L. v. Stein's in eine ganz neue Bahn gelenkt worden. Vielfach mögen besonders die dabei geltend gemachten sociologischen und socialpsychologischen Gesichtspunkte in ihrer Anwendung auf die Pädagogik überschätzt worden sein (ein Punkt, der noch sorgfältiger Prüfung bedürfen wird): immerhin haben alle diese neuen Ideen dazu beigetragen, daß erst jetzt der Rahmen gefunden ist, innerhalb dessen auf streng wissenschaftliche Art sowohl die Theorien von den Functionen der Erziehung und des Unterrichts, sowie von deren Aufgaben und Zielen, als auch die systematische Darstellung der staatlichen und öffentlichen Organisation des der Lehre gewidmeten Bildungswesens zu einem großen Ganzen verbunden werden können. Nicht nur die Arbeiten eines Rönne und Wiese können erst jetzt auch in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung vollständig gewürdigt und ausgebeutet werden, sondern auch die Geschichtsschreibung und -Forschung der Pädagogik hat einen ganz neuen Aufschwung genommen und einen viel weiter reichenden Horizont gewonnen, als sie noch vor 15 Jahren hatte: Man denke nur an die neueren Arbeiten von v. Stein, Willmann, Rethwisch, Specht, Denifle u. A., besonders auch an K. Schmid's Unternehmen, der schon in 2. Aufl. erschienenen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens", an Kehrbach's „Monumenta Germaniae paedagogica" und selbst an Paulsen's freilich in manchen historischen wie sachlichen Punkten nicht mit Unrecht scharf bekämpftes, aber doch inhaltreiches, geistvolles, in vieler Hinsicht auch eindringendes und höchst verdienstvolles Werk über die „Geschichte des gelehrten Unterrichts"! —

Endlich noch dies! Erziehung und Unterricht, überhaupt das Bildungswesen, machen zweifellos einen der bedeutsamsten Factoren in allem geistigen, geschichtlichen und socialen Leben der Menschheit aus. Denn wahrlich die sachliche und historische Erkenntniß der in diesem Gebiete wirksamen Kräfte ist so recht geeignet dafür, ein tiefes Verständniß derjenigen Thatsachen anzubahnen, welche mitten im Centrum der arbeitenden Wissenschaft liegen. Auch für eine Geschichte der Entwickelung der einzelnen Wissenschaften wie des wissenschaftlichen Lebens überhaupt, besonders für eine Geschichte des gelehrten Unterrichts und vollends für eine Literaturgeschichte der Wissenschaft — die eigentlich noch kaum existirt, höchstens zuweilen bei Gelegenheit der sonstigen, fast nur der schönen Literatur gewidmeten allgemeinen Literaturgeschichte eines Volkes oder Zeitalters sehr flüchtig (wie bei Hettner) gestreift wird —, dürfte erst auf diesem Wege, durch Erforschung jener für die Pädagogik wichtigen Gebiete historischer Entwickelung, eine sichere und breite Grundlage und so in genügender Weise Zeit und Raum gewonnen werden. — —

Jedem dürfte es hiernach einleuchten, daß die Pädagogik in solcher Gestalt eine Wissenschaft werden wird, zum Theil schon geworden ist, welche für alle Gebildeten, nicht nur für künftige Lehrer von größter Wichtigkeit erscheint. Die Lücke, welche durch das Fehlen jener Disciplin im Lehrplane der philosophischen Facultäten bezeichnet wird, ist mithin ein Mangel, der eigentlich im Interesse der Angehörigen sämmtlicher Facultäten zu beklagen ist. Nicht also bloß als Theorie einer Technik für die erziehliche Praxis, sondern in erster Linie als Object der Beschäftigung mit einem für unser Wissen, vor allem für die Erkenntniß der individuellen Entwickelung unseres Ichs, nicht minder aber für diejenige des Fortschritts unseres Geschlechts unentbehrlichen Gegenstande, ist die Pädagogik von Bedeutung. Ihr Ausfall im Lehrplane der Universitäten widerspricht schon darum in hohem Maße den Zwecken der letzteren, da diesen gemäß doch mindestens auch dies zu verlangen ist, daß den Studirenden möglichst vollständig das theoretische Verständniß aller für unser eigenes menschliches Wesen wichtigen Lebensgebiete, zumal der Bereiche intellectueller Arbeit und Leistung, erschlossen werde.

## Literatur und Kunst.

### Der umwölkte Stern.

Strahlend über unf'rem Volke
Stand der Stern der Zukunft da,
Plötzlich barg ihn eine Wolke,
Die zuvor kein Auge sah,
Und nun seufzt Germania.

Der im Schlachten-Ungewitter
Sich als Held uns kühn bewährt,
Und daheim als treuer Ritter
Jed' Vertrauen uns gewährt —
Weh, wenn Er ein Leid erfährt!

Tief bewegt uns sein Geschick,
Mehr noch als es Worte sagen,
Spricht der fassungslose Blick,
Wenn wir uns einander fragen:
Kommt's, daß Er uns kehrt zurück?

Was geschieht, läßt Gott gescheh'n,
Alles ruht in seinen Händen.
Wo wir keine Rettung seh'n,
Kann das Unheil er noch wenden.
Auch die Wolke wird verweh'n!

Martin Greif.

### Björnson als Sittlichkeitsapostel.

Er fing damit an, indem er das Drama: „Der Handschuh" schrieb. Jetzt gibt es in den drei gesegneten skandinavischen Ländern ein wahres Ballspiel von hin- und hergeworfenen Handschuhen. Auf Sittlichkeitsmeetings und Sittlichkeitsdebatten strengen sich Frauen und Männer an, einander mißzuverstehen. Adressen gehen herum, um den Regierungen die Aufhebung der Prostitution als sittliche Pflicht einzuschärfen, Abhandlungen werden geschrieben, um die gleichen Sittlichkeitsforderungen an Mann und Frau durchzusetzen. Sie haben das Bündige und Entschiedene eines reinen Gewissens, wenn der Verfasser eine Dame ist, sie drücken sich behutsam, dunkel und unbestimmbar verdächtig aus, wenn der Antragsteller zum freien Lager des starken Geschlechtes gehört. Es ist ja auch zweierlei, was man unter der sittlichen Gleichstellung von Mann und Weib verstehen kann. Eine in letzter Zeit hier vielgenannte Dame hat die Palme der Klarheit errungen, indem sie die kitzliche Frage so formulirte: Soll der Mann werden wie die Frau, oder die Frau wie der Mann? Man hat darauf geantwortet wie man konnte. Im Eifer der Discussion stürmte man die schwache Verschanzung der gesellschaftlichen Uebereinkunft und nannte die Dinge bei Namen, daß Einem die Ohren klangen. Die Versammlungen, in denen von dergleichen geredet wird, sind immer überfüllt, selbst wenn es Entrée kostet und es kostet

Digitized by Google

gewöhnlich Entrée — Alles geht hin, was gehen kann: greise Ehemänner und bejahrte Gattinnen, junge Mädchen und ältere Stutzer, kleine Leute und la crême de la société, nur ein Element pflegt zu fehlen — der Jüngling. Der Jüngling, mit dem sich Alles beschäftigt, an dem nicht nur Herz und Nieren geprüft werden, dessen Geheimnisse die Schriftsteller ausschwatzen, wie Garborg in seinen „Männern", Strindberg in dem „Rothen Zimmer", dem „Sohn des Dienstmädchens", den „Ehen", Geijerstam in „Erich Grane" und Andere in anderen mehr oder weniger subjectiv ehrlichen Büchern, der Jüngling, der lebendig auf dem Secirtisch liegt, wie in Hans Jäger's: „Christiania-Bohème", für den sich Alle interessiren, dem Alle helfen wollen und der sich an den redlichen Bestrebungen seiner Retter vorbei still und heiter in die Gassen drückt, „wo die letzten Häuser stehen".

Der Jüngling, für den sie eigentlich gehalten werden, ach, er fehlt in diesen Versammlungen und wenn er sich einmal hineinverirrt, so hält er sich schüchtern im Hintergrunde und lacht sich in den ersten Flaum.

Es geht ein Fieber von Genußverlangen und ein Lechzen nach Enthaltsamkeit durch die skandinavischen Länder. Ueberall werden Nüchternheitsvereine gegründet. In diesem Volk der tapferen Trinker verwandelt sich die Bestimmung des Alkohols in eine auf ärztliche Vorschrift zu verabreichende Medicin. In Dänemark ist eine Abnahme der Völlerei unter den Bauern constatirt. Das ist eine Wirkung der Schule. Seit man sich auf über fünfzig Fortbildungsschulen für erwachsene Bauern die Aufgabe gestellt hat, das Ehrgefühl von der Tradition zu lösen und nach sociologischen Principien zu erziehen, ist die Saufrenommage in Verachtung gerathen und nachdem erst in der öffentlichen Kirchspielsmeinung eine Wandlung eingetreten, hat sich eine Wandlung des Bedürfnisses alsbald kundgethan. Durch kleine Siege gestärkt, macht man sich an größere Dinge. Warum sollte eine Aenderung des Naturbedürfnisses nicht ebenso möglich sein, wenn erst in der öffentlichen Meinung ein verändertes Bewußtsein geschaffen ist? Hat die menschliche Natur sich nicht oft genug mit einer unendlichen Anpassungsfähigkeit dem Bann einer Vorstellung unterworfen? Um was es sich handelt, ist eine neue Vorstellungsreihe, eine Begeisterung für sittliche Erhebung zu erwecken. Und wenn auch die geschichtliche Erfahrung darthut, daß die Menschheit in bornirtem Gegensatz zu der Ansicht des edlen Stuart Mill es immer vorgezogen hat, ein zufriedenes Schwein, statt eines unzufriedenen Sokrates zu sein, ja gerade in einem Zustand moralischer Erniedrigung einige ihrer glänzendsten Meisterwerke hervorgebracht hat, so geht doch nach der Evolutionstheorie eine allmähliche Abkühlung der Sinne ungefähr mit der Erd- und Sonnenabkühlung parallel und man kann ja jedenfalls versuchen, ob hier in dem kühlen Norden jetzt das Blut genügend abgekühlt ist, um mit Björnson sprechen zu können: weg mit der Brunst!

Und man versucht es. Er, mit dem muthigen Vorschlag, die Brunst abzuschaffen, Björnson selbst hat sich an die Spitze gestellt. Er verließ Paris, wo er drei Jahre lang seinen Studien und seiner Dichtung in Zurückgezogenheit lebte und nahm seinen Weg über Kopenhagen nach der Heimath. Das Casinotheater, das zweitgrößte Kopenhagens, in dem er seinen ersten Reformvortrag hielt, war überfüllt. Seinem Auftreten war eine Zeitungsfehde mit dem dänischen Literaturhistoriker Georg Brandes zuvorgegangen, in der die beiden berühmten Männer sich ihre Ansichten über ihren verschiedenen Sittlichkeitsbegriff und ihre gegenseitige persönliche Meinung von einander mit großer Offenheit gesagt hatten. Veranlaßt war die Fehde durch einen Damenbeitrag zur Sittlichkeitsfrage, der in ebenso hohem Grade Björnson's Billigung, wie Brandes' Mißbilligung gefunden. Die Abrechnung, die Beide bei der Gelegenheit hielten, hatte dem allgemeinen Interesse den Zusatz des Pikanten gegeben und bei seinem Erscheinen wurde Björnson mit neunmaligem Hurrah und einem Sturm von Applaus begrüßt.

Sein Vortrag ging nicht auf praktische Reformen, sondern auf allgemeine Wirkung und Anregung. Er berührte den gegenwärtigen Unterricht mit seinem Formalismus und wünschte, daß an Stelle desselben eine Schulerziehung trete, die auf Grund des vorhandenen Wissensmaterials eine zusammenhängende Darstellung der menschlichen Entwickelungsgeschichte gäbe; kein zerstücktes Gedächtnißwerk, sondern ein lebendiger Ueberblick, in dem alle Fächer in historischem Zusammenhang mit einander ständen und der Einzelne sich früh als Glied einer Kette zugleich individuell frei und solidarisch verpflichtet fühlen lernte — also eine Durchdringung der Jugend mit Inhalt und Lebensverständniß. Die Erziehung sei auf dem Ehrgefühl zu basiren, nicht als Standesbegriff, sondern als gesellschaftlicher Pflichtbegriff und das Ehrgefühl sei in weit intimerer Weise als bisher in den Dienst der Sittlichkeit zu nehmen. Unterweisung in der Physiologie und körperliche Arbeit beim Eintritt der Reife sei für beide Geschlechter unerläßlich, damit den Verirrungen und Leiden physischen Müßigganges und physischer Unwissenheit vorgebeugt werde; dann sollen sie hingehen in Tugend und Ehrbarkeit, der Mann bis zu seinem fünfundzwanzigsten, die Frau bis zum einundzwanzigsten Jahr, in welchem Alter sie ohne Säumen einen Hausstand gründen sollten und sich gegenseitig unterstützen, für einander arbeiten und sich liebhaben bis an's Ende.

Der Vortrag führte den Titel: „Monogamie oder Polygamie" und leitete aus den polygamischen Verbindungen der Männer vor und während der Ehe die unverkennbare Degeneration der Gesellschaft ab.

Die Empfehlung von Enthaltsamkeit vor und Treue in der Ehe war gut gemeint und schön gesprochen, denn Björnson ist ein großer Redner. Er besitzt außerdem das, was die Massen zwingt, eine imponirende Persönlichkeit und eine unbedingte, naive Hingebung an Ideen. Und Zustände, wie er sie anempfiehlt, sind ja das Ziel der Sehnsucht aller Wohldenkenden, das schöne Ziel, von dem man, so gut es angeht, thut, als hätte man es erreicht und schlummerte mit ihm auf seinem guten Gewissen. Björnson sieht auch darin ein gutes Zeichen. Er findet etwas außerordentlich Versprechendes in der einträchtigen Heuchelei, mit der die gute Gesellschaft ihre Nachtseite verbirgt, er erkennt in ihr mit Befriedigung ein zartes Schamgefühl, das die Einleitung zu etwas Besserem ist. Aber er vergißt, daß einfache, naive Zustände, wie er sie predigt, an den Anfang, nicht in die Culmination einer Culturperiode zu fallen pflegen, daß sie ein ungeheures Gebiet physischer Arbeit, das möglichst rasch bezwungen werden soll, voraussetzen, also am reinsten bei der Besitznahme unausgenutzter Länderstrecken, bei der Colonisation hervortreten. Was er in Kopenhagen verkündigte und in Stockholm und Christiania und vor der ganzen Welt wiederholen will, ist keine Lehre für den complicirten Mechanismus großer Städte, mit ihrer auf das Rad unglückseliger Gesellschaftsinstitutionen geflochtenen, in geschraubtem Verhältniß zu einander stehenden Bevölkerung. Es ist eine Lehre für Ackerbauer und Landleute, die in den fünfundzwanzig dänischen Kleinstädten und Flecken, wo er sie jetzt nach einander vorträgt, mit ihrer populären Moral jene aufrichtige Billigung findet, die nur dem Natürlichen und Möglichen zu Theil werden kann.

Für die Bevölkerung der Städte, die die sittengestaltende Arbeit zu verrichten hat, bestrebt man sich jetzt von anderer Seite, natürlich auch norwegischer, denn es ist immer Norwegen, von dem die reformatorischen Impulse für den Norden ausgehen, eine neue Form der Moral zu finden, die die Uebelstände beseitigen und den natürlichen Ansprüchen mehr als die alte genügen kann. Der energischeste und versprechendste unter den Leitern dieser Bewegung ist Arne Garborg und er ist auch der einzige, der praktische Vorschläge vorgebracht hat. Seine beiden Hauptwerke: „Bauernstudenten" und „Männer" sind Gesellschaftsstudien von hohem Werth, unabhängig, scharfsinnig, Zeugnisse einer feurigen Seele und eines besonnenen Geistes. Fast zur selben Zeit, da Björnson die lustigen Kopenhagener ermahnte, ihr Leben lang nur eine Frau lieb zu haben, fand in Christiania ein Discussionsmeeting statt, auf dem, neben verschiedenen schnurrigen Behauptungen von Frauenärzten und Frauenrechtevorkämpferinnen, von männlicher und weiblicher

Digitized by Google

Seite einige Aeußerungen fielen, die Beachtung verdienen, da sie den Keim von socialen Neubildungen zu enthalten scheinen, die, falls sie Gestalt gewinnen, sich kaum in Norwegen internirn lassen werden.

Zur Discussion stand die Sittlichkeitsfrage unter dem Gesichtspunkt des männlichen und weiblichen sexuellen Lebens.

Arne Garborg führte als Hauptursache des polygamischen Lebens der jungen Männer die Unmöglichkeit zeitiger Heirathen und die dem Mann ausschließlich zufallende Versorgung der Familie an. Die Ehe ist ein Risiko, das Viele nicht mehr Lust hätten auf sich zu nehmen, da die Annehmlichkeiten die Lasten nicht aufwögen. Es handle sich darum, daß die Frau in ihren Selbständigkeitsbestrebungen unterstützt und dem Mann ökonomisch so gleich wie möglich gestellt würde. Es handle sich darum, daß die juristischen Bande, die Mann und Weib an einander fesselten, das Eigenthumsrecht, das die Frau an den Mann, der Mann an die Frau habe, beseitigt würden, die Ehe werde frei und die Scheidung werde frei. Keine andere Garantie und kein anderer Zwang als die Uebereinkunft von zwei unabhängigen Persönlichkeiten. So wüßten beide Theile, was sie von einander zu erwarten hätten, ohne daß ihre persönliche Initiative der Einmischung einer dritten Macht unterläge. Die Menschen liefen nicht so rasch auseinander, wenn Neigung, Gewohnheit und ein paar Nachkommen sie aneinander fesselten und verhindert sei damit, daß in einer durch sociale oder ökonomische Rücksichten zusammengehaltenen Zwangsehe, einer tief unmoralischen Verbindung, Kind auf Kind in die Welt gesetzt würde.

Das ist — wir wollen nicht urtheilen in welcher Richtung — ein Schritt vorwärts, Vorschläge, die Gesetzeskraft gewinnen können.

Auch von Seiten einer Dame fielen kluge und muthige Worte. Kitty Kielland, die Schwester des Dichters Alexander Kielland schilderte in feinen und scharfen Zügen die Wirkung des Cölibats auf die Geistesfunctionen eines großen Bruchtheils der Damen der guten Gesellschaft und wies darauf hin, daß die ökonomische Selbständigkeit, der die Frau im Norden jetzt so eifrig nachtrachte, nur die Position sei, von der sie in Zukunft ihr Recht zu leben in Anspruch nehmen werde. In der Auffassung von Ehe und Scheidung als Privatsache fiele das Interesse von Mann und Frau zusammen. Abschaffung der gesetzlich geschützten Prostitution, freie Eheschließung und freie Scheidung, Beseitigung der staatlichen und kirchlichen Vormundschaft, das seien die Mittel zur Hebung der Sittlichkeit und zur Erreichung größeren persönlichen Glücks für die Individuen.

Natürlich ruht diese Reformidee auf einem dritten, dem wichtigsten Erkenntnißmoment. Dem Moralsatz, der im Norden die jungen Ehen schon zu beeinflussen anfängt, daß Keiner das Recht habe mehr Kinder in die Welt zu setzen, als er versorgen könne. Für eine Realisirung frühzeitiger, auf beiderseitigem Erwerb basirter Heirathen ist die Beschränkung der Kinderzahl eine Nothwendigkeit. Für die Liebe und Treue des Mannes ist der Umstand, daß die Frau nicht länger durch ihre ökonomische Hülflosigkeit auf Gnade und Ungnade an ihn gebunden ist, ein incitirendes weit eher, als ein abkühlendes Moment. Allerdings wird es — bei der gleichzeitigen Umwandlung, der das gesellschaftliche Moralbewußtsein unterliegen muß, weniger lebenslängliche Ehen geben, aber es werden viel mehr Frauen verheirathet, viel mehr Manneskraft erhalten, viel mehr Ehen aus Liebe geschlossen werden. Und wenn auch im Leben des Mannes die zwei- bis dreimalige Scheidung normal werden sollte, so haben die Frauen dafür in der Erfüllung ihrer Mutteraufgabe eine Entschädigung, die dem tiefsten Bedürfniß ihrer Natur entspricht.

Eine Umordnung der gesellschaftlichen und ökonomischen Zustände würde von selbst damit Hand in Hand gehen. In der Schule würde das Eintrichtern von Fachkenntnissen hinter der ethischen Erziehung zurückzutreten haben, auf die körperliche Stählung der Frauen würde in einem Grade hinzuarbeiten sein, an den man bisher nicht gedacht habe. Daneben wäre zur Entlastung der Mutterländer eine organisirte Auswanderung beider Geschlechter ein nicht zu entbehrendes Erforderniß und endlich sind das Dinge, denen man sich nur in unabsehbarer Zukunft Schritt vor Schritt nähern kann, aber jeder dieser Schritte wäre ein Schritt heraus aus den Resten einer mittelalterlichen Gesellschaftsordnung und Lebensauffassung. Wunderliches Spiel der Geschichte, wenn aus dem abgelegensten und orthodoxesten Lande Europas dieser Anstoß zu einer Gesellschaftsreform wirklich ausgehen sollte!

Wenn literarische Darstellung eine in's Leben eingreifende Bedeutung hat, so ist auf diesem Gebiete in Norwegen gründlich vorgearbeitet worden. Kein Buch ist in den letzten zehn Jahren erschienen, das nicht sociale Kritik und sociale Reform zum Gegenstand gehabt hätte und Kritik und Reform beschäftigen sich immer angelegentlicher, mit immer stärkerem Bewußtsein mit dem Verhältniß der Geschlechter zu einander. Björnson stürmte voran mit einem Feldruf von solcher Entschiedenheit, daß eine ganze gegnerische Bekenntnißliteratur, zur Selbstvertheidigung gerüstet bis an die Zähne, darüber aus der Erde sprang. Es war sein großes Verdienst, daß er die Sache so auf die Spitze stellte. Und wie bezeichnend ist es für seine hitzköpfige Agitatorennatur, daß das, was er sich dachte, ein möglichst großer, möglichst allgemeiner, möglichst trotziger — Frauenstrike war. Ja, Frauenstrike! Strike aller ehrbaren Frauen und Mädchen gegen alle Männer mit polygamischen Antecedentien. Das ist der Inhalt seines dreiactigen Dramas: „Der Handschuh". Der Handschuh ist ein Signal zum Sammeln. Schließt die Glieder, vorwärts, Sturm! Die Waffen sind Handschuhe, die den freienden Herrn der Schöpfung von dem Gegenstand ihrer Neigung in's Gesicht geworfen werden, falls sie sich von dem Verdacht galanter Abenteuer nicht mit befriedigenden Beweisen reinigen können. Das war neu. Zum ersten Mal, so lange die Sonne scheint, kommt ein Mann und ruft den Frauen zu: Laßt Euch nicht narren! Stellt kraft Eurer mehrtausendjährigen Reinheit doch einmal an den Mann die Forderung, die er immer an Euch stellt: er soll rein sein, wenn er in die Ehe tritt! Der Handschuh ist ein ernsthaftes und ein witziges Stück: Aber Arne Garborg war auch ernsthaft und witzig, — da er als Erwiderung darauf die schelmische Novelle „Jugend" schrieb, die auch die „Gegenwart" zum Abdruck gebracht hat. Er beschäftigte sich gar nicht einmal damit, daß Björnson einen Nonnenstand von feinen Damen im größten Maßstabe zu schaffen vorhatte, sintemal die Allerwenigsten sich — eine ehrliche Antwort vorausgesetzt — bei solchen Forderungen Hoffnungen auf die Haube machen konnten. Er, Garborg, zweifelte nur stark an der ehrlichen Antwort und daneben meinte er, wenn man liebe, stelle man überhaupt solche Fragen nicht. Denn das sei eben das Wesen der Liebe, daß sie nicht reflectire und Alles optimistisch ansähe.

Jetzt waren die Schleusen auf und der Strom ergoß sich. Was wurde nicht Alles geschrieben! Vor Allem Anklagen gegen die Männer in der Frauenliteratur. Kecker in Zeitungsartikeln, zaghafter in Romanen. Die schwedische Schriftstellerin, Frau Edgren, ging resolut voran. In ihren Dramen „Echte Frauen", „Wie man Gutes thut", kamen die Männer übel weg, in ihren Gesellschaftsschilderungen „Aus dem Leben" wandte sie sich mehr gegen die verkehrte Mädchenerziehung, „Constance Ring" von der talentvollen Frau Skram war auch kein kleines Belastungsmoment für das stärkere Geschlecht und in einer Menge kleiner Novellen und Dramen vergönnten sich geringere Capacitäten die Erleichterung auszusprechen, was sie gelitten. Eine Weile wurden diese Frauenbekenntnisse von der öffentlichen Meinung emporgetragen, dann wandten ein paar Organe, bei denen die öffentliche Meinung Anleihen zu machen pflegt, sich gegen sie und schlugen sie in die Flucht. Während der Schwede August Strindberg einen erbitterten Krieg gegen die „anspruchsvollen faulen, den Arbeitsmarkt einnehmenden" Frauen in seinen Novellen und Zeitungsartikeln führte, erschienen im Laufe eines Jahres drei gewichtige Beiträge zur Psychologie des modernen Gesellschaftslebens. Zwei Bücher, die von der Regierung verboten wurden: „Christiania-Bohême" von Hans Jäger, „Albertine" von Christian Krohg und Arne Garborg's: „Männer".

Digitized by Google

Alle diese Bücher sind Antworten auf den „Handschuh". Nicht Angriffe, aber Erklärungen. Björnson hatte die Formel für das Zeitbedürfniß gefunden und damit alle Zungen gelöst. Jetzt schrie jede in ihrer Sprache. Seinem superidealistischen Zukunftsprogramm antwortete man mit documents humains. Hans Jäger in einem Tonfall, der zwischen dem Vortrag in Grimmelshausen's Simplicissimus und Boccaccio's Dekamerone die Mitte hält, nicht ohne seinen schamlosen Schilderungen norwegischen Junggesellenlebens und norwegischer Liederlichkeit, die übrigens ein ganz internationales Gepräge haben, einige echt norwegische moralische Cadenzen anzuhängen. „Christiania-Bohème" ist ein Buch von fürchterlicher Aufrichtigkeit und brutalem Ernst, das als ein Beitrag zur geheimen Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts künftigen Culturhistorikern von Werth sein wird. „Albertine", in der Schilderung ein Kunstwerk, erzählt die einfachen Begebenheiten, die eine anständige Näherin in ein öffentliches Mädchen verwandeln. Auch dieses Buch ist eine Anklage der Gesellschaftsordnung, die jährlich von den Unterklassen tausende ihrer Töchter zum Opfer für die Oberklassen fordert. Es ist außerdem ein heftiger Protest gegen den Antheil, den die Polizei an der öffentlichen Sittenpflege hat. Die Aufhebung der gesetzlich geschützten Prostitution, die jetzt in Norwegen vorbereitet wird, ist zumeist auf die Wirkung dieses Buches zurückzuführen, das wegen einiger Zola'schen Unverblümtheiten demnächst in dem tugendhaften Norwegen auf hohe Regierungsverordnung öffentlich verbrannt werden wird.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nahmen Garborg's „Männer" ein. Vom traditionell ästhetischen Gesichtspunkt gesehen ein ganz schlechtes Buch, ohne Anfang und Ende (es ist eine Art Fortsetzung seiner „Bauerstudenten") ohne einen sich um eine Hauptperson gruppirenden Inhalt — nichts als eine Reihe lose verbundener Schilderungen des Lebens der jungen Männer und der jungen Mädchen in der Mittelklasse. Aber welch' durchdringender Scharfblick, welcher starke Pulsschlag, welche Fähigkeit des Sichhineinversetzens in dieser Schilderung! Arne Garborg schreibt — aus Abneigung gegen das danisirte Schriftnorwegisch — im norwegischen Volksdialekt. In diesem einen Zug haben wir den Mann. In sich selbst ruhend, individuell bis zur Verachtung aller Rücksicht und Vorsicht. Eine energische, sensitive, naive Persönlichkeit, die sich einen Stil geschaffen hat, wie ihr Wesen, durchsichtig und originell. Einen Stil, der keinem anderen gleicht und den man gleich erkennt. Vor einigen Jahren entwarf Björnson in seinem „Thomas Rendalen" die kühnen Umrisse für die neue Stellung der Frau in der kommenden Gesellschaft und wieder, wie hinter dem „Handschuh", kommt Garborg hinterher und deckt die Schwierigkeiten auf und stellt die Seite des Lebens daneben, die Björnson ignorirt. Lebt keusch bis ihr heirathet, sagt Björnson und Garborg schildert in stillen strengen Linien das Leben der jungen Männer, die keusch bleiben sollen und nicht heirathen können, er schildert das jämmerliche Dasein „armer Jungen" und er schildert die strengen moralischen Anschauungen der jungen Mädchen, die den „Handschuh" und „Thomas Rendalen" gelesen haben. Es ist Leben in der norwegischen Kunst.

Man findet in Arne Garborg's Production einen Punkt, wo er in der Auffassung der Sittlichkeitsreform mit Björnson übereinstimmt. Sie wollen im Grunde Beide dasselbe, aber sie wollen es wie zwei Gegner, die nur deswegen Gegner sind, weil der eine auf den Schultern des andern steht. Björnson hat mit seiner breitschulterigen Kraft Urwälder von Vorurtheilen in Norwegen niedergeschlagen, Garborg mit dem moderneren Tiefblick des Jüngeren brennt ihre Wurzeln aus mit seinen psychologischen Untersuchungen und verwandelt den Boden in ein fruchtbares Erdreich für neuen Anbau.

Augenblicklich hat es fast den Anschein, als ob die Sittlichkeitsbewegung in einem wilden Wortgewässer untergehen sollte.

Aber mag sie enden, wie sie will, ihre Bedeutung bleibt darauf beruhen, daß in ihr zum ersten Mal im Norden die weibliche Hälfte der Menschheit für ihre eigenen Angelegenheiten das Wort ergriffen hat. Wir sind wieder in einer jener Epochen, wo das Feminine nach oben drängt und im Leben Position zu fassen sucht. Und zum ersten Mal geht von den leitenden Männern die Aufforderung an die Frauen aus, sich an der Umordnung der Gesellschaft activ zu betheiligen. Die Gleichberechtigung der Frau und des Mannes als Gesellschaftsrettung von einer Reihe hervorragender Talente gefordert und empfohlen zu sehen — das ist das Interessante an dem Schauspiel, das der skandinavische Norden jetzt bietet.

---

## Ein deutsches Werk über Carlyle.

Von Hermann Conrad.

„Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist viel Zukunft in ihm vorhanden und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird." Diese Prophezeiung Goethe's dem 32jährigen Carlyle gegenüber ist glänzend erfüllt worden. In der Geschichte des Geistes wird es immer zu den hervorstechenden Zügen des neunzehnten Jahrhunderts gehören, daß Carlyle in ihm gelebt und gewirkt hat. Er zählt zu den Schriftstellern, die zu groß sind, um jemals populär — im gewöhnlichen Wortsinne — werden zu können; die zu weit ihrer Zeit voraus sind, um selbst die Früchte ihrer Arbeit erleben und genießen zu können; der Samen, den sie gepflanzt, wächst langsam aber stetig und unaufhaltsam empor, und der Baum, der daraus entsteht, wird späteren Geschlechtern seinen Schatten spenden.

In England gehört die Bekanntschaft mit Carlyle zu den Erfordernissen höherer Bildung; daß man sich seiner Bedeutung in den Kreisen der Geistes-Aristokratie bewußt ist, zeigt eine jetzt schon — sieben Jahre nach seinem Tode — stattliche Reihe von zum Theil ausgezeichneten biographischen und kritischen Arbeiten; unter anderem auch der merkwürdige Umstand, daß die billige Ausgabe des „Sartor Resartus" von Chapman and Hall jetzt bereits das 80. Tausend erreicht hat. Wer die stilistischen und compositionellen Eigenthümlichkeiten, die für das Gros des Publikums abschreckenden Schwierigkeiten dieser Lectüre kennt, für den ist eine solche Thatsache sprechend. In Deutschland, dessen Literatur Carlyle die eigentlich fruchtbaren Keime für seine Weltanschauung entnommen hat, dem er seinen Dank in laut verkündeter, begeisterter Anerkennung bis an sein Lebensende nicht müde geworden ist zu bezeigen, hat dieser große und von dem Größten anerkannte Mann bisher nur geringen Anklang gefunden. Die Literaturgeschichten legen besonderes Gewicht auf einzelne Irrthümer, auf seine schroffen, unsympathischen Seiten; die zahllosen Quellen des Guten und Wahren, die aus allen seinen Schriften lebendig, klar und erfrischend hervorsprudeln, bleiben fast unbeachtet, und der große, mächtige Strom seiner Weltanschauung, in den sie alle zusammenfließen, erscheint ihnen wohl als ein bescheidenes Rinnsal, dessen Ufer mit Disteln besetzt sind. Ein neuestes, oberflächlich gearbeitetes Exemplar dieser Gattung nennt ihn „den letzten Puritaner"; diese Charakteristik, die auf jeden unkundigen Sohn unseres Jahrhunderts entfremdend wirken muß, ist ebenso gescheit und erschöpfend, als wenn man die Bedeutung Goethe's im Spinozismus aufgehen lassen wollte. — Es ist freilich niemals das Bestreben Carlyle's gewesen, belletristisch genossen und verdaut werden zu können. — — Auch Stern ist meines Erachtens Carlyle weniger gerecht geworden, als es sonst doch in seiner Macht liegt, großen literarischen Erscheinungen gerecht zu werden. So haben wir ihm denn seine Liebe zu uns bisher schlecht vergolten.*)

Unter diesen Umständen werden die Verehrer des Mannes mit großer Freude ein soeben erschienenes Büchlein begrüßen, das den Titel trägt: Thomas Carlyle's religiöse und

*) Eine deutsche zusammenfassende Monographie über Carlyle außer dem kleinen „Lebensbilde" von Oswald (1881) ist mir nicht bekannt.

Digitized by Google

sittliche Entwickelung und Weltanschauung.*) Der Herr Verfasser nennt es mit großer Bescheidenheit „eine Studie" — es gibt bekanntlich mancherlei „Studien" in der Welt. Diese ist eine umfassende, gründliche, allen Forderungen der literarhistorischen Wissenschaft genügende Arbeit, deren edle, vollendete Form nichts in üblem Sinne „Studien"haftes an sich trägt. Die Reichhaltigkeit der Quellen, aus denen Flügel geschöpft, der Fleiß, mit dem er das tausendfältige Material für seine wohlerwogenen Urtheile zusammengetragen hat, ist erstaunlich; die Genauigkeit und Vielseitigkeit der Nachweisungen in den am Schlusse des Bandes zusammengestellten ca. 400 Anmerkungen läßt nichts zu wünschen übrig. So hat er einerseits für den Nichtkenner oder bloß passiven Kenner Carlyle's ein sehr anregendes, ja, erhebendes Buch geschrieben, andererseits für den Carlyle-Forscher ein äußerst schätzenswerthes Hülfsmittel geschaffen. Er hat einen Theil unserer Dankesschuld an Carlyle abgetragen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren erster Carlyle's sittlich-religiöse Entwickelung behandelt. Dieser Theil enthält nicht etwa eine vollständige Biographie des Schriftstellers; es lag nicht in der Absicht des Verfassers, uns eine solche zu bieten: er will Carlyle nur als „moralische Macht" betrachten, „von seinem seelischen Leben die Höhen andeuten, von denen, wie von einem mächtigen Gebirge, das Auge in weite und zahllose schöne Thäler blickt — Höhen, auf denen sich die Seele selbst freier und größer fühlt." Die äußeren Lebensverhältnisse werden zwar auch knapp und genau angegeben, aber sie bilden doch nur den schmucklosen Rahmen, der das Bild der inneren Entwickelung begrenzt. Carlyle's Jugend (bis zum 21. Jahre) wird auf 5 Seiten behandelt; seine erste Liebe, die er im „Sartor Resartus" im Kapitel „Romance" geschildert hat, nur erwähnt; die trostlose Zeit, die er in zwei sehr kleinen Oertchen als Schulmeister und dann in Edinburg um das tägliche Brod kämpfend verbrachte, mit einigen scharfen, charakteristischen Strichen gezeichnet. Das alles ist durch den Plan des Verfassers gerechtfertigt; was wir aber ungern vermissen, da es doch sicher nicht ohne Einfluß auf Carlyle's Entwickelung geblieben ist, ist die Darstellung des Verhältnisses zu seiner Frau, der schönen und glänzend beanlagten Jane Welsh, welche die Natur eigens geschaffen und ein gütiges Geschick ihm in den Weg geführt zu haben schien, um dem gewaltigen Geist einen irdischen Himmel zu bereiten — eines Verhältnisses, das bei aller geistigen Harmonie, aller beiderseitigen Achtung und doch auch Liebe dennoch unglücklich war. Ich meine doch, eine Charakteristik dieser interessanten Frau wäre erforderlich gewesen. Aber das Ganze wird nur mit einigen andeutenden, wenn auch unzweideutigen Worten abgethan. — Die Akten sind noch nicht geschlossen? — Nun, dann hätte es dargestellt werden sollen, soweit die Akten thatsächlich reichen. Und schon die Correspondenz, die sich an Carlyle's erste, abgewiesene Bewerbung knüpft, wirft ganz eigenthümliche Schlaglichter auf den Charakter dieser merkwürdigen Frau. Der Verfasser hat es nicht gewollt, und so sehen wir den Geisteshelden in strahlender Beleuchtung auf der Menschheit Höhen wandeln; den Menschen, unseres Gleichen, wie ihn die Natur geschaffen hatte, und wie er leibte und lebte, sehen wir nicht.

Dieser erste Theil des Buches zerfällt in drei Abschnitte: den einleitenden, die Jugend Carlyle's (1795—1816) behandelnden, „Bekanntwerden mit der deutschen Litteratur. Gährung," (1816—34) und „Aufenthalt in London" (1834—81). Ich muß bekennen, daß diese Disposition mir im Ganzen nicht befriedigend erscheint. Mit dem Jahre 1816, dem Wechsel der Lehrerstelle von Annan nach Kirkcaldy, tritt keine wesentliche Veränderung in Carlyle's Leben ein. Die folgenden sechs Jahre, in denen er den einfachen Glauben seiner Väter und damit den anfänglich gewählten geistlichen Beruf aufgibt, in denen er freud- und ziellos, unter furchtbaren inneren Kämpfen und schweren körperlichen Leiden und Entbehrungen dahinlebt und von den finsteren Mächten seines Innern an den Abgrund des Wahnsinns oder des Selbstmordes getrieben wird, gehören untrennbar zusammen mit diesem Theile seiner jugendlichen Entwickelung. Der zweite Abschnitt sollte dann mit seiner Errettung beginnen.

Mit Recht betont Flügel, daß sein eigentlicher Erretter nicht Goethe gewesen ist, wie Carlyle selbst wiederholt ausgesprochen hat, sondern Schiller. Die plötzliche Erleuchtung, die über ihn kommt und ihm ein neues, erhabenes Lebensziel zeigt, geht von Schiller, von seiner idealen Auffassung des künstlerischen und schriftstellerischen Berufes aus. Es ist eine herrliche, von edler Begeisterung getragene Stelle im „Leben Schiller's", in welcher er sich dieses schöne Ziel klar macht: „Die Schätze, welche uns die Literatur darbietet, sind göttlich, unvergänglich; sie ist der Schrein unserer höchsten Hoffnung, das Palladium der reinen, echten Menschheit, und unter die Jünger und treuen Hüter dieser zu gehören, ist der höchste Beruf, der einem Sterblichen anvertraut werden kann. Genius, selbst wo er sich nur in schwachen Funken zeigt, ist „eine Offenbarung Gottes", eine heilige Berufung, „in alle Welt zu gehen" und treu zu arbeiten, das heilige Feuer unter den Brüdern lebendig lodernd zu erhalten, welches immer bedroht ist, von der schweren und unreinen Luft der Welt erstickt zu werden. Wehe ihm, der diese Berufung vernachlässigt und nicht gehorcht dieser „still sanften Stimme"! Wehe ihm, der mit dieser heiligen Gottesgabe der Sclave seiner niederen, unedlen Leidenschaften wird, sie auf dem Altar der Eitelkeit opfert und sie für feiles Geld dahingibt!" — „Poesie," heißt es in seinem Essay über Burns, „ist nur eine andere Form der ewigen Weisheit und Religion; nein, ist die Weisheit und Religion selbst."

War Schiller sein Retter, so wurde Goethe, dessen Studium er gleichzeitig betrieb, sein Führer auf dem Lebenswege. Ihm, dem „Heiden", aber dankt er den Frieden in seiner Brust und die tiefe, von confessionellem Beiwerk freie Religiosität, den Leitstern seines Lebens. „Wenn der Geist gebildet ist," schreibt er an seinen Bruder am 16. Februar 1832, „und die Religion in dem alten Gefäße nicht mehr zu sich nehmen kann, so muß ein neues gesucht werden. Unter diesem Gesichtspunkte ist die deutsche Literatur ganz unschätzbar. Ich kann nicht aufhören, dem Himmel zu danken für solche Männer wie Richter, Schiller, Goethe. Der letztere besonders war mein Evangelist. Seine Werke, wenn Du sie mit gebührendem Ernste studirst, sind wie ein Tagen, das uns in dunkler Nacht erscheint." — Das Evangelium der Arbeit, das Carlyle sein Leben hindurch mit aller Kraft seines Gemüths und seiner Phantasie gepredigt hat, macht ihn zum Jünger Goethe's. Ist es nicht die einfache Größe der Goethe'schen Religion, die aus den folgenden Worten hervorklingt? „Wir wollen den vergeblichen Versuch aufgeben, das Mysterium des Unendlichen zu ergründen. Es ist eben ein Mysterium, wovon wir zu allen Zeiten nur hier und da eine Zeile zu lesen vermögen. Wissen wir denn nicht, daß der Name des Unendlichen Gott ist — und Gut bedeutet? Hier auf Erden sind wir Krieger, in einem fremden Lande kämpfend. Wir kennen den Plan des Feldzuges nicht und brauchen ihn auch gar nicht zu verstehen; wir müssen thun, was uns obliegt, wie brave Krieger mit Demuth, Muth und frohem Heldensinn. „Was deine Hand zu thun findet, vollbringe es mit aller Kraft." Hinter uns, hinter jedem liegen sechstausend Jahre menschlicher Arbeit, menschlicher Siege, vor uns die unendliche Zeit mit ihren unerschaffenen und uneroberten Continenten und Freuden, und wir, ja wir selbst können sie erobern, erkämpfen, erschaffen und vom Busen der Ewigkeit scheinen uns himmlische Leitsterne. —

(Nun folgen die Goethe'schen Verse:)

Mein Erbtheil, wie herrlich weit und breit,
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.*)

Die erste schaffende Periode seines Lebens sollte die literarhistorische genannt werden: literarhistorisch ist die überwiegende

*) Von Ewald Flügel, Leipzig, Fr. W. Grunow.

*) Der „gewaltige" Aufsatz — wie Flügel ihn mit Recht nennt — aus dem diese Worte entnommen sind, trägt den Titel „Characteristics" (1831).

Digitized by Google

Masse seiner Erzeugnisse aus dieser Zeit, wenn auch die Philosophie, seine neu gewonnene und immer weiter ausgebaute Weltanschauung, eine hervorragende Stelle einnimmt in allen von ihnen, am meisten aber in seiner einzigen größeren Dichtung, von unbestimmbarer Gattung, dem „Sartor Resartus". Dieser Anlauf in Verbindung mit einigen anderen kleineren metrischen Versuchen muß ihm gezeigt haben, daß Fülle des Geistes und Gemüths und selbst eine gewaltige Phantasie noch nicht ausreichen, um den Dichter zu schaffen; daß ihm die wesentliche architektonische und rhythmische Gabe fehlte. — Diese Periode sollte von 1822—1836 reichen, dem Jahre, wo er seine „Geschichte der französischen Revolution" schrieb.

Mit dieser Arbeit, die man mit Recht ein historisches Epos genannt hat, ist ihm ein anderes Ziel seines Lebens aufgegangen; bisher hat er gestrebt, das Göttliche in der Poesie nachzuweisen, jetzt will er es in der Weltgeschichte aufsuchen. „Die Geschichte ist das einzige Epos, die allgemeine, unendliche heilige Schrift, deren vollständige Inspiration kein gesunder Mensch leugnen wird."

Auch auf diesem Gebiete hat er seine Vorliebe für Deutschland und speciell für Preußen an den Tag gelegt in seinem umfangreichsten Werke, „Friedrich der Große", in dem er das thörichte Vorurtheil, das über diesem großen Mann in Frankreich durch Voltaire, in England durch Macaulay besonders verbreitet worden war, berichtigt hat. Das ist bekannt, weniger bekannt aber, und äußerst interessant ist die in dem vorliegenden Buche abgedruckte Unterredung, die er 1852 in Berlin mit einem englischen Zeitungscorrespondenten auf Veranlassung seines historischen Projectes über Preußen hatte. „Friedrich war ein Mann von allen anerkannten Heldentugenden eines Aristides und Perikles oder Epaminondas," sagte er bei dieser Gelegenheit, „geboren in einer Zeit, wie die unsere, einer Zeit voll Lug und Trug und schändlicher Verderbtheit, einer Zeit in beständiger Gefahr überfluthet zu werden von einer Schlammsintfluth der Lüge und niederträchtigen Heuchelei: ein Mann, der sich durch alles dies nicht beirren ließ, der als Sieger darüber triumphirte, der, wenn ich so sagen soll, seinen Triumphwagen baute aus der Wagenburg, mit welcher ihn die ganze Welt feindlich umzingelte, den Triumphwagen, in dem er zu den Göttern emporfuhr. Dies Berlin, dies Preußen, so merkwürdig, stark, unbesiegbar, wie es seine Rolle in der preußischen (deutschen?) Geschichte erst noch spielen wird, er hat es gegründet, er hat es geschaffen, jeden Zoll davon; ich denke an Wren's Grabschrift: „Si monumentum quaeris circumspice"." — Als seine Prophezeihung hinsichtlich Preußens sich 1866 erfüllt hat, schreibt er an einen Freund: „Daß Deutschland von jetzt ab auf eigenen Füßen stehen und nicht von Wegelagerern zerstückelt werden soll, sondern Front machen gegen jede Art von Napoleons und hungrigen, schmarotzenden Hunden mit dem blanken Stahl in der Hand und dem ehrenhaften Vorsatz im Herzen — das scheint mir die schönste Nachricht, die wir oder Europa seit den letzten vierzig Jahren und länger gehört haben." — Von dem Reichskanzler heißt es in einer Unterredung mit seinem Biographen Conway: „Die größte Macht des heutigen Europas ist — Bismarck — und die allerstillste. Er vollendet das langsame Werk von 1700 (700 oder 170?) Jahren, aber weder mit dem Munde noch mit dem Tintenfaß. Und nicht der geringste Dienst, den er Europa erweist, ist, daß er zeigt, wie die meisten leitenden Staatsmänner Windbeutel gewesen sind." — Und in „Friedrich dem Großen" wird er wieder zum Propheten in betreff unserer Zukunft: „Teutschland (sic) hat Preußen gefunden. Preußen kann nicht besiegt werden, und wenn die ganze Welt es versuchen sollte; Preußen hat seine Feuertaufe bestanden zur Genugthuung von Göttern und Menschen; und ist eine Nation hinfort, ... eine Nation, welche sich nicht auf abgestorbene Traditionen, auf Whiggereien, Papistereien, unbefleckte Empfängnisse stützt, nein, sondern auf lebendige Thatsachen."

Carlyle's historisch-philosophische Periode umfaßt dreißig Jahre, von 1836 bis zum Tode seiner Frau (21. April 1866); nach demselben hat der siebzigjährige gebrochene Greis sich zu keiner größeren Arbeit wieder aufgerafft.

## Neue Novellen.

Besprochen von Wilhelm Bolin.

Wenn das Bessere, wie man behauptet, ein Feind des Guten ist, mit um so größerem Recht darf wohl das Schlechte als Feind desselben bezeichnet werden. Es läßt sich kaum ermessen, wie viel Gutes in unserer Schönliteratur unbeachtet bleibt, weil so endlos viel Schlechtes, durch die Zudringlichkeit der zahllosen Unterhaltungsblätter mannigfach verbreitet, die deutsche Lesewelt über und über in Anspruch nimmt. Neben diesen Tagwerkerzeugnissen von zweifelhaftem Werth gelangt in der Regel nur das Gediegene zur Geltung, das sich an einen anerkannt bedeutenden Namen knüpft, während so vieles Gute, woran unsere Literatur wahrhaftig keinen Mangel hat, klanglos vorübergeht, um erst später, auf dem Umwege irgend einer Anthologie, die ihm gebührende Würdigung zu finden.

Unter ihren vielen tüchtigen Erzählern, wie sie zumal dem gebildeten Heim besonders willkommen sein müssen, aber als solche noch lange nicht hinlänglich geschätzt sind, zählt die deutsche Literatur seit einer Reihe von Jahren den namentlich als Shakespeare-Forscher und Uebersetzer rühmlichst bekannten Freiherrn Gisbert Vincke. Von seiner Hand besitzen wir eine dreibändige Novellenreihe unter dem Titel „Im Bann der Jungfrau" — in zweiter Auflage 1873 zu Hannover erschienen, — von der jedoch die wenigsten unserer Leser gehört haben werden. Gegenwärtig müssen wir uns mit einem bloßen Hinweis auf diese überaus lesenswerthe Sammlung begnügen, interessant auch durch den die einzelnen Erzählungen umschließenden Rahmen, indem sie durch eine auf Alpenwanderung begriffene Gesellschaft vorgetragen gedacht werden, während die Mitglieder selbst in novellistische Beziehung zueinander gebracht sind. Diesmal haben wir eine neue Spende des liebenswürdigen Erzählers anzuzeigen. Sie betitelt sich „Alte Geschichten" und wurde in Münster*), dem Hauptorte in der Heimath des Verfassers, in zwei Bänden veröffentlicht.

Aus eben besagter westfälischen Stadt, wo der Autor als Regierungsrath an der dortigen Provinzialverwaltung thätig gewesen, erzählt er eine zum Theil der Wirklichkeit entnommene Geschichte aus den feineren Gesellschaftskreisen, deren Thun und Treiben im Kaffeehause, auf dem Spaziergang, beim gemüthlichen kleineren Mittagsmahl und auf dem Eisplatz, im geschlossenen Raume der Stammkneipe und auf einem Maskenfest, dem Glanzpunkt der winterlichen Vergnügungen, in lebendigster Weise veranschaulicht wird. Wie unter den früheren, beim Alpen-Unwetter erzählten Geschichten befindet sich auch in der nun vorliegenden Sammlung ein hübsches Bild aus dem Volksleben, welches ebenfalls die rothe Erde zum Schauplatz hat, der „Haidehof" benannt. Ein großer Theil der darin geschilderten Vorkommnisse ist, höchst charakteristisch in der Darstellung, einem alten treuen Diener des Gehöfts in den Mund gelegt. Noch vortheilhafter für das Gesammtbild dürfte es geworden sein, wenn das Ganze durchweg in solcher Form dem Leser übermittelt wäre, statt daß nun der Erzähler bisweilen dem alten Manne gleichsam in's Wort fällt, um über Begebenheiten zu berichten, bei denen dieser selbst füglich nicht zugegen sein konnte. Im Uebrigen enthält die Sammlung zwei kleinere Geschichten. Die eine davon „Villegiatur" betitelt und mit einer rheinischen Landschaft als Hintergrund, frisch und duftig wie ein sonniger Frühlingstag, muthet wie ein graziöses Conversationsstück an mit lauter dankbaren, prächtig gehaltenen Rollen; die andere, „Warum!" benannt und in der Nahegegend sich zutragend, entfaltet das Schicksal zweier Herzen, die sich wiederfinden, nachdem ein störendes Element, das sie eine Zeit lang für einander entfremdet, glücklich beseitigt worden. Schließlich bietet die Sammlung ein ebenso farbenreiches, wie durch Ton und Haltung durchaus lebensgetreues Bild aus dem Hofleben einer kleineren, deutlich dem südwestlichen Theile unseres Heimathlandes angehörenden Residenz nebst Umgegend. Auch hier wird, wiewohl in anderer

*) Aschendorf'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Weise, das Wiederfinden zweier Herzen erzählt, deren früherer Vereinigung nur ein Mißverständniß entgegen stand, das jedoch in den beiden Charakteren begründet war und auch behoben wird, nachdem der eine Theil mittlerweile eine läuternde Entwickelung durchgemacht. Diesem durchaus ansprechenden Paar zur Seite stehen mehrere ebenso interessante Gestalten, welche wie all' die übrigen unseres Autors, das Gepräge wirklichen Menschenthums tragen.

Die Erzählungen, wie die Figuren bei v. Vincke werden vielleicht Manchem durch eine gewisse Familienähnlichkeit auffallen, weil er mit Vorliebe brave Leute schildert und sie in Beziehungen vorführt, welche das Leben von einer angenehmen und oft auch heiteren Seite zeigen. Die Conflicte, in die er seine Gestalten versetzt, sind weder bedenklich, noch von unabwendbarer Gefährlichkeit. Er liebt es, die Menschen, denen er sein Lebensblut einflößt, einem Glück entgegen zu führen, das man ihnen gern gönnt, nachdem sie sich dessen durch ihre sonstige Tüchtigkeit verdient gezeigt, wovon uns der Verfasser durch mancherlei Thaten ihrerseits hinlänglich zu überzeugen verstanden. So entwickeln sich all' diese Geschichten unter einer gewissen Spannung, wenn diese auch keineswegs von aufregender Natur, sondern jenem Behagen gleicht, das man beim Vorüberfahren an einer hübschen Landschaft genießt. In der That tragen seine Geschichten den Charakter all' jener anmuthigen Gegenden, wo sie sich zutragen: eine sonnige Ruhe ist über die stille liebliche Natur ausgebreitet, in der die Menschen friedlich und emsig ihren alltäglichen Pflichten nachgehen, um das Leben mit einem gewissen Selbstgefühl der Zufriedenheit und einem Gleichmaß des Wohlbehagens zu genießen. Daß auch Ernstes und Schweres an sie herangetreten und sie manche Prüfung zu überstehen gehabt, merkt man ihnen wohl an, denn Lebenserfahrung und Weltkenntniß, die ohne einen solchen Wechsel der Dinge nicht erworben werden, sind ihnen hinlänglich eigen. Aber wie wir jene lieblichen Gegenden Mittel- und Westdeutschlands vorzugsweise bei einer Witterung besuchen, wie man sie sich nicht schöner bestellen kann, um die volle Freude an ihrem Anblick zu haben, so liebt es der Erzähler, seine Stoffe und Gestalten im heitersten Sonnenglanz des Lebens uns vorzuführen. Wer wird ihm das zum Vorwurf machen? — Daß derlei dem heutigen Realismus und seinem Hang nach dem Schroffen und Widerwärtigen zuwiderläuft, gibt noch keinen Grund, dem Autor deshalb die etwaige Schuld aufzubürden, daß er den angeblichen Geschmacksforderungen seiner Zeit nicht zu genügen wisse. Wer seinem Schaffen näher getreten und es in seiner Eigenart zu würdigen gelernt, wird ihm vielmehr Dank wissen, daß er, mitten in dem Bacchanal des Pessimismus, der vorläufig an der Tagesordnung ist, es sich hat angelegen sein lassen, die lieblichen, versöhnenden und herzgewinnenden Seiten des Daseins gleichsam als stillen Protest gegen jene Trübsalswollust in ihrem Recht zu betonen.

Jedenfalls aber haben wir in v. Vincke einen Autor vor uns, den man unbedingt wegen seiner Erzählungskunst die volle Anerkennung wird zollen müssen. Mit einem musterhaft wohlklingenden Deutsch verbindet er eine Gewandtheit der Darstellung, sowohl was die Gestalten, wie das sie umgebende Local betrifft, die seine Geschichten so ansprechend wie lebendig macht. Daß seine Figuren, so weit sie den oberen Zehntausend angehören, einen feinen gewählten Ton in ihrer Unterhaltung haben, wird man ebenso in der Ordnung finden, wie daß seine Typen aus den Volkskreisen nicht durch Rohheit und Klobigkeit verletzen. Ueberall und immer ist der Anstand gewahrt, und wo Schwächen und Ungehörigkeiten betont werden, geschieht es mit einem Humor und einer Schalkhaftigkeit, um derentwillen man den geistvollen Erzähler noch ganz besonders lieb gewinnt.

Auch Paul Heyse hat sich mit neuen Erzählungen eingestellt. Mit der vorliegenden Sammlung*), welche vier Novellen enthält, ist die Zahl seiner hierher gehörenden Dichtungen auf 80 angewachsen. Voll Staunen über diese nie versagende Schaffenskraft, hat man wiederum Leistungen vor sich, die von der Meisterschaft des Dichters und der Vollendung deutscher Erzählungskunst das erfreulichste Zeugniß ablegen. Durch das viele Vortreffliche verwöhnt, das man während der nunmehr bald vollendeten vier Jahrzehnte seiner schriftstellerischen Thätigkeit aus seiner fleißigen Feder zu erhalten gewohnt ist, tritt man an jedes neue Buch von ihm mit großen Erwartungen heran, und fast allemal findet man diese reichlich aufgewogen. Bei einem so fruchtbaren Dichter will das nicht so wenig sagen, weil die Menge des von ihm bereits Gebotenen leicht zu einer Erschöpfung des auszubeutenden Gebietes führen und so eine gewisse Enttäuschung bereiten könnte. Wie aber dem gottbegnadeten Forscher das Erzeugen der Melodie — man verzeihe uns die unzeitgemäße Ketzerei, das Wesen der Musik in der Melodie zu erblicken — wie von selbst zufällt, so auch scheint das Erfinden passender Motive unserem Dichter die einfachste Sache von der Welt zu sein, ohne daß er auf einem Wiederholen seiner selbst, geschweige denn auf Entlehnen von Andern, betroffen würde, wie derlei in der Musik unselten vorkommt.

Die überreiche Begabung allein, die unserem Dichter zugefallen, erklärt dies nicht hinlänglich. Hier kommt noch ein Umstand hinzu, wie er ihn uns selbst anläßlich der zehnten Sammlung seiner Novellen kundgegeben. „Damit eine Quelle nicht in den Sand verrinne", heißt es in den betreffenden Begleitworten, „muß sie umfaßt und mit einem sicheren Rande umhegt werden. Auch die Quelle der Dichtung verrinnt nur allzu bald, wenn sie nicht gefaßt wird, befestigt mit dauernden Gedanken." Ihm ward schon früh „der Blick aufgethan in manche Regionen, an denen das Auge des Poeten, wenn er nur aus Büchern und in Hörsälen philosophiren lernt, zu seinem eigenen Schaden vorbeisieht; früh hat er den Ernst des Gedankens üben und jeden schönen Schein, der nicht die Farbe der Wahrheit trägt, verschmähen gelernt." So geschult ist er an die tieferen Probleme der geistigen und sittlichen Welt getreten und ausschließlich solchen hat er die Zauberkraft seiner Dichtung zugewendet.

Bei der gegenwärtigen Sammlung ist es, wie wenn der Autor geflissentlich zu einer Umschau seiner früheren Leistungen mit Hinblick auf etwaige Wiederholung der behandelten Motive aufgefordert hätte. Der vorhin erwähnte zehnte Novellenband brachte einen „Märtyrer der Phantasie", dem sich nun eine „Märtyrerin" der nämlichen Gattung als Gegenstück beigesellt. Allerdings waltet eine gewisse Verwandtschaft in beiden Novellen vor, doch ist selbige vorliegendenfalls nicht größer als etwa zwischen diesen beiden „Martyrien" und einem ihnen gleichartigen, welches der sinnvollen Novelle „Das Ding an sich" zum Thema dient. Allemal ist es „subjectiver Idealismus" im strengsten Wortsinne, der eine Reihe ernstlicher Conflicte veranlaßt und, je nach Anlage der betreffenden Gemüther, deren unausbleiblichen Untergang an der Härte der Wirklichkeit herbeiführt oder dieser gegenüber eine erlösende Fügsamkeit der Betheiligten ermöglicht. Letzteres ist bei dieser neuen Novelle der Fall, welche das Unglück einer ungezügelten Phantasiethätigkeit beim Auffassen der Lebensverhältnisse mit einem gewissen Humor behandelt. Zugleich die letzte unter den vorliegenden Novellen, welche durchweg schwerwiegenden Problemen gewidmet sind, verleiht sie dem ganzen Buch einen versöhnlichen und gleichsam befreienden Abschluß, vielerseits hochwillkommen nach dem überwältigenden Eindruck, den man von den drei übrigen Novellen erhalten.

Deren gemeinsames Grundthema ist die Entsagung, von Paul Heyse oft mit Vorliebe behandelt. Diesem Urmotiv aller Dichtung, wie es schon in der Gestalt der Nausikaa so unwiderstehlich wirkt, weiß er stets neue Reize abzugewinnen. In „Villa Falconieri" bringt er die Geschichte einer unglücklichen Ehe zwischen einem älteren Mann und einer schönen jungen Frau, welche durch Hingabe ihrer Jugend und Treue zu einer „anständigen Versorgung" kam. Auch dies Thema hat unseren Dichter mehrfach früher beschäftigt, unter Anderem auch in der „Frau Murchera", wiewohl die

*) Villa Falconieri und andere Novellen. Neunzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, 1888.

Digitized by Google

Ausführung damals eine ganz andere war. Dort handelte es sich um ein reines starkes Herz, das allen Lockungen der Leidenschaft widersteht, um seiner Pflicht treu zu bleiben und endlich, im Begriff den Lohn ihrer edeln Ausdauer zu ernten, dennoch um ihr erhofftes Glück gebracht wird. Die vorliegende Novelle führt einen im Kriege schwerverletzten Mann vor, dem seine Gattin nicht mehr gilt als die erste beste Sache, die zu seinem Behagen dient, der überhaupt den Menschen nicht weiter nachfragt als sie ihm nützlich sind und zudem niemals Jemanden geliebt hat als sich selbst. Unter dieser kaltherzigen Tyrannei, die jedoch mit „Sammethandschuhen" ausgeübt wird, bäumt sich die junge Frau vergeblich auf und glaubt endlich eine Erlösung zu finden durch die unvermuthete Dazwischenkunft eines jungen deutschen Gelehrten, dem sie ihr Herz anbietet, nachdem sie seine schüchterne Neigung zu ihr entdeckte. Er aber „in seinem rechtschaffenen deutschen Gemüth erschrickt über den Gedanken, daß es das Weib seines Nächsten sei, dessen er begehre, die Gattin seines Gastfreundes, der ihn unter seinem Dach arglos aufgenommen, eines Krüppels, den zu hintergehen zwiefach schnöde Sünde wäre, da er, an seinen Stuhl angeschmiedet, den Gast nicht zu überwachen und sein Eigenthum vor ihm zu schützen vermöge". Gegenüber der Pflicht, die er selbst zu wahren hatte, versank Alles in's leere Nichts, was diesem Mann bezüglich seiner Gattin zur Last gelegt werden konnte. Indem jener sich selber die Treue bewahrt, fällt die unglückliche Frau dem Argwohn ihres Gemahls zum Opfer, wofür dieser jedoch eine heroische Sühne über sich verhängt.

Nicht so gewaltig, wenn auch ebenfalls tragisch, ist der Ausgang der beiden übrigen Novellen dieses Bandes, wo jedoch die Herzensneigungen innerhalb statthafter Beziehungen sich entfalten. In „Doris Sengeberg" wird das Erforderniß der Entsagung zum Aeußersten gesteigert, weil eine Blutschuld heraufbeschworen ward, welche die Betreffenden trennen muß. Allerdings handelt es sich nur um ein Duell mit tödtlichem Ausgang für den Schuldigen. Daß aber der Dichter auf solcher Grundlage kein Glück für edelgeartete Seelen bauen kann sondern hier, wie überhaupt immer, eine höhere Sittlichkeit vertritt als die „blutfreudige" unserer landläufigen Ehrbegriffe, sollten ihm alle diejenigen hoch anrechnen, welche den Stein gegen ihn zu heben pflegen, wenn er, der nämlichen tiefernsten Lebensauffassung getreu, die freien Opfer wahrhafter Liebe über dem Richterstuhl der Alltagsmoral sich erheben und vom Standpunkte jener höheren Sittlichkeit aus für schuldlos erklärt. Hingegen veranschaulicht die Novelle „Emerenz" wie das Befolgen der Alltagsmoral zu einem durchaus unrechtmäßigen und gänzlich nutzlosen Entsagen führen kann, indem es zwei eigenartige Naturen um ihr Lebensglück bringt. Anstatt dessen Forderungen allein entscheiden zu lassen, werden allerhand kleinliche, kalte, engherzige Rücksichten zu Rathe gezogen, denn „die Welt in der wir leben, erlaubt nicht, daß wir unserem Herzen folgen; sie hält strenge Polizei, und wer leichtmüthig über die Hecken und Zäune steigen will, welche die Heerstraßen einfassen, muß Strafe zahlen." Wenn auch das Beharren bei diesen Anschauungen zunächst eine gewisse Befriedigung an dem solcher Art über sich selbst gewonnenen Siege gewährt, ersieht man doch hinterher, daß man damit nur verscherzte, was nie wiederkehrt, und sich selbst um Nichts und wieder Nichts beraubt hat, wo man überschwänglich beschenkt werden sollte. Es handelt sich nämlich, wie leicht zu errathen, um einen Herzensbund, der in den Augen der Welt als Mißheirath gegolten hätte, gleichwohl aber die einzig richtige Folgeäußerung der beiderseits erwachten Gefühle gewesen wäre. Höchst sinnvoll ist dies Problem der Möglichkeit rein menschlicher Beziehungen bei obwaltender Standesverschiedenheit an die sociale Bewegung der Gegenwart geknüpft, deren Vorführen dem anziehenden Seelengemälde einen gehaltvollen Hintergrund bietet.

Indem wir den deutschen Erzählungsschatz zu dieser neuen Bereicherung beglückwünschen, sei noch auf Einzelnes in der Darstellung hinzuweisen gestattet, was bei unserem Dichter freilich nicht neu, immerhin aber des ausdrücklichen Hervorhebens werth ist. Wir meinen zunächst das Anschauliche in den Landschaften, womit er den Schauplatz seiner diesmaligen Novellen belebt: die Umgebung von Rom, die Rheingegenden und Mitteldeutschland stehen in farbiger Deutlichkeit da, wobei die Erzählungen selbst, sei es in der Form einfachen Berichtens oder durch Selbstbekenntnisse der Betheiligten in ergreifendster Unmittelbarkeit an uns herantreten. All' dies wirkt frisch und anmuthend, nicht zum wenigsten deshalb, weil es in einer Sprache geschieht, die an Fülle und Kraft stets neu, vor jeglicher Wiederholung und Einförmigkeit im Ausdruck bewahrt geblieben ist.

---

## Feuilleton.

### Eine Mutter.

Von J. Faber.

Sie war eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen. Es war schon etwas Eigenes um ihre Figur. Sie war mehr als mittelgroß und von ebenmäßigstem Wuchs. Wie schön war die Linie, die sich vom Nacken nach dem Haupte zog, wenn sie sich wandte! Und wie stolz und frei trug sie dieses Haupt mit dem dunklen, leicht welligen Haar! Vor Allem anziehend waren ihre dunklen großen Augen. Sie schienen beständig nach Etwas zu suchen, das vielleicht irgendwo in weiter Ferne war; Sehnsucht und Verlangen lag in ihrem Blick, ja, ich möchte sagen, ihr ganzes Wesen, ihre Bewegungen drückten ein Suchen, drückten Sehnsucht aus. Es war, als wäre sie nicht recht bei der Sache, wenn zu ihr gesprochen wurde, ihre Gedanken schienen wo anders zu sein, so verbindlich auch das Lächeln ihres reizvollen Mundes war, an dessen Kommen und Gehen man wohl merken konnte, sie folge der Unterhaltung des Assessor von der Golz, der neben ihr stand. Sie sah müde aus und doch ruhelos. Jetzt erhob sie sich, der Assessor reichte ihr seinen Arm, das Paar verschwand im Nebenzimmer.

„Wer war die Dame, gnädige Frau?" wandte ich mich an die Herrin des Hauses, Frau von Zanten.

„Sie kennen sie nicht, Doctor? Unmöglich! Gräfin Ina Frohnsdorff, die »schöne Gräfin«, wie man sie jetzt nennt, früher hieß sie die schöne Baronin. Sie ist von ihrem ersten Gatten, dem Baron Berg, geschieden."

„Dem Baron Berg auf Bergheim?"

„Gewiß."

Also das war die schöne Gräfin, die schöne Baronin! Ihren ersten Gemahl, den Baron Berg, kannte ich. Das Wohnhaus von Bergheim lag in der Nähe einer kleinen Bahnstation, die ich oft auf meinen Fahrten nach der Hauptstadt berührte. Hier hatte ich den Baron oft, wenn auch nur flüchtig gesehen. Erst neulich sah ich seinem Wagen neben dem Bahnhofsgebäude. Ein Knabe im Alter von ungefähr fünf Jahren saß neben einer älteren Dame auf dem einzigen Sitze des kleinen Jagdwagens. Der Knabe — Gott, sollte er Ina's Kind sein, sollte sie den verlassen haben!

„Ja, es ist hart für Ina," ertönte neben mir die Stimme der Hausfrau, „vor sechs Wochen starb ihr jüngstes Kind, die kleine Adele, ich glaube an Diphtheritis, und der Graf erlaubte ihr nicht, der Beerdigung beizuwohnen, ja sie hat nicht einmal Trauer angelegt, wie Sie sehen."

Die Damen ergingen sich in entrüsteten Aeußerungen über des Grafen Härte, doch die Hausfrau setzte sofort ihre stolzeste Miene auf. „Mein Gott, bei Ina's Temperament und Vergangenheit ist Strenge allein angebracht. Der Graf wird wohl am besten wissen, wie er sie zu behandeln hat," fügte sie etwas hämisch hinzu.

Ich hatte genug gehört — Ina's Vergangenheit! So jung, und schon eine Vergangenheit, so jung und schon Mutter zweier Kinder, und noch mehr, eine Mutter, die ihre Kinder verlassen hat! Da eben erschien sie wieder auf der Schwelle des Zimmers, diesmal am Arme ihres Gatten, sie kamen, um der Hausfrau Adieu zu sagen. Ina's Gesichtsausdruck

Digitized by Google

war ein anderer geworden, es sah aus, als fühle sie sich erleichtert, die Gesellschaft verlassen zu dürfen. Graf Frohnsdorff war als Lebemann der schlimmsten Sorte bekannt; man sagte von ihm, daß er stets die schönsten Hunde und Pferde haben müsse, nun hatte er auch die schönste Frau.

Dem praktischen Arzt ist die Zeit der Erholung knapp zugemessen, meine Patienten warteten auf mich, auch ich mußte gehen. Als ich auf die Straße trat, sah ich noch einmal das schöne, bleiche Gesicht der Gräfin Frohnsdorff am Fenster ihres Wagens. Wieder schien es mir, als schaue sie suchend und sehnend in das Dunkel des Abends. — Auch im Traume sah ich noch dieses süße, weiche Gesicht, diese so liebeverlangenden Augen, die so gar nicht für eine Mutter paßten, die ihre Kinder verlassen konnte.

Wochen vergingen, Wochen schwerer Arbeit für mich; der furchtbare Würgengel der Kinder, eine schwere Diphtheritisepidemie hatte unsere Stadt heimgesucht. Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe gehabt. Eben war ich spät am Abend nach Hause gekommen, müde und matt, fest entschlossen, mich nicht mehr sprechen, noch mich fortholen zu lassen, da fand ich auf meinem Schreibtische eine Depesche aus Bergheim. Baron Berg bat mich in Vertretung eines erkrankten Collegen, dessen Praxis ich übernommen hatte, unverzüglich nach Bergheim zu kommen, sein einziger Knabe sei schwer erkrankt, wahrscheinlich an Diphtheritis. Sein Wagen werde mich am Bahnhofe erwarten. Wie schon so oft, mußte auch heute Angesichts des drohenden Todes alle Müdigkeit weichen und eine Nacht geopfert werden. Noch eines trieb mich aber, dem Rufe Folge zu leisten: es war das Kind der Gräfin Frohnsdorff, das da draußen krank lag, gewiß von sorgenden Händen und Augen behütet, aber doch der Mutter entbehrend. Ob es nicht in seiner Angst, seiner Fieberhitze, seiner Athemnoth die Händchen nach der Mutter ausstreckte oder hatte das Kind die Mutter bereits vergessen? Und die Gräfin? Wußte sie, ahnte sie, in welcher Gefahr ihr nunmehr einziges Kind schwebte? Sagte es ihr nicht eine Stimme in ihrem Innern? O, über diese Damen der Gesellschaft! Sie tanzte vielleicht, indeß ihr Kleiner da draußen elend und krank lag! War sie denn überhaupt je des Glückes würdig gewesen, Kinder zu besitzen, — sie, die dem Vater dieser Kinder untreu geworden?

Das Alles ging mir durch den Kopf, als ich dem Bahnhof zueilte. Es war ein abscheuliches Wetter; der Wind heulte an allen Straßenecken und peitschte den kalten Regen. Eine leere Droschke kam mir entgegen; ich winkte, der Kutscher fuhr aber unbeirrt weiter; er mochte dem Gaul wohl Ruhe gönnen; mit dem Arzt ist das freilich was anderes, schalt ich in mir, Tag und Nacht auf den Beinen! Ich kam nur gerade noch zum Abgang des letzten Zuges zurecht, der Schaffner riß die Coupéthür auf, um sie schnell hinter mir in's Schloß zu werfen, und schon setzte sich der Zug in Bewegung. Gott sei Dank, das Coupé war geheizt, mir wurde wärmer. Die Station X war bald erreicht. Es schien, ich stieg allein hier aus. Ein Diener in der Livree des Baron Berg erwartete mich auf dem Perron, er führte mich zu dem neben dem Bahnhofsgebäude stehenden Wagen. Plötzlich zog er seinen Hut und blieb in ehrerbietiger Haltung stehen. Zwei Frauen gingen an uns vorüber, die eine in ländlicher Tracht, die andere in weitem, die Figur verhüllendem Mantel und dicht verschleiert. Als der Diener den Wagenschlag geöffnet, blieb er wie unschlüssig neben der offenen Thür stehen und erst, als er sah, daß die beiden Frauen ihren Weg unbeirrt fortsetzten, schloß er dieselbe; die Pferde zogen an und fort ging es durch die kalte, stürmische Winternacht.

Wohl schon nach zehn Minuten waren wir vor der kleinen Villa angelangt. Baron von Berg bewillkommnete mich mit einem Worte des Dankes für mein Kommen und führte mich sogleich an das Bett des kranken Knaben. Ich fand einen hoffnungslos Erkrankten! Die entsetzliche Krankheit war mit großer Heftigkeit aufgetreten. Von dem ersten Ausgangspunkte aus hatte sich ihr Gift bereits dem ganzen Körper mitgetheilt, das junge Leben zerstörend und aller menschlichen Kunst spottend! Ich hatte nicht die Kraft, dem unglücklichen Vater, der bleich und kummervoll am Bett seines Kindes stand, die Wahrheit zu sagen, ich murmelte Etwas, von „vielleicht noch Hoffnung". Der Baron drückte mir heftig die Hand, ich sah, er trug am Arme noch den Trauerflor um sein kleines todtes Mädchen. „Er ist mein Einziges", sagte er, Thränen im Auge. — Ich traf alle nothwendigen Anordnungen, setzte den Inhalationsapparat in Thätigkeit, ließ dem fiebernden Kinde Eisumschläge machen und so weiter. Der Baron bat mich, einen kleinen Imbiß mit ihm einzunehmen, ich dankte und bat mir nur ein Glas Wein aus, ich wollte den Kleinen nicht verlassen. Auch der Baron blieb nun im Krankenzimmer. Ich hatte Muße, ihn zu betrachten. Er mochte in der Mitte der Vierziger sein, war also wohl zwanzig Jahr älter, als seine geschiedene Gemahlin, er war von sehr stattlicher Figur, im Vollbesitze männlicher Kraft. Auf seinem Gesicht lag augenblicklich der Ausdruck einer tiefen Angst und Sorge, er wandte sein Auge nicht von dem Knaben. — Auch ich mußte ihn immer wieder anschauen, er trug Ina's Züge. Das war dasselbe edle Profil, dasselbe weiche, leicht wellige Haar, dieselben wunderbaren Augen, deren Glanz noch durch die Hitze des Fiebers erhöht wurde. Dem Vater ähnelte der Knabe aber nicht. — Auch des Barons Mutter, eine noch rüstige Dame, weilte in dem Zimmer. Im Nebenzimmer harrten ein Diener und eine junge Dame, vielleicht die Erzieherin, aller Befehle, die der Zustand des Kranken erforderlich machte. — Tiefe Stille herrschte, auch das Kind lag ruhig. Da gingen einige Thüren, Stimmen wurden laut. Die alte Baronin erhob sich, ihr unruhiger Blick fiel auf den Baron. Eine heiße Blutwelle überfluthete sein Gesicht, doch wurde er sofort todtenbleich. Er sprang auf. Hochaufgerichtet stand er in der offenen Thür und starrte in's Nebenzimmer, aus dem hastig die Erzieherin zu uns trat.

„Die Gräfin," flüsterte sie entsetzt, die Hand auf ihr Herz gepreßt, „die alte Rose hat es ihr verrathen!"

„Großer Gott!" rief die Baronin und warf sich am Bette nieder den kleinen Knaben mit den Armen umschlingend.

„Meine Dame!" ertönte des Barons Stimme; ein Schauer durchrieselte mich, so kalt, so fest, so höhnisch klang seine Stimme.

„Egon, Egon, laß mich zu ihm! Du mußt es, habe Erbarmen."

Sie schluchzte. Der Graf riß am Klingelzug.

„Führen Sie die Gräfin Frohnsdorff zum Wagen," rief er dem eintretenden Diener zu.

„Nein Egon, nein, er ist mein Kind, wie Deines! Laß mich zu ihm, seine Mutter! — Barmherziger Gott!" schrie sie plötzlich unter lautem Schluchzen — der Baron hatte ihr ein häßliches Wort zugerufen, — sie war in ihre Knie gesunken und jetzt, jetzt schluchzte auch er. Armer Mann! er liebte sie noch — dennoch, dennoch! Und ich, war ich erst vom Schrecken wie gelähmt gewesen, so gab mir die Sorge um das schwer kranke Kind die Besinnung wieder. Ich wollte die Thür schließen, da ertönte die Stimme des kleinen Egon vom Bettchen her:

„Mama, Mama!"

Er machte sich aus den Armen seiner Großmutter frei und wollte sich aufrichten und da, unter Schluchzen und Jauchzen war sie auch schon bei ihm. Des Kindes Arme schlangen sich um ihren Hals, ihre Locken vermischten sich.

„Mein Kind! Mein süßer kleiner Junge!"

Großer Gott, ich durfte das Alles nicht dulden, welche Aufregung für das Kind!

„Frau Gräfin," sagte ich leise aber fest, „ich bitte, entfernen Sie sich, der Knabe braucht Ruhe."

„Der Knabe braucht Ruhe" — sagte sie und sah mich mit todestraurigen Augen an, „die hat er bei der Mutter wohl am ehesten."

Sie war plötzlich still und gefaßt, legte das Kind auf seine Kissen zurück, blieb aber am Bette knieen und hielt seine heißen Hände; ich ließ sie gewähren. Die alte Baronin war fort, nach dem Baron wagte ich nicht, mich umzusehen, doch schien das Nebenzimmer leer zu sein. Des Kindes Zustand hatte sich durch die Aufregung offenbar verschlimmert. Der kleine Egon hatte erst noch eine Weile seine Mutter angesehen, es war, als beruhigte ihn ihre Nähe in der That. Jetzt aber fingen die kleinen Hände an zu zucken, die Brust hob und senkte sich schneller, er warf sich unruhig hin und her. Eine bange stille Stunde verging, es ging zum Ende. Es war meine Pflicht dies den Baron wissen zu lassen. Ich schellte und beauftragte den eintretenden Diener. Des Barons Mutter trat herein.

„Ina," sagte sie weich aber fest, „der Baron möchte seinen Sohn sterben sehen. Ich habe Ihr Zimmer in Ordnung bringen lassen."

Digitized by Google

Gräfin Frohnsdorff zuckte zusammen. Sie wußte, was in diesen Worten lag, sie hatte das Recht verscherzt ihrem sterbenden Kinde nahe bleiben zu dürfen. Sie küßte des Knaben Hände und Augen unter unterdrücktem Schluchzen, dann wankte sie hinaus. Nach einer Viertelstunde war der kleine Knabe in den Armen seines Vaters gestorben.

Man wies mir ein Zimmer an; ich warf mich auf's Bett, doch wollte kein Schlaf in meine Augen kommen. Bald sah ich das sterbende Kind, bald Ina's bleiches Antlitz, bald des Barons kalte Züge. Am andern Morgen fuhr ich mit dem ersten Zuge nach Z. zurück. Ich erfuhr noch, daß Gräfin Ina das Haus sofort verlassen hatte; wo sie die Nacht zugebracht wußte Niemand.

Nach einigen Wochen erzählte mir Frau von Zanten bei der ich Ina am Anfang des Winters zum ersten Male gesehen, Ina sei schwer erkrankt an einem Nervenfieber, das sie sich durch eine Erkältung zugezogen habe. Bald darauf las ich ihre Todesanzeige in den Zeitungen. Den Baron von Berg sah ich vor Kurzem. Sein Haar war ergraut, seine Haltung gebückt. Er war ein einsamer armer Mann geworden.

## Aus der Hauptstadt.

### Opern und Concerte.

Zwei neue Operetten. — Philharmonische Concerte. Neue Orchesterwerke: Tschaikowski, Stanford, Strauß; Concert für Violine und Cello von Brahms. Quartett von v. Perger.

Es ist für den Berichterstatter einer ernsten Wochenschrift der Reichshauptstadt ein beschämendes Gefühl, von keiner anderen musikalischen Bühnenneuheit sprechen zu können, als von Operetten, darauf hinweisen zu müssen, daß die Königliche Oper immerwährend das alte Repertoire aufwärmt, und selbst dieses nur mit fremden Gästen durchführt. So lange als der Unterzeichnete die Königliche Oper kennt — seit 1862 — hat dieser Winter 1887/88 zum ersten Male eine Erscheinung gebracht, die bisher von Jedermann als unmöglich betrachtet wurde: das reich dotirte erste Kunstinstitut der deutschen Reichshauptstadt beruft in der „hohen Saison" fremde Sänger und Sängerinnen als Gäste, um Rollen zu vollführen, welche kurz vorher von den eigenen Mitgliedern studirt und mit bestem Erfolge gegeben worden waren! Seit einem Jahre tauchen „Rheingold" und „Götterdämmerung" allmonatlich in den Zeitungsnachrichten auf, ihre Vorführung wird als in nächster Zeit stattfindend verkündigt — und wenn der bestimmte Zeitpunkt herangerückt ist, dann wird es wieder stille. Die Capellmeisterfrage ist noch immer eine sehr brennende, und es steht zu befürchten, daß die Berufung des Herrn Sucher aus Hamburg sich nicht als vollkommen geeignetes Löschmittel bewähren wird. Der genannte Herr ist zwar ein sehr geschickter Theatercapellmeister, aber die jetzigen Verhältnisse unserer Oper verlangen in gleichem Maße ästhetische Bildung und Energie und Routine der Leitung, sie verlangen einen Mann, wie z. B. Jahn in Wien oder Mottl in Karlsruhe, die für Alles, was zum Gesammtwirken in einem großen Opernwerke gehört, Verständniß und Blick und das nothwendige persönliche Ansehen und die Entschiedenheit besitzen, um Verständniß und Blick zu maßgebender Geltung zu bringen.

Wenden wir uns von diesen wenig erfreulichen Betrachtungen zu den Operetten, die auch nicht gerade zu dem Vergnüglichen des Kunstberichterstatters gehören. Eine französische Operettengesellschaft hat im „Walhallatheater" ihren Einzug gehalten, mit der alten „Mascotte" begonnen, dann „Joséphine vendue par ses soeurs" gebracht, die auch schon hier gegeben ward, endlich eine neue komische Oper von Lecocq, „Le coeur et la main", vorgeführt, die entschiedenen Erfolg gewann. Wenn sie auch nicht an die Originalität und Frische der „Fille de Mlle Angôt" reicht, so enthielt sie doch viele sehr hübsche und anregende Nummern und ist durchwegs fein gearbeitet, nach dem Vorbilde der wahrhaften französischen komischen Oper Auber's und Boieldieu's. Das Libretto ist auf die alte Märe von der gezwungenen Prinzenheirath erfunden, bei welcher der Ehemann seine Gemahlin nicht ansieht, nicht mit ihr spricht, sich in ein Bauernmädchen verliebt und schließlich entdeckt, daß dieses Bauernmädchen seine verkleidete Frau war. Der alte Stoff ist geschickt verarbeitet. Was nun die Darstellung betrifft, so wird das Genre der komischen Oper oder Operette immer eine Domäne der Franzosen bleiben. Ihre angenehme, für leichtes Geplapper so passende Sprache, die anmuthige Beweglichkeit der romanischen Rasse, die eigenthümliche sprechende Gesangsweise (die Franzosen sagen elle a très bien dit cette romance), das treffliche Zusammenwirken wird ihnen immer größeren Erfolg sichern, als den Deutschen, selbst wenn diese besser singen. Die Primadonna dieser französischen Truppe, Mlle Decroza, ist nicht mehr jung und die Stimme hat die Frische schon lange verloren; nichtsdestoweniger gewinnt sie den Antheil der Hörer durch überaus anmuthiges Darstellungstalent und durch ein noch immer einnehmendes Aeußere. Die zweite, Mlle oder Mme Gillette, war niemals hübsch und ist nicht mehr jung, spielt aber sehr munter. Ausgezeichnet ist der Tenor Poirier, mit einer sehr angenehmen dunklen Stimme, vortheilhaftem Aeußern und ausgesprochenem Talente begabt. Der Buffo, Herr Schmidt, hat nicht einen Ton in der Kehle, spielt aber sehr unterhaltend. Ein Besuch dieser Vorstellungen ist also jedenfalls empfehlenswerth.

Das „Friedrich-Wilhelmstädtische Theater" ist auch mit einer „komischen Oper" hervorgetreten: „Die Dreizehn", Text von R. Genée und Zell, Musik von Genée. Ich kann ihr auch mit dem besten Willen nicht dasselbe Lob spenden, wie ihrer Vorgängerin den „Sieben Schwaben" von Millöcker (Text von Wittmann). Das Libretto ist theilweise einer alten Halevy'schen Oper „Les treize" nachgebildet, doch auch vielfach selbständig erfunden. Dreizehn junge österreichische Offiziere, die in der Lombardei (1820) auf Manöver sind, schließen einen Bund, dessen Mitglieder keine dauernde Verbindung mit Damen, geschweige denn eine Ehe eingehen dürfen. Aber der Hauptdreizehner, der Präsident Rittmeister Baron Plankenstein, ist schon verheirathet und spielt nur den Junggesellen. Seine Frau kommt nach Italien, um den geliebten Gatten zu überraschen, lernt zufällig auf einer Poststation einen der Dreizehn kennen, erfährt durch ihn, daß der „Junggeselle" Baron Plankenstein einer berühmten Primadonna den Hof macht, und beschließt sich zu rächen. Sie gibt sich für eine unverheirathete Primadonna aus, nimmt scheinbar die Huldigungen des anderen Offiziers an. Es gibt nun komische Verwickelungen, die mit der Versöhnung der Ehegatten endigen. Der Bund löset sich auf, da inzwischen auch andere Mitglieder sich in das heilige Joch begeben haben.

Das Textbuch ist sehr geschickt gemacht und hat vor vielen anderen den Vorzug, daß der dritte Act nicht der schwächste ist, vielmehr einige besonders unterhaltende Scenen bietet. In der Musik des Herrn Genée waltet einerseits das entschiedene Streben nach vornehmer Haltung, andererseits die Gewohnheit der alten Operettenformen. Einige Stücke sind thatsächlich sehr gelungen, fein erdacht und instrumentirt, in anderen dagegen treten die Walzer- und Polka-Rhythmen und die abgebrauchten sogenannten „pikanten" Accorde aufdringlich hervor. In dieser Weise geräth das Publikum in ein Schwanken, bei welchem gerade die besten Stücke unbeachtet bleiben, und gleichzeitig die anderen doch auch nicht den vollen Erfolg gewinnen. Die echte deutsche komische Oper wird erst zur Entwickelung gelangen, wenn ein talentirter Componist es unternimmt, einheitlichen Stil einzuhalten, ohne das mindeste Zugeständniß an die abgetragenen Moden, und auf die Gefahr hin, mit dem ersten und zweiten Versuche beim großen Publikum nicht durchzudringen. Der zuletzt errungene Erfolg wird dann ein um so entschiedener, dauernder sein.

„Die Dreizehn" haben übrigens eine vielfach verdiente, sehr gute Aufnahme gefunden; aber gerade die besten Stücke wurden nicht gewürdigt. Die Darstellung war eine vortreffliche. Frl. Drucker, Frl. Stubel, die in alten Rollen unübertreffliche Schmidt, die Herren Fagin, Hanno, Klein und Wellhoff boten ein prächtiges Zusammenwirken.

Im Concertleben behaupten die Philharmonischen Concerte unter Hans v. Bülow's Leitung die erste Stelle; was er als Dirigent leistet, ist auch das denkbar Genialste. Das Orchester ist wie umgewandelt, wenn er am Dirigentenpulte steht, spielt mit einem Schwunge und Sicherheit, die das Publikum immer zum stürmischen Beifall hinreißen. Die Aufführung von Mendelssohn's „Schottischer Symphonie" und dem Vorspiele zu den „Meistersingern" — zwei sehr oft und in guter Wiedergabe gehörten Werken — haben einen Jubel erregt, das letztgenannte mußte nach minutenlangem stürmischen Rufen wiederholt werden! An neuen Orchesterwerken brachten die Philharmonischen Concerte eine Symphonie „Aus Italien" und eine „Irische Symphonie" von Villiers Stanford, zwei starke Gegensätze, jene feurig, kühn, vielfach originell und von bedeutendem Talente zeugend, aber ungeklärt, diese fein, melodiös, in der Form abgerundet, klar, aber weniger erfindungsreich; selbstverständlich gefiel diese dem Publikum besser. Der geniale russische Componist Tschaikowski dirigirte in einem populären Philharmonischen Concerte einige seiner geistvollen Orchesterwerke; unter diesen hebe ich besonders die Einleitung und Fuge aus einer Suite hervor, weil sie jede Streitfrage beseitigt; gegenüber der anderen Composition konnte die Klage über Gewaltsames hier und da berechtigt erscheinen; aber diese Fuge ist ein Meisterwerk origineller Erfindung und kunstvoller Gestaltung. In einem Philharmonischen Concerte haben Joachim und Professor Hausmann das neue Concert für Violine und Cello von Brahms (Manuscript) ausgeführt. Es ist ein Werk, gedankenschwer und voll herrlicher Momente, aber ungeheuer schwer, und nur bei so vollendeter Wiedergabe (auch nur dem Kenner) faßbar. Im Gegensatze steht das Quartett eines Wiener Componisten, Herrn v. Perger, das Joachim und Genossen in ihrem Abende zu Gehör brachten. Es ist liebenswürdig, sehr melodiös und gut gearbeitet; nicht tief gehend, aber doch nicht oberflächlich, also angenehm und achtungswerth.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

# Notizen.

Noch immer wirft die phantastische Fausterklärung ihre wunderlichen Blasen. Die neueste, welche Louvier den Preis der Verbohrtheit streitig machen kann, staunen wir in dem ersten, eben zu Breslau bei Victor Zimmer erschienenen Stücke der „Faststudien von Joh. Konr. Wagner“ an, welches sich mit der besonderen Marke einführt: „Goethe's »Ideal und Leben« (Faust II, Scene I) Mephistopheles und Ariel“; denn hier ist das Unmögliche geleistet, sollte das Ganze nicht ein toller Spaß sein, für den freilich acht Bogen zu lang wären. Der neue Mystagog, der uns den esoterischen Sinn enthüllt, sieht überall das Bild Schiller's, der auch Mephistopheles und Ariel sein muß. Der ersten Scene des zweiten Theiles liegen Motive von Schiller's Gedicht „Ideal und Leben“ zu Grunde, ja, auch dessen frühere Ueberschrift „Das Reich der Schatten“ hat Goethe benutzt, da er den Faust in das Reich der Schatten hinabsteigen und „der Menschheit Götterbild Helena“ heraufholen läßt, „die Gespielin seliger Naturen, nämlich der Dioskuren Kastor und Pollux und auch der Dioskuren Goethe und Schiller“. Und nun „spielt sich auf der Bühne das Drama »die Räuber« ab“, was freilich eben so wahr, wie daß „das Drama »Kabale und Liebe« schon im ersten Theile des »Faust« enthalten ist“. Die Scene der Spaziergänger „Vor dem Thore“ lehnt sich an Schiller's Gedicht „Der Spaziergang“ an, obgleich beide nichts mit einander gemein haben, als daß spazieren gegangen wird. Schiller ist auch ein Homunculus, der erst durch verschiedene Metamorphosen durchgegangen, ehe er „ein neuer Arion auf dem Rücken des Delphins, d. h. des Dauphins, des Frankenkönigs Goethe [wir hören später, Goethe sei König Karl in Schiller's „Jungfrau von Orleans“] Rücken in die Arme Galateas gleitet“, was kurzer Hand an die Stelle vom Zerschellen an Galateas Thron gesetzt wird. Wenn Goethe launig von den Tollheiten und Possen seines „Faust“ spricht, so ist dies durchaus ernst zu nehmen; sie sind „so toll, wie nur die Tollheiten des Aristophanes, aber sie zu sehen, ist nicht Jedermanns Sache“. Größtentheils sind es „etymologische Possen“; nur der Esoteriker sieht überall die „schönen Räthsel“. Neben dem Grundmotiv der Einleitungsscene, das in Schiller's „Ideal und Leben“ glücklich gefunden ist, sind auch andere Motive Schiller's, besonders aus dem „Berglied“ und dem „Alpenjäger“, von hoher Wichtigkeit, wie das in der Schrift, deren Vorrede wir bisher gefolgt sind, gar ergötzlich zu lesen ist. Zu den ganz neuen Entdeckungen, die, als wären sie gar nichts, nebenher gespendet werden, gehört es, daß Christiane Vulpius schon vor Goethe's Abreise nach Italien einen tiefen Eindruck auf diesen gemacht hatte (S. 7), und wenn wir auch keine Kunde haben, daß sich schon damals ein förmliches Verhältniß angesponnen, so wird er doch wohl „Nachts zum geliebten Mädchen geschlichen sein“. Jedenfalls floh er, um sich dieser „unseligen Liebesleidenschaft“ zu entziehen, nach Italien, aber „der Teufel Amor folgte ihm und sachte, wie Mephistopheles in Faust, ein wildes Feuer in des Dichters Brust an, das ihn nach Weimar zurücktrieb“ (S. 9). So ist denn nach unserem Krystallseher alles Flunkerei, was wir von Goethe's römischer Liebe und dem immer wieder verlängerten Aufenthalte des zum Künstler sich ausbildenden Dichters in Rom, von den ihn wirklich nach Deutschland zurückziehenden Magneten wissen. Mit derselben Leichtfertigkeit wie die Dichtung wird des Dichters Leben entstellt, woran wir leider neuerdings durch unsere geistreichen Forscher gewöhnt worden sind. Wagner belehrt uns, der erste Theil des „Faust“ sei nicht der von 1774 und 1775, sondern eine Umarbeitung, „hervorgewachsen aus den schwierigen Verhältnissen, in denen Goethe sich seit 1788 befand, mit Benutzung des früher Gedichteten, so weit es anging“. Und doch wissen wir jetzt so zuverlässig, wie es irgend möglich, daß der junge Dichter die Gretchentragödie wesentlich zu Weimar vollendet hatte, dann im März 1788 den Faden des „Faust“ wiedergefunden zu haben glaubte und darnach den weiteren Plan entwarf. Die Lücke, die er Anfangs gelassen, fiel zwischen die erste Scene mit Wagner und die Verbindung mit Mephistopheles. Ja freilich, wenn Schiller Mephistopheles ist, dann hätte Wagner recht, daß Goethe die Einleitung des Paktes nach dem Bunde mit diesem besser dichten konnte. In Rom ahnte ja Goethe noch nicht die Möglichkeit eines solchen, und nur Wagner's taschenspielerische Verwechselung wird eine Aehnlichkeit zwischen dem Dioskurenbunde und der Teufelsverschreibung herauswittern können. Hat er ja sogar in Schiller's „Jungfrau von Orleans“, deren Entstehung uns klar vorliegt, eine Darstellung der Befreiung Goethe's aus der großen Noth und Bedrängniß zu sehen vermocht, in welcher dieser durch seine Gewissensehe gerathen war, und ferner Johanna zum Spiegelbilde Christianens gemacht, anderer ähnlicher Truggebilde nicht zu gedenken. Triumphirend ruft er: „Goethe's Faust ist ein Enkomium Mooriae (so schreibt er absichtlich) zum Preise dessen, welcher der (Karl) Moor und (Gott) Thor an sich war (das soll heißen Schiller's). Dagegen läßt sich natürlich mit verständigen Gründen nicht kämpfen. Fragt man aber, wie ein wissenschaftlich gebildeter Mann zu solchen Thorheiten und den das ganze Heft durchziehenden Geschmacklosigkeiten sich habe verirren können, so ist die einzige Quelle derselben der lustige Einfall, der Einleitungsscene des zweiten Theiles liege die Rettung Goethe's durch Schiller zu einem neuen Leben zu Grunde. Dieses zu beweisen, strengt er all seinen Scharf- und Spürsinn an, worüber er denn in immer größere Verblendung, in einen wahren Schillerwahn geräth, der, statt auf die trotz aller Märchenhaftigkeit künstlerisch einheitliche Dichtung zu achten, nur „Schiller und Goethe und ihre Weisheiten“ unter allen Masken sucht. Schiller erklärt ihm auch alle Dunkelheiten. So muß z. B. die Erklärung der Verjüngung Fausts durch den Hexentrank von Schiller's 1796 gedichteter „Quelle der Verjüngung“ ausgehen, und wenn „Faust-Schiller“ dort klagt, diese Sudelköcherei werde ihm wohl nicht dreißig Jahre vom Leibe schaffen, die Scene 1789 gedichtet sein, weil Schiller damals eben dreißig Jahre alt wurde, wobei der Entdecker nicht merkt, daß es diesen dann wünschen läßt, noch ungeboren zu sein. Der Grundquell des Uebels ist auch bei diesem Entdecker die Sucht, einen tieferen Sinn auszuspüren. Wer aber die Dichtung, wie sie der Dichter schuf, in treuer Aneignung und klarem Verständniß des Ausgesprochenen in sich aufgenommen, wird nach keinem solchen verlangen, er wird wissen, worauf das viel mißdeutete „Hereingeheimnissen“ sich bezieht, und gegen jeden Versuch, einen Doppelsinn zu erspähen, gefeit sein. Das einzige Heilmittel gegen das durch begabte Geister genährte Fieber willkürlicher, des Dichters Schöpfungen und Leben verunstaltender Ausdeutung liegt in fester Methodik, die um so nöthiger ist, je schwieriger die Dichtung, deren Mangel sich aber auch bei leichteren Gedichten empfindlich rächt, wovon zu viele warnende Beispiele vorliegen, durch die man sich leider nicht warnen läßt. H. Düntzer.

Kamerun. Skizzen und Betrachtungen von Max Buchner. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der Verfasser dieser Aufsätze lebte längere Zeit als Arzt in Kamerun und war zeitweilig daselbst interimistischer Vertreter des Deutschen Reiches. Ein sachverständiges Urtheil ist ihm deshalb zuzutrauen, umsomehr, da die Lectüre und schon die ganze Anordnung des Inhaltes dieser Berichte uns überzeugen, daß ihr Urheber gleich weit von dem Optimismus, wie von dem Pessimismus entfernt zu bleiben sich bemüht, welche die klare Orientirung des Inländers über die dortigen Verhältnisse bisher so unendlich erschwerten. Ein möglichst eingehendes und doch von jeder Tendenz freies Buch über unsere Colonie war höchst nothwendig geworden. Wohlan, wir glauben es in der vorliegenden Sammlung gefunden zu haben. Buchner schildert uns in einem ersten Theil zunächst Land und Leute, ohne Schönfärberei, aber auch ohne die Schwarzseherei, die einen Theil unserer Presseberichte über Kamerun mit ihrem Duster erfüllt. Dann kommt er im zweiten Theil auf die Stellung der Europäer und den Handel, den sie treiben, zu reden und gibt uns schließlich ein Programm für die einzige Möglichkeit, unter welcher sich die Verhältnisse dort zu unserem, nämlich des Mutterlandes, Nutzen entwickeln können. Erforschung des Hinterlandes, Festlegung der Grenzen, Schaffung geeigneter Communicationen und Transportmittel, Beseitigung der Handelsmonopole, Vorschieben der Factoreien unter dem Schutze einer Colonialtruppe, das sind unter Anderem die Mittel, welche unser Autor für die Colonisation für unbedingt nöthig erachtet. Auch die Regelung der Rechtsverhältnisse in Afrika hat er einer Betrachtung unterworfen in einem Aufsatze, welchen die Leser der „Gegenwart“ schon kennen zu lernen Gelegenheit hatten. In einem besonderen Anhange gibt Buchner dann noch einige bemerkenswerthe Nachrichten über Wetterbeobachtungen, die er anstellte, sowie über die Sprachstudien, die er trieb. Möge das inhaltsreiche und von einer klaren und objectiven Auffassung zeugende Buch recht reichen Nutzen stiften! o. b.

L'Allemagne actuelle. (Paris; Plon, Nourrit & Cie.) — Das Buch ist von einem Belgier verfaßt, der sich nicht nennt, aber von sich sagt, daß seine Mutter eine Deutsche, sein Vater dagegen französischer Abkunft sei. Der Verfasser kennt sowohl deutsche als französische Verhältnisse vortrefflich, und er beurtheilt letztere fast durchweg sachlich und wohlwollend. Seine persönliche Neigung stellt ihn entschieden auf französische Seite, und so kommt es, daß er deutsche Vorzüge immer mit der Mahnung für Frankreich erwähnt, sich in diesem Punkte Deutschland zum Muster zu nehmen. Der Zweck, welchen der Verfasser bei der Abfassung des Werkes im Auge hatte, ist, wie er uns sagt, der: die beiden Länder einander näher zu bringen, welche zu lange schon durch eine böswillige und gehässige Presse gegen einander gehetzt worden seien und deren gegenseitige Empfindlichkeit immer künstlich auf's neue gereizt werde, sodaß durch beiderseitiges Verschulden eine Annäherung immer wieder verhindert worden sei. Einer Aussöhnung muß eine gegenseitige richtige Würdigung vorausgehen, und diese will der Unbekannte Frankreich ermöglichen. Die deutsche Gewerbthätigkeit wird gebührend gewürdigt und den Franzosen als Muster insofern vorgeführt, als dieselbe langsam aber zielbewußt sich den Weltmarkt zu sichern gewußt habe, während das ihr überlegene französische Gewerbe lässig und vielfach unvorsichtig gewesen sei. Die deutsche Colonisation wird als segenbringend für Deutschland bezeichnet, nicht weil sie große Erträge liefere, das sei eine Frage der Zukunft, sondern weil sie die deutsche Schifffahrt hebe, was ein Anwachsen der Kriegsflotte bewirken müsse. Das kräftige Wachsen des deutschen Nationalgefühles sei ein Werk Bismarck's. Das Heer und die Universitäten finden einen warmen Lobredner, wenn derselbe auch gelegentlich mit Tadel nicht zurückhält. Beide Abschnitte zeugen trotz einiger Irrthümer von so eingehender Sachkenntniß, und der Verfasser trifft in der Mehrzahl der Fälle so den Nagel auf den Kopf, daß für Deutsche wie für Franzosen diese beiden Kapitel zu höchst anregenden und belehrenden werden. Die Friedensliebe und Kriegstüchtigkeit, das stetige Vorwärtsstreben auf allen Gebieten, die weise Mäßigung und Besonnenheit der Deutschen, alles rühmt und belegt der Verfasser mit Beispielen, indem er zugleich Betrachtungen über unsere akademische Jugend und deren Lehrer sowie über die Lehrfreiheit anstellt, immer Vergleiche mit französischen Verhältnissen ziehend. Die Besprechung des Einheitstraumes, seine Entstehung, Pflege und Verwirklichung leiten über zu dem Abschnitte, welcher unserem Kaiser gewidmet ist, dessen Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit als Regent und Kriegsheld die achtungsvollste Bewunderung gezollt wird. Der Autor feiert ihn besonders als Neugestalter des mustergiltigen Heeres, bespricht aber auch

Digitized by Google

mit Wärme seine bürgerlichen Tugenden. Die Ursachen, welche besonders zur Größe Bismarck's beigetragen haben, findet er in seiner Rücksichtslosigkeit, seiner Offenheit, sowie in dem Umstande, daß er immer nur einerlei auf einmal erstrebt habe und stets maßvoll in der Ausnutzung seiner Erfolge gewesen ist. Das Parlament schuldigt er an, daß es mit Unrecht Bismarck's wirthschaftlichen Neugestaltungen feindlich entgegentrete, wenn er auch anderseits eine Entschuldigung hierfür zu finden glaubt, der in dem Gedanken gipfelt, daß Deutschland wirklich einig stets nur dem Auslande gegenüber sein werde, während sonst immer der Unterschied zwischen Nord und Süd sich geltend machen müsse. Den Socialismus betreffend scheint er zu glauben, daß derselbe in Deutschland zuerst zur Herrschaft gelangen werde, und zwar durch eben die Eigenschaften der Deutschen, welche die Kraft des Reiches ausmache. Von der „Revanche" sprechend stellt er zunächst fest, daß Frankreich Deutschland unzählige Male Gelegenheit geboten habe, Krieg zu beginnen. Wenn das Deutschland nicht gethan habe, so zeuge es von seiner großen Friedensliebe. Die Anschuldigungen, welche er gegen Deutschland richtet, weil es unedel Frankreich seine Niederlage habe fühlen lassen, müssen wir zurückweisen, wie manches, was die beiden letzten Abschnitte enthalten, welche zuweilen die persönliche Neigung des Verfassers für französisches Wesen bezeugen. Der Unbekannte hat mit seinem Werke Außerordentliches geleistet, und wir freuen uns von Herzen, daß in Frankreich diese vortreffliche Schrift jetzt Verbreitung findet. Möchte der Geist des Friedens, der die Schlußvorschläge des Verfassers durchweht, der Geist der Mehrzahl von Frankreichs Bewohnern werden, denen es dann hoffentlich gelingen wird, die Bestrebungen eines ehrsüchtigen Chauvinismus lahm zu legen.
w—y.

Die Leutringens. Roman von A. v. Klinckowström. 2 Bde. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Die Verfasserin dieses Romans schildert einen moralisch sehr schwachen Mann und eine sehr kräftige Frau, die sich Beide ohne eigentliche Liebe geheirathet haben. Die Charakteristik des Mannes ist überaus schlecht gelungen, die der Frau etwas besser, aber durchaus auch noch nicht so überzeugend, daß sie künstlerischen Werth beanspruchen könnte. Der arme Ehemann seufzt nach einer Sirene, die ihm schon auf der Hochzeitsreise in den Weg gekommen ist, und wird dabei schwach bis zum Umfallen; die Frau dagegen reißt sich mit starker Hand und einem großen Aufgebot von Pflichtgefühl und Pathos die Leidenschaft für einen genialen Musiker aus dem Herzen. Jene Sirene, eine „russische Reisewitwe", spielt anfangs die gewöhnliche Kokette, entdeckt aber ihr Herz, als sie mit einem jener unbeholfenen und lächerlich täppischen Roman-Gelehrten sich die Zeit vertreiben will. Sie muß sich diesen kurzsichtigen und stets mit Correcturbogen seines neuesten Werkes umherlaufenden Jüngling, der sie wegen ihrer früheren Koketterie verachtet, erst durch eine Heldenthat erringen; die letztere besteht darin, daß sie jenes Ehepaar, die Leutringens, vor großer Schmach bewahrt, indem sie Familienpapiere, die jene compromittiren könnten, in russischen Archiven aufstöbert. Welche Heldenthat! Eine Intrigantin, die den jungen Leutringen einst liebte und nun mit Hülfe jener Papiere sich an ihm rächen will, verursacht wenigstens, daß diese Heldenthat etwas viel Geld kostet. Aber die russische Wittib hat ja Geld wie Heu, und so steht der Vereinigung des Professors mit ihr nichts im Wege. Auch der naive Ehemann beruhigt sich schließlich, seine Frau bleibt brav und stark und die Intrigantin muß beschämt abziehen. Das ist die ganze Geschichte, die höchstens dadurch einigen Werth erhält, daß sie geschickt und flüssig vorgetragen wird.

Uebersichten der Weltwirthschaft. Von F. X. v. Neumann-Spallart. Jahrgang 1883—1884. (Stuttgart, J. Maier.) — Einige volkswirthschaftliche Ansichten des berühmten Verfassers, der Professor an der Universität und an der Hochschule für Bodencultur in Wien ist, sind nur bedingt oder gar nicht zuzugeben. Der Verfasser hätte auch, im Interesse der vielen Laien unter seinen Lesern, kurz hervorheben sollen, daß der inländische Handel jedes Großstaates viel bedeutender ist, als sein auswärtiger Handel, und daß die in den 1870er und 1880er Jahren wieder aufgewärmte mercantilistische Handelsbilanztheorie, mit dem gemäßigten Schutzzöllner A. Wagner zu reden, ein „statistischer Humbug" ist. Unter den behandelten Waaren fehlt der wichtige Artikel Spiritus. Trotz solchen untergeordneten Mängeln ist das sehr reichhaltige Neumann'sche Werk für Geschäftsleute und andere Gebildete, natürlich auch für Nationalökonomen von Fach, von großem Interesse.
k. w.

Griechische Reisen und Studien. Von Hans Müller. (Leipzig, Wilhelm Friedrich). — Das Buch zerfällt in zwei ziemlich disparate Theile: der erste enthält in vierzehn Capiteln die Beschreibung einer griechischen Reise, die in Triest anfängt und in Wien schließt, und in vier weiteren Capiteln, formlos angehängt, Studien über Land, Volk und Sprache der heutigen Griechen; der zweite Auszüge aus neugriechischen Dichtungen in Original und deutscher Uebersetzung, eine Chrestomathie, deren Zusammenhang mit dem ersten Theile ein außerordentlich loser ist. Plan und Aufbau lassen, wie gesagt, viel zu wünschen übrig — die Hälfte würde mehr als das Ganze sein, um so mehr, als diese Hälfte, ich meine die erste, welche die eigentlichen Reisen und Studien enthält, zwar etwas breit, aber gut und lehrreich geschrieben ist. Der Kenner wird freilich nicht viel neue Beobachtungen finden — die Klage über den „Resinato" hat man nun oft genug gehört und noch dazu mit der interessanten Bemerkung, daß die Sitte, den Wein durch Zusatz von Terpentin haltbar zu machen, eine uralte sei, daher der Knauf des Thyrsusstabes ein Tannenzapfen bilde — der Verfasser hätte uns die Klage ersparen, aber die Bemerkung wiederholen, oder wenn er wollte, besser widerlegen sollen, als es (Seite 79, Anmerkung) geschieht. Rudolf Kleinpaul.

Vom Dorf und aus der Stadt. Sätze und Aufsätze, Sprüche und kleine Geschichten von E. Epp. (Mannheim, Tobias Löffler.) — Mit großem Vergnügen haben wir uns in dieses Buch vertieft, welches eine Sammlung mannigfaltiger, meistens in dem gemüthlichen schwäbischen Tone von Hebel's Schatzkästlein geschriebener Blätter umfaßt. Auf jeden Fall sind die kleinen Skizzen, die kurzen Erzählungen und Anekdoten, die philosophischen und culturgeschichtlichen Aphorismen, die wir hier vereinigt finden, ursprünglich für eine Zeitung geschrieben. Der Volkston ist in ihnen auf's Beste getroffen, ein trockener Humor, wie er sich am liebsten zu diesem Tone gesellt, durchwürzt aller Orten das Ganze und ein gesundes, warmherziges Urtheil über die guten, wie über die schlechten Eigenschaften unserer Zeit, über ihre Errungenschaften, wie über ihre Krankheiten gewährt die sittliche, ernste Grundlage, auf welcher alle Aeußerungen dieses echten Volksbuches sicher und fest gelagert sind.

Meyer's Reisebücher: Norwegen, Schweden und Dänemark. Von Ignaz Nielsen. (Leipig, Bibliographisches Institut.) — Der vortreffliche, von einem norwegischen Gelehrten verfaßte Führer für Skandinavien ist in fünfter umgearbeiteter Auflage gerade zur Zeit erschienen, wo sich eine Reise in den Norden am besten machen läßt; Norwegen wenigstens, dem das Buch hauptsächlich gewidmet ist, will, sei es daß man Gletscherreisen unternehmen, sei es daß man die Mitternachtssonne sehen will, im Hochsommer besucht sein. Große Zuverlässigkeit, übersichtliche Anordnung des Stoffes, Handlichkeit, Reichthum an guten Karten und Plänen — diese und andere Eigenschaften machen diesen Reiseführer zu einem der empfehlenswerthesten des Meyer'schen Verlags. Es wird nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht in den hellen nordischen Sommernächten, die nur einer schwachen Dämmerung gleichen, aufgeschlagen werden. Ich hoffe, es wird den Touristen niemals im Stiche lassen.
Rudolf Kleinpaul.

Görbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. (Dresden, Pierson.) — Ein recht launiger Erzähler, dessen frische, flüssige Sprache echtes Schriftstellerblut verräth. Seine Figuren sind nicht ganz die gewöhnlichen des novellistischen Genres und bezeugen Sinn für Originalität und glückliche Beobachtung. Er besitzt zu viel ästhetischen Geschmack, vielleicht auch zu wenig naturalistische Kraft, das Görbersdorfer Localcolorit durch die düsteren Farben des rein Pathologischen noch besonders zu verstärken, und seinen lungenkranken Helden muß man es nachsagen, daß sie sich auf's Lachen besser verstehen, als auf's Weinen. Am besten gelungen sind ihm auch sicher diejenigen Erzählungen, in denen er sich von schablonenhafter Rührseligkeit frei hält, also „die Schachmutter" und „Iftikar". In der „Sühne" schlägt er ein wunderbar mächtiges Thema an von tragischem Ernst — eine Mutter, die ihre liebende Tochter in's Kloster schicken will zur Sühne dafür, daß ihr verstoßener Sohn eine wirksame Kanone erfunden —, aber die Gestaltungskraft erlahmt ihm bald und Sprache und Ausführung sinken zu conventioneller Flachheit und schleudernder Nachlässigkeit herab. Otto Fuchs fehlt es nicht an novellistischer Begabung, aber er muß das „Schreiben" verlernen und das „Schaffen" lernen, er muß, um Richtung und Charakter zu gewinnen, Wurzel fassen in einer Volksschicht, in einer ethischen Idee, in irgend einem geistigen Boden der Gegenwart oder Vergangenheit, wenn er mehr bieten will als — nette Reiselectüre.
j.

Napoleon und Marie Luise. Memoiren der Generalin Durand, erste Palastdame der Kaiserin. Deutsche Original-Ausgabe von Adolf Ebeling. (Albert Ahn, Köln.) — Eine Perle der reichen französischen Memoirenliteratur. Diese fesselnd und freimüthig geschriebenen Erinnerungen der Generalin Durand beginnen genau da, wo die Remusat'schen aufhören. Einzelne Kapitel, wie u. A. die Geburt des Königs von Rom, der Vergiftungsversuch Napoleons in Fontainebleau und sein Aufenthalt auf Elba, sind durch eine Menge bisher unbekannter Details von hohem Interesse, und das ganze Werk ist ein überaus schätzbarer Beitrag zur näheren Kenntniß, sowohl der Person des Kaisers und der Kaiserin Marie Luise in ihrem Privat- und Familienleben, als auch des gesammten kaiserlichen Hofes. Die Uebersetzung von Adolf Ebeling liest sich vortrefflich.

Ariovist. Trauerspil in fünf Aufzügen von Ludwig Wilser. (Karlsruhe, G. Braun.) — Der Verfasser dieses seltsamen „Trauerspils" wendet sich mit einigen „einfürenden" Worten gegen die „Scharen von Dichterlingen", welche „sich an die Oeffentlichkeit mit Erzeugnissen drängen, die allerdings, statt in Bücher gebunden, besser den Winden oder am besten dem Feuer überlifert wären". Nun, wir müssen ihm sagen, daß er mit seinem „Trauerspil" unseres Erachtens auch unter jene „Scharen" gehört. Wenn die Erinnerungen seiner Tertialectüre ihn durchaus zum schülerhaften Schaffen anregten, so hätte das Letztere sich wohl besser in einem Exercitium, als in einem „Trauerspil" äußern können. Ein wohlmeinender Klassenlehrer würde ihn dann wohl auch begreiflich gemacht haben, daß seine auffallende Wortschreibung durchaus unlogisch und sprachwidrig ist, und ihm die ärgsten Schnitzer mit rother Dinte herauscorrigirt haben, „ee" er arglose Leser damit überraschen konnte.

Digitized by Google

## Inserate.

### C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Commissions-Verlage erschien soeben:

**Internationales Archiv für Ethnographie.**

Herausgegeben
unter Mitwirkung hervorragender Fachleute
von
**J. D. E. Schmeltz,**
Conservator am Ethnograph. Museum in Leiden.

**Erster Jahrgang. Erstes Heft.**

Preis pro Jahrgang von 6 Heften 21 *M.*

Vorstehend angekündigte neue Zeitschrift, deren Tendenz darin bestehen wird, das in den Museen zusammengehäufte Material den Interessenten bildlich und textlich leichter zugänglich zu machen und den ethnologischen Wissenschaften immer neue Freunde in den weitesten Kreisen zu erwerben, erscheint vom neuen Jahre ab in unserem Commissions-Verlage in Bänden à 6 Hefte, welche einen vollständigen Jahrgang bilden; alle zwei Monate wird eine Lieferung im Umfange von je ungefähr 3 Bogen Text und 3 Tafeln zur Ausgabe gelangen.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.,** 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

**Die Morphinumsucht und ihre Behandlung**

von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

**Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.**

Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

**In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.**

**Russisch.**
Praktisches Lehr- und Lesebuch.
von **F. Booch-Árkossy.**
2 Kurse zu 3 *M.*, Schlüssel 2 *M.*
**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

**Heinrich Nitschmann**
als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke
von
**Władislaw Malukiewicz.**
Gedruckt und verlegt bei
**Reinhold Kühn d. J.,** Elbing. 1888.
**Preis 60 Pfennig.**
Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

### Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Scheichl,** Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 1 M. 50 Pf.

**Wollny,** Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

**Wollny,** Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

Soeben wurde complet:

**Handbuch der Nationalökonomie.**

Von
**Dr. Karl Walcker,**
Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

**Zweite verbesserte Auflage.**

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M.* Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M.* Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M.* Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M.* Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M.*

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

### Bibliothek d. Gesamtlitteratur.

Neuerdings sind u. A. erschienen:

**Nr. 129. Der Verwendbare.** Erzählung von **Wilhelm von Wartenegg.** Geh. 25 *Pf.* Geb. 50 *Pf.*

**Nr. 114. 115. Neues Buch der Lieder** von **Paul Baehr.** Geh. 50 *Pf.* Geb. 75 *Pf.* Prachtband 1 *M* 30 *Pf.*

**Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch.** Diese 3 Bände enthalten Novellen von **Petöfi, Jokai, Beniczley-Bajza, Csiky** u. **Hikfath,** welche bisher in deutscher Uebersetzung nicht vorhanden waren. Geh. à 25 *Pf.* Geb. à 50 *Pf.*

**Nr. 143—145. Persischer Divan.** Blütenlese aus der Persischen Poesie. Hrsg. von **Jul. Hart.** Geh. 75 *Pf.* Geb. 1 *M.* In eleg. Prachtbd. mit Goldschn. 1 *M* 50 *Pf.*

Jedes **einzeln** käufliche Bändchen ist mit Einleitung und dem Bildnis des Verfassers versehen. Vollständiges Verzeichnis gratis und portofrei.

Verlag von **Otto Hendel** in Halle a. S.

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

### Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Briefwechsel**
zwischen
**Wagner und Liszt.**
2 Bände gr. 8.

Über den binnen Monatsfrist erscheinenden Briefwechsel wird von wohlunterrichteter Seite geschrieben:

Der mit Spannung erwartete Briefwechsel der beiden größten Musiker unserer Zeit führt auf's Lebendigste ein in die hochinteressante Periode, in welcher das junge Kunstwerk der Zukunft entstand und mit den Bedingungen seines Erscheinens schwer zu ringen hatte. Zugleich mit der Zeit werden die Persönlichkeiten der beiden Musiker in ihrer ganzen Eigenart darin wieder lebendig, welche ein Freundschaftsbund zur Erreichung des gemeinsamen Ideals verband, wie er seines Gleichen nur gehabt in demjenigen unserer großen klassischen Dichter. Weihte uns der Briefwechsel Goethe-Schillers in die geistige Arbeit an den ästhetischen Bestimmungen eines deutschen Kunststyles ein, so zeigt der Briefwechsel Wagner-Liszts den leidenschaftlich bewegten Kampf um die äußere Verwirklichung des geschaffenen deutschen Kunstwerkes selbst.

### Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kunsthistorische Studien**
von
**Dr. Paul Salvisberg.**

**Heft 1.** Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 94 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

**Heft 2.** Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

**Heft 3/4.** Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

**Jedes Heft ist einzeln käuflich.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Der junge Goethe.**
**Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776.**
Herausgegeben von
**Salomon Hirzel.**
Mit einer Einleitung von Michael Bernays.
Zweiter, unveränderter Abdruck.
3 Theile. 8. Preis: geh. *M* 10.—, geb. *M* 12.—

### Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 *M.* — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 *M.* — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M.* — **Louis Blanc,** Histoire de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Hierzu eine Beilage vom Verlag der Albumstiftung (Carl Hinstorff's Verlag).

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, MAR 10 1888 Library

№ 8. Berlin, den 25. Februar 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Graf Taaffe. Von ***. — **Literatur und Kunst:** Zu Arthur Schopenhauer's Geburtstag. Von Eduard von Hartmann. — Neue Talente. Von Z. — Die Memoiren der Adelaide Ristori. Von Anton Eichler. — **Feuilleton:** Des Hauptmanns Liebesbrief. Von J. S. of Dale. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Frank Siller. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Weisheit Salomo's". Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Von O. B. — Inserate.

### Graf Taaffe.*)

Von ***

Nach dem Leben zu zeichnen, ist das Vorrecht der Maler; der Historiker hat die mühseligere Aufgabe, Todte zu verlebendigen. Bei dieser Nacherschaffung passirt es nicht selten, daß die geschichtliche Figur wesentliche Abweichungen von der lebendigen aufweist; sowie dies wahrgenommen wird, kommen Andere und bessern entweder an den Zügen nach oder sie versuchen sich selbst in der Schöpfungskunst. Ein wesentliches Hülfsmittel dieser Zweiten und Dritten sind die Memoiren. Diese Art, zeitgenössische und Selbstgeschichte zu schreiben, ist namentlich in Frankreich sehr ausgebildet. In Deutschland existiren diese Hülfsmittel der Forschung in weit geringerem Umfange, denn der deutsche Beamte hält im Allgemeinen daran fest, sein Amtsgeheimniß unverletzt in das Grab mitzunehmen. Nur in einem selbstverständlichen oder nothwendigen Briefe entschlüpft ihm zuweilen ein Satz, dem eine historische Bedeutung zukommt, und Briefe sind es zumeist, welche die neuere deutsche Geschichte als Illustrationen ihren Büchern einverleibt. Eine der größten Frauengestalten unseres Vaterlandes, die Königin Luise von Preußen, ist eine solche Gestalt in Briefen.

In unseren Tagen ist auch die Neuerung entstanden, Zeitgeschichte zu schreiben. Angesichts der ungeheueren Ereignisse des vorigen Jahrzehnts darf das nicht Wunder nehmen: das Volk verlangt nach einer Darstellung der Ereignisse und nach der Schilderung der Personen, welche das deutsche Vaterland wieder hergestellt haben. Der flüchtige Charakter solcher Arbeiten ergibt sich von selbst aus dem Umstande, daß wohl die Ereignisse, nicht aber die treibenden Menschen ganz geschildert werden können. Dieser Mangel haftet auch der nachfolgenden Arbeit an. Obwohl sie in der Hauptsache das Portrait einer historischen Persönlichkeit werden soll, und obgleich dieses Bild durch mannigfache, ihm eigenthümliche Züge größere Aehnlichkeit mit dem Originale gewinnen und daher der geschichtlichen Wahrheit besser dienen soll als das bisher Bekannte, so ist auch dieses Mal das Bestreben, vollständig zu sein, naturgemäß nicht ganz an sein Ziel gelangt; allein einige Fragen des Historikers über den Grafen Taaffe werden in den folgenden beantwortet werden.

Graf Eduard Taaffe ist nicht zu Prag, sondern, wie der Gothaische Kalender für 1888 zum ersten Male der Wahrheit entsprechend anführt, in Wien, auf dem Lobkowitzplatz, im Bartenstein'schen Hause am 24. Februar 1833 geboren. Diese Richtigstellung hat insofern Bedeutung, als man die politische Haltung des Ministerpräsidenten mit seiner Geburt in Prag in einen gewissen Zusammenhang bringen wollte, der freilich unerklärlich ist, wenn man bedenkt, daß der Knabe schon in seinem dritten Lebensjahre der Spiel- und Exerciergenosse der Söhne des Erzherzogs Franz Karl und darunter auch des regierenden Kaisers gewesen und bis zum Jahre 1848, also knapp bevor die Krone auf das Haupt des achtzehnjährigen Erzherzogs Franz Joseph gesetzt wurde, geblieben ist. Nichts erscheint natürlicher, als daß dieses Verhältniß dauernde Spuren zurückließ; der Kaiser ist der vertrauensvolle Freund des Grafen Taaffe, kein Zweiter, und wäre es selbst der höchste unter den Aristokraten, gilt soviel wie dieser; er vermag durchzusetzen, was Andere niemals erreichen konnten. Der Monarch erblickt in dem Grafen Taaffe vor Allem den Hüter der Interessen der Dynastie und des Staates, und Graf Taaffe hält sich wiederum zunächst für den Minister des Kaisers. Was die schwersten politischen Kämpfe nicht vermögen, obwohl sie im Innersten des österreichischen Premierministers tiefen Groll absetzen und sein zur Fröhlichkeit geneigtes Naturell verbittert haben, daß manchmal seine Stirnader im Zorn anschwillt und ein Wetterleuchten über sein Angesicht zieht — ein Stirnrunzeln seines obersten Herrn wird der Regierung des Grafen Taaffe ein jähes Ende bereiten. Darauf werden aber seine Gegner lange warten, und es war einer der verhängnißvollsten Irrthümer der deutschen Partei, daß sie, als sie dem Ministerium Taaffe die Lebenszeit vorher bestimmte, dieses Verhältniß ganz vergaß. Graf Taaffe ist kein Günstling, den man sich eine Weile hält und dann in die ewige Vergessenheit fallen läßt wie z. B. Graf Grünne ein solcher gewesen; nicht durch Gnade, sondern durch Vertrauen ist Graf Taaffe Alles geworden, er hat in seinem Leben nichts vom Kaiser verlangt, alle Auszeichnungen entsprangen spontanen Entschlüssen des Monarchen. Das Maß der Vertraulichkeit im Verkehr zwischen dem Kaiser und seinem Premierminister

*) Wir wollen der obigen Vertheidigung der Taaffe'schen Regierung die Aufnahme umsoweniger versagen, als der wohlinformirte Autor manches Neue zur Geschichte der gegenwärtigen österreichischen Verfassungskämpfe zu berichten weiß. Getreu dem Grundsatz Audiatur et altera pars, soll demnächst eine Widerlegung aus nicht minder berufener Feder folgen, worin „Oesterreichs Bismarck" und seine „Versöhnungspolitik" vom deutschnationalen Standpunkt aus beleuchtet wird. Bei der großen und sympathischen Theilnahme, womit man im verbündeten Deutschland den schweren Kampf unserer Stammesgenossen um ihre historisch begründete Stellung verfolgt, werden auch unsere Leser den einander widersprechenden Darstellungen ihr Interesse entgegenbringen. D. Red.

Digitized by Google

entzieht sich natürlich der Beobachtung, aber als sicher darf man betrachten, daß Kaiser Franz Josef I. zu dem Grafen Taaffe in anderem Tone spricht und andere Briefe an ihn schreibt, als dies jemals bei einem früheren Ministerpräsidenten der Fall war. Selbst aus England hat man vernommen, wie theilnahmsvoll die Königin Victoria an Lord Beaconsfield hing und wie gleichgültig ihr Herr Gladstone gewesen; um wieviel mehr ist die Person des Premiers von Bedeutung in Ländern, in welchen die Krone bei aller constitutionellen Gesinnung noch immer den bedeutendsten Einfluß auf den Gang der ganzen Politik nimmt. Die Deutschen in Oesterreich hatten davon eine Ahnung und beide Male, als die Gewalt ganz in ihre Hände gelegt wurde, wählten sie zwei Aristokraten nobelster Façon zu Chefs der Regierung, aber unglückseliger Weise zwei Fürsten Auersperg, von denen der ältere und weitaus bedeutendere, Fürst Carl, der unverträglichste Mann im Reiche war und es verstand, sich binnen wenigen Monaten nicht nur nach Oben hin, sondern auch bei seinen Ministercollegen unmöglich zu machen, indeß der andere Bruder, Fürst Adolf, durch das Minimum an Leistungsfähigkeit, welches er seinem brüsken Benehmen zugesellte, sich ebenfalls keine imponirende Stellung erringen konnte.

Nachdem Graf Taaffe zwei juridische Staatsprüfungen abgelegt hatte, trat er 1852 in den Staatsdienst, bestand noch im November desselben Jahres erfolgreich das dritte Examen, wurde der Bezirkshauptmannschaft in Wiener Neustadt zugetheilt, schritt rasch über die niederen Stufen der Beamtencarrière, war im Jahre 1862 Kreisvorsteher in Prag, ein Jahr später Landeschef in Salzburg und im Jahre 1867 Statthalter in Oberösterreich. Von diesem Zeitpunkte datirt die große politische Thätigkeit des Grafen Taaffe, die, wenn sie auch wie bei dem persönlichen Verhältnisse zum Monarchen fast selbstverständlich ist und, wie später nachgewiesen werden wird, von diesem auch jederzeit fest im Auge behalten wurde, doch auch von dem Gott des Zufalls gefördert ward. Nach dem Jahre 1866 wurde Freiherr von Beust aus dem kleinen Sachsen an die Spitze der Regierung des großen Oesterreich berufen. Der Mann, der in seiner Heimath nicht genug zu schaffen wußte, war in Wien sozusagen hülflos. Er kannte fast Niemanden, er kannte aber auch die österreichischen Verhältnisse viel schlechter, als man bei seinem fortwährenden Schielen über die Grenze hätte vermuthen sollen. Der nächste eingestandene Zweck seiner Anstellung in Oesterreich war der unabweislich gewordene Ausgleich mit Ungarn. Auch Graf Belcredi, der Staatsminister, den Baron Beust vorfand, sah die Nothwendigkeit desselben ein, doch er rieth zu einem langsamen Tempo und wollte ihn durch Verhandlungen zwischen den parlamentarischen Körperschaften der beiden Reichshälften durchführen. Da er durch die Sistirung der Verfassung den gesetzlichen Weg sich selbst verschlossen hatte, so dachte Graf Belcredi zuerst an einen österreichischen Generallandtag, der einen Ausschuß wählen sollte, welcher wieder mit einem Ausschusse des ungarischen Reichstages ein Gutachten zu vereinbaren hätte. Den Ungarn war diese Methode wegen ihrer Ungesetzlichkeit nicht angenehm, und wegen ihrer Langwierigkeit schien sie ihnen geradezu gefährlich; sie wollten die Vortheile, die ihnen jetzt winkten, rasch und sicher unter Dach bringen. Das war ein wesentlicher Grund, weshalb sie den Grafen Belcredi perhorrescirten. Dieser, in seiner Verlegenheit, trat nun mit seinem Projecte eines außerordentlichen Reichsrathes hervor. Der Statthalter von Oberösterreich, Graf Taaffe, über die Aussichten desselben befragt, erklärte, daß nach seiner Meinung diese Körperschaft wegen ihrer Ungesetzlichkeit von den Landtagen nicht beschickt werden würde. Graf Belcredi fiel auf Andrängen des Baron Beust. Graf Taaffe und Graf Belcredi waren schon damals und sind seitdem noch intimere Freunde geworden; der Erstere war es, der den Zweiten aus der langen Vergessenheit hervorzog, in das Herrenhaus berief und zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes machte, in welcher Eigenschaft derselbe sich in rastloser Arbeit beinahe aufreibt. In politischer Beziehung verbindet sie jedoch nur die gemeinsame gut österreichische Gesinnung; an den zu fortwährenden neuen Experimenten geneigten Ideen des Grafen Belcredi, der sich über die Ungesetzlichkeit seiner Vorschläge niemals ernste Rechenschaft gab, fand der jetzige Ministerpräsident niemals Gefallen. Das ist überhaupt der Grundunterschied zwischen ihm und der großen Mehrzahl der übrigen Conservativen, daß er ihnen nicht nur niemals bis an ihre letzten Ziele zu folgen geneigt war, sondern auch und namentlich, daß er Alles, was er für die conservative Sache zu erringen bestrebt ist, auf dem Wege strenger Gesetzlichkeit erobern will; er gibt eine Sache lieber auf, ehe er sich einer Verletzung der Gesetze schuldig machen möchte.

Baron Beust, unsicher umher tappend und nicht wissend, wie er die in seine Hand gelegte Macht gebrauchen sollte, um seine nächste Aufgabe, die Verständigung 'mit Ungarn zu erzielen, dachte daran, an die österreichischen Einzellandtage ein kaiserliches Manifest zu richten, in welchem ihnen der in den Verhältnissen eingetretene Umschwung bekannt gegeben würde. Der Statthalter von Oberösterreich war in Wien, Baron Beust frug ihn um seine Ansicht. Graf Taaffe erwiderte, ein Manifest sei nicht die officielle Form, in welcher die Regierung in Oesterreich mit den Landtagen communicire, sie wähle dafür die einfachere Form einer Mittheilung. Baron Beust wies den Grafen Taaffe bezüglich der weiteren Auseinandersetzungen an Bernhard Ritter von Mayer, den „Blut-Bäni", aus dessen Kopf das Project und aus dessen Feder der Entwurf des Manifestes wahrscheinlich entstammten. Als Baron Beust nun vernahm, daß Graf Taaffe sich auch gegen den außerordentlichen Reichsrath ausgesprochen und die bald darauf in Oesterreich, namentlich bei den Deutschen zu Tage getretene Stimmung genau vorhergesehen hatte, blieb sein Auge fest auf den Statthalter von Oberösterreich gerichtet. Nach der Entlassung des Grafen Belcredi und seines Collegen hatte Beust ein Ministerium zu bilden und telegraphisch berief er den Grafen Taaffe zum Minister des Innern in jenem Cabinete, welches den Uebergang in den Dualismus zu bewerkstelligen hatte. Diese den Thatsachen entsprechende Darstellung des Sachverhaltes gibt der ersten Ernenung des Grafen Taaffe zum Minister eine erklärende Vorgeschichte und zerstört alle Mythen, die sich seit jener Zeit darüber erhalten haben. Das Verhältniß zwischen Baron Beust und dem Grafen Taaffe war von Anfang an und blieb bis zum Tode des zum Grafen erhobenen Beust ein freundschaftliches, ja ein inniges; als Beust seine politische Rolle definitiv und für immer ausgespielt hatte, besuchte er, selbst wenn ihm das eine kleine Reise kostete, den Grafen Taaffe und umgekehrt ist dieser als Statthalter von Tyrol wiederholt nach Salzburg gefahren, um dort den Grafen Beust zu treffen. Sie hatten das Bedürfniß, von Vergangenem zu sprechen und zu hören, Graf Beust — mehr zu sprechen, Graf Taaffe — mehr zu hören. Als Minister waren sie oft genug verschiedener Ansicht, aber weder in diesem Interimscabinet, noch später, als Graf Taaffe im sogenannten Bürgerministerium zur Minorität gehörte, während Graf Beust die Majorität unter seine Fittige nahm, trat eine Differenz zwischen den beiden Staatsmännern an das grelle Licht der Oeffentlichkeit. Als aber die kurze Aera Hohenwart kam, zeitigte die persönliche Freundschaft ihre schönste Blüthe. Des Zusammenhanges wegen sei die chronologische Reihenfolge hier für einen Augenblick unterbrochen.

Die Ernennung des Grafen Hohenwart zum Ministerpräsidenten nach dem Majoritäts- und Minoritätsministerium ist heute noch nicht aufgeklärt. Graf Hohenwart, dessen staatsmännisches Talent zu allen Zeiten weit überschätzt wurde, war unter dem ersten Ministerium Auersperg Statthalter von Oberösterreich und ließ als solcher in offener Landtagssitzung dem inzwischen verstorbenen, leidenschaftlich ultramontan gesinnten, äußerst hetzerischen Bischof Rudigier eine Abfertigung zutheil werden, die man im gewöhnlichen Leben einen Fußtritt nennen würde. Mehr noch. Als Herr Giskra, der bei seinen vielen sehr schlechten Eigenschaften doch die eine gute besaß, die richtigen Personen herauszufinden, wegen der Differenzen mit seinen Collegen aus dem Ministerium austrat, empfahl er den Grafen Hohenwart als seinen geeignetsten Nachfolger. Der-

Digitized by Google

selbe Mann, den man nach Abstammung, Gesinnung und Amtsthätigkeit für einen guten Deutschen und verfassungstreuen Parteimann halten konnte, wurde des Grafen Potocki Nachfolger als Ministerpräsident und hatte eine Art Staatsstreich vorzubereiten. Unter den Vielen, die nicht wußten, wie das geschehen war, befand sich auch Graf Beust. Er glaubte zu dem bösen Spiele die beste Miene auf die Art zu machen, daß er sich völlig passiv verhielt und die Dinge an sich herankommen ließ. Graf Taaffe war anderer Ansicht. Er rieth dem Grafen Beust, bestimmte Stellung zu nehmen, und sich entweder an den Grafen Hohenwart anzuschließen, wenn er dies vermöge, oder sich als dessen entschiedener Gegner zu declariren und sofort an seinen Sturz zu gehen; Unentschlossenheit öffne den deutlich erkennbaren Schachzügen der Magyaren die Thüre, welche erst den Grafen Hohenwart und dann den Grafen Beust ihm gleich nachstürzen wollten, denn Graf Andrassy als Minister des Aeußern sei jetzt der wichtigste Punkt ihres Programms. In der That hat Graf Julius Andrassy als ungarischer Ministerpräsident unter bloß passiver Assistenz des Grafen Beust den österreichischen Cabinetschef Hohenwart zu Falle gebracht; gleich darauf fiel auch Graf Beust und Graf Andrassy zog, nicht zum Schaden des Reiches, das an ihm einen Staatsmann ersten Ranges, einen Mann von festem Charakter und vor Allem den unbezahlbaren Schöpfer der aufrichtigen deutsch-österreichischen Allianz gewann, in das Palais am Ballplatze ein. In tiefster Seele betrübt, gebrochen an Herz und Geist verließ Graf Beust dieses Haus und verlor sich auf einen Botschafterposten und später auf seinem Gütchen Altenberg. Der seichte Mann hat in seinen Memoiren für diese seine Demüthigung an aller Welt Rache nehmen zu sollen geglaubt; dem Grafen Taaffe gegenüber hat er aber oft genug seiner Reue darüber Ausdruck gegeben, daß er seinem klügeren Rathe nicht gefolgt war. Es ist kein besonders gutes Zeugniß für den staatsmännischen Verstand des Grafen Beust, daß er sich diese Reue nicht ersparte, daß er dem Grafen Hohenwart fremd gegenüberstand, obwohl damals noch die Preßleitung des österreichischen Ministeriums und des gemeinsamen eine einheitliche, der Dispositionsfonds für Beide ein und derselbe war. Hätte Graf Beust sich wenigstens während seines Aufenthaltes in Oesterreich in das Studium der hier herrschenden Verhältnisse vertieft, anstatt stets mit der Unsterblichkeit seines Ichs beschäftigt zu sein, dann würde er erfahren haben, daß Graf Hohenwart nur die Marionette des Grafen Heinrich Clam war, daß, wenn der österreichische Ministerpräsident völlig Herr der Situation werden würde, die Feudalen für seine, des Grafen Beust Beseitigung schon Sorge trügen, daß er sich nur noch erhalten könnte, wenn er in der Minirarbeit gegen den Grafen Hohenwart der ungarischen Intrigue zuvorkomme.

Das Interimsministerium Beust-Taaffe-John-Hye vollzog mit der von den Ungarn gewünschten Schnelligkeit und in der Hauptsache durch in dem kleinen Badeorte Vöslau bei Wien geheim geführte Verhandlungen den Ausgleich mit Ungarn. Daß bei dieser Hast in der Arbeit zahllose Lücken zurückbleiben mußten, war eine fast selbstverständliche Sache; eine der merkwürdigsten war der gänzliche Mangel einer Bestimmung über die Schuld der Monarchie an die Nationalbank, die jetzige österreichisch-ungarische Bank, im Betrage von 80 Millionen Gulden. Als bald nach der Trennung der beiden Reichshälften neue Bücher für die Schulden der beiden Staaten angelegt wurden, ließ der ungarische Sectionschef im gemeinsamen Finanzministerium, Herr Vincenz Weninger, die Bankschuld ohne viel Federlesens in das österreichische Buch übertragen. Ein Wiener Wochenblatt erhielt Wind von der Sache und schlug Lärm, die Angelegenheit gelangte in das Parlament, aber erst nach zehn Jahren, bei Erneuerung des Vergleichs, fand sie ihre ziemlich groteske Lösung. Es bekannten sich nämlich nun eigentlich beide Reichshälften als Schuldner, aber keine als Zahler, sondern man wies zur Tilgung der Schuld jene Summen an, welche auf beide Reichshälften für die Verleihung des Privilegiums als Antheil am Gewinn von einem gewissen Ertrage aufwärts entfielen; im Ganzen bis jetzt nach elf Jahren sechsmalhunderttausend Gulden. Dieser eine Fall ist für die Uebereilung der Arbeiten im Sommer des Jahres 1867 charakteristisch genug. Indessen legte man in Wien den größeren Accent auf die freiheitlichen Errungenschaften, die in den Staatsgrundgesetzen codificirt wurden, und auf das liberale Ministerium, welches deren Durchführung überwachen sollte. Das Zustandekommen dieser, unter dem Titel des Bürgerministeriums bekannten Regierung, war auch kein leichtes; der Enthusiasmus für die Freiheit genügte nicht, es zu schaffen. Zunächst wollte Dr. Herbst, der damals allmächtige Parlamentarier, gar kein Portefeuille übernehmen; die Andern witterten, daß es sich um irgend eine Falle handle, und sagten auch Nein. In einer Parteiversammlung wurde Herbst an die Wand gedrückt, man kündigte ihm den Gehorsam für den Fall der Fortdauer seiner Ablehnung. Nun endlich gab er nach, wünschte aber Unterrichtsminister zu werden, er, der bisher seine Thätigkeit im Parlamente auf die Finanzen concentrirt hatte. Aber der Unterricht war längst dem Herrn von Hasner zugesagt, es lag dafür sogar schon aus der Zeit des früheren Ministeriums eine kaiserliche Entschließung vor. Man übertrug ihm endlich die Justiz, und Dr. Brestel wurde von seinem Freunde Berger in einer langen Decembernacht zur Uebernahme des Finanzportefeuilles, der dornenvollsten Aufgabe in dem deficitgewohnten Staate, gepreßt. Derselbe Dr. Brestel, der sich unter allen Bürgern dieses Ministeriums trotz der Unscheinbarkeit, ja Verwahrlosung seines Aeußern allein das ganze Vertrauen, sogar die Neigung des Monarchen zu erringen wußte.

In dieses Cabinet trat auch Graf Taaffe als Minister für Landesvertheidigung. War schon seine Thätigkeit im Ministerium Beust für ihn eine inhaltsschwere Lernzeit, so kann man dies in noch viel höherem Maße von seiner Theilnahme an der Thätigkeit des Bürgerministeriums sagen; er lernte in demselben, wie eine Regierung, welcher Partei sie auch angehöre, nicht schalten dürfe. Während draußen die Begeisterung noch nachzitterte, mit welcher die Bevölkerung das neue System begrüßte, nagte drinnen schon der Wurm des Neides und des Zerwürfnisses an der volksthümlichen Regierung. Fürst Carl Auersperg, im Lande als der erste Cavalier des Reiches gehalten und gepriesen, erschien drinnen als intolerant und reizbar, als Terrorist, so daß es in den Sitzungen des Ministerraths Scenen gab, wie sie sich kaum in einer Dorfvertretung abspielen. Fürst Auersperg, so ziemlich von allen seinen Collegen perhorrescirt, trat zwar erst am 24. September 1868 von seinem Amte zurück, factisch aber hatten die Conflicte im Ministerium schon im Mai, also früher begonnen, als man allgemein anzunehmen geneigt ist, indem man den Ausbruch derselben mit der Reise des Kaisers nach Prag in Verbindung bringt, bei welcher Graf Beust und nicht Fürst Auersperg in der Suite des Monarchen war. Wohl lag in dieser Thatsache ein bedenkliches Symptom, allein es fällt dabei eine Bestrebung des Grafen Beust schwer in die Wagschale, welche vielleicht die ernsteste unter allen seinen Bemühungen gewesen ist. Als Belohnung für seine Verdienste ließ Beust sich zum Reichskanzler ernennen; äußerlich schmeichelte der große Titel zunächst der unbegrenzten Eitelkeit dieses Mannes, denn Fürst Gortschakoff in Petersburg hieß nur Vicekanzler. Aber Graf Beust gedachte mit dem Titel auch ein Amt und eine Thätigkeit zu verbinden. Durch den Ausgleich standen sich die zwei, bisher zu einem einheitlichen Ganzen verbundenen Staaten, deren gemeinsame Interessen nicht durch Paragraphen geschieden werden konnten, wie zwei Fremde gegenüber; im Falle einer Differenz mußte der Kaiser und König durch sein Wort entscheiden. Das ist nicht nur im höchsten Grade inconstitutionell, sondern kann zu sehr bedenklichen Consequenzen führen. Graf Beust beabsichtigte als Reichskanzler in einer Reichskanzlei ein Organ der Vermittelung, eine oberste einheitliche Instanz, ein Centrum, eine Art Einheit im Dualismus oder wie man es sonst nennen will, zu schaffen, und schon hatte er den Entwurf der Organisation einer diesem Zwecke dienenden Abtheilung im Ministerium des Aeußern ausgearbeitet. Diesem leitenden Gedanken entsprach nicht nur seine Mitreise nach Prag, sondern auch

Digitized by Google

manches Andere, was als Einmengung in die Competenz des österreichischen Ministeriums aufgefaßt wurde. Graf Andrassy, der sowohl als ungarischer Premier wie als Minister des Aeußern sich mehr noch als Graf Beust mit den österreichischen Angelegenheiten beschäftigt hatte, verlangte nicht mehr nach dem Titel eines Reichskanzlers; er, der im Stande gewesen wäre, die Reichskanzlei als eine wenn auch noch so winzige Verkörperung der Staatseinheit bei seinen magyarischen Landsleuten durchzusetzen, perhorrescirte das Project.

Die außerordentliche, völlig neue und ohne Analogie in einem anderen Staate dastehende Stellung des Grafen Beust ist wohl geeignet, manche seiner Irrthümer und Fehler in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, insbesondere jene, welche man als Eingriffe in die Wirksamkeit des österreichischen Ministeriums bezeichnet. Mit den Verhältnissen des Staates noch immer nicht völlig vertraut, meinte er, das erfolgreiche Beispiel der Magyaren müsse auf die Czechen eine gewisse Wirkung ausüben und im Interesse der äußeren Macht der Monarchie, für die er noch Alles zu leisten hatte — und das war nach der Geschichte seiner Berufung sehr viel! — hielt er es auch in seiner Mission gelegen, die Czechen zu gewinnen, selbst unter den Augen des bei ihnen verhaßten Fürsten Auersperg. Hatte doch diese Idee ihre warmen Anhänger auch im österreichischen Ministerium. Berger, ein guter Deutscher und einst ein Mitglied der Paulskirche, empfand auch die Neigung, eine Verständigung mit den Czechen zu versuchen und der damalige Bürgermeister von Prag, Dr. Belsky, ein besonnener Politiker, bot sich als willkommener Mittelsmann an. Daß Graf Potocki, der Ackerbauminister des Cabinets, als Pole diese Bestrebungen gerne sah, ist leicht erklärlich. Als Dritter im Bunde schloß sich Graf Taaffe an. Zufällige Umstände hatten ihn dem Dr. Berger nahe gebracht. Als Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrathes und später als Vorsitzender amtirte er mit dem Minister ohne Portefeuille unter einem Dache und ging mit ihm alltäglich zur Preßconferenz im Ministerium des Aeußern; als sich Berger's Taubheit verschlimmerte, begleitete er ihn jedesmal zum Kaiser und schrieb die Antworten des Herrschers dem Collegen auf einem Zettel nieder. Zu diesen äußerlichen Verhältnissen kamen auch innere Gründe, welche diese beiden Männer zusammenschlossen, so daß man sagen kann, die österreichische Gesinnung Beider siegte zweimal über den Partei- und Provinzialstandpunkt. Außerdem waren Beiden die Zustände im Ministerium unerträglich; gegenseitige Beschimpfungen und Verdächtigungen in den Sitzungen standen auf der Tagesordnung, jeder Minister hatte seine Zeitung, in welcher er seine Collegen auf das Heftigste befehdete, der Eine klaubte die Notizblätter des Anderen auf und bewahrte sie als Waffen für den öffentlichen Gebrauch, mit einem Worte, es sah so aus, wie es nicht aussehen durfte. Die wilde Leidenschaftlichkeit Giskra's, der negative Geist Herbst's, die Satire Berger's feierten Orgien, so daß man sich wundern muß, daß dabei überhaupt noch Etwas geleistet werden konnte. Und dabei hat das Bürgerministerium Außerordentliches geschaffen! Aber die Fäulniß bestand und fraß fort, bis in dem sogenannten Memorandenstreite die ganze Welt einen erschütternden Einblick in die Zustände, wie sie in der Regierung herrschten, gewann. Der Kaiser war von seiner Suezreise zurückgekehrt, in Dalmatien ein Aufstand ausgebrochen, der bewiesen hatte, daß nicht alle Länder dieses merkwürdig componirten Reiches über einen Kamm geschoren, nach einer Schablone regiert werden könnten; ein namhafter Theil der Heeresmacht mußte zur Bewältigung der Insurrection aufgeboten werden. Im Ministerium vertrat insbesondere Giskra den Standpunkt, daß man den Reichsrath durch directe Wahlen von den Landtagen unabhängig machen müßte; Herbst bezeichnete einen solchen Schritt als einen Verfassungsbruch. Die Lohe brach von allen Seiten hervor. In diesem Momente vollzog sich die definitive Scheidung der beiden Parteien innerhalb des Cabinets und beide entwickelten ihren Standpunkt in Schriftstücken an den Kaiser, dem sie die Wahl und Entscheidung anheimgaben. Der Kaiser ordnete sofort die Veröffentlichung beider Satzschriften an und infolge der mächtigen Wirkung derselben mußte die Minorität ihre Entlassung nehmen, Herr von Hasner wurde mit der Leitung der neuen, die Mehrheit der früheren Minister umfassenden Regierung betraut. Aber das Cabinet blieb schwächlich; auch nach Ausscheidung der Grafen Potocki und Taaffe und des Dr. Berger hörten die Zwistigkeiten in demselben nichts weniger als auf, ja der Gegensatz zwischen Giskra und Herbst wurde noch schroffer und endlich ging der erstere gleichfalls seiner Wege. Die Polen verließen den Reichsrath, hinter welchem Schritte Herr v. Hasner den Grafen Beust vermuthete und ihn mit seinem und dem ganzen Haß seiner Zeitungen bedeckte. Das Ministerium wurde nach wenigen Monaten unhaltbar, die ehemalige Minorität unter Führung des Grafen Potocki und mit dem Grafen Taaffe als Minister des Innern trat die Regierung an. Auch in diesem Ministerium überwog das deutsche, liberale Element, nicht nur in den Formen, sondern auch im Geiste der Verfassung wurde geschaltet, aber die Verständigung mit den Czechen bildete einen Punkt seines Programms, wie sie überhaupt jetzt in den Vordergrund trat, um von demselben nicht mehr zu verschwinden. Die directen Wahlen, dieser Gewaltschritt des Dr. Giskra zur Loslösung des Centralparlaments von den Einzellandtagen; dieser Verfassungsbruch nach der Ansicht der Herren Herbst, Berger, Taaffe und Potocki; diese angebliche Schutzmauer gegen jeden Rückfall in die Reaction; dieser Nagel zum Sarge des Bürgerministeriums — sie haben es im Jahre 1879 dem Grafen Taaffe ermöglicht, die Czechen in den von ihnen perhorrescirten Reichsrath zu bringen, ja, sie haben die Czechen in den Reichsrath gezwungen. Denn später von dem zweiten Ministerium Auersperg durchgeführt, stellten sie die sogenannten Altczechen vor eine sehr bedenkliche Eventualität. Auch dieses zweite deutsch-liberale Cabinet machte nämlich gelegentliche Versuche, die Czechen zu gewinnen; die mährischen Slaven unter der Führung des jetzigen Ministers Prazak hatten schon ihre Plätze und auf denselben eine besonnene Haltung eingenommen; in Böhmen machte die Fortdauer der Abstinenz bereits böses Blut und die Jungczechen unter der Leitung des talentvollen, aber leidenschaftlichen Sladkovski schlugen daraus Capital gegen die Alten und verlangten ungestüm den Eintritt in das Parlament, die Regierung leistete diesen Bestrebungen stillen Vorschub. Jedes Ministerium konnte hier den Hebel ansetzen und bei den bevorstehenden Neuwahlen den Jungczechen zu einem den Alten höchst unerwünschten Triumph verhelfen. Um diesen zu verhüten, mußten die Altczechen sich entschließen, selbst in das Parlament zu gehen.

So lagen die Dinge beim eigentlichen Regierungsantritte des Grafen Taaffe, und wenn nicht schon damals dessen Plan festgestanden wäre, ein conservatives Regime zu inauguriren und zu dessen Unterstützung die Czechen heranzuziehen, so müßte man sich fragen, wozu den Czechen überhaupt Concessionen gemacht wurden, da sie unter allen Umständen gekommen wären. Aber auf diese immer wieder erneuerte Frage der Deutschen ist in dem eben Gesagten die Antwort gegeben: nicht als Anerkennung ihres geträumten Staatsrechtes sind die ihnen gewordenen Zugeständnisse zu betrachten, wie auch thatsächlich nicht ein einziges die vermeintlichen Rechte der Wenzelskrone betrifft oder gutheißt, sondern als Entgelt für ihre Unterstützung der conservativen Regierungsprincipien, die mit dem Grafen Taaffe die herrschenden wurden. Für die Deutschen ist das in hohem Grade bedauerlich; aber sie hatten unter dem zu ihnen gehörigen Ministerium Auersperg II bewiesen, daß sie zur dauernden Unterstützung einer Regierung kein Talent haben. Sie drängten ihr liberales Ministerium auf radicale Bahnen, die in Oesterreich noch lange nicht betreten werden können; sie verweigerten die Erneuerung des Wehrgesetzes für weitere zehn Jahre und erschütterten das Ansehen der Regierung bei der Krone auf das Tiefste; sie untergruben es endlich völlig, als ihre Juristen Herbst und Sturm für den Berliner Vertrag die Genehmigung des Reichsraths verlangten, weil er das Reich belaste, nebenbei gesagt, eine Anschauung, auf Grund deren sie auch die parlamentarische Genehmigung für die Allianzen mit Deutschland und Italien fordern müßten, welche schon jetzt das Reich belastet

Digitized by Google

haben und unter Umständen dasselbe noch ganz anders belasten wird; mit einem Worte, sie erwiesen sich als eine regierungsunfähige Partei. Die letzten Zweifel, welche Graf Taaffe darüber haben konnte, verschwanden vor seinen eigenen Erfahrungen, als er ein deutsch-conservatives Ministerium zu bilden versuchte und damit scheiterte, ein Versuch, der, wie nochmals hervorgehoben werden muß, vor dem Eintritt der Czechen in den Reichsrath, vor der Gewährung der kleinsten Concession an dieselben, erfolgte.

Wiederum sind wir den Ereignissen vorausgeeilt, abermals durch Vorkommnisse und Maßnahmen dazu bestimmt, die früher geschehen oder geplant, ihre eigentliche Wirkung erst später geübt haben .... Das Ministerium Beust und das Bürgerministerium bilden die ministerielle Studienzeit des Grafen Taaffe. Nach dem kurzen Bestande des seinen Anschauungen congenialen Cabinets Potocki ging er als Statthalter nach Tyrol und blieb dort, anscheinend verschollen und vergessen, bis er im Jahre 1879 zu seiner eigentlichen Action berufen ward. Er war ein pflichttreuer Statthalter, das hat sein späterer Chef und ehemaliger Vorgänger in Tyrol, Baron Lasser, wiederholt und in aller Form anerkannt, indem er ihn als den Muster-Statthalter bezeichnete. Er schmiedete keine Intrigue, wozu der clericale Boden in Innsbruck Gelegenheit genug und seine Beziehungen auch verläßliche Anhaltspunkte gegeben hätten, die strenge Erfüllung seiner Aufgaben war sein einziges Ziel. Er hatte unter dem Beifall des Ministeriums wiederholt harte Sträuße mit den Ultramontanen auszufechten, und that es jedesmal mit männlicher Entschlossenheit, obwohl in seiner Antichambre die Häupter der Clericalen nicht seltener waren als die Liberalen, ja oft genug denselben dort begegneten. Immerhin wird es gestattet sein, zu sagen, daß der Mann kein Reactionär sein könne, welcher sich, wenn auch als gehorsamer Statthalter, zu solcher Energie erhebt. Ein Pröbchen der letzteren, welches für Tyrol in besonderem Maße charakteristisch sein dürfte, mag hier folgen. Im Jahre 1872 hatten die Tyroler Landesschützen nach dem neuen Landwehrgesetze bataillonsweise den Fahneneid so zu leisten, daß sie sich verpflichteten, den Dienst „zu Wasser und zu Lande" zu thun. Das war in Tyrol unerhört, die Landesschützen hatten bisher nur in der Heimath, zwischen ihren Bergen die Waffen getragen, und nun sollten sie schwören „zu Wasser und zu Lande", also möglicher Weise auch außerhalb Tyrols militärische Dienste zu thun. Ein allgemeines Murren ging durch das Land und gleich das erste Bataillon verweigerte den Eid. Das war ein gefährliches Präcedens, die Nachricht konnte sich von Gau zu Gau verpflanzen, die Eidesverweigerung eine allgemeine werden — es galt, rasch zu handeln. Der Statthalter ließ denn auch im Einvernehmen mit dem Landescommandirenden das ganze Bataillon sofort haftweise in die Franzensveste abführen, ein heilsamer Schrecken ging durch das Land. Zu den Gefangenen aber entsandte Graf Taaffe einen damals noch am Leben befindlichen ehemaligen Adjutanten von Andreas Hofer, den achtzigjährigen Oberlandesgerichtsrath Petzer. Dieser erklärte den Landesschützen die Sache, sie leisteten den Eid, erhielten ihre Fahne zurück und zogen unter klingendem Spiele aus der Festung — die Angelegenheit war für das ganze Land entschieden. Petzer wurde Ritter der eisernen Krone und starb im vorigen Jahre, fünfundneunzig Jahre alt.

Verschollen und vergessen lebte Graf Taaffe in Innsbruck; von dem, was in Wien vorging, erfuhr er nur soviel, als in den Zeitungen zu lesen war. Das Ministerium Auersperg II hatte sich in den ersten Jahren seiner Existenz eine bisher in Oesterreich nicht dagewesene Autorität zu verschaffen gewußt; mit dem Nothwahlgesetze beugte es die widerspänstigen Landtage und mit der endlichen Einführung der directen Reichsrathswahlen befreite es das Centralparlament von jeder Abhängigkeit von den Provinzialvertretungen. Auch gewisse, vom Liberalismus geforderte Gesetzentwürfe wurden vorgelegt, berathen und ziemlich rasch sanctionirt, die Regierung, welche ein Parlament zuwege gebracht hatte, in dem außer den böhmischen Czechen seit langer Zeit wieder zum ersten Male alle anderen Volksstämme und großen politischen Parteien im Reiche vertreten waren, stand fest. Das konnte nicht verwundern, denn sie bestand aus den geschicktesten politischen Administratoren, den glänzendsten und angesehensten Parlamentariern, einem talentvollen General, einem für einen leidlichen modus vivendi mit Rom geradezu unbezahlbaren Cultusminister und einem der liebenswürdigsten und tactvollsten politischen Faiseure. Am unbedeutendsten war der Ministerpräsident; durch seine charaktervolle Treue gegen seine Collegen von hohem Werth, dagegen durch sein aus der enormen Ueberlegenheit des Grafen Andrassy erklärbares Mißtrauen gegen diesen äußerst schädlich, und insbesondere ein Unglück durch den übelwollenden mißgünstigen Rathgeber, den er in seiner nächsten Nähe duldete. Die Fehler des Fürsten Auersperg wurden aber zum Theil von seinen eigenen und mehr noch von den Talenten seiner Collegen reichlich aufgewogen, es schien dem Cabinet eine sehr lange Dauer und der endliche Sieg in der Verfassungsfrage beschieden zu sein. Da kam die volkswirthschaftliche Krise des Jahres 1873 und fand in dem Baron Pretis bei Weitem nicht den Mann, der ihr gewachsen war. Niemand wird behaupten wollen, daß der Zusammenbruch nach dem, was vorausgegangen, überhaupt verhütet werden konnte; aber daß Oesterreich so lange unter dessen Folgen litt oder eigentlich noch heute leidet — namentlich Wien! — datirt ausschließlich von der Unbedeutendheit des Herrn von Pretis. Banquiers und Directoren gingen bei ihm ein und aus und wußten sich für ihren Zeitverlust durch angepaßte Speculationen zu entschädigen, die allgemeine Hülflosigkeit aber wurde nicht ein einziges Mal unterbrochen. Die schwache Hand der Regierung in der Krise hat ihre Position sehr geschädigt. Der eigentliche Kampf gegen dieselbe begann jedoch erst bei der Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn. Hier bildete die Bankfrage das punctum saliens. Herr von Lucam, der damalige Generalsekretär und einzige Creditgewaltige des Reiches, war im Parlamente sehr mächtig, sein Schildknappe ein Deputirter, der als Schriftsteller durch lange Jahre in den intimsten Beziehungen zur Bank gestanden und aus Zeitungsausschnitten ein dickes Buch für die Bank in die Welt gesetzt hatte; die Regierung konnte den Widerstand nur mit Hülfe des Dr. Herbst brechen, dem die Gottähnlichkeit des Herrn von Lucam keineswegs behagte, und des größten Wiener Blattes, das sich im entscheidenden Augenblicke ihr zuwandte. Endlich kamen der bosnische Feldzug und der Berliner Vertrag hinzu, bei welcher Gelegenheit ein Unger sich von dem stark mit Krachstaub beladenen Dr. Sturm seine juristische Unbedeutendheit beweisen lassen mußte, kurz, die Regierung wurde bei den wichtigsten Anlässen von ihrer eigenen Partei regelmäßig verlassen und konnte schließlich nur mit Hülfe ihrer politischen Gegner ein Gesetz durchbringen. Und als die Regierung endlich erfahren mußte, daß sie das Wehrgesetz nicht mehr für zehn Jahre votirt erhalten würde, als der Kaiser sie fragte, warum sie eigentlich fortbestehe, nachdem ihre Partei sie verlassen habe, konnte der Zerfall nicht weiter aufgehalten werden. Er war ein schrittweiser. Zuerst schieden Fürst Auersperg und Dr. Unger, sie waren in der von den Deutschen angefeindeten äußeren Politik am entschiedensten mit dem Grafen Andrassy gegangen; Herr von Stremayr wurde vorläufig mit dem Vorsitze in dem verbliebenen Ministerium betraut.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Zu Arthur Schopenhauer's Gedenktag.

Von Eduard von Hartmann.

Am 22. d. M. waren es hundert Jahre, daß der Philosoph das Licht der Welt erblickte, welcher seit Spinoza von allen Unzünftigen den größten Einfluß auf die Nachwelt gewonnen hat. Seine Werke sind, wie er es vorausgesagt hat, zu dem Bau eines Königs geworden, der den Kärrnern zu thun gibt. Seine Schriften gehören zu den wenigen auserlesenen, deren Lectüre im Stande ist, den dazu geeigneten Leser im tiefsten Innern zu ergreifen und eine völlige Umwälzung in seinem Gemüth und seiner Weltanschauung hervorzurufen. Diese Eigenschaft genügt, um die Unsterblichkeit zu verbürgen, ebenso wie sie dazu genügt, in aller Stille durch mündliche Empfehlung den Leserkreis stetig zu erweitern. Sie bürgt dafür, daß solche Werke Vorzüge besitzen, welche die größten Irrthümer und stärksten Widersprüche zu tragen vermögen und durch dieselben allenfalls verdunkelt, aber nicht ausgelöscht werden. Es ist die Macht einer eigenthümlichen, fest ausgeprägten, selbstgewissen, in sich geschlossenen Individualität und einer unerschütterlichen Glaubensstärke der Ueberzeugung, welche aus solchen Büchern zum Leser spricht und demselben auch dann imponirt, wenn sie durch Sonderbarkeit, Schroffheit und Unliebenswürdigkeit abstößt; verbindet sich aber mit dieser Macht eine entschiedene Genialität der Anschauung und Wiedergabe des Geschauten, so übt sie einen Zauber aus, dem sich zu entziehen nicht leicht fällt.

Schopenhauers Originalität ist reine Natur; er giebt sich so wie er ist, und was er ist, ist er nicht geworden, sondern er hat, seit er zum philosophischen Bewußtsein kam, sich so vorgefunden. Seine einzelnen Lehren kann man als Ausflüsse der ihm zugeströmten Bildungselemente nachweisen; aber daß er sich gerade diese aneignete, während er andre abstieß, und daß er die angeeigneten gerade so verknüpfte, das entsprang aus seiner mitgebrachten originellen Natur. Es ist ganz unüberlegt, wenn man z. B. versucht hat, seinen Stimmungspessimismus auf seine langanhaltenden Mißerfolge zurückzuführen, da er ja bei der Veröffentlichung der ersten Auflage seines Hauptwerkes, das seinen ganzen Pessimismus bereits ausspricht, noch gar nichts von Mißerfolgen wußte. Es dürfte ebenso verfehlt sein, seine Menschenverachtung und seinen Hang zum Einsiedlerleben auf seine Erlebnisse zurückzuführen, oder seinen Weiberhaß aus besonderen Erfahrungen seiner Jugend abzuleiten. Er, der das Dogma von der Unveränderlichkeit des menschlichen Charakters aufstellte und mit so viel Eifer verfocht, stützte sich in diesem Punkte ohne Zweifel auf die an sich selbst gemachte Erfahrung. Wie excentrisch diese Natur auch sein mochte, so entbehrt sie in ihrer starren Schroffheit doch nicht einer gewissen Größe, und vor Allem hat das Genie das Recht zu verlangen, daß man ihm ein gewisses Maß von Excentricität nachsieht. Mit dem psychologischen Secirmesser in den menschlichen Schwächen und Absonderlichkeiten eines Genies zu wühlen ist ebenso werthlos und unrecht, als dieselben künstlich nachzuahmen, während die sie entschuldigende Genialität und Originalität fehlt.

Schopenhauer gibt nur, was er selbst ist; die Welt, die er schaut, ist im eminenten Sinne „seine Vorstellung", d. h. ein Widerschein der objectiven Welt in dem stark gefärbten Spiegel seiner Subjectivität. Er ist eine durchaus intuitive Natur, und er bleibt ebenso intuitiv in der höchsten umfassendsten Weltanschauung vom speculativsten Tiefsinn, wie im kleinsten gelegentlichen Aperçu. In dieser intuitiven Geistesanlage fühlt er sich Goethe so verwandt und der abstract reflectirenden Speculation eines Fichte und Hegel so antipodisch. Die logische Beweisführung ist nicht seine Sache; die rationelle Reflexion, die er nicht entbehren kann, steht ihm doch nicht recht zu Gesicht und versagt ihm oft, wo er sie am nöthigsten braucht. Er ist unfähig, rationelle Einwände rationell zu widerlegen; er wiederholt in solchem Falle nur seine Aufstellungen, oder hüllt sich, verletzt, in grollendes Schweigen. Die Fähigkeit zur Polemik und Apologetik ist ihm ebenso versagt wie der Drang zu allseitiger systematischer Durchführung.

Bei seiner vollständigen Muße und Unabhängigkeit hätte er in einem so reich bemessenen Leben eher als irgend ein Anderer den unwiderstehlichen Trieb spüren müssen, das im ersten Bande seines Hauptwerks aufgestellte Programm eines Systems auch zum wirklichen System durchzuarbeiten; statt dessen begnügte er sich mit breiteren Wiederholungen des schon Gesagten, mit gelegentlichen monographischen Preisbewerbungsarbeiten und mit feuilletonistischen Streifzügen ohne philosophische Bedeutung. Um mit Erfolg und zu seiner eigenen Zufriedenheit irgend ein Specialgebiet, z. B. die Ethik oder Aesthetik, von seinem principiellen Standpunkt aus systematisch auszuführen, dazu hätte er eben Eigenschaften besitzen müssen, die ihm abgingen; denn die Intuition gibt immer nur Grundlinien oder vereinzelte Bausteine, ohne dieselben logisch aneinanderzufügen, und schon in seinem Programmwerk ist die logische Aneinanderfügung der in den verschiedenen Abschnitten niedergelegten Intuitionen der schwächste und am meisten angegriffene Punkt. Dieselbe intuitive Gewißheit, mit welcher seine Aufstellungen vor seiner eigenen Seele standen, mußten sie nach seiner Ueberzeugung auch in jeder unbefangenen urtheilsfähigen Seele wecken, — wozu da noch lange Ausführungen und Beweise, die doch bloß zu endlosen Streitereien führen! Wenn irgendwo, so hat die ratiocinatio in der Mathematik ihr allereigentlichstes Herrschaftsbereich; daß Schopenhauer sie selbst aus diesem zu Gunsten der unmittelbaren Anschauung verdrängen wollte, verdeutlicht am schlagendsten, wie er über deren Berechtigung in der Philosophie denken mußte. Verum index sui et falsi! Man braucht das Wahre nur klar hinzustellen, damit Jeder, der sehen kann, es einsieht; wer es dann noch nicht einsieht, dem ist überhaupt nicht zu helfen!

So durchsichtig die Schwäche dieser Darstellungsweise aus wissenschaftlichem Gesichtspunkte auch ist, so zweifellos ist es, daß diese Schwäche sich in eine Stärke verwandelt, wenn man auf Leser von geringer wissenschaftlicher Bildung und Urtheilsfähigkeit reflectirt oder wenn man sie aus rein schriftstellerischem Gesichtspunkt betrachtet. Mag der streng wissenschaftliche Leser den schriftstellerischen Ausdruck einer originellen Individualität noch so interessant im psychologischen Sinne finden, so ist er doch auf seiner Hut davor, sich imponiren und blenden zu lassen; er will durch Gründe überzeugt sein und erst dann Gemüth und Seele gefangen geben, wenn sein Verstand überzeugt ist. Der halbgebildete, oder doch nicht rein wissenschaftlich interessirte Leser dagegen will vor Allem ergriffen und hingerissen werden, und er wird um so mächtiger von dem Inhalt gepackt, je unmittelbarer dieser aus der Anschauung geschöpft ist und in je anschaulicherer sprachlicher Form er zur Darstellung gebracht ist. Allseitige systematische Durchführung und erschöpfende rationelle Beweisführung stellt allemal die Geduld des Lesers auf eine harte Probe und wird gar leicht langweilig; schlagende Kürze und vielversprechende Unvollständigkeit ist die Seele eines rein schriftstellerischen Erfolges.

So erklärt sich der starke Gegensatz, der noch heute in dem Urtheil der philosophischen Fachkreise und demjenigen des philosophischen Laienpublikums über Schopenhauer besteht. Denn es ist doch kaum anzunehmen, daß die Abneigung der Zünftigen gegen den Unzünftigen oder die Rache für dessen Schmähungen beinahe ein Menschenalter nach dessen Tode vorhalten sollte. Auch bestehen die philosophischen Fachkreise keineswegs bloß aus Zünftigen und auch die Unzünftigen sind mit den Zünftigen in ihrem Urtheil über die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des Schopenhauerschen Systems einig, sei es daß sie dasselbe als Gegner verwerfen, sei es daß sie dasselbe als Schüler und Nachfolger durch mehr oder minder einschneidende Umänderungen erst haltbar zu machen suchen. Jeder Jünger Schopenhauers hält nur einige Seiten von dessen System fest,

Digitized by Google

und läßt die andern fallen; um alle zugleich in der von Schopenhauer gelehrten Verbindung festzuhalten, dazu liegen eben die Widersprüche derselben allzuklar zu Tage.

Damit ist durchaus noch nicht gesagt, daß nicht auch in rein philosophischer Hinsicht Schopenhauers Einfluß sehr groß gewesen sei und vielleicht in Zukunft noch wachsen werde; denn die größten und einflußreichsten Philosophen sind niemals diejenigen gewesen, welche alle Seiten ihres Systems zur glatten Widerspruchslosigkeit zu binden wußten, sondern diejenigen, welche die verschiedenseitigsten Auffassungen der Welt und ihrer Probleme in sich vereinten. Aber man wird grade in diesem Falle doch schwerlich fehlgehen, wenn man den Schwerpunkt des Schopenhauer'schen Einflusses nicht in seinen philosophischen Principien sucht, sondern in drei anderen Dingen, die unmittelbar mit Philosophie nichts zu thun haben, nämlich erstens in seiner schriftstellerischen Bedeutung, zweitens in den eigenartigen Stimmungen und Neigungen, die in seinen Schriften feste Gestalt gewinnen, und drittens in der scheinbaren Rechtfertigung und religiösen Vertiefung, welche diese Stimmungen und Neigungen bei ihm erhalten haben.

Was zunächst die schriftstellerische Bedeutung Schopenhauers anbelangt, so ist dieselbe zu bekannt, um viel Worte über dieselbe zu machen; eine ganze Generation von Dichtern, Romanschriftstellern und Feuilletonisten ist bei ihm in die Schule gegangen. Schopenhauer selbst legte den höchsten Werth auf diese Seite und konnte lange Zeit an einem Einfall feilen und schleifen, bis er als blendendes Juwel in seine Fassung gesetzt wurde. Es liegt bei solcher Productionsweise die Gefahr nahe, einerseits um frappirender Paradoxien willen die wissenschaftliche Genauigkeit auf die leichte Achsel zu nehmen, und andrerseits den Gedanken im Bilde ebenso zu verhüllen wie zu offenbaren. Jeder Vergleich hinkt bekanntlich, und nur derjenige wird nicht durch denselben irre geführt, der das tertium comparationis genau erfaßt; dies kann aber wieder nur derjenige mit Sicherheit, der den Gedanken schon beherrscht, nicht derjenige, der ihn erst zu verstehen sucht. Das Bild oder Gleichniß an Stelle des Gedankens zu setzen, ist deshalb immer gefährlich für das Verständniß. Ja sogar wenn man zuerst den Gedanken in abstracter Form ausgesprochen hat, ist schon das nicht immer unbedenklich, denselben nachträglich auch noch durch einen anschaulichen Einzelfall oder durch ein ein Bild zu erläutern. Denn wenn der Gedanke schon für sich klar ausgedrückt war, so ist das Bild mindestens überflüssig; wenn aber der Gedanke undeutlich geblieben war, so kann das Verständniß durch das hinzugefügte Bild ebenso leicht irre geführt als zurecht gewiesen werden, weil jedes Bild auch unzutreffende Bestandtheile enthält. Deshalb muß man in der philosophischen Redeweise mit Bildern sehr sparsam und vorsichtig sein und darf sie nur da anwenden, wo das tertium comparationis unmißverständlich in die Augen springt. Abgesehen von der Schopenhauer'schen Schule ist deshalb auch der Einfluß des Schopenhauer'schen Stils auf die philosophische Schreibweise unserer Zeit sehr gering geblieben; die Veränderungen, welche gegen das erste Drittel dieses Jahrhunderts mit derselben vorgegangen sind, dürften weit eher aus der Abwendung von abstracter Spekulation und aus der Annäherung an die Schreibweise der Naturforscher und Historiker zu erklären sein, welche ebenfalls vom empirisch Gegebenen und Anschaulichen ausgehen. Der stilistische Einfluß Schopenhauers erstreckt sich weit mehr auf die Belletristik und Journalistik als auf die Wissenschaft, welche zwar vom Anschaulichen auszugehen hat, aber nur um über dasselbe zum Gedanken fortzugehen.

Die Stimmungen und Neigungen, welche in Schopenhauer's Schriften Gestalt gewonnen haben, lassen sich unter der Bezeichnung eines quietistischen Pessimismus zusammenfassen. Pessimistisch ist z. B. seine Menschen- und Weiberverachtung und seine Ablehnung aller geschichtlichen Entwickelung, durch welche eine Besserung der verurtheilten socialen Zustände herbeigeführt werden könnte. Quietistisch ist seine auf diesem hoffnungslosen Pessimismus fußende Abkehr von den Pflichtenkreisen des Staates, der Kirche, der Gesellschaft, des Vaterlandes, des Berufes, der Familie und der Freundschaft und seine thatenlose Zurückziehung auf sich selbst und den ungestörten Genuß seiner intellectuellen Liebhabereien. Die Trägheit, welche jede Arbeit und Thätigkeit als unbequem scheut, die Selbstsucht, welche gern jeder activen Pflichterfüllung als einer lästigen Störung ihres Genußlebens aus dem Wege geht, sorgen dafür, daß quietistische Neigungen in der Menschheit nicht aussterben; die Mißerfolge und Zurücksetzungen aber, welche dem Trägen und Selbstsüchtigen im Leben nicht erspart bleiben können, legen durch das Gefühl der erlittenen Kränkung den Grund zu einem moralischeren Entrüstungspessimismus, der das eigene Unrecht auf die Anderen abwälzt und sich nebenbei auch auf unleugbare Thatsachen stützen kann. So kann es an Individuen niemals fehlen, in deren Seelen der quietistische Pessimismus Schopenhauer's einen Widerhall findet, und welche an dieser Bestätigung ihres eigenen Stimmungsgehaltes sich freuen. Außerdem sind aber auch Zeiten politischer Verbitterung und Hoffnungslosigkeit und Zustände staatlicher Ohnmacht besonders geeignet, um das Aufkommen solcher Stimmungen zu begünstigen. Es ist deshalb in der That kein Zufall, daß der Schopenhauer'sche Einfluß erst mit dem Katzenjammer nach dem Rausche von 1848 begann, und daß es vorzugsweise die deutschen Kleinstaaten und Oesterreich waren, in denen derselbe sich wesentlich auf den quietistischen Stimmungspessimismus stützte.

Solche oberflächliche Beziehungen könnten indeß doch nur die Breite, nicht die Tiefe des Schopenhauer'schen Einflusses erklärlich machen, sie könnten es nicht erklären, daß seine Philosophie von so Vielen mit wahrer Inbrunst des Herzens aufgenommen, wie ein neues Evangelium begrüßt und mit wahrer religiöser Andacht gepflegt wurde. Und dies geschah gerade von idealitätsdurstigen Seelen, die zu jedem Opfer an persönlichem Wohl und persönlicher Bequemlichkeit bereit gewesen wären, wenn sich ihnen nur ein solcher Weg dargeboten hätte. Poetische Naturen ohne die Befähigung, ihren Schmerz künstlerisch zu objectiviren, religiöse Gemüther, die sich von der christlichen Religion unbefriedigt abgekehrt und vergeblich nach einem Ersatz für das Verlorene gespäht hatten, zartbesaitete Seelen, die vom Mitgefühl mit allem sie umgebenden Elend schier erdrückt wurden, sinnige Geister, denen die Räthsel des Lebens keine Ruhe ließen, und die doch durch ihre Vorbildung nicht in Stand gesetzt waren, wissenschaftlich strengen philosophischen Untersuchungen zu folgen, — sie alle fanden nun bei Schopenhauer, was sie gesucht hatten. Theils waren es Männer und Frauen von höchster Bildung und hoher gesellschaftlicher Stellung, noch weit mehr aber halbgebildete Subalterne, Elementarlehrer, Buchhalter, Unterbeamte u. s. w., welche von der hier gebotenen Vereinigung von Eigenschaften gefesselt und so zugleich mit einem guten Theil Philosophie bekannt gemacht wurden. War die Lebensstellung eine solche, daß die Schwärmerei für das neue Evangelium geheim gehalten werden mußte, so konnte das den Enthusiasmus nur steigern; der Cultus wurde dann in aller Stille getrieben und nur an Würdige im Vertrauen fortgepflanzt. Je romantischer die ganze Weltanschauung eines solchen Adepten war, desto geeigneter war sie für die Einweihung in die romantische Restauration der indischen „Urreligion der Menschheit". Es ist der tief ethische Zug in der Schopenhauer'schen Philosophie, ihr Gegensatz gegen alles Weltliche, ihre edle Resignation und ihre Hingebung an die Wesenseinheit mit dem Nächsten, was ihr die religiöse Weihe gibt, und was sie trotz ihres erklärten Atheismus ebenso wie den Buddhismus zur religiösen Propaganda befähigt. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch die philosophischen Jünger Schopenhauer's im engeren Sinne sich zunächst wesentlich durch diese religiös-ethische Seite der Schopenhauer'schen Philosophie haben fesseln lassen und nur um derenwillen nach einer Befestigung auch der philosophischen Grundlagen gesucht haben.

Was nun den eigentlich philosophischen Einfluß Schopenhauer's anbetrifft, so ist seine Metaphysik etwa folgendermaßen zusammenzufassen: 1. Der menschliche Intellect entfaltet sich seine subjective Erscheinungswelt in den Formen von Raum, Zeit und Causalität, die außerhalb desselben keiner-

Digitized by Google

lei Geltung haben (subjectiver Idealismus). 2. Diese Vorstellungsthätigkeit ist lediglich eine Function des Gehirnes (Materialismus). 3. Das Gehirn ist ebenso wie der Organismus, dessen Theil es ist, ein Product des Individualwillens und entspricht dessen Erkenntnißtriebe ebenso wie die sonstigen Einrichtungen des Organismus seinen übrigen Bedürfnissen; das Ansich des Gehirnes und des Organismus ist Wille von niederen Objectivationsstufen (Naturkräfte), den der höhere Individualwille sich dienstbar macht (teleologisch beherrschter Hylozoismus). 4. Die Individualwillen jeder Objectivationsstufe sind reale Vervielfältigungen der Ideen der entsprechenden Stufe, die ihre gattungsmäßige Beschaffenheit in viele Exemplare auseinanderlegen (individualistischer Pluralismus). 5. Sämmtliche Ideen sind Objectivationen und Explikationen des einheitlichen Weltprincipes und bilden ein ideales Universum über der realen Welt der Individuation (objectiver metaphysischer Idealismus). 6. Das einheitliche Weltprincip ist der absolute Wille (pantheistischer Monismus).

Der subjective Idealismus Schopenhauer's, welcher sich ausdrücklich auf die Kant'sche Erkenntnißtheorie unter Verwerfung ihrer realistischen Bestandtheile stützt, ist von mächtigem Einfluß auf unsere Zeit gewesen. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß er den Hauptanstoß zu dem erneuten Studium Kant's gegeben und innerhalb des so entstandenen Neukantianismus dem subjectiven Idealismus das Uebergewicht verschafft habe. Dies wird erst recht deutlich, wenn man das eigenthümliche Verhältniß mit in Betracht zieht, in welches Schopenhauer diesen erkenntniß-theoretischen Idealismus zum Materialismus gesetzt hat; der ganze Erfolg F. A. Lange's z. B. beruht darauf, daß er dieses nämliche Verhältniß erweitert ausführte und damit der Neigung der Zeit entgegenkam, welche mit richtigem Gefühl den Grundgedanken des Materialismus irgend welche Aufnahme in die Philosophie gewährt zu sehen wünschte. Wenn der subjective Idealismus nur den Werth eines unentbehrlichen Durchgangspunktes zwischen dem naiven und transcendentalen Realismus hat, so kann auch die Bedeutung Schopenhauers für den Triumph des subjectiven Idealismus nur als eine geschichtlich vorübergehende und selbst überwindungsbedürftige angesehen werden, — so kann auch die Art, wie er den Grundgedanken des Materialismus Aufnahme in die Philosophie gewähren wollte, nur als eine verfehlte bezeichnet, und bloß das Ziel dieses Strebens als ein berechtigtes anerkannt werden.

Dagegen ist seine Naturphilosophie, sofern sie die allgemeine Beseelung der Materie und ihre Organisation nach gewollten Zwecken lehrt, trotz der pantheistischen Einseitigkeit in ihrer Ausdrucksweise eine Leistung von bleibendem Werthe, welche auf Giordano Bruno und Leibniz als ihre Vorgänger zurückweist. Insbesondere muß es Schopenhauer zu besonderem Verdienst angerechnet werden, daß er eine reale Welt der vielen Willensindividuen höherer und niederer Objectivationsstufen aufstellte, obwohl er die Vielheit auf Raum und Zeit zurückgeführt hatte, die hier keine Geltung haben sollen, und daß er in dieser Welt der realen Individuation einen influxus physicus der Individualwillen und Kräfte unter einander annahm, obwohl er principiell die Causalität aus diesem Bereiche ausgeschlossen hatte. Nicht minder verdienstlich scheint, daß er trotz der principiellen Starrheit seiner All-Einheits-Lehre doch dem Individualismus bis zu einem die Einheit durchbrechenden Maße Raum gewährte (z. B. in der monadischen Aseität und Selbstvernichtung des Individualwillens), und daß er trotz der schroffen Einseitigkeit seiner Willensmetaphysik doch dem objectiven Idealismus einen Platz im System offen hielt. Er stellte damit seinen Nachfolgern das Problem, die hier bloß neben einander gerückten Gegensätze von Individualismus und Monismus und von Willensmetaphysik und objectivem metaphysischen Idealismus zu einer organischen Synthese zu verschmelzen, da ihre beiden Seiten gleich unentbehrlich sind. Der Höhepunkt seiner geschichtlichen Leistung aber liegt in der Aufstellung des absoluten Willens als Weltprincip. Ohne diese Leistung Schopenhauer's wäre der Sieg der von Schelling gelieferten höheren Synthese über den einseitigen absoluten Idealismus Hegel's noch für lange Zeit höchst problematisch geblieben, während derselbe durch das Gegengewicht des Schopenhauer'schen Panthelismus gegen den Hegel'schen Panlogismus gesichert erscheint, sobald nur der geschichtliche Zusammenhang dieser Erscheinungen dem Zeitbewußtsein einmal verständlich wird.

Neben diesen Leistungen auf dem Gebiete der Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie und Metaphysik dürfen aber auch diejenigen auf dem Gebiete der Aesthetik, Ethik und Religionsphilosophie nicht vergessen werden. — In der Aesthetik erschöpft sich Schopenhauer's Bedeutung wesentlich darin, den abstracten Idealismus Schelling's popularisirt und den weitesten Kreisen des Publikums zugänglich gemacht zu haben. Sofern damit der ästhetische Idealismus überhaupt gefördert wurde, ist diese Leistung nur verdienstlich; sofern es aber die abstracte, übersinnliche, weltentrückte Gestalt des ästhetischen Idealismus war, welche hier dem Publikum geboten wurde, hat Schopenhauer zu dem Ueberdruß am ästhetischen Idealismus und dem modernen realistischen Rückschlag gegen denselben auch das Seinige beigetragen. Der concret-idealistischen Aesthetik wird ihre Stellung in der Gegenwart durch nichts so sehr erschwert als durch dieses vom abstracten Idealismus großgezogene Vorurtheil gegen den ästhetischen Idealismus überhaupt.

In der Ethik Schopenhauer's sind unmittelbar drei Bestandtheile zu unterscheiden: die exoterische, die esoterische Moral und die metaphysische Begründung der Moral. Die exoterische Mitleidsmoral charakterisirt sich als eine berechtigte Reaction der von Kant und Fichte mißachteten Gefühlsmoral gegen deren einseitige Vernunftmoral; leider ist nur die Gefühlsmoral durch das gewählte Moralprincip des Mitleids höchst einseitig und unzulänglich vertreten, und schießt die Reaction durch Verkennung der relativen Berechtigung der Vernunftmoral weit über ihr Ziel hinaus. Die esoterische Moral ist die Lehre von der Erlösung durch individuelle Willensverneinung, vollzogen durch Quietismus und Askese und gestützt auf pessimistische Einsicht und leidvolle Lebenserfahrungen. Es ist dies die theoretisch unhaltbarste und praktisch bedenklichste Seite der Schopenhauer'schen Philosophie, um derenwillen dieselbe mit Recht als eine für die Jugend gefährliche Lectüre verrufen ist, weil sie die Thatkraft lähmt und alles active Pflichtgefühl untergräbt. Wenn auch die Askese von Schopenhauer selbst nur gelehrt, nicht geübt wurde, so bedarf es doch nicht erst dieser krankhaften Ausartung, um den Quietismus zu einer gemeinschädlichen, culturmörderischen Verirrung zu stempeln.

Während der Pessimismus bei Kant die Aufgabe hat, die Moral von dem Gift des Eudämonismus für immer frei zu machen und ganz in den Dienst der Pflicht zu stellen, führt die quietistische Entstellung des Pessimismus bei Schopenhauer nur dazu, das Individuum von allen Pflichtenkreisen abzulösen, ganz auf sich zurückzuziehen und nur an seine persönliche Salvirung aus dem Kreislauf des Lebens denken zu lassen, möge die Welt sonst weiter gehen, wie sie wolle. Diese quietistische Wendung aber nimmt der Pessimismus bei Schopenhauer nur durch den Mangel an historischer Weltanschauung und durch das Fehlen einer teleologischen Entwickelungslehre; diese Mängel aber stammen keineswegs aus Schopenhauer's metaphysischen Principien, sondern nur aus seiner falschen Erkenntnißtheorie, deren Grundsätze er selbst in seiner Metaphysik überall durchbricht. Mit der Verbesserung dieser Fehler des Systems entschwindet die quietistische Entstellung des Pessimismus von selbst, und es bleibt nur das Verdienst übrig, den Pessimismus, dessen Begründung bei Kant an vielen Stellen zerstreut ist, zur einheitlichen Aufstellung zusammengefaßt und seine Wahrheit mit solchem Nachdruck verfochten zu haben, daß seitdem das beliebte Ignoriren des Weltelends in der Philosophie zur Unmöglichkeit geworden ist.

Von noch weit größerer Bedeutung aber als das bisher Angeführte und entschieden die wichtigste Leistung Schopenhauer's auf dem Gebiete der Ethik ist die metaphysische Begründung sämmtlicher Rechts- und Liebespflichten auf die

Digitized by Google

Wesensidentität des Handelnden mit dem Leidenden. Allerdings ist dieser Rückgang auf die monistische Metaphysik hier noch nicht voll ausgenutzt, insofern das religiöse Verhältniß des Individuums zu dem mit ihm wesensidentischen Weltwesen unberührt bleibt und von einer Hingabe des Eigenwillens an die Zwecke des absoluten Willens keine Rede ist. Gleichwohl ist doch hiermit zum ersten Mal das Grundprincip der pantheistischen Ethik in den Entwickelungsgang der europäischen Philosophie eingeführt und kann nun nicht mehr aus derselben verschwinden. Diese Leistung im Bereiche der praktischen Philosophie steht ebenbürtig neben der Aufstellung der Willensmetaphysik auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie.

Weil Schopenhauer das religiöse Verhältniß des Individuums zum Weltwesen noch gar nicht zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gemacht hatte, so blieb es ihm auch versagt, in der Religionsphilosophie, welche aus diesem Verhältniß ausfließt, etwas Positives zu schaffen. Seine Bedeutung ist hier einerseits eine negative, andererseits ruht sie, seiner unhistorischen Denkweise zum Trotz, auf dem Werth einer geschichtlichen Rückweisung. In negativer Hinsicht ist er dadurch von epochemachendem Einfluß geworden, daß er die bei allen vorhergehenden Philosophen übliche Verherrlichung und philosophische Umdeutung der christlichen Religion grundsätzlich verschmäht und mit dem jüdisch-christlichen Theismus als mit einer abgelaufenen Culturperiode endgültig bricht. In geschichtlicher Hinsicht ist sein Hinweis auf die indischen Religionen von hohem Werthe, weil dort in der That auch für uns religiöse und ethische Factoren von höchstem Werthe als ungehobene Schätze liegen, an denen die künftige Entwickelung nicht vorbeigehen kann und darf. Gegen diese Verdienste fällt es wenig ins Gewicht, daß Schopenhauer auch hier über das Ziel hinwegschießt, indem er in den indischen Religionen die vollkommene Religionsform erblicken und vom Christenthum nur das mit jenen Uebereinstimmende (die urchristliche und mönchische Askese) gelten lassen will. Es blieb seinen Nachfolgern unbenommen, in der Religionsphilosophie die richtige Vereinigung indischer und christlicher Elemente vorzunehmen, nachdem einmal von Schopenhauer in der Gegenüberstellung mit seinen philosophischen Zeitgenossen (insbesondere mit Hegel) der Weg dazu gewiesen war.

Es ist auf engem Raume nicht möglich, alle Punkte im Einzelnen vorzuführen, in denen Schopenhauer befruchtend und anregend auf das philosophische Denken gewirkt hat; die gegebenen Andeutungen dürften indeß genügen, um zu zeigen, wie vielseitig und weitreichend die von ihm ausgegangenen Einflüsse gewesen sind. Man braucht nicht blind gegen die Fehler dieses Genies zu sein, um ihm an seinem Gedenktage willig zu huldigen; aber auch der entschiedenste seiner Gegner wird ihn heute als eine culturgeschichtliche Macht schätzen müssen, ohne welche der Physiognomie unserer Zeit wesentliche Züge fehlen würden. Möge der heutige Tag ein Markstein werden, jenseit dessen blinde Vergötterung und feindselige Gegnerschaft gleichmäßig aufhören und einer unbefangenen, gerecht abwägenden historischen Würdigung Platz machen.*)

*) Vgl. zur näheren Begründung meiner Beurtheilung Schopenhauer's folgende Stellen in meinen Schriften: Gesammelte Studien und Aufsätze S. 569–572, 636–649 („Schopenhauer's Panthelismus"); Philosophische Fragen der Gegenwart Nr. II und III S. 25–57 („Mein Verhältniß zu Schopenhauer" und „Die Schopenhauer'sche Schule"); Die deutsche Aesthetik seit Kant S. 44–61, 388–391, 415–417, 436 bis 439, 453–454, 468–469, 488–491, 532–538, 559; Das sittliche Bewußtsein, 2. Aufl., S. 49–53, 191–202, 225–229, 381–387, 408 bis 411, 621–626, 652–653; Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus, 3. Aufl., S. 35–36, 49–52, 84–90; Neukantianismus, Schopenhaurianismus und Hegelianismus, 2. Aufl., B. „Schopenhauerianismus" S. 119–257. Von zusammenfassenden Darstellungen der Schopenhauer'schen Philosophie ist zu empfehlen: R. v. Koeber: Die Philosophie A. Schopenhauer's (Heidelberg, J. Weiß).

## Neue Talente.

Die Fluth unserer Belletristik steigt höher und höher. Die allgemeine Schulpflicht verbreitet die Bildung in immer weitere Schichten, und nicht nur die Zahl der nach geistiger Unterhaltung Verlangenden wird dadurch größer, sondern auch die Schaar der für diese Wirkenden. Der Literaturkalender, welcher 1887 nicht weniger als 12,000 deutsche Schriftstelleradressen enthielt, soll in diesem Jahre um mehrere Tausende bereichert werden. Schon diese Thatsache sagt genug. Sie ist sogar, wenn man in Betracht zieht, wie wenige von dieser Schaar nicht bloß berufen und auserwählt sind, sondern überhaupt ihren Zweck erreichen und ihr Publikum finden, von einer fast tragischen Größe. Wie Viele verkümmern und gehen da elend zu Grunde! An den Talentlosen, die nicht lieber, wie der bekehrte Rinaldo Rinaldini, „ein ehrlich Handwerk treiben", mag wenig verloren sein, aber wie viel wirkliche Begabung wird in diesem riesenhaften Wettbewerb um die Gunst der Leser bei Seite gedrängt und mundtodt gemacht! Es ist daher eine schöne Pflicht der Kritik, den Spreu vom Waizen zu sondern und der Ermunterung würdige neue Talente der allgemeinen Gunst zu empfehlen.

Da hören wir zum erstenmal den Namen Adalbert von Hanstein. Nachdem er eine Schrift über Pflanzenanatomie — wohl seine Doctordissertation — verfaßt, scheint er sich den Musen hingegeben zu haben. Unter dem Pseudonym Bertus veröffentlichte er das fünfactige Trauerspiel, das jeder literarisch angelegte deutsche Jüngling verfaßt haben muß. „Um die Krone" heißt es und ist uns wie den meisten ganz unbekannt geblieben. Jetzt kommt er mit zwei poetischen Büchlein: „Menschenlieder" und „Von Kains Geschlecht, eine Dichtung in Einzelbildern"*). Menschenlieder, erklärt uns ein Vorwort, das wir lieber in Versen gelesen hätten, sind Lieder, welche den Menschen zum Gegenstande ihrer Poesie machen. Das schlichte, sangbare Lied ist dieses Dichters Sache nicht. Man findet bei ihm nie das herkömmliche scandirte Minnewerben, sondern Gedankenpoesie, Dichtungen von großem Zug und keckem Wurf, in denen Schiller's edles Pathos nachklingt, von einem pantheistischen Geist getragen, erfüllt vom Glauben an das Göttliche im Menschen, die ganze Menschheit in Liebe umfassend, freisinnig wider die Dunkelmänner polternd, mitleidsvoll für die Armen und Elenden, allem Guten und Schönen zugethan. Hanstein singt meist, um uns etwas zu beweisen, und eine scharf moderne Tendenz weht durch alle seine Klänge. Am glücklichsten ist er dort, wo er in Versen von fast dramatischer Lebendigkeit den Inhalt bekannter Gemälde paraphrasirt. In der „Jagd nach dem Glück" lebt wirklich etwas von dem Ungestüm und der Farbenfrische, die Henneberg's Figuren eigen sind. Die Form ist meistens gut, der Reim leidlich rein, besonders in den freien Rhythmen wogt und wallt es in harmonischem Fluß. Nur selten stoßen wir auf ein von der Rücksicht auf den Reim verübtes schiefes Bild:

Sein Heldenbild sank tiefer, immer tiefer,
— Fernklingt sein Wort wie ein verlornes Lied, —
Drauf setzt das Zeitmeer ab den Selbstsuchtschiefer,
Drauf sprüht Vulcan tyrannischen Granit.

Zeigt sich Hanstein in den „Menschenliedern" beeinflußt von Schiller und den Stürmern und Drängern, so scheint er sich in „Kains Geschlecht" mehr jener unreifen „realistischen" Richtung anzuschließen, die den Droschkenkutscher poesiefähig machen möchte. Schon in der Vorrede verräth der Dichter seine Absicht, den Vertretern der unteren und oberen Schichten menschlicher Gesellschaft das Wort zu geben und dabei jeder Person die Ausdrucksweise zu lassen, die ihr eigen ist. „Ein Berliner Weißbierwirth", erklärt er, „kann nicht sprechen wie ein Professorensohn, ein Prediger redet anders als eine Frau aus dem Volke. Das auch in Vers und Reim zum Ausdruck

*) Berlin, Conrad's Buchhandlung (Paul Ackermann).

Digitized by Google

zu bringen, war mein aufrichtiges Bestreben." Es fragt sich nur, ob diese niedere Ausdrucksweise noch in die Poesie gehört, und ob es nicht klüger ist, wenn man sie denn durchaus zum Ausdruck bringen will, sich dafür der Prosa zu bedienen, wie es der Gewohnheit eines Weißbierwirthes jedenfalls auch entspricht. So reimt Hanstein überzeugungsfroh:

Denn vordem ging sie mit meinem Bruder.
Gott verzeih' dem verkommenen, nichtsnutzigen Luder!
... Sie nahmen's ihm übel, wenn er mal hustet,
Den Leuten die Haare vom Hals runterpustet.

Doch das sind zum Glück nur ganz vereinzelte Concessionen an das „modern-realistische" Programm, die dem Dichter schwer genug gewesen sein mögen und die wohl eher bloß dem Wunsch, etwas Besonderes zu bieten, den Philister zu verblüffen, ihre Entstehung verdanken. Jedenfalls haben sie den Nachtheil, daß sie gar seltsam und störend sich von dem idealistischen Schwung abheben, den Hanstein trotz alledem auch hier nicht verleugnen kann. Diese himmelstürmende Dichtung hat einen durchaus idealen Grundgedanken. Kain ist nicht todt. Er lebt überall und mordet den Bruder. Kain ist der All-Mensch.

Jeder Gedanke ist Kain!
Denn er erwürgt im Entstehen seinen Bruder.
Jeder Tag ermordet die Früchte von gestern ...
Schon der Drang nach Wahrheit ist Mord,
Denn die Wahrheit selber, die Wahrheit ist Kain.
... Und das Gute selber, das Gute ist Kain,
Denn es lockt sich Jünger und Meister heran,
Spiegelt sich tausendfach,
Ruft sie zum Ringen nach ihm,
Und die gebrechlichen Sterblichen straucheln im Kampf,
Und du hast sie getödtet!

Der Poet blickt um sich in's Alltagsleben hinein, und überall findet er den Bruderwürger. Da ist der Berliner Kneipwirth, der seinen socialistisch angekränkelten Bruder nach Amerika geschafft und dessen Braut geheirathet; Jahre nachher weist er den Heimkehrenden von seiner Schwelle und wird dafür von ihm todtgeschlagen. Ein Kain ist ferner der Dichter, der seine ihn begeisternde Geliebte verläßt, um ein reiches Mädchen zu heirathen, das er nicht liebt, und so „seiner Gottheit zwei Opfer schlachtet". Vortrefflich ist „Die Einweihung". Die Stammgäste sitzen beim „Echten" in der altdeutschen Bierstube und loben sich selbst. Da geht die Thür auf, und die Nachbarin kommt zerlumpt herein und erzählt ihre Geschichte. Bei der „stilvollen" Concurrenz verödete ihre unscheinbare Kneipe; in ihrer Noth führte sie „Mädchenbedienung" ein, ihre Tochter als Kellnerin wurde verführt, ihr Mann erhängte sich aus Gram ...

Steht einmal die ganze Stadt voll Paläste
Und können wir nirgend die Miethe erschwingen,
Dann müssen wir alle in's Wasser springen.

Es soll hier offenbar der vierte Stand in die Poesie eingeführt werden, was man sich, wenn crasse Effecte und alles Unkünstlerische verschmäht werden, gefallen lassen kann. Uebrigens ist diese socialistische Richtung nicht neu. Aus Frankreich kam die Anregung schon vor Jahrzehnten. Die Arbeiterdichtung von Dupont, Leroy, Lachambeaudie, auch Béranger nicht zu vergessen, ist ja vielfach in's Deutsche übersetzt worden. Lange vor Arno Holz, dem Talentvollsten unter unseren neuen Stürmern und Drängern, haben schon Freiligrath, Herwegh u. A. diesen Ton angeschlagen. Alles in Allem verdient Hanstein Lob und Ermuthigung. Er hat Empfindung, Kraft, Gedanken, Formgefühl. Wenn er phrasenhaftes Pathos und Tendenzhascherei vermeidet und den Realismus nicht bloß in Aeußerlichkeiten, sondern im Geist und in der Wahrheit sucht, so können wir noch Schönes und Eigenartiges von ihm erwarten.

Aus den Schaaren unserer neuesten Erzähler ist ferner Luise Schenck, eine in Altona lebende Holsteinerin, hervorzuheben, bei welchem Liebeswerk wir uns auf keinen Geringeren als Gustav Freytag berufen können, der nicht verschmäht hat, ihren bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen Band: „Brasilianische Novellen" mit einem Vorwort zu versehen. Und doch ist die Verfasserin nicht mehr bei ihrem ersten Buch. Freytag weiß von ihrem vor zwei Jahren erschienenen Erstling: „Lose Blätter aus Brasilien" zu rühmen, daß darin die Stärke der dichterischen Empfindung und der Reichthum von Anschauungen überraschten, sowie eine ungewöhnliche Begabung, die Menschen und ihre landschaftliche Umgebung vorzuführen. Zu dem neuen Buche aber bemerkt unser Altmeister:

„Wenn der Dichter Gemüth und Leben solcher Menschen schildert, welche einem anderen Himmelsstrich, einem fremden Volksthum angehören, so hat ihm fast immer zuerst das Fremdartige die Einbildungskraft angeregt, und er wird mit Wärme auffällige Erscheinungen der Landschaft und Vegetation und die Besonderheiten der menschlichen Cultur, des Verkehres und der Charaktere den Lesern seiner Heimath darstellen. Solche freie und idealisirende Behandlung ausländischer Wirklichkeit vermag, wenn der Erzähler in Wahrheit ein Dichter ist, zuweilen den geheimsten Inhalt eines fremden Volksthumes und die Einwirkungen der Natur auf dasselbe völliger zu offenbaren, als diejenigen Berichte aus der Fremde, welche nur das wirklich Geschaute wiedergeben. Wir aber werden den Dichterwerth seines Werkes darnach messen, ob seine Erzählung einen Inhalt hat, in welchem wir auch, was allen Menschen gemeinsam und ehrwürdig sein soll, lieben und ehren können, und ob die fremden Charaktere, welche er vorführt, Etwas von demselben Herzschlag erkennen lassen, der uns an unseren Volksgenossen vertraulich ist."

Beide Forderungen werden in den „Brasilianischen Novellen" erfüllt. Das fremde Land steigt mit seinen rauschenden Palmen und duftenden Maracujalauben, seinen wilden Urwäldern, den schimmernden Chacaras und dem Wellengeflüster an der meerbespielten Barra vor dem Auge des Lesers empor. Und dabei ist Luise Schenck kein trockener Ethnograph, wie es in bösen Stunden gelegentlich sogar Balzac war, sondern ein stets unterhaltend plaudernder Feuilletonist, der das Geschaute plastisch wiederzugeben vermag. Die Verfasserin besitzt Humor. Objective Schilderung und Erzählung ist ihre Stärke nicht, dazu hat sie zu viel Temperament, weshalb sie auch in ihrer munteren Laune oft mit irgendeiner launigen persönlichen Bemerkung an die Adresse des Lesers dreinfährt oder gar in drolligen Versen zu sprechen beginnt, wenn sie „in bequemer Weise" den Ort der Handlung emporzaubern will. Und heiter ist denn auch der Grundton dieser Novellen, bis auf die tragisch angehauchte „Mis' Ere", der erschütternden Geschichte einer englischen Pensionatslehrerin und von ihrem Manne geschiedenen Mutter eines verwachsenen Kindes. In der ebenfalls sehr traurig endenden Novelle: „Auf Krücken der Liebe", deren Titel uns nicht klar geworden, haben wir das Gefühl, als nähme die Handlung nur deshalb einen schlimmen Ausgang, weil die Verfasserin das munter erfaßte Motiv — eine Tochter will ihren Vater aus den Netzen einer Kokette befreien — nur noch gewaltsam zu lösen versteht. Vier Todte, die nach der Art verlegener Dramatiker am fünften Act sterben, das paßt ganz und gar nicht zu dem humoristischen Stil der Autorin. Wollen wir ihre schriftstellerische Wesenheit ungetrübt sehen, so halten wir uns an die zwei ersten Novellen, die komische Entführungsgeschichte: „An der Barra" und an „Senhor Padrinho", zwei Perlen der Erzählungsliteratur. Wir lernen sie von allen Seiten kennen, diese heißblütigen Brasilianer, so voll spanischer Grandezza, in ihrem Thun und Lassen spontan, in ihrem Denken und Fühlen so „impertinent", wie sie statt „eigenartig" sagen, etwas zigeunerhaft, stockkatholisch, ungebildet aber schlau und so leidenschaftlich, daß sie gelegentlich sogar ein Pferd erstechen, um sich an dem Besitzer zu rächen. Der nicht ganz ehrliche, aber sehr würdevolle Senhor Polycarpo mit seiner verwittweten Schwester Senhora Dona Possedonia, zwei groteskkomische Figuren wie aus dem „Barbier von Sevilla" und doch so lebenswahr, die immer geschminkten jungen Schwestern, lustig, verliebt und geschmeidig wie Katzen, ihre „Herren Eltern", vorab die prächtige Dona Libania nebst Eheherr Senhor Amado, die bigotte Lola, die doch noch dem Kloster entschlüpft und heirathet, die nur mit

Digitized by Google

ein paar Strichen — oder Schimpfworten — gezeichnete „Madama von den Cigarren", die Mulatten in der Gesindestube — wir glauben sie insgesammt zu sehen, zu hören und sogar — zu riechen in ihrem Dunstkreise von Orangen, Rosen und Zwiebeln. Welch prächtige Genrebilder südlichen Lebens entrollt uns die Verfasserin! Die bettelhafte Wirthschaft im Hofe des Hotel do Paraiso, das wohlverwahrte Interieur bei Polycarpo, aus dem Aschenbrödel Santinha mit so viel List herausgeholt wird, die Scenen im Heiligenkramladen, Nicota in der Hängematte, der Wohlthätigkeitsbazar, die Dreikönigsnacht mit ihren Serenaden und ihrem Mummenschanz, der Carneval mit seinem Maskengewühl und den Festlichkeiten im jardim publico — Alles ebenso viele von Farbe und Leben sprudelnde Bilder. Da ist jede beschriebene Geberde der Natur abgelauscht, jedes Wort echt und charakteristisch und, wo komische Wirkung erzielt werden soll, von köstlicher Anschaulichkeit. Sogar die blumenreiche Mulattensprache wird angewandt und am Schlusse des Buches zu ergreifender Wirkung gebracht. Auch die Handlung selbst, zumal in dem gut componirten „Senhor Padrinho", ist fesselnd und anheimelnd, trotz der fremdartigen Localfarbe. Einmal hilft da der reiche Humor mit, dann aber auch der Kunstgriff, daß die Hauptpersonen der drei ersten Novellen „germanisch vermittelt" sind. Die unglückliche Mis' Ere ist eine Nordamerikanerin, Senhor Juvenal kommt eben von einer deutschen Universität heim und der Senhor Consul gilt zwar für einen Engländer, ist aber ein ganzer gemüthvoller Mecklenburger. Und wenn die Sache etwas gar zu spanisch zu werden droht, so läßt die Verfasserin schnell in der Ferne ein deutsches Matrosenlied anstimmen, und die Stimmung ist wieder da. Trotz alledem schließen wir uns dem Wunsche Gustav Freytag's an, daß es der Autorin vergönnt sein möge, „auch an Stoffen, welche unserem deutschen Leben enthoben sind, ihre Kraft reichlich zu erweisen".

Hermann Sudermann, noch ein neues Talent, ist ebenfalls nicht mehr bei Opus I. Es sind von ihm unlängst zwei Novellenbände erschienen, doch ist „Frau Sorge"*), die wir unseren Lesern empfehlen wollen, sein erster Roman und im Berliner Tageblatt erschienen, wahrscheinlich auch schon im Hinblick auf diese Veröffentlichung im Feuilleton einer großen Zeitung geschrieben. Hierin liegt für den Romandichter eine Gefahr, denn er wird nur allzuleicht geneigt sein, das geistige Niveau im Interesse eines populären Leserkreises herunterzusetzen, ein Hauptgewicht auf spannende Handlung zu legen und auf Schlager und Kapitelschlüsse hinzuarbeiten. Sudermann ist dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Besonders nach dem Schlusse hin macht die bis dahin behäbige Darstellung einer nervösen Ueberhastung Platz, die aus Rücksicht auf das unerbittliche „Fortsetzung folgt" sich in allzu dramatischer Knappheit gefällt. Und doch ist der Roman — eine Biographie, die den Helden von seiner Geburt bis zu seiner Verheirathung geleitet — auf breite epische Darstellung angelegt und großentheils auch in solcher gehalten. Sudermann ist ein Realist, der ein sehr scharfes Auge für das ostpreußische Kleinleben hat und es mit fleißigen Pinselstrichen festzuhalten versteht. Aus einer Fülle fein abgelauschter Züge setzt sich seine Schilderung zusammen, geduldige Mosaikarbeit, die das Gesammtbild nur umso lebenswahrer und farbenleuchtender hervortreten läßt. Aber Sudermann hat von Zola nicht nur die Schilderung der Wirklichkeit gelernt, sondern auch einen romantischen Zug. Schon der Titel sagt uns, daß Frau Sorge ein poetisches Symbol sein soll. Es ist ein altes graues Gespenst, das an der Wiege des Helden sitzt, bei seiner Confirmation aus dem Gemälde der büßenden Magdalena grinst und späterhin noch vielfach durch sein Leben schleicht

Mit starrem Aug' und segnenden Händen
Zwischen des Hauses armen vier Wänden,
Vom dürftigen Tisch zum leeren Schrein,
Von Schwelle zu Schwelle aus und ein,
Und kauert am Herd und bläst in die Flammen
Und schmiedet den Tag mit dem Tage zusammen.

*) Berlin, F. & P. Lehmann.

Und erst am Ende des Buches, da der wackere Bursch in den Armen seiner Geliebten von aller Müh und Noth ausruhen darf und einer gesicherten schönen Zukunft entgegensieht, kann die böse Frau Sorge ihm nichts mehr anhaben. Aber den Dichter, der sich von dem starren naturalistischen Prinzip nicht beugen läßt, spürt man auch sonst in diesem schönen Werk. Vor Allem die Liebesscenen, wo der arme, verkümmerte Paul seine junge reiche Gutsnachbarin Elsbeth trifft, sind von dem Herzschlag des Verfassers durchzittert, und der lyrische Drang ist so mächtig, daß er sogar den Fluß der objectiven Darstellung durch Lieder- und Märchen-Einlagen unterbricht, deren Herkunft ziemlich ungeschickt aus dem Arienbuch der Mutter des Helden erklärt wird. In den Liedern ist der Volkston schön getroffen; sie sind aus vollem Herzen gesungen, wie das Widmungsgedicht Sudermann's an seine Eltern, dem die oben mitgetheilten Verse von der Frau Sorge entstammen. Auch wo der Feuilletonromanstil aufprasselt, fesselt uns noch ein Bild, ein zutreffendes Wort, ein scharf zeichnender Zug. Denn Sudermann versteht sich auf Charakteristik. Meisterhaft gezeichnet ist der weiche aber allmählich zum starken Manne reifende Held, die still duldende, feinfühlende Mutter, der rohe, renommistische, nichtsnutzige Vater, welcher sich nach heißen Kämpfen der Autorität des Sohnes unterwerfen muß und zuletzt noch vor einem Verbrechen bewahrt wird. Wie Paul nach und nach das verlotterte Haus durch harte Arbeit wieder zum Wohlstand bringt, wie er die Verführer seiner Schwestern mit der Pistole in der Hand zur Heirath zwingt, wie er das eigene Haus anzündet, um seinen Vater nicht zum Mordbrenner zu machen und nach schwerer Buße im Zuchthaus mit der Hand der Geliebten beglückt wird, all diesen zum Theil etwas sensationslustigen und nicht immer sorgfältig motivirten Bildern folgen wir mit solchem Antheil, daß wir auch über die gefährlichsten Klippen — die zwei Brandstiftungen, die zwiefache Schwurgerichtssitzung — ohne jede Ermüdung hinwegkommen. Wenn Hermann Sudermann sich in Zukunft vor den Gefahren des Feuilletonromanstils in Acht nimmt, so wird er noch Werke zeitigen, die uns dem von so Vielen erstrebten realistischen Zeitroman ein gutes Stück näherbringen dürften.

Z.

## Die Memoiren der Adelaide Ristori.

Von Anton Eichler.

Vor einigen Wochen sind in Paris die französisch geschriebenen Lebenserinnerungen Adelaide Ristori's erschienen, der gefeiertsten Tragödin Italiens und Europas, welche die vorige Generation kannte. Im Unterschiede von den meisten selbstbiographischen Werken ausübender Künstler und Künstlerinnen ist das der Madame Ristori für einen Leserkreis geschrieben, der sich mehr durch inneren Werth, als durch große Menge auszeichnet. Der Rhythmus des Buches ist ein seltsam gemäßigter für eine Heldin der Komödie; der Stil ist gedämpft, er ist ruhig, er ist sogar correct; in seiner Wirkung ist er merkwürdig kühl und verständig. Die berühmte Verfasserin scheint den ausdrücklichen Vorsatz gehabt zu haben, alles Romantische zu entfernen und sogar das Dasein von Gemüthserregungen zu ignoriren. Und gerade so, wie sie geschrieben hat, so muß sie gelesen werden. Für Forscher und Geschichtsschreiber des Theaters sind diese „Etudes et Souvenirs" von ganz außerordentlichem Interesse. Frau Ristori hat mehr gethan, als die weitläufigen Thatsachen ihrer Lebensbahn zu erzählen, sie hat eine Analyse des Werdens und Wachsens ihrer bekanntesten und erfolgreichsten Leistungen gegeben: der Maria Stuart von Schiller, der Elisabeth von Giacometti, der Medea und der Antoinette von Legouvé und der Myrrha von Alfieri. Wir erkennen aus ihrem Bericht genau, wie sie diese Rollen gespielt hat; wir können die Wirkung derselben vor unseren Augen entstehen sehen und dieser Umstand genügt, um dem Werke einen dauernden Werth zu verleihen. Gewöhn-

Digitized by Google

ich begnügen sich die Schauspieler, wie Moltke, mit dem Handeln und Schweigen, d. h. sie spielen ihre Rollen, ohne darüber etwas zu sagen. Iffland, Otto Devrient, Ernesto Rossi, Frédérick Lemaître, Colley Cibber bilden glänzende Ausnahmen. Madame Ristori folgt ihren Fußstapfen mit ausgezeichnetem Erfolge.

Die Verfasserin wurde auf der Bühne geboren und ihre Lebenserinnerungen sind eine einzige Ausführung des Themas: theatralische Schulung, theatralisches Studium. Heute, wo die unbegabtesten Anfänger nach einem kurzen Aufenthalte in einer Theaterschule berechtigt zu sein glauben, an ersten Bühnen erste Rollen zu beanspruchen, liest sich die Lebens- und Künstlergeschichte seltsam genug. Heutzutage gibt es wohl nur wenige Schauspieler, einen Sonnenthal vielleicht und einen Lobe, einen Coquelin und einen Irving, welche mit jedem Worte dieses Buches übereinstimmen würden. Aber die Künstlerlaufbahn dieser Männer ist dafür auch ebenso erzählenswerth, wie die der Frau Ristori, und den jüngeren ungeduldigeren Geistern unter den Helden der Bühne würde die Geschichte jener Männer einen ebenso kleinlichen und kläglichen Eindruck machen, wie die Geschichte der Ristori. Diese Geschichte würde vielleicht auf drei oder vier einen läuternden Einfluß ausüben; jedoch die Theorie aller Uebrigen nicht um ein Jota verändern, die Theorie nämlich, daß es des Schauspielers Geschäft ist, nicht sowohl spielen zu lernen, als vielmehr, sobald nur irgend angänglich, ein Engagement mit hohem Gehalt zu erlangen. Diese Theorie, so allgemein gültig sie heute geworden ist, ist dennoch neueren Datums, denn das Deutschland eines Fleck und einer Schröder-Devrient, das Italien eines Modena und einer Carlotta Marchionni, das Frankreich der Frédérick und Bocage, das England der Kemble und Kean wußte noch nichts davon.

Zum ersten Mal betrat Frau Ristori die Bühne als ein Säugling in den Armen ihrer Wärterin; zum zweiten Male als ein Kind von drei Jahren. Beide Male war das Auftreten ein „Mißerfolg". Aber schon mit 4½ Jahren war ihr Beruf als Schauspielerin entschieden; seit ihrem 12. Jahre hatte sie ein regelmäßiges Engagement; 13 Jahre alt, gestattete ihr ihr hoher und schlanker Wuchs bereits die Rollen von Kammermädchen und seconde donne zu übernehmen, und mit 14 Jahren engagirte sie der damals berühmte Moncalvo als erste jugendliche Liebhaberin, und sie spielte in Novara in Piemont die Francesca da Rimini von Silvio Pellico. Im nächsten Jahre war sie bereits erwachsen und ausgebildet genug, um von mehreren Gesellschaften das Anerbieten zu bekommen, erste Rollen zu spielen. Ihr Vater war jedoch klüger, als die meisten Väter gewöhnlich sind, die sich des Besitzes eines Wunderkindes erfreuen. Er schlug alle Anerbietungen aus und erlaubte seiner Tochter vor der Hand keine andere Stellung anzunehmen, als die einer Ingénue bei der Gesellschaft des Königs von Sardinien zu Turin, die unter der Führung von Gaetano Bazzi (dem geschicktesten und intelligentesten Theaterdirector seiner Zeit, wie Frau Ristori sagt) stand und Sterne umschloß, wie Signora Romagnoli, Signora Marchionni, Vestri und viele Andere, die in der dramatischen Kunst einen Rang einnahmen, welcher dem der Malibran, der Pasta, des Rubini, des Tamburini auf der Opernbühne entsprach.

Das Engagement war auf drei Jahre abgeschlossen, aber es dauerte länger, und die Bedingungen desselben wurden nur so lange eingehalten, als es Bazzi gefiel. In einigen Monaten nämlich mußte die Ingénue bereits jugendliche Liebhaberinnen spielen und machte bald den Schritt zu großen ersten Rollen, so daß bereits um's Jahr 1840 (die Ristori ist 1821 geboren) ihre Stellung befestigt und ihr Ruf ein erheblicher war. Die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, waren weder gering an Zahl, noch an Bedeutung; aber sie „betete ihre Kunst an"; „sie erfreute sich fortdauernd einer eisernen Gesundheit". In Carlotta Marchionni fand sie die treueste Freundin und die ausdauerndste und geschickteste Lehrerin. Sie hatte hart an sich zu arbeiten und erst nach und nach rundete sich ihre Erziehung derart, daß sie unbeschränkte Herrscherin aller dramatischen Mittel wurde. Gastspiele waren damals so gut wie unbekannt; so war denn ein beständiger Wechsel im Repertoire nothwendig, Rolle auf Rolle mußte studirt und gespielt werden, oder die Vorstellungen wären aus Mangel an Zuhörern unmöglich gewesen. Frau Ristori erzählt, daß sie die Rolle der Maria Stuart, an und in der sie später viele Jahre arbeitete, in wenigen Tagen erlernen mußte. Sie war damals erst etwa 18 Jahre alt und hatte in tragischen Rollen bisher wenig Glück gehabt, aber der Director wollte es so und diesem Befehl gegenüber gab es nur unbedingten Gehorsam.

Der Versuch hatte einen vollständigen Erfolg. Alle Welt war mit der Leistung zufrieden, nur der Manager Bazzi nicht. Er war der Meinung, daß die Ristori ihren Beruf als Tragödin verfehlt hätte und sich fernerhin auf das Lustspiel beschränken sollte. Den Werth solcher Urtheile kennt man. Frau Ristori ließ sich nicht abschrecken. Zunächst wurde sie angehalten, nicht nur den schwülstigen, bilderbeladenen Vers der italienischen Tragiker zu üben, sondern auch die einfache, schmucklose Prosa der aus dem Französischen übersetzten Conservationsstücke. Es wurde von nun an ihr Bestreben, diese beiden Stilarten mit einander zu verschmelzen und den herkömmlichen declamatorischen Vortrag, der durch Mondory und Fräulein von Champmeslé herrschend geworden war, mit Leben und Leidenschaft zu durchglühen. „Ich nahm," sagte sie, „das System des réalisme coloré an", d. h. sie trat ihren Zeitgenossen als eine durchaus originelle Erscheinung entgegen; und als sie im Jahre 1855 — nachdem sie sich inzwischen verheirathet hatte und sich mit dem Gedanken trug, die Bühne zu verlassen — in Paris als Francesca da Rimini, Myrrha, Pia da Tolomei, Maria Stuart auftrat, gewann sie ihre Zuhörer im Sturm und wurde die vollgültige Nebenbuhlerin der Rachel. Diese große Schauspielerin, für welche die Ristori überall die leidenschaftlichste Bewunderung ausdrückt, hatte sich damals zahllose Feinde gemacht, sonst würde eine Nebenbuhlerschaft unmöglich gewesen sein; denn in Wirklichkeit hatten die beiden Künstlerinnen wenig oder nichts mit einander gemein. Die Rachel war die letzte des Geschlechtes der Klassiker; sie war Tragödin auf dem Kothurn, oder sie war nichts; man konnte in ihr die Verkörperung der Würde, der Zurückhaltung, des getragenen Stiles erblicken. Die Ristori gehörte dagegen der romantischen Richtung an. Ihre Tragik hatte den Beigeschmack des Pikanten; ihr Spiel wurde von der scenischen Einrichtung beeinflußt; sie liebte die herausgearbeiteten, sorgsam auf die Wirkung hin vorbereiteten Auftritte und Abgänge; sie verschmähte nicht die Kunstgriffe des Melodramas. Der Unterschied war in die Augen springend, aber die Rachel hatte sich eben unpopulär gemacht und ihre italienische Collegin erntete die Früchte dieser Unbeliebtheit. Ary Scheffer zeichnete ihre Costüme. Legouvé legte ihr seine Medea zu Füßen, Dumas Vater war ihr glühender Verehrer, Lamartine, George Sand, Mignet, Henri Martin, Jules Janin, Madame Allan, Regnier, Samson, Theophile Gautier, Scribe, Mlm. Georges bildeten eine glänzende Schaar von Bewunderern; und am Ende ihres Gastspiels erhielt sie durch Fould einen Antrag von Kaiser Napoleon, ein Jahr lang in Frankreich auf Staatskosten zu studiren, um sodann, nachdem sie den französischen Vortrag beherrschen gelernt, die Rachel am Théâtre Français zu ersetzen.

Frau Ristori war vernünftig genug, dieses Anerbieten abzulehnen. Es kam einmal ein Tag, wo sie französisch vor einem Parterre von Franzosen und englisch vor einem Hause spielte, das die Sprache Shakespeare's sprach. Vorläufig jedoch begnügte sie sich, bei der Sprache Pellicos und Alfieris zu bleiben und machte sich auf, nachdem sie in ihrer heimischen Zunge Frankreich erobert, in derselben Europa und die Welt zu erobern. Nach allen ihren großen Reisen, mit denen sie die moderne Aera des zügellosen Vagantenthums der Virtuosen inaugurirte, ruhte sie einige Monate in Rom aus, ihre Muße mit dem Studium der Lady Macbeth in Shakespeare's eigenem Texte ausfüllend. Diese Rolle spielte sie dann in London und „nachdem sie England zwei Saisons gewidmet hatte, ging sie noch einmal auf ein siebenmonatliches Engagement nach Amerika, wo sie 62 Städte besuchte und „in ihrer

Digitized by Google

dritten Sprache" nicht nur die Lady Macbeth, sondern auch Maria Stuart, Elisabeth und Maria Antoinette spielte. Damit schließt sie die Erzählung ihrer Laufbahn, die so ruhm- und ehrenreich wie kaum eine zweite schauspielerische war, und die sie dennoch mit einer bewunderungswürdigen Bescheidenheit berichtet, mit einer in wenigen Selbstbiographien anzutreffenden Hintansetzung ihrer Person gegenüber ihrer „angebeteten Kunst" — eine Erscheinung, die bei einer Bühnenkünstlerin sprachloses Erstaunen hervorruft.

Ein Punkt ist bei den Analysen, die Frau Ristori von ihren Lieblingsrollen gibt, bemerkenswerth: die außerordentliche Einfachheit ihrer Auffassung. Maria Stuart spielt sie als eine Heilige und Märtyrerin, Myrrha als ein Opfer der Götter, Medea als eine Verkörperung der Eifersucht. Ihre Erfolge in diesen und anderen großen Rollen sind eine Mahnung an den jungen Schauspieler, sich von Tüfteleien und „individuellen Nuancen" fern zu halten. Von der Schlafwandlerscene in Macbeth erzählt sie, daß sie dieselbe 14 Tage lang mit schwerster Mühe vorbereitete und daß sie nachher, als sie sie vor einer Zuhörerschaft von Kritikern spielte, nur die Betonung von zwei Wörtern abzuändern brauchte.

## Feuilleton.

### Des Hauptmanns Liebesbrief.

Von J. S. of Dale.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Frank Siller.

Es war ein heißer Tag im „Busch" — kein Windzug bewegte die aufeinanderliegenden Schichten der vor Hitze glitzernden und zitternden Atmosphäre. Die mit Segeltuch überdachten Wagen unseres Detachements waren, einer Ringmauer gleich, aufgestellt. Nach drei Seiten hin erstreckte sich, soweit das Auge reichte, die öde grau-grüne Fläche, nur hier und da in ihrer sandigen Eintönigkeit von Salbei- oder Stachelbeergebüschen unterbrochen. Auf der vierten Seite lag ein scheinbar bedeutungsloses, doch völlig undurchdringliches afrikanisches Dickicht von unbestimmter Ausdehnung. Pfadlos, verwickelt, dürr, taugte es höchstens zu Schlupfwinkeln für Hyänen und Schlangen — oder Zulukaffern. Wie viele dieser letzten Gattung es in solcher Weise beherbergen möge, war gerade jetzt eine Frage von höchster Wichtigkeit. Fast jedes Mitglied der Compagnie in dem kleinen Lager dachte ernstlich darüber nach. Hauptmann Philip Haughton, in seinem Privatzelt, hatte diesen Gedanken bereits überwunden.

Es gibt manche rasche Wechsel im modernen Leben — Veränderungen der Umgebung und Lebensweise —, aber ein schärferer Contrast ist wohl kaum denkbar, als zwischen Piccadilli und Zululand. Wenn des Herrn Hauptmanns gerade jetzt etwas träger Geist sich augenblicklich überhaupt mit etwas beschäftigte, so lag ihm dieser Vergleich wohl am nächsten. Er erstaunte nicht über diesen Abstand, noch regte er sich darüber auf. Der junge Stoiker aus Belgravien, dem Wohnsitz der Londoner Aristokratie, nimmt etwa — oder affectirt es wenigstens — ein gleiches Interesse an solchen Uebergängen, wie an den Verwandlungen der Scenerie im Theater; zuweilen amüsiren, meist aber langweilen sie ihn. Doch in unseres Herrn Hauptmanns Fall spielte das Affectiren wohl keine Rolle. Er bereute nicht, London verlassen zu haben. Die Saison dort war vorüber, und zu solchen Zeiten glich die St. Jamesstraße einer Einöde, fast so verlassen und viel unamüsanter als Südafrika. Die einzigen Menschen, die man in den Clubs traf, waren der Art, daß man ihnen selbst in Südafrika begegnet wäre. Der gewöhnliche Cyclus der Besuche auf dem Lande hatte ja wohl begonnen; doch da es nur ein Wesen gab, welches unser Hauptmann gern gesehen hätte, und gerade „Sie" es war, die er jetzt wenigstens besser that, nicht zu sehen — — kurz, ihm that der Verlust der wenigen Wochen auf dem Lande nicht leid. Was die Jagd betraf: die Rebhühner waren meist ertränkt und das Schwarzwild rar, so war ihm wenigstens berichtet worden. Auch waren die Zulukaffern vielleicht ein aufregenderes und besser erhaltenes Schwarzwild, als was in England zu finden ist. „Wahrhaftig! 'ne Treibjagd ist nichts dagegen," dachte er fast laut. Der Herr Hauptmann war stets bereit, über wenig oder nichts zu lachen; was Wunder, daß er auch jetzt lächelte über seinen Scherz, besonders in der eigenthümlichen Lage, in welcher er sich befand.

Er saß auf einem über den Sand gebreiteten Shawl vor seinem Zelte, welches in einer Art Arena stand, von einem Kreise weißverdeckter Wagen umgeben, welche mit dem offenen Rückende nach innen zu standen — manche davon noch mit Provisionen gefüllt, andere zeitweilig als Verschlag dienend. Zwischen je zweien derselben waren Oeffnungen, durch welche Gewehre hinausgerichtet waren; neben jedem dieser ruhte sein Besitzer im Genusse einer kurzen Kalkpfeife. Außerhalb, in einer Entfernung von einigen hundert Meter, war ein Cirkel von Schildwachen aufgestellt, welche auf und ab marschirten, als wünschten sie den Eindruck zu machen, daß es bloß ein heißer Tag bei einer Revue im Park wäre. Sie wußten ja, daß ihr commandirender Offizier Alles gern stilvoll hatte — ob in Südafrika oder anderswo — sie hatten ihren Commandirenden lieb. Innerhalb, auf dem schattigen Ende der Arena (so lange ein schattiges Ende vorhanden war), war eine Anzahl langhörniger, abgemagerter Rinder mittelst Pflöcken und Stricken gesichert; in ihrer Nähe die wenigen noch übrigen Pferde des Commandos.

Hinter dem Hauptmann, im Innern des Zeltes, stand sein Bursche, eifrig damit beschäftigt, dessen Reitstiefel blank zu putzen. Dies that er mit großer Aufmerksamkeit und fast ängstlicher Sorgfalt. Er wußte, wie auch der übrige Theil des kleinen Commandos — der Corporal, der Lieutenant, der Trompeter, ja selbst die armen, abgerittenen Pferde —, daß der Hauptmann mit seiner Compagnie in einer schlimmen Lage war. Auch nahm er sich, gleich den Uebrigen, zuweilen die Freiheit, darüber zu grübeln, wie sie wieder da heraus kommen sollten — vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich sei.

Hauptmann Haughton jedoch war über die Frage hinaus. Es war seine sorglose Gewohnheit, Probleme, die für augenblickliche Lösung zu schwierig waren, aufzugeben. Außerdem ließen ihm seine Instructionen durchaus keine Wahl. Er war beauftragt, eine gewisse Stellung zu erreichen, sie zu behaupten, bis die übrigen Truppen nachkämen, und bis zu jener Zeit die Zulukaffern im Schach zu halten. Die Voraussetzung war gewesen, daß die so zu überwachenden Kaffern nicht mehr als höchstens tausend Mann zählten, aber der Auftrag lautete bestimmt und konnte sich auf irgend eine Anzahl beziehen. Als der Bursche dem oberen Rande der Stiefeln die letzte sorgfältige Politur verlieh, dachte der Herr Hauptmann thatsächlich gar nicht an das Zuluvolk, sondern an den letzten Ball, den er in London mitgemacht hatte. Besonders erinnerte er sich der Hitze im Gewächshause. Fast witterte er noch die überschwänglichen, betäubend süßen Düfte. Er sah Alles vor sich — die schwarzen Fräcke und weißen Schultern, das Glitzern der Brillanten auf dem glänzenden Hintergrund grüner Blätter. „Wie Schlangenaugen in einem Zuludickicht," dachte der Hauptmann; „nur nicht so offen in ihrer Bosheit," ergänzte er düster. Haughton war eine etwas schwerfällige, gerade Natur; und vielleicht waren seine Versuche, cynisch zu sein, etwas plump.

Es war heißer als je und eintöniges Insectengesumme erfüllte die Luft. Der Bursche, des Hauptmanns Stiefeln in der Hand, trat vor. Er zögerte einen Augenblick und sah erstaunt seinen Herrn an. Er war beunruhigt, denn er hatte selten seinen Hauptmann so gefaßt gesehen.

„Herr Hauptmann befehlen?"

„Nichts weiter — oder, warte — ja," sagte Haughton. „Schick' mir den Füselier Fairlie her!"

Dann lehnte sich der Hauptmann zurück, als sei er von der Anstrengung des Sprechens überwältigt, zog ein gesticktes Tabaksbeutelchen aus seiner Rocktasche und rollte sich ein Cigarettchen. Als er das Tabakstäschchen betrachtete, empfand er ein eigenthümliches Prickeln in seinem Nasenbein — seine Nase war sonnverbrannt und die Haut schälte sich ab. Das Tabakstäschchen trug die gestickten Buchstaben A. M. — P. H., und war sein Lieblingsnippstückchen. Bequem, fast träge, war es seine Gewohnheit gewesen, seine lieben Freundinnen mit ihren eigenen weißen Fingern die Cigaretten für sich rollen zu lassen.

Digitized by Google

„O ich Narr!“ rief er mit größerem Eifer, als die Gelegenheit zu bedingen schien. Es war doch ganz natürlich, daß seine sonnverbrannte Nase prickelte. Die Cigarette anzündend, rauchte er einen Augenblick stark drauf los; aber das Ding war schlecht gefertigt und der Tabak drückte das Papier auseinander. Bevor er Zeit hatte, eine zweite zu rollen, stand ein stämmiger, blauäugiger Bauernbursche in Soldatenuniform vor ihm und der Hauptmann wurde darauf aufmerksam, daß Füselier Fairlie ihn begrüßt hatte, und ihn mit dem Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens in seinen einfachen Zügen anschaute.

„Füselier Fairlie?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ rief dieser, wieder salutirend.

„Du bist der Mann, dessen Pferd gestern unter ihm erschossen wurde, und der hinter mir aus dem Scharmützel in's Lager ritt?“

„O, Herr Hauptmann“ — begann Fairlie, nochmals salutirend; aber sein Streben nach militärischer Disciplin verbarg dennoch nicht ein unterdrücktes Schluchzen.

„Na — na!“ rief der Hauptmann, „genug davon. Du warst fast besinnungslos, als ich Dich auf mein Pferd hob, und sagtest etwas von »Käthe«. Wenn ich nicht irre, so wiederholtest Du diesen Namen, den ich für weiblichen Geschlechtes halte, mehrere Mal während unseres Rittes. Du mußt meine Neugier entschuldigen, aber ich möchte es wirklich sehr gern wissen: Wer ist Käthe?“

„Käthe, Herr Hauptmann? Ach ja, Käthe — die Käthe? Warum soll ich's dem Herrn Hauptmann nicht sagen — sie — ja, Herr Hauptmann, sie wohnt nicht weit von meines Vaters Bauernhof — und sie sagte, daß sie — damals wollte sie es noch nicht thun, Herr Hauptmann — aber sie sagte doch, sie würde mich nehmen, wenn sich's so machte, daß ich lebendig aus dem Kriege zurückkäme; und, sehen Sie, Herr Hauptmann, als ich da unter's Pferd stürzte, war der Gedanke an sie ziemlich natürlich, und —“

„Füselier Fairlie, Du bist ein Narr!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Die Unterhaltung endete, wie sie begonnen, mit Salutiren. Der Hauptmann rieb sich mit dem Taschentuch die Nase und wieder empfand er ein eigenes Gefühl in dem oberen Theil dieses Organes. Fairlie, der kein Taschentuch besaß, rieb und schabte den Sand mit dem inneren Rande seines rechten Stiefels.

Die Hitze war wirklich fürchterlich, und beide Männer waren vom Reflex des weißen Zeltes geblendet. Es war ein Staub- und Pferdedunst im Lager, und eine Stille, daß man deutlich das Stampfen der Rinder vom anderen Ende der Arena hören konnte. Der Hauptmann erhob sich und blickte durch das Ende seines Zeltes zwischen zwei der Wagen hinaus. Eine starke Linie von Schildwachen war draußen aufgestellt; sie beobachteten auf's Schärfste den niedrigen Rand des Dickichts, das sich weit hinaus erstreckte. Nicht das geringste Zeichen deutete auf irgend etwas Lebendes darin. Der Hauptmann trat zu Fairlie zurück.

„Füselier Fairlie, glaubst Du, daß es Käthe kümmert, ob Du dein werthes Fell hier verlierst oder nicht?“ Er sprach verdrießlich. Fairlie glotzte ihn dumm an. Erst schienen ihm die Thränen wieder nah. Endlich grinste er. „Füselier Fairlie,“ sagte der Hauptmann ruhiger, „Du sollst Depeschen für mich zurück zu Obrist Haddon in's Hauptquartier tragen. Du reitest mein Pferd und verläßt unser Lager, sobald es dunkelt. Das Thier trägt Dich leicht die sechzig Meilen, bevor der Morgen dämmert. Natürlich mußt Du ungesehen entschlüpfen. Mond haben wir jetzt nicht und Du mußt vor Tagesanbruch bei den Wachposten des Hauptquartiers sein. Die Depeschen gibst Du Obrist Haddon selbst. Es ist möglich, daß Du sicher mit den Depeschen hingelangst. Gelingt es Dir, so ist eine darunter, die um Urlaub für Dich bittet. Erlangst Du diesen, so kehrst Du nach England zurück und bringst einen Brief, den ich Dir geben werde, zu der Person, an die er adressirt ist. Versteh' mich recht, Du mußt darauf bestehen, ihn in ihre eigenen Hände zu geben.“ Fairlie salutirte. „Wenn Du das gethan hast, geh' heim nach Derbyshire und mein Rath ist, daß Du dort bleibst. Ich will Dir das Geld geben, Dich vom Dienst loszukaufen. Verstanden?“

Füselier Fairlie hatten einen ziemlich dicken Kopf; aber nach kurzer Zögerung antwortete er etwas heiser: „Zu Befehl, Herr Hauptmann“.

„Gut, mein Junge. Du kannst gehen!“

Fairlie berührte mechanisch seinen Hut und machte Kehrt, um sich zu entfernen. Doch kaum aus dem Zelte hinaus, wandte er sich, sprang zurück, ergriff des Hauptmanns Hand und ging, diesen mit den kurz herausgestoßenen Worten: „Verzeihung, Herr!“ verlassend, zu seinen Kameraden. Der Hauptmann schloß nun, es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, den Vorhang des Zeltes und schrieb zwei Briefe. Der erste war kurz und ist als letzter authentischer Bericht seines Commandos im Armeebericht und in den Zeitungen gedruckt worden.

„Camp Derbyshire, 20. Mai 1879.

Sir, Ich habe die Ehre zu melden, daß eine bedeutende Anzahl von Zulukaffern, auf viertausend geschätzt, vor uns liegt. Es wird uns unmöglich sein, einen allgemeinen Angriff auszuhalten. Es scheint darum rathsam, sobald als möglich Verstärkung zu schicken oder die Stellung, die wir jetzt halten, mit einer größeren Macht wieder einzunehmen. Ich habe die Ehre zu sein

Ihr gehorsamster Diener,
Philip Haughton, Hauptmann.

Herrn Obristlieutenant Haddon, C. B.“

Der zweite Brief war länger und ist nicht gedruckt worden:

„An Fräulein Alice Manners,
Axe-edge Moor, Derbyshire, England.

Ich liebe Sie, Alice, und habe Sie stets geliebt. Zuweilen glaubte ich, daß Sie es wußten. Wenn Sie es nicht wußten, so schreibe ich, um es Ihnen zu sagen; — um Ihnen zu verzeihen, wenn Sie es wußten.

Innigst Geliebte! Sie werden verzeihen, daß ich Sie jetzt so nenne. Sie haben mir kein Recht gegeben, Ihnen einen Liebesbrief zu schreiben, Theuerste; doch dies ist einer; werden Sie nicht böse bis Sie ihn durchgelesen haben. Lassen Sie mich denken, daß Sie mich jetzt lieben und daß ich Sie küssen dürfte, wenn Sie jetzt hier wären. Meine Liebe — meine Einzige, werfen Sie nicht den Brief von sich. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Sie liebe — wie unaussprechlich, werden Sie nie wissen; vielleicht haben Sie durch Andere erfahren, daß ich Sie liebe, doch ich muß es Ihnen selbst sagen, bevor ich sterbe.

Ich bin hier auf einem entfernten Grenzposten in Afrika mit einer halben Compagnie. Der Befehl lautet, unser Lager auf jede Gefahr hin zu halten, und wir werden sicherlich vor Tagesanbruch angegriffen werden. Wenn ich glauben könnte, daß wir die geringste Hoffnung hätten, zu entkommen, so würde ich Ihnen so nicht schreiben; aber Sie werden's mir verzeihen, wenn Sie wissen, daß wir uns nicht zurückziehen können und daß von Vertheidigung oder Entsatz keine Rede sein kann — die Lage ist absolut hoffnungslos.

Meine Leute wissen das auch und sind vollkommen gefaßt. Es sind wackere Männer und ich glaube, sie haben mich lieb. Vielleicht ist's unrecht von mir, auch nur Einen fortzuschicken, um Ihnen diese Zeilen zu bringen; aber er ist aus Derbyshire und weinte heute um sein Liebchen — so konnte ich nicht anders. Ich wünschte, daß er zu ihr heimkehren möge — und ob einer weniger hier bleibt, um massakrirt zu werden, das macht wenig Unterschied. Helfen Sie ihm doch etwas, wenn er England wirklich erreicht.

Ich hoffe, daß Sie sehr glücklich sind. Verzeihen Sie mir, daß ich so geschrieben habe. Sie werden es — jetzt?

Leben Sie wohl, theure Alice.

Philip Haugthon.“

Es war einige Monate nach dem Datum dieses Briefes, daß die Gäste in Carysbridge Hall in Derbyshire auf ihr Diner warteten. Es ist langweilig, auf das Mittagsmahl zu warten, besonders wenn man, wie Major Brandyball, vor einem offenen Kaminfeuer stehend, seine höchst stattliche Figur nur von einem Paar etwas zu enger glanzlederner Schuhe unterstützt weiß. Ein Diner war etwas sehr Formelles in Carysbridge. Viele Gäste waren zum Fasanenschießen da, und Sir John hielt offenes Haus zu Ehren seiner jungen Gattin.

„Wer mag es sein?“ wandte sich die Gräfin-Mutter an Brandyball. Die Gräfin-Mutter wußte gern Alles; das heißt Alles über ihre Freunde. „Der Diener sagte, der Mann schiene Soldat zu sein.“

Digitized by Google

„Ich glaube," antwortete der Major, „daß Lady Cary Freunde in der Armee hatte, als sie noch Fräulein Manners hieß."

Die Unterhaltung wurde durch Lady Cary's Eintreten unterbrochen. Sie war ein schönes Weib, Sir John's Gattin; und nie schöner, als an diesem Abend. Der Major bemerkte, daß sie einen zusammengeknitterten Brief in der Hand hatte; ihre Eile hatte ihre Farbe erhöht. Sie mußte wohl eine halbe Stunde fortgewesen sein.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie Alle so lange habe warten lassen," sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln. „Lord Arthur, wollen Sie die Gräfin-Mutter zu Tische führen?"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Die Weisheit Salomo's".

Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse.

Will Jemand einen recht treffenden Eindruck von dem Abstande gewinnen, der zwischen dichterischer Leidenschaft und dichterischer Weisheit besteht, so braucht er sich nur die beiden Schauspiele aus der jüdischen Geschichte anzusehen, die jetzt in Berlin nebeneinander gespielt werden: die „Makkabäer" von Otto Ludwig im Deutschen Theater und die „Weisheit Salomo's" von Paul Heyse im Königlichen Schauspielhause. In dem ersteren Stücke, welches Reckenthum, welche Kraft schon in der Auswahl des Stoffes und noch mehr in der kühnen Emporthürmung der Handlung! In dem letzteren dagegen welche lieblich und glatt dahinfließende Besonnenheit, welche weiche, durch rein äußerliche Anmuth blendende Redeweise, welche harmonische Lösung eines an sich schon schwächlichen Conflikes! Der thüringische Dichter, eine der wenigen wirklich heldenhaften Episoden der jüdischen Geschichte zum Vorwurf nehmend, schuf sein Werk in einer Leidenschaftlichkeit, die der elementaren Wucht des Fanatismus, welcher dasselbe erfüllt, wesensgleich war; der Münchener Novellist, ein Meister der weise abgemessenen Handlung und der klugen Rede, fand dagegen ein ihm wesengleiches Element in der praktischen Lebenskunst, die der Koheleth predigt, und entdeckte einen dramatischen Conflikt in den Liebesstrophen des Hohenliedes. Wahrhaftig, nichts ist bezeichnender für die ganze dramatische Thätigkeit Paul Heyse's, als daß ihr ein solches Stoffgebiet nicht fremd bleiben durfte, und nichts entspricht mehr dem Typus der Heyse'schen Helden überhaupt, als diese Gestalt des klugen und wohlberedten, über alle Klüfte und Klippen der Leidenschaft mit einem Weisheitsspruche hinwegschreitenden Königs Salomo.

Es ist eben lediglich die dichterische Weisheit, die uns aus Heyse's dramatischen Schöpfungen entgegenleuchtet, und wenn dieselbe, wie es bei der Aufführung dieses seines letzten Stückes der Fall war, eine gespannte Zuhörerschaft mit sich fortreißt, blendet und entzückt, so beweist sie uns damit nur das Recht, welches auch sie auf eine Wohnstätte am Parnasse hat. Die schöne und besonnene Anordnung des an sich geringfügigen Inhaltes, der Wohllaut und die Reinheit der Sprache, wenn auch in ihr nicht tiefe und gewaltige Gedanken ausgedrückt werden, die plastische Gestaltung der Figuren und die geschickte, kluge Verwendung der rein scenischen Künste bewirken im Vereine doch schließlich einen edlen und anmuthenden Eindruck, wenn sie auch nicht über den Mangel des Urelements der Dichtung: der Leidenschaft, hinwegtäuschen können. Und alle jene formellen Hülfsmittel beherrscht Heyse in fast vollkommener Weise. Auch in dem neuen Stücke wendet er sie auf das Fruchtbarste an, macht, daß sie so geschickt und gefügig zusammenarbeiten, wie kaum in einem anderen seiner früheren dramatischen Werke, und erzeugt hierdurch eine theatralische Wirkung, die wohl des großen Beifalles werth ist, der ihr bei der ersten Berliner Aufführung zu Theil wurde.

Aber mehr als diese äußerliche Vollkommenheit darf man, selbst in der Betäubung, mit der ihr Formenzauber unsere Sinne umhüllt, nicht dem Heyse'schen neuen Stücke zusprechen. Ein König Salomo, der lüsterne ist nach der sanften Taube Sulamith, ist nun einmal keine dramatische Heldenfigur, und selbst dadurch, daß die in wilder Wüstenliebesgluth entbrannte Königin von Saba sich voll Eifersucht verwirrend in die Handlung stürzt, wird noch kein dramatischer Conflikt erzeugt. Oder meinte Heyse, daß die edle Resignation, mit der sich die Weisheit des Königs schließlich über das Entschlüpfen der Taube aus den Krallen des Geiers tröstet, eine Lösung im dramatischen Sinne sei? Selbst die Gegenüberstellung der unschuldigen Sulamith mit ihrer reinen ursprünglichen Liebe zu dem Hirtenknaben Hadad und des klugen Königs, der auch die Liebe für eitel hält, hatte eine solche Lösung nicht erfordert. Alles lag klar und unverwickelt von vornherein da in diesem Stoffe, und Weisheit und Liebe konnten überhaupt nicht als dramatische Motive gelten, die mit einander etwa in Widerstreit gerathen könnten. Denn die Weisheit verkehrt sich ja zur Thorheit, als sie meint, durch ein königliches Machtgebot sich die wahre Liebe erzwingen zu können, und Liebe und Thorheit, wie könnten sie jemals in einen wirksamen und spannenden dramatischen Kampf mit gleichen Waffen eintreten? Sagt doch der kluge Salomo selbst im vierten Kapitel seines Koheleth, daß sogar „ein arm Kind, das weise ist, besser ist, denn ein alter König, der ein Narr ist". Wie viel besser, ein arm Kind, das liebt!

Der König Salomo Heyse's wird in der That im Verlaufe des Stückes „ein Narr", und es bedürfte nicht einmal der eifersüchtigen Königin von Saba, die ihm diese Narrheit, in die er durch die Liebe geräth, immer wieder auf's Bitterste und Eindringlichste vorhält, um diese Thatsache zu constatiren. Wie Schade ist das eigentlich um diesen Salomo, der gerade dieser Königin gegenüber im ersten Akte so trefflich seine Lebensweisheit entwickelt hatte. Sie war durch die Wüste dahergekommen, und die erste Frage, die sie an ihn stellte, war die nach dem Zwecke des Lebens. Er hatte sie in der höflichsten Form wegen dieser Wißbegierde ausgelacht. Wie erhaben stand er mit seinem seichten und leichtlebigen Epicuraismus vor ihr, der Grüblerin, da. Und sie fühlte diese seine Ueberlegenheit, besonders als er kurz darauf Gelegenheit fand, in ihrer Gegenwart einen echten salomonischen Richterspruch zu thun; sie haßte ihn darum und machte dann die gewöhnliche novellistische Umwandlung dieses Hasses in Liebe durch, in eine Liebe, die sofort in Eifersucht umschlug. Denn der weise Salomo war gerade während jenes Richterspruches, gerade als er auf dem Gipfel der Weisheit stand, ein Narr geworden, um Sulamiths willen, des schönen Hirtenkindes.

Die Vernarrtheit des alternden Königs in dieses Mädchen, die Eifersucht der Königin von Saba und die Angst, welche Sulamith, die von ihrem bräunlichen Hirtenknaben nicht lassen will, durch die Nachstellungen des Königs auszustehen hat, jagen sich nun in den nächsten drei Acten im Kreise herum, manche schöne dramatische Episode erzeugend. Im fünften Acte endlich muß der lüsterne König einsehen, daß er gegen die Leidenschaft der Liebe vergebens ankämpfen würde; er läßt sofort Sulamith frei und kehrt zu seiner Weisheit zurück, die diesmal durch die nothgedrungene Resignation einen positiven Kern erhält:

Was sie (die Liebenden) uns lehrten, ist's nicht köstlicher
Als alle Schätze: daß nicht Alles eitel?
Daß es ein Ew'ges giebt im Wandelbaren:
Die Liebe, die da stärker als der Tod,
Die nicht der Hölle Pforten überwinden?

Und schließlich, als Nonplusultra der Resignation:

Fremder Freuden
Sich neidlos freu'n ist aller Weisheit Krone.

Mit diesem lyrischen Nachklange ist die Weisheit Salomo's erschöpft und auch die der Königin von Saba, wie es scheint. Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, welcher Abstand zwischen diesem hohlen Wortgetöne und der tiefen Unterhaltung der beiden königlichen Philosophen im ersten Acte ist. Fast scheint es, als hätte der Dichter eine Satire auf alles Streben nach Weisheit schreiben wollen, denn dieses nothgedrungene Zugeständniß, welches der als Liebhaber zurückgewiesene König schließlich hinsichtlich der Realität der Liebe macht, die er vorher auch für eitel erklärt hatte, nimmt sich etwas kläglich oder zum Mindesten opernhaft aus und ist dramatisch durchaus unglaubwürdig. Salomo, der lachende Philosoph des ersten Actes, der schönredende, kluge Gegenspieler der liebewerbenden Königin, wird auf einmal, durch die Macht der Resignation, ein Prediger des Liebesideals und der Entsagung. Wahrlich, ein Umschwung, den Heyse, um ihn besser zu motiviren, nicht erst in den Schlußmonolog hätte legen müssen. Da geschieht er zu spät; wir glauben nicht mehr, daß der König plötzlich wieder ein Weiser wird, der vier Acte lang ein Narr war.

Die schönste Figur des Stückes ist Sulamith, wie überhaupt dem Dramatiker Heyse die einfachen jungfräulichen Gestalten stets am Besten gelungen sind. Für diese naiv liebende und geängstete Sulamith fand der Dichter manchen rührenden und zum Herzen gehenden Ausdruck, und wenn das Hirtenmädchen gut und sicher dargestellt wird, wie das im Schauspielhause durch Frau von Hochenburger geschah, hinterläßt sie gewiß auch einen bleibenden Eindruck. Die zu einer halben Medea sich umbildende düstere Königin von Saba ist trotz der vielen leidenschaftlichen Töne, die ihr der Dichter in den Mund legt, eine weniger sympathische Gestalt. Es gelang deshalb auch Fräulein Schwarz nicht, sie in die Herzen der Zuhörer hineinzuspielen, ebensowenig als Herr Ludwig als Salomo trotz seiner schönen Declamation der schönen Heyse'schen Verse einen besonderen Eindruck hinterließ. Den Geliebten der Sulamith, den Hirtenknaben Hadad, spielte Herr Purschian ganz auf den ungestümen Naturburschen hinaus, und ließ dadurch seine glückliche Nebenbuhlerschaft gegenüber dem glänzenden König etwas unwahrscheinlich erscheinen.

Die Inscenirung des Stückes, sowie das flotte Zusammenspiel ließen den Eifer des Herrn Anno auch diesmal erkennen. Die Ausstattung war durchaus neu, geschmackvoll und stilgerecht, nur weiß ich nicht, wie an die Wände des salomonischen Palastes assyrische Keilschriften und Reliefs gekommen sein sollten.

O. B.

---

Digitized by Google

## Inserate.

Der **„Gegenwart“** vom 18. Februar c. lag ein Prospekt über das Werk

**„Das literarische Deutschland“**

von **Adolf Hinrichsen** bei (enthaltend: ca. 40 Kritiken competenter Kunstrichter und Auszüge aus dem Werke).

Dieser Prospekt ist **gratis** u. **franco** zu beziehen durch den

**Verlag der Albumstiftung**
(Carl Hinstorff's Verlag)
**Rostock.**

---

**Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.**

**Heinrich Bulthaupt,** Vier Novellen. 3 *M*, geb. 4 *M*.

**Dr. Adolph Kohut,** Das Dresdener Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Originalbeiträgen und 142 Portraits. 7 *M*, geb. 8 *M*.

**Ernst Pasqué,** Musikanten-Geschichten. 3 *M*, geb. 4 *M*.

**B. von Suttner,** Schriftsteller-Roman. 4 ½ *M*, geb. 5 ½ *M*.

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

---

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M*. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 *M*. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 *M*. — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M*. — **Louis Blanc,** Histoire de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**“, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**

## Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

**Mit 46 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.**

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**“ ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

## Blutsjung

**und andere Erzählungen**

von

**E. von Dincklage.**

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brosch. Preis Mk. 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der „**Emslands-Bilder**“ tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

---

## Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

---

## Heinrich Nitschmann

als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke

von

**Władislaw Malukiewicz.**

Gedruckt und verlegt bei

**Reinhold Kühn d. J.,** Elbing. 1888.

**Preis 60 Pfennig.**

Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

---

Soeben wurde complet:

## Handbuch der Nationalökonomie.

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

**Zweite verbesserte Auflage.**

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M*. Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M*. Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M*. Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M*. Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M*.

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

---

---

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

---

**Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.**

---

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte

## Lingg'sche Erdprofil

der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite

**im Maßverhältniß 1:1 Million,**

eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.

1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt *M* 21.—
1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 24.—
1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 20.—

---

## C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Commissions-Verlage erschien soeben:

## Internationales Archiv für Ethnographie.

Herausgegeben

unter Mitwirkung hervorragender Fachleute

von

**J. D. E. Schmeltz,**

Conservator am Ethnograph. Museum in Leiden.

**Erster Jahrgang. Erstes Heft.**

Preis pro Jahrgang von 6 Heften 21 *M*.

Vorstehend angekündigte neue Zeitschrift, deren Tendenz darin bestehen wird, das in den Museen zusammengehäufte Material den Interessenten bildlich und textlich leichter zugänglich zu machen und den ethnologischen Wissenschaften immer neue Freunde in den weitesten Kreisen zu erwerben, erscheint vom neuen Jahre ab in unserem Commissions-Verlage in Bänden à 6 Hefte, welche einen vollständigen Jahrgang bilden; alle zwei Monate wird eine Lieferung im Umfange von je ungefähr 3 Bogen Text und 3 Tafeln zur Ausgabe gelangen.


Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 3. März 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Rußlands Budget pro 1888. Von Moritz Meyer. — Graf Taaffe. Von *** (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Goethe als Meteorologe. Von Franz Bendt. — Andersen als Briefschreiber. Von Adolph Kohut. — Zur Reformationsgeschichte. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Die glückliche Ehe. Humoreske von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Bilder. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

### Rußlands Budget pro 1888.

Von Moritz Meyer.

Politiker sowohl, wie Financiers und Capitalisten, Regierungen wie Börsen haben der diesmaligen Veröffentlichung des russischen Staatshaushaltes pro 1888 mit größter Spannung entgegengesehen. Die politische Welt sucht aus den Ziffern der modernen Staatsbudgets einen Maßstab für die Angriffsfähigkeit eines Landes zu gewinnen, da das alte Wort, daß zum Kriegführen Geld gehört, noch immer, ja heute mehr als je Geltung hat. Die finanziellen und capitalistischen Kreise dagegen müssen mit den Staatsbilanzen rechnen, um daran den Werth der Schuldverschreibungen des betreffenden Landes beurtheilen zu können. Nach beiden Richtungen hin aber tritt unser großes östliches Nachbarreich bedeutsam hervor. Es ist kein Geheimniß, daß die Größe des russischen Geldbeutels mit derjenigen seiner Kriegsgelüste zum Glücke Europas noch im umgekehrten Verhältniß steht, und daß gerade in letzter Zeit die russischen Finanzleiter vergebens auf die Suche gegangen sind, um sich neben den Kanonen und Munitionen auch Geld zu verschaffen.

Um so vorsichtiger sollte dann aber auch bei der Beurtheilung eines russischen Budgets verfahren werden! Es muß selbst dem Unbefangensten nach dem Gesagten sofort klar werden, daß eine solche Bilanz nach beiden angedeuteten Richtungen hin eine captatio benevolentiae enthält. Einmal muß dem Finanzminister daran liegen, um den Credit Rußlands im Auslande zu heben, alle diejenigen Positionen in einem milderen Lichte darzustellen, welche auf kriegerische Gelüste hinweisen könnten, sodann muß er bestrebt sein, die Ausgaben zu den Einnahmen in ein möglichst normales Verhältniß zu setzen, um das Deficit, diesen Schrecken aller Finanzminister, entweder sogleich, oder doch in Bälde verschwinden zu machen. Man muß nun sagen im Hinblick auf das vorliegende russische Budget pro 1888, daß Herr von Wischnegradski in beiden Beziehungen seine Aufgabe wohl erfaßt hat. Freilich ein Anderes ist es, ob ihm auch die Durchführung dieser Aufgabe, und zwar zunächst nur in Ziffern — von einer wirklichen Durchführung kann ja überhaupt noch nicht die Rede sein — gelungen ist. Es wird zu untersuchen sein, inwieweit die Aufstellungen des Finanzministers mit der Wirklichkeit, wie sie die Erfahrung und eine kühle Vorausberechnung ergibt, in Uebereinstimmung zu bringen sind. Als ein Hauptmittel der Kritik gegenüber solchen Voranschlägen des Staatshaushaltes stehen uns die realisirten Budgets früherer Jahre zur Seite, noch abgesehen von den allgemeinen Erwägungen, die uns die gesammte wirthschaftliche Lage Rußlands an die Hand gibt.

Als hervorragendste Erscheinung des 1888er Budgets tritt uns entgegen, daß das Deficit diesmal vollständig verschwunden ist, — eine Thatsache, die auf den ersten Blick als ganz unglaublich erscheint. In einem Lande mit Zwangscurs, dessen Valuta einen unerhöhten Tiefstand seit lange erreicht hat, das für den Dienst seiner Staatsschuld über ein Dritttheil seiner ordentlichen Einnahmen opfert, — kein Deficit mehr! Man wird begierig sein, die außerordentliche Finanzkunst näher kennen zu lernen, die so etwas fertig zu bringen versteht, und doch — Zahlen beweisen: nach officiellen Angaben stellen sich die Einnahmen und Ausgaben im Ordinarium folgendermaßen (in Mill. Rubel):

| | 1888 | 1887 | 1886 | 1885 | 1884 |
|---|---|---|---|---|---|
| Ausgabe | 851,2 | 829,7 | 812,7 | 784,3 | 727,9 |
| Einnahme | 851,7 | 793,1 | 787,4 | 776,5 | 709,1 |
| Deficit | — | 36,6 | 25,3 | 7,8 | 18,8 |

Somit ergibt sich für 1888 sogar ein kleines Plus von 0,5 Mill. Rubel. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß die Voranschläge stets weit hinter den wirklichen Eingängen zurückgeblieben sind. Beispielsweise in 1886 um 13,4 Mill., in 1885 um 17,8 Mill. Rubel. Die Möglichkeit, daß auch diesmal wieder die Einnahmen zu hoch taxirt sind, liegt aber nahe, wenn man erwägt, in welchen Positionen der Finanzminister auf eine Steigerung der Einnahmen hofft: Es sind namentlich die Steuern, hauptsächlich die indirecten, denen Mehrerträgnisse zugeschrieben werden. Besonders die Getränke, die Zölle und der Tabak sollen zu größeren Leistungen herangezogen werden. Man erinnert sich jedoch, daß im Voranschlag pro 1887 die Getränkesteuer mit 250,5 Mill. angesetzt war, indessen nur 236,4 Mill. erbrachte, obwohl die Accise inzwischen erhöht worden war. Am meisten tritt die optimistische Auffassung des Finanzministers nach dieser Richtung hin bei den Zöllen in die Erscheinung, die in den letzten Jahren einen Rückgang in den Einnahmen trotz der Zollerhöhungen aufzuweisen hatten. Von den 115 Mill. Rubel, die für 1887 erwartet wurden, waren nämlich bis zum 1. October v. J. nur 57 Mill. eingegangen, entsprechend der stark gesunkenen Einfuhr, die für neun Monate des eben abgelaufenen Jahres gegen die entsprechende Zeit des Vorjahres um 46 Mill. Rubel zurückgegangen war. Selbstverständlich ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, nach den starken Zollerhöhungen in 1887, daß die Einfuhr in diesem Jahre steigen wird, wie denn ein

Digitized by Google

Blick auf die Ziffern der Handelsbewegung den stetigen Rückgang derselben lehrt. Es betragen (in Mill. Rubel):

| | 1886 | 1885 | 1884 | 1883 | 1882 |
|---|---|---|---|---|---|
| Ausfuhr . . . . . | 450,6 | 504,7 | 553,9 | 627,4 | 667,3 |
| Einfuhr . . . . . | 379,7 | 385,6 | 491,6 | 519,1 | 527,5 |
| Ueberschuß der Ausfuhr . | 70,9 | 119,1 | 62,3 | 108,3 | 139,8 |

Daß der Tabak auch in Rußland mehr bluten soll, hat gewiß nichts Auffälliges; fraglich bleibt indeß, ob sich sogleich eine derartige Steigerung durchführen lassen wird. Aehnliche Ueberschätzungen lassen sich auch bei den übrigen Positionen der ordentlichen Einnahmen nachweisen. Auch bei den *außerordentlichen* Einnahmen treten erhebliche Verminderungen zu Tage. Doch weiß man, wie elastisch gerade an dieser Stelle die Budgets unconstitutioneller Staaten gehalten sind.

Wenden wir uns zu den *Ausgaben*, so finden wir, daß dieselben zwar, dem allgemeinen Grundsatz der modernen Finanzwirthschaft folgend, gestiegen sind, es fragt sich indeß, ob auch für die wirklichen Bedürfnisse in genügendem Maße. Dieselben betragen (in Mill. Rubel):

| 1888 | 1887 | 1886 | 1885 | 1884 |
|---|---|---|---|---|
| 851,2 | 829,7 | 812,7 | 784,3 | 727,9 |

Die Steigerung um 21 Mill. Rubel entfällt vornehmlich auf die Posten „Reichsschuld" und „Finanzministerium". Die erstere mußte allein wegen des gesunkenen Rubelcurses um 9,4 Mill. Rubel höher angesetzt werden. Dagegen ist — man staune — beim Kriegsministerium eine *Verminderung* eingetreten und zwar um 54,4 Mill. Rubel. Man merkt indeß die Absicht, wenn man die Worte des Finanzministers liest, die also lauten: „Man muß hoffen, daß dieser Umstand, einen neuen Beweis der tiefen und wahren Friedensliebe Ew. Majestät bietend, dem Triumphe der friedlichen Politik Ew. Majestät Beistand leisten wird, eine Politik, welche von Rußland die Plagen und Schreckniſse des Krieges abwenden und den treuen Unterthanen Ew. Majestät die Möglichkeit bieten wird, sich der Segnungen des Friedens zu erfreuen und unter dem Scepter der Selbstherrschaft unabänderlich auf dem Wege weiterer ökonomischer Entwickelung fortzuschreiten." Als ob man nicht wüßte, daß mit einem einzigen Federzuge diese ganze Friedensliebe umzuwerfen ist! Man erinnert sich recht gut, welche bedeutende Rolle in Rußland die außerordentlichen Credite von jeher gespielt haben. Eine Ermäßigung weisen auch die außerordentlichen Ausgaben auf. Sie betragen 34,2 Mill. Rubel und werden lediglich für Eisenbahn- und Hafenbauten absorbirt.

Ziehen wir aus dem Vorstehenden das Gesammtresultat, so ergibt sich, daß in dem von Herrn v. Wischnegradski aufgestellten Erstlingsbudget der Optimismus eine starke Rolle gespielt hat. Schwerer wiegt indeß für das Ausland die Wahrnehmung, daß der russischen Finanzpolitik Maximen zu Grunde liegen, die an die Zeiten des Merkantilismus erinnern, mit seiner Beschränkung der fremden Einfuhr, mit seiner Vermehrung des Nationalreichthums durch Papiergeld, mit seiner Steigerung der Einnahmen durch Zölle und indirecte Verbrauchsabgaben. Mit diesem Finanzprogramm tritt Rußland auch wieder in das Jahr 1888 ein, gewiß keine erfreuliche Aussicht für Deutschland, das an Rußlands wirthschaftlicher Entwickelung zumeist betheiligt ist. Nur einen Lichtblick spendet das russische Budget: es ist ein *Friedensbudget*! Möge Herrn von Wischnegradski wenigstens nach dieser Richtung hin kein Querstrich gemacht werden!

## Graf Taaffe.

Von * * *

(Schluß.)

Um dieselbe Zeit erschien der Cabinetsdirector des Kaisers Franz Josef bei dem Statthalter von Tyrol in Innsbruck und überbrachte ihm den Auftrag, eine neue Regierung zu bilden. Graf Taaffe reiste nach Wien, um zunächst das ihm fremd gewordene Terrain zu studiren. Seine Absicht war, auch seinerseits die Verfassungsfrage als gelöst zu betrachten und ein deutsches, conservatives Ministerium zu bilden; das beweisen die Versuche, die er machte, Collegen zu gewinnen. Aber er bekam theilweise oder gänzliche Absage. Der Eine wollte überhaupt nicht Minister werden, der Andere hielt sich für den geborenen Finanzminister, während ihm nur das Handelsportefeuille angeboten ward, kurz, dem Grafen Taaffe wurde es alsbald klar, daß er das von ihm gewünschte Cabinet — aus welchem hauptsächlichen Grunde, das wird gleich erörtert werden — nicht zu Stande bringen könne, er meldete sich zur Rückkehr auf seinen Posten nach Innsbruck. Allein er erhielt die Weisung, in Wien zu bleiben. Inzwischen sprach der Kaiser mit Herrn von Stremayr und binnen wenigen Tagen wurde Graf Taaffe zum Minister des Innern in des Letzteren Ministerium ernannt. Die Zeit, welche er in dieser Stellung verbrachte, etwa ein halbes Jahr, war der sorgfältigen Beobachtung der Zustände, wie sie geworden, gewidmet, wohl auch den Vorbereitungen für die Bildung einer neuen Regierung, die Graf Taaffe, wie er wußte, doch zu übernehmen haben werde. In diese Zeit fallen auch die Wahlcompromisse im böhmischen und mährischen Großgrundbesitze, wodurch es ermöglicht wurde, bei den bevorstehenden Neuwahlen in den Reichsrath auch aus dem conservativen und selbst feudalen Großgrundbesitze Abgeordnete zu entsenden. Der dabei leitend gewesene Grundgedanke, den vollständigen Reichsrath endlich zu erzielen, war ein allen Parteien so einleuchtender, daß in Böhmen kein Anderer als Fürst Carl Auersperg selbst den Pact abschloß und in Mähren so entschieden verfassungstreue Männer wie Graf Adolf Dubsky sich in die erste Reihe der neugebildeten Mittelpartei stellten. Hinterher erklärten die deutschen Vertragsabschließenden, sie seien vom Grafen Taaffe dupirt worden, denn sie würden, falls sie die letzten Ziele des Grafen gekannt hätten, niemals auf das Wahlcompromiß eingegangen sein. Allein selbst wenn man annehmen will, daß der damalige Minister des Innern schon die äußersten Consequenzen seiner Politik für sich gezogen habe, was keineswegs feststeht, so muß man doch wieder bedenken, daß die Erwägung der Sache ausschließlich bei den verhandelnden Parteien stand und daß sie hätten klüger sein sollen oder können, als sie waren. Politik wird ja nicht nur mit Principien gemacht, sie muß vor Allem nach Erfolgen streben. Der wichtigste, der damals zu erreichen war, war die Completirung des Parlamentes durch die Czechen. Die Deutschen sagen, dieser Zweck wäre ohne jedes Opfer zu erreichen gewesen. Das ist vielleicht richtig und jedenfalls kann Graf Taaffe die bedenkliche Lage der Czechen um diese Zeit nicht in Abrede stellen. Allein soviel ist nicht minder sicher und war durch das Verhalten der Deutschen dargethan, daß sie vorerst nicht mehr die maßgebende Regierungspartei sein konnten, daß daher jedes kommende Ministerium, wenn es einen Funken constitutioneller Gesinnung im Herzen hatte, darauf bedacht sein mußte, die Zeit der Unsicherheit, in welcher jede Regierungsvorlage durch eine andere und zufällige Majorität votirt wurde, möglichst abzukürzen und eine wirkliche verläßliche Mehrheit allmählich vorzubereiten. Diesem Gedanken entsprang sowohl der Wahlcompromiß wie die Berufung des Grafen Falkenhayn und des Dr. Prazak in das erste Cabinet Taaffe. Der Erstere war bis dahin der Führer der oberösterreichischen Clericalen gewesen, aber obwohl seit seinem Amtsantritte nunmehr über acht Jahre verflossen sind, so kann

Digitized by Google

gerade diese Partei auch nicht auf eine einzige nennenswerthe Concession hinweisen, die ihr gemacht worden, wenn man nicht die Aenderung der Wahllisten in einem Großgrundbesitze als solche betrachten will, die aber keine andere Folge hatte, als daß der Regierungspartei zwei Stimmen zugeführt wurden. Das Gesetz über die Sonntagsheiligung, schwerlich ein Vortheil für die Volkswirthschaft in Oesterreich, ist jedenfalls nur als ein Stück der Socialreform zu betrachten, welche das Ministerium inzwischen mit dem Unfallversicherungsgesetze fortgeführt hat. Der mährische Czeche Prazak hat vor seinem Eintritte in das Ministerium dem Grafen Taaffe einen Brief geschrieben, in welchem er zwischen der Stellung eines Abgeordneten und den Pflichten eines Ministers genau unterscheidet und sich in Bezug auf die Anerkennung der Verfassung etwa neben den Dr. Herbst stellt. Die anderen ersten Ministercollegen des Grafen Taaffe gehörten zur Linken: Herr v. Stremayr, Baron Horst, Herr von Chotek. Anstatt herauszufühlen, daß der Premier auch jetzt noch daran festhalte, das Gros der von ihm gedachten neuen Regierungspartei aus dem Centrum und dem linken Centrum der Deutschen, also aus dem allein regierungsfähigen Theile derselben, zu nehmen, erhoben diese sofort Lärm. Kaum war das Ministerium Taaffe gebildet und hatte, was seine Vorgänger nicht durchsetzen konnten, für zwei Fanatiker zwei sehr gemäßigte, entschieden deutschgesinnte Bischöfe auf die Plätze von Trient und Brixen gesetzt, ein Symptom, das doch deutlich über die einzuschlagende Richtung orientirte, als schon ein Parteitag nach Linz einberufen und leidenschaftliche Beschlüsse gefaßt wurden. Derselbe Grund, welcher früher einige Abgeordnete hinderte, Minister zu werden, war auch für die Resolutionen in Linz maßgebend: man nahm den Grafen Taaffe nicht ernst, man hielt seine Regierung für eine Eintagsfliege und glaubte durch Weigerungen und Resolutionen ihre Lebenszeit noch mehr abzukürzen. Das war der Cardinalfehler der Deutschen, daß sie den Grafen Taaffe unterschätzten. Die Gunst des Monarchen ist zweifellos eine starke Stütze für einen Minister, aber ohne Talent und ohne Ernst bleibt man es nicht acht Jahre lang. Heute wissen die Deutschen, wie ernst Graf Taaffe genommen werden muß, denn sie haben es empfunden. Sie hatten ihn nur nach seinem jovialen Tone im persönlichen Verkehre und nach Anekdoten beurtheilt, die man ihm nachzuerzählen wußte, Niemand von ihnen hatte ihn bei der Arbeit gesehen, wenn er an jedem Tage, ob Werk- oder Feiertag, ob in Sommersgluth oder bei schneeigem Schein bis Mitternacht an seinem Arbeitstische sitzt; wer ihn in später Abendstunde aufsucht, der sieht förmlich, wie der Ernst nur mühsam von der Stirn weicht, um der gewohnten Heiterkeit im Verkehre mit Anderen Platz zu machen.

Die Weigerung der Deutschen, mit dem Grafen Taaffe Fühlung zu nehmen, machte die Stellung ihrer Minister zu einer sehr unbequemen. Graf Taaffe hielt dieselben mit großer Zähigkeit; hatte er doch das Wehrgesetz durchzusetzen und dazu bedurfte er wegen der Zweidrittelmajorität einer erheblichen Anzahl von Stimmen der Deutschen. Baron Horst, der Landesvertheidigungsminister, klüger als viele Andere, bemühte sich, die Partei als solche zu gewinnen, denn er wußte, der letzte Versuch, sie an maßgebender Stelle möglich zu machen, liege in der Annahme des Wehrgesetzes; er conferirte mit Herrn Herbst und vereinbarte mit diesem eine Procedur, wonach die Partei äußerlich und vor den Wählern unter einem gewissen Zwange handeln, aber schließlich doch das Gesetz votiren sollte. Die Partei hielt nicht Wort, in der entscheidenden Abstimmung hatten nur wenige Deutsche, soviel als zur Zweidrittelmajorität nöthig waren, den Muth, für das Gesetz zu stimmen. Sie wurden alsbald verketzert, obwohl der Gang der Ereignisse ihr Verhalten als staatsmännischer denn das Benehmen der Wortbrüchigen gerechtfertigt hat. Die deutschen Minister wurden von ihren Parteigenossen immer entschiedener zum Austritte gedrängt — auch wieder, weil man glaubte, den Fall des Ministeriums Taaffe zu beschleunigen. Sie erhielten den förmlichen Befehl auszutreten, Horst leistete zuerst Folge, später, wenn auch widerwillig, Stremayr. Es soll constatirt werden, daß sich innerhalb des Ministeriums nicht das Allergeringste zugetragen hatte, was den Austritt der beiden Minister erheischte, das Coalitionscabinet hatte jedenfalls in größerer Harmonie amtirt als das Bürgerministerium. Aber die deutschen Clubs terrorisirten; hatten sie doch sogar einen Ueberwachungsausschuß eingesetzt, der die Regierung genau controlliren und beim ersten verfassungswidrigen Schritt Lärm schlagen, womöglich die Ministeranklage erheben sollte! Der Ausschuß hat nicht eine einzige Sitzung gehalten, Graf Taaffe that ihm nicht den Gefallen der kleinsten Verfassungswidrigkeit. Im Gegentheile, auch nach dem Rücktritte von Horst und Stremayr blieb Graf Taaffe bei seinem Grundgedanken und berief wieder zwei Verfassungstreue in das Amt, den Oberlandesgerichtspräsidenten Baron Streit als Justizminister und den Gutsbesitzer Baron Korb aus Böhmen, einen leidenschaftlichen Gegner des Fürsten Carlos Auersperg und sehr tüchtigen Landwirth und Großindustriellen, als Handelsminister nach dem Baron Kremer. Landesvertheidigungsminister wurde Graf Welsersheimb, der es noch ist. Aber inzwischen waren die Deutschen in die Minorität gekommen, die Stellung der Minister aus ihrer Mitte wurde auch dadurch eine sehr schwierige. Die Minorität ist nach der parlamentarischen Tradition die Opposition, was hat diese auf der Ministerbank zu suchen? Baron Streit wurde Oberlandesgerichtspräsident in Wien, Baron Korb nahm den Posten eines Statthalters in Mähren an und starb alsbald plötzlich als solcher. Ein merkwürdiges Schicksal traf Herrn von Chertek, den Leiter des Finanzministeriums. Zur Beseitigung des Deficits, der zweiten österreichischen Staatskrankheit, ersann er einen Strauß von kleinen Mitteln und rechnete auf deren sichere Genehmigung. Hatte er sich doch als Sectionschef des Baron Pretis einer besonderen Beliebtheit bei den deutschen Deputirten erfreut und diese, meinte er, werde ihm jetzt zu Statten kommen. Aber wie erstaunte er, als er als Mitglied des Ministeriums Taaffe in den Ausschüssen frostig aufgenommen und dann feindselig behandelt wurde! Die Ausschüsse belehrten ihn über den Unterschied seiner Stellung von jetzt und früher. Das ertrug der hochgradig nervöse Mann nicht, er verfiel in eine Krankheit und als er, genesen, vom Grafen Taaffe aufgefordert wurde, entweder Minister zu werden oder sich zurückzuziehen, wählte er den letzteren Ausweg und wurde zum Vicepräsidenten der böhmischen Finanzlandesdirection ernannt. Sein Nachfolger wurde Herr von Kriegsau, ehemals einer der eifrigsten Mitarbeiter des Baron Bach, später Civilcommissär in Schleswig-Holstein, das Protectionskind mächtiger Einflüsse, ein geistvoller, universell gebildeter Mann. Man wollte ihn durchaus zu Etwas machen, und weil just das Portefeuille des Finanzministers leer war, übertrug man ihm dieses. Aber er spielte eine ebenso kurze, als bedauernswerthe Rolle, denn er verstand gerade von diesem Ressort am wenigsten und verlor seine ganze Fassung, sobald er sich einem Abgeordneten gegenüber sah. Auch in seinem Falle spielten die Nerven eine entscheidende Rolle, auch er trat in Folge von Krankheit rasch zurück. Graf Taaffe besuchte ihn in Gesellschaft des Baron Bach öfter, er ging auf Reisen und starb später über einem czechischen Romane, den er zu schreiben begonnen hatte.

Der häufige Wechsel von Ministern, den Graf Taaffe vollziehen mußte, weil er noch immer an dem Compromißgedanken festhielt oder Concessionen an einflußreiche Strömungen in den oberen Regionen machte, erwies sich für den Gesammtbestand der Regierung nicht günstig; es mußte, sollte nicht Gefahr für das ganze Cabinet entstehen, an die Gewinnung von Männern gedacht werden, welche eine Kräftigung desselben bedeuteten. Insbesondere brauchte Graf Taaffe einen tüchtigen Finanzminister. Dr. Julian Dunajewski, Professor der Nationalökonomie an der Universität zu Krakau, ein ehemaliger Heidelberger Student, hatte als Reichsrathsabgeordneter eine hervorragende Rolle gespielt. Er unterstützte den Staatsgedanken und die auswärtige Politik der Regierung mit Talent in den Delegationen und gelegentlich des Berliner Vertrages auch im Abgeordnetenhause, seine Kritik der Budgets und sonstigen Finanzmaßregeln des Herrn von Pretis war

Digitized by Google

eine maßvolle und sachgemäße, er hatte längst die Aufmerksamkeit des Grafen Taaffe auf sich gelenkt und jetzt wurde er Finanzminister. Er ist kein exaltirter Pole, beherrscht sein Ressort vollkommen und ist ein gediegener philosophischer Redner; so kam es von selbst, daß er in der Regierung alsbald eine hervorragende, neben dem Grafen Taaffe die hervorragendste Rolle spielte. Zu beklagen ist, daß er öfter die Deutschen provocirte; dadurch und wegen seines Talents ist er der mißliebigste Mann bei der Opposition geworden, die gleichwohl seine Sachkenntniß anerkennt. Unterrichtsminister nach Herrn von Stremayr wurde Baron Conrad, früher Statthalter in Wien, ein Bureaukrat, der, weil er den Clericalen nicht die von ihnen gewünschten Concessionen machen wollte, bei diesen und der ganzen Rechten, und weil er andererseits keine Entschlossenheit zeigte, auch bei den Deutschen keinerlei Sympathie fand, so daß er schließlich zwischen den bekannten zwei Stühlen auf die Erde zu sitzen kommen mußte. Eine merkwürdige Ueberraschung erfuhr man bezüglich der Besetzung des Justizministeriums; der bisherige Minister ohne Portefeuille, Dr. Prazak, wurde zum Leiter desselben ernannt. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß damit die Slavisirung der Regierung einen entscheidenden Schritt nach vorwärts gethan habe, und insofern einige von diesem Minister erlassene Verordnungen in Betracht kommen — die große Sprachenverordnung, welche die Gemüther in Böhmen aufregte und noch heute in den inneren Fragen eine so große Rolle spielt, wurde von Herrn von Stremayr entworfen und war damals von Dr. Herbst gutgeheißen worden, Graf Taaffe fand sie zur Expedition bereit vor — hat Herr von Prazak seinen slavischen Connationalen wirklich sehr große Dienste erwiesen. Allein seine Berufung zur Leitung des Justizministeriums hat doch eine andere Geschichte. Aus zwei Capiteln. Die Czechen verlangten einen Landsmann-Minister nach dem Muster des Ministers für Galizien. Dieser hat jeden auf das genannte Land bezüglichen Act, der an eines der Ministerien gelangt, den kleinsten wie den größten, zu sehen und zu begutachten, nach seinem Votum wird zu allermeist entschieden. Eine solche Stellung besaß Herr von Prazak nicht. Dem Begehren der Czechen nach derselben hielt Graf Taaffe die Bemerkung entgegen, daß es sich nicht um Böhmen allein, sondern auch um Mähren und Schlesien handeln würde. Der Minister für Böhmen könnte doch nur den Sinn haben, die Interessen der czechischen Bevölkerung zu vertreten, da die Deutschen nach einem solchen nicht verlangten. Der Wunsch wäre vielleicht zu der Zeit in Erwägung zu ziehen gewesen, als in Prag und Brünn zwei deutsch-gesinnte Statthalter (Baron Weber und Baron Possinger) amtirten. Seither seien aber diese durch Männer ersetzt worden, welche den Czechen weitaus näher ständen als den Deutschen. Würde die Regierung überhaupt das Princip anerkennen, Minister für die Minoritäten zuzulassen, so müßte sie jetzt aus eigener Initiative einen Minister für Böhmen aus den Reihen der Deutschen entnehmen. Diese Logik des Grafen Taaffe war nicht nach dem Geschmacke der Czechen, sie ließen ihr Verlangen einschlummern. Weil sich aber Baron Prazak auch beklagt hatte, daß er im Ministerium so eigentlich gar nichts zu thun habe, während er doch Etwas leisten möchte, übertrug ihm Graf Taaffe die Leitung des Justizministeriums; dabei ist er noch immer jener Minister ohne Portefeuille, wie ihn der Premier ursprünglich creirt hat. Im Justizministerium wird in der Gesetzesarbeit der alte Weg festgehalten, die ausgezeichneten Beamten dieses Ressorts besorgen die Arbeit, der Minister geht mit einem nicht selten das Lächeln seiner Collegen hervorrufenden Drange nach Gleichberechtigung in den Conseil; er verlangt niemals für einen czechischen Amtsdiener ein silbernes Verdienstkreuz, ohne gleichzeitig einen Deutschen ausfindig gemacht zu haben, dem die gleiche Auszeichnung gebühre.

Mit der letzten, eben geschilderten Veränderung hat das Ministerium Taaffe seine eigentliche Gestalt gewonnen, so sollte es dem Programme des Chefs, „Versöhnung" geheißen, entsprechen. Das war eine Veränderung oder wenigstens eine Erweiterung des ursprünglichen Gedankens, nach welchem, wie erzählt, Graf Taaffe seine Regierung als die torystische gegenüber der früheren whigistischen des Fürsten Adolf Auersperg auffaßte. Wie sehr ihn der (rein) conservative, richtiger conservativ-liberale Gedanke beherrschte hatte, beweist die Thronrede, mit welcher der neu zusammengetretene Reichsrath im Jahre 1879 eröffnet wurde. Ausdrücklich wurde damals gesagt, es sei der Wunsch, die nationalen und Verfassungsstreitigkeiten ruhen zu lassen und sich den Reformbedürfnissen und wirthschaftlichen Nothwendigkeiten des Reiches zu widmen; offenbar war das auch der Wunsch der über dem Premier stehenden Kreise. Aber Graf Taaffe hatte übersehen, daß er noch im Chaos der kämpfenden Gewalten stand. Hätten die Deutschen ihren Vortheil verstanden, so würden sie den Grafen beim Worte genommen und in seinen Bemühungen, wenn nicht einen ausdrücklichen Waffenstillstand, so doch eine Pause im Kampfe eintreten zu lassen, auf das Kräftigste unterstützt haben. Das thaten sie nicht, sie stießen ihn von sich und sie waren es, die ihn so in die Arme der Czechen trieben. Graf Taaffe ist nicht als Doctrinär, sondern als Opportunist Premier geworden; was er ursprünglich wollte, bewiesen seine Verhandlungen mit den Herrn von Pretis, Plener, Stremayr ꝛc.; was er später geworden, ist mindestens zur Hälfte die Schuld der Opposition. Die Machtvollkommenheit und das Vertrauen hatte er zu Allem, gegenüber der verlorenen Popularität in Wien konnte er sich die Ehrenbürgerrechte von Prag und Lemberg, Laibach und Görz verschaffen. Daß er widerstand, ist ein Beweis, wie er den staatsmännischen Erfolg über den Applaus in den Straßen und Zeitungsspalten stellt. Ja, Graf Taaffe hat der Stellung der Deutschen in Oesterreich schweren Schaden zugefügt, ihre Macht ist gebrochen, sie haben Positionen verloren, die ihnen bis jetzt niemals bestritten worden waren. Aber man darf nicht vergessen, daß die Deutschen dem Grafen Taaffe den Kampf aufgezwungen haben, im Kleinen wie im Großen. Im Kleinen: die Liberalen in Salzburg zwangen den Baron Lamberg, seine Stelle als Landeshauptmann aus den nichtigsten Gründen niederzulegen, Graf Taaffe wollte sie abhalten und intervenirte in diesem Sinne, aber ohne Erfolg. Dann freilich mußte der Premier aus der Majorität des Landtages einen Klericalen, den Grafen Gustav Chorinski, ernennen. Ein zweiter Fall: die Deutschen riethen dem eben in Karlsbad befindlichen böhmischen Statthalter, Baron Weber, auch angesichts der Ereignisse in Kuchelbad fern von der Hauptstadt zu bleiben, Graf Taaffe mußte einen anderen Statthalter ernennen, bedauerlich genug, daß maßgebende Einflüsse den Baron Kraus ausfindig machten und dadurch den schwersten Fehler des ganzen Regimes Taaffe in's Werk setzten. Dritter Fall: die Deutschen zwangen den Grafen Coronini, das Präsidium des Abgeordnetenhauses niederzulegen. Der Pole Smolka kam an die Reihe. Diese Kette kleiner, jedoch bedeutungsvoller Sünden könnte in das Endlose verlängert werden. Allein was bedeuten die kleinen Streiche gegen den einzigen großen, daß die Deutschen durch ihre Haltung den Grafen Taaffe bemüßigten, sich eine andere als die ursprünglich in das Auge gefaßte Majorität zu sichern! Eine constitutionelle Regierung muß eine Mehrheit im Parlamente haben. Graf Taaffe glaubte eine solche zu finden, indem er mit seinen conservativen Anschauungen über den Parteien blieb, die Deutschen haben ihn erst zwischen dieselben und dann in die Arme der jetzigen Majorität geworfen.

Das Ministerium mußte eine Majorität haben. Daß es ursprünglich nicht an deren heutige Zusammensetzung dachte, beweist am besten die Thatsache, daß der Dispositionsfond ihm gleich das erste Mal und zwar mit Hülfe der Tyroler Klericalen verweigert wurde. Als die Deutschen sich ganz und gar vom Grafen Taaffe zurückzogen, wendete er sich entschieden an die Rechte. Diese bestand aus den Polen, den Czechen, und dem Hohenwart-Club. Die Polen verhalten sich offen oder insgeheim mit jeder Regierung und sind dabei niemals zu kurz gekommen, das Ministerium Taaffe war ihnen überdies sympathisch. Die Czechen kamen als ein lange im kühlen Keller gelegenes Ferment in das Parlament, sie brachten eine gründliche Gährung hervor. Obwohl sie die Bereitwilligkeit

Digitized by Google

zur Verständigung mit den Deutschen stets auf der Zunge tragen und erst jüngst wieder einen Versuch damit inscenirten, sind sie im Innersten doch leidenschaftliche Gegner derselben. Kein Wunder: sie kämpfen um ihre, auf die Dauer nicht zu erhaltende Existenz. Sie wurden umso intimere Freunde des Ministeriums, je mehr sich die Deutschen von demselben abwandten, sie wären es geworden, auch wenn man ihnen weniger concedirte, als sie thatsächlich erhielten. Der Hohenwartclub umfaßte die verschiedenen Nuancen der Deutsch-Klericalen und die Slovenen, das neueste in Europa erstandene Volk. Neben diesen Parteien und zwischen ihnen und den Deutschen standen die Südländer, die bald mit der Rechten, bald mit der Linken stimmten. Mit den Polen kam Graf Taaffe bald in das Reine. Die von einer Seite vorgeschlagene Codificirung ihres Sprachenerlasses, der übrigens die Unterschrift des Herrn Giskra trägt, lehnten sie mit dem Bemerken ab, ihnen sei eine Kaiserliche Verordnung eine bessere Garantie, als ein Gesetz, welches im Parlamente leicht abgeändert werden könne. Die Czechen aber hatten eine Unsumme von Forderungen, aufgestapelt in einer siebzehnjährigen Abstinenz und bedeckt mit dem Staube staatsrechtlicher Traditionen. Die Polen waren ein erstes Hinderniß dieser Prätensionen, von allen anderen und von dem Widerstande des Grafen Taaffe abgesehen. Die deutschen Klericalen trugen eigentlich die Autonomie der Länder nur als Aushängeschild, in Wahrheit handelte es sich ihnen um die confessionelle Schule. Wie können die Czechen mit ihren im Volke wurzelnden, hussitischen Reminiscenzen ihnen auf diesem Wege folgen, wie können es die Polen, die schon vor wenig Jahren in ihrem Landtage die Schulen der Klerisei aus der Hand genommen und unter die Controle des Landes gestellt haben! Die Slovenen gedachten auch eine Rolle zu spielen, sie, die sich in Volkszahl, Volkskraft und Cultur zu den Czechen wie eine Bohne neben einer Kanonenkugel ausnehmen! Das Princip der Gleichberechtigung in extremis zur Geltung gebracht, wieviel konnte auf sie entfallen! Nach solchem Sachverhalte sollte es eigentlich scheinen, daß eine Vereinigung dieser Parteien ganz und gar undenkbar sei. Aber der gemeinsame Haß gegen die liberalen Deutschen brachte sie doch zusammen und der Premier schmiedete aus ihnen seine Majorität, die trotz aller Zwischenfälle so lange beisammen bleiben wird, als Graf Taaffe will. Das Verbindungsglied zwischen Beiden ist das sogenannte Executivcomité, das man sich nach der Schilderung gewisser Zeitungen zwar als eine regelrechte Nebenregierung vorstellen muß, welches aber in Wahrheit den Einfluß nicht besitzt, den man ihm zuschreibt. Graf Taaffe erkannte bald, daß er mit drei, nach der Secession der Klericalen unter dem Fürsten Liechtenstein, sogar mit vier Clubs nicht verhandeln und nichts vereinbaren könne, deshalb entstand jenes Comité, das ursprünglich aus den Obmännern bestand, und später, um der lieben Eitelkeit willen, durch gewählte Delegirte verstärkt wurde. Die Herren theilen einander die Beschlüsse ihrer Clubs mit, in ihren Berathungen werden dieselben meist so abgeschlossen, daß die Hälfte und mehr verloren geht; das so gewonnene Resultat wird der Regierung mitgetheilt, die wieder ihre Einwendungen macht, bis es zu einer Vereinbarung kommt oder auch nicht. In jedem Falle wird es den Thatsachen entsprechen, wenn man sagt, es sei nur zu jenen gekommen, welche Graf Taaffe gewollt hat. So merkwürdig es an sich bleibt, so ist es doch gewiß, daß die Verschiedenartigkeit der Strömungen in der Majorität diese in die Hände der Regierung gibt. Drohungen, den Ring rebellisch zu brechen, sind schon öfter vorgekommen, sie waren aber kaum jemals ernst gemeint und ihre Wirkung mehr auf die harmlosen Wähler als auf die harthörigen Minister berechnet.

Auch jetzt wird eine Auflehnung nicht stattfinden, obwohl es angeblich in den czechischen Kreisen gar fürchterlich gährt und die Jungczechen über den Unterrichtsminister entsetzlich entrüstet sind. Inmitten der Traurigkeit unserer Zustände ist die Episode, die man mit dem Erlasse verknüpft, durch welchen etliche Mittelschulen aufgelöst werden, eine recht heitere. Man spielt eine Komödie, deren Handlung bald erzählt ist. Im vorigen Sommer tauchte in den czechischen Blättern, insbesondere in den jungczechischen, die sogenannte „slavische Einheit“ auf. Bei den gespannten Beziehungen der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Rußland klang dieses Wort doppelt unangenehm in den Ohren der maßgebenden Kreise und die Führer der Czechen erhielten alsbald Nachricht von dem üblen Eindrucke. Ob zufällig oder absichtlich, das mag dahingestellt bleiben, obwohl viele Gründe für die zweite Lesart sprechen, erschien damals der mit kaiserlicher Genehmigung erfolgte Erlaß betreffend die Aufhebung mehrerer schlecht besuchter Mittelschulen. Trotzdem Böhmen in demselben nur sehr wenig und hauptsächlich Mähren betroffen wurde, gab der Erlaß doch eine treffliche Wand für die nunmehr rasch in Scene gesetzte Komödie ab. Vor derselben wurde nämlich für das czechische Publikum, um dessen Aufmerksamkeit von der „slavischen Einheit“ ab- und auf einen anderen Gegenstand zu lenken, ein Heidenspektakel gegen den Unterrichtsminister und später gegen das Gesammtministerium begonnen, hinter derselben schüttelten sich die czechischen Führer und die Minister in aller Freundschaft die Hände über den gelungenen Rückzug, der in die parlamentarische Form der Verschiebung der bezüglichen Interpellationsbeantwortung bis zum Wiederzusammentritte des Reichsrathes Seitens der Ersteren angetreten wurde. Die Interpellation ist bis auf diesen Tag nicht beantwortet. Daß ein großer Theil der böhmischen Aristokratie bei allen derartigen Streichen mitthut, muß man nicht als einen stricten Beweis für dessen nationale Gesinnung betrachten. Nicht einmal der verstorbene Heinrich Clam war ein eigentlicher Czeche, die Czamara tragen nur wenige, wie der junge Graf Kaunitz — ja, ein Kaunitz! — Graf Wratislav und Graf Harrach, in dessen Hause sogar alle Domestiken kein anderes Wort als czechisch sprechen dürfen. Das Gros der unter der Führung des confusen Fürsten Carl Schwarzenberg stehenden böhmischen Cavaliere ist der Rest der alten Feudalpartei, die sich am wenigsten verfälscht in den mährischen Grafen Egbert Belcredi und Serenyi erhalten hat; ihr Kampf, wenn auch aussichtslos, ist der am Ende doch begreifliche Kampf um die Wiederbelebung der alten Standesvorrechte auf dem modernen constitutionellen Wege. Im Innersten der Seele sind Herr Rieger und Herr Zeithammer dem Hause der Schwarzenberge nicht weniger verhaßt wie die Herren Herbst und Sturm oder wie die zu Ansehen und Einfluß gelangten Juden Rothschild und Königswarter.

Die letzte Veränderung des Ministeriums erfolgte, als an Stelle des mit einem fatalen Scheine umgebenen Baron Pino der Marquis von Bacquehem Handelsminister und für den Baron Conrad Herr von Gautsch Unterrichtsminister wurde. Die Czechen waren verblüfft, die Deutschen nicht unangenehm überrascht. Denn die beiden neuen Cabinetsmitglieder, junge und energische Männer, gehörten mit Leib und Seele der bureaukratischen Richtung an. Dadurch waren sie eo ipso Gegner aller atomisirenden Bestrebungen, weil in der österreichischen Beamtenschaft noch immer entweder die josefinische oder doch wenigstens die theresianische Tradition des Einheitsstaates und der centralen Verwaltung fortlebt. Der Handelsminister leitet in diesem Geiste die wichtigsten ökonomischen, der Unterrichtsminister die hauptsächlichsten Culturinteressen des Reiches — in centralistischem Sinne. Das ist den Czechen sehr fatal. Sie hatten schon den ehemaligen Gymnasiallehrer Ottokar Zeithammer, der ein Czeche wurde, weil Herr von Schmerling ihm die angestrebte Professur nicht verlieh, als Unterrichtsminister, und wahrscheinlich Herrn Rieger, der sich für einen gediegenen Nationalökonomen hält, als Handelsminister erkoren. Würde man im deutschen Lager nicht vom Parteihaß ganz und gar verblendet sein, so hätte man aus diesen Berufungen entnehmen können, daß Graf Taaffe bei allem Entgegenkommen doch bei Weitem nicht im Lager der Nationalen stehe, und daß er durchaus der Herr der Situation sei, dem seine Majorität sich füge, und nicht umgekehrt. Doch dazu schwingt man sich im deutschen Lager nicht auf; Alles, was erreicht wurde, besteht darin, daß die Deutschen nicht mehr wie früher das Budget verweigern. Die besonnenen Männer ihrer Partei haben es

Digitized by Google

niemals für völlig ausgeschlossen erachtet, mit dem Grafen Taaffe zu einer gewissen Verständigung zu gelangen; je mehr sie von der momentanen und in der nächsten Zeit nicht zu überwindenden Regierungsunfähigkeit der Deutschen überzeugt sind, um so intensiver und auch begreiflicher ist ihr Wunsch, das Aeußerste zu verhüten, das vielleicht, durch die Schuld der Deutschen in Oesterreich, schon eingetreten wäre, wenn nicht die ruhmvolle äußere Politik des Grafen Andrassy das Schicksal der habsburgischen Monarchie auf lange Zeit an die Fahnen des deutschen Reiches geknüpft und diese somit zum wenigsten allen Freundschaftsanerbietungen jener Macht unzugänglich gemacht hätte, die als der berufene Vertreter der gepriesenen slavischen Idee gilt. Aber jene Gemäßigten unter den Deutschen entschließen sich viel eher zur Resignation, als daß sie den Muth hätten, die Fiction von der Einheit der deutschen Partei zu zerstören und die Wahrheit an das Tageslicht zu ziehen. Und doch besteht diese Einheit nicht. Daß die Antisemiten immer mit den Deutschen stimmen, wenn diese sich gegen die Regierung erheben, ist sicher kein Beweis von der Einheit im deutschen Lager, denn dieses Häuflein Menschen, dem es an jedem Talent gebricht, entschädigt sich durch die Opposition quand même, sie stimmt auch mit den Polen, mit den Klericalen, mit den Feudalen, aber immer gegen die Regierung. Doch auch die Einigkeit der Deutschnationalen mit dem Gros der altösterreichischen deutschen Verfassungspartei ist nicht vorhanden. In der Bevölkerung mag die, noch dazu durch die unglückseligen Hände des Baron Kraus vermittelte Güte des Ministeriums Taaffe gegen die Czechen eine tiefe Verstimmung hervorgerufen haben, aber daß die deutschböhmische Bevölkerung ihr halbes Herz anderswohin getragen, ist nicht wahr, und die geringfügigen Erfolge der Agitatoren sind jedenfalls ein Product der Verführung. Diese Agitatoren aber, diese frisch an die Oberfläche gekommenen Führer, sind bereit, ihr österreichisches Pflichtgefühl an dem herrschenden System zu messen und es zu erleichtern, wenn das System nicht nach ihrem Sinne ist. Wie alle confusen Politiker haben sie kein klares Bild der Sachlage und noch weniger eine Vorstellung davon, was sie thäten, wenn sie etwa Minister würden. Oder meinen die Herren Knotz und Prade, es genügte, wenn sie sagten, Böhmen sei ein deutsches Land? Alexander Bach besaß mehr Talent als sie und ihm war die Zeit viel günstiger, als sie den Herren jemals werden kann, und doch hat er vergeblich erklärt: Ungarn ist eine österreichische Provinz. Seine Husaren wurden verjagt. Dieses Reich hat seine eigene Geschichte. Wie kommt es, daß unanfechtbare Deutsche, die vor den deutschnationalen Faiseuren nur den Vorzug des Talentes haben, ein Berger, ein Fischhof, ein Unger, die Verständigung mit den Czechen verlangten; wie kam es, daß das deutsche Bürgerministerium die Befriedigung der Polen mit einem Federzug vollzog? Die allererste Bedingung dafür, daß die Deutschen wieder zu einer positiven Machtstellung gelangen, ist die Klarstellung der Verhältnisse innerhalb der Partei, die Loslösung der gemäßigten von den extremen Elementen. Die Ersteren stehen auch heute noch den Anschauungen des Grafen Taaffe am nächsten, und jedenfalls näher, als irgend eine der Fractionen, aus welchen seine Majorität zusammengesetzt ist. Sie würden den Kern einer Partei geben können, die ohne nationale Leidenschaftlichkeit eine Regierung ihrer Couleur fest und sicher trägt. Man legt dem Grafen Taaffe das Wort in den Mund, daß die Deutschen und die Czechen nur ihre Extremen auszuscheiden brauchten, um sich in die Arme fallen zu können. Die Altczechen sind von den Jungen gezwungen worden, die Letzteren abzustoßen, es wird auch der Augenblick kommen, in welchem Herr von Chlumecký nicht viel von Herrn Pickert wird wissen wollen.

Was hat das Ministerium Taaffe, dem man nur Monate zumaß und das nun fast neun Jahre besteht, geleistet? Es kann natürlich nicht von der Gesetzgebung als solcher die Rede sein, obwohl die wesentlich beschleunigte Art, wie der dritte Ausgleich mit Ungarn zu Stande kam, das Wehrgesetz, die bedeutungsvollen Anfänge der Socialgesetzgebung erwähnenswerthe Erfolge wären — was hat es in der großen Verfassungsfrage genützt und verdorben? Es ist wahr, die Stellung der Deutschen wurde wesentlich eingeengt, insbesondere ist die Durchsetzung der Administration mit nationalen Elementen, wie sie zeitweise mit Vorliebe erfolgte, eine bedauerliche Thatsache, die nicht ohne Consequenzen bleiben wird; die Verdrängung der deutschen Sprache von Gebieten, die ihr bisher unbestritten zugehörten, muß ebensowohl vom staatlichen wie vom culturellen Standpunkte um so mehr beklagt werden, wenn man die Mühseligkeit sieht, mit der die Czechen ihre Sprache fortbilden, die Slovenen gar erst sie zu schaffen beginnen; manches Amt gerieth in die Hände eines Reactionärs, viele Mandate, Wahlbezirke, sogar Wahlgruppen sind den Deutschen provisorisch oder dauernd entrissen worden. Wenn sich das System, das jetzt den Namen Taaffe trägt, durch ein Menschenalter einzuleben vermag, dann ist Vieles vom bisher Gewesenen für immer dahin. Und dann? Ist dann auch der Staat dahin? Ist die alte Einheitsidee der Kaiserin Maria Theresia wirklich verloren? Nein. Die Verfassung ist nicht verändert, weder in der Form, noch in ihrem Wesen, und damit ist die Grundlage des Staates unerschüttert geblieben. Diese Verfassung verlangt ihre Verlebendigung, eines der unvermeidlichen Stadien derselben ist das System Taaffe. Im ersten Freudenrausche konnte man sich immer wieder nur um die Fragen des Liberalismus kümmern, die Reactionäre konnten ihrerseits hoffen, es handle sich nur um ein modernes Gewand für eine alte Sache; jeder Vernünftige mußte sich aber sagen, auch die Nationalität werde die ihr im Worte gewährleistete Freiheit und Gleichberechtigung thatsächlich fordern, wie die Staatsbürger die Gleichheit vor dem Gesetze, die Freiheit von Glauben und Gewissen, von Lehre und Forschung gefordert haben. Es giebt keine einseitige Freiheit, jedenfalls kann sie nicht dauern. Man mußte mit der Freiheit und den Ansprüchen der Nationalitäten rechnen, und wenn auch kein kluger Staatsmann sich dazu entschließen wird, die geforderte Gerechtigkeit nach deren Verlangen zu bemessen, so wird er sie doch nach seinem eigenen Gewissen zu Theil werden lassen. Die strengen Zeiten der beiden Ministerien Auersperg waren eine Schule der Mäßigung für die Czechen, anstatt ihres Königs Wenzel brachten sie eine Verwahrungsphrase in das lange von ihnen gemiedene Abgeordnetenhaus mit.

Es kommt vielleicht die Zeit, in welcher die Deutschen dem Grafen Taaffe danken, daß er die Arbeit für sie gethan. Hätten sie allein den ungarischen Ausgleich zu machen gehabt, wer weiß, ob er heute schon fertig wäre, die hastige Hand des Grafen Beust vollendete das Werk, auf dem die Monarchie heute fester steht als jemals, nur daß er als Ausländer und überhaupt zur Flüchtigkeit und Aeußerlichkeit geneigt, sich dabei manchen schweren Fehler zu Schulden kommen ließ. Graf Taaffe ist kein Ausländer und auch Flüchtigkeit haben ihm seine Feinde nicht vorgeworfen, darin unterscheidet er sich von seinem verstorbenen Freunde. Die Aehnlichkeit Beider besteht in dem gemeinsamen Geschicke, daß sie Werke vollbringen mußten, welche die Hände der Deutschen kaum vollbracht hätten.

---

## Literatur und Kunst.

### Goethe als Meteorologe.

Von Franz Bendt.

Unter den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's sind die meteorologischen bisher am wenigsten beachtet worden. Und doch zeigt sich gerade in ihnen, ähnlich wie in der vielbesprochenen Farbenlehre, die Art des großen Mannes am geschlossensten, die Methode seiner Forschung am deutlichsten. Wie in seinen optischen Studien, vereinigt sich auch hier eine bewunderungswürdige Kunst in der Beobachtung mit einem eigenthümlichen Widerwillen gegen jede Zergliederung der Er-

Digitized by Google

scheinungen, welche doch bei physikalischen Untersuchungen Bedingung ist.

Goethe betrachtet die Natur mit den Augen des Künstlers. Jedes Herauszerren des Einzelnen aus dem Flusse der Naturprozesse ist ihm ärgerlich, da es den Eindruck schwächt oder zerstört. „Ich muß bei meiner alten Art verbleiben," schreibt er, „die mich nöthigt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten: denn dadurch gelange ich allein zur lebendigen Uebersicht, aus welchem ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird."

Als Goethe im Beginn*) der zwanziger Jahre anfing, sich eingehend mit der Witterungslehre zu beschäftigen, war bereits von anderer Seite an dem Fundamente der jungen Wissenschaft gearbeitet worden. Es hatte Alexander v. Humboldt durch seine Beobachtungen und Untersuchungen in den tropischen Gebieten Süd-Amerikas, sowie durch Construction der Linien gleicher Jahrestemperatur (Isothermen), die vergleichende Klimalehre begründet und der Physiker Brandes, welchem Goethe im Anfange folgte, die bis dahin gefundenen Thatsachen geordnet und systematisch gruppirt.

Es waren die dem ewigen Wechsel unterworfenen Wolkenformen, welche das Auge des Künstlers Goethe fesselten und bald ahnte der Naturforscher, daß sich hier ein Mittel biete, um die scheinbar regellosen Vorgänge in der Atmosphäre verstehen zu lernen. Luke Howards Eintheilung der Wolken**) nach bestimmten Formen dienten ihm zum Leitfaden. Und nun beginnt er Barometer, Thermometer und Windfahne zu beobachten und ihre Veränderungen mit den Wolkenformen und deren Auftreten zu vergleichen; das ist so recht Goethe'sche Art, Forschung in der freien Natur und mit dem freien Auge! — Bei jeder passenden Gelegenheit weist Goethe auf die Beobachtung der Wolken hin und auf die Wichtigkeit solcher Beobachtung für die Erkenntniß der atmosphärischen Gesetze. Auch hier ist er uns vorausgegangen denn auch die moderne Wissenschaft findet in der systematischen Wolkenbeobachtung ein wesentliches Hülfsmittel für das Verständniß der allgemeinen Luftcirculation.

Goethe's Begeisterung für Luke Howard***) erreicht den höchsten Grad; er preist ihn in Prosa und im Gedichte:

„Dich im Unendlichen zu finden
Mußt unterscheiden und dann verbinden,
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterschied."

Der Meteorologe Goethe zeigt sich als ein feiner Beobachter. Er macht auf Erscheinungen aufmerksam und findet ihre Wichtigkeit, welche jetzt noch, nach sechzig Jahren, die Meteorologen immer von Neuem beschäftigen. Hierzu gehört eine Bemerkung über den Zusammenhang des Barometerstandes mit eintretenden Niederschlägen. Eckermann erzählt: „Die Luft war sommerartig angenehm, es wehte ein linder Südwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heiteren Himmel hinüber; sehr hoch bemerkte man sich auflösende Cirrusstreifen. Wir betrachteten die Wolken genau und sahen, daß sich die ziehenden geballten der unteren Region gleichfalls auflösten, woraus Goethe schloß, daß das Barometer im Steigen begriffen sein müsse!" Wie schon bemerkt, sind solche Beobachtungen von großer Bedeutung, und besonders für das Verständniß der Cyklonenbildung. Die berufensten Forscher der Gegenwart haben sich über die Vorgänge am Barometer bei solcher Gelegenheit noch nicht zu vereinigen vermocht.*) —

An einer anderen Stelle spricht sich Goethe über die Bildung der Niederschläge folgendermaßen aus: „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleicherweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen ist. Athmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er an die Nähe der Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasserbejahung. (Das Barometer steigt)...., sie athmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend durchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raumes als frisches Blau**) hindurchgesehen wird. — Diesen Zustand nenne ich Wasserverneinung". —

Goethe ist mit ganzer Seele bei der Untersuchung, so beobachtet er auch, ähnlich wie der Astronom bei Bestimmung der „persönlichen Gleichung", den Einfluß der Naturvorgänge auf seine Person. — „Der Geist," sagt er zu Eckermann, „muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefen; da ich nun dies weiß, so suche ich bei tiefen Barometerstande, durch größere Anstrengung die nachtheilige Wirkung aufzuheben, und es gelingt mir." —

Durchläuft man die meteorologischen Schriften Goethe's, so trifft man auf eine große Zahl feiner Bemerkungen und nützlicher Fingerzeige. Er macht aufmerksam auf die Mittellinie des Barometers und ihre Wichtigkeit, und gibt Rathschläge wie sie am besten zu bestimmen sei. Er warnt vor den Fehlern der Windfahne und zeigt: „daß sie dem Westwind immer mehr gehorche als den übrigen Winden" ꝛc. —

Goethe war bekanntlich besonders glücklich in den Untersuchungen, welche den beschreibenden Naturwissenschaften zugehören; er ist der Begründer der Morphologie der Pflanzen und in der Biologie ein Vorgänger Darwins. Die physikalischen Naturwissenschaften zeigten sich ihm spröder, wir erinnern nur an den mißlungenen Versuch, die Farbenlehre zu reformiren; aber auch in diesen Arbeiten findet sich eine eigenthümliche Methode herausgebildet, in deren Sinn jetzt unsere besten Naturforscher arbeiten***). — Auch die meteorologischen Erscheinungen sucht sich Goethe selbständig zu erklären und wir besitzen von ihm eine vollständige Theorie der atmosphärischen Vorgänge in seinem 1825 veröffentlichten „Versuche einer Witterungslehre". Der heutige Meteorologe wird allerdings zu manchen Ansichten die in dem „Versuche" vorgetragen werden, den Kopf schütteln müssen; aber neben solchen verfehlten Erklärungsversuchen findet sich überall das klare Bewußtsein, daß die Erscheinungen aus dem Nächsten erklärt werden müssen, möglichst aus den bekannten Kräften unserer Erde selbst und daß es falsch sei auf die noch wenig bekannten kosmischen Vorgänge zurückzugreifen. — „Die Witterungserscheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmisch noch planetarisch, sondern wir müssen sie nach unseren Prämissen für rein tellurisch erklären."

Ganz seltsam sind Goethe's Ansichten vom Barometer, bekanntlich dem wichtigsten Beobachtungsinstrumente des Meteorologen. Er leugnet ganz entschieden und immer von Neuen die Abhängigkeit der Barometerschwankungen von atmosphärischen Vorgängen, und erklärt dieselben durch die zunehmende und abnehmende Anziehungskraft der Erde! Gewiß eine ganz ungeheuerliche Vorstellung! Ueberhaupt finden sich in den theoretischen Theilen seiner „Witterungslehre" Aussprüche, die stark an die Behauptungen der Naturphilosophen

*) 1815 beginnt sich Goethe mit Meteorologie zu beschäftigen „Ueber meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebt die Howard'sche Wolkenlehre" (Annalen).

**) Wolkengestaltungen nach Howard 1820. Howard theilte die Wolken bekanntlich ein in: Cirrus, Cumulus, Stratus, hierzu fügte Goethe noch Paries (die Wand), eine Form, welche in der Meteorologie aus bestimmten Gründen keine Anerkennung gefunden hat.

***) Howard's sehr interessant geschriebene Selbstbiographie, in Form eines an Goethe gerichteten Briefes, findet sich in den meteorologischen Arbeiten.

*) Den Interessenten in dieser Frage verweise ich auf die Ausführung in Sprung's Lehrbuch der Meteorologie S. 234.

**) Goethe's Urphänomen (Princip seiner Farbenlehre): „Ein trübes Medium vor dunklem Grunde erscheint blau."

***) Siehe v. Helmholtz, Vorträge und Reden. Band I, S. 24.

Digitized by Google

im Beginne unseres Jahrhunderts erinnern. — Das Grundprincip seiner Entwickelung legt Goethe in dem Artikel „Analogie" dar, in welchem er seine meteorologischen Arbeiten mit denen zur Chromatik in Parallele stellt. Er schreibt: „Ebenso haben wir nun Anziehungskraft und deren Erscheinung Schwere, an der einen Seite, dagegen an der anderen Erwärmungskraft und deren Erscheinung Ausdehnung, als unabhängig einander gegenüber gestellt; zwischen beide hinein setzen wir die Atmosphäre, den von eigentlichen sogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir sehen, jenachdem obengenannte beide Kräfte auf die feine Luftmaterialität wirken, das, was wir Witterung nennen, entstehn".

Der moderne Meteorologe könnte sich vielleicht zu diesem Ausspruche bekennen, allerdings würde er dann die Begriffe Schwere und Anziehungskraft in ganz anderem Sinne zu nehmen haben.

---

## Andersen als Briefschreiber.

Von Adolph Kohut.

Während die skandinavische Dichtung im Großen und Ganzen einen herben und tragischen Zug hat und uns durch ihren düsteren Charakter, ihr grübelndes und pessimistisches Wesen eiskalt berührt, hat die Muse des größten Märchendichters der neueren Zeit ein goldiges, von Sonnenstrahlen erleuchtetes und durchglühtes Antlitz. Hans Christian Andersen dichtete nicht allein für Kinder, er fabulirte nicht bloß von zauberhaften Feen und Elfen, die das Glück mit vollen Händen streuen, von einem Märchenlande, wo Alles rosig schimmert, eine ewige Jugend und unsterbliche Heiterkeit lebt, sondern er war auch selbst ein Mann von echt kindlichem Gemüth. Seine Seele kannte keinen Groll, keine Verbitterung. Ein Optimist durch und durch, erscheint ihm nicht allein die glitzernde und schimmernde Welt seiner Einbildungskraft als die schönste aller möglichen Welten, — nein! auch unser irdisches Jammerthal heimelt ihn mächtig an. Seine Poesie verklärte die Abgründe und seine enthusiastische Natur schmiegte sich mit Vertrauen und Liebe an die Menschen an, ohne durch trübe Erfahrungen in ihrem felsenfesten Glauben an den Edelmuth und die Treue erschüttert zu werden. Wenn schon aus allen seinen zahlreichen Dichtungen dieser Grundcharakter des Andersen'schen Genius hervorleuchtet, so tritt doch besonders in seinem Briefwechsel mit seinen Zeitgenossen das Charakterbild des genialen Poeten und guten Menschen mit besonderer Schärfe zu Tage. „H. C. Andersen's Briefwechsel mit dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und anderen Zeitgenossen; herausgegeben von Emil Jonas"*) betitelt sich diese Correspondenz, und der Herausgeber hat sich ein wesentliches Verdienst erworben, indem er durch diese Briefsammlung die Eigenheiten und menschlichen Eigenschaften des großen Dänen uns vor die Augen führte.

Von blutarmen Eltern abstammend, nach einer in Noth und Elend verbrachten Jugend, nahmen sich später seiner wohlwollende Menschen an und durch staatliche Unterstützung wurde es ihm möglich, sich ganz und gar seinem dichterischen Berufe zu widmen. Die Dornen, welche die Kindheits- und Jünglingsjahre Andersen's verwundeten, ließen in seiner Seele keine Erinnerung an die traurige Vergangenheit zurück — im Gegentheil, in allen seinen Briefen an den Erbgroßherzog und späteren Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, und an seine übrigen berühmten Zeitgenossen, wie Adalbert von Chamisso, Charles Dickens ꝛc., spricht sich eine glühende Dankbarkeit für die Gnaden aus, womit ihn der Himmel so reich gesegnet; die Welt wird für ihn schöner mit jedem Tag, die Freude, der „schöne Götterfunken", beseelt und beseligt ihn stets und wie die Natur, so entzücken ihn auch die Menschen, in seinem Vaterlande Dänemark ebenso, wie in Italien, England, Holland und der Schweiz.

Fast 31 Jahre dauert der Briefwechsel zwischen ihm und Carl Alexander; und in all' den zahlreichen Zuschriften an seinen „hohen" Freund berührt uns auf's Angenehmste der ganze Zauber seiner ursprünglichen, naiv-heiteren und begeisterungsvollen Persönlichkeit. Um einen Begriff von dem thatfrischen, einfach-schlichten, herzenswarmen Wesen Andersen's zu geben, mögen hier nur einige Proben aus seinen Briefen an den Erbgroßherzog bezw. Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach mitgetheilt werden. In einem Briefe aus Kopenhagen, 18. April 1845, heißt es u. A.:

„.... Wie ein vollkommenes Märchen liegt mein ganzes Lebensmärchen vor meinem Blick und zeigt mir, wie es mit jedem Jahre vorwärts geht; ein gütiger, milder Gott hat Alles gelenkt; ich begreife selbst nicht recht, warum ich so viel in der Welt gewonnen habe; die finsteren Tage werden von der Sonne vertrieben; es ist, als stünde ein Glückstern über meinen Schriften; von allen dänischen Dichtern bin ich für den Augenblick der, welcher im Auslande am meisten bekannt ist.... Das Glück macht mich nicht stolz, es lenkt das Gemüth zu Gott, es ist ja Alles eine Gabe von ihm; ich werde immer demüthig im Glück, fast ängstlich-froh."

Im 54. Jahre seines Lebens hat er noch dasselbe Gefühl des Glückes. Er schreibt seinem gekrönten Freunde am 21. März 1859 u. A.:

„... Nach wenigen Tagen, den 2. April, bin ich 54 Jahre alt; so alt, denn es sind viele, viele Jahre und doch, wie jung! Und an diesem Tage vor allen erkenne ich, wie viel Segen mir gegeben worden. Die glücklichen und guten Ereignisse wandeln wie eine Karawane durch meine Gedanken, so viele treue, milde Augen begrüßen mich; ich sehe hier und dort einen Ort, der mir eine freundliche Heimath geboten hat und unter diesen ist Weimar mir vielleicht der liebste."

Wiederholt ruft er jauchzend aus: „Warum bin ich so glücklich, statt tausend Anderer, die vielleicht weit besser sind als ich!"

Wenn man auch schon bisher gewußt hat, daß Andersen ein großer Verehrer Deutschlands und der deutschen Literatur gewesen ist, so wird man doch die erneute und gleichsam documentarisch belegte Begeisterung des skandinavischen Poeten mit lebhaftem Interesse lesen.

„Ich fühle mich," ruft er aus, „in Deutschland wie zu Hause, ich bin gar zu glücklich, ein Glückskind in der Welt."

Besonders zieht es ihn magisch nach Weimar, wo er wiederholt Gast des Erbgroßherzogs bezw. Großherzogs war, und wohin er sich stets zurücksehnt. Wie ein rother Faden geht dieser Wunsch durch alle seine Briefe mit Carl Alexander. Man höre nur die nachstehenden Auslassungen:

„Glorup, den 27. August 1844. Als ein schönes Capitel von dem Märchen meines Lebens stehen für mich die Abende in Ettersburg; ich erinnere mich lebhaft des klugen, gesegneten Ausdruckes in Ihren und Ihrer milden Gemahlin Augen.... Als ich aus Weimar fuhr und über die Brücke an der Mühle wollte, kamen mir die Thränen in die Augen; es war mir, als ginge ich aus der Heimath, denn so lieb war mir dort durch die lieben Freunde in wenigen Tagen Weimar geworden; und darf ich es Ihnen, mein Herzog, sagen, Sie und Ihre liebliche Gemahlin traten in meiner Erinnerung hervor als Menschen, fest in mein Herz hineingewachsen."

„Ich habe wahre Sehnsucht nach Deutschland, nach der Geistesstadt Weimar, nach Eurer Hoheit, den ich liebe und verehre.... Den 2. April ist mein Geburtstag, vielleicht kommt dann ein Brief. Ein solcher wirft immer Freude und Festlichkeit in meine Brust und dann singt und blüht sie, da gucken die Märchen und Lieder hervor, die Sie leider! nur in fremdem Gewande kennen, das bald zu weit, bald zu eng ist. O, wenn ich deutsch dichten könnte, aber die Muse hat nur meine dänische Lippe geküßt."

Er wird nicht müde, immer und immer zu betheuern, daß er zu dem Glücke seines Lebens und zu dem, was ihm so sehr das Gepräge des Märchens gebe, die große Milde und Gnade rechne, die er in Weimar gefunden habe und das Herz, welches in der Brust des Großherzogs ihm entgegenschlage.

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

Als zwischen Deutschland und Dänemark 1848 der Krieg ausbrach, war Niemand unglücklicher als er. Er war überhaupt kein Politiker und die leidige Politik verwünscht er wiederholt. Schmerzerfüllt schreibt er unter dem 16. März 1848 an den Erbgroßherzog:

„... Die großen Wellenschläge spielen auch gegen die dänische Küste; es ist eine ernste Zeit, mich dünkt, daß es in derselben gar zu kleinlich ist, von mir zu sprechen; indessen halte ich den unsichtbaren Faden in dem Schicksal der einzelnen Menschen und der Völker fest; nur eines kann nicht gestürzt und verändert werden — Gott! Alles ist jetzt Politik; wo die Kriegerschaaren sich üben, kann der Dichter, der jetzt nur für Wenige vorhanden ist, nicht sein Leben der Welt aufdrängen. Ich erwarte indessen mit Ruhe, was die Zeit bringen wird, sie bringe Gutes oder Böses, es führt Alles zum Besten.... Gott halte seine Hand über das liebe Deutschland, wo ich so Viele habe, die ich liebe; Gott behüte Dänemark, wo ich als Blume mit der Wurzel fest gewachsen bin. Wenn die Menschen nur unter einander sich kännten und verständen, dann blühte mehr Liebe als Haß."

„Die Bewegungen, welche durch alle Länder gehen, fühle ich bis in die Fingerspitzen. Dänemark, meine Heimath, und Deutschland, wo so viele Menschen sind, die ich liebe, stehen feindlich einander gegenüber! Eure Königliche Hoheit werden fühlen können, wie mich das Alles schmerzt! — Ich glaube so fest an das Edle in allen Menschen, und gewiß, wenn sie sich unter einander verständen, dann blühte Alles in Liebe. Doch ich wollte nicht über Politik sprechen, sie stand mir immer ferne, wie eine ferne fremde Wolke, aber jetzt hat sie sich über ganz Europa ausgedehnt und ihre scharfen Nebel durchdringen alle Glieder, man athmet nur Politik."

Wie frohlockte er, als zwischen seinem Vaterlande und Deutschland wieder der Friede geschlossen wurde!

„Friede, Friede mit Deutschland! So klingt es durch mein Herz. Es ist wahrlich wie ein Sonnenschein, wie ein festlicher Sonntag. An so viele, die mir lieb sind in Deutschland und mit denen ich in langer Zeit keinen einzigen Brief gewechselt habe, hätte ich in eben diesem Augenblicke schreiben mögen, denn meine Gedanken fliegen jetzt so weit umher; doch kann ich nur an Einen schreiben und dieser Eine sind Sie, mein hoher, edler Freund! Empfangen Sie durch diesen Brief mein ganzes Gefühl, meine ganze Freude. Also kann ich wieder daran denken, meine Nachbarn zu besuchen, meine Brüder jenseits der Elbe, das Land, wo Goethe gesungen, wo Luther gepredigt, wo Kunst und Wissenschaft so viele Strahlen über die Welt ausgebreitet haben — das Land, wo ich so viele Güte erfahren und so viele Freunde erworben habe."

Noch einige Monate vor seinem Tode — der treffliche Däne starb am 4. August 1875 — richtete er einen — seinen letzten Brief — an den Großherzog Carl Alexander, worin seine Liebe zu Deutschland gleichfalls mächtig zum Durchbruch kommt. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Heil und Glück über das Land, wo Goethe, Herder und Schiller lebten, wo die Minnesänger ihre Feste hielten und wo Luther eine Heimath fand!"

Natürlich ist der Briefwechsel noch in vielfacher Beziehung sehr interessant. Er ist vor Allem reich an sehr feinsinnigen landschaftlichen und künstlerischen Schilderungen. Der Fabulist sieht Land und Leute mit dichterischen Augen an und seine Aussprüche sind von hohem Reiz. Andersen war Zeit seines Lebens ein leidenschaftlicher Reisender und lernte bedeutende Menschen kennen; und da er freimüthig, ohne Rückhalt und ohne Ziererei schreibt, haben alle seine Aufzeichnungen einen hohen Werth und gewähren zugleich einen großen Genuß.

Wir sehen Andersen außer mit dem Großherzog Carl Alexander noch im Briefwechsel mit König Max II. von Bayern, mit zwei dänischen Königen Friedrich VII. und Christian IX., mit des Ersteren Wittwe Caroline Amalie, mit dem dänischen Kronprinzen Friedrich, mit den schwedischen Königen Karl XV. und Oscar II., mit der Herzogin Luise Sophie von Augustenburg und anderen berühmten Zeitgenossen: Adalbert von Chamisso, Robert Schumann, Franz Dingelstedt, S. H. Mosenthal, Esaias Tegnér, Charles Dickens, Felix Rachel, Mary Livingstone u. A. Ueberdies verkehrte er sehr freundschaftlich noch mit Oersted, Oehlenschläger, Kaulbach, Thorwaldsen, der Jenny Lind und vielen anderen namhaften Persönlichkeiten.

Welchen Einfluß Andersen auf Chamisso, der die ersten Gedichte des Dänen in's Deutsche übersetzte und auf Robert Schumann hatte, kann man auch aus dem vorliegenden Briefwechsel ersehen. Der in Lob und Tadel sehr vorsichtige Robert Schumann schwärmte für den Dichter und hat bekanntlich zu mehreren seiner Lieder eine entzückende Musik geschrieben. Aus den hier mitgetheilten drei Briefen Schumann's an Andersen — aus den Jahren 1842, 44 und 45 — mögen nur nachstehende Stellen reproducirt werden:

„Was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen auf Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mich so sehr erfreuten, so lange die Antwort schuldig geblieben bin? Aber — ich wollte nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen erscheinen, obwohl ich recht gut weiß, daß ich Ihnen nur etwas zurückgebe, was ich erst von Ihnen empfangen. Nehmen Sie denn meine Musik zu Ihrem Gedichte freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Musik einen immer fremdartigeren Charakter an. Also, an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersen's Gedichte muß man anders componiren, als „blühe, liebliches Veilchen" ꝛc.... Meine Frau hat mir so viel von Ihnen erzählt und ich habe mir Alles so haarklein berichten lassen, daß ich glaube, ich erkenne Sie, wenn ich Ihnen von ungefähr einmal begegne. Waren Sie mir doch schon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus Ihrem „Improvisator", aus Ihren „Mondscheinsgeschichten" und aus Ihrem köstlichen „Geiger", dem köstlichsten, den ich außer von Immermann in der neueren deutschen Literatur gefunden. Habe ich doch nun auch eine vollständige Uebersetzung Ihrer kleineren Gedichte. Es findet sich gewiß noch manche Perle für den Musiker." —

„... Durch Gade sende ich Ihnen diesen Gruß; könnte ich doch selbst mit ihm nach dem Norden, aber die Scholle hält mich noch. In der Zeit, wo wir uns nicht sahen, mein werther Freund, ist es mir schlimm gegangen; ein schreckliches nervöses Leiden wollte nicht von mir weichen und noch bin ich nicht ganz genesen. Mit dem nahenden Frühling fühle ich indessen etwas Stärkung und hoffe noch mehr von ihm.

Arbeiten konnte und durfte ich fast gar nicht; aber gedacht hab' ich viel, auch an unsere Glücksblume. Sie antworteten mir so freundlich von Berlin aus, versprachen mir die Skizze mitzutheilen — darf ich Sie daran erinnern? Ist es vielleicht schon gedruckt erschienen? Nun, wie geht es Ihnen sonst? Haben Sie neue Märchen, neue Gedichte? Winkt Spanien noch aus der Ferne? Können wir hoffen, Sie bald wieder in Deutschland zu begrüßen? Ein Zusammentreffen, wie das von dem Abend, wo Sie bei uns waren — Dichter, Sängerin, Spielerin und Componist zusammen — wird es bald wiederkommen? Kennen Sie das „Schifflein" von Uhland:

— Wann treffen wir
an fernem Ort uns wieder?

Jener Abend wird mir unvergeßlich sein!"

Wie Andersen in seinen Gedichten und Märchen nur der poetischen Stimmung gehorchte und nichts auf Bestellung schrieb, so auch in diesen Briefen, von denen ich hier nur einen flüchtigen Auszug gegeben. Ueberall herrscht die Stimmung vor und deshalb lesen sich diese Offenbarungen eines außerordentlichen Genius so herzerquickend und ergreifend. Nicht minder sind diese Briefe wichtig zur Beurtheilung der poetischen Production Andersen's. Wie seine Schöpfungen entstanden, schildert er selbst an verschiedenen Stellen: „Ich habe nicht geschrieben! eine Reihe Märchen strömte in meine Seele hinein, ich war wie krank, bis ich sie auf dem Papier hatte!" — „Mein neuer Roman beschäftigt mich sehr, aber die Märchen stecken alle Augenblicke die Köpfchen zur Thüre hinein und dann muß ich mit den Kleinen herumtummeln." — „Die Zeit vergeht so schnell; ich habe noch so viel zu thun; es glüht und blüht in meinen Sinnen, ich kann nicht Alles zu Papier bringen." — „Erde, Luft und Himmel, Alles war Schneegestöber; es kommt ganz sicher in einen Roman oder in ein Märchen." — „Die neuen Märchen klopfen immer an." — „Neue Märchen und Historien kommen wie Schmetterlinge im Frühling."

Eine reine, edle und große Dichterseele spricht aus diesen Briefen, die Niemand ohne lebhaftes Interesse durchblättern wird.

Digitized by Google

## Zur Reformationsgeschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Seit der denkwürdigen Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Luther's ist der Reformationsgeschichte eine erneute und erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden, und unbekümmert um die Fälschungen ultramontaner Geschichtschreibung, schreitet die Forschung und Darstellung dieser wichtigsten Periode deutscher Geschichte in erfreulichster Weise vorwärts. Der „Verein für Reformationsgeschichte" hat eine Reihe von Arbeiten publicirt, deren Werth zwar sehr ungleich ist, von denen einige aber immerhin unsere Kenntniß gefördert haben oder durch gefällige Form auch in weiteren Kreisen das Interesse zu erwecken oder lebendig zu erhalten geeignet sind. Glückliche Lutherfunde wie Wrampelmeyer's Tagebuch über Martin Luther, archivalische Veröffentlichungen wie Balau's Monumenta saeculi XVI und Monumenta reformationis, Hergenröther's Regesten Leo X. oder Kolde's Analecta Lutherana haben der Forschung neuen Stoff zugeführt, kritische Untersuchungen wie die Brieger's über die Alexanderbriefe bekanntes Material sorgfältig geordnet. Dem berühmten Köstlin'schen Werke über Luther stellt Kolde ein neues Leben Luther's zur Seite, während die politischen Strömungen der Epoche in dem trefflichen Werke von Hermann Baumgarten „Karl V." lichtvoll und mustergiltig dargelegt werden. Neben diesen umfassenden und abschließenden Werken sind eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen über Persönlichkeiten und Ereignisse erschienen, die Lücken ausfüllen, Irrthümer richtig stellen, Bekanntes eingehender begründen. Und zu all dieser reichhaltigen Literatur treten noch zwei Werke von wahrhaft grundlegender und monumentaler Bedeutung: die kritische Ausgabe von Luther's Werken, die unter Knaake's Redaktion erscheint, und von der schon mehrere Bände vorliegen, und die Reichstagsacten aus der Zeit der Reformation, deren Herausgabe die Historische Commission dem Göttinger Professor Kluckhohn übertragen hat. Jeder Forscher, der sich mit dieser Zeit beschäftigt hat, weiß, wie schmerzlich gerade diese letzteren entbehrt werden, wie man, abgesehen von dem, was Ranke mittheilt und was in einigen Urkundenpublikationen zerstreut ist, noch immer auf die alten „Reichstagstheatren" und „Reichshandlungen" angewiesen ist. Wie außerordentlich sich unsere Kenntnisse erweitern und vertiefen werden, wenn das urkundliche Material erst aus den Archiven gehoben ist, zeigt das eben erschienene Buch von Friedensburg „Der Reichstag zu Speier 1526 im Zusammenhang der politischen und kirchlichen Entwickelung Deutschlands im Reformationszeitalter". Der Verfasser, der Vorarbeiten zu diesem Werke schon früher veröffentlicht hat, erweist sich darin als die geeignetste Persönlichkeit zur Herausgabe der Reichstagsacten, zu der er in der That mit herangezogen ist. Das Buch beruht gänzlich auf urkundlicher Grundlage; nicht weniger als neunundzwanzig Archive und Bibliotheken haben das handschriftliche Material dazu geliefert, während die vorhandene gedruckte Literatur verhältnißmäßig wenig bot. Wenn man von einigen Wiederholungen, die den Zusammenhang wahren sollen, absieht, ist diese große Fülle von Actenstücken geschickt und passend verarbeitet.

Nach einer Einleitung, welche die allgemeinen Verhältnisse schildert, die zum Reichstag führten, bespricht das erste Buch „Kaiser und Reich". Die Frage, um die sich seit Schluß des Wormser Reichstages vom Jahre 1521 alle Pläne und Verhandlungen im Reiche drehten, war die Ausführung des Wormser Edictes gegen Luther. Davon hing der Fortgang der reformatorischen Bewegung ab, davon die Stellungnahme der Parteien. Der Kaiser war von den außerdeutschen Verhältnissen in Anspruch genommen und konnte sich für's erste um Deutschland nicht kümmern, seine Vertretung lag in den Händen des Reichsregiments, officiell, seine Politik sollte Ferdinand vertreten. Diesen aber erfüllte vor Allem der Gedanke, möglichst bald zum römischen Könige erwählt zu werden; die Energie seines Auftretens gegen diejenigen Stände, welche sich der neuen Lehre angeschlossen hatten, konnte dadurch natürlich nicht gefördert werden. Der nächste Reichstag, zu Nürnberg 1523 abgehalten, hatte in seinem Abschiede die Erwähnung des Edictes ganz umgangen, doch hatten damals schon Verbindungen der katholischen Elemente begonnen, die eine gemeinsame Abwehr planten. Dagegen hatte das Evangelium gerade in diesen Jahren der Thatenlosigkeit von feindlicher Seite in den populären Kreisen mächtig Boden gewonnen, so mächtig, daß selbst der große sociale Aufstand, der eine furchtbare Gefahr für die Sache Luther's in sich barg, und den man gern als die Frucht jener Saat ausgeben wollte, den Fortgang der Ereignisse nicht hemmen konnte. Fürsten und Städte hatten sich ihr angeschlossen und vertraten dieselbe, mit ihnen mußten die Gegner rechnen, an deren Spitze Ferdinand stand. Von ihm hing die Berufung des im Nürnberger Abschied vom 18. April 1524 angekündigten Reichstages ab. Sein Wunsch ging dahin, auf der neuen Versammlung die Glaubenssache gar nicht zu berühren, dagegen seine Wahl eifrig zu betreiben. In Augenblicken, wo er die Unmöglichkeit erkannte, die brennendste Frage zu umgehen, suchte er den Zusammentritt der Stände zu verhindern, und so entstand ein Schwanken in seiner Haltung, ohne daß, wie wir meinen, die endgiltige Stellungnahme ganz erklärt ist. Nach einem Briefe Campeggi's, der am Wiener Hofe weilte, sollen den Infanten die Sonderzusammenkünfte der Kurfürsten besorgt gemacht und ihn zum definitiven Entschluß gebracht haben, da der Kaiser ihm freie Hand gelassen hat. Das allein kann kaum das Motiv gewesen sein, da er den geplanten Zusammenkünften auf andere Weise wohl die Spitze hätte abbrechen können; wie dem auch sei, der Reichstag sollte zusammentreten. Nun begann das Schwanken über den Ort, Ferdinand wünschte Augsburg, das Reichsregiment Speyer; wie diese Frage beseitigt war, erklärte nach dem Siege bei Pavia der Kaiser, scheinbar seiner äußeren Sorgen ledig, er würde selbst nach Empfang der Kaiserkrone nach Deutschland kommen. Dieser Umstand stellte von Neuem Alles in Frage. Bald traten ihm aber neue politische Verwickelungen entgegen, der Friede mit Frankreich verzögerte sich, England, der Papst wandten sich gegen ihn, die deutschen Verhältnisse traten wieder in den Hintergrund — und nun sollte in Augsburg der Reichstag eröffnet werden. Er kam nicht zu Stande und wurde nach Speyer verlegt, noch mancherlei Wandlungen traten ein bis zu seiner Eröffnung, die endlich am 25. Juni 1526 stattfand.

Bevor sich die Darstellung den eigentlichen Verhandlungen zuwendet, gibt sie einen Ueberblick über die Verhältnisse im Reich und die Stellung der Parteien zur Glaubensfrage. In zwei großen Verbänden hatten sich die Gegner zusammengefunden: das Dessauer Bündniß, angeregt von Georg von Sachsen und Joachim von Brandenburg, umschloß einen großen Theil der Altgläubigen, das Gothaer Bündniß, dessen Seele Kurfürst Johann und der jugendlich-enthusiastische Landgraf Philipp waren, die Neugläubigen. Beide bemühten sich, einzelne Fürstlichkeiten, die noch nicht Stellung genommen hatten, für sich zu gewinnen, die letzteren knüpften sogar Unterhandlungen mit den Städten an, die damals allerdings noch nicht zum Ziele führten. Die Dessauer hatten Herzog Heinrich von Wolfenbüttel zum Kaiser geschickt, der durch ihn eine Mahnung an die katholischen Stände richtete, der alten Kirche treu zu bleiben, und die Neutralen aufforderte, sich aller Neuerungen zu enthalten, eine Maßregel, durch die die Dessauer diese auf ihre Seite zu ziehen hofften, da die Autorität des Kaisers für sie sprach. Dem gegenüber knüpften die Evangelischen auf einer Zusammenkunft in Magdeburg das Band fester, indem sie eine directe Defensivallianz schlossen, und nahmen auf deren Ansuchen auch die Stadt Magdeburg in ihren Kreis auf.

In zwei Capiteln führt unser Autor nun die hauptsächlichsten Vertreter des Reichsfürstenstandes und die Reichsstädte vor und weist ihre Haltung gegenüber der Reformation nach. Von den ersteren nehmen die beiden Linien des Wittelsbachischen Hauses das meiste Interesse in Anspruch. Gegner des

Digitized by Google

Hauses Habsburg aus dynastischen Interessen stehen sie den Evangelischen nahe, ohne kirchlich ihnen anzugehören. Der Hervorragendste dieses Hauses war der Pfalzgraf Philipp, dessen Reformentwurf sich unter der großen Zahl derartiger Schriftstücke, die seit den Tagen des großen Berthold von Mainz von den verschiedensten Seiten verfaßt wurden, durch die Weite des Blickes, durch das Maßvolle der Neuerungen, durch Gerechtigkeit und praktische Durchführbarkeit auszeichnet. Er bleibt bei der alten Kirche, will aber ihre Schäden abthun, und will vor Allem das Loos des gemeinen Mannes durch Aufhebung der Leibeigenschaft erleichtern. Pfalzgraf Philipp vertritt eine vereinigende Mittelstellung, die allerdings weder den zäh am Alten Festhaltenden, noch den kühn dem Neuen Zustrebenden, denen das Evangelium Herzenssache war, genügen konnte, die ihn aber als trefflichen politischen Kopf erweist.

Was die Städte betrifft, so war ihre Haltung sehr verschieden: am entschlossensten ging Nürnberg voran, am weitesten zurück blieb Köln. Die übrigen waren vielfach schwankend und unentschieden, noch war das kirchliche Moment nicht das allein ausschlaggebende, die politischen Interessen überwogen und hinderten eine Verbindung der Städte mit den Fürsten, soweit beide der neuen Richtung huldigten.

Unter solchen Verhältnissen trat der Reichstag zusammen. Was Ferdinand gern vermieden hätte, war nicht zu vermeiden: die kirchliche Frage trat in den Vordergrund, nachdem der erste Artikel der kaiserlichen Proposition auf der Ausführung des Wormser Edictes bestand. Die Städtecurie erklärte sofort die Unmöglichkeit dieser Maßregel, aber im Grunde genommen hatten die anderen Curien gar nicht nothwendig, sich um Beschlüsse der Städte zu kümmern, da diese verfassungsmäßig auf dem Reichstag keine Stimme hatten und ein berathendes Votum ihnen nur usuell zustand. In den oberen Curien war aber das evangelische Element nur unbedeutend vertreten — bis Johann und Philipp persönlich in Speyer erschienen. Ihr geradezu ostentatives Aufweisen der protestantischen Gesinnung, das sich bis auf kleinliche Aeußerlichkeiten erstreckte, brachte eine Wendung zu Wege; in engem Anschluß an sie gewinnen jetzt auch die Städte eine größere Bedeutung. Noch vor Ankunft der beiden Fürsten hatte man die Berathung der schon zu Worms und Nürnberg aufgestellten Beschwerden über die Mißbräuche vorgenommen.

Für's erste begannen langwierige Verhandlungen über die schon früher berührte Frage, ob die Städtecurie zur Session zuzulassen sei; für kurze Zeit durch die Angelegenheit der Türkenhülfe bei Seite geschoben, wird sie endlich dahin entschieden, daß die Städteboten in den vorberathenden Ausschuß ihre Vertreter senden, während die Beschlußfassung den beiden oberen Curien vorbehalten bleibt. Der Gewinn für die Städte bestand darin, daß sie jetzt wenigstens ihre Meinung an officieller Stelle geltend machen konnten. Als man nun zur Zusammensetzung eines großen Ausschusses schritt, der die kirchlichen Fragen in's Auge fassen sollte, entstanden in der Fürstencurie Streitigkeiten, die nur mit Mühe beigelegt wurden. Inzwischen hatten die schon früher dafür bestimmten Deputirten der verschiedenen Stände ihre Klagen über die Mißbräuche formulirt. Diejenigen der Kurfürsten legten die Wormser gravamina von 1521, die der Städte die Nürnberger von 1523 zu Grunde, was schließlich auf dasselbe hinauskam, natürlich nicht ohne mannigfache Veränderungen nach Inhalt und Form. Viel wichtiger ist aber die Zusammenstellung der gravamina, die die Achtercommission der Fürstencurie vornahm, sie umfaßte drei Theile, das kirchliche Ceremonienwesen, die Beschwerden der Weltlichen gegen Rom und den Clerus, die Beschwerden der Geistlichen gegen die Laien. Wie sie ihren Ursprung einem Compromisse verdanken, sind sie außerordentlich maßvoll, besonders der erste Theil ist so entgegenkommend gegen die Anhänger der alten Kirche, daß doch bezweifelt werden muß, ob die weiten Kreise der evangelisch Gesinnten damit zufriedengestellt worden wären. Dabei gab die geplante Neuordnung sich selbst den Charakter des Interimisticums, da die endgiltige Entscheidung, wie auf allen Seiten angenommen wurde, einem freien, christlichen Concil vorbehalten bleiben sollte. Wie die altkirchliche Seite sich dazu stellte, ist nicht zu erkennen; auf evangelischer Seite scheint die Bereitwilligkeit, auf dieser Basis weiter zu verhandeln, vorhanden gewesen zu sein. Nun sollte der große Ausschuß eintreten.

Während aller dieser Verhandlungen hatte man von Ferdinand nichts gehört; in der That war er auf den Gang derselben ganz ohne Einfluß geblieben, jetzt trat er plötzlich mit einer kaiserlichen Zusatzproposition vor, die längst in seinen Händen war, und für deren Veröffentlichung ihm jetzt der richtige Augenblick gekommen schien. Darin heißt es, der Kaiser sei im Begriffe nach Italien zu gehen und mit dem Papste ein Concil zu verabreden; von da werde er in das Reich kommen. Vorläufig verlange er, die Stände sollten nichts vornehmen und beschließen, „was dem christlichen Glauben oder den löblichen Gesetzen oder dem Herkommen der Kirche, ihrer Lehre, Ordnung, Ceremonien und Gebräuchen Abbruch thun oder zuwider sei", sondern sich nach den zu Worms und Nürnberg erlassenen Mandaten richten. Das war ein Schlag gegen die ganze bisherige Thätigkeit, denn gerade „die Ordnung, Ceremonien und Gebräuche" bildeten den Kern der fruchtbaren Verhandlungen und von der Undurchführbarkeit des Wormser Edictes hatten sich selbst katholischen Stände überzeugt. Von Neuem schien alles in Frage gestellt. Im Kurfürstencollegium suchte man eine Ausflucht und als solche enstand nun die berühmte Formel, in welcher gleichsam die Quintessenz der Gesammtverhandlungen des Speyerer Reichtages ausgedrückt ist. Man antwortete auf die Proposition, daß der Ausschuß die Glaubenssache noch nicht verhandle; werde dies aber geschehen, so werde der Ausschuß dieses kaiserlichen Anbringens eingedenk sein „und ein jeder sich in diesen Dingen so erzeigen, wie er es gegen Gott, den Kaiser und das Reich werde verantworten können." Mit dieser Ausflucht schien die kirchliche Frage für jetzt ungelöst vertagt, und man wollte sich anderen Fragen zuwenden. Da griffen wiederum die Städte ein. Sie erklärten, ein solches Fallenlassen der wichtigsten Gegenstände sei gänzlich zu verwerfen, und verlangten, es solle dem Kaiser eine Gesandtschaft geschickt werden, die von ihm die Einberufung eines Nationalconcils verlange, da bei dem feindseligen Verhältnisse zwischen ihm und dem Papst an eine allgemeine Kirchenversammlung sobald nicht zu denken sei; inzwischen solle das Wormser Mandat wirkungslos bleiben. Diesem Vorschlag traten alle Stände bei, und wenn auch noch Schwierigkeiten bei der Feststellung der Instruction für die Gesandtschaft hervortraten, so einigte man sich doch schließlich darüber und wandte sich den anderen Fragen zu. Die Türkenangelegenheit wird durch die Bewilligung einer eilenden Hülfe erledigt; in der Frage nach der Sicherung des Friedens im Innern des Reiches sehen sich die mit der Verhandlung beauftragten Delegirten des Ausschusses genöthigt, wieder auf die gravamina zurückzugreifen und stellen ein umfangreiches Gutachten auf, das bei Seite gelegt wird, während ein kürzeres, das Milde gegen die Unterthanen empfiehlt, angenommen wird; die letzte Frage, Festsetzungen für eine dauernde Unterhaltung des Reichsregiments und Reichskammergerichts, kam nicht mehr zum Austrag, es wurden nur die gewohnten vorläufigen Bewilligungen gemacht. So schloß der erste Reichstag von Speyer; und was ist sein Ergebniß, worin beruht seine Bedeutung? Sein Ergebniß war auf keiner Seite ein abschließendes, es blieb alles wie es war, das Wormser Edict bestand auch fernerhin zu Recht, und wer es ausführen wollte, konnte nicht daran gehindert werden; auf der anderen Seite war doch auch kein neuer, entscheidender Schritt gegen die Evangelischen geschehen, die Ausflucht sformel, die in den Reichstagsabschied aufgenommen wurde, war an sich weder für sie noch gegen sie gerichtet, aber gerade dieses rein negative Resultat war unter den damaligen Verhältnissen günstig. Es war nichts geschehen, was den Fortgang der Bewegung hindern konnte, wohl aber hatten die Evangelischen Gelegenheit genug gehabt, sich selbst in ihrem Einfluß und in ihrer Macht kennen zu lernen. In allen Ausschüssen hatten sie überwogen, und in

Digitized by Google

den Verhandlungen über die kirchlichen Fragen war der moralische Erfolg zweifellos auf ihrer Seite. Sie hatten sich auch einander näher angeschlossen, besonders hatten Fürsten und Städte enge Fühlung gewonnen. So konnten sie ruhiger in dem einmal gefaßten Geiste weiter wirken, ruhiger in die Zukunft schauen.

## Feuilleton.

### Die glückliche Ehe.

Humoreske von Albert Roderich.

Es war das sechste Mal, daß ich meinen halbjährlichen Gang zur würdigen Frau Gernet antrat, deren Vermögen ich nach testamentarischer Bestimmung ihres verstorbenen Gatten, meines väterlichen Freundes, zu verwalten hatte. Ich hätte nun zu dem in diesem Falle so besonders einfachen Geschäfte der Rechnungsablegung ganz gut einen meiner Beamten senden können, aber ich wollte mir das Vergnügen und der guten alten Dame nicht die Gelegenheit entgehen lassen, mir zum sechsten Male die Reden zu halten, die sie mit so belustigender Gleichmäßigkeit mir schon an fünf Semestern vorgeführt hatte. Und richtig, — kaum hatte sie blindlings ihre Unterschrift unter die von mir vorgelegten Documente gesetzt, als sie auch schon in der mir genau erinnerlichen, aus Vorwurf, Aerger und besorgnißvoller Verwunderung zusammengemischten Tonart in die bekannte Frage ausbrach: „Robert — Robert — also immer noch nicht verlobt?!"

Das war's nämlich. Die ehrwürdige Freundin wollte mich gar zu gern im „sicheren Hafen der Ehe geborgen" wissen, wie sie es nannte. Nicht aus Liebe zur Kunst oder zur Wissenschaft des Ehestiftens wollte sie es gern, — nein, das ist ganz gewiß, sie wollte es nur aus Sorge um mich und mein Wohlergehen. Und deshalb ließ ich auch gern die Aeußerungen ihres Unmuthes über mich ergehen, denn es ist selbst für einen so verstandeskühlen, phlegmatischen Pedanten meiner Art ein gewisses behagliches Gefühl, Jemanden für sich besorgt zu sehen, und wenn es auch nur eine gute alte Dame ist. Ich verneinte also die Frage meiner mütterlichen Freundin mit dem bereits fünf Mal angewandten entschuldigenden Bedauern und unmittelbar darauf rauschte mir der Redestrom mit den immer gleichmäßigen Wellen um die Ohren. Ich ließ ihren Strom ruhig rauschen, aber bei den Wellen: „ein Mann wie Sie, voll Geist und Gemüth, hochgeachtet, reich —" hob ich den Kopf ein wenig über Wasser und fuhr fort: „Sie haben ja das angenehme Aeußere und das Vertrauen aller Mitbürger vergessen —" — „Oh, spotten Sie nur," rief vorwurfsvoll die gute Frau, — „ich fürchte, Ihre lachenden Erben werden dermaleinst noch viel ärger über Sie spotten." — Diese Bemerkung war eigentlich eine Extranummer des Programms, und ich beeilte mich deshalb, die richtige Reihenfolge der Abschnitte wiederherzustellen. Das that ich mit einer kurzen Declamation des Inhaltes, daß ich mich in meinem ledigen Zustande durchaus behaglich und zufrieden befände. Jetzt kam im richtigen Anschluß die Geschichte von meinen Pantoffeln, die mich höchst unglücklich machen würden, wenn ich sie eines Abends zehn Centimeter von ihrer gewöhnlichen Stelle entfernt finden würde, — und dann ward als hauptsächlicher und zugleich verabscheuungswürdigster Grund für meine Ehescheu angegeben, daß ich fürchtete, einige meiner kostbaren Feierstunden vielleicht einem anderen Wesen, als meinem geliebten Ich widmen zu müssen.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Robert, — oder nehmen Sie es mir meinetwegen übel — Sie sind ein Pedant und ein Egoist, — und deshalb wollen Sie keine Frau!" —

Hm, dieser Satz war neu.

„Verehrte Frau," entgegnete ich ein klein wenig befangen, „ich glaube, Sie beurtheilen mich etwas zu hart. Ich bin ein vernünftiger Mann von 36 Jahren und habe die Wissenschaft der Statistik immer mit dem Respect behandelt, der ihr meiner Meinung nach zukommt. Bevor ich ein Unternehmen beginne, das irgendwie bedeutsame Folgen haben könnte, führe ich mir in möglichst großer Zahl von anderen begonnene gleiche oder ähnliche Unternehmungen vor Augen und rechne die von Jenen gewonnenen Resultate nach. Nach den Ergebnissen dieser Berechnung treffe ich meine Entscheidung. Nun, auf Grund der Lehren, die ich aus den statistischen Tabellen des Eheglückes gewonnen, ziehe ich vor, ledig zu bleiben."

„Ah, freilich, wenn Sie mit Ziffern rechnen wollen — und selbst dann — ich kann Ihnen in meiner Bekanntschaft ein Dutzend glücklicher Ehen vorrechnen."

„Vor der Welt glückliche Ehen, meinen Sie, verehrte Freundin, — oh, es gibt sehr hübsch gemalte Decorationen, deren Wirkung eben in der geschickten Täuschung durch die Entfernung besteht."

„Oh, Sie unglücklicher Skeptiker! Woher haben Sie diese abscheuliche Weisheit?"

„Ich bin Notar, und mein Amt bringt mich oft den Menschen und ihren Verhältnissen in sehr vertrauliche Nähe. Ich weiß, daß vor vielen Fenstern nur deshalb herrliche Blumen und prächtige Gewächse angebracht sind, damit die Passanten nicht in's Zimmer schauen können."

„Und Sie glauben, daß es kein Familienglück gibt?!"

„Ich habe noch keines gesehen."

„Unerhört! Aber warten Sie — oh, ich werde Sie eines Besseren belehren. Kennen Sie Herrn Paul Lassen?"

„Dem Namen nach."

„Ich habe vor einigen Monaten im wohlthätigen Frauenverein die Bekanntschaft seiner Frau gemacht. Ich werde Sie in die Familie einführen, und wenn Sie dann noch sagen, daß es kein Eheglück gibt, dann gebe ich Sie auf."

„Wie lange ist das Paar verheirathet?"

„Vier Jahre."

„Hm, könnte ja vielleicht eine von den Möglichkeiten sein, die der Logik keinen Schaden bringen. Nun einerlei, ich möchte die Leute kennen lernen, diese ganz neue Sorte von Leuten, und wenn ich sie nach meiner besten Ueberzeugung wirklich so glücklich finde, dann" — —

„Dann nehmen Sie auch eine Frau?!"

„Dann zahle ich Ihnen tausend Mark für Ihren wohlthätigen Frauenverein!"

Die Art und Weise, in welcher Frau Gernet mich mit Herrn Paul Lassen, dem Juniorchef des großen Handlungshauses Gottfried Lassen und Compagnie, zunächst in geschäftliche Beziehung brachte, mochte der guten, alten Dame wohl recht fein und pfiffig erscheinen, in Wirklichkeit aber war's recht plump eingefädelt, namentlich vom kaufmännischen Standpunkte aus. Aber einerlei, — nachdem ich einige Male Herrn Lassen im Bureau gesprochen, forderte er mich auf, ihn in seinem Hause zu besuchen, und somit war unser Zweck ja erreicht. Es stellte sich bald heraus, daß Herr Lassen und ich Gefallen an einander fanden, meine Besuche im Hause meines neuen Freundes wiederholten sich und wurden häufiger und regelmäßig. Ich bot all meinen Scharfsinn auf, die Verhältnisse des Lassen'schen Hauses auf's Genaueste zu ergründen, und nach vierwöchentlichem, eingehendstem Studium mußte ich mir gestehen, daß die Behauptung meiner mütterlichen Freundin höchstwahrscheinlich richtig sei, und daß ich hier fast ohne Zweifel die seltene Erscheinung eines wirklich glücklichen Familien- und Ehelebens vor mir hatte.

Frau Emma Lassen, die Frau meines Freundes, war hübsch und von ruhiger, immer gleichmäßiger Heiterkeit. Sie war voll Laune, aber frei von Launen. Ich war einmal zugegen, als der Diener durch Unvorsichtigkeit eine prächtige Vase zertrümmerte. Paul's Gesicht verfinsterte sich zu Sturm verkündenden Wolken. Frau Emma strich ihm leise mit der feinen, weißen Hand über die Stirn und sagte: „Das bringt Glück, — zum Mindesten für den Mann, bei welchem Du eine neue Vase kaufen wirst." Paul lächelte wieder. Ich habe die beiden Gatten nie ein Wort auch nur mit dem leisesten, zänkischen Anfluge wechseln hören, ich habe aber auch nie gesehen, daß sie in Gegenwart Anderer zärtlich waren. Ich weiß, daß sie auch in der zahlreichsten Gesellschaft in Gedanken immer allein bei einander waren. Herrn Paul entschlüpfte im ernsthaftesten Männergespräche ganz unwillkürlich von Zeit zu Zeit ein: „Meine Frau meint" — „meine Frau hat wirklich nicht so ganz Unrecht, wenn sie sagte" —, und dabei suchte dann sein glückstrahlender Blick seine Frau,

Digitized by Google

die dann zufällig gerade zur selben Zeit an der anderen Seite des Saales in der unwichtigsten Damenunterhaltung äußerte: „Daran hat mein Mann auch schon gedacht" — „Wissen Sie, wie mein Mann das nennt?" — Und dann trafen ganz zufällig ihre Blicke unterwegs mit den seinigen zusammen.

Die gesellschaftlichen Pflichten der beiden Gatten waren bei ihrem Reichthum und ihrer socialen Stellung in der großen Handelsstadt von wirklich bedeutender Ausdehnung. Sie erfüllten diese anspruchsvollen gesellschaftlichen Pflichten mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und mit derselben Lust etwa, mit der ein Paar gut erzogene, artige Kinder ihre Schularbeiten machen, wenn sie wissen, daß sie nachher zum Lohne ein wunderschönes Märchen zusammen lesen dürfen. Kurz zusammengefaßt, die beiden Ehegatten waren so eins mit einander, daß Jeder, indem er für den Anderen sorgte und lebte, sich selber wohl that —, noch kürzer gefaßt: Sie waren Liebesegoisten.

Ich will nun keinen Augenblick in Abrede stellen, daß das Glück dieser beiden Menschen mir beneidenswerth erschien, und daß ich nach längerem Anschauen desselben auch wirklich — neidisch ward. Ich habe mich immer bestrebt, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen: ja, ich ward neidisch! Und der Neid zerfraß meine Ruhe, verschlang meinen philosophischen Gleichmuth und ich kroch jetzt in mein ehemals so gemüthliches Junggesellenheim wie in eine wüste Höhle. Freilich, viele Zeit verbrachte ich nicht in der wüsten Höhle, denn die Bekanntschaften, die ich im Lassen'schen Hause machte, zogen Einladungen nach sich und diese wieder neue Bekanntschaften und Einladungen, und so verbrachte ich die meisten meiner freien Abendstunden statt im behaglichen Hausrock im ungemüthlichen schwarzen Frack. Ich fühlte mich verstört, unzufrieden und schalt immer innerlich mit mir selber.

Es sollte mir noch viel schlimmer ergehen. Eines Tages traf ich im Hause meines Freundes die Schwester der Frau Lassen, Fräulein Helene Hellwig, welche eben von dem Landgute ihres Vaters angekommen war, um als Gast ihres Schwagers einige Monate des Winters in der Stadt zu verleben. Nachdem ich während dreier Wochen die nähere Bekanntschaft dieser Dame gemacht hatte, waren meine psychischen Verhältnisse in eine geradezu bedenkliche Verwirrung gerathen. Fräulein Helene Hellwig unterschied sich zunächst in negativer Hinsicht von den anderen Damen meiner Bekanntschaft dadurch, daß sie weniger sprach und nicht musikalisch war. Sie war 24 Jahre alt und etwas ernster als ihre Schwester. Ihr Lieblingsdichter war Schiller, und außerdem hatte sie eine besondere Vorliebe für — so kleine epigrammatische Sprüche mit treffendem Gedankenausdruck. Ich habe sie niemals „himmlisch", „süß", „entzückend" ausrufen hören, wenn ihr etwas auch noch so gut gefiel. Freilich so ganz Gewöhnliches durfte es nicht sein, was ihr gefallen wollte, und wenn sie sich für Etwas begeisterte, so war es sicher etwas wirklich Schönes oder Gutes. Ich konnte stundenlang in Gesellschaft Anderer mich mit ihr über kleine Dinge unterhalten, bei denen ich weiter nichts zu denken brauchte, als daß ich ihr nahe sei, und wenn wir allein waren, konnte ich stundenlang mit ihr über große Dinge reden. Sie war nicht von hervorragend scharfem Geiste, aber sie verstand so wunderbar anregend zu fragen, und wenn sie mich dann so vertrauens- und erwartungsvoll mit ihren guten, braunen Augen anblickte, dann war es mir, als ob eine verborgene, heiße Quelle von Begeisterung in mir emporsprudelte.

Schön war Helene kaum, aber edel, liebenswürdig, entzück — — — Robert!

Eines Tages begegnete ich Helenen auf der Straße. Ich glaubte zu bemerken, daß auch sie über unser unverhofftes Zusammentreffen zum Mindesten ein wenig erfreut sei. Ich begleitete sie nach Hause, ging träumerisch in mein Bureau zurück, erledigte halb mechanisch meine Geschäfte und schlich dann in meine Junggesellenhöhle. Heute Abend konnte ich nicht mit Helenen zusammen sein. Sie ging mit ihren Wirthen in eine Gesellschaft, zu der ich nicht geladen war.

Meine Wohnung, in der ich allein mit der alten Haushälterin wirthschaftete, war nicht sehr groß, aber elegant und für die raffinirteste Bequemlichkeit eingerichtet. Aber wo war meine beschauliche Ruhe, mit der ich sonst all' die kleinen Behaglichkeiten so bewußtvoll zu genießen verstand? Ich ließ heute die seidenen Pantoffeln in ihrer Ecke, — den türkischen Schlafrock im Kleiderschranke, — ich aß ohne Verständniß einige wenige Bissen der leckeren Abendmahlzeit, die meine so vortrefflich dressirte Haushälterin mir wie gewöhnlich mit zartester Berücksichtigung meiner Gaumenliebhabereien bereitet hatte. Ich freute mich gar nicht wie sonst während des Essens auf die feine Havanna nachher, und ich griff ohne die übliche bedächtige Wahl in irgend eine der Cigarrenkisten. Aber die lang geübte liebe Gewohnheit trieb mich doch mit der brennenden Cigarre in die weiche Sophaecke, wo ich so oft in den blauen Rauchwolken von den so sonderbaren Dingen der Erde unter mir geträumt und die tausend Thorheiten ihrer Bewohner verspottet hatte. Und jetzt? Und nun? In welche der von mir entdeckten Klassen würde mein Scharfsinn wohl die Thorheit bringen, die mich in diesem Augenblicke beherrschte, wenn ich sie bei irgend einem meiner Mitmenschen entdeckt hätte? In die Klasse der Infectionsthorheiten. Aber was waren die tausend Thorheiten der Anderen gegen die meinige? Sie halten ihre Thorheiten für Größe, für Naturnothwendigkeit, für Wohlthat — was weiß ich, für was Alles — aber ich, ich! — Ich weiß, daß ich thöricht bin und doch, und doch — —

Ich sprang auf und fing an, im Zimmer umher zu wandern. Dann ersuchte ich die Haushälterin, in meiner Bibliothek Licht anzuzünden. Sie sah mich verwundert an, — und that es mit leisem Kopfschütteln. Ich riß erregt einen alten Philosophen aus dem Büchergestell. Gewaltsam mich zusammennehmend, packte ich den hin und her flatternden Faden meines Verstandes und wollte mich hineinstürzen in das Labyrinth von Worten und Sätzen. Oh, ich würde da schon irgend ein Ungeheuer von Gedanken finden, und mit diesem wollte ich kämpfen, daß mir die Narrenspossen aus dem Gehirn wichen. Aber schon an der ersten Thür des Labyrinthes, beim ersten Komma, klappte ich den dicken Folianten zusammen und warf ihn auf den Tisch. „Ein ganzes Meer von herber Wahrheit für einen einzigen erquickenden Tropfen Wahn!" rief ich und sank in einen Sessel. Ich blickte scheu um mich in dem großen Gemach. Ich war so ganz allein mit den gespenstischen Schatten, die das Licht der Lampe an die Wände warf. Wenn sie jetzt — —?

Meine grübelnden Gedanken schwelgten in einem Glücke, wie es so beneidenswerth verlockend mein Freund und sein Weib genossen. Ich sprang empor und zog die Glocke. Die Haushälterin sollte Licht in meinem Arbeitszimmer anzünden. Sie sah mich sehr verwundert an und that es mit lebhaftem Kopfschütteln. Ich setzte mich an den Schreibtisch und schrieb folgenden, kurzen Brief an Frau Gernet:

„Verehrte Frau!

Als Resultat des Studiums, das ich in Folge unseres letzten Gespräches unternommen hatte, übersende ich Ihnen beifolgend Tausend Mark für den wohlthätigen Frauenverein und zeichne mit

Hochachtung und Ergebenheit

Ihr

Dr. Robert . . . . ."

Am nächsten Morgen sandte ich einen meiner Beamten mit dem Briefe zu meiner mütterlichen Freundin. Er brachte nur den Bescheid, daß Frau Gernet herzlich danke, und daß gerade heute Mittag der Vorstand des wohlthätigen Frauenvereins eine Sitzung abhalte, in welcher meine großmüthige Spende zur Verwendung gelangen würde. Ich achtete weiter gar nicht auf diese Mittheilung, denn meine Gedanken waren von anderen Dingen in Anspruch genommen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Neue Bilder.

Die deutschen Luft- und Lichtmaler in Gurlitt's Kunstsalon. — Aus dem Verein Berliner Künstler.

Die Richtung der Malerei, wie sie bei uns seit einiger Zeit in bewußten Gegensatz zu dem conventionellen Idealismus tritt, hat sich bei unseren westlichen Nachbarn jenseits des Rheins und des Canals, in der Mitte der fünfziger Jahre beginnend, mehr oder weniger in der Gesammtströmung verloren. Ihre schroffsten Vertreter sind von der Natur ausgehend in der Manier untergegangen, aber der Kenner verfolgt mit Interesse den heilsamen Einfluß, den sie auf die Entwickelung der Malerei ausgeübt haben. Die französische Malerei en plein air hat mit dem Impressionismus, der gänzlichen Auflösung von Farbe und Form in Luft und Licht, ihren letzten Trumpf ausgespielt. Die englischen Prärafaeliten haben sich von der antikisirenden Schönheitslüge der Renaissance abgewandt, um an der kindischen Anatomie der vorrafaelischen Meister zu scheitern. In den deutschen Luft- und Lichtmalern steckt, wie wir schon mehrfach an dieser Stelle betont, ein gesunder, keimkräftiger Kern, dessen Entwickelung wir mit hohem Interesse entgegensehen.

Wer malen lernen will, muß zuerst sehen lernen. Das klingt außerordentlich einfach, will aber recht verstanden sein. In der Galerie und im Atelier bringt man in Erfahrung, wie Andere gesehen haben, das eigene Auge verliert seine natürlichen Gaben, die es unter dem Druck eines fremdartigen Einflusses anzuwenden gezwungen wird. Moderne Lungen sind an Stubenluft mehr gewöhnt, als an Bergluft, moderne Augen vertragen das künstliche Licht besser, als das natürliche. Was unsere Luft- und Lichtmaler erstreben, das ist die Darstellung der Objecte unter dem Einfluß natürlicher Luftstimmung und natürlicher Beleuchtung. Sie wollen malen, wie ein gesundes, undressirtes Auge sieht. Ja, aber warum haben die Herren nur eine so verhängnißvolle Vorliebe für das Häßliche? Die Frage läßt sich am besten mit der Gegenfrage beantworten: Was ist denn eigentlich das, was man gemeinhin als das Schöne bezeichnet? Im günstigsten Falle eine künstliche Aussonderung aus einer natürlichen Mischung, das Product einer mehr als zwei Jahrtausende lang fortgesetzten Analyse, deren widerspruchsvolle Phasen sich dem Verständniß des Laien entziehen, der sich mit dem conventionellen, augenblicklich von der Mehrheit anerkannten Resultat zufrieden gibt. Der unbefangene Kenner wird sich zwischen die Madonnengestalten eines Rafael, Rubens und Dürer gestellt schwerlich an den gangbaren Schönheitsbegriff anklammern, sondern sich mit der Anerkennung der relativen Gleichberechtigung begnügen.

Jede neue Richtung hat ihre jugendlichen Stürmer und Dränger, an deren kraftbewußten Ausschreitungen man, ohne sie zu billigen, seine helle Freude haben kann, und wir sind Herrn Gurlitt trotz manchen Attentats auf unser ästhetisches Empfinden für jede Nummer seiner Ausstellung dankbar. V. v. Habermann's lachendes Mädchen, eine aus dem Bilde herauscoquettirende Balleteuse, wird keinen Dichter zu einem zarten Klinggedicht begeistern, aber in dem Bilde steckt ein gut Theil jener derben Lustigkeit, die lachend über den schönen Formenzwang fortvoltigirt und trotz unseres erschreckten Aufschreis jenseits auf beide Beine zu stehen kommt. Franz Hals' Hille Bobbe ist eine echte alte Hexe und will mit dem Ideal einer schönen alten Frau grundsätzlich nichts zu thun haben. Max Liebermann's rabbiater Naturalismus hat schon seit Jahren angefangen sich abzuklären, gerade Luft und Licht üben auf seine robusten malerischen Qualitäten ihren mildernden Einfluß aus. Mit seinen in den ländlichen Schweinestall übertragenen Mutterfreuden — eine sitzende Sau, die mit beschaulichem Behagen der Fütterung ihrer sechs Ferkel zusieht — steckt er allerdings noch tief in jenem wohlfeilen Humor, der sich in dem Gegensatz des Darstellungsobjectes zu der Idee ausspricht. Dagegen ist seine Seilerbahn eine durchaus erfreuliche anspruchslose Naturstudie, der das Spiel des Sonnenlichts durch das Laub der langen Allee einen eigenartigen Reiz verleiht. Bei Gelegenheit der Jubiläums-Ausstellung machten wir die Bekanntschaft des Grafen L. von Kalckreuth als eines der berufensten Vertreter der neuen Richtung, und wir freuen uns, sie bei Gurlitt erneuern und befestigen zu können. Sein alter Dorffiedler, der die Geige unter dem Arm vor Frost zusammengekrümmt durch den Schnee dahinstapft, ist ein ernstes, stimmungsvolles, ohne Sentimentalität der Natur nachgemaltes Sittenbild.

Vorwiegend unter französischem Einfluß arbeiten E. Kuehl, H. Schlittgen und F. Skarbina. E. Kuehl bringt zwei Interieurs, deren Hauptvorzug in der Vertheilung des gleichmäßig einfallenden Lichtes liegt. Seine Segelnäher arbeiten in gedämpfter Beleuchtung, während er seine einsame Beguine mit dem Rücken gerade gegen das durch ein Fenster voll einströmende Licht gesetzt hat. Was so in der lichtumflossenen Silhouettirung gewonnen wird, geht natürlich in der Modellirung verloren. An demselben Mangel leiden die tüchtigen Bilder von H. Schlittgen und Fr. Skarbina. Sie arbeiten mit Vorliebe gegen das aus dem Hintergrunde herausprallende Licht und verfallen in dem an sich richtigen Bewußtsein, dem unter solchen Umständen kaum vermeidlichen Mangel an Plastik abhelfen zu müssen, in die Manier der Franzosen, den Augenpunkt für die Hauptperson zu nahe zu nehmen und den Hintergrund über Gebühr zu vertiefen.

Das Gebet von H. Neuhaus ist eine Studie zu seinem großen Bilde „Ave Maria" auf der vorjährigen Kunstausstellung. Wir haben das Hauptwerk gebührend gewürdigt und verweisen auf das damals Gesagte.

Die bisher erwähnten Künstler stehen noch mitten im Kampf, sie haben sich aus dem Ringen mit den Darstellungsobjecten noch keinen eigenartigen, den Meister verrathenden Stil herausgerettet. Ihre Individualität schafft sich, unbekümmert, ob sie rechts und links anstößt, Ellbogenfreiheit. Ueber diesem Kampfgewühl stehen ruhig und kraftbewußt Claus Meyer und F. v. Uhde. Ihnen sind Luft und Licht nicht mehr Darstellungszweck, sondern Darstellungsmittel. Der Raucher von Claus Meyer, das Abendmahl und die Prozession von F. v. Uhde sind ältere Bilder, von früheren Ausstellungen her bekannt und auch von uns ihrem Werthe gemäß besprochen. Beide Künstler sind in die Schule der Niederländer gegangen und haben dort mehr gelernt, als den wohlfeilen Schwur auf den Meister. Besonders Uhde ist nach unserem Ermessen eine der imponirendsten Erscheinungen in der Entwickelung der modernen Malerei, weil es ihm gelungen ist, neue Formen mit neuem Gehalt zu füllen. Auch der Meister des Abendmahls ist ein Luft- und Lichtmaler, aber nicht allein im rein äußerlichen Sinne des Wortes. Aus seinen Bildern weht uns der Hauch einer neuen Zeit, quillt uns das Licht einer freieren Weltanschauung entgegen.

Was Herr Gurlitt in den oberen Räumen seines Salons zur Ausstellung gebracht, ist nicht ohne inneren Zusammenhang mit den bisher besprochenen Werken. Wer an den scharfen Ecken da unten Anstoß genommen, kann sich oben an dem Bewußtsein erholen, daß sich im Leben Alles abschleift. Als Carl Gussow um die Mitte der siebziger Jahre das „Kätzchen" und den „Blumenfreund" ausstellte, da entbrannte ein gewaltiger Streit der Meinungen, ob bei so rücksichtslosem Abschreiben der Natur nicht die ganze Kunst aus Rand und Band gehen müsse. Natur und Kunst sind geblieben, wie sie waren, nur Carl Gussow hat sich geändert. Er malt Porträts, die ihm, dem Besteller und dem Beschauer gleichmäßig Freude bereiten, und man kann ihn bewundern, ohne auf den geringsten Widerspruch zu stoßen. Sollte er bei diesem Entwickelungsproceß an kräftiger Eigenart verloren haben, so spricht der äußere Erfolg für ihn. Der bei Gurlitt ausgestellte Teppichstopfer und eine kleine landschaftliche Skizze wiegen für uns ein ganzes Dutzend seiner glatt gemalten Portraits auf, aber der Künstler malt nicht für den Kritiker, sondern für den Besteller, und er hat Recht. Andererseits aber mag der Wunsch gestattet sein, daß sich in den modernen Naturalisten, Hell- oder Luft- und Lichtmalern nicht allzuschnell die übliche Wandelung in Modekünstler vollziehen möge.

Auch der Verein Berliner Künstler hat seine Räume dem Licht und der Luft geöffnet. Die beiden plein air-Bilder von Schlabitz, „Sepp'l" und „Die Geschwister", sind prächtige Chargen, die, ohne dem conventionellen Schönheitsbegriff zu nahe zu treten, mit der vollen Frische des unmittelbar der Natur Abgelauschten wirken. Noch überraschender in ihrer Ursprünglichkeit sind die landschaftlichen Skizzen von Hagemeister. Der Künstler scheut kein Mittel, die Wirklichkeit auf eine gewisse Entfernung hin bis zur Täuschung wiederzugeben. Um die Krümmung eines Blattes, den Knick eines Schilfhalmes herauszubringen, behandelt er gelegentlich die Farbe wie Mörtel, während er andererseits die Spiegelflächen des stehenden Wassers in der flüssigsten Technik auf die Leinwand überträgt. Ob aus solchen, durch ihre rücksichtslose Keckheit in der Wahl der Darstellungsmittel frappirenden Skizzen reife Bilder herauswachsen, bleibt allerdings noch zu beweisen. Hoffnungsfreudig genug sehen die Keime aus.

Handelt es sich bei den eben besprochenen Künstlern um ein bewußtes Brechen mit den überlieferten Principien und Praktiken, so wurzelt Frank Kirchbach mit seinem Colossalgemälde: „Christus, die Händler und Wechsler aus dem Tempel treibend" offenbar in den Traditionen der Piloty'schen Schule. Aber der junge Künstler versucht nicht ohne Glück den alten Wein mit jungem Most zu versetzen. Christus ist im leuchtend weißen Gewande soeben aus dem Portal des assyrisch-ägyptischen Tempels getreten. Vor ihm hat sich durch das Flüchten der Händler von den Stufen ein leerer Raum gebildet, dessen Betreten durch das erregt andrängende Volk von mehreren Jüngern verhindert wird. Der Künstler hat sich zu Gunsten einer wohl gegliederten Gruppirung den Höhepunkt der Action, den leidenschaftlichen Zusammenstoß des jungen Eiferers mit den Schändern des Heiligthumes entgehen lassen. Aber er hat auf der anderen Seite durch das Uebertragen der äußeren Handlung auf die Jünger der in imponirender Ruhe aus der Pforte herausschreitenden Figur des Erlösers ein eigenartiges Repoussoir zu geben gewußt. Die Stärke des Bildes liegt in den Einzelgruppen, in denen leidenschaftliches, kräftiges Leben pulsirt. Es ist Kirchbach gelungen, nicht nur die verschiedenen Völkertypen in ihrer Eigenart aus einander zu halten, sondern er hat gleichzeitig Figuren geschaffen, deren Action durch energisch betonte Individualität bedingt ist. Der einen Stein zum Wurf aufhebende äthiopische Wildhändler, die junge Frau, die ihre Hand beschwichtigend auf den Arm des sein Geld zusammenraffenden Wechslers legt, sind frische Gestaltungen einer durch keinen Schulzwang eingeschnürten Phantasie. Das Bild hängt in keiner besonders günstigen Beleuchtung, aber es scheint, als ob der junge Künstler unter Aufgabe des Piloty'schen Farbenschmelzes in ein stumpfes, eintönig wirkendes Grau des Gesammtcolorits hineingerathen wäre. Jedenfalls zeugt das Ganze von einem ernsten Streben, Erlerntes und selbständig Geschaffenes zum Kunstwerk zusammenschießen zu lassen, und das Erreichte erweckt die günstigsten Hoffnungen für ferneres zielbewußtes Mühen.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

# Notizen.

Oesterreichs Gegenwart und nächste Zukunft. Von einem Reichsrathsmitgliede. (Leipzig, Dunker & Humblot.) — Im Laufe des vorigen Sommers veröffentlichte ein Münchener Blatt eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder eines österreichischen Reichsrathsabgeordneten, welche sich auf die Darstellung der bisherigen Ergebnisse der Taaffe'schen Versöhnungspolitik bezogen. Dieselben erregten Aufsehen. Der ungenannte Verfasser hat nun seine damaligen Aufsätze vereinigt, denselben eine Reihe von anderen Ausführungen über den gleichen Gegenstand hinzugefügt und sie zusammen in dem oben genannten Buche herausgegeben, welches aus guten Gründen in Deutschland und nicht in Oesterreich verlegt wurde. Das Buch zerfällt in drei Theile; der erste enthält die publicirten Aufsätze und stellt die Gesammtergebnisse der Nationalitätenpolitik dar, in dem zweiten werden die Ergebnisse auf den einzelnen Gebieten beleuchtet, die Sprachenfrage, die Finanzen und die Socialpolitik, der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit Ausblicken in die nächste Zukunft und ihre Gestaltung. Trotzdem das Buch eine Parteischrift ist und sein will, ja sogar sein muß, verschmäht es, im Parteiinteresse mit der Wahrheit tendenziös umzuspringen und den Ton anzuschlagen, welcher zahlreichen Parteischriften aus czechischem Lager eigen ist, sondern es bewegt sich stets, auch bei der schärfsten Anklage und dem bittersten Vorwurfe, in vornehmen Redeformen. Wir empfehlen das treffliche Buch recht angelegentlich.
l. f.

Heinrich der Löwe. — Die Pfalz am Rhein. Zwei Schauspiele von Martin Greif. (Stuttgart, Cotta.) — Die gewaltige Gestalt des sächsischen Herzogs aus Welfenstamme, die schon so viele Dichter zum Schaffen anregte, hat auch Martin Greif jetzt zu zwei markigen Werken entflammt. Unter den zeitgenössischen Dramatikern hätte sich allerdings Keiner so gut zur Behandlung des Löwen geeignet, wie gerade Greif. Denn nicht nur dramatische Gipfelpunkte in dem streitvollen Leben des Herzogs gilt es ausfindig zu machen, sondern auch eine erhabene Rhetorik in der Form muß bei diesem Stoffe den gewaltigen Ereignissen gerecht werden. Martin Greif beherrscht diese Form und weiß zugleich die dramatischen Motive auf das Wirksamste hervorzukehren. In dem ersten der beiden Stücken bildet der Kampf Heinrich's mit Barbarossa und das endliche Unterliegen des Ersteren den tragischen Stoff. Der Zweifel, den Heinrich an der Treue des Kaisers hegt, bildet das tragische Motiv, denn er verleitet den Herzog zum Trotz gegen seinen Herrn und schließlich — in der Peripetie — zum Wortbruch. Die Entscheidung auf der Lüneburger Haide füllt den fünften Act, der gebieterisch auf die Fortsetzung hinweist, welche — im zweiten Stücke — die endliche Versöhnung der Gegensätze schildert. In diesem Stücke tritt der Löwenherzog als Greis, der soeben aus der Verbannung heimkehrte, auf. Die Liebe seines Sohnes zu Agnes, der Tochter Heinrich's VI. und Enkelin Barbarossa's, bildet das Thema des zweiten Dramas, das in etwas romantischer Tonart behandelt wird und durchaus romantisch ausklingt. Die beiden Stücke ergänzen sich auf diese Weise, zu dem Waffenlärm im ersten kommt das Liebesgeflüster im zweiten, die Gewaltthaten der trotzigen Herrscher und Herzöge werden wieder ausgeglichen durch die Heldenthat eines liebenden Jünglings. Wie Alles, was Greif dichtet, erhebt sich auch diese dramatische Zweiheit weit über das Mittelmaß hinaus, hoffentlich ist auch eine Eroberung der Bühnen durch dieselbe zu erwarten.

Musikanten-Geschichten. Von Ernst Pasqué. — Die Domäne Pasqué's geht vom Ende des vorigen bis in die Mitte unseres Jahrhunderts. Zopf, Reifrock und Busentuch sind die unentbehrlichen Requisiten seiner Darstellung. Bei den hier gesammelten Erzählungen kommt dem Verfasser die genaue Kenntniß seines Stoffes — er hat sich selbst Jahre lang der edlen Frau Musika gewidmet — und zum Theil die Erinnerung an selbst Erlebtes zu Hülfe. In diesem vollen Dutzend von Rossini-, Weber- und Offenbachanekdoten herrscht ein wohlthuender humoristischer Ton, der auch das an sich Unbedeutende zur Geltung zu bringen weiß.
g. m.

Freih. v. Henneberg, Die Gesellschaft für innere Colonisation. — Max Schön, Innere Colonisation. Denkschrift. — Zur inneren Colonisation in Deutschland. Erfahrungen und Vorschläge herausgegeben im Auftrage des Vereins für Socialpolitik. (Sämmlich bei Duncker & Humblot in Leipzig.) — Der inneren Colonisation fehlt der romantische Zug der äußeren Colonien, und man entschließt sich daher nur schwer, ihr die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden, und doch sollte man es in vollem Maße thun. Die Umsiedelung von Bauern auf anderes Terrain kann aber national (wie jetzt in Posen), socialpolitisch und ökonomisch sehr bedeutungsvoll werden. Socialpolitisch wirksam ist dieselbe, sobald durch sie eine seßhafte, am Eigenthum hängende, durch intensive Arbeit absorbirte und isolirte Bauernbevölkerung erzogen wird, welche naturgemäß den Kern einer conservativen Bevölkerung abgibt. Oekonomisch kann die innere Colonisation durch bessere Vertheilung der Bevölkerung auf das vorhandene Gebiet wirken. Die „Gesellschaft für innere Colonisation" vertritt den conservativen Charakter der inneren Colonisation in seiner extremsten Form; wer aber die Kehrseite zu würdigen weiß, die Stabilisirung des drückenden Loses einer zu geistigem Stillstande verurtheilten Bevölkerung, dem würden die auf Kleinstbetrieb gerichteten Pläne kaum zusagen. Die in den Schriften der erwähnten Gesellschaft prächtig geschilderten ökonomischen Vortheile der Zweigwirthschaft, deren angeblich höherer Ertrag gegenüber dem Großgrundbesitzer reduciren sich bei näherer Besichtigung auf ein Calculationskunststück, welches darauf beruht, daß der „Ertrag" in jedem der beiden Fälle aus anderen Elementen constituirt wird. Während beim Kleinbetrieb der „Ertrag" nur den knappen Arbeitslohn der ganzen Arbeiterfamilie in sich begreift, bedeutet er beim Großgrundbesitz das nach Bezahlung der Arbeitslöhne und Beamtengehälter noch verbleibende Einkommen, welches zum „glanzvollen" Verbrauch des Gutsherrn bestimmt ist. Ein solches Einkommen hat der Kleinbauer, selbst nach Anschauung der Gesellschaft für innere Colonisation, nicht, und damit fällt die widersinnige Annahme höherer Ertragsfähigkeit des zersplitterten Kleinbetriebes. Richtig ist nur, daß der für eigene Rechnung Arbeitende bessere Resultate erzielt, als der Löhner, eine in der Wirthschaftslehre aus sehr praktischen Gründen vielfach unterdrückte Wahrheit. Dies wird uns aber logischerweise nicht zum unwirthschaftlichen Zweigbetrieb, sondern zur Interessirung des Arbeiters am Unternehmen führen. — Die Publikationen des Vereins für Socialpolitik bestehen aus der höchst anregenden historischen Einleitung von Schmoller, einer instructiven Zusammenstellung der einschlägigen Verhandlungen in den officiellen Körpern von Thiel, einer Studie von Rimpler und einer praktischen Auseinandersetzung „Steesow, ein projectirtes Bauerndorf" von Sombart. Letztere scheint uns nicht sehr glücklich, da das Project auf der Voraussetzung einer Verschuldung bis zu Dreiviertel des bäuerlichen Besitzes zu mehr als 4 Proc. Zinsen basirt. Eine solche, das Gutserträgniß übersteigende Zinsen- und Amortisationslast deroutirt aber den Grundbesitzer mehr als Mißernte und Krankheit. Wir haben in den vorliegenden Schriften bemerkenswerthe Beiträge für die Beurtheilung der inneren Colonisation vor uns, die umsomehr Beachtung verdienen, als die Frage der Zerschlagung der Staatsdomänen in selbständige Bauernhöfe in der nächsten Zukunft häufiger an die Oberfläche kommen wird.
Whr.

Matyas Vallady, France et Allemagne, Les deux Races. (Paris, Paul Ollendorff.) — Nehmen wir das wenige Gute, das sich in dem Buche Vallady's findet, vorweg. Das Werk ist nicht ohne Geist geschrieben, schade, daß es ein Geist der Bosheit und Verkleinerungssucht ist, wo es sich um Deutschland handelt, ein Geist der Anmaßung und Ueberhebung, wo es die Landsleute des Verfassers betrifft. Vallady möchte gern, daß seine Landsleute die vortheilhaften (nicht die guten) Eigenschaften der Deutschen annähmen, daher nennt er einige derselben als ein zweiter Tacitus, dann aber besudelt er die Deutschen mit Gift, Galle und Gemeinheit.
w-y.

Der Wucher auf dem Lande. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Unter diesem Titel hat der Verein für Socialpolitik, zu dessen Mitgliedern angesehene Professoren der Nationalökonomie, Verwaltungsbeamte, Arbeitgeber ꝛc. gehören, 27 Gutachten und Berichte erscheinen lassen, die alle Gegenden des Deutschen Reiches behandeln. Unter den Mitarbeitern sind der badische Ministerialrath Buchenberger, der bayerische Frh. v. Cetto, der nationalliberale Landtagsabgeordnete und rheinpreußische Landrath Knebel, Oekonomierath Nobbe, Knauer-Gröbers, K. v. Langsdorff, Pogge, der posensche Landrath v. Nathusius und andere namhafte Sachkenner vertreten. Einige Berichte sind Auszüge aus den Veröffentlichungen landwirthschaftlicher Vereine. Den Wucher in der Trierschen Gegend schildert der Caplan und Schriftführer des dortigen Bauernvereins G. Dasbach. Das kurze, resumirende Vorwort ist vom Geh. Oberregierungsrath im preußischen landwirthschaftlichen Ministerium Thiel verfaßt. Im Großen und Ganzen sind die Berichte und Vorschläge objectiv und verständig, zum Theil vortrefflich gehalten. Nur selten findet sich etwas Verkehrtes. Dasbach schlägt z. B. in seiner übrigens dankenswerthen Arbeit die Aufhebung der von Buchenberger u. A. mit Recht vertheidigten Wechselfähigkeit vor. Wichtiger ist Folgendes. Auf S. 345 und namentlich auf S. 333 und 334 findet sich ein wahrer Knäuel schiefer und falscher Vorstellungen über ungedeckte Banknoten (die mit Recht, aber nicht entschieden genug verworfen werden), über die von den Agrariern mit Unrecht geforderte Verstaatlichung der Reichsbank, über Handelsbanken, Hypothekenbanken und Banken für den persönlichen Credit der Landwirthe. Eine ausführliche Berichtigung dieser Irrthümer würde weit über den Rahmen einer kurzen Recension hinausgehen. Referent beschränkt sich daher auf folgende Bemerkungen. Ein Landwirth kann sich aus naturgesetzlichen Gründen, besonders wegen des jährlichen Ernteturnus, einer privaten, oder staatlichen Handelsbank nur in sehr beschränktem Maße bedienen. Bei guter Ernte braucht der Landwirth einen 4—6monatlichen, bei schlechter einen 16—18monatlichen Credit. Es müssen daher durch Genossenschaften von Landwirthen oder durch Bankiers eigene, von den Handels- und Hypothekenbanken getrennte, höchstens ganz äußerlich mit den Hypothekenbanken verbundene Banken für den Personalcredit des Landwirthes geschaffen werden. Diese oft verkannte Wahrheit ist den Agrariern schon 1874 vom Berliner Professor A. Held in den halbamtlichen „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern" (dem Archive des Königl. Preußischen Landesökonomiecollegiums) vorgehalten worden. Trotz der erwähnten Mängel ist die neueste Publikation des Vereins für Socialpolitik eine gediegene, sehr beachtenswerthe Schrift. Der preußische Landwirthschaftsminister Dr. Lucius hat sich ein Verdienst um das Gemeinwohl erworben, indem er das Landesökonomiecollegium veranlaßte, sich mit der Wucherfrage zu beschäftigen, und indem er dem Verein für Socialpolitik die Benutzung der eingegangenen Berichte und Gutachten gestattete.
k. w.

Digitized by Google

# Verlag von Duncker & Humblot
## 1887. in Leipzig. 1887.

**Leipziger Grossindustrie und Grosshandel,**
in ihrer Kulturbedeutung
geschildert von **P. Hirschfeld.**
gr. 4°. Gebunden 6 M.

**Das Stadttheater zu Leipzig vom 1. Januar 1862 bis 1. Septbr. 1887.**
Nach amtlichen Quellen bearbeitet von
**G. H. Müller.**
6 M. 40 Pf.; geb. 8 M.

**Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima**
und die Mittel zu deren Abwehr.
Von **Gustav Leipoldt.**
2 M.

**Kamerun.**
Skizzen und Betrachtungen
von
**Max Buchner.**
Preis 5 M.

**Die deutsche Auswanderung**
und die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien.
Von **W. Breitenbach.**
1 M. 40 Pf.

**Geschichte des Ostfränkischen Reichs.**
Von **E. Dümmler.**
2. Auflage. 1. Band. Bis zum Frieden von Koblenz. — 2. Band. Bis zum Tode Ludwigs des Deutschen. à Bd. 10 M.

**Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Karl dem Grossen.**
Von **Sigurd Abel.**
Band I: 768—788. 2. Auflage, bearbeitet von **B. Simson.**
Preis 16 M.

**Essays und Denkreden.**
Von **August Trefort.**
Preis 4 M. 40 Pf.

**Abhandlungen aus der neueren Geschichte.**
Von **Max Duncker.**
Preis 8 M.

**Preussisches Bilderbuch.**
Von **Karl Koberstein.**
Preis 4 M. 80 Pf.; geb. 6 M.

Oesterreichs
**Gegenwart und nächste Zukunft.**
Von einem Reichsrathsmitgliede.
Preis 5 M. 60 Pf.

**Moritz von Kaiserfeld.**
Sein Leben und Wirken als Beitrag zur Staatsgeschichte Oesterreichs von 1848 bis 1884.
Von **F. v. Krones.** Preis 9 M.

**Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hofe.**
Aus den Erinnerungen der
Gräfin Sophie Marie von Voss.
5. Auflage. 6 M.; geb. 7 M. 50 Pf.

**Briefe von und an Hegel.**
Herausgegeben von
**Karl Hegel.**
2 Bände. 16 M.

**Abhandlungen aus der griechischen Geschichte.**
Von **Max Duncker.**
Mit einem Vorwort von A. Kirchhoff.
Preis 4 M.

**Allgemeine deutsche Biographie.**
Band 24 und 25.
Preis à 12 M.;
gebunden à 14 M. 20 Pf.

**Leopold von Ranke's Weltgeschichte.**
**1. bis 8. Theil.**
Geheftet 139 M.; gebunden 162 M. 50 Pf.

1887 erschienen:
**L. v. Ranke's Weltgeschichte.**
**8. Theil.**
Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft (12. und 13. Jahrhundert.)
17 M.; geb. 20 M.

**Rechtskraft und Rechtsbruch**
der
liv- und estländischen Privilegien.
1 M. 80 Pf.

**Russisch-Baltische Blätter.**
Zur Kenntniss Russlands und seiner Grenzmarken.
3. Heft.
2 M. 80 Pf.

**Die Russificirung der Ostseeprovinzen.**
Von
**J. von Dorneth.**
1 M. 80 Pf.

**Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas in Gegenwart und Zukunft.**
Von **Max Sering.**
15 Mark.

**Die Bauern-Befreiung**
und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preussens.
Von **G. F. Knapp.** 2 Bände. 16 M.

**Zur landwirthschaftlichen Frage der Gegenwart.**
Von **A. Buchenberger.**
3 Mark.

Die
**Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienste**
in den deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich.
4 Mark 40 Pf.

**Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert.**
Von **L. v. Ranke.**
Hrsg. v. A. Dove. (Bd. 49, 50 d. Sämmtl. Werke.)
Preis 12 M.

**Der Einfluss des Zwischenhandels auf die Preise**
auf Grund der Preisentwicklung im Aachener Kleinhandel.
Von **R. van der Borght.**
6 M. 40 Pf.

**Deutsche Rechtsgeschichte.**
Von **Heinrich Brunner.**
(Binding's Handb. d. d. Rechtsw.) Erster Band.
9 M. 60 Pf.; geb. 12 M. 10 Pf.

**Die Steuer und das öffentliche Interesse.**
Eine Untersuchung über das Wesen der Steuer etc.
Von **Fr. J. Neumann.**
10 M.

**Der Wucher auf dem Lande.**
Berichte und Gutachten.
7 M. 60 Pf.

**Wirtschaftsformen u. Wirtschaftsprinzipien.**
Ein Beitrag zur Lehre von der Organisation der Volkswirtschaft
von **Gustav Gross.**
4 M. 20 Pf.

Geschichte der
**Preussischen Regieverwaltung**
**von 1766 bis 1786.**
Von **Walther Schultze.**
I. Theil. 9 M. 60 Pf.

**Die wichtigeren preussischen Reformen der direkten ländlichen Steuern im 18. Jahrhundert.**
Von **C. A. Zakrzewski.**
2 M. 40 Pf.

**Volksvermögen, Volkseinkommen**
und ihre Vertheilung.
Von **Hermann Losch.**
2 M. 60 Pf.

**Der internationale Geldmarkt im Jahre 1886.**
Von **Emil Struck.**
1 M. 40 Pf.

Die Entwickelung
**der deutschen Arbeiter-Kolonien.**
Von **G. Berthold.**
3 M. 60 Pf.

**Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.**
**1.—5. Heft.**
13 Mark 80 Pfennig.

**Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft.**
Elfter Jahrgang.
Herausgegeben von **Gustav Schmoller.**
Preis 27 M.


Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
MAR 2 1888
LIBRARY

№ 10. Berlin, den 10. März 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Vom Balkan. Von Spiridion Gopčević. — Der Selbstmord in der Armee. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Wagner und Liszt. Von Karl Hochberg. — Die Entwickelung des Naturgefühls. Von Karl Jentsch. — **Feuilleton:** Die glückliche Ehe. Humoreske von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Wildente". Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Von G. M. — Neue Possen. Von Z. — Inserate.

### Vom Balkan.

Von Spiridion Gopčević.

Die Balkanhalbinsel ist bekanntlich der große Feuerherd, dessen Flammen Europa beständig beunruhigen. Wird da nicht sorgsam das Feuer gehütet, können die Flammen leicht über Sava und Donau schlagen und Europa in Brand stecken.

Heute ist die politische Lage eine derartige, daß ein neuer solcher Brand sich nicht auf eine localisirte Feuersbrunst beschränken würde wie dies in den siebziger Jahren der Fall war, sondern er würde allem Anscheine nach einen großen Weltbrand entzünden, in dem mindestens fünf, wahrscheinlich aber alle sechs Großmächte, sowie sämmtliche Balkanstaaten und möglicherweise auch Dänemark, Belgien, die Schweiz und Spanien verwickelt würden. Schon bei dem Gedanken an die bloße Möglichkeit eines so furchtbaren Krieges, in dem 16 Staaten mit zusammen 10 Millionen Streitern gegen einander ständen, schaudert die Phantasie zurück; ein solcher Weltkrieg müßte für unsere Cultur und wahrscheinlich auch für die Freiheit der Völker von den verderblichsten Folgen sein.

Weil aber heute die Sachen so bedenklich stehen, müssen wir die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel mit besonderem Interesse verfolgen, denn ein unbeachtet gelassener Funke kann den dort aufgehäuften Brennstoff entzünden und dann — wäre es zum Löschen schon zu spät!

Im Vordergrunde des Interesses steht noch immer Bulgarien, wo sich der Coburger Rußland zum Trotz länger hält als man erwartet hatte. Wie dies kommt, darüber gibt nachstehender Brief aus Bulgarien Aufschluß. Mein Gewährsmann schreibt mir:

„Sie wundern sich, daß der Coburger sich so lange halten kann? ... Nun, die unwiderstehliche Macht des goldbeladenen Esels von König Philipp kennen Sie ja! Der Coburger ist reich und ebenso ehrgeizig. Er befolgt eine dem Battenberger gänzlich entgegengesetzte Maxime: während dieser haushälterisch war, wirft der Coburger mit dem Gelde um sich und verwendet sein Vermögen sogar für Staatsbedürfnisse! ... Sie lächeln ungläubig? ... Nun, ich will Ihnen nur folgenden Fall erzählen: Die Einführuug von Magazingewehren wurde beschlossen und 100,000 Gewehre bei Schulhoff in Wien bestellt. Letzterer trug Bedenken, die Bestellung anzunehmen, weil er in die Zahlungsfähigkeit der Bulgaren kein übergroßes Vertrauen setzte. Er verlangte daher, daß Prinzessin Clementine (die Mutter des Coburgers), deren große Reichthümer bekannt sind, für die richtige Zahlung bürgen solle. Die Prinzessin fand sich ohne Weiteres dazu bereit und verpflichtete sich, für die pünktliche Zahlung der bestellten 100,000 Gewehre — die wohl 8—10 Millionen Leva (Francs) kosten dürften — gutzustehen. Sie können sich denken, was das für einen Eindruck auf unsere Bulgaren gemacht hat, welche eine solche Hochherzigkeit von einem Herrscher bisher nicht gewohnt waren!

Der Jubel, mit dem die Prinzessin Clementine bei ihrer Herkunft begrüßt wurde, war demnach wirklich ein aufrichtiger. Er verstärkte sich noch durch die Freigebigkeit der Prinzessin, welche dem Regiment, das ihren Namen empfing, 10,000 Leva und der Bahngesellschaft eine Locomotive schenkte und es auch sonst an reichlichen „Bachschisch" nicht fehlen ließ. Ihr Sohn folgt ihrem Beispiele. Im Gegensatze zu dem Battenberger, der mit Orden und Beförderungen auffallend sparte und selbst die größten ihm geleisteten Dienste als selbstverständlich betrachtete und unbelohnt ließ, beeilt sich der Coburger nicht nur allen Jenen seine Dankbarkeit zu beweisen, welche ihm wirklich Dienste erweisen und seine aufrichtigen Freunde sind, sondern er vertheilt auch Orden, Geschenke und Beförderungsdecrete an jene, welche es noch nicht sind oder ihm schaden könnten. Das ist jedenfalls sehr klug und so lange das Geld reicht, wird der Prinz die Mehrzahl der Bulgaren — wenn nicht aus Liebe, so doch schon aus Eigennutz — um sich geschaart finden. Dies erklärt auch, weshalb der letzte russische Putsch (Nabokov) mißglückte. Der russische Rubel ist schon seit einiger Zeit spärlicher geflossen und mußte daher dem coburgischen Golde unterliegen. Wer bei diesem Geldwettkampfe profitirt, das sind die biederen Bulgaren, denen die Sache recht gut gefällt.

Daß der Prinz trotzdem nicht lauter Freunde hat, ist begreiflich. Manche Bulgaren haben ihm den Rücken gekehrt, u. A. auch der frühere Adjutant des Battenbergers, Major Uraljev, welcher mißvergnügt nach — Odessa ging. Die Russenfreunde sitzen von Turn Severin bis Galatz in den rumänischen Donaustädten und warten auf eine Aenderung der Dinge in Bulgarien. Hoffentlich müssen sie lange warten, denn aufrichtig gesagt, beginne ich mich mit der Regierung des Prinzen Ferdinand mehr zu befreunden, obschon ich noch immer viel daran auszusetzen habe und mir gewisse Leute seiner Umgebung sehr mißfallen. Was am wunderbarsten erscheinen mag, ist der Umstand, daß Stambulov, der doch ungehindert Reichthümer zusammenscharren darf und thatsächlich der Regent Bulgariens ist, dem Prinzen nicht aufrichtig ergeben ist. Man beschuldigt ihn, mit dem Gedanken umzugehen, den Coburger eines schönen Tages zu stürzen und sich selbst zum

Digitized by Google

Fürsten oder Regenten aufzuwerfen. Dem ebenso ehrgeizigen als habsüchtigen Stambulov wäre ein solcher Plan zuzutrauen, doch halte ich ihn für zu furchtsam, denn beliebt ist er beim Volke nicht."

Soweit mein Gewährsmann. Wenn er aber Stambulov für zu feig hält, so dürfte er sich irren. Der serbische Gesandte in Berlin, Herr Petronijević, hat mir von ihm einen Zug erzählt, der gerade für dessen Verwegenheit sprechen würde. Im Jahre 1876 befand sich nämlich Stambulov unter den bulgarischen Flüchtlingen, welche in Bukarest von den Unterstützungen der rumänischen, serbischen und russischen Regierung lebten. Petronijević war damals diplomatischer Agent Serbiens in Bukarest und hatte als solcher wiederholt Stambulov Geldunterstützungen ausbezahlt. Als letztere ausblieben, wandte sich Stambulov an den Metropoliten um Geld. Mehrmals erhielt er solches, aber schließlich wurde er abgewiesen. Darüber wüthend, lauerte er dem Metropoliten in dessen Garten auf und drohte ihn zu erschießen, falls er kein Geld hergäbe. Als der erschrockene Metropolit um Hülfe schrie, schoß Stambulov thatsächlich auf ihn, doch glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Stambulov wurde nun verhaftet, doch konnte man ihm keinen Proceß machen, ohne die Thatsache der Geldunterstützung der bulgarischen Flüchtlinge durch die Regierungen von Rumänien, Serbien und Rußland in die Öffentlichkeit zu bringen. Man zog es daher vor, den Vorfall zu vertuschen und Stambulov abzuschieben.

Hält man sich diese Thatsache vor Augen, sowie den Lebenslauf Stambulov's, wie ich ihn in meinem „Bulgarien und Ostrumelien" geschildert, so wird man einsehen, daß ein solcher Mann zu Allem fähig ist und der Coburger gut thun wird, vor ihm auf der Hut zu sein.

Den neuesten Nachrichten zufolge zieht sich um den Kopf des Coburgers ein Gewitter zusammen, indem Rußland, unterstützt von Deutschland und Frankreich, von der Pforte Entfernung des Prinzen verlangt. Ein solcher Schritt muß ein Schlag ins Wasser bleiben, denn die Pforte hat gewiß keine Lust, für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen, besonders, da sie hierzu auch nicht die geringste Veranlassung hat. Vielleicht entschließt sie sich unter dem Drucke der Mächte dazu, den Prinzen „abzusetzen" — mittelst Fermans, also nur auf dem Papiere! — aber ihn durch Truppengewalt zu verjagen, das wird sie gewiß nicht thun! Oesterreich, England und Italien werden andererseits nicht zulassen, daß die Vertreibung des Coburgers durch russische Truppen geschehe, und da es sonst kein Mittel gibt, den Prinzen Ferdinand aus Bulgarien zu vertreiben, wird er voraussichtlich so lange bleiben, als er seines Geldes halber von den Bulgaren geduldet wird — oder bis ihn irgend eine von den Russen erkaufte Bande entführt oder meuchelt.

Am interessantesten ist bei der neuen Phase der bulgarischen Frage jedenfalls der Umstand, daß Deutschland auf Seite Rußlands und Frankreichs steht, während seine Verbündeten (Oesterreich und Italien) gegen Rußland Stellung nehmen. Dies wirft auf den Werth der Friedenslage ein zweifelhaftes Licht. Man muß sich unwillkürlich folgende Frage stellen: „Was wird Deutschland machen, wenn Rußland in Bulgarien einmarschirt und Oesterreich dies als Kriegsfall betrachtet?" Dem Wortlaut des Bündnißvertrages zufolge ist Deutschland nur dann verpflichtet, Oesterreich beizustehen, wenn dieses von Rußland angegriffen wird. Durch Einmarsch in Bulgarien würde aber Oesterreich nicht angegriffen. Wenn letzteres nun den Russen deshalb Krieg erklärt, kann Deutschland sich neutral verhalten, ohne vertragsbrüchig zu werden. Da Italien auch kein Interesse hätte, mit Oesterreich gegen Rußland zu kämpfen, würde Oesterreich im Kriege gegen den nordischen Koloß allein stehen und die Friedensliga wäre von Rußland ad absurdum geführt worden. Es wäre daher wünschenswerth, daß sich die Mächte der Friedenslage schon zum voraus über diese kitzliche Frage verständigten.

Auch in Serbien haben sich manche Wandlungen vollzogen. Das Cabinet Ristić konnte sich im ganzen nur 200 Tage halten. Wie es vorauszusehen war, dauerte die unnatürliche Allianz zwischen den Radikalen und den sogenannten „Liberalen" (nach unseren Begriffen rechtes Centrum) nicht lange. Letztere, die eigentliche Ristić-Partei, hatte zu wenig Anklang im Volke, es war daher vorauszusehen, daß bei den nächsten Wahlen die Radikalen einen weit größeren Anhang besitzen würden, als die Liberalen. Nachdem es thatsächlich so geschehen, suchten sich die Radikalen der unbequemen Alliirten zu entledigen, indem sie eine Forderung erhoben, von der sie wußten, daß Ristić sie nicht annehmen werde. Sie beschuldigten nämlich den (liberalen) Minister des Innern, Milojković, er habe gegen die getroffene Vereinbarung die radikale Wahlagitation eingeschränkt und die liberale begünstigt, und verlangten seinen Rücktritt. Ristić wollte seinen Freund und seine beste Stütze nicht opfern und zog es vor, seine Entlassung zu geben. Dem König blieb daher nichts übrig, als die Regierung den Radikalen zu übertragen, doch sorgte er dafür, daß diese nicht die von ihm eingeschlagene österreichfreundliche Politik ändern könnten, indem er das Portefeuille des Aeußeren dem Obersten Dragutin Franasović übertrug, welcher schon früher im Fortschrittsministerium Garaschanin dieselbe Stellung eingenommen hatte.

Diese Wahl kann als eine glückliche bezeichnet werden. Franasović ist eine der wenigen Persönlichkeiten in Serbien, welchen selbst die politischen Gegner eine seltene Lauterkeit des Charakters nicht zu bestreiten wagen. Der Name Franasović bürgt dafür, daß die Politik Serbiens auch fernerhin eine friedliebende, sich jeder Abenteuer enthaltende sein wird. Zwar gibt es in Serbien viele Russenfreunde, welche von Rußland allein alles Heil für Serbien erwarten und bei einem österreichisch-russischen Kriege über Oesterreich herfallen möchten — und besonders zahlreich sind diese Leute in den Reihen der Radikalen — aber diese können aus den interessanten Artikeln Belehrung schöpfen, welche seit einiger Zeit im „Videlo" (Organ der Fortschrittspartei) erscheinen und offenbar der Feder Garaschanin's entspringen. In einer langen Reihe von Artikeln beleuchtet der Schreiber ausschließlich auf Grund der geschichtlichen Wahrheit die Beziehungen Serbiens zu Rußland und den übrigen Slavenvölkern. Er weist nach, daß Serbien von jeher nur das Werkzeug Rußlands war, welches sich seiner gegen die Pforte und Oesterreich bediente, um seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu verfolgen, daß aber Rußland auch jederzeit bereit war, Serbien der Pforte oder Oesterreich auszuliefern, wenn es darin seinen Vortheil sah. Dabei fallen die Hiebe auf die unslavische und selbstsüchtige Politik Rußlands seit hundert Jahren. Jene Artikel haben auch überall Eindruck gemacht und zogen dem „Videlo" das Eintrittsverbot in das russische Reich zu. Die Stimme der Wahrheit läßt sich aber nicht unterdrücken und alle russischen Ukase werden kein Blatt aus der Weltgeschichte herausreißen.

Nicht minder bemerkenswerth war ein an die Adresse der österreichischen Slaven gerichteter Artikel, welcher diesen gründlich die Wahrheit sagte. Hervorgerufen wurde er durch die beständigen Angriffe der slavischen Blätter Oesterreich-Ungarns auf Serbien, dessen Regierung, Politik und den König Milan. Mit Hohn fragt Garaschanin die österreichischen Slaven, wie sie denn Serbien wegen seiner österreich-freundlichen Politik so befehden könnten, wo doch sie selbst sich als so gute Oesterreicher geberden und „Oesterreich schaffen wollten, wenn es noch nicht bestünde"? Er verhöhnt die Slovaken, weil sie über Serbien sprechen wollen und selbst, trotz ihrer $2^1/_2$ Millionen Seelen nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen slovakischen Abgeordneten in den ungarischen Reichstag zu senden; er verhöhnt die Kroaten, weil sie Serbien befehden und Bosnien als „kroatisches" Land in Oesterreich einverleibt wissen wollen, aber dabei dulden, daß sie von den Magyaren unterdrückt werden. Er verhöhnt die Czechen, welche Serbien anfeinden, das sich durch eigene Kraft politische Selbständigkeit erkämpft hat, während jene für ihre behaupteten Rechte nur reden, aber nicht ihr Blut einsetzen wollen, ja nicht einmal gleich den Polen und Magyaren eine Emigrantenpartei be-

Digitized by Google

sitzen, welche der Welt die Vergewaltigung ihrer Rechte ad oculos vordemonstriren würde.

Auch diese Lection kann als eine heilsame betrachtet werden, denn es ist in der That widersinnig von den österreichischen Slaven, Serbien nur deshalb anzufeinden, weil es nicht mehr das blinde Werkzeug Rußlands sein will und mit Oesterreich gute Beziehungen unterhält. Entweder sind die österreichischen Slaven wirklich gute Oesterreicher — und dann können sie von der serbischen Politik nur entzückt sein; oder sie sind es nicht — dann aber wäre es viel anständiger und ehrlicher, dies offen zu bekennen, keinen Patriotismus zu heucheln, der ihnen fremd ist, und für ihre Ideen mannhaft einzutreten, wie dies eben die Polen machen und früher die Magyaren und Italiener gleichfalls thaten.

Freilich darf man nicht vergessen, daß man eine ebenso lange Kette von Anschuldigungen, wie sie Garaschanin gegen Rußland erhoben hat, auch gegen Oesterreich erheben könnte. Von letzterem verzeichnet die Geschichte Serbiens ein ebenso langes Sündenregister, wie jenes von Rußland ist. Oesterreich war von jeher der politischen Entwickelung Serbiens entgegengetreten. Besonders ist es das Aussaugesystem der Länderbank, welches dem österreichischen Ansehen in Serbien einen schweren Schlag versetzt und das Emporblühen von Sympathien für Oesterreich im serbischen Volke verhindert. Oesterreich könnte mit Leichtigkeit allen russenfreundlichen Parteien in Serbien den Garaus machen und Serbien für immer auf seine Seite ziehen, wenn es sich bemühte, Serbiens Dankbarkeit zu erwerben. Dies könnte entweder durch Zugeständnisse commerzieller und finanzieller Begünstigungen oder durch Ueberlassung Bosniens geschehen, in welch letzterem Falle Serbien gewiß bereit wäre, mit Oesterreich eine Militär- und Zollconvention einzugehen. Für Oesterreich wäre dies weit vortheilhafter als der bisherige Status; und statt einer kostspieligen Provinz, welche im Kriegsfalle ein Armeecorps fesselt, erhielte es eine Verstärkung von 100,000 Mann!

---

## Der Selbstmord in der Armee.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Unter den vielen interessanten und zum Nachdenken anregenden Resultaten, welche das Studium des Selbstmordes, seiner Ursachen und seiner Häufigkeit ergeben haben, ist eines der auffallendsten und am meisten einer Erklärung bedürftigen die jedem Forscher auf diesem dunklen Gebiete sofort in die Augen springende Thatsache, daß die Procentzahl der Selbstmorde in der Armee stets und überall eine bedeutend höhere ist als in der Civilbevölkerung eines Landes. Autoren der verschiedensten Nationen, welche gänzlich unbefangen und unabhängig von einander dieser Frage näher traten, einerlei ob sie vom moralphilosophischen, vom völkerpsychologischen, vom militärischen oder vom statistisch-hygienischen Standpunkte ausgingen, haben in seltener Einmüthigkeit diese frappirende Thatsache bestätigt. Weniger einmüthig war man freilich in der Deutung der Ursachen dieser Erscheinung. Während Moralphilosophen und ältere Psychologen kurzer Hand und in einseitiger Hervorhebung eines einzelnen Factors theils die moralischen Einflüsse, theils die materiellen Mühseligkeiten des Dienstes, also den Beruf als solchen anschuldigten, hoben neuere Autoren aus dem psychiatrischen Lager mehr die psychische Wirkung des Militärlebens hervor und meinten nach dem Ausspruche des berühmten französischen Irrenarztes Esquirol, „daß der militärische Geist als solcher, indem er das Leben gering achten lehrt, den Selbstmordtrieb begünstige". Diese Ansichten haben lange Zeit als einzige Erklärung der höheren Selbstmordquote des Militärs gegolten; indem man in den Fehler fiel, diese Thatsache als eine isolirte zu betrachten und zu beurtheilen, statt sie mit verwandten Erscheinungen einer vergleichenden Kritik zu unterziehen, war man nur zu geneigt in einseitiger Kurzsichtigkeit lediglich den Beruf als solchen anzuschuldigen. Wohl- oder übelwollende Redner benutzen denn auch jetzt noch häufig in den gesetzgebenden Versammlungen gelegentlich der Debatten über den Militäretat die Gelegenheit, aus der Höhe der Selbstmordziffer in der Armee, indem sie dieselbe lediglich als Folge einer zu strengen Disciplin, ja sogar ungesetzlicher Mißhandlungen erklären, Angriffe auf die Militärverwaltung zu schmieden. Sind es denn nun in der That ausschließlich die materiellen oder psychischen Bedingungen des Militärlebens, welche die Selbstmordziffer in die Höhe treiben, gibt es hier keine anderen Factoren als lediglich den Beruf? Erst einer noch jungen Wissenschaft, der Bevölkerungsstatistik und ihren Lehren, welche in ihrem Emporblühen blendende Lichtreflexe über bisher ganz dunkle und verworrene Gebiete des Völker- und Einzellebens geworfen hat, verdanken wir, wie in der Selbstmordfrage überhaupt, so auch in der uns hier speciell interessirenden Frage ein gerechteres, gründlicheres Urtheil. Erst die Erkenntniß, daß die Sterblichkeit durch Selbstmord gleich der Sterblichkeit überhaupt dem Gesetz der großen Zahlen untergeordnet ist; daß in diesen scheinbar so willkürlichen und zufälligen Verhältnissen eine eherne Regelmäßigkeit, eine statistische Nothwendigkeit waltet; daß es eine ganze Reihe parallel laufender Factoren sind, welche die Höhe der Sterblichkeit wie die Zahl der Selbstmorde in jedem Jahre, in jedem Monate mit vorauszuberechnender, mathematischer Sicherheit bestimmen, — erst diese Erkenntniß hat uns auch das Räthsel gelöst, warum auf die Armee stets eine höhere Procentzahl der Selbstmorde als auf das Civil trifft und warum diese betrübende Erscheinung stets mit absoluter Sicherheit eintrifft und eintreffen muß, unbekümmert um menschliches Wollen und Zuthun. Es ist dieses Factum eben eine unerbittliche statistisch-biologische Nothwendigkeit, welche nicht zu umgehen ist, weil eine eingehendere Betrachtung der für die Armee in dieser Hinsicht maßgebenden Verhältnisse klar erweist, daß die Selbstmordziffer hier durch eine Reihe von Factoren bestimmt wird, welche gerade für die Personenklassen, aus denen sich die Armee zusammensetzt, sämmtlich ihr Maximum erreichen.

Das Gesetz der großen Zahlen gilt unter vielen Gestalten und auf den verschiedensten Gebieten; es verleiht den anscheinend am wenigsten geordneten, anscheinend am meisten der freien Wahl des Einzelnen überlassenen Verhältnissen das Gepräge der mechanischen Regelmäßigkeit. Auf diesem Gesetz basirt in letzter Linie jede statistische Untersuchung. Regelmäßigkeit und vorauszuberechnende Werthe ergeben sich auf allen Gebieten der Bevölkerungsstatistik, wenn wir dieselben vom Standpunkt der großen Zahlen betrachten. Denn diese Regelmäßigkeit zeigt sich nur erst in Jahresreihen, in deren größeren Jahreswerthen die kleinen zufälligen Störungen verschwinden oder sich ausgleichen, indem die ungünstigen Chancen der einen von den günstigen Chancen der anderen Jahrgänge aufgewogen werden. Wenn wir nun bei der Anwendung dieses Gesetzes sehen, daß z. B. die Zahl der Eheschließungen, der Verbrechen, der Selbstmorde, welche anscheinend nur der freien Selbstbestimmung des Individuums unterworfen sind, sich in einem Lande, einer Großstadt stets auf derselben durchschnittlichen Höhe, auf derselben genau vorauszusagenden Ziffer halten; wenn nicht nur die Zahl, sondern auch die Art und Weise, die näheren Umstände, unter welchen diese scheinbar willkürlichen Handlungen erfolgen, für eine bestimmte Localität, eine bestimmte Menschenklasse, eine bestimmte Jahreszeit ebenfalls stets constante, genau vorher zu berechnende sind; wenn wir z. B. genau vorhersagen können, wie viel Diebstähle durch Einbruch in einem gewissen Monate erfolgen oder wieviel weibliche Personen in einem anderen Monate ihrem Leben durch Ertränken ein Ende machen werden; wenn wir beim Studium der Bevölkerungsstatistik immer und überall statt Willkür regelmäßige Ordnung, statt Zufall Gesetz finden, so können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Schwerkraft der die menschlichen Handlungen beeinflussenden Factoren außerhalb des Individuums liegt oder mit anderen Worten, wie der Däne Westergaard in seiner „Lehre von der Mortali-

Digitized by Google

tät und Morbidität" sagt: „Die menschliche Selbstbestimmung gehört zu den Ursachen, welche unter das Gesetz der großen Zahlen fallen".

Wenn der Mensch wirklich frei wäre, dürfte man seine Handlungen keinen Berechnungen unterwerfen können; wenn aber die menschlichen Handlungen offenbar unter einem Gesetze stehen, so scheint mit unerbittlicher Consequenz daraus zu folgen, daß der Mensch in der strengsten Bedeutung des Wortes unfrei ist und keine Wahl treffen kann, deren Ausfall sich nicht vorausberechnen ließe. Es mag uns wenig anmuthen, wenn die materialistische Weltanschauung und namentlich die Deterministen aus solchen Erfahrungen ihre crassen Consequenzen ziehen; Lehren, wie die von Quételet in seinem „Sur l'homme" oder Aussprüche, wie die von du Rondeau: „Der Mensch ist in jedem Augenblicke seines Lebens ein passives Werkzeug in den Händen der Nothwendigkeit", oder von Drobisch: „Es gibt keine absolute Willensfreiheit, es gibt kein Wollen ohne Motiv. Willensfreiheit wäre gleich mit absoluter Willkür oder absoluter Zufälligkeit, wäre daher ohne sittlichen Werth", — sie mögen uns in ihrer seelenlosen Kälte abstoßen und anwidern und doch müssen wir sie zum größten Theil für berechtigt erklären.

Betrachten wir nun unter diesem Gesichtspunkte die uns hier interessirende Frage des Selbstmordes. In dem Augenblicke, wo ein Mensch Selbstmord begeht, unterliegt er keineswegs der freien Selbstbestimmung, sondern er hängt ab von seiner Vergangenheit; denn seine Handlung ist abhängig von Motiven und diese wieder resultiren mit unerbitterlicher Consequenz aus früheren Handlungen und Umständen. So muß man annehmen, daß es für eine bestimmte Zahl von Individuen eine gleiche Anzahl von früheren Handlungen und Vergangenheiten gibt, welche dieselben zum Selbstmord treiben müssen und das Abhängigsein von Vergangenheiten und vergangenen Umständen muß für einen bestimmten Moment ein gegebener Zustand der Gesellschaft sein. Wir nähern uns so den Ansichten Buckle's, welcher in seiner Geschichte der Civilisation in England sagt: „Der Selbstmord ist lediglich das Erzeugniß des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft und der einzelne Frevler verwirklicht nur das, was eine nothwendige Folge vorhergehender Umstände ist. In einem bestimmten Zustand der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl ihrem Leben selbst ein Ende machen. Das ist das allgemeine Gesetz."

Wir sehen also bei eingehenderer Betrachtung der den Selbstmord beeinflussenden Ursachen, daß die freie Selbstbestimmung auszuschalten ist, da sie selbst unter das Gesetz der großen Zahlen fällt und ihre Resultate vorauszuberechnen, also von anderen Factoren abhängig sind. Diese Factoren erkennen wir aber, wenn wir nach dem Gesetz der großen Zahlen dem Einfluß der verschiedenen socialen Zustände und gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Zahl der Selbstmorde nachforschen und unter einander vergleichen. Man muß bei dieser Methode die Untersuchungen so einrichten, daß man, um die Wirkung einer einzelnen Ursache zu erkennen, alle anderen Ursachen unter die zufälligen fallen läßt, also eliminirt; es theilt sich eben, wenn man das Gesetz der großen Zahlen anwendet, der ganze Complex der Ursachen in zwei Reihen, von welchen die Reihe der zufälligen im Hauptresultate ganz verschwindet. Diese Methode erlaubt von allen individuellen kleinen Umständen zu abstrahiren und sieht die zu untersuchende Menschenklasse als bestehend aus lauter gleichen Objecten an. Sie betrachtet den einzelnen Menschen einfach als ein Risicoelement gegenüber der Außenwelt. (Cantor, Das Gesetz im Zufall.) Natürlich ist diese Gleichheit fingirt, denn wären zwei Menschen wirklich gleich gegenüber der Außenwelt, so müßten dieselben auch gleichzeitig z. B. krank werden und gleichzeitig sterben; doch stört diese Fiction nicht in der Rechnung, da es sich eben um große Zahlen handelt.

So wollen wir denn jetzt die Resultate betrachten, welche die Untersuchungen über den Einfluß der socialen Verhältnisse und der äußeren Lebensbedingungen auf die Zahl der Selbstmorde gegeben haben; also mit anderen Worten, wir fragen: wie beeinflussen Geschlecht, Alter, Civilstand, Beruf, Wohnort, Religion die Selbstmordziffer? Nur auf diesem Wege dürfen wir hoffen, klaren Einblick in die den Selbstmord wirklich bestimmenden Factoren zu bekommen und auf diesem Wege werden wir auch erfahren, warum die Ziffer der Selbstmorde in der Armee eine höhere ist und sein muß als in der Civilbevölkerung.

Der Einfluß der Religion, richtiger gesagt: der Confession, ist — und dies dürfte Manchen befremden — nach Uebereinstimmung der Autoren kein nennenswerther; die Selbstmorde vertheilen sich annähernd gleich auf alle Confessionen. Allerdings werden in katholischen Ländern etwas geringere Zahlen angegeben, doch wird hier jedenfalls mancher Selbstmord vertuscht aus Furcht vor der katholischen Geistlichkeit, welche in Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses der Selbstmörder als die strengste gilt. A priori läßt sich übrigens schon eine annähernd gleiche Betheiligung der Confessionen annehmen, da eine etwaige Widerstandskraft gegen die zum Selbstmord treibenden Motive nicht den einzelnen confessionellen Dogmen, sondern der den Confessionen gemeinsamen Moral entnommen werden dürfte.

Einen deutlicheren Einfluß, wenn auch keinen sehr mächtigen, zeigt der Beruf. Und zwar sind es nur zwei einander sehr heterogene Professionen, welche eine Erhöhung der für sie ohne Ansehung des Berufes zu erwartenden durchschnittlichen Selbstmordquote aufweisen; nämlich das Militär und — die Vagabunden. Schon hieraus kann man sehen, daß es nicht eine zu strenge Disciplin und die persönliche Unfreiheit ist, welche dieses Ueberschreiten beim Militär verschuldet, denn eine disciplinlosere und ungebundenere Gesellschaft als die Vagabunden, kann man sich doch nicht gut denken! Von anderen Professionen erreichen Industrie und Handel den erwarteten Durchschnitt; Gelehrte, Beamte und Künstler bleiben unter der Erwartung. — Mehr als die Zahl der Selbstmorde beeinflußt der Beruf und die sociale Stellung die Art derselben. So wählen Gelehrte und Künstler das Gift, andere bürgerliche Professionen das Erhängen, Militärs das Erschießen.

Nicht gleichgültig ist der Wohnort für den Selbstmord. Hier ergeben die Untersuchungen, daß das Stadtleben bedeutend mehr zum Selbstmord disponirt, als das Landleben. Die Gründe liegen hier jedenfalls in dem in der Stadt lebhafteren und grimmigeren Kampfe um's Dasein, in den häufigeren Gelegenheiten zu Trunk und Ausschweifungen ꝛc. Dieser Einfluß nach dem Geschlecht betrachtet, zeigt die auffallende Thatsache, daß das Stadtleben die Selbstmordwahrscheinlichkeit — diese Wahrscheinlichkeit ist ein Bruch, welcher das Verhältniß zwischen der Chance für und allen Chancen für und wider den Selbstmord bezeichnet — für Weiber wenig, für Männer dagegen sehr bedeutend vergrößert. Hier sehen wir schon einen scharf ausgeprägten Einfluß des Geschlechtes; es ist dieses einer der wichtigsten Factoren zur Bestimmung der Selbstmordziffer. Und zwar ist die Neigung zum Selbstmord fast fünf Mal so groß bei Männern wie bei Weibern! Die Gründe hierfür sind wohl dieselben, welche auch die bedeutend höhere Wahrscheinlichkeit der Männer durch Unglücksfälle umzukommen bedingen; nämlich der Umstand, daß die Männer den Einwirkungen der Außenwelt und dem Kampfe um's Dasein in bedeutend höherem Grade ausgesetzt sind, als die Weiber. Ueberdies gehört zum Ausüben des Selbstmordes immerhin eine gewisse Thatkraft, welche dem männlichen Geschlechte überwiegend eigen sein dürfte. In ebenso deutlicher Weise beeinflußt das Geschlecht die Art des Selbstmordes. Während Männer mit Vorliebe das Erhängen und Erschießen wählen, endet die Mehrzahl der weiblichen Selbstmörder durch den Tod im Wasser. So erklärt sich der an vielen Orten vorkommende Volksaberglaube, der Wassergeist eines Sees, eines Flusses verlange jährlich so und so viel weibliche Opfer; das Volk mit seiner oft überraschend scharfen Beobachtung sah eben, daß jährlich stets annähernd dieselbe Anzahl von Weibern als Leichen im See gefunden wurden und erkannte empirisch die Regel, ohne die Causalität zu ahnen. —

Wir kommen nun zu einem sehr wichtigen Factor und der ist das Alter. Die Alterscurve der Selbstmorde hat

Digitized by Google

einen ganz charakteristischen, stets und überall wiederkehrenden Verlauf. Vom Kindesalter langsam ansteigend, erreicht sie für die Altersclasse von 20—25 Jahren schnell ein Maximum, fällt dann ziemlich steil und erreicht erst in der Altersklasse 50—60 Jahre nach langsamem Ansteigen ein zweites Maximum. Welche Gründe mag diese auffallende Erscheinung haben? Guttstadt in seiner von der Zeitschrift des Königl. preuß. statistischen Bureaus Nr. XIV veröffentlichten Arbeit „Ueber die Selbstmorde in Preußen" führt als Erklärung an, daß zum Selbstmord „ein gewisses Maß von Thatkraft gehöre, wovon in jüngeren Jahren Ueberschuß sei. Durch gleiche Umstände würden, so lange sie eben gleich blieben, stets eine annähernd gleiche Zahl von Handlungen geboren." Diese Erklärung scheint mir nicht genügend; es müssen noch andere Umstände obwalten, da auch die Curve der Unglücksfälle und die der allgemeinen Sterblichkeit, deren Parallelismus mit dem Selbstmord, wie wir weiter unten sehen werden, auch in anderen Beziehungen hervortritt, für die Altersklasse 20—25 Jahre ein Maximum erreichen. Ob hier die eben abgeschlossene Pubertät eine Rolle spielt? — Was das zweite Maximum in Altersklasse 50—60 Jahre betrifft, so ist hier der Grund deutlicher: es ist der Alkohol, dessen Wirkung hier prägnant hervortritt.

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Wagner und Liszt.

Von Karl Hochberg.

Die vielumstrittene Erscheinung Richard Wagner's ist ein noch unerklärtes Wunder. In diesem herzenskalten Zeitalter, das wesentlich geschaffen ist zum verstandesklugen Sammeln und Erfinden, ergreift Jemand die fernsten „unverständigsten" Stoffe aus hehrer Wunder und wilder Recken Tagen, formt sie in die „unverständigsten", unerhörtesten Verse, prägt sie dann in der verstandesfeindlichsten Kunst in einer Weise aus, die dem Naturell der Zeit, allem bisherigen Geschmack und Kunstgesetz just entgegengesetzt ist, ist dann so „unverständig", Aufführungen zu verlangen mit den unglaublichsten Ansprüchen an Sänger, Orchester, scenische Darstellung und — Zuhörer, und um dem „Unverstand" die Krone aufzusetzen, plant er den Bau eines Theaters in einer verschollenen Gegend und verlangt, daß alle Welt dahin reise, nur ihn mit seinen Werken mustergiltig zu hören — nun und? Und das Zeitalter gehorcht ihm. Das Theater ersteht und fast alljährlich pilgern Tausende aus aller Herren Länder, die Fürsten an der Spitze, dahin, die Sänger erstehen wie vom Himmel gefallen, die überall aufgeführten Werke erweisen sich überall als die besten Kassenstücke, der gesammte Kunstgeschmack ist in voller Wandlung begriffen und die Antiwagnerianer müssen es sich gefallen lassen, zur absterbenden Generation gerechnet zu werden. Man soll nicht jubeln, nicht lachen, nicht verdammen. Lassen wir alles parteiische Urtheilen. Genießen wir nur den reinen Glanz der Thatsachen. Die Gesammterscheinung Richard Wagner in ihrer Wirksamkeit müßte man unmöglich nennen, wenn sie nicht wirklich wäre. Die großen Künstler früherer Zeit waren Höhepunkte ihrer speciellen Kunst und ihrer speciellen Richtung, waren Consequenzen, deren vorbereitende Prämissen in ihren Vorgängern und in ihrem Zeitalter lagen, sie blieben gehorsam in den Grenzen ihrer Zeit, ihrer Kunst und ihrer Verhältnisse, sie wurden bewundert und angestaunt wie die Großen unter den Kleinen. Es ist nicht genug, daß die äußeren Erfolge der Wagner'schen Kunst in den Annalen der Kunstgeschichte unerhört sind, daß niemals die Kunst vom Leben so viel verlangt und erlangt hat, daß die inneren Wirkungen dieser Kunst an Intensität und elementarer Gewalt, mit der sie den ganzen Menschen ergreifen, allem übrigem, allem bisherigen Kunstwesen unvergleichbar sind, daß, was den einen ein „langweiliger toller Wust von Tönen", die anderen als erschlossenes Mysterium dämonisch fanatisirt gleich einer Glaubenssache, daß noch nie die einen so leer und die andern so voll ausgingen, daß noch nie eine Kunstsache so im Vordergrunde des Zeitinteresses stand. Viel wunderbarer als diese Wirkungen und Erfolge selbst ist, daß sie erzielt wurden gegen den Geist der Zeit, daß die denkbar wildesten Bacchanalien der Leidenschaft und Begeisterung in das allernüchternste Zeitalter hineingeworfen dieses vollständig überrumpelten. Und noch wunderbarer ist, daß jene Wirkungen und Erfolge Wagner's erstritten wurden in mächtigster Revolution nicht nur gegen seine Zeit, sondern auch gegen seine Kunst. Und wer all' diese Wunder erklären will, der greife zu allererst zum „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt". Da gibt sich das Ringen des Genius mit sich selbst, mit seinen Verhältnissen, mit seiner Zeit und mit seiner Kunst vor dem Einzigen kund, der ihn verstand und ihm zum Siege verhalf.

Die beiden bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen Bände, die recht vornehm und sympathisch ohne Angabe eines Herausgebers,*) ohne Vorrede und — ohne Reclame erschienen, führen den Briefwechsel zwar nur bis zum Jahre 1861, aber sie umfassen damit die vermuthlich fruchtbarste und wichtigste Periode des Briefwechsels, die Zeit, da der Eine des Freundes am meisten bedurfte und der Andere dem Freunde am meisten nützen konnte, d. h. für Wagner die Zeit seines Exils und für Liszt die Weimarer Dirigentenzeit. Nur einzelne der Briefe fallen noch in Liszt's Virtuosenperiode (bis 1847) und nur wenige in Wagner's Dresdener Zeit vor seiner „Hegira" (1849) und diese wenigen, auf den Ton des officiellen „Sie" gestimmt, dienen nur die Temperatur des Verhältnisses allmählich zu seiner späteren Höhe ansteigen zu lassen. Schon vorher haben die dazwischenliegenden persönlichen Begegnungen natürlich das Beste und Wichtigste von dem gewirkt, was die Briefe nur in schwachem Abglanz wiedergeben. Aber der Aufenthalt des Flüchtlings Wagner bei dem Weimarer Freunde, der ihm Rettung hier vor dem Hunger und dort vor der Polizei brachte, bedeutet innerlich für ihn ein Ereigniß, das er im folgenden Briefe so beschreibt: „Noch vor vier Wochen hatte ich davon keine Ahnung, was ich jetzt als meine höchste Aufgabe erkenne: meine tiefsinnige Freundschaft zu Liszt läßt mich die Kräfte in und außer mir finden, diese Aufgabe zu lösen: es soll unser gemeinschaftliches Werk sein." Wagner's Flucht bedeutete erst die wahre Geburtsstunde eines Freundschaftsbundes, der in seiner Zusammensetzung, seinen Motiven, seinen Wirkungen, in der Intensität seines Ausdruckes vielleicht einzig in der Geschichte dasteht und im Capitel der Psychologie von der Männerfreundschaft einen eigenen Paragraphen verdient. Liszt, der Vertraute seines Fürsten und von allen Höfen wie kein anderer Künstler begünstigt und ausgezeichnet — und Wagner ein Revolutionär gegen seinen König, ein steckbrieflich verfolgter Barrikadenkämpfer; Liszt ein Liebling des Schicksals, der die Süße höchsten Künstlerruhmes in der Vergangenheit gekostet, welcher nach Weimar gegangen war, der Beifallsstürme Europas müde — und Wagner, ein Liebling der Noth und der Verkennung, der nur vom Hoffen der Zukunft lebte und mit dem Schicksal länger und schwerer gerungen als irgend ein anderer Künstler. Von allen Künstlern dieses Jahrhunderts war Liszt sicherlich der beste Sohn der Kirche, ein tief religiöser Geist, der zum heiligen Franciscus betete und schon früh der Priesterweihen würdig war, die er später empfing, und von allen war Wagner sicherlich der irreligiöseste, ein echter Schüler Schopenhauers. Wenn einer von allen international war, so war es Liszt, das europäische Weltkind, das mindestens drei heterogenen Nationen angehört, Ungarn durch Geburt, Frankreich durch Erziehung und Bildung, Deutschland durch Lebensneigung, und wenn einer als ausgesprochen

*) In einer der letzten Nummern des „Musikalischen Wochenblatts" bekennt sich Frau Cosima Wagner in einer von R. Pohl veröffentlichten Mittheilung als Herausgeberin.

Digitized by Google

national gilt, so ist es Wagner, der „Urteutone". Und auch in anderem Sinne ist Liszt ein Weltkind: Er war der Liebling der aristokratischen Gesellschaft und im Rausch und Glanz des großen Lebens mit seinen Festen und Convenienzen fand er seine Heimath. Dem Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit verdankte er die Hälfte seiner Siege. Und daneben Wagner, der Menschenverächter, der die Einsamkeit sucht, der ebensoviele Feinde hat wie jener Freunde. Liszt ein Charakter von engelhafter Uneigennützigkeit und Wagner ein Egoist von wahrhaft erhabener Größe. Liszt als Virtuose ein unübertroffenes Wunder und Wagner als solcher überaus unbedeutend, für einen Componisten auffallend unbedeutend. Liszt als Componist in der kleinen Production unsäglich fruchtbar, in der Großkunst Symphoniker, und Wagner im kleinen Stil auffallend wenig fruchtbar, in der Großkunst der echteste, ausgesprochenste Dramatiker. Wer wird denn leugnen, daß sich gar mancherlei Vergleichbares bei Schiller und Goethe findet? In diesem merkwürdigen Verhältniß, wie es der Briefwechsel illustrirt, ist natürlich der Werth der Freunde für einander, das gegenseitige Wünschen und Leisten gänzlich ungleich und ungleichartig. Liszt ist dem Freunde — Alles. Wagner ist dem Freunde — außerlich wenigstens — Nichts. Liszt ersetzt dem Freunde die Welt, die ihm so arg mitgespielt, die ihm feindlich den Rücken gekehrt und nichts von ihm wissen will. Er ist ihm bahnbrechender Prophet und Apostel seiner Lehren und Werke, anfeuernde Muse, Mahner und Tröster gegenüber der steten Verzweiflung, Retter aus allen großen Nöthen und kleinen Verlegenheiten, officiöses Preßbureau, Rathgeber, Secretär, Corrector, Berichterstatter, diplomatischer Vermittler mit den Fürstenhöfen, den Intendanten, mit den Verlegern u. A., Oberregisseur, bevollmächtigter Instructor, Capellmeister bei den Aufführungen, „Pensionsertheiler", Gläubiger, Auskunftsbureau, Polizeiagent, bisweilen auch Herausgeber und Bearbeiter der Werke und als erster Darsteller derselben auf dem Clavier, Vermittler zwischen ihnen und dem Autor selbst. Wagner erkennt ihn an als seinen „Brod- und Lehnsherrn", als seinen „Schöpfer", der sich stets abmühte für des Freundes materielle Existenz, für seine Sicherheit und seine Rückkehr in's Vaterland, für seinen Ruhm, für den Sieg seiner Ideen und — was nicht am leichtesten — für seine gute Laune und seinen Schaffensmuth. Mancher Spötter mag es ihm ausrechnen, wie oft in diesen Briefen die Geldnoth eine Rolle spielt, wie oft der Freund Hunderte, Tausende aus eigener oder fremder Tasche beschaffen soll und meist beschafft. Und der Freund verspricht das Meiste und erreicht Vieles, das Schwerste allerdings nicht: die schnelle Begnadigung und die fürstliche Pension. Seine weit wichtigere propagandistische Thätigkeit für die Sache Wagners als Dirigent, als Schriftsteller, als Vertreter des Meisters hier und dort, vor Allem die erste Aufführung des Lohengrin in Weimar, an dessen befriedigender Wirkung er selbst Zweifel hegte, das Alles ist längst geschichtlich bekannt, tritt aber durch den Briefwechsel in eine Beleuchtung, die gerade das Kampfesschwere dieses Wirkens erst in schärfste Beleuchtung setzt. Er fühlte sich so ganz eins mit der Sache des Freundes, daß er in Weimar mehrfach die Orchesterleitung niederzulegen erklärte, wenn seinen Wünschen bezüglich der Aufführungen auch des „Rienzi" und „Tannhäuser" nicht Rechnung getragen würde.

Und Wagner? Es dürfte schwer sein, in dem Briefwechsel etwas verzeichnet zu finden, was mit Ausnahme des „Briefes über Liszt's symphonische Dichtungen" einer concreten Leistung Wagner's für den Freund, aber auch was einem Wunsche Liszt's nach einer solchen ähnlich sieht. Sonderbares Verhältniß! Doch es gilt diese Beziehungen nicht nur von außen anzuschauen, sondern die Gegensätze in ihren Windungen bis zum gemeinsamen Ausgangspunkt zu verfolgen, ihre innere Einheit und Versöhnung aufzusuchen. Auch dazu verhilft uns der Briefwechsel!

Ueberaus merkwürdig ist es hier zu sehen, wie die Gegensätze zu gedanklichem Bewußtsein kommen, wie sie im Einzelnen sich abschwächen, wie sie in ihrer tiefsten Tiefe theils als Ergänzungen erscheinen, theils unter einer höheren Einheit verschwinden. Da ist die Politik. Nur zuerst und nur äußerlich erscheint der geistige Abstand zwischen dem Fürstengünstling und dem Revolutionär so unendlich weit. Noch im lodernden Feuer der Revolutionsbegeisterung offenbart Wagner dem Freund den inneren Drang, der Welt theoretisch zu verkünden, daß auf dem Boden der Antirevolution keine Kunst mehr wachse. Liszt billigt das Theoretisiren, warnt aber vor den „politischen Gemeinplätzen, dem socialistischen Galimathias und den persönlichen Zänkereien". Aber wenn es manche Leute vorher noch nicht eingesehen haben, durch diesen Briefwechsel wird es zur hellen Thatsache, daß Wagner so unpolitisch war wie — wie nur ein echter großer Künstler. Sein Intellect lag viel zu tief in den Banden seines Temperaments, um so ein starres Wesen wie eine logisch gefestigte politische Ueberzeugung aufkommen zu lassen, und wenn auch der revolutionäre explosive Grundzug schon tief im Menschen, nicht aber im Künstler Wagner steckte, so ist er doch durch die erste schlimme Erfahrung von allen Aeußerungen auf politischem Gebiete arg zurückgeschreckt worden. Er schaut das selbst im Spiegel der Selbsterkenntniß: „Du kennst den bitteren Quell der Unzufriedenheit, der mir aus der Ausübung meiner geliebten Kunst entsprang, den ich mit Leidenschaftlichkeit nährte und endlich auf jedes Gebiet überströmen ließ, dessen Zusammenhang mit dem Boden meines tiefen Mißmuths ich entdecken mußte. Aus ihm entwickelte sich der heftige Drang, der sich darin ausdrückt: »es muß anders werden, so darf es nicht bleiben!« — Daß ich jetzt, namentlich durch meine Theilnahme für jenen Aufstand belehrt, unmöglich mich je in eine politische Katastrophe wieder mit einlassen könnte, brauche ich wohl nicht erst zu versichern, jeder Vernünftige begreift das von selbst: daß ich mit allem Streben ganz wieder Künstler geworden, ist was mich freut und was ich fest betheuern kann." Das schreibt er wenige Wochen nach dem Dresdener Exceß, und er ist bereit, es öffentlich zu erklären, aber es würde „als Entschuldigung erscheinen und entschuldigen — in dem einzig richtigen Sinne — kann mich nur die Zeit und mein Leben, nicht aber eine öffentliche Erklärung, die unter den jetzigen bedrohlichen Umständen und bei meiner Hülfsbedürftigkeit wiederum nur als feig und gemein erscheinen könnte." (Br. 20). Im vorhergehenden Brief ist er naiv genug eine Pension aus der Hand mehrerer deutscher Fürsten zu wünschen und zu erhoffen. Oft genug versichert er, daß er sich niemals an einer politischen Bewegung mehr betheiligen werde und daß es ihm „wahrlich um etwas anderes als um die dummen politischen Tagesfragen zu thun ist". Sieben Jahre später (Br. 214) will er noch entschiedener eingestehen, daß er sich „selbst jetzt als damals im Irrthum befangen und von Leidenschaft hingerissen erscheine" und daß seine geläuterte und berichtigte Ansicht von den Dingen der Welt ihn einzig auf seine Kunst, nimmermehr auf irgend ein Gebiet der politischen Speculation weise. Es war nicht bloße Abschreckung, die diese (innere) Umkehr bewirkt. Wer in Wagner's Werken die beiden Schriften „Kunst und Revolution" und „Staat und Religion" verglichen, weiß es besser, daß in dieser immer glühenden Seele sich das Roth der Freiheit in das Roth des Königspurpurs umgewandelt. Die letztere Schrift ersehnt eine Art Gralsritterthum, oder einen Artushof für die heutige Zeit: beide haben die Eigenthümlichkeit, daß sie König und Ritter, aber keine Volkesmassen kennen. Es ist zu wenig gesagt, daß ein streng monarchischer Zug durch die Blätter dieser Briefe weht: die Fürsten gelten darin als die natürlichen Schützer der idealen Lebenssphäre, als die Lehnherren der Kunst, als die sympathischen Elemente, in deren Atmosphäre Kunst und Künstler am natürlichsten athmen und gedeihen. Und wer genauer liest, wird finden, daß dieses Bündniß zwischen Fürstenthum und Kunst, speciell der Wagnerschen Kunst, nicht bloß in Wagner's Kopfe bestand. Man gewinnt den vollen Eindruck, daß am indifferentesten oder feindlichsten ihm gegenübertraten Musiker und Kritiker, nächst denen die Intendanten und Directoren, Hülsen, Lüttichau, Dingelstedt in München und Weimar, später auch D. (Devrient) in Karlsruhe, St. in Prag u. A., weit weniger das Publikum, daß sich ihm aber fast überall, von der damals nicht allzu großen Zahl seiner directen

Digitized by Google

musikalischen Anhänger abgesehen, die Fürsten am günstigsten erwiesen. Was Wagner zum Monarchisten machte, war aber weder Abschreckung noch Dankbarkeit. Es ist eine bedeutsame durch diese Briefe belegte Thatsache, daß ihm bereits 1849 als Ideal vorschwebte, was sich so spät erfüllen sollte: als Pensionär eines Fürsten frei seiner Kunst zu leben und diesem Fürsten seine Schöpfungen zu weihen. Und wer ihm in solcher monarchischen Gesinnung sicher am ersten zustimmte, war natürlich Freund Liszt.

Ganz anders als die politischen Gegensätze der Freunde prägen sich die nationalen in dem Briefwechsel aus: sie sind weder im Anfang so laut, noch später so vergessen und ausgelöscht wie jene. Ja, die Freunde sehen sogar die Verschiedenheit ihrer nationalen Individualitäten zunächst durchaus nicht in bewußter Klarheit: sonst wäre der Pariser Aufenthalt Wagner's gleich nach den Tagen der Flucht, der ganz unter den Auspicien Liszt's stand und dem Zwecke diente, eine Oper für Paris vorzubereiten, nicht möglich gewesen. Liszt hat dem Freunde „Paris erschlossen", hat ihm dort einen planvollen Weg vorgezeichnet, ermuntert ihn, diesen zu beschreiten, die französische Oper in Angriff zu nehmen, einflußreichen Pariser Sängern die Cour zu machen, eine Aufführung des Rienzi dort energisch zu betreiben und sich überhaupt den Verhältnissen anzupassen, erklärt dann, daß gerade Lohengrin und Siegfried als ausschließlich germanische Opern nur in fünf oder sechs deutschen Städten aufgeführt werden könnten, gesteht dann Wagner zu, daß er nicht Franzose werden, sondern nur den Vermittler zwischen beiden Nationen spielen solle und endlich eröffnet ihm die Aufführung des Lohengrin den Blick dafür, daß die Individualität Richard Wagner unbezwinglich und in ihrer Eigenheit größer sei als in ihrer Anpassung. Von jetzt an heißt es nun ganz anders: „Germanien ist Dein Eigenthum und Du sein Ruhm" (Br. 54). „Du hast die Bevorzugung und das Unglück, ein erzdeutscher Dichter und Componist zu sein" (Br. 86). „Du wurzelst gänzlich im deutschen Boden, bist und bleibst der Ruhm der deutschen Kunst" (Br. 270). Und er nennt Deutschland auf Jahre hinaus den einzigen empfänglichen Boden für Wagners Werke.

Ganz ebenso bemüht sich Wagner zunächst Liszts Individualität zu beeinflussen. Er sendet ihm seinen eigenen Entwurf „Wieland der Schmied" zu, damit ihn Liszt zur Oper ausgestalte, und Liszt antwortet, daß er niemals eine deutsche Oper componiren werde. „Gib meinetwegen Deine Pläne auf die ‚Welschen' nicht auf," schreibt Wagner später, „bleibe aber auch bei dem Nächsten, bei dem Dir jetzt Heimischen. — Mach' etwas für Dein Weimar. — Was willst Du jetzt unter den Welschen?" Noch später ermuntert er ihn nur zu eigenen Operndichtungen: „Dichte im Französischen oder Italienischen: gerade dort mußt Du ganz Neues hervorbringen, eine große Revolution bewirken können." In Wahrheit standen sich die Freunde gerade in dieser Periode national am nächsten. Es war die Zeit, da Wagner am wenigsten Patriot und Liszt am meisten Deutscher war; die Zeit, da Liszt seine großen symphonischen Dichtungen schrieb, die aus deutschem Idealismus herausempfunden sind und sich in echt deutschem, schwerem Gedankenthum bewegen, zum Theil sogar, wie die Faustsymphonie, die „Ideale", die Hunnenschlacht, direct auf Anregung deutscher Meister entstanden sind; und für Wagner die Zeit, da ihm ganz Deutschland verschlossen und unter dem Einfluß der Bundesrathsbeschlüsse auch der Aufenthalt in Paris und Venedig erschwert war, da seine materielle Existenz aus den Fugen gerissen und in steter Schwebe hing, da es ihm mehr als ein Jahrzehnt hindurch — versagt war, seine Werke zu hören und ihrem Erfolg mit werkthätiger Theilnahme dienstbar zu sein. Ist es ein Wunder, daß die tragische Klage am Anfang später einer apathischen Gleichgültigkeit Platz macht, die ihn nur nach Weimar zu Liszt, nicht mehr nach dem übrigen Deutschland die Rückkehr ersehnen läßt, und daß diese Indifferenz schließlich in bitteren Sarkasmus über „unser liebes Krähwinkel-Deutschland" ausartet?

Ganz anders die religiösen Gegensätze: von Anfang an den Freunden klar bewußt, durchziehen sie in einer gewissen toleranten, theils neckischen, theils ernst theoretischen Fehde den ganzen Briefwechsel. Stark und herzensweich, seiner Lebensnatur nothwendig, so erscheint die Religion bei Liszt. Wo der Genius die Aetherhöhe erklimmt, wo die lautesten Seufzer des händeringenden Pessimisten verklingen, — da ist ihm Gott. Und wenn Wagner die ganze tobende Dämonik seiner heißen Natur in Verzweiflung ausgießt, dann geschieht es wohl, daß der Fromme den Rasenden auf den Trost im Glauben hinweist, der zur Entsagung stark mache, daß er für ihn beten will. Als in München der Rienzi aus religiösen Rücksichten verboten wird, neckt Wagner: „Schade um die schöne Religion. Daß die jetzt so aufkommt, daran bist Du auch mit Schuld; warum componirst Du den Pfaffen so schöne Messen!" Aber er ist kein frivoler Spötter und Religionsverächter: dazu ist er, was er selbst sagt, zu sehr Künstler; dazu ist er zweitens, was er nicht sagt, zu sehr Philosoph, und wenn man es nicht schon aus seinen Werken, namentlich aus dem Tristan, aus dem Artikel „Beethoven" wüßte, mehrere Briefe beweisen seinen echten, voll und tief eindringenden Schopenhauerianismus. Obgleich Wagner gerade damals im Tristan und in den Nibelungen sein Kunstschaffen ganz in heidnische Sphäre tauchte, obgleich ihm gerade damals das Christenthum künstlerisch nichts zu sagen hatte, stand es ihm doch geistig nicht fern, umtönten ihn schon damals parsifalische Chöre, war es ihm schon damals verständlich als eine hohe mögliche, wenn auch abgewiesene Form für einen gebilligten Inhalt: für den Idealismus der Liebe und der Erlösungssehnsucht, und da hat er nun oft wunderbar, wenn auch im Ausdruck verschieden, Liszt's Gedanken wiedergefunden, sich glaubenseinig mit ihm gefühlt.

Die menschlichen und künstlerischen Gegensätze endlich zeigen sich stets in heller Schärfe, stets unverändert, ohne sich gegenseitig anzunähern, ohne sich je feindlich zu begegnen. Nur Wagner ist es, der bisweilen an ihnen zu rütteln wagt. Liszt aber nach den oben gezeichneten Pariser Erfahrungen hat es aufgegeben, den Unbezwinglichen zu lenken, begnügt sich, zum Großen zu ermuntern und im Kleinen zu helfen und — läßt „den Adler zur Sonne fliegen". Wagner dagegen fragt: „Mußt Du immer zugleich ein öffentlicher Mensch neben dem intimen sein? Sieh! das verstehe ich nicht; mein ganzes armes verlassenes Leben macht mich unfähig, eine Existenz zu fassen, die bei jedem Schritt die volle Welt mit im Auge hat" (Br. 299). Er nennt den Freund ein großes Weltkind, dessen Organisation ihm ein Räthsel, dessen ungemein aufregende Lebensweise ihm gänzlich fremd sei. Er klagt, daß er dem Freunde in manchem Punkte ewig fern bleibe, daß er unfähig sei, sein Leiden zu erkennen, wie jener unfähig sei, sich in seine Lage zu versetzen. Oft genug drängt er weiter in ihn, die Glocke seiner Kunst mit voller Kraft in Schwung zu setzen, Großes zu schaffen, in seinem Sinne eine Oper zu schreiben, selbst zu dichten, eine Oper für Weimar, für die Welschen! Vergebens! Und doch ist es ein wunderbares Schauspiel, zu sehen, was sie sich alles menschlich sind, wie sie sich künstlerisch verstehen und beurtheilen. Zunächst das Auffallende, daß sie niemals sagen, was sie als Meister der Kunst eint. Sie charakterisiren vom Musikalischen nichts als ihre Bewunderung, ihren Eindruck und das selige Aufgehen in ihm ohne eigentliches Urtheil. Aber auch darin wieder zeigen sich ihre grundverschiedenen Naturen. Jenes Aufgehen geschieht bei Wagner nicht ohne Widerstand vorher und nicht auf die Dauer. Dieser trotzige Riesengeist hatte um seine Sphäre eine Mauer gezogen, die jedem fremd Herankommenden feindlich entgegenstarrte; nur wer in voller Gewalt und Imposanz auf schnaubendem Roß hinübersprang oder wer durch ein schmeichlerisches Hinterpförtchen schlüpfte, wurde drinnen freundlich aufgenommen. Wenn ihm der Freund seine Partituren zusendet, so klagt er zuerst stets über die abstracten Notenbekanntschaften, denen das eigentlich Entscheidende, das Salz fehle: der lebendige Interpret, der darstellende Autor, dann sieht er nur Einzelnes, seiner augenblicklichen Richtung und Stimmung Feindliches, bis er sich den Freund selbst dirigirend, darstellend vor Augen führt und das Empfangene in seiner Einheit und Ganzheit noch einmal an sich vorüberziehen läßt — und jetzt erst zieht es als mächtige Wirkung in sein

Digitized by Google

Verstehen ein, jetzt ist es ihm „Herzstärkung", die „alle Misère des Daseins vergessen macht", jetzt ist's ihm, als ob er „in eine tiefe Krystallfluth untertauchte, um dort ganz bei sich zu sein, alle Welt hinter sich gelassen zu haben und für eine Stunde sein eigentliches Leben zu leben. — Ja, Freund, Du kannst es, Du kannst es!" In weiten Betrachtungen sucht sich der deutsch subjective und deutsch systematische Kopf in das psychologische Wesen der fremden Werke hineinzuarbeiten. In allem Kleineren findet er die Unruhe einer löwenstarken Kraft, die nur in ihrer Zersplitterung, nicht in ihrer concentrirten Energie wirkt (Br. 27). Bei chormäßigen Werken, die seiner damaligen Richtung gänzlich widersprachen, erkennt er, wie aus dem Was des Künstlers und des Stoffes in ihrer hohen Berechtigung sich das Wie der Ausführung mit zwingender Nothwendigkeit ergebe. Die großen Symphonien Liszt's erweisen sich seinem Forschungssinn als orchestrale „Monumentalisirungen" einer schönen Individualität, die sich vorher in den Hochflammen des Virtuosenthums lebendiger, aber vergänglicher kundgethan hatte. Ganz anders in Liszt's empfänglichem Geiste. Da sind keine hohen Trutzmauern mit systematischem Zinnenwerk. Offene Thore guirlandenumwunden, blumenbestreute Kieswege zwischen einladenden Zierbeeten erwarten hier den Ankömmling und der Wirth zieht ihm mit prächtigem Gefolge entgegen, ihn zu dem Festmahl zu geleiten, das er zu Ehren des Gastes hat in seinen Sälen bereitet. So hatte er schon vorher manchem Meister mit seinen besten Gaben aufgewartet und sich ihrem Ruhme dienstbar erwiesen, bald mit den Virtuosenfingern, bald mit dem Tactstock des Dirigenten, bald mit der schriftstellernden Feder oder gar, wie er es für Beethoven's Denkmal gethan, mit dem eigenen Vermögen. Als aber Richard Wagner kam, da räumte er ihm allein den ganzen weiten Geistespalast zur dauernden Wohnung ein und ersann ihm tägliche Feste, die anderen alle, die Zeitgenossen mußten weichen, nur Berlioz durfte in einem Gartenpavillon bleiben, dann aber schloß der Wirth die Thore und ließ Keinen mehr ein, um ganz nur der Feier dessen zu leben, den er anbetete wie einen Gott. Ja, wie einen Gott! Schon den Lohengrin nennt er ein einziges untheilbares Wunder. Er sieht darin „das höchste und vollendetste Kunstwerk", den Höhepunkt alles Wahren und Schönen in der Kunst — bis zum Erscheinen der Nibelungen, von denen er fortwährend träume, zu welchem ihm „Gottes Gnade bald verhelfe!" Alles Andere ist ihm dagegen „Wurst", „dumm Zeug", „ungenießbar", ja, er scheut auch nicht noch weit drastischere Namen dafür anzuwenden. Es ist selbstverständlich, daß er weit höher als den Lohengrin noch den Tristan schätzt, dessen Ankunft er mit kindlicher Weihnachtsfreude begrüßt (Br. 202). „Ein Wunder — ein Wunder!" ist ihm die Walküre und deren Autor ein „göttlicher Mensch". Und dementsprechend bleibt ihm — von den ersten Zweifeln wegen der Wirkung des „hyperidealen" Lohengrin und von einigen Bemerkungen über die für Wagner längst überwundene, von Liszt hervorgezogene Faustouvertüre abgesehen — nicht nur den vollendeten Werken gegenüber jede kritisch-skeptische Stimmung für das Große, wie für das Einzelne meilenfern, gilt ihm nicht nur für die aufzuführenden Werke das Gesetz, den Willen des Autors „mit Ehrfurcht und Ergebung" zu befolgen, sondern er glaubt auch prophetisch an das glänzende Gelingen aller noch unvollendeten, nur poetisch skizzirten, ja überhaupt erst geplanten Werke. Die Idee des Tristan begrüßt er mit Begeisterung und was hat er geantwortet, als ihm der Freund plötzlich den ungeheuerlichen Plan des in allen Dimensionen alles Gegebene weit überschreitenden „Nibelungenringes" mittheilt? Er vergleicht damit das Programm, welches „das Domcapitel zu Sevilla bei Erbauung der Kathedrale dem Architekten stellte: »Bauen Sie uns solch einen Tempel, daß die künftigen Generationen sagen müssen, das Capitel war närrisch, so etwas Außerordentliches zu unternehmen.« Und doch steht die Kathedrale da!" Weit entfernt den praktischen Skeptiker zu spielen, baut er vielmehr auf die „eminente praktische" Fähigkeit Wagner's und macht den Titanenmuth seines Idealismus noch höher schwellen durch Zurufe wie: „Schwierigkeiten sind nothwendig — um sie zu überwinden" oder „Quand on fait du sublime on n'en saurait trop faire". Mehr als der Meister selbst, glaubt er an eine mögliche, ja baldige Aufführung der Nibelungen und verbürgt sich dafür den Verlegern gegenüber. Wenn Liszt Wagner's Werke in sich aufnimmt, dann ist's, als ob Offenbarungen eines Gottes, „mit Heiligkeit empfangen", ihm in die Seele tönten, Offenbarungen, die für das Leben binden. Wenn Wagner den Freund in seinen Werken kennen lernt, dann durchlebt er schöne Weihestunden, in denen zu eigener Stärkung der Bruder sich im Bruder wiederfindet, aber es sind Stunden, die vorübergehen. Und immer mehr, je genauer man zusieht, erscheint das ganze Verhältniß weniger eine Freundschaft, als eine Ehe der Seelen. Liszt liebt Wagner sammt allen Ecken seiner Natur, er „fühlt sich ihm angehörig", in seinem „Allerheiligsten" steht Wagner's Bild auf dem Ehrenplatz, getrennt von allen anderen Celebritäten, und jene Widmung der Dantesymphonie, die Wagner in Schamröthe geheim halten will, lautet: „Tu se' lo mio maestro, e'l mio autore!" Und ähnlich, noch leidenschaftlicher, noch persönlicher, noch mehr Liebe als Bewunderung, ist Wagner's Empfindung für Liszt. Kein Kind kann so rührend nach der Mutter rufen, wie Wagner fast in jedem Briefe um den Besuch des Freundes fleht, immer lauter sehnt er seine Begnadigung herbei, nicht um nach Deutschland, sondern um zu Liszt kommen zu dürfen, und er zieht schließlich nach Paris, nur weil er dort häufiger jene Besuche Liszt's erhofft, bei deren Aussicht er „vor Freude verrückt zu werden fürchtet", von denen er spricht als von „Heilsperioden", von „Höhepunkten unseres Lebens". Ein selbstquälerisches Beben, wie es nur der Liebe, nicht der Freundschaft eigen ist, geht bisweilen durch dieses Gefühl und verräth, daß dessen Wurzeln in die heiligste Tiefe des Persönlichen hinabreichen: „Du bist ein wunderbarer Mensch und wunderbar ist unsere Liebe! Ohne uns so zu lieben, hätten wir uns nur furchtbar hassen können." Echt weiblich ist auch die häufige Furcht, bei dem Anderen „verloren zu haben". „Manchmal wird mir ganz bang um Dich, wenn ich Dich so lange nicht habe —: immer denke ich dann, Du bist mir nicht mehr gut." In allen Thaten und Werken Liszt's sieht er nicht eben diese Thaten und Werke, sondern nur die wirkende Persönlichkeit — ganz wie ein Liebender. Er nennt es einen Hochzeitstag, an dem sich ihre Seelen vereinigen sollten, als Liszt die ihm gewidmete Dantesymphonie aufführt. Noch weit mehr bedeutet Liszt dem Wagner für das eigene Schaffen. Er bedarf seiner: denn er allein gibt ihm die Anregung vorher und den Lohn des Verständnisses nachher. Er ist ihm, was die Muse dem Dichter, was die Pythia dem Gotte, was die krönende Nike dem Sieger, er ist ihm Alles, was im idealsten Sinne eine weibliche Seele einer männlichen sein kann. So schreibt er: „Kind, ich hab' Dir viel zu sagen: wenn das Ding vernünftig gehen soll, mußt Du oft in der Schweiz leben: — *dann* wird's!" Wenn ich componire und instrumentire, denke ich immer nur an *Dich*, wie Dir dies und das gefallen wird: ich hab' *immer* mit Dir zu thun." Will man alles Gegensätzliche, Ergänzungsuchende in beiden Freunden in ihrem Verhältniß auf das Ideale in je ein Wort zusammenfassen, so sage man: Liszt's Grundwesen ist Anpassung und Wagner's Grundwesen ist individualistische Revolution. Liszt's Anpassung galt nur dem Hohen und Achtungswerthen: in solchem Sinne war er hingebend zugethan der Religion, dem Geist der verschiedenen Nationen, dem Fürstenthum, dem gesellschaftlichen Leben, dem Interesse der Freunde, in solchem Sinne lebte er sich in fremde Schöpfungen hinein, in solchem Sinne fügte er sich mit klagloser Ergebung den Verhältnissen, den Schlägen des Schicksals, ein steter Optimist.

Und das volle Gegenbild hierzu ist Wagner. Ist jener die weich sich ausbreitende Liebe, die alle Schönheit der Welt entgegennimmt und sie schöner zurückgibt, so ist Wagner in seiner Größe, wie er sagt, Concentration auf sich selbst, abgeschlossene, straffgespannte Einheit aller Fähigkeiten und Empfindungen, stürmische Reaction der vollen Ichkraft gegen den Andrang der Welt. Dieser Feuerseele war der Haß noch nothwendiger als die Liebe, und wenn Vischer Recht hat, daß Galle

Digitized by Google

den Dramatiker mache, so ist es begreiflich, warum Wagner so ganz und Liszt so gar nicht dramatisch war. Es ist der rasende Ansturm eines Dämons gegen eine Welt, die ihn verstoßen und die ihm schließlich eine Krone bieten sollte. Noch selten ist Menschenverachtung so trotzig wild aus tiefer Seele hervorgebrochen; wie ein magischer Zauber berührt es, in die rothe Höllengluth dieses Hasses hineinzuschauen. Man nenne solchen sich selbst genügenden Individualismus — Egoismus. Man nenne es auch Egoismus, daß Wagner nicht aufhörte, Vieles und Großes von den Menschen zu fordern, die er doch verachtete. Aber es ist ein Egoismus der Sache, nicht der Person. Es ist wahr, er lebte nicht für die Menschen, aber er lebte auch nicht für sich, sondern einzig für die Kunst. Als er, von äußerer Noth getrieben, den Tannhäuser und Lohengrin den Theatern überlassen hatte, hört er nicht auf, voll Reue sich anzuklagen, daß er „das Edelste, was er besitze, von sich gestoßen, den Menschen preisgegeben" habe. Seine neuen werdenden Schöpfungen dagegen wolle er heilig bewahren für sich und seine Freunde und nie oder nur unter ihnen ganz angemessenen Umständen in's Leben treten lassen. „Darauf will ich denn fortan alle meine Kraft und allen meinen Stolz — alle meine Entsagung vereinigen. Sterbe ich, ohne diese Werke aufgeführt zu haben, so hinterlasse ich sie Dir und stirbst Du, ohne sie würdig aufgeführt haben zu können, so verbrennst Du sie: das sei abgemacht." Das Publikum ist dem idealen Fanatiker mehr gleichgültig, und in ihren Klagen über die deutschen Kunstzustände können sich die Freunde nicht verständigen, da Wagner stets nur an die Sänger, die Intendanten, die Mittel der Aufführung und Liszt an das Publikum denkt. Stolz war Wagner auf seine Werke, aber wie der Prophet auf seine Wahrheit; nicht eine Zeile dieser Briefe verräth niedrige persönliche Eitelkeit. Er lebte zu tief im Stolze seiner künstlerischen Ueberzeugung, um seine Werke auch nur groß zu preisen. „Uebrigens wenn Du mein Werk als so etwas Ungeheures hinstellst, verwechselst Du, meinem Gefühle nach, doch nur den Maßstab: mir kommt nur unsere künstlerische Oeffentlichkeit, der Geist unserer Darstellungsmittel u. s. w. höchst klein und erbärmlich vor, mein Werk aber eben nur von anständig menschlichem Verhältniß, was nur dann riesenhaft erscheint, wenn wir es in jene unwürdigen Verhältnisse zwingen wollen."

Viel Haß und Kampf lebt in diesen Briefen, aber auch viel Liebe tönt sich in schmelzenden Accorden aus, viel genial sprühender Humor zeigt seine leuchtenden Farben, viel Theorie commentirt nicht nur die kunsttheoretischen Schriften Wagners, sondern bewegt sich in neuen hohen Windungen durch die Regionen der Kunst und des Lebens bis in den Aether der Metaphysik. Alles ist schäumender Geist und fieberndes Leben.

Wagner ist ein Revolutionär gegen seine Zeit, gegen seine Kunst, aber auch gegen sich selbst. Das alte Ich mit seinen Schöpfungen zur Ueberwindung bringen, begraben unter dem Schaffenssturm der jeweiligen Gegenwart: das ist seine Sehnsucht. Neues und wieder Neues: so tönt es aus dieser rastlosen Seele, welche die Ewigkeit und das Monumentale haßt.

---

## Die Entwickelung des Naturgefühls.

Von Karl Jentsch.

Einer jeden der mancherlei Arten von Naturgefühl, die sich in unserer encyklopädischen Zeit verschlingen und durchdringen, Ursprung und Heimath nachzuweisen, hat der Verfasser des unten genannten Buches*) unternommen. Die nachstehende Inhaltsübersicht macht weder auf Vollständigkeit Anspruch, noch bindet sie sich an die Auffassung Biese's.

Die erste Verschiedenheit in den Empfindungen, welche der Anblick der Natur erregt, ist durch die Natur selbst gegeben. Unter den Tropen ladet sie zum phantastischen Träumen ein. In Griechenland und Italien bietet sie scharf umrissene anmuthige Landschaftsbilder in heller Beleuchtung dar und bereitet so die ästhetische Wahrnehmung vor. In hohen Breiten stimmen lebenbindende Eisstarre, ewige Nacht und dichte Nebel die Seele zur Schwermuth.

Einen zweiten Unterschied begründet der Bildungsfortschritt. Der kindliche Mensch sieht die Dinge wie sie eben sind; der gebildete Grübler liest seine Stimmungen und Speculationen aus seiner Umgebung heraus.

Sodann die individuelle Verschiedenheit: Der Philister sieht Stein, Holz und Kraut auf ihre Nützlichkeit an; der Künstler sucht Bilder; der Gelehrte beobachtet, zergliedert, classificirt*); der Verliebte beseelt Bäume, Bäche und Wolken; der Fromme vergöttlicht die Naturwesen, oder verwendet sie zu einem Lobgedicht auf den Schöpfer.

Anders schaut der Landmann, anders der Städter die Natur an. Dörfler und Waldmenschen behandeln die nahen Berge und Bäume als ihre lieben Freunde und Nachbarn. Sie stehen auch auf freundschaftlichem Fuße mit allem Vieh, freuen sich zu sehen, wie „jedes Thier'l sein Manier'l" hat; sie kennen jeden Beerenschlag, jede Stelle wo Pilze, wo Heilkräuter wachsen, wo ein Mooslager am lauteren Quell Erquickung darbeut; sie athmen mit Lust den Waldesduft und den Geruch des umgepflügten Ackers, beobachten die Vogelstimmen, die Wetterzeichen, und segnen die Macht, welche Sonnenschein und Regen spendet zur rechten Zeit. Von Verhimmelung, von Empfindelei, von schwermüthigem Träumen keine Spur. Die mancherlei Reize namhaft zu machen, welche die Natur auf den Bewohner der größeren Stadt ausübt, ist in unserer Zeit kaum nothwendig. Da sind zuvörderst die Bedingungen leiblichen Wohlbehagens: reine Luft, Sonnenschein und Schatten nach Bedarf, Wasser, ozonreicher Wald, weiter Gesichtskreis, freier Spielraum, vielfache Gelegenheit Muskeln und Lungen zu stärken. Da ist die Einsamkeit, in welcher der Geist, den Berufspflichten und Zerstreuungen auseinanderreißen und um seine Persönlichkeit zu bringen drohen, wieder zu sich selbst kommt. Da ist endlich eine Zuflucht vor der leiblichen Peinigung durch den Zwang der Convenienz, vor der ästhetischen Peinigung durch eine Mode, die uns das unnatürlich Verzerrte als Schönheitsideal aufzwingt, und vor der moralischen Peinigung durch den Wust von Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Lüge, welchen das Gedränge um ihre Existenz ringender Menschen aufzuhäufen pflegt.

Aus solchen Elementen nun setzt sich das Naturgefühl der Völker, der Zeiten gar mannigfach zusammen. Der Inder wogt mit der Welle, steigt in der Flamme zu Brahma empor, buhlt mit dem Lufthauch um die Blume, genießt mitfühlend das wirkliche Liebesleben der Thiere und das eingebildete der Pflanzen. Der jüdische Seher beugt sich vor Jehovah's Zorn, der im Wettersturm, im fressenden Feuer, im Erdbeben daherfährt, preist seine Güte, die Thäler und Höhen schmückt, und jeglichem Wesen Speise darreicht zu seiner Zeit, und frägt den hochmüthigen Zweifler, wo er denn war, als Jehovah den Orion gürtete, die Erde auf ihre Grundfesten stellte und dem Meere zurief: bis hierher und nicht weiter! Hier soll deiner Wogen Schwall sich brechen!

Klaren Auges schaut der Grieche die Dinge an, um an ihrer Gestalt sich zu erfreuen, und durch Nachbildung in Marmor, in Erz, in Farben, in Worten den Genuß zu vervielfältigen. Mit einer Fülle von Citaten stößt Biese — und das ist seine Hauptleistung — den „immer noch Schiller, Gervinus u. A. gedankenlos nachgesprochenen Satz" um, „das

*) Die Entwickelung des Naturgefühls in der Renaissance und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. (Leipzig, Veit & Comp.) Das Buch bildet den Abschluß früherer Arbeiten „Ueber die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern" und „Ueber die Naturanschauung des Hellenismus und der Renaissance" und ist der Hauptsache nach eine breitere Ausführung des ersten Abschnittes im zweiten Bande von Humboldt's Kosmos.

*) Daß durch gelehrte Forschung die ästhetische und die sentimentale Naturbetrachtung nicht nothwendig geschädigt werden müssen, sondern veredelt und vertieft werden können, hat A. von Humboldt in der Einleitung zum „Kosmos" hervorgehoben und durch sein Beispiel bewiesen.

Digitized by Google

griechische Alterthum kenne keine Freude an der Natur, keine Sehnsucht nach ihr, kein gemüthvolles Sichvertiefen in ihre Schönheit, suche und schildere sie nicht um ihrer selbst willen, kenne keine Landschaftsmalerei, wisse nichts von melancholischer Gräber- und Ruinenpoesie, nichts von dem Zusammenklingen von Natur und Seelenstimmung". Wie jedes Culturvolk, sind die Griechen fortgeschritten von der naiven zur sentimentalen Naturansicht (von Homer zu Euripides). Im Hellenismus, dem durch Alexander d. Gr. angebahnten griechisch geschulten Weltbürgerthum der letzten Jahrhunderte vor und der ersten nach Christus, vollendet sich jenes „sentimental-idyllische Naturgefühl, das die Natur um ihrer selbst willen liebt und schildert, mit bewußter Wonne sich in ihre heimlichen Reize versenkt."

Bei den in hellenistischer Atmosphäre aufwachsenden gebildeten Christen verschmolzen zuweilen Freude an der Natur, Ueberdruß an den städtischen Culturauswüchsen und asketische Weltflucht zu einer Stimmung, deren poetischen Ausdruck in den Schriften der drei Cappadocier (der Kirchenväter Basilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa) schon A. v. Humboldt gerühmt hat. Wenn Villemain von den Naturschilderungen des Basilius bemerkt: ces agréables peintures, ces poétiques allusions ne sentent pas l'austerité du cloître, so übersieht er, daß sie gar nicht hinter Schloß und Riegel, in einem claustrum, geschrieben worden sind, sondern in einer jener lieblich gelegenen Hütten, wie sie die Mönche jener ersten Zeit, colonienweise, anzulegen pflegten. Um übrigens gleich hier den Einfluß der asketischen Richtung auf die Naturansicht abzufertigen, so stand sie einerseits dem Naturgenuß nicht immer und überall feindlich gegenüber — bekannt ist die poetische Naturschwärmerei des Franz von Assisi — andererseits beherrschte sie stets nur engere Cirkel. Die Volksmasse genoß die Freuden des Lebens, so viele oder so wenige deren zu haben waren, ohne sonderliche Skrupel; und wenn mit dem Untergange der hellenischen Cultur, von welcher die römische nur eine Provinz war, auch der Sinn für Naturschönheit schwand, so bedarf es zur Erklärung dieser einfachen Folge keiner Berufung auf die Kirchendogmen. Die letzten zarten Blüthen altclassischer Poesie, die unter Trümmern einsam und mühsam hervorbrachen, sind zugleich auch die letzten Repräsentanten sentimentaler Naturliebe: die Werke der spätrömischen Dichter Ausonius, Sidonius Appollinaris und Venantius Fortunatus (4., 5. und 6. Jahrhundert).

Möchten wir nun wissen, mit was für Augen wohl unsere germanischen Altvordern vor ihrer Berührung mit den Römern Himmel und Erde, Wald und Wiese angeschaut haben, so wird es kaum gerathen sein, die neueste dramatisch-musikalische Reconstruction des Urgermanenthums zu befragen. Unzweifelhaft echte Züge, wie jung Siegfrieds Spiel mit Bären, Zwiesprache mit Waldvöglein, Sinnen im Waldweben finden sich da mit Culturkrankheitssymptomen des 19. Jahrhunderts verknotet und verknetet. Auch die Quelle dieser Dichtung ist nur mit Vorsicht zu benützen, denn erst von christlichen Skandinaviern des 12. und 13. Jahrhunderts sind die Edden aufgeschrieben worden in dem traurigen Klima von Island. Weit sicherer gehen wir, wenn wir in abgelegenen Winkeln Forstleute, Waldarbeiter, Hirten aufsuchen, die in den ursprünglichen Verhältnissen den ursprünglichen Volksgeist bewahrt haben.

Schriftliche Kunde gibt uns zuerst Tacitus; und durchaus zuverlässig, weil durch beurkundete Thatsachen späterer Zeit verbürgt, ist dessen Mittheilung, daß die Deutschen nicht einmal in Dörfern, geschweige denn in Städten, zusammenwohnen mochten. Wir werden also nicht irren, wenn wir sagen: der weite Spielraum, die Ungebundenheit, das Jagdvergnügen, das waren die Dinge, die sie an ihrer waldigen Heimath schätzten; nicht in dem Grade schätzten, daß sie in der Fremde an Heimweh gestorben wären! Wo immer sie im Westen und Süden guten Sold, wohlbestellte Fruchtäcker und Weinberge fanden, da vergaßen sie leicht ihre Bären und Wölfe. Unsere heimischen Quellen fangen erst im 10. Jahrhundert an etwas breiter zu fließen. Was davon in unserer Sprache verfaßt ist, kommt, dem Umfange nach, kaum in Betracht. Das meiste ist lateinisch und stammt von Mönchen; aber aus dem unbeholfen getragenen fremden Gewande schaut der unverfälschte Volkscharakter: derbe Gesundheit und treuherzige Ehrlichkeit mit ein wenig gutmüthiger Schalkheit, deutlich hervor. „Zu keiner Zeit ist weniger in deutscher Sprache und doch mehr im deutschen Geiste geschrieben worden," sagt Giesebrecht von der biographischen und Chronikenliteratur des 10. und 11. Jahrhunderts. Von der Natur wissen nun freilich diese Mönche nicht viel zu erzählen; eine liebreiche Schilrung des Klostergartens ist ihre höchste naturpoetische Leistung. Victor von Scheffel, der aus jenen Chroniken schöpfte, hat deren Gestalten nicht allzu sehr modernisirt und namentlich mit seinem Waltharliede (Einlage des Ekkehard), dem er einen Stich in's Burleske gibt, die echte Stimmung getroffen. Der echteste Sproß derbgemüthlichen, durch keine Empfindelei verdorbenen urdeutschen Waldhumors ist das Thierepos; in Luther und in dem Volksliede des scheidenden Mittelalters klingt die ursprüngliche Stimmung aus. Bei ersterem verschmilzt sie mit jener biblischen Ansicht, welche in der Natur das Walten Gottes beobachten und daraus Vertrauen schöpfen lehrt. — Die Minnesänger verwenden die Landschaft als Schauplatz für Liebesabenteuer (bekanntestes Beispiel das „Under der linden an der heide . . . tandaradei" von Walther von der Vogelweide), und den Charakter der Jahreszeiten als Resonanz ihrer Stimmung oder als Contrast zu derselben. Das ist schon Subjectivismus, aber noch völlig gesunder. Auch Wagner's Siegfried sehnt sich in der Waldeinsamkeit nach „liebem Gesellen", und Lotze macht die richtige Bemerkung, daß der Naturgenuß eines einsamen Tages unvollständig bleibt, wenn wir nicht am Abend einen Freund finden, dem wir die empfangenen Eindrücke mittheilen können. Um aus der schönen Natur die Menschen hinweg zu wünschen, muß man schon bildungskrank sein. Bei den zahllosen Ausbrücheu leidenschaftlicher Frühlingssehnsucht in den Minneliedern darf man nicht vergessen, daß im nordischen Winter ohne Glasfenster und ordentliche Heizvorrichtungen kein Mensch seines Lebens recht froh werden kann. Aus Gemächern, die mit Qualm vom Heerdfeuer und von Kienspähnen erfüllt sind, falls nicht zu den offenen Fensterlöchern ein —15grädiger Wind hereinbläst, wo die Unterhaltung in Zähneklappern und das Liebesgirren in Husten und Schneuzen umschlägt, von solch' unholder Stätte fliehen die Musen und Frau Minne, und wir verstehen Herrn Walthers Wunsch: „Möhte ich verslafen des Winters zit!" Er entspringt dort demselben Grunde wie beim modernen Bewohner einer nicht heizbaren Mansarde.

In dem Maße, als Italien die altattische Culturhöhe zum zweiten Male erklomm, fand sich auch das Verständniß für landschaftliche Schönheit, später die sentimentale Naturschwelgerei wieder ein. Dante, dessen correcte astronomischen Angaben und sauber ausgeführten Gleichnisse ein sorgfältiges und liebevolles Naturstudium bekunden, ist seit den Tagen des Hellenismus der erste, welcher einen Berg besteigt — der schönen Aussicht wegen. Petrarca zieht sich schon mit der „Wonne der Wehmuth" in die Einsamkeit zurück, um dort stummen Zeugen sein Liebesleid zu klagen, und in Sternen und Blumen die Augen seiner Laura zu suchen. Den Höhepunkt der Renaissance bezeichnen nach dieser Richtung hin einerseits Aeneas Sylvius Piccolomini, der als Papst (Pius II.) die Paläste und Kirchen der ewigen Stadt floh und sein unwillig folgendes Hofgesinde in elenden Quartieren herumschleppte, um bald auf den Hügeln von Siena, bald auf dem Albanergebirge idyllisch-elegische Naturschilderungen zu entwerfen, andererseits der fröhliche, blühende Ariost.

Es dauert immer geraume Zeit, ehe der Sinn für Naturschönheit, welcher zuerst bei den feinsten und gebildetsten Geistern erwacht, allmählich die oberen Gesellschaftsschichten durchdringt; und ihnen hilft wohl mehr noch der Maler als der Dichter zum Verständniß. Jedermann weiß, daß Sculptur und Menschenmalerei überall der Landschaftsmalerei vorangehen. Der Grund dieser Ordnung ist klar; geht doch auch die einfache Melodie dem vierstimmigen Liede, und dieses der Symphonie vorher. Das sichtbar Schöne besteht aus Farben- und Linienaccorden. Die einfachsten derselben werden natür-

Digitized by Google

lich zuerst wahrgenommen: die Scala des Regenbogens, das Trio von Himmelsblau, Sonnenlicht und Wiesengrün, die Schönheit der Blumenkrone, die regelmäßige Bildung des Krystalls. Dann folgen, sehr zusammengesetzt schon aber immer noch übersichtlich, die Gestalt des höheren Thieres und die des Menschen. Die weite Landschaft aber ist eine verwickelte Symphonie, ja eine Stoffmasse, aus welcher der Künstler einen ganzen Kranz von Symphonien zu winden versteht. Indem der Landschaftsmaler, dessen ästhetisch geschultes Auge sie entdeckt hat, jede einzelne herausschneidet und so das Ganze in kleinen faßlichen Theilbildern darbietet, lehrt er uns die Landschaft sehen, ähnlich wie der Kupferstecher Gemälde sehen lehrt. Erst nachdem die Malerei die technischen Schwierigkeiten der Menschendarstellung so ziemlich überwunden hat, beginnt sie sich schüchtern in landschaftlichen Hintergründen zu versuchen; und noch weit später löst sie die Landschaft ab um sie selbständig zu behandeln. Und dann erst, nachdem der Maler die landschaftliche Schönheit erfaßt und zur Darstellung gebracht hat, kann von einer Würdigung derselben bei den Massen die Rede sein. Niederländer und Franzosen waren es, welche im 17. Jahrhundert die Landschaftsmalerei zur Vollendung brachten. Warum nicht Deutsche? Jedermann kennt die traurige Geschichte. Während die Italiener ihren cursum aestheticum ganz gemächlich bis zu Ende durchschmarutzen durften, wurde er den Deutschen, die ein reichliches Jahrhundert zurück ihnen nachstrebten, jählings abgebrochen. Theologisch-staatsrechtliches Gezänk, fanatischer Bruderhaß, wilde dynastische und Religionskriege verschütteten ein zweites Mal alle Bildungskeime, bis nach trostlosen anderthalb Jahrhunderten die von dem wüsten Treiben angeekelten Geister sich wieder umschauten nach den alten freundlichen Göttern und den abgerissenen Faden humanistischer Bildung wieder aufnahmen.

Wie in dieser Zeit Rousseau die Alpenwelt ästhetisch entdeckte, wie der neue Künstler- und Dichterfrühling dem entzückten Blick die Schönheiten der Natur und ihre Bedeutung für's Seelenleben erschloß, wie gar bald ästhetische Würdigung, empfindsames Schwelgen, pantheistische Naturvergötterung, altnordischer Barden- und davidischer Hymnengesang zum wundersamsten vielstimmigen Concert zusammentönten, wie alle diese Richtungen in Goethe ihre Verklärung und im allermodernsten Reiseferenthum ihre Carricatur erlebt haben, das Alles ist männiglich bekannt, so daß das letzte Drittel von Biese's Buch ziemlich überflüssig erscheint; nur für die Proben aus weniger zugänglichen Dichtern, wie Shelley, wird Mancher ihm dankbar sein.

Es ist doch die Frage, wie lange all' das Zeug wird so frei durch einander wuchern dürfen. Mehr und mehr nähert der Staat, jede geistige Regung ergreifend, sich dem Ideal einer pädagogischen Riesenpumpe, die in unausgesetzter Arbeit mit jedem Hub und Stoß ein gewisses Quantum „guter Gesinnung" in das Volk hinein und ein entsprechendes Quantum „schlimmen Geistes" herauspreßt. Unter solchen Umständen hat eine Sonderung der verschiedenen Arten von Naturgefühl ihre praktische Bedeutung; Freunde der Jugend und idealer Lebensansicht mögen mit einigem Bangen sich fragen, welche Elemente wohl nach gehöriger Sortirung, die hier so wenig als in irgend einem anderen Gebiet ausbleiben kann, für die große Füllmaschine zu Gnaden aufgenommen, welche anderen werden verworfen werden. Daß verliebtes oder sonst sentimentales Schwelgen, pantheistisch-phantastisches Zerfließen begünstigt werden sollte, ist in unserer eisernen Zeit kaum zu befürchten, daher ein Warnungsruf nach dieser Richtung hin nicht von Nöthen. Gemüthlich-naiven Verkehr mit der Natur sucht die Jugend schon aus freien Stücken, wenn sie nur hinausgelassen wird in's Freie. Auch der Forschertrieb, der in's Innere der Natur zu dringen strebt, sowie die Sammelluft, die Vorbotin gelehrten Strebens, macht sich meist stärker geltend als den Alten lieb ist und bedarf nur der Leitung. Die christliche Auffassung der Natur endlich sowohl von der teleologischen, wie von der allegorischen Seite zu lehren, ist ja wohl obligatorisch. Aber was der Fürsprache an mächtiger Stelle dringend bedarf, das ist die Anleitung zum ästhetischen Anschauen der Dinge. Daß sich bei unserer Jugend — bevorzugte Ausnahmen zählen nicht — der Schönheitssinn von selbst einstellte, wird Niemand behaupten wollen, der sie kennt. Der normale deutsche Tertianer findet einen plumpen, aber gut behangenen Birnbaum unbedingt schöner, als eine edel geformte Eiche, und wenn er zwei Jahre später mit Vorliebe ein romantisches Waldthal aufsucht, so geschieht es wahrscheinlich, weil eine revisionssichere Kneipe darin versteckt liegt. In Nr. 47 der „Gegenwart" wird die Frage erörtert, wie der Schönheitssinn durch den Zeichenunterricht am besten zu bilden sei. Nach einigen Prüfungsausstellungen zu urtheilen, die ich an Lehranstalten in verschiedenen Theilen Deutschlands zu sehen Gelegenheit hatte, erscheint es mir zweifelhaft, ob der Zeichenunterricht überhaupt noch mit Rücksicht auf Aesthetik ertheilt wird. An manchen Lehranstalten, selbst Gymnasien, scheint die Besorgniß vorzuwalten, durch Zeichnen von Baumumrissen oder Menschengestalten könne der Schüler unpraktisch werden und die erforderliche Uebung im Zeichnen von Maschinentheilen und anatomischen Präparaten versäumen. Wie nun aber, wenn bei der ungeheuren Menge jener, denen diese und andere nützliche Fertigkeiten andressirt werden, die Mehrzahl keinen Gebrauch davon machen kann? Vielleicht würde dann noch — neben der „Trösterin Hoffnung" — die Fähigkeit, das Schöne zu sehen, die Resignation erleichtern und vor socialistischem Taumel bewahren. Bedeutet doch das Wort Idee nichts anderes als Gestalt, und ist ja doch der echte Idealismus nur die Fähigkeit, aus den verworrenen, oft unerfreulichen Bildern dieser vergänglichen Welt die unvergänglichen Urgestalten herauszusehen, zu lieben und ihre Wiederherstellung zu erhoffen. Und gerade weil diese Urgestalten in der Natur weit reiner hervortreten als in den menschlichen Verhältnissen, so wird der echte Idealist die Natur aufsuchen, nicht um den Menschen für immer zu entfliehen, sondern um wie aus einem Seelenbade gestärkt zu ihnen zurückzukehren.

## Feuilleton.

### Die glückliche Ehe.

Humoreske von Albert Roderich.

(Schluß.)

Heute Abend war nämlich das große Ballfest beim englischen Generalconsul und ich wußte, daß ich Helenen dort treffen würde. Um mich für meine Unruhe und Erregung selbst zu bestrafen, erschien ich etwas spät in den Festsälen und meine sehnsüchtig suchenden Augen fanden erst nach geraumer Zeit die Freundin in der zahlreichen, glänzenden Versammlung. Ich konnte nur wenige, gleichgültige Worte mit ihr wechseln. Ein großer, blonder Herr schrieb gerade seinen Namen auf ihre Tanzkarte, und ein großer, schwarzer Herr bat mit tiefer Verbeugung um die Ehre. Helene warf einen schnellen Blick auf mich und reichte dem großen schwarzen Herrn die Karte. Es war ihr letzter freier Tanz. Ich schlich davon. Ich tanzte überhaupt nicht. Ich habe das Tanzen immer für eine Thorheit gehalten. In einem Nebensaal waren für die Nichttänzer Spieltische aufgestellt. Man forderte mich zu einer Partie Whist auf. Ich lehnte dankend ab. Ich wollte nicht noch drei andere Menschen auch unglücklich machen. Ich setzte mich in eine stille Ecke des Ballsaales und meine ohne Zweifel finsteren Blicke folgten mechanisch den dahin tanzenden Paaren. Ach, da schwebte Helene vorbei! Wie majestätisch, wie schön sie aussah in dem prächtigen Ballkleide! Ihren Tänzer kannte ich; es war der älteste Sohn unseres Gastgebers, ein stattlicher, wohlgebildeter junger Mann und ein trefflicher Tänzer. Was hatte dieser Mensch aber sonst geleistet, daß er seinen Arm um diesen Leib schlingen, ihre Hand in seiner halten, Minuten lang im wonnigen Vereine mit ihr auf den berauschenden Rhythmen des Walzers dahin stürmen durfte? Was hatte er gethan dafür? Er hatte eine Verbeugung gemacht — eine Phrase geredet. Und

Digitized by Google

ich? ich?! Ich hatte in manchen mir unvergeßlichen Stunden dem Mädchen das Beste gegeben, was ich von allem Hohen und Schönen wußte, und jetzt — jetzt saß ich hier in der Ecke, wie ein verstoßenes Kind am Weihnachtsabend, und dieser Mensch — dieser, — ach, er tanzt wie ein Balletmeister, — er ist jung — und ich — — Jetzt treten sie zurück, — sie legt ihren Arm in seinen, — er beugt sich zu ihr nieder und flüstert ihr zu. Sie lächelt, — oh, wie heiter, wie glücklich sie lächelt! So hat sie nie gelächelt, wenn ich mit ihr redete. Ein wüthender Schmerz stieg mir vom Herzen aus in's Gehirn. So ging das nicht weiter. Ich eilte aus dem Saale. Die Geschichte von dem Manne, der sich bei den eigenen Haaren aus dem Sumpfe gezogen, fiel mir ein; die Geschichte war gar nicht so fabelhaft. Der Tanz war aus. Ich sah meinen Freund Paul Lassen in's Buffetzimmer treten, natürlich seine Frau am Arme. Ich eilte auf ihn zu und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Frau Emma lächelte mir in ganz eigenthümlicher Weise zu und ließ den Arm des Gatten los. Paul folgte mir und wir fanden bald ein stilles Nebenzimmer.

„Paul," begann ich nach einer recht langen Pause der Verlegenheit, „ich — ich — muß Ihnen etwas sagen!"

„Das scheint so — lieber Doctor."

„Ich, — ich — glauben Sie, — meinen Sie, daß — daß — Ihre Schwägerin Helene meine Frau werden würde — —?"

Jetzt lächelte auch Paul in ganz eigenthümlicher Weise und sagte wie zu sich selber: „Oh, meine Frau hat doch immer Recht," und dann, wie sich schnell fassend, entgegnete er mir: „Lieber Freund, wäre es nicht richtiger, diese Frage zunächst an Helene selbst zu richten?"

„Gewiß, gewiß, — oh, ich weiß — aber liebster, bester Freund, — ich bin 12 Jahre älter als Helene — und — und — ach, es würde mich zu elend machen, wenn — Sie erwähnten eben Ihre Frau, — sie ist so klug, so gescheidt, oh, Sie werden gewiß wissen, was ich hoffen darf."

„Lieber Freund, was meine Frau und mich anbetrifft, — Sie sind uns ein willkommener, lieber Bruder. Und Helene — hm, nun ich denke, Sie dürfen es immerhin wagen."

„So werde ich es wagen! Aber wie — wann?"

„Gleich jetzt hier!"

„Um Gottes Willen nicht, ich bin so erregt, so außer Fassung — und Helene ist so umschwärmt von Verehrern — ach, lieber Freund, wenn es schon zu spät wäre!"

Hm, kommen Sie morgen früh um — um 12 Uhr zu uns und ich will dafür sorgen, daß Sie Helenen allein sprechen."

„Tausend Dank, ich werde kommen. Lieber Freund, ich habe früher nie geahnt, daß es Dinge gibt, für die ein tüchtiger Verstand keine Formel finden kann. Ich werde ein sehr ungeschickter Brautwerber sein. Ach, wenn ich wüßte, wie mir morgen um ein Uhr zu Muthe sein wird!"

„Hm, Sie sind ein wenig zu ängstlich, lieber Doctor," sagte Paul, „warten Sie, ich kann Ihnen vielleicht helfen. Helene hat mir dieses Medaillon zum Aufbewahren gegeben, weil das Schloß der Kette sich gelöst hat. Wir nehmen also an, ich hätte das Medaillon verloren, — Sie haben es gefunden — und bringen es ihr morgen zurück. Das gibt eine prächtige Einleitung. Hier ist das Medaillon."

Und Paul zog aus der Brusttasche seines Frackes ein goldenes Medaillon in Form eines Herzens, das an einer schmalen, sehr kunstvoll gearbeiteten goldenen Kette hing. Ich griff begierig danach und dankte dem Freunde mit Worten und Händedruck für seinen vortrefflichen Beistand.

Nach dieser Unterredung war ich viel ruhiger geworden. Ich kehrte in den Ballsaal zurück und sah mit geringerer Eifersucht, wie Helene eben mit dem großen, schwarzen Herrn zum Tanze antrat und lächelnd mit ihm plauderte. Es ist das gewöhnliche Ballächeln, sagte ich mir. Es war mir, als ob Helene, seitdem ihr kleines, goldenes Herz an meinem Busen ruhte, gar nicht anders könne, als mir gut sein. Vor ganz kurzer Zeit freilich würde ich diese thörichte Symbolik für einen lächerlichen Aberglauben gehalten haben. Jetzt aber unterdrückte ich schnell die Glossen darüber, die mir durch's Gehirn huschten; ich hielt sie für eine Versündigung an dem neuen Glücke, dessen erste beseligende Ahnung mich ergriff, und das mir doch himmelhoch erhaben schien über das Glück der beschaulichen Ruhe und der behaglichsten Einsamkeit.

Mit dem Glockenschlage zwölf betrat ich am nächsten Tage das Haus meines Freundes Lassen, und der Diener führte mich in den Empfangssalon. Er wollte sobald wie irgend möglich seinen Herrn von meiner Anwesenheit in Kenntniß setzen. Die Bedeutung dieses „sobald wie irgend möglich" sollte ich schnell genug erfahren. Kaum war ich in den Empfangssalon getreten, als ich die lauten Worte einer im Nebenzimmer geführten, sehr erregten Unterhaltung vernahm. Ich erkannte sofort die Stimmen meines Freundes Paul Lassen und seiner Frau und hörte zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß die beiden Gatten sich in einem heftigen Streite befanden.

„Ich frage Dich jetzt zum letzten Male — willst Du mir den Brief geben oder nicht?" rief Paul's vor Wuth oder Erregung zitternde Stimme.

„Nein!"

„Weib, treibe mich nicht bis zum Aeußersten!"

Ein erstickter Schrei der jungen Frau und dann, wie von körperlichen Schmerzen erpreßt, die Worte: „Laß meinen Arm los — der Brief ist verbrannt!"

„Du lügst!"

„Du sollst wissen, was der Brief enthielt und dann sage noch, ich lüge! Der Brief war von meinem Vater. Ich hatte ihm mitgetheilt, daß ich das Haus meines Gatten verlassen würde, heimlich verlassen —"

„Heimlich verlassen?! Oh, schändlich, schädlich!"

„Ja schändlich, schändlich genug, daß Du mich dazu getrieben hast! Aber ich kann so nicht weiter leben. Meine Kraft ist zu Ende. Ich kann nicht mehr so ungeheuerlich lügen und heucheln und der Welt Glück und Seligkeit vorgaukeln, während mein Herz voll ist von Gram, Verachtung und Abscheu!"

„Du kannst nicht mehr lügen und heucheln?! Oh, Du hast nie besser geheuchelt, als in diesem Augenblicke; Du bist ja auch meine Lehrmeisterin! War es nicht meisterhaft geheuchelt, als Du aus Liebe mein Weib zu werden vorgabst? Geschah's aus Liebe oder aus der niedrigen Sucht, im Ueberfluß zu leben?"

Plötzlich verstummte jetzt der entsetzliche Zank. Ich hörte eine Thür knarren und Jemand einige leise Worte sprechen. Es war ohne Zweifel der Diener, der mich anmeldete, denn im nächsten Augenblick trat Paul Lassen zu mir in den Empfangssalon. Der Unglückliche lächelte, aber seine Stimme zitterte noch von der fürchterlichen Anstrengung.

„Ah, lieber Doctor — richtig — ja — oh — warten Sie schon länger in diesem Zimmer?"

„Einige Minuten."

„So — so — haben Sie — —? nun einerlei — also richtig — Sie wollen eine Unterredung mit Helenen, — nehmen Sie Platz, lieber Doctor! ich gehe, das Mädchen zu holen."

Und er ging, das Mädchen zu holen.

Ich war wie erstarrt und kaum meiner Sinne mächtig. Oh, das sollte der Leuchtthurm sein, nach dessen Licht ich mein Lebensschiff richten wollte! Wenn nicht dieses Wetterleuchten so plötzlich und unvorhergesehen meinen Weg erhellt hätte, es wäre rettungslos zerschellt an den dunklen Klippen. Nun aber rückwärts — schnell und mit ganzer Kraft rückwärts!

Helene trat ein. Die Freudenfeuer in meinem Herzen waren plötzlich ausgelöscht durch diesen Wolkenbruch von Enttäuschung. Sie mußte um das abscheuliche Geheimniß dieses Hauses wissen — es war ja gar nicht anders möglich, — und — wollte sie mir nicht vielleicht das gleiche Schicksal bereiten? — mich schauderte.

Nachdem wir einige Phrasen gewechselt, zog ich das kleine goldene Herz hervor und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich habe gestern auf dem Balle dieses Medaillon gefunden — ich vermuthe, es ist das Ihrige."

Helene erfaßte die Kette und rief erstaunt: „In der That, ja, es ist mein Medaillon, — ich habe es meinem Schwager zum Aufbewahren gegeben."

„So muß Ihr Herr Schwager es wohl verloren haben."

„Es scheint so — aber, Herr Doctor, wie konnten Sie wissen, daß gerade mir das Medaillon gehört?"

„Ich — ich — ich habe es gestern an Ihrem Halse gesehen."

„Unmöglich! Das Schloß der Kette löste sich beim Abnehmen

Digitized by Google

meines Mantels in der Garderobe. Ich habe es meinem Schwager zum Aufbewahren gegeben, bevor wir den Ballsaal betraten."

Ich stand vor den forschenden Blicken des Mädchens wie ein Schulknabe, der auf einer Lüge ertappt worden ist. Zu der Entrüstung über das freventliche Spiel dieses Hauses gesellte sich der Aerger über mich selbst, und von dieser Gefühlsmischung lag wohl recht viel in meinem Tone, da ich zu Helenen sagte: „Mein Fräulein, es ist das letzte Mal, daß wir zu einander reden, und ich habe Sie zu wahrhaft verehrt, um mit einer Lüge von Ihnen zu scheiden. Nun denn, nein, ich bin zu dieser Stunde nicht zu Ihnen gekommen, nur um Ihnen dieses Herz zu überliefern. Nach dem aber, was ich in den letzten Minuten erlebt und gesehen habe in diesem Hause, dem ja auch Sie angehören, — kann ich nichts Anderes thun, als Ihnen zuzugestehen: Sie haben Recht, Sie haben Ihr Herz gar nicht verloren, Sie haben es nur in Verwahrung gegeben! Leben Sie wohl, mein gnädiges Fräulein!"

Noch einen strafenden Blick warf ich auf das schöne, todtenbleiche Antlitz, — und eilte hinweg. Gesenkten Hauptes schritt ich über den Corridor zur Hausthür. Da trat Herr Paul Lassen aus dem Wohnzimmer mir entgegen und veranlaßte mich einzutreten.

„Nun, lieber Freund," begann er, „sind Sie jetzt schon zu Ende?"

Ich blickte ihn sehr ernst an und entgegnete: „Ja, ich bin jetzt schon zu Ende — ganz zu Ende!"

„Ah, Helene hat abgelehnt?"

„Wir können es meinetwegen auch so nennen."

„Unbegreiflich — ganz unbegreiflich!" rief Herr Paul Lassen, „ich hätte darauf geschworen, daß Sie erhört würden und meine Frau auch! Sie hatte so sichere Anzeichen dafür. Haben Sie, zum Beispiel, nicht Helenen einmal ein Buch mit kleinen Sprüchen geschenkt?"

„Ja."

„Meine Frau hat zufällig die Notizen gelesen, die Helene zu einigen dieser Sprüche in das Buch geschrieben. Danach hätte meine Frau geschworen, daß —"

„Schon gut, Herr Lassen, — ich danke Ihnen bestens".

Herr Paul Lassen hielt mich noch zurück.

„Hm, hm, thut mir wirklich leid, sehr leid, lieber Freund — aber Sie werden es uns nicht entgelten lassen."

„Ich werde Ihr Haus nicht mehr betreten."

„Oh, oh, lieber, bester Freund, — so hart werden Sie uns nicht strafen. Sie haben uns so viele angenehme Stunden bereitet. Ihr Freundesrath hat uns so oft genützt, sehen Sie, gerade jetzt ist da ein Fall. Meine Frau ist im Vorstande des wohlthätigen Frauenvereins. Für diesen Verein wird eine Dilettantenvorstellung arrangirt. Es soll eine französische Komödie aufgeführt werden, und meine Frau und ich haben Hauptrollen darin. Das Stück gefällt mir aber gar nicht. Meine Frau und ich haben da vorhin eine Scene probirt."

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen packte ich den Arm meines Freundes.

„Eine Scene probirt — um Gotteswillen — wo — wann?"

„Im kleinen Saal, gerade als Sie kamen — aber was ist Ihnen denn?"

„Oh, ich unglücklicher Mensch! Eine Scene mit einem verbrannten Brief?!"

„Ganz recht, oh, Sie konnten im Empfangssalon hören und verstehen?"

„Ich konnte hören und verstehen. Oh, ich Elender, Erbärmlicher!"

Ich sank auf einen Lehnsessel.

In diesem Augenblick trat Frau Emma Lassen in's Zimmer. Ich schnellte empor und stürzte auf sie zu.

„Retten Sie mich! Führen Sie mich zu ihrer Schwester! Retten Sie mich!" rief ich, wie außer mir.

Frau Lassen sah mich wieder mit demselben eigenthümlichen Blick an, der mir noch vom gestrigen Balle im Gedächtniß war, und sagte: „Meine Schwester ist in ihrem Wohnzimmer. Sie ist eben an mir vorbeigestürmt, wie es schien, in großer Erregung. Und auch Sie, lieber Doctor, scheinen so aufgeregt. Ich begreife nicht, ein Mann von Ihrer vielgerühmten Ruhe und Gelassenheit."

„Verhöhnen Sie mich, — Sie haben Recht — aber führen Sie mich zu Ihrer Schwester!"

Frau Lassen wechselte einen schnellen Blick mit ihrem Mann und schritt mir voran, die Marmortreppe hinauf. Im ersten Stocke angelangt, hieß Sie mich einen Augenblick warten vor einer Thür, in die sie eintrat. Meine Gedanken stürmten wild durch einander. Jetzt stockten sie plötzlich. Ich hörte da drinnen ein lautes, wie von Angst herausgepreßtes „Nein"; gleich darauf trat Frau Lassen wieder aus dem Zimmer und sagte zu mir: „Lieber Doctor, meine Schwester will Sie durchaus nicht empfangen. Sie fühlt sich so elend, daß sie nicht mehr leben mag. Aber ich dächte, es wäre vielleicht gerade deshalb richtig, daß Sie zu ihr gingen. Sie sind ja Notar, — vielleicht will sie noch ihren letzten Willen aufsetzen."

Tausend Schelme sprühten aus den Augen der jungen Frau, während sie so sprach und sich rasch der Treppe zuwandte. — Ich holte tief Athem und trat in Helenen's Wohnzimmer.

Helene sprang auf und starrte mich mit von Thränen gerötheten Augen an.

„Sie wagen es?!" rief sie mit vor Erregung zitternder Stimme.

„Ja, ich wage es," entgegnete ich, „so schwer kann Keiner sündigen auf Erden, daß ihm nicht noch Eines gewährt werden müsse: die Buße! Ich bin hier, um zu büßen. Sie müssen mich hören, Helene!"

Sie zog finster die Brauen zusammen.

„Ja, ich muß Sie hören, — weil Sie gewaltsam hier eingedrungen sind."

Ich erzählte in fliegender Eile meine ganze Leidensgeschichte, und, als ich zu Ende war, rief ich: „Helene, ich liebe Sie treu und wahr seit vielen Tagen — oh, wenden Sie mir nur einen kleinen Theil Ihrer Herzensgüte zu, — und vergessen Sie den einen Augenblick, da ich Sie nicht zu lieben schien. Seien Sie barmherzig und antworten Sie mir so, wie Sie es ohne jenen unglücklichen Augenblick gethan haben würden! Helene wollen Sie mein Weib werden?"

Sie richtete sich hoch auf und ward um noch einen Schatten blasser, als sie erwiderte: „Herr Doctor, Sie haben einmal in einer Ihrer philosophischen Lehrstunden zu mir gesagt, es sei schlimm, daß das Herz den Lippen so viel näher ist, als dem Kopfe. Ich will Sie nicht zum Sünder an Ihren eigenen Lehren machen."

„Oh, mein Fräulein, ich war ja in meinem ganzen Leben niemals verständiger, als in diesem Augenblicke!"

„Nein, Sie waren verständiger in jenem Augenblicke, den sie soeben als einen unglückseligen bezeichneten. Ihr Verstand berechnete genau meinen Werth nach gleichartig scheinenden Größen, — so ungefähr heißt wohl die Formel. Meine Schwester schien Ihnen verächtlich — Sie verachteten mich!"

„Gnade, Gnade, Helene!"

„Außerdem aber, Herr Doctor, scheint daß Mißverständniß, wie Sie es nennen, noch immer nicht aufgeklärt zu sein. Ich glaube nämlich gar nicht an die Dilettantenvorstellung für den wohlthätigen Frauenverein. Ich habe bisher nicht das Mindeste davon gehört. Wäre es nicht möglich, daß meine Schwester und ihr Mann sich wirklich gezankt und nur die Komödie erfunden hätten, um den Zeugen ihres Zankes irre zu führen?"

Ich stockte nur einen einzigen kurzen Moment.

„Helene," rief ich dann in überströmender Sehnsucht, „mich kümmert nichts Anderes mehr, — Helene, wollen Sie mein Weib werden?"

„Nein!" hallte es dumpf zurück.

Ich schauerte zusammen.

„Verurtheilt also," sagte ich leise vor mich hin; „verurtheilt zu lebenslänglicher Einzelhaft!"

Verzweifelt und wie nach Hülfe suchend irrten meine Blicke umher, — da — ich schnellte empor — das kleine blaue Buch dort auf dem Tische neben Helene — ein Hoffnungsstrahl durchzuckte mich.

„Nun denn, so scheiden wir für immer, mein Fräulein, — leben Sie wohl! Und damit nichts Sie erinnern möge an mich und mein unverzeihliches Vergehen — geben Sie mir jenes Buch zurück, — das Sie einst als Zeichen meiner — Freundschaft von mir angenommen haben."

Dunkle Gluthen stiegen plötzlich in die bleichen Wangen des Mädchens. Hastig ergriff Sie das kleine blaue Buch.

„Dieses Buch — nein — das — das kann ich Ihnen nicht zurückgeben."

„Aber warum nicht?"

Digitized by Google

„Ich — ich — erlassen Sie mir den Grund!"

„Wenn ich den Grund nun aber schon wüßte?! In dem Buche steht geschrieben, daß Sie mich lieb haben."

Helene stieß einen leisen Schrei aus und wandte sich hastig zur Seite.

„Ach nein," fuhr ich fort, „ich irre mich — in dem Buche steht wohl nur geschrieben, daß Sie mich lieb gehabt haben — bis vor einer halben Stunde vielleicht, — denn wenn in diesem Augenblicke auch nur noch ein Funken von Liebe für mich in Ihrem Herzen lebte, dann könnten Sie mich nicht so hinausstoßen in die ewige Reue."

Das Mädchen barg sein Gesicht in den Händen und brach in Weinen aus.

„Oh, Helene," rief ich im Uebermaße des mich von Neuem durchströmenden Glückes, „es glimmt noch ein Funke für mich in Ihrem Herzen — oh, Helene — geben Sie mir Zeit, daß ich ihn wieder zur Flamme entfache mit dem Hauche meiner Liebe. Lassen Sie mich von Neuem um Sie werben."

Ich zog ihr sanft die Hand vom Antlitze und sie ließ sie in der meinen.

„Oh, Helene, geben Sie mir Zeit — ein Jahr — einen Monat — ach, das sind Ewigkeiten — genügt nicht ein Tag — eine Stunde — eine Minute — Helene, willst Du mein Weib sein?" Ich breitete die Arme aus und im nächsten Augenblick preßte ich die zitternde Mädchengestalt an meine Brust.

Bald darauf traten Helene und ich Hand in Hand vor die jubelnden Geschwister.

Nachdem die Wogen der Freude sich ein wenig geglättet, begann ich von der Komödie für den wohlthätigen Frauenverein und bat um Aufklärung.

„Alles in Ordnung! lieber Doctor und Schwager," sagte Frau Emma mit ihrem liebenswürdigsten Schelmenblick. In Folge Ihres splendiden Geschenkes an den wohlthätigen Frauenverein habe ich erfahren, daß Sie hinterrücks Studium an unserem ehelichen Glücke machen. Deshalb wollten wir Ihnen eine Extralection geben."

„Oh, und die Komödie —"

„War eine Komödie — Alles in Ordnung."

„Haben Sie — hast Du die Strafe etwa nicht verdient, Robert?" fragte meine Braut.

Ich preßte ihre Hände in die meinen und rief: „Ja, ich habe die Strafe verdient. Möge mich der Himmel weiter so strafen bis an mein seliges Ende!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Die Wildente".

Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen.

Unter den subjectiven Bühnendichtungen Ibsen's ist die „Wildente" die subjectivste, mit allen Mängeln und Vorzügen eines Selbstbekenntnisses behaftet. „Die Gespenster", „Rosmersholm" und die „Wildente" bilden eine Symphonie, deren Motive hier und da anklingend, bald stärker, bald leiser wiederkehrend — sich in eine Disharmonie auflösen. In den „Gespenstern" stellt Ibsen die ideale Forderung der absoluten Wahrhaftigkeit, in „Rosmersholm" geht der Wahrheitsforderer selbst von des Gedankens Blässe angekränkelt zu Grunde, in der „Wildente" wird der vorgewiesene Wahrheitswechsel protestirt, das Ganze endet mit einem Bankerott, bei dem sich Gläubiger und Schuldner unter Aufgabe der Wahrheitsforderung auf die sogenannte Lebenslüge einigen. Daß darüber ein junges unschuldiges Wesen als Opfer fällt, daß der Wahrheitsforderer selbst seine Bestimmung, der dreizehnte bei Tische zu sein, ernst zu nehmen anfängt und sie zu erfüllen gedenkt, das erhebt die ironische Selbstbespiegelung Ibsen's zum Trauerspiel.

„Es gibt Menschen auf dieser Welt, die bis auf den Grund tauchen, wenn sie nur ein paar Schrotkörner in den Leib bekommen und dann niemals wieder emporkommen."

Ekdal. ... das thun die Wildenten immer. Tauchen unter, so tief sie können, Alter; — beißen sich fest in Tang und Algen — und all den Teufelskram, der da unten ist. Und dann kommen sie nie wieder herauf.

Gregers. Aber Lieutenant Ekdal, Ihre Wildente ist doch wieder heraufgekommen.

Ekdal. Ihr Vater hatte einen unglaublich bissigen Hund. — Und dieser Hund — der tauchte unter und holte die Ente wieder herauf.

Gregers (zu Hjalmar gewendet). Und dann bekamt Ihr sie hierher?

Hjalmar. Nicht gleich; erst kam sie zu Deinem Vater nach Hause; aber da wollte sie nicht recht gedeihen. Und da bekam Pettersen Ordre, ein Ende mit ihr zu machen — und siehst Du, so bekamen wir sie; denn Vater ist ein wenig mit Pettersen bekannt; und als er dies von der Wildente hörte, da richtete er es so ein, daß sie ihm überlassen wurde.

Gregers. Und da drinnen im Bodenzimmer gedeiht sie nun außerordentlich gut.

Hjalmar. Ja, unglaublich gut. Sie ist fett geworden. Nun sie ist ja jetzt auch schon so lange da drinnen, daß sie das richtige, wilde Leben ganz vergessen hat. Und das ist es ja nur, worauf es ankommt.

Gregers. Darin hast Du gewiß Recht, Hjalmar. Aber laß sie nur niemals Himmel und Meer sehen. —

Der Großhändler Werle ist ein recht ungeschickter Schütze. Seine Frau, die ihm wieder Erwarten kein Vermögen zugebracht, hat er allerdings regulär gerade ins Herz getroffen, aber den alten Lieutenant Ekdal hat er nur angeschossen, flügellahm gemacht. Er hat ihn zum Betruge, zum widerrechtlichen Abholzen einer Staatswaldung veranlaßt, und darüber hat der alte Herr seine Uniform verloren und ist in's Zuchthaus gekommen. Das ist ein Unglück, und Großhändler Werle hat ein gutes Herz. Er beschäftigt den entlassenen Zuchthäusler als Schreiber, kauft dessen Sohn einen photographischen Apparat und verheirathet ihn an sein früheres Dienstmädchen. Daß besagtes Dienstmädchen seine Geliebte gewesen, daß er damit zugleich seinem zu erwartenden Kinde zu einem Vater verholfen, ist ein kluges Benutzen der Umstände. Die Betheiligten sind denn auch mit ihrem Loose recht zufrieden. Es geht zwar ein bischen knapp zu im Hause des jungen Ekdal, der sich eigentlich zu etwas Besserem bestimmt fühlt, aber er wird einmal eine Erfindung machen, eine ganz bedeutende Erfindung. Womit er die Welt eigentlich beglücken will, ist ihm in fünfzehn Jahren noch nicht ganz klar geworden, er wartet noch immer auf die Inspiration und läßt inzwischen Frau und Tochter für sich arbeiten. Die thuen es ja gerne und fühlen sich glücklich in der Anbetung eines Vaters, der die entschiedene Absicht hat, einmal eine bedeutende Erfindung zu machen und ihnen mit einem Schlage ein Vermögen zu erwerben. Auch der alte Ekdal ist ganz zufrieden. Auf dem Boden hat er sich aus vertrockneten Weihnachtsbäumen einen Hochwald zurecht gemacht, in dem er Kaninchen, Hühner und die symbolische Wildente züchtet und nährt. Ja, er geht sogar mit einer alten Reiterpistole in seinem drei Stock hoch belegenen Revier auf die Jagd. Er ist, wie die ganze liebe Familie, auf den Grund getaucht und hat sich fest gebissen in Tang und Algen. Er ist fett geworden und ist schon so lange da drinnen, daß er das richtige wilde Leben ganz vergessen hat. Und das ist es ja, worauf es ankommt.

Leider gibt es kluge Hunde, die auf den Grund nach den Wildenten gehen, wenn diese untertauchen und sich unten im Schlamm in Tang und Algen festbeißen. Sie holen sie allerdings herauf, knicken ihnen dabei aber gelegentlich zu dem lahmen Flügel auch ein Bein, oder thun ihnen sonst einen unreparirbaren Schaden. Gregers Werle, der Sohn des Großhändlers, ist so ein außergewöhnlich kluger Hund. Er hat sich oben in der Einsamkeit eines Hüttenwerkes seine ideale Forderung zurecht gemacht, mit der er in allen Häuslerhütten umhergegangen ist, um sie zu präsentiren. Honorirt hat sie in den Bergen Niemand, da versucht er es einmal im Thale. Seine Specialität ist die Verwirklichung der wahren Ehe. Schade, daß das Material dazu so schwer zu finden ist. Vielleicht gelingt es mit dem edlen Hjalmar Ekdal. Er klärt ihn über die Sumpfluft auf, die in seinem Hause herrscht und überläßt ihm die nöthige Desinficirung und Ventilirung. Auf den Trümmern seines Lügenglücks soll er sich ein neues, auf Wahrheit begründetes Leben aufbauen. Ach, der arme Hjalmar Ekdal ist leider kein Adelsmensch, wie sie Rosmer zu Nutz und Frommen der Menschheit erziehen wollte. Er bekneipt sich in seinem Schmerz, macht im Katzenjammer seiner Frau eine Scene, um sich im nächsten Augenblick von ihr ein Butterbrod und den nöthigen schwarzen Kaffee serviren zu lassen, stößt seine bisher geliebte Tochter von sich, weil er sich in seiner Vaterschaft nicht ganz sicher fühlt, zerreißt einen Schenkungsbrief des alten Werle, um ihn im nächsten Augenblick sorgfältig wieder mit Kleister zusammenzukleben, kurz er treibt allen möglichen Unsinn, nur zu der Opferstimmung des großen Verzeihens kann er sich nicht durcharbeiten. Das Material zur Verwirklichung der wahren Ehe hat wieder einmal versagt.

Daran wäre nun im Grunde genommen nicht so viel gelegen, und die Präsentirung der idealen Forderung kann garnicht oft genug versucht werden. Leider geht bei der Geschichte auch ein junges unschuldiges Leben zu Grunde. Die fünfzehnjährige Hedwig — ob sie Werle's oder Hjalmar's Tochter ist, läßt Ibsen unentschieden — nimmt die Sache ernsthafter, als ihr jämmerlicher Vater. Sie hat ganz recht, wenn sie nicht die Wildente erschießt, wie ihr Gregers Werle rieth, um die Liebe Hjalmar's wieder zu gewinnen, sondern die Pistole auf die eigene Brust richtet. Ihr knickt der außergewöhnlich kluge Hund beim Heraufholen aus dem Meeresgrunde, wo sie sich in Tang und Algen fest gebissen, nicht bloß ein Bein, er beißt sie lieber gleich todt, denn ihr ist doch nicht mehr zu helfen.

Ibsen hat dem jungen Werle einen zweiten Seelenarzt gegenüber gestellt, der als studirter Mediciner seine Aufgabe am anderen Ende anfaßt. Ihm kommt es zunächst auf die Erhaltung des Lebens an und gerade dazu bedarf er als stimulirenden Princips der Lebenslüge. Wenn man einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge nimmt, nimmt man ihm zu gleicher Zeit sein Glück! Es hat Niemand ein Recht, dem alten Ekdal den Traum vom Hochwald auf der Bodenkammer, dem Hjalmar das Vertrauen auf seine Erfindung zu nehmen. Ja, man muß

Digitized by Google

den Leuten, nur um sie lebensfähig zu erhalten, irgend ein Spielzeug hinwerfen, das sie ernsthaft nehmen, mit dem sie sich beschäftigen, damit sie nicht auf böse Gedanken kommen. Dr. Relling hat dem verkommenen Theologen Molvik eingeredet, daß er eine dämonische Natur ist, die in geordnete Verhältnisse nicht hineinpaßt, nur um ihn vor Selbstverachtung und Selbstmord zu bewahren. Gregers Werle sagt zu ihm kurz vor dem Fallen des Vorhanges: „Wenn Sie Recht haben, und ich Unrecht, so ist das Leben nicht werth gelebt zu werden." Und Dr. Relling antwortet: „O, das Leben könnte trotzdem noch ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen vermaledeiten Gläubigern, die uns armen Leuten die Thüren einrennen mit der idealen Forderung." Ja, die armen Leute! Wenn nur erst die Adelsmenschen Ibsens geboren und erzogen wären!

Wir gehören nicht zu den Ibsenschwärmern sans phrase und verschließen unser Auge gewiß nicht den dramatischen Blößen der Wildente. Da ist zunächst die Symbolik, die sich ungebührlich in den Vordergrund drängt und gelegentlich den klaren Ausdruck der Gedanken überwuchert. Die angeschossene Wildente führt in dem Stück eine seltsame Doppelexistenz, man weiß niemals so recht, wie man mit ihr daran ist. Bald flattert sie in leibhaftiger Gestalt auf dem Boden herum, bald hinkt sie gespensterhaft mitten in die Conversation hinein. Einmal ist sie das hieroglyphische Zeichen einer ganzen Menschenklasse, das andere Mal wird sie willkürlich für eine bestimmte Person, für den alten Ekdal, für Hedwig oder sonst Jemand gesetzt. Auch der besonders an zwei Stellen durchsickernde Mysticismus schadet dem sonst lückenlosen Zusammenschließen der dramatischen Deduction. Hjalmar findet, nachdem ihm Gregers die Augen geöffnet, daß eigentlich der alte Werle die wahre Ehe verwirklicht, insofern er sich ohne alle Illusion, mit vollem Bekennen der beiderseitigen Sünden mit Frau Sörby vermählt. Und dann tröstet er sich plötzlich mit der hingeworfenen Bemerkung, daß der Großhändler den Finger des Schicksals spürt, indem er, der ein vertrauensseliges Mitgeschöpf blind gemacht, nun selbst erblindet. Der alte Ekdal verschwindet nach dem Selbstmord Hedwigs hinter seiner Bodenthür mit den räthselhaften Worten: „Der Wald rächt sich. Aber ich habe doch keine Angst." Das sind die Gespenster, vor denen sich die Kammerherrin Alving fürchtet, das ist das weiße Roß, das in Rosmersholm umgeht.

Henrik Ibsen hat eben trotz der klarsten Fassung des dramatischen Gedankens noch immer einen Ideenrest, den er gern mittheilen möchte, der aber schließlich jeder Formulirung widerstrebt. Fast alle seine Bühnenwerke leiden an einem Zuviel der Motivirung. Er knüpft überall Fäden an, wie das frühere Verhältniß zwischen dem Dr. Relling und der Frau Sörby, und zwingt so den Zuschauer zu einer Aufmerksamkeit, die sich nicht belohnt, da die Meisten dieser Fäden sich unmerklich in dem Gesammtgewebe verlieren. Auch der Bühnentechniker wird Manches einzuwenden haben, wie das nicht immer genügend begründete Kommen und Gehen der Personen. Aber das Alles sind Ausstellungen, die einem Dichter wie Ibsen gegenüber wenig zu bedeuten haben. Er ist der Erste unter den zeitgenössischen Bühnendichtern, der es mit den modernen Ideenconflicten ernst nimmt, sie aufeinanderplatzen und sich kreuzen läßt, um aus dem Riesenstreit eine feste Weltanschauung herauszuretten. Jedes seiner Dramen ist eine Phase dieses Ringens nach einem Lebensprincip. Das Resultat ist meist ein negatives, aber das ist natürlich, denn der Streit dauert fort und der Sieg ist zweifelhaft. Ibsen's Menschen sind idealistische Constructionen, aber der Mechanismus, der sie bewegt, arbeitet wie die natürliche Lebenskraft, ohne daß man durch das Knarren der in einander greifenden Maschinentheile gestört wird. Jede seiner Gestaltungen ist das Product einer restlosen Mischung von Idee und Erfahrung. Gegen seine Voraussetzungen kann man sich sträuben, hat man sie aber einmal zugegeben, so muß man sich den Folgerungen willenlos fügen.

Unter diesem poetischen Banne stand auch das Publikum der Matinée im Residenztheater. Trotz der vielfach verfehlten Inscenirung, die den Intentionen des Dichters nicht immer gerecht wurde, folgte es der Entwickelung der Handlung mit athemloser Spannung und kargte nicht mit seinem Beifall. Auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses hoffen wir dem Dichter wieder zu begegnen. G. M.

## Neue Possen.

Die Berliner Posse, die seit vielen Jahren dem L'Arronge'schen Rührlustspiel und dem Schwanke G. v. Moser's und seiner Nachahmer weichen mußte, scheint in unseren Tagen wieder aufzuleben. Freilich nicht auf dem altehrwürdigen Schauplatze der Triumphe eines Kalisch, Pohl und Helmerding, sondern in den kleineren Musentempeln der inneren Stadt und ihrer Peripherie. Die Stücke, die z. B. im Centraltheater vor einem wenig wählerischen Publikum von Kleinbürgern und Handwerkern aufgeführt werden, pflegen ein solches Glück zu machen, daß zweihundertste Jubelaufführungen fast zu den Gewohnheiten des Hauses gehören. Der Leibdichter dieses Theaterpublikums, Wilhelm Mannstädt, ist wohl gegenwärtig der am meisten aufgeführte Bühnenautor, denn seine Erfolge sind nicht bloß auf das Centraltheater beschränkt und seine Possen gehen über die meisten Provinzbühnen zweiten und dritten Ranges und erwerben localisirt auch in der Donaustadt Bürgerrecht. Die Kritik hat diesen Werken gegenüber keine Stimme. Sie wollen nichts weiter, als von der Arbeit ausruhende Volkskreise fröhlich stimmen, gleichviel mit welchen „künstlerischen" Mitteln. Die Situationen sind alt, wie die Witze des Dialoges, aber wirken auf nicht verwöhnte Menschen immer neu, die Moral ist gesund und handgreiflich, die Gesangseinlagen für populäre Hörer wirksam erfunden, die komischen Effecte derb und billig. Nach Motivirung und gesundem Menschenverstand wird wenig gefragt. Kalisch's „höherer Blödsinn" und „blühender Unsinn" feiert hier seine Auferstehung, wenn auch nicht in aristophanischem Geiste. Und versagt irgend einmal ein Effect oder droht eine sentimentale Anwandlung mit Langerweile, so braucht auf der Bühne nur eine Person zur Thür hinausgeworfen zu werden, und die allgemeine Heiterkeit ist wieder hergestellt. Oder der Kapellmeister klopft schnell auf sein Pult, der beliebte Komiker oder die hübsche Soubrette tritt vor und das mit politischen Anspielungen von meist zahmer Art gespickte Couplet setzt sämmtliche Lachmuskeln in Thätigkeit. So einfach und bescheiden!

Auch das neueste Stück Mannstädt's: „Die Himmelsleiter" ist nicht aus der Art geschlagen und wird gleich seinen Vorgängern getrost dem grünen Eichenkranz entgegengehen, der auf dem Zettel der Anschlagsäulen die 100. oder 200. Aufführung sinnig zu verkünden pflegt. Warum das Stück „Die Himmelsleiter" heißt, wird wohl ewiges Geheimniß bleiben. „Romeo und Julia in der Kneipe" würde den Inhalt jedenfalls viel besser ausdrücken, denn es handelt sich um einen Bruderzwist in einer altmodischen Dünnbierstube, und einem bayerisch echten Bierpalast, beigelegt durch die sich liebenden Kinder der feindlichen Brüder. Nicht weniger als vier Soubretten, worunter Fräul. Grünfeld und Frau Betty Damhofer, wurden hier unter der Anführung des tapfer mitspielenden Directors Thomas in's Treffen geführt, und die Vorstadtposse ist um einen Sieg reicher.

Ebenso glücklich scheint das Königstädtische Theater mit seiner Novität: „Das lachende Europa" von G. Braun zu sein, welcher die unverwüstliche Frau Anna Schramm mit ihrer ewigjungen Soubrettenlaune zum Erfolge verhalf. Der Verfasser hatte nach dem Muster des „Lachenden Berlin" einen Ragout aus Anderer Schmaus bereitet, worin sogar der „Geschundene Raubritter" eine vom Publikum wohl goutirte Würze bildete — getreu des im Nachspiel vorgetragenen Wahlspruches:

„Den nur nenne ich als Meister,
Dessen Stärke liegt im Kleister."

Unterdessen gastirt auch Marie Geistinger wieder einmal in Berlin — natürlich zum unwiderruflich letzten Mal, wie sie alljährlich seit einem Decennium versichert. In der neuen Posse: „Die Salontyrolerin von Engelbert Karl und Ed. Jacobson, einem sonst ziemlich schwachen Erzeugniß, gab sie die Doppelrolle der bäuerischen Midei und ihrer städtisch erzogenen Schwester mit gewohnter Kunst und sang und jodelte dazu so frisch und lebenslustig, daß es mit dem Abschied von der Bühne jedenfalls noch gute Weile hat.

Seltsam genug wollen aber die Versuche der eigentlichen Berliner Possenbühne, des Wallner-Theaters, zu ihrem Genre zurückzukehren, nicht recht gelingen. „Orgelpfeifen" von Herrmann und Treptow mußten bald wieder abgesetzt werden, trotz einiger hübscher Couplets und der originellen komischen Figur eines eingebildeten Kranken, der seine Farbenblindheit auch in die Sprache überträgt und z. B. „Na so gelb!" sagt. Wenn nicht Alles täuscht, hat übrigens der gewandte Director Hasemann die Scharte bereits mit seiner letzten Novität: Durand und Durand, Schwank von Valabrègue und Ordonneau ausgewetzt, einem der letzten großen Erfolge des Pariser Palais Royal. Und doch handelt es sich um das herkömmliche Verwechselungsstück, das auf einer Nothlüge sich aufbaut, alle Personen und Situationen in Mitleidenschaft zieht und durch die schließliche Enthüllung des Mißverständnisses, Verzeihung und Versöhnung sein Ende findet. Solche Bühnenscherze haben seit Kotzebue und Clauren auch unsere Autoren bis zum Ueberdruß verübt, aber Albin Valabrègue — ein schwarzhaariger, beweglicher, kleiner Provenzale, den wir in Paris kennen lernten, als er noch für bescheidene Vorstadttheater schrieb — kann ihnen allen nicht nur für den munteren, witzigen Dialog, sondern auch im Punkte der strengen, folgerichtigen Durchführung des Grundgedankens als Muster dienen. Da besteht das Stück nicht aus drei, vier Einactern, wie die Schwänke von Rosen u. A., ist nicht nur ein planloses Aneinanderschweißen von munteren Situationen, sondern Handlung und Charakter dienen einzig und allein dem Grundmotiv, dessen komische Seiten sämmtlich ausgenützt werden. Wenn wir denken, jetzt muß die Aufklärung kommen, die dem Stück ein Ende macht, so folgt immer wieder eine neue Verwickelung des einzigen Quiproqro, und Alles gibt sich so liebenswürdig und lustig, daß wir uns während der drei Acte niemals ärgern oder langweilen. Und wie nahe liegt bei dieser wie eine Citrone ausgepreßten Verwechselungsfolge die Gefahr des Ueberdrusses, des Zuviel! Daß der Gewürzkrämer Durand sich für seinen berühmten Vetter, den Rechtsanwalt Durand ausgibt, um ein hübsches Mädchen aus der Provinz zu heirathen, und schließlich entlarvt wird, ohne das Herz seiner ehrgeizigen Frau zu verlieren, bietet obendrein den Verfassern Gelegenheit zu einer gelungenen, freilich für deutsche Zuschauer nicht recht verständlichen Satire auf die Pariser Advocatenzunft und das Schwurgerichtspublikum.

Auch an sonstigen heiteren Einfällen ist das Stück reich. Ein stotternder Lehrer der Redekunst (!) soll dem berühmten Anwalt seinen Fall vortragen, was nur mit Schwierigkeiten und großem Zeitverlust möglich ist. Da erinnert sich der Advokat, daß Stotternde beim Singen ganz flüssig sprechen, und alsbald trägt der Client auf sein Geheiß leicht und ohne Anstoß seinen Casus nach bekannten Melodien vor, z. B. nach dem erbaulichen Liede der „Madame Angot":

In Passy bin ich wohnhaft
Und klag' auf Schadenersatz . . .

Man muß den trefflichen Meißner in dieser Episode sehen und hören, um zu begreifen, daß sie den Höhepunkt des fröhlichen Abends bezeichnete. Z.

Digitized by Google

## Inserate.


„Wenn der Herr ein Kreuze schickt."
Gedicht von **E. v. Willich.** Komp. von
**Robert Radecke.**
**Des Kronprinzen Lieblingslied!**
erschien in unserem Verlage
a) **für eine Singstimme** mit Begl. des Pianof. od. Orgel (Harmonium) in drei Stimmlagen: hoch, mittel, tief Pr. à 1 *M.*
b) **für Männerchor,** Part. u. Stimmen 1 *M.*
c) **für gemischten Chor,** Part. u. Stimmen Preis 1 *M.*
**C. A. Challier & Co.,**
**Berlin S.W. 56, Leipzigerstraße.**

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:
**Noblesse oblige.**
Roman von
**Friedr. Spielhagen.**
Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—
**Erste bis vierte Auflage.**

Soeben wurde complet:
**Handbuch der Nationalökonomie.**
Von
**Dr. Karl Walcker,**
Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
**Zweite verbesserte Auflage.**
Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M.* Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M.* Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M.* Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M.* Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M.*
Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

**Neue Belletristik**
aus der
**Deutschen Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
**Arnold, der Mönch.**
Novelle von
**Eduard Oehmke.**
Preis geheftet *M* 2.50; fein gebunden *M* 3.50.
**Das einsame Haus.**
Roman von
**Adolf Streckfuß.**
Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—
**Der wunde Punkt**
Roman von
**Leo Warren.**
Preis geheftet *M* 5.—; fein gebunden *M* 6.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.**
**Ludwig Anzengruber,** Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten. 2 *M.*
**Oscar Blumenthal,** Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Akten. 2 *M.*
**Nataly von Eschstruth,** Potpourri. Ausgewählte Novellen. 3½ *M.*, geb. 4½ *M.*
**Rudolf Heinrich Greinz,** Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. 2 *M.*, geb. 3 *M.*
**Otto Fuchs,** Görbersdorfer Novellen. 3 *M.*, geb. 4 *M.*
**K. Rinhart** (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. 4½ *M.*, geb. 6 *M.*
**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte
**Lingg'sche Erdprofil**
der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite
**im Maßverhältniß 1:1 Million,**
eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.
1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt *M* 21.—
1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 24.—
1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 20.—

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**
Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 *M.* — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M.* — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 *M.* — **Gibbon,** Gesch. des röm. Weltreichs. Deutsch von Sporschil. Leipz. 1862, 6 Bde. Hlbfr. 10 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, mit d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*
Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

**Havana-Cigaretten**
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** *M* per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.
**Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.**

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

**Für Kunstfreunde.**
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen
**Violinen**
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.
**Gebrüder Wolff,**
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

**Heinrich Nitschmann**
als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke
von
**Władislaw Malukiewicz.**
Gedruckt und verlegt bei
**Reinhold Kühn d. J.,** Elbing. 1888.
**Preis 60 Pfennig.**
Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**
**Aus Dur und Moll**
**Concertstücke ohne Noten**
von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Perl, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.
**Blutjung**
**und andere Erzählungen**
von
**E. von Dincklage.**
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brosch. Preis Mk. 3.—
Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der „**Emsländer-Bilder**" tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

**Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.**
**Wollny,** Dr. F., **Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.
**Wollny,** Dr. F., **Ueber Telepathie.** 60 Pf.


**Hierzu eine Beilage von Adolf Titze in Leipzig.**


**Redaction: Berlin S.W.,** Möckernstr. 67.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
**Expedition: Berlin N.W.,** Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
APR 4 1888
Library

№ 11. Berlin, den 17. März 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Kaiser Wilhelm. † — Die Aufhebung des Identitätsnachweises. Von Karl Walcker. — Der Selbstmord in der Armee. Von Dr. med. Hugo Bernheim. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Fund der ältesten Faustscenen. Von H. Düntzer. — Von bewährten Erzählern. (Günther von Freiberg. Karl Frenzel. Conrad Ferdinand Meyer.) Von Z. — Die psychologische Bedeutung der Ethnologie. Von Th. Achelis. — **Feuilleton:** Ein gutes Gewissen. Von Alexander Kielland. Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Herzog Ernst". Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolf. — Inserate.

# Kaiser Wilhelm †

Um Mitternacht. Des Schneegewirbels Flocken,
Sie breiten ihren weichen Hermelin;
Von allen Thürmen hallen dumpf die Glocken,
Vom Schlosse wallt ein Zug zum Dome hin.

Die Panzer schwarz, umflort die Helme schaurig,
Die Hörner stumm, ein Sarg und Blumenduft,
Geleiten sie den todten Kaiser traurig
Vom Thron zum Altar, eh' ihn birgt die Gruft.

Noch einmal schaut sein theures Haupt die Menge,
So freundlich-mild, erstarrt im Todeskampf,
Das uns gelächelt oft im Festgepränge
In Freud' und Leid, in Sturm und Pulverdampf.

Er war ein Held. Ein einig Reich zu gründen,
Er hat's gewagt, und stark läßt er's zurück,
Doch was auch die Trophäen Hohes künden,
Er war noch größer als sein Ruhm und Glück.

Ein Siegesfürst und doch ein Friedenskaiser,
Im Dienst des Landes jünglingsfrisch als Greis,
Die Liebe seines Volks war stets sein Weiser,
Und Liebe ohne gleichen war sein Preis.

Drum weint um ihn, der jetzt nach hundert Siegen,
Nach dreier Menschenalter Arbeit dort
Zum letzten Schlaf sich will zur Mutter schmiegen —
Er lebt in unsern Herzen ewig fort.

Dann aber reißt euch von der theuren Bahre
Und schaart euch um den Erben, seinen Sohn!
Wie einen Papst verjüngt einst die Tiare,
Gib ihm Gesundheit, deutsche Kaiserkron'!

Digitized by Google

## Die Aufhebung des Identitätsnachweises.

Von Karl Walcker.

Trotz der Häufigkeit des Namens Schulze versteht jeder Gebildete sofort, was unter Schulze'schen Genossenschaften gemeint ist; und ähnlich weiß jeder Zeitungsleser, daß zur Zeit im Deutschen Reiche nur ein Identitätsnachweis viel besprochen wird, daß es sich um die Identität oder Nichtidentität zollpflichtiger, aus dem Auslande eingeführter und zur Wiederausfuhr gelangender Getreidemengen handelt. Der neueste Stand dieser schwierigen und verwickelten Streitfrage läßt sich nur verstehen, wenn man einen kurzen Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung derselben wirft.

Im Zollverein gab es noch kein Identitätsproblem, weil die damaligen, 1865 durch den Handelsvertrag mit Oesterreich aufgehobenen Kornzölle ihrer Niedrigkeit wegen kaum als eigentliche Schutzzölle bezeichnet werden konnten, und weil Deutschland in jener Zeit, trotz seinen Getreideeinfuhren, im Wesentlichen den wirthschaftlichen Charakter eines Kornausfuhrlandes trug.

Das Auftauchen der Identitätsfrage war eine unerwünschte Folge des Schutzzolltarifes von 1879. Die Kornzölle verursachten den deutschen Mühlen, namentlich den für die Ausfuhr arbeitenden, so große Nachtheile, daß es auf Andringen der Müller durch das Gesetz vom 23. Juni 1882 zur Aufhebung des Identitätsnachweises kam. Den Mühlenbesitzern wird seitdem bei der Ausfuhr ihrer Fabrikate einfach der Zoll für eine entsprechende Menge des zur Mühle gebrachten ausländischen Getreides zurückerstattet, und diese Reform hat der Mühlenindustrie die beabsichtigte Erleichterung verschafft. Seit 1879 wird auch die Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises in Bezug auf Getreide im Reichstage, in landwirthschaftlichen Vereinen, in Handelskammern und in der Presse viel erörtert. Der klerikale Abgeordnete Freiherr von Heeremann, der deutschfreisinnige Abgeordnete Rickert und Genossen brachten 1885 im Reichstage einen Antrag ein, wornach es dem Inhaber eines Transitlagers gestattet sein soll, an dem Orte seiner Niederlassung soviel fremdes Getreide zollfrei einzuführen, wie er von inländischem aus demselben Orte ausgeführt hat. Dieser Antrag wurde am 13. Mai 1885 vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommen. Die Aeltesten der Kaufmannschaft in Königsberg, Danzig und Stettin sprachen sich ebenfalls für den Antrag aus. Die conservativen Abgeordneten Graf Stolberg-Kreppelhof und Freiherr von Mirbach-Sorquitten schlugen vor, daß für alles ausgeführte Getreide vorweg und ohne Weiteres der Korneinfuhrzoll gezahlt werden soll. Dieser Antrag ist schon deshalb verwerflich, weil seine Durchführung eine Exportprämie schaffen und die concurrirende englische, schottische und schwedische Industrie auf Kosten der deutschen Industrie begünstigen würde. Der Deutsche Landwirthschaftsrath, die Centralvertretung der landwirthschaftlichen Vereine des Deutschen Reiches, discutirte am 3. und 4. November 1887 die Identitätsfrage. Der Referent, der westpreußische Rittergutsbesitzer von Puttkamer-Plauth, plaidirte für einen Gesetzentwurf, nach welchem 1) alle gemischten Transitlager aufgehoben werden sollen und 2) bei der Einfuhr von Getreide Zollquittungen ausgestellt werden, welche bei der Ausfuhr einer gleichen Quantität gleichartigen Getreides oder Mehles (nach dem vom Bundesrathe festgesetzten Rendementsverhältniß) binnen drei Monaten von der Zollbehörde mit ihrem vollen Betrage bonificirt werden. (Transitlager sind für Waaren bestimmt, die zum Theil in das Zollinland, zum Theil in das Zollausland gehen sollen. Die Aufhebung dieser Lager wäre ein schwerer Schlag für den Kornhandel, die Brodconsumenten, die Industrie und mittelbar sogar für die hochwichtigen Ausfuhrinteressen der Landwirthschaft der östlichen Provinzen Preußens. In Wirklichkeit ist die Aufhebung der Transitlager schon deshalb kaum zu befürchten, weil sich im Reichstage schwerlich eine Mehrheit für eine solche Maßregel finden dürfte.) Der Correferent Klein-Wertheim sprach sich gegen die gänzliche Aufhebung der gemischten Transitlager aus. Er behauptete, die badischen Landwirthe forderten allgemein (?) eine Beschränkung dieser Lager, die Baarzahlung bei der Einfuhr von Getreide und die Beibehaltung des Identitätsnachweises. Von einer Kritik der Klein'schen Vorschläge kann schon deshalb abgesehen werden, weil sie eine ziemlich individuelle Färbung haben. In der badischen Agrarenquête von 1883 bekundeten viele badische Landwirthe ein so richtiges Verständniß ihrer Interessen, so aufgeklärte Anschauungen, daß sie in der Identitätsfrage schwerlich die Klein'schen Ansichten theilen werden. Die Baarzahlung des Zolles würde den Kornhandel und mittelbar die Landwirthschaft des Deutschen Reiches sehr schädigen.

Der Deutsche Handelstag, die Vertretung der Handelskammern und der Industrie, namentlich der Großindustrie, des Deutschen Reiches, erörterte am 29. November 1887 die Identitätsfrage. Es waren zwei Anträge gestellt worden. Der erste, von der Mannheimer Handelskammer herrührende, ging dahin, „daß künftig die Zollentlastung des Transitlagers für die Inhaber nicht nur nach dem in der Mischung enthaltenen Procentsatze, sondern vielmehr nach derjenigen gesammten Menge stattfindet, für welche von ihnen der Nachweis einer Ausfuhr inländischen, oder ausländischen, oder aus beiden gemischten Getreides erbracht wird." Folgt eine Empfehlung übertragbarer, auf den Inhaber lautender, sechs Monate gültiger Berechtigungsscheine. Im zweiten Antrage, der von den Handelskammern Bremen, Lübeck und Rostock gestellt wurde, hieß es unter Anderem, es sei zu wünschen, „daß ... durch Ausgabe von auf den Inhaber lautenden übertragbaren Zollberechtigungsscheinen der Eingangszoll auf das in den freien Verkehr des deutschen Zollgebietes eingeführte Getreide insoweit nachgelassen, bezw. rückerstattet wird, als binnen einer vom Bundesrathe zu bestimmenden Frist eine Ausfuhr der gleichen Getreideart aus dem freien Verkehr des Zollvereins stattfindet." Zu diesem Antrage schlug das Aeltestencollegium Berlins folgenden Zusatz vor: „Hinsichtlich der Mühlenfabrikate bleibt es bei den bisherigen Bestimmungen." Der Secretär der Mannheimer Handelskammer, Dr. Landgraf, plaidirte für Ausfuhrscheine, der Antrag der drei Handelskammern wollte dagegen Einfuhrquittungen. Der Handelstag sprach sich mit allen gegen 13 Stimmen für die Aufhebung des Identitätsnachweises aus, ließ jedoch die Frage: Einfuhrscheine oder Ausfuhrscheine? offen. Gegen die Aufhebung des Identitätsnachweises stimmten die 11 Handelskammern Gießen, Sorau, Wesel, Würzburg, Chemnitz, Landau, Braunschweig, Baden-Baden, Mülhausen im Elsaß, Ravensburg, Reutlingen. Die beiden Handelskammern zu Dresden und Darmstadt stimmten für die Beibehaltung der Identität der Person.

Im December 1887 stellte der nationalliberale Abgeordnete Hammacher in der Kornzollcommission des Reichstages den Antrag, die Commission wolle einen Gesetzentwurf beschließen, wonach bei der Ausfuhr von Getreide sowie von Mehl und Mühlenfabrikaten aus dem freien Verkehr in's Ausland übertragbare, auf den Inhaber lautende Vollmachten zur zollfreien Einfuhr der gleichen Quantität aus dem Auslande in den freien Verkehr des Inlandes binnen einer vom Bundesrathe zu bestimmenden, mindestens sechsmonatlichen Gültigkeitsdauer ertheilt werden. Der § 7 des Zolltarifgesetzes dom 24. Mai 1885 wird dahin abgeändert, daß sämmtliche aus den Transitlagern in das Ausland übergehenden, im Zolltarif unter Nr. 9 (Getreide ꝛc.) benannten Gegenstände als zollfreie Durchfuhr zu behandeln sind. Die Commission lehnte den Antrag ab. Für denselben, der auch im Plenum am 13. December erörtert wurde, stimmten in der Commission die Nationalliberalen Hammacher, Geibel, Hoffmann (Sachsen), Hoffmann (Königsberg) und Diffené, der Vorsitzende der Mannheimer Handelskammer, ferner der Freiconservative Lohren und die Deutschfreisinnigen Brömel, Maager und Rickert. In der Commission hatten ein preußischer und ein bayerischer Regierungscommissar die Mittheilungen gemacht, daß sich von 14 preußischen landwirthschaftlichen Centralvereinen 8 und von 8 bayerischen

Digitized by Google

Handels- und Gewerbekammern 4 für die Aufhebung des Identitätsnachweises ausgesprochen haben; während 6 preußische Centralvereine und 4 bayerische Handelskammern sich mehr oder minder gegen die Aufhebung ausgesprochen haben.

Im Februar 1888 brachte der freiconservative Abgeordnete und Rittergutsbesitzer in Lemnitz bei Gera, Hermann Ampach, unterstützt von mehr als achtzig deutschconservativen, freiconservativen und nationalliberalen Genossen, folgenden Antrag im Reichstage ein: „§ 7 der Zolltarifgesetze vom 15. Juli 1879 und 23. Juni 1882 wird durch folgende Bestimmung ersetzt: 'Für die in Nr. 9 a, b, c des Tarifes (Getreide ꝛc.) aufgeführten Waaren, wenn sie ausschließlich zum Absatze in das Zollausland bestimmt sind, werden Transitlager ohne amtlichen Mitverschluß, in welchen die Behandlung und Umpackung der gelagerten Waare uneingeschränkt und ohne Anmeldung und die Mischung derselben mit inländischer Waare zulässig ist, mit der Maßgabe bewilligt, daß sämmtliche aus den Transitlagern in das Ausland übergehenden gemischten und ungemischten Waaren als zollfreie Durchfuhr anzusehen sind. Für Waaren der bezeichneten Art, welche zum Absatz entweder in das Zollausland oder in das Zollinland bestimmt sind, können solche Transitlager bewilligt werden. 1a. Für die in Nr. 9a, b, c des Tarifs (Getreide ꝛc.) aufgeführten Waaren werden bei der Ausfuhr übertragbare Einfuhrvollmachten mit der Maßgabe ertheilt, daß dem Inhaber derselben der Eingangszoll für eine Menge gleichartiger Waaren innerhalb einer vom Bundesrathe zu bestimmenden, auf mindestens sechs Monate festzusetzenden Frist nachgelassen wird. Der Ausfuhr der Waare steht die Niederlegung derselben in eine Zollniederlage unter amtlichem Verschluß gleich." Am 16. Februar fand die erste Lesung des Antrages im Reichstage statt. Für denselben plaidirten Lohren, Hoffmann (Königsberg), der deutschconservative Graf Stolberg-Wernigerode, dagegen sprach Eugen Richter. Rickert war im Princip für den Antrag, aber gegen die seiner Ansicht nach unannehmbare, die Mühlen nicht berücksichtigende Form des Antrages, der auf Vorschlag des Nationalliberalen Struckmann und Anderer an eine Commission von 28 Mitgliedern gewiesen wurde.

Die Commission lehnte den Antrag Ampach ab und schlug dem Reichstage, unter theilweisem Anschluß an einen Antrag der Abgeordneten Büsing und Genossen, Folgendes vor. „Bei der Ausfuhr von Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Hülsenfrüchten, Raps und Rübsaat werden, wenn die Menge der einzelnen Fruchtarten 500 Kilogramm erreicht, auf Antrag der Betheiligten übertragbare Einfuhrvollmachten ertheilt, welche den Inhaber ermächtigen, innerhalb einer vom Bundesrathe zu bestimmenden, mindestens auf neun Monate festzusetzenden Frist die gleiche Menge der nämlichen Waarengattungen .... ohne Zollentrichtung einzuführen." Darauf folgten Bestimmungen über Einfuhrvollmachten für Getreidemühlen, Preßhefe-, Malz- und Cakes-Fabriken und Oelmühlen. Das Ausbeute- oder Rendementsverhältniß, sowie die zuständigen Zollstellen sollten vom Bundesrathe bestimmt werden. Dem Reichstage lagen ferner ein Amendement des Abgeordneten v. Wedell-Malchow und zwei Resolutionen vor, welche den Fall der Ablehnung des Commissionsbeschlusses in's Auge faßten, aber ebenfalls im Princip für die Aufhebung des Identitätsnachweises waren. Die erste Resolution ging von den Abgeordneten v. Kardorff und Freiherr v. Mirbach, die zweite vom Abgeordneten Nobbe aus.

Am 5. März nahm der Reichstag mit 178 gegen 101 Stimmen einen Antrag der Abgeordneten R. v. Bennigsen und Genossen (darunter auch des Abgeordneten v. Kardorff) an, in welchem es hieß: „In Erwägung, daß der Antrag Ampach und Genossen durch die Neuheit und Schwierigkeit des Gegenstandes erheblichen Zweifeln Raum läßt über die Wirkungen, welche seine Annahme und Durchführung für die Landwirthschaft und den Handel, insbesondere auch in den einzelnen Theilen Deutschlands haben würde, in fernerer Erwägung, daß für die erforderliche sorgfältige Prüfung des Antrages im Ganzen und im Einzelnen, namentlich aber für die nach verschiedenen Richtungen noch wünschenswerthen Erhebungen die Zeit während der gegenwärtigen Session mangelt, sowie in der Erwartung und dem Wunsche, daß die verbündeten Regierungen den in dem Antrage angeregten wichtigen Fragen ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden und das Ergebniß der über dieselben anzustellenden Erhebungen dem Reichstage in der nächsten Session mittheilen werden, — geht der Reichstag über den Antrag Ampach und Genossen zur Tagesordnung über."

Durch die Annahme der motivirten Tagesordnung waren die früheren Anträge erledigt, und die Resolutionen wurden von ihren Urhebern zurückgezogen.

Das sind die Hauptpunkte der Geschichte des Identitätsproblems. Diese wichtige Frage wird ohne Zweifel bald wieder die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, wie auch der Antrag R. v. Bennigsen und Genossen mit Recht betont. Der erwähnte Reichstags- und Landtagsabgeordnete B. v. Puttkamer-Plauth gab darüber im Februar 1888 in einer Versammlung der „Steuer- und Wirthschaftsreformer", einer Hauptgruppe der sogenannten Agrarier, interessante, zu wenig beachtete, trotz einigen agrarischen Vorurtheilen sehr beachtenswerthe Ausführungen. Er sagte nach Zeitungsnachrichten, die seine Rede sinngetreu wiederzugeben scheinen, unter Anderem Folgendes. Bezeichne man den Fortfall des Identitätsnachweises als ein Durchbrechen unserer heutigen Zollpolitik, so schrecke ihn dies keineswegs; er wünsche vielmehr, daß die Zölle überall dort abgeschafft werden, wo sie schaden. (Ich bemerke hierzu, daß das bestehende Schutzzollsystem auf mühsam zu Stande gebrachten Compromissen beruht, so daß die Abschaffung eines wichtigeren Zolles, z. B. des Kornzolles, mit innerer Nothwendigkeit die Abschaffung, beziehungsweise Ermäßigung vieler anderer landwirthschaftlicher und industrieller Schutzzölle, die Rückkehr zum System freihandelsfreundlicher Handelsverträge nach sich ziehen würde.) Der Redner fuhr fort: Die Getreidezölle haben den alten Export des Ostens völlig (?) vernichtet, seine hundertjährigen Verbindungen mit England, Holland, Skandinavien zerstört, den ganzen Handel colossal geschädigt und gleichzeitig auch den Landwirth geschädigt. In Folge der Zollpolitik muß der östliche Landmann den Fabrikanten des Rheins sein theueres Eisen, der Hütte in Schlesien die Kohle u. s. w. abkaufen, obgleich er Alles billiger von England beziehen könnte. Er darf auch nicht den besten Markt mit seinem Getreide aufsuchen, sondern er ist gezwungen, es zu unerschwinglichen Frachten, die den ganzen Nutzen aufzehren, nach dem Westen zu senden. Diese Ausführungen des sachkundigen Redners sind treffend, wenn gleich nicht neu; und die Landwirthe Mittel-, Süd- und Westdeutschlands haben nicht Unrecht, wenn sie darüber klagen, daß das Getreide des Ostens ihnen seit der Einführung der Kornzölle die Preise verdirbt. Deutschland hat keinen Kornausfuhrzoll und England hat keinen Korneinfuhrzoll, aber aus technischen Gründen muß das deutsche Getreide, um in England beliebt zu sein, meist mit russischem Getreide vermischt, durch die Mischung verbessert werden; und diese Verbesserung wird durch den Identitätsnachweis sehr erschwert, um nicht zu sagen ganz verhindert. Die verschiedenen, theils schutzzöllnerischen, theils freihändlerischen Gegner der Aufhebung des Identitätsnachweises fürchten andererseits, daß dieselbe das Korn vertheuern, den Fiscus schädigen, ähnliche Forderungen in Betreff des Roheisens, der Garne und anderer Waaren veranlassen, der Landwirthschaft des übrigen Deutschen Reiches schaden und zur Befestigung des Schutzzollsystems beitragen könne. Andere, natürlich extrem schutzzöllnerische Stimmen fürchten dagegen, daß die Aufhebung des Identitätsnachweises der erste, folgenreiche Schritt zur allmählichen Beseitigung des ganzen Schutzzollsystems sein könnte, dessen dereinstige Aufhebung in der That von allen gemäßigt schutzzöllnerischen und freihändlerischen Sachverständigen von jeher als eine bloße Frage der Zeit betrachtet wurde und wird.

Das ist in großen Zügen, von minder wichtigen Einzelheiten abgesehen, der gegenwärtige Stand der Identitätsfrage.

Digitized by Google

## Der Selbstmord in der Armee.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

(Schluß.)

Betrachten wir zum Schlusse noch den Einfluß des Civilstandes, so zeigt sich derselbe ausschlaggebend zu Ungunsten des ledigen Standes. Namentlich bei Männern zeigen die Unverheiratheten stets höhere Procentzahlen als die Verheiratheten, trotz des durchschnittlich geringeren Alters. Mit der Verehelichung, welche ja überhaupt die Lebensdauer vergrößert, wird auch die Selbstmordchance kleiner; dieselbe steigt wieder bei Wittwern und erreicht die ungünstigste Ziffer bei den Geschiedenen. Die günstige Wirkung eines geregelten ehelichen Lebens, der segensreiche Einfluß des häuslichen Heerdes auf Charakter und Moral zeigt sich hier in seinem schönsten Lichte. —

Für alle diejenigen, welche mit Aufmerksamkeit vorstehenden Auseinandersetzungen gefolgt sind, bedarf es wohl kaum noch eines besonderen Hinweises, daß wir im Obigen bereits die Erklärung ausgesprochen haben, warum die Selbstmorde in der Armee höhere Procentzahlen aufweisen, als in der Civilbevölkerung. Wir sahen, daß unter einer gleichen Anzahl von Männern und Frauen auf Erstere bedeutend mehr Selbstmorde fallen als auf Letztere; wir sahen, daß Unverheirathete mehr Neigung zum Selbstmord haben als Verheirathete; daß das Stadtleben den Selbstmord mehr begünstige als das Landleben; daß die Altersclasse 20—25 Jahre eine vom Selbstmord bevorzugte ist, — erscheint es nicht einleuchtend, daß beim Militär, wo alle diese ungünstig beeinflussenden Umstände unglücklicherweise zusammentreffen, durch dieses Zusammenfallen der verschiedenen Maxima ohne menschliches Zuthun und Wollen die Selbstmordziffer eine bedeutend höhere sein muß als in der Civilbevölkerung, in welcher große Bevölkerungsschichten mit niedriger Selbstmordquote, die Weiber, die Verheiratheten und die Landleute, nicht wie beim Militär eliminirt sind und so die Selbstmordziffer herabsetzen? In der Armee finden wir ja zum überwiegend größten Theile unverheirathete Männer im Alter von 20—25 Jahren, welche in der Stadt leben, und finden so wie durch absichtliche Auswahl alle diejenigen Bedingungen vereint, welche die Selbstmordziffer in die Höhe treiben müssen!

Zu diesen Factoren tritt noch ein letzter: Die Abhängigkeit der Selbstmorde von Geisteskrankheit. Dieser wichtige Factor wird in seiner Tragweite meist unterschätzt. Wenn wir hierin auch nicht so weit gehen wollen, wie Esquirol und Falret, welche jeden Selbstmord als von einem Geisteskranken begangen annehmen und den Selbstmord schlechtweg unter die „affections mentales“ einreihten, so können wir Guttstadt nur beipflichten, wenn er sagt: „Man muß durchaus annehmen, daß die Geisteskranken unter den Selbstmördern einen viel größeren Procentsatz ausmachen, als nach den officiellen Angaben herausgerechnet worden ist. Die Angaben der Behörden geben in den allermeisten Fällen ein nächstliegendes Motiv zum Selbstmord an, während dieses angegebene Motiv das Symptom einer nicht erkannten Geisteskrankheit ist. Es sind Fälle bekannt, in denen nach glücklich verhindertem Selbstmord Tobsucht ausgebrochen ist bei Personen, welche vorher nicht für geisteskrank gehalten waren.“ Zu ähnlichen Ansichten gelangten militär-medicinische Schriftsteller der verschiedensten Nationen; neben dem Engländer Smart in seiner Arbeit: „Remarks on criminal deaths in the navy and army“, welcher hauptsächlich die alkoholischen Geistesstörungen hervorhebt, die Franzosen Cristau und Mesnier in ihren Abhandlungen „Du suicide dans l'Armée“, sowie der Spanier Poblacion y Fernández in seiner Studie: „Medicina legal y social del duelo y del suicidio“. Alle diese Forscher gelangten zu der Ueberzeugung, daß eine der Hauptursachen des militärischen Selbstmordes in geistiger Erkrankung zu suchen sei. Für die Civilbevölkerung ist dies eine längst allgemein anerkannte Thatsache. Eine ganz bedeutende Quote, fast die Hälfte, der Selbstmorde resultirt hier aus chronischer geistiger oder körperlicher Erkrankung. So weist Ebrard in seinem Buche „Du suicide“ nach, daß von 45,651 Selbstmorden in Frankreich, deren Ursache constatirt war, 20,700 von geistig oder körperlich Kranken begangen wurden. Bei steigendem Lebensalter und bei Männern spielt hier der Alkohol seine traurige Rolle; die alkoholischen Geistesstörungen, sowohl das acute Delirium als auch der chronische Alkoholismus mit seiner ethischen und intellectuellen Depravation zeigen eine ausgesprochene Neigung zum Selbstmorde. Namentlich stark fuselhaltige Branntweine, wie der in Frankreich so enorm verbreitete Absynth, verursachen eine Melancholie mit prägnantem Selbstmordtrieb.

Bei dieser Abhängigkeit des Selbstmordes von krankhaften Zuständen im Civil dürfen wir auch diesen Factor für die Armee nicht unterschätzen. Es mag uns eingewendet werden, daß es sich beim Militär um ausgesuchte, gesunde Leute handele. Doch trifft dies nur für körperliche Erkrankungen zu. Bei der Rekrutirung wird der geistige Zustand nicht in Betracht gezogen, von ganz eclatanten Fällen natürlich abgesehen. Es finden sich daher unter den Rekruten oft genug Geisteskranke, welche als solche erst nach längerer Dienstzeit, oft erst in Folge eines auffallenden Ereignisses erkannt werden. Wie oft bleiben gerade die Anfänge der zum Selbstmord treibenden Geistesstörungen: Schwachsinn, Melancholie mit oder ohne Verfolgungswahn, hallucinatorische Verrücktheit, dem Laien ja sogar dem nicht psychiatrisch geschulten Arzte verborgen. Solche Leute gelten als „beschränkt“ oder als „sonderbar“, „reizbar“, „verschlossen“, unter welchen laienhaften Bezeichnungen der Fachmann unschwer die Geistesstörung erkennt. Begeht ein solcher „Sonderling“ Selbstmord, so werden alle möglichen egoistischen Motive angegeben und doch ergibt die Untersuchung meist, daß es sich um erblich belastete Psychopathen oder Leute mit invalidem Gehirn gehandelt hat. Mit Recht sagt darum Guttstadt: „Könnte man die Geisteskranken vor oder bald nach dem Eintritt aus der Armee ausschließen, so würde die Zahl der Selbstmorde in der Armee sich sehr vermindern. Unter den obwaltenden Umständen kann Niemand dem Militärdienst es ohne Weiteres zuschreiben, daß er vorwiegend zum Selbstmord treibe. Es könnte sonst keine jährlichen Schwankungen geben, wenn die Ursache — Beschwerlichkeit des Dienstes — stets dieselbe wäre. Aehnliches ist über jeden anderen Beruf zu sagen; sobald nicht nachgewiesen ist, daß der Geisteszustand aller in einen Beruf Tretenden gleich ist, kann man nicht den Einfluß des Berufes als Erklärung für die sich ereignenden Selbstmorde anführen.“

Eine Besprechung des uns vorliegenden Themas würde unvollständig sein, wenn wir uns nicht noch der Betrachtung jener interessanten und merkwürdigen Beziehungen zuwenden wollten, welche gewisse constante Schwankungen der Selbstmordziffer zur allgemeinen Sterblichkeit, zu Unglücksfällen und Verbrechen zeigen.

Es sind dies ganz constante, genau vorher zu berechnende und sehr erhebliche Schwankungen der Selbstmordziffer nach der Jahreszeit, für die Armee außerdem noch nach dem Dienstalter und der Waffengattung.

Betrachten wir zunächst die Abhängigkeit von der Jahreszeit, so stellt sich sofort das auffallende Factum heraus, daß die Curve der Selbstmorde in den Sommermonaten Juni, Juli, August ihr Maximum erreicht, vom September an steil abfällt, um im October ihr Minimum zu erreichen. Ein zweites Maximum zeigen December und Januar, ein zweites Minimum Februar und März. Diese ganz prägnante Erscheinung wiederholt sich mit mathematischer Sicherheit Jahr für Jahr und ist nicht nur für die Armee, sondern auch für die Civilbevölkerung fast aller europäischen Länder nachgewiesen. Wie ist diese auffallende Regelmäßigkeit zu erklären, warum haben die Sommermonate die meisten, warum hat October die wenigsten Selbstmorde? Zur Erklärung dieser merkwürdigen Verhältnisse genügen nicht untergeordnete Gründe, wie die Beschwerlichkeit des Dienstes im Sommer oder die größere Leichtigkeit, mit welcher wegen der Schießübungen im Sommer

Digitized by Google

die Selbstmörder sich Munition verschaffen können und der Umstand, daß im October die Effectivstärke der Armee wegen Entlassung der ausgedienten Mannschaften am niedrigsten ist, Gründe, welche ja für das Civil, in welchem die gleiche Erscheinung beobachtet wird, hinfällig werden, sondern wir müssen uns zur Erklärung nach Erscheinungen auf verwandten biologischen Gebieten umsehen und da entdecken wir zu unserer Ueberraschung, daß die Curve der allgemeinen Sterblichkeit mit der Curve des Selbstmords völlig parallel läuft. Wie die Selstmordcurve erreicht auch die Sterblichkeitscurve ihr Maximum in den Sommermonaten, fällt dann steil ab zu ihrem Minimum im September und October, um im December und Januar ein zweites Maximum, im Februar und März ein zweites Minimum zu erreichen. So finden wir uns zur Beurtheilung der uns beschäftigenden Frage auf einen höheren Standtpunkt gehoben: wir sehen, wie die Sterblichkeit durch Selbstmord durch dieselben großen biologischen Gesetze beeinflußt wird, denen die allgemeine Sterblichkeit folgt, und erblicken so in dem anscheinend der freien Selbstbestimmung des Individuums allein unterworfenen Selbstmorde nichts Anderes, als eine specielle Form der menschlichem Wollen entzogenen allgemeinen Sterblichkeit.

Fragen wir jetzt einmal nach den Gründen, welche die Sterblichkeitscurve zu zwei Gipfeln, einem steilen im Sommer, einen weniger steilen im Winter erheben, so erhalten wir zur Antwort, daß in den Sommermonaten die hohe Kindersterblichkeit verursacht durch Verdauungskrankheiten, im Winter die große Sterblichkeit älterer Personen an Respirationskrankheiten es ist, welche die Curve zu den angegebenen Terminen in die Höhe treiben müssen. Wir sehen, so ohne Weiteres dürfen wir diese Verhältnisse nicht auf den Selbstmord übertragen. Und doch lassen sich Beziehungen durchblicken. Halten wir uns zunächst einmal ausschließlich an das Hauptmaximum der Sommermonate, so finden wir, wie gesagt, als deutliche Ursache das steile Ansteigen der Verdauungskrankheiten gleichzeitig und Schritt haltend mit dem Ansteigen der Temperatur. Es beruht dies sicher auf dem bei höherer Temperatur üppigeren und energischeren Wachsthum der pathogenen Organismen, Spaltpilze ꝛc., welche in den Nahrungsmitteln Zersetzungen hervorrufen, deren Folge dann wieder die Verdauungskrankheiten sind und da diese Zersetzungen in der Milch, dem Hauptnahrungsmittel der Kinder, am leichtesten erfolgen, so steigt die Sterblichkeit der Kinder an Brechdurchfall mit jedem Grade der Temperatur. So sehen wir beim Eintreten der warmen Jahreszeit ein mächtiges Ansteigen der Lebensenergie auch in der höheren Pflanzen- und Thierwelt, ein gewaltiges Ansteigen der Lebensprocesse in der belebten Schöpfung. Sollten diese Wandlungen in den äußeren Lebensbedingungen nur für den Menschen wirkungslos bleiben? Sollte sich nicht auch beim Menschen das Ansteigen der Lebensenergie in einem schnelleren Ablauf der körperlichen und geistigen Processe, in einer Steigerung auch seiner psychischen Energie, mit einem Worte, in einer verstärkten Geltendmachung seiner subjectiven Lebenserscheinungen gegenüber der Außenwelt wiederspiegeln? Und so dürfte es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß in den Sommermonaten sich die vermehrte Energie der menschlichen Gesellschaft nicht nur in der Erhöhung der Zahl der Thathandlungen gegen das eigene Leben, sondern auch in einer Vermehrung der gegen das Leben Anderer gerichteten deutlich documentirt, indem also nicht nur die Zahl der Selbstmorde im Sommer steigt, sondern auch die Zahl der Morde. Die Criminalstatistik, welche sich, wie Quételet sagt, „mit dem Budget beschäftigt, welches mit einer schauerlichen Regelmäßigkeit bezahlt wird, nämlich dem der Verbrechen, die man ebenso vorausberechnen kann, wie Geburten und Todesfälle“, hat das Maximum der zu ihrer Ausführung eine hohe Thatkraft erfordernden Verbrechen gegen das fremde Leben als in die heißen Monate fallend längst nachgewiesen. Diesen Zusammenhang zwischen Selbstmord und Mord beleuchtet treffend der „Generalbericht über die Sanitätsverwaltung in Bayern 1882“, indem er sagt: „In Bayern fallen stets 60 Procent der Selbstmorde auf die Monate April bis September, auf die Monate October bis März nur 40 Proc. Die Temperaturverhältnisse üben demnach einen unverkennbaren Einfluß auf die Frequenz des Selbstmordes aus, insofern durch Steigerung der Wärme im Sommer auch die Thathandlungen gegen das eigene wie gegen das fremde Leben — denn auch Mord, Todtschlag und schwere Körperverletzungen kommen in der warmen Jahreszeit viel häufiger vor als in der kalten — sich erheblich vermehren.“ Westergaard wies diesen Parallelismus ebenfalls als für die meisten Länder geltend nach; doch läßt er es dahingestellt, ob dies direct klimatischen Einflüssen oder periodisch wiederkehrenden socialen Factoren zuzuschreiben sei. —

So, aus großen biologischen Gesetzen, dürfte auch das Minimum zu erklären sein, welches Sterblichkeits- und Selbstmordcurve nach steilem Abfall im October zeigen. Mit dem Sinken der Temperatur sinkt die vitale Energie der Schöpfung; in Folge dessen sinkt auch die Ziffer der Verdauungskrankheiten, welche auf dem Wachsthum und dem üppigen Wuchern kleinster Organismen bei höherer Temperatur beruhen. Nach dem Fortfallen dieses außergewöhnlichen Zuwachses der Todesursachen sinkt die allgemeine Sterblichkeit rapide auf ihr natürliches Niveau und drückt dabei unerbittlich auf die Curve des Selbstmordes, welche als specielle Form der allgemeinen Sterblichkeit diesem Drucke willenlos folgen muß. —

In ähnlicher Weise erklären sich auch wahrscheinlich die Schwankungen nach großen Perioden, welche Engel für die Sterblichkeit und auch für den Selbstmord nachgewiesen hat. Es gibt für die Mortalität Perioden von 10—12 Jahren, in welchen sich ein Maximum und ein Minimum findet. Diese Periodicität läßt sich natürlich entsprechend auch für Sterblichkeit und Selbstmord in der Armee nachweisen. So fiel in der preußischen Armee während des Jahrzehntes 1850—1860 das Maximum der Mortalität auf das Jahr 1855, das Minimum auf das Jahr 1860 und genau denselben Gang zeigte die Frequenz der Selbstmorde. — Die unlösbare Verkettung, welche den Selbstmord mit der allgemeinen Sterblichkeit verbindet, zeigt sich übrigens auch in der Thatsache, daß, wenn die Selbstmordziffer in der Armee höher ist als in der Civilbevölkerung, dies auch für die Mortalität in der Armee gilt. Dieselbe ist, wie zuerst Oesterlen behauptete und nach ihm neuere Schriftsteller bestätigt haben, stets eine höhere, als in der entsprechenden Civilaltersklasse. In Frankreich z. B. war in den Jahren 1875 und 1876 die Sterblichkeit in der Armee um 1,1 Procent höher, als in der entsprechenden Altersklasse im Civil (20—30 Jahre). In Deutschland ist die Differenz eine niedrigere, doch ist sie immerhin noch deutlich erkennbar. Wir sehen eben immer und immer wieder, daß Selbstmord und Sterblichkeit von parallel laufenden Ursachen beeinflußt werden, welche aus den gleichen biologischen Gesetzen resultiren. —

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Einflusses des Dienstalters auf den Selbstmord, so finden wir die zwei Maxima, welche sich in der Civilbevölkerung für die Altersklassen 20—25 Jahre und 50—60 Jahre ergaben, in der Armee wieder. Die Selbstmorde erreichen ein Maximum im zweiten Dienstjahr, sinken dann auf eine geringere Frequenz und erreichen dann fast dieselbe Höhe im vierten Dienstjahre. In Armeen mit längerer Dienstzeit, z. B. der englischen und französischen, steigt die Curve dann weiter und erreicht unter alten Veteranen mit 14jähriger Dienstzeit eine erstaunliche Höhe. Wie im Civil ist der Grund für das Maximum in jüngeren Jahren unklar; mit der Länge der Dienstzeit steigt, wie im Civil mit dem Lebensalter der Einfluß des Alkohols. Uebrigens erreicht auch eine andere specielle Form der Sterblichkeit, diejenige durch Unglücksfälle, in der Altersklasse von 20—25 Jahren für Civil und Militär ein Maximum. Verunglückungen zeigen überhaupt ein gewisses constantes Verhältniß zum Selbstmord, wie es auch zwischen willkürlichen und zufälligen Verstümmelungen besteht. So beträgt schon seit einer Reihe von Jahren die Zahl der Todesfälle durch Verunglückung in der deutschen Armee etwas mehr als die Hälfte derjenigen durch Selbstmord und steigt und fällt mit

Digitized by Google

diesem. Doch ist die Zahl der Verunglückungen beim Militär im Einzelnen und durchschnittlich stets niedriger als in der entsprechenden Civilaltersklasse. — Eine Erklärung dieses Zusammenhanges dürfte nicht leicht fallen. —

Ebenso räthselhaft ist das constante, sich stets gleichbleibende Verhältniß zwischen der Selbstmordziffer der einzelnen Waffengattungen. So hat in Frankreich die Cavallerie stets weniger Selbstmorde und auch eine geringere Sterblichkeit, als die Infanterie; in Deutschland ist umgekehrt die Zahl der Selbstmorde und die Höhe der Sterblichkeit bei der Cavallerie stets größer, als bei der Infanterie. Sehen wir uns z. B. einmal die Zahlen an, wie sie der „Statistische Sanitätsbericht für die Königl. Preuß. Armee" für die Berichtsjahre 1879—1882 bringt. Es hatten Selbstmorde — die Zahlen sind in pro mille der Iststärke ausgedrückt —:

| | Cavallerie | Infanterie |
|---|---|---|
| 1879/80: | 0,99 ‰ | 0,72 ‰ |
| 1880/81: | 0,99 ‰ | 0,77 ‰ |
| 1881/82: | 0,91 ‰ | 0,77 ‰. |

Wenn sich der Einfluß des berittenen und unberittenen Dienstes so deutlich ausprägt, so müßte eine Truppengattung, wie die Artillerie, welche sich aus berittenen und unberittenen Formationen zusammensetzt, genau die Mitte halten, da beide Einflüsse sich zugleich geltend machen und sich gegenseitig zur Hälfte paralysiren, und siehe da — die Artillerie hält in der That fast genau die Mitte, z. B. für das Berichtsjahr 1881/82 mit 0,81 ‰! —

Wir haben im Laufe unserer Besprechung manches interessante Factum kennen gelernt, manche überraschende Parallele gezogen und auf dunkle Gebiete fiel unerwartetes Licht. So haben wir die Ursache gefunden, warum und warum mit absoluter Nothwendigkeit der Selbstmord in der Armee mehr Opfer fordern muß, als im Bürgerstand. Sollte es denn nun nicht möglich sein, auf diese betrübende Thatsache im günstigen Sinne einzuwirken? Die enge Verkettung des Selbstmordes mit der Mortalität bietet uns hier vielleicht einen Punkt, wo der Hebel anzusetzen ist. Mit der Sterblichkeit sinkt und steigt die Selbstmordziffer; beide unterliegen sie denselben biologischen Gesetzen. Wenn es gelingt, die Sterblichkeit in der Armee herabzusetzen, so werden wir damit unbewußt und ohne es zu wollen auch die Selbstmordziffer herabsetzen! Es ist den lobenswerthen hygienischen Bestrebungen der Militärverwaltung, durch die Trennung von Wohn- und Schlafräumen in den Casernen, durch die Einführung von Bädern für die Mannschaften, durch Verbesserung der Kost nach chemisch-physiologischen Grundsätzen und andere hygienische Reformen gelungen, die Sterblichkeit in der Armee seit einer Reihe von Jahren in dauerndem Sinken zu halten und mit ihr sinkt, sogar in noch schnellerer Progression, die Selbstmordziffer. Und diesen Bestrebungen wünschen wir kräftigen und unermüdlichen Fortschritt!

## Literatur und Kunst.

### Der Fund der ältesten Faustscenen.

Von H. Düntzer.

Man erinnert sich, mit welchem Jubel in der letzten Versammlung der Goethegesellschaft Erich Schmidt's Mittheilung des „Urfaust" begrüßt wurde. Schon bei der ersten Nachricht von diesem großen Glücksfalle wunderte ich mich, daß man die wichtige Frage nach der Quelle, aus welcher die Abschrift geflossen, kaum berührt hatte; eine gründliche Erledigung derselben hoffte ich von der bevorstehenden Herausgabe. Wir erfreuen uns jetzt des vom Entdecker veranstalteten wortgetreuen Abdruckes, welcher von einer ausführlichen, die Bedeutung des Fundes erörternden Einleitung und einem höchst willkommenen Anhange begleitet ist, der alle Erwähnungen des „Faust" in Goethe's Tagebüchern seit 1797 aufführt*), aber auch hier ist die Frage nach der Quelle leicht übersprungen.

Schmidt fand 21 ununterbrochen aufeinander folgende, mit Gretchens verhallendem „Heinrich! Heinrich!" schließende Faustscenen ohne Ueberschrift in einem dicken Quartbande: „Auszüge, Abschriften und dergleichen. Aus dem Nachlaß der Fräulein Luise von Göchhausen." Die Schreiberin war die durch ihre scharfe Zunge berüchtigte Gesellschafterin, spätere Hofdame der Herzogin Amalia, mit der Goethe sich gern neckte, deren Mutter ihn aber schon gleich im ersten Jahre so gründlich ärgerte, daß er von dieser „schändlichen Kreatur" nichts mehr wissen wollte, und ihr selbst traute er in den ersten Jahren nicht, erst später bildete sich in Folge des Einflusses der Frau von Stein ein näheres Verhältniß. Es ist ein eigenes Verhängniß, daß uns gerade durch diese in Weimar gefürchtete Dame, die man nach ihrem Tode in Tiefurt wollte spuken hören, der älteste „Faust" erhalten ist. Gemüthlich hatte Goethe sich nie zu ihr hingezogen gefühlt, selbst nicht zur Blüthezeit ihrer Verbindung, im Sommer 1780, wo er ihr zu Ettersburg seine Aristophanischen „Vögel" dictirte. Der Band, welcher den Schatz glücklich geborgen, enthält Sachen von 1766 bis 1796; denn in letzterem Jahre brachten die „Horen" den Anfang der „Agnes von Lilien". Da die Anordnung eine ganz bunte gewesen zu sein scheint, läßt sich aus ihr keine Vermuthung über die Zeit der Abschrift begründen; ob auch nicht aus dem Charakter der Schrift? Schmidt scheint uns die Frage nicht mit der ihm zu Gebote stehenden Gründlichkeit erwogen zu haben. Er wirft nur die Vermuthung hin: „Nach einer solchen Recitation (des »Faust« in der ersten Weimarischen Zeit), wahrscheinlich bei der Herzogin Amalia, wird Frl. v. Göchhausen sich das Manuscript erbeten und mit oder ohne Erlaubniß des Dichters copirt haben, wie ihr ja mehrere ungedruckte Werke, »Satyros«, »Prometheus«, bequem zugänglich waren." Wenigstens schrieb sie auch diese ab; aber nicht etwa nach derselben Vorlage wie den „Faust"? Daß Goethe die Handschrift seines „Faust" je aus der Hand gegeben, ist eben so unwahrscheinlich wie unbezeugt. Es galt bei Hofe als ein großes Fest, wenn er einmal zum Vorlesen dieser Scenen gebracht wurde; auch bei Freund Herder trug er eines Abends das Stück vor, das man aus seinem Munde hören mußte. Schon Ende November 1775 las er in Gegenwart der Grafen Stolberg bei Hofe oder bei der Herzogin-Mutter eines Nachmittags seinen „halbfertigen" Faust. „Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Scenen," hören wir. Fräulein Göchhausen, mit welcher die sie als Thusnelda neckenden Stolberge tolles Zeug trieben, war dabei zugegen. Je feuriger Goethe's Vortrag sich zeigte, je mächtiger die tragischen Scenen Alle hinrissen, um so weniger konnte sich die Göchhausen beigehen lassen, den Dichter um die Handschrift zu bitten; es wäre dies wie ein kalter Wasserstrahl gekommen, und hätte die Gesellschaftsdame der Herzogin Amalia sich so weit vergessen können, Goethe würde sie durch ein burschikoses Wort zurecht gewiesen haben. Denn welche Absicht hätte diese dabei haben können, da das Stück aus seinem Vortrage lebendiger sprach als aus dem stummen Schwarz auf Weiß? Er hätte argwöhnen müssen, daß sie es abschreiben wolle, und er pflegte, wenn er ungedruckte Dichtungen Freunden mittheilte, die Bitte hinzuzufügen: „Nur nichts abgeschrieben!" So spottet die Annahme, die Göchhausen habe den Dichter einmal nach einer Vorlesung um die Handschrift seines „Faust" gebeten, jeder Wahrscheinlichkeit. Und wir haben auch einen Beweis dafür, daß der Göchhausen Goethe's Urhandschrift nicht vorgelegen, in der von Schmidt anerkannten Thatsache, daß jene die Scenen in anderer Folge hatte als die Abschrift. Wie sollte die Göchhausen zu einer solchen Aenderung gekommen sein? Schmidt bemerkt: „Bloße Brouillons ließ sie bei Seite, falls sie überhaupt derlei vom Vorleser gewiß

*) Goethe's „Faust", in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. Weimar, H. Böhlau.

Digitized by Google

nicht mitgetheilte, wahrscheinlich schon aus den Lagen des zusammenhängenden Textes entfernte Bruchstücke vorfand." Aber wer sagt uns, daß solche Brouillons nicht, wenigstens theilweise, auf den leer gebliebenen Seiten der Handschrift standen?

Scheint es demnach ganz unglaublich, daß Goethe seine einzige Handschrift der Göchhausen geliehen, so hätte man sich fragen sollen, ob denn keine Spur vorhanden, der Dichter habe sich zu einer Mittheilung des „Faust" an Andere verstanden? Da brauchte man denn nicht weit zu suchen! In der Abschrift aller seiner ungedruckten Sachen, deren Anfang er Weihnachten 1781 der Frau von Stein verehrte (am 14. Januar 1782 war sie fertig und sollte nur noch gebunden werden), kann „Faust" unmöglich gefehlt haben. Eine gleiche erhielt die Herzogin-Mutter 1782 zu ihrem Geburtstage, dem 24. October. „Goethe hat mich durch ein Geschenk von allen seinen ungedruckten Schriften sehr erfreut," schrieb sie selbst an Knebel. Ihrer damaligen Hofdame, der Göchhausen, wird sie die Einsicht in diese Handschrift nicht verweigert haben. Wie kann man da noch zweifeln, woraus diese ihre Abschriften des „Faust", des „Satyros" und des „Prometheus" genommen?

So gewinnen wir das bedeutende Ergebniß, daß der Abschrift der Göchhausen nicht die Urhandschrift unmittelbar zu Grunde lag, sondern die im Spätherbst 1782 der Herzogin-Mutter verehrte Sammlung, welche nicht wesentlich von derjenigen abgewichen sein wird, die Goethe Ende 1781 für Frau von Stein hatte anfertigen lassen. Wahrscheinlich hatte er die Faustscenen nach seiner Auswahl und Anordnung abschreiben lassen, und er hielt diese Abschrift, nach welcher die zierlichere für Frau von Stein gemacht wurde, für sich zurück; diese wurde dann auch für die der Herzogin-Mutter zu verehrende benutzt. Hiernach dürfte die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit gegeben sein, daß Goethe einige nicht vollendete Auftritte und einzelne Reden ausschloß, welche die Urhandschrift enthielt, sei es ursprünglich, sei es später, auf ihr selbst nachgetragen oder auf besonderen Blättern eingelegt. An Ausfüllung von Lücken war bei der raschen Auswahl nicht zu denken; das Gelungene gab er wohl lieber abgebrochen, als daß er es hätte weglassen sollen. So geschah es wohl mit dem Auftritt Valentin's, der auf den tödtlichen Zusammenstoß mit Faust berechnet war; da die Ausführung des letzteren nicht vollendet war oder ungenügend schien, gab er bloß Valentin's Rede und das dem Zusammenstoß zwischen Faust und Mephistopheles vorangehende Gespräch; daß diese ursprünglich zusammengehört, darf man bezweifeln. Mir scheint es keineswegs so gewiß wie Schmidt, daß Valentin's Auftreten ursprünglich sei, es könnte eine spätere Einlage sein, die Goethe im Jahre 1781 aufnahm.

Eine ganz besondere Bewandtniß hat es mit den beiden Reden des Faust und seines teuflischen Genossen, deren weitläufig angegebene Scenerie: „Landstraße. Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttchen", auf eine weitere Ausführung des Gespräches deutet. Dieser auffallend kurze Auftritt findet sich nicht allein in der Abschrift der Göchhausen (nach Auerbach's Keller), sondern auch auf einem „gelblichen (Schmidt bemerkt Bd. XIV der Werke S. 252, daß es »von Haus aus gelb« sei) Großquartblatt", dessen hintere Seite unbeschrieben ist, während vorn noch zwei Reden des Mephistopheles später nachgetragen worden. Schmidt hält dieses Blatt für einen Rest des Urcodex, trotz der Unwahrscheinlichkeit, daß gerade nach diesem Auftritt eine Seite leer gelassen worden, was eher nach Auerbach's Keller angebracht gewesen wäre. Viel näher liegt die Annahme eines Einlageblattes, dessen Inhalt Goethe 1781 in die für Frau von Stein bestimmte Abschrift aufgenommen, das aber selbst, weil anderes nicht dazu Gehörende auf ihm nachträglich eingetragen war, nicht vernichtet wurde. Wenn die Schrift dieses Einlageblattes „zur Reinschrift des »Ewigen Juden« stimmt", so wäre es möglich, daß Goethe eine frühere ausführlichere Gestalt dieses Landstraßenauftrittes verworfen und statt ihrer diese wenigen Verse neu geschrieben hätte. Noch einen anderen Rest der Urhandschrift vermuthet Schmidt in einem gelblichen, am Rande sehr abgestoßenen Quartblatt, so hoch wie das eben erwähnte, aber schmaler (die genaue Angabe der Höhe und Breite vermißt man), wonach es kaum zu derselben Handschrift gehört haben kann. Es muß gleichfalls eine Einlage sein, die aber 1781 nicht aufgenommen wurde; den Inhalt bilden ältere und spätere Reden des Mephistopheles, von denen die ersteren ursprünglich mit Bleifeder geschrieben waren, später mit Tinte überzogen wurden. Auffällig ist es, wie Schmidt beide Blätter für Reste der Urhandschrift erklären konnte, obgleich Breite und ursprüngliche Farbe derselben verschieden sind. Keiner dieser vorgeblichen Reste der Urhandschrift gibt einen sicheren Halt für Art und Größe des zur Urhandschrift benutzten Papieres, wahrscheinlich war es dasselbe, auf dem der „Ewige Jude" in's Reine geschrieben worden. Letzteres bezeichnet Schmidt nicht genauer.

Ueber die Beschaffenheit der Urhandschrift im Jahre 1788 haben wir ein classisches Zeugniß im Briefe Goethe's an Herder vom 1. März. Diesem schrieb er von Rom aus: „Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen so ohne Concept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit (die Lagen waren nie geheftet), so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß." Da diese Stelle geradezu der Scherer'schen Ansicht widerspricht, was noch zuletzt Creizenach scharf betont hat, mußte sie beseitigt werden! Schon 1886 (Schriften der Goethegesellschaft II, XXXII) rechnete Schmidt ganz unbedenklich zu dem Manchen, was Goethe aus später Erinnerung in die „Italienische Reise" eingefügt habe, auch das „über den vergilbten Faustcodex", was er in bunter Reihe mit den Vorlesungen der Taurischen Iphigenie, den Entwürfen der Delphischen Iphigenie und des Ewigen Juden nannte. Wunderbar übersah er, daß der Brief vom 1. März 1788 dem „Zweiten Aufenthalt in Rom" angehört, der, wie Jeder weiß, die wenigen ausgezogenen Briefstellen in ganz anderer Weise behandelt als es die fünfzehn bis dreizehn Jahre früher (1814 bis 1816) redigirte „Italienische Reise" gethan. Einen unzweideutigen Beweis, daß Schmidt dieses unbeachtet gelassen, liefert seine Aeußerung Band XIV, 252: „Der Brief an Herder, Rom 1. März 1788, ist gewiß erst nachträglich ohne alte Vorlage für die ‚Italienische Reise' componirt, gibt aber eine Beschreibung des Codex, welche auf das Nochvorhandensein desselben um 1816 schließen läßt." Also Schmidt unterscheidet gar nicht zwischen den beiden so viele Jahre auseinanderliegenden Redactionen, er läßt Goethe 1816 den Brief „componiren", den dieser erst dreizehn Jahre später in seinen Papieren fand und dann dem „Zweiten Aufenthalt in Rom" einverleibte. Goethe hatte damals kaum noch eine Erinnerung an die Urhandschrift des „Faust", die merkwürdige Erwähnung in jenem Römischen Briefe frischte sie wieder auf, und so gedachte er derselben um diese Zeit (im Februar 1829) auch gegen Eckermann, dem er berichtete, er habe den „Faust" in Frankfurt auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen. Im Lichte der heutigen Goetheforschung die Verdächtigung eines bedeutenden Briefes bloß durch ein „gewiß" gestützt zu sehen, ist wahrhaft betrübend. Erst später wird von Schmidt die Aeußerung jenes Briefes, die Hauptscenen habe er gleich so ohne Concept hingeschrieben, durch das Blatt mit dem kurzen Auftritt vor dem Kreuze an der Landstraße widerlegt, das offenbar eine Reinschrift sei: als ob dies eine Hauptscene enthielte und es gewiß wäre, daß es zur Urhandschrift gehört, nicht eine der Einlagen gewesen. Wenn es erlaubt ist, so ohne jeden haltbaren Grund, ja mit Verschiebung des Thatbestandes die bestimmtesten Zeugnisse zu den Todten zu werfen, so hört alle methodische Forschung auf. Bei den wenigen Briefen, die Goethe zum „Zweiten Aufenthalt in Rom" benutzte, hat er sich vor der willkürlichen Behandlung durchaus ferngehalten, der er sich bei der „Italienischen Reise" zu seinem Zwecke bedienen mußte; hier sind keine Briefe zerschnitten, keine aus

Digitized by Google

nicht zusammengehörenden Stellen ineinander verarbeitet und durch fremde Zusätze erweitert, das Thatsächliche, das sie enthalten, beruht auf wirklicher Ueberlieferung, nichts ist absichtliche Erdichtung, die, wie in der „Italienischen Reise" so oft, nur bei großer Trübung des Gedächtnisses möglich war. Und nun gar einen fast in jedem Wort seine Ursprünglichkeit verrathenden Brief des „Zweiten Aufenthaltes in Rom" ohne weiteres als componirt zu verwerfen! Schmidt begründet seinen Verdacht nicht, ja er nimmt einzelne Bemerkungen des Briefes unbedenklich auf. Zu diesen gehört auch die Aeußerung, aus welcher man längst den falschen Schluß gezogen, Goethe habe den „Faust" im Jahre 1773 begonnen. So sagt auch Schmidt, Goethe setze 1788 sein jugendlich Schaffen daran fünfzehn Jahre früher, also 1773. Wie konnte man allgemein übersehen, daß Goethe in den Briefen aus Italien 30 und 15 Jahre als runde Zahlen braucht. So schreibt er 1786 ein paar Mal, der Drang nach Italien habe ihn schon vor dreißig Jahren ergriffen, womit er eben seine Knabenzeit bezeichnet, ohne das bestimmte Jahr 1756 zu meinen, wo er erst sieben Jahre alt wurde. In dem noch in der ursprünglichen Fassung erhaltenen Briefe vom 2. November 1786 lesen wir: „Wenn ich sie [die Hauptstadt der Welt] in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor fünfzehn Jahren gesehen hätte, würde ich mich glücklich schätzen." Die Zeit vor fünfzehn Jahren kann hier nur auf die feurige Jugend gehen, im Gegensatz zu seinem damaligen reifen Mannesalter. Wer wird sich einbilden, Goethe hätte hier gerade das Jahr 1771 bezeichnen wollen! So bezieht sich denn auch in unserer Briefstelle vor fünfzehn Jahren auf die Zeit des Jugendfeuers, durch welches ihm, wie er einmal äußert, so Manches gelungen war. An das Jahr 1773 kann hier um so weniger gedacht werden, als es sich um die Zeit handelt, wo er den „Faust" liegen ließ. Wo Goethe ein bestimmtes Jahr meint, nennt er es genau. Im Juli 1787 bemerkt er, in Brüssel spielten sie jetzt die Scenen, wie er sie vor zwölf Jahren aufgeschrieben. Er wußte eben bestimmt, daß die Bürgerscenen seines „Egmont" im Herbst 1775 kurz vor der Weimarer Reise geschrieben waren, während er sich nicht deutlich erinnerte, in welchen Jahren ihn die Dichtung des „Faust" beschäftigt, den er nur als eine Ausgeburt des Sturmes und Dranges betrachtete, der ihm auch den „Prometheus" und den „Satyros" eingegeben.

Jener bedeutende Brief an Herder berichtet: in der vorigen Woche, also in der letzten des Februar, habe er den Plan zu „Faust" gemacht, und er hoffe, diese Operation solle ihm geglückt sein; dieser werde dadurch, daß er ihn erst nach so vielen Jahren ausschreibe, wohl nicht verlieren, besonders da er den Faden wiedergefunden zu haben glaube; auch wegen des Tones des Ganzen sei er getröstet, da er schon eine neue Scene ausgeführt, die ihm Niemand aus den alten herausfinden werde, wenn sie nicht die verschiedene Farbe des Papiers verrathe. Im Frühjahr 1829 erzählte er Eckermann, er habe die Hexenküche in Rom auf der herrlichen Villa Borghese geschrieben; das muß er in den Italienischen Papieren gefunden haben, die ihn gerade damals beschäftigten. Bei dem Wiederfinden des Fadens kann nur an die Ausfüllung der großen Lücke gedacht werden zwischen dem ersten Gespräch mit Wagner und der teuflischen Belehrung des Schülers, an die Art, wie Mephistopheles mit Faust in Verbindung tritt und ihn zum Höllenpakt bringt. Die neue Scene dagegen muß eine solche sein, die im schärfsten Gegensatze zu seiner idealen künstlerischen Stimmung stand, die ihr so fern lag, wie die Oertlichkeit, wo sie spielt, der Herrlichkeit der Villa Borghese beim Nahen des Frühlings. Beides paßt trefflich zur Hexenküche, die zugleich die beste Ueberleitung zu den Liebesscenen bildete, da nicht der Hexentrank, sondern das Bild im Spiegel den Faust bezaubert. Schmidt verwechselt das „Wiederfinden des Fadens", das nur auf den „Entwurf" gehen kann, mit der Neudichtung, wenn er Goethe glauben läßt, er habe im Auftritt „Wald und Höhle" den Faden wiedergefunden, da es sich doch zunächst nur darum handelte, wie Mephistopheles nach der niederschmetternden Abweisung des Faust durch den Erdgeist sich an diesen macht und ihn zum Pakt mit dem Teufel verleitet; diesen Faden meinte er wiedergefunden zu haben. Schmidt verlegt die Hexenküche in den Sommer 1787, obgleich Goethe damals tief im „Egmont" steckte, dessen Vollendung ihn drängte, da er nächstens gedruckt werden sollte. Gleichzeitig soll er die Hexenküche auf der Villa Borghese gedichtet haben, trotz der Hitze, die so groß war, daß man bei Tag nicht ausgehen konnte. Und alles dieses weshalb? Weil er sich einbildet, Goethe sei auf den Gedanken der Hexenküche, von welcher er so viel in den Zauberbüchern gelesen, ja auch wohl Abbildungen gesehen hatte, durch die von einem neapolitanischen Knaben in Rom gesungene Zauberballade vom Dieb und der Hexe gekommen, er sei durch diese zu den „nordischen Gespenster-, Hexen- und Teufelsideen" zurückgeführt worden, da doch, sobald der Dichter ernstlich an die Vollendung des „Faust" ging, die ganze Zauberwelt wieder vor ihm aufging. Und wir wissen nicht einmal, wann Goethe jene Zauberballade zu Rom singen gehört, was sehr wohl erst im Jahre 1788 geschehen sein kann. Das Briefbruchstück, mit dem Schmidt sie zusammenbringt, sagt einfach, der Magnetismus beruhe keineswegs ganz auf Betrug, er gehöre so gut zu den psychologischen Räthseln wie der Hexenglaube, bei dem auch etwas Wahres zu Grunde liege, dessen sich der Betrug bemächtigt habe. Mit der aus der Zaubersage sich ergebenden Hexenküche hat dies alles nichts zu thun. Wir müssen diese Ende Februar 1788 setzen, wo die Villa Borghese schon dem Dichter erwünschten Raum gab, sich dort seiner dichterischen Schöpfung zu überlassen. Kurz darauf mag ihm der Auftritt „In Wald und Höhle" gelungen sein, für dessen Entstehung in Italien nur innere Gründe sprechen.

Die älteste Handschrift soll Goethe nach Schmidt bis zum Jahre 1816 aufbewahrt haben. Dabei spielt der arge Irrthum mit, der Brief vom 1. März 1788 sei in jenem Jahre bei der Redaction der „Italienischen Reise" componirt worden, was freilich das Vorhandensein der Urhandschrift voraussetzte. Letzteres würde erwiesen sein, wenn Goethe wirklich bei der Durchsicht des „Faust" im Jahre 1816 an vier Stellen auf die Lesart derselben zurückgegangen wäre. Dieser soll demnach bei der Vervollständigung des „Faust" im Jahre 1806 die Handschrift nicht verglichen, dies aber zehn Jahre später gethan haben. Und doch war es gar nicht Goethe's Gewohnheit, die Handschriften, ja selbst frühere Ausgaben bei solcher Durchsicht zu vergleichen. Beim ersten Blicke fällt es freilich an zwei Stellen auf, daß die Durchsicht von 1816 mit der ältesten Fassung gegen die beiden früheren Ausgaben übereinstimmt: 2750 („Als stünden grau leibhaftig" statt „Als stünd' leibhaftig") und 3578 („Wenn thät" statt „Sah ich"). Aber Schmidt hat selbst bemerkt, daß die frühere ältere Fassung einzelner Stellen sich in Goethe's Erinnerung lange erhalten hatte, und so könnte sie ihm auch im Jahre 1816 bei diesen Versen eingefallen sein, und er sie als bezeichnender vorgezogen haben. Aber auch die Möglichkeit eines zufälligen Uebereinstimmens der Aenderung mit der ältesten Fassung ist nicht ganz ausgeschlossen. In den beiden anderen Fällen liegt ein Versehen des Druckes von 1816 zu Grunde. 402 hatte Goethe im „Fragment" „Beschränkt mit diesem (statt von all dem) Bücherhauf" gesetzt; die Wiedereinführung des gewöhnlicheren von fällt wohl der Nachlässigkeit des Setzers zur Last. Aehnlich scheint es sich 2757 zu verhalten, wo es seit 1790 heißt: „Mir läuft ein Schauer übern Leib", aber im Jahre 1816 vor „Leib" noch „ganzen" trat; die Urhandschrift hatte „am ganzen Leib". Nun ist in manchen Redensarten freilich „am ganzen Leib" gangbar, nicht aber „übern ganzen Leib"; die Erinnerung an jene ließ den Setzer wohl unwillkürlich im Gedächtniß den Zusatz machen.

Was aber die Hauptsache ist, wir können es wahrscheinlich machen, daß Goethe schon achtzehn Jahre früher die überflüssig gewordene Urhandschrift, wie er es bei den ihm lästig gewordenen Papieren liebte, dem Feuer geopfert. Im Briefe an Schiller vom 5. Mai 1798 lesen wir: das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript sei abgeschrieben (selbstverständlich nur die noch ungedruckten Stellen) und die Theile in abgesonderten (durch unbeschriebenes Papier von einander ge-

Digitized by Google

trennten) Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinander gelegt. Damals, wo Alles, was ihm der Erhaltung werth schien, abgeschrieben war, lag es nahe, daß er sich der seit zehn Jahren noch mürber gewordenen Urhandschrift entledigte. Wozu hätte sie ihm weiter dienen können? In demselben Briefe heißt es: „Einige tragische Scenen waren in Prosa geschrieben; sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke in Verhältniß gegen das andere ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen." Hierauf gründet Schmidt die Behauptung: von den drei letzten Scenen sei die erste 1798 nur obenhin durchgesehen, die im Kerker spielende „von Grund aus umgeformt worden." Das heißt die Ueberlieferung verkehren. Goethe sagt am 5. Mai, er versuche die prosaischen Scenen in Reime zu bringen; Schmidt beschränkt dieses auf die letzte und läßt deren Umformung zu Ende führen. Aber mit dem Versuche gelangte Goethe eben nicht weit. Die Abschrift hatte er während Iffland's Gastspiel besorgen lassen; der betreffende Brief fällt auf den Tag von dessen Abreise. Nach dieser aber beschäftigte den Dichter, wie er selbst sagt, einige Tage die Fortsetzung der „Zauberflöte", dann ergriff ihn mit Allgewalt die Ilias, der schärfste Gegensatz zum „gespenstigen Doctor". Wahrscheinlich gelang ihm der Versuch, die Scenen in Reime zu bringen, so wenig, daß er sehr bald davon abstand. Bestätigt wird dies durch Goethe's Tagebuch von 1806. Am 21. März begann er, die Handschrift des vervollständigten „Faust" mit Riemer durchzugehen, während er mit dem Schlusse noch nicht im Reinen war; am 24. nahm er „für sich letzte Scene (sollte es nicht Scenen heißen?) durch", was beweist, daß daran noch viel zu thun war. Erst am 13. April gelangte er mit Riemer zum Schluß der Handschrift des ersten Theiles, die er am 21. noch einmal mit diesem durchlief, dann für sich allein am 22., worauf das „letzte Arrangement zum Druck" erst am 25. erfolgte. Demnach kann er die letzte Scene nicht schon vor acht Jahren vollständig in Ordnung gebracht haben.

Wir gehen auf diese und andere Fragen nicht näher ein. Es galt uns zu zeigen, daß nicht die Urhandschrift, sondern die von Goethe Ende 1781 gemachte Auswahl aus dieser und ihren Einlagen bei der Göchhausenschen Abschrift vorlag, zugleich aber einige andere belangreiche Aufstellungen Schmidt's als haltlos, ja der Ueberlieferung widersprechend nachzuweisen, damit der Irrthum nicht um sich greife, so weit dies besonnene Erwägung bei der in Sachen Goethe's waltenden Parteiherrschaft zu verhüten vermag.

## Von bewährten Erzählern.

(Günther von Freiberg. Karl Frenzel. Conrad Ferdinand Meyer.)

Es ist eine bewährte Erzählerin, die uns nach langem Schweigen einen Band Gedichte bescheert. Ada von Treskow, die in den Sechzigerjahren in der Berliner Gesellschaft eine Rolle gespielt, dann in Italien sich vermählte und jetzt als Signora Pinelli in Wien lebt, hat durch mehrere Novellensammlungen und Romane den Schriftstellernamen Günther von Freiberg bekannt und beliebt gemacht, und sie würde ohne die lange Unterbrechung in ihrem Schaffen gewiß zu unseren gefeierten Erzählerinnen gehören. Sie besitzt Phantasie, Geist, die Lust zu fabuliren. Uns ist u. A. von ihr eine in den Sechzigerjahren in der „Gartenlaube" erschienene Novelle: „Zweimal gelebt" unvergeßlich geblieben; die Geschichte einer von Leichenschändern dem Grabe entrissenen und durch ärztliche Kunst zum Leben erweckten Engländerin, die in Damaskus an der Seite ihres Erretters ein neues Leben beginnen soll, indeß ihr erstes Dasein immer deutlicher in ihr aufdämmert und ihre Seele ganz gefangen nimmt. Hier war namentlich die morgenländische Scenerie mit einer großen Gluth und Farbenfülle geschildert, die wir in einigen Verwunsch'nen Prinzesse ihrer Dichtungen jetzt wiederfinden.

„Dijon-Rosen"*) nennt sie ihre lyrische Gabe nach ihrer Lieblingsblume, „wie Ambra hell, Symbol der verwunsch'nen Prinzesse." Aus allen Ländern holt die Vielgereiste ihre poetischen Motive herbei. Italien, Spanien, der Orient erscheinen noch öfter, als ihre nordische Heimath; umso wohlthuender berührt es, wenn sie in einem Widmungsgedichte an Holtei von ihrem Herzen bezeugt:

Kein Süden hat es noch so tief erwärmt,
Wie das geliebte deutsche Vaterland.

Aber gleichviel, sicher ist, daß sie in jenen Dichtungen mit fremdländischem Gepräge am Bedeutendsten erscheint. Goethe's Westöstlicher Divan ist für sie das Buch der Bücher, dem Orient entnimmt sie ihre meisten Bilder, in Italien, wo sie eine zweite Heimath fand, ist sie ganz zu Hause. Viel südliche Gluth und Leidenschaft flackert in ihren Liedern auf; es ist ein heißes Herz, daß sich in diese Rhythmen ergießt, aber seltsam genug! bei aller Rückhaltlosigkeit immer eine poetische Maske oder Vermummung wählt. In ihrem eigenen Namen spricht sie selten. Das schlichte Lied aus schlichtem Herzen gelingt ihr schwer, es sind vollere Töne mit etwas rhetorischem Aufputz, und wenn wir sie bei einem Selbstbekenntniß überrascht zu haben glauben, dann erscheint sie uns plötzlich im Faltenwurf irgend eines Romanhelden. Ihre echt weiblichen Empfindungen, oft zerflossen und überschwänglich, legt sie meist einem Manne in den Mund, der stürmisch um Liebe wirbt. Sie bleibt eben immer Erzählerin. Ihre Lieder gruppiren sich gerne zu einem Cyklus und gemahnen wie Novellen in Versen, aus deren Stimmungen sich der Leser irgend eine Herzensgeschichte zusammenreimen mag. Gewiß ist manche Novelleneinlage darunter. Eine ganze Reihe trägt sogar den Titel „Die nordische Sappho" und ist „aus einem unvollendeten Romane," der das Schicksal der schwedischen Dichterin Hedwig Charlotte Nordenflycht behandeln sollte.

Nur in wenigen Gedichten wirft sie die novellistische Maske ab, zumal am Schlusse in den formvollendeten Versen an Freunde und vor Allem an ihren Sohn spricht sie im eigenen Namen frisch aus dem Herzen. Ihre romantische, farbenglühende Phantasie erscheint am reinsten in den vier erzählenden Gedichten, wo zumal der geheimnißvoll andeutende balladeske Ton gut getroffen ist. „Feenliebe" ist formschön und stimmungsvoll, bedeutend „Königin Topase". Die poetische Physiognomie der Verfasserin scheint uns aber in Ton und Form, Bild und Geist das nachfolgende Gedicht am besten auszuprägen:

Hoch auf dem Libanon mit dir zu rasten,
O sel'ger Traum, o wildverweg'ne Lust!
Ekstatisch uns zu wiegen Brust an Brust
Und dann zurück in's wirre Leben hasten.
Das Fabelland versinkt wie Nebelschichten,
Doch überfluthet die Erinn'rung hold
Des Daseins Ernst mit ihrem Wundergold,
Versöhnet uns mit vielgeschmähten Pflichten.
Und liegt der Schnee auf dunklen Tannenzweigen,
Träum' ich den Traum, gewebt aus Ambraduft,
Wo mich geküßt die wolluftweiche Luft
Und Rosenlippen, die so ganz mein eigen.

Ein bewährter Erzähler ist auch Karl Frenzel, aber er schweigt nicht Jahrzehnte lang wie Günther von Freiberg, sondern sorgt mit reger Versatilität, die ihn niemals zu schleuderischer Vielschreiberei verleitet, dafür, daß dem großen Lesepublikum sein Name gegenwärtig bleibe. Mit der jüngst erschienenen Novelle: „Schönheit"**) dürfte er nach ungefährer Zählung das erste Dutzend Novellen vollendet haben, dem ein ferneres Dutzend zum Theil sehr umfangreicher Romane zur Seite steht. Ueber diese dichterische Fruchtbarkeit ist wohl Niemand erstaunter, als Frenzel selbst, denn seine eigentliche Begabung drängt ihn mehr in das historische und kritische Fach. Im ersteren hat er eine Reihe feiner Studien geschrieben, geist-

*) Wien, Carl Konegen.
**) Berlin, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

volle, geschichtliche Essays, in denen sich der Schüler Ranke's ebenbürtig neben den Meister stellt. Als Kritiker nimmt er seit Jahren unbestritten die erste Stelle in Berlin ein. Analytische Schärfe, zartes Formgefühl, umfassendes Wissen, unabhängige Haltung und eine anmuthige, klare Sprache machen namentlich seine Theaterberichte zu einem köstlichen Gericht für literarische Feinschmecker.

In der Novelle und im Roman ist ihm eine gewisse Sprödigkeit der Erfindung und Erzählung im Wege. Seine Stärke liegt in der Schilderung seelischer Conflicte, in der Stimmungsmalerei; für gewaltige Leidenschaften versagt sein Pinsel. Die plastische Ausprägung starker Charaktere ist seine Sache nicht. Der objective, etwas kühle Ton, ganz abgesehen von gewissen stofflichen Liebhabereien, erinnert oftmals an Tieck, freilich ohne dessen Spielerei und Selbstironisirung. Am bedeutendsten ist Frenzel im historischen Roman, obwohl er neuerdings auch mit Glück sich im Zeitroman versucht hat, z. B. in „Geld", einer modernen Berliner Geschichte, die in socialistischen Kreisen spielt und zumal in der ersten Hälfte meisterhaft ist. „Schönheit" gibt sich als eine historische Novelle. Savonarola heißt ihr Held, obgleich er meist im Hintergrunde bleibt und dem herkömmlichen Liebespaare den Vortritt läßt. Er ist es, der die schöne Elena Varchi mit seiner gotterleuchteten Beredtsamkeit so sehr zu seiner Jüngerin gemacht hat, daß sie gläubig ihre Kostbarkeiten zu dem Scheiterhaufen trägt, den der fanatische Mönch aus den „Eitelkeiten" dieser Welt, den Schätzen der Kunst und geistigen Schaffens emporgethürmt hat. Ja, Elena ertödtet auch ihre erwachende Neigung für den jungen Arzt Giuliano degli Albizzi, und erst in ländlicher Stille, dem Fanatismus entrückt, erliegt sie der zärtlichen Leidenschaft. Da greift der Mönch noch einmal in ihr Herz; er erzählt ihr, wie er einst als junger Mensch in sündhafter Neigung zu ihrer Mutter entbrannt sei, wie sie Beide aber doch entsagt hätten, wie ihre Mutter einem Anderen zum Altar gefolgt sei und er des Daseins müde sich in das Kloster geflüchtet habe. „Wer eingesehen hat, daß hienieden alles Trug und Vergänglichkeit, Sünde und Tod ist, wendet sich von dem Irdischen ab und reißt die Liebe aus seinem Herzen, wie sehr es auch bluten mag ... Diese Welt ist ein Schein, Eitelkeit der Eitelkeiten — der Wind bläst darüber, und die Farben der Schönheit sind fahl wie die Erde im Winter." So folgt denn auch Elena einem Anderen zum Altar, und erst als sie den Geliebten in Lebensgefahr weiß, überspringt sie alle Schranken. Savonarola's Unerbittlichkeit, womit er jeden Fürspruch zu Gunsten des Unschuldigen verweigert, öffnet ihr die Augen über die Herzlosigkeit des religiösen Eiferers, und als es ihr dennoch gelingt, zu Giuliano zu dringen und ihm in die Freiheit zu folgen, da verläßt sie ihren Gatten und verbirgt sich bei dem Geliebten. Diese Verletzung der Pflicht und Sitte ist ihre tragische Schuld, die sie am Tage von Savonarola's Sturz mit dem Tode büßt.

Auch hier, wie in allen geschichtlichen Novellen Frenzels, ist die Localfarbe und Zeitstimmung gut getroffen. In den feinen Uebergängen und Schattirungen zeigt sich die ganze Kunst des Psychologen, der auch kleine Unwahrscheinlichkeiten, wie den Besuch der noch bigotten Elena bei dem schlafenden Giuliano wohl vorbereitet und sehr sorgsam erklärt. Meisterhaft ist auch die Stimmung und wachsende Verstimmung in den Volksscenen angedeutet. Der Fanatiker Savonarola ist trefflich gezeichnet, und sein gottergebenes, grandioses Märtyrerthum am Ende versöhnt uns mit aller Härte und Wildheit seiner Natur, die sich an den Liebenden so schwer verging, und mit seinem Kampfe gegen die Schönheit, die Kunst, die Freude. Dem Kenner und Freund Frenzel'scher Dichtungen ist dieses Werk um so merkwürdiger, als hier der Verfasser eine fast dramatisch straffe Composition zeigt, welche sich von selbst in die herkömmlichen fünf Acte gliedert: die erste Begegnung der Liebenden, die Idylle in Val Ombrosa, Savonarola's Eingreifen in Elena's Herzenswirrnisse mit ihrer Vermählung als Höhepunkt, dem Triumph des Mönches, dann die Feuerprobe, welche den Umschlag der Volksgunst bezeichnet und zum Schlusse den Klostersturm, wo der Tod Elena's von der Hand ihres eifersüchtigen Gatten und Giuliano's letzte Worte wie Ausschnitte aus einem ergreifenden Tragödienabschlusse gemahnen. Sollte Frenzel, der als Theaterkritiker die Vorzüge und Mängel eines Schauspiels so fein zu erfassen weiß, im stillen Kämmerlein selbst schon Dramatisches geschaffen haben und hinter der Novelle „Schönheit" eine regelrechte Tragödie „Savonarola" verbergen? ...

Das Walten eines durchdringenden Kunstverstandes finden wir auch bei einem der größten Novellendichter unserer Tage, bei Conrad Ferdinand Meyer. Hier ist Alles reife Schönheit, weise Beschaulichkeit, verhaltene Gluth, überlegene Concentration, wie es bei einem Manne begreiflich ist, der in Folge eines ungünstigen Entwicklungsganges erst in späteren Jahren zur dichterischen Production und zum öffentlichen Auftreten gelangte. Seine neueste Novelle: „Die Versuchung des Pescara"*) behandelt den frühen Tod des Siegers von Pavia und Bicocca und Gemahls der gefeierten Dichterin Vittoria Colonna. Wie in seinen früheren Werken „Der Schuß von der Kanzel", „Die Hochzeit des Mönchs", „Plautus im Nonnenkloster" schon der Titel die Antithese des Vorwurfs verräth, so auch hier, denn Pescara, der versucht werden soll, ist ein vom Tode Gezeichneter, ein wandelnder Leichnam, ein heimlich Sterbender. Das Nichts der menschlichen Pläne und die Allgewalt des Schicksals wird hier gelehrt. Es ist ein Bild, das im Todtentanz noch fehlte: der siegreiche Feldherr, von Freunden und Feinden umworben und umgarnt, sein schönes Weib hält ihm eine Krone hin, die Fürsten, die Städte, der Papst wollen ihn für Italiens Sache gewinnen, und sie alle merken nicht, daß der Tod ihn schon in das Grab hinunterzieht. „So viele Arbeit für ein Leichentuch!" Und es ist schaurig schön, wie der Held, den Tod im Herzen, lächelnd seine Versucher empfängt, Italiens Hoffnungen kopfschüttelnd erwägt und selbst sein edles Weib zweifelnd anhört. Da überrascht Victoria sein Geheimniß, als er in der Nacht einen furchtbaren Anfall erleidet. Jetzt weiß sie, der Geliebte, der ihr Alles war, von dem sie Alles erwartete, heuchelt bloß das Leben, um die kaiserliche Sache nicht zu gefährden; nur noch wenige Tage, und er entschwindet ihr, ganz ein Todter. Dann der prachtvolle Schluß, in welchem die Antithese gesteigert wird: ein Todter, den man todtschlagen will, — ein packendes Bild, dem zuliebe ohne Zweifel die ganze Novelle geschrieben wurde. Der sterbende Pescara, noch immer die Lebenslüge aufrecht haltend, hat eben Mailand für den Kaiser erobert, aber die Mordgesellen, der fanatische Moncada und der Feldherr Leyva, die in ihm einen Verräther sehen, umschleichen ihn schon, um ihn niederzustoßen. Doch er weiß, daß der Tod schneller ist als sie und dictirt dem treuen Connétable von Bourbon ruhig seinen letzten Willen.

Die Charaktere sind wie aus Erz getrieben, jede Bewegung monumental, jedes Wort vollgültige Historie. Diese Figuren wissen nichts von dem Beschauer, dem Leser. Der Dichter erklärt sie nicht, sie handeln aus sich selbst heraus, unbekümmert darum, ob sie verstanden werden. Welche Fülle von scharfgeprägten Charakteren: der feige Jüngling Franz Sforza, sein Kanzler Morone, halb Machiavell, halb Schalksnarr, der burschikose Karl Bourbon, der schlaue Papst Clemens, der edle, todesmüde Pescara, sein hochherziges Weib, ganz so wie Ariost und Buonarotti Italiens größte Dichterin gefeiert:

„Sie heißt Victoria: die unter Siegen
Geboren ist, die, wo sie steht und geht,
Triumphe, Lorbeern und Trophä'n umfliegen,
Trägt würdig dieses Namens Majestät."

Mit erstaunlicher Sicherheit wird das historische Colorit getroffen, und zwar ohne jede Erklärung und Schulmeisterei. Daher dauert es auch geraume Weile, bis sich der Leser in die fernabliegende Zeit und die zahlreichen Voraussetzungen gefunden hat. Wenn er aber erst einmal diesen Menschen und ihren Schicksalen näher gerückt ist, dann lassen sie ihn nicht wieder los. Es ist keine leichte Lectüre, fast nur ein Studium für denkende Männer, und bietet den größten Genuß

*) Leipzig, H. Haessel.

Digitized by Google

nicht bei der erstmaligen Lesung, sondern bei der Widerholung. Denn man kann diese Geschichte öfter lesen und wird immer neue Schönheiten entdecken. Der Prüfstein des Genius. Da wird nichts geschildert, sondern ist Alles Bewegung, Handlung, Charakteristik. Bei Franz Sforza hängt ein Gobelin, er wird obenhin erwähnt, aber des Herzogs Auge weilt sinnend auf den Figuren, und bald scheinen sie, Pescara und Victoria, in der Sonnenbeleuchtung aufzuleben, sie bestimmen die Reden, Gedanken und Thaten der auftretenden Personen, sind ein Theil der Handlung, spielen mit. Dieser plastischen Gegenständlichkeit ist ein stark dramatischer, aber nirgends theatralischer Zug beigesellt, der sich in jedem Werke Meyer's ausprägt, am vollsten in „Georg Jenatsch", von dem es uns immer wundert, daß noch kein Dramenschneider darüber gekommen. Auf die bühnenfähige Handlung der „Hochzeit des Mönchs" haben wir zuerst aufmerksam gemacht, und dieser Wink ist befolgt worden; Klughardt hat daraus eine Oper „Astorre" componirt, die in diesen Tagen in Prag über die Bretter gehen soll. Pescara entzieht sich der Bühne, denn er ist ein halbtodter Held, aber wie viel Scenen von echt dramatischem Vollblut enthält diese Erzählung, wie viel unvergeßliche Bilder voll Theaterblut: die Unterredung des Herzogs mit seinem Kanzler, vom frech herausfordernden Connétable unterbrochen, der sich in Ermangelung eines Stuhls bei der Audienz auf seinen Mantel am Boden lagert; wie der Papst vor Vittoria das Trugbild der Krone Italiens hervorzaubert; wie Morone den Feldherrn versucht, indessen seine Freunde hinterm Vorhang lauschen, und der Verführte ist nicht er, dem alle Künste galten, sondern seine Lauscher. Dann die wehmuthdurchzitterten Liebesscenen zwischen Pescara und Vittoria, denen die Leserin ohne Zweifel etwas mehr Gluth, mehr Leidenschaft wünscht, wie denn auch der Dichter oft kühl und reflectirt erscheint; aber man vergesse nicht, daß es die Liebe eines Sterbenden gilt, welcher jeder Aufregung aus dem Wege geht. Kein Wort zu viel, eher eines zu wenig; Alles gemessen und mit unendlichem Fleiße durchgearbeitet. Und diese Knappheit, die jede subjective Einmischung des Erzählers vermeidet, ist auch in der Sprache. Schon der Anfang klingt lakonisch genug. Der Kanzler hat sich neben den Herzog von Mailand gestellt und erklärt „die Zahlen mit gleitendem Finger ... „Wir verritten Rom." Dieses Streben nach Gedrungenheit schreckt selbst vor Incorrectheiten nicht zurück. „Warum Festungen bauen? kam er auf den Gegenstand seiner Sorge zurück .." „Einen Urlaub hat der Marquise verlangt? verwunderte er sich." Interessant ist auch, daß dem Dichter, der viel weniger im alemannischen Dialekte fußt, als z. B. Gottfried Keller, hier doch einige schweizer Ausdrücke entschlüpfen. Er spricht von „verkostgelden." „Ein heftiger Zorn übermochte sie." Der Schweizer mischte auch die Farben für den prächtigen eidgenössischen Reisläufer, der dem Feldherrn bei Pavia den Todesstoß gegeben hat und zum Danke dafür jetzt von ihm den Galgen entzogen wird — eine Kernfigur, so echt und vollblütig, als wäre sie aus Niklaus Manuel's Bicocca-Lied getreten und Fleisch und Blut geworden. Z.

---

## Die psychologische Bedeutung der Ethnologie.

Von Th. Achelis.

Je mehr sich unter dem wohlthätigen Einfluß der Naturwissenschaft in weiten Kreisen ein philosophisches Interesse bemerkbar macht, um so erklärlicher wird der Nachdruck, welchen diese Regeneration unserer kritischen Weltanschauung auf die Psychologie legt. Denn durch diese ist ganz besonders der Sturz der früher allmächtigen Metaphysik, in dem Sinne einer transcendenten Erkenntnißlehre, befördert, und deshalb ist sie auch die Wissenschaft der Zukunft. Freilich bedarf es auch hier einer gründlichen Reorganisation, da die alten Quellen der Selbstbeobachtung und des inneren Sinnes bei einer eindringenden Untersuchung vollständig versagen. Welche wichtigen Aufschlüsse dagegen die experimentelle Psychologie und im Besonderen die Psychophysik über die dunkle Werkstätte unseres geistigen Daseins geliefert haben, ist bekannt genug, um hier weitläufig erörtert zu werden. Weniger zweifelsfrei ist die Auffassung von der Wirksamkeit, welche in diesem intellectuellen Processe der vergleichenden Völkerkunde zufällt, wie sie sich gerade in den letzten Decennien in Europa und Amerika mit überraschender Schnelligkeit entwickelt hat. An der Spitze dieser geistigen Bewegung in Deutschland steht der Altmeister der Ethnologie in unserem Vaterlande, A. Bastian, dessen rastloser Thätigkeit nicht zum Wenigsten die Gründung des Völkermuseums in Berlin zuzuschreiben ist. Einen werthvollen Beitrag zur Klärung des methodologischen Gesichtspunktes dieser noch immer vielfach hart angegriffenen Disciplin liefert das neueste Werk*) des unermüdlichen Gelehrten, das wir der folgenden Betrachtung zu Grunde legen wollen.

Bastian ist wie Wenige sonst befähigt, die allmähliche Genesis der neuen Weltanschauung in ihren verschiedenartigen Stadien zu erfassen und richtig zu beurtheilen; denn er hat die hauptsächlichsten Schwankungen, Irrthümer und Erfolge des philosophischen Bewußtseins unseres Jahrhunderts miterlebt. Zunächst gilt das von der glänzenden Täuschung des Materialismus. „In unserem als naturwissenschaftlich gekennzeichneten Zeitalter beruht die Hoffnung (und zwar die einzige noch) auf der Naturwissenschaft. So sehr dieselbe aber in physikalischer und physischer Natur alle Erwartungen auf das Glänzendste erfüllt, ja übertroffen hat und noch beständig mit ihren Untersuchungen blendet, so mangelhaft, unbefriedigend war dagegen das, was sie bisher für die idealen Bedürfnisse des Menschen zu liefern vermochte — nichts als kläglichsten Materialismus. Die Schuld freilich liegt nicht an der Naturwissenschaft, nicht an der Methode, sondern an der unrichtigen Verwendung derselben, oder vielmehr im schmählichen Abfall von der Methode, gerade bei demjenigen Falle, wo es galt, am engsten und strengsten daran festzuhalten. Als die Naturwissenschaften im ununterbrochenen Fortschritt ihres Triumphzuges, Mitte dieses Jahrhunderts, bis in die Physiologie vorgedrungen waren, glaubte man im übereiligen Sturmschritt nehmen zu können, was als stärkste Zwingburg gerade die sorgsamste Ausrüstung des Gegners hätte fördern müssen, so daß es erst langsam bedächtiger Ansammlungen der Thatsachen bedürfen wird, aus dem Material der Völkergedanken, um eine Psychologie in naturwissenschaftlichem Sinne zu begründen!" (S. 199.) Schon um dieses verhängnißvollen Beispieles halber ist ein unvorsichtiges Theoretisiren, ungenügende Verallgemeinerungen oder gar ein brutales Verdrängen älterer Fachwissenschaften, z. B. der Geschichte, durch die Ethnologie völlig unstatthaft. Und auch in dieser Beziehung mahnt unser Autor mit Recht zu nüchterner Prüfung des Thatbestandes. „Wie in jeder mit Verheißungen ergreifenden Botschaft neuer Lehre, haben wir unsere Heißsporne auch in der Ethnologie, welche zu proclamiren pflegen, daß die Ethnologie zu reformiren und zu revolutioniren habe, daß tabula rasa zu machen sei für das Auftreten einer neuen Wissenschaft, wie es die Ritter des Materialismus gleichfalls wollen mit einem »neuen Glauben«. Nichts unrichtiger als das! Die idealen Güter eines Volkes, die es im geschichtlichen Kampf sich errungen, verbleiben sein dauernder Besitz. Es handelt sich nur um ihre Ausdeutung und Erklärung; die Ethnologie hat nichts daran zu ändern, sondern nur zu constatiren und ihre Begründung aus veränderter Methode hinzunehmen. Allerdings scheint, daß für die Weltauffassung dadurch eine durchgreifende Umänderung in Anbahnung ist; die naturrechtlichen Theorien über Eigenthum, über Ehe, über Familie werden scheinbar auf den Kopf gestellt; aber das berührt nicht die Sache selbst, sondern folgt nur aus der veränderten Beleuchtung, welche jetzt von einem entgegengesetzten Ausgangspunkte aus auf dieselben geworfen wird, indem wir jetzt uns inductiv nähern statt früher an dem deductiven Anfang. Die Ethnologie würde sich zur Cultur-

*) Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Prolegomena zu einer Gedankenstatistik. Berlin. Mittler und Sohn.

Digitized by Google

geschichte verhalten, wie in ihrer Weise die Embryologie zur Physiologie." (S. 257.) Diese kritische Ruhe und Besonnenheit kann nicht ernstlich genug betont werden, zumal, wie gesagt, auch schon in der Völkerkunde, besonders in popularisirenden Darstellungen, sich gefährliche metaphysische Constructionen zeigen, welche nur dazu angethan sind, den consequent empirischen Charakter der Disciplin zu verdächtigen. Aber die streng inductive Haltung der Methode zugegeben, zugestanden die thunlichst breite Basis des Materials und lieber das ehrliche Bekenntniß: Non liquet, als eine luftige Speculation, was kann man sich von dieser specifisch naturwissenschaftlichen Signatur der Psychologie in der Ethnologie versprechen? Die Antwort lautet: „Das Problem der Zukunft fällt in die Frage über eine naturwissenschaftliche Psychologie, in die Frage, ob auch sie den übrigen Naturwissenschaften als anreihbar sich erweisen dürfte, . . . ob es nämlich möglich sei, die Psychologie ebenfalls nach comparativ-genetischer Methode zu behandeln, um dadurch auf dem geistigen Gebiet in ähnlicher Weise zuverlässige Sicherheit zu gewinnen, wie bei den übrigen Disciplinen exacter Forschungszweige gewährt ist, für Beherrschung des von jedem derselben behandelten Arbeitsfeldes." Es ist dies der Grundgedanke der ethnologischen Forschung, der deshalb eine kurze Erläuterung erheischt. In der socialen Entwickelung des menschlichen Geschlechts manifestiren sich, wie ziemlich allgemein zugestanden wird, bestimmte Gesetze und Erscheinungen, die über alle topographischen und historischen Schranken hin überall wiederkehren und somit eine unverkennbare Gleichartigkeit des primitiven menschlichen Naturells erweisen. Faßt man nach anderweitigen Analogien diese religiösen, rechtlichen, künstlerischen u. s. w. Bethätigungen als Aeußerungen des Bewußtseins, überhaupt des geistigen Seins der Menschheit auf, so hat man offenbar unter dieser Perspective ein schier unübersehbares actenmäßiges Material für das Studium unseres Seelenlebens gewonnen, wie es die frühere, auf begrenzter Basis stehende individuelle Physiologie nicht ahnen konnte. Diese Ideen sind ja auch in der durch die Sprachvergleichung angeregten Völkerpsychologie das feste Fundament für die comparativen mythologischen, juristischen und ästhetischen Studien. Aber die Ethnologie geht noch einen Schritt weiter, indem sie den sonst begrenzenden Rahmen des besonderen ethnographischen und geschichtlichen Lebens überspringt und ganz ohne Rücksicht auf Zeit und Ort die Structur des socialen Organismus erforscht, dem z. B. irgendwelche rechtliche Institution ihren Ursprung verdankt. Diese Aehnlichkeiten und frappanten Analoga auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Schaffens lassen sich auf Grund der übereinstimmenden, von einander völlig unabhängigen Zeugnisse zur Zeit nicht mehr in Abrede stellen. „Die erste Frage ist also nach den Grundgesetzen gleichartiger Elementargedanken zu stellen und die weitere nach dem historischen Zusammenhange nur soweit weiterhin zu verfolgen, wie aus traditionell oder documentarisch gesicherten Anhalten ein fester Boden unter den Füßen gesichert bleibt (nach den geographisch dem Globus eingezeichneten Bahnen der Geschichte)." Diesen übereinstimmenden Zügen der menschlichen Natur, welche wenigstens die psychische Einheit der menschlichen Race unwiderleglich erweisen, stehen nun die topographischen und geschichtlichen Schranken gegenüber, welche den besonderen Charakter eines Volkes begründen. Bastian nennt dieselben geographische Provinzen und erläutert diesen Ausdruck folgendermaßen: „Die geographischen Provinzen ergeben sich als gesetzlich umschriebene Areale, innerhalb welcher, als Gesammtprodukt physikalischer Agentien im gezogenen Theil ein fest geprägtes Product organischen Typus in die Erscheinung tritt, mit der Pflanze in botanischer, mit dem Thiere in zoologischer Provinz und mit dem Menschen in anthropologischer (unter der in Geschichtsbeschreibung gezogenen Weite ethnologischen Horizontes)." Diese Factoren, die letzten Endes natürlich über die Sehschärfe menschlicher Augen sich in unendlicher Sphäre verlieren, bilden den Grundstock des eigentlich geschichtlichen Lebens, wie er im Nationalcharakter prägnant zum Vorschein kommt und sich allen äußeren Hemmnissen zu Trotz bei energischer Organisation stets siegreich behauptet. Aus der Combination dieser beiden Momente, der ganz allgemeinen psychischen Dispositionen und der specifischen, racenhaft und geschichtlich bedingten Volkseigenthümlichkeiten, geht das gesammte sociale Leben der Menschheit hervor, von Anbeginn der Tage bis in die fernste Vergangenheit. Ganz von selbst versteht es sich für die Verwerthung dieses „Völkergedankens" (um den Lieblingsausdruck Bastian's zu gebrauchen), daß die Forschung einsetzt nicht etwa mit der chimärenhaften Gestalt des wunderbaren Urmenschen (der in vielen unserer Handbücher ein unantastbares Dasein zu führen scheint), sondern mit der einzig wissenschaftlich gesicherten Thatsache der socialen Existenz des Menschengeschlechts. Dieser unlösbare Zusammenhang des Einzelnen mit der ihn tragenden und schützenden ethnischen Association, wie ihn schon Aristoteles ahnte, bedarf für die exacte moderne Forschung keines weitläufigen Beweises mehr, und wie dieser Grundsatz für jede Aeußerung des gemeinsamen psychischen Lebens der Völker ganz ohne Widerrede schon längst gilt, so beginnt man auch allmählich für andere Sphären, z. B. für die Ethik, den früheren individuellen Standpunkt mit dem ungleich fruchtbareren socialen zu vertauschen. Sollte wirklich der Psychologie anstatt des alten, völlig in dialektischen Spitzfindigkeiten zersplitterten Stoffes durch diese umfassende, Zeit und Raum gleichsam überfliegende Perspective einer vergleichenden psychischen Anthropologie ein unendlich weit reichendes, kaum übersehbares Material zugeführt werden, so verstehen wir wohl den unablässigen Mahnruf unseres großen Vorkämpfers, zunächst nur an die Beschaffung eben dieser erfahrungsmäßig gegebenen Fundamente zu denken. „Und deshalb möge die Völkerkunde, soweit ihrerseits betheiligt, dasjenige wenigstens beitragen, was in heutiger Gegenwart zwingend aufliegende Pflicht verlangt: die Sicherung nämlich der psychischen Originalitäten, welche sich bei Ausdehnung des internationalen Verkehrs in unaufhaltsamem Verschwinden begriffen finden, und wenn einmal dahin, als Totalverluste auf immer zu verzeichnen wären für die Culturgeschichte der Menschheit." (S. 469.) Daß Bastian gerade hierin auf seinen weltumspannenden Reisen und im späteren Schaffen Staunenswerthes geleistet, dürfte überflüssig sein noch besonders hervorzuheben, und nur um deswillen führen wir diesen Umstand hier an, weil damit unseres Erachtens eine viel getadelte Schwäche seiner Darstellung zusammenhängt.

Wer wie dieser Gelehrte zunächst aus persönlicher Beobachtung und Forschung, sodann zu Folge einer stupenden Belesenheit das geistige Leben der gesammten Culturvölker beherrscht, dem blitzen in dem vergleichenden Studium der psychischen Elementargedanken fast unwillkürlich und wider Willen von allen Seiten die analogen Bezeichnungen entgegen, die, eben nur ihrem Inhalte nach verwandt, die übliche chronologische und historische Anordnung völlig unberücksichtigt lassen. Diese Eigenthümlichkeit verleugnet sich auch in dem vorliegenden Werke nicht, nur tritt sie dadurch noch greller hervor, daß in der Darstellung in buntester, sinnverwirrender Fülle Material und Theorie mit einander wechseln, so daß der Verfasser selbst ganz treffend darauf den Ausdruck anwendet: „kaleidoskopische Bilder". Solche formelle Bedenken treffen aber nicht den Kern der Sache; einem späteren, nach dem Muster philologischer Kritik verfahrenden Bearbeitung mag diese classificirende Sichtung und Sonderung der Bausteine vorbehalten bleiben, welche der rastlose Sammeleifer unseres Gelehrten auf dem ganzen Erdball zusammengetragen. So verstehen wir es, wie er im Hinblick auf die freilich kurze, aber vielversprechende Entwickelung seiner Wissenschaft kühnen Muthes in die an Problemen reiche Zukunft hinausblickt: „So handelt es sich hier um die Wissenschaft vom Menschen, wie in altem Orakelwort bereits verlangt (aus classischem Nachhall), wie angestrebt in philosophischen Denkflügen, erhofft in religiösem Glauben, — wie inductiv jetzt zu begründen in naturwissenschaftlicher Psychologie durch die in anthropologischen und ethnologischen Studien beschafften Stützen. Und so sind sie heutzutage in Jedes Munde: Die Ethnologie und Anthropologie, aber fast gestern noch war es anders, wie der Mitlebenden genug sich

Digitized by Google

zu erinnern wissen, aus der kurzen Spanne der Zeit, soweit in persönlichen Erfahrungen überblickt. Um Mitte dieses Jahrhunderts noch trafen diese Worte das Ohr mit fremdartigem Klang, mit unverständlichem oder mißverständlichem, die Anthropologie als schwankend umgrenztes Kapitel in pädagogischem System, die Ethnologie als nebensächlicher Anhang geographischer oder historischer Handbücher. Erst jetzt mit dem siegreichen Fortschritt naturwissenschaftlicher Methode bis zur Physiologie, bis zur Grenzscheide der Psychologie, erst jetzt ist sie fertig, geboren und geworden, steht sie vor Augen: die Lehre vom Menschen, in ihrer Kindheit zwar noch, in der Wiege gewindelt, aber schon als Hercules Ophites erkennbar, in den Voranlagen künftig mächtigster Entfaltung."

## Feuilleton.

### Ein gutes Gewissen.

Von Alexander Kielland.

Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm.

Vor der Gartenthür des Advokaten Abel hielt ein kleiner eleganter Wagen mit zwei fetten, blanken Pferden bespannt.

Frau Warden, die ihm entstiegen war, durchschritt den Vorgarten und trat ein. Die Thür in's nächste Zimmer stand halboffen und drinnen saß die Frau vom Hause an einem großen Tisch, der mit Massen heller Stoffe und verschiedenen Nummern des „Bazar" bedeckt war.

„Ah! — wie Du gelegen kommst, süße Emilia!" rief Frau Abel. „Ich bin ganz verzweifelt über die Näherin: sie kann sich gar nichts Neues ausdenken. Und nun sitze ich hier und suche im „Bazar". Liebste! leg' Deinen Shawl ab und komm' mir zu Hülfe; — es handelt sich um ein Promenadenkleid!"

„Ich bin nicht die Rechte, Dir zu helfen, wo es sich um Putz handelt", antwortete Frau Warden.

Die gute Frau Abel starrte sie an; es war etwas Beunruhigendes in dem Ton, und sie hatte einen unbegrenzten Respect vor der reichen Freundin.

„Du erinnerst Dich gewiß — ich erzählte es Dir neulich — daß Warden mir versprochen hatte — das heißt —" verbesserte sich Frau Warden, „daß er mich gebeten hatte, mir ein neues seidenes Kleid zu bestellen."

„Bei Madame Labiche, ja wohl!" unterbrach sie Frau Abel, „und nun bist Du vermuthlich auf dem Weg zu ihr? — Oh, nimm mich mit! — Das ist so amüsant!"

„Ich fahre nicht zu Madame Labiche", antwortete Frau Warden fast feierlich.

„Aber Gott! — warum nicht?" fragte ihre Freundin und riß ihre guten, braunen Augen kugelrund auf vor Erstaunen.

„Ja — siehst Du", antwortete Frau Warden, „ich glaube, wir können soviel Geld zu unnöthigem Putz nicht mit gutem Gewissen ausgeben, wenn wir wissen, daß in den entlegensten Theilen der Stadt — derselben Stadt, wo wir wohnen — hunderte von Menschen leben, die Noth leiden — buchstäblich genommen: Noth!"

„Ja — aber", wandte Frau Abel ein und warf unsichere Blicke auf ihren Tisch, „das ist nun einmal so hier in der Welt; wir wissen ja, daß die Ungleichheit —"

„Wir müssen uns hüten, die Ungleichheit zu vergrößern und eher thun, was wir können, sie auszugleichen," unterbrach sie Frau Warden. Und es schien Frau Abel, als werfe ihre Freundin mißbilligende Blicke auf den Tisch, die Stoffe und den „Bazar".

Die Unterhaltung wurde eine Weile weiter geführt, und Frau Warden erzählte, daß sie die Absicht habe, in die elendesten Theile der Vorstädte hinauszufahren, um sich mit eigenen Augen von dem Zustand der Armen zu überzeugen. Die Damen trennten sich kühler als gewöhnlich. Sie waren Beide in ernster Stimmung. Frau Abel blieb im Gartenzimmer; sie hatte gar keine Lust mehr, sich mit den Promenadenkleid zu beschäftigen, obgleich der Stoff wirklich so hübsch war. Sie hörte den weichen Ton des auf dem glatten Wege des Villaquartiers davonrollenden Wagens.

„Was für ein gutes Herz Emilie hat!" seufzte sie.

Der Kutscher hatte seine Ordre ohne eine Miene zu verziehen entgegengenommen; und da niemals Einwendungen in seinen Mund kamen, fuhr er tiefer und tiefer in die wunderlichsten Straßen des Armenquartiers hinein mit einer Miene, als fahre er zum Hofball. Endlich erhielt er Befehl anzuhalten, und es war auch hohe Zeit. Denn die Straße wurde enger und enger, und es sah aus, als sollten die dicken Pferde und der feine Wagen im nächsten Augenblick stecken bleiben, wie der Kork in einem Flaschenhals. In einer Thür stand ein halberwachsenes Mädchen; die Dame fragte: „Wohnen viele arme Leute hier im Hause?"

Das Mädchen lachte und antwortete etwas, während es sich dicht an ihr vorbei durch die enge Thüre drängte. Frau Warden verstand das Gesagte nicht, aber sie hatte die Empfindung, als hätte das Mädchen etwas Häßliches gesagt. Sie trat in das erste beste Zimmer. Es war für Frau Warden nichts Neues, daß arme Leute ihre Räume nicht gehörig lüften. Aber sie wurde doch so benommen von der Atmosphäre, die sie einathmete, daß sie froh war, sich auf die Ofenbank setzen zu können.

In der Handbewegung, mit der die Frau in der Stube die Kleider von der Bank auf die Diele strich und in dem Lächeln, mit dem sie die feine Dame bat Platz zu nehmen, lag etwas, das Frau Warden auffiel. Es machte den Eindruck, als hätte das arme Weib bessere Tage gekannt; obgleich ihre Bewegungen mehr hastig, als fein und ihr Lächeln nichts weniger als angenehm war. Die lange Schleppe von Frau Warden's zartgrauem Visitenkleide lag auf der schwarzen Diele, und während sie sich niederbeugte und sie an sich zog, mußte sie selbst an Heine's Worte denken: „sie sah aus wie ein Bonbon, das in den Schmutz gefallen war."

Die Unterhaltung begann und wurde geführt, wie solche Unterhaltungen geführt zu werden pflegen. Wäre Jeder in seiner Sprache und seinem Gedankengang verblieben, so hätten diese beiden Frauen nicht ein Wort von einander verstanden. Aber da die Armen die Reichen immer so viel besser kennen, als die Reichen die Armen, so haben sie sich eine eigene Sprache zurechtgemacht — einen eigenen Ton, den die Erfahrung sie gebrauchen gelehrt hat, wenn es sich darum handelt, verstanden zu werden, das heißt so verstanden zu werden, daß die Reichen Lust bekommen, sich wohlthätig zu bezeigen. Näher könnten sie einander nie kennen. Diese Sprache beherrschte die arme Frau bis zur Vollkommenheit, und Frau Warden kannte ihr elendes Dasein bald in den Umrissen. Sie hatte zwei Kinder, einen Knaben von vier, fünf Jahren, der auf der Diele lag und ein kleines Kind an der Brust. Frau Warden betrachtete das kleine graue Wesen und konnte nicht begreifen, daß es schon dreizehn Monate alt sei. Sie selbst hatte daheim in der Wiege einen kleinen Koloß von sieben Monaten, der mindestens um die Hälfte größer war.

„Sie müssen dem Kind etwas Stärkendes geben," sagte sie; es schwebte ihr etwas wie Kindermehl und Apfelsinengelée vor.

Bei den Worten „etwas Stärkendes" erhob sich ein zerstrubelter Kopf aus dem Bettstroh; es war ein bleicher, hohläugiger Mann mit einem großen wollenen Tuch um den Kopf.

Frau Warden erschrak. „Ihr Mann?" fragte sie.

Die arme Frau antwortete ja, das sei ihr Mann. Er sei heute nicht zur Arbeit gegangen, weil er solche Zahnschmerzen habe.

Frau Warden hatte selbst Zahnschmerzen gehabt und wußte, wie weh das thut. Sie sagte einige Worte aufrichtigen Mitgefühles. Der Mann murmelte etwas und legte sich nieder, und gleichzeitig entdeckte Frau Warden eine Person, die sie vorher nicht bemerkt hatte.

Es war ein ganz junges Mädchen, das im Winkel an der anderen Seite des Ofens saß. Sie starrte einen Augenblick auf die feine Dame, zog sich aber gleich wieder in sich zusammen und lehnte sich vornüber, der Fremden fast den Rücken zukehrend. Frau Warden dachte, das junge Mädchen habe eine Handarbeit im Schooß, die sie verbergen wolle; vielleicht irgend ein altes Kleidungsstück, das sie flickte.

„Aber weshalb liegt der große Junge auf der Diele?" fragte die Dame.

„Er ist lahm," antwortete die Mutter. Und nun folgte eine umständliche Beschreibung und viel Lamentiren über den armen Jungen, der vom Scharlach eine Lähmung in den Hüften nachbehalten hatte.

„Kaufen Sie ihm doch," begann Frau Warden, „einen Rollstuhl" hatte sie sagen wollen. Aber es fiel ihr ein, es sei besser, wenn sie ihn selbst kaufte; es thut nicht gut, den Armen zu viel Geld in die Hände zu geben; aber etwas wollte sie der Frau doch gleich geben. Denn hier wollte sie helfen, hier war wirkliche Noth; sie fuhr in die Tasche nach ihrem Portemonnaie.

Es war nicht da. Das war ärgerlich, so war es im Wagen liegen geblieben.

Wie sie diesen unglücklichen Zufall gerade bedauern und der Frau versprechen wollte, ihr das Geld später zu schicken, öffnete sich die Thür

Digitized by Google

und ein wohlgekleideter Herr trat ein. Sein Gesicht war sehr voll und von einer eigenthümlich trockener Bläße, als äße er Mehl.

„Frau Warden? vermuthe ich," sagte der fremde Herr. „Ich sah Ihren Wagen in der Straße; und hier bringe ich — vermuthlich Ihr Portemonnaie."

Die Dame sah darauf hin, ja, ganz richtig, es gehörte ihr; auf der glatten Elfenbeinfläche stand E. W., schwarz eingelegt.

„Ich sah es zufällig, als ich um die Ecke bog, in den Händen eines Mädchens, eines der schlimmsten im Quartier," erklärte der Fremde; „ich bin Armenvorsteher des Districtes," fügte er hinzu.

Frau Warden dankte, obgleich der Mann ihr gar nicht gefiel. Aber als sie sich wieder in die Stube wandte, wurde sie ganz erschrocken über die Veränderung, die mit ihren Bewohnern vorgegangen war. Der Mann saß aufrecht im Bett und glotzte den fremden Herrn an, die Frau hatte ein häßliches Lächeln, und selbst der arme kleine Lahme hatte sich nach der Thür herumgewälzt und starrte, auf seine dünnen Arme gestützt, zu ihm auf wie ein kleines Thier. Und in all' diesen Augen lag derselbe Haß, derselbe kampfbereite Trotz, und es schien Frau Warden, als legte sich eine ungeheuere Entfernung zwischen sie und das arme Weib, mit dem sie eben so offen und vertraulich gesprochen hatte.

„So siehst Du also heute aus, Martin!" sagte der Herr mit einer ganz neuen Stimme, „das konnte ich mir denken, daß Du gestern Nacht mit dabei warst. Ja, ja, Nachmittag holen sie Dich, Du sollst zwei Monate sitzen."

Plötzlich, wie ein Wasserstrahl, brach es los: Mann und Frau durch einander redend, das Mädchen hinter dem Ofen kam hervor und stimmte ein, der Lahme schrie und wälzte sich, Worte waren nicht zu unterscheiden, nur Laute, Augen, Hände, es war, als ob die kleine dumpfige Stube von der wilden Leidenschaft, die in ihr explodirte, gesprengt werden sollte.

Frau Warden wurde bleich und erhob sich; der Herr öffnete die Thür, und beide eilten hinaus. Im Gang hörte sie ein schreckliches Frauenzimmerlachen hinter sich her. Das mußte die Frau sein, dieselbe Frau, die so sanft und betrübt von den armen Kindern gesprochen hatte. Sie fühlte fast Unwillen gegen den Mann, der diese erschütternde Veränderung hervorgerufen und während sie zusammen über die Straße gingen, hörte sie ihn mit kalter, vornehmer Miene an. Aber nach und nach veränderten sich ihre Züge; es war gar nicht so ungereimt, was er sagte. Der Armenvorsteher sprach davon, wie wohl es ihm thäte, eine Dame, wie Frau Warden, so warm für die Armen empfinden zu sehen. Sei es auch zu beklagen, daß selbst die wohlgemeinteste Hilfe so häufig in unrechte Hände käme, so sei es doch immer etwas Schönes und Erhebendes, daß eine Dame wie Frau Warden —

„Aber," unterbrach sie ihn, „sind denn diese Menschen nicht im höchsten Grade hilfsbedürftig? Ich empfing den Eindruck, daß besonders die Frau einmal bessere Tage gesehen und daß sie, wenn ihr zeitig geholfen würde, sich vielleicht wieder heben könnte."

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, gnädige Frau, sie war ein sehr berüchtigtes öffentliches Frauenzimmer," bemerkte der Armenvorsteher in mild beklagendem Ton.

Frau Warden schauderte. Mit einem solchen Frauenzimmer hatte sie gesprochen — und über Kinder gesprochen; sie hatte sogar ihres eigenen Kindes erwähnt, das daheim in seiner reinen Wiege lag! Ihr war, als müsse sie nach Hause eilen, um zu sehen, ob es noch rein und gesund sei.

„Und das junge Mädchen?" fragte sie furchtsam.

„Ja, die gnädige Frau hat doch wohl ihren — ihren Zustand bemerkt?"

„Nein, Sie meinen?"

Der fette Herr flüsterte einige Worte.

Frau Warden fuhr zusammen: „Mit dem Mann! — dem Mann im Hause?"

„Ja, es thut mir leid, Ihnen das mittheilen zu müssen; aber Sie können sich denken, daß diese Menschen" — und er flüsterte wieder.

Das war zu viel für die Dame. Ihr schwindelte fast, und sie nahm den Arm des Herrn an. Sie gingen rasch auf den Wagen zu, der etwas weiter entfernt hielt, als sie ihn verlassen hatten. Frau Warden ließ sich vom Armenvorsteher in den Wagen helfen. Sie forderte ihn auf, morgen bei ihr vorzusprechen und gab ihm ihre Adresse.

„Zu Advokat Abel," rief sie dem Kutscher zu; der fette Herr entblößte seinen Kopf mit einem wohligen Lächeln, und der Wagen rollte davon. Je mehr sie sich vom Armenstadttheil entfernten, desto ruhiger wurden die Bewegungen des Wagens und desto rascher die Fahrt. Und als sie auf den breiten, bepflanzten Weg kamen, der durch das Villaquartier fährt, schnauften die Dicken mit Behagen in der reinen, feinen Luft der Gärten, und der Kutscher knallte ganz ohne Nothwendigkeit dreimal kunstvoll mit der Peitsche. Auch Frau Warden fühlte, wie gut es ihr that, wieder frische Luft einzuathmen. Was sie erlebt und noch mehr, was sie vom Armenvorsteher gehört, hatte sich fast betäubend auf sie gelegt. Sie fing an, sich über den grenzenlosen Abstand zwischen ihr und diesen Menschen klar zu werden. Es hatte ihr oft geschienen, als sei es ein schweres, ja fast hartes Wort: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Nun begriff sie: es mußte so sein.

Frau Abel, die umherging und Bazar und Zeugstücke von dem großen Tisch wegräumte, war überrascht ihre Freundin so bald zurückkehren zu sehen.

„Nun, Emilie! Bist Du schon da! Ich sagte eben zur Näherin, sie könne gehen. Deine Auseinandersetzungen haben mir ganz die Lust an meinem Kleid genommen; ich kann mich auch ohne behelfen," sagte die gute Frau Abel; aber ihre Lippen zitterten leicht, während sie sprach.

„Jeder muß nach seinem Gewissen handeln," antwortete Frau Warden leise, „aber ich glaube auch, man kann zu skrupulös sein."

Frau Abel sah auf; das hatte sie nicht erwartet.

„Ja, höre nur, was ich erlebt habe," sagte Frau Warden und fing an zu erzählen. Sie schilderte den ersten Eindruck des dumpfigen Raumes und der verkommenen Menschen; darauf erzählte sie vom Diebstahl des Portemonnaies.

„Ja, mein Mann behauptet ja immer, diese Sorte Menschen kann das Stehlen nicht lassen," sagte Frau Abel.

„Ich fürchte, Dein Mann hat mehr Recht als wir glauben," antwortete Frau Warden.

Darauf berichtete sie vom Armenvorsteher und der Undankbarkeit, die diese Menschen gegen ihn an den Tag gelegt hätten, der doch täglich für sie sorgte. Aber als sie zur Vergangenheit der armen Frau kam und gar von dem jungen Mädchen erzählte, wurde die arme Frau Abel so benommen, daß das Dienstmädchen Portwein bringen mußte.

Als das Präsentirbrett hereingebracht wurde, flüsterte Frau Abel dem Mädchen zu: „Laß die Näherin warten."

„Und denke Dir," fuhr Frau Warden fort, „ja, es ist kaum möglich, es Dir zu erzählen" — und sie flüsterte.

„Was sagst Du? — in einem Bett? — alle zusammen! — aber das ist ja empörend!" rief Frau Abel und schlug die Hände zusammen.

„Ja, vor einer Stunde hätte ich es auch nicht für möglich gehalten," antwortete Frau Warden, „aber wenn man selbst an Ort und Stelle gewesen ist und sich persönlich überzeugt hat —"

„Gott! daß Du dich da hinauswagtest, Emilie!"

„Ich bin froh, daß ich es gethan habe, und noch mehr, ich preise die glückliche Schickung, daß der Armenvorsteher gerade zur rechten Zeit kam. Denn so erhebend es auch ist, der tugendhaften Armuth zu helfen, die in all' ihrer Kümmerlichkeit rein und genügsam lebt, ebenso empörend würde es sein, wenn ich dazu beigetragen hätte, daß solche Menschen ihre bösen Neigungen befriedigen können."

„Ja, Du hast Recht, Emilie! — ich kann nur nicht begreifen, wie Glieder einer christlichen Gemeinschaft — getauft und confirmirt — so werden können! Sie haben ja jeden Tag — wenigstens jeden Sonntag — vollauf Gelegenheit, kräftige und eindringliche Predigten zu hören; und eine Bibel soll — nach dem, was ich gehört habe — ja für einen unglaublich geringen Preis zu haben zu sein."

„Ja, und wenn wir uns denken," fügte Frau Warden hinzu, „daß nicht einmal die Heiden, die alle diese Güter entbehren, sich damit entschuldigen können; — denn sie haben ja das Gewissen."

„Und das redet wahrlich laut genug zu Jedem, der hören will," sagte Frau Abel mit Nachdruck.

„Ja, das thut es, weiß Gott!" antwortete Frau Warden und sah mit ernstem Lächeln vor sich hin.

Als die Freundinnen sich trennten, umarmten sie einander herzlich.

Frau Warden legte ihre Hand auf den Griff des Kutschenschlages, stieg in den Wagen und zog ihr langes Kleid nach sich. Darauf schloß sie die Wagenthür, nicht mit einem Zuwerfen, sondern langsam und sorgfältig.

„Zu Madame Labiche!" rief sie dem Kutscher zu, und gleichzeitig wandte sie sich zur Freundin, die ihr bis zur Gartenthür gefolgt war und sagte mit stillem Lächeln: „Nun kann ich mir doch, Gott sei Dank, mit gutem Gewissen mein seidenes Kleid bestellen."

„Ja, das kannst Du," sagte Frau Abel und sah ihr nach mit Thränen in den Augen. Darauf eilte sie hinein.

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Herzog Ernst".

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolff.

Das „Deutsche Theater" hatte jüngst einen in mancher Hinsicht interessanten und lehrreichen Schauspielabend. Des fortgesetzten Lustspielmißerfolges müde, haben die Leiter dieser Bühne endlich einem zeitgenössischen Drama ernster Richtung das Wort gestattet und so warmen Beifall und so reiches Lob geerntet, daß man schier glauben könnte, es sei eine bühnengeschichtliche That vollbracht worden. Sehen wir näher zu, so schrumpft das „Ereigniß" allerdings beträchtlich zusammen: es bleibt jedoch noch genug des Bemerkenswerthen übrig, um eine eingehende Betrachtung zu rechtfertigen.

Der Stoff, mit dem Emil Wolff, Oberlehrer in Altona, zum ersten Male die Bretter beschritten, ist weder neu noch sonderlich für eine dramatische Bearbeitung geeignet. Wir erachten weder das geschichtliche Drama für überlebt, noch vermögen wir der Meinung zuzustimmen, daß das deutsche Mittelalter kein fruchtbarer Boden für die zeitgenössische Bühnendichtung sei; im Gegentheil, es liegt gerade in unseren Tagen der nationalen Einigung so nahe als möglich, in die Zeit des Haders zwischen der aufstrebenden und erstarkenden Kaiseridee und dem trotzigen, auf dem vermeintlichen Rechte eigener Selbstherrlichkeit bestehenden Vasallenthum zurückzugreifen und den Sieg der ersteren über das letztere dramatisch zu verherrlichen. Ein solches Unterfangen wird aber nur dann tief in die heutige Volksseele hineingreifen und bleibende Wurzeln schlagen, wenn ewig-junge menschliche Conflicte die geschichtlichen Vorgänge stützen und unserem modernen Empfinden näher bringen; wenn Fragen, die dem Wechsel der Zeiten nicht unterworfen sind, den Angelpunkt der dichterischen Darstellung bilden und das historische Gewand nur entlehnen; wenn z. B. die Einheitsidee, um welche unser Volk Jahrhunderte hindurch gerungen, das dramatische Gebäude trägt, durchdringt und krönt. Dies mag Emil Wolff gefühlt haben, denn sein Trauerspiel weist Spuren dieser Forderungen auf; aber ihre volle, ausschlaggebende Bedeutung hat er nicht begriffen und deshalb in seinem „Herzog Ernst" zwar eine beachtenswerthe Dichtung, keineswegs aber ein lebensfähiges Bühnenwerk geschaffen.

Inhaltlich deckt sich dasselbe vollkommen mit Uhland's „Ernst, Herzog von Schwaben". Die historische Wahrheit ist, bis auf das Alter des Helden und soweit es sonst anging, nicht sonderlich gekränkt und der echtdeutschen Treue, der Freundschaft zwischen den beiden Rebellen wider Kaiser und Reich, dem Schwabenherzog Ernst und dem Grafen Werner von Kiburg, ein neues, tönendes Denkmal gesetzt worden. Das Geschick Herzog Ernst's ist indeß kein tragisches in dramatischem Sinne, und der Dichter hat es nicht verstanden, dasselbe in ein solches zu verwandeln. Er läßt sein Trauerspiel in den Felsengelassen des Giebichenstein beginnen, wo der geächtete, mit List eingedrungene Graf Werner und die Mutter Herzog Ernst's, die Gemahlin Kaiser Konrad's II., — der Erstere den Geboten der Treue gehorchend, die Letztere von mütterlicher Liebe getrieben — einen schönen Sieg über den Trotz des gefangenen Schwabenherzogs erringen und ihm das Versprechen abgewinnen, sich mit seinem kaiserlichen Schwiegervater zu versöhnen. Graf Werner, den die Kaiserin Gisela durch ihre Reisige tödten lassen will, wird durch Ernst's Energie gerettet, welcher der Mutter mit einem Selbstmord droht, falls sie den Freund nicht ungehindert ziehen lassen wolle. Die nächsten drei Acte spielen auf der Pfalz zu Ingelheim. Herzog Ernst demüthigt sich vor dem Kaiser; die Liebe und Klugheit der Mutter und Gattin führt eine völlige Versöhnung herbei; zarte Bande, die sich zwischen Ernst und seiner schönen Base Edelgard von Lothringen knüpfen, fesseln den Herzog doppelt fest an das Kaiserhaus und lassen ihn die Aufgabe vergessen, um derentwillen er eigentlich vor Kaiser Konrad gekniet: auch für seinen in Acht und Bann befindlichen Freund Vergebung und Gnade zu erwirken. Die Conflicte, welche uns das Drama bei seinem Beginn vorführt, scheinen ausgeglichen, und der Kaiser ist bereit, in feierlicher Sitzung vor den Großen des Reiches dem wiedergewonnenen Sohne das Herzogthum Schwaben auf's Neue zu verleihen. Da bewirkt die Botschaft, Graf Mangold von Nellenburg sei ausgesandt, die Acht an Werner von Kiburg zu vollstrecken, daß der glückberauschte Herzog sich selbst wiederfindet — und wir stehen am Schluß des vierten Actes vor demselben Conflicte zwischen Stiefvater und Sohn, zwischen Kaiser und Lehnsmann, auf dessen Ausgleich der Dichter volle drei Acte verwendet hat: Ernst weigert sich, den Schwur zu leisten, der ihn zwingen würde, im Auftrage des Kaisers mit eigener Hand den Freund zu erschlagen; er entsagt dem Herzogsmantel, der Mutter und der Hand der Geliebten und flieht hinaus in Kampf und Elend, in Acht und Bann an der Seite des dem Schicksal verfallenen Freundes. In einer wilden Schlucht des Schwarzwaldes, in welcher der letzte Act spielt, fallen Herzog Ernst und Graf Werner, nachdem ein Versuch Edelgard's, den Letzteren zu freiwilliger Unterwerfung unter den Kaiser zu bewegen und dadurch den Untergang Beider zu verhüten, gescheitert ist, unter den Streichen der Söldlinge des Grafen Mangold — der eine Freund im Kampfe für den anderen.

Das einzige Moment, das den Tod des Helden zu rechtfertigen bestimmt ist: das vorübergehende Vergessen seiner Freundespflicht, reicht nicht aus, den Zuschauer zu befriedigen. Das tragische Ende Herzog Ernst's versöhnt nicht, weil es keine wirkliche Schuld, keine todwürdige That sühnt; seine ganze Geschichte bietet zu wenig Stoff und Verwickelungen, um aus ihr eine große dramatische Handlung herauszupressen. Das mochte der Dichter geahnt haben, denn er stellt die Gestalt der Kaiserin Gisela so sehr in den Vordergrund, daß sie fast den Helden der Dichtung verdunkelt. Sie nährt einen untilgbaren Haß gegen den Grafen Werner, weil er, in dessen Hände ihr sterbender erster Gemahl sein letztes Vermächtniß gelegt, ihr warnend und hindernd in den Weg getreten war, als sie dem Kaiser Konrad die Hand zum Ehebunde gereicht. Diesen Haß vermag Gisela mit ihrer Liebe zum Sohne nicht zu vereinen; während sie Alles thut, um das Glück des Letzteren zu begründen, dingt sie den Grafen Mangold durch das Versprechen der Hand Edelgard's zum Mörder Werner's. Sie ladet hierdurch eine Schuld auf ihr Gewissen, die sich an ihr rächt: denn alle ihre Bemühungen scheitern, und sie bricht verzweifelt an der Bahre zusammen, auf welcher Ernst und Werner, im Tode vereint, ruhen. Dem Haß der Mutter fällt der Sohn zum Opfer, ihre Schuld fordert sein Leben als Sühne — das ist nicht dramatisch. Es ist aber auch nicht gut, daß der Bühnendichter zweien Helden zugleich dient: die Theilnahme des Zuhörers wird getheilt und das Gefühl der Befriedigung doppelt gestört. Nimmt man hinzu, daß den Gestalten der Dichtung das Mark, die innere Entwickelung und das thatkräftige Handeln in Gut und Böse fehlen oder doch nur sehr spärlich zugemessen sind; daß die einzelnen Individualitäten allein durch sich selbst nicht zu fesseln und hinzureißen vermögen, — so sind die wesentlichsten inneren Schwächen des Dramas gekennzeichnet. Aber auch im technischen Aufbau weist es große Mängel auf. Die Exposition ist mit der eigentlichen Handlung verquickt und zieht sich durch sämmtliche drei ersten Acte hin, welche außerdem noch an erheblichen Längen des Dialogs, weitschweifigen historischen Auseinandersetzungen und Wiederholungen kranken. Das Stück langt an dem zur Entscheidung führenden Wendepunkt an, ohne daß irgend etwas Neues geschehen ist, und der an das Ende des vierten Actes verlegte Ausbruch des Conflictes läßt nur endlich sich ereignen, was schon zu Beginn gegeben und während des Hin und Her dreier Acte latent vorhanden war. Conflict und Katastrophe fallen schließlich zusammen und enthalten wiederum bereits die Lösung in sich, so daß dieselbe nicht mehr überrascht.

Und dennoch hat das Trauerspiel bei seiner ersten Aufführung einen unbestrittenen, mehr als freundlichen Erfolg gehabt? Die Antwort muß bejahend ausfallen und dieses Zugeständniß führt zu Betrachtungen, welche vielleicht das Werthvollste sind, das der Montag-Abend im „Deutschen Theater" gezeitigt. Er hat vor Allem ganz allgemein bewiesen, daß das Publikum auch für große dramatische Stoffe aus der Vergangenheit und für die Behandlung idealer Fragen empfänglich ist, selbst wenn sie nicht in dichterischer Vollendung zum Ausdruck gelangen. Das ist sehr wichtig, denn es deutet an, auf welchen Wegen die stark in die Brüche gerathene Fühlung zwischen Bühnenleitung und Bevölkerung u. A. wiedergewonnen werden könne. Dann hat Wolff's Dichtung auch ihre starken Seiten: die Sprache ist edel und schwungvoll; sie wird trotz vieler Bilder keineswegs schwülstig und steht in Fluß und Inhalt stets in vollstem Einklang mit dem Temperament des Redenden, wenngleich die Färbung hier und da charakteristischer sein könnte; die künstlerische Detailarbeit ist sauber und wirksam und immer auf den unmittelbaren Effect zugespitzt; die einzelnen Scenen sind dramatisch bewegt und die Actschlüsse in hohem Grade packend. In dieser Beziehung erinnert Wolff an Wildenbruch. Und wenn den Dichter auch eine gewisse poetische Hausbackenheit daran gehindert hat, den Zuhörer zum tragischen Gipfel zu erheben und seine Seele zu erschüttern, so ertränkt er ihn doch auch nicht im Thränenstrom unnatürlicher Rührung. Er hält vielmehr wacker die Mitte, strebt mit Ernst und dichterischem Gefühl sein schönes Vorhaben so würdig wie möglich auszuführen, schreitet über die Untiefen der menschlichen Natur hinweg, ohne die Höhen derselben zu erklimmen, kurz zeigt sich als dichterisches Talent, das Jedermann eine wohlwollende Achtung abnöthigen muß — auch wenn schon die erste Probe lehrt, daß die Zukunft kaum ein Mehr ergeben wird.

Daß die erste Aufführung von „Herzog Ernst" über diese Achtung hinaus eine warme, ja am Schlusse des vierten Actes begeisterte Zustimmung fand, ist unseres Erachtens schon deshalb überwiegend der Darstellung zuzuschreiben, weil diese Zustimmung nur die Folge der unmittelbaren scenischen und schauspielerischen Wirkung war, weil sie mit dem Fallen des Schlußvorhanges ihr Ende erlebte, weil das Stück schwerlich auf irgend einen Zuschauer einen nachhaltigen Eindruck ausgeübt hat. War nun aber dieser Erfolg der Darstellung verdient? Wenn wir von der kostbaren und stimmungsvollen Ausstattung und verständigen Inscenesetzung absehen — sicherlich nicht! Er hat uns lediglich das Eine gelehrt: daß auch das Première-Publikum des „Deutschen Theaters", dessen Anerkennung oder Ablehnung die dramatischen Erstlinge aufleben oder verschwinden läßt, dem nach groben Effecten und starken Wirkungen haschenden Bühnenkothurn nicht unempfindlich gegenübersteht, und daß die Grenzen, an denen das Erhabene dem Lächerlichen verfällt, hier ebenso weite sind, wie in jedem Krähwinkel, wo eine urtheilslose Menge den Flitter um so eher für echt nimmt, je bunter und aufdringlicher er zur Schau getragen wird. Wir lassen es dahingestellt, ob dies ein Zeichen verdorbenen Geschmacks oder jener Naivität ist, mit welcher jede Dichtung rechnen muß. Uns interessirt nur die Thatsache, daß die Darstellung mit verschwindenden Ausnahmen, vielleicht in richtiger Erkenntniß der Schwächen und Vorzüge des Dramas, die fehlende Farbe durch einen grellen Ton zu ersetzen suchte: an Stelle wahrer Leidenschaft trat virtuosenhafte Uebertreibung; seelische Affecte gelangten lediglich durch die Lunge zum Ausdruck und appellirten statt an das Herz an das Trommelfell; echte Natur mußte vor der Manier die Segel streichen, — mit einem Worte, es war ein Augenblickssieg prunkhafter Coulissenreißerei über ein Auditorium, das sich darin gefiel, Unnatur für Wahrheit zu nehmen und aus Staunen über Aeußerlichkeiten das Fehlen des inneren Gehalts zu übersehen. In dieser Richtung sündigten vornehmlich Frl. Bognar (Gisela) und Herr Kainz (Ernst), während Herr Pohl (Kaiser Konrad) nur hier und da vergaß, daß er Kaiser und nicht Bürger sei, und Frl. Geßner in rührender Eintönigkeit sehr bald den Versuch aufgab, Edelgard von Lothringen zu einer greifbaren Individualität umzugestalten. Jeder Zoll ein echter Ritter war nur der Graf Mangold des Herrn Pittschau. E. B.

Digitized by Google

## Inserate.


In allen guten Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben.
Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Die eiserne Maske.**

Historischer Roman
aus den Archiven der Herzöge von Condé und Rohan
von
**Paul Victor Wichmann.**
2 Bde. eleg. broch. M. 10,—.

Das Räthsel der **Eisernen Maske** hat wiederholt die Gebildeten aller Nationen lebhaft beschäftigt. Das Werk wird von der Kritik sehr günstig beurtheilt. Die Post sagt: Die Handlung des Romans ist **äußerst reich** und **lebendig**, ohne sich in romantische Unwahrheiten zu verlieren und eine Fülle gut gezeichneter sogar origineller Persönlichkeiten wirbt um das Interesse des Lesers, das bis zum letzten Augenblick in **hoher Spannung** bleibt.

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**„Wenn der Herr ein Kreuze schickt."**
Gedicht von **E. v. Willich.** Komp. von
**Robert Radecke.**
**Des Kronprinzen Lieblingslied!**
erschien in unserem Verlage
a) **für eine Singstimme** mit Begl. des Pianof. od. Orgel (Harmonium) in drei Stimmlagen: hoch, mittel, tief Pr. à 1 M.
b) **für Männerchor,** Part. u. Stimmen 1 M.
c) **für gemischten Chor,** Part. u. Stimmen Preis 1 M.
**C. A. Challier & Co.,**
**Berlin S.W. 56, Leipzigerstraße.**

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

**Wollny, Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

**Wollny, Dr. F., Ueber Telepathie.** 60 Pf.

**Russisch.**
Praktisches Lehr- und Lesebuch.
von **F. Booch-Árkossy.**
2 Kurse zu 3 M, Schlüssel 2 M.
**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Briefwechsel**
zwischen
**Wagner und Liszt.**
2 Bände gr. 8.

Über den binnen Monatsfrist erscheinenden Briefwechsel wird von wohlunterrichteter Seite geschrieben:

Der mit Spannung erwartete Briefwechsel der beiden größten Musiker unserer Zeit führt auf's Lebendigste ein in die hochinteressante Periode, in welcher das junge Kunstwerk der Zukunft entstand und mit den Bedingungen seines Erscheinens schwer zu ringen hatte. Zugleich mit der Zeit werden die Persönlichkeiten der beiden Musiker in ihrer ganzen Eigenart darin wieder lebendig, welche ein Freundschaftsbund zur Erreichung des gemeinsamen Ideals verband, wie er seines Gleichen nur gehabt in demjenigen unserer großen klassischen Dichter. Weihte uns der Briefwechsel Goethe-Schillers in die geistige Arbeit an den ästhetischen Bestimmungen eines deutschen Kunststyles ein, so zeigt der Briefwechsel Wagner-Liszts den leidenschaftlich bewegten Kampf um die äußere Verwirklichung des geschaffenen deutschen Kunstwerkes selbst.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per ½ ¼ ⅛ ¼ = Pfd.-Dose
360 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Soeben erschien:
**DAS WEIB**
in der
**Natur- und Völkerkunde.**
Anthropologische Studien
von Dr. **H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Dr. **Max Bartels.**
Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**
**Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.**

**Neue Belletristik**
aus der
**Deutschen Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Arnold, der Mönch.**
Novelle von
**Eduard Oehmke.**
Preis geheftet M 2. 50; fein gebunden M 3. 50.

**Das einsame Haus.**
Roman von
**Adolf Streckfuß.**
Preis geheftet M 4. —; fein gebunden M 5. —

**Der wunde Punkt.**
Roman von
**Leo Warren.**
Preis geheftet M 5. —; fein gebunden M 6. —
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Für Jeden, der sich gründlich Aufklärung über die **Währungsfrage verschaffen will:**
**Die geschichtliche Entwicklung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit** v. Karl Melchers. Preis **1 Mk. 20 Pf.**
Siehe die brillanten Recensionen in **„Deutsche Rundschau", „Nation", „Berliner Tageblatt", „Weserzeitung"** etc.
Bei Einsendung von M 1.20 (auch in Briefmarken), nach Auswärts frco.
**Bültmann & Gerriets Nachf., Varel.**

**Havana-Cigaretten**
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** M per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.
**Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.**

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881. neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 M. — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 M. — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 M. — **Gibbon,** Gesch. des röm. Weltreichs. Deutsch von Sporschil. Leipz. 1862, 6 Bde. Hlbfr. 10 M. — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 M. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, mit d. Stahlstichen von Moreau. schön Leder, 30 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.



Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von M. Jäger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

CORNELL UNIV... APR ... Library

№ 12. Berlin, den 24. März 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Die Frage eines deutsch-russischen Handelsvertrages. Von Agricola. — Graf Taaffe und die deutschliberale Partei. Von A. — **Literatur und Kunst:** Othello, ein Musikdrama. Von Paul Marsop. — Ein englisches Urtheil über deutsche Geschichtschreibung. Von Georg Winter. — Zur Reform der deutschen Hochschule. Von C. Hoffmann. — **Feuilleton:** Sein Geheimniß. Von Julius Duboc. — **Aus der Hauptstadt:** Musikalische Trauerfeier für den verewigten Kaiser Wilhelm. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. „Seine Hoheit". Lustspiel in drei Aufzügen von Theodor Herzl. Von Z. — Offene Briefe und Antworten. — Notizen. — Inserate.

### Die Frage eines deutsch-russischen Handelsvertrages.

Durch das Hinscheiden Kaiser Wilhelm's dürften unsere politischen Beziehungen zu dem östlichen Nachbarreiche irgend welche Aenderung nicht erleiden. Von deutscher Seite ist überhaupt nichts geschehen, was die alte Freundschaft ernstlich trüben könnte, im Gegentheil! unsere neuliche Stellungnahme zu dem russischen Vorschlage, betreffend Bulgarien und den Fürsten Alexander, dürfte nachgerade auch den panslavistisch Angekränkelten die Augen öffnen. In wirthschaftlicher Beziehung liegen jetzt ebenfalls Anzeichen vor, welche russischerseits einem Friedensschlusse günstig sind. Die wohl mit Recht für ein officiöses Organ des russischen Finanzministers geltende Petersburger „Börsenzeitung" brachte am 14. März die Nachricht, derselbe wolle dem wirthschaftlichen, beide Staaten schädigenden deutsch-russischen Kampfeszustande durch einen Handelsvertrag ein Ende machen. Selbst wenn diese Nachricht sich nicht bestätigen oder ein bloßer Fühler sein sollte, so wäre sie ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Handelsvertragsideen und ähnliche Ideen liegen in der That hüben und drüben in der Luft.

Der russische Zolltarif von 1819 war, ähnlich dem preußischen Zolltarife von 1818, für seine Zeit ungewöhnlich freihändlerisch. 1821 und 22 kam es indeß in Rußland zu einem fast prohibitiven Tarife, der erst 1850 und namentlich 1857 gemildert wurde. In den 1880er Jahren erfolgten in Rußland viele neue und starke Erhöhungen der Schutzzölle. Die jüngsten Phasen des wirthschaftlichen Krieges beider großer, in Folge geographischer und historischer Gründe auf ihre gegenseitige wirthschaftliche Ergänzung angewiesener Nachbarstaaten sind noch frisch im Gedächtniß der Zeitgenossen und unerfreulicher Natur. Der erste Vorschlag zu einem deutsch-russischen Handelsvertrage ging 1864 vom Deutschen Handelstage aus. B. Liebermann, P. J. Stahlberg und der jetzige Göttinger Professor der Staatswissenschaften, damalige Hamburger Handelskammersecretär A. Soetbeer verfaßten im Auftrage des Handelstages eine auf den Gegenstand bezügliche Denkschrift, die auf Veranlassung des russischen Finanzministeriums in's Russische übersetzt wurde. Die Börsencomités von Petersburg, Moskau und Rostow, sowie das Rigasche Manufacturcomité sprachen sich mit schutzzöllnerischen Gründen gegen das Project aus. Die „Rigasche Zeitung" und das Odessaer Börsencomité plaidirten indeß mit freihändlerischen Gründen für das Project. Darauf ruhte die Sache bis 1881. Der schutzzöllnerische, aus Großindustriellen bestehende Centralverband Deutscher Industriellen sprach sich 1881 auf seiner Generalversammlung in Dresden entschieden für einen Handelsvertrag mit Rußland aus. Die öffentliche Meinung in Deutschland war und ist überhaupt der Vertragsidee günstig gestimmt. Nur von extremen Agrariern ist ein Widerspruch zu besorgen, und auch diese Opposition kann überwunden werden. Die gemäßigteren Agrarier beginnen mehr und mehr einzusehen, daß die Politik der Kornzölle, überhaupt der Kampfzölle, ihren eigenen Interessen schadet. Hervorragende und einflußreiche Conservative haben diesen Punkt in treffender Weise ausgeführt. Der ostpreußische Großgrundbesitzer Frh. v. Mirbach und der westpreußische Großgrundbesitzer B. v. Puttkamer-Plauth sprachen sich z. B. im Februar 1888 in der Generalversammlung der Steuer- und Wirthschaftsreformen in ihren Plaidoyers für die Aufhebung des Identitätsnachweises in diesem Sinne aus. Das Aufblühen der Industrie Ost- und Westpreußens, Posens und Schlesiens wird hauptsächlich durch die enormen Schutzzölle des russischen Hinterlandes verhindert. Werden diese Zölle auf handelsvertragsmäßigem Wege herabgesetzt, so wird die Industrie der deutschen Grenzgegenden aufblühen und den Landwirthen dieser Gegenden einen nahen und vortheilhaften Markt für ihr Korn, für Milch, Butter, Käse, Geflügel, Eier, Fleisch u. s. w. liefern. Dann wird der von Herrn v. Puttkamer-Plauth mit Recht beklagte Zustand aufhören, daß die Kornfracht nach dem entfernten Westen und Süden Deutschlands fast den ganzen, ohnedies geringen Gewinn des Landwirthes aufzehrt. Die Industrie und die Landwirthschaft der östlichen Provinzen können und sollen ferner durch Eisenbahnbauten, günstige Eisenbahn-Differentialtarife und andere Reformen energisch gehoben werden. Durch solche und ähnliche Mittel kann in Deutschland jedes ernstliche Hinderniß eines Handelsvertrages hinweggeräumt werden.

In Rußlaud sind die Landwirthe und die Kaufleute für einen Handelsvertrag, der auch im Interesse des Fiscus liegt; denn der Rubelcours steht desto höher und die Zolleinnahmen sind desto höher, je niedriger die Zölle sind, je lebhafter der Verkehr, je freundlicher die wirthschaftlichen Beziehungen zu Deutschland sind. Ein Theil der russischen Industriellen dürfte schon jetzt für einen Handelsvertrag sein, da ein großer Theil der russischen Industrieproducte nach Centralasien abgesetzt wird, wo Deutschland so gut wie gar nicht concurrirt. Die Industrie Moskaus, überhaupt Innerrußlands, befindet sich der überlegenen westeuropäischen Industrie gegenüber in der That in einer schwierigen Lage, obgleich diese Schwierigkeiten

Digitized by Google

nicht übertrieben werden dürfen. Gab doch die Moskau-Räsaner Eisenbahn 1867—1886 nach den Berliner Börsenbüchern von Saling u. A. nie unter 10, 1886 25,3 und in zwei früheren Jahren sogar 30 (!) Procent Dividende. Die Erfahrung hat gezeigt, daß prohibitivartige Schutzzölle mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit durch einen ungeheueren Schmuggel umgangen werden und der russischen Industrie, Staats- und Volkswirthschaft selbst Schaden bringen. Eine wirksame Hebung der centralrussischen Industrie ist nur auf anderem Wege möglich. Dahin gehören die Heranziehung westeuropäischer Arbeiter, Werkführer und Techniker, welche die russischen Fabrikarbeiter allmählich heben, die Einfuhr guter deutscher Maschinen, die Einschränkung der übermäßig großen Zahl russischer Feiertage und last not least die Aufhebung des Agrarcommunismus der großrussischen, inneren Gouvernements, welcher die Bauern dieser Gegenden künstlich in Armuth erhält, so daß sie der Industrie nur äußerst wenig abzukaufen vermögen. Westeuropäische Werkführer und Techniker gibt es auch in den centralrussischen Gouvernements längst, aber wohl noch gar keine westeuropäische Fabrikarbeiter, welche den russischen Arbeitern als Muster dienen, die russische Industrie heben könnten. Die schwierige Lage der Moskauer Fabriken gegenüber den Fabriken der Weichselgouvernements beruht hauptsächlich darauf, daß wohl die Letzteren, aber nicht die Ersteren tüchtige westeuropäische Kräfte unter ihren Arbeitern haben.

Russische Landwirthe und deutsche Fleischconsumenten wünschen mit Recht eine Erleichterung der russischen Vieh- und Fleischausfuhr nach Deutschland. Aehnlich empfahl der gewesene preußische Landwirthschaftsminister Dr. Friedenthal, bekanntlich selbst ein ausgezeichneter Landwirth, Großgrundbesitzer und Großindustrieller, 1878 in seinem, im Buchhandel erschienenen Berichte, russisches Vieh unter polizeilicher und thierärztlicher Controle in geschlossenen Waggons direct in preußische Schlachthäuser zu bringen und möglichst schnell zu schlachten. Die Durchführung dieses wahrhaft staatsmännischen Vorschlages würde dem russischen Viehschmuggel nach Deutschland mit einem Schlage ein Ende machen und dadurch den Viehstand der deutschen Landwirthe vor Ansteckungsgefahr bewahren.

Nach übereinstimmenden Nachrichten deutscher Blätter haben die badische Actiengesellschaft für Anilinfabrikation und andere deutsche Actiengesellschaften vom russischen Finanzministerium (welches der Sache, wenngleich nicht dem Namen nach, zugleich ein Handelsministerium ist) in jüngster Zeit, 1888, die Concession erhalten, im ganzen russischen Reiche Filialetablissements anzulegen.

Früher oder später werden deutsche und russische Schutzzöllner und Freihändler zur Ueberzeugung gelangen, daß ein Handelsvertrag beider großer Nachbarländer eine objective, im wohlverstandenen Interesse beider Theile liegende Nothwendigkeit ist. Ein altes und schönes deutsches Sprüchwort sagt: „Unfriede verzehrt, Friede ernährt." Am 15. März plaidirten noch zwei andere Petersburger Blätter, die russische „St. Petersburger Zeitung" und die „Neue Zeit", für einen deutsch-russischen Handelsvertrag.

Agricola.

---

## Graf Taaffe und die deutschliberale Partei.

Der Grundgedanke, auf welchem der Vertheidiger des Grafen Taaffe in Nr. 8 und 9 dieses Blattes sein Plaidoyer für den österreichischen Premier und seine Anklage gegen die Opposition aufbaut, ist der, daß dieser im Herzkämmerlein eigentlich deutschliberale Minister durch die Schuld der Linken, durch ihre angeblich factiöse und intransigente Opposition in die Arme der Czechen, Polen, Slovenen und Clericalen getrieben wurde. Nebenbei bemerkt, eine alte Fabel, an die in Oesterreich kein Mensch mehr glaubt. Nicht die Schuld der Linken, Graf Taaffe selbst hat sich die Bahnen seiner Politik vorgezeichnet, indem er den staatsrechtlichen Sonderstandpunkt der Czechen in die erste Thronrede vom Jahre 1879 aufnahm. Was dann weiter geschah, was insbesondere den Czechen an nationalen Begünstigungen gewährt wurde, all dies ist nur eine Ausführung dieses zum ersten Male von Regierungswegen anerkannten Protestes einer Partei gegen die zu Recht bestehende Verfassung. Die den Czechen von dem jetzigen Ministerium gewährte Concession der zwiesprachigen Amtirung durch das ganze Land Böhmen wurde unleugbar von den Czechen selbst zu einem anderen Zwecke verlangt, als zum Beweise der staatsrechtlichen Stellung des Königreichs. Denn welch' praktisches Bedürfniß erheischt denn eine zwiesprachige Amtirung in dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete, wo 96½ Procent Deutsche und 3½ Procent Czechen wohnen? . . . Doch wir wollen uns nicht in die Einzelheiten der Sprachenfrage vertiefen, sondern lieber die Entstehungsgeschichte des Cabinets Taaffe betrachten. Denn ist einmal der Beweis erbracht, daß die Linke an dem Austritte der ihrer Partei angehörigen Mitglieder des Ministeriums Taaffe unschuldig war, dann zerfallen auch die aus diesen Prämissen gezogenen Schlußfolgerungen, dann bleibt aber auch Graf Taaffe allein für seine Politik verantwortlich.

Als Graf Taaffe das Staatsschiff im Jahre 1879 zu lenken begann, bestanden gewisse, später vornehmlich durch den Handelsminister Baron Korb vermittelte Beziehungen zwischen der Regierung und der Linken. Die Grundsteuer und das bosnische Gesetz wurden denn auch mit den Stimmen der Linken gegen die der Czechen nach den Entwürfen der Regierung durchgebracht. Es kam das Wehrgesetz. Der größte Theil der Linken stimmte nicht so sehr aus politischen als vielmehr aus Gründen einer populären Agitation in Wählerkreisen wegen Herabminderung der Kosten des Militärbudgets gegen das Gesetz.*) Nach dessen Annahme kam eines Tages Baron Korb in den Club der Linken und fragte, welchen Eindruck es auf die Linke machen würde, wenn Herr von Kriegsau Unterrichtsminister würde. Die Linke ließ dem Grafen Taaffe durch den Abgeordneten Dr. Weeber sagen, sie würde die Entfernung Stremayr's vom Unterrichtsministerium als eine gegen sie gerichtete Kriegserklärung betrachten. Drei Tage später wurde Stremayr der Leitung des Unterrichtsministeriums enthoben; Baron Konrad wurde Unterrichts-, Kriegsau Finanzminister. — Es ist ferner notorisch, daß die Minister Korb und Baron Streit nicht durch das Drängen der Verfassungspartei, sondern wegen ihres im Ministerrathe erhobenen und erfolglos gebliebenen Widerspruches gegen den damaligen großen Pairsschub im föderalistisch-slavischen Sinne dem Cabinet Taaffe den Rücken kehrten. Graf Taaffe erklärte die Liste der in's Herrenhaus berufenen Männer sei bereits von der competentesten Seite gebilligt nnd ein Widerspruch dagegen fruchtlos. Darauf hin gaben Korb und Streit ihre Entlassung, während Herr von Chertek den Angriffen der Czechen und Polen in der Grundsteuerfrage schon vorher nicht Stand zu halten vermocht hatte. Bleiben also noch Horst und Kremer. Es ist nur Wenigen bekannt, daß der Landesvertheidigungsminister Horst vor seiner Demission in einem Memoire seine Ansichten über die innere Politik des Cabinets Taaffe entwickelte und dieses Memoire an maßgebendster Stelle niederlegte. Herr von Horst gewährte einigen intimen Parteifreunden Einsicht in das erwähnte Schriftstück, und diese versichern, daß die Auffassung dieses Ministers von der inneren Politik gar merkwürdig von der des Grafen Taaffe abweicht. Alfred von Kremer endlich, der zweite Handelsminister des Cabinets Taaffe, schreibt in seinem Buche: „Die Nationalitätsidee und der Staat" von sich selbst: „Der Verfasser war k. k. Handelsminister von Ende

*) In der „Neuen freien Presse" vom 16. ds. werden die in unserem ersten Artikel über Taaffe gemachten Angaben, daß der Abgeordnete Dr. Herbst von dem Entwurfe der Sprachenverordnung durch Dr. v. Stremayr Kenntniß gehabt und mit dem Minister v. Horst Verabredungen über das Wehrgesetz getroffen habe, als unwahr bezeichnet. Der Verfasser jenes Artikels ersucht uns um die Mittheilung, daß er diesem Dementi gegenüber seine Darstellung als den Thatsachen vollkommen entsprechend aufrecht halte. D. Red.

Digitized by Google

Juni 1880 bis Mitte Februar 1881, wo er diese Stelle niederlegte, indem seine Ueberzeugungen es ihm nicht länger gestatteten, der inneren Politik der Regierung zu folgen." Das schreibt ein Handelsminister zu einer Zeit, als das Ministerium Taaffe erst die schiefe Ebene der Fortfristung seines parlamentarischen Daseins durch die weitgehendsten Begünstigungen an die einzelnen Gruppen der Rechten zu betreten begann.

Als nun der Ministerpräsident mit dem Fürsten Carlos Auersperg, dem Führer des verfassungstreuen böhmischen Großgrundbesitzes das bekannte Compromiß abgeschlossen hatte, da gaben sich die gemäßigten Elemente der deutschliberalen Partei der Hoffnung hin, die conservativen böhmischen Cavaliere würden sich mit ihnen zu einem Bunde vereinigen, zu einer sogenannten Mittelpartei, die, als Zünglein an der Wage, einen festen Damm zu bilden berufen wäre gegen die extrem-nationalen Fluthen von links und rechts. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Kaum in's Abgeordnetenhaus eingetreten, schlossen sich die conservativen Großgrundbesitzer des Königreichs Böhmen, diese glänzenden Vertreter österreichischer Adelsgeschlechter dem — Czechenclub an, seitdem die eifrigsten Förderer der czechisch-nationalen Bestrebungen bildend. Und warum dies? Lediglich aus dem egoistischen Grunde, weil sie in den fanatischen Kämpen um das selbständige Wenzelreich im Staate Oesterreich, weil sie in den Freiheit, Cultur, kurz Alles um des nationalen Gedankens willen opfernden Czechen die eifrigsten Bundesgenossen für die Wiederaufrichtung ihrer mittelalterlichen Standesrechte erblickten. All' dies sah Graf Taaffe und billigte es. Hätte er damals den innigen Anschluß der feudalen Großgrundbesitzer an den Czechenclub verhindert — und bei dem großen Einflusse der Krone auf diese Cavaliere war dies für ihn ein Leichtes — niemals hätte er so viel an staatlichen Interessen dem Czechenclub opfern müssen. Später sah der Ministerpräsident allerdings seinen Fehler ein. Später! Leider schon zu spät. Auch ohne die Anerkennung des czechischen Staatsrechtes durch die Thronrede wären die Czechen in den Reichsrath eingetreten; sie mußten eben eintreten. Das gibt ja selbst der bedingungslose Verehrer des Grafen Taaffe zu. Die Czechen sind immer schwach, wenn sie sich einer starken Regierung gegenübersehen. Das liegt nun einmal im slavischen Volkscharakter. Graf Taaffe aber war — schwach, woraus sich die Schlußfolgerung von selbst ergibt. Immer heißhungriger wurden die Nationalen, immer begehrlicher streckten die Clericalen ihre Hand nach der Schule aus. Vor jeder Budgetdebatte, ja selbst vor der Durchbringung ganz unbedeutender Gesetze stockte die parlamentarische Maschine, die einzelnen Gruppen der Mehrheit wurden unbotmäßig und nur das Oel in Gestalt von neuen Concessionen vermochte das Räderwerk wieder in Bewegung zu setzen. Als die Linke den Staat leiden sah unter der Begehrlichkeit der Regierungspartei, da faßte sie den Entschluß, für das Budget zu stimmen. Sie ließ sich dabei von der Absicht leiten, die Regierung von der Mehrheit unabhängig zu machen. Wie Graf Taaffe diese Annäherung vergalt, mag aus Folgendem hervorgehen. Es ist dies ein Beispiel für Viele.

Im Sommer des Jahres 1886 bereiteten sich alle Parteien zur parlamentarischen Behandlung des Ausgleiches mit Ungarn vor. Dieses Werk gehört vielleicht zu den schwierigsten legislativen Aufgaben, welche Parlamente überhaupt zu bewältigen haben. Die Opposition verkündete mit allem Nachdruck, sie wolle während der parlamentarischen Verhandlungen über den Ausgleich die nationale Streitaxt begraben, weil sie im Interesse des Staates das rasche Zustandekommen des Ausgleiches wünsche. Mit vereinten Kräften, nach dem Wahlspruche unseres Kaisers, sollte das Parlament an diese alle zehn Jahre wiederkehrende Befestigung unseres staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn herantreten. Die Opposition bereitete also der Regierung keine Verlegenheit. Wohl aber die Rechte. Die Czechen erhoben energisch das Begehren, auf den von der österreichisch-ungarischen Bank zu emittirenden Noten das czechische Idiom als gleichberechtigt mit dem deutschen und ungarischen verewigt zu sehen und drohten für den Fall der Ablehnung ihres Wunsches mit der Verweigerung der parlamentarischen Heerfolge. Der Regierung war die Eitelkeit dieser Drohungen bekannt. Konnte sie ja doch, wie dies auch wirklich geschah, das Gesetz über die Verlängerung des Bankstatuts mit den Stimmen der Linken durchbringen. Trotzdem erhielten die Czechen ein Beruhigungsmittel von einschneidender Bedeutung für die — Deutschen. Mit einem Federstriche, mit einer einfachen Verordnung beseitigte nämlich der czechische Landsmann-Minister Dr. v. Prazak ein wichtiges Bollwerk der Deutschen, nämlich die durch Jahrhunderte in unbestrittener Geltung gestandene innere deutsche Amtssprache beim Prager und Brünner Oberlandesgerichte. Damals erhob sich im Abgeordnetenhause der Wortführer des gemäßigten Flügels der Opposition, der Abgeordnete Chlumecky und klagte die Regierung heftig an wegen der gebrochenen Waffenruhe, die ihr die Opposition geboten.

In diesem Vorgehen der Regierung wurzeln ja auch die Gründe, welche gerade die gemäßigten Elemente der deutschen Opposition zu unversöhnlichen Gegnern der Taaffe'schen Regierung machen. Sie werden es ihm nie vergeben, daß er der Vater jener vom Staate gänzlich absehenden, extrem deutsch-nationalen Richtung ist, deren letzte Ziele Oesterreich arg compromittiren und in den Herzen der Bürger den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes vernichten und zerstören. Manchmal mochte Graf Taaffe Freude empfinden, wenn der von ihm heraufbeschworene Geist der Zersetzung die Thatkraft der Opposition lähmte. Allein der momentane Erfolg, die Opposition zerklüftet und gespalten zu sehen, er wiegt federleicht gegenüber den großen Nachtheilen, die dem Staate daraus erwachsen. Oesterreich braucht nun einmal die Deutschen. Sind sie ja doch das Bindemittel, der Kitt, der das Staatsgebäude zusammenhält. War es daher klug von dem jetzigen Ministerpräsidenten, die Deutschen aus allen wichtigen Positionen zu verdrängen, sie im Herrenhause durch fortgesetzte Pairsschübe mundtodt und im Abgeordnetenhause ohnmächtig zu machen? Wir glauben nicht. Denn wenn wirklich das ewige Suchen des Ministerpräsidenten nach einer Mittelpartei nichts Anderes ist als das nackte Eingeständniß, den Staat gegen die centrifugalen Kräfte nicht mehr schützen zu können, dann hat er ja selbst die Brücke, die zur Linken führte, in Brand gesteckt. Die reichstreuen Elemente der Linken hätten den besten Schutz gewährt gegen die föderalistischen Bestrebungen der Rechten. Aber Graf Taaffe hat es verschmäht, bei der Verfassungspartei Hülfe zu suchen. Die Ränkune gewisser Kreise gegen diese Partei, welche sich durch ihre Opposition in der bosnischen Angelegenheit so überaus mißliebig gemacht hatte, war ja der Grundgedanke des Systems Taaffe und dieser Standpunkt überwog alle anderen Bedenken. Heute ist bereits ein beträchtlicher Theil der dem Grafen Taaffe ursprünglich freundlich gesinnten einflußreichen Persönlichkeiten zur Einsicht über die verderblichen Wirkungen seines Systems gelangt. Und selten hat auch fürwahr ein Minister einem großen Staatswesen so geschadet, wie Graf Taaffe. Verzweifelt wendet sich die ältere Generation, die an Oesterreich festhält, von diesem Ministerium ab und die jüngere Generation aller Nationalitäten wächst auf ohne jeden Glauben an die Zukunft Oesterreichs. Der czechischen Jugend schwebt als politisches Ideal der selbständige czechische Staat, der polnischen das Jagellonenreich, der slovenischen das großillyrische Königreich und der deutschen Deutschland vor. Um Oesterreich kümmert sich Niemand.

Halten wir nun die Vertheidigung und die Anklage zusammen. Welche wiegt schwerer? . . . *A.*

Digitized by Google

## Literatur und Kunst.

### Othello, ein Musikdrama.

Von Paul Marsop.

„Die Eifersucht ist eine Plage,
Weh' dem, der ihr zum Opfer fällt;
Sie schaffet viele trübe Tage,
Warum ist sie wohl auf der Welt?"

Also singt die zierliche Nichte des Bürgermeisters van Bett in Lortzing's „Czar und Zimmermann". Ihre Frage darf als berechtigt gelten. Warum ist die Eifersucht wohl auf der Welt? Wer liebt und wiedergeliebt wird, der muß auf sein besseres Ich volles Vertrauen setzen und wer nicht liebt, der hat auch keinen Anspruch darauf, eifersüchtig sein zu dürfen. Gibt es eine einfachere Logik? Ob sie auch immer stichhaltig ist? Vielleicht nicht. Es mag ja sein, daß man hin und wieder auf Menschen stößt, welche das Recht haben, eifersüchtig zu sein oder welche wenigstens glauben, dies Recht zu haben. Man bedauert dieselben allenfalls, aber man empfindet kein „tragisches Mitleid" für sie. Vollends ist es gewagt, wenn man versucht, sie und ihr Geschick poetisch zu verklären. Sie nehmen sich in der Komödie besser aus, als im Drama.

Indessen: Shakespeare schrieb eine Tragödie der Eifersucht: den „Othello". Doch er stellte einen Ausnahmsmenschen in ihren Mittelpunkt: eine herrlich naive, mit keinem Bildungsballast beschwerte Naturseele, welche die Fesseln des Conventionellen nur widerwillig trägt und sie bei unbequemem Druck schlankweg abschüttelt, einen Barbaren im schönsten, vornehmsten Sinne, welcher die Kunst der gesellschaftlichen Verstellung — die Grundlage des geistigen Drilles aller pädagogischen edlen und unedlen Sophisten, von Socrates bis zu Pestalozzi und weiterhin — sich nicht anlernen konnte und wollte. Hieraus zog der Dichter den Gewinn, daß er die Leidenschaft in ihrer vollen, elementaren Wuth aufflammen zu lassen im Stande war. Er zeigt uns nicht die Eifersüchtelei der gesellschaftlichen Wahl und Qual, sondern einen riesenhaften Eifer*wahn*. So zu überwältigender, die Höhengrenze gewöhnlichen menschlichen Empfindens weit überragender Größe emporlodernd, wird diese Leidenschaft tragisch, tragisch im Sinne eines erschütternden Naturereignisses, eines Lawinensturzes inmitten des Hochgebirges, eines Gewittersturmes auf tosender See. Je gewaltsamer aber solche Ausbrüche im tragischen Kunstwerk, je mehr sie darnach angethan sind, daß sich das Herz des Zuschauers zusammenkrampfe, um so mehr bedürfen sie der eingehendsten Vorbereitung durch alle Künste psychologischer Feinmalerei, wie solche nur in weitausgesponnenen Dialogen, in denen sich Halb- an Viertelsgedanke reiht, entfaltet werden können. In solcher Motivirung offenbart sich die unbeschreibliche Meisterschaft Shakespeare's; nichtsdestoweniger wird der Zuhörer von gesundem Gefühl zu dem Urtheil gelangen, daß selbst das außerordentlichste dichterische und technische Vermögen eben nur dazu hinreicht, um ihn mit den zugleich bedeutendsten und grausigsten Auftritten des „Othello" Fühlung gewinnen zu lassen. Diese sind auf des Messers Schneide gestellt: noch eine geringe Zuckung — und man sinkt vom Gipfel der Tragödie in die Tiefen des lediglich pathologisch merkwürdigen Stückes, das auf die Nerven noch wirken kann, das Gemüth jedoch nicht weiter in Mitleidenschaft zieht.

Boito und Verdi haben nun den Versuch gemacht, die Tragödie Shakespeare's zu einem musikalischen Drama umzugestalten — das Zeitfieber, das die edelsten Schöpfungen des recitirenden Schauspieles auf die Gesangsscene zerrt, hat wiederum ein Opfer gefordert. Die beiden Autoren sahen es nicht auf eine „Oper" ab — mit einer solchen hätte auch derjenige, welcher von einem in unseren Tagen entstehenden Bühnenwerke Handlung verlangt, nicht übermäßig viel Umstände zu machen. Vielmehr sind Dichter wie Componist vom ersten bis zum letzten Auftritt darum bemüht, den dramatischen Ton festzuhalten. Was ist das Ergebniß ihrer Arbeit? Die Motivirung der Shakespeare'schen Dialoge ist weggefallen, mußte um der umständlichen musikalischen Behandlung willen zusammengestrichen oder gar durch Surrogatpoesie von zweifelhafter Art ersetzt werden; das, was übrig geblieben ist, sieht der Verherrlichung der nackten, häßlichen Rohheit eines Halbwahnsinnigen, der empörenden Mißhandlung einer wehrlosen, unschuldigen Frau gleich. Da wir das redliche Bestreben des Librettisten wie des Componisten, mit möglichster Gewissenhaftigkeit vorzugehen, nicht in Abrede stellen können, bleibt uns nur übrig, anzunehmen, *daß weder Boito noch Verdi das Stück Shakespeare's verstanden haben.*

Boito's Textbuch ist eine Leistung eines geweckten, an guten Einfällen nicht armen Kopfes und gewiegten Theaterkenners, der sich jedoch weder zu einer harmonischen Welt- und Kunstanschauung hindurchgerungen hat, noch eine innerlich musikalisch empfindende Natur ist. Sein eigener, vielbesprochener Versuch auf dem Operngebiete, der „Mefistofele", beweist das in selbigem Maße wie sein für Verdi angefertigtes Othello-Libretto. Boito, zu wenig mit dem Entwickelungsgange der deutschen Kunst vertraut, um verstehen zu können, wie die Erscheinung Richard Wagner's aus einer unendlich reichen poetisch-musikalischen Vergangenheit herauswuchs, sieht in ihm vorwiegend den Apostel Schopenhauer's, während in Wirklichkeit der gesungene Pessimismus nur ein „Parergon", eine zwar bemerkbare, aber das Wesen des Ganzen keineswegs bestimmende Beigabe des Kunstwerkes der Zukunft ist. In derartigen falschen Vorstellungen befangen, hat Boito, als ungewöhnlich geistreicher Dilettant, seine Versuche zur Reform der italienischen Opernbühne unternommen. Man lese das Vorwort zu seiner Mephisto-Partitur und seinen „Othello" hintereinander: es ist der gleiche Geist, der des Halbkünstlers von ungenügend philosophischer Durchbildung, dessen Hauch man verspürt.

Was reizte ihn dazu, die Gigantenschöpfung Shakespeare's zu zerlegen und aus einer Anzahl von Theilknöchelchen ein musikalisches Drama zusammenzufügen? Wohl die rührende Gestalt der tragischen Heiligen Desdemona, welche, ähnlich wie ihre leidenschaftlichere Schwester von Verona, Julia, ganz Liebe und ganz Musik ist, welche, anders wie Othello und Jago, von dem Stoffe des Häßlichen, Musikalisch-Spröden nichts in sich hat und dem Werben des berufenen Tondichters gern und willig Folge gibt? Nein. Sie tritt, von dem kurzen Schlußacte abgesehen, in Boito's Handlung unverhältnißmäßig zurück. Oder war dieser vielleicht der Ansicht, daß es eine dankbare Aufgabe für den Componisten wäre, die Seelenqualen des Helden bis in's Einzelne auszumalen, an all' den Stellen, an denen der Soldat „von rauhem Wort" mühsam darnach ringt, seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen, das Nagen und Bohren des unstillbaren Schmerzes durch Herzenslaute, die aus dem Orchester heraufstönen, zu versinnlichen?*) Keineswegs. Der Othello der Boito und Verdi vermag, sobald das Gift der Eifersucht seine Wirkung zu thun beginnt, fast nichts, als zu toben.

Wer zog also das Interesse des Dichters auf sich? Jago. Will sagen, nicht der echte Jago Shakespeare's, der kaltblütige, vor keiner Schurkenthat zurückschreckende Egoist, sondern ein Jago, wie er sich in dem krausen Hirn Boito's spiegelte, ein Zwillingsbruder seines Mefistofele. Nicht der Intriguant, der das Gold nimmt, wo er es findet, der vom Fähnrich zum Lieutenant des Mohren und dann womöglich noch höher steigen will, um hernach frei und frank seinen Lüsten fröhnen zu können, der, Jedermann mißtrauend, selbst von Eifersucht verzehrt wird und neiderfüllt das Glück der Anderen vernichtet, sondern ein schlecht-moderner, romanisch-koketter Abklatsch des stets verneinenden Geistes, der die Lehre, daß Alles, was entstände, besser zu Grunde ginge, auf eine recht plumpe Art predigt und recht handgreiflich in Thatsachen umsetzt. In einem Monologe, in welchem Anklänge an die „Welt als Wille und Vorstellung", an Tristan's Tag- und Nachtgedanken, an die nichtswürdig-genialen Betrachtungen Richard III., an

*) Man erinnere sich an Gluck und seinen Oreste.

Digitized by Google

die Todtengräberscene im „Hamlet“ und an verschiedenes Andere auftauchen, eröffnet er uns seiner Weisheit letzten Schluß: Wenn das Erdenleben auf die Neige geht, kommt der Tod und Alles ist zu Ende. Eine ungemein tiefsinnige Wahrheit! Wir befürchten, daß ein derartig herbes Geschick den Bösewicht des Herrn Boito binnen Kurzem ereilen wird! Und mit solchem Charakter sollte ein Componist, noch dazu ein Naturmusiker wie Verdi, der ehedem naiv bis zur Brutalität war und auch heute, geläutert wie er erscheinen möchte, den alten Jacob der ohrzermarternden Posaunen und des Tamtam (siehe zweites Finale) in sich noch nicht ganz bezwungen hat, etwas anfangen! Was that er? Er brachte auf jeden diabolischen Textansatz einen gallbitteren Orchesterklex. Brockerlgemüse sagt man in bajuvarischen Landen.

Aber das philosophische Wissen Boito's ist zu reichhaltig, als daß es durch die Reflexionen seines Jago bereits hätte erschöpft werden sollen: es blieb auch für seinen Othello noch etwas übrig. Man bedenke: der schlichte Kriegsmann, der bei Shakespeare von sich sagt:

— „little of this great world can I speak,
More than pertains to feats of broil and battle,“

ebendieser soll sich den Kopf darüber zerbrechen, weshalb „alles eitel“ und weshalb eine solche Fülle des Weltelendes gerade auf seinen Scheitel gehäuft sei! Schopenhauer mit der Hautfarbe des dunklen Welttheiles! Wie sagt doch Gretchen?

„Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war!“

Nein, dieser Mohr thut seine Schuldigkeit nicht. Seine Erörterungen entsprechen nicht seiner Charakteranlage und seine Handlungen nehmen sich doppelt bestialisch aus, da Boito sich darum besorgt gezeigt hat, daß sie mit dem derbsten Realismus vorgeführt werden. Statt darauf bedacht zu sein, die heiklen Auftritte, ohne Shakespeare zu nahe zu treten, ein wenig zu mildern, scheint er eine besondere Freude daran zu haben, das Krasse noch zu unterstreichen. Wo bleibt da die Poesie? Wie soll da Mitleid für den Helden geweckt werden! Wie widerwärtig wirken die Mißhandlungen, welche der wüste Tyrann mit weltschmerzlichen Anwandlungen an seiner Desdemona, dieser italienischen Genoveva, verübt! Eine Desdemona, der überdies nicht einmal die „formelle“ Schuld zuzurechnen ist, daß sie die Ehe mit Othello heimlich, ohne Wissen ihres Vaters einging.*)

Denn Boito hat die Geschehnisse des ersten Actes der Shakespeare'schen Tragödie ganz bei Seite gelassen und beginnt sein Stück mit der Landung Othello's in Cypern. Von einem Vater Brabantio erfahren wir kein Sterbenswörtchen; wir dürfen annehmen, daß er, sofern er überhaupt zur Zeit der Vermählung noch am Leben war, sich glücklich schätzte, die Liebenden segnen zu können.

Weshalb diese ausbündige Kürze? Fürchtete Boito, daß das Werk anderenfalls zu lang werden würde? Er hatte keinen Arientext gedichtet und wußte auch, daß Verdi nicht mehr geneigt sei, einen solchen in Musik zu setzen. Alles ist durch- und durchcomponirt worden: die Aufführung des neuen „Othello“ nimmt, die Zwischenpausen abgerechnet, ohne jeden Strich und mit Einhaltung angemessener Tempi nicht mehr als zweiundeinehalbe Stunde in Anspruch. Würde man einige für das Fortschreiten der Handlung durchaus entbehrliche Chöre — den Gesang um die Freudenfeuer im ersten, die Huldigungsserenade der Cyprioten im zweiten Aufzuge — weglassen, so möchte sie noch schneller von Statten gehen. Boito brauchte daher nicht zu besorgen, daß selbst ein italienisches Publikum sich gegen eine in weiteren Verhältnissen angelegte Othello-Partitur empören würde. Nun gar, nachdem es schließlich einen vierstündigen „Mefistofele“ geduldig über sich ergehen lassen hatte.

Darum also fielen Brabantio, der Doge und die Versammlung der Senatoren wohl schwerlich weg. Vielmehr deshalb, weil Boito sich nicht darüber klar ist, was eine für den Tondichter dankbare Situation sei. Wäre er eine musikalisch feinfühlige Natur, so würde er beim aufmerksamen Durchlesen des ersten Actes der Tragödie mannigfache Vortheile für sich und Verdi erspäht haben. Damit nicht genug: statt einen Act später wie Shakespeare hätte er sein Stück einen Act früher beginnen lassen sollen. Wir können nicht umhin, mit einigen Worten zu skizziren, wie wir uns ein musikalisches Drama Othello — sofern der Unglücksmohr nun einmal durchaus dem Componisten überantwortet werden mußte — etwa vorgestellt hätten.

Erster Act. Abgeschlossenes Vorspiel. Brabantio führt Othello, den Retter des Staates Venedig, in sein Haus — Gemach mit Aussicht auf die Lagunen, Abendstimmung. Er entfernt sich. Othello erzählt seine Abenteuer und gewinnt dadurch das Herz Desdemona's. Breit ausgeführte Liebesscene. Der Vorhang fällt. Keine schlechte Aufgabe für den Musiker!

Zweiter Act. Der Saal im Dogenpalast — die Senatoren sind versammelt. Brabantio erscheint und führt Klage gegen Othello. Dieser vertheidigt sich. Desdemona tritt auf; Kampf in ihrem Inneren, ob sie dem Vater, ob sie dem Geliebten folgen solle. Sie fällt dem Dogen zu Füßen und fleht um seinen Schutz: großes Ensemble, während dessen Jago und Rodrigo seitlich im Vordergrunde ein kurzes a parte haben. Zum Beschluß: Aufbruch nach Cypern: der Doge nimmt mit den Senatoren den Hintergrund ein, Othello stürmt überselig mit Desdemona davon, Brabantio erhebt seinen Warnungsruf. Der ganze Aufzug: eine Reihe musikstrotzender Situationen ersten Ranges.

Dritter Act: Cypern, im Hause Othello's. Erste Scene: Jago und Rodrigo. Zweite: Jago und Othello. Dritte: Cassio und Desdemona, von Othello belauscht. Vierte: Othello und Desdemona. Fünfte: Othello und Jago: Othello beschließt Desdemona zu tödten. Die Intrigue hätte möglichst zusammengedrängt, die Beschimpfung Desdemona's vor dem venetianischen Gesandten unterdrückt werden müssen. Das musikalisch Unfruchtbare wäre somit auf zwei Auftritte — die beiden ersten dieses Aufzuges — beschränkt worden.

Vierter Act: Ausgedehnte Einleitung des Orchesters. Desdemona, in Todesahnungen befangen — dann Othello. Ganz wie bei Boito und Verdi, welche mit diesem Acte nicht nur ihr Bestes, sondern auch etwas schlechthin Gutes gegeben haben. Denn hier kann die Musik souverän schalten.

Für die guten musikalischen Dinge unserer beiden ersten fingirten Acte, die sich Dichter und Componist entgehen ließen, haben sie am Ende ihres ersten Aufzuges ein Liebesduett eingeflochten, in welchem uns Held und Heldin in kurz abgerissenen lyrischen Seufzern von der Vorgeschichte ihres Glückes berichten. Der Schluß dieses Zwiegesanges zeigt übrigens den Mohren in einer Ekstase der — Leidenschaft, die selbst bei einem kaffeebraunen Naturkinde wenig anmuthend wirkt. Das berühmte, vor mühsam verhaltener Erregung bebende „Andiamo“ des Tragöden Rossi ist hier zu einem förmlichen Liebeskrampf erweitert worden. Naturalia non sunt — pulchra!

Darin, daß Verdi diesen wie anderen gespannten Situationen gegenüber der Versuchung widerstand, den Realismus des Librettisten zu übertrumpfen, ja, daß er ihn, soweit es sein Temperament und seine romanische Empfindungsweise verstatteten, durch eine fast überall mit decenten Mitteln arbeitende compositorische Behandlung in Etwas milderte, sehen wir den Hauptvorzug seiner Partitur. Ihre Hauptschwächen liegen dagegen in der mangelnden Frische der Erfindung und in der musikalischen Stillosigkeit. Verdi gibt uns im „Othello“ fesselnde Aufschlüsse über die Wandlungen, welche seine Anschauungen vom Wesen der Oper durchgemacht haben, aber er sagt uns nicht viel Neues. Ueberragt sein letztes Werk all'

*) Wir sagen „formelle“ Schuld — wir können uns nicht auf die Seite derjenigen schlagen, welche behaupten, daß das Verhängniß, bei jener Unterlassungssünde einsetzend, alsdann seinen Lauf nehmen müsse. Allerdings pflegen wohlerzogene Töchter aus guter Familie, auch wenn sie bereits mündig sind, nicht ohne die Zustimmung ihrer Eltern zu heirathen. Thun sie es dennoch, so handeln sie damit „contra bonos mores“; jedoch eine tragische Schuld kann dadurch nicht begründet werden.

Digitized by Google

seine früheren Leistungen durch den Adel der Haltung, so steht es dagegen an Ursprünglichkeit der melodischen Motive erheblich gegen einen „Rigoletto", einen „Trovatore", ja selbst gegen die „Aida" zurück. An den Festtafeln seiner früheren Jahre wurden mitunter Orgien gefeiert, aber man lebte immerhin in behaglichem Ueberflusse; heute entbietet er uns zu einem sittsameren Mahle, entläßt uns jedoch mit halbleerem Magen.

Ferner macht es der „Othello" recht fühlbar, ein wie geringes Maß einheitlich gestaltender Formkraft Verdi zu eigen ist. Dieser hat den alten Boden, auf dem er sich sicher fühlte, verlassen und noch keinen festen Grund unter den Füßen wieder gewonnen; statt tüchtig auszuschreiten, muß er somit verlegen hin und her trippeln. Sein „Othello" hat weder mit der Arienoper, noch, so selbständig auch das Orchester bereits auftritt, mit dem Kunstwerk der Zukunft etwas zu thun. Die Form ist die „erweiterte Scenenform", das heißt: das Werk hat gar keinen Stil, weder alten, noch neuen. Von einem Leitmotivsystem, auch nur von einzelnen durchgehenden Motiven ist nicht die Rede; hier und dort taucht ein Erinnerungsgedanke auf — nicht häufiger als in den großen Opern Meyerbeer's. In den dramatisch bewegteren Scenen wird ein kurzer Absatz an den vorangehenden angestückelt, sodaß, wie bei einem Phantasieteppich, oft grell contrastirende Farben nebeneinandergesetzt werden. Zwischen die mit ziemlicher Freiheit geführten Dialoge schieben sich einige ausgearbeitete, an sich ganz vortrefflich aufgebaute Ensembles ein, die den Fortgang der Handlung unnöthig aufhalten. Das ist noch nicht sehr „wagnerisch". Auch mehrere Rückfälle in den alten Verdi kommen vor: das Schlußduett des zweiten Aufzuges, würde, mit einigen harmonischen Vereinfachungen, in der Partitur des „Don Carlos" oder „Rigoletto" durchaus am Platze sein.

Dagegen wird man nicht bestreiten können, daß der „Othello", so wenig zukünftlerisch er auch im Ganzen erscheint, doch den Einfluß des Bayreuther Meisters im Einzelnen deutlich erkennen läßt. Die Meinung, daß Verdi die späteren Partituren Wagner's fremd geblieben seien, vermögen wir nicht zu theilen. Woher hat denn der heutige Verdi jenen Ernst, der ihn alle virtuosenhaften Zuthaten in den Gesangspartien, wie sich deren noch in der „Aida" zur Genüge vorfinden, nunmehr geflissentlich vermeiden läßt, wie kam er denn dazu, die Kräfte des Orchesters immer freier walten zu lassen, was machte ihn denn dazu fähig, nachdem er sich sein Lebtag in einem nicht allzuweiten Kreise der Harmonik bewegt hatte, zuguterletzt allerhand chromatische Merkwürdigkeiten auszusinnen?*) Auf dergleichen konnte ihn weder das Studium der Werke seiner Vorgänger, noch das der Erzeugnisse der großen Pariser Oper allein führen. Freilich hat er sich auch mit den letzteren eingehender beschäftigt und zwar scheint ihm Gounod noch mehr in's Blut gegangen zu sein, als Meyerbeer und Halévy; wenigstens verrathen kleine Eigenthümlichkeiten in der Fassung sentimental-melodischer Wendungen wie in der Instrumentation eine stärkere Vorliebe für den Componisten des „Faust".

Von einheitlichem Charakter ist allein der vierte Act. Jammerschade um ihn! Er bringt die stimmungsreichsten Scenen, die Verdi überhaupt geschaffen hat, er ist die stilvollste Leistung der ernsten neueren italienischen Oper. Wie ein feiner Duft welkender Blumen zieht ein Hauch süßer, schwärmerischer Wehmuth durch die Gesänge Desdemona's; aus zarten, müde anhebenden, in's Unbestimmte hineinirrenden Tönen sprechen ergreifende Todesahnungen. Eine leichte orientalische Färbung — aus dem Vaterlande Aida's in das nicht so ferne Cypern herübergenommen — erhöht das Trüb-Geheimnißvolle des Klangzaubers; man glaubt das Wehen des Westwindes zu vernehmen, der in südlichen Nächten leis und gelind die Wipfel der Palmen streift. Wenn Desdemona sich zur Ruhe legt, ist Alles in dumpfe Trauer getaucht, als ob ein strahlendes Himmelslicht auslöschte und Schönheit und Liebe von der Erde verschwunden wären. Wer das schreiben konnte, der ist mehr als der „größte lebende Operncomponist" — der ist eine begnadete Dichternatur. Von den Schlußscenen darf auf alle Fälle gesagt werden, daß der einmal angeschlagene Ton edler tragischer Empfindung in ihnen festgehalten wird. Dem sterbenden Helden, der von der bleichen Todesgenossin im Kusse Abschied nimmt, hat Verdi wiederum herzbewegende Laute in den Mund gelegt.

Für Musikfreunde empfiehlt es sich, nach dem Studium dieses Actes die analogen Auftritte im „Othello" Rossini's durchzugehen: wie matt, wie conventionell dünken sie uns! Wie verblaßt nimmt sich heute das einst so vielgepriesene „Lied von der Weide" der Rossini'schen Dulderin im Vergleiche zu dem Schwanengesang der Desdemona Verdi's aus! Um ein voll zugemessenes Menschenleben, um 71 Jahre später betrat die Letztere die Bretter! Welch' eine Welt neuen Empfindens ist in der Zwischenzeit über die musikalische Bühne hereingefluthet! Bedenkt man, daß das Jahr 1816 auch den „Barbier von Sevilla" entstehen sah, so ließe sich sagen, daß die Desdemonen jener beiden originellsten Operncomponisten ihres Landes ungefähr die Zeitpunkte bezeichnen, in welchem die italienische Oper ihren Stil am schärfsten ausgeprägt hatte und in welchem sie fast kaum mehr — italienisch war. Der aristokratischeren, wie poetischeren Desdemona Verdi's wird wohl ein kürzeres Leben beschieden sein, als der Rossini'schen, die doch einige Jahrzehnte lang ihren Platz im Repertoire behauptete; man kann, zumal wenn der Reiz der Neuheit einmal geschwunden ist, ein Stück nicht allein seines vierten Actes halber geben.

Die Oper, als Ganzes betrachtet, ist zu wenig banal, um sich rasch eine wohlfeile Popularität zu erwerben und hat nicht genug Blut und Mark in sich, um nach Art eines selbständigen Meisterwerkes sich in den Reihen des Bedeutenden eine Stelle zu erkämpfen. Sie wird den Freunden der echtbürtigen Tragödie noch für Zeit und Weile guten Grund zu herzlichem Verdrusse bieten, den Verdi-Verehrern, will sagen, allen unabhängigen Musikern, einige Viertelstunden eines meist ungetrübten Genusses schenken und einige Tage des Nachdenkens kosten, den Parteiscribenten Gelegenheit geben, auf den Steckenpferden des dramatischen und Arienprincipes wiederum einen Paraderitt auszuführen und die Sänger, welche auch Geist haben, dazu veranlassen, sich vergleichsweise eingehender mit dem großen Briten zu beschäftigen, beziehentlich mit freier Benutzung Shakespeare'scher Gedanken und Verdi'scher Motive ein paar gutgeschminkte Charakterfiguren auf die Bühne zu stellen. Dann wird sie verschwinden. Wenige werden ihrer mit Theilnahme gedenken, Etliche vielleicht mit einer solchen, die der Kliniker beim Abscheiden einer interessanten Mißbildung an den Tag zu legen pflegt. Ob ihr Jemand eine Thräne nachweinen wird? Am allerwenigsten die deutschen Operncomponisten der Gegenwart. Sie haben allen Grund, zu fürchten, daß auch das Publikum die bedeutende Kluft wahrnimmt, welche selbst das schwächere Werk der künstlerischen Persönlichkeit von der kümmerlichen Gewohnheitsmusik der componirenden Mittelmäßigkeit trennt. Eine einzige mit der immer noch warmen Innerlichkeit des neuesten, vornehmeren und müderen Verdi geschaffene Scene ist mehr werth, als sämmtliche Partituren der Kretschmer, Goldmark, Brüll, Hofmann, Zöllner und all' der übrigen An-, Nach- und Nebenempfinder zusammengenommen. Es thut unsagbar wohl, von dem Geschreibsel dieser weg und wieder einmal auf die Handschrift eines Genies zu blicken: selbst wenn diese nicht mehr die Züge überschäumender Kraft aufweist, sondern in den sauber und langsam an einandergefügten Buchstaben, in manchem zitterigen Schnörkel die ängstliche Behutsamkeit des Alters erkennen läßt.

„Da liegt der Löwe", sagt Jago in der Oper, als Othello am Schlusse des dritten Actes unter der Last des Kummers zusammengebrochen ist. Jawohl: da liegt der Löwe Verdi. Er ist recht zahm geworden, der wild-unbändige Componist des „Ernani" und „Troubadour"; nur verschleiert schauen die

*) Man vergleiche den F-dur-Satz im Duett Othello-Desdemona („Zum Himmel steigen", Clavierauszug S. 219) mit der Phrase des über die schlafende Brünnhild gebeugten Siegfried („Wie mild erzitternd", Klindworth S. 260). Die Verwandtschaft der melodischen Gedanken, der Harmonien ist doch gar zu auffallend! Dazu noch das Zufällige der gleichen Tonart!

Digitized by Google

ehedem so feurigen Augen unter den matten Lidern hervor. Aber wenn er die schwerfällig erhobene Pranke wieder fallen läßt, so stäuben doch noch die Splitter des Bodens umher. Und wenn er die Stimme erhebt, so weichen wir immerhin respectvoll zurück und sagen: Das war ein Löwe.

---

## Ein englisches Urtheil über deutsche Geschichtschreibung.

Von Georg Winter.

Der hohe Aufschwung, welchen die deutsche Geschichtschreibung in unserem Zeitalter genommen hat, hängt zeitlich mit dem Wiedererwachen des nationalen Geistes, wie es sich nach jahrhundertelangem Darniederliegen in den Freiheitskriegen vollzogen hat, auf das engste zusammen. Dieser Zusammenhang ist nicht etwa nur ein rein äußerlicher, vielmehr gilt hier der Causalitätsgrundsatz: post hoc, ergo propter hoc. Eine wirklich nationale Geschichtschreibung konnte in den Jahrhunderten nationaler Ohnmacht und Zerrissenheit, welche den Freiheitskriegen vorangingen, nicht emporkommen: erst mußte sich das Volk in dem gewaltigen Kampfe gegen eine brutale Fremdherrschaft seiner Zusammengehörigkeit und ideellen Einheit bewußt werden, ehe ein intensiveres Interesse für seine Vergangenheit sich geltend zu machen vermochte. Der historische Sinn kann sich zu höherer Entwickelung nur entfalten, wenn seine Grundbedingungen in der Gegenwart gegeben sind. Wie die Kenntniß der nationalen Vergangenheit das politische Verständniß der Gegenwart erweckt und erhöht, so wirkt umgekehrt die politische Entwickelung der Gegenwart auf die Studien der nationalen Vergangenheit hemmend oder fördernd zurück. Die Vertheidigung der in ihrer Existenz bedrohten nationalen Güter gegen fränkische Gewaltherrschaft ließ das Volk den Werth dieser aus der Vergangenheit überkommenen Güter erst mit voller Klarheit erkennen und das Streben nach ihrer Erkenntniß in dem Herzen des Volkes wach werden. Und wie so der wiedererwachte nationale Sinn das Studium der nationalen Geschichte gleichsam neu in's Leben rief, so hat dann später umgekehrt die nationale Geschichtschreibung sehr erheblich dazu beigetragen, den nationalen, staatlichen Sinn des Volkes nicht bloß zu beleben und zu erhalten, sondern auch zu klären und auf bestimmte, greifbare Ziele hinzulenken.

Diese Wechselwirkung zwischen Gegenwart und Studium der Vergangenheit allein vermag es zu erklären, daß das deutsche Volk, dem noch am Anfange unseres Jahrhunderts von Ausländern der vollauf berechtigte Vorwurf gemacht werden konnte, daß es in seiner Geschichtschreibung weit hinter den Errungenschaften der anderen großen Culturvölker zurückgeblieben sei, gegenwärtig ebenso unstreitig die anderen Völker in keiner Wissenschaft mehr überflügelt hat als gerade in der historischen. Kein Volk vermag auch nur annähernd auf eine solche Fülle von Geschichtschreibern ersten Ranges hinzuweisen, wie sie das deutsche Volk im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, kein Volk hat für die Begründung und Ausbildung der modernen exact-kritischen Methode wie für die Entwickelung einer universalen wissenschaftlichen Geschichtsauffassung so Eminentes geleistet wie das deutsche. Wir dürfen uns diesen Vorzug mit um so ruhigerem Gewissen zuerkennen, als er von den anderen Nationen nicht nur nicht bestritten, sondern offen anerkannt wird. Selbst unsere, sonst zur Anerkennung deutscher Vorzüge wahrlich nicht allzu geneigten westlichen Nachbarn bilden hierin keine Ausnahme, vielmehr haben die hervorragendsten französischen Geschichtschreiber in offener oder stillschweigender Anerkennnung dieses Vorranges der deutschen Wissenschaft bewußt danach gestrebt, die deutsche geschichtliche Methode nach Frankreich zu übertragen. Einige von ihnen haben sich ihre wissenschaftliche Ausbildung geradezu in unserem Vaterlande erworben. Und wenn in England noch Macaulay uns den Vorwurf machte, daß wir keinen des Namens würdigen Geschichtschreiber aufzuweisen hätten, so hat sich diese Ansicht auch dort in den letzten Jahrzehnten in ihr Gegentheil umgewandelt. Sehr bezeichnend hierfür ist es, daß eine im vorigen Jahre begründete historische Zeitschrift, die erste ihrer Art in England, in ihrem ersten Hefte ihren Lesern keinen geeigneteren und würdigeren Gegenstand bieten zu können meinte, als eine zusammenfassende Würdigung der deutschen Geschichtschreibung, eine Darlegung ihrer Entwickelung von den Tagen der Romantik bis auf die Gegenwart. In diesem Aufsatz hat zum ersten Male die Beurtheilung, welche der deutschen Geschichtschreibung in England gegenwärtig zu Theil wird, einen umfassenden und adäquaten Ausdruck gefunden. Man wird dem Verfasser dieser Skizze, Lord Acton, die Anerkennung nicht versagen, daß er mit einer außerordentlich umfassenden Kenntniß aller hervorragenderen Erscheinungen der deutschen Historiographie an seine Aufgabe herangegangen und erfolgreich bestrebt gewesen ist, zu einem vollkommen unabhängigen, von jeder nationalen Voreingenommenheit freien Urtheil über dieselben zu gelangen. Und zwar hat er, um einen erschöpfenden Ueberblick dessen, was die Deutschen für die Begründung und Ausbildung der jetzt allgemein und überall herrschenden historischen Methode geleistet haben, zu erreichen, nicht bloß die historischen Arbeiten im engeren Sinne berücksichtigt, sondern er hat auch eine eingehende und zum Theil in hohem Grade eigenartige Schilderung der historischen Leistungen der verwandten Disciplinen gegeben. Von selbst ergab sich die Nothwendigkeit hiervon bei der Darstellung des Einflusses, welchen die romantische Schule auf die Ausbildung der historischen Methode in hervorragendem Maße ausgeübt hat: hier waren Streifzüge, namentlich in das Gebiet der germanischen Philologie, ganz von selbst gegeben: denn wer wollte das Erwachen des historischen Forschergeistes in Deutschland zu schildern unternehmen, ohne die Thätigkeit eines Jacob Grimm in den Rahmen seiner Darstellung aufzunehmen? In den späteren Stadien der Entwickelung mißt der Verfasser, gewiß nicht ohne Berechtigung, namentlich den kirchenhistorischen Forschungen, vor Allem denen der Tübinger Schule, eine hohe Bedeutung bei, ohne dabei in eine Ueberschätzung derselben zu verfallen. Ferner erfährt die historische Rechtsschule, nicht minder aber auch die classische Philologie Boeckh's, die vergleichende Sprachwissenschaft (Humboldt, Bopp) eingehende Würdigung. Man sieht, der Verfasser hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, sie nicht auf das Nächstliegende eingeschränkt, sondern er hat die deutsche historische Wissenschaft im umfassendsten Sinne des Wortes zum Gegenstand eindringenden Studiums und eingehender Erörterung gemacht. Nun wird man von dieser Darlegung eines Ausländers gewiß nicht erwarten, daß sie uns Deutschen neue Thatsachen über die Entwickelung unserer Geschichtschreibung bieten sollte, aber in hohem Maße lehrreich ist sie doch durch die zum Theil sehr eigenartige und neue Auffassung, welche hier über die einzelnen Richtungen unserer Geschichtschreibung vorgetragen wird, wenngleich freilich wir Deutsche nicht überall geneigt sein werden, diese eigenartige Darstellung als vollkommen zutreffend anzuerkennen. Jedenfalls aber ist sie im höchsten Maße anregend schon dadurch, daß sie zu einer erneuten Prüfung unserer eigenen Auffassung gleichsam herausfordert und unseren Blick unwillkürlich auf das Endziel der historischen Wissenschaft selbst hinlenkt, dem alle die von Acton eingehend charakterisirten Richtungen unserer deutschen Geschichtschreibung auf verschiedenen Wegen zustreben. Das deutsche Publikum wird es daher ohne Zweifel Herrn Professor Imelmann aufrichtig Dank wissen, daß er durch eine sorgfältige und auf die Eigenheiten des Originals verständnißvoll eingehende Uebersetzung die Abhandlung weiten Kreisen zugänglich gemacht hat.

Der Verfasser beginnt mit einem Hinweis auf die oben kurz erwähnte Thatsache, daß das Erwachen einer wirklich kritischen Geschichtsforschung mit jener gewaltigen Reaction gegen die imperialistischen Consequenzen der französischen Revolution von 1789 zusammenhänge und daß daher für die Belebung dieses historischen Sinnes jener Schule, welche die

Digitized by Google

Wiedererweckung des Altnationalen sich zur vornehmsten Aufgabe machte, der romantischen Schule, ein wesentliches Verdienst gebühre, dessen volle Wirksamkeit allerdings durch die Unklarheit der Bestrebungen bei den meisten Vertretern derselben verhindert worden sei. Den ersten Anfang einer wirklich exacten Geschichtschreibung erkennt Lord Acton mit Recht in Niebuhr's römischer Geschichte, in der zum ersten Male eine zusammenfassende kritische Analyse eines größeren Quellencomplexes versucht worden sei. Merkwürdig erscheint dabei vor Allem, daß er dieses Verdienst eigentlich noch nicht der ersten Auflage der „Römischen Geschichte" zuschreibt, in der er vielmehr noch einen Rest der alten Unklarheit, vor Allem aber eine zu große Kühnheit willkürlicher Combinationen zu erkennen meint, sondern erst der zweiten Auflage, die er in einen so scharfen Gegensatz zu der ersten bringt, wie wir Deutsche, trotzdem auch wir uns des großen Unterschiedes zwischen beiden bewußt sind, in dieser Schärfe ihn nicht zu constatiren pflegen. Seine Werthschätzung beider Auflagen steht sogar in offenbarem Widerstreit zu der Anschauung vieler deutscher Geschichtschreiber (z. B. K. W. Nitzsch's), die die ganze Eigenart Niebuhr'scher Forschungsweise in der ersten Auflage in weit höherem Maße finden zu sollen meinen wie in der zweiten. Dieser Unterschied der Auffassung beruht vor Allem darauf, daß Acton die wissenschaftliche Grundansicht, die in den ersten Werken der neuen Geschichtschreibung zu Tage tritt und ihren zweiten vornehmsten Vertreter in Savigny gefunden hat, grundsätzlich verwirft. Die eigentlich exact-kritische Geschichtschreibung läßt Acton erst mit dem Auftreten Ranke's im Jahre 1824 beginnen, und als die Werke, mit denen sie eröffnet worden sei, bezeichnet er neben Ranke's frühesten Arbeiten Müller's „Einleitung in die Mythologie", Gieseler's und Neander's Kirchengeschichten, Menzel's neuere Geschichte der Deutschen, die zweite Ausgabe von Niebuhr's römischer Geschichte und Stenzel's Arbeit über das Zeitalter Gregor's. Man sieht gleich hier, wie Acton mit Recht neben den historischen Arbeiten im engeren Sinne für die Ausbildung der kritischen Forschungsmethode auch den Werken anderer verwandter Disciplinen eine nicht bloß nebensächliche, sondern entscheidende Bedeutung zuschreibt.

Was nun speciell die durch Niebuhr angeregten Forschungen auf dem Gebiete der römischen Geschichte betrifft, so möchten wir vor Allem auf das überaus günstige Urtheil Acton's über Schwegler hinweisen, den er fast über Mommsen zu stellen geneigt ist. „Schwegler's früher Tod", so heißt es S. 7 der deutschen Uebersetzung, „raubte Deutschland den einzigen Mann, der wahrhaft philosophisches Talent mit der seltensten kritischen Begabung verband." Doch ist er weit entfernt, Mommsen's großartige Bedeutung zu verkennen. Er fährt vielmehr unmittelbar danach fort: „Mommsen's gleichzeitig mit dem Schwegler'schen begonnenes Werk vereinigte thatsächlich die Vorzüge, welche Macaulay forderte, wenn er sagte, Niebuhr würde der erste Geschichtschreiber seiner Zeit gewesen sein, wenn seiner Fähigkeit die Wahrheit zu erforschen die Fähigkeit sie mitzutheilen einigermaßen entsprochen hätte."

Wenn nun der Verfasser die Epoche der eigentlich kritischen Geschichtschreibung nicht mit der ersten Auflage von Niebuhr's römischer Geschichte, sondern mit dem Auftreten Ranke's beginnen läßt, so ist sein Grund hierfür der, daß erst Ranke es gewesen sei, der die „neue Kunst der Quellenverwerthung" entdeckt, der an die Stelle von Niebuhr's divinatorischen Combinationen feste Regeln der Quellenkritik gesetzt habe. Das einzige Werk aus der vorkritischen Periode, welchem er einen dauernden Werth beimißt, ist Boeckh's „Staatshaushalt der Athener", und zwar aus einem ähnlichen Grunde, aus dem er in den ersten Arbeiten Ranke's einen so großen principiellen Fortschritt gegenüber der ersten Auflage von Niebuhr's römischer Geschichte erkennt: Die Verwerthung des bis dahin vollkommen vernachlässigten Inschriftenmaterials, zu der Boeckh gewissermaßen den Schlüssel gefunden hat, ist es, worauf für Acton dessen eminente Bedeutung für die Ausbildung der kritischen Methode beruht. Demgemäß sieht er Ranke's entscheidende Bedeutung nicht allein in dessen großer Zahl „höchst ausgezeichneter Bücher", sondern vor Allem darin, daß er es sich von Anfang an angelegen sein ließ, zu zeigen, wie Kritik getrieben wird. „Er verdankt," so sagt er Seite 10/11 von Ranke, „seine in aller Literatur unvergleichliche Stellung mehr noch als der Entfaltung ungemeiner Fähigkeiten der vollkommenen Beherrschung der Geheimnisse seiner Kunst, und diese Geheimnisse mitzutheilen hat er allezeit für seine Aufgabe gehalten." In kurzen, immer scharf pointirten und eigenartigen Zügen entwirft Acton dann ein Bild von den Leistungen Ranke's in der Quellenkritik und seiner historischen Auffassungsweise, als deren vornehmstes Kennzeichen er mit Recht dessen unbedingte Unparteilichkeit bezeichnet. Niemals habe er seinen persönlichen Ansichten über Kirche und Königthum Einfluß auf seine Arbeiten eingeräumt und eine Zurückhaltung und Entsagung in dieser Richtung geübt, die, wie Acton sich an einer Stelle ausdrückt, geradezu etwas Heroisches an sich habe. Gleichwohl aber habe er sich „weit über der Gleichgültigkeit und unfähigen Neutralität derjenigen gehalten, die mit Gerald Hamilton der Ansicht waren, daß es wenig Fragen gebe, in denen man nicht mit gutem Gewissen für und wider stimmen könne". Gerade dieses Streben nach unbedingter Objectivität aber sei es gewesen, was Ranke anfangs zahlreiche Gegner erweckt habe und seine großen Verdienste erst langsam habe zur Anerkennung kommen lassen. Der im politischen Ringen um ihre nationale Existenz begriffenen Zeit habe diese „reine Geschichte", die ihr Absehen auf nichts Anderes gerichtet hatte, als darauf nachzuweisen, „wie es eigentlich gewesen ist", nicht genügen können. Erst allmählich gewann man ein deutliches Bewußtsein von der Höhe und Eigenart der Ranke'schen Geschichtsauffassung, deren ganze Bedeutung man gerade dann am besten erkennt, wenn man sie mit den Schöpfungen einer späteren, bewußt oder unbewußt stark subjectivistisch angehauchten Schule vergleicht.

Wenn man nun aber die Frage stellt, ob die eingehende Würdigung, welche Acton der Ranke'schen Arbeitsmethode angedeihen läßt, auch wirklich das innerste Wesen seiner Anschauung voll und erschöpfend zum Ausdruck bringt, so möchte ich diese Frage nicht unbedingt bejahen. Vor Allem vermißt man eine ausführlichere Darlegung dessen, was Ranke für die Begründung einer universalen, das Ganze der menschheitlichen Entwickelung umfassenden geschichtlichen Weltanschauung geleistet hat. Gerade in dieser Universalität seines Geistes aber liegt seine größte und eigenthümliche Bedeutung, die sich am glänzendsten in seinem letzten großen Werke, der Weltgeschichte, offenbart hat. An manchen Stellen der Erörterungen Acton's scheint es fast, als habe derselbe gerade dieses Werk bei seiner Charakteristik Ranke's unberücksichtigt gelassen. Wie anders wäre seine für jeden deutschen Leser Ranke's gewiß höchst befremdliche Behauptung zu erklären, daß die Auffassung Ranke's jedes teleologischen Elementes entbehre? Hier, wie in der dann folgenden Darstellung der vornehmsten späteren Richtungen der deutschen Geschichtschreibung findet sich neben den vielen treffenden und außerordentlich charakteristischen Urtheilen des Verfassers doch auch manches schiefe und zuweilen sogar durchaus verkehrte. An anderen Stellen leidet die Darstellung ohne allen Zweifel an Mangel an Uebersichtlichkeit und Klarheit und zwar vornehmlich dadurch, daß der Verfasser bei seiner sehr pointirten und zuweilen gesuchten Schreibweise nicht selten die verschiedenartigsten Dinge scheinbar völlig unvermittelt neben einander stellt und die Uebergänge seines Gedankenganges unausgesprochen läßt. Dadurch erhält die Darstellung etwas Sprunghaftes und zuweilen Unklares und Befremdendes. Gerade bei seiner oft aphoristischen Kürze wäre eine klare, übersichtliche Eintheilung des Stoffes doppelt erforderlich gewesen. Indem aber die verschiedenartigsten Forschernaturen oft ohne Uebergänge und gleichsam als gleichartig und gleichwerthig neben einander gestellt werden, kommt man eigentlich selten zu dem Bewußtsein, daß man es hier mit wissenschaftlichen Richtungen zu thun hat, die nicht etwa bloß in Einzelheiten, sondern in dem Grundprincip von einander abweichen. Der Gegensatz zwischen objectiver und subjectivistischer Richtung, wie er namentlich in den Namen Ranke und Treitschke in voller Schärfe

Digitized by Google

zum Ausdruck kommt, tritt nur selten und andeutungsweise hervor, am klarsten wohl noch an einer kleinen Stelle, in welcher Ranke und Droysen mit einander verglichen werden (S. 43). Und auch im Einzelnen wird der deutsche Leser mit der Beurtheilung, die den einzelnen großen Hauptführern der historiographischen Bewegung, einem Sybel, Droysen, Treitschke, den Theologen der Tübinger Schule, die besonders ausführlich behandelt werden, zu Theil wird, keineswegs immer einverstanden sein. Wenn Acton z. B., um den Unterschied der historischen Auffassung Ranke's und Sybel's zur Anschauung zu bringen, darauf hinweist, daß der erstere stets bestrebt gewesen sei, wissenschaftliches und praktisches Leben aus einander zu halten, während Sybel beides vereinigt habe, „gelehrt in der Weisheit der Universitäten und zugleich mit den lebendigen Kräften des Staates in hohem Grade vertraut, ein Mann des Lebens und der That, ein Sachverständiger, wie er noch nicht gesehen war," gewesen sei, so wird ja Niemand die Berechtigung dieser Gegenüberstellung verkennen, ebenso klar aber ist es doch, daß dieselbe nicht das eigentliche Wesen ihrer Eigenthümlichkeiten als Geschichtschreiber trifft. Denn da Acton doch ohne Zweifel die unbedingte Objectivität der Forschung und Auffassung Sybel's nicht in Frage stellen will, so beweist dessen Stellung im politischen Leben der Zeit für seine Geschichtsauffassung wenig oder nichts. Ueberhaupt will es mir scheinen, als wenn Acton, so rühmend er die große Bedeutung Sybel's anerkennt, derselben doch nicht in vollem Maße gerecht geworden sei, ja als ob er sie hier und da vollkommen verkannt habe. So trifft es doch z. B. sicher nicht das Wesen der Sache, wenn von Sybel gesagt wird, er studire „die Revolution in dem Lichte einer ungeheuren Störung der permanenten Politik der Cabinete, ohne Gnade für ihr malerisches oder dramatisches Element". Sybel's Geschichte der französischen Revolution von diesem Gesichtspunkte aus charakterisiren, heißt vielmehr ihre eigentliche große Bedeutung verkennen und ein fast rein negatives Element für das Wesentliche dieser umfassenden positiven Leistung erklären, deren Werth doch wahrlich nicht in letzter Linie auf der tiefeindringenden Veranschaulichung der in der tiefsten Tiefe des Volkslebens wirkenden Kräfte beruht.

Weit besser gelungen ist die Charakteristik J. G. Droysen's. Bei ihm ist es ganz berechtigt, wenn Acton an die Spitze seiner Darstellung die Betonung der Thatsache stellt, daß Droysen zu einer Zeit, da „urtheilsfähige Anhänger Großdeutschlands noch immer den Nachweis führten, daß ohne Oesterreich nur ein erweitertes Preußen möglich sei," es offen aussprach, „daß Einheit nimmermehr aus Freiheit und parlamentarischen Beschlüssen erwachsen könne, daß eine Macht dazu erforderlich sei, stark genug, den Widerstand daheim und draußen zu Boden zu schlagen". Denn bei Droysen war diese gereifte und auf tiefer politischer Erkenntniß beruhende Ueberzeugung von dem deutschen Berufe Preußens entscheidend, wenn nicht für seine historische Auffassung überhaupt, so doch sicher für die Wahl des Gebietes, welchem er sich zuwandte. Dieses patriotische Moment, dessen Berechtigung in der Geschichtschreibung, soweit es die Unbefangenheit der Forschung nicht beeinträchtigt, Niemand verkennen wird, erscheint dann in gesteigerter und in besonders hohem Grade subjectivisch angehauchter Gestalt in Heinrich von Treitschke, dessen hoher, namentlich formaler Begabung Acton volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ebenso anschaulich und zutreffend ist die Darlegung des Einflusses, welchen die Hegel'sche Philosophie auf die deutsche Geschichtschreibung und insbesondere auf die Tübinger Schule gehabt hat. Mit den Worten: „Bei seiner ersten Bekanntschaft mit Hegel's Schriften hörte Strauß zu glauben auf" beginnt er den Nachweis, wie der durch die Philosophie vorbereitete, aber lange verborgen gehaltene Bruch zwischen Pantheismus und Christenthum doch endlich in voller Schroffheit zu Tage getreten sei. Ganz besonders eingehend und mit offenbarer Vorliebe werden dann die Arbeiten der Tübinger Schule, namentlich Baur's behandelt, doch müssen wir es uns versagen, hierauf, wie auf die mannigfachen interessanten Streiflichter, welche in Acton's Darstellung auf andere Grenzgebiete mit verwandten Disciplinen, wie namentlich mit der Nationalöconomie (Roscher, Riehl), geworfen werden, näher einzugehen. Es konnte uns an dieser Stelle nur darauf ankommen, die Hauptmomente dieser interessanten Erörterung eines Ausländers über Wesen und Bedeutung unserer nationalen Geschichtschreibung zu veranschaulichen. Denn mag auch, wie wir hervorhoben, in dem Bilde, welches Acton entwirft, im Einzelnen mancher Zug verzeichnet, nicht selten Licht und Schatten mangelhaft oder sogar falsch vertheilt sein: eigenartig und original bleibt das Bild jedenfalls, und gerade in dem Fremdartigen der hier zu Tage tretenden Anschauung liegt ihr eigenthümlicher Reiz, der die Lectüre des Büchleins zu einer Quelle mannigfachster und vielseitigster Anregung macht.

---

## Zur Reform der deutschen Hochschule.

Von C. Hoffmann.

Die von dem z. Rector unserer rheinischen Hochschule Prof. Dr. Jürgen Bona Meyer bei Gelegenheit einer akademischen Feier gehaltene Festrede ist unter obigem Titel, mit interessanten erläuternden Anmerkungen ausgestattet, bei E. Strauß in Bonn im Druck erschienen und bietet des Bemerkenswerthen so viel, daß ein näheres Eingehen auf dieselbe angezeigt sein möchte. Der Redner fand gerade in seiner damaligen Stellung Anlaß, ein offenes Wort über Universitätsreform auszusprechen, weniger zur Vermehrung der Reformideen, als zur Warnung vor Ueberstürzung und Einseitigkeit der Betrachtung. In Zeiten großer politischer Entwickelung seien in Deutschland fast immer im Kampfe neuer Reformideen mit dem hergebrachten Alten neue Universitäten entstanden, und dann auch die alten Universitäten in den Strudel dieser mit einander kämpfenden Bewegungen hineingezogen worden. Jedenfalls bezeuge diese Thatsache, wie hoch das deutsche Volk und seine Regierungen jeder Zeit die Bedeutung der Universitäten für den staatlichen und geistigen Bildungsfortschritt im Lande veranschlagt hätten. Der bisherige Verlauf solcher Reformkämpfe enthalte aber genügende Rechtfertigung zurückhaltender Vorsicht. Besonders lehrreich für den Streit der Gegenwart auf diesem Gebiete, soweit es sich um allgemeine Probleme des Universitätswesens handle, sei der Rückblick auf die geistigen Strömungen zur Zeit der beiden Hochschulstiftungen von Berlin und Bonn unter König Friedrich Wilhelm III., zu dessen ehrendem Angedenken die oben erwähnte Feier alljährlich an diesen beiden Hochschulen begangen wird. Demgemäß erinnert der Redner zunächst an die Reformideen zur Zeit der Gründung der Berliner Hochschule, die nach dem Willen des Königs die hohe Bestimmung haben sollte, „die verloren gegangenen physischen Kräfte durch geistige zu ersetzen", und berichtet von F. A. Wolf, daß er „Aufhebung der aus der Barbarei des Mittelalters conservirten Facultäten" gefordert, von Anderen (Schmalz, Hufeland, Schütz), daß statt der Facultäten die Einrichtung von sechs bis acht wissenschaftlichen Klassen empfohlen worden sei, an deren Spitze je ein Director stehen sollte. Alle zusammen sollten mit den Secretären der Akademie ein unter einem vom Könige ernannten Curator stehendes Directorium bilden, welches die Anstalt leiten und Sittencensuren ertheilen sollte. Die Nominalprofessuren sollten jedem Fache nur einen bestimmten Lehrer zuweisen, aber dabei sollte freieste Concurrenz herrschen. Jeder Angestellte sollte lehren können, was er wollte, jeder andere Gelehrte sollte sich anschließen dürfen. Die Vorlesungen sollten frei gehalten werden müssen, alles Dictiren oder Heftablesen untersagt sein. Die Höhe des Honorars zu bestimmen, sollte jedem Lehrer überlassen bleiben, die freie Concurrenz werde schon für das Maßhalten der Forderung sorgen. Oeffentliche Vorlesungen ohne Honorarzahlung sollten, weil sie den Unfleiß beförderten, wegfallen, ebenso die akademische Gerichtsbarkeit. Akademie und Universität sollten eng verbunden sein. Die Vertheilung

Digitized by Google

der akademischen Würden sollte aufhören eine Geldquelle für den Einzelnen zu sein. Schütz im Besonderen verlangte größere Conformität des akademischen Unterrichts mit dem der Gymnasien, Erweiterung der Examina und Disputatorien, Vertheilung der Studenten in Ephorate, Uniformirung und Zusammenwohnen derselben in einem Stadtviertel. Der Kantianer und Arzt Erhardt wollte Ersatz der vier Facultäten durch drei: die der Philosophie und freien Künste, die der Wohlfahrtskunde, die Alles umfassen sollte, was sich auf Staatsverwaltung beziehe, und die der Heilkunde. Die Theologie sollte aus der Universität verbannt sein, weil sie dem Geiste nach bei den Protestanten überhaupt aufgehört habe, und weil ihre Thätigkeit keine eigenthümliche, sondern bald eine philosophische, bald eine philologische oder nur rednerische sei. Er verlangte Selbstverwaltung, Unabhängigkeit der Einkünfte und Disciplinarpolizei; vor Allem auch Verringerung der Zahl der Universitäten. Am weitesten gingen Fichte's Forderungen. Die Universitäten sollten aufhören, das gesammte Buchwesen noch einmal zu setzen. Der Staat sollte kein Interesse daran haben, eben dasselbe, was schon gedruckt vor Jedermanns Augen liege, auch noch durch Professoren recitiren zu lassen. Die Universitäten sollten daher ungewandelt werden in geschlossene Schulen der Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches, in welchem die eigentlichen Kunstjünger nach festem Plane und unter den Augen der Meister durch schriftliche Ausarbeitungen, Conversatorien und Examina arbeiten lernen sollten. Nur im ersten Jahre sollten die Schüler durch encyclopädische Vorträge der Meister zu solcher Arbeit vorbereitet werden. Diese Schüler sollten als die Regularen mit den Meistern unter liberaler Aufsicht derselben zusammenwohnen, ohne Sorge für den gegenwärtigen und zukünftigen Unterhalt auf Kosten der Beiträge von Staat, Kreisen und Städten nach Auswahl je nach ihrer bewiesenen Tüchtigkeit. Nur Preußen sollten aufgenommen werden, deutsche Ausländer allein auf besondere Zulassung des Königs, Fremde garnicht. Gewissermaßen unter dieser Kernschule der Universität sollte sich ihre Lehrwirksamkeit einem weiteren Kreise von zugelassenen Schülern, den Irregularen, zuwenden, die ungefähr ebenso leben und lernen sollten, wie die jetzigen Studenten zur Ausbildung für irgend einen praktischen Beruf, sie sollten sich wesentlich mit den außerordentlichen Docenten als ihren Lehrern begnügen. An der Spitze nach oben aber sollte die Akademie der Meister als der gelehrte Rath der Alten stehen, als wissenschaftliche Zufluchtsstätte für die im Lehramt Ausgedienten. Ueber die Gesammtwirksamkeit dieser neuen Hochschule sollte ein Jahrbuch berichten, als Kunstbuch über die Fortschritte der Methode, als Stoffbuch über die Fortschritte des inhaltlichen Wissens. Empfohlen ward die Aufhebung aller anderen Universitäten und die Vereinigung ihrer Fonds zur besseren Ausstattung dieser einen Centraluniversität zu Berlin, deren völlige Selbständigkeit auf diesem Wege und durch andere feste Naturaleinkünfte sicher gestellt werden sollte.

Allen diesen Forderungen tritt Schleiermacher in seiner Schrift: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn" gegenüber, vertheidigt das Recht des historisch Gewordenen, des guten Alten und hebt hervor, daß nur der Staat die volle Befriedigung der wissenschaftlichen Bedürfnisse zu leisten im Stande sei, sie zu leisten aber auch in richtiger Werthschätzung der Wissenschaft und der nach Wissen Strebenden ein eigenes Interesse habe. Er will dem Staat die äußere Verwaltung der Universität erhalten wissen, aber ebenso der Entwickelung der Wissenschaft freieste Bewegung. Er warnte vor weiterer Theilung der Facultäten aus Besorgniß vor dem Auflösen der Gemeinschaft in Specialschulen. Zur Stärkung dieser Gemeinschaft wünschte er eine Verallgemeinerung der philosophischen Vorbildung aller Studirenden und die Uebernahme irgend einer Lehrdisciplin der philosophischen Facultät seitens der Lehrer der anderen Facultäten. Er wollte festhalten an der vollen Freiheit des Lehrens und Lernens, „da wissenschaftlicher Sinn im Zwange nicht gedeihe". Ohne den Werth seminaristischer Arbeit zu verkennen, warnte er doch vor Ueberschätzung derselben gegenüber der orientirenden Bedeutung gut angeordneter zusammenhängender Vorträge. Er vertheidigte auch in weitgehendem Maße die Freiheit des akademischen Lebens als Mittel zur echt deutschen Charakterbildung, mißbilligte aber mit scharfem Worte die Ausnutzung dieser Freiheit zur Trägheit, zur „unverantwortlichen Verschwendung der schönsten Zeit des Lebens". Entschieden verwarf er den Gedanken einer Centraluniversität zu Berlin und nur in Betreff der Akademie erklärte er sich mit einer, allenfalls auch mit zweien, einer norddeutschen und einer süddeutschen, einverstanden.

Diese Strömungen und Gegenströmungen fanden in den maßgebenden Kreisen lebendigen Widerhall. Der Minister v. Massow sprach sich schon 1801 dahin aus: „daß die Universitäten in ihrer aus dem Alterthum herrührenden Einrichtung zum jetzigen Bedürfniß der moralischen, scientifischen und praktischen Bildung nicht bloß künftiger, speculativer Gelehrter, sondern für die dem bürgerlichen Leben in privaten und öffentlichen Verhältnissen ebenfalls brauchbaren Staatsbürger nicht mehr passen". In einem Berichte an den König aus dem Jahre 1803 schreibt derselbe Minister: „Das Bedürfniß, die Universitäten als Bildungs- oder doch Unterrichtsanstalten betrachtet, diesem ihrem Hauptzweck und dem heutigen Zeitgeiste gemäß einzurichten und zu verbessern, ist schon lange allgemein gefühlt und anerkannt. Will man demselben abhelfen und die im grauen Alterthum entstandene, damals passende, jetzt aber in vieler Hinsicht anomale, äußere und innere Einrichtung verbessern, so hat man, wie auch die Erfahrung lehrt, mit zwei Haupthindernissen zu kämpfen; eines ist der die Gelehrten von Metier beherrschende Charakter, die einseitige Vorliebe für ihren Stand, Verfassung und Geschäfte, welche jeder Reform entgegen arbeitet; das zweite ist Mangel an Geld. Durch Verbesserung der Lage der Gelehrten müsse man ihren Widerspruch zu überwinden suchen." Dagegen war der Minister Freiherr v. Stein derartigen radicalen Forderungen abgeneigt, und W. v. Humboldt, zugleich Staatsmann und Mann der Wissenschaft, nahm den Gedanken der Universitätsgründung auf dem durch die Geschichte bewährten Boden in freiem und großem Geiste wieder auf und führte ihn zu Gunsten der maßvollen Reform und Fortbildung des bewährten Alten aus.

Aehnliche Meinungsverschiedenheiten zeigten sich, wie H. v. Sybel in seiner Festrede beim 50jährigen Jubiläum dargelegt, bei der Gründung der rheinischen Hochschule, nur entbrannte hier der heftigste Reformkampf um das Recht des Zurückgreifens auf das Mittelalter, um das Zurückgehen auf confessionelle Absonderung. Dank der Festigkeit der Regierung blieb es auch hier bei der im heißen Kampfe erworbenen Tradition unserer deutschen Universitäten, der vollsten Parität und dem Rechte freiester Entfaltung der Wissenschaft auf allen Gebieten. Auch hier ward die Universität auf dem bewährten Grunde deutscher Universitätsentwickelung angelegt.

Professor J. B. Meyer nun billigt „mit der überwiegenden Mehrheit der Lehrer der deutschen Hochschulen" den allmählichen Fortschritt in der Universitätsreform auf dem gelegten Grunde und warnt vor ungestümen, oft rasch wechselnden Reformgedanken. Aber die Mahnungen, die Schleiermacher vor achtzig Jahren an die Staatsgewalten gerichtet, ihre Universitäten nicht allzu sehr zu Mittelpunkten des wissenschaftlichen Verkehrs auszubilden, um durch geistiges Uebergewicht dem eigenen Staate Macht und Ansehen vor dem anderen zu verschaffen (der Wissenschaft drohe Gefahr, wenn das bloße Geld den Gelehrten zur Lockspeise gemacht werde); und andererseits sich mit den eigenen Landeskindern nicht wissenschaftlich abzusperren, hätten noch heute ihre Bedeutung nicht verloren. Der Centralisationszug, dem die Staaten ebenso wie Lehrer und Studirende vielfach noch heute zuneigten, sei einzudämmen, und zwar seitens der Regierungen zunächst dadurch, daß den Lehrern an mittelgroßen und kleinen Universitäten ihr Wirkungskreis möglichst gesichert und auch äußerlich fruchtbar gemacht, daß durch Aufgeben der falschen Maxime, jeden Gelehrten so billig wie möglich einzukaufen, die entgegengesetzte der Gelehrten, sich so theuer wie möglich zu verkaufen, aufgehoben würde; radicale Hülfe würde nun durch gleiche Normirung der Gehalte und Abschaffung der Honorareinnahmen zu

Digitized by Google

erreichen sein, aber solche Aenderung wäre doch ein sehr zu überlegender Bruch mit dem Gewordenen.

„Die andere Warnung vor wissenschaftlicher Sperre richtet sich jetzt mehr an manche unserer süddeutschen Länder, welche wiederum ihre nativistischen Forderungen steigern, oder an diejenigen deutschen Staaten, bei welchen leider der Kampf vereinter Nationen mit einander zum Schaden der wissenschaftlichen Gemeinschaft ausschlägt. Dachte man im vorigen Jahrhundert zu kosmopolitisch, so denkt man jetzt vielorts zu engherzig national. Vergaß man damals oft über dem Menschen den Bürger, so vergißt man jetzt leider ebenso oft über dem Bürger den Menschen. Die Wissenschaft aber ist ein menschliches Gemeingut, das nur in dem gemeinsamen Wetteifer Aller gedeihen und gute Frucht tragen kann." Nicht minder bestänben Schleiermacher's Worte über das richtige Verhältniß der Regierenden und Wissenden noch heute zu Recht. Die Staatslenker haben nach Schleiermacher oft andere Ansichten als die Gelehrten. Diese verlangen, wenn auch nicht mehr wie Platon, daß die Herrschenden Philosophen seien, so doch, daß sie zu den Wissenden gehörten, daß sie bei ihnen das Wissen lernen sollten. Die Herrschenden dagegen erscheinen sich gern als Künstler, die nicht zu wissen brauchten, die das nöthige Können schon in der Praxis lernten. Diese Anschauung führt sie dann leicht zu einer gewissen Geringschätzung des Wissenschaftsbetriebes und in Folge davon zu einer vorzugsweisen Unterstützung des einzelnen Thatsächlichen. Hieran anknüpfend wird den „Leitern des öffentlichen Lebens" zum Vorwurf gemacht, daß die Gelehrten noch heute mit ihrem Wissen gegebenen Falls aufgesucht und benutzt und dann gleichwohl vor allem Volk mit ihrer theoretischen Wissensarbeit als für das praktische Leben unfruchtbar und nutzlos hingestellt werden. Hiergegen anzukämpfen sei den Universitätslehrern mehr zu empfehlen als das Ringen nach corporativer Selbstverwaltung. Hier gelte wiederum Schleiermacher's Wort, daß die Gelehrten am besten dabei fahren, wenn die Staatsregierung der Entwickelung der Wissenschaft möglichst freien Spielraum läßt und sich eingreifenden Reglementirens enthält, dagegen die öconomische Verwaltung, die Oberaufsicht und die Beobachtung des unmittelbaren Einflusses der Universitäten auf den Staatsdienst sich vorbehält.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift wünscht für die Universitätsbehörden außerdem nur noch Mitbestimmungsrecht bei den wichtigsten Vermögens- und Raumfragen und Mittheilung des Verwaltungsetats und erinnert in letzterer Beziehung an den Ausspruch, den im Jahre 1848 sieben hervorragende Lehrer der Bonner Hochschule (Argelander, Böcking, van Calker, Kilian, Noeggerath, Plücker, Ritschl) in ihren Wünschen und Vorschlägen zur Universitätsreform gethan haben: „daß eine Corporation über ihren eigenen Haushalt in der vollkommensten Unwissenheit erhalten wird, ist ein zu widernatürliches und jeder inneren Begründung entbehrendes Verhältniß, als daß nicht in dieser Hinsicht eine Mündigkeitserklärung erfolgen müßte." Ein dreijähriges Rectorat endlich erscheint dem Verfasser unserer Schrift ferner für die äußere Reform des deutschen Universitätswesens wünschenswerth, wenn er auch andererseits dem oft gehörten Worte, der Rector sei nur noch eine rasch wechselnde Jahresdecoration, nicht zustimmt und dem gewählten Haupt der Universität, wenn es anders guten Willen hat und am Senat Rückhalt findet, seine nutzbringende Bedeutung nicht abspricht. Den Hauptwerth aber legt derselbe auf die „Probleme, welche das akademische Forschen, Lehren, Lernen und Leben betreffen", warnt zu diesem Zwecke vor unberechtigter und verderblicher Scheu vor pädagogischer Abwägung des Richtigen und Unrichtigen in ihrem Gesammtwirken, vor leichtfertigem Absondern der theologischen Facultäten und vor weiterem Zertheilen der juristischen und philosophischen Facultäten, empfiehlt statt der letzteren vielmehr gelegentliche Vereinigungen verschiedener Facultäten oder von Sectionen verschiedener Facultäten zu gemeinsamer Berathung, verspricht sich von den jetzt an den preußischen Universitäten eingeführten alljährlichen Chroniken, woraus sich ergebe, „was für eine umfassende Arbeitsstätte eine deutsche Universität sei, und wie unbegründet die immer wiederkehrenden Klagen über den Unfleiß und den Ferienluxus der Universitätslehrer seien", große Förderung des Verständnisses für und des Gesammtinteresses an der Arbeit aller Glieder der akademischen Wissensgemeinde und redet schließlich der Errichtung von Akademien oder wissenschaftlichen Gesellschaften an jeder Universität warm das Wort, die er die „rechte Stätte" nennt, von der aus Alles gefördert werden könne, was den Idealismus der Studien erweitern und den Utilismus derselben eindämmen könne. Dem Mangel solcher akademischer Verständigung schiebt er die Ursache zu, weshalb Reformideen in den verschiedensten Beziehungen (z. B. Prüfungswesen, Regelung der Fachansprüche) nur langsam zu Realitäten sich gestalteten, glaubt auch leichtere Hebung der gegenwärtigen Uebelstände des studentischen Lebens (des zunehmenden Luxus in gewissen Kreisen, der Parteisucht der Studirenden, „die jedes Zusammenschließen zu gemeinsamem Zweck erschwert", „die widersinnige Entwickelung des durchaus undeutschen studentischen Ehrbegriffs" u. s. w.) auf diesem Wege herbeiführen und bessere und gesundere Zustände auch dieser Seiten des akademischen Lebens gewinnen zu können.

## Feuilleton.

### Sein Geheimniß.

Von Julius Duboc.

Ein Dorfkirchhof wird selten in der Woche aufgesucht, wie dies wohl auf städtischen Friedhöfen üblich ist. Es geschieht meistens nur dann, wenn der Erde wiedergegeben wird, was des Staubes ist. Sonst öffnen sich die Pforten in der Regel nur, wenn die Arbeit ruht und die Kirchenglocke ruft. Es muß schon eine besondere Veranlassung vorliegen und einen ungewöhnlichen Zusammenhang haben, wenn hiervon einmal eine Ausnahme gemacht wird. Es war daher nicht zu verwundern, daß es der jüngeren Generation in H. sehr auffällig war, daß ein älterer Mann, der seit einiger Zeit im Dorf bei der Braumeisterin wohnte, in der Woche Abends so häufig auf dem Kirchhof gesehen wurde, aber die älteren Leute erinnerten sich seiner wohl und sie konnten sich wohl zusammen reimen, was Curt Ulrich, den sie noch als munteren Jungen und Burschen gekannt hatten, dorthin bannte. Und dann dachten sie auch an Winzer Bartel's Liesel und wenn sie zusammenstanden und die alten Zeiten beredeten, schüttelten sie die Köpfe.

Ja, der Ulrich und die Liesel — das war ein Paar, wie für einander geschaffen, nur leider nicht für einander bestimmt. Sie so arm wie ein Winzer's Kind, eins von acht, es nur immer sein kann, er der Sohn des Braumeisters, der sich manchen harten Thaler erspart hatte und dem eine Wiese und ein Feldstück neben dem anderen, bald so viel wie ein kleiner Bauernhof, gehörte. Denn er hatte die besuchteste Wirthschaft auf Meilen weit in der Gegend und wenn die Zeiten schlecht waren und die Bauern klagten, der Braumeister Ulrich spürte nichts davon. Bei ihm gab es immer zu thun, in guten Zeiten stieg der Durst, weil es Geld zu verthun gab und in schlechten der Verdruß, weil nichts verdient wurde. Gegen Beides aber suchte man Zuspruch beim Braumeister und die Wirthschaft wurde nicht leer von schwatzenden und herumlungernden Gästen. Braumeister Ulrich's Säckel war daher auch mit den Jahren immer straffer geworden und sein Stolz immer größer, auch sein Geiz, wie die Leute sagten. Als es daher kein Geheimniß mehr war, daß Ulrich's Curt der Bartel's Liesel nachging, als es Jedermann sehen konnte, daß der Bursch nicht von der Kirchenthür wich bis sie den Bergpfad hinauf kam, das Gesangbuch in der einen Hand, mit der anderen die gebrechliche Großmutter stützend, da zuckten schon damals die Dorfgevatterinnen, die Alles mit Wenn und Aber erwägen mußten, die Achseln. Denn der Curt meinte es ernst, das wußte man, er war ein sinniger Mensch, kein solcher Lockvogel, dem nicht zu trauen ist, wie schön er auch pfeift, und die Liesel

Digitized by Google

war auch ganz so geartet, um es dem Curt anzuthun, aber der Braumeister . . .

Ja, die Liesel hatte es dem Curt angethan. Wie konnte es auch anders sein? So schöne braune Augen und solch' herziges helles Lachen hatte ja Niemand weit und breit in der Runde. Und das Lachen hatte dem Curt schon von Kleinauf in die Ohren geklungen, schon wenn sie gemeinsam aus der Dorfschule kamen und die Liesel ihm an der Wegscheide unversehens einen Schlag versetzte und dann, hurtig wie ein Eichkätzchen, davon sprang und ihm aus der Ferne noch zurief: „Etsch, Du hast den Letzten". Und die braunen Augen waren immer leuchtender und sonniger und vielsagender geworden, je mehr die Winzerstochter aus dem Kinderröckchen herausgewachsen war und die Glieder sich ihr volles jungfräuliches Maß zugelegt hatten. Vielsagend — wenn der Curt hinter dem Winzerhäuschen vor ihr stand und ihre Hände hielt, er wußte davon zu sagen, wie die Sterne ihrer Augen selbst durch die schwärzeste Nacht hindurch sich brennend ergossen, daß er ihre nahe Gluth drinnen im Herzen wie Flammen verspürte.

Der arme Curt wußte sich nicht wo ein, wo aus. Ja, wenn der Braumeister nicht gewesen wäre! Die Liesel war doch nicht bloß schön, sondern auch brav und würde jedem Hausstand zur Zierde gereichen und wenn er zehnmal — „Lotterbube, verfluchter," hatte der Alte ihn angefahren, als er einst eine derartige Aeußerung gewagt hatte, „ich rathe Dir, bleib' mir mit Deinen Alfanzereien vom Leibe. Scharwenzel mit der Liesel so viel Du willst, ich hab' schon davon gehört. Aber wenn es sich um Haus und Hof handelt, versteh' ich keinen Spaß. Denk' nicht, daß Du mir je mit einer Schwiegertochter kommen kannst, die kein heiles Hemd auf dem Leibe hat." Denselben Abend noch hielt der Curt die Liesel umschlungen und seine Lippen wollten sich von den ihrigen diesmal gar nicht wieder loslösen, gleichsam als suche er dort die Verzeihung für das, was sein Vater an ihr gesündigt, aber der Mond schien trübe und der Brunnen rauschte und in das Wasser fielen einige Tropfen salzigen Wassers, denn es war den beiden jungen Herzen doch schwer zu Sinn und der Liesel, die sonst immer aus Lust und Frohsinn heraus kam, ahnte diesmal, daß etwas Schweres bevorstünde.

Die nächsten Tage schon gaben ihr Recht. Der Curt wurde plötzlich zum Militär einberufen, innere Unruhen waren ausgebrochen, revolutionäre Zuckungen gingen durch das Land. Auch H. erhielt längere Zeit Einquartierung. Angst und Unruhe wechselten mit Ausbrüchen von Uebermuth und militärischen Lustbarkeiten ab. Curt kam von einer Garnison in die andere, eine Zeit lang lag er krank im Lazareth. Erst nach zwei Jahren sah er seinen Heimathsort wieder. Vieles, was er blühend und gedeihlich verlassen, trug die Spuren der Verwüstung einer gewaltthätigen Zeit, in der mit rauher Hand in Haus und Habe eingegriffen worden war. Auch der Braumeister war in seinen Verhältnissen zurückgegangen, Feld und Wiesen waren zum Theil der Noth der Zeit geopfert worden, zum Theil mit Schulden belastet. Ein Schadenfeuer hatte den Rest des Wohlstandes aufgezehrt, und den gealterten Mann, der nach Außen den Schein aufrecht erhalten wollte, innerlich nur noch verbissener und unwirscher gemacht. Curt's erste Frage war nach der Liesel gewesen. Da hatte der Braumeister verächtlich die Achseln gezuckt, während die Schwestern sich bedeutsame Blicke zuwarfen. „Was ist's mit ihr?" hatte er angstvoll ausgerufen und der Alte ihm dann höhnisch zur Antwort gegeben: „Ist Dir der Bettelfix denn noch nicht aus dem Sinn? Ja, die wirst Du dir wohl auf der Straße suchen müssen; denn der Offizier, an den sie sich gehängt hat, wird sie wohl bald genug abgeschüttelt haben und in's Elternhaus darf sie ja doch nicht mehr zurück."

Curt wankte und verließ todtenbleich das Zimmer. Das sollte wahr sein, so sollte vom Schicksal ihm, so seiner Liebe mitgespielt worden sein, das sollte die Liesel ihm angethan haben! Aber es hatte Alles seine Richtigkeit, der Vater hatte nicht übertrieben. Erkundigungen, die er von Kameraden einzog, bestätigten die Hauptsache, bestätigten auch, daß der Offizier, der sie geblendet, dem sie sich zu Eigen gegeben hatte, bald das Verhältniß wieder gelöst hatte und daß die Liesel tiefer gesunken war — wohin hätte sie auch den Fuß setzen sollen? Und dann war sie verschwunden, man vermuthete, daß sie vielleicht über's Meer gegangen sei, was ja noch das Beste für sie gewesen wäre.

Jahre waren darüber hingegangen. Curt, der dem Vater zu Liebe, um dessen Verhältnissen aufzuhelfen, geheirathet hatte — was lag ihm jetzt daran, wer es war — lag seinen Geschäften ob, ein fleißiger, stiller, in sich gekehrter Mann, der seinen und der Seinigen Lebensverbrauch mühsam, ohne rechte Freude und ohne rechtes Gedeihen erwarb. So stand er einst in der Hafenstadt, in die ihn sein Geschäftsbetrieb geführt hatte, in später Abendstunde an dem großen Wasserbecken, das in die Mitte der Stadt hinein schneidet. Tausende von glitzernden Lichtern blitzten aus dem dunklen Grunde desselben verführerisch ihm entgegen. Ein sanfter Wind strich über die beinahe spiegelglatte Fläche — September, fast ein Septemberabend wie jener vor sieben Jahren, als er die 18jährige Dirn zum letztenmal umarmt, als er zum ersten- und zum letztenmal Thränen aus ihren Schelmenaugen hatte tropfen sehen. Stimmengeräusch unterbrach den Träumer. Drüben über dem Straßendamm hatte sich ein Weinhaus geöffnet. Scherzreden, Gelächter schlugen an sein Ohr. Curt stand wie angewurzelt. Er hatte eine Stimme zu vernehmen geglaubt, die er kannte, ein kurzes, helles Lachen, das es nur einmal gab. Und die Stimme, das Lachen kamen ihm näher — ein junges Weib, das zurückgewendet zu ihrer Umgebung sprach und ihn daher nicht bemerkte. Jetzt wandte sie sich um, sie blickte auf — ein geller Aufschrei erfolgte und mit einem Sprung, wie um sich in seine Arme zu flüchten, stand sie neben ihm. „Curt — Liesel!" Und beide standen sprachlos. In der lustigen Gesellschaft, von der sie sich getrennt hatte, entstand ein kleiner Tumult. „Komm doch, Cora," sagte ein junger Mann, der ihr gefolgt war und jetzt näher auf sie zutrat, „was ist denn das wieder für ein Schwindel?" „Geh' ab," sagte das junge Weib mit Zornesblicken, „ich bin doch nicht Dein Sclave — siehst Du nicht, daß Du hier überflüssig bist!" „Laß sie doch gehen," ertönte es aus den Reihen der Uebrigen, „sie hat wieder einmal ihre Launen." Und der Haufe verlor sich.

Curt hatte sein Gesicht in seine Hände vergraben. „O Gott," sagte er leise, „was für ein Wiedersehen!" Liesel stand stumm vor ihm, sie rührte nicht Hand, nicht Fuß. Nach einer geraumen Weile erst, da auch er sich nicht rührte, legte sie ihre weiche Hand auf seine Hände und zog dieselben herunter. Dann sah sie mit einem unsagbar traurigen Ausdruck zu ihm empor, als wollte sie sagen: kannst Du es über's Herz bringen, mich zu verschmähen? Und Curt sah sie an und sein Herz krampfte sich ungestüm zusammen, wie ihr Blick ihn traf. „Ja, ich bin schlecht geworden," sagte das junge Weib in leisem Flüsterton, „aber das wirst Du mir doch jetzt nicht vorhalten wollen, jetzt, wo mir das Herz still steht vor Glück, Dich endlich wiederzuhaben. Jetzt, wo mir alle Gedanken vergehen, wirst Du doch nicht an das Unglück und die Schande denken, in die sie mich hineingestoßen haben. Glaubst Du denn, ich machte mir aus den Anderen auch nur einen Deut und ich hätte nicht immer nach Dir gebetet und gefleht? Ja, sag' nur, daß Du es nicht glaubst und stoß' mich zurück, aber dann sei auch gewiß, daß ich im nächsten Augenblick schon da drunten liege." Und sie deutete mit erhobener Hand auf das fluthende Gewässer. „O Liesel," sagte Curt, „wär' es nicht am Besten, wir lägen Beide tief da drunten?" „Jetzt," sagte das junge Weib, hochaufathmend, „nein, o nein, jetzt nicht. Ich weiß von nichts weiter, als daß ich Dich habe und daß es nichts gibt, was mir die nächsten Stunden entreißen kann. Und sie muß ich haben. Wie habe ich Jahre lang darnach geschmachtet und nichts mehr gehofft und gewünscht, als daß es mich bald zerstören möge. Jetzt aber will ich nicht zerstört sein und den Fischen zum Futter dienen. Oder" — sagte sie plötzlich, sich unterbrechend und Curt voll ansehend — „liebst Du mich etwa nicht mehr?"

Liebst Du mich nicht mehr? Curt fand keine Antwort darauf — es gibt Abgründe, die kein Senkblei zu ermessen. Fragen, die kein Gott uns zu beantworten vermag, wohl den Menschen, denen das Leben sie nicht vorlegt!

Curt fühlte nur Eins und das mit jeder Minute gesteigert: daß seine Lebensflamme, die sich in sich selbst verzehrt hatte, zum erstenmal wieder in eine andere hinein loderte, daß zum erstenmal wieder Balsamduft des Paradieses seine Sinne anhauchte und tausend Stimmen, die

Digitized by Google

Jahre lang in ihm geschwiegen, sich zu einem leisen Jubelchor vereinigten, wie im Sommer in früher Morgenstunde die Vögel ihn anzuheben pflegen. Und wie ihn dieses trunkene, unbezwingliche Glücksempfinden überwältigend, siegend überkam, legte er stumm ihren Arm in den seinen und sie schritten Beide in den dämmerigen Abend dahin, wie einst, vor langen, langen Zeiten und Alles, was dazwischen lag, war verschwunden. — Acht Tage vergingen so, dann riefen dringende Obliegenheiten — Haus, Familie, Beruf — ihn zurück. Acht Tage Traumwahn in einer quellendurchrieselten Oase — und nun lag wieder das vor ihm, was man sonderbarer Weise „das Leben" zu nennen pflegt. Curt schied mit dem Bewußtsein eines unabänderlichen Geschickes. Nichts gab es da mehr zu retten. Ein früher Untergang war gewiß. „Kannst Du mich denn etwa an die Stelle Deiner Frau setzen?" hatte das junge Weib ihm zuletzt unter Thränen gesagt, „könnte ich etwa je die Stiefmutter Deiner Kinder sein? Und wenn ich ehrlich würde, hätte ich Dich für immer verloren, während ich so Dich doch nicht ganz aufzugeben brauche." So war er gereift, tief innen verzehrt von der Nacherinnerung. Liesel's Thränen brannten ihm auf der Seele und die Stunde, in der er sie wieder gesehen, wurde für ihn die, von der Heine sagt:

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen.

Und dann, nicht allzulange nachher, war das Ende gekommen. Wie, war nicht genau festzustellen gewesen. Gewisse Kunde wurde ihm nur, daß Liesel bei einer Bootfahrt verunglückt war. Die Insassen des Bootes hatten muthwillig geschaukelt, bis dasselbe umgeschlagen war, alle hatten sich gerettet oder sich retten lassen — Liesel allein war ertrunken.

Das also war's, was Curt Ulrich auf den Kirchhof bannte, als er, ein alter Mann, nach vielen Jahren in sein Heimathsdorf heimgekehrt war, um, wie er meinte, Abschied zu nehmen, denn er fühlte seine Lebenskraft zur Neige gehen. Das war's, was ihn auch heute, als heller Mondschein über den ganzen Friedhof einen Leichenschleier breitete, unbeweglich auf der alten Bank rasten ließ. In der Hand hielt er ein schwarz eingebundenes Buch — es war das einzige Andenken an Liesel, das er noch hatte auftreiben können, ihr Gesangbuch, das sie einst zur Confirmation erhalten hatte und das sie stets beim Kirchgang in der Hand hielt. Wie oft hatte er als junger Bursche das Buch neidisch angesehen, da die Liesel unverwandt ihre Blicke auf dasselbe geheftet hielt und nur ganz beiläufig mal einen verlorenen Blick zu ihm hinüber sandte. O wie unsäglich traurig waren heute alle diese Erinnerungen ... Der alte Mann schloß die Augen, er sah sie noch einmal den Kirchsteig hinauf schweben, — war sie es nicht wirklich, die jetzt wie eine Lichtgestalt vor ihm stand, daß er sie greifen zu können meinte? Nein, es war nur der Mondschein, der zwischen den Gräbern spielte und nun erhob sich Curt und, die Hand auf die schmerzende Brust drückend, verließ er die Stelle, wo er gesessen und ging langsam den Berg hinab nach dem Haus der Braumeisterin.

„Stört den Onkel nicht," sagte diese zu ihren Kindern, als sie die Hausthür öffnen und den schweren Schritt des Eingetretenen die Treppe ersteigen hörte, „er liebt es nicht, wie ihr wißt. Aber ich muß doch morgen," fügte sie zu sich gewendet hinzu, „mit ihm reden. Er darf des Abends nicht so spät in die Nachtluft hinaus. Der Doctor hat gesagt, es könnte einmal sein Tod sein. Aber er ist so eigensinnig." Und die brave Frau überlegte sich, wie sie ihrem Bruder morgen in's Gewissen reden wolle, aber als der Morgen kam und dem Bruder in's bleiche Gesicht schien, bedurfte er ihrer Ueberredungskünste nicht mehr. Sie fand nur noch einen stillen Mann, der friedlich und als ob er fest schlummere, auf seinem Lager ruhte. Ein schmerzloser Tod hatte ihn in der Nacht abberufen. Neben ihm lag das aufgeschlagene Gesangbuch, das er auf seinem letzten Ausweg bei sich gehabt hatte. Folgende Zeilen hatte er auf der ersten Seite eingeschrieben:

All' meine Hab'
An Lust ward Lug,
Legt einst mir auf mein Grab
Dies Buch.

Mit trübem Sinn
Blick ich zurück,
Wie lange schwand dahin
Mein Glück!

Ein Morgenstrahl,
Ein Frühlingsweh'n,
Und dann im Schattenthal
Vergeh'n.

Nun hüllet bang
Die Dämm'rung wich
Und auch der letzte Sang
Entwich.

Kahl steht der Strauch,
Von Frost bereift,
Wie kommt's, daß Lenzeshauch
Mich streift?

Noch fächelt lind
Durch todte Luft
Von dir, du schönes Kind,
Der Duft.

„Die Nachtluft hat ihn getödtet," sagte die Braumeisterin, nachdem der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber war. „Er ließ sich nichts sagen, und noch dazu die Kirchhofsluft, die war ihm gewiß schädlich."

„Warum ging denn der Onkel immer auf den Kirchhof?" sagte die 16jährige Tochter der Braumeisterin.

„Das ist sein Geheimniß," erwiderte diese, „Du mußt nicht nach Allem fragen."

„Dann ist er ja auch vielleicht an seinem Geheimniß gestorben," sagte das hübsche Kind, nachdenklich in die Ferne schauend.

„Was Du für Reden führst," sagte die Mutter verweisend, „an Geheimnissen stirbt doch Niemand."

## Aus der Hauptstadt.

### Musikalische Trauerfeier für den verewigten Kaiser Wilhelm.

Die ersten Musiktöne, welche nach dem Ableben des unvergeßlichen Monarchen in der Oeffentlichkeit erklangen, waren seinem Andenken, dem Ausdrucke der tiefen Trauer geweiht, die alle deutschen Herzen erfüllt. Die Direction der Philharmonie hat am 17., die Singakademie am 18. eine Feier veranstaltet. In beiden lag der Schwerpunkt im Vortrage des Chorales „Wenn ich einmal soll scheiden", den der seiner irdischen Laufbahn entrückte Monarch am meisten geliebt hat. In der Philharmonie hat nach dem Vortrage eines Chorales durch das Orchester und dem Gluck'schen „De profundis" Herr Hof- und Garnisonsprediger Frommel eine ergreifende Gedächtnißrede gehalten. Er begann mit Betrachtungen über die hohe Bedeutung der Tonkunst, die allen Stimmungen Ausdruck zu verleihen vermag, am meisten der Trauer; daß die Philharmonie vor der Wiederaufnahme der Tagesarbeit es für Pflicht erachtete, dem hochseligen Monarchen Töne der Trauer zu weihen. Dann sprach er von dem hochseligen Monarchen — von seinen Eltern, zu deren Füßen er jetzt ruht, von der unvergeßlichen Königin Luise, dem „guten Engel der guten Sache", die nach ihren eigenen Worten dafür lebte, „durch Thränensaat zur Freudenernte" zu gelangen. Des Kaisers Jugend war unter „Morgengewittern" verlebt, und von jener Zeit an hat er das getreue Gedächtniß der Dankbarkeit bewahrt, das ihn niemals verließ. Ihm war auch beschieden, die 27 Jahre seiner Regierung mit höchstem Glanze zu füllen; diesen erlangte er durch seine Fürsorge für die Armee, durch seine Organisation; „Stillstand war ihm gleichbedeutend mit Rückgang". Er war aber nicht bloß der Bildner der Armee, sondern ihr Vorbild; er war „des Königs bester Soldat!" Wilhelm der Siegreiche war der Kaiser für Deutsche, ein guter Mensch für Alle. Wer vor ihm stand, hatte das sichere Gefühl, daß ein hochsinniger, vom Bewußtsein seiner Würde erfüllter König, aber auch ein edler Mensch die Krone trug. Und das Sprüchwort, daß Keiner ein großer Mann für seinen Kammerdiener sei, bewährte sich bei ihm nicht; denn sein ältester Diener hat den Ausspruch gethan, daß der König in den 50 Jahren, als er um ihn war, niemals einen Befehl zu widerrufen brauchte. — Zum Schlusse wies der edle Geistliche darauf hin, daß nunmehr der Trauer-

Digitized by Google

marsch aus der „Eroica“ ertönen solle, als Andenken an das wahre Heldenleben des Kaisers. Die Rede wirkte um so ergreifender, als sie schlicht, ohne jeden rhetorischen Pomp vorgetragen ward. Und als unmittelbar nach ihr der Philharmonische Chor mit leiser Stimme das „Wenn ich einmal soll scheiden“ zu singen begann, da erfüllte tiefe Erschütterung alle Herzen. Heinrich Ehrlich.

## Dramatische Aufführungen.

### „Seine Hoheit“.

Lustspiel in drei Aufzügen von Theodor Herzl.

Der Verfasser, ein in Wien lebender junger Schriftsteller, der sich durch seine regelmäßigen Montagsfeuilletons im „Berliner Tageblatt“ auch an der Spree Bürgerrecht erworben, gehört zu jener Schule von Wiener Humoristen, die in Saphir den Begründer und in Daniel Spitzer, Joseph Oppenheim und Julius Bauer dermal ihre hervorragendsten Vertreter besitzt. Es sind witzige Journalisten, die den Tagesereignissen die Schellen ihres Humors anhängen und mit raschem Blicke die komischen Seiten ihrer lieben Zeitgenossen erfassen. In erster Linie Satiriker, wollen sie die Sitten nicht so fast bessern und geißeln, als einfach lächerlich machen. Gemeinsam ist ihnen ein boshafter, ironischer Zug und eine bei allem Pessimismus doch heitere Weltanschauung, welche uns mit ihrer Vorliebe für die albernen und niedrigen Seiten der menschlichen Natur, ihrem allzu absichtlichen Haschen nach Witz und ihrem durchgängigen Mangel an Gemüth zu versöhnen weiß. Spitzer und Oppenheim pflegen das Feuilleton, Bauer das Epigramm und Couplet — sogar seine Theaterkritiken im „Illustrirten Extrablatt“ kleiden sich gern in metrisches Gewand —, und Herzl legt seine politischen, socialen und literarischen Glossen am liebsten in Novelletten oder scharf zugespitzten Dialogen, fast dramatisch nieder. Er mußte also von seiner eigentlichen Feuilletondomäne nicht gar weit abschwenken, als er das oben genannte Lustspiel schrieb, das im Wallner-Theater mit einem guten äußeren Erfolg, der freilich kaum nachhaltig sein dürfte, aufgeführt worden ist. Es gibt sich überall als das Werk eines Satirikers, eines witzigen Kopfes, dem die Erfindung der Handlung, die bühnengerechte Gestaltung des Stoffes ohne Zweifel mehr Mühe machte, als die Schaffung komischer Charaktere, lustiger Situationen und des witzig pointirten, geistvollen Dialoges.

Das Werk eines Satirikers. Darin liegt auch die Schwäche des Stückes. Herzl wollte uns die demoralisirende Wirkung Sr. Hoheit des Geldes in der modernen Gesellschaft zeigen, die Anbetung des goldenen Kalbes, die wilde Jagd nach dem Besitz, die verschämte und unverschämte Armuth, welche ihre Blößen mit Flitter zu decken sucht, die ganze Lumpenhaftigkeit in Frack und weißer Binde. Dazu wählte er die passenden Typen: eine adelstolze Mutter, die fast zur Hochstaplerin heruntersinkt; zwei junge Mädchen, die förmlich zum reichen „Mannfang“, ein Wort Vischer's zu gebrauchen, dressirt werden; ein verkommener Edelmann, der nur auf die Stillung seines Hungers bedacht ist; ein gewissenloser Agent, der in die „feine“ Gesellschaft zu kommen sucht, um dort eine reiche Frau zu fischen; Geldmenschen, die nur stets nach dem Wieviel fragen, blasirte junge Männer und anderes Gelichter. Es ist eine Sammlung von Narren und Schuften, Betrogenen und Betrügern, eine durchaus unangenehme Gesellschaft. Ist sie wahr nach dem Leben gezeichnet? Nun, es wird wohl solche Käuze geben, aber sie sind offenbar stark in's Tendenziöse gemalt, vergröbert, verzerrt. Auf einem Fleck versammelt ohne jeden angenehmen Gegensatz, ohne einen Lichtblick, dürften sie auch in der „gemischtesten“ Gesellschaft nicht vorkommen, und in einem Drama uns gleich truppweise vorgeführt, wirken sie noch abstoßender, ermüdender, noch mehr als Caricaturen. Sie lassen kein Behagen aufkommen, und dieses ist wohl auch der Grund, weshalb das Stück bei aller Richtigkeit der Beobachtung im Einzelnen und allem Witz und Geist im Allgemeinen nicht ansprechen kann.

Die Handlung hat aber doch einen gemüthlichen Kern, nur Schade, daß er zu wenig herausgeschält ist. Lucie von Lorneck ist nicht die abstoßende Männerfischerin, die sie scheint. Sie liebt sogar aufrichtig den naiven, guten Franz Hellwig, ohne eine Ahnung zu haben, daß er nebenbei auch eine reiche Partie ist. Diese Thatsache konnte ihr die Mutter wegen einer zufälligen Störung — der bekannte Komödienkniff! — nicht mehr mittheilen. Soweit wäre also Lucie ihres Hellwig, der stark auf Freiersfüßen geht, durchaus würdig, und dem Glück der guten Leutchen steht nichts im Wege. Nichts als das uralte Theatermißverständniß. Der Rechtsanwalt Ahlsdorf, der den jungen Mann bevatert, ist der irrigen Meinung, daß Lucie im Gegentheil über Hellwig's erfreuliche finanzielle Verhältnisse aufgeklärt worden sei, um so mehr, als das junge Mädchen anfänglich dem Geliebten etwas kurz begegnet, aber gleich darauf herzlich entgegenkommt. Kein Zweifel also für den Advokaten, daß das Mädchen inzwischen von ihrer Mutter eines Besseren belehrt worden sei. In Folge dessen warnt er seinen Schützling vor ihr, und Hellwig glaubt ihm ohne Weiteres und „reißt sich blutend los“. Erst am Schlusse, nach einem eingeschobenen Füllact, der sich mehr mit einem anderen, sehr zeitgemäßen Liebespaar befaßt und nebenbei das lustige Treiben auf einem Wohlthätigkeitsbazar zeichnet, erfolgt die Aufklärung. Das junge Mädchen beweist ihre von unedlen Berechnungen freie Gesinnung, indem sie die Hand des reichen Geliebten ausschlägt. Der Rechtsanwalt sieht seinen Irrthum ein und führt nun den Proceß so gewandt durch, daß nicht allein die Liebenden sich endlich in die Arme fliegen, sondern daß dabei auch für ihn etwas abfällt. Er heirathet die Mutter des jungen Mädchens, worüber das Publikum allerdings erstaunte. Der Fehler lag jedoch weniger an dem Verfasser, der bis dahin des Advokaten Liebe allerdings nicht genug markirt hatte, als an der Darstellung. Herr Waldemar spielte sich ganz auf den Salon-Mephisto heraus, weshalb man ihn einer wirklichen zärtlichen Neigung kaum fähig halten konnte, und auch Frau Schmidt gab die Mutter nicht liebenswürdig genug.

Möglich, daß das Stück im Schauspielhaus oder Deutschen Theater einen entschiedeneren Beifall gefunden hätte. Für das Wallner-Theater ist es zu wenig lustig und leicht, zu sehr Charakterkomödie und Conversationsstück. Die possenhaften Momente gelangen alle sehr hübsch, die feineren Treffer verpufften jedoch zum großen Theil, und die ernsteren, gemüthvoll gemeinten Stellen, z. B. das störende a parte zwischen Mutter und Tochter vor dem zweiten Actschluß, fielen wie melodramatische Effecte aus dem Rahmen des Lustspieles heraus. Daß unsere Satiriker von Beruf auf der Bühne so leicht in die Caricatur verfallen, ist begreiflich, aber daß sie sich auch im Rührseligen verlieren, davor sollte sie doch schon ihr Witz bewahren. Z.

## Offene Briefe und Antworten.

### Ein amerikanisches Urtheil über Jul. Stinde's „Familie Buchholz“.

Sehr geehrte Redaction!

Es ist den Lesern der „Gegenwart“ und — der „Familie Buchholz“ vielleicht erinnerlich, daß die erstere einmal in einer kurzen Anzeige von „Buchholzens in Italien“ die Befürchtung aussprach, ausländische Leser möchten in jenen Berliner Sittenschilderungen ein treues Abbild des deutschen Bürgerthums erblicken, — und daß Frau Wilhelmine Buchholz dafür in einem längeren Vorwort in ihrer gebildeten Weise über den Herausgeber Ihres Blattes die Schale ihres Zornes ausgoß. Daß die Voraussage aber wirklich eingetroffen, beweisen nicht nur die französischen Besprechungen der Pariser autorisirten Ausgabe z. B. in der „Revue politique et littéraire“, sondern auch eine der letzten Nummern der hochangesehenen und weitverbreiteten angloamerikanischen Zeitschrift „The Nation“. Dieselbe bringt in ihrer Nummer vom 16. Februar eine kurze Anzeige der von Harriet F. Howells in's Englische übersetzten „Familie Buchholz“, deren letzter Band unter dem Titel „Frau Wilhelmine“ kürzlich bei Ch. Scribner's Sons in Newyork erschienen ist. Ich gebe hier eine genaue Uebersetzung jener Recension, um zu zeigen, welche schiefe Ansichten über deutsches Leben selbst gute Uebertragungen derartiger Erzeugnisse im Ausland hervorrufen können:

„Frau Wilhelmine bildet den Schluß der Serie »Familie Buchholz«. Hier liegt für uns der einzige Trost darin, daß all' die absurden, selbstsüchtigen, engherzigen Geschöpfe einer anderen Nation angehören. Da die Deutschen Herrn Stinde in ihr Herz geschlossen und ihn als den Propheten ihrer Mittelklassen gefeiert haben, kann ein Ausländer nicht wohl annehmen, daß diese in irgendwelcher Weise anziehender seien, als sie hier gezeichnet sind. Wenn irgend Jemand über den Sinn des Wortes »gemein« (vulgar) im Zweifel ist, der möge auf die »Familie Buchholz« hingewiesen werden; dort findet er die genaue Definition. Das Gemeine liegt nicht nur in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, welche abscheulich sind, sondern auch in ihrer Denk- und Gefühlsweise. Ihre Vorbilder oder Ideale, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, sind niedrig, ihr Urtheil engherzig, ihre Motive erbärmlich. Sie haben keine Manieren und ihre Unterhaltung, besonders die der Frauen unter einander, ist unsäglich roh. Die Höflichkeiten des Lebens sind ihnen unbekannt, die Schicklichkeit wird ignorirt und das Anstandsgefühl beleidigt. Sie sind neidisch, hämisch, naseweis, feil und geizig — und danken dabei dem Himmel, daß sie den gebildeten Ständen angehören! Wenn die Familie Buchholz den Deutschen als das erschiene, was sie wirklich ist, so würde sie wohl kaum so günstig aufgenommen worden sein. Hätte Stinde gedacht, daß sie im Geringsten anstößig wäre, so könnte er sich nicht so ganz mit ihrem trivialen Wesen identificirt haben. Darum muß ein Ausländer dies Werk für das nehmen, was es zu sein scheint: das genaue Abbild einer Lebenserscheinung, von welcher Stinde selbst ein Theil ist. Wenn der Autor auch nur im geringsten ahnte, welchen Eindruck die Frau Buchholz und ihre Sippe auf das Gemüth eines Ausländers macht, so kann er derartiges nur geschrieben haben, um einen unauslöschlichen Abscheu gegen das ganze deutsche Volk hervorzurufen. — Das Buch ist trefflich übersetzt, so daß die Reize des Originals in keiner Weise geschädigt sind.“

So die New-Yorker Zeitschrift.

Hochachtungsvoll

Fr. S—r.

Digitized by Google

# Notizen.

Ad. Fr. Graf von Schack's Gedichte. Sechste vermehrte Auflage. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Wir wollen diese neue Auflage der längst bekannten und vielfach besprochenen Gedichtsammlung hier nur anzeigen, indem wir auf manche Vermehrungen derselben hinweisen, die im Uebrigen kein neues charakteristisches Moment für die Beurtheilung der gräflichen Muse in sich tragen. Alle Verehrer der formvollendeten Schöpfungen Schack's werden sich über diese neuen Gaben ebenso freuen, wie über die früheren.

Im alten Eisen. Erzählung von Wilhelm Raabe. (Berlin, Grote.) — Ganz der Alte ist Raabe auch in dieser neuen Geschichte geblieben. Der humoristische Betrachtungston und das tiefe, gemüthvolle Eingehen auf die kleinsten Kleinigkeiten des menschlichen Inneren und des Lebens machen den eigentlichen Werth seiner Darstellung auch hier aus. Im Mittelpunkte der Geschichte, die ganz im Berliner Kleinleben spielt, stehen ein vornehmer Schriftsteller, eine alte Komödiantenmutter, die eine Handlung mit altem Eisen und mit Lumpen hat, und ein biederer alter Matrose, der nur auf dem Lande sich abenteuernd herumtreibt. Diese drei Gestalten treffen bei der Rettung eines armen, elternlosen Kinderpaares zusammen und eine vierte, ein verwahrlostes, aber herzenstüchtiges Mädchen von der Straße, gesellt sich zu ihnen. Die ganze Handlung besteht eigentlich nur aus dem Begräbniß der im Elend gestorbenen Mutter jenes Kinderpaares. Aber welche Fülle von herzbewegenden Einzelheiten und Rückerinnerungen rankt sich um sie herum! Alle, die Raabe's Art zu erzählen lieben, werden auch an dieser neuen Geschichte ihre Freude haben.

Literarische Reliefs. Dichterportraits von Ernst Ziel. Zweite Reihe. (Leipzig, Ed. Wartig [Ernst Hoppe]). — Wir haben uns über die erste Reihe dieser literar-historischen Skizzen schon früher eingehend ausgesprochen und freuen uns beim Erscheinen dieser zweiten Reihe, der bald eine dritte folgen soll, constatiren zu können, daß unser Mitarbeiter in ihr vollkommen auf der Höhe des kritischen Standpunktes geblieben ist, den er mit dem ersten Bande eingenommen hat. Es sind diesmal die Charakterköpfe von Freiligrath, Scheffel, Schack, Freytag und Stieler, die Ziel mit fleißigem Eindringen in die Werke dieser Männer, mit großer Kunst der Anordnung und mit einem ausgeprägten Feingefühl für die dichterischen Eigenthümlichkeiten der Geschilderten zeichnet. Für die literarhistorische Forschung sind diese Aufsätze von entschiedenem Werthe, auch sonst verdienen sie wegen ihrer klaren Darstellung und ihres schönen Stiles, der sich offenbar an demjenigen Rudolf Gottschall's gebildet hat, überall gelesen zu werden.

Schutz oder Freihandel. Von Henry George. Deutsch von F. Stöpel. (Berlin, Elwin Staude.) — Diese Uebersetzung der neuesten Schrift des berühmten, sehr viel gelesenen Amerikaners scheint im Allgemeinen gelungen zu sein, sie läßt indeß auf dem Titelblatt die charakteristischen, bedeutsamen Worte: „Eine Untersuchung der Tariffrage mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterinteressen" (Interests of Labour) mit Unrecht fort. Der 1839 geborene Verfasser, ein self made man und Autodidact, der als Arbeitercandidat bei der New Yorker Bürgermeisterwahl auftrat und sogar darnach streben soll, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, machte sich zuerst 1879 durch sein in alle Culturſprachen übersetztes Werk „Fortschritt und Armuth" bekannt. Knies sagt von F. List: man könne ihn nicht tadeln, ohne ihn zu loben, und nicht loben, ohne ihn zu tadeln. Aehnliches gilt von George. Derselbe ist ein verspäteter Nachzügler der französischen Physiokraten des 18. Jahrhunderts, zugleich ein Halbsocialist, der alle indirecten Steuern, einschließlich der Finanzölle, abschaffen und das Privatgrundeigenthum, das städtische wie das ländliche, verstaatlichen, um nicht zu sagen vermittelst hoher Steuern confisciren will. Trotz diesen fundamentalen Irrthümern darf man die von Roscher und Anderen, von gemäßigten Schutzzöllnern und Freihändlern, Conservativen und Liberalen mit Recht betonten Verdienste George's nicht übersehen, der in schöner, geistreicher Sprache, mit Bastiat'schen, Roscher'schen und Cobden'schen Gründen die Schutzzölle der Vereinigten Staaten und der übrigen bekämpft. Bastiat scheint dem Verfasser gut, Cobden wenig und Roscher so gut wie gar nicht bekannt zu sein; George hat überhaupt manche gute, selbständige freihändlerische Ideen, wie auch sein gemäßigt schutzzöllnerischer deutscher Uebersetzer zugibt. Kurz, das neueste Werk George's ist interessant und lesenswerth, wenn auch mit Kritik zu benutzen. k. w.

Merlin's Wanderungen. Eine Dichtung von Rudolf v. Gottschall. (Breslau, S. Schottländer.) — Gottschall's pathetische Muse singt nicht Lieder, die sich dem realistischen Geschmacke unserer Zeit anfügen. Selbst die Schilderungen von den düsteren und verbrecherischen Seiten des modernen Lebens hüllt sie in das Gewand der Fabel. So entfesselt Merlin nach langem Schlummer in Vivianens Blumengrotte die Schaar „der kampfesmuth'gen Feuergeister", die sieben Sünden, einmal wieder, um das Reich seines Vaters, des Teufels, auf Erden aufrichten zu helfen. Wir folgen diesen Feuergeistern nach, wie sie sich in das Leben der Jetztzeit stürzen, wie sie Herzen brechen, Gewissen zerstören, Verderben entzünden und Kriege entflammen; aber noch ist nicht die Zeit ihrer alleinigen Macht gekommen. Trotz des namenlosen Elendes, das sie gerade jetzt über die Erde verbreiten, fühlt Merlin seine Ohnmacht und flieht, erschreckt durch das Gute, das ihm begegnete, zu Vivianens Grotte zurück:

Es wird vielleicht noch ein Jahrtausend währen
Bis ich allein der Welt Gebieter bin
Und bis ich über'm weiten Erdenringe
Das Flammenscepter meines Vaters schwinge.

Das Alles ist in prächtigen Versen und großartigen Bildern uns vorgeführt, die ihre Wirkung auf den Geschmack unserer Zeit hoffentlich nicht verfehlen werden.

Die Freunde. Roman, nebst einer Vorgeschichte von Th. Groll. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) — Es sind eigentlich vier Geschichten, die uns der Verfasser erzählt, aber er weiß sie zum Schlusse so geschickt zu verschlingen, daß die dabei zu Hülfe genommenen Zufälligkeiten beinahe wahrscheinlich werden. Besonders wohlthuend ist die sich in jedem Satze äußernde ideale Lebensauffassung, die sich stets auf der Sonnenseite des Daseins hält. Der ganze Roman enthält nicht eine einzige unsympathische Figur. Die Vorgänge spielen sich auf dem landschaftlichen Hintergrunde der Rheingegend ab und stehen unter dem Einflusse der milden, zu freudigem Genuß auffordernden Natur. Hervorzuheben ist die liebevolle Schilderung eines Pfarrhauses, in dessen stillem Frieden die hier und da aufwallenden Leidenschaften und Herzensstürme zur Ruhe kommen. g. m.

Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor, deutsch von Margarethe Jacobi. (Stuttgart, Lutz.) — Der beliebte amerikanische Dichter ist als Uebersetzer von Goethe's Faust, als berühmter Reisender und endlich als Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin, wo er inmitten vollster Thätigkeit im Jahre 1878 starb, auch in weitesten deutschen Kreisen wohlbekannt. Im Jahre 1857 machte er eine längere Fußtour durch Norwegen, um Land und Leute kennen zu lernen, und das Urwüchsige in der Natur wie in dem Menschenschlage übte einen tiefen Eindruck auf den damals noch jungen thatkräftigen Mann aus. In Arendal fand er eine Quäkergemeinde und dieser Umstand mag wohl in ihm, der seine Jugend bei den Quäkern Pensylvaniens durchlebt hatte, die ersten Gedanken zu der idyllischen Dichtung erweckt haben. Der Grundgedanke des Gedichts ist der Sieg des durch Frömmigkeit geläuterten Gemüths über seine eigene Leidenschaftlichkeit und dadurch auch über die gewaltige Leidenschaft Anderer. In dem zweiten Theil des Gedichts fallen einige für einen Quäker vielleicht interessante, für den sonstigen Leser aber doch nebensächliche Schilderungen dessen was sich in der Kirche zutrug, durch ihre Breite unangenehm auf, dennoch sind hier und da Goldkörnlein wahrer Weisheit mit darunter. Die Dichtung ist außerdem reich an schönen Landschaftsschilderungen und Stimmungsbildern. Der Uebersetzerin ist es gelungen, in Geist und Form das Gedicht treu wiederzugeben, der deutschen Literatur ein neues werthvolles Geschenk zu machen. s.

Dans la Tourmente. Par Philippe Desplas. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der Roman führt uns in das Leben der vornehmen Pariser Welt, und es fehlt daher nicht an zweifelhaften, ja bedenklichen Vorgängen. Abgesehen davon aber, und die Zahl derselben ist nicht allzu groß, ist der Roman packend und gewandt geschrieben. Das Leben in dem Badeorte am Canal, sowie dasjenige an den Ufern des Biskayischen Meerbusens ist reizvoll geschildert. Daß die Erzählung mit einem Mißton endet, läßt die Verirrungen der Heldinnen zum Theil gesühnt erscheinen, wenn auch der Eindruck auf den Leser unbefriedigend ist. Der Titel „Im Sturm" bezieht sich auf die Erlebnisse der zwei Insassen eines Bootes während eines Sturmes im Canal, enthält aber gleichzeitig den Hinweis auf die Herzensstürme, welche das Werk schildert. w-y.

Episoden und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange von Julius Grosse. (München, Georg D. W. Callwey.) — Diese neueste Gabe des bewährten Dichters ist höchst anspruchslos, aber auch ebenso liebenswürdig: kleine Skizzen in leichten, gefälligen Versen gewandt und anregend vorgetragen, mit viel Humor durchwürzt und zuweilen mit den Klängen eines ernsteren Pathos durchwebt. So etwas eignet sich gut zum Vorlesen am Familientische in den langen Winterabenden, und dieses Buch wird deshalb manche schöne Stunde schaffen. Angefügt sind demselben mehrere Gelegenheitsdichtungen, Festcantaten und Epiloge, die von dem dichterischen Schwunge Grosse's zeugen und in ihrer schönen abgeklärten Form wohl werth waren, daß sie gesammelt aufbewahrt werden.

Novellenkranz von E. v. Bauernfeld. Mit einer Titelillustration von L. Lewin. (Wien, Engel.) — Die in diesem Werkchen veröffentlichten drei Novellen aus der Feder des würdigen Nestors der österreichischen Dichter gemahnen in ihrer ganzen Anlage und Ausführung an eine weit hinter uns gelegene Richtung in der Novellistik, verrathen aber überall die kräftige Hand des Altmeisters. Am besten gefällt uns die Feengeschichte („Die letzte Fee"), welche merkwürdigerweise „Culturhistorische Studie aus der Fabel- und Sagenzeit" genannt wird; in ihr waltet der Zauber der Romantik, verbunden mit liebenswürdigem Humor. Die Novelle aus dem Wiener Leben der Gegenwart („Die Stufenjahre") entfernt sich allzuweit von unserem realistischen Geschmacke, während die mittelalterliche Novellette („Die Schutzheiligen") eigentlich ein Fastnachtsspiel in Novellengewande ist.

Digitized by Google

## Inserate.


Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

**MEYERS** Soeben erscheint in Groß-Lexikon-Format und deutscher Schrift:

*Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.*

**HAND-LEXIKON**

*Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.*

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln Auskunft über *jeden Gegenstand* der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.**

**des allgem. Wissens**

40 wöchentliche Lieferungen zu je 30 Pf.

# Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

**Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.**

**Ludwig Anzengruber,** Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten. 2 *M.*

**Oscar Blumenthal,** Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Akten. 2 *M.*

**Nataly von Eschstruth,** Potpourri. Ausgewählte Novellen. 3 1/2 *M.*, geb. 4 1/2 *M.*

**Rudolf Heinrich Greinz,** Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

**Otto Fuchs,** Görbersdorfer Novellen. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

**A. Reinhart** (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. 4 1/2 *M.*, geb. 6 *M.*

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

**Neue Belletristik**

aus der

**Deutschen Verlags-Anstalt**

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Arnold, der Mönch.**

Novelle von

**Eduard Oehmke.**

Preis geheftet *M* 2. 50; fein gebunden *M* 3. 50.

**Das einsame Haus.**

Roman von

**Adolf Streckfuß.**

Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —

**Der wunde Punkt.**

Roman von

**Leo Warren.**

Preis geheftet *M* 5. —; fein gebunden *M* 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Havana-Cigaretten**

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** *M* per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.

**Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.**

**Heinrich Nitschmann**

als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke

von

**Władislaw Malukiewicz.**

Gedruckt und verlegt bei

**Reinhold Kühn d. J.,** Elbing. 1888.

**Preis 60 Pfennig.**

Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

**Noblesse oblige.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—

Erste bis vierte Auflage.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde., ferner: **Nachlese** z. Schillers Werken v. Hoffmeister, 4 Bde. und: **Nachtrag** z. Schillers Werken v. Boas, 3 Bde. Hlbfr. zus. 15 *M.* — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M.* — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

„Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen."
(Klaus Groth, Kiel. Ztg.)

**Die Kunstwart.**

Herausgeber: Ferd. Avenarius.

Halbmonatschrift, vierteljährlich 2 1/2 Mark.

**Ganz eigenartige** Rundschau über **Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste, Kunsthandwerk.** Zu keiner bestehenden Zeitschrift ein „Konkurrenz-", zu hunderten ein ebenso wichtiges wie billiges **Ergänzungs-Blatt.**

Von der Kritik mit einstimmiger, glänzender Anerkennung begrüßt, von den bedeutendsten Künstlern und Gelehrten unterstützt, vom Publikum mit seltener Gunst aufgenommen, konnte der „Kunstwart" schon im zweiten Vierteljahr seines Bestehens ohne Preiserhöhung in bedeutend erweiterter Form erscheinen.

Probenummern unentgeltlich vom **„Kunstwart-Verlag** in **Dresden."**

„Der „Kunstwart" wird sich die ihm gebührende „Stellung als Führer und Berater aller Gebildeten deutscher „Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhalt„sam erringen." C. Weiske. (L. C.)

**Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.**

**Heinrich Bulthaupt,** Vier Novellen. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

**Dr. Adolph Kohut,** Das Dresdener Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Originalbeiträgen und 142 Portraits. 7 *M.*, geb. 8 *M.*

**Ernst Pasqué,** Musikanten-Geschichten. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

**B. von Suttner,** Schriftsteller-Roman. 4 1/2 *M.*, geb. 5 1/2 *M.*

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

**Russisch.**

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

von **F. Booch-Árkossy.**

2 Kurse zu 3 *M.*, Schlüssel 2 *M.*

**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Soeben wurde complet:

**Handbuch der Nationalökonomie.**

Von

**Dr. Karl Walcker,**

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

**Zweite verbesserte Auflage.**

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M.* Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M.* Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M.* Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M.* Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M.*

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen

**Violinen**

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.

**Gebrüder Wolff,**

Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**


Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 31. März 1888. Band XXXIII.

CORNELL UNIVERSITY APR 12 1888

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Zur russischen Grenzbesetzung. Von J. Schott, Major a. D. — Die Unpopularität unseres Rechtes. Von P. Schellhas. — **Literatur und Kunst:** Neue indische Forschungen. Von Friedrich von Hellwald. — Friedrich Vischer's Nachlaß. Von Karl J. Leo. — Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien. I. Die fremden Gäste. Von Karl von Thaler. — **Feuilleton:** Auf Posten. Von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Zwei französische Possen. Von Z. — Notizen. — Inserate.

### Zur russischen Grenzbesetzung.

Von J. Schott, Major a. D.

Das Hinscheiden unseres Kaisers Wilhelm und die Thronbesteigung des nicht minder friedlich gesinnten Kaisers Friedrich haben auch in der russischen Presse eine große Anzahl versöhnlicher Kundgebungen hervorgerufen, die bei uns dankbare Würdigung fanden. Aber damit ist dauernde Beruhigung nicht geschaffen, so lange die russischen Truppenbewegungen an der österreichischen und preußischen Grenze fortdauern, wie dies trotz allen Leugnens thatsächlich der Fall ist.

Mit der Niederwerfung der polnischen Revolution von 1831 verschwand die bei der Aufrichtung Congreß-Polens geschaffene polnische Nationalarmee. Polen behielt weiterhin eine starke russische Besatzung, wie es in der Natur der Sache lag, und es konnte dies keinen Grund zur Beunruhigung für die Grenzmächte bieten, da diese ja selber ein Interesse an der Niederhaltung der polnischen Nation hatten. Welchen Nachtheil diese Vertheilung der Streitkräfte für Rußland im Orientkrieg 1853 ꝛc. geboten hat, ist von dem Fürsten Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 6. Februar hervorgehoben worden. Auch nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1863 blieb das Land weiterhin sehr stark besetzt, was um so unverfänglicher war, als Rußland sich damals noch bei weitem nicht der Art von den Folgen des Orientkrieges erholt hatte, um ernstlich an eine Action gegen eine europäische Großmacht denken zu können.

In der folgenden Zeit vollzog sich in Rußland sowohl in Bezug auf die Kriegsmacht als hinsichtlich der zu ihrer Unterstützung so wichtigen Eisenbahnverbindungen ein bedeutender Aufschwung. Vor dem Orientkrieg von 1853 hatte die russische reguläre Armee 8 europäische und 1 kaukasisches Infanterie-Corps und 3 Cavallerie-Corps umfaßt, ohne das kaukasische Corps im Ganzen 24 Infanterie-, 14 Cavallerie-Divisionen, beide zu je 4 Regimentern (nebst Artillerie ꝛc.). Die gesammte Stärke hatte 361,000 Mann, 856 Geschütze betragen. Alexander II. hob den Corpsverband auf und machte die Division zur höchsten Einheit. Eine Infanterie-Division umfaßte darnach 4 Infanterie-Regimenter und 1 Fußartillerie-Brigade zu 4 Batterien, 1 Cavallerie-Division 6 Cavallerie-Regimenter und 1 reitende Artillerie-Brigade zu 2 Batterien. Im Jahre 1870 zählte die russische Feldarmee in Europa 41 Infanterie-, 10 Cavallerie-Divisionen, im Kaukasus 6 Infanterie-Divisionen, 1 Cavallerie-Division, ungerechnet Schützen-Brigaden und technische Truppen. Die Combattantenstärke der für Europa disponiblen operativen Truppen für den Krieg betrug 543,960 Mann zu Fuß, 92,474 Reiter, 1572 Feldgeschütze. Die gesammte Friedensstärke der Armee einschließlich Localtruppen belief sich in 1869 auf 769,000 Mann.

Das Eisenbahnnetz hatte sich von unbedeutenden Anfängen im Jahre 1870 bereits auf 10,000 Werst (10,668 Kilometer) erweitert.

Im Jahre 1877 vor Beginn des Krieges gegen die Türkei hatte die gesammte Feldarmee 48 Infanterie-Divisionen und 20 jetzt größtentheils zu 4 Regimentern formirte Cavallerie-Divisionen(einschließlich der Don-Kosaken-Division und drei kaukasischer Cavallerie-Divisionen). Kurz vorher war wieder eine dauernde Eintheilung in Armeecorps eingeführt worden; außer dem Garde- und dem Grenadier-Corps gab es 14 Armeecorps in Europa, 2 im Kaukasus. Einige Divisionen waren ohne Corpsverband geblieben. Von 41 Infanterie-, 17 Cavallerie-Divisionen der europäischen Feldarmee standen in den drei westlichen MilitärBezirken Wilna, Warschau, Kiew 19 Infanterie-, 8 Cavallerie-Divisionen, fast die Hälfte des gesammten Bestandes. Unmittelbar nach dem Kriege wurde die Besatzung der drei Militärbezirke noch um $1^1/_2$ Cavallerie-Divisionen vermehrt, darunter die Don-Kosaken-Division, welche hart an der galizischen Grenze in der alten polnischen Festung Zamosc ihr Standquartier erhielt.

Durch die im Jahre 1874 zum Gesetz erhobene allgemeine Wehrpflicht gewinnt die Sache eine ganz andere Gestalt. Vor jener Zeit war der Kriegsdienst in Rußland auf die niedersten Stände beschränkt gewesen. Die besseren Stände waren ganz davon befreit. Es gab überhaupt keine persönliche Dienstverpflichtung, sondern die Rekrutengestellung wurde den Gemeinden nach einem gewissen Promillesatz der Bevölkerung auferlegt und dabei Loskauf gestattet. Die Rekrutenaushebungen erfolgten in ganz unregelmäßigen Zeiträumen und trugen häufig einen gewaltsamen Charakter. Die Dienstzeit war eine sehr lange, sie betrug bis zum Jahre 1859 fünfundzwanzig Jahre. Das russische Heer früherer Zeiten bedurfte eines im Vergleich zum Kriegsstande sehr hohen Friedensstandes, denn es entbehrte im Kriegsfalle der unerschöpflichen Quellen der Verstärkung und Ergänzung, welche der allgemeinen Dienstverpflichtung mit kurzer Präsenzzeit und langdauernder Beurlaubung erwachsen. Die Mängel der russischen Heeresverfassung traten im Krimkrieg in aller Schärfe hervor und haben dieser Macht damals mit Recht die Bezeichnung des „Colosses auf thönernen Füßen" verschafft, die aber längst hinfällig geworden ist. Unter Alexander II., der der Schonung der Bevölkerung halber erst von 1863 ab wieder

Digitized by Google

Rekrutirungen vornehmen ließ, wurde die Dienstzeit allmählich herabgesetzt, die Zahl der Befreiungen vermindert, für die Bildung einer Heeresreserve Sorge getragen und damit der Uebergang zu einem den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Wehrsystem ermöglicht.

Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hatte man daran zu denken, für die reiche Ausbeute an Menschenmaterial, welche aus jener Maßregel entspringen mußte, geeignete Rahmen zu schaffen, ohne durch die Vermehrung der Cadres des eigentlichen Heeres die finanzielle Seite, bekanntlich die schwächste Stelle des Staatswesens, zu sehr in Anspruch zu nehmen. Die nicht zur Feldarmee gehörigen Truppenkörper werden in Rußland im Allgemeinen als Localtruppen bezeichnet. Dazu gehörten die unter Alexander II. zur Heranbildung der Rekruten geschaffenen Reservetruppen, die Festungsbesatzungen, die zum Grenzschutz gegen uncivilisirte Volksstämme dienenden Linientruppen und endlich die zu polizeilichen Zwecken bestimmten Gouvernementstruppen. Man ließ nun den größten Theil der Localtruppen eingehen und schuf an deren Stelle eine neue Art „Reservetruppen", als Cadres für im Kriege aufzustellende Feldreserveformationen, Besatzungs- und Ersatztruppen. Im Frieden übertrug man denselben zugleich einen Theil des polizeilichen Dienstes. Man schuf Stämme für im Kriege aufzustellende 97 Reserve-Infanterie-Regimenter von 5 Bataillonen, in Gestalt von ebensoviel Cadre-Bataillonen zu 5 Compagnien, ähnlich wie die ungarische Honvéd für ein Kriegsbataillon von vier Compagnien im Frieden eine Compagnie bei der Fahne hat. Entsprechend verfuhr man bezüglich Reserveformationen der Feldartillerie. Hinsichtlich der Cavallerie machten die eine unerschöpfliche Hülfsquelle bietenden Kosakenheere ähnliche Maßnahmen überflüssig.

Im Jahre 1878 konnte man bereits daran denken, die höheren Verbände dieser Reserveformationen durch Bildung von 24 Reserve-Infanterie-Divisionen vorzubereiten. Von diesen entfielen wieder neun, also $^3/_8$ des Ganzen auf die drei westlichen Militärbezirke, deren Besatzung nunmehr an Infanterie-Divisionen allein 28 ausmachte, d. i. fast $^4/_{10}$ des Gesammtbetrages, dazu die starke Cavallerie, welche die Hälfte des gesammten Bestandes an regulären Formationen erreichte.

Wenn derartige Rüstungen nach einem glücklich beendeten Kriege erfolgten, so mußten sie den beiden Grenzmächten um so bedrohlicher erscheinen und zu Gegenmaßregeln auffordern. Man kann die Weisheit der beiden Monarchen und ihrer leitenden Staatsmänner nicht genug bewundern, welche es verstanden haben, durch innige Verkettung der Geschicke ihrer Staaten ihren Völkern für eine Reihe von Jahren schwere Opfer zu ersparen, die bei weiterer Vereinzelung jedes der beiden Völker alsbald zur Sicherung seiner Existenz hätte bringen müssen. Doch leider nur eine Reihe von Jahren wie wir heute wissen.

Die Verstärkung der russischen Wehrmacht ist seit dem Abschluß des Bündnißvertrags zu damals nicht geahnten Dimensionen weiter gediehen. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ist ohne Hinderniß gelungen, selbst in Theilen des Reiches, welche der Civilisation ferner liegen. Bereits kann die Errichtung kaukasischer Truppen beginnen und wird es binnen Kurzem überflüssig werden, Theile der Operationsarmee dort dauernd festzulegen. Ein jährliches Rekrutencontingent von fast einer Viertelmillion mit je nach dem Bildungsgrad der Wehrpflichtigen zweckmäßig abgegrenzten Präsenzzeiten (ein bis sechs Jahre im stehenden Heere, gesammte Dienstverpflichtung für dasselbe 15 Jahre, demnächst noch fünf Jahre im Landsturm, für Nichtgediente 20 Jahre in letzterem) unter gleichzeitiger Anwendung des französischen Modus der deuxième portion liefert eine unversiegbare Quelle der Heeresverstärkung. Noch entspricht jenes Contingent bei weitem nicht dem, was eine Bevölkerung von neunzig Millionen zu leisten vermag, werden doch jährlich eine halbe Million Wehrpflichtiger direct dem Landsturm überwiesen, deren Einstellung in das Heer sich aus finanziellen Gründen verbietet. In dieser Sachlage muß man eine fortdauernd wachsende Gefahr für das übrige Europa erblicken, so lange Rußland keiner anderen als einer autokratischen Staatsverfassung fähig ist.

Nun hat aber die russische Heeresmaschinerie seit 1879 auch in anderen Beziehungen nicht gerastet. Die Infanterie-Regimenter der Feldarmee wurden sämmtlich von 3 Bataillonen zu 5 Compagnien auf 4 Bataillone zu 4 Compagnien gebracht, was bisher nur bei einem geringen Bruchtheil (Garde- und kaukasische Truppen) der Fall gewesen war. Es stellt dies für den Frieden zwar nur eine geringe Vermehrung dar; da aber die Kriegsstärken der neuen Bataillone die gleichen sind, so ist es für den Kriegsfall einer Vermehrung um fast ein Drittel gleich zu erachten, von welcher der Löwenantheil wieder dem Westen zugekommen ist. Die alte Nikolai'sche Idee der Dragoner als berittener Infanterie wurde auf die gesammte Armeecavallerie übertragen (46 Regimenter) und im Anschluß hieran erhielten sämmtliche Regimenter der regulären Cavallerie (excl. der 4 Garde-Kürassier-Regimenter) sechs Escadrons statt der bisherigen vier, mithin eine Vermehrung um 104 Escadrons (26 Regimentern der bisherigen Zusammensetzung entsprechend). Hiervon entfielen wieder 52 Escadrons auf die westlichen Militärbezirke. Weitere Verlegungen in letztere haben seit jener Zeit stattgefunden. 1883 wurde das IV. Corps (Minsk) um eine den kaukasischen Corps entnommene Infanterie-Division vermehrt. Im Herbst 1887 wurde die 13. Cavallerie-Division aus dem Moskauer in den Warschauer Militärbezirk verlegt (wie es anfänglich hieß, wegen Futtermangels!). Es ist dies die viel genannte Division, welche den Sturm in der deutschen und österreichischen Presse hervorgerufen hat, und mit Recht, denn man durfte wohl annehmen, daß sie aus dem Verbande des XIII. Armeecorps (Moskau) entnommen, den Vorläufer weiterer Truppenverschiebungen bilde. Von der Verlegung eines kaukasischen Corps nach dem Westen war schon 1884 einmal die Rede gewesen. Vor Kurzem sind Anzeichen einer solchen Absicht erneut constatirt worden.

Außer den Heeresverstärkungen, bezüglich welcher wir an dieser Stelle nicht erschöpfend sein konnten, und den Truppenverschiebungen nach der Westgrenze hin sind es zwei weitere Momente, durch welche die russische Kriegsmacht eine im Jahre 1879 noch kaum vorherzusehende Kräftigung erlangt hat, nämlich die seitdem entstandenen umfassenden Festungsbauten in den Westdistricten und die weitere Entwickelung des Eisenbahnnetzes unter Betonung der strategischen Rücksichten, welches beides in innigem Zusammenhang steht. Im Jahre 1879 existirte im westlichen Rußland noch kein Platz, welcher den Anforderungen der Gegenwart entsprochen hätte. Heute haben wir das verschanzte Lager von Kowno mit elf großen Forts, die Bahnsperre bei Ossowetesk an der Bahn Brest-Lyk, 20 Kilometer von der preußischen Grenze, beide Anlagen ganz neu, ferner zu großen Waffenplätzen ausgebaut Nowogeorgewicz, Warschau, Ivangorod, Brest-Litowsk, das sogenannte polnische Festungsviereck, ferner Galizien zunächst das alte Michailogrod oder Luzk in der Erweiterung begriffen, in größerer Entfernung von der Grenze die Lagerfestung Kiew. Sämmtliche Plätze beherrschen wichtige Eisenbahnlinien. Noch scheinen nicht alle Bauten vollendet, ebensowenig wie ihre Armirung. Die rastlose Thätigkeit, welche man ihrer Fertigstellung, ebenso wie den Kasernenbauten und der Anlage von Magazinen in den eng belegten Westdistricten widmet, datirt nicht erst aus neuester Zeit, sie hat nur, Dank dem gesteigerten Mißtrauen in Rußlands politische Ziele, neuerdings eine vermehrte Aufmerksamkeit in den Nachbarstaaten gefunden und eine erhöhte Beunruhigung hervorgerufen.

Das Eisenbahnnetz hat in diesem Jahrzehnt bedeutende Fortschritte gemacht. Die gesammte Länge der Linien beträgt bereits an 27,000 Werst, gleich 28,800 Kilometer. Die Maschen des Netzes verengen sich in augenfälliger Weise nach der Westgrenze hin, was allerdings nicht allein aus militärisch-politischen Ursachen entspringt. Während das westliche Festungssystem der Mobilmachung der in den Grenzbezirken versammelten Truppen eine erhöhte Sicherung verleiht, wird dieselbe in Folge der wesentlich gebesserten Eisenbahnverbindungen sich in einem viel rascheren Tempo vollziehen, als man es nach

Digitized by Google

früheren Erfahrungen anzunehmen berechtigt war.*) Das Gleiche gilt für die Heranziehung der in den Militärbezirken Petersburg, Moskau, Charkow, Odessa dislocirten acht Armeecorps an die West- und Südwestgrenze des Reiches. Auch das nördlich des Kaukasus stehende 2. Kaukasische Corps verfügt über eine Bahnverbindung dahin. Die Legende von der Langsamkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches der russischen Armee bei Gelegenheit eines Krieges mit den Westnachbarn muß verschwinden. Ebensowenig sollte man ferner in unseren militärischen Werken, wie es bis in die neueste Zeit geschehen, die russischen Truppenconcentrirungen in den Westrayons als etwas Harmloses und Selbstverständliches hinstellen.**) Es ist zwar ritterlich, dem Gegner im Hinblick auf eine seiner Schwächen (das ist ja die große räumliche Ausdehnung Rußlands bei geringer Dichtigkeit der Bevölkerung noch heute) für den bevorstehenden Kampf einen Stein vorzugeben, aber nicht klug, wenn es sich um Existenzfragen handelt. In gewisser Hinsicht bilden jene Verschiebungen ja eine Art Entgegenkommens Seitens Rußlands; die Gegner haben geringere Wege zurückzulegen, um auf die Wahlstatt zu gelangen, wo die militärischen Entscheidungen fallen. Aber man vergesse nicht, auf ein Volk wie das russische, das noch so wenig von der Cultur beleckt ist, namentlich noch so wenig das Wohlleben der modernen Culturvölker sich angeeignet hat, das noch eine Art naiven Idealismus besitzt, muß man nicht die Mythe von der kurzen Dauer der künftigen Kriege anwenden, womit der Franzose sich so gern über alle Bedenken hinwegsetzt. Das russische Volk, wenn auch militärisch besiegt, ist es darum politisch noch nicht, deshalb sollte man ihm für die militärische Entscheidung wenigstens keine Vorgaben machen.

Nach dem vielbesprochenen Artikel des russischen „Invaliden" ist eine weitere Vermehrung und Verstärkung der russischen Grenzbesetzung bevorstehend. Aus der Rede des Fürsten Bismarck ist zu entnehmen, daß dies Gegenmaßregeln veranlassen wird, wenn es auch keinen Casus belli abgibt. Die wichtigste von deutscher Seite ist in Gestalt des Gesetzes betreffend Aenderungen der Wehrpflicht nebst seinen Consequenzen bereits verwirklicht. Eine weitere ist die Ergänzung des preußischen Bahnnetzes zunächst der russischen Grenze. Das ist ein Gebiet, auf welchem Rußland für's Erste die Antwort schuldig bleiben muß. Dies führt uns, nachdem wir Rußlands Stärken eine so eingehende Beachtung geschenkt, nochmals auf seine Schwächen zurück. Es ist nicht bloß des Grafen Montecuculi bekanntes Erforderniß, was zu einer erfolgreichen Kriegführung fehlt, es sind noch andere wichtige Momente hervorzuheben. Man ist in Rußland auch heute noch nicht sicher, ob Alles, was von oben herunter befohlen wird, zur Ausführung gelangt, es steht noch immer Vieles auf dem Papiere, das meinen gute Kenner der russischen Heeresverhältnisse, die man nicht als „détracteurs" derselben bezeichnen kann. Es sollen darunter nicht einmal die veröffentlichten Stärkezahlen verstanden sein. Auch die noch immer Alles beherrschende Corruption darf als ein wesentliches Hemmniß der Heeresmaschinerie im Frieden wie im Kriege betrachtet werden. Die gegnerische Seite soll nicht darauf rechnen, aber diese Hemmnisse werden nicht ausbleiben.

Es ist eben stets dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

*) Die hermetische Absperrung der Grenze entzieht vorbereitende Maßregeln der Kenntniß der Nachbarstaaten. Auf diese Weise ist ganz wohl eine ruckweise Mobilmachung und ein strategischer Ueberfall denkbar, für welche die stets kriegsbereite Cavallerie in ihrer gegenwärtigen Organisation besonders geeignet erscheint.

**) So heißt es in der sehr beachtenswerthen Studie: „Von der Weichsel zum Dnjepr" des Pseudonym Sarmaticus (Hannover 1886), welche im Uebrigen auf den Entscheidungskampf zwischen Slawen- und Germanenthum vorbereiten will, u. A.: „Die Anhäufung so großer Truppenmassen (nämlich Seitens Rußlands an den Grenzen gegen Deutschland und Oesterreich!) ist weniger eine Bedrohung der anliegenden Nachbarstaaten, als geboten durch die politischen Verhältnisse in Polen und durch die mangelhaften Transportverhältnisse."

Auch die vertrauensvolle Unterstützung des russischen Staatscredites Seitens hervorragender deutscher Finanzinstitute war eine Harmlosigkeit, aber von gefährlicherer Natur. Ein Rückfall in diese Bestrebungen wäre eine Kurzsichtigkeit, die sich späterhin, selbst geschäftlich, bitter rächen würde.

## Die Unpopularität unseres Rechtes.

Von P. Schellhas.

Das Recht ist ein Product der culturellen Entwickelung eines Volkes, es ruht mit tausend Wurzeln im Leben der Nation, es ist auf's innigste verknüpft mit dem ganzen gesellschaftlichen Organismus. Es ist selbst ein Stück nationales „Leben und Werden". Wie das Volk und sein Rechtsbewußtsein die Schöpfer alles Rechtes sind, so soll sich in der Verwirklichung dieses Bewußtseins das geistige Leben, die sittlichen Ideen, die Culturgeschichte, — mit einem Wort: die ganze historische Entwickelung der Nation wiederspiegeln.

Wenn dies der Fall ist, wenn das Recht in der That dem Erforderniß entspricht, ein lebendiger Ausdruck des Volksbewußtseins zu sein, so wird sich das darin äußern, daß es populär ist. Die Popularität des Rechtes ist der Maßstab dafür, in wie weit seine geltenden und fixirten Grundsätze und Formen im Rechtsbewußtsein der Nation wurzeln, und in wie weit jene fruchtbare Wechselwirkung zwischen Rechtsschaffung und Rechtspflege auf der einen Seite und den sittlichen Anschauungen und den culturgeschichtlichen Fortschritten des Volkes auf der anderen Seite stattfindet, ohne welche ein gesunder Rechtszustand nicht bestehen kann.

In den ersten Entwickelungsstadien der Völker ist das Recht stets der einfache und unmittelbare Ausfluß der Volksanschauungen: Recht ist, was Jeder instinctiv als das Richtige erkennt. Anders gestaltet sich das Verhältniß häufig mit der zunehmenden Complicirung und Vervielfältigung der gesellschaftlichen Einrichtungen: das Recht löst sich vielfach von dem fruchtbaren Lebensboden des Volkes los, es erstarrt und wird ein selbständiger, schwerfälliger, künstlicher Mechanismus, von dem das Goethe'sche Wort gilt:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort ...
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage ..."

Bei Völkern, die sich noch in jenen Anfängen der Entwickelung befinden, oder bei denen das Recht auch später noch nicht aufgehört hat, eine unmittelbare Schöpfung des Volksgeistes zu sein, ist es denn auch in Wahrheit und im besten Sinne populär. Man braucht nur an das classische und ganz besonders das römische Alterthum zu denken, man braucht nur irgend einen der römischen Schriftsteller in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, welche Volksthümlichkeit das Recht unter solchen günstigen Verhältnissen genießt. Ueberall finden wir in den Erzeugnissen der römischen Literatur, ob sie nun historischer, philosophischer oder selbst poetischer Art sind, rechtliche Einrichtungen und Förmlichkeiten erwähnt, als Dinge, die Jedermann kennt, und die Jedem geläufig sind; juristische termini technici werden so häufig und ohne jeden Anschein des Gesuchten oder Fremdartigen gebraucht, daß man an ihrer allgemeinen Verständlichkeit nicht im geringsten zweifeln kann. Ja selbst das wählerische Sprachgefühl und der feinere Schönheitssinn der Dichtkunst widerstrebte bei den Römern, wie schon erwähnt, dem Gebrauch solcher juristisch-technischer Ausdrücke und der Erwähnung rechtlicher Institute nicht: es waren das eben Dinge, die dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen, — oder noch richtiger: die aus seinem Fleisch und Blut hervorgegangen waren. Wie sehr das Recht der großen Menge und dem gemeinen Manne geläufig war, zeigen auf's klarste die Lustspiele des Plautus, die an juristischen Anspielungen überreich sind. Da hören wir Leute aus dem

Digitized by Google

Volke, selbst Sclaven, in der gewöhnlichen Unterhaltung von rechtlichen Begriffen und Einrichtungen sprechen, die offenbar unter den betreffenden Volksklassen ebenso alltäglich und bekannt waren, wie unter den zuschauenden Theaterbesuchern; mehr oder weniger triviale Wortspiele und Wortwitze, nach Art derjenigen, die in unseren heutigen Possen auf die Lachmuskeln des Publikums wirken, werden an Förmlichkeiten und Terminologie der Rechtspflege angeknüpft: kurz, das Recht erscheint als populäres Gemeingut der Nation, nicht als eine für den Laien unverständliche, gegen das alltägliche Leben sich vornehm abschließende Wissenschaft mit einem künstlichen Apparat überflüssiger und nur dem Eingeweihten zugänglicher Fremdwörter.

Aehnlich lagen die Verhältnisse in den kleinen griechischen Staatswesen, deren Kleinheit eben gerade dazu beitrug, die Rechtseinrichtungen populär zu erhalten, da der Antheil des Einzelnen an denselben ein um so größerer war. So bieten beispielsweise die „Wespen" des Aristophanes ein ähnliches Bild aus dem griechischen Volksleben, wie die Lustspiele des Plautus aus dem römischen: ja, der dramatische Satiriker richtet hier seinen Stachel sogar gegen die allzu große Popularität des Rechtes und die zu einem Sport ausgeartete Proceßlust seiner Mitbürger.

Daß auch bei unseren Voreltern in der mittelalterlichen Zeit, vor Reception der fremden Jurisprudenz, sich das Recht allgemeiner Bekanntschaft und Popularität erfreute, zeigen uns, um nur das eine anzuführen, unsere deutschen Rechtssprichwörter, in denen sich in prächtiger Weise jene erfreuliche Wechselwirkung von Recht und Sitte, Volksanschauung und Rechtsverwirklichung äußert. Nicht nur die einfacheren Verhältnisse waren es, die das Recht populär erhielten, sondern vor Allem die lebendige Antheilnahme des Volkssinnes an Recht und Rechtsprechungen als Schöpfungen eigenen Geistes und echt nationalen, volksthümlichen Einrichtungen. — —

Wie liegen die Verhältnisse nun heutzutage bei uns? Man muß leider sagen: unser Recht ist äußerst unpopulär! Wir haben nach langen und schweren Anstrengungen glücklich jenen trostlosen Zustand überwunden, in dem unser Recht nach der Aufnahme der römischen Jurisprudenz so lange versteinert gelegen hat, wir schreiten rüstig vorwärts auf der Bahn einer deutsch-nationalen Rechtsentwickelung, die sich dem großartigen Maßstabe der Dinge, dem gewaltigen Aufschwung, der inzwischen eingetreten ist, anpassen soll, — aber dem allgemeinen Verständniß, dem Volksbewußtsein ist unser Recht noch immer, leider Gottes, äußerst fremd, es ist bei Weitem noch nicht hinreichend in's Leben eingedrungen, und die große Masse — nicht nur der Ungebildeten — steht ihm gegenüber wie einem unverständlichen, schwierigen System, einer Berufswissenschaft, die dem Laien so fern liegt, wie etwa die Heilkunde dem Nichtmediciner, die Sprachforschung dem Nichtphilologen. Der praktische Jurist hat alle Tage Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. So trifft man in weiteren Kreisen des Volkes nicht selten auf eine völlige Unbekanntschaft mit den Grundsätzen und dem Apparat unserer Strafrechtspflege; über die Bedeutung der einzelnen Factoren, wie Staatsanwaltschaft, Untersuchungsrichter, Vertheidiger, Gerichtshof, herrschen mitunter die confusesten Vorstellungen. Und doch ist es gerade die Strafrechtspflege und besonders die Strafproceßverhandlungen, die noch am meisten das allgemeinere Interesse zu erwecken pflegen. Weit unpopulärer ist unser Civilproceßrecht, und bei dem „bürgerlichen" Recht (wenn es doch so recht „bürgerlich-volksthümlich" wäre!) hört die Popularität gänzlich auf, und man wird eine ganze Anzahl gebildeter Leute antreffen, denen überhaupt nicht genau bekannt ist, welches Recht denn bei uns gilt. Alles in Allem: unser Recht ist unpopulär! Gewiß gibt es in der Bevölkerung einzelne Kreise, unter denen das Recht — aber meist nur ein bestimmter, eng begrenzter Theil desselben — eine gewisse Volksthümlichkeit genießt, aber solche Einzelerscheinungen sind selbstverständlich bei Weitem nicht identisch mit jener wahren Popularität, die nicht in der allgemeinen Kenntniß einzelner Rechtsnormen besteht, sondern in der Aufnahme der leitenden Gedanken, der fundamentalen Grundsätze in das Volksbewußtsein.

Ueberdies beobachtet man vielfach selbst in Kreisen, bei denen man denn doch eine gewisse allgemeine Kenntniß bestimmter Rechtsgebiete erwarten sollte, eine auffallende und bedauerliche Unkenntniß des geltenden Rechtes. So kann man durchaus nicht sagen, daß beispielsweise in unserem Kaufmannsstande das Handelsrecht genügend populär ist. Gewiß ist das eine Materie, die jedem gebildeten Kaufmann bis zu einem gewissen Grade geläufig sein sollte, über die er jedenfalls stets in der Lage sein sollte, sich selbst im Gesetzbuch zu informiren. Aber auch hier fehlt es an der nöthigen Volksthümlichkeit, auch das Handelsrecht wird zu sehr als eine Fachwissenschaft, ein ausschließliches Arbeitsfeld für den Berufsjuristen angesehen. Wohl sind die üblichen Verkehrsgrundsätze und die kaufmännischen Usancen bekannt, denn sie bilden einen integrirenden Theil des handelsgeschäftlichen Betriebes; aber sobald eine Frage rechtlicher Natur entsteht, die einigermaßen über das alltäglich vorkommende hinausgeht, pflegt sich der Kaufmann an einen Rechtsanwalt zu wenden, obgleich die Frage nicht selten so einfacher Art ist, daß er sie durch Nachschlagen im Gesetzbuch sofort selbst entscheiden könnte, — wenn das Gesetz eben so populär wäre, wie es sein sollte. Gerade auf diesem Gebiete könnte viel geschehen, wenn in kaufmännischen Lehranstalten ein größeres Gewicht als bisher auf die Kenntniß des Handelsrechtes gelegt würde. —

Die Gründe dieser Unpopularität unseres Rechtes sind verschiedenartig und zum großen Theil recht leicht erkennbar. Die wichtigste und älteste Ursache ist offenbar die Mannigfaltigkeit und die territoriale Zersplitterung unseres Rechtes. Da leiden wir an den Nachwehen jahrhundertelanger Krankheit! Die zahlreichen Gesetzgebungsfactoren in Deutschland, die vielen Particularrechte, zu denen schließlich noch ein besonderes Reichsrecht gekommen ist, — alle diese Dinge sind nicht geeignet, dem Volke die Verständlichkeit des Rechtes zu erleichtern. Hätten wir nur seit ungefähr einem Jahrhundert ein einiges Deutschland und ein einheitliches Recht, wie ganz anders sähe es heutzutage in dieser Beziehung aus! Dem gemeinen Manne ist es überhaupt nicht verständlich, wie es möglich ist, das dasjenige, was etwa in der Mark Brandenburg „Recht" ist, in der Rheinprovinz „Unrecht" sein kann; die künstlichen staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse, deren Folge die Zerstückelung unseres Rechtes ist, sind dem Volksbewußtsein fremd und unzugänglich. Glücklicherweise gehen wir jetzt besseren Zuständen entgegen! Wir sind im Begriff zu einer Einheitlichkeit des deutschen Rechtes zu gelangen, unsere Reichsgesetzgebung vervollständigt sich mehr und mehr, und unser neues bürgerliches Gesetzbuch ist im ersten Entwurf fertig. So stehen wir denn jetzt in einem Uebergangsstadium, und damit ist leider ein zweiter wichtiger Grund der Unpopularität unseres Rechtes gegeben.

Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Uebergangszustand nicht geeignet ist, die Volksthümlichkeit des Rechtes zu befördern. Eine sehr wichtige Rolle bei der Aufnahme des Rechtes in das Volksbewußtsein spielen die Formalitäten und die Terminologie. In diesen Aeußerlichkeiten macht sich der Volksgeist das Recht anschaulich, in ihnen verkörpert er sich den rechtlichen Begriff und die rechtliche Handlung, das Rechtsgeschäft; mit diesen Aeußerlichkeiten ist er denn auch ungemein conservativ. Wenn aber nun Formalitäten und Terminologie wechseln, wenn mit neuen Gesetzen neue Bezeichnungen für alte Dinge in größerem Umfange erfunden werden, wenn alte Rechtsacte mit neuen Formalien umkleidet werden, so wird nothwendiger Weise für's Erste das Recht dem Volke entfremdet, es wird ihm auf längere Zeit hinaus unverständlich. So sehr auf der einen Seite das jetzt herrschende Bestreben, die Fremdwörter aus der juristischen Terminologie zu entfernen, gebilligt werden muß, so sehr ist doch auch auf der anderen Seite Schonung und Vorsicht zu empfehlen. Ein gutes Wort ist schnell und leicht erfunden, aber schwer und langsam dringt es in das Volk!

Digitized by Google

So ist es denn leicht erklärlich, daß selbst die Aeußerlichkeiten unserer Rechtspflege in weiteren Kreisen des Volkes mangelhaft bekannt sind. Um sich davon zu überzeugen genügt ein Blick in diejenige Literatur, deren Leserkreis das große Publikum ist, populäre Bücher, Zeitschriften, Journale und dergl. Da finden sich nicht selten die merkwürdigsten Irrthümer sowohl in Bezug auf die illustrative Darstellung von gerichtlichen Acten, Proceßverhandlungen, als auch in der textlichen Beschreibung solcher Vorgänge, — Irrthümer, aus denen man deutlich sieht, daß der ganze Gegenstand dem großen Publikum ebenso fern liegt, wie etwa die praktische Medicin: man denkt: „Der Himmel bewahre uns vor der näheren Bekanntschaft dieser Dinge; kommen wir aber doch einmal in die unangenehme Lage, so werden wir die Sache leider früh genug kennen lernen!“ Daß diese geringe Volksthümlichkeit nicht etwa eine nothwendige Folge unserer modernen Lebensverhältnisse ist, daß es ganz gut anders sein kann, lehrt uns ein Vergleich mit fremden Nationen, lehrt uns zum Beispiel eine Betrachtung der populären Literatur Englands.

Daß endlich auch besonders diejenigen, die das meiste Interesse am Recht haben, die Rechtsuchenden, die Proceßparteien, im Allgemeinen dem gelehrten Recht völlig fremd gegenüber stehen, ist kein Wunder. „Die Sprache des gemeinen Mannes hat für diesen Zustand bezeichnende Ausdrücke“, sagt von Kirchmann in einer übrigens mehr als Curiosität interessanten Schrift: „Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft“ (Berlin, 1848), die aber doch manches Treffende enthält. „Fragt man einen Bauer, wie es mit seinem Processe stehe, so ist die Antwort „Er schwebt noch“, ein vortreffliches Wort für den schleichenden Fortgang der Sache, die völlige Unverständlichkeit desselben für die Partei. Hat der Bauer den Proceß verloren, so sagt er nicht „Ich habe Unrecht gehabt“, sondern „Ich habe verspielt“. —

Die vorliegenden Bemerkungen sind selbstverständlich nur einige Einzelheiten aus der Fülle von Material, die sich zu dieser Frage beibringen ließe. Beobachtungen aus dem täglichen Leben bestätigen das Gesagte. Eine Besserung ist hier nur von der Zeit zu erwarten: langsam und allmählich wird unser neues Recht, dessen Schaffung die Aufgabe unserer Generation ist, in das Volksverständniß übergehen und populär werden, und eine ferne Zukunft wird, wenn die Rechtsordnung ungestört bleibt, einst die Früchte ernten. Eine erfreuliche Hoffnung kann man in dieser Beziehung an unsere neuen Proceßeinrichtungen knüpfen, die das Laienelement zur Rechtsprechung heranziehen: die Geschwornen- und Schöffengerichte, die Handelsrichter. Hier ist der Boden, auf welchem hoffentlich die Volksthümlichkeit des deutschen Rechts Wurzel schlagen und wachsen wird, und von solchen Gesichtspunkten aus ist es nur zu wünschen, daß diese Institute den Anfeindungen, die hin und wieder gegen sie in's Werk gesetzt werden, kräftig widerstehen mögen.

Leider finden sich noch immer Vertreter des Juristenstandes, die dazu neigen, das Recht hinter dem mystischen Schleier einer vornehmen und exclusiven Berufswissenschaft zu verstecken, von der das „profanum volgus“ der Laien möglichst fern zu halten ist. Und so mag denn wohl der Eine oder der Andere mit wenig Wohlwollen herabblicken auf den Laien, der ihm als Schöffe oder Handelsrichter beigesellt ist, und er mag wohl geneigt sein, bei jenem das durchbohrende Gefühl der „ignorantia juris“ voraussetzend, ihn als eine recht überflüssige Einrichtung zu betrachten. Demgegenüber sei denn aber doch daran erinnert, daß mit dem Schöffen, dem Geschworenen, dem Handelsrichter die lebendige Anschauung unseres Rechtsorganismus hinaustritt in die Nation, und daß auf diesem Wege jene erfreuliche Antheilnahme des Volksbewußtseins an unseren Rechtsinstitutionen und die wünschenswerthe Wechselwirkung zwischen beiden Factoren theilweise wenigstens verwirklicht wird, ein Verhältniß, dessen Gipfelpunkt die Popularität des Rechtes ist. „Um dies zu erreichen,“ sagt Beseler in seinem „Volks- und Juristenrecht“, „genügt aber nicht die Erhebung der Jurisprudenz zur freiesten wissenschaftlichen Bewegung, auch in der Rechtsanwendung, in der Praxis des täglichen Lebens muß sich derselbe Sinn bewähren, welcher auch jetzt noch im Volke den ursprünglichen Träger alles Rechtes nicht verkennt, und wie der Jurist in den Ständeversammlungen neben den anderen Geschäftsmännern sitzend, die Gesetze einer gemeinschaftlichen Berathung und Beschlußfassung unterzieht, so muß er auch bereit sein, die Stimme des schlichten Rechtsgefühles und der Erfahrung in den Gerichten gelten zu lassen und nicht nur sein angeschultes Wissen, sondern auch die in den Lebensverhältnissen ruhende Norm zur Anwendung zu bringen.“

## Literatur und Kunst.

### Neue indische Forschungen.

Von Friedrich von Hellwald.

Seit langem schon ist Indien eines der Länder, welche das Interesse der Forscher, der Reisenden, der Künstler und Dichter am Lebhaftesten angeregt haben.

Bisher beschränkten sich freilich die geschichtlichen Studien der europäischen Gelehrten über Indien so ziemlich auf das Uebersetzen von Sanskriturkunden. Aber das Sanskrit ist für die Hindu seit Jahrhunderten eine todte Sprache, daher völlig unzulänglich, einen Einblick in den Gang ihrer Entwickelung zu verschaffen. Die Geheimnisse, an welchen die indische Literatur so reich ist, können bei dem Mangel an anderweitigen geschichtlichen Anhaltspunkten am Besten wohl nur durch die Erforschung der alten Stadtruinen, der Schnitzereien an Palästen und Pagoden erschlossen werden. In diesen steinernen Büchern, welche nicht zu lügen verstehen, hat sich der Sinn des Volkes unversehrt erhalten. Es war daher ein glücklicher Gedanke der französischen Regierung, eine eigene Commission von Fachgelehrten auszusenden, welche die weite Halbinsel Indiens nach allen Richtungen durchreisten mit der besonderen Aufgabe, die alten Culturdenkmale zum Gegenstande ihres Studiums zu machen. Ein Mitglied dieser Commission, Dr. Gustave Le Bon, in anthropologischen Kreisen längst schon rühmlichst bekannt, hat uns nunmehr mit einem prächtig ausgestatteten Buche*) beschenkt, in welchem die wichtigsten Ergebnisse der in Indien angestellten Forschungen niedergelegt sind. Durch dieselben werden unsere bisherigen Anschauungen in vielen Punkten nicht nur wesentlich berichtigt, sondern es zeigt sich, daß auf Grund eines eingehenden Studiums der zahlreichen, über ganz Indien zerstreuten Baudenkmäler wir vielfachen, bisher gehegten Vorstellungen völlig entsagen müssen. Le Bon's Ausführungen gewinnen desto mehr an Gewicht, als es ihm vergönnt war, als erster Europäer das bisher geheimnißvolle Nepál zu bereisen**), ein Gebiet, welches den Schlüssel zu gar manchen, bislang mißverstandenen Erscheinungen enthält.

Seitdem die vergleichende Sprachforschung das Bestehen einer Gruppe zusammengehöriger Sprachen erwiesen, welche insgemein als die indogermanische bezeichnet wird, erwuchs allmählich auch der Gedanke an eine gemeinsame Abkunft aller derjenigen Völker Europas und Asiens, welche heute sich noch im Besitze dieser indogermanischen Sprachen befinden. Als indogermanisches Urvolk nennt man die Arier; sie sollen, von ihren geheimnißvollen Ursitzen ausziehend, die Stammväter aller heutigen Indogermanen sein. So gelangte man dazu, auch von arischen Völkern zu sprechen. Zu diesen gehörte bekanntlich die überwiegende Mehrzahl der Europäer. Den Wahn der ethnischen Gemeinsamkeit der Arier zerstört nun der französische Forscher. Er zeigt und betont, man darf wohl sagen mit Recht, daß zwischen den indogermanisch redenden

*) Dr. Gustave Le Bon, Les Civilisations de l'Inde. Paris, 1887.

**) Die bisherigen britischen Residenten in Katmandu durften sich aus ihrem sehr eng begrenzten Bezirke nicht entfernen.

Digitized by Google

Europäern und den sogenannten Ariern Asiens durchaus kein Zusammenhang bestehe. Aber auch in Indien selbst spielt dieses arische Urvolk lange nicht die große Rolle, welche man ihm bisher zuweisen wollte. Die Urheimath der asiatischen Arier, deren Sprache längst verklungen, sucht Dr. Le Bon auf den Hochflächen Erans. Von dort aus mögen sie in grauer Vorzeit hinabgezogen sein in die heißen Tiefländer des Indus und der Gangâ. Sie waren aber nur wenig an Zahl, ein zwar kräftiges, aber kleines Volk, von dem auch in Indien fast keine Spuren mehr vorhanden sind. Von ihren ältesten Zuständen läßt sich so gut wie nichts berichten; doch darf man annehmen, daß sie ein einfaches Hirtenvolk gewesen. Wir lernen sie erst kennen, als sie das Tiefland des Indus betreten. Aber dort haben sie kein einziges Steindenkmal hinterlassen und nichts deutet darauf hin, daß sie jemals ein solches errichtet hätten. Ihr einziges Erbstück ist eine ausgedehnte Encyclopädie religiöser Schriften: der sogen. Veden. Diese gehören aber schon einer weit vorgerückteren Zeit an. Denn dreist darf man behaupten, daß es niemals und unter keiner Breite schlichte Hirten gegeben, welche Werke, wie jene der Veden, zu schaffen fähig gewesen wären. Darin ist Alles künstlich und stammt sichtlich von schon verfeinerten Dichtern und Theologen. Die Gesittung, welche sich aus den Veden enthüllt, ist nicht mehr jene der Urzeit, sondern die eines Volkes, welches schon eine lange Vergangenheit hinter sich hatte.

Es ist natürlich nicht möglich, hier, wenn auch nur annähernd, in gedrängtestem Rahmen einen Ueberblick von dem reichen Inhalt des Le Bon'schen Buches zu geben. Ich beschränke mich daher auf jenem Gebiete, wo es die interessantesten Aufschlüsse enthält, die wichtigsten Punkte hervorzuheben. Es ist dies die religiöse Entwickelung der Hindu. Was die ältesten Arier, d. h. die Arier der Vedenzeit betrifft, so waren ihre religiösen Vorstellungen ziemlich verschwommen. Keine göttliche Persönlichkeit war bei ihnen genau bestimmt. Der Gott, von welchem eine Hymne spricht, ist stets der wichtigste. Aber immer nur so lange man von ihm spricht. Schon auf der nächsten Seite gewinnt eine andere Gottheit die Oberhand. Die arischen Hymnen schweben also zwischen den verschiedenartigsten religiösen Vorstellungen: Anbetung der Naturkräfte, Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus — Alles findet sich darin. Unter den unzähligen Göttern, von welchen sie sprechen, tritt namentlich Agni, die Verkörperung des Feuers, hervor; später auch Indra, König des Himmels.

Aus diesem verworrenen religiösen Chaos lassen sich als die hauptsächlichsten etwa die nachstehenden Vorstellungen herausschälen: Anbetung der Naturkräfte; Verkörperung dieser Kräfte unter dem Namen von Gottheiten; Glaube an die Unsterblichkeit der Seele; Ahnendienst; die Neigung Natur, Menschen und Götter *einem* Gotte zu unterstellen, der mächtiger ist als alle anderen, gemeiniglich Indra; endlich die beständige Materialisation der Religion, welche letztere auf den einfachen, selbstsüchtigen Austausch von Gaben zwischen Göttern und Menschen hinausläuft. Der Begriff der Sünde ist in den Veden kaum angedeutet, die Moral wenig entwickelt.

Als die Gesittung der arischen Eindringlinge aus dem Becken des Indus allmählich in jenes des Ganges wanderte, erlitten im Laufe der Zeit natürlich auch die religiösen Vorstellungen neue Wandlungen. Le Bon unterscheidet die Periode, in welche wir jetzt treten werden, von der vorhergehenden vedischen, als die brahmanische. Sie mag drei oder vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung den Höhepunkt ihrer Entwickelung erklommen haben. Ihren Ausdruck findet sie in dem Gesetzbuche Manu's. In der Theorie blieb die Religion immer noch die der Veden; sie sind die heiligen Bücher, deren Autorität beständig angerufen wird. Die alten Götter des vedischen Pantheons bestehen immer noch, aber die Vorstellungen haben schon tiefgehende Veränderungen erlitten. Ritus und Opfer gewinnen eine derartige Wichtigkeit, daß man sagen kann, die ihnen zugemuthete magische Kraft sei jener der Götter selbst überlegen geworden. Die alten Götter aus dem Rigveda, welche erst später bestimmte Formen in den Gestalten von Siva und Wischnu annehmen sollten, haben noch verschwommenere Umrisse als in den vedischen Zeiten. Der Begriff der Seele ist nicht getrennt von der Gottesidee. Diese gipfelt in Brahma, das Heilige, worin die Einheit des Gottesgedankens erreicht wird. Doch blieb der Indier weit entfernt von dem Begriff des persönlichen Gottes, wie ihn etwa das Christenthum lehrte.

Brahma ist nur die Weltseele, das Leben, das sich durch die ganze Natur hindurch zieht, Schöpfer der Natur und Natur zugleich. Er hat die Welt nicht mit freiem Willen durch sein allmächtiges Schöpferwort geschaffen, sondern sie ist aus ihm hervorgegangen; zuerst die alten Götter, dann die Geister der Luft, dann die Priester, dann die Krieger, dann die Bauern und Handwerker, dann die Sclaven, dann die Thiere, Pflanzen, Kräuter und Steine. So ist die Stufenleiter der Stände, welche sich im Laufe der Dinge gebildet hat, als göttliche Ordnung festgestellt. Alles ist aus Brahma ausgegangen, Alles muß wieder in ihn zurückkehren. Das Princip der Seelenwanderung, das Grunddogma aller religiösen Secten Indiens und die Lehre vom Karma, wornach die Aufführung, der Wandel des Menschen während dieses Lebens die Umstände bestimmt, unter welchen er wieder geboren wird, werden in klarster Weise in dem Gesetze Manu's auseinandergesetzt. Wer nach diesem Leben zu Brahma eingehen will, muß sich ganz losschälen von dieser Welt, seine Sinnlichkeit ganz unterdrücken, seine Selbständigkeit ganz aufgeben; das Studium der Veden und die Betrachtung des höchsten Wesens sei sein einziges Geschäft, dann geht seine Seele in Brahma ein und wird mächtig über die Natur und Götter; er wird selbst Brahma und nicht wiedergeboren werden.

Die überwältigende Macht der indischen Natur, der gegenüber die Menschen bald erlagen, trug wohl nicht wenig zum Siege dieser Lehre bei. Aber der Hang des Nachdenkens, gefördert durch das Klima der warmen Länder, wo die Natur leicht hinweghilft über den Erwerb der Nothdurft und die heißen Tagesstunden ohnehin körperliche Anstrengungen verhindern, daher die Gelegenheiten zu inneren Vertiefungen viel reichlicher sind, mußten zur wahren Folterung der Gemüther werden bei den Indern, denen ein endloses Echo von Wanderungen der Seele zu drohen schien. Auf dem Hindu lastete als Judasqual die Vorstellung einer rastlosen Erneuerung ohne Rettung, daß sie jemals stille stehen könnte und seine geängstigte Phantasie sah in schrecklichen Zahlenausdrücken eine Zeit vor sich ohne Grenzen, die mit jedem Schritt in ihre Tiefe auch ihren Horizont um einen Schritt vorwärts schob. Da erstand den geängstigten Gemüthern ein Retter, ein Erlöser in der Gestalt Buddha's. Die Stimme des großen Reformators erweckte eine Religion der Barmherzigkeit und der Liebe, welche alle Lebewesen ohne Ausnahme, nicht den Menschen bloß, auch die Thiere umfaßte.

Das Leben des Mannes, welchen 500 Millionen Menschen heute noch verehren, ist uns nur in sagenhaftem Schleier bekannt. Die Aehnlichkeiten seiner Erscheinung, wie seiner Lehre mit Christus und dem Christenthume sind längst wiederholt betont worden. Wie Christus ward Buddha von einer Jungfrau geboren und seine Ankunft auf der Welt war wunderbar vorausgesagt. Buddha, dessen wirklicher Name Gautama und dessen Zuname Sâkjamuni war, gehörte zu königlichem Geschlechte, wie Christus angeblich zu jenem Davids. Der Entwickelungsgang beider, anscheinend verschieden, führte doch zu den nämlichen Zielen. Buddha's Geschichte ist zum großen Theil nichts als eine Anpassung älterer Mythen. Seine Lehre kann man, wie das Christenthum, als eine Auswahl aus schon früher vorhandenen Dogmen und Sätzen betrachten. Im Wesen haben beide Religionen noch mehr Aehnlichkeiten als in der Form. Beide lehrten Barmherzigkeit, Gleichheit, Entsagung, beide legten die Sünde ebensosehr in die Absicht, als in die Thaten; beide gaben klösterlichen Orden ihre Entstehung; beide haben durch den nämlichen Geist, mit den nämlichen Mitteln Millionen Menschen erobert. Die eine hat das Abendland, die andere das Morgenland wiedergeboren; sie sind nur zwei Seiten eines und desselben Grundereignisses in der moralischen Geschichte der Welt. Gautama, der Königssohn,

Digitized by Google

geboren in Kapilavastu südlich von Nepál etwa 5. Jahrh. v. Chr., wurde erfaßt von dem unbesieglichen Wunsche die Quelle des mit allen menschlichen Wesen verbundenen Schmerzes zu entdecken und ihm Abhülfe zu bringen. Sein Verlangen führte ihn zur Entsagung auf die Güter dieser Welt. Er verließ sein Weib, seinen neugeborenen Sohn, seinen alten Vater, seine Paläste, Diener und Schätze, ähnlich wie wir in den Evangelien solches von den ersten Anhängern Christi fordern hören, und lebte namentlich von milden Spenden in der Einsamkeit. Dort trat, wie Satan an Christus, der Versucher an Buddha heran; wie Christus, vernahm er himmlische Stimmen. Als Ergebniß seiner tiefsinnigen Betrachtung erkannte er, daß im Grunde alles Uebels die Begierde, an seinem Gipfel die Täuschung wohne. Der Mensch strebt nach Allem und doch gibt es nichts als eitle Truggebilde.

Das Heil besteht also darin, die Begierde in uns zu ertödten. Wenn aber Sâkjamuni nichts als philosophische Gedanken der Welt gebracht hätte, sein Name wäre wohl niemals bekannt geworden. Philosophische Erörterungen bewegen nur schwer die Mengen; bloß die Stimme des Gefühls vermag auf sie zu wirken. Wie Christus, verstand und theilte Buddha das Leiden der Menschen und lehrte sie den Werth der Barmherzigkeit und der Hoffnung. So erscheint Buddha in der Sage. Seine Religion aber müssen wir betrachten, nicht so wie er sie zuerst in die Welt gepredigt, sondern so wie seine Jünger sie verstanden und später festgesetzt haben, so wie sie uns in den Büchern erscheint, welche diese hinterließen. Aehnlich ist in culturgeschichtlichem Sinne ja auch unser Christenthum nicht nach der von seinem Stifter gepredigten Lehre, sondern nach dem zu beurtheilen, was seine Jünger und deren Nachfolger daraus gemacht haben.

Die bisher gehegten Vorstellungen über den Buddhismus bewegten sich vielfach auf falschen Bahnen. Nun glaubte in demselben ein von der alten Brahmalehre völlig verschiedenes Glaubenssystem erblicken zu müssen. Dem ist nicht so. Es war nicht eigentlich eine neue Religion, welche Buddha der Welt brachte. Wie Christus brachte er nur eine neue Moral. Wie Christus besaß er ein einziges Dogma: Wie jener nichts anderes begehrte als die Liebe der Menschheit, so predigte Buddha nichts anderes als die Nichtigkeit der Welt. In der Praxis stürzte er nichts um, bekämpfte er nichts. Er ließ den Brahmanismus mit seinen Göttern und seinen Kasten unangetastet, nur gestalteten sich die Götter und die Dämonen der Brahmanen bloß mehr zu ephemeren, unabläßig wandelnden Formen, welche früher oder später zu dem höchsten Zustande der Vernichtung gelangen sollten. In gewissem Sinne nimmt auch der Buddhismus die alte Seelenwanderung an. Allein so wie das Licht einer Kerze zuletzt zu Ende geht, so gibt es, wenngleich erst nach vielen Wanderungen ein Ende des Lebens. Dieses Ende nennt er Nirvana, das Ende einer Reihe von Existenzen, jener Zustand, welcher in keinem Verhältniß zum Stoff, Raum oder Zeit steht, welchen die verschwindende Flamme der ausgelöschten Kerze erreicht hat; der höchste Zweck sei das — Nichts. Der Uebergang von einem niederen in einen höheren Zustand wurde bestimmt durch das Karma, d. h. durch die Gesammtsumme aller Handlungen, aller Worte und Thaten des Wesens während eines dieser Leben; endlich wird das Wesen Mensch, dieser vervollkommnet sich zum Mönch, dann zum „Bodhisatra", endlich zum Buddha, wornach das Wesen in den Zustand ewiger Ruhe und Nichtigkeit zurückfällt, aus welcher die Begierde es hervorgerufen. Wie man sieht hat also der Buddhismus die Lehre vom Karma mit dem alten Brahmanenglauben gemein, nur ist im Buddhismus die Moral eine weitaus höhere. Wie das Evangelium brandmarkt Buddha als Mörder denjenigen, welcher dem Nächsten übel will, als sündhaft Jenen, der nach der verbotenen Frucht auch nur in Gedanken strebt. Der Fundamentalunterschied zwischen Brahmanismus und Buddhismus wurzelt in des letzteren heiligem Eifer für Barmherzigkeit und Nächstenliebe, in der Demuth, Sanftmuth und allgemeinen Duldsamkeit der neuen Lehre.

Materielle Ursachen waren es, welche der Verbreitung des Buddhismus in Indien zur Hülfe kamen. Der ganze Norden der Halbinsel war zwei und ein halb Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zu einem einzigen Reiche unter König Asoka geeinigt. In einer absoluten Monarchie genügt es, daß der Herrscher einer neuen Lehre sich zuneige, damit sie dort auch Wurzel fasse und sich ausbreite. Genau dasselbe trug sich im Römerreiche zu als Constantin zum Christenthume sich bekehrte. Asoka war der buddhistische Constantin Indiens. Die spätere buddhistische Kirche mit ihren religiösen Genossenschaften, ihrer Beichte, ihren Reliquien, ihrem Gott gewordenen Buddha, hat zu Asoka's Zeiten so wenig bestanden, wie anfänglich das Christenthum in seiner späteren Form. Die Legende von Buddha war noch nicht im Umlauf; die einzige Umwandlung, welche sich an die Regierung jenes Fürsten knüpft, war die Umwandlung der Moral. Allgemach ward aber der Buddhismus, ganz so wiederum wie das Christenthum späterer Zeiten, ein regelrechter Cultus mit seinen Göttern, Ceremonien, seinem Gottesdienste und seiner Philosophie. Unglückseliger Weise für seinen endlichen Triumph besaß er selbst keine Gottheiten; ohne solche insbesondere der Anbetung der Menge zu bieten, welche deren nicht entbehren kann, ließ er alle jene der Brahmanenzeit bestehen. Vergeblich stellte er sie tiefer als den Frommen, tiefer insbesondere als den in den Zustand des Buddha gelangten Menschen. Die Menge der alten Götter verlor aber nur in schwachem Grade ihre Rechte in dem gläubigen Geiste der Massen; ähnlich lebten ja die alten Heidengötter noch lange auch unter christlichen Formen fort. Ein Jahrtausend später war es diese Fülle von Göttergestalten, welche den Buddhismus auffchlürfte und erdrückte, welche ihn zwang, wieder mit dem Brahmanismus, aus dem er hervorgegangen, sich zu verschmelzen.

Der Zustand, welcher am besten auf jenen eines Buddha vorbereitet, ist jener des Mönches. Daraus erwuchs ein mönchisches System, welches, wie in den ersten christlichen Jahrhunderten, bald ganz Indien mit Klöstern bedeckte. Alles, was am Dasein klebt, zerstören, indem wir uns von jedem irdischen Ziele, von jedem irdischen Streben entwöhnen, das ist der beste Weg um ein Buddha zu werden. In diesen Klöstern herrschte völlige Gleichheit; um dort Zutritt zu finden, mußte man Armuth und Keuschheit geloben; Weib, Kind, Vermögen mußte man verlassen, um sich ganz dem neuen Leben zu widmen. Der Mönch darf nichts besitzen, nur von Almosen leben, ohne welche zu fordern und aus barmherzigen Händen nicht mehr empfangen, als er für eine Mahlzeit bedarf.

Keine Religion, auch das Christenthum nicht, hatte jemals eine reinere Moral, süßere Worte für alle Geschöpfe; durch sie hat sie die Seelen erobert, hat die Sitten Asiens umgestaltet und blutdürstige Barbaren in friedliche Menschen verwandelt. Von dem Brahmanismus unterschied sich der Buddhismus also: Zuerst durch die Höhe seiner Moral und seinen Geist der Duldsamkeit und Barmherzigkeit, dann aber auch durch die hervorragende Stelle, welche er dem Menschen als solchem im Weltall anweist, eine Stelle, so hervorragend, wie noch niemals eine Religion gethan.

Aber es wäre ein Irrthum, die buddhistische Lehre für Atheismus zu halten. Vielleicht niemals ist in irgend einer Religion der Polytheismus zu größerer Blüthe gelangt. Die Millionen Schüler, welche Buddha im Laufe der Jahrhunderte errang, waren weit entfernt, die Grundgedanken seiner Lehre zu erfassen, wie ja auch die große christliche Menge nichts von der Tiefe theologischer Speculationen versteht. Bald sehen wir im Geiste seiner Anhänger Buddha zum Gott sich ausbilden und auf allen Altären Platz nehmen. Zuerst ist er allein, oder fast allein; allmählich aber tauchen neben ihm die alten brahmanischen Götter nach einander auf wie bei uns neben Christus immer mehr Heilige. In einer Menge von Göttern, über denen er einst thronte, endigte Buddha nach einigen Jahrhunderten, indem er nur mehr für eine Fleischwerdung des Wischnu galt. An diesem Tage war der Buddhismus in Indien todt.

Die hier rasch angedeutete Entwickelung bedurfte eines vollen Jahrtausends. Sie reichte vom 3. Jahrhundert vor bis zum

Digitized by Google

7. Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung. In dieser langen Frist entstanden in dem Kreise der buddhistischen Glaubenslehre auch philosophische Theorien; aber auch diese wurzelten in den alten Secten des ursprünglichen Brahmanismus. Der Atheismus, die Verachtung des Daseins, die von den religiösen Glaubenssätzen unabhängige Moral, die Welt als Nichtigkeit betrachtet, alles dieses erscheint auch schon in älteren philosophischen Werken, welche unter dem Namen Upanishad bekannt sind. Die philosophischen Theorien des buddhistischen Zeitalters sind also dieselben wie die der vorangegangenen brahmanischen Perioden. Es sind Theorien, welche sich parallel mit der von den Priestern und von der Menge geübten Religion entwickelten, aber sich nicht wesentlich davon unterscheiden. Man darf also wohl sagen: Der Buddhismus ist nichts als eine Evolution des Brahmanismus gewesen, da er alle dessen Götter behielt und nur die Moral veränderte. Es ist fraglich, ob er zu Anfang als ein neuer Glaube betrachtet worden sei. Noch Asoka empfahl die größte Duldsamkeit für alle religiösen Secten und der Buddhismus mochte in jenen Tagen sich bloß als eine der letzteren darstellen, wie ja lange Zeit auch das junge Christenthum für eine Secte des Judenthums angesehen ward.

Um das 7. oder 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verschwand der Buddhismus fast gänzlich aus dem Lande, das ihm Wiege gewesen. Nur im äußersten Norden Indiens in Nepál, und im äußersten Süden, auf der Insel Ceylon, fristete er sein Dasein fort. Allgemein nahm man an, er sei heftigen Verfolgungen erlegen. Das sorgfältige Studium der zahlreichen Denkmäler ergibt indeß, wie Dr. Le Bon klar nachweist, daß es solcher gar nicht bedurfte, indem der Buddhismus einfach verschwand, weil er allmählich mit der Glaubenslehre wieder verschmolz, aus welcher er hervorgegangen war. Natürlich geschah dieses ungemein langsam. Aber deutlich zeigen uns die Denkmäler, wie der Stifter der Lehre, der alle Götter verschmäht hatte, endlich selbst zum Gotte wurde, dann nachdem er vorerst in keinem Tempel zu sehen, alle Altäre schmückte; wie er endlich mit den alten brahmanischen Gottheiten verschmolz und eines Tages damit endete, eine ganz nebensächliche Gestalt unter ihnen zu werden, um schließlich aus ihren Tempeln völlig zu verschwinden. So begreift sich auch die anscheinend seltsame Thatsache, daß buddhistische, Dschaina- und brahmanische Tempel während den nämlichen Perioden nebeneinander erbaut wurden. Am deutlichsten läßt sich diese Verschmelzung in Nepál beobachten, wo der Buddhismus nunmehr seit 2000 Jahren herrscht. Wir sehen dort im Kreise des Buddhismus eine Dreifaltigkeit auftreten, welche mit der brahmanischen Trimurti nahe verwandt ist. Auch der Cult des Lingam ist von den Buddhisten Nepáls angenommen worden, nur daß es hier in ganz veränderter Bedeutung erscheint. Wer heute Nepál bereist, der kann sich der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß auch dort binnen längstens ein oder zwei Jahrhunderten der Buddhismus völlig in die Brahmalehre aufgegangen sein wird. Aber diese selbst vermochte sich der Einwirkung der buddhistischen Moral nicht zu entziehen. Die Brahmanen lehrten nunmehr, daß auch nach ihrem System ein Tod ohne Wiedergeburt zu erreichen sei. Dieser neue Cult, dessen Triumph nicht, wie man annahm, die Gewalt der Waffen, sondern die Unzulänglichkeit des Buddhismus, dem menschlichen Glaubensbedürfnisse zu genügen, sicherte, ist der sogenannte Neubrahmanismus, aus welchem alle heute in Indien bestehenden Glaubensformen hervorgesprossen sind.

## Friedrich Vischer's Nachlaß.

Von Karl J. Leo.

Den vielen Freunden und Verehrern des großen schwäbischen Aesthetikers und Dichters kann ich die gute Kunde bringen, daß die Sichtung des literarischen Nachlasses rüstig vorwärts schreitet. Keinem würdigeren Bearbeiter konnte sie anvertraut werden, als seinem Sohne, dem Aachener Professor Robert Vischer. Derselbe wird, wie wir erfahren, zunächst zum Herbst eine reich vermehrte Auflage der „Lyrischen Gänge“ herausgeben, der unmittelbar oder doch wenigstens vor Jahresschluß ein Band „Gesammelte Aufsätze“ folgen soll. Natürlich bildet eine Hauptnummer darin der prächtige Aufsatz: „Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland“, den die „Gegenwart“ im October 1882 veröffentlicht hat, und worin der „gewissa Vischa mit Eisa und Humoa healich wie die Natua“ für die Heiligkeit des Mutterlautes gegen die blöde stammelnde Sprachfaulheit kämpft. Diesem Bande sollen die Vorlesungen folgen, mit deren Verarbeitung der Sohn eben beschäftigt ist, und zwar wird es drei stattliche Bände geben: „Ueber Aesthetik“, „Ueber deutsche Literatur“, „Ueber Shakespeare“. Nebenher geht auch die Abfassung einer Biographie, zu der Robert Vischer das Material sammelt und Keiner mehr berufen ist, als der von rührender Pietät und congenialem Geist erfüllte Sohn des Gefeierten. Einzelne Bausteine sind auch schon da und dort erschienen, z. B. die soeben in zweiter Auflage bei G. Neugebauer in Prag erscheinenden „Erinnerungsblätter der Dankbarkeit“, die ein böhmischer Freund Vischer's, der Prager Kaufmann Ottomar Keindl zum Besten des Denkmalfonds herausgibt. Besonders werthvoll ist das Büchlein durch die dort mitgetheilten Briefe und Verse, womit Vischer seinen Prager Verehrer zuweilen erfreut hat. Wie charakteristisch sind nicht die Dedicationsverse zu seiner Photographie:

Sieht nicht dieses bärt'ge Haus
Wie ein Oberförster aus?
Hat an der Jagd doch keinen Geschmack,
Schießt lieber auf böses Menschenpack.

Wenn ich eine ideale Biographie Vischer's schreiben würde — und das könnte und sollte man von jedem großen Mann —, ich würde ihm nicht Jean Paul zum Vater geben, ich würde so beginnen: Friedrich Theodor Vischer ist geboren im Jahre 1507. Er hatte zwei Brüder; die hießen: Peter Vischer und Johann Fischart. Vom alten Meister hat er die nervige Faust und den scharfen Künstlerblick des Plastikers, und derb lachen und mit Stacheln packen kann er wie der alte Satiriker. So gesund und lungenstark, so berserkerhaft ungezügelt, so laut dreinfahrend, so vorschreitend mit offener, nackter Brust, so praktisch unpraktisch, so theoretisch untheoretisch, so heiß, so waldesfrisch, so cynisch, so im guten Sinne protestantisch, waren nur die Männer der Reformationszeit. Sie hörten auf zu knieen und erhoben stolz und männlich den trotzigen, freien Nacken, sie rissen der Lüge die Maske herab und spieen ihr in's Gesicht, alles Süßliche beizten sie tüchtig mit Salz und Pfeffer und alles Aalglatte bearbeiteten sie mit der Kratzbürste.

Vischer's bedeutendstes Werk ist der „Roman“: „Auch Einer,“ von dem nächstens eine neue Auflage erscheint.*) Es ist kein Buch, sondern ein Mensch. Der Widerspruch zwischen einem großen und einem kleinen Menschen, die in einer Brust zusammenwohnen. Dieser Mensch, der da geschildert wird, ist ein ganzer Bienenkorb voll stechender Widersprüche. Er ist ein Faust und ein Don Quixote, von Beruf ein Polizeipräsident und ein Dichter, ein freigeistiger Philosoph, der seinen Hegel und seinen Strauß nicht bloß gelesen, sondern innerlich durchlebt hat, der aber Brillen, Uhren, Tassen und Teller zerschlägt und zerstampft als vom Teufel besessene Objecte, ein scharfsichtiger Beamter, der nicht multipliciren kann, ein Held in

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

der Schlacht und auf dem Todtenbette, der zeitlebens über den Schnupfen wimmert, ein strenger Pflichtmensch, der einen Hund zum Fenster hinauswirft, der Gräben aufwühlt, ein Choleriker, der Menschen, die einander in die Rede fallen, mit Scorpionen geißeln will, der aber sein Leben läßt im Kampfe mit einem Fuhrmann, welcher sein Pferd peitscht, ein classisch gesinnter Idealist, der sich ärgert, daß Tell bei seinem Sprung nicht in's Wasser stürzt und von Geßler's Leuten durchgeprügelt wird, dem Hamlet an Hämorrhoiden und Othello an Schnupfen zu leiden scheint, ein Kämpfer für Einfachheit und Natürlichkeit, dem der Kopf voll von Wortspielen und Amphibolien schwirrt, ein schimpfender Optimist. Das Hemdärmlige flieht A. E. in zarter Scheu, aber das Urnackte ergreift er mit stolzer Lust. Er treibt den Schnupfen und andere kleine Leiden hinauf zum Grundseelenmotiv tragischer Helden, eines Hamlet, Othello, Tell, oder zum charakterisirenden Grundprincip der verschiedenen Kunststile, läßt in schöpferischer Buntheit aus ihm die Mythologie, die systematisch ausgebildete Glaubenslehre, das Lebensgesetz eines ganzen Volkes erstehen, und läßt ihn sogar von metaphysischer Höhe grinsend herabtriefen, indem er die Welt für eine Erkältung des Absoluten erklärt. Der Philister schüttelt ärgerlich verblüfft den Kopf, der Klügere freut sich der übermüthigen Komik, der Tieferblickende erkennt gar manche satirisch verschlungene Wahrheit darin. Wie geistreich ist es z. B., dem sich selbst setzenden Absoluten des Hegelianismus, der so ganz Geistfreude, Allgemeinheitsstreben, Abstraction, so ganz optimistische Glätte und Commensurabilität, diesem Absoluten eine so kleine, so concrete, so zufällige, ungewollte, so kratzig dissonante Besonderheit unterzuschieben wie den Katarrh! oder die gehaßten orthodoxen Finsterlinge hinzustellen als Leute, die den geistig verstockenden und umnebelnden Schnupfen vorsichtig, eigensinnig, systematisch hätscheln und behüten!

Was Vischer's Buch den Naturalisten, namentlich den Pornographen markig predigt, ist, daß sie elende Schwächlinge sind. Sie zählen jedes müde Tintenkleckschen, sie weisen mit dem Finger auf jedes grämliche Kothflecklein, statt das Niedrige, Schmutzige in ganzen Sümpfen auszugraben, es fest zu packen in seiner ganzen Urscheußlichkeit, es aufzublähen zum Leviathan, zum sonnenverschlingenden Fenriswolf. Was macht denn in der Wissenschaft jedes Unreine rein? Daß es aus seiner Beschränktheit und Isolirtheit erlöst wird, das Einzelne als Gattung gefaßt und diese wieder zu allgemeineren begründenden Erscheinungen in Beziehung gebracht wird. Nur das Beschränkte, Isolirte wirkt auf die niederen Sinne. Jedes Füchslein, das weiß, wie eine Stahlfeder aussieht, fühlt sich heute geistreich genug, zu entdecken, daß die Kunst nicht für „höhere Töchterschülerinnen" da sei, und dünkt sich mit dieser Verkündigung Befreier des Vaterlandes. Dergleichen Leute mögen nun sehen, daß hier ein Buch vorliegt, das an greller Derbheit und excentrischer Kraßheit vielleicht alles übertrifft und dennoch jeder „Töchterschülerin" in die Hand gegeben werden kann. Und das vor allem deshalb, weil Vischer das Niedrige und Widerliche zur großen Dissonanz erhoben hat. Es sind nicht nur die Dissonanzen der kleinen Lebensleiden, des Schnupfens, der „Tücke des Objects", sondern noch mehr die Dissonanz zwischen diesem Guerillakrieg und dem großen Kanonenkrieg im Leben, zwischen Nadelstichen und Donnerkeilen. Kommt die Dissonanz zur künstlerisch nothwendigen Ueberwindung? Siegt der große Mensch über den kleinen Menschen, die Tragik über die Komik? Ja, das Große siegt. Es siegt sogar zweimal. Einmal poetisch in der Pfahldorfgeschichte, zum zweiten Mal theoretisch-persönlich im Tagebuch. Auf einen Scheiterhaufen hat Vischer alle salzigen Schlacken, alle barocken Ecken, alle schrulligen Locken seiner Natur zusammengeworfen und ihn dann auflodern lassen in majorem humanitatis gloriam. Und in der That, der Kauz verschwindet und der wahre Mensch erscheint, heldenhaft ringend mit den großen Fragen des Lebens.

Drei Grundnerven durchziehen als schöpferische Motoren den „Auch Einer", aber nicht minder alle andern Vischer'schen Werke. Diese drei constituiren die geistige Persönlichkeit Vischer's. Es ist der Trieb zum Lebendigen, d. h. zum Naturwüchsigen, Individuellen, Concreten, Plastischen, Bunten, Phantasievollen. Dann der systematische Trieb und endlich der kritische Trieb. Es ist bisweilen so, daß zu einem Werke der systematische Trieb den Grundriß liefert, der plastische die Bausteine, der kritische Ornament und Vernietung. Aber häufig tauschen sie die Rollen. Stets ist einer der leitende, die andern die in seinem Dienste verwertheten. Welches der leitende, das ist verschieden überhaupt in den Lebensperioden. Nun sollte man doch meinen, der speciell jugendliche Trieb zum Lebendigen, plastisch Poetischen werde in der jüngeren und der reife, lehrhafte, kühle systematische Trieb in der späteren Periode überwiegen. Ach wo wird denn der lachende Trotzkopf Vischer eine Gelegenheit versäumen, aller abstracten Regel, ja auch der Natur einen Streich zu spielen! Natürlich überwiegt der erstere Trieb in der zweiten Periode und der zweite in der ersten. 1847—1858 erschien die „Aesthetik" und — 1878 der Roman „Auch Einer". 1882 die Lyrischen Gänge, in denen die Jugendgedichte die wenigst feurigen, und 1884 das Lustspiel: „Nicht I a."

Hoffentlich bleibt auch die Jahrzehnte von Vielen mit Sehnsucht erwartete zweite Auflage der „Aesthetik" nicht mehr lange aus. Am 6. Juli 1884 schrieb Vischer an Keindl: „Vor mir liegt namentlich noch das steile Gebirge: Umarbeitung der Aesthetik; ich zweifle sehr, ob ich es noch besteigen werde; zur inneren Schwierigkeit kommt eine äußere, ein lästiges Augenleiden." Nun, auch wenn der greise Gelehrte das „Gebirge" nur zum Theil bestiegen hat, so wird sein Sohn das Werk hoffentlich dennoch neu auflegen, und wäre es auch in alter Form und mit der eisernen Paragraphen-Eintheilung, die den Alten immer am meisten bedrückt hat. Jedenfalls sollte das umfang- und inhaltreichste, das formal werthvollste und wissenschaftlich hervorragendste Werk Vischer's der Nation nicht länger vorenthalten werden.

Dieses gewaltige, fast unerschöpfliche Werk der Aesthetik hat freilich einen argen Grundfehler, der ihm viel von seinem inneren Werth und noch mehr von seiner äußern Wirkung und Brauchbarkeit raubt: die Wuth der Systematik. Daher die ungeheuerliche vierbändige Schwerfälligkeit, die esoterische Strenge der Diction, sowohl als Grund wie als Ausdruck jenes Systematismus, der starre Hegelianismus in der objectiv-idealistischen, pantheistisch-ontologischen Anschauung, im abstracten Stil, in der dialectischen Methode, in der bis in's winzige Detail eindringenden architektonischen Gliederung nach dem Canon der Dreitheilung und dem Gesetz der Ueberwindung der Gegensätze, und in der hierdurch nothwendigen Fanatisirung des Stoffes. Daneben aber blitzen tausend kritische Streiflichter auf über bedeutsame Geistesfragen und nicht minder bethätigt sich auch jener Trieb zum Lebendigen. Namentlich im zweiten, dritten und vierten Band enthält dieser Trieb in wunderbarer Plastik, in hellstrahlender, wahrhaft verblüffender Greifbarkeit die Typen der unorganischen und organischen Natur, der Völker und Zeiten, der Künstlerseelen der Künste und der Kunstwerke und im ersten Band tritt er namentlich hervor in den wichtigsten charakteristischen Abweichungen von Hegel: in der weit stärkeren Betonung des Individuellen und des Komischen. Vischer hat sich später in privatem Kreise oft recht ungnädig über dies größte seiner Werke ausgelassen. Er hat es öffentlich fast desavouirt, indem er schon vor langer Zeit eine neue gänzlich umgearbeitete Auflage in Aussicht stellte. Sie erschien nicht. Natürlich; Vischer hatte den systematischen Trieb als herrschenden abgedankt. Von nun an stellte sich dieser in den Dienst der andern. Dagegen durchziehen die vollen Emanationen des kritischen Triebes die ganze Schaffenszeit Vischers. Der kritische Trieb dictirt und der systematische führt die Feder in weiter argumentirender Behandlung. Aber der Trieb zum Lebendigen giebt zu jeder Zeit dem Ganzen Motiv und Richtung. Denn da wird mächtig gestritten gegen alles allegorisch Abstracte in Poesie und Malerei, gegen den Mysticismus und den Buchstabenglauben in der Theologie, gegen naturverzerrende Modethorheiten, für Geistesfreiheit, für Naturwüchsigkeit des Ausdruckes u. dgl. mehr. Zu nennen sind hier natürlich: die Rede beim Antritt der Professur 1844; die Kritischen Gänge 1844; deren Neue Folge 1861—66; und

Digitized by Google

deren sechste, Heft 1873; die Neuen Beiträge zur Kritik von Goethe's Faust 1875; Mode und Cynismus 1879. Es ist schon gesagt, daß in der späteren Periode der Trieb zum plastisch Lebendigen stärker, der systematische Trieb schwächer wird. Die letztgenannte kritische Schrift, von der eben wieder eine neue Auflage vorliegt, ist weniger scharf und streng in der Argumentation, dagegen temperamentvoller, dramatisch derber, würfiger, körperlicher in der Sprache als die ersten Hefte der Kritischen Gänge. Aber der plastische Trieb konnte in der späteren Periode noch ganz Anderes als Motiv und Richtung geben und die Sprache beeinflussen. Er konnte wirksamer, schöpferischer auftreten. Wenn sich Phantasie und Kritik begegnen, so entsteht der Witz. Aber Vischer ist kein Heine. Wenn ein starkes Stück Plastik in die Kritik eingeht, so entsteht die Caricatur. Vischer gibt niemals Witze, wohl aber Caricaturen. In Heine ist die Phantasie zu reich gegenüber der Plastik, um die Caricatur zu erzeugen. Heine läßt die Komik hören, Vischer läßt sie sehen.

Was Vischer's plastisch lebendigen Sinn am zweiten Theil des Faust, den er vorher mehrfach (in den Kritischen Gängen, in den Neuen Beiträgen ꝛc.) arg mitgenommen, ganz besonders zur Caricatur reizt, sagt sein Pseudonym: Deutobold Allegoriowitsch Symbolizetti Mystifizinski. 1862 zuerst erschienen, erfuhr „Faust's dritter Theil" später eine durchgreifende Veränderung und Bereicherung namentlich durch Hineinziehung großer moderner Zeitereignisse, wie des deutsch-französischen Krieges, des Culturkampfes ꝛc. in die satirische Scenerie. Nächstdem ist das große Caricaturepos: „Der deutsche Krieg 1870/1" zu nennen. Selbst im letzten Jahrzehnt, da der lebendig plastische Trieb sich schon zum freischöpferisch poetischen verdichtet hatte, blieb Vischer in seiner Poesie zugleich der systematische Satiriker. Das Lustspiel „Nicht Ia" stellt in reizvoller Satire die lebendigen Typen des Schwabenthums und des Berlinerthums einander gegenüber. Die „Lyrischen Gänge" enthalten, als Nachklang des Systematischen, viel Reflexionspoesie, außerdem viel Satire, wenig Epik — alles natürlich voll wunderbarer Schärfe und Plastik. Rein lyrisch ist — der Titel.

Bisweilen, wenn die Natur Menschengeister baut, greift sie tiefer als in den lockeren Sand der Oberfläche, greift sie hinab in den dichteren, saftigen Ackerboden, wo die Keime der Kraft und der Schönheit schlummern. Dann erstehen jene Saft- und Kraftnaturen, deren sinnende Träume Blumengärten und deren Zornesworte derb geißelnde Wurzelruthen sind. Besser wissen sie, was gut und schön, denn sie sind da unten den geheimen Schaffenskräften der Natur nahe gewesen und haben ihnen lauschen dürfen. Lachen müssen sie, wenn sie die hohlen Sandgebilde der anderen durchschauen. Nicht die allergrößten sind es unter den Großen der Menschheit. Denn das sind Sonnensöhne und Jene nur starke Kinder der Erde. Aber mit fünf solchen Schlages könnte ein sonnengeborener Kadmos eine stolze herrliche Thebe echter Nationalclassik gründen und sie siegreich vertheidigen gegen eine feindliche Welt von Materialismus. Wer wird fernerhin so wuchtig den Speer des Idealismus schwingen?

---

## Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

Von Karl von Thaler.

### I. Die fremden Gäste.

Den ganzen Winter hindurch ist in unserem Künstlerhause gemauert, gezimmert und gehämmert worden. Das ursprüngliche, von dem Architekten Weber erbaute Haus hat schon einmal einen Umbau erfahren, weil sich das trauliche Nest für internationale Ausstellungen viel zu klein erwies, aber diese erste Veränderung war eine ziemlich unglückliche. Der alte und der neue Bau hingen nur äußerlich, nicht innerlich, zusammen; es fehlte dem Ganzen jede architektonische Harmonie. Der jetzige Umbau, von dem Architekten Deininger entworfen und geleitet, hat diese hergestellt, und es ist eine wahre Freude, das alte Künstlerheim in seiner neuen Gestalt zu sehen. Die vielen Treppchen zwischen den einzelnen Sälen des Erdgeschosses sind bis auf wenige beseitigt; ein unnützer Lichthof ward in eine anmuthige Halle mit Oberlicht umgeschaffen, von welcher man nach beiden Seiten freien Durchblick in die anstoßenden Räume genießt; die Hauptstiege hat man ihrer Einfassungsmauern entledigt. Die Veränderungen, ebenso zweckmäßig als künstlerisch wohldurchdacht, brachten wohl den Nachtheil mit sich, daß der ehemalige Theater- und Ballsaal seine fünf Fenster verlor und nun auch bei Tage künstlich beleuchtet werden muß; aber es sind außerdem so viele Räume vorhanden, daß man ihn leicht entbehren kann.

Einunddreißig Säle, Zimmer und Cabinete stehen dem Wiener Künstlerhause für Ausstellungszwecke zur Verfügung, und sie sind gegenwärtig alle mit Kunstwerken gefüllt; so zwar, daß für die Belgier, welche sich verspätet haben und erst im nächsten Monat mit etwa vierzig Bildern einrücken werden, ein eigener Nothbau aus Riegelwänden errichtet werden muß. Ueber alle Erwartung zahlreich haben sich die Künstler anderer Nationen eingefunden: Italiener, Spanier, Engländer, Schweden und Norweger, Holländer; — sie Alle haben sich an dem internationalen Wettkampf betheiligt. Nur die Franzosen sind ausgeblieben. Sie hielten eine große Menge von Bildern und Statuen zur Absendung bereit, als der deutsch-österreichische Bündnißvertrag veröffentlicht ward. „Tusch! das fuhr durch alle Köpfe!" wie es in Freiligrath's Lied vom Prinzen Louis Ferdinand heißt. Sich an einer Ausstellung in dem Staate betheiligen, der mit Deutschland im engsten Bündniß steht? Nimmermehr! Der Maler Eugen Felix, der als diplomatischer Abgesandter der Wiener Künstlergenossenschaft wiederholt nach Paris reiste, bemühte sich vergebens, den Franzosen das Lächerliche ihres Standpunktes klar zu machen. Sie ließen sich nicht überreden. Daß sie fehlen, verursacht ohne Frage eine Lücke in der Ausstellung, aber demungeachtet ist sie schön und reichhaltig, wie keine frühere in Wien.

Unter den fremden Nationen sind die Italiener am stärksten vertreten. Von den berühmten und altbekannten Meistern haben sich aber nur Wenige eingefunden und diese sind, wie Antonio Rotta, Chierici und Vinea, nicht mit Werken von Bedeutung, sondern mit kleinen Bildern gekommen, die man fast nur des Namens wegen bemerkt. So ragt in der italienischen Abtheilung vor Allen das Bild Favretto's: „Auf der Promenade" hervor. Favretto, der im vorigen Jahre gestorben, ohne die Vierzig erreicht zu haben, galt in Italien als einer der ersten Maler der Gegenwart. Er neigte zur impressionistischen Schule, ohne alle ihre Unarten anzunehmen. Seine Bilder darf man auch in der Nähe betrachten, ohne daß sie sich in Farbenflecken auflösen. Die Herren und Damen des vorigen Jahrhunderts, welche er uns vorführt, sind nicht nur coloristisch prächtig, sie haben auch Ausdruck in den Gesichtern und richtig gezeichnete Glieder. Mit Favretto ist in der That ein großes Talent frühzeitig dahingegangen. Wenn man den Unterschied zwischen ihm und den eigentlichen Impressionisten recht anschaulich kennen lernen will, darf man nur das im nächsten Saale befindliche Gemälde des alten Domenico Morelli betrachten. Man sieht da einen Haufen bunter Lappen durcheinander liegen und glaubt ein Stillleben vor sich zu haben. Erst bei sehr sorgfältiger Prüfung entdeckt man, daß in diesen rothen, weißen und gelben Fetzen menschliche Köpfe und Arme stecken, welche platt auf dem Bauche hingestreckten Arabern gehören, und daß das unbestimmte Etwas, welches unten weiß und oben grün ist und sich abseits in die Höhe streckt, einen aufrecht stehenden Mann darstellt. Man blickt dann neugierig in den Katalog und erfährt mit Ueberraschung den Stoff des Bildes: „Mahomed's Gebet vor der Schlacht".

Ein durch treffliche Composition und überaus feine Pinselführung ausgezeichnetes Bild ist Ettore Tito's: „Ringel, Ringel, Reihe", welches einen der schönsten Gewinnste der mit der Ausstellung verbundenen Lotterie bilden wird. Silvio Rotta hat mit seinen „Galeerensclaven" ein Werk geliefert, in welchem er sich durch geistreiche Auffassung und feine Charakteristik seines Vaters würdig zeigt. In den Köpfen dieser Bagnogesellen, die unter Bedeckung im Sonnenbrand dahinschreiten, spiegeln sich die wüsten Leidenschaften und häßlichen Laster, welche ihr Schicksal herbei-

Digitized by Google

geführt, in ungemein wahrer und doch nicht unschöner Weise. Durch treffliche Behandlung von Luft und Wasser thut sich der Venetianer Guglielmo Ciardi hervor, während der Veroneser Angelo dell' Oca Bianca in seinen zwei Dämmerungsbildern eine wahre Virtuosität im Chiaroscuro entwickelt. Auch mit zahlreichen, in der Technik meist trefflichen Aquarellen haben sich die Italiener eingefunden, ungemein sparsam sind sie dagegen mit plastischen Werken gewesen. Vielleicht zu ihrem Vortheil, denn wer die moderne italienische Bildhauerei auf der Turiner Ausstellung von 1884 überblickt hat, der kennt ihre naturalistischen Ausschreitungen zur Genüge und wünscht sie nicht zum zweitenmale zu sehen. Trefflich im Genre, in kleinen Gruppen, sind die italienischen Bildhauer in großen Werken meist für unseren Geschmack sehr schwer zu ertragen, und so ziehen wir auch unter den Arbeiten, welche sie hierher gesendet haben, die niedlichen Broncefiguren Barbella's vor.

In stattlicher Reihe, theilweise mit Bildern, die viele Quadratmeter Leinwand erforderten, marschiren die Spanier auf. Fast alle Gemälde ihrer Abtheilung sind Eigenthum des Madrider Museums und auf Wunsch der Königin-Regentin Christine hierhergesendet worden. So verschieden das Talent und die Schule sein mag, — Einen gemeinsamen Zug haben die spanischen Maler: eine gewisse Würde im Vortrage. Die nationale Grandezza prägt sich in der Kunst aus. Feierliche Stoffe mit wenig bewegten Figuren, in tiefen, satten Farben behandelt, das ist das Charakteristische der heutigen spanischen Malerei. Eine Ausnahme macht der „Einfall der Barbaren" von Ulpiano Checa. Diese auf schnaubenden Rosse wild daher stürmenden Nordländer, die wie ein verheerendes Ungewitter über die Umgebung Roms hereinbrechen, stechen von der Umgebung merkwürdig ab. Gedanke und Ausführung decken sich bei diesem Bilde vollständig; der Beschauer empfängt einen klaren Eindruck, während er sich vor der „Bekehrung des Herzogs von Gandia" von José Moreno Carbonero, der Checa als Maler unstreitig weit überlegen ist, rathlos den Kopf zerbricht, was das Gemälde bedeutet. Antonio Casanova y Estorach — diese Spanier haben meist etwas ländliche Namen — zeigt uns den heiligen Ferdinand, wie er Bettler bei Tische bedient. Die scharfe Charakteristik der Köpfe, der lebenswahre Ausdruck in den Mienen dieser erfreuten und überraschten armen Leute sind vorzüglich. Den „Kürassierangriff" von Marcelino de Unceta y Lopez habe ich auf den ersten Blick für eine Landschaft angesehen, den voraussprengenden Oberst für eine Palme. Herr de Unceta y Lopez ist eben Impressionist in der verwegensten Bedeutung des Wortes. Der „Ophelia" von José Casado de Alisal fehlt der Ausdruck des Wahnsinns; das ist ein junges Mädchen, welches den wunderlichen Einfall hat, mit den Kleidern ins Bad zu steigen. Tomas Lucena Muñoz wirkt in dem großen Bilde, das die Leiche Alvarez' de Castro*) umgeben von seinen trauernden Waffengenossen zeigt, durch die ergreifende Wiedergabe tiefsten Schmerzes in den Gesichtern. Einige Architekturbilder und Blumenstücke geben von der Blüthe dieser Zweige der Malerei in Spanien einen sehr vortheilhaften Begriff.

Unter den Engländern müßte man eigentlich zuerst von Hubert Herkomer reden, der zwar in Bayern geboren ist, aber zu ihnen gerechnet wird. Vor seinem Portrait der Miß Katerine Grant stehen die Menschen wie verzückt und staunen die Schönheit dieses wunderbaren Mädchenkopfes an. Aber es ist in Deutschland schon genug über das Bild geschrieben worden, welches als Kunstwerk etwas überschätzt wird, weil sich dem unwiderstehlichen Zauber eines classischen Antlitzes mit romantischen Augen Niemand entziehen kann. Daß Herkomer ein äußerst begabter Maler ist, zeigt sein Bild: „Es kommt Jemand". Außer ihm ist England nur durch Aquarellisten vertreten, und natürlich glänzend. Königin Victoria hat aus ihrem Privatbesitz sechzig Blätter gesendet, an welchen man die bewunderungswerthe Technik der englischen Aquarellmaler mit wahrem Behagen studiren kann. Es sind lauter Werke erster Güte, unter denen eine Rangordnung sich kaum bemerkbar macht. Dennoch dürfen wir mit Stolz sagen, daß zwei Oesterreicher allen diesen englischen Meistern nicht nur ebenbürtig, sondern noch überlegen sind: Ludwig Passini im Genre, Rudolf Alt in Architektur und Interieurs. Einen Landschafter, der sich mit Keeley Halswell messen könnte, besitzen wir dagegen unter unseren Aquarellisten nicht. Seine Ansicht von Windsor in nebliger Mondnacht ist wie aus Duft und Licht gewoben, eines der wunderbarsten Aquarellbilder, die jemals gemalt wurden.

Bei den Schweden und Norwegern fällt zweierlei auf. Erstens haben sie beinahe ausschließlich Landschaften und Seestücke eingeschickt — nur zwei ihrer Bilder gehören dem Genre an — und dann sind sie alle miteinander Schüler der Düsseldorfer Akademie, so daß man sie eigentlich zu den deutschen Künstlern rechnen muß. Die echt germanische Naturempfindung, das feine Verständniß für die Poesie des Waldes und des Meeres tritt in ihren Werken hervor. An ihrer Spitze stehen Hans Dahl und Adelsteen Normann. Der Erstere hat die „Töchter der Ran" gemalt, wie sie sich fröhlich und übermüthig im Morgensonnenstrahl auf den stürmisch bewegten Wellen schaukeln. Da Dahl Landschafter ist, so darf man sich nicht darüber wundern, daß die Meermädchen selbst nicht ganz so tadellos ausgefallen sind wie Wasser und Luft. Indeß besitzen sie hübsches, gesundes Fleisch von vollblütiger Färbung, und mancher Figurenmaler könnte Dahl darum beneiden. Von Adelsteen Normann sind zwei Bilder da, deren eines zu den Zierden der Ausstellung gehört. Es führt den Titel: „Sommernacht im nördlichen Norwegen", sollte aber offenbar „Mitternachtsonne" heißen. Strahlenlos und goldschimmernd steht das Gestirn des Tages am Rande des Horizonts, und sein Widerschein spiegelt sich in den leicht gekräuselten Meereswellen. Man muß ein großer Künstler sein, um einen so herrlichen und schwierigen Lichteffect wiedergeben zu können. In dem Bilde leuchtet Etwas von dem wunderbaren Glanze, der an Claude Lorrains Gemälden blendet. Auch der „Norwegische Fjord" des nämlichen Malers wie die „Mondscheinlandschaft" von Sophus Jacobsen fesseln den Beschauer, und die längst bekannten Nordlandssöhne, wie Morten-Müller und der eben verstorbene Axel Nordgren, haben alle Mühe, sich an der Seite solcher Nebenbuhler zu behaupten.

Die anderen Nationen erscheinen nur mit einzelnen Meistern. Aus Rußland sind die Kaukasusbilder von Baikoff erwähnenswerth. Von Siemiradzki, der vor einigen Jahren mit den „Lebenden Fackeln Nero's" ein so riesiges Aufsehen machte, weiß man nicht, ob man ihn zu den Russen oder den Polen zählen soll. Er selbst rechnet sich wohl zu den Letzteren und würde dagegen Einspruch erheben, als Russe betrachtet zu werden. Sein „Glühwürmchen" ist poetisch gedacht. Ein junges Liebespaar in altrömischer Tracht sitzt in traulicher Umarmung und betrachtet ein Johanniskäferchen. Aber die Beleuchtung, die von dem kleinen Insect ausgeht, ist zu schwach, um ein Bild zu erhellen. Man sieht also nicht viel, aber doch genug, um zu wissen, daß das Mädchen schöner sein könnte. Zwei prachtvolle Waldlandschaften des Belgiers Lamorinière zeigen neuerdings, wie verdient der hohe Ruf dieses Malers ist. Sein Landsmann Jean Pierre de la Ouderaa hat unter dem Titel „Der Meineidige" eine Hinrichtungsscene in archaistischer Manier geschaffen. Sein Bild gleicht dem eines guten alten Niederländers. Auch ein paar Schweizer und Holländer schwimmen, ohne sonderlich aufzufallen, in dem Ausstellungsmeere herum, in welchem außer den Franzosen nur die Dänen vollständig fehlen. Sollten etwa in Kopenhagen ebenso wie in Paris politische Gründe eingewirkt haben?

*) Im Catalog ist dieser spanische Nationalheld komischer Weise als „Vertheidiger der Gironde" angeführt, während er der Vertheidiger der Stadt Gerona war.

## Feuilleton.

### Auf Posten.

Von Konrad Telmann.

Im Polizeibericht über die Unglücksfälle der letzten Woche stand im „Oedburger Tageblatt" auch die folgende Notiz: „Am 10. d. M. erschoß sich der Musketier Franz Ewers, einer der Wachtposten vor der Oedburger Strafanstalt. Das Motiv scheint Furcht vor einer Bestrafung gewesen zu sein."

Digitized by Google

Hinter diesen unscheinbaren Zeilen, über die man hinweglas, ohne sie zu beachten, ohne näher darüber nachzudenken, birgt sich eine kurze, ergreifende Lebensgeschichte. . . .

In einem kleinen, abseits von der langen Dorfstraße belegenen Hause lebte die Witwe Ewers mit ihrem einzigen Sohn Franz. Es war wohl das armseligste Haus in dem großen, behäbigen Dorfe. Durch das Strohdach drang bei anhaltendem Regenwetter die Nässe herein, die zerbrochenen Fensterscheiben waren mit Papierfetzen verklebt, und draußen bröckelte der Kalkbewurf von den Lehmwänden.

Auch drinnen wohnte das Glück nicht. Die Frau, die da mit ihrem Sohn hauste, sah immer verbittert und vergrämt aus, sie weinte viel und lachte niemals. In harter Arbeit rannen ihr die Tage hin. Wenn sie nicht bei dem Bauern Frohndienste dafür leisten mußte, daß er sie in der ärmlichen Kathe wohnen ließ, galt es, für das bischen Essen und Trinken und Kleidung sich abzumühen, das sie für sich und für das Kind brauchte. Bei solchem Leben fand man wohl keine Gelegenheit, fröhlich zu sein, man hatte gar nicht einmal die Zeit dazu. Es war aber noch etwas Besonderes, das die Frau drückte. Es gab noch mehr Arme im Dorf, als sie, und Keiner war doch, gleich ihr, so völlig vereinsamt und gemieden, und Keiner ballte so oft die Faust und weinte so viel, wie sie.

Sie hieß „die Witwe Ewers", kein Mensch nannte sie anders; aber sie war keine Witwe. Ihr Mann lebte noch. Aber sein Leben kam einem Tode gleich und war schlimmer, als der Tod. Der Büdner Franz Ewers war zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe „begnadigt" worden, nachdem das Schwurgericht ihn zum Tode verurtheilt hatte. Er sollte den Forstgehülfen Klas Wiedner erschlagen haben. Er hatte es freilich abgeschworen bis zum letzten Augenblick, auch noch, als die Todesstrafe über ihn verhängt worden war, aber die Indicienbeweise der Staatsanwaltschaft griffen gut in einander ein und zerschmetterten ihn mit allen seinen Unschuldsbetheuerungen. Klaus Wiedner hatte Frau Marianne Ewers nachgestellt und der eifersüchtige Mann hatte es ihm in seinem Jähzorn zugeschworen, er werde ihn niederstechen, wenn seine Frau noch einmal bei ihm Klage über die Zudringlichkeiten des frechen Burschen führen müsse. Todfeinde waren die Beiden ohnehin schon lange. Mehr als einmal hatte Klaus Wiedner den Büdner als kecken Waldfrevler entlarvt und dann der Frau das Ansinnen gestellt, ihm zu Willen zu sein, wenn er den Mann nicht zur Anzeige bringen sollte, die ihm Geldstrafen und Haft eintrug, wenn jene den Versucher mit wilder Drohung von ihrer Schwelle gewiesen. Was Wunder, daß eines Abends zur Winterszeit der Jahre lange Haß zwischen den beiden Männern zum Ueberschäumen kam? An einsamer Stelle, im tiefverschneiten Forst mußten sie sich begegnet sein, und vielleicht hatte der Grünrock den vielbestraften Holzdieb angetroffen, wie er wieder eine junge Tanne hatte fällen wollen, die sich jetzt um die Weihnachtszeit vortheilhaft drinnen in der Kreisstadt verwerthen ließ. Vielleicht war Franz Ewers auch ausgezogen, nur um den Verhaßten zu treffen, von dem er wußte, daß er jenes Weges kommen würde, und er wollte endlich einmal seine Rechnung mit ihm in's Reine bringen. War es Todtschlag gewesen oder absichtlicher, wohlüberlegter Mord? Die Geschworenen hatten sich für das Letztere entschieden, vielleicht weil das kecke Leugnen des Verbrechers sie gegen ihn einnahm. Aber der Gerichtshof selber, der nach dem Wahrspruch der Geschworenen die Todesstrafe hatte verhängen müssen, hatte die Gnade des Monarchen für den Verurtheilten erbeten und erlangt.

Mit zerspaltenem Schädel, den ein wohlgezielter Beilhieb getroffen, hatten sie in der Frühe damals den Forstgehülfen aufgefunden. Und es gab Zeugen dafür, daß Franz Ewers in jener Nacht im Forste gewesen war, und daß er ein Beil bei sich getragen. Und sein Beil, das sie unter der Blätterstreu im Schuppen versteckt auffanden, wies nach dem Urtheil der Sachverständigen Blutstropfen auf und keine Rostflecke, wie Franz Ewers behauptete. Das hatte ihm den Hals gebrochen.

Kein Mensch im Dorfe glaubte an Franz Ewers' Unschuld. Nur sein Weib glaubte daran. Sie waren Alle davon überzeugt, wie vom Worte Gottes, daß der Büdner den Forstgehülfen erschlagen habe; nur Marianne Ewers glaubte es nicht. Ihr Mann hatte ihr gesagt, er sei es nicht gewesen, der Grünrock werde wohl von ein paar Wilddieben, die er aufgespürt, niedergehauen sein; und ihr Mann log nicht. Es stand bei Marianne Ewers ganz fest, daß ihr Mann unschuldig eingekerkert sei; und als schon längst Gras über die ganze blutige Geschichte gewachsen war, und kein Mensch im Dorfe mehr je davon redete und die Jüngeren im Ort gar nichts mehr davon wußten, sondern wirklich glaubten, Frau Marianne Ewers sei Witwe, da verfolgte sie immer noch in gleicher Art der nämliche Gedanke und ließ ihr keine Ruhe bei Tag oder Nacht. Sie dachte daran bei ihrer harten Arbeit und bei ihrer kargen Rast, und sie wachte mitten aus ihrem tiefsten Ermattungsschlafe damit auf: er ist unschuldig! Sie redete mit keinem Menschen mehr darüber, denn sie wußte, man würde ihr doch nicht glauben; und sie ging Sonntags nicht mehr in die Kirche, weil der Pastor ihr einmal gesagt hatte, es heiße Gott versuchen und sei schwere Sünde, wenn sie daran zu zweifeln wage, daß der Himmel die Unschuld ihres Mannes nicht längst an den Tag gebracht haben würde, falls er wirklich unschuldig sei; in Wahrheit aber sei er sichtlich ein unsäglich verstockter Sünder und sie müsse Tag und Nacht beten, daß der liebe Gott ihn erleuchten möge in der Finsterniß seiner Reuelosigkeit. Was wußte der Pastor auch davon? Als ob nicht schon mehr Greuel und Unrecht in der Welt geschehen wären! Schweigen konnte sie, wenn das Reden ihr nichts half, aber ihre Ueberzeugung raubte ihr Niemand.

Und als die Zeit gekommen war, wo ihr Sohn, der bei des Vaters Verurtheilung noch nicht drei Jahre alt gewesen, verstand, um was es sich handelte, redete sie ihm Tag um Tag davon, daß sein Vater schuldlos für Lebenszeit hinter Zuchthausmauern sitze. Und der kleine Franz wuchs heran in der Ueberzeugung, daß man seinen Vater widerrechtlich gefangen halte, und daß es seine Pflicht sei, diesen Vater dereinst aus Ketten und Banden zu befreien, wenn er selber erst zum Manne herangereift sei. Von nichts Anderem redeten Mutter und Sohn zusammen.

Sie wußten übrigens nichts von dem Zuchthäusler. Der Büdner Franz Ewers hatte niemals schreiben gelernt. Und was hätte er seiner Frau auch mittheilen sollen, was sie ihm? Daß Alles beim Alten blieb, brauchten sie einander nicht erst zu sagen. Einmal hatte es geheißen, der Franz Ewers sei ausgebrochen. Das Gerücht hatte sich — der Himmel mochte wissen, wie? — bis in das weltabgelegene Dorf verbreitet. Damals jauchzte Frau Marianne Ewers im Stillen, aber sie ließ es Niemanden merken. Sie wußte, wenn ihr Franz in Sicherheit sei, würde er es sie wissen lassen und sie zu sich rufen und sie würde ihm nachreisen bis an's Ende der Welt, ihren und seinen Sohn an der Hand. Sie träumte so etwas von einer neuen Heimath jenseits des Weltmeeres, wo sie und der unschuldige Gerettete noch einmal glücklich zusammen werden würden; es waren lauter unbestimmte, nebelhaft verschwommene Bilder, aber ihre Seele wurde hell und froh dabei. Und sie konnte des Abends Stunden lang hinter einander zu dem kleinen Franz davon reden, dem sie die Brust mit glückseligen Ahnungen füllte; der Knabe lächelte noch hoffnungsfreudig, wenn ihm der Schlaf die Lider geschlossen hatte.

Aber so verging Woche auf Woche und Monat auf Monat, ohne daß eine Nachricht von dem Entwichenen eintraf. Da entschloß sich Frau Marianne Ewers, um den in ihr auftauchenden Zweifeln ein Ende zu machen, durch ihren Sohn einen Brief an die Zuchthausdirection schreiben zu lassen und sich darin nach ihrem Manne zu erkundigen. Nun erhielt sie umgehenden Bescheid, aber es war kein tröstlicher. Der Sträfling Ewers hatte einen Fluchtversuch gemacht, war dabei ergriffen und in eine andere Strafanstalt übergeführt worden, wo er in strengerem Gewahrsam gehalten wurde und alle die kleinen Freiheiten entbehrte, die ihm bis dahin gewährt worden waren. Als Franz seiner Mutter diesen Brief vorlas, stieß sie einen wilden Fluch aus. Aber sie brach unter der Nachricht doch nicht zusammen. Nun gut, wenn es das erste Mal nicht gelungen war, würde es zum zweiten Mal gelingen. Einmal mußte er ja doch frei werden. Und wenn der kleine Franz erst vollends herangewachsen war, würde er seinen Vater sicher befreien.

So zog „die Witwe Ewers" ihren Sohn auf, einzig in dem Gedanken an die große Aufgabe, die seiner wartete. Einen bestimmten Plan verband sie freilich nicht damit. Sie machte sich niemals eine Vorstellung davon, wie es geschehen, und weshalb das Werk gelingen sollte. Nur die fixe Idee der Befreiung des Vaters durch den Sohn lebte in ihr, und daraus sog sie Hoffnung und Lebensmuth; sie ertrug Alles um dieser

Digitized by Google

Idee willen und sie fand in ihr die Kraft und den Willen, ihr elendes Dasein weiterzuschleppen und den Menschen ein gleichmüthiges Gesicht zu zeigen. Außer dieser Idee und der anderen, daß ihr Gatte unschuldig sei, war in dem Weibe Alles todt, allmählich erstorben. Selbst ihren Sohn liebte sie nur, weil sie in ihm den künftigen Retter des Vaters sah.

Als Franz eingesegnet worden war, ging er in die Welt hinaus, um sich Arbeit zu suchen. Auf dem Dorfe litt es ihn nicht. Die Mutter war gar so wunderlich geworden. Sie redete Tag für Tag das Gleiche und Franz begriff, daß sie Unmögliches von ihm verlange und daß eigentlich der helle Wahnsinn aus ihr spreche. Es ward ihm allmählich unheimlich in ihrer Nähe, so Tag für Tag mit ihr allein. Mit dem, was er in den Confirmationsstunden bei dem alten Pastor gelernt hatte, wollte das, was die Mutter dachte und sagte, sich auch nicht zusammenreimen lassen. Ein allgütiger und allgerechter Gott würde seinen Vater nicht unschuldig im Zuchthause schmachten lassen, und einen Gefangenen befreien — wenn Franz es vermocht hätte! — war schwere Sünde. Aus solchen Widersprüchen wußte er sich nicht frei zu machen. Deshalb entschloß er sich kurz und ging in die Welt hinaus. Und die Mutter ließ ihn ziehen. Sie dachte, er wolle gehen, um das große Werk seines Lebens vorzubereiten, und eines Tages würde sie von ihm hören, daß es gelungen sei. So entließ sie ihn mit ihrem Segen.

Franz Ewers aber zog in die Fremde, nicht um zu thun, was seine Mutter von ihm verlangte, sondern um es zu vergessen. Er schüttelte draußen das Alles von sich ab, wie einen wüsten, wilden Traum. Was kümmerte ihn sein Vater! Er hatte nie einen gehabt. Und die Mutter war nicht richtig im Kopfe, die Arme; alle Leute im Dorfe hatten es gesagt. Und das war auch nicht zu verwundern, das große Unglück hatte ihr die Sinne verwirrt. Er aber war jung und wollte leben und sich von den alten, begrabenen Geschichten nicht jeden Tag und jede Stunde verbittern lassen. Er athmete tief auf, als er draußen war.

Allmählich vergaß er auch wirklich. Die neue Umgebung, die Freunde, die er bald fand, die Arbeit, — das Alles nahm in völlig in Anspruch, er hätte gar keine Zeit gehabt, noch den alten, trostlosen Gedanken nachzuhängen. Er dachte bald gar nicht mehr zurück an die Heimath, an das stille, weltabgelegene Dorf und an die einsame, windumpfiffene Kathe draußen an der Straße, wo hinter den zerbröckelnden Wänden die Frau hauste, die seine Mutter war, und die schon graue Haare hatte, obgleich sie noch gar nicht alt sein konnte. Nur manchmal kam's ihm im Traum einer Nacht noch zurück, daß er meinte, die eintönigen Worte von den Lippen dieser vorzeitig gealterten Frau zu vernehmen, welche ihm von seinem Vater erzählten und ihn an die große Aufgabe mahnten, für die er aufgezogen worden war. Dann war Franz Ewers, der bei einem Schreinermeister in einer großen Stadt in die Lehre getreten war, den Tag darauf immer desto fröhlicher und ausgelassener und that es allen seinen Handwerkskameraden zuvor.

So vergingen ein paar Jahre. Mutter und Sohn hörten kaum voneinander. Zu Neujahr schrieb Franz Ewers freilich regelmäßig einen Brief an die einsame, alternde Frau da draußen im Dorfe, aber darin stand wenig von dem, was er trieb und dachte; nur daß er anfragte, ob die Mutter Geld nöthig habe, und sich erbot, ihr welches zu schicken. Es kam aber niemals eine Antwort, und das war Franz Ewers auch recht. Sie lebte eben wohl weiter, wie früher, und er konnte nichts daran ändern.

Als er im zwanzigsten Jahre stand, nahmen sie ihn zu den Soldaten. Dort wollte ihm das Leben erst wenig gefallen. Als er es aber mehr gewöhnt war, that er sich auf die Uniform etwas zu Gute und war der Strammste und Schmuckste unter Allen. Der Feldwebel redete ihm gut zu, Soldat zu bleiben, denn so streng im Dienst sei kein Anderer unter all' den Neucingestellten, wie er; und Franz hatte seine Instruction wirklich im Kopfe, wie kein Zweiter.

Eines Tages zog er draußen vor die Oedburger Strafanstalt auf Posten. Da wurde ihm und den Anderen vom Wachthabenden noch besonders nachdrücklich eingeschärft, was sie zu thun hätten und daß von der pünktlichen Befolgung ihrer Vorschriften viel abhänge für die Sicherheit der Gesellschaft und für die Wahrung der Gerechtigkeit. Franz Ewers hatte sein Gewehr nie mit so stolzem Selbstbewußtsein geschultert, als da er diesmal vor seinem Schilderhause stand. Nur konnte er es nicht verhindern, daß ihm allerlei seltsame Gedanken kamen, als er so, das Gewehr über, langsam auf- und abpatrouillirte und seine Augen an den kahlen, graugelben Wänden der Strafanstalt entlang gleiten ließ, wo hier und da hinter den gardinenlosen, vergitterten Fenstern einmal ein blasses, finsteres Gesicht auftauchte und mit leeren, trostlosen, wilden Blicken hinabstarrte. Er dachte — er wußte selbst nicht, was? Aber die alten, begrabenen, längst vergessen geglaubten Geschichten wollten plötzlich wieder in ihm lebendig werden. Als ob jetzt Zeit dazu gewesen wäre, den tollen Ideen der armen, alten Frau nachzuhängen, die seine Mutter war!

Nachmittags wurden die Sträflinge in's Freie geführt. Es war ein trauriger Anblick, alle diese gleichartig gekleideten Männer mit den kurz geschorenen Haaren paarweise, von Wärtern geleitet und beobachtet, in dem großen, viereckigen Hofe einherwandern zu sehen, wie sie sich flüsternd besprachen und haßerfüllte, argwöhnische Blicke um sich warfen. Es waren Gesichter darunter, bei deren Betrachtung es Einem eiskalt über den Rücken lief; man hatte die Empfindung, als ob ihre Träger jeder Zeit das gleiche Verbrechen, wegen dessen sie hier — vielleicht lange Jahre schon — eingekerkert waren oder ein noch schwereres begehen würden, wenn sie nur könnten. Anderen wieder sah man es nicht an, daß sie überhaupt je etwas Strafwürdiges zu verüben im Stande gewesen waren. Die Meisten blickten stumpf und gleichgültig drein; lachen hörte der Wachtposten keinen Einzigen.

Unter den Gefangenen fiel ihm ein stark gebauter, breitschulteriger Mann auf, der die Anderen alle überragte. Der mochte kaum 40 Jahre zählen und alle seine Bewegungen waren noch jugendlich; aber sein Haar war eisgrau. Er sah listig und verwegen zugleich aus und betrachtete die neu aufgezogenen Wachtposten mit lauerndem Blick. Ueber seine Unglücksgenossen schien er eine gewisse Macht auszuüben, die von seiner ungewöhnlichen Körperstärke herrühren mochte, und etwas Trotzig-Auffahrendes lag in seinem ganzen Wesen und Gehaben. Als einer von seinen Hintermännern ihn, weil er stehen geblieben war, mit dem Arm vorwärts stieß, wandte er sich blitzschnell, mit wild lodernden, blutunterlaufenen Augen nach ihm um und hätte die drohend erhobene Faust in der nächsten Secunde mit einem wüsten Fluche auf den Kopf des Mannes niederschmettern lassen, wenn nicht gleichzeitig die Stimme des nahestehenden Aufsehers warnend erklungen hätte: „Ewers! Mann, was fällt Ihnen ein? Mäßigen Sie sich, oder es geht Ihnen wieder wie das letzte Mal. Herunter den Arm!"

Ewers! — Dem Musketier, der, das Gewehr über der Schulter, an seinem Posten stand und dem Auftritt beigewohnt hatte, fuhr der Name, wie ein Blitz, durch die Seele. War der jähzornige Mann in der Züchtlingskleidung dort sein Vater? Es kam ihm, als hätte die Mutter ihm vor Jahren die Oedburger Strafanstalt als den Aufenthaltsort seines Vaters bezeichnet. Das Gewehr zitterte in der Hand des Soldaten, es kam ihm plötzlich merkwürdig schwer vor. Und einen Augenblick lang war's ihm, als müsse er es mit einem wilden Aufschrei von sich werfen und auf den großen, starken Mann dort mit den eisgrauen Haaren und den jugendlichen Zügen zustürzen und ihm die beiden Arme um den Nacken schlingen und ihn anrufen, jubelnd, weinend, glückselig und todtraurig, Alles zugleich: „Vater! Vater!"

Das ging zwar vorüber, aber in der Brust des jungen Soldaten gährte und wogte es doch wunderlich fort und er hatte alle Mühe, daran festzuhalten, daß er hier der Wachtposten und daß der große Mann dort drüben ein Züchtling sei, dessen Namen ihn nichts kümmerte und mit dem er nicht sprechen durfte, wenn er nicht die Strenge der Disciplinarstrafen gegen sich heraufbeschwören wolle. Er war ja ein strammer Soldat, den sein Feldwebel öffentlich vor den Anderen belobt hatte, und er dachte an seine Instruction. Nur vor seinen Augen lag es eine Zeit lang wie ein Nebelflor, den er nicht zu durchdringen vermochte, und durch diesen Flor sah er wie in eine weite Ferne und gewahrte dort eine einsame, früh gealterte Frau, die auf der Schwelle ihrer zerfallenden Kathe saß und mit ihren großen, trostlosen Augen vor sich hinstarrte und auf eine Nachricht wartete, die ihr Glück und Leben zurückbringen sollte, — die Nachricht von der Befreiung ihres unschuldig eingekerkerten Mannes durch ihren und seinen Sohn. — —

Digitized by Google

Als der Flor endlich wich und der Musketier Franz Ewers wieder klar vor sich hinblickte und straff sein Gewehr schulterte, war der lange Zug der Sträflinge schon wieder in das Innere des großen, gelb-grauen Gebäudes zurückeskortirt, und der weite Hof lag einsam in der fahlen Herbstsonne des sinkenden Tages. Der Wachtposten wurde regelrecht abgelöst. Aber die Erinnerung an das, was er erlebt hatte, verließ ihn nicht mehr. Sie ging immer mit ihm beim Dienst und in der Kaserne, im Wachen und im Schlaf. Und eines Tages kam's, daß Franz Ewers einen Wärter der Strafanstalt in einem Bierhause fand und daß er sich in ein Gespräch mit ihm einließ. Da fragte er den Mann nach dem gewaltthätigen Gefangenen, den der Aufseher „Ewers" gerufen habe. „Der hat einen Forstgehülfen, auf den er einen Zorn gehabt hat, mit dem Beil niedergeschlagen," sagte der Wärter gleichmüthig, „und ist das gefährlichste Subject in der ganzen Anstalt. Zweimal hat er schon auszubrechen versucht, und es sollte mich wundern, wenn er es zum dritten Mal bleiben ließe." Franz Ewers fragte nicht weiter.

Er hatte von Stund' an eine seltsame Angst vor dem Tage, wo er wieder vor der Strafanstalt auf Posten ziehen würde. Es grauste ihm förmlich davor, und er konnte es doch nicht hindern und durfte zu Niemandem darüber sprechen. Als er wieder commandirt wurde, traf es ihn, daß er draußen an der Rückseite des Zuchthauses, neben dem Graben Schildwache stehen mußte. Und es war Nacht, eine dunkle, stürmische, eiskalte Spätherbstnacht. Franz Ewers fror trotz seines Mantels. Und er wanderte unablässig mit hallenden Schritten auf und nieder, wie um sich zu erwärmen. Vielleicht wollte er auch nur etwas übertönen, was in ihm redete und raunte. Er war so froh, daß er bei Nacht hier stehen durfte, daß er Keinen sah. Morgen früh stand lange ein Andrer hier . . .

Da hörte er, secundenlang stehenbleibend, plötzlich ein leises, klirrendes Geräusch, und als er aufsah und seine scharfen Augen an der Wand des Gebäudes entlang gleiten ließ, gewahrte er, wie eine Hand vom Inneren einer der Zellen her vorsichtig einen viereckigen Ausschnitt aus der Eisenvergitterung vor dem Fenster heraushob. Franz Ewers durchfuhr es mit einer blitzartigen Erkenntniß. Da will ein Gefangener ausbrechen! dachte er und umklammerte unwillkürlich den Gewehrkolben fester mit der Hand. Und richtig: Da kam erst ein Kopf, dann ein menschlicher Leib in der Oeffnung zum Vorschein, und langsam, ganz langsam und geräuschlos glitt der letztere an einem droben befestigten, aus Tüchern zusammengedrehten Stricke an der Wand entlang hinab.

In Franz Ewers siedete das Blut und vor seinen Augen wogte und wallte es, wie Schleier hin und her. Er stand wie gebannt und hielt den Athem an. Was sollte er thun? Die Wache allarmiren? Dem Manne, der da oben zwischen Himmel und Erde schwebte, zuschreien, daß er sich zurückziehen solle, da er entdeckt sei? Ihn niederschießen, wenn er nicht stand und gehorchte? Und dieser Unglückselige hatte in monatelanger, mühevoller, geheimer Arbeit die eisernen Traillen seines Zellenfensters vielleicht durchfeilt, hatte alle Vorbereitungen zur Flucht unter tausend Gefahren getroffen, hatte diesen Augenblick herbeigesehnt und berechnet, als den günstigsten, der ihm Leben und Freiheit zurückgab, Alles, Alles traf zu und in fiebernder Aufregung trat er den Weg an, auf dem jede Secunde ihm Verderben bringen konnte, — und nun sollte er, Franz Ewers, alle diese Pläne und Hoffnungen, die ganze Zukunft dieses Unglückseligen vernichten mit dem einen, lauten, hallenden Anruf: „Wer da? Zurück!?" Und vielleicht war es ein Unschuldiger . . .

Näher, immer näher kam der Flüchtling dem Erdboden. Dann ein Sprung über den Graben, und er war frei . . . Aber Franz Ewers steht hier als Wachtposten, zum Schutze der Gerechtigkeit, zum Hüter der Gesellschaft. Er hat seine Instructionen und er ist ein strammer Soldat und kennt sie gut. Unwillkürlich legt er den Gewehrkolben an die Backe und öffnet die Lippen zum vorschriftsmäßigen Anruf. Er ist hier nur Schildwache, er muß seine Pflicht thun. Er hat nicht danach zu fragen, ob jener Flüchtling vielleicht schuldlos hier gefangen saß, ob es ein gutes Werk wäre, ihn zu Frau und Kindern, ihn in die Freiheit und in ein neues Leben zurückgelangen zu lassen. Wenn er nicht thut, was seines Amtes ist, was die Vorschrift von ihm fordert, verfällt er selber in Strafe, kann er wohl gar als der Mitschuldige und Helfershelfer des Ausbrechers gelten. Er oder jener also . . . Und der Hahn seines Gewehres knackt.

Da plötzlich erstarrt ihm das Blut in den Adern, seine Hände sind ihm gelähmt, die Zunge versagt ihm den Dienst. Durch den Flor der vorüberjagenden Wolken ist secundenlang die ungewisse Helle der fahlen Mondsichel gebrochen und in diesem gespenstisch flackernden Lichte hat Franz Ewers das eisgraue Haar, die knochige, gewaltige Gestalt und die verschlagenen, wilden Züge des Strafgefangenen erkannt, den der Wärter „Ewers" angerufen hat. Es ist sein Vater, der da fliehen will, sein Vater, gegen den er den Lauf seines Gewehres gerichtet hat, den er mit seinem Anruf verrathen, an der Flucht verhindern, den er niederschießen will, wenn jener trotz dieses Anrufs nicht steht, nicht von seinem verbrecherischen Vorhaben abläßt. Sein Vater . . .

Auch der Flüchtling hat ihn gewahrt. Seine falkenscharfen Augen haben den Wachtposten entdeckt, der da das Gewehr auf ihn gerichtet hält. Er hält inne, er knirscht mit den Zähnen vor ohnmächtiger Wuth. Aber noch gibt er den Fluchtversuch nicht verloren. Er rechnet auf das menschliche Erbarmen des Soldaten, von dem für ihn Leben und Tod abhängt, oder er läßt es auf das Aeußerste ankommen und will lieber niedergeschossen werden, als abermals seine Flucht vereitelt sehen. Er winkt dem Wachtposten geheimnißvoll mit der Hand, als ob er ihm Berge Goldes in der Zukunft verspräche, wenn er ihn frei ziehen lassen wolle, und er klettert weiter. . .

Jetzt hat er den Boden mit den Füßen erreicht. Er begreift es selber nicht, warum der Soldat ihn nicht anruft, warum er nicht schießt . . . Dem aber ist das Gewehr von der Schulter herabgesunken und er steht da, wie gelähmt, wie entgeistert. Alle seine Kindheitserinnerungen sind plötzlich um ihn her wach und lebendig geworden und umschwärmen ihn, wie ein Geisterheer. Er sieht das kleine armselige Haus draußen im Dorf und die alte, einsame Frau darin, die nur noch eine Lebenshoffnung hegt, durch die sie ihr elendes Dasein zu tragen im Stande ist: Die Befreiung ihres schuldlos eingekerkerten Mannes durch ihren Sohn. Und nun ist die Stunde da, wo Franz Ewers vollbringen kann, was seine Mutter lebenslang von ihm erwartet hat, das große Werk, für das sie ihn erzogen, für das allein sie noch lebt, denkt und arbeitet. Und Franz Ewers kann den Flüchtling nicht aufhalten, kann nicht auf ihn schießen, — mag kommen, was da will. Er ist auch nur ein Mensch.

Der Zuchthäusler ist einen Augenblick wie verwundert und erwartungsvoll stehen geblieben. Dann überspringt er mit mächtigem Satz den Graben und nun ist er drüben und jagt, wie ein gehetztes Wild, über das weite Blachfeld. Da schreit es laut durch die Nachtstille: „Halt! Halt! Steh', oder ich schieße!" Es ist zu spät. Es war Alles umsonst. Der Wachtposten drüben hat den Fliehenden gewahrt, wie eben abermals Mondlicht die Wolkenflucht durchzuckt, und nun, da jener nicht steht sondern in athemloser Hast weiter davonstürzt, kracht ein Schuß durch das Dunkel —

Franz Ewers sieht den Flüchtling draußen zusammenbrechen, sich noch einmal aufraffen, ein paar Schritte weit in gebückter Haltung fortschleppen und abermals hinsinken, . . eine leblose, dunkle Masse. Dann sieht er lange Zeit nichts mehr; nur in seinen Ohren ist ein seltsames Klingen und Brausen . . . Als es aber drinnen im Gebäude der Strafanstalt lebendig zu werden beginnt und die durch den Schuß aufgeschreckten Wärter herbeieilen und Laternenlicht durch das Nachtdunkel glimmt, vernimmt man plötzlich in unmittelbarer Nähe einen zweiten Schuß. . .

Der Musketier Franz Ewers hat sich mit seinem eigenen Gewehr, das er mit dem Fuße losgedrückt, vor seinem Schilderhause gerade durch's Herz geschossen.

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### Zwei französische Possen.

„Seine Hoheit" von Herzl ist schon nach der vierten Aufführung vom Repertoire des Wallner-Theaters abgesetzt worden, um einer Pariser Posse Platz zu machen. Die zweifelhafte Ehre dieser Bekanntschaft verdankt unser Publikum dem Gastspiele der Soubrette Fräulein Marie Schwarz vom Wiener Carltheater, die von ihrem Engagement unter der Wallner-Theaterdirection Lebrun hier noch in guter Erinnerung steht. „Seine junge Frau", Posse in drei Acten von Millaud und Hennequin ist eine ungeschickte Bearbeitung der vor etwa zehn Jahren im Théâtre des Variétés gegebenen „Femme à Papa". Das Stück war für die schöne Madame Judic geschrieben und wurde in Paris an die hundert Male gespielt. Albert Millaud, der witzige Feuilletonist des „Figaro", nachmals Gatte der genannten Operettendiva, ist ohne Zweifel an den Witzen und Couplets Schuld, während der seither im Irrenhause gestorbene Belgier Hennequin, der bekannte Meister des Quiproquo, für die Handlung in erster Linie verantwortlich sein wird. Damit ist zugleich das ganze Stück gekennzeichnet: ein toller Mischmasch von Verwechselungen, eine Musterkarte excentrischer Bühnenfiguren, carnevalistischer Uebermuth im Dialog, welcher in der Uebersetzung sein Bestes verlieren mußte, und im Mittelpunkte eine „dankbare" Soubrettenrolle für eine Virtuosin im Coupletvortrag, die zugleich eine treffliche Schauspielerin ist. Weshalb solche nur für Paris und nur für die Judic geschaffene Stücke überhaupt in unser geliebtes Deutsch übertragen werden, ist ein Räthsel, und in der Regel pflegen sie auch bei uns durchzufallen, weil hier sämmtliche Voraussetzungen zu fehlen pflegen, vor Allem eine geistreiche pikante Soubrette. Die in ihrem Genre unvergleichliche Geistinger — sie nimmt eben im Belle-Alliancetheater wieder einmal Abschied von der Bühne — vermochte „Lili" nicht zu halten; die unvergeßliche Wegner war als „Niniche", ihrer letzten Rolle, auch nicht in ihrem Element, „La Roussotte" — noch ein großer Erfolg der Judic — hat bisher nicht einmal ein deutsches Theater offen gefunden (und das will etwas sagen!), und „La Femme à Papa" ist soeben trotz der gutgemeinten Soubrettenkünste aus zweiter Hand, die Fräul. Schwarz spielen ließ, ein entschiedener Durchfall. Kein Wunder, denn auch die nur auf die schwere deutsche Posse eingeschulten Mitglieder des Wallner-Theaters wußten mit diesem leichtgeschürzten, leichtsinnigen Ding ebenso wenig etwas anzufangen, als unser Publikum und die Kritik, die stets auch an den Fastnachtsschwank den Maßstab der Logik und Wahrscheinlichkeit setzen. Und wie frech wird hier der Vernunft ein Schnippchen geschlagen! Schon von der Handlung. Ein gelehrter, pedantischer Baron, der an seinem Vater — Vaterstelle versieht, verheirathete diesen alten Lebemann mit einer aus der Pension kommenden jungen Dame. Die Trauung wurde in Brüssel vollzogen und die Hochzeitsreise sofort angetreten. Die erste Etappe geht nach Compiegne, wo sich das Pärchen gleich von der frivolsten Gesellschaft umringt sieht. Auch eine unbequeme ehemalige Geliebte findet der neu gebackene Ehemann hier, und er bittet einen guten Freund, den Prinzen von Saba(!), ihn von ihrer Gegenwart zu befreien. Aber der Prinz entführt aus Versehen nicht die störende Coralie, sondern die ehrbare junge Frau und bringt sie in eine sehr anrüchige Gesellschaft, wo sie für eine „jener Damen" gehalten wird, sich einen kleinen Rausch antrinkt und nach vielfältigem Schabernack einschläft. In dieser compromittirlichen Lage wird sie von dem jungen Baron betroffen. Wie, Papas Frau in solcher Situation?! Er tobt, bramarbasirt, will sich mit dem Entführer schlagen, aber die junge Frau beweist ihm in einer koketten Verführungsscene ihre Unschuld, und als es sich schließlich herausstellt, daß in Folge einer Verwechselung der Legitimationspapiere bei der Trauung er selbst und nicht sein Vater die Kleine geheirathet hat, da verzeiht er Allen großmüthig und ist mit seiner reizenden Frau sehr zufrieden.

Um an der Darstellung von Fräul. Schwarz Gefallen zu finden, muß man freilich die Judic in dieser Rolle nicht gesehen haben. Einzelnes gelang ihr ja ganz gut, namentlich schauspielerisch, aber es war im Grunde doch nur ein matter Abklatsch. Der Pariserin feine Art, das Unaussprechliche zu singen, ohne eigentlich indecent zu sein, die mit der unschuldigsten Miene vorgetragene prickelnde Zweideutigkeit, die ganze halbweltliche Kunst des decenten Verschleierns und Dämpfens, das Kinderlächeln und discrete Spiel neben dem vollen Reize „colossaler Weiblichkeit" — bei Fräul. Schwarz war das Alles viel weniger Natur und Kunst, robuster, aber auch minder verführerisch. Unsere Soubrette bot in der Champagnerscene etwas abgestandene limonade gazeuse; bei der Judic, die in Gang, Haltung und Gesang ganz graziöse Weinseligkeit war, sprudelte köstlicher Veuve Cliquot. Es war im Original die nämliche Rolle und doch eine ganz andere, pikanter, feiner und gewiß nicht unanständiger.

Daß gleichzeitig die eigentliche und nunmehr einzige Operettenbühne Berlins, das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, ebenfalls eine Pariser Posse verwandter Art zur Aufführung brachte, beweist so recht den derzeitigen Krach der Operette. Es sind keine neuen Stücke mehr da oder wenigstens keine neue Erfolge, sonst wäre man nicht auf diese durch drei Acte musiklose Novität verfallen, von der es sich voraussehen ließ, daß man sie wie einen unwillkommenen Fremdling aufnehmen würde. „Die Hochzeit des Reservisten", Posse mit Gesang von Chivot und Duru hat eigentlich schon im Pariser Palais Royal nicht sonderlich eingeschlagen, und die Zell'sche Verballhornung, welche die Volontäre, „les vingt-huit-jours", zu österreichischen Soldaten macht, konnte hier von vornherein nur auf geringeren Erfolg rechnen. Die sonst wohl accreditirte Pariser Possenlieferantenfirma hat da wenig Gutes geleistet und den hübschen Vorwurf, die Gegensätze des militärischen und bürgerlichen Lebens, nicht durchzuführen verstanden. Ein Spießbürger wird an seinem Hochzeitstage zur Reserveübung einberufen und muß den Frack mit der Uniform, das Ehebett mit der Wachtstubenpritsche vertauschen. Nur in wenigen Scenen wird die komisch fruchtbare Grundidee berührt z. B. als dem Vicomte, der bloß Gemeiner ist, von seinem Diener, der Corporal ist, befohlen wird, den Hof zu scheuern. Wo dies geschieht, da ist der Beifall sicher. Leider verlieren sich die Verfasser aber nur zu bald in dem Gewirr der herkömmliche Quiproquo-Posse, deren tolle Sprünge auf die Dauer langweilen. Rechnet man dazu die höchst mittelmäßige Musik, womit ein Herr Julius Stern die Pariser Couplets ersetzt hat, so begreift man, daß der Beifall nicht eben sehr aufrichtig klang, so eifrig auch das treffliche Operettenensemble der Bühne, dem die mehr schauspielerische Aufgabe ungewohnt war, seine besten Kräfte einsetzte. Z.

# Notizen.

Mit dem Tode unseres allverehrten Kaisers Wilhelm ist an die deutsche Geschichtschreibung die schöne Aufgabe herangetreten, das Leben des glorreichen Friedensfürsten, sei es in strengerer Form nach den Quellen, sei es in volksthümlicher Gestalt, zu zeichnen. Bis diese monumentale Biographie geschrieben ist, müssen wir mit den zahlreichen Schriften von L. Schneider, W. Müller, Kugler, Egelhaaf u. A. vorlieb nehmen. Die populärste Art vertreten die bei Otto Spamer in Leipzig für Alt und Jung soeben erschienenen billigen Ausgaben: „Kaiser Wilhelm der Große" und Franz Otto's „Unser Kaiser Wilhelm, ein Lebensbild für das deutsche Volk" und „Kaiser Wilhelm und seine Zeit, ein deutsches Volksbuch" von Ferdinand Schmidt. Alle drei Werke, namentlich das letzte umfangreichere, sind bis zu dem schmerzlichen jüngsten Ereignisse fortgeführt und mit reichem Bilderschmuck versehen.

Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Von Gustav Karpeles. (Berlin, F. & P. Lehmann.) — Gustav Karpeles, der soeben eine mustergültige Heineausgabe veranstaltet hat, die im Verlage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin vollständig in neun Bänden erschienen ist, bietet in den vorliegenden gesammelten Aufsätzen die Frucht seiner zwanzigjährigen Studien über Heine. Die Tendenz, die diese Sammlung verfolgt, liegt, wie in der Vorrede gesagt wird, darin: „den Beweis zu führen, daß Heine in seinen Beziehungen zu den hervorragendsten Zeitgenossen als ein besserer Charakter und als eine vornehmere Natur sich gezeigt hat, als man dies nach den Urtheilen, welche unsere Literaturgeschichten über ihn verbreitet haben, noch immer anzunehmen geneigt und wohl auch genöthigt ist." Karpeles gründet seine Darlegungen vielfach auf bisher noch nicht veröffentlichte Briefe von Heine und an Heine und auf Erzählungen oder Veröffentlichungen von Heine's Zeitgenossen; dieselben können deshalb wohl vielfach documentarischen Werth beanspruchen, und es wäre nicht nöthig gewesen, daß der Verfasser in seinen textlichen Verbindungsworten allzusehr und allzuoft den Stil der Apotheosen gewählt hat. Das Urtheil über Heine ist doch bei allen vorurtheilsfreien Gebildeten nunmehr so gefestigt, daß Verhimmelungen seines Charakters eher schaden als nützen. Aber abgesehen von diesem warmen Ton des vorliegenden Buches ist dasselbe von einer erstaunlichen Reichhaltigkeit und gewährt ungemeines Interesse. Denn eine Masse von einzelnen Anecdoten, Aussprüchen und Notizen, die der über Heine's Leben Forschende bisher nur weithin zerstreut finden konnte, liegen hier gesammelt und übersichtlich geordnet vor. So wird das Buch gerade jetzt, da man sich über ein Heinedenkmal streitet, vielfach klärend wirken können. o. b.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

## Inserate.


Von **Julius Stinde** erschienen:

**Die Familie Buchholz.** 64. Auflage.

**Der Familie Buchholz 2. Theil.** 51. Auflage.

**Frau Wilhelmine. Der Familie Buchholz letzter Theil.** 38. Auflage.

**Buchholzens in Italien.** Reise-Abenteuer von Wilhelmine Buchholz. 47. Auflage.

Preis pro Band geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

**Bisheriger Absatz obiger 4 Bände: 328,000 Exemplare!**

Ausländische Urtheile über „Die Familie Buchholz"

**Der „Evening Standard"** schreibt: The sayings and doings of the Buchholz family at home and abroad, as related by Frau Buchholz, alias Julius Stinde, the autor, is one of te most amusing German novelties that we have across for a long time. The volumes, of which there, are three, are full from beginning to end of that genuine humour which is characteristic of a person or a peopel, and which can neither be acquireed nor imitated.

**„Nya dagligt Allehanda"** schreibt: Stinde har gåt sin egen väg, och oberoende af fränder och konkurrenter af den glada skolan har han skapat sin Buchholz genre, som är hans egen, af honom sjelf uppfunnen och exploiterad. Det originella i denna genre är, att det är i ett funtimmers mun han lägger skildringarna från den borgerliga verld, som utgör skådeplatsen för berättelserna.

**V. Cherbuliez** schreibt in seinem umfangreichen Essay in der **„Revue des deux Mondes"** vom 1. November 1885 u. a.: „Mme. Buchholz ne peut être confondue avec personne; elle est de son pays; son esprit et sa sottise sont des vins surs, mais francs, qui sentent le terrain.

**Die „Times"** schreibt: The sketches are as graphic in ther way as those of Dickens.

Blackwood's **„Edinburgh Magazin"** (No. DCCCXLVI) schreibt: Our author neither theorises nor teaches, nor moralises. From the dense, bewildering throng of actors in the human drama, he has singled out one tiny group for study of an almost scientific accuracy and thoroughness, and has then fused his observations into such a living picture as only a true artist can create. His sketches are vigorous, realistic and racy; they sparkle with brigth fun and joyousness. Many a grave treatise on „Middle-class life in Berlin" arrayed in the full pomp of bluebook lore, would not be half so instructive, or furnish half so much to think about. —

**Stets vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes!**

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

**Noblesse oblige.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

Erste bis vierte Auflage.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde., ferner: **Nachlese** z. Schillers Werken v. Hoffmeister, 4 Bde. und: **Nachtrag** z. Schillers Werken v. Boas, 3 Bde. Hlbfr. zus. 15 ℳ. — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 ℳ. — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 ℳ. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

**Havana-Cigaretten**

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** ℳ per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.

**Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.**

**Bücher-Ankauf!**

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**
**L. M. Glogau, Hamburg,** 23 Burstah.

**Neue Belletristik**

aus der

**Deutschen Verlags-Anstalt**

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Arnold, der Mönch.**

Novelle von

**Eduard Oehmke.**

Preis geheftet ℳ 2. 50; fein gebunden ℳ 3. 50.

**Das einsame Haus.**

Roman von

**Adolf Streckfuß.**

Preis geheftet ℳ 4. —; fein gebunden ℳ 5. —

**Der wunde Punkt.**

Roman von

**Leo Warren.**

Preis geheftet ℳ 5. —; fein gebunden ℳ 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

„Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen."
(Klaus Groth, Kiel. Ztg.)

**Der Kunstwart.**

Herausgeber: Ferd. Avenarius.

Halbmonatschrift, vierteljährlich 2½ Mark.

**Ganz eigenartige** Rundschau über **Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste, Kunsthandwerk.** Zu keiner bestehenden Zeitschrift ein „Konkurrenz-", zu hunderten ein ebenso wichtiges wie billiges **Ergänzungs-Blatt.**

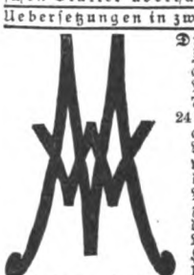
Von der Kritik mit einstimmiger, glänzender Anerkennung begrüßt, von den bedeutendsten Künstlern und Gelehrten unterstützt, vom Publikum mit seltener Gunst aufgenommen, konnte der „Kunstwart" schon im zweiten Vierteljahr seines Bestehens ohne Preiserhöhung in bedeutend erweiterter Form erscheinen.

Probenummern unentgeltlich vom **„Kunstwart-Verlag** in **Dresden."**

„Der „Kunstwart" wird sich die ihm gebührende „Stellung als Führer und Berater aller Gebildeten deutscher „Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhaltsam erringen." C. Weiske. (L. C.)

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Kaiser Wilhelm und seine Zeit.** Ein deutsches Volksbuch von **Ferd. Schmidt.** 3. Aufl. Mit 192 Abbild. und einem Stahlstichporträt. Geh. ℳ 8. Sehr eleg. geb. ℳ 10.

**Unser Kaiser Wilhelm.** Ein Lebensbild. Von **Franz Otto.** Mit Porträt des Kaisers und über 40 Abbildungen, eleg. geheftet 60 ₰.

= **Desselben Buches größere Ausgabe, eleg. kart. ℳ 1,50.** =

**Wilhelm der Große.** Eine Gedenkschrift. 5 Bogen in Quartformat mit über 70 Abbildungen. Elegant geheftet 50 ₰.

**Fürst Bismarck,** der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- u. Lebensbild für das deutsche Volk von **Fedor v. Köppen.** 2. Ausg. Mit 181 Abb. u. einem Stahlstichportr. Geh. ℳ 12. Eleg. geb. ℳ 15.

**Unser Bismarck.** Leben und Schaffen des deutschen Reichskanzlers in kurzgefaßter Entwickelung dem deutschen Volke vorgef. v. Dr. **Max Lange.** Mit einem Porträt u. 30 Abbild. Geh. 60 ₰.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

**Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
APR 20 1888

№ 14. Berlin, den 7. April 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Der Thronwechsel und die Eingangsformel der Gesetze. Von G. Meyer-Jena, M. d R. — Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften. Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Kaiser Wilhelm und die Kunst. Von Georg Malkowsky. — Die Sage von Bazaine's Verrath. Von Bruno Gebhardt. — Eine neue Dichtung von Sully Prudhomme. Von F. Groß. — **Feuilleton:** Die Unschuldige. Erzählung von E. von Dinklage. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von M. — Dramatische Aufführungen. Ein spanisches und ein deutsches Lustspiel. Von Z. — Notizen. — Inserate.

### Der Thronwechsel und die Eingangsformel der Gesetze.

Von G. Meyer-Jena, M. d. R.

Wenige Tage nach dem Eintritt des Thronwechsels wurde in der deutsch-freisinnigen Presse die Ansicht aufgestellt, diejenigen Gesetze, welche zwar in den parlamentarischen Körperschaften angenommen, vom Kaiser oder König aber noch nicht unterzeichnet seien, müßten nunmehr einer vollständig neuen Berathung unterzogen werden, da die von den gesetzgebenden Versammlungen genehmigte Eingangsformel: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden u. s. w." nicht mehr anwendbar wäre. Der Ruhm, diese Meinung zuerst ausgesprochen zu haben, gebührt dem „parlamentarischen Correspondenten der Breslauer Zeitung". Praktische Bedeutung hatte die Frage wesentlich für das Reich. In Preußen lagen Gesetze, welche alle Stadien parlamentarischer Berathung durchlaufen hatten, nicht vor. Hier war also die Möglichkeit gegeben, im weiteren Verlauf der Verhandlungen noch die entsprechende Aenderung in der Eingangsformel vorzunehmen. Dieses Verfahren hätte höchstens den Nachtheil gehabt, daß die vom Abgeordnetenhaus angenommenen und an das Herrenhaus gelangten Gesetze, wenn dort die betreffende Abänderung erfolgt und als eine materielle Aenderung des Gesetzentwurfes behandelt worden wäre, an das Abgeordnetenhaus hätten zurückgesandt werden müssen, um in demselben einer erneuten Berathung unterzogen zu werden.

Nachdem bekannt geworden war, daß Kaiser Friedrich eines der fraglichen Reichsgesetze — das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete — bereits am 15. März unterzeichnet habe, verstummte die Presse vollständig. Auch die erwartete parlamentarische Action trat nicht ein. Die Frage hat somit ihre unmittelbar praktische Bedeutung verloren. Da sie aber einmal aufgeworfen ist, so erscheint es bei der großen Wichtigkeit derselben nicht unangemessen, sie vom staatsrechtlichen Standpunkte aus einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Von einem hervorragenden staatsrechtlichen Schriftsteller wird die Meinung vertreten, daß die Eingangsformel der Gesetze überhaupt nicht Gegenstand parlamentarischer Genehmigung zu sein brauche. Laband in seinem Staatsrecht des Deutschen Reiches, 2. Aufl., Bd. I, S. 544, sagt: „Da der Reichstag weder an der Sanction noch an der Ausfertigung der Reichsgesetze einen Antheil hat, die Eingangsformel aber lediglich auf diese beiden Gegenstände sich bezieht, so besteht keine rechtliche Nöthigung, daß die Genehmigung des Reichstages auch auf die Eingangsformel des Gesetzes erstreckt wird." Diese Behauptung ist für richtig nicht zu erachten, weil sie von einer falschen Voraussetzung ausgeht. Die Eingangsformel unserer Gesetze bezieht sich keineswegs immer bloß auf Sanction und Ausfertigung, sondern enthält mitunter auch materiell rechtliche Bestimmungen. Die Eingangsformel kann den räumlichen Geltungsbereich oder die Zeitdauer eines Gesetzes festsetzen; es kommt vor, daß sie die Zwecke, welche mit dem Gesetze verfolgt werden, normirt und dadurch für die rechtliche Auffassung desselben von Bedeutung wird. Der praktisch wichtigste Fall ist zweifellos der, wo die Eingangsworte den örtlichen Umfang des Geltungsbereiches fixiren. Beispielsweise mag hier der Eingang des Reichsgesetzes wegen Erhebung der Brausteuer vom 30. Mai 1872 erwähnt werden. Derselbe lautet: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w. verordnen im Namen des Deutschen Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, für das innerhalb der Zolllinie liegende Gebiet des Deutschen Reiches, jedoch mit Ausschluß der Königreiche Bayern und Württemberg, des Großherzogthums Baden, Elsaß-Lothringens, des großherzoglich sächsischen Vordergerichtes Ostheim und des herzoglich sachsen-coburg-gothaischen Amtes Königsberg, was folgt."

Daß eine Eingangsformel dieser Art der Zustimmung des Reichstages bedarf, kann nicht zweifelhaft sein. Mit Rücksicht auf solche Fälle muß die bestehende Praxis auch die Eingangsworte der Gesetze der Beschlußfassung des Reichstages zu unterbreiten für eine richtige und angemessene erachtet werden. Der Reichstag hat übrigens an den Eingangsformeln der Gesetze gelegentlich auch Abänderungen vorgenommen. So namentlich bei dem Gesetzentwurf betr. die Landesgesetzgebung von Elsaß-Lothringen, aus welchem das Gesetz vom 2. Mai 1877 hervorgegangen ist. Der Eingang dieses Gesetzentwurfes lautete: „Wir Wilhelm u. s. w. verordnen, im Namen des Deutschen Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, für Elsaß-Lothringen, was folgt." Bei der zweiten Berathung des Gesetzes beantragte eine Anzahl von Abgeordneten, die Worte „für Elsaß-Lothringen" zu streichen. In der Reichstagssitzung vom 20. März 1877 bemerkte der Abgeordnete Freiherr Schenk von Stauffenberg, der Antrag bezwecke, ganz zweifellos auszudrücken, daß das Gesetz nicht als Landesgesetz, sondern als Reichsgesetz erscheine, das sich den Gesetzen vom 9. Juni 1871 und 25. Juni 1873 anschließe, welche in den Einleitungsworten die Worte „für Elsaß-Lothringen" ebenfalls nicht hätten. Der Antrag wurde,

Digitized by Google

nachdem der Vertreter der verbündeten Regierungen seine Zustimmung erklärt hatte, angenommen (Stenogr. Ber. S. 281).

Die vorstehenden Beispiele genügen, um darzuthun, daß das Recht des Reichstages an der Feststellung der Eingangsformel Theil zu nehmen, durchaus nicht ohne praktische Bedeutung ist. Ist aber der Reichstag zur Beschlußfassung auch über die Eingangsworte der Reichsgesetze mit berufen, so ergibt sich als unabweisbare Folge, daß an den von ihm beschlossenen Eingangsworten weder vom Bundesrath noch vom Kaiser einseitig etwas geändert werden darf. Ebenso ist auch in Preußen hinsichtlich der vom Landtag angenommenen Eingangsformel der Gesetze jede Aenderung durch die Regierung ausgeschlossen. Von diesem Grundsatz gibt es nur eine, aber auch eine unbedingt nothwendige Ausnahme: die Aenderung des Namens bez. Titels im Fall des Thronwechsels oder der Einsetzung einer Regentschaft.

Der aus dem Leben geschiedene oder an der Ausübung der Regierungsrechte verhinderte König oder Kaiser kann die Ausfertigung und Verkündigung der während seiner Regierung berathenen Gesetze nicht vornehmen. An seine Stelle muß der Nachfolger oder im Falle der Regentschaft der Regent treten. Dieser kann nicht mit dem Namen und Titel des Regierungsvorgängers, sondern nur mit seinem eigenen unterzeichnen. Die Aenderung der Unterschrift hat aber, da Name und Titel in der Eingangsformel dem in der Unterschrift genau entsprechen müssen, die Aenderung der betreffenden Worte in der Eingangsformel zur nothwendigen Folge. In einzelnen Staaten werden die Eingangsworte der Gesetze mit Freilassung des Namens vorgelegt. Dies Verfahren mag empfehlenswerth sein. Aber nothwendig ist es nicht. Es ist vollkommen zulässig, wie es in Preußen und dem Reiche geschieht, in die den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegten Gesetzentwürfe den Namen des zur Zeit regierenden Königs und Kaisers aufzunehmen. Denn dieser Name hat nur die Bedeutung, den jeweiligen Träger der Krone zu bezeichnen. Findet inzwischen ein Thronwechsel statt, so tritt, ohne daß es dazu irgend eines besonderen staatlichen Actes bedarf, der Name des Nachfolgers von Rechtswegen an die Stelle des Namens des Vorgängers.

Dies ergibt sich schon aus dem Wesen der Thronfolge. Im monarchischen, namentlich im deutschen monarchischen Staatsrecht gilt der Grundsatz der Continuität der Regierung. Der Uebergang der Staatsgewalt findet ipso jure statt. In demselben Augenblick, wo der Monarch stirbt, tritt der Nachfolger an seine Stelle. Auf diesen gehen alle Rechte und Pflichten des verstorbenen Monarchen durch die einfache Thatsache der Thronerledigung über. Er übernimmt die gesammten Staatsgeschäfte in derjenigen Lage, in welcher sie sich in dem Momente des Todes befinden. Diejenigen Gesetze, welche dem mit Tode abgegangenen Herrscher zur Sanction oder zur Ausfertigung unterbreitet waren, liegen nun ihm zur Sanction oder zur Ausfertigung vor.

Wäre die Meinung, welche den Nachfolger in der Regierung nicht nicht für berechtigt erachtet, die unter dem Namen seines Vorgängers von den gesetzgebenden Körperschaften angenommenen Gesetzentwürfe zu publiciren, richtig, so würde die Folge sein, daß in Bezug auf diese Gesetzentwürfe der ganze gesetzgeberische Proceß von Neuem begonnen werden müßte. Es würde also zwischen den Regierungen zweier Monarchen eine Discontinuität eintreten, wie sie etwa zwischen zwei Sessionen einer parlamentarischen Versammlung besteht. Das wäre ein Widerspruch gegen einen der fundamentalsten Grundsätze des monarchischen Staatsrechtes.

Im Uebrigen liegt die Sache in Preußen etwas anders als im Reiche. In Preußen ist der König der Inhaber der gesetzgebenden Gewalt. Er kann diese allerdings nur mit Zustimmung des Landtages ausüben. Aber er ist im Stande, einem von beiden Häusern des Landtages angenommenen Gesetzentwurf seine Sanction zu versagen. König Friedrich hat das Recht, aber nicht die Pflicht, einen Gesetzentwurf, der in der Eingangsformel den Namen des Königs Wilhelm trägt, durch seine Sanction zum Gesetz zu erheben. Anders im Reiche. Hier ist der Kaiser kein selbständiger Factor der Gesetzgebung. Die Gesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Ein Gesetz, das in beiden Körperschaften mit der erforderlichen Majorität angenommen ist, muß der Kaiser publiciren. Und diese Verpflichtung besteht auch dann, wenn die Annahme desselben unter seinem Vorgänger, also mit dessen Namen in der Eingangsformel, erfolgt ist. Kaiser Friedrich hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, diejenigen Gesetze auszufertigen und zu verkündigen, welche während der Regierung Kaiser Wilhelms vom Bundesrath und Reichstag beschlossen worden sind.

Nun ist gelegentlich der Erörterungen in der Tagespresse auch die Meinung ausgesprochen worden, eine erneute Berathung des Gesetzes über die Verlängerung der Legislaturperiode in den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches sei schon deshalb nothwendig, weil es sich hier um eine Verfassungsänderung handele. Eine solche könne dadurch verhindert werden, daß die siebzehn preußischen Stimmen im Bundesrath dagegen abgegeben würden. Es müsse daher Gelegenheit geboten werden, die Frage im Schoße der preußischen Staatsregierung einer nochmaligen Erwägung zu unterziehen, damit eventuell eine entgegengesetzte Stimmabgabe erfolgen könne. Daß diese Meinung von der augenscheinlich irrigen Voraussetzung ausgeht, der jetzt regierende Kaiser sei ein Gegner der Verlängerung der Legislaturperiode, mag außer Betracht bleiben, da es hier lediglich auf die staatsrechtliche Beurtheilung derselben ankommt. Staatsrechtlich liegt aber auch in dieser Beziehung wieder eine völlige Außerachtlassung allgemein anerkannter Grundsätze vor. In älterer Zeit hat man wohl darüber gestritten, ob der Regierungsnachfolger an die Regierungshandlungen seines Vorgängers gebunden sei. Vom Standpunkte des heutigen Staatsrechtes besteht über diese Pflicht auch nicht der allergeringste Zweifel; ja die Frage dürfte, wie sich neuere Staatsrechtslehrer mit Recht ausdrücken, eigentlich gar nicht mehr aufgeworfen werden. Da nun die Abgabe der preußischen Stimmen im Bundesrathe unzweifelhaft ein Regierungsact ist, so kann die Verbindlichkeit der einmal erfolgten Abstimmung für alle Nachfolger in der Krone Preußen absolut nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber nicht bloß die staatsrechtlichen Grundsätze führen zu dem Resultat, daß der Nachfolger in der Krone die mit dem Namen seines Vorgängers angenommenen Gesetzentwürfe unter seinem Namen ausfertigen und verkünden darf, auch eine einfache Betrachtung der praktischen Verhältnisse zeigt, daß die entgegenstehende Meinung ganz wunderliche Consequenzen im Gefolge hat. Da alles Gewicht nur auf den Namen gelegt wird, so ergibt sich, daß die Lage der Dinge sich ganz verschieden gestaltet, je nachdem der Nachfolger denselben Namen wie der Vorgänger oder einen von diesem verschiedenen führt. Im ersten Falle bleibt die Continuität erhalten, im letzteren Falle tritt Discontinuität ein. Wäre Preußen im Jahre 1840 ein constitutioneller Staat gewesen, so hätten alle Gesetze ohne Weiteres sanctionirt und publicirt werden können, da auf Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelm IV. folgte. Bei der Nachfolge Wilhelms in die Regierung Friedrich Wilhelms IV. und Friedrichs III. in die Wilhelms wäre das nicht möglich gewesen.

Auch die zufällige Lage der parlamentarischen Geschäfte würde von ganz ungebührlichem Einfluß auf das Schicksal der Gesetze sein. Recht deutlich läßt sich das an den Verhandlungen über den Reichshaushaltsetat für 1888/89 veranschaulichen. Zu diesem Etat war noch kurz vor Schluß des Reichstages ein Nachtragsetat eingebracht worden. Die Budgetcommission beschloß, diesen Nachtragsetat nicht als solchen anzunehmen, sondern in den Hauptetat hineinzuarbeiten. Nun stand am 8. März die dritte Berathung des Reichshaushaltsetats auf der Tagesordnung des Reichstages. Die Anträge der Butgetcommission konnten aber geschäftsordnungsmäßig frühestens am 9. März verhandelt werden. Aus diesem Grunde wurde es nöthig die Abstimmung über einige Positionen des Etats auszusetzen. Wäre das nicht der Fall gewesen, so würde die Etatsberathung zweifellos schon am 8. März zu Ende geführt sein. Am Morgen des 9. März trat der Thron-

Digitized by Google

wechsel ein. Wäre die hier bekämpfte Ansicht über die Bedeutung des Namens in der Eingangsformel richtig, so würde sich folgendes Resultat ergeben. Der zufällige Umstand, daß in Folge des Nachtragsetats die Etatsberathung am 8. März noch nicht zum Abschluß gelangt war, gab dem Reichstag die Möglichkeit, die erforderliche Abänderung in der Eingangsformel vorzunehmen. Wäre dagegen der Etat schon am 8. März in dritter Berathung angenommen worden, so hätte wegen des nicht mehr zutreffenden Namens in der Eingangsformel die Etatsberathung vollständig von Neuem beginnen müssen.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich zur Genüge, daß die in der deutschfreisinnigen Presse vertretene Ansicht auch praktisch zu unhaltbaren Consequenzen führt. In derselben tritt ein Formalismus zu Tage, der lediglich am Buchstaben klebt, Wesen und Inhalt der staatlichen Einrichtungen dagegen völlig außer Acht läßt. Mit vollem Recht hat daher die praktische Behandlung der Geschäfte der fraglichen Ansicht keinerlei Beachtung geschenkt. Die Publikation von Gesetzen, welche während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms von Bundesrath und Reichstag angenommen sind, durch Kaiser Friedrich steht unmittelbar bevor und wird, bis dieser Artikel die Presse verläßt, bereits erfolgt sein. Nicht minder hat die Frage der Namensänderung in Bezug auf die noch im Stadium parlamentarischer Berathung befindlichen Reichsgesetze, eine völlig correcte Erledigung gefunden. Bei der dritten Berathung des Etats in der Sitzung vom 19. März bemerkte Präsident v. Wedell-Piesdorf, als er die Discussion über Einleitung und Ueberschrift eröffnete: „In der Einleitung würde *selbstverständlich* die durch den Thronwechsel bedingte Aenderung des Namens Seiner Majestät des Kaisers vorzunehmen sein.“ Da hiergegen von keiner Seite Widerspruch erhoben wurde, erklärte er Einleitung und Ueberschrift mit der beregten Aenderung für angenommen (Sten. Ber. S. 1390). Bei den anderen in derselben und in der nächsten Sitzung berathenen Gesetzen, wurde lediglich auf diese Erklärung Bezug genommen. So ist also auch in den Reichstagsverhandlungen die Aenderung des Namens in der Eingangsformel als eine *selbstverständliche, durch die bloße Thatsache des Thronwechsels sich ergebende* behandelt worden.

Diese Vorgänge bilden einen werthvollen Präcedenzfall für spätere Zeiten. Und gerade mit Rücksicht darauf, daß die Frage bei ihrem ersten Auftreten in unserem Staatsleben, eine so völlig correcte und sachgemäße Lösung gefunden hat, ist es vielleicht nicht unwerth gewesen, ihr auch an dieser Stelle eine etwas eingehendere Erörterung zu widmen.

---

## Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften.

**Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne.**

Kein Theil der Wissenschaft vom Leben erfreut sich seit Jahresfrist lebhafterer Aufmerksamkeit und Besprechung, als die Frage, ob neuerworbene körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten der Lebewesen auf die Nachkommen vererbt werden können oder nicht. Die letzten Jahresversammlungen der deutschen und britischen Naturforscher haben diese Frage vor ihr Forum gezogen, die einschlägigen Zeitschriften erörtern eingehend das Für und Wider und die Berliner Akademie der Wissenschaften hat sogar die experimentelle Lösung der entstandenen Zweifel zum Gegenstande einer neuen Preisaufgabe gemacht. Das Interesse der Frage für die Gegenwart beruht vornehmlich darauf, weil die Erblichkeit erworbener Eigenschaften eine der Hauptgrundlagen der Darwin'schen Theorie bildet, welche die gesammte Naturforschung in neue Bahnen gelenkt hat, und zur Zeit bekanntlich vollständig beherrscht. Um so auffälliger muß es erscheinen, daß gerade einige der hervorragendsten Darwinisten unserer Zeit diese längst im Sinne Darwin's für entschieden gehaltene Frage, theils mit Bestimmtheit verneinen, theils von Neuem in die Region des Zweifels zurückgewiesen sehen wollen.

Die Erblichkeit des alten Bestandes der körperlichen und geistigen Eigenschaften bei allen lebenden Wesen gehört dem allgemeinen Bewußtsein, denn auf ihr beruht ja die alltägliche Erfahrung, daß immer Gleiches von Gleichem abstammt, von der Häsin kein Löwe geboren wird und aus Nelkensamen keine Tulpe aufwächst. Aber die Volksanschauung ist seit jeher noch einen Schritt weiter gegangen; sie hat in Fleisch und Blut die Ueberzeugung aufgenommen, daß nicht nur das sozusagen gröbere *Artgepräge*, sondern auch die *individuellen* körperlichen und geistigen Züge der Eltern, die man als ihr eigenstes und gewissermaßen selbsterworbenes Eigenthum betrachtet, den Kindern unverloren bleiben und wie der erworbene Reichthum an materiellen Gütern denselben unverkürzt überliefert werde. Das Kastenwesen der Inder, Aegypter und so vieler alten Culturvölker beruhte auf dieser von der Beständigkeit der Rassentypen bestätigten Ueberzeugung, daß körperliche und geistige Vorzüge, ebenso wie körperliche und geistige Mängel, adlige oder sclavische Gesinnung, patricisches und plebejisches Geblüt, Herrschertugenden und andere zu einer gewissen Zeit von den Vorfahren erworbene Eigenschaften forterben und daß man deshalb die einzelnen Stände möglichst vor Vermischung bewahren müsse.

Noch heute verharren viele unserer socialen und politischen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche auf solchen in früheren Zeiten entstandenen Anschauungen, die einen guten Kern einschließen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß sie stark von den herrschenden Rechtsanschauungen der Völker beeinflußt werden. Bei den zahlreichen wilden und halbwilden Stämmen, die noch am Mutterrecht festhalten, bei denen die Kinder Namen, Titel und Besitz nur von der Mutter oder deren Bruder, nicht aber von dem leiblichen Vater erben, ist auch die Zuversicht auf die Erblichkeit körperlicher und geistiger Eigenschaften vom Vater sehr vermindert, und Consul *Wetzstein* berichtete (1880) ziemlich verwundert, daß die Araber die Ansicht hätten, ein Knabe erbe seinen Charakter und seine geistigen Eigenschaften nicht von seinem Vater, sondern von seinem Oheim mütterlicherseits. Das körperliche und geistige Erbe soll nach dieser Anschauung denselben Weg gehen, wie das äußerliche Besitzthum und der Rang.

Aber wenn man eine Trübung der reinen Erfahrungsthatsachen durch überlieferte Anschauungen auch bedingungslos zugeben muß, so bleibt immer noch genug unbeeinflußte Erfahrung, um den erwähnten Zweifeln gegenüber den Kopf zu schütteln. Man muß hierin natürlich die Praktiker befragen. Jeder Jäger und Jagdliebhaber wird seine Hand dafür in's Feuer legen, daß die Instincte der verschiedenen Hunderassen, der Hühnerhunde, Vorstehhunde, Dachshunde u. s. w., also zweifellos anerzogene Fähigkeiten, erblich sind, daß die Jungen wohldressirter Jagdhunde besser Dressur annehmen, als die eines undressirten Hundes derselben Rasse. Die Sportsleute sind von derselben Ueberzeugung dermaßen durchdrungen, daß sie förmliche Stammbücher der Sieger ihrer Wettrennen anlegen und ängstlich über die Reinheit des Blutes wachen. Jeder Thier- und Pflanzenzüchter strebt seine Rassen zu veredeln und geht dabei von dem Grundsatze der Erblichkeit neuauftretender Vorzüge, die er durch passende Zuchtwahl zu steigern sucht, aus. Die mit diesem Grundsatze erzielten Erfolge der landwirthschaftlichen und gärtnerischen Züchtung sind weltbekannt, und eben auf diesen vieltausendfältigen Erfahrungen und Erfolgen hat bekanntlich Darwin jene weltbewegende Theorie begründet, nach welcher aus ursprünglich sehr niedrigstehenden Lebewesen durch eine Art Naturzüchtung immer vollkommenere Wesen hervorgebracht werden konnten, wie wir sie von den älteren zu den jüngeren Erdschichten emporsteigend auf einander folgen sehen. Wären die neuerworbenen, in irgend einer Weise für ihre Eigenthümer vortheilhaften Eigenschaften nicht auf deren Nachkommen vererbt worden, so hätte es keinen Fortschritt vom Niederen zum Höheren in der Natur geben können.

Um die Erblichkeit zu erklären, hat man verschiedene Theorien aufgestellt, von denen diejenigen von *Darwin* und *Häckel*, die man als die materielle und dynamische Auffassung derselben Grundansicht bezeichnen kann, die wichtigsten sind.

Digitized by Google

Beide gehen von der Voraussetzung aus, daß durch die Zeugung der Anstoß gegeben wird, den derzeitigen Zustand der Eltern, also mit allen seinen neuen Errungenschaften, nach der entsprechenden Reihe von Jahren in den Nachkommen wieder zu erwecken. Nach der schon von Hippokrates aufgestellten, von Darwin erneuerten Pangenesistheorie geben zu diesem Ende alle Organe des Körpers einen materiellen Beitrag zu den Zeugungssäften, in denen somit der augenblickliche Zustand der Allgemeinorganisation in nuce vertreten sei, weshalb sich aus der Keimanlage die körperlichen und geistigen Anlagen der Erzeuger bis zu ihrem letzten Zustande entwickeln könnten. Häckel's Perigenesistheorie legt den Schwerpunkt in den Lebensproceß und stellt auf, daß in Folge einer Art von Gedächtniß der Materie, der Keim befähigt werde, nicht nur den ganzen Entwickelungsweg, der die Vorfahren auf die jetzige Stufe geführt habe, kurz zu wiederholen, sondern diesem auch die letzten Schritte der Eltern hinzuzufügen, wenn nicht zuvor durch irgend ein Hemmniß ein Stehenbleiben der Entwickelung auf irgend einer älteren Ahnenstufe (sog. Atavismus, Großvaterähnlichkeit u. s. w.) herbeigeführt wird.

Es ist zu bemerken, daß die Volksmeinung den Glauben an die Erblichkeit der letzten Zustände bis zur äußersten Folgerung theilt und selbst die augenblickliche Stimmung der Eltern noch für einflußreich ausgibt. Das Alles erscheint auch, wenn man die Thatsache der Vererbung für sich betrachtet, so einfach logisch, daß der Laie die Nachricht, von einigen tonangebenden Jüngern Darwin's werde die Erblichkeit der jüngsten organischen Erwerbungen in Zweifel gezogen, mit einem entschiedenen Befremden entgegen nimmt. Und doch verhält sich dies so, und wir müssen uns zunächst darüber klar werden, durch welche Thatsachen sie zu einer so abweichenden Meinung verführt worden sind. Es ist dies aber durch ein genaueres Studium der Befruchtungsvorgänge selbst veranlaßt worden, vermittelst dessen man über das dunkle Geheimniß der Vererbung Licht zu erhalten hoffte. Nachdem nämlich durch die eingehendsten Untersuchungen zahlreicher Forscher festgestellt worden war, daß der wesentliche Vorgang bei der Befruchtung der Pflanzen und Thiere in der Vereinigung einer männlichen Zelle mit einem weiblichen Ei besteht, erinnerte man sich zunächst der Erfahrungsthatsache, daß der Nachkomme im Allgemeinen ein Mittel der väterlichen und mütterlichen Eigenschaften darstellt, wie dies besonders bei Bastarden in die Augen springt. Es mußte nun aber von vornherein unwahrscheinlich erscheinen, daß ein solches Gleichgewicht der erblichen Eigenschaften hervorgehen könne aus der Vereinigung der unendlich kleinen männlichen Samenzelle mit dem vielmals größeren Ei, und die neueren Untersuchungen von Straßburger, Hertwig, Kölliker u. A. bestätigten denn auch die aus obigen Gründen von Nägeli vermuthete Thatsache, daß ungefähr gleiche Theile der sehr kleinen väterlichen Zelle und der durch Anfüllung mit Nährsubstanz für das junge Wesen stark vergrößerten weiblichen Zelle sich bei der Befruchtung vereinigen, nämlich die beiderseitigen Zellkerne; nach noch weitergehender Ansicht einzelner Forscher sogar nur ein bestimmter Bestandtheil derselben. Diesen materiellen Träger der Vererbungstendenzen nennt Nägeli das Idioplasma.

Bei den niedersten Wesen, die nur aus einer einfachen Zelle bestehen und sich durch eine von dem Zellkern ausgehende Theilung vermehren, ist somit der Gesammtkörper mit der Fortpflanzungszelle identisch und auch bei gewissen mehrzelligen niederen Wesen bewahrt jede Zelle noch das Vermögen, von den anderen getrennt, selbständig zu einem neuen Individuum ihrer Art auszuwachsen. Je weiter dagegen die Arbeitstheilung in einem Organismus fortschreitet und die einzelnen Zellen verschiedene Lebensthätigkeiten übernehmen, um so mehr verlieren sie von jener ursprünglich gemeinsamen Fähigkeit und dieselbe zieht sich mehr und mehr auf diejenigen Zellen zurück, die man im Besonderen als Geschlechtszellen bezeichnet, weil sie keine andere Aufgabe erfüllen, als diejenige, die Art zu erhalten.

Was wir geschlechtliche Fortpflanzung nennen, ist also nicht die ursprüngliche Vermehrungsform der Lebewesen und wir können vielmehr deren Entstehung aus allmählichen Anfängen in Vorstufen erkennen, bei denen zunächst eine gewöhnliche Zelle sich ohne alle Befruchtung zur Fortpflanzung der Art absondert, dann durch Vereinigung zweier gleichartigen Zellen (Copulation), die man noch keineswegs als männlich und weiblich unterscheiden kann, eine Kraftaufspeicherung erreicht wird, was endlich durch Verunähnlichung dieser zunächst meist von demselben Individuum erzeugten Zellen zur geschlechtlichen Fortpflanzung überleitet. Auf den ersten Stufen dieser Arbeitstheilung behalten die übrigen Körperzellen sehr häufig noch das Vermögen, wenn sie von dem Gesammtverbande miternährt werden, durch sogenannte Knospung neue Individuen (Sprossen) zu bilden, oder wenigstens verloren gegangene Organe neu zu erzeugen, bis sich in den höhern Thierkreisen das Neubildungsvermögen fast ausschließlich auf die Geschlechtszellen zurückzieht, während die übrigen Zellen nur noch die Fähigkeit behalten, sich selbst durch Theilung zu vermehren und ihres Gleichen zu erzeugen (Wachsthum und Neubildung der Gewebe).

Kurz zusammengefaßt ergibt sich also, daß die Eigenthümlichkeit der Geschlechtszellen darin besteht, daß sie einen biologischen Charakter bewahren, der auf den niedersten Stufen des Lebens allen Zellen eigen ist, daß sie mithin gewissermaßen eine Art Urzellen darstellen, die noch die ganze Entwickelungsfrische der nicht durch Arbeitstheilung einseitig gewordenen einzelligen Urwesen besitzen. Man würde nun offenbar diese Entwickelungsfrische der Geschlechtszellen am einfachsten begreifen können, wenn man statt an immerwährende Neubildung derselben zu denken, sie gewissermaßen als directe Abkömmlinge der früheren Geschlechtszellen und so herab bis zur Urzelle betrachten könnte. Dieser Gedanke ist denn auch in der That zu einer besonderen Theorie erhoben worden und zwar, so viel mir bekannt, zuerst 1876 von dem „Entdecker der Seele und des Wollregimes", Gustav Jäger in Stuttgart. Derselbe ging von der Anschauung aus, daß der Keimbildungsstoff, das Keimprotoplasma, durch große Reihen von Generationen allen Anfechtungen von außen zum Trotz, seine Eigenart bewahrt, und wollte sich dies durch die Annahme erklären, daß er sich gleich nach der Zeugung in zwei Theile spalte, einen ontogenetischen, aus dem sich das neue Individuum aufbaut, und einen phylogenetischen, welcher im Körper desselben reservirt bleibt, um durch seine Vermehrung zur Zeit der Geschlechtsreife die Fortpflanzungszellen zu bilden. Das heißt also mit anderen Worten: die Geschlechtszellen würden nicht aus den Säften der Individuen neu gebildet, sondern sie seien directe Abkömmlinge des Keimprotoplasmas, aus dem dieselben selbst entstanden sind, es bestehe somit ein ewiger unmittelbarer Zusammenhang, eine Continuität des Keimprotoplasmas seit undenklichen Zeiten.

In der That giebt es eine Anzahl von Fällen, in denen man eine solche frühzeitige Abspaltung und Aufspeicherung des Keimstoffes wirklich beobachtet haben will, und deshalb haben sich mehrere weitere Forscher, namentlich August Weismann in Freiburg, in seinen Schriften „Ueber die Vererbung" (1883) und „Ueber die Continuität des Keimprotoplasmas" (1887) den Jäger'schen Ansichten angeschlossen. „Bei gewissen Insecten", sagt er, „beginnt die Entwickelung des Eies zum Embryo damit, daß ein paar kleine Zellen sich von der Hauptmasse des Eies abschnüren und dieses sind die Keimzellen, die später in das Innere des sich formenden Thieres aufgenommen, zu den Fortpflanzungsorganen desselben verwerthet werden." Mir scheint aber, daß aus diesen immerhin sehr vereinzelt dastehenden Beobachtungen im Grunde nichts weiter gefolgert werden kann, als daß bei gewissen Thieren der Bau der Geschlechtsorgane sehr früh angelegt wird.

Andererseits ergibt sich alsbald, daß diese Theorie, welche nichts anderes als eine Erneuerung der glücklich überwundenen Einkapselungs-Lehre der früheren Jahrhunderte in leicht abgeänderter Form ist, den Folgeschluß rechtfertigen würde, daß die Arten nicht veränderlich sein könnten, da ja das Keimprotoplasma der jeweiligen letzten Generation, ohne durch das Medium der Einwirkungen, welche äußere Umstände auf das

Digitized by Google

Individuum ausüben, hindurchzugehen, ein sozusagen directer Sproß des ältesten Ahnenplasma's der Art wäre. Um dieser fatalen Consequenz auszuweichen, stützte sich Weismann auf gewisse sehr merkwürdige Beobachtungsthatsachen, die durch zahlreiche Forscher der letzten Jahre über die Vorgänge bei der Reifung des Eies ermittelt worden sind. Das weibliche Ei nimmt nämlich einen Anlauf zu einer Zelltheilung nach dem Schema, welches in neuerer Zeit Straßburger an der Pflanzenzelle und Flemming an der Thierzelle nachgewiesen haben und es findet eine Art von partieller Theilung des Zellkernes statt, wobei ein Theil desselben als sogenannter Richtungskörper ganz aus dem Ei herausgestoßen wird.

Ueber die Bedeutung dieses Vorganges hat man nun sehr verschiedene Meinungen aufgestellt. Minot, Balfour, van Beneden und andere Embryologen meinten, das Ei sei ursprünglich eine Art Zwitterwesen und müsse deshalb seinen männlichen Antheil vor der Befruchtung ausstoßen; auch fand diese Ansicht eine gewisse Unterstützung darin, daß man bei sogenannten parthenogenetischen Eiern, wie sie namentlich bei Räderthieren, Krustazeen und Insecten vorkommen, die ohne Befruchtung reifen, eine solche Ausstoßung nicht wahrgenommen hatte. Allein in neuester Zeit ist durch Grobben, Ischikawa und Weismann selbst, der Beweis erbracht worden, daß bei allen diesen ohne Befruchtung sich entwickelnden Eiern allerdings ein Richtungskörper ausgestoßen wird, bei den geschlechtlich befruchteten dagegen zwei Richtungskörper. Weismann hält es nun trotz seiner Ansicht von der Continuität des Keimprotoplasmas für wahrscheinlich, daß in demselben von den verschiedenen Ahnen herrührende, ungleiche Vererbungstendenzen gemischt seien, und daß eben die Ausstoßung der Richtungskörperchen, durch welche einzelne derselben entfernt würden, die Veränderlichkeit der Arten bedinge, die somit an die geschlechtliche Fortpflanzung gebunden sei und von rein inneren Vorgängen, ohne Bedingtsein von äußeren, abhänge. Die äußeren Lebensbedingungen wirkten vielmehr nur so weit mit, als sie den Individuen, bei denen für die Erhaltung der Art irgendwie vortheilhafte Eigenschaften aufträten, im Kampfe um's Dasein zum Siege verhälfen.

Wir haben also festzustellen, daß einzig auf einigen bisher unverständlichen Vorgängen der geschlechtlichen Fortpflanzung hiermit eine grundstürzende Theorie aufgezimmert wurde, aus der folgende Sätze abzuleiten sind: 1. Die Veränderlichkeit der Lebewesen ist an die geschlechtliche Fortpflanzung gebunden, und Wesen, die sich nur ungeschlechtlich vermehren, können daher keine Abänderungen zeigen. 2. Vom Einzelnwesen neu erworbene Eigenschaften können nicht vererbt werden. 3. Folglich ist der directe Einfluß der äußeren Bedingungen auf die Fortbildung der Lebewesen gleich Null, denn wenn derselbe auch Veränderungen in ihnen hervorbrächte, könnten dieselben doch nicht vererbt werden. Diese Schlüsse, die, wie gesagt, nicht aus irgend welchen zwingenden Gründen gemacht worden sind, sondern einzig und allein, um einige vorläufig dunkle Vorgänge der Fortpflanzung in einer bengalischen Beleuchtung zu zeigen, sind aber, wie bald gezeigt werden soll, ein Schlag in's Antlitz aller bisherigen Erfahrungen, der um so mehr abzuweisen ist, als sich jene Thatsachen anscheinend viel einfacher und vernunftgemäßer erklären lassen. Würde es in der That nicht viel einfacher sein, anzunehmen, daß mit der Ausstoßung der Richtungskörperchen aus dem Eiplasma nur eine Art Reinigung und Verjüngung desselben vollzogen wird, um es zu der Urzellennatur zurückzuführen, welche die Keimzelle besitzen muß, wenn sie den Körper des Nachkommen von Grund aus neu aufbauen soll?

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Kaiser Wilhelm und die Kunst.

Von Georg Malkowsky.

Das Kunstwerk ist nur aus dem Zusammenhange der gesammten Culturentwickelung heraus zu begreifen. Den Grundgesetzen des Schönen unterworfen, von Zufälligkeiten und Zweckbestimmungen abhängig, ist es doch in seiner höchsten Potenz eine freie Manifestation des Volksgeistes auf einer bestimmten Stufe seiner Entwickelung. Der bildende Künstler, stofflich gebundener, als der in luftigen Phantasiegebilden arbeitende Poet, schafft in seiner Zeit, aus seiner Zeit, für seine Zeit. Er mag mit seinen Vorwürfen noch so weit in die Vergangenheit zurückgreifen, in Auffassung und Gestaltung verräth er sich als das Kind seines Volkes, seines Jahrhunderts.

Fürstliches Mäcenatenthum hat, insoweit es sich in einer persönlichen Beeinflussung der Kunstbestrebungen äußerte, noch niemals eine dauernde, gesunde Blüthe der bildenden Künste gezeitigt. Jeder directe Eingriff in den Schaffensvorgang schließt eine Gefahr in sich, die zu Mißbildungen und Verkrüppelungen führt. Die Knospe der Kunst mag sich unter dem warmen Strahl der Fürstengunst erschließen, die Pracht der Formen und Farben war langsam in ihr vorgebildet und entwickelt.

Die politische Parallele zwischen Griechenthum und Deutschthum liegt nahe und ist oft gezogen worden. Auf den Gebieten der Literatur und der bildenden Künste sind die Vergleichspunkte in die Augen springend. Bei keinem anderen Volke der neueren Zeit hat sich die Entwickelung der Kunst in so engem Anschluß an die Herausbildung der nationalen Eigenthümlichkeit vollzogen. Man hat die Preußen als die Spartaner der Neuzeit bezeichnet, ein Gang durch die Kaiserstadt lehrt, daß sich dem Lakonismus ein gut Theil Atticismus beimischt, daß Baukunst und Bildnerei, nicht immer mit gleichem Glück, aber stets in richtiger Abwägung der Mittel und Zwecke, die nationalen Errungenschaften in den ihnen eigenthümlichen Darstellungsformen zum Ausdruck gebracht haben. Berlins Bauten und Denkmäler repräsentiren eine steinerne Geschichte der Umbildung des Preußenthums zum Deutschthum, wie sie so lückenlos kein anderes Volk der modernen Welt aufzuweisen hat, wie sie sich gerade bei uns nur aus der demokratischen Eigenart unseres Königthums erklärt. Mit dem deutschen Gedanken sich identificirend sind die Hohenzollern groß geworden, die Geschichte ihres Heranwachsens ist die Geschichte der Einigung der germanischen Stämme und diese ist mit steinernen und ehernen Buchstaben in den Monumenten der Kaiserstadt niedergeschrieben.

Das Verhältniß der Hohenzollern zu den bildenden Künsten trug von jeher den Charakter einer glücklichen Vernunftehe. Wie kluge Hausväter haben sie sich, stets mit dem wachsenden Wohlstand Schritt haltend, ihr Heim wohnlich und behaglich eingerichtet, Kunst und Kunsthandwerk je nach Bedürfniß der Repräsentation unterstützend. Nur einmal wurde dieses ruhige Verhältniß durch leidenschaftliche Regungen eines enthusiastisch empfindenden Mäcens auf dem Throne unterbrochen. Die glänzenden Hoffnungen, die sich für die Kunstentwickelung an die Regierung Friedrich Wilhelms IV. knüpften, haben sich nicht erfüllt, weil seine Bestrebungen nicht im Volksgeiste regelten, weil er es versuchte, dem nach einer ganz anderen Richtung ausgebildeten ästhetischen Empfinden die fremde Formensprache des mittelalterlichen Romanismus aufzuzwingen.

Kaiser Wilhelm fußte in seinem Verhältniß zu den bildenden Künsten auf den Traditionen seines Hauses. Es gehört zu den vielen merkwürdigen Erscheinungen in der Regierungsgeschichte dieses Monarchen, daß man von ihm, dem man gewiß keine Prunksucht nachsagen kann, dereinst nach Analogie

Digitized by Google

des römischen Kaisers, berichten wird: Er hat seine Residenz aus Stuck und Kalk als eine Stadt aus Stein und Erz hinterlassen. Und diese Wandlung hat sich ohne directe Beeinflussung mit der Nothwendigkeit eines Naturereignisses vollzogen, weil sich in der Person des Kaisers eine Idee verkörperte, die das ganze Volk, jede Aeußerung der Volksseele, und somit vor Allem die Kunstübung durchdrang.

Es gibt eine specifisch preußische Hohenzollernarchitektur, die an die Namen Nehring und Schlüter anknüpfend von ernstem Studium des Barockstils Oberitaliens ausgehend, die Monumentalbauten von der Zeit des Großen Kurfürsten bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein beherrscht. Die beschränkten Mittel, der Mangel an einem edlen Baumaterial führten zu einer eigenartigen Ausbildung der architektonischen Formen, die in dem nüchternen Ingenieurismus Nehring's und in der phantasievollen und doch das rechte Maß nie überschreitenden Stuckornamentik Schlüters zum Ausdruck kommt. Der beste Repräsentant dieses Stils ist das Zeughaus, die jetzige Ruhmeshalle.

Eine zweite Periode setzt mit der hellenischen Renaissance Schinkels ein. Sie hat die Berliner Architektenschule gelehrt, die einfachen constructiven Formen des griechischen Baustils den modernen Raumforderungen mit Leichtigkeit anzupassen, sie zwanglos für die Flächenbehandlung zu verwerthen. Das Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkt ist ein architektonischer Kanon, dessen Anschauung und Studium vor allen Auswüchsen und Ueberwucherungen der decorativen Phantasie warnt, zu denen die Bevorzugung der Hoch- und Spätrenaissanc Anlaß geben könnte.

Die Kunstübung unter Friedrich Wilhelm IV. charakterisirt sich, wie schon bemerkt, als ein gewaltsam eingeschobenes Intermezzo, das die geschlossene Entwickelung zusammenhangs- und einflußlos unterbricht. Der katholisirende Romanismus, den Wilhelm I. als Hinterlassenschaft seines Bruders vorfand, konnte der schlichten Natur des neuen Herrschers unmöglich sympathisch sein und es bedurfte seiner ganzen Pietät, seiner schrankenlosen Anerkennung der geistigen Gaben des Verstorbenen, um das Erbe anzutreten und das Begonnene, vor Allem die kirchlichen Bauten, ohne Aenderung zu Ende zu führen. Allzu phantastisch und kostspielig Geplantes, wie das Campo Santo, der Dom, die Kunstakropolis auf der Museumsinsel wurde zurückgelegt. Nur das Börsengebäude und die Nationalgalerie reiften ihrer Vollendung entgegen. Gleichzeitig setzt mit der Erbauung des neuen Rathhauses eine glänzende Periode communaler Bauthätigkeit ein, deren Charakter wesentlich durch das Material, den Backstein in Verbindung mit gebranntem und glasirtem Thon, bestimmt wird.

Die schon oben berührte Pietät des Königs, das Gefühl innigem Zusammenhanges mit den Traditionen seines Hauses, der stete Hinblick auf die großdeutschen Ziele desselben führte zu einer Reihe von Restaurationen monumentaler Bauten, die sich als Merksteine in der Geschichte der Hohenzollern charakterisirten. Hierher gehören die Restaurirung der fränkischen Stammburg, der preußischen Ordensfeste, die Vollendung des Kölner Dombaues.

Die sich Schlag auf Schlag vollziehende, rein räumliche Ausdehnung des preußischen Staates bedingte die Planung einer Reihe administrativer Bauten, des Ministeriums des Innern, des auswärtigen Amtes, des Generalstabsgebäudes, des Cultusministeriums, der Münze und der Reichsbank, deren Ausführung bewiesen hat, daß die Berliner Architektenschule, an ihren soliden Ueberlieferungen festhaltend, durch ein edleres Material, Sandstein und Kunstziegel, unterstützt, jeder Aufgabe gewachsen ist. Vor Allem hatte sie Gelegenheit zu zeigen, daß sich die Stilformen der Renaissance unter geschickten Händen mühelos den modernen Anforderungen an Raum- und Flächenbehandlung anbequemen.

Als dann der Siegesjubel des großen Jahres verklungen war, als das geeinte Deutschland zur stillen Arbeit zurückkehrte, da wurde aus dem Heerkönig der Friedensfürst. Das erstarkte Selbstbewußtsein der germanischen Nation fand der Bescheidenheit seines Herrschers entsprechend maßvollen monumentalen Ausdruck in der Vollendung des Hermannsdenkmals, in dem Denkmal auf dem Niederwald, in der Siegessäule am Königsplatz und in der Ruhmeshalle, die der Kaiser nur ungern so nennen hörte, der schlichteren Bezeichnung Waffenhalle den Vorzug gebend. Zum Siegesrausch ließ der pflichtgetreue Monarch seinem Volke keine Zeit. Es galt, den neuen Zufluß an materiellen Kräften geistig zu verarbeiten. In reicher Fülle, in würdiger, aber keineswegs prunkender Ausstattung wuchsen die wissenschaftlichen Institute, die technische Hochschule, die klinischen, physiologischen und chemischen Anstalten, die landwirthschaftliche und die Bergakademie, das ethnographische und das Kunstgewerbe-Museum aus der Erde, durch ihren ernsten Aufbau von der Friedensliebe des neuen Kaiserreichs deutscher Nation zeugend; als Symbol des zu vollendenden inneren politischen Ausbaues, als mahnendes Vermächtniß an seinen Nachfolger hinterließ der sterbende Kaiser die mächtig emporstrebenden Mauern des Reichstagsgebäudes.

Das Verhältniß Wilhelms I. zur Baukunst wird im Wesentlichen durch den Zweckbegriff bestimmt. Mit der ihm eigenen treuen Sorge hat er darüber gewacht, daß würdige Ausstattung und Nutzwerth in dem richtigen Verhältniß zu einander standen. Aber er hat auch volles Verständniß für die höhere Aufgabe der Architektur bewiesen. Die Nachwelt wird es bezeugen können, daß unter seiner Regierung Wohl und Wehe des Volkes in den Bauformen ihren adäquaten ästhetischen Ausdruck gefunden haben. Auch die lebende Mitwelt könnte von ihm lernen, wie das architektonisch Schöne nicht zum geringsten Theil durch das richtige Abwägen des sich in der Construction aussprechenden baulichen Zweckes und der decorativen Ausstattung bedingt wird. Ein ernstes Studium der unter Wilhelm I. ausgeführten Staatsbauten würde die Privatbauthätigkeit, die Berlin in wenigen Jahren völlig umzugestalten begonnen hat, vor manchen Mißgriffen, vor Allem vor einem reklamehaften Ueberwiegen des decorativen Fassadenaufputzes bewahrt haben.

Die Beziehungen des verstorbenen Kaisers zu den Schwesterkünsten, der Bildhauerei und Malerei, gestalten sich weniger intim. Einerseits lag ihm das Interesse für die zunächst auf das Nützliche gerichtete Architektur näher, andererseits haben sich Bildhauer und Maler aus in dem Wesen ihrer Kunst liegenden Gründen der Ausgestaltung des nationalen Gedankens gegenüber spröder und weniger entgegenkommend gezeigt. Als der siegreiche Kaiser in die jubelnde Hauptstadt einzog, hatten sich Sculptur und Malerei zur Herstellung einer via triumphalis vereinigt, deren großartige Schönheit einen gewaltigen nationalen Aufschwung der bildenden Künste im engeren Sinne wach ruft. Die Valerien von Anton von Werner und Otto Knille, die Germania von Siemering riefen einen Sturm von Enthusiasmus hervor. Anton von Werner ist Akademiedirector geworden, der Fries vom Postament der Germania ist in einem Drittel der Originalgröße in Zinkbronce vervielfältigt, von dem nationalen Aufschwung ist es stille geworden im deutschen Reiche. An tüchtigen Malern und Bildhauern fehlt es sicherlich nicht, dafür zeugen die Denkmäler Schiller's und Goethe's, die Frescomalereien der Ruhmeshalle und die jährlich wiederkehrenden Kunstausstellungen. Aber wo bleibt der nationale Aufschwung? Mit ein paar Schlachtenbildern, mit ceremoniellen Schaustücken, wie der Kaiserproclamation in Versailles, mit ein paar frostigen Allegorien in mangelhaftem Reliefstil ist es nicht gethan. Es liegt uns fern, den Herrn vom Meißel und der Palette einen Vorwurf machen zu wollen. Es regt sich überall auf dem Gebiet der Sculptur und Malerei von hoffnungsvollen Keimen, aber fast alle unverkennbaren Fortschritte bewegen sich in der Richtung der Technik. Vielleicht zeugt es von der Weisheit unseres alten Kaisers, daß er wohl einsah, wie mit der Staatshülfe, noch sich ein allgemeines Rufen erhob, hier nichts zu erreichen ist. Bildhauerkunst und Malerei haben noch nicht den adäquaten Ausdruck für die moderne Staatsidee gefunden. Einerseits kleben sie noch zu fest an der Formensprache vergangener Zeiten, andererseits sind sie zu sehr durch die Bewältigung des rein Stofflichen, durch das Erfassen der äußeren Erscheinung in Anspruch ge-

Digitized by Google

nommen. Daher kommt es denn auch, daß die Erfolge der Schwesterkünste sich vorwiegend auf dem Gebiet des Portraits bewegen. Eine wahrhaft monumentale Idealbildnerei ist in einer Zeit der Gährung, der politischen und socialen Neubildung nicht möglich. Was sich davon bisher an das Tageslicht gewagt, wie die Wandmalerei des Zeughauses, trägt den Charakter des Experiments. Die Gelegenheit, den hier ausgesprochenen Pessimismus Lügen zu strafen, bietet sich von selbst. Mit beispiellosem Enthusiasmus vereinigt sich ganz Deutschland, um dem Wiederhersteller des Reiches ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Möge es einer Vereinigung der drei Schwesterkünste gelingen, ein monumentum aere perennius zu errichten, das der Nachwelt von dem Heerkönig und Friedensfürsten, von dem siegreichen Helden und dem Beschützer der Künste und Wissenschaften erzählt und gleichzeitig Zeugniß davon ablegt, daß die bildenden Künste von dem nationalen Gedanken, wie er sich in der Person des Kaisers verkörpert, erfüllt und durchdrungen, ihn würdig auszugestalten im Stande sind.

---

## Die Sage von Bazaine's Verrath.

Von Bruno Gebhardt.

Es ist noch nicht lange her, daß der Name des Marschalls Bazaine gelegentlich eines gegen ihn versuchten Attentats wieder in der Oeffentlichkeit genannt wurde, und dabei wurden Mittheilungen über die gegenwärtigen Lebensverhältnisse desselben gemacht, die tiefes Mitleid erwecken mußten und in Deutschland wenigstens auch erweckt haben. In Frankreich mag dies ja anders sein. Dort gilt Bazaine der großen Menge noch immer als der Verräther, der Metz verkauft hat, und die Revancheapostel thun das Ihrige, um diese Legende aufrecht zu erhalten. Und nirgends ist es leichter, an Stelle der geschichtlichen Wahrheit das wohlbereitete Parteimärchen zu verbreiten, als bei dem Volke, das gleich kritiklos bewundert und haßt. Allerdings bleiben die Rückschläge nicht aus: auf die Lobredner der großen Revolution, die keinen Schatten auf die Ereignisse jener Zeit fallen lassen wollen, folgte der erbarmungslose Taine, der den Schleier rücksichtslos fortriß; auf die Legende von Napoleon und St. Helena, die ihren ruhmredigsten Schilderer in Thiers gefunden hat, folgte Lanfrey mit seiner tödtlich vernichtenden Kritik, und so darf man auch hoffen, daß die Zeit kommen wird, wo die Franzosen ihre Mißerfolge im Kriege von 1870 nicht mehr auf Verrath und Käuflichkeit schieben, nicht mehr die Schuld einzelnen Führern, die ihren Namen hergeben mußten, aufbürden werden, sondern zu ihrem Heile erkennen, daß die frevelhafte Verblendung und die innere Corruption des zweiten Kaiserreichs die Ursachen jenes Unheils waren. Wenn diese Zeit der ruhigen und objectiven Betrachtung gekommen sein wird, dann wird auch „die Legende von Metz" die gebührende Schätzung finden, und das eben erschienene Buch*) des Grafen d'Hérisson wird dem zukünftigen Geschichtschreiber von erheblichen Nutzen sein. Der Verfasser hatte Gelegenheit während des Krieges Vieles zu sehen und zu hören und hat in einem früheren Werke, „Journal d'un Officier d'Ordonnance", Mittheilungen gemacht, die verdientermaßen Aufsehen erregten. Das vorliegende ist aus einer Art Privatenquête entstanden, zu der er sich durch die Beobachtung veranlaßt sah, daß man in Deutschland den Marschall Bazaine durchaus für einen ehrenhaften Mann hält, das Märchen von seinem Verrath verlacht und ihn als das Opfer eines verwerflichen politischen Intriguenspieles, als das bedauernswerthe Opfer für die Sünden Anderer ansieht. Graf d'Hérisson erfuhr diese Ansicht aus dem Munde eines hervorragenden Professors der Medicin in Würzburg, der in Heidelberg sein Corpsbruder gewesen war, und begann nun eine Revision der Acten, zu der ihm von verschiedenen Seiten Material zur Verfügung gestellt wurde.

Die ersten Capitel sind einer Reise nach Elsaß und Baden gewidmet und enthalten allerlei geschichtliche Erinnerungen und Betrachtungen, die der Besuch verschiedener Orte in dem Verfasser erweckt. Im Ganzen ist seine Beobachtung gut, sein Urtheil richtig. Bahnbeamte und Zollbeamte fallen ihm durch ihre militärische Straffheit sehr günstig auf, die Gegend, die er durchfährt, erscheint ihm außerordentlich wohl bebaut und blühend, so gelangt er nach Straßburg. Er schildert nun seinen französischen Lesern, welche Maßregeln die Regierung ergriffen hat, um das Elsaß zu germanisiren, Maßregeln, deren Zweckmäßigkeit er nicht leugnet, so sehr er sie auch von seinem Standpunkt bedauern und tadeln mag. Er kommt auch auf den Geschichtsunterricht in unseren Schulen zu sprechen und findet dabei mancherlei Fälschungen, auch sonst in der gangbaren Tradition, so soll, nach ihm, das Heidelberger Schloß garnicht der Zerstörung durch Melac's Banden, sondern einem Blitzstrahl zum Opfer gefallen sein. Sieht man von derartigen Concessionen an den Geschmack seiner Landsleute ab, so berühren seine Schilderungen aus Straßburg zum Beispiel recht sympathisch. Er sieht das Begräbniß eines Unteroffiziers und findet es höchst würdig; das Militär macht auf ihn den vorzüglichsten Eindruck, die angesehene Stellung der Offiziere — einen solchen zu heirathen ist der Traum jedes jungen Mädchens, jeder blonden Deutschen — erkennt er in ihrer großen Wichtigkeit an und gesteht schließlich, seit langer Zeit in Frankreich kein Regiment von einer so vollkommenen Haltung gesehen zu haben, wie das Rheinische Regiment Nr. 25, das bei ihm vorbeirückte. Der Erinnerung an Napoleons Straßburger Putsch ist ein längerer Abschnitt gewidmet, worin sehr interessante Auszüge aus dem Tagebuch des Baron Mounier, der den nachmaligen Kaiser seit seiner Jugend kannte und nach dessen zweitem Versuche in Boulogne zu seinen Richtern gehörte, hineinverwebt sind. Der Satz: l'échauffourée de Strasbourg fut le premier pas politique de Louis Napoléon en France; la capitulation de Sédan fut le dernier. Tous deux devaient le conduire en captivité et par une étrange ironie du sort cet homme a terminé sa carrière presque au lieu où il l'avait commencée, führt ihn wieder nach Straßburg zurück, von dessen Entwickelung unter deutscher Herrschaft er ein für diese höchst schmeichelhaftes Bild entwirft. Besondere Beachtung schenkt er den neuen Befestigungen, den Gebäuden zu militärischen Zwecken und anderen dahin zielenden Einrichtungen und kommt zu dem uns erwünscht klingenden Resultat: „Angenommen, der Krieg ist Mittag erklärt, um zwei Uhr sind die Pferde gefüttert, haben die Leute gegessen, Alles ist angespannt, Alles bereit, jedes Armeecorps kann marschiren. Ist unsere Organisation in Frankreich auch so vollkommen? Sind wir auch bereit?" Unter 17 Kriegsministern in 17 Jahren?

Nach dieser feuilletonistischen Einleitung wendet er sich, auf die Aeußerungen des Würzburger Professors hin, seinem eigentlichen Thema zu. Zwei Artikel, ein Brief des 1871 verstorbenen englischen Generalfeldmarschalls Burgogne an den Herausgeber der Times und ein Aufsatz der Comédie politique, bestätigen die deutsche Ansicht über Bazaine; die auf Anfragen des Grafen d'Hérisson an ihn gerichteten Briefe von Le Boeuf, Canrobert und Mac-Mahon umgehen jede Auskunft und sind in ihrer Inhaltslosigkeit bezeichnend; schließlich wendet sich der Verfasser an Bazaine selbst, der ihm natürlich jede Förderung verspricht. Der Ursprung des Krieges wird auf die Partei der Kaiserin zurückgeführt, die Affaire Saarbrücken in ihrer lächerlichen Nichtigkeit enthüllt und zum Beweis für die Rathlosigkeit und Verwirrung im kaiserlichen Hauptquartier mehrere einander widersprechende Ordres angeführt, unter anderen eine solche von Napoleon, der auf Grund englischer Zeitungsmittheilungen strategische Anordnungen trifft. Am 12. August wurde Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt; auf seinen Einwand, er sei nicht der älteste General, antwortete ihm Napoleon: Mac-Mahon war unglücklich bei Frosch-weiler, Canrobert hat im Lager von Chalons sein Prestige

*) Le légende de Metz par le Comte D'Hérisson. Paris, Paul Ollendorff.

Digitized by Google

verloren, Sie sind der einzig Intacte. Trotzdem Bazaine nun den Oberbefehl hatte, kreuzten Befehle des Kaisers und telegraphische Anordnungen des Kriegsministers die seinigen. Interessant ist die Schilderung von Trochu's Ernennung zum Gouverneur von Paris. Als er sich in dieser Eigenschaft der Kaiserin vorstellte, fragte sie ihn: General, glauben Sie nicht, daß bei den jetzigen Schwierigkeiten die Zurückberufung der Orleans sich empfehlen würde? Arglos verneinte er, und seine eigene Gattin klärte ihn erst auf, daß diese Frage auf seine angebliche orleanistische Gesinnung ginge und ihn hätte entlarven sollen.

Die nächsten Capitel enthalten einen eingehenden Aufsatz zur Vertheidigung Bazaines aus der Feder des bekannten englischen Militärschriftstellers Archibald Forbes, der im deutschen Hauptquartier den Krieg mitmachte, mit Randbemerkungen des Marschalls selbst. Sein Urtheil lautet dahin, daß von allen Thorheiten, welche die Franzosen nach dem Sturze begangen haben, die Verfolgung Bazaines die thörichtste, treuloseste und grausamste war. Nach seiner Verurtheilung, heißt es weiter, konnte de Cissey das Haupt hoch halten, bis eine neue Schande ihn vernichtete; konnte Frossard sich in Sicherheit wiegen, daß Frankreich seine schlechte Haltung nicht untersuchen würde; hatte de Failly keine Untersuchung über das von bayrischen Kanonen unterbrochene Frühstück im Lager zu befürchten; brauchte Le Boeuf nicht vor der Erinnerung an seine eitle Behauptung zu schaudern, daß die Armee bis auf den letzten Stiefelknopf bereit sei, und Fourton konnte leicht lachen, wenn er daran dachte, daß er sich am 15. August mit drei Cavalleriedivisionen durch eine Handvoll Ulanen aufhalten ließ und so die erste Ursache der Blokade von Metz war." „Der Proceß Bazaine war einfach ein Complot, zur Beruhigung Frankreichs, dem ein Opfer hingeworfen wurde, an dem es kauen konnte, ohne es ganz zu zerfleischen." Forbes weist im Einzelnen nach, wie alle Anklagen rein erfunden sind, und wie selbst die Fehler, die vorgekommen sind, am wenigsten auf Bazaines Rechnung gesetzt werden dürfen.

Im Anschluß an diese Ausführungen geht Graf d'Hérisson noch einmal die Proceßacten durch; als besonders wichtig ist die Aussage Mac-Mahons zu kennzeichnen, der selber gestand, bei seinen Bewegungen Metz zu entsetzen zwei Tage verloren zu haben. Was in der Festung selbst vorging, ist ein echt französisches Skandalcapitel. Kein anderer als der damalige Oberst Andlau, der Genosse der Madame Ratazzi und Limouzin, hatte eine Verschwörung unter den Offizieren angezettelt, den Marschall abzusetzen und einen Versuch zu machen, die Belagerungsarmee zu durchbrechen. Er fand Anhänger unter Kameraden und Bürgern und glaubte sich besonders auf die Nationalgarde verlassen zu können, die oft von ihrem brennenden Patriotismus, ihrer rasenden Wuth ins Feuer zu kommen sprach und diese Wünsche selbst dem General Changarnier ausdrückte. „Diese Manifestation," sagt unter Autor, „erinnert lebhaft an die Haltung der Pariser Nationalgarde, während der Belagerung. Die Manifestanten zerstreuten sich sogleich, als man ihnen den Posten von Ladonchamp versprach, wo man sich damals täglich schlug." Die Verschwörung mißglückte, weil die Soldaten nicht gewonnen wurden, aber der famose General Andlau schrieb sein Buch Metz, campagne et négociations und verkündete darin das Dogma von Bazaines Verrath, das Gambetta erfunden hatte. Es kommt auf den Gesichtspunkt, unter dem man die Sache betrachtet, an; wenn Gambetta in Lille sagt: „Mag Frankreich untergehen, retten wir die Revolution," so konnte der Marschall, der den umgekehrten Satz vertrat, jenem als Verräther gelten. Uebrigens lag dem Dictator von Tours, wie aus einer Depesche von Crémieux hervorgeht, durchaus nichts an einer Untersuchung und Verurtheilung; ihm genügte, daß jener von ihm als Verräther proclamirt war, und ganz Frankreich es nachbetete — da konnte eine Untersuchung nur schaden. Neben dem Buche hatte General Andlau im December 1870 in der Indépendance belge einen Brief veröffentlicht — zur Autorschaft bekannte er sich während des Processes —, in dem Stellen, wie die folgende vorkommen: Nous avons assisté au honteux spectacle d'un maréchal de France, voulant faire de sa honte le marchepied de sa grandeur, de notre infamie la base de sa dictature; livrant ses soldats sans armes, comme un troupeau qu'on mêne à la l'abattoir, et qu'on remet au boucher; donnant ses armes, ses canons, ses drapeaux, pour sauver sa caisse et son argenterie. Zahlreiche Offiziere in deutscher Gefangenschaft protestirten gegen diese Infamie; einer mit den Worten: Cette lettre ne peut être que l'oeuvre d'un fou.

Zwei Beschuldigungen spielten im Proceß eine besondere Rolle: die Auslieferung der Fahnen und die Behauptung, daß angeblich noch reichlich Nahrungsmittel in der Festung waren. Beides ist hier documentarisch beleuchtet: Die Berichte der Intendanten und Aerzte weisen die letztere zurück, und was die Fahnen betrifft, so hatte Bazaine wiederholt den Befehl gegeben, sie zu verbrennen, ohne daß er befolgt wurde. Der Proceß war, wie d'Hérisson darlegt, nichts weiter als ein orleanistisches Complot. Thiers wollte nichts davon wissen. Er erzählte, nach dem Zeugniß des Grafen Kératry, Bismarck habe geäußert: wie kann man mit einem Volke verhandeln, das ohne Beweise, ohne Untersuchung den ersten ihrer Militärs in den Koth zieht? Bazaine hat drei Stunden die Möglichkeit, aus Metz herauszugehen, aber da war es unmöglich, weil ein furchtbarer Regen fiel. Und Thiers fügt hinzu: Bazaine besaß keine Kühnheit und Energie; aber er hat nichts verkauft. Wenn ein Volk besiegt ist, nennt es sich immer verrathen. Erst als Mac-Mahon an's Ruder kam, ging man gegen den Marschall vor. Bei dieser Gelegenheit sei eine Reminiscenz mitgetheilt. „Der Befreier des Landes" hatte Gambetta gerufen und auf Thiers gezeigt. Thiers der Befreier und Bazaine der Verräther, sagt unser Autor, ist eines so wahr wie das andere. Bismarck soll nämlich in Frankfurt Pouyer-Quertier gegenüber seine Bereitwilligkeit, das Land sofort zu räumen, ausgesprochen haben, wenn Garantien für die Bezahlung der Kriegsschuld etwa durch Anweisungen vertrauenswerther Banken gegeben wären. Der französische Diplomat, ganz entzückt von diesen Verhandlungen, die übrigens nach dieser Erzählung bei Bier und Cognac bis 2 Uhr morgens dauerten, was den eisernen Kanzler nicht hinderte, um $5^1/_2$ Uhr wieder gestiefelt und gespornt zu erscheinen, der französische Diplomat eilt beglückt nach Versailles, soviel erreicht zu haben, als Thiers ihm sagt, davon könne keine Rede sein, da er ohne die deutsche Occupationsarmee nicht Herr der Nationalversammlung sein würde. Also erst unter Mac-Mahon begann der Proceß; die Gründe, die den alten Kameraden Bazaine's zu dieser Stellungnahme führten, waren einmal die politische Unfähigkeit desselben und dann der orleanistische Einfluß, der auch bewirkte, daß an Stelle des ältesten Generals Schramm der Herzog von Aumale zum Vorsitzenden des Kriegsgerichtes ernannt wurde. Wie dieser sein Amt ausübte, beweist allein schon der Umstand, daß das früher gekennzeichnete Buch des Generals Andlau während der Verhandlungen dauernd in seinen Händen war. Sein Zweck war natürlich, durch diesen Vorsitz populär zu werden; vor der letzten Berathung übrigens vereinigte er die Mitglieder des Gerichts, sechs an Zahl, deren dreier Voten er nicht gewiß war, zu einer inofficiellen Unterhaltung, wobei er ihnen erklärte, wie wünschenswerth um des öffentlichen Eindrucks willen ein einstimmiges Urtheil wäre. Man schloß denn auch das Compromiß dahin, das Todesurtheil auszusprechen, aber auch sofort ein Gnadengesuch einzureichen. „Philipp Egalité", sagt der Verfasser, „dachte in dem Moment, als er für den Tod des Königs von Frankreich stimmte und in einem Wagen der Hinrichtung beiwohnte, nicht, daß das Beil der Revolution, das in die Hände des Volkes zu geben, um das Haupt des Souveräns zu treffen, er für recht gehalten hatte, einige Monate später das seinige treffen werde. Sein Enkel dachte noch weniger, daß er vom Präsidium des Schiedsgerichts, das Bazaine zum Tode verurtheilt — ein Opfer der populären Leidenschaften — einige Jahre später in's Exil gehen würde." Das Schicksal der übrigen Personen, die in dem Processe eine Rolle spielten, war nicht minder merkwürdig: der Capitän Rossel wurde als Communegeneral erschossen, Boyenval tödtete sich

Digitized by Google

selbst, von Valcourt wurde zu zehn Jahren Gefängniß verurtheilt, Gambetta starb, man weiß wie! oder vielmehr man weiß es noch nicht. Ueber des letzteren Verhalten ist das Eingehendste in einer Denkschrift des Oberingenieurs Bazaine, des Bruders, mitgetheilt; danach hatte sich Gambetta des eben genannten Valcourt, der sich für einen Adjutanten Bazaine's ausgab, bedient und durch ihn einen Bericht an die Regierung abfassen lassen, der als officielles Document behandelt wurde und mit den Worten schloß: „Marschall Bazaine hat wissentlich den Preußen Stadt und Festung Metz und die französische Armee, die in der Umgebung lag, überliefert, alles zu dem Ziele, Herr der politischen Situation in Frankreich zu sein und zu bleiben." Am 28. October, dem Tage, wo die Festung fiel, wurde dieser Rapport abgefaßt; zugleich verschickte Gambetta ein Schreiben an die Präfecten: „Das Gerücht von der Uebergabe von Metz circulirt. Es ist gut, daß Sie die Ansicht der Regierung über die Ankündigung eines solchen Unglücks kennen. Ein solches Ereigniß würde nur das Resultat eines Verbrechens sein können, dessen Urheber für vogelfrei erklärt werden würden." Nach dem Eintreten der Katastrophe schlug Gambetta seinen Collegen Cremieux und Glais-Bizon folgende Proclamation vor: Außer dem Gesetz stehen der Oberbefehlshaber der Rheinarmee, die Marschälle und commandirenden Generäle, die Divisionäre u. s. w. Es wurde nicht angenommen, sondern ein anderes redigirt, das gegen Bazaine allein gerichtet ist; doch folgte am 30. October die Depesche: Redoublez de vigilance. Partout où vous rencontrerez Bazaine ou un officier de son état-major, faites-le arrêter et diriger immédiatement sur Tours sous bonne escorte. Léon Gambetta. Sogar die Gemahlin Bazaine's, die in Tours war, entging mit knapper Noth der Gefangennahme.

Als charakteristisch für die Proceßführung glaubt d'Hérisson auch noch die Liste des Avancements, der Feldzüge, Verwundungen und Auszeichnungen mittheilen zu sollen, wie sie dem Kriegsgericht vorlagen, und ihre parteiische Umgestaltung durch Auslassungen und Ungenauigkeiten nachzuweisen. Es fehlt auch, zerstreut im Buche, das durchaus nicht systematisch, sondern mehr feuilletonistisch geschrieben ist, nicht an Mittheilungen über die früheren Feldzüge, besonders in Mexiko, über Anfeindungen, die aus dem Kreise der Kaiserin Eugenie stammten, die jenen Krieg als einen Glaubenskrieg geführt wissen wollte, und andere Ereignisse. Das letzte Capitel schildert die wahrhaft romantische Flucht des Marschalls von der Insel Marguerite, wo sein Wächter ihm schließlich nach anderen Peinigungen Gefängnißkleider anlegen wollte. Mit unglaublicher Kühnheit hatte seine Gattin in zweiter Ehe, eine Mexikanerin, alle Vorbereitungen getroffen; von brennendem Ehrgeiz erfüllt, wollte sie ihn zu einer neuen politischen Rolle führen, er sollte Chef der Carlistenbanden werden; als er sich dessen weigerte, verließ sie ihn und kehrte in ihre Heimath zurück. Ein müder, gebrochener Mann, lebt Bazaine in Noth; seine Ehre, welche Parteileidenschaft befleckt hat, wird die geschichtliche Gerechtigkeit wiederherstellen. Lange hatte er sich gegen die Flucht gesträubt; als er sie ausführte, zerriß er das letzte Band, das ihn mit Frankreich verknüpfte. Bei den wandelbaren Verhältnissen in diesem Lande wäre ihm sonst vielleicht noch eine Rolle zu spielen vergönnt gewesen. In jedem Falle darf er dem Grafen d'Hérisson, der, wenn auch nicht parteilos, doch in erster Reihe aus Gerechtigkeitsgefühl und Wahrheitsstreben für ihn eine Lanze gebrochen hat, dankbar sein. Ob die öffentliche Meinung in Frankreich sich durch das interessante und lehrreiche Buch wird bekehren lassen, muß die *Zukunft* zeigen.

## Eine neue Dichtung von Sully Prudhomme.

Von F. Groß.

Während eine Reihe französischer Schriftsteller, weil sie es verstehen, den Instinkten der internationalen Lesewelt zu schmeicheln, nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch außerhalb desselben, und namentlich bei uns Deutschen, weit über Gebühr beachtet werden, gibt es so manchen französischen Dichter, der weder daheim noch in der Fremde die Würdigung findet, auf welche er Anspruch erheben dürfte. Ich denke — indem ich dies niederschreibe — speciell an Sully Prudhomme, einen der feinst besaiteten, vornehmsten und seine Muttersprache am siegreichsten meisternden Poeten im modernen Frankreich. Unter den vielen Gedichten Prudhomme's ist eigentlich nur eines so recht populär geworden: „Die zerbrochene Vase", ein Spiegelbild von des Verfassers mimosenhafter Empfindung, ein Zusammenklang von so zarten Tönen, wie man sie der Kehle eines männlichen Sängers kaum zutrauen möchte. Die große Mehrzahl seiner dichterischen Hervorbringungen ist für die Menge zu subtil, zu weltflüchtig, zu übersinnlich. Einer seiner Biographen schreibt ihm eine „exquise délicatesse" zu, und Prudhomme gebraucht ein schärferes Wort, indem er autobiographisch von seiner „sensibilité raffinée" spricht. Jede Berührung mit der rauhen Wirklichkeit schmerzt ihn; er zieht die Sehnsucht dem Besitze vor; in dem Widerstreite zwischen irdischer und transcendentaler Liebe befindet er sich auf Seiten der letzteren. „Je höher man steht", läßt er sich einmal vernehmen, „desto stolzer liebt man, und wer für sich die höchste Reinheit erträumt, mag sein Herz mit keiner irdischen Liebe erfüllen." Er hängt „blonden Träumen" nach, er begreift nicht, daß Liebende sich glücklich fühlen können, wenn die Welt von ihrem Glücke wisse: „Ils se disent heureux, et le monde les voit!" Seine verschämte Muse erröthet jungfräulich, sie trägt gern einen schützenden Schleier, weil sie nicht will, daß Jedermann ihr in's Gesicht schauen könne; sie will sich aussprechen und kann sich doch nicht überwinden, Alles zu sagen, was in ihr webt und lebt. „Wenn ich Dir", gesteht Prudhomme, „mein Buch überliefere, so erkennt mein Herz es kaum wieder; das Beste bleibt ungesprochen in mir zurück, und meine wahren Verse wird niemals Jemand lesen." Durch alle Schriften Prudhomme's geht der schüchterne, mädchenhafte Zug, geht die Furcht vor einem Zusammenstoße mit der rauhen Realität. Er lebt im Reiche der Einbildungskraft, in dieses zieht er sich ängstlich zurück, so ängstlich, daß er den Wunsch ausdrückt, seine ihm persönlich unbekannten Freunde nie von Angesicht zu Angesicht zu treffen. „Liebe Wanderer! Nehmet von mir nur ein wenig auf, das Wenige, das euch an mir gefallen hat, weil es euch selber ähnlich sieht. Lasset uns aber nicht den Wunsch hegen, einander zu begegnen. Das Wahre an der Freundschaft ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Alles Uebrige ist nichtig. Ersparen wir uns das Lebewohl."

Seinen bisher veröffentlichten Schriften — „Stances et poèmes", „Les Epreuves", „Le écuries d'Augias", „Croquis italiens", „Les solitudes", „Impressions de la guerre", „Les vaines tendresses", „La France", „La révolte de fleurs", „Les destins", „La justice" u. s. w. — fügt Prudhomme einen Band Verse bei: „Le bonheur", ein aus drei Theilen bestehendes philosophisches Gedicht,*) das auf seine Weise die Frage zu erledigen sucht: was das menschliche Glück sei. Prudhomme antwortet dämmerhaft und phantastisch, aber wenn wir uns bemühen, den Kern aus allem Wust herauszufinden, so haben wir das Glück als Loslösung von allen irdischen Banden, als ein seliges Schweben hoch über jeglicher Erdenpein vor uns. Diese Theorie erhärtet Prudhomme an den Erlebnissen eines Paares, des einzigen im weiten Raume, welchem in den Gefilden reiner, fleckenloser Seligkeit eine Vereinigung beschert

*) Paris, Alphonse Lemerre.

Digitized by Google

wird. In die süße Vorstellung von einem solchen Bunde mengt sich dem Dichter, dessen Denken und Grübeln immer eine melancholische Färbung zeigt, die Meinung, daß dem menschlichen Geschlechte als letztes Heil das völlige Aufhören winke, daß das Glück in der Vernichtung liege. Die Hauptpersonen des Gedichtes, Faustus und Stella, seine Geliebte, ziehen empor nach dem Himmel, indessen die Erde entvölkert ist von ihrem früheren Beherrscher. Auf welcher Seite wohnt das Glück? Bei dem auserlesenen Paare oder bei dem von des Daseins Last ein- und für allemal befreiten Menschengeschlechte? Der Titel von Prudhomme's Werk läßt uns im Zweifel darüber, er erlaubt jede der genannten Auslegungen, und vielleicht sind beide zulässig, denn wenn die ganze Gattung Freiheit durch Vernichtung findet, so wird das einzelne Paar beglückt, indem es in einer besseren Welt zu einem nimmer zu lösenden Bunde vereinigt wird. Aber warum ein einzelnes Paar? Warum gerade dieses einzelne Paar und kein anderes? Solche Fragen dürfen wir nicht aufwerfen. Logische Klarheit gehört nicht zu den Lebenselementen von Prudhomme's Poesie, und am allerwenigsten zeigen ihre Spuren sich im „Le bonheur". Prudhomme bemerkt selbst, er hätschle in diesem Buche einen schönen Traum, und so habe er die Augen schließen müssen vor grausamen Ungewißheiten, vor so mancher, dem Stoffe innewohnenden Unwahrscheinlichkeit. Er verzeichnet beinahe im Tone einer Entschuldigung, daß er eine väterliche Gottheit mit einführen mußte, um das Glück mit dem Schmerze zu versöhnen. „Der Zweifel über das, was jenseits des Grabes folge, kann so manche Seele dahin bringen", es sind dies Prudhomme's Worte, „jenen Traum wie eine wohlthuende Ableitung, eine ideale, ihrem Bedürfnisse nach Gerechtigkeit und Glück entsprechende Genugthuung zu begrüßen." Als fürchte er, man möchte ihn für irgend eine der Vernunftwidrigkeiten seiner neuen Dichtung verantwortlich machen, wiederholt er in der Vorrede zu „Le bonheur" etliche Male, daß er keine andere Absicht habe, als sich den höchsten Zielen und Strebungen zu nähern, wenn auch nur durch ein beglückendes Märchen, das einen Augenblick lang die Stummheit und die Immoralität der Natur in Vergessenheit bringen mag ... Wir sind durch den Dichter genugsam vorbereitet und gewarnt, wir wissen, daß wir an das, was uns erwartet, nicht den Maßstab nüchterner Erkenntniß anlegen dürfen ... „Der Rausch" ist der erste Theil des Buches überschrieben. Es handelt sich um den Rausch der nach langen Kämpfen endlich belohnten Liebe. Faustus warb auf Erden um Stella. Er stand social zu niedrig, um ihre Hand zu erlangen. Eine Kluft trennte die Beiden, sie durften einander nicht angehören; aus Kränkung ging Stella zu Grunde, und nach ihr schied Faustus aus dem Leben. Auf einem fernen Planeten erwacht er nun. Er findet sich auferstanden, und wie er in einem Gewässer sein Bild erblickt, gewahrt er, daß seine körperliche Erscheinung sich verjüngt, verschönt, veredelt hat. Kaum ist er zu neuem Bewußtsein gelangt, so findet er Stella. Die Langegetrennten feiern ein freudiges Wiedersehen. Stella rühmt den Planeten auf dem sie verweilen. Sie bedauert nicht, die Erde verlassen zu haben, denn jetzt sei ihr und auch ihm ein reineres Dasein beschieden. Stella tritt in ihrer irdischen Gestalt auf, aber sie will sich ihm so zeigen, wie der Aufenthalt in der neuen Heimath sie umgewandelt hat. Faustus bittet sie, vor der Hand ihre Leiblichkeit nicht zu wechseln, denn in dieser habe er sie lieben gelernt. Er hört von der Geliebten enthusiastisch die Freuden des derzeitigen Aufenthaltes verkünden. Für sie sind die früheren Erlebnisse wie in Nebel gehüllt; sie erinnert sich unzweideutig und ungetrübt nur noch an Faustus' und an die Züge ihrer Mutter und ihres Vaters. Sie freut sich, daß sie das Dasein hinter sich habe, in welchem sie die entfliehende Wahrheit suchte und um die Wahrheit bettelte ... Das Zwiegespräch der Beiden ist überreich an Perlen dichterischer Ausdrucksweise. Für alle offenkundigen Schwächen des Werkes werden wir schadlos gehalten durch die liebenswürdige Musik der Verse, durch das warme, freudige Colorit, durch die Fülle herzbewegender Stimmungsbilder, durch die merkwürdige Gabe, auch das Unwahrscheinliche, ja das Unmögliche mit wahrhaft entzückender Herzensberedtsamkeit vorzutragen ... Zum Schlusse ihres ersten Wiederfindens nimmt Stella sich vor, Faustus alle Herrlichkeiten des Planeten zu zeigen. Sie führt ihn, wie Virgil den Dante. In der Schilderung jener Herrlichkeiten erweist Prudhomme sich als ein Virtuose in genauer Beschreibung von Dingen, die er nie gekannt. Er photographirt das Unmögliche mit geradezu peinlicher Gewissenhaftigkeit. Wir erhalten ausführliche Mittheilungen über unsagbar liebliche Wohlgerüche, über das bezaubernde Farbenspiel der Flora, über Lichtwirkungen, von welchen die Sterblichen keinen Begriff haben. Auf dem begnadeten Planeten kennt man keinen Krieg, keinen Hunger, die befreiten Sclaven, welche da ihren Wohnsitz haben (warum gerade diese?) leben von Pflanzenkost, denn Niemand würde hier, um sich zu nähren, ein anderes Wesen tödten ... Faustus ist von dem Anblicke der sich ihm darbietet, überwältigt. „Angebetetes Licht", ruft er einmal, „ich trinke deine Harmonie, erhabene Harfe, auf welcher ein endloses Hosiannah erklingt unter den ätherischen Fingern eines Seraphs, der die ganze Natur zu seinem Paradiese umgestaltet!" Die in dithyrambischer Verzückung gehaltenen Schilderungen und Gespräche wechseln mit „Stimmen der Erde" ab. Die ewige Noth der Menschheit, der in diesen laut wird, bildet einen packenden Gegensatz zu dem Aufenthalte unseres Paares. Als je gebenedeiter wir den Planeten erkennen, auf welchem dieses sein zweites Leben beginnt, um so wehmüthiger ergreift es uns, den alten Jammer der Erdenbewohner im mächtig emporrauschenden Klängen zu vernehmen, und in diesem Contraste liegt einer der mächtigsten Vorzüge des ganzen Gedichtes. Faustus erbebt in seinem Innersten, wenn er die armen Menschen darüber weinen hört, daß die Gottheit unnahbar, ohne Haß und ohne Liebe, die verdienten Geschicke auf die Wagschale lege und kein Ohr habe für den Seufzer der Sterblichen ... Hier oben sieht Faustus ein, welche Wonne es sei, die irdische Existenz von sich abgestreift zu haben. Er vergleicht sein Herz, das seine Schwingen versuche, mit dem aus dem Käfige freigelassenen Vogel, der, wie erstaunt über den ihm wiedergegebenen Himmel, im unendlichen Raume hin- und herflattere. Faustus findet sich mit jeder Minute mehr in sein neues Heim hinein, er verliert den Zusammenhang mit der Scholle, auf der er geboren ward. Er kann den Anblick von Stella in der hehren Schönheit, in welcher sie sich ihm nun zeigt, ertragen, er sieht sich mit ihr in einer „sublimen Ehe" vereinigt, und Stella stimmt einen Hymnus auf jene Liebe an, welche nicht mehr die Schrecken der Scham zu fürchten brauche, einer Liebe „sans déshonneur", wie Prudhomme sie gern als Herrscherin der Welt eingesetzt wissen möchte. Die „Stimmen der Erde", die an sein Ohr gedrungen, lassen ihn zu keinem Behagen, zu keiner Ruhe gelangen. Wieder, wie einst unten im Thränenthale, aus welchem die Stimmen der zum Leben Verdammten zu ihm empor steigen, überkommt ihn die Sehnsucht, den letzten Grund der Dinge zu erforschen, das „mal de l'inconnu" packt ihn, und er beschwört die Weltweisen aller Zeiten und Nationen herauf, damit sie ihm Rede stehen und ihm das Räthsel der Menschenseele offenbaren. Und wir sehen sie vortreten, Mann für Mann, von Zeno bis Schopenhauer, Jeder entwickelt sein System, und in diesen kurzen, prägnanten, formvollendeten Darlegungen gibt Prudhomme eine bewundernswerthe Leistung. Noch selten sind die mannigfachen Gattungen von Weltweisheit in so schöne Verse eingekleidet worden. Faustus hört den großen Geistern zu, aber sie befriedigen ihn nicht, sein Durst nach Erleuchtung bleibt ungelöscht, er ist in der Lage des Goethe'schen Faust, der da ausruft:

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen."

Nach den Philosophen citirt er die Vertreter der exacten Wissenschaften, aber auch sie beglücken ihn nicht. Er nähert sich immer mehr der Einsicht, daß die Wahrheit etwas Unerreichbares sei, und in solcher Gemüthsverfassung vernimmt er wieder „Stimmen der Erde", welche eben um das kostbare Gut der Wahrheit flehen ... Auch die frohen Laute von Kindern hört er, welche in einem Thale des hehren Planeten

Digitized by Google

spielen. Diese Laute stimmen ihn weich und mild, er spricht es aus, daß die Liebe besser sei als der Durst: Alles zu wissen, er will fortan nur noch lieben, und Stella — eine echte und rechte Frau auch noch im Jenseits — frohlockt: „Ach, wie süß klingen diese Worte meinem Ohre! Dein Geist hatte sich vorgewagt gegen das ewige Geheimniß, das uns immer zurückstößt, aber er erkennt sich bezwungen." Pascal, der Philosoph, hilft mit, ihn zur Resignation, zur Selbstbeschränkung zu bewegen ... Von der Erde ertönen neue Akkorde des Leides, ein Ocean von Schmerz wirft wild seine Wogen, die Menschheit schreit nach einem Freunde, der sie höre, sucht ein Echo ihrer Rede, und mit schwachem Schimmer winkt ihr die Hoffnung auf eine bessere Welt.

Stella bereitet für sich und Faustus ein Lager auf Blumen, aber Faustus kann sich nicht losreißen vom Heimweh nach der Erde, und auch Stella vermag nicht, jede Erinnerung an die erste Heimath zu bannen, Beide verspüren die Leiden ihrer Schwestern und Brüder wie ihre eigenen, und mit übernatürlicher Gewalt fühlen sie sich verlockt, Hülfe und Trost hinabzutragen. Er nimmt sich vor, den Erdenkindern als ein Helfer zu erscheinen, die Geliebte ist bereit, an seiner Seite auszuharren, sie will ihn nie und nimmer verlassen ... Faustus erhält vom Tode das Versprechen, er werde ihn und Stella wieder zur Erde bringen, damit sie dort ihr hohes Werk auszuführen suchen. Der Tod hält Wort — er geleitet sie zur Erde und läßt sie dort — was er nie früher gethan — zu Leben und Klarheit erwachen. Aber siehe da! Die Erde ist ausgestorben, es gibt keine Menschen mehr, nur Thiere und Pflanzen — der König ist verschwunden, die Unterthanen sind geblieben. In der Schilderung der entvölkerten Erde entwickelt Prudhomme eine dichterische Gewalt, welche in wenigen modernen Schriften ihresgleichen findet. Die Kritik der reinen Vernunft dürfen wir freilich nicht walten lassen! Ist das Menschengeschlecht ausgestorben, woher kamen die „Stimmen der Erde", welche Faustus und Stella herniederlockten? Gibt es keine Menschen, wer empfand dann menschliches Leid? Hat die Entvölkerung sich etwa vollzogen, während das Paar unterwegs war, und wie lange hat dieses zu der Reise gebraucht? Wußte der Tod, daß keine Menschen mehr leben, wozu kam er Faustus' Wünschen nach? Wurden die Menschen von der Erde weg nach höheren Regionen versetzt, warum sind Faustus und Stella ihnen nicht begegnet? Solcher Fragen ließen sich Dutzende aufwerfen, aber Prudhomme hält sie sich alle vom Leibe, indem er sein Gedicht eben für einen Traum erklärt, und von einem solchen wird Niemand Folgerichtigkeit der Entwickelung verlangen. Der Tod ertheilt dem Liebespaare die etwas unbestimmte Auskunft: was an den Menschen unsterblich sei, fliege von Gestirn zu Gestirn. Stella will sich damit nicht zufrieden geben; Faustus, der Mann, hatte das Bedürfniß, als Helfer aufzutreten, so lange er an das Vorhandensein Hülfsbedürftiger glaubte; Stella, die Frau, fühlt auch in der ungewöhnlichsten Situation in sich den Trieb, ihrer natürlichen Bestimmung zu entsprechen: sie will die Mutter eines neuen Menschengeschlechtes werden. Der Tod warnt sie, die Erde würde wiederum ein Ort schwerer Prüfung für die Sterblichen werden. Faustus schließt dieser Warnung sich an — Stella preist das Mutterglück, sie möchte einen Abel gebären, ihrem Gatten einen Sohn schenken, der ihm gleiche ... Da greift der Tod mit mächtigen Armen ein, um das Unheil im letzten Augenblicke zu vermeiden. Er entrückt das Paar mit mächtigem Arme abermals der Erde, und nun begnügt er sich nicht mehr, es auf jenen Planeten zu versetzen, von welchem es sich zurückgesehnt zur Geburtsstätte der Menschen, sondern er trägt es in den Himmel, in's „volle Paradies" — die Barmherzigkeit weiht die Beiden zu Bewohnern des letzteren, von welchem sie bis dahin nur einen leisen Vorgeschmack verkostet ... Nun haben ihre Wanderungen für ewig ein Ende erreicht. „Würdig des höchsten Ranges, wohin die Menschheit zielt, sind die Beiden, entrückt dem kosmischen Meere und den auf ihm drohenden Schiffbrüchen, stolz, Hand in Hand, zurückgekehrt zum Ausfahrtshafen, zur Quelle der Welt" ... Damit ist, nach des Dichters Begriffen, das Glück gekommen. Ob er es in den Freuden des Paradieses sieht oder in der Auslöschung des menschlichen Gesetzes — das wüßte ich, wie gesagt, nicht zu bestimmen, trotzdem ich „Le bonheur" mit heißem Bemühen durchstudirt habe. Von einem Traume — auch das ist schon oben bemerkt worden — dürfen wir keine unzweideutigen Auskünfte verlangen, oder — wie die Landsleute Sully Prudhomme's sich ausdrücken —: vom Birnbaum keine Aepfel.

## Feuilleton.

### Die Unschuldige.

Erzählung von E. von Dincklage.

Als ich meine Mutter zum ersten Male sah, weinte sie. Freilich hatte ich sie bereits durch eine Reihe von Jahren gesehen, aber nicht mit dem Bewußtsein wie an jenem Tage, wo mein Kinderauge ihre ernsten Züge musterte und ich mir sagte: „Dies ist meine Mutter!" Es fiel mir auf, daß sie weinte, denn sie war eine stille, werkthätige Frau, die das Vermögen des Hauses mit nimmermüdem Fleiße vergrößerte. Ich ging damals in den Laden, wo Mamsell Doris, unsere Buchhalterin, Zucker, Kaffee und all' die Gegenstände eines Colonialwaarengeschäftes mit sehr aufgeschwollenen rothen Händen verkaufte und sagte: „Weshalb weint Mutter?"

Doris warf einen Seitenblick auf die Gehülfin Minchen und erwiderte: „Das sind Dinge, welche Kinder nicht begreifen!" Dann fuhr sie halblaut und boshaft gegen das junge Mädchen fort: „Natürlich weint Madame, ein Hut Zucker, zehn Pfund Java und die Chocolade — das kann unser Geschäft nicht verschenken, hier muß gespart werden!"

„Die »Unschuldige« hat es ja auch nicht angenommen. Madame wurde so weiß wie Kalk an der Wand, als der Laufjunge den großen Korb voll Waaren wieder zurückbrachte!" Beide Frauenzimmer lachten tückisch. Ich fühlte meinen kindischen Hochmuth verletzt und suchte meinen Vater auf, um ihn zu fragen. Derselbe zapfte im Lagerraume Oel aus dem Fasse in eine große Flasche.

„Vater, was ist das mit der »Unschuldigen«?"

Keine Antwort, aber Vaters Hand schwankte und ein gut Theil Oel floß auf das Backsteinpflaster des kellerartigen Raumes.

„Wer hat Dir von ihr gesprochen?" fragte mein Vater, zum ersten Male in meinem Leben mich heftig anfahrend.

„Niemand," schluchzte ich erschreckt, „aber sie hat doch Dein Geschenk nicht angenommen!"

„Nein," entgegnete Vater, mit dem Rockärmel über die Stirn fahrend, „sie ist so brav und so stolz und hat so schwer gelitten."

„Ist sie denn krank?" unterbrach ich mein Weinen.

Er schüttelte heftig den Kopf. „O schlimmer, schlimmer Kind, sie hat sieben Jahre unschuldig gesessen — im Gefängniß — —." Seine Stimme erstickte beinahe vor innerer Bewegung, ich wagte nicht noch weiter zu fragen. Nach einer Pause sagte mein Vater: „Du bist schon groß, bereits schulpflichtig, Du wirst nicht vor Mutter und zu den Mamsellen von der »Unschuldigen« reden, aber —", er schaute sich um, ob wir belauscht würden, „aber eines Tages bringe ich Dich zu ihr, ich möchte, Du hättest dereinst ein Gemüth wie diese Marianne! Ach Kind, Du begreifst nicht, wie schwer ihr Schicksal auf mir lastet!"

Ich wurde zu jener Zeit zur Schule gebracht und nahm meine Studien mit dem Familienfleiße meines Stammes auf, so daß ich weniger unter der freudlosen Kälte litt, welche mein Vaterhaus mehr und mehr durchdrang. Eines Tages rief eine Depesche meine Mutter an das Todtenbett ihrer Mutter und Mamsell Doris sagte: „Natürlich geht sie dahin, denn ihre Geschwister könnten sie an der Erbschaft verkürzen!"

Mutter fuhr sofort zu der Sterbenden, sie war bleich, aber wortkarg. Ich blickte noch ihrem Wagen nach, als mein Vater sagte: „Lena,

Digitized by Google

laß Dir die Haare kämmen und zieh Dein Sonntagskleid an, ich werde mit Dir ausgehen!"

Das war noch nie geschehen und ich daher voller Freuden. Mamsell Doris sagte beim Kämmen: „Gib Acht, Lena, er bringt Dich zur »Unschuldigen«!" Nun war ich voller Neugier und Aufregung. Vater faßte mich an der Hand, und wir gingen durch verschiedene Straßen des Städtchens. Vor einem Gartenthor blieb Vater stehen, blickte den Fahrweg hinab und sprach: „Wenn Du brav bist, Lena, dann kaufe ich Dir auf dem Rückwege eine Puppe."

„Soll ich den Gesang aufsagen, Vater?"

„Nein, Du sollst thun, was Marianne Dir befiehlt!"

Hinter der Pforte streckte sich ein großer Gemüsegarten aus. Vater öffnete eine Seitenthür des Gärtnerhauses und schob mich in eine Stube, die sehr einfach möblirt war.

„Marianne," erklang Vaters zitternde Stimme, „Du wirst mein Kind nicht zurückstoßen, wie Du mich zurückgestoßen hast, mich und meine Hülfe!"

Ich stand vor einem Stickrahmen, der, auf schwerem Seidenstoffe, eine wundervolle Goldstickerei zeigte, die Nadel mit dem Goldfaden wurde von einer schönen weißen Hand gehalten und über der Hand erblickte ich ein Antlitz, dessen eigenartige Schönheit mir fast den Athem raubte. Anfangs dachte ich, vor mir säße eine Wachsfigur, ich hatte einmal ein Cabinet mit ähnlichen Gebilden gesehen, dann aber fühlte ich den Blick, den fremden und doch durchdringenden Blick der sammtenen, fast glanzlosen und doch feurigen Augen auf mir haften und mir war zu Muthe, als würde mir kaltes Wasser über den Rücken gegossen.

„Armes Kind!" sagte die Stickerin leise.

„Ich bin nicht arm!" rief ich aus.

„Geld ist kein Segen!" sprach sie milde und strich mit der weichen Hand über mein Haar.

„Was ist das?" fragte ich, auf den Stickrahmen deutend.

„Paramentenstickerei — willst Du das von mir lernen?"

„Ja!" war meine entschiedene Antwort. Und dann redete Marianne mit ihrer leisen, demüthigen Stimme zu Vater und ich blickte immer in ihr schönes Gesicht und in die sonderbaren Augen, die immer von den Wimpern halb verschleiert waren. Dann gingen wir. „Ja, auf dem Papiere steht »unschuldig«, aber die Leute glauben nicht an Ungerechtigkeit, ich saß sieben Jahre und die Brandmarke bleibt auf meiner Stirn," sprach Marianne sanft und traurig, meines Vaters Hand zitterte, als er die meine ergriff und er wischte einige Male heftig seine Augen. Die Puppe wurde gekauft, aber ich wurde gewarnt, den Mamsellen und der Mutter irgend etwas von Marianne zu erzählen.

Als meine Mutter, gleichsam schmerzverstummt, zurückkehrte, war ich sehr zärtlich gegen sie, mich drückte das Geheimniß, das ich vor ihr verbarg. Aber es war kein Geheimniß. Mamsell Doris mußte gut spionirt haben, denn Mutter sagte eines Morgens: „Lena, da Du heute keine Schule hast, sollst Du mich zu Fräulein Marianne führen!" Ich war furchtbar erschrocken, wagte aber nichts zu entgegnen und setzte meinen Hut auf. Mutter ging ganz in Gedanken verloren, als ich aber auf die Thür der „Unschuldigen" zeigte, da faltete sie die Hände und seufzte aus tiefster Brust, dann befahl sie mir draußen zu bleiben und trat ein. Mir war, als müßten die zwei Frauen im Zimmer einander tödten, und mit furchtklappernden Zähnen stellte ich mich an das offene Stubenfenster. Alles still, dann ein Fall. Ich klammerte mich an das Fenstersims und sah meine Mutter auf den Knieen vor der Stickerin liegen.

„Ich komme," sagte die arme Frau wie erliegend, „ich komme, um Sie anzuflehen: Geben Sie uns den Frieden zurück — verlassen Sie diese Stadt und fordern Sie, was Sie wollen für diese Wohlthat, dies Erbarmen mit uns Elenden!"

Marianne erhob sich. „Stehen Sie auf," entgegnete sie leise, „Sie fordern, was ich nicht zu geben vermag, ich habe mit keiner Silbe, mit keinem Blicke Ihren Familienfrieden beeinträchtigt. Oder knieen Sie da, weil Sie den Mann heiratheten, der mein Verlobter war? Weil Sie ihn beredeten, nicht für mich vor Gericht zu bezeugen, daß ich unschuldig sei an jener Brandstiftung? Er hätte mich retten können, aber er schwieg — schwieg und heirathete ein reiches Mädchen. Ich bin nicht käuflich, Madame, ich werde diese Stadt nicht verlassen, denn ich habe das Recht, hier zu wohnen — Ihren Frieden habe nicht ich von Ihnen genommen, Ihr und Ihres Mannes böses Gewissen haben ihn vertrieben."

Meine Mutter erhob sich langsam. „Ich habe Sie für schuldig gehalten!" rief sie laut. „Wie hätte ich sonst meinen Mann heirathen und — so sehr lieben können? Ja, wenn ich ihn weniger liebte, ich würde seine Herzensqualen wie eine Krankheit vorübergehen lassen, aber so — nein, nein, ich ertrage es nicht, es muß sich entscheiden zwischen mir und Dir."

Mutter barg ihr Gesicht in die Hände, aus Mariannens Augen zuckte es wie ein Blitz.

„Er war ein Verräther, als er Sie vor den Altar führte."

„O nein, nein, Marianne, er that es in gutem Glauben!"

„Und doch wissen Sie, daß Sie jetzt verrathen sind?"

„Wenn Sie die Stadt verließen — o Marianne!"

Ein langes Schweigen, dann sagte die Unschuldige: „Nein, Madame, es wäre unwürdig, wenn ich entflöhe, ich habe nicht gefehlt, ich nicht! Sie wissen es!"

Meine Mutter schwankte der Thüre zu, und ich mußte sie auf dem Heimwege mit aller Kraft stützen. Als nach dem Abendbrot mein Vater in seinen Bierclub und die Mamsellen zu ihren Schwatzbekannten hinausgegangen waren, da schloß Mutter die Hausthür und sagte, sie werde mich zu Bett bringen. Sie wusch und kämmte mich und zog mir mein Nachthemd über, wie sie das früher that, als ich mir noch nicht selbst helfen konnte. Dann nahm sie mich auf den Schooß und ließ mich mein Gebet sprechen.

„Meine Lena," begann sie nach dem Amen, „seit Marianne Deines Vaters Gewissen aufgestachelt hat und meine liebe Mutter gestorben ist, habe ich keinen Freund und keine Freundin auf Erden als Dich. Aber, obwohl Du noch so sehr jung bist, so hoffe ich doch, Du wirst mit Gottes Hülfe Deinen armen Eltern den Frieden zurückgeben, indem Du über Deinen unglücklichen Vater wachst und ihn unmerklich auf den rechten Weg führst, der rechte Weg ist derjenige der Treue gegen Frau und Kind und der Aufrechthaltung der Ehre seines Namens."

„O, Mutter, ich thue, was Du mir sagst!" unterbrach ich die Redende.

„Mein Kind, Du mußt Dir Alles in's Herz schreiben, was ich Dir heute sage, denn morgen werde ich von hier abreisen und erwarten, was Dein Vater beschließt. Meine Gegenwart und mein Anblick sind ihm ein Dorn im Fleische, wenn ich nicht da bin, wird er wenigstens mein unschönes Gesicht nicht mehr mit Mariannens Schönheit und Anmuth vergleichen, aber die Sorge der treuen Gattin wird ihm fehlen."

„Liebe Mama — geh nicht fort!" schluchzte ich.

„Weine nicht, Lena, sonst sinkt meine letzte Hoffnung zu Boden. Ich bin es meiner Würde schuldig zu gehen, jetzt, wo ich diesen Schritt noch ohne aufzufallen thun kann. Hör' nun, wie ein kluges Mädchen, was Du zu thun hast."

„Ja, liebe Mutter!"

„Ich kannte und liebte Deinen Vater von Jugend auf. Da wir Beide wohlhabend waren, bestimmten uns die Angehörigen schon als Kinder für einander. Als aber Dein Vater vom Militärdienste zurückkam, da lernte er im Kaffeehause zu Rungenberg die schöne Kellnerin Marianne kennen und bald verlobte er sich mit dem vielumworbenen jungen Mädchen. Ich wußte, daß ich nicht hübsch war und gestand mir, daß der neue Bräutigam mir nie von unserer gemeinsamen Zukunft gesprochen hatte, so trug ich es wie eine Heldin in aller Stille. Da, eines Tages wurde Marianne angeklagt, das Kaffeehaus in Rungenberg, aus Rache gegen den groben Besitzer desselben, in Brand gesteckt und durch dieses Verbrechen den Feuertod zweier in der Scheune schlafenden Fuhrleute verschuldet zu haben. Marianne leugnete, da aber der Wirth entschieden gegen sie aussagte, wurden ihr acht Jahre Strafanstalt zuerkannt. Nachdem Marianne sieben Jahre dieser Zeit im Gefängniß gesessen hatte, wo sie eine sehr geschickte Paramentenstickerin wurde, erlitt der Wirth von Rungenberg durch ein Eisenbahnunglück eine schreckliche Verstümmelung und bekannte unter den heftigsten Körperschmerzen, daß er Marianne dereinst falsch anklagte, da er ihre stolze Ehrlichkeit haßte, und mit

Digitized by Google

eigener Hand sein Haus ansteckte, das hoch versichert war, um sich aus einer Geldklemme zu befreien."

„O Mutter — und die beiden Fuhrleute?"

„Nun, er wußte nicht, daß sie in der Scheune schliefen, wo das Feuer zuerst anfing. Marianne behauptet, Dein Vater wäre selbigen Abend mit ihr im Garten gewandelt und seine gläubige Aussage würde sie frei gesprochen haben!" Es entstand eine lange Pause und Mutter hob mit gepreßtem Athem wieder an: „Dein Vater war förmlich wirre vor Schmerz über Mariannens Anklage und Verurtheilung, seine Eltern überwachten ihn, daß er sich kein Leid anthat und schickten ihn dann nach Wien, wo er sich einige Zeit aufhielt. Als er zurückkam, verheiratheten wir uns und lebten friedlich und fleißig, bis plötzlich die Erzählung von der »Unschuldigen« uns aufschreckte. Vor etwa 14 Monaten erfuhr ich, Marianne sei hierher gezogen und Dein Vater sehe sie dann und wann, immer von ihr zurückgewiesen, da sie ihm die Schuld ihrer Verurtheilung vorwarf. So stehen die Sachen. Ich glaubte, Marianne wolle eine bedeutende Geldsumme vom Vater erpressen: Ich bot sie ihr! Oder sie beabsichtigte, sich gerächt zu sehen: Ich sagte ihr, wie elend wir sind! Vielleicht hängt ihr Sinn noch an dem früheren Bräutigam, wähnte ich — aber nein, nein, nein! Sie weist mein Geld zurück, sie will nichts thun, uns aus dem Jammer zu befreien, deshalb liebt sie ihn nicht mehr. Lena, wenn man einen Menschen recht liebt, dann denkt man an *sein* Glück und nicht an das eigene! Aber einen Plan hat Marianne doch, und der Plan kann nur darin bestehen, *mich* zu verdrängen. Ich gehe freiwillig, Du aber bleibst und hefteſt Dich an Marianne und forschest nach dem Punkte, wo diese »Unschuldige« schuldig, diese Heilige falsch ist. Und wenn Du eine Anklage findest, dann wecke Deinen bethörten Vater aus seinem Wahne, aber sei schlangenklug und bedenke, daß die Zukunft dreier Menschen in Deine Kinderhände gelegt ist. Und vor Allem, Lena, zeig' Deinem Vater alle Liebe Deines Herzens, damit er sich an derselben hält, wenn sein Fuß strauchelt."

(Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Aus Schulte's Kunstsalon.

Wer wie Referent ein regelmäßiger Besucher der Ausstellungen von Schulte und Gurlitt ist, vergißt allmählich, daß auch in Berlin gemalt wird. Nur einmal im Jahre, bei Gelegenheit der großen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof, wird er nicht immer in angenehmster Weise daran erinnert. Dramatische und bildende Kunst stehen unter den Zeichen einer unwiderstehlichen süddeutschen Invasion, der die nordischen Concurrenten mit gekreuzten Armen zusehen. Wir haben es niemals bedauert, daß es nichts gibt, was man so eigentlich eine Berliner Malerschule nennen könnte, und haben uns immer mit dem Verein Berliner Künstler getröstet. Auch dieser Trost versagt. Die Ausstellungsräume im Architektenhause füllen sich nur, wenn in dem großen Oberlichtsaale ein importirtes Sensationsbild zu sehen ist, an den Compartiments der Fensterwand schleicht man mit niedergeschlagenen Augen vorüber.

Ja die Münchener! Da glaubte man, mit den Antipoden Kaulbach und Piloty den bayrischen Zeichenstift und Pinsel begraben zu haben. Und nun demonstriren die Herren von der Isar ad oculos, daß eine neue Kunstrichtung — wir meinen die Licht- und Luftmalerei — noch immer bei ihnen einzusetzen hat, sie schicken uns in Karl Heffner einen der ersten Landschafter der Gegenwart, von dem wir bisher nichts gewußt, und zwingen uns, in *Hans Bartels* einen Aquarellisten anzuerkennen, der mit der Arbeit von ungefähr vier Jahren die Wände des Schulte'schen Kunstsalons von der Decke bis an den Fußboden füllt. Es ist um den Fleiß eine gar schöne Sache, wenn er dem Talent ein wenig zu Hülfe kommt.

Akademische Bildung hat Bartels unseres Wissens nie genossen, und sie hätte ihm auch wohl nur die ihm von der Natur verliehenen guten Augen verdorben. Die Führung des Pinsels hat er ein paar nicht eben besonders hervorragenden Malern abgesehen. Im Uebrigen ist er ein self made man, der seinen Erfolg sich und der Mutter Natur zu danken hat. Er hat ihr nicht nur ihre intimsten Reize abgelauscht, er hat vor Allem von ihr gelernt, mit den Darstellungsmitteln sparsam umzugehen, d. h. nicht mit Wasserfarben malen zu wollen, was sich nur mit Oelfarben wiedergeben läßt. Er hält an der Transparenz der Aquarelltechnik fest und geht mit der Deckfarbe, deren Anwendung sich nicht immer vermeiden läßt, haushälterisch um. Im Uebrigen scheut er vor keinem Darstellungsobject zurück und weiß ihm in jeder Weise gerecht zu werden. Landschaft, Architektur und Staffage bieten seinem Pinsel gleich wenig Schwierigkeiten. Er füllt das kleinste Blättchen wie eine meterlange Bildfläche mit derselben Leichtigkeit. Welche Sicherheit der Pinselführung das Letztere erfordert, weiß Jeder, der einmal selbst mit Wasserfarben gearbeitet hat.

Daß Bartels das gelobte Land der Kunst, Italien, besucht, bezeugt er durch eine Reihe von Landschafts- und Architekturskizzen, deren Motive meist dem nördlichen Theile der Halbinsel entlehnt sind. Verona, Venedig und Genua haben eine reiche Ausbeute von Straßenprospecten und Interieurs geliefert. Hier erweist sich, mit wie scharfem Auge Bartels zu sehen versteht. Graue Halbschatten setzen sich für ihn aus einer Scala von feinen Farbentönen zusammen, die dem gewöhnlichen Auge absolut verloren gehen. Dabei ist seine Technik durchaus nicht minutiös tiftelnd. So legt er beispielsweise einen Brückenbogen in Chioggia wie mit einem breiten Pinselzuge hin und weiß doch von der Haltbarkeit seines Bauwerks zu überzeugen.

Die Hauptstärke des Münchener Künstlers liegt offenbar in der Wiedergabe der intimeren Reize der nordischen Küstenlandschaft. Nord- und Ostsee mit ihrer durchsichtigen, silberflimmernden Luftstimmung, die sich mildernd und abtönend um Farben und Formen schmiegt, bieten ihm die dankbarsten Aufgaben. Bartels arbeitet mit großer Gewissenhaftigkeit. Dafür zeugen die Figurenstizzen in Oel, die er in Katwyk für seinen Fischverkauf an der holländischen Küste angefertigt hat. Er setzt die Lokalfarben in der kräftigeren Oeltechnik breit und ohne Uebergang neben einander, um sie dann bei der Uebertragung in Wasserfarben unter dem Einfluß der feuchten, das Licht gleichmäßig vertheilenden Luft in einander übergehen und zusammenfließen zu lassen. Dabei ist er keineswegs ein fanatischer Hellmaler. Seine Kartoffelernte auf Rügen in der Abenddämmerung kurz vor Eintreten der Dunkelheit bringt ein paar ländliche Arbeiterfiguren, die sich so plastisch gegen den Abendhimmel abheben, daß man erst näher treten muß, um sich zu überzeugen, daß auch sie ihr Dasein den Aquarellfarben verdanken.

Die höchste technische Virtuosität entfaltet Bartels in der überraschend treuen Wiedergabe des Wellenspieles. Die in breiten, silbergesäumten Linien hereinspülende Fluth, die langsam, in spiegelnden Flächen zurückfließende Ebbe sind seine bevorzugte Domäne. Auch der unbewegten, in ihrer Ruhe an Binnenseen erinnernden Meeresfläche weiß er durch das gleichmäßig über sie hinströmende Licht eigenartige Reize abzugewinnen, denen die dunkelgrün sich hineinschiebenden Landzungen von Mönchsgut auf Rügen als Repoussoir dienen. Noch zartere Farbentöne findet er auf seiner Palette für den Wasserdunst, der sich im Mittelgrund seines Fischerdorfes an der holländischen Küste über Kirchthurm und Hüttendächer legt, um, sich nach hinten zu verdichtend, die Horizontlinie zu verhüllen, ohne daß die Vertiefung des Bildes dadurch im Geringsten verlöre. Derselbe Maler läßt dann wieder die Klippen von Arcona in compactester Masse im vollen, ungebrochenen Licht in das Meer hineinragen.

Wenn das Princip der Hellmaler milderer Observanz darin besteht, die Bildstimmung nicht durch eine gewaltsame Ausnahmebeleuchtung herauszupressen, sondern sie in ein gleichmäßig vertheiltes natürliches Licht hineinzuarbeiten, so gehört Bartels unbedingt zu ihnen. Zwei die Marienburg darstellende Aquarelle zeigen, was sich einer rothen Backsteinmasse abgewinnen läßt, die ein gesundes Malerauge, das eine Mal unter bedecktem, das andere Mal unter klarem Himmel sieht. Bei all diesen Skizzen ist es die sparsame, aber absolut trefflichere Verwendung der technischen Mittel, die immer neue Bewunderung erregt.

Gerade nach dieser Richtung scheint uns *Gabriel Max* zu fehlen, der mit einer Madonna einen nicht gut zu übergehenden Beitrag zu dem sonstigen Bestande der Schulte'schen Ausstellung liefert. Der zarte temperaähnliche Auftrag der Oelfarben mag schwierig und interessant sein, den lebensvollen Gesammteindruck der Darstellung beeinträchtigt er unter allen Umständen. Auch in der Auffassung befleißigt sich Gabriel Max einer eigenartigen Mischung von Naturalismus und Mysticismus, die den Beschauer zu keinem ungetrübten Genuß kommen läßt. Die schwimmenden graublauen Augen, die durch das Anpressen des Kinderkopfes unangenehm verschobene Hautpartie über der linken Braue der Madonna, die verzeichnete Nase des Jesusknaben sind peinliche und unnöthige Zuthaten, die dem sonstigen Idealismus der Auffassung und Farbe schaden.

Auch die Botenfrau von *Knaus* leidet an einem merkwürdigen Brauch in der Verwendung der malerischen Mittel. Der Kopf der unter der Last einer Kiepe am Stabe einherschreitenden alten Frau reiht sich würdig jenen Einzeltypen an, wie sie Knaus mit seinem ersten Gewinn, dem Colporteur u. A. m. geschaffen. Dagegen hat es der Künstler in der Behandlung des Gewandes einmal mit der modernen, breit hinstreichenden Technik versuchen wollen, die zu der detaillirenden Malerei des Kopfes nicht recht passen will. Auch den aus den Ackerfurchen aufsteigenden und an die Alte von hinten her herankreisenden Krähenschwarm hätten wir als ein wohlfeiles Stimmungsmätzchen gern gemißt. M.

Digitized by Google

## Dramatische Aufführungen.

### Ein spanisches und ein deutsches Lustspiel.

Spanien erstrebt auch auf der deutschen Bühne die Stellung einer Großmacht. Calderon, den uns Gries so classisch übersetzte, hat nach seinem „Das Leben ein Traum" nun auch mit dem „Richter von Zalamea" in Wilbrandt's schöner Nachdichtung wieder unsere Theater erobert. Moreto's „Donna Diana" ist in der nicht ungeschickten Einrichtung Schreyvogel's schon lange fast ein deutsches Stück geworden. Lope's „König und Bauer" ist in Friedrich Halm's Bearbeitung wenigstens am Burgtheater auf dem Repertoire geblieben. Auch ein lustiger Einacter „Recept gegen Schwiegermütter" wird in Fastenrath's Verdeutschung noch immer gespielt. Neuerdings hat Echegaray's „Galeotto", zum mindesten in Berlin, einen nachhaltigeren Erfolg errungen, und die Federn unserer zahlreichen Uebersetzer rühren sich ermuthigt allerorten. Auch August Förster vom Deutschen Theater hat jetzt einen glücklichen Griff in die spanische Bühnenliteratur gethan, dabei aber leider nicht das Original herausgeholt, sondern nur die Halm'sche Bearbeitung des „Villano en su rincon". Sein Verdienst, aber auch seine Arbeit, wäre größer gewesen, wenn er sich mehr an den spanischen Dichter als an Halm gehalten hätte, dem dieser seichte Bühnenpraktiker so viele der schönsten Perlen genommen und verschleudert hat. Förster begnügt sich damit, die Halm'sche Verdeutschung einfach als Vorlage zu benutzen und nur da und dort zu kürzen, sowie einige scenische Aenderungen von geringer Tragweite vorzunehmen. Bequemer hätte er sich eigentlich die Sache gar nicht machen können.

Es ist ein dramatisches Idyll. Der stolze französische „Bauer in seinem Winkel" — dies ist der Titel des Originales — dünkt sich dem Landesfürsten gleich und rühmt sich, den königlichen Hof nicht zu kennen und im Grunde zu verachten. Nun kommt der König zu ihm, um die Bekanntschaft des ländlichen Philosophen zu machen und sich an seinem biederen und edlen Wesen zu erfreuen, indeß sein Gefolge sich anderweitig unterhält. Es ist fast eine Satire auf das Königthum, wenn nicht der von ironischen Lichtern durchfunkelte letzte Act wäre, wo der Bauer mit den Seinigen nun doch nach Versailles zieht und einen Augenblick sich vom königlichen Sonnenglanze blenden läßt, ehe er in seinen Winkel zurückkehrt. Alles in Allem hat der König trotz der bäuerlichen Moralphilosophie die Wette gewonnen, wie das ja bei einem so guten Royalisten wie Lope de Vega selbstverständlich ist.

Herr Förster gab selbst die ihm sehr zusagende Hauptrolle, die ihn ohne Zweifel auch zu der Neubearbeitung veranlaßt hatte. Wie im „Richter von Zalamea" — nebenbei gesagt, wird die Autorschaft dieses Stück von manchen spanischen Kritikern dem Lope zugeschrieben —, so gelang es ihm auch in diesem komischen Widerspiel jenes tragischen Dorfhelden den Bauernstolz und Bauerntrotz in aller derben Schlichtheit wirkungsvoll und naturwahr zu verkörpern. Mit überzeugendem Selbstbewußtsein und doch gar nicht theatralisch, sprach er Lope's monumentales: Yo he sido rey! das prächtige: „Hier bin ich König! Könige sind jene, die von ihrer Hände Arbeit leben!" Die übrigen Darsteller waren mittelmäßig; vor Allem riß Herr Kainz wieder einmal so zähnefletschend und augenrollend die Coulissen und gab so viel falsche Betonungen und manierirte Kunst zum Besten, daß die sonnige, harmlose, reine Heiterkeit der Komödie in die Parodie umzuschlagen drohte. Und welch' feines, liebliches Lächeln kichert doch durch das ganze Stück, welcher graziöse weltmännische Geist belebt da nicht jedes Wort, welche shakespearische Komik lacht in den Rüpelscenen der Bauern auf, welcher poetische Schmelz, von Halm leider arg verwässert und überzuckert, liegt auf den Bildern und Gleichnissen und der etwas allzu stark betonten Tendenz! Und dieses Werk ist nur so aus dem Aermel geschüttelt von einem Dichter, dessen kaninchenhafte Fruchtbarkeit fast zum Kinderspott geworden, von einem Schulmeister, Soldaten und Pfaffen, der in seinem Leben 15,000 Stücke und 21,000,000 Verse verfaßt haben soll, — ein märchenhafter Fleiß, neben dem die oft gegeißelte Fingerfertigkeit unserer Tantièmenschreiber wie ein unzulängliches Dilettiren erscheint. Was bedeutet vor dieser siegreichen Unerschöpflichkeit die lendenlahme Phantasie eines Rosen u. A., die sich nach wenigen Jahren der Mache vollständig ausgegeben haben und seither umsonst hinter dem sie fliehenden Erfolg her keuchen! Auch Gustav von Moser, der das „Stiftungsfest", „Ultimo", den „Veilchenfresser" und manchen hübschen Einacter geschrieben, ist kein Lope, und als wir ihm dies vor fünf Jahren zu verstehen gaben, da beschuldigte er uns in einem nicht sehr höflichen Offenen Briefe des Brodneides. Brodneid!.. Nun, seither hat er seine literarische Fruchtbarkeit mit Hülfe mehrerer Mitarbeiter — Lope dichtete allein! — zwar alljährlich einmal documentirt, aber auch nicht ein wirklicher Erfolg wurde ihm mehr beschieden. Es sei denn, daß er die Siegesbulletins für Beweise nimmt, welche das freundnachbarliche Görlitzertheater, seine Versuchsbühne, nach der Aufführung eines jeden neuen Stückes zu verbreiten pflegt.

Wir fürchten, auch „Die Amazone", Schwank in vier Aufzügen von G. v. Moser und E. Thun wird kein großer Erfolg sein, so freundlich auch das zum Besten der Ueberschwemmten eingeladene und daher zum Wohlthun gestimmte Publikum des Wallnertheaters dasselbe aufnahm. Offenbar haben sich diesmal die Verfasser die Pariser Posse im Geschmacke des Palais Royal zum Muster erkoren. Nun, das Tolle, Unsinnige und Carnevalistische ist ihnen auch gelungen, aber ein französischer Autor wäre gewiß zu geschmackvoll, um zum vieractelangen Quiproquo die Verkleidung eines Mannes als Frau zu wählen, und ein Pariser Publikum fände sich auch schwerlich bereit, eine solche schon zu Kotzebue's Zeiten als ordinär verpönte Maskerade zu belachen.

Es ist ein Atelierscherz, was der Pariser une scie d'atelier nennt. Der Maler Vorberg sucht eine Dame im Reitkleid als Modell, und sein College liefert es ihm, indem er — sich selbst als Amazone verkleidet. Auf den plumpen Witz fällt der verlegene Maler nur vorübergehend hinein, um so tiefer aber zwei verliebte Philister, der Hausbesitzer Plümike und sein Verwandter Grünlich, sowie deren junge Töchter. Drei Acte dauert das kokette Vexirspiel der angeblichen Amazone. Erst mit ihrem Verschwinden von der Bühne, im vierten Acte, wird das Stück reinlicher komisch. Die Maler schwindeln den Herren Plümike und Grünlich vor, daß sich die verfolgte Unschuld in's Wasser gestürzt habe, und die alten Sünder werden darob von Gewissensbissen und der Furcht vor den Gerichten gequält, bis schließlich die Lügner sich bereit erklären, die Sache zu vertuschen. Natürlich verlangen und erhalten sie die Hand der jungen Damen als Preis. Ein ähnlich hanebüchener Spaß mit einer alten Wittwe, welche von einem der Onkels sich geküßt glaubt, ihn mit ihren Klagen und Drohungen verfolgt und auch noch ein Attentat des anderen zu erdulden vorgibt, ist mit der Haupthandlung verwebt. Man kann nur mit Schauder daran denken, was aus dieser Posse auf den Provinzbühnen werden muß, wo die Darstellung gewiß viel derber und deutlicher zugreift, als im Wallnertheater. Hier spielte Herr Ottbert die Titelrolle mit so viel Decenz und feinem Humor, daß man sich das Unerträgliche gutmüthig lachend gefallen ließ. Es war überhaupt eine Mustervorstellung, obgleich außer den Herren Meißner und Guthery, die noch aus der Lebrun-Aera stammen, fast nur neue Kräfte mitwirkten. Ein erfreulicher Schluß auf den künstlerischen Werth des Hasemann'schen Regimentes ist also sehr wohl am Platze. Z.

## Notizen.

Adolf Langguth hat seiner Darstellung von Goethe's Pädagogik als Ergänzung eine zweite Schrift „Goethe als Pädagog" (Halle, Niemeyer) folgen lassen, welche des Dichters erzieherisches Verfahren zu schildern unternimmt. Viele werden sich freuen, Goethe's ausgebreitete Thätigkeit auch von dieser Seite kennen zu lernen, die in den allgemeinen Berichten über seinen Lebensgang nur kurz berührt werden, nicht im Zusammenhange zu einem vollen Bilde sich gestalten kann. Wenn Goethe einmal sagt, meist glaube jeder Vater ohne Weiteres zur Erziehung seiner Kinder befähigt zu sein, so hatte er selbst diesen wichtigen Gegenstand Jahre lang erwogen, ehe er als Erzieher eintrat. Von Rousseau ausgehend, hatte er eine eigene Anschauung von dem Eingreifen in die Erziehung des nach seiner Eigenheit sich entwickelnden Knaben gewonnen, das er mit seiner strengen Folgerichtigkeit durchsetzte. Langguth geht von seiner warmen Liebe zu den Kindern und der mächtigen Anziehung aus, die er auf diese übte, freilich den festesten Grundsäulen jedes gedeihlichen Wirkens. Ausführlich behandelt er die volle Hingabe, mit welcher er sich des jungen Fritz von Stein annahm, der sein Hausgenosse wurde, den er an seiner Seite die weite, schöne Welt genießen ließ, den er seiner eigenen Mutter nach Frankfurt schickte, um bei ihr die Weisheit des lustigen Lebens zu lernen, und für den er immerfort auch in der Entfernung mit warmer, einsichtiger Liebe sorgte, bis der Bruch seines Verhältnisses zu Frau von Stein seinen weiteren Einfluß beschränkte, ja die bisherige Wirkung zum Theil schädigte. Auch die Erziehung seines Sohnes, die Einwirkung auf August Herder und seine Mentorschaft bei Karl August und andere weniger eingreifende Beziehungen werden erörtert, und tritt gleich dieser unendlich reiche Gegenstand nicht gleichsam in voller Lebensgröße vor uns, so wird doch viel Licht auf des Dichters Liebe, Lust und Begabung zur erzieherischen Leistung geworfen. Freilich ist Manches zu flüchtig behandelt, kleine Mißverständnisse und Ungenauigkeiten laufen mit unter, und am meisten bedauern wir, daß auf den richtigen Abdruck der angeführten Stellen nicht die freilich zeitraubende, aber unerläßliche strenge Sorgfalt verwandt ist. h. d.

Gedichte von Ferdinand v. Saar. (Heidelberg, Georg Weiß.) — In drei dichterischen Gattungen hat Ferdinand von Saar Werthvolles geleistet. Seine Dramen, seine Novellen und seine lyrischen Gedichte sind aus der Tiefe des Menschenlebens und des eigenen Gemüthes hervorgeholt. Nicht flüchtiger Unterhaltung dienen sie; sie gewähren edlen Genuß und Erhebung. Kürzlich sind seine „Gedichte" in zweiter, vermehrter Auflage erschienen zur Freude seiner Freunde und des Kritikers. Denn eine Freude ist es für diesen, unter dem Wuste neuer lyrischer Sammlungen eine zu finden, die sich von schalen Reimereien, von gesichtslosen Schablonenversen, von all der deutschthümelnden Trink- und süßholzraspelnden Blauveigleinlyrik durch Ursprünglichkeit, Herzenswärme und Gedankenreichthum auffallend unterscheidet. Saar's Gedichte sind meisterhaft nach Inhalt wie Form. Nicht der Zufall, nicht der flüchtige Augenblick, nicht eine vorübergehende Stimmung haben sie geschaffen: sie sind das Ergebniß eines an Kämpfen und Mühen reichen Lebens, sie besingen nicht nur Schicksale, sie sind selbst ein Schicksal. Nichts in ihnen ist angeflogen und anempfunden; eine einheitliche Grundstimmung ist festgehalten vom Anfang bis zum Ende, deren charakteristisches Merkmal im Ernsten, Schwermüthigen, Wuchtenden besteht. Mit Stofflichem ist die Sammlung nicht beschwert, sie enthält weder Balladen noch Romanzen, keines jener un-

Digitized by Google

nützen Gedichte, wo irgend eine historische Begebenheit dem Leser langweilig vorfandirt wird: sie ist subjectiv im besten Sinne des Wortes. Nach guter alter Art greift der Dichter in die eigne Brust und sagt in schönen und ergreifenden Weisen, was sie freudvoll und leidvoll bewegt, und wenn er dabei den Zusammenhang zwischen eigenem Schicksal und Allgemeinschicksal nicht aus dem Auge verliert und seine Lyrik zu symbolischen Bedeutungen erhebt, so erreicht er die höchste Stufe. Er liebt und haßt, er ist entzückt, aber er ist auch empört und findet hier und dort volle, starke, menschliche Töne. Er ist, wie jeder echte Künstler, einfach, doch ist seine Einfachheit nicht von jener gesuchten Art, die sich in der Nachahmung tändelnd-naiver Volkslieder gefällt, es ist die ursprüngliche Einfachheit, die die Sache für sich sprechen läßt und keiner Effektmittel, keiner sprachlichen Virtuosität, keines Gleißens und Prunkens mit neuen Reimen und verblüffenden Bildern bedarf. Neben der Gefühlslyrik findet sich die Gedankenlyrik. Sie ist tief und düster und wirkt nicht weniger stark wie jene, vielleicht deshalb, weil auch sie aus dem Herzen stammt. Stofflich geartet sind die „Bilder und Gestalten", in welchen der Dichter an einen Vorgang der Natur und des Lebens entweder sinnige Betrachtungen anknüpft oder für die Armen uno Unterdrückten seine Stimme erhebt. In welch bewegender Weise er dies vermag, weiß Jeder, der seine Novelle „Die Steinklopfer" kennt. Dem schwerblütigen Inhalt entspricht die schwer, mitunter schwerflüssige, immer reine, immer charakteristische Form. Saar gebraucht zumeist Jamben oder Trochäen ohne Einstreuung von Anapästen und Daktylen, wodurch dem Rhythmus eine streng gemessene, fast feierliche Bewegung verliehen wird. Jedes Gedicht ist wie aus einem Guß, wie in Marmor geschrieben, in dieser Hinsicht an Hebbel erinnernd. Der Formreichthum ist groß. Neben den Liedern, die allerdings nichts Leichtes, nichts Sangliches haben, stehen wahre Kunstwerke von Sonnetten. Besonders sympathisch scheinen dem Dichter die freien Rhythmen zu sein, er schreibt deren viele: wahre Gedankenfugen. Saar behandelt Sprache und Vers mit feingeistiger Oeconomie, wie sie nur dem Sprachgewandten möglich ist; nirgends eine Ueberladung mit Worten und Bildern, deshalb auch nicht Phrase und Schwulst. Alles in Allem: das Buch ist eine Freude! Fritz Lemmermayer.

Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung von Wilhelm Bölsche. Erste selbständige Abtheilung. (Leipzig, Hermann Dürselen.) — Wir wollen, weil doch das Titelblatt dieses Buches noch eine Fortsetzung der ganzen Arbeit ankündigt, diese ästhetische Monographie vorläufig nicht ausführlich besprechen, sondern sie nur mit dem Bemerken anzeigen, daß sie eigentlich die erste Untersuchung über Heine's dichterische Persönlichkeit und Thätigkeit ist, welche auf planmäßiger Analyse der Schriften und auf vollständig vorurtheilsfreiem Durchforschen der Biographie Heine's beruht. Gerade in letzterer Hinsicht war eine wissenschaftliche Arbeit nöthig, denn alle biographische Kunde über Heine beruhte noch vielfach auf ungesichtetem Anekdotenkram und auf oft ungenauen Feuilletonberichten. Aber auch die bibliographische Kritik war bisher mehr in populärisirender Tendenz, als in der ernsten Absicht, die Grundlinien der Heine'schen Dichtung ästhetisch zu bestimmen, gehandhabt worden. So erscheinen denn schon die auf gründlichem Studium und scharfem ernstem Urtheil beruhenden ersten vier Abtheilungen der großen kritischen Arbeit Bölsche's von großem Werthe. Sie umfassen die Jugendzeit Heine's, die Lyrik Heine's von ihren frühesten Anfängen bis zur Herausgabe des „Buches der Lieder", dann Heine's mißlungene Versuche auf dem Gebiete der Tragödie und des historischen Romanes und schließlich Heine's Prosa in den „Reisebildern". Der Verfasser hat darzulegen versucht, daß Heine's Dichtung durchaus nicht der Abschluß der deutschen Romantik sei, sondern im Gegentheil das Feld, aus dem die Keime für die Dichtung unseres Jahrhunderts und der kommenden Zeiten emporsprießen werden. Die Arbeit hat also einen besonders actuellen Grundzug.

Der hundertste Geburtstag Schopenhauer's hat eine ansehnliche Zahl von Gedenkschriften veranlaßt, aus denen wir zwei als besonders empfehlenswerth herausheben: Die Philosophie Arthur Schopenhauer's von R. Koeber (Heidelberg, G. Weiß) hat schon Eduard von Hartmann in unserem Blatte anerkennend genannt. Die überaus fleißige und gut geschriebene Arbeit enthält eine lichtvolle Darstellung der Schopenhauer'schen Lehre im Zusammenhang, für weitere Kreise berechnet und doch möglichst wissenschaftlich und philosophisch. Die zahlreichen Irrthümer und Widersprüche des Originaldenkers sind keineswegs vertuscht, wie denn auch die treue, unverfälschte Wiedergabe des ganzen Systems im Geiste seines Urhebers Anerkennung verdient. Als eine Prachtausgabe in quarto auf duftigem Büttenpapier mit breitem Rand und herrlichem Drugulin'schen Druck präsentirt sich die Festschrift: Edita und Inedita Schopenhaueriana, herausgegeben von dem Dichter des Neuen Tannhäuser: Eduard Grisebach (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der Band enthält eine Schopenhauer-Bibliographie, die sämmtliche Titel der Originalausgaben in Facsimile wiedergibt, Portrait, Wappen und Handschrift des Meisters und eine dankenswerthe Veröffentlichung von Randbemerkungen, womit der Philosoph viele Bücher seiner, wenigstens soweit Gwinner sie erbte, in alle Winde zerstreuten Bibliothek. Es ist Grisebach gelungen, eine große Anzahl derselben antiquarisch zu erwerben, und diesem Umstande verdanken wir jetzt diese Publikation. Besonders interessant sind Schopenhauer's Glossen zu Plato und Leibniz, Byron, Johnson und der Commentar zu Goethe's Braut von Korinth. Den Beschluß macht ein chronologisches Verzeichniß der Briefe Schopenhauer's mit manchen bisher ungedruckten Nachträgen.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Friedrich Kluge. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Der große Straßburger Verleger, der sich soeben durch die Zurückgewinnung der (Pariser) Manessischen Handschrift um Deutschland ein nationales Verdienst erworben, gibt das grundlegende und bahnbrechende Etymologische Wörterbuch Kluge's soeben in vierter Auflage heraus, von der uns bis jetzt drei Lieferungen vorliegen. Ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes! Der Jenenser Professor verfolgt hier die Quellen unserer Sprache bis in Sanskrit und Zend hinein, die keltischen und slavischen, die classischen und romanischen Sprachen werden herangezogen und ihre Verwandtschaft zum deutschen Wortschatz geprüft; die interessantesten wortgeschichtlichen Probleme werden berührt, und helle Lichter fallen auf die Urzeit germanischen Lebens. Dabei hält sich der Verfasser von gewagten Hypothesen möglichst frei und trägt auch in der neuen Auflage den Fortschritten der Sprachvergleichung überall Rechnung. Wir kommen auf das schöne Werk, das ein Gemeingut aller Gebildeten zu werden verdient, noch zurück.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Von Ferdinand Gregorovius. 2. Band. (Leipzig, Brockhaus.) — Diese zweite Sammlung enthält meist gelegentliche Zeitungsartikel des gefeierten Historikers, in denen sich überall die tiefe Gelehrsamkeit des Verfassers in anmuthigster Form ausspricht. Es sind classische Essays; ob sie nun die alte Bilderchronik Besozzo's aus der Münchener Bibliothek behandeln oder die beiden Cribelli, die bayerischen Gesandten in Rom im 17. Jahrhundert, oder die Brüder Humboldt biographisch zeichnen oder die Tage vor Metz 1870 oder eine sicilianische Reise schildern oder einen fesselnden Nachtrag zu seinem Buch über Corsica geben. Die herrlichen Worte, womit Gregorovius vor nationaler Ueberhebung und eitlem Kriegsruhm warnt, verdienen in jedes Deutschen Seele zu fallen, und was er über die allzu hastige Umgestaltung Roms klagt, ist das Beste, was überhaupt über die „Zerstörung" der ewigen Stadt geschrieben wurde.

Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) — Der eigenthümliche, fast trockene Ton des bekannten militärischen Belletristen zeigt sich auch in diesem neuen Werke, dessen einzelne Theile hübsch erzählte Erlebnisse und Beobachtungen aus einer nun hinter uns liegenden Zeit bilden. Wir werden in einer dieser Geschichten: „Enge Schranken" an einen kleinen Hof geführt und mit einer romantischen, traurig endenden Liebesaffäre bekannt gemacht, während eine zweite: „Stärkere Gewalten" uns das Leben in Hannover im Jahre 1848 mit allen seinen Gegensätzen und kleinen Stürmen schildert. Die dritte Erzählung: „Morgendämmerung" hat zum Hintergrund die Erstürmung Alsens durch die Preußen im Jahre 1864 und verarbeitet ebenfalls gesellschaftliche und nationale Gegensätze mit vielem Geschick und trefflicher Erfindungsgabe. Nur die letzte der Geschichten: „Gute Tage", eine idealistische Studentengeschichte aus der Gegenwart, will uns nicht munden. Hier hat sich der Verfasser auf ein Gebiet verloren, das ihm fremd ist, während er sich in den drei anderen Erzählungen stets auf dem heimischsten Grunde befunden hatte.

Hymen. Roman von Oscar von Redwitz. 2 Bde. (Berlin W. Hertz.) — Mit dem „Haus Wartenberg" hat dieser neue Roman von Redwitz nur die Oertlichkeit und die Zeit gemeinschaftlich; beide Dichtungen spielen in der modernen Gesellschaft und auf adeligen Schlössern und Besitzungen. Seinem sonstigen Inhalte nach erhebt sich das neue Werk um ein Bedeutendes über das frühere, zeigt es diesem gegenüber eine Vertiefung der Probleme und stellt sich den besseren unserer zeitgenössischen Werke trotz mancher formellen Mängel und Uncorrectheiten ebenbürtig an die Seite. Denn in großem Zuge, ohne wesentliche Abschweifungen von dem Hauptgegenstande, wie sie in „Haus Wartenberg" zuweilen störend auftreten, und mit unerschütterlicher Folgerichtigkeit baut der Verfasser vor unseren Augen die einzelnen Acte einer Tragödie auf, die auf das Tiefste erschüttert. Der verderbliche Einfluß eines zerfahrenen, unwahren, haltlosen Mannes auf seine nächste Umgebung wird geschildert und dabei mit großer Gegenständlichkeit der aussichtslose und doch immer wieder erneute Kampf dargestellt, den die nimmer vergebungsmüde Liebe mit dem bösen Dämon führt, der in der Brust des Unglückseligen haust. Schritt für Schritt geht die Entwickelung aus dem frohen Lichte der glückverheißenden jungen Ehe eines mit leiblichen und seelischen Gaben reich gesegneten Menschenpaares dem düsteren Schatten der durch die Schuld und den Uebermuth des Mannes erzeugten Entfremdung entgegen, immer energischer werden die Stützen aus dem Wege geräumt, an die sich anfänglich noch die Hoffnung auf einen Umschlag zum Guten klammerte, und erst zum Schlusse, als das Unheil in all' seiner Kraft und Wucht entfesselt ist, verschafft die Einsicht, daß die fortschreitende moralische Versumpfung des Helden mit einer sich entwickelnden Geisteskrankheit zusammenhing, die Möglichkeit aufzuathmen. Ein fatalistischer Zug kommt durch diese Entdeckung in die Handlung, derselbe wird aber abgeschwächt und poetisch verklärt durch die Allgewalt der Liebe, die sich in der sanften Lichtgestalt der Gattin offenbart und welche selbst dem finstersten Walten des Schicksals schließlich siegreich entgegentritt. So kommt zum Schlusse, eben durch die alle Stürme überdauernde Liebe, „der schöne, ernste und liebreiche Jüngling, den die Alten Hymen, den Ehegott, nannten," wieder mit verklärtem Antlitz uns entgegen, nachdem es der Verfasser verstanden hatte, die ganze häßliche Verzerrung, die seine Miene annehmen kann, mit überzeugender Treue zu zeichnen.

Digitized by Google

## Inserate.


**MEYERS** Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

Soeben erscheint in Groß-Lexikon-Format und deutscher Schrift:

*Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.*

**HAND-LEXIKON**

*Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.*

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln Auskunft über *jeden Gegenstand* der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.**

des allgem. Wissens

**40 wöchentliche Lieferungen zu je 30 Pf.**

---

VERLAG VON A. G. LIEBESKIND, LEIPZIG.
Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

GESCHICHTEN
ZWISCHEN
**DIESSEITS UND JENSEITS**
(EIN MODERNER TODTENTANZ)
VON
**MAX HAUSHOFER.**
BILDLICHER SCHMUCK NACH ZEICHNUNGEN VON KUNZ MEYER.
Preis brosch. M. 5. — Halbfranz geb. M. 6. 50.

---

**Bad Reinerz**

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts,*** besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milchkur-Anstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
**Saison vom 1. Mai bis 1. October.**
Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

---

**Bücher-Ankauf!**
**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**
**L. M. Glogau, Hamburg,** 23 Burstah.

---

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien soeben:
**Rumänische Volkslieder,**
übersetzt von **W. Rudow.**
1888. Eleg. br. *M* 2.70, geb. *M* 3.30.
**Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,**
Schwester Friedr. d. Gr. Von ihr selbst geschrieben.
2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. *M* 4.—, geb. *M* 5.—
**Durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

---

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
In allen Buchhandlungen vorrätig:
**Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.**
22 Bog. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 4.—

---

Neuer Verlag von **Otto Wigand in Leipzig.**

**Scheichl,** Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 1 M. 50 Pf.

**Wollny,** Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

**Wollny,** Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

---

**Havana-Cigaretten**

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** *M* per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 *Pf* in Marken.
**Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.**

---

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **H. Kruse,** Dram. Werke. 10 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 20 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

---

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr.** Pr.-Cour. gr.

---

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig.**

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

**Kaiser Wilhelm und seine Zeit.**
Ein deutsches Volksbuch von **Ferd. Schmidt.** 3. Aufl. Mit 192 Abbild. und einem Stahlstichporträt. Geh. *M* 8. Sehr eleg. geb. *M* 10.

**Unser Kaiser Wilhelm.** Ein Lebensbild. Von **Franz Otto.** Mit Porträt des Kaisers und über 40 Abbildungen, eleg. geheftet 60 *Pf.*
= **Desselben Buches größere Ausgabe, eleg. kart. *M* 1,50.** =

**Wilhelm der Große.** Eine Gedenkschrift. 5 Bogen in Quartformat mit über 70 Abbildungen. Elegant geheftet 50 *Pf.*

**Fürst Bismarck,** der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- u. Lebensbild für das deutsche Volk von **Fedor v. Köppen.** 2. Ausg. Mit 181 Abb. u. einem Stahlstichportr. Geh. *M* 12. Eleg. geb. *M* 15.

**Unser Bismarck.** Leben und Schaffen des deutschen Reichskanzlers in kurzgefaßter Entwickelung dem deutschen Volke vorgef. v. Dr. **Max Lange.** Mit einem Porträt u. 30 Abbild. Geh. 60 *Pf.*

---

**Belletristische Novitäten**
aus der
**Deutschen Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Zwei Seelen.**
Roman von
**Rudolf Lindau.**
Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

**Die Tochter des Kapitäns.**
Roman von
**H. Rosenthal-Bonin.**
Preis geheftet *M* 5. —; fein gebunden *M* 6. —

**Eine Leidenschaft.**
**Kein Traum. — Ein Ferientag.**
Drei Novellen von
**Ludwig Thaden.**
Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

---

Verlag von **Hermann Costenoble in Jena.**

**Aus dem Italienischen.**
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.
**Die Kunst glücklich zu sein**
von
**Paul Mantegazza,**
Professor und Senator.
Eleg. broch. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.20.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 14. April 1888. Band XXXIII.

APR - 1888

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Regentschaft und Stellvertretung nach deutschem und preußischem Staatsrechte. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften. Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein russischer Satiriker. (N. Schtschedrin.) Von L. Marholm. — Ein Lied der Menschheit. Besprochen von Wilhelm Bölsche. — Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien. II. Die Reichsdeutschen. Von Karl von Thaler. — **Feuilleton:** Die Unschuldige. Erzählung von E. von Dincklage. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Makart und die Münchener im Verein Berliner Künstler. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

### Regentschaft und Stellvertretung nach deutschem und preußischem Staatsrechte.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Unter Fernhaltung jeder politischen Betrachtung dürfte es angemessen sein, die Begriffe „Regentschaft" und „Stellvertretung", welche von der Tagespresse nicht immer genügend scharf unterschieden werden, allein vom staatsrechtlichen Standpunkte aus zu erklären suchen. Der Monarch kann aus den verschiedensten Gründen verhindert sein, seinen Herrscherberuf auszuüben und entsteht in solchen Fällen die Frage, ob und auf welche Weise derselbe vertreten werden kann. In der alten deutschen Geschichte war eine Stellvertretung des Monarchen unbekannt, wurde derselbe unfähig, seinen Herrscherberuf auszuüben, so war gewöhnlich der Thron für ihn verloren; erst in der späteren Zeit, als das Königthum erstarkte und bestimmte Geschlechter auf dem Wege der Erbfolge zur Königswürde gelangten, wurde eine Stellvertretung für zulässig erachtet. Unter dem Einfluß des römischen Rechts faßte man vom privatrechtlichen Gesichtspunkte aus die Stellvertretung eines Monarchen als Regierungsvormundschaft auf und erst der neueren Zeit war es vorbehalten, der öffentlich-rechtlichen Auffassung der Stellvertretung Geltung zu verschaffen. Das neue Staatsrecht kennt eine doppelte Stellvertretung des Monarchen, die Regentschaft und die Stellvertretung im engeren Sinne.

Die Regentschaft ist „eine Vertretung aus eigenem Rechte und mit selbständiger staatsrechtlicher Befugniß" (Schulze), „die zeitige Ausübung des vollen königlichen Rechtes für den verhinderten Träger desselben" (v. Kirchenheim). Der Regent übt für den Landesherrn, welcher die Anforderungen, die an ihn gerichtet werden, nicht erfüllen kann, die Herrschaft aus, der Landesherr selbst bleibt Träger der Staatsgewalt. Der Regent übt jedoch, wenn er auch nur an Stelle des herrschaftsunfähigen Landesherrn tritt, die Herrschaft selbständig aus und herrscht in Folge Berufung durch Gesetz. Die Selbständigkeit ist charakteristisch bei der Regentschaft. Der Regent hat gegenüber dem Volke und anderen Staaten die Rechte und Pflichten des verhinderten Monarchen und die Stellung eines Souverains. Dies ist auch die Auffassung der preußischen Verfassung, welche in den Bestimmungen über Regentschaft, Art. 56—59, davon ausgeht, daß die Ausübung der wirklichen Regierung durch den König verloren gehen kann, ohne daß zugleich das Recht der Krone erlischt. Der preußische König kann nicht die Eigenschaft als Staatsoberhaupt verlieren, sondern nur die Ausübung der Regierung. Der Regent hat in Preußen die gleichen Herrscherrechte wie der König und übt die volle Staatsgewalt aus, so daß jede Regierungshandlung des Königs, an dessen Stelle die Ausübung der Staatsgewalt erfolgt, ungültig ist. Die preußische Verfassung sagt in Art. 58: „Der Regent übt die dem Könige zustehende Gewalt in dessen Namen aus." Damit ist in Preußen dem Regenten die volle politische Stellvertretung zuerkannt, während in mehreren anderen deutschen Staaten die Verfassungen dem Regenten gewisse Rechte entzogen haben, so das Recht, die Verfassung zu ändern, Standeserhöhungen vorzunehmen, neue Hofämter einzurichten (Württemberg), neue Staatsämter einzuführen, erledigte definitiv zu besetzen und Krongüter zu veräußern (Bayern). Der Regent hat nach dem staatsrechtlich correcten Princip als Ausüber der Staatsgewalt auch die Gewalt über die Familie des Landesherrn (Preußen), in mehreren anderen Staaten ist dem Regenten die Erziehung des Landesherrn entzogen, jedoch steht auch in diesen Staaten dem Regenten die Oberaufsicht über die Erziehung zu. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob der preußische Regent die dem Könige von Preußen zustehenden Präsidialrechte im Reiche habe. L. Auerbach, Pözl, v. Mohl und v. Rönne halten es für unzulässig, daß die preußischen Kammern über die Nothwendigkeit einer Regentschaft für das Reich entscheiden und einen Regenten für das Reich wählen. Dieser Ansicht steht aber entgegen, daß die Präsidialrechte mit der preußischen Krone so eng verknüpft sind, daß Jeder, der in Preußen die Staatsgewalt ausübt, auch die Präsidialrechte ausüben muß, da die Präsidialstellung Preußens nur ein Accessorium des dem Könige von Preußen ebenso wie den Herrschern der Einzelstaaten zustehenden Mitwirkungsrechts an der Reichsregierung ist. Der Prinzregent von Bayern hat zweifellos für Bayern dieses Mitwirkungsrecht. Die Reichsverfassung sagt in Art. 11: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu." Wer in Preußen herrscht, übt die Präsidialrechte aus, der preußische König sowohl als der preußische Regent, die Reichsverfassung hätte sich darüber äußern müssen, wenn sie dies nicht angenommen hätte. Der preußische Landtag entscheidet nur über die Regentschaft in Preußen, mit welcher aber durch die Reichsverfassung selbst die Ausübung der Präsidialrechte verknüpft ist. Seydel, v. Held, Thudichum, Laband und Riedel nehmen demgemäß an, daß die Bestimmungen der preußischen Verfassung ohne Weiteres auf das Reich Anwendung finden müssen und daß der preußische Regent zugleich Reichsverweser ist. Eine reichsgesetzliche Regelung der Streitfrage wäre jedenfalls wünschens-

Digitized by Google

werth. Der Regent regiert selbständig, „im Namen des verhinderten Königs“. Kaiser Wilhelm brauchte als Regent in Preußen die Formel: „Im Namen Sr. Majestät des Königs. Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden, Prinz von Preußen, Regent.“ Münzen werden mit Namen und Brustbild des an der Ausübung der Regierung verhinderten Landesherrn geprägt. Die Kosten der Regentschaft trägt nach den meisten Verfassungen die Civilliste. In Preußen wurde durch Gesetz vom 30. April 1859 mit Rücksicht auf die damalige Regentschaft die Rente des Kronfideicommiß-Fonds von 2,573,098$^2/_3$ Thlr. um 500,000 Thlr. vom 1. Januar 1859 an erhöht. Der Regent ist ebenso wie der König politisch unverantwortlich, die Minister haften.

Der einzige Grund für den Eintritt der Regentschaft ist die Regierungsunfähigkeit des Landesherrn, derselbe muß unfähig sein, die Staatsgewalt auszuüben. Einerseits genügt nicht, daß dem Landesherrn das Regieren schwer fällt und andererseits ist nicht nöthig, daß derselbe willensunfähig ist, er muß nur regierungsunfähig sein. Die Regierungsunfähigkeit beruht auf *Minderjährigkeit, Abwesenheit* und *Gebrechen*. Der Mündigkeitstermin in Deutschland war und ist noch verschieden. Die Goldene Bulle (1356) setzte 18 Jahre für die Kurfürsten fest und es galt dieser Termin allgemein bis zur Auflösung des Reichs. Preußen hat im Art. 54 der Verfassung die Bestimmung der Goldenen Bulle aufgenommen, welche auch in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen u. s. w. gilt, während Mecklenburg 19 und Coburg-Gotha, Meiningen, Waldeck u. s. w. 21 Jahre verlangen. Die Abwesenheit verhindert nicht in allen Fällen den Landesherrn, die Regierungsthätigkeit auszuüben und kommt nur in Betracht, wenn der Landesherr infolge der Abwesenheit, z. B. erzwungener, regierungsunfähig ist. Die Gebrechen sind in verschiedenen Zeiten verschieden beurtheilt worden, heute setzen nur die Verfassungen von Württemberg und Coburg-Gotha die Regierungsunfähigkeit wegen körperlichen Gebrechen fest, alle anderen Verfassungen kennen Regierungsunfähigkeit nur wegen geistigen Gebrechen. Gemeinrechtlich muß man bei denjenigen Gebrechen, welche regierungsunfähig machen und unheilbar sind, auch Successionsunfähigkeit annehmen. Schon die Goldene Bulle spricht den Grundsatz aus, daß Wahn- oder Blödsinn des Thronfolgers den Anspruch auf den Thron ausschließt. Es liegt dies auch im Interesse des monarchischen Princips, da es keinen greifbaren Sinn hat, den unheilbaren Thronfolger Herrscher werden zu lassen und es offenbar zweckmäßiger ist, den Regenten, welcher gewöhnlich auch der erbfolgeberechtigte Herrscher ist, als solchen anzuerkennen. Die neueren Verfassungen, auch die preußische, erblicken aber weder in der körperlichen, noch in der geistigen Unfähigkeit an sich ein Hinderniß für die Thronfolge und kann das gemeine Recht nur dort eintreten, wo die Verfassungen schweigen. Die preußische Verfassung, Art. 56, sieht in der Regierungsunfähigkeit einen Grund für eine Regentschaft, enthält aber keine nähere Bestimmung darüber, wann das wirkliche Vorhandensein der Regierungsunfähigkeit anzunehmen ist und überläßt die Entscheidung darüber den Kammern. Indeß macht der Geist der Verfassung den Sinn des Art. 56 klar und gewiß. Außer bei Minderjährigkeit, Abwesenheit und Gebrechen muß eine Regentschaft auch noch eingesetzt werden, wenn die Thronfolge ungewiß ist, z. B. durch Schwangerschaft der Wittwe des Landesherrn.

Welche Personen zur Regentschaft berufen werden und auf welche Weise, ist in den neueren Verfassungen meist ausdrücklich bestimmt. In den kurfürstlichen Häusern wurde mit den Bestimmungen der Goldenen Bulle der nächste Agnat Regent, in den andern Häusern die Mutter oder der nächste Agnat, falls der Regierungsvorgänger keinen Regenten ernannt hatte. Wenn aber positive Bestimmungen der Verfassungen über Regentschaft nicht ausreichen oder nicht vorhanden sind, muß eine Stelle da sein, welche einen Regenten einsetzt. Im Einzelstaate kann dies nur die Volksvertretung oder das Staatsministerium sein. Die preußische Verfassung hat in Art. 56 den Kammern das Recht gegeben, über die Nothwendigkeit der Regentschaft zu beschließen. Die Person des Regenten ist durch Gesetz bestimmt, die Regentschaft wird durch die Verfassung ganz nach den Grundsätzen der Thronfolge übertragen und erst wenn kein Agnat vorhanden ist, haben die Kammern nach Art. 57 der Verfassung einen Regenten zu wählen. Die Kammern entscheiden in diesem Falle über die Nothwendigkeit der Regentschaft und erwählen den Regenten in *vereinigter* Sitzung, offenbar um eine Meinungsverschiedenheit zwischen beiden Kammern zu verhindern, dieselben sollen gleichsam ein politisches Schwurgericht sein. Die preußische Verfassung schließt jede testamentarische Verfügung des regierenden Königs über die Regentschaft aus. *Frauenregentschaft* ist dem preußischen Staatsrecht ebenso fremd, wie Frauensuccession, die preußische Verfassung schließt die Frauen ganz aus.

Der Regent, welcher den regierungsunfähigen Herrscher vertreten will, muß selbstverständlich selbst regierungsfähig, also volljährig, männlichen Geschlechts sein und darf nicht an Gebrechen leiden, welche den Herrscher zur Regierung unfähig machen würden. Der Agnat muß außerdem ebenbürtig, d. h. thronfähig sein. Auch Frauen haben in Deutschland häufig die Regentschaft geführt, jedoch nicht in den Kurhäusern. Es steht nichts entgegen, daß auch Ausländer Regent werden können. Eine Mehrheit von Regenten ist mit dem monarchischen Princip unvereinbar, es kann deshalb nur eine *einzige* Person Regent werden.

Wenn der Herrscher regierungsunfähig ist oder wird, so muß nothwendig, da die Regierung nicht still stehen kann, eine Person oder eine Körperschaft vorhanden sein, welche in solchem Falle die Regierung ausübt. Es ist dies entweder der durch Gesetz oder Ernennung bestimmte Regent oder das Staatsministerium. Diese führen provisorisch die Regierung so lange, bis die definitive Regentschaft eingesetzt ist. Die preußische Verfassung, Art. 56 und 57, läßt die Volksvertretung über die Nothwendigkeit der Regentschaft beschließen, Bayern und mehrere andere deutsche Staaten haben dieselbe Bestimmung, Sachsen, Württemberg und andere lassen einen Familienrath entscheiden, dessen Beschluß aber von der Volksvertretung genehmigt werden muß. Die preußische Verfassung bestimmt in Art. 58, daß das bestehende gesammte Staats-Ministerium für alle Regierungs-Handlungen verantwortlich sei. Wenn die Kammern nicht versammelt sind, so hat in Preußen entweder der volljährige Agnat, welcher zur Regentschaft berufen ist (Art. 56), oder das Staatsministerium (Art. 57) die Kammern zu berufen, die Einberufung der Kammern bedarf als Regierungsact der Gegenzeichnung des gesammten Staatsministeriums. Der Regent schwört nach Einrichtung der Regentschaft vor den vereinigten Kammern einen Eid, die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren (Art. 58). Es steht nichts im Wege, daß über die Regentschaft schon bei Lebzeiten des Vorgängers des künftigen Herrschers beschlossen wird, wenn die dauernde Regierungsunfähigkeit des letzteren schon zu dieser Zeit zu Tage tritt, es ist zur Gültigkeit eines solchen Beschlusses nur die Uebereinstimmung des Landesherrn und der Volksvertretung nöthig und ist der Nachfolger an solchen Beschluß, bezw. an solches Gesetz gebunden.

Die Regentschaft hört auf, sobald entweder das Recht, welches sie ausübt, untergeht, also wenn der Landesherr stirbt, oder die Ausübung des Rechts an den Vertretenen und Träger des Rechts zurückfällt, also wenn der Landesherr volljährig oder wieder gesund wird. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß in letzterem Falle eine Feststellung der Beendigung der Regentschaft in der gleichen Weise wie eine solche des Beginns derselben stattfinden muß. Vor zwei Jahren starb in Bayern König Ludwig II. und endigte hierdurch die Regentschaft des Prinzen Luitpold für denselben, begann aber sofort für den König Otto, welcher ebenfalls geisteskrank ist.

Zum Unterschied von der Regentschaft, welche, wie wir gesehen haben, auf einem Rechtssatz beruht, ist die Stellvertretung im engeren Sinne die Ausübung von

Digitized by Google

Herrscherrechten im Auftrage des Landesherrn. Voraussetzung der Stellvertretung ist, daß der Auftraggeber regierungsfähig ist. Während der Inhalt der Regentschaft durch das Gesetz bestimmt wird, welches dem Regenten die Ausübung der gesammten Staatsgewalt, die ganze Machtfülle des Herrscher-Amtes überträgt, wird der Inhalt der Stellvertretung durch den Auftrag, den Willen des Vollmachtgebers bestimmt. Der Landesherr kann jedes Recht dem Stellvertreter übertragen, sogar das der Kriegserklärung und des Friedensschlusses. Die Stellvertretung ist naturgemäß nur eine vorübergehende Einrichtung und nur von kurzer Dauer. Wenn der Landesherr dem Stellvertreter vorschreibt, wie er regieren soll, so ist der Stellvertreter an diese Vorschrift gebunden und muß auch ohne dieselbe im Sinne und nach den Intentionen des Landesherrn regieren. Der Landesherr kann jederzeit in die Regierungsthätigkeit des Stellvertreters eingreifen. Die Handlungen des Stellvertreters sind Regierungsakte, welche zu ihrer Gültigkeit der ministeriellen Gegenzeichnung bedürfen. Die Regierungsakte des Stellvertreters, welche der ertheilten Vollmacht entsprechen, sind verbindlich sowohl für die Unterthanen, als für den Auftraggeber, den Landesherrn, der Stellvertreter selbst ist sowohl dem Landesherrn, als der Volksvertretung verantwortlich und haftbar und wird durch die Gegenzeichnung der Minister nicht gedeckt. Der Stellvertreter ist auch strafrechtlich verantwortlich.

Der Landesherr kann sich, wenn er sich zur Ausübung eines Regierungsaktes unfähig fühlt, vertreten lassen und es hat nicht das Gesetz, sondern der Landesherr selbst über den Unfähigkeitsgrund zu entscheiden. Akute Krankheit und Reise in's Ausland sind die Hauptgründe der Stellvertretung. Bezüglich der Person des Stellvertreters ist der Landesherr in keiner Weise beschränkt, er kann auch das Staatsministerium zum Stellvertreter ernennen. Die Ernennung eines Stellvertreters ist ein Regierungsakt, welcher der ministeriellen Gegenzeichnung bedarf. Mehrere deutsche Verfassungen (Bayern, Sachsen, Oldenburg) bestimmen, daß der Landesherr das Recht habe, sich unter gewissen Umständen vertreten zu lassen. Nach deutschem Staatsrechte ist aber anzunehmen, daß der regierungsfähige, aber behinderte Landesherr, auch wenn ihm das Recht, einen Stellvertreter zu ernennen, nicht besonders übertragen ist, dennoch das Recht hat, einen Stellvertreter mit der Ausübung von Regierungsakten zu beauftragen. Auch die preußische Verfassung hat keine ausdrücklichen Bestimmungen über Stellvertretung, die meisten Staatsrechtslehrer halten dieselbe aber auch in Preußen für zulässig und es ist eine Stellvertretung in Preußen in den letzten Zeiten mehrmals eingesetzt worden. 1857 bestellte Friedrich Wilhelm IV. seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, zum Stellvertreter, welcher versprach, nach den ihm bekannten Intentionen seines Bruders zu regieren, 1878 der Kaiser Wilhelm seinen Sohn, den jetzigen Kaiser Friedrich III. zum Stellvertreter „Vertretung des Königs in der oberen Leitung der Regierungsgeschäfte" und am 17. November 1887 seinen Enkel, den jetzigen Kronprinzen zum Stellvertreter. Kaiser Friedrich hat vor einigen Wochen ebenfalls eine beschränkte Stellvertretung durch den Kronprinzen eingerichtet. Die Wahl der Person des Stellvertreters steht auch in Preußen dem Könige frei. Aus dem Art. 56 der Verfassung, welcher die Regentschaft bei dauernder Verhinderung des Königs anordnet, muß nothwendig geschlossen werden, daß in Preußen die Stellvertretung nur bei vorübergehender Verhinderung zulässig ist, wenn keine Veranlassung zur Regentschaft vorliegt. Entschiedener Gegner der Zulässigkeit der Stellvertretung in Preußen ist Lasker, welcher die Stellvertretung des Prinzen Wilhelm im Jahre 1857 als „anormalen Zustand einer in dem preußischen Staatsrecht unbekannten und unzulässigen Stellvertretung" bezeichnet und nur die Regentschaft zulassen will. Lasker ist der Ansicht, daß durch die Duldung der Stellvertretung die höchsten Staatsrücksichten einem individuellen Zartgefühl nachgesetzt werden.

Das Ende der Stellvertretung hängt ebenso wie der Beginn vom Willen des Landesherrn ab und bedarf gleichfalls der ministeriellen Gegenzeichnung.

## Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften.

Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne.

(Schluß.)

Man sagt uns Deutschen nicht ohne Grund nach, daß bei uns, und namentlich in unseren philosophischen Kreisen, die wunderlichsten Theorien, wenn nur Jemand den Muth hat, sie aufzustellen, auch Anhänger finden. Die Gladstone'sche Theorie von der Farbenblindheit der Griechen, die Jäger'sche Seelentheorie u. A. können als neuere Belege für diese alte Erfahrung dienen. So hat denn auch die Weismann'sche Theorie von der Unvererblichkeit erworbener Eigenschaften alsbald von den verschiedensten Seiten Unterstützung erhalten und Professor E. Ziegler hat unter dem Beifall verschiedener Fachgenossen die bisher ziemlich allgemein in der ärztlichen Ueberzeugung wurzelnde Annahme der Erblichkeit von Krankheitsanlagen in das Fabelreich verwiesen. Die Frage liegt hier sehr complicirt; die früher allgemein angenommene Erblichkeit gewisser Ansteckungskrankheiten, wie z. B. der Tuberkulose, wird Niemand länger vertheidigen, der einen Bacillus als Ursache ansieht, wohl aber wird man eine für die Entwickelung dieser Parasiten günstige Körperconstitution, z. B. eine durch ungesunde Lebensweise erworbene Enge des Brustkastens für vererbbar halten dürfen.

Am meisten Widerspruch dürften diese neuen Ansichten bei den Irrenärzten finden, welche das Problem seit langer Zeit statistisch verfolgt haben, sofern ihre erste Frage an die Angehörigen jedes ihnen neu zugeführten Patienten darin besteht, ob in der Familie desselben derartige Zufälle schon früher vorgekommen sind oder nicht? Die berühmtesten Forscher auf dem Gebiete der Psychiatrie und der Erblichkeitslehre: Maudsley, Trélat, Lukas, Piorry, Sedgwik und viele Andere sind auf diesem Erfahrungswege zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß mindestens ein Drittheil aller Geisteskranken von geisteskranken Eltern oder Großeltern abstammt. Der berühmte französische Irrenarzt Esquirol hält nahezu die Hälfte, sein nicht minder bekannter College Moreau de Tours sogar Neunzehntel aller Geisteskrankheiten für ererbt. Es ließen sich hier lehrreiche und überzeugende Beispiele solcher durch viele Glieder vererbten Anlagen, denen man doch wohl den Charakter erworbener Eigenschaften nicht absprechen kann, namhaft machen, aber ich will darauf verzichten, da selbst Ziegler zwar nicht eigentliche Erblichkeit, aber doch die Möglichkeit einer schädlichen Beeinflussung der Keimzellen durch Krankheiten zugibt. Ich will nur bemerken, daß ich zwischen einer krankhaft und einer in anderer Richtung beeinflußten Keimzelle für diese Frage keinen Unterschied finden kann; die erblich belasteten Kinder kommen auch gewöhnlich nicht gleich krank zur Welt, sondern diese Erbschaft entwickelt sich gleich anderen, oft erst nach 40—50 Jahren, wenn sie bei den Eltern erst in diesem Alter eingetreten war.

Obwohl also die erblichen Krankheiten an sich ebenso beweisend erscheinen, als anderweite erbliche Anlagen, so wollen wir sie doch hier bei Seite lassen und uns zu den einwandfreieren erblichen Mißbildungen wenden, welche die Körperconstitution nicht schwächen, vielmehr bei ganz gesunden Individuen auftreten. Auf diesem Gebiete sind nun schier unzählige Fälle genau verfolgt und beschrieben worden, in denen z. B. überzählige Finger und Zehen, Hasenscharten, abnorme Behaarung, Hautauswüchse u. s. w. durch ganze Reihen von Generationen vererbt wurden. Schon die Bibel erwähnt einer Familie von Sechsfingerigen und solche Ueberzähligkeit ist in den meisten Fällen erblich, ebenso wie die Ueberhaarigkeit der sogenannten Hunde- oder Affenmenschen, die sich jetzt so häufig in den Großstädten sehen lassen. Von einem fünfzehigen Huhn konnte ein französischer Gutspächter nach seinem an die Pariser Akademie erstatteten Bericht, innerhalb zweier Jahre ein großes fünfzehiges Hühnervolk erziehen, und als die meisten davon 1873 einer Hühnerepidemie erlagen, ein neues Volk aus den

Digitized by Google

wenigen Ueberlebenden. Der merkwürdigste Fall dieser Art ist wohl derjenige der Familie Lambert in England, in welcher sich durch mindestens fünf Generationen auf die im Uebrigen vollkommen gesunden Söhne (niemals auf die Töchter!) eine Kruste schwarzer, hornartiger Auswüchse der Haut vererbte, welche die Form stumpfendigender Stifte und Platten annahmen, bis zu einem Zoll Länge erreichten und alle Theile des Körpers bedeckten, mit Ausnahme des Gesichtes, der inneren Handflächen, Fußsohlen und des Gesäßes. Diese männlichen Lamberts, welche man nach dem knirschenden Geräusch, welches ihre Bewegungen, in Folge des Aneinanderreibens der Hornstifte begleitete, im Allgemeinen freilich nicht sehr zutreffend, Stachelschwein-Menschen (Porcupine-Men) nannte, befanden sich, abgesehen von dieser Hornbildung, die in jedem Herbst abfiel und sich über dem ganzen Körper erneuerte, wie das Haar-, Schuppen- und Federkleid vieler Thiere, vollkommen wohl und erreichten zum Theil ein höheres Alter. Der bekannte Braunschweigische Geograph und Naturforscher E. A. W. v. Zimmermann konnte daher in seiner „Geographischen Geschichte des Menschen" (1773) diesen Fall sehr wohl zur Erläuterung einer neuen Theorie von der Entstehung der Menschenrassen benutzen. Er schreibt:

„Man setze einmal den Fall, daß diese gesammte borstige Familie von anderen Menschen verabscheut, wäre genöthigt worden, sich in einem unbewohnten Landstriche, oder auf einer Insel niederzulassen. Da sie dann stets in ihrer Familie zu heirathen sich gezwungen sähen, so würde unfehlbar eine wunderbare Menschenrasse hervorgebracht sein, welche in dem Aeußeren augenscheinlich viel weiter von uns abstünde, als der Neger. Nun lasse man dieses Land oder diese Insel nach vielen Jahren von Reisenden entdeckt werden, wie würden dann die Philosophen sich freuen, so außerordentliche, neue, uns so sehr unähnliche Menschen gefunden zu haben!"

Aber obwohl jeder Unbefangene solche abnorme Bildungen für Abweichungen halten wird, die durch irgend ein Zusammentreffen innerer und äußerer Bedingungen erzeugt wurden, — wie man denn nach Camille Dareste's Vorschriften manche Mißgeburten künstlich hervorrufen kann, — so würde es doch verlorne Liebesmüh bleiben, dieselben der Gegenpartei als Beweise für die Erblichkeit erworbener Eigenschaften vorführen zu wollen. Denn da letztere nicht einmal die tausendfältigen, zum Theil äußerst auffälligen und durch viele Generationen hindurch gesteigerten Erfolge der Thier- und Pflanzenzüchter — bei denen es sich vielfach ebenfalls um die Hervorbringung und Erhaltung von Monstrositäten handelt, — als solche Beweise anerkennen will, so würde sie entgegnen, die betreffenden abnormen Entwickelungsrichtungen möchten seit Urzeiten prädisponirt in den Keimen gelegen haben, und wenn der Richtungskörper der normalen Haut irgendwo zufällig ausgestoßen wurde, dann wird der gehörnte Siegfried geboren, der ja in indischen wie in germanischen Sagen seine Rolle spielt.

Es würden daher für diese Gläubigen nur solche Fälle Beweiskraft beanspruchen können, bei denen eine durch äußere Eingriffe willkürlich herbeigeführte Veränderung erblich geworden ist. Bekanntlich hat auf der letzten Versammlung der deutschen Naturforscher ein schwanzloses Kätzchen, dessen Frau Mutter angeblich durch Abklemmen um ihre hintere Körperzierde gekommen sein sollte, ein gewisses Aufsehen erregt, und ist sogar vom Berliner Aquarium zu weiteren Zuchtversuchen erworben worden, denen es sich aber durch vorzeitiges Absterben entzogen hat. Das durch Zeitungs-Reklame aufgebauschte Aufsehen, welches dieses Vorkommniß erregte, war ein einigermaßen ungerechtfertigtes, denn analoge Fälle sind in der Literatur der Mißbildungen in großer Anzahl vorhanden. Schon Buffon erzählt von schwanzlosen Hunderassen in Rom und Neapel, die man nach seiner Meinung durch wiederholtes Abhacken der Schwänze erzielt habe, und Lichtenberg sagt in seiner Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche (1787): „Man hat schon längst bemerkt, daß sich die Natur manche künstliche Verstümmelung, wodurch der Mensch ihre Werke zu verbessern glaubt, endlich gefallen und in ihrer eignen Werkstätte nachahmen läßt. Haut man Hunden, Katzen u. s. w. in linea recta descendente die Schwänze öfter ab, so merkt sich dieses die Natur und läßt die Schwänze endlich weg. Wenn man ferner einen Hund von dunkler Farbe sieht, der mit einem weißen, natürlichen Halsbande gezeichnet ist, so kann man sicher glauben, daß es seinen Vorfahren irgend einmal mit dem Strick oder der Kette oder dem ebenso lästigen Halsbandorden inoculirt worden ist." Haeckel berichtet in der „Schöpfungsgeschichte" den „vor einigen Jahren" auf einem Gute in der Nähe von Jena beobachteten Fall, daß ein Zuchtstier, dem durch unvorsichtiges Zuschlagen der Stallthüre der Schwanz an der Wurzel abgequetscht worden war, durchweg schwanzlose Nachkommenschaft erzeugte.

Das sind aber offenbar Ausnahmsfälle, und es wäre zu bedauern, wenn man nach dem von betheiligter Seite gemachten Vorschlage zahlreichen Katzen den Schwanz abschneiden sollte, nur um möglicherweise einmal das Glück zu haben, auf eine künstlich erzeugte schwanzlose Rasse hinweisen zu können. Denn der Beweis für gelegentliche Erblichkeit solcher künstlich erzeugten Mängel ist in genügend beglaubigten Fällen längst geführt, im Allgemeinen aber tritt dieselbe nur selten ein, sonst müßten ja stelzbeinige Invaliden einbeinige Kinder erzeugen. Der Schwanz ist überdem nur eine in seiner Länge höchst wechselnde Verlängerung des Rückgrats, deren Tendenz eine gewisse Anzahl von Wirbeln auszubilden, dadurch, daß zufällig einmal ein paar Wirbel verloren gehen, nicht gleich geschwächt zu werden braucht.

Viel lehrreicher sind die nicht weniger häufig vorkommenden Beispiele von Rindern oder anderen gehörnten Thieren, die durch Zufall gelegentlich das eine oder beide Hörner eingebüßt hatten, und dann eine hornlose Nachkommenschaft erzielten, denn hier haben wir es mit einer Bildung zu thun, die nicht wie der Schwanz von Altersher den meisten Wirbelthieren eigen war, sondern erst im Verfolg der historischen Entwicklung bei gewissen Thieren aufgetreten ist. Könnte man nämlich auch das erste Auftreten der Hörner von einer eingebornen, wenn auch lange schlummernden Anlage ableiten, so wäre das nicht eben so leicht in Bezug auf das Wiederverschwinden, denn eine Thierart kann doch nicht zwei einander direct entgegengesetzte Tendenzen in seinem Busen verbergen. Nun sind aber in Paraguay die gehörnten Rinder beinahe gänzlich durch eine hornlose Rasse verdrängt worden, deren jetzt nach vielen Tausenden zählende Schaar von einem Stier abstammt, der 1770 seine Hörner aus irgend einer unbekannten Ursache verloren hatte. Bronn hat in seiner „Geschichte der Natur" das lehrreiche Beispiel einer Kuh mitgetheilt, welche in Folge einer längeren einseitigen Eiterung am Kopfe das entsprechende Horn verlor und darauf nacheinander drei Kälber warf, die statt des Hornes auf derselben Kopfseite nur einen kleinen, an der Haut hängenden Knochenkern besaßen und dieser Fall bestätigt die Ansicht Darwin's, daß Verletzungen oder Defekte meist nur dann erblich werden, wenn sie durch ein längeres Siechthum erzeugt oder von demselben begleitet wurden. Er gedenkt dabei eines Mannes, dessen durch Frostbeulen und eine dazugetretene Hautkrankheit verunstalteten Daumen sich auf mehrere seiner Kinder und Kindeskinder vererbten.*)

Aber die Unhaltbarkeit der Ansichten Weismanns und seiner Nachbeter sind bereits vor ihrer Geburt glänzend durch die Versuche widerlegt worden, welche der berühmte französische Physiologe Brown-Séquard und seine Schüler über die Erblichkeit gewisser Folgewirkungen willkürlich herbeigeführter Verletzungen bei Meerschweinchen und anderen Thieren angestellt haben, und die durch Jahrzehnte fortgesetzt, eigentlich alle Zweifel dieser Richtung unmöglich hätten machen sollen. Ich will nur einige Ergebnisse dieser Versuche anführen:

1. Epilepsie trat bei Nachkommen männlicher oder weiblicher Meerschweinchen auf, bei denen diese Krankheit mittelst Durchschneidung des Hüftnerven oder eines Theiles des Rückenmarkes erzeugt worden war.
2. Veränderung der Ohrform und theilweiser Verschluß der Augenlider

*) Näheres in meiner Ausgabe von „Darwin's kleineren Schriften" (Leipzig, 1886) S. 107.

Digitized by Google

bei Nachkommen von Eltern, bei denen dieselben Veränderungen in Folge einer Durchschneidung des großen sympathischen Halsnerven entstanden waren. 3. Augapfelvorfall bei Nachkommen von Eltern, welche dieselbe Verschiebung durch eine rhachitische Verletzung erlitten hatten. 4. Fehlen von Zehengliedern oder ganzen Zehen an den Hinterfüßen von Meerschweinchen, deren Eltern dieselben Theile in Folge einer Durchschneidung der Fußnerven verloren hatten. 5. Vollständige Atrophie der Augen und Zusammenschrumpfen der Augapfel auf einige trockene Häute bei den Nachkommen von drei Meerschweinchen, welche in Folge einer Durchschneidung des „strangförmigen Körpers" augenkrank geworden waren. Mehr als zwanzig Nachkommen dieser drei Individuen zeigten mehr oder weniger hervortretende Augenkrankheiten und bei verschiedenen derselben schwanden die Augen ohne jede Entzündung zusammen. Weitere Fälle von künstlich herbeigeführtem erblichen Muskelschwund, Gangrän u. s. w. mögen unerwähnt bleiben, da die vorgenannten Beispiele um so mehr zur Bekräftigung des Gesagten ausreichen, als die Folgeübel der Eingriffe manchmal durch 5—6 Generationen verfolgt werden konnten. Im März 1882 war Brown-Séquard im Stande, der Pariser Akademie eine förmliche kleine Armee (nämlich über 150 Köpfe) solcher durch willkürliche Eingriffe erblich belasteter Individuen vorzuführen.

Ziegler und andere Anhänger Weismanns haben die Beweiskraft dieser Versuche zu bemängeln versucht, indem sie hervorhoben, daß diese mit einem schon an sich sehr empfindlichen Nervensystem begabten Thiere durch lange Gefangenschaft und gewaltsame Behandlung einer krankhaften Reizbarkeit verfallen, allein dieser Einwand ist der Thatsache gegenüber, daß ganz verschiedene erbliche Leiden beliebig bei ihnen erzeugt werden konnten, völlig bedeutungslos. Auch hebt Brown-Séquard ausdrücklich hervor, daß er die meisten dieser künstlichen Erbübel und Defekte, z. B. den entzündungslosen Augenschwund, niemals von selbst bei einem der Tausende von Meerschweinchen habe auftreten sehen, die durch seine Hände gegangen waren. Ueberdem sind ganz ähnliche Erfolge von mehreren seiner Schüler, wie Eugen Dupuy in San Franzisko, Massin, Deutschmann u. A. an Kaninchen und anderen Thieren erzielt worden. Massin paarte z. B. Kaninchen, denen er die Milz weggenommen hatte, und erzielte Junge, die zwar nicht ganz milzfrei waren, aber eine kleinere Milz besaßen, als sie jemals bei diesen Thieren beobachtet worden ist.

Man darf sich solchen Beweisstücken gegenüber nicht hinter der Ausrede verschanzen, Krankheitserscheinungen seien als anormale Lebensvorgänge nicht beweiskräftig. Was ist überhaupt normal und anormal im Leben? Jede Abweichung von der regelmäßigen Entwickelung, die man durch äußere Mittel zu erzeugen im Stande ist, also auch die klimatischen Abänderungen der Thiere und Pflanzen, die Füllung der Blumen, die Schwanzfedern der Pfauentaube sind den natürlichen Formen gegenüber anormal und die Erblichkeit wirklich krankhafter Zustände ist vielleicht schwerer zu begreifen, als diejenige der allmählichen Abänderungen, auf denen Darwin seine Theorie aufbaute. Ist anderseits der Augenschwund, den so viele Höhlen- und Tiefsee-Thiere in der Vorzeit durchgemacht haben, und den ihre Jungen in der Jugendentwicklung wiederholen, nicht ebenso von äußeren Ursachen erzeugt und ebenso anormal, wie der erbliche Augenschwund der Meerschweinchen? Wir kennen ferner anormale Instincte, die sich bereits durch Hunderte von Generationen vererbt haben, wie z. B. den des indischen Lotan oder Erd-Tümmlers, einer Taubenrasse, die sich bis zur Erschöpfung am Boden wälzt, und diese krankhafte Neigung wahrscheinlich der Gehirnverletzung einer Ahnenform verdankt. Wenigstens hat W. J. Moore gezeigt, daß man eine ähnliche Neigung bei gesunden Tauben hervorrufen kann, wenn man einen bestimmten Theil ihres Gehirns mit einer Nadel durchsticht. Auch Dupuy, der oben erwähnte Schüler Brown-Séquards, sah erbliche Folgen aus Gehirnverletzungen entspringen.

Aber wenn es auch nicht durch so unzählige, überzeugende Versuche dargethan wäre, so würde schon die Unmöglichkeit, für das durch die Paläontologie an zahllosen Lebewesen nachgewiesene stufenweise Fortschreiten und Zurücksinken der Entwickelung eine andere genügende Erklärung zu finden, hinreichen, die Erblichkeit erworbener Eigenschaften zu beweisen. Und vermöchte auch Jemand der Ansicht älterer Anhänger der Descendenztheorie, daß den Organismen ein Trieb zu immer höherer Entwickelung eingeboren sei, neues Leben einzuhauchen, so bliebe doch unverständlich, wie der Fortschritt sich erhalten sollte, wenn er nicht vererbt würde, es bliebe noch unverständlicher, warum manche Organismen seit undenklichen Zeiten keine Entwickelung gehabt haben und ganz unverständlich, wie einzelne Lebewesen von einer schon erreichten Vollkommenheitsstufe wieder herabsinken konnten. Man denke an jene in der Erde wühlende Wirbelthiere (Blindwühlen), die Gesicht, Gehör, Arme und Beine verloren haben und in manchen Beziehungen niederen Würmern gleichen. Hier ist sogar der ganze Rückschrittsprozeß erblich geworden, sodaß wir ihn in der Jugendentwickelung mit unseren Augen verfolgen können. Um die weitgehenden Anpassungen verschiedener Lebewesen aneinander und zu gemeinsamem Haushalt (Symbiose) ohne Erblichkeit der allmählichen Anpassungsstufen zu verstehen, müßte man zur Theorie der prästabilirten Harmonie zurückgreifen.

Was endlich die von Weismann vorgebrachte Ansicht anbelangt, daß die geschlechtliche Fortpflanzung eine Vorbedingung der Veränderlichkeit sei, so widerlegt sich dieselbe für einen Anhänger der Descendenztheorie eigentlich schon von selbst. Denn ein solcher muß doch annehmen, daß niedrigste Organismen den Anfang der Entwickelungsreihen gebildet haben, und gerade diese Wesen pflanzen sich nicht auf geschlechtlichem Wege fort. Folglich mußten dieselben nach Weismann unverändert bleiben, und es konnten aus ihnen niemals die höhern Formen entstehen, bei denen eine geschlechtliche Fortpflanzung erst auftritt. Aber jene Voraussetzung kann auch ebensowenig vor der alltäglichen Erfahrung bestehen, wenngleich zugegeben werden muß, daß in der Regel durch ungeschlechtliche Vermehrung entstandene Individuen der Ursprungsform, deren bloße Fortsetzung sie sind, viel ähnlicher sein müssen, als ein geschlechtlich erzeugtes, vollkommen neues Individuum. Ein von einem Baume geschnittener und in die Erde oder auf einen neuen Stamm verpflanzter Zweig bleibt, wenn er nun auch eine gesonderte Individualität bildet, doch immerhin dasselbe Wesen. Aber variiren die Zweige eines und desselben Baumes nicht untereinander? Hat nicht schon Leibniz hervorgehoben, daß man an einem Baume nicht zwei völlig gleiche Blätter findet? Die Blätter und Blumen eines Stammes nehmen, wie die einzelnen Thiere eines Korallenstockes, schon nach ihrer Stellung an der Achse verschiedene Formen an; blühende Epheuzweige bekommen ungelappte, zugerundete Blätter, die sie als Stecklinge bewahren, und überhaupt sind neue Blattformen und Farbenschattirungen, die von den Gärtnern sorgsam weitergezüchtet wurden, oftmals an einzelnen Zweigen oder Aesten eines Baumes zuerst aufgetreten. Darwin hat bereits eine Anzahl solcher Fälle, namentlich von buntblättrigen Pflanzen, die auf diesem ungeschlechtlichen Wege entstanden sind, gesammelt und einer der besten Beobachter unserer Zeit, Dr. Fritz Müller in Itajahy (Brasilien) schrieb mir unlängst über diesen Punkt:

„Ich zweifle kaum, daß z. B. die zahllosen Varietäten des Zuckerrohres auf ungeschlechtlichem Wege entstanden sind; manche Varietäten blühen überhaupt niemals und hier wenigstens scheint keine je Samen zu bringen. Dasselbe gilt von Bananen, von denen ich selbst eine auf ungeschlechtlichem Wege entstandene Varietät besitze. Wir haben hier eine sehr schmackhafte Banane mit braunrothem Stamm und rother Fruchtschale, die sich in ganz verschiedenem Boden durch Stecklinge treu fortpflanzt. Sie wissen, daß um den ersten Stamm in immer weiterem Kreise stets neue Stämme hervorsprießen, während sie in der Mitte absterben. Bisweilen kommen dann auch in der freigewordenen Mitte neue Schößlinge zum Vorschein und bei der rothen Banane sind diese bisweilen grün und ihre reifen Früchte gelb. Einen solchen Schoß habe ich vor Jahren verpflanzt und die grüne Farbe der Stämme, die gelbe der Früchte hat sich erhalten. — Der Verlust der rothen Farbe bei inmitten alter Stöcke aufschießenden Stämmen erklärt sich wohl dadurch, daß die vor ihnen dieselbe Stelle im Boden einnehmenden Stämme dem Boden gewisse Stoffe entzogen, oder bei ihrer Verwesung zugeführt haben. Nach Weismann müßte, sobald diese die Veränderung verursachenden Be-

Digitized by Google

dingungen beseitigt, also sobald die grünen Schößlinge in frischen Boden verpflanzt wären, auch die Veränderung selbst rückgängig, d. h. es müßte der Schoß selbst, oder doch die aus ihm später austreibenden wieder roth werden."

Es scheint somit, daß die Weismann'schen Ansichten, welche bereits so viel Staub aufgewirbelt haben, durch wohlbegründete Erfahrungen auf der ganzen Linie widerlegt werden. Aber dieses Schicksal erscheint nicht ungerecht, wenn man bedenkt, daß sie, statt von Erfahrungsthatsachen auszugehen, vielmehr denselben widersprechend, einzig am Schreibtisch ersonnen wurden, um gewisse unverstandene mikroskopische Erscheinungen, die viel einleuchtendere Erklärungen zulassen, schleunigst zu einer Revolution aller unserer bisherigen Erfahrungen zu benutzen und die ganze Biologie auf den Kopf zu stellen. Die innern Ursachen der Variation bleiben uns allerdings so dunkel wie zuvor; es scheint mir aber, daß diese Dunkelheit begreiflicher ist, als das helle Licht, welches die neuen Theorien über diese Vorgänge verbreiten wollten.

## Literatur und Kunst.

### Ein russischer Satiriker.

(N. Schtschedrin.)

Von L. Marholm.

Es gibt Tage im russischen Winter gegen den Frühling hin, an denen der Schnee fällt und fällt, in dichten, großen, losen Flocken über die unendliche, schmutzigweiße Ebene. So weit man sieht, nichts als Schnee und Ebene, die sich fern in einen grauen Nebel verlieren. Das sind Tage, an denen Einem das Herz schwer und der Muth klein wird und das Leben so schmutzig-grau, so leer und nichtssagend vor Einem liegt, wie diese nichtssagende, öde Fläche, in der keine Farben und auf der keine Bewegung ist. Stille — nichts als Stille. Eine so tiefe Stille, daß man sie summen und klingen hört, von all' den unhörbaren Lauten der Einsamkeit, denen man gedankenlos und doch angespannt lauscht, bis man ein Sausen und Brummen im Kopfe spürt und das Blut in seinen Adern rauschen und den ganzen Mechanismus des eigenen Körpers arbeiten zu hören meint. Ob man das irgendwo anders in solchem Grade kennt — diese tiefe, ganz mechanische Selbstbelauschung, die in Rußland so wenig selten ist? Ueberall anderswo gibt das Leben mehr und fordert das Leben mehr. Es nimmt und setzt in Bewegung, ehe wir noch wissen, daß wir genommen und in Bewegung gesetzt sind. In Rußland aber gibt es Massen, ganze Schichten, die immer stille stehen und sich nicht rühren, ja, in deren Bewußtsein das Sichstillehalten zu einer Aufgabe geworden ist, der sie mit dem Tugendstolz einer sittlichen Pflicht nachkommen. Es gehören gewisse Bedingungen dazu, um diese Sinnesart recht zu erfassen; z. B. die Bedingung, in Rußland geboren zu sein. Alles vergißt sich allmählich; aber ein Alp, von dem unsere Jugend geritten wurde, die Bande, die unser Wachsthum niederhielten, die fühlen wir immer wieder, unter denen zittern unsere Nerven immer wieder, die behalten ihre imaginäre Herrschaft über uns, lange nachdem sie ihre reale verloren. Vielleicht ist es das, worauf die ganz unvergleichliche Anschaulichkeit der russischen Schriftsteller beruht, eine Anschaulichkeit, mit der sich weder das Raffinement in der Beobachtung der französischen realistischen Schule, noch die gefühlvoll moralische Buchhalterei über den Detailhandel des Lebens vergleichen läßt, dem die englischen Realisten obliegen. Der Realismus der Franzosen und Engländer ist bewußt, ein solides Verstandeswerk, durchsetzt mit angeerbter Romantik, bürgerlich, religiös freigeistig, moralisch orthodox. Auch die Russen moralisiren — Normen zu suchen, das kann überhaupt kein Volk sein lassen —; Tolstoi moralisirt beständig, Dostojewsky moralisirt wie ein Wanderprediger, Gontscharow hat in seinem Oblomow gewissenhaft und gründlich moralisirt und Schtschedrin, der Vater der russischen Feuilletonsatire geht nie ohne moralischen Maßstab in der Tasche aus. Es kann sein, daß Garschin, in einem gewissen Sinne Schtschedrin's Fortsetzer, der genialste und der unglücklichste unter den Jüngeren, der reine Beobachter ist. Er hat eine seltene Unmittelbarkeit der Schilderung, jene Unmittelbarkeit, die ein geistreicher Mann auf der Folter von Körper- und Seelenschmerzen hat, für die es keine Hülfe, von denen es keine Befreiung gibt. Sie sind einmal da und man spricht nicht von ihnen, aber sie sprechen aus Einem, in der Form unserer Sätze, in dem Tonfall der Sprache, in dem Tempo, in dem wir reden und in der Art, wie wir schweigen. In Garschin's Schilderungen sieht man das Zucken seiner entblößten Nerven und das Bluten seiner wunden Seele; in der ganzen russischen Literatur brennt ein Fieber, wie in keiner anderen Literatur Europas, ein durstiges lechzendes Schmachten, das Einem in's Herz schneidet und das doch nur jene ganz nachfühlen können, die einmal unter russischen Einflüssen gelebt haben. Aber es gibt etwas, das noch schlimmer ist und gründlicher zerstört und das Schtschedrin in dem höchst treffenden Ausdruck formulirt hat: „ihr Gehirn schien wie verkorkt zu sein!" Alle Kräfte verkorkt, für alles Streben, alle Möglichkeiten einen Korken vor, alle Aussichten nur ein Korken! Schtschedrin, der das Wort fand, hat auch eine eigene Art, es durch sein bedeutungsvolles Schweigen zu illustriren. Er hat die Gabe, äußerst beredt zwischen den Linien zu schweigen; und sein Schweigen sagt ungefähr Folgendes: Die Massen, lieber Freund — beschränken wir uns darauf, zu sagen, die russischen Massen, sind gleich bei der Geburt verkorkt worden, so ordentlich und solid, daß sie überhaupt gar nicht zu dem Bewußtsein kommen, was in ihnen ist. Die meisten dieser Menschen wissen weder, was sie sind, noch was sie sein könnten und das ist sehr gut, denn es könnte ihnen doch nichts helfen. Es wäre auch Alles in Ordnung, wenn nur diese verkorkten Stoffe sich nicht rührten und gährten und ihre Inhaber mit dem Gefühl peinigten, daß etwas in ihnen verhalten sei. Diejenigen, die nun so glücklich organisirt sind, daß der Kork auf einer leeren Flasche sitzt, machen ihren Weg im Leben ohne Hindernisse; sie bilden die reguläre Gesellschaft, die Gesellschaft, die etwas gilt und mit der man rechnen muß. Die Anderen, die mit einem sensitiven Nervenleben, oder mit einer mit Elektricität geladenen Individualität, oder mit einem seelischen Verlangen, oder sonst einem Gebrechen ausgestattet sind — nun, die quälen sich mit ihrem Korken. Entweder suchen sie ihn loszuwerden und das nimmt gewöhnlich ein schlechtes Ende, denn der Korken ist in Rußland das Kennzeichen des wahren Menschenthums, oder sie gewöhnen sich an ihn und leben friedlich mit ihm hin, oder sie begeistern sich für ihn, betrachten ihn als eine besondere Zierde und sind eifrig bestrebt, möglichst Viele dieses Glückes theilhaftig zu machen.

Und sie, die sich mit dieser guten und förderlichen Einrichtung nicht befreunden können, die sich nicht eher beruhigen, als bis sie ihren Korken hinausgetrieben haben und ihr Wesen ausströmen und in ihr Wesen aufnehmen können ... nun, sie verfallen dem wenig beneidenswerthen Loose Rußlands Schriftsteller zu werden, seine Tolstoi's und Dostojewsky's und Garschin's und Schtschedrin's.

Von Schtschedrin ist eben unter dem Titel „Des Lebens Kleinigkeiten" eine Sammlung russischer Profile erschienen. Die deutsche Ausgabe ist von einem Balten, Johannes Eckardt, besorgt. Man begegnet den Balten gern als Dolmetscher des Russischen und man könnte wünschen, daß man ihnen öfter begegnete. Sie sind nicht phantasievoll und sie schwächen daher in der Uebertragung die warmen Farben des russischen Geistes gern etwas ab, sie handhaben die Sprache nicht leicht, denn das baltische Deutsch ist das Besitzthum einer kleinen, hinschwindenden Aristokratengruppe, ein correctes, schriftmäßiges, aber ärmliches Material, das kein Volk hinter sich hat, aus dem es sich verjüngen kann und keine jener eigenthümlichen Sprachbegabungen hervorbringt, die das stumpfgewordene Sprachinstrument umschmelzen und zuschleifen und neuformen,

Digitized by Google

bis es die feinsten Nüancen des Geistes, die zartesten Halbtöne der Stimmung wiederzugeben vermag.

Aber sie haben einen anderen Vorzug, der diese Begrenzung aufwiegt. Sie kennen die Russen. Sie haben neben ihnen gelebt und mit ihnen verkehrt, sie sind von ihnen regiert und von ihnen geknickt worden, sie haben sich von russischen Dienstboten bedienen, von russischen Kaufleuten anführen, von russischen Speisen aufnähren lassen. Sie haben in einer halbrussischen Atmosphäre gelebt und sie haben halbrussische Elemente im Blute. Darum fühlt man den Unterschied so bis in's Einzelnste, ob ein russisches Buch von einem Reichsdeutschen, oder von einem Balten übersetzt ist. Es liegt gleichsam ein anderer Duft über demselben, ein Localduft, eine Echtheit, die der erstere gewöhnlich nicht übermitteln kann, da er sie nicht fühlt. Es sind nur Kleinigkeiten, von denen das abhängt, aber aus Kleinigkeiten setzen sich die Dinge wie aus einem Mosaik zusammen.

Schtschedrins Buch „des Lebens Kleinigkeiten", ist so ein echt russisches Mosaik; jene schnörkelhafte Kreuzstichimitation des Mosaik, mit dem das Volk in Rußland seine im Haus gewirkten Gewebe ziert.

Ein Mosaik, das in's Gewebe eingewoben ist; in ein Gewebe von unendlicher Länge und eintönigem Grau, grau in grau, wie die unendliche russische Ebene im Aufthauen des Vorfrühlings. Daß es auf der zweihundertsiebenundsiebzigsten Seite ein Ende hat, kommt daher, daß der Autor es da vom ganzen Stücke abgeschnitten; aber er hätte den Ballen gerne weiter aufrollen können, wir hätten mitgehalten — angezogen und bezaubert von dem Reiz, der Tiefe und Anschaulichkeit dieser Bilder. Es liegt wie Lächeln über dem Buch, ein feines, seelenvolles, schmerzliches Lächeln wie ein blasser Sonnenstrahl. Die Satire hat keinen Stachel, sie ist, wo Schtschedrin sich persönlich einführt, eine stille, halbgezwungene Selbstironisirung. Der Ernst dringt überall zwischen ihr hervor, das Mitgefühl wirft die Narrenjacke ab — der Autor leidet und kann es nicht verbergen. Er ist mit den Jahren (Schtschedrin ist ein Mann in den Sechzigern) dazu gekommen immer tiefer zu leiden und immer weniger zu hoffen, er sieht das russische Volk, ein zähes, klebriges Protoplasma, dicht in einander gefilzt, hindämmern, ohne nahe Aussicht auf Gestaltung, auf eine Individualisirung der Organismen. Soweit das Auge reicht, keine energische Erhebung; nichts als die endlose, schmutzig graue Linie, um die der Horizont sich weich und grau zusammenschließt, wie die grauen, weichen, gepolsterten Wände einer ungeheuern Isolirzelle, die jeden Schrei ersticken und jeden Anlauf lautlos zurückwerfen.

Schtschedrin, mit seinem eigentlichen Namen Michael Jewgrafowitsch Saltykow, hat den russischen Liberalismus heraufkommen sehen. In jenem russischen Vorfrühling von übereilten Reformen und oberflächlichem Doctrinarismus, mit dem Alexanders II. Regierung begann, war er ein dreißigjähriger Mann. Zu jener Zeit war Katkow im „Russki Westnik", ein Vorkämpfer des Liberalismus und in Katkow's Blatt erschienen jene berühmten „Skizzen aus der Provinz", die durch ihre Enthüllung der Verwaltungsmißbräuche zum Ausgangspunkt jener Reformen wurden, die die oberste Schicht russischer Demoralisation abkratzten, damit die unteren Lagen Platz hatten hervorzutreten. Auch diese sind seitdem abgekratzt worden, aber nicht eher, als bis ihre Zersetzung sich in die tieferen Formationen durchgefressen hatte und lagen diese zu Tage, so bröckelten sie ab. Schtschedrin war Mitarbeiter an den literären Organen „Sowremnik" und „Otetschestwennija Sapiski" und den „Skizzen aus der Provinz" folgten „Satiren in Prosa", „Unschuldige Geschichten", „Zeichen der Zeit" und anderes, was ihm den Ruhm des ersten russischen Satirikers eintrug — und auf die Freiheitsbegeisterung des ehemals nach Wjätka verbannten Liberalen folgte die bittere Erkenntniß von der Beschaffenheit des russischen Liberalismus. —

Schtschedrin war kein Parteigänger; er war Beobachter und Psycholog. Verstehen und Feststellen ging ihm über politische Rechtgläubigkeit und gegenseitige Handreichungen. Außerdem war er ein echter Russe mit jenem glänzenden stachelnden Talent für Kritik, das sich bei den Russen auf einer gewissen Entwickelungsstufe fast mit der Sicherheit eines Pubertätszeichens einfindet. Er versagte es sich nicht, die Träger des liberalen Schwindels in denselben unvergeßlich portraitähnlichen Carrikaturen abzuzeichnen, wie er vorher die großen und kleinen Autoritätsträger der nicolaitischen Periode abconterfeit hatte. Er war ein freier und ein feiner Geist, von jener Art Freiheit und Feinheit, die auf der Begeisterung für gewisse allgemeine Ideale beruht und die der Erscheinung alter Herren aus jener Periode etwas so Nobles und Gentlemännisches, den Zauber einer seelischen Vornehmheit verleiht. Ueber ihnen lag noch der Abendschimmer einer gefühlten Religion, die sich in allgemeine Wahrheiten umgesetzt hatte, ehe sie erlosch.

Aber der russische Liberalismus und Pseudoliberalismus starb hin, ohne anderes, als Verwirrung angerichtet zu haben. Die Parteien verschoben sich, Meinungen wurden gewechselt, neue Schlagworte deckten die alte Leerheit, es wimmelte von Ueberläufern. Schtschedrin stand, wie Turgenjew, auf der Höhe einer Bildung, die ihn sicherer als Charakterstärke vor einem Umschlag bewahrte. Wovor sie ihn nicht bewahren konnte, das war vor einer tiefen Desillusionirung, einer niederdrückenden Trauer. Jener verzehrenden Traurigkeit, von der das russische Wesen bis in seine feinsten Nerven durchdrungen ist, die bei Dostojewsky zu einem dämonisch lüsternen Kitzel wurde, bei Turgenjew zu einer schimmernden Wehmuth, gleich dem milden Glanz echter Perlen, bei Gogol zu den lächerlichen Grimassen eines Gefolterten, bei Tolstoi zur Monomanie dem Volk gleich zu werden. Denn bei den russischen Schriftstellern kann nicht die Rede sein von einem Gleichgewicht der Seele, dazu lassen die Verhältnisse auch die glücklichst angelegte Natur nicht gelangen und der russische Volkscharakter schwankt zwischen jener dumpfen Ergebung, jenem Erstarrungszustande, den die Engländer Torpor nennen und der heftigsten, wildesten Erregbarkeit hin und her. Oft vereinigen sich beide Extreme in einer Persönlichkeit. Und liegen die Bedingungen davon nicht in den zusammenhanglosen Sprüngen der sogenannten russischen Entwickelung, die zwischen aufeinanderfolgenden Generationen die Klüfte dreier Menschenalter aufriß? Was aber dabei herauskommt, das sind jene einzelnen, seltenen Menschen von alles verstehendem Scharfblick, von einer in Westeuropa undenkbaren, unbedingten Vorurtheilslosigkeit des Geistes, von einer durch ein Geschlechtsgedächtniß voll erlittener Qualen großgezogenen, unendlich beeindruckbaren Sensitivität des Gefühls und — in vollständigem Gegensatz zu allen Voraussetzungen dieser Wesenscomplexion — von einer Naivetät und Frische des Empfindens, einer Unmittelbarkeit und Unbewußtheit der Beobachtung, wie man sie nur bei Kindern oder noch ganz jungen Völkern findet.

In diesen Zügen haben wir die Charakteristik Schtschedrin's. Plötzliches, unreflectirtes Interesse, herzliche, aber vielleicht nicht dauernde Theilnahme, rasches Ergriffensein und rasches Abspringen, alle die anziehende Beweglichkeit kluger Kinder und dicht daneben eine vollständige Hoffnungslosigkeit und Glaubenslosigkeit, die männlichste Kritik und der greisenhafteste Quietismus. Aus diesen Widersprüchen setzt sich seine gegenwärtige Physiognomie in jenen Lebensbildern zusammen, die er „des Lebens Kleinigkeiten" nennt.

Was er in ihnen beschreibt, ist das schreckliche Leben, das wir ausfüllen mit nichtigen Kleinigkeiten, das wir hinbringen in einer beständigen, idiotisirenden Angst vor einem kommenden Unglück.

Vor dem kommenden Krieg, der kommenden Geldkrise, unseren kommenden Privatangelegenheiten, dem kommenden Tode.

Denn es sind lauter alberne Kleinigkeiten, die das Leben der Menschen bestimmen und ruiniren, kümmerliche Sorgen, thörichte Hirngespinste, dumme Vorstellungen; in ihnen allen klopft die gespenstische Furcht, die sich in uns so eingenistet hat, daß sie mit unserem Wesen verwachsen ist und wir sie nicht einmal mehr bemerken. „Und diese Gefangenschaft der Gedanken nimmt kein Ende, denn die heranwachsende Generation erhält das Angstgefühl der Eltern als Erbe mit."

Digitized by Google

Wie ist in diesen Worten der allgemeine Zustand in Rußland, die allgemeine Verfassung der Geister in Europa charakterisirt!

Sie geben den Grundzug in der Physiognomie der Typen aus dem russischen Volk, die er vorführt.

Er beginnt mit der breiten Grundschicht, dem russischen Bauern.

Er ist fleißig und sparsam, er lebt in einer ewigen Sorge, wie er die immer wachsenden Steuern aufbringen und die nothwendigsten Ausgaben bestreiten soll. Den Ertrag seines Feldes und seiner Wirthschaft genießt er nicht, er fährt ihn zur Stadt, oder zum Dorfwucherer. Für ihn und sein Vieh besteht die Kunst der Ernährung darin, sich mit verschlagsamer, d. h. unverdaulicher Nahrung den Bauch zu füllen. Darum bereitet er seine Grütze mit Hanföl, das er kaufen muß, statt mit Butter, die er immer zu Hause hat, weil er mit Butter doppelt so viel Grütze verzehren würde, wie mit Hanföl. Darum vergräbt er das Pökelfleisch alter Kühe, bis es stinkend und hart wie Leder geworden, denn frisch würde er den ganzen Vorrath gleich verschlingen. Seinen Gästen bietet er auf seinen Schmausereien ein großes Glas Branntwein, damit sie sofort betrunken werden und nicht, wie unter der appetitreizenden Wirkung kleiner Schnäpse, beständig zu essen verlangen.

Fährt er seine Producte in die Stadt, so betrügen ihn die Kaufleute, verkauft er sie daheim, so schindet ihn der Dorfwucherer; eine einzige Mißernte kann ihn ruiniren; dann müssen die Söhne als Tagelöhner auf die Fabrik, die Nahrung ist knapp, die gewohnten Verhältnisse sind aufgelöst und der Branntwein muß Ersatz schaffen.

Man nimmt an, der Bauer lebe im Naturzustande. Nichts weniger, als das. Sein ganzes Leben wird von ökonomischen Rücksichten regiert. Wie seine Nahrung aus Surrogaten besteht, so ordnet er auch sein Geschlechtsleben dem wirthschaftlichen Interesse unter. Seine Hochzeiten hält er zu Weihnachten, damit die junge Frau nicht vor der Ernte das Kind zur Welt bringe.

Endlich stirbt er müde und ergeben auf dem Ofen, auf dem er seine letzten Jahre in dumpfem Brüten verbracht.

Und dieser Bauer ist die Blüthe des russischen Bauernstandes. Aber wie läßt sich einem solchen vernünftigen, wirthschaftlichen Bauern, fragt Schtschedrin muthlos, die Ueberzeugung beibringen, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt?

Es kommen die anderen Stände an die Reihe. Welch' ein elendes, gedrücktes Leben führt nicht der gute Dorfpriester (Schtschedrin hält sich überhaupt gar nicht bei den verkommenen Existenzen auf), der kümmerlich und arbeitsam lebt, wie ein Bauer und doch mit seiner Familie mehr bedeuten und auf seine Stellung halten soll. Ein Mittelglied zwischen Bauer und Gutsbesitzer, steht er nur soweit über dem einen, um viel zu tief unter dem anderen zu stehen. Der Bauer leistet ihm unwillig die geforderten Dienste, der Gutsherr gibt ihm verächtlich das ihm zukommende Opfer.

Und der Gutsherr, der sein Gut selbst bewirthschaftet? Er kommt vom Morgen bis zum Abend nicht zur Besinnung und erreicht doch nicht mehr, als es knapp in Betrieb zu halten. Schließlich ist er gezwungen, in die Stadt zu ziehen und Kronsdienste zu nehmen, um seine Kinder erziehen zu können. Es gedeiht Niemand auf dem Lande, als der Dorfwucherer, oder jene Art Gutsbesitzer, die ihre bäuerlichen Nachbarn in ein Netz von „Gefälligkeiten" verstricken, überall selbst hinterher sind und wie die Bauern leben. „Wenn sie gesund und satt sind — mehr verlangen sie nicht vom Leben."

Und in den Städten? Das Buch enthält eine Novelle „Schneider Grischka", die in ihrer schrecklichen Alltäglichkeit das russische Kleinbürgerthum schildert. Sie enthüllt eine Art von Verkommenheit, von der die berühmten, hochadligen russischen Schriftsteller (auch Schtschedrin stammt aus adligem Geschlecht) sonst nicht zu erzählen wissen. Dostojewsky hat das Sclaventhum der Handwerker, in dem altrussische Leibeigenschaftstradition und neurussisches Proletarierelend sich begegnen, gelegentlich mit demselben Aufwand nervöser Erregung geschildert, mit dem er alle Schrecknisse, von denen seine Bücher voll sind, vorträgt, Schtschedrin macht die Sache in einem heiteren, gleichgültigen Ton ab, wie man von etwas spricht, was ganz selbstverständlich und unabänderlich ist. Das wirkt noch mehr.

Und so geht es weiter. Wir gehen mit in die Consultationsstunde des typischen russischen Advokaten, der sich ein Vermögen machen will. Wir erhalten einen Einblick in das delikate Verhältniß der Semstwo zum Gouverneuren, gehetzte weibliche Aerzte und Schullehrer streifen flüchtig vorüber, ein classischer Repräsentant des Petersburger Klatsches stellt sich vor. Es folgt die köstliche Charakteristik des feinen russischen Ehelebens und der feinen russischen Mädchenerziehung in der witzigen Satire „Das Engelchen"; das typische Jammergeschick der Dorfschullehrerin, wenn sie hübsch ist und die Sammlung endet mit dem ironischen Lebensbild: „Ein Glücklicher". Er war glücklich, dieser einzige Glückliche im Buch, denn er hatte das verkorkte Gehirn, an dem nichts zu verkorken war. Er hielt sich immer auf der rechten Seite und er hatte so gute Anlagen sich selbst zu idiotisiren. Und an den übrigen Kleinigkeiten des Lebens fehlte es auch nicht. Und doch brachten die Verhältnisse es fertig, diesen harmlosen Egoisten zu brechen. Er hatte einen Sohn — der sich erschoß; achtzehnjährig, aus Verzweiflung. Er hatte so früh schon die gepolsterten Wände der Isolirzelle kennen gelernt, die jeden Anlauf lautlos zurückwirft und er flüchtete sich hinaus in die einzige Freiheit, die ihm übrig blieb, zu sterben.

Und Schtschedrin verabschiedet sich vom Leser mit einem leisen Zwinkern im Blick: „Ja, ja, mein Freund, es gibt so grundmoderne Länder, daß nicht einmal die Idioten in ihnen glücklich werden können."

---

## Ein Lied der Menschheit.

Besprochen von Wilhelm Bölsche.

Je schrankenloser und eigenmächtiger die Productionskraft einer unruhigen, neuerungssüchtigen Zeit auf literarischem Gebiete die Ufer überschäumt, desto skeptischer muß nothwendig der Kritiker werden, dem das Neue nicht schon heilig wird, bloß weil es anders ist, als das Alte. Dieser Skepticismus mag bisweilen wirklichem Talente gegenüber hart machen, aber er ist berechtigt. Wenn ein Freund zu mir gekommen wäre und mir gesagt hätte: Ich will ein Epos schreiben, wie es noch nie dagewesen ist, es soll 24 Gesänge haben, von denen jeder einen Band füllt, es soll die gesammte Culturgeschichte der Menschheit ihrem Ideengange nach zur Darstellung bringen von der Erfindung des Feuers an bis auf das mythische Jahr Dreitausend nach Christus, und es soll im Bewußtsein seiner weltumspannenden Bedeutung „Das Lied der Menschheit" heißen, — so würde ich in einer Weise den Kopf geschüttelt haben, daß wir vielleicht nicht mehr so gute Freunde geblieben wären. Und wenn ich dann gar gehört oder gewußt hätte, daß der kühne Geist in mehr oder minder naher Beziehung zu der modernen Dichterschule stände, die sich kurzweg „das junge Deutschland" zu nennen pflegt, und die wenigstens eine Reihe von Vertretern hat, welche seit geraumer Zeit unaufhörlich nach den höchsten Lorbeern greift und ebenso regelmäßig Fiasko zu machen pflegt, so hätte ich für mich vielleicht noch manche Betrachtung über den Schaden daran angeknüpft, den gewisse, mir vielfach selbst sehr sympathische Theorien in schwachen und unreifen Köpfen anzurichten im Stande sind. Statt dessen ist mir ohne alle Präliminarien der eben erschienene erste Gesang eines ähnlichen Unternehmens als concretes Beispiel dessen, was sich im bestimmten Falle erwarten läßt, in die Hand gelegt worden, und ich muß denn nun allerdings zugeben, daß ich in einer sehr angenehmen Weise für diesmal von meiner Voreingenommenheit zurückgebracht worden bin. Die Dichtung, um die es sich handelt, nennt sich in

Digitized by Google

der That: „Das Lied der Menschheit, ein Epos in 24 Erzählungen von Heinrich Hart. Band I: Tul und Nahila" (Großenhein und Leipzig, Baumert & Ronge).

Ich möchte dem Leser des Buches vor der Lectüre einen Rath mit auf den Weg geben. Er überschlage die Einleitungen und zwar sowohl die prosaische, wie die poetische. Die erstere enthält allerlei nützliche — d. h. für den kritisirenden Collegen, der selbst im Staube des Tages sich schlägt und verträgt, nützliche — Erörterungen, aber sie macht eher kalt als warm. Was will uns der Dichter, umständlich selbst aus dem Rahmen tretend, den Nutzen eines Reimpaares jambischer Fünfer für das Epos und dergleichen mehr darlegen! Man blättere doch ruhig eine Seite weiter und lese eine einzige Spalte der Dichtung selbst, so weiß man zu Genüge, daß Hart ein unbezweifelbarer Meister der Form ist, und das beweist weit mehr, als alle theoretischen Auseinandersetzungen. Der poetische „Eingang" von elf Seiten birgt allerdings schon einzelne schöne Gedanken und Bilder, aber auch er ist zu lang und redet mir noch zu viel vom Dichter selbst, von seinem Zagen, ob das begonnene Riesenwerk, den ganzen idealen und zeitlichen Heraufgang des Menschengeschlechtes in ein großes, wechselreiches Lied zu fassen, ihm wohl nicht zu schwer werden möge. Wir glauben's ihm ja doch nicht vorher, und wenn, wie ich an mir erfahren habe, nach sorgfältiger Prüfung der nachfolgenden ersten Probe dieser Unglaube einer freudigen Erwartung weicht, so thut's auch hier wieder das Werk, nicht die Ankündigung.

Lassen wir also alle Prologe bei Seite, schlagen wir das Blatt auf, das den wahren Titel des Buches trägt: „Tul und Nahila". In Form einer epischen Dichtung, die mit Energie den Grundgedanken betont und zugleich doch durch die Gewalt der poetischen Sprache das Individuelle, lyrisch Abgeschlossene zur Wirkung bringt, soll uns der Anfang der menschlichen Culturentwickelung gezeigt werden, die halb verschleierte Morgenröthe des Tages, der heute strahlend über uns lacht, die wilde Knospe, die aus ewig verborgener, schwarzer Erde in unbekanntem Zwange heraufwächst, über der aber, dem Dichtersinne fühlbar, schon der Duft der werdenden Blüthe schwebt. Das typische Menschenpaar, das der echt moderne Autor sich wählt, ist nicht das erste im mythischen Sinne. Es hat Brüder und Schwestern im eigenen und in fernen Landen: es hat eine — wenn auch dunkle — Geschichte, es ist bereits Product einer langen Entwickelung. Dennoch erscheint es uns Culturmenschen von heute wie ein vollkommenes Urbild, es sind nackte Wilde von der Insel Ceylon, zu Beginn der Erzählung noch ohne Kenntniß der künstlichen Feuererzeugung — wir wollen es grob sagen: es sind Menschen, die in ihrem ganzen Auftreten dem Thiere noch sehr nahe stehen, obwohl es nicht ausgesprochen ist, daß sie unmittelbar aus diesem heraus als geheimnißvollster aller Zweige sich entwickelt haben. Tul, der Mann, ist zu Anfang der Erzählung ganz und nur der rohe Wilde. Durch hoch gesteigerte physische Kraft ist er der Held unter seinen Genossen geworden, der sie leitet, nicht durch geistige Ueberlegenheit. Er bricht in das Dorf eines schwächeren Stammes zur Nachtzeit ein, um Weiber zu rauben, und man begreift, was er und seine Horde allein im Weibe sehen. Auch Nahila, das Weib, scheint zuerst nichts zu sein, als das schöne Beutethier, das dem Starken sich hingibt, weil er eben der Stärkere ist; als Tul sie, die Tochter des überfallenen Stammes, in hartem Ringen vor sich auf die Knie zwängt, ist sie sein, und wenn er sie jetzt nicht todtschlägt, so ist es bloß, weil sie ihm lebendig dienen soll. In dieser Introduction des Liedes steckt eine Kraft, die für den Dichter im höchsten Grade zeugt. Aber man fragt sich, wie auf diesen Menschen, die nur Leiber haben, aber noch keine Seelen in unserem Sinne, eine Handlung sich aufbauen soll, die ergreifend wirkt. Aus rauchenden, zerschmetterten Schädeln und einem mit der Faust erstrittenen Weibe soll die Morgenröthe der Cultur aufglühen? Wie Heinrich Hart den Knoten löst, das ist eben das Meisterwerk in seinem Epos. Um aus seinem Paar etwas thatsächlich Neues, Höheres hervorgehen zu lassen, schafft er, was man im Darwinistischen Sinne einen isolirten Fall, einen Wechsel der Existenzbedingungen nennt. In diesem Falle gibt es zwei Möglichkeiten: entweder die Art geht unter, oder vorher latente, schlummernde Anlagen entwickeln sich durch den äußeren Zwang und führen schließlich zu einer Anpassung und Fortbildung. Jedes mystische Wunder bleibt dabei aus dem Spiele. Tul geräth über den Besitz Nahila's mit seinen Stammesgenossen in Streit, er muß mit dem Weibe in die Einöde des menschenleeren Urwaldes fliehen. Gerade Ceylon gibt aus allerlei örtlichen Gründen, die hier zu weit führen würden, einen sehr guten Hintergrund ab für die Möglichkeit einer solchen zwangsweisen Vereinsamung zweier Menschenkinder auf Jahre hinaus. Der erste Erfolg ist eine gänzlich veränderte Stellung des Weibes zum Manne. Tul ist in wilder Verzweiflung über sein Loos; er, der an blutige Fleischnahrung gewöhnt ist, hat keine Waffen, kein Steinbeil, um Thiere zu erlegen, der sonst so harte Held klagt wie ein Mädchen, sein Geist, auf den jetzt Alles ankommt, sieht keinen Ausweg. Anders Nahila. Das Weib ist als der physisch schwächere Theil stets mehr auf List und Anpassungsfähigkeit dressirt gewesen. Aus dem Lust- und Arbeitsthier wird es plötzlich der Lehrmeister, der tröstende und helfende Genosse des Mannes. Er lernt es erst zögernd, dann aber immer mehr und mehr *achten*. Und von diesem Wendepunkt an ist auf einmal auch seine *Liebe* eine andere, die erzwungene Monogamie wird zu einem wirklichen Bunde zweier Individuen zu einem einzigen Ganzen. Natürlich kommt das Alles im Epos nur Schritt für Schritt, aber es kommt eben deshalb auch mit einer realistischen Treue, einer siegenden Wahrheit, daß man die natürliche Nothwendigkeit sieht. Nachdem einmal die Krisis eingetreten, nimmt die Umwandlung mit stets wachsender Sicherheit ihren Weg. Es ist ja klar, daß das Weib, dem ein Mann zum ersten Male so entgegentritt, nun auch selbst in nie geahnter Weise über sich selbst hinauswächst. Im Vogel, der seine Jungen füttert, steckt bereits ein solches Capital von Liebe, daß es wahrlich nur des besonderen Falles bedarf, um ein Menschenherz noch zu ganz anderer Höhe aufzuzüchten. Wie sich im Weibe die Scham entwickelt, wie der rohe Erhaltungstrieb sich bis zum selbstlosen Kämpfen für den Gatten umwandelt und anderes mehr, wird in zarten, echt poetischen Bildern vorgeführt. Und wie die Herzen in diesem ersten wirklichen Liebespaare zu untrennbarer Einheit verschmelzend eine ganz neue Moral aus sich selbst heraus eben durch das Verschmelzen selbst erzeugen, so gewinnt auch der Geist doppelte Kraft. In glücklicher Stunde gelingt die Erfindung der Feuerbereitung und damit das große Fundamentalexperiment, auf dem der mächtigste äußere Culturfortschritt beruht, die größte Entdeckung auf dem Gebiete der angewandten Physik, die überhaupt je gemacht worden ist. Damit ist der Höhepunkt der Dichtung erreicht. Es folgt noch die Geburt eines Kindes, die hier auch in ihrer Art etwas ganz Neues wird, — dann neigt sich das Individuelle seinem Ende zu, um in seinem Erbe sein bestes Theil der fortblühenden Menschheit zu überlassen. Nahila stirbt durch das Gift einer Schlange, die ihr Kind bedroht hat, ihr Bild, das dem trauernden Gatten im Traume erscheint, weckt noch als letztes Vermächtniß an kommende Geschlechter in Tul den Gedanken an Unsterblichkeit der abgeschiedenen Seele, — und dann endlich findet auch der Mann in wilder Naturkatastrophe den Tod. Sein Sohn rettet Alles, was er von den Eltern empfangen, hinüber in ein fremdes Land zu fremden Menschen. Weit drüben, bei Nimrod in den Ebenen am Euphrat, sollen wir im zweiten Gesange seinen Enkeln wieder begegnen.

Was ich hier kurz angedeutet, ist nur das *logische* Gerippe der Hart'schen Dichtung. Dasselbe muß, wie ich denke, vor Allem dem Naturforscher und Völkerpsychologen genügen. Das einzelne Beispiel ist ja selbstverständlich Werk des Dichters; aber die Ideen, die das Ganze tragen, wird man auch wissenschaftlich kaum anzweifeln können. Es ist dabei sehr gleichgültig, ob die höhere Cultur wirklich ihren Ausgangspunkt von der Insel Ceylon genommen hat. Dem Dichter mochte die Hypothese vom verlorenen Welttheil Lemurien vorschweben, der Madagaskar mit Ceylon verbinden sollte und

Digitized by Google

früher von Häckel gelegentlich als Urheimath des Menschengeschlechtes überhaupt vorgeschlagen worden ist; neuerdings ist man den Thatsachen gegenüber wieder etwas von der Theorie abgekommen, aber was nicht wegzuleugnen ist, das ist die höchst eigenartige Anordnung der Verbreitungsbezirke gewisser, der Vorgeschichte des Menschen wahrscheinlich nahe stehender Thierformen rings um das Becken des indischen Oceans, in der ein Geheimniß steckt, das wir noch nicht lösen können. Es thut auch nichts zur Sache, daß, was Hart in ein Menschenleben zusammendrängt, in Wirklichkeit vielleicht die stille Arbeit vieler Generationen darstellt und, was noch mehr betont werden könnte, in zahlreichen Parallelerscheinungen mit ziemlich gleichartigen Phasen sich an vielen Orten zugleich und unabhängig bei den verschiedensten Volksstämmen so oder ähnlich zugetragen haben mag. Die fundamentale Bedeutung der höheren Stellung des Weibes dagegen, der Monogamie im idealen Sinne, der Familie auf ethischem Grundsatz, des Gedankens der selbstlosen Aufopferung für Weib und Kind, des rapiden Geistesfortschrittes im Gefolge neuer Moral und veränderter Verhältnisse zwischen Mann und Weib, — sie ist vielleicht noch niemals so plastisch vor Augen geführt worden, aber bestreiten kann sie auch der nüchternste, exacteste Forscher nicht. In diesem Sinne haben wir es hier mit einer Dichtung zu thun, in welcher der feine psychologische Scharfblick eines begabten und kenntnißreichen Poeten, vielleicht ohne es zu bezwecken, dem Gelehrten sehr wirksam in die Hände gearbeitet hat, — ein neuer Beweis, wie fruchtbar eine wirklich tiefe und den Kern der beiderseitigen Sache erfassende Berührung zweier scheinbar so scharf getrennter Geistesreiche, wie Poesie und Naturwissenschaft, werden kann. Neben dieser mehr geistigen Seite aber entwickelt nun die Art und Weise, wie der Stoff rein formal gefaßt ist, auch noch eine Fülle von äußeren Eigenschaften, die den Sinn des gänzlich unbefangenen, rein genießenden Lesers gefangen nehmen müssen. Die Naturschilderungen sind durchweg gut. Aehnlich wie in Freytag's „Ingo und Ingraban" sind sie stark in den Vordergrund gedrängt, um das Barbarische der Handlung vielfach zu mildern. Die Verse sind mit echtem Gehör für rhythmischen Anschluß jeder Zeile an den wechselreichen Stoff sehr verschieden, aber stets mustergültig behandelt. Das Auflösen der Versfüße zur Vermeidung monotonen Klapperns ist mehrfach so geglückt, daß eine gewisse Sorte von Schulmeisterpedanterie, die sich in solchen Fragen wohl schon mit ihrem Zollstocke bis an Heine und Eichendorff gewagt hat und dort Verstöße entdeckt haben will, sich nicht wenig darüber entsetzen dürfte. Ich gestehe offen, daß ich in neuerer Zeit keine Dichtung in Versen gelesen habe, die mir so den Eindruck metrischer Glätte gemacht hat, ohne daß diese Glätte nun wieder Kälte im Gefolge gehabt hätte. Das Nackte und Sinnliche des Stoffes ist im Anfang, wo es nothwendig hingehörte, mit Geschmack und Poesie, gegen Ende mehr und mehr auch durch die absolut sittliche Tendenz des Gedankens bewältigt.

Tul und Nahila ist ein in sich selbst abgeschlossenes Kunstwerk. Daß der Knabe Ar am Schlusse das Geheimniß der rothen Flamme in die Welt hinausträgt, eröffnet eine Perspective, die man sich auch ohne directe Fortsetzung selbst ausmalen könnte. Aber Hart will uns nun einmal damit nicht entlassen. Wir sollen ihm in einer langen Linie weiterer Dichtungen nach Babylon mit seinem ersten echten Königthume, nach Aegypten mit seiner Priesterwelt, zu den seefahrenden Phönikiern, den Hellenen, dem Volke Cäsar's, dem Heiland und seinen Jüngern und so weiter und weiter folgen bis zur modernen Großstadt in ihrem Glück und Elend. Ob das nicht mehr ist, als ein Einzelner kann? Ich denke, wir wollen uns freuen, wenn wir nur wenigstens noch ein paar solcher Gaben empfangen, wie das Urwaldsidyll von Ceylon. Andererseits hat das Programm, wie er es aufstellt, auch wieder etwas Bezauberndes, schon aus der Wahl der einzelnen Stationen spricht ein über das Gewöhnliche hinausgehendes Verständniß. Der geistige Heraufgang ist stets im Gegensatz zum Politischen betont. Wir finden Titel auf der Liste wie „Der Alchemist", „Die Stanzen des Vatikans", „Johannes Keppler", „Die Nordpolfahrer". Das Buch mit solchen Capiteln, das uns Heinrich Hart in Versen schreiben will, könnte wohl auch als wissenschaftliche Arbeit in Prosa Glück machen. Es schwebte Alexander v. Humboldt vor dem klaren Geistesauge, als er im zweiten Theil des „Kosmos" ein Fragment davon gab. Aber wenn die leichtfüßige Muse durchaus zuerst dem Atlas die Weltkugel abnehmen will, so wollen wir ihr das Beste wünschen. Möge sie nicht zerdrückt werden!

## Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

Von Karl von Thaler.

### II. Die Reichsdeutschen.

Indem ich daran gehe, einen Bericht über die deutschen Kunstwerke in der Jubiläums-Ausstellung zu erstatten, fühle ich mich von einer doppelten Verlegenheit erfaßt. Die eine erwächst aus der Menge des Guten, was aus Deutschland gekommen ist. Aus alter Gewohnheit pflege ich bei Bildern, die mir auf einer Ausstellung besonders gefallen, ein Kreuzchen in den Katalog zu machen. Das habe ich auch diesmal gethan, und als ich die deutschen Säle durchstudirt hatte, da waren in meinem Verzeichniß so viele Kreuzchen eingeschrieben, daß ich nicht die Hälfte derselben für meinen Bericht benutzen kann und Manches unerwähnt lassen muß, was hervorgehoben zu werden verdiente. Die zweite Verlegenheit ist noch schlimmer. Zahlreiche Kunstwerke, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann, sind in Deutschland selbst seit mehreren Jahren bekannt, auch durch Nachbildungen vervielfältigt. Von diesen in der „Gegenwart" zu sprechen, mag sehr überflüssig sein, läßt sich aber doch nicht ganz vermeiden, wenn man nicht den Schein absichtlicher Nichtbeachtung trefflicher Leistungen auf sich laden will.

An diese persönliche Bemerkung schließt sich als weitere Einleitung eine allgemeine, welche sich ganz von selbst aufdrängt. Erst 17 Jahre trennen uns von den großartigen Siegen, welche das deutsche Heer erfochten hat, und die Lorbeeren von 1870/71 grünen noch in erster Frische. Demungeachtet weist die ganze deutsche Ausstellung ein einziges Schlachtenbild auf: Hünten's „Prinz Heinrich XVII. Reuß bei Mars la Tour", ein Gemälde, das höchst wahrscheinlich von der fürstlichen Familie bestellt worden ist. Hätte ein anderes Volk die Thaten vollbracht, die wir staunend erlebt haben, so würden seine Künstler durch Jahrzehnte an ihrer Darstellung arbeiten und nicht müde werden, den kriegerischen Ruhm zu verherrlichen. Haben doch die Franzosen, obwohl die Geschlagenen, eine Anzahl ihrer besten Bilder den Schlachten des letzten Krieges gewidmet; Neuville, Detaille u. A. sind unaufhörlich bemüht gewesen, die Erinnerung an denselben künstlerisch wachzurufen. In Italien malt man in Ermangelung vergangener Siege künftige, wie man sich auf der Turiner Ausstellung überzeugen konnte, und der Pole Kossak ahmt, wie eines seiner neuesten Bilder zeigt, dies Beispiel nach. Wir Deutsche aber, obwohl wir wuchtige Hiebe auszutheilen wissen und der furor teutonicus zu rechter Zeit immer wieder erwacht, sind keine Anbeter des militärischen Erfolges. Die Schlachtenmalerei hat sich deshalb in Deutschland nie so entwickelt wie in Frankreich, wo sie von Talenten ersten Ranges mit Vorliebe gepflegt wird und einen volksthümlichen Charakter hat.

Wollte man nach den gegenwärtig hier ausgestellten Bildern aus Deutschland einen Schluß auf den allgemeinen Stand der historischen deutschen Malerei ziehen, so müßte man zu der falschen Annahme kommen, daß dieselbe überhaupt vernachlässigt würde. Bekanntlich ist das nicht der Fall, und neuestens haben sogar französische Maler und Kritiker die Fortschritte der deutschen Historienmalerei gerühmt. Aber die Anzahl historischer Bilder, die aus Deutschland hierher gesendet wurden, erreicht kaum ein halbes Dutzend. Die beiden flottgemalten, lebensgroßen Reiterbilder von Werner Schuch: „Seydlitz bei Roßbach" und „Ziethen bei Katholisch-Hennersdorf" sind doch nur historische Portraits, und Fr. v. Uhde's: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" ist ein religiöses Genrebild, über welches alle Naturalisten, die italienischen „Veristen" voran, in

Digitized by Google

Entzücken gerathen müssen. Die Idee, den Heiland bei einer modernen Arbeiterfamilie eintreten zu lassen, könnte von den Letzteren geborgt sein; die Ausführung hat aber nichts mit der groben Natürlichkeit gemein, die sich bei ihnen breit macht. Wie die meisten Bilder Uhde's entfaltet auch dieses einen eigenthümlichen Reiz, sobald man sich an die seltsame Vermischung von Legende und Socialismus gewöhnt. Auf den ersten Blick wirkt es befremdend, bei längerer Betrachtung anziehend. Vor Nachahmung kann allerdings nicht dringend genug gewarnt werden.

Das lebhafteste Interesse, die regste Theilnahme des Publikums nimmt A. v. Werner's „König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg" gefangen. Jeder Beschauer denkt des großen Kaisers, der erst vor Kurzem hinübergegangen ist und nun an der Seite seiner unvergeßlichen Mutter ruht. Die ganze Geschichte Deutschlands von 1806—1871, das lange Leben des verstorbenen Monarchen zieht an unserem Geiste vorüber, wenn wir diese, in stiller Trauer und Andacht leicht vornüber gebeugte Gestalt betrachten, die Gestalt des Herrschers, der die Mutter und Deutschland an den Napoleoniden gerächt. Das blaue Licht, das von oben einfällt, ist von Vielen als kalt getadelt worden, aber es liegt Stimmung in dieser Färbung, es leuchtet wie verklärender Siegesglanz in die Grabcapelle hinein. Werner's Bild ist von historischem Geiste erfüllt; es gibt in einer einzigen Figur die Schmach und den Triumph Deutschlands wieder.

Rechnet man die ebenerwähnten Gemälde ab, so bleiben im Ganzen drei Historienbilder, auf die man aber das Sprüchwort, daß aller guten Dinge drei sind, nicht anwenden darf. Des greisen Bendemann „Opfer der Iphigenie" in allen Ehren. Hängt an seiner Malweise auch ein dickes Zöpfchen, so sollen ihn doch die Jüngeren nicht schmähen, sondern den alten Herrn „historisch" nehmen. Flüggen's „Tod der heiligen Elisabeth" wird viel bewundert; wer die akademische Auffassung nicht liebt, wird sich bei aller Anerkennung seiner Vorzüge kaum für das Bild erwärmen können. Bürcklein's „Seeschlacht von Lissa" hat die gefürchtete Hängecommission einen der schlechtesten Plätze angewiesen, und dadurch eine nicht unbillige Kritik geübt. Der dicke Rauch, der von einem der Schiffe aufsteigt, macht einen schwarzen massigen Bogen über das halbe Bild, als ob es den Arco naturale auf Capri vorstellte.

Im Genre ist eine solche Fülle guter Bilder da, daß es rein unmöglich wäre, sie alle anzuführen. Manche sind ohnedies Eigenthum der Berliner Nationalgalerie und Jedermann von daher erinnerlich. So Defregger's „Salontyroler", Claus Meyer's „Würfler" und Walther Firle's „Morgenandacht". Benjamin Vautier ist durch zwei schöne Bilder vertreten, deren Eines den rührendsten Eindruck macht. Eine todtkranke Frau, die ängstlich blickenden Augen auf den bekümmerten Gatten gerichtet, erwartet von dem Arzt, der neben ihr sitzt und ihren Pulsschlag prüft, den entscheidenden Ausspruch. Ebenso gut gemalt wie fein empfunden, wirkt das Bild mächtig auf den Beschauer. Paul Meyerheim führt uns ein vornehmes Reiterpaar „Bei den Zigeunern" vor, ein lustiges und voll aus dem Leben gegriffenes Gemälde. Hugo Kauffmann erfreut mit dem „Leibg'sangl". Der dicke Wirth, der einigen Stammgästen den Genuß seiner musikalischen Fertigkeiten gönnt, ist prächtig. In Carl Frithjof Smith begrüßen wir einen aufgehenden Stern. Der junge Mann (1859 geboren) würde mit dem einzigen Bilde „In der Kirche" sich schon einen bedeutenden Namen gesichert haben. Er war hier bis jetzt so gut wie gar nicht bekannt, heute aber sprechen alle Maler Wiens mit wärmstem Lobe von ihm, seiner scharfen Charakteristik und seiner kecken Hellmalerei. Das „Nordfriesische Begräbniß" von L. C. Bokelmann, in ganz anderer Manier gehalten, etwas düster und schwer in der Farbe, bildet ein Gegenstück zu dem Bilde Smith's. In freier scharfer Luft, welche alle die derben biederen Gesichter röthet, umgibt die ländliche Trauerversammlung den vor einem Bauerngehöft stehenden Sarg. Es ruht wohl die Leiche des Mannes darin, dessen Witwe eben aus der Hausthür tritt. Die Köpfe, sämmtlich den gleichen Typus und doch die größte Mannigfaltigkeit im Ausdruck zeigend, sind äußerst gelungen. Sie verrathen, daß Bokelmann bei den besten Düsseldorfern in die Schule ging.

Von sonstigen Genrebildern wären noch Brütt's „Schuldverschreibung", das „Verhör" von Wilhelm Diez, Dieffenbach's „Verschmähter Kuß" und Gustav Majer's „Waffenprobe" zu erwähnen. Daß Adolf Menzel's „Zurückkehrende Prozession" zu den Perlen der Ausstellung zählt, ist selbstverständlich. Man muß sich Anfangs an die starke Buntheit dieses Bildes gewöhnen, auf dem in engem Raum eine Masse von Figuren zusammengedrängt sind. Sieht man aber genau und länger hin, dann entwirrt sich das Ganze und man entdeckt eine Menge Feinheiten, die kein Anderer als Menzel anzubringen vermag. Eine Reihe seiner kleinen Aquarelle erlaubt es, die Gewandtheit des vielseitigen Meisters in verschiedenen Fächern zu bewundern. Er malt Alles: Genre, Landschaft und Architektur. Ein Bild von Karl Röchling: „Zum Tode wund" ist neben dem früher angeführten Hünten's die einzige Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg. Im Hofe eines arg zerschossenen Hauses, dessen Eingang von einigen Schützen vertheidigt wird, beugt sich ein deutscher Soldat mitleidig über einen sterbenden Kameraden und reicht ihm den letzten Labetrunk. Ein echt deutsches Kriegsbild; Mitgefühl und weiche Regung mitten im Kampfe. Damit das Ewig-Weibliche nicht ganz leer ausgehen, sei auch zweier Bildchen der Müncherin Marie Simm-Mayer gedacht, deren feine Pinselführung durch die Glasdecke, welcher man auch sonst in der Ausstellung mehrfach auf Oelbildern begegnet, etwas aufdringlich hervorgehoben wird.

Unter den Portraits finden wir berühmte alte Bekannte, wie Lenbach's „Bismarck" (im Schlapphut) oder die Bildnisse der Professoren Mommsen und Helmholtz von Ludwig Knaus. Daß Lenbach keine Hände malen kann, weiß man längst. Man nimmt diesen Mangel in den Kauf wie seine großartige Nachlässigkeit in der Behandlung der Kleidung, die gewöhnlich mehr angestrichen als gemalt erscheint. Daß man aber bei dem Bismarckbilde, dessen mächtige Augen man bewundert, nicht darüber klar werden kann, ob der Reichskanzler Handschuhe trägt oder nicht, ist doch ein starkes Stück. Dem Portrait Mommsen's wird man bei aller Verehrung für Knaus den Vorwurf machen, daß der Vernichter der römischen Königsmythen allzu sehr posirt und einen etwas theatralischen Eindruck macht. Eine vorzügliche Leistung ist das Bildniß des Prinz-Regenten von Bayern von Fr. A. v. Kaulbach. Das große Geheimniß der Portraitmalerei, ein Gesicht sprechend ähnlich und doch leise veredelt wiederzugeben, wird hier in glücklichster Weise gelöst. Das Damenportrait desselben Künstlers steht dagegen weit zurück. Gussow's Bildniß der Schriftstellerin Ossip Schubin, geistvoll in der Auffassung und brillant in der Technik, zählt zu seinen besten Werken. Wie wir durch dasselbe erfahren, ist Fräulein Lola Kirschner seiner modellirt, als manche ihrer Erzählungen.

Die deutschen Landschafter, deren es doch eine Legion gibt, sind nur spärlich vertreten. Oswald Achenbach erfreut mit einem „Strand von Neapel", welchen die erste Auflage des Cataloges komischer Weise seinem Bruder Andreas zuschrieb, dieser selbst mit einem reich staffirten Nachtseestück, das sich wie ein alter Niederländer ansieht. Die „Eichen" Willroider's, obwohl höchst verdienstlich, werden durch Lamorinière, dessen wir in unserem ersten Artikel gedachten, stark in den Schatten gestellt. Gude's „Ostseestrand" und Douzette's „Mondnacht an der Havel" sind des Namens der beiden Künstler würdig. Ein wunderliches, für Naturforscher jedenfalls höchst interessantes Bild hat der wohlbekannte Landschafter Valentin Ruths mit dem „Feuersee im Kilaauekrater auf Hawaii" geliefert. Einen brennenden See nach Beschreibungen und Photographien zu malen, ist jedenfalls ein gewagtes Experiment. Ob es gelungen, wagen wir nicht zu entscheiden, denn das Bild hängt in einem finsteren Winkel. A. Hertel, von dem auch ein sehr hübsches Stilleben ausgestellt ist, hat mit seiner idealen Landschaft im Stile Johann Wilhelm Schirmer's ein ähnliches Unglück. Das Bild scheint äußerst tüchtig, aber es schwebt in einer Höhe, die für moderne kurzsichtige Menschen kein sicheres Urtheil mehr gestattet. Der „Mondaufgang auf Rügen" von Hans Bartels ist unter den Landschaften das beste Aquarell, der „Klönthalsee im Canton Glarus" von Riedmüller die beste Kohlenzeichnung. Von Architekturbildern ragt, alle Nebenbuhler überflügelnd, Seel's ausgezeichnetes Gemälde „Vor der Alhambra" heraus. Zunächst, aber doch in gehörigem Abstande, kommt etwa Bauernfeind mit den „Tempelruinen von Baalbeck". Thierstücke sind außer Maffei's trefflicher „Dachsjagd" fast keine da; — man müßte denn die „Tauholer" von Hermann Baisch wegen der Pferde dazu rechnen. Aber dies Prachtbild paßt in keine Rubrik. Es ist Marine, Genre und Thier-

Digitized by Google

stück zusammen, und nach allen Seiten hin vorzüglich — ein wahrer Haupttreffer des Künstlers, wie der Ausstellungslotterie.

Es würde meinem nationalen Bewußtsein sehr wohl thun, wenn ich den Werken der deutschen Plastik Aehnliches nachsagen könnte. Aber das würde schwer halten. Auf keinem Gebiete der Kunst ist der Einfluß der modernen Tagesströmungen gefährlicher, als in der Bildhauerei, und leider wirkt er auch in Deutschland mächtig auf dieselbe ein. Die Büsten von Reinhold Begas sind wohl schön, aber was soll man zu seinem „Elektrischen Funken" sagen? Das ist eine Concession an den schlechten Geschmack des Publikums, nicht würdig eines solchen Meisters. Diese fünf Meter hohe Palme mit den rothen Datteln, in denen Abends Glühlichter brennen, macht einen drolligen Eindruck, und daß das an dem Stamme emporkletternde Mädchen dem Beschauer bloß die pädagogische Kehrseite zeigt, erhöht ihn. Selbst an der Venus Kallipygos sieht man doch auch das Gesicht! Aber es scheint, daß man die Antike nicht mehr als Vorbild verehrt oder höchstens noch die Diadochenperiode studirt. Heftige Bewegung, stürmische Leidenschaft soll jetzt die Plastik haben, und dabei kommt ihr oberstes Princip der edeln Ruhe zu kurz. Von jenem naturalistischem Wahnsinn, der den größten Theil der italienischen Bildhauer ergriffen hat, halten sich die deutschen wohl noch fern, indeß geht z. B. Gustav Eberlein mit seiner Marmorgruppe: „Venus züchtigt Amor" bereits bedenklich nahe an jene Grenze, welche die Kunst von der Kunstindustrie trennt. Dasselbe gilt von August Sommer's, Josef Uphues' und Anderer Broncestatuetten. Eine ganz hervorragende Arbeit ist dagegen die leicht in Farben getönte weibliche Büste von Max Klein; der Colossalgruppe des eben genannten Uphues: „Ein Sabiner vertheidigt seine vor den Römern flüchtende Schwester", wie des „Spartakus" von Michael Lock sei um des idealen Zuges willen, den sie verrathen, anerkennend gedacht.

Der Vollständigkeit wegen sollten wir nun noch von den Kupferstichen und Radirungen sprechen, unter denen sich viel Vorzügliches befindet. Aber wir glauben, die Leser werden müde sein und sich mit der Versicherung begnügen, daß Deutschland in diesem Kunstzweige ebenso glänzend auftritt, wie in der Malerei. Etwas absolut Schlechtes ist in der ganzen deutschen Abtheilung nicht zu finden — so lautet das übereinstimmende Urtheil der Wiener Künstler, und darin liegt ein großes Lob.

## Feuilleton.

### Die Unschuldige.

Erzählung von E. von Dincklage.

(Schluß.)

Ich glaube kaum, daß ich ein vorzugsweise begabtes Kind war, aber der Umstand, daß ich als einziger Sproß der Familie stets mit erwachsenen, ernsten Menschen verkehrte, hatte mir doch eine gewisse Altklugheit beigebracht, oder war es eine Art von Indianerinstinct, der mich die Absichten meiner traurigen Mutter verstehen ließ? Genug, kaum war sie mit würdiger Haltung, „der Erbschaftstheilung halber", abgefahren, da stahl ich mich auf die Straße und eilte zu Fräulein Marianne.

„Hat Dich Jemand geschickt?" fragte diese.

„Nein, ich bin gekommen, weil — weil Du so schön bist und weil ich sticken lernen möchte." Marianne fragte nach Diesem und Jenem, und ich kleine Heuchlerin gab so kindische Antworten und tastete dabei heimlich an ihren Fragen, aber mein dummer Kinderkopf fand den Faden nicht, während meine Hände, die ich expreß dazu gewaschen hatte, mit kaufmännischer Accuratesse ein Strähn rother Seide sehr zierlich abwickelten. Meine Gedanken aber eilten umher, bald zu der Mutter, die, des Kutschers wegen, so feierlich im halboffenen Wagen saß, während sich ihr Herz in bitteren Thränen beinahe ertränkte, dann zum Vater, der in Keller und Lagerraum fieberhaft umher schaltete und Alles sah, nur nicht was mit ihm und seiner Zukunft werden sollte — dann die Mamsellen, sie waren so eifrig beschäftigt über Mutters Sorge um ihr Erbe zu spotten. Fräulein Marianne betrachtete mit einem Lächeln das zierliche Knäuel, welches ich ihr reichte und murmelte: „Aengstlich wie ihr Vater!"

Ich dachte im Bette darüber nach, ob Vater ängstlich wäre und wachte daher noch, als er schweren, langsamen Schrittes, wie ein Greis, vom Club heimkehrend an meiner Kammer vorüberging. Ich rief ihn, richtete mich im Bette auf und sagte: „Vater, Du mußt mir fünf Mark geben, ich will eine Stickerei für die Mutter anfertigen und Fräulein Marianne lehrt mir die Arbeit!" Richtig, Vater wechselte die Farbe, seine Hand mit dem Lichte bebte und obwohl fünf Mark eine tüchtige Summe sind, erwiderte er: „Ja, ja, Kind, gewiß! gewiß!"

Ich schlief noch lange nicht ein, ich wußte jetzt, Vater war ängstlich, er gab nach, wenn man ihm kräftig kam.

Da wir eben Schulferien hatten, stickte ich beinahe den ganzen Tag bei Fräulein Marianne, sie kam mir immer schöner und liebenswürdiger vor, herzlich war sie nicht, aber an Zärtlichkeiten war ich ja auch nie gewöhnt. Abends quälte mich das Bewußtsein, nicht nur gar nichts für meine unglückliche Mutter gethan zu haben, sondern sie häufig im Vergleiche mit ihrer Verdrängerin zurück zu setzen. Mein Vater begleitete mich dann und wann, er war wirklich ängstlich bei diesen Besuchen, und Marianne lenkte jedes Mal das Gespräch auf ihre Gefängnißzeit, oder sie schilderte jenen Abend, wo der Wirth, ihr Brodherr, sie so schwer beleidigte, daß sie ihm, stehenden Fußes die Kasse auslieferte, ihre Sachen zusammen packte und im matten Sternenschein das Kaffeehaus verließ, wo sie so schöne und so schwere Stunden verlebte — sie durfte den Wirth ja nicht anschuldigen, damit ihr Bräutigam nicht mit ihm raufte! Marianne eilte in jener Nacht zu ihrer Mutter, welche, Gott sei's geklagt, vor Kummer über ihre Einsperrung und die unvertilgbare Familienschmach starb! — nachdem das Mädchen eine Stunde frisch marschirt, blickte sie von der Bergeshöh' zurück und siehe da, eine Flammengarbe loderte dort empor, wo man vor kurzer Frist sie selbst und den Namen ihres Verlobten so tief gekränkt hatte.

Marianne sah herrlich aus wenn sie weinte, wie eben jetzt, da war kein Gesichterschneiden, kein Schluchzen, nur große Thränentropfen, welche über die wundervoll gefärbten Wangen wie Thau von Rosenblättern hernieder rannen.

Mein armer Vater war ganz gebeugt nach solchen Erzählungen, und ich verstand ihn, wie ich meine Mutter verstanden hatte, aber man hielt mich für zu kindisch dazu.

Einmal sagte er: „Marianne, wenn Du vergeben könntest!"

„Nein, Thomas," entgegnete sie, „besser, ich fliehe von hier!"

Ich wußte jetzt genau, daß sie falsch war, daß ihr madonnenhaftes Wesen Berechnung sei, und dennoch fesselten mich ihr Anblick, ihre Stimme, ihre Worte so sehr, daß ich alles Andere darüber vergaß, um sie dann, eine Stunde nach meinem Fortgehen, beinahe mit meinem zornigen Haß zu verfolgen. Aber eins hielt ich im Gedächtniß: „Nicht ängstlich sein!" Ich leitete meinen Vater eindringlicher, als es Mutter jemals gewagt hatte, und er wurde beinahe verschüchtert, dann und wann freilich in einen nervösen Zorn gegen die Mamsellen und die Dienstboten ausbrechend. Nach einem solchen Vorfall sagte Mamsell Doris: „Was mache ich mir daraus, er steht da, wie der Esel zwischen zwei Heubündeln und will das eine nicht lassen, das andere nicht fassen — er sollte sich nur einmal selbst an den Ohren schütteln! Nun, wir haben den Vortheil von dieser Ungeschicklichkeit, Madame paßt uns nicht mehr auf den Dienst!"

Ich wurde in jener kurzen Ferienzeit um Jahre älter und gewitzigter und verarbeitete in meinem Kopfe alle diese verschiedenen Eindrücke. Mein Vater war ja doch ein so guter, braver, fleißiger und nüchterner Mann, wie durfte ihn Marianne, weshalb die Mamsellen verachten, weil er so ängstlich und unentschlossen war?

Am letzten Ferientage stickte ich Morgens wieder bei Fräulein Marianne, ich zeigte nämlich ein ungewöhnliches Geschick für Kunststarbeiten.

Eines Tages schickte ich mich eben an zur Mittagsmahlzeit heimzugehen, als Fräulein Marianne ein Telegramm empfing, welches ihr einen Ausruf fröhlicher Ueberraschung entlockte. „Helene," sagte sie, „ich gehe heute Nachmittag aus, komme deshalb nicht wieder!" Sie hielt das Telegramm noch in der Hand, ich trat zu ihr, um meine Rechte zum

Digitized by Google

Abschiedsgruß zu bieten, und las auf dem Papierstreifen: „Mit dem 4 Uhrzug. Colbert.“ Marianne war zu sehr erregt, um meine Neugier zu bemerken und sagte mir gedankenlos Adieu.

Ich konnte so gut wie gar nichts essen und setzte mich auf mein Bett, um nachzugrübeln. Ich wußte, daß die „Unschuldige“ nie bei Tage anders ausgehe, als nur zur Kirche. Unser Städtchen hatte, nach ihrer Freisprechung, der unglücklichen Mitbürgerin das Ergebniß einer Hauscollecte zukommen lassen und die Beschenkte entsprach in musterhafter Haltung der Anerkennung, welche diese Gabe ausdrückte. Mit dem Viehruhrzuge mußte also dieser Colbert ankommen oder Fräulein Marianne abreisen und zwar heute! — wie gut, morgen mußte ich ja zur Schule! — mithin hatte ich mich zum Bahnhofe zu begeben, der eine halbe Stunde Weges aus der Stadt lag. Ich war schon um 3 Uhr dort und die Stunde des Wartens dünkte mir eine Ewigkeit. Endlich fuhr der Zug ein. Zwischen den Aussteigenden fiel mir ein brünetter, beweglicher Herr auf, der sich, wie erwartend, umschaute. Ich hatte meinen Plan gemacht und trat mit der schüchternen Frage: „Herr Colbert?“ an ihn heran. „Freilich — Jean Baptiste Colbert!“ war seine knappe Antwort. Mein Herz klopfte zum Zerspringen und mit gesenktem Blicke sprach ich: „Fräulein Marianne konnte nicht kommen, des Geredes wegen, ich aber erwartete Sie, um Sie zu meinem Vater zu führen, dem Sie Alles sagen können, bis Fräulein Marianne selbst kommt, sie möchte nicht mit Ihnen zugleich bei uns eintreten!“ Herr Colbert war sehr zufrieden und lächelte über meine Schüchternheit. Während unseres gemeinschaftlichen Weges erzählte ich von Fräulein Mariannens Stickereien und daß ich bei ihr arbeiten lerne und Alles, was er mich fragte. Ich war ganz berauscht über den guten Erfolg meines Lügenberichtes.

Herr Colbert war gesprächig, und ich hoffte, daß sein zuversichtliches Wesen meinen Vater nicht zum Reden kommen lasse, trotzdem, ehe ich die Schwelle des Vaterhauses überschritt, hätte ich gewünscht, die Erde möge mich verschlingen. Ich hatte Morgens schon unsere gute Stube aufgeräumt und führte Herrn Colbert in dieselbe ein, ich deutete ihm noch an, daß Fräulein Marianne das größte Vertrauen in Vater setze und ging dann, den Hausherrn zu rufen. Der arme Vater sah sehr spießbürgerlich aus, er hatte wachstuchene Aermelschoner übergestreift, eine blaue Schürze unter dem Rocke und auf dem Kopfe eine Mütze von zweifelhafter Farbe, dazu umgab ihn ein durchdringender Essiggeruch, denn er besorgte mit einem Arbeiter eine kleine Essigfabrik in unserem Hinterhause.

Die beste Stube und der schmucke Herr Colbert brachten meinen Vater etwas aus dem Concept, und er fragte stockend: „Sie sind — —?“

Herr Colbert erblickte in diesem Zaudern die Andeutung, daß der brave Bürger seine Biographie kenne, nannte also seine drei Namen und fügte hinzu: „Ja, ich bin Fräulein Mariannens Bräutigam!“

„Wirklich, wirklich?“ rief mein Vater und schleuderte die Mütze zur Erde, indem er sich ohne Weiteres in Mutters Prachtsessel niederließ, staubig wie er war.

Herr Colbert weidete sich an dem Erfolge seines persönlichen Eindruckes und fuhr fort: „Ja, ich darf es jetzt sagen, denn in einem Monate kann ich den Dienst — ich hatte eine Anstellung bei der Strafanstalt — verlassen und Pension fordern. Ich lernte die schneidige Dame, Fräulein Marianne, in der Anstalt kennen und wir — (Lächeln) waren einander von der ersten Stunde an sympathisch, aber leider bemerkte man alsbald meine Aufmerksamkeiten, und ich wurde an ein männliches Arbeitshaus versetzt. Na, die Jahre gingen so hin, und eines Tages schrieb mir Marianne, sie wäre schuldlos erklärt. Das Vergnügen! Wir sahen uns wieder, und sie theilte mir mit, daß sie von ihrer Vaterstadt eine Summe zu erhalten hoffte und ein Capital von jenem stupiden Flegel, ihrem einstmaligen Bräutigam, den sie halb von Sinnen ängstigen werde, indem sie ihm die Schuld ihrer Verurtheilung aufbürde und sich stelle, als liebe sie ihn noch immer. Ich sollte bis zur Pension weiter dienen und mir dann auf solider Basis ein Geschäft eröffnen. Von Haus aus habe ich eine feine Erziehung, mein Vater ist Sprachlehrer, aber kein Geld, nun, Fräulein Marianne hat ja ihren Krämer am Strick. Aber wo bleibt meine schöne Lebensgefährtin?“

Ich saß hinter der Sophalehne zusammengekauert, jubelnd und verzagend, siegreich und doch das Furchtbarste erwartend. Mein Vater war sehr bleich geworden, er erhob sich zu seiner vollen, stattlichen Länge, streifte die Schutzärmel und die Schürze, sie in seiner ordentlichen Manier zusammenlegend, ab und sagte dann mit gleichmüthig klingender Stimme: „Wieviel hofft Fräulein Marianne von dem stupiden Flegel, ihrem einstigen Bräutigam, zu erhalten?“

„Jedenfalls 7000 Mark, für jedes Jahr eine Mille, wahrscheinlicher aber 10,000 Mark, denn seine Gattin hat Marianne bereits eine beliebige Summe geboten, falls das Fräulein diese Stadt verlassen will. Natürlich ging die »Unschuldige« nicht auf dies Anerbieten ein, denn der Mann selbst soll gestraft und gedemüthigt werden. Er hat nun ja auch seine Ehefrau bereits verjagt und ist Willens sich von ihr scheiden zu lassen.“

Vater war so grimmig, daß er beinah aussah, als wenn er lachte. Wirklich war Herr Colbert so aufmerksam mit zu lachen, um dann noch einmal nach seiner Marianne zu fragen.

„Geduld, ich hole Ihnen Ihre »Unschuldige«!“ entgegnete Vater und ging eiligst hinaus. Herrn Colbert wurde die Zeit nicht lang, er summte lustige Melodien, um dann mit großer Heiterkeit ein Photographie-Album zu durchblättern. Ich saß da, als ob das jüngste Gericht hereinbrechen sollte, und biß mich auf die Lippen, um nicht die Angst von meinem Kinderherzen herunter zu schreien. Uebrigens bemerkte mich unser Gast gar nicht. Jetzt endlich trat man in's Haus, die Zimmerthür öffnete sich und Vater ließ Fräulein Marianne eintreten, um ihr dann zu folgen.

„Meine Angebetete!“ rief Herr Colbert mit ausgebreiteten Armen, aber die Angebetete wandte sich ab und sagte halb erstickt: „Dieser Herr, dem Du Dich anvertrautest, ist ja eben mein früherer Verlobter!“

Jetzt redeten sie alle drei und zwar alle im lodernden Zorn, ich lag mit gerungenen Händen auf den Knieen und erwartete, sie würden mich zerreißen, aber merkwürdig, sie wetterten gegenseitig so heftig, daß von einer Erklärung dieses Wirrsals keine Rede war. Mein Vater wurde zuerst ruhig, er fühlte sich als der Gewinner des Kampfes und sagte: „Ich bitte nun dieses mein Haus gefälligst zu verlassen, und zwar ohne die erwarteten 7—10,000 Mark.“

„Sackerloth,“ rief Colbert, „ja dann ist es nichts mit meinem Dienstaustritt, und im Dienste darf ich meine frühere Sträflingin nicht heirathen, somit schöne Marianne, müssen Sie sich wohl nach einem anderen Schatz umsehen!“

Fräulein Marianne kreischte wie eine gereizte Katze, Vater aber schob das sich trennende Brautpaar zur Thür hinaus, und ich zögerte nicht durch das Fenster, und am Spalier hernieder, in den Garten zu flüchten. Ich legte mich ganz elend zwischen die Stangenbohnen, berechnete aber nach und nach, daß die Sache eigentlich sehr gut abgelaufen war und darüber schlief ich ein. Es war bereits fast dunkel, als die Stimmen der Mamsellen mich wach schrieen und ich erwartungsvoll zu Haus lief. Vater saß bereits beim Abendbrot und ich nahm meinen Platz mit der Bemerkung ein: „Morgen gehe ich wieder zur Schule!“

Vater schreckte ordentlich auf, besann sich eine Weile und sagte dann: „Nein, das thust Du nicht, morgen fährst Du mit mir zur Mutter, sie muß zurückkommen!“

Ich flog an Vaters Hals und küßte ihn. „Ja, sie muß, muß zurückkommen!“ rief ich.

„Unsinn,“ knurrte Vater, „davon verstehst Du noch nichts!“

Als mir Mamsell Doris am nächsten Morgen mein Mäntelchen zur Fahrt nach meiner Mutter umhing, sagte sie tückisch: „Na, bald werden Hund und Katze wieder beisammen sein!“ Vater schaute sie mit seinem erwachenden Blick an und entgegnete der Frechen: „Mamsell, wenn Sie noch einmal solche unziemliche Aeußerung machen, so haben Sie unter meinem Dache das letzte Stück Brot gegessen! Hätten Sie nur ein bischen Grütze im Kopfe und einen Funken Gefühl in der Brust, dann müßten Sie sich freuen, daß ich einem Satan die Engelsmaske abgerissen habe und daß ich damals keinen Theil an der Verurtheilung jenes falschen Weibes hatte, welches sich heute die »Unschuldige« nennen läßt.“

Also Vater war sich bewußt, das Lügengewebe, mit welchem er umsponnen war, mit eigner Kraft und aus eignem Willen zerrissen zu haben! Ich hörte es und freute mich, selbst keine Mitwirkung bekennen zu müssen, und Vater hatte ja schließlich auch selbst tüchtig gewettert.

Digitized by Google

Von Hund und Katze war keine Rede, im Gegentheil, meine Eltern begrüßten sich mit einer Innigkeit, die mich auf's Aeußerste überraschte, und diese gegenseitige Zärtlichkeit erhellte und verschönte fortan unser Haus so sehr, daß sogar Mamsell Doris sich eine friedsame Gutmüthigkeit angewöhnte. Ich blieb hinfort meiner Mutter Freundin und Vertraute, sie meint, ich sei eine zuverlässige Person und meine kleinen Brüder müssen mir ebenso gehorchen wie den Eltern.

Von der Erbschaft wurden 7000 Mark der Gründung eines städtischen Krankenhauses von Vater und Mutter geschenkt, und der Bürgermeister weinte beinah vor Rührung. „Nun, aufrichtig gesagt, man hielt Sie, verehrter Freund, bislang für sehr sparsam!" schmunzelte der Vater der Stadt.

„Weil ich rechne, konnte ich der Armen gedenken!" entgegnete mein Vater und reichte Mutter die Hand. Jetzt war nämlich mein Vater nicht mehr verzagt, sondern ganz entschlossen und am Platze. Er ahnt noch heute nicht, wer seinen Sieg erfochten hat.

## Aus der Hauptstadt.

### Makart und die Münchener im Verein Berliner Künstler.

Der Verein im Architektenhause übt neidlos eine durch keinen Raummangel beschränkte Gastfreiheit. Er stellt seit einigen Wochen seine leeren Wandflächem dem verstorbenen Hans Makart und einer Münchener Kunsthandlung zur Verfügung, die eine Verkaufscollection von Bildern ihrer engeren Landsleute zur Ausstellung bringt. Dem todten Meister gebührt der Vortritt um so mehr, als er dieses Mal den Lebenden gegenüber in jeder Beziehung Recht behält.

Hans Makart beginnt nach einer kurzen glänzenden Laufbahn einer unverdient frühen Vergessenheit anheim zu fallen. Seine Zeichensünden sind in der Erinnerung haften geblieben, für den Farbenjubel, der aus seinen Schöpfungen herausklingt, hat man kein Ohr mehr. Der Idealismus seiner Vorwürfe stößt auf nicht unberechtigte Zweifel, da er meist der Vertiefung entbehrt und als Vorwand für gewisse ungebundene Darstellungs- und Compositionsformen dient. Und doch ist und bleibt Makart der erste Colorist nach Rubens. Das ist uns niemals so klar geworden, als seinem Colossalgemälde „Bacchus und Ariadne" gegenüber. In jedem dieser mächtigen, mehr oder weniger nackten Körper pulsirt bacchantisches Leben, das zu einem wohl gegliederten malerischen Dithyrambos zusammenschießt. Von rechts her zieht Ariadne auf dem mit einem Tiger bespannten Triumphwagen dem Meere entgegen. Hoch aufgerichtet, kaum noch des sicheren Bodens bedürfend, schwingt sie einen Blüthenstengel, während Dionysos, den Thyrsos und eine Schale in der Hand, mit liebes- und weintrunken schimmernden Augen in die Ferne blickend, an dem Wagen lehnt. Spielend suchen im Vordergrund ein paar Amoretten den Tiger von der Wasserfläche abzudrängen, aus der sich ein schöner Frauenleib, von einem lüsternen Triton umschlungen, dem bacchischen Paare entgegenbäumt. Auf der anderen Seite versetzt der trunkene Silen, auf einen die Syrinx spielenden Faun gestützt, dem Tiger einen Fußtritt. Eine alte Wassernixe, deren mächtig entwickelter Leib in einen Fischschwanz endet, hat die Gelegenheit benutzt, eine greinende Amorette zu rauben, und in der linken Bildecke entwickelt sich ein Liebesspiel zwischen zwei kosenden, von Panisken umgaukelten Nymphen und einem aus dem Dickicht heraustrabenden Centauren, an dessen Schulter, in beginnender Eifersucht abgewandt, ein dritte nackte Frauengestalt lehnt. Die Gruppirung rechts hebt sich scharf gegen den tiefblauen Himmel ab, während die Fleischtöne links aus dem Dunkel der von Weinlaub umrankten Baumgruppen hervorleuchten. Dem wundervollen tiefsatten Colorit, der ungezwungen entwickelten und doch geschlossenen Composition gegenüber verstummt jede Frage nach dem Wozu und Warum dieser mänadisch bewegten Nuditäten. Es ist eine hinreißende künstlerische Phantasie, losgelöst von den Bedingungen der Wirklichkeit, von dem nüchternen Causalnexus der Thatsachen. Wer den wundervoll geschwungenen Linien dieser Frauenleiber mit den Augen bis zu den Extremitäten, den Hand- und Fußgelenken, zu folgen Zeit und Lust hat, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er durch die specifisch Makart'schen Zeichenfehler im Genuß gestört wird.

Die Collection der Münchener Kunsthandlung bringt viel Mittelgut neben wenig Bedeutendem. Defregger ist durch einen großen, gut gemalten Studienkopf, einen bärtigen, nicht besonders charakteristischen Mönch, Gabriel Max durch zwei blonde Mädchenköpfe des bekannten Gretchentypus vertreten. Von krankhafter Blässe schauen sie mit todesstarren Augen aus dem Rahmen heraus und geben dem Beschauer unlösbare Räthsel auf. Kerngesund, von jenem harmlosen Humor durchdrungen, der niemals verletzt, ist der Marientag im Kloster von Eduard Grützner. Die weißgekleideten Nönnchen, die lachend und schwatzend im helleindringenden Tageslicht den Hochaltar ihrer Schutzpatronin schmücken und unter Assistenz der hochwürdigen Priorin das reichste Meßgewand für ihren Lieblingsbeichtvater aussuchen, sind für grämliche Gemüther gewiß nicht geistlich genug, aber das bischen Weltlichkeit steht den runden frischen Gesichtern vortrefflich. Daß übrigens auch die weltlichen Söhne der Kirche zu leben wissen, dafür zeugt das „Mittagsschläfchen" desselben Malers. Der dörfliche Seelenhirt ist nach dem Dessert, die Cigarre im Munde, selig entschlummert. Ein Lächeln um die genießlichen Lippen deutet süße Träume an, die dem ältlichen Herrn sicherlich vorzaubern, was ihm zur vollen Zufriedenheit mit seinem Schicksal fehlt.

Auch Linderum beschäftigt sich mit Vorliebe mit der Schilderung klösterlicher Behaglichkeit. In seiner „Siesta" ist es Frau Musika, die den geistlichen Herrn über eine ihrer vielen Mußestunden forthilft. Im Klosterhof hat sich ein Theil der Brüder zum Absingen der Vesper vereinigt, während die älteren, weniger stimmbegabten Herren im Chorgestühl mehr oder weniger aufmerksam lauschen. Zwei der Letzteren scheinen vom Singen nicht viel zu halten. Der Eine ist nahe daran, einzuschlafen, das feiste Gesicht des Anderen zeugt von substantielleren Freuden, deren Quelle in den tieferen Regionen des Klostergebäudes zu suchen sein dürfte. Das geographische Studium eines weißbekutteten Mönches mit ernstem Denkergesicht liefert Linderum das Motiv zu einem zweiten, ebenso tüchtig gemalten Bilde kleineren Formates.

Harburger und Claus Meyer bleiben mit behaglich schmauchenden Einzelfiguren ihrem alten bewährten Stoffgebiet treu, der Letztere mit dem ihm eigenthümlichen Stich in das Antiquarische seine Vorliebe für die niederländischen Typen des siebzehnten Jahrhunderts verrathend.

Das Hervorragendste unter den ausgestellten Münchener Bildern sind Schreyer's aus einer primitiven Feste zu einer Razzia herausgaloppirende Araber. Der voransprengende Sheikh, die beiden zu einer Recognoscirung seitwärts abcommandirten Reiter, die ganze rechts aus dem Hintergrund ungeordnet herausdrängende Schaar, Alle sind von demselben Feuer erfüllt, das die Nüstern ihrer trefflich charakterisirten Rosse bläht. Sie heben sich in kräftigster Natürlichkeit von der stauberfüllten, sonnendurchglühten Atmosphäre ab.

Köstliche Scenen aus dem bayerischen Dorfleben in kleinstem Format bringen Anton Seitz und H. Kauffmann.

Die Wandflächen eines einzigen Compartiments haben sich die ortsansässigen Mitglieder des Vereins vorbehalten. Ein paar tüchtige Landschaften von Hermes und Schmitgen wären hier rühmend zu erwähnen. Ueber das Durchschnittsniveau hinaus ragt das Kniestück eines jungen blinden Mannes im braunen Sammtjacket von Pinkow. Das Bild tritt mit beinahe unheimlicher Lebenswahrheit aus dem Rahmen, nur in dem Aufsetzen compacter weißer Glanzlichter auf Stirn und Nase scheint der Maler des Guten zu viel gethan zu haben. Trocken und bunt in der Farbe, flach in der Modellirung und unruhig in der Composition wirkt ein übergroßes Familiengemälde des Grafen Harrach.

Hoffentlich entschädigen uns die Berliner für ihre lückenhafte und wenig erfreuliche Vertretung in ihrem eigenen Local durch würdige Beschickung der akademischen Jahresausstellung.

Georg Malkowsky.

## Notizen.

Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern. (Leipzig, Literarische Gesellschaft.) — Die uns vorliegenden zwei ersten Lieferungen lassen ein Prachtwerk ersten Ranges erwarten. Die zahlreichen Illustrationen nach Albert'schen Aufnahmen, sowohl die Holzschnitte, wie die getönten Photogravuren, erzielen fast coloristische Wirkung und sind von künstlerischem Schwung. Der Ochsenaugesaal auf Herrenchiemsee z. B. ist ein wahres Meisterwerk vervielfältigender Kunst und gibt den feenhaften Eindruck jener Räume prächtig wieder. Der Text von Arthur Mennell zeigt alle Frische und Lebendigkeit des Feuilletonstiles und schmiegt sich harmonisch der künstlerischen Ausstattung an.

Kunsthistorische Studien. Von Paul Salvisberg. Heft I: Paris und die französische Kunst; Courbet und der moderne Impressionismus. Heft II: Die französische Wandmalerei. Heft III und IV: Die deutsche Kriegsarchitektur. (Stuttgart, A. Bonz' Erben.) — Der Ertrag dieser in zwangloser Folge erscheinenden Hefte ist für die Gründung eines deutsch-schweizerischen Ateliers mit Auskunftsstelle und Lesezimmer für junge Architekten, Kunstforscher und Techniker in Paris bestimmt. Die in den ersten beiden Heften veröffentlichten Studien über den allgemeinen Charakter der französischen Kunst und über die Malerei im Besonderen enthalten wenig Neues, sind auch nicht erschöpfend genug, um als ihrer Vollständigkeit halber empfehlenswerthe Compilationen gelten zu können. Dagegen ist die in Heft III und IV enthaltene Behandlung der deutschen Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance eine verdienstvolle Arbeit. Es ist dem Verfasser gelungen, die Einflüsse der verschiedenen Stilperioden, der spät-römischen, romanischen und gothischen, auf Construction und Decoration des deutschen Festungs- und Burgenbaues nachzuweisen. Wo dem Verfasser die eigene Anschauung zu Hülfe kommt, zeigt er gelegentlich älteren Forschungen gegenüber einen anerkennenswerthen Grad von Selbständigkeit. g. m.

Digitized by Google

Franz Liszt. Von L. Ramann. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Jahre 1841—1847. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Wenn Begeisterung für den Stoff allein ein gutes Buch schafft, dann haben wir hier ein Meisterwerk ersten Ranges. Vor lauter Blumen und Weihrauch, die da zerstreut werden, wird vielleicht ein kurzsichtiger Leser gar nicht mehr die Gestalt dessen zu erkennen vermögen, der eigentlich gefeiert werden soll. Und es ist begreiflich, daß unter den gar zu feurig hingeworfenen Blumen auch manche curiose Stilblüthen sich finden und die Sprache des Weihrauches bisweilen der Logik und Grammatik arg in die Nase fährt und unbezwinglich zum Niesen reizt. Aber das hindert nicht, daß der Verfasserin hoher Dank gebührt für ihre fleißige Arbeit. Mit rührender Sorgfalt hat sie aus persönlichen Mittheilungen, zeitgenössischen Werken, Zeitschriften, Zeitungen, Briefen ꝛc. alles zusammengetragen, was geeignet ist, den wunderbaren Menschen und Künstler in der Beleuchtung des wunderbaren Zeitalters zu charakterisiren und mit vornehmer, fast wissenschaftlicher Reserve hat sie jede Gemeinschaft gemieden mit dem reichlich herumlungernden pikanten Klatsch. Sie hat eine werthvolle Uebersicht und warm nachfühlende Charakteristik der zahllosen Productionen oder richtiger Reproductionen Liszt's in jener Zeit gegeben, sie hat die urpoetische künstlerische Eigenart Liszt's mit scharfem Verstandesblick und mit dem Instinct des Gefühles voll erfaßt, und wenn sie auch deren tiefere Wurzeln im Geiste der Zeit nicht aufzufinden und auch die damalige „Lisztomanie", jenes nie wieder erreichte glühende Ineinanderleben von Künstler und Publikum, nicht zu erklären vermag, so weiß sie doch jener Eigenart den richtigen Platz anzuweisen in der Geschichte der Kunst. In der Musikliteratur, die mit echt kunstgeschichtlichem Geist noch immer recht stiefmütterlich bedacht ist, verdient das Werk eine achtbare Stelle. Hoffentlich werden die nächsten Bände den Componisten Liszt zu seinem Rechte führen und den unseligen Wahn vieler dummen und mancher gescheiten Leute zerstören, daß Liszt nur in Virtuosenerinnerungen und in seinen Schülern fortlebe. j—.

Der Bubenrichter von Mittenwald. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Maximilian Schmidt hat sich mit seinen bayerischen Gebirgsgeschichten eine feste Domäne in der Gunst des Publikums erworben. Der echt menschliche Kern seiner Volkstypen interessirt weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus. Seine neueste Novelle erzählt die Geschichte eines Geigenhändlers aus Mittenwald, der durch eine unglückliche Verkettung von Umständen Vermögen, Ehre und Leben verliert, weil er in der Fremde seiner Geliebten daheim untreu geworden. Maximilian Schmidt's Stärke liegt nicht in der lückenlosen Charakterentwickelung, er schildert meist fertige Individuen, die unter dem Drucke äußerer Verhältnisse erliegen. Das versöhnende Element wird aus den Hauptpersonen heraus in eine Gegengruppe verlegt. So kommt auch in dem Bubenrichter von Mittenwald in der Schilderung eines alten Liebespaares, eines verbummelten Schmugglers und einer alten Magd, der Humor zur Geltung. g. m.

Ich. Roman von Ida Boy-Ed. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — In diesem Romane befindet sich die Heldin, eine vornehme und schöne junge Dame, in dem Dilemma, ob sie einen reichen Mann ohne Liebe oder einen sparsamen, pedantisch erscheinenden Jüngling mit Liebe nehmen soll. Sie entschließt sich endlich für das Letztere und damit ist der Moral der Geschichte Genüge geleistet und ein scheinbar tiefes Problem auf scheinbar ernste Weise gelöst. Im Grunde ist es aber unseres Erachtens kein tiefer poetischer Vorwurf, den die Verfasserin sich für ihren neuen Roman gewählt hat. Die rein praktischen Bedenken der in einem Meere von Vergnügungen schwimmenden jungen Dame mögen ja recht alltäglich sein und ihre Darstellung mag deshalb von manchen Leuten als echt realistisch angesehen werden, in der Hauptsache aber bleibt die Heldin doch ein herzlich oberflächliches Gänschen, das erst durch den Zusammenbruch des glänzenden Hauses, in dem sie bisher gedankenlos dahinlebte, zu einem gewissen Lebensernst geführt werden muß und dessen geistreich scheinende Allüren uns nicht über ihre eigentliche Inhaltslosigkeit hinwegtäuschen können. Besser als die Gestalt der Heldin selbst ist ihre frivole Schwester gezeichnet; überhaupt ist der geistige Bankerott der Genußsucht, wie sie sich in den reicheren Kreisen der Großstadt jetzt so sehr breit macht, trefflich geschildert. Der durch Sparsamkeit und andere bürgerliche Tugenden glänzende Geliebte der Heldin ist einer der gewöhnlichsten Romanmänner, während sein Rivale, der reiche und zugleich so naive Großgrundbesitzer, etwas mehr Lebensblut in den Adern hat. Im Uebrigen ist die Darstellung glatt und gewandt und der Roman empfiehlt sich wenigstens hierdurch als lesenswerth.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, deren Veröffentlichungen sich stets durch geschmackvolle Gediegenheit auszeichnen, gibt soeben einen neuen Kupferstich des unter der Bezeichnung „Bildniß einer lächelnden jungen Dame" weltberühmten Portraits von Van Dyk aus der Cassseler Galerie. Die feine Charakteristik und liebenswürdige Schönheit des Originales hat die Meisterhand von Prof. Gustav Eilers vortrefflich wiedergegeben. Das schelmische Lächeln, der Ausdruck des Blickes, dann die Details der Kostümirung, das bauschige schwarze Seidenkleid, die braunen Stirnlöckchen, der durchscheinende Spitzenkragen — das ist Alles dem Grabstichel mit einer Virtuosität gelungen, die auch liebevolle Vertiefung mit geistreicher Auffassung verbindet. Wir empfehlen den Stich, der mit Fug in der vorjährigen Graphischen Ausstellung zu Wien die goldene Medaille erhalten hat, als schönsten Zimmerschmuck wie als Kleinod für die Sammelmappe des Liebhabers.

Schriftsprache und Dialekt im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Von Adolf Socin. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) — Ein trefflicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. Ueber die Berührung des Deutschen mit dem Latein und den romanischen Sprachen, über die Sprachgrenzen, über den Antheil der Grammatik an der Ausbildung der Büchersprache und zumal über den Kampf der Luthersprache mit den Dialekten und über viele andere wichtige und strittige Punkte findet der Leser hier Belehrung und eine zusammenhängende Darstellung unter Beilegung der Zeugnisse und Urkunden. Einer Entschuldigung für den breiten Platz, der dem Alemannischen eingeräumt wurde, bedurfte es übrigens nicht, denn dieses ist, der Behauptung Rückert's zum Trotz, viel eher die Folge und das Kind des Mittelhochdeutschen, als die weniger durch innere Vortrefflichkeit, als durch religiöse und politische Verhältnisse und den überwältigenden Sprachschöpfergenius Luthers zum Siege gelangte mitteldeutsche Sprache. Auch wir sind mit Jacob Grimm der Ansicht, daß es ein Glück gewesen wäre, wenn sich unser Hochdeutsch mehr aus der klaren, reichen und sinnigen alemannischen Mundart, als aus der fränkischen und bayerischen gebildet hätte.

Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Franz Muncker. (Stuttgart, G. J. Göschen.) — Die geistvolle und feinsinnige Klopstock-Biographie des Münchener Docenten, die reife Frucht langjährigen Gelehrtenfleißes, ist nunmehr vollständig erschienen und zeigt sich uns überall als ein harmonisches, trefflich geschriebenes, im besten Sinne populäres Werk. Vieles ist neu, aus ungedruckten Quellen geschöpft, namentlich aus Bodmer's und Gleim's Nachlaß, manche Lücke ist ausgefüllt, das Urtheil ist überall bei aller Wärme nüchtern und streng, die erste unbefangene und geschichtlich gerechte Würdigung Klopstock's, die wir überhaupt besitzen. Das Buch wird die Werke des Messiassängers nicht wieden populär und genießbar machen, aber ihren hohen geschichtlichen Werth erklären und uns den bei allen Schwächen doch schönen Charakters des einst vergötterten Dichters auch menschlich näher bringen.

Paul Heyse's Novellen und Romane. Von Otto Kraus. (Frankfurt a. M., J. Alt.) — Wir sind keineswegs blind für die Mängel Heyse's. Seine ethischen Ansichten sind oft recht lax und verzwickt, und neuerdings hat er sich in psychologische Haarspaltereien versenkt, die häufig jedes Behagen stören. Aber er ist ein Künstler, ein Dichter, wenn auch nicht für höhere Töchter. Leider wird er aber von dem Verfasser dieser muckerischen oder noch wahrscheinlicher ultramontanen Schmähschrift nur vom beschränktesten Moralistenstandpunkt aus beurtheilt und natürlich verdammt. Komisch ist noch der Schlußangriff auf den Verleger Heyse's, der — hört! hört! — Schatzmeister des Berliner Vereins für innere Mission sein soll. Sollte sich da der ultramontane Verfasser nicht allzu sehr verrathen?

Lebenskünstler. Ein Sittenbild von Gustav Schwarzkopf. (Dresden, Minden.) — Es ist nicht zu verwundern, daß Schwarzkopf nach dem Erfolge seiner satirischen Skizzen nun auch einmal ein größeres Werk ausführen, einen Roman schreiben wollte. Leider ist sein Versuch durchaus mißglückt. Er hat da einige gute Figuren früherer Factur aufgefrischt und gruppirt und einen einheitlichen Grundgedanken nicht ohne Geschick durchgeführt, aber in diesem großen Rahmen erscheint sein Talent klein, seine Erzählungskunst gering, seine Gestaltungskraft ohnmächtig. Die unkünstlerisch aneinander gereihten satirischen Charakteristiken, die freilich immer von scharfer Beobachtungsgabe zeugen, wirken um so niederdrückender, als des Verfassers schon zur Manier gewordene Schwarzseherei hier wahre Orgien feiert. Alles ist grau in grau gemalt, von ätzender Ironie übergossen, kaum eine einzige Gestalt erregt unsere Theilnahme. Schwarzkopf, der eine unterhaltende Brochüre geschrieben: „Der Roman, mit dem man sich langweilt", hat nun wirklich einen solchen verfaßt. Er möge schnell zu seinem eigensten Gebiete der satirischen Augenblicksphotographie zurückkehren!

---

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

---

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Kaiser Wilhelm und sein Reich.**

von

**Ed. Simon.**

Autorisirte Bearbeitung.

**Aus dem Französischen.**

**Ein starker Oktavband 6 M., eleg. geb. 8 M.**

Obiges Werk verdient gerade jetzt nach dem Tode des **großen Kaisers** auch in Deutschland allseitige Beachtung. Rückhaltlos zollt Autor dem Verewigten Anerkennung und schildert mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einer in **Frankreich** erschienenen und für **Franzosen** bestimmten Biographie nicht für möglich hält, das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

**Der Führer durch den Konzertsaal**

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. *M* 3.—
II. Abteilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. *M* 3.—

**L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **H. Kruse,** Dram. Werke. 10 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 20 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

**Belletristische Novitäten**

aus der

**Deutschen Verlags-Anstalt**

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Zwei Seelen.**

Roman von

**Rudolf Lindau.**

Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

**Die Tochter des Kapitäns.**

Roman von

**H. Rosenthal-Bonin.**

Preis geheftet *M* 5. —; fein gebunden *M* 6. —

**Eine Leidenschaft.**

**Sein Traum. — Ein Ferientag.**

Drei Novellen von

**Ludwig Thaden.**

Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Bücher-Ankauf!**

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**
**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

**Noblesse oblige.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—

**Erste bis vierte Auflage.**

Soeben erschien im Verlage von **Walther & Apolant** in **Berlin:**

**Macaulay, Altrömische Heldenlieder.**

Deutsch von **Harry von Pilgrim.**

Preis brochirt *M* 2.— ; gebunden *M* 3.—

Von **Julius Stinde** erschienen:

| Die Familie Buchholz. | Der Familie Buchholz 2. Thl. | Frau Wilhelmine. | Buchholzens in Italien. |
|---|---|---|---|
| **64.** Auflage. | **51.** Auflage. | Der Familie Buchholz letzter Theil. **38.** Auflage. | Reise-Abenteuer v. Wilhelmine Buchholz. **47.** Auflage. |

**Preis pro Band geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.**

**Bisheriger Absatz obiger 4 Bände: 328,000 Exemplare!**

**Ausländische Urtheile über „Die Familie Buchholz"**

**Der „Evening Standard" schreibt:** The sayings and doings of the Buchholz family at home and abroad, as related by Frau Buchholz, alias Julius Stinde, the autor, is one of te most amusing German novelties that we have across for a long time. The volumes, of which there, are three, are full from beginning to end of that genuine humour which is characteristic of a person cr a peopel, and which can neither be acquireed nor imitated.

**„Nya dagligt Allehanda" schreibt:** Stinde har gåt sin egen väg, och oberoende af fränder och konkurrenter af den glada skolan har han skapat sin Buchholz genre, som är hans egen, af honom sjelf uppfunnen och exploiterad. Det originella i denna genre är, att det är i ett fruntimmers mun han lägger skildringarna från den borgerliga verld, som utgör skådeplatsen för berättelserna.

**V. Cherbuliez schreibt in seinem umfangreichen Essay in der „Revue des deux Mondes" vom 1. November 1885 u. a.: „Mme.** Buchholz ne peut être confondue avec personne; elle est de son pays; son esprit et sa sottise sont des vins surs, mais francs, qui sentent le terrain.

**Die „Times" schreibt:** The sketches are as graphic in ther way as those of Dickens.

Blackwood's **„Edinburgh Magazin"** (No. DCCCXLVI) **schreibt:** Our author neither theorises nor teaches, nor moralises. From the dense, bewildering throng of actors in the human drama, he has singled out one tiny group for study of an almost scientific accuracy and thoroughness, and has then fused his observations into such a living picture as only a true artist can create. His sketches are vigorous, realistic and racy; they sparkle with brigth fun and joyousness. Many a grave treatise on „Middle-class life in Berlin" arrayed in the full pomp of bluebook lore, would not be half so instructive, or furnish half so much to think about. —

**Stets vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes!**


Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
MAY 4 1888
Library

№ 16. Berlin, den 21. April 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Zur Frage der Weingesetzgebung. Von Fritz Kalle, M. d. R. — Oesterreichische Executionsordnung. Von Heinrich Blechner. — **Literatur und Kunst:** Die Pariser und die Wiener Operette. Von Paul Marsop. — Aus der englischen Frauenbewegung. Von B. D. — Das Kaiserdenkmal. Von Georg Malkowsky. — **Feuilleton:** Das Testament. Von Giovanni Verga. Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

### Zur Frage der Weingesetzgebung.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

Der Reichstag ist geschlossen worden, ohne daß ein Gesetz betreffend den Verkehr mit Wein zu Stande gekommen wäre, der Presse liegt es jetzt ob, zu untersuchen, was geschehen kann, um die hieraus erwachsende Schädigung großer wirthschaftlicher Kreise zu hindern, der Fertigstellung eines entsprechenden Gesetzes in der nächsten Session vorzuarbeiten.

Der jetzige Zustand ist unhaltbar. Während sonst überall der Schutz der nationalen Arbeit angestrebt wird, ist durch die Rechtsprechung auf Grund des Nahrungsmittelgesetzes die deutsche Weinproduction und der Handel mit einheimischen Weinen ernstlich bedroht und weit ungünstiger gestellt wie der Verkehr mit ausländischen Producten.

Am 2. November 1886 entschied das Reichsgericht in den Danzig-Elbinger Weinprocessen, daß es nicht als Verfälschung anzusehen sei, wenn weniger gute Jahrgänge französischer Weine, die schon im Ursprungslande verschnitten würden, in Deutschland nachträglich noch mit Sprit und bis zu 22½ Procent Wasser versetzt würden und daß solche Weine unter dem Namen St. Estéphe, St. Emilion, St. Julien, Chateau Léoville, als Gattungsname für billige Weine geringer Qualität mit französischem Charakter, verkauft werden dürften. Dagegen bestätigte das Reichsgericht unterm 20. Januar 1887 die Verurtheilung eines Weincommissionärs in der bayerischen Pfalz, weil er Pfälzer Wein 10 Procent Zuckerlösung zugesetzt hatte, mit der Begründung, daß unter in den Weingegenden Deutschlands erzieltem Wein im allgemein gebräuchlichem Sinn nur ein Getränk verstanden werde, welches ohne jeden Zusatz aus Traubensaft durch alkoholische Gährung bereitet werde. Die Danziger Entscheidung sei eine andere, weil die französischen Gewohnheiten andere seien. Allerdings hatte der betreffende Commissionär seinen Wein nicht als versetzt bezeichnet, er würde aber, auch wenn er es gethan hätte, verurtheilt worden sein, da nach der Reichsgerichtsentscheidung vom 17. Januar 1881 die Aufklärung des unmittelbaren Abnehmers nicht genügt, um vor Strafe zu schützen.

Dieses Urtheil des Reichsgerichtes, wie die Urtheile untergeordneter Gerichtshöfe, durch welche der Verkauf gallisirter Weine auch dann für strafbar erklärt wurde, wenn die Producte ausdrücklich als gezuckert bezeichnet wurden, sind zum Theil durch die Gesetzgebung, zum Theil durch den Mangel an Wahrhaftigkeit der Producenten und Händler verschuldet.

Hätte der Gesetzgeber im Nahrungsmittelgesetze klar gesagt, daß nur solche Zusätze als Verfälschungen zu betrachten seien, die das Product verschlechtern und wäre, wenn auch nicht im Gesetze, so doch in den Motiven zu denselben, oder in den Verhandlungen des Reichstages unzweideutig ausgesprochen worden, daß und in wie weit das Gallisiren nicht als Verschlechterung zu betrachten sei, so wäre dasselbe nicht unter das Gesetz gefallen. Hätten die deutschen Winzer und Weinhändler die Weinverbesserung offen betrieben, hätten viele unter ihnen das, was sie im Geheimen thaten, nicht nur abgeleugnet, sondern sogar mit sittlicher Entrüstung verurtheilt, so wären unsere Gerichtshöfe unzweifelhaft zu anderen Entscheidungen gekommen.

Ein dauernd befriedigender Zustand kann nur geschaffen werden durch ein den § 10 des Nahrungsmittelgesetzes nach Möglichkeit präcisirendes Gesetz über den Verkehr mit Wein, inzwischen aber sollten Alle, die gallisirten Wein herstellen und verkaufen, sich wie der wackere Oberlandesgerichtspräsident und Weingutsbesitzer Görz in Darmstadt offen zu ihrem bisher verheimlichten Thun bekennen, dann würde die Voraussetzung, von der das Reichsgericht bei seiner Entscheidung vom 20. Januar 1887 ausging, sich als thatsächlich falsch erweisen und der nächste bis zur höchsten Instanz durchgeführte Proceß würde dieser Gelegenheit geben, ihre frühere Entscheidung zu reformiren.

Wie ist nun aber das Weingesetz zu gestalten, um einen den wirthschaftlichen Consumenten, wie den Producenten und den Anforderungen der Hygiene entsprechenden Zustand zu sichern?

Die hier und da aufgetauchte Forderung, der Wein möge überhaupt als nicht unter die Bestimmungen des § 10 des Nahrungsmittelgesetzes fallend ausgeschieden werden, kann ernstlich wohl kaum aufrecht erhalten werden. Man kann wohl die Frage aufwerfen, ob in das Nahrungsmittelgesetz Bestimmungen, wie diejenigen der §§ 10 und 11 gehören, Bestimmungen, welche fast ausschließlich den Zweck des Schutzes des Geldbeutels des Consumenten verfolgen, ob man sich nicht richtiger auf den Schutz der Gesundheit der Letzteren beschränkt hätte (übrigens lassen sich gute Gründe dafür anführen, daß man gleichzeitig die strafrechtlichen Bestimmungen, betreffend den Betrug, des § 263 des Strafgesetzbuches im Nahrungsmittelgesetz zu ergänzen suchte, wie denn auch das Ausland, insbesondere England und Frankreich, in ähnlicher Weise vorgegangen ist), so lange diese Paragraphen bestehen, kann man den Wein nicht einseitig ausscheiden, denn man wird nicht leugnen können, daß auch bei der Herstellung und dem Ver-

Digitized by Google

kauf von Wein die Vergehen, die der Gesetzgeber bei dem Verkehr mit Nahrungs- und Genußmitteln treffen will, nicht nur vorkommen können, sondern auch thatsächlich vorgekommen sind. Als unerfüllbar betrachte ich die von anderer Seite aufgestellte Forderung, die obwaltenden Schwierigkeiten dadurch zu beheben, daß man den Begriff der „Verfälschung" und der „zu einer Täuschung geeigneten Bezeichnung" im Gesetze so definirt, daß eine der Absicht des Gesetzgebers durchaus entsprechende, allen Interessen Rechnung tragende Handhabung des Gesetzes gesichert wird. Jede positive Feststellung und Umgrenzung reizt die unlauteren Elemente geradezu an, die bei derartigem Vorgehen unvermeidlichen Lücken des Gesetzes zu dessen Umgehung zu nutzen.

Der einzig richtige Weg ist der, daß man die Begriffsbegrenzung in negativer Richtung vornimmt, daß man im Gesetze ausdrücklich diejenigen Manipulationen benennt, welche ohne Weiteres und diejenigen, welche bedingungsweise zugelassen werden sollen. Und diese Auffassung ist wohl jetzt auch ziemlich allgemein durchgedrungen; sie spricht sich mehr oder weniger klar in der Mehrzahl der dem Reichstage zugegangenen Petitionen aus und kommt zum vollbewußten Ausdruck in den Verhandlungen des Reichstages und seiner Weingesetz-Commission. Der Streit dreht sich eigentlich jetzt nur noch um die Frage, welche Verfahren bei der Weinbereitung zuzulassen sind und in wie weit deren Anwendung bei dem Verkauf des Productes zu declariren ist. Die naive Ansicht, daß Wein ein „Naturproduct" sei, bei dem nichts ab und zu gethan werden dürfe, findet heute kaum noch einen Vertreter. Schon in den den Motiven zum Nahrungsmittelgesetz beigegebenen „Materialien zur technischen Begründung" heißt es:

„Aus dem Gesagten ergibt sich in unzweideutiger Weise, daß der Wein in gewissem Sinne ein Kunstproduct ist, dessen Güte im Allgemeinen mit Manipulationen zusammenhängt, die von der Geschicklichkeit und Erfahrung des Einzelnen abhängen, der sich mit der Herstellung resp. der Conservirung der Weine beschäftigt."

Ist dem aber so, so erscheint es geradezu widersinnig, Manipulationen, welche erfahrungsmäßig zu einer Verbesserung des Productes führen, als Verfälschungen mit Strafe zu bedrohen, oder auch nur den Vertrieb so hergestellter Producte dadurch zu erschweren, daß man verlangt, daß ihnen im Handel Bezeichnungen beigelegt werden, durch welche der Consument abgeschreckt wird.

Die Behandlung des Weines mit schwefliger Säure und mit Schönungsmitteln wollen auch die rücksichtslosesten „Puristen" nicht beim Verkauf declarirt wissen, wohl aber verlangen sie Declaration, sobald bei der Weinbereitung Zucker und Wasser zugesetzt werden. Nun heißt es aber bereits in den eben erwähnten „Materialien":

„Wurde im Vorhergehenden geschildert, in welchen Weisen aus reifen und guten Trauben Wein kunstgemäß hergestellt wird, so muß nunmehr darauf hingewiesen werden, daß die Trauben auch bei sorgfältigster Cultur des Weinstockes in Folge ungünstiger Witterungsverhältnisse häufig nicht genügend reif werden. Namentlich ist dies in Deutschland der Fall, weit seltener in Frankreich und anderen südlichen Ländern. In der That kommen auf zwölf Weinjahre nur ein ausgezeichnetes, vier gute, drei mittlere und vier schlechte Jahre."

Und es heißt dann an einer späteren Stelle:

„Während ein Wein, bereitet aus einem Most mit 12 Procent Zucker und 14 pro Mille Säure kaum genießbar ist, kann man aus demselben durch regelrechtes Gallisiren ein leidliches Getränk herstellen."

Heißt es da nicht nur den Producenten, nein, auch den Consumenten schädigen, wenn man den Vertrieb des „leidlichen Getränks" (und dasselbe schmeckt nicht nur besser, sondern ist auch für alle Menschen mit nicht geradezu abnormen Verdauungswerkzeugen unstreitig gesünder) gegenüber dem des „kaum genießbaren" erschwert? Die „Puristen" behaupten allerdings, daß der Declarationszwang kein Erschwerniß für den Verkauf gallisirter Weine sei, der Consument werde dadurch nicht abgeschreckt — und sie beziehen sich dabei auf Aeußerungen einzelner Producenten, welche es verstehen, auch declarirte Weine an den Mann zu bringen und auf einzelne Consumenten, welche vorurtheilsfrei genug sind, solche Weine zu kaufen. Es ist aber klar, daß es sich hier nur um ganz billige, geringe Producte handelt, daß von der kleinen Menge declarirt vom Weinhändler verkauften Products wieder ein erheblicher Bruchtheil an Wirthe geht, denen es nicht einfällt, ihren Gästen zu sagen, daß der Wein gallisirt ist, und daß die Zahl der Consumenten, die so vorurtheilsfrei sind, daß sie sich durch die Declaration nicht im Genuß stören lassen, eine verschwindend kleine ist. Die große Masse der Weintrinker, die die enormen Preise für mundende, sogenannte naturreine deutsche Weine nicht zahlen kann, würde sich dem Biere, das ja immer besser wird und schon dadurch dem Wein eine wachsende Concurrenz bereitet, zuwenden. In Gasthöfen, in denen man kein Bier erhalten kann, würde man ausländische Weine trinken, bei denen sich wenigstens die Fiction aufrecht erhalten läßt, sie seien „naturrein". (Wie wenig diese Fiction allerdings gerechtfertigt ist, geht daraus hervor, daß im Jahre 1886 in Frankreich allein 28 Millionen kg Zucker, für welche Steuererlaß gewährt wurde, zur Verzuckerung von Wein verwandt wurden.)

Ob dem Interesse der Consumenten damit gedient wäre, lasse ich einstweilen dahingestellt sein, die Producenten aber, die Winzer und Händler, würden unleugbar auf das schwerste geschädigt. Letztere haben unter dem Zwange der Verhältnisse, so lange sie sich der Hoffnung hingeben durften, das Gesetz werde in billiger Weise gehandhabt werden, in weitem Umfange gallisirt und die so behandelten Weine undeclarirt vertrieben, legt man ihnen nun den Declarationszwang ausdrücklich durch ein Specialgesetz auf, so sinkt der Verkaufswerth der kleinen Weine schlechter Jahrgänge wieder auf das elende Niveau zurück, auf dem er in früheren Zeiten, als man solche Gewächse bei uns noch nicht genießbar zu machen wußte, stand. Die ehrenwerthen, soliden deutschen Weinhäuser werden das Geschäft aufgeben; an ihre Stelle werden zum Theil französische Käufer, zum Theil solche deutsche Händler treten, welche nicht viel Ehre zu verlieren haben, welche um eines großen Profits willen die Gefahr einer gerichtlichen Bestrafung zu laufen bereit sind. Daß die Winzer mit solchen Käufern nicht gut fahren würden, bedarf wohl keines besonderen Nachweises, aber ich möchte auch glauben, daß das weintrinkende Publikum unter solchen Verhältnissen leiden würde. Die aus Frankreich gallisirt zu uns zurückkommenden deutschen Weine würden uns wesentlich theurer zu stehen kommen, als die von uns selbst verbesserten und die unsoliden deutschen Weinhändler, die an Stelle der soliden träten, würden sich nicht damit begnügen, unsere Winzer zu drücken, sondern würden sich für das Risiko, jeden Augenblick eingesteckt und empfindlich gebrüchtet werden zu können, jedenfalls durch abnorm hohe Verkaufspreise schadlos zu halten suchen.

All' das liegt so klar zu Tage, so nahe, daß man es kaum begreift, wie es noch Menschen geben kann, die das Gallisiren als eine Weinverfälschung behandelt wissen wollen, und den Kampf dagegen mit scheinbarer Entrüstung, ja mitunter sogar mit wirklicher Erbitterung führen, und doch ist deren Zahl noch recht groß. Die überwiegende Mehrheit dieser Leute besteht ja allerdings aus Ignoranten, die ohne jede eigne Kenntniß vom Wein und seiner Herstellung sich haben weis machen lassen, alle Manipulationen zur Verbesserung des Weins seien eben so viele Kniffe, um sie als Consumenten zu betrügen, den Ton aber geben nicht die Consumenten an, sondern eine Anzahl von Producenten, die da meinen, das Verbot des Gallisirens und der Declarationszwang würden ihnen zum Vortheil gereichen.

In erster Linie finden wir da die großen Besitzer der besten Weinberge in den bevorzugtesten Gegenden, reiche, vornehme Herren, die sich den Luxus erlauben können, ein oder auch mehrere Jahre mit Zubuße zu arbeiten, da ihnen für ihre Hochgewächse aus guten Weinjahren riesige Preise gezahlt werden. Diese Fürsten unter den Winzern machen übrigens auch in Mißjahren noch ein verhältnißmäßig gutes Product,

Digitized by Google

weil ihre Trauben reifer sind als diejenigen der übrigen Weinbergsbesitzer und weil sie Auslesen machen können, die für den kleinen Weinbauer undurchführbar sind. In zweiter Linie finden wir die Winzer solcher Gegenden, in welchen bisher in der Regel nicht gallisirt wurde, weil entgegenstehende Vorurtheile und Gewohnheiten, oder eine stramme Polizei es hinderten und die daher den bei ihnen bestehenden Zustand allgemein eingeführt zu sehen wünschen. In dritter Linie endlich kämpfen jene dunkeln Ehrenmänner, welche sich bei dem heimlich von ihnen betriebenen Geschäfte des Verbesserns die Concurrenz möglichst vom Halse schaffen möchten.

Ueber die letztgenannte Kategorie von Gegnern ist kein Wort zu verlieren. Der zweiten möchten wir dagegen zu erwägen geben, ob es nicht ihr Interesse mehr förderte, wenn ihnen dieselben Vortheile eingeräumt werden, welche ihre Concurrenten in anderen Gegenden genießen, als wenn die Gleichmäßigkeit dadurch hergestellt wird, daß jene Manipulationen, die sich so außerordentlich bewährt haben, überall unmöglich gemacht werden. Während in den Bezirken, in denen nicht gallisirt werden kann, wie z. B. am Kaiserstuhl, die Weine der Mißjahre beinahe unverkäuflich sind, so daß der Winzer in solchen Jahren nicht einmal seine Betriebskosten (also ohne jede Bodenrente) decken kann, erzielen an der Mosel, seitdem dort das Gallisiren eingeführt ist, auch die kleinsten Gewächse schlechter Jahrgänge immer noch leidliche Preise, und ähnlich steht es an der obern Haardt, der Nahe u. s. w. Dabei sind die Preise der feinen, ungallisirten Weine durchaus nicht zurückgegangen, sondern im Gegentheil erheblich gestiegen. So theilte der Weinhändler-Verein der Mosel in seiner vor Kurzem an den Reichstag gerichteten Petition mit, daß für 600 im Frühjahr 1886 in Trier versteigerte Fuder 1884ger feine Moselweine ein alles bisher Dagewesene weit übersteigender Durchschnittspreis erzielt worden sei.

Dies letztere sollte denn auch den verbesserungsfeindlichen „Winzerfürsten" zu denken geben. Die feinen Moselweine sind im Preise gestiegen, weil das Moselgewächs, da es auch in den billigen Qualitäten trinkbar wurde, sich mehr Freunde unter den Consumenten, ein erweitertes Absatzgebiet errungen hat, denn in der Regel weiß nur derjenige ein feines Gewächs zu schätzen, der dasselbe in weniger feiner Qualität häufiger consumirt. Die Engländer, Amerikaner u. s. w. kaufen die theuren deutschen Hochgewächse in erheblicheren Quantitäten erst seitdem sie durch das Angebot billigerer trinkbarer Mittelweine an unsere Producte gewöhnt worden sind, und so geht es auch in den nicht selbst Weinbau treibenden Gegenden des Vaterlandes. Wollen die vornehmen Weine nicht auf den engen Kreis ihrer heimathlichen Provinzen beschränkt bleiben, wollen sie den Weltmarkt erobern und hohe Preise erzielen, so müssen ihnen die Wege durch ihre weniger anspruchsvollen Genossen gebahnt werden. Ich behaupte, daß neun Zehntel von den Producenten, die jetzt für den weitestgehenden Declarationszwang schwärmen, es bald bitter bereuen würden, wenn ihre Wünsche gesetzliche Kraft erhielten; nur jene Gauner würden sich ins Fäustchen lachen, die den gesetzlichen Declarationszwang bloß verlangen, um allein heimlich weiter gallisiren zu können.

Meine persönliche Ansicht geht nach alledem dahin, daß man die rationelle, zu einer wirklichen Verbesserung des Products führende Gallisirung nicht durch einen den Vertrieb so behandelter Weine erschwerenden Declarationszwang behindern soll, und zwar um so weniger, als man durch nachträgliche Untersuchung des fertigen Products nicht nachweisen kann, ob und in wie weit es mit Hülfe jener Processe gewonnen wurde, so daß jedes gesetzliche Hinderniß lediglich das einheimische, nicht das fremde Product trifft. Sollte das auf dem hiesigen und den fremden Märkten mit uns concurrirende weinbautreibende Ausland gesetzlich den Declarationszwang einführen, so könnte man ja allerdings von Neuem der Frage näher treten, ob und welche Schritte unsrerseits in gleicher Richtung zu thun wären, einstweilen aber ist für ein derartiges Vorgehen insbesondere unseres Hauptconcurrenten, Frankreichs, keine irgendwie gegründete Aussicht vorhanden.

Die Entsäuerung des Mostes durch kohlensauren Kalk, bei gleichzeitigem Zusatz von Zucker (Chaptalisiren) kann natürlich, da hier die Quantitätsvermehrung geringer ist als beim Gallisiren, gesetzlich nicht ungünstiger gestellt werden als letzteres, man muß sich aber hüten, durch das Gesetz irgendwie einen Anreiz zur Anwendung dieses Verfahrens zu geben, weil es sehr schwierig ist, dasselbe richtig durchzuführen, jeder Fehler aber den Werth des Products außerordentlich verringert. Sobald nämlich mehr Kalk zugegeben wird als nothwendig ist, um die Weinsteinsäure zu binden — und der Gehalt an letzterer ist auf einfache Weise nicht bestimmbar — entsteht äpfelsaurer Kalk, der sich nicht wie das weinsaure Salz ausscheidet, sondern im Wein gelöst bleibt und somit dessen Gehalt an Salzen bedenklich vermehrt. Die petiotisirten Weine, d. h. die durch Vergährenlassen von Weintreber mit Zuckerwasser gewonnenen weinartigen Getränke, würden meiner Auffassung nach allerdings nur als „Treberwein" oder „Nachwein" declarirt in den Verkehr gebracht werden dürfen, denn hierbei kann man nicht von Weinverbesserung sprechen, da aus der Traube stammende Flüssigkeit, welche Wein geben könnte, überhaupt nicht oder nur in Spuren vorhanden ist.

Daß die Annahme meiner Auffassung betreffs des Gallisirens in schlechten Jahren zu einer beträchtlichen Vermehrung des aus den Trauben erzielten Weinquantums führen kann, gebe ich zu, ich glaube aber kaum, daß die Preisbildung der besseren, reinen Weine dadurch beeinträchtigt würde, denn der stark mit Zuckerwasser versetzte Wein wird im Geschmack immer sehr fühlbar hinter reinem zurückbleiben. Die Menge Wein, die in Deutschland gewonnen wird, ist verhältnißmäßig sehr gering und ist die von den Puristen so sehr gefürchtete Vermehrung überdies durch die praktische Einführung der Gallisirung in unseren meisten Weinbaugegenden thatsächlich bereits zum größeren Theil eingetreten. Dabei ist aber, wie bereits erwähnt und allen Sachverständigen bekannt, kein Preisrückgang erfolgt, es sind vielmehr umgekehrt die Preise, nicht nur der kleinen, sondern auch der großen Weine, erheblich gestiegen.

Dies meine Ansicht; da ich aber nicht hoffen kann, daß man an maßgebender Stelle so weit zu gehen bereit ist und die Erreichung eines praktischen Resultats, einer zu einem brauchbaren Gesetz führenden Einigung mir die Hauptsache ist, bescheide ich mich und gestatte mir folgenden Vorschlag zu machen:

Als Verfälschung des Weines im Sinne des § 10 des Nahrungsmittelgesetzes ist, abgesehen von dem Verschnitt, der üblichen Kellerbehandlung, Schwefeln, Schönen u. s. w. nicht anzusehen, der Zusatz vom krystallinischen Zucker in fester Form oder wässeriger Lösung. Beträgt die zur Lösung des Zuckers verwendete Gewichtsmenge Wasser jedoch mehr als diejenige des Zuckers, so darf der Wein nicht unter der Bezeichnung einer Traubensorte, einer Weinbergslage in einer Gemarkung, eines Jahrganges, oder eines bestimmten Producenten gewerbsmäßig feil gehalten oder verkauft werden. Wein, welcher unter Verwendung von Zuckerwasser aus Weintrester gewonnen ist, darf nur als „Tresterwein", oder „Nachwein", Wein, welcher unter Verwendung anderer Stoffe als die hierüber genannten hergestellt ist, nur als „Kunstwein" feil gehalten oder verkauft werden.*) Mit Hülfe von Zucker oder Zuckerlösung hergestellter Wein darf nicht als „reiner Wein", „Naturwein", oder unter ähnlichen Bezeichnungen feil gehalten oder verkauft werden.

Nach diesem Vorschlage würde der indirecte Declarationszwang, d. h. die Beschränkung der Benennung gallisirter Weine

*) Auf die Kunstweinfrage und die Berechtigung des Wortes „Kunstwein", gehe ich eben so wenig ein, wie auf die gesundheitsschädlichen Zusätze.

Digitized by Google

eintreten, sobald die Volumvermehrung des Mostes durch Zuckerwasserzusatz 25 Volumprocent übersteigt, denn um den zuckerärmsten Most, und das wäre ein Most mit 8 Procent Zuckergehalt, auf den Normalgehalt von 18 Procent zu bringen, kann man höchstens 31 Gewichtsprocent 50procentige Zuckerlösung vom specifischen Gewicht 1,23 zusetzen. Dieser Vorschlag ist meines Erachtens so bescheiden, daß bis auf einige Fanatiker unter den Puristen Jedermann ihm zustimmen kann, denn für die ohne Beschränkung bezüglich der Bezeichnung (abgesehen von dem Verbot der Bezeichnung als „Naturwein") verkäuflichen Weine ist die Vermehrung in enge Grenzen gebannt, während bei größerem Wasserzusatz in dem Verbot, das Product im Verkehr anders als durch Namen der Gemarkung zu charakterisiren, ein äußerst wirksamer Declarationszwang eintritt. Auch noch die Bezeichnung durch den Namen der Gemarkung zu verbieten und bloß den Namen einer Landschaft, oder einen Phantasie-Namen zuzulassen, scheint mir entschieden zu weit zu gehen.

Daß obige Vorschläge, die sich an ähnliche bereits in der Reichstagscommission von verschiedenen Seiten gestellte und von einem großen Theil der Mitglieder unterstützte Anträge anschließen, um deswillen nicht annehmbar seien, weil es mangels Beweises unmöglich sein würde, in jedem Falle denjenigen, der trotz größeren Wasserzusatzes sein Product undeclarirt in den Handel bringt, zur Strafe zu ziehen, wird Niemand sagen können, denn wir bedrohen auch Brandstiftung und andere Verbrechen und Vergehen mit Strafe, von denen wir wissen, daß nur in einer Minderheit von Fällen, die Personen, welche sie begangen haben, zur Strafe gezogen werden können. Die Strafandrohung soll eben vorbeugend wirken, und thut dies auch erfahrungsmäßig. Am allerwenigsten aber können die Puristen jenen Einwand erheben, denn er läßt sich genau mit demselben Rechte dem von ihnen verlangten Declarationszwang entgegenhalten.

Mögen diese Ausführungen dazu beitragen, andere nicht bei der Sache interessirte Männer (ich habe weder selbst irgend ein derartiges directes oder indirectes Interesse, noch vertrete ich einen Wahlkreis, der solche in nennenswerthem Umfange hätte) zu weiteren schriftlichen und mündlichen Darlegungen zu veranlassen, auf daß diese volkswirthschaftlich hochwichtige Frage in der nächsten Reichstagssession eine befriedigende Lösung finde.

---

## Oesterreichische Executionsordnung.

Von Heinrich Blechner.

Seit einigen Monaten ist in Oesterreich die neue Executionsordnung in Wirksamkeit getreten. Wenige Gesetze sind je von so einschneidender Wirkung in diesem Lande gewesen, wie gerade diese Novelle, welche vom Abgeordneten Furtmüller angeregt, vom Ministerialrath Steinbach redigirt worden.

Die Rechtsanschauungen unserer Zeit haben sich wesentlich geändert; die starre Wirksamkeit des römischen Rechtes ist gebrochen. Nicht das Durchsetzen des formalen Rechtes bis in seine letzten Consequenzen wird mehr bezweckt; eine höhere Einsicht ist zur Geltung gekommen, sittliche Zwecke zu erreichen wird angestrebt. Der Arme soll nicht mehr erdrückt, der wirthschaftlich Schwache nicht gänzlich zu Grunde gerichtet werden. Im Sinne dieses Grundgedankens wurde vor zwanzig Jahren der Personalarrest abgeschafft, er beherrscht das neugegebene österreichische Wuchergesetz und die neueingeführte Executions-Novelle. Nach dem Muster des Heimstättenrechts in Amerika soll dem der Execution Verfallenen ein Existenz-Minimum gesichert bleiben, das ihn davor bewahrt, sofort in den Abgrund des völlig besitzlosen Proletariats zu versinken, aus dem ein Sichwiedererheben so schwer ist. Nicht wie in Amerika auch das Haus, aber doch die Kuh, die Ziege, das Bett, anständige Kleidung, Wäsche, die nothwendigen Lebensmittel, Berufssachen, Bücher, Instrumente, sollen dem Gepfändeten verbleiben und die Einführung des Ueberbots noch nach der Versteigerung soll gegen die bisherige Verschleuderung von Bauernwirthschaften Abhülfe schaffen.

Es hat lange in dem „gemüthlichen Oesterreich" gedauert und viele Länder mußten mit gutem Beispiele vorangehen, bis man sich in Wien entschloß, mit der ebenso entsetzlichen als zwecklosen Barbarei aufzuräumen, von der sich Niemand eine richtige Vorstellung machen kann, der es nicht mit angesehen, wenn man eine arme, unglückliche Familie überfiel und alles was sie besaß, Alles, den rohen Händen fremder Menschen, die ein bösartiges Gewerbe daraus machten, überlieferte, ohne den Schuldner in den meisten Fällen dadurch irgend zu entlasten. Gegenwärtig aber kann man in der That sagen, daß die Mobiliarexecution überhaupt so gut wie beseitigt ist; denn außer den obenerwähnten, von der Execution ausdrücklich ausgenommenen Gegenständen ist auch das übrige gesammte bewegliche Vermögen von der Exequirung befreit, wenn aus dem Erlöse, wie es im § 4 der Novelle heißt, nicht mehr als die Kosten des Gerichtsverfahrens gedeckt werden können. Da man aber bei den bestehenden niedrigen Kaufsanboten fast niemals weiß, ob die Kosten hereingebracht werden, weigern sich seit Einführung des Gesetzes die Notare überhaupt, eine letzte Execution vorzunehmen, bei welcher auch unter dem Schätzungswerthe zu versteigern ist. Gerichtsdiener, Referent und Gerichtsvorstand sind im Zweifelfalle für Unterlassung der traurigen Procedur, da es so dem Geiste des Gesetzes entspricht. Aber auch die Klagepartei selbst, der Implorant, läßt es unter solchen Umständen klüglicherweise nicht darauf ankommen. Auch jene zahlreichen Advokaten, welche bisher nur allzuhäufig sich geneigt erklärten, die Execution, da die Kosten gesichert waren, auf eigene Gefahr vorzunehmen, wollen von solcher Praxis gegenwärtig nichts mehr wissen.

Das ist die schöne, die humane Seite des Gesetzes, aber es hat in dem alles Besitzthum so hochbesteuernden Oesterreich gleichzeitig eine so tiefe Schattenseite, daß es erklärlich wird, warum man so lange gezögert, es auf die Tagesordnung zu setzen, obgleich schon der Code civil des français vom Jahre 1804 in seinem Artikel 592 die wesentlichen Bestimmungen dieses Gesetzes fixirte.

Da das Steueramt vom eingehenden und auch nicht eingehenden Miethzinse jeder Wohnung, die besetzt ist, bis zweiundfünfzig Kreuzer vom Gulden fordert, genießt der Hausbesitzer das Recht, sich vor allen anderen Gläubigern aus dem Hab und Gut des Miethers bezahlt zu machen. Dieses Recht ist durch die neue Novelle nahezu werthlos geworden. Schon einige Tage vor dem Inslebentreten der neuen Executionsordnung machte ein Beschluß des Gemeinderathes von Donaufeld, einem Dorfe in der Nähe der Haupt- und Residenzstadt, viel von sich reden. In einem Circulare des Bürgermeisters Plankenbüchler wurde den Ortshausbesitzern mitgetheilt, daß vom Tage der Einführung der neuen Executionsordnung an, in der Gemeindekanzlei ein „Schwarzbuch" aufliegen werde, welches die Namen und Adressen aller jener Parteien enthält, die mit Zinsbeträgen irgend im Rückstande sind. Diese sollten im ganzen Orte keine Wohnung mehr finden, ehe sie nicht den alten Rest gedeckt und den neuen Miethzins im Voraus erlegt hätten. „Die wohnungsuchende Partei," heißt es in diesem Circulare, „wird einsehen lernen, daß der Zins gleichbedeutend mit dem Obdach ist und davon der fernere Aufenthalt in der Gemeinde abhängt." Zum Schlusse fordert die Zuschrift noch auf, „mit dem zu entrichtenden Zins unter keiner Bedingung zuzuwarten."

Dieses Circular kennzeichnet am Treffendsten den neugeschaffenen Zustand in der Wohnungsfrage. Das neue Gesetz, so wohlthätig und human in seiner Intention, wird Tausenden im Lande geradezu zum Fluch. Der Hausbesitzer, welcher früher nur zuzusehen pflegte, ob der Miether Möbel im Werthe eines Miethzinsquartales mitbringe, erkundigt sich jetzt sorgfältig über die Antecedentien seines neuen Abmiethers und läßt sich außer dem Vorhineinzins, noch Deckung geben für den Fall, als der anticipando zu zahlende Zins im näch-

Digitized by Google

sten Quartal nicht bereit liegen sollte. Denn die eventuelle Kündigung deswegen müßte dann zu spät erfolgen und der Hausbesitzer hätte außer dem Zinsentgang, auch die namhafte Steuer für die bewohnte Wohnung zu erlegen. Gerade der letzte Punkt ist es, welcher die Herzen der meisten Hausbesitzer zu Stein macht. Die Wohlthat des Gesetzes würde sich erst dann nicht in eine Pein verwandeln, wenn das Steueramt auch auf seine Zinsquote, bei nachweisbarem Nichteingang der Miethe, verzichtete.

Es gibt nunmehr auch Hausbesitzer, welche sich einen Revers ausstellen lassen, in welchem die Parteien auf das Recht des eventuellen Gekündigtwerdens verzichten und die Verpflichtung auf sich nehmen, bei nicht pünktlichem Zinserlag die Wohnung unverzüglich zu räumen.

Schlimme Folgen hat das Gesetz auch dem Creditwesen des kleinen Mannes gebracht. Der kleine Beamte (um einen aus der großen Species herauszugreifen), wenn er eine Wohnung gefunden hatte, sah sich sofort nach dem Victualienhändler, dem Greisler der Gasse, um, der bis zum Ersten des Monats die nöthigsten Artikel für den Lebensunterhalt der Familie — selbstverständlich — creditirte. Vom kleinen Gehalt war nichts oder nicht viel zu holen; aber die Möbel, die Möbel boten immerhin einige Sicherheit; denn was sollte der Implorat anfangen, wenn man ihm die Möbel veräußerte? Die Möbel waren nicht allein zum Gebrauche da, sie waren der Creditbrief des kleinen Mannes. Es ist ganz überflüssig, hier noch auszumalen, in welcher Lage sich heute einerseits der Greisler, der, ohne eigenen weiteren Schaden zu erleiden, gar nicht zu Gericht klagen gehen darf, wenn er sein Geld nicht erhält, und in welcher Lage der arme Creditwerber sich befindet, der unter solchen Umständen in Noth geräth. Auf all' diese Zustände wirft auch der jüngst im Elbogen-Falkenauer Kohlenreviere ausgebrochene Arbeiterstrike, wegen Verweigerung wöchentlicher Lohnauszahlung, das richtige Licht. Wegen der durch die neu eingeführte Executionsordnung statuirten Unpfändbarkeit der Habseligkeiten ihrer Schuldner verweigerten — um nicht in zu großen Schaden zu kommen — Bäcker, Krämer, Fleischer ꝛc. eine über acht Tage hinausreichende Creditgewährung. — Seit Jahren hat sich das Ratengeschäftswesen bis in die tiefsten Volksschichten eingelebt. Amerikanische Nähmaschinenagenten haben es eingeführt, und bald gab es gegen Monats- oder kleine Wochenraten Möbel, Kleider, Lampen, Uhren, Bilder, Decken ꝛc. ꝛc. Alle diese Ratengeschäfte machte die Einführung der Novelle plötzlich leblos. Die Weiterzahlung der Raten war und ist geradezu in das Belieben ihrer meist wenig bemittelten Schuldner gestellt. Die meisten Ratengeschäfte haben ihren Betrieb ganz eingestellt, der Rest sucht nach einem Modus, unter welchem Ratengeschäfte mit kleinen Leuten fürder noch gemacht werden könnten. Nähmaschinenagenten begehren nun einen Revers, in welchem ausgeführt ist, daß sie die Maschine an die Partei nur leihweise überlassen, und zwar insolange diese monatlich oder wöchentlich einen gewissen Betrag — die Rate — als „Leihgebühr" entrichtet. Wird die Leihgebühr eines Tages nicht gezahlt, so nimmt sich der „Eigenthümer" ohne Weiteres seine Maschine zurück und die Geschichte ist zu Ende. Zahlt indeß die Partei pünktlich durch eine gewisse, genau stipulirte Zeit ihre — „Leihgebühr", so geht das geliehene Object nach dieser Zeit ohne Entgelt in ihr Eigenthum über . . .

Aus alledem geht klar hervor, das die Creditbedingungen für den armen Mann, der sie am nöthigsten hat, durch die Milde des neuen Gesetzes, sehr erschwert wurden.

Es ist durch die neue Executionsordnung eine gründliche Aenderung der Art des Creditwesens eingetreten. Der frühere Realcredit beginnt sich nach und nach in einen Personalcredit zu verwandeln. Sehr zum wirklichen Vortheile des Creditwesens überhaupt. Wer einem betrügerischen Schuldner auf sein zur Schau gestelltes Vermögen hin zu creditiren pflegte, war nicht selten durch dessen listige Manipulationen der Gefoppte und stieß nach ungemessenen Gerichts- und Advokatenkosten zum Schluß bei der vorzunehmenden Execution auf die berüchtigten Excindirungen durch Verwandte und Bekannte des geriebenen Schuldenmachers. Ist es nicht ein gesünderer Credit, der im wohlerwogenen Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit des Creditbedürftigen gewährt wird, ohne daß dabei dessen Kleider oder Stühle und Kästen in Betracht kommen? Es ist heute schon Ueberzeugung jedes Einsichtsvollen, daß, wenn die Schmerzen der Uebergangsperiode verschwunden sind, das Gesetz sich durchaus als ein humanes und im Sinne des Fortschrittes erwünschtes erweisen wird. Und hier muß auch auf eine wesentliche Lücke der Executionsordnung, die vorläufig viel Unzukömmlichkeiten schafft, hingewiesen werden. Es besteht nämlich keinerlei gesetzliche Bestimmung darüber, ob eine Execution, welche vor dem 1. Aug. 1887 auf die nun unpfändbar gewordenen Gegenstände vorgenommen wurde, zu Ende geführt werden kann. Der eingangs erwähnte Verfasser der Novelle, Ministerialrath Steinbach, der einen eingehenden Commentar zur selben abgefaßt hat, der gleichfalls dieser Lücke nicht erwähnt, hat sich neuerdings über diese Frage in den „Juristischen Blättern" dahin ausgesprochen, daß die Execution fortgesetzt werden kann, wenn ein executives Pfandrecht gültig erworben wurde; doch nicht, wenn die pfandweise Beschreibung erst am, oder nach dem 1. August stattfand. Dabei sei indeß zu bemerken, daß auf jeden Fall aber der § 4 des neuen Gesetzes in Anwendung verbleibt; d. h. alle vorgenommenen Schritte zur Execution sind als unwirksam zu erklären, wenn sich nicht mit Bestimmtheit erwarten läßt, daß der Erlös aus den im öffentlichen Verstrich veräußerten Gegenständen einen Ueberschuß über die Kosten des ganzen Verfahrens zu Gunsten des Gläubigers selbst ergibt; denn nur die Bezahlung des Gläubigers kann überhaupt als Zweck einer Exequirung angesehen werden.

## Literatur und Kunst.

### Die Pariser und die Wiener Operette.

Von Paul Marsop.

Jacques Offenbach ist eine der fragwürdigsten Erscheinungen in der französisch-kosmopolitischen Coulissen- und Culturwelt. Doch immerhin eine, die auf eigenen Füßen steht. Dem keckſten Vertreter des Musikalisch-Anrüchigen ist viel eingefallen — deshalb darf ihm viel verziehen werden. Sogar, daß er überhaupt existirte. Er hatte das Recht der ausgeprägten Individualität für sich: ein Recht, das, wenn es auch nicht immer den Erfolg sichert, doch meist den Neid und den Nachahmungstrieb der Berufsgenossen, die Neugierde und unter Umständen auch die Theilnahme der Oeffentlichkeit rege macht. Offenbach aber wußte sein ungewöhnliches Talent so gut zu verwerthen, daß er auch den außerordentlichſten äußeren Erfolg an sich kettete; nach wenigen Jahren eines nicht gerade aufreibenden Lebenskampfes wurde der kleine Cellist aus der Glockenstraße zu Köln, schneller als die meisten Deutschen, die sich an der Seine einzubürgern suchen, um ihre Begabung auf dem großen literarischen und künstlerischen Markte Paris feilhalten zu können, ein Mann des Tages. Er wurde genannt — und er hatte seinen Weg gemacht. Er sah seinen neuen Landsleuten ihre Eigenheiten, ihre liebenswürdigen und unliebenswürdigen Nationalfehler sogar so gut ab, daß sie ihn alsbald als einen der Ihrigen betrachteten und ihm durchgehen ließen, was sie in der Regel wohl sich selbst, aber keineswegs einem Nichtfranzosen gestatten: sich über ihre Schwächen lustig zu machen. In keiner anderen Persönlichkeit hat sich der Geist der „Blague", dieser mißfarbigen Spätblüthe der alten graziösen Pariser Unterhaltungskunst, so glänzend verkörpert, wie in derjenigen Offenbach's. Er war einer der genialſten Carrikaturiſten, welche jemals lebten: nicht im Sinne der bedeutenden französischen und englischen Ironiker des Zeichenstiftes, die, während sie mit bewußter Absicht ver-

Digitized by Google

zerrten, doch nicht aufhörten, recht eindringlich zu charakterisiren und Einbildungskraft genug besaßen, um, nur locker an die Wirklichkeit anknüpfend, abenteuerliche, aber oft märchenhaft reizvolle Grotesken zu ersinnen — auch nicht in der Weise Heinrich Heine's, der, so oft er sich auch in der Rolle des mitleidslos zersetzenden Spötters gefiel, doch zu sehr Poet war, um in der witzelnden Verneinung gänzlich aufzugehen — — nein, in der rücksichtslosen Manier des geborenen Possenreißers, der um jeden Preis Lachen erregen will und für das zu verhöhnende Object kaum noch irgendwelche menschliche, geschweige denn künstlerische Theilnahme empfindet. Doch die Sprünge, welche seine parodistisch-musikalische Laune machte, waren so verwegen und gelangen so vortrefflich, sein Komödiantenblut war so unverfälscht und rollte so lebhaft in seinen Adern, daß er starke Wirkungen hervorrief und für geraume Zeit sein Publikum sich treu erhielt.

Die Offenbach'sche Operette kennzeichnete sich vornehmlich durch ihre parodistische Tendenz. Im Hinblick auf diese waren Musik wie Text abzuschätzen und, entsprechend der Empfänglichkeit eines Jeden für burleske Situationskomik, schnurrige musikalische Narrenstreiche, possirliche Wort- und Sinnesverdrehungen, zu genießen. Das Vorgeführte ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Autoren auf die Absicht, welche in der Regel mit scenischen Darbietungen verbunden wird: im Zuschauer die Illusion einer wenn auch noch so frei geführten Handlung hervorzurufen, im Vornherein verzichteten. Die Operettenbühne Offenbachs war nichts anderes als ein erweitertes, mit den äußeren Mitteln der theatralischen Darstellung versehenes Café chantant. Es konnte keinem Franzosen beifallen, in der Bäuerin Offenbachs die Unschuld vom Lande, sei es auch nur von Passy oder Asnières, in seinem Prinzen einen leibhaftigen, selbst nur russischen Fürstensohn, in seinem Pariser Lebemann den wirklichen freien Bürger der Boulevards zu sehen; man nahm hinter dem Orchester der „Bouffes" mit den gleichen Empfindungen Platz, mit denen man zum „Journal amusant" oder einem ähnlichen, einer carrikirenden Chronik der Tagesereignisse und Tagesfiguren gewidmeten Blatte griff; man wollte zu tollem Lachen gereizt sein und zwar hier im Besonderen durch die Persiflirung Jedermann wohlbekannter Staats- und Gesellschaftsverhältnisse. Der feinausgebildete französische Formgeschmack, der auf den Brettern ehedem zum Mindesten die theatralischen Conventionen festgehalten wissen wollte, schien sich bereits gänzlich verflüchtigt zu haben. Von einem „classischen Muster", wie man sich mit solchem in vergangenen Tagen gern gebrüstet hatte, beliebte man jetzt, wo es gegolten hätte, in großer, bedeutsamer Behandlung eine einschneidende satirische Kritik politisch und social ungesunder Verhältnisse zu liefern, nichts mehr zu halten. Wer besann sich auf Aristophanes? Wer mochte sich gar an Molière anlehnen, der es wie keiner vor und nach ihm verstanden hatte, bei den Verkehrtheiten seiner Zeit einsetzend, das Ewig-Lächerliche im Menschentreiben überhaupt, das nur in jeder Epoche zu anderer äußerer Erscheinung kommt, in einer wohlabgestimmten, hochkünstlerischen Darstellung, in einer gerechten Vertheilung von Licht und Schatten, wie sie nur dem wahren Dichter zu treffen möglich ist, für alle Zukunft vorbildlich zu schildern? An diese Muster dachte oder wollte Keiner mehr denken. Am allerwenigsten Offenbach und seine Librettisten. Sie kannten ihr Publikum, sie wußten, was es verlangte und waren ganz die Leute darnach, es zufriedenzustellen. Sie arbeiteten nur für ihre Zeit: die letzteren mit dem Durchschnittsgeiste des stets mund- und schreibfertigen Pariser Journalisten, der erstere mit dem Genie der musikalischen Drastik, der unaufhörlichen rhythmischen Ueberraschungen, der ausgesuchten instrumentalen Calembourgs.

Was Emile Zola weiterhin in einer unabsehbaren Reihe unendlich fleißig ausgeführter, vorgeblich zur höheren Ehre der naturalistischen Lehre geschriebener, in Wahrheit jedoch auf die besondere Empfänglichkeit der Franzosen für sinnliche Aufstachelungen berechneter Romane zu bezwecken vorgab: eine culturgeschichtliche Darstellung der Zeit des zweiten Kaiserreiches, das hat Offenbach bündiger, ehrlicher und schlagender in seinen Operetten zu Wege gebracht. Zieht man hier das unvermeidliche Mehr der Travestie, dort das der bewußt tendenziösen Färbung ab, so ist „Orphée aux enfers" nicht weniger document humain als „L'assommoir". Offenbach hat dem dritten Napoleon die Pierrotmütze auf's Haupt gesetzt und die Wangen mit Mehl bestreut; der Imperator sah, daß er seinen Meister gefunden hatte und besaß Geist genug, um mitzulachen — mit allen seinen Unterthanen, vom Minister bis zum Blousenmann. Im Lachen vergißt der Franzose Welt und Elend — wie der Deutsche im Philosophiren. Ueber den „explosions de gaîté", welche die literarischen und musikalischen Hofnarren des Pariser Publikums, in ihrer Mitte der unvergleichliche Jacques Offenbach, veranlaßten, merkten es die Weltbürger des neunzehnten Jahrhunderts kaum, wie sie moralisch tiefer und tiefer sanken. Die Lust an der Verhöhnung aller und jeder Autorität zeigte, wenn auch die zur Zeit Herrschenden und Einflußreichen nicht darnach angethan waren, um die Achtung für die Begriffe Staat und Obrigkeit zu erhöhen, wie kümmerlich es um das bürgerliche Pflichtbewußtsein bestellt war und das Behagen, mit dem man es hinnahm, wie Ehe und Familie in den Staub gezogen wurden, ließ darauf schließen, daß die Fäulniß bereits das Mark der Gesellschaft ergriffen hatte. Das war der Sumpfboden für das Sumpfgewächs der Pariser Operette. Als dann das Kartenhaus Napoleons zusammenbrach, da war auch Offenbach mit seinem Witz zu Ende. Und als er nichts Neues mehr zu sagen hatte, da ergab es sich, daß man auch seiner alten Grimassen nahezu überdrüssig geworden war. Mit gutem Grunde: wer hegt noch für die Carrikatur sonderliches Interesse, wenn die carrikirte Persönlichkeit einmal von der Tagesordnung verschwunden ist? Heute taucht Offenbach im Repertoire der Pariser Theater kaum wieder gelegentlich für Tag und Stunde auf; nur seine Abschreiber, vulgo Nachfolger quälen sich noch mittelst wohlwollender Unterstützung der Preßkameraderie von einem Achtungserfolge zum anderen mühsam weiter.*)

Als die Mode Offenbach in Paris abgetragen war, verpflanzte man sie nach Deutschland — der gewöhnliche Gang der Dinge. Man müßte den Thatsachen in's Gesicht schlagen, wollte man es bestreiten, daß die Offenbachiaden auch diesseits des Rheins mit Jubel aufgenommen worden sind. Man muß das hinnehmen, wie alles, das bereits der Geschichte angehört; es läßt sich eben nicht mehr ändern. Will man jedoch die entsprechenden Lehren daraus ziehen, so hat man sich zu fragen, ob es denn eigentlich unseren Landsleuten möglich war, über das Wesen der Pariser Operette mit sich in's Reine zu kommen und ihre relativ besseren Seiten dem wahren Werthe derselben gemäß zu würdigen.

Es ist Grundregel für jede Travestie, daß der Zuschauer mit dem Gegenstande, welcher ihm im Hohlspiegel der satirischen Posse gezeigt werden soll, völlig vertraut ist. Was sollte nun das deutsche Publikum mit der Travestie des Napoleonismus? Es hatte für die innere Politik desselben im Allgemeinen kaum ein größeres Verständniß, als der muthmaßliche

*) Unter den französischen Nachfolgern Offenbach's ist Charles Lecocq der Einzige, dessen Arbeiten man noch eine gewisse Originalität zusprechen darf; nur hat er sein eigenes Capital sehr rasch aufgebraucht. Außer der „fille de madame Angot" und „Giroflé-Giroflà" hat sich denn auch keine seiner zahlreichen Operetten längere Zeit auf den Bühnen behaupten können. Er steht, wie an Unmittelbarkeit der Erfindung, so an Geist und Laune erheblich gegen sein Vorbild zurück, ist ihm aber in Hinsicht auf Sauberkeit und Feinheit der Factur weit überlegen; in der Ausführung seiner Ensembles hält er sich nicht selten an die besseren Muster der opéra comique. Auch die gediegenere Pariser Kritik stellt ihn als eigentlichen Musiker über Offenbach; dessenungeachtet wird sein Name bald der Vergessenheit anheimfallen.

Noch eine kleine Notiz, die wir einem unlängst im „Figaro" erschienenen Feuilleton Lecocq's entnehmen: die „fille de madame Angot" wurde vom 21. Februar 1873 bis zum 8. April 1874 in Paris ohne Unterbrechung (in einem kleinen Theater) gespielt und brachte 1,632,400 Francs Einnahme. — Die Kunst geht nach Millionen!

Digitized by Google

Verfasser des Kutschkeliedes. Selbst wenn ihm — die zünftigen Culturhistoriker haben das erst nach und nach herausgebracht — mit dürren Worten mitgetheilt worden wäre, daß in der Offenbach'schen Operette das Regierungssystem des Nachbarreiches und die persönlichen Schwächen seiner Regenten hart mitgenommen werden sollten, so würde es dessenungeachtet dabei geblieben sein, im „Orpheus in der Unterwelt" eine Verspottung des griechischen Olympes und in der Episode mit der Fliege eines der vielfachen zoologisch-erotischen Abenteuer des alten Heidengottes zu sehen, wie selbige in jedem rechtschaffenen Lehrbuche der Mythologie der Reihe nach aufgezählt sind und von den Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten gewissenhaft auswendig gelernt werden. Es kam nicht auf den Geschmack des politischen Witzes und lachte beim Ueberschäumen desselben nur mit, weil jenseits der Grenze auch gelacht wurde. Dort war dieser Witz bereits seit guten zwei Jahrhunderten durch die Epigramme der Philosophen und Schöngeister in gebundener und ungebundener Rede gepflegt worden; als ihn endlich Börne und Gutzkow auch in Deutschland einzubürgern suchten, ging er den breiteren Volksschichten nicht recht ein. Die Satire des „Kladderadatsch" und seiner Nachfolger war, so lange sie noch einigermaßen originell blieb, auf einen zu ernsten Grundton gestimmt, um Behagen an der sonder Scheu das Unterste zu Oberst kehrenden Pariser Travestie aufkommen zu lassen und die humoristischen Blätter der österreichischen Metropole pausten zwar in ihrem Illustrationstheile Pariser Muster, wenn auch manchmal mit wenig Geschick, durch, waren aber den Hofräthen von der Censur und den Geistern des „höchsten Heurigen" zu sehr unterthan, um in ihrem Text selbst einem Fürsten von Liechtenstein anders als mit den etwas stumpfen Pfeilen des Wiener Lokalhumors zu Leibe zu gehen. Den souveränen Volkswitz, der selbst einem Ministersessel gegenüber nicht zahm wird und dem die Uebermüthigsten nur als Sprachrohr dienen, kennen die Deutschen ebensowenig als den souveränen Volkswillen und daß das Lächerliche nicht nur gewöhnliche Sterbliche, sondern auch hochgestellte Erdenkinder zu tödten vermag, das ist eine Anschauungsweise, die ihnen vollends fremd ist. So konnte denn auch das Leitmotiv der Offenbachiaden nicht vernehmlich an ihr Ohr klingen.

Desgleichen mußten die deutschen Theaterfreunde in weitaus überwiegender Anzahl über die Natur der — sagen wir einmal — Kunstmittel im Ungewissen bleiben, die in ihrer Vereinigung der Pariser Operette seiner Zeit am Orte ihrer Entstehung zur vollen Wirkung verholfen hatten. Der Dialog, den sie kennen lernten, war nicht mehr das von gewagten aber stets zielsicheren Anspielungen, von unverschämten aber mit unerhörter Schlagfertigkeit vorgebrachten Anmerkungen strotzende Wechselgeplauder der Meilhac und Halévy, die Musik, welche sie so behaglich mitsummten, nicht mehr die der feuilletonistischen Meisterpartituren Offenbach's. Kurz gesagt: der geistfunkelnde französische Unsinn wurde in der Uebertragung durch deutsche Verskünstler, in der Ausführung durch deutsche Sänger und Orchester zum abgeschmackten, mit groben und blöden Zoten durchsetzten Tollhausspiel.

Der Schwerpunkt der französischen Burleske liegt, ähnlich wie der der opéra comique, im Dialoge. Die Handlung stockt nicht während der Gesangsstücke, sondern sie schreitet nur in etwas verlangsamtem Zeitmaße weiter. Die Offenbach'sche Musik ist Dialog in der Form des leichtesten, freiesten Couplets: ihre Pariser Interpreten haben noch weniger Stimme als die Sänger, welche Boieldieu'sche und Auber'sche Rollen darstellen, will sagen: so gut wie gar keine. Giebt der Kapellmeister das Zeichen zum Beginn einer vom Orchester zu begleitenden Scene, so setzen sie sich nicht erst in Pose, sondern sprechen weiter wie vordem, nur jetzt mit ungefährer Beobachtung der vom Componisten vorgeschriebenen Tonstufen, mit scharfer rhythmischer Gliederung und mit gelegentlichen kleinen lyrischen Gefühlspausen, damit auch das »sentiment«, dessen der Franzose selbst in seinen ausgelassensten Stimmungen nicht ganz entrathen mag, zu seinem Rechte komme. Einem derartigen Vortrage entspricht auch die vorzugsweise gebräuchliche Redewendung: „dire" (nicht „chanter") „une romance, un couplet". Und dieses „dire" ist keineswegs das schwerfällige deutsche „sprechen", sondern das flotte Vorwärtsgehen, Tänzeln, Gleiten und Springen des französischen, in keinem anderen Idiom auch nur annähernd nachzuahmenden Conversationstones. Damit kann kein deutscher Uebersetzer etwas anfangen. Wenn er die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht zur Genüge kennt, sicherlich nicht, und wenn er „gründlich" sein will, erst recht nicht.

Besonders schreiend erscheint der Contrast zwischen dem Texte des Originals und dem der Uebertragung, wenn man vorwiegend auf die Pointen achtet. Der Singschauspieler der französischen Operette plaudert seinen Dialog, den recitirenden ebensowohl wie den vom Orchester begleiteten, mit solch' eleganter Behendigkeit herunter, daß dem Zuhörer gar keine Zeit gelassen wird, bei den darin enthaltenen Bedenklichkeiten zu verweilen, einen mit verwegenem Pinsel angedeuteten Umriß zu ergänzen und auszumalen. Und wann geht es ohne diese Unanzüglichkeiten ab! Der Franzose kann dergleichen Appetitsbröckchen in seiner geistigen Speise, besonders in seiner Theaterkost, ebensowenig entbehren, wie der Magyar den Paprika in seiner materiellen Nahrung. Er hat ein besonderes Vergnügen daran, mit der Gefahr zu spielen, auf der schmalen Grenzkante zwischen Sitte und Unsitte die gewagtesten Sprünge auszuführen. Nur legt er Werth darauf, dabei die „Balance" nicht zu verlieren. Will ihm nun Jemand vorhalten, daß das und anderes schlüpfrig sei, so kann er darauf entgegnen: „Wenn Du etwas dergleichen hineinlegen willst, so ist das Deine Sache. Ist die Form, in welche jener freiere Gedanke eingekleidet wird, nicht makellos und darf ich in der besten Gesellschaft mehr beanspruchen, als daß die Form gewahrt und mit Geschmack behandelt werde? Weise mir doch nach, daß ich die Scheidelinie überschritten habe!"

Im Deutschen ist ein solches Versteckspielen mit dem Bedenklichen, ein solches Kokettiren mit dem Heikligen nicht möglich. Die deutsche Sprache ist keine Virtuosen- und Seiltänzersprache. Etwas in ihr Gesagtes ist entweder anständig oder unanständig. In ihrer gutartigen Unbehülflichkeit, ihrer nachdrücklichen Deutlichkeit ist es ihr unmöglich, das Gebiet des moralisch Fragwürdigen auch nur flüchtig zu streifen, ohne sich zu beschmutzen, eine Zote in Seidenpapier einzuwickeln oder über eine Situation, bei der die Tugend um einen höheren Einsatz spielt, als sie aus eigenem Vermögen zahlen kann, mit geschmeidiger Grazie hinwegzuhuschen. Verläßt sie den Boden dessen, was über jeden Zweifel erhaben ist, so wird sie ohne Weiteres cynisch roh. Eine deutsche Zweideutigkeit ist eigentlich schon eine Eindeutigkeit. Woraus erhellt, daß jeder Versuch, französische Operettentexte in's Deutsche zu übertragen, zu einer Ansammlung von Widerlichkeiten führen mußte. Damit fand sich dann der deutsche Schauspieler in der Weise ab, daß er auf jedes Pfefferkorn einzeln biß.

Wer war ferner dieser Schauspieler? Ein meist harmloser Komiker untergeordneter Gattung, dessen Talent sich bis dahin als gerade ausreichend erwiesen hatte, um den nicht übermäßigen Anforderungen, welche durch die alte Local- oder Zauberposse, durch das bescheidene Singspiel oder Vaudeville mit seinem etwas spießbürgerlichen Humor, seiner nicht sehr tiefgehenden Charakteristik und seiner in einer hausbackenen Moral ausklingenden Coupletstrophe an die Ausführenden gestellt waren, leidlich gerecht zu werden. Er sollte nunmehr Verständniß für die verwunderlichen Ausklügeleien eines fremdartigen, sich in den phantastischsten Drehungen überschlagenden Geistes zeigen, sich in die Denkart einer Nation hineinleben, die, das Privilegium des Leichtsinnes bis an den jüngsten Tag ausnutzend, mit den Trümmern einer morsch und brüchig gewordenen Civilisation Fangball spielt. War es zu verwundern, wenn solch' ein Unglücklicher, in der denkbar größten Verwirrung betreffs dessen, was man von ihm verlangte, begriffen, schließlich, um nur überhaupt irgendwelche „Wirkung" zu erzielen, zu Hülfsmitteln, wie sie die Artisten der Specialitätenbühne anzuwenden pflegen, seine Zuflucht nahm? Sicherlich nicht. Unbegreiflich war es dagegen, wie das Publikum in dem Wahne verharren konnte, daß man ihm französische

Digitized by Google

Operetten vorführe, ja daß man sich darauf in Wien und Berlin nicht weniger gut verstände als in Paris.

Nicht einmal der instrumentale Witz Offenbach's war durch deutsche Orchester annähernd treu wiederzugeben. Hierzu ging ihnen Raschheit der Auffassung und Temperament ab; das eigenthümlich freche Prickeln, welches die Motive des Maestro belebt, mußte sich in ihrer Auffassung schlechterdings verflüchtigen, das Pikante belustigender Einfälle beträchtlich vergröbern. Der Witz Offenbach's ist vorwiegend rhythmischer Art und gerade die Rhythmik ist die schwächste Seite der deutschen Orchester — sogar der vorzüglichen und vollends derjenigen minderen Ranges. Sie können sich deshalb mit den besseren französischen Opernpartituren, deren Hauptvorzüge nicht sowohl melodische Innigkeit, harmonische Tiefe und bedeutsame polyphone Arbeit, als vielmehr rhythmisch-geniale Würfe von außerordentlicher Mannigfaltigkeit sind, nur bedingt abfinden; sie verstehen darum mit den rhythmischen Glanzleistungen Offenbach's, dem Besten, was auch ihm nachzurühmen ist, nichts Rechtes anzufangen. Desgleichen fehlte es ihnen an Feuer und Virtuosität, um die charakteristischen Tempi Offenbach's herauszubringen, insbesondere bei der wilden Jagd seiner Schluß-Galoppaden nicht zu erlahmen.

Hält man all' dies zusammen, so erweist das Resultat unwiderleglich, daß die Aufführungen der Pariser Operetten, wie sie dem deutschen Publikum geboten wurden, von dem echten Offenbach so gut wie nichts an sich hatten. Das, was unter diesem Namen über die Bretter ging, war ein unbestimmbares Unding — ein Mischmasch von plumpen Lasciviläten und musikalischen Geschmacklosigkeiten. Offenbach verdankte demgemäß seine großen deutschen Erfolge weder seinem starken musikalischen Talente, noch seiner bezaubernden weltmännischen Unterhaltungsgabe. Was gab also den Ausschlag zu seinen Gunsten? Nun — — das Behagen am Tricot.

(Schluß folgt.)

## Aus der englischen Frauenbewegung.

Frauenemancipation! Das Wort hat einen etwas üblen Beigeschmack. Gewiß sind Viele geneigt, sich darunter einen socialen Zustand vorzustellen, der entweder der völligen Abschaffung der Ehe und des Familienlebens gleichkommt, oder doch mindestens ein — Pantoffelregiment bezeichnet, welches für das bisher stärkere Geschlecht bald den Wunsch nach einer Männeremancipation hervorrufen würde. Die emancipationslustigen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes versichern zwar stets, daß es ihnen nur auf die Gleichstellung mit dem Manne ankomme, allein — sei es, daß man an der Aufrichtigkeit ihrer Versicherungen einigen Zweifel hegt, sei es, daß wirklich, wie einige Frauen behaupten, die Männer ihre geistige Inferiorität zu offenbaren fürchten — genug, die volle Emancipation in diesem Sinne ist unseres Wissens noch in keinem Gemeinwesen zur Durchführung gelangt. Ja, es scheint sogar, daß die Sache ein wenig außer Mode gekommen ist. Dafür tritt heute mehr und mehr eine andere Bewegung hervor, welche jene Utopien verwirft und für das weibliche Geschlecht, zunächst wenigstens, nur die volle Theilnahme an dem Geistesleben der Menschheit und zu diesem Behufe den Zutritt zu den wissenschaftlichen Lehranstalten erstrebt. Speciell in England hat die Bewegung seit einigen Jahren stark an Boden gewonnen; nicht allein besteht dort bereits eine Reihe von höheren Bildungsanstalten für Damen, sondern es haben sich viele Männer, die zu den ersten ihres Landes zählen, zu Gunsten ähnlicher Reformen ausgesprochen. Daraufhin ist eine scharfe Polemik über die Angelegenheit entbrannt; von gegnerischer Seite werden speciell ärztliche Bedenken, sowie der Vorwurf geltend gemacht, daß das neue System viele Frauen ihrem natürlichen Berufe entfremden werde, wogegen die Freunde der höheren Frauenbildung erwidern, man müsse erst die Probe machen und das Resultat abwarten. Neuerdings hat sich auch der geistvolle Naturforscher George J. Romanes in der Monatsschrift: „The Nineteenth Century" über die Frage ausgesprochen. Seine Erörterungen, die zunächst die Frage betreffen, ob das Weib von der Natur auch zu höherer geistiger Thätigkeit organisirt und fähig sei, verdienen auch auf dem Continente alle Beachtung und so mögen unsere Leserinnen entschuldigen, wenn wir seine Ansicht hier in Kürze wiedergeben, wobei wir nur bitten, nicht uns das vielfach harte Urtheil des Engländers zur Last zu legen.

Man nimmt heute an, daß die geistige Entwickelung bei einer und derselben Species, zum mindesten beim Menschen, in einem gewissen directen Verhältniß zum Gewicht des Gehirns stehe. Das mittlere Gehirngewicht der Frauen beträgt nun fünf Unzen weniger als das der Männer — im Verhältniß ein größerer Unterschied, als er zwischen den beiderseitigen Organismen überhaupt besteht, übrigens stark durch die Civilisation beeinflußt und darnach am geringsten bei den wilden Völkern. Auch der die Ernährung bedingende Blutzufluß ist beim weiblichen Gehirn selbst im Verhältniß zu dessen kleinerer Masse ein geringerer. Diese Verschiedenheiten bestehen nach Sir J. Crichton Brown schon beim Embryo; sie sind daher gewiß organischer Natur und nicht durch die Hypothese erklärbar, als hätten nur die Erziehungsvortheile beim männlichen Individuum und dem ganzen Geschlecht das stärkere Wachsthum des Gehirns veranlaßt. Auch aus der schwächeren physischen Constitution, welche zum Ertragen geistiger ebenso wie körperlicher Anstrengungen weniger geeignet ist, folgt für das weibliche Geschlecht eine Inferiorität, welche sich vorzugsweise in dem vergleichungsweisen Mangel an Originalität kundgibt, während in Bezug auf die receptiven Fähigkeiten der Unterschied geringer, wenn auch zweifellos vorhanden ist. Junge Mädchen fassen allerdings vielfach leichter auf als Knaben, aber mit dem Alter und den wachsenden Aufgaben wird das Verhältniß umgekehrt, bei den Durchschnittsindividuen wie bei den geistigen Riesen beider Geschlechter. Selbst eine „bedeutende" Frau wird mit ganz anderem Maßstabe gemessen als der Mann und geistige Productivität war nie die starke Seite des weiblichen Geschlechts, obschon ihm die Beschäftigung mit Poesie, Musik und darstellenden Künsten, zum Theil auch mit den Wissenschaften, von jeher offen gestanden hat; speciell die Bethätigung der Poesie galt zu keiner Zeit als unweiblich und doch rührt keines der großen Literaturdenkmale aller Völker von einem Weibe her. Keinesfalls reichen die ungünstigen Verhältnisse, mit welchen die weibliche Geistesthätigkeit etwa zu kämpfen hatte, hin, um den thatsächlichen Mangel an schöpferischem Genius zu erklären. Das kritische Urtheil vollends wird bei unseren Schönen bekanntlich nur zu oft durch vorgefaßte Meinungen und ungehörige Einflüsse getrübt. Auch der Wille übt bei dem Weibe eine geringere Controlle über die Gefühle aus als bei dem Manne; selten, wenn nicht etwa die causa movens im Gebiete des Gefühlslebens zu suchen ist, begegnet man bei der Frau der zähen Beharrlichkeit in der Verfolgung eines Zieles, welche vorzugsweise als männlich bezeichnet wird. Und wie die Beständigkeit des Willens beim thatkräftigen Handeln mangelt, so ist es auch beim ernsteren Studium. Schwanken und Furchtsamkeit, Unentschiedenheit des Charakters sind die Folgen.

Ist das Weib sonach auf der einen Seite dem Manne gegenüber im Nachtheil, so hat sie doch auch auf dem Gebiete des Intellects wesentliche Vorzüge vor dem Manne aufzuweisen. Da ist vor allem die Schärfe der Sinne, entsprechend der größeren Feinheit der Sinnesorgane, daraus folgend die Raschheit der Wahrnehmung. Ist es doch bekannt, mit welcher Schnelligkeit jede Dame die Toilette der Vorübergehenden bis in's kleinste Detail zu erfassen vermag. Schnelligkeit der Wahrnehmung führt aber zu raschem Denken, zu jener Lebhaftigkeit des Geistes, welche wir gerade an Frauen so oft bewundern.

Von den Gemüthsbewegungen bemerken wir zunächst, daß dieselben beim weiblichen Geschlecht weit weniger unter der Herrschaft des Willens stehen als beim Manne. Die Leichtigkeit, mit welcher die Thränen fließen, ist ein Beweis dafür.

Digitized by Google

Dagegen muß der Frau weit mehr Standhaftigkeit und ein größerer Muth im Ertragen der Widerwärtigkeiten des Lebens zuerkannt werden als dem Manne; und wenn wir geneigt sind, jene passive Ergebung und Resignation lediglich auf den Mangel eines selbständigen Willens zurückzuführen, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese Erscheinung lediglich in der üblichen Erziehung des weiblichen Geschlechts begründet ist. Andererseits ist das entwickelte Gefühlsleben auch die Quelle vieler Tugenden, welche zu den schönsten Vorzügen des Weibes zählen. Das ästhetische Gefühl, der Geschmack in seinen verschiedenen Richtungen ist ebenfalls in hervorragendem Maße dem schwachen Geschlechte eigen.

Dem schwachen Geschlechte! Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich, daß die charakteristischen Fehler ebenso wie die Vorzüge beim weiblichen Geschlechte ein Ausfluß der Schwäche, beim männlichen der Stärke sind. Welchen Typus wir daher als den höher entwickelten betrachten, hängt von dem Werthe ab, den wir der Kraft und Stärke als solcher zugestehen. Und hier dürfen wir uns nicht verhehlen, daß uns die aus Schwäche entspringenden Fehler niemals so verachtenswerth erscheinen, wie der brutale Mißbrauch der Gewalt im Kampfe Aller gegen Alle. Das Ideal, welches die Vorzüge beider Seiten vereinigte, existirt nicht und darum sollten wir die im Allgemeinen gebotene Nachsicht mit den Fehlern unserer Mitmenschen auch auf die Beurtheilung des anderen Geschlechts im Ganzen anwenden!

Die Ursache der besprochenen Erscheinungen ist nach Romanes zunächst in dem allgemeinen Princip der Zuchtwahl zu suchen, welches, wie die Descendenztheorie lehrt, die Entwickelung einer nicht nur körperlichen, sondern auch intellectuellen Ueberlegenheit beim männlichen Geschlecht begünstigt — ein Gesetz, welches wir überall im Thierreich und hier auch beim Menschen bestätigt finden. Hier wie dort hat zudem die Natur das weibliche Geschlecht durch die Vorzüge der Schönheit und Anmuth zu entschädigen gewußt. Ja, Darwin bezeichnet es sogar lediglich als einen glücklichen Zufall, daß die Unterschiede noch nicht größer geworden sind, als wir sie thatsächlich finden. Zudem machen sich auch noch andere Einflüsse in derselben Richtung geltend. Die größere Feinheit und Zartheit der körperlichen Organisation, welche wir als Resultat der Entwickelung beim weiblichen Geschlecht finden, führt ihrerseits, wie bereits erwähnt, auch in Geist und Gemüth zu Verschiedenheiten, welche sich meist als weibliche Vorzüge charakterisiren. Auch die Stellung der Frau als Mutter, ihr beständiger Umgang mit den Kindern und die Erziehung derselben — bei keinem Thiere währt das Kindesalter so lange wie beim Menschen — muß die reinsten Gefühle ausbilden und der Mutter bis in's Alter eine kindliche Fülle des Gemüthslebens bewahren.

Neben diesen Hauptursachen kommt eine andere erst in zweiter oder dritter Linie in Betracht, obschon man dieselbe von verschiedener Seite für den heutigen Stand der Dinge allein verantwortlich machen möchte: es ist der Einfluß der Erziehung und socialen Stellung. Wahr ist es, daß die sociale Stellung der Frau zum Theil einen Gradmesser für die Culturstufe eines Volkes abgibt — aber nur zum Theil. Ursprünglich rechtlose Sclavin in der Gewalt des Mannes, konnte die Frau in den orientalischen Ländern unter dem verkümmernden Einflusse der Polygamie nie zu voller geistiger Entwickelung gelangen, aber auch in den hochcivilisirten Staaten Griechenlands und Roms blieb sie eine intellectuelle Null. Eine lange Periode hindurch wurde dann Alles dem häuslichen Nutzen und der wirthschaftlichen Brauchbarkeit geopfert und später verfiel man in das entgegengesetzte Extrem, welches Romanes als das Ideal des Ornamentalismus bezeichnet. 1810 schrieb Sydney Smith, alles Bestreben gehe dahin, die jungen Damen zu Künstlerinnen im Zeichnen, Musik und Tanz auszubilden und heute noch gilt sein Urtheil in hohem Grade: geistiger Schmuck, nicht geistige Bildung, ist das Ideal weiblicher Erziehung.

Wie nun soll man sich diesen Thatsachen gegenüber verhalten? Selbst diejenigen, welche die theoretische, ursprüngliche Gleichheit beider Geschlechter behaupten, verschließen sich darum zumeist nicht der Erkenntniß der jetzt bestehenden factischen Ungleichheit und hauptsächlich aus diesem Grunde ist die Erziehung des Weibes bis dato sehr verschieden gewesen von der des Mannes, nicht allein in der positiven Richtung, sondern namentlich in Bezug auf möglichste Fernhaltung aller gefährlichen Einflüsse, während der Mann gerade im Kampfe sich ausbilden und seine Kräfte bethätigen soll. In diesem praktisch gefällten Urtheil hat nach Romanes die öffentliche Meinung jedenfalls Recht und wenn die radicalen Vertreter der Frauenemancipation behaupten, nur die Ungunst der Verhältnisse habe beim weiblichen Geschlecht bisher die geistige Productivität verhindert und bei Herstellung gleicher Erziehungsbedingungen werde man das Weib bald allenthalben in erfolgreichem Wettkampfe mit dem Manne sehen: so ist dem zu entgegnen, daß die Freiheit geistiger Bethätigung, wie bereits erwähnt, auf einzelnen Gebieten dem weiblichen Geschlechte von jeher offen gestanden hat; aber wo sind mehr als ganz vereinzelte Erfolge? Damit soll nicht geleugnet werden, daß das schwache Geschlecht Jahrtausende lang brutaler Unterdrückung ausgesetzt war, aber das thatsächliche Ergebniß dieses Zustandes ist damit nicht aus der Welt geschafft. Ein paar Unzen Gehirnmasse, das ist der ganze Unterschied, und doch werden unsere Schönen lange zu thun haben, um ihn auszugleichen.

Thatsachen fordern Anerkennung; wie ist also nach denselben, so fragt Romanes, die künftige Erziehung unserer Töchter zu gestalten? Der Autor ist von der hohen Bedeutung der Frauenbewegung für die gesammten Geschicke seines Vaterlandes durchdrungen; hatte man doch noch vor wenigen Jahren für die höheren Frauenbildungsanstalten nur ein Lächeln, während heute die Bewegung sich bereits auf die weitesten Verhältnisse erstreckt. Den einmal entfesselten Strom nicht aufzuhalten, sondern zum Heile des Ganzen in die richtigen Bahnen zu leiten, sollte die Aufgabe der maßgebenden Kreise sein. Welches aber sind diese Bahnen?

Vorab weist Romanes alle Bestrebungen, welche auf eine Verschiebung des natürlichen Verhältnisses beider Geschlechter hinauslaufen, als Chimären zurück. Beide Geschlechter sollen nicht mit einander rivalisiren, sondern sich gegenseitig ergänzen. Auch sei es ein Fehler, diejenigen Eigenschaften, welche sich mehr beim Manne finden, von vornherein als die höchsten und besten aufzufassen; Stärke allein ist noch nicht das Kriterium des Erhabenen und Edlen. Fasse man aber die menschliche Natur nicht in ihren einzelnen Aeußerungen, sondern als Ganzes auf, so glaubt Romanes behaupten zu dürfen, daß das Weib dem Manne mindestens ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen sei. Denn suche einmal Jeder in seinem Gedächtniß nach, welche ihm bekannte Persönlichkeit am höchsten und vollendetsten in seiner Erinnerung dasteht, so werde es sicher ein Frauencharakter sein. Und wo finden wir in Dichtung und Wirklichkeit Stärke und Schönheit, tiefes Gefühl und Frohsinn, gemüthvolle Hingebung und lebendigen Geist mehr vereinigt als beim Weibe? Und wenn die Kunst einen idealen Gedanken verkörpern wolle, wähle sie dazu nicht die Gestalt des Weibes?

Man sieht, Romanes ist Frauenenthusiast, aber eben deshalb hält er das Mißtrauen, welches man vielfach der sog. Frauenbewegung entgegenbringt, nicht für ungerechtfertigt. Die Tochter Evas, wie sie uns durch die Zeiten überkommen ist, ist ihm ein viel zu kostbares Gut, als daß er sie zum Gegenstand unsicherer Experimente machen möchte. Die specifisch weiblichen Eigenschaften müssen also unangetastet bleiben; nichtsdestoweniger tritt Romanes für die höchstmögliche geistige Ausbildung ein, weil Studium und Bildung an sich diese Eigenschaften nimmermehr beeinträchtigen, sondern deren Reiz nur erhöhen können. Auch werde die junge Frau dadurch nur um so mehr zur ebenbürtigen Genossin ihres Gatten, zur mütterlichen Erzieherin ihrer Kinder. Schon vor 80 Jahren trat Sydney Smith für diese Ansicht ein und die seitdem wiederholt angestellten Versuche haben die Richtigkeit derselben bestätigt und zugleich die Befürchtung zerstreut, als könnten

Digitized by Google

die jungen Damen die Gewohnheiten der Herren Studenten annehmen und ihrer nachherigen eigentlichen Lebensaufgabe entfremdet werden; einzelne Ausnahmen sind wohl vorgekommen, sind aber nicht geeignet, das ganze System zu verdammen. Schwieriger ist dagegen die Frage, ob die körperliche Constitution des weiblichen Geschlechts auf die Dauer ohne Nachtheil den Anforderungen ausgedehnter geistiger Thätigkeit gewachsen ist. Von ärztlicher Seite werden hier gewichtige Bedenken erhoben, die Romanes vollkommen anerkennt, zumal ihm aus seiner eigenen Erfahrung bekannt ist, wie oft der Eifer der jungen Mädchen zur Ueberarbeitung führt. Dieser Eifer müsse also gezügelt werden und eine weise Beschränkung der auf die Studien zu verwendenden Zeit eintreten, daneben auch den körperlichen Uebungen die vollste Pflege zugewendet werden. Dann, glaubt Romanes, könne aus der höheren Bildung unserer Töchter dem Lande und der Menschheit nur Heil und Nutzen erwachsen. In Bezug auf das Verhältniß zum Manne müsse aber stets die Devise bleiben: Kein Wettbewerb, sondern gegenseitige Ergänzung! B. D.

---

## Das Kaiserdenkmal.

Von Georg Malkowsky.

Wenn jemals eine historische Persönlichkeit eines Denkmals würdig gewesen ist, zu dem eine ganze Nation nach ihrem geistigen und materiellen Vermögen beisteuert, so ist es Kaiser Wilhelm. Auch über die Art des zu errichtenden Monumentes kann kaum ein Zweifel bestehen. Nicht um die Verewigung der edlen Gestalt, der milden Züge des verstorbenen Herrschers, nicht um eine einzelne Portraitstatue handelt es sich, sondern um ein unvergängliches Merkmal einer großen Zeit, deren Schooß sich unter gewaltigen Wehen stark und gewappnet das deutsche Reich entwand.

Wenige Tage nach dem Tode des Kaisers fing man an, in den großen politischen Blättern die Denkmalsfrage zu erörtern. Von berufener und unberufener Seite, von Fachleuten und Laien wurde der öffentlichen Meinung eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet, wie sie eben ein glücklicher Einfall zeitigt. In ihrem patriotischen Eifer schienen die Meisten nicht zu bemerken, daß sie von ganz verschiedenen Dingen, von einer Menge möglicher Denkmäler sprachen, während es sich zunächst nur um das eine, von der gesammten deutschen Nation zu errichtende Monument handelt.

Das Denkmal auf dem Niederwald ist die plastische Symbolisirung der Erhebung Deutschlands, ein glorreicher Merkstein seiner Geschichte, in dem das Volk sich selbst verherrlicht. Das Denkmal Kaiser Wilhelms muß gewaltiges Zeugniß ablegen von der Dankbarkeit, mit der sich die Nation ihres Heerkönigs erinnert, der sie im Verein mit seinen Paladinen durch schwere Kämpfe zum Siege und zur Einheit geführt. Für das Denkmal auf dem Niederwald ergab sich von selbst der im Wesentlichen allegorische Charakter, das Denkmal Kaiser Wilhelms muß sich zu einer künstlerischen Gruppirung von Portraitstatuen der Männer gestalten, die unter seiner Führung an dem Werke der deutschen Einheit gearbeitet haben.

Die Monumentomanie unseres Jahrhunderts hat es dahin gebracht, daß es irgend Jemand einfällt, irgendwo einem anderen Jemand ein Denkmal zu errichten. Ein beliebtes Experimentirfeld für monumentale Sculptur sind die zufälligen Geburtsstädte berühmter Männer. Auf dem Marktplatz in Posemuckel übergibt der Vorstand irgend eines literarischen Vereins dem derzeitigen Bürgermeister die Statue eines Mannes, für dessen Beziehungen zu der wohllöblichen Bürgerschaft höchstens der Taufschein Zeugniß ablegt. Was sich da in der Mitte des Marktgewühles erhebt, ist im besten Falle eine gelungene Bildhauercaprice, die dem Beschauer übermittelt, wie sich etwa ein mehr oder weniger begabter Künstler Person und Charakter des Gefeierten gedacht hat. Dieser wohlfeilen Statuensetzerei gegenüber, kann man nicht oft und energisch genug betonen, daß ein echtes Erinnerungsmal der verkörperte Ausdruck, die Stein oder Erz gewordene Quintessenz einer Reihe intimer Beziehungen ist, die sich zwischen den Donatoren, dem zu Feiernden und dem Denkmalsplatze ergeben. Nur ein aus solchen Ideenassociationen herausgewachsenes Kunstwerk stellt sich als ein fester, natürlich gegliederter Organismus dar und genügt den höchsten Anforderungen, die man an den Gedankenausdruck in bildnerischer Form zu stellen berechtigt ist.

Als Donator des Denkmals, von dem hier die Rede ist, fungirt die ganze deutsche Nation ohne Unterschiede des Stammes und der Partei. Der Weg zur Erlösung von dem Despotismus der Kleinstaaterei war ein Passionsweg. Manche Gedankensaat mußte rücksichtslos zertreten werden, ehe sich die Blut- und Eisenpolitik Bahn brach und über einen Bruderkrieg fort zum ersehnten Ziele führte. Nur in der Person des großen Kaisers verkörpert sich der deutsche Einheitsgedanke in edelster und reinster Form, zu ihm können alle Männer, alle Parteien ohne kleinliche Nebengedanken bewundernd aufschauen. Diese Einmüthigkeit der Verehrung muß vor Allem zum Ausdruck kommen, wenn das Erinnerungsmal zugleich ein Mahnruf an die Nachkommen sein soll.

Die Persönlichkeit des Kaisers ist eine ungemein vielseitige, in einem von der deutschen Nation gesetzten Denkmal kann sie nur als Repräsentant der deutschen Einheit, als ideale Spitze individueller Einzelbestrebungen gefaßt werden. Die Bedeutung Wilhelms I. liegt in dem selbstlosen, zweckbewußten Eifer, mit dem er alle Kräfte dem einen Ziele seines Lebens dienstbar gemacht hat. Seinen Helfern allzeit voran, von ihnen getragen und gestützt, so muß ihn der Bildner darstellen, der sich ein Nationaldenkmal zu schaffen berufen fühlt.

Ueber die allgemeine Platzbestimmung des Monumentes kann nach der Vollendung des Niederwalddenkmals kein Zweifel herrschen. Der erste deutsche Kaiser aus dem Stamme der Hohenzollern gehört in die Kaiserstadt des neuen Reiches, das ist selbstverständlich, und darin treffen auch alle bisher gemachten Vorschläge zusammen. Ungemein schwierig wird die Frage, sobald es sich um die endgültige Festsetzung eines bestimmten Platzes handelt. Sprechen wir es unverholen aus. Für ein der deutschen Nation würdiges Denkmal, wie es die vorstehenden Darlegungen in Aussicht nehmen, ist innerhalb des eigentlichen Stadtringes kein Raum zu finden. Den Lustgartenprojecten ist durch eine directe kaiserliche Entscheidung der Boden entzogen. Die Verbindung des Denkmals mit dem Dombau beruht, wie die ganze Chimäre vom protestantischen Kaiserthum deutscher Nation auf einem schiefen Gedankengange, der dem gesunden Sinn Kaiser Friedrichs widerstrebt. Der Schloßplatz, die durch Beseitigung der vorliegenden Häuserreihe zu erweiternde Schloßfreiheit, der Platz vor dem Kastanienwäldchen, der Raum zwischen Opernhaus und Bibliothek, der Pariser Platz, sie alle bieten für unser Erinnerungsmal nicht den nöthigen Raum. Dazu kommt eine ganze Reihe ästhetischer und ideeller Bedenken.

Die Straße Unter den Linden vom Brandenburger Thor bis zum Königlichen Schloß sind eine via triumphalis des preußischen Königthums, an deren Zusammenhange nicht zu rütteln ist. Ein Denkmal, das die Stadt Berlin, das der preußische Staat dem Könige setzen wollte, würde sich hier zwanglos dem gegebenen Monumentalganzen einfügen. Für den deutschen Kaiser wäre nur am Ende dieser glänzenden Reihe, etwa da, wo die Kaiser Wilhelm-Straße mündet, der geeignete Platz gewesen. Nach den fertigen baulichen Dispositionen, mit Hinzurechnung des Dombauprojectes, kann davon nicht mehr die Rede sein. Auch die nächste Umgebung des Schlosses trägt den Charakter specifischen Borussenthums. Die märkische Königsburg der Hohenzollern würde mit ihren wuchtigen Erinnerungen die Idee des jungen deutschen Kaiserreiches erdrücken.

Es sind bisher zwei Projecte aufgetaucht, die das zu errichtende Denkmal außerhalb des eigentlichen Stadtringes vor das Brandenburger Thor verlegen. Das eine schafft durch Ausholzung unmittelbar vor dem Langhans'schen Säulenbau ein großes Halbrund, das andere nimmt den Kreuzungspunkt

Digitized by Google

der Charlottenburger Chaussee und der Siegesallee für ein mächtiges Rondell in Aussicht und wandelt den ganzen Thiergarten in eine kunstvolle Gartenanlage um. Beide Projecte würde die Nähe des Königsplatzes beeinträchtigen. Ein Denkmal an dem genannten Kreuzungspunkte würde zudem in eine ästhetisch und ideell unerträgliche Profilstellung zur Siegessäule gerathen, während ein mächtiges Standbild dicht vor den Berliner Propyläen sich beim Durchschreiten oder Durchreiten der Säulenhalle den Kopf einrennen würde. Ein Abbruch des Brandenburger Thores aber würde dem Siegeshymnus unserer via triumphalis die Introduction nehmen und an ihre Stelle das Finale setzen.

Der einzige neutrale, in sich geschlossene, zur künstlerischen Verkörperung der deutschen Kaiseridee wie reservirte Raum ist der Königsplatz. Das Auge eines jeden Künstlers muß sich bei dem Gedanken an ein Wilhelmsdenkmal unwillkürlich verlangend auf diesen wunderbaren Raum richten. Läßt er sich durch einen Blick auf die Siegessäule zur Resignation zwingen, so ist das eine im Mißtrauen gegen das eigene Können wurzelnde Muthlosigkeit. Die Siegessäule ist ein Stein des ästhetischen Anstoßes, der sich anspruchsvoll in der Mitte eines der schönsten Plätze der Welt erhebt und an dessen Wegräumung schon aus Pietätsrücksichten nicht zu denken ist. Es bleibt also nichts übrig, als den ganzen Platz als eine künstlerische Einheit zu fassen, der sich die Siegessäule als ein nothwendiges, in seiner Bedeutung herabgedrücktes und so unschädlich gemachtes Uebel einfügt.

Die Errichtung des massigen, die ganze Umgebung beherrschenden Reichstagsgebäudes bedingt früher oder später eine Entfernung des Kroll'schen Etablissements. Die Zeit, wo man die Sommernächte vor dem Brandenburger Thor für den normalen Gesundheitszustand des Durchschnittsberliners für unumgänglich nothwendig hielt, ist vorüber, und die Ferienoper ist kein genügender Vorwand für die Existenzberechtigung des Instituts. Als Gegenüber des Reichstagspalastes ist es gedanklich und ästhetisch unmöglich. Mit seiner Wegräumung aber wäre der Platz für ein Kaiserdenkmal von der angedeuteten Größe der Anlage mit Naturnothwendigkeit bestimmt und gegeben. Das künstlerische Ensemble des Königsplatzes würde sich dann in seinem ideellen Zusammenhange etwa folgendermaßen darstellen: Eine gewaltige Ruhmeshalle auf hohem Unterbau als achitektonischer Träger von Wandgemälden und Statuengruppen, deren Motive die Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit, wie sie von einzelnen Männern geplant und stückweise geschaffen worden, versinnlichen. Den ganzen Bau überragend oder ihm in entsprechender Massigkeit vorangestellt das eigentliche Kaiserdenkmal. Dem Wiederhersteller des deutschen Reiches voranschwebend — es bedarf nur einer leicht auszuführenden Seitenwendung der Figur — die Victoria der Siegessäule, die sich gleichzeitig segnend dem Reichstagsgebäude, dem Symbol der vollendeten Staatseinheit, zuwenden würde. Eine solche Anordnung, in großartig monumentalen Formen zur Ausführung gebracht, würde einen Platz schaffen, mit dessen ideeller und ästhetischer Bedeutung sich kein zweiter in der Welt messen könnte.

Eine Detaillirung der hier gestellten künstlerischen Aufgaben würde über den Rahmen dieser Zeilen hinausgehen, die nur bestimmt sind, eine Anregung zu geben. Wir verkennen keinen Augenblick die materiellen und formellen Schwierigkeiten, die sich einer glücklichen Lösung des so gestellten Problems entgegenthürmen. Unmöglich ist sie keinenfalls. Der pecuniären Opferfreudigkeit des deutschen Volkes sind wir sicher, und zu den berufenen Vertretern der Architektur, der Malerei und Bildnerei haben wir das unerschütterliche Vertrauen, daß sie nur einer Gelegenheit harren, ihre monumentale Leistungsfähigkeit zu erweisen. Mit der Größe der Aufgabe wachsen die Kräfte, und der Gewinn für die in gedeihlichem Zusammenwirken erstarkenden Schwesterkünste würde nicht ausbleiben. Die künstlerische Ausgestaltung des nationalen Gedankens im weitesten Sinne des Wortes! Hic Rhodus, hic salta!

## Feuilleton.

### Das Testament.

Von Giovanni Verga.

Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte.

In seinen jungen Jahren hatte Nanni Volpe nur einen Gedanken gehabt — Reichthümer erwerben! — Nanni war das Urbild eines Bauern; er hatte einen schlauen Kopf und einen breiten Rücken. Letzterer war so recht dafür geschaffen, dreißig Jahre lang Sonnenstrahlen und Regengüsse, sauere Feldarbeit und das Gewicht der ihm aufgebürdeten Lasten zu ertragen. Wenn Nanni's gleichalterige Kameraden hinter den Mädchen herliefen, oder in der Schenke saßen, trug er „zu Neste", wie er sich ausdrückte. Heute erwarb er ein Stückchen Land, morgen ein Häuschen oder eine Scheune. Und all' sein wachsendes Besitzthum war Brod, das er sich vom Munde absparte, war gleichsam ein Theil seiner selbst, war sein Schweiß, der sich hier vor seinen Augen in Grund und Gebäude verwandelte. Als das „Nest" endlich fertig war, zählte Nanni Volpe fünfzig Jahre. Sein kräftiger Rücken war gebeugt, sein Antlitz von tiefen Furchen durchzogen, wie eines seiner eigenen Aecker. Aber er besaß in der Ebene reiche, fruchtbare Felder, droben auf dem Hügel einen hübschen Weinberg, ein schmuckes Haus, kurz Alles, was sein Herz begehren konnte. Wenn er Sonntags auf dem „Platz" erschien, wich man ihm ehrerbietig aus und aller Augen richteten sich auf ihn, besonders Frauenaugen! Sowohl Wittwen, als Jungfrauen blickten sehnsüchtig oder schmachtend zu dem stattlichen Bauern hinüber, denn sie wußten wohl, wenn das Haus bestellt ist, gehört auch eine Hausfrau hinein.

Nanni sagte nicht nein. Im Gegentheil, er dachte sehr ernstlich an's Heirathen. Indeß handelte er auch hierin langsam und bedächtig, ohne sich zu übereilen, wie er es schon von jeher gethan hatte. Eine Wittwe wollte er nicht, denn Wittwen führen bei jeder Gelegenheit ihren „seligen Mann" in's Treffen. Ein junges Mädchen in der ersten Blüthe wollte er auch nicht, das war mit eigenen Gefahren verknüpft. Er hatte sein Augenmerk auf die Tochter der Mutter Senzia Nana gerichtet, ein stilles, fleißiges Mädchen, das am Webstuhl wie festgenagelt saß und sich nie am Fenster blicken ließ, nicht einmal Sonntags. Sie war 28 Jahre alt, und es hatte sich noch kein Mann um sie gekümmert. Was nun die Mitgift betraf — je nun! darauf kam's ihm ja nicht an; er hatte für zwei gearbeitet. Die Nana war einverstanden; das Mädchen sagte weder ja, noch nein, aber sie mußte auch wohl einverstanden sein. Hinter ihrem Rücken sagten freilich die bösen Zungen: „Stille Wasser sind tief!" Oder auch: „Der listigste Fuchs wird doch 'mal überlistet!"

Nanni Volpe wählte Ostern als die beste Zeit für seine „Erklärung". Das junge Getreide auf den Saatfeldern hatte schon eine hübsche Höhe erreicht, die Olivenbäume hatten reichlich Früchte angesetzt, und Nanni hatte die letzte Rate des für seine Mühle erforderlichen Preises abgezahlt. Alles traf also recht günstig zusammen. Nanni zog seinen blauen Tuchrock an und ging, um mit Mutter Senzia zu sprechen. Ihre Tochter stand horchend hinter der Küchenthür. Als die Mutter sie rief, erschien sie, sorgfältig gekleidet und frisch gekämmt, dunkelroth im Gesicht, mit niedergeschlagenen Augen und einem Strickstrumpf in der Hand.

„Schau her, Raphaela, dies ist der Herr Volpe, der will Dich zur Frau," sagte die Mutter.

Das Mädchen strickte weiter, ohne aufzublicken; nur ihr Busen wogte. Nanni Volpe meinte freundlich:

„Jetzt möcht' ich auch Eure Meinung hören, gelt!"

Die Mutter kam der Tochter zu Hülfe: „Was mich betrifft, ich bin's zufrieden."

Da hob Raphaela die sanften Rehaugen und antwortete: „Wenn Du's zufrieden bist, Mutter . . . ."

Die Hochzeit wurde sehr still gefeiert, denn Nanni war kein bischen prunksüchtig und wußte sehr wohl, daß auf eine Lira hundert Centesimi

Digitized by Google

gehen. Indeß, die nächsten Verwandten wurden doch geladen, und es gab das übliche Zuckerwerk aus dem Kloster und Weißwein vom Besten. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich auch diejenigen, welche bisher für die Erben des Nanni Volpe gegolten hatten. Lauter arme Teufel, die sich heut' einmal recht satt aßen und die junge Frau mit den Augen verzehrten. Diese ging hoch aufgerichtet in ihrem seidenen Kleide und ihrem goldenen Schmuck umher und sah schon nach dem Ihrigen. Sie achtete auf die Tafel, trug eine lächelnde Feststimmung zur Schau und hatte für Alle, Freunde und Feinde, ein freundliches Wort. Nanni Volpe war vergnügt und sagte, sich die Hände reibend:

„Wenn das nicht eine vortreffliche Frau ist, gibt's keine Engel im Himmel mehr!"

Carmine, ein weitläufiger Verwandter von Nanni, der ihn wegen seines Reichthumes Onkel nannte und der sich jetzt der neuen Tante angenehm machen wollte, sagte ihr bei jeder Handvoll Zuckerwerk, die er verschlang, in leisem, süßem Ton:

„Wie konnte ich ahnen, daß ich eine so schmucke, schöne Tante bekomme! — Ei, da möcht' ich selbst in Onkels Haut stecken, trotz seines Alters und seiner Gebrechen!" —

Als die letzten Gäste gegangen waren, schloß Nanni die Thür und führte seine junge Frau im Hause herum. Er zeigte ihr alle Zimmer, hernach die Scheune, den Stall und all' seine Schätze. Dann sagte er ihr:

„Jetzt bist Du hier die Herrin."

Raphaela wußte überall Bescheid. Hatte sie doch schon oft von ihrer Mutter genaue Beschreibungen des ganzen Hauses gehört! Sie schloß also sorgfältig ihren Goldschmuck in die Kommode, ihr seidenes Kleid in den Schrank weg. Ihr Schlüsselbund steckte sie unter das Kopfkissen. Nanni nickte stillvergnügt:

„Brav, brav! So gefällst Du mir!"

Dem Nanni ging Alles nach Wunsch. Er bestellte nach wie vor sein Feld, und sein Herz war und blieb so hart wie die Steine auf seinem Acker. Wenn er Sonnabend Abends heimkehrte, fand er in der Kammer sein frisches Sonntagshemd schon bereit liegen, und in der Küche die dampfende Suppe auf dem Tisch und das für die nächste Woche nöthige Brod bereits mit Sauerteig angemengt. Raphaela führte Rechnung über die Feldfrüchte, welche Nanni nach Hause schickte. So und so viele Maß Getreide und so viele Maß Sumach: Alles war genau auf den Kerbhölzern eingezeichnet, die im Bündel zu Füßen des Crucifixes hingen. Ja, sie war eine tüchtige Hausfrau und gottesfürchtig dabei! An Sonn- und Festtagen verfehlte sie nie, mit Nanni die Messe zu hören und ging zweimal im Monat zur Beichte. Während der übrigen Zeit lebte sie nur für die Wirthschaft und trieb die Sparsamkeit so weit, daß sie ihren Mann derb abkanzelte, wenn sich Carmine, der arme Neffe, mit seinem ewigen Klagelied auf den Lippen im Hause blicken ließ.

„Gib dem faulen Tagedieb doch nichts!" sagte sie. „Du wirst ihn gar nicht mehr los. Ja, wenn man Deine Verwandten gewähren ließe, die möchten Dich am liebsten bei lebendigem Leibe beerben!"

Dann rieb sich Nanni die Hände und antwortete:

„Brav, brav! So gefällst Du mir!"

Carmine hatte bald gemerkt, wie der Wind wehte. Er bemühte sich unausgesetzt um die Gunst seiner Tante und suchte durch Betteln sich von ihr heute ein Maß Bohnen, morgen ein paar Bündel Reiser zu erzwingen. Bei der Hundekälte diesen Winter, das Gott erbarm!

„Hast Du denn kein Herz im Leibe, daß Du Deine eigenen Verwandten Hungers sterben läßt? Und hast dabei selbst von Allem die Hülle und Fülle im Hause! Wenn Du nur willst, sagt Onkel Nanni gewiß nicht nein!"

„Was kann ich dazu thun? Du weißt, er ist der Herr!"

Ein andermal warf er ein: „Ich wollte nicht sagen, wenn Ihr Kinder hättet! Aber was soll aus all' dem Reichthum werden, wenn Ihr Beide todt seid?"

„Wenn wir keine Kinder haben, so ist das eben Gottes Wille."

Eines Tages setzte der junge Mann, um sie zu rühren, hinzu: „Du bist so jung und schön — wirklich schade, daß es so Gottes Wille ist!"

„So! Und was geht Dich das an?"

Carmine antwortete nicht gleich, er schien nachzusinnen und blickte sie nur bedeutsam und lauernd an: „Gibst Du mir die Flasche Wein, um die ich bat?" fragte er endlich.

„Nun ja, um Dich los zu werden! — Geh! Sag' dem Onkel Nanni nichts davon."

Carmine hatte die Saite gefunden, die er berühren mußte, wenn er etwas erreichen wollte.

„Unser Herrgott hat das Leben häßlich eingerichtet," meinte er ein andermal. „Saftige Nüsse einem zutheilen, der keine Zähne mehr hat, ist grausam. — Du bist so hübsch und schmuck, Du verdientest einen jüngeren Mann zu haben."

„Schweig' Bube! Oder ich erzähle dem Onkel Deine losen Reden wieder, verstanden!" entgegnete Raphaela zornroth.

Aber wenn sie den Taugenichts auch ausschalt, gab sie ihm doch jedesmal eine Kleinigkeit, um sich ihn vom Halse zu schaffen. Einmal ohrfeigte sie ihn sogar.

„Nur zu, nur zu!" meinte er. „Von Deiner Hand ist mir Alles lieb und recht."

„Du sollst nicht mehr hier in's Haus kommen, verstehst Du? Ich will's nicht. Muß ich's doch jedes Mal dem Herrn Pfarrer beichten."

„Aber warum denn? Was ist denn Schlimmes daran? Ich bin doch Dein Neffe, Dein Verwandter!"

„Nein, nein, ich will's nicht! Ich will nicht um Deinetwillen bei den Leuten in's Gerede kommen! Sie klatschen doch, wenn sie Dich immerfort hier im Hause sehen. Und dann — nein, ich will's nicht!"

„Ich komme nur, um Dich zu sehen. Ich will nichts mehr erbitten, nichts verlangen. Du hast's mir angethan, sieh! Ist das nun meine Schuld?" —

In der Erntezeit half Carmine eines Tages ein Fuder Gerste abladen und auf den Kornboden schaffen. Raphaela beaufsichtigte die Arbeit und leuchtete mit einer Stalllaterne. — Die Beiden waren allein geblieben, da packte er sie plötzlich in seinen kräftigen Armen und drückte sie an sein Herz. Wie sie sich auch wehrte mit Händen und Füßen, er bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen und rief einmal über das andere:

„Ich lasse Dich nicht! Ich lasse Dich nicht!"

Zerzaust, mit wogendem Busen entwand sich Raphaela endlich seinen Armen, tastete im Dunkel auf dem Boden nach der umgefallenen und verlöschten Laterne und stammelte dann abgerissen:

„Gelt, ich hab' Oel verschüttet! — Durch Deine Schuld! Das bedeutet Unglück!"

* * *

Beim Urbarmachen eines Brachfeldes im feuchten Frühlingswetter hatte sich Nanni Volpe ein böses Fieber geholt. Ja, sein Gut, für das er sich so weidlich geplagt und abgemüht hatte, zehrte doch endlich an seinem Mark und warf ihn auf's Krankenlager — und nun trugen gar Arzt und Apotheker noch das Ihrige dazu bei, ihn in's Jenseits zu befördern! — Die gute, treue Raphaela hätte dazumal für ihre sorgende Aufopferung ein Denkmal verdient. Den lieben langen Tag war sie mit Hülfe des Neffen Carmine beschäftigt Brühe und Thee zu kochen, oder Medicin einzuschenken. Nanni lag nun an's Bett gefesselt da und dachte beständig an die Verluste, die er in dieser Zeit erleiden würde, an seine Interessen, die jetzt von Fremden vertreten und wer weiß wie schlecht gewahrt wurden! Die Arbeiter, die auf seine Kosten aßen und tranken, standen jetzt, da das Auge des Herrn fehlte, gewiß müßig im Hof umher. Der Verwalter raubte ihm ohne Zweifel alle zwei Tage mindestens einen Käse. An die Thür des Speichers müßte von Rechts wegen ein neues Schloß gelegt werden, denn der Knecht wußte jedenfalls mit dem alten umzugehen und die Thür zu öffnen. Selbst im Schlaf beschäftigten sich seine Gedanken nur mit Dieben und Einbrechern; oft schreckte er aus angstvollen Träumen auf und kalter Schweiß perlte von seiner Stirn. Einmal glaubte er sogar im Nebenzimmer Geräusch zu hören. Er sprang aus dem Bette, ergriff seine Flinte und eilte hin. Richtig! da unter dem großen Tisch ragten zwei Füße hervor! Raphaela bemühte sich zwar, sie zu verdecken, aber Nanni sah sie doch, stöberte mit dem Lauf seiner Flinte unter dem Tisch und rief laut: „Diebe! Diebe! Mörder!"

Digitized by Google

„Um Gottes willen tödte mich nicht, Onkel! Ich bin ja Dein Neffe!... Dein eigen Blut!“ stammelte Carmine und erhob sich langsam mit todtenbleichem Antlitz.

Raphaela bekreuzte sich rasch und murmelte: „Ich hab's ja gesagt! Verschüttetes Oel, das bringt Unglück!“

Mehr todt als lebendig wurde Carmine vor die Thür gesetzt und Raphaela machte sich flugs um ihren Mann zu schaffen. Sie gab ihm zu trinken, reichte ihm ein Glas Wein, damit er sich von seinem Schrecken erholen möchte, brachte einen heißen Wärmstein, um ihm die Füße wieder zu erwärmen, schüttelte ihm die Kissen auf und deckte ihn so recht behaglich wieder zu. Sie wußte wahrhaftig nicht, wie sich der dumme Junge da versteckt hatte! Freilich, heut' Abend hatte sie ihm gesagt, er solle ihr helfen, die Wäsche hinaustragen —! Aber das war ja lange her; sie hatte geglaubt, er sei schon längst fortgegangen.

Das warme Bett und der Schwächezustand seines kranken Körpers stimmten Nanni weich. Er ließ sie reden und thun und lassen, was sie wollte. Aber der schlaue Kopf des listigen Bauern verleugnete sich nicht. Nanni steckte die Nase unter die Decke und dachte über seine Angelegenheiten nach. Wie sollte er den Fuß aus dieser Patsche ziehen, ohne den Schuh drin stecken zu lassen? Bei Tagesgrauen rief er seine Frau:

„Höre Raphaela, ich denke dran, mein Testament zu machen.“

„I bewahre! gib Dich doch nicht solch' schwarzen Gedanken hin!“

„Doch, doch, Kind! Ich stehe schon mit einem Fuß im Grabe. Ich hab' mich mein Lebelang abgemüht, Vermögen zu erwerben, und eh' ich nun das Gut hier verlasse, möcht' ich gern die Rechnung abschließen.“

„Darf man wenigstens Deine Absichten wissen?“

„O, was das betrifft, kannst Du ruhig sein! Du kennst doch das Sprüchwort: Die Seele dem lieben Gott, Hab und Gut wem's zukommt.“

„Der liebe Gott wird Dir's lohnen, was Du an mir gethan hast und noch thust,“ antwortete Raphaela gerührt. „Du hast mich aufgenommen, da ich arm und nackt war, wie eine Waise, und ich hab' Dich stets verehrt und lieb gehabt wie einen Vater.“

„Ja, ja; ich weiß, ich weiß,“ nickte Nanni, und die Troddel am Zipfel seiner Schlafmütze sagte auch sehr energisch „ja“.

Er wollte beichten und communiciren, damit, wenn der Herr ihn zu sich riefe, er in Frieden mit Gott und Menschen davongehen könnte. Er ließ sogar den Neffen Carmine rufen.

„Du Tölpel,“ sagte er ihm, „warum bist Du neulich so rasch weggelaufen? Fürchtetest Du Dich etwa vor mir, vor Deinem alten Onkel?“

Carmine stand da wie ein begossener Pudel und wußte nicht, was er antworten sollte. Unruhig bewegte er erst einen Fuß, dann den anderen und spielte verlegen mit seiner Mütze.

„Setze Deine Mütze nur wieder auf,“ meinte Onkel Nanni. „Du bist hier im eigenen Hause und kannst kommen, so oft Du willst. Es ist sogar besser, daß Du oft kommst, Du kannst dann Deinen Vortheil wahren.“

Carmine riß die Augen vor Staunen weit auf. Nanni fügte hinzu:

„Nun ja doch! Geh' hin und frage den Notar, was in meinem Testament steht, wenn Du's mir nicht auf's Wort glaubst, Undankbarer! Ja, ja! ‚Die Seele dem lieben Gott, Hab und Gut wem's zukommt!‘“

Da sprang Raphaela auf, wie eine Furie: „Was! Die Seele wird Dir der Teufel holen, wie jedem anderen Dieb und Straßenräuber! Ja, ja! Ein Dieb bist Du! Wozu habe ich Dich denn geheirathet?!“

„Das ist eine ganz andere Frage und hat mit dem Testament nichts gemein,“ entgegnete Nanni ruhig.

„Holla, he!“ rief Carmine aus und warf sich Raphaela entgegen, die sich mit geballten Fäusten, wie ein wildes Thier auf Nanni stürzte. „Holla, he! Willst Du den Onkel wohl zufrieden lassen! Sonst drehe ich Dir ohne Weiteres den Hals um!“

Raphaela eilte wüthend aus dem Hause. Sie schwor laut, sie wolle ihren Mann vor Gericht laden, um sich ihren Pflichttheil an seiner Hinterlassenschaft zu sichern, und überdies wolle sie ihn allein und verlassen, wie einen Hund, sterben lassen.

„Laß sie nur gehen, was liegt daran!“ sagte Carmine zum Onkel. „Wenn Du willst, bleibe ich bei Dir und pflege Dich — ich bin ja Dein Neffe, Dein eigen Blut...“

„Brav, brav!“ entgegnete Nanni. „Dabei kannst Du auch hier nach dem Deinen sehen, Deine Interessen wahren.“

Raphaela wurde bei ihrer Mutter aufgenommen wie ein Hund, der aus dem Futternapf eines anderen fressen will.

„Hast Du nicht jetzt Dein eigenes Haus? Bist Du etwa nicht verheirathet? Was willst Du denn noch hier?“

Nun bestand Raphaela darauf, daß ihr zu ihrem Unterhalt wenigstens das gesetzliche Drittel von ihres Mannes Vermögen zukäme. Aber Nanni Volpe kannte das Gesetzbuch, wie ein Advocat.

„Habe ich sie vielleicht aus dem Hause gewiesen?“ antwortete er dem Richter. „Nein. Die Thür ist offen, und meine Frau mag wiederkommen, wann sie will, sie wird sie stets offen finden.“

Carmine sagte dem Onkel wohl, er begehe eine Dummheit, seine Frau wieder in sein Haus aufzunehmen. Sie müsse ihn ja so furchtbar hassen, daß er nie sicher sein könne, ob sie ihn nicht eines Tages vergifte. Ja, das werde sie gewiß thun, um ihn loszuwerden!

„Nein, nein,“ entgegnete der Onkel mit seinem gutmüthigen Lächeln, „das Testament ist zu Deinen Gunsten gemacht; wenn sie mich vergiftet, gewinnt sie dadurch nichts. — Im Gegentheil!“ wollte er noch hinzufügen, aber er besann sich, kraute sich hinter den Ohren und behielt die Worte für sich; nur lachte er leise.

In der That, Raphaela kehrte, unterwürfig wie ein Lamm, wieder in's Haus zurück. Mutter Senzia und die übrigen Verwandten begleiteten sie.

„Ach, das sind ja Kleinigkeiten! Alles Kleinigkeiten! Dinge, die wohl zwischen Mann und Frau vorfallen! Aber jetzt ist der Friede geschlossen und ihr werdet sehen, Gevatter Nanni, wie sich Eure Frau das Herz wiedergewinnen wird, welches Ihr ihr einst geschenkt habt!“

„Ich hab' es ihr nicht entzogen,“ entgegnete Nanni Volpe. „Ich will ihr ja nichts entziehen, was sie zu haben verdient.“

* * *

Um möglichst viel zu „verdienen“, machte sich Raphaela so gut und liebenswürdig, daß es eine Freude war. Stets war sie um ihren Mann beschäftigt, pflegte ihn, sah ihm seine Wünsche an den Augen ab, hielt alles Unangenehme von ihm fern. Der Alte sagte:

„Du hast Recht, sehr Recht! Denn, wenn mir ein Unglück zustößt, ehe ich mein Testament habe ändern können, ist's desto schlimmer für Dich!“

Und er ließ sich schmeicheln und hegen und pflegen, und hatte es gut, wie ein Papst.

„Wenn mir unser lieber Herrgott das Leben läßt,“ sagte er oft, „so will ich noch mein Testament umändern. Ich hab' mein Lebelang gearbeitet und mich weidlich abgemüht, aber jetzt ernte ich auch die Früchte meiner Mühe, ich kann ein ruhiges, behagliches Wohlleben führen in meinen alten Tagen. Ja, ja, darauf kommt's an in der Welt, sich für's Alter ein behagliches Wohlleben zu sichern!“

Das einzige Verdrießliche, das seinen Schatten auf dies freuden- und genußreiche Dasein des Onkel Nanni warf, war ein fortwährender Zank und Streit zwischen Carmine und seiner Tante. Tag für Tag gab's Geschrei und blaue Augen, und Nanni konnte ja nicht einmal aufstehen, um die Streitenden zu trennen!

Zuweilen erschien Raphaela in höchster Aufregung, bebend vor Zorn und mit blutigem Gesicht vor dem Bette ihres Gatten, zeigte ihm ihre Verletzungen und sagte:

„Sieh, was mir Dein Mörder von einem Neffen gethan hat!“

„Ei, ei, Carmine, wie kannst Du aber Deine Tante so behandeln! Und warum wohl, Du Hallunke?“

„Warum jagst Du den Taugenichts denn nicht mit Fußtritten aus dem Hause, Mann?“

„Ei nun, nun! Wir müssen doch einen Beschützer im Hause haben, jetzt, da ich so hülflos an's Bett gefesselt bin.“

„Na, Du wirst sehen, Du wirst sehen! Eines schönen Tages wird er Dich vergiften, wie eine Feldratte, damit Du keine Zeit mehr haben mögest, das Testament zu ändern. Er gibt Dir Gift ein, so wahr Gott lebt!“

Digitized by Google

„Ei, dann solltest Du besser aufpassen, Frau! Solltest mir das Leben und damit Dir Deinen Vortheil erhalten!“

Immer und immer das leidige Testament! Zwischen Carmine, dem Zufriedenen und Raphaela, der Unzufriedenen, hin und her gezerrt, konnte Nanni Volpe nicht dazu kommen, es zu ändern. Er klagte oft, daß er sich schlechter fühle. Raphaela, die ihn so Tag für Tag hinschwinden sah, bis er bleich war, wie seine eigene linnene Nachtmütze, verzehrte sich innerlich vor Neid und Wuth. Ja, sie wurde selbst vor Aufregung ganz krank. Endlich machte sie aber Nanni gegenüber im Beisein von Carmine, der dem Onkel gerade sorgsam die Krankensuppe eingab, ihrem Herzen Luft:

„Du thust wohl daran, Nanni, so viel von Deinem Neffen zu halten! Du weißt nicht, wie er Deine Güte durch doppelt zärtliche Liebe zu Deiner Frau vergolten hat!“

Carmine hätte am liebsten den Suppennapf und was ihm sonst noch unter die Hände gerathen wäre, der Tante an den Kopf geworfen. Die Troddel auf Onkel Nanni's Nachtmütze nickte ein paar Male bestätigend, während er flüsterte:

„Ja, ja! Ich weiß, ich weiß!“

Und damit hauchte der Alte leise, leise seine Seele aus; bis zum letzten Augenblick war er von den Beiden versorgt, gehegt und gepflegt worden, wie ein Fürst. — Als nun Carmine sich anschickte, Raphaela aus dem Hause zu jagen, welches fortan sein alleiniges Eigenthum sein sollte, ließ diese das Testament eröffnen. Da kam es denn an den Tag, wie schlau der listige Nanni Volpe gewesen war, und daß er seinen Neffen, seine Frau und sogar den Teufel zum Narren gehabt hatte! All' sein Hab und Gut war den Armen vermacht — Raphaela und Carmine hatten das Nachsehen! Jedoch selbst die Gegenwart des Notars verhinderte sie nicht, noch einen heftigen, erbitterten Strauß auszufechten, wobei es abermals viel Geschrei und „blaue Augen“ gab!

---

# Aus der Hauptstadt.

## Opern und Concerte.

„Turandot“, Komische Oper in drei Acten, frei nach Carlo Gozzi, Dichtung und Musik von Theobald Rehbaum. Zum ersten Male aufgeführt in Königlichen Opernhause am 11. April. — Liederabend von Theodor Reichmann.

Nachdem die Königliche Oper im letzten Jahre keine andere Neuigkeit gebracht hatte, als die Ernennung eines Capellmeisters, der vorher noch nie eine Oper dirigirt hat, und auch nachher eine solche mit Sicherheit nie dirigiren wird, ist sie endlich mit einem neuen Werke hervorgetreten, das sowohl im Texte, als in der Musik nur für die Operettentheater paßt, niemals in den Rahmen des ersten Musikinstitutes der Reichshauptstadt. Der Dichtercomponist, Herr Rehbaum, ist ein geschätzter Musikberichterstatter im „Fremdenblatt“ und in manchen Musikzeitungen, ein sehr bekannter Lehrer der Theorie, auch hat er ansprechende Lieder geschrieben. Um so verwunderlicher muß es erscheinen, daß er so ganz kritiklos zu Werke gegangen ist, in seiner Harmonie und Instrumentation noch auf dem alten Standpunkte des Singspieles stehen geblieben ist, und in der Melodik mitunter die abgebrauchtesten Formen der Operette anwendete. Wäre nun die ganze „komische Oper“ nur in diesem Stile gehalten, so könnte ich ohne weitläufige Darlegungen dem Leser auf Treu und Glauben versichern, daß sie eben nicht viel mehr werth ist, als so viele andere Operetten, die nach einigen Wochen Siechthum in den Hadern-Hades gesunken sind. Aber in „Turandot“ tauchen einige Momente auf, die da zeigen, daß Rehbaum viel Besseres zu leisten vermag, und daß nur die leidige Sucht durchaus komisch, und noch dazu populär komisch zu sein, ihn zu solchen textlichen und musikalischen Mißgriffen verführt hat. „Turandot“, das „dramatische Märchen“ Gozzi's, kennt die ganze deutsche Leserwelt aus der Uebersetzung Schiller's. Rehbaum dachte — so erklärte schon vor einigen Wochen ein Artikel im „Fremdenblatt“ — daß die Prinzessin des italienischen Dichters eine unsympathische Person sei, und daß manches in der Handlung geändert und in einer „fein komischen“ Oper unserem „modernen Empfinden näher gebracht“ werden müßte. Und was that er? Die Verpflanzung von China nach Kaschmir, weil das indische Kostüm „dankbarer“ ist, als das chinesische (so belehrt uns jener Erklärer), erscheint unwesentlich. Aber daß er die phantastischen Figuren des Kaisers, der Turandot und des Prinzen Kalaf in Zerrbilder umgewandelt hat, darf nicht ungerügt bleiben. Die Darlegung einer einzigen Scene wird vollkommen genügend beweisen, in welch' heillose Gedankenverwirrung der Dichter Rehbaum bei Abfassung seines Textbuches gerathen ist. Die Prinzessin Turandot freut sich sehr, daß Kalaf die Räthsel errathen hat, und will ihn vom Fleck weg heirathen. Aber er will nicht, will sie erst für ihren Hochmuth strafen, und gibt ihr nun seinerseits das Räthsel auf, seinen Namen zu errathen. Sie bringt in Erfahrung, daß der alte Hofgärtner ihres Vaters, Barak, den Prinzen und dessen Namen kennt, und beschließt, durch List in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen. Sie verkleidet sich, geht Abends, tief verschleiert, in den Garten und stellt sich dem Barak als eine Dienerin der Prinzessin vor, von dieser beauftragt, ihm eine große Belohnung anzubieten, wenn er ihr den Namen des Prinzen mittheilen wollte. Barak erkennt die Prinzessin, läßt aber nichts merken, und verlangt von der Dienerin anstatt des angebotenen Geldes „drei süße Küßchen“ als Belohnung. Die Prinzessin Turandot, die Tochter des Beherrschers von Kaschmir, geht auf diesen Vorschlag ein (!!!). Skirina, Barak's Weib, kommt gerade zum Kußwechsel, schimpft den Mann einen „alten wüsten Sünder“, die verkleidete Prinzessin „eine Dirne“ und vollführt einen Spektakel, daß die ganze Dienerschaft des Palastes, zuletzt noch der König selbst, herbeikommen. Nach der Erzählung Skirina's befiehlt nun der Herrscher, daß die verschleierte Kußspenderin ihm ihr Gesicht zeige — das geschieht, er erkennt seine Tochter, und — — — singt auf eine Polka:

„Das ist — das ist — das ist spaßhaft in der That!
In der Noth weiß sie sich Rath!
Das ist unendlich lächerlich —
Wie gut weiß sie zu helfen sich!“

Wie mag der alte Faun Offenbach im Grabe hohnlachen, wenn er sieht, daß Redeweisen und Charakterschilderungen, die seine Dichter für die Pariser Variétés geschrieben hatten, die von manchen deutschen Kunstschriftstellern mit so viel Entrüstung zurückgewiesen worden waren, jetzt mit einem Male auf der Hofopernbühne der deutschen Kaiserstadt hervortreten, und ganz geduldig angehört werden! Wie mögen Componist und Dichter der „Fledermaus“ sich lustig die Hände reiben bei dem Gedanken, daß ich vor Jahren hier an dieser Stelle, in der „Gegenwart“ die Terzett-Abschiedsscene im ersten Acte „O je, o je wie rührt mich das“ als anwidernd bezeichnet hatte, und daß ich jetzt ganz Aehnliches im Hofoperntheater ertragen mußte!!

Aber ich möchte fast behaupten, daß der Dichter Rehbaum nicht die Hauptschuld an diesem Vorkommnisse trägt. Er hat gewiß gedacht, daß so etwas als auf der Hofbühne noch nicht Dagewesenes erst recht komisch wirken würde; die ganze Haltung seiner endlosen Dialoge, sowie der meisten Musikstücke zeugt offenbar dafür, daß er geradezu nichts Anderes wollte, wogegen einige Momente im Texte wie in der Musik vollständig beweisen, daß er sowohl besserem Empfinden als besserer musikalischer Haltung nicht ferne steht, und Besseres leisten könnte. Die Hauptschuld dafür, daß dem Publikum der Hofoper und den Beurtheilern Derartiges geboten werden konnte, trifft Diejenigen, denen das Textbuch zur Prüfung vorlag, und die es für annehmbar erklärten. Diese sind in erster Reihe verantwortlich für den unglaublichen Mißgriff. Ein Capellmeister kann sich viel leichter irren über den Werth, und besonders über die Wirkungsfähigkeit einer Musik; was ihm in der Partitur sehr hübsch erscheint, kann auf der Bühne unbemerkt vorübergehen, was sich auf dem Papier nicht schön ausnahm, kann bei der Aufführung durchschlagen. Aber kein Lector, kein Textprüfer kann sich darüber irren, daß Redeweisen, wie die oben angeführten, nicht in der königlichen Oper stattfinden dürfen, daß sie geschmacklos und von schlechtesten Tone sind, daß endlose mit Vorstadtwitzen ausgestattete Dialoge in einer neuen komischen Oper von vornherein dem Werke große Gefahr bereiten, selbst wenn die Musik eine viel bessere wäre, als die der „Turandot“.

Was soll ich nun eigentlich von dieser sagen? Sie bietet gewissermaßen ein psychologisches Räthsel. Rehbaum ist als ein gebildeter Musiker und Kritiker bekannt, genießt als Lehrer der Composition eines guten Rufes. Wenn er in seiner komischen Oper nicht viel Erfindung bewährt, so schadet das dem Werke, aber man darf ihn nicht zu hart darob tadeln, daß ihm das Geschick eben nicht mehr Erfindung verliehen hat. Aber wenn er in seiner künstlerischen Arbeit, in der Instrumentation, in der Harmonisation, in den äußerlichen Formwendungen nach den allerabgebrauchtesten Schablonen zu Werke geht, so kann man wohl fragen: Wie war es möglich, daß ein geschickter Theoretiker, der ganz gewiß Andere oft darüber belehrt hat, wie gewisse Formen und Harmoniefolgen heutzutage vollständig veraltet sind, dieselben in seinem Werke fast unausgesetzt anbringt? Seine Ritornelle (Vor- und Nachspiele der Arien) sind meistens in jener alten Operettenform abgefaßt, die heute selbst von Millöcker und Lecoq nicht mehr gebraucht wird. Seine Instrumentation geht hinter Lortzing zurück, dessen Singspiele er offenbar nachstreben wollte, und wenn er einmal versucht „pikant“ zu instrumentiren, dann sehnt man sich nach dem Altmodischen zurück; das war doch wenigstens nur langweilig, nicht ungeschickt.

Mancher Leser dürfte nun fragen, ob denn die Oper textlich und musikalisch gar keinen Anlaß zu irgendwelchem Lobe böte, ob sie denn durchaus ein nur verwerfendes Urtheil verdiente? Und ich antworte: Rehbaum's „Turandot“ enthält einige Nummern, die entschieden die Begabung für Besseres beurkunden, und die es daher um so bedauerlicher erscheinen lassen, daß er sich durchaus auf so niederem Boden bewegen wollte, daß er in dem Gedanken, augenblicklich Erfolg gewinnen zu können, jede höhere künstlerische Rücksicht bei Seite schob. Vor Allem ist lobend hervorzuheben, daß er für das Textbuch einen freundlich befriedigenden Abschluß gefunden hat: die Prinzessin erräth den wahren Namen des Prinzen Kalaf nicht, weil der Gärtner Barak trotz der „süßen Küßchen“

Digitized by Google

sie belogen, und ihr nur den falschen, von Kalaf angenommenen Namen preisgegeben hat. Aber sie gesteht unumwunden ein, daß sie die Beschämung gerne erträgt, weil es ihr klar geworden ist, daß höher als Witz und Scharfsinn ein gutes und liebendes Herz zu schätzen sei, das sie ihrem Gatten Kalaf entgegenbringt. Ein hübscher Gedanke, eine wahrhaft wohlthuende Lösung nach all dem wenig ergötzlichen, komisch sein sollenden Hin- und Hergeplänkel! Warum hat Rehbaum diesen Gedanken nicht als die Grundlage der Handlung verwerthet? Es lassen sich dabei noch immer ganz hübsche lustige Scenen anbringen. — In der Musik treten einige Momente hervor, welche Zeugniß geben, daß der Componist auch freiere Formen gut zu handhaben vermag. Im ersten Acte ein kleines Frauenduett, im zweiten das Vorspiel und die Melodie des ersten Chores, die Erklärung Kalaf's, daß er nicht absteht von dem Entschlusse der Räthsellösung, ein kleines Terzett „Mit Lust vereint", im letzten Acte ein hübscher effectvoller Einzugsmarsch und die oben angeführte Erklärung Turandots gehören der besseren Richtung an, und sind auch angenehm melodiös. In der melodramatischen Begleitung der Räthselsprüche läßt sich sogar dichterische Auffassung der Stimmung und geschickte Behandlung des Orchesters entdecken. Aber solche Momente bieten keine Entschädigung für das viele Banale und Unedle, das die anderen vielen Nummern bringen; sie bestärken nur meine Behauptung, daß Rehbaum durchaus nur auf den (vermeintlichen) Effect hingearbeit hat. Uebrigens: War einmal dieses Textbuch angenommen, so erscheint das Bedenkliche in der Musik nur als die selbstverständliche Folge des ersten Mißgriffes.

In der Ausführung gaben sich Frl. Leisinger, Frl. Globig, Frau Lammert, die Herren Ernst, Krolop, Schmidt und Oberhause alle Mühe, das lecke Schiff über Wasser zu halten; einige gute Freunde applaudirten heftig im ersten Acte und riefen den Componist mit überlauter Stimme, waren aber in den anderen Acten offenbar herabgestimmt und viel bescheidener in der Aeußerung ihrer Gefühle. Die große Mehrzahl des Publikums, die im Anfange sich geneigt zeigte, dem als Mensch beliebten Kritiker und Musiker freundlichst entgegen zu kommen, verhielt sich von Scene zu Scene kühler. Turandot wird binnen kürzester Zeit vergessen sein, und das ist eigentlich das beste, was dem Dichtercomponisten zustoßen kann. —

Die Musiksaison bringt jetzt fast nur mehr noch Wohlthätigkeitsconcerte für die armen unglücklichen Ueberschwemmten. Bülow hat den Cyclus der von ihm geleiteten Philharmonischen Concerte in glanzvollster Weise abgeschlossen. Selbst diejenigen Hörer, die mit mancher seiner subjectiven Auffassungen Beethoven'scher Symphonie nicht ganz einverstanden waren, mußten doch, gerne oder ungerne, zugeben, daß seine Leitung des Orchesters eine unvergleichliche war, daß in dem Augenblicke, wo er den Tactstock ergriff, ein anderer Geist über die Künstler kam, daß sie mit einem Feuer und einer Sicherheit spielten, wie niemals vordem. Bülow hat ganz bestimmt eine neue Aera in dem Musikleben der Residenz hervorgerufen.

Unter den 15 Liederabenden der Saison (drei von Frau Joachim, drei von Fräulein Spies, drei von Gura u. s. w.) hat Herr Theodor Reichmann, bayerischer Kammersänger, jetzt an der Wiener Hofoper wirkend, den letzten veranstaltet — nicht zur Freude seiner zahlreichen Verehrer. Sein Vortrag der Lieder war oft theatralischer, als der seiner Rollen; und wenn ein so berühmter Sänger bei den allbekanntesten Liedern von Schubert jeden Augenblick nach dem Texte sucht, so muß das einen peinlichen Eindruck erzeugen. Seine Stimme ist noch immer die schönste aller jetzigen Baritonisten. Gura kann sich in dieser Eigenschaft nicht mit ihm messen — und doch hat er Kenner und Laien in gleichem Maße entzückt und wird unvergessen bleiben. Heinrich Ehrlich.

## Notizen.

Heinrich Heine's Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) — Als 27. Band der Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, die erst neulich wieder K. G. Lessing's „Mätresse", Iffland's Theatralische Laufbahn, Elias Schlegel's Schriften, „Anton Reiser" und andere interessante Neudrucke gebracht hat, erscheint hier eine kritische Ausgabe des Buches der Lieder, besorgt von Ernst Elster, dessen große Heine-Ausgabe des Bibliographischen Institutes noch im Erscheinen begriffen ist. Der Verehrer Heine's findet hier die vollständigen Drucknachweise und einen sorgsam revidirten Text, der die erreichbar älteste Fassung bietet und zwar nicht nur den Druck der ersten Auflage, sondern die Versionen der früheren Einzeldrucke und Originalhandschriften, so weit sie zu beschaffen waren. Viel gute und feine Bemerkungen enthält die ästhetisch-kritische Einleitung des Herausgebers.

Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. 2 Bde. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — In diesem Seitenstück zu seiner schon in dritter Auflage erschienenen „Dramaturgie der Classiker" versucht der Bremer Dramatiker und Kritiker „aus einigen Meisterwerken unserer deutschen Oper Klarheit über die Lebensbedingungen und Gesetze einer der unbestrittensten Erscheinungen der Kunstwelt zu gewinnen." Gluck, Die Entführung, Figaro's Hochzeit, Don Juan, Die Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, Euryante, Oberon, Meyerbeer und Wagner's sämmtliche Musikdramen werden nacheinander mit musikalischem, dramatischem und theatralischem Maßstabe zugleich gemessen. Was das Buch für den großen Leserkreis besonders werthvoll macht, das ist der Umstand, daß Bulthaupt niemals in's Blaue hinein theoretisirt, keine abstracten ästhetischen Gesetze über das Wesen der Oper aufstellt, sondern immer praktische Ziele im Auge hat, die Darstellbarkeit und den dramaturgisch musikalischen Werth. Sein Urtheil strebt nach Gerechtigkeit und Objectivität; auch wo man nicht mit ihm einverstanden ist, wird man die durchdringende Schärfe seiner Analyse anerkennen. Am Schlusse erscheint Richard Wagner, dessen Werken fast der ganze zweite Band gewidmet ist, in Apotheose. Aber auch hier ergeht sich der Verfasser nicht in kritikloser Bewunderung, sondern bringt Manches vor, das dem in der Wolle gefärbten Wagnerschwärmer als ein Sacrilegium erscheinen wird. Bulthaupt bleibt eben überall Kritiker, mit Zweifeln bewundernd, mit Bewunderung zweifelnd, wie Lessing es verlangt. Er erkennt das Schöne und anerkennt es, sein Blick geht in die Tiefe und überall gibt er uns eine Anleitung zum besseren Verständniß und vollen Genuß. Darum empfehlen wir sein Buch allen Freunden des Schönen, insonderheit den musikliebenden Theaterbesuchern. Für Musiker von Fach, Operncomponisten, Textdichter, Regisseure und Sänger ist es ein unentbehrliches Vademecum.

Sanctionirte Lügen und Widersprüche in den Sittengesetzen. Von Eugen Bauval. (Leipzig, Wigand.) — Der große Erfolg der Nordau'schen Conventionellen Lügen mag auch diese Schrift hervorgerufen haben. Leider ist die Briefform dieser „zeitgemäßen Briefe" nicht sehr zeitgemäß, der Inhalt aber geht der Zeit mit Siebenmeilenstiefeln voraus. Zur Verhandlung kommt das weibliche Geschlecht und seine Zukunft. Manches ist beherzigenswerth. Der Verfasser, der oft auf Rousseau's Spuren einhergeht, ist auch in der neuesten einschlägigen Literatur wohlbewandert und ein origineller Kopf. Er plaidirt für freie Liebe, Abschaffung der Ehe und völlige Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, aber eigentlich praktische Vorschläge, wie die Gesellschaft alsdann zu organisiren sei, vermissen wir. Zum Schluß eine Frage: warum schreibt Bauval immer Schoppenhauer? Wohl schrieb des Philosophen Mutter ihren Namen noch so; er selbst aber hat schon bei seinem ersten schriftstellerischen Auftreten sich Schopenhauer gezeichnet.

Um den Namen. Roman von A. von Roberts. (Dresden, H. Minden.) — Roberts ist ein Meister der Skizze und der kleinen Stimmungsmalerei. Er versteht die feinen Stäubchen in der Luft tanzen zu lassen, die zarten kindlichen Regungen des Herzens reizvoll vibriren und anschwellen zu lassen. Aber zur hohen Dichtung des Romanes gehört wie zur hohen Politik noch etwas anderes: Blut und Eisen und diese Ingredienzen fehlen den Roberts'schen Figuren, die eben nur Figuren sind, denen markiges Charakterthum, tiefes Gedankenringen und fanatische Gluth der Leidenschaft höchst entfernte Bekannte sind. Der Held, ein Offizier, der auf Antrieb seiner Schwiegermutter und seiner Braut und späteren Frau zu Liebe seinen häßlich bürgerlichen Namen auf dem Wege der Adoption mit einem glänzenden altaristokratischen vertauscht, schließlich aber voll Reue über diese That der Eitelkeit nicht nur den neugewonnenen Namen, sondern auch seine zukunftsreiche Carrière aufgibt, dieser Held ist so brav, so edel, so schön als ob er von Spielhagen wäre, nur ohne die geistreiche Beredtsamkeit Spielhagen'scher Helden; und was er redet, ist traurig und was er thut, ist matt. Der ganze Roman dreht sich um ein Spielzeug, um jenen Namen, und die Menschen alle sind Kinder. An Puppen und Bilderbüchern sind die Belzigs, in deren Familie der Held eintritt, reich geworden und Olga von Gamlingen, durch die Adoption Schwester des Helden, beschäftigt sich damit, Puppen und rothe Bäckchen zu malen und ist selber eine Puppe. Und auch Bajazzos sind da: erst der Lieutenant Mühüller von der Centralturnanstalt, der sich fortwährend in den gewagtesten Kunststückchen der Rede producirt, und später Dicks, der wirkliche Erbe des Namens von Gamlingen, der Wildling, der aller Erziehung und Bildung trotzig die Zähne weist, der wie mit einem Purzelbaum aus Amerika in den Kreis der Handlung hineinspringt und mit einem Purzelbaum in das Wasser der Spree wieder aus ihm hinausspringt. Aeußere Lebensechtheit kann man übrigens allen Figuren nicht absprechen, es sind zwar nur Silhouetten, aber von scharfen klaren Linien und wohlgetroffene Portraits. Roberts künstlerisches Instrument, mit dem er Treffliches leistet, ist nun einmal der Bleistift, nicht der Meißel. Das Berliner Localcolorit wird nach moderner Methode grell und scharf hervorgehoben. Die Gestalt des Grafen Moltke ragt einmal schweigend in die Handlung hinein und mitten durch eine stürmisch bewegte Scene rollt eine kaiserliche Equipage; warum es geschieht, mag der Feuilletonist sagen, denn der Romandichter kann es nicht. Am besten bewährt sich die Kunst des Autors auf jenen breiten Höhenflächen, wo die eigentliche Handlung Rast hält, wo aber die Stimmungsmalerei und die feuilletonistische Charakteristik sich so recht nach Laune ergehen.

j—.

Digitized by Google

## Inserate.


**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**
Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek.

# Die Gouvernante.

Erzählung
von
**H. Melner.**
**Zweite Auflage.**
**Ein starker Band. Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.**

Bei dem recht fühlbaren Mangel an wirklich gediegener **Frauenlectüre** wird obiges Werk sehr willkommen sein. Dasselbe erfuhr die glänzendsten Beurtheilungen durch die deutsche Kritik.

# Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher *Höhen-Kurort* von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines *Terrain-Kurorts*, besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige *Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche*-Bäder und eine vorzügliche *Molken-* und *Milchkur-Anstalt*. Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
**Saison vom 1. Mai bis 1. October.**
Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Scharnhorst.

Von
**Max Lehmann.**
**Zweiter Theil.** (Schluß.) **Seit dem Tilsiter Frieden.**
gr. 8. Preis: *M* 12.— In Leinwand gebunden: *M* 13. 50.

Preis des vollständigen Werkes:
2 Bände gr. 8. geheftet: *M* 22.— In 2 Bände gebunden: *M* 25.—

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

# Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. *M* 3.—
II. Abteilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. *M* 3.—

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Scheichl,** Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 1 M. 50 Pf.

**Wollny,** Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

**Wollny,** Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
In allen Buchhandlungen vorrätig:

# Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.

22 Bog. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 4.—

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — **H. Kruse,** Dram. Werke. 10 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 20 *M*. — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M*. — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M*. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

In unserem Verlage erscheint:

# Die Gemälde-Galerie

der
**Königlichen Museen zu Berlin.**
Mit erläuterndem Text
von
**Julius Meyer und Wilhelm Bode.**
Herausgegeben von der
**General-Verwaltung.**

**Die ersten beiden Lieferungen, je 6 Einzelblätter und 7 resp. 4 Bogen Text enthaltend, sind erschienen; alle folgenden werden ebenfalls je 6 Einzelblätter und durchschnittlich 4 Bogen Text bringen. Gross-Folioformat. Jährlich werden zwei bis drei Lieferungen ausgegeben.**

Preis jeder Lieferung 30 *M*. — Ausserdem werden abgezogen in grösstem Folioformat:

Künstler-Ausgabe: Remarque-Drucke auf japanischem Papier mit eigenhändiger Unterschrift der Künstler in 25 in der Presse numerirten Exemplaren.
Preis der Lieferung 100 *M*.

Vorzugs-Ausgabe: auf chinesischem Papier mit breitem Plattenrande in 80 in der Presse numerirten Exemplaren.
Preis der Lieferung 60 *M*.

**Berlin. G. Grote'scher Verlag.**

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.
Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

**Ludwig Anzengruber,** Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten. 2 *M*.
**Oscar Blumenthal,** Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Akten. 2 *M*.
**Nataly von Eschstruth,** Potpourri. Ausgewählte Novellen. 3 1/2 *M*, geb. 4 1/2 *M*.
**Rudolf Heinrich Greinz,** Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. 2 *M*, geb. 3 *M*.
**Otto Fuchs,** Görbersdorfer Novellen. 3 *M*, geb. 4 *M*.
**H. Reinhart** (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. 4 1/2 *M*, geb. 6 *M*.
**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien soeben:
**Rumänische Volkslieder,**
übersetzt von **W. Rudow.**
1888. Eleg. br. *M* 2.70, geb. *M* 3.30.
**Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,**
Schwester Friedr. d. Gr. Von ihr selbst geschrieben.
2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. *M* 4.—, geb. *M* 5.—
**Durch jede Buchhandlung zu beziehen.**



**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
**Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
MAY

№ 17. Berlin, den 28. April 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Nothwendigkeit der Begründung einer nationalen Verfassungspartei. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Zu Hutten's Gedächtniß. Von Julius Duboc. — Mackenziana. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Die Pariser und die Wiener Operette. Von Paul Marsop. (Schluß.) — **Feuilleton:** Zwei Nächte. Von B. Noelting. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Allerlei Einacter. Von Z. — Inserate.

### Die Nothwendigkeit der Begründung einer nationalen Verfassungspartei.

Trübe Wochen herzlicher Trauer und banger Sorge um die Zukunft des Vaterlandes liegen hinter uns: der Tod des vielgeliebten ersten Kaisers des neuen Reiches, der Schmerz um die schwere Erkrankung seines Sohnes und Nachfolgers, der eben in diesen Tagen sich zu zitterndem Zagen um sein theures Leben gesteigert hat, haben es wieder einmal Allen, auch den doctrinärsten Verfechtern der demokratischen Theorie unseres Jahrhunderts, zum klaren Bewußtsein gebracht, daß trotz aller Theorieen, trotz der gewaltigen Kraft, welche das moderne Leben der Gesammtheiten in sich birgt, doch auch heute noch der Wille einer kraftvollen und zielbewußten Persönlichkeit diesem Leben der Gesammtheit seinen unverkennbaren Stempel aufzudrücken vermag. In der tiefen Trauer um den erlittenen Verlust, in der bangen Sorge um den weiteren, der in immer gefahrdrohendere, die Herzen der Nation tief bewegende Nähe gerückt erschien, haben sich alle deutschen Patrioten, was sonst sie auch von einander trennen möge, vereinigt. Und während noch diese bangen Gefühle in dem Volke erzitterten, trat plötzlich in greifbarer Gestalt die Gefahr zu Tage, daß das Vaterland auch der großartigen Thätigkeit des genialen Staatsmannes, der seine Geschicke seit Jahrzehnten mit starker Hand im Dienste seines kaiserlichen Hauses geleitet hatte, beraubt werden könne. Wohl ist wenigstens die letztere Sorge zunächst wieder von uns genommen worden: in rühmender Anerkennung der unermeßlichen Verdienste, welche sich der Fürst-Reichskanzler um das Vaterland erworben hat, in unerschütterlichem Vertrauen zu seinem genialen Schaffen hat der schwer erkrankte Kaiser Alles aufgeboten, um Bismarcks Dienste dem Vaterlande auch in Zukunft zu erhalten.

Wenn alle diese gewaltigen Sorgen und Erschütterungen trotzdem in den Besten der Nation den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes nicht zu erschüttern vermochten, wenn wir inmitten dieser Trauer und Sorge doch der schadenfrohen Hoffnungen mißgünstiger oder feindlicher Nachbarn, welche uns nach dem Tode des ersten deutschen Kaisers in nicht zu ferner Zeit den Untergang seiner großen Schöpfung prophezeien, zu lachen vermochten, so lag das vor Allem daran, daß wir uns klar bewußt waren, daß die Gewähr für das, was unsere großen Geister geschaffen, in den Institutionen selbst beruhe, die längst zum Gemeingut Aller geworden sind und es ermöglichen, daß der Nachfolger den nationalen Bau an dem Punkte weiter führe, an dem ihn der Begründer verlassen hat. Nicht um die willkürliche Schöpfung einer einzelnen, wenn auch noch so kraftvollen weltgeschichtlichen Persönlichkeit handelt es sich, vielmehr liegt die vornehmste Größe des von Kaiser Wilhelm und seinem Kanzler geschaffenen Werkes eben darin, daß durch dasselbe die Ideen und Träume, das Wünschen und Sehnen der Gesammtheit des deutschen Volkes verwirklicht wurde. Aufgabe dieser Gesammtheit ist es, was jene geschaffen, zu erhalten und weiter auszubauen im Dienste einer echt nationalen und doch zugleich rein menschlichen Gesittung. Dieser Gedanke ist das Einzige, was uns in diesen Wochen der Trauer und Sorge zu trösten vermochte und vermag.

Aber eben weil der hehre nationale Bau unseres Vaterlandes nicht allein auf die Augen einzelner Persönlichkeiten gestellt ist, weil er getragen sein muß von der unablässigen Mitarbeit der Gesammtheit, weil er nur gedeihen kann in einmüthigem Zusammenwirken von Fürst und Volk, gilt es in dieser ernsten Stunde eine ernste Selbstprüfung vorzunehmen und nach Mitteln zu suchen, um diesem Zusammenwirken die von Kaiser Friedrich mit Recht so energisch betonte Continuität zu sichern, die unserem staatlichen Leben in der Vergangenheit doch nicht immer in dem wünschenswerthen Maße vergönnt war. Es gilt gegenüber den Gefahren, welche dem nationalen Bau von innen und außen drohen, eine innigere Vereinigung aller derer herbeizuführen, welche in mannhaftem und doch entsagungsvollem Patriotismus bereit sind, unter Hintansetzung aller trennenden Unterschiede das bisher Errungene in gemeinsamer Arbeit nicht nur zu bewachen und zu befestigen, sondern auch weiter auszugestalten und gegen alle Gefahren zu sichern auch für die Zeit, in der wir dereinst nach dem unabänderlichen Geschick der Leitung des Mannes entbehren müssen, der zur Begründung des Baues so Großes und Hervorragendes geleistet hat. Dazu aber ist vor Allem erforderlich, daß in unseren Parlamenten eine Gewähr für die Continuität der Gesetzgebung dadurch geschaffen wird, daß aus der Fülle einzelner, einander schroff befehdender Parteien, welche in vergangenen Jahren so oft ein Hinderniß dieser Continuität gewesen ist, sich eine festgeschlossene neue Partei entwickelt, welche geeignet und berufen ist, zu dem von dem Wechsel der Zeiten und Persönlichkeiten möglichst unabhängigen Träger des nationalen Gedankens zu werden und die Stetigkeit seiner Verwirklichung auch dann zu gewährleisten, wenn der Staatsmann, dessen große Genialität auch das bunte Gewirre unserer jetzigen Fractionen und Fractiönchen zu leiten und zu meistern verstand, nicht mehr ist.

Wir meinen, die Gelegenheit zu einem solchen heilsamen Entschlusse ist jetzt günstiger denn je. Ein Versuch ist ja schon in der letzten Reichstagssession durch den Abschluß jenes vielbesprochenen Cartells zwischen den Conservativen und der

Digitized by Google

nationalliberalen Partei gemacht worden, aber dieser Versuch war von vornherein im Wesentlichen nur für einen bestimmten Zweck berechnet; eine Einigung auch nur in den hauptsächlichsten übrigen Fragen war nicht beabsichtigt und konnte es nicht sein, da im Schooße dieser Cartellparteien Gegensätze mit einander vereinigt sind, welche einander fast völlig ausschließen, denen es an jeder erforderlichen Grundlage gemeinsamen Handelns fehlt. Und doch ist es ein Glück, daß jener Versuch einmal gemacht worden ist: so sehr sich gezeigt hat und zeigen mußte, daß die in jenem Cartell mit einander vereinigten Parteien, sobald ihr nächster Zweck erreicht war, auch in grundlegenden Fragen auseinandergehen*), so bleibt es doch eine erfreuliche Thatsache, daß es wenigstens vorübergehend einmal gelungen ist, eine Einigung verschiedenartiger Elemente zu Stande zu bringen, um einer großen gemeinsamen Sache zu dienen. Daß diese Vereinigung keine dauernde sein konnte, lag eben vor Allem daran, daß in derselben Elemente vorhanden waren, welche nicht geneigt sind, sich voll und ganz auf den Standpunkt des bestehenden Verfassungszustandes zu stellen und auf jede „Zurückrevidirung" desselben in einseitig confessionellem oder wirthschaftich und politisch reactionärem Sinne zu verzichten. Damals, da die politisch leitenden Kreise eine besonders starke Neigung nach rechts zeigten, die eine der liberalen Parteien aber in verhängnißvoller Verblendung in einer nationalen Lebensfrage Opposition zu machen für gut befand, war jene Vereinigung, über deren vorübergehenden Charakter sich wohl Niemand einer Täuschung hingibt, die einzig mögliche. Sollte es aber jetzt, in einem Augenblick, in welchem das Schwergewicht der politischen Lage nicht mehr so stark nach rechts geneigt ist, nicht möglich sein, auf einer gesunderen, weil gleichartigeren Grundlage eine Einigung herbeizuführen, die nicht bloß für einen einzelnen Zweck, nicht bloß für einige Zeit, sondern für alle hauptsächlichen nationalen Ziele und für die Dauer berechnet ist? Sollte eine solche Einigung nicht jetzt und in Zukunft dem Vaterland zum Segen, und sollte sie nicht auch unserem geliebten, schwererkrankten Kaiser zum Troste gereichen, indem sie ihm die Gewähr für eine stetige Fortentwickelung dessen, was er selbst erstrebt, gewähren würde? Nicht um einen schroffen Systemwechsel würde es sich dabei handeln, den Kaiser Friedrich, entgegen allen Hoffnungen bezw. Befürchtungen, die deswegen von gewissen Seiten gehegt wurden, weit von sich gewiesen hat, wohl aber um eine Verschiebung, um eine leichte, aber doch für die weitere Entwickelung des politischen Lebens nicht unwesentliche Aenderung des Systems; denn diese dauernde Vereinigung in umfassenderem Sinne, die seit lange ein oft vergeblich geäußerter Wunsch denkender Patrioten ist, kann eben nur durch eine Verschiebung des Schwergewichts nach links ermöglicht werden, zum mindesten so weit, daß alle Erscheinungen, welche in der Vergangenheit etwa die Vermuthung einer conservativen Parteiregierung nahe legten, in Zukunft in Regierung und Parlament ausgeschlossen sein müßten.

Eine solche Aenderung aber wird auch der Reichskanzler, dessen Dienste dem Vaterlande hoffentlich noch lange erhalten bleiben werden, mitzumachen in der Lage sein, ohne seiner Ueberzeugung ungetreu zu werden. Denn eben darauf, daß durch die neue Partei ein stetes Zusammenwirken von Regierung und Volk ermöglicht werde, muß stets das Hauptaugenmerk gerichtet sein. Den Reichskanzler der Nothwendigkeit eines Regierens mit ständig wechselnden Majoritäten zu überheben, würde eine der Hauptaufgaben der neuen Partei sein müssen, eine Aufgabe, an deren Lösung die Verschiebung des Schwergewichtes mehr nach links hin durchaus kein Hinderungsgrund sein würde. Denn mit nichten dürfte man den Fürsten Bismarck als einen conservativen Parteimann bezeichnen. Vielmehr mußte er, schon aus dem Grunde, weil er nur selten über eine festgefügte Mehrheit verfügen konnte, stets sein Streben darauf richten über den Parteien zu stehen. Wenn er sich in letzter Zeit mit immer steigender Erbitterung gegen die Vertreter des fortgeschrittenen Liberalismus ausgesprochen hat, so hat dazu die unleugbare Verblendung einiger derselben in den nationalen Hauptfragen ebenso viel beigetragen wie der Unmuth über die Form und Art der Opposition. Einen grundsätzlichen Gegner der liberalen Idee als solcher wird man den Mann, der Deutschlands Einheit in erster Reihe begründen half, der dem neuen Reiche ein Parlament auf fast rein demokratischer Grundlage gab, der bis zum Jahre 1878 die nationalliberale Partei als seine hauptsächlichste Stütze ansah und auch nach deren Niedergang zum mindesten noch einer Vereinigung der gemäßigt conservativen mit den gemäßigt liberalen Elementen eifrig das Wort geredet hat, gewiß nicht nennen wollen. Einen Staatsmann von der Genialität und den Verdiensten des Fürsten Bismarck darf man überhaupt nicht mit dem Maßstab der Parteidoctrin messen. Er, auf dessen Schultern die Hauptverantwortung für den Gang der Staatsmaschine ruht, der daher immer sein Augenmerk auf die entscheidenden, großen Hauptzwecke des Staates gerichtet halten muß, kann sich nun einmal mit einer bestimmten Partei nicht identificiren. Er muß die Majoritäten, wenn er nicht eine solche in festgeschlossener Phalanx hinter sich hat, nehmen, wo er sie findet. Dabei läßt sich freilich nicht leugnen, daß durch diese, wenn wir so sagen wollen, diplomatische Behandlung wechselnder Majoritäten in unsere Gesetzgebung eine gewisse Hast, ein unsicheres Hin- und Herschwanken gekommen ist, welches der von dem neuen Herrscher mit Recht so sehr betonten Continuität der Regierung und Verwaltung nicht zum Vortheil gereicht und in viele Kreise eine Beunruhigung und Unsicherheit gebracht hat, deren Abstellung als dringend wünschenswerth bezeichnet werden muß. Und darum muß, wenn wir nicht sehr irren, auch der leitende Staatsmann den dringenden Wunsch hegen, wieder wie dereinst vor 1878 eine Majorität der Volksvertretung hinter sich zu haben, die bei aller Selbständigkeit der Ueberzeugung in Einzelfragen in den entscheidenden nationalen Hauptfragen sich mit ihm eins weiß. Daß nun eine conservative Majorität selbst bei dem Hochdruck, der zu Zeiten von manchen conservativen Verwaltungsorganen zu diesem Zweck ausgeübt worden ist, in Deutschland nicht zu erreichen ist, darüber würde sich der Reichskanzler selbst dann keiner Täuschung hingeben, wenn es sein Wunsch wäre, die deutschconservative Partei zur maßgebenden in unseren Parlamenten werden zu sehen. Daß dies jedoch nicht seine Meinung ist, hat sich auch im Laufe der letzten Jahre, in denen die conservative Partei zu einer früher unerhörten Zahl von Mandaten gelangt ist, gezeigt. Der Reichskanzler hat wiederholt den reactionären wirthschaftlichen und politischen Bestrebungen der Deutschconservativen, die weit über seine eigene Anschauung hinausgingen, entschiedenen Widerstand entgegengesetzt. Daher sehen wir bei dem Reichskanzler in den letzten Jahren bei den Reichs- und Landtagswahlen immer wieder das Bestreben nach einer festgeschlossenen Majorität der Mittelparteien wiederkehren. Dieses Ideal ist aber so wenig erreicht worden, daß die bisher so genannten Mittelparteien im günstigsten Falle etwa ein Drittel des Parlaments ausmachen. Es muß also eine umfassendere und weitergehende Combination gefunden werden, eine Combination, welche alle wahrhaft nationalen und nicht reactionär gesinnten Elemente unseres Volkslebens zu einer großen deutschen Verfassungspartei zusammenzuschließen hätte, nicht um doctrinäre Verfassungsfragen leidenschaftlich zu erörtern, sondern um die gegenwärtige politische Verfassung als ein Bestehendes, unbedingt und in allen Theilen Festzuhaltendes zu acceptiren, gegen jeden Angriff von rechts, links und der Mitte zu garantiren und sich dann mit Hintansetzung aller Differenzen in einzelnen politischen Fragen zu vereinigen zu einer energischen Lösung der obschwebenden nationalen und socialen Fragen, welche in dem Regierungsprogramm des neuen Kaisers in so markig kurzen und doch erschöpfenden Sätzen bezeichnet worden sind. Freilich ist der große Zweck dieser umfassenden nationalen Vereinigung nur

*) Das hat sich in den letzten Tagen namentlich bei den sehr erregten Erörterungen gezeigt, welche bei der Verhandlung über das Volksschullastengesetz zwischen den Deutschconservativen auf der einen, Mittelparteien und Freisinnigen auf der anderen Seite stattgefunden haben, hier wäre also die von uns projectirte Gruppirung in einem einzelnen Falle schon zur Wirklichkeit gediehen.

Digitized by Google

durch große Opfer auf allen Seiten der Betheiligten zu erreichen, durch Opfer nicht bloß an sachlichen, eingelebten und liebgewordenen Anschauungen, sondern auch an persönlichen Antipathien. Aber wer sein Auge gegen die in steigender Progression anwachsende Gefahr einer socialen Revolution nicht muthwillig verschließen will, der muß längst klar erkannt haben, daß ohne solche Opfer nun einmal das Ziel nicht erreicht werden kann und daß es daher durch diese erkauft werden muß.

Es ist kein Zweifel, daß im letzten Viertel unseres Jahrhunderts an Stelle der bis dahin allein maßgebenden politischen Fragen, die in allen Hauptpunkten eine für die Mehrheit des Volkes befriedigende Lösung in der Durchbildung und organischen Gestaltung der constitutionellen Monarchie gefunden haben, vorwiegend sociale Fragen getreten sind, deren Lösung immer gebieterischer von uns gefordert wird. Die Bahn für die Lösung ist eröffnet, aber nur schwache Anfänge sind es, auf die wir zurückblicken können, und bei manchen derselben kann es noch zweifelhaft erscheinen, ob sie sich in einer zum Ziele führenden Richtung bewegt haben. Ganz gewiß war es ein Zeichen weiser und echt staatsmännischer Mäßigung, daß in dem Regierungsprogramm Kaiser Friedrichs vor übertriebenen Hoffnungen auf diesem Gebiete gewarnt wurde. Aber zugleich hat der Herrscher in würdiger Auffassung seines hohen Berufes doch auch wieder auf sociale Probleme hingewiesen, deren Lösung er als seine und seines Volkes Aufgabe betrachtet. In der Erkenntniß von der Nothwendigkeit dieser Lösung sind eigentlich alle Parteien einig, nur über die Mittel und Wege, welche zum Ziele führen können, sind sie verschiedener Meinungen, zwischen denen indeß, wenn man von den auf den Umsturz aller bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung hinzielenden Bestrebungen absieht, ein Ausgleich zweifellos möglich ist. Die Gemeinschaft des Strebens muß hier auch eine Gemeinschaft des Handelns zur Folge haben können. Diese Gemeinschaft aber kann nur zur Wirkung kommen, wenn die politischen Gegensätze, welche die verschiedenen nationalen und staatserhaltenden Parteien trennen, zeitweilig in den Hintergrund treten. Die Frage über das Mehr oder Weniger der parlamentarischen Rechte, über das Verhältniß der maßgebenden Factoren unseres politischen Lebens zu einander und andere ähnlicher Natur können später zum Austrag gebracht werden, so weit sie es noch nicht sind. Vorläufig gilt es das Bestehende als ein Gegebenes und wahrlich relativ Befriedigendes hinzunehmen und zunächst die drohendste Gefahr, die auf eine völlige Vernichtung unserer nationalen und staatlichen Cultur hinausstrebt, gemeinsam zu bestehen. Um aber diese politischen Fragen zunächst in den Hintergrund treten zu lassen, dazu gehört vor Allem eine unbedingte Anerkennung des politischen status quo, der unbedingte Verzicht auf jede Abänderung desselben ebensowohl im reactionären wie im umstürzenden Sinne. Aus diesem Grunde können an der projectirten neuen deutschen Verfassungspartei nur diejenigen Elemente theinehmen, welche voll und ganz auf dem Boden des gegenwärtigen nationalen Staates stehen. Ausgeschlossen wären also zunächst selbstverständlich die Socialdemokraten, ebenso aber im ganzen Umfange die ultramontane Partei in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, welche von einer rückhaltlosen Anerkennung des gegenwärtigen nationalen Staates schon in Folge ihrer internationalen Grundlage leider weit entfernt ist; ausgeschlossen wären ferner jene extrem conservativen Elemente, welche conservativ a non conservando heißen, d. h. welche eine möglichste Beschränkung der gegenwärtigen Volksrechte in politischer, wirthschaftlicher und kirchlicher Beziehung anstreben, also der größte Theil der deutschconservativen Partei einschließlich ihres antisemitischen Anhangs, der Theil, welchen man kurzweg als Kreuzzeitungspartei bezeichnen kann und der gegenwärtig leider der vorherrschende in der Partei zu sein scheint. Ausgeschlossen endlich wären diejenigen Elemente der deutschfreisinnigen Partei, welche, auch wenn ihnen eine positive Mitwirkung an den nationalen und socialen Aufgaben möglich gemacht wird, auf starrer Negation bestehen bleiben und auf eine volle Durchführung ihrer politischen Doctrinen selbst dann nicht auch nur momentan verzichten können, wenn ihnen eine Garantie dafür geboten wird, daß an dem gegenwärtigen Bestande der Volksrechte in keiner Weise gerüttelt werden soll. Davon, ob diese Gruppe der deutschfreisinnigen Partei groß oder klein ist, ob sie die gemäßigten Elemente terrorisirt oder nicht, wird der Erfolg der projectirten Verfassungspartei im Wesentlichen abhängen. Denn aus der deutschfreisinnigen Partei muß die Verstärkung gewonnen werden, welche den Mittelparteien zur Majorität im Parlamente fehlt. Die Secession von dereinst muß durch eine Resecession wieder ausgeglichen werden, welche die energisch national und staatlich gesinnten Elemente der freisinnigen Partei wieder für die Mitarbeit gewinnt. Und wir glauben in der That, daß die Aussichten einer solchen Resecession keineswegs so geringe sind, als man wohl anzunehmen pflegt. In der letzten Zeit, gerade in den Momenten der nationalen Sorge und Trauer, haben sich die Anzeichen dafür gemehrt, daß nicht bloß wie früher die sächsische Fortschrittspartei, welche sich bereits völlig von der deutschfreisinnigen Partei losgesagt hat, sondern daß auch weite Kreise der letzteren Partei selbst den Terrorismus der radicalen Elemente derselben mit Unmuth ertragen und sich namentlich mit Energie gegen die verblendete Haltung der Partei in vielen nationalen Lebensfragen auflehnen. Schon nach der Ablehnung des Directorpostens im auswärtigen Amt, noch mehr aber in der Septennatsfrage haben sich viele energisch staatlich gesinnte Männer, welche bisher Anhänger der deutschfreisinnigen Partei waren, von derselben offen losgesagt oder ihren Einfluß zur Mäßigung der fanatischen Richtung Eugen Richter's geltend zu machen gesucht. Diese letzteren Elemente, namentlich aber eine ganze Reihe jener Männer, welche dereinst der nationalliberalen Partei angehörten, gilt es für die neue Verfassungspartei zu gewinnen, und wir zweifeln nicht, daß das möglich sein wird. Jetzt oder nie ist der Moment gekommen, in dem ein gemäßigter und staatsmännisch besonnener Liberalismus im Verein mit den conservativen Elementen, welche wenigstens die liberale Grundanschauung theilen, zum ausschlaggebenden Factor der Gesetzgebung zu werden vermag. Diese Ueberzeugung ist ohne alle Frage auch schon vielen Anhängern der deutschfreisinnigen Partei gekommen, wie eine Reihe von Aeußerungen der gemäßigteren Parteipresse deutlich erkennen läßt. Die durch die Fusion vereinigten radicalen und gemäßigten Elemente sind in einer Scheidung von einander begriffen, die nur zur Vollendung geführt zu werden braucht.

Damals, als vor einigen Jahren eine Reihe hochangesehener Führer der nationalliberalen Partei aus dieser austrat und sich als eine besondere liberale Gruppe unter dem Namen der Secessionisten constituirte, wurde dieser Schritt von vielen liberalen Patrioten, die nicht ohne Berechtigung das Hereinbrechen einer schroff reactionären Strömung befürchteten, als eine befreiende That begrüßt. Wie die Secessionisten selbst, so hofften viele national und freiheitlich gesinnte Männer im deutschen Vaterlande, daß diese Trennung nur ein vorbereitender Schritt für eine Einigung auf breiterer Grundlage sein würde; man hoffte, daß diese zwischen der nationalliberalen und der alten Fortschrittspartei mitten inne stehende neue Gruppe den Grundstock bilden werde, an den sich alle zugleich nationalen und liberalen Elemente unseres Parlamentes und unseres Volkes anlehnen würden.

Leider ist es anders gekommen. Die Momente, welche die Trennung herbeigeführt hatten, überwogen die gemeinsamen Grundlagen der Ueberzeugung und Gesinnung. Wie es zu gehen pflegt, wurde die Kluft, welche sich zwischen den früher Geeinten aufthat, immer größer. Indem Jeder die Berechtigung seines Standpunktes zu erweisen suchte, mußte er naturgemäß das, was ihn von dem Andern trennte, mehr hervorheben als das, was ihn mit ihm verband. Und so blieb der neugebildeten Partei, wollte sie den Zweck einer „großen liberalen Partei" nicht ganz fallen lassen, nichts Anderes übrig, als sich mit der zweiten der bestehenden liberalen Parteien zu verbinden. Der Erfolg hat nicht für diese „Fusion" gesprochen, gleichwohl war sie ein nothwendiger und in der Natur der Dinge begründeter Schritt: zwei schwächere Stämme hatten sich zu einem starken zusammengeschlossen. Hätten in diesem

Digitized by Google

neuen Stamme die gemäßigteren Kräfte, wie von vielen Seiten gehofft wurde, über die radicaleren die Oberhand gewonnen, so wäre ein Anschluß der nationalliberalen Partei an die deutschfreisinnige nur eine Frage der Zeit gewesen. Statt dessen hat sich die Situation immer mehr zu einer schroffen Feindseligkeit zwischen den beiden liberalen Parteien zugespitzt, aus der der liberalen Sache nothwendig Schaden erwachsen mußte. Und darum gilt es jetzt unter in jeder Hinsicht veränderten Verhältnissen den damaligen Schritt zurückzuthun, der Secession eine Resecession folgen zu lassen, der sich vielleicht jetzt, da Aussicht vorhanden ist, daß wenigstens die hauptsächlichsten Grundlagen der liberalen Idee verwirklicht werden, auch die gemäßigteren Mitglieder der alten Fortschrittspartei (wir denken vor Allem an Hänel) anschließen werden. Wir können und werden uns nicht davon überzeugen lassen, daß Männer von so echt nationalem Geiste und so stolzer liberaler Vergangenheit wie Stauffenberg, Rickert, wie vor Allem der langjährige Präsident des deutschen Reichstages, Max von Forckenbeck, sich für immer in einer unfruchtbaren reinen Negation gefallen sollte, wir glauben vielmehr fest daran, daß es gelingen wird, diese hervorragend beanlagten Politiker für positive Mitarbeit an den staatlichen Aufgaben wiederzugewinnen; wir hoffen das um so zuversichtlicher, da die vor wenigen Jahren nicht unberechtigten Besorgnisse vor einer nahenden Reaction im gegenwärtigen Augenblick sicher nicht vorhanden sind. Und eben die Bildung einer großen Verfassungspartei würde ein Wesentliches dazu beitragen, diese Gefahr für immer zu beseitigen, unserer Gesetzgebung und Verwaltung jene innere Consistenz und Stetigkeit zu geben, die wir früher nicht selten schmerzlich vermißt haben. Und diese Verständigung wird um so leichter werden, je mehr sich alle Betheiligten klar darüber werden, daß die rein politischen Fragen, sofern nur eine directe Reaction verhütet wird, nun einmal momentan thatsächlich in den Hintergrund geschoben sind und weder unser parlamentarisches noch unser Parteileben im Volke bedingen. Daher muß sich jeder Liberale, mag er noch so entschieden in seinen Anschauungen sein, in den politischen Fragen zunächst auf die Defensive, d. h. auf die Abwehr jedes Angriffs auf die bestehenden Volksrechte beschränken. Und für eine solche Abwehr wäre schon die Existenz der projectirten Verfassungspartei genügende Bürgschaft. Denn davon, daß Fürst Bismarck, sofern er in den nationalen und socialen Hauptfragen bei jener Partei Unterstützung findet, ernstlich an eine Gefährdung der Volksrechte, Abschaffung des geheimen Wahlrechts u. s. w. denken würde, könnte doch wohl selbst dann keine Rede sein, wenn er — was sicher nicht der Fall ist — für solche reactionäre Maßregeln die Einwilligung seines kaiserlichen Herrn zu erlangen hoffen könnte. Dabei handelt es sich dann aber natürlich in Bezug auf die Arbeit auf nationalem und socialem Gebiete keineswegs um ein Aufgeben der eigenen Ueberzeugung zu Gunsten derjenigen des Reichskanzlers; nur principielle Geneigtheit zu einer Verständigung muß auf beiden Seiten vorhanden sein.

Der leitende Staatsmann müßte auf solche gesetzgeberische Maßregeln, welche die Gesammtheit dieser großen Partei gegen sich haben, zu verzichten sich entschließen, die in die Partei eintretenden deutschfreisinnigen Elemente aber ebenso auf jeden principiellen Widerstand quand même gegen die sociale Reformidee selbst verzichten. Nur so ist das große Ziel einer wenigstens theilweisen und annähernden Lösung der socialen Frage zu erreichen, nur so die drohende Gefahr der socialen Revolution zu vermeiden.

Wir können an dieser Stelle natürlich nicht versuchen, ein erschöpfendes Programm für die zu bildende Partei aufzustellen. Nur auf einige wenige Punkte, die allen, welche derselben beitreten wollen, gemeinsam sein müßten, wollen wir hier kurz hinweisen. Dabei wird bald bei der einen, bald bei der anderen Partei auf ein ziemlich bedeutendes Maß von Nachgiebigkeit gerechnet werden müssen, auf der anderen Seite sind doch aber auch derjenigen Momente, die jetzt schon allen denen, auf deren Beitritt zu hoffen und zu rechnen wäre, zweifellos gemeinsam sind, eine große Anzahl. Denn vor Allem dürfen wir doch über dem harten Kampf der Meinungen nicht vergessen, daß wir alle Söhne eines Vaterlandes sind und daß wir alle zum Wohle dieses Vaterlandes zu streben und zu handeln bereit sind. Die Einheit, Kraft und Größe des Vaterlandes muß also die tiefe und solide Grundlage sein, auf der sich alle wahren Patrioten zur gemeinsamen Abwehr reactionärer Gelüste auf kirchlichem wie politischem Gebiete, zur Abwehr aller Umsturzbestrebungen, aber auch zu positivem Schaffen zusammenfinden.

Zur Erhaltung dieser Einheit und Macht des Vaterlandes aber ist das erste und hauptsächlichste Erforderniß, wie Kaiser Friedrich uns das in feierlichem Momente wieder mit Nachdruck ins Gedächtniß gerufen hat, die unbedingte Aufrechthaltung der Wehrhaftigkeit des Staates, um dem Ausbau im Inneren die nöthige Sicherheit nach außen und innen zu geben. Unter den jetzigen Verhältnissen an den Grundlagen unseres Heeres rütteln hieße bewußt oder unbewußt auf den Ruin unseres Staates hinarbeiten. Hierüber sind im Princip die mit einander zu vereinigenden Parteien einverstanden. Nur über die Zeitdauer der Bewilligung herrscht Meinungsverschiedenheit zwischen den Mittelparteien und der deutschfreisinnigen Partei, die aber, nachdem die letztere von dem Grundsatz der jährlichen Bewilligung des Militäretats abgegangen ist, keine unversöhnliche mehr sein wird. Freilich wird hier mancher seiner in der Theorie vielleicht richtigen, praktisch aber jetzt sicher undurchführbaren Ueberzeugung ein Opfer zumuthen müssen; aber die Größe des Ziels wird hoffentlich das Opfer ermöglichen und rechtfertigen, zumal doch zwischen einer dreijährigen und einer siebenjährigen Bewilligung des Militäretats nur noch ein quantitativer, nicht mehr ein qualitativer Unterschied obwaltet.

Zweiter Grundsatz müßte, wie bereits angedeutet, das unbedingte Festhalten an dem politischen status quo sein. Demgemäß wäre unbedingt an dem bestehenden Rechte der allgemeinen, geheimen und directen Reichstagswahl festzuhalten, jeder Angriff auf dasselbe von Allen gemeinsam mit Energie zurückzuweisen; ebenso unbedingt wäre an dem jährlichen Budgetrecht — mit alleiniger Ausnahme des Militäretats — festzuhalten, zweijährige Budgetperioden, wie sie der Fürst Reichskanzler wohl einmal in Aussicht genommen hat, entschieden zurückzuweisen. Hier müßte also von Seiten derjenigen freiconservativen Mitglieder der neuen Partei, welche früher auf solche Ideen der Reichsregierung einzugehen vielleicht geneigt waren, ein ähnliches Opfer gebracht worden wie von den Deutschfreisinnigen in Sachen des Militäretats. Unbedingte Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes in allen eigentlichen Verfassungsfragen ist die conditio sine qua non für das Zustandekommen der neuen Partei. Dazu aber würde vor Allem auch, in Uebereinstimmung mit der deutlich kundgegebenen Anschauung des regierenden Kaisers, energische Abweisung jedes Versuchs, eine bestimmte Klasse unserer Mitbürger ihrer politischen Rechte zu berauben, gehören. Für antisemitische Elemente, soweit solche in der freiconservativen Partei vorhanden sind — die liberalen Fractionen haben wiederholt jede Gemeinschaft mit den Antisemiten weit von sich gewiesen — wäre ohne Frage in dieser Verfassungspartei kein Raum.

Wäre in diesen Cardinalfragen eine Uebereinstimmung erzielt, dann könnte sehr wohl, bis die nächstliegenden wirthschaftlichen und nationalen Fragen ihrer Lösung entgegengeführt sind, die Discussion über verfassungsrechtliche Dinge zeitweilig grundsätzlich vertagt werden. Der Reichskanzler würde dann bei den nächsten Wahlen eine große compacte Partei finden, die bei gemeinsamem Vorgehen zweifellos die absolute Majorität erringen könnte, eine Partei, welche, ähnlich wie es in der großen, begeisterungsvollen Zeit nach 1871 war, geneigt wäre, mit Hintansetzung aller kleineren politischen Differenzen in treuer, selbstaufopfernder Thätigkeit mit ihm zusammenzuwirken zur Lösung der großen Aufgaben, welche dem modernen Staate gebieterisch gestellt werden.

Auf socialem Gebiet würden nur wenige Voraussetzungen mehr negativer Art zu erfüllen sein: einmal, wie gesagt, das Aufgeben jedes principiellen Widerstandes quand même, und

Digitized by Google

dann das Festhalten an einem großen Princip, welches mit der modernen liberalen Weltanschauung untrennbar verbunden ist, an dem Princip der Gewerbefreiheit.

Wir verkennen nicht, daß hierin eine der größten Schwierigkeiten, nicht zwar der Vereinigung der Liberalen unter einander, aber der aller Liberalen mit den Freiconservativen besteht. Gerade bei den Abstimmungen in dieser Frage haben die sonst sich energisch befehdenden liberalen Parteien stets ebenso zusammengehalten, als sie in schroffen Widerspruch, zuweilen mit sämmtlichen Conservativen gerathen sind. (Man denke namentlich an die Berathungen und Abstimmungen über die sogenannten Ackermann'schen Anträge). Doch ist ein Ausgleich hier doch um so eher möglich, als die freiconservative Partei in den auf Herstellung der Zwangsinnung gehenden Bestrebungen in ihren hervorragendsten Vertretern nur selten der deutschconservativen Partei bis zu deren extremen Zielen Gefolgschaft geleistet hat. Die wirthschaftliche wie politische Freiheit des Individuums ist nun einmal ein so unantastbarer Grundsatz der gesammten liberalen Weltanschauung, daß hier ein Nachgeben der schwächeren Partei gegenüber der stärkeren mit Rücksicht auf das große Endziel unbedingt patriotische Pflicht wäre.

Endlich ist hier noch kurz des Gegensatzes jener beiden großen nationalökonomischen Schulen zu gedenken, welcher in der Gesetzgebung der letzten Jahre eine so hervorragende Rolle gespielt hat, des Gegensatzes zwischen Freihandel und Schutzzoll, der freilich praktisch dadurch viel an seiner Schärfe verliert, daß an eine unbedingte Rückkehr zum Freihandelssystem im Augenblick wohl selbst ein extremer Freihändler schon aus dem Grunde nicht denken könnte, weil es einfach unmöglich wäre, die ungeheuren Summen, welche durch die Schutzzölle in die Staatskasse fließen, durch andere Mittel zu decken. Dazu kommt nun noch ein anderes Moment. Man mag, ohne Zweifel mit Recht, beklagen, daß diese Frage überhaupt zur politischen Parteifrage gemacht worden ist, mit der Thatsache muß man gleichwohl rechnen. Daß diese Frage mit der politischen Parteistellung absolut nichts zu thun hat, kann für keinen Unbefangenen einem Zweifel unterliegen. Nicht nur ist in anderen Staaten oft von liberalen Regierungen eine schutzzöllnerische, von absoluten und despotischen eine freihändlerische Politik innegehalten worden, bis zum Jahre 1878 sind auch in unserem Parlamente in allen Parteien Elemente beider Richtungen vertreten gewesen: in der Kreuzzeitungspartei saßen eine Menge entschieden freihändlerisch gesinnter Männer, und überzeugte Demokraten wie Jacoby und Waldeck sind Anhänger des Schutzzolls gewesen: mit den politischen Grundanschauungen haben diese Dinge ebenso wenig zu schaffen, als die socialen Probleme, sofern in den letzteren nicht das Princip der wirthschaftlichen Freiheit des Individuums in Frage kommt: und das ist bei Gesetzen, wie denen über die Unfallsversicherung, Krankenkassen, Altersversorgung ꝛc. der Arbeiter doch kaum der Fall. Warum sollte also, was früher möglich war, nicht wieder möglich werden, warum sollten nicht in Einer Partei, die in den politischen Cardinalfragen einig ist, Freihändler und Schutzzöllner neben einander an der Lösung socialer Aufgaben arbeiten, die nur indirect mit jenem Gegensatze zusammenhängen? Stellt sich die neue Partei dem Zolltarif gegenüber nur voll und ganz auf den Standpunkt der „ehrlichen Probe", so kann dieser Gegensatz kein Hinderniß der Einigung sein. Der Reichskanzler seinerseits müßte dann freilich zunächst auch auf eine weitere Erhöhung der bestehenden Schutzzölle verzichten. Ein Hinderungsgrund hierfür könnte nur in der Schwierigkeit liegen, wie alsdann die gegenüber den erhöhten Anforderungen des modernen Staatslebens unzweifelhaft nothwendige Erhöhung der Einnahmen des Reichs zu erreichen wäre. Doch würde für diese Erhöhung zunächst wenigstens die schon längst dringend erforderliche Reform der directen Steuern, welche fast von allen Seiten energisch gefordert wird, ausreichen. (Das Project der Reichseinkommensteuer u. dgl.).

So viel in flüchtigen Umrissen über die nothwendigen gemeinsamen Grundlagen der von uns vorgeschlagenen und dringend befürworteten neuen Parteibildung. Natürlich gehört auch sonst ein gut Theil Entsagung von Seiten aller drei Parteien und von Seiten des Reichskanzlers dazu, damit die im Interesse des Vaterlandes dringend gebotene Vereinigung zu Stande komme. Namentlich müßte die zum Theil auf erklärlichen persönlichen Motiven beruhende Abneigung des Reichskanzlers gegen die ganze deutschfreisinnige Partei überwunden werden; sie müßte durch den praktisch zu erbringenden Beweis beseitigt werden, daß die nationale und die liberale Idee, auch wenn die letztere consequent festgehalten wird, keine Gegensätze, sondern identisch sind, daß die gedeihliche Fortentwickelung unseres Vaterlandes zum großen Theil auf den Elementen des Volkslebens beruht, welche die Träger der liberalen Idee sind. Hat doch die liberale Idee den großen Schöpfungen des eisernen Kanzlers auf das wirksamste vorgearbeitet, sind es doch die Liberalen dereinst gewesen, welche das nationale Banner zu einer Zeit hochhielten, da es noch für Hochverrath galt von einem gemeinsamen deutschen Vaterlande zu reden. Sollten diese selben Männer jetzt wirklich antinational gesinnt sein, wie der Reichskanzler im Kampf der Meinungen zuweilen zu glauben schien? Eben ihre feste Vereinigung mit den national und modern-staatlich gesinnten Elementen der freiconservativen Partei würde am meisten dazu beitragen, dieses, wir können nicht anders sagen, Vorurtheil des Reichskanzlers zu überwinden.

Augenblicklich freilich mag der angestrebten Vereinigung noch die Erbitterung und Verbitterung entgegenstehen, welche aus den Kämpfen der letzten Jahre erwachsen ist. Aber eben die Momente ernster und trüber Einkehr, die unmittelbar hinter uns liegen, haben uns doch auch wieder auf das hingewiesen, was uns über allem Streit der Parteien gemeinsam ist. Und wenn sich alle echt-patriotischen, national gesinnten Männer, aus denen jene Parteien zum bei weitem überwiegenden Theile bestehen, erst einmal völlig klar darüber geworden sind, welche Gefahr unserem nationalen Staate von der Socialdemokratie einerseits, von den kirchlichen und politischen Reactionsbestrebungen andererseits droht, dann werden die trennenden Momente neben den gemeinsamen Grundlagen in den Hintergrund treten, damit wir endlich das Ideal jedes echten Patrioten erreichen: einen Staat, der begründet ist auf einem aus nationalen Motiven erwachsenen Zusammenwirken des größten Staatsmannes unseres Jahrhunderts, der mit vollem Recht das höchste Vertrauen des gegenwärtigen wie des früheren Monarchen genoß und genießt, mit allen denen, denen das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes über alle Sonderinteressen der Partei und des persönlichen Behagens erhaben ist. Aber Eile ist dringend geboten, damit schon bei den nächsten Wahlen, den ersten unter dem neuen Herrscher, der Grundstock der neuen Partei bereits bestehe, an den sich dann alle Blüthen und frischen Triebe eines deutsch-nationalen Patriotismus ansetzen können. Ohne große Opfer kein großes Ziel. Politicus.

## Literatur und Kunst.

### Zu Hutten's Gedächtniß.

Von Julius Duboc.

„Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott und wird bleiben: meins ist menschlich und wird untergehen."

So schrieb Hutten, dessen vierhundertjähriger Geburtstag am 21. April d. J. zu begehen war, schmerzlich resignirt, aber gläubig vertrauend einst an Luther. Er vertraute fest im Glauben, daß das, worin er die Wiederherstellung des reinen Gotteswortes erblickte, der in Luther verkörperte Kampf wider die, von denen er sang:

Sie haben Gottes Wort verkehrt
Das christlich Volk mit Lügen beschwert

nicht mißlingen könne, eben weil dies Werk aus Gott sei. Aber er beschied sich gleichzeitig in schmerzlicher Resignation, daß all sein Rufen:

Digitized by Google

Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt' euch werfet uf,
Wir wollen's halten in gemein,
Laßt doch nicht streiten mich allein

oder:

Gott geb' ihm Heil, der bei mir kämpft,
Das hoff' ich mancher Ritter thu,
Manch' Graf, manch' Edelmann darzu,
Manch' Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernuß hat,
Auf daß ich's nicht anheb' umsunst.

ein Rufen in der Wüste sei, dem kein Widerhall, mindestens kein Widerhall der That antworten werde. Er verzagte Angesichts der sich häufenden Schwierigkeiten, der Schwerbeweglichkeit der Massen, der Zwiespaltigkeit der Gesinnungen, des Gezänkes der Freunde und Anhänger, vor Allem Angesichts der Unentschlossenheit dem gemeinsamen entschlossenen Feind gegenüber an der politischen Befähigung des Volkes, die Reformation an Kopf und Gliedern durchzuführen, für die er seine ganze Kraft eingesetzt hatte. Er fühlte, daß er allein blieb und daß sein Werk untergehen werde, nicht weil es nicht gerecht, sondern weil es menschlich, d. h. mit Irrthum behaftet sei, wenn mit keinem anderen doch mindestens mit dem: vorzeitig zu sein. Auch Luther zweifelte bekanntlich an der politischen Natur des Volkskörpers, denn er vermißte die Anlage zu einem Handeln „aus Kraft der Natur, die frisch hindurchgeht und wohl auch einmal durch die Gesetze reißt", er fand zu viel „Bettelei und Flickwerck" und viel später ist es abermals ein verwandter, ungestüm vorwärtsdrängender und aufräumender Geist, Lessing, der die ähnliche Klage erhebt und sich selbst verspottet über den gutherzigen Einfall einer Nation, die noch keine Nation sei, ein National-Theater zu verschaffen. Und Lessing fügt ausdrücklich hinzu: „ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen" — eine Klage, die ähnlich auch durch Hutten hindurch tönt.

Lessing gleicht Hutten, wie verschieden derselbe auch in anderer Beziehung wiederum sei, in dem, um Luthardt's Worte zu gebrauchen, „mit einem gewissen Widerspruchsgeist verbundenen Wahrheitssinn, in dem kecken Muth, mit welchem er in den Kampf trat, und der schneidigen Schärfe, die er in seine Worte legte", er gleicht ihm auch in dem eisernen Fleiß und der wohlgezielten Handhabung der gefährlichen Waffe des Spottes, und endlich äußerlich in dem zu Grabegehen ohne Sang und Klang und einen späten Wiederaufstehen in dem Bewußtsein seiner Nation. Denn auch Lessing's Gedächtniß erlosch bekanntlich bald nach seinem Tode für längere Zeit so gänzlich, daß der ehemalige Schauspieldirector Großmann, der Erste, der sich durch diese Thatsache peinlich berührt fühlte, sich von 1788 an 7 Jahre lang in dem erfolglosen Bemühen erschöpfte, die Theilnahme der Nation für die Errichtung eines Denkmals oder auch nur die Herausgabe einer Lessing-Biographie zu erwecken. Erst viel später gelang es dem Eifer von Dr. R. Schiller den längst verschollenen und unkenntlich gewordenen Lessing'schen Grabstein unter Moos und Gestrüpp ausfindig zu machen und durch den von ihm gestifteten Verein die Ehrenschuld der Nation durch Errichtung eines würdigen Denkmals abtragen zu helfen.

Sehr viel später, nach hunderten von Jahren, wird die ähnliche Ehrenschuld nun auch Hutten gegenüber abgetragen werden, dessen Werk wohl, d. h. dessen zeitlich geplantes Unternehmen untergehen konnte, der aber selbst, als Person, als Streiter, als „Aufwecker der deutschen Nation", wie er seine „Klagred Hutteni an alle hohe und niedere Stände deutscher Nation" benannte, um so weniger in dem Gedächtniß der Nation dauernd erlöschen konnte, je mehr dieselbe selbst aus gebeugter Stellung sich zu der vollen Größe ihrer angestammten Kraft und Würde emporzurichten begonnen hat. Als diese, den auswärtigen Feinden kühn die Stirn bietend, den Widersachern ihrer nationalen Wiedergeburt den Handschuh hinwarf, machte sie sich den berühmten Wahlspruch Hutten's: „ich hab's gewagt" zu Eigen und sammelte sich geistig unter die Fahnen desjenigen, der mit diesem zündenden Wort sie zur Ermannung anzutreiben versucht hatte. Mit Hutten ersteht dem Gedächtniß der Nation aber auch gleichzeitig die von jenem unzertrennliche Heldengestalt Sickingen's, der dem Verfolgten in seiner Burg — der „Herberge der Gerechtigkeit", wie sie Hutten mit einem unvergeßlichen Ausdruck taufte — Schutz und Schirm gewährte. Damit wird auch ein theueres Vermächtniß Hutten's erfüllt, der in der Vorrede zu dem Sickingen gewidmeten „Gespräch-Büchlein" 1521 (ein Jahr vor Sickingen's Tod) feierlich gelobte, wenn ihm je eine bessere Zeit erscheinen und sich das Glück ändern werde, dafür zu sorgen, „seinen Namen aus dunkelem Vergessen in das Licht der ewigen Gedächtniß zu setzen." Denn für die ihm erwiesene Wohlthat ihm genugsam Dank zu sagen, habe er nicht Mangel an Gemüth und Willen, sondern an Glück und Vermögen. „Wo etwas mein Geschrift vermag, dein Lob müßt sterben keinen Tag. Denn ohn' Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist du, der zu dieser Zeit, da jedermann bedacht, teutscher Adel hätte etwas an Strengkeit der Gemüther abgenommen, dich dermaßen erzeigt und bewiesen hast, daß man sehen mag deutsch Blut noch nicht versiegen, noch das adelich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt sein."

Hutten's Schriften waren lange Jahre hindurch fast ebenso verschollen und ungekannt wie seine Grabstätte. Sie waren vorhanden, aber unbeachtet. Meistens nur in einzelnen Bogen und kleinen Stücken erhalten, blieben sie einem größeren Leserkreis unerreichbar und verfielen allmählich gänzlicher Nichtbeachtung. Herder war der Erste, der Klage darüber erhob, daß „unseres Landsmannes, Mitreformators, Freiheitsredners, des Demosthenes" unserer Nation Schriften verstoben seien. In drei Jahrhunderten habe sie noch Niemand gesammelt. Er mahnte dazu, diese Versäumniß endlich wieder gut zu machen. Als Beiträge zur Reformation habe man ja die schlechtesten Lumpen gesammelt, von Wiedertäufern, Kritikastern und Helfershelfern, hier sei ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begonnen und ihm nachher so treu geholfen, so manches für ihn ausgerichtet, so viel für ihn gelitten habe. Wolle man einen Mann von Genie, von Gefühl, edlem starken Triebe, einen Mann von Laune, Satire, Salz? — man beklage, daß gegen das Ausland Deutschland deren nicht genug habe und man wolle Hutten vergessen? Der Herder'schen Mahnung versuchte zunächst Wagenseil durch eine neue Ausgabe der Hutten'schen Schriften zu entsprechen, aber ohne Erfolg. Aloys Schreiber veröffentlichte alsdann 1810 „Gedichte von U. v. Hutten und einigen seiner Zeitgenossen," die er Voß widmete. Auch diese fanden wenig Beachtung. Eine Gesammtausgabe in 5 Bänden erschien erst ein halbes Jahrhundert später (1859).

Wir verdanken sie Böcking. Später hat dann noch Strauß in seiner Hutten-Biographie, die wohl am meisten zur Erneuerung seines Gedächtnisses beigetragen hat, die Gespräche desselben verdeutscht und commentirt. Trotzdem wird man auch heute nicht behaupten können, daß die Schriften Hutten's eigentlich populär geworden seien oder einen Leserkreis gewonnen hätten, wie ihn etwa heute noch Luther's „Kleinere Schriften" behaupten. Es liegt das wohl nur theilweise an der veralteten, mitunter ausfallend derben Sprache, deren Hutten sich bedient, der in dieser Beziehung, da es sich um Kampf- und Streitschriften handelte, wohl mit Agricola sagen dürfte: er könne „nicht allweg Seide spinnen, es müsse auch grob mit unter gehen", sondern hauptsächlich an der satirischen Einkleidung, dem Spottinhalt gerade der bekanntesten seiner Schriften. Denn der Satiriker, der die scharfen Wurfgeschosse, deren er sich bedient, nur an dem Feuer seiner Zeit, um auf sie zu wirken, schmieden kann, wird eben dadurch einer späteren Zeit leicht ungenießbar. Theils sind es unverständliche Anspielungen, die seiner Aneignung und Würdigung in den Weg stehen, theils und mehr noch ist es der Umstand, daß Witz und Spott stets so sehr der pointirteste Ausdruck der gesammten Intellectualität einer bestimmten Zeit sind, daß

Digitized by Google

sie nur innerhalb derselben von dem ihnen specifischen Reiz umkleidet sind. Je unwiderstehlicher der Satiriker für seine Zeit ist, weil er ihren intellectuellen Inhalt in der Satire zum sich selbst belächelnden Extrakt verarbeitet, desto leichter widersteht er einer späteren, die sich einen anderen intellectuellen Maßstab zugelegt hat. Dies scheint mir der Hauptgrund zu sein, denn außerdem läßt sich Hutten, der Erinnerung an ihn und seinen Kampf und selbst einigen seiner Schriften, wie z. B. der obenerwähnten „Klagred Hutteni" ein gewisses actuelles Interesse auch für die Gegenwart sicher nicht bestreiten. Es ist zwar wahr, was Hutten zunächst bedrückte, wofür er mit dem größten Nachdruck einen Sturm im Volksgemüth zu erregen suchte, ist in dieser Form unmöglich geworden und bildet keinen Gegenstand des Aergernisses mehr. Ihn ergrimmte vor Allem die Ausbeutung des deutschen Volkes, das als misera contribuens plebs immer auf's Neue seinen Seckel leeren mußte, um der unersättlichen Geldgier eines fremdländischen Clerus und seiner Ueppigkeit Genüge zu thun. Ihn ergrimmte die darin gelegene nationale Erniedrigung, die durch den Uebermuth und die Geringschätzung der Fremden, wovon Hutten während seines Aufenthaltes in Italien genügende Proben erlebt hatte, noch verschärft wurde. Alles dieses ist zurückgedrängt worden, aber Anderes an seine Stelle getreten. Wenn Luther und Hutten gegen die Klöster eiferten, so geschah es aus wesentlich anderen Motiven und Gesichtspunkten, als die für uns maßgebend sind, aber trotzdem sind auch für uns, d. h. für diejenigen, die Kaiser und Reich anhangen, Motive genug vorhanden, um uns über die Gefahren einer Erneuerung des Klosterwesens für Deutschland nicht zu verblenden. In eindringlicher und einleuchtender Weise hat noch kürzlich Domprediger Dr. Schramm in einer kleinen, das obige Thema behandelnden Schrift auf dieselben hingewiesen. Es läßt sich über solche Aussprüche und Tendenzen unmöglich leichten Sinnes hinweggehen, wie sie der bekannte Professor Buß in Freiburg declarirte, als dieser ehemalige Präsident der Generalversammlung katholischer Vereine den Kriegsplan seiner Partei folgendermaßen entwickelte: „Wir werden in den vorgeschobensten norddeutschen Distrikten die Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie den Katholicismus erhalten und Pionniere nach Vorwärts werden. Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten nach Westen umklammern, durch möglichst viele Klöster diesen Klammern Halt geben, so den Protestantismus erdrücken, die katholischen Provinzen, die zur Schmach der Kirche der Mark Brandenburg zugetheilt sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen." Es läßt sich ebensowenig über die grundlegende Thatsache wegkommen, daß seit 1870 der Jesuitismus in der katholischen Kirche der allein maß- und ausschlaggebende Factor geworden ist, und daß man in diesem Sinne, wenn man nur die leitende Sphäre in's Auge faßt, sagen darf, daß die katholische Kirche jesuitisch geworden ist. Was aber die compacte Einheit des Jesuitismus in Bezug auf Kaiser und Reich, was in diesem Sinn die Kloster- und Schulfrage bedeutet, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Dem Unheil zu wehren, wandte sich Hutten in seinem „Aufwecker der deutschen Nation" außer „an alle hohe und niedere Stände" auch an den Kaiser. In Demuth und Unterwürfigkeit lehnt er alles Lob und alle Ehre bescheiden von sich ab:

Daß geholfen werd' dem ganzen Land
Und ausgetrieben Schad' und Schand,
Deß sollt' ein Hauptmann du allein
Anheber und Vollender sein.
In Armuth wollt ich sterben gern,
Auch alles Eigennutzes entbehr'n
So soll man hierin auch keine Ehr
Mir schreiben zu, du bist der Herr,
Und was hierin gehandelt wird
Durch das dein Lob soll werden geziert.
Der Weingart Gottes ist nicht rein,
Viel Ungewächs ist kommen drein,
Der Weitz des Herrn Wicken trägt
Wer dazu nicht sein Arbeit legt,
Und hilft das Unkraut tilgen aus,
Der wird mit Gott nicht halten Haus.

Kaiser Carl verblieb der Mahnung taub und deshalb vor Allem scheiterte Hutten's Werk. Aber mehr als der Person galt sein Ruf ja dem kaiserlichen Amt und das ist, was ihm auch unter veränderten Umständen noch heute seine actuelle Bedeutung beläßt.

## Mackenziana.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

„Das Buch ist soeben erschienen!"

„Eine weltbekannte Persönlichkeit, bestimmt zu leiten und zu lenken, wird von schwerer Krankheit befallen. Man ruft Aerzte aus allen Ecken des Erdtheiles herbei und jeder derselben spricht anders sich aus über die Natur des Leidens, anders sich aus über dessen Behandlung. Endlich, spät, sehr spät kommt ein Arzt, der das Leiden richtig erkennt, den Krankheitsfall und dessen bisherige Kurarten sorgfältig studirt und die Ergebnisse dieser Studien, gleichwie seine Ansichten über Das, was bei strenger und rascher Durchführung allein Hülfe und Rettung bringen kann, in folgender Broschüre veröffentlicht:

Kritische Beleuchtung des Heilverfahrens M. Mackenzie's nebst Studien und Betrachtungen über die behandelte Krankheit, die bisherige und nothwendige Kurart. Von einem parteilosen Doctor der Medicin, ehemals akademischem Lehrer derselben.

Es wird die tiefe Wahrheit, helle Klarheit, gute Absicht des Autors wie ein zündender Blitz wirken." —

Mit diesen Trompetenstößen kündigt in medicinischen Blättern die offenbar sehr rührige Verlagsbuchhandlung Hermann Risel & Co. in Hagen i/W., deren hohes Interesse für die Förderung Deutscher Kunst sich kürzlich auch durch die Herausgabe des „Schweine-Album" in das glänzendste Licht gesetzt hat, die vorstehende kleine Broschüre an.

Das Schriftchen liegt vor uns. Wir messen staunend den endlosen, langathmigen Titel und wären nicht verwundert, wenn auf der zweiten Seite unter Einleitung durch das bekannte „dasz iszt" noch einmal „etwas Titel" käme. Einen ähnlich altfränkischen Eindruck macht auch die zu Zeiten unserer Großväter in medicinischen Schriften üblich gewesene Abtheilung des Stoffes in eine Reihe von ganz unmotivirten Paragraphen, ebenso der altväterisch verschränkte Stil. So kommen wir unwillkürlich von vorneherein zu der Anschauung, daß der anonyme Verfasser wohl nicht zur modernen Schule der Medicin gehören möge, sondern daß hier ein an Jahren und Anschauungen recht, recht alter Herr noch einmal zur Vertheidigung eines längst verlorenen Postens das Wort ergreift. Anders können wir uns wirklich nicht erklären, wie heut zu Tage ein medicinischer Schriftsteller als Quintessenz seiner wissenschaftlichen Anschauungen in die Worte ausbrechen kann: „Die Aerzte müssen nothwendig mit der Zeit vom Wahnsinn der Antisepsis abkommen!" Ein Mediciner, der mit und in unserer Zeit lebt, der sich nicht grollend und eigensinnig mit der principiellen Voreingenommenheit des Alters gegen das Neue von den — unverstandenen neuen Bahnen der Wissenschaft abgewendet hat, kann unmöglich einen derartigen wissenschaftlichen Anachronismus mehr begehen und die größte Errungenschaft der Neuzeit, die Antisepsis, welche unendlichen Segen gebracht und schon Tausenden das Leben erhalten hat, einen Wahnsinn nennen. Und je weiter wir bei der Lectüre des Schriftchens kommen, um so mehr treten uns Aussprüche entgegen, welche, aus längst veralteten und glücklich überwundenen Anschauungen und Lehren entspringend und mit einer gewissen Gereiztheit gegen die modernen siegreichen Theorien vorgebracht, in Ton und Inhalt an jene Schriftsteller

Digitized by Google

erinnern, welche nach der Entdeckung des Kreislaufes des Blutes durch Harvey die absolute Unmöglichkeit dieser Entdeckung in allen Sprachen in die Welt hinaus behaupteten. So kann sich unser Anonymus noch immer nicht darein finden, daß die Lehre von der Entstehung der Krankheiten durch „schlechte Säfte" und „fehlerhafte Blutmischung", daß diese sog. Humoralpathologie, welche aber immer noch in den Köpfen der Laienwelt spukt, unter ernsthaften Gelehrten längst zu den Todten gelegt ist. Immer wieder treten diese „Blutmischung", „die schlummernden Anlagen", kurz die ganze längst schiffbrüchig gewordene Lehre von der „Diathese", jener geheimnißvollen, niemals durch reale Thatsachen begründeten besonderen Empfänglichkeit eines Individuums für eine bestimmte Krankheit, welche rein hypothetische Diathese zum Zustandekommen dieser Krankheit absolut erforderlich sein sollte, auf die Bühne. Kann sich unser Verfechter antiquirter Anschauungen denn immer noch der Ueberzeugung verschließen, daß die Lehre von der Diathese nichts Anderes war, als ein Deckmantel für unsere Unkenntniß, als eine phrasenhafte Decoration über unserer Unwissenheit bezüglich der wahren Ursachen der Krankheiten? „Denn gerade wo Begriffe fehlen, stellt sich zur rechten Zeit das Wort noch ein." Je mehr die neue Forschung mit Hülfe neuer Methoden und verfeinerter Instrumente den Schleier über der Erkenntniß der wahren Krankheitsursachen zurückschlägt, je glänzender von Tag zu Tag die Fortschritte der lange unter phrasenreichem Nebel schlummernden Aetiologie, der Lehre von der Entstehung der Krankheiten, an's Licht treten, um so mehr Boden verlieren jene älteren Theorien, welche mit nichtssagenden Phrasen unsere mangelnde Kenntniß verhüllen sollten. Der erste Schritt aber zur Erkenntniß der Wahrheit ist es, wenn wir begreifen, daß wir bisher nichts wußten und uns an hohlen Worten nicht mehr genügen lassen. Und je weiter wir in der Erkenntniß kommen, um so kleiner wird die Zahl der Krankheiten, welche wir nothgedrungen noch auf eine „Diathese" beziehen müssen, so lange wir eben noch nichts Besseres wissen. Ein lehrreiches Beispiel bietet uns in dieser Hinsicht die Krätzkrankheit. Ganze Bibliotheken sind über die „Krätzdiathese" zusammengeschrieben, über ihre genetischen Beziehungen zu klimatischen, socialen, ethnologischen und Nahrungsverhältnissen, über die Art und Herkunft der zu Entstehung der Krätze erforderlichen „Blutmischung" und „Säfteverderbniß", alles Speculationen, an welche allgemein geglaubt wurde, ohne daß doch jemals irgend eine positive Stütze dafür beigebracht worden wäre. Und siehe da, eines Tages wurde das Kartenhaus umgeblasen; man entdeckte, daß die Krätze nichts anderes als eine parasitäre Hautkrankheit sei, verursacht durch die in der Haut schmarotzende Krätzmilbe, daß also weder Klima, noch „Säftemischung" irgend einen Einfluß haben, noch auch von einer besonderen Empfänglichkeit für diese Krankheit die Rede sein könne. Heut zu Tage schüttelt man lächelnd den Kopf über die Idee einer „Krätzdiathese" und über den komischen Eifer, mit welchem nach der Entdeckung die Vertreter der überwundenen Lehre sich in ohnmächtigen Widerlegungsversuchen erschöpften. Und so wird man in kommenden Zeiten lächeln über das Deckmäntelchen der „Disposition" oder der „Diathese", welches auch wir noch jenen Krankheiten umhängen, deren Entstehungsart wir noch nicht erkannt haben. Denn die Entdeckung der wahren Krankheitsursachen ist jetzt, nachdem die Aetiologie sich aus dem Nebel nichtssagender Phrasen herausgearbeitet und den richtigen Weg beschritten hat, nur noch eine Frage der Zeit.

Von solchen Phrasen aber wimmelt es in der vorliegenden Schrift und das macht die Lectüre für einen modern denkenden Mediciner wirklich wenig anziehend. Die „tiefe Wahrheit und helle Klarheit" vermissen wir in der That recht häufig. Da lesen wir von „kritischen Ausscheidungen", welche die Krankheiten beenden sollen, hypothetische Stoffe, die noch kein Mensch gesehen hat; da sollen „niederdrückende Gemüthstimmungen" und „Uebererernährung", z. B. den Krebs verursachen können, der übrigens durch unpassendes Heilverfahren „wieder in's Blut zurückgetrieben werden kann"; da marschiren Phrasen auf, wie: „die Chemie des Leibes, welche von der Seele einerseits, von den Einflüssen der Außenwelt andererseits in Thätigkeit gesetzt wird"; Redensarten, wie „organische Thätigkeit des Leibes und der Seele", welche nichts ausdrücken und deren Wirken nicht zu beweisen ist, wie sie eben die alte Schule zur Verdeckung ihrer totalen Unkenntniß der wirklich bestehenden Verhältnisse gern recht voll in den Mund zu nehmen liebte. Mit der Seele macht sich der Verfasser für einen Mediciner übrigens auffallend viel zu schaffen. Da soll für die Heilung nothwendig sein: „die Harmonie der Seele und des Leibes", „eine Entlastung der Seele"; da soll die Therapie bedacht sein auf „Stärkung der Seelenkraft", „des philosophischen Tenors der Seele", durch „Einwirkung auf die moralische Constitution", und dem Ausbruch örtlicher Leiden beugt man vor, indem „man sich zu einem höheren, veredelteren Typus emporarbeitet." Und so kommen wir allmählich in eine Seelenheilkunde hinein, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn schließlich — Carl du Prel und seine „Philosophie der Mystik" in breitspurigem Phrasenschwall citirt wird! Daß der Verfasser hierdurch bei ernsthaften Leuten an Glaubwürdigkeit als Fachmann gewinnt, steht zu bezweifeln. Aber Vorsicht wollen wir ihm empfehlen im Gebrauche seiner mystischen Lectüre. Dem pikanten Tranke folgt schnell der Katzenjammer, wie ihn jetzt die Apostel des neuen Heilverfahrens durch Suggestion in Paris haben mögen, nachdem diese Leichtgläubigen nun endlich überführt sind, wie ich ihnen dies übrigens schon in meiner Arbeit „Ueber magnetische Erziehung" in Nr. 9 des Jahrgangs 1887 dieser Zeitschrift vorausgesagt hatte, daß sie von ihren hysterischen Versuchspersonen jämmerlich betrogen wurden.

Daß ich auf obige nebelhafte, ethische und moralische Krankheitsursachen und Seelentherapie nicht näher eingehe, wird man verständlich finden; die Wissenschaft ist längst über dieselben zur Tagesordnung übergegangen. Verfasser meint freilich: „der Troß der Aerzte weiß von alledem wenig oder gar nichts", und hat ja auch darin Recht, insofern diese Antiquitäten nur den Wenigen bekannt sind, die sich mit der Geschichte der Irrlehren der Medicin beschäftigen. Aber eine andere mit großer Bestimmtheit in die Welt gesetzte und immer wieder vorgebrachte Behauptung des Verfassers fordert zu einer Widerlegung heraus und das ist die folgende These: „Die Krankheiten werden in der größten Zahl der Fälle von den vorhergehenden Generationen vorbereitet"; die übrigen, also die wenigen, welche nicht direct aus erblicher Ursache entstehen, sind wenigstens „bei erblicher Anlage dazu erworben." In Consequenz mit dieser Theorie, welche eigentliche Infectionskrankheiten gar nicht zu kennen scheint, anerkennt der Verfasser auch keine localen Erkrankungen, sondern „diese seien alle aus allgemeiner, stets constitutioneller Ursache entstanden", und die locale Erkrankung „sei nur der Ausdruck einer erblichen Schwäche des betreffenden Organs, in welchem sich die erworbene, den ganzen Körper gleichmäßig ergreifende (constitutionelle) Krankheit nur deshalb localisire, weil das betreffende Organ eben erblich schwach sei." In Folge dieser Theorie, für die er übrigens keinerlei Beweise bringt, noch bringen kann, erklärt Verfasser auch nur eine constitutionelle, den ganzen Körper umfassende Therapie, auch bei dem ausgeprägt localen Leiden, für die einzig richtige. Seine Vorschläge in dieser Beziehung machen den Schluß der Broschüre. — Was ist denn nun wahr an dieser alle modernen Entdeckuugen über das Wesen der Krankheitsursachen ignorirenden, unbewiesenen und unbeweisbaren Theorie?

Vor Allem müssen wir die Behauptung, daß die Krankheiten in der größten Zahl der Fälle aus erblichen Ursachen entstehen, ganz entschieden zurückweisen. Gerade das Gegentheil ist wahr. Immer mehr tritt die Infection als hauptsächlichste und häufigste Krankheitsursache in den Vordergrund und selbst die bis vor Kurzem als ein exquisites Beispiel einer erblichen Krankheit geltende Tuberkulose hat sich neuerdings bekanntlich als eine reine Infectionskrankheit herausgestellt. So schränkt sich der Kreis der noch als ausschließlich erblich betrachteten Krankheiten von Tag zu Tag mehr ein und selbst diese wenigen muß man als in letzter Linie auf Infection beruhend ansehen. Denn in letzter Linie und streng

Digitized by Google

genommen ist ja die Heredität nur ein specieller Fall der Infection, sei es nun, daß die erbliche Schädlichkeit schon beim Zeugungsact den ersten Keim des Embryo inficirt, sei es, daß die Uebertragung erst durch den Blutaustausch mit der Mutter während des intrauterinalen Lebens erfolgt. Die erfolgte Infection nun, wenn wir nur solche Krankheiten betrachten, bei welchen die Vererbung sicher keine Rolle spielt — und dies ist die überwiegende Mehrzahl — kann nach zwei Richtungen hin in die Erscheinung treten. Einmal vermehren sich die eingedrungenen Infectionserreger in's Ungemessene, treten in den Blutstrom ein und erzeugen nun allein durch ihr massenhaftes Vorhandensein in den Organen deren Functionsunfähigkeit, Verstopfung der ernährenden, Blut zuführenden feinen Gefäße und andere mechanische Insulte, welche sich bald durch Blutstauungen mit Blutergüssen, Entzündung mit folgendem brandigem Zerfall (Necrose) der Organe documentiren. Ein Beispiel hierfür ist der Milzbrand. Oder es bleiben die eingedrungenen Keime auf einen kleinen Abschnitt des Organismus beschränkt und vermehren sich relativ wenig, erzeugen aber durch ihren Lebensproceß Stoffwechselproducte, welche direct toxisch (giftig) auf den Organismus wirken und das Eintreten dieser giftigen Stoffwechselproducte, welche nach Brieger's schönen Untersuchungen meist Alkaloide, ähnlich dem Strychnin, Atropin u. a. sind, in den Kreislauf führt zu schweren Vergiftungserscheinungen, welche dann das Krankheitsbild componiren. Als Beispiele nenne ich hier Tetanus, Typhus und Cholera. Unter diese beiden Kategorien der Infection fallen fast alle Hauptkrankheiten der Menschen und Thiere und diejenigen, für welche die infectiöse Ursache bisher noch nicht nachgewiesen ist, müssen wenigstens als auf Infection beruhend vermuthet werden. Von Vererbung im Sinne des Verfassers der vorliegenden Schrift ist aber gewiß bei allen diesen Krankheiten nicht die Rede, höchstens könnte eine durch schwächliche Eltern erworbene allgemeine Schwächlichkeit die Widerstandskraft des Individuums gegen einwandernde Infectionserreger herabsetzen. Im Uebrigen ist das Gedeihen und die Vermehrung der durch einen unglücklichen Zufall einmal eingedrungenen Infectionskeime weder von den „vorhergehenden Generationen", noch etwa von der „Harmonie der Seele und des Leibes" abhängig, gerade sowenig, wie sich die Krätzmilbe in ihren Minirarbeiten in der Haut durch den schönsten „philosophischen Tenor der Seele" stören läßt, und die Tuberkelbacillen wachsen sicher in „einem höheren, veredelteren Typus" gerade so gut und noch besser, als auf dem künstlichen Nährboden im Brutschrank.

Die Erkenntniß, daß das Wesen der Hauptkrankheiten auf Infection beruht, hat uns auch einen Einblick gegeben in Entstehen und Vergehen jener verderblichen Neubildungen, welche man neuerdings „Infectionsgeschwülste" nennt. Ihre Hauptrepräsentanten sind der Tuberkel und das Carcinom. Wenn auch für letztere, die krebsige Neubildung, der Krankheitserreger noch nicht mit zweifelloser Sicherheit nachgewiesen ist, so erscheint doch das ganze Verhalten derselben demjenigen des Tuberkels so durchaus analog, daß man mit Sicherheit sagen kann: es wird einst der Tag kommen, an welchem auch der infectiöse Ursprung des Krebses klar vor Aller Augen liegen wird. Für den Tuberkel verdanken wir ja bekanntlich Koch den klaren Einblick in die Entstehung und Zerfall desselben bedingende Grundursache. Aus dem leichtsinnig überall deponirten, mit Sporen, den Dauerformen der Tuberkelbacillen, reichlich versehenen Auswurf der Phthisiker, gelangen die durch Austrocknung freigewordenen und zerstäubten Keime in die Athemluft und somit in die Lungen anderer Menschen. Hier kommt es nun zunächst um die einzelnen Bacillen herum zu einer Neubildung in Gestalt eines grauen, durchscheinenden Knötchens. Dieses Knötchen, der Tuberkel, besteht an seiner Peripherie aus kleinen, dicht gehäuften Rundzellen; im Centrum liegen stets eine oder mehrere sogenannte „Riesenzellen", ganz abnorm große Zellen mit mehreren Kernen, denen man es ansieht, daß sie durch einen ganz abnormen Bildungsreiz entstanden sind. In diesen Riesenzellen liegen die Bacillen und es steht außer Zweifel, daß diese ganze Neubildung dazu dienen soll, die eingedrungenen Fremdlinge unschädlich zu machen. Der Organismus antwortet auf den Reiz, welchen die Gegenwart der Bacillen ausübt, dadurch, daß er ein Heer von Wanderzellen ausschickt, um die Fremdlinge einzuschließen und um so der Fortdauer des Reizes ein Ende zu machen, etwa so, wie eine Perlenmuschel einen in ihren Mantel eingedrungenen und sie reizenden Fremdkörper, ein Sandkorn oder dergleichen mit einer umhüllenden Perlmutterschicht umgibt, um dem Reize abzuhelfen und damit eine Neubildung, die Perle, erzeugt. Es scheint, daß ein erbitterter Kampf stattfindet zwischen den Körperzellen und den Zellen, welche wir Bacillen nennen. Die Riesenzellen, durch den Reiz der unmittelbaren Nachbarschaft der Bacillen in's Abnorme sich vergrößernd, scheinen die Bacillen activ zu verschlingen, wie man nach Analogie von ähnlichen, unter dem Mikroskop beobachteten Vorgängen schließen darf. Doch leider gelingt dem Körper das Unschädlichmachen der Eindringlinge nicht. Die Bacillen obsiegen, verursachen zunächst den Tod der sie umschließenden Zellen und jetzt beginnt von der Mitte heraus fettiger Zerfall der todten Zellenanhäufung, welcher allmählich zur Zerstörung des Lungengewebes und zur Bildung von mit Zerfallsproducten erfüllten Absceßhöhlen (Cavernen) führt. Von hier aus können dann Infectionskeime in andere Organe verschleppt werden und so zur allgemeinen Tuberkulose führen. In ganz ähnlicher Weise verhält sich die krebsige Neubildung. Ursprünglich ein ganz localer Proceß, erweicht auch diese Neubildung, welche ebenfalls eigenthümliche Nester von großen, charakteristischen (epithelialen) Zellen aufweist, durch partiellen Tod und fettigen Zerfall vom Centrum aus und führt so zu den schrecklichsten Zerstörungen. Auch hier kann aus dem ursprünglich ganz localen Krankheitsheerd infectiöses Material verschleppt und so eine allgemeine krebsige Infection (Carcinose) erzeugt werden.

Ganz entsprechend verhält sich noch eine dritte Art von Infectionsgeschwulst: die primäre syphilitische Neubildung (Induration). Auch hier finden wir eine ursprünglich ausschließlich locale Infectionsgeschwulst, welche erst später zerfällt und so zur allgemeinen Infection führt.

Diesen Thatsachen gegenüber ist es schwer verständlich, wie Verfasser behaupten kann: da fast alle Krankheiten ererbte und constitutionelle von Anfang an seien, so gäbe es auch keine locale Affection und folglich auch keine locale Therapie. Er betrachtet von diesem Standpunkt aus, wie er sagt, nur des Beispiels wegen, den Krebs und erzählt viel von auf Vererbung beruhenden „schlummernden Anlagen zum Krebs", obgleich noch Niemand den Beweis für die Vererblichkeit dieser Krankheit erbracht hat. Dann hören wir wieder sehr viel von einer — wieder nur des Beispiels wegen — Beeinflussung des „ererbten Krebses durch ererbte Luës", von einer ererbten luetisch-carcinomatösen Anlage", einem „durch ererbte Luës abgeänderten Carcinom", alles Dinge, die noch Niemand gesehen hat und die auch wohl nur der Verfasser glaubt. Das Ganze gipfelt dann in einer Verwerfung der bisherigen localen pharmaceutischen und chirurgischen Behandlung des auf dem Titelblatt angedeuteten Falles und Empfehlung einer „hygienischen Therapie", welche durch ihre Wirkung auf den Gesammtkörper „die Kraft der Seele" stärken und „die Heilkraft der Natur wieder in ihre Rechte setzen" soll. Und als diese „hygieinische Therapie", welche mit Emphase als Heilmethode der Zukunft angepriesen wird, entpuppen sich schließlich: die Hydrotherapie, die Wasserbehandlung, und — der Vegetarianismus. Dieses „hygieinische" Heilverfahren, „das in den Händen einfacher Nichtärzte schon unzählige, von berühmten Aerzten wegen bösartiger Geschwulste aufgegebene Kranke geheilt habe", hätte auch „sicher" bei Mackenzie's Patienten schnelle und glänzende Heilung bewirkt, während durch die „ganz fehlerhafte" locale Behandlung allein der voraussichtlich üble Ausgang verschuldet werde, so behauptet Verfasser mit jener bekannten, den Naturheilkünstlern eigenthümlichen, dreisten Sicherheit. Die Wasserbehandlung soll „Erquickung und Linderung für den Leib und Stärkung der Seelenkraft" bringen, außerdem „sei das Wasser auch fäulnißwidrig". Letztere Verwendung des Wassers, als

Digitized by Google

antiseptisches Mittel, ist neu, aber nicht gerade glücklich. Leider nämlich ist selbst das destillirte Wasser noch eine Nährflüssigkeit für Mikroparasiten und Feuchtigkeit ist gerade das Hauptbedingniß bacillären Lebens. Weiß denn Verfasser nicht, daß z. B. für Cholerabacillen die sicherste Desinfection, die beste Abtödtungsmethode einfach die Austrocknung, also die Entziehung von Wasser ist? Und wie soll denn bei einer rasch wachsenden Infectionsgeschwulst, wie es der Krebs ist, durch die Wasserkur dem Wachsthum Einhalt gethan werden? Allerdings ist ja die Hydrotherapie bei manchen Entzündungen recht werthvoll, doch hier handelt es sich um eine specifische, eine infectiöse Entzündung, welche so lange Fortschritte macht, als der zur Entzündung und Neubildung treibende Reiz vorhanden ist, auf den die Wasserkur wohl ebenso wenig Einfluß haben dürfte, wie auf den zur Tuberkelbildung führenden Infectionsreiz. Es mag ja die Wasserkur zur allgemeinen Kräftigung des Körpers immerhin etwas beitragen und so nicht ohne allen Werth sein, doch als alleinige Behandlung eines Krebses dürfte sie kaum genügen.

Noch entschiedener müssen wir uns gegen den Vorschlag des Verfassers, das vegetarianische Regime als Heilmittel gegen Krebs aufzustellen, verwahren, ein Vorschlag, welcher anscheinend nicht aus vielfachen, erfolgreichen gleichen Curen abgeleitet wird, sondern lediglich aus theoretischen Gründen zu resultiren scheint, indem er sich auf eine Hypothese Benecke's über die Entstehung des Krebses aus einer Art von „Uebererernährung", die übrigens wenig Anklang gefunden hat, stützt. Ist denn nun überhaupt ein günstiger Einfluß des Vegetarianismus auf Gesundheit und Lebensdauer erwiesen, wie uns seine fanatischen Apostel immer glauben machen wollen? Bis jetzt ist davon garnichts bewiesen. Der Beweis könnte eben nur durch langjährige, consequent und streng unparteiisch durchgeführte statistische Erhebungen gebracht werden. Von Statistik finden wir aber in den zahlreichen Schriften der Vegetarianer keine Spur, dagegen viele Anekdoten und Citate gleichgestimmter Seelen, sowie eine große Sammlung unbewiesener Behauptungen. Etwas mehr können wir aus den Aufzeichnungen englischer Statistiker, z. B. Meikle's, entnehmen, welche die Gesundheits- und Erkrankungsverhältnisse derjenigen indischen Stämme, welche ausschließlich Pflanzenkost genießen, der sog. „Pulse-eaters", gegenüber den fleischessenden Stämmen untersuchten. Nach diesen statistischen Erhebungen wären die Pulse-eaters weniger den Verdauungskrankheiten ausgesetzt, als die Fleischesser, litten dagegen bedeutend mehr als diese an tödtlichen Krankheiten der Athmungsorgane und an Fiebern. Diese tropischen „Fieber" (feavers) und die Krankheiten der Athmungsorgane sind entschieden einerseits Tuberkulose, andererseits die acuten, mikroparasitären Infectionskrankheiten, sodaß es scheint, als ob der Vegetarianismus die Widerstandskraft des Organismus gegen Infection von außen herabsetzt, eine Beobachtung, die übrigens wiederholt von Afrikareisenden bestätigt wurde. Wir können uns übrigens einen günstigen Einfluß des Vegetarianismus auf „die Heilkraft der Natur" schon deswegen nicht denken, weil eine Ernährung mit eiweißreicher, animalischer Kost den mit den Bacillen um ihre Existenz ringenden Organismuszellen eine weit geeignetere Kräftigung ihres sich aus Eiweiß aufbauenden Leibes liefern wird, als eine Zufuhr eiweißarmen, pflanzlichen Materials, aus dessen Kohlenhydraten, Stärke ꝛc. die Zellen sich erst durch umständliche chemische Umsetzungsprocesse ihr Nährmaterial bilden müssen. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß der Heilvorgang interner Krankheiten darin besteht, daß die kämpfenden Zellen allmählich Herr der eingedrungenen Bacillen werden und diese vernichten. Neuere Beobachter, z. B. Metschnikoff, sahen direct das Verschlucktwerden und den Untergang der Bacillen in den weißen Blutkörperchen, und hauptsächlich die Milz, nach ihr Leber und Knochenmark, sind die Stätten dieser Vorgänge; darum schwillt auch in Infectionskrankheiten stets die Milz an. Inficirt man einen Frosch z. B. mit Milzbrandbacillen, welche Thiere gegen Milzbrand recht wenig empfänglich sind, so sieht man nach einiger Zeit den Lymphsack des Frosches vollgefüllt mit weißen Blutkörperchen, welche die Eindringlinge verschluckt und unschädlich gemacht haben, während die Krankheit selbst nicht zum Ausbruch kommt. Auf der mehr oder minder entwickelten Fähigkeit der Organismuszellen, im Kampf mit den Bacillen zu obsiegen, beruht jedenfalls auch die Immunität, die Unempfänglichkeit gewisser Thierarten gegen Krankheiten, welche andere Arten sicher tödten und in analoger Weise auch die Immunität, welche durch das einmalige glückliche Ueberstehen einer Infectionskrankheit oder durch die Impfung mit abgeschwächtem Infectionsmaterial erworben wird, wie dies die Schutzpockenimpfung beim Menschen und die von Pasteur vorgeschlagenen Schutzimpfungen gegen verschiedene Thierkrankheiten bezwecken. Man muß sich eben vorstellen, daß die einmal im Kampfe siegreich gewesenen Organismuszellen nun auch in Zukunft die Fähigkeit behalten, ihrer Feinde Herr zu werden.

Von diesem Standpunkte aus erkennt man klar, welche Forderungen man an eine rationelle Therapie zu stellen hat. Dieselbe soll, mit kurzen Worten, alles thun, um die Zellen in ihrem schweren Kampfe zu unterstützen und alles unterlassen, was dieselben schwächen und schädigen könnte. Und eine Schädigung wäre entschieden ein vegetarianisches Regime, das den Zellen das zum Aufbau ihres Leibes so nöthige, eiweißhaltige Material schmälern würde. —

Als dritten und letzten positiven Vorschlag empfiehlt der Verfasser die Verabreichung von Milchsäure. Die locale Application der Milchsäure, eines kräftigen Aetzmittels, hat bei Kehlkopfgeschwüren, namentlich tuberkulösen, neuerdings mit Recht Ruf bekommen, wovon der Verfasser entschieden etwas gehört haben muß. Da er aber ja gegen jede locale Behandlung, und besonders noch gegen Aetzungen eifert, so empfiehlt er die Anwendung der Milchsäure in folgender, eigenthümlicher Manier. Milchsäure sei nämlich keineswegs eines der verpönten pharmaceutischen, sondern ein hygienisches Mittel, da es ja auch im Organismus vorkomme, — nebenbei gesagt, eine sonderbare Logik — und darum soll man es durch innerliche Darreichung der Säftemasse einverleiben, damit es „die Blutmischung verbessere". Und zwar nicht etwa als Medicament, sondern durch — reichliches Essen von Gurken und Melonen, in welchen Früchten viel Milchsäure enthalten sei! —

Wir hörten, daß der Verfasser von seinem irrthümlichen Standpunkt aus, daß es nur allgemeine, keine localen Erkrankungen gäbe, jede locale Behandlung verwirft. Wo aber eine falsche Voraussetzung, da ist auch die Schlußfolgerung falsch. Es ist nach dem von uns oben geschilderten Wesen der Infection klar, daß eine Zeit lang die Infection eine rein locale, auf den Ort des Eindringens der Infection beschränkte ist und erst nach bald längerem, bald kürzerem localen Bestehen eine allgemeine wird. Speciell bei den Neubildungen als Infectionsgeschwülsten muß dies der Fall sein und sicher ist die Krebsgeschwulst gleich dem verwandten Tuberkel im Anfang eine durchaus isolirt-locale Affection. Was in diesem Stadium eine allgemeine Therapie nützen soll, ist unklar. So lange die Neubildung eben local ist, muß auch die Behandlung eine locale sein, wenn sie Aussicht auf Erfolg haben will; sie muß vor Allem die Fortschaffung des infectiösen Reizes, welcher die Neubildung bedingt, auf für den Organismus möglichst gefahrlosem Wege zu bewerkstelligen suchen. Denn bisher kennen wir noch keine Mittel, um die Infectionserreger an Ort und Stelle abzutödten ohne Gefahr für den Organismus. Ist aber die Infection einmal allgemein geworden, so sind locale und allgemeine Therapie gleich macht- und werthlos. — Das Auftreten Mackenzie's in Deutschland hat viel berufene und unberufene Federn in Bewegung gesetzt. Unser Kriticus, der Mann der tiefen Wahrheit, der hellen Klarheit und der guten Absicht, dürfte kaum zu den ersteren gerechnet werden.

Digitized by Google

## Die Pariser und die Wiener Operette.

Von Paul Marsop.

(Schluß.)

Die geringe Anzahl der Philosophen und vornehmeren Geister nahm von dem neuartigen Bühnenzwitter Kenntniß, lachte auch jeweilig, weniger über die abgeschmackten Hanswurstiaden der Schauspieler als darüber, daß die Parodie nun ihrerseits wieder parodirt wurde; für sie war das Unedle und Häßliche, welches ihr Ohr hatte aufnehmen müssen, verklungen, sobald sie das Theater verließen. Diese Aristokraten indessen blieben, wie fast immer, so auch jetzt mit ihrem Urtheil allein; sie versuchten es zwar, demselben Nachdruck zu geben, standen aber bald davon ab, in der richtigen Erkenntniß, daß es ein fruchtloses Bemühen sei, gegen die Geschmackslaunen der großen Menge anzukämpfen. Zumal wenn diese, welche sonst so viele Meinungen geltend zu machen sich bestrebte, als sie Köpfe zählte, einmal in ihrem Wünschen und Begehren erstaunlich einig war. Als man sich in der Operette fand, da verstand man sich gleich. Wer den Nationaltanz des Gaminismus in Paris gesehen hatte, schwelgte in den Erinnerungen an entschwundene Freuden und wem es nicht so gut geworden war, der wähnte sich zum Mindesten in den Vorgärten des muhammedanischen Paradieses. Insofern war es allerdings gleichgültig, ob die Abgesandten des Bal Mabile, welche bei uns ihren Einzug feierten, mit dem tadellos angegossenen, duftigen Lackschuh des Pariser Künstlers oder mit dem plumpen, dicksohligen Stiefel des ehrlichen deutschen Schusters am Fuße ihre »entrechats« ausführten. Man mochte ja auch Allen, die im Anblick solcher Herrlichkeiten schwelgten, die Lust daran von ganzem Herzen gönnen: wenn nur die bösen Folgen nicht gewesen wären! Daß die Nichtsthuer in bevorzugter Lebensstellung seit jenen Tagen ihre Sympathien zwischen Circus und Operette zu theilen begannen, darauf kam schließlich nicht allzuviel an. Schlimmer war es schon, daß diejenigen, deren Geistes- und Herzensbildung sie von theatralischen Aufführungen mehr beanspruchen hieß als angenehme Unterhaltung, durch das häufigere Anhören der Offenbachiaden ihren Geschmack vergröberten; wenngleich sie den Sinn für das Edlere nicht einbüßten, so blieb doch der Verkehr mit dem Zweifelhaften und Zweideutigen auf ihre Lebensführung nicht ohne Einfluß. Dazu trugen sie dadurch, daß sie der Behandlung unreinlicher Stoffe auf offener Scene und den entsprechenden Vortragsmanieren Berechtigung zugestanden, zur Herabwürdigung der Schaubühne bei. Die unerfreulichsten Nachwirkungen des Operetten-Unsegens traten jedoch in den breiten Schichten des Volkes zu Tage, in den Tausenden und Abertausenden, welche die musikalischen Biergärten füllen und den stärksten Bruchtheil der Theaterbesucher, das Publikum der oberen Galerien, stellen. In ihnen wurden durch die Offenbachiaden nicht nur die nach langwieriger, mühevoller Arbeit allmählich herangezogene Neigung für Besseres, für Ideales zum guten Theil vernichtet, sondern auch, ähnlich wie durch die Ausschreitungen, welche die Matadore der Gründerzeit vor aller Augen begingen, häßliche Leidenschaften geweckt, über welche Herr zu werden sie nicht immer die moralische Kraft besaßen. Ist es da übertrieben, zu behaupten, daß die französische Operette für uns ein Culturschaden wurde?

Dies und Weiteres hat Deutschland nächst Paris Wien zu verdanken. Der Unternehmungsgeist der Wiener Theaterdirectoren, die, wenn sie nur leben wollen, unablässig darum bemüht sein müssen, dem unstillbaren Heißhunger der Donaustadt nach abwechselungsvollen Zerstreuungen Genüge zu thun, brachte es vornehmlich zu Wege, daß Deutschland mit Offenbach schnell vertraut wurde. Wien, der Vereinigungspunkt westlich-überfeinerten und halbasiatischen Geschmackes, Wien, das im modernen Gesellschaftsleben die naive Frivolität vertritt, wie Paris die stilisirte, hatte die gealterte, mit den zunehmenden Jahren in der Preisgebung ihrer Reize immer sorgloser gewordene Muse Offenbach's zuerst gastfrei aufgenommen und ihr für ihre Kunstreisen durch das Land Goethe's und Kant's den Geleitsbrief ernsthafter kritisch-musikalischer Würdigung mitgegeben. Es behagte dieser aber nirgends so gut als in der lustigen Kaiserstadt; dort, wo das Drama der Lebens- und Leidensjahre Mozart's, Beethoven's und Schubert's sich abgespielt hatte, dort eröffnete sie den Reigen eines wirren, bunten Satyrspieles, das mit seinen Cinellenschlägen, mit dem wüsten Geschrei der Faune, welche auf der im Cancantaumel vom Antlitz gerissenen Larve der Bildung und Gesittung herumstampften, die Stimmen der vornehmeren Mimen bis auf den heutigen Tag zu übertönen droht. Damit nicht genug: seßhaft geworden trat sie mit dreistem Werben dem altösterreichischen Ländler entgegen, ehedem dem Musterbild einer heiter-behaglichen, in berechtigtem Selbstgenügen innerhalb ihrer natürlichen Grenzen verharrenden Musik. Sie fand williges Gehör und die Frucht, welche diesem wunderlichen Bunde ihr Dasein verdankte, war die „deutsche", will sagen: die Wiener Operette. Offenbach hatte sich ausgeschrieben; man mußte etwas Neues auf den Markt bringen. Dem Unterhaltungsbedürfniß der Menge, den Forderungen ihrer kritischen Liebediener kamen der Speculationseifer der Unternehmer und der Nachahmungstrieb der Componisten untergeordneten Ranges auf halbem Wege entgegen.

Seit der Aera Metternich hatte Wien mehr und mehr Fühlung mit der Pariser Weltanschauung gewonnen. Das fröhliche Wien vergangener Jahre wurde im engeren Sinn zum genußfrohen; der so bemerkenswerthe Charakterzug des Vollblut-Parisers, über dem Vergnügen des Heute die dem Morgen drohenden Sorgen zu vergessen, trat allgemach auch bei den Epikuräern am Strande der blauen Donau deutlich hervor. Nachgerade wurde der Tag als verloren angesehen, an welchem nicht eine „Hetz" die andere ablöste; die materielle Lebensphilosophie, welche die Versuche, die zur Förderung eines selbständigen, auf edle Ziele gerichteten deutschen Gesellschaftslebens angebahnt worden waren, grausam und gründlich zerstörte, wuchs sich vorerst unter den Deutsch-Oesterreichern recht tüchtig aus. Die echte Kunst wurde kleinlaut, die falsche großsprecherisch. Seit Grillparzer und Anastasius Grün alterten, herrschte Stille auf dem Parnaß des Wiener Waldes. Unter Laube lernte man sogar im Burgtheater das Französeln. Mit Hans Makart, dem decorativen Genie, das die wurmstichigen Pfirsiche des Alexandre Dumas auf die Leinwand übertrug, zog dann die zügellose Schaar der Pariser Quadrille, der neuen, in ungebundenem Gebahren den derben und aufrichtigen Cynismus antiker Orgien weit hinter sich lassenden modernen Bacchanten trunkenen Muthes in die Straßen der Kaiserstadt ein. Als Wien diesem Manne an festlichem Tage einmüthig zujauchzte, da war sein Schicksal als Operettenstadt besiegelt.

Singspiele mit burlesker Handlung und Parodieen waren in Wien bereits seit den zwanziger Jahren beliebt geworden; in ihnen waltete ein wenn auch grobkörniger, so doch aufrichtiger, unangekränkelter Humor; das Ausgedüftelte, Ungesunde hätte mit dem naiv lebfrischen Charakter des Altwienerthums nicht in Einklang gestanden. Erst allmählich nistete sich der moderne Hang zur Frivolität in der leichtgewogenen Gattung des Vorstadtstückes ein; begabte „Volkscomponisten", recte: geschickte Theatercapellmeister wie Wenzel Müller und späterhin Adolf Müller — nicht Bluts- aber Geistesverwandte —, die mit ansprechender Begabung für flüssige, bescheidene Melodik und einer guten Portion Leichtfertigkeit ausgerüstet Ballen von musikalischer Tageswaare unglaublich geschwind aufeinanderhäuften, leisteten ihm Vorschub. In ihre Partituren fand das lockere Element bereits Eingang; doch wurde daneben noch hin und wieder eine schlichte volksmäßige Weise vernehmbar. Träger längst vergessener Namen wandelten dann mit mehr oder minder Glück und Geschick in den gleichen Bahnen. Auch die früheren Werke Suppé's, des eigentlichen Begründers der Wiener Operette, boten noch das bewährte Allerlei von Biederkeit, Rührseligkeit und nicht immer gewähltem, aber nur selten beleidigendem Witz. Ein Musiker von selbst nur freund-

Digitized by Google

lichem ursprünglichem Talente ist er nicht und sein Name würde wohl niemals über die Grenzen des musikalischen Burgfriedens von Neu-Wien hinausgedrungen sein, wenn er nicht mit dem geschäftskundigen Blicke des künstlerischen Kleinkrämers zur rechten Stunde seinen Vortheil ersehen, wenn er nicht erkannt hätte, wie einem neuen Zeitbedürfnisse entgegenzukommen wäre, wie die Manier Offenbach, von deutschen Componisten übernommen und weitergepflegt, auf deutschem Boden beifallspendende und — zahlende Bewunderer in Hülle und Fülle finden würde. Als er den neuen Weg einschlug, ließ er keinen Zweifel darüber bestehen, wo er hinaus wollte; er begann nicht etwa damit, den jüngeren, fast noch unschuldigen Offenbach der »mariage aux lanternes«, den der zierlichen und anmuthigen Einacter nachzucomponiren, — was allerdings zu zwar nur mechanischem, aber wenigstens nicht anstößigem Abschreiben geführt haben würde — nein, er versuchte es sofort, den Ton der großen Pariser Travestie anzuschlagen. Die hochgeschürzte „belle Helène“ wurde zur „schönen Galathee“, welche in Costümfragen nicht wählerischer ist als eine schaumgeborene Venus vulgivaga nachgriechischen Zuschnittes. Die Phryne moderne Operette trat ohne den bergenden Schleier des Pariser Esprit in ihrem nicht sehr erbaulichen Naturzustande vor das Wiener Publikum. Und dieses schüttelte sich vor Lachen, als es seine Lieblinge, die es ehedem in harmlosen Staberliaden ergötzt oder in den sinnigen Märchenspielen Raimund's gerührt hatten, sich jetzt in albernem Grimassiren und abgeschmackten Gliederverrenkungen überbieten sah. Der Appell an das Allzumenschliche in der Menschennatur schlug durch. Was war denn sonst an diesen Machwerken, was vermochte anderweitig die Zuhörerschaft zu fesseln? Der Reiz der Handlung? Die Copie eines an sich schon auf die Carrikatur angelegten Fratzenstückes konnte doch keine dramatische Spannung hervorrufen. Die Musik hinwiederum war weder witzig, noch liebenswürdig, äffte das französische Vorbild sclavisch nach oder bewegte sich, eintönig, saft- und gewürzlos, in den ausgefahrenen Geleisen abgedroschener Tanzfiguren. Zu allem Uebrigen war die Instrumentation meist roh und von ermüdender Gleichförmigkeit.

Wie Suppé, so alle seine Nachfolger. Die Wiener Operette lebt und stirbt mit der Nachahmung des Pariser Modelles. Es sind dieselben, heutigen Tages bis zum Ueberdruß abgenutzten Offenbach'schen Grundtypen, denen man in den Arbeiten der Suppé, Strauß, Millöcker immer und immer wieder begegnet: die beiden komischen Dümmlinge, der trottelhafte, lüsterne Regent und der bauernschlaue Minister — die Operetten-Primadonna, zugleich pathetisch, sentimental und frech, naiv und raffinirt, Circustänzerin und Coloraturfoubrette — endlich der Liebhaber, eine Kreuzung von lyrischem Tenor und Cretin. Diesen mehr wie schwankenden Gestalten gegenüber erscheinen die Originale beinahe in freundlichem Lichte. Und nicht nur seine unzweifelhafte Selbständigkeit macht Offenbach seinen Nachfolgern unverhältnißmäßig überlegen: auch um seiner Ehrlichkeit willen muß er hoch über sie gestellt werden. Er mochte, so niedrige Ziele er sich steckte, niemals mehr scheinen, als er war; er hat, von den „Rheinnixen“, von den „contes d'Hoffmann“, die auf einem anderen Brette stehen, abgesehen, niemals etwas anderes als Grotesken liefern wollen. Seine deutschen Nachschreiber dagegen nehmen sich darum so gar kümmerlich aus, weil sie andauernd ebenso krampfhafte als fruchtlose Anstrengungen machen, ihr trauriges Handwerk zu beschönigen; sie liebäugeln mit der komischen Oper, sie betrachten sich gern als die „Fortsetzer des national-österreichischen Singspieles auf formell-erweiterter Grundlage“, sie überraschen den ahnungslosen Hörer auch wohl einmal mit einem schlecht aufgebauten, lärmenden Finale in der Art der Meyerbeer und Halévy, um den Beweis zu geben, daß sie durch Compositionsschulen gelaufen sind — — aber ungeachtet all' dieser Spiegelfechtereien kommen sie über die Offenbach'sche Schablone nicht hinaus. Ihr Thun ist nichts mehr und nichts weniger als die geschickte Ausnutzung einer gewinnbringenden Mode-Industrie; sie sind Tantièmencomponisten, so wie die Ausbeuter des gegenwärtig herrschenden deutsch-französischen Lustspielgeschmackes schlechthin als Tantièmendichter zu bezeichnen wären. Wer gern in die Vergangenheit zurückschaut, um die Gegenwart besser begreifen zu können, mag allerdings den Kopf schütteln, wenn er bedenkt, daß ein Tag- und Lohnschreiber wie Suppé aus Wien, der musikalischsten deutschen Stadt, in welcher ein so reichbegabter Componist und Meister kerndeutschen Humors wie Lortzing sich jammervoll plagen mußte, allein für die Plattheiten einer „Fatinitza“ Unsummen gezogen hat und daß er — vergebt es ihr, ihr Manen Beethoven's — von selbiger Kaiserstadt zum Ehrenbürger ernannt worden ist. Es steht zu hoffen, daß Johannes Brahms, falls man ihm einst die gleiche Auszeichnung antragen sollte, dieselbe mit Dank ablehnen wird.

Die Wiener Operette ist füglich unter culturgeschichtlichen Gesichtspunkten zu beleuchten: die ernste musikalische Kritik hat als solche im Hinblick auf die völlige Unselbständigkeit der Gattung beim besten Willen nur herzlich wenig über sie zu sagen. Alles in ihr ist Fabrikwaare — bis auf eines, und dies einzig Gute und Neue in ihr, der Strauß'sche Walzer, hat mit ihr nichts zu schaffen. Strauß und sein Bestes blieben Fremdlinge auf der Scene. Er, der feinsinnigste und liebenswürdigste aller Tanzcomponisten, hat nicht drei Tropfen Bühnenblut in sich und seine Freunde, welche ihm zuredeten „zum Theater zu gehen“, erwiesen ihm einen bösen Dienst. Es hatte in Wahrheit nicht das Geringste auf sich, ob eines der Libretti, in welche man ihn hineinschmeichelte, etwas mehr oder weniger Tadel verdiente; das Wesentliche war und ist, daß ihm die dramatische Ader abgeht und daß es ihm nicht einmal, wie den anderen vielgenannten Operettenfabrikanten, möglich war, sich die äußerliche Mache, die Fähigkeit, theatralisch effectvoll zu schreiben, anzueignen. Er war zu nichts Anderem fähig, als die reizvollen Walzer- und Polkamotive, welche ihm ehedem in überreicher Fülle, späterhin etwas spärlicher, zuströmten, entzückend zu instrumentiren; er setzte sie, unbekümmert um Declamation und Ausdruck, mit einem beliebigen Texte, wie ihn gerade Buch und Situation mit sich brachten, in Verbindung, das heißt, er schrieb unter eine Anzahl von Notenköpfen eine ungefähr gleiche Anzahl von Silben oder überließ diese für ihn sehr mechanische Thätigkeit seinen Mitarbeitern. Die armen Operettendarsteller hatten nun zuzusehen, wie sie das idyllische Nebeneinander von Wort und Melodie zu Gesang verschmelzen mochten.

Immerhin ermöglichte diese Art des Componirens es dem Musikfreunde, die Walzerpartieen aus den Strauß'schen Partituren ohne Umstände herauszulösen. War dies geschehen, so konnte man jene erst ihrem wahren Werthe nach schätzen: und zwar nicht nur als vortreffliche Tanzweisen, sondern auch als wundervolle Musikstücke von ursprünglicher Erfindung, eigenartigem Stimmungszauber und stets zierlich ausgearbeiteter Fassung. Als solche werden sie auch in der Zukunft gewürdigt werden. Wenn Niemand mehr an das blöde Possenspiel einer „Fledermaus“, eines „Spitzentuches“ denken oder überhaupt sich dessen erinnern wird, daß sich in Johann Strauß einmal der Ehrgeiz regte, für die Bühne thätig zu sein, ja wenn, wie zu hoffen, das ganze Operettenunwesen einst wie ein böser Traum hinter uns liegen wird, dann werden die jenen und anderen Werken Johann's des Wienerischen entnommenen Walzer als Offenbarungen einer zugleich volksthümlichen und hinreißend feurigen Melodik, als Meisterstücke schwungvoll-rhythmischer Poesien, als Musterbeispiele graziöser musikalischer Kleinkunst noch in voller Jugendfrische leben und Vielen frohe Stunden, die keine bittere Nachempfindung zurücklassen, bereiten.

Die Wiener Operette hat, wie einstmals die Pariser, Alldeutschland mit ihren Erzeugnissen überschwemmt. In allen größeren Orten besteht eine, in der Reichshauptstadt sogar mehrere Bühnen, welche ganz oder nahezu ausschließlich dem Cultus des deutschen Cancan geweiht sind. Sie alle finden ihre Rechnung. Es wäre von Werth, wenn festgestellt werden könnte, welche Summen allein seit den Jahren 1870—71 in die Kassen der deutschen Operettentheater geflossen sind — die Herabminderung, welche der öffentliche Kunstgeschmack erlitten

Digitized by Google

hat, läßt sich freilich nicht zahlenmäßig ausdrücken. Thöricht würde es sein, sich darüber aufzuhalten oder gar moralische Entrüstung zur Schau zu tragen: jedes Publikum hat die Kunst, welche es verdient. Es ist sein eigener Herr, braucht sich am allerwenigsten in Rücksicht auf seine Liebhabereien bevormunden zu lassen — es hat das Recht, dort seine Erbauung zu suchen, wo es will. Ebensowenig wäre es angezeigt, der Presse einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie, selbst vornehmere Organe mit eingeschlossen, alle Vorgänge auf dem Gebiete der Operetten-Halbwelt mit breitester Ausführlichkeit bespricht, sich über eine Operettenfrage in einer Weise erhitzt, wie wenn eine Angelegenheit der nationalen Wohlfahrt und eines der höchsten Güter der Menschheit auf dem Spiele ständen — man denke an den wüthenden Streit der Berliner und Wiener Blätter über das Textbuch der „Nacht in Venedig" — und wenn sie der Tingeltangel-Diva einer Millöckerbühne mit derselben Rücksicht und Achtung entgegenkommt, wie der im bürgerlichen Leben sehr wenig pikanten, aber den höchsten Idealen der Kunst zugewandten Interpretin Goethe's oder Mozart's. Denn ist der Erfolg nicht der Ausdruck der öffentlichen Meinung und hat die Presse nicht die Aufgabe, ein redlicher Wortführer der öffentlichen Meinung zu sein? Ist sie nicht sogar ganz im Recht, wenn sie neuerdings eine Operette, welche sich für eine „Volksoper" ausgibt, auch als eine derartige anpreist, da ja das Volk sich zu den Aufführungen derselben in hellen Haufen hinzudrängt? Es hieße wenigstens von der Einsicht der Kritik gering denken, wenn man ihr ungerechtfertigter Weise zutrauen möchte, daß sie die für jenes Machwerk gewählte Bezeichnung auch um des inneren, ethischen Werthes desselben für angemessen erachtete und so die „Sieben Schwaben" etwa in eine Reihe mit dem „Freischütz" oder „Wilhelm Tell" stellen wollte. Das liegt ihr fern. Die Kritik ist sicherlich nicht der Ansicht, daß ein Wechselbalg wie die moderne Operette, der schon mit der Marke des Verfalles auf der Stirn zur Welt kam, jemals zu geraden und schönen Gliedern kommen, daß die, sei es echte oder verwässerte Offenbachiade sich jemals moralisch und künstlerisch läutern lassen könne. Sie weiß ebensogut, daß, wollten die Wiener Componisten allen Pariser Reizungen entsagen und sich mit einer harmlosen Handlung, in die einige bescheidene, schlicht geformte Musikstücke einzustreuen seien, begnügen, das so Entstandene weder eine Volks- noch eine sonstige Oper sein würde, sondern unser gemüthliches, altes, deutsches Singspiel. Da sie somit davon überzeugt sein darf, daß die Operette keine Zukunft hat, ist sie weltmännisch und gutmüthig genug, um dem Publikum die Freude an einem seiner Lieblingsgenüsse nicht zu verderben und den Operettenschreibern den goldenen Boden ihres Handwerkes nicht unter den Füßen wegzuziehen. Es steht dahin, ob sie noch lange Gelegenheit haben wird, ihre menschenfreundliche Rücksicht walten zu lassen; es sind in letzter Zeit Stimmen laut geworden, welche der ganzen Operettenherrlichkeit ein baldiges Ende in Aussicht stellen. Wir unsererseits glauben, daß ihr ein solches erst dann bevorsteht, wenn der letzte Offenbachianer an der Seine die Feder aus der Hand gelegt haben wird. So lange nämlich noch in Paris eine neue Operette oder ein neues Sittenstück über die Bretter geht, wird es nicht an deutschen Theaterdirectoren mangeln, die selbiges Werk bei uns heimisch machen, wird es nicht an Dichtern und Componisten fehlen, die dergleichen nachahmen, wird das Publikum sich einstellen, welches Original und Abklatsch unparteiisch mit dem gleichen stürmischen Beifall bedenkt. Vielleicht ist es jedoch der deutschen Operette beschieden, ihr französisches Vorbild noch um eine Spanne Zeit zu überleben. Sagt ja der große Menschenkenner Lessing: „Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen beginnt. Aber oft auch dann noch nicht."

## Feuilleton.

### Zwei Nächte.

Von B. Noelting.

Der Redner hatte seinen Vortrag: „Ueber die höchsten Ziele des Schriftstellerthums" beendet. Lebhafter Applaus der zahlreich Anwesenden gab Zeugniß, daß er seine Hörer zu packen gewußt hatte. Dann drängte Alles den Ausgängen zu. Nur einige Herren, die in der ersten Reihe gesessen hatten, blieben noch, Bemerkungen über das Gehörte eintauschend, stehen. Es waren meist junge Männer, die sich um einen älteren Herrn geschaart hatten, dessen blühendes Gesicht unter dem kaum ergrauten Haar heiter in den Kreis der Freunde hineinlächelte. Ein schwarzer Anzug von tadellosem Schnitt verlieh seiner zur Corpulenz neigenden Figur einen Anstrich von Eleganz, ohne die Grenze des Geckenhaften zu überschreiten. Hier und da warf er ein Wort in die Unterhaltung hinein, das von den Anderen mit einem gewissen Respect aufgenommen wurde.

Ein neuer Ankömmling näherte sich mit langsamen Schritten der Gruppe. „Sieh dies Megatherium!" flüsterte ein junger Maler seinem Nachbar zu. Der so Genannte hatte die Herren erreicht und wandte sich an den Eleganten. „Du wirst mich wohl kaum wiedererkennen, Erich," sagte er mit halblauter Stimme und flüchtigem Lächeln. „Du aber hast Dich wenig verändert!"

Der Angeredete starrte einen Augenblick in das Gesicht des Sprechers: „Franz Reimers!" rief er. Mit Wärme schüttelte er dem Jugendfreund die Hand. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen! Sei herzlich willkommen!" Er ging mit dem Neugefundenen einige Schritte abseits und überschüttete ihn mit Fragen. Dazwischen sagte er: „Ich lasse Dir gar nicht Zeit zum Antworten! Komm mit mir nach Haus! Ein paar meiner Freunde sind bei mir! Da lernst Du gleich einige Berühmtheiten der Residenz kennen!"

Franz Reimers, augenscheinlich durch die Begrüßung angenehm berührt, sagte sein Kommen zu. Erich nickte den Freunden ein „auf Wiedersehen" zu, schob seinen Arm unter den des Gastes und führte ihn, immer lebhaft erzählend, nach der Garderobe und aus dem Hause. Eine vor der Thür harrende Equipage nahm dann den Wirth und seinen Gast auf.

„Nun aber erzähl' doch von Dir," rief nach einer Pause im Gespräch Erich. „Lebst Du noch in Deinem kleinen Nest? Warum hast Du mich all' diese Jahre nicht aufgesucht, Du fährst ja kaum zwölf Stunden bis zu uns!"

„Ich habe immer so viel zu thun," entschuldigte sich der Andere in seiner halblauten, die Worte suchenden Sprechweise. „In den Ferien bin ich froh, für mich arbeiten zu können. Die meisten Bücher, deren ich bedarf, erhalte ich geschickt. Und wenn ich diesmal nicht nothwendig auf der Bibliothek in einige Manuscripte hätte Einsicht nehmen müssen, — es ist da eine schwierige Stelle, die mir schon Monate lang zu schaffen macht —, so wäre ich auch wohl jetzt noch nicht hierher gekommen."

„Das begreife ich nicht," rief der Andere. „Ich ginge an Geist und Körper zu Grunde in solch' einem Provinznest. — Bist Du noch immer nicht verheirathet?"

„Wie könnte das sein!" erwiderte Dr. Reimers.

„Nun warum nicht! Freilich, jetzt wäre es etwas spät, und dann, ich vergaß, Du bist ein solch' guter Sohn und Bruder! Wie geht es den Deinigen?"

„Sieh," fuhr der Gast fort, ohne die Einrede zu beachten, „das Gehalt eines Gymnasiallehrers ist ja nicht groß. Da war Anfangs meine gute Mutter. Und die Brüder! Die Jungen hatten Alle so gute Anlagen und Lust zum Studiren. Und ich, als der Aelteste, war doch nach der Eltern Tod für ihre Ausbildung verantwortlich. So schickte ich sie denn auf die Universität, einen nach dem anderen. Und wenn sie auch Stipendien erhielten und sich behalfen — es mußte natürlich zugeschossen werden. Darüber gingen die Jahre hin. Vielleicht, wenn ich mehr Privatstunden gegeben hätte — aber da war mein Commentar zu

Digitized by Google

Kant. Zehn Jahre Vorstudien, vier Jahre zum Schreiben des Buches selbst — rechne das mal zusammen!"

„Himmel!" rief Erich. „Vierzehn Jahre lang hat der Unglücksmensch über einem Buch versessen! Hat es Dir denn wenigstens etwas eingebracht?"

„Nun, das wohl nicht, die Philosophen von Fach schwiegen es todt. Für das große Publikum ist es natürlich nichts. Ein paar unserer besten Zeitschriften haben es mit Anerkennung besprochen und mich um populäre philosophische Artikel gebeten. Dazu konnte ich mich aber nicht entschließen, denn ich mußte meine Kraft sparen für einen Commentar zu Spinoza's Ethik, an dem ich jetzt arbeite."

„Und so hast Du für die grenzenlose Mühe in jeder Hinsicht keinen Lohn gehabt? Alter Junge, das thut mir aufrichtig leid." Erich legte seine volle, warme Hand herzlich auf die des Freundes.

„O, bitte," antwortete dieser, „das konnte kaum anders sein. Als ich mit meiner Arbeit anfing, — da hab' ich wohl gehofft, in weiteren Kreisen wirken zu können. Zu unserer Zeit, da der kirchliche Glaube unter den Gebildeten fast ganz erstorben ist, thut ein Stab noth! Und das gewaltige Werk Kant's ist für den Laien so schwer verständlich! Auch Spinoza. — Aber, ich wollte fragen: Hast Du das Exemplar erhalten, das ich Dir zuschickte?"

„Es ist wirklich unrecht von mir, daß ich Dir nicht dafür gedankt habe! Ich wollte es immer lesen, aus Interesse für Dich, denn mit Philosophie geb' ich mich grundsätzlich sonst nicht ab," erwiderte Erich. „Ueber die letzten Fragen kann sie uns doch keine Auskunft geben, wir sind in Bezug darauf just so weit wie Adam im Paradiese. Auch halte ich für den Dichter diese mehr oder minder trockene Weisheit nicht zuträglich. Deine Sendung traf auch unglücklicher Weise mit meinem Hauskauf zusammen! — und dann darf ich nicht zu viel feiern; mein Verleger ist sehr verstimmt, wenn ein Weihnachten verfließt, ohne ein Werk von mir zu bringen."

Eine kleine Pause entstand, der Wagen rasselte eintönig. „Ja," sagte Franz Reimers mit seiner milden Stimme, „ich habe Dich wirklich oft bewundert! Wie leicht und rasch kannst Du schaffen! Alle die hübschen frischen Lieder! Und zum Theil selbst componirt! Es ist so natürlich, daß sie reißenden Absatz haben. Lustiger Humor thut uns ernsthaften Deutschen immer wohl!"

Der Wagen hielt vor einer stattlichen Villa. „Wie schade, daß es dunkel ist," sagte Erich beim Aussteigen. „Die Fassade ist wirklich hübsch, von einem unserer ersten Architekten entworfen." Er sah erwartungsvoll den Freund an, als sie durch das mit Frescomalereien geschmückte Treppenhaus gingen. Da dieser aber mit blinden Augen die Treppe hinaufstieg, fragte er: „Du interessirst Dich wohl nicht für moderne Renaissance?"

Franz Reimers warf aus kurzsichtigen Augen einen zerstreuten Blick um sich. „Es ist wirklich sehr hübsch! Unsere Bürgermeisterin hat sich auch modern eingerichtet, jedes Zimmer in anderem Stil, eins gothisch, eins Renaissance, eins Rococo, das gefällt mir nicht. Bei Dir ist es wohl nicht so!"

Erich lachte etwas verstimmt. „Gewiß nicht! Hier ist unser Empfangszimmer. Mach' Dir's bequem, während ich meine Frau rufe!"

Ein hübsches, kaum erwachsenes Mädchen trat den Herren entgegen. „Meine Tochter Else," stellte Erich vor. „Unterhalte meinen alten Freund, Gymnasiallehrer Dr. Reimers, Kind, bis ich zurückkomme!"

„Bitte, setzen Sie sich," sagte Elsa, „hier am Kamin. Wann sind Sie mit Papa bekannt gewesen?"

Sie war ihm vorangegangen über den Smyrnateppich, der den ganzen Fußboden bedeckte und setzte sich nun graziös in einen Schaukelstuhl am Kamin, während er auf dem Lehnsessel Platz nahm. Im Stillen fand sie es „schrecklich langweilig", daß sie einen fremden „alten" Mann unterhalten mußte und hoffte auf baldige Erlösung.

„Wir haben in Jena zwei Jahre zusammen studirt," antwortete der Gast. „Ihr Vater war ein munterer Geselle, Alle hatten ihn lieb und ich ganz besonders, ich schwerfälliger Grübler. Seine Frische that mir wohl."

Elsas Augen glänzten auf. „Ja, Papa wird noch heute von aller Welt geliebt und verehrt! Sehen Sie mal!" Sie sprang auf, eilte an einen mit Prachtwerken bedeckten Tisch und kehrte mit einem kostbar gebundenen Album zurück. „Das hat ihm der Prinz geschenkt, der Papas Gedichte auswendig kennt. Die Photographien von ihm selbst und von seiner ganzen Familie! — Warum haben Sie sich denn aber garnicht sehen lassen, wenn Sie Papa lieb hatten?" fuhr sie nach einer Weile fort, während Dr. Reimers gewissenhaft das Album bewunderte. „Aus aller Herren Länder kommen Freunde zu Papa, seitdem er berühmt ist — und er ist so gütig gegen Alle!"

Dr. Reimers lächelte bei dem letzten Wort. „Ja, das glaub' ich gern. — Aber ich bedurfte seiner Güte ja nicht, und die Freundschaft konnte ich nicht pflegen, denn Ihr Vater ist ein schlechter Briefschreiber!"

Das junge Mädchen erröthete. Sie hatte wirklich im „alten Freund" einen Bittsteller vermuthet. Rasch fragte sie:

„Sehen Sie dies Gemälde, finden Sie es ähnlich?"

Das Bild stellte die junge Dame in altdeutscher Tracht dar. Dr. Reimers betrachtete es lange schweigend und sagte dann: „Das Gesicht ist von bestrickendem Liebreiz, aber idealisirt."

Elsa schwankte zwischen Aerger und Lachen. Dieser alte Pedant, aus dessen Munde „bestrickender Liebreiz" schon lächerlich klang, redete noch dazu von „idealisirt".

Als ob ihm jetzt erst die Augen aufgingen, sah Dr. Reimers an den goldbrocatenen Tapeten entlang über die mit ähnlichem Stoff bezogenen Möbel, die schweren Vorhänge, den brennenden Kronleuchter, und das flackernde Feuer im Kamin.

„Wie schön ist es hier!"

„Ja, Alles das hat Papa sich ersungen," sagte die stolze Tochter.

Die Herrin des Hauses, eine stattliche Dame von ungefähr vierzig Jahren, trat am Arm ihres Mannes ein und begrüßte den Gast mit Freundlichkeit. Gleich darauf erschienen unter Lachen und Plaudern die übrigen Geladenen, ein halbes Dutzend junger und älterer Herren.

Mancher Name von gutem Klang schlug an das Ohr des Provinzialen, mancher auch, den er nie gehört hatte, obwohl er als „berühmt" bezeichnet wurde. „Herr Alfred Binder," sagte Erich, dem Freunde einen jungen Mann präsentirend, „ein Wilhelm Busch in der Knospe! Den kennst Du doch? Natürlich! Mein junger Freund geht erfolgreich auf seinen Spuren. Herr So und So, Redacteur unseres gelesensten Blattes, u. s. w."

Alfred Binder zog nach der Vorstellung seinen Freund, den Bildhauer, bei Seite. „Sieh' Dir mal dies Original an," flüsterte er, „das muß ich haben!"

„Ich finde nichts Besonderes an ihm," sagte der Bildhauer.

„Ich bitte Dich," fuhr der Maler erregt fort. „Sieh die Buckeln auf der Stirn, diese Augen, die nach innen blicken, den Mund, der nie ein hübsches Mädchen geküßt hat, darauf möchte ich schwören, die feinen Fältchen des Gesichts! Und der altmodische Rock, die weiten Hosen! Ich sage Dir, es gibt die herrlichste Carrikatur für mein neuestes Werk! So Etwas stößt Einem selten in der Weltstadt auf! Ich muß ihn haben!"

Der Andere lachte: „Rede ihm vor, sein Kopf solle als Modell für einen Humanisten dienen. Dafür paßt er auch nicht schlecht und das wird ihm ungeheuer schmeicheln."

„Ach," seufzte Alfred, „Erich hat ihm leider mein Metier schon verrathen, und er sieht zu klug aus, um auf eine Schmeichelei hereinzufallen. Ich muß mir etwas Anderes ausdenken!"

„Worüber sprechen Sie so eifrig?" fragte Elsa im Vorübergehen.

Der Maler ließ den Freund stehen und gesellte sich zum jungen Mädchen. Eifrig und leise in sie hineinredend, ging er mit ihr auf und ab. Es war ein hübscher Anblick, die beiden jungen Leute, die eine Atmosphäre von Jugendlust und Uebermuth zu umwehen schien. Hell ertönte einige Mal Elsa's Lachen aus der Unterhaltung. Franz Reimers' Auge ruhte gedankenvoll auf dem Paar. Er war der Ansicht, daß der Mensch sich nach dem beurtheilen lasse, worüber er lache. So bemühte er sich, etwas von dem Gespräch zu erlauschen, hörte aber nur einmal das junge Mädchen sagen: „Versprechen kann ich nichts! Sie kennen Papa! Er leidet so was nicht. Aber ich will thun, was ich kann!"

In sein Nachdenken, was es wohl sein könne, das sie zu thun beabsichtige, brach die Meldung des Dieners, daß angerichtet sei. Erich er-

Digitized by Google

suchte den Freund, die Hausherrin zu führen, was dieser mit linkischer Verbeugung that.

Die Tafel war reich besetzt. Eine launige Ansprache des Wirthes eröffnete die Reihe der Reden in Vers und Prosa. Bei Tisch im Freundeskreise kamen ihm die besten Gedanken für seine Gedichte. Er schloß seinen Trinkspruch mit den Worten:

Noch kreist im Blut der Jugend Saft,
Noch schwingen wir den Becher,
Noch brennt nach Thaten unsere Kraft —
Glückauf, Du deutscher Zecher!
Und trinke täglich neue Lust
Im edlen Naß der Rebe
Und drück' die Freude an die Brust
Und juble laut: Ich lebe!"

Er reichte darauf ein silbernes Trinkhorn dem Studienfreund hinüber und lächelte ihm zu. Er ist der alte, gute Junge geblieben! dachte Dr. Reimers. (Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### Allerlei Einacter.

Es ist eine schlimme Theaterzeit. Wo ein ganzes Volk in bangem Vorgefühl ein nationales Unglück fürchtet, da kann sich die aufmerkende arglose Zuschauerstimmung nicht einfinden. Die Theater sind schlecht besucht, das Berliner Stammpublikum fehlt, und die Anwesenden schenken nur ein halbes Gehör den Wunderdingen, von denen ihnen da der Dichter und Tonsetzer und ihre Dolmetscher singen und sagen. So verfielen denn einige Bühnen auf das Auskunftsmittel, den Abend mit möglichst kurzen und harmlosen Werken zu füllen, die nur vorübergehende Aufmerksamkeit verlangen und schon im Zwischenacte wieder vergessen werden können. Das Deutsche Theater hat stets eine verdächtige Zärtlichkeit für solche dramatische Nippsachen an den Tag gelegt. Es ist ja so bequem, sich durch die Aufführung einiger Einacter (2—3 Procent Tantième, Uebersetzungen noch billiger), mit der lästigen Verpflichtung abzufinden, die dichterische Production zu unterstützen. Wenn dann am Ende der Saison die Zeitungen verkünden, daß man die neuesten Stücke von Heyse, Fitger, Fulda, Bernstein gespielt hat, dann wird ja nicht lange darnach gefragt, ob es bloß anspruchslose Kleinigkeiten waren oder aber große Stücke, deren Aufführung ein Wagniß und ein künstlerisches Verdienst bedeutet: der Schein ist gerettet, der zeitgenössischen Literatur geholfen, und frohen Muthes kann man wieder zu unseren Classikern zurückkehren, deren beste Eigenschaft in den Augen unserer Directoren jedenfalls darin besteht, daß ihre Meisterwerke nicht mehr tantièmepflichtig sind.

Paul Heyse's einactiges Trauerspiel: „Zwischen Lipp' und Bechersrand" war freilich schon zu schwere Kost für die allgemeine Theaterunlust und machte kein Glück. Heyse hat eine Vorliebe für einactige Tragödien — eine weit bessere, „Ehrenschulden", haben wir vergangenes Jahr ebenfalls im Deutschen Theater gesehen —, und wir können uns wohl denken, wie er auf diese seine Specialität gekommen ist. Die Kritik hat ihm so lange vorgeworfen, er sei kein Dramatiker, daß er nun im kleinsten Rahmen die vielfältigste Schlagkraft zu concentriren sucht. Leider spielt ihm aber schon bei der Stoffwahl der Novellist fast regelmäßig einen Streich. Die echte Heyse'sche Freude an socialen Problemen und verzwickten psychologischen Räthseln, die man sich in epischer Form wohl gefallen lassen kann, ist auf der Bühne immer verhängnißvoll. In der Novelle, im Roman läßt sich jede Spitzfindigkeit so hübsch glaubhaft motiviren, man huscht nur so über die Fährlichkeiten hinweg und escamotirt bei etwelchem Geschick die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Aber in der unerbittlichen grellen Bühnenbeleuchtung verfangen solche Künste nicht. Da heißt es Farbe bekennen, klar exponiren und einfach motiviren, auf Subtilitäten verzichten und mit großen Schritten geradenwegs auf das klare Ziel losgehen. Heyse ist aber zu fein organisirt für diese etwas grobmaterielle Arbeit. Auch sein neuer Einacter sündigt gegen alle dramatischen Regeln. Schon die unmögliche Handlung: zwischen Trauung und Hochzeitsreise übergibt ein junger Ehemann feierlich seiner Frau den Schlüssel zu einem Schubfach, worin seine Liebesbriefe, „die Denkmäler seiner Jugendthorheit", liegen. Die junge Frau hat ebenfalls nichts Klügeres zu thun, als sich sofort in die Lectüre derselben zu vertiefen. Zu ihrem Erstaunen findet sie Blätter von der Hand ihrer Mutter, die folglich ganz ohne Zweifel ihres Mannes Geliebte war. In der doppelten Unmöglichkeit, mit ihm zu leben und auf ihre Liebe zu verzichten, nimmt sie Gift. Zu diesen schiefen Voraussetzungen kommen noch andere. Lydia kennt den Fehltritt ihrer Mutter, aber nicht den Namen des Galans, der zugleich ihren Vater im Duell tödtete; ebenso wenig kennt ihr Mann den Namen seiner ehemaligen Geliebten und den seines Gegners, — zwei Ungeheuerlichkeiten, die auch einem solider gebauten und nicht nur von Monologen sich fristenden Drama den Hals brechen mußten. Noch eine Klippe ist die fehlende „Einheit des Tones", wie die Maler sagen würden. Das Stück beginnt wie ein Lustspiel und endet nach einer halben Stunde mit einem krassen Selbstmord, noch ehe das Publikum in der Stimmung war, sich in alle die widerwärtigen Dinge, die da berührt werden, und die tragischen Donner der Schicksalstragödie hineinzufinden.

Mehr Glück hatte die zweite übrigens bereits 44 Jahre alte Novität. „La ciguë", eine Jugendarbeit von Emile Augier, wurde im Mai 1844 zum erstenmal im Pariser Odéon mit einem schönen Beifall gegeben und ist seither in's Repertoire des Theatre francais übergegangen. Es ist ein griechisches Lustspiel, aber unter Chlamys und Chiton stecken so gut moderne Menschen, wie in den classischen Stücken Ponsard's, die Augier offenbar als Vorbild nahm, und aus den hübsch pointirten Versen spricht schon der scharf beobachtende Sittenschilderer der späteren Zeit. Auch hier spielt das Gift eine Rolle, wie in Heyse's kleinem Stück. Mit dem Schierling ist aber nicht der berühmte letzte Trunk des alten Sokrates gemeint, sondern die blasirte Laune eines jungen Atheners, der vorzeitig an Musset's und Byron's Weltschmerz leidet und von Wettrennen, Hetären, Parasiten und Flötenspielern angeekelt sich mit Selbstmordgedanken trägt. Vorher will er aber noch eine junge Sclavin aus Cypern erwarten, um sich vor dem Tode noch einmal am Anblick eines hübschen Frauenantlitzes zu erfreuen. In der That ist auch die Sclavin in ihrer Unschuld so entzückend, daß der Zuschauer sich über die Absichten des angehenden Selbstmörders gleich vollkommen beruhigt. Aber Klinias will angeblich lustig sterben, so wie er gelebt, und er verspricht seinen beiden Freunden, dem halbbetrunkenen mageren Paris und dem geizigen dicken Kleon, daß er den zu seinem Erben mache, dem es gelinge, die Liebe des schönen Mädchens zu erringen. Die beiden alten Sünder wollen sich nun der Sclavin angenehm machen, raspeln Süßholz und brüsten sich auf Kosten des Nebenbuhlers. Die Schöne ist von diesen „plötzlichen" Liebhabern angewidert, und auch Klinias ändert seinen Letzten Willen: nunmehr soll der sein Erbe sein, der die Liebe der Sclavin nicht gewinne. In Folge dessen wechseln die Freier plötzlich ihre Taktik, malen sich selbst in den schwärzesten Farben und zeigen sich so in ihrer wahren Gestalt. Paris empfiehlt sogar jetzt recht warm den fetten aber tugendhaften Nebenbuhler und singt wie Shakespeare's Cäsar das Lob der wohlbeleibten Männer:

„La vertu seule est grasse, et les mauvais sujets
Ont beau manger et boire, ils n'engraissent jamais."

Klinias weist den frechen Possenreißern endlich die Thür und läßt den Schierlingsbecher kommen. Mit einem untrüglichen Aufschrei der Liebe verhindert ihn aber die Sclavin am Selbstmord; er erkennt, daß er zum erstenmale geliebt wird und hat wieder Freude am Leben.

Dieses anmuthige und feine Lustspiel ist wohl angethan, um einen Dichter wie Arthur Fitger zu einem Uebersetzungsversuch zu verlocken. Die wohllautenden Verse Augier's, über deren Form freilich die heute in Frankreich maßgebenden „Parnassier" mit Lecomte de l'Isle an der Spitze die Nasen rümpfen, wurden von dem Uebersetzer leider ebenfalls in Alexandrinern wiedergegeben. Aber wenn Zwei dasselbe thun, so ist's doch nicht dasselbe. Den französischen Theatervers, namentlich in der von Victor Hugo eingeführten freien Behandlung, kann man sich wohl gefallen lassen, aber das „Wüstenroß aus Alexandria" hat im Deutschen, auch wo es von einem Freiligrath getummelt wird, mit seiner regelmäßigen Cäsur einen so monotonen Trab, daß sich darauf schon unser ganzes gereimtes Theater von Kotzebue, Körner, Steigentesch, Houwald zu Schanden geritten. Wir besitzen in dem fünffüßigen Jambus einen so natürlichen und ausdrucksvollen Theatervers, daß es uns unbegreiflich ist, wie Fitger die alte französische Klappermäre noch besteigen mochte. Wollte er den Reiz von Augier's Antithesen und Reimen nachbilden, so hätte er ja seine Blankverse paarweis reimen können, so wie Adolf Laun den Molière verdeutscht oder wie Wilhelm Jordan in seinen graziösen Lustspielen dafür ein schönes Vorbild gegeben hat. Im Uebrigen verkennen wir nicht die Treue dieser Nachdichtung, den durchweg hochpoetischen Wurf der Verse und die Gewandtheit, womit das echt französische Antithesenspiel im Deutschen nachgebildet ist. Gespielt wurde auch in diesem Stücke schleppend und langweilig, sodaß der Einfall des Klinias, der ohnehin nur für einen Einacter reicht, ermüden mußte. Fitger hätte die zwei Aufzüge entschieden in einen einzigen zusammen ziehen sollen.

Die Breite ist ebenfalls der Fehler der dritten kleinen Novität im Deutschen Theater: Max Bernstein's „Coeur-Dame". Eine junge Frau verhindert durch ihr reizendes Geplauder ihren Mann daran, eine Untreue zu begehen. Das Stück ist nicht ohne Geist und Witz und wurde dennoch abgelehnt.

In die gleiche Kategorie gehören auch die Novitäten des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. „Die Schwätzerin von Saragossa", eine der ersten Operetten von Jacques Offenbach und in den sechziger Jahren bereits einmal in Berlin gegeben, ist nach einem Zwischenspiele des Cervantes gearbeitet, das bisher nur in's Französische übersetzt wurde und sich weder in Schack's noch in Rapp's „Spanischen Theater" findet. Eine Schwätzerin, von einem Schwätzer überschwatzt und dadurch curirt, — man kann sich denken, welche Kobolde der Componist in seiner Partitur zu entfesseln weiß. Uebrigens ist es noch der Offenbach erster Manier, der harmlose, melodienreiche Tonsetzer des „Fortunio" und der „Verlobung bei Laternenschein"; der Cancan bricht in seiner Musik erst später los.

Das kärthnerische Liederspiel: „Am Wörther See", vor etwa acht Jahren im Wiener Hofoperntheater zum erstenmal aufgeführt, ist bereits wieder vom Theaterzettel verschwunden. Thomas Koschat, der Componist oder, wie die Kärnthner und Tyroler Localpatrioten versichern, der bloße Arrangeur der bekannten Volkslieder „Verlassen bin i" u. s. w., hat seine beliebtesten Gesänge in die Handlung verwoben, aber diese ist doch zu kindlich, um den anmuthigen ländlichen Klängen zu einem Bühnendasein zu verhelfen. Z.

Digitized by Google

## Inserate.


Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in **Berlin**, erscheint soeben:

**Luise Westkirch: Rauch.**

**Sechs Novellen aus dem Alltagsleben.**

8°. Elegant geheftet 3 ℳ 50 ₰.

Diese eigenartigen, aus dem schnell pulsirenden Leben der Gegenwart geschöpften, Darstellungen verdienen die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Deutschen Leserwelt.

**Russisch.**

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von **F. Booch-Árkossy.**

2 Kurse zu 3 ℳ, Schlüssel 2 ℳ.

**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

**Noblesse oblige.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

**Erste bis vierte Auflage.**

In unserem Verlage erscheint:

**Die Gemälde-Galerie**

der

**Königlichen Museen zu Berlin.**

Mit erläuterndem Text

von

**Julius Meyer und Wilhelm Bode.**

Herausgegeben von der

**General-Verwaltung.**

**Die ersten beiden Lieferungen, je 6 Einzel blätter und 7 resp. 4 Bogen Text enthaltend, sind erschienen; alle folgenden werden ebenfalls je 6 Einzelblätter und durchschnittlich 4 Bogen Text bringen. Gross-Folioformat. Jährlich werden zwei bis drei Lieferungen ausgegeben.**

Preis jeder Lieferung 30 ℳ. — Ausserdem werden abgezogen in grösstem Folioformat:

Künstler-Ausgabe: Remarque-Drucke auf japanischem Papier mit eigenhändiger Unterschrift der Künstler in 25 in der Presse numerirten Exemplaren.

Preis der Lieferung 100 ℳ.

Vorzugs-Ausgabe: auf chinesischem Papier mit breitem Plattenrande in 80 in der Presse numerirten Exemplaren.

Preis der Lieferung 60 ℳ.

**Berlin. G. Grote'scher Verlag.**

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**

**Aus Dur und Moll.**

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

**Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.**

Eleg. geb. in Originalband **Mk. 6.—**

**„Dur und Moll"** ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

**Kaiser Wilhelm und sein Reich.**

von

**Ed. Simon.**

Autorisirte Bearbeitung.

**Aus dem Französischen.**

**Ein starker Oktavband 6 M., eleg. geb. 8 M.**

Obiges Werk verdient gerade jetzt nach dem Tode des **großen Kaisers** auch in Deutschland allseitige Beachtung. Rückhaltlos zollt Autor dem Verewigten Anerkennung und schildert mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einer in **Frankreich** erschienenen und für **Franzosen** bestimmten Biographie nicht für möglich hält, das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

**Bad Pyrmont.**

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

**Altbekannte Stahl- und Soolquellen.**

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

**Bad Nauheim**

bei Frankfurt a. Main, Station der Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

**Grossh. Hess. Badedirection Bad-Nauheim. Jäger.**

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **H. Kruse,** Dram. Werke. 11 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 10 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder; ferner: Hist. du Parlement de Paris par l'abbé Big... (Voltaire), Amsterd. 1769; Le Toreau blanc, Memphis 1774 (Voltaire) und: Voltariana ou Eloges amphigouriques de Fr. Marie Arouet, Paris 1748 (seltenes Pamphlet), zusammen 40 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Eichendorff,** Sämmtl. Werke. Leipz. 83. 4 Bde. Eleg. Lw. und **Gaudy,** Sämmtl. Werke. 8 Bde. geb. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben u. Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Byron,** Werke, dtsch. v. Schäffer etc. 4 Bde. Lw.; ferner **Ariost,** Rasender Roland (v. Gries), 2 Bde., neu; **Dante,** Göttl. Komödie (v. Berneck), Hf. und **Boccaccio,** Troilus u. Cressida (v. Beaulieu), Berl. 84. Eleg. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Hogarth,** Werke i. Stahlstichen v. Riepenhausen. Göttingen. Folio oblong. Hf. 20 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Johannes Scherr:** Studien, 3 Bde., Gesch. d. dtsch. Frauenwelt, 2 Bde., Von 1848—51, 3 Bde., Schillers Leben, 2 Bde., Gesch. d. Religion, 3 Bde.. Aus d. Sündfluthzeit, Farrago, Mixedpickles, Haidekraut, Neues Historienbuch, Hammerschläge, Die Nihilisten, Gestalten u. Geschichten, Letzte Gänge, zus. 22 Bände nur 50 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Hierzu eine Beilage von Robert Oppenheim in Berlin.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
MAY 22 1933
Library

№ 18. Berlin, den 5. Mai 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Der Staat und die Kirche. Von C. Silberschlag. — Der naturwissenschaftliche Unterricht in unseren Gymnasien. Von Ernst Schenck. — **Literatur und Kunst:** Die philosophische Abstraction in unserer Literatur. Von H. v. Eicken. — Erinnerungen an Gustav Kühne. Von Adolph Kohut. — Eine neue Hypothese über die Venus von Milo. Von Anton Eichler. — **Feuilleton:** Zwei Nächte. Von B. Noelting. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Zwei Wohlthätigkeits-Ausstellungen. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. „Griechisches Feuer". Lustspiel in drei Acten von Oscar Justinus. Von Z. — Wagner's „Rheingold" im K. Opernhause. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

### Der Staat und die Kirche.

Von C. Silberschlag.

Der Culturkampf ist in unserem Vaterlande für den Augenblick beigelegt und das gute Einvernehmen zwischen unserem Staate und der katholischen Kirche für jetzt wieder hergestellt; gewiß wird auch sowohl von Seiten der Regierung unseres Kaisers, der dieses Thema in seiner Proclamation auch berührt hat, als von der des jetzigen Papstes Alles geschehen, um die guten Beziehungen dauernd zu erhalten. Aber gerade in Preußen hat das Verhältniß des Staates zur katholischen Kirche seit mehr als 50 Jahren so oft Anlaß zu Verwickelungen und zur Störung des Friedens der Gemüther gegeben, daß es uns gestattet sein mag, mit wenigen Worten die Rechte des Staates gegenüber der Kirche zu erörtern.

Wenn man zu bestimmten und klaren Principien in Bezug auf die Kirchengesetzgebung gelangen will, muß man zunächst die Frage beantworten: welche Rechte hat der Staat naturgemäß gegenüber der Kirche, welche Rechte muß daher auch ein vorwiegend protestantischer Staat auf jeden Fall der Kirche gegenüber sich vorbehalten?

Die Beantwortung dieser Frage ergibt sich, wenn wir davon ausgehen, daß die Kirche ihrem Wesen nach die Sorge für die geistige Entwickelung des Menschen, also den Religionsunterricht, die Austheilung der Sacramente, den öffentlichen Gottesdienst, zu ihrer Aufgabe hat, während dem Staate der Schutz der persönlichen Sicherheit und des Eigenthums seiner Bürger und daher auch die ganze vermögensrechtliche Gesetzgebung obliegt. Hieraus folgt, daß der Staat auch in Bezug auf das Vermögen der Kirche und die Einkünfte der Geistlichen das Recht der Gesetzgebung hat. Soweit ferner der Staat das Recht der Oberaufsicht über das Vermögen der Corporationen und juristischen Personen hat, muß er dieses Recht auch in Bezug auf das Vermögen der Kirche, der wichtigsten im Staate bestehenden Corporation, haben.

Die vorzüglichsten Vertreter der Kirche haben dies Recht des Staates auch stets anerkannt. Derartige Anerkenntnisse sind Seitens der Vertreter der Kirche auch gegenüber dem heidnischen Staate erfolgt.

Es mag genügen, dies durch wenige Beispiele zu belegen. Zur Zeit des Kaisers Aurelian, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt, war Paulus von Samosata Bischof von Antiochia in Syrien. Sowohl sein Lebenswandel als seine Lehre gaben den anderen Bischöfen des Orients Anstoß; sie sprachen seine Absetzung aus. Er weigerte sich aber, ihren Ausspruch anzuerkennen und blieb im Besitze der gottesdienstlichen Gebäude der Kirche von Antiochia. Die Bischöfe des Orients erhoben nun Klage gegen Paulus von Samosata beim Kaiser Aurelian; dieser hörte die streitigen Theile und forderte dann ein Gutachten vom Bischofe von Rom und anderen Bischöfen Italiens, ob nach den Grundsätzen der Bekenner des Christenthums Paulus von Samosata Bischof bei dem Inhalte seiner Lehre bleiben könne. Nachdem auch der Bischof von Rom mit den anderen Bischöfen Italiens sich gegen Paulus von Samosata ausgesprochen hatte, zwang der Kaiser Aurelian diesen, die Grundstücke der Kirche zu Antiochien zu räumen.

So erkannte im dritten Jahrhundert die christliche Kirche, namentlich auch der Bischof zu Rom, die Gerichtsbarkeit eines heidnischen Kaisers hinsichtlich des Eigenthums der Kirche an. In ähnlicher Weise geschah dies aber auch in späterer Zeit, namentlich während des Mittelalters. Im neunten Jahrhundert ward, wie namentlich die Briefe des bekannten Bischofs Hincmar von Rheims beweisen, im fränkischen Reiche von allen Bischöfen auf das Bestimmteste anerkannt, daß dem Könige, auch wenn der Bischof vom Volk und Klerus seiner Diöcese gewählt wurde, die Uebertragung der Kirchengüter zukomme. Der heftigste Zusammenstoß zwischen den Vertretern des Staates einerseits und den Vertretern der Kirche andererseits ist wohl der gewesen, der zur Zeit des Papstes Gregor VII. zwischen Papst und Kaiser stattfand. Dieser Streit war ursprünglich hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß der Papst den Kaiser Heinrich IV. beschuldigte, er habe die bischöfliche Würde vielfach gegen Geld unwürdigen Personen verliehen, und daß er daher dem Kaiser das Recht der Investitur der Bischöfe, welches dieser bis dahin besessen hatte, entziehen wollte.

Der von Papst Gregor VII. begonnene Streit währte auch unter seinem Nachfolger fort. Er ward erst beigelegt mehr als 30 Jahre nach seinem Beginnen durch den Kaiser Heinrich V. und den Papst Calixtus, welche nach langen Verhandlungen im Jahre 1122 ein Concordat dahin abschlossen, daß die Wahl der Bischöfe und Prälaten durch die gesetzlich dazu berechtigten Personen erfolgen sollte, daß demnächst aber das Resultat der Wahl dem Papste und dem Kaiser mitgetheilt werden sollte; der Papst solle dann, wenn er die Wahl billige, den Gewählten mit Ring und mit Stab, der Kaiser aber solle ihn mit dem Scepter belehnen. Durch die erstere Beleihung erwarb der Prälat die geistliche Würde, das Recht, als Geistlicher sein Amt auszuüben; in den Besitz der Güter seines

Digitized by Google

geistlichen Amtes, — welche namentlich bei den Bischöfen zu jener Zeit von höchster Bedeutung waren, da dieselben oft Landesherren waren, — gelangte der Prälat erst durch die Investitur mit dem Scepter Seitens des Kaisers.

Dies Concordat, durch welches der lange Investiturstreit dauernd beigelegt wurde, ward geschlossen, nachdem die ausgezeichnetsten Geistlichen jener Zeit anerkannt hatten, daß der weltliche Herrscher das Recht der Verfügung über die Temporalien habe und daß also die dem Kaiser durch das Concordat eingeräumte Macht die wesentlichen Rechte der Kirche nicht beeinträchtige.

Das Calixtinische Concordat bezog sich bloß auf die Bischöfe und Prälaten, nicht auf die niedere Geistlichkeit. Ueber die Anstellung der niederen Geistlichen, die in jener Zeit mehr noch, als später, vom Bischofe abhängig waren, hatten Kaiser und Papst überhaupt nicht gestritten; beide hatten die Anstellung dieser Geistlichen lediglich den Bischöfen überlassen.

Auf jeden Fall aber war durch das Concordat klar und bestimmt der Grundsatz anerkannt, daß der geistlichen Behörde, in höchster Instanz dem Papste, die Entscheidung über die Spiritualien, der weltlichen Macht die über die Temporalien gebührt.

In neuerer Zeit ist es wiederholt vorgekommen, daß Staatsregierungen in recht freier Weise über das Vermögen der Kirche Verfügungen getroffen haben. So zog z. B. der Kaiser Joseph II. im Jahre 1782 das Vermögen eines großen Theiles der Klöster des österreichischen Staates ein und verfügte darüber unter Aufhebung der betreffenden Klöster anderweit zu Kirchen- und Schulzwecken. In noch ausgedehnterer Weise wurde während der französischen Revolution über das ungeheure Vermögen der katholischen Kirche Seitens der Staatsregierung verfügt. Die päpstliche Kurie hat in beiden Fällen gegen die Verfügungen der Staatsgewalt Anfangs entschiedenen Protest eingelegt, jedoch später das fait accompli anerkannt.

Letzteres würde nicht möglich gewesen sein, wenn nicht die katholische Kirche ihrem Grundprincipe nach, das zwar zuweilen von extremen Vertheidigern der Kirchenrechte verkannt, von der Kirche selbst aber nie in Abrede gestellt ist, die Verfügung über die Temporalien als Attribut der Staatsgewalt ansehen müßte. Hält nun aber der Staat an diesem ihm zukommenden Attribute in vollem Maße fest, so folgt daraus Folgendes:

1. Der Staat hat Kraft seiner Oberaufsicht über das Kirchenvermögen das Recht, dafür zu sorgen, daß milde Stiftungen, die der Kirche zu Zwecken der Wohlthätigkeit, z. B. der Kranken- oder Armenpflege übereignet sind, auf zweckgemäß verwaltet werden. Er darf auch dafür gesetzliche Vorkehr treffen, daß nicht durch Vermächtnisse zuviel Vermögen zum Nachtheile der gesetzlichen Erben in die Hände der Kirche geräth.

2. Er hat das Recht und die Pflicht, die Inhaber kirchlicher Einkünfte, namentlich also Pfarrer, Domherrn, Bischöfe im Genusse ihrer Einkünfte zu schützen.

Wir halten diese leider oft vernachlässigte Befugniß der Staatsgewalt für eins der wichtigsten Rechte des Staates gegenüber der Kirche.

Die Ausübung dieses Rechtes denken wir uns folgendermaßen:

Sobald ein Geistlicher irgend eine kirchliche Revenüe hat, kann er sie nur durch den Ausspruch oder unter ausdrücklicher Zustimmung der staatlichen Behörde verlieren.

Nehmen wir also an, daß ein katholischer Bischof einen Pfarrer aus bloßer Willkür oder weil er ein neues Dogma, z. B. das Dogma der Unfehlbarkeit, nicht anerkennen will, seines Amtes entsetzt, so würde dieser Pfarrer das Recht haben, im Besitze seiner Revenüen geschützt zu werden, dem Bischofe aber würde das Recht zustehen, da ihm die Verwaltung der Spiritualien nicht beschränkt werden kann, als geistlicher Vorgesetzter zu erklären, daß der betreffende Pfarrer nicht mehr das Recht hat die Sacramente zu spenden; es würde dem Bischofe auch das Recht zustehen, einen anderen Geistlichen an Stelle des abgesetzten zu ernennen, der Gemeinde würde es dann überlassen bleiben, selbst zu entscheiden, an welchen von diesen Geistlichen sie sich halten will. Dasselbe würde analog der Fall sein, wenn der Papst eigenmächtig einen Bischof entsetzen wollte.

3. Der Staat hat ferner das Recht, die Befugnisse dessen, der kirchliche Revenüen in Anspruch nimmt, zu prüfen, und daher auch bei einem Streit zwischen verschiedenen Personen, die geistliche Revenüen in Anspruch nehmen, auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens durch die Gerichte entscheiden zu lassen. Nehmen wir an, der Papst ernenne eigenmächtig einen Bischof, ohne auf das Wahlrecht der Domherrn Rücksicht zu nehmen oder der Bischof ernennt eigenmächtig einen Pfarrer ohne Rücksicht auf Vorschlagsrecht oder Zustimmung von Patron oder Gemeinde, so würde der Staat dem unrechtmäßig ernannten Bischof oder Pfarrer die Besitznahme seiner kirchlichen Revenüen bis zur Ergänzung der Mängel seiner Ernennung vorzuenthalten haben, der Staat würde aber, — eben in Folge des Grundsatzes der Religionsfreiheit und der Beschränkung seiner Rechte auf die Temporalien —, nicht befugt sein, den nicht rechtmäßig ernannten Geistlichen die Vornahme geistlicher Amtshandlungen zu untersagen.

4. Endlich hat der Staat das Recht und die Pflicht, die Gemeinden im Eigenthum der ihnen gehörigen Gebäude und Einkünfte zu schützen. Geht eine ganze Kirchengemeinde zu einem anderen Glaubensbekenntnisse über, so darf ihr aus diesem Grunde das ihr zugehörige Kirchenvermögen nicht entzogen werden. Der Staat muß sie nach wie vor in diesem Besitze schützen, natürlich unbeschadet des Rechtes, welches die einmal angestellten Geistlichen und Kirchendiener haben, die mit ihrem Amte verbundenen Revenüen zu behalten.

Hält der Staat an den vorstehend entwickelten Grundsätzen hinsichtlich seiner Befugnisse in Bezug auf das Kirchenvermögen fest, so wird ihm dies unzweifelhaft einen gewissen Einfluß auf die Geistlichkeit geben. Wir achten dies für durchaus wünschenswerth. Sicher ist aber, daß der Staat das Recht der höchsten Gerichtsbarkeit über das kirchliche Vermögen nicht aufgeben kann, ohne ein wesentliches Attribut der Staatsgewalt, nämlich das Recht und die Pflicht zum Schutze jedes Staatsbürgers und jeder Gemeinde in vermögensrechtlicher Beziehung aufzugeben.

Die Kirche hat kein Recht, in Bezug auf ihr Vermögen anders behandelt zu werden, als jede andere Corporation. Der Beamte der Kirche, also der Bischof, Pfarrer oder einfache Kirchendiener, muß aber in Bezug auf die ihm zustehenden kirchlichen Revenüen wenigstens dasselbe Recht haben, was der geringste Beamte jeder Corporation, z. B. ein städtischer Beamter oder der Beamte einer Actiengesellschaft hat.

Der Beamte einer Stadt, der Beamte einer Eisenbahngesellschaft haben, wenn sie ohne genügenden Rechtsgrund entlassen werden, das Recht, ihre Gehalts- oder Pensionsansprüche vor Gericht geltend zu machen; dasselbe Recht muß auch den Geistlichen der katholischen Kirche zustehen. Und wie könnte die katholische Kirche einem christlichen, wenn auch protestantischen, Herrscher das Recht der Verfügung über die Temporalien bestreiten, welches die alte christliche Kirche vor sechszehnhundert Jahren dem heidnischen Kaiser Aurelian eingeräumt hat?

Sehen wir auf unsere neueren Kirchengesetzgebungen, so hat namentlich die Gesetzgebung Frankreichs und Oesterreichs sowie die höchst beachtungswerthe Gesetzgebung des Königreichs Württemberg das Recht des Staates über die Temporalien der Kirche streng gewahrt. Die preußischen Culturkampfgesetze, namentlich das Gesetz vom 11. Mai 1873, haben dieses Recht gleichfalls gewahrt, sie haben aber den großen Fehler begangen, daß sie dem Staate auch Rechte in Bezug auf die Spiritualien beigelegt, daß sie also einen offenbaren Uebergriff in das Gebiet der Kirche begangen haben, unter offenbarer Nichtachtung des Princips der Religionsfreiheit. Dieser Mißgriff hat bittere Früchte getragen. Er ist jetzt durch Aufhebung der wesentlichsten Bestimmungen der Culturgesetze, nicht ohne schwere Beeinträchtigung des Ansehens der preußischen Gesetzgebung, wieder gut gemacht. Wir freuen uns, daß der 1873 be-

Digitized by Google

gangene Mißgriff wieder ausgeglichen ist, halten es aber für Pflicht des Staates, bei aller Connivenz gegenüber der Kirche unbedingt das ihm zustehende Recht der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit über die Temporalien festzuhalten. So lange dies geschieht, hat der Staat die Macht, den Uebergriffen des Ultramontanismus entgegenzutreten, sowohl im Interesse des ganzen Staates, als namentlich auch im Interesse der nicht-ultramontanen Katholiken.

## Der naturwissenschaftliche Unterricht in unseren Gymnasien.

Von Ernst Schenck.

Die kürzlich im Buchhandel erschienene Rede des Herrn Professor Preyer*) auf der Naturforscherversammlung zu Wiesbaden hat einmal wieder das Interesse der Gebildeten für die so viel diskutirte Frage, ob die altclassischen Sprachen auch ferner zur Grundlage unserer Bildung dienen sollen oder nicht, wachgerufen. Wir finden dabei, daß mit jedem Jahre die Zahl der Vertreter der altclassischen Richtung geringer wird und die anderen zunehmen, welche in den exakten Wissenschaften und den modernen Sprachen die Hauptunterrichtsgegenstände schon des kommenden Jahrhunderts sehen. Wir glauben indeß nicht, daß unsere Gymnasien sobald ihr Monopol der alleinigen Vorbildung der höheren Beamten aufgeben oder die Kindergehirne von dem Auswendiglernen lateinischer Paradigmata befreien werden. Aber auch bei der jetzigen Lage der Dinge könnte man dem schädigenden Einfluß, der nach Prof. Preyer's Darstellung durch die einseitige Beschäftigung mit abstracten Gegenständen hervorgerufen wird, einigermaßen begegnen, wenn man nur das Maß an Unterrichtsstunden anderer Art besser als bisher ausnutzen wollte.

Herr Prof. Preyer tadelt es, daß das Auge jetzt zu wenig geübt werde im Anschauen der Dinge der Außenwelt und demzufolge der Sinn für Beobachtung unentwickelt bleibe, und auch das klare Urtheil darunter leide. Jeder Abiturient des Gymnasiums, der nicht einen angeborenen Sinn für das Wirkliche besitzt, bestätigt diese Behauptung; wer von diesen aber nicht gerade einseitiger Bücherwurm bleibt, empfindet das auch im späteren Leben als einen außerordentlichen Mangel, dem sich nicht so leicht abhelfen läßt. Wie oft hört man ältere Männer ihr Bedauern darüber äußern, diese oder jene einfache Pflanze nicht zu kennen, ja nicht einmal im Stande zu sein, Unterschiede wahrzunehmen zwischen einzelnen Bäumen des Waldes oder Blüthen des Feldes! Freilich stammen diese meist noch aus der älteren Schule, wo die Naturwissenschaften auf unseren Gymnasien gar keine Stätte fanden; aber selbst jetzt, wo dieselben obligater Unterrichtsgegenstand geworden, wird man noch viele junge Leute finden, die ohne hinreichend geübte Sinne in's Leben treten. Und doch ließe sich wohl eine solche Uebung erzielen selbst mit den zwei Unterrichtsstunden, die den Naturwissenschaften gewährt sind.

Dazu wäre allerdings vor Allem nöthig, daß dieser Unterrichtsgegenstand nicht weiter die Aschenbrödelstellung einnehme, die ihm bisher auf fast allen Gymnasien zukommt. Die Eintheilung der Fächer ist jetzt eine streng oligarchische: zu oberst steht das Latein, ihm fast gleichberechtigt Griechisch, dann reihen sich stufenweise die anderen Gegenstände an, von denen jedes seinen besonderen Rang behauptet, und endlich ganz zuletzt, kommt Naturkunde und das — facultative — Zeichnen. Wer auch den alten Sprachen eine noch so hohe Bedeutung für die Bildung unserer Jugend zuerkennt, wird doch gewiß nicht behaupten, daß durch sie alle geistigen Functionen des Kindes entwickelt werden können. Und doch kommt, so meinen wir, der Schule die Aufgabe zu, alle die verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes in gleicher Weise zu üben: warum also die einzigen Fächer, welche Beobachtungs- und Formensinn zu wecken vermögen, an die letzte Stelle rücken? Ebenso entwickeln die Geschichte, die Mathematik wieder andere geistige Functionen: auch sie müßten daher, will man den Schüler harmonisch ausbilden, den Sprachen als gleichberechtigte Fächer zur Seite gestellt werden. Darum fort mit der aristokratischen Scheidung der Unterrichtsgegenstände: jede einen besonderen Zweig des Geistes bildende Disciplin sei der anderen gleichgeachtet! Denn nicht Gelehrte wollen wir bilden auf unseren Schulen, sondern Menschen, Menschen, die außer Kenntnissen auch einen offenen Blick, ein unbefangenes Auffassungsvermögen und ein gerades Urtheil mitbringen in das Leben.

Der jetzt noch überall so schroff gemachte Unterschied zwischen „Haupt"- und „Nebenfächern" hat auch große pädagogische Nachtheile. Viele Schüler entschlagen sich der Nothwendigkeit, für die letzteren etwas zu thun mit der Entschuldigung, daß es für die Versetzung ja darauf gar nicht ankomme. Und sie haben damit gewissermaßen Recht, da selbst mehrere nicht genügende „Nebenfächer" für die Versetzung völlig gleichgiltig sind, während andererseits in vielen Gymnasien ein nicht genügendes Latein durch keinen anderen Gegenstand compensirt werden kann. Deshalb braucht — wir wiederholen es — die jetzt bestehende Anzahl der Lehrstunden noch nicht vermehrt zu werden; denn naturgemäß hat das eine Fach einen größeren Umfang und bedarf mehr Zeit als ein anderes, welches deshalb aber in seiner Art nicht weniger wichtig sein kann. Mit zwei Stunden wöchentlich läßt sich in den Naturwissenschaften viel ausrichten, wenn dieselben nur erst in ihrer großen Bedeutung als Element der Geistesbildung erkannt werden.

Es gibt aber noch einen anderen Punkt, der nach unserer Ansicht einer wirklich gedeihlichen Erziehung des Beobachtungssinnes in unseren Gymnasien im Wege steht. Bisher werden die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften in einer bestimmten Reihenfolge nach einander gelehrt: von Sexta bis Tertia Botanik und Zoologie, auf Obertertia Mineralogie und Anthropologie, auf Untersecunda Chemie und endlich bis Oberprima Physik. Gewiß ist bei dieser Anordnung auf die wachsende Schwierigkeit der Gegenstände Rücksicht genommen, da die beschreibenden Naturwissenschaften die einfachsten sind und zum tieferen Verständniß der Physik mathematische Kenntnisse gebraucht werden; aber es ergeben sich daraus auch viele Uebelstände. Die Pflanzen- und Thierkunde sind doch vor Allen die Disciplinen, welche das Auge üben und den Beobachtungssinn wecken; und doch bricht der Unterricht in diesen Gegenständen gerade dann ab, wo das Auffassungsvermögen des Kindes soweit entwickelt ist, daß dasselbe auch selbstdenkend den Erscheinungen der umgebenden Natur gegenübertreten kann. So finden wir, daß der Secundaner und Primaner bald die auf den unteren Klassen erhaltenen Anregungen vergessen hat und in der Masse abstracter Gegenstände, mit denen er fortan zu thun bekommt, im wahren Sinne des Wortes „abgezogen" wird von der Betrachtung der Außenwelt und der lebendigen Natur. Denn die wenigen physikalischen Experimente, die auf dem Katheder vor einer großen Masse vorgeführt werden, können doch nicht entfernt eine Bildung des Auges erzielen, wie etwa eine unmittelbare Beschäftigung mit einer Pflanze. Die frühzeitige Unterbrechung des naturgeschichtlichen Unterrichts bewirkt dann auch heute noch bei vielen unserer Abiturienten, daß sie wie blind hindurchgehen durch die blühende Natur und auch nicht zu beobachten verstehen, was um sie vorgeht in der Welt.

Für das Einschalten einiger Naturgeschichtsstunden in den oberen Klassen spricht auch noch ein anderer Grund. Gibt es schon in Botanik und Zoologie manchen Abschnitt, der unbedingt größere geistige Reife und gewisse Vorkenntnisse erfordert — man denke nur an die gewiß nicht zu übergehende Lehre von Athmung und Stoffwechsel — so ist dies in noch höherem Grade bei Mineralogie der Fall, deren Unterricht eigentlich eine gewisse Anzahl chemischer und stereometrischer Grundbegriffe voraussetzt. Ohne erstere muß dem Schüler die Zusammensetzung der Gesteine völlig unverständlich bleiben; und die wichtigsten Krystallformen sind dem Obertertianer, welcher noch wenig Raumanschauung besitzt, ungleich schwerer zu erläutern, als dem Primaner, der bereits in der Lösung

*) W. Preyer, Naturforschung und Schule. Stuttgart, 1888.

Digitized by Google

stereometrischer Aufgaben geübt ist. Bei der jetzigen Reihenfolge ist die Mineralogie für Lehrer wie Schüler einer der schwersten Unterrichtsgegenstände, während, nach Vorausgang von Chemie und Stereometrie, die Hauptgebiete derselben mit Leichtigkeit vielleicht in der Hälfte Zeit erlernt werden könnten.

Ist einerseits das Hinaufrücken gewisser Theile des naturgeschichtlichen Unterrichts wünschenswerth, so würde aus anderen Gründen wieder eine frühere Einschaltung einiger Elemente der Physik und Chemie nur nützlich sein können. Denn wie allgemein bekannt ist und von Herrn Prof. Preyer noch ausdrücklich hervorgehoben wird, erreicht nur ein geringer Procentsatz der Schüler das Abiturientenexamen, während der größte Theil mit dem Zeugniß für den einjährigen Dienst sich begnügt oder gar noch früher abgeht. Diese haben dann wohl das volle Pensum in der Naturgeschichte gehabt, aber von Physik noch so gut wie gar nichts gehört; ohne Kenntniß der Dampfmaschine und des Telegraphen treten sie hinaus in die Welt, deren moderne Entwickelung fast allein auf jenen beiden großen Erfindungen beruht. In keinem Fache wohl ist die Bildung dieser Jünglinge eine so unvollkommene, so daß sie darin jeder Gemeindeschüler an Kenntnissen weit überragt. Durch Vorwegnahme einiger physikalischer Lehrstunden auf den mittleren Klassen ließe sich diesem Uebelstande leicht abhelfen.

Was wir also nach dem Angeführten zu einer erfolgreichen Wirkung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in unseren Gymnasien für dringend wünschenswerth halten, ist eine Theilung desselben in zwei Curse, einen elementaren und einen höheren: in dem ersten würde etwa das Pensum unserer Volksschulen zur Durchnahme kommen, in dem zweiten eine Repetition und geeignete Ergänzung desselben unter Voraussetzung einiger mathematischen und chemischen Kenntnisse. Es wäre das eine Eintheilung, wie sie für Geographie und Geschichte schon längst besteht und sich in diesen Fächern auch überaus gut bewährt hat. Für die Naturwissenschaften existirt diese Einrichtung ebenfalls schon auf Realschulen und einigen Gymnasien des Auslandes, wie z. B. denen der Sachsen in Siebenbürgen, und wird überall von den Fachmännern als sehr erfolgreich gepriesen. Auch ergäbe sich daraus noch ein anderer Vortheil. Jetzt liegt der Naturgeschichtsunterricht gewöhnlich in den Händen eines Mathematikers, der für diese Wissenschaften wohl eine „Nebenfacultas" besitzt, aber mit seinen Neigungen doch meist der Mathematik und Physik, seinen Specialfächern, treu bleibt. Und ganz natürlich: denn ein Zoologe oder Botaniker von Fach, der dazu verurtheilt wäre, seine Wissenschaft nur auf unteren Klassen zu lehren, wird sich nicht leicht finden. Fände dagegen der Unterricht darin auch noch in höheren Klassen statt, so könnten für dieselben gründlich durchgebildete Candidaten gewonnen werden, denen das Studium der lebenden Natur „Hauptfach" gewesen ist. Und wie viel wirksamer der Unterricht in einem Gebiete ist, welches man mit besonderer Neigung und Gründlichkeit bearbeitet hat, das ist jedem Lehrer bekannt.

Wir wiederholen es also: auch in dem Rahmen unseres heutigen Gymnasiums ließe sich die Bildung des Geistes, welche speciell die Naturwissenschaften auszeichnet, doch vielleicht in höherem Grade erreichen als bisher, wenn nur die hervorragende pädagogische Bedeutung dieser Wissenschaften mehr anerkannt und in ihnen eine passendere Vertheilung des Stoffes vorgenommen würde. Wird auch von oben her die Wichtigkeit des Gegenstandes betont und dieser in zwei verschiedenen Cursen gelehrt, so könnte in den beiden wöchentlichen Stunden noch Manches gewirkt werden für eine Schärfung des Auges, Anregung des Beobachtungssinnes und Ausbildung des Unterscheidungsvermögens. Der altsprachliche Unterricht würde darunter nicht im mindesten leiden; und wir wüßten daher auch nichts, was selbst eingefleischte Philologen gegen eine solche Aenderung vorbringen könnten. Wenn damit natürlich auch keine vollständige Aufhebung der Nachtheile der jetzigen Bildungsmethode erreicht werden kann, so kämen wir doch vielleicht, ohne Opfer von der anderen Seite zu fordern, einen Schritt weiter in der Aufgabe, gleichmäßig durchgebildete Menschen aus unseren Gymnasien in das Leben zu entlassen.

## Literatur und Kunst.

### Die philosophische Abstraction in unserer Literatur.

Von H. v. Eicken.

Als der dichterische Genius der deutschen Nation um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit mächtigem Flügelschlage die Erstarrung von sich abschüttelte, in welche er durch confessionelle Zwietracht, endlose Kriegsleiden und stumpfsinnige Gelehrsamkeit gefallen war, blieb das wirthschaftliche und staatliche Dasein der Nation noch auf lange Zeit hinaus in derselben Enge gebunden wie bisher. Die nachbarlichen Nationen hatten sich längst den Besitz der neuen Erdtheile und ihrer Reichthümer angeeignet. England, Frankreich und Holland beherrschten Handel und Gewerbe, indeß das deutsche Erwerbsleben jede eigene schöpferische Kraft verloren hatte. Das öffentliche Leben bewegte sich in den engen Grenzen der territorialen Staaten. Aber auch innerhalb der letzteren war demselben jede eigene, freie Bethätigung durch den fürstlichen Absolutismus genommen. Die Nation mußte ihre Geschicke nehmen, wie sie die landesherrlichen Gewalten eben über sie verhängten. Nur die Schicksalsschläge des Krieges führten sie in eine unmittelbare, leidensvolle Berührung mit den großen Fragen der europäischen Politik. Das Leben der Nation war arm und klein wie niemals zuvor.

Die neu erwachte geistige Schaffenskraft der Nation stand demnach in einem augenfälligen Mißverhältnisse mit ihrer wirthschaftlichen und politischen Bedeutung. In Bezug auf die damalige Lage der deutschen Nation hatte daher Schiller ein Recht, in einem Briefe vom Jahre 1789 zu sagen: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich". Er beging nur insofern einen Irrthum, als er diesen, für die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts vielleicht richtigen Satz zu einem allgemeingültigen erweiterte. Man hat wohl vielfach die staatliche Kleinwirthschaft der deutschen Nation im 18. Jahrhundert als eine besondere Gunst oder gar als die nothwendige Bedingung der literarischen Blüthe der damaligen Zeit angesehen, insofern dieselbe die Nation veranlaßte, ihre ganze Kraft auf ihre dichterische Thätigkeit zu sammeln. Es ist diese Ansicht sogar zu der Behauptung verallgemeinert worden, daß der politische und literarische Höhepunkt einer Nation überhaupt zeitlich aus einander zu liegen pflege. Thatsächlich ist das Gegentheil der Fall. In Griechenland und Rom, Spanien, England und Frankreich fiel die Periode der größten geistigen Kraftentwickelung zusammen mit der höchsten politischen und materiellen Machtstellung dieser Staaten. Selbst Italien macht hiervon eigentlich keine Ausnahme. Denn nie seit dem Untergange der alten Welt haben die italienischen Staaten und Städte eine glänzendere Zeit erlebt als in dem Zeitalter der Renaissance. Deutschland bildet eine wohl einzig dastehende Ausnahme.

Die Abziehung von allen praktischen Interessen hat indeß die Entwickelung der deutschen Literatur erheblich gefördert. Das Leben der gebildeten Kreise Deutschlands war im 18. Jahrhundert fast ausschließlich literarischen Interessen gewidmet. Andererseits aber hat eben dieses Mißverhältniß zwischen der dichterischen Leistungsfähigkeit und der praktischen Gestaltungskraft sich der deutschen Literatur in einer verhängnißvollen, bis auf den heutigen Tag nicht überwundenen Weise fühlbar gemacht. Indem sich alles Interesse aus der kümmerlichen Enge der praktischen Lebensgebiete zu den Idealen der Kunst flüchtete, wurde diese zugleich aus ihrem natürlichen Boden entwurzelt.

Es war dies gerade für diejenige Kunst, welche mehr als jede andere ihren Quell in den praktischen Lebensverhältnissen hat, die dramatische Kunst, von den nachtheiligsten Folgen.

Digitized by Google

Nicht die bunte Fülle der Wirklichkeit, nicht der Reichthum des besonderen, individuellen Lebens, sondern die aus dem letzteren abgezogenen allgemeinen Ideen wurden der Gegenstand der deutschen Dramatik. Die abstracte Ideenbildung behauptete eben in Folge jener Verkümmerung der praktischen Lebensgebiete bei Weitem das Uebergewicht. Das Individuelle wurde in allgemeine Begriffe verflüchtigt. An die Stelle der Lebenswahrheit, des Naturstudiums trat die Abstraction. Eben deshalb ist denn auch der deutschen Dramatik die Fähigkeit der plastischen Charakterzeichnung, welche die Größe der Shakespeare'schen Dichtung ausmacht, fast gänzlich versagt geblieben. Die deutsche Dramatik kehrte das natürliche Verhältniß vom Besonderen zum Allgemeinen in sein Gegentheil um. Das Allgemeine galt ihr als das Wahre, das Individuelle als die zufällige Hülle. Ihre Charaktere sind daher der Mehrzahl nach nicht Wesen von Fleisch und Blut, sie sind nur Gedankenbilder, nur Schattenrisse der Körperlichkeit. Mehr oder weniger sind alle deutschen Dichter der classischen Zeit jenem Hange zur philosophischen Abstraction erlegen. Hinsichtlich Klopstock's erkannte dies bereits Schiller an. Er sagte in seinem Aufsatze „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" mit Bezug auf Klopstock: „Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen." Lessing hielt sich in seinen Dramen noch am meisten von der Abstraction frei. Dennoch wird man selbst nicht allen seinen bedeutendsten Gestalten einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beilegen können. Sein Nathan der Weise ist schließlich kaum mehr als ein dramatisches Schattenspiel der Humanitätsidee.

Selbst das größte dichterische Genie der deutschen Nation, Goethe, der für die farbenreiche Gestaltenfülle der Sinnenwelt ein feineres Auge besaß als wohl jemals ein Dichter, konnte sich dennoch auf die Dauer von jenem herrschenden Zuge seiner Zeit nicht völlig frei halten. Kein deutscher Dichter hat auch nur annähernd eine solche plastische Gestaltungsgabe besessen wie Goethe. Gerade in diesem Vorzuge liegt die Alles überragende dichterische Begabung Goethe's, der unvergleichliche Reiz seines gesammten dichterischen Schaffens. In seiner dramatischen Erstlingsarbeit, Götz von Berlichingen, brach Goethe grundsätzlich mit dem abstracten Schematismus der französischen Dramaturgie, um zu Shakespeare zurückzukehren. Der Ausgang Goethe's war also die mit vollem Bewußtsein ausgesprochene Rückkehr zur Lebenswahrheit. Manche seiner Charaktere geben denn auch an sicherer Zeichnung den Charakteren der Shakespeare'schen Dramatik nichts nach. Die weiblichen Gestalten Goethe's sind sogar durch ihre sympathische, der weiblichen Natur entsprechende Weichheit denen Shakespeare's hinsichtlich der Naturwahrheit überlegen. Clärchen und Gretchen sind unübertroffene Idealgestalten edler Weiblichkeit. Und dennoch, wenn man die Reihenfolge der bedeutendsten dramatischen Schöpfungen Goethe's überblickt, Götz von Berlichingen, Egmont, Iphigenia, Tasso und Faust, so wird man nicht verkennen können, daß sich in derselben eine stetige Abwendung von jenem ursprünglichen Ausgangspunkte und eine stetige Verallgemeinerung des Individuellen vollzieht. Seit seinem Aufenthalte in Weimar und insbesondere seit seiner italienischen Reise im Jahre 1786 wurde mehr und mehr das abstracte Schönheitsideal der griechischen Dichtung und Plastik das Vorbild seines dichterischen Schaffens. Immer mehr strebte von da ab, wie Wendt in seinem Vorworte zum Egmont sagt, seine Poesie nach einer über die unmittelbare Natur hinausgehenden „höheren Wahrheit", d. h. nach der Darstellung des aus der Einzelfülle der Wirklichkeit abgezogenen allgemein Menschlichen. Götz und der zweite Theil des Faust bilden die beiden äußersten Punkte der Goethe'schen Dramatik. In der Fortbewegung von jenem zu diesem vollzieht sich der innere Entwickelungsgang des Dichters. Es ist der Entwickelungsgang des ganzen Jahrhunderts, der sich in dieser Geschichte der Goethe'schen Muse abspiegelt. Die dichterische Schönheit des Götz liegt ausschließlich in der reichen Fülle und plastischen Gestaltung des individuellen Lebens, während die allgemeinen Verhältnisse und die großen reformatorischen Ideen jenes Zeitalters nur flüchtig berührt wurden. Im zweiten Theile des Faust ist von Charakteren und Charakterentwickelung jede Spur erloschen. Das Individuelle ist zum Sinnbilde philosophischer Ideen verblaßt. Mit dem Schlußworte, „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß", zieht der Dichter gewissermaßen das Ergebniß seiner Dichtung, seiner Lebensanschauung überhaupt.

Kein Dichter aber hat von Anfang an die philosophische Abstraction mit so klarem Bewußtsein und so ausgesprochener Absicht zum leitenden Grundsatz seines dramatischen Schaffens gemacht wie Schiller. Die philosophische Abstraction der deutschen Literatur gipfelt in der Schiller'schen Muse. Das Ideal des Dichters war, wie es in dem Gedichte „Das Ideal und das Leben" heißt, die Befreiung des Menschlichen von der Bedürftigkeit und Schwere des Stoffes und die Erhebung desselben zu den „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen". Die „von allen Erdenmalen" reinen Formen, „die Gestalt" an und für sich war der für die Dichtung bleibende Restbestand des Menschlichen, das eigentliche Wesen des Idealen. Der Begriff des Idealen fiel also der Schiller'schen Muse mit dem des Abgezogenen zusammen. Schiller spricht dies noch deutlicher in der Vorrede zur Braut von Messina aus. Die wahre Kunst, heißt es daselbst, soll die sinnliche Welt in eine objective Ferne rücken und den rohen Stoff durch Ideen beherrschen.

Dennoch beabsichtigte Schiller keineswegs die sinnliche Wahrheit preiszugeben. Die Kunst sollte vielmehr, wie er an derselben Stelle sagte, „ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell sein — das Wirkliche ganz verlassen und doch auf's Genaueste mit der Natur übereinstimmen." Sie sollte sich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen, vielmehr, wie er sagte, auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur ihr ideales Gebäude errichten. Die Wage, welche die beiden Elemente der Poesie, das Ideale und das Sinnliche, enthielte, sollte vollkommen still stehen oder doch das Gleichgewicht durch eine Schwankung der beiden Schalen herstellen. Da ihm aber, wie er an derselben Stelle ausführte, die Natur selbst „nur eine Idee des Geistes" war, „die nie in die Sinne fällt", so mußte die Sinnlichkeit doch schließlich in die Idee aufgehen und die letztere demnach seine Dramatik völlig beherrschen. Führte er doch den griechischen Chor in seine Braut von Messina mit der ausgesprochenen Absicht ein, „um dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären" und um der Tragödie die Möglichkeit zu geben, „sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren." Schiller sah diese Verflüchtigung des Besonderen in das Allgemeine, wie er in Bezug auf den griechischen Chor äußerte, als eine Reinigung des dramatischen Stoffes an. Er nahm denn in der That auch mehr oder weniger in allen seinen dramatischen Dichtungen eine Art Destillationsproceß vor, in welchem das Individuelle fast völlig ausgeschieden und kaum mehr als der allgemeine Begriff des Menschlichen erübrigt würde. Selbst der Umkreis des nationalen Lebens war ihm, wie oben bemerkt, zu eng für den philosophischen Geist des Dichters. Auch dieser hatte nur insofern für ihn eine Bedeutung, als das allgemein Menschliche in ihm zur Aussprache kam. In jenem obenbezogenen Briefe vom Jahre 1789 bezeichnete er die Nation als eine wandelbare, zufällige und willkürliche Form der Menschheit. Nur insoweit, sagte er, kann sich der philosophische Geist für dieselbe erwärmen, als ihm „diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist". Die allgemeine Gattung war, um es kurz zu sagen, das Ziel, auf welches der dichterische Genius Schiller's unausgesetzt gerichtet war. Das Individuelle aber kam nur insoweit in Betracht, als es sich als eine Spielart der allgemeinen Gattung darstellte. Die Gattung war, um in der Sprache der kirchlichen Sacramentslehre zu reden, der eigentliche Gegenstand, das Individuum das Zeichen der Schiller'schen Dramatik.

Der innerste Gedankenkreis der Schiller'schen Dichtung war demnach ein philosophischer. Daher begnügte sich denn der Dichter auch nicht damit, in seinen dramatischen Dich-

Digitized by Google

tungen einen für sich allein stehenden, in sich selbst abgeschlossenen Stoff zu bearbeiten. Er legte demselben vielmehr allgemeine Verhältnisse zu Grunde, durch welche der einzelne Fall der dramatischen Handlung sich zu einer unendlichen Fernsicht erweiterte, oder er wählte Stoffe aus, welche eine solche allgemeine Bedeutung bereits enthielten. Den sein Zeitalter bewegenden Ideen entsprechend, schattirte er mit Vorliebe den Gegensatz und Kampf zwischen dem fürstlichen Absolutismus und dem nach Freiheit strebenden Bürgerthum oder den gesellschaftlichen Gegensatz von Adel und Bürgerthum in seine Stoffe hinein, jenen in die Räuber, Fiesco, Don Carlos, Wilhelm Tell, diesen in Kabale und Liebe. Die Jungfrau von Orleans war die Vertreterin der mit einer religiösen Glorie umstrahlten nationalen Idee, Wallenstein veranschaulichte auf dem Hintergrunde der religiösen Kämpfe des 17. Jahrhunderts den Conflict einer großen Persönlichkeit mit den geschichtlich gewordenen, bestehenden Verhältnissen. Die Tragödie „Maria Stuart" behandelte einen anderen Conflict auf demselben Hintergrunde wie Wallenstein.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese philosophische Gedankenweite den besonderen Vorzug der Schiller'schen Dramatik bildet. Aber dieser Vorzug war nach einer anderen Richtung hin das Verhängniß derselben. Denn je mehr der Stoff über die feste Umgrenzung des einzelnen Falles hinauswuchs, desto mehr verlor er an plastischer Körperlichkeit, an individueller Lebenswahrheit. Die allgemeinen Ideen gewannen in der Schiller'schen Dramatik eine solche Ausdehnung, daß die individuellen Charakterzüge der handelnden Personen fast ganz erloschen. Die Individualität der handelnden Personen bleibt auf allgemeine Umrisse beschränkt, ohne jemals eine im Einzelnen durchgeführte, lebenswahre Körperlichkeit zu erlangen. Daß Schiller selber auch geradezu von der Absicht ausging, seine Charaktere nur in großen Zügen zu entwerfen, geht aus einem seiner über Wallenstein handelnden Briefe vom Jahre 1796 hervor. Er äußerte in demselben: „Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet — denn Wallenstein ist ein Charakter, der, als echt realistisch, nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann." Die Personen bleiben Schattenrisse ohne Fleisch und Blut der Körperlichkeit. Seine Dramen zeigen gründliche philosophische und geschichtliche Studien, während ihnen die erste und wichtigste Bedingung der Dramatik, das Naturstudium fern lag. Nur in einem einzigen Falle bekundete Schiller, daß er von Haus aus auch für die individuelle Naturwahrheit ein vorzügliches Auge besaß, in Wallensteins Lager. Aber schon seine Zeitgenossen waren bekanntlich über die Volksthümlichkeit und die lebenswahre Wärme dieser Dichtung so überrascht, daß sie Goethe für den eigentlichen Verfasser derselben hielten.

Die auf das Allgemeine abzielende Richtung der Schiller'schen Dramatik macht sich am meisten in denjenigen Dramen geltend, welche er nach Vollendung seiner philosophischen Studien schrieb, also in den künstlerisch am vollendetsten Tragödien Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell. Der Dialog dieser Tragödien hat fast überall das Bestreben, den Boden des gegebenen Falles zu verlassen und sich in das Gebiet des allgemein Menschlichen zu erweitern. Freilich beruht auf dieser Verallgemeinerung gerade der rhetorische Schwung und, was mehr werth ist, die unvergleichliche dichterische Schönheit der Schiller'schen Sprache. Doch wird dieser Vorzug nur auf Kosten der individuellen Lebenswahrheit gewonnen. Diesen Verlust aber konnte innerhalb des Dramas, dessen erste Bedingung die individuelle Lebenswahrheit ist, jener Gewinn nicht ersetzen. Die Sprache der handelnden Personen ist eben in Folge dieser Idealisirung fast überall die gleiche. Weder hinsichtlich der Bildung noch des Geschlechtes wird in der Sprache ein erkenntlicher Unterschied gemacht. In dieser Idealisirung der Wirklichkeit schwinden alle Unterschiede der letzteren. Alle Personen werden auf eine gleiche Höhe der Bildung und Empfindung gehoben. Die eine spricht in demselben hohen dichterischen Pathos wie die andere.

Daß die dem griechischen Drama nachgebildete „Braut von Messina" sich einerseits durch die ideale Schönheit der Sprache und andererseits durch die abstracte Blässe der Charaktere in besonderem Maße auszeichnet, war eben ihres Vorbildes wegen sehr begreiflich. Den Chor der Tragödie hatte Schiller ja überhaupt nur zu dem Zwecke eingeführt, damit derselbe den engen Kreis der Handlung verlassen solle, „um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten", wie er in seiner Vorrede erklärte. Diese Haltung lag ja freilich im Wesen des Chores begründet, da der Chor kein Individuum, sondern nur „ein allgemeiner Begriff" war. Aber diese in das allgemein Menschliche übergreifende Sprache ist den handelnden Personen der Tragödie kaum minder eigen als dem Chor, die Sprache der feindlichen Brüder besitzt nicht mehr Localfarbe als die Sprache des Chores, sie fließt in denselben erhabenen und allgemeinen Sentenzen hin wie diese. Dem griechischen Drama folgend, hat der Dichter seine Charaktere ebenso typisch gehalten wie jenes. Von einer, auch nur in allgemeinen Zügen ausgesprochenen Individualisirung kann hier gar keine Rede sein. Wir sehen nur vornehme und edle Naturen im Allgemeinen, die Schattenbilder fürstlicher Persönlichkeiten.

Dieselbe Erscheinung wie im Dialoge kehrt in den Monologen der Schiller'schen Dichtungen wieder. Der Dichter pflegte einen Monolog des Helden in den Mittelpunkt der tragischen Collision zu stellen, so insbesondere in Wallensteins Tod im vierten Auftritt des ersten Aufzuges, in der Jungfrau von Orleans im ersten Auftritt des vierten Aufzuges und endlich in Wilhelm Tell in der dritten Scene des vierten Aufzuges. Diese Monologe faßten die Hauptzüge des dramatischen Conflictes nochmals wie in einem Brennpunkte zusammen. Auch sie lassen die Absicht Schillers, das Allgemeine zum eigentlichen Gegenstande der Dramatik zu machen, erkennen. Der Ausgangspunkt derselben ist die besondere Lage des Helden. Schließlich aber springt das Selbstgespräch überall von der letzteren ab, um zu Verallgemeinerungen überzugehen.

Die Eigenthümlichkeit der Schiller'schen Dramatik erhellt am besten aus einem Vergleiche derselben mit der Shakespeare'schen. Es gibt in der dichterischen Literatur kaum größere Gegensätze als diese beiden. Während jene überall das Bestreben zeigt, das Besondere in das Allgemeine aufzulösen, bleibt diese in demselben Maße in der engen Umgrenzung des besonderen Falles und der individuellen Charakterentwickelung beschlossen. Von allgemeinen, der ganzen Handlung zu Grunde liegenden Ideen zeigt die Shakespeare'sche Dramatik keine Spur. Man würde zu den alltäglichsten Wahrheiten gelangen, wollte man etwa aus Othello oder Hamlet u. s. f. leitende, allgemeine Ideen destilliren. Sätze wie „blinder Eifer schadet nur" und dergleichen würden das Ergebniß bilden. Die Genialität der Shakespeare'schen Dramatik beruht lediglich in der lebenswahren Behandlung des einzelnen Falles, in der markigen Individualisirung seiner Charaktere. In demselben Maße wie Schiller der Neigung folgte, die Individualität zu verflüchtigen, hatte Shakespeare das Bestreben, die Umrisse derselben so scharf wie möglich zu zeichnen. Man könnte fast behaupten, daß Shakespeare in diesem Bestreben ebenso zuviel leistete wie Schiller zu wenig. Wenigstens wurde Shakespeare wohl durch die Absicht, die Eigenart der einzelnen Charaktere möglichst scharf zu betonen, zu seiner oft so forcirten Sprache verleitet.

Indem Schiller dem Naturalismus in der Kunst zu wehren suchte, hatte er offenbar die Absicht, die Dramatik durch eine philosophische Vertiefung über den herben Realismus Shakespeare's hinauszuheben. Und in jedem Falle ist die Schiller'sche Dramatik der Shakespeare'schen hinsichtlich der Gedankenfülle sowie der sprachlichen Aesthetik weit überlegen. Aber sie hat diesen Vorzug nur auf Kosten der individuellen Naturwahrheit erreicht, so daß sich also die Absicht Schiller's doch nicht erfüllt hat. Vielmehr würde sein Ideal nur dann erreicht worden sein, wenn seine Dramatik mit ihrem eigenen Vorzuge, der philosophischen Vertiefung, auch zugleich den der Shakespeare'schen Dramatik, die Naturwahrheit, festgehalten hätte.

Digitized by Google

Denn die Vereinigung beider Eigenschaften, also die plastische Veranschaulichung allgemeiner Verhältnisse in einem einzelnen Falle, bildet in der That das Ideal aller dramatischen Kunst. Die dramatische Handlung muß in ihrem einzelnen Falle, ihren einzelnen Persönlichkeiten, wahr sein und zugleich eine Fernsicht auf das allgemein Menschliche eröffnen. Die dramatische Kunst hat also dasselbe Ziel vor sich liegen wie die bildende Kunst auf den Gebieten der Geschichts- und Sittenmalerei. —

Wie verhält sich nun zu dieser Aufgabe die gegenwärtige deutsche Literatur? In jedem Falle läßt sich nicht verkennen, daß das deutsche Volksthum von Haus aus einen sehr empfänglichen Sinn für die bunte Welt der Körperlichkeit und eine reiche dichterische Gestaltungsgabe besitzt. Die plastische Anschaulichkeit der Goethe'schen Dichtung ist noch von keinem Dichter übertroffen. Hat doch auch Schiller in seinem Wallenstein's Lager den Beweis erbracht, daß er die Fähigkeit der individuellen Charakteristik der sicheren Gestaltung des Einzellebens an und für sich in reichem Maße besaß. Welch tiefes Verständniß für das Seelenleben des Volkes bekunden ferner die Dichtungen Fritz Reuters! Jede einzelne Figur derselben ist mit feinem Auge und sicherer Hand nach dem Leben gezeichnet. Und dennoch ist die Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, die philosophische Abstraction auch der vorherrschende Zug der neueren Dichtung geblieben und zwar nicht allein auf dem Gebiete der Dramatik, sondern in demselben Maße auch in der Roman- und Novellendichtung. Jene wie diese kranken in der weit überwiegenden Mehrzahl ihrer Werke bis zur Stunde an der abstracten Blässe ihrer Charakterzeichnung. Außer Fritz Reuter läßt sich kaum ein einziger Dichter nennen, der seinen Werken durchgehends ein exactes Naturstudium zu Grunde gelegt hätte. Nur vereinzelt findet sich in der deutschen Dichtung eine plastische Charakterzeichnung, eine von warmem Blut und Leben durchströmte Individualität.

Der deutschen Dichtung in Drama, Roman und Novelle ist in ihrer großen Mehrheit kaum die Ahnung aufgegangen, daß die erste Bedingung ihres Schaffens genau ebenso wie die der bildenden Kunst das exacte Naturstudium ist. Die englische Literatur hat in dieser Hinsicht ihren alten Vorzug ungeschmälert behauptet. Selbst die russische Dichtung ist zum Theil hinsichtlich der künstlerischen Plastik der Deutschen überlegen. Wo hätte die deutsche Dichtung Romane von derselben plastischen Anschaulichkeit aufzuweisen wie des Engländers Dickens „Oliver Twist", wie die des Russen Gogol „Die todten Seelen." Auch die französische Romanliteratur, deren Eigenthümlichkeit mehr in anderen Dingen als gerade in der künstlerischen Plastik beruht, ist der deutschen in diesem Punkte dennoch überlegen. Welchen Roman könnte die deutsche Literatur Daudet's „Nabob" zur Seite stellen, um sich in jener Hinsicht mit demselben zu messen? Selbst der ungarische Dichter Jokai, dessen erfindungsreiche Phantasie doch nur zu oft in das Wunderland des Abenteuers abschweift, besitzt eine der deutschen Dichtung überlegene Plastik der Anschauung. Welche körperlosen Schattengebilde sind solchen Werken gegenüber beispielsweise die viel gelesenen Romane Spielhagen's, Paul Heyse's „Die Kinder der Welt", die ägyptischen Romane von Ebers, Taylor's Jetta und fast die sämmtlichen Romane von Jensen! Und doch gehören diese Dichtungen zu den besten und gelesensten Romanen der neueren deutschen Literatur. Selbst Gustav Freytag reicht nicht entfernt an die künstlerische Plastik der besten englischen und russischen Romane. Hinsichtlich der abstracten Gedankenweite hingegen nimmt freilich die deutsche Dichtung auch heute noch eine erste Stelle ein. Nur wenige Werke des Auslandes dürften sich in diesem Punkte beispielsweise mit Paul Heyse's „Die Kinder der Welt" vergleichen lassen. Namentlich steht die russische Literatur, welche hinsichtlich der Anschaulichkeit ihrer Erzählung und der Körperlichkeit ihrer Gestalten so Vorzügliches leistet, in dieser Beziehung auf einer fast kindlichen Stufe im Vergleiche mit der deutschen Romanliteratur. Aber dieser Vorzug eignet sich mehr für die wissenschaftliche Abhandlung als für die Dichtung, da diese es zunächst nur mit der Persönlichkeit und dem persönlichen Leben zu thun hat.

Diese in der deutschen Literatur so vorherrschende Neigung zur Abstraction, welche in demselben Maße einen Mangel an plastischer Gestaltungsgabe bekundet, findet einen Halt in der Abneigung unserer Kunstkritik gegen den modernen Realismus. Die polemische Haltung der Kunstkritik gegen den Realismus hat wohl hauptsächlich ihren Grund in der durch einige französische Romandichter inscenirten Ausartung des Realismus zum Naturalismus. Der berechtigte Widerwille gegen das unkünstlerische Verfahren und die Plattheiten des Naturalismus richtet sich in Folge jener Ueberspannung gegen die Naturwahrheit überhaupt, indem sie in jeder realistischen Behandlung die Spuren der Zola'schen Muse wieder zu erkennen glaubt. Diese Verwechslung ist also psychologisch zwar begreiflich, darum aber nicht minder bedauerlich. Realismus bedeutet an und für sich nichts anderes als Naturwahrheit. Die letztere aber muß die Grundlage jedes Kunstwerkes bilden; erst durch sie erhalten die Gestaltungen des Dichters die zur Lebensfähigkeit erforderliche feste Consistenz. Ohne ein bis ins Einzelne gehendes Naturstudium ist daher eine sichere Figurenzeichnung, eine plastische Anschaulichkeit, niemals erreichbar. Das sind Erwägungen, deren Richtigkeit so auf der Hand liegt, daß dieselben eigentlich als Trivialitäten erscheinen müßten.

Dennoch liegt der Gedanke, das Naturstudium der menschlichen Gesellschaft zur Grundlage des dichterischen Schaffens zu machen, einem Theile unserer Kunstkritik noch immer ziemlich fern. Daß ich mit diesem Urtheile nicht zu weit gehe, mag aus einem Aufsatze Gottschall's über den naturalistischen und photographischen Roman in Frankreich, in dessen Buch „Literarische Todtenklänge und Lebensfragen", erhellen. Die hier geäußerten Ansichten Gottschall's fallen um so mehr ins Gewicht, als derselbe wohl der geistreichste unserer lebenden Literarhistoriker genannt werden darf.

Schon die Bezeichnung „photographischer" Roman, welchen Gottschall für die auf einer feineren und sorgfältigeren Beobachtung des Lebens beruhenden Dichtungen anwendet, zeigt die Geringachtung des Literarhistorikers gegen das Naturstudium. Er stellt mit diesem Ausdruck das Naturstudium dem freien dichterischen Schaffen entgegen. Was würden unsere Maler sagen, wenn man innerhalb der bildenden Künste das Naturstudium in Gegensatz stellen wollte zum freien künstlerischen Schaffen! Hier hat sich das Naturstudium seit einem halben Jahrhundert so eingebürgert, daß man dasselbe als die erste und unentbehrlichste Grundlage aller künstlerischen Arbeit ansieht, daß jeder Künstler eine nicht auf sorgfältigsten Studien beruhende Arbeit als Pfuscherei bezeichnen würde. Und genau so unentbehrlich wie für die bildenden Künste ist das Naturstudium für die Dramatik und die Romandichtung. Es versteht sich von selbst, daß der Dichter nicht ohne Weiteres einen Vorgang des wirklichen Lebens abschreiben oder eine einzelne Persönlichkeit unmittelbar aus dem Leben in die dichterische Handlung übertragen kann, ebensowenig wie der Maler sein Modell ohne Weiteres auf die Leinwand setzen kann. Der dichterische Gebrauchswerth der Studien bestimmt sich ja lediglich aus dem Zusammenhange der frei erfundenen Composition. Nach Gottschall's Ansicht müßte eine Dichtung um so höheren ästhetischen Werth haben je abstracter und blasser, und um so geringeren Werth je lebenswahrer und plastischer sie gestaltet ist. Das würde wenigstens die richtige Folgerung einer Ansicht sein, welche das Naturstudium der menschlichen Gesellschaft als ein Princip erachtet, „das vor dem Richterstuhl der Aesthetik sich nicht als maßgebend behaupten kann."

Es versteht sich von selbst, daß ich hiermit dem Zola'schen Naturalismus nicht das Wort reden will. Die Verwirrung des letzteren liegt nicht in dem Naturstudium an und für sich, sondern darin, daß Zola dieses Studium fast lediglich den widerwärtigen und Ekel erregenden Erscheinungen des Lebens zugewandt, alle edlen und idealen Seiten desselben jedoch ausgeschieden hat. Dieser Zola'sche Naturalismus beweist demnach ebenso wenig gegen die Nothwendigkeit des Naturstudiums von Seiten der Dichtung wie etwa der Naturalismus einiger fran-

Digitized by Google

zösischer und belgischer Maler die Nothwendigkeit desselben von Seiten der bildenden Kunst widerlegen würde. Nicht ohne Berechtigung hat der Literarhistoriker Brandes einmal in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts bemerkt, daß die besondere Fähigkeit des deutschen Geistes gerade auf den Gebieten liege, welche die geringsten Anforderungen an die plastische Gestaltungskraft stellten, auf den Gebieten der Musik, der Lyrik und der Metaphysik. —

Diese ästhetischen Fragen sind nicht ohne hervorragende praktische Bedeutung. Der eigenthümliche Hang des deutschen Volksthums zur Abstraction bleibt bekanntlich nicht auf das Gebiet der Literatur beschränkt. Vielmehr pflegt derselbe auch auf den praktischen Lebensgebieten, insbesondere in der Politik eine verhängnißvolle Rolle zu spielen. Die Politik ist sogar der eigentliche Tummelplatz der deutschen Abstraction geworden. Die Verwirrung unseres politischen Parteilebens hat in keinem Umstande mehr ihren Grund, als in der Neigung der Parteien, ihre Grundsätze nicht den gegebenen Lebensbedingungen der Nation zu entnehmen, sondern diese vielmehr nach Maßgabe abstracter Ideen zu construiren. Die literarische und philosophische Bildung des 18. Jahrhunderts hat die Denkweise der Nation eben auf allen Lebensgebieten allmählich in eine Richtung geleitet, welche zwar aus den Verhältnissen der damaligen Zeit, aus dem Mißverhältnisse zwischen dem geistigen Schaffenstrieb und der durch die schwersten Unglücksschläge verkümmerten politischen und wirthschaftlichen Lebensstellung der Nation völlig erklärlich war, welche aber dauernd und unverändert festgehalten, unserer literarischen und politischen Entwickelung von sehr empfindlichem Nachtheil werden kann.

Ich will mit diesen Worten die schöpferische Bedeutung unserer classischen Literatur für die geistige und politische Bildung der deutschen Nation wahrlich nicht im Mindesten in Abrede stellen. Ist doch der Aufschwung, den die Nation allmählich auch in ihrer politischen und wirthschaftlichen Stellung genommen hat, nicht zum geringsten Theile auf die außerordentlich reiche Befruchtung zurückzuführen, welche das nationale Leben durch die Literatur des 18. Jahrhunderts empfangen hat. Nachdem nun aber die Nation die dem vorigen Jahrhundert mangelnde Größe der praktischen Lebensstellung errungen hat, ist es an der Zeit, daß die von abstracten Ideen gesättigte dichterische Literatur die empirischen Verhältnisse mit feinerem Auge beobachte als bisher und sich einem exacteren Naturstudium zuwende. Die abstracte Lebensanschauung hat sich zu einer, die geistige wie die staatliche Lebenskraft der Nation geradezu gefährdenden Krankheit entwickelt. Die dichterische Literatur hat also die Möglichkeit, durch die Schärfung des Sinnes für das Einzelleben und die individuelle Lebenswahrheit an dem politischen Gesundungsprozeß der Nation mitzuhelfen. Welche höhere Aufgabe könnte sich die dichterische Literatur wohl stellen, als aus dem praktischen Leben ihren Inhalt zu schöpfen, um auf dasselbe in schöpferischer Weise zurückzuwirken?

---

## Erinnerungen an Gustav Kühne.

Von Adolph Kohut.

Nun ist auch der Letzte vom „Jungen Deutschland" in jenes Schattenreich hinübergeschlummert, wo es keine Klassiker und keine Romantiker gibt und wo die Anhänger wie die Gegner jener literarischen, in Deutschland in Folge der Julirevolution von 1830 entstandenen Richtung, als deren glänzendste Vertreter Heinrich Heine, Heinrich Laube und Karl Gutzkow gelten, in friedlicher Harmonie ruhen. Rudolf Wienbarg war der zuletzt gestorbene der streitigen Mannen, die dem Bundestage so viel schlaflose Nächte bereitet hatten, so daß dieser 1835 einen drakonischen Erlaß gegen die „Revolutionäre" richtete und sogar jene Schriften derselben verbot, welche noch gar nicht geschrieben waren. Der am 27. December 1806 geborene Gustav Kühne schien in jungdeutschem Trotz der Vernichtung zu spotten. Am 22. April d. J. jedoch mußte er ebenso dem Unerbittlichen erliegen, wie 32 Jahre vorher sein Freund und College Heinrich Heine.

Als ich den Greis in Dresden kennen lernte, hatte seine schöpferische Thätigkeit bereits aufgehört; er war zwar noch geistig und körperlich sehr regsam, aber er lebte doch mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. In Niederpogritz an der Elbe war's, wo er auf hohem Berge eine prächtige Villa besaß, wo ich ihn und seine geistreiche Frau, Henriette geb. Harkort — eine Verwandte des bekannten preußischen Abgeordneten aus Westfalen, Friedrich Harkort — zum ersten Male sah. Seitdem sind Jahre vergangen und fast wöchentlich verkehrte ich in seinem geselligen Hause, und der „Alte von Niederpogritz" erschloß mir sein Herz, und so liegt mir denn sein ganzes Leben und Schaffen wie ein offenes Buch klar vor Augen.

Am liebsten plauderte er von seinem Leipziger Aufenthalt, als er dort die s. Z. einflußreichsten und vornehmsten belletristischen Blätter, die „Zeitung für elegante Welt" — von 1835 bis 42 — und die „Europa" — von 1846 bis 1856 — redigirte. Seine Augen leuchteten, wenn er seiner Freunde und Mitarbeiter, welche er alle persönlich kannte und von denen die meisten ihn aufsuchten, gedachte! Mit besonderer Liebe sprach er von der Romanschriftstellerin Fanny Tarnow, von den österreichischen Dichtern Karl Beck und Moritz Hartmann, von dem Humoristen und Caricaturenzeichner Herbert König, von dem Lustspieldichter Karl Blum, von Julius Hammer, J. Kaufmann u. A. Er besaß in Dölitz bei Leipzig, als damals noch die Kugeln von 1813 zu sehen waren, ein hübsches Landgut, und das Kühne'sche Haus glich einer Dichter- und Künstlerherberge, denn kein Poet kam nach Leipzig, ohne beim Chef der „Eleganten" und „Europa" vorzusprechen, und sie alle waren willkommen und wurden von dem reichen Hausherrn auf's Gastfreundlichste aufgenommen.

Im Kühne'schen Hause fanden die durch die polnische und ungarische Revolution compromittirten Poeten ein Asyl, und Dölitz war die Sehnsucht all der zahlreichen Flüchtlinge, welchen der Boden in ihrem Vaterlande zu heiß wurde. Kühne stellte ihnen bereitwillig seine Blätter zur Verfügung, und er hatte die löbliche Eigenschaft, ihre Arbeiten auch zu honoriren und selbst für Gedichte splendide Preise zu bezahlen. Da Angesichts der Censur nicht Alles gedruckt werden konnte, so befanden sich in der Mappe des Redacteurs zahlreiche unbekannt gebliebene Poesien. Besonders schneidig war Jacob Kaufmann, ein Vollblutdemokrat. Aus der Fülle seiner „confiscirten" und „polizeiwidrigen" Lieder sei nur das nachstehende rührende Poëm mitgetheilt:

### Die Polen in Sibirien.

Auf Polens einsam stiller Haide
Da mag's vielleicht jetzt Frühling sein —
Wie tanzt das Reh in wilder Freude,
Wie springt der Quell im Sonnenschein!

Wen zierst du, Lenz, mit deinen Rosen?
Wem blaut dein duftiger Azur?
Weh, all' dein Küssen, all' dein Kosen,
Gilt einer ausgestorb'nen Flur.

Du zierst das Land, wie man die bleiche
Gestalt der todten Jungfrau ziert,
Zu lächeln scheint die holde Leiche,
Wenn sie der Todtenkranz berührt.

Wir aber, wir sind tief begraben
In schauervoller Winternacht,
Wo in das Lied der Unglücksraben
Die schadenfrohe Hölle lacht.

Der Nachtsturm schüttelt seine Mähne,
Die Wölfin tanzt um uns im Kreis,
Das Nordlicht röthet unsere Thräne,
Doch ach! die Thräne wird zu Eis.

Digitized by Google

Fort über Eis und Felsenzacken,
Fort mit dem Seethier laßt uns flieh'n —
Für des Tyrannen stolzen Nacken
O sucht, o sucht den Hermelin!

Die Freiheitshelden und Märtyrer aller Nationen wurden in den Kühne'schen Blättern besungen, so weit es, wie gesagt, die Censur gestattete oder durch List die Aufmerksamkeit des allgewaltigen Büttels der deutschen Dichter und Schriftsteller vom Hauptgegenstand auf nebensächliche Umstände abgelenkt werden konnte. Als Armand Carrel 1836 im Pistolenduell mit Emil de Girardin und als Puschkin gleichfalls im Pistolenduell mit dem Baron Dantès-Heeckern, im darauffolgenden Jahr, fielen, wurden natürlich Carrel wie Puschkin im Liede verherrlicht, aber Kühne durfte die Sachen nicht veröffentlichen.

Im Uebrigen war Gustav Kühne durchaus kein Politiker, sondern nur ein freiheitlich gesinnter Mann und seine Neigungen waren durchschnittlich literarischer Art. Er schwärmte für die deutsche Einheit mit der preußischen Spitze allerdings schon zu einer Zeit, als derartige Schwärmereien noch obrigkeitlich verboten waren und man sich allerlei Unannehmlichkeiten dadurch aussetzte.

Seine Beziehungen zu einigen späteren Häuptern des österreichischen Aufstandes, wie z. B. zu Robert Blum, waren ausschließlich literarischer Art. Robert Blum redigirte damals in Leipzig die „Vaterländischen Blätter" und war auch sonst schriftstellerisch thätig. Beide Männer achteten sich selbst bei der heftigsten Polemik, da beide noble Naturen waren. In einem vier Seiten langen, bisher ungedruckten Briefe Blum's an Kühne vom 12. October 1841 findet sich u. A. ein Passus, der für den später in Wien erschossenen unglücklichen Demagogen in hohem Grade bezeichnend ist, da dieser hier das nachstehende Bekenntniß ablegt:

„... Wahrlich, wenn irgend Jemand jedes redliche Wirken freudig anerkennt, so bin ich's; wenn ich aber mehr als jeder Andere an derartigen Erscheinungen Theil nehme, dieselbe zu befördern und zu beleben suche, so ist das theils eine persönliche Neigung, theils ein Suchen, das irgendwie einzuholen, was ich an literarischem Willen unterlassen muß, weil mir das Schicksal, wie Sie wissen, eine wissenschaftliche Bildung versagte und ich den Drang fühle, das Mögliche, in meinen Kräften stehende, zu thun oder doch zu versuchen. Wenn ich das Wie eines Strebens irgend einem Tadel unterwerfe, so geschieht es höchstens vom Standpunkte der Praxis aus, und zwar nur dann, wenn eine gänzliche Erfolglosigkeit mir ein Recht dazu gibt. Ob ich unsere, leider sehr dünnen Kräfte überschätze und leichtfertig mir beseitige? O, gewiß, gewiß nicht! Und ich eifere mit aller Kraft dagegen, wo es geschieht, aber ich huldige dem durchaus radicalen Grundsatze: »wer nicht mit uns ist, ist gegen uns« und gewinne die Entscheidung darüber, wo sie irgend zweifelhaft ist, ohne den Kreis des »Uns« engherzig zu beschränken."

G. Kühne machte sich wiederholentlich über diejenigen lustig, welche, gleich dem Bundestag, in der literarischen Vereinigung des „Jungen Deutschland" politische Motive, Umsturzpläne u. s. w. witterten. Er hat sich dagegen nach 1881 in einer Zeitschrift auf's Nachdrücklichste verwahrt. Er sagte dort u. A., was er auch mündlich oft genug betonte, daß die fünf vom Bundestag geächteten Schriftsteller: Heine, Laube, Gutzkow, Wienbarg und Wundt, waghalsige und waglustige Autoren, aber keine Umstürzler waren. Heinrich Laube z. B., meint er, „den man als einen Anwalt der Sinnlichkeit und des Ehebruchs hinstellen wollte, hat dem Publikum im Tempel Apollo's deshalb sensationslustige französische Comödien vorgeführt, weil der Franzose die Begabung hat, plastisch, rund, nett graziös selbst seine Corruption in ein leicht faßliches Bild hinzustellen, weil er den Stoff als Erlebniß componirt und reizend gruppirt. Nur die Kunstfertigkeit und die vollendete Mache der Franzosen hat Laube zur Vorführung französischer Stücke veranlaßt." — „Wenn man Ludolf Wienbarg des Saint-Simonismus beschuldigte, so hatte man ihn ganz nicht verstanden. Er kannte Paris gar nicht, war nie in Frankreich. Die sociale Frage war ihm „Wurscht", er wollte vielmehr Leib und Seele, Materie und Geist, Natur und Gott versöhnen; darum pries er die hellenische Welt, weil hier der schroffe Gegensatz verschwunden war zwischen Elementen und Gestalten, die, obschon polarartig verschieden, der verbindenden Linien doch zum Existiren bedürfen." Gustav Kühne stand ganz auf dem Standpunkte Wienbarg's; er wollte und forderte die sittlich-schöne Lebensherrlichkeit der hellenischen Welt auch den Romantikern gegenüber; er schrieb auf seine Fahne: auf Lessing zurückkehren, heißt fortschreiten! Diese Vermählung von Geist und Welt, die Hingebung zwischen Leib und Seele wurde in Theodor Mundt's: „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen", die eine Versöhnung, fast wie ein Gebet gefeiert, nicht in romantischer Schwärmerei, nicht französisch frivol, sondern einfach, fest und thatsächlich.

Mit seinen Genossen vom „Jungen Deutschland" blieb Kühne im Allgemeinen in guter Freundschaft und guter Kameradschaft — nur mit Karl Gutzkow entzweite er sich später. Ich will hier die Ursachen dieser Zwistigkeiten nicht näher beleuchten, noch auch untersuchen, wer der schuldigere Theil von Beiden war; nur darf man nicht vergessen, daß Gutzkow eine sehr reizbare und nervöse Natur war und mit zahlreichen Schriftstellern anband. Gutzkow — meinte Kühne — dachte groß von sich, leider jedoch zu klein von Andern. Im Argwohn, überall verfolgt zu sein, verfolgte er selber unerbittlich. An Heine wollte er nicht einmal den lyrischen Dichter anerkennen; er hielt ihn für einen bloßen Nach- und Ausläufer der Romantiker. Auf Uhland, den reinsten deutschen Poeten, sah er achselzuckend herab; und doch bei all' dem Hochgefühl vor sich selber war ihm nicht wohl, fühlte er sich nicht glücklich. Das Geheimniß des Glückes heißt eben: Bescheidenheit. Gutzkow war nicht schwach gegen sich selbst, er verlangte viel von sich, aber noch fast mehr vom Geschick, vom Zeitalter, vom Vaterlande.

Sehr rege und freundschaftliche Beziehungen walteten namentlich zwischen Heinrich Heine und Gustav Kühne. Ersterer war fleißiger Mitarbeiter der „Zeitung für die elegante Welt" und schätzte des Letzteren literarische Thätigkeit sehr hoch. Heine schreibt ihm einmal — Paris, 30. Jan. 1839 — u. A.:

„... Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich erst vor wenigen Wochen Ihre Bekanntschaft machte, nämlich Ihre „weibliche und männliche Charaktere" gelesen habe, aber es wird Sie keineswegs wundern, daß ich davon auf ungewöhnliche Weise angesprochen, erquickt und erbaut worden. Solche Bücher, obgleich selten, geben mir eine Garantie für den fortschreitenden Geist der Humanität in Deutschland und die Talente seiner Träger. Nach der Lectüre Ihres Buches ergriff mich ein sonderbares Heimweh. — Vielleicht aber irre ich mich, und es gibt nur wenige Ihresgleichen in Deutschland."

In einem anderen Briefe vom 11. October 1839 sagt ihm Heine wieder allerlei Schmeicheleien. Man höre nur: „Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt immer überaus gut; sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz darin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze." Als sich Heine im April 1842 mit Hoffmann und Campe entzweit hatte, wandte er sich natürlich an Kühne, damit dieser zu erfahren suche, was der Dichter für einen Band Gedichte „ebenso stark wie das Buch der Lieder" von einem Leipziger Verleger bekommen könnte? „Das Alles" — schreibt Heine — „bleibt ganz unter uns, denn es ist noch immer möglich, daß ich mich mit Campe in Hamburg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienst". Bekanntlich aber hat sich Heine mit Hoffmann und Campe bis an's Ende seiner Tage „fortgequält".

Kühne war ein begeisterter Schwärmer Goethe's und Jahrzehnte lang mit der Schwiegertochter des Dichters, Ottilie von Goethe, intim befreundet. Er zeigte mir zahlreiche reizende Geschenke und Briefe der hochgebildeten Frau an ihn, sowie viele Goethebildnisse, Goethereliquen und Briefe, die er durch sie erhielt. Ottilie von Goethe stand Pathe bei seiner

Digitized by Google

Tochter, die nach ihr genannt und jetzt Gattin des Dresdner Verlagsbuchhändlers Edgar Pierson ist.

Ich glaube keine Indiscretion zu begehen, wenn ich hier verrathe, daß die letzten Zeilen, welche Ottilie von Goethe auf dem Todtenbette schrieb, Gustav Kühne galten. Diese mit zitternder Hand, kaum noch zu entziffernden Zeilen lauten:

„Lieber Freund! Dreißig Jahre sind lang, und nun muß geschieden sein. In alter Freundschaft und in alter Gesinnung, mit der wir für die Zeit sterbend die Hände noch in einander legen. Ottilie von Goethe."

Ein bedeutender, interessanter und edler Mann war es, den sie in Niederpogritz am 25. April in die kühle Erde betteten. Glücklich wie sein Leben, war auch sein leichtes, schmerzloses Sterben. „Was ist der Tod?" fragt er in einem seiner letzten Gedichte — den 1886 in zweiter Auflage erschienenen „Romanzen, Legenden und Fabeln" — und er beantwortet sie mit den Worten, die für ihn symptomatisch waren:

Beruhigung, ein stiller, tiefer See,
Kein todtes Meer, wo die Gestalten schwinden,
Erlischt des Lebens wechselvolles Weh,
So löst sich Alles, sich vereint zu finden.

## Eine neue Hypothese über die Venus von Milo.

Von Anton Eichler.

Amerika schreckt vor nichts mehr zurück. Nicht allein, daß es seine Künstler für sich haben will, und den unsrigen seinen Markt zu verschließen beginnt; nicht allein, daß es vor Kurzem in New-York eine Ausstellung einheimischer Radirungen eröffnet hat; es versucht sich sogar in Kunstkritik und scheut sich nicht, die delikatesten Fragen der Archäologie zu berühren. Der Autor eines merkwürdigen, in Boston herausgekommenen Buches, Mr. Stillmann, hat sich gleich ohne Weiteres über das alte anziehende Problem der Venus von Milo hergemacht. Das Buch heißt: „On the Track of Ulysses, together with an Excursion in quest of the so-called Venus of Melos" (Houghton, Mifflin & Co.). Nach dem Vorgange von Millingen und manchen Anderen sucht Herr Stillmann, und nicht ohne Geist, zu beweisen, daß die wunderbare Statue des Louvre niemals eine Venus gewesen sei, da weder der kriegerische Ausdruck ihrer Züge, noch ihre räthselreiche Haltung der Vorstellung entspräche, welche die Griechen sich von der Aphrodite gemacht hätten.

Für Mr. Stillmann ist die angebliche Venus ganz einfach die ungeflügelte Siegesgöttin (Nike Apteros), deren Statue in einem kleinen Sondertempel vor den Thoren der Akropolis errichtet worden sei.

Die Uebereinstimmung der melonischen Venus mit der broncenen, übrigens geflügelten Siegesgöttin von Brescia, mit den Niken ferner, welche man auf gewissen griechischen Münzen wiederfindet, und mit der Victoria in Terracotta endlich, welche im Museum in Neapel steht, ist genugsam betont worden. Diese Uebereinstimmung hat wahrscheinlich auch die Custoden des Louvre bewogen, auf dem Sockel der Statue der Bezeichnung „Venus" den Beinamen Victrix anzufügen. Dieser Hinweis auf die überwältigende Majestät der Statue genügt jedoch nicht, um ihre eigenthümliche Haltung zu erklären. Bekanntlich sah man eine lange Zeit hindurch die Ansicht Dumont d'Urvilles wie einen Glaubensartikel an, wonach die Statue zur Zeit ihrer Entdeckung in einer roh zugemauerten Nische noch ihre beiden Arme gehabt hätte, deren einer einen Apfel erhoben und der andere die Falten des Gewandes gehalten haben soll. Doch hat eine eingehendere Prüfung gezeigt, daß das nicht möglich gewesen ist. Daß die Armfragmente, die gegenwärtig im Louvre unter Glas aufbewahrt werden, der Nische entnommen seien, in welcher der Bauer von Melos die Göttin entdeckt, glaubt heutzutage kein ernsthafter Archäolog mehr; und der beste Beweis dafür, daß auch die Custoden des Louvre an diesen Ursprung nicht glauben, ist der, daß sie, trotz ihrer Neigung zu sehr fragwürdigen Restaurationen, noch niemals versucht haben, sich dieser Fragmente bei einer Restaurirung der Statue zu bedienen. Man muß also die Frage ganz von vorn anfassen, ohne auf diese mehr als zweifelhaften Traditionen etwas zu geben.

Es ist von vornherein schwer zu begreifen, daß die Statue im Louvre, dieses Meisterwerk aller Meisterwerke, irgend ein namenloses, nicht sonderlich berühmtes Bildwerk gewesen sei, irgend eine Venus, ob nun victrix oder nicht victrix. Dem widerspricht Alles. Zunächst ihre unvergleichliche Schönheit und Hoheit; dann auch die Sorgfalt, mit der man sie vor drohenden Barbareneinfällen zu bewahren suchte, indem man sie weit vom Mittelpunkt der Civilisation auf eine entlegene Insel brachte, um sie in einem Steingrabe zu verstecken. Für die erste beste Venus würde man nicht so besorgt gewesen sein. Sie mußte eine Göttin darstellen, an der man mit Schmerzen hing und zugleich mußte sie als Bildwerk eine Verehrung genießen, welche ihrem einzigen Kunstwerth angemessen ist und wovon sich in den archäologischen Denkmälern — steinernen oder schriftlichen — Spuren finden müssen.

Hiermit halte man die neuen Thatsachen zusammen, welche Mr. Stillmann anführt. Auf einer kürzlich beendeten Reise nach Athen photographirte er aufs Sorgfältigste die Basreliefs des kleinen Tempels der Nike Apteros, jener Siegesgöttin, welche die Athener ohne Flügel dargestellt hatten, „damit sie ihnen niemals entfliehe". Diese Basreliefs stellen ein Gefolge von kleinen, untergeordneten Siegesgöttinnen dar, welche die Hauptgöttin in der ionischen Kapelle auf irgend eine Weise umgaben. Diese Nebengöttinnen nun zeigen die überraschendsten Uebereinstimmungen mit der Statue im Louvre: heroischer Typus, Fülle der Verhältnisse und Formen, Behandlung des Faltenwurfs, alles findet sich wieder bis auf jene unbestimmbare Verwandtschaft, die man an Skulpturen, wie an lebenden Wesen unmittelbar erkennt, ohne immer im Stande zu sein, erklären zu können: woran?

Diese Basreliefs sind stets als Werke von Skopas angesehen worden. Wenn Mr. Stillmanns Hypothese begründet ist, so wäre die angebliche Venus von Milo in Wirklichkeit die ungeflügelte Siegesgöttin der Akropolis von Athen von demselben Meister. Auch hier würden die übereinstimmenden Aussagen der berufensten Kunstrichter, die stets dies wunderbare Meisterwerk der Periode zwischen Phidias und Praxiteles zugeschrieben haben, vollkommen gerechtfertigt sein.

Endlich hat Mr. Stillmann noch auf einem Ausfluge nach der Insel Melos festgestellt, daß das Mauerwerk der Nische, in welcher die Statue Jahrhunderte verborgen ruhte, augenscheinlich römische Arbeit ist, und zwar offenbar aus einer Zeit vor Pausanias und Plinius, da keiner dieser beiden Kritiker die Statue gekannt hat.

Nach der Theorie des amerikanischen Archäologen, welche in diesem Punkt auf die Millingen'sche Hypothese zurückkommt, würde die Göttin in der linken Hand einen auf das Knie gestützten Schild gehalten haben, und in der rechten einen Griffel, mit welchem sie die Namen der athenienſischen Helden auf den Schild schrieb. Valentin hat eingewendet, daß in diesem Falle der linke Schenkel mehr auswärts gedreht sein müßte, um das Gleichgewicht zu sichern. Doch ist dieser Einwand vollkommen haltlos und wird erstens durch die Stellung der Victoria von Brescia und zweitens durch die an lebenden Modellen zu machenden Actstudien widerlegt.

So sprechen denn viele gewichtigen Dinge für die Hypothese Mr. Stillmanns; jedenfalls ist sie begründeter, als die neuerdings bei uns aufgetauchte und von einem begabten Bildhauer geistvoll durch eine Skizze illustrirte Hypothese, wonach zur Venus von Milo ein Ares gehört, den sie mit dem linken Arm umfaßt. Letztere Auffassung ist weiter nichts als ein hübsches Spiel der Phantasie; Mr. Stillmanns Hypothese jedoch eine durch Thatsachen begründete Vermuthung. Und wer wird leugnen wollen, daß die strengen, hoheitsvollen Züge der angeblichen Venus von Milo weit eher einer Nike, der erhabenen Herrscherin des Sieges, als der Göttin der Liebe angemessen sind?

Digitized by Google

## Feuilleton.

### Zwei Nächte.

Von B. Noelting.

(Schluß.)

Einer der Anwesenden hielt einen schwungvoll preisenden Toast auf „den großen Dichter, den liebenswürdigsten Menschen und treuesten Freund". Erich's Gesicht wurde plötzlich ernst. Er schlug an's Glas.

„Meine lieben Freunde," sagte er. „Es geht seltsam in der Welt her. »Ohne Wahl vertheilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück!« wie es im Liede heißt. Was Ihr mir zum Verdienst anrechnet, ist nur einem günstigen Schicksal zuzuschreiben. Ja," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, die durch einzelne Widersprüche ausgefüllt wurde, „mich hat das Glück emporgetragen, während mancher Andere — der es ebenso wohl verdient hätte, in Dunkelheit geblieben ist. Meine Herren," schloß er etwas bewegt, „Ehre dem bienenhaften Fleiß, der in sich selbst seinen Lohn findet!"

Franz Reimers wurde es sehr unbehaglich zu Muthe. Alle stießen mit ihm an; man drückte ihm die Hand! Er war sich bisher nicht bedauernswerth vorgekommen. „Mein Gott," dachte er, „bin ich denn wirklich so viel weniger glücklich, als er?"

Er blickte zum Freunde hin. Elsa stand neben dem Vater, ließ ihr Glas an dem seinigen anklingen und sah mit warmem, entzücktem Blick in seine Augen. Der Gast wandte sich hastig ab. Ja, sprach es in seiner Seele, er ist glücklicher, als Du.

Und während das Mahl seinen Fortgang nahm, die Champagnerpfropfen knallten, und die Unterhaltung immer lebhafter anschwoll, versank er in Träumerei. Er dachte an die Zeit, wo auch einmal ein stolzer, entzückter Blick den seinigen gesucht hatte! — Wie war sie hold gewesen, die Jugendgeliebte! Aber ganz arm, wie er selbst, der ihr kein Heim bieten konnte. Wie schwer hatte er seinem Herzen Schweigen auferlegt! Wie tief gelitten, als sie den Anderen heirathete! Es war so lange her, die Wunde längst geschlossen, aber heute —

Er fuhr in die Höhe, als die Tafel aufgehoben wurde und sah fremd in die weinerhitzten Gesichter. Dann lächelte er über sich selbst, verabschiedete sich trotz Erich's dringender Bitten mit dem Versprechen der Wiederkehr und fuhr mit einer Nachtdroschke in sein Hotel.

Es dauerte diesen Abend lange, bis er einschlief. Dann hatte er einen seltsamen Traum. In einem sommergrünen Garten stand eine Frauengestalt mit den Zügen der Frühgeliebten. Sie war reichgekleidet in altdeutscher Tracht. Lang floß der Saum des dunkelrothen Gewandes über den Rasen. Diamanten funkelten im braunen Haar. Ihm träumte, es erfasse ihn eine leidenschaftliche Sehnsucht nach ihr, die lächelnd, ohne ihn anzublicken, an ihm vorüberglitt und er rief ihren Namen. Da wandte sie das sonnige Gesicht ihm zu und sprach: „Ich habe nichts mit Dir zu schaffen, ich bin die Weltfreude." Und sie wandelte weiter und weiter. Er aber, wie gebannt, konnte nur machtlos die Arme nach ihr ausstrecken.

Er wachte auf von dem Gefühl einer lastenden, ungeheuren Versäumniß. Auf ihm lag leere kalte Finsterniß. Was ist mit mir geschehen? fragte er sich verstört. Noch vor wenigen Stunden lebte ich heiter und mit meinem Schicksal zufrieden! Er überblickte sein Leben, angstvoll nach einem Halt in dem Gefühl des Schwindels suchend, das ihn überfiel. Es streckte sich einförmig die große Heerstraße des Daseins entlang. Arbeit, ruhmlose Arbeit im Staub des Weges vom Morgen bis zur Nacht! Graue Dämmerluft, nie die glühende Sonne des Glücks, nie ein Kuß von liebebrennenden Lippen.

Die Dunkelheit um ihn belebte sich mit Gestalten. Bilder, seit Jahrzehnten von ihm vergessen, wirbelten vor ihm auf. Ein kleiner Sextaner, den er sehr geliebt, und an dessen frischem Grabe er mit halberstickter Stimme die Abschiedsworte gesprochen hatte, nickte ihm zu. Als er ihn aber in's Auge faßte, verwandelte sich das Gesicht in das todesernste, das in den Kissen des Sarges lag. Wie mit einem Zauberschlag stand die Scene vor ihm. Schaaren von Menschen kommend und gehend, mit Flüstern und Schluchzen das Bild regungsloser Ruhe unter Blumen umbrandend! — Ja, sagte er aufathmend, einmal ist Alles vorüber! Aber das Kind und ich, wir sterben ohne gelebt zu haben!

Ein heftiges Verlangen ergriff ihn. Konnte er das Versäumte nicht nachholen? Noch war er nicht alt! Wie hatte er so blind und taub am Becher der Lust vorübergehen können, ohne die durstenden Lippen zu netzen! Der Champagner schäumte noch immer und er allein sollte verschmachten! — Er sah weiße Arme winken, leuchtende Blicke die seinigen suchen! — Plan auf Plan jagte sich in seinem Gehirn!

Stundenlang wälzte er sich ruhelos hin und her. Erst gegen Morgen schlief er ein. Bei seinem Erwachen hörte er vor der Thür das Stubenmädchen fragen, ob der alte Herr noch schlafe. Mit unbehaglichen Empfindungen kleidete er sich an. Ihm war, als ob der Boden unter ihm schwanke, auf dem er 45 Jahre mit ruhiger Selbstgenügsamkeit geschritten war.

Der Kellner brachte ihm ein Billet, das für ihn angekommen sei. Ueberrascht betrachtete Franz Reimers die zierliche Schulhandschrift. Sein Herz fing plötzlich an zu klopfen. Er wartete bis der Ueberbringer sich entfernt hatte und schnitt dann vorsichtig das duftende rosa Couvert auf.

„Sehr geehrter Herr! Wenn Sie so gütig sein wollten, heute um 2 Uhr zu uns zu kommen, um einem dummen Mädchen etwas zu lehren, was es gern wissen möchte, so würde Ihnen sehr dankbar sein

Elsa."

Das Blut stieg ihm in die Wangen, als er diese Worte las. Er suchte nach einem Beweggrund für diese unerwartete Bitte. Wie kam es, daß sie sich an ihn wandte, die doch so viele bedeutende Männer im Vaterhause ein- und ausgehen sah? Aber freilich, Gelehrte waren wenige darunter. Und die Jugend ist wißbegierig! Wenigstens hatte er die Erfahrung an manchem seiner Primaner gemacht. Warum sollte nicht auch dies junge holde Wesen es sein? Wie erfreulich, daß sie auch eine Suchende war! Eine warme Freude verzehrte alle Empfindungen der vergangenen Nacht! —

Die Zeit wurde ihm unendlich lang bis 2 Uhr. Er mußte noch eine Weile in der Nähe des Hauses auf und ab gehen, bis die ersehnte Stunde schlug. Mit einer ihm fremden inneren Erregung zog er die Glocke.

Im Salon kam Elsa ihm etwas verlegen entgegen. „Wie freundlich, daß Sie gekommen sind! Papa und Mama machen einen nothwendigen Besuch, aber sie werden bald zurückkommen," sagte sie und erzählte dann, daß sie so viel Interesse für Philosophie habe, aber leider gar nicht klug daraus werden könnte, was die Herren eigentlich meinten. So habe sie sich an seinen, des Doctors Commentar gemacht, finde das Buch jedoch entsetzlich schwer zu verstehen. Ob er ihr freundlich einige, nur einige philosophische Begriffe erklären wolle?

Sie sprach mit augenscheinlicher Verwirrung. Zum Schluß schlug sie die blauen Augen bittend zu ihm auf. Franz Reimers lächelte halb belustigt, halb beglückt: „Liebes Fräulein, das wird sich schwer so schnell erklären lassen!"

„Ja, natürlich, Sie denken, ich bin zu dumm," sagte sie mit anmuthigem Schmollen. „Aber ich war immer die Erste in der Klasse! Und ich will so aufpassen! Wenn ich nur erfahre, was dies unbegreifliche „Ding an sich" eigentlich für ein Ding ist, dann bin ich schon zufrieden! Bitte, bitte, thun Sie mir den Gefallen!"

Sie sah so lieblich aus in ihrer Verlegenheit, daß er ihr willig zum Platz am Kamin folgte und sich ehrlich bemühte, den philosophischen Begriff mit einfachen Worten zu erklären. Kaum hatte er seine Rede angefangen, als die Thürglocke tönte und der Maler Alfred Binder in den Salon trat.

„Stören Sie uns nicht," rief Elsa heftig erröthend ihm entgegen. „Setzen Sie sich möglichst weit von uns, da an's Fenster und studiren Sie Straßenscenen oder was Sie wollen. Bitte, bitte, Herr Doctor, fahren Sie fort!"

Sie lächelte zu ihm hinauf in halbvorgebeugter, lauschender Stellung, daß fast ihr Athem ihn berührte. Eine Art von Rausch kam über ihn.

Digitized by Google

Wohl flüsterte eine mahnende innere Stimme ihm zu, den Bann zu brechen und die Unterhaltung zu beenden. Aber die blauen glänzenden Augen brachten sie zum Schweigen. Die Welt schrumpfte in diesem Augenblick für ihn auf das Fleckchen am Kamin zusammen, zur „vergänglichen irdischen Erscheinung" — wie er sonst mit einiger Verachtung das Sichtbare nannte —, welche über das Unvergängliche, „Seiende" belehrt sein wollte.

So nahm er den Faden wieder auf. Er sprach immer warm und gut, sobald er auf seinem Lieblingsfelde ackerte, aber heute brannte ein Schwung in seiner Rede, der ihn selbst überraschte. Elsa hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und bewies hier und da durch eine eingestreute Frage, daß sie seinen Worten folgen konnte. Als er geendet hatte, stand sie auf und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, „es war wunderschön! Aber ich bereue ernstlich, Sie so — so bemüht zu haben."

Ehrliches Schuldbewußtsein spiegelte sich auf ihrem Gesicht ab. Franz Reimers beeilte sich, zu versichern, daß ihm nie eine Lection halb so viele Freude bereitet habe. Sie sah ihn ernsthaft an, griff dann nach einem prachtvollen Bouquet, welches neben ihr auf einem Tischchen lag und löste einige Maiglöckchen aus demselben. „Ich möchte Sie bitten, diese Frühlingsblüthen zur Erinnerung an Ihre Güte gegen ein dummes Mädchen zu bewahren, und sie nachsichtig zu beurtheilen!"

Er nahm die Blüthen mit zitternder Hand und verbeugte sich. Die Dankesworte blieben ihm in der Brust festgebannt. Indem er sich umwandte, erblickte er den Maler, den er fast vergessen hatte. Der junge Mann schloß gerade sein Skizzenbuch und stand vom schräg gegenüberliegenden Fensterplatz auf. Er war im Begriff, ihn zu fragen, was er gezeichnet habe, als Erich mit seiner Frau auf der Schwelle erschien und ihn mit Herzlichkeit begrüßte. Er mußte versprechen, zum Mittagessen zu bleiben und am Abend mit in's Theater zu gehen, wo ein Platz in der Loge für ihn vacant sei. Unter Erich's lebhaftem Reden wanderte sein Geist und sein Blick zu Elsa. Sie stand neben dem Maler am Fenster und hielt sein Skizzenbuch in den Händen. Und plötzlich lachte sie laut auf! Ein helles leichtsinniges Lachen, wie es nur die Jugend kennt, wenn sie sich „köstlich amüsirt". — Mit einigen raschen Schritten, den verdutzten Freund stehen lassend, war er an ihrer Seite und bat mit gemüthlichem Lächeln, sie möge ihn doch Theil an ihrem Vergnügen nehmen lassen. Aber das Buch war schon zugeschlagen, ehe er einen Blick hineinwerfen konnte und mit heißem Erröthen, durch welches das Lachen immer wieder hindurchbrach, erklärte Elsa, daß sie viel zu viel Respect vor ihrem Lehrer habe, um ihm diese „Dummheiten" zu zeigen. Dann hing sie sich an seinen Arm, während der Maler sein Buch wieder an sich nahm, und ließ sich in's Speisezimmer zur gedeckten Tafel führen. Dabei plauderte sie mit sonniger Heiterkeit, so daß er fortwährend in Athem erhalten wurde und ein Gefühl traumhafter Trunkenheit ihn wieder überkam. Während des Essens wurde die Unterhaltung allgemein und so hatte er fast den kleinen Zwischenfall vergessen, als plötzlich beim Kaffee, der am Tisch servirt wurde, Erich fragte, ob der Freund schon die Skizzen des Malers gesehen habe. Franz Reimers entgegnete, er hege den Wunsch, aber leider werde ihm das Buch vorenthalten.

„Seit wann sind Sie so bescheiden, Alfred?" fragte Erich mit gutmüthigem Spott. „Rücken Sie gleich mit Ihren Schätzen heraus!"

Der Maler meinte, seine Caricaturen könnten unmöglich für einen Philosophen von Interesse sein. „Gerade," erwiderte Erich. „Franz, Du konntest immer über einen guten Witz lachen und wirst Dich gewiß über die drolligen Zeichnungen amüsiren."

Franz Reimers stimmte zu und so stand denn der Maler auf und brachte nach einiger Zeit das Verlangte. Das Buch bestand aus losen Blättern, auf denen nicht ohne Talent Scenen aus dem Leben dargestellt waren. Der Gast lobte mit Gehaltenheit, ihm erschien die Caricatur oft zu derb und häßlich. Als er den Künstler nach dem Resultat seines heutigen Fleißes fragte, zeigte ihm dieser ein Blatt, auf dem ein Schusterjunge in verschiedenen herausfordernden Stellungen skizzirt war.

Die Hausfrau hob die Tafel auf, da die Theaterstunde heranrückte. Erich begab sich eiligst in seinen Salon und suchte aus den Prachtwerken, die auf mehreren Tischen paradirten, ein Exemplar seiner illustrirten Gedichte heraus, schrieb rasch einige Widmungsworte hinein und übergab das Buch dem Diener mit dem Befehl, es einzupacken und an die Adresse von Herrn Dr. Franz Reimers in dessen Hôtel zu befördern.

Als er den Salon verließ, stieß er mit dem Künstler zusammen. Auf seine Mahnung, daß man sich beeilen müsse, entgegnete der junge Mann, er wolle nur noch seine Skizzen zusammensuchen. „Sie werden sie doch nicht mit in's Theater schleppen!" rief Erich. „Heute Abend oder morgen früh schicke ich sie Ihnen!" Dabei legte er den Arm freundlich um Alfreds Schulter und schob den halb Widerstrebenden in den Vorsaal hinaus. Vor der Thür harrte die Equipage, um die Gesellschaft in's Theater zu bringen.

Franz Reimers saß hinter Elsa in der Loge. Der Maler hatte diesen Platz einnehmen wollen; war aber mit den schmollenden Worten zurückgeschickt worden: „Sie sind ein böser Mensch, Alfred, ich will gar nichts mit Ihnen zu thun haben!" Der Gescholtene sah sie von der Seite an und flüsterte ihr etwas zu, was sie lächeln und wieder erröthen machte. Dann wandte sie sich zu dem Gast, um während der Pausen sich ausschließlich von ihm unterhalten zu lassen.

Es wurde „Romeo und Julia" gegeben. Der Feuerstrom dieser Liebestragödie umbrauste den Gelehrten mit elementarer Gewalt, obwohl er mehr den Sinn des Ganzen, als den der einzelnen Reden empfand. Denn seine Augen folgten jeder Geberde des reizenden Geschöpfes, das vor ihm saß. Er bewunderte die feine Muschel des Ohres, den Ansatz des weißen Halses, die schöne Linie der Schultern. Bin ich denn blind durch's Leben gegangen? So fragte er sich verwirrt, wenn er an die entschwundenen Jugendjahre dachte.

Beim Abschied vor dem Theater, als er ihr einsteigen half, legte sie die hell behandschuhte kleine Hand in die seine. „Ich danke Ihnen für diesen Tag, auf Wiedersehen!" Die Worte umtönten ihn melodisch während seines Weges in's Hôtel. In seinem Zimmer angekommen, warf er sich auf das harte Gasthaussopha und suchte seine Gedanken zu sammeln.

Er brauchte sich nicht zu fragen, was in seinen Adern wild und berückend pulsirte! Schon einmal hatte er Aehnliches empfunden, nur minder stark, als er die Jugendgeliebte zum ersten Mal gesehen. Damals durfte er sich dieses Gefühles nicht schämen. Aber jetzt? Er schalt sich einen Narren, einen Wahnsinnigen! Und doch brach durch alle Selbstvorwürfe eine berauschende, unsinnige Hoffnung. Er fragte sich: Was kann das Ende sein? Sie ist so jung, sie weiß wohl noch nichts von Liebe. Aber früher oder später wird sie den Maler oder einen der anderen jungen Künstler heirathen, die da im Hause aus- und eingehen. Man schickt ihm dann wohl die Anzeige! Ach, daß er nicht jung mehr ist, nicht in den Wettkampf eintreten kann! Furchtbar versäumte Zeit!

Und doch, wenn er nun geht und sie nie wiedersieht — er wird ewig sein Schicksal preisen, das ihn mit ihr zusammengeführt hat! Ihre holdselige Erscheinung umschwebt ihn fortan, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk die Ruhe sucht! Wie gütig, wie berückend gütig ist sie gegen den fremden Gast gewesen! Wie klug sie ist und doch ganz ohne Falsch, fröhlich und weiblich sinnend, ein Bild der Vollkommenheit, ein Ideal! Ja, es soll seine einsamen Tage erhellen und einst noch seine letzte Stunde!

Die Augen wurden ihm feucht. Unwillig raffte er sich auf. Ich bin doch wohl krank, sagte er sich, hier sentimental zu schwärmen, wie ein Jüngling. — Als er aufstand, fiel ihm ein flaches Packet in die Augen, das auf dem Tische vor ihm lag und seine Adresse trug. Er öffnete es und fand mit Rührung Erichs Gedichte im Prachtband. Er las die Widmung und blätterte im Buch, hier und da ein Gedicht lesend. Ein loses Blatt fiel ihm dabei entgegen. Beim ersten Blick sah er, daß es eine Skizze Alfred Binder's war. Er brachte es nah an seine Augen. Das Blut stieg ihm in's Gesicht. Das war er selbst! Sein Kopf, seine Gestalt, seine Geberde! Und doch nicht er selbst!

Aus dem Blatt starrten ihm eine Reihe von Fratzen entgegen! Ein dürrer, schäbiger Patron mit spitzen Ellenbogen, langen schlotternden Kleidern, saß linkisch auf einer Stuhlecke mit hocherhobener Hand, wie docirend. Dann war dieselbe Jammergestalt sich verbeugend dargestellt, ein unnatürlich vergrößertes Maiglöckchen in der Hand haltend und mit verzücktem Ausdruck betrachtend. Ein hohlwangiges Hungergesicht bildete den Abschluß. Darunter stand: Der verliebte Dorfschullehrer!

Digitized by Google

Der Gelehrte warf das Blatt auf die Erde! Zorn und Scham stritten in seiner Seele. Welche hinterlistige Gemeinheit! Das also war die Arbeit des Malers gewesen, während er selbst in lebhafter Rede die Welt um sich vergessen hatte, und darüber hatte sie —

Ein erstickender Gedanke packte ihn. Er wehrte ihn ab mit blinder Gewalt. Und doch gestaltete er sich urplötzlich in ihm zur lebendigsten Ueberzeugung! Der Nebel wich aus seinem Gehirn, mit grausamer Klarheit reihte sich Glied für Glied an der Kette der letzten 24 Stunden! Ihre seltsame Bitte, ihre Verlegenheit, ihr Lachen, ihre reuige Freundlichkeit! Kein Zweifel! Nach einem bestimmten Plan war hier gehandelt worden! Und sie war Mitwisserin, Mithandelnde!

Eine furchtbare Wuth überfiel ihn. Er ergriff die Skizze, zerriß sie in Fetzen und trat darauf. Er stürmte im Zimmer auf und ab, abgebrochene Verwünschungen murmelnd, bis eine plötzliche Mattigkeit, ein Schwindel ihn wieder auf's Sopha sinken ließ.

Es ist mir recht geschehen! sagte er sich plötzlich mit bitterer Genugthuung. Wie die That, so der Lohn! So jammervoll leichtgläubig in die aufgestellte Falle zu rennen, verdiente nichts Besseres. Wie ein Gymnasiast hatte er von ein paar schönen Augen sich bethören lassen, er, der gereifte Mann. — Mit grausamer Befriedigung drehte er das Messer in seiner Wunde um und um. Die schärfsten Worte erschienen ihm zu schwach für seine Selbstverurtheilung.

Wie war die Skizze in's Buch gekommen? Die Frage kreuzte sein Gehirn. Erich konnte nichts vom Complott gewußt haben. Hatte Elsa nicht gesagt: „Sie kennen Papa, er darf nichts davon wissen!" — deshalb hatten sie ihm die Zeichnung wohl auch nicht aus Hohn in's Buch gelegt, wie er anfangs geneigt war zu glauben. Er überflog alle Geschehnisse des Tages noch einmal. — Ehe der Maler das Skizzenbuch brachte, hatte er selbstverständlich das Blatt entfernt, es vermuthlich in dies Buch, das sich in seinem Bereich befunden haben mußte, versteckt, um es später wieder an sich zu nehmen. Und von Erich mußte das Buch unbesehen eingepackt worden sein. Bald würde die Zeichnung vermißt werden; man kam dann zu ihm — nein, das war nicht zu ertragen!

Er stand auf; die Glieder schmerzten ihn, wie nach einem körperlichen Fall. In fliegender Hast packte er seine Sachen zusammen. Fort von hier noch diese Nacht! Wie eine Erlösung durchdrang dieser Gedanke sein Inneres! — Er sah nach der Uhr! Mitternacht war vorüber. In seinem Taschenbuch befand sich ein Fahrplan! Als er es öffnete, fielen ihm die Maiglöckchen entgegen. Bei diesem Anblick empfand er einen heftigen physischen Schmerz, der ihm fast den Athem raubte. Er starrte auf die noch duftenden, welken Blumen. Seinem Geist, gewohnt, das Individuelle mit dem Allgemeinen zu verknüpfen, wurden sie zum Sinnbild aller zerdrückten menschlichen Illusionen. Eine Welt von warmen Gefühlen an ein Symbol gebunden, das mit dem Zusammensturz des Idols ein werthloses Nichts und unter die Füße geschleudert wird, wie es jetzt von ihm geschah.

Sein Zug ging erst um 6 Uhr Morgens. So hatte er mehr Zeit, als er wünschte, zum Grübeln. Allmählich wurde er ruhiger. Seine Gedanken ruhten aus im Gefühl, daß ihm Recht geschehen sei. Dann konnte er sagen: Es ist doch schade um sie! Er packte sein Briefpapier wieder aus und schrieb dem Freunde einige Dankes- und Abschiedsworte mit ceremonieller Empfehlung an die Seinigen. — Zuletzt fiel er vor Erschöpfung in Schlaf, oft dazwischen auffahrend und nach der Uhr sehend, bis die Stunde der Abfahrt gekommen war.

Als er im Coupé saß und auf den Perron blickte, ohne etwas zu sehen, fand er sich plötzlich Auge in Auge mit Erichs Diener, der ihm ein Billet von rosa Papier überreichte. Es enthielt die Worte: „Verzeihen Sie uns, bitte, bitte! Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Es thut mir so furchtbar leid! Und ich flehe Sie an, sagen Sie Papa nichts!"

Er zerriß den Brief und streute die Atome aus dem Fenster! Die rosa Fetzen flogen, vom Morgenwind bewegt, noch einmal auf. Dann brauste der Zug aus der Halle. — Lebwohl, so sprach es in Franz Reimers Herzen, du meine holdeste Illusion, meine einzige Tollheit und meine letzte Hoffnung auf irdisches Glück! —

Und während erst die Häuser der Stadt, dann Gärten und Felder an ihm vorüberflogen, wuchs der Gedanke der letzten Nacht in ihm aus, daß ihm Recht geschehen sei. Er hatte sich von der Welt abgeschlossen in eigene Kreise eingesponnen. Nun schritt die junge Zeit keck und grausam über den Grübler hinweg, der keine Daseinsberechtigung mehr in ihr beanspruchen durfte. Was hatte er geleistet! Eine Arbeit, die Niemand erfreute, Niemand nützte! Er hatte bisher das Publikum und den Stoff mit der Schuld am Mißerfolg belastet. Zum erstenmal drängte der Gedanke sich ihm auf, daß er besser auf seine Zeit gewirkt haben würde, wenn er es zu seiner Hauptaufgabe gemacht hätte, sie zu verstehen.

Die Sonne brannte schmerzend durch das vorhanglose Fenster der dritten Klasse in seine überwachten Augen. So brach die bittere Erkenntniß über ihn herein! Nach Wahrheit hatte er ehrlich gerungen, seitdem er seiner selbst bewußt worden war. Nun trat sie ihm unerwartet, versengend entgegen!

Er versuchte sich zu trösten. Wohl für den Genuß, nicht aber für ein neues Arbeitsleben sei er zu alt. Das sagte er sich wieder und wieder, um eine dunkle grauenvolle Empfindung zu lähmen, die plötzlich erwacht in jeden seiner Herzschläge hinein hämmerte: Verfehltes Leben! — Verfehltes Leben!

---

## Aus der Hauptstadt.

### Zwei Wohlthätigkeits-Ausstellungen.

Gurlitt's Kunstsalon hat es verstanden, durch Ausstellung einer wenig bekannten Privatsammlung die französische Malerei zu Gunsten der deutschen Ueberschwemmten in Contribution zu setzen. Die Sammlung des Freiherrn von Münchhausen verdient, abgesehen von dem wohlthätigen Zweck, die volle Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publikums, dem hier die seltene Gelegenheit geboten wird, sich in nuce mit den Hauptrichtungen der französischen Malerei bekannt zu machen.

Da ist zunächst die ohne Sang und Klang aussterbende Schule der Akademiker durch Bouguereau und Cabanel vertreten. Die Correctheit der Zeichnung, ein glänzendes, sich in etwas schweren Farbentönen bewegendes Colorit vermögen nicht über die Lebensunfähigkeit mythologischer und biblischer Scenen, classischer Genrebilder und frostiger Allegorien fortzutäuschen. Bouguereau's „Caritas" — ein prächtiges Weib, an deren unverhüllter Brust ein blondes Zwillingspaar eingeschlafen ist — präsentirt sich als ein tadellos gezeichnetes und gemaltes Bild, das den Beschauer kühl läßt bis an's Herz hinan. Die malerischen Ausdrucksformen menschlichen Empfindens sind nun einmal andere geworden. Was wir unmittelbar auf uns wirken lassen können, wollen wir nicht durch das Medium der künstlerischen Hieroglyphe, der Allegorie in uns aufnehmen. Auch Cabanel's „Ruth und Boas in der Wüste" steht unter dem Zeichen der David'schen Schule. In dem unter einem primitiven Zeltdach ruhenden Manne, in der zu seinen Füßen kauernden Frau ist zu viel Pose und zu wenig Empfindung. Das Bild ist so correct, so tadellos schön, daß man über die objective Bewunderung nicht hinaus kommt und sich mit dem stillen Gefühl ästhetischen Wohlbehagens anderen Schildereien zuwendet. Boulanger's bevorzugte Domäne ist sonst das antike Genrebild, das er mit einer Fülle archäologischer Details, etwa in der Art Alma Tadema's, herauszuputzen liebt. In der Münchhausen'schen Sammlung ist er durch ein mit Meissonier'scher Glätte und Feinheit gemaltes arabisches Bildchen vertreten, wie er ähnliche von seiner algerischen Reise mitgebracht. Der Herr der Schönheit betritt im Bewußtsein seiner Macht den Hof des Harems, an dessen Thor ein verhüllter Wächter hockt, während in der Tiefe des Hintergrundes zwei verschleierte Frauengestalten sichtbar werden. In noch feinerer, vertriebener Ausführung, ebenfalls an Meissonier anknüpfend, malt A. Guès ein paar mittelalterliche Nichtsthuer beim „Schachspiel".

In eine andere Stoffwelt und gleichzeitig in eine neuere Phase der Entwickelung der französischen Malerei versetzt uns Jules Breton mit seiner „Ernte". Breton steht mit seiner Auffassung ländlicher Typen, wie sie die Normandie und Bretagne bieten, in der Mitte zwischen Leopold Robert und Millet. Auch er sucht mit seiner Kunst das arbeitende Volk auf, aber er sieht es nicht nur gebeugt und erliegend unter der Last des Elendes, sondern kräftig ankämpfend gegen Noth und Mühsal, durch angemessene Rast sich zu neuer Anstrengung stärkend. Er versteht es, auch aus dem Alltagsleben das Körnchen Poesie herauszufinden. Als Stimmungs- und Verklärungsmedium dient ihm die Beleuchtung. Die „Ernte" der Münchhausen'schen Sammlung gehört zu jener Reihe späterer Bilder Breton's, deren sanfte Melancholie dem Beschauer durch das Licht der scheidenden Sonne vermittelt wird. Kräftig roth beleuchtet hebt sich die Gestalt einer Schnitterin zwischen zwei fertigen Garben ab, während rechts eine ältere Aehrenleserin sich zu den Furchen herabbeugt und links zwei andere Dirnen sich zur Heimkehr anschicken. In der sicheren Plastik der Formen und besonders im Colorit erinnert das Bild an die besten Arbeiten Leopold Robert's, ohne in den Fehler des theatralischen Pathos zu verfallen.

Digitized by Google

Am charakteristischsten, wenn auch nur durch kleine Bildchen vertreten, sind die Maler vom Walde von Fontainebleau, die sogenannte Schule von Barbizon. Ursprünglich in der Romantik wurzelnd, hat sich diese Künstlergruppe durch unausgesetzte Naturbeobachtung zu einem Naturalismus durchgearbeitet, der den minutiösesten Formendetails, wie den flüchtigsten Beleuchtungseffecten gerecht zu werden weiß. Der romantischen Tradition am nächsten steht Narcisse Diaz. Eine kleine Flachlandschaft von ihm legt Zeugniß ab von seiner Schwäche in der Formengebung, während sie gleichzeitig seine volle Stärke im Colorit erweist. Ueber dem Ganzen liegt ein warmer gelblicher Ton, der die Localfarben auffaugt, ohne sie verschwimmen zu lassen. Typisch für die Art Rousseau's ist eine ebenfalls in kleinstem Format gehaltene Frühlingslandschaft. Man kann in dem wenige Quadratzoll großen Bildchen förmlich auf Entdeckungen ausgehen. Anfangs sieht man nichts, als einen mit schweren Abendwolken bedeckten Himmel, unter dem sich ein weites Terrainwirrniß hindehnt. Bei genauerer Betrachtung löst sich eine Bodenfalte nach der anderen heraus und schließlich quillt aus der schwellenden und berstenden Erde eine schier unerschöpfliche Vegetationsfülle, vom Haidekraut bis zum kräftig aufragenden Baum. Rousseau ist der Epiker der Landschaft, die er in ihrem ewigen Schaffensdrange, in ihrer strotzenden Werdekraft schildert, während sich bei Corot Alles in lyrisches Empfinden, in ein schnelles Erfassen der vorübergehenden Stimmung verflüchtigt. Corot steht mit seiner malerischen Auffassung den Impressionisten außerordentlich nahe. Seine Scene „Am Teich" ist wie vom silbernen Schleiern umhüllt, die sich für das Auge des Beschauers allmählich lüften, bis er ein entzückendes Frühlingsbildchen — eine spiegelnde, von zartgrünen Buchen und Weiden umstandene Wasserfläche mit einem leichte Furchen ziehenden Kahne — vor sich sieht. Durch seine Anlehnung an Troyon schließt sich der Thiermaler Jacque den aus der Romantik herausgewachsenen Naturalisten an. Er ist durch einen Schafstall vertreten, der die kräftige Eigenart des französischen Brendel in das beste Licht stellt. Unter den an der Raufe stehenden Thieren zeichnet sich ein aus dem Bilde herausblickendes Mutterschaf aus. Der prächtig modellirte Kopf hat individuelles, fast portraitähnliches Gepräge.

Auch der französische Chauvinismus findet in Detaille einen seiner Vertreter milderer Observanz. „Ehre den Verwundeten" nennt sich sein Zug deutscher Gefangener, der an dem französischen Generalstab vorüberdefilirt. Das Recept ist dasselbe, mit dem sein künstlerischer Genosse A. de Neuville zu operiren liebt: der roheste germanische Soldatentypus als Repoussoir für die edle gallische Rasse. Es handelt sich hier um die kleinere Replik eines den Kunstfreunden genugsam bekannten größeren Bildes, das unter dem Titel „salut aux blessés" eine mit Recht bewunderte Zierde des Salons von 1877 bildete. Detaille verräth sich überall als würdiger Schüler Meissonier's, den er in der Kraft der Charakteristik übertrifft, während er zugleich wie sein Meister an ein gewisses, nicht zu großes Format gebunden erscheint.

Der sonstige Bestand der Münchhausen'schen Sammlung hat nur Mittelgut aufzuweisen, ein paar wenig bedeutende englische und deutsche Bilder, unter denen die „Furth" von Schreyer hervorzuheben ist.

Auch der Verein Berliner Künstler hat bei Gelegenheit der Ueberschwemmung ein Lebenszeichen von sich gegeben, indem er seine Räume für eine Wohlthätigkeitsausstellung erlesener, im Privatbesitz befindlicher Gemälde zur Verfügung stellte. Da Proben eigenen Könnens fehlen und wir es vorwiegend mit der Kunst der Gegenwart zu thun haben, werden wir uns dem wesentlich retrospectiven Charakter der Ausstellung gegenüber kurz fassen, obgleich sie mit ihren 200 Nummern bei Weitem reichhaltiger ist, als die Sammlung Münchhausen.

Auch hier gehört der Löwenantheil den französischen Meistern des paysage intime. Der schon oben kurz charakterisirten Trias Rousseau, Diaz und Corot — alle drei sind durch vorzügliche Bilder vertreten — schließen sich die Realisten der Schule von Fontainebleau Dupré und Daubigny an. Besonders die Art des Letzteren zeigt sich in markantester Weise in zwei mit breitem Pinsel in schwerstem Colorit hingestrichenen Landschaften. Ueber von dunkelgrüner Vegetation bedeckten, von trüben Wasserflächen kaum belebten Bodenfalten lastet ein bleigrauer Himmel, dessen Wolkenschichten sich erst allmählich für das Auge lockern. In bewußtem Naturalismus malt Daubigny zögernd, fast widerwillig Stimmungsbilder, wie sie ihm die Natur in trüber Laune entgegenbringt. In der sonnigen Waldlichtung Dupré's concentrirt sich das Licht auf ein paar gefällten Eichstämmen, deren Schnittflächen in dem beliebten pastosen Farbenauftrag des Meisters fast körperhaft aus dem Bilde herausragen. Troyon ist durch eine Viehweide mit einem im Vordergrunde herumrennenden schwarzen Hund und zu hoch genommener Horizontlinie und durch eine ländliche Idylle mit Ententeich und Bauernhaus vertreten.

Horace Vernet, Bellangé und Isabey erzählen von einer Vergangenheit der französischen Kunst, deren classisches Epigonenthum auf Verständniß nicht zu rechnen hat, während Goupil, Chavet und Fauvelet in geleckten, trotz historischer Costüme modern gedachten Einzelfiguren excelliren. Dem ernsteren Sittenbilde nähern sich Madou und Brion. Besonders des Letzteren „Vorlesung der Bibel in einer elsässischen Bauernstube" ist in der Tüchtigkeit der Zeichnung und in der Geschlossenheit des Colorits ein Meisterwerk ersten Ranges.

Wenn von scharfem Auge, das die eckige Form, die blendende Buntheit der Außenwelt kritiklos aufnimmt, und von trefflicherer Faustfertigkeit die Rede ist, stehen die Spanier und Italiener allzeit voran. Luigi Nono, Boldini und Fragiacomo, Raffael Senet und Jimenez y Aranda sind vorwiegend coloristische Virtuosen. Sie beherrschen die ganze Farbenscala in ihren einzelnen Tönen, ohne es über die interessante Disharmonie hinaus zu einem wohlklingenden Accord zu bringen. Auch in der Zeichnung tüchtig, bleiben all' ihre Bilder technisch vollendete Erzeugnisse, die sich an der Oberfläche der Dinge halten.

Nach dieser Richtung hin ist von den Belgiern und Niederländern zu lernen. Stevens, Israels und Artz haben den Franzosen die Mache abgesehen, ohne von der germanischen Gründlichkeit etwas zu verlieren. Ihre scheinbar absichtslosen Ausschnitte aus dem Alltagsleben — mag es sich um die sogenannte Gesellschaft oder um die niederen Schichten des Volkes handeln — erheben sich bei scharfer Individualisirung stets in das Gebiet des Typischen. Die Frage nach dem Wozu bleibt bei genauerem Zusehen niemals unbeantwortet.

Was die Ausstellung im Architektenhause von deutschen Bildern bietet, ist durchweg gut, aber meist älteren Datums. Die Namen Knaus, Menzel, Achenbach, P. Meyerheim, Gautier erfreuen sich seit so langer Zeit eines lockenden Klanges, daß der kritikloseste Laie ihren Werken gegenüber keiner Bewunderungsdirective bedarf.

Unter den jüngeren Meistern des Pinsels ist wiederum am hervorragendsten die Münchener Schule vertreten. Hier möchten wir vor Allem auf ein köstliches Miniaturbildchen von Buchbinder und auf Claus Meyer's junges Mädchen in einem Interieur mit dreifach abgestuftem Licht aufmerksam machen. **Georg Malkowsky.**

---

## Dramatische Aufführungen.

### „Griechisches Feuer".

Lustspiel in drei Acten von Oscar Justinus.

Der alte Explosivstoff aus unbekannter Mischung aber von so starker Gluth, daß er sogar unter dem Wasser gebrannt haben soll, spielt in dem neuen Stücke des beliebten Humoristen eine viel kleinere Rolle, als der Titel vermuthen lassen könnte. Nur einmal wird im ersten Acte so nebenbei die Liebe der Heldin mit einer derartigen unauslöschlichen und unheimlichen Zündmasse verglichen, allein das Bild stimmt gerade im vorliegenden Falle nicht ganz. Was die Oberstentochter Bianca von Sperling für den Lieutenant Wilberg fühlt, mag ja so etwas wie Liebe sein, aber ihr Trotz, ihr Eigensinn, ihr backfischhafter Uebermuth sind noch viel stärker, und wenn am Schluß ihre Liebe nicht von diesen bösen Regungen erstickt ist, so hat sie es nur ihrer im Grund anständigen Natur zu danken, die im Anblick des leichtsinnig angerichteten Unheils erwacht und gleichsam zur Sühne nun auch das Feuerchen wieder zum Brennen bringt. Also statt wilder Leidenschaft kindische Laune, statt des furchtbaren griechischen Feuers ein bescheidenes Flämmchen zum Gebrauch für den häuslichen Herd. Dabei ist die genannte Dame (zumal in der Darstellung durch Frl. Lorm!) ein höchst uninteressantes und unliebenswürdiges Geschöpf, das im Zorn über eine vermeintliche Kränkung etwas recht Häßliches und Verwerfliches thut. Sie liebt also den Lieutenant, mit dem sie trotz alledem beständig auf Kriegsfuß steht. Die schnippischen, boshaften Reden ihm gegenüber sind ihr schon zur zweiten Natur geworden; sie neckt, reizt, beleidigt ihn, und nach einem kleinen Wortwechsel will sie ihn erst in der Art kleiner Mädchen bei ihrem Vater, dem Vorgesetzten des Missethäters, verklatschen, besinnt sich aber dann eines Besseren und nimmt eine höchst unedle Rache. Durch die Vermittelung eines anderen Verehrers kommt sie in den Besitz einiger Allotria, die der Lieutenant in freien Stunden auf's Papier gezeichnet oder gemalt hat. Sie findet darunter eine Caricatur ihres Vaters und beeilt sich, dieselbe mit dem heutigen Datum zu versehen und anonym an den Verspotteten zu schicken. Im zweiten Acte sehen wir die Wirkung dieses bösen Streichs. Der Oberst sucht den Lieutenant in seiner Wohnung auf (!) und kanzelt ihn gehörig herunter, allein es gelingt dem Schuldigen leicht, ihn davon zu überzeugen, daß das Datum eine neuerliche Fälschung und die Caricatur in Wirklichkeit schon fünf Jahre alt ist und also aus einer Zeit stammt, da der Zeichner noch jünger, unbesonnener und der General noch nicht sein unmittelbarer Vorgesetzter war. Der General läßt sich denn auch besänftigen und lacht sogar herzlich, als er die boshaften Zerrbilder seiner lieben Herren Kameraden vom Generalstabe sieht. Im letzten Act handelt es sich noch um die Entlarvung und Bestrafung des unzarten Fälschers und Denuncianten. Die Ordonanz ist offenbar zu einfältig für solchen schwarzen Verrath. Auch ein Nachkomme des immer verliebten Chérubin aus „Figaro's Hochzeit", der lustige Zögling der Lichtenfelder Kadettenanstalt, ist ohne Zweifel nur ein unschuldiges Werkzeug, denn wohl hat er Botendienste zum nächsten Postschalter thun müssen, aber dabei, seinem Versprechen getreu, nicht nach der Adresse des denunciatorischen Sendschreibens geschielt. Erst als der Lieutenant auf seiner Suche noch einen anderen Unrechten erwischt und eine lebensgefährliche Herausforderung veranlaßt, geht Bianca in sich und sinkt reumüthig ihrem Vater und dem boshaft umstrickten Geliebten zu Füßen. Daß das Ganze mit einer Heirath endet, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Diese Haupthandlung ist natürlich für einen Theaterabend zu mager. Es wurde also noch eine Nebenintrigue damit verflochten. In den künstlerisch veranlagten Lieutenant hat sich kurz zuvor eine hübsche Provinzialin verliebt. Nicht doch, nur deren noch immer für die Offiziere schwärmende Mutter wünscht ihn sich so dringend zum Schwiegersohne, daß sie ihm mit ihrer Tochter und ihrem Neffen Klaas nachreist und nun in der Garnisonstadt auf ihn fahndet. Sie kommt dabei in das Haus des Obersten, mit dem sie weitläufig verwandt ist, und läßt sich das Regiments-

Digitized by Google

album geben, um unter den Photographien der Offiziere das Bild ihres zukünftigen Tochtermannes zu finden und auf solche Art seinen Namen zu erfahren. Aber vergebliche Mühe, denn die ahnungsvolle Bianca hat sein Bild aus dem Album gerissen. Der naive Neffe, der es bemerkt, erfährt in Folge dessen den Namen des Vermißten und sucht diesen sogleich auf, denn er selbst liebt die Cousine. Auch diese Verwickelung löst sich übrigens zu allgemeiner Zufriedenheit. Die Unschuld vom Lande liebt ihren Vetter wieder, und da auch das Herz des Lieutenant schon versagt ist, so bleibt der Alten nur noch übrig, sich mit dem zukünftigen Reservelieutenantspatent des gutmüthigen Klaas zu trösten.

Die französische Herkunft der zwar in Deutschland spielenden Handlung ist schon aus dieser Angabe erkennbar. Uebrigens hat Oscar Justinus auf dem Theaterzettel seine Quelle genannt: „mit Benutzung einer About'schen Novelle". Gemeint ist die 1868 erschienene Erzählung: L'Album du Régiment in den „Mariages de Province". Justinus hat den Vorwurf mit großem Geschick dramatisirt und auch manches Hübsche und Witzige aus Eigenem hinzugethan. Ganz ungestraft ist man freilich nicht Mitverfasser einiger übermüthiger Possen, wie z. B. „Kyritz Pyritz". Es bleibt einem immer ein Bischen vom Possenhandwerk hängen; da und dort ein derber Ausdruck, etwas auf die Spitze getriebene Komik, ein bösartiger Kalauer, eine gesellschaftlich unmögliche Situation; und wenn dann diese deutschen Schwank-Ingredientien dem feineren französischen Lustspielstoffe beigemischt werden, dann entsteht mit Zucker und Pfeffer ein krauses Gebräu, das nicht recht munden will. Uebrigens bemerken wir ausdrücklich, daß der im Salon die Stiefeln putzende und sich mit Reispulver pudernde Bursche, der geschmacklose Geburtstagsmummenschanz der Offiziere, der sich in fremde Wohnungen einschleichende Kadett, die männersüchtige Alte und ihr tölpelhafter Klaas dem deutschen Autor auf das Schuldconto zu schreiben sind. Auch die erbärmliche Denunciation, in der Novelle ein bloßer Backfischstreich, wird im Stück als eine Rache verletzter Liebe und darum viel zu schwer behandelt, als daß die sofortige Verzeihung einem deutschen Offizier möglich erscheinen könnte. Im Französischen zieht die hinterlistige That allerdings viel üblere Folgen — des Lieutenants Arrest, lebensgefährliche Verwundung, Verschuldung und Ausstoßung aus der Armee — nach sich, aber schon dadurch, daß die Ereignisse zeitlich auseinandergerückt sind und mit Hülfe einer feineren Motivirung in den Charakteren, wird die Verlobung des Märtyrers mit seinem Quälgeist glaubwürdiger gemacht.

Das Publikum des Residenztheaters rief nach dem zweiten und letzten Acte mehrmals den Verfasser, obwohl eigentlich der erste Aufzug, der ziemlich genau der französischen Novelle folgt, noch am besten gerathen ist. Die Darsteller fühlten sich auf dem nur zur Hälfte französischen Boden nicht ganz heimisch. Frau v. Pöllnitz übertrieb als komische Alte zu arg, und die Offiziere sahen nicht sehr schneidig aus. Die Inscenirung war wieder reich und geschmackvoll, fast zu sehr für eine Garnison. Besonders wenn man an About's Beschreibung der banalen Dienstwohnung des Obersten und der ärmlichen Stube des Lieutenants denkt. Z.

## Wagner's „Rheingold" im K. Opernhause.

Unsere Königl. Bühne genießt von jeher den sehr eigenthümlichen Vorzug, daß sie einerseits große Werke erst dann bringt, wenn dieselben bereits von fast allen großen Bühnen Deutschlands gebracht worden, und daß andererseits die Opern, die sie zuerst vorführt, nirgends anderswo gegeben werden. Mit der einzigen Ausnahme von Brüll's harmlosem, aber liebenswürdigem kleinen Singspiele. „Das goldene Kreuz", das keinen ganzen Abend füllt, trifft meine Behauptung auf alle eben bezeichnete Opern vollständig zu; es schwebt ein Unstern über alle Musik, welche von unserem Königlichen Institute zuerst herabtönte; selbst das sehr verdienstliche Werk von Rüfer „Merlin", das vielleicht die Aufmerksamkeit anderer Bühnen angeregt hätte, ward von dem herben Mißgeschicke betroffen, daß gleichzeitig ein „Merlin" von Goldmark auf der Wiener Hofbühne mit Erfolg erschien, und daß selbstverständlich der wohlbekannte Componist der „Königin von Saba" überall vor dem unbekannten Berliner den Vorrang erhielt.

So kam auch die Aufführung von „Rheingold" auf der K. Bühne der Reichshauptstadt angehinkt, nachdem seit zehn Jahren alle deutschen Opernhäuser den ganzen Cyclus „Ring der Nibelungen" vorgeführt hatten, und nachdem dieser selbst hier in Berlin vor vier Jahren vom Wagnertheater (Angelo Neumann) mit glänzendstem Erfolge auf dem Victoriatheater mehrere Wochen hindurch gegeben worden war.

Ueber das Werk, dessen großartige Schönheiten in der Musik und dessen große Mängel im Texte, habe ich in der „Gegenwart" in den Vorstudien zur Bayreuther Aufführung 1876 im Juli lange Artikel geschrieben; ich kann daher nichts Neues sagen, als daß meine Bewunderung für die ersten gestiegen ist, die Meinung über das Andere sich vollkommen gefestigt hat. Jetzt sind hier nur Betrachtungen über die Aufführung, und dann über die Führung der Wagner'schen Werke überhaupt auszusprechen. Die Künstler der Hofoper haben sich redliche und erfolgreiche Mühe gegeben, das großartige Werk in würdiger Weise wiederzugeben. Voran sind Frl. Leisinger, Frl. Renard und Frau Lammert zu nennen, deren Leistungen als Rheintöchter den schönsten Bayreuther Erinnerungen vollkommen gleichkommen. Frau Staudigl (Fricka), Fräul. Fiedler (Freia) thaten ihr Bestes. Betz-Wotan ist seit Bayreuth bekannt; neu war Herr Heinrich Ernst als Loge, dem man das Beste nachsagen kann; Herr Lieban ist ein Haupt-Mime, die Herren Biberti und Schinkel waren als Riesen sehr anerkennenswerth, Herr Schmidt-Alberich genügte nicht überall, verdarb aber nichts, und Herr Krolop war wie in jeder Rolle, so auch in der kleinen des Donner trefflich. Das Zusammenwirken ließ nichts zu wünschen.

Nun die „Führung". Herr Deppe leistete Unerwartetes; er störte die Sänger nicht, er gab keinen Einsatz unrichtig an, kurz er war einmal wenigstens ein richtiger Kapellmeister wie irgend ein Routinier. Poetische Auffassung, schwunghafte Leitung u. dergl. hat von vornherein kein richtig musikalisch Denkender von ihm verlangt, man muß daher schon mit Lob anerkennen, daß er eben die äußerliche mechanische Form des Tactschlagens so richtig eingehalten hat. Ob bei den unzähligen Proben und mit solch einem Orchester wie das Königliche nicht jeder Kapellmeister dasselbe geleistet hätte? diese Frage sei hier nur vorübergehend angedeutet, dagegen eine andere wichtigste voll ausgesprochen: Was hat die Generalintendanz für Begriffe von Stil und Einheitlichkeit der Führung, wenn sie jeden einzelnen Theil des „Rings" von einem anderen Kapellmeister dirigiren läßt: die „Walküre" von Herrn Kahl, den „Siegfried" nach Radeckes Abgang von Herrn Schröder, jetzt „Rheingold" von Herrn Deppe? Es fehlte nur, daß die „Götterdämmerung" von dem zukünftigen Herrn Sucher geführt wird. Dann bietet die Berliner Hofoper das in der Welt einzig dastehende Schauspiel, daß Richard Wagner's vollständig einheitliches in sich abgeschlossenes Werk in vier Theile zerstückelt wurde, deren jeder von den anderen getrennt und von einem anderen Kapellmeister mit seiner „Auffassung" zur Aufführung kommt. Wär's nicht gar so ernsthaft, man könnte lachen!

Heinrich Ehrlich.

## Notizen.

Die weitverbreitete „Neue Musikzeitung" erscheint jetzt im Verlage von Carl Grüninger in Stuttgart und zeichnet sich durch ihre Reichhaltigkeit und vornehm populäre Haltung aus. Nicht nur daß wir darin Musikerbiographien mit Portraits, Erzählungen und belehrende Aufsätze finden, den Lesern wird auch noch ein bogenweise erscheinendes Musiker-Lexikon, sowie Lieder, Duette, Compositionen für Clavier, für Violine und für Cello und eine illustrirte Musikgeschichte, herausgegeben von Dr. Swoboda, dem Verfasser der Geschichte der Ideale, geboten. Wendet sich diese billige Zeitschrift an jeden Musikliebhaber, so bezweckt die im nämlichen Verlag erscheinende „Musikalische Jugendpost" das junge Volk zum Studium der Tonkunst fördernd anzuregen. Auch hier wechseln Lebensbilder aus den Jugendjahren berühmter Tonkünstler mit musikalischen Märchen, belehrende Aufsätze mit Unterhaltungsspielen, Gedichten, Räthseln ab, indeß die zahlreichen Musikbeilagen mit Clavier- und Violinstückchen und Liedern, die kleinen Virtuosen zu fröhlichem Weiterstreben anspornen. Wir empfehlen Eltern und Lehrern und deren Pflegebefohlenen diese kleine Musikzeitung.

Kunst und Kritik. Aesthetische Studien von Ludwig Pfau. 2 Bde. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der große Stuttgarter Verlag erwirbt sich mit dieser Sammlung und Neuherausgabe der ästhetischen Aufsätze des schwäbischen Kunstgelehrten, der, wie leider nur noch sehr Wenige wissen, auch als Dichter durchaus bedeutend ist, ein entschiedenes Verdienst. Der knorrige Volksmann ist ein selbständiger Denker, der den künstlerischen Erscheinungen auch selbständig gegenüber steht und doch wieder jede frei auf sich einwirken läßt. Er ist ein Idealist, der für die realistischen Schöpfungen doch congeniales Verständniß mitbringt, ohne Vorurtheil und ästhetische Schrullen, eine Natur. Der erste Band behandelt Maler und Gemälde, der zweite Bild- und Bauwerke unserer Zeit, und wenn man auch trotz sorgfältiger Ueberarbeitung da und dort den journalistischen Anlaß, der diese Studien und Kritiken entstehen ließ, herausmerkt, so hat es der Verfasser doch verstanden, das Bleibende im Wechsel festzuhalten und das Nebensächliche möglichst auszumärzen. Diese zwei Bände können auch als ein treffliches Compendium zur Geschichte und Aesthetik der modernen Kunst dienen. Pfau ist ein Bewunderer der neufranzösischen Malerei, die ja der modernen deutschen unleugbar als Lehrmeisterin diente, aber seine Begeisterung für Delaroche und namentlich Regnault hindert ihn nicht, auch Feuerbach, Böcklin und sogar Menzel anzuerkennen. Nur für Makart und A. v. Werner hat er keinen Sinn, und bei der Besprechung der „Paradebilder" des Letzteren hätte er ein paar particularistisch-demokratische Glossen wohl unterdrücken dürfen. Die angekündigten weiteren Bände sollen eine Aesthetik der gewerblichen Kunst, die dritte Auflage der Freien Studien, die zweite der Heliographischen Studien, sowie eine Sammlung von literarischen und historischen Skizzen enthalten z. B. den warmherzigen Artikel über Claude Tillier, der die Vorrede einer deutschen Uebertragung des „Onkel Benjamin" bildete, und die geistvolle Studie über Zola, die trotz starker Voreingenommenheit noch immer das Beste ist, was über den großen Naturalisten geschrieben wurde.

Digitized by Google

## Inserate.


**Handelsschule zu Berlin.**
Fischerbrücke 25.
Dr. Lange, Direktor.
Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum **einjährig-freiwilligen** Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **H. Kruse,** Dram. Werke. 11 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 10 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder; ferner: Hist. du Parlement de Paris par l'abbé Big... (Voltaire), Amsterd. 1769; Le Toreau blanc, Memphis 1774 (Voltaire) und: Voltariana ou Eloges amphigouriques de Fr. Marie Arouet, Paris 1748 (seltenes Pamphlet), zusammen 40 *M.* — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M.* — **Eichendorff,** Sämmtl. Werke. Leipz. 83. 4 Bde. Eleg. Lw. und **Gaudy,** Sämmtl. Werke. 8 Bde. geb. zusammen 15 *M.* — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben u. Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 *M.* — **Byron,** Werke, dtsch. v. Schäffer etc. 4 Bde. Lw.; ferner **Ariost,** Rasender Roland (v. Gries), 2 Bde., neu; **Dante,** Göttl. Komödie (v. Berneck), Hf. und **Boccaccio,** Troilus u. Cressida (v. Beaulieu), Berl. 84. Eleg. Lw. zusammen 15 *M.* — **Hogarth,** Werke i. Stahlstichen v. Riepenhausen. Göttingen. Folio oblong. Hf. 20 *M.* — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M.* — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M.* — **Johannes Scherr:** Studien, 3 Bde., Gesch. d. dtsch. Frauenwelt, 2 Bde., Von 1848—51, 3 Bde., Schillers Leben, 2 Bde., Gesch. d. Religion, 3 Bde., Aus d. Sündfluthzeit, Farrago, Mixedpickles, Haidekraut, Neues Historienbuch, Hammerschläge, Die Nihilisten, Gestalten u. Geschichten, Letzte Gänge, zus. 22 Bände nur 50 *M.* — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen. Tutti Frutti. Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
In allen Buchhandlungen vorrätig:
**Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.**
22 Bog. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 4.—

**Eröffnung Ende April. Schluss im October. Bad Cudowa. Provinz Schlesien, im Heuscheuer-Gebirge.**
1235 F. ü. d. Meer. **Post- u. Telegraphenstat. Retour- u. Saisonbillets** 45 Tage gültig bis Halbstadt.
**Einzige Arsen-Eisenquelle** Deutschlands, bewährt, seit dem Jahre 1622 gegen **Blutarmuth, Bleichsucht, Dyspepsie, Neuralgien, Neurasthenie, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Herzkrankheiten, Rheumatismus** und **Frauenkrankheiten,** sowie zur Erhaltung der Jugendfrische und Elasticität der Haut. Die **Gottholdquelle,** stark **lythionhaltig,** gegen **Harn-, Blasenleiden** und **gichtische Beschwerden.** Vorzügliche **Moor-, Stahl-, Gas-, Douche- u. Dampfbäder, Elektrotherapie, Massage, Milch- u. Molkencuren.** Täglich: **Concerte, Reunions, Kinder- u. Waldfeste, Künstler-Concerte, Theater** etc. etc. **Billige, bequeme Wohnungen; vorzügliche Verpflegungen** bei sehr mässigen Preisen. Bade-Aerzte: Geh. Sanitätsrath Dr. G. Scholz, Dr. Jacob, Dr. F. Scholz. Jede gewünschte Auskunft und Prospecte gratis. **Wegweiser mit 27 Illustrationen** gegen **1 Mark** in Briefmarken.
**Die Bade-Direction.**

**½ Stunde von Frankfurt a. M. Bad Homburg ½ Stunde von Frankfurt a. M.**
**Wirksamste Brunnenkur** bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut** (Electrotherapie **Massage.**) **Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **Carl Reissner** in Leipzig erscheint demnächst:
**DEUTSCHE MALER.**
Von Asmus Jakob Carstens an bis auf die neuere Zeit in ihren Werken kritisch geschildert
von
**Hermann Becker †.**
Bearbeitet und herausgegeben
von
**Hermann Becker dem Jüngeren.**
Ca. 38 Bogen gr. 8° in eleg. Ausstattung.
*Mit dem Portrait des Verfassers.*
**Preis geheftet 10 Mk., in Halbfranzband 12 Mk.**
Während seiner langjährigen Thätigkeit als Mitarbeiter und Redacteur der Kölnischen Zeitung, sowie als geschätzter Correspondent der besten deutschen und französischen Kunst-Zeitschriften, hat der vor zwei Jahren gestorbene Autor dieses Buches, der Historienmaler Hermann Becker, ausreichend Gelegenheit gehabt, den Entwickelungsgang der neuen und neuesten deutschen Malerei zu verfolgen, um so mehr, weil er dreissig Jahre lang als Kritiker für das oben genannte Weltblatt thätig, in dessen Auftrag fast sämmtliche grosse Kunstausstellungen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und Belgiens kritisch besprochen hat.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:
**Grundzüge**
der
**mathematisch-physikalischen Theorie der Musik**
von
**Theodor Wittstein,**
Dr. phil. und Professor.
gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

**Man verlange gratis und franko**
bei der nächsten Buch-, Musikalienhdlg. od. direkt v. Verleger **Carl Grüninger** in Stuttgart die soeben erschienene Nr. 7 der
**Neuen Musik-Zeitung**
dieselbe enthält u. a.: **Heinrich Zöllner,** Biogr. u. Portr. — **Jenny Lind-Goldschmidts Leben aus ihren Briefen.** — **Kaiser Wilhelm und Fr. Chopin.** - **Drei Melodien,** Skizzenbl. von Elise Polko, illustr. von P. Schnorr. - **Kaiser Wilhelm u. Pauline Lucca.** - **Das dritte Stadium,** Humoreske. — **Ruhmeshalle deutscher Tondichter,** Porträt-Tableau. — **Musik-Beilagen: Dem Andenken Kaiser Wilhelm I.,** Trauermarsch für Klavier. — **Kommen und Scheiden,** Lied von Heinrich Zöllner. — **Wiegenlied** von W. A. Mozart. ☞ Man abonniert auf die **Neue Musik-Zeitung** für **nur 80 Pf.** viertelj. bei allen Buch-, Musikalhdlg. od. Postanstalten.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** erschien soeben:
**Drei Bücher erzählender Gedichte**
von
**Heinrich Viehoff.**
Aus dem Nachlasse H. Viehoffs herausgegeben von **P. Kiy.**
**Mit dem Bildnisse des Dichters in Stahlstich.**
14 Bog. gr. 12°. Preis brosch. 2.40 M.
Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß diese durch ihre gefällige Form, wie durch ihren sinnigen und sittlichen Gehalt ausgezeichneten Dichtungen dem deutschen Volke und namentlich der reiferen Jugend eine willkommene Gabe sein werden; denn selten hat es ein Dichter so meisterhaft verstanden, ohne merkbare Absicht auf die Bildung des jugendlichen Gemütes und Charakters einzuwirken, wie dies von Viehoff in seinen „Erzählenden Gedichten" geschehen ist.


Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

JUN 2 1888

№ 19. Berlin, den 12. Mai 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Rechte der Dänen auf Schleswig. Von G. Asmussen. — Zur Aufhebung des Eideszwanges in England. Von E. Schlaeger — **Literatur und Kunst:** Die nationale Strömung in der deutschen Literatur. Von Arnold Fokke. — Daudet's Pariser Erinnerungen. Von Wilhelm Berger. — Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien. Von Karl von Thaler. (Schluß.) III. Oesterreicher und Ungarn. — **Feuilleton:** Die Flasche Sect. Von Paul von Schönthan. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die „Münchener". Von Z. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal Mackenziana. Von H. M. — Inserate.

### Die Rechte der Dänen auf Schleswig.

Von G. Asmussen.

Da die Wogen der dänischen Agitation in Nordschleswig wieder etwas hoch gehen, so wollen wir im Nachfolgenden versuchen, die angeblichen Rechte der Dänen auf unsere äußerste Nordmark näher zu beleuchten.

Beinahe ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seitdem Schleswig-Holstein frei von Dänemark ist. Jenseits der Königsau scheint man wenigstens in einigen Kreisen einzusehen, daß man den Verlust eben tragen müsse, daß an Wiedererwerb einstweilen nicht zu denken sei, ja daß das Heil für die Zukunft einzig und allein im Anschluß an Deutschland beruhe. So fängt man an, den französischen Liebes- und Freundschaftsbetheuerungen weniger Gehör zu schenken, ja dieselben energisch zurückzuweisen. Nur die im dänischen Geist redigirte Presse Nordschleswigs will von einer Versöhnung mit Deutschland nichts wissen, sondern hetzt ununterbrochen weiter. Sie möchte gern der Welt das Märchen aufbinden, Nordschleswigs Bevölkerung sei fanatisch dänisch, eine Ansicht, die von Agitatoren und Abgeordneten auch immer wieder ausgesprochen wird, während doch im Großen und Ganzen die Sache so liegt, daß die Bevölkerung sich in ihr Loos bald finden würde, wenn sie nicht ununterbrochen aufgehetzt würde.

Es fragt sich nun, ob denn Schleswig und speciell Nordschleswig ein Recht darauf hat, dänisch zu werden. Die Frage wird von dänischer Seite bejaht, indem hervorgehoben wird, Schleswig habe von jeher zu Dänemark gehört, sei im Mittelalter als dänisches Lehen vergeben worden, habe noch zum Theil dänisches Recht und wenigstens Nordschleswig sei von Dänen mit dänischer Sprache bewohnt. Mit Vorliebe wird der Ausspruch des Angelsachsen Other angeführt, der im Jahre 890 von der Stadt Schleswig bemerkt, sie liege zwischen dem Gebiete der Angeln, Sachsen und Wenden und gehöre den Dänen. Wir wollen uns einstweilen mit der dänischen Abstammung und Sprache der Nordschleswiger befassen.

Was für Völkerstämme die kimbrische Halbinsel um die Zeit der Geburt Christi bewohnten, wissen wir nicht genau, denn die griechischen und römischen Schriftsteller kannten unser Land nur vom Hörensagen und daher sind ihre Berichte unzuverlässig. Unsere Altvordern aber schrieben nicht. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts jedoch gingen von unserer Heimath jene Völkerzüge aus, die in der Geschichte unter dem Namen der Züge der Angelsachsen nach Britannien bekannt sind. Als Theilnehmer an den Zügen werden Sachsen, Angeln, Jüten und Friesen namhaft gemacht, niemals aber auch Dänen. Letztere müssen also damals auf unserer Halbinsel gar nicht oder nur in geringer Anzahl gewohnt haben. Die Sachsen saßen in damaliger Zeit in Holstein, die Angeln in Ost-, die Friesen in West- und die Jüten in Nordschleswig oder Jütland, wahrscheinlich aber in beiden Landstrichen. Die Sachsen hatten aber auch noch alles Land zwischen dem Niederrhein und der Niederelbe im Besitz und waren ein deutscher, und zwar ein niederdeutscher Volksstamm. Wie verhielt es sich nun mit den Angeln, Friesen und Jüten? Waren sie Nord- oder Südgermanen, Dänen oder Deutsche? Wir würden das am besten beurteilen können, wenn wir über die Sprache der drei Stämme genau orientirt wären, wenn wir Reste derselben hätten. Das friesische wird heute noch geredet und ist keineswegs, wie man wohl von Unkundigen hört, eine Verhunzung des Plattdeutschen oder mit vielen plattdänischen Elementen durchtränkt. Es ist vielmehr die von einem zähen Volkstamme beibehaltene und fortgebildete Sprache der alten Friesen, und wenn es Anklänge an das Plattdänische und Plattdeutsche hat, so wird das Altfriesische solche auch schon gehabt haben, muß also eine Art von Uebergang vom Sächsischen zum Skandinavischen gewesen sein, doch mit mehr Anklängen an das Sächsische, also an das Deutsche, wie das heutige Friesisch beweist. Aehnlich muß es mit der Sprache der Angeln und Jüten gestanden haben, denn was in ihrer Sprache, in der sogenannten angelsächsischen, in England zur Aufzeichnung gelangte, ist für Jemand, der friesisch versteht, gar nicht schwer zu verstehen. Und noch heute ist das sogegenannte Plattdänisch sowohl, als der noch vor einem Menschenalter in Angelns Norden geredete Dialekt nach Bau und Sprachgut vom Dänischen so verschieden, daß man leicht zu der Einsicht kommt, Beides sei ursprünglich eigentlich gar kein Dänisch, sondern ein mit dänischen Elementen stark durchsetztes Sächsisch. Vor 1848 wußten die Dänen denn auch nnr über die plattdänischen Idiome Nordschleswigs und Angelns zu spotten und bezeichneten sie als Raben- und Kartoffeldänisch. Da aber schlug die Stimmung plötzlich um und die lange als nicht vollwichtig angesehenen Dialekte wurden plötzlich als gut dänische anerkannt. Daß sie nicht viele dänische Elemente in sich aufgenommen haben, kann und soll nicht geleugnet werden, wohl aber, daß sie ursprünglich dänisch sind. Sie sind vielmehr sächsisch, und daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß auch die Volksstämme der Angeln und Jüten ursprünglich sächsisch waren, wenigstens den südgermanischen Sachsen näher verwandt, als den nordgermanischen Dänen. Mit der dänischen Abstammung der Schleswiger ist es demnach nichts und die

Digitized by Google

Dänen können nicht Anspruch darauf machen, Schleswig zu bekommen weil ihre Stammesbrüder dort wohnen. Eher könnten wir Anspruch auf das von sächsischen Jüten bewohnte Jütland machen, denn nur die östliche Ausbuchtung dieser Halbinsel ist von einer dänisch redenden Bevölkerung dänischen Stammes besiedelt.

Die nächste Folge der Züge nach Britannien war eine starke Entvölkerung der Halbinsel. In Folge dessen rückten die Dänen von den Inseln auch vor und unterwarfen im Laufe der Jahrhunderte alles Land bis an die Eider ihrer Herrschaft und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Jüten und Angeln, während die Friesen ihres unzugänglichen Landes wegen von dieser Beimischung sich frei hielten. Eine Folge dieser Mischung ist es auch, daß die Jüten und Angeln viel dänisches Sprachgut in ihre Sprache aufnahmen. Aber es geschah die Mischung nicht in dem Maße, daß die beiden vorgenannten Stämme völlig danisirt wurden und von den Dänen nicht mehr zu unterscheiden waren. Ihre Eigenthümlichkeiten haben sie durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt. Als um das Ende des neunten Säculums Goom der Alte oder einer seiner Vorgänger alle dänischen Lande unter einem Scepter vereinigte, gehörte auch Schleswig dem Reiche an und die von Heinrich dem Vogler errichtete Mark zwischen Eider und Schlei fristete ein kümmerliches Dasein und hat dem Deutschthum weniger genützt, als das Christenthum, das Anskar über die Eider brachte. In Schleswig saßen häufig jüngere Königssöhne oder Günstlinge der dänischen Könige als Statthalter. Das Land zwischen Eider und Königsau war im 11. und 12. Jahrhundert unbestritten dänischer Besitz, nur die Friesen wahrten ihre Freiheit.

Es war der Uebermuth des Dänenkönigs Waldemars des Siegers, der der Sache eine andere Wendung gab. Im Vertrauen, daß die in Italien vollauf beschäftigten Hohenstaufen keine Zeit finden würden, des Deutschen Reiches Nordgrenzen zu schützen, war er darauf bedacht, die Ostsee zu einem dänischen Meere zu machen. Eben stand er am Ziel seiner Wünsche, als die kühne Gewaltthat des Grafen von Schwerin ihm die Freiheit beraubte, die er erst wiederbekam, als er feierlich beschworen hatte, die eroberten Gebiete, die sich unterdeß meist wieder befreit hatten, in Ruhe zu lassen und auf weitere Eroberungen zu verzichten. Als er aber, uneingedenk seines Eides, doch wieder zu den Waffen griff, ereilte ihn sein Geschick am 22. Juli 1227 bei Bornhöved. Fortan mußte er Frieden halten und wurde seines Volkes Gesetzgeber. Da aber Schleswig oder Südjütland, wie man es damals nannte, noch dänisch war und nach der Schlacht von Bornhöved unangefochten blieb, so fand sein Gesetzbuch wenigstens theilweise in Schleswig Eingang.

Aber eben dieser König Waldemar der Sieger war es, der zur Trennung Südjütlands den ersten Schritt that: während er nämlich seinem Sohn Erich das Königreich überließ, gab er dessen Bruder Abel das Herzogthum freilich unter Lehnshoheit König Erichs. Freilich hatten schon früher dänische Königssöhne auf Schloß Gottorp als Lehnsträger gesessen. Nunmehr aber lag es in den Zeitverhältnissen, daß man überall die Lehen als erblich betrachtete, und jenseits der Eider regirten als natürliche Feinde der Dänen die Schauenburger Grafen über Holstein. Die Herzöge von Schleswig und die Grafen von Holstein mußten zu Verbündeten werden und gegen Dänemark stehen, jene weil die Dänenkönige bald das Bestreben zeigten, Schleswig wieder unmittelbar unter ihre Herrschaft zu bringen und die Erblichkeit des Lehens nicht anerkennen wollten, diese weil sie unmittelbar bedroht waren, sobald die Dänenkönige unmittelbar bis an die Eider geboten. Ein etwa 200jähriger Kampf der Deutschen und Dänen um Schleswig war die Folge. Je eifriger die Könige von Dänemark strebten, Schleswig ihrer unmittelbaren Herrschaft zu unterwerfen, desto mehr suchten und fanden die Herzöge Anlehnung und Schutz bei den ihnen mehrfach verschwägerten holsteinischen Grafen. Das in diesen langdauerden Kämpfen vergossene Blut, der Krieg gegen den gemeinsamen Feind hat Schleswig und Holstein zusammengekittet.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Wechselfälle des schier endlosen Krieges zu schildern, nur darauf möchten wir hinweisen, daß die Dänenkönige in der höchsten Noth mehr als einmal gelobt haben, niemals wieder Schleswig mit Dänemark zu vereinigen. Aber wenn sie Luft bekommen hatten, kümmerten sie sich wenig um solche Gelübde. Auch verschwindet im Verlaufe des 14. Jahrhunderts der Name Südjütland mehr und mehr und macht dem Namen Schleswig Platz. Als aber im Jahre 1375 der Mannesstamm Svend Estrithsons sowohl im Königreich als im Herzogthum erlosch, war in Schleswig dies nahe verwandte holsteinische Grafenhaus auch ohne den Vertrag vom Jahre 1330, nach dem die Schauenburger Schleswig erben sollten, wenn die herzogliche Linie ausstarb, mindestens ebenso verwandt, als das dänische Königshaus, fiel doch auch die dänische Königskrone nach dem Ableben der Königin Margarethe an recht entfernte Verwandte. Vorläufig hatte diese energische Dame es allerdings mehr auf die Vereinigung der drei nordischen Reiche abgesehen und belehnte daher im Jahre 1386 den Grafen Gerhard VI. aus dem Hause Schauenburg mit Schleswig. Er war der Erste, der Schleswig-Holstein mit Ausnahme des jetzigen Kreises Pinneberg, der von dem Schauenburger Stammland an der Weser aus regiert wurde, und Ditmarschens, das damals einen Freistaat bildete, ganz besaß. Als aber Königin Margarethe 1397 in der kalmarischen Union ihren Hauptzweck erreicht hatte und Gerhard im Jahre 1404 gegen die Ditmarschen gefallen war und nur unmündige Kinder hinterlassen hatte, strebte sie auch darnach, Schleswig wieder mit Dänemark zu vereinigen. Abermals bedurfte es eines etwa 30jährigen Krieges, bis Graf Adolf VIII. die Vereinigung Schleswigs mit Holstein im Vertrag zu Vordingberg endgültig erzwang. Aber eben derselbe Graf Adolf starb 24 Jahre später, 1459, ohne Kinder zu hinterlassen.

Unter den Erben kamen hauptsächlich zwei in Betracht: Graf Otto, der das Schauenburger Stammland beherrschte und in Holstein erbberechtigt war, weil er dem Mannesstamme des Grafen Adolf I. angehörte, in Schleswig aber nicht, weil Graf Adolf darauf noch keine Ansprüche gehabt hatte, — und der Dänenkönig Christian I., ein Schwestersohn Adolf VIII., der freilich, als einer weiblichen Linie angehörig, in Holstein nicht erbberechtigt war. Aber die Sicherheit des Landes stand in Gefahr, wenn man Otto erwählte. Der Dänenkönig hatte wieder Ansprüche auf Schleswig gemacht. Von Deutschland wäre schwerlich Hülfe gekommen. Und das Volk war des endlosen Krieges schließlich müde geworden. Dazu bot der Dänenkönig die denkbar günstigsten Bedingungen, wenn man ihn zum Landesherrn annehmen wollte: Schleswig und Holstein sollten für ewige Zeiten ungetheilt zusammen bleiben; den Ständen sollte das Recht zustehen, nach dem Tode des Landesherren einen neuen unter dessen Söhnen zu wählen; keine Abgabe durfte aufgelegt, kein Krieg unternommen werden, ohne Bewilligung der Stände; es durfte keine Münze geschlagen werden, die nicht in Hamburg und Lübeck gang und gäbe war; die Beamten sollten Landeskinder sein; dazu wollte der König alle sonstigen Erbberechtigten mit Geld entschädigen. Nachdem der König diese Verfassung feierlich beschworen und die Erklärung unterzeichnet hatte, er verdanke seine Wahl nicht seinen Rechten, sondern freier Gunst zu seiner Person, wurde er am 3. März 1460 zu Rigin zum Landesherrn von Schleswig-Holstein erwählt.

Am 3. März 1460 also ist vom dänischen König anerkannt worden, daß Schleswig und Holstein zusammengehören, beschworen worden, daß sie für immer zusammen bleiben sollten. Die Verbindung Schleswig-Holstein mit Dänemark ist von da an nur die durch eine Personalunion gewesen. Von einem Rechte der Dänen auf Schleswig oder einen Theil desselben kann also seit dem Tage nicht mehr die Rede sein. Das Staatsgrundgesetz ist zwar von jeher von den Dänen ignorirt worden, ihre Könige haben das gerade Gegentheil von dem gethan, was Christian I. damals für sich und seine Nachkommen beschwor. Und so hüpfen die Dänen noch heute gern über dies ihnen unbequeme Jahr hinweg, weil es die Rechte,

Digitized by Google

auf die sie pochen, hinfällig macht. Sie lieben es, von den Abmachungen desselben nur das hervorzuheben, was in ihren Kram paßt, und das ist nicht viel. Die Nichtbeachtung eines Gesetzes, wie sie in unserem Fall von den Dänen Jahrhunderte lang geübt worden ist, hebt aber dasselbe nicht auf. Zur Aufhebung dieses Gesetzes wäre auch der Machtspruch eines dänischen Königs nicht genügend gewesen. Dazu hätte es der Einwilligung der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung bedurft, die aber nie eingeholt worden ist und wohl auch nie ertheilt worden wäre. Nur der Umstand, daß wenigstens die breiteren Schichten des Volkes für Politik kälter und kälter wurden, macht es erklärlich, daß man den Uebergriffen der Dänen in Schleswig-Holstein so lange ruhig zusah.

Als man aber in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Dänemark alle Rechte Schleswig-Holsteins beharrlich mit Füßen trat und die beiden Länder von einander zu trennen gedachte, um Schleswig einfach zur dänischen Provinz zu machen, gingen doch dem Volke die Augen auf. Die große Mehrzahl wünschte von Dänemark loszukommen, und die Gelegenheit schien günstig. Der Mannesstamm des Hauses Oldenburg war am Erlöschen, und wenigstens in Holstein konnte die weibliche Linie nicht als erbberechtigt gelten. Da nun aber Holstein sich Schleswig erworben hatte und beide Länder nach dem Gesetz von 1460 zusammenbleiben sollten, so mußte Schleswig mit Holstein der nächstberechtigten männlichen Linie zufallen. So lagen die Verhältnisse trotz aller Scheingründe der dänischen Kronjuristen, die gern auch Holstein die weibliche Linie aufgehalst hätten. Als man jedoch in Kopenhagen die Rechte Schleswigs immer beharrlicher mit Füßen trat und König Friedrich VII. sich ganz den Eiderdänen in die Arme warf, erfolgte die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Daß sie scheiterte und woran sie scheiterte, ist bekannt. Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 gab Dänemark und Schleswig-Holstein nach Ableben Friedrichs VII. im Prinzen Christian von Glücksburg einen Thronfolger, verpflichtete aber die Dänen, Schleswig nicht in Dänemark einzuverleiben und deutscher und dänischer Sprache in Schleswig gleiche Berechtigung zu geben. Als aber die Dänen, ihrem alten Grundsatze treu, sich an den Vertrag nicht kehrten, die deutsche Sprache mit Gewalt unterdrückten und Schleswig nicht nur mit zum Theil recht unwürdigen Beamten überschwemmte, sondern es auch im Jahre 1863 förmlich in Dänemark einverleibten, folgte der deutsch-dänische Krieg von 1864, und der Wiener Friede machte den dänischen Ansprüchen für immer ein Ende.

Eine schwache Hoffnung leuchtete ihnen freilich auf, als nach Beendigung des großen deutschen Krieges von 1866 der berühmte § 5 bestimmte, Nordschleswig solle wieder an Dänemark fallen, wenn die Bevölkerung den Wunsch dazu in freier Abstimmung zu erkennen gebe. Aber es war nicht Sache der Dänen, auf dieses Plebiscit zu drängen und nachdem die bis dahin unausgeführte Bestimmung im Jahre 1878 vom König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich aufgehoben worden ist, hat man im dänischen Lager gar keine Aussicht mehr, Schleswig oder einen Theil desselben wieder zu erlangen.

Wir sehen aber aus Allem, daß die Dänen im Unrecht sind, wenn sie behaupten, Schleswig oder wenigstens Nordschleswig sei von Leuten dänischen Stammes bewohnt, Jüten, Angeln und Friesen sind sächsischen Stammes, erstere freilich stark danisirt. Seit dem Jahre 1460 kann von Schleswig allein überhaupt keine Rede mehr sein, denn da hat ein dänischer König feierlich beschworen, Schleswig solle für ewige Zeiten mit Holstein vereinigt bleiben. Seitdem aber der § 5 des Prager Friedensvertrages aufgehoben ist, kann auch von einem Rechte auf Nordschleswig nicht mehr geredet werden. Die Dänen diesseits und jenseits der Königsau thun gut, das Gebot zu beherzigen: Laß dich nicht gelüsten.

---

## Zur Aufhebung des Eideszwanges in England.

Von E. Schlaeger.

Am Abend des 14. März wurde der von Charles Bradlaugh und neun anderen Mitgliedern des englischen Hauses der Gemeinen eingereichte Gesetzentwurf zur Abschaffung des Eideszwanges in und außerhalb des Parlaments mit 252 gegen 152, also mit der starken Mehrheit von 100 in einem ungewöhnlich zahlreichen Hause unter namentlicher Abstimmung zum zweiten Male verlesen und angenommen. Die dritte Verlesung findet am 10. April statt und wird voraussichtlich zu einem ähnlichen Ergebniß führen. Vorausgesetzt, daß dem Entwurfe im Hause der Lords keine ernstlichen Schwierigkeiten bereitet werden, läßt sich das nahe Ende des großen Kampfes voraussehen, welchen der Atheist und Republikaner Bradlaugh seit 1880 gegen das Parlament gerichtet hat, und aus dem er nach so vielen Zurückweisungen und Gefahren zuletzt als Sieger hervorgeht. In der That ist dieser Sieg ein weiter umfassender und tiefer einschneidender als bei den wiederholten Anstürmen der ersten Kampfjahre von Bradlaugh selbst beabsichtigt wurde. Er wollte zunächst nur den Eideszwang aus den Hallen des Parlaments herausgeworfen haben und befolgte dabei den altenglischen praktischen Grundsatz, alle Kraft auf einen einzigen Punkt zusammen zu fassen, in die veralteten Gesetze zunächst einen einzigen Keil hineinzutreiben, und die späteren Erweiterungen der dadurch gewonnenen Bresche der Zukunft, d. h. sich und seiner weiteren Thätigkeit vorzubehalten. Der Erfolg war in Wirklichkeit nur bei solcher Selbstbeschränkung möglich. Nur dadurch konnte Bradlaugh jene althergebrachte Achtung vor dem Rechte der Wahlbezirke, sich durch irgend Jemanden im Hause der Gemeinen vertreten zu lassen, für sich in's Feld führen. Indem er in den Spuren des berühmten Wilkes, wenn auch mit anderem Schildanspruch wandelte, hatte er jene Macht der Präcedenzfälle für sich, die in England ebenso unentbehrlich wie entscheidend ist. Die von ihm im Sommer 1881 (nach seiner am 10. Mai desselben Jahres erfolgten Vertreibung von seinem Parlamentssitze) gegründete Liga zur Vertheidigung der verfassungsmäßigen Rechte, gab dem Kampfe die allgemeinere Anerkennung der ihm allerdings von Anfang an innewohnenden Bedeutung und schuf ihm eine außerordentliche Menge neuer Anhänger außerhalb des englischen Freidenkerbundes. Die Agitation nahm einen für das damalige liberale Ministerium Gladstone so bedrohlichen Umfang an, daß Gladstone schon Ende April 1881 eine Bill zur Abänderung der Parlamentseid-Acte ankündigte. Aber bei dem Abfall einer großen Anzahl seiner eigenen Partei und dem geschlossenen Widerstande der damals die Opposition bildenden Conservativen oder Tories war es unmöglich, den Entwurf während der Session durchzubringen.

Am 7. Februar 1882 verlangt Bradlaugh bei der Wiedereröffnung des Hauses den Eid zu leisten, um seinen Sitz für Northampton einzunehmen. Gladstone erklärte, das Haus habe kein Recht, sich zwischen ein in aller Form Rechtens erwähltes Mitglied und den Eid zu stellen. Dennoch geschieht es auf Antrag des Führers der conservativen Opposition, Northcote. Am 21. Februar versuchte Bradlaugh durch eine Art Staatsstreich, indem er sich vor dem Tisch des Sprechers selbst vereidigte, zum Ziele insofern zu kommen, als er dadurch ein gerichtliche Entscheidung über die Befugnisse des Hauses und seiner Mitglieder erzwingen wollte. Zunächst erfolgte seine Ausstoßung mit 297 gegen 80 Stimmen. Nach seiner Wiederwahl am 22. März 1882 abermalige Weigerung des Hauses, ihm die Eidesleistung zu gestatten. Nun beginnt die Betreibung des Kampfes in größtem Maßstabe durch Versammlungen und Petitionen für und gegen Bradlaugh's Zulassung. Am 15. Februar 1883 erscheinen 50,000 Anhänger derselben, darunter zahlreiche Abordnungen aus der Provinz, auf dem damals noch unbeanstandeten Trafalgarplatz. Dieser Druck von außen bewirkte denn auch die Einbringung einer

Digitized by Google

Angelobungsbill von Seiten der Regierung. Am 19. Februar wurde mit 184 gegen 53 Stimmen die erste Lesung beschlossen. Am 23. April beginnt die Debatte über die zweite. Sie dauert unter großer Erbitterung auf Seiten der Gegner bis zum Frühmorgen des 4. Mai. Aber die Liberalen lassen abermals ihren Führer im Stich und die Ablehnung erfolgt mit 292 gegen 289 Stimmen.

Während Bradlaugh nun seitdem jahrelang fortfuhr, die Sache des trotz aller Wiederwahl seines Vertreters im Parlament unvertreten bleibenden Northamptoner Wahlbezirkes in Stadt und Land zu verfechten, sind große Wandlungen im englischen Parteileben erfolgt, sind Fragen aufgeworfen, bei welchen es sich um die Erhaltung der Reichseinheit selbst handelte, Fragen von solcher Tragweite, daß dadurch die Eides- oder Angelobungsfrage in die zweite Linie zurückgedrängt wurde. Gladstone's Ministerium stürzte durch seine zu weit der Autonomie Irland's Zugeständnisse machende Stellungnahme, die Conservativen kamen durch die Neuwahlen an's Ruder. Bradlaugh benutzte dieselben, um sich unter den ersten vierzig Mitgliedern, welche bekanntlich die beschlußfähige Ziffer des Hauses bilden, zur Vereidigung vorzudrängen und dadurch den so lange ihm bestrittenen Sitz endlich wieder einzunehmen. Die Conservativen, welche früher den gottlosen Mann zum Frühstück, Mittag und Abendessen jahrelang verspeist hatten, zeigten jetzt nicht mehr die geringste Neigung, ihn wie 1881 und 1882 (allerdings offenbar gegen den Geist des Verfassungsrechtes) wieder auszustoßen. Sie verfügten eben in dem neuen Parlament nicht über eine zuverlässige Mehrheit, sie konnten sich nur mit Hülfe der sogenannten unionistischen Liberalen behaupten, welche sich in der irischen Frage der Gladstone'schen Führung entzogen und mit den Conservativen Wahlbündnisse geschlossen hatten. Viele dieser Liberalen hatten 1883 für die Gladstone'sche Angelobungsbill gestimmt, man mußte also Rücksicht auf sie nehmen. Durch diese Zerbröcklung der alten Parteien wurde es Bradlaugh möglich, unter weit günstigeren Verhältnissen als 1883 eine neue Bill, die im Eingang des Aufsatzes erwähnte, vorzubereiten und ihr die Wege zur Annahme zu ebnen. Schon im Sommer des letzten Jahres (1887), wurde durch verschiedene Abstimmungen über Vertagung klar, daß die Bill gute Aussichten habe. Aber erst in der gegenwärtigen Session wurde sie dem wirklichen Erfolge zugeführt. Bradlaugh hat durch seine Zähigkeit und Ausdauer seine Gegner ermüdet und zu der Ueberzeugung gezwungen, daß dieser ihnen so leidige „Bradlaugh-Scandal" in irgend welcher Weise für immer aus der Welt geschafft werden müsse. Dazu kam die dringende Noth, in einer so schweren politischen und socialen Krisis, wie sie die ungelöste irische Frage seit Jahren chronisch gemacht hat, alle solche Streitfragen beiseite zu schieben, welche lockernd und sprengend auf die Parteibande einzuwirken drohen und bereits eingewirkt haben. So wurde denn die Bradlaugh'sche bedingte Eidesaufhebungsbill trotz ihrer außerordentlich erweiterten Zielpunkte nicht als Parteisache aufgefaßt, sondern als eine außerhalb jedes Parteirahmens stehende Frage. Eben deshalb waren die am 14. März d. J. gehaltenen Reden von jener Parteiheftigkeit nahezu frei, welche die Kämpfe um die Gladstone'sche Angelobungsbill im Mai 1883 in so außerordentlichem Grade bezeichnete und zu wochenlanger Dauer ausdehnte.

Nicht daß gar kein Versuch gemacht wäre, die Erledigung der Sache auf die lange Bank zu schieben und dadurch womöglich ganz zu hintertreiben. Aber der Vorschlag Leighton's, die ganze Angelegenheit einer königlichen Commission zum Zwecke gründlicherer Untersuchung und ausgearbeiteterer Vorlagen zu übergeben, wurde mit 247 gegen 137 Stimmen abgelehnt. Diese Niederlage schattete den Sieg der Bill Bradlaugh's bereits deutlich vor. Um ihn möglichst wirkungsvoll zu gestalten, hatte der Antragsteller sich vorher bereit erklärt, verschiedene Einwände gegen den Wortlaut der Bill bei der schließlichen Fassung derselben für die am 10. April stattfindende dritte Lesung zu berücksichtigen.

Auch bei der Abstimmung des 14. März wurden keine Parteilinien eingehalten. Allerdings stellten die jetzt in der Opposition befindlichen Gladstone'schen Liberalen, zu denen Bradlaugh, wenn auch als radicaler Flügelmann, noch immer gehört, die Hauptmasse der Zustimmenden. Aber andererseits unterstützten auch zahlreiche Unionisten und selbst Conservative die Vorlage, und selbst Parnell's irisch-katholische Brigade theilte sich, um ihr Stimmen zuzuführen.

Die Londoner Times, welche in früheren Jahren Bradlaugh als ewigen Friedensstörer und Parlamentsansehenschädiger wiederholt verdammte, faßt ihn jetzt mit seidenen Handschuhen an und lobt seine Ruhe, seine Mäßigung und seinen Anstand. Sie sieht der Annahme der wesentlichen Bestandtheile der Vorlage mit ziemlicher Sicherheit entgegen. Dieselbe geht allerdings in mancher Beziehung sehr weit. Sie erlaubt Jedem, der sich in seinem Gewissen der Eidesformel gegenüber bedrückt fühlt, eine feierliche Versicherung an Eidesstatt abzugeben, und zwar nicht nur im Parlament, sondern auch vor Gericht als Zeuge, und selbst als Geschworener. Ferner kann sich jeder Richter, Beamte, ja selbst der Soldat dem Huldigungs- oder Treueide entziehen, und statt dessen durch feierliche Betheuerung sich binden, falls er gegen den Eid Gewissensbedenken empfindet. Es wird von den Gegnern deshalb geradezu die Besorgniß ausgesprochen, daß die anfänglichen Ausnahmen zuletzt zur Regel werden, d. h. daß sie zur Abschaffung des Eides überhaupt und für Alle führen könnten und würden.

Die verhältnißmäßige Stille in den Zeitungen deutet allerdings auf eine gewisse Erschöpfung in den Kreisen hin, welche früher das Feuer gegen Bradlaugh so emsig schürten. Dennoch ist nicht mit Sicherheit voraus zu sagen, in welcher Form die schließliche Annahme der Vorlage erfolgen wird. Gelingt es dem Antragsteller, die von ihm versprochenen Abänderungen in einer die ängstlichen Gemüther beruhigenden Form der Vorlage einzuverleiben, so ist ihre Annahme wahrscheinlich. Im anderen Falle dürfte sie einige Beschränkungen erleiden, welche von den Gegnern der jetzigen Fassung bereits in Aussicht gestellt sind. Der wichtige Allgemeingrundsatz, die Gleichstellung der Freidenker mit den zur Anerkennung bereits durchgedrungenen Quäkern, Katholiken und Juden in Bezug auf bürgerliche und politische Rechte wird der Hauptsache nach jedenfalls als Ergebniß des langen Kampfes festgehalten und zur Geltung gebracht werden.

Gladstone formulirte denselben schon am 26. April 1883 mit den Worten des Lord Lyndhurst dahin, daß „zwischen bürgerlichen Rechten und religiösen Ansichten eine vollständige Trennung herrsche, daß in Bezug auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte kein anderer Maßstab angelegt, keine andere Befähigung verlangt werden dürfe, als die rein staatsbürgerliche." Es ist das bekannte liberale Programm der fortschreitenden Trennung von Staat und Kirche oder, um Cavours Ausdruck zu gebrauchen, „der freien Kirche im freien Staate." Nur daß trotz aller äußerlichen Trennung, wie z. B. in Belgien und den Vereinigten Staaten die beiden alten Zuggenossen im Spanndienste des in den beiden Stockwerken des Staates und der Kirche zugleich wohnenden Bürgers noch immer einander nicht in Ruhe lassen und z. B. über die Schule sich in die Haare gerathen! So klagt u. A. Windthorst bei der Debatte über den Eid im Reichstage von 1876 über die zunehmende Entchristlichung des Staates und stellt als letzten Schluß und Stellvertreter der bereits zum kahlen Deismus abgeschwächten und jeder bestimmt religiösen Färbung beraubten Eidesformel die noch kahlere Versicherung bei Strafe des Zuchthauses in Aussicht. Ein verwandtes Mitglied des englischen Parlaments (Geddes) drückte am 14. März die Ansicht Windthorst's nach der positiv-christlichen Seite hin mit folgenden Worten aus: Der gemeine Mann lasse sich durch die Furcht vor einer späteren und unsicheren staatsanwaltlichen Anklage auf Meineid nicht sonderlich einschüchtern, aber er habe dagegen Furcht vor der ewigen Verdammniß, und es diene nur zu seinem Besten, diese wohlthätige Furcht vor den Strafen im Jenseits in ihm wach zu erhalten." Der gewöhnliche Londoner Richter begnügt sich freilich, wie neulich im Clerkenwell-Gericht, damit, einen Zeugen dadurch bei der

Digitized by Google

Stange der Wahrheit festzuhalten, daß er ihm mit seiner, des Richters, Befugniß droht, ihn unter Verdacht des Meineides sofort ins Gefängniß abführen zu lassen.

In England schreitet der äußerliche Entchristlichungsproceß des Staates aus vielen Gründen weit rascher vorwärts, als in Deutschland, in welchem derselbe sich sozusagen nur nebenbei, d. h. in Folge der Kämpfe zwischen Staat und Kirche (d. h. katholischer) vollzogen hat. In England hat die Zerbröckelung der englischen Staatskirche schon vor Jahrhunderten begonnen und zur völligen Freigebung der nach Millionen zählenden Dissenters, d. h. Methodisten, Congregationalisten, Presbyterianer u. s. w. geführt. In Irland ist die englische Staatskirche bereits aufgehoben, und in England erwartet sie dasselbe Schicksal. In Deutschland dagegen hat erst der Culturkampf das Recht des Austrittes aus der oder genauer den beiden Landeskirchen nebenbei ergeben und die Befreiung der Dissidenten oder Freigemeindler von Kirchensteuern zur Folge gehabt. Man hat diese eine Gewissensbeschwerung von ihnen genommen, aber höchst unlogischerweise ihnen dieselbe Erleichterung auf den anderen, noch religiös bestimmten staatsbürgerlichen Gebieten nicht zu gewähren den Muth gehabt. Allerdings sind die Agitationen der freien Gemeinden und des Freidenkerbundes in dieser Richtung zu lässig und nicht mit der nöthigen Gründlichkeit bis jetzt betrieben worden. Der Reichstag hat die betreffenden Eingaben um Einführung einer einfachen Versicherung an Eidesstatt für Dissidenten einfach zu den Acten gelegt, ohne es seit 1876 zu irgendwelcher Debatte im Plenum kommen zu lassen. Die weitere Zerbröckelung des Kirchenwesens in Deutschland wird schließlich auch dem Reichstage etwas mehr Beachtung späterer Eingaben abzwingen. Bruno Bauer zeichnet in seiner Parallele der Antike und des „neuen Alterthums" der Gegenwart die Zukunft, wenn er schreibt: „Dieselbe Vermischung der religiösen Bilder, das gleiche Verdunsten in eine gestaltlose Einheit hat bei uns stattgefunden, und augenblicklich schwebt noch der Krieg, in welchem diese gasartige Centralisation den Rest der alten und farbigen Götterbilder sich zu unterwerfen und zu assimiliren sucht."

Vom culturgeschichtlichen Standpunkte erscheint der alte, seiner Blitzbündel schon stark entkleidete Eid als das Zuchtmittel einer Zeit, in welcher man Sittlichkeit durch Schreckmittel zu erzwingen suchte, weil man es nicht verstand oder zu mühsam fand, sie durch Erziehung, Beispiel der Umgebung u. s. w. als Blüthe freier Entwickelung zu erzielen. Der Eid theilt das Schicksal der aus ähnlichen Gesichtspunkten eingeführten Todesstrafe. In demselben Grade, in welchem die Zahl der mit Todesstrafe belegten Verbrechen im Gesetzbuch abgenommen hat und abnimmt, hat sich auch die Zahl und das Wesen der Eide und ihrer Formeln verringert. Man wird immer mehr in ihnen das Ungenügende des Mittels zum vorgesetzten Zwecke erkennen. Wie im Großen und Ganzen die Todesstrafe nicht vom Verbrechen abschreckt, so auch der Eid nicht von der Lüge. Er fördert im Gegentheil dieselbe, indem er gewissermaßen zwei ungleichwerthige Arten von Wahrheit und Wahrheitserklärungen künstlich schafft und dadurch die Wahrheitsliebe um der Wahrheit selbst willen untergräbt und schädigt. Die Zeit wird kommen, wo man beide, Eid wie Todesstrafe, nur noch als historische Erinnerungen an eine überwundene und untergeordnete Bildungsepoche betrachten und über sie staunen wird, wie über die Reste ausgestorbener Mastodontenarten einer längst mit neuen Schichten überdeckten grotesk-barbarischen Vorwelt.*)

*) Die auf den 10. April als vierter Punkt der Tagesordnung angesetzte Eidesbill kam nicht zur Verhandlung, theilweise in Folge einer langen Discussion einer vorhergehenden Bill, hauptsächlich aber in Folge des um 12 Uhr Nachts von Seiten eines Gegners der Bill erhobenen Einspruches, welcher unter der neuen Geschäftsordnung, nach welcher die Sitzung um 12 Uhr schließt und nur durch allgemeine Zustimmung weiter dauern kann, genügte, um die Verhandlung für den Abend zu verhindern. Für den 1. Mai nahm die Bill wieder den vierten Platz auf der Tagesordnung ein, kam aber wieder nicht zur Verhandlung. Die Bill ist eben keine Regierungsvorlage, sondern die eines einzelnen Parlamentsmitgliedes, welcher natürlich nicht wie die Regierung Tag und Stunde beliebig für Vorlagen sich wählen kann und selbst im günstigsten Falle dieselben solchen Verzögerungen ausgesetzt sehen muß, wie am 10. April. Es ist nicht unmöglich, daß die weitere Berathung der Bill erst nach Pfingsten zu Stande kommt.

## Literatur und Kunst.

### Die nationale Strömung in der deutschen Literatur.

Von Arnold Fokke.

Unter den Schlagwörtern, welche von den Leuten, denen die Gegenwart keine Befriedigung gewährt, gegen die bestehenden literarischen Zustände geschleudert werden, stehen Ausdrücke wie „Geschäfts-Blaustrumpf-Salonliteratur" oben an. Es ist ohne Zweifel, daß damit in Wirklichkeit auf große Uebel, an denen das deutsche literarische Leben krankt, hingewiesen wird. Die Zustände, welche die Vermittelung des Buchhandels mit Naturnothwendigkeit herbeiführen muß, das Zerfallen in Coterien und Cliquen, das unausbleibliche Ergebniß aus der Zerrissenheit der politischen und religiösen, der socialen und wissenschaftlichen Parteinahme, die Unfreiheit und Gebundenheit der Kritik, welche nach der einen Seite die Wahrheit verschweigt und nach der anderen die Unwahrheit in die Welt hinein ruft, das sind Dinge, unter denen Jeder zu leiden gehabt hat, der dem lockenden Zauber des Schriftstellerns nicht hat widerstehen können. Jedoch abgesehen davon, daß dies immer so gewesen ist, so bleibt es eine unwiderlegliche Wahrheit, daß mit Schreien die Sache nur schlimmer gemacht wird. Wer schilt oder gar schimpft, der beweist nur, daß er in sich selbst den Fehler noch nicht erfolgreich bekämpft hat, welcher an seinem Theile mit die Schuld an den öffentlichen Schäden trägt. Wenn in der Schule etwas nicht in Ordnung ist, so kann man diesen Zustand in der Regel auf einen Fehler des Lehrers zurückführen. So zeigt auch der, welcher im Leben seine Mitmenschen belehren will und dabei die Ruhe nicht bewahrt, daß er noch einen sehr bedenklichen Mangel an Selbsterkenntniß mit sich umher schleppt. Alle tragen wir unseren größeren oder kleineren Theil an der Schuld der öffentlichen Uebel, und es bleibt nichts anderes übrig, als den Rath aus dem Codex der christlichen Sittenlehre zu wiederholen, die Besserung der Welt bei sich selber zu beginnen. Diese Besserung liegt vor Allen auch dem Dichter ob, und zwar deshalb, weil er an der Spitze seines Volkes marschirt und noch immer wie vor Alters das Seheramt ausübt. Für ihn bedeutet sie die Klärung in sich, das ununterbrochene Ringen, sein dichterisches Leben und Weben in immer greifbarere Form zusammen zu fassen und zur Erscheinung zu bringen. Was kümmert den Adler bei seinem Sonnenfluge das Flattern des niederen Geflügels, was den Dichter das Piepsen und Gluckseu der Blaustrümpfe? Auf dem Baume des Lebens muß es auch solche Käuze geben, aber sie werden um so geringere Bedeutung haben, je gehaltvoller die Poesien des gottbegnadeten Sängers sind. Würde er nicht ohne sie zu beachten an ihnen vorübergehen, so könnte er in den Verdacht gerathen, als ob der Blick, den er auf sie wirft, aus Neid und Mißgunst hervorgegangen wäre.

Daß vielen Dichtungen der Gegenwart nicht die wahre Empfindung des Herzens inne wohnt, sondern die Anempfundenheit, daß ihnen nicht der Wald- und Erdgeruch ungetrübter Natur, sondern der Parfüm des Salons anhaftet, das ist eine Wahrheit, die leider ebenso wenig geleugnet werden kann, als die andere, daß vielfach den Dichtern der Gegenwart der weite und freie Blick, die Ruhe und Sicherheit in der Behandlung des Stoffes auf ein großes Ziel hin fehlt. Aber auch hier wird nicht dadurch gebessert, daß die Echtheit eines Dinges angezweifelt und dann bloß darin geändert wird, daß der

Digitized by Google

äußere Aufputz Aenderung erfährt. Will man den wirklichen Baum, so muß man säen und pflanzen und dem Wachsthum mit frischen Säften von unten zu Hülfe kommen. Auch wird der Unnatur des Salontones nicht dadurch abgeholfen, daß unvermittelt an seine Stelle die Sprache der Gasse gesetzt wird. Das eine ist so unnatürlich wie das andere. Schließlich ist auch damit keine Abhülfe geschaffen, daß man in den Conflicten der Gegenwart den Stoff gefunden zu haben meint, der den Dichter über die vorhandenen Schwierigkeiten hinweghilft, sondern darauf kommt es an, wie sich die Materie in der Seele des Bildners spiegelt.

Jeder Stoff verhält sich gewissermaßen feindlich zum Künstler, hier der eine durch allzugroße Entfernung, dort der andere durch zu unmittelbare Nähe. Für beide kommt noch die Frage nach seinem Umfange und inneren Zusammensetzung hinzu. In jenen hat er sich hineinzuarbeiten und zwar rückwärts auf die Spuren, welche von der Gegenwart in die Vergangenheit hinaufführen. Es liegt auf der Hand, daß sich dabei große Schwierigkeiten bieten und daß das Verfahren nicht vorsichtig genug sein kann, aber das Ziel wird erreicht, wenn gewissenhafte Forschung mit der Gabe der Beobachtung vermittelst des inneren Sinnes sich vereinigt. Anders und nahezu umgekehrt verhält sich die dichterische Thätigkeit in Bezug auf den Stoff, der einer zu nahen Gegenwart entnommen ist. Während sie dort dem Stoffe sich zu nähern, ihn gewissermaßen zu beschleichen, ihm die schwachen Seiten abzugewinnen und dadurch zu bemeistern gezwungen ist, drängt hier vielmehr derselbe auf sie ein und zwar je größer und complicirter er ist, um so beengender. Hier ist der Dichter in der Lage der Abwehr, und je weiter er die auf ihn einstürmenden Dinge von sich abbringen kann, um so besser ist es für ihn. Sein Verfahren kann mit dem eines Seefahrers verglichen werden: wie dieser sein Schiff von der Brandung der Küste, so hat er seinen Geist von der Verwirrung des Augenblicks klar zu halten. Wie ist der Standpunkt, den der Dichter zu seiner Materie einnimmt? das ist die Frage. Aus der Bodenluke blickt er nur in das Gewirre seiner Umgebung hinein, ohne ihren inneren Zusammenhang zu erkennen, von der freien Höhe überspannt er mit dem Auge Alles, er sieht das Neben- und Hintereinander und weiß das Einzelne nach Umfang und Beschaffenheit gegen einander abzuschätzen. Aber diese beherrschende Stellung zu gewinnen ist nicht minder schwierig, als aus der Gegenwart sich in eine weitentlegene Vergangenheit zu versetzen.

Gleichwohl ist die Meinung, daß dichterische Thätigkeit ihren eigentlichen Boden nur in der gegenwärtigen Zeit finde, nicht bloß weit verbreitet, sondern auch Schlachtruf einer Partei. Was ist uns Hekuba? So heißt es fast zu jedem dramatischen Thema, das einer mehr oder minder entfernten Vergangenheit entnommen ist, aber die Recensenten, welche so kritisiren, vergessen dabei, daß der bekannte Ausruf Hamlets einer wesentlichen Ergänzung bedarf. Wie weit auch die alte Trojanerkönigin durch die Jahrhunderte von uns getrennt ist, so hat doch der Dichter, oder in diesem Falle der Schauspieler nach der Meinung des Dänenprinzen uns ihre Gestalt, ihr Unglück menschlich so nahe gebracht, daß wir im Augenblick des Lesens oder Hörens ihr Elend als unser eigenes empfinden. Gerade nach dieser Stelle im Shakespeare also ist nicht der Stoff entscheidend, sondern das Talent des Dichters. Darin eben beruht seine dichterische Gestaltungskraft, daß er die todte Vergangenheit wieder zu erwecken und voller Leben in die Gegenwart zu stellen, dagegen die letztere in dem Maße der Unruhe des Augenblicks zu entrücken vermag, daß wir ihre Ereignisse als Realitäten empfinden, die aller Zeit angehören und von der Jetztzeit nur die Färbung haben. Ja, aber wo sind solche Dichter? Nun wir, die wir dichterisch nicht productiv sind, vermissen sie nicht in dem Maße, als manche Dichter-Kritiker thun, die überall zu mäkeln haben, aber auf eine wesentliche Förderung der Kunst auch ihrerseits nicht pochen können. Wohl oder übel muß das Publikum sich mit dem Vorhandenen begnügen und für das was noch fehlt mildernde Umstände gewähren.

Wenn die verschiedenen Nationen nicht minder Individuen sind als die einzelnen Menschen, Individuen mit leicht erkennbaren Merkmalen, welche bedingt sind durch ihre Geschichte, ihre klimatische und geographische Lage, so ist die deutsche Nation mit einer solchen Individualität begabt, welche sie sehr bestimmt und scharf von allen anderen Individualitäten unterscheidet. Die Geschichte besonders hat diesem Volke höchst charakteristische Merkzeichen tief in die Stirne gegraben. Von den modernen Nationen hat nur Italien in seiner äußeren staatlichen Entwickelung Aehnlichkeit mit Deutschland. Im Uebrigen haben alle die großen Weltereignisse, welche seit dem Beginne der neueren Geschichte die Völker Europas betroffen haben, auf keines tiefere und nachhaltigere Wirkung gehabt, als auf das deutsche. Nirgends hat die Bewegung der Völkerwanderung so lange nachgezittert, wie in Deutschland, ebenso hat die der Kreuzzüge hier die Massen am längsten in Aufregung gehalten. Die Römerzüge, nur von deutschen Kaisern ausgeführt, sind einer der Gründe unserer nationalen Zersplitterung. Die Reformation, welche vom deutschen Volke ausging, hat in seinem Innern die furchtbarsten Kriege hervorgerufen, seinem geistigen und leiblichen Wohlstande die tiefsten Wunden geschlagen. Während bei allen anderen Nationen die Einheit der Religion hergestellt ward, hat die Spaltung der Confessionen unsere staatliche Einigung überdauert. Während allüberall sonst in den Culturstaaten mit der nationalen Machtentfaltung die Entwickelung der geistigen Kräfte gleichen Schritt hielt, blieb bei uns mit der politischen Verkümmerung die literarische Erhebung zurück. Schließlich brach sie sich wie der Sturm der Elemente Bahn, ohne die nationale Aufrichtung abzuwarten. Diese ist ihr dann gefolgt mit einer beispiellosen Anstrengung der Kräfte des Volkes nach den vorzugsweise praktischen Seiten des Lebens hin. Eben dahin wird auch noch auf lange Zeit hin das Streben der Nation gerichtet sein. Es ist nicht zu erwarten, daß alsbald nach dem Wiederaufbau des Reiches wieder eine neue Blüthezeit der Dichtung erstehen werde. Sind durch Jahrhunderte hindurch die Kräfte der Volksseele, wenn man von einer solchen sprechen darf, auseinander gerissen, sind sie im Auf- und Abschwanken nach einander thätig gewesen, so ist es nur natürlich, daß sie sich erst allmählich wieder in's Gleichgewicht setzen. Nicht als ob eine kraftvolle dichterische Thätigkeit überall nicht möglich wäre, aber wenn Heroen des Geistes auf politischem und militärischem Gebiete da sind und da sein müssen, so liegt es in der Natur der Dinge, daß sie allein durch ihr Gewicht andere Kräfte hinter sich her ziehen und sie in der von ihnen angestrengten Thätigkeit verbrauchen. Man kann es beklagen, daß es augenblicklich keinen Dichter wie Goethe gibt, aber die Frage liegt nahe, ob nicht, wenn das Leben des Frankfurter Rathssohnes in die Jetztzeit gefallen wäre, die Kraft seines Geistes in einem ganz anderen Dienste seines Vaterlandes zur Verwendung käme. Der Strom des deutschen Lebens beginnt erst sich in das nationale Bett zu ergießen, vorerst gilt es noch, wenn auch nicht die eigentlichen Vorbedingungen, so doch die thunlichste Gewähr für seine Weiterexistenz sicher zu stellen. Die Arbeit des Dichters kann starke Hülfe dazu leisten, es ist selbst nicht ausgeschlossen, daß sie nach dieser und jener Richtung mit die Führung übernimmt, aber wie die Dinge liegen, tritt sie in Folge einer natürlichen Schickung augenblicklich in die zweite Reihe oder noch weiter zurück. Der Wunsch große Dichter zu haben ist erklärlich, aber es ist eine andere Frage, ob er in der gegenwärtigen Lage der Dinge berechtigt ist.

Der Satz, daß Geduld Genie sei, findet auch hier seine Anwendung, vor Allem nach der Seite, auf welcher die fast krankhafte Sehnsucht nach dem Erstehen einer nationalen Poesie sich kund thut. Wie wäre es möglich, daß sie mit einem Schlage wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervorspringend dasteht? In früheren Zeiten haben große Geister den Gedanken gehabt, durch die Poesie eine Einheit des Staates heraufzuführen: wenn sie damit auch unrecht hatten, so haben sie doch an ihrem Theile zu seiner Verwirklichung beigetragen. Jetzt ist der Staat da, und im Wesentlichen kann die deutsche

Digitized by Google

Dichtung keine andere Aufgabe haben als früher, das heißt in der unveränderten Lage nach Maßgabe der ihr innewohnenden Kräfte für seine Weiterentwickelung Sorge tragen. Es bedarf nicht immer und überall hoch dithyrambischer, patriotischer Ergüsse, nicht immer aus den Höhen des Himmels herabgeholter Betrachtungen, auch die mittleren Lagen des Lebens bieten Stoff genug zu poetischer Gestaltung. Dabei kommt es vor Allem auf die Beobachtungsgabe und die Art an, wie der Dichter das Beobachtete durch seinen Geist gehen läßt und es in bestimmter individueller Färbung wieder aus sich herausstellt. Ein anderes Erforderniß ist, und man kann das nicht genug betonen, der Fleiß, und zwar immer wiederholter, unablässiger Fleiß. Man spricht so gern vom Genius des Dichters, und ohne Zweifel ist es was schönes, wo in Wirklichkeit ein solcher vorhanden ist, aber noch niemals ist selbst das Genie ohne Arbeit fertig geworden. Ich glaube, daß in dem angeregten Punkte eines der Hauptübel verborgen liegt, an welchem unsere Literatur krank ist. Indeß auch hier darf die Schuld nicht so sehr auf die Dichter als auf die Umstände geworfen werden. Es ist nicht möglich, daß unsere Schriftsteller ihre Arbeiten bis zu völliger Reife austragen, wenn Concurrenz und herbe Sorge um das tägliche Brod zu überhastender Eile antreiben. Gleichwohl sollten diese Rücksichten gegen die höheren zurücktreten. Wenn dies zwar ein hochidealer Standpunkt ist, so muß man bedenken, daß der Idealismus das eigentlichste Erbtheil des deutschen Volkes ist und daß', wenn derselbe im begonnenen Streben nach praktischen Zielen untergehen sollte, damit alles verloren ist. Wird er aber gewahrt, und es ist zuversichtlich zu erwarten, daß es bei veränderter, günstiger Lage der Nation immer mehr geschehen werde, so wäre es des Höchsten zu verwundern, wenn nicht auch unsere Dichtkunst im neu erstandenen Reiche allmählich das nationale Gewand bekäme. Auch hier können Klagen und abstracte Abhandlungen über „nationale Poesie" und was dergleichen mehr ist nicht aus der Stelle bringen. Lessing schrieb, um den übermächtigen Einfluß der Franzosen zu brechen, nicht bloß seine Dramaturgie, sondern auch mustergiltige Theaterstücke, aus denen man sich noch immer Rath holen kann. Macht sich das Uebergewicht dieses Volkes auch jetzt wieder geltend, so sind unsere Schriftsteller dem gegenüber in keiner anderen Lage, als die deutschen Gewerbtreibenden angesichts der französischen Industrie. Mannhafte, ehrliche Arbeit erkämpft sich auch hier den festen Boden, und eben durch diesen Kampf wird sie die nationalen Gesichtszüge erhalten.

Durch nichts Anderes. Wenn es in einem neuerlichen Klageliede heißt, daß „ein Wildenbruch" auf deutschen Bühnen vor französischen Dramatikern zurückstehen müsse, so wären doch vor Allem in diesem Dichter die Vorzüge nachzuweisen, welche den Kritiker berechtigten, ihn als Trumpf gegen die Franzosen auszuspielen. Viele Leute glauben trotz allem lautgewordenen Enthusiasmus nicht an diese Vorzüge, und selbst wenn sie nach der dichterischen Seite hin vorhanden wären, so fehlt ihm doch die Energie der Arbeit und die ruhige Besonnenheit, welche nach allen Seiten hin die dichterischen Mittel in Erwägung zieht. Denn nur diese beiden Eigenschaften geben auf die Dauer die Gewähr des durchschlagenden Erfolges. Fährt aber Wildenbruch fort nur „dramatische Felsblöcke", wie Heinrich Bulthaupt sagt, „auf die Bühne zu werfen", dann wird es ihm vielleicht gelingen, an seinem Theile zur Zertrümmerung der deutschen Bühne beizutragen, nicht aber sie aufzurichten. Mit Wildenbruch'schen Mitteln wird das Franzosenthum nicht aus dem Felde geschlagen.

Noch mehr als im Hang zum Französischen soll der unseren literarischen Zuständen anhaftende Schaden in der Vorliebe für das griechische Alterthum beruhen. Nach der Meinung Vieler, die sich zu einem Urtheile berufen fühlen, ist eben diese Vorliebe eine von den von außen in unser Leben hineingetragenen Gewalten, welche der Einigung unserer literarischen Kräfte entgegensteht. Die Antike ist der Alb, der auf unserem Kunstleben lastet, der es nur zu gepreßten, manirirten Lauten kommen läßt, den freien und frischen Volkston zurückhält. Gegen nichts erschallt augenblicklich der Hall der Kriegstrompete lauter und feindseliger als gegen den Hellenismus, der nach der Meinung seiner Gegner eine in's Maßlose übertriebene Pflege bei uns findet. Diese soll denn auch im Besonderen der Sprache im deutschen Schauspiel jenen zwar glänzenden, aber im Grunde kalten und erkältenden Ton verleihen, der den Weg zum Herzen des Volkes nicht zu finden vermag und darum das Haupthinderniß bildet, weshalb wir zu einem wahrhaft nationalen Drama nicht durchdringen können. Deshalb fort mit der Antike, fort mit dem Schulmeisterzopf, der noch den meisten unserer Dichter auf dem Rücken baumelt! Und solche Sprache führt man, nachdem erst vor wenig mehr als hundert Jahren Winkelmann uns das Verständniß der altgriechischen Kunst erschlossen hat, nachdem Goethe auf seiner italienischen Reisen erkannte, daß das eigentliche Wesen der antiken Poesie auf der unmittelbarsten sinnlichen Anschauung beruhe, Schiller aus dem Studium der Alten erfuhr, daß seine ersten Producte, so genial sie waren, die weitesten Abirrungen vom ruhigen Gange der Natur seien. Gleichwohl, daß auch nach dieser Seite hin ein Ankämpfen gegen das Zuviel nicht bloß erklärlich, sondern auch berechtigt ist, wird Niemand leugnen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der so machtvoll in unser Leben eingedrungene Strom der Antike, getragen von der Schule, manches Gute und echt Nationale entweder auf seinen Wellen davon geführt oder verschlungen hat, so daß es zu eigenartiger Entwickelung nicht hat kommen können. Auch das wird man zugestehen, daß nach mancher Seite hin die deutsche Dichtung in unfreiem Banne des Alterthums steht, aber besser wäre es auch hier, die Erscheinung im einzelnen Falle zu bekämpfen, als ein Princip aufzustellen und das Kind mit dem Bade zu verschütten. Ferner kann auch das zugestanden werden, daß der Schulmeisterei, da man einmal den Ausdruck beliebt hat, der Zopf gar dick und lang hinten weghängt. Indeß wozu der Zorn und die Entrüstung? Ein Zopf verdient beide nicht, und nützlicher ist es, sich mit Spott und Satire über ihn herzumachen, und ihn den Trägern mit Lachen und Hohn vor die Augen zu halten. Aber beileibe hüte man sich, die Sache tragisch zu nehmen oder gar zu glauben, die ganze Nation hänge an diesem Zopfe und lasse sich, wollend oder nicht, durch dick und dünn hinterher schleppen. Hat man es denn wirklich nöthig nachzuweisen, daß hier kein irgend ernstlicher Nothstand vorliegt, oder soll man in Wahrheit überzeugt sein, daß die Leute selbst an ihre Deductionen glauben? In welcher Weise sich antike Kunst und Wissenschaft belebend für unser nationales Leben erwiesen hat, darüber ein Wort zu verlieren, wäre mehr als überflüssig. Nichts außer dem Christenthum ist jemals unserem Wesen congenialer gewesen, hat sich leichter und fester mit demselben vereinigt, als der geistige Gehalt Griechenlands, und ihn will man von unserem lebendigen Leibe abtrennen? Denn welche andere Bedeutung als diese kann es haben, wenn es in der Kritik eines Berliner Recensenten heißt: „Fort mit dem antiquarischen Gerümpel aus den Schulstuben", und in der haltlos verschwommenen Ausführung eines Jungdeutschen die Isolirung des nationalen Dichters gefordert wird, damit er ja nicht in Gefahr kommt, irgend ein antikes Muster ansehen zu müssen und dadurch in seiner urgermanischen Dichterarbeit gestört zu werden? Bei aller Begeisterung für das Echtdeutsche scheint man doch nur eine geringe Meinung von der ihm innewohnenden Kraft zu haben, wenn man so sehr alle Beschäftigung oder Berührung mit dem Fremden fürchtet.

Noch von einer anderen Seite bekommen diese verworrenen Ansichten, denen gar sehr etwas von der antiken Klarheit noth thäte, eine nähere und jedenfalls deutlichere Erklärung. In der vergleichenden Betrachtung eines Münchener Künstlers ist zum Beweise von solchen Männern der Kunst die Rede, welche, ohne jemals in Rom gewesen zu sein, dennoch Großes geleistet haben. Aber was kann dies beweisen, als daß entweder jedes wirkliche Talent sich unter allen Umständen Bahn bricht, oder daß das antike Kunstgesetz bereits dermaßen in unser Fleisch und Blut übergegangen ist, daß es sich selbst da nicht verleugnet, wo die eigene unmittelbare Anschauung fehlt? Die Kunstgesetze sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern in

Digitized by Google

ihrem eigentlichsten Wesen dieselben, nur haben die Griechen sie am einfachsten und klarsten zum Ausdruck gebracht. Hat ein Dichter oder bildender Künstler es nicht nöthig, sich durch das Medium der griechischen Kunst zur Vollendung emporzuschwingen, ist sein Geist so sehr über räumliche und zeitliche Einwirkung erhaben, daß er auch ohne Vorwurf die göttliche μίμησις des Aristoteles zu üben vermag, so soll ihn Niemand dazu zwingen, entweder die Bildsäulen des Praxiteles und die Tragödien des Sophokles auf das in ihnen waltende Gesetz zu studiren, oder aus dem Thukydides zu lernen, was Objectivität in der Behandlung der Geschichte bedeutet. Aber wenn er sich beim stärksten Bewußtsein des eigenen Könnens einige Bescheidenheit gewahrt hat, so wird er noch immer gern bei den Alten in die Lehre gehen und, ohne das Eigene aufzugeben, in der Anschauung des Fremden seine freie Schaffenskraft stählen. Das ist freilich wahr: die griechische Muse hat etwas vom Blicke der Gorgo. Wer kein klares Auge, kein festes Herz hat, den schlägt sie in starre Bande, aus denen er sich schwer zu lösen vermag. Aber wer durch das Anschauen nicht in Verwirrung geräth, wer durch die äußere Starrheit in das dahinter pulsirende warme Leben durchdringen kann, über den kommt es wie eine Erlösung, und wer schon den freien Geistesflug hat, dem wird die Schwungkraft erhöht. So ist es bis dahin in Deutschland gewesen. Während unserer nationalen Erniedrigung hat der deutsche Volksgeist den griechischen zu seiner inneren Stärkung und Kräftigung in Dienst genommen; es ist nicht anzunehmen, daß in der Erhebung dieser Dienst sich nicht nützlich erweisen sollte. Um zu beweisen, daß die Classicität überall ein Hemmschuh für die freie Entfaltung der Kunst sei, wird darauf hingewiesen, daß viele tüchtige Kräfte in ihr untergegangen seien und es niemals zu nennenswerthen Leistungen gebracht hätten. Man sollte meinen, daß hier ein anderer Schluß nahe läge. Wie kann man der Wahrheit zum Vorwurf machen, daß schwache Menschen von ihrer Erscheinung zu Boden geschmettert werden? Wen die Götter Griechenlands im Stich lassen, dem kann überall keine Gottheit helfen.

Also dem classischen Alterthum soll von jetzt an die Einwirkung auf das junge Deutschland versagt sein. Die Forderung läuft parallel mit denen der Realschulmänner, oder vielmehr derer, welche die Einheitsschule wollen mit Ausschluß des Griechischen. „Die ausgepreßte Citrone des Lateinischen" will man den Schulmeistern lassen: gibt das Innere auch keinen Saft, um so besser, so mögen sie die Schale quetschen, ein harmloses Spielzeug in den Händen der Leute, die doch ihren Zopf weiter flechten wollen. Aber daß nur die Jugend nicht schon durch das Griechische vergiftet werde! Am besten wäre es, alle schlügen den Bildungsweg Friedrich Bodenstedt's ein. Teut's Söhne sind von der Herrschaft der Franzosen frei, ihre politische Unabhängigkeit vor jeder unberechtigten Einwirkung gesichert, mögen sie nun auch ihre Freiheit nach allen Seiten hin ungehindert gebrauchen. Sie sollen sich nicht mehr beirren lassen durch den Gipskopf, den sie so lange haben malen müssen, nicht mehr bethören durch die „schöne Sprache", die ihrem Denken und Fühlen eben so wenig entspricht, wie „der classische Faltenwurf" ihren Gliedern. Endlich ist die Zeit da, der eigenen Natur folgen zu können, die sie den richtigen Weg zum guten Ziele führen wird. Die früheren Literaturepochen werden gepriesen, aber welche Bedeutung werden sie haben neben der Zukunftspoesie, in der kein fremder Mißklang den reinen germanischen Bardengesang stören wird?

Es ist die Frage, was den eigentlichen Inhalt dieser Ausführungen bildet. Ist es in Wirklichkeit die Erkenntniß, daß unser geistiges Leben, speciell unsere Literatur seit hundert Jahren und darüber auf dem verkehrten Wege sich befindet, oder ist es das Verzweifeln am eigenen Können, der Einsicht, daß in der bisherigen Richtung wohl das Gute, im besten Falle das gleich Vortreffliche, aber niemals das Bessere erreicht werden kann? In dem Schlußsatze einer dieser Deductionen, worin es heißt, „daß man niemals das absolut Vollkommene nachahmen dürfe, weil man Gefahr laufe, selbst niemals classisch zu werden", liegt die Antwort. Demnach auch hier im letzten Grunde und ohne sonderliche Verhüllung der Pessimismus! Wem fallen nicht die Worte aus dem Scheffel'schen Liede ein, mit denen die Mutter des Schwabenherzogs Krok den vom Römerthum angekränkelten Sohn anredet: „Wandle du auf anderen Bahnen" — —? Es hat von jeher in der Menschen Natur gelegen, nach dem Besseren zu streben und es zu nehmen, wo immer es zu finden ist; nur die Chinesen haben ihr Land mit einer Mauer umgeben. Es wird darauf hingewiesen, daß die Natur das allumfassende sei, und besonders in der Poesie und bildenden Kunst müsse sie die Führerin sein, denn sie sei unfehlbar. Aber die Griechen mit ihrer Auffassung von der Kunst bilden nur einen Theil derselben und sie haben am einfachsten und klarsten erkennbar die Wege angegeben, auf denen sie nachzuahmen ist. Ferner bedeuten diese Wege nur die Form des Dinges oder das aprioristische Gesetz, wonach es in seinem Werden Gestalt annehmen soll. Zwar kann dasselbe je nach der Verschiedenheit der Natur, auf die es Anwendung finden soll, die mannigfachsten Modificationen erleiden, doch in seinem innersten Kern ist es überall dasselbe, denn es beruht auf der allgemeinen, überall gültigen Form der Denkgesetze.

Ja, diese Denkgesetze! In ihnen liegt es. Was wir als unser höchstes Glück preisen, ist doch auch wieder die Qual unseres Daseins. Die Tiefen und Höhen des Endlichen durchdringt die Vernunft, aber über die Grenzen desselben vermag sie nicht hinauszukommen. Da man nach den verschiedensten Seiten hin die Arbeit bis zur Vollkommenheit gethan sieht, so möchte man nach einer anderen Richtung hin durchbrechen, doch es ist eitel Schein und Täuschung, wenn man thut, als ob hier bessere Ziele wirken. So liegt das vermeintliche Unglück nicht dort, wohin die Anklage gerichtet ist, sondern in der Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft. Anstatt jedoch mit verständiger Resignation sich in das Unvermeidliche zu schicken und wie Faust den Zwiespalt des Lebens mit der That zu überbrücken, erfüllt man die Welt mit Klagen über ihren verkehrten Gang. Kann man auch nicht Werke der Vollkommenheit schaffen, so freuen sich die Mitmenschen doch auch über solche, welche den Ernst zeigen sie zu erreichen. Muß man dann immer übertreffen wollen? In diesem Begehren liegt das Unrecht. Der Dichter und der Künstler treten in den Dienst der Musen nicht um ihrer selbst, sondern um der Göttinnen willen. Selbstlosigkeit und Begeisterung lassen sie niemals unbelohnt.

Aber hier ist das Predigen vergeblich. Unsere neuesten Jungdeutschen wollen nun einmal keine Epigonen sein und endlich auf eigenen, echtgermanischen Füßen einhergehen. Den dicken Schulmeisterzopf schneiden sie ab, aber geben sie auch Acht, ob ihnen selbst nicht ein anderer, noch schlimmerer hinten herauswächst? Es ist belustigend zu hören, was die inhaltsschwere Weisheit zunächst zu Tage gefördert hat. Von dem vaterländischen Geiste, von dem, was das Erbtheil unserer Nation sein soll, der Tiefe und dem Ernste, die den Inhalt, mag er hergenommen sein woher er will, adeln und ihm das deutsch volksthümliche Wahrzeichen aufprägen müßten, davon ist kaum die Rede, dagegen um so mehr von der Form, welche er nicht haben darf. Unbarmherzig wird Alles weggeschnitten, was nicht das altgermanische Ursprungszeugniß beibringen kann, und so bleibt schließlich von allen Versarten nichts anderes übrig, als der Knittelvers. „Sieh', es kreisen die Berge!" Wer freut sich nicht über den Zopf, der derb und aus echt teutonischen Haaren geflochten, steif wie ein Stock nach unten hin abfällt! — Aber es könnte scheinen, als ob die Versform getadelt werden sollte. Nichts würde verkehrter sein. Mag der deutsche Dichter, wenn sein inneres poetisches Leben sich zu äußerer Gestaltung hervorringt, die Versreihe gebrauchen, die er für geeignet hält; weshalb nicht auch den Knittelvers? Daß aber diese Strophe das einzige Gewand sein soll, in welchem der deutsche Zukunftsdichter sich präsentiren darf, dagegen muß denn doch auch von anderen Standpunkten, als dem des antikisirenden Philologen, Einspruch erhoben werden.

Und nun noch eines. Derselbe Vertreter dieser neuen Richtung bringt an sich selber den Beweis, daß es auch ferner

Digitized by Google

noch gut sein dürfte, sich eingehend mit den Wahrheiten zu beschäftigen, welche das griechische Alterthum in seiner Literatur zu Tage gefördert hat. Es soll und kann Niemand gewehrt werden, die reichen Schätze poetisch zu heben, welche allerorten noch die vaterländische Geschichte in ihrem Schooße birgt. Aber wenn Jemand der Meinung ist, er könne dabei der Gesetze entrathen, die Aristoteles in seiner Poetik aufgestellt hat, so mag er sehen, wie er mit der Arbeit fertig wird. Auch das ist Niemand zu verargen, wenn er meint, mit seiner Urtheilskraft über die des alten Philosophen hinaus dringen zu können, doch bevor er behauptet, es gethan zu haben, mag er sich jedes Wort jenes Denkers auf das genaueste und immer wiederholt ansehen. Da heißt es in einem dieser bahnbrechenden Aufsätze vom Aristoteles, daß er „am Thore der Erkenntniß" stehen geblieben sei, weil er die Poesie als eine bloß nachahmende Kraft erkläre. Nun weiß aber jeder Primaner, daß die μίμησις der Alten die frei schaffende dichterische Thätigkeit bedeutet, an der die Nachahmung der Menschen und ihrer Thaten nach der Natur nur das accedens ist. Auf solche Weise wird Altes nicht umgestürzt und noch weniger Neues gegründet.

---

## Daudet's Pariser Erinnerungen.

Von Wilhelm Berger.

Dieses Buch, mit welchem Daudet jüngst seine Verehrer beschenkt hat, wird den meisten derselben eine Enttäuschung bereiten. Es enthält nicht, wie man vermuthen sollte, eine fortlaufende, methodisch geordnete Erzählung seiner Erinnerungen aus den letzten dreißig Jahren. Keineswegs. Von den persönlichen Erlebnissen Daudet's finden sich sogar nur dürftige Andeutungen darin. Das Buch ist nicht organisch gewachsen; es ist zusammengestoppelt. Es enthält Aufsätze über Villemessant, Henri Rochefort, Monnier und Turgenieff, einige feuilletonistische Genrebildchen aus dem Pariser Leben und endlich Aufschlüsse über die Entstehung der ersten fünf Werke Daudet's, nämlich: Le petit chose, Tartarin de Tarascon, Lettres de mon moulin, Jack und Fromont jeune.

Die Mittheilungen aus der Werkstätte des Autors bilden den interessantesten Theil des Buches. Mit dankenswerther Ausführlichkeit weisen sie nach, wie alle diese Kunstgebilde aus Wirklichkeit und Dichtung zusammengewoben sind; sie machen uns mit den Leuten bekannt, welche dem Poeten als Modelle für seine Figuren gedient haben; sie geben uns Aufschluß über die ungemeine Sorgfalt, mit welcher Dautet sich für seine Schilderungen realer Verhältnisse vorbereitet. Und endlich, indem sie die Art und Weise seines dichterischen Schaffens zu erklären scheinen, beweisen sie erst recht, daß Daudet als Künstler jenes Genius theilhaftig ist, der aus höherer, unbegreiflicher Einsicht gestaltet und den rohen Stoff auf geheimnißvolle Weise in formvollendete Gebilde verwandelt.

Daß ein Autor in seinem ersten Romane vorzugsweise seine persönlichen Erinnerungen verwerthet, ist nichts Ungewöhnliches. Auch Daudet hat es gethan. Die erste Hälfte des „Kleinen Dingsda" enthält im Wesentlichen die Geschichte seiner Jugend. Im Anfange des Jahres 1866 war Daudet in die Provence zu Verwandten auf dem Lande gereist, in der Hoffnung, daselbst, in fast absoluter Einsamkeit, ein Drama zu Ende führen zu können, das in dem Pariser Lärm nicht aus der Stelle wollte. Er fand die gesuchte Inspiration nicht; der fünfte Act des Dramas blieb ungeschrieben. Die Nähe der Heimath, die vertrauten landschaftlichen Züge seiner Umgebung, seine Abgeschiedenheit von allem Verkehr — dies Alles stimmte ihn lyrisch und lenkte seine Gedanken zurück in die traurige Zeit seiner Kindheit. Und da begann er zu schreiben, zu improvisiren, ohne Plan, ohne Vorbereitung, auf langen Streifen Packpapiers, an dessen Runzeln die eilige Feder sich stieß. Sobald ein Blatt voll war, flog es auf die Erde. So trieb er es sechs Wochen lang, Tag für Tag, in einem großen, leeren Speisesaal, an dem einzigen Fenster desselben, das nicht durch Läden dem Lichte versperrt war. Zweimal täglich erschien die Frau des Bauers und brachte ihm Speisen. Die ungebildete, abergläubische Person fürchtete sich vor dem Gaste, der nach ihrer Meinung irgend ein Teufelswerk betrieb; sie setzte eiligst die Schüsseln nieder und entfernte sich, ohne ein Wort geredet zu haben, ängstlich vermeidend, auch nur den Kopf zurückzuwenden. Nur Abends verließ Daudet auf eine Stunde sein Gefängniß, um in einer Platanenallee spazieren zu gehen.

Endlich lag die Kladde der Erzählung fix und fertig auf dem Fußboden. Daudet begann mit der Ueberarbeitung, der Reinschrift, — eine Mühe, der er sich nur mit großem Widerwillen unterzog, die ihm ganz gegen sein Naturell ging. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm eines Morgens die Bäuerin meldete: „Da ist ein Mensch!" — Es war ein Bekannter Daudets aus Paris, ein Journalist, zur Berichterstattung über irgend eine landwirthschaftliche Wettbewerbung in jener Gegend ausgesandt, der auf der Rückreise bei dem Einsiedler vorsprach. Und am Abend waren Beide nach Paris unterwegs.

Lange Zeit ruhte nun das Manuscript. Und wieder mußte Daudet fliehen, um an seiner Vollendung arbeiten zu können. Diesmal zog er zu einem Freunde, Jean Duboys, einem jener fleißigen, ausdauernden Romanfabrikanten, die täglich eine bestimmte Anzahl von Stunden am Schreibtische sitzen und ihr Pensum verfertigen. Es war inzwischen wieder Winter geworden. In einer kleinen Stube des Hôtel Lassus am Odeonplatze arbeiteten die beiden Freunde stumm Seite an Seite, von Niemandem behelligt. Dort wurde nach zwei Monaten der erste Theil des „Dingsda" fertig.

Dann kam abermals eine Unterbrechung: Daudet verheirathete sich. Er war so naiv, das Manuscript auf dem Boden des Koffers mit auf die Hochzeitsreise zu nehmen; aber angerührt hat er es nicht unterwegs. Auch noch nicht in der ersten Zeit des eigenen Haushalts; wie konnte er? — Dann aber, im Sommer von 1867, als er vor dem Lärm der Ausstellung sich nach Vigneux zurückgezogen hatte, — da endlich fand er Muße und Stimmung, um die Erzählung von den Schicksalen des „Kleinen Dingsda" zu Ende zu führen. Und im Herbst erschien sie im Petit Moniteur.

„Das Buch ist zu früh geschrieben; darin besteht sein größter Fehler. Mit fünfundzwanzig Jahren ist man noch nicht reif genug, um sein Leben zu übersehen und zu schildern." — So lautet Daudets eigenes Urtheil über das Buch. Dennoch: wenn er es später geschrieben hätte, würde es schwerlich so gut geworden, sicherlich nicht so frisch und ungekünstelt ausgefallen sein. Ich spreche hier von demjenigen Theile des Romans, der mit der Ankunft des Helden in Paris endet. Dort setzt die freie Erfindung des Autors ein; er schildert Verhältnisse, die ihm fremd sind, und es gelingt ihm nicht, das Interesse des Lesers wach zu erhalten. Nur die Figur des Bruders ist noch nach dem Leben gezeichnet und erregt Theilnahme.

Es folgte dann 1869 Daudets zweites Werk: Die Abenteuer des Tartarin von Tarrascon. — Das Original dieses Opfers seiner Phantasie hat in Wirklichkeit nicht in Tarrascon gehaust, sondern weiter südlich, in einer kleinen Stadt, deren Namen zu nennen sich Daudet wohl hütet. Hat er doch von dem Groll der Tarrasconesen schon genug zu leiden gehabt! Der prahlerische, großthuerische Klang in dem Worte Tarrascon, das er auf dem Wege von Paris nach Marseille an einem Stationsgebäude las, hat ihn verführt, diesen Ort zum Wohnsitz seines Helden zu machen. Dieser Held führte übrigens noch in dem Zeitungsabdruck des tollen Schwanks den Namen Barbarin. Zufällig indessen wohnte in Tarrascon ein Barbarin, noch dazu einer alten Familie entstammend, auf deren Verdienste er sich nicht wenig einbildete. Dieser Barbarin bedrohte den unschuldigen Autor mit allen Schrecken einer gerichtlichen Procedur, falls er den Löwenjäger nicht umtaufe. Und Daudet, der vor den Gerichten eine heilige Scheu hat, verstand sich wirklich dazu. Doch ist es ihm nicht gelungen, den beanstandeten Barbarin schon in der ersten Buch-

Digitized by Google

ausgabe gänzlich zu unterdrücken; er spukt noch darin, theils in der ganzen Glorie seines angestammten Namens, theils als Tarbarin und Bartarin.

Daudet selbst überschätzt den Werth dieses Werkes nicht; aber er ist stolz darauf, eine gewisse Seite des südfranzösischen Nationalcharakters in dem Typus des Tartarin ausgeprägt, fixirt zu haben. Die größte Freude eines Romandichters, meint er, bestehe darin, daß es ihm gelinge, Wesen zu schaffen, welche mit dem Namen, der Gestalt, den Eigenthümlichkeiten, die er ihnen verliehen, weiterleben, und die erwähnt werden, ohne daß man seiner dabei gedenkt. Nun: ein solcher Wurf ist ihm mit Tartarin unzweifelhaft gelungen. Er hat bekanntlich später der Versuchung nicht widerstehen können, seinen inzwischen populär gewordenen Helden in einer neuen Reihe von Abenteuern dem Publikum nochmals vorzuführen. Und „Tartarin in den Alpen" hatte es Anfangs d. J. bis zur 120. Auflage gebracht, während „Tartarin von Tarrascon" sich erst der 33. Auflage rühmen konnte.

Die „Briefe aus meiner Mühle", jene köstliche Sammlung kleiner Erzählungen und Skizzen, in denen der Dichter Daudet mehr hervortritt als in irgend einem seiner übrigen Werke, erschienen 1869. Begonnen sind sie in einer alten Windmühle in Montauban bei Arles. In jenen Jahren stellte sich hin und wieder bei Daudet das fast leidenschaftliche Bedürfniß ein, dem Uebermaß von Civilisation zu entfliehen, das ihn in Paris umgab. Dann eilte er in seine geliebte Provence und machte sich in den einfachsten Verhältnissen heimisch. Je öder die Gegend, je primitiver das Leben, je stumpfer die Menschen, desto wohler fühlte er sich. Er hatte sich zu rasch ausgegeben in dem Gewühl der Hauptstadt; er bettete sich in den Schooß der Natur, um neue Energie zu sammeln. Und dort träumte er selige Dichterträume, bis ihn die steigende Woge in seinem Innern wieder zurückführte in die zwar fieberhafte, aber dennoch unendlich reizvolle Thätigkeit eines Pariser Journalisten.

Es folgt nun in der Reihe der Daudet'schen Werke jener düstere, trostlose Roman, den man nicht ohne ein tiefes, aber zugleich peinliches Mitgefühl lesen kann. Er behandelt das Schicksal eines Kokottensohnes, der von seiner Mutter und dem Manne, mit dem sie in wilder Ehe lebt, in das Arbeiterproletariat hinabgedrückt und langsam zu Tode gequält wird. Es ist eine erschütternde Tragödie aus der Nachtseite des Pariser Lebens, ja, aus der Nachtseite der menschlichen Natur, die Daudet in seinem „Jack" vorgeführt hat. George Sand berichtet, sie habe nach dem Lesen dieses Buches drei Tage lang sich zu keiner Arbeit aufraffen können. Sehr glaublich! Denn die Guten gehen darin zu Grunde und das Laster triumphirt; die sittliche Weltordnung ist suspendirt und der Dämon des Bösen lenkt die Geschicke der Menschen.

Und diese unsäglich traurige Geschichte ist nicht etwa erfunden, nein, Jack hat gelebt, Daudet war ihm befreundet, hat sich bemüht, ihn zu retten. Er ist im Jahre 1868 auf dem Lande, in Champrosay, am Rande des Waldes von Sénart, mit ihm bekannt geworden. Dorthin hatte man den damals schon durch überschwere Arbeit zu Grunde gerichteten jungen Mann gesandt, damit er sich erhole. Der Liebhaber seiner Mutter hatte ein großes, verfallenes Zimmer für ihn gemiethet, ihn mit einem Sack Kartoffeln versehen und ihm bei dem Bäcker von Soisy einen Credit eröffnet. Es war die Farce einer Wohlthat, entsprungen aus der nothgedrungenen Abfindung eines harten, selbstsüchtigen Menschen mit seinem Gewissen. Nicht einen Sou hatte Jack in der Tasche. Zuweilen machte er sich zu Fuß auf nach Paris, um seine Mutter zu sehen, die er bis an das Ende seines Lebens schwärmerisch liebte, — seine Mutter, die ihn leichten Herzens darben ließ. Sechs Meilen hin, sechs Meilen zurück! In welchem Zustande er wieder in Chambrosay eintraf — man mag es sich ausmalen!

Daudet nahm sich des armen Jungen an. Er öffnete ihm sein Haus, seine Bibliothek. Und mit Gier stürzte Jack sich auf die intellectuelle Speise, die ihm zum ersten Male in seinem Leben dargeboten wurde. Seltsamer Weise war es schwere Lectüre, die ihn am meisten anzog; Schriftsteller wie Montaigne und La Bruyère wurden seine Lieblinge.

Am Ende des Sommers mußte Jack zu seinem Metier zurückkehren; er reiste nach Lyon, um dort in den Eisenbahnwerkstätten sein altes, armseliges Leben wieder aufzunehmen, noch immer mit jenem schrecklichen Husten behaftet, der in seiner engen Brust klang wie eine Todtenglocke.

Im nächsten Jahre empfing Daudet eines Tages einen Zettel von ihm aus der Charité. Dort hatte Jack im Saal der Schwindsüchtigen Aufnahme gefunden. Auf einer Bahre war ihm ein Lager bereitet worden; der Andrang von Kranken war so groß gewesen, daß kein Bett mehr frei war; aber er hatte Anwartschaft auf das nächste, welches der Tod leeren würde. Auch hier eine verzehrende Sehnsucht nach der Mutter, die niemals kam, um ihren Sohn zu sehen. Und Daudet gegenüber immer die Versicherung: „Sie hat mir geschrieben: sie wird kommen," nur damit er von ihr nicht schlecht denken möge.

Noch einmal siegte Jacks Jugendkraft über die tückische Krankheit; er konnte aus dem Hospital entlassen werden. Geheilt war er, aber nicht gerettet; wenn er sein Gewerbe wieder aufnehmen mußte, war ihm ein baldiger Tod gewiß. Da schritt Daudet ein und verschaffte ihm eine Stelle in den Katasterbureaus in Algier, eine Stelle mit einer Arbeitszeit von fünf Stunden täglich und einem Jahresgehalte von fünfzehnhundert Francs. Wenn Jack noch irgendwo genesen konnte, so war es in dem milden Klima von Algier, wo schon so manche Wunde in kranken Lungen auf immer vernarbt ist. Doch kam die Versetzung in das Paradies am Mittelmeer für den armen Jack zu spät. Freilich genoß er eine kurze Zeit des Glücks, die einen schönen Abschluß dieses durch Niederträchtigkeit verkümmerten und verkürzten Lebens bildet. „Ich fühle mich wie im Himmel," schrieb er an Daudet.

Im Februar 1871 starb Jack nach längeren Leiden im Hospital zu Algier. Vergebens hatte ein Freund Daudet's in ihn gedrungen, sich in seinem Landhause pflegen zu lassen; der junge Mann fühlte sein nahes Ende und wollte keinem Näherstehenden das traurige Schauspiel seines Todes geben.

Die hier kurz skizzirten Ereignisse bilden die Grundlage für den Roman Daudet's. Er hatte ihnen persönlich zu nahe gestanden, um auf den Gedanken zu gerathen, daß sie literarisch verwerthbar seien. Erst als er lange Zeit nachher seinem Freunde Gustav Droz davon erzählte, und dieser ausrief: „Welch ein interessantes Buch ließe sich daraus machen!" — erst dann gewann der Stoff plötzlich eine neue Seite für ihn. Und sofort ergriff er ihn mit der ganzen Gluth seines südlichen Temperaments und begann, ihn künstlerisch zu gestalten.

Und nun ist es sehr belehrend, zu sehen, wie Daudet zu Werke ging. Er hatte sich entschlossen, Jack seine Lehrzeit in den großen Maschinenfabriken von Indret an der Loire durchmachen zu lassen. Im Sommer 1874 begab er sich dorthin, seine Frau und seinen kleinen Sohn mit sich nehmend. Und nun studirte er wochenlang das Leben der Arbeiter in den Fabriken und zu Hause; er imprägnirte sich gleichsam mit der geistigen Atmosphäre, die unter ihnen herrscht. Auf allen Wanderungen durch die Straßen, in die Umgegend, auf den Fahrten die Loire hinab nach Saint-Nazaire befand sich Jack unsichtbar mit bei der Gesellschaft; alles, was man sah, wurde auf ihn bezogen; bei jedem neuen Gegenstande suchte man sich den Eindruck klar zu machen, den derselbe auf Jack gemacht habe.

Nach Paris zurückgekehrt, war Daudet noch nicht fertig mit seinen Vorbereitungen. Es fehlte ihm noch der tiefere Einblick in das Treiben der Pariser Arbeiter. Er wußte davon nichts mehr, als was ihm im Laufe der Zeit auf der Straße sichtbar geworden war. Auch ihre Eigenthümlichkeiten mußte er kennen lernen; er suchte sie auf bei der Arbeit, bei den Gelagen am See von St. Mandé, im Staub der Buttes-Chaumont, und machte sich mit ihrer Denkart, ihren Sitten, ihrem Ehrgeiz vertraut.

Um die Bevölkerung der Vorstädte zu schildern, welche im dritten Theile des Romanes eine Rolle zu spielen hatte,

Digitized by Google

brauchte Daudet nur auf seine Erinnerungen aus der Zeit der Belagerung zurückzugreifen. Vier Monate lang hatte er sich damals, als Nationalgardist einem Bataillon Arbeiter eingereiht, zwischen Stadtmauer und Festungsgürtel umhergetrieben. Ungesucht boten sich ihm aus jener Zeit die Figuren dar, die er brauchte. — Und was endlich jene zigeunerhaften Existenzen der Hauptstadt betrifft, die in derselben eine Gesellschaft für sich bilden, — jene ratés, die sich um Jack's Mutter und ihren Liebhaber gruppiren sollten: Daudet war ihnen in den 25 Jahren seines Aufenthaltes in Paris genugsam begegnet!

Und nun war Daudet so weit, daß er beginnen konnte, zu schreiben. Was ihn dann, im Laufe der Arbeit, aufregte und quälte, war der Umstand, daß er den Anfang des Romanes lange vor Beendigung desselben zum Abdruck im Feuilleton des Petit Moniteur aus der Hand gegeben hatte. Es war dies geschehen, um dem unseligen Hange zu immer neuen Textverbesserungen nicht nachgeben zu können, — jenem fatalen Hange, der manchen Autor Jahre lang bei einem Werke festhält und meist nur zur Ermattung des Geistes, zur Lähmung der Einbildungskraft führt. Und dann wollte Daudet sich zum Fleiße zwingen; er kannte, wie er sagt, seinen Lazzaronicharakter. Nun aber ergriff ihn die Furcht, er möchte krank werden; nun sah er dies Feuilleton gefräßig hinter sich hermarschiren und die Angst kam ihm, es könnte ihn einholen!

Die erste Idee zu „Fromont" faßte Daudet im Vaudeville-theater, während der Generalprobe seines Stückes „L'Arlésienne". Er sagte sich, daß die Pariser es bald müde sein würden, von den Töchtern von Arles, von Grillen, dem Mistral und einer alten Mühle zu hören; es sei an der Zeit, ihnen ein Werk darzubieten, das ihr eigenes tägliches Leben abspiegele, das sich in ihrer eigenen Atmosphäre bewege. Ein Theaterstück sollte es sein, ein Drama, das sich in kaufmännischen Kreisen abspielte. Als Sohn eines Fabrikanten war Daudet genau bekannt mit den Reibungen, welche zwischen den Mitgliedern einer commerciellen Firma unausbleiblich sind, als zwischen Menschen von dem verschiedensten Temperamente, der verschiedensten Erziehung, nur durch gleiche Interessen zu der nämlichen Arbeit vereinigt. Die Haupthandlung des Stückes sollte sich um die Ehre der Firma drehen. Da indessen das Theater vor allen Dingen Leidenschaft fordert, so war eine Nebenhandlung nöthig, und eine solche ergab sich aus der Eitelkeit, der Verschwendungssucht, dem Leichtsinn der jungen Frau des gutmütigen, arglosen, aber streng rechtlichen älteren Theilhabers, eines Mannes, der sich zum Mitgliede der Firma emporgearbeitet hatte.

Erst als der Plan des Dramas nahezu vollendet war, entschloß sich Daudet, einen Roman daraus zu machen. Dies erwies sich schwieriger, als der Dichter geahnt hatte. Das Drama läßt sich nicht ohne Weiteres in ein Epos umgießen. Es kostete Daudet nicht geringe Mühe, das Bild des Stückes, welches sich in seinem Kopfe fixirt hatte, zu zerstören und es, gemäß den für den Roman geltenden künstlerischen Gesetzen, auf's Neue zu entwerfen.

Auch dieser Roman Daudets ist nach der Natur geschrieben. Er selbst erklärt ausdrücklich: „Alle Personen, die darin auftreten, haben gelebt oder leben noch." Er fragt sogar, ob es nicht die eigentliche Aufgabe des Romans sei, Lebensläufe solcher Personen zu schildern, von denen die Geschichte nichts zu berichten habe? — Bei einigen seiner Bücher — Nabob, Könige im Exil — sei man über die darin enthaltenen Portraits bekannter, theilweise hochgestellter Persönlichkeiten entrüstet gewesen; man hat nicht bedacht, daß er in allen seinen Werken wirkliche Menschen auftreten lasse, freilich solche, die nicht hervorragen, die sich in der Menge verlieren.

Um nur einiges zu erwähnen: Risler war Musterzeichner in der Fabrik von Daudet's Vater, und von Geburt ein Elsässer. Daudet hat einen Schweizer aus ihm gemacht, um sein Buch, wie er sagt, von sentimentalem Patriotismus frei zu halten. — Delobelle hat in seiner Nähe gewohnt; hundertmal hat er die Versicherung von ihm gehört: „Ich habe nicht das Recht, der Bühne zu entsagen." — Der kleinen verwachsenen Desirée hatte er zuerst das Metier einer Puppenschneiderin gegeben. Ein Freund theilte ihm mit, Dickens habe bereits eine ähnliche Figur geschaffen, die dasselbe Gewerbe betreibe. Diese Kunde versetzte Daudet in die größte Verlegenheit. Er lief im Marais von Haus zu Haus, bis in den Mansardenstock hinaufkletternd, die kleinen Zettel an den Thüren studirend, um eine feine Handarbeit ausfindig zu machen, die sich für die ätherische, phantasievolle Desirée schicken möchte. Endlich fand er, was ihm tauglich schien, in der Rue du Temple, ein Schild mit der Aufschrift: Oiseaux et Mouches pour Modes.

Der Roman „Fromont junior und Risler senior" wurde im Feuilleton des Bien public abgedruckt. Während die Erzählung vorrückte, spürte Daudet immer deutlicher, daß die große Menge dem Werke ein lebhaftes Interesse zuwandte. Klara und Desirée gewannen warme Freunde; der Selbstmord Rislers zog dem Autor die bittersten Vorwürfe zu; in zahlreichen Zuschriften wurde für die kleine Hinkende ein freundliches Loos erbeten. Dergleichen hatte Daudet noch nicht erfahren; man kann sich denken, welche Freude ihm dieser intensive Antheil des Publikums an seiner Schöpfung bereitete. Er ruft aus: „Das Leben hat nichts Schöneres zu gewähren, als diesen Aufgang der Popularität, diesen ersten Verkehr des Lesers mit dem Autor!"

Dennoch zweifelte Daudet an dem Erfolge der Buchausgabe. Einige Tage nach dem Erscheinen derselben ging er mit Zittern und Zagen zu dem Verleger, um sich nach dem Absatz zu erkundigen. Dort erfuhr er dann mit freudigem Staunen, daß bereits eine zweite Auflage nöthig geworden sei.

In jener Zeit versammelten sich bei Flaubert an jedem Sonntag Morgen Daudet, Zola und Goncourt. Es war in der Rue Murillo, in kleinen Räumen, durch deren Fenster man auf die künstlichen Ruinen des Parks Monceau blickte. Die vier Freunde — zu denen sich zuweilen noch, wenn er nicht von der Gicht geplagt war, Turgenjew gesellte — plauderten selbstverständlich meistens von ihren Büchern und denjenigen Anderer. Flaubert hatte dazumal seinen Ruhm bereits überlebt; sein Erstlingswerk, der Roman „Madame Bovary", war viel gelesen und auf das günstigste beurtheilt worden; seine späteren Werke indessen, der großartige historische Roman „Salammbo" aus der Zeit Karthago's, worin jahrelange Studien verwerthet waren, und der folgende, freilich spröde Roman „L'éducation sentimentale" hatten keinen Anklang gefunden. Goncourt, der überlebende der beiden Brüder, erfreute sich allerdings der Anerkennung gewisser Kreise; doch war ihm wohl bewußt, daß die Eigenthümlichkeit seines Talents nur von literarischen Gourmands geschätzt werden konnte. Zola, im Solde eines Verlegers stehend, der unerschütterlich an seine künftige Größe glaubte, hatte die ersten Bände seiner Romanserie geschrieben, und damit nur wenig Aufmerksamkeit erregt. Und da auch Daudet noch verhältnißmäßig unbekannt war, so ist es wahrscheinlich, daß in den Gesprächen der vier Freunde das „geschmacklose, launische, wetterwendische" Publikum nicht zum Besten wegkam.

Nun wurde auf einmal einer dieser Verkannten von der Woge der Popularität erfaßt und emporgetragen. Welche Aufregung in der Rue Murillo am Sonntag Morgen, wenn Daudet eintrat! wie wurde er bestürmt mit Fragen: „Wie steht's mit Fromont? Bei der wievielsten Auflage bist du angelangt?"

Und Daudet schämte sich, den Freunden, die er, der Bescheidene, weit über sich stellte, jedesmal eingestehen zu müssen, daß die Zahl der Auflagen sich wiederum vermehrt habe. „Wahrhaftig: ich wußte nicht mehr wohin mit mir und meinem Erfolge," gesteht er. Und Zola machte an einem jener Sonntage die melancholische Bemerkung: „Von uns Anderen wird sich niemals etwas verkaufen!"

Das ist nun ein Dutzend Jahre her. Und heute!?

Mit diesen Erinnerungen schließt Daudet die Besprechung seiner Werke ab. Wahrscheinlich hat er es einer späteren Zeit vorbehalten, über die Entstehung des „Nabob", der „Könige im Exil", des „Roumestan", der „Evangelistin" Aufschlüsse zu geben. Daß diese Zeit bald kommen möge, ist zu wünschen.

Digitized by Google

Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, den Pfaden eines Erfinders nachzugehen, die Anregungen kennen zu lernen, welche den Dichter zu einem bestimmten Stoffe hingeführt haben, der Art und Weise nachzuforschen, wie dann dieser Stoff erweitert und verändert worden ist, und endlich, nach Abzug alles Erkennbaren, auf jenen Rest zu stoßen, der dem Genius entsprungen und das Beste von allem ist.

---

## Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

Von Karl von Thaler.

(Schluß.)

### III. Oesterreicher und Ungarn.

Die gegenwärtige Ausstellung im Künstlerhause bildet eine Huldigung der Wiener Kunstgenossen für Kaiser Franz Josef, dessen vierzigjähriges Regierungsjubiläum in diesem Jahre gefeiert wird. Warum man nicht die übliche Frist von 50 Jahren abgewartet hat, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil verschiedene Herren, die nach Orden und Beförderung lüstern sind, das Jahr 1898 nicht mehr zu erleben fürchteten und sich daher beeilten, ihren heißen Drang nach demüthigen und schmeichlerischen Loyalitätsbezeugungen zu befriedigen. Die hiesige Künstlergenossenschaft, in welcher vor Jahren ein freier und stolzer Geist herrschte, hat diesen im Laufe der Zeit, namentlich unter der Einwirkung ihres gegenwärtigen Vorstandes allmählich verloren. Daß sie die verfrühte Jubelfeier durch eine Ausstellung verherrlicht, dagegen läßt sich um so weniger einwenden, als sie in der That dem Kaiser Manches verdankt. Er hat ihr den Grund geschenkt, auf welchem das Künstlerhaus steht, und mit seiner Regierung fällt der große Aufschwung zusammen, welchen die Künste, vor allen die Architektur, in Wien genommen haben. Wenn sich aber die Denkschrift, welche den illustrirten Katalog der Ausstellung einleitet, zu der Behauptung versteigt, daß es im Leben der Völker nur selten eine Zeit solcher Kunstblüthe gegeben habe wie die jetzige Oesterreichs, daß Wien die erste Kunststadt Europas und dies einzig und allein der kaiserlichen Huld zu danken sei, dann wendet man sich von solchem Byzantinismus unwillig ab. Der Professor, dem diese unglückliche, an Stilgeschwülsten seltsamster Art leidende Denkschrift ihr Eintagsleben verdankt, versöhnt uns jedoch wieder durch die Heiterkeit, die manche seiner Sätze erwecken. Er erwähnt beispielsweise als Beweis für die glänzende Stellung der Künstler in Wien die Thatsache, daß an den neuen Staatsgebäuden viele Arbeiten, die man anderwärts Steinmetzen überträgt, von Bildhauern ausgeführt wurden. Das ist wahr, aber es zeigt nur, daß die Wiener Bildhauer — nach Brot gehen müssen.

Um den Huldigungsgedanken der Ausstellung zu sichtbarem Ausdruck zu bringen, hat man die österreichische Abtheilung derselben in zwei Hälften geschieden. Die eine, die historische betitelt, umfaßt Werke von Künstlern, deren Hauptthätigkeit in die Regierungszeit des jetzigen Kaisers fällt. Da nun das Jahr 1848 wohl in der politischen, nicht aber in der Kunstgeschichte Oesterreichs einen Abschnitt bildet, so gibt diese „historische Ausstellung" durchaus nicht das Bild einer bestimmten, in sich abgeschlossenen Kunstperiode, sondern nur ein buntes, willkürlich zusammengewürfeltes Durcheinander. Nicht einmal Lebende und Todte sind getrennt worden, denn neben den Verstorbenen erscheinen Schrotzberg, Rudolf Alt, Josef Neugebauer, Albert Zimmermann, Carl v. Blaas, die sich noch Alle am Licht der Sonne erfreuen und durchaus nicht „historisch" betrachtet werden wollen. Ferner ist man nicht wenig erstaunt, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld und Anselm Feuerbach unter den österreichischen Malern zu finden. Feuerbach war wenigstens Professor an der hiesigen Kunstakademie; mit welchem Recht hat man aber die beiden Anderen annectirt?

Der Hauptzweck der „historischen" Abtheilung, einen Ueberblick der österreichischen Kunstleistungen von 1848 bis heute zu geben, wird nur theilweise erreicht. Von manchen bedeutenden Malern würde man die wunderlichsten Begriffe bekommen, wenn man sie nach dem beurtheilen wollte, was man hier von ihnen sieht. Am schlechtesten käme Makart weg. Das Portrait der Frau von Teschenberg — ausgezeichnet durch Mangel an Aehnlichkeit —, das schwache Bild: „Die Freundinnen" und eine ganz flüchtig hingepinselte Skizze sollen uns die Leuchtkraft seines Colorits, seine üppige Phantasie, sein Compositionstalent vergegenwärtigen! Von Carl Rahl, dem glänzenden Historienmaler, ist Nichts da als ein stark angezweifeltes Bild und ein Portrait, an dem die Hände nicht ausgeführt wurden, weil der Meister darüber starb. Führich, der als Zeichner unerreicht von allen Zeitgenossen dastand, als Maler wegen seiner trüben und schweren Farben kaum verdaulich war, erscheint nur mit zwei kleinen Zeichnungen, dafür aber mit vier Bildern, von denen zwei aussehen, als ob sie nicht bloß in Oel gemalt, sondern auch in Oel gesotten worden wären. Straßgschwandtner, der in Reiterstücken und kleinen Gefechtsscenen sehr Tüchtiges leistete, wird durch eine „Schotterfuhre" vertreten. Von dem prächtigen Karl Marko, dessen ideale Landschaften heute mit Gold aufgewogen werden, sind zwei seiner durchgeistigten Schöpfungen da; Rudolf Alt dagegen könnte in der historischen Abtheilung viel besser zur Geltung kommen, als es der Fall ist. Gut und charakteristisch vertreten sind Amerling, Canon, Gauermann und Waldmüller. Von dem Erstgenannten fehlen allerdings die Bilder, welche ihn berühmt machten, und von Canon das vorzügliche Gemälde: „Die Witwe", das in geringer Entfernung vom Künstlerhause in einem Privatsalon hängt und ohne Zweifel leicht zu erlangen gewesen wäre, aber immerhin gewähren die Werke der vier Meister, welche der Ausstellung einverleibt wurden, einen vollen Einblick in ihre Eigenart und ihr Können. Die ältere Wiener Landschaftsmalerei, durch Böscher, Hansch, Halauska, Holzer und Andere würdig repräsentirt, kann sich kühn neben die heutige stellen; ihre vollendetste Leistung bleibt des greisen Albert Zimmermann's „Sturm im Hochgebirge", ein im Geiste Calame's entworfenes gewaltiges Bild elementaren Aufruhres.

Die alte Wiener Malerschule war vorzugsweise stark im Genre. Sie griff in das alltägliche Leben des Volkes und nahm daraus ihre Stoffe. Die Ueberlieferung ist geblieben und hat sich auf das heutige Künstlergeschlecht vererbt, so daß in der modernen österreichischen Abtheilung die Genrebilder an Zahl und Werth überwiegen. Dasselbe gilt von den Ungarn, die einen überaus frischen, derben Humor entwickeln und uns wohl verzeihen werden, wenn wir sie ohne Rücksicht auf den Dualismus mit den Kunstgenossen diesseits der Leitha vereint behandeln. Wenn man uns fragt, welchem von den vielen Genrebildern wir den ersten Preis zuerkennen sollen, so würden wir uns für das „Marionettentheater im Kloster" von Eugen von Blaas entscheiden, aber nicht ohne einigen Zweifel, ob nicht der „Ninetta" desselben Malers der Vorzug gebühre. Die anmuthig bewegten Gruppen des ersteren Bildes bestechen ebenso wie das fröhliche Gesicht der jungen Venetianerin, die etwas kokett auf den Canalstufen steht und dem Beschauer fröhlich entgegenlächelt. Ein Nachahmer, aber ein äußerst talentvoller, ist der Triestiner Giuseppe Barison. Man glaubt, wenn man seine Bilder sieht, Werke Eugen's von Blaas vor sich zu haben, und das sagt genug. Humoristische, keck aus der Wirklichkeit entnommene Stoffe behandeln Isidor Kaufmann, Carl Zewy, Josef Gisela und Nowak. Die Titel ihrer Bilder geben den Inhalt stets sehr genau wieder. Z. B. „Herz ist Trumpf" oder: „Alter schützt vor Thorheit nicht". An übermüthiger Laune werden sie von den Ungarn übertroffen. Wer kann ernsthaft bleiben, wenn er Alexander Bihari's Zigeuner sieht, die sich bei dem Dorfrichter über eine zerbrochene Geige beklagen? Die demüthig-verschmitzten Gesichter dieser Burschen, das trotzige des Missethäters, der breitspurig und keineswegs zerknirscht, sondern im Bewußtsein, der Sohn eines reichen Bauers zu sein, daneben steht, der schmunzelnde Ausdruck in den Zügen des Richters, — das Alles ist mit der größten Lebenswahrheit gemacht. Das Bild erzählt eine ganze Geschichte und erzählt sie deutlich. Noch drastischer ist der „Unwiderstehliche" von Margitay. Ein eitler, eingebildeter Geck liebäugelt im Bewußtsein seiner Macht über weibliche Herzen mit der hübschen Zofe, die mit ihm auf derselben Bank sitzt und sich des Lachens kaum erwehren kann. Das rechte Bein des Unwiderstehlichen ist arg verzeichnet, aber man vergißt den Fehler und lacht statt der hübschen Bonne. Auch die „Dorfschenke" von Emerich Revesz und das ernstgehaltene Bild: „Der Unverbesserliche" von Otto Koroknyai sind mit gesundem Realismus und scharfer Beobachtung der Menschen entworfen; die technische Behandlung könnte feiner und sorgfältiger sein. Die Ungarn malen überhaupt gern etwas grob und urwüchsig; sie führen den Pinsel nach Husarenart. Eine Ausnahme macht der Rahlschüler Moritz Than, der heute ein graues Haupt ist und mit der venetianischen „Lautenschlägerin" einen guten Eindruck erzielt, ohne daß wir in die Bewunderung einstimmen könnten, welche seine Landsleute für ihn hegen.

Eines der heitersten Bilder der Ausstellung: „Die Lehrerin kommt", hat Emanuel Spitzer's Namen überall bekannt gemacht. Es sprudelt von Fröhlichkeit und harmlosem Muthwillen. Schärfer faßt Engelhart seine

Digitized by Google

Gestalten aus dem Wiener Volksleben; er ist ein ebenso guter Zeichner als Charakteristiker. Julius v. Blaas erweist sich seines größeren Bruders nicht unwerth, wenn er ihn auch nicht erreichen kann. Ein schönes Talent, ein ganz eigenthümlicher Genremaler tritt uns in dem Freiherrn v. Merode entgegen. Durch besonders sorgfältige und liebevolle Ausführung zeichnet sich auch die „Dame aus der Empirezeit" von Edmund Kregczi aus. Der „Dorfpolitiker" von Blaas Vater und das kleine Bildchen „Zerstreut" von Hermann Beyfuß, sowie Karl Probst's: „Nach schweren Tagen" und Friedländer's „Vier Temperamente" verdienen ehrenvolle Erwähnung. Passini hat vier seiner meisterhaften Aquarelle ausgestellt; — jedes Wort des Lobes wäre überflüssig. Der Pole Malczewski gibt in der „Etappe" ein fesselndes Bild ruhender, von russischen Soldaten bewachter Gefangenen, in deren Haltung und Zügen sich alle erdenklichen Gemüthsstimmungen spiegeln. Ob man Griepenkerl's „Ertrunkenen Matrosen" und seine „Seejungfrau" zu den Genrebildern rechnen soll, weiß ich nicht; wohl aber, daß sie hart an die Carrikatur streifen.

Den Uebergang vom Genre zu den Historienbildern vermitteln die kräftig und charakteristisch angelegten „Nürnberger Meister" von Gustav Gaul, der hier das Süßliche, was ihm sonst anklebt, völlig abgestreift hat und sich auch mit zwei Portraits in einer neuen Gestalt, nämlich als tüchtiger Pastellmaler zeigt. Sonst wird die Historienmalerei fast ausschließlich von jungen Leuten besorgt, die in ideal-unpraktischem Sinne nicht für den Verkauf, sondern für ihren Ruhm arbeiten. Achtungswerthe religiöse Bilder haben Johann Krämer, der Pole Constantin Mankowski, der Ungar Julian Stetka ausgestellt. Auch die „Heiligen Frauen an der Leiche Christi" von Hermann Nigg und die realistisch aufgefaßte, doch keineswegs unschöne „Heilige Familie" von Andreas Groll zeugen von Talent. Das bedeutendste Bild in dieser Gruppe dürfte indeß die „Madonna" von Moritz Fröschl sein, ein Aquarell von brillanter Technik und tiefempfundenem Ausdruck. Der „Hiob" des Ungars Julius Kardos scheint ein verunglückter Versuch, den alten Ribera nachzuahmen. Derselbe Maler hat einen „Verliebten Triton" geliefert, welcher sich in gehöriger Verkleinerung nicht übel für die „Fliegenden Blätter" eignen würde. Nicht minder wirksam durch unbeabsichtigte Komik ist Adolf Hirschl's „Ahasver". Geistreich gedacht und unbeholfen gemacht. Die Gestalt des ewigen Juden, welchen eben der Tod als letztes Opfer auf der vergletscherten Erde erfaßt, zeugt von Fähigkeit, aber der erlösende Engel scheint aus einem Bilderbogen geschnitten, und das splitternackte Frauenzimmer, das in möglichst unanständiger Stellung auf dem Eise liegt, ruft allgemeine Heiterkeit hervor. Adalbert von Kossack hat mit dem „General Chlopicki bei Grochow" ein lebhaft bewegtes, hochinteressantes Schlachtenbild geschaffen, dem der Zukunfts-Reiter-Angriff: „Wie die Landwehr attaquiren wird" ebenbürtig zur Seite steht. Ein ganz junger Mensch, der heute noch nicht 24 Jahre zählt, Hans Alois Schram, überrascht mit einem großen Bilde: „Bianca Capello". Er ist noch unsicher, ob er in der Art seines Lehrers Makart malen soll oder nicht, er hat noch keine individuell ausgebildete Technik, denn ein zweites Bild von ihm scheint einer ganz anderen Schule anzugehören, aber er hat eine Zukunft. Man mag sich seinen Namen merken, denn er wird einmal einen guten Klang haben.

Im Portrait pflegt sonst H. von Angeli, der Fürstenconterfeier, im Wiener Künstlerhause der Erste zu sein. Er hat sich diesmal mit vier Bildnissen eingefunden, die alle seine bekannten Vorzüge aufweisen, und dennoch drohen ihm drei Ungarn die Palme zu entreißen. Die drei gefährlichen Nebenbuhler sind Benczur, Munkacsy und L. Horowitz. Namentlich das Portrait des ungarischen Ministerpräsidenten Tisza von dem Erstgenannten macht allen anderen Mitbewerbern den Vorrang streitig. Es ist ein wahres Meisterwerk in Farbe und Charakteristik, selbst der hochberühmte Munkacsy hat Mühe, daneben zu bestehen. Fast besser behauptet sich der wenig bekannte Horowitz, der in Warschau lebt und durch das Portrait einer großen fürstlichen Dame eine ganz ungewöhnliche Begabung enthüllt. Auch György Vastagh, der seine reizende Tochter gemalt, muß mit Ehren genannt werden. Unter den Wienern sind nebst Angeli und Gustav Gaul noch Eugen Felix, A. George-Mayer, Georg Decker und Josefine Swoboda hervorzuheben. Die Aquarellportraits der Letzteren, einer jungen Kunstgewerbeschülerin, schlagen manche rivalisirende Arbeit, die mit einem stolzeren Namen signirt ist.

Ehe wir zu den Landschaften kommen, müssen wir der beiden Bilder von Alois Schönn gedenken. Schönn ist Genremaler und er gehört zu den Besten, die je in Wien gemalt haben. Sein Ruf mag weit geringer sein als der Makart's oder Canon's, aber seine Werke dürfen sich mit jenen der beiden Gefeierten messen. Er hat eine Reihe von Bildern, namentlich aus dem italienischen und orientalischen Volksleben geschaffen, die als Zierden jeder Galerie betrachtet werden können, und er arbeitet heute, obwohl über sechzig Jahre alt, mit ungeschwächter Kraft fort. In der Ausstellung zeigt er sich von einer neuen Seite: mit einem Landschafts- und einem Architekturbild, beide allerdings so reich staffirt, daß die Menschen zur Hauptsache werden. Beide sind von sicilianischer Gluth und Helle überhaucht, in beiden zeigt Schönn, was er kann; aber er gehört zu Jenen, die erst nach ihrem Tode ganze und volle Anerkennung finden.

Auf dem Gebiete der Landschaft begegnen wir einem einzigen jungen Talent, dem Aquarellisten Theodor Alphons; sonst lauter längst bekannten und beglaubigten Malern, unter denen Robert Ruß wie immer die erste Stelle einnimmt. Mit ihm und mit guten Bildern erscheint die ganze alte Wiener Landschaftergarde, an ihrer Spitze der ehrwürdige Remi van Haanen, dann Carl Hasch, August Schaeffer, Eduard v. Lichtenfels, Gottfried Seelos, Adolf Obermüllner, Emil Schindler. Der jüngste von ihnen, Ludwig Hans Fischer, hat eben das Schwabenalter erreicht. Unter seinen vier Gemälden zeichnet sich „Chamsin bei Theben" aus. Besonders die Staffage ist vortrefflich. Den ungarischen Landschaftern habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Der Einzige von ihnen, der Aufmerksamkeit erregt, ist Arthur von Tölgyessy mit dem „Mondaufgang". Unter den Architekturmalern ragt ein frisches, bedeutendes Talent hervor: Christian Strobl in Salzburg, dessen Aquarelle man für echte Rudolf Alt's halten könnte; prächtige Stillleben bieten Max Schödl und F. Mitesch.

Und nun zu der Plastik, deren hohe Entwickelung in Wien außer Frage steht, in der Ausstellung selbst jedoch nicht zu vollem Ausdruck kommt, weil wenige Bildhauer ganze Figuren, die meisten nur Büsten beigesteuert haben. Zum größten Theil liegt dies an den materiellen Verhältnissen. Portraitbüsten werden zahlreich bestellt, — wer aber kauft in Wien Statuen? Allenfalls finden sie Abnehmer, wenn sie recht klein sind, sodaß man sie im Salon auf eine Console stellen kann. In diesem Miniaturformat gibt es ein Dutzend oder mehr in der österreichischen Abtheilung, darunter die besten von Rudolf Weyr, der in seinem Relief für das neue Hofburgtheater gezeigt hat, was er leisten kann und nach diesen zierlichen Nippsachen in Silber gar nicht beurteilt werden darf. Zwei große Statuen von Schmidgruber sind ernst und in echt antikem Geist gehalten, die Venus von Johannes Benk nimmt sich mit ihrem goldenen Gürtel sehr hübsch, aber etwas zu kokett aus. Der Czeche Myslbek hat in seiner Gruppe „Lumir und das Lieb" dem halbwüchsigen Mädchen, welches das Lied verkörpert, einen nationalczechischen Zug gegeben, der bisher in der Plastik nicht üblich war. Otto König, zubenannt der Brunnenmeister, hat mehrere reizende Brunnenmodelle und außerdem eine hübsche Statue, Arthur Strasser eine seiner virtuosen, aber bizarren, grellbemalten Terracottafiguren ausgestellt. Stephan Toth's „Sterbender Krieger" ist nichts weiter als eine Copie des „Sterbenden Fechters". Unter den unzähligen Portraitbüsten thun sich die von Tilgner wie immer hervor. Er liebt es, die Originale zu verschönern; er ist ein Schmeichler in Marmor, und diese Eigenschaft trägt ebenso viel wie sein Talent zu seiner Beliebtheit bei. Unter seinen Händen verwandelt sich das gewöhnlichste Gesicht in ein hübsches, dabei bleibt aber die Aehnlichkeit. Das kann man diesmal recht lebhaft vor den Büsten einiger allgemein gekannter Persönlichkeiten empfinden. Eine derselben ist bemalt und ruft zwischen den Freunden und Feinden farbiger Plastik lebhaften Streit hervor. Polychrom gebeizt sind auch die Holzbüsten des begabten Malers Hermann Klotz. Ein Reliefbildniß Bauernfelds von Hans Brandstetter erfreut durch seine Lebenswahrheit, die Büste der Pester Schauspielerin Ilka Palmay von Alois Strobl verblüfft wegen der Ungenirtheit, mit welcher die Dame ihre Reize bloßlegt. Boshafte Zungen flüstern, dieser verführerische Busen sei einem anderen Modell entlehnt. Mitten unter den Oesterreichern erscheint auch der einzige Franzose, welcher die Wiener Ausstellung beschickte. Dieser weiße Rabe ist der Bildhauer Gustav Deloye, in Sedan geboren, in Paris seßhaft. Er hat nicht nur moralischen Muth, sondern auch Talent.

Ich könnte noch lange von der Plastik reden, aber ich eile zum Schlusse und möchte noch ein paar Worte über die Architektur sagen. Sie hat unter allen Künsten in Wien die reichsten Blüthen getrieben und in Folge der Stadterweiterung und der vielen Staatsbauten ein weites Feld für ihre Entwickelung gewonnen. Eine Reihe ausgezeichneter Architekten, die einen tüchtigen Nachwuchs herangebildet haben, sorgte für die Verschönerung der österreichischen Hauptstadt, und wenn es auch schlimm ist, daß jedes der öffentlichen Prachtgebäude einen anderen Stil aufweist, das italienische und französische Renaissance, Gothik, Barocco und griechischer Tempelbau dicht aneinander stoßen, so kann doch jedes für sich als ein

Digitized by Google

treffliches Werk gelten. Ein Gang durch die drei Zimmer, welche mit architektonischen Zeichnungen, Entwürfen und Rissen gefüllt sind, lohnt der Mühe. Hansen, Schmidt, Hasenauer, Ferstel mag man hier bewundern, aber auch die Jüngeren leisten in Erfindung und Ausführung Schönes. Könnten die Herren immer bauen, wie ihre Phantasie es ihnen eingibt, müßten sie sich nicht meistens nach dem Geldbeutel der Bauherren richten, so würde Wien die schönsten Privathäuser Europas erhalten. Wo man ihnen nur halbwegs freie Hand läßt, arbeiten sie stilvoll, nach echt künstlerischen Grundsätzen. Wie hoch die Wiener Baukünstler stehen, dafür gibt es wohl keinen stärkeren Beweis, als daß Meister Rudolf Alt es zuweilen nicht verschmäht, ihren Entwürfen seinen Pinsel zu leihen, und daß man in der Architekturabteilung vier Aquarelle von ihm bewundern kann. Vom großen Publikum, das mit ihr nichts anzufangen weiß, völlig vernachlässigt, ist sie die vornehmste der ganzen Ausstellung und flößt die höchste Achtung vor dem Können der Wiener Bauhütten ein. So nehmen wir zum Abschied vom Künstlerhause einen ungemischten, wohlthuenden Eindruck mit.

---

# Feuilleton.

## Die Flasche Sect.

Von Paul von Schönthan.

„... Wollen wir mal recht übermüthig sein und eine Flasche Sect kalt stellen lassen?“ sagte ich, nachdem ich die schlanke grüne Rheinweinflasche gegen das Licht gehalten und mich überzeugt hatte, daß sie kaum noch einen Schluck enthielt, „bitte drücke auf die Tischglocke, der Kellner ist wohl eingeschlafen.“ Mein Freund streckte die Hand nach der Glocke aus und während er seinen Finger auf den Hebel legte, versetzte er: „Wie Du willst, — was mich betrifft, ich trinke keinen Sect.“

„Oho, wie kommst Du zu der geschmacklosen Abneigung?“

„Der Geschmack hat nichts damit zu thun, lieber Freund, aber siehst Du, ich habe die Erfahrung gemacht, daß wir nicht zu einander passen: ich und der Sect.“

„Das ist interessant.“

„Darüber magst Du urtheilen, wenn Du erfahren hast, wie ich zu der Meinung gekommen bin. Ich besaß einmal in meinem Leben eine ganze Flasche Sect, echten französischen Champagner; es war der Preis irgend einer leichtfertig eingegangenen Wette, die ich aber glücklicherweise gewann. Ein Anderer hätte dankbaren und vergnügten Gemüths die Flasche geleert, ich wollte klüger sein. »Der wird getrunken, wenn Du einmal recht vom ganzen Herzen vergnügt bist, zur Verherrlichung eines Augenblicks der Freude, des Glücks!« sagte ich mir und damit stellte ich die fein säuberlich eingewickelte Flasche weg.

Von nun an gehörte sie zu meinem Inventar, welches nur aus drei Stücken bestand: einem Koffer mit Kleidern, Wäsche u. dgl., einer Bücherkiste und — der Flasche Sect. Sie machte natürlich alle Umzüge mit, welche mir in meinem einsamen Junggesellendasein beschieden waren und ich selber besorgte die Uebertragung der Theuren. — »Scheint ein fideler Herr zu sein, der neue Miether!« dachten sich wohl die verschiedenen Zimmervermietherinnen, wenn ich dann zum Schluß mit meiner dickbauchigen Flasche, die den silbernen Kopf oben prahlerisch durch's Papier steckte, ankam, um mich wieder mit besagtem Koffer und der Bücherkiste zu vereinigen.

Anfangs verwahrte ich sie in meiner Stube, — im Cylinderbureau, unten, — um sie gleich zur Hand zu haben, wenn ihre Stunde gekommen war. Als ich das Cylinderbureau, welches nur ein Lockmittel gewesen war, meiner Wirthin überlassen mußte, die mir dafür einen rothen Mahagonytisch mit marmorirtem Wachstuchbezug hinstellte, übersiedelte die Flasche auf das hinter einer geblümten Kattungardine verborgene Bücher- und Stiefelbrett ... Das war in der Linienstraße; dann bezog ich auf dem Bellealliancеplatz bei einer Tapeziererfamilie eine Stube mit der Aussicht auf zahllose Küchenfenster und ein Stück Himmel zehn Schritt im Geviert. Da war nun gar kein Plätzchen für meinen kostbaren Schatz, auch beängstigte mich der Gedanke, die gefesselten Geister könnten, ihres Looses überdrüssig, zur Selbstbefreiung schreiten. Darum vertraute ich die Flasche der Wirthin zur Aufbewahrung an. Ich weiß nicht wo sie untergebracht war, aber ich erhielt sie unversehrt wieder, als sich die Nothwendigkeit herausstellte zu ziehen, denn die Familie des armen Tapezierers hatte sich inzwischen derart vermehrt, daß sie sich den Luxus eines Chambregarnisten nicht mehr gestatten durfte. Und die Stunde der Freude, des Glücks ließ noch immer auf sich warten!... Einmal war ich schon nahe daran, die große That zu vollbringen, es war an dem Abend, als ich nach Hause kam und auf dem Tisch die amtliche Zustellung vorfand, durch die ich erfuhr, daß mein Anstellungsgesuch endlich Berücksichtigung finden werde. Die verbürgte Aussicht auf eine Stellung mit 120 Mark Monatsgehalt, — lieber Freund, das bedeutet etwas, wenn man, stets eingekeilt in kleinliche Verhältnisse, genöthigt war durch Lectionengeben, Uebersetzungen, Abschreibereien und andere mit dem Betteln näher oder entfernter verwandte Nebenbeschäftigungen, den Unterhalt zu erwerben. Endlich etwas wie eine Existenz!...“

„Nun leertest Du hoffentlich die Flasche?“

„Nein, es war spät am Abend, meine Wirthin, eine brave arbeitsame Frau, die ihre Nachtruhe auch nöthig hatte, schlief; ich konnte sie doch nicht wecken mit den Worten: Bitte geben Sie mir den Schlüssel zur Speisekammer, ich fühle das unaufschiebbare Bedürfniß, jetzt meinen Sect zu trinken, — es erschien mir sogar unthunlich in ihr Schlafgemach einzudringen; nein, ich verschob die würdige Feier auf den anderen Tag. Aber da erfüllte sich das Dichterwort: »Zwischen Lipp' und Kelchesrand...« Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß mein neuer Posten mich in Frankfurt an der Oder erwartete; ich mußte Berlin verlassen, Agnes zurücklassen, mit der ich damals schon im Stillen verlobt war. Es kamen schwere Tage, Seufzer und Thränen, zuletzt ein schmerzlicher Abschied. — Mit gemischten Empfindungen trat ich meine Uebersiedelung an, die Flasche machte die Reise mit, als das zerbrechlichste Stück meines geringen Besitzstandes in der Reisetasche, zwischen den vielen Butterssemmeln, die Agnes in trauernder Liebe für mich bereitet und mit ihren Thränen gesalzen hatte. — Nun, die Jahre in Frankfurt kann ich übergehen, Du hast mich ja damals schon gekannt, Du weißt, wie mich die Einförmigkeit des Amtsberufes, der ebenso gut von einer Maschine hätte erfüllt werden können, darniederdrückte, wie die Hoffnungen, mit denen ich meine Stellung angetreten, unerfüllt blieben, wie schmerzlich ich die liebende Nähe jenes theuren Wesens entbehrte... Endlich hatte ich meine Rückversetzung nach Berlin erreicht, noch dazu unter einer leidlichen pecuniären Verbesserung meiner Stellung. Das war ein frohes Ereigniß, ich lief auf's Telegraphenamt, um Agnes zu benachrichtigen; als ich wieder nach Hause kam, fiel mir die unsterbliche Sectflasche ein, jetzt wäre so der Augenblick — redete mir eine innere Stimme zu, und schon wollte ich die Genossin meines ärmlichen Daseins herunterholen, da regte sich eine andere Stimme: Was fällt Dir ein — protestirte sie — Du wirst doch den freudigen Augenblick nicht so allein, ohne sie, feiern wollen —, was wäre das für eine Feier? In vier Wochen, so Gott will, in Berlin. — Also wieder zurück nach Berlin. Die Eltern meiner Agnes sahen die Verbesserung meiner Lage nicht eben als was Großes an und sie hatten Recht, die Erneuerung meiner Bewerbungen war ihnen aus dieser Rücksicht eher unbequem als erwünscht; unser Brautstand, — denn verlobt hatten wir uns schon vor ein paar Jahren heimlich, war nicht frei von Bitternissen, von drohenden Gefahren für unseren Frieden, von Leiden, die Agnes mit einer Geduld trug, welche noch ausreichte, um mir die Lage erträglicher zu machen.

Nach etwa zwei Jahren starb der Vater und damit waren wir unserer Vereinigung näher gerückt, die Mutter leistete zwar noch Widerstand, aber als sich nach längerer Zeit ihre Vermögensumstände ungünstiger gestalteten, entschloß sie sich, noch immer grollend, von ihrem Kinde zu lassen. So kam endlich der Tag, auf den ich mein ganzes Lebensglück aufgebaut hatte. Wir heiratheten. Unsere Hochzeit war unauffällig und eigentlich noch stiller, als unsere bescheidenen Gemüther es gewünscht hatten, verlaufen; ein paar anspruchslose Freunde nahmen daran Theil und als uns diese verließen, saßen wir allein beieinander, wie wir vordem so oft beisammen gesessen hatten. Ein Gefühl wie Neid regte sich in unserer Seele, wir waren neidisch, — auf was? Auf die Vergangenheit? Wir begannen uns heimlich zu grämen, darüber, daß wir uns nicht herzlicher freuen konnten; wir luden im Stillen Vorwürfe auf diejenigen, die uns um die Blüthe unserer Jugend betrogen hatten. Warum gab man uns nicht zusammen im Alter der sonnigen Illusionen, des stürmenden Lebensmuthes? Und wir suchten uns Beide über die grämlichen Gedanken, die uns gekommen waren, zu täuschen, es war der erste und der letzte Betrug zwischen uns.

Die Flasche blieb im Keller, — jetzt hatte ich ja wenigstens einen Keller, sogar einen »Weinkeller«, denn in der Ecke in einem Bett aus kühlem Sand lag die lang Aufgesparte, zur Zeugin einer lachenden Lebensstunde bestimmte Flasche Sect.

Du hast meine Agnes nie gekannt, sie war schwach und zart, mit einer blaßrothen Winde möchte ich sie vergleichen, — nur im Verzichten und im Ertragen war sie stark. Das erste Wochenbett nahm einen bedrohlichen Verlauf. Sie gebar ein todtes Kind, das ich nicht einmal gesehen, einer der Aerzte hat es mitgenommen. Ich bekümmerte mich bloß um das Leben, das mir theurer war. Ich will darüber schweigen, was wir in den sechs Tagen und Nächten, welche nun folgten, miteinander durchgemacht, es war das Letzte!... Ihre Kräfte verfielen zusehends, zeitweise setzte der Puls aus und der Doctor gab keine Antwort mehr auf meine zaghaften Fragen. Er legte den Ueberrock ab und setzte sich an das Bett, — da hatte ich den schrecklichen Gedanken, er wolle in Ruhe studiren, wie ein Menschenleben verlischt; vielleicht war es so!

Gegen Mitternacht sagte er, indem er plötzlich aufstand und ihren Puls ergriff: Wir wollen ihr jetzt noch etwas Belebendes einflößen, starken Wein, — ein Glas Sect.

Sect! wiederholte ich und dabei war ich schon an der Thüre und nun ging's die finstere Treppe hinab — Gott weiß wie ich hinabkam, denn meine Füße trugen mich kaum mehr, ich tastete mich nach dem Keller, durch dessen schmales Fenster von der Straße her ein schwacher Lichtschein fiel, — ergriff die Flasche und stürzte, immer ein paar Stufen für eine nehmend, wieder hinauf.

Der hastig losgelöste Stöpsel flog im weiten Bogen durch die stille Krankenstube, der weiße Schaum floß über meine zitternden Hände und der Doctor goß den edlen Wein in das nächstbeste Glas, das ihm zur Hand war. Ihre Lippen öffneten sich noch einmal ein wenig, aber die perlende Flüssigkeit tropfte aus dem geneigten Glas auf das Betttuch

Digitized by Google

nieder, — sie hatte nicht mehr getrunken. Eine Stunde später war Alles vorüber, ich hatte das Schwerste erlebt, was ich für mein Theil vom Schicksal überhaupt erwarten konnte. Nun steht mir nichts mehr bevor. —

Das ist die Geschichte meiner Flasche Sect, die ich für den Augenblick des Glückes aufgespart hatte."

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### Die „Münchener".

Das Gesammtgastspiel der Münchener Hofschauspieler vom Gärtnerthor-Theater hat, von der nationalen Trauer unterbrochen, im Walhalla-Theater einen Monat gedauert und gab unserer Theaterkritik, die nur das Neue berücksichtigen kann, nicht eben viel zu schaffen. Es war das alte tüchtige Ensemble, von dem einzelne Mitglieder Hervorragendes leisten — hier wäre Fräulein Hücker als ein neues Talent zu begrüßen — und die gewohnten gemüthvollen Bauernkomödien in der kräftigen, klangvollen bayerischen Mundart mit Jodler, Zithergezupf und Schuhplattlertanz, — jeder Ton aus dem Herzen kommend, jeder Accent naturalistisch wahr, und Bühne, Orchester und — Publikum in verständnißinnigem Einklang. Die „Münchener" haben uns auch diesmal nichts Neues gesagt und gezeigt, denn daß sie in ihrem kleinen Genre vollwerthige Künstler sind, wissen wir in der Reichshauptstadt schon lange, und auch ihr Repertoire ist das alte geblieben. Wer eines ihrer Stücke gesehen, kennt sie alle. Die Handlung ist immer gleich zerhackt, aber volksthümlich einfach, die Episoden (eine Bauernhochzeit, eine Kindtaufe oder eine Gemeinderathssitzung) nehmen den breitesten Raum ein, die trotzige Dirn oder der stolze Bua oder der starrköpfig hochmüthige Hofbauer werden am Ende alleweil gebessert und wäre es auch nur durch das Eingreifen des hochwürdigen Herrn Pfarrers, der mit Vorliebe als neuester deus ex machina auftritt. Das Meisterstück ihrer Gaben bleibt der „Hergottschnitzer von Oberammergau", der übrigens auch nicht nur so vom Himmel gefallen ist, sondern in Alexander Baumann's „Versprechen hinter'm Herd" (1848) und dem „Scheibentoni" der seligen Birch seine Großväter verehren kann, und auch während diesem Gastspiel hat Ganghofer's Volksstück den Löwenantheil davongetragen, immer muthig einspringend, wenn die anderen Stücke nicht mehr „ziehen" wollten und jedesmal jubelnde Häuser zaubernd. Aber es ist gar keine Frage, daß das bayerische Dialectstück, das wir als den vielversprechenden Beginn eines wahren Volksdramas mit Freuden begrüßten, an dieser Monotonie und Enge seines Repertoires krankt, gerade wie es mit der plattdeutschen Bühne der Fall, die in Lotte Mende und ihren Partnern ebenfalls classische Darsteller besitzt. Es fehlt den Plattdeutschen wie den Bayern an neuen Dramatikern, dieweil ihre altgewohnten Haus- und Leibdichter entweder durch einige Mißerfolge entmuthigt oder durch andere Arbeiten abgezogen worden sind. Vielleicht wäre der herrliche Klaus Groth der Mann gewesen, um dem plattdeutschen Theater auf die Beine zu helfen, gerade so wie er die plattdeutsche Lyrik geschaffen hat, aber schon vor einem Jahrzehnt erklärte er sich, uns gegenüber, für zu alt dazu, um noch die Aufregungen und Wechselfälle des Theaterdichters zu ertragen. Und ebenso versicherte uns Ganghofer, daß er für die „Münchener" nichts mehr schreiben werde. Nun haben diese freilich noch den trefflichen Neuert, aber in der Mitarbeiterschaft mit Ganghofer war er, wie versichert wird, lediglich Regisseur und Zurichter ohne literarischen Trieb oder Ehrgeiz; Hermann Schmid, der seine Bergnovellen aus der „Gartenlaube" dramatisirte, ist längst todt, Frau Hartl-Mylius will auch nicht mehr in Zug kommen, und Maximilian Schmidt, der Verfasser kerniger altbayerischer Lebensbilder, hat auf der Bühne überhaupt nicht Fuß gefaßt.

Aber die „Münchener" können ja bei den stammverwandten Steyrern Anleihen machen, denn echte Bajuvaren sind die österreichischen Aelpler ebenfalls. Da wären zwei Schriftsteller in Betracht zu ziehen. Rosegger, der aber in seinem einzigen Dramolet: „Das Mirakelkreuz" wenig dramatische Begabung bewiesen hat. Bleibt also nur einer, allerdings ein Riese: Ludwig Anzengruber. Wir haben denn auch seit Jahren dem Director Hofpauer und seinen Getreuen wiederholt, daß sie ihrem blutarmen Repertoire mit den Stücken Anzengruber's neue Lebenskraft einflößen müßten. „Der Pfarrer von Kirchfeld" ist als culturkämpferisch dermalen leider wenig geeignet, aber die von aristophanischem Geist erfüllten „Kreuzelschreiber", der wahrhaft shakespearische „G'wissenswurm", die klassische Bauerntragödie „Der Meineidbauer", „Hand und Herz" u. s. w. welches urwüchsige Repertoire von hohem poetischen Werth und theatralischer Gewalt! Leider ist es aber zu einem Anzengruber-Cyclus, der sich doch den „Münchnern" von selbst aufdrängt, auch diesmal nicht gekommen, doch gab es wenigstens eine Abzahlung fast am Ende des Gastspieles mit der Aufführung der abendfüllenden Komödie: „Die Trutzige".

Es ist keines von Anzengrubers besten Werken. Vor zehn Jahren und länger für die Gallmeyer geschrieben, trägt es allzu sehr den Charakter eines Gelegenheitsstückes, aber es ist doch die Improvisation eines großen Dichters und in jedem Zug und jeder Scene ihres Schöpfers würdig. Liesel Hiebner, das bekannte stolze, spröde „Madl," ist in Hof und Alm unbeliebt und verhaßt. Der Wegmacher Martl nähert sich ihr, um sie in sich verliebt zu machen und dann zur Strafe sitzen zu lassen. Dabei ergeht es ihm, wie gewöhnlich solchen Grubengrabern, Hauspropheten und Bekehrern: er verliebt sich in der That in sie und beweist es ihr, indem er, Einer gegen Alle, ihr Besitzthum gegen die anstürmenden Bauern vertheidigt. Selbstverständlich widersteht auch die „harbe" Dirn nicht länger und sinkt gerührt in seine Arme. Wie man sieht, ein uraltes Motiv, aber man vergleiche nur einmal die „Trutzige" mit der verwandten „Grille" der Damen George Sand und Birch oder mit der „Z'widerwurzen" Schmid's oder gar mit dem Spektakelstück der Frau v. Hillern: „Geyer-Wally". Was dort Theaterconvention, Costümbild und Grimasse, das ist hier echteste Natur, volles Leben, ganze Urwüchsigkeit, Kraft und Eigenart. Dieser Dichter ist vor Allem Charakteristiker, und wie weiß er das Gewissen seiner Naturmenschen bloszulegen und leibhaftiges Volk zu schaffen und reden und handeln zu lassen! Nein, der Zugabe von Gesang und Tanz, von Abendroth und Orchestertremolo bedarf dieses Stück nicht; es trägt die Localfarbe, den Alpenduft, die Wahrheit und die Poesie in sich.

Dennoch hatte die „Trutzige", am ersten Abend freundlich aufgenommen, keinen nachhaltigen Erfolg, und trotzdem die Tageskritik sehr günstig von ihr sprach, blieben die ferneren Vorstellungen schwach besucht, so daß wieder der „Proceßhansl" und seine Vettern einspringen mußten. Der Mißerfolg lag aber nicht am Stück, sondern an der Darstellung. Die Herren Albert und Neuert und Fräulein Schönchen waren prächtig wie immer, aber die Anderen standen nicht oder nur widerwillig auf ihrem Posten. Die Hauptrolle hätte nicht Frl. Thaller, die besser für die Dorfkokette paßte, sondern Frl. Hücker spielen sollen. Und Herr Director Hofpauer hätte füglich so herablassend sein können, den Lipp selber zu mimen. Wir gehen nicht soweit zu behaupten, daß es eigens darauf angelegt gewesen sei, die Kritik, die jedesmal nach Anzengruber-Stücken verlangt, durch einen Mißerfolg der „Trutzigen" zum Schweigen zu bringen, aber constatiren wollen wir, daß die theils unrichtige, theils ungenügende Besetzung die Schuld trug, wenn das Stück nicht so wirkte, wie es sollte. Dieser halbe Durchfall beweist also nichts. Und nun mögen die „Münchener" uns nächstesmal den Anzengruber-Cyklus bescheeren, dann aber mit allen und nur ihren besten Kräften. Z.

## Offene Briefe und Antworten.

### Noch einmal Mackenziana.

Sehr geehrter Herr!

Herr Dr. Bernheim hat nicht recht, wenn er meint, daß der Verfasser der angegriffenen Brochüre ein sehr alter Mediciner sei. Ich kann aus guter Quelle versichern, daß er kaum 50 und einige Jahre alt ist und alle Vorkommnisse auf medicinalem Gebiet mit Argusaugen verfolgt. Richtig ist nur, daß Verfasser kein Anhänger der modernen Medicin mehr ist. Das ist kein Fehler, denn das behütet ihn vor Einseitigkeit, welcher die an die ausschließliche Wissenschaft der modernen Heilkunde Gläubigen nun leider mit Haut und Haar verfallen sind. Das ist auch der Grund, weshalb die gläubigen Herren nie zu der Einsicht kommen können, woran es der Schulmedicin fehlt und weshalb sie trotz ihres anscheinend wissenschaftlichen Forschens und energischen Arbeitens zu keiner befriedigenden Therapie (nicht einmal befriedigenden Diagnostik, wie der traurige Fall unseres unglücklichen Kaisers zeigt) kommen können! —

Herrn Dr. Bernheim kann man mit Goethe antworten:

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten. —

Die Krankheit unseres theueren Kaisers wird hoffentlich den Erfolg haben, daß auch weitere Schichten des **Volkes** das Unpraktische, Unzulängliche und gar das Schädliche der Universitäts-Medicin endlich einsehen lernen. Dafür wird und muß gesorgt werden.

Hochachtungsvoll

Stettin, den 3. Mai 1888. H. M., kein Arzt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

## Inserate.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

**Wirksamste Brunnenkur** bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.** **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

## Königliches Bad Oeynhausen.

Haltestelle für sämmtliche Züge der Bahnlinien Berlin-Köln und Löhne-Vienenburg. **Saison vom 15. Mai bis 1. October. Thermalbäder vom 1. Mai ab. Naturwarme kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder aus kräftigen Soolquellen; Sool-Inhalatorium; Douchen; Wellenbäder; Gradirluft; Massiren; Orthopädisch-gymnast. Institut.** Bewährt gegen Rückenmarksleiden, Lähmungen, Rheumatismus, Nervenleiden, Anämie, Herzleiden etc. **Bade- und sonstige Einrichtungen ersten Ranges.** Die Curcapelle besteht vom 1. Juni bis 1. September aus 35 Musikern. Amtliches Nachweisungs-Bureau für Wohnungen im Curgarten. Prospecte gratis. **Königliche Bade-Verwaltung.**

## Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milchkur-Anstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

**Saison vom 1. Mai bis 1. October.**

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

## Bulgarische Frage!!

Soeben erschien:

## Die Balkanländer.

Von

**E. von Laveleye,**

Professor an der Universität Lüttich.

Deutsch von **E. Jacobi.**

Erster Band. 416 Seiten. gr. 8°. Preis 7 ℳ 50 ₰.

Verlag von CARL REISSNER in Leipzig.

## Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

ist die „Illustrirte Frauen-Zeitung". Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 28 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen aller 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen sammt Text weitaus mehr bietet, als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garrobe für Damen und Kinder wie der Leibwäsche überhaupt genügend für den ausgedehntesten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das gesellschaftliche Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mittheilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches und Wirthschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich hinanreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Cours).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

## Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

## Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

## Friedrich Chopin.

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 ℳ.

**Leipzig. Breitkopf & Härtel.**

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **H. Kruse,** Dram. Werke. 11 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 10 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder; ferner: Hist. du Parlement de Paris par l'abbé Big... (Voltaire), Amsterd. 1769; Le Toreau blanc, Memphis 1774 (Voltaire) und: Voltariana ou Eloges amphigouriques de Fr. Marie Arouet, Paris 1748 (seltenes Pamphlet), zusammen 40 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Eichendorff,** Sämmtl. Werke. Leipz. 83. 4 Bde. Eleg. Lw. und **Gaudy,** Sämmtl. Werke. 8 Bde. geb. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben u. Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Byron,** Werke, dtsch. v. Schäffer etc. 4 Bde. Lw.; ferner **Ariost,** Rasender Roland (v. Gries), 2 Bde., neu; **Dante,** Göttl. Komödie (v. Berneck), Hf. und **Boccaccio,** Troilus u. Cressida (v. Beaulieu), Berl. 84. Eleg. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Hogarth,** Werke i. Stahlstichen v. Riepenhausen. Göttingen. Folio oblong. Hf. 20 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


**Hierzu zwei Beilagen von Hermann Risel & Co. in Hagen i. W. und vom Allgemeinen deutschen Sprachverein.**

**Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.** Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition: Berlin N.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY,
JUN 2 1888
Library

№ 20. Berlin, den 19. Mai 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Das neue Genossenschaftsgesetz, insbesondere die Haftpflicht. Von Adolf Fleischmann. — Ein neuer Wirkungskreis für die sociale Reform. Von Arnold Fischer. — **Literatur und Kunst:** Was ist Kunstkritik? Von Paul Johannes Rée. — Friedrich Rückert. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von B. Noelting. — Ungedrucktes aus Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer. — **Feuilleton:** Passée. Von John Paulsen. Uebersetzung aus dem Dänischen. — **Aus der Hauptstadt:** Die XXVI. Sonderausstellung in der Nationalgalerie. Von Georg Malkowsky. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

### Das neue Genossenschaftsgesetz, insbesondere die Haftpflicht.

Von Adolf Fleischmann.

Man kann die Frage aufwerfen, ob es überhaupt Sache eines Genossenschaftsgesetzes sei, die Haftpflicht der Genossenschafter für die Schulden des Vereines zu reguliren? ob es nicht richtiger wäre, diesen Punkt lediglich der freien Verfügungsbefugniß der Mitglieder zu überlassen? oder aber, wenn man eine gesetzliche Regelung für geboten erachtet, ob es nicht Sache des bürgerlichen Gesetzbuches gewesen wäre, die für alle Genossenschaften im Reich maßgebenden und zu befolgenden Principien aufzustellen und alles Uebrige dem Ermessen der Genossenschaften oder der Landesgesetzgebungen anheimzugeben. Auch ein anderer Punkt im Entwurfe zu einem neuen Genossenschaftsgesetz, der den Reichstag im kommenden Herbst beschäftigen wird, hängt hiermit zusammen, nämlich die obligatorische Revision der Genossenschaftsverwaltungen und der Einfluß, den die Regierung sich etwa dabei vindicirt. Die Genossenschaften sollen zwar nur verpflichtet sein, theils von selbst aufgestellten Revisoren das Geschäft der Verwaltungsrevision besorgen zu lassen, theils hat der Richter den Revisor zu bestellen; letzteres, wenn der Bundesrath den Genossenschaftsverbänden die freie Wahl des Revisors versagt, wozu er nach dem Entwurf unter Umständen befugt sein soll. Die Revisionsberichte sollen der Generalversammlung, nicht der Regierung, erstattet werden. Je weiter man die Grenzen der Staatsgewalt bezüglich ihres Einflusses auf die Genossenschaften überhaupt zieht, desto sicherer wird man dahin gelangen, sowohl die Grundsätze der Haftpflicht vom Gesetz ordnen, als auch das Geschäft der Revision in gewisser Richtung vom Staat beaufsichtigen zu lassen. Wie weit, oder wie eng man aber jene Grenzen ziehen darf, wird man theils aus der rechtlichen und wirthschaftlichen Natur der Genossenschaften, theils aus ihrem Entwickelungsgang lernen müssen. Den Revisionspunkt schließen wir zunächst von der hier folgenden Erörterung aus und beschränken dieselbe auf die Frage nach der Haftpflicht der Genossenschaftsmitglieder für die Schulden der Genossenschaft, wobei wir auch auf jenen ersten Zweifel vorerst nicht weiter eingehen, sondern die Thatsache hinnehmen und anerkennen, daß die Gesetzgebung sowohl in Deutschland, als auch in anderen europäischen Staaten durch Gesetz diese Haftpflicht geordnet hat — und nur prüfen, ob und inwieweit sich der Modus dieser Ordnung, zunächst in der deutschen Gesetzgebung, als der angemessene empfiehlt oder nicht.

Als das Genossenschaftswesen bei uns aufkam, beruhte es lediglich auf der Autonomie der Genossenschaften selbst. Erst das Bundesgesetz vom 4. Juli 1868 schuf für dieselben gesetzliche Normen und dehnte diese auch auf die Frage der Haftpflicht aus. Die Genossenschaften hatten also in den ersten 2—3 Jahrzehnten ganz auf eigenen Füßen gestanden, fanden aber erst unter der Herrschaft des Gesetzes — wenn es auch der Verbesserung und Modificirung bedürftig war — die jetzige Entfaltung ihres ethischen und wirthschaftlichen Gehaltes. Dabei liegt die Nothwendigkeit klar am Tage, daß das anwendbare und angewendete Recht dem inneren Wesen und Zweck der Vereinigung (Genossenschaft) entspreche. Sie suchten ihre Aufgabe nicht in der Begründung eines genossenschaftlichen Großbetriebes, ähnlich wie die Aktiengesellschaften und theilweise auch wie die offenen Handelsgesellschaften, sondern der Schwerpunkt ihres Wesens und Zweckes lag und liegt heute noch viel mehr auf dem Hülfsgebiet der genossenschaftlichen Unterstützung des Einzelbetriebes. Schon hieraus wird man folgern müssen, daß die staatliche Einwirkung auf diese Personenvereine durch das Gesetz nur eine ziemlich beschränkte und sparsame sein darf. Wie verträgt sich nun hiermit die in jenem Bundesgesetz eingeführte unbeschränkte Haftpflicht, d. h. das Princip, wonach jeder Gesellschafter in solidum mit seinem gesammten Vermögen für die Schulden der Genossenschaft haften muß?

Es ist wahr, daß Gesetz schloß sich in dieser Beziehung an die Statuten der Genossenschaften, also an ihre Autonomie an, die es thatsächlich vorfand. Es fand sie aber deshalb vor, weil die Genossenschaften im Anfange insofern dem Charakter der offenen Handelsgesellschaften sich genähert hatten, als es bei ihrem engen Wirkungskreis und bei der geringen Zahl ihrer Mitglieder noch möglich war, daß diese sich selbst an der Arbeit der Verwaltung oder wenigstens an der Aufsicht über dieselbe betheiligen konnten. Sie hatten sich auch noch nicht zu Gesammtpersönlichkeiten und zu eigenen Rechtssubjecten zusammengeschlossen. Da hatte es denn seinen guten Sinn, bei der Möglichkeit eigenen Handelns und eigener ausreichender Aufsicht ebenso wie bei den offenen Handelsgesellschaften unbeschränkte Verantwortlichkeit zu fordern und das Creditbedürfniß erheischte sie gebieterisch. So statuirten denn auch diese Genossenschaften die unbeschränkte Haftpflicht und wirthschafteten mit derselben, nachdem sie auch vom Gesetz sanctionirt worden war bis auf den heutigen Tag. Wir wissen, wie oft die colossalsten Schädigungen vieler Einzelner und ganzer Gesellschaftsclassen eintraten, wenn unter der Herrschaft dieses Princips viele Genossenschaften zusammenbrachen, wenn auch

Digitized by Google

die Verluste bei zu Grunde gegangenen Actiengesellschaften, bei denen jenes Princip nie Geltung hatte, noch viel bedeutender gewesen sein mögen. Aus diesen Schädigungen erwuchs das Mißtrauen, welches schon seit Jahren dem Genossenschaftswesen überhaupt und an sich entgegengetragen wurde, dessen innerer Grund aber nicht hierin, sondern nur in jenem Princip und seiner unbedingten Herrschaft hätte gefunden werden dürfen.

Im Laufe der Zeit haben die Genossenschaften den soeben angedeuteten Charakter abgestreift. Ihre Zahl an sich und die Zahl der Mitglieder der einzelnen, beides ist enorm gestiegen. Nur einige Zahlen, die uns gerade vorliegen: Noch vor wenigen Jahren, am 1. Juni 1880 bestanden bereits im Deutschen Reich über 3000 Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, theils Creditgenossenschaften (Vorschußvereine, Volksbanken) diese weisen die höchste Zahl (über 1800) auf; theils Rohstoff-, Werk-, Magazin-Productivgenossenschaften, Consumvereine und einige (etwa 50) Baugenossenschaften. Die Gesammtmitgliederzahl belief sich auf mehr als eine Million, der jährliche Geschäftsumsatz überstieg 2 Millionen Mark. Die Ansammlung eigener Capitalien der Mitglieder im Geschäftsantheilen und Reserven betrug gegen 180 Millionen Mark*). In welch großem Fortgang sich diese Entwickelung seit jener Zeit bis auf unsere Tage bewegt hat, ergiebt ein einziger Blick in die Jahresberichte und es dürfte wohl kaum noch eine Genossenschaft geben, bei welcher die vorhin erwähnte unmittelbare Betheiligung der Mitglieder an der Verwaltung und an der Aufsicht stattfände. Unsere Fortschritte auf allen Gebieten des Handels und der Volkswirthschaft haben die Verwaltungen einerseits viel complicirter, andererseits aber auch — wenn Alles in Ordnung ist — viel rentabler gemacht. Die Verwaltungen liegen überall in den Händen gesonderter Organe und Collegien. Daher hat die vorhin erwähnte Vorschrift der obligatorischen Revision ihre Veranlassung und ihren inneren Grund. Dieser Entwickelungsgang führte von selbst zu einer zweiten Veränderung im Charakter dieser Personenvereine, indem er ihnen naturgemäß und thatsächlich eine selbständige rechtliche Persönlichkeit verlieh. Ihre nicht gerade im Interesse des öffentlichen Wohles, wohl aber der privaten Gemeinschaft gesetzten Zwecke verlangten zur Sicherung ihrer Verwirklichung, daß den Vereinen ein selbständiger, der Herrschaft des Einzelnen entzogener Vermögensbereich unmittelbar dienstbar gemacht werde, worin eben der Charakter der Rechtsfigur der juristischen Person liegt. Man nahm in der Wissenschaft, dem Volksbewußtsein entsprechend, den, man kann sagen, rechtspopulären Grundsatz an, daß zur Erwerbung der juristischen Persönlichkeit jede Vereinigung geeignet sei, bei welcher die Vielheit zu einer über ihr stehenden Einheit sich zusammenschließe und daß es dem Willen der Rechtsordnung entspreche, daß eine solche Vereinigung mit ihrer Begründung von selbst juristische Persönlichkeit erlange.**) Und wenn man auch hiervon abweichend zwar nicht bestritt, daß alle jene Personenvereine sich zu juristischen Persönlichkeiten eigneten, wohl aber allgemein die Ansicht annahm und in die Gesetzgebung übertrug, daß ein besonderer Act der Staatsgewalt, eine Verleihung, zu ihrer Schaffung erforderlich sei, so ist für unsere Frage, ob die Genossenschaften, welche Gegenstand unserer vorliegenden Unterhaltung und des neuen Genossenschaftsgesetzes sind, juristische Personen seien, die bejahende Entscheidung dadurch gegeben, daß schon nach dem alten mehrerwähnten Genossenschaftsgesetz vom 21. Juli 1868 alle Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften die ihnen vom Gesetz eingeräumte selbstständige Stellung durch die richterliche Eintragung ins Genossenschaftsregister erlangen.

Für juristische Personen aber paßt das Princip der Solidarhaft der einzelnen Mitglieder mit ihrem gesammten Vermögen nicht mehr und widerstreitet schnurstraks ihrem Charakter. Das alte Genossenschaftsgesetz hat aber dennoch — wie uns scheint sehr mit Unrecht — nicht nur dies Princip anerkannt, sondern ihm sogar die alleinige nnd ausschließliche Herrschaft eingeräumt.

Jedes Mitglied einer Genossenschaft tritt an die Gemeinschaft einen Theil seines Vermögens und seines wirthschaftlichen Interesses, welches außerdem voll und ganz seinem Berufsleben überhaupt angehört, ab. Er löst von seiner rechtlichen und wirthschaftlichen Persönlichkeit einen Theil los und steht mit diesem in der Gemeinschaft. Hierin und nur hierin liegt eigentlich der Sinn seines rechtlichen Willens, wenn er in die Gemeinschaft eintritt und wenn thatsächlich die Herrschaft des gegenwärtigen Genossenschaftsgesetzes es verschuldet, daß dieser Wille modificirt wird und daß sich der Eintretende der unbedingten solidarischen Haftpflicht unterwerfen muß, so entstellt das Gesetz die Rechtsfigur der Genossenschaften zum zweiten Mal vollständig, indem die erstmalige Entstellung, wie schon angedeutet wurde, darin erblickt werden muß, daß sich vernunftgemäß diese Vollhaft schon mit der Rechtsordnung nicht mehr verträgt, wonach volle Verantwortlichkeit sich nur mit der eigenen vollen Thätigkeit deckt, diese aber nach dem jetzigen Stand der Genossenschaften den einzelnen Mitgliedern entzogen ist.

Zieht man hieraus den richtigen Schluß vollständig, so muß das Gesetz von den Genossenschaften die solidarische Haftpflicht gänzlich ausschließen, weil sie der rechtlichen Natur derselben nicht entspricht und auch das Creditbedürfniß diesen Widerspruch nicht rechtfertigen kann. Ob dieses Bedürfniß überhaupt heute noch eine so wichtige Rolle spielt, daß man daran denken dürfte, mit ihm jenen Widerspruch zu entschuldigen oder gar zu beseitigen, bezweifeln wir. Wenn, wie bei Actienvereinen der große, so auch bei Genossenschaften der kleine Capitalist sagt: ich will für den Zweck der letzteren so und so viel von meinem Vermögen, also einen bestimmten Theil desselben, einsetzen, so wird bei den heutigen Creditverhältnissen es gewiß solchen Genossenschaften an dem nöthigen Credit nicht fehlen, abgesehen davon, daß die unbeschränkte Haftpflicht erfahrungsmäßig zu unverhältnißmäßig großem Credit verführt, der die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Genossenschaft weitaus überschreitet und leichtsinniger Wirthschaft Thür und Thor öffnet, was wir ebenfalls erfahrungsmäßig aus vielen Fällen lernen können.*)

Der neue Entwurf zum Genossenschaftsgesetz hat jene Schlußfolgerung nicht vollständig gezogen. Er befreit die Genossenschaften nur von dem Zwang, die unbeschränkte Haftpflicht ihrer Statuten und ihrer Verwaltung zu Grund zu legen und überläßt ihnen die Wahl zwischen den Systemen dieser und einer beschränkten Haftpflicht, bei welcher von einer gewissen Grenze an die Haftung des Vermögens der Einzelnen aufhört. Wir müssen natürlich darauf verzichten, vorausagen zu wollen, in welchem Maße und in welcher Ausdehnung die Autonomie der Genossenschaften, die ihnen ja nach dem Entwurf gewahrt bleibt, von jener Freiheit Gebrauch machen, ob das System der unbeschränkten Haftpflicht thatsächlich bei Seite gesetzt und der einzig richtige, vernunftgemäße Zustand thatsächlich durch diese Autonomie herbeigeführt werden wird, während ihn das Gesetz hätte schaffen sollen. Aber wir meinen, daß, wenn einmal das Gesetz in die Entwickelung eines Institutes, wie die Genossenschaften, eingreift, es auch die rechtliche Figur desselben fest umschreiben und einheitlich vorzeichnen und dadurch die Gefahr von vornherein beseitigen mußte, daß es in verschiedener, seiner rechtlichen Natur nicht immer entsprechender Gestaltung erscheinen könne.

Deshalb hätten wir es für das Richtige gehalten, wenn der Entwurf des B.G.B.'s für alle Genossenschaften die Grenze der Haftpflicht vorgeschrieben und gesagt hätte: Für die Schulden der Genossenschaft haftet nur das Vermögen der Genossenschaft, incl. des Garantiefonds, welcher aus einer gewissen, vom Vermögen jedes Mitgliedes von vornherein der Genossenschaft eventuell zur Verfügung zu stellenden Summe besteht, mithin eventuell als Genossenschaftsvermögen zu betrachten ist. Ein Vorbild finden wir im jetzigen englischen Recht, wo dieser

*) Zeitschr. f. d. gesammte Handelsrecht. B. 27, S. 1.

**) Motive zum Entwurf des B.G.B. S. 78. 82.

*) Zeitschrift f. Handelsrecht a. a. O. S. 81. 86.

Digitized by Google

Garantiefond so geregelt ist, daß eventuell die Mitglieder nur bis zum Betrag von höchstens 200 Pfund Sterl. haften, während die Gesetzgebung anderer europäischer Staaten, z. B. Portugal, Belgien, Oesterreich-Ungarn, die Niederlande, die Schweiz jenes Wahlrecht mit verschiedenen Modificationen kennen. Neben jenem System mit limitirter Haftpflicht, wobei auch freies Austrittsrecht der Mitglieder unter Befugniß zur Zurückziehung der Geschäftsantheile gestattet ist und die Deckungspflicht nur in der Höhe von 200 Pfund Sterl. stattfindet, besteht allerdings auch das ältere System, welches, durch die Companies Acts von 1862, 1867 begründet, auf unbeschränkter Haftpflicht beruht. Aber innerhalb des einen oder des anderen Systems gibt es kein Wahlrecht. Hat sich eine Genossenschaft unter dem einen oder anderen System registriren lassen, so ist ihr das Recht der Haftpflicht durch dasselbe ein für allemal vorgeschrieben und es ist charakteristisch, daß der Geschichtsschreiber der englischen Genossenschaften, Holyoake (The history of corporation in England. 2 vol. London 1875, 1879, II. p. 53 ff.) die unbeschränkte Haftbarkeit als schweres Hinderniß für die Genossenschaften bezeichnet („every member was practically made responsible for all the debts of the society — enough to frighten any prudent man away").*)

Die Ansicht, zu welcher wir uns nach den soeben gegebenen Ausführungen hinneigen möchten, daß man nämlich den Genossenschaften nicht die Wahl zwischen verschiedenen Haftungsarten freigeben dürfe, der Gesetzgeber vielmehr die richtige Haftungsart ausschließend festzustellen habe, ist zwar früher schon aufgestellt, aber auch bekämpft worden.**) Man machte dagegen geltend: Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften seien ein eigenthümliches wirthschaftliches, nicht ein eigenthümliches Rechtsinstitut; es sei nicht in ihrem Wesen begründet, ihnen eine bestimmte Rechtsform zu geben, vielmehr erfordere die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Bedürfnisse verschiedene Haftbarkeitsgrade. Anders sei es bei der „offenen Handelsgesellschaft"; diese sei ein bestimmt abgegrenztes Rechtsinstitut, sei also in einer ihrer rechtlichen Natur widerstreitenden Form nicht denkbar. Da will es uns denn doch scheinen, als ob die Unterscheidung eines wirthschaftlichen und eines Rechtsinstitutes an sich schon ihre Bedenken habe. Das Recht hängt mit der Wirthschaftlichkeit so eng zusammen, daß sich letztere ohne das erstere gar nicht denken läßt. Sind Kauf, Miethe, Pacht u. dgl. nicht auch wirthschaftliche Geschäfte neben ihrem rechtlichen Charakter? Es gibt im Privatrecht kaum ein Institut, welches nicht das wirthschaftliche Gewand trüge. Die gesetzliche Regulirung des Pfandrechts, des Grundbuchsrechts verlangt wirthschaftliche Rücksichten aller Art. Aber mehr Gewicht möchten wir, fast im Anschluß an diese Entgegnung, darauf legen, daß die Frage von der Haftpflicht der Genossenschaftsmitglieder für die Schulden der Genossenschaft entschieden keine wirthschaftliche, sondern eine Rechtsfrage im eminenten Sinn ist, die sich nur nach Rechtsgrundsätzen und vernünftigen Rechtsanschauungen regeln läßt. Volle Verantwortung der Mitglieder aber für Handlungen der Verwalter zu verlangen, ist ebenso wenig Rechtens, als die Rechtssphären der juristischen Personen und diejenigen ihrer einzelnen Träger in einander laufen zu lassen und zu vermengen, statt sie scharf zu sondern.

Immerhin ist es als ein wesentlicher Fortschritt in unserer Genossenschaftsgesetzgebung zu begrüßen, daß der Entwurf zum neuen Gesetz das Princip der unbeschränkten Haftpflicht wenigstens der Ausschließlichkeit seiner Herrschaft beraubt. Die Erfahrung wird lehren, daß die Genossenschaften wohl alle ihre Statuten hiernach modificieren werden und daß man die wirthschaftliche Seite der ganzen Frage darin nur sehen dürfe, wie die Grenze der beschränkten Haftpflicht von ihnen normirt werden wird. Denn nach dem Entwurf, der nicht wie im englischen Recht eine bestimmte Summe (200 Pfund Sterl.) festsetzt, sondern der Genossenschaft nur die Wahl zwischen zwei Systemen läßt, liegt die Bestimmung jener Grenze allein in ihrer Hand. Wir wollen es nicht unbedingt als Muster hinstellen, daß das englische Gesetz selbst diese Summe ziffermäßig festsetzt. Die Interessen der einzelnen Genossenschaften sind so verschieden, daß es, wirthschaftlich angesehen, den Vorzug verdienen dürfte, im Gesetz nur die Ausschließlichkeit der Solidarhaft zu verbieten, weil sie sich rechtlich nicht begründen läßt, — dagegen aber die Bestimmung der Haftgrenze den Genossenschaften zu überlassen, weil nur sie in der Lage sind, ihre wirthschaftlichen Interessen zu wahren. Und gerade weil es sich hier um die Aufstellung eines Princips rein rechtlichen Charakters handelt, hätten wir es für angemessen erachtet, wenn sich die Commission zur Ausarbeitung des deutschen Civilgesetzbuchs desselben angenommen und im Entwurf es zum Ausdruck gebracht hätte. So hat sich denn auch der Juristenstand schon vielfach mit der Frage beschäftigt; öfter wie einmal stand sie auf den Tagesordnungen und Programmen der Juristentage. Sie theilte aber freilich dort auch das Schicksal vieler modernen Probleme — sie war viel umstritten und zu ihrer Klärung ist von dieser Seite viel weniger beigetragen worden als vom Reichstag, wo sie schon seit Jahren mehrfach gestreift und ihre Wichtigkeit und Bedeutsamkeit auch seitens der Regierung anerkannt worden ist, wie die stenographischen Berichte (Legislaturperiode 1. Session, 1871. B. I, S. 80, IV. Session 1873. B. I. S. 1156. III. Legisl. II. Sess. 1878. B. I. S. 441 ff.) beweisen, während die bewährteste Autorität in Genossenschaftsfragen, Schultze-Delitzsch, nur sehr langsam dem System der illimitirten Haftpflicht den Rücken gewandt hat.

*) Zeitschr. f. Handelsrecht a. a. O. S. 92. 93.

**) Eod. S. 89.

---

## Ein neuer Wirkungskreis für die sociale Reform.

Von Arnold Fischer.

Die Enthüllung socialer Uebel- und Nothstände gehört zu den charakteristischen Merkmalen unserer Zeit. Obwohl dieselbe Beträchtliches darin leistet, darf sie trotzdem nicht stolz sein auf diesen Scharfblick, der in die Tiefen menschlichen Elends dringt, denn er enthüllt nichts anderes, als ihre eigenen Blößen. Die Enthüllungen, die wir im Auge haben, betreffen keineswegs Uebelstände, die sich wie eine Krankheit von Generation zu Generation forterben, sie sind vielmehr zum weitaus größeren Theile Folgeerscheinungen der modernen Volkswirthschaft und der mit ihr zusammenhängenden socialen Verhältnisse.

Die neueste dieser Enthüllungen betrifft die üble Lage der Kinder der unbemittelten Klassen, welche dort, wo dieselbe mit besonders ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnissen zusammenhängt, zu einem Nothstand wird. Das Ernste dieser Zustände liegt hauptsächlich darin, daß sie keineswegs als Ausnahmszustände mit vorübergehendem Charakter angesehen werden können, sondern aus dem gesammten gegenwärtigen Wesen der unbemittelten Klassen fließen, also auch dort bestehen, wo die Erwerbsverhältnisse als nicht ungünstige bezeichnet werden. In Betreff einiger Schichten dieser Bevölkerungsklassen dürften eingehende Ermittelungen ein zu geringes Maß theils wirthschaftlicher, theils sittlicher Kräfte ergeben, um den Kindern eine Lebenshaltung und Erziehung angedeihen zu lassen, welche ein gesundes körperliches und seelisches Leben dieser Schichten auch nur ermöglichen. Bei anderen, ländlichen, Schichten dürfte vorwiegend wirthschaftliches Unvermögen ein gesundes Gedeihen der Kinderwelt erschweren oder auch verhindern.

Einen neuerlichen Anlaß zur Erörterung dieser Frage bieten die kürzlich von der Presse mitgetheilten Resultate der Ermittelungen über die Ernährungsverhältnisse der Schulkinder in Wien, welche wohl selbst die Befürchtungen der Urheber derselben weit übertroffen. Nicht weniger als einige Tausend Schulkinder in Wien sind thatsächlich theils in Folge Nahrungsmangel überhaupt, theils in Folge geringwerthiger Nah-

Digitized by Google

rung dem Siechthum preisgegeben. Die Ermittelungen waren ziemlich eingehend und führten die Anzahl der Kinder an, die überhaupt kein Mittagmahl, ferner solcher die öfter kein Mittagmahl, anderer, die im Allgemeinen an Nahrungsmangel litten, wieder anderer, die kein warmes Mittagmahl und endlich solcher, die Mittags nur Brot und Kaffee oder Gemüse erhielten. Jede dieser Kategorien ist mit vielen Hunderten vertreten. Gleichzeitig gaben die die Ermittelungen leitenden Schulvorsteher an, daß die angegebenen Zahlen sich im Winter bedeutend erhöhen. Es braucht nicht erst dargethan zu werden, daß, wo die Ernährungsverhältnisse derart ungünstige sind, auch alle anderen Verhältnisse höchst traurig sein müssen. Aehnlich wie in Wien dürfte es den Kindern in den meisten anderen größeren Städten und in den Industriebezirken Oesterreichs gehen.

Irgendwelche unmittelbare Schlüsse auf die Ernährungsverhältnisse der unbemittelten Kinder in Deutschland lassen sich aus diesen österreichischen Verhältnissen allerdings nicht ziehen. Entsprechend den unvergleichlich besseren wirthschaftlichen Zuständen Deutschlands werden ähnliche Nothzustände wohl nirgends in Deutschland vorkommen. Dagegen unterliegt es für alle Jene, welche dieser Frage Aufmerksamkeit zugewendet haben, keinem Zweifel, daß auch in Deutschland ungünstige Ernährungsverhältnisse der unbemittelten Kinder ein weitverbreitetes sociales Uebel sind. Ein mir bekannter Volksschullehrer in einer Fabrikstadt mit starker Arbeiterbevölkerung schätzt die Zahl der ungünstig ernährten Kinder seiner Schule auf 16—25 % und macht besonders auf die Unregelmäßigkeit in der Ernährung dieser Kinder aufmerksam. Der sich fast allwöchentlich wiederholende Gegensatz zwischen der Ernährung in den ersten Tagen nach der Lohnzahlung und jenen Tagen, welche derselben unmittelbar vorangehen, und die besonders qualitativ schlechte Ernährung während der Letzteren muß ungünstig auf Gesundheit und Wachsthum der Kinder zurückwirken. Dabei tragen diese Verhältnisse die Bedingungen ihrer Fortdauer in sich selbst. Der Mangel und die Entbehrung in den letzten Tagen der Woche erzeugen stets eine derart gesteigerte Begierde nach besseren Nahrungsmitteln und Genuß, daß Uebermaß hierin als psychische Wirkung der nächstfolgenden Lohnzahlung erscheint. Die unverhältnißmäßig große Ausgabe zur Befriedigung dieser durch Mangel hervorgerufenen Begierde hat wieder Mangel in den darauf folgenden Tagen zur Folge und so wiederholt sich stets dasselbe Schauspiel. Treten nun ungünstige Erwerbsverhältnisse beim Manne ein, so äußern sich dieselben, wie die Erfahrung lehrt, zuerst in der Vernachlässigung der Familie. Das unbemittelte Kind ist also unter Umständen erbarmungslos Nothständen ausgeliefert, gegen die es völlig machtlos ist. Es ist nun nicht nothwendig, erst lange auszuführen, daß ein von Natur aus hülfloses Bevölkerungselement an und für sich, besonders aber unter erschwerten Erwerbsverhältnissen, wie die gegenwärtigen, der Fürsorge des Staates und der Gesellschaft bedarf. Die Erkenntniß, daß gewisse Schichten der unbemittelten Klassen keineswegs so beschaffen sind, daß Staat und Gesellschaft ihnen ihre Kinder vertrauensvoll völlig überlassen können, harrt noch ihrer Umsetzung in entsprechende Einrichtungen, beziehungsweise der kräftigen Förderung und Ausgestaltung der auf diesem Gebiete begonnenen Arbeit.

Ehe jedoch Staat und Gesellschaft nach dieser Richtung zu einer größeren Aktion, die sich wohl früher oder später als unabwendbar herausstellen dürfte, schreiten, wird es sich darum handeln, durch Ermittelungen feststellen zu lassen, welchen Umfang das Uebel: die unter das Niveau des zur Erhaltung der Gesundheit unbedingt Nothwendigen herabgesunkene Ernährung und Lebenshaltung überhaupt, bei uns in Deutschland erreicht hat. Das allgemeine Resultat solcher Erhebungen, welche sich auch auf den sittlichen Zustand der Kinderwelt dieser Klassen erstrecken müßten, dürfte die gesetzgebenden Gewalten und die öffentliche Meinung zu der Erkenntniß führen:

Das unbemittelte Kind muß als Bevölkerungselement für sich Gegenstand der socialen Reform werden.

Für den Staat liegt eine Reihe schwerwiegender Gründe zum Einschreiten auf diesem Gebiete vor — abgesehen von dem einem, größten, welchem die Socialreform zum völligen Durchbruch in der neueren Zeit verholfen hat: daß es Pflicht des Staates ist, für ein unverschuldet und aus allgemeinen Verhältnissen in einen Nothzustand gerathenes Bevölkerungselement einzutreten. Da ist zunächst die keines weiteren Beweises bedürfende Thatsache, daß die Anstrengungen des Unterrichts und besonders des Turnunterrichts, desto schädlicher für ein Kind sind, je ungenügender seine Ernährung ist. Wie häufig mag mangelhaftes Fortschreiten im Unterricht, wie viel in letzter Linie schwer zu rechtfertigende Strafen mögen auf Rechnung der schlechten Ernährung und Lebenshaltung überhaupt zu setzen sein! Schulzwang ohne jede und alle Rücksicht auf die Lebensverhältnisse der Kinder wird sich wohl kaum in Zukunft aufrecht erhalten lassen und wir sehen deshalb die Einrichtung, den unbemittelten Kindern eine — und zwar vielfach recht ausgiebige — Ergänzung ihrer Ernährung oder Gelegenheit zu Verköstigung zu ganz minimalen Preisen zu gewähren, in verschiedenen Staaten Europas (in Schulküchen, Suppenanstalten ꝛc.) immer mehr Boden gewinnen. Auch auf diesem Gebiete vollzieht sich der Bruch mit dem Princip des Gehenlassens von selbst und es bereitet sich ein Umschwung in der Stellung der Gesellschaft und des Staates zu den Lebensverhältnissen der unbemittelten Kinder vor.

Ein weiterer Grund für den Staat, hier helfend einzugreifen, liegt in den Ergebnissen des Militärersatzgeschäfts. Es gilt, neue Armeecorps für die Vertheidigung des Vaterlandes zu gewinnen, welche sich gegenwärtig in der Gefangenschaft schlechter Lebensverhältnisse befinden. Man lege sich nur die Fragen vor: Ist es wirklich als unabwendbar hinzunehmen, daß ein so großer Procentsatz der wehrpflichtigen jungen Männer dienstuntauglich ist? Sind alle Mittel erschöpft, um diese zu so traurigen Schlüssen auf die Volksgesundheit nöthigenden Verhältnisse zu bessern? Es mag eine Zeit kommen, in welcher diese Frage uns rechte nationale Sorgen bereiten wird. Die allgemeine Wehrpflicht hat zweifellos die allgemeine Wehrtauglichkeit zur idealen Voraussetzung.

Der erste Schritt zu einer Besserung auf diesem Gebiete wäre, durch Ermittelungen die gegenwärtigen Ernährungs-, in zweiter Linie die Lebensverhältnisse der Kinder der unbemittelten Klassen überhaupt feststellen zu lassen. Es müßte ein möglichst zutreffendes Bild der Verhältnisse, unter welchen diese Kinder aufwachsen, gewonnen werden. Solche Ermittelungen empfehlen sich schon von dem Gesichtspunkte aus, daß es eine so große Bevölkerungsschicht, welche ihr Dasein weder auf Besitz, noch auch auf traditionelle Rechtsverhältnisse gründet, sondern allen Zufälligkeiten des „freien Erwerbs“ preisgegeben ist, niemals vorher gegeben hat und es daher von großer Bedeutung wäre, unserer Zeit zum Bewußtsein zu bringen, wie die Generationen unter dem Einfluß von Erwerbsverhältnissen dieser Art aufwachsen. Selbstverständlich würden solche Ermittelungen auch werthvolle Einblicke in das Leben der unbemittelten Klassen überhaupt gewähren, jenes Leben, welches unseren gebildeten und wohlhabenden Klassen viel zu wenig bekannt ist, und welches kennen zu lernen zu den wesentlichsten Aufgaben unserer Zeit gehört. Würden sich diese Ermittelungen zunächst auf die Schulkinder beschränken, so könnten sie ohne besonderen Aufwand an Mitteln und Arbeit von Volksschullehrern (welchen je nach den lokalen Verhältnissen auch Personen anderer Berufsschichten beigegeben werden könnten) durchgeführt werden. Die zu stellenden Fragen könnten z. B. dieser Art sein: Was genießt das Kind (in einem bestimmten Zeitraum, z. B. in einer Woche)? Welcher Art sind seine Wohnungsverhältnisse (besonders: Wie ist der Raum beschaffen, in welchem es die Nacht zubringt)? Wie bringt es die schulfreie Zeit zu? Welcher Art ist das Familienleben? (Hier wäre die allerdings schwer zu beantwortende Frage nach dem Geist des Hauses die wichtigste.) Welcher Art ist die Bekleidung im Sommer, wie im Winter? Wirken ungünstige Verhältnisse anderer, körperlicher oder seelischer Art auf das Kind ein? u. s. w.

Digitized by Google

Die Frage nach der Reform, die aus solchen Erhebungen hervorzugehen hätte, ist bereits in glücklichster Weise gelöst. Diese Lösung ist: der Kinderhort.

Der Kinderhort ist dem Verfall des Familienlebens in einigen Volksschichten entsprungen. Die aus diesen Zuständen für die Kinder der unbemittelten Volksklassen hervorgegangenen Lebensverhältnisse haben ihn in's Leben gerufen. Der Anblick der mehr oder weniger verwahrlosten, körperlich und seelisch schlecht, zum mindesten einseitig, genährten, in nicht seltenen Fällen körperlich und sittlich im Elternhause mißhandelten Kinder, deren Leben sich nicht selten zu einer Art modernem körperlich-seelischen Siechthum gestaltet, schuf die Idee, solchen Kindern einen Aufenthaltsort mit Gelegenheit zu gesunden und nützlichen Beschäftigungen und Ergänzung der Ernährung und Bekleidung zu schaffen, welcher die Tendenz besitzt, sich zu einer Heimstätte für dieselben zu entwickeln.

Der Kinderhort umfaßt in seiner Vollständigkeit folgende Gebiete der Kindespflege: 1) Ergänzung der Ernährung und Bekleidung, 2) Ausarbeitung der Schulaufgaben, 3) Handfertigkeitsunterricht, 4) Körperpflege (Turnen, Schwimmen, Ausflüge und Spielen im Freien, Schlittschuhlaufen u. s. w.), 5) Gartenarbeit, 6) Geistige Erholung (Lektüre, Gesang, Erzählen seitens des Erziehers u. s. w.). — Dieser Inhalt der Kinderhort-Thätigkeit bietet dem heranwachsenden Menschen Gelegenheit zur Erkennung und Prüfung der eigenen Fähigkeiten und erleichtert die Berufswahl aus inneren Beweggründen. Ein weiterer Vortheil derselben liegt darin, daß dem unter drückenden Verhältnissen aufwachsenden Kinde auch die Lichtseiten unserer gegenwärtigen Cultur zum Bewußsein kommen und der warme Hauch der Fürsorge der Gesellschaft für ihn sein Gemüth durchdringt. Unter den jetzigen Verhältnissen ist es von größter Wichtigkeit, Einflüsse zu Gunsten der heutigen Ordnung auf das Kind wirken zu lassen. Solche Eindrücke der Kindheit sind bekanntlich sehr stark und nachwirkend und wohl im Stande, die Bemühungen, den intensiven ungünstigen Einflüssen auf einige Schichten der unbemittelten Klassen, in reformatorischen Einrichtungen ein Gegengewicht zu bieten, zu verstärken. Das Ziel der Kinderhort-Bestrebungen muß daher sein, die Kinderhorte zu einer dritten (d. h. zwischen Haus und Schule stehenden) Erziehungs- und Bildungsstätte der Jugend zu gestalten. Sowohl Haus wie Schule werden durch den Kinderhort in der wünschenswerthesten Weise ergänzt und es ist allem Anschein nach eine Einrichtung gefunden, in welcher sich — eines der wichtigsten Probleme des Erziehungswesens — geistige und körperliche Thätigkeit das Gleichgewicht halten. Wird es gelingen, diese „harmonische Erziehung" in den Kinderhorten zur vollen Entwickelung zu bringen, dann steht denselben allem Anschein nach eine große Zukunft bevor. Die Erfahrung wird dann ergeben, daß in einer Zeit des verfallenden Familienlebens der Kinderhort jene Erziehungsanstalt ist, aus welcher die tüchtigsten Menschen hervorgehen.

## Literatur und Kunst.

### Was ist Kunstkritik?

Von Paul Johannes Rée.

Wenn uns daran gelegen ist, zu wissen, ob eine wissenschaftliche Arbeit einen Werth besitze oder nicht, so wenden wir uns unmittelbar an den Fachmann, in der berechtigten Annahme, daß dieser am ehesten, ja eigentlich allein in der Lage ist, darüber ein Urtheil abzugeben. Eine medicinische Abhandlung, eine philologische Untersuchung, eine historische Schrift können doch nur von dem gelehrten Arzte, dem Sprach- und dem Geschichtsforscher beurtheilt werden.

Anders verhält es sich mit der Beurtheilung eines handwerklichen Productes. Ob ein Rock oder ein Paar Stiefel zu gebrauchen sind oder nicht, ob ein Tisch, eine Lampe, eine Kanne und dergleichen gefällig und zweckentsprechend gestaltet sind, das vermag ich ohne Weiteres anzugeben, denn zweierlei kann mir als Grundlage für ein Urtheil dienen, mein persönliches Gefallen an dem Gegenstande und der Nutzen, den ich mir von demselben verspreche. Mein Urtheil ist durchaus subjectiv und als ein solches auch vollkommen berechtigt, wenn es sich um Dinge handelt, die mir dienen sollen. Soll ich aber von jenen beiden die Grundlage bildenden Factoren abstrahiren, so werde ich gestehen müssen, daß ohne fachmännische Kenntnisse ein Urtheil nicht möglich ist.

Wie verhält es sich nun in Sachen der Kunst? Wer kann es leugnen, daß sein Urtheil hier stets ganz und gar von dem Grade seines Gefallens abhängt? Mehr als auf irgend einem anderen Gebiete, glaubt man da, wo Schönheit einem in irgend einer Form entgegentritt zu einem eigenen Urtheil berechtigt zu sein, verläßt man sich mit seltener Selbstgewißheit auf sich selbst und läßt nicht gerne eine Autorität gelten. Schon auf dem Rechtsgebiete finden wir etwas Aehnliches, indem wir uns hier auf unser Rechtsbewußtsein berufen, das befriedigt sein will, ehe wir uns zur Anerkennung eines wissenschaftlich begründeten Rechtsprincipes herbeilassen. Aber dieses Naturrecht, das sich aus dem Wesen unserer Vernunft erklärt, trägt lange nicht in dem Maße den Stempel des Zufälligen und Individuellen, wie jene Empfindung, die gewöhnlich unser ästhetisches Urtheil bedingt, sondern ist meist das Rechtsbewußtsein ganzer Volkskreise und Zeiten. In Rechtsfragen spielt die Individualität des einzelnen doch nur eine verhältnißmäßig kleine Rolle, der Widerspruch, in dem ein ungesundes, falsches Rechtsgefühl mit den Sätzen unserer reinen Vernunft steht, tritt zu unmittelbar und grell hervor, als daß es nicht gleich in seiner Willkür und seinem Widersinn erkannt würde.

Auf ästhetischem Gebiete dagegen vermag die Divergenz der Urtheile nicht so ohne Weiteres durch den Hinweis auf Vernunftsätze aufgehoben, das verkehrte Urtheil nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft als solches hingestellt zu werden.

Wenn ich z. B. in einer Gemäldegalerie einem Bilde gegenüberstehe, das mich mit der größten Bewunderung erfüllt, da ich in ihm wirkliche Schönheit entdecke und höre dann, wie neben mir ein als urtheilsfähig gekannter und geschätzter Mann über das Werk ein vernichtendes Urtheil fällt, was thue ich, um ihn von seiner Ueberzeugung die der meinen so sehr widerspricht, abzubringen, wen erkenne ich hier als den höheren Richter an, der zu entscheiden vermöchte, wer von uns Beiden Recht hat? Läßt sich dies denn überhaupt entscheiden, kann überhaupt von einem Recht haben dabei die Rede sein? „Eine Entscheidung kann nicht möglich sein, denn in beiden Fällen war das Urtheil ja durch den Geschmack bedingt und über diesen läßt sich ja bekanntlich nicht streiten." So wird man vielfach behaupten. Wenn auch die Wahrheit des Satzes, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse, nicht angefochten werden kann, so heißt es doch das Wesen der Kunst, deren Aufgabe es ja nicht ist, unseren Geschmack zu befriedigen, sondern das Schöne zu verwirklichen, vollständig verkennen, wenn man in Bezug auf ihre Werke diesen Grundsatz zur Anwendung bringen wollte. Wo man dieses thut, ist natürlich der Kunstkritik der Boden entzogen. Wer jenen Satz bei Kunsturtheilen gelten läßt, der kalkulirt folgendermaßen: „Ich empfinde beim Anblicke dieses Kunstwerkes und diese Empfindung ist mir gewiß, ich weiß, daß dieser Gegenstand mein Gefallen erregt, darum halte ich ihn für einen schönen. Ich fordere gar nicht, daß auch ein Anderer ihn für schön halte, ebensowenig wie ich will, daß man von mir Anerkennung eines anderen Urtheils verlangt. Natürlich freut es mich, wenn ich auf ein gleichartiges Urtheil stoße, wenn ich finde, daß viele meine Ansicht theilen, denn es kann mir ja nur erwünscht sein, daß der Geschmack, den ich habe, recht verbreitet sei. Nie aber würde ich mich zu der Behauptung versteigen, daß der Gegenstand weil er für mich ein schöner ist, nun auch an und für sich schön sei. Wir kommen ja doch nicht aus uns selbst heraus, unser Gefallen ist ein subjectives, durchaus von unserer Individualität ab-

Digitized by Google

hängiges, folglich auch unser Urtheil. Ein objectives Kunsturtheil giebt es nicht. Also überhaupt keines, setzen wir hinzu, denn es liegt ja im Wesen des Urtheils, Objectivität zu haben. Ist in diesem Falle aber eine Kunstkritik denkbar? Nur unter der Bedingung, daß das subjective Urtheil den Anspruch unanfechtbarer Autorität erheben könnte, denn es ist das Wesen des Unfehlbaren als Subject zugleich objectiv zu sein, als einzelnes etwas Allgemeines zu vertreten.

Man begegnet sehr oft der Ansicht, das Urtheil des genialen Künstlers besitze eine solche autoritative Kraft, denn im Genie liege eben das Gesetz, und somit sei sein Empfinden auch der richtige Maßstab für die Beurtheilung eines Kunstwerkes. Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß der Künstler in ganz anderer Weise als der Laie über künstlerisches Thun zu reden vermag, kennt er doch die Mittel und Wege, durch die man zur Hervorbringung des Schönen gelangt, weiß er doch am besten wie jene Wirkungen erzielt werden, die uns entzücken, und hat doch der stete Umgang mit der Kunst seinem Sinne eine größere Empfänglichkeit für künstlerische Reize gegeben, und das Vermögen, die zarteren Nuancen zu unterscheiden auf das feinste durchgebildet. Aber es zeigt sich, daß diese Eigenschaften, die ihn zum Kunstrichter wie prädestinirt erscheinen lassen, vielfach für ihn zur Klippe werden, daß die Summe von Kenntnissen, mit denen er an die Werke herantritt, ihm die Unbefangenheit raubt, die dem Laien die Sicherheit des Urtheilens giebt, so daß oft der Laie ohne Kenntnisse ein viel richtigeres Urtheil fällt als der Künstler. Gerade der geniale Künstler erweist sich so selten als ein vorurtheilsfreier, gerechter Kritiker, denn je genialer und bedeutender ein Künstler ist, um so enger ist auch der Bund seines Wesens mit dem Gesetz. Dieses erfaßt er aber nicht in der Form des abstracten Wissens, sondern vielmehr durch Intuition, und so vermag er auch nicht durch abstractes Urtheil, sondern nur durch sein künstlerisches Thun Ueberzeugung zu schaffen, nur durch dieses zu uns von den ewigen Gesetzen der Schönheit zu reden. Des Künstlers Urtheil sind seine Werke.

Sollten also wirklich diejenigen Recht haben, welche behaupten, es gäbe überhaupt gar keine Kunstkritik, das Wesen des Schönen sei ja objectiv nicht zu bestimmen, eine Classificirung der Kunstwerke nach ihrem Werth und Unwerth daher auch objectiv unmöglich? Daß Kunstkritik in Wirklichkeit existirt, ist keine Frage, jede Thätigkeit des künstlerischen Schaffens hat auch ihre kritische Vertretung. Ein Kunstwerk ist kaum geboren, so hat es schon von so und so viel Seiten Kritik erfahren. Wie viele fühlen sich doch gerade in unseren Tagen dazu berufen, ein Kunsturtheil abzugeben, zu sagen, ob ein Kunstwerk Werth besitzt oder nicht. Keine Zeit war so reich an kritischen Köpfen, die auftreten im Namen der Kunst, also mit dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit. Es läßt sich aber nicht behaupten, daß alle die sich den Schein, als seien sie Abgesandte der Kunst geben, dieses nun auch in Wirklichkeit sind. Wie vermöchten sonst die Kunsturtheile so auseinanderzugehen, wie könnten sich sonst auf dem Gebiete der Kunstkritik solche Widersprüche und Spaltungen zeigen, die den schon an und für sich zumal in den Kreisen der Künstler verschrieenen Stand der Kritiker völlig discreditiren. Daher lohnt es sich wohl, zu prüfen, welche Bedingungen denn eigentlich erfüllt sein müssen, damit sich die Kritik als eine echte erweise.

Der Kritiker ist sich seiner Aufgabe wohl bewußt wenn er statt des „Ich halte dieses Kunstwerk für schön" stets sagt: „Dieses Kunstwerk ist schön", denn so lange er nicht in der Lage ist zu sagen, dieses oder jenes Werk sei ein so geartetes, daß es allgemein als schön anerkannt werden müsse, sondern nur weiß, daß es sein Gefallen erregt, ist er auch nicht zur Kritik berechtigt, denn seine Empfindung kann ja nur für diejenigen den Werth der Kritik haben, die schon a priori von der Richtigkeit derselben überzeugt sind. Diese Ueberzeugung muß aber erst gewonnen sein, und in erster Linie muß derjenige, der kritisiren will, dieselbe besitzen. Das bloße Bewußtsein, die Empfindung zu haben, kann ihm nicht genügen, wenn es sich darum handelt, festzustellen, ob dieselbe berechtigt ist oder nicht. Er muß sich nach Gründen umsehen, um dieselbe zu rechtfertigen und darf nicht ruhen und rasten als bis der Urgrund gefunden ist, in dem seine besondere Ueberzeugung in der Allgemeinheit wurzelt. Nur insoweit ihm dieses gelingt kann er den Anspruch auf allgemeine Anerkennung erheben, und wir werden nachher sehen, wie weit dieses möglich ist, während er sonst mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit sich eine Anmaßung und Ueberhebung zu Schulden kommen läßt. Ich erinnere hier an einen gegen die falsche Verallgemeinerung gerichteten Satz in Lessing's Hamburgischer Dramaturgie, welcher lautet: „Es ist einem Jeden vergönnt, seinen eigenen Geschmack zu haben und es ist rühmlich, sich von seinem eigenen Geschmacke Rechenschaft zu geben suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit zu ertheilen, die wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen, wahren Geschmacke machen müßte, heißt aus den Grenzen des forschenden Liebhabers herausgehen und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen..... Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmacke, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache fordert."

In diesen Worten liegt das ganze Geheimniß der Kunstkritik, sie treffen das Wesen, den Kern der Sache. Nicht der Geschmack darf das Urtheil des Kunstrichters bestimmen, sondern das Kunstgesetz. Mein Urtheil wird zwar stets von meinem Geschmacke abhängig sein, von dem Grade der in mir geweckten Lust oder Unlust, aber der Geschmack ist keine unveränderliche Größe, sondern ein der Ausbildung und Entwicklung fähiges Vermögen. Ein Jeder kann's ja an sich selbst erfahren, wie sehr derselbe wechselt, welche Veränderungen Erfahrung und Erziehung in demselben hervorzurufen vermögen!

Wo finde ich aber das Kunstgesetz unter dessen Zucht ich meinen Geschmack stellen soll, wer giebt mir den Maßstab, der mir die Erkenntniß schafft, inwieweit mein Geschmack noch der Schulung bedarf, damit ich ihm trauen könne? Habe ich diesen, so habe ich Objectivität und bin somit in den Stand gesetzt zu kritisiren.

Wenn ich die Gesetze der Natur ergründen will, so muß ich mich mit dem Studium ihrer Werke befassen, muß die ganze Fülle der Erscheinungen vor mir ausbreiten, um von der vorurtheilsfreien Beobachtung ausgehend zu Wahrnehmungen und von da durch Abstraction zum Gesetz aufzusteigen. Hauptmittel, aus den Erscheinungen das Zufällige zu eliminiren und dadurch das Gesetz zu finden, ist das Experiment.

(Schluß folgt.)

---

## Friedrich Rückert.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von B. Noelting.

In seiner gewaltigen Rede vom 6. Februar hat Bismarck die Ueberlegenheit des deutschen Heeres über die ausländischen Armeen auf den Geist des Volkes zurückgeführt. Daß aus diesem Geist so Bedeutendes erwachsen konnte, verdanken wir zum großen Theil den Dichtern, die sittlich veredelnd auf die deutsche Volksseele gewirkt haben. Ein solcher Dichter ist Friedrich Rückert, der von sich sagen durfte: „Gegen Nacht und Finsterniß in Kampfesschranken führ' ich eine Schaar von leuchtenden Gedanken!"

Die romantische Schule hatte den Ausspruch Herder's: die echte Poesie ist nur in der Gesammtliteratur aller Nationen zu finden, zum Kunstprincip erhoben und zum Begriff der Universalpoesie erweitert. Alle Werke der verschiedensten Künstler sind nur Theile einer Poesie, die von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zukunft, mit den Werken, die wir besitzen, sowie mit den verlorenen und noch zu schaffenden ein unzertrennliches Ganze bildet. Man muß demnach, um einen Begriff von der echten Poesie zu gewinnen, ihre Spiegelungen im Geist der verschiedenen Nationen beobachten, mit anderen Worten, deren Literatur.

Digitized by Google

Diese Anschauung hat seitdem in stetiger Steigerung Anerkennung gefunden und gilt heute als unangefochtenes Kunstprincip. Die mustergültige deutsche Uebersetzungsliteratur ist daraus hervorgegangen. Die Schlegel und Tieck brachen die Bahn, indem sie uns den deutschen Shakespeare und Cervantes gaben. Ebenso versuchten sie durch Einführung fremdsprachlicher Formen die reim- und formenarme einheimische Poesie zu bereichern und so der Universalpoesie entgegen zu führen. Aber wie bei allen ihren Principien, sobald sie in Thaten umgesetzt werden sollten, reichte ihr Talent hierzu nicht aus. Dieser fruchtbaren Theorie durch Bethätigung in der Praxis allgemeine Anerkennung zu verschaffen, das war einem Nachgebornen aufbehalten, dem die Poesie in allen ihren Zungen nur eine Sprache war und der mit Selbstbewußtheit aussprach:

„Daß über ihrer Bildung Gang
Die Menschheit sich verständige,
Dazu dient jeder Urweltklang,
Den ich verdeutschend bändige!"

Durch seine philologischen Studien wurde Rückert zum Orient geführt. Deshalb erwies er sich namentlich im Verdeutschen und Nachdichten orientalischer Poesien als wahrhafter Sprachbändiger. Die großen epischen Dichtungen der Inder, Perser, Araber und Chinesen müssen ihre schönsten Episoden von ihm in's fremde Deutsch übertragen, ihre Vers- und Strophenformen darin nachbilden lassen. Und nicht nur diese macht Rückert für seine Muttersprache flüssig. Neben der Slokas, den Ghaselen und Hendekasyllaben tummeln sich in seinen Werken Terzinen, Sonette, Ritornelle, Sicilianen, Tenzonen, Octaven, Alexandriner ꝛc. im Verein mit einer staunenerregenden Mannigfaltigkeit deutscher Reimstrophen. Für ihn giebt es keine deutsche Reim- und Ausdrucksprödigkeit. In den „östlichen Rosen", den Ghaselen, kehrt durchgängig zehn bis zwanzigmal derselbe Reim wieder. Ebenso wagt er die keckſten Wortneubildungen, namentlich in „Nal und Damajanti" und den „Makamen", aber auch in Originalgedichten: „Allwohlgethaner, im Herzen Verlangenswegebahner, Götterkönigsglanzgeschmückter, Landbefrieder, Feindesburgenkampferstürmer". Damajanti wird bezeichnet als „der erblassende Schönheitsstrahl, die schweigend herzbefehdende, die gewölbtaugenbrauenbogige, sanftlächelndredewogige". Die Liebe ist für ihn eine „blumenmilddurchsternte Garbe", die Sonne die „Lichtseele im Planetenwirbel"; der Planet wandert „lichtbeschuht". — So langathmig die Worte zuweilen klingen, sie geben Zeugniß, wessen unsere Sprache fähig ist und daß ein Dichter nicht die breit ausgetretene Bahn der gewöhnlichen Bildungssprache zu wandeln braucht, sondern nach diesem Vorbild neuschöpferisch verfahren kann. Dem Einwurf, daß eine solche Nachfolge zur Manier und Uebertreibung führe, begegnet Rückert in der Vorrede zu seinen Makamen des Hariri, wo der Ausdruck die tollsten und ergötzlichsten Sprünge macht:

„Die Lieblichkeit der Nachtgespräche sprießte,
Bis daß der Morgen nieste!"

„Drauf rief er: Rohrdommel, der Schultruppe Vortrommel! — Du Starkschäftiger, Markkräftiger! — Du Wohlrüstiger, nicht Hohlbrüstiger!" —

„Halt vor'm Diebe deine Truh zu,
Vor der Liebe deine Ruh zu,
Binde, schlottert er, den Schuh zu
Und den Mund, der stottert, thu zu."

Mit leichter Ironie versichert der Dichter, es stehe nicht zu fürchten, daß solches Beispiel viel Nachahmung fände, da die gewohnte Art zu dichten außerordentlich viel leichter sei. — Angesichts der zahllosen, matten, in der Umgangssprache verfertigten Rhythmen unserer Zeit muß man zugestehen, daß er Recht behalten hat.

Aus diesem Spiel mit fremdländischen Formen gewann Rückert die Anregung zu neuen deutschen Strophen- und Versbildungen, die er zuweilen mit glücklichem Erfolg erfindet. Wie schön gibt die Wiederholung in „Aus der Jugendzeit" die sehnsüchtig verweilende Erinnerung wieder. Und der dactylische Rhythmus im „Lüfteleben" mit seinem Kehrreim braust wie ein frischer Morgenwind daher!

Rückert's Stil ist durchaus original, verständig, klar bis zur Nüchternheit und Trivialität, andererseits voll kühner Wendungen und Wortformen. In den „Gräbern zu Ottensen" z. B. heißt es von dem in der unseligen Jenaschlacht verwundeten Herzog von Braunschweig: Er kam,

„Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Noch allen Schmerz empfand,

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken,
Beschwichtigt in den Tod!"

So spricht sich nur ein originaler Dichter aus. Jeder gewöhnliche wäre vor dem kühnen Ausdruck: „Scherben des Hauptes" zurückgeschreckt und hätte statt „beschwichtigt" etwa „beruhigt" gesetzt. Doch gerade dies Wort gibt dem Vers das Stimmungsvolle, sodaß man aus der Zeile den letzten befreienden Athemzug des Sterbenden zu hören glaubt.

Ist somit Rückert's Sprache charakteristisch treffend, so fehlt ihr doch Grazie und Melodie. Sie hat seelische, aber nicht sinnliche Kraft; Metaphern und andere Bilder finden sich selten. Eine Ausnahme bildet die reflectirende Vergleichung, die er namentlich in der „Weisheit des Brahmanen" vielfach anwendet und zuweilen mit poetischer Kraft durchführt. So das liebliche Bild vom Rosenstrauch und Vogel als Beispiel gegenseitiger Hülfeleistung und die Ermahnung zur Hoffnung geknüpft an den „Morgenschauer" vor Sonnenaufgang:

„In diesem Schauer wird, was gestern blühte, sterben,
Was heute soll erblüh'n, wird davon Kraft erwerben.
Verzage nicht, wenn ab die welke Hoffnung fiel,
Die neue schon erhebt sich jung auf frischem Stiel."

Einem Formkünstler wie Rückert droht aber zwiefache Gefahr. Einmal, alles und jedes, was nur irgend dichterische Behandlung zuläßt, der Form zu Liebe zu gestalten, dann die Reimfertigkeit zu Künsteleien zu mißbrauchen. Rückert ist auf diese beiden Sandbänke aufgefahren.

Selbst ein bedeutender Mensch hat verhältnißmäßig selten bedeutende Gedanken. Wenn er die Summe zieht, so gehört weitaus der größte Theil den trivialen Forderungen des Tages an. Und noch seltener sind tiefe, das Innere durchschütternde Gefühle, wenigstens sobald die erste Jugend vorüber ist. Wer demnach Unbedeutendes nicht hervorbringen will, muß seine Kraft auf Weniges concentriren, wenn er nicht gerade ein Goethe ist. Jedes mittelmäßige Talent schreibt sich um so rascher aus, je mehr es gestaltet; so entstehen die „gemachten" Dichtungen.

Das ist die Ursache, weshalb unter Rückert's Werken so viel Spreu sich findet! Wie sein König in der Weisheit des Brahmanen könnte man Auszug auf Auszug aus seinen Schöpfungen veranstalten, um endlich in einem kleinen Band das wahrhaft Schöne davonzutragen. Selbst aus der einbändigen Ausgabe seiner Gedichte würde ich zu solchem Zweck zwei Drittel streichen und dafür aufnehmen: Nal und Damajanti, Rostem und Suhrab, Sawitri, der Schulmeister von Hims und etwa fünfzig Sprüche aus der „Weisheit".

Und aus seinen Künsteleien erklärt sich das innerliche Frösteln, das uns zuweilen beim Lesen der Rückert'schen Gedichte anwandelt. Da finden sich verschnörkelte Strophen und Wörter, dann gewaltsame Wortbildungen: „Wechselauseinhauch, empfindungsblüthenweich, schmerzenslustdurchkochte Brust, Augenwimperdurchsinternde Thräne, das wankle Glück;" Bilder wie: „Russia, schüttle Deine kalten Röcke" und „Du hast mit Deiner Locken Band der Ichheit Fesseln abgestrüpft".

Solche Verfehlungen, die einem Uhland, einem Geibel unmöglich wären, entstammen im letzten Grund der Thatsache,

Digitized by Google

daß Rückert kein eigentlicher Lyriker ist. Die echte Lyrik ist Stimmung, Ahnung, Traum in Melodie aufgelöst; sie ist das naive, rythmische Hervorbrechen eines starken Gefühls. Mit Ausnahme weniger Lieder, die freilich alle Stimmungspoesie in sich vereinigen, die Rückert sonst fehlt, wie das herrliche: „Aus der Jugendzeit", „Du bist die Ruh", „Ich stand auf Bergeshalde" und einige andere, sind seine Gedichte stark mit Reflexion gemischt. Er sagt klar heraus, alles, was er augenblicklich denkt oder fühlt, zuweilen lang ausgesponnen, zuweilen in wenigen Zeilen, aber immer gibt er ein fertiges, ein gutes, reines Gefühl vereinigt mit eben solchen Gedanken, gegen welche man nichts einwenden kann, aber die auch nichts zwingend Großes haben. Wie ein geschickter Weber läßt er ein kunstvoll geordnetes Muster bis in Einzelheiten vor uns entstehen, während der echte Lyriker nur die Hauptfäden einschlägt und dem Leser das Fortspinnen überläßt. So Heine; er entzückt, ärgert, bewegt abwechselnd durch vieldeutige Worte, ja er ekelt auch wohl an, aber hält das Interesse beständig in Athem. Uhland greift mit sanfter und sicherer Hand in das Gemüth. Rückert dagegen schaukelt das Gefühl auf klaren, ruhigen Wellen, was eine Weile recht angenehm berührt, aber leicht ermüdet.

Den Charakter seiner Lyrik hat er mit schlagender Selbstkritik in einem Liedchen des Liebesfrühlings festgestellt:

„Keine wilde schwärmende
Sinnesübermeisterung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeisterung!
Wie mein Dichten von Natur,
Liebchen, so mein Lieben,
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben!"

Daraus geht hervor, daß seiner Dichtung das Fortreißende, den tiefsten Grund der Seele Aufwühlende fehlt, was ein für allemal nur durch göttliche Trunkenheit bewirkt werden kann!

Es wäre aber Unrecht, das Gute zu unterschätzen, weil das Beste nicht erreicht ist. Im Gegensatz zu den Formkünstlern Platen und Schack hat Rückert auch tiefe und „milde, wärmende" Herzenstöne, sobald ihn ein Gefühl mächtig ergreift. Patriotismus, Liebe und Vaterschmerz haben ihm seine besten Dichtungen geschaffen.

Mit den „geharnischten Sonetten" begann er seine Dichterlaufbahn. Man hat ihm von damals an bis heute die Wahl dieser Form vorgeworfen, die patriotische Begeisterung nach strengen Gesetzen abmesse und den volksthümlichsten Stoff fremdartig und unpopulär einkleide. Daß aber patriotische Sonette an und für sich nicht zur Unpopularität verdammt zu sein brauchen, beweist der ungeheure Erfolg von Redwitz 300 Sonetten vom neuen deutschen Reich. Wenn Rückert's Sonette auf einen kleinen Kreis von Gebildeten beschränkt blieben, so liegt das vielmehr an seiner eigenartigen, schon charakterisirten Ausdrucksweise, die nichts Schmeichelndes, das Ohr Bestechendes hat, was ein populäres Gedicht in erster Linie fordert. Aber für das, was Rückert in diesen Sonetten aussprechen will, tiefernste, feierliche Ermahnung, paßt die Form sehr wohl. Einzelne dieser Gedichte gehören zu den schönsten Erzeugnissen der Zeit. Warme Begeisterung klopft in: „Es steigt ein Geist empor mit blankem Stahle"; tiefe Siegesfreude jubelt in: „Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine" und „Victoria, Schiedsrichterin der Kriege!" —

Von seiner Liebeslyrik ist der Liebesfrühling allgemein bekannt geworden, und in dieser Darstellung echt deutscher Seelenliebe finden sich auch Klänge von fast religiöser Inbrunst, ebenso ganz vereinzelt in den „Oestlichen Rosen". Aber viel frischer und origineller muthet der Cyclus: Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande, an. Hier ist keck individuelles Herzensleben statt der sanften Allgemeingefühle des Liebesfrühlings. Mit höchst realistischer Frische schildert er das munter-schnippische Naturkind, das mit den poetischen Huldigungen des Dichters gar nichts anzufangen weiß, zum Beispiel den Vorschlag der „Liebe in der Hütte" mit Empfindlichkeit verwirft; denn ihr Vater ist Besitzer einer stattlichen Oekonomie. Der Verliebte belauscht sein Mädchen bei ihrer Arbeit, wie sie „mit ihres Odems falschen Hauche" das Küchenfeuer anbläst und kreuzweis geknickte Reisigbrüche auf die Kohlen legt, wie sie poetisch spinnt und prosaisch die Stuben fegt. Und wenn er sie eine thessalische Zauberin nennt, verfehlt er nicht hinzuzufügen: „obgleich mit keinem Laute Du von Thessalien je gehört im Traume!" — Ihre Kaltherzigkeit erbittert ihn; er wirbt, aber schmachtet nicht, schilt jeweilig auf sie, klagt und leidet, aber nicht allzusehr und immer mit Humor.

Das Erschütterndste und in diesem Sinne Schönste, was Rückert gedichtet hat, umschließen seine „Kindertodtenlieder". Auch hier zeigt sich wieder, daß der paradoxe Satz unserer Zeit: die Poesie fängt da an, wo die Gesundheit aufhört, viel Wahres für sich hat. Denn viele dieser sehnsuchtskranken Lieder erscheinen durch die Poesie des Schmerzes wahrhaft verklärt. Ich kenne nichts Ergreifenderes in der gesammten Literatur dieser Art, als das Lied: „Ich hatte dich lieb, mein Töchterlein". Der Vater aber empfindet es doch als Schuld, sein Kind nicht genug geliebt, wenigstens diese Liebe zu oft hinter der Zucht verborgen und noch das Kind auf dem Sterbebette zur bitteren Arznei gezwungen zu haben:

„Du aber hast, vom Tod umstrickt,
Noch deinem Vater geschmeichelt,
Mit brechenden Augen ihn angeblickt,
Mit sterbenden Händchen gestreichelt!"

Die ganze Scala des Schmerzes, von tiefster Trostlosigkeit bis zum versöhnenden Hoffnungsgefühl auf eine Neuvereinigung im Jenseits, wird in diesen Liedern angeschlagen!

Gelingt demnach Rückert manch' reiner, warmer lyrischer Ton, so liegt doch sein Schwerpunkt in der Reflexionspoesie. Abgesehen von seinen zahlreichen lyrischen Gedankenträgern wie: die sterbende Blume; die Scheidungsbrücke; die hohle Weide; die Königskerze; Prophezeiung; Adler und Lerche; den „angereihten Perlen", den „Ghaselen des Dschelaleddin Rumi" schüttet er einen Regen didactischer Sprüche in der „Weisheit des Brahmanen" aus.

Leider hat er hierfür seinen Lieblingsvers, den langathmigen Alexandriner, gewählt, den der moderne Mensch nicht gut verträgt. In unseren Tagen des Hastens und Jagens, da ein ruhiges Vertiefen in ein Gedicht fast unmöglich wird, schreckt man vor langen Versen zurück — die Forderung der Zeit an solche Gedichte ist die stark in die Augen springende Pointe! — Aber der Vers ist künstlerisch gehandhabt und sein Inhalt reine sittliche Lebensweisheit!

Der Dichter hat diesen Inhalt Albert Knapp gegenüber auch richtig als „verschleiertes Christenthum" bezeichnet. Wohl spielt die Philosophie etwas mit hinein. Als Eklektiker geht Rückert an den verschiedenen Systemen vorüber und wählt daraus, was ihm genehm ist. Zuweilen gibt er ein charakteristisches Schlagwort oder Bild dem Sinne nach unverändert wieder, so Plato's schönes Gleichniß vom Schein und Wesen der Dinge aus dem „Staat", Heraklit's Pointe und Descartes': Cogito, ergo sum. Oder aber, da der Vertreter praktischer Lebensphilosophie mit reinen Begriffen nichts anzufangen weiß, er versucht, einen philosophischen Begriff empirisch zu erläutern, so Kant's „Ding an sich": „Das Ding ist außer dir, weil du von dir es trennst, doch ist es auch in dir, weil du's in dir erkennst" u. s. w. Hier und da streift er den Pantheismus: „Der Unbedingte, der sein ganzes Sein bedingt, selbst durch Hervorbringung der Welt hervor sich bringt". Aber diese Anklänge verschwinden gegenüber der in tausendfachen Brechungen wiederkehrenden christlich religiösen Tendenz. Gott, und zwar der persönliche Gott, ist dem Brahmanen das ewige Lebensprincip, von dem alles Geschaffene ausgeht und zurückkehrt, alles Sein umschlungen und umrungen ist; er ist der im Gefühl sich Offenbarende und durch das Gefühl Bewiesene; das Gottbewußtsein nennt er den „Allmannsharnisch", der Unbesieglichkeit in sich trägt. Die Möglichkeit der Gotterkenntniß unterscheidet den Menschen vom Thier. Das Gebet führt zu dieser Erkenntniß; es darf nicht versäumt wer-

Digitized by Google

den, auch in Gemeinschaft mit den Menschenbrüdern in der Kirche zu beten. In diesen Brüdern spiegelt sich Gottes Wesen wieder, da er selbst, der Unerschaffene, nie voll erkannt und ergründet werden kann. Deshalb ist Humanität hohe Pflicht. Rückert wird nicht müde, in zahllosen Einzelfällen diese Pflicht ermahnend vorzuführen. Gesunde Freude an der Welt geht durch das ganze Werk, Freude an der Stunde, dem Augenblick, im Frühling auf die Winterruhe, im Winter auf den Lenz, und während aller Phasen des Lebens Freude auf die Ewigkeit, die das Vergnügen der Arbeit auf weiteren Feldern, als den irdischen fortführt.

Zeigt der „Weise" sich als frommer Deist, so ist er doch von aller Kopfhängerei weit entfernt, gegen welche er vielmehr kräftige Hiebe führt. Wohl soll das ganze Leben ein Gebet sein, aber durch nutzbringende Thätigkeit für den Nächsten. Der betende Einsiedler, der dem verirrten Wanderer stumm durch Handaufheben den Weg zum Himmel zeigt, statt zum nächsten Dorf, muß sich das Urtheil gefallen lassen: „Was könnt' es wohl dem frommen Manne schaden, wenn er bewandert wär' auch auf der Erde Pfaden?!" Zu solcher Abneigung gegen Bigotterie stimmen verschiedene „östliche Rosen". Hier wird der Prediger aufgefordert, wenn er mit feurigen Bildern den Himmel und ewiges Leben schildern wolle, vom Flammenblick der Liebsten zu sprechen: „So begreif' ich's im Augenblick". Doch ermahnt der Prediger, Verzicht zu leisten auf „das lockige Haupt, das duftige Kinn, diese Predigt hat keinen Sinn, mein Gefühl begreift sie nicht!" — Und allbekannt ist das schöne Wort über die Toleranz: „Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde, wodurch ein armes Herz emporstrebt von der Erde; ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei, daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei."

Ueberblickt man die „Weisheit" als Ganzes, so beweist Rückert's Wort sich als wahr:

„Nicht leicht ein Schönes wird, ein Gutes sein, wovon
Ich nicht gesagt ein Wort, gesungen einen Ton."

Das ist denn auch das bedeutendste und verdienstvollste Merkmal von seinem Gesammtwirken.

Gleichwohl hat unsere Zeit wenig Verständniß mehr für ihn. Sein milder Idealismus stimmt schlecht zu der herben Moral eines Ibsen und Zola. Die Gemeinde, die seine Werke gründlich kennt, wird täglich kleiner. Daß er aber im Strom der Zeit nicht untergeht, dafür sorgen einige Gedichte, die Gemeingut der Nation geworden sind. Alljährlich wiederhallen unsere Schulstuben vom lieblichen Lied des Bäumleins, das andere Blätter hat gewollt und vom unvergleichlichen „alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich!" Die liebesbegeisterte Jugend singt: „Du meine Seele, Du mein Herz!" Und wenn der Ergraute das hört, beugt er das Haupt in die Hand und flüstert:

„O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!"

---

## Ungedrucktes aus Friedrich Hebbel's Briefwechsel.

Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer.

Wer Friedrich Hebbel's „Tagebücher" gelesen hat, der wird der merkwürdigen Wendung sich erinnern, welche sich, als er im vierten Jahrzehnt seines Alters angelangt war, in seinem Seelenleben vollzogen. Das Herbe und Leidenschaftliche in seinem Wesen wurde gemildert. Lange hatte ihn das Unglück verfolgt, fast ein Menschenalter hindurch waren Noth und Pein seine Genossen, Tragödien dichtend, mußte er in einer schweren Daseinstragödie die erste Rolle spielen. Er besaß nichts als sein Genie und die Hoffnung. Wenn auch manchmal zweifelnd und verzweifelnd, hoffte er doch endlich von Station zu Station: in Wesselburen auf Hamburg, in Hamburg auf Heidelberg, in Heidelberg auf München, in München auf die Rückkehr nach Hamburg; zurückgekehrt und festsitzend, hoffte er auf Reisen, denn Reisen war ihm Leben, während der Reisen wieder auf einen ständigen Sitz und Besitz, der ihm gestattete, wie das tiefe Bibelwort sagt, mit dem gegebenen Pfunde tüchtig und ruhig zu wuchern. Endlich kam das Glück und mit ihm die Läuterung, die Zufriedenheit. Mit dem Glück brach alles Edle in Friedrich Hebbel hervor wie ein Bündel Sonnenstrahlen aus einer düstern Wolke. Der Geistmensch ward Gemüthsmensch. Ein Weib hatte das Wunder vollzogen: Christine Enghaus, ein angesehenes Mitglied des Wiener Burgtheaters. Sie lernten sich kennen, lieben und schlossen einen Ehebund. Der zweite Band der Tagebücher ist voll von dem Glück des Dichters. Einmal heißt es: „Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner Existenz; ich habe ein theures Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens Einen wahren, erprobten Freund; mit meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geistes- wie die Leibeskräfte sind ungeschwächt und meine Thätigkeit ist keine wirkungslose; dabei habe ich, was man zu einem bequemen Leben braucht und bin sogar im Stande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugniß darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tags; das Mittagsmahl und besonders die bei einem Glase Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendstunde ist mir immer ein Fest und ich nähre keinen andern Wunsch mehr, als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es bleiben möge, wie es ist!"

Nach Art bedeutender und edler Naturen, war Hebbel im Unglück herb und trotzig, im Glück dankbar und ergeben. Nach furchtbaren Mühen und Kämpfen hatte er das Höchste erreicht, was ein armes Menschenkind auf dieser zweifelhaften Gotteswelt erreichen kann: das Gleichgewicht und den Frieden der Seele. Die geruhige Stimmung hielt an bis zum Ende. Aus ihr heraus schrieb er, wenn er auf der Wanderschaft war, eine Reihe von Briefen an seine Frau. Vier derselben seien mitgetheilt. Der erste ist ein prächtiges Genrebild niederländischer Art, mit dem individuellen Stempel Hebbel's versehen, an seine Erzählungen gemahnend, welche, unter Kleist's und Jean Paul's Einfluß geschrieben, auffallen durch einen grausamen Galgenhumor, der nach der Seite des Schauerlichen hin oft bewunderungswürdig ist, aber auch das Liebliche in seinen Kreis zu ziehen weiß, barock und bizarr in den Einfällen, tragikomisch in den Situationen, anschaulich, praktisch in mancherlei feinen Zügen. Der Brief lautet:

Hamburg, den 19. October 1861.

Meine theuerste Christine!

Nun habe ich Holstein bereits im Rücken; ich war gestern in Rendsburg und sah meinen Bruder, seit zwanzig Jahren zum ersten Mal! Weiter gehe ich nicht hierin und mache über den Ort, wo meine Wiege stand, jetzt für immer ein Kreuz; ich würde fast nur noch Gräber treffen, und allenfalls hier und da einen Maulaffen! Daß ich aber wirklich nach Rendsburg gekommen bin, ist mir sehr lieb. Ich verließ mein Hôtel gleich nach sechs Uhr und ging zu Fuß auf den Altonaer Bahnhof; die Hoffnung, daß ein Omnibus mich einholen würde, täuschte mich. Um halb acht fuhren wir ab und um elf trafen wir in der alten Grenzfeste des Deutschen Reiches, jetzt von den Dänen geschleift, bei zweifelhaftem, aber sich dennoch gut erhaltenden Wetter ein. Unterwegs hörte ich von einem Schleswiger, einem höchst soliden und gebildeten Mann, haarsträubende Dinge über die dortige Wirthschaft; im Taubstummeninstitut, worin sich fast lauter Deutsche befinden, wird Dänisch unterrichtet, in der Irrenanstalt Dänisch gesprochen, und in den deutschen Kleinkinderschulen wird gepredigt, die Dannebrogsfahne sei unmittelbar vom Himmel herunter gefallen, und wer das nicht glaube, könne nicht selig werden. Rendsburg ist ein Städtchen von 15,000 Einwohnern, durch die Geschwätzigkeit der Eyder recht angenehm belebt. Ich nahm mir zur Betrachtung des Ortes natürlich nicht viel Zeit, sondern eilte nach der Straße, wo ich meinen Bruder zu finden glaubte. Er hatte aber nicht bloß seine Wohnung gewechselt, sondern auch die Stadt mit dem Lande vertauscht und eine zahnlückige alte Frau wies mich auf ein Dorf hinaus, das über eine Stunde entfernt war. Was sollte ich machen? Ich ließ mir den Weg beschreiben, so gut es ging, und begab mich auf den Marsch. Bald war ich in der tiefsten Einsamkeit, wie mein Haideknabe, kein Wanderer begegnete mir, links und rechts grasende Ochsen und Kühe ohne Hirten,

Digitized by Google

weil sie durch Hecken und Wälle verhindert sind, ihre Weideplätze zu verlassen, den widerspenstigsten Sand unter meinen Füßen. Aber ich hatte mehr Glück, wie gewöhnlich, ich fand das rechte Dorf, das diesseits eines kleinen Gehölzes liegt, und ein Pflüger bezeichnete mir das Haus. Als ich um die Ecke bog, erblickte ich einen ältlichen Mann, der vor seiner Thür Holz hackte; ein verwittertes Gesicht, jedoch noch von starkem Haarwuchs eingezäunt, sah verwundert zu mir auf, als ich näher trat, selbst noch zweifelnd, aber doch bald aus Falten und Runzeln die Jugendzüge hervorklaubend. Ich streckte die Hand aus und sagte: Johann! natürlich plattdeutsch, er ließ sein Beil fallen, schlug sich auf die Stirn, fuhr sich durch die Haare, brach in ein convulsivisches Gelächter aus, genug, that Alles, was ich wohl in einem Moment freudig-schmerzlicher Ueberraschung zu thun pflege, und war gar nicht wieder ruhig zu machen. Den Kopf schüttelnd und die Hände reibend, führte er mich dann hinein; ich trat durch eine kleine Küche in eine Stube, die in Räumlichkeit und Meublement nicht schlechter, vielleicht, wie er selbst wenigstens meinte, etwas besser war, wie die ehemalige unserer Eltern. Seine Frau, eine Bäuerin, wie unsere Hausverwalterin in Gmunden, entschuldigte die Unordnung, in der ich Alles fände, aber erst morgen sei Sonnabend; sie war viel gelassener, und erbot sich, Kaffee zu machen, was ich nicht um die Welt abgelehnt hätte, obgleich ich wohl wußte, welch' ein Cichorienabsud mich erwarte. Der kleine Conrad war nicht zu Hause, er holte Brot; die Katze, die in solcher Familie nie fehlt, lag im Bett, Titi's*) hölzerner Kukuk stand auf dem Schrank, mein Bruder begann darauf zu blasen. Der Kaffee erschien und war nicht ganz untrinkbar, frische Ziegenmilch dazu, von zwei Ziegen gewonnen, die ihnen selbst gehören und die ich nachher in ihrem kleinen Stall besuchte, die Nachbarskinder liefen zusammen und guckten neugierig in's Fenster, die Erwachsenen traten in ihre Thüren. Endlich kam auch das Kind, ein hübscher blonder Knabe, der hell und klar aus seinen großen Augen schaut, er war scheu, wie ein Vogel, und kaum durch einen blanken Silberthaler zum Nähertreten zu bewegen, schlüpfte auch gleich wieder fort und guckte nun von außen mit hinein. Auch mein Bruder verschwand, als ich mich nach ihm umsah, traf ich ihn in der Küche, wie er sich rasirte und die Haare schnitt; ich hatte ihn nämlich gebeten, mich nach Rendsburg zurück zu begleiten, und er meinte, er sei dazu denn doch zu struppig. In der Hast schnitt er sich mehr als drei Mal mit seinem stumpfen Messer, und stopfte die Wunden dann wieder mit Löschpapier. Nach Verlauf von ungefähr anderthalben Stunden machten wir uns auf den Rückweg; er in dem alten Steyrer Rock, den ich ihm im Frühling schickte, einen zerdrückten Sommerhut auf dem Kopf und Stiefeln an den Füßen, die kaum noch zusammen hielten. Bittere Armuth; ein kleiner Haufen Kartoffeln unter dem Ofen, und Ehestreit darüber, ob für das nächste Geld noch mehr Kartoffeln angeschafft werden sollten, oder Holz und Torf. Mein Bruder war für die Kartoffeln, seine Frau für die Feuerung; ich fürchte den Hunger — sagte er — und sie den Frost. Daß ich den Streit beilegte, kannst Du denken. Dabei, damit dem rührenden, ja, ehrlich gestanden, tief erschütternden Bilde zur Milderung und Dämpfung das Komische nicht fehle, unterwegs von seiner Seite die Versicherung, er habe die Frau vor der Verheirathung nie mit Augen gesehen, ein Tischler habe ihm zur Zeit des Krieges vorgeschlagen, sich mit ihr zu verbinden, und da er dadurch als Militärpflichtiger gleich um fünf Jahre älter und des Dienstes quitt und ledig geworden sei, habe er geantwortet: meinetwegen! übrigens sei er auch ganz mit ihr zufrieden. In Rendsburg mußte ich einen Augenblick bei einem seiner Freunde eintreten, ich schlug es Anfangs ab, weil ich den Grund nicht errieth und er sagte Nichts weiter, dann fragte ich: „Säheſt Du's gern?" und er antwortete: „Ja, ja, der Mann erfährt doch, daß Du hier gewesen biſt, und er hilft mir zuweilen aus." In meinem Gasthof ließ ich (ich war selbst noch nüchtern) etwas zu essen geben; bei einem Glase Bier lebte er ordentlich wieder auf und gab manchen seiner alten humoristischen Funken von sich, wie z. B. den: „Heute ist der Erntetag der Juden, denn die armen Leute ziehen aus." Sonst ist er schrecklich zusammengebrochen und hat ein ganz krampfhaftes Wesen; es geht in Holstein wie in Gmunden, Alles wird ausgeführt, die Stockjobber schwellen an und die Uebrigen dörren zusammen wie Regenwürmer im Sande. Fleisch kennt er nicht mehr; immer Kartoffeln und auch die stiehlt Einer dem Anderen vom Felde. Das ist der Güterkreislauf der Nationalökonomen; ich hat's immer gewußt und gesagt. Dabei hat er den Ehrgeiz unseres Vaters, der seine Armuth auch ängstlich versteckte, wie der Geizhals seinen Schatz und der gern hungerte, wenn der Nachbar ihn nur für satt hielt. So sagte er beim Bier: „Nicht wahr, unsere Stube ist recht nett? Hast Du bemerkt, daß Friedrich der Große an der Wand hängt? Ich habe auch den Einzug in Paris!" Als ich einpackte, bat er mich um eins der seidenen Taschentücher, das zerrissen war. Ich fragte: „Du willst es Deiner Alten wohl mitbringen?" Er erwiderte: „Das nun wohl auch, ja, aber es ist mehr der Leute wegen! Ich werde sagen: das ist sein schlechtestes." Auch das Nichtkommen nach Gmunden ist durch die große Noth einfach gelöst; gleich konnten sie nicht gehen, denn das Kind war wirklich verletzt, und nachher war kein Geld mehr da. Im Feuer haben sie viel verloren; sie hatte sich eine Ausstattung zusammengedient und die ging darauf. Sie lassen Alle grüßen; „de lüttje Kunrad de grote Tiene." Beim Abschied mußte ich durchaus seinen Handstock zum Andenken mitnehmen.

Von nun an, mein theuerstes Herz, richte Deine Briefe nach Berlin. Lange bleib' ich hier nicht mehr. Campe*) seh' ich heut; beißt er nicht von selbst in den Kuchen hinein, so stecke ich ihn still wieder in die Tasche.

Euer altes, sehr altes

Nux.

Einer Erläuterung bedarf das Schreiben nicht, in seiner körnigen Wahrheit und Menschlichkeit spricht es selbst für sich. Ein echtes Stück Dithmarschen! Hebbel hat deren mehrere geschrieben, die bekanntesten und besten sind sein Idyll „Mutter und Kind" und sein Gedicht „Der Dithmarsische Bauer", ein Typus jenes nordischen Menschenschlages, der durch die Kämpfe mit den Dänen und dem Meere Stahl und Stein geworden ist.

Der zweite Brief heißt:

Berlin, Sonnabend, den 26. October 1861.

Mein allertheuerster kleiner Pinscher!

Ich danke Dir von Herzen für Deinen wunderschönen Brief; ja wohl, so wollen wir's halten, immer herunter schauen, nie hinauf, und Nichts wünschen als Gesundheit und Lebenskraft. Aber habe ich Dir je die Geschichte meines ersten kleinen Pinschers erzählt, weißt Du, warum ich Dir gerade in den Stunden Ueberfließens in innigster Liebe und Verehrung seinen Namen beilege? Denke Dir das zierlichste, zarteste aller Hündchen, das mitten im Winter, weil ich es in München nicht zurücklassen wollte, den weiten Weg von München nach Hamburg mit mir machen mußte, und zwar zu Fuß. Es würde das rührendste Idyll geben, wenn ich Dir den Kampf zwischen der angeborenen Reinlichkeitsliebe des Thierchens und seinem Abscheu vor dem Schmutz der Straße, zwischen seinem in so rauher Zeit wahrlich doppelt gerechtfertigten Bequemlichkeitstrieb und seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn schildern wollte! Besonders ein Moment ist mir unvergeßlich. Ich war zu Mittag eingekehrt, hatte selbst ein Glas Bier getrunken und dem kleinen Pinscher eine Suppe geben lassen, und brach wieder auf. Es hatte mittlerweile stark zu schneien angefangen und das Thierchen wollte nicht fort, es schmeichelte, es trotzte, es verließ das Wirthshaus zwar am Ende, aber es rannte spornstreichs wieder dahin zurück und bellte mir nach. Als es jedoch sah, daß ich mich nicht daran kehrte, sondern weiter ging, schied es auch seinerseits von der warmen gastlichen Stelle und humpelte hinter mir her, aber höchst verdrießlich und für die Liebkosungen, mit denen ich es überhäufte, völlig unempfindlich. Wir kamen auf eine Chaussee, eine Menge Steine lag an der Seite und bildete einen fortlaufenden Damm, der das kaum fußhohe Hündchen vor dem Ungestüm des Wetters schützen konnte, auch trennte es sich von mir und setzte seine Reise hinter dem Damme fort. Aber jeden Augenblick guckte es mit seinem gelben Köpfchen ängstlich herüber und spähte, ob ich auch noch da sei, und das rührte mich so tief, daß dieser kleine Pinscher von dem Moment an das Symbol der Treue für mich wurde und daß ich das Höchste und Herrlichste, so wunderlich es für den, der die Geschichte nicht kennt, auch klingen mag, mit seinem Namen nenne! — —

Euer altes

Nux.

Ein rührendes Bekenntniß, einen echt deutschen Zug des Hebbel'schen Charakters offenbarend: die Treue. Er hatte sie gegen Menschen und Thiere. Die treue Anhänglichkeit zu seinen Freunden ist einzig vielleicht in der Weltliteratur, ebenso die schnöde, undankbare Art, wie diese ihm eines Tages den Rücken kehrten. Wer Hebbel's Leben kennt, kennt auch diese traurige Geschichte, welche Robert Hamerling veranlaßte, Hebbel einen „König Lear der Freundschaft" zu nennen. Von seiner

*) Hebbel's Tochter.

*) Hebbel's Verleger.

Digitized by Google

Liebe und Treue zum Thier, dem „armen Kaliban der Welt", gibt manches Capitel der Tagebücher beredte Kunde. Die im obigen Briefe angedeutete Geschichte seines Hündchens, mit dem er mitten im Winter, aller Mittel entblößt, von München nach Hamburg zu Fuß pilgerte, ist im ersten Band ausführlich erzählt.

Die beiden folgenden Briefe enthalten außer einer Bemerkung über Gervinus' Schilderungen aus London, die für Hebbel's Auffassungsweise charakteristisch sind und als originelle Reisebeschreibung gelten können. Eines näheren Commentars halte ich sie ebenfalls nicht bedürftig.

London, den 10. Juni 1862.

Meine theuerste Christine!

Herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen, die ich gestern auf der Post abholte, weil sie Sonntags zur Ehre des Herrn geschlossen ist. Deinen Händedruck konnte ich dem Hofrath gleich apliciren, denn er war bei mir und eroberte den Brief für mich; ich habe ihn Dir zurückzugeben und drücke in Gedanken sehr stark, weiß aber nicht, ob Du etwas davon spürst. Marschall*) ist ein prächtiger Mensch, Einer von den Wenigen, denen man sich ganz anknöpfen kann, ohne den Kehrbesen erst zur Hand genommen und den Brustkasten ausgefegt zu haben, er gleicht mir in Allem, bis auf's Spaßmachen, denn gestern im Krystallpalast wollte er eine junge Dame, die etwas unzufrieden aussah, fragen, wo sie ihre Cigarren kaufe, wie Du ähnliche Thorheiten von mir gewohnt bist und endlich dulden gelernt hast. Leider geht er sehr bald fort, und um noch möglichst von ihm zu positiren, werde ich meine Empfehlungsbriefe erst nach seiner Abreise abgeben. Ich bin nämlich halb und halb entschlossen, London meine ganze Zeit zuzuwenden und mich in Paris, das ich ja kenne, höchstens einen Tag aufzuhalten.

Der Brief, den Du nicht zu entziffern vermochtest, war von Gervinus, und merkwürdig genug. Wer den Mann kennt, der wird finden, daß ich immerhin zufrieden sein kann. In allen Hauptsachen, die den Dichter ausmachen, bin ich nach seiner Erklärung „vor seiner übel berufenen Kritik" für immer geborgen, und sein Urtheil über den Stoff berührt eine offene Frage, die es wahrscheinlich auch ewig bleiben wird. Die Bezugnahme auf den Homer ist freilich nicht treffend, denn alle griechischen Tragiker sind seine Schößlinge, die großen Gedichte selbst aber dramatisch gliedern zu wollen, war bei der durchaus epischen Natur des Ilias und der Odyssee, sowie bei der damaligen Knappheit und Enge der dramatischen Form eine absolute Unmöglichkeit, und Alles verhält sich bei den Nibelungen geradezu umgekehrt. Im Uebrigen aber sagt er nichts, als was ich mir tausend Mal selbst gesagt habe, und der Sohn meines Vaters muß unbedingt schon von Kartoffellaub zu grüner Petersilie avancirt sein, wenn der Geschichtsschreiber der deutschen Nationalliteratur ihm versichert, er wolle ihn nicht mit Schmeicheleien und Lobsprüchen langweilen, da er bei seiner Stellung im Reich der Poesie längst darüber hinaus sei. Interessant war mir sein Geständniß, daß er selbst mehr als einmal in seinem Leben über Dramen gebrütet habe; das ist der Fall bei allen Nihilisten, hier hätte ich's jedoch nicht vermuthet.

Und London? wirst Du fragen, ungeduldig über diesen Commentar eines Briefes, den Du selbst mir zugeschickt hast. Theures Weib, ich habe hier schon viel gesehen, aber Faust's Zaubermantel bis jetzt nicht entdeckt, sonst hätte ich ihn gekauft und Dich auf der Stelle herüber geholt. Schildern kann ich's Dir ebenso wenig, wie den Regenbogen und den Rheinfall. Nicht, daß ich mich übertäubt fühlte; meine Natur ist auf große Dimensionen eingerichtet und Multiplicationen imponiren mir nicht lange, auf Multiplicationen läuft aber zuletzt doch Alles hinaus. Allein es ist zu viel, ein Object drängt das andere, die Feder schwankt und die Hand erlahmt. Am nachhaltigsten wirkt auf mich das moralische Klima, das, wie das physische, jeden Athemzug tangirt, die freie Bewegung des Volkes innerhalb der Schranken strenger Gesetzlichkeit, mit einem Wort: der Respect, den er vor sich selbst hat. Das verräth sich in tausend Zügen; wie der Engländer sich das Gesetz selbst gibt, so überwacht er es auch selbst und Beides muß zusammenfallen oder Nichts ist erreicht. Uebrigens fühle ich mich hier, wie unter Verwandten; Engländer und Deutsche stehen sich näher, als ich je gedacht hätte. Am Sonntag war ich mit Marschall in Richmond und Southamptonhouse, wo Cromwell lebte und starb. Vor dem Bilde Jakob I. erzählte mein Freund eine köstliche Geschichte, die nicht untergehen darf. Der König wird als Prinz einmal tüchtig durchgebläut, er schreit tüchtig, eine Hofdame stürzt entsetzt herbei und macht dem Hofmeister bittere Vorwürfe. Dieser erwidert ruhig: ich habe Sr. Majestät den Rücken gegerbt; wollen Sie ihn weiter unten küssen, so habe ich nichts dagegen! und legt die Ruthe bei Seite. Gestern, Montag, waren wir im Krystallpalast; der scheint allerdings aus einem orientalischen Märchen hierher versetzt zu sein. Ein unglaubliches Volksgedränge; eine Eisenbahnkarte kostete einen Schilling und einen Arm oder ein Bein, denn es war Pfingsten und Pfingsten in London. Ich hatte beim Herausfahren eine junge Lady auf dem Schooß, sie war aber erst sechs Jahre alt. Das Wunderlichste, was ich dort sah, war eine colossale Orgel, groß genug für den Stephansdom, auf der bald: „Ein feste Burg ꝛc." und bald: „Ein freies Leben führen wir u. s. w." gespielt wurde. Unheimlich für mich; die Orgel hat, wie gewisse Schauspieler, keinen Uebergang, sie kann nur quiescirt werden. Das Eigenthümlichste: die Ungeheuer der Urwelt, in Bronce gegossen und im Park in einen Teich versetzt; scheußliche Gestalten, die doch auch einmal das Höchste waren, was der Planet hervorzubringen vermochte, die Titus-Andronicus-stufe der Natur!

Nun lebt wohl, ihr Theuersten, grüßt die Freunde und schreibt fleißig! Euer altes

Nux.

Paris, den 23. Juni 1862.

Meine theuerste Christine!

Jetzt sitze ich au sixième im Hôtel Bavière in einem kleinen Mausloch, das ich mir, um Mitternacht über Folkstone und Boulogne eintreffend, mit Mühe eroberte. Ein feiner Staubregen hüllt Paris in einen leichten Flor, der nicht so bald zu zerreißen droht, aber ich bin wieder guten Humors, denn ich habe einen ganz vortrefflichen Kaffee im Leibe, auch bin ich wieder unter freundlichen, zuvorkommenden Menschen. Die Gastwirthe sind nicht zugleich Gentlemen, die sich theuer bezahlen lassen und sich geberden, als ob sie Alles umsonst thäten, wie in der alten guten Zeit, die Kellner gehen nicht mit Gesichtern umher, als ob sie die Anwartschaft auf die Staatskanzlerstelle hätten und nur Palmerstons Tod abzuwarten brauchten, ich kann mich wieder niedersetzen, wenn ich ein Glas Bier oder Wein trinken will, mit einem Worte: ich athme wieder auf! Mir war in London zu Muthe, wie in einer Mühle; du kannst bei Tage nicht denken und bei Nacht nicht schlafen und der Müller hat in dem mächtigen Raum, der für die freie Bewegung zwischen den Mühlsäcken und Rädern übrig blieb, noch überdies allerlei überflüssige Stricke angebracht, damit man keinen Augenblick vergesse, daß er der Herr ist. Wer Hamburg kennt, der hat auch zu der Metropole Großbritanniens den Schlüssel, nur daß sich die deutsche Stadt zu der englischen verhält, wie die Kreideskizze zum ausgeführten Bilde; in der Woche der krasseste Egoismus in brutalster Form und Sonntags eine noch scheußlichere Abfütterung des Gewissens und der Moral durch widerwärtigsten Puritanismus der übrigens seine Wurzeln im Volke hat, weil er sich mit Gewalt nicht aufrecht erhalten ließe. England will das reichste Land der Erde sein und jeder Engländer der reichste Engländer; das ist zugleich Staats- und Privatprincip, um das sich Alles dreht, und das allerdings einen Riesenbau zu Stande gebracht hat, der dem römischen Weltreich an Großartigkeit gleich ist, es aber an Solidität bei weitem übertrifft. Allein um welchen Preis! Ich weiß nicht, ob Du Dich der Geschichte noch erinnerst, die Gurlitt*) einmal mit einem seiner sogenannten Freunde, einem Hamburger Banquier, auf Helgoland passirte. Er fand die Wirthshausrechnung zu unverschämt, sein „Freund" kam darüber hinzu und sagte, statt ihm gegen den Preller beizustehen: „Lieber Gurlitt, eine Rechnung bezahlt man bloß, man sieht sie nicht durch!" Gurlitt war das ganz gesund, da er sich immer zu solchem Volk drängt, aber an und für sich betrachtet, gehört sie zu dem Niederträchtigsten, was mir je vorgekommen ist, und in London wollte sie mir gar nicht aus dem Kopf. Der Arme soll hier gar nicht existiren, der Penny, der dem preußischen Silbergroschen gleich steht, ist die kleinste Münze, wer seine Bedürfnisse nicht bestreiten kann, mag zu Grunde gehen, Gottes Kirchhof ist groß. Der Sclave ist für frei erklärt, damit sein Herr der letzten Pflichten gegen ihn los und ledig wird und sich, wenn er ihn an Leib und Seele ausgequetscht hat, nicht mehr um ihn zu bekümmern braucht, wie Griechen und Römer mußten. Ob es ihn entschädigt, daß man ihn nicht niederstechen darf und ihn, wenn er einmal durch Zufall einen Treffer macht, auf der Börse als Bruder willkommen heißt, bleibe dahingestellt. Uebrigens glaube ich gern, daß die historische Größe der Nation, wie die der Individuen, auf einer und derselben Bedingung beruht, nämlich auf dem unerschrockenen Egoismus, der nichts als sich selbst kennt.

*) Secretär der Herzogin von Weimar.

*) Der Maler, ein Freund Hebbel's.

Digitized by Google

Dies Alles ist nicht etwa Ausdruck einer verdrießlichen Laune oder gar miserabler Erfahrungen. Mir ging es in London persönlich so gut, wie es einem nur gehen kann, wenn man beständig einen alten Freund an der Seite hat. Engländer*) und seine Frau thaten Alles für mich, was nur in ihren Kräften stand; ich erhielt meinen Kaffee zwar nicht um sieben Uhr Morgens, wie sie Abends befahlen, aber doch halb Neun, denn früher erhob die Lady, die so gnädig war, ihnen als Köchin zu dienen, sich nicht vom Lager, ich erhielt ihn auch nicht gut, aber doch schlecht. O, laß Deine Marie in Gold fassen und ihr die Nase mit Edelsteinen besetzen; ich weiß erst jetzt, was wir an ihr haben, ihr wären in ganz England die Dienstbotenprämien gewiß, wenn es deren gäbe! Doch das nebenbei zur Erinnerung an die stolze Britin, die mein Zimmer besorgte, und die vielleicht die heruntergekommene Lady Milford aus Schiller's „Kabale und Liebe" gewesen ist. Im Uebrigen hat sich Engländer förmlich für mich aufgeopfert und sich mir von des Morgens früh bis Mitternacht zur Verfügung gestellt, doch mag es auch für ihn gut gewesen sein, daß wir uns einmal wieder gesehen haben. Er fühlt sich hier höchst unbehaglich, obgleich er viel Geld verdient und schaudert vor dem Gedanken, in englischer Erde ruhen zu sollen; ebenso Freiligrath, bei dem ich einen Abend zubrachte und in dem ich einen sehr wackern Burschen kennen lernte. Im Grunde denken Alle wie ich, wenn auch der Eine und der Andere aus der Noth eine Tugend macht. Bei Schlesinger war ich in einer Soiré, wo ich Kühne und Frau traf; es ließen sich dort wohl zwanzig Menschen mir vorstellen, Maler, Musiker, Generäle u. s. w., unter Anderem Einige, die sich für alte Bekannte ausgaben, obgleich ich sie nie gesehen hatte. Auf Deine Gesundheit wurde getrunken: bei Engländer, jeden Tag, und bei Freiligrath. — — —

Euer altes

Nux.

Hoffentlich ist der Tag nicht mehr ferne, wo die gesammte Correspondenz Friedrich Hebbel's, die reich und von bleibendem Werthe ist in geistiger und menschlicher Hinsicht, jenem kleinen Kreis des deutschen Volkes in Buchform dargeboten werden wird, welcher Idealismus und Geist genugsam hat, um ein tiefsinniges literarisches Werk zu verstehen und sich an ihm zu erfreuen und zu erheben.

## Feuilleton.

### Passée.

Von John Paulsen.

Uebersetzung aus dem Dänischen.

Sie erwachte, streckte sich gähnend und rieb wie ein verwöhntes Kind den Kopf an den mit Spitzen besetzten Kissen. Dann einen Blick auf die Uhr, die auf dem kleinen Toilettentisch neben ihrem Bett lag. Erst elf Uhr! Die Vorstellung hatte gestern Abend so lange gedauert, und sie hatte eine anstrengende Rolle gehabt. Nein, es war noch zu früh um aufzustehen. Sie hatte ja heute auch keine Probe. Noch ein Stündchen Schlummer! Sie sah nach den Fenstern, ein grauer Dämmerschein stahl sich durch die herabgelassenen Gardinen, der Herbstregen verursachte ein einförmiges, melancholisches Geräusch an den Fensterscheiben. Bei solchem Unwetter ist es besonders behaglich, noch im warmen Bett zu liegen. Sie nahm eine andere, bequemere Lage ein und versuchte weiter zu schlafen, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Die dumme Kritik konnte sie nicht vergessen! O, sie hätte am liebsten dem rothhaarigen, einfältigen Herrn N. in der „Theaterrevue" die Augen ausgekratzt.

„Passée" war der Ausdruck, den er über sie gebraucht hatte. Freilich war die Kritik in der letzten Zeit etwas zurückhaltender, mit dem Lobe sparsamer gegen sie geworden, aber dies war das erste Mal, daß es Jemand gewagt hatte, sie an ihr Alter zu erinnern, sie zu tadeln, die unfehlbare, vergötterte Primadonna der Hauptstadt.

Sie klingelte heftig nach ihrem Mädchen. Eine halbe Stunde darauf saß sie in einem rothen Schlafrock am Frühstückstische; aber weder der Anblick des reich gedeckten Tisches, noch der Lorbeerkränze an den Wänden, Erinnerungen an die Triumphe ihrer Benefize, vermochten sie zu erheitern; sie blieb verstimmt.

Sie nahm die Morgenzeitungen zur Hand, sie enthielten keine, auch nicht die flüchtigste Erwähnung ihrer Person, waren ihr folglich langweilig. Sie warf sie bei Seite, erhob sich und öffnete ihr Bücherspind. Es enthielt nur wenige Werke: einige unaufgeschnittene Bände von Shakespeare und Goethe, einige moderne Theaterstücke, in denen sie dankbare Rollen hatte, einige lyrische Gedichtsammlungen und Compositionen, ihr von jungen Bewunderern in der Künstlerwelt gewidmet — und dann ein Wörterbuch.

Sie öffnete es. Sie war nicht sehr stark im Französischen, aber sie hatte doch eine unheimliche Ahnung davon, was das fatale Wort bedeutete. Aber sie wollte volle Gewißheit darüber haben. „Passée — vorbei, zu Ende, verblüht."

„Verblüht!"

Sie machte unwillkürlich dieselbe zornige Bewegung, mit der sie auf der Bühne so große Wirkung erzielte, wenn sie in der bekannten Tragödie ihrem treulosen Geliebten den Dolch in die Brust stößt. Das Lexikon fiel ihr aus der Hand, ohne daß sie es merkte . . .

Verblüht . . . .?

Sie stürzte vor den großen Spiegel, der sie in ganzer Figur zeigte und versuchte es, mit den Händen ihre Taille zu umspannen, aber es ging nicht. Seit vielen Jahren hatte sie das Kunststück nicht mehr machen können. Mit einer Sylphide konnte man sie nicht mehr vergleichen — und doch hatte „ein junger Dichter" einmal von ihr gesungen, daß sie „wie eine Sylphide, von Grazien gefolgt, über die Bühne schwebe!" Ihre zunehmende Korpulenz konnte dem Publikum nicht mehr verborgen bleiben. Sie hatte die besten Pariser Corsetts gekauft, die sie wie ein Eisenpanzer einengten und sie kaum Luft holen ließen, wenn sie in den großen Scenen ihre Stimme anstrengte. Das that weh und schadete ihrer Gesundheit, aber was half es? Der Schein mußte gewahrt bleiben. Oder sollte sie vielleicht nächsten Sommer eine Hungerkur durchmachen? Vielleicht hätte sie dann das Glück, bezaubernd mager zu werden à la Sarah Bernhardt! Etwas mußte versucht werden. Dies abscheuliche „Passée"!

Sie hatte ihre Figur im Spiegel kritisirt, nun betrachtete sie ihr Gesicht, forschend, ängstlich und neugierig zugleich, als wenn sie es zum ersten Male sähe. So sieht der kundige Arzt den Patienten an, wenn er das Stadium der Krankheit erspähen will. Leider — war das Gesicht auch zu voll, aber die Fülle beeinträchtigte nicht die Feinheit ihrer Züge, sie ließ nur das Grübchen in der Wange, das „Amorettennest", wie der junge Dichter es nannte, noch stärker hervortreten. Sie lächelte mechanisch — aber es stand ihr nicht so gut wie früher. Es bildeten sich dabei an den Augen einige wunderliche strahlenförmige Runzeln, die sie alt machten — ja alt. Sie probirte das Lächeln verschiedene Male, aber das Resultat blieb unabänderlich dasselbe, immer dieselben häßlichen Falten. Und ihr Teint — das sah sie jetzt — war nichts weniger als schön. Das Tageslicht zeigte, wie der unbarmherzigste Kritiker, wie rauh, grau und fleckig derselbe war. Diese abscheulichen starken Schminken, wie hatten sie ihre „Rosenfarbe" zerstört! — auch ein Ausdruck des jungen Dichters. Sie wollte sie nicht mehr gebrauchen, sie konnte sich leicht pudern.

Aber wie schön noch die dunklen Augen waren; die konnten den Kampf mit Jedem aufnehmen. Sie hatten einen gewissen schwärmerischen Madonnenausdruck, der ihnen stets eigen war, gleichviel, ob ihr eine Liebeserklärung auf der Bühne gemacht wurde, oder ob sie beim Conditor ihre Lieblingspastete aß.

Die Augen glänzten vielleicht etwas weniger als früher, aber daran war der treulose Lieutenant B. schuld, das Ungeheuer mit Schnurrbart und in Uniform — er hatte, ohne sie davon zu benachrichtigen, sich ganz plötzlich mit der reichen Banquierstochter verheirathet. Das Publikum sollte aber nie merken, daß die Augen weniger intensiv strahlten. Der schwarze Schatten unter denselben hatte eine prächtige Wirkung.

*) Siegmund Engländer: ein Freund Hebbel's aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Wien.

Digitized by Google

Und ihr Haar — sie trat einen Schritt zurück, um es besser im Spiegel betrachten zu können, während sie es auflöste und wie zwei Cascaden über Hals und Schultern fallen ließ —, gab es wohl dunkleres, glänzenderes? Einzelne Silberfäden an den Schläfen wollte sie nicht sehen.

Das Schönste ließ sie bis zuletzt. Sie betrachtete ihre Lippen. Sie hatten noch den feinen, mädchenhaften Zug, der ihre Klagen als „Gretchen" und als „Desdemona" so rührend wahr erscheinen ließ und die Dichter zu Lobeshymnen inspirirt hatte. Nur wenn sie schlechter Laune war, zogen sich die Lippen auf entstellende Weise nach unten — mit ihrer schlechten Laune quälte sie aber nicht das Publikum, die blieb „hinter den Coulissen".

Gott sei Dank, sie war doch noch keine Ruine! Sie konnte sich noch mit den Meisten messen. Sie wollte den Scribenten der „Revue" ganz vergessen.

Das Dienstmädchen kam herein mit einem Brief.

„Vom Theaterdirector," sagte sie hinausgehend.

Als die Primadonna den Brief gelesen hatte, saß sie erst ganz still und lachte dann unheimlich: „Der Unverschämte!" — Sie steckte die Finger in den Mund und biß darauf, eine alte Unsitte von der Kinderzeit her, wenn sie sich über etwas ärgerte. Dann zerriß sie zornig den Brief in kleine Stücke. Der Theaterdirector hatte sie in höflichem Geschäftsstil davon benachrichtigt, daß „Gretchen" das nächste Mal von dem jungen, blonden Fräulein Stella gegeben werden würde, das neulich ein so glückliches Debüt hatte, ihre, der Primadonna, Erscheinung eigne sich nach Ansicht der Kritik nicht mehr zur Darstellung von Goethe's junger Sünderin.

Hahaha! Man nahm ihr also ohne Weiteres ihre Lieblingsrolle.... Man fand sie also zu alt, um das Gretchen zu spielen.... Es fehlte nur noch, daß der Theaterdirector ihr befehlen würde, in's „würdige Fach" überzugehen und Frau Marthe's Partie zu übernehmen.... Sie ging erregt auf und ab. O, wie haßte sie diese Stadt, in der man nicht verstand, daß es noch eine andere Schönheit als die des Körpers gibt, daß Herz und Genie ewig jung bleiben! Fünfzehn Jahre hatte man anbetend, huldigend als Sclave ihr zu Füßen gelegen. Das Publikum hatte ihr zugejubelt, sobald sie sich auf der Bühne sehen ließ, noch ehe sie ein Wort gesprochen; die Kritik hatte laut ihren Ruhm verkündet, Bildhauer hatten ihre Büste modellirt, die in allen Kunstläden ausgestellt war, Dichter hatten ihr ihre Werke gewidmet, Componisten die ihrigen mit ihrem Bild geschmückt, ja sogar die Industrie hatte sich ihres glückbringenden Namens bemächtigt und darnach ihre Producte benannt — vom Modewaarenhändler an bis zum Conditor.

Und jetzt — so plötzlich — ganz unvermuthet — machte der Sclave sich frei — verabscheuungswürdige Residenz! Und weshalb? — Lächerlich! — Etwas Corpulenz und einige graue Haare — das der ganze Grund!

Sie verfiel plötzlich in heftiges Weinen und rang die Hände ganz ohne Theaterpathos. Sie fühlte sich gedemüthigt wie eine Königin, der man brutal das Scepter aus der Hand reißt. War ihre Seele nicht noch eben so begeistert, ihr Gang eben so leicht, war ihre Stimme nicht noch im Vollbesitz ihres berühmten „Silberklanges"? Entzückte die Ristori nicht noch mit 60 Jahren? Da draußen in den alten Culturländern verstand man es, über ein gealtertes Aeußere hinwegzusehen, sich an dem glühenden Ausbruch eines ewig jungen Genies zu erfreuen. Und sie war ja kaum 40 Jahre alt, also im besten Alter (ihr Taufschein sagte 46, aber was bedeuten ein paar Jahre mehr oder weniger?).

Sie raste den ganzen Tag, schloß sich ein und wollte Niemand von ihren Bekannten sehen. Am nächsten Morgen schrieb sie an den Theaterdirector und drohte ihm mit ihrem Abgange, falls man ihr ihre beste Rolle „stehlen würde". Sie wollte „Gretchen" spielen. Sie konnte die schändliche Beleidigung nicht überleben. Sie wartete und wartete. Kein Brief! Der Theaterdirector hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihr auf ihre Drohung zu antworten, so lächerlich und ungefährlich schien sie ihm. Sie verlor ja ihre Pension, wenn sie contractbrüchig wurde, und er wußte, daß die Rücksicht darauf sie fest genug fesselte. Das gab ihr den Gnadenstoß. Sie veranlaßte einige junge Journalisten, in den Zeitungen darauf aufmerksam zu machen, welches „himmelschreiende Unrecht" die Direction ihr durch diese neue Rollenbesetzung zugefügt hatte — Alles vergeblich.

Der Tag der Vorstellung kam, mit der jungen Debütantin im „Faust". Der schreckliche Abend, vor dem sie sich schon so viele Tage gefürchtet hatte! Sollte sie zu Hause bleiben — oder hingehen und Zeuge sein des Triumphes ihrer Rivalin? — Nein, sie hielt es zu Hause nicht aus! Die Minuten vergingen qualvoll langsam. Sie sah jeden Augenblick nach der Uhr — die Uhr war sieben. Nun ging der Vorhang auf, jetzt kam Gretchen auf die Bühne; — o diese abscheuliche Person, die ihr ihre Rolle gestohlen hatte! — nun kam die Scene mit Faust. — Ja, wie sehr sie wohl dem Theaterdirector den Hof gemacht hatte! ... Wer weiß, ob das Verhältniß zwischen ihnen das reinste ist! Jedenfalls wäre sie nicht das erste junge Mädchen gewesen, welches eine neue Rolle für einen Preis gekauft hatte, der — — —

Ja, sie mußte das Theater besuchen. Diese Qual, diese Ungewißheit war unerträglich! Möglich wäre es ja immerhin, daß es besser ablief, als sie fürchtete. Vielleicht wurde sie Zeuge einer Niederlage mit Pauken und Trompeten, statt eines Triumphes. Sie schickte ihr Mädchen, um ein Billet für die Galerie zu kaufen, wo sie unerkannt sitzen konnte. In die Schauspielerloge wollte sie nicht, um Alles in der Welt. Sie würde nur falsches Mitleid erleben, schadenfrohes Bedauern auf den Gesichtern der Collegen lesen — o, sie kannte sie Alle — sie gönnten ihr nicht — — sie konnte sich auf Niemand verlassen.

Sie band einen alten Mantel um, setzte einen unkleidsamen Hut, statt des runden Federbaretts, das sie sonst trug, auf und verhüllte das Gesicht durch einen dichten Schleier. In dem Costüm glich sie ganz ihrer Collegin Frau A., wenn diese würdige Tanten oder alte Mädchen gab. Niemand würde sie erkennen. Sie ließ das Mädchen zu Hause und ging allein. Wie die meisten Schauspielerinnen wohnte sie in der Nähe des Theaters, der Weg war kurz. Sie vermied aber doch die Hauptstraße mit ihren vielen Passanten und tagheller Beleuchtung, sie wählte eine Seitenstraße am Wasser entlang. Sie war einsam, von den spärlichen Bäumen fiel trockenes Laub, die Erde war vom Regen aufgeweicht, sie blieb fast stecken im Schmutz. Das Wetter war kühl und kündigte den ersten Schnee an. Eine alte Frau sprach sie an um eine kleine Gabe „um Gottes willen". Sie gab ihr, ohne sich zu bedenken, ihr ganzes Kleingeld. Die Alte entfernte sich mit tausend Segenswünschen. Die Primadonna wurde über ihre eigene Güte gerührt, bat aber im selben Athemzuge Gott, doch „die Andere" diesen Abend Fiasco machen zu lassen.

„Das Publikum kann mich ja nicht entbehren." Gleich darauf fand sie ihr Gebet gottlos. Ihr fiel ein, wie sie selbst das erste Mal mit Zittern und Beben vor die Lampen getreten war, wie freundlich alle gegen sie gewesen, wie alle ihre Freundinnen Gott gebeten, daß es ihr recht sehr gut gehen möchte — es wurde ihr plötzlich ganz weich zu Muthe. Sie hatte fast Mitleid mit der armen Debütantin, die heute Abend denselben schrecklichen Kampf mit dem Publikum ausfechten sollte, diesem großen Kinde, dessen Launen unberechenbar sind, schroff zwischen Liebe und Haß wechselnd.

„Aber warum will sie mich jetzt schon beim Publikum verdrängen? Sie ist ja jung genug, sie zählt zwanzig Jahre, sie hätte noch leicht warten können.

Das Theater war voll, das Publikum in der festlichen Stimmung, die ein Debüt, ein Benefiz oder ein neues Stück eines beliebten Dichters immer hervorruft. Sie kam mitten im zweiten Act und nahm ihren Platz auf der Galerie ein zwischen einer alten, dicken Hökerfrau, die nach „wohlriechendem Wasser" duftete, und einem aufgeschossenen Jungen mit dünnem, hellem Haar und einer blauen Brille. Beide äußerten laut ihren Unwillen darüber, daß sie mitten im Act gestört wurden.

Es war leicht zu merken, daß die junge Debütantin sich schon einen Platz in der Gunst des Publikums erobert hatte. Es wurde kräftig applaudirt, in der Zwischenzeit hörte man das gedämpfte, bewundernde Flüstern, die tiefen, von der Spannung zurückgehaltenen Athemzüge, Aeußerungen, die der Schauspieler so gut kennt und die ihn tiefer ergreifen, als der lauteste Beifall — vielleicht weil diese Huldigung so unfreiwillig ist.

Digitized by Google

Die Primadonna fuhr zusammen bei jeder Beifallsbezeugung, die ihrer Rivalin zu Theil wurde. Jede riß gleichsam ein Blatt aus ihrem Ehrenkranz und fügte neue Lorbeeren zu dem der anderen. Jetzt ertönte ein lebhaftes „Bravo!“ Sie kam sich eigenthümlich gedemüthigt vor und zog unwillkürlich den Schleier dichter vor das Gesicht. Die Hökerfrau sah sie erstaunt an.

Dabei überkam sie eine eigenthümliche Wehmuth beim Anblick ihrer jungen, schönen Rivalin, der die fieberhafte Aufregung des Debüts, die Freude über die Gunst des Publikums gleichsam eine höhere Schönheit verlieh — etwas Verklärendes, Strahlendes, Inspirirtes.

„Ja, nun glänzest du,“ dachte sie, „aber die Jugend wird verschwinden, die Schönheit auch! Auch dir wird die Zeit einmal das unerbittliche »Passée« ins Ohr flüstern.“

Der Act war zu Ende. Man hörte aus dem Parket jenes Summen und Gebrause, das wie fernes Getöse der Wellen klingt. Jeder wollte seine Stimme ertönen lassen in dem großen lobpreisenden Orchester. Aber ach, der Name, der nun begeistert auf allen Lippen war, in allen Tonarten gepriesen wurde, war nicht mehr der ihrige!

Ob wohl einer, auch nur ein einziger in diesem großen Saal, der bis dahin die Zahl ihrer Bewunderer nicht hätte fassen können, diesen Abend sich ihrer erinnerte, sie gar vermißte?

Oder war sie vielleicht ganz vergessen? Ihre Nachbarin, die Hökerfrau, holte eine fettige Papierdüte vor, worin sie ihr Abendessen hatte, es bestand aus Butterbrod, kleinen Kuchen und Bonbons. Sie war so freundlich, die Primadonna zu bitten, sich etwas davon zu nehmen. Diese lehnte mit einem kurzen: „Nein, ich danke,“ ab, was die gute alte Frau nicht wenig ärgerte. Der Schuljunge holte aus seiner Tasche einen großen Apfel, der ihm prächtig mundete. — Man fing im Orchester an, die Instrumente zu stimmen zur Zwischenactsouvertüre. Sollte sie nun nach Hause gehen? — Nein, sie wollte leiden, noch mehr leiden, sie wollte die Wollust des Schmerzes genießen, eine blutende Wunde erweitern. Man stirbt nicht an solchen Schmerzen, das wußte sie — sie geben nur einen bitteren Nachgeschmack.

Von Act zu Act war sie Zeuge der sich stets steigernden Begeisterung für ihre Nebenbuhlerin. Sie wunderte sich selbst, daß sie es ertragen konnte. Dazu in der drückenden Atmosphäre der Gallerie, eingeengt durch die dicke Hökerfrau und die spitzen Ellenbogen des Schuljungen. Endlich kam dann die große Gefängnißscene. In derselben begeisterte die Debütantin alle zu stürmischem Beifall. Sogar die Primadonna zollte gegen ihren Willen ihren Tribut zu dem Triumph; hingerissen von dem großartigen Spiel vergaß sie es einen Augenblick, die Rivalin zu hassen und huldigte athemlos der Künstlerin in ihr. Das war Genie, Gold mit dem rechten Klang — es war vergeblich, das zu leugnen. Selbst wenn sie wie jener dänische König dem Meere gebieten würde, ruhig zu sein, es würde doch aus innerer Naturnothwendigkeit sich erheben, alle Dämme durchbrechen. — — Ja, das war Genie! — Nach der Todtenstille, in der man jeden Seufzer hörte, folgte ein donnernder Applaus. Die Herren im Parket erhoben sich, sie klatschten Beifall, sodaß die engen Handschuhe platzten und die Damen in den Logen winkten begeistert mit den Taschentüchern und Theaterzetteln. Und sie versteckte sich in ihrer Ecke zwischen der Hökerfrau und dem Schuljungen mit dem Apfel. Sahen nicht alle sie an? Regnete es nicht Steine und Spottreden? O, wo sollte sie sich verbergen, wo?

„Ja, das war doch einmal etwas anderes, als das dicke Fräulein N. mit ihrem dummen Lächeln,“ sagte die Hökerfrau. Die Primadonna neigte blitzschnell das Haupt, als wenn sie einen Schlag in's Gesicht bekommen hätte. Ihr eigener Name war genannt worden.

Der Beifall blieb der Debütantin treu, er stieg und sank wie Wellen, nur einmal unterbrochen von einem qualvollen Aufschreien; — alle Operngläser wurden nach der Galerie gerichtet.

„Wasser! — Es wird Jemand ohnmächtig. Wasser!“

Die Hökerfrau suchte unter ihren Vorräthen nach etwas „Stärkendem“, aber alle Hülfe war schon überflüssig. Mit einer letzten Kraftanstrengung erhob sich die Primadonna. Sie bahnte sich einen Weg an der dicken Hökerfrau und ihren Mundvorräthen vorbei und erreichte den Corridor. Dort war ein offenes Fenster. Gegen dasselbe lehnte sie sich, schlug den Schleier zurück und athmete begierig die frische Abendluft ein. Ein Theaterbeamter erkannte sie und machte in der Ueberraschung eine ungeschickte Verbeugung. Sie sah ihn nicht einmal an, es war ihr Alles gleich. Die frische Luft stärkte sie, sie stieg langsam die Treppen hinunter und erreichte die Straße. Dort blieb sie stehen und betrachtete sinnend das große, erleuchtete Theater, in das die neue Königin heute ihren jubelnden Einzug gehalten; die Thränen stürzten ihr unwillkürlich aus den Augen und ihre Lippen flüsterten ein altes Wort aus ihrer Schulzeit, das dunkel in ihrer Erinnerung auftauchte:

„Alles ist eitel, — vergänglich wie Gras.“ —

Ein eiliger Zeitungsjunge stieß sie in seinem Lauf an. Sie wich ihm mechanisch aus, ohne es zu merken. Tief seufzend ging sie wieder den einsamen Weg am Wasser. Sie schlich langsam, beherrscht von einer großen Schlaffheit, die durchweichte Erde schien wie ein Sumpf unter ihren Füßen zu schwanken. Sie konnte noch früh genug nach Hause kommen — nach Hause in die Leere — voller Lebensüberdruß. O diese Müdigkeit, schlimmer als die des Körpers! Sie setzte sich auf eine Bank, die hart am Wasser angebracht war. Ein scharfer Nordwind wehte, die Wellen schlugen mit langen, klagenden Tönen gegen den Strand, das trockne Laub wurde von den Bäumen geschüttelt und vom Winde in großen, immer wachsenden Haufen ihr zu Füßen geweht. Sie erinnerte sich all der Blumensträuße, die man ihr einst zugeworfen hatte — diese gelben, dürren Blätter waren dazu die Parodie.

Plötzlich stand sie auf und trocknete ihre Thränen, denen sie in der Einsamkeit freien Lauf gelassen hatte, und ging noch einige Schritt näher an die See, sich scheu umsehend. Nein, sie dachte nicht daran, sich das Leben zu nehmen, dazu liebte sie zu sehr des Lebens „süße Gewohnheit“, auch hatte sie zu oft in der Dichtung mit den Selbstmordgedanken gespielt, als daß sie sie hier in Wirklichkeit hätten übermannen können. Sie schöpfte nur etwas Wasser in die hohle Hand und wusch ihre vom Weinen gerötheten und angeschwollenen Augen. Dann ging sie heimwärts.

Vor ihrer Thür blieb sie stehen und zögerte zu klingeln. Alle, auch das Dienstmädchen, mußten gleich merken, welche Demüthigung ihr heute zu Theil geworden; sie fürchtete die inquirirenden Blicke ihres Mädchens. Während sie noch unschlüssig dastand, gewahrte sie plötzlich einen kleinen schwarzen Gegenstand, der ihr zu Füßen lag. Sie hob ihn auf. Es war ein Damenhandschuh. Eine Frauenhand trug ihn einmal, er war warm, weich und duftend gewesen, wie die weiße Haut, die er umschloß, liebeswarme Lippen hatten ihn geküßt und nun, nun lag er da alt und schmutzig auf der Straße, so daß jeder Vorübergehende darauf treten konnte.

„Passée!“ flüsterte sie und warf den Handschuh in den Rinnstein.

## Aus der Hauptstadt.

### Die XXVI. Sonderausstellung in der Nationalgalerie.

Als Peter Cornelius von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurde, erwartete man von seinem Einflusse einen neuen Aufschwung der religiösen Monumentalmalerei. Seiner Leiche folgte im Jahre 1867 als einziger directer Schüler und unbedingter Anhänger seines ästhetischen Glaubensbekenntnisses M. Lohde, der Regenerator der Sgraffitomalerei, und am 5. Juli 1887 ist mit Carl Gottfried Pfannschmidt der letzte Vertreter der neudeutschen Schule zu Grabe getragen worden. Die Nationalgalerie widmet ihm ihre XXVI. Sonderausstellung und gibt Gelegenheit, noch einmal zu constatiren, wie edles Streben bei tüchtigem Können erfolglos bleibt, sobald es dem Bewußtsein des Mitlebenden ein abgestorbenes Ideal aufdrängen will. Man betritt die Räume im oberen Stock der Nationalgalerie mit pietätvoller Vorstimmung, man durchschreitet sie mit dem wachsenden Gefühl der Andacht und man verläßt sie mit einem Seufzer der Erleichterung.

Es ist unmöglich, sich mit all den Darstellungen aus der christlichen Mythe in Gruppen und Posen im Einzelnen zu beschäftigen. Sie sehen einander so ähnlich, die raffaelischen Köpfe zeigen einen so unveränderlichen Familientypus, die Falten der Gewänder fallen in so gleichmäßigen Massen, daß man sich mit diesen den Bedingungen der Wirklichkeit entrückten Schildereien nur generell abfinden kann.

Digitized by Google

Carl Gottfried Pfannschmidt ist der protestantische Vertreter des Nazarenerthums. Er hat das Menschenmögliche versucht, das Reich der Farben für das Lutherthum zu erobern. Es ist ihm gelungen, eine ganze Reihe norddeutscher Andachtsstätten mit seinen Altarbildern und Glasfenstern zu schmücken, populären Erfolg hat er nur da gehabt, wo er mit seinen idealen Abstractionen zugleich von der Farbe abstrahirte und sich auf den Zeichenstift beschränkte. Und doch ist er mit beträchtlichen, durch ernste Schulung verstärkten Mitteln an seine Aufgabe herangegangen. Der Protestantismus ist nun einmal keine Religion, sondern ein exegetisches System, das an die Legende nicht glaubt, sondern sie kritisch beleuchtet und die Handlung symbolisch verflüchtigt. Für die bildenden Künste ist er der denkbar sterilste Boden.

Cornelius hat einmal zu seinem Schüler Lohde gesagt: „Wenn Sie malen, malen Sie um Himmelswillen nicht auf den Pinsel hin! Der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst geworden, er führte von der Natur ab zum Manierismus." So hat denn die ganze Schule keinen einzigen Coloristen, sondern nur Colorirer aufzuweisen, die correcte, mit Farben ausgefüllte Umrißzeichnung ist ihre höchste Errungenschaft.

Pfannschmidt's ganzes Schaffen steht unter der Herrschaft der religiösen Idee und des Stils. Das Thatsächliche eines geschilderten Vorganges hat für ihn nur insofern Bedeutung, als in ihm irgend ein Glaubensartikel symbolisirt, eine göttliche Inspiration versinnlicht wird, Christus stirbt am Kreuz nur gerade soviel, als zur Erlösung nöthig ist, die Löwen in der Löwengrube Daniels sehen genau so furchtbar aus, als die gehörige Inscenesetzung des Wunders verlangt. All seine Personen agiren nicht unter dem Einfluß starken persönlichen Empfindens, sondern nach höheren Gesetzen und Eingebungen. Ja, wenn es irgend möglich ist, agiren sie überhaupt nicht, sondern verharren in stiller Betrachtung oder mäßig verzückter Ekstase. So erzielt denn Pfannschmidt im typischen Einzel-, höchstens im ruhigen Gruppenbild seine schönsten Erfolge. Die Idee lebt sich im affectlosen Kopfe, in der statuarischen Pose, im arrangirten Faltenwurf aus. Die Form der Darstellung steht unter der uneingeschränkten Herrschaft des Stils, der bei Pfannschmidt niemals die unangenehmen Kennzeichen der Manier annimmt, weil er durch ein außerordentlich feines Schönheitsgefühl controlirt wird. Die Unbefangenheit der Naturbeobachtung geht dabei allerdings in die Brüche. Unter den vielen ausgestellten Studien ist kein einziges im Moment erfaßtes, naiv wiedergegebenes Augenblicksbild. In jedem Studienkopf steckt embryonisch der Petrus oder Paulus des intendirten Altar-, Wand- oder Fensterbildes, in jeder Kindergruppe der unvermeidliche Jesus und Johannes. Das ganze Arrangement verlangt schon im Entwurf nach einem Schrein, nach einer Bogenfüllung, nach einem Maaßwerk. Wo eine solche Einfassung nicht durch vorangegangene Bestellung gegeben ist, da schafft sie sich der Künstler, wie in seinen illustrativen Zeichnungscyklen, selbst, um sein ideales Werk von der profanen Wirklichkeit abzugrenzen.

Und trotzdem und alledem ist es nicht zu leugnen: der Besucher der Pfannschmidtausstellung bewegt sich in einer eigenartigen Welt der Schönheit, die allerdings nicht die seine ist. Von den dicht behängten Wänden herab erzählt ihm eine durch und durch harmonische Künstlernatur von dem Alltagsleben weit entrückten Personen und Ereignissen, hinter denen sich ein hohes, unnennbares Etwas birgt. Es überkommt einen wie eine Art Neid einem Manne gegenüber, der im Stande ist, sein Auge von all den Erdenwirren ab einer von den Gesetzen des Guten und Schönen allein beherrschten Phantasiewelt zuzuwenden und an sie als die einzig wirkliche zu glauben.

Man hat die religiöse Malerei vielfach auf den Aussterbeetat gesetzt. Wir glauben den neueren Erscheinungen gegenüber annehmen zu dürfen, daß sie inhaltlich und formell neue Bahnen eingeschlagen hat. Das eigentliche Andachtsbild ist allerdings ein Anachronismus. Aber Fritz v. Uhde hat bewiesen, daß man die Gestalt des am Kreuze gestorbenen socialen Reformators mitten unter die Mühseligen und Beladenen unserer Tage versetzen kann, ohne bei Empfindungsfähigen auf ein ungläubiges Lächeln zu stoßen. Und Munkacsy und Zimmermann haben es mit Erfolg versucht, dem legendarischen Vorgang zu einer in der Erscheinung glaubwürdigen historischen Wirklichkeit zu verhelfen.

Georg Malkowsky.

## Opern und Concerte.

„Sulamith" von Rubinstein. — Russische Nationaloper im Victoriatheater.

Die vorletzte musikalische Woche gehörte den Russen. Am 4. Mai kam im letzten Symphonieabende der Königlichen Capelle Rubinstein's „biblisches Bühnenspiel: Sulamith" als Concertoper zur Aufführung; und am siebenten begann die „Russische Nationaloper" ihr Gastspiel im Victoriatheater. Ueber „Sulamith" habe ich in der „Gegenwart" im Jahre 1883 ausführlich berichtet, nach der ersten Vorstellung in Hamburg unter des Componisten Leitung. Meine damals ausgesprochene Ueberzeugung, daß „Sulamith" kein geistliches, aber ein sehr liebenswürdiges Musikwerk, keine Bühnen-, sondern eine Concertoper sei, ward durch diese letzte Aufführung vollkommen bestärkt. Obwohl König Salomo, Sulamith und ihr geliebter Schäfer im Gesellschaftsanzuge sangen, den Rubinstein so sehr haßt, gegen den er sich so energisch erklärte*), so war dennoch der Eindruck ein entschieden günstigerer und nachhaltigerer, als der in Hamburg, wo die biblischen Personen im orientalischen Costüm ihre sehr modernen Gefühle austauschten, und die Handlung sich nicht vom Fleck bewegte.

Die Aufführung war eine ganz vortreffliche; Fräulein Leisinger (Sulamith) entzückte die Hörer durch ihre so reine schöne Stimme, durch den gefühlvollen Vortrag, den Herren Ernst (Schäfer), Schwarz aus Weimar (Salomo) und Krolop (Hauptmann) muß der Componist zu Danke verpflichtet sein, daß sie ihre so schweren Aufgaben (die Tenorpartie bewegt sich immer in den höchsten Lagen) mit so schönem Gelingen durchführten. Chor und Orchester hielten sich wacker unter Herrn Deppe. Das Publikum bewies günstigste Stimmung; „Sulamith" wird nunmehr gewiß auch in anderen Städten zur Aufführung gelangen.

Die „Russische Nationaloper" rechtfertigt ihren Namen nur insofern, als sie russische Opern in der Originalsprache zu Gehör bringt. Von den Mitgliedern der Künstlergesellschaften, die in den Kaiserlichen Theatern von Petersburg und Moskau den officiellen Namen führen, wirken nur einige in den Berliner Vorstellungen; der größere Theil ist aus verschiedenen Provinzbühnen, die im Sommer ihre Pforten schließen, angeworben; das ganze Unternehmen ist auch ein rein privates, von einem in der russischen Kunstwelt nur wenig bekannten Herrn Lubimow in Scene gesetztes. Immerhin bot die erste Aufführung großes Interesse; man bekam endlich Glinka's Oper „Das Leben für den Czaren" zu hören, die 1836 componirt, in Deutschland vielfach genannt, niemals gekannt war. In der Zeit ihres Entstehens studirten die russischen Musiker noch in Deutschland, Glinka in Berlin unter Dehn, dem strenger Classiker und eifrigsten Vertreter des Contrapunktes. Und die Stimmführung der Chöre und die Behandlung des Orchesters im „Leben ꝛc." läßt überall die vorzügliche Schule erkennen. Aber Glinka war nicht etwa nur ein trockener schulgerechter Musiker, sondern auch ein bedeutendes erfinderisches Talent; ein reizendes Orchesterstück „Kamerinskaja" hat in fast allen deutschen Orchesterconcerten das Bürgerrecht erworben und „Das Leben für den Czar" enthält viele interessante und einige sehr schöne Nummern. Allerdings gehört die Musik der höheren lyrischen Gattung an, nicht der dramatischen; der Text bietet auch keine andere Grundlage. Er spielt 1613. Die Polen haben einen Czaren Wladislaw auf den russischen Thron gesetzt, die Russen wollen einen nationalen Herrscher; der Bauer Susannin wirbt für seinen Gutsherrn Romanow, der Bräutigam seiner Tochter schlägt die Polen; diese überfallen Susannin, von dem sie wissen, daß er Romanow's Aufenthalt kennt. Er verspricht, sie nach dem Kloster zu führen, wo der künftige Czar sich bis zur Krönung verborgen hält, wählt aber weite Umwe.e und sendet inzwischen seinen Pflegesohn, einen Waisenknaben, um den Czar zu warnen; er wird von den Polen getödtet, aber sein Herr ist gerettet, und zieht in Moskau ein. Dies die Hauptgrundlage der Handlung, in welcher die Liebe der Tochter des braven Susannin und ihres Bräutigams nur als patriarchalische Beigabe erscheint; daß diese Handlung den heutigen Anforderungen an eine fünfactige Oper, die vierthalb Stunden ($7—10^1/_2$) dauert, nicht genügt, bedarf keiner Beweisführung. Und daß die Musik dennoch so viel Antheil fand, zeugt für ihren inneren Werth. Unter den Mitwirkenden gefielen die Sopranistin Fräul. Vera Offrosimova, die Altistin Frau Meriowkina und der Tenorist Sokolow sehr gut. Die erste Vorstellung war überfüllt (das Theater faßt an 4000 Menschen); und wenn auch in den anderen der Besuch sich bedeutend geringer zeigte, so war er doch immer zahlreich genug, um bei der so trüben Stimmung der Gemüther, und in der vorgerückten Jahreszeit regen Antheil des Publikums zu bewähren.

Heinrich Ehrlich.

*) In einem offenen Briefe verlangte er vor einigen Jahren, daß selbst die älteren Oratorien auf einer „geistlichen Bühne" im Costüm gegeben würden; die Aufführung in „weißer Cravatte" und „mitunter excentrischen Damentoiletten" hätten ihn immer zum „entschiedenen Proteste" gestimmt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Franz Liszt.**

Erinnerungen einer Landsmännin

von

**Janka Wohl.**

**Deutsche Originalausgabe.**

8°. **Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.**

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.

In unserem Verlage erschien:

**Maiglöckel.**

Gedichte in schlesischer Mundart

von

**Max Heinzel.**

Preis geh. M 1.60, f. gebd. M 2.40.

Ferner erschien von demselben:

**In Sturm und Wetter.**

Dichtungen (hochdeutsch)

von

**Max Heinzel.**

Preis geh. M 1.60, f. gebd. M 2.40.

**Breslau, Verlag von Jos. Max & Comp.**

**Handelsschule zu Berlin.**

Fischerbrücke 25.

Dr. **Lange**, Direktor.

Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum **einjährig-freiwilligen** Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

Soeben erschien:

**Ein Frauenloos.**

Roman

von

**Julius Grosse.**

16 Bogen 8. eleg. broch. M 3.—

Dieser neueste Roman des beliebten und gerngelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

**Grundzüge**

der

**mathematisch-physikalischen Theorie**

**der Musik**

von

**Theodor Wittstein,**

Dr. phil. und Professor.

gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

**CACAO-VERO,**

entölter, leicht löslicher

**Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**

**Dresden**

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Drogengeschäften.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — M 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

**Verlag von Franz Vahlen in Berlin.**

Soeben ist erschienen:

**Brandenburg-Preußens**

**Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung.**

Dargestellt

im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten

von

Dr. **Adolf Stölzel,**

Präsidenten der Justizprüfungscommission, vortragendem Rathe im Justizministerium, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität zu Berlin.

2 Bände. 80 Bogen. gr. 8. Geh. 22 M., geb. 26 M.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 M. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 M. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal. 25 Bde., neu, 20 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**Roman-Manuscripte**

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.



**Redaction: Berlin S.W.,** Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

**Expedition: Berlin N.W.,** Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 26. Mai 1888. Band XXXIII.

CORNELL UNIVERSITY, JUN 8 1888 LIBRARY

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Basis der Nationalitätsidee. Von V. R. — Die Fortschritte in der Elektrotechnik während des Jahres 1887. Von Franz Bendt. — **Literatur und Kunst:** Zur Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit. Von Eduard von Hartmann. — Was ist Kunstkritik? Von Paul Johannes Rée. (Schluß.) — Vom Burgtheater und Volkstheater. Von X. Wiener. — **Feuilleton:** Der Onkel Minister. Von Antonio Caccianiga. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte. — Notizen. — Inserate.

### Die Basis der Nationalitätsidee.

Jüngst hat uns Karl Schurz, der berühmte Führer der Deutschen von Nord-Amerika einen Besuch abgestattet. Die auserlesene Gesellschaft, die sich in Berlin zu einem Festessen um ihn versammelt hatte, begrüßte ihn als den „Vertreter des Staatsideals, welches er aus dem Heimathlande in das liebgewordene Adoptivland übertragen." Karl Schurz aber sagte in seiner Dankesrede: „Wir Deutschgeborenen in Nord-Amerika sind dem großartigen Gemeinwesen, welchem wir angehören in Liebe und Treue ergeben; aber die Liebe zu der jungen Braut hat keineswegs die Liebe zu der alten Mutter beeinträchtigt. . . . . Ich knüpfe daran den Wunsch, daß es mir vergönnt sein möge, Sie drüben auf der anderen Seite des Oceans einmal als Gäste zu begrüßen. Ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß nicht allein die Deutsch-Amerikaner, sondern auch der Eingeborne der mächtigen und im höchsten Sinne patriotischen und hochherzigen Nation Ihnen ein herzliches Willkommen entgegenbringen wird."

Wenn der berühmte Staatsmann von der „Liebe zur alten Mutter" spricht, so heißt das für uns: er hat in seinem Herzen sich „Deutsches Nationalgefühl" erhalten; nennt er aber gleich darauf seine „im höchsten Sinne patriotische Nation", so hat ihm dieses ehrende Beiwort doch sicher eine Empfindung eingegeben, welche wir nach unserer Anschauung als „amerikanisches Nationalgefühl" bezeichnen müssen. Wie nun? Ein Mann, und in diesem Falle ein Mann, dessen hervorragende Tüchtigkeit außer allem Zweifel steht, hätte zweierlei Nationalgefühl? Ist nicht Nationalgefühl etwas Ausschließendes schon seiner Natur nach, etwas in dem Grade Ausschließendes, daß sich der Chauvinismus an der Seine und an der Weichsel, an der Tiber und an der Spree und nicht zum wenigsten an der Donau und ihren Nebenflüssen seiner bemächtigt hat, um damit die Welt in Feindschaft und Fehde zu stürzen? Und hier liegen zwei „Nationalitäten" friedlich vereint in einer Brust, beide stark ausgeprägt; denn Karl Schurz ist kein Mann der Phrase und fühlt ehrlich, was er ausspricht.

Die Erklärung dieses scheinbaren Widerstreites läßt sich finden, wenn man auf den Ursprung des Nationalitätsgedankens zurückgeht. Angesichts der erregten Nationalitätsdebatten in England, Oesterreich und nicht zum wenigsten allenthalben in Deutschland, dürfte kaum eine Untersuchung zeitgemäßer erscheinen, als diese, und es ist lohnend, sie anzustellen, auch auf die Gefahr hin, liebgewordene Gefühlsanschauungen selbst da zu verletzen, wo man mit Gründen überzeugen kann.

In früheren Geschichtsperioden waren oft mehrere Jahrhunderte dazu nöthig, um eine einzige Idee auszureifen. Bezüglich ihrer hat der spanische Schönredner und Volksmann Emilio Castelar recht, wenn er sagt: „Bei einem Ueberblick über die Weltgeschichte muß uns Eines Wunder nehmen: die geringe Zahl von Ideen gegenüber dem reichen Mosaik der Thatsachen. An einer einzigen Idee zehrt ein ganzes Jahrhundert." Aber auf die raschlebige Zeit, welche binnen fünf Jahrzehnten Elektricität und Dampfkraft zu bewältigen verstand, paßt dieser Ausspruch nicht mehr. Das 19. Jahrhundert hat allein zum mindesten vier große Gedanken gezeitigt. Die Abklärung eines verschwommenen Skepticismus zu wohlbegründeter Weltanschauung auf religiösem Gebiete, die Beseitigung der socialen Schranken zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen und eine wenigstens gerechtere Vertheilung des Lebensgenusses in der civilisirten Welt, die Heranziehung der weitesten Kreise zur Selbstentscheidung ihres Schicksals auf dem Gebiete der Politik und auf allen Gebieten eine annähernd unbeschränkte Entwickelung der Individualität. Unter die letztgenannte Culturidee fällt, so widersprechend dies klingen mag, der Begriff der „Nationalität", soweit derselbe nämlich die Entwickelung des Einzelnen durch das Medium einer Gesammt-Individualität zu erreichen strebt.

Bei Feststellung des Begriffes „Nationalität", d. i. Zugehörigkeit zu einer Nation bietet sich zunächst eine Schwierigkeit, die man eine nationale nennen könnte. Die deutsche Buchdefinition des Wortes „Nation" bezeichnet dieselbe nämlich als „einen nach Abstammung, Geburt, Sitte und Sprache zusammengehörenden Theil der Menschheit." Das ist aber durchaus nicht identisch mit dem englischen „nation" und dem französischen „nation"; beides bedeutet nämlich die Gesammtheit der Angehörigen eines unter einer Regierung stehenden Staates, also etwa, was wir Deutschen ein Volk nennen. Umgekehrt bezeichnen „people" und „peuple", was der deutsche Sprachgebrauch unter Nation versteht, also den Cultur- im Gegensatz zum Staatsbegriffe, wie sie Bluntschli fixirt hat.

Sehen wir zunächst, was es mit der Abstammung der modernen Culturnationen für eine Bewandtniß hat. Die ersten Ansätze zur Bildung von Nationalitäten lassen sich, wenn auch in unbestimmten Zügen, an der Grenze des Alterthums antreffen. Am Ausgange der historisch wenig aufgeklärten Periode der Völkerwanderung treten sie gleichsam mit unter den Resultaten auf, welche diese großartige Bewegung gezeitigt hat. Da hatte denn das „italienische" Volk, das übrigens bis heutigen Tages noch keine eigentliche gemeinsame Sprache besitzt — die Literarsprache ist nicht die Sprache des Volkes, und für dialektische Zerrissenheit weit über die bei uns landläufigen Begriffe

Digitized by Google

hinaus spricht wohl nichts deutlicher, als daß Torquato Tasso übersetzt worden ist, und zwar von Balestieri in's Mailändische, in's Venetianische von Mondini, in's Bolognesische von Negri, in's Neapolitanische von Fasano, in's Calabresische von Cossentino, in's Bergamaskische von Assenica und noch öfter — da hatte das italienische Volk die Grundlagen seiner späteren Gestaltung durch Aufsaugung des stark individualistischen Stammes der Longobarden erhalten. Die stolzen Spanier müssen sich die Aufnahme der Westgothen und Sueven, späterhin die starke Vermischung mit Mauren und Juden nachweisen lassen. Es treten aber um das Jahr 400 n. Chr. zum ersten Male die modernen Unterscheidungen in die sog. romanische, die vermeintliche germanische und die slavische Nationalität auf. Die folgende Periode trifft die romanischen Völker bereits als fertige Mischlingsvölker an. Auf Italien behielt indessen das „Römische Kaiserthum deutscher Nation" seinen tiefgehenden Einfluß, und in Frankreich spielte die Vermischung wenigstens in den Grenzländern lustig fort.

Auf England wirkte die angelsächsische Eroberung kaum mehr, als die späteren Zuzüge der Normannen und Franzosen. Indessen damit war seine nationale Größe, die lediglich auf dem Handel beruht, noch lange nicht constituirt. „Schon im 12. Jahrhundert," sagt Friedrich List, „führten politische Verhältnisse flandrische Wollenweber nach England; später kamen vertriebene Italiener nach London, um Geld- und Wechselgeschäfte einzurichten. Aus Flandern und Brabant wanderten zu verschiedenen Zeiten ganze Massen von Manufacturisten ein. Aus Spanien und Portugal kamen verfolgte Juden, aus den Hansestädten und aus dem sinkenden Venedig Kaufleute mit ihren Schiffen, Handelskenntnissen, Capitalien und mit ihrem Unternehmungsgeiste. Noch bedeutender wurde die Einwanderung von Capitalien und Manufacturisten in Folge der Reformation und der religiösen Bewegungen in Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Deutschland, Italien und Holland." Rechnet man hierzu den neuen Anstoß zur Einwanderung, den die nach der Revolution auf dem Continent sich ausbreitende Reaction nothwendig geben mußte, so beweist nach alledem der stark ausgeprägte englische Nationalcharakter, mit seiner Nationalsprache und Nationalliteratur nichts, — als welch immensen Einfluß Fictionen auf die menschliche Entwicklung auszuüben vermögen!

Was Deutschland betrifft, so hatten schon während und bald nach der Völkerwanderung bekanntlich slavische Elemente fast die Hälfte des deutschen Gebietes inne. Erst unter Heinrich dem Finkler begann die rückläufige Bewegung, und es muß zugestanden werden, daß unsere östlichen Provinzen noch heutigen Tages von kaum mehr als germanischem Halbblute besetzt sind. Es sei hier an eine Aeußerung der „Nordd. Allgem. Ztg." erinnert, welche an leitender Stelle sagt: „Schärfer noch wie heute standen sich die Gegensätze Deutschthum und Slaventhum in offenem leidenschaftlichem Kampfe gegenüber; aber die alles überbrückende Zeit führte zu einer Verschmelzung beider Stämme, woraus der Kern des preußischen Volkes, der Kern, in dem das specifische Preußenthum wurzelt, aus dem es seine letzte Nahrung zieht, hervorgegangen ist." Und dann: ob das heutige Berlin den französischen Refugies gar so wenig verdankt.

Daß aber die eigentlichen Russen fast ebensoviel mongolisches, als arisch-slavisches Blut in sich fassen, ist bekannt; von der Composition des russischen Reiches aus einer Unzahl fremder Völkerschaften gar nicht zu reden.

So ist denn bei keiner der hervorragenderen europäischen Nationen das reale Element einheitlicher Abstammung vorhanden. Wenn sich dieselben deshalb heute, pochend auf ihren „Nationalstolz", gegen jede Beimischung oder Verschmelzung mit fremden Elementen sträuben wollen, ja sogar die Naturalisation solcher unmöglich zu machen suchen und mit einer gewissen schlechtangebrachten Verachtung auf die plebs undique conflata Nord-Amerikas blicken, so möge ihnen doch zum Trost für das schließlich nicht ausbleibende Mißlingen dieses Strebens das Wort Dahlmann's in Erinnerung treten: „Unser Glaube an den geistigen Vorzug der reinen ungemischten Bevölkerung erscheint als ein werthloser Aberglaube. Schon Attila und Rom widerlegen ihn."

Und in der That, könnte das Axiom von der Unübertrefflichkeit unvermischter Eigenart besser ad absurdum geführt werden, als durch die auf Waffenkunst begründete und durch Staatskunst befestigte Herrschaft des kleinen Römervolkes? Konnte die Nothwendigkeit einer politischen Einigung aller gleichartigen Stämme behufs größerer cultureller Leistungsfähigkeit treffender verworfen werden, als durch die unvergleichlichen Leistungen des Griechenvolkes? Und endlich, soll wirklich die Nationalität als ein entscheidender Factor für die Ausbreitung der Cultur gehalten werden gegenüber den Leistungen des Alexandrinischen Weltreiches?

Gerade nicht das nationale, sondern das internationale Band erwies sich als der maßgebende Factor räumlich steigender Culturentwickelung; beruht doch die ganze moderne Civilisation nicht auf den Einzelerrungenschaften der großen Culturvölker, sondern auf ihrer innerlichen Verknüpfung durch das Weltreich des großen Alexanders und ihrer Verpflanzung auf das Völkermaterial des Mittelalters durch das Imperium Romanum. Wenn aber vollends die neue Cultur auf dem Christenthum beruht, welches so gerne eine jede Nation in ganz besonderer Beziehung für sich in Anspruch nimmt, so möge man doch bedenken, daß gerade das Christenthum von Grund aus weltbürgerlich ist.

Ja, und doch pocht der Neugrieche auf seine Vorfahren, die alten Helenen, obgleich weder durch Abstammung, noch nach Charakter ein mehr als loser Zusammenhang mit ihnen sich nachweisen läßt. Dem Tschechen geht das ehemalige große Böhmenreich nicht aus dem Kopfe, wogegen er sich aber gar nicht mehr entsinnen kann, daß dasselbe mit sehr geringen Unterbrechungen nur ein deutscher Vasallenstaat war. Der Ungar greift fast 1000 Jahre in seiner Geschichte zurück, um für seine Ideen vom „ungarischen Globus" Anerkennung zu finden. Der Bulgare ist stolz darauf, daß Völker gleichen Namens einst das oströmische Reich bedrängen halfen.

Also, um auf die oben erwähnte Buch-Definition zurückzukommen, mit der Abstammung ist es nichts. Zweitens: durch Geburt zusammengehörig. Wem fiele hier nicht Beaumarchais' Wort ein: „Quest ce qu'un noble? Un homme qui s'est donné la peine de naître."

Ferner: durch Sitte zusammengehörig. Nun mag es aber doch wenig „Sitten" geben, welche Großstädtern und Bauern derselben Nation und zwar nur dieser betreffenden Nation gemeinsam sind.

Endlich: durch Sprache zusammengehörig. Dies dürfte doch aber nur auf die Sprache der Literatur Bezug haben, nicht auf die Sprache des Volkes. Hier sei an das Beispiel des Italienischen erinnert und weiterhin daran, daß wohl eher ein Plattdeutscher mit einem Holländer oder Vlämen, als mit einem Schwaben der Sprache nach zu einer Nation dürfte gerechnet werden.

So zeigt sich die Unzulänglichkeit dieser Definition an allen Ecken und Enden. Ueberall findet man ihre Principien durchbrochen. So gibt es z. B. ein Land, auf dessen politischer Bühne ziemlich gleichzeitig ein Hausner als Führer der Polen, ein Rieger und Brauner als Tschechen-Apostel, ein Jiskra und Chlumetzky als Deutschliberale erscheinen. Wir haben da in Böhmen heute Fürsten von „Svarcemberg", wir haben in Ungarn „Kapossy's" (Kohns). Es bleibt aber bei Lichte betrachtet von der ganzen Definition nichts als eine Art Lichtenberg'schen Messers, eines Messers ohne Klinge, dem das Heft fehlt. Und doch ist diese Definition als die richtige anerkannt!

Es ist seltsam: das 19. Jahrhundert, welches die angemaßten Privilegien einzelner Klassen desselben Volkes weggefegt hat wie Spreu vor dem Winde, hat die Anmaßungen der Völker selbst nicht nur bestehen lassen, sondern sogar in außerordentlicher Weise genährt.

Wo findet nach alledem aber die Nationalitätsidee ihre reale Basis oder doch wenigstens ihre factische historische Genesis, in Wirkung derer sie kraftvoll in die Erscheinung trat?

Die höchste Entwickelung der Individualität ist und

Digitized by Google

bleibt der Endzweck aller menschlichen Cultur. Bei Völkern niederer Culturstufe aber ist der Einzelne nicht im Stande, seine Individualität erfolgreich geltend zu machen. Er lehnt sich zunächst an die Familie, sodann an den Stamm, weiterhin manchmal an eine rein ideelle Gemeinschaft (wie die Religion), wo aber diese nicht ausreicht, an eine directe Interessengemeinschaft, die eine gemeinsame Sprache ausbildet und gleichzeitig als Grund des Schutzbedürfnisses sich durch Herrschaft über die Stärkeren zur politischen, zur staatlichen Gemeinschaft in der untersten Form gestaltet. Derlei Gemeinschaften nun schließen sich gegeneinander ab und bekämpfen sich. Der Sieger unterjocht den Besiegten, degradirt ihn — siehe das Kastenwesen — oder vermischt sich mit ihm. Der untergebene Stamm verschwindet, aber der Obsiegende ist unvermerkt ein ganz neuer geworden.

So bilden sich sowohl politische, wie nationale Collectiv-Individualitäten: hier Staaten, Reiche, dort Völker, Nationalitäten. Während aber Anfang und Ende der ersteren historisch erforscht und bis auf den Tag ihrer Geburt angegeben werden können, sind die letzteren in ihren einzelnen Entwickelungsstadien niemals klar, meist gar nicht zu verfolgen. Denn das Schicksal politischer Gemeinheiten beruht auf Thatsachen, der Lebenslauf nationaler Collective auf Fictionen. Still und unvermerkt entwickelt sich die Nationalität lange Zeit: plötzlich steht sie fertig da, fertig und überhaupt existent nämlich erst in dem Augenblick, in welchem sie der Gesammtheit, wie den einzelnen ihrer Angehörigen als etwas Besonderes, von anderen Gemeinwesen Verschiedenes zum Bewußtsein gekommen ist. Dieses Bewußtsein aber ist, wie jeder Act des Gefühlslebens, nicht völlig real, sondern mehr oder minder eingebildet, fingirt. Darin liegt der Urgrund der Stärke, aber auch jener der Schwäche aller Nationalitätsideen.

Dem Alterthum war eine Nationalität in unserem Sinne völlig fremd. Das Mittelalter kannte sie ebensowenig. Die starken internationalen Religionskräfte auf der einen, das alleinherrschende Legitimitätsprincip auf den anderen Seiten mußten ihre Entwickelung geradezu ausschließen. Erst die große Revolution gab den Anstoß zur Schöpfung der Nationalitätsidee, indem sie mittelst Durchbrechung jener beiden Grundsätze ihr den Boden schuf. Es war der Revolution größter Sohn, Napoleon I., der als ihr eigentlicher Schöpfer bezeichnet werden kann. Er nannte sie zuerst laut und deutlich beim Namen, er zog sie zuerst aus dem Bereich der Ideen in die praktische Wirklichkeit herab, er machte sie zuerst zum politischen Axiom und er und immer wieder er hat das politische System, das er auf ihrer Grundlage zu begründen verstand, am weitesten ausgebreitet.

Und wie empfindlich für die Anhänger der althergebrachten ideellen Nationalitätstheorieen, daß dieser Napoleon, der zuerst die Nationalität der Franzosen entdeckte, gar kein Franzose, sondern ein Corse war! Welch eine Ironie der Weltgeschichte aber, wenn man gar die Geschichte der corsischen „Nationalität" verfolgen wollte! Corsikas Ureinwohner waren Iberer. Diese vermischten sich bald mit Phöniciern, dann mit Karthagern; 700 Jahre war darauf Corsika römisch; ein ferneres Jahrhundert hielt es der germanische Stamm der Vandalen besetzt; es folgten sodann Griechen, Gothen, Franken und Sarazenen. Erst 1077 kam es unter italische Herrschaft, zunächst des Papstes, dann Pisas, endlich Genuas. Von diesem erwarb erst 1768, also kaum ein Jahr vor der Geburt des mächtigsten aller Franzosen (sic!), Napoleons, Frankreich die Herrschaft über die Insel.

Der Corse Carlo Buonaparte hatte von der schönen Maria Lätitia Ramolino acht Kinder. Diese Patrizierfamilie machte eine glänzende, märchenhafte Carriere. Aber ihre Familiengeschichte ist deshalb auch der greifbare Ausdruck für den revolutionären Charakter der ganzen Napoleonischen Epoche. Daß aber eben diese Epoche die Nationalitätsidee im heutigen Sinne geschaffen hat, das mögen sich doch ja diejenigen merken, die da meinen, direct nach dem reinen Menschenthum streben zu sollen, und die die Nationalität und ihre Betonung in neuester Zeit als einen culturfeindlichen Rückschritt bezeichnen wollen. Die Nationalitätsidee involvirt keinen Rückschritt. Sie ist eine echte Tochter der Revolution, und sie ist als bewußtes, bewegliches, freieres und bildungsfähigeres Element an die Stelle des starren Legitimitätsprincips getreten, das mit seiner eisernen Kralle die Welt darnieder hielt.

Hier ist der Punkt, an welchem einerseits die culturelle Bedeutung, andererseits der historisch-politische Einfluß des Nationalitätswesens zu Tage tritt. Was zunächst den letzteren betrifft, so bediente sein Schöpfer Napoleon sich seiner einfach als einer selbstgeschaffenen neuen Rechtsbasis, die ihm die Stelle der mangelnden Legitimität ersetzte. Er sprach von dem Selbstbestimmungsrecht des Volkes; indem er diesem aber durch seine Thronbesteigung jählings ein Ende bereitete, setzte er an Stelle desselben kühn die Fiction der Nationalität, die sich dem zum Franzosenkaiser gewordenen Corsen freilich wie von selbst aufdrängte. Der Glanz seiner Waffen mußte das französische „Nationalgefühl" werden, der „Nationalstolz", das Gefühl für „Nationalehre".

Aber Napoleon wurde die Geister nicht los, die er gerufen hatte. Der Nationalitätendruck Frankreichs erzeugte Gegendruck; zunächst in England; rasch wurde sich auch das urlegitime preußische Königthum klar darüber, welch ein gewichtiger neuer politischer Factor in dem Nationalitätswesen geboten war. Es war Ein- und Nachwirkung Napoleonischer Thätigkeit, daß Schiller's Tell, Fichte's Reden, Jahn's Turnerei in die Erscheinung traten. Der Schöpfer des Nationalitätsgedankens mußte aber dieser Kraft, die er geschaffen, schmählich erliegen.

Gegen das neue Princip trat die Reaction ein. Naturgemäß ging sie von Oesterreich aus, dessen Bestand an bunten Ländern gefährdet war, wenn die Nationalitätsfackel hineingeschleudert und angefacht wurde. Darum bekämpfte Metternich die „Nationalitäten" überall, in Polen, in Italien, in Deutschland; freilich vergebens. Denn seine Reaction rief wiederum Gegendruck hervor und das Resultat war die Revolution von 1848.

Und wieder bemächtigte sich ein Ehrgeiziger des Gedankens. Das „Nationalitätsprincip" spielt bekanntlich in den „Idées Napoleoniennes" eine große Rolle. Wenn es aber einer meisterhaft verstand, seine Ideen in der Praxis gründlich ad absurdum zu führen, so war es Napoleon le Petit, wie ihn Victor Hugo wohl mit Unrecht nannte. Denn er nahm keinen Anstand in Mexiko ein französisches Reich mit österreichischer Spitze zu versuchen, sich der selbstproklamirten Einigung Italiens mit allen Kräften zu widersetzen und an Preußen die „Nationalisirung" Deutschlands um den Preis zu bieten, daß die deutschen Rheinlande an Frankreich abgetreten würden. Wie sein großer Onkel erlag auch er dem Ausreifen der Nationalitätsidee in Deutschland.

Aber unter ihm und durch ihn vollzog sich noch eine Erweiterung der Nationalitätsidee. Er erweiterte nämlich die Fiction der Species zu der des Genus; er sprach von „verwandten Nationen", deren Vormacht Frankreich werden sollte. Dieser Pan-Romanismus, war fast ebenso lächerlich als der heutige Pan-Slavismus, dessen Förderung sich nunmehr Rußland zur Aufgabe gestellt zu haben scheint. Als vor wenigen Jahren der panslavistische Agitator Aksakow starb, war in allen Blättern zu lesen, daß an dessen Familie Namens der „sechs verbündeten" Slavenvölker in Wien, Tschechen, Polen, Kroaten, Slovenen, Serben und — vermuthlich — Slovaken eine Beileidsadresse gerichtet wurde, dieselbe aber in französischer Sprache abgefaßt werden mußte, um sowohl den condolirenden „Verbündeten", als der betroffenen Familie verständlich zu bleiben. Ists doch auch die unbefangendste Heiterkeit hervorzurufen geeignet, daß bei allen bisherigen panslavistischen Congressen eine Verständigung nur in französischer oder — deutscher Sprache zu erzielen war. Wir fragen billig: wo bleibt hier die „Nationalität"? Wo sind ihre Grenzen, wo ihr Anfang und Ende? Wahrlich, diese Fragen zu beantworten wäre ein nicht minder dankbares Problem, als die ähnliche seiner Zeit von attischen Sophisten vielfach be-

Digitized by Google

handelte Frage, mit welchem Haar denn eigentlich ein Mensch anfange, ein Kahlkopf zu sein.

Nach alledem kommen wir also zu dem Resultate: daß die „Nationalität" nur als historisch-politischer Factor real ist, im Uebrigen aber eine Fiction, nicht weniger eine Fiction, wie es z. B. der Adel ist.

Aber deshalb sind wir weit entfernt davon, die Bedeutung dieser Idee zu unterschätzen. Sie ist kaum wesentlich geringer, als es seiner Zeit die der Religion war, später die der reinen Staatsidee und als es binnen Kurzem die der Socialreform sein wird. Sie hat bereits eine bedeutende Rolle gespielt, als Gegengewicht gegen die Reaction Metternich's; sie wirkt augenblicklich, was viele nicht sehen wollen, weiter zur Demokratisirung des Volkes und sie ist sicher noch eine große Rolle in der culturellen Entwickelung zu spielen berufen.

Wer wollte auch leugnen, daß die kleinen Slavenvölker während der letzten Jahrzehnte gerade dank dem Nationalitätsgedanken, der freilich nicht nur bei ihnen, — man sehe auf Frankreich — oft zum „Nationalitätsschwindel", zum Chauvinismus ausartet — außerordentliche Fortschritte gemacht haben! Der Nationalitätsgedanke, so lange er nicht in der Praxis als politisches Axiom auftritt, ist ein idaler Gedanke und scheint heute vor Allem geeignet den Blick des Einzelnen von seinen Kirchthurmsinteressen ins Weitere zu lenken.

Keine der Fictionen, welche auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes bisher Einfluß geübt haben, vermochte sich zu einer dauernden zu gestatten. Die Nationalitätsidee ist heute der entscheidende politische Factor, so wie es in den Kämpfen des Mittelalters die Religion gewesen ist. Naturgemäß ergibt sich daraus die Aufgabe für jedes Volk, sie bei sich daheim zu pflegen und erstarken zu lassen, damit sie eine Waffe sei, die den gleichen der Feinde siegreich begegnen könne.

Mainz, Mai 1888. V. R.

---

## Die Fortschritte in der Elektrotechnik während des Jahres 1887.

Von Franz Bendt.

Dieser Aufsatz wurde nicht geschrieben, um ein gewöhnliches Jahresreferat zu bieten, wie wohl der Titel vermuthen läßt, sondern deshalb, weil die Menge der Erfindungen — seien es nun neue Maschinen, neue technische Methoden oder principielle Fortschritte — im genannten Jahre eine besonders große ist; so daß allein in wirthschaftlicher Hinsicht auch für den technisch nicht unterrichteten Leser eine Darstellung von Interesse sein dürfte.

Man wird sich erinnern, daß gegen Schluß des Jahres 1886 die Zeitungen Berichte über die Versuche des Ingenieurs van Rysselberghe brachten. Es war demselben gelungen, jede Grenze für die Uebertragung der Sprache durch das Telephon zu überwinden. So hatten auf der Linie New-York-Chicago, also auf einer Strecke von 1625 km, sich selbst Laien gut verständigen können, ja die Klangfarbe war so genau wiedergegeben, daß Bekannte sich an der Stimme erkannten. Seitdem sind in Europa und besonders im deutschen Reichspostgebiete auch weit entfernte Orte nach dem System Rysselberghe mit einander verbunden worden, und das Telephon wurde ein gleichstarker Concurrent des Telegraphen. Bei Apparaten, wie den genannten, welche dem praktischen Leben gewidmet sind, spricht der Kostenpunkt beträchtlich mit, ja ist wohl an erster Stelle zu berücksichtigen. Je länger daher die Linien wurden, um so dringender wurde das Gebot bei einem Maximum der Belastung mit einem Minimum von Leitungen auszukommen. Im telegraphischen Verkehr ist diese Aufgabe längst gelöst und es gelingt auf einem Drahte mehrere Telegramme gleichzeitig zu befördern (Mehrfachtelegraphie). Dasselbe wurde nun für den Telephonverkehr beansprucht. Es ist denn auch den Constructeuren gelungen, Schaltungen herzustellen, mit deren Hülfe es möglich ist gleichzeitig „mehrfach" zu sprechen, und wenn es verlangt wird, während dessen zu depeschiren. Solche Einrichtungen sind von Laugdon-Davies und Edison in mehreren Patenten unter den Namen „Phonopore", „Elektrophon" und „Phonoplex" beschrieben worden. Im Verkehr der Weltstädte hat das Telephon allmählich eine so große Verbreitung gefunden, daß es bald unmöglich sein wird, die Zahl der Luftlinien noch zu vermehren. Die Leitungen werden daher in die Erde verlegt werden müssen, wo sich bereits eine große Menge für die Zwecke der Telegraphie und der elektrischen Beleuchtung befinden, welche sich vielfach kreuzen oder mit einander parallel laufen. Man hat nun bemerkt, daß die Ströme, welche in den Kabeln fließen, sich gegenseitig stören und man besorgt, bei zunehmender Verdichtung des Kabelnetzes möchte diese Fehlerquelle sehr groß werden. Gemäß dem Spruche, „der Vorsichtige baut vor", welchen der Elektrotechniker besonders zu beherzigen hat, sind daher Seitens der technischen und physikalischen Vereinen Commissionen gebildet worden, welche zu untersuchen haben, wie genannte Schwierigkeiten zu überwinden sind. Diese Untersuchungen sind auch deshalb wichtig und dringlich, weil für die nächste Zeit ein Aufschwung in der elektrischen Beleuchtungsbranche zu erwarten ist, wodurch wiederum die Zahl der Kabel sich vermehren muß. Bisher wurde zur Beleuchtung großer Plätze, der Straßen und der öffentlichen Gebäude die Bogenlampe verwendet, für geschlossene, im besonderen für Privaträume, die Glühlichtlampe. Letztere wurden in „Parallelspaltung" und in einer Lichtstärke von ca. 10—40 Normalkerzen in Anwendung gebracht. Es ist nun kürzlich der Firma Siemens & Halske gelungen, Lampen für „Hintereinanderschaltung" zu construiren in einer Stärke von 50—100 Normalkerzen, welche an Stelle der theueren und der täglichen Regulirung bedürftigen Bogenlampen treten werden, wodurch der Preis des elektrischen Lichtes sich stark ermäßigen dürfte. — Unter den vielen Vorrichtungen, welche die Elektrotechnik geschaffen hat, sind es die Accumulatoren — bekanntlich Apparate, in denen die elektrische Energie aufgespeichert und bewahrt werden kann —, in welche die Techniker ihre größte Hoffnung setzen; besonders nachdem es möglich geworden war, durch die Dynamomaschinen Ströme von beliebiger Stärke zu entwickeln. Sie sind berufen, in alle Gebiete der Technik einzugreifen! Schon vor einigen Jahren versuchte Reckenzaun, und zwar mit Erfolg, Wagen mit Accumulatoren zu betreiben; jetzt, nachdem die Versuche von Huber in Hamburg publicirt worden sind, kann die Frage, ob es möglich ist, mit Nutzen elektrische Bahnen mit Accumulatorenbetrieb zu verwenden, wohl als gelöst betrachtet werden. Die Zeit der Pferdebahnen würde also vorüber sein, wenn die Elektrotechniker nicht immer von Neuem mit allerhand Vorurtheilen zu kämpfen hätten.

Ihren höchsten Triumph haben die genannten Apparate in dem neuesten Zweige der Elektrotechnik gefeiert, in dem von Ehilu Thompson, v. Bernados und Olscewski unter dem Namen „Elektrophaest" beschriebenen elektrischen Schmelz- und Löthverfahren. Seit Jahrtausenden verstehen es die Völker, die Metalle mit Hülfe des Feuers zu bearbeiten und diese Methode hat im Laufe der Zeit alle Phasen durchlaufen, die nur möglich sind. Durch die Verwendung des elektrischen Stromes für genannten Zweck, öffnet sich diesem wichtigen Theile der Technik ein neuer Cirkel. Der Werth der Erfindung ist allüberall sofort erkannt worden. Baron Rothschild kaufte die Patente für Frankreich an und dasselbe geschah für Deutschland von der Dresdener Bank. In Berlin werden übrigens Demonstrationswerkstätten eröffnet werden, um das neue Verfahren den Industriellen vorzuführen.

Wir wollen nun eine kurze Schilderung der Methode des Herrn v. Bernados aus Petersburg geben, über welche die ausführlichsten Referate vorliegen.

Soll ein invalider Dampfkessel oder ein anderer Maschinentheil elektrisch verlöthet werden, so ist es zunächst nöthig, einen Strom von der eben für diesen Zweck verlangten Stärke und Spannung zu erzielen, damit der elektrische Lichtbogen die ent-

Digitized by Google

sprechende Temperatur, Länge und Querschnitt habe. Diesen erhielt v. Bernados, nach vielen Versuchen, durch eine neuconstruirte Accumulatorenbatterie von sehr großer Oberfläche, welche durch eine Ueberschlußmaschine geladen wurde. Die Batterie, die aus vielen Zellen besteht, gestattet eine beliebige Schaltung, so daß der Strom nach Gebrauch regulirt werden kann. Der negative Pol der Batterie wurde nun mit dem Werkstücke verbunden, so daß das ganze Werkstück selbst die negative Elektrode bildet! Der positive Pol steht durch einen Kabel mit einem Kohlenstifte in Verbindung. Berührt man mit dem Kohlenstifte die defecte Stelle des Metallstückes und entfernt dann die Kohle um einige Millimeter, so bildet sich der bekannte Lichtbogen, gegen dessen Glanz eine schwarze Glastafel schützt. Wo der Lichtbogen das Metall berührt, schmilzt dasselbe wie Wachs! Die großen Vortheile, welche die elektrische Bearbeitung, gegenüber der älteren Methode gewähren, sind zunächst, daß nur die Stelle schmilzt, welche unmittelbar vom Lichtbogen getroffen wird, und daß auch die schwer schmelzbarsten Metalle im Augenblicke zerfließen. Ganz neu ist aber die nun erreichte Möglichkeit, nicht nur gleiche Metalle, wie z. B. Kupfer mit Kupfer, sondern auch ungleiche Metalle mit einander ohne Zwischenmittel verlöthen zu können! Dieser letzte Umstand wird für die Entwickelung der Werkzeugtechnik von hervorragender Bedeutung sein. Auch für die chemische Industrie ist der Fortschritt nicht abzusehen, denn es ist jetzt möglich, für gegebene Zwecke, Eisenkessel innen mit Blei und kupferne Gefäße mit Platin dauerhaft zu überziehen.

Wie ungeheuer wichtig die neue Erfindung für die Technik ist, läßt sich am besten durch die Worte kennzeichnen, mit denen Prof. Rühlmann sein Referat über diesen Gegenstand vor der Elektrotechnischen Gesellschaft zu Berlin schloß: „Während man auf dem Gebiete der Kunst die Leistungen des Helenenvolkes um die Zeit des Perikles noch immer als unerreichte Muster hinstellt, haben wir in der Erkenntniß der Naturgesetze und den bewußten Anwendungen derselben einen wirklichen Fortschritt der modernen gegenüber der antiken Cultur zu verzeichnen. Kommende Jahrhunderte werden dem, was in diesen Richtungen in unseren Tagen geleistet worden ist, gewiß volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Erfindung der Bearbeitung der Metalle unter Zuhülfenahme der Elektricität wird dann wahrscheinlich als ein Ereigniß verzeichnet werden, welches unmittelbar neben der Erfindung der Dampfmaschine, des Telegraphen, des Fernsprechers, des elektrischen Lichtes und der elektrischen Kraftübertragung genannt wird."

Die durch die Verbesserung der Accumulatoren gegebene Möglichkeit, elektrische Ströme in ihrer Spannung und Stärke leicht und schnell reguliren zu können, dürfte auch auf die Entwickelung der Elektrochemie von Einfluß sein. Es ist das derjenige Zweig der Elektrotechnik, welcher der Menschheit noch kostbare Früchte schenken wird. Ueberall, wo man bisher versucht hat mit den mächtigen Strömen, welche die Dynamomaschinen uns liefern, auf die Materie einzuwirken, hat man eine reiche Ausbeute gehabt. Es ist daher geradezu unverständlich, wie spröde sich im Allgemeinen das Großcapital dieser großartigen Entwickelung gegenüber verhält; obgleich es wohl kein Gebiet geben dürfte, innerhalb dessen ein Erfolg sicherer zu erwarten ist, als hier!

Wenn die meisten Zweige der Elektrotechnik zu ihrer Entwickelung und industrieller Verwendung großer Mittel bedürfen, so erlaubt wiederum der viel genannte Accumulator auch den elektrischen Betrieb im Handwerke. Es werden daher zweifellos die Accumulatoren für die Volkswirthschaft der Zukunft von hoher Bedeutung sein; eine Meinung, welche auch schon von Werner Siemens auf der Berliner Naturforscherversammlung geäußert wurde. Der Handwerker, dem durch die Großindustrie immer mehr der Boden entzogen wird, erhält in dem genannten Apparate einen mächtigen Bundesgenossen; weil er ohne große Kosten im Stande sein wird, sich Arbeitskraft in beliebiger Menge zu verschaffen. Dann ist aber die Muskel des Arbeiters entlastet und er kann in seiner Specialität durch die Geschicklichkeit seiner Hand dasjenige leisten, was die Massenfabrikation nicht vermag!

Die Dynamomaschine, welche uns nun seit 21 Jahren mit gewaltigen Strömen versorgt, hat im verflossenen Jahre eine bemerkenswerthe Veränderung erlitten. Bekanntlich besteht die Maschine aus dem Elektromagneten und dem Anker, der beweglichen Theile, in dem die Ströme inducirt werden. Der Anker bewegte sich bisher zwischen den Elektromagneten und erschien in zwei Formen, als Ring und als Trommel. Die erstere Einrichtung rührt von Pacinotti und Gramme, die letztere von Hefner v. Alteneck, dem Oberingenieur der Firma Siemens & Halske, her. — Die geschilderte Anordnung der zwei Maschinentheile ist neuerdings durch die Untersuchungen englischer Ingenieure, besonders durch Kapp und Hopkinson, in Mißcredit gekommen; welche zeigten, daß der Magnetismus der Elektromagnete nicht hinreichend ausgenutzt würde. Die Firma Siemens & Halske hat nun diese Mängel durch Construction „der Innenpol-Maschine" mit Erfolg zu verhindern versucht. In der neuen Maschine liegen jetzt die Elektromagnete im Inneren und um diese dreht sich ein ringfömiger Anker. Die Firma hat also ihre Trommeleinrichtung aufgegeben und den Gramme'schen Ring adoptirt. — Auch andere Constructeure sind zu dieser neuen Anordnung gelangt, welche sich übrigens besonders für Großmaschinen eignet. — Wird eine Dynamomaschine nicht geradezu durch die Fallkraft des Wassers in Thätigkeit versetzt, so muß sie durch eine Dampfmaschine betrieben werden. Hierbei wird die Wärme zunächst in mechanische Arbeit und diese dann, also erst im zweiten Processe, in Strom umgesetzt. Edison ist es nun kürzlich gelungen, ein Princip zu entdecken und darauf hin eine Maschine zu construiren, mit welcher man direct Wärme in Strom verwandeln kann; es ist „der pyromagnetische Motor und Stromerzeuger". Der berühmte Erfinder macht auf die Eigenschaft des Eisens aufmerksam, daß die Magnetisirungsfähigkeit desselben mit wachsender Temperatur abnimmt; und nutzt diese Erscheinung in folgender Weise aus. Ein Eisencylinder, welcher von einem Solenoid (einer Drahtrolle) umgeben ist, wird in den Wirkungsbezirk eines Magneten geführt, wodurch ersterer selbst magnetische Eigenschaften erhält. Erwärmt man während dessen den Eisencylinder, dann nimmt seine magnetische Kraft ab und durch diesen Wechsel in der Intensität entstehen im Solenoid Inductionsströme. Diese Ströme sind es, welche zur Verwendung gelangen. Die Bewegung des Ankers — welcher aus mehreren Eisencylindern besteht —, und die Erwärmung seiner einen Hälfte wird durch heiße Luftströme erzielt. Edison meint, daß sein Stromerzeuger, wegen der directen Ueberführung von Wärme in Strom, eine große Zukunft haben wird. Hierzu ist aber zu bemerken, daß der „Stromerzeuger" sehr viel schwerer ausfallen wird, als die Dynamomaschine. Nach Rühlmann würde ein solcher, welcher im Stande ist, 30 Stück „16-Kerzenlampen" zu speisen, ein Gewicht von 2000—3000 kg haben.

Die interessanteste und werthvollste Verwendung finden die Dynamos bei der Kraftübertragung. Es wird hierbei die primäre Maschine durch irgend eine Kraftquelle, z. B. einen Wasserfall, in Thätigkeit versetzt, und Strom erzeugt. Diesen überführt man durch Leitungen auf die secundäre Maschine, welche wiederum mechanische Arbeit leistet. Bei der Kraftübertragung geht aber Arbeit verloren und es ist von Wichtigkeit, diesen Verlust festzustellen und sodann zu versuchen, denselben zu verkleinern. — Vor zwei Jahren wurden solche Versuche in großartiger Form auf Kosten des Herrn v. Rothschild und unter der Leitung von Marzel Deprez zwischen Kreil und Paris ausgeführt. Deprez hatte sich die Aufgabe gestellt, 200 Pferdestärken auf 56 km mit 50 Proc. Nutzeffect zu übertragen. Das Resultat dieses Versuches war kein ganz zufriedenstellendes. Auch auf dem Gebiete der Kraftübertragung haben die wenigen Jahre einen erfreulichen Fortschritt gezeitigt. So ist es kürzlich möglich gewesen, auf der Strecke zwischen Kriegsstetten und Solothurn (8 km) die Kraft eines Wasserfalles von ca. 50 Pferdestärken mit einem Nutzeffect von 75 Procent zu übertragen. Diese so außerordentlich günstigen Zahlen sind Anfangs viel-

Digitized by Google

fach bezweifelt worden; durch neue Messungen hervorragender Sachverständiger wurden sie aber als richtig befunden.

Das „Geburtsjahr" des Telephons ist auch dasjenige des Phonographen (1877). Der erste Apparat hat sich seitdem als ein nothwendiges Verkehrsinstrument überall eingeführt, der andere ist in Vergessenheit gerathen und findet sich nur noch als Demonstrationsapparat in den physikalischen Cabinetten. Und mit welchen Hoffnungen wurde nicht gerade der Phonograph bei seinem Bekanntwerden begrüßt! — Es verbreitete sich nun am Schlusse des verflossenen Jahres das Gerücht, daß Edison, der Vater des vielbesprochenen Apparates, sich wieder mit seinem Schmerzenskinde beschäftigt hätte, und daß seine Versuche jetzt abgeschlossen seien. Sofort wendeten auch andere Constructeure ihre Aufmerksamkeit dem Phonographen zu und in kurzer Zeit wurden mehrere Patente hierzu ertheilt. — Inzwischen ist auch die Einrichtung des verbesserten „Edison'schen Phonographen" bekannt geworden. Der Apparat wird, um eine möglichst regelmäßige Bewegung zu erzielen, durch einen kleinen elektrischen Motor betrieben. Das „Phonogramm" drückt eine Metallschneide in einen Wachscylinder ein, den man zuvor auf die Trommel des Instrumentes aufzuschieben hat. Ist das „Phonogramm" vollendet, dann wird der Wachscylinder in besonderen Versandbüchsen verschickt. Nach den Berichten soll die Sprache des neuen Phonographen sehr deutlich, aber leise sein, so daß nur ein Hörer zur selben Zeit das Phonogramm empfangen kann. Es hat sich in Amerika, wie Armin Tenner mittheilt, auf Grund dieser Verbesserung eine seltsame Industrie entwickelt, die auch wohl bald unsere „Kleinen" erfreuen wird. Man setzt nämlich dort in Puppenköpfe kleine Phonographen ein, die durch ein Uhrwerk getrieben werden, und nicht nur „Papa und Mama", sondern ganze Sätze rufen.

## Literatur und Kunst.

### Zur Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit.

Von Eduard von Hartmann.

In dem Kampfe um's Dasein, welchen die Bücher miteinander führen, sind es auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie zwei, welche als Sieger hervorgegangen sind: der einbändige Leitfaden von Schwegler-Koeber und der dreibändige Grundriß von Ueberweg-Heinze.*) Das erstere Buch hat die Concurrenz der Grundrisse von Dühring und Vincenz Knauer, welche in den siebziger Jahren in mehreren Auflagen erschienen, jetzt vollständig überwunden, und auch der im vorigen Jahre erschienene Leitfaden des Baaderianers Rabus wird trotz sorgsamer Arbeit und mannigfacher Vorzüge doch in Folge des besonderen Standpunktes seines Verfassers kaum im Stande sein, in ernstlichem Wettbewerb um die Gunst des lebenden Geschlechtes zu treten. Das zweite Werk von Ueberweg-Heinze hat eigentlich nur einen Nebenbuhler gehabt, den zweibändigen Grundriß von Erdmann, dessen drei Auflagen in den Jahren 1866, 1869 und 1877 erschienen; alle übrigen in den letzten beiden Jahren herausgekommenen Werke behandeln nur einzelne Abschnitte aus der Geschichte der Philosophie und nicht deren Gesammtumfang, wie z. B. Zeller's Geschichte der Philosophie in Deutschland (2. Aufl. 1875) oder desselben Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie (2. Aufl. 1886) oder Falckenberg's Grundriß der Geschichte der neueren Philosophie seit Nicolaus von Kues*). Gewiß ist es höchst wünschenswerth, daß durch immer neue Darstellungsversuche der Wettstreit rege erhalten wird, denn nur diesem verdanken wir es, daß Deutschland anderen Ländern ebenso in der Bearbeitung der allgemeinen Geschichte der Philosophie wie in der Herstellung von Conversationslexiken voranschreitet. Aus diesem Gesichtspunkte ist es auch sehr zu bedauern, daß ein so treffliches Werk wie das Erdmann'sche, welches namentlich für zusammenhängende Lectüre gewisse unbestreitbare Vorzüge besitzt, seit elf Jahren keine neue Durchsicht erfahren hat, vermittelst deren es auf der Höhe des Wettbewerbes zu bleiben vermöchte.

Die beiden Werke von Schwegler-Koeber und Ueberweg-Heinze concurriren nicht miteinander, da sie zu wesentlich verschiedenen Zwecken bestimmt sind. Das erstere ist seit Jahrzehnten das bequemste Mittel zur Gewinnung einer vorläufigen allgemeinen Uebersicht über das ganze Gebiet und das beliebteste Paukbuch zur Wiederholung für Studenten, welche irgend eine Prüfung in der Philosophie als Nebenfach abzulegen haben. Das letztere hingegen ist das unentbehrliche Nachschlagebuch und Repertorium für alle, welche im Bereiche der Philosophie ernstlich arbeiten wollen, da es zugleich möglichst vollständige bibliographische Nachweise bietet. Diese Nachweise sind so eingerichtet, daß sie von einem, welcher bloß zusammenhängende Darstellung zur Lectüre sucht, ohne Unbequemlichkeit überschlagen werden können, und daß die wichtigeren Schriften über denselben Gegenstand oder die Hauptwerke jedes Autors durch gesperrte Schrift hervorgehoben sind. Wer also nur die wichtigeren Erscheinungen kennen zu lernen wünscht, findet hierbei ebenso seine Rechnung wie derjenige, welcher zwar keine der angeführten Schriften liest, aber sich wenigstens freut, das möglichst vollständige Verzeichniß derselben zu besitzen — und der letzteren sind in unserer notizenfrohen Zeit nicht wenige.

Der Schwegler'sche Leitfaden schloß ursprünglich mit Hegel und übersprang das Mittelalter; Koeber hat der Philosophie der Gegenwart durch Hinzufügung zweier Paragraphen über die Philosophie Schopenhauer's und des Berichterstatters wenigstens in beschränktem Maße Rechnung getragen und hat zwischen der alten und neueren Philosophie eine Brücke geschlagen durch Einschaltung einer kurzen Uebersicht über das Christenthum und die Scholastik. Es ist leider eine nicht abzuleugnende Thatsache, daß die protestantischen Studenten sich um mittelalterliche Philosophie nicht zu kümmern pflegen und deshalb auch deren nähere Berücksichtigung in einem Leitfaden nicht verlangen. Dennoch darf es als eine wesentliche Verbesserung des Buches bezeichnet werden, daß die bisher bestandene Lücke, wenn auch nur in der nothdürftigsten Kürze, jetzt gefüllt ist, da doch mancher durch die hier gefundenen Andeutungen und Hinweise sich zu näherer Bekanntschaft mit der Philosophie des Mittelalters angeregt fühlen dürfte. Ebenso war es unbedingt nothwendig, die Nichtberücksichtigung Schopenhauer's durch Schwegler abzustellen, was von Koeber in geeigneter Weise geschehen ist. Im Uebrigen hat der Herausgeber sich eine pietätvolle Zurückhaltung auferlegt und sich auf die erforderlichen Nachträge und ganz vorsichtige Retouchen beschränkt. Dieses Verfahren ist gewiß bei einem Buche von so altbewährtem Rufe nur zu loben. Immerhin dürfte jedoch bei einer abermaligen Durchsicht an manche nicht mehr zu rechtfertigende Eigenthümlichkeiten in schonender Weise die bessernde Hand angelegt werden können. Ich will beispielsweise nur darauf hindeuten, daß Schwegler bei Schelling die Uebergangsperiode von der Identitätsphilosophie zur positiven Philosophie als einen besonderen Standpunkt auffaßt, ebenso wie er die Identitätsphilosophie von dem Doppelsystem der Naturphilosophie und des transcendentalen Idealismus, und von beiden wieder den Hervorgang aus Fichte unterscheidet, also fünf Perioden oder Standpunkte herausrechnet, anstatt sich mit zweien zu begnügen.

Das Werk von Ueberweg-Heinze hat zwar die Anlage und den Grundcharakter bewahrt, den ihm der Verfasser auf-

*) Geschichte der Philosophie im Umriß. Ein Leitfaden zur Uebersicht von Dr. Albert Schwegler. 14. Aufl., durchgesehen und ergänzt von Dr. R. Koeber. Stuttgart, Karl Conradi. — Friedrich Ueberweg's Grundriß der Geschichte der Philosophie. 7. Aufl., bearbeitet und herausgegeben von Max Heinze, o. Prof. d. Phil. a. d. Univ. Leipzig. Berlin, Mittler & Sohn. Theil I und II 1886, Theil III 1888.

*) Leipzig, Veit & Co.

Digitized by Google

geprägt hat, es hat aber im Laufe der verschiedenen Auflagen beträchtliche Erweiterungen und Zusätze erfahren. So ist z. B. der Umfang des dritten Theiles allein um etwa 200 Seiten gestiegen, von denen der Löwenantheil auf die Philosophie seit Hegel's Tode entfällt. Die nachfolgenden Betrachtungen beschränken sich deshalb auf die Philosophie der neuesten Zeit, da sich über die früheren Perioden bereits ein festeres Urtheil herausgebildet hat, während die Ansichten über die uns zunächst liegende Zeit noch großentheils in der Schwebe sind. Vor Erdmann's Grundriß zeichnet sich die Heinze'sche Darstellung trotz viel größerer Knappheit der Behandlung dadurch aus, daß eine Uebersicht der gegenwärtigen Philosophie in den verschiedenen außerdeutschen Ländern angefügt ist, und daß die deutsche Philosophie der Gegenwart übersichtlicher und sachgemäßer gruppirt ist. Erdmann's Darstellung ist aus einem Abschnitt über die Auflösung der Hegel'schen Schule in der ersten Auflage hervorgewachsen; sie nimmt aber diesen Begriff der Hegel'schen Schule viel zu weit, wenn sie nicht nur Weiße und J. H. Fichte sondern auch Günther, Drobisch und Benecke darunter befaßt. Sie unterläßt es, die Schulen der übrigen Philosophen der Hegel'schen nebenzuordnen, reißt die Rückweisungen auf frühere Systeme und die Fortbildungen früherer Systeme innerhalb jeder Schule auseinander, und gelangt so dazu, manche Philosophen an zwei verschiedenen Stellen zu behandeln. Systematiker, deren Werke dem jetzt lebenden Geschlecht schon ganz unbekannt sind, wie Chalybäus, Ulrici, George, sind von Erdmann mit ausführlichen Darstellungen von 4—10 Seiten bedacht, während Namen wie Kirchmann, Steudel, Frohschammer, Wundt noch ganz fehlen und Planck nur eben erwähnt ist. Während einige Historiker und Kritiker ohne systematische Bedeutung, z. B. Kuno Fischer und Trendelenburg auf fünf, resp. zehn Seiten behandelt sind, ist Ueberwegs Name noch kaum genannt, und die in den siebziger Jahren viel genannten Lange und Dühring sind viel ausführlicher besprochen, als sie es nach dem Maßstabe ihrer gegenwärtigen Bedeutung verdienen.

Im Gegensatz hierzu heben sich bei Heinze die Anhänger Hegel's, Herbart's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Benecke's klar von einander ab, und neben dieselben rücken die Gruppen der Aristoteliker und Neukantianer. Diesen Schulen früherer Philosophen treten alsdann in drei weiteren Paragraphen drei andere Gruppen gegenüber: der speculative Theismus, der Materialismus im Anschluß an die Naturwissenschaften und die Versuche neuer Systembildungen. Hiermit ist in dem schwer zu übersehenden Gebiet eine Ordnung geschaffen, welche in der Hauptsache von allen künftigen Bearbeitern wird festgehalten werden müssen, sofern dieselben eine gewisse Vollständigkeit anstreben und sich nicht mit Hervorheben der Spitzen der Entwickelung begnügen wollen. Es ist jedoch zu bemerken, daß auch bei Heinze noch die Gruppe der speculativen Theisten nicht mit derjenigen der Materialisten und Naturalisten, zu welcher sie als Gegenstück gehört, räumlich zusammengestellt, sondern zwischen die Schulen Hegel's und Herbart's eingeschoben ist. Der Anlaß hierzu kann nur darin gesucht werden, daß die Ueberschrift dieses Paragraphen lautet: „Gegner Hegel's und speculativer Theismus"; Gegner Hegel's sind aber alle übrigen Philosophen der Mitte dieses Jahrhunderts in größerem oder geringerem Maße, und die älteren speculativen Theisten zeigen verhältnißmäßig noch die größte Verwandtschaft zu Hegel.

Auch im Einzelnen kann ich der Einordnung mancher Philosophen nicht zustimmen. So sind z. B. unter Anhängern Hegel's Feuerbach und Planck aufgeführt, während ersterer zu den Materialisten, Sensualisten und Naturalisten, letzterer zu den speculativen Theisten gehört und innerhalb dieser Gruppe in demselben Sinne einen Ausfluß der Schelling'schen Naturphilosophie repräsentirt, wie Weiße und Deutinger einen Ausfluß des späteren Schelling'schen Standpunktes. Dagegen gehört der Aesthetiker Zeising unter die Hegelianer und hat mit dem Herbart'schen Ideenkreise gar nichts zu thun. In der Kant'schen Schule wäre wohl eine deutlichere Sonderung zu empfehlen zwischen verschiedenen Gruppen, nämlich erstens den Kantianern strengerer Observanz, zweitens den realistischen Empiristen, welche zum Materialismus hinneigen oder in denselben münden, drittens den idealistischen Sensualisten und Empiristen, welche die Brücke zum Positivismus Comte's schlagen, und viertens den mehr speculativen Idealisten, welche mehr oder weniger bereits als „Fichteaner" zu bezeichnen sind. So ist z. B. Bergmann als ein dem älteren Fichte nahestehender Denker richtig charakterisirt, sollte aber eben deshalb mit Schuppe und dessen Geistesverwandten zusammengerückt sein, da die Fichteaner und Kantianer sicherlich weit enger zusammengehören als die in einem Paragraphen vereinigten Anhänger Herbart's, Schopenhauer's und Benecke's. Wenn aber einmal die Rubrik „Fichteaner" eingerichtet wird, so würde ich Stirner als den antiethischen Solipsisten und Harms als den ethischen Idealisten dorthin verweisen, den letzteren trotz seines erkenntnißtheoretischen Realismus, weil er immer betont hat, daß nach seiner Auffassung der ethische Idealismus das Entscheidende bei Fichte sei und daß Fichte nur darum erkenntnißtheoretischer Idealist gewesen sei, weil er dies für die unentbehrliche Grundlage und Sicherstellung des ethischen Idealismus gehalten habe. Fritz Schultze scheint mir bei den Darwinisten eine passendere Stelle zu finden als bei den Neukantianern.

Der Abschnitt, welcher die Ueberschrift trägt: „Der Materialismus und die Naturwissenschaften", umschließt schon jetzt zum Theil einen Inhalt, welcher durch diesen Titel nicht ganz gedeckt wird. Czolbe ist zwar vom Materialismus ausgegangen, aber durch den Hylozoismus hindurch zu einem mehr speculativen Panpsychismus gelangt. Die unter der Bezeichnung „Darwinismus" zusammengefaßten Theorien über den Gang der Entwickelung in der organischen Natur gehören weit weniger der Naturwissenschaft an, als sie ein Stück moderner Naturphilosophie auf Grundlage einer mechanistischen Weltanschauung darstellen. Wilhelm Wundt gehörte wohl in seinen früheren Arbeiten einer naturwissenschaftlich zu nennenden Richtung an, hat aber mit seiner Logik und Ethik das Gebiet der eigentlichen Philosophie betreten und könnte eher zu den Neukantianern als zu den Materialisten gezählt werden. Dagegen vermißt man in diesem Abschnitt Feuerbach, der durch den Sensualismus hindurchging und bei dem entschiedensten Materialismus mündete, und Dühring, dessen „Wirklichkeitsphilosophie" der nackteste Materialismus mit den üblichen Attributen eines naiven Realismus und trivialen Optimismus ist und hinter anderen materialistischen Systemen (wie z. B. Wiener's „Grundzügen der Weltordnung") an Originalität und an Sorgsamkeit der Durchführung entschieden zurücksteht. Auch der antiteleologische Realist von Kirchmann, dessen Verdienste übrigens nicht auf dem Gebiete metaphysischer Systembildung, sondern ausschließlich auf demjenigen der Aesthetik, Erkenntnißtheorie und Ethik liegen, wird nur hier seinen Platz finden können, zumal er manche auffallende Berührungspunkte mit Czolbe zeigt. Der Titel dieses Abschnittes müßte dann allerdings etwas weiter gefaßt werden, etwa: „Materialismus, Sensualismus, Positivismus und empiristischer Realismus".

Vielleicht würde es zur Erleichterung der Uebersicht dienen, wenn „die ältere und die neuere Naturphilosophie" unter einem besonderen Paragraphen zusammengefaßt würde, so daß die Fäden, durch welche beide verknüpft sind, deutlicher hervortreten. Die ältere Naturphilosophie ist jetzt im § 31 mit allerlei Schellingianern und sogar mit Baader und Krause vereinigt, ohne als besondere Gruppe hervorzutreten. Denker und Forscher wie Burdach, Oersted, Carus, Nees von Esenbeck hätten wohl eine etwas eingehendere Berücksichtigung verdient, da sie ebenso wie Oken mit ihren Nachwirkungen stark bis in die Gegenwart hereinreichen. Joh. Müller und Humboldt müßten vor dem Darwinismus, nicht nach demselben besprochen werden, da gerade Häckel, der Hauptvertreter der darwinistischen Naturphilosophie in Deutschland, mit durch die Einflüsse dieser Männer zum Ungenügen an der officiell gelehrten Naturwissenschaft und zu erweitertem Gesichtskreise geführt worden ist. Auch Fechner bekennt, von Okens Naturphilosophie tiefe Eindrücke erhalten zu haben, während Lotze sich wesentlich ableh-

Digitized by Google

nend und feindlich sowohl gegen die ältere wie gegen die neuere Naturphilosophie stellt. Unter der neueren Naturphilosophie dürften auch wohl die neueren Forschungen über Sensitivität, Somnambulismus und Mediumismus nebst den meist voreilig daran geknüpften Theorien (Hellenbach, du Prel) einige Beachtung verdienen, welche zum Theil auf eine Fortsetzung der von Schopenhauer inaugurirten Restauration des Inderthums hinauslaufen.

Der „speculative Theismus" ist ein ganz charakteristisches Product der romantischen Restaurationsperiode in den ersten zwei Dritteln dieses Jahrhunderts, welche nach dem rein philosophischen Aufschwung von Kant bis Hegel eine Anlehnung an den positiven Gehalt des Christenthums suchte. Die beiden Männer, welche diese Reaction inaugurirt haben, sind Baader und Schelling; diejenigen zwei, welche den größten Einfluß innerhalb derselben gewonnen haben, sind Weiße und der jüngere Fichte. Auch Krause und Schleiermacher gehören diesem Kreise an, welche indessen ebenso wie Baader nicht mehr zur Philosophie der Gegenwart gerechnet zu werden pflegen. Trahndorff kann nirgends anders als unter diesem speculativen Theismus seinen Platz finden; er darf als ein Geistesverwandter des späteren Standpunkts des älteren Fichte betrachtet werden. Auch Steudel gehört hierher, dessen redliches Wahrheitsbestreben wohl eine kurze Charakteristik verdient hätte. Daß Carriere diesem Kreise angeschlossen ist, kann nur gebilligt werden; daß mit ihm auch Planck aus der Gruppe der Hegelianer hierhin hätte versetzt werden sollen, war schon oben erwähnt. Daß Weiße hinter J. H. Fichte und Ulrici besprochen wird, anstatt Beiden vorangestellt zu werden, scheint mir nicht sachgemäß; wenn er auch einige Jahre jünger als Fichte ist, so war er doch in der ersten Hälfte der 30er Jahre schon ein einflußreicher Systematiker, während Fichte's Einfluß erst mit den späteren Werken dieses Autors seit 1850 seinen Höhepunkt erreichte. Weiße ist ein hochbegabter speculativer Denker, der nur leider auf irrige Bahnen gerathen ist, J. H. Fichte nur ein mäßiges Talent, das sich durch ausdauernden Fleiß zu achtungswerthen Leistungen emporgeschraubt hat; Ulrici ist kaum ein Talent zu nennen. Auch hinsichtlich der philosophischen Begabung verdient darum Weiße an der Spitze dieser Gruppe zu stehen, da Trahndorff nicht zur Veröffentlichung einer systematischen Darstellung seines Standpunkts gelangt ist. Auf katholischer Seite gehört zu Baader und Günther als Dritter der speculative Systematiker Deutinger, dessen Leistungen die Geschichte der Philosophie noch gar nicht gerecht geworden ist.

Das Schlußglied in der Gruppe der speculativen Theisten bilden endlich Fechner und Lotze, insofern eigenartig, als sie eine theistische Metaphysik mit den Ansprüchen der inzwischen erstarkten modernen Naturwissenschaft zu vereinigen suchen. Bei Fechner mißlingt übrigens diese angestrebte Vereinigung vollständig, so daß eine unüberbrückte Kluft zwischen den beiden in einem Schriftsteller nebeneinanderwohnenden Seelen bestehen bleibt. Bei Lotze gelingt sie nur scheinbar dadurch, daß die berechtigten Ansprüche der naturwissenschaftlichen Denkweise zwar mit Worten anerkannt, in der That aber durch die Eingliederung im System auf allen Hauptpunkten mißachtet werden. Fechner sowohl wie Lotze sind in ihrer christlich-theistischen Grundtendenz wesentlich und in erster Reihe durch Weiße bestimmt, wie auch beide offen und unumwunden anerkennen, und gehören schon dadurch zweifellos zu dieser Gruppe. Fechner's Verdienste liegen ausschließlich auf Seiten der exakten Forschung, während er als Metaphysiker ein phantastisch-mystischer Dilettant und nichts weniger als Systematiker ist. Lotze hat die in seiner Jugend gepflegte Beschäftigung mit Pathologie und Physiologie später ganz aufgegeben und seine Lebensaufgabe darin gesucht, auf Grund Weiße'scher Voraussetzungen den Herbartianismus gründlich und von innen heraus zu überwinden und zum speculativen Theismus umzubilden. Dem nächsten Jahrhundert wird vermuthlich der gesammte speculative Theismus als ein wesentlich einheitliches System erscheinen, an dem viele Denker mit unerheblichen Nüancen gemeinsam gearbeitet haben; unter diesen aber werden drei Namen wie Anfang, Mitte und Ende hervorleuchten, Weiße, J. H. Fichte und Lotze, hinter denen die übrigen als Chorus zurücktreten. Weiße hat mit seinen drei Hauptwerken dem System des speculativen Theismus die Grundlage der Metaphysik, Aesthetik und Religionsphilosophie gegeben; Fichte hat es durch seine Ethik, Anthropologie und Psychologie ausbauen helfen, und Lotze hat es nach Seiten der Logik, Methodologie, Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie und Philosophie der Geschichte vollendet.

Die pantheistische Färbung des Theismus ist allen Gliedern dieser Gruppe gemein, und tritt um so deutlicher hervor, je speculativer die Anlage und Durchführung ist; nur die Katholiken derselben mühen sich, diese pantheistische Consequenz des speculativen Denkens mehr oder weniger zu unterdrücken. Auch darin stimmen alle Glieder dieser Gruppe überein, daß sie den Anspruch erheben, neue philosophische Systeme zu entwickeln, und es liegt deshalb in diesem Anspruch ebensowenig wie in der pantheistischen Färbung des Theismus oder in dem mißglückten Versuch eines Ausgleichs der speculativen und naturwissenschaftlichen Denkweise ein Grund, Fechner und Lotze von dieser Gruppe abzusondern, wie Heinze thut, und vorzugsweise als neue Systembildner zu behandeln. Beide sind nur der letzte Abendschimmer der romantischen Restauration des christlichen Theismus in der deutschen Philosophie, woraus sich ihr Ansehen in allen an dieser Reaction interessirten Kreisen zur Genüge erklärt.

Diese ganze Restaurationsepoche aber ist sammt ihrem Gegenstück, dem metaphysikfeindlichen Materialismus, Sensualismus und Positivismus, nur eine wesentlich unphilosophische Episode, welche den geradlinigen Fortgang der großen speculativen Entwickelung von Kant bis Hegel und Schopenhauer unterbrechen mußte, um dem von so unerhörten philosophischen Anstrengungen erschöpften deutschen Volksgeist eine Spanne Zeit zum Verarbeiten des Errungenen und zum Athemholen für weiteren Anstieg zu gönnen.

Es liegt auf der Hand, daß jede Art der Anordnung und Eintheilung eines so verwickelten Stoffes ihre Unzulänglichkeiten mit sich bringt, und daß deshalb gerade bei der Gruppirung dem subjectiven Ermessen ein gewisser Spielraum bleibt. Die geäußerten Abweichungen schließen deshalb auch keineswegs einen Tadel oder Vorwurf gegen das Werk in sich. Aber ein solches Unternehmen, das streng genommen die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigt, kann nur dann die möglichste Vollkommenheit erreichen, wenn Jeder an seinem Theile bereit ist, sein Scherflein beizutragen und seinen abweichenden Ansichten Ausdruck zu geben.

---

## Was ist Kunstkritik?

Von Paul Johannes Rée.

(Schluß.)

Einen ganz ähnlichen Weg habe ich einzuschlagen, um in das Wesen der Kunst einzudringen. Ich muß ihre Werke kennen, muß wissen wie, wodurch und unter welchen Verhältnissen dieselben entstanden sind, muß mich also mit ihrer Geschichte bekannt machen. Ohne Kenntniß der Kunstgeschichte verstehe ich weder ein Kunstwerk der Vergangenheit, noch vermag ich die Kunst meiner eigenen Zeit wirklich zu begreifen. Nur durch die geschichtliche Betrachtung wird uns ein wirkliches Verständniß vermittelt. Es genügt nicht, sich gleich an die Werke der großen Meister zu wenden, die unmittelbar unser Gefallen erregen, also etwa direct an die Sixtinische Madonna, um einen Einblick in das Wesen der italienischen Malerei der Renaissance zu erhalten. Wir empfinden dann wohl die Größe und Hoheit dieser Kunst, aber kommen eben über ein allgemeines ästhetisches Empfinden und dunkles Ahnen nicht hinaus, und die aufmerksamste Betrachtung bringt uns der Erkenntniß des Gesetzes, nach dem das Werk gebildet ist, nicht näher. Bei Beschränkung auf die Werke der Blüthezeit laufen wir Gefahr,

Digitized by Google

einseitig und befangen im Urtheil zu werden, denn es kann ein und dasselbe classische Kunstwerk bei den verschiedenartigsten Naturen dieselbe Bewunderung finden, die Ursache der Bewunderung in jedem aber eine andere sein. Es ist ja die charakteristische Eigenthümlichkeit aller classischen Schöpfungen, daß sie das Widerstrebende in sich harmonisch vereinigen und sich dadurch der übereinstimmenden Billigung solcher erfreuen, deren Urtheile sonst stets auseinander gehen. So kann der eine die Zeichnung, der andere die Farbe bewundern, der dritte durch den Inhalt, wieder ein anderer durch die Naturlebendigkeit entzückt sein, ohne daß er sich wie bei einem Werke, in dem eine Seite besonders betont wäre, davon Rechenschaft zu geben vermöchte. Denn hier durchdringt sich eben alles zu einer höheren Einheit, wie in dem reinen Krystalle sind die Spuren des Werdens völlig verwischt. Das Einzelne ist im Ganzen aufgegangen und daher wird dieses mit jenem leicht von solchen verwechselt, die ohne zu wissen, was das Wesen der Kunst ausmacht, vor einem solchen Werke stehen. Der Chemiker vermag den Krystall wieder in seine einzelnen Bestandtheile aufzulösen, der Kunsthistoriker aber vermag das Werden zu verfolgen, von einem einzelnen Kunstwerke, indem er zunächst die verschiedenen Vorarbeiten des Künstlers zu demselben, dann dessen übrige, jenem vorausgehenden Arbeiten betrachtet und schließlich den Künstler in seiner Zeit zu begreifen sucht, von einer ganzen Kunstepoche, indem er dieselbe erkennt als das Product der vorausgehenden Zeiten und so immer weiter zurückgeht, bis er vor der Wiege der Kunst steht. Den Lebensgang der Kunst von hier aus zu verfolgen ist die Aufgabe der kunstgeschichtlichen Forschung, sie hat uns zu zeigen, wie aus kleinen Anfängen in allmählicher Entwicklung Großes und Bedeutendes hervorgegangen ist, und wie dieses zerfiel, um nach Jahrhunderten in anderer Gestalt wieder neugeboren zu werden. Zugleich hat sie darauf hinzuweisen, welche äußeren und inneren Momente für den Entwicklungsgang maßgebend waren.

Wenn wir bei einem Volke, in einer Zeitperiode diese oder jene Stoffkreise vertreten finden, wenn uns hier diese, dort jene Auffassung der Natur entgegentritt, wenn zu einer Zeit mehr der Gedankengehalt, zu einer anderen mehr der Formenreiz betont ist, oder bei einem Meister die Farbe bei einem anderen die Zeichnung das charakteristische Ausdrucksmittel ist, so müssen wir das alles zunächst aus der äußeren Geschichte der Zeit, des Volkes, des einzelnen Individuums erklären, aus den Culturzuständen, der Religion, den allgemeinen Lebensanschauungen, den besonderen Sitten und Gebräuchen, dann aus der Art und Natur des Landes, dessen allgemeiner landschaftlicher Charakter und dessen animalische und vegetabilische Welt die Phantasie des Künstlers in ganz bestimmter Weise befruchteten. Damit hängen auch zusammen die Studien über das Material, das dem Künstler zur Verfügung stand und dies führt direct zur Beschäftigung mit den verschiedenen Techniken, die nöthig waren zur Bewältigung des letzteren, damit dasselbe das Schöne zum Ausdruck zu bringen fähig wurde. Nur die Kenntniß aller dieser Dinge befähigt uns, den Standpunkt einer vergangenen Zeit einzunehmen, was nöthig ist, wenn wir ihren Werken gerecht werden wollen. Für die ästhetische Würdigung einer vergangenen Kunst ist die kunstgeschichtliche Kritik die nothwendige Grundlage. Sie ist aber auch die wichtigste Bedingung für die Beurtheilung eines zeitgenössischen Werkes. Denn kennen wir die Vergangenheit und ihre Leistungen und haben das Wesen unserer Zeit erfaßt, dann sind uns drei Größen gegeben mit deren Hülfe wir die Unbekannte zu finden vermögen. Wissen wir, unter welchen Einflüssen, mit welchen Mitteln ein von uns als charakteristisch nud bezeichnend für eine vergangene Epoche erkanntes Kunstwerk zu Stande gebracht ist, und sind uns zugleich klar über die Aufgaben unserer eigenen Zeit, so haben wir damit auch einen Maßstab gewommen zur Beurtheilung ihrer Kunst. Wäre jene Kenntniß eine absolute, hätten die drei bekannten Größen die reine Objectivität, die den Zahlenwerthen eigen ist, so ließe sich mit Hülfe des Regeldetrisatzes das Kunstgesetz gewissermaßen durch einfache Rechnung finden. Aber unser Wissen ist kein absolutes, sondern Stückwerk, d. h. stets mit subjectivem Meinen durchsetzt, daher kann auch von einer rein objectiven Kunstkritik keine Rede sein. Aber es hat sich nunmehr gezeigt, worauf es ankommt, auf welchem Wege man überhaupt zur Objectivirung gelangt, wie man von der Vereinzelung zur Allgemeinheit aufzusteigen vermag. Das Streben des Kunstkritikers muß darauf gerichtet sein, jenen Größen immer mehr Bestimmtheit zu geben, diese so klar und scharf wie möglich zu fixiren, immer tiefer einzudringen in den Geist der Zeiten, immer genauere Kunde sich zu verschaffen von den Werken ihrer Kunst. Unermüdlich forschend muß er bestrebt sein, dem wirklichen Thatbestande näher und näher zu kommen, immer weiter vom Meinen zum Wissen vorzudringen. Fühlt er auch, daß er Wahrheit nie zu erringen vermag, daß jede neue Errungenschaft ihn nur weiter und weiter treibt, so kann ihm doch das Gefühl die höchste Befriedigung geben, daß jedes gewonnene Plus an Objectivität eine asymptotische Annäherung an die Wahrheit bedeutet.

Wir haben bisher nur der Thätigkeit des Kunsthistorikers gedacht und gezeigt, unter welchen Gesichtspunkten er die Werke, wie sie im Laufe der Zeiten entstanden sind, zu betrachten hat. Jener muß aber eine andere vorausgegangen sein, denn ehe der Kunsthistoriker sein Augenmerk auf die Werke der Kunst im Besonderen zu richten vermag, muß er wissen, welche von den Aeußerungen des Menschen als Kunstäußerungen zu betrachten seien. Wer gibt ihm die Antwort auf diese Frage? Im Reiche der Erscheinungen findet er sie nicht und wendet sich daher an die Philosophie, deren Aufgabe es ist, das Bleibende im Wechsel zu finden, das immanente Princip der Sache, die sich im Laufe der Zeit in ewig wechselnde Formen kleidet. Die Philosophie geht daher auch nicht von den Kunstwerken aus, um die Kunst zu finden, sondern sucht die Quelle aufzudecken, aus der zu allen Zeiten Kunst geflossen ist. Diese Quelle liegt im Menschen, und es gilt ihm daher, des Menschen Wesen zu ergründen. Wie kommt der Mensch überhaupt zu künstlerischer Gestaltung, wie unterscheidet sich diese Thätigkeit specifisch von allen anderen? Darüber muß der Philosoph Klarheit schaffen. Er untersucht und erforscht die geistigen und sinnlichen Kräfte, die das Wesen des Menschen ausmachen, sowohl jene, die dieser gemein hat mit anderen Naturwesen, als auch die, welche ihn davon unterscheiden, ergründet in der Metaphysik das Wesen der Vernunft, in der Logik das des Verstandes und dringt mit Hülfe der Psychologie in das Wesen der Seele ein. Hat er auf diesem Wege das Reich der Schönheit, dessen Ursprung die Phantasie ist, entdeckt, so gilt es, dieses Gebiet in allen Theilen gründlich zu durchforschen. Das ist die Aufgabe der Aesthetik, die tief in der Metaphysik wurzelt, so daß das ästhetische Urtheil unmittelbar von dem philosophischen Standpunkte abhängt. Die Objectivität des letzteren bestimmt den Grad der Objectivität, den das ästhetische Urtheil für sich beanspruchen darf. Da es nun keinen Standpunkt gibt, in dem nicht das Ich eine Rolle spielt, dessen Wille sich eben für jenen entschieden hat, so bleibt auch hier stets ein Rest von Subjectivität übrig, so vermag auch das am strengsten durchgeführte philosophische System den Geschmack in seinem freien Walten nicht zu unterdrücken, sondern nur zu zügeln. Ist er echt, so wird die Zügelung ihm seine ursprüngliche Kraft nicht rauben, sowie ein edles Roß gebändigt und dressirt nicht seinen Stolz verliert.

Der Mensch nimmt in der Welt eine Doppelstellung ein, sein ganzes Dasein bewegt sich zwischen zwei Polen. Er ist einmal Naturwesen wie Pflanze und Thier, gebunden an die äußeren Gesetze der Natur, abhängig vom Zufall der Geburt, der Erziehung, der äußeren Umstände, aber es lebt in ihm ein Geist der Freiheit, der ihn hoch emporhebt über die natürlichen Dinge und mit den Schwingen des Gedankens und der Phantasie bis an das Reich des Unendlichen trägt. Indem der Mensch in und mit der Natur lebt, empfindet er doch zugleich, daß seine Bestimmung eine andere ist als ein nur natürliches Dasein zu führen; er fühlt sich als über der Natur stehend und macht sie sich unterthan. Er macht sich ihre Kräfte dienstbar, schaltet und waltet mit ihr nach eigenem Ermessen,

Digitized by Google

das Thier und die Pflanze müssen ihm Nahrung und Kleidung liefern, dem Boden entlockt er reiche Frucht, daß sie ihn sättige, Berge werden abgetragen, Wälder ausgerodet, damit er sich Häuser baue, die wilden Gegenden werden urbar gemacht und rauhe Pfade ebnet er seinem Fuße, das wilde Element des Feuers bannt er in seinen Herd, daß es ihn wärme und seine Speisen bereite, die wilden Wasser weiß er zu dämmen und zu regeln, daß sie das Land befruchten und Lasten tragen. Sein Verstand, seine Klugheit besiegt die übermächtigen Kräfte. In der Natur handelt Alles nach Trieben, dunkel und unbewußt, der Mensch aber erkennt die Gesetze nach denen sich Alles vollzieht und erlangt dadurch die Mittel, der Natur Herr zu werden. Aber der Mensch will nicht nur eine Welt, über die er das Zepter führt, er will auch eine solche, die seinem Geiste angemessen ist. Die größten Siege, die sein erfinderischer Sinn über die Natur davon trägt, an denen ja besonders unser Jahrhundert so reich ist, gibt ihm keine volle Befriedigung, denn es fehlt ihm seine Heimath, die Welt seines Geistes. Doch wo findet er sie? Sie liegt nicht fertig da, sondern soll erst von ihm erschaffen werden. Das ist die eigentliche, die hohe Aufgabe des Menschen, erst dadurch wird er zu dem wozu er berufen ist. Wo das Menschliche sich regt ist auch der Trieb dazu zu finden. Er äußert sich in Religion, in Wissenschaft und Kunst. Die erstere erschafft ihm jene Welt durch den Glauben, durch diesen steigert sich sein ganzes Wesen in eine jenseitige, d. h. außer aller Erfahrung liegende Welt hinein, hier findet er den Frieden, den er sucht, hier leben die Geister, die seine Ideale sind, hier fühlt er sich selig und beglückt. Stimmen sind aus jener Welt herübergedrungen, haben von deren Wesen geoffenbart und dadurch dem Glauben Halt und Stütze gegeben. Derselbe ist durchaus subjectiv, durch Gründe läßt er sich nicht vermitteln, er schlummert in der Tiefe des Herzens und steigt von da unmittelbar zur Gottheit empor. Während der Glaube das Jenseits erfaßt, baut sich die Wissenschaft ihre Welt auf der breiten Grundlage der Erfahrung auf. Auch sie sucht nach einer Gewißheit wie der Glaube, aber es soll keine Gewißheit des Gemüthes sein, sondern eine solche, die den Verstand befriedigt, sie sucht nach Gründen, mit denen sie überzeugt, selbst der verlockendste Schein der Wahrheit läßt sie unberührt, wenn nicht mit Gründen dafür eingetreten zu werden vermag. So baut die Wissenschaft das ganze Reich unseres Verstandes aus, entwickelt die Anlagen desselben, erforscht die Gesetze, welche uns die Erscheinungen erklären und zeigt uns die ganze Welt der Erfahrung im Lichte des menschlichen Geistes. Die Natur hört auf, uns als etwas Fremdes, Aeußerliches gegenüber zu stehen, sondern zeigt sich als ein wundersames Zusammenwirken unendlich vieler geistigen Kräfte, die den in uns schlummernden durchaus verwandt sind. Aber es ist das Wesen der Wissenschaft, sich fort und fort zu entwickeln, sich nie mit dem Errungenen zu begnügen, sondern unaufhaltsam weiter zu forschen, denn je tiefer wir in das Wesen der Dinge eindringen, um so größer werden die Aufgaben, deren Lösung uns obliegt, um so mehr erkennen wir, wie viel wir doch eigentlich nicht wissen, und wie oft endet das wissenschaftliche Streben mit der Erkenntniß, daß wir nichts wissen können. Trotz der Riesenarbeit, die schon am Bau der Wissenschaft verrichtet ist, ist die verfängliche Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ unbeantwortet geblieben. Wir schweben immer zwischen Wissen und Glauben. Da taucht aus dem tiefsten Grunde unserer Natur die Phantasie auf und schafft uns den Schein, als sei die Wahrheit wirklich geworden, erzeugt in uns Gestalten, die einer anderen Welt angehören und doch im Ganzen dieselben Formen und Eigenschaften zeigen wie die Dinge dieser Welt. Das ist die Welt des Schönen. Treffend hat Schiller darum die Kunst eine Bürgerin zweier Welten genannt. Von der Phantasie geleitet werden wir wie durch den Glauben hoch emporgehoben, aber wir verlieren uns nicht in das Jenseits, sondern berühren dasselbe nur mit der Stirn, während die Füße noch den Boden der Wirklichkeit unter sich fühlen. Der Widerspruch des Glaubens und des Wissens ist gehoben, im Genusse des Schönen wissen wir, indem wir glauben. Indem uns die Phantasie den Schein des Ideales hervorzaubert und dadurch für unsere Sinne seine Wirklichkeit zur unmittelbaren Gewißheit macht, wird uns überhaupt die Welt des Idealen näher gerückt. Das aber ist unsere eigentliche Heimath. In sie zu blicken, vergönnt uns die Kunst, die mit geheimnißvollem Zauber den Schleier lüftet, den die Gottheit über sie gedeckt. Ein ahnungsvoller Trieb leitet den Künstler, sie zu suchen, durch seine Werke beweist er, ob er sie gefunden hat. Derselbe Trieb bestimmt den Laien, sich dem ästhetischen Genießen hinzugeben, sich von der wirklichen Welt abzuwenden und in die Kunstwelt zu versenken, in der er zu finden hofft, was er in jener entbehrt. Je nachdem er nun in dieser findet, was er sucht, je nachdem sich dieselbe in dem Lichte zeigt, die seinem individuellen Empfinden entspricht, wird sie sein Gefallen oder Mißfallen erregen, ohne daß er sich des Wodurch und Warum so recht bewußt wäre. Aus keinem anderen Triebe aber soll auch die Thätigkeit des Kunstkritikers entspringen, denn nur dann kann er fruchtbringend wirken, nur dann vermag er sowohl den Künstler als den Laien zu befriedigen. Schönheit zu finden soll er ausgehen. Kein stoffliches Interesse irgend welcher Art darf bestimmend auf ihn einwirken, keine Vorliebe für eine bestimmte Formensprache, Manier, Auffassungsweise seinem Urtheil die Richtung geben, er hüte sich vornehmlich, als Sittenprediger aufzutreten und ein ethisches Urtheil für ein ästhetisches auszugeben. Denn wie manches, dem gegenüber der Lehrer der Tugend und der Moralität ein strenges „Cave“ rufen muß, ist, in den Dienst der Schönheit gestellt, geradezu erforderlich, um die höchsten Wirkungen zu erzielen. Nur wo das Gemeine frei und zügellos waltet und, weil es sich der Darstellungsmittel der Kunst bedient, sich anmaßt, Kunst zu sein, kann er seine Donnerstimme erheben, nicht als Kunstkritiker, sondern als der Hüter des Reiches der Schönheit, von dem alles Niedrige fern gehalten werden muß.

Nicht nach dem Was sondern allein nach dem Wie hat er als Kritiker zu fragen, wenigstens nach jenem stets in Beziehung zu diesem. Tadelt er den Stoff, so darf das nie an sich geschehen, sondern nur in Bezug auf die Art und Weise wie er aufgefaßt und verwerthet ist oder weil er etwa der Individualität des Künstlers, der ihn wählte, nicht entspricht, wie wenn z. B. ein Meister der seiner ganzen Anlage nach für das Genre befähigt ist, sich an religiöse und historische Stoffe macht, wenn ein Plastiker einen Stoff wählt, der nur eine malerische Behandlung verträgt oder wenn der Dramatiker einen Stoff behandelt, der sich nur für den Roman eignet und dergleichen mehr. Dem Kritiker gelte der bedeutungsvolle Satz, daß alles Wirkliche vernünftig ist, denn nur dann vermag er sich vom stofflichen Interesse zu befreien. Ist er zu der Erkenntniß gelangt, daß derselbe Geist, der in den großen Dingen und Thaten lebt und webt auch das kleinste und unbedeutendste durchzieht, wird er nichts für zu unbedeutend halten, um in das Reich des Schönen emporgehoben zu werden. Die ganze Wirklichkeit wie sie ist, mit allen ihren Schatten und Fehlern ist darum ebenso geeignet Träger der Schönheit zu sein wie die von einer höheren Idee getragene Gestaltenwelt der Mythologie und des Glaubens. So stellten die Griechen nicht nur Götterbilder dar, sondern ein sich die Siegesbinde umlegender jugendlicher Athlet, eine sterbende Amazone, wie wir solche von Polyklet kennen und die auch unter den Werken des Phidias genannt werden, und viele andere rein menschliche Stoffe dienten nicht minder als die der Götterlehre entlehnten dazu, das Schöne zu verwirklichen. Nichts ist verkehrter als die Behauptung, die Schönheit, die uns aus einem Madonnenbilde entgegenstrahlt, sei im Wesen eine andere als etwa diejenige, die wir in Bildern der Niederländer Brower, Teniers, Ostade finden, deren Lieblingsgegenstände zechende und raufende Bauern waren. Der Stoffkreis, aus dem der Maler des Madonnenbildes schöpfte, steht zwar hoch über der dunstigen Atmosphäre der niederen Alltäglichkeit, an den die letzteren sich wandten, aber die Aufgaben beider war dieselbe, die Materie in Schönheit umzuwandeln. Auf die Darstellung kommt es an. Was nützt es, wenn der erhabenste Gedanke, die reinste Idee nur unvollendet zur Erscheinung gekommen sind. Ein solches Werk

Digitized by Google

vermag zwar Andacht zu wecken und mancherlei didaktischen Zwecken dienen zu können, Freude am Schönen ruft es nicht hervor, der Schönheit bringt es uns nicht näher. Das aber ist der Zweck, die Aufgabe der Kunst. Daß es eine Stufenleiter im Reiche des Schönen gibt wie in der Wirklichkeit ist nicht zu leugnen, und immer wird es die höchste Aufgabe der Kunst bleiben, das Erhabene, Große und Bedeutende darzustellen, denn es ist ja die Aufgabe des Menschen, das Kleinliche und Zufällige mehr und mehr von sich abzustreifen und sich im Allgemeinen und Großen heimisch zu fühlen. Aber wie der im kleinen Kreise wirkende Mensch, der die Pflicht, die jener ihm auferlegt, voll und ganz erfüllt, höher zu schätzen ist, als der zur Lösung der idealsten Aufgaben Berufene, der den Pflichten, deren Erfüllung seine höhere Stellung von ihm fordert, vergißt, so gilt auch das Kunstwerk, dessen Stoff der niedersten Sphäre entlehnt aber in echt künstlerischer Weise durchgebildet ist, weit mehr als jenes, dem eine große Idee innewohnt, das aber diese nicht in eine ihrem Wesen entsprechende Form gekleidet zeigt. — Es schien mir um so wichtiger auf diesen Punkt etwas näher einzugehen, da so vieles sich für Kunstkritik ausgibt, was doch im Grunde nur als Untersuchung des Stoffes auf seinen ethischen Gehalt anerkannt werden kann. —

Aber auch jene Urtheile, die aus der Untersuchung der Werke in Bezug auf ihre technische Vortrefflichkeit hervorgehen, können nicht den Anspruch auf kunstkritische Bedeutung erheben. In diesen wird natürlich stets der Laie hinter dem Künstler zurückstehen. Ob die Wahl des Materials die rechte, ob dessen Behandlung seinen specifischen Eigenschaften angemessen ist, ob die Wirkungen, die gerade dieses einem Anderen gegenüber auszuüben vermag, in der richtigen Weise ausgenutzt und verwerthet sind und so vieles Andere mehr, vermag natürlich stets derjenige am besten zu beurtheilen, der selbst damit umgegangen und durch viele Versuche und eine reiche Erfahrung zur Kenntniß der charakteristischen Eigenthümlichkeiten gelangt ist, also der Künstler. Aber dieses macht nur eine Seite der Kunstkritik aus, oder gehört vielmehr zu ihren Vorarbeiten, das Wesen der Sache trifft es nicht. Denn es kann ein Werk die wunderbarsten technischen Vorzüge aufweisen, Sicherheit der Zeichnung und der Formbehandlung, Correctheit der Durchführung aller Theile und genaueste Beobachtung aller Feinheiten, die das Material darbietet, und braucht doch nichts von dem zu besitzen, was es zu einem schönen Werke stempelt. Es unterscheidet sich dann von dem gelungenen Werke des Handwerkers nur durch seinen Zweck und steht dann hinter diesem zurück, da dieses den seinen zu nützen, erreicht, aber jenes den, eine ästhetische Wirkung auszuüben, verfehlt hat, also zwecklos ist. Daß der Grad der technischen Vollendung einen Maßstab bieten solle zur ästhetischen Würdigung, ist eine ganz unhaltbare Annahme. Man könnte tausend Beispiele für eines bringen, die eine solche Behauptung für alle Urtheilsfähigen entkräften würde. Aus solchen Anschauungen entspringen die einseitigsten und verkehrtesten Urtheile, wie sie vielfach über Meister allerersten Ranges gefällt werden. Wer an der Schale der Dinge klebt statt in den Kern einzudringen, kann nie zu einem richtigen Urtheil gelangen.

Die einzige Aufgabe des Kunstkritikers ist, den Spuren des Schönen nachzugehen und nach den Gesetzen der Schönheit den Werth des Kunstwerkes zu bestimmen. Was Schönheit ist, muß er empfinden und wissen zugleich, denn die Empfindung allein bildet die Brücke, die den Menschen mit der Kunst verbindet, und wo kein Wissen ist, da fehlt auch das Vermögen, seinem Urtheile den Charakter des Allgemeinen und Notwendigen und damit Kraft der Ueberzeugung zu geben. Jene muß er besitzen, hat er sie nicht, so bleibt ihm stets die Kunst ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln, dieses kann er erwerben und zwar wie wir sahen mit Hülfe der Geschichte und der Philosophie. Das auf solcher Grundlage gefällte Urtheil kann zwar nicht als ein absolutes gelten, da ja das Wissen keine volle Objectivität besitzt, aber es ist doch ein solches, das von dem Standpunkte des Wissens aus als nothwendiges und daher als kritisches betrachtet werden kann. Nur dem höheren Wissen braucht es zu weichen. Aber dieses muß wieder mit einer lebendigen Empfindung gepaart sein, denn so wahr es ist, daß ohne Wissen aus der Empfindung allein ein richtiges Urtheil entspringen kann — müht sich doch oft der Mann mit seinem logischen Denken vergebens ab, wo dem Weibe das Gefühl unmittelbar das Rechte eingibt — so wahr ist es auch, daß ohne Empfindung das gründlichste Wissen nicht zu einem richtigen Urtheil verhilft. So wenig wie das Kunstwerk vermag auch das Kunsturtheil aus der Reflexion zu entspringen, aber diese ist nöthig, damit es die Form erhalte, um vom Verstande erfaßt werden zu können, wie das Schöne in die Erscheinung treten muß, um für unsere Sinne da zu sein. Die sinnliche Gewißheit ist uns die unmittelbarste, und so wohnt auch dem Kunstwerke eine größere Uebergangskraft inne als der Kritik. Daher braucht auch echte Kunst Kritik nicht zu fürchten und ist die Behauptung, die Zersetzung der Kunstempfindung in Reflexion schade der Kunst, sie gleiche dem rauhen Froste, der die zarten Blüthen tödte, grundfalsch. Was echt und gut ist, hat durch Kritik noch nie gelitten, mag dieselbe auch noch so vernichtend gewesen sein. — Den größten Widerspruch wird stets der künstlerische Genius erfahren, der zum ersten Male seine kräftigen Schwingen regt, aber welches Genie ist jemals durch Kritik vernichtet, ja auch nur beeinträchtigt worden? Vielmehr hat das Genie stets bewiesen, daß es Kraft genug besitzt, alle jene Kritiker zu Boden zu schleudern, die da vergessen, daß wir kein starres, zahlenmäßiges Kunstgesetz haben, mit dem wir ohne Weiteres an die Werke heranzutreten brauchen, sondern daß wie die Kunst so auch das Kunstgesetz für uns ein ewig werdendes und sich entwickelndes ist, und daß es eben der Genius ist, dessen Thun jene Fortentwicklung bewirkt.

Daher findet auch die Kritik in dem Werke des Genius ihre Grenze. In diesem ist ja das Gesetz erfüllt und etwas Neues, Ungeahntes aufgetreten, wofür im Wissen kein Maßstab zu finden ist. Der Trieb, die Empfindung in Reflexion umzusetzen, löst sich in Bewunderung und Liebe auf. Daß der Erkenntniß des Gesetzes die künstlerische That des Genius vorausgeht, lehrt uns die Geschichte. Darum ruft auch Schiller in Begeisterung aus: „Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

---

## Vom Burgtheater und Volkstheater.

Wien, Mitte Mai.

Die Wintersaison ist vorüber und so dürfte es an der Zeit sein, einen Rückblick auf das Vergangene zu werfen. Zuerst einige Zahlen! Das K. K. Hofburgtheater hat im Jahre 1887 Alles in Allem, also auch die kaiserliche Subvention mit eingerechnet, rund 670,000 Gulden eingenommen und etwas mehr als 650,000 Gulden verausgabt, der verbleibende Ueberschuß beträgt somit nicht ganz 20,000 Gulden. Für ein Privatunternehmen wäre das nicht viel, es entspräche nicht einmal den landläufigen Begriffen vom bürgerlichen Gewinn und noch weniger dem Risico, welches mit jedem Theater überhaupt verbunden ist, die colossale geistige Arbeit bliebe unbezahlt. Anders verhält sich dies bei einem Hoftheater und speciell bei dem Wiener Burgtheater. Ein Hof- oder Landestheater hat vornehmlich künstlerische Zwecke; der materielle Erfolg, wenn er nicht nach einer oder der anderen Seite ein besonders relatanter ist, tritt in die zweite Reihe. Das Burgtheater hat Zeiten gehabt, in welchen es mit seinen Gewinnen Parade machen und die Deficitlöcher der kaiserlichen Hofoper zum Theile verstopfen konnte. Das war damals, als Laube jede äußere Ausstattung mit Verachtung von der Bühne wies und eine Saaldecoration einmal im Cinquecento und das andere Mal in einem modernen Stücke verwenden ließ; wo Helm — Helm blieb, ob in Burgund oder in Deutschland; wo nur falsche, wohlfeile Stoffe gebraucht und Cachirarbeit verwendet wurde. Das ist jetzt anders. Ich erinnere mich, an dieser Stelle erzählt zu haben, daß die neue Ausstattung des „Wallenstein" 40,000 Gul-

Digitized by Google

den, eine einzige Rüstung des Max Piccolomini, die Herr Kraſtel zudem nur zwei- oder dreimal trug, weil ſie ihm zu ſchwer war, 1500 Gulden gekoſtet hat; ich kann aber auch ein Beiſpiel aus dem letzten Winter bringen. Granichſtädten's „Galante Könige", die es nicht über drei Aufführungen brachten, hauptſächlich deshalb, weil das Einerlei der Handlung in den vier, den einen „Luſtſpielabend" bildenden Stücken das Publikum ermüdet und die ſtark gewürzte Luft in ſolcher Anhäufung den Athem beklemmt, haben 3000 Gulden an Ausſtattungskoſten conſumirt. So iſt es jetzt jedesmal, noch im alten Burgtheater, das man nun doch im nächſten Herbſt verlaſſen wird. Man kann ſich denken, wie es im neuen gehalten werden wird. Märchenhaft ſoll die Pracht der Sachen ſein, die jetzt ſchon für das neue Haus hergeſtellt ſind und die Generalintendanz kann nichts Klügeres thun, als noch und ſo viel anſchaffen zu laſſen, als die zur Verfügung ſtehenden Kräfte fertig bringen, denn das geht mit dem ganzen Neubau auf Rechnung des überaus reichen Stadterweiterungsfonds, während ſpäterhin das Burgtheater für alle Auslagen aufzukommen haben wird. Wie? Dieſe Frage getraue ich mich nicht zu beantworten, ſie wird den Verwaltern des neuen Hauſes unter allen Umſtänden und ſelbſt bei den beſten Einnahmen ſchwere Sorgen machen, wenn ſie überhaupt zu löſen iſt und wenn das ſpäter beizuſtellende ſceniſche Material ſo ſchön und reich ſein ſoll, wie dasjenige, welches jetzt die Magazine des Herrn Fux füllt.

Allein nicht bloß die ungleich ſplendidere Ausſtattung hat in den letzten Jahren ſtarke Wirkung auf die Kaſſen des Burgtheaters geübt, das Regime Wilbrandt war in dieſem Punkte überhaupt nicht glücklich. Die zahlreichen Durchfälle und die Monotonie des Repertoires führten in ſeinen erſten Jahren ſogar zu der unerhörten Thatſache eines beträchtlichen Deficits und wären alle Stücke, die er aufführen wollte, vom Baron Bezecný ebenſo geduldet worden, wie dies Seitens des Baron Hofmann der Fall war, ſo hätte man vielleicht das Publikum vom Burgtheater ganz und gar verſcheucht. Es war ein Glück, daß der jetzige Intendant gerade in dieſem Punkte ſchwerer hörte als ſein Vorgänger. Auch dafür kann ich ein draſtiſches Beiſpiel aus der jüngſten Zeit geben. Wilbrandt nahm von Ferdinand von Saar ein Trauerſpiel „Thaſſilo" an, der Generalintendant ließ es liegen, wie er auch Trieſch's „Nixe", der man bei jeder Wiederholung mit kameradſchaftlichen Reclamen zu Hülfe kommt, hatte liegen laſſen. Inzwiſchen iſt Wilbrandt gegangen, Herr von Saar verlangte die Aufführung. Der Generalintendant machte dieſelbe von dem Reſultate der Leſeprobe abhängig. Bei dieſer wurde die Tragödie dem Archive für die Ewigkeit einverleibt. Solche Dinge haben ſich gar häufig zugetragen, aber die Kritik ſchwieg dazu, weil ſie Wilbrandt wohlwollte; mit Recht, denn er war trotz Allem und Allem ein vornehmer Geiſt, und Alle, die nach ihm kommen wollten, ſtanden tief unter ihm. Sein Regime hat glänzende Lichtpunkte, im Ganzen war es kein glückliches. Und der Abſchluß hat gar befremdet. Als er bei Antritt des Amtes jedes Recht auf Penſionsbezug von ſich wies, hat man allerorten über dieſe falſche Nobleſſe gelächelt; als er bei ſeinem jähen Abgang ſich eine Abfindung von 9000 Gulden auszahlen ließ, ſah man ſich, von dieſem Widerſpruch befremdet, mit einem anderen Lächeln an. Das Räthſel iſt nicht ſchwer zu löſen. Wilbrandt lernte während ſeiner Directionszeit das Geld erſt kennen, er hatte einen hohen Gehalt und ungefähr 4000 Gulden betrugen ſeine jährlichen Autortantièmen während ſeiner Directionsjahre. Er ſah ſich eines Beſſeren belehrt und war am Ende geſcheidter als am Anfange.

Der Etat des Burgtheaters wird auch durch einige merkwürdige Engagements beleuchtet. Herr Tyrolt bezieht eine Gage von 9000 Gulden und hat dafür im Jahre 1887 90 Mal geſpielt, er erhielt alſo 100 Gulden für jedes Auftreten. Vergleicht man dagegen die Bezüge, die Leiſtungen und die Anziehungskraft eines Sonnenthal, Hartmann, Thimig, Gabillon, einer Wolter, Hohenfels, Gabillon ꝛc., ſo muß man über die Beſcheidenheit Dieſer geradezu ſtaunen, ſie hätten, nach jenem Maß gemeſſen, das Recht auf das Vielfache ihrer jetzigen Bezüge. Machtvolle, aber unzuläſſige Einflüſſe haben in dieſem Winter zu den ebenſo zweckloſen Engagements der Frau Albrecht und des Fräulein von Kola geführt. Welche Rollen ſoll Frau Albrecht ſpielen? Junge? Dazu iſt ſie, mit Verlaub, zu alt. Reife Damen? Dieſes Alter iſt überreich beſetzt. Alte? Ich ſehe, wie Frau Albrecht ſich abwendet. Ja, wenn das Talent übermächtig wäre, da müßte man beide Augen vom Budget abwenden und ſagen: Haltet ſie feſt! Aber daran glauben ſelbſt ihre Anwälte nicht, denen hauptſächlich daran gelegen war, daß die Dame in Wien verbleibe. Oder Fräulein von Kola. Ihr Vater iſt General, ein militäriſcher Freund deſſelben in hoher Stellung verwendet ſich für das Fräulein, ſie wird engagirt, mit Rückſicht auf ihre Jugend und ihren Fleiß. Andere ſagen, zur Aushülfe, weil derzeit Noth an Sentimentalen ſei. In einem Jahre rückt Fräulein Reinhold ein und ſie und Fräulein Barſescu, die in dieſem Winter gewaltig in die Höhe ging, werden das Fach der Sentimentalen mehr als genügend ausfüllen. Wird man Fräulein von Kola dann wieder entlaſſen? Wer das glauben könnte! Die Gönner der Dame und der Frau Albrecht wiſſen ganz gut, daß das Hereinſetzen der Beiden in das Burgtheater viel mehr Mühe gekoſtet hat, als ſpäter wird aufgewendet werden müſſen, um die Verträge dieſer Künſtlerinnen erneuern zu laſſen. Die beiden Engagements koſten über 12,000 Gulden. Aber eine Heldenmutter hat man noch nicht gefunden, trotzdem das Fach ſeit dem Tode der Frau Rettich verwaiſt iſt und ſchon Frau Röckel aushelfen muß. Nun, eine ſo gute Repräſentantin dieſes Faches wie Frau Albrecht als Salondame und Fräulein von Kola als Sentimentale wird es noch in Deutſchland und Oeſterreich geben. Oder ſind die Heldenmütter ausgeſtorben?

Das Novitätenrepertoire hatte ein ſeltſames Caliber und ein curioſes Geſchick. Es iſt nicht eine einzige Novität von großer Bedeutung gebracht worden — mag ſein, daß es keine gibt; man ſieht ſie auch auf anderen deutſchen Bühnen nicht. Neuſcenirungen ſind in großer Maſſe verſprochen worden, gehalten wurde aber nur „König und Bauer" von Lope, und das veraltete Tendenzſtück von Halm, „Der Fechter von Ravenna". Die Repriſe, ſonſt kaum zu begreifen, iſt durch die gigantiſche Leiſtung der Wolter als Thusnelda und den lebendigen Caligula des Herrn Robert eine Sehenswürdigkeit geworden. Auch „Galeotto" von Echegaray verdankt ſeinen Verbleib im Repertoire ausſchließlich der Darſtellung, in welche Herr Sonnenthal eine ſeiner außerordentlichſten Geſtalten eingefügt hat. Ueberhaupt wäre bei dieſer Gelegenheit einmal ein Wort über den Erfolg einer Novität im Burgtheater zu ſagen. Auf der kaiſerlichen Schauſpielbühne fällt ein Stück niemals ſo durch wie anderswo, es muß ſchon eine Mißgeburt ſchlimmſter Art ſein, wenn ſich das Publikum ſchweigend verhält. Sonſt gibt es immer etliche Beifallsſalven, die der Darſtellung oder eigentlich nur den Darſtellern und demjenigen gehören, was ſie aus Eigenem für das Stück thun. Würde man dieſe Thatſache bloß zum Troſte der verunglückten Autoren verwenden, ſo wäre dagegen nichts weiter zu bemerken. Aber ſie wirkt leider auf die Theaterleitung als Täuſchung in dem Sinne zurück, daß man ſolchen Autoren auch Tantièmen vom Beifall gewährt. So kommt es, daß ſchlechte Stücke gehalten werden und auf dem Repertoire bleiben. Dieſe Hartnäckigkeit führt in manchen Fällen ſogar zur Verführung des Publikums, das da glaubt, ein Stück müſſe ſehenswerth ſein, weil es ſo oft angeſetzt wird. Iſt man eines Autors perſönlicher Freund, ſo kann man den Verſuch machen, die Sache zu forciren, wobei der Sonntag ein willkommener Helfer iſt, denn am Sonntag iſt das Burgtheater immer voll. Aber man ſollte doch die vorhandenen Kräfte und ihre Wirkung unterſcheiden von der Sache, für die man ſie einſetzt. Daß das Burgtheater ſo glänzende Kaſſenerfolge aufweiſt und daß ſeine Mitglieder die beſten Künſtler unter allen deutſchen ſind, ſollte nicht zu Anſtrengungen für alltägliche Zwecke, ſondern nur für die höchſten Aufgaben der Kunſt führen. Gerade die Noth an bedeutenden Novitäten wäre die ausgiebigſte Rechtfertigung für weitgehende Bemühungen, das alte claſſiſche Repertoire neu zu beleben. Wenn es wahr iſt, daß „Wilhelm Tell" und „Fauſt" und der „Richter von Zalamea" die glänzendſten Kaſſenausweiſe bringen — und das iſt wahr! — warum nicht rüſtig vorwärts auf dieſer Bahn, warum nichts Dauerndes für das Volk, und nur die Jagd nach Eintagsfliegen, weil ſie neu ſind! Die Folgen der Richtung, welche das Burgtheater jetzt einſchlägt und die insbeſondere dem Weſen des Herrn Sonnenthal zuſagt, ſind in Wien und in Deutſchland noch nicht zu erkennen, weil die Richtung hier zu neu iſt, aber man kann ſie in Paris ſtudiren und bis zum grauſigen Realismus eines Zola herab verfolgen. Und dabei iſt dieſe dramatiſche Literatur in Frankreich noch in die Wolle des nicht nachzuahmenden franzöſiſchen Chics gehüllt, während ſie bei uns, fremd wie ſie uns iſt, nur ihre roheſte

Digitized by Google

Seite hervorkehrt. Ich bin beileibe kein Gegner der Franzosen, im Gegentheil, sie haben mich und so viele meiner Gesinnungsgenossen oft erfreut; aber wie das Théâtre français noch lange nicht seine Pforten allen Novitäten eines Sardou, Meilhac u. s. w. öffnet, so sollte das Burgtheater einen doppelten Riegel haben; was die deutsche Sitte compromittirt, ist zu vermeiden.

Soll ich die Novitäten namentlich aufzählen? „Goldfische" von Schönthan mit einem Heiterkeitserfolge; „Gräfin Lambach" von Lubliner (Durchfall); „Eine alltägliche Geschichte" von Costetti, ein entsetzlicher, roher und unpoetischer Conflict mit ansprechender Mache, gehalten durch das Spiel Sonnenthal's; „Unter vier Augen", ein Einacter von Fulda, reizend gemacht und von Herrn Hartmann und Fräul. Hohenfels reizend gespielt; „Eine Lection", angeblich von der Königin von Italien, in jedem Falle langweilig; „Eine Schachpartie", eine romantische Rittergeschichte von Giacosa, in welcher die Jüngeren, Fräul. Formes und Herr Reimers, Lorbeeren pflückten; der aufgewärmte „Diener zweier Herren" von Goldoni, mit Herrn Thimig als Triumphator; „Der selige Paul" von Klapp (eclatanter Durchfall); „Abbé Constantin" von Halévy, nach der zweiten Vorstellung unter allerlei Krankheitsvorwänden vom Repertoire gestrichen.... Viel Arbeit! Was in Jahresfrist davon geblieben sein wird? Wenn Etwas bleibt!

Nachdem sich für das neue „Volkstheater" endlich ein feuriger Pächter gefunden, ist es vielleicht an der Zeit, ein Wort über das Unternehmen zu sprechen. Kurz gefaßt, müßte man sagen, es sei beinahe aussichtslos. Die Bedingungen, unter welchen es geschaffen wurde, lassen weder ein künstlerisches, noch ein materielles Gedeihen erwarten. Theater, welche ihrer künstlerischen Aufgabe, ein Element der Erziehung zu sein, obliegen sollen, bedürfen allüberall der dauernden materiellen Unterstützung des Staates, der Stadt oder einer anderen Corporation. So ist es in Wien, Berlin, Frankfurt, selbst in Paris. Die Einseitigkeit, welche einem derartigen Institute in einer gewissen Richtung anhaften muß, erklärt die Erscheinung. Die Gründer des „Deutschen Volkstheaters" haben sich aber nicht zusammengethan, um alljährlich soundsoviel für die Subvention des innerhalb ihres Programmes schaffenden Theaters zu gewähren, sondern sie bauen das neue Haus und richten es ein, verlangen aber vom Unternehmer, daß er durch einen entsprechenden Pachtschilling ihr Capital verzinse. Herr Emerich von Bukovics, den sie für diesen Zweck eingefangen haben, kennt die Wiener Verhältnisse im Speciellen sehr schlecht und wird seinen Irrthum alsbald bitter zu bereuen haben. Die einzelnen Punkte des Programmes der Gründer, die ihm als ebenso viele Pachtbedingnisse mitgegeben wurden, widmen das „Deutsche Volkstheater" von vornherein dem Untergange. Die Herren verlangen billige, im Vertrage fixirte Eintrittspreise, fordern aber ein gediegenes Personal. Das ist ein unlösbarer Widerspruch. Woher soll der Director wirkliche Künstler nehmen, die eine hohe Gage begehren und sie auch bereitwillig von jedem Theater erhalten, wenn er selbst auf geringe Einnahmen angewiesen ist? Die Gründer haben freilich herausgerechnet, daß das Theater bei den von ihnen fixirten Preisen 2000 Gulden einnehmen könne. Das ist aber eine Summe, die das Burgtheater, auch mit Einschluß der Quote aus dem Abonnement niemals und selbst das viel größere Theater an der Wien nur äußerst selten erreicht. Und doch sind die Preise dieser Theater um die Hälfte und mehr höher, als in dem neuen Volkstheater. Herr v. Bukovics wird froh sein, wenn er in guten Zeiten eine Einnahme von 600 Gulden per Abend durchschnittlich erzielt. Das gibt einen Etat, wie er den kleinen Verhältnissen der letzten unter den Wiener Bühnen, des Theaters in der Josefstadt, entspricht. Wie soll aber daraus Herr von Bukovics seine Regie bestreiten? Herr Blasel ist sein Theater, Herr von Bukovics wird bloß Director seines Theaters sein. Herr Blasel gibt bloß die Posse, Herr von Bukovics soll und muß das deutsche und das fremde Lustspiel und Schauspiel, die Posse und das Volksstück cultiviren. Engagirt er für diese Fächer schlechte Schauspieler, so geht Niemand in das Theater, denn die Wiener legen den Hauptaccent auf eine tadellose Darstellung und ein rundes Ensemble; er kann aber aus seinen Einnahmen gute, d. h. theure Schauspieler nicht bezahlen. Wie sich das Wiener Publikum in einem solchen Falle verhält, beweist das grausame Geschick des Carltheaters.

Und nun das Programm. „Schau- und Lustspiel, Posse, Volksstück, mit Ausschluß der Operette." Das gute Schau- und Lustspiel hat im Großen und Ganzen seine berufene Stätte im Burgtheater, die neue Bühne wird nur die Brosamen aufzulesen haben und jenes Pariser Genre, für welches die Hofbühne verschlossen bleibt. Von diesen französischen Abfällen hat das Stadttheater, nachdem es selbst unter Laube's Hand mit dem eigentlichen Schau- und Lustspiel zweimal abgewirthschaftet, zuletzt unter Leitung des nunmehr verstorbenen Bruders des zukünftigen Volkstheaterdirectors gelebt; ein Theater für dieses Genre, doch nur für dieses, ist, eine kleine, aber glänzende Truppe vorausgesetzt, möglich und kann sogar rentiren. Allein das deutsche Schau- und Lustspiel, der „arme Heinrich" von Pöhnl und dergleichen sind nur eine Gewähr für den Ruin. Was weiter das Volksstück und die Posse betrifft, so ist der Mangel an talentvollen Autoren zu groß, als daß eine Bühne ihre Existenz zum größten Theile darauf stellen könnte. Anzengruber, der übrigens in den letzten Jahren auch gar kein Glück mehr hatte, ist der einzige. Und wenn er in jedem Jahre ein gutes Stück liefert, so gibt das im Maximum 20 Abende, der Rest ist Null, denn seine älteren Stücke oder die Possen anderer guter Autoren wird man erfolglos aufwärmen. Ja, wenn die Schauspieler für Nestroy da wären! Aber es existirt in ganz Wien und auch in der Provinz Keiner, der Laune und Spott genug hätte, um wieder auch nur Eine Nestroy'sche Gestalt neu zu beleben. Vielleicht hofften die Gründer des Volkstheaters, daß jetzt die Dichter erstehen werden; ebenso gut könnten sie Promessen zu den großen Loosziehungen als sichere Gewinnste ausgeben. Eine gewissenhafte Prüfung der obwaltenden Verhältnisse läßt für das „Deutsche Volkstheater" nur die französische Salonfrivolität als theatralisches Terrain offen. Die Herren Gründer scheinen im tiefsten Grunde ihrer Seele derselben Ueberzeugung zu sein und haben deshalb Herrn Emerich von Bukovics zu ihrem Director erkoren. Er hat lange in Paris gelebt, vielleicht versteht er davon Etwas. Vom deutschen und wienerischen Volke weiß er offenbar nicht viel, sonst hätte er sich nicht in den Pacht gewagt. Und das deutsche Schauspiel und das Wiener Volksstück werden, wenn man, pour l'honneur du drapeau, ihnen zu Liebe einen ersten Zusammenbruch nicht scheut, vom Repertoire des neuen Volkstheaters verschwinden, kaum sie daselbst erschienen sind.

Wir müssen heute sagen: Armer Bukovics! erklären uns jedoch mit Freuden bereit, eines Besseren belehrt, dereinst zu rufen: Seht nur, wie reich Herr von Bukovics im Deutschen Volkstheater geworden!

Wenn er es geworden. X. Wiener.

## Feuilleton.

### Der Onkel Minister.

Von Antonio Caccianiga.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte.

Im Dörfchen *** in der nördlichen Lombardei herrschte eine außergewöhnliche Aufregung. Habt Ihr jemals, meine Leser, an die Wände eines Bienenkorbes geklopft?... Drinnen erhebt sich lautes Gesumm, welches deutlich die Beunruhigung erkennen läßt, die sich der Bienen bei dem plötzlichen, den arbeitsamen Frieden ihres Lebens störenden Geräusch bemächtigte. So ging es jetzt in jenem stillen Winkel dieses Landes. Unter den einfachen, schlichten Dorfbewohnern konnte man eine ungewohnte Bewegung wahrnehmen, ein Hinundher von eiligen, neugierigen Leuten, die unterwegs stehen blieben und mit den Nachbarn Fragen und Ausrufe des Erstaunens wechselten. All' dieses ungewohnte Leben war die Folge eines einfachen Privatbriefes, den ein Minister an seinen Bruder geschrieben hatte.

So lautete der Brief:

„Liebster Bruder!

Ich schreibe Dir ganz insgeheim im tiefsten Vertrauen (eine Stunde später wußte das ganze Dorf den Brief auswendig), da ich den sehnlichen

Digitized by Google

Wunsch hege, ein paar Tage ganz ruhig im Kreise meiner Familie, die ich seit Jahren nicht gesehen, zuzubringen und ein wenig Landluft in meinem lieben Heimathdorfe zu athmen. Von einem lärmenden, unruhvollen Leben ermüdet und ermattet, von den menschlichen Leidenschaften, welche das öffentliche Leben verbittern, angeekelt, komme ich, um mich neu zu stärken und zu erfrischen, zu Euch in's Vaterhaus, das mir die glücklichen Erinnerungen meiner Jugendjahre wiedererwecken wird. Nach jenen bedeutungsvollen Mailänder fünf Tagen bin ich in Militärdienst getreten und habe, wie Du weißt, eine lange und schwere militärische Carrière durchgemacht. Sodann ging ich in's diplomatische Corps über und weilte öfter in fernen Ländern. Endlich kam ich durch Stimmenmehrheit meiner Wähler in's Parlament und fand so eines schönen Tages — oder vielmehr eines schlechten Tages —, daß ich, ich weiß nicht wie, Minister sei!... Und so bin ich, immer von den wichtigsten Geschäften überhäuft, alt geworden, ohne in mein Dorf zurückzukehren und dort die Erholung zu suchen, deren ich doch wahrlich bedarf! Sobald nun aber für diese Saison mein stürmischer Lauf durch Congresse, hundertjährige Jubiläumsfeierlichkeiten, Enthüllungen von Denkmälern, landwirthschaftliche Versammlungen und Ausstellungen beendet sein wird, hoffe ich, mich für einige Tage von den öffentlichen Angelegenheiten frei machen zu können. Ich hoffe mich dann endlich etwas auszuruhen, mein Vaterhaus wiederzusehen und Euch alle an mein Herz zu drücken. Du kannst Dir nicht denken, wie überdrüssig ich der beifalljubelnden, klatschenden und hochrufenden Volksmengen, der wehenden Fahnen, der die Nationalhymne hervordonnernden Musikcorps, und vor Allem der Reden von Bürgermeistern und Ortsvorstehern bin. Alles dieses liegt mir furchtbar schwer im Magen. Thue mir also, bitte, den einzigen Gefallen, meine Ankunft geheim zu halten, damit mir ein festlicher Empfang oder irgend eine sonstige ehrenhafte Demonstration erspart bleibe. Ich bitte Euch alle dringend darum!...

Aus Deinem letzten Brief ersehe ich mit Freuden, daß Sandrino seine juristischen Studien zu Eurer Zufriedenheit absolvirt hat. Um Deinen Wunsch zu erfüllen, bin ich gern bereit, ihn mit mir nach Rom zu nehmen und ihm eine passende Stelle anzuweisen. Grüße Schwägerin Julia und unsere Freunde von mir. Auf baldiges Wiedersehen! Ich telegraphire noch den Tag meiner Ankunft. Es grüßt Dich Dein Bruder."

Mit ihren letzten Worten schaden sich die Minister immer!...

„Grüße Schwägerin Julia und unsere Freunde!" Da der Minister sich diese unvorsichtigen Worte entschlüpfen ließ, hatte er die vorhin anempfohlene Verschwiegenheit selbst zu Schanden gemacht. Vielleicht wußte er nicht, daß seine Schwägerin Julia das wandelnde Tageblatt des Dorfes war und daß in jenem kleinen Nest sämmtliche Einwohner seine Freunde waren. Indem sein Bruder also diesen letzten Auftrag ausführte, hatte er der Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Ministers die weitmöglichste Verbreitung gegeben.

Die Erwartung war somit auf's Höchste gespannt; Alle nahmen sich vor, sich möglichst an den großen, mächtigen Landsmann heran zu machen. Jeder hoffte auf Grund früherer Beziehungen ihm irgend eine Person oder Sache empfehlen zu können. ! Die Ehrgeizigsten beschlossen, sich für einen Orden oder wenigstens für eine Medaille in Erinnerung zu bringen. Der Bürgermeister ging mit dem Gedanken um, von ihm besondere Subsidien für das Dorf zu verlangen; der Lehrer hoffte auf Avancement, der Gemeindesecretär auf eine Gratification, der Arzt auf einen Gehaltszuschlag und der Pfarrer wollte die Hülfe des Staates für die Erbauung des neuen Kirchthurmes erbitten. Die Frauen bereiteten Fahnen und Teppiche zum festlichen Schmuck der Balcons, und Lichte zur Illumination. Hier und da hörte man aus den Häusern vereinzelte, langgezogene Klagelaute von Trompeten und Clarinetten hervordringen — es sollte entschieden nicht ohne das Getöse der bäuerischen Instrumentalmusik abgehen.

Vergebens bat der Bruder des Ministers Alle, die Discretion zu wahren und von jeder Demonstration abzustehen. Aus seinem eigenen Hause ging die Bewegung hervor. Donna Julia ließ die Möbel im Salon und das Kupfergeschirr in der Küche glänzend putzen, die Fußböden und Treppen scheuern, die Gardinen waschen und verproviantirte das Haus auf's Neue mit Delicatessen.

Und wie bereitete sich Sandrino auf seine bevorstehende Abreise nach Rom vor?

* * *

Sandrino botanisirte auf dem Hügel, mit Vorliebe in der Nähe eines weißen Häuschens, welches anmuthig am Saum eines Gehölzes lag. Mit Wonne durchkostete er den Frieden und die Einsamkeit der weiten Landschaft, horchte auf das Summen der Insecten, das Rauschen der Zweige, den Gesang der Vögel, beschaute aufmerksam die fernen, malerischen Linien der Berge oder die weite, zu seinen Füßen sich ausdehnende Ebene, die sich am Horizont im Herbstnebel verlor.

Sein Vater hatte ihn Jura studiren lassen, um aus ihm einen Advocaten, einen Staatsanwalt oder Präfecten, vielleicht auch einen Deputirten und Minister, wie sein Onkel es war, zu machen. Sandrino hatte sich den väterlichen Wünschen gefügt und hatte jetzt, trotz seiner Antipathie gegen Codex und Pandekten, die nöthigen Examina bestanden. Seine Neigung und Liebhaberei waren indeß Studium der Natur und Liebe zu ihr.

Seine Kinderjahre hatte er auf diesen Hügeln zugebracht, hatte hier mit seiner Cousine Schmetterlinge gejagt und die Erinnerung an dieses freie Umherstreifen und manchen raschen Lauf war ihm stets eine sehr liebliche geblieben. Die Schule hatte sie getrennt; Annina war in ein Pensionat gegangen, er kam in die Stadt auf's Gymnasium. Als er nach Beendigung seiner juristischen Studien in Pavia mit dem Doctorhute wieder heimkehrte, fand er sein Cousinchen herangewachsen, schön und bescheiden. Auch sie erinnerte sich, wie er, der köstlichen Umherstreifereien früherer Jahre, auch sie hätte sie gerne wieder aufgenommen, wenn nicht die Gesetze der Schicklichkeit es verboten und die beiden jungen Leute gezwungen hätten, einen etwas formelleren Ton mit einander anzunehmen.

Kaum war der Brief des Ministers angekommen, welcher die Kunde von Sandrino's baldiger Abreise nach Rom brachte, so fühlte er das unwiderstehliche Verlangen, an der Gartenmauer des weißen Hauses zu botanisiren. Er bestieg den Hügel und ging bis an's Gehölz. Unterwegs sammelte er wohl einige Pflänzchen, aber an der gewohnten Stelle angelangt, gab er die Jagd nach seltenen Exemplaren auf und schaute in die leere Luft hinaus. Er sah wirklich nicht mehr aus wie ein Botaniker, eher wie ein seinen Lieblingsstern suchender Astronom. Da sein Stern nun aber nicht am Horizont oder vielmehr am Fenster aufgehen wollte, entschloß er sich zu klingeln. Gleich darauf öffnete ihm Annina's Mutter und empfing ihn mit freundlichen Worten:

„Sandrino, wie schön! Bitte, treten Sie näher. Was für Nachrichten bringen Sie uns?

„Schlechte!"

„Wie so, schlechte?"

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," erwiderte der junge Mann bewegt.

Der Frau Mathilde zog sich das Herz zusammen, es war ihr unmöglich weiter zu fragen. Sie führte ihn in's Wohnzimmer, wo Annina mit ihrer Handarbeit saß, hieß ihn Platz nehmen, setzte sich ebenfalls und fand endlich den Muth, ihrer Tochter die traurige Nachricht mitzutheilen.

Das junge Mädchen wurde bleich wie Linnen.

Nach einer kurzen Pause fragte Frau Mathilde wieder den jungen Mann:

„Also Sie wollen uns verlassen?.. Und wohin gehen Sie denn?".

„Ich gehe nach Rom mit meinem Onkel."

„Mit dem Minister?"

„Ja, mit dem Minister. Wir erwarten ihn in ein paar Tagen hier zum Besuch."

Bei dieser neuen Nachricht wurde nun Frau Mathilde erst todtenbleich, dann roth wie eine Pfingstrose.

Es herrschte ein langes Stillschweigen. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und hatte den Anderen nichts mehr zu sagen.

Sandrino heftete auf Annina einen langen schmachtenden Blick, der offenbar sagen sollte: „Wir sind zu unglücklich! Die Natur hat uns für einander bestimmt, die Gesellschaft — trennt uns!"... Sie konnte einer herabrollenden Thräne nicht wehren und versuchte sie hinter der Hand

Digitized by Google

zu verbergen; sie wollte einen Seufzer unterdrücken, aber die wogende Brust verrieth ihre innere Erregung. Frau Mathilde hing bitteren Erinnerungen getäuschter Hoffnungen nach. In ihrer Jugend hatte sie den Onkel Sandrino's geliebt. Er war ihr durch die politischen Ereignisse des Jahres 48 entrissen worden und seit der Zeit hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Da sie hörte, er sei dem Heere einverleibt, heirathete sie den im Dorfe ansässigen Notar. Dieser starb bald nach der Geburt Annina's. Die scharfsichtige Mutter hatte die gegenseitige Zuneigung ihrer Tochter und Sandrino's erkannt und sich darüber gefreut. Aber jetzt sah sie die zarte Empfindung plötzlich rauh zerstört und im Herzen der Tochter ihre eigene schmerzliche Jugenderfahrung sich wiederholen: Verlust der ersten Liebe!

Endlich brach sie das Schweigen und sagte zu Sandrino gewandt:

„In Rom werden Sie unter der Protection Ihres Onkels rasch Carrière machen und, wie er, ganz erfüllt von dem Rausch des öffentlichen Lebens, werden Sie bald Ihr stilles Heimathdorf vergessen haben!"

Annina seufzte tief; der junge Mann antwortete:

„In Rom, fern von meinem lieben Dorf, werde ich sehr einsam und unglücklich sein. Sie wissen sehr wohl, daß ich niemals nach Größe gestrebt habe. Ich bin einziger Sohn und habe Vermögen genug, um sorgenlos leben zu können. Ich habe nie einen anderen Wunsch gehegt als den, eine glückliche, mit meinem väterlichen Erbtheil zufriedene Familie zu gründen. Mein Vater denkt anders und sagt mir jeden Tag auf's Neue: Was willst Du eigentlich in diesem elenden Dorfe beginnen? Du hast ganz nette Kenntnisse erworben, suche jetzt sie Dir zu Nutze zu machen. Du mußt Dich nicht, wie ich, der schrecklichen Oede der kleinen, häuslichen Angelegenheiten opfern. Zu diesen gewöhnlichen Geschäften genüge ich, Du solltest Dir einen befriedigenderen Beruf wählen und in die Fußstapfen des Onkels treten. Sieh doch, wie der in wenigen Jahren bis zur höchsten Macht gelangt ist und Ehren und Geld dabei verdient hat, während ich mein Lebelang wie ein echter Dummkopf den Landwirth gespielt habe, wobei ich nicht einmal Profit hatte, um mich für all' die Verdrießlichkeiten zu entschädigen. Höre Du meinen erfahrenen Rath, laß Dich von Deinem Onkel in die diplomatische Carrière einführen, Du wirst es mir später noch Dank wissen, Dir's gerathen zu haben. . . . Jetzt frage ich Sie, was kann ich darauf antworten? . . ."

Hier wurde die Unterhaltung durch den plötzlichen Eintritt von Sandrino's Vater unterbrochen. Dieser hatte soeben ein Telegramm von seinem Bruder erhalten, welches ihn für den morgenden Tag anmeldete. Darob hocherfreut kam der Landwirth zur Frau Mathilde, um sie zu bitten, den morgenden Abend mit ihrer Tochter bei ihm in Gesellschaft des Ministers zuzubringen. Für die ihr zugedachte Ehre verbindlich dankend, schlug die Wittwe zuerst kurzweg ab. Nachdem sie aber gehört, daß die Einladung ein specieller Wunsch des Ministers selbst sei, und daß er sich in seinen Briefen stets nach ihr erkundige, konnte sie doch dem Verlangen ihn wiederzusehen nicht länger widerstehen und nahm mit vieler Höflichkeit an. Obgleich über 40 Jahre alt, war sie immer noch eine schöne Frau und konnte Jedem gefallen, um so mehr also vielleicht dem Minister. Wenn er sie frei fand, konnte er sich möglicher Weise entschließen, einen im zwanzigsten Jahre angefangenen Roman zu Ende zu führen, der damals aus politischen Gründen abgebrochen worden war wie in einem Zeitungsfeuilleton, während das Herz wahrscheinlich unter die letzte Zeile das übliche: „Fortsetzung folgt" gesetzt hatte.

Also bereitete sich das Dorf zum feierlichen Empfang Sr. Excellenz vor, welche glaubte, im strengsten Incognito anzukommen. Aber ohne sein Wissen und Willen sprachen alle Zeitungen von der Reise des Ministers, die so viele Leidenschaften wach rief und Hoffnungen auf Aemter und Ehren, ja, sogar alte, halbvergessene Liebesgedanken erweckte, während sie andererseits drohte, den Faden einer neuen, aus der Wurzel der alten erblühten Herzensangelegenheit jäh zu zerreißen. Ein Correspondent einer der vornehmsten und verbreitetsten Zeitungen, der seinen naiven Lesern gerade nichts zu erzählen wußte, hatte sich ausgedacht, der Reise des Ministers einen politischen Beweggrund unterzuschieben. Daraufhin brachten die Organe der Opposition fulminante Artikel und gaben der Regierung in dieser Angelegenheit die besten Rathschläge.

(Schluß folgt.)

## Notizen.

⊙ Dante Alighieri's Göttliche Komödie I: Die Hölle. Metrisch übertragen von Dr. med. Carl Bertrand. (Heidelberg, Gustav Köster.) — Wenn nach dem Ausspruche von K. Bartsch „nur immer neue Uebersetzungsversuche allmählich zu dem Ziele einer nach Form und Inhalt möglichst treuen, lesbaren Verdeutschung Dante's führen können", so müssen wir dieses Buch schon aus diesem Grunde freundlich begrüßen. Ein alter Herr, dessen Lebensberuf durch ein halbes Jahrhundert hindurch es war, „nicht Verse zu schmieden, sondern kranke Menschen gesund zu machen", hat es geschrieben als Anregung für sich selbst, in der Freude, welche die innige Beschäftigung mit dem großen Dichter seinem Alter gewährte, und mit der liebevollen Hingebung, die ein tiefes Eindringen in den Geist des Dichters und in das Verständniß seiner Zeit von selbst erzeugen mußte. Seine Freunde haben ihn, der sich schon durch eine Uebersetzung des Carme dei Sepolcri von H. Foscolo bekannt gemacht hat, überredet, dieses Werk einer schönverbrachten Mußezeit zu veröffentlichen, und sie haben sich damit um die Verbreitung der Dante-Kenntniß in unserem Volke verdient gemacht. Denn die Uebersetzung, in reimlosen Jamben geschrieben, liest sich leicht und verständlich und ist von sprachlicher Formenreinheit. Hinsichtlich der Treue der Wiedergabe hat sich der Verfasser nicht an das strenge Witte'sche Princip gehalten, daß jedes Wort des Dante in seiner Stelle möglichst zu belassen und wiederzugeben sei, sondern hat mehr dem Geiste der deutschen Sprache Rechnung getragen. Ein erläuterndes Vorwort und Anmerkungen geben dieser Wiedergabe vollständige Selbständigkeit.

Wogen der Sündfluth. Eine Novellensammlung in zwei Theilen von O. von Oberkamp. (Berlin, Wilhelm Jßleib.) — Einzelne dieser neuen Novellen von der Verfasserin der „Karyatiden" sind wieder trefflich gelungen, so besonders „Die Willi" im ersten Theile und alle drei Stücke des zweiten Theiles. Das Dämonische in der weiblichen Natur, das dem Manne das Herz zerfleischt und mit kalter Grausamkeit nur nach Erfüllung des eigenen ungestüm begehrenden Ich strebt, findet in der erstgenannten Novelle einen plastischen Ausdruck. Die drei Novellen des zweiten Theiles schildern dagegen die entsagungsvolle, aufopferungsfreudige Liebe des Weibes und sind, ihrem ganzen Aufbau nach, wie auch hinsichtlich der feurigen, kräftigen, stets nach bewegten Scenen drängenden Darstellung besonders gelungen. Das in ihrem Lebensglücke arg geschädigte Mädchen, das „In der elften Stunde" schließlich allen Haß und alle Bitterkeit gegen den Urheber ihres Unglückes über der mächtig wieder emporflammenden Liebe vergißt, die prächtige „Russalka", die mit ihrem praktischen und klugen Sinne lieber dem Geliebten entsagt, als daß sie ihn in seiner Lebensbahn störte und schließlich die mit einem Heiligenschein umwobene Hanna in „Die Erlöserin", die sich, um den Geliebten vom Sündenpfade abzulenken, für ihn am Kreuze opfert, sind schöne und poetisch empfundene Weibesgestalten. Die letztgenannte Novelle besonders regt mächtig an und erschüttert durch das mystisch-symbolische Element, das sie durchzieht. In allen Stücken ihres neuen Buches, selbst in den beiden ersten Novellen des ersten Theiles, die wir, weil wir sie in der Anlage für mißrathen halten, nicht genannt haben, offenbart die Verfasserin entschieden ein originelles Talent und eine fast männliche Darstellungskraft, die denn auch ihre Erzeugnisse weit über die Mittellinie der modernen novellistischen Production hinaushebt. o. b.

Der medicinische Verlag von Louis Heuser in Neuwied und Berlin hat neuerdings einige überaus interessante Bereicherungen erfahren. Die Lungengymnastik von Dr. med. Th. Huperz ist eine populär geschriebene Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane mit Einschluß der Verwerthung der Lungengymnastik für die Heilung des Stotterns. Nach theoretischen Erörterungen über die mechanischen und chemischen Vorgänge beim Athmen werden die Folgen einer andauernden mangelhaften Thätigkeit der Lungen aufgezeigt, woran sich eine Hygiene der Wohnung, Kleidung, Beschäftigung und die Diätetik des Athmens schließt, wie sie durch allgemeine körperliche Ausbildung der Athmungsorgane und durch specielle (Schreber'sche) Lungengymnastik erzielt wird. Von heilsamem Einfluß auf Gesunde und Kranke möge auch die Schrift von C. F. Kunze-Halle: Ueber die Diät sein. Die Nahrungsmittel aus dem Thier- und Pflanzenreiche werden hier einzeln auf ihre Verdaulichkeit und ihren Nährwerth geprüft, die Diät in Bezug auf die Luft, auf Gewohnheiten und Arbeiten besprochen und zumal bei einzelnen Krankheitszuständen. Wir können das Werkchen, das viel Neues enthält, Gesunden und Kranken empfehlen.

Das schwierige Problem. Humoreske von J. H. Detmold. Illustrirt von E. Klein. (Stuttgart, Lutz.) — Die köstliche Satire des Advokaten Detmold von Anno 1844 in einem hübsch ausgestatteten Neudruck. Ist auch manche, namentlich politische Anspielung veraltet, so bleibt doch der Humor dieser vormärzlichen „Randzeichnung", worin die Spießbürger von Flachsenfingen über die Renovation ihrer beschmutzten Venus berathschlagen, ewig jung und frisch.

Digitized by Google

## Inserate.


In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Aus Flandern und Brabant.**
Episches und lyrisches von **Pol de Mont**, übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Flemmich.** Preis eleg. broch. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.

**Aus den Tagen der Hansa.**
Drei Novellen von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. ℳ 12.—, eleg. geb. ℳ 15.—

**Ein Skizzenbuch** von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Facsimile des Verfassers ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

**Freiburg i. B.** **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer.** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.
Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

**Beachtenswerthe Sittenschilderungen des bedeutendsten Russischen Satirikers.**

Soeben erschien:

**„Des Lebens Kleinigkeiten."**

Bilder und Typen aus dem Russischen Leben von **N. Schtschedrin** (M. J. Saltykow). Autor. Uebers. v. Joh. Eckardt. Preis 3 ℳ 60 ₰. **Gebr. Behre's** Verlag in **Hamburg.**

Ausführliche Besprechung dieses interessanten Werkes in Nr. 15 (Seite 230 bis 232) der „Gegenwart".

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

**Dr. G. H. Theodor Eimer,**
Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen,

**Die Entstehung der Arten**

auf Grund von

**Vererben erworbener Eigenschaften**

nach den

**Gesetzen organischen Wachsens.**

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

**I. Theil.**

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

**Roman-Manuscripte**

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**König Elf's Lieder.**

Eine lyrische Rhapsodie

von

**Gustav Kastropp.**

**Dritte, veränderte Auflage.**

Oktav. Geheftet ℳ 1. 50. Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt ℳ 2. —

Die Lieder dieses Cyklus sind zum großen Theil von überraschender Schönheit, so frisch, zart und sinnig, daß man ausrufen muß: Das ist die echte Lyrik! **Heimgarten.**

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

**Bad Pyrmont.**

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

**Altbekannte Stahl- und Soolquellen.**

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

**Bad Reinerz**

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts,*** besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milchkur-Anstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten **auf anämischer Basis: Krankheiten** des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. **Angenehmer Sommeraufenthalt.**

**Saison vom 1. Mai bis 1. October.**

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

½ Stunde von Frankfurt a. M.

**Bad Homburg**

½ Stunde von Frankfurt a. M.

**Wirksamste Brunnenkur** bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.**

**Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.** Inhalationen für Hals- und Brustleidende. **Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
JUN 15 1888
Library

№ 22. Berlin, den 2. Juni 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die französischen Verfassungswirren. Von Karl Walcker. — Fortschritte der Schiffsdampfmaschine. Von Gustav van Muyden. — **Literatur und Kunst:** Neue Poetiken. Von M. Carriere. — Friedrich Spielhagen's neuer Roman. Von Erwin Bauer. — Dänische Maler. Von L. Marholm. — Geflügelte Worte in fünfzehnter Auflage. Von J. Kriebitzsch. — **Feuilleton:** Der Onkel Minister. Von Antonio Caccianiga. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

### Die französischen Verfassungswirren.

Von Karl Walcker.

Das Boulanger-Treiben des Jahres 1888 gehört zu den seltsamsten Agitationen, die jemals bei irgend einem Volke und zu irgend einer Zeit vorgekommen sind. Trotzdem ist die ganze Sache, in ihren culturgeschichtlichen Zusammenhängen betrachtet, viel weniger unerklärlich, wie es auf den ersten Blick scheint.

Es gibt im Wesentlichen in der ganzen gebildeten Welt drei verschiedene Standpunkte, von denen aus die französische Geschichte beurtheilt wird, nämlich der französisch-chauvinistische Standpunkt Thiers' und Anderer, der antifranzösisch-chauvinistische Standpunkt R. v. Mohl's und anderer Schriftsteller verschiedener Nationalitäten und der wissenschaftliche, objective Standpunkt, der z. B. von H. v. Sybel und R. v. Gneist vertreten wird. Die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des französischen Chauvinismus ist weltbekannt und sie wird oder wurde wenigstens von manchen Franzosen selbst zugegeben. 1862 machte ich z. B. auf der Fahrt von Paris nach Straßburg in einem Eisenbahnwaggon die Bekanntschaft eines Advocaten am Pariser Cassationshofe. Dieser Gelehrte verstand kein Wort Deutsch, hatte indeß eine Schrift Savigny's in einer Uebersetzung gelesen und sagte mir aus eigenem Antriebe, ohne jede Provocation meinerseits: „Wir Franzosen stehen bei den Deutschen im Rufe oberflächlich zu sein. Es ist aber auch etwas Wahres an diesem Vorwurfe." Sogar aus der Zeit nach dem Kriege sind ähnliche Aeußerungen zu verzeichnen. Die gediegene, 1887 begründete Revue d'économie politique gab 1887 zu, daß die deutsche, historisch-ethische Richtung der Nationalökonomie in England, Italien, Amerika und selbst in Frankreich, überhaupt in der ganzen Welt zur Herrschaft gelangt. R. v. Mohl, eine sonst so maßvolle und vornehme Natur, verstieg sich dagegen 1859 in einem wissenschaftlichen Werke zu der Behauptung, daß die Romanen freiheitsunfähig seien. Als ob Montesquieu, Turgot, Bastiat, die Protestanten der französischen Schweiz und die Refugiesfamilien Preußens freiheitsunfähig wären! Die von Anderen vorgebrachte Phrase, Frankreich sei der Erbfeind Deutschlands, ist ähnlich seicht und unhaltbar, als wenn Jemand Oesterreich als den Erbfeind Preußens, Bayerns und Italiens bezeichnen wollte, weil Oesterreich mit diesen Staaten wiederholt Krieg geführt habe.

Menschlichem Ermessen nach ist in den nächsten Jahren, vielleicht sogar Jahrzehnten, eine gesunde innere Entwickelung Frankreichs, die Genesung des schwer kranken französischen Staatsorganismus, unwahrscheinlich. Sollte sie jedoch eintreten, so wäre sie auch im deutschen Interesse mit Freuden zu begrüßen; denn die Weltcultur und die deutsche Ausfuhr nach Frankreich würden dabei gewinnen und ein wahrhaft großer französischer Staatsmann müßte nothwendiger Weise ein Gegner des Revancheschwindels sein. Sind doch beide Nachbarstaaten bereits 1884 in der ägyptischen Frage zusammen gegangen. Sogar französische Stimmen haben mit Recht das Wohlwollen gerühmt, welches der deutsche Reichskanzler wiederholt, z. B. bei der tunisischen und ägyptischen Frage, für Frankreich an den Tag gelegt hat. Die Revancheidee widerspricht dem wohlverstandenen Staatsinteresse Frankreichs selbst. Frankreich hat noch weniger ein nationales, geographisches oder historisches Recht auf das geraubte Elsaß-Lothringen, wie einst Heinrich VI. von England ein Recht auf Paris, überhaupt auf Frankreich besaß, der sich wenigstens auf das Erbrecht seiner Mutter, einer französischen Königstochter, berufen konnte. Noch heute gehören die normannischen Inseln zu England. Alle europäischen Großstaaten haben, freiwillig oder gezwungen, Land abgetreten. Man denke z. B. an Frankreich im Jahre 1814 und 1815, an Dünkirchen und die jonischen Inseln, an Warschau und Neuenburg, an Lombardovenetien, an Alaska und Kuldscha. Es ist, beiläufig bemerkt, sehr wahrscheinlich, daß Rußland am Amur und Frankreich in Hinterindien früher oder später gezwungen sein werden, occupirtes chinesisches Gebiet dem wieder erstarkenden rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben. Schon Ludwig XIV. und Napoleon I. wurden vom vereinigten Europa in ihre Schranken zurückgewiesen, und nicht bloß Preußen-Deutschland und (bis zu einem gewissen Grade) Italien, sondern auch das englische Weltreich, Oesterreich-Ungarn, Rußland und, zuletzt, nicht am wenigsten, die Vereinigten Staaten sind Frankreich mit seiner fast stationären Bevölkerung längst über den Kopf gewachsen. In Wirklichkeit ist ein Sieg des Panslawismus über die mächtige europäische Friedensliga, hinter der in gewissen Fällen noch die englische Flotte stehen dürfte, natürlich nicht zu befürchten. Nimmt man indeß hypothetisch an, daß die Träume der französischen Chauvinisten sich verwirklichten, so wäre es um die Selbständigkeit Frankreichs geschehen. Wenn das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Italien überwunden, und zwar für immer überwunden wären, so würde Frankreich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit nicht gerade formell, wohl aber thatsächlich ein russischer Vasallenstaat werden, und mit der traditionellen katholischen Clientel Frankreichs im Orient wäre es für immer vorbei. Die Katholiken des Orients würden ähnlich behandelt werden, wie die Protestanten Livlands. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß diese wichtigen, wenngleich trivialen Wahrheiten früher

Digitized by Google

oder später in Frankreich nach Gebühr anerkannt werden. Eine heilsame Krisis, ein Sichselbstbesinnen Frankreichs ist auf verschiedenen Wegen denkbar, nicht bloß nach einem etwaigen Friedensbruche der Revancheschreier und neuen deutschen Siegen, sondern auch im Frieden in Folge der steigenden Schwierigkeiten der inneren Politik und der steigenden Macht der französischen Socialisten. Ganz unabhängig von einander brachten zwei gut unterrichtete deutsche Zeitschriften, ein ultramontanes Organ und ein nicht ultramontanes, antisocialistisches Gewerkvereins-Organ 1888 Ausführungen darüber, daß die französischen Arbeitermassen nahe daran wären, in's Lager der Socialisten überzugehen. Die socialistischen Utopien können zwar in Frankreich ebenso wenig siegen wie anderswo. Es ist jedoch nicht undenkbar, daß die socialistische Schwierigkeit und andere Schwierigkeiten abkühlend auf den Revancheschwindel wirken und die herrschenden Classen im Interesse ihrer Selbsterhaltung zu einer staatsmännischen Reformpolitik zwingen werden.

Die politische Unfreiheit ist in Frankreich sehr alten Datums. Abweichend von den alten Germanen litten schon die heidnischen Gallier an einer drückenden Adels- und Priesterherrschaft, die sich in veränderter Gestalt bis in's Mittelalter und die spätere Zeit fortpflanzte und zu den Ursachen der Albigenser- und Hugenottenkämpfe gehörte, bei denen es sich keineswegs um rein religiöse Dinge handelte. Zu beiden Reformparteien gehörten vorzugsweise, wenngleich nicht ausschließlich, das reiche und gebildete Bürgerthum und der gebildetste Theil des Adels. Leider waren die Hugenotten nicht immer frei von engherziger, puritanischer Griesgrämigkeit; und einzelne machten sich als Steuerpächter verhaßt. Trotzdem hatte Napoleon I. Recht, als er auf St. Helena in seinen Gesprächen mit dem Grafen Las Cases Franz I. wegen seiner Parteinahme gegen statt für die Reformation, seiner Reformirten- und Lutheranerverbrennungen tadelte. Auch hier konnte man mit jenem berühmten französischen Criminalisten sagen: »Cherchez la femme!« Dieses Weib war die sittenlose und unredliche Mutter Franz I., welche ihren schwachen Sohn systematisch demoralisirte und zu seinen Protestantenverfolgungen aufhetzte. Sie hat Frankreich noch mehr geschadet als Katharina von Medici (die ebenfalls eine Italienerin war), als Frau von Maintenon und die spanische Kaiserin Eugenie, welche im Bunde mit den Jesuiten ihren „kleinen Krieg" von 1870 anzettelte. Zu der bekannten Mißregierung Ludwigs XIV., XV. und XVI. kamen noch sonstige traurige Dinge. Ranke und andere Historiker sprechen den Verdacht aus, daß der Herzog von Burgund, der Vater Ludwigs XV., vom Herzoge von Orleans vergiftet wurde, daß das Gold und die Agenten Philippe Egalité's wesentlich zur großen Revolution beitrugen, und daß die Unpopularität Marie Antoinette's zum großen Theil die Folge der Médisance ihrer Schwäger, des nachmaligen Ludwigs XVIII. und Karls X., war. Der französische Königsmord von 1793 war von einer noch viel schlimmeren Zerreißung aller sittlichen Traditionen begleitet wie der englische von 1649. Taine's bekanntes Werk über die Anfänge des neuen Frankreichs ist nicht frei von einer gewissen reactionären Tendenz; aber der berühmte Verfasser hat Recht, wenn er von einer „jakobinischen Eroberung" Frankreichs spricht. Das Wort „Eroberung" sagt sogar zu wenig, denn die Gallier wurden von den Römern und den Franken relativ viel besser behandelt wie die Franzosen von den Jakobinern. Danton und Consorten raubten Frankreich und Belgien ganz systematisch aus; und auf die Liste der Emigranten, deren Güter eingezogen wurden, kamen viele Personen, die Frankreich, ja, ihren Wohnort gar nicht verlassen hatten, aber irgend einem Jakobiner unbequem waren. Die Jakobiner bereicherten sich ferner durch Assignatenwucher, sie kauften mit fast werthlosen Assignaten die sogenannten Nationalgüter, die eingezogenen Güter der Kirche, der wirklichen und angeblichen Emigranten. Trotz manchen anerkennenswerthen Verwaltungsreformen war ferner die Regierung Napoleons I. mit ihrer unersättlichen Eroberungssucht der Entwickelung gesunder wirthschaftlicher und politischer Zustände ungünstig. Noch unter Ludwig XVIII., zur Zeit des sogenannten weißen Schreckens, fanden im Süden Frankreichs blutige Protestantenverfolgungen statt, und noch 1870 schwebten die Protestanten in Gefahr, niedergemetzelt zu werden. Karl X. begünstigte die Jesuiten, und das sogenannte Guizot'sche Corruptionssystem ist richtiger als das System Ludwig Philipps selbst zu bezeichnen, der kurzsichtig und kennnißlos genug war, um seine Sache auf solche Mittel statt auf staatsmännische, populäre Reformen zu stellen. Napoleon III. hat sich Verdienste um die Wiederbewaldungen, Vicinalwege und die Milderung des französischen Prohibitivzollsystems erworben; im Allgemeinen schwankte er jedoch, trotz seinen dictatorischen Neigungen, haltlos hin und her. Die Kammern der dritten Republik sind nicht nach dem hohen Census der Zeit der Restauration und Ludwig Philipps gewählt; aber das Sinnen und Trachten der heutigen Parlamentsparteien seit 1871 erinnert doch, von rühmlichen individuellen Ausnahmen abgesehen, nur allzusehr an das kurzsichtig-egoistische Treiben der Politiker jener Zeiten. Die auf die 1870er und 80er Jahre bezüglichen Klagen eines so sachkundigen und conservativen Staatsmannes wie Léon Say erinnern auffallend an die classischen, aus den 1820er und 1840er Jahren stammenden Schilderungen P. L. Courier's und Bastiat's.

Auch im 18. und 19. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit, waren wohlmeinende Männer verschiedener Klassen und Parteien redlich bemüht, die französischen Zustände zu verbessern; aber ihre Bemühungen haben wenig Erfolg gehabt, und dies Fiasco beruhte in der Regel nicht auf Zufälligkeiten, sondern auf tief liegenden Gründen. Das deutsche Sprichwort: „Mit den Wölfen muß man heulen" hat, mit einem Körnlein Salz verstanden, einen guten Sinn. Selbst der charakterfesteste Politiker, überhaupt Mann, muß die Interessen, ja die Lieblingsvorurtheile desjenigen Menschenkreises, in dem er sich dauernd oder vorübergehend aufhält, in tactvoller Weise schonen. In der Theorie wird dieser Satz in Frankreich nicht gerade übertrieben, wohl aber in der Praxis, in der häuslichen Erziehung und im öffentlichen Leben. Feine Kenner Frankreichs, wie K. Hillebrand und H. Heine, haben diesen Grundschaden mit Recht betont und auf seinen engen geschichtlichen Zusammenhang mit dem geisttödtenden, allem selbständigen Denken feindlichen, mehrhundertjährigen Despotismus der Bourbons und der Jesuiten hingewiesen. Aus diesem Grunde würde ein großer französischer Staatsmann, selbst ein vom Glücke begünstigter Land- oder Geldaristokrat mit angeborener großer Clientel, unter sonst gleichen Umständen viel schwerer durchdringen wie ein gleich begabter deutscher oder englischer Fürst oder Staatsmann, der sich an ein gebildetes Publikum wenden kann, welches mit der Muttermilch den echt conservativen und zugleich echt liberalen, reformfreundlichen Geist der gesunden Kritik, den Geist Luther's und Kant's, Stein's, Hardenberg's und A. Smith's, eingesogen hat. Selbst tüchtige französische Staatsgelehrte haben noch immer kein rechtes Verständniß dafür, daß das bloße Wählen und Gewähltwerden, das Reden oder gar das Intriguiren, der Handel mit Patronage, das Erhaschen persönlicher Vortheile und das sportmäßige Ministerstürzen nicht den constitutionellen Staat machen; daß es beim Constitutionalismus vor Allem auf die Ehrenämter der Selbstverwaltung, auf das selbständige und rationelle wirthschaftliche und politische Denken, auf zahllose Arten gemeinnütziger Selbstthätigkeit ankommt. Es ist z. B. charakteristisch, daß in Deutschland die Freihandelspartei, trotz den zeitweiligen Niederlagen, die sie, nicht ohne eigene taktische Fehler, erlitten hat, doch eine mächtige Partei ist, mit der gemäßigte wie extreme Schutzzöllner ernstlich rechnen müssen und wirklich rechnen, während die französische Freihandelspartei fast nichts zu sagen hatte und hat.

Nur in solchen und ähnlichen culturhistorischen Zusammenhängen war und ist ein Boulanger überhaupt möglich. Im Deutschen Reiche, in England, in Schweden und selbst in Oesterreich-Ungarn und in Italien wäre eine solche Erscheinung einfach unmöglich.

Digitized by Google

## Fortschritte der Schiffsdampfmaschine.

Von Gustav van Muyden.

In England wüthet die Manie der „Tage" fast ebenso arg als im Deutschen Reiche und es gibt beinahe keinen Stand oder Beruf, dessen Angehörigen sich nicht für verpflichtet erachten, im Laufe des Sommers an irgend einem Orte zusammenzutreten und ihre Gefühle persönlich auszutauschen. Unsere Vettern jenseits des Kanals verfahren indessen insofern praktischer als wir, als sie die Vorträge, welche auf solchen „Tagen" das Licht der Welt erblicken sollen, vorher drucken und an die Theilnehmer vertheilen. Diese können sich daher in aller Gemüthsruhe die Sitzungen „schenken" und sich den Freuden des Frühstückes ohne Gewissensbisse hingeben. Sicherlich nachahmenswerth.

Auf diese Weise erhielten wir einige Zeit vor dem Tagen der hochangesehenen Institution of Naval Architects ein sehr interessantes „Paper", welches auf's Schlagendste beweist, daß man mit der Annahme fehl geht, es seien gewisse ältere Erfindungen gleichsam als abgeschlossen zu betrachten und man könne daran nicht mehr bessern. Beim Anblick einer stehenden Dampfmaschine oder einer Locomotive überkommt wohl die Mehrzahl der Menschen das Gefühl, diese Gebilde seien auf dem höchsten Punkt ihrer Entwickelung angelangt und es sei ein weiterer Fortschritt auf diesem Gebiete geradezu undenkbar. Dies ist jedoch nicht der Fall und es hat die Dampfmaschine im Allgemeinen und die Schiffsmaschine insbesondere in den letzten Jahren Verbesserungen erfahren, die auf die Entwickelung der Oceandampfschifffahrt sowie der Kriegsmarine von unberechenbarem Einfluß gewesen sind.

Dies ergibt sich unter anderem aus besagtem „Paper" von Frank C. Marschall, in dessen Maschinenbauanstalt gegenwärtig die größten existirenden Dampfmotoren der Fertigstellung nahen, und welcher daher in hohem Grade befugt erscheint, in dieser Sache das Wort zu ergreifen. Als Schriftsteller ist er dagegen eine unbedeutende Größe und es liegt in seinem gedachten Vortrage Alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Wir wollen versuchen, aus dem Wust das herauszufinden, was für unsere Leser von Interesse sein könnte.

Die völlige Umgestaltung, welche die Schiffsmaschine in letzter Zeit erfuhr, ist auf drei Hauptursachen zurückzuführen:

1) Die Anwendung des Stahles beim Kesselbau und die Verbesserung in der Verdichtung des Abdampfes;

2) Die sich allmählich bahnbrechende Anwendung des sogenannten künstlichen oder forcirten Zuges;

3) Die drei- und vierfache Expansion.

Ueber den ersten Punkt wollen wir aus einem triftigen Grunde kurz hinweggehen. Wir würden nämlich durch ausführliche Angaben unsere Leser langweilen. Nur so viel sei gesagt: Der Stahl hat, weil widerstandsfähiger als das Eisen, die Erhöhung des Dampfdruckes in den Kesseln ermöglicht, woraus folgt, daß man entweder mit einem kleineren Stahlkessel dasselbe erzielt, als mit einem größeren eisernen, oder mit einem gleich großen bedeutend mehr erreicht.

Interessanter ist schon der forcirte Zug. Unseren Lesern ist nicht unbekannt, daß die verhältnißmäßig kleine Locomotive nur deshalb zu solchen Kraftleistungen befähigt ist, wie wir sie täglich beobachten können, weil der aus dem Schornstein mit Gewalt herausgestoßene Dampf hinter sich einen luftleeren Raum erzeugt, den die Luft sofort zu füllen bestrebt ist. Diese Luft, welche durch den Aschkasten eintritt, muß aber ihren Weg durch die Roststäbe der Feuerung nehmen, was eine Anfachung des Feuers zur höchsten Gluth und wiederum eine ungeheure Dampfentwickelung zur Folge hat.

Bei den Niederdruck-Schiffsmaschinen fällt, wie begreiflich, da der Dampf nicht aus dem Schornstein entweicht, dieser künstliche Zug fort, und so ist man seit einigen Jahren bestrebt, denselben durch verschiedene Mittel zu ersetzen, die freilich das an sich schon ungemüthliche Leben im Maschinenraum zu einem noch ungemüthlicheren gestaltet haben. Wie verfährt man, um den künstlichen Zug zu erzeugen? Die Sache ist ziemlich verwickelt. Zunächst verwandelt man den Heizraum selbst in eine möglichst luftdichte Kammer. Sodann preßt man mittelst kleiner Dampfmaschinen in diese Kammer fortwährend Luft hinein, so daß Maschinisten und Heizer in einer Atmosphäre leben müssen, welche an diejenige einer Taucherglocke erinnert. Die Preßluft gelangt endlich aus dem Heizraum in die Feuerungen der Kessel und erzeugt hier ein Feuer, welches man der Gluth in den Hochöfen an die Seite stellen kann. Unter der Einwirkung der ungeheuren Hitze verflüchtigt sich das Wasser wie von der Aprilsonne beschienener Schnee. und es wird die erzeugte Dampfmenge mindestens verzweifacht, Das Ergebniß des künstlichen Zuges wird wohl am Besten durch den Umstand veranschaulicht, daß es bisweilen dadurch gelang, auf jedem Quadratmeter der Feuerung in einer Stunde 500 Kilogramm Kohle zu vertilgen, das heißt so viel wie zum Betriebe einer Maschine von 500 Pferdestärken erforderlich ist. Es leuchtet ein, daß man also mit Hülfe des künstlichen Zuges im Stande ist, entweder eine sehr mächtige Maschine aus einem kleinen Kessel zu versorgen und dadurch viel Raum im Schiffe zu gewinnen, oder unter Beibehaltung der alten Kessel die Leistungsfähigkeit einer vorhandenen Maschine erheblich zu steigern.

Allerdings fand der künstliche Zug bisher eigentlich nur auf Torpedobooten und schnellen Kreuzern Anwendung, und dort auch nur wenn es gilt, in einem gegebenen Augenblick eine große Geschwindigkeit zu erzielen. Doch glaubt der erwähnte Fachmann annehmen zu dürfen, daß er binnen Kurzem zu den unentbehrlichsten Erfordernissen jedes schnellfahrenden Dampfers gehören werde. Die Gründe, welche er für seine Ansicht in's Treffen führt, sind folgende:

Der künstliche Zug gestattet, wie eben bemerkt, die Kesselanlage und demnach die mitzuschleppende Wassermenge zu verkleinern; er gestattet ferner die Einhaltung eines gleichmäßigen Dampfdruckes bei jeder Temperatur und bewirkt endlich eine ausgezeichnete Lüftung des Maschinenraums. Letzterer Vortheil ist bei den Schiffen, welche die Tropen befahren, nicht gering zu veranschlagen.

Wir kommen nun zu den Veranstaltungen zur besseren Verwerthung der in dem Dampf steckenden Kraft. Unsere Leser werden sicherlich in den Berichten über Probefahrten von Dampfschiffen, z. B. von Schichau'schen Torpedobooten, von dreifacher Expansion gelesen haben, ohne sich vielleicht über die Sache genaue Rechenschaft abzulegen. Glücklicherweise ist sie sehr einfach und mit wenigen Worten auseinandergesetzt.

Bei den alten Niederdruckmaschinen entwich der Dampf, obwohl er noch sehr kräftig war, unmittelbar in den Condensator, um hier wieder zu Wasser verdichtet zu werden. Da kam man auf den Gedanken, denselben erst in einen zweiten, größeren Cylinder zu leiten und hier nochmals wirken zu lassen. So entstand die sogenannte Compoundmaschine oder Maschine mit zweifacher Expansion. Sehr bald fand man aber, daß der aus dem zweiten Cylinder kommende Dampf noch nicht ausgetobt habe und sehr gut noch weiter wirken könne. Daher die Motoren mit dreifacher Expansion, die sich von den eben erwähnten im Wesentlichen nur durch einen dritten Cylinder unterscheiden. Ja die Leute sind in allerletzter Zeit noch klüger geworden und bauen Maschinen mit vierfacher Expansion. Eine für eine englische Yacht im Jahre 1886 gebaute derartige Maschine leistet in Bezug auf Brennstoffersparniß das Unglaublichste. Sie verbraucht nämlich für jede Pferdekraft und Stunde nur 450 Gramm Kohle!

Heute sind nicht bloß die Torpedoboote, sondern fast sämmtliche neugebaute Panzerschiffe und die meisten transatlantischen Dampfer mit dreifachen Expansionsmotoren ausgestattet. So sparsam arbeiten diese allerdings nicht ganz, wie der letztgenannte; doch bringt man es auf 700 Gramm, während die größeren Schiffsmaschinen noch vor vierzig Jahren $3^1/_2$ Kilogramm, also fünf Mal mehr, verzehrten. Zugleich sind die Maschinen um die Hälfte leichter geworden.

Digitized by Google

Diese Kohlenersparniß ist keine bloße Geldfrage, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Hängt doch die Leistungsfähigkeit, z. B. der Kreuzer der Kriegsmarine, von der Kohlenmenge sehr wesentlich ab, die sie mitzuführen vermögen, während die Verminderung des Kohlenverbrauchs erst die eigentliche Oceandampfschifffahrt ermöglicht hat. Dampfer mit Maschinen von 10—13000 Pferdestärken, wie sie heute gang und gäbe sind, waren aus einem sehr einfachen Grunde noch vor zwanzig Jahren unmöglich. Sie hätten nämlich zu der siebentägigen Fahrt zwischen Irland und New-York 4000 Tonnen Kohlen an Bord nehmen müssen und es wäre kein Raum für Passagiere und Fracht übrig geblieben!

Der Fortschritt ist also in jeder Hinsicht geradezu überwältigend. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß die Schiffsmaschine, wie der Dampfmotor überhaupt, trotzdem in mancher Beziehung noch zu den unvollkommensten Werkzeugen gehört, welche der Mensch ersonnen hat. Von der im Brennmaterial steckenden Kraft nützt er im allergünstigsten Falle zehn Procent aus. Andererseits nimmt er auf Schiffen gerade den allerbesten Raum ein und ist auf Torpedobooten und Avisodampfern so umfangreich, daß für die Unterbringung der Mannschaft kaum noch Raum übrig bleibt.

Wir kommen endlich zu den Fortschritten in der Gesammt-Leistungsfähigkeit der Schiffsmotoren.

Vor 20—30 Jahren gehörten Maschinen von 500 Pferdestärken zu den Ausnahmen und wurden als Wunder angestaunt. Dann stieg man allmählich bei Oceandampfern und Panzerschiffen auf 5000 Pferdestärken hinauf; doch datirt der eigentliche Aufschwung auf diesem Gebiete erst vom Jahre 1881. Diesen Aufschwung in Bezug auf die Handelsdampfer veranschaulicht folgende Tabelle, bei welcher aber leider Marshall, als richtiger Engländer, nur die Schiffe des Vereinigten Königreiches berücksichtigt hat. Es weisen auf die Dampfer:

| | | |
|---|---|---|
| America . . . . . | 7,354 | Pferdestärken. |
| Aurania . . . . . | 8,500 | " |
| Alaska . . . . . | 10,000 | " |
| Servia . . . . . | 10,300 | " |
| City of Rome . . . | 11,870 | " |
| Oregon (untergegangen) | 13,300 | " |
| Etruria und Umbria je | 14,321 | " |

Letztere sind also 28 Mal stärker als die größten Dampfer aus unserer Jugendzeit. Uebertrumpft werden sie jedoch demnächst durch zwei Schiffe, welche die Inman-Gesellschaft bauen läßt. Die dreifachen Expansionsmaschinen dieser Schiffe sind nämlich auf 18,000 Pferdestärken veranschlagt!

Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd und der französischen Compagnie transatlantique halten sich in bescheideneren Grenzen. Sie begnügen sich mit 7—8000 Pferdestärken, was übrigens nach der Ansicht hervorragender Fachleute — wir nennen nur Director Ziese von der Schichau'schen Werft — viel richtiger sein soll.

Nicht ganz so gewaltig war die Steigerung der Kraft bei den Panzerschiffen der Neuzeit, wenn wir von den Bauten der Italiener absehen. Längere Zeit galten die deutschen Schlachtschiffe König Wilhelm, Kaiser, Deutschland, wie auch die französischen bezw. italienischen Panzerschiffe Inflexible und Amiral Duperré, Dandolo, Duilio mit ihren 8000 Pferdestärken für unübertroffen. Seit 1885 ist indessen England, dessen Schiffe bis dahin unter der Maschinenkraft der eben erwähnten geblieben waren, bemüht, es den Handelsdampfern nachzumachen. Es weisen nämlich auf:

| | | |
|---|---|---|
| Imperieuse . . . . | 10,180 | Pferdestärken. |
| Rodney . . . . . | 11,160 | " |
| Bembow . . . . . | 10,850 | " |
| Howe . . . . . | 11,725 | " |
| Victoria, Sanspareil, Nile, Trafalgar je . | 12,000 | " |

Weit übertrumpft werden diese so gewaltigen Fahrzeuge wiederum von den Panzerschiffen, welche die italienische Regierung bei englischen Firmen in Bestellung gegeben hat. In den Jahren 1881 und 1882 liefen Italia und Lepanto vom Stapel, deren Maschinenkraft auf 18,000 Pferdestärken angegeben wird. Damit nicht zufrieden, werden die Italiener die Welt demnächst mit drei Schiffen überraschen, von denen Re Umberto und Sicilia je 19,500 und gar Sardegna 22,800 Pferdestärken aufweisen!

Von fachmännischer Seite wurde mehrfach hervorgehoben, es sei unmöglich, so ungeheure Kräfte voll und nutzbringend auf eine Schraube zu übertragen, es habe eben Alles, auch die Dampfkraft, seine Grenzen. Diesem berechtigten Einwand suchen die Erbauer dieser Colosse durch Einrichtungen zu begegnen, welche allerdings geeignet erscheinen, denselben zum Theil zu entkräften. Die Maschinenkraft ist nämlich getheilt. Es sind die Schiffe mit zwei Schrauben versehen, deren jede wiederum von zwei von einander unabhängigen Dreifach-Expansionsmaschinen gedreht wird, was nebenbei den Vortheil gewährt, daß man beim bloßen Kreuzen nur die hintere Maschine arbeiten zu lassen braucht. Die volle Kraft tritt nur im Ernstfall in Thätigkeit.

Nicht minder bemerkenswerth sind übrigens die Fortschritte in der Anwendung der Dampfkraft auf Verrichtungen, die auf Schiffen bisher Menschenhänden anvertraut werden mußten. Der Dampf verrichtet hier alle schweren Arbeiten, sogar das Laden der Geschütze und das Steuern, und dies hat, wie man sich denken kann, gestattet, die Schiffsbesatzung zu verkleinern. So erhält „Sardegna" außer den vier Motoren für die Schraube nicht weniger als 58 kleinere Dampfmaschinen mit 78 Cylindern. Wer sich darin zurecht findet, darf das Prädicat eines guten Kopfes für sich in Anspruch nehmen.

Doch darf man trotz dieser gewaltigen Fortschritte, wie oben bemerkt, der Thatsache die Augen nicht verschließen, daß es noch viel zu thun gibt, um den Dampfmaschinenbetrieb ökonomischer zu gestalten. Es fehlt aber andererseits nicht an Stimmen, welche, die Unmöglichkeit einer Verbesserung in dieser Richtung behauptend, auf die gleichsam neu aufgetauchte, noch viel gewaltigere Kraft, die Elektricität, ihre Hoffnung setzen und meinen, es würde über kurz oder lang gelingen, diese so viele Vortheile bietende Kraft an die Stelle des Dampfes zu setzen. Doch ist dies Zukunftsmusik und wir haben uns hier damit nicht zu befassen.

## Literatur und Kunst.

### Neue Poetiken.

Von M. Carriere.

Die Aesthetik Eduard von Hartmann's zeigte uns auf erfreuliche Weise wie der Verfasser sich in den Zusammenhang der Entwicklung stellte, seine Lehre vom Schönen an das anknüpfte, was seit hundert Jahren von der deutschen Philosophie auf diesem Gebiet erarbeitet worden; er behielt was die kritische Prüfung bestanden, und reihte seine eigenen Gedanken fortbildend daran. Und es ist wahrlich Zeit, daß wir in den Geisteswissenschaften es den Naturforschern gleich thun, die auch nicht meinen, es müsse jeder von vorn anfangen und seine absonderliche Ansicht von den Dingen neben die Errungenschaft der Vorzeit stellen, vielmehr eignet da jeder sich den Erwerb der seitherigen Arbeit an und fügt das Seine als einen frischen Baustein hinzu. Aber das können wir von zwei neuen Büchern über die Dichtkunst nicht sagen, weder von der Poetik Wilhelm Scherer's*), noch von dem Handbuch der Poetik, in welchem Hermann Baumgart**) eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst

*) Berlin, Weidmann.

**) Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

ankündigt. Aristoteles und Lessing sind es, an die Baumgart sich hält, an die er seine Erörterungen anknüpft, allerdings zwei Pfeiler im Bau jeder Aesthetik; aber was nun durch die Romantiker, durch Hegel und seine Schüler, durch die Schriften über Wesen und Form der Poesie von dem Unterzeichneten, von Gottschall und in dem Schlußband von Vischer's Aesthetik geleistet ist, das alles scheint für ihn nicht vorhanden, und ich glaube kaum, daß er selber behaupten wird, er habe das alles durch freie Darstellung stillschweigend beseitigt und durch Besseres ersetzt; denn er hat manche Probleme, an deren Lösung wir uns versucht, gar nicht einmal berührt, geschweige das Vorliegende übertroffen. Scherer ist noch einen Schritt weiter gegangen. Er will nicht traditionelle Lehren überliefern, er will in das Wesen der Poesie auf neuen, eigenen Wegen eindringen. Wir werden ihm auf diesem Wege folgen, und sehen was er da gefunden hat. Groß angelegt und reich an Entdeckungen nennen seine Freunde das Werk, und es zeigt sich auch hier wieder, daß von allen Männern der Wissenschaft in neuerer Zeit es keiner so gut verstanden hat wie er, seine Erzeugnisse ausposaunen zu lassen, ich will nicht sagen, daß er das absichtlich hervorgerufen, aber seine Anhänger haben sich eifrig gezeigt, mit den gewaltigsten Preisreden seine Schriften zu begleiten. Aus der Erwähnung Goethe's an Schiller, daß er Einiges im „Faust" aus der ursprünglichen Prosa in Verse gebracht und dadurch stilisirt habe, machte er einen ganzen Urfaust in Prosa. Vergebens sagten wir Anderen, daß ungereimte Stellen, wie das Glaubensbekenntniß, im hymnischen Rhythmenschwung der Goethe'schen Jugend geschrieben seien, daß Stellen wie: „o sähst du voller Mondenschein" oder „meine Ruh' ist hin" nicht aus Prosa erst gereimt, sondern in ihrer dichterischen Form geboren seien; — die Anhänger Scherers betheuerten: eine solche Untersuchung wie von ihm sei seit F. A. Wolf's Prolegomenen zu Homer nicht geführt worden; als nun ein Manuscript aus der ersten Weimarer Zeit entdeckt wurde, da sollte zwar Scherer's Ergebniß nicht stichhaltig, aber seine Methode doch musterhaft gewesen sein; und als Wilhelm Creizenach sich gegen dies Treiben aussprach, ward ein Wort wie Leichenschändung gegen ihn gebraucht. Gegen solchen „Berlinismus" kann man dann wieder in Süddeutschland scharfe Worte hören.

Nach meiner Ansicht hat weder Scherer eine systematische und vollständige Poetik, noch Baumgart ein Handbuch derselben uns geboten, aber schätzbare Beiträge haben sie geliefert, jeder in seiner Weise. Auch mir war und ist Scherer ein geistvoller, kenntnißreicher, darstellungsgewandter und anregender Mann, und er bleibt es auch im vorliegenden Buche; aber ich glaube, er würde vor der Herausgabe es weiter durchgebildet haben; denn jetzt vermissen wir eine Darlegung der unterscheidenden Stilprincipien in der Lyrik, dem Epos, dem Drama, eine Lehre vom eigenthümlichen Bau dieser Dichtarten, ja eine Darlegung der poetischen Darstellungsmittel, der Bildlichkeit der Rede und des Verses, wie ich solche als das plastische und musikalische Element der Poesie aus ihrem Begriffe schon vor 40 Jahren entwickelt habe, wie das auch Vischer und Gottschall ähnlich ausführten. Auch Baumgart hat sich daran nicht gekehrt; auch er weiß uns darüber also nichts zu sagen.

Scherer sagt von der Poetik des Aristoteles: trotz der Beschränkung auf das Griechische sei sie doch nicht daran gebunden, sondern dringe so sehr auf die Wahrheit und das Wesen der Dinge, daß vieles unumstößlich sei; indeß ist ihm Aristoteles „nicht Naturforscher genug, sondern zu sehr Gesetzgeber". Er suche die wahre Tragödie, das wahre Epos. Dafür soll man verschiedenen Arten des Epos, der Lyrik, des Dramas gerecht werden. Die wahre Poesie zu finden sei eine unlösbare Aufgabe; die Poetik soll die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche vollständig beschreiben in ihrem Hergang, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen. Aber ist das nicht Literaturgeschichte, abgesehen im Ergehen von Möglichkeiten, und woraus sollen diese erschlossen werden als aus dem Wesen der Poesie? Durch die philosophische Richtung sei die Aesthetik stark außer Contact gekommen mit der Literaturgeschichte; aber hat sich nicht thatsächlich seit Lessing, Winckelmann und namentlich bei Hegel die Theorie durchaus an der Hand der Geschichte entwickelt, und sind nicht Vischer und ich auf dieser Bahn weiter gegangen? Haben wir wirklich von Goethe oder Shakespeare statt lebendiger Charakteristiken nichts zu sagen gewußt als „schwungvoll" und so weiter? Ist wirklich in der vergleichenden Darstellung des griechischen, indischen und germanischen Epos, der antiken und der modernen Tragödie kein individuelles Bild entworfen? „Die philologische Poetik soll der früheren Betrachtungsweise gegenüberstehen, wie die historische und vergleichende Grammatik seit Jakob Grimm der gesetzgebenden Grammatik vor ihm gegenübersteht." Aber sucht die historische und vergleichende Grammatik nicht auch nach Gesetzen der Sprachbildung und Entwickelung? In den Naturwissenschaften handelt es sich um das was ist, in der Philosophie aber handelt es sich auch noch um das was sein soll. Ist denn das eine Ethik, die nur erzählt wie gehandelt worden ist und bei den verschiedenen Völkern gehandelt wird, oder sagt sie vielmehr aus der Vernunft und dem Gewissen heraus wie gehandelt werden soll? Gibt es denn kein Gebot der Pflicht, keinen Unterschied von Gut und Bös, von Vollkommen und Unvollkommen? Sollen wir in der Aesthetik den Unterschied von Schön und Häßlich aufgeben und nur berichten was alles gemalt, gemeiselt, componirt und gedichtet wird, ohne eine Werthunterscheidung eintreten zu lassen, ohne aus der Fülle des Mannigfaltigen das allgemein Gültige, Vernunft- und Naturgemäße herauszufinden? Wie ein Sittengesetz, so gibt es auch ein Kunstgesetz; beide immer klarer zu erkennen, nach ihnen das Thatsächliche der Erfahrung zu bemessen, nach ihnen dann auch zu thun und zu bilden, zu dichten und zu trachten ist unsere Aufgabe. Die Kunst wie die Philosophie stellen das Seiende, aber auch das Seinsollende dar. Statt dessen bietet uns Scherer viel flaches Geplauder.

Doch betrachten wir lieber was er uns Neues bringt, es ist ja auch manches Vortreffliche.

Er bespricht zunächst die gebundene und ungebundene Rede, und sagt: nicht alle Poesie sei kunstmäßige Anwendung der Sprache, nicht alle kunstmäßige Anwendung der Sprache sei Poesie. Er betrachtet dann in Hauptabschnitten den Dichter und das Publikum, die Stoffe, die innere und die äußere Form, und hier kommen die Dichtungsarten, die Composition, die Sprache, die Metrik zu kurzer Erwähnung. Gerade in Bezug auf Metrik, auf griechische, mittelalterliche, neudeutsche Verskunst hatte ich Belehrung erwartet, aber das Semester war wohl zu Ende!

Neu und erfreulich ist die Untersuchung über den Ursprung der Poesie. Nachahmungstrieb und angeborener Sinn für Tact und Harmonie hat schon Aristoteles in der Menschennatur gefunden. Die Verbindung von Tanz und Gesang ist der Ausdruck der Lebenslust, wie der religiösen Feier; Tact und Rhythmus entwickelt sich namentlich wo mehrere zusammen tanzen und singen. Das Tanzen ist aus dem Springen hervorgegangen, und zu diesem, wie zum Singen treibt die Menschen die erregte Gemüthsbewegung, das gesteigerte Lebensgefühl; das Wort des Liedes kommt erklärend zum Stimmungsausdruck hinzu. Mit Rücksicht auf ein Publikum soll dessen Gefühl ähnlich erregt werden; das Publikum will vergnügt und unterhalten sein, und seine Forderung wirkt bestimmend auf den ausübenden Künstler. So tritt die Poesie unter die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten der Menschheit; aber auch der religiöse Cultus zieht sie in seinen Kreis, und da will man durch sie von den alltäglichen Sorgen erlöst, über das Irdische erhaben in höherer Region frei aufathmen. Scherer selbst zieht die Summe seiner Erörterungen: „Poesie entspringt aus den primitiven Aeußerungen der Freude, Singen, Springen, Lachen; sie fließt aus angenehmer Stimmung und will solche erregen; das stärkste angenehme Gefühl des Naturmenschen ist das erotische; vermuthlich waren es daher erotische Erregungen, die den Menschen zur ältesten Poesie führten."

Daß das Erfreuliche, Große Gegenstand der Poesie geworden, erscheint naheliegend; aber wie kommt's, daß sie auch

Digitized by Google

Unangenehmes darstellt, daß das Unangenehme in ihr angenehm wird, der Schmerz Vergnügen macht? Ohne rechte Ordnung bringt Scherer Mannigfaches hervor. Thränen entlasten, im Aussprechen des Schmerzlichen liegt ein Trost, und das kunstreiche Aussprechen concentrirt die Seele auf eine Thätigkeit, welche selbst schon eine Stimmungsänderung mit sich bringt. Der Klagegesang um den Todten erneut ja auch die angenehme Vorstellung was er uns war, und im Schlachtgesang erfreut neben dem Weh der Wunden die Siegeslust. Auch kann der Dichter das Böse, Leidvolle schildern, um Abscheu zu erregen und zum Kampf dagegen aufzufordern. Es kommt das Contrastgefühl hinzu, und das Häßliche kann auch dargestellt werden um Lachen zu erwecken. Ebenso kann die Freude an der Richtigkeit und Vortrefflichkeit der Darstellung uns mtt dem widerwärtigsten Gegenstand versöhnen. Das Neue befriedigt unsere Wißbegierde, und auch das Schauerliche hat als Gemüthserschütterung seinen Reiz gegenüber dem Gewöhnlichen. Der Kampf, die Anstrengung, die Verwickelung ergötzen uns um so mehr, wenn endlich die Spannung sich löst, die Erwartung befriedigt wird. Hieran schließt sich, was Schiller über die Freude am Tragischen gesagt und nach ihm die Aesthetik weiter entwickelt hat, die ja viel Aehnliches wie Scherer bei anderem Anlaß auch gesagt hat. Er bleibt dabei: Die Poesie entspringt aus der Heiterkeit und will Vergnügen bereiten; aber sie wirkt auch auf den Willen, sie ist auch eine Trösterin der Menschheit. So ist sie von Wichtigkeit für das Leben, sie bietet Ergötzlichkeit, Belehrung, Erbauung und Veredelung und gewinnt auch einen Tauschwerth; der Spielmann empfängt Geschenke, der Dichter Honorare, und da verbreitet sich Scherer über den Erfolg der Bücher, über Verleger, Sortimenter und Recensenten.

Weitere Erörterungen behandeln die Verschiedenheiten der Dichter und des Publikums, das unterbrochene und ununterbrochene Arbeiten, die schaffenden und genießenden Seelenkräfte, die Bedingungen des Gefallens. Als Stoffe erscheinen die äußere oder physische, die innere oder sittliche Welt und das Phantasiegebiet der Ahnungen und Wunder. Das Stoffbereich der Poesie ist damit gleich dem der Wissenschaft. Doch sind die poetischen Motive der überwiegenden Mehrzahl nach humaner Natur mit Verkettung der inneren und äußeren Welt. Da zählt denn nun Scherer eine Menge derselben auf; ich weiß nicht was damit gewonnen wird; doch sieht er hier gerade einen Vorzug seiner Poetik.

Die Poesie muß auswählen; ob mehr Subjectives sich dem Stoff anhaftet, ob der Gegenstand reiner erscheint, das bedingt den Hauptunterschied. Den portraitartigen Naturalismus stellt er vortrefflich dem typischen Realismus zur Seite, der die bleibenden Verhältnisse der Menschheit in den Charakteren zur Anschauung bringt; das Individuum wird Repräsentant der Gattung. In der menschlichen Rede unterscheidet Scherer dann Monolog, Vortrag, Dialog; das bedingt ihm den Unterschied des Lyrischen, Epischen, Dramatischen; aber statt einer gründlichen Theorie gibt er nur noch zerstreute Bemerkungen, ich hebe die beste hervor: „Die wirkende Person, die äußere und innere Welt vereinigt, ist Mittelpunkt der Poesie".

Wenden wir uns zu Baumgart. Auch bei ihm vermisse ich die philosophische Entwickelung, die aus dem Wesen der Poesie die Darstellungsmittel wie die Formen als etwas Nothwendiges erkennen läßt, während daneben eine geschichtliche Betrachtung zugleich der Mannigfaltigkeit des Lebens gerecht wird, dessen originale Triebkräfte sich nur innerhalb der allgemeinen Normen entfalten. Er beginnt mit einer Kritik von Lessing's Laokoon, reiht daran den Aristotelischen Begriff der Nachahmung, und kommt zunächst zu Untersuchungen über die Ballade und die gnomische Dichtung, wo sowohl Fabel und Parabel wie Satire und Epigramm besprochen werden. Es geschieht dies auf geistvolle Weise und namentlich hat er in der Betrachtung Goethe'scher Balladen und in der Vergleichung von Bürgers Lenore mit dem Schottischen „Wilhelms Geist" in Herder's Volksliedern einen bewundernswerth feinen dichterischen Sinn gezeigt. In dieser Umgebung wird dann auch von der Lyrik gelegentlich geredet; einen eigenen Abschnitt hat ihr Baumgart nicht gewidmet, und so ist denn von der Ode, von Pindar nirgends die Rede, während doch sonst die umfassende Kenntniß der griechischen Dichtung und die Analyse ihrer Meisterwerke zu den Vorzügen des Werkes gehört, um derentwillen schon es gelesen zu werden verdient. Auch Shakespeare's, und überhaupt der englischen Literatur wird, wie der großen deutschen Dichter oft und eingehend gedacht; dagegen vermissen wir die Berücksichtigung der Romanen, Calderon und Lope sind gar nicht erwähnt, Corneille, Ariost, Cervantes gelegentlich; die Hebräer, die Inder und Perser sind übergangen; nur Molière wird als Meister der Charakterkomödie gewürdigt.

Epos und Drama bilden den Kern des Buches. Ich habe hier unterschieden zwischen unseren Thaten und Erlebnissen. Die That geht aus unserem Willen hervor; dieser setzt sich einen Zweck und greift bestimmend in die Welt ein um ihn auszuführen, er geräth dadurch in Kampf und Verwickelung mit anderen Lebenskräften, zerschellt an ihrem Widerstand oder trägt den Sieg davon. Das ist dramatisch. Unsere Erlebnisse aber sind das, was sich an uns und um uns ereignet, indem wir unsere Wege gehen, Berührungen mit anderen, die weder von ihnen, noch von uns beabsichtigt waren, die uns zufallen; eingeflochten in den Weltzusammenhang sehen wir uns durch ihn bedingt, und nehmen was er uns bietet zum Stoff unseres Wirkens. Die Poesie der Begebenheit ist das Epos. Ich habe dies an Ilias und Odyssee, wie an Hermann und Dorothea, an Don Quixote, wie an Wilhelm Meister nachgewiesen, den Stilunterschied in der inneren und äußeren Form beider Dichtungsarten betont. Meine Erwartung, daß die neueren Poetiken bestreitend oder zustimmend darauf eingehen würden, ist getäuscht worden.

Am ausführlichsten verweilt Baumgart beim Drama, und hier bietet er eine Fülle vorzüglicher Analysen alter und neuer Dichtungen. Bei der Betrachtung des Tragischen wendet er sich mit philologischer Akribie als Kenner des Aristoteles gegen die von Jakob Bernays begründete Auffassung der Katharsis in Aristoteles Poetik: daß der Denker nicht die Reinigung und Läuterung der Gemüthsbewegungen, der Furcht und des Mitleides, sondern die Entladung und Befreiung des Gemüthes von ihnen im Sinn gehabt. Baumgart kommt zur Ueberzeugung, daß Aristoteles gelehrt: Ihrem stofflichen Inhalt nach ist die Tragödie vermögend, Furcht und Mitleid zu erwecken; die dichterische Behandlung soll eine solche sein, daß in dem Kunstwerk die leidvollen Empfindungen, die der Stoff in Uebertreibungen oder Verkümmerungen enthalte und hervorrufe, von allen diesen störenden, entstellenden Beimischungen und Trübungen gereinigt und befreit werden, da vollende sich die Wirkung der Dichtung damit, daß die Tragödie den Zuhörer in der höchsten und lautersten Gemüthsverfassung entlasse, erfüllt vom Wohlgefühl des in sich Vollendeten, des Schönen.

---

## Friedrich Spielhagen's neuer Roman.

Von Erwin Bauer.

Es ist ein eigenes Ding um die Macht weltbeherrschender geschichtlicher Ideen: als Zwangsgeburten der historischen Entwickelung tauchen sie auf, nur Wenigen erkennbar, wachsen und erobern sich Individuen und Völker, von den Einen leidenschaftlich verfochten, von Anderen ebenso leidenschaftlich bekämpft, von einer kleinen Minderheit allein in ihrer ganzen Bedeutung verstanden und gewürdigt, und beugen endlich selbst die Widerhaarigsten unter ihren Bann! Wer hätte es noch vor einigen Jahren für möglich gehalten, daß Friedrich Spielhagen, der Verfechter des socialen Freisinns par excellence, der theoretische Fortschrittler und Socialdemokrat, welcher noch vor zwei Jahren von der „Gartenlaube" dazu ausersehen ward, durch seinen Roman „Was will das werden?" der altersschwachen Demokratie in der Literatur wieder auf die Beine zu helfen und den verlorenen Posten der 1848er Ideen zu

Digitized by Google

vertheidigen, — daß Friedrich Spielhagen sich vor der Macht des Nationalitätenprincips bücken und — statt seine fürstlichen und adeligen Bastarde wiederum an der Unmöglichkeit scheitern zu lassen, die sociale Gleichberechtigung zum Gemeingut der Gesellschaft und Völker zu machen, — einen geschichtlichen Roman mit nationalem Hintergrunde schreiben würde? Und noch dazu einen Roman, der das aristokratische „Noblesse oblige“*) als Titel und Motto führt? Es geschehen selbst am dürren Holze Zeichen und Wunder, und unsere Krypto-Republikaner lernen allmählich begreifen, daß das Feldgeschrei nicht mehr „hie adelig! hie bürgerlich!“ lautet, daß es für die Welt und ihre Geschichte ganz gleichgültig geworden ist, ob in diesem oder jenem Kleinstaate die höfisch-conservative Tradition herrscht oder die liberale Opposition an's Ruder gelangt, daß die Lösung der socialen Frage nicht mehr darin bestehen kann, dem Herrn von Kunz gewisse Vorrechte zu nehmen und sie dem Bürger Hinz zuzusprechen, und vor Allem daß in der Gegenwart und noch mehr in der Zukunft das Individuum mit seinem Wollen und Können, mit seinem Leid und seiner Freude, mit seinem Haß und seiner Liebe nicht mehr die Hauptrolle spielt oder spielen wird, sondern nur noch als winziges Theilchen im Ganzen, als Atom der Gesammtheit, Volk genannt, Daseinsberechtigung erlangen und Geltung haben kann. So hat denn auch die Muse Spielhagen's, von der Eingebung erleuchtet, daß an die Stelle des Begriffes „Gesellschaft“ der Begriff „Volk“ getreten ist und daß die Generation, der die Zukunft gehört, für die Geschicke des Einzelnen nur insofern Interesse hat, als sie in das Geschick des allgemeinen Ganzen verwoben sind, begonnen, sich aus dem Joche der Idee „der freien Selbstbestimmung des Individuums“ auszuspannen und sich den in unserem Erdtheil gährenden, vorerst noch latenten Nationalitäts- und Völkerconflicten zuzuwenden. Freilich, das dürre Holz kann nur verspätete Schößlinge treiben, deren Grün mit der saftigen Fülle der Keime, so am grünen Holze sprießen, nicht wetteifern kann, und Spielhagen's national-historischer Roman ist darum nicht mehr und nicht weniger als ein interessanter Versuch, ein zeitgemäßes Thema aufzugreifen und die zwischen dem Dichter und der Leserwelt eingetretene unleugbare Entfremdung zu überbrücken. Aber dieser Versuch ist, trotzdem er kaum über die ersten Anläufe zur Höhe der zeitgenössischen Forderungen hinausgeht, überaus lehrreich und zeigt die schwachen und die starken Seiten des Dichters so deutlich, daß er ohne Frage das Recht eingehender Würdigung für sich in Anspruch nehmen darf. Und dies um so mehr, als es sich um das Werk eines unserer eigenartigsten Schriftsteller handelt.

Uns scheint es, als habe Spielhagen in „Noblesse oblige“ mit dem Trotze und mit der Berechtigung des schöpferischen Talentes dem deutschen Volke sagen wollen: „Ich gehöre trotz aller meiner bisherigen Werke voll und ganz zu Euch; wie ich im Sturm und Drang des Kampfes der modernen Gesellschaftsideen gegen die Ueberlieferungen des feudalen Mittelalters unter den Jungen einer der Besten und Muthigsten war und als der Geschichtsschreiber des inneren politischen und ständisch-socialen Zwistes gelten durfte, so will ich Euch beweisen, daß ich mit meinem Volke die Wandlung zum Neuen mitgemacht habe und geeignet bin, jetzt, wo der historisch überhaupt nur mögliche Ausgleich der Einzelinteressen erreicht und die politische Einigung erlangt ist, meine Feder in den Dienst der Zeitfragen der Zukunft zu stellen, die sich in socialer Hinsicht um die Gegensätze von Capital und Arbeit und in politischer Hinsicht um das Alles beherrschende Nationalbewußtsein drehen.“ Wir können es natürlich nicht wissen, ob der Dichter sich selbst, bewußt oder unbewußt, die Frage in diesem Sinne gestellt hat: die Antwort, aus der wir sie herausgelesen, liegt jedoch vor uns, und „Noblesse oblige“ enthält alle Momente, die uns berechtigen, dem Verfasser einen derartigen Gedankengang in den Mund zu legen. Und es wäre nicht das erste Mal, daß Friedrich Spielhagen nach dem Höchsten greift, wie es freilich auch nicht das erste Mal ist, daß er sein Ziel nur halb erreicht! ....

*) Noblesse oblige. Roman in drei Büchern. Leipzig, L. Staakmann.

„Noblesse oblige“ ist ein Mittelding zwischen einem historischen und einem modernen Romane. Die geschichtlichen Vorgänge und die Schilderungen historischer Zeitverhältnisse und Persönlichkeiten bilden nur die Bühne und die Coulissen, auf denen sich das eigentliche Drama der Handlung abspielt; diese selbst aber ist durchweg modern — sie schildert das Ringen einer leidenschaftlich-selbstsüchtigen Frauenliebe gegen den Druck der Großmacht Geld und den Zwang des erwachten Volksbewußtseins, sowie das aufopfernde Entsagen einer trotz dieser Liebe reinen und großen Seele zu Gunsten der kleinen und der großen Allgemeinheit, der Familie und der Nation. Das innere Leben des Romans, das demselben ein spannendes psychologisches Interesse verleiht, ist somit von seiner äußerlichen Hülle zu scheiden. Der Kritiker vermag ihn vom historisch-nationalen und vom rein psychologischen Standpunkte aus zu beurtheilen und muß doch zugestehen, daß — so unabhängig das Eine vom Anderen durch den Dichter entwickelt und zu Ende geführt wird — doch Beides harmonisch ineinander greift, in glücklicher Lösung des Problems, Fragen der Jetztzeit in das Gewand der Vergangenheit zu kleiden. Die Zeit, in welche Spielhagen die Handlung in „Noblesse oblige“ verlegt, ist das letzte Jahr der Napoleonischen Gewaltherrschaft in Europa: während die riesige Armee des Imperators in der sarmatischen Tiefebene verblutet, zucken in Deutschland die ersten Regungen des Völkerfrühlings, den die Befreiungskriege bringen sollen. Der Ort der Handlung ist Hamburg, wo die französische Willkür rücksichts- und schrankenlos herrscht und in der Seele eines Perthes gluthvoll und mächtig der Gedanke der Befreiung aus eigener Kraft durch die Einigung des nationalgesinnten Deutschlands auflebt, wo die Kosaken Tettenborns den Taumel zeitweiligen Freiheitsgefühls hervorrufen, und wo Davoust's Tyrannei nach der Rückkehr der Franzosen ein Schreckensregiment ausübt, bis die Vernichtung der Macht seines Herrn und Kaisers ihn zum Verlassen der verödeten Hansestadt zwingt. Das Thema der Handlung ist aber trotzdem ein modernes, weil der Haß zwischen Franzosenthum und Deutschthum heute ebenso stark und unausgeglichen vorhanden ist, wie er vor 75 Jahren emporloderte, und weil das, was uns unsere Geschichte seit dem großen Jahre 1870 immer kraftvoller und unveräußerlicher geschenkt hat, das Bewußtsein, ein großes, eigen geartetes Volk zu sein, welches mit dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit aller Stämme auch das Gefühl der unabhängigen Selbstbestimmung gegenüber den anderen Völkern gewonnen hat, damals in gleicher Stärke unter dem Drucke der demüthigenden Fremdherrschaft in Deutschland auflebte, die Gemüther beherrschte und das Thun und Lassen der Einzelnen bestimmte. Und wenn schon das Thema des Romans: daß der einzelne Mensch, je höher er aus der Menge emporragt, desto weniger an sich selbst denken darf und sein eigenes trotziges Wollen und heißes Wünschen der großen und edlen Sache unterordnen muß, ein zeitgemäßes ist, wie viel mehr muß es seine psychologische Durchführung sein, zumal Egoismus, Temperament und Opferfähigkeit des Menschenherzens den Wandlungen der Weltgeschichte ihrem Wesen nach nicht unterworfen sind! So ist denn auch die Heldin des Romans, Frau Minna Billow, die Tochter des Senators Warburg, Blut von unserem Blute und heute ebenso wahr und greifbar, wie zu Beginn dieses Jahrhunderts. Sie liebt als Mädchen mit der Gluth und Treue der ersten heißen Liebe den fremden Offizier, den ritterlichen Marquis d'Héricourt, dem sie sich mit Zustimmung des Vaters verlobt hat, bevor er seinem Kaiser in den Feldzug nach Rußland gefolgt ist. Der Gedanke, daß diese ihre Liebe eine sündhafte und unnatürliche ist, kann ihr nicht kommen, weil sie für's Erste nur Weib und nichts als Weib ist. Da tritt ihr als erstes störendes Hinderniß das materielle Interesse der Familie entgegen. Der Vater ist ruinirt und kann nur durch die Intervention des reichen englisch-hamburgischen Kaufmanns Theodor Billow gerettet werden. Billow aber verlangt als Preis für seine Hülfe die Hand Minna's. Der alte Warburg unterschlägt die Briefe seiner Tochter an ihren Bräutigam und umgekehrt die Briefe d'Héricourt's an Minna, und die schlimmen Nachrichten, die von der großen Armee nach Ham-

Digitized by Google

burg gelangen, lassen in ihm die sophistischen Scheingründe zur Rechtfertigung dieser Unterschlagung in demselben Maße erstarken, als für ihn die Aussichten, die ihm eine Verbindung seines Kindes mit dem Offizier des allmächtigen Franzosenkaisers gewähren könnten, sinken und die Chancen Billow's steigen. Minna, welche die erste Werbung des sinnlichen, rohen und egoistischen Billow zurückweist, geräth immer mehr in Zwiespalt mit sich selbst. Sie zweifelt keinen Augenblick an der Liebe und Treue ihres fernen Verlobten, obgleich sie sich das Ausbleiben seiner Briefe nicht erklären kann, aber sie muß gegenüber den Klagen des Vaters, daß sie ihn nicht retten wolle, obschon sie es könne, daran irre werden, ob das Recht ihrer Leidenschaft nicht gegen die natürlichen Pflichten gegen die Familie verstoße. Denn es gilt nicht allein den Kaufmann und Senator Warburg vor dem Bankerott zu retten: die Vereinigung der geliebten Schwester Johanna mit dem jungen Sandström hängt davon ab, daß ihm Billow eine Stelle in seinem englischen Hause gibt; der Bruder Georg, der gezwungen worden, mit den Franzosen gegen Moskau zu ziehen, hat die erste Gelegenheit zur Desertion ergriffen und harrt im fernen Rußland der Mittel, die ihm die Heimkehr ermöglichen sollen; diese Mittel aber kann wiederum nur Billow geben. Die brutale Macht des Geldes zieht alle Fäden, welche ihm vom Geschick in die Hände gegeben worden sind, über dem Haupte Minna's zusammen, und sie kämpft sich in schweren, blutigen Thränen zum Entschlusse durch, ihre Liebe und sich dem Wohle der Familie zum Opfer zu bringen. Dazu kommt, daß sie in der Zeitung liest, ein Marquis d'Héricourt, der nach dem Rückzuge der großen Armee als Diplomat nach Wien gesandt worden, habe sich verheirathet, und daß sie annehmen muß, dieser Marquis sei ihr Verlobter. Minna gibt Billow brieflich zu verstehen, daß sie ihren Widerstand gegen seine Werbung aufgebe, und die ganze Familie fährt nach Schloß Warnsoe, ein altes, herrliches Rittergut, dessen heruntergekommene adelige Besitzer dasselbe dem Geldprotzen Billow verkauft haben. Hier, wo von dem Portal des Schlosses Minna die Worte „Noblesse oblige“ in goldenen Lettern entgegenblinken, findet sie die Ruhe und die scheinbare Gewißheit, daß ihre Hingabe an das schöne und edle Werk der Errettung und Sicherstellung ihrer Familie den Treubruch an dem Geliebten wettmache. Die Regungen des Herzens werden durch eine ebenso sophistische wie gezwungene Erweiterung des in dem Wahrspruche „Noblesse oblige“ liegenden Gedankens übertäubt, und Minna Warburg kehrt als Verlobte Theodor Billow's nach Hamburg zurück. Hier schließt das erste Buch.

Eine alltägliche Geschichte! In der That, das erste Buch enttäuscht: der Conflict ist nicht neu und mit einer Weitschweifigkeit ausgesponnen, die Spielhagen sonst fremd ist. Den Leser ergreift stellenweise Langeweile, um so mehr, als die Geschichte Minna's bis hierher zu wenig bietet, um den Kampf des Individuums gegen das nach seinem Besitze, nach seiner Unterjochung lüsterne Capital zu erschöpfen, und zu viel enthält, um als einfache Liebesgeschichte ad acta gelegt zu werden. Vor Allem aber ist sich der Leser sofort klar, daß der Titel „Noblesse oblige“ so unglücklich wie möglich gewählt ist: denn weder deckt sich der altadelige Wahrspruch, dessen Bedeutung und Inhalt festumrissen und bestimmt sind, mit dem Thema des Romans, noch ist der Dichter in seinem Bestreben, den in „Noblesse oblige“ liegenden Gedanken zu verallgemeinern, überzeugend und erfolgreich. Es ist und bleibt dies, sowie die ganze Episode Warnsoe, eine jener aristokratischen Marotten, an denen die Romane des demokratischen Verfassers so überaus reich sind. Läßt sich indeß dieses Mißverhältniß zwischen Inhalt und Titel des Romans leider auch am Ende desselben nicht dementiren, so findet Spielhagen sich sonst mit Beginn des zweiten Buches überraschend schnell wieder: die Diction wird belebt, die Conflicte schürzen sich spannend und einzelne Capitel mahnen an das Beste, das der Dichter je geboten. Hamburg ist von den Russen befreit, und wir sehen Frau Minna Billow als Repräsentantin eines glänzenden Hauses wieder, in dem sich Alles versammelt, was Patriotismus und Franzosenhaß zusammengebracht hat. Denn Minna hat, da das Unglück ihrer Ehe sie gelehrt, daß die große und edle Sache, der sie ihr Herz geopfert, nichts sei im Vergleich zu der moralischen Schuld, die sie auf sich geladen, als sie einem verhaßten Manne die Hand reichte, eine neue, viel größere und edlere Sache zu der Ihrigen gemacht: die Sache des Vaterlandes. Und dasselbe bedarf seiner Söhne und Töchter, denn die Franzosen kehren zurück und über Hamburg zieht eine schwere traurige Zeit herauf. Der feige Billow, den Minna vergeblich auf die große Aufgabe, die seiner als Deutscher und als Bürger und Senator seiner Vaterstadt harre, hingewiesen, um in gemeinsamem patriotischen und opferwilligen Streben auch eine Annäherung zu einander anzubahnen, flieht nach England und läßt seine Frau, nachdem er ihre Würde auf das Brutalste verletzt, zurück. Minna gibt sich nun ganz der Sorge und Arbeit für die Vaterstadt hin und findet an ihrem Bruder Georg eine Stütze, dessen Liebe zu seiner Schwester so groß ist, wie sein Haß gegen die Franzosen. Hamburg fällt indeß, trotz tapferster Vertheidigung; Georg zieht mit der hanseatischen Legion fort, und Minna bleibt, einsam und schiffbrüchig, aber erfüllt von dem Gedanken zurück, daß sie sich, als Theil des Ganzen, diesem nicht entziehen dürfe und treu ihren patriotischen und allgemeinmenschlichen Pflichten leben müsse. Und nun tritt mit Beginn des dritten Buches der zweite Conflict ein, in den Minna gerathen muß. Sie opfert sich in der von den Franzosen besetzten Stadt als Krankenpflegerin geradezu auf, sorgt für ihren Vater, rettet ihn aus dem Gefängniß durch eine kühne Unterredung mit Davoust (beiläufig bemerkt, eine vorzüglich geschriebene Scene) und erniedrigt sich soweit, für den erkrankten Vater Erdarbeiten an den Schanzen zu verrichten. Hierbei wird sie von einem rohen Franzosen insultirt und — d'Héricourt erscheint, um sie zu retten. Das Wiedersehen wirft den ganzen künstlichen Bau, den sie in sich selbst zur Betäubung des Herzens errichtet hat, über den Haufen: das Herz schreit, daß sie ihn liebe, stärker, inniger als je; der Kopf aber sagt ihr, daß sie ihm nicht mehr so unbefangen gegenüberstehe wie ehedem — sie, die deutsche Patriotin, dem Erbfeinde ihres Volkes. Inzwischen ist ihr Vater plötzlich gestorben, sie erfährt durch einen Zufall von der Unterschlagung ihrer Briefe, und d'Héricourt's Mund bestätigt ihr, daß er ihr treu geblieben: ein Namensvetter von ihm war es gewesen, der sich verheirathet hatte. Minna kämpft einen schweren Kampf durch und denkt einen Augenblick an eine Lösung des Conflictes durch Selbstmord; aber ihr alter treuer Arzt macht sie darauf aufmerksam, daß sie ein Kind unter dem Herzen trage, daß ihr Leben nicht mehr ihr gehöre. Die Pflicht siegt; Minna verläßt Hamburg, nachdem sie eine Nacht am Krankenbette d'Héricourt's, der im Duell ihretwegen schwer verwundet worden, gewacht und geht nach Warnsoe, wo sie einem Knaben das Leben schenkt. Die Mutter macht dann noch einen Versuch, den Ausgleich mit dem Vater ihres Sohnes zu finden. Er scheitert an der unbeschreiblichen Gesinnungsrohheit Billow's; das Kind stirbt, und Minna verbrennt die Schiffe hinter sich: sie eilt in das zur Uebergabe bereite Hamburg an die Seite des Geliebten, bereit, ihm, nach Lösung ihrer Ehe mit Billow, nach Frankreich zu folgen. Indeß, dieser Entschluß konnte nur eine Verirrung sein: der Einzug der deutschen Truppen in Hamburg, die Triumphe, die ihr tapferer Bruder als Offizier an der Spitze der Freiheitskämpfer feiert, der nationale Jubel, der Alt und Jung, Groß und Klein mit Begeisterung erfüllt, erwecken auf's Neue in ihr das Gefühl der Hingehörigkeit an ihr Volk, und der Schmerz und die Verachtung, mit denen der geliebte Bruder sich von ihr wendet, als er sie an der Seite des Franzosen sieht, zeigen ihr den Abgrund des Nationalitätenunterschiedes, der zwischen ihr und d'Héricourt gähnt. Sie flieht an's Meer, wo sie das Eintreffen ihres Gatten erwartet. D'Héricourt, der sich mit Georg ausgesöhnt hat und entschlossen ist, durchdrungen von der völkerversöhnenden Aufgabe des Allgemeinmenschlichen, Minna zu erringen und mit ihr, fern von den sich befehdenden und hassenden Nationen ein abgeschiedenes Leben zu führen, eilt ihr nach, begleitet vom Bruder. Die harmonische Lösung scheint gegeben, doch der Dichter läßt sie nicht zu, in der sehr

Digitized by Google

richtigen Erkenntniß, daß dieser Ausgang erst der eigentliche Anfang des Conflictes sei, vor den das dritte Buch Minna und d'Héricourt gestellt: ein furchtbarer Sturm treibt das Schiff, auf dem Billow landen will, heran und schleudert es auf ein Riff; d'Héricourt eilt zu seiner Rettung und wird von einer herabstürzenden Raa getödtet; Billow ertrinkt, Minna aber zieht sich für immer auf Schloß Warnsoe zurück. Also der Zufall regelt die Fäden, welche das Leben scheinbar unentwirrbar verknüpft!

Der Schluß seiner Romane ist von jeher Spielhagen's schwächste Seite gewesen: hier übertrifft er sich selbst und macht seinen Roman „Noblesse oblige" zum Torso. Mußten wir die Durchführung des ersten Conflictes: Minna im Ringen mit dem Gelde Billow's, als unvollständig behandelt bezeichnen, so müssen wir die Lösung des zweiten, größeren Conflictes: Minna im Zweifel über die Entscheidung zu Gunsten ihrer Liebe zum Feinde oder ihres Pflichtgefühles gegenüber dem Vaterlande, als geradezu verfehlt, oder richtiger, als gar nicht erfolgt betrachten. Die Frage stand so: wer hat Recht, der über allem Menschlich-Engen und National-Beschränkten stehende großherzige Kosmopolit d'Héricourt oder das mit jeder Faser ihrer Treue und ihres Wesens am deutschen Vaterlande hängende Weib, dem in schwerer Zeit gleichzeitig mit ihrer Nation das Bewußtsein der eigenen Volksseele aufgegangen? Und diese Frage hat der Dichter nicht beantwortet, er hat sie nur eingeleitet und geistreich für und wider discutirt. Erst die Ehe Beider hätte ihre Entscheidung bringen können! So glänzend gerade das dritte Buch entworfen und geschrieben ist, so wenig befriedigt der Ausgang: das große Fragezeichen, das der Dichter hinter dem Gedanken, wem die Zukunft gehöre, der kosmopolitischen Idee oder dem Nationalitätsprincip, unbeantwortet stehen läßt, überträgt das Gefühl der Unklarheit und Unentschiedenheit, dem der Verfasser verfallen ist, auch auf den Leser! Aber auch die psychologische Motivirung der Handlungsweise und des Schicksales Minna's läßt Bedenken aufsteigen. Das Unglück, das sie heimsucht und ihr Loos schließlich zu einem tragischen gestaltet, wird durch ihren Treubruch an d'Héricourt begründet. Aber wird dieser Treubruch nicht durch den Dichter selbst in einer Weise entschuldigt, die wohl innere Zweifel bei der Heldin gestatten, aber ihr trauriges Schicksal vor dem Leser nicht rechtfertigen können? Und erklärt der Dichter nicht selbst Minna's zeitweilige Fahnenflucht zum Feinde ihres Volkes als keine Schuld, wenn er den Repräsentanten des letzteren ihr den Geliebten zum Schluß selbst zuführen läßt? Die Halbheit in der Mischung der Farben und in der Zeichnung der Charaktere, die so oft in den Schöpfungen Spielhagen's keine rechte Liebe und keinen rechten Haß, keine rechte Freude und keinen rechten Schmerz aufkommen läßt, zeigt sich auch hier. Dennoch hat „Noblesse oblige" gerade eine Reihe von Charakteren aufzuweisen, deren realistische Zeichnung dem Dichter vortrefflich gelungen ist; so der alte Warburg, so Billow, der alte Neddermeyer, der Arzt Boutin und die historischen Gestalten Perthes, Davoust, Tettenborn u. s. w. Der Marquis d'Héricourt ist eine romantische Idealgestalt, die ebenso sympathisch wie phantastisch gezeichnet ist und sich auf dem, im Großen und Ganzen getreuen historischen Hintergrunde abhebt, wie sich etwa ein Capitel aus „Paul und Virginie" aus einem Romane von Alphonse Daudet abheben würde.

Alles in Allem bedeutet „Noblesse oblige" schwerlich einen Fortschritt Spielhagen's nach den vielen Rückschritten in seinen letzten Romanen. Aber dieses neueste Werk unseres berühmten Romanciers, das von seiner Eigenart am vollendetsten die fesselnde, ja hinreißende Diction im zweiten und dritten Buche davongetragen hat, ist uns werthvoll als Anfang einer neuen Schaffensperiode seines Geistes. Und da es neben dem Versuche, der Jetztzeit und ihren Forderungen gerecht zu werden, auch den Stempel seines philosophischen Wissens, seiner Erfindungsgabe und seiner schaffenden Phantasie in ungeschwächter Lebendigkeit trägt, so erweckt es in uns die Hoffnung, daß ihm in derselben Richtung bald ein weiteres und einwandfreieres Product seiner Muse folgen werde.

## Dänische Maler.

Von L. Marholm.

Es war auf dem vorigen Pariser „Salon". Das kleine Bild hing ganz in einer Ecke, umgeben von lauter durchsichtigen, leuchtenden Farben, von lauter nichtssagenden, anspruchsvollen Sujets. Eigentlich war es in einer glücklichen Ecke. Denn es wurde gleichsam noch ruhiger in der Farbe, noch einheitlicher inmitten all' der Buntheit, gleichsam noch tiefer und inhaltvoller inmitten der declamatorischen Leerheit, die sich zufällig rundherum zusammengefunden. Und immer stand eine kleine Schaar stiller, standhafter Betrachter davor. Es war ein ganz schlichtes Bild: eine bescheidene Stube mit trockenen Gräsern, Kupfertellern, Blumenstativen, Pianino, einem runden Tisch vor dem altmodischen Sopha und um denselben herum einige lebhaft discutirende Männer und Frauen — Portraits dänischer Maler — die Gruppe außerordentlich ausdrucksvoll, beleuchtet von dem gedämpften Licht einer Lampe, deren voller Schein die prächtig gemalten trinkbaren und naschbaren Dinge auf dem Tische in's beste Licht setzte. Und rund herum eine weiche, warme, etwas tabaksgeschwängerte Luft, eine zarte, grauröthliche Dämmerung, die aus den Ecken aufstieg; die Lichter am Pianino glänzten wie matthelle Flecke und über Allem lag ein Schmelz in den Tönen, ein Friede, ein beschaulich-angeregtes Wohlsein im geselligen Kreis, woraus eine seltene, malerische Ausdrucksfähigkeit und eine heitere, feinfühlige Seele sprach. Das Bild war von der Kopenhagener Gemäldesammlung angekauft und der Maler hieß Viggo Johansen.

Jetzt duften keine Akazien und springen keine Kastanienblüthen und wir wandeln nicht durch den süßen, üppigen Frühling von Paris zum Industriepalast, die lange leuchtende Zeile der Champs-Elysées entlang, die blendend daliegt, wie entfärbt von Licht; aber auch hier umgibt uns Frühling — ein anderer Frühling, kühler, schlichter, ohne Ueppigkeit und doch voller Duft, voller feuchter, fruchtbarer Wärme, voll spitzenhaft zarten, gelblichen Grüns; ein Frühling, wie man ihn nur auf Inseln kennt, wo die Ausdünstung des Meeres wie ein zarter Schleier in der Atmosphäre schwebt, wo die Frische des Meeres eine Vegetation hervorruft, die saftig ist ohne Farbenpracht. Das ist dänischer Frühling. Und wir schlendern behaglich hin in der milden Luft über den Hauptplatz Kopenhagens nach Charlottenburg, wo die jährliche Kunstausstellung stattfindet. Hier drinnen ist eine andere Stimmung, als da draußen. Viel fahle Farben, viel landschaftliche Schwermuth, viel Grauwetter-, Gewitter- und Regenluft; — all' die stille, naturversunkene Melancholie, die über der jungen dänischen Malerrichtung liegt.

Da trifft etwas unser Auge — etwas Unbestimmtes, Farbentiefes, röthlich Blaues, das auf unsere Nerven wirkt, ehe noch unser Bewußtsein es aufgefaßt. Ein Bild voller Luft, warme, blaue, herbstliche Abendluft, wie vollgesogen von der Feuchtigkeit des Meeres. Sie zittert in leiser Schwingung hell und durchsichtig zwischen den Schornsteinen des Bauernhauses, das sich frei und weiß von der Luftperspective abhebt, sie ballt sich dicht und tiefblau zusammen über der See. Auf dem Dorfweg, der am Bretterzaun vorbei zur kleinen Bucht führt, schlendern zwei Männer an einander vorüber, langsam, in jener halb schläfrigen Verträumtheit, die Einen an warmen Sommerabenden überkommen kann. Ihr Gang in den schweren Holzschuhen, die Haltung der nach vorn überhängenden, wie herabgesunkenen Schultern hat etwas Passives; der, den man von vorn sieht, hat einen großen rothen Bart und sinnende Augen — echte Dänen vom Lande. Die blaue Luft schwimmt in den tiefrothen, fast violetten Reflexen der untergegangenen Sonne, der Himmel ist so hoch, die See so tief in ihrer warmen Farbe, die Dünste aus Erde und Meer steigen auf wie ein fast unsichtbarer Schleier und eine Stille liegt über Allem, daß man die Holzpantoffeln im Sande knirschen zu hören meint.

Das ist Viggo Johansen in seinen Freiluftbildern.

Digitized by Google

Er hat alles Mögliche gemalt: Interieurs zu allen Tagesstunden, Landschaften in allen Beleuchtungen, Vortreffliches und Geringfügigeres — aber immer ist jenes unbeschreibliche Etwas in seinen Bildern, das wie ein feiner, fluctuirender Hauch über Allem liegt und von Allem ausgeht — die bewegte Atmosphäre; jene Atmosphäre, gesättigt von Feuchtigkeit, nicht klar und dünn wie die der Binnenländer, sondern sichtbar, körperhaft, einem leichten Gazeschleier gleich, der die Umrisse vertönt und die Linien rundet, die bewegte, feuchte Luft des kleinen Inselandes, in dem der Sturm so schneidend scharf und das Sonnenlicht so unendlich weich ist.

Viggo Johansen mit seinem feinen Sinne für Luftwirkungen, seiner schlichten Wiedergabe des Gesehenen, seinem immer regen, immer hingebenden Naturgefühl ist keine vereinzelte Erscheinung in der dänischen Kunst; er ist gewissermaßen der Gesammtausdruck für die Bestrebungen einer ganzen Gruppe, der Begabteste, vielleicht auch der Unmittelbarste unter denen, die das Dänische in seiner Eigenart darzustellen suchen. Die ältere dänische Malweise, die noch die Akademie beherrscht, war ein Kunstproduct, aus Deutschland und Italien importirt, vielseitig, glänzend, man denke nur an Professor Bloch's bedeutende und mannigfaltige Leistungen, ohne das individuelle Gepräge ganz bestimmter und begrenzter Voraussetzungen und Verhältnisse — eine Hauptstadtkunst in einem kleinen Lande, das große Vorstellungen von sich hat. Seitdem ist das kleine Land immer kleiner geworden und die Hauptstadt hat viel von ihrer Herrschaft über die Provinz verloren. Vor Allem der bedächtige, strebsame, geistig geweckte Bauernstand hat sich in eine bewußte Opposition gegen das vergnügungssüchtige, plapperhafte, veränderliche Kopenhagenerthum gesetzt, vereinzelter bricht derselbe Zug in allen Schichten der Bevölkerung durch. Die jüngeren Maler halten sich mit Vorliebe auf dem Lande, in den kleinen Städten, an der Küste auf, inmitten des Volkes und der Natur, aus der sie hervorgegangen; sie wollen nichts Anderes, als wahr sein, wahr auf einem ganz kleinen Gebiete, das ihnen unerschöpflich dünkt und wohl auch Mannigfaltigkeit genug hat, wenn nur die menschliche Natur die Schmiegsamkeit der Sinne besäße, feine und feinste Verschiedenheiten zu erfassen und nicht immer wieder durch starke Gegensätze und gröbere Anregungen stimulirt werden müßte. Dänische Maler wie: Ancher, Locher, Niß, Viggo Johansen, Julius Paulsen, Zacho, Mols bringen die dänische Volksindividualität in der Kunst zum Ausdruck; vielseitige Talente voll Eleganz und Leichtigkeit, wie Tuxen und Kröyer das jüngere, angeregte Kopenhagenerthum. Hinter ihnen steht die Phalanx der Alten, die akademische Professorengruppe mit ihrer genauen Zeichnung, ihrer glatten Farbe, dem Oeldruckmäßigen, das für unser Auge jetzt über diesen Bildern liegt — mit ihrem altgewordenen und zum Theil mumisirten Talent.

Die diesjährige Ausstellung bringt nichts besonders Hervorragendes, nichts, was man frappirend nennen könnte, aber so, wie sie ist, mit dem Gepräge des Durchschnittsmäßigen, ohne den ängstigenden Zug einer äußersten Anspannung — gleichsam in ihrer Arbeitsjacke und mit etwas von der Einförmigkeit des Alltags über sich — so gibt sich die dänische Kunst in ihrer Unmittelbarkeit. So ist sie charakteristisch. Diese Bilder in halbgroßem Format, die nebeneinander hängen, ohne einander zu verdrängen, mit jenem unbestimmbar Dämmerigen über sich, für das das Wort Schwermuth schon zu schwer ist — sie sind dänisch. Zwischen ihnen nimmt sich Tuxen's große Leinwand, die die Hinterwand bedeckt: »Fischer an der Nordküste Frankreichs", trotz ihrer malerischen Vorzüge sonderbar fremd und unpersönlich aus. Diese flache Küste, über der die blaugraue, feuchte Nachtluft liegt, der nasse Strand mit den ihren Fang heranschleppenden, undeutlichen Gestalten, die Fischergruppe im Vordergrunde, breitschulterige Männer mit scharfen Zügen — das Alles ist vortrefflich gemalt, aber es gehört nicht hierher, und in dieser Umgebung berührt es nicht gerade wie ein falscher, aber wie ein unreiner Ton. An diesem Eindruck läßt sich ermessen, wie echt empfunden die nationale Kunst in Dänemark ist. Tuxen's Strandbild hat dasselbe geschickt Gemachte, elegant Gruppirte, wie sein bekanntes Riesengemälde: „Die dänische Königsfamilie" mit all ihren Kindern und Kindeskindern auf den europäischen Thronen. Tuxen ist kühn und glücklich in der Behandlung der Farbe; welch prachtvolles Farbenconcert ist nicht sein königliches Familienbild, wie fein sind die Töne, wie zart die Uebergänge im Strandbild. Aber was in seinen Bildern fehlt, das ist die tiefe, reine Aufrichtigkeit eines Viggo Johansen, Niß, Zacho, Julius Paulsen, die sich ganz gibt und uns ganz nimmt. Das, worin man sich vertiefen kann, weil es Tiefe hat, eine anspruchslose, träumerische Tiefe, die sich zögernd, wie mit einem leisen Schauder erschließt. Ein solches Bild hat Julius Paulsen, ein junger, vielseitiger Maler hier, ein Bildchen eher als ein Bild: „Nach dem Gewitter". Nichts als eine Wiese im Abendlicht, mit langem, feuchtem, gelagertem Gras, ein Ziehbrunnen in der Mitte und ganz fern am Horizont eine Hütte, mit ihrem eckigen Profil sich abzeichnend gegen eine blaßgelbe Fluth von Licht, durchsichtiges, seliges Licht, das kein Ende zu nehmen scheint in der Ferne, und über demselben dichtgeballte, in der stillen Luft festhängende, grauviolette Gewitterwolken, und durch sie hindurchschimmernd dasselbe flüssige Licht, streifenweise, blaß und bläßer, bis es sich hoch am Himmel vertönt. Es ist die Poesie der Landschaft selbst mit ihrer Schwermuth, ihrer Einsamkeit, ihrer geheimnißvollen Stille, festgehalten in diesem Bild. Paulsen ist außerdem vortrefflicher Portraitmaler, er weiß das Eigenthümliche, das Geheimniß eines Kopfes zu fassen, wie das Geheimniß einer Landschaft, und weniger guter Figurenmaler. Die Figurenmalerei, das componirte Bild liegt überhaupt den dänischen Malern nicht, wenn man Tuxen ausnimmt, diesen Weltmann in der Pinselführung, und Kröyer, der seine Gestalten gerne ganz in Atmosphäre hüllt und in Atmosphäre vertönt, sie zum Gegenstand der Wirkung von Sonne, Mond oder künstlicher Beleuchtung machend; das eigentlich Nackte hat in diesem Land der verschämten Sinnlichkeit und wachsamen Prüderie keinen nennenswerthen Vertreter.

Von Kröyer ist diesmal nur ein zart ausgeführtes Portrait eines jungen Mädchens in Pastell auf der Ausstellung. Das ist schade, denn Kröyer ist der phantasievollste unter den dänischen Malern, ein leichtes, bewegliches Künstlerblut, immer empfänglich, immer productiv, beeinflußt von der neufranzösischen Richtung, die die Gegenstände in Luft schwimmen und verschwimmen sieht, und doch selbständig, naiv und raffinirt, jung zu einem Namen in Skandinavien und Frankreich gekommen, begabt mit einem Blick, der Alles sieht, mit einer Hand, der Alles glückt. Seine Vielseitigkeit ist außerordentlich, seine künstlerische Kühnheit nicht gering, immer liebenswürdig und — was so selten ist in unserer Zeit — er besitzt einen Fond von Heiterkeit, der oft in einer sehr putzigen, wenn auch immer dänisch gedämpften Weise in seinen Bildern durchbricht. So in seinen Kohlenzeichnungen aus einer dänischen und einer spanischen Schenke, so in seinem ganz von Mittagssonnenlicht vollgesogenen Bild vom Skagener Strand mit den drolligen Gestalten badender Kinder — ein Bild, in dem die verschiedenen zarten Nüancen von Blau und Gelb in Himmel, Meer und Sand eine ganz eigenthümliche Wirkung, die Vorstellung großer Hitze hervorbringen. Er hat es gewagt, eine Herrengesellschaft, die einem Quartett lauscht — lauter Portraits bekannter Kopenhagener Persönlichkeiten — in dichte Rauchwolken gehüllt, zu malen, in so dichte, daß man den Rauch förmlich wallen sieht, daß die Lichter zu matthellen Flecken cernirt sind und es wie ein grünlich-grauer Schleier zwischen dem Beschauer und diesen charakteristischen Köpfen hängt. — Und er hat sich damit ergötzt, am Strande hingelagerte Fischer in nebliger Nacht, ja — neblig ist nicht der rechte Ausdruck, nur ein ganz dünner, weißlicher Hauch, die Ausdünstung von Meer und Land liegt über dem Bild — und in einer Beleuchtung darzustellen, von der man nicht weiß, woher sie kommt. Eine wunderliche, sich kreuzende Beleuchtung, halb Mondlicht, halb Leuchtfeuer, die sich mit ihren blassen Reflexen in den Farben der Kleider spiegelt und das Verhüllte in der Perspective mit einer undeutlichen Helle übergießt. Unter den jüngeren dänischen Malern

Digitized by Google

besitzt Kröyer die lebhafteste Sensibilität und die größte Vielseitigkeit der künstlerischen Persönlichkeit.

Ancher und Locher, die Maler der See, der Küste und jütländischer Fischertypen, haben: ersterer ein heimkehrendes Boot, von drei Männern in Oelkleidern gerudert, das durch das grünlich durchsichtige, schaumgekrönte Meer Einem entgegenschießt, letzterer ein großes Strandbild von Skagen, etwas fahl und flach in der Farbe gebracht. Von Thorwald Niß ist eine kleine Marine da, an der man sich nicht sattsehen kann. Nichts, als Himmel und Meer — kein Boot, kein Vogel; am Horizont hinauf laufen bleichröthliche Reflexe an langen Wolkenstreifen, den Zeugen des Sturmes, der sich mit Sonnenuntergang gelegt hat, ein kleiner, verflogener Wolkenfetzen segelt oben am Himmel und die See, durchsichtig silberblau, rollt in langen Wellen aus, die sich gemächlich durcheinanderwälzen, von endlosen Schaumketten bewipfelt. Ganz vorn gleiten die letzten Ausläufer weithin über den flachen Strand. Alles ist Helle, Flüssigkeit, Durchsichtigkeit und fern am Horizont steigen die nächtlichen Dünste, eine flache Schicht über dem Wasser auf.

Wo die dänische Kunst ganz echt, ganz Ausdruck der Volksseele ist, da ruht sie wie in einem stillen Brüten über einem ganz einfachen, ganz alltäglichen, fast dürftigen Motiv. Ein Stückchen flachen Landes mit grauem Himmel und weiter Fernsicht — weit und grau, wie die Sehnsucht, ein kleines Interieur voll anspruchsloser Gemüthlichkeit, aber mit einer Innerlichkeit, einer seelenvollen Hingabe erfaßt, in der sich verräth, mit wie zarten Nervenfasern das Herz des Malers an dem, was ihm eignet und was er eignet, hängt!

Bissen's großes und großstiliges Bild „Triebsanddünen in Jütland", mit seinen blaßgelben, langgestreckten Hügeln, den blaßgrünen Sandhaferbüscheln, dem bleigrauen Himmel und dem großen Blick auf das Meer ist dänische Landschaft, aber nicht recht modern dänisch gefühlt; Holsöe's, Interieur in Abenddämmerung dagegen, mit dem durchsichtigen Licht, das durch die Blattpflanzen am breiten Fenster fällt, mit der grünlich weißen Dämmerung, die in der Stube webt, den grünen Sammetmöbeln, dem weichglänzenden Mahagoni des Claviers und der Console und dem stillen jungen Mädchen, das am Fenster in einem Blatt liest, — das ist dänisch, dänisch in dem Schimmer von Wehmuth, der über diesem Frieden liegt, dänisch in der fast weichlichen Behandlung der Farbe, dänisch in dem Sichhineinwickeln in Dämmerung und webenden Duft.

Denn die Dänen sind ein Volk, das resignirt hat. Ist ein Land dazu gelangt geographisch immer kleiner und kleiner, politisch immer unbedeutender und unbedeutender zu werden — dazu eingezwängt zwischen gewaltige Nachbarn von agressivster Thatkraft, so verliert und verwischt sich seine Volksindividualität entweder vollständig, oder sie bildet sich um. Ein Volk voll Regsamkeit und Muth, für dessen Jugend alle Wege zu nationaler Begeisterung, zu politischer Geltung und weitschauenden Unternehmungen verschlossen sind, ein Volk von Privatleuten wird auch in seiner Kunst, sofern sie aufrichtig und wirklicher Ausdruck seines Wesens ist, einen ganz privaten Charakter haben. Es wird das, was ihm geblieben ist, seine Scholle und sein Heim mit einer Gemüthstiefe umfassen, die sich unter anderen Umständen in anderen Eigenschaften umgesetzt hätte. Aesthetiker durch Tradition, Gefühlsmenschen durch die Verhältnisse, will das junge Geschlecht mit einer fast kränklichen Feinfühligkeit nichts anderes vorstellen, als was es ist. Daher seine überraschende Natürlichkeit in der Kunst, das Natürliche als das Selbstverständliche. Keine großen Sujets mehr, keine imponirenden Stoffe, keine abstracten Gesichtspunkte .... nein, das unbedingteste Sichauffichselbststellen, auf sich selbst Besinnen, in sich selbst Versenken. Ganz charakteristisch legt sich das dar in zwei Portraits von Vater und Sohn, des alten, berühmten Bloch, der ein Damenportrait gebracht hat, lecker in der Farbe, delicat in der Behandlung, etwas geleckt, Malerei unter dem Gesichtspunkte des Schönen und seines Sohnes, der den Vater portraitirt hat. Welche Energie in der Auffassung des letzteren, in der Modellirung des Kopfes und der Hände, welch unbarmherziger Blick für das Wirkliche. Das kleine Bild, in einem warmen bräunlichen Ton gehalten, brennt sich dem Gedächtniß ein; man sieht es, so oft man daran denkt. Das Nächste unmittelbar erfassen, danach streben die Jungen; mehr oder weniger sind sie Alle geborene Psychologen und geborene Stimmungsmenschen zugleich. Wie charakteristisch sind nicht die Nüancen des geistlichen Gepräges in Thomsen's „Pastorenmittag", wie viel Beobachtung und Schelmerei ist nicht in den „Zufälligen Gästen", wo in dem Gruß des jungen Mannes und der Pastorentochter eine ganze stille Liebesgeschichte liegt.

Historienmaler sind die modernen Dänen nicht. Oder ja — doch einer ist es und ganz auf seine eigene Manier. Christian Zahrtmann ist nicht nur der eigenwilligste und originellste unter den dänischen Malern, er ist überhaupt einer der größten Querköpfe, die den Pinsel führten. Er hat sich in einem ganz seltenen Grade dagegen verhärtet mit Anderer Augen zu sehen, mit Anderer Gehirn zu denken und bestehende Anschauungen über sich Macht gewinnen zu lassen. Ein zäher Wille, der sich mit keinen anderen Motiven einläßt, als die ihm Spaß machen, ein feiner kecker Geist, dem eigentlich nur das Ungewöhnliche das Selbstverständliche ist, eigentlich nur das, was alle gangbaren Meinungen auf den Kopf stellt, Spaß macht. Ein Spaß, den er dann auch bis auf die Neige auskostet. Er malt Salomo und die Königin von Saba in einem drei Spannen hohen Bilde: den weisen prachtliebenden König als einen ernsthaften, pedantischen Knaben, die verführerische Königin als eine trockene, gelehrte Dame gesetzten Alters und gesetzten Sinnes. Sie wollen Beide nichts als ihren Verstand aneinander reiben, sie sitzen da, kühl bis in's Herz hinein, einander belauernd, der schmalwangige, hohläugige Rabbinerzögling und die denkende ältere Person in ihrem persischen Schlafrock. Aber das ist naiv, wie die Erzählung selbst, das post nicht und schielt nicht. Und all die persisch-orientalische Pracht ringsum hat etwas Primitives, Dürftiges, woran wir mit Behagen fühlen wie herrlich weit wir es inzwischen gebracht — bis auf den Parfümirungsapparat zu ihren Füßen, aus dem die dünnen Rauchwölkchen aufsteigen und ihre Nasen kitzeln. Oder er malt Aspasia mit der Büste ihres todten Sohnes — ein majestätisches Ungeheuer an Corpulenz mit einem gefaßten großen Schmerz in den breiten Zügen, in denen man sich die Spuren früherer Schönheit denken kann.

Aber das sind nur kleine Zerstreuungen. Im Ernst hat Zahrtmann nur einen Stoff, an dem sein Herz hängt, den er nicht müde wird zu studiren, an dem er immer neue Momente entdeckt. Das ist die Geschichte der zwanzigjährigen Gefangenschaft Eleonora Christinen's, der Tochter Christian des Vierten und Gemahlin Uhlfeldts, die sie selbst in ihrem „Jammergedächtniß" beschrieben hat. Diese freudige Renaissancenatur, voll von einer Lebenskraft, die durch nichts zu zerstören war, einer der geradesten, mächtigsten und freiesten Frauengeister — sie ist für Zahrtmann eine Art Incarnation des Menschenthums im Weibe, die tapfere und fromme Bejahung zum Leben in einer ganzen Natur, an der er sich immer wieder gegen die Einwirkung der Schlaffheit und Krankhaftigkeit des gegenwärtigen Geschlechtes auf sein eigenes Wesen stählt. In seinem Atelier hängt in einer Ecke das lebensgroße Originalportrait Eleonore Christinen's und ihm gegenüber ein Gemälde von ihm selbst, das diese Ecke darstellt, von zwei Riesenkerzen beleuchtet, die auf dem Tisch unter dem Bilde brennen und die hohe Frauengestalt wie ein Altarbild hervortreten lassen. Sein schönstes Bild von ihr — voll von seltenem Schmelz in den weichen bräunlichen Tönen — stellt sie dar im Gefängniß, Nachts, im Bette sitzend, den Blick in's Licht geheftet, das von einem Schirm beschattet auf dem Tische brennt, eine volle Matrone mit gefaßten, sinnenden, großen Zügen. Eine unendliche Wärme, ein tiefer Friede liegt über dem Bild, das weiße Bett, die bunte Decke, die dunkle Mauer sind gelbröthlich überglänzt und zwischen Licht und Schatten sitzt die Gestalt der alten Frau, ruhig, unbeweglich, als hätte sie viele, viele lange Nächte so gesessen.

Digitized by Google

Zahrtmann, der so prächtige junge Frauenköpfe unter seinen Studien hat, benutzt junge Frauen fast nie zu den Bildern, die er ausstellt, es müßte denn sein, daß er sie einmal mit strotzenden Brüsten als Urweiber in ihrer Mutterschaft malt. Ein reflectirender Geist sucht er im Weib die Persönlichkeit, die ja erst in den späteren Jahren ganz entwickelt ist. Er stellt es dar, wie es geworden ist im Leben und durch das Leben, mit den Unschönheiten in den abfallenden Formen und mit der anziehenden Ausprägung der seelischen Züge.

Die anderen dänischen Maler stehen in Gruppen zusammen, er steht allein, ganz er selbst, die ausgeprägteste Physiognomie unter den Vertretern einer Kunst, die nicht Aufsehen erregen, sondern aufrichtig sein will, nicht blendet, aber lebt.

## Geflügelte Worte in fünfzehnter Auflage.

Von J. Kriebitzsch.

Seitdem Georg Büchmann zuerst im Jahre 1864 ein Buch unter dem Titel „Geflügelte Worte" herausgegeben hat, versteht man in Deutschland allgemein unter diesem Ausdruck den in jenem Buch behandelten Stoff, d. h. man nennt geflügelte Worte die in weiten Kreisen Deutschlands dauernd gebrauchten Ausdrücke, Aussprüche und Worte aus verschiedenen Sprachen, deren literarischer Ursprung oder deren historischer Urheber sich angeben läßt. Nur diesen genau und fest bestimmten Stoff hatte Büchmann von Anfang an vor Augen, die unübersehbare Fülle von Sprichwörtern, Sinnsprüchen, Mottos, Fremdworten und anderen gebräuchlichen Redensarten, deren Urheber nicht zu ermitteln sind, zu sammeln, lag ihm vollständig fern, und damit hat auch bis heute das Buch nicht das Geringste zu thun. Obwohl nun der Verfasser einer jeden neuen Auflage seiner Schrift eine Bemerkung vorausschickte, die den Begriff „Geflügelte Worte" erklärte, wie er ihn gefaßt wissen wollte, ist er doch mit einer Fluth von Briefen überschüttet worden, in denen ihm alle möglichen herrenlosen Worte, deren Ursprung nicht nachgewiesen ist, zur Aufnahme angeboten wurden. Und heute noch hat der jetzige Herausgeber, Herr Walter Robert-Tornow in Berlin, mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, ja, in einer vielgelesenen Zeitschrift hat Letzterem gegenüber sogar jüngst Jemand behauptet, daß in der angeführten Begriffsbestimmung eine Willkür und Vergewaltigung läge, und daß Niemand das Recht habe, „ein Wort der deutschen Sprache so in Beschlag zu nehmen, daß es nur in dem von ihm gebrauchten Sinn verstanden werden dürfe." Hierauf ist zu erwidern, daß Büchmann dies 20 Jahre lang gethan hat und zwar mit größtem Erfolge und unter allgemeiner Zustimmung. Büchmann hat den Namen eben erfunden für übliche nachgewiesene, nicht für nachzuweisende Citate. Jener Anonymus will nämlich auch die Redeweisen unbekannten Ursprunges Geflügelte Worte nennen, und so „diesem Ausdruck einen objectiven Begriff unterlegen". Nun kann zwar Niemand dazu gezwungen werden, den betreffenden Begriff in dem durch Büchmann üblich gewordenen Sinn aufzufassen, aber ob einer mit dieser neuen Begriffsbestimmung vielen Anklang finden wird, ist doch mindestens vorerst noch sehr zweifelhaft. Jedenfalls wird Herr Robert-Tornow nichts dagegen haben, wenn ein Anderer auch die herrenlosen gebräuchlichen Worte sammelt, — wie es übrigens schon Manche gethan haben und neuerdings wieder Herhold in seinem Buch „Lateinischer Wort- und Gedankenschatz" (Hannover, Hahn) — dem die nachgewiesenen Citate enthaltenden Werke wird das wenig oder keinen Abbruch thun. Wenn aber weiter in jenem Artikel behauptet wird, daß Robert-Tornow den betreffenden Ausdruck nur gelten lasse für diejenigen Redeweisen, deren Ursprung „Büchmann und er" nachgewiesen haben, so betone ich, daß zu jeder Zeit Verfasser sowohl, als Fortsetzer bereit gewesen sind, ein von Anderen nachgewiesenes übliches Citat aufzunehmen.

Doch kehren wir zu dem Werke Büchmann's selbst zurück. Vor einigen Monaten ist eine neue, die 15. Auflage desselben erschienen, die zweite von Robert-Tornow bearbeitete. Es war wohl Niemand geeigneter und befähigter dazu, das Buch nach Büchmann's Tod weiterzuführen, als dieser Berliner Gelehrte, der sieben Jahre lang mit dem Verfasser vereint das Werk herausgegeben hatte, und dem daher derselbe für seine Beihülfe auch in den Vorreden seit dem Jahre 1879 stets seinen besonderen Dank ausgesprochen hatte.

Die neueste Auflage weist nach dem Register gegenüber der vierzehnten mehr als 200 neu hinzugekommene Citate und eine große Menge von Zusätzen und Verbesserungen auf: sie umfaßt daher auch jetzt 523 Seiten, während die vierzehnte nur 453 Seiten stark war. — Zu großem Dank ist man dem Herausgeber verpflichtet, daß er dem Register eine besondere Sorgfalt zugewendet hat, so daß dasselbe jetzt erst als ein zuverlässiger Schlüssel zu dem Buch angesehen werden kann: man findet jetzt dasselbe Citat an verschiedenen Stellen dieses Verzeichnisses, da vielfach nach den aus dem Zusammenhang herausgenommenen Einzelworten auf die betreffende Seite in dem Buch hingewiesen ist. Auch ist das Register nun mit größeren Lettern gedruckt.

Ueberflüssige Parallelstellen sind in Menge getilgt, z. B. bei dem Worte gutta cavat lapidem, zu dem noch die 13. Auflage je eine Stelle aus Ovid, Tibull und Lucrez anführte, die einen ähnlichen Gedanken enthielt. Mit Recht hat Robert-Tornow schon in der Vorrede zur 14. Auflage gesagt, daß in Zukunft nur solche Parallelstellen Aufnahme finden sollen, „die für die Genesis oder die Wandlung des Geflügelten Wortes von wesentlicher Bedeutung sind."

Mit wie großer Sorgfalt hier dem Ursprung jedes einzelnen Wortes nachgegangen wird, möge man aus der Behandlung sehen, die z. B. das neu aufgenommene Wort Afflavit deus etc. auf S. 366, die „Panik" S. 432 erfahren hat; mit wie peinlicher Gewissenhaftigkeit Verbesserungen und Zusätze eingefügt sind, kann man aus der Art erkennen, wie nun das Wort „Nach Jemandes Pfeife tanzen" besprochen wird.

Auch muß man es mit Freuden begrüßen, daß der Fortsetzer bemüht gewesen ist, an den verschiedensten Stellen die Eigenart eines fremdsprachlichen Citates durch eine entsprechende deutsche Uebersetzung den Lesern nahezurücken; so wird S. 235 das Wort parturiunt montes, nascetur ridiculus mus wiedergegeben mit: „Wie das Gebirg' auch kreißt, es kommt nur 'ne schnurrige Maus 'raus", und S. 310:

„Quando conveniunt Ancilla, Sibylla, Camilla
Garrire incipiunt et ab hoc et ab hac et ab illa"

übersetzt:

„Wenn Minchen, Tinchen, Linchen mal vertraut beisammenstehn,
Gleich geht es los mit Plappern über Die und Die und Den!"

An anderen Stellen freilich, an denen eine wörtliche metrische Uebersetzung den Inhalt des Wortes nicht genügend erklärt haben würde, ist sie wieder vermieden und dafür eine prosaische Umschreibung des Citates eingetreten, wie bei Sint Maecenates u. s. w.

Wie oben gesagt, hat das Buch ausschließlich den Zweck, die nachgewiesenen Citate zu sammeln und zu besprechen: dies ist nun freilich cum grano salis zu verstehen; es hat dies Bestreben Büchmann niemals gehindert, mit weiser Beschränkung auch einige bisher noch ihrem Ursprung nach unbekannte Worte aufzunehmen, da ihm „begründete Aussicht vorhanden schien, durch fortgesetztes Suchen auf die Spur der Urheber zu kommen" (Vorrede vom Jahre 1874). Deren Zahl ist zwar wohl mit der Zeit geringer geworden, doch an einigen Stellen finden sie sich auch noch in der 15. Auflage; so heißt es S. 112 nach Besprechung des Wortes „Spreeathen": „Wer nannte danach München »Isarathen«?", so wird S. 142 von dem Wort: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft" nur gesagt, daß es in Berlin auf Schleiermacher zurückgeführt werde, und dann hinzugefügt: „Wo findet es sich aber in dieser Form zuerst gedruckt?"

Digitized by Google

Wie leicht kann man sich doch betreffs der Herkunft der geläufigsten Worte täuschen! Man nehme nur die drei: Solamen miseris socios habuisse malorum, Tempora mutantur nos et mutamur in illis und Quidquid agis, prudenter agas et respice finem. Von diesen hört man immer und immer wieder behaupten, sie fänden sich bei einem alten Dichter, während sie doch sämmtlich erst im Mittelalter entstanden sind. — Für alle solche Worte diejenige Stelle zu finden, an der sie zuerst vorkommen, oder denjenigen zu ermitteln, der sie zuerst ausgesprochen hat, war natürlich eine Aufgabe, deren Lösung eines Menschen Kraft nicht gewachsen war; es ist bekannt, daß Büchmann, seitdem er sein Buch begonnen, von vielen Hunderten fortgesetzt unterstützt worden ist mit Zusätzen und Berichtigungen, so daß er schon im Jahre 1879 in der „Gegenwart" den bekannten „600 Correspondenten" überschriebenen Artikel veröffentlichen konnte. Und dieser Antheil der Deutschen an dem Buche hat nicht nachgelassen: der Briefwechsel Büchmann's wies schließlich 900 Namen auf, und auch Robert-Tornow erwähnt in der Vorrede zur 15. Auflage, es seien mehr als 1000 Wünsche zur Vermehrung und Berichtigung eingelaufen. — Auch von diesem Buch, der Lebensarbeit Büchmann's, gilt eben im weitesten und ausgedehntesten Sinn das Urtheil, das jener selbst einmal über ein anderes Werk gefällt hat: „Ein überaus und auf jeder Seite anziehendes Buch", „das Buch muß und wird gelesen werden". — Ja, die Geflügelten Worte, die nun schon mit der 14. Auflage in 65,220 Exemplaren verbreitet waren, werden, von kundiger Hand geleitet, von vielen Tausenden gebildeter Deutschen geliebt und geschätzt, von vielen Hunderten bereichert, auch in ihrem neuesten Gewande weitere Verbreitung finden und alle schon entstandenen oder etwa noch entstehenden Plagiate — das ist gewiß zu erwarten — überdauern.

## Feuilleton.

### Der Onkel Minister.

Von Antonio Caccianiga.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte.

(Schluß.)

Inzwischen hatte der Minister einen geschlossenen Wagen genommen und zu größerer Vorsicht die Fenstervorhänge herabgelassen, um möglichst ungesehen und insgeheim in's Dorf zu gelangen. Während der Wagen im schlanken Trab der Pferde dahinrollte, war der große Staatsmann eingeschlummert und träumte von der Wonne und dem Frieden der ländlichen Einsamkeit. Da schreckte er plötzlich aus seinen schönen Träumen auf bei der krachenden Detonation etlicher Böllerschüsse, die den Unglücklichen an die Höllenmaschine Fieschi's und die Bomben Orsini's erinnerten. Auf die Schüsse folgte die Nationalhymne von dröhnenden Posaunen und kreischenden Clarinetten gespielt, mit der üblichen Begleitung der großen und kleinen Trommel und den nicht endenwollenden Beifallssalven der Volksmenge. Er schob die Vorhänge zurück, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah — schrecklicher Anblick! — einen mit grünen Zweigen und Inschriften geschmückten Triumphbogen, darunter eine große Menschenmenge und eine lange Queue ländlicher Vehikel, welche alle nach der Auszeichnung trachteten, ihn als Ehrenescorte begleiten zu dürfen.

Durch Vermittelung seines Bruders war dem Minister eine Rede vom Bürgermeister erspart geblieben; in seinem Unglück erschien ihm dieses schon wie ein beträchtlicher Gewinn. Als er in's Dorf hineinfuhr, erkannte er das stille Nest nicht wieder; er sah nichts als Teppiche und Fahnen. Die Tricolore, zu der er in seiner Jugend geschworen, die zu vertheidigen er sich muthig den Oesterreichern entgegengestürzt hatte, jene Tricolore, einst als Symbol der Freiheit so heiß ersehnt, verfolgte ihn jetzt mit solcher Beharrlichkeit, daß er sich ihr nicht einmal auf den stillen Höhen seiner Berge entziehen konnte. Zwei lächelnde Träume hatten seine Jugend umfangen, die Liebe eines Mädchens und die Hoffnung auf Befreiung des Vaterlandes. Der am leichtesten erfüllbare war zerronnen, der scheinbar unerreichbare war zur Wirklichkeit geworden und zwar zu einer so realistischen, daß er fast unter dem Druck ihrer fortwährenden Demonstrationen erliegen zu müssen glaubte.

Durch förmliche Staubwolken und unter dem betäubenden Lärm des Hurrahrufens, der Musik, der Böllerschüsse und des Glockengeläutes endlich zu Hause angelangt, mußte er die Spitzen der Behörden empfangen, mußte Unzähligen die Hand drücken, lächeln, fragen, antworten, sich liebenswürdig und dankbar für den festlichen Empfang, geehrt und beglückt durch die ihm dargebrachte Ovation zeigen.

Dann drückte er noch alle Familienglieder, junge und alte, an die Brust, begrüßte herzlich die Dienerschaft, die Bauern, ihre Kinder, Verwandte und Bekannte und bat endlich um Erlaubniß, sich in sein Zimmer zurückziehen zu dürfen. Dort angelangt, schloß er die Thür durch zweimalige Drehung des Schlüssels ab, sank erschöpft auf's Sopha, seufzte tief und fühlte das Bedürfniß, die Glieder zu recken und einmal frei, aus tiefster Brust aufzuathmen.

Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Aber die Nationalhymne tönte ihm immer noch in den Ohren; die Mißklänge der Clarinette hatten seine Nerven gereizt, an Schlaf war nicht zu denken. Nachdem er, so gut es gehen wollte, sich einigermaßen ausgeruht hatte, trat er an's Fenster und öffnete es. Dieser war für ihn der seligste Augenblick des ganzen Tages. Er fühlte die reine, balsamische Heimathsluft auf seiner heißen Stirn; er erkannte ihren süßen Duft und es schien ihm, als ob jener Hauch der Bergluft den Nebel vertriebe, der ihm den Geist umdüsterte. Die vergangenen Jahre waren wie hinweggezaubert, er vergaß die blutigen Schlachten, die heftigen Wortkämpfe des Parlaments, die fieberhafte Arbeit im Ministerium, er sah auf sie zurück wie auf einen bösen Traum. Und in der That die Gipfel seiner Berge, die Häuser auf den Hügeln, das dunkle Laub der Gehölze hatten sich alle nicht verändert. Er erkannte das gewisse weiße Häuschen auf der Anhöhe, er athmete mit Wollust den Duft des frischgemähten Heues ein, er sah gerührt auf den väterlichen Garten und auf den Weinberg, der noch voller Trauben hing. Er blieb lange entzückt am Fenster stehen und schaute auf das Panorama, welches so beredt zu seinem Herzen sprach.

Endlich öffnete er seine Zimmerthüre, um seinen Bruder und seinen Neffen zu empfangen, und befragte sie gleich nach Frau Mathilde.

„Sie erwartet Dich unten," antwortete der Bruder. „Ich habe sie heute zum Essen eingeladen."

„Ah! und da kommt sie schon selbst," unterbrach der Minister und eilte der Annina entgegen, welche gerade die Treppe heraufkam und bei dieser unvermutheten Begegnung feuerroth wurde.

Der Bruder zupfte den Minister am Aermel und flüsterte:

„Du irrst Dich ... diese ist ihre Tochter."

Der Minister sah seinen Irrthum gleich ein, wußte ihn aber zu verdecken mit der üblichen Promptheit hoher Angestellter, wenn sie bemerken, daß sie eine Dummheit gesagt haben. Er nahm ihre Hände in die seinen, sah ihr gerührt in's Antlitz und sagte:

„Ganz ihre Mutter ... in ihrem Alter ..."

Das Wiedererwachen so vieler Erinnerungen, der Anblick einer immer frischen, jährlich sich erneuenden Natur, die Wahrnehmung, daß da draußen Berge, Hügel, Gehölze, Häuser, Luft und Licht, Alles unverändert, noch gerade so wie vor Jahren bestand, hatten dem Minister die Gedanken verwirrt. Er hatte für einen Augenblick vergessen, daß die Menschen leider nicht dasselbe Glück haben, und hatte in dem jungen Mädchen seine achtzehnjährige Mathilde wiederzusehen gemeint. Jetzt ging er die Treppe hinab und sah sie wirklich; er konnte sich indeß nicht verhehlen, daß, obgleich sie noch schön war, sie doch nicht mehr ganz dieselbe wie damals sei. Mit chevalereskter Höflichkeit wußte er auch diesen Eindruck zu verbergen. Er nahm ihr sehr liebevoll die Hand, hielt sie in einem langen Druck fest, sah sie zärtlich an und wiederholte zum Oefteren:

„Wissen Sie noch? .... Wissen Sie noch? .... Ach, die schönen Jugendjahre, die nimmer wiederkehren!" Und dabei strich er sich selbst mit der Hand über die Stirn und den kahlen, nur noch von einigen

Digitized by Google

weißen Haaren umsäumten Kopf. Ja, die Jahre waren auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen! Die Zeit, menschliche Leidenschaften und harte Kämpfe hatten Furchen auf sein Antlitz gegraben.

Die Tischgesellschaft bestand aus einigen engeren Freunden; es herrschte ein heiterer, offener, herzlicher Ton. Zuerst drehte sich die Unterhaltung um die Vergangenheit und die Jugendbekannten, dann sprach man von Politik, von dem Wohle Italiens und der Größe Roms, und alle beneideten Sandrino, der unter der mächtigen Protection seines Onkels bald eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben einnehmen würde. Wenn hiervon die Rede war, schlug Annina die Augen nieder und seufzte.

Der Minister, der es natürlich gewohnt war, sehr scharf zu beobachten, ertappte manchen innigen Blick zwischen Sandrino und Annina und hatte bald das Geheimniß ihrer Liebe durchschaut.

Abends wurde das Dorf illuminirt und ein Feuerwerk abgebrannt, wie die Aeltesten im Dorfe sich nicht erinnern konnten, es je in gleicher Herrlichkeit gesehen zu haben.

Vor dem Zubettegehen sagte der Minister zu seinem Bruder:

„Morgen wollen wir von der Zukunft Sandrino's reden. Ich bin ganz entschlossen, ihn mit mir nach Rom zu führen, indeß möchte ich erst ein Wörtchen mit ihm allein sprechen. Er möge morgen früh in mein Zimmer kommen, ich will ihm einmal gehörig die Wahrheit sagen! Unsere Jugend verliert ihren Compaß, ihre Richtschnur; ich will den Jungen auf den rechten Weg bringen. Inzwischen gute Nacht."

Die Umstehenden erwiderten: „Gute Nacht! Angenehme Ruhe!" und gingen alle glücklich und voller Hoffnung für die Zukunft zu Bett — mit Ausnahme von Annina.

* * *

Am anderen Morgen ließ der Minister zeitig Sandrino rufen und sagte ihm:

„Sag' mir ganz aufrichtig .... gehst Du gern nach Rom?"

„Ich? Ja .... natürlich!" entgegnete der junge Mann sehr kühl.

„Und was gedenkst Du in Rom zu thun? fragte der Onkel. „Vielleicht den ganzen Tag auf dem Corso zu schlendern und zu rauchen, allen schönen Damen den Hof zu machen ... und Billard zu spielen?"

„I Gott bewahre!" unterbrach der Jüngling rasch. „Ich will dort ernstlich arbeiten, mir eine Stellung in der Welt erringen!"

„So, eine Stellung! Und was für eine Stellung zum Beispiel? ... Du wirst gewiß nicht wollen, daß ich Dir in meinen Bureaux ein Amt gebe, welches Du nicht verdienst, und Du kannst auch unmöglich verlangen, daß ich einen meiner Angestellten wegschicke, um Dir Platz zu machen. Du mußt ja wissen, daß dergleichen nicht geschieht, nicht geschehen kann ... was auch die Organe der Opposition darüber sagen mögen. Also wo zum Henker hoffst Du Eingang zu finden?"

„Je, nun!" antwortete jener und starrte mit offenem Munde die Zimmerdecke an.

Sein Onkel beobachtete ihn aufmerksam und fuhr dann fort:

„Wir wollen einen Fall setzen, wir wollen annehmen, Du fändest im Bureau irgend eines Ministeriums eine Anstellung als Beamter der dritten Classe, wohin hoffst Du dann zu gelangen?"

„Ich weiß nicht! ... Ich verstehe so wenig von diesen Sachen."

„Nun, so will ich's Dir sagen. Nach zwanzigjähriger wahrer Zwangsarbeit wirst Du nicht so viel verdienen, um eine Familie ernähren zu können. Du wirst die schönsten Jahre Deines Lebens in dumpfer Zimmerluft, stundenlang auf hartem Sessel vor dem Pult sitzend, unter stetiger Aufsicht eines Vorgesetzten zugebracht haben. Fürwahr ein schönes Leben!"

„Und Papa bildet sich ein, ich könnte mit Deiner Protection eine brillante Carrière machen ...."

„Nun, er irrt sich. Aber setzen wir den Fall, daß er Recht hätte. Nehmen wir an, Du seiest ein großer, ein außerordentlicher Geist — einer von denen, die sich überall Bahn brechen, die eine seltene, ungewöhnliche Befähigung für die Diplomatie haben und der Regierung ganz besondere Dienste zu leisten im Stande sind; nehmen wir an, daß das Glück Dir lächelt und daß Du Präfect von Neapel, Senator, Minister wirst! ... Würdest Du damit zufrieden sein? ... Ich denke, denn ich hoffe nicht, daß Du nach einer noch höheren Würde trachtest! ... Nun, wenn Du es so weit gebracht hast, dann bemitleide ich Dich im Voraus — denn Du wirst stets unglücklich sein!

„Höre zu, mein Junge, die diplomatische Carrière ist ein harter, schwerer Weg, voll scharfer Steine und Dorngestrüpp. Sie ist ein fortwährender Kampf, der die Kräfte verzehrt, das Herz verödet, jede innige Empfindung zerstört, der uns zu den Schmeicheleien der Undankbaren verurtheilt, der uns den Haß und die Verwünschungen der enttäuschten Ehrgeizigen und Habsüchtigen, der demaskirten und beleidigten Intriganten einbringt. Wir müssen alle Tage mühsam im Schlamme der menschlichen Leidenschaften waten und auf Schlangen treten!

„Nun wirst Du mir erwidern, daß es doch auch schöne Tage gibt: das dem Ruhm dargebrachte Jauchzen, die Befriedigung der Macht, des Berühmtseins. Ach, mein lieber Freund, Alles dieses wiegt die verlorenen Güter nicht auf ... die Freiheit, die Liebe, die Wissenschaft, kurz ein Leben, das, wenn es auch Stürme kennt, doch auch Meeresstille hat und friedliches, ruhiges Glück im Schooße der Familie!

„Meine Generation hat Alles erdulden müssen, um ein einiges Italien zu schaffen. Unser Leben war dieser Idee geweiht. Wir wollten siegen oder sterben, und es war der Mühe werth, denn ein unfreies Volk, ein Volk von Sclaven, ist nur wie eine Herde Vieh. Mit Gottes Hülfe haben wir gesiegt, und trotz all' unserer Fehler und Dummheiten haben wir jetzt ein einiges Italien. Ihr Glücklicheren braucht es jetzt nur noch zu erhalten und zu verbessern. Jetzt sind es nicht mehr die Minister, die das Wohl Italiens fördern, sondern vielmehr die Privatpersonen, welche durch Verbesserung und Förderung der Landwirthschaft, der Industrie, der Kunst und des Handels, durch Gründung von ehrlichen, gebildeten, arbeitsamen Familien zum Wohle des Ganzen jeder an seiner Stelle beitragen werden. Wenn uns die Pflicht ruft, unserem Vaterlande auch in öffentlichen Angelegenheiten zu dienen, dürfen wir sie nicht unerfüllt lassen, sondern müssen bereit sein, gewisse langweilige aber nothwendige Aemter anzunehmen. Aber wir müssen diese Aemter als eine unvermeidliche Bürde und nicht als Stufenleiter für den Ehrgeiz oder das Interesse ansehen. Dies Ziel sollten sich alle jene Männer stecken, welche das Brod der Regierung nicht zu essen brauchen. Glücklich sie und glücklich das Vaterland, wenn sie ihr Ziel recht verstehen und recht erstreben. Was Dich betrifft, Sandrino, — soll ich Dir ganz offen sagen, was ich an Deiner Stelle thun würde? ... Ich würde Annina heirathen, eine rechtschaffene Familie gründen, meine Felder verbessern und so dem Staate dienen, indem ich den Ertrag des Bodens verdoppelte. Das sociale Leben darf den natürlichen Instinkten nicht widersprechen, sondern soll sie verstärken. Bei der Wahl des Berufes sollen wir nicht den Ehrgeiz befragen, sondern unsere angeborenen Neigungen, die, in rechter Weise ausgebildet, nur günstige Resultate geben und Glück und Zufriedenheit zur Folge haben werden. Bei Dir liegen diese vor der Thüre, geh' doch nicht, sie in der Ferne zu suchen ... Du liebst Annina. Sie ist ein braves, schönes Kind. Heirathe sie, ihr werdet glücklich sein."

„Aber, lieber Onkel, wer hat Dir denn gesagt, daß ich Annina liebe?"

„Niemand ... Wenn man es mir gesagt hätte, könnte ich daran zweifeln; ich hab' es mit eigenen Augen gesehen und ich irre mich selten. Willst Du vielleicht Deine Liebe zu ihr in Abrede stellen?"

„Das kann ich nicht ... Aber was wird mein Vater sagen, wenn ich seine Pläne für meine Zukunft zerstöre?"

„Dein Vater ist, wie alle schlichten, einfachen Männer, glücklich, ohne es zu wissen. Ich will ihn schon aufklären. Es wird mir gewiß nicht schwer fallen, ihn zu überzeugen, daß er stets glücklicher gewesen ist als sein Bruder, der Minister!"

„Es ist also nicht mehr Deine Absicht, mich mit nach Rom zu nehmen?"

„Im Gegentheil, wir reisen morgen. Auch diejenigen, die dem Vaterlande dienen, indem sie unter dem Dache bleiben, wo sie das Licht der Welt erblickten, müssen doch Italien bereisen. Es ist ein so schönes Land ... und dann, sein Vaterland kennen zu lernen, ist eine Pflicht für Jeden, in dessen Macht es steht, und zugleich eine sehr nützliche Schule. Dann kannst Du Dich auch mit den Dir noch unbekannten Verhältnissen vertraut machen; Du hast dann noch Zeit über die wichtige Frage der

Digitized by Google

Berufswahl nachzudenken. In einem Monat darfst Du dann wählen zwischen einer Anstellung und einem schönen Hochzeitsgeschenk für Deine Braut. Gefällt Dir mein Vorschlag?"

Statt aller Antwort warf sich Sandrino dem Onkel an die Brust. Am nächsten Tage reisten sie ab. Nach einem Monat kehrte Sandrino in's Dorf zurück. Er brachte ein prächtiges Hochzeitsgeschenk des Ministers an Annina mit; diese wurde mit völliger Zustimmung seines Vaters seine Braut. Er war glücklich, Rom gesehen zu haben ... glücklicher, wieder zu Hause zu sein und machte sich mit Ernst daran, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu verwerthen und ein ausgezeichneter Landwirth zu werden.

Neulich schrieb ihm sein Onkel von Rom einen langen Brief, dessen Inhalt man in diese kurzen Worte zusammenfassen könnte: Laß mir die Zimmer mit der Aussicht auf die Hügel herrichten. Endlich kann ich mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen und wünsche meinen Lebensabend in meinem friedlichen Dorfe, im Kreise einer glücklichen Familie zu beschließen.

## Notizen.

Im Verlag von Robert Lutz, Stuttgart, sind einige neue Bändchen der „Sternenbanner-Serie" erschienen. „Unterwegs und Daheim" enthält gute Uebersetzungen kurzer Geschichten des in Deutschland bereits wohlbekannten amerikanischen Humoristen Mark Twain, in denen er voll ursprünglichen Humors erzählt und mit schonungsloser Satire menschliche Schwächen, wie auch allerlei auf beiden Seiten des Oceans eingenistete Mißbräuche, geißelt. Findet er dann einmal, daß sein Ton zu ernst wird, so lacht er plötzlich über seinen Ernst. Seine Auffassung deutscher Verhältnisse ist zuweilen geradezu drollig unbefangen. Der dritte Band enthält in meist guter Uebersetzung von M. Jacobi eine Anzahl kurzer Erzählungen neuerer amerikanischer Schriftsteller, wie Aldrich, Bishop, Deming, Stockton und Anderen. Seit der Zeit Cooper's, der das deutsche Lesepublikum mit Amerika als mit einem poetisch interessanten Indianergebiet bekannt machte, sind Bret Harte und Mark Twain die am meisten in Deutschland gelesenen amerikanischen Schriftsteller, doch haben diese, und besonders der Erstere fast nur die wilden, ungeregelten Zustände geschildert, wie sie vor Jahren in Kalifornien herrschten. Die hier genannten anderen Schriftsteller schildern aber, zumeist in humoristischer Weise, das gesellschaftliche Leben, wie auch manche Eigenheiten des Amerikanerthums in scharf und richtig gezeichneten Lebensbildern. Wo sie sich von diesem Gebiete entfernen und auf anderem als amerikanischen Boden den Schauplatz ihrer Schilderungen verlegen, ist ihre Auffassung eine eigenartig praktisch amerikanische. Besonders gilt dies von Aldrich und Stockton. In J. S. of Dale finden wir ein tiefer gehendes und mehr poetisch angelegtes Talent von unbefangen kosmopolitischer Denkart; auch beherrscht dieser junge Autor bei klarer Darstellungsgabe eine schwungvolle, farbenreiche Sprache, die in der Uebersetzung wenig verloren hat. Er verbindet Pathos mit Humor. Der vierte Band, „Kuriose Geschichten" von derselben Uebersetzerin, ist ganz den kurzen Geschichten Frank Stockton's gewidmet, der stets humoristisch, klar und spannend erzählt und eine besondere Fähigkeit besitzt, selbst höchst unwahrscheinliche Situationen mit allen Zuthaten der Wahrscheinlichkeit auszuschmücken. Der fünfte Band „Leben auf dem Mississippi" von Mark Twain enthält vom Besten, was aus der Feder dieses beliebten Autors geflossen ist. Nach einer kurzen Vorrede über Leben und Gewohnheiten des Autors, gibt er eine vortreffliche Schilderung des Riesenstromes und seines Gebietes, Skizzen aus der Geschichte seiner Entdeckung, Beobachtungen über seine Eigenheiten, um daran anschließend ein Bild seines eigenen Lebens zu entrollen, dessen Zusammenhang mit dem Riesenstrome und der Entwickelung der Schifffahrt darauf. Die Schilderung der Lehr- und Dienstjahre, welche er erst als werdender, dann als regulärer Lotse auf dem Strome durchlebte, wie auch der ganzen „Lotsenwissenschaft" ist unvergleichlich klar und scharf und könnte stellenweise für ein populär verfaßtes technisches Werk gelten, während sich doch immer wieder der humorvolle Erzähler geltend macht. Besonders groß ist er hier in der Erfindung aufregender und spannender Situationen und köstlich ist seine Beschreibung eines Menschen, der ein „zu gutes Gedächtniß" hatte. Die Uebersetzung ist von U. Brachvogel und im Ganzen gut, obwohl zuweilen deutsche Ausdrücke für beibehaltene englische Wörter leicht zu finden wären. — Den Schluß des Bandes bildet Mark Twain's Erzählung „Königthum auf dem Mississippi", ein Theil seines „Huckleberry Finn" und doch eine abgeschlossene Erzählung, welche seiner Zeit, gleichzeitig mit ihrem Erscheinen in Amerika, die „Gegenwart" ihren Lesern in Frank Siller's Uebersetzung brachte, welche auch in diesem Bändchen zum Abdruck gelangt ist. s.

Die Gouvernante. Erzählung von S. Melnec. (Jena, Costenoble.) — Seit Currer Bell's „Waisen von Lowood", Birchpfeiffer'schen Andenkens, sind die Romane zahllos, in denen die Gouvernante eine ebenso rührende, als erhebende Hauptrolle spielt. Daß sie von dem „problematischen" Hauslehrer Spielhagen's noch nicht entthront ist, beweisen die Romane der Marlitt, Werner u. s. w. und auch die vorliegende, übrigens hübsch erzählte Geschichte. Auch sie wendet sich in erster Linie an mitfühlende Leserinnen, und diese werden der unstreitig sehr begabten Verfasserin ihren Beifall nicht versagen.

Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretzschmar. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Die soeben erschienene erste Abtheilung des zweiten Bandes bespricht ausschließlich kirchliche Werke: Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten, und darunter auch wenig oder gar nicht bekannte Schöpfungen, die noch ungedruckt oder wenigstens noch nicht aufgeführt sind. Da aber unsere Chorvereine immer tiefer in die Schätze unserer älteren Kunst hinein greifen, so dürfte sich dies Verhältniß bald ändern, und dann wird man um so lieber diesen trefflichen musikästhetischen Commentar consultiren. Meister Bach und seine „Passionen", Händel, Mendelsohn werden eingehend behandelt, aber auch die Neuesten. Verdi's Requiem findet warme Anerkennung. Nicht einverstanden trotz Wagner's Spott sind wir mit Kretzschmar's unbedingter Verwerfung von Rossini's Stabat. Die Urtheile sind im Uebrigen durchweg gerecht und voll feiner Bemerkungen und durch zahlreiche Notenbeispiele belegt. Die Ausstattung des schmucken Bändchens ist von jenem Geschmack, an den uns der Verlag gewöhnt hat.

Wien, von Friedrich Schlögl. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt, Nr. 33—37). (Zürich, Cäsar Schmidt.) — Als billigster Reisebegleiter und zugleich als eine Erinnerung an die besuchtesten Städte und Gegenden verschiedener Länder erscheint unter obigem Gesammttitel eine Reihe von Schilderungen, worunter die eben genannte, die Geschichte und Entwickelung der herrlichen Kaiserstadt an der Donau behandelnd, einen hervorragenden Platz einnimmt. Der Name des Autors, den wir den Lesern dieser Wochenschrift wiederholt als Specialisten für Darstellung des Wienerthums vorgeführt, leistet hinlänglich Gewähr für eine gediegene Leistung. Mit einem umfassenden Wissen ausgestattet, entrollt der Verfasser, bei einem meisterhaften Stil, dem einige kleine Austriacismen gut zu Gesicht stehen, ein Bild seiner Vaterstadt von ihren ersten Anfängen in grauer Vorzeit bis auf die jüngste Gegenwart. Vom „Reiseführer" hat sein Werk sozusagen nur die äußeren Umrisse geliehen, ohne damit in den bevormundenden und gleichsam vorurtheilenden Ton gewöhnlicher Reisehandbücher zu verfallen. Während man diese gern aus der Hand legt, nachdem sie einem in der Fremde die nöthigen Dienste geleistet, wird man Schlögl's Buch, nach gewonnener Kenntniß Wiens, zur Richtigstellung seiner Eindrücke und zum Befestigen der zu beherzigenden Daten gern zu Rathe ziehen. Wie alle seine übrigen Wienerbücher liest sich auch dieses überaus angenehm, und das warme Herz, das ihm für seine Geburtsstadt schlägt, läßt man sich wohl gefallen, da gleichzeitig ein offener Blick für Ungeziemendes und Bedauerliches, sei es in früherer oder späterer Zeit, dem Autor stets zu Gebote steht. Viele schöne Züge aus dem reichen Leben der Donaustadt hat seine farbenkundige Hand hinzuzaubern verstanden, und daß der Schalk nicht selten auch zu Worte kommt, gewährt dem Büchlein einen besonderen Reiz. Nachdem es über „längst vergangene Zeiten" und über „Mittelalterliches" in raschen, aber wohl übersichtlichen Zügen berichtet, bringt es „aus den folgenden Jahrhunderten" und „aus halbvergangener Zeit" eben so ausführliche wie charakteristische Schilderungen. Wien selbst und dessen Bewohner werden alsdann in einem besonderen Abschnitt, dem umfassendsten des ganzen Buches vorgeführt und entfalten sich in einer anmuthenden Lebendigkeit, die noch durch die Beigabe vortrefflicher Illustrationen wesentlich erhöht wird. Erwünscht wird Schlögl's Buch nicht nur denen sein, die gern durch Unterhaltung belehrt sein wollen, auch Freunde der Special- und Localgeschichte werden darin mannigfache Anregung finden und dem Verfasser Dank wissen für die reichhaltigen Hinweise auf die betreffenden Quellenwerke. w. b.

Heinrich Heine's Autobiographie. Herausgegeben von Gustav Karpeles. (Berlin, R. Oppenheim.) — Der unermüdliche Heine-Apostel macht hier denselben Versuch, ein Dichterleben aus den Werken, Briefen und Gesprächen zu construiren, den z. B. Eduard Engel an Byron versucht hat. Freilich ist hier das Material viel umfassender ausgewählt und so geschickt gruppirt, daß das Selbstbildniß Heine's allerdings in voller Farbenpracht und echter Innerlichkeit gemalt erscheint. Die da und dort allzu subjective Beleuchtung wird man gern in den Kauf nehmen und sich daran erfreuen, denn hier schiebt sich zwischen Dichter und Leser kein vorlauter Commentator, kein fremder Biograph. Wir haben nur mit Heine zu thun, dem echten, ganzen Heine, wie er war, sich gab und zuweilen auch wie er von der Nachwelt sich drapirte. Kein Zweifel, daß diese verdienstvolle Compilation zur Kenntniß und Würdigung des neuerdings wieder stark angefochtenen Poeten einen grundlegenden Beitrag liefert.

Arnold der Mönch. Novelle von Ed. Oehmke. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Eine halb socialistische, halb culturkämpferische, moderne und doch wieder romantische Novelle, immerhin aber mit so viel Poesie erzählt, daß wir nicht lange nach der Möglichkeit dieser Geschehnisse und Figuren fragen und sie gerne gelten lassen. Der Verfasser hat Talent, das ist sicher, aber will er Leser von heute interessiren, so muß er mehr auf dem Boden der Wirklichkeit stehen.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von **Robert Lutz**, Stuttgart.

# Sternbanner-Serie:

**Amerikanische Humoristen und Novellisten.**

**Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.**

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruderheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
" II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
" III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story“:** Aldrich, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.
" IV. **Stocktons Kuriose Geschichten.**
" V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

**Friedrich Chopin.**

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 *M*.

**Leipzig.** **Breitkopf & Härtel.**

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik“, des „Wesens des Geldes.“ u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — *M* 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf“, darf krittelnd „wunderlich“ mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M*. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M*. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 *M*. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M*. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**“, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**König Elf's Lieder.**

Eine lyrische Rhapsodie

von

**Gustav Kastropp.**

**Dritte, veränderte Auflage.**

Oktav. Geheftet *M* 1. 50. Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt *M* 2. —

Die Lieder dieses Cyklus sind zum großen Theil von überraschender Schönheit, so frisch, zart und sinnig, daß man ausrufen muß: Das ist die echte Lyrik! Heimgarten.

Verlag von **Carl Conradi** in **Stuttgart.**

**Geschichte der Philosophie im Umriss.**

Ein Leitfaden zur Uebersicht

von **Dr. Albert Schwegler.**

*14. Auflage neu durchgesehen und ergänzt bis Karl Robert Eduard von Hartmann*

von **Dr. R. Köber.**

gr. 8°. broch. 4 Mark.

**Handelsschule zu Berlin.**

Fischerbrücke 25.

**Dr. Lange,** Direktor.

Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum **einjährig-freiwilligen** Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

**Bulgarische Frage!!**

Soeben erschien:

**Die Balkanländer.**

Von

**E. von Laveleye,**

Professor an der Universität Lüttich.

Deutsch von **E. Jacobi.**

Erster Band. 416 Seiten. gr. 8°. Preis 7 *M* 50 *Pf*.

Verlag von CARL REISSNER in Leipzig.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

**Wirksamste Brunnenkur** bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, **Fettleibigkeit**) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.** **Inhalationen** für **Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut** (Electrotherapie Massage.) **Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.** **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

# Königliches Bad Oeynhausen.

Haltestelle für sämmtliche Züge der Bahnlinien Berlin-Köln und Löhne-Vienenburg. **Saison vom 15. Mai bis 1. October. Thermalbäder vom 1. Mai ab. Naturwarme kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder aus kräftigen Soolquellen; Sool-Inhalatorium; Douchen; Wellenbäder; Gradirluft; Massiren; Orthopädisch-gymnast. Institut.** Bewährt gegen Rückenmarksleiden, Lähmungen, Rheumatismus, Nervenleiden, Anämie, Herzleiden etc. **Bade- und sonstige Einrichtungen ersten Ranges.** Die Curcapelle besteht vom 1. Juni bis 1. September aus 35 Musikern. Amtliches Nachweisungs-Bureau für Wohnungen im Curgarten. Prospecte gratis. **Königliche Bade-Verwaltung.**

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

**Franz Liszt.**

**Erinnerungen einer Landsmännin**

von

**Janka Wohl.**

**Deutsche Originalausgabe.**

8°. **Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.**

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.


Hierzu eine Beilage von Gebrüder Paetel in Berlin.

**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 9. Juni 1888. Band XXXIII.

JUN 21 1888

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** England und der Dreibund. Von Karl Blind. — Die Aufhebung der Sclaverei in Brasilien. Von W. Breitenbach. — Die Erziehung zum Naturgenuß. Von Otto Buchwald. — **Literatur und Kunst:** Namensspielerei in der neuesten „Goethephilologie". Von H. Düntzer. — Aus Kaiser Wilhelms Lehr- und Wanderjahren. Von Bruno Gebhardt. — Vom organischen Wachsthum der Lebewelt. Von A. Passow. — **Feuilleton:** Auf Leibrente. Von A. Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Einacterabend des Schauspielhauses im Wallnertheater. Von M. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal Mackenziana. Von Dr. med. Alanus. — Inserate.

### England und der Dreibund.

Von Karl Blind.

Europa geht einem Zustande entgegen, oder es befindet sich vielmehr schon mitten darin, wie einst zu Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I. Diesmal ist die Gefahr zwiefacher Art. Sie droht einerseits von Osten her, wo sich seit Peters I. Tagen die Weltherrschaftsgelüste immer anmaßlicher in der Richtung nach Konstantinopel, nach Oesterreich-Ungarn, bis in's Herz unseres ehemaligen Reichs- und Bundesgebietes, und nach Indien hin ausgebildet haben. Andererseits knüpft im Westen an den dort fortwährend gährenden Rachetrieb ein Streben nach Beseitigung des Freistaates an, welches im Falle des Erfolges leicht zu dem schon von Gortschakoff geplanten, von Skobeleff befürworteten Bündnisse Rußlands mit Frankreich führen würde. Da heißt es, alle Kräfte gegen die doppelte Gefahr sammeln.

Die in der deutschen Presse vielberufene, in ihren Einzelheiten aber, wie es scheint, wenig allgemein gekannte Schrift des Generals Bogdanowitsch bezeichnet Rußland als „den besten, als den einzigen Freund Frankreichs". Deutschland, Oesterreich und England werden als die Feinde genannt. „Unsere guten Beziehungen zu Deutschland," heißt es da, „ließen sich begreifen, so lange Preußen ein kleiner Staat war. Jetzt sind diese guten Beziehungen ein grober Fehler unserer Staatsmänner und stehen im Widerspruche mit dem Gefühle des ganzen russischen Volkes, welches unbewußt versteht, daß der Deutsche sein gefährlichster Feind ist. Deutschland ist durch einen glücklich geführten Krieg geschaffen worden; ein unglücklicher Krieg kann es vernichten." . . .

Damit der Leser sich dies ordentlich einpräge, ist letzterer Satz durch Sperrschrift hervorgehoben. Im weiteren Verlauf wird gesagt: „Der Krieg zwischen Deutschland und Rußland ist eine offene Frage, und in Anbetracht der für Deutschland vorliegenden Nothwendigkeit, uns die Handelsmärkte der Balkanhalbinsel zu entreißen, und des gegenseitigen Hasses zwischen Deutschen und Russen, ist der Krieg unvermeidlich."

Den Franzosen wird in der Schrift angedeutet, daß sie nicht bloß gegen Deutschland am Rhein, sondern auch gegen England in Aegypten, ja, in Indien, wo sie einst zuerst Besitzungen gehabt, Rache zu nehmen haben. Mit der Türkei und mit Persien möchte der Verfasser dagegen Rußland gut Freund sein und sogar ein Bündniß abschließen lassen. Ob die schöne Erklärung: „Wir müssen wieder nach der Bulgarei hinein . . .; wir müssen eine vollständige Unabhängigkeit der Bulgarei, aber unter der ausschließlichen Schutzherrschaft Rußlands, verordnen," freilich geeignet wäre, die Pforte zu gewinnen, mag dahingestellt bleiben. Gleich der Türkei soll auch Rumänien in's russische Bündniß gezogen werden — und zwar unter Ausstoßung des Königs Karl, welcher mit den Magyaren in einen Topf geworfen wird. Als Belohnung soll Rumänien sich Siebenbürgen beilegen dürfen. Die neulichen Vorgänge in und um Bukarest, während deren schon das Haupt eines Gegenkönigs durch die Donaunebel künstlich geförderter Unruhen sichtbar wurde, zeigt die Planmäßigkeit, mit welcher die russischen Sendlinge arbeiten.*)

So wetterleuchtet und gewittert es schon seit einiger Zeit von Ferne her zwischen Ost und West. Ein ähnliches Schauspiel ergab sich zwischen 1868 und 1870, wo der große Durchbruch erfolgte — nur daß damals die Gefahr lediglich auf einer Flanke zu liegen schien. Was freilich die Beust'sche Verrätherei, was eine französisch gesinnte Partei am Turiner Hofe, was selbst die Eiderdänen im Falle einer im Beginn des Krieges von Deutschland verlorenen Hauptschlacht zu thun im Stande gewesen wären, und welche Stellung dann Rußland eingenommen hätte: das mag sich Jeder selbst ausdenken.

*) Alliance Franco-Russe et la Coalition Européenne. Par un Général Russe. Paris 1887.

*) Es finden sich in der erwähnten Flugschrift übrigens eine Anzahl höchst lächerlicher Schnitzer; u. A. die Behauptung: „England erhalte seine Flotte aus seinen indischen Einkünften!" (Die Ausgaben und Einnahmen im indischen Budget gleichen sich nahezu aus, und die Kosten der englischen Flotte haben mit demselben gar nichts zu thun.) Ferner sind eine Menge Orts- und andere Namen französisch ganz verunstaltet; wir hören von Angra-Pewen, Kamerum, Ahal-Teke, Pendeh, Puerirout (Heri-Rud), Clyvam (Clive) u. s. w. Durch einen Zufall kam uns ein früher Abzug durch eine französische Hand zu, welche in einem längere Zeit vorhergegangenen Briefe, zwar in vorsichtiger Fassung, aber theilweise in denselben Worten das künftige russisch-französische Bündniß an die Wand malte, wie die spätere Schrift des russischen Generals. Der betreffende Pariser Schriftsteller, der früher an die Ungefährlichkeit Boulanger's glaubte, ja, ihn für nützlich hielt, ist seitdem freilich von diesem Vorurtheil abgekommen. Er wünscht den demagogisch-cäsaristischen General jetzt lieber „kurzweg an die Mauer gestellt" zu sehen. „Gesegnet sei der Tag, wo dies geschieht!" fügt er hinzu. Durch das erwähnte Zusammentreffen ist uns übrigens doppelt klar geworden, welches die Pariser schriftstellerischen Zusammenhänge der Bogdanowitsch'schen Schrift sind.

Digitized by Google

Unser Volk hat damals gesiegt, wie in der Geschichte noch nie gesiegt worden ist. Heute steht das Deutsche Reich mit Oesterreich-Ungarn und Italien als ein eiserner Schutzwall zusammen; aber dafür liegen nun die Gefahren zugleich links und rechts. Schon vor Jahren haben wir in der „Gegenwart" die Ueberzeugung ausgesprochen, daß unter solchen Verhältnissen nichts unterlassen werden sollte, was bei ausbrechendem Kampfe den Sieg so rasch und so durchschlagend wie nur möglich gestalten würde. Von Stockholm bis nach Bukarest und Konstantinopel — so schrieben wir damals — müßte die Vervollständigung der eisernen Bündnißlinie mit allem Eifer erstrebt, nicht minder aber das an Streitkräften zur See so starke, an Geldmitteln so unerschöpfliche England als Freund und Bundesgenosse gewonnen werden, sobald eine gegen Deutschland, Oesterreich und Italien freundlich gesinnte Regierung in London am Ruder sei.

Man hat indessen drüben gerade in Kreisen, welche der Regierung nahe zu stehen schienen, bisher vielfach einen Ton gegen die Engländer angeschlagen, den wir nur aus Herzensgrund beklagen können. Wären die scharfen Worte lediglich gegen die von Herrn Gladstone vertretene, den russischen Plänen förderliche, Deutschland und Oesterreich gehässig abgünstige Richtung gefallen, Niemand konnte, das wissen die Leser dieses Blattes wohl, mehr damit einverstanden sein, als wir. Ein 35jähriger Aufenthalt in England hat unserer vaterländischen Gesinnung gewiß keinen Abbruch gethan. Der Verkehr mit hervorragenden Männern aller Parteien des Vereinigten Königreiches hat uns in die Lage gesetzt, bei vielen Hauptfragen die tieferen Beweggründe zu erforschen, durch welche die Haltung der verschiedenen Führer oft uneingestanden geleitet wird. Nicht leicht geben wir uns daher einer Täuschung hin — gewiß keiner Täuschung, wenn es sich um die Stellung Deutschlands zu England handelt.

Nun denn, sagen wir es kurz heraus: die Engländerhetze, welche da und dort, wenn auch nicht von den Besten und Einsichtigsten, betrieben worden ist, erscheint uns als eine große Thorheit, eine große Ungerechtigkeit, ein großer politischer Fehler. Die beiden stamm- und sprachverwandten Völker, von denen das eine aus unserem Schooße hervorgegangen ist, sind mit den Waffen im 18. und 19. Jahrhundert gegen französische Anmaßung zusammengestanden und haben die Unabhängigkeit der europäischen Völker gerettet. Krieg hat Deutschland im Laufe der Jahrhunderte mit allen seinen Nachbarn geführt. England ist ihm in schweren Zeitläuften ein werthvoller Freund und Bundesgenosse gewesen. Sollen wir die Ursache sein, daß das anders werde?

Man spricht von einem „kalten Empfang", welcher der Königin Victoria unlängst in Berlin zu Theil geworden. Die Empfänge, welche Majestäten bereitet werden, sind uns nicht von sonderlichem Belang; allein wenn jene Aufnahme wirklich eine kalte und auf England als solches gemünzt war, so muß auch das als ein grober Verstoß bezeichnet werden. Von der Königin Victoria kann man jedenfalls, auf Grund guter Erkundigung, sagen — und wir sprechen da nach unseren Grundsätzen gewiß ohne die geringste Voreingenommenheit —, daß sie im schleswig-holsteinischen und französischen Kriege ebenso auf der richtigen Seite stand, wie im amerikanischen Unionskrieg. Wenn sie in den, von uns stets für verwerflich gehaltenen Kriegen gegen Arabi Pascha und die Südafrikanische Republik allem Anscheine nach der Angriffspolitik zugethan war, so berührt das jedenfalls Deutschland nicht näher. Auch ist die freisinnige öffentliche Meinung in England mit Schärfe dagegen aufgetreten und hat in Bezug auf Transwaal schließlich eine vollkommene Umkehr, in Bezug auf Aegypten eine immerhin bedeutsame Wendung erzwungen.

Man hat den Namen der Königin Victoria mit der Battenberg'schen Heirathsangelegenheit zusammenbringen wollen; mit welchem Rechte, bleibe dahingestellt. Fürstliche Vermählungen sind in neuerer Zeit indessen gewiß nicht von entscheidender Bedeutung für den Gang der staatlichen Dinge. Ist es übrigens nicht recht lächerlich — auch hier sprechen wir gewiß mit vollkommenster Unparteilichkeit, — daß eine deutsche Kaisers-tochter nicht die Freiheit haben sollte, ihre Hand einem deutschen Prinzen nach ihrer eigenen Neigung zu reichen, während russische Czaren und Großfürsten, oft für politische Zwecke, sich Lebensgefährtinnen unter deutschen Prinzessinnen ausgesucht haben und aussuchen, und verwandtschaftliche Bande die fürstlichen Häuser Rußlands, Dänemarks, Griechenlands und Englands mit einander verknüpfen? Soll der große Sieg von 1870/71 nicht einmal die Wirkung gehabt haben, Preußen aus der schmachvollen Lage eines „Vorder-Rußland" zu befreien und für eine deutsche Kaiserstochter eine Heirathserlaubniß des moskowitischen Groß-Popen und Autokraten unnöthig zu machen?

Man weiß, daß die Königin Victoria mit aller Entschiedenheit für die feste Zurückweisung der russischen Uebergriffe ist — daß sie die Anschauungen des Hauptes der jetzigen conservativen, durch die liberalen Unionisten gestützten Regierung theilt, von welchem die Aeußerung herrührt: das Bündniß der Mittelmächte sei eine frohe Botschaft; die österreichische Schildwache stehe jetzt auf dem Walle; und wenn die Zeit komme, werde auch England nicht an seinem Platze fehlen. Der Hof und das Ministerium Salisbury, mit welchem die unter Lord Hartington's Führung wirkenden freisinnigen Reichsfreunde auch in den großen auswärtigen Fragen Hand in Hand gehen, sind im Punkte der Zurückdrängung Rußlands ebenso einig, wie in der Frage der Erhaltung der Reichseinheit gegenüber dem irischen Sonderbund.

In beiden Beziehungen vertritt Gladstone die entgegengesetzte Richtung. Er hat bisher, wenn auch als ein Gegner Deutschlands und Oesterreichs, weil Freund Rußlands, so doch wenigstens als für Italien günstig gesinnt gegolten. Aber selbst der beachtenswerthe Umstand, daß das von dem sogenannten Protestanten Parnell und anderen, katholischen Ligaführern geeignete, von dem bekannten Unterhausmitgliede W. O'Brien geleitete „United Irland" soeben wieder Garibaldi und die übrigen Vorkämpfer für Italiens Einheit als „Umsturzmänner und Mörder, welche den Heiligen Vater um seine weltliche Herrschaft beraubten", gebrandmarkt hat, vermag Herrn Gladstone nicht von der Sonderbündelei abzubringen, welche ihm als Mittel dienen soll, wieder in's Amt zu gelangen. So ist er denn auf die abschüssige Ebene gerathen, wo er zuletzt ebenso feindlich gegen Italien sein muß, wie gegen Deutschland und Oesterreich.

Doch er zählt glücklicher Weise nicht mehr. Das Bündniß der freisinnigen und der conservativen Reichsfreunde ist von unzerreißbarer Festigkeit. In diesem stählernen Netze windet sich die der deutschen Einheit ebenfalls im Herzen feindliche Liga vergebens. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß der gegenwärtigen Regierung eine lange Dauer beschieden ist. Das ist nicht bloß unsere persönliche Meinung, sondern auch, wie wir aus besten Quellen wissen, diejenige einer Anzahl der entschiedensten Gegner der großen Unionspartei. Es ist, unter Anderen, die feste Ueberzeugung desjenigen früheren Cabinetsministers, welcher, nächst Gladstone, den Hauptantheil an der Entwerfung der im Jahre 1886 eingebrachten Bill zur Auflösung der Union gehabt hat. So scharf ausgeprägt seine Ansichten sind, so wenig gibt er sich einer Täuschung über die Aussichten hin. An geschichtsphilosophische Betrachtungen gewöhnt, hat er die Aufrichtigkeit, wenigstens unter Freunden und näheren Genossen unverblümt zu erklären, daß noch Jahre vergehen werden, ehe nur an neue allgemeine Wahlen zu denken ist. Was aber diese bringen werden, darüber enthält er sich wohlweislich der Prophezeiung. Auch von anderer, sich offen äußernder Führerseite haben wir das Geständniß vernommen, daß die Möglichkeit wohl denkbar sei, es werde dies Parlament seine ganze siebenjährige Zeitdauer bis zum Jahre 1893 durchmachen.

Alles liegt daher günstig für ein künftiges Zusammenwirken der Mittelmächte mit England im Falle der Noth. Keine Streitfragen trennen uns von den Engländern. Die paar Ansiedelungen, welche Deutschland endlich noch gewonnen hat, sind, wenn auch von Einzelnen uns mißgönnt, für ein über den siebenten Theil des Erdballes gebietendes Weltreich

Digitized by Google

wahrlich nicht der Eifersucht werth. Der englische Dreizack aber kann, wenn es sich darum handelt, im Schwarzen Meere und in der Ostsee einen Schlag zu führen, immer noch Gewaltiges leisten. Lasse man sich nicht irre führen von der Selbstherabsetzung, in welcher der Engländer in öffentlichen Dingen, wie im gewöhnlichen Verkehr, sich gern ergeht. Das ist oft nur als ein Sporn gemeint für die Säumigen oder für die auf die einfache, nicht gebührend geschulte und geordnete Volkskraft allzusehr Vertrauenden; oft auch nur als eine Maske gegenüber den Fremden. Wir kennen die großen Mängel der englischen Streitmacht zu Land. Wir wissen aber auch, daß das aus den Tagen von Waterloo stammende Wort des französischen Marschalls („Das englische Fußvolk ist das erste der Welt; nur gut, daß es dessen nicht Mehr gibt!") die Tapferkeit dieser, selbst in ihrem Frauengeschlechte höchst muthigen Nation im Wesentlichen auch heute noch richtig malt.

Englands regelmäßiges Heer zählt allerdings nicht mehr als etwas über 200,000 Mann — diese jedoch in stets kriegsbereitem Zustande, immer fertig zum Abgange nach irgend welchem Theile der Welt. England hat außerdem zu Hause an Ersatzmannschaften für die Linie, an Volkswehr und an Freiwilligen (letztere, an Zahl etwa 226,000 Mann, indessen nur im Inlande verwendbar) eine weitere Gesammtkraft von etwa 415,000 Mann. Es besitzt in Indien ein Heer von Eingeborenen, unter englischer Führung, von 134,000, und weiter eine soldatisch bewaffnete, eingeborene Polizeimannschaft von 160,000 Mann. Ein gegenwärtig nicht zur Anwendung kommendes, bei Eintritt einer Landesgefahr jedoch leicht aus der Rüstkammer zu nehmendes Gesetz gestattet überdies der Regierung, im Einklang mit der Landesvertretung die Wehrpflicht in England selbst zur allgemeinen zu machen. Ohne daß wir dies als eine irgendwie wahrscheinliche Maßnahme betrachten möchten, ist England, wie man sieht, doch keineswegs so ganz schlecht gewaffnet, wie man wohl jenseits des Kanals oft annimmt. Die Iren aber kämpfen unter englischer Leitung bei auswärtigen Kriegen wie die Teufel; darin hat sich, trotz der Liga, durchaus nichts geändert.

Vieles wäre noch zu sagen; doch Manches läßt sich einstweilen besser nur denken. Unsere Ansicht geht dahin — und wir sprechen sie nicht leichtweg ohne Kenntniß aus, — daß die heutige englische Regierung, auch ohne durch ein Bündniß dazu gehalten zu sein, ihre Geschwader wird erscheinen lassen, sobald Oesterreich und Italien, im Verein mit der Türkei, feste Stellung gegen einen russischen Einbruch nehmen. Wir sind ferner überzeugt, daß ein Einvernehmen zwischen dem Deutschen Reiche und England dringend wünschenswerth ist, und daß, sobald dies erreicht wird, auch Schweden und Spanien in den großen Friedens- oder Wehrbund sich würden einreihen lassen. Darum sei es nochmals gesagt: „Weg mit der thörichten Engländerhetze, die nur dem Feinde zu gute kommt!"

---

## Die Aufhebung der Sclaverei in Brasilien.

Von W. Breitenbach.

Aus der südamerikanischen Kaiserstadt Rio de Janeiro kommt die frohe Botschaft von der Aufhebung der Sclaverei. Das neue Ministerium Alfredo hat der Kammer einen Gesetzentwurf vorgelegt, welches die sofortige und bedingungslose Aufhebung der Sclaverei forderte. Zum großen Erstaunen haben sowohl Abgeordnetenhaus wie Senat das Gesetz angenommen; die Regentin hat als Stellvertreterin des noch immer in Europa weilenden erkrankten Kaisers das Gesetz sofort durch ihre Unterschrift sanctionirt. Bei dieser Gelegenheit ist es angebracht, einen kurzen Rückblick auf den Weg zu werfen, auf dem dieses Ziel endlich erreicht worden ist.

Schon unter der portugiesischen Colonialherrschaft wurden zahlreiche Negersclaven aus Afrika nach Brasilien gebracht. Es entwickelte sich ein regelrechter Menschenhandel mit allen seinen Scheußlichkeiten. Derselbe wurde von Jahr zu Jahr größer, in dem Maße nämlich, als die Sclaverei der Eingeborenen unterdrückt wurde. Schon am 6. Juni 1755 wurden durch ein Gesetz die eingeborenen Indianer mit den Eingewanderten als gleichberechtigt hingestellt; ausgenommen waren nur einige besonders wilde Stämme, namentlich die Botokuden, die erst viel später gegen Verfolgungen und gegen Sclaverei geschützt wurden.

Der erste Schritt zur Beseitigung oder doch zur Verminderung der Negersclaverei wurde erst im Jahre 1831 gethan. Namentlich infolge anhaltenden und energischen Drängens — und auch wohl Drohens — von Seiten Englands wurde in dem genannten Jahre die weitere Einfuhr von Negersclaven aus Afrika gesetzlich untersagt. Es hat darnach noch lange Jahre gedauert, bis die Forderung dieses Gesetzes erfüllt wurde. Noch kam manches mit unglücklichen Schwarzen beladene Schiff von Afrika nach Brasilien, auch ohne daß die englischen Kreuzer es abgefaßt hätten, noch wurden im transoceanischen Sclavenhandel große Vermögen erworben. Allein nach und nach nahm dieser schändliche, grausame, unmenschliche Menschenhandel doch ab und thatsächlich dürften seit 25—30 Jahren keine Negersclaven mehr aus Afrika gekommen sein.

Im Lande selbst stand inzwischen die Sclaverei noch in vollster Blüthe. In den großen Städten (Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, S. Paulo ꝛc.) fanden öffentliche Sclavenmärkte statt, der interprovinzielle Sclavenhandel war lebhaft entwickelt, die Peitsche war das vornehmste Erziehungsmittel für die Schwarzen, Sclavenjagden mit besonders dazu dressirten Bluthunden auf entlaufene Sclaven waren noch häufig. Da die Kinder der Sclaven dem Stande der Mutter zu folgen hatten, also auch Sclaven waren, so nahm im Lande selbst die Zahl der Sclaven trotz des Einfuhrverbotes nicht ab, sondern eher zu. Bei der sehr weitgehenden Blutmischung zwischen Schwarzen und Weißen in Brasilien entstanden bald zahlreiche hellerfarbige Mischlinge, oft von so heller Farbe, daß sie kaum von Weißen zu unterscheiden waren. Es gab daher nicht nur schwarze Sclaven, sondern auch braune, gelbe und fast weiße.

Der zweite bedeutsamste Schritt auf dem Wege zur völligen Abschaffung der Sclaverei datirt aus dem Jahre 1871 und ist wohl direct auf das persönliche Eingreifen des jetzigen Kaisers Don Pedro II. zurückzuführen. Das damalige Ministerium Rio Branco legte den Kammern vor der Reise des Kaisers nach Europa den Entwurf eines sogenannten Abolitionsgesetzes vor, der denn auch am 28. September 1871 unter dem endlosen Jubel des ganzen Volkes zum Gesetz erhoben wurde. Die Tribünen des Sitzungssaales waren buchstäblich überfüllt vom Publikum und als dann endlich die Abstimmung bekannt wurde, da brausten donnernde Jubelrufe durch das Haus und der Ministerpräsident Rio Branco wurde mit Blumen fast überschüttet. In den nächsten Tagen fanden in Rio de Janeiro großartige Festlichkeiten statt, die Millionen kosteten und sich in mehr oder minder glänzender Weise in allen Städten und Ortschaften des weiten Reiches wiederholten. Dieses Gesetz vom 28. September 1871 bestimmte, daß von dem genannten Tage an keine Sclaven mehr geboren werden sollten. Die Kinder von Sclaven sollten fortan frei sein! Bis zu ihrer Mündigkeit blieben sie bei dem Herrn ihrer Mutter; darnach konnten sie thun und lassen was ihnen beliebte. Gleichzeitig wurde ein staatlicher Emancipationsfonds gegründet, aus dem nach bestimmten Grundsätzen Sclaven freigekauft werden sollten. Die Geldmittel zu diesem Fonds kamen aus einer Sclaventaxe, aus einer auf den Verkauf von Sclaven gelegten Steuer und aus Staatslotterien.

Infolge der Wirksamkeit des Gesetzes Rio Branco's, einer Verbindung mit den aus dem Emancipationsfonds flüssig werdenden Mitteln und der Privatwohlthätigkeit mußte somit die Zahl der Sclaven von Jahr zu Jahr abnehmen und man konnte leicht berechnen, daß am Anfang des kommenden Jahrhunderts die Sclaverei völlig verschwunden sein werde. Natürlich war die Abnahme eine sehr geringe und allmähliche. Im

Digitized by Google

Jahre 1873 waren 1,542,230 Sclaven immatrikulirt, im Jahre 1882 deren 1,346,648, so daß die Zahl um 145,582 abgenommen hatte. Davon entfielen 132,777 auf Todesfälle; etwa 15,000 sind durch den Emancipationsfonds losgekauft worden, der Rest entfällt auf freiwillige Freilassungen. Das Tempo des Verschwindens der Sclaverei war dennoch in den Jahren 1872—1882 ein sehr langsames.

Das folgende Jahr 1883 brachte in dieser Hinsicht eine gewaltige Veränderung, eine ungeahnte Beschleunigung dieses Tempos. In der kleinen Provinz Ceará, die im Jahre 1880 noch etwa 18,000 Sclaven hatte, war es gelungen, bis zum 25. März 1883 allen diesen Sclaven die Freiheit zu verschaffen. Ceará war die erste sclavenfreie Provinz des Kaiserreiches! Das Beispiel Cearás wirkte im ganzen Lande wie der in das Pulverfaß gefallene Funke; in allen Provinzen suchte man es der kleinen Schwester nachzuthun. Es bemächtigt sich des Volkes jetzt ein wahrer Befreiungstaumel. Ueberall im Lande entstehen Vereine, welche Geld zum Loskauf von Sclaven sammeln; junge, ehrgeizige Schriftsteller und Redner, die sich schnell und mühelos Stellung und Ruhm erwerben wollen, machen Propaganda für die Sclavenbefreiung, Theatervorstellungen, Concerte und Bazars werden veranstaltet, die Zeitungen eröffnen Sammellisten, Privatpersonen schenken zur Feier ihres Geburtstages u. dgl., oder um ihre Humanität in helles Licht zu setzen, ihren Sclaven freiwillig die Freiheit, in einzelnen Provinzen werden besondere Gesetze zur Beförderung und Beschleunigung der Emancipation erlassen, specielle Fonds angelegt und, durch die öffentliche Meinung dazu gedrängt, beschäftigt sich auch die Kammer aufs Neue mit dieser Angelegenheit. Von jetzt ab ist die Sclavenfrage in die erste Reihe der innerpolitischen Fragen getreten und jedes Ministerium hat nothgedrungen zu derselben Stellung nehmen müssen, namentlich seitdem der Chef der großen liberalen Partei des Landes, Staatsrath Gaspar Silveira Martins, die Aufhebung der Sclaverei als die erste und dringendste Forderung des liberalen Programms hinstellte. Jedes Ministerium hat einen Gesetzentwurf betreffend die Beseitigung der Sclaverei eingebracht, sogar die conservativen Ministerien der letzten Jahre haben sich dem nicht entziehen können. Diese Entwürfe wollten die Sclaverei im Jahre 1890 oder auch 1895 aufhören lassen, mit der Bedingung, daß die freigelassenen Sclaven gehalten sein sollten, noch einige Jahre (3—5) gegen Lohn bei ihren bisherigen Herren zu arbeiten. Erst nach Ablauf dieser Zeit sollte ihnen der Freibrief übergeben werden. Man wollte damit den Uebergang von der Sclaverei zur schrankenlosen Freiheit weniger schroff und unvermittelt machen und den Sclaven Gelegenheit geben, sich allmählich an den neuen Stand der Dinge zu gewöhnen. Die Sclavenbesitzer konnten während dieser Frist erkennen, wieviele ihrer ehemaligen Sclaven auch in Zukunft bei ihnen als Arbeiter bleiben würden und sich event. nach einem Ersatz für die weggehenden Arbeitskräfte umsehen.

Alle auf dieser Grundlage aufgebauten Gesetzentwürfe sind von der Kammer abgelehnt worden. Schließlich forderte das erst im April zur Regierung gekommene neue Ministerium Alfredo die sofortige und, wie es heißt, bedingungslose Aufhebung der Sclaverei, und Abgeordnetenhaus und Senat stimmten sofort bei. Ob wirklich die Sclaverei „bedingungslos" aufgehoben ist, d. h. ob die bisher stets festgehaltene mehrjährige Arbeitsfrist in Wegfall gekommen ist, läßt sich mit Sicherheit noch nicht erkennen; es scheint aber nach dem Wort „bedingungslos" der transatlantischen Kabeldepeschen zu urtheilen, so zu sein. Demnach gäbe es in diesem Augenblick in Brasilien keine Sclaven mehr! Der Beschluß der brasilianischen Kammer ist ein gewaltiger Fortschritt auf dem Gebiete der Humanität und der Civilisation. Welche wirthschaftlichen Folgen dieser Beschluß für die kommenden Jahre haben wird, ist natürlich noch nicht zu übersehen. Nur das ist bestimmt zu sagen, daß dieselben bedeutende, in das Leben der Nation tief einschneidende sein werden. Auf den großen Plantagen wird ein Mangel an Arbeitern eintreten, für welchen die Besitzer Ersatz suchen müssen. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß man namentlich von der Provinz São Paulo aus den erneuten Versuch machen wird, Deutsche als Plantagenarbeiter ins Land zu ziehen. Jedem solchen Versuch ist von vornherein energisch entgegenzutreten! Seien wir deshalb auf der Hut; weisen wir alle derartigen Verlockungen ab. Für eine deutsche Colonisation taugen einzig und allein die nicht kaffeebauenden Südprovinzen Brasiliens, in denen ja schon so viele Landsleute eine neue, glückliche Heimath gefunden haben. Wie aber auch die wirthschaftlichen Folgen der nun zur Thatsache gewordenen Aufhebung der Sclaverei in Brasilien sein mögen, wir freuen uns als Menschen dieser Thatsache und wünschen aus ganzem Herzen, daß dem schönen Lande ein dauernder Gewinn aus derselben erwachse.

---

## Die Erziehung zum Naturgenuß.

Von Otto Buchwald.

Wenn es möglich wäre, von Zeit zu Zeit eine Statistik aller Derjenigen aufzustellen, welche während der schönen Jahreszeit zu ihrem Vergnügen reisen oder auf irgend einem von der Natur begünstigten Erdenfleck ein paar behagliche Wochen verleben, so würde sich unzweifelhaft eine stete Zunahme ergeben. Die Zeit, wo eine Reise nach Italien, in die Schweiz, ja selbst in nähere Gegenden auch im Leben der Begütertsten ein epochemachendes Ereigniß war, ist längst vorüber. Extrazüge und Rundreisebillets ermöglichen auch den mäßig Bemittelten eine Fahrt in die schöne Ferne. Mag nun auch die Langeweile, das Bedürfniß nach Abwechselung, ja selbst die Mode, welche eine Sommerreise nahezu unter die Gradmesser der gesellschaftlichen Stellung einer Familie rechnet, viele in der Sommerzeit in's Gebirge oder an die See führen: im Allgemeinen wird man doch annehmen dürfen, daß die Freude an den Schönheiten der Natur, das Verlangen, den Zauber mannigfaltiger Eindrücke auf sich wirken zu lassen, weitaus die Mehrzahl auf einige Zeit von der Heimath fortdrängt.

Hat in dieser Richtung, verglichen mit früheren Zeiten, Naturverständniß und Naturgenuß eine Steigerung erfahren, so ist jener bescheidenere Sinn, welcher der Natur auch in der gewohnten, alltäglichen Umgebung ihre immer neuen Reize abzulauschen versteht, der sich am üppigen Wogen eines Getreidefeldes oder an der prächtig gestalteten Krone eines Baumes erfreut, mit stillem Wohlbehagen dem Frühlingsschlag der Drossel und des Finken lauscht oder das muntere Treiben der über der Wiese und dem Fluß jagenden Schwalben beobachtet, diese stille Genußfreudigkeit ist einem großen Theil der Gebildeten abhanden gekommen und der niederen Bevölkerung wenigstens in den Städten fast ganz entschwunden.

Kein Wunder! dem modernen Leben fehlt die Beschaulichkeit. Jene vielbeklagte Nervosität, erzeugt und gefördert durch die Vielseitigkeit der öffentlichen Interessen und den ermüdenden Genuß gesellschaftlicher Zerstreuungen, läßt die heitere Ruhe nicht aufkommen, welche die Grundbedingung dieser Art von Naturgenuß ist. Wohl fährt und geht man spazieren, aber wie viele haben in dem Menschengewühl, welches die Promenaden und Parkanlagen unserer Groß- und Mittelstädte in eine Art Ameisenhaufen verwandelt, offene Augen für die Schönheiten der Natur? Eine auffallende Toilette erregt mehr Aufmerksamkeit, als ein im Frühlingsschmuck prangendes Blumenbeet oder ein von Blüthen übersäeter Strauch.

Und da, wo die äußeren Verhältnisse günstiger sind, in den kleinen Städten und auf dem Lande, fehlt vielfach das Verständniß, welches wie jede Fähigkeit entwickelt und gebildet werden muß. Die lange Vernachlässigung oder nebensächliche Behandlung der Naturwissenschaften im Jugendunterricht hat sicherlich viel dazu beigetragen, daß auch in den gebildeten Kreisen die Freude an jenem Naturgenuß, den selbst eine mit Reizen dürftig ausgestattete Umgebung täglich zu bieten vermag, verhältnißmäßig selten angetroffen wird.

Digitized by Google

Noch auffälliger ist der Mangel bei der niederen Bevölkerung. Man kann geradezu sagen, daß bei ihr an die Stelle des Naturgenusses der Naturaliengenuß getreten ist. Wohl hat der städtische Arbeiter, welcher die ganze Woche über in seine Fabrik oder Werkstatt gebannt ist, das Bedürfniß, am Sonntag sich und den Seinigen eine Erholung zu verschaffen; aber er sucht sie meist nicht mehr in einer Wanderung durch Wald und Flur, nicht mehr auf einem schattigen Plätzchen am Wiesensaum oder am rauschenden Fluß, sondern, wie die überfüllten Restaurationen in der Nähe großer und kleiner Städte beweisen, beim Genuß von Bier und Branntwein. Dann wird der größte Theil des Wochenlohnes verschwelgt, in erregter Stimmung über Gott und die Welt raisonnirt und der Jugend, deren Anwesenheit kaum einen Zwang auferlegt, ein schädliches Beispiel gegeben. Der Erfolg einer solchen Festtagserholung ist nicht eine Erfrischung des Leibes, nicht eine Aufheiterung des Gemüthes, wie sie der Verkehr mit der Natur hervorbringt, sondern ein überladener Magen, ein schwerer Kopf, Unlust und Unfähigkeit zur Arbeit am nächsten Tage — ganz zu schweigen von schlimmeren Excessen, die vor dem Strafrichter ihren Abschluß finden.

Besser steht es mit der ländlichen Arbeiterbevölkerung, wenn auch hier gegen früher eine Verschlimmerung eingetreten ist. Die Art ihrer Thätigkeit weist sie täglich auf die Natur hin, und weil ihre Lage abhängig ist von dem Ertrage des Bodens, so ist das Interesse an der Natur zugleich ein Existenzinteresse. Aber man würde fehl gehen, wenn man annähme, daß neben dieser selbstsüchtigen Erwägung jene reinere Freude an der Natur, welche nicht nach Geldwerthen rechnet, keinen Platz fände. Die Bauersfrau sieht mit Lust das Gedeihen des Jungviehs, ohne an den Preis zu denken, den Fleischer und Federviehhändler zahlen werden; im Garten fehlt neben den Obstbäumen nicht der Zierstrauch, noch längs des Bohnen- oder Kartoffelbeetes die Blumenrabatte. Sind dies von jener ideelleren Freude an der Natur auch nur Spuren, die man mit Rücksicht auf Brauch und Gewohnheit nicht zu hoch anschlagen darf, so beweisen sie doch, daß der Sinn für Naturgenuß, wie sehr er auch durch die ganze Zeitrichtung verkümmert sein mag, in einem großen Bruchtheil der Bevölkerung nicht ganz erloschen ist.

Eine Wiederbelebung und Wiedererweckung dieses Sinnes halte ich für eine wichtige Aufgabe, denn es liegt in ihm ein sittliches Moment von großer Bedeutung. Wer in der Jugend daran gewöhnt worden ist, liebevoll das Leben der Thiere zu beobachten und an ihrem Wohlbefinden sich zu erfreuen, der wird sich kaum zu den abscheulichen Rohheiten vergessen, gegen welche die Thierschutzvereine jahraus jahrein ankämpfen müssen, und wer die Entwickelung einer Blume oder eines Setzlings mit Theilnahme zu verfolgen gelernt hat, den wird jene Vandalenneigung, junge Bäume an der Landstraße umzubrechen, schwerlich anwandeln. Ja, ich gehe noch weiter in der Werthschätzung des Naturgenusses. Ich bin überzeugt, daß die Wiederbelebung der Empfänglichkeit für denselben viel dazu beitragen würde, jene Unzufriedenheit, welche die sociale Frage in der Gegenwart so brennend gemacht hat, einzudämmen. Denn das gesteigerte Bedürfniß nach Genüssen, wozu leider die Reichen und vielfach auch der Mittelstand durch ihr Beispiel nur allzusehr anregen, und die Unmöglichkeit, dasselbe zu befriedigen, erzeugen Unzufriedenheit, Neid und Klassenhaß, Empfindungen, die einem großen Theil der Unbemittelten fremd bleiben würden, wenn die Freude an der Natur jene kostspieligeren und theilweise auch entsittlichenden Zerstreuungen wieder in den Hintergrund drängte. Oder sollte nicht die größere Genügsamkeit der armen ländlichen Bevölkerung, deren Lohnverhältnisse erheblich ungünstiger sind, als die der städtischen Arbeiter, ein wesentlicher Grund sein, weshalb die Lehren der Socialdemokratie bei ihr einen so wenig günstigen Boden finden?

Die Jugend muß mehr zum Naturgenuß erzogen werden, besonders da, wo die äußeren Verhältnisse nicht von selbst die Neigung dazu fördern. Es ist auch in den gebildeten Kreisen in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen einem Knaben, der in einer Großstadt aufwächst, und einem, der das Glück hatte, wenigstens einen Theil seiner Jugend auf dem Lande zu verleben. Was diesem sich von Kindesbeinen an gleichsam aufdrängt und vertraut wird, bleibt jenem ohne Anleitung fremd und unverständlich. Noch schärfer ist der Gegensatz in den unteren Schichten. Wenn aber wahr ist, was einmal behauptet wurde, daß Arbeiterkinder in den Großstädten aufwachsen, die nie ein Saatfeld, nie eine blühende Wiese zu Gesicht bekommen, so liegt hier ein schwerer Uebelstand vor, der dringend Abhülfe erheischt.

Der Unterricht allein, selbst der geschickteste, kann die Liebe zur Natur nicht einflößen; er kann nur das Interesse wecken und die Fähigkeit zu beobachten schärfen; jene Empfindung aber wird nur durch den lebendigen Verkehr mit der Natur erzeugt. Hat nun die Schule mit Rücksicht gerade auf diejenigen Kreise, von denen eine selbständige Anregung dazu nicht erwartet werden kann, die Pflicht, etwa durch Klassenspaziergänge, durch botanische Excursionen u. s. w. jene entschwundene Freude am Naturgenuß in der heranwachsenden Jugend wieder zu beleben? Die Frage wird jedenfalls sehr abweichend beantwortet und vielleicht auch von solchen, welche ihre Bedeutung voll würdigen, verneint werden — schon aus dem Grunde, weil die Lösung der Aufgabe, so leicht sie auch auf dem Lande und in kleinen Städten wäre, in Großstädten, welche doch besonders in Betracht kommen, auf die erheblichsten äußeren Schwierigkeiten stoßen würde.

Aber ein anderer, weniger zweifelhafter Weg ist bereits eingeschlagen: ich meine die Feriencolonien. Ihre sanitäre Bedeutung ist wohl hinreichend gewürdigt, weniger ihre ethische. Daher hat man auch lediglich kränkliche oder schwache Kinder berücksichtigt; die Wohlthat aber sollte auf möglichst viele Kinder der ärmeren großstädtischen Bevölkerung ohne jene Rücksicht ausgedehnt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, müßte allerdings das Interesse für die Feriencolonien ein allgemeineres sein, vor allem dürften die Kosten nicht bloß durch Privatwohlthätigkeit aufgebracht werden, die, für denselben Zweck Jahr für Jahr in Anspruch genommen, leicht ermüdet. Die so verwendeten Summen würden in mehr als einer Hinsicht gute Zinsen tragen. In dem Herzen manches Kindes, das jetzt in düsterer Kellerwohnung zwischen rauchgeschwärzten Fabrikgebäuden aufwächst und von früh auf nur die drückende Noth des Lebens, wenn nicht Schlimmeres, sieht, würde die Erinnerung an einige schöne Tage, in freier Natur verlebt, tiefere Wurzeln schlagen und den einmal geweckten Sinn für die einfachen und erhebenden Freuden des Naturgenusses nicht wieder entschlummern lassen.

Balzac, der feine Kenner des menschlichen Herzens, sagt in einer seiner Erzählungen, die Vorliebe für Blumen verrathe eine schöne Seele, und fast alle zartfühlenden Leute besäßen diese Vorliebe. Man kann diesen Satz umkehren und mit einer gewissen Verallgemeinerung sagen: der Verkehr mit der Natur verschönt und veredelt die Seele, er verbannt den Hang zur Rohheit und lehrt Güte und Sitteneinfachheit. Daher sollte die erzieherische Thätigkeit — und wer ist davon ausgeschlossen? — sich besonders da, wo äußere Schwierigkeiten kein Hemmniß bilden, angelegen sein lassen, den Sinn für jenen einfachen Naturgenuß, welcher zu seiner Befriedigung keiner schweizer Alpen und italienischen Seen bedarf, nach Kräften zu wecken und so der materiellen Genußsucht, dem Krebsschaden unserer Tage, entgegenzuwirken.

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Namensspielerei in der neuesten „Goethephilologie".

Von H. Düntzer.

Als Wilhelm Scherer für den höheren Schwung, den er der Goetheforschung geben wollte, den Namen „Goethephilologie" erfand, wurde dies von dem Chor gläubiger Anhänger fast wie eine rettende That gefeiert; denn sein αὐτὸς ἔφα hatte eine ungeheure Macht erlangt. Bis dahin hatte man die auf die allseitige Erforschung des Geistes eines fremden Volkes gerichtete Wissenschaft Philologie genannt. Ursprünglich war der classische Name auf die Völker des classischen Alterthums beschränkt, aber da man dieselbe Art der Behandlung mehr oder weniger umfassend auch auf das Morgenland und dessen einzelne Völker, dann auch auf die Länder des neueren Europa anwandte, so entstanden neben der classischen, der griechischen und römischen, Philologie eine größere Anzahl Schwesterwissenschaften, die von dem einzelnen Volke oder dessen Sprachen die unterscheidenden Namen erhielten. Aber Niemand war es eingefallen, eben weil es dem Begriffe dieser Wissenschaft widersprach, das von allen neueren Sprachen angenommene Fremdwort auf die Behandlung eines einzelnen, wenn auch noch so bedeutenden Schriftstellers anzuwenden; man sprach nicht von einer Homer-, Sophokles-, Plato-, Aristoteles-, Shakespeare-, Dantephilologie, sondern freute sich des den Sinn, so weit es einem Worte überhaupt möglich ist, treffend bezeichnenden deutschen Namens. Scherer war es, der bei seinem große Dinge verkündenden Auftreten als Goetheforscher dem überkommenen Namen Gewalt anthat, als wäre damit etwas erreicht, als wäre nicht schon längst erkannt, daß die strenge philologische Behandlung auch von der Goetheforschung angewandt werden müsse, wobei freilich die besondere Weise derselben sich eben aus dem Bestreben, dieser Forderung ganz gerecht zu werden, herausbilden mußte, wie es ja auch bei den verschiedenen Philologien, bei der classischen in einem sehr langen, für ihre Schwestern bahnweisenden Verlaufe der Zeit, geschehen, und noch heute ist diese Entwickelung kaum bei einer ganz vollendet. Lange, ehe Scherer als „ein neuer König aufkam", wurde die philologische Behandlung auf den großen Dichter, ja zum Theil noch früher auf andere deutsche Dichtungen angewandt. Schon im Jahre 1850 habe ich eine philologische Erläuterung des „Faust" geliefert, aus welcher so viele Bäche und Bächlein unmittelbar oder mittelbar geflossen sind, wenn auch manche Jüngere sie nur dem Namen nach kennen. Diese Unkenntniß hat es allein ermöglicht, daß es neuerdings in einem Literaturblatte als ein besonderes Verdienst Schröer's gepriesen wurde, dieser habe den zweiten Theil dem Verständnisse näher gebracht, während bei ihm die Zahl der neuen und zugleich wahren Erklärungen verschwindend klein ist neben außerordentlich vielen, fast unglaublichen Entstellungen.

Von den manchen Verirrungen der Scherer'schen „Goethephilologie", welche den Sinn für das einfach Natürliche, das auch allein das Wahre ist, immer verödender überschwemmt, will ich heute nicht reden, nur des Mißbrauches gedenken, welcher neuerdings mit dem Namen dramatischer Personen getrieben wird. Jakob Minor hat im achten Goethe-Jahrbuche eine neue Ansicht über den Vornamen entwickelt, den Goethe dem Faust gegeben. Bei der Jagd, die man in Goethe's Dichtungen auf persönliche Beziehungen macht, ist es kaum zu verwundern, daß man auch aus den Fällen Gewinn zu ziehen suchte, wo der Dichter sich mit den überlieferten Namen eine Veränderung erlaubt hat. Den Grund, weshalb Goethe den Faust nicht mit der Sage Johann, sondern Heinrich nenne, hätten die Erklärer richtig erkannt; Minor führt an erster Stelle von Loeper, an zweiter mich an, obgleich ich viele Jahre früher die Sache bemerkt und wohl bezeichnender geäußert hatte, der Dichter habe das besonders in der Anrede (und nur in dieser findet sich der Vorname) etwas unedle und bedientenhafte „Johann" gemieden. Thümmel's „Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs" und Göschen's darauf gegründete, von Goethe in einer Xenie verspottete „Reise von Johann" waren freilich damals noch nicht erschienen. Minor's statistische Bemerkung, Faust werde nur dreimal, in zwei Versen der zweiten Gartenscene und in dem schließlichen „Heinrich! Heinrich!" von Gretchen mit seinem Vornamen angeredet, ist nicht richtig. Die Anrede findet sich außerdem in der letzten Scene noch zweimal (4186 und 4254). Der Entwurf hatte es in dieser noch an acht Stellen. Daß in der späteren gereimten Fassung der Gebrauch der Anrede beschränkt worden, muß als entschiedener Vorzug gelten. Goethe fand eine Veranlassung, dem Faust einen Vornamen zu geben, erst da, wo die innigste, zarteste Liebe Gretchens zum Ausdruck gelangen sollte. Daß „der große Hans", wie Faust selbst sich früher (2372) bezeichnet, nicht als Vorname zu fassen sei, habe ich bereits im Jahre 1850 bemerken müssen, und ist seitdem wohl allgemein anerkannt. Goethe hatte sich keineswegs gleich Anfangs vorgenommen, dem Faust einen abweichenden Vornamen zu geben (er kannte aus der Sage nur Johann; denn der Vorname Georg findet sich nicht von dem Faust des Volksbuches und des Puppenspieles), er bedurfte eines solchen bei der Anrede Gretchens in der zweiten Gartenscene, die mit ihrer Bitte: „Versprich mir, Heinrich!" und Faust's Antwort: „Was ich kann!" beginnt. Der Vers hätte auch Johann gestattet, dabei würde aber das folgende „Was ich kann!" einen Mißklang gebildet haben. Wir müssen wohl glauben, daß er hier, um den Bedientennamen zu meiden, zu dem wohlklingenden, leichtfließenden Heinrich griff. In der zweiten Stelle wäre freilich „Dir, Johann, muß es auch so sein" an sich möglich gewesen, aber der Dichter hatte sich einmal für den edlen Namen Heinrich entschieden und Johann hätte wie ein kalter Wasserstrahl den Ausdruck zärtlichster Liebe erkältet. Nicht anders verhält es sich mit den beiden ersten Stellen der Schlußscene: „Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!" und: „Heinrich! Mir grauts vor dir." Die erstere heißt im Entwurf: „Ach, Heinrich, könnt' ich mit dir in alle Welt!", die andere: „Mir grauts vor dir, Heinrich!" Und nun gar der am Schluß verhallende Abschiedsruf verzweifelnder Liebe: „Heinrich! Heinrich!" Da wäre ein „Johann! Johann!" völlig unmöglich gewesen. Uebrigens hat Goethe auch sonst den Namen Johann, den er selbst neben seinem Rufnamen Wolfgang führte, immer gemieden; selbst wo er in der Anrede den Namen eines Bedienten brauchte, verwandte er nicht diesen, sondern den ihm besonders beliebten Namen Wilhelm. Eine Ausnahme bildet die 1812 in Teplitz gedichtete „Wette". In den „Aufgeregten" heißt der Bediente der Gräfin Georg. Der „Großkophta" gibt natürlich den Bedienten französische Namen, La Fleur und St. Jean (bei letzterem dachte Goethe wohl an den in „Wahrheit und Dichtung" geschilderten Diener von Thorane), nur der verschmitzte Junge der Marquise wird Jäck (Verkleinerung von Jacob) genannt. Hans heißt ein Reiter von Götz, Karl der Kellner im Posthause der „Stella". Doch Minor beruhigt sich nicht dabei, daß der Dichter statt des absichtlich gemiedenen Johann den edleren Namen Heinrich gewählt.

Schröer's Bemerkung, Goethe habe den Namen Heinrich willkürlich gewählt, weist er zurück, um dann zur Behauptung überzugehen, dieser habe seine Namen nicht immer willkürlich gewählt. Geradezu willkürlich ist dies eigentlich wohl nie geschehen, immer war ein wenn auch noch so nebensächlicher Beweggrund mit im Spiele. Doch hören wir, welche Beispiele Minor für die persönliche Beziehung der Veränderung von Namen (denn nur um eine solche handelt es sich) aufzuführen weiß. Goethe hatte in seiner Dramatisirung der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" statt der überlieferten Verkleinerung „Götz" den vollen Namen „Gottfried" gesetzt. Zu Minor's Freude hat Hermann Grimm neben anderem auch entdeckt, daß dies „mit deutlichem Bezug auf Herder" geschehen. Minor glaubt dies nicht erst begründen zu müssen. Daß Schiller in den „Räubern" dem Pfarrer den

Digitized by Google

Namen seines geliebten Jugendlehrers, des Pfarrers Moser, gibt, ist als Bezeigung seiner Dankbarkeit gar wohl erklärlich, wenn dies auch nur dem Eingeweihten verständlich war. Dagegen lag die Anerkennung des berühmten Geschichtschreibers der Schweiz, dem er bei seinen Vorarbeiten zum „Tell" so viel zu verdanken hatte, am hellen Tage, wenn er in dem diesem Helden gewidmeten Volksschauspiele Stauffacher nach Mittheilung der Kunde von der Ermordung des Kaisers sagen läßt: „Ein glaubenswerther Mann, Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen," wobei zu bemerken, daß Müller während der Dichtung des „Tell" in Weimar war, ja ein Stück desselben nach Berlin mitnahm, um es dem darauf harrenden Iffland zu übergeben. Nicht für den weiteren Kreis der Leser war es bestimmt, wenn Goethe im „Götz" dem wackeren Knechte, den die Lebensbeschreibung nicht mit Namen nennt, nach seinem Straßburger Freunde Franz Lerse nannte, dessen tüchtiges Wesen er in dieser liebend ausgeführten Person darzustellen suchte. Nicht so freundlich und harmlos deutete er in der Bauernhochzeit desselben Stückes anagrammatisch in dem Assessor Sapupi, dem „verfluchten schwarzen Italiener", auf den cassirten Assessor von Papius, der den Stich so empfindlich fühlte, daß der damals, wie man sagt, in Münster als Weinhändler lebende Mann eine Verleumdungsklage wider ihn anstrengen wollte. Wenn der Bruder Martin in gewisser Weise einen Vorläufer Luther's darstellen sollte (vgl. meine Erläuterungen S. 69 f. 4. Aufl.), so versteht man, daß Goethe berechtigt war, ihm dessen Vornamen zuzutheilen. Aber was hat denn Gottfried von Berlichingen in aller Welt mit Johann Gottfried Herder zu thun, der Ritter von deutscher Kraft, Treue und Redlichkeit, der in den traurigen Zeiten des nur zur Unterdrückung geschaffenen Landfriedens, weil er kein Unrecht duldet, seinen Untergang findet, mit dem von tiefster Anschauung des Volksgeistes erfüllten und in ihm den unversiegbaren Quell aller wahren Dichtung verehrenden Herder zu thun, dem Bewunderer Shakespeare's, vor dessen Bilde er Goethe oft umarmt hatte, den er würdig hielt, einmal sein Denkmal aus unseren Ritterzeiten in unserer Sprache aufzustellen? Wie würde Herder den Schnickschnack verhöhnt haben, hätte ihm der Dichter der Dramatisirung von Götzens Lebensbeschreibung verrathen, daß er, was geradezu toll wäre, den Ritter Gottfried genannt, um auf Herder hinzuweisen, dessen Vornamen Goethe kaum gekannt haben wird, jedenfalls war er nicht so vertraut mit ihm, daß er ihn Gottfried anredete. Eine solche tolle, von Niemand zu ahnende Beehrung, die dazu, da der Held schmählich untergeht, von übelster Vorbedeutung wäre, Goethe zuzuschreiben, halten wir für eine Versündigung an dessen Verstand und Geschmack. Dieser stellte später den überkommenen Namen Götz wieder her, da er einsah, daß derselbe keineswegs, wie er früher gemeint hatte, der Würde des Schauspiels widersprach, da er nicht als herabsetzende Verkleinerung gefühlt wurde.

Minor schreitet selbstbewußt weiter: „Der Held des Goethe'schen Singspiels heißt in der Quelle »Edwin«. Goethe nennt ihn »Erwin«, mit deutlichem Bezug auf seinen vergötterten Erwin von Steinbach." Was aber hat der verliebte Jüngling, der seine kleine Stelle treu versieht, um sich und seine Mutter zu erhalten, auch gute Aussicht für die Zukunft hat, aber durch die Kälte der Geliebten zur Flucht getrieben wird, mit dem genialen Künstler, Goethe's „heiligem" Erwin, irgend gemein? So wenig wie der „Edwin" der Goldsmith'schen Romanze mit Edwin, dem Bruder des Königs Athelstan, dem Großmeister der Freimaurer. Ja wenn dieser Erwin noch ein gottbegabter Künstler wäre! Niemand hat das Recht, Goethe die Albernheit zuzuschreiben, er habe den Meister des Straßburger Münsters dadurch ehren wollen, daß er einem immerhin guten, verliebten Jüngling, den ein Mädchen zur tollen Flucht verleitet, dessen Namen gab. Auch änderte Goethe nicht allein den Namen des Liebenden, die Geliebte, bei Goldsmith Angelina, taufte er Elmire um und deren neugeschaffene Mutter nannte er Olympia, den Freund Bernardo, da das deutsche Bernhard ihm nicht genügte. Sollte der Name Erwin auf eine Person hindeuten, so müßte es auch wenigstens Elmire, wofür demnach Minor noch auf die Suche gehen müßte. Der Name Elmire gefiel dem Dichter so, daß er ihn auch noch in „Wilhelm Meister" der ältesten Tochter des Polterers gab. Statt des ungewöhnlichen „Edwin" setzte Goethe den Namen des Straßburger Meisters, der ja eigentlich nur Vorname war, wenn auch seine Nachkommen ihn als Zunamen beibehielten; daß Jemand darin eine persönliche Beziehung auf jenen wittern werde, konnte er nicht ahnen. Uebrigens scheint sich Minor wenigstens nicht erinnert zu haben, daß der Name „Edwin" Goethe einen Streich gespielt; denn 1822 nannte dieser in der „Campagne in Frankreich" den Zwergkönig mit diesem Namen statt Eckwald. Sollte es gelingen in irgend einer Sage Edwin als Zwergkönig nachzuweisen, so würde man freilich glauben können, einen besonderen Grund gefunden zu haben, weshalb Goethe diesen Namen nicht dem Helden seines Lustspiels gab.

Als drittes, etwas abweichendes Beispiel führt Minor den Lerse in „Götz" an. Wie es sich damit verhalte, haben wir gesehen. So weit Minor's „deutliche Belege, daß Goethe die Namen nicht immer willkürlich gewählt hat". Niemand bezweifelt, daß dieser bei der Wahl eines Namens auch einmal durch eine persönliche Beziehung bestimmt worden sei, nur muß diese offenkundig vorliegen und darf nicht abgeschmackt sein, wie es in den beiden ersten von Minor angeführten willkürlich angenommenen Beispielen der Fall sein würde. Ehe er sich zu Heinrich Faust wendet, gedenkt er der in Schröer's zweiter Ausgabe eingeschobenen Bemerkung Weinhold's, daß „Heinrich und Margarethe sich im Kalender den 12., 13. Juli folgen, eigentlich beide kirchlich auf den 12. Juli fallen." Die Thatsache ist nicht genau richtig angegeben; in den Kalendern fällt Margaretha durchweg auf den 13., bei Heinrich wechseln sie zwischen dem 12., 13. und 14. Minor erklärt sich mit Recht gegen einen solchen Einfluß des Kalenders auf Goethe; selbst die bei Katholiken sich leicht aufdrängende Bemerkung, daß die Namenstage Margaretha und Heinrich unmittelbar aufeinanderfallen, würde ihn nicht haben bestimmen können, den Geliebten Gretchens Heinrich zu nennen.

Und Minor's Entdeckung! Zum Namen Heinrich hat Goethe's Freund Friedrich Heinrich Jacobi Pathe gestanden, mit Beziehung darauf, daß „dieser ihn im Sommer 1774 mit Spinoza zusammengeführt". Der angeführte Grund ist eine thatsächliche Unwahrheit. Nicht Spinoza's wegen hatte er Jacobi endlich aufgesucht; ebensowenig ist er durch diesen mit Spinoza bekannt geworden. Schon im vorigen Jahre hatte Merck ihm Höpfner's Spinoza geliehen, und er den Freund gebeten, diesen länger behalten zu dürfen, um zu sehen, „wie weit er dem Menschen in seinen Schachten und Erdgängen nachkomme". Jacobi selbst äußert im Jahre 1812, Goethe habe (1774) in der Laube zu Bensberg „über Spinoza, ihm unvergeßlich, gesprochen." Er tauschte damals mit ihm seine Ansicht über diesen als Gottesleugner verketzerten Philosophen aus und derjenige, der in Faust's Sinne den Spinoza pries, war Goethe, nicht Jacobi, der eben einen außerweltlichen Gott nicht aufgeben konnte, wogegen Goethe, wie sein Faust, entschiedener Pantheist war, Gott nur in der Natur, nicht außer derselben fand. Und dennoch soll Goethe so thöricht gewesen sein, seinem Faust an der Stelle, wo er sein pantheistisches Glaubensbekenntniß ablegt, den Vornamen Jacobi's zu geben. Aber damit ist Minor's Unkenntniß noch nicht erschöpft! Wie nannte denn Goethe seinen Jacobi, welchen Vornamen gaben ihm Verwandte und Freunde? Hieß er ihnen etwa Heinrich oder Heinz? Minor hätte doch wissen müssen, daß er allgemein Fritz hieß, daß Goethe ihn mit diesem Namen von Johanna Fahlmer, von der Gattin und den Schwestern bezeichnen hörte. Schon im ersten Briefe spricht er ihn „lieber Fritz" an; den 21. März 1775, wo er die betreffende Scene des „Faust" nicht bloß geschrieben, sondern schon Jacobi vorgelesen hatte, bittet er ihn: „Bleib bei mir, lieber Fritz!"; darauf im April, als des Freundes Verdammung seiner „Stella" ihn schmerzlich aufgeregt hatte, fragt er in bitterer Laune: „Friderice Fritzel, wie ist Dir?" Noch im October 1782 beginnt er: „Lieber Fritz! Laß mich Dich noch einmal, und wenn du willst, zum letztenmal so nennen." Und trotz alledem soll Goethe durch den Vornamen Heinrich darauf deuten, daß er bei Faust seinen

Digitized by Google

Freund Jacobi im Sinne habe! Ich will gar nicht davon reden, daß Jacobi ihm seine Vermischung mit dem Pantheisten Faust, dem Verführer Gretchens, übel gedankt haben würde, aber wie kann man einen solchen sich selbst, wenn man die Verhältnisse kennt, thatsächlich widerlegenden Einfall vor verständigen Lesern zu äußern wagen? Ich weiß es, daß Goethe auch den jüngeren Stolberg, obgleich er ihn regelmäßig „Fritz" nannte, später auch wohl einmal ausnahmsweise mit dem anderen Namen Leopold bezeichnete, aber es ist dies eben nur eine spätere Ausnahme. Den jüngeren Jacobi hat er nie und nimmer Heinrich genannt und Jacobi unterzeichnete sich noch im Jahre 1811 in einem Briefe an den Freund „Dein alter Fritz". Damit ist denn die Gleichung „Heinrich Faust = Friedrich Heinrich Jacobi" entschieden abgethan. Sollte sich Minor vielleicht durch Jean Paul's späte Briefe an Jacobi haben irre führen lassen, die freilich mit zu dem Schönsten gehören, was wir diesem verdanken. Dieser beginnt seinen vierten Brief: „Geliebter Heinrich! Lasse Dich mit diesem Zaubernamen citiren, den du von dem besten und sternischsten König Heinrich IV. von Frankreich geerbt; und wegen dieser Magie wurd' auch der in meiner Brust anwohnende Leitgeber so genannt." Diese Magie ließ ihn auch, da er auf Jacobi's Büchern den Vornamen Friedrich Heinrich fand, den zweiten ohne Weiteres wählen, da er eben aus persönlicher Verbindung nicht wußte, welcher von beiden sein Rufname war.

Beruht so die Annahme, Faust sei nach Jacobi Fritz genannt, auf einem doppelten thatsächlichen Irrthum, so scheint es auch auffallend, daß ein so fester Goethekenner, wofür Minor doch gelten will, sich bei dem Rufe „Heinrich, Heinrich!" nicht des „Werther" erinnerte. In der freilich erst später eingefügten Erzählung von dem aus Liebe wahnsinnig gewordenen Schreiber ruft die Mutter: „Heinrich, Heinrich, wo steckst du?" Hier wurde der Name doch gewiß ohne Beziehung gewählt, weil er dem Dichter sich zu seinem Zwecke ungesucht darbot, da er anspruchslos, leicht fließend und wohlklingend war. Und im „Faust" wird es sich ebenso verhalten.

Minor wendet sich schließlich zu dem Namen Lila, der in Goethe's Gedicht „Pilgers Morgenlied" eine Rolle spiele. Das thut er aber nicht. Den Namen Lila führte Luise von Ziegler allgemein, seit Herr von Reutern sie unter demselben besungen hatte; ob als Schäferin mit Beziehung auf Wieland's „Idris", wissen wir nicht zuverlässig. Lila war einer der geläufigsten Namen in Liebesliedern und selbst auf der Bühne, wie ja Goethe noch seine „gute Frau" Lila nannte. Solche Liebesnamen flogen den Damen gleichsam zu. So besang Merck die Hofdame von Roussillon als Urania, J. G. Jacobi die Fahlmer als Adelaide. Goethe nannte seine Lili Belinde, die Namen Psyche und Olympia waren geläufig. Goethe's gerade nicht sehr empfindsame Schwester Cornelia Friederike Christiane unterschrieb sich in Briefen an Kestner Sophie, was nur darauf beruhen kann, daß man ihr diesen ihr wohlgefälligen Namen beigelegt hatte.

Nicht auf Minor's Rechnung kommt es, sondern es war einer der Einfälle Scherer's, wenn im Namen des schuftigen Satyros kein Geringerer als Herder gefunden wurde, durch Kunststücke, die ich längst ausführlich zergliedert habe. Aber auch da, wo nicht die fadenscheinigste Spur auf einen Namen deutet, hat man Personen ausgewittert. Das Stärkste dieser Art ist Scherer's Behauptung, in den Versen Faust's I, 89 ff.:

> Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
> „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen:
> Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
> Auf bade, Schüler, unverdrossen
> Die ird'sche Brust im Morgenroth."

sei der Weise Herder. Und doch ist diese als geniale Entdeckung in den Himmel gehobene Deutung so haltlos wie kindisch. Wie hätte es dem Dichter einfallen können, seinen längst entschwundenen Zeiten angehörenden Faust als Spruch des Weisen eine nur sehr entfernt ähnliche Aeußerung Herder's anführen zu lassen, die noch gar nicht gedruckt war, von der auch kaum anzunehmen, daß dieser sie schon in Straßburg ihm mitgetheilt hatte? Nein, unter dem Weisen kann nur derjenige gemeint sein, dessen geheimnißvolles Buch er eben aufgeschlagen hat, der etwas abweichend von der Ueberlieferung gedachte Nostradamus. Herder würde Goethe bitter verspottet haben, hätte er ihm vertraut, daß er ihm mit dieser Allen unverständlichen Aeußerung eine Ehre habe erzeigen wollen. Aber Scherer beweist, daß Nostradamus nicht gemeint sein könne. „Vielmehr macht das bei Nostradamus gefundene Zeichen den dunklen Anspruch eines anderen Weisen klar." Von einem Klarmachen eines dunklen Spruches ist hier nicht die Rede, sondern das Erkennen geht bloß auf die Wahrheit der Mahnung, die er jetzt lebhaft empfindet. Davon, daß das Buch des Nostradamus bloß die Zeichen, die Sigilla enthalten habe, kann nicht die Rede sein, es gab nach Goethe's Annahme, wie ähnliche Bücher, auch Anweisung, wie man wirklich die Geister heraufbeschwören könne, ja der Dichter hatte dabei die seinen Vierversen vorgesetzte Mahnung des Nostradamus an seinen Sohn im Sinne, die Kenntniß der Himmelszeichen genüge zur Weissagung nicht, hinzutreten müsse der nur Wenigen gegebene prophetische Geist. Bei der ganz freien Ausführung dieser Mahnung liegt die bei den Geisterbeschwörern gangbare Ansicht zu Grunde, die Morgenröthe sei die dazu geeignetste Zeit, weil bei Aufgang der Sonne die magische Gabe in größter Menge ausgebreitet werde. Davon führt ein bekanntes Zauberbuch den Namen Crepusculum matutinum. Berühmt war auch bei den Alchymisten Jakob Böhme's „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang", deren Titel auf das neue von ihm geschaute Licht deutete. Goethe selbst gedenkt in einem Briefe aus Venedig vom 3. October 1786 dieses Buches in einer Weise, die zeigt, daß er es gekannt, ja Bodmer hatte, wie er am 12. August 1777 an J. Schinz schreibt, von Steinbrüchel vernommen, daß dieser den ersten Unterricht in Böhme's „Aurora" empfangen hat. Wir bedürfen daher zur Deutung des Morgenrothes keiner weiteren Beziehung. Der Weise denkt natürlich bei dem Morgenroth, der zur Magie günstigen Morgenstunde, an den Aufenthalt in der freien Natur vor Sonnenaufgang; das „Baden im Morgenroth" ist ebenso zu verstehen, wie vorher Faust's „Baden im Thau des Mondes". Die von Scherer herangezogene Stelle in Herder's später erschienener „Aeltesten Urkunde" ist ganz fremdartig. Dieser setzt die erste Offenbarung Gottes, den Anfang der Menschenbildung, in die Zeit des ersten Aufgangs der Morgenröthe, und ermahnt den Jüngling, sich bei jedem Aufgang der Sonne an jene erste Offenbarung zu erinnern, „sich hinzufühlen in die Urzeit der Schöpfung". Das ist himmelweit verschieden von der im Gegensatze zur „trockenen Sinnen" gedachten Weihe des Aufgangs der Morgenröthe in der von Geistern belebten, die Seele erfrischenden Natur. So hat auch hier die „literarische" Erklärung den Sinn des Dichters völlig entstellt. Erich Schmidt selbst gesteht, daß Scherer in dem Heft „Aus Goethe's Frühzeit" manche Combinationen „mit etwas tumultuarischer Kühnheit aufgepflanzt" habe, meint aber, die „großen Züge der angewandten und klar erörterten Methode müßten in Ehren bleiben." Aber gerade die Methode, insofern sie Scherer eigenthümlich ist, einen Einfall mit aller Gewalt durchzusetzen, müssen wir als ein loses Spiel betrachten, welches leider in der Wissenschaft manches Phantom geschaffen, das sie aus ihrem, der klaren Wahrheit geweihten Heiligthum verscheuchen muß — noch mehr die ähnlichen oder noch schlimmeren Versuche seiner Schüler.

---

## Aus Kaiser Wilhelms Lehr- und Wanderjahren.

Von Bruno Gebhardt.

Als Kaiser Wilhelm seine Augen zum ewigen Schlafe schloß, und eine ganze Welt in unzähligen Kundgebungen der Trauer sich sein Bild vor Augen zu stellen strebte, da klangen aus allen Schilderungen seines Charakters die Worte wieder, mit denen die unvergessene Königin Luise den Knaben zeichnete: einfach, bieder und verständig. Es ist das beste Kenn-

Digitized by Google

zeichen wahrer Größe, daß sie aus den einfachsten Bedingungen erklärt werden kann; ein räthselhafter Charakter wird den Blick leichter auf sich ziehen, kann ihn dauernd fesseln, darf interessant genannt werden, aber kaum jemals groß. Der große Charakter setzt sich aus wenigen, deutlich hervortretenden, stark und kräftig entwickelten Zügen zusammen, auf deren Walten und Wirken alle Erscheinungen sich zurückführen lassen. Kein deutlicheres Beispiel, als die beiden Brüder, die zuletzt auf dem preußischen Throne saßen. So wenig das geschichtliche Urtheil schwanken kann, wer der Größere war, so sehr geht es auseinander, jeden der beiden Fürsten zu charakterisiren. Friedrich Wilhelm IV. ist zweifellos eine ausgeprägte problematische Natur, ganz in dem Sinne, wie sie Goethe bezeichnete; Kaiser Wilhelm stand, wie er selbst oft genug neidlos anerkannte, in Vielem dem Bruder nach, aber in ihm waren weit mehr die Bedingungen vorhanden, die den großen Herrscher bilden. Alle intimeren Kundgebungen, die aus seinem Leben bekannt geworden sind, haben nur immer neue Beweise dafür beigebracht, daß die Grundzüge seines Wesens, wie sie in der Kindheit Tagen von der fein beobachtenden Mutter erfaßt wurden, unveränderlich geblieben sind und den Schlüssel zur Erklärung seiner Entwickelung bieten. Auch die neuesten, mit größtem Danke zu begrüßenden Beiträge zu seinem Leben, die das Natzmer'sche Buch*) beibringt, beweisen dies für eine Zeit, aus der bis jetzt verhältnißmäßig wenig bekannt war, und die doch um so wichtiger ist, als da sich der Jüngling zum Manne entwickelte.

In erster Reihe wird das Natzmer'sche Buch die militärischen Kreise interessiren, ganz natürlich bei der hervorragenden Stellung, die Oldwig von Natzmer im Heere einnahm, und auch der Briefwechsel mit dem damaligen Prinzen Wilhelm dreht sich am häufigsten um rein militärische Fragen, die dem Prinzen auch Zeit seines Lebens am nächsten lagen. Daneben aber findet sich doch eine Reihe höchst interessanter Correspondenzen, theilweise von historischem Werthe, welche politische Ereignisse betreffen. Der orientalische Krieg von 1828, die Julirevolution mit ihren Folgen, besonders die Schwierigkeiten, welche aus dem Uebertritt der polnischen Flüchtlinge auf preußischen Boden entstanden waren, die Kölner Wirren finden Beachtung und Besprechung. An Persönlichkeiten treten uns direct mit eigenen Briefen oder indirect in Erwähnungen wohl so ziemlich alle entgegen, die am Hofe und im Heere eine Rolle spielen, so daß das ganze Werk uns treffend in den Geist der damaligen Zeit zurückversetzt. Besonders, was ja auch das Markanteste war, die thurmhohe Freundschaft mit Rußland, das Streben des Kaisers Nikolaus sich selbst in die inneren Angelegenheiten des preußischen Staates zu mischen, das den sonst gewiß zurückhaltenden Friedrich Wilhelm III. sogar zu der ungeduldigen Aeußerung veranlaßte: „Ich werde in meinem Lande Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten wissen, ohne die Hülfe und Rathschläge Rußlands. Der Kaiser möchte doch nur im eigenen Hause die nöthigen Vorkehrungen treffen, damit nicht Wiederholungen von 1825 in Rußland und 1830/31 in Polen stattfinden. Ich werde dem Kaiser nie vorschreiben, was er bei sich zu thun und welchen Personen er sein Vertrauen zu schenken habe; aber ich werde auch nie gestatten, daß der Kaiser sich diese Uebergriffe bei mir erlaubt," wird durch mannigfache Aeußerungen und Thatsachen belegt, und die damaligen Erfahrungen haben in den Tagen von Olmütz Natzmer zu einer Denkschrift veranlaßt, die vor der Verbindung mit Rußland laut genug warnt. Zu dem viel umstrittenen Capitel von der Wirksamkeit Schön's liefert Natzmer, der als commandirender General mit ihm in Königsberg zusammen wirkte, sehr beachtenswerthe Beiträge (II. 86 ff.), wie überhaupt der Geschichtsschreiber der neueren Zeit Manches aus dem Buche entnehmen kann. Aber, um mit dem Herausgeber zu sprechen, da die Briefe des Kaisers „die Krone aller seinen Helden betreffenden Mittheilungen sind," dürfen auch wir uns mit dem besonderen Hinweise auf diese beschränken, um von dem werthvollen Inhalt des Buches Kunde zu geben und unsere Leser zur Kenntnißnahme des ganzen einzuladen. Allerdings erhoffen wir in naher Zeit aus dem Natzmer'schen Nachlaß noch mehr und noch interessantere Veröffentlichungen, die auf Wunsch des Kaisers während seiner Lebenszeit unterblieben, so vor allem das Capitel von seiner Liebe zu Elise Radziwill und seiner Entsagung, vielleicht das einzige Capitel dieses harten und arbeitsreichen Lebens, das von einem Strahl der Poesie umflossen ist.

Die Briefe aus den jüngeren Jahren enthalten mancherlei Neuigkeiten aus Hof und Gesellschaft und Mittheilungen persönlicher Natur, aus denen besonders interessiren mag, daß der Kaiser einen Krüppelfinger hatte, durch eine Verwundung auf der Jagd im Jahre 1819. Politischen Inhaltes ist ein Brief vom December 1821. Es war damals von einem Bündnisse zwischen England und Oesterreich gegen Rußland die Rede; der Prinz glaubt nicht daran, da ihm die Zwecke des Bündnisses unerklärlich wären. Wenn Rußland die Türkei besiegt, würden jene es an der Ausbeutung seines Sieges hindern wollen? „Uebrigens," fährt er fort, „bin ich ganz mit Ihnen einverstanden, daß eine Theilnahme Preußens an diesem Kampfe für uns und unser System sehr glücklich wäre; denn gewiß ist uns nichts gefährlicher als ein langer Frieden. Man sehe unseren politischen Standpunkt an: unsere körperliche Schwäche ist erschreckend, wenn man die Nachbarstaaten dagegen betrachtet. Wir müssen dieser Schwäche also durch intellectuelle Kräfte zu Hülfe kommen und diese müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden. Bei einem langen Frieden wird dies Erhalten aber sehr schwer und daher wäre der genannte Krieg ein sehr erwünschtes und passendes Mittel sich aufzufrischen; denn ein jeder andere Krieg geht zu leicht gleich auf Gefährdung der Existenz bei unseren Verhältnissen." Man sieht, der Prinz urtheilt nicht ohne Vorsicht in erster Reihe als Militär, dem vor dem Einrosten graut. In demselben Briefe findet sich eine Stelle, die, man möchte sagen, in nuce eine Regierungsmaxime des späteren Herrschers in sich schließt: „Sie werden wissen, daß der Kronprinz Präses der Kommission ist, welche über provinzial-ständische Verfassung Arbeiten und Vorschläge einreichen soll. Es ist ein eigen Ding, den Thronerben damit zu beauftragen, da er genöthigt ist, sich jetzt schon auf das Bestimmteste über seine Ansichten auszusprechen, die der Nation dadurch bekannt werden. Spätere Ansichten bei reiferem Alter, die vielleicht mit den jetzigen in Widerspruch stehen, können leicht dazu dienen, sich ein Dementi zu geben."

Von höchster Wichtigkeit ist ein Brief vom 31. März 1824. Mit tiefster Bitterkeit beklagt der junge Fürst die damalige politische Lage: „Hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?" Er macht kein Hehl daraus, daß die damalige Regierung die Schuld an der Mißachtung, in der der Staat steht, trägt; er betont, „was damals bei den drei Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun" und schließt: „Wenn man nichts mehr sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?" Es ist dieser Brief ein lehrreiches und werthvolles Document für den Entwickelungsgang des Prinzen, für sein lebhaftes Gefühl für die Ehre des Staates und der Nation, die er im Gegensatz zu mancher anderen damaligen leitenden Größe auf dem allein richtigen Wege selbstständigen Handelns suchte. Der Tod des Kaisers Alexander berührte ihn tief; er nennt ihn einen herrlichen Mann, eine großartige Seele, einen Herrscher im wahren Sinne des ganzen Wortes. Nach der Rückkehr aus Petersburg, wo der Prinz den Leichenfeierlichkeiten beiwohnte, weiß er mancherlei von der Thronrevolution zu erzählen; nichts ist amüsanter als das Wort, das in dortigen Adelskreisen häufig ge-

*) Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. I. Theil: 1820—32; II. Theil: 1832—39. Gotha, F. A. Perthes.

Digitized by Google

hört wurde: Das Ereigniß vom 26. December sei besonders traurig für den Adel, pour notre noblesse qui jusqu' à présent a été si pure. Es bezeugt eine geringe Geschichtskenntniß, setzt er hinzu, oder eine eigenthümliche Naivetät und Illusion. Widersprechen ging da nicht, weil es Wahrheiten zu Tage gefördert hätte, die lieber ungesagt bleiben, doch wahr sind.

Inzwischen war die Julirevolution eingetreten und in ihrem Gefolge die revolutionären Erscheinungen auf dem Continent. Erst drei Jahre später äußert sich der Prinz. Nach seiner Ansicht ist die Thatlosigkeit der alten Monarchien gegenüber der Revolution das Allerschlimmste, aber dieses Uebel entstammt ihm schon aus jenen Zeiten, wo die Souveräne mit der großen Revolution paktirten, statt sie zu bekämpfen. „Diese beispiellose Anerkennung ist unauslöschlich aus der Geschichte und die jetzt lebenden Souveräne haben wohl nicht daran gedacht, welch' eine Zukunft sie ihren Nachfolgern durch dieses aufgestellte Beispiel bereiten! Dies aufgestellte Beispiel wird für die Revolutionspartei ein Panier werden, das gezeigt ohne sonderliche Anstrengung die Massen in Bewegung setzen wird. Dies sind meine Befürchtungen für die Zukunft; rosig sind sie nicht." Daß der Prinz der Revolution gegenüber einen streng legitimistischen Standpunkt einnimmt, kann natürlich nicht Wunder nehmen; denselben als berechtigt zugegeben und die Zeitverhältnisse in's Auge gefaßt, ist das Urtheil zweifellos verständig; die aus der gegenseitigen Eifersucht der siegreichen Allianzstaaten entspringende Nachsicht gegen Frankreich im Jahre 1815, auf die der angezogene Brief ebenfalls hinweist, hat einen Zustand beständiger Gefahr für die Ruhe Europas geschaffen.

In dem bekannten literarischen Streit, wer der Stifter der Landwehr war, der durch die Schrift von Voigt über Alexander Dohna entstanden war — dieser nimmt für seinen Helden unter Beihülfe von Klausewitz die Ehre der ergriffenen Initiative in Anspruch, was Klausewitz in Ranke's Zeitschrift und Boyen in den „Beiträgen zur Kenntniß des Generals Scharnhorst" mit Recht bestritten — äußert sich Prinz Wilhelm sehr bemerkenswerth: „Boyen's Antwort auf Voigt's Schrift ist vortrefflich. Letztere verleugnet allerdings nicht ihre Tendenz und ihren Souffleur. (Schön!) Ich möchte aber noch die Voigt'sche Schrift passiren lassen; aber die Aeußerung, daß Scharnhorst überhaupt nicht der Mann gewesen sei, der eine solche Idee (der Nationalbewaffnung) habe erfassen können, ist so unerhört plump und unwissend, daß ich keine Worte dafür finde." Der Streit und die Schrift ist bloß ein Glied einer ganzen Kette von Polemiken, die im Erscheinen der Schön'schen Denkwürdigkeiten ihren Höhepunkt erreichten und noch heute die historischen Kreise beschäftigen; deshalb interessirt auch das Urtheil über Scharnhorst besonders. Aus dem Jahre 1835 liegt ferner ein Brief des Prinzen vor, in dem er dem Freunde einen ausführlichen Bericht über seine Mission nach Wien zur Thronbesteigung Kaiser Ferdinands erstattet. Mit großer Einsicht wird die gefährliche Lage des Kaiserstaates bei dem eigenthümlichen Thronwechsel geschildert, und die Bedeutung seiner Sendung, ganz wie es Metternich in einigen Depeschen that, dahin präcisirt, daß der preußische Hof dem übrigen Europa zum Beispiel zeigen wollte, „daß wenn selbst ein solcher Herr Kaiser sei, alle Verhältnisse zu ihm unverändert bleiben würden." Das interessanteste Schriftstück aus der Feder des Fürsten ist aber ohne Zweifel der Brief vom 18. April 1838 aus Anlaß der Kölner Wirren. „Sie berühren in Ihrem Schreiben einen Sturm anderer Art," heißt es dort, „der diesen Augenblick die Welt in religiöser Beziehung bewegt und rufe ich mit Ihnen aus: Der Himmel bewahre uns vor einem Kriege um solcher Ursachen! Während man alle politischen Verhältnisse mit eingestecktem Schwert hat sich umgestalten und alle Traktate mit Füßen hat treten lassen, wird man doch nicht zum Kriege schreiten, um die Lehre des Friedens zu vertheidigen? Religionskriege würden uns völlig in's Mittelalter versetzen, weil der Fanatismus unausbleiblich sein würde und mit ihm alle damaligen Greuel! Mit Ruhe und Consequenz wird sich alles ausgleichen, aber freilich nicht in so kurzer Zeit, wie Viele träumen möchten. Nur keine Gewaltschritte gegen Rom; sollte das dortige Haupt hors de saison sein, so wird dies die Zeit lehren, aber darauf hinarbeiten darf man nicht, wenn man eben nicht Religionskriege herbeiführen will. Leider gibt es Personen, die dies wohl möchten und das sind unsere Frömmler à la tête und warum? Weil sie sich gern an die Spitze der evangelischen Kirche und somit auch über die Gouvernements stellen möchten. Von diesen Leuten droht uns stets Gefahr." Das sind treffliche Worte, die besonders im Schlußsatze heute mehr wie je Geltung haben und Beachtung verdienen. Wie übrigens damals die Stimmung in den maßgebenden Kreisen war, zeigt die Aeußerung Bunsens: „Ranke, Raumer und das ganze große Publikum, ebenso wie der Kronprinz, theilen meine Ansicht. Es herrscht ein allgemeines Gefühl der Freude, daß der preußische Adler doch endlich seinen Flügelschlag hörbar gemacht hat." Daß der Kronprinz damals zu den Culturkämpfern gehörte, ist besonders merkwürdig. Von der Werthschätzung, die Natzmer bei dem Prinzen genoß, legen alle bisher angeführten Briefe Zeugniß ab, wobei zu bedenken ist, daß die vertraulichsten noch zurückbehalten sind. Als Natzmer 1839 aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied nahm, hatte der Prinz Gelegenheit seiner Verehrung offenen Ausdruck zu geben. Er findet es recht, wenn auch mit Bedauern, daß der General sich in jenem Moment zurückziehe, wenn seine Gesundheit ihm nicht erlaube einen etwaigen Feldzug mitzumachen. „Aber," fährt er fort, „da wir keine Aussicht mehr zum Kriege haben, so hätte ich wohl gewünscht, daß Sie länger noch dem Könige und dem Staate Ihre Dienste gewährt hätten, da ja im Frieden so viel darauf ankommt, wie man das Material zum Kriege vorbereitet und wer es ist, der dies thut."

Verstandesklarheit, besonnenes Urtheil, maßvolle Ruhe schon in den Tagen der Jugend, hohes Pflichtbewußtsein spricht aus allen Schreiben des verstorbenen Kaisers, die in den beiden Bänden abgedruckt sind, werthvolle Documente der Erinnerung an diesen unvergeßlichen Fürsten und seinen Werdegang. Es ist übrigens bis jetzt immer behauptet worden, daß man auf allen Seiten mit den größten Hoffnungen und Erwartungen der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. entgegensah; daß Prinz Wilhelm im Gegensatz zu seinem Bruder unterschätzt wurde. Daß in militärischen Kreisen doch auch andere Anschauungen Raum gewonnen hatten, dafür möge nur eine einzige Aeußerung sprechen. General Block, der Commandirende des pommerschen Armeecorps, schrieb am 20. Mai 1838 an Natzmer: „Erlaube, daß ich Dich von Stettin nach Berlin führe. Bei meinem Hiereintreffen fand ich den guten König so verändert, daß inniger Kummer mein Herz erfüllte. Gestern sah er dagegen wieder so wohl aus, daß meine Besorgnisse schwanden. Solche Bemerkungen werden um so tröstlicher, wenn man einen Blick auf Personen und Verhältnisse wirft, die in's Leben treten, wenn der dritte Friedrich Wilhelm nicht mehr der Zeitlichkeit angehört. Gott halte diesen Zeitpunkt recht weit von uns entfernt. Sein Beginn kann uns nicht mit freudigen Hoffnungen erfüllen. Viel, und hier und da auch wohl mit Recht, wird über das jetzt Bestehende geklagt, doch wie wird künftig die jetzige Zeit mit ihren Mängeln zurückgewünscht werden."

Aus dem Testamente Friedrich Wilhelms III. wird gerade jetzt die Natzmer'sche Mittheilung interessiren, daß der König bestimmt hatte, seine und der Königin Leiche sollen so lange in Charlottenburg bleiben, wie eines seiner Kinder und Enkel, die ihn gekannt, am Leben sein würden. Alsdann stelle er es dem Regenten anheim, ihn mit der Königin in die Königliche Gruft im Dom setzen zu lassen.

Digitized by Google

## Vom organischen Wachsthum der Lebewelt.

Von A. Passow.

Der Tübinger Professor Th. Eimer bekennt sich zwar im Allgemeinen zum Darwinismus; im Einzelnen aber weicht er wesentlich von demselben ab. Sein neuestes Werk*) enthält Aelteres und Neues in glücklichster Mischung. Es ergänzt und berichtigt fremde Forschungen durch eigene Beobachtungen. Es sucht den Lehrsatz von der Einheit der Lebewelt dadurch zu befestigen, daß er dem Zufall, dem der Darwinismus eine große Rolle in der Gestaltung der Naturerscheinungen zuschreibt, jegliche Bedeutung abspricht und sich nachzuweisen bestrebt, daß im Weltall Alles und Jedes auf festgeregelten Gesetzen beruht. Und in der That spricht die Ordnung, die Harmonie der Welt für die Herrschaft der Gesetzmäßigkeit. Wenn der Zufall regierte, wäre Unordnung vorhanden. Und so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser keinen Antheil hatte an der Entstehung jener Mannigfaltigkeit der Lebewelt, welche, sich in zahllose größere und kleinere Gruppen theilend, Familien, Gattungen, Arten und Einzelwesen hervorrief und sich namentlich darin thätig erweist, daß sie jede, auch die kleinste Kreatur auf dem weiten Runde unseres Erdballes nicht etwa als eine fabrikmäßig angefertigte Copie ihrer Vorfahren, sondern als ein Originalwerk unter Benutzung älterer Vorlagen darstellt.

Ist die Organismenwelt ein Ganzes, so gelten für alle Glieder die nämlichen Grundgesetze, und andererseits müssen unter dieser Voraussetzung die Regeln, nach denen das Leben jedes einzelnen Gliedes verläuft, auch für die Gesammtheit maßgebend sein. Haben sie doch alle ein charakteristisches Gemeingut, das Gemeingut der Zelle! Wie das Individuum entweder aus „einer" oder aus „vielen" Zellen, jedenfalls aber aus einer Summe von Zellen besteht, so ist die Art eine Summe von Individuen, die Gattung eine Summe von Arten und die Familie eine Summe von Gattungen. Mit anderen Worten: die Lebewelt ist ein Organismus mit vielen Organen; ein Baum mit zahllosen Aesten, Zweigen und Blättern.

Auf der hieraus sich ergebenden Annahme fußend, daß ihn die Entdeckung der den Aufbau eines einzigen Thieres oder einer Pflanze bewirkenden Gesetzmäßigkeit, den Schlüssel zum Verständniß der Gesetze der ganzen organischen Welt verschaffen würde, wandte sich Professor Eimer zu Anfang der siebziger Jahre der Beobachtung der Mauereidechse zu. Dieses kleine Geschöpf benutzte er zum Ausgangspunkt einer langen Reihe gewissenhafter Forschungen an anderen Lebewesen, die ihn sämmtlich zu dem Ergebniß führten, „daß die physikalischen und chemischen Veränderungen, welche die Organismen durch die Einwirkung der Umgebung, durch Licht oder Lichtmangel, Luft, Wärme, Kälte, Wasser, Feuchtigkeit, Nahrung u. s. w. erfahren, und welche sie vererben, die ersten Mittel zur Gestaltung der Mannigfaltigkeit der Organismenwelt und zur Entstehung der Arten sind. Aus dem so gebildeten Material macht der Kampf um's Dasein seine Auslese. Jene Veränderungen äußern sich aber einfach als Wachsen. Wie die Individuen wachsen, so ist die ganze Formenwelt der Organismen aus einfachen Anfängen herangewachsen."

Demgemäß würde die Lebewelt in all' ihren Theilen gleichmäßig, einförmig, zusammenhängend, kurzum in geschlossener Phalanx aufgerückt sein, hätte nicht die Verschiedenartigkeit des Klimas, des Bodens und der Ernährung, die jedem Ort und jeder Zeit ihr Maß in unablässig wechselnder Mischung zuertheilt, hier hemmend, verkümmernd, herabdrückend, dort mehr oder minder fördernd und beschleunigend eingewirkt und auf diese Weise den ursprünglich gleichartigen Stoff bald einseitig, bald vielseitig ausgebildet. Diese Ungleichheit des gesetzmäßigen Wachsens führte naturgemäß zu einer langen Stufenleiter höchst verschiedenartiger Wachsthumsergebnisse.

*) Die Entstehung der Arten auf Grund vom Vererben erworbener Eigenschaften nach den Gesetzen organischen Wachsens. Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt. Jena, Gustav Fischer.

Das ist Professor Eimer's Erklärung für die Entstehung der Arten; wir müssen zugeben, daß sie sehr klar, sehr einleuchtend ist. In seinem Buche nennt er dieselbe „meine Theorie des organischen Wachsens der Lebewelt". Und sodann sagt er: „der Umstand mag für sie sprechen, daß sie so einfach ist, wie etwas Wahres sein muß. Diese Einfachheit aber dürfte gerade die Ursache davon sein, daß bisher kein Vertreter der Entwickelungslehre das Wort gefunden hat, sie auszusprechen. Eine Frage, welche von so außerordentlicher Tragweite ist, schien mit außerordentlichen Mitteln gelöst werden zu müssen. Vielleicht wird man auch meine Auffassungen, nachdem sie die erste übliche Stufe der Kritik: sie seien unbegründet, überwunden haben, in die zweite übliche vorrücken lassen und sagen, sie seien längst ausgesprochen und bekannt und dann in die dritte — sie seien selbstverständlich. Ich hoffe mich der dritten Stufe einst zu freuen und werde mich ihrer freuen, auch wenn unter dem »selbstverständlich« die Anerkennung meiner eigenen Kunst leiden sollte."

Ist diese Wachsthumslehre richtig, so müssen im Leben der Arten, wie in dem der Einzelwesen Eigenschaften nachzuweisen sein, die nicht durch Auslese entstanden sind und die für das betreffende Individuum oder für dessen Art keinen Nutzen haben. Und in der That erscheint uns der ganze Vorgang des Entstehens, Seins und Vergehens, mit allen seinen Jugend- und Alterserscheinungen bei Thier und Pflanzen in seiner allgemeinen Gleichartigkeit nichts anderes zu sein, als Wachsthumsergebnisse, die auch dann sich in der nämlichen Reihenfolge äußern würden, wenn die Lebewelt sich unter dem Einfluß gleichartiger Lebensbedingungen einförmig entwickelt hätte. Auch in dieser Beziehung ist das Einzelwesen ein Miniaturbild der Art, und die Art ein Miniaturbild des Ganzen. Was bei dem Individuum sich in Jahren begibt, das erheischt bei der Art einen Zeitraum von Jahrtausenden.

„Die Theorie von dem Heranwachsen der Lebewelt und von der Entstehung der Arten," heißt es in unserem Buche, „muß zur Umbildung einer Form nach physiologischen Grundsätzen je nach dem vorliegenden Falle die Forderung von ungeheuren Zeiträumen stellen, von Zeiträumen, gegenüber welchen jene paar tausend Jahre ägyptischer Culturgeschichte kaum ein Augenblick zu sein brauchen, verglichen mit dem individuellen Wachsen einer Pflanze oder eines Thieres." Das erschwert ihre Beleuchtung, aber sie macht dieselbe nicht unmöglich. — „Ich kann Beweise beibringen, welchen in kurzer Zeit in ihrer Wirkung sich abspielende Einflüsse zu Grunde liegen," sagt der Verfasser.

In ungemein anschaulicher Weise belehrt uns der Verfasser zunächst über den, Eigenschaften und Abänderungen hervorrufenden Einfluß des Lichtes auf alle Organismen. Er beruft sich sodann auf den gewichtigen Einfluß der Temperatur und endlich auf den der Ernährung. Eine Fülle von Beispielen steht ihm zu Gebote, von denen gar viele durch eigene Naturbeobachtung auf weiten Reisen oder Daheim gewonnen, im hohen Grade bemerkenswerth sind. Mit Nachdruck wendet er sich gegen die Annahme, daß die Färbung bei Menschen, Thieren und Pflanzen eine Folge der Anpassung und der Naturzuchtwahl sei. — Die Dunkelfärbung der Haut der Afrikaner schreibt er lediglich der Arbeit der Sonne zu. Die Nachkommen grüner Pflanzen pflegen durch Entziehung des Lichtes schon in der nächsten Generation farblos zu werden. Wie tiefgreifend die Einwirkung des Lichtes auf die gesammte physikalische Zusammensetzung des Pflanzenkörpers ist, beweist die Thatsache, „daß manche tropische Pflanzen, wie z. B. südamerikanische Bougainvilleaarten, in den europäischen Treibhäusern, in Folge des ungenügenden Lichtes, trotz aller Anwendung der Wärme, nicht oder nur unvollkommen blühen." Zudem hat das Licht eine unverkennbare Einwirkung auf die Wachsthumsrichtung und somit auf die ganze Gestaltung der Pflanzen. Auch gehört hierher das erste Entstehen der Kraftfarben in der Haut vieler Thiere, z. B. von Reptilien, welche deutlich auf Grund erhöhten Kreislaufes in der warmen Sonne auftreten und in der Kälte schwinden und welche mit durch Zuchtwahl zu den bleibenden, glänzenden Farben in der Haut südlicher Thiere

Digitized by Google

geführt haben. Ferner sind auch sämmtliche Thiere der Dunkelfauna zu nennen, welche in Folge von Mangel an Licht farblos geworden sein müssen, indem ihre nächsten, am Tageslicht lebenden Verwandten gefärbt sind. „Die Pigmentlosigkeit ist unbestreitbar eine erworbene, sich vererbende Eigenschaft. Niemand wird ernstlich annehmen wollen, daß zufällig pigmentarme Individuen der betreffenden Arten, Männlein und Weiblein, überall in die Höhlen gekrochen seien und dort auf Grund der geschlechtlichen Mischung und auf Grund der Auslese farblose Geschlechter begründet hätten."

Nicht minder hoch als den Einfluß des Lichtes schlägt Professor Eimer den der Temperatur an; so weist er namentlich auf den unmittelbaren Einfluß hin, den das tropische Klima auf bestimmte Eigenschaften der Thiere, insbesondere auf deren Haarkleid schon in kurzer Zeit auszuüben pflegt. Das Klima auf Neuseeland soll die Bildung einer längeren, stärkeren Wolle begünstigen. In Indien verändern sich unsere Hunderassen schon nach zwei Generationen. Die Gestalt wird kleiner, die Nase spitzer, die Glieder schlanker. An der Guineaküste werden die Ohren der Hunde lang und steif wie bei Füchsen, zu deren Färbung sie sich auch neigen. Ein Aufenthalt von drei Jahren genügt, um dort aus einem hübschen Hund einen häßlichen zu machen. Die von Professor Eimer citirte Angabe Bosmanns, daß an jenem Gestade das Gebell der eingeführten Hunde schon nach drei, vier Generationen zum Geheul ausartet, möchten wir durch den Hinweis auf eine Bemerkung ergänzen, die der amerikanische Schriftsteller Holmes in einer seiner philosophischen Plaudereien über die Stimme der weißen Bewohner der Vereinigten Staaten macht. Er sagt, daß dieselbe den Wohllaut ihrer europäischen Vorfahren eingebüßt habe und jetzt durchweg den scharfen Ton klirrender Münze besitze.

Für die bedeutsame Umbildungskraft der Nahrung bringt der Verfasser schlagende Beispiele in's Feld. Höchst bemerkenswerth ist es, daß die Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge durch die Fütterung der Raupen abgeändert werden kann. Noch auffälliger aber sind die Ergebnisse, welche unter den Bienen durch ein größeres oder geringeres Maß von Nahrung erzielt werden. Bekanntlich ist bei diesen Insecten die Geschlechtslosigkeit der Arbeiterinnen die Folge der Thatsache, daß sie während ihres Larvenstandes spärliches Futter erhielten; hätten ihre sie pflegenden Genossinnen ihnen in den ersten acht Tagen ihrer Entwickelung eine größere Nahrungsmenge gereicht, sie wären zu Königinnen herangewachsen; die Künste des Honigeintragens, des Zellenbaus, der Bedienung ihrer Herrin und der Pflege der Brut hätten sich nicht in ihnen entfaltet; dafür aber würden sie eine Reihe von jenen Eigenschaften erhalten haben, kraft derer eine Bienenkönigin der Mittelpunkt ihres Staates und die Erhalterin der gesammten Art ist. Es ist nicht nur die äußere Form und Gestaltung der Biene, welche je nach der Quantität der Nahrung, größer wird oder kleiner bleibt; es sind vornehmlich auch die geistigen Fähigkeiten, die durch verschiedenartige Wartung nach entgegengesetzten Richtungen hin, beliebig in's Dasein gerufen und entwickelt werden. Fürwahr ein starker Beweis für die Macht der äußeren Verhältnisse und der Erziehung! — Durch sie kann bei vollkommneren wie bei unvollkommneren Lebewesen die eine Hälfte jener Geisteskräfte, die sie von ihren Vorfahren mit auf den Weg bekamen, zurückgedrängt und erstickt werden, während sie bei der anderen Wachsthum und Gedeihen fördert. „Die Vererbung erworbener Eigenschaften" gilt dem Verfasser unseres Buches als eine unumstößliche Thatsache. Es vererben sich nach seiner Ansicht nicht nur die Grundeigenschaften des Ganzen, der Familie, der Gattung und der Art; nein, auch individuelle Eigenschaften. Doch erhält ihr Vererbungstrieb durch das Beharrungsvermögen des Arten- und Gattungstypus eine beträchtliche Abschwächung. Bemerkenswerth ist, daß die Nachkommen die Eigenschaften des Vaters wie der Mutter meist rein und nur selten gemischt zu besitzen pflegen. Schwarze und blonde Eltern erzeugen zusammen nicht so leicht Kinder, deren Haarfarbe einen mittleren Ton trägt, sondern wieder schwarze und blonde. Erst wenn die Nachkommen diese Mischung lange fortsetzen, wird allmählich eine mittlere Rasse entstehen können.

Der Vermuthung des Verfassers, daß im Vererben erworbener Eigenschaften die männliche Präponderanz die größere Rolle spiele, bedarf wohl noch, ehe sie zur Gewißheit wird, gar mancher Forschungen. Erstens scheint uns die Behauptung, daß die männlichen Einzelwesen stets in der Entwickelung eine höhere Stufe einnehmen, als die zu ihnen gehörenden Weibchen, vielleicht bei den Menschen, aber nicht bei den Thieren ausnahmslos zuzutreffen. Die Bienenkönigin bringt erst bei Erschöpfung ihrer Kraft Drohnen hervor. Die Arbeiterinnen und Weisel-Eier sind höherwerthig als die Eier, aus denen diese Männchen hervorgehen. Bei den Raubvögeln steht offenbar auch das Weibchen auf einer höheren Stufe. Augenscheinlich folgte die Natur beim Bilden männlicher und weiblicher Individuen dem Princip der Arbeitstheilung; sie gab ihnen verschiedene Functionen ohne die eine im Rang über die andere zu setzen. Ihre wechselseitige Stellung erinnert vielmehr an die sich einander ergänzende Thätigkeit der Hand und des Fußes, des Auges und des Ohres.

Der Verfasser führt zur Stützung seiner Hypothese von der stärkeren Vererbungskraft der Väter die Thatsache an, daß sich die große Unterlippe der Habsburger bei der herrschenden Linie von Rudolf I. bis auf den heutigen Tag vererbte. Dieser Beweis, bei dem er natürlich die Unterbrechung des Mannesstammes durch Maria Theresia mit in Anrechnung zieht, würde erst dann volle Kraft erhalten, wenn nachzuweisen wäre, daß in der gleich langen Linie der mütterlichen Erbschaftsmitgift keine derartig beharrliche Eigenschaft aufgetreten ist. Leider sind nur in höchst seltenen Fällen Familien im Stande, durch gute Vorfahrenbilder der Richtung der Vererbung körperlicher Aehnlichkeiten nachzuforschen; bei geistigen Eigenschaften ist eine solche Aufspürung selbst bei geschichtlichen Persönlichkeiten schwierig, geschweige denn bei Privatpersonen; wie Wenige von uns haben nicht die dunkelste Ahnung, wie ihr Urgroßvater und Urgroßmutter äußerlich und innerlich geartet waren. Wo aber eine derartige Kenntniß einigermaßen vorhanden ist, da läßt sich häufig ein Ueberspringen der Eigenschaften von den Vätern auf die Töchter und von diesen wieder auf die Söhne nachweisen. In Norddeutschland pflegt man zu behaupten, daß bei einer harmonischen Ehe allemal die älteste Tochter dem Vater, der älteste Sohn der Mutter nacharte.

## Feuilleton.

### Auf Leibrente.

Von A. Roderich.

Zwei Mal hatte er seine guten Freunde schon getäuscht, dieses Mal aber lag er wirklich im Sterben. Es ist hier nämlich die Rede von dem pensionirten städtischen Beamten und Junggesellen Lorenz Winzel. Er selber klagte nicht darüber, daß er jetzt sterben sollte, denn er wußte wohl, daß Andere klagen würden, wenn er jetzt nicht stürbe. Das hing aber so zusammen: Lorenz Winzel hatte seine Eltern nie gekannt, und er erinnerte sich nicht, daß er in seiner Kindheit jemals fröhlich gespielt hatte. Als er acht Jahre alt war, kam er zu fremden Leuten, in seinem fünfzehnten Jahre kam er zu noch fremderen Leuten, und 16 Jahre später erhielt er eine Schreiberstelle in der städtischen Verwaltung. — Lorenz Winzel war ein schüchterner, grämlicher, kränklicher Mensch, der sich selber für gänzlich überflüssig hielt. Er hat niemals etwas sehnlich erhofft und niemals etwas herzlich geliebt.

In seinem 45. Jahre wurde er wegen überhand nehmender Kränklichkeit mit einer kleinen Pension außer Dienst gesetzt und schloß damals mit dem Uhrmacher Hinrich Thede, bei dem er eine Dachkammer bewohnte, den Vertrag einer sogenannten Leibrente. Er übergab sein kleines Vermögen, das er theils von seinen Eltern geerbt, theils sich von seinem

Digitized by Google

winzigen Gehalte erspart hatte, in sichere Aufbewahrung mit der notariell beglaubigten Bestimmung, daß es unmittelbar nach seinem Tode dem Uhrmacher Hinrich Thede voll und ganz auszukehren sei. Dagegen hatte dieser contractlich die Verpflichtung übernommen, den Lorenz Winzel für den Rest seines Lebens mit Wohnung, Beköstigung und Bedienung zu versehen, als ob er ein Mitglied der Thede'schen Familie sei.

Bereits im ersten Jahre dieser Abmachung schien Lorenz die in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen zu wollen. Er ward ernstlich krank, und Herr Thede ging mit dem Gedanken um, sich einen größeren Laden zu miethen. Lorenz ward aber wieder besser, und wenn ihm auch das Thede'schen Ehepaar wegen der demselben bereiteten Täuschung keine directen Vorwürfe machte, so bemerkte der stille Lorenz doch sehr wohl, daß man in diesem Falle mit seinem Benehmen nicht ganz zufrieden war.

Unangenehmer aber ward Herrn Winzel's Verhältniß zu seinen Wirthen, als er im vierten Jahre seiner Leibrentenschaft (während eines besonders heftigen Anfalles seiner Krankheit von einem renommirten Arzte bereits in aller Form aufgegeben und dennoch nicht gestorben war.

„Einfach lächerlich!" hatte der renommirte Arzt gesagt; das Ehepaar Thede aber hatte diese neue „Uhtzerei", wie Frau Thede es nannte, dem unzuverlässigen Lorenz Winzel sehr übel genommen. Der Gehülfe des Uhrmachers Thede nämlich hatte sich mit dessen einziger, nicht mehr ganz jungen Tochter Grethe verlobt und zwar unter der Voraussetzung, daß er sich mit dem Nachlasse des sterbenden Leibrentners selbständig etabliren könne. Nun aber hatte ja der chicaneuse Herr Winzel die Voraussetzung und damit die Verlobung zu nichte gemacht und der nicht mehr jungen, aber noch recht häßlichen Grethe ihre letzte Lebenshoffnung zerstört.

Von da ab ging es dem armen Manne nicht besonders gut im Thede'schen Hause, und er fühlte sich überflüssiger als je. Er wußte recht gut, und man gab's ihm überdies noch oft genug deutlich zu verstehen, daß er seinen Einsatz längst herausgeholt hatte, und als er freiwillig fast seine ganze winzige Pension, die er sonst für Kleidung, Feuerung, Medicamente und andere kleine Bedürfnisse verwendete, noch extra seinen Wirthen zu zahlen sich verpflichtete, da sagte Frau Thede weiter nichts als: „Na, geben Sie her, ist ja ganz egal, ein Tropfen oder zwei Tropfen auf'n heißen Stein!"

Nun aber ging's wirklich zu Ende mit dem Lorenz Winzel. Der neue Arzt hatte Nachmittags zu Frau Thede gesagt: „Es steht sehr schlecht, machen Sie sich keine Hoffnung!"

„Was?! Holt er's wieder durch?!" hatte Frau Thede herausgeplatzt. Sie hatte den Arzt falsch verstanden.

„Ich sage," entgegnete dieser mit einem strengen Blicke, „es steht sehr schlecht mit dem Kranken, er lebt keine 24 Stunden mehr."

Frau Thede war heftig erschrocken darüber, daß sie so unüberlegt dem Arzte einen Blick auf eine etwas unsaubere Stelle ihrer Herzenskammer gestattet hatte. Sie bemühte sich nun eiligst, mit allerlei in der Nähe befindlichen Gerümpel den unsauberen Fleck zu bedecken. Sie zählte in hastiger Zungenfertigkeit eine Menge von schönen Dingen auf, die der liebe Herr Winzel während seiner langjährigen Anwesenheit in ihrem Hause schon genossen, und beschwor den etwas mißtrauisch blickenden Arzt, ihr doch um Gottes willen zu sagen, wodurch sie denn nun die letzten Stunden des guten, lieben alten Herrn erleichtern könne.

„Wenn Sie wirklich etwas für ihn thun wollen," sagte der Arzt, „so nehmen Sie ihm einen tüchtigen Wärter, der mit einem so schwer Kranken vernünftig umzugehen weiß."

Frau Thede versprach hoch und heilig, wenn es nöthig wäre, zehn oder zwölf Wärter der allerbesten und theuersten Sorte für den lieben, guten alten Freund nehmen zu wollen und eilte, sobald der Arzt fortgegangen war, zu ihrem Manne.

„Hinrich, nu sollen wir auch noch 'n Wärter nehmen!"

„So? Was sagt denn der Doctor?"

„Höchstens 24 Stunden hat er noch zu leben, — und denn noch 'n Wärter!"

„24 Stunden? Na, dann könnten wir's eigentlich riskiren; was kost't denn woll so'n Wärter?"

„Ganz egal! Medicin hat der Doctor auch noch mal wieder verschrieben, und solche Wärter sind habgierige Menschen, die ziehen die Kranken länger hin, damit sie mehr verdienen, — Hinrich, die eine Nacht könntest Du bei ihm wachen."

„Ich?!"

„Ja, Du! Was so'n Wärter kann, das kannst Du auch."

„Ja, ja, aber heut Abend ist ja der Scatclub bei Kloberich."

„Dann gehst Du nicht hin!"

„Kost't drei Mark Strafe."

„Dann will ich Dir was sagen, Hinrich. Nächste Woche ist der Club ja doch bei uns, dann tausch' Du mit Kloberich und laß sie heut Abend hierher kommen."

„Das is'n Idee, Frau! Dann will ich schon wachen! Das ist 'n sehr gute Idee! Ich schick' gleich den Burschen rum un bestell' mir die Scatonkels. Dann sorg' Du für'n Happen Abendbrod und 'n vernünftigen Grog von Cognac." —

Halb neun Uhr Abends war's, als der Mützenmacher Klitz, der Schlossermeister Ruhle und der Mechaniker Kloberich beim Uhrmacher Thede zum Scat erschienen. Der Hausherr setzte zunächst seine Gäste von dem Umstande in Kenntniß, der die veränderte Scatclubordnung veranlaßt hatte.

„Er liegt da drinnen," sagte er mit einem Blicke nach dem Nebenzimmer, „es genirt Euch doch nicht?"

„Nee," sagte Schlossermeister Ruhle, „wenn ich man gute Karten kriege, genirt's mich nicht."

„Wenn's aber den kranken Herrn genirt?" meinte Mützenmacher Klitz.

„Oh bewahre," beruhigte ihn der Hausherr, „der liegt schon drei Stunden vor sich weg."

Zehn Minuten später saßen die vier Herren am Spieltisch und scateten, rauchten, tranken und lärmten gemüthlich darauf los. Um elf Uhr setzte Frau Thede eine ungeheure Schüssel voll belegtem Butterbrod auf einen Nebentisch, überzeugte sich, daß noch genügend heißes Wasser, Cognac und Zucker vorhanden war und wünschte den Herren eine „wohlschlafende Nacht". Darauf sagte sie drei Mal sehr laut, sie wolle doch noch erst mal wieder nach dem lieben Herrn Winzel sehen, der, wie sie wünsche und bestimmt hoffe, es auch diesmal noch wieder durchholen würde, und begab sich in's Krankenzimmer. Sie beugte sich über die bleiche, abgezehrte Gestalt und verspürte kaum noch einen Athem; sie erfaßte die herabhängende eisig kalte Hand und flüsterte wie beruhigt vor sich hin: „Nein, so ist er die anderen Male doch nicht gewesen." Darauf schlich sie auf den Zehen aus dem Zimmer.

Eben hatte Herr Klitz von Neuem zu geben begonnen, und Herr Kloberich hatte seine ersten fünf Karten mit besonders regem Interesse besehen, als plötzlich aus dem Krankenzimmer ein lautes Stöhnen erscholl. Herr Thede legte seine Karten auf den Tisch und wollte eilig in's Nebenzimmer.

„Halt!" rief Herr Kloberich, „erst dies Spiel aus!"

„Aber hörst Du denn nicht — —?"

„Nein," rief Herr Ruhle, der auch schon fünf sehr verhängnißvolle Karten in der Hand hielt, „erst dies Spiel aus!"

„Aber der arme Mann stöhnt ja so jämmerlich," warf Herr Klitz ein.

„Dann hätt' er 'n bischen früher stöhnen sollen, — ich hab' die Vorhand, — Thede, 'n Solo is es!"

Herr Kloberich behielt seinen Solo und klopfte im Triumphe über den unzweifelhaften Sieg seiner colossalen Karte jedesmal, wenn er eine ausspielte, mit der Faust auf den Tisch, daß das Stöhnen des kranken Mannes kaum vernehmlich blieb. „Trumpf, Trumpf, Trumpf! so — 21 habt Ihr — Treff-Solo mit drei — Schneider — 60! — Thede, anschreiben! Halt, erst anschreiben! So! nu woll'n wer mal nach den alten Herrn schaun!"

Die Vier begaben sich nun bedächtig in's Nebenzimmer und fanden den Kranken jammervoll stöhnend und mit den Händen wild um sich greifend. Man sah, wie er sich vergeblich abmühte, sich aufzurichten.

„Er kann keine Luft kriegen, er muß sitzen!" sagte Herr Klitz.

„Ja," bestätigte Hinrich Thede, „das hat der Doctor auch zu meiner Frau gesagt, wenn er so nach Luft giert, dann muß ihn Einer festhalten, daß er gerade aufsitzen kann."

Digitized by Google

„Jä, wer soll ihn denn festhalten, Thede," fragte Kloberich, „denn hätt'st Du Dir lieber anstatt Scatspieler drei Arbeitsleute bestellen sollen."

„Hm, ja," entgegnete etwas kleinlaut der Hausherr, „wir sind ja zu Vier und Drei spielen bloß zur Zeit, kann ihn denn nicht immer der Stillsitzer festhalten?"

Dieser Vorschlag löste die schwierige Frage so praktisch und einfach, daß er sofort angenommen ward. Die vier Männer packten darauf den Kranken, daß er laut aufschrie, und richteten ihn zum Sitzen in die Höhe.

„So," sagte nun der Mechaniker Kloberich, „wer muß nu Karten geben?"

„Thede muß geben."

„Na, denn geht nur 'rein! Thede, gib' Karten und komm' denn wieder her, ich halt' ihn so lange."

Dieser so zweckentsprechende Befehl ward prompt ausgeführt, und nach kurzer Uebung schon lösten die tüchtigen und gelehrigen Männer einander in regelmäßigen Runden ab; während drei spielten, hielt immer der vierte, der überflüssige Stillsitzer, den Kranken im Bette aufrecht.

Freilich brachte diese ungewohnte und doch auch etwas störende Nebenbeschäftigung für die eifrigen Scatspieler manche Unbequemlichkeit mit sich, und leider schien der kranke und undankbare Herr Lorenz Winzel das Opfer der vier Männer noch dadurch vergrößern zu wollen, daß er jedesmal, wenn er von einer in die andere Hand überging, noch lauter stöhnte und keuchte und noch wilder mit den Armen in der Luft herumkämpfte.

Jetzt war's gerade der Mützenmacher Klitz, der die Wache bei dem Kranken hatte. Er war selber von etwas schwächlicher Constitution und fand es recht kalt in dem Krankenzimmer. Außerdem reizte ihn der Tabaksqualm, der sich mit der Zeit aus dem Spielzimmer hierher verzogen hatte, zum Husten. Es fröstelte ihn, und Herr Klitz war fest überzeugt, daß er sich im Dienste der Menschlichkeit eine Erkältung von unübersehbaren Folgen zuziehen würde. Er hatte schon mehrere Male verlangend nach der Matratze geblickt, die zur besseren Erwärmung des schon halb erstarrten Kranken über die dünne Federdecke des Bettes gebreitet war.

„Erlauben Sie, Herr Winzel," sagte der fröstelnde Herr Klitz, ließ den jammernden Kranken für einen Augenblick zurücksinken, nahm rasch die wärmende Matratze vom Bette und wickelte sich hinein. „So, Herr Winzel, nu kommen Sie man wieder her, mich hat zu doll gefroren." Er wollte seinen Schützling eben wieder in die Höhe zerren, als einige Ausrufe im Nebenzimmer Herrn Klitz's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

„Grand — schwarz!" schrie Herr Thede mit lauter Stimme. „Halt, nee," verbesserte er sich schnell, „schwarz nicht — ich sag' bloß den Schneider an!"

„Das gilt nicht!" rief Herr Ruhl, „angesagt ist angesagt — schwarz mußt Du machen!"

„Hab' ich nicht nöthig — es ist noch nicht ausgespielt — Schneider sag' ich an!"

„Gilt nicht — gilt nicht — schwarz hat er angesagt — schwarz muß er machen!"

Herr Klitz ließ den halb aufgerichteten Kranken wieder sinken und eilte in's Spielzimmer. Da stand ja auch für ihn Großes auf dem Spiele, und er mußte sein Recht zur Geltung bringen. Er stürzte unter die tobenden Parteien, warf einen schnellen Blick in Thede's Karten und schrie noch etwas lauter als die Anderen: „Schwarz muß er machen!"

Hinrich Thede sah nun bald ein, daß er trotz seiner vortrefflichen Veranlagung auf die Dauer nicht mit Erfolg gegen eine Majorität von drei solchen Schreiern antoben könne. Er mußte sich also endlich herbeilassen, das ursprünglich angesagte Spiel zu halten, und bald folgte dem lauten Toben eine tiefe Stille, in der Thede unter begieriger Aufmerksamkeit der Gegner zögernd und nachdenklich sein zweifelhaftes Spiel begann.

Fast im selben Augenblicke, da Herr Klitz das Krankenzimmer so plötzlich verlassen hatte, war durch die gegenüberliegende Thüre eine Mädchengestalt hereingeschlüpft und hatte sich auf den Stuhl neben dem Bette des Sterbenden gesetzt. Der Sterbende aber lag ruhig; sein Todeskampf war zu Ende und noch für einen einzigen Augenblick war ihm die Besinnung zurückgekehrt.

In diesem einzigen Augenblicke umfaßte er noch einmal den ganzen Kreislauf seines Lebens und starres Entsetzen ergriff ihn. Er ließ keinen Einzigen zurück, der seiner in Liebe gedenke, und er wußte Keinen, der dort seiner harrte. „Ach," sprach er mit schon gebrochener Stimme, „wie traurig ist es, allein zu leben, und wie entsetzlich, allein zu sterben!"

Da fiel sein umherirrender Blick auf die Mädchengestalt neben ihm. Er erkannte Gretchen, die Tochter seines Wirthes, und streckte ihr zum Abschiede die Hand hin. Das Mädchen ergriff sie und preßte, vom Schmerze überwältigt, ihr Antlitz auf die Hand. Sie sah ihr eigenes Schicksal vor sich — so einsam und allein würde sie auch einst sterben, — und ihr heißer Thränenstrom netzte die Hand des Verzweifelnden. Da zuckte ein Strahl der Verklärung durch die schon gebrochenen Augen, und mit letzter Anstrengung hauchte der Sterbende: „Weinst — Du — um — mich?"

Das Mädchen sank auf die Knice nieder und barg das Gesicht an der Brust des Greisen. Er legte die Hand auf ihr Haupt und stammelte: „Gott segne Dich!"

Dann zog ein Schimmer von Ruhe und Glück über das bleiche, abgezehrte Gesicht, ein Blick voll dankbarer Ergebenheit strahlte aus den nach oben gewandten Augen, und sie schlossen sich für immer.

Inzwischen hatte Hinrich Thede im Verlaufe seines unfreiwilligen Spieles mit wachsendem Ingrimme gesehen, daß dasselbe höchst wahrscheinlich für ihn verloren gehen würde, und als Kloberich ihm unter einem wahren Triumphgeheule die letzte Karte, die Treff-Sieben mit dem zu Dritt besetzten König wegstach, da schlug Hinrich Thede wüthend mit der Faust auf den Tisch und verlangte die Ungültigkeitserklärung des ihm aufgezwungenen Spieles. Das aber wollten die Gegner in keinem Falle zugeben, und bald war der Streit wieder heftig entbrannt. Als der Protokollführer Ruhle dem sehr aufgeregten Herrn Thede trotz dessen heftigen Protestirens das verlorene Spiel abschreiben wollte, riß der zuletzt Genannte gewaltsam das Protokoll an sich, über welche Gewaltthätigkeit besonders Kloberich, der am meisten gewonnen hatte, in lebhafte Wuth gerieth.

Es war gar nicht abzusehen, welches Ende der Streit genommen hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke Gretchen mit Thränen überströmtem Gesichte in's Zimmer getreten wäre. „Er ist todt!" rief sie mit vor Schmerz und Erregung zitternder Stimme.

Die vier Männer verstummten plötzlich und begaben sich auf einen Wink Thede's in das Nebenzimmer. Sie stellten sich um das Lager, auf dem Lorenz Winzel wie ruhig schlummernd lag.

„Jawohl, er ist todt," sagte endlich Herr Klitz.

Hinrich Thede fühlte sich plötzlich sehr weich gestimmt. Am Tage der Beerdigung seines Leibrentners konnte er contractlich dessen Nachlassenschaft erheben. Er fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen und sagte: „Jä, nu ist er todt! Er war doch 'n guter Mensch und wir haben viel von ihm gehalten. Seht mal, wie meine Tochter weint! Gretchen, hol' Mutter her! Kinders, es freut mich nur, daß wir ihm seine letzten Stunden noch so schön erleichtert haben, — und hier ist das Protokoll, Ruhle, schreib' mir meintswegen den Grand ab — aber, nehmt's mir nicht vor ungut, Kinders, — was wollen wir nu noch Scat spielen, wenn's Herz doch nicht dabei ist — ich sag' die letzten drei Runden an!"

## Aus der Hauptstadt.

### Einacterabend des Schauspielhauses im Wallnertheater.

Der Einacter in seiner prägnantesten Form ist das dramatische Epigramm, er verlangt in Dialog und Handlung vor Allem knappe Pointirung. Legt man diesen strengen Maßstab an, so genügt keines der vom Schauspielhausensemble auf der Wallnerbühne zur Darstellung gebrachten Stückchen den angedeuteten Ansprüchen. Und doch stand der Abend im Großen und Ganzen unter einem günstigen Stern. Es gelang den Dichtern und Darstellern mit wenigen Ausnahmen jenen Contact mit dem Publikum zu gewinnen, der behagliche Stimmung erzeugt und ernste Bedenken nicht aufkommen läßt.

Digitized by Google

Eine Ueberraschung nicht durchweg angenehmer Natur hat uns Paul Heyse bereitet. Der Verfasser erfreut sich trotz mancher dramatischer Mißerfolge eines so befestigten literarischen Credites, daß man eher an seinem eigenen Urtheil, als an seiner Zahlungsfähigkeit zweifelt. Wenn Paul Heyse einen Einacter schreibt, so erwartet man entweder ein Abends zwischen acht und neun Uhr in aller Geschwindigkeit gelöstes sociales oder psychisches Problem, oder eine geistreiche Causerie im Stil des Alfred de Musset. „In sittlicher Entrüstung" ist eine Art dramatischen beefteas, ein Lustspiel derberer Gattung in concentrirter Form. Es handelt sich um einen jungen schüchternen Advocaten, der von seiner Angebeteten, deren Schwester und Schwager in eine mündliche Erklärung seiner schriftlich dargelegten ernsten Absichten hineingezwungen wird. Er ist ein anerkannt tüchtiger Redner, leidet aber an einer heiligen Scheu, in eigener Sache zu plaidiren. Man muß ihm erst den Gegenstand seiner Neigung als herzlose Kokette schildern, ja, man muß demselben eine strafbare Neigung zu dem leiblichen Schwager andichten, um in dem schüchternen Seladon die für den Anwalt in eigener Sache nöthige sittliche Entrüstung zu erzeugen. Schließlich gelingt's, und das Verfahren wird nach dem Wunsche der Braut zu einem in der verwegensten Bedeutung des Wortes mündlichen. Die anspruchslosen Menschen auf der Bühne hatten es mit einem ebenso anspruchslosen Publikum zu thun. Gerade in dem Moment, als Letzteres ob des vielen Redens im ersten Dritttheil des Stückchens ungeduldig werden wollte, setzte eine Komödie der Irrungen ein, die sich in dem Augenblick, als man sich auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit besinnen wollte, plötzlich entwirrte. Man stutzte, lachte und hielt es für vortheilhafter, ohne Besinnung zum zweiten Gange überzugehen.

„Im Reiche der Mütter" von Fritz von Sakken kann es sich nach allen Regeln der Kunst und Erfahrung selbstverständlich auch nur um's Heirathen handeln. Der unglückliche Eheprätendent muß Mutter und Großmutter passiren, ehe er auf dem Umweg über die Urgroßmutter zu dem Gegenstande seiner Neigung gelangt. Natürlich sind all' die Damen von altem Adel und sehen auf den „ungeborenen" Archäologieprofessor mit souveräner Verachtung herab, bis die Ahne sich darauf besinnt, daß sie eigentlich eine née Müller und somit berechtigt ist, ihrer Urenkelin zu einer Heirath aus Liebe zu verhelfen. Daß, um zu diesem ersehnten und nicht unerwarteten Resultat zu gelangen, von zwei früheren, von Mutter und Großmutter protegirten Bewerbern, der Eine sterben, der Andere sich verloben muß, will uns für einen harmlosen Einacter zu viel des Guten scheinen. Die sothane traurige événements anzeigenden Briefe und ein wenig überflüssige sentiments am Schlusse würden sich ohne Nachtheil für das Ganze beseitigen lassen.

„Die Ehestifterin" von Oskar Justinus leidet an dem Cardinalfehler, ein schon unzählige Male durch zwei bis fünf Acte gezerrtes Thema in einem Acte abhandeln zu wollen, für den es auch nicht einmal ausreicht. Die Ehestifterin, die ihre Lieblingsbeschäftigung bewußt auf den im Stillen Geliebten ausdehnt und sich dabei unbewußt (?) selbst in die Ehe hineinstiftet, gehört zu dem eisernen Bühnenbestande, den man nicht ungestraft antastet. Oskar Justinus hat sich auf die Gefahr dieses Eingriffes in die alte dramatische Schatzkammer besonnen, als es schon zu spät war. Um sich nun nicht umsonst bemüht zu haben, hat er zu allerlei unerlaubten Hülfsmitteln gegriffen. Um die seit 18 Jahren Getrennten und sich trotz räumlicher und zeitlicher Trennung unentwegt Liebenden zusammen zu führen, bedarf es einer Stuccaturausbesserung am Hause der mittelalterlichen Thisbe, eines aus dem Bauer des gelehrten Pyramus entflogenen Kanarienvogels, einer nihilistisch angehauchten heirathsfähigen Nichte, verschiedener durch Ueberfluß an Zucker und Mangel an Mocca verdorbener Tassen Kaffee und schließlich eines unerschöpflichen Redeflusses von Seiten besagten botanischen Professors. Das ist entschieden zu viel, wenn man in der Blüthe seiner Jahre befreundet gewesen und sich eine nicht genau bestimmte, aber nicht unbeträchtliche Zeit vis à vis gewohnt hat. Ein paar Berliner Redensarten markiren den Versuch, dem Ganzen ein Localcolorit zu geben, aus dem die russische Nihilistin in Berlin W rettungslos herausfiel und das Stück trotz einmaligen und einstimmigen Hervorrufes des Verfassers mit sich riß.

Ungemischte Freude hatten wir an der letzten Nummer des überreichen Menüs. Lothar Clement hat sich durch einen mißglückten Bühnenversuch nicht abschrecken lassen, und sein Muth hat sich belohnt. „Die Prüfung" zeugt von kräftigem dramatischen Temperament und nimmt einen ernsten Anlauf zu energischer Charakterzeichnung. Der feine schulmeisterliche Pedanterie verwünschende und doch beim Anblick der ersten besten Plötzausgabe in das Lehrhafte verfallende Pädagoge ist eine köstliche Bühnenfigur. Um die Tochter seiner Wirthin, einer ehrsamen Schneidersfrau, vor dem ihr drohenden Gouvernantenthum zu retten, heirathet er sie frisch von der Stelle weg und macht das unglückliche Kind, dem der Unterschied des transitiven und intransitiven Verbums ein unlösbares Räthsel bleibt, trotzdem zur Frau Doctorin. Da sich in der Erreichung dieses Zieles der Ehrgeiz der Frau Mama erschöpft und der Papa Schneidermeister das Ganze als ein „Fatum" betrachtet und sich „nischt daraus macht", so senkt sich der Vorhang zwischen einer glücklichen Familie und einem zufriedenen, Beifall spendenden Publikum.

Der Einacterabend im Wallnertheater lieferte dem Unbefangenen den erneuten Beweis, daß das Schauspielhausensemble in geeigneter Weise ergänzt, richtig gruppirt und mit überlegener Regiekunst geleitet, jeder Aufgabe gewachsen ist. Wer über einen Komiker wie Herrn Vollmer, über eine Naive wie Fräulein Conrad, über eine Alte wie Frau Seebach verfügt, kann ruhig abwarten, bis die übrigen Kräfte sich in die ihnen neuen, zum Theil unbehaglichen Rollenfächer hineingearbeitet haben. Von der Direction Anno ein plötzliches Regenerationswunder verlangen zu wollen, ist ungerecht.

M.

# Offene Briefe und Antworten.

## Noch einmal Mackenziana.

In Nr. 17 der „Gegenwart" veröffentlicht Herr Dr. Bernheim einen Aufsatz „Mackenziana", welcher auch von der Pflanzenkost handelt und speciell gegen die Schrift eines ehemaligen akademischen Lehrers der Medicin gerichtet ist, worin S. M. dem Kaiser Friedrich eine vegetabilische Diät empfohlen wird. Dieser Vorschlag entspricht der Theorie des verstorbenen Professors Beneke in Marburg, der die Entstehung des Krebsleidens auf eine Ueberernährung mit allzu eiweißreicher Kost zurückführt. Der berühmte Chirurg Professor von Esmarch in Kiel und der unlängst verstorbene Bouchardat, Professor der Hygiene an der Universität Paris, haben diese Theorie für richtig gehalten. Herr Dr. Bernheim hingegen meint, der Krebs entstehe durch Mikroorganismen, wofür er jedoch nicht den Schatten eines Beweises bringen kann. Er möge nur nach diesen Mikroorganismen suchen! Vielleicht ergeht es ihm dann, wie dem Herrn Dr. Scheuerlen in Berlin mit seiner Entdeckung des „Krebsbacillus", der sich schließlich als ein unschuldiger Saprophyt entpuppte.

Herr Dr. Bernheim meint ferner, daß der Vorschlag, den Krebs mit einer vegetabilischen Diät zu behandeln, „anscheinend nicht aus vielfachen, erfolgreichen gleichen Curen abgeleitet wird, sondern lediglich aus theoretischen Gründen zu resultiren scheint." Herr Dr. Bernheim weiß also nicht, daß thatsächlich ein Londoner Arzt, Dr. William Lambe (1765—1847) mit der vegetabilischen Diät „vielfache, erfolgreiche" Curen an Krebskranken ausgeführt hat. Er hat diese Curen in seinen Werken „Reports" und „Additional reports on regimen, 1814" beschrieben, und die Erfolge, welche er erzielte, können um so weniger bezweifelt werden, als ein früherer Gegner Lambe's, der Dr. Abernethy, welcher selbst ein Werk über bösartige Geschwülste geschrieben hatte (Surgical observations on tumours), sich durch den Augenschein von den glänzenden Erfolgen des Lambe'schen Verfahrens überzeugte und dann mit jener Ehrlichkeit, welche den Engländer auszeichnet, dem Dr. Lambe unumwundene Anerkennung zollte und seinen Irrthum eingestand; er empfahl dringend eine allgemeinere Anwendung dieser Curmethode.

Aber diese Aerzte sind nun schon lange todt und ihre Erfahrungen sind vergessen. Höchstens sagt die Geschichte der Medicin, Dr. Lambe und Dr. Abernethy hätten „geglaubt", den Krebs heilen zu können. Ja, wenn sie irgend ein heroisches Arzneimittel oder irgend eine kühne Operation erfunden hätten — dann hätten Tausende die Sache nachgemacht! Aber eine langwierige diätetische Cur ist weder nach dem Geschmacke der Kranken, noch nach dem der Chirurgen. Man muß nur den menschlichen Charakter kennen, um das erklärlich zu finden.

Wenn Herr Dr. Bernheim behauptet: „eine Schädigung wäre entschieden ein vegetarisches Regime, das den Zellen das zum Aufbau ihres Leibes so nöthige, eiweißhaltige Material schmälern würde," — so ist er in einem Irrthum befangen, der früher allerdings sehr verbreitet war. Man weiß jetzt, daß die Pflanzenkost Eiweiß genug liefert, namentlich die Stoffwechseluntersuchungen von Scheube und Playfair haben dies festgestellt, nicht zu vergessen den größten deutschen Forscher auf dem Gebiete der Ernährungsphysiologie, Professor von Voit in München, der erst im vorigen Jahre in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft erklärte: „Die im hiesigen physiologischen Institute ausgeführten Versuche haben ergeben, daß es ganz gut möglich wäre, mit Vegetabilien allein, wenn man sie richtig auswählt, einen kräftigen Arbeiter zu ernähren." — Um wie viel mehr einen Kranken!

Den Vegetariern vorzuwerfen, daß in ihren Schriften keine Statistik zu finden sei, halte ich für unbillig, denn mit kleinen Zahlen kann man keine Statistik machen, und die Vegetarier sind nicht zahlreich. Hier aber handelt es sich gar nicht um die Vegetarier und den Vegetarismus, sondern um die Heilwirkungen der Pflanzenkost. Man braucht gar kein Vegetarier zu sein, um einzusehen, daß die vegetabilische Diät in manchen Krankheitsfällen eine ganz eminente Heilkraft besitzt. Ich habe ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben: „Die Pflanzenkost als Heilmittel", welches soeben in Berlin erscheint und hoffentlich einige Klarheit über dieses wichtige Thema verbreiten wird.

Dr. med. Ulanus.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Eisenbahnreform**

von

**Eduard Engel.**

Groß 8°. 4 M.

Ein **revolutionirendes Werk** von unberechenbarer praktischer Tragweite. Eine vernichtende Kritik des bisherigen Eisenbahn-Tarifwesens und der Vorschlag eines **völlig neuen Personentarifs.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Das Preussische Staatsrecht**

auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts

dargestellt von

**Dr. Herm. Schulze.**

Erster Band. Zweite Auflage.

XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. M 12; fein geb. M 13.50.

(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Im Verlag von **A. G. Liebeskind. Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Musikant von Tegernsee.**

Hochlandsgeschichten von

**Maximilian Schmidt.**

**der gesammelten Werke 6. Band.** Preis brosch. M 3.—, gebunden M 3.50.

Herr Professor Matth. Schmid hat die Güte gehabt, dieses neue Werk des so beliebten Erzählers mit einer herrlichen Characterstudie zu schmücken.

**Catalog 30**

enthaltend **Curiosa, Schöne Literatur, Genealogie, Heraldik, Almanache,** erschien soeben. **Gratis u. franco.**

**Rich. Sattler's** Antiquariat

Braunschweig.

**= Bücher-Ankauf. =**

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — M 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 M. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

**Bad Reinerz** in der Grafschaft Glatz Preussisch-Schlesien hat dieses Jahr seine 119. Saison als Brunnen-Kurort begonnen. Es ist verbunden mit einer der grössten Milch- und Molken-Anstalten Deutschlands, besitzt drei alkalisch erdige Eisen-Säuerlinge und zwei grosse Badehäuser für Mineral-, Moor- und Douche-Bäder. Es wurde voriges Jahr von 3197 Kurgästen und 2718 Erholungsgästen und Durchreisenden besucht. Der Kurmittel-Verbrauch bezifferte sich auf rund 24,700 Mineral-Moor und 13,000 Douche-Bädern, ferner 15,000 Liter Ziegen- und Schafmolken und 13,500 Litern dergleichen Milch. Es liegt 568 Meter über dem Spiegel der Ostsee in einem schönen und geschützten Waldthale. leider noch von den Endeisenbahnstationen Glatz 24 km und Nachod 20 km entfernt. Von der Stadt gleichen Namens führt eine mit 80 bis 100jährigen Bäumen bestandene, gut gepflegte, 15 Minuten lange Allee nach dem Bade. Schon am Eingang derselben bei der Brücke über die Weisstritz, welche das Thal durchfliesst, entfaltet sich dem Auge ein entzückendes hochromantisches Bild nach den nahen Bergen. Das Bad ist ringsum meist von bewaldeten Höhen umgeben. Die Nadelholzwaldungen wenigstens 10,000 Hektare gross, haben auf das Klima und die Reinheit der Luft neben der hohen Lage erheblichen Einfluss. Reinerz ist ganz besonders angezeigt für Krankheiten der Ernährung- und Constitution, der Verdauungs- und Bewegungs-Organe, sowie des Kreislaufes und Nervensystems. Die Kureinrichtungen sind durchgängig in grossem Stile angelegt und stehen auf der Höhe der Zeit. Zwischen dem 4 grosse, 2 kleine und verschiedene Wartesäle enthaltenden Douche-Hause, einem Wasserthurm mit 25 m Fallhöhe und dem gegen 70 Badezellen enthaltenden Badehause befindet sich ein Palmenhaus mit vorzüglicher Conditorei zum Aufenthalt für Kurgäste. Dasselbe ist mit einem reichhalt. Lesecabinet ausgestattet.

Den Badehäusern gegenüber befindet sich im Anschluss an den geräumigen Kurgarten die gegen 160 m lange geräumige Wandelbahn mit Bazar und Tonhalle, welche letztere mit einem Doppelorchester nach aussen und nach innen versehen ist. Die 25 Mann zählende Kurkapelle spielt bei schönem Wetter in der äusseren Halle die Promenaden-Concerte, bei ungünstigem in der inneren, da die Kurgäste in diesem Fall ihren Spaziergang und ihre Kur in der Wandelbahn zu erledigen pflegen. Ausserdem finden wöchentlich Quartett-Musik und Symphonie-Concerte statt. Für ein kleines ständiges Theater ist gesorgt und eine 5000 Bände zählende Bibliothek vorhanden. Die Promenaden des Bades sind weit ausgedehnt und nahe sowie ferne reizend gelegene Ausflugsorte nach Auswahl vorhanden. An Wohnungen ist kein Mangel.

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

**Zimmer-Gymnastik.**

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

**Zweite Auflage.**

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren. 1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

Soeben erschien und steht **gratis** und **franco** zu Diensten:

**Katalog 197:**

**Geschichte**

**und ihre Hilfswissenschaften.**

**Wilhelm Koebner**

(L. F. Maske's Antiquariat.)

**Breslau,** Schmiedebrücke 56.



Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 16. Juni 1888. Band XXXIII.

JUL 2 1888

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Das preußische Abgeordnetenhaus in der letzten Legislaturperiode. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Tropenbesiedelung und Akklimatisation. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Heinrich von Stein. Von Fritz Poske. — Altes und Neues im heutigen Ornament. Von Peter Jessen. — Ignatius Donnelly und seine Shakespeare-Chiffre. Von C. A. Honthumb. — **Feuilleton:** Ein Vater. Von Björnstjerne Björnson. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Das Lutherfestspiel in Berlin. Von M. — Notizen. — Inserate.

### Das preußische Abgeordnetenhaus in der letzten Legislaturperiode.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die am 26. Mai d. J. geschlossene dritte Session des preußischen Landtages war voraussichtlich die letzte der 16. Legislaturperiode, welche damit thatsächlich ihren Abschluß gefunden hat. Verfassungsmäßig beendet wird dieselbe erst durch die Auflösung des Landtages, welche zum Zweck der Neuwahlen bis zum November d. J. erfolgen muß. Die 16. Legislaturperiode bestand aus drei Sessionen, vom 14. Januar bis 30. Juni 1886 mit 96 Sitzungen, vom 15. Januar bis 14. Mai 1887 mit 55 Sitzungen und vom 14. Januar bis 26. Mai 1888 mit 63 Sitzungen. Die erste Session war die letzte, welche von unserem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm persönlich eröffnet wurde. Das Abgeordnetenhaus arbeitete in der ganzen Legislaturperiode unter ungünstigen Verhältnissen, die Concurrenz des Reichstages drückte durch eine Reihe hochwichtiger Verhandlungen, die zweite und dritte Session waren zudem von außergewöhnlichen Ereignissen erfüllt, wodurch die Sitzungen unterbrochen wurden, in die zweite Session fiel die heftige Wahlbewegung für den deutschen Reichstag und in die dritte der Tod unseres Kaisers. Für die parlamentarischen Geschäfte hatten diese Ereignisse die Folge, daß einzelne Gegenstände äußerst rasch abgewickelt werden mußten, namentlich der Staatshaushalt wurde so rasch durchberathen, daß derselbe nicht mehr Zeit in Anspruch nahm, als früher allein der Cultusetat.

Beim Schluß der 15. Legislaturperiode hatte die conservativ-nationalliberale Mehrheit einen Bestand von 244 Mitgliedern, die Neuwahlen im Herbst 1885 ergaben für dieselbe 272 Mitglieder, also in einem Hause von 433 Mitgliedern eine ansehnliche Mehrheit. Mit Rücksicht auf diese Mehrheit, wodurch die Grundbedingung des für unsere gegenwärtigen Verhältnisse allein zuträglichen Zustandes gegeben war, darf die Zusammensetzung des Hauses eine befriedigende genannt werden. Das parlamentarische Grundverhältniß war auf eine gesunde Basis gestellt. Das Gepräge erhielt die conservativ-nationalliberale Mehrheit dadurch, daß die Deutsch-Conservativen allein nicht die Mehrheit hatten, sondern daß sowohl der Zutritt der nationalliberalen, als der freiconservativen Partei nöthig war. Ein Cartell ist zwischen den Mehrheitsparteien für das Abgeordnetenhaus niemals geschlossen worden, ein Cartell, d. h. ein Bündniß zu gegenseitiger Unterstützung, Wahrung des Besitzstandes und zu gemeinsamer Action wurde von den Mehrheitsparteien bei den Reichstagswahlen im Jahre 1887 abgeschlossen, fast überall durchgeführt und erzielte die bekannten glänzenden Erfolge. Aber wenn die Mehrheitsparteien auch formell kein Cartell abschlossen, so bestand dasselbe thatsächlich schon vor dem Reichstagscartell von Beginn der neuen Legislaturperiode an. Ein solches stillschweigendes Cartell war die Vorbedingung und Grundlage einer gedeihlichen Thätigkeit, wozu die thatsächlichen Verhältnisse die stärkste Aufforderung gaben. Das Bündniß der Mehrheitsparteien vollzog sich regelmäßig bei den großen Fragen und es erwies sich eine festere Verbindung als unnöthig. Dieselbe wäre vielleicht sogar schädlich gewesen, da die einzelnen Parteien in ihrer grundsätzlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit größeren Einfluß im Lande und eine Bedingung ihres Wachsthumes haben. Die Mehrheitsparteien ließen in Anbetracht der ernsten politischen Lage Gegensätze in den Hintergrund treten und es erwiesen sich alle im Laufe der Legislaturperiode hervortretenden Differenzen gegenüber den gemeinsamen großen Aufgaben als untergeordnet. Die Gewähr der Dauer des Zusammenhaltens der Mehrheitsparteien ist nur dann vorhanden, wenn die Nationalliberalen und Freiconservativen, welche in der Zusammensetzung der Mehrheit die Partei der Vermittelung und Mäßigung darstellen, von der Regierung consequent und energisch unterstützt werden. Nur unter dem Zeichen des gemäßigten Conservatismus und des gemäßigten Liberalismus wird das Cartell der Mehrheitsparteien Aussicht auf Bestand und Erfolge haben, unter diesem Zeichen aber nicht als willkürliches Gebilde, von dem man sagen darf: „Car tel est notre plaisir“, sondern als ein gesundes Product der thatsächlichen politischen Verhältnisse erscheinen. Ein solches Cartell ist eine Nothwendigkeit und erfolgt aus der Natur der politischen Lage, in solchem Cartell verkörpert sich der Zug nach nationaler Einigkeit und positiver Arbeit.

Werfen wir einen politischen Rückblick auf die verflossene Legislaturperiode, so finden wir, daß die Hauptgegenstände der Session 1886 die Polengesetze, das kirchenpolitische Gesetz und die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf Westfalen waren. Die Session 1887 befaßte sich hauptsächlich mit der kirchenpolitischen Vorlage und Ausdehnung der Verwaltungsreform auf die Rheinprovinz. Die Session 1888 wies als Hauptgegenstände der Verhandlungen das Volksschullastengesetz, die Verlängerung der Legislaturperioden und die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf Schleswig-Holstein auf.

Die Polengesetze. Als der preußische Staat Polen erwarb, war dasselbe durchaus wirthschaftlich verwahrlost, es gab in Polen eine kleine Schaar von besitzenden und herrschen-

Digitized by Google

den Familien, die übrige Bevölkerung befand sich im Zustande der niedrigsten Sclaverei. Aus diesem verwahrlosten Lande ein wohlhabendes Land zu schaffen, konnte nur der intelligenten und energischen preußischen Verwaltung gelingen. Das Land blühte unter Preußen wieder auf, Wohlstand trat wieder ein, aber mit dem Wohlstande auch die polnische Opposition. Die Erinnerung an die unglücklichen Zeiten traten bald bei den Polen zurück und man träumte von Wiederherstellung des Königreiches Polen. Naturgemäß mußte der preußische Staat als deutscher und Culturstaat die Polen mit der preußischen Monarchie zu assimiliren versuchen, jedoch konnte von Assimilirung seit langer Zeit keine Rede mehr sein, dieselbe ging sogar zurück und das polnische Element überfluthete das deutsche. Die Gründe hierfür sind die verschiedensten. Vor Allem polnische Einwanderung, die Massenbewegung vom Osten nach dem Westen, die ausgezeichnete Organisation der polnischen Gesellschaft, die deutsche Gutmüthigkeit und Uneinigkeit, die deutsche Gewohnheit, die eigene Regierung zu bekämpfen, die deutsche Bewunderung alles Ausländischen, oder wie Bismarck sagte, die Befähigung des Deutschen, nicht nur aus der eigenen Haut heraus, sondern auch in die eines Ausländers hineinzufahren und die Stellung der katholischen Kirche, welche eine national-polnische Einrichtung war. Alle diese Umstände vereint brachten es fertig, das deutsche Element zu verdrängen und das polnische immer mächtiger zu machen. Der Polonismus blieb auch keine provinzielle Frage der Provinz Posen, sondern ergriff auf der Brücke des Culturkampfes auch Oberschlesien und Westpreußen und war durch seine ultramontanen Reserven zu einer drohenden Macht geworden, so daß es sich um die Sicherung unseres östlichen Staatsgebietes handelte. Das sah man endlich in Preußen ein, man sah, daß es sich um einen Kampf um die Existenz handle, der aufgenommen werden mußte. Fürst Bismarck nahm den Kampf auf als großen politischen Kampf, als einen alten Kampf von 1000 Jahren um die Herrschaft von Deutschen und Polen in dem Gebiete zwischen Elbe und Weichsel und legte dem Landtage die Polengesetze vor, das 100 Millionengesetz und die Schulgesetze vor. Die Mehrheitsparteien vertraten den nationalen Gedanken und brachten nach harten Kämpfen die Polengesetze zum Wohle Preußens zu Stande.

Die Verwaltungsreform wurde bedeutend ausgedehnt. Der Minister v. Puttkamer hat das Glück, die Selbstverwaltungsgesetze, welche für die östliche Hälfte des preußischen Staates bereits in den siebziger Jahren geschaffen wurden, auch auf die westliche Hälfte zu übertragen. Nachdem die Selbstverwaltungsgesetze 1884 auf Hannover, 1885 auf Hessen-Nassau übertragen waren, kamen 1886 Westfalen, 1887 die Rheinprovinz und 1888 Schleswig-Holstein an die Reihe. Die Verwaltungsreform verfolgt drei Ziele: Ausdehnung der Selbstverwaltung, Einführung von Rechtscontrolen in die Verwaltung, Decentralisation derselben und Heranziehung der Laien. Die eingeschlagenen Wege sind folgende: Neugestaltung der Selbstverwaltungskörper in Kreis und Provinz, Ordnung der Verwaltungsgerichtsbarkeit und veränderte Organisation der allgemeinen Landesverwaltung. Durch die Verwaltungsreform haben die drei betroffenen Provinzen eine bessere Vertretung im Provinziallandtage statt nach Ständen, nach wirthschaftlichen Interessengruppen, Ausdehnung der Rechte der Selbstverwaltungsorgane, bessere Vertretung der Bevölkerung im Kreistage, den Kreisausschuß neben dem Landrathe und die Verwaltungsgerichtsbarkeit, welche gesetzlichen Schutz gegen Polizeiverfügungen gibt, erhalten. Das sind Aenderungen und Verbesserungen, welche tief in das Leben eingreifen und demselben auf eine lange Reihe von Jahren eine bestimmte Richtung geben werden. Die Verhandlungen im Hause nahmen mit Rücksicht darauf, daß in den früheren Jahren wiederholt die maßgebenden allgemeinen Grundsätze durchberathen und festgestellt worden, keinen großen Umfang an.

Bei den Verhandlungen über die kirchenpolitischen Vorlagen im Jahre 1886 und 1887 griff der Reichskanzler entscheidend und glücklich ein. Einzelnen Vorschlägen, so namentlich der Aufhebung der Staatsprüfung, der Duldung der Lesung stiller Messen und der Spendung der Sacramente stimmte fast das ganze Haus zu, andere Punkte, die Beseitigung der Mitwirkung des Staates bei der Vorbildung der Geistlichkeit, die Zulassung der Orden und die Preisgebung der Jugenderziehung erschienen einer Minderheit mit Recht höchst bedenklich. Die beiden Gesetze haben nicht die Bedeutung des Abschlusses der Revision der kirchenpolitischen Gesetze, wohl aber die des Abschlusses des kirchenpolitischen Kampfes. Die Erklärungen und Handlungen des Papstes und der preußischen Staatsregierung lassen nicht daran zweifeln, daß beide den Frieden aufrichtig wollen. Ob die beiden Gesetze einen dauernden Frieden zur Folge haben werden, ist zweifelhaft, jedenfalls wünscht die Minderheit des Abgeordnetenhauses, welche gegen die Gesetze stimmte, daß ihre Ansicht sich als irrig erweisen und daß die gefaßten Beschlüsse zur Beruhigung und Befriedigung des Landes, zu einem dauernden Frieden führen mögen.

Der Hauptgegenstand der dritten Session, das Volksschullastengesetz, gelangte erst nach überraschenden Zwischenfällen und einem wechselvollen parlamentarischen Schicksal zur Annahme. In der Commission des Abgeordnetenhauses hatte eine conservativ-clericale Mehrheit dasselbe so verschlechtert, daß der Inhalt in keiner Weise befriedigen konnte, erst die Abänderungen durch das Herrenhaus ließen dasselbe annehmbar erscheinen. Die Gemeinden werden um 20 Millionen Mark jährlich entlastet und das Schulgeld darf nur dort, wo der Staatszuschuß den Ausfall an Schulgeld nicht deckt, in Höhe des nicht gedeckten Ausfalles erhoben werden. Das Volksschullastengesetz liefert den Beweis, daß die Absicht vorhanden ist, die Einnahmen der neuen indirecten Steuern, soweit als möglich, zur Entlastung der Gemeinden und der Steuerzahler zu verwenden.

Die Verlängerung der Legislaturperioden von 3 auf 5 Jahre, welche in den Jahren 1851—1858 häufig vergebens versucht wurde, ist endlich nach erbitterten Kämpfen zu Stande gekommen. Von 28 constitutionellen Staaten Europas haben 9 eine drei-, 7 eine vier-, 1 eine fünf-, 10 eine sechs- und 1 eine siebenjährige Legislaturperiode, das republikanische Frankreich und Belgien haben eine vierjährige, Italien hat fünfjährige Legislaturperioden, das liberale England, das classische Land constitutioneller Verfassung, verwandelte nach reiflicher Ueberlegung unter Georg I. die dreijährige in eine siebenjährige Legislaturperiode, Ungarn hat neuerdings die Legislaturperioden verlängert, dagegen finden wir kein Beispiel, daß ein Staat die Legislaturperioden verkürzt hätte. Abgesehen von Preußen haben die größeren deutschen Bundesstaaten längere Legislaturperioden als die dreijährige und es besteht in diesen Staaten ganz allgemein mit dieser Verfassungseinrichtung Zufriedenheit. Die längeren Legislaturperioden haben höchst zweifelhafte Nachtheile, aber sichere Vortheile gegenüber den kurzen. Die Verlängerung der kurzen Legislaturperioden liegt im gleichmäßigen Interesse der Wähler und der gesetzgebenden Versammlungen. In Folge der vielen an sie gestellten Anforderungen sind die Wähler wahlmüde, daher die geringe Theilnahme an den Wahlen. Die Stimmungen und Auffassungen der Bevölkerung klärt sich innerhalb einer längeren Periode besser ab und kommt demnach richtiger zum Ausdruck. Die häufigen Wahlen regen die politischen Leidenschaften in bedeutendem Maße auf und steigern und verschärfen die politischen Gegensätze, der Wahlkampf ist die Zeit der politischen Brunnenvergiftung. Längere Legislaturperioden wirken auf die Selbständigkeit der Volksvertretung günstig ein und bieten mehr Garantie für reine Arbeitsjahre, gründlichere und bessere Erledigung der Geschäfte und größere Stetigkeit der Entwickelung in politischer Beziehung. Diese Gründe veranlaßten die Mehrheitsparteien, dem Vorgange des Reichstages folgend, auch für Preußen fünfjährige Legislaturperioden zu beschließen.

Die Finanzlage des Staates hat sich im Laufe der Legislaturperiode so verbessert, daß anstatt des Fehlbetrages, an den man seit Jahren gewohnt war, die dritte Session einen so erheblichen Ueberschuß aufwies, daß sowohl die Ausgaben im Ordinarium und Extraordinarium des Etats erhöht, als auch endlich oft vorgetragene Wünsche des Abgeordnetenhauses

Digitized by Google

erfüllt werden konnten. Die in der letzten Session vorgelegte Uebersicht der Staats-Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1886/1887 ergab kein Deficit, das Jahr 1887/88 ließ durch die Mehreinnahmen der Eisenbahnverwaltung, die Nachsteuer- resp. Verbrauchsabgabe für den Branntwein, die Ueberweisungen aus dem Reiche, die directen und indirecten Steuern einen effectiven Ueberschuß von 28 Millionen Mark erwarten. Der Etat für 1888/89 übertrifft im Ordinarium den vorjährigen um 55 Millionen Mark an Mehrüberschuß resp. Minderausgabe. Für neue Verwendungen bleiben etwa 26 Millionen Mark disponibel, die im Wesentlichen erfolgen sollen: Zur Aufbesserung der Gehälter der Geistlichen aller Bekenntnisse mit 759,000 Mark, zur Aufhebung der Relictenbeiträge der Beamten mit 6 Millionen Mark, für Erleichterung der Gemeinden in ihren Volksschullasten mit 10 Millionen Mark (1. October 1888 bis 1. April 1889), und für außerordentliche Schuldentilgung. Der Etat läßt mit Zuversicht auf die Dauer günstiger Finanzverhältnisse Preußens rechnen.

Die Verstaatlichung der Eisenbahnen ist zur völligen Durchführung gelangt. Die großartigen Erfolge unserer Eisenbahnpolitik haben bis auf wenige Ausnahmen fast alle seitherigen Gegner bekehrt und von der Nützlichkeit der Verstaatlichung für das Gesammtwohl überzeugt. Die Einkünfte der Eisenbahnen decken nicht nur die Zinsen der Staatsschuld, sondern haben in der verflossenen Legislaturperiode große Ueberschüsse zur Befriedigung anderer Staatsbedürfnisse und die Möglichkeit gegeben, zahlreiche Nebenbahnen zu bauen und dadurch Landestheile aufzuschließen, welche unter dem Privat-Eisenbahnsystem die Vortheile einer Eisenbahnverbindung noch lange hätten entbehren müssen.

Außer diesen Hauptgegenständen der letzten Legislaturperiode ist noch ein reichhaltiger Stoff zur Verhandlung gekommen und nicht ohne Ergebniß geblieben. Es können hier nur einige der bedeutenderen Gegenstände kurz angeführt werden: Erweiterung des Gemeindewahlrechtes, Einführung des geheimen Stimmrechts bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause und zu den Communalvertretungen, Gewährung größerer Freiheit, Selbständigkeit und reichlicherer Mittel an die evangelische Kirche, Gleichstellung der Lehrer an den nichtstaatlichen höheren Lehranstalten mit denen an Anstalten staatlichen Patronats, Abänderung des Gesetzes über die Wittwen- und Waisenkassen für Elementarlehrer, Verhütung der Ausbeutung der wirthschaftlich schwächeren Klassen bei Geld- und Creditgeschäften, Schutz der Landwirthschaft gegen Hochwild, Haltung des deutschen Reichstages bezüglich der Militärfrage, Nothstand der Landwirthschaft, Reform der directen Steuern, sodann die Gesetze über den Nordostsee-Canal, die Canäle Dortmund-Unterems und Mittel- oder Oberspree und die Verbesserung der Oder und Spree, über Einführung des Grundbuches in der Rheinprovinz, Theilung von Kreisen in Posen und Westpreußen, Feststellung der Leistungen für Volksschulen, Heranziehung von Militärpersonen zu Abgaben für Gemeindezwecke, Erlaß der Wittwen- und Waisengelder der unmittelbaren Staatsbeamten, Abgrenzung und Organisation der Berufsgenossenschaften, bezw. der Betriebsunfälle in Land- und Forstwirthschaft und Fürsorge für Beamte in Folge von Betriebsunfällen und schließlich das unerledigte Gesetz über die Kosten der Königlichen Polizeiverwaltungen.

Aus der gegebenen Uebersicht über die Verhandlungen der abgelaufenen Legislaturperiode läßt sich erkennen, daß das Ergebniß ein befriedigendes zu nennen und daß die Mehrheitsparteien alle Veranlassung haben, mit Befriedigung zurückzublicken. Viele für das Land wohlthätige Gesetze sind durch die Verständigung der Regierung mit den Mehrheitsparteien zu Stande gekommen und eine nicht kleine Zahl von Aufgaben ist gelöst oder doch wesentlich gefördert worden, deren Erfüllung die Mehrheitsparteien schon lange erstrebt haben. Wenn die Wähler die Verhandlungen und Ergebnisse der abgelaufenen Legislaturperiode und das Verhalten der Parteien ruhig prüfen und die nöthigen Lehren daraus ziehen, wird die schon seit längerer Zeit den gemäßigten Parteien günstige Volksstimmung, welche auf der Erkenntniß von der Nothwendigkeit starker Mittelparteien beruht, in immer weiteren Kreisen feste Wurzel fassen und werden hoffentlich die nächsten Wahlen zum Vortheile einer ruhigen und sicheren Fortentwickelung unserer Zustände und damit zum Wohle unseres Vaterlandes zu einer weiteren Stärkung der gemäßigten Parteien führen.

---

## Tropenbesiedelung und Akklimatisation.

Von Moritz Alsberg.

Unter den Fragen, die gegenwärtig die deutschen Politiker beschäftigen, nimmt diejenige, welche die Nutzbarmachung des neuerworbenen überseeischen Besitzes durch Colonisation, sowie überhaupt die Erschließung der Tropenländer anlangt, eine hervorragende Stelle ein. Wir haben bereits früher in dieser Zeitschrift*) darauf hingewiesen, daß in Europa die Zahl der Geburten diejenige der Todesfälle gegenwärtig um 3—3½ Millionen pro Jahr übersteigt, und daß in demselben Verhältniß, wie die europäische Bevölkerung an Zahl zunimmt, die im Allgemeinen dünnbevölkerten und zum größten Theil uncultivirten Gebiete der heißen Zone für die Cultur der Menschheit und die Zukunft der weißen Rasse eine von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung erlangen müssen. Indem man darauf rechnet, daß die besagten überseeischen Territorien einen Theil des europäischen Bevölkerungsüberschusses aufnehmen und zugleich unserem Erdtheile Nahrungs- und Genußmittel zuführen werden, indem ferner noch durch den in diesen Ländern zu betreibenden Plantagenbau viele für die europäische Industrie unentbehrliche Rohstoffe beschafft und indem auch durch die allmähliche Civilisirung der Eingeborenen dem Handel und Gewerbefleiß der europäischen Völker neue Absatzgebiete eröffnet werden sollen — auf diese Weise hofft man die Nachtheile, welche für unseren Erdtheil aus dem Mißverhältniß zwischen seiner von Jahr zu Jahr an Zahl zunehmenden Bevölkerung und seiner entweder gar nicht oder nur in geringem Maße steigerungsfähigen Nahrungsmittelproduction sich mit Nothwendigkeit ergeben müssen, einigermaßen wieder auszugleichen. Aber freilich um die oben angedeuteten Zwecke zu erreichen, um die Tropenländer für die europäische Cultur nutzbar zu machen — der Erreichung dieses Zieles steht ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß entgegen, nämlich der Umstand, daß bei der weißen Rasse der Uebergang aus einem Lande mit gemäßigtem in ein solches mit heißem Klima sich in vielen Fällen nicht ohne Schädigung der Gesundheit vollzieht. Das Wesen jener Anpassung an ungewohnte klimatische Verhältnisse, welche man als „Akklimatisation" bezeichnet, näher kennen zu lernen, jene Gesundheitsstörungen, welche für den Europäer aus dem Wechsel des Klimas und der Lebensweise sich ergeben und über deren Natur man bis jetzt noch nicht völlig im Klaren ist, genauer zu erforschen — das sind Probleme, deren hervorragende, ebensowohl theoretische wie praktische Bedeutung auf den während der beiden letzten Jahre zu Berlin und Wiesbaden abgehaltenen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte zur Constituirung einer besonderen „Section für medicinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygieine" geführt hat und denen auch wir im Nachfolgenden einige Betrachtungen widmen wollen.

Wie wir bereits andeuteten, ist es die Beseitigung, bezw. Abschwächung der aus dem Wechsel vom gemäßigten zum heißen Klima für die Gesundheit des Europäers sich ergebenden Schädlichkeiten, sowie insbesondere die Bekämpfung des Sumpffiebers als derjenigen Krankheit, welche dem in Tropenländern wohnenden Europäer am häufigsten verhängnißvoll wird — diese Aufgaben sind es, von denen der Erfolg oder Nichterfolg der europäischen Colonisation innerhalb der Tropen in erster Linie abhängig ist. Ehe wir jedoch in die Erörterung dieser Fragen

*) Vergl. den Artikel „Die Uebervölkerung der Erde" in der „Gegenwart" Jahrgang 1886, Nr. 47 und 48.

Digitized by Google

eintreten, dürfte es wohl zweckmäßig sein, zunächst einige ziemlich allgemein verbreitete irrige Vorstellungen bezüglich des Tropenklimas zu berichtigen. Als eine solche durchaus irrthümliche Vorstellung ist es zu bezeichnen, wenn vielfach angenommen wird, daß die Tropenzone in ihrer Totalität für den Europäer auf die Dauer zum Aufenthalt sich nicht eigne. Die Verschiedenheit der geographischen Configuration, der Bodenbeschaffenheit, der Bewässerung und Vegetation, sowie vor Allem die verschiedene Erhebung über dem Meeresspiegel bedingen vielmehr, wie aus den Berichten der Forschungsreisenden auf's Unzweifelhafteste hervorgeht, sehr erhebliche Differenzen in den klimatischen Verhältnissen der einzelnen tropischen Länder und fehlt es nicht an Belegen dafür, daß solche Gegenden, welche in Folge der sumpfigen Beschaffenheit des Erdbodens eine Brutstätte der Malaria (Sumpffieber) darstellen, und solche, in denen günstige Terrainverhältnisse das Auftreten der besagten Seuche verhindern, häufig unmittelbar aneinandergrenzen. Auch unterliegt es nach dem Gesagten keinem Zweifel, daß es durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der für den weißen Ansiedler innerhalb der Tropen gegebenen Lebensbedingungen in vielen Fällen möglich sein wird, bei der Gründung einer Ansiedelung die Wahl so zu treffen, daß die in gesundheitlicher Hinsicht wenig empfehlenswerthen Localitäten vermieden werden. — Daß an und für sich die weiße Rasse dazu befähigt ist, sich den verschiedensten klimatischen Verhältnissen anzupassen — diesen Schluß würden wir, selbst wenn auch gar keine Beispiele von in neuerer Zeit bewirkter erfolgreicher Akklimatisation der in tropische Gegenden eingewanderten Europäer vorlägen, schon aus der Thatsache ziehen müssen, daß die Arier (Indogermanen), deren Ursitze wir mit größter Wahrscheinlichkeit nach Centralasien, jedenfalls aber in ein von strenger Winterkälte heimgesuchtes Gebiet verlegen müssen, nicht nur den weitaus größten Theil von Europa bevölkert und selbst auf Island und Grönland sich angesiedelt, sondern auch in den Sumpfniederungen Bengalens der Gluth der Tropensonne trotzend Staatswesen gegründet haben. Freilich wissen wir nicht, welche Opfer an Menschenleben jene vorgeschichtliche Besiedelung Indiens durch die eingewanderten Arier erfordert haben mag; andererseits muß aber doch jedenfalls in Betracht gezogen werden, daß der Indogermane, wenn er heutzutage tropische Gegenden occupirt, den aus dem ungewohnten Klima sich für ihn ergebenden Schädlichkeiten nicht hülflos preisgegeben ist, daß er vielmehr in den von der Gesundheitspflege und Heilkunde ihm dargebotenen Hülfsmitteln einen nicht zu verachtenden Schutz gegen die besagten nachtheiligen Einflüsse besitzt. — Doch davon sogleich. Was die Entscheidung der Frage anlangt, ob ein Volk in einem von ihm occupirten Gebiete sich zu behaupten, bezw. dasselbe mit Erfolg zu colonisiren im Stande sei, so wird gewöhnlich das numerische Verhältniß der Todesfälle zur Zahl der Geburten als das ausschlaggebende Moment betrachtet. Man geht von der Voraussetzung aus, daß, wenn die Zahl der ersteren die der letzteren übersteige, eine ersprießliche Colonisation nicht möglich sei, daß vielmehr in einem solchen Falle — dem Feuer vergleichbar, welches durch Zufuhr von neuem Brennstoff unterhalten wird — nur durch eine stets sich wiederholende Zufuhr von neuen Auswanderern die Bevölkerung auf dem status quo erhalten und dementsprechend das Colonisationswerk ohne fortwährende Opfer an Menschenleben nicht ausgeführt werden könne. Indessen ist diese Auffassung, wenn man derselben eine nur über wenige Jahrzehnte oder gar Jahre sich erstreckende Statistik zu Grunde legt, nicht ganz zutreffend. Selbst dann nämlich, wenn in den neubesiedelten Gebieten unter den zuerst daselbst sich niederlassenden Europäern in Folge der primitiven Zustände, welche sie daselbst antreffen, und in Ermangelung jener hygienischen Vorkehrungen, welche für die Erhaltung der Gesundheit von höchster Bedeutung sind, die Sterblichkeitsziffer Anfangs eine beträchtliche ist, so ergibt sich aus diesem Umstande doch keineswegs der Schluß, daß auch unter den folgenden Generationen von Ansiedlern das Verhältniß der Anzahl der Todesfälle zur Zahl der Geburten ein ebenso ungünstiges sein werde. Vielmehr deuten zahlreiche Beobachtungen darauf hin, daß diejenigen Ansiedler, welche sich den klimatischen Verhältnissen angepaßt haben, die von ihnen erworbene Widerstandsfähigkeit gegen schädliche klimatische Einflüsse auf ihre Nachkommen vererben. Als ein sehr wichtiges Moment kommt auch mit in Betracht, daß die späteren Generationen von Ansiedlern nicht solche Entbehrungen auszuhalten haben wie diejenigen, welche in den betreffenden Gebieten die Pionierdienste verrichteten, sowie der Umstand, daß mit zunehmender Cultur hygienische Einrichtungen in höherem Grade, als dies bei der Begründung der Niederlassung der Fall zu sein pflegt, Berücksichtigung finden. Alle diese Umstände liefern eine Erklärung für die in den verschiedensten, von Europäern innerhalb der Tropen gegründeten Ansiedelungen gemachte Beobachtung, daß auch in jenen Fällen, wo die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten Anfangs um ein Erhebliches übersteigt, das besagte Verhältniß sich doch allmählich zu Gunsten der letzteren verändert und somit die Stellung der Bevölkerung in den betreffenden Gebieten von Jahr zu Jahr eine günstigere wird. So hat — um die soeben constatirte Thatsache durch einige Beispiele zu belegen — in Algerien, dessen erfolgreiche Colonisirung noch vor wenigen Jahrzehnten als eine hoffnungslose Aufgabe betrachtet wurde, der Census von 1870 bereits ein nicht auf Neueinwanderung, sondern auf der Vermehrung der Geburten im Verhältniß zur Zahl der Todesfälle zurückzuführendes Wachsthum der Bevölkerungsziffer ergeben. Ebenso wie nach de Quatrefages in dem besagten Gebiete eine dem Klima des Landes angepaßte Rasse im Entstehen begriffen ist, ebenso beweisen die neueren statistischen Erhebungen über die weiße Bevölkerung von Guadeloupe, daß auf dieser, in ihren tiefer gelegenen Theilen höchst ungünstige klimatische Verhältnisse darbietenden westindischen Insel die Zahl der Geburten, welche hinter derjenigen der Todesfälle Anfangs sehr erheblich zurückblieb, neuerdings letztere beträchtlich übertrifft. Auch dürfen die unter dem Namen „les petits Blancs“ bekannten Ansiedler von Isle de France (Bourbon), ferner die im tropischen Brasilien lebenden Nachkommen von Europäern, sowie die Colonisten des australischen Queensland als Belege für die Möglichkeit einer vollständigen Akklimatisation der weißen Rasse innerhalb der Tropenländer angeführt werden. — Daß übrigens bei der Auswahl des Terrains für die in den neuen Ansiedelungen anzulegenden Ortschaften, bezw. Städte mit der größten Vorsicht zu Wege gegangen werden muß, hierfür fehlt es nicht an Beweisen. So unterliegt es nach den auf Guadeloupe gemachten Erfahrungen keinem Zweifel, daß auf der besagten Insel die relativ hohe Sterblichkeit gewisser Gemeinden lediglich auf die Auswahl eines ungünstigen Terrains für die Anlegung der betreffenden Ortschaften zurückzuführen ist. Während die Holländer einen entschiedenen Mißgriff begangen haben, wenn sie bei ihrer ersten Ansiedelung auf Java für die Anlage der Stadt Batavia ein von Sümpfen umgebenes, von der heißen Tropensonne bebrütetes Terrain wählten — eine Wahl, welche es sehr erklärlich macht, daß in der besagten Handelsempore Cholera und bösartiges Wechselfieber gegenwärtig noch Jahr für Jahr Hunderte von Menschenleben dahinraffen — im Gegensatz hierzu muß es als ein außerordentlich glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß die Begründer der sehr gesunden Hafenstadt Durban (Port Natal) an der vom heißen Mozambiquestrom bespülten, eine tropische Vegetation aufweisenden Küste von Südostafrika die besagte Stadt nicht unmittelbar an der von Mangrovebüschen umgebenen, Sumpfmiasmen aushauchenden Bai von Natal, sondern vielmehr in einiger Entfernung von derselben anlegten und die Stadt durch eine kurze Bahnstrecke mit dem Meeresufer, wo sich nur die unentbehrlichsten Gebäude befinden, in Verbindung setzten.

Wir haben im Vorhergehenden darauf hingewiesen, daß die Salubrität eine Niederlassung in nicht geringem Grade von der Wahl der Localität für die zu begründenden Ortschaften und Städte abhängig ist und daß mit dem Zunehmen unserer Erkenntniß von den Bedingungen, welche die Gesundheit des in den Tropen ansässigen Europäers beeinflussen, es wohl möglich sein dürfte, die denselben bedrohenden Gefahren durch Auswahl eines geeigneten Terrains für die zu begründenden

Digitized by Google

Wohnplätze und Ortschaften um ein Erhebliches zu vermindern. Indem wir aber den Einfluß erörtern, den die Terrainverhältnisse auf die Gesundheit des in Tropenländern angesiedelten Europäers ausüben, berühren wir zugleich einen für die Beurtheilung der Akklimatisationsfrage überaus wichtigen Punkt, nämlich das bis zu gewissem Grade durch locale Verhältnisse bedingte Auftreten von verheerenden Seuchen. Was die Beziehung der Letzteren zur Akklimatisation anlangt, so liefert Hans Buchner in einer kürzlich erschienenen Schrift*) wichtige Information über die Disposition, welche verschiedene Menschenrassen gegenüber verschiedenen Ansteckungskrankheiten an den Tag legen. Indem der besagte Gelehrte die zuerst von M. von Pettenkofer aufgestellte Unterscheidung der Infectionskrankheiten (d. i. Krankheiten, deren Entstehung auf der Uebertragung eines specifischen Giftes oder Ansteckungsstoffes beruht) in ektogene und endogene Infectionen — d. i. in solche Seuchen, wo die Uebertragung der Krankheit durch außerhalb des Menschen- oder Thierkörpers gebildete Krankheitskeime bewirkt wird und in solche, wo innerhalb des menschlichen Körpers oder beim Thiere gebildete Ansteckungsstoffe die Uebertragung der Seuche von Individuum zu Individuum vermitteln — indem Buchner diese Unterscheidung seinen Untersuchungen zu Grunde legt, gelangt er zu dem Schluß, daß die Angehörigen der weißen Rasse und diejenigen der Negerrasse gegenüber den Infectionskrankheiten ein gegensätzliches Verhalten aufweisen. Während nämlich die schwarzen Eingeborenen der Tropenländer sowie auch die meisten übrigen farbigen Bewohner der in Rede stehenden Gebiete im Allgemeinen eine bemerkenswerthe Widerstandsfähigkeit gegenüber den auf ektogener Infection beruhenden Seuchen, insbesondere gegenüber der Malaria in allen ihren mannigfaltigen Formen als: Wechselfieber, remittirende und Gallenfieber, perniciöse Fieber u. s. w. an den Tag legen, verhalten sich die besagten farbigen Rassen gegenüber den durch endogene Infection hervorgerufenen Krankheiten nicht im gleichem Maße resistent. Es ist vielmehr bekannt, daß die Eingeborenen der Tropenländer durch Lungenschwindsucht und Blattern und sogar durch Krankheiten, die wie Masern und Influenza (Grippe) sich für den Europäer nahezu oder gänzlich ungefährlich erweisen, die aber bei dem Neger in weit bösartigerer Form auftreten als bei den Angehörigen der weißen Rasse, häufig zu Tausenden dahingerafft werden. Dagegen kehrt sich, wenn wir das Verhalten des innerhalb der Tropen lebenden Europäers — bezw. dessen Nachkommen — gegenüber den beiden soeben erwähnten Kategorien von Krankheiten in's Auge fassen, das Verhältniß geradezu um. Während der weiße Tropenansiedler von jenen Seuchen, denen der farbige Eingeborene nicht selten in außerordentlicher Zahl zum Opfer fällt, wenig oder gar nicht heimgesucht wird, sind es gerade die durch ektogene Infection, d. i. durch die Einwirkung der außerhalb des menschlichen Körpers im Erdboden und Wasser gebildeten Krankheitskeime hervorgerufenen Seuchen, welche sich für Ersteren als gefährlich erweisen. — Worauf das im Vorhergehenden erwähnte gegensätzliche Verhältniß beruht, hierüber sind wir bei dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntnisse noch nicht vollständig im Klaren; indessen ist es, wie wir hier beiläufig erwähnen wollen, nicht unwahrscheinlich, daß gewisse Verschiedenheiten in der Zusammensetzung des Blutes sowie die Ernährungsverhältnisse dabei mit in's Spiel kommen. Was ersteren Punkt anlangt, so haben die von dem französischen Gelehrten Morel vor Kurzem angestellten Untersuchungen ergeben, daß die Angehörigen der schwarzen Rasse in einer bestimmten Quantität Blut eine erheblich größere Anzahl von rothen Blutkörperchen aufweisen als diejenigen der indoeuropäischen (weißen) Rasse und daß der Gehalt des Blutes an weißen Blutzellen bei den beiden besagten Rassen sich umgekehrt verhält. Daß andererseits auch die Ernährung auf den Widerstand, welchen die Angehörigen verschiedener Rassen gegenüber den Ansteckungskrankheiten an den Tag legen, einen wichtigen Einfluß ausübt — diese Thatsache kann kaum bezweifelt werden. Mit Sicherheit wissen wir dies z. B. von der Beri-Beri, jener merkwürdigen, neuerdings in Japan und Ostindien immer mehr Ausbreitung gewinnenden, meist chronisch verlaufenden Krankheit, die für die ganz oder theilweise von Fleischkost sich ernährenden Europäer jener Länder sich weit weniger gefährlich erweist als für die daselbst ansässigen, von Pflanzennahrung lebenden Eingeborenen.

Daß die im Vorhergehenden erwähnte Widerstandsfähigkeit der Negerrasse gegenüber den auf ektogener Infection beruhenden Seuchen im Wesentlichen als das Ergebniß einer ganz allmählich sich vollziehenden Anpassung der besagten Rasse an die klimatischen Verhältnisse der Tropenländer zu betrachten ist und daß andererseits eine erfolgreiche Akklimatisation des Europäers in den von der Malaria heimgesuchten Tropenländern wenigstens für die nächste Zukunft nur dann möglich sein wird, wenn es gelingt, Mittel und Wege zur Bekämpfung der letzterwähnten Seuche ausfindig zu machen — hierüber kann nach dem Gesagten ein Zweifel wohl aufkommen. Auch liegt es auf der Hand, daß hier der Punkt ist, wo zwei anscheinend so heterogene Fragen wie diejenige, welche die Erschließung der Tropenländer durch Akklimatisation der eingewanderten Europäer, bezw. deren Nachkommen anbetrifft und diejenige, welche der modernen Lehre von den im Erdboden, Wasser und in der Luft enthaltenen Bakterien oder Spaltpilzen bezüglich der Natur der als Erreger der Malaria zu betrachtenden winzigen Organismen zur Beantwortung vorliegt, sich auf's Innigste berühren. Indem die auf dem zuletzt erwähnten wissenschaftlichen Gebiete in neuerer Zeit gemachten Fortschritte über das Wesen des Sumpf- und Wechselfiebers, bezw. über die dem Auftreten und der Verbreitung der Seuche zu Grunde liegenden Ursachen Aufschlüsse liefern, leisten sie zugleich jenen Bestrebungen Vorschub, deren Zweck darin besteht, die bisher nur zum geringsten Theile erschlossenen tropischen Gebiete der europäischen Cultur tributpflichtig zu machen. Wenn auch die dem Auftreten der Malaria zu Grunde liegenden Ursachen bis jetzt noch nicht mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit festgestellt wurden, so lassen doch, wie wir bereits andeuteten, die neueren Forschungen keinen Zweifel darüber bestehen, daß ein im Sumpfboden bezw. im Sumpfwasser enthaltender, entweder mit der eingeathmeten Luft oder mit dem Trinkwasser in den menschlichen Körper gelangender niederer pflanzlicher Organismus jene unter dem Gesammtbegriff der Malariaerkrankung zusammengefaßten Erscheinungen hervorruft. Auch liefern die neueren bakteriologischen Untersuchungen, insofern durch dieselben festgestellt wurde, daß speciell die im Erdboden stattfindenden Fäulnißprocesse zur Entstehung und Vermehrung der krankheiterregenden (pathogenen) Spaltpilze führen — diese Untersuchungen liefern bereits gewisse Anhaltepunkte, aus denen sich voraussichtlich Maßregeln ergeben werden, welche dahin zielen, die Entstehung der als Erreger der Malaria zu betrachtenden niederen pflanzlichen Gebilde zu verhindern, bezw. einzuschränken. — Um statt der Fäulniß die Verwesung der im Erdboden enthaltenen organischen Substanz herbeizuführen und auf diese Weise die Entstehung von Fäulnißorganismen, bezw. von krankheiterregenden Pilzen zu verhindern — um dieses Ziel zu erreichen, ist es nach Wollny von Wichtigkeit, dem Erdboden möglichst viel Sauerstoff in Form von athmosphärischer Luft zuzuführen, was durch eine bestimmte Bearbeitung desselben (möglichste Auflockerung des Ackerlandes, bezw. Aufhäufelung der Ackerkrume, um dieselbe für Luft möglichst zugänglich zu machen) bewerkstelligt werden kann. Auch liegt es auf der Hand, daß durch einen zu beträchtlichen Feuchtigkeitsgehalt des Erdbodens — einen Gehalt, wobei die im Erdboden enthaltene Luft durch Wasser verdrängt wird — die Verwesungsprocesse hintangehalten werden und die Entwicklung von Fäulnißpilzen und krankheiterregenden Bakterien begünstigt wird. Die Eigenschaft gewisser Stoffe (Metallsalze, Aetzkalk, concentirte Salzlösungen u. dergl.) die Zersetzungsvorgänge im Erdboden nach dieser oder jener

*) Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infectionskrankheiten und über Akklimatisation. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. Neue Folge. Serie II, Heft 18. Hamburg, 1887.

Digitized by Google

Richtung hin zu beeinflussen, kann unter Umständen ebenfalls zur Einschränkung der in demselben sich abspielenden Fäulnißvorgänge, die zugleich zur Entstehung von krankheiterregenden Organismen Veranlassung bieten, nutzbar gemacht werden. Wenngleich die klimatischen Faktoren: Bodentemperatur und Bodenfeuchtigkeit sich naturgemäß der Regulirung entziehen, so wird es sich doch ermöglichen lassen, indirect auf dieselben einen Einfluß auszuüben, theils dadurch, daß man die für die Ausnutzung derselben maßgebenden physikalischen Eigenschaften des Bodens abändert, theils indem man die Operationen des Ackerbaues und der Plantagenwirthschaft in ihrer Ausführung den jeweils herrschenden klimatischen Verhältnissen anpaßt. Auf die außerordentlich mannigfaltigen Wechselbeziehungen, in die Klima und Boden zu einander treten, kann einerseits durch die Wahl geeigneter Localitäten für die Bodencultur (in den der vollen Gluth der Mittagssonne ausgesetzten Oertlichkeiten erreicht die Bodentemperatur einen höheren Grad als in mehr geschützten Localitäten; an Abhängen wird sich die Drainirung des Bodens leichter bewerkstelligen lassen als auf ebenem Terrain u. s. w.) andererseits durch die Wahl der Jahreszeit für die besagten Operationen ein wichtiger Einfluß ausgeübt werden, wobei stets danach getrachtet werden muß, daß nicht die Fäulniß, sondern die Verwesung bei dem Zerfall der organischen Stoffe im Erdboden eintrete.*)

So viel über die Grundsätze der Bodenbearbeitung, wie sie die neuere bakteriologische Forschung behufs Verhinderung, bezw. Einschränkung der im Erdboden sich abspielenden Fäulnißvorgänge und der aus letzteren sich ergebenden gesundheitlichen Schädlicheiten festgestellt hat — Grundsätze, die für die Bekämpfung des Sumpf- und Wechselfiebers (Malaria) und somit auch für die den colonisirenden Völkern obliegende Cultivirung tropischer Gebiete von allerhöchster Wichtigkeit sind. Und auch noch in anderer Weise dürfen wir hoffen, dem furchtbarsten jener Feinde, welche die Gesundheit und das Leben des in den Tropenländern angesiedelten Weißen bedrohen, einen erfolgreichen Widerstand entgegenzustellen. In dieser Beziehung erscheint uns dasjenige besonders verheißungsvoll, was die neueren physiologisch-chemischen Untersuchungen bezüglich des Einflusses festgestellt haben, den Sauerstoff und sauerstoffreiche Substanzen (Wasserstoffsuperoxyd, übermangansaure Verbindungen, chlorsaures Kali u. dergl.) auf das Zellenleben des thierischen Organismus ausüben. Speciell dem activen Sauerstoff (Ozon) kommt, wie neuere Forschungen ergeben haben, die Eigenschaft zu, den Gewebszellen des menschlichen Körpers im Kampfe gegen die Malaria neue Kraft zuzuführen, die oxydirende (verbrennende) und absondernde Thätigkeit, vermittelst deren die Zellen des lebenden Organismus den in den menschlichen Körper eingedrungenen Malariapilz zu eliminiren suchen, zu unterstützen.**) Entsprechend dem soeben Gesagten ist es die Sauerstoff- und Ozonbehandlung, die ebenso wie sie schon vor einiger Zeit von Alexander Pöhl (St. Petersburg) bei Choleraepidemien in Vorschlag gebracht wurde, so auch neuerdings von Lender als therapeutisches Agens, bezw. als vorbeugendes Mittel im Kampfe gegen die den weißen Tropenansiedler bedrohende Malaria empfohlen wird, wobei freilich die Frage, in welcher Form die Lebensluft zur Verwendung kommen soll, ob in den Wohnhäusern der von Malaria heimgesuchten Tropenländer Ozon entwickelt oder ob statt des gewöhnlichen Trinkwassers daselbst ozonisirtes Wasser genossen werden soll, zukünftigen Erwägungen vorbehalten bleiben muß.

Die vorhergehenden Bemerkungen dürften wohl genügen, um darzuthun, daß der Kampf gegen die Malaria, diese verbreitetste aller Seuchen, welche den weißen Tropenansiedler heimsuchen, keineswegs als ein hoffnungsloser aufzufassen ist, daß es vielmehr mit dem Zunehmen der wissenschaftlichen Erkenntniß wohl gelingen dürfte, Mittel und Wege zur Beseitigung, bezw. Einschränkung der den Europäer innerhalb der Tropen bedrohenden gesundheitlichen Schädlichkeiten ausfindig zu machen. Daß die aus der Malaria für den weißen Tropenansiedler sich ergebenden Gefahren vollständig beseitigt werden könnten, wenn es gelingen sollte, eine Schutzimpfung mit abgeschwächtem Malariagifte (nach dem Principe der von Pasteur befürworteten Milzbrand- und Hundswuth-Schutzimpfungen) herzustellen — das ist ein Punkt, auf den wir hier nur beiläufig hinweisen wollen. Andererseits sei hier besonders hervorgehoben, daß wir die Verbesserung der Verhältnisse, in denen der weiße Tropenansiedler lebt, sowie die Herstellung von Anlagen, welche der Gesundheitspflege dienen, als ein für die Herabsetzung der Mortalitätsziffer und für die Herbeiführung einer erfolgreichen Akklimatisation außerordentlich wichtiges Moment zu betrachten haben. Was diesen Punkt anlangt, so lehren zahlreiche Beispiele, daß die fortschreitende Cultur, indem der Plantagen- und Ackerbau in vielen Tropenländern ein Drainiren der Ländereien nothwendig macht, an und für sich schon auf die Salubrität der betreffenden Gebiete einen günstigen Einfluß ausübt. Daß neben dem Austrocknen von Sümpfen und der Versorgung der neuen Ansiedelungen mit gutem Trinkwasser eine den klimatischen Verhältnissen entsprechende Einrichtung der Wohnungen für den Gesundheitszustand des innerhalb der Wendekreise lebenden Europäers von höchster Wichtigkeit ist — dies bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

---

*) Vergl. hierüber die Abhandlung: „Ueber die Beziehungen der Mikroorganismen zur Agricultur" im „Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde", Jahrg. 1887, Bd. I, Nr. 15 und 16.

**) Daß wir die eliminirende, d. i. auf Beseitigung, bezw. Unschädlichmachung der in den Menschen- oder Thierkörper eingedrungenen Spaltpilze gerichtete Thätigkeit der Zellen am besten durch zweiatomigen und dreiatomigen Sauerstoff unterstützen — zu diesem Schluß drängen die Helmholtz'schen Untersuchungen, denen zufolge, sobald diese Gase eine Spaltung erleiden und ein Austausch ihrer elektrischen Ladungseinheiten nach außen stattfindet, ein elektrischer Strom entsteht. Letzterer ist aber, wie zahlreiche Beobachtungen beweisen, das stärkste Erregungsmittel der absondernden Nerven, welches wir kennen. — Eine weitere Stütze erhält die neuerdings in Vorschlag gebrachte Verwendung des activen Sauerstoffes (Ozons) zur Bekämpfung der Malaria auch durch die Untersuchungen, welche C. Wurster über das Vorkommen dieses Gases im Menschen- und Thierkörper, sowie über die Wirkungen, welche dasselbe auf die Gewebe und Organe des thierischen Organismus ausübt, kürzlich vorgenommen hat. Für die große Bedeutung, welche speciell dem Sauerstoffe bei der Unschädlichmachung von im menschlichen Körper sich ansiedelnden krankheiterregenden Pilzen zukommt — hierfür sprechen die von dem letzterwähnten Gelehrten gemachten Beobachtungen über die Einwirkungen, welche das sauerstoffreiche Wasserstoffsuperoxyd bei gleichzeitiger Anwesenheit von Kochsalz und Milchsäure auf das thierische Eiweiß ausübt. Da die rothen Blutkörperchen als die Sauerstoff- (bezw. Ozon-)träger des Blutes zu betrachten sind, so stimmt damit das Ergebniß der zuvor erwähnten Untersuchungen Morel's, denen zufolge die schwarze Rasse — also gerade diejenige Menschenrasse, welche der Einwirkung des Malariapilzes den größten Widerstand entgegenstellt — in einem bestimmten Blutquantum eine größere Anzahl von rothen Blutzellen enthält als die weiße Rasse. Bemerkenswerth ist auch die Thatsache, daß man durch Einwirkung des sauerstoffreichen Natriumnitrits auf Eiweiß und auf Blutfarbstoff farbige Producte erzielt hat, welche den Pigmentirungen von Haut und Haar des Menschen ähnlich sind. Angesichts des Umstandes, daß gerade die Pigmentbildung in gewissen, zwar noch nicht genügend aufgeklärten, aber doch an und für sich nicht in Abrede zu stellenden Beziehungen zur Einwirkung des Tropenklimas steht, und da aus unseren obigen Auseinandersetzungen hervorgeht, daß die mit Pigmentablagerung in der Haut besonders reich ausgestatteten farbigen Rassen gegenüber den auf ektogener Infection beruhenden Seuchen widerstandsfähiger sind als die relativ pigmentarme weiße Rasse — angesichts dieser Thatsachen kann wohl kaum bezweifelt werden, daß man sich auf dem richtigen Wege befindet, wenn man die Wirkung, die der active Sauerstoff auf das Zellenleben des Menschen und der Thiere ausübt, für die Bekämpfung der Malaria zu verwerthen sucht. C. Wurster deutet, wie wir hier noch einschalten wollen, die bei fieberhaften Erkrankungen mehrfach beobachteten günstigen Wirkungen der Zufuhr activen Sauerstoffes, welche sich im Weichwerden und der Verlangsamung des Pulses, in der Erregung von Appetit und Schlaf, dem Verschwinden des Fiebers u. s. w. äußern, indem er annimmt, daß die durch den dreiatomigen Sauerstoff gereizten protoplasmatischen Nervenelemente der Schleimhaut des Athmungs- und Verdauungsapparates auf die Blutgefäße der äußeren Haut und die übrigen Organe einwirken.

Digitized by Google

Letztere sind im Allgemeinen nach dem Typus des in Indien üblichen Bungalowhauses, d. h. so anzulegen, daß die durch eine Veranda geschützten Wände des Hauses dem Einflusse der Sonnenstrahlen nicht direct ausgesetzt sind und daß zugleich der freie Durchzug der Luft durch die Wohnräume in keiner Weise behindert wird. Was den zuletzt erwähnten Punkt anlangt, so ist eine stete Luftbewegung, auch wenn die Lufttemperatur, wie dies in den Tropen häufig der Fall, der Blutwärme nahezu gleichkommt, doch von großem Vortheile, da durch die Berührung der Körperoberfläche mit stets erneuten Luftmassen die Abdunstung des menschlichen Körpers — ein für die Erhaltung der Gesundheit hochwichtiger Vorgang — befördert wird. Auch dürfte es für unsere weit fortgeschrittene moderne Technik kein allzu schwieriges Problem sein, eine Einrichtung herzustellen, welche unter Benutzung der jeweiligen motorischen Kräfte durch directe Luftzuführung, sowie eventuell auch durch künstliche Kälteerzeugung (nach dem Principe der auf Schiffen für den Transport von frischem Fleische hergestellten Kühlräume oder auf anderem Wege) das Wohnhaus des Europäers in Tropenländern kühl zu erhalten geeignet ist. Zur Erreichung des letzterwähnten Zweckes eignen sich übrigens auch gewisse, bis jetzt noch so gut wie gar nicht bekannte Vorrichtungen, so vor Allem die Herstellung eines doppelten Daches. Da, wo die besagte Dachconstruction wegen Mangel des dazu erforderlichen Baumateriales nicht angängig ist, kann man durch ein unter dem Dache von Wand zu Wand ausgespanntes Segeltuch die Kühlhaltung der Wohnräume bewerkstelligen. Daß ebensowohl die Kleidung wie die Ernährung des Tropenansiedlers den klimatischen Verhältnissen der Tropenländer sich anpassen muß, bedarf keines Beweises. Von hervorragender Bedeutung für die Erhaltung der Gesundheit des in Tropenländern wohnenden Weißen ist ferner die Pflege der Hautthätigkeit durch Bäder. Für den Tropenbewohner ist es um so wichtiger, die Thätigkeit der Haut möglichst anzuregen, als dieses Organ für die innerhalb der heißen Zone weniger in Betracht kommende Thätigkeit der Lungen als Ausscheidungsorgan einzutreten hat. Als einen Punkt von ganz besonderer Wichtigkeit wollen wir endlich noch darauf hinweisen, daß sich der in den Tropen Lebende der größten Mäßigkeit im Genusse von Spirituosen zu befleißigen hat, und daß, wenn Excesse in Baccho schon in Ländern mit gemäßigtem Klima auf die Dauer nicht ohne Schädigung der Gesundheit ertragen werden, dieselben für den Tropenbewohner geradezu verderblich sind. Für die Richtigkeit des letzterwähnten Satzes liefert u. A. die Thatsache einen unwiderleglichen Beweis, daß die Sterblichkeit unter den in Indien stationirten englischen Truppen auf weniger als die Hälfte zurückgegangen ist, seitdem der Verkauf von geistigen Getränken in der Nähe der Baracken und Zeltlager nicht mehr geduldet wird und seitdem statt des früher üblichen Branntweins Rationen von Thee und Kaffee unter die Mannschaften vertheilt werden.

Daß die im Vorhergehenden angedeuteten hygienischen Maßregeln und Grundsätze für die Gesundheit der weißen Tropenansiedler und die Akklimatisirung der Europäer innerhalb der Wendekreise von höchster Wichtigkeit sind, hierfür lassen sich zahlreiche Belege anführen, auf deren Erörterung wir jedoch an dieser Stelle verzichten müssen. Dagegen dürfen wir unsere Betrachtungen nicht zum Abschlusse bringen, ohne eine für die Colonisation der Tropenländer überaus wichtige Maßnahme — nämlich die Einrichtung von medicinisch-naturwissenschaftlichen Beobachtungsposten, wenn wir sie so nennen dürfen — zu befürworten. Indem man ärztlich und naturwissenschaftlich gebildete Männer anstellt, welche über die in verschiedenen Tropengebieten vorherrschenden Krankheiten, über die Sterblichkeitsverhältnisse, über die Erfolge gewisser Behandlungsmethoden und neuer hygienischer Einrichtungen, sowie über die meteorologischen Erscheinungen und deren Beziehungen zu den Erkrankungen Erfahrungen sammeln — auf diese Weise dürfte man wohl innerhalb weniger Jahrzehnte über das Wesen der aus dem Tropenklima für den Europäer sich ergebenden Gesundheitsschädigungen genauere Aufschlüsse erlangen, als diejenigen sind, welche uns gegenwärtig zur Verfügung stehen.

## Literatur und Kunst.

### Heinrich von Stein.

Von Fritz Poske.

Vor zehn Jahren wurde in diesen Blättern über ein Buch berichtet, welches den Titel führte: „Die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie von Armand Pensier.“ Das Buch war das Erstlingswerk eines jugendlichen Schriftstellers, der nun seit einem Jahre nicht mehr zu den Lebenden gehört. Kraft des poetischen Empfindens und Klarheit des philosophischen Denkens fanden sich in jener Schrift zur Hervorbringung einer überraschend neuen Kunstform vereinigt; in ihr sprach sich eine eigenartige Persönlichkeit aus, die ihr Ziel und ihr Glück in die Gewinnung einer idealen Weltanschauung setzte und die Frage nach dem, was einzig dem Dasein Werth geben kann, mit seltener Leidenschaft, Wahrhaftigkeit und Energie des Gedankens ergriff.

Bei hervorragenden Menschen pflegt mit einer gewissen Naturgesetzlichkeit bereits das Erstlingswerk alle die Keime zu enthalten, welche erst im Laufe eines langen Lebens sich herrlich zu entfalten bestimmt sind. Je reicher eine Persönlichkeit beanlagt ist, desto enger sind diese Keime in dem Jugendwerke, gleichsam noch in gemeinschaftlicher Samenhülle, zusammengedrängt. Werke dieser Art tragen dann wohl den Charakter des Schwerverständlichen, Aphoristischen, und gehen zunächst ohne Wirkung an der mitlebenden Generation vorüber. Erst nach Jahrzehnten, wenn jene Keime sich zu voller Blüthe entwickelt haben, wendet sich das Interesse der Jugendschöpfung zu — mit freudiger Genugthuung werden dann in ihr die Züge der späteren und reiferen Werke wiedererkannt.

Karl Heinrich von Stein, am 12. Februar 1857 zu Koburg geboren, war zwanzigjährig, als er die „Ideale des Materialismus“ verfaßte. Wenig über dreißig Jahre alt wurde er einer schaffensfreudigen Thätigkeit entrissen, als er eben erst zu dem beglückenden Bewußtsein einer nachhaltigen Wirkung gelangt war. Nach einer kürzeren Docentenschaft in Halle war er seit dem Sommer 1884 an der Berliner Universität habilitirt. Hier hatte er sich, neben der Darstellung der neueren Philosophie, namentlich der Aesthetik zugewendet und ein selbständiges System entworfen, dessen Grundzüge durch die hingebende Arbeit dankbarer Schüler in Kurzem der allgemeinen Kenntniß dargeboten werden sollen. Das Geheimniß der Wirkung dieser Vorlesungen bestand darin, daß es sich für Stein nicht um ein formales System von Begriffen handelte, wenn er über Aesthetik sprach, sondern daß sich ihm im künstlerischen, speciell im dichterischen Schaffen das Wesen des Reinmenschlichen verkörperte. Schiller's Satz, daß der Dichter der einzige wahre Mensch sei, war in seiner Aesthetik lebendig geworden. Seine Vorträge über die Aesthetik der deutschen Classiker übten dadurch eine unwiderstehliche Anziehung aus, daß die Persönlichkeiten der beiden Heroen unserer Nation als Vorbilder edelster Menschlichkeit vor den Seelen der Zuhörer, wie durch Zauberkraft heraufbeschworen, wahr und wesenhaft sich darstellten.

Als Schriftsteller hat Heinrich von Stein in dem einen Jahrzehnt, das ihm zum Schaffen gegönnt gewesen ist, voll gehalten, was er in seiner ersten Schrift versprochen. Manche von den Keimen, die dort bereits kenntlich waren, sind in dieser Zeit zu weiterer Entwickelung gelangt. Die eigenthümliche Verbindung von poetischer und philosophischer Begabung, welche schon damals hervortrat, zeigte sich auch in der Entschiedenheit, mit welcher Stein einem heute viel genannten, aber kaum gekannten Denker der Vergangenheit sich zuwandte. Giordano Bruno war der Philosoph, zu welchem eine unverkennbare geistige Verwandtschaft ihn hinzog. Mit einer starken Empfindung für das Tragische in Welt- und Menschenschicksal fand er hier eine freudig erregte, ja im höchsten Sinne heitere Lebensstimmung verbunden. Schon in seiner Habilitations-

Digitized by Google

schrift in Halle: „Ueber die Bedeutung des dichterischen Elementes in der Philosophie des Giordano Bruno" kam seine Sympathie mit dem Nolaner als Wiederbelebung und Erneuerung von dessen Lebensauffassung zum Ausdruck. Noch bestimmter geschah dies in der ausführlichen Abhandlung: „Der Wahn eines Helden", welche (1882) in der „Internationalen Monatsschrift" (Chemnitz) erschien.

Von entscheidendem Einflusse aber auf Stein's Entwickelungsgang wurde die enge Beziehung zu Richard Wagner, in die er seit dem Jahre 1879 getreten war. Anfangs als Erzieher des einzigen Sohnes dem Hause angehörend, fühlte sich der Jüngling bald mit Ehrfurcht und Liebe zu der gewaltigen Persönlichkeit des an der Schwelle des Greisenalters stehenden Meisters hingezogen. Hier gewann er die tiefe Ueberzeugung von dem Werthe der Kunst für eine edler geartete Cultur; der Möglichkeit einer solchen Cultur war von da an sein ganzes Denken und Sinnen zugewendet. Vor Allem an ihn richtete sich auch das Vermächtniß Richard Wagner's: für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen — das Reinmenschliche mit dem ewig Natürlichen in harmonischer Uebereinstimmung zu erhalten. Die künstlerische Thätigkeit der Umgebung, in welche ein günstiges Geschick ihn geführt hatte, ermuthigte ihn zu neuen eigenen Dichtungen. Zwölf Gespräche historischen Charakters wurden als „Dramatische Bilder" unter dem Titel „Helden und Welt" (Chemnitz 1883) veröffentlicht. Ein Brief des Verfassers an Richard Wagner und eine Antwort desselben sind dem Buche als Einführung vorangestellt und sprechen es auf's Bestimmteste aus, daß es die Aufgabe der Kunst sei, die nationale Cultur zu fördern, indem der durch die Kunst zum Schauen befähigte Blick der Wirklichkeit zu besonnener Lebensführung zugewendet werde. „Können wir die Welt nicht aus ihrem Fluche erlösen, so können ihr doch thätige Beispiele der ernsthaftesten Erkenntniß von der Möglichkeit der Errettung gegeben werden" (Wagner). Von den vier Gruppen dieser „Dramatischen Bilder" gehört die erste der Welt der Hellenen an (Solon und Krösos; Timoleon; Alexander), die zweite der römischen Geschichte (der Fluch des Hannibal; Cornelia; der junge Imperator), die dritte dem „Christenthum" (die heilige Katharina; Luther 1545; aus dem großen Kriege), die vierte der neuen Zeit (Denker und Dichter; die Tochter Cromwell's; Heimathlos). In allen diesen Dialogen erscheint das Reinmenschliche im Kampfe mit feindlichen Mächten, sei es der Welt, sei es des eigenen Innern; in allen wird die Möglichkeit festgehalten, daß das Ideale im Menschen sich siegreich zu behaupten im Stande ist und in die Wirklichkeit gestaltend einzugreifen vermag. „Ein Staat aus gemeinsamer Arbeit in heiliger Freundschaft, und ein Volk, dem durch Liebe und edelste Natur der Sitte schöne Vollkommenheit stärker als der Bann der Eide gälte — wohl ist das, o König Krösos, ein Gedanke, den es sich verlohnt zu fassen, und ginge man auch einsam mit ihm einher und schritte unverstanden, ja ungehört von dannen." So spiegelt sich in den Worten des Solon das hehre, vom Verfasser erschaute Culturbild und erglänzt aufs Hellste in dem Ausblicke des Bruno (in „Denker und Dichter"): „Heimath des Menschen schiene dann die Erde, nicht mehr ein Wirrsal fremdzungiger neidvoller Länder, des Menschen Heimath zu kurzem Aufenthalt, zu muthvollem, besonnenen Verweilen und mildem, verklärenden Vorüberziehn."

Von so erhabenen Zielen geleitet, gab Heinrich von Stein auch in den „Bayreuther Blättern" (dem Organ des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins) dem Gedanken der „Regeneration" durch eine Reihe von tiefdurchdachten, warm empfundenen Aufsätzen Ausdruck. Er ging den Keimen edlerer Culturgestaltung nach, welche die Vergangenheit darbot; so entstanden die historischen Essays: „Luther und die Bauern", „Shakespeare als Richter der Renaissance", „Ueber Werke und Wirkungen Rousseau's", „Ueber Goethe's Wanderjahre", „Jean Paul". Daran schlossen sich in neuester Zeit die schon erwähnten Vorträge über die „Aesthetik der deutschen Klassiker" und eine Reihe von „Schopenhauer-Scholien", in denen mit besonnenster Klarheit eine Deutung des positiven Gehaltes in der Philosophie Schopenhauers gegeben wurde. Die pessimistische Verurtheilung des sichtbaren Weltendaseins wird von Stein, wie auch von Wagner, nur auf bestimmte Formen dieser Sichtbarkeit bezogen, „denen gegenüber aber beständig der Gehalt des künstlerischen, schöpferischen Gemüthes die Möglichkeit eines Anderen, Besseren verbürgt." — An derselben Stelle erschien auch ein größerer Aufsatz „Ueber die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen", der durch eine posthume Veröffentlichung unter dem Titel „Sprache und Cultur" (B. B. 1888, I) noch eine werthvolle Ergänzung erfahren hat. Gemeinsam mit C. Fr. Glasenapp endlich stellte Stein in einem „Wagner-Lexikon" (1883) die Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagners in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften zusammen, dem Todten eine Huldigung darbringend, die dem Lebenden als Gabe zu seinem siebzigsten Geburtstage bestimmt gewesen war.

Ein größeres wissenschaftliches Werk des Frühvollendeten bezieht sich auf die „Entstehung der neueren Aesthetik" (Cotta, 1886). Die Schrift verfolgt die Entwickelung des ästhetischen Denkens von Boileau bis Winckelmann; sie behandelt nacheinander den französischen Classicismus, die Richtung auf das Natürliche bei den Briten, bei Dubos, Diderot und Rousseau, endlich die Auffassung der ästhetischen Probleme durch Schweizer, Italiener, Deutsche. Die staunenswerthe Gründlichkeit und der überlegene Scharfsinn dieser Darstellung sind von maßgebender Seite nachdrücklich hervorgehoben worden. Was aber vielleicht noch nicht hinreichend gewürdigt worden ist, das ist der Gehalt an selbständigen, ästhetischen Ausführungen, welche dem Werke über den Rang einer historischen Untersuchung hinaus die Bedeutung einer originalen Leistung auf dem Felde der ästhetischen Wissenschaft selber verleihen. Der Aesthetik wird die Aufgabe zugewiesen, das volle Verständniß des Kunstwerks zu vermitteln. Sie soll den Gehalt der genialen Anschauung des Künstlers in ihren Beziehungen zu der Gesammtheit des geistigen Lebens erkennen lassen. Die idealistische Aesthetik im Sinne Heinrich von Steins hebt hervor, daß eine innerlich entstandene künstlerische Absicht das Bestimmende im künstlerischen Schaffen ist; sie führt den Gehalt des Kunstwerks auf eine ursprüngliche gestaltende Kraft im menschlichen Gemüth zurück, welche mit großer Bestimmtheit uns in uns selber das Maß des Besseren und Höheren angibt, und nicht die Unterdrückung des Gefühles durch die Vernunft, sondern die Steigerung der Gefühle zu großen wahrhaftigen Erlebnissen des Gemüths bedeutet. Die Schrift zeigt, wie die Spuren dieser Auffassung im Entwickelungsgange der ästhetischen Principien mit wachsender Stärke zum Vorschein kommen, wie aber erst bei Winckelmann ein bestimmter Begriff von den schöpferischen Kräften des künstlerisch empfindenden Gemüthes ins Bewußtsein tritt. Sie liefert ferner im Schlußabschnitt eine Kritik des Idealbegriffes und weist nach, daß zwar auch Winckelmann noch keine genaue Definition dieses Begriffes hatte, daß er aber durch seine Art, die Antike zu sehen und zu beschreiben, zuerst uns Ideale im heutigen Sinne gegeben hat. Das Werk endet mit dem Hinweis auf die Kunstanschauung Goethes und Schillers, die sich als eine Verallgemeinerung dessen darstellt, was Goethe einmal im Hinblick auf die bildende Kunst ausgesprochen hat: der Stil ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, insofern es uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten darzustellen.

Die idealistische Aesthetik Heinrich von Steins berührt sich innig mit der Aesthetik Schillers. Aber sie hebt sich von ihr zugleich in einer wesentlichen Beziehung ab. Stein bringt zu seinen ästhetischen Anschauungen einen anderen philosophischen Hintergrund als Schiller, deutlicher gesagt einen volleren Begriff von Wirklichkeit. Es ist bedeutsam, daß die Dissertation „Ueber Wahrnehmung", welche der jugendliche Philosoph (1877) verfaßte, mit Kant beginnt und mit Dühring schließt. In der Schule Dührings, des „Wirklichkeitsphilosophen", hat Stein jenen Wirklichkeitsbegriff sich zu eigen gemacht, der die Welt nicht als eine bloße „Idee des Geistes", sondern als ein einheitliches „System von Dingen und Vorgängen" erfaßt. Ihm löst sich daher der Zwiespalt von Natur und Geist, von Sinnen-

Digitized by Google

welt und Geisterreich in die Ahnung eines großen Zusammenhanges auf, welcher Sein und Werden, Ruhe und Bewegung, Materie und Gemüth in Einklang mit einander setzt. Dem Künstler aber fällt eine hohe und einzige Aufgabe zu: den Sinn der Dinge darzustellen. „Er setzt Wahrheit an die Stelle der Wirklichkeit. Er weckt gleichsam die Seele des Wirklichen und leiht ihr seine Sprache." — „Dieser Idealismus ist bloßen Träumereien unverwandt und richtet sich vielmehr mit Ernst und gerechtem Sinn auf Deutung und Gestaltung der Natur."

Welche Tiefe ethischen Gehaltes die hier angedeutete Weltanschauung in sich birgt, das auszuführen war ein Herzenswunsch des Dahingeschiedenen, dessen Erfüllung ihm versagt geblieben ist. Aber ein herrliches Vermächtniß ist uns zu Theil geworden: in einer Anzahl von Dichtungen, theils Gesprächen, theils Erzählungen, hat diese Weltanschauung eine wirkungsvollere Darstellung gefunden, als es in der Form eines philosophischen Systemes möglich gewesen wäre. Wie Stein im Kunstwerk den höchsten Ausdruck des Menschlichen erkannte, so versprach er sich auch von dem, was er der Welt zu sagen hatte, vornehmlich in der Form des Kunstwerkes einen tieferen Eindruck auf die Gemüther. Den Haupttheil der hinterlassenen Dichtungen bilden dramatische Scenen aus dem Leben der „Heiligen", in welchen das innerste Empfinden dieser der heutigen Menschheit fremdesten Gestalten mit wunderbarer Kraft der Sympathie ergriffen und als unvergängliches Zeugniß edelster Menschlichkeit herausgehoben wird, während in den sich anschließenden „Erzählungen" eine Reihe von Problemen des zartesten Seelenlebens eine Behandlung im Sinne der von Stein ersehenen und ersehnten besseren Cultur erfahren. Das Erscheinen dieser Dichtungen steht noch im Laufe dieses Jahres bevor.

Dem von ihm gefeierten Winckelmann glich Heinrich von Stein durch die Gabe künstlerischen Schauens, der sich überdies das Vermögen poetischen Bildens gesellte; an Winckelmann's plötzlichen Hingang erinnert sein frühzeitiger, aus der Fülle der Gesundheit ihn fortraffender Tod. Nicht als ungeziemend mag es daher gelten, der tief ergreifenden Worte zu gedenken, mit welchen Goethe jenes Hinganges uns getröstet: „Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig." Ja, in die Trauer um den Verlorenen darf sich die erhebende Freude mischen, daß ein Mensch von so unbedingter Hoheit des Denkens und Empfindens unter uns gelebt hat. Heinrich von Stein war eine jener seltenen, sonnenhaften Naturen, die wie Winckelmann, wie Schiller, erhaben über Allem, was uns Erdgeborene bändigt, dazu berufen erscheinen, das Ideal vom Himmel auf die Erde herabzuführen. Wahrlich unser Volk ist noch zu Großem ausersehen, da es solche Naturen hervorzubringen vermag.

---

## Altes und Neues im heutigen Ornament.

Von Peter Jessen.

Die ornamentale Erfindung unserer Tage steht im Banne der Vorzeit wie kein anderes Gebiet unserer Thätigkeit. Die Vorbilder der älteren Stilarten, welche täglich reichlicher an's Licht treten, die Muster aus dem nahen und fernen Osten, welche mehr und mehr Gemeingut werden, scheinen die Schöpferkraft unserer eigenen Phantasie zu lähmen; die Ungeduldigen, der Nachahmung müde, verzweifeln schon an allem Fortschritt unserer Kunstübung, da der eigene Stil der neuen Zeit so gar lange auf sich warten lasse. Nur eine künstlerische Sintfluth könne uns von dieser Last des Ererbten erlösen. Und allerdings scheinen manche Beobachtungen solchen Klagen Recht zu geben. Um so aufmerksamer sollte man alle selbständigen Versuche, die Keime des Neuen, verfolgen.

Als einziges Heilmittel hat man lange die Natur, den ewigen Jungbrunnen aller Formen, empfohlen. Aus ihm hat jeder Stil der Vorzeit sich bereichert; die Art, wie Blume und Blatt, Gethier und Mensch aufgefaßt und verwerthet werden, macht den wesentlichen formalen Unterschied der Kunstepochen aus. Allein gerade hier zeigt sich am deutlichsten unsere Abhängigkeit: alle heutigen Versuche, die Naturformen in das Ornament einzuführen, treten Anfangs wie eine ganz neue That auf, lassen aber sehr bald erkennen, wie der Erfinder sich durch Zufall oder Neigung der einen oder der anderen älteren Auffassung anschließt, wie seine Phantasie wider Willen in den Bann der Ueberlieferung geräth. Vor allem bestimmt die Nationalität auch heute die schöpferische Thätigkeit des Künstlers, bald hemmend und bald fördernd.

Wir wissen alle, worauf das Uebergewicht der Franzosen in allen decorativen Zweigen während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beruhte. Was auch die Revolution vernichtet haben mochte, es blieben doch noch hundertfältige Reste der lange gepflegte Kunstfertigkeiten, es blieb auch das Verständniß für die Formenwelt der vergangenen Generation. Ludwig XVIII. suchte auch in der Kunst das achtzehnte Jahrhundert zu restauriren; das Rococo stand wieder auf, zwar ohne eigene Lebenskraft, aber doch mächtig genug, um auch den übrigen Völkern Europas seine Formen aufzunöthigen. Die Zeichner und Handwerker in Paris hatten noch die ausgeführten Prachtstücke der jüngsten Vorzeit vor Augen; daneben bereicherten sie sich aus der umfassenden ornamentalen Literatur, welche im 17. und 18. Jahrhundert in Paris entstanden war. Damals hatten die Architekten, die Zeichner und Maler ihre Erfindungen den Fachgenossen durch den Kupferstich in großer Fülle mitgetheilt; unternehmende Verleger hatten die Entwürfe der großen Meister, der Bérain, Marot, Oppenord u. s. f. in Einzelblättern, Heften oder Gesammtwerken verbreitet; hier lag eine fast unerschöpfliche Fundgrube offen. Aus dieser Quelle begannen in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die Pariser Zeichner zu schöpfen; man bildete die älteren Vorlagen nach und schloß verwandte Erfindungen daran an. Das Hauptwerk jener Schule, von Rieſter zusammengestellt, nannte sich selbst ausdrücklich: „Ornamente, entlehnt aus den vier Stilarten", der Renaissance, dem Louis XIV., dem Rococo und dem Louis XVI.

Und diesen historischen Boden haben die vielen thätigen Pariser Zeichner auch in den folgenden Jahrzehnten nicht verlassen. Man schaltete mit dem Stoffe nicht mit antiquarischer Treue und versuchte nicht, die Stilepochen der Vorzeit auch in der Nachahmung streng zu sondern; erlaubt schien jede Combination, welche gefiel, welche der immer noch unverwüstliche nationale Geschmack gut hieß. Da rollt sich etwa eine streng geschwungene Ranke, mit derbem Akanthus umlaubt und von zarten Blüthen umspielt, an dem einen Ende nach Art der Renaissance wie ein Lederriemen streng zusammen und klingt an der Gegenseite in einen flüchtigen Rococoschnörkel aus; in den Lücken hangen bald classische Trophäen, bald natürliche Fruchtbündel; die Figuren schmiegen sich auf demselben Blatte hier gefällig dem Ornamente an und treten dort mit keckem Naturalismus derb und unvermittelt dazwischen. Diese bestechenden Erfindungen, als deren Hauptmeister Liénard berühmt geworden ist, haben sich auch bei uns in Werkstatt und Unterricht fest eingewurzelt und selbst gegen alle Theorien und alle neudeutschen Kunstformen ihren Platz behauptet. Leider sind die Nachahmer weit mehr als die Franzosen selbst geneigt, alle diese Andeutungen wörtlich zu nehmen und jedes noch so verwegene Motiv ohne Weiteres auf Möbel, Geräthe oder Gefäße zu übertragen, ohne Rücksicht auf die Beschränkung, welche hier durch den Gebrauchszweck oder den Stoff des einzelnen Gegenstandes geboten wird.

Die französische Kunst ist bis heute dieser Tendenz treu geblieben. Wer Paris besucht, sollte nicht versäumen, in dem jungen Musée des arts décoratifs im Industriepalast die dort angekauften Entwürfe und Studien des ehrwürdigen Galland, des Altmeisters der heutigen französischen Decorationskunst, zu betrachten. Gleich gewandt als Zeichner und als Maler im

Digitized by Google

Figürlichen und Ornamentalen, beherrscht er das ganze Material der älteren Stilwandlungen und weiß es ohne Zwang jedem heutigen Bedürfniß anzubequemen; er belebt und vertieft aber zugleich die überlieferten Motive durch das Studium der lebendigen und der leblosen Natur; der menschliche Act, das Wachsthum der Pflanze oder ein unscheinbares Stückchen Papier, verschieden aufgerollt und in diesen zufälligen Spiralen wieder und wieder gezeichnet, sind ihm Anregungen der Phantasie. Es ist äußerst lehrreich, wie sich hier das Neue auf den alten Stamm propft.

Wenn in Frankreich die Tradition zur leitenden Macht geworden ist, unterstützt durch die große Zahl der bequem zugänglichen nationalen Kunstdenkmäler, so hat man dagegen in England bei dem Beginne der kunstgewerblichen Reform die Fäden zur Vergangenheit nicht ohne große Opfer wieder anknüpfen können. Das Land war nicht reich an ganz mustergültigen älteren Vorbildern; außer in gothischer Zeit hatte das englische Kunsthandwerk, meist vom Ausland befruchtet, es nur gelegentlich zu classischen Werken gebracht. Als daher nach den Erfahrungen der ersten Weltausstellung seit dem Jahre 1851 ein gewaltiges System gewerblicher und künstlerischer Belehrung über das Land gespannt wurde, kaufte man aus dem ganzen Continent Schätze jeder Technik und jedes Stils zusammen und verbreitete sie zur Lehre und zur Nachachtung durch Museen und Publicationen bis in alle Provinzen. Allein dem gesunden Sinne der Engländer sagte die Nachahmung fertiger Typen nicht lange zu. Von Anfang an im Princip, bald auch in praktischen Versuchen regt sich der Gedanke, mit Hülfe der heimischen Flora neue und eigenthümliche Gebilde zu Wege zu bringen. Vor Jahrhunderten hatten ja schon die gothischen Meister in ihren Steinarbeiten und Glasfenstern den Epheu, das Eichblatt, die Distel plastisch und malerisch verwerthet; hier schien der Weg gewiesen zu sein. Nun wurden die heimischen Blättertypen gesammelt, aufgespannt, umrissen und rhythmisch geordnet; die Blüthen und Kelche werden zerpflückt, auf ihre Grundform geprüft und danach in fünftheilige, sechsblätterige oder sonstwie regelmäßige Rosetten und Sterne zerlegt; man sucht diese Elemente so einfach wie möglich zu gestalten, um sie desto mannigfacher zu Friesen, Füllungen oder Grundmustern combiniren zu können.

Allerdings ist man der Gefahr nicht entgangen, durch zu viel Abstraction einförmig zu werden. Man verschmähte grundsätzlich alle natürlichen Zufälligkeiten, die Verschiebung, Biegungen, Ueberschneidungen, durch welche für das unbefangene Auge die Pflanze ihren Reiz gewinnt; man hatte Form und Farbe, Umrisse und Gliederung schematisirt und der Natur gleichsam ihren Duft entzogen. Und um diesen reizlosen Elementen durch die Zusammensetzung Anmuth zu geben, fehlte den englischen Zeichnern die Uebung und der ererbte Geschmack, welche allein die ornamentale Phantasie entfesselt und regelt. Ein Beispiel statt vieler. Wenn der Grieche ein Band, einen Fries verzieren will, so wählt er einen fortlaufenden Mäander, ein Flechtband oder eine wohlgegliederte Reihe von Spiralen und Palmetten, welche nach diesem oder jenem Rhythmus an einander geschlossen sind. Der moderne Gothiker begnügt sich, dasselbe Element, ein Blatt oder einen Kelch, ganz unvermittelt so oft hart neben einander zu stellen, wie der Fries lang ist. Kein Wunder, daß man dieser künstlichen Naivität schnell überdrüssig wird. Denn überdies ist der Sinn für die Blumenwelt, ja für die Natur im Ganzen in der englischen Gesellschaft weit mehr verbreitet als bei uns. Wer hier zu Lande eine Blume bei sich zu führen pflegt, wird für einen Stutzer angesehen; dem Engländer ist die Freude daran erlaubt und selbstverständlich. Als nun obendrein die japanische Kunst die Reize einer unbefangenen Naturauffassung doppelt schätzen lehrte, hat der Schematismus im Pflanzenornament nicht lange bestehen können. Aus den neuesten englischen Fliesen, aus Tapeten oder aus den jüngsten Publicationen haben auch wir Gelegenheit zu ersehen, wie der natürliche Zweig und die lebendige Blüthe in der Decoration immer bewegter zur Erscheinung kommen; man darf erhoffen, daß sich hier die Gegensätze der japanischen Zufallsornamentik und des starren gothischen Zwanges nach und nach ausgleichen und ergänzen werden. Das letzte Wort hat die englische Kunst noch nicht gesprochen.

Wir Deutschen haben länger als die übrigen Nationen unter der Alleinherrschaft einer einzelnen Stilrichtung gestanden. Wie lange ist es denn, daß in Berlin die griechischen Formen auch im Ornament ausschließlich Geltung hatten; erst vor kaum zwanzig Jahren hat sich unser Auge auch für die Einzelheiten der Renaissance geöffnet, in denen der Oesterreicher und der Süddeutsche schon lange heimisch waren. In Wien hatte die kunstgewerbliche Reform sich durchaus an den reineren, aber weniger entwicklungsfähigen italienischen Formen herangezogen; in München stand eine große Gruppe thätiger Künstler seit lange dem späten Mittelalter und den Anfängen der deutschen Renaissance nahe. Das Jahr 1876 mit der ersten deutschen Kunstgewerbeausstellung löste die landsmannschaftlichen Schranken und stellte die Münchener Richtung an die Spitze der ganzen deutschen Kunst. Aber diese Kunst trug fortan einen alterthümelnden Zug. Oft genug verspottet, wenn ihre Möbel und Geräthe den Ansprüchen des Heute arg zuwiderliefen, konnte sie auch in den Einzelformen die alten Muster nicht vergessen; auch das Blattwerk mußte nach Dürer's Art gestaltet sein. Selbst wo man die Pflanzenwelt unmittelbar zu benutzen glaubte, haben die alten Vorbilder den Blick getrübt. Es liegt heute ein großes Werk vor, das hierfür besonders lehrreich ist.

Der unternehmende Wiener Herausgeber Martin Gerlach läßt unter dem Titel „Die Pflanze in Kunst und Gewerbe" ein umfangreiches Sammelwerk erscheinen, welches die Formen der heimischen Flora zugleich in natürlicher Erscheinung und in ornamentaler Verwendung vorführen will. Die Rollen sind auf mehrere Künstler vertheilt: Maler stellen die einzelne Pflanze im Gesammtbilde und in ihren Einzelheiten dar; ein ausgezeichneter Erfinder, Anton Seder, bildet systematisch aus Blume, Blatt und Strauch die verschiedensten Anwendungen: Friese, Füllungen und farbige Flächenmuster jeder Art, plastische Ornamente, Gefäße und Geräthe jeder Technik. Das Alles mit Phantasie, Laune und Geschmack in Zeichnung, Farbe und Erfindung, weit erhaben über die beschränkten und meist starren Versuche der englischen Zeitgenossen; eine Arbeit, welche der deutschen Kunst alle Ehre macht.

Aber auch dieser vielseitige Erfinder hat seine allgemeine Richtung von der Schule empfangen, von welcher er ausging. Das Vorbild der späten Gothik und der deutschen Renaissance ist in Blatt und Blüthe, Stengel und Ast immer wieder erkennbar. Freilich nicht zum Schaden des Nachkommen: denn jener Lenz der deutschen Kunst hat auch im ornamentalen Laub ein unübertroffenes Leben gezeitigt. Just als nach 1500 die antiken Muster hereinbrachen, hatte sich im Norden auf naturalistischer Grundlage eine ganz eigene Formenwelt entwickelt; gedrungenes Blattwerk auf der Fläche, in der Baukunst, an Möbeln, Geräthen und Gefäßen; die kräftigen Aeste und vollen Blüthen überwucherten selbst die architektonischen Glieder; man erinnere sich der Capitelle und Säulenschäfte, des Gefäßfußes, der Holzfüllungen und vor Allem der mannigfachen Art, in welcher Dürer mit diesem Blattwerk der Spätgothik zu spielen wußte. Das deutsche Ornament ist niemals selbständiger und eigenthümlicher gewesen.

Im Ganzen also ist es nur zum Gewinn, wenn sich die heutigen Zeichner zunächst in diese Schule begeben haben, da wir doch einer Stütze bedürfen. Nur sollte man daneben um so aufmerksamer die Ansätze neuer Motive und Bildungen pflegen, die sich hier und dort erkennen lassen. Ein ornamentales Sammelwerk, welches jener deutschen Encyklopädie des Pflanzenornaments kurz voraufgegangen ist, gestattet gerade in dieser Richtung einen Ausblick. Derselbe Herausgeber, Martin Gerlach, hat vor einigen Jahren unter dem Schlagwort „Allegorien und Embleme" eine bunte Reihe malerischer und decorativer Erfindungen von verschiedener Hand vereinigt, welche in Fachkreisen eines der gangbarsten Vorlagewerke geworden sind. Die Embleme der Zünfte, Gewerke und vieler Berufsarten und Lebensäußerungen, welche der eine der stattlichen Bände vorführt, wollen nicht antiquarisch getreu, son-

Digitized by Google

dern von moderner Phantasie sein und scheinen oft nur Vorwand für das reichliche Beiwerk der heraldischen Zier, der Kränze und Schilde und des Laubschmuckes. Auch hier ist das „Altdeutsche" im Ganzen die Grundlage, da auch hier die Erfinder, voran wieder Anton Seder, von München ausgegangen sind. Auch der andere Theil des Werkes, die Allegorien, haben oft der lebhaften Phantasie der Maler nur den Anstoß gegeben: Künstler aus Süd und Nord gestalten in buntem Wechsel bald die hergebrachten Begriffe und Begriffsreihen, die Tugenden und Laster, die Lebensalter, die Temperamente und Jahreszeiten, bald auch neu ersonnene, modernste Abstractionen, die Civilisation, die Tyrannei, die Elektricität. Im Ganzen zielt man mehr auf schlagende decorative Wirkung, auf das rein Malerische, als auf geistige Vertiefung, und sucht durch gefällige Umrahmung die ornamentale Verwerthung zu erleichtern.

Gerade deshalb aber kann sich das Ornament hier in der That erheblich bereichern. Statt des nichtssagenden Linienspiels, statt des stummen Blattwerkes bietet sich die beredte und thätige Menschengestalt, hier doppelt beredt, weil sie als Symbol auch den Geist beschäftigt, weil sie in das Spiel der Formen Beziehungen verwebt, welche auch die höchste Stufe des ästhetischen Wohlgefallens, das „Schöne der Reflexion," rege machen. Was einstmals heiligstes Symbol gewesen, der Stierschädel, der Widderkopf, ja manche christliche Motive, sind im Laufe der Zeit bedeutungslos geworden; um so nöthiger wäre unseren Zierformen gerade an diesem Punkte eine Bereicherung und Vertiefung.

Allerdings wird nur ein echter Künstler das Richtige treffen; es gilt, einfach und verständlich zu sein, ohne trivial zu werden. Unter den Kräften, welche für das Gerlach'sche Sammelwerk thätig waren, hat sich besonders ein Talent immer mehr hervorgethan. F. Stuck, ein Meister von scharfem Auge und sicherer Hand, hat zugleich alle Mitbewerber an Laune, Witz und Humor der Erfindung erheblich überholt. Er übt das Recht, unabhängig und neu zu sein, sei es an Symbolen oder an allegorischen Begriffen. Soll er die fünf Sinne darstellen, so tummelt sich ein Kind mit einer mächtigen Biene, welche sein Ohr durch ihr Summen reizt, sein Auge erschreckt und sich in die Blume verkriecht, deren Duft der lose Knabe einsaugt: er geht dem Dufte nach und muß den Stich des Thieres fühlen, das ihm jedoch, endlich gefangen, seinen Honig zum Kosten lassen muß. Wie bunt gewählt nebenher die Reihe der Symbole für die fünf Sinne: das Posthorn, der Zwicker, die Rosette, das zerspaltene Herz und die schwellende Frucht. Oder es gilt die vier Temperamente: wieder macht sich ein Kindchen an einer Glaskugel zu schaffen, die ihm die Welt bedeutet: der Sanguiniker blickt in lebhafter Verehrung zu ihr auf, der Choleriker nimmt ein Aergerniß und hebt schon den Stein, sie zu zerstören; der kleine Phlegmatiker läßt Wind und Wetter darüber hingehen, ohne sich zu regen, indeß die Melancholie nur ihren Trümmern nachsinnt. Als Lieblingsthiere daneben der leichte Schmetterling, der gallige Puter, die träge Schnecke und der schwarze Unglücksrabe. Auch an den Emblemen übt dieselbe gesunde Laune ihr Spiel: neben dem Wappen der Kürschner jagen ein Paar lustiger Bursche dem Hasen das Fell ab, den „Brandweinern" ist als Wappenhüter ihr bester Kunde, der Bruder Lustig mit der bedenklichen Nase, nicht erspart worden; im Zeichen der Buchhändler fehlen neben Feder und Tinte auch die „Krebse" nicht.

Kein Wunder, daß ein tüchtiges Talent auch nach dem Schlusse jenes Sammelwerkes einen Herausgeber fand: die „Karten und Vignetten," welche F. Stuck für M. Gerlach gezeichnet hat*), zeigen die Begabung des Erfinders in einer Reihe von Blättern, an welchen nicht nur der Fachmann, sondern jeder Freund der Kunst seine Freude haben kann. Einladungen, Festkarten, Menus, Anzeigen und ähnliche Aufgaben sind die Motive; Alles breit und sicher gezeichnet, von einem Auge, das auch das tägliche Leben mit keckem Blicke erfaßt, und einer Hand, welche auch im Spiel ornamentaler Linien nicht ungeübt ist. Nur einige Beispiele. Es gilt ein fröhliches Fest: die Champagnerflasche knallt; der aufspritzende Schaum wird zu zierlichen Blättern, der Pfropfen zur Blume, und aus den höchsten Schaumperlen gestalten sich neckische Amoretten, die losen Gottheiten dieses Trankes. Oder mit dem Kork springt auch Freund Amor selbst aus der entsiegelten Flasche. Ein anderes Mal ist es ein Eisvergnügen: die glatte Decke, auf der sich die Paare tummeln, hält die Flußnixe selbst mit starken Händen. Wo die Fortuna ihr Horn ausschüttet, springt neben den Kränzen und den Geldsäcken auch ein derbes Glücksschwein mit hervor; nicht nur die alte Dreiheit, Wein, Weib und Gesang, oder die Großmacht Amor werden in Wappen, Kopfleisten, Schlußvignetten mit allerhand neuen Zügen ausgestattet, sondern auch die Allerneuesten, etwa die Radfahrer, erhalten Wappen und Schild. Und man sehe erst, wie übermüthig unter den häuslichen Anzeigen die Hochzeit und die Taufe zu ihrem Rechte kommen.

Kurzum, hier ist eine sehr erhebliche Fülle echter Erfindung in den Dienst des Ornaments getreten; es ist die Sache der kunstgewerblichen Fachzeichner, diese Anregungen nutzbar zu machen. Erst wenn die Gedanken von heute in so entschiedener Sprache vorgetragen werden, können sie nach und nach gegen die beengende Uebermacht des Alten aufkommen. Freilich gehört nicht nur Talent, sondern unentwegte Selbstzucht dazu, um nicht das Modische, sondern das wahrhaft Moderne zu treffen und zu gestalten; nur dann hat das neue deutsche Ornament eine Zukunft.

*) Wien, Gerlach & Schenk.

---

## Ignatius Donnelly und seine Shakespeare-Chiffre.

Von C. A. Honthumb.

In der „Gegenwart" vom 10. December 1883 (Nr. 50, Band XXXII) besprachen wir unter dem Titel „Eine neue Entthronung Shakespeare's" die Arbeit eines Amerikaners, Ignatius Donnelly, früheren Bundessenators, der schon seit einer Reihe von Jahren in Hastings, im Staate Michigan, sich lediglich mit literarischen Arbeiten, namentlich mit Shakespearestudien beschäftigend, ein umfangreiches Werk veröffentlichte, in welchem er glaubte, den unumstößlichen Beweis geliefert zu haben, daß Francis Bacon die sogenannten Shakespeare'schen Werke verfaßt hat. Das Werk war damals noch nicht erschienen und wir beschränkten uns, individuell uns jeglichen Urtheiles enthaltend, auf den sehr ausführlichen Bericht eines Professor Thomas Davidson in Chicago, der sich im Laufe des Herbstes mehrere Tage in Hastings aufgehalten hatte und der nicht nur den größten Theil des Manuscriptes durchgesehen, sondern dem Donnelly auch einen vollen Einblick in seine umfassenden Vorarbeiten und Studien, die Art und Weise, wie er das Material für die Beweise seiner Theorien gesammelt, gewährt und den ganzen Apparat zum Aufbau seiner neuen literarischen Entdeckung offen dargelegt hatte. Einzelne offenbar von Donnelly selbst geschriebene oder inspirirte Artikel über die literarische Entdeckung, namentlich die angebliche Entdeckung einer Chiffreschrift waren bereits im Laufe des Sommers in verschiedenen Zeitschriften erschienen und sogar eine der vornehmsten und conservativsten amerikanischen Monatsschriften „The North American Review" brachte einen sehr umfangreichen und erschöpfenden Artikel über die angebliche Chiffreschrift. Professor Davidson hatte, wie er selbst offen bekannte, die Reise nach Hastings angetreten mit der vollen Ueberzeugung, in Donnelly einen literarischen Charlatan oder wohl gar einen offenbaren Betrüger anzutreffen und kennen zu lernen, und erklärt, daß es seine directe Absicht gewesen sei, den Mann mit seinen unglaublichen Theorien und literarischen Entdeckungen zu entlarven. Der ungläubige Saulus kehrte jedoch beinahe als gläubiger Paulus von Hastings zurück; allerdings nur beinahe, denn wenn er auch Herrn Donnelly das denkbar beste Zeugniß ausstellte, den unermüdlichen Fleiß und die Ausdauer

Digitized by Google

bei den außerordentlich mühsamen und complicirten Vorarbeiten anerkannte und jeglichen Gedanken an einen versuchten literarischen Betrug von vornherein ausschloß, behielt er sich doch in seinen Urtheilen gewisse Reservationen vor, namentlich in Bezug auf die Chiffreschrift, in Betreff derer er eine dreifache Alternative aufstellte, indem er sagte, Donnelly habe entweder wissentlich und mit Absicht einen riesigen literarischen Schwindel ausgeheckt, oder er habe in seinem blinden Eifer sich selbst getäuscht oder aber schließlich, er habe wirklich die geheimnißvolle Chiffresprache entdeckt; zum Schlusse aber erklärt er ausdrücklich, daß er die letztere Version zum mindesten für möglich halte, nur sei er im Zweifel darüber, ob die Methode der Chiffreschrift eine wirklich systematische sei.

Das betreffende Buch liegt jetzt wirklich gedruckt vor und führt den Titel: „The great Cryptogram: Francis Bacons Cipher in the so-called Shakespeare Plays. By Ignatius Donnelly. Chicago, R. S. Peale & Co.“ Also über tausend stattliche Octavseiten hat Herr Ignatius Donnelly geschrieben und über zehn Jahre mühsamer, aufregender Arbeit daran geopfert, um den Ruf William Shakespeare's zu vernichten und Francis Bacon auf eine ungeahnte literarische Höhe zu erheben, ihn als den eigentlichen Schöpfer der Shakespeare'schen Werke hinzustellen. Wenn aber Herr Ignatius Donnelly die vernichtenden Kritiken liest, die von allen Seiten auf ihn und sein Buch hinabhageln und das nicht bloß beißend satirische Kritiken, die den Mann einfach als literarischen „Crouk“ hinstellen, sondern auch ernste, wohlmeinende Besprechungen, in denen in logischer Schärfe die absolute Haltlosigkeit seiner Bekämpfungen, die vollständige Hinfälligkeit seiner Prämissen, namentlich aber die geradezu unbegreifliche Systemlosigkeit in seiner sogenannten Chiffreschrift nachgewiesen wird, und wenn er nicht so vollständig sich in die Ueberzeugung, eine großartige literarische Entdeckung gemacht zu haben, hineingearbeitet hat, daß er allen vernünftigen Argumenten unzugänglich ist, muß er sich jetzt wohl seufzend zugestehen, daß er sich in seinem Enthusiasmus bei dem Gedanken, eine große literarische Entdeckung gemacht zu haben, zu unverzeihlichen Illusionen und Täuschungen hat hinreißen lassen.

Das Donnelly'sche Werk umfaßt, wie wir das schon in dem ersten Artikel auseinandergesetzt, zwei Theile: „The Argument“ und „The Demonstration“. Im ersten Theile entwickelt er seine Theorie, daß Bacon der eigentliche Verfasser der Shakespeare'schen Werke ist, und zwar weist er zuerst nach, daß Shakspere, wie der Mann von Stratford heißt, den „Shakespeare“ nicht geschrieben haben kann, weil derselbe ein ungebildeter roher Bursche und ein Betrüger gewesen; dann versucht er aus inneren und äußeren Gründen, den schon vor ihm von Miß Delia Bacon, Judge Holmers, Mrs. Pott und anderen Baconisten angeführten Argumenten neue und zum Theil recht überraschende beifügend, den Beweis zu liefern, daß Francis Bacon der Verfasser ist, und die dritte Abtheilung der Argumente enthält eine Anzahl Parallelstellen aus den anerkannten Bacon'schen Schriften und den sogenannten Shakespeare'schen Werken. Um den wirklichen Werth dieser Argumente zu beurtheilen, muß man es sich zunächst klar machen, daß über den äußeren Lebensgang William Shakespeare's nur sehr wenig bekannt geworden, resp. auf uns gekommen ist. Von den biographischen Daten steht nur sein Todestag fest und Alles, was wir aus seinem Leben wissen, läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen, daß er als armer Abenteurer nach London kam, sich der Bühne zuwandte, Theater-Manager wurde, Stücke, die mit seirem Namen als Verfasser erschienen, aufführen ließ, Geld machte, Grundeigenthum kaufte, New Place zu Stratford am Avon erbaute, sich nach Stratford zurückzog, dort noch mehrere Jahre in großem Wohlstande lebte und dann starb. Das sind die nackten Thatsachen, alles Andere ist Legende, Ueberlieferung, bloße Vermuthung. Donnelly macht aber von vornherein den großen Fehler, daß er alles Legendenhafte und Ueberlieferte einfach als Thatsache annimmt, daß er selbst bei den problematischsten biographischen Einzelheiten, die er in irgend einer phantastischen Lebensbeschreibung Shakespeare's gefunden, diese mit dem apodiktischen: „es ist erwiesen“ einführt und auf solchen zweifelhaften Prämissen seine weiteren Schlüsse aufbaut. Noch mehr abgeschwächt werden seine Argumente dadurch, daß fast aus jedem Satze die tendenziöse Gehässigkeit des Verfassers gegen Shakespeare so deutlich hervortritt, daß man nicht nur „die Absicht merkt und verstimmt wird“, sondern auch zugestehen muß, daß die ganze Beweisführung von einer ernsthaften Kritik nicht als richtig und triftig anerkannt werden kann; Donnelly hält sich in echter Parteiklappermanier nur an die Thatsachen und Ueberlieferungen, die ihm eine Handhabe bieten, den „Mann von Stratford“ mit Koth zu bewerfen, und zieht aus deren problematischen Prämissen Schlüsse, die sofort hinfällig werden, wenn man andere ebenso glaubwürdige biographische Ueberlieferungen dagegen hält.

Es ist ja richtig, daß ein directer Beweis, daß die Shakespeare'schen Werke von dem Stratforder William Shakspere herrühren, nicht vorliegt, daß es immerhin merkwürdig ist, daß ein Mann, der erwiesenermaßen keine irgendwie bemerkenswerthe Erziehung genossen, von dem auch nicht eine Linie selbstgeschriebenen Manuscriptes vorliegt, und dessen ganzer autographischer Nachlaß in vier Unterschriften besteht, die in ihrer Verschiedenheit und Verschrobenheit wohl den Gedanken rechtfertigen könnten, daß der Mann überhaupt nicht schreiben konnte, der keine Bibliothek besessen, der weder Rechtswissenschaft, Medicin oder Geschichte studirt, diese reiche Fülle großartiger dramatischer Dichtungen verfaßt haben sollte; ebenso mißlich ist es, diese Unwahrscheinlichkeiten dadurch zu decken, daß man sagt, William Shakespeare sei eben ein gottbegnadetes Genie gewesen, das nicht nöthig gehabt habe, zu studiren. Aber ebenso wenig wie ein positiver Beweis vorliegt, daß Shakespeare der Verfasser „seiner Werke“ ist, ebenso wenig ist bis jetzt der negative Beweis geliefert worden, daß Shakespeare seine Werke nicht geschrieben hat. Die Möglichkeit der positiven Thatsache ist ja da, wir wissen nur nicht, wo, wie und wann Shakespeare sich die unbedingt nöthigen sachlichen Kenntnisse erworben hat, die der Verfasser der Shakespeare'schen Werke besessen haben muß; über eine lange Reihe von Jahren im Leben Shakespeare's fehlt uns jegliche Nachricht, und möglich ist es ja, daß er sich während dieser Periode mit der phänomenalen Leichtigkeit eines Genies die mannigfachen positiven Kenntnisse angeeignet hat; wir wissen ferner, daß Shakespeare in stetem Verkehre stand mit den genialsten Menschen seiner Zeit, und als aufgeweckter Kopf hat er sicherlich aus diesem intimen Verkehre mit den Gelehrten und Literaten großen Nutzen gezogen.

Donnelly's Versuche nun, Francis Bacon zum Verfasser der Shakespeare'schen Werke zu machen, sind unserer Ansicht nach ebenso wenig stichhaltig, wie seine Beweise dafür, daß Shakespeare nicht der Verfasser ist, und auch die mühsam zusammengetragenen sogenannten Parallelstellen aus den authentischen Werken Bacon's und den Shakespeare'schen Dichtungen tragen durchaus nicht dazu bei, die Bacon-Theorie zu bestätigen. Man stößt ja in den Werken von Zeitgenossen sehr häufig auf ähnliche Gedanken und Ideen, auf dieselben ungewöhnlichen Wortbildungen und Satzconstructionen u. s. w., und ganz richtig bemerkt ein Kritiker, daß Donnelly dasselbe Verfahren mit demselben Erfolge auch bei den übrigen Zeitgenossen Shakespeare's, bei Marlow, Fletcher, Middleton, Marston, Peele ꝛc. hätte anwenden, d. h. ebenso zahlreiche sogenannte Parallelstellen in den Werken dieser Schriftsteller und den Werken Shakespeare's auffinden können.

Während man dem ersten Theile des Donnelly'schen Werkes, den „Argumenten“, noch insoweit eine gewisse logische Berechtigung beimessen kann, daß die Bacon-Theorie, so unwahrscheinlich und unmotivirt sie auch sein mag, doch noch immer eine offene und discutirbare ist, scheint der ganze zweite Theil, die „Demonstration“, in der That nichts weiter zu sein, wie ein Hirngespinnst, der reine Rattenkönig fixer Ideen, die Arbeit eines Phantasten, der sich in den Kopf gesetzt hat, eine große Entdeckung gemacht zu haben, und bei den Versuchen, diese Entdeckung der übrigen Welt klar zu machen, schließlich ganz in der fixen Idee aufgeht, für sich selbst moralisch davon

Digitized by Google

überzeugt ist, aber in seinen „Erklärungen" allmählich den festen Boden unter den Füßen verliert und wie ein steuerloses Schiff auf dem Meere hin und her treibt. Donnelly basirt seine Chiffreentdeckung auf den typographischen Eigenthümlichkeiten und Unregelmäßigkeiten in der Folio-Ausgabe von 1623 und er will darin aus den Unregelmäßigkeiten im Druck, der falschen Paginirung der Seiten, dem unmotivirten Gebrauche verschiedener Schriftarten (Antiqua und Italic) und der sonderbaren Verwendung der Klammern ([ ]) das mathematische Gesetz einer Chiffresprache entdeckt haben. Dieses Gesetz ist aber so complicirt und abstrus, daß es absolut unmöglich ist, ohne Beifügung ganzer facsimilisirter Druckseiten der Folio-Ausgabe den Lesern eine Idee dieser angeblichen Chiffreschrift klar zu machen. Basirt ist das System auf einer Anzahl sogenannter Wurzelzahlen, die er aus den Paginazahlen zweier Stücke in der Folioausgabe ableitet und aus den sogenannten Modificationszahlen, die Bezug haben auf die Anzahl der Worte in einer bestimmten Columne und der Anzahl der erwähnten typographischen Unregelmäßigkeiten in dieser Columne. Mit diesen Wurzel- und Modificationszahlen manipulirt er nun in einer Weise herum, die thatsächlich Niemand versteht, und er hat sich da ein System zurechtgelegt, durch das er schließlich irgend ein Wort, das er gerade braucht, herauszählen kann. Die Methode, mit der er sein System „arbeiten" läßt, ist mehr wie naiv: einmal läßt er die in Cursivschrift und in Klammern gedruckten Worte aus, das andere Mal zählt er sie mit, dann zählt er vorwärts, beim nächsten Worte wieder rückwärts und jeden Augenblick führt er eine neue Regel ein, ohne jedoch irgend welche Gründe für die Verschiedenheit dieser Methoden anzuführen oder ein System in diesen Abweichungen klar zu legen. Das ganze Geheimniß dieser sogenannten Chiffresprache ist einfach das, daß Donnelly zuerst das Wort, das er gebrauchen will, aufsucht und dann erst eine Methode herausfindet, wie man durch Anwendung seiner Wurzel- und Modificationszahlen das betreffende Wort herauszählt; geht's nicht durch Addition, versucht er's mit der Subtraction, sind Worte zuviel da, zieht er die eingeklammerten ab, zu wenig, zählt er sie zu und das Alles ohne System, ohne Regel, ohne Methode, wenigstens hat bis jetzt noch Niemand in den complicirten Erklärungen Donnelly's auch nur die Idee eines mathematischen Gesetzes entdecken können. Donnelly hat sich eben vollständig in eine fixe Idee verrannt und, um diese Idee durchzuführen und aufrecht erhalten zu können, hat er sich ein so complicirtes und abstruses System zurecht gelegt, das er selbst in seinem Eifer natürlich für richtig hält, das aber von einer unbefangenen Kritik als absolut haltlos, als eine willkürliche Wort- und Zahlenspielerei erklärt werden muß.

Nach Donnelly's Theorie hätte also Francis Bacon diese Chiffreschrift in der Folioausgabe arrangirt. Zu dem Zwecke müßte er jedenfalls den Druck vollständig beaufsichtigt und jede Correctur eigenhändig besorgt haben, da natürlich jede Verschiebung einer Linie und die Verstellung eines Wortes das ganze künstliche System zerstört haben würde. Die Folioausgabe von 1623 ist aber in Wahrheit ein Monstrum typographischer Fahrlässigkeit, der Text ist allem Anscheine nach aus den einzelnen Rollen der Schauspieler zusammengesetzt, so daß vielfach die von den betreffenden Schauspielern in ihre Rollen eingetragenen Notizen mit in den Text aufgenommen sind; dabei ist die Ausgabe an verschiedenen Plätzen gesetzt worden und scheinbar sind darin überhaupt gar keine Satzcorrecturen gemacht worden, so daß also schon alle äußeren Gründe dagegen sprechen, daß diese nachlässig gesetzte uncorrigirte und fehlerhafte Ausgabe eine so wichtige Geheimschrift enthalten sollte, bei der der typographische Satz natürlich mit pünktlichster Genauigkeit hätte corrigirt werden müssen.

Das stärkste Argument gegen die Existenz der prätendirten Chiffreschrift ist der Inhalt und die Tendenz dieser in Chiffern enthaltenen „Erzählung" selbst. Im ersten Theile seines Werkes hat Donnelly Francis Bacon als einen hochherzigen, vielgerühmten und humanen Charakter hingestellt; der Verfasser der Erzählung muß aber gerade das Gegentheil gewesen sein, ein niedriger, schmutziger, hinterlistiger Charakter, ein Verleumder und Ehrabschneider der schlimmsten Sorte, ein Mensch, der sich nur im Schmutz wohl fühlt. Zum Beweise bringen wir hier ein Bruchstück aus der von Donnelly herauscalculirten „Erzählung"; dasselbe behandelt die Krankheitsgeschichte William Shakspere's und lautet etwa folgendermaßen: „Er ist, wie ich höre, gegenwärtig sehr krank; er thut jetzt in Sack und Asche Buße für die Ausschweifungen in seinen Jugendjahren. Seine Börse ist wohlgefüllt mit dem Golde, das er für die Spiele erhält. Die Spiele werden sehr bewundert, ziehen viele Zuschauer an und verursachen eine große Ernte von Früchten in Gestalt von Schillingen und Pencen. Man glaubt, daß er alle Ländereien bei New Place für sich ankaufen wird. Wir kennen ihn Alle als einen schlächterartig groben und gemeinen Gesellen, und es ist nach unserer Meinung nicht möglich, daß er die Spiele selbst geschrieben haben kann, dazu besitzt er nicht Witz genug und dazu hat er zu wenig gelernt. Die Sujets der Spiele gehen weit über sein Verständniß hinaus; man glaubt hier aber, daß Ihr Vetter von St. Albans (Francis Bacon war auch Baron von Verulam und Viscount St. Albans. A. d. R.) sie geschrieben. Mit ihm (Shakspere) kann es nicht lange mehr dauern. Er ist vollständig herunter, und ich vermuthe, daß er an einer ganz scheußlichen, unheilbaren Krankheit leidet; so sieht er wenigstens gerade aus; dieser Tage begegnete ich ihm, und obschon ich ihn doch genau kenne, hätte ich ihn beinahe nicht wieder gekannt, so sehr ist er verändert. Er ist noch nicht mehr wie 33 Jahre alt, aber er sieht in seiner Jugend schon aus wie ein abgelebter Greis. Seine Wangen sind weiß, seine Stimme hohl, seine Hände trocken, sein Haar grau, sein Gang schwach, und seine Zunge wackelt bei jedem Schritt. Am Nacken hat er eine ekelhafte Wunde, die jetzt zugeheilt ist und einen Auswuchs, eine Art Gallengeschwür, die jeden Tag größer wird und seine Kräfte schwächt. Er schmeichelt sich selbst mit der Hoffnung und Erwartung, daß er wieder genesen wird. Obschon noch nicht mehr wie 33 Jahre alt, ist sein Rücken gekrümmt und sein Bart und Haupthaar fangen schon an, grau zu werden; Jeder würde ihn jetzt schon für einen sehr alten Mann halten. Er hat große Geschwüre, so dick wie meine Faust an der Kehle und unter dem Kinn; er ist schon krank und in steter Behandlung der Aerzte; er leidet an mehreren gefährlichen Krankheiten; er hat das Zipperlein im großen Maß und ich höre, daß er auch an der Schwindsucht leidet, man glaubt auch, daß er an der scheußlichen Krankheit, der sogenannten Franzosenkrankheit, leidet, welche eine der unheilbarsten aller Krankheiten ist; es gibt in Wahrheit kein Gegenmittel dagegen. Die Krankheit wurde, wie ich höre, unter der Regierung König Heinrichs, des Vaters unserer jetzigen Königin, im Jahre 1515 hier eingeschleppt. In dem Kriege gegen Frankreich kamen unsere Fußsoldaten nach Holland und den Niederlanden und als der König und seine Soldaten nach England zurückkehrten, brachten sie die Krankheit auch in dieses Land."

Das Bruchstück möge genügen. Es ist allerdings eine starke Zumuthung, daß Donnelly uns glauben machen will, daß der große Philosoph Francis Bacon ein solches ekelhaftes, gehässiges Zeug geschrieben haben sollte; jedenfalls hat Herr Donnelly durch die Behauptung, daß Francis Bacon diese schmutzigen Gehässigkeiten geschrieben haben soll, den großen Philosophen, den er im ersten Theile seines Buches bis in den Himmel erhoben, in diesem zweiten Theil zu einer ganz elenden verächtlichen Creatur degradirt. Thatsächlich hat also Donnelly in diesem zweiten Theil das Gebäude, das er im ersten Theile mit so großer Mühe aufgebaut, wieder umgerissen und dadurch, wenn auch gewiß unabsichtlich, der Bacon-Theorie nicht nur nicht genügt, sondern sie wesentlich abgeschwächt. Man kann sogar mit voller Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß, wenn die angebliche Donnelly'sche Chiffreerzählung echt sein und von Francis Bacon herrühren sollte, dieses den unumstößlichen Beweis liefern würde, daß Francis Bacon die Shakespeare'schen Werke nicht geschrieben haben kann.

Herr Ignatius Donnelly hat sich einfach gründlich blamirt und hat sich sein Todesurtheil selbst geschrieben!

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Ein Vater.

Von Björnstjerne Björnson.

Autorisirte Uebersetzung.

Der Mann, von dem hier erzählt wird, war der mächtigste in seinem Kirchspiel; er hieß Thord Överaas. Er stand eines Tages im Amtszimmer des Pastors aufrecht und ernst.

„Ich habe einen Sohn bekommen," sagte er, „und will ihn taufen lassen."

„Wie soll er heißen?"

„Finn, nach meinem Vater."

„Und die Pathen?"

Er nannte die angesehensten Männer und Frauen aus seiner Verwandtschaft.

„Hast Du sonst noch Wünsche?" fragte der Pastor und sah ihn an.

Der Bauer zögerte etwas mit der Antwort.

„Ich wünschte, daß er allein getauft würde," sagte er.

„Das heißt an einem Wochentage?"

„Nächsten Sonnabend 12 Uhr Mittags."

„Wünschest Du sonst noch etwas?" fragte der Pastor.

„Nichts weiter."

Der Bauer drehte die Mütze, als wenn er gehen wollte. Der Pastor stand auf.

„Noch dies," sagte er und ging an Thord heran, nahm seine Hand und sah ihn fest an; „gebe Gott, daß das Kind Dir Segen bringt!"

Sechzehn Jahre nach dem Tage stand Thord wieder im Zimmer des Pastors.

„Du hältst Dich gut, Thord," sagte der Pastor, er fand ihn ganz unverändert.

„Ich habe auch keine Sorgen," antwortete Thord.

Hierzu schwieg der Pastor, nach einer Weile fragte er: „Was führt Dich heute Abend zu mir?"

„Ich komme heute Abend wegen meines Sohnes, der morgen confirmirt werden soll."

„Er ist ein gewitzter Junge."

„Ich wollte Herrn Pastor nicht bezahlen, bis ich hörte, der Wievielte er in der Kirche sein wird."

„Er wird der Erste sein."

„Ich hörte schon so — und hier sind 10 Thaler für den Pastor."

„Wünschest Du sonst noch etwas?" fragte der Pastor und sah Thord an.

„Sonst nichts."

Thord ging.

Wieder vergingen acht Jahre. Da entstand eines Tages großer Lärm vor dem Hause des Pastors; viele Männer kamen und Thord voran. Der Pastor sah von seiner Arbeit auf und erkannte ihn.

„Du kommst heute in Begleitung Vieler."

„Ich komme, um das Aufgebot für meinen Sohn zu bestellen; er wird Karin Stosliden heirathen, die Tochter Gudmunds, der hier steht."

„Sie ist das reichste Mädchen der Gegend."

„Es heißt so," antwortete der Bauer und strich sich das Haar mit der einen Hand.

Der Pastor saß eine Weile in Gedanken versunken, er sagte nichts, trug die Namen in die Listen ein und ließ die Männer unterschreiben. Thord legte drei Thaler auf den Tisch.

„Ich bekomme nur einen," sagte der Pastor.

„Weiß wohl; aber er ist mein einziges Kind — ich wollte es gut machen."

Der Pastor nahm das Geld.

„Du bist jetzt zum dritten Mal Deines Sohnes wegen bei mir, Thord."

„Nun bin ich aber auch mit ihm fertig," sagte Thord, legte seine Brieftasche zusammen, empfahl sich und ging. Die Männer folgten ihm langsam.

Vierzehn Tage darnach ruderten Vater und Sohn bei ruhigem Wetter über die See nach Storliden, um sich wegen der Hochzeit zu besprechen.

„Die Ruderbank liegt nicht fest unter mir," sagte der Sohn und stand auf, um sie gerade zu rücken. In demselben Augenblicke gleitet das Brett fort, auf dem er steht; er greift mit den Armen um sich, schreit auf und fällt in's Wasser.

„Halte Dich am Ruder!" rief der Vater, stand auf und hielt es ihm hin. Nachdem der Sohn einige Schwimmbewegungen gemacht hatte, wurde er steif.

„Warte ein wenig," rief der Vater und rudert stärker. Da wendet sich der Sohn hintenüber, sieht den Vater lange an — und versinkt.

Thord wollte es nicht recht glauben, er hielt das Boot an, starrte auf den Punkt hin, wo der Sohn versunken war, als wenn er wieder zum Vorschein kommen müßte. Einige Blasen stiegen auf, dann noch einige, schließlich eine große, welche zerplatzte — und die See lag wieder spiegelblank da wie vorher.

Zwei Tage und zwei Nächte sah man den Vater an derselben Stelle umherrudern, ohne daß er aß oder schlief; er suchte nach der Leiche seines Sohnes. Endlich am Morgen des dritten Tages fand er sie und wanderte, ihn auf den Armen tragend, über die Berge nach seinem Hofe.

Es war wohl ein Jahr vergangen seit dem Tage. Da hörte der Pastor spät an einem Herbstabend, wie Jemand tastend an der Hausthür nach dem Schlosse suchte. Der Pastor öffnete die Thür, herein trat ein großer, magerer, gebeugter Mann mit weißem Haar. Der Pastor sah ihn lange an, bis er ihn erkannte; es war Thord.

„Kommst Du so spät?" sagte der Pastor und blieb vor ihm stehen.

„Ach ja; ich komme spät," sagte Thord und setzte sich. Der Pastor setzte sich auch und wartete; es blieb lange still.

Dann sagte Thord: „Ich habe etwas mitgebracht, das ich gerne den Armen geben möchte als Legat, das meines Sohnes Namen tragen sollte." Er stand auf, legte das Geld auf den Tisch und setzte sich wieder. Der Pastor zählte es.

„Das ist viel Geld," sagte er.

„Es ist der halbe Werth meines Hofes, ich habe ihn heute verkauft."

Der Pastor blieb lange sitzen, ohne zu sprechen; endlich fragte er milde: „Was gedenkst Du nun zu thun, Thord?"

„Etwas Besseres."

Sie saßen eine Weile still, Thord mit zu Boden geschlagenen Augen, der Pastor ihn ansehend.

Endlich sagte der Pastor leise und langsam: „Jetzt glaube ich, daß Dein Sohn Dir endlich Segen bringen wird."

„Ja, jetzt glaube ich das auch selbst," sagte Thord und sah auf, zwei Thränen liefen über sein Gesicht.

# Aus der Hauptstadt.

## Das Lutherfestspiel in Berlin.

Hans Herrig hat sich in seiner Schrift Luxustheater und Volksbühne über die Ziele eines zu begründenden wahrhaft nationalen Dramas ausgesprochen. Sein Lutherfestspiel ist in einer Reihe deutscher Städte zur Aufführung gekommen, und somit ist die praktische Probe auf die theoretische Formel gemacht. Für Berlin hat der Superintendent August Trümpelmann mit seinem Volksschauspiel Luther und seine Zeit den ersten Erfolg des populären Nationaldramas eingeheimst. Er hat das Glück gehabt, daß sich Polizei und Studentenschaft in gleichem Grade für sein Stück interessirten, und das Interesse der Ersteren ist der schließlich doch noch gestatteten Aufführung entschieden zu Gute gekommen. Der Beweis für die Lebensfähigkeit des Volksschauspiels ist durch die Berliner Probe nicht geliefert: Dichter, Darsteller und Publikum scheinen zu einer solchen gleich wenig geeignet.

Digitized by Google

In der Theorie des Volksschauspieles steckt ein richtiger, keimkräftiger, wenn auch nichts weniger als neuer Gedanke. Wenn sich das Volk für das Drama interessiren soll, muß es sich selbst auf der Bühne geschildert sehen, darin liegt das offene Geheimniß des stets sicheren Erfolges von „Egmont", „Wilhelm Tell" und „Wallensteins Lager". Die moderne Bühnenleitung spielt in instinctivem Feingefühl für das Zugkräftige mit dem Arrangement von Massenscenen, aus denen sich volksthümliche Typen herausheben, ihren besten Trumpf aus. Dazu bedarf sie allerdings eines Poeten vom Schlage eines Schiller oder Goethe, das heißt mit anderen Worten: das Volksschauspiel ist da, sobald sich der Volksdichter gefunden hat.

Herr Superintendent August Trümpelmann ist dieser Volksdichter nicht, wie denn aus der Mitte des sterilen modernen Protestantismus heraus für das Kunstschaffen überhaupt kein Heil zu erwarten sein dürfte. Er hat die Fühlung mit dem Volke viel zu sehr verloren, als daß er sich ihm in irgend welcher Form verständlich machen könnte. Wenn die Volksscenen des ersten Bildes des Trümpelmann'schen Dramas „Vor den Thoren Erfurts" einen Erfolg erzielt haben, so ist es einzig und allein der durch die Censurstriche nothwendig gewordenen Ueberarbeitung Wildenbruch's zuzuschreiben. Die eigene Arbeit Trümpelmann's ist matt und leblos. Der Ablaß verlangende, von den Humanisten geschützte Jude als Motiv des Ausbruches gegen Tetzel ist eine in der Studirstube ausgeheckte Unmöglichkeit. Ein vor einer Kirchthür tobender Volkshaufe gibt mit seinem charakterlosen Lärm absolut kein richtiges Bild von der Bilderstürmerei, und Luther ist mit Karlstadt und Genossen wahrlich nicht so leicht fertig geworden, wie Herr Trümpelmann meint. Wenn man eine gewaltige Zeit wie die der Reformation in Einzelscenen schildern will, dann muß man mit viel rücksichtsloserer und trefffsicherer Faust zugreifen, als sie dem protestantischen Theologen zur Verfügung steht. Daß er sich mit dem Intriguenspiel der deutschen Fürsten noch leichter und äußerlicher abfindet, müssen wir wieder dem Theologen auf das Conto schreiben, so daß wir uns immer ängstlicher nach dem Dichter umzusehen anfangen, mit dem wir es doch eigentlich zu thun haben sollten. Auch in der Herausarbeitung der denkbar wirksamsten Bühnengestalt Luthers können wir ihn nicht entdecken. Was in den Reden des Reformators packt, sind seinen Schriften entnommene Kernworte, die wie echte Steine aus der Talmifassung der geistlichen Kanzelberedtsamkeit herausleuchten. Von dem Dichter, dessen Gestaltungskraft an der markigen Gestalt Luther's scheitert, ist für die Volksbühne nichts zu erwarten.

Auch in der Wahl der Darsteller liegt ein Mißgriff. Das Volk auf die Bühne gebracht durch das Volk für das Volk, so heißt die Zauberformel, von der man eine Regeneration des nationalen Theaters erwartet. Die Studentenschaft aber ist am allerwenigsten geeignet, das Volk zu repräsentiren. Das beweist schon die eine Beobachtung, daß der Darsteller Luther's eine leicht erkennbare Copie des Königlichen Hofschauspielers Ludwig lieferte. In Oberammergau spielen die Leute sich selbst, der Berliner Student kann es im günstigsten Falle versuchen, mehr oder weniger berühmten Berufsschauspielern so nahe als möglich zu kommen. Das heißt nicht eine Volksbühne schaffen, sondern dem jugendlichen Dilettantismus Gelegenheit zur Bethätigung geben.

Die erste Aufführung des Volksschauspieles im Victoriatheater ist von stürmischem Beifall begleitet gewesen, der schließlich in der Absingung des Lutherliedes „Eine feste Burg ist unser Gott" gipfelte. Das wäre ein volksthümlicher Erfolg, wenn das Volk im Publikum überhaupt vertreten gewesen wäre. Aber die Berliner Studentenschaft spielte vor einem Parterre von Professoren und Theologen. Sie spielte außerdem vor einer Zuhörerschaft, die es für ihre Pflicht hielt, gegen eine Polizeimaßregel zu demonstriren.

Wir würden uns mit diesem Gelegenheitsfestspiel nicht so eingehend beschäftigt haben, wenn es der Verfasser nicht eingestandener Maßen versucht hätte, aus ihm ein „Volksstück" herauszuarbeiten. Damit hat er sich auf die Wege Hans Herrig's begeben, dem ein gewisses Zielbewußtsein nicht abzusprechen ist. Wir haben es demgemäß für unsere Pflicht gehalten, darauf aufmerksam zu machen, daß Verfasser, Darsteller und Publikum den ersten Anforderungen der Volksbühne nicht entsprechen, d. h. mit dem Volk im eigentlichen Sinne des Wortes nichts zu thun haben.

M.

## Notizen.

**Akanthusblätter.** Dichtungen aus Italien und Griechenland. Von Heinrich Vierordt. (Heidelberg, C. Winter). — Mit vorliegenden Gedichten ist der talentvolle badische Dichter nach einer mehrjährigen Pause wieder vor die Oeffentlichkeit getreten und hat den Kennern seiner früheren Schöpfungen eine Ueberraschung bereitet. Während seine bisher erschienenen Dichtungen die Natur, Sage und Geschichte des deutschen Heimathlandes und des Nordens zum Gegenstand wählten und von durchaus germanischem Geiste durchweht waren, sehen wir hier den Dichter den klassischen Boden betreten, die Stätten und Denkmäler der antiken Cultur und Kunst besingen. Daß nicht hier, sondern eben im germanischen Norden die eigentliche Heimath der Vierordt'schen Muse ist, darauf scheint uns allerdings Manches in diesen Dichtungen aus Italien und Griechenland hinzuweisen. Manches erscheint etwas reflectirt, verstandesmäßig kühl, nicht so unmittelbar die Phantasie und das Gefühl ergreifend, wie wir es sonst bei Vierordt gewöhnt sind. Die Kraft und Tiefe seines poetischen Könnens scheint uns stellenweise durch fremden Stoff zurückgedrängt; allerdings an anderen Stellen bricht sie in alter Frische hervor. Je mehr das specifisch klassische Element und Localcolorit zurück- und das allgemein menschliche hervortritt, desto mehr steigert sich die poetische Kraft und erhebt sich in einzelnen Gedichten auf die volle Höhe des Könnens; dies gilt auch insbesondere für die Parthien, wo nordische und deutsche Elemente hereinragen, wie z. B. in dem Gedicht „Geibels Andenken". Für einzelne schwächere Parthien werden wir reichlich entschädigt durch die besonderen Vorzüge, welche gerade diese Dichtungen aufzuweisen haben. Dazu rechnen wir vor Allem, daß der Dichter es verstanden hat, gemäß der Goethe'schen Forderung: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's", dem südlichen und antiken Stoffe sich anzupassen, ohne seine heimische, dichterische Eigenart aufzugeben. Dadurch haben diese Dichtungen ein originelles, individuell-charakteristisches Gepräge erhalten und zeigen eine eigenthümliche Verbindung des germanischen und classischen Elementes, die ihnen einen besonderen Reiz verleiht. Die warme Begeisterung und das tiefe Verständniß für Land und Leute, Geschichte und Kunst der classischen Lande, tritt uns überall entgegen; aber vor allen nachahmerischen, „antikisirenden", „classicistischen" Tendenzen in Auffassung, Stil und Sprache hat sich Vierordt wohl gehütet. Ein weiterer Vorzug der „Akanthusblätter" ist der einheitliche Charakter, der gemeinsame Grundton, der hindurchgeht und die einzelnen, nicht direct zusammenhängenden Gedichte zu einem geschlossenen künstlerischem Ganzen verbindet. Und schließlich liegt auch in der Anziehungskraft, die der Gegenstand ausübt, ein Vorzug dieser Sammlung. Denn jene erhabenen Stätten und Denkmäler des classischen Alterthums, die uns von Jugend an geistig vertraut und bekannt sind, sehen wir hier vom Dichter in begeisterten Worten gefeiert, so manche Stelle aus der Geschichte und Kunstgeschichte Italiens und Griechenlands in lebendig-anschaulichen Bildern vorgeführt, so manches köstliche Stück südlichen Bodens in stimmungsvoller Schilderung dem geistigen Auge nahe gerückt. — Zwei Gedichte hätten aus dieser Sammlung wegbleiben können. „Philister-Urtheil" und „Todtenklage". Verse, wie sie in letzterer vorkommen, z. B.: „Ist das Weh auch allgemein, dauernd ist der Ruhm allein" oder „In der Götter Schooß er ruht, nur die Todten haben's gut" sind doch etwas trivial. Der Verfasser muß sich überhaupt vor „volksthümlichen" Tendenzen in Ausdrucksweise und Versmaß hüten, man kommt dabei zu leicht in's Triviale. Um einiges besonders gelungene hervorzuheben, so rechne ich „Die Insel der Cäsaren" (Tiberius in der blauen Grotte von Capri und Napoleon auf Elba) zu den besten episch-lyrischen Gedichten Vierordt's; auch „Tiberius auf Capri" ist recht gut. Ein interessantes Beispiel dafür, daß dem Dichter auch das Niedlich-Graziöse und der schalkhafte Ton zu Gebote stehen, liefert das reizende kleine Gedicht „Amorettenverkauf"; während wir wiederum zwei seiner besten, von musikalischem Wohllaut erfüllten lyrischen Stimmungsbilder in der „Idylle" und „Der Hahn auf dem Schiffe" finden.

Friedr. v. Goeler-Ravensburg.

**Rauch.** Sechs Novellen aus dem Alltagsleben. Von Luise Westkirch. (Berlin, Alexander Duncker.) — Es ist schon an sich anerkennenswerth, wenn eine schriftstellernde Dame aus dem Salon in die Kellerwohnungen hinabsteigt und sich davon überzeugt, daß auch dort Leute wohnen, die Erzählenswerthes empfinden und erleben. Gehört doch ein eigener Reinlichkeitssinn dazu, um sich da unten in Schmutz und Kehricht fleckenlos zu erhalten. Der Verfasserin ist es gelungen, in jeder dieser sechs Novellen ein realistisches Genrebildchen zu geben, dessen reines Colorit nicht nur die scharfsichtige Beobachterin, sondern auch die poesivolle Künstlerin verräth. Stets handelt es sich um einen ernsten Wendepunkt in einem eng begrenzten Dasein, der durch ein Aeußerliches bestimmt — mag es nun ein Shawl, ein Kinderkuß oder ein Lied sein — eine seelische Umwälzung bewirkt. Luise Westkirch könnte ihren männlichen Genossen vom realistischen Glaubensbekenntniß zum Muster dienen in der strengen Sichtung des durch Beobachtung gewonnenen Materials. Sie überschreitet niemals die Grenze des ästhetisch Zulässigen in der Schilderung des Accessoirs. Die kernige Sprache des Volkes erscheint insoweit gemildert, als für die Genießbarkeit des Dialoges nothwendig ist.

g. m.

**Das Buch Weinsberg.** Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. Zweiter Band. (Leipzig, Alphons Dürr.) — In Band 32, Nr. 32 der „Gegenwart" haben wir den ersten Band des Buches Weinsberg ausführlicher gewürdigt; der nun vorliegende zweite schließt den Text ab, und es steht nur noch ein Erläuterungsband aus. Alles was wir dem ersten Bande nachrühmten, können wir auch dem zweiten nachrühmen: dieselbe sorgfältige Edition, das gleiche vorsichtige Verfahren in der Auswahl des Mittheilenswerthen, eine reiche Fülle gelehrter Anmerkungen und ein für den Germanisten wichtiges Register. Die Erzählung der Lebensschicksale des biederen Hermann Weinsberg und seiner weitverzweigten Familie setzt beim Jahre 1552 ein und schreitet bis 1578 fort — das Original allerdings noch bis 1587, doch bleibt dieser Theil von der Ausgabe ausgeschlossen. Hermann hat noch manche schwere Schicksale durchzumachen, nicht zum wenigsten in einer zweiten Ehe, die recht unglücklich ausfällt, aber auch freudige Erfahrungen bleiben nicht aus, besonders gewinnt er das Ansehen seiner Mitbürger in hohem Grade und wird zu wichtigen und leitenden städtischen Aemtern berufen. Allerdings begann Köln damals von seiner Höhe herabzusinken, aber es bleibt immer noch genug von der früheren Stellung zurück, um die Schilderung von Weinsberg's öffentlicher Thätigkeit zu einer nicht unwichtigen Quelle nun auch für ein etwas weiteres Gebiet der deutschen Geschichte zu machen. Daneben tritt nach wie vor das persönliche Element in seiner vollen typischen Bedeutung auf und gewährt den gleichen Reiz, wie das Studium des ersten Bandes.

b. g.

Digitized by Google

## Inserate.


In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind erschienen:

**Lieder und Balladen** von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. 16. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk 5.—.

**Neue Balladen** von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 3.—.

**Akanthusblätter.** Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg geb. mit Goldschn. Mk. 3.—. (Neu.)

„Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Man weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung . ." (Staatsanzeiger f. Württ.)

Soeben erschien in **zweiter Auflage** und ist wieder in allen Buchhandlungen vorräthig:

# LEONIE.

**Roman von Erwin Balder.**

283 Seiten. Preis: 4 Mark.

***Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.***

**Neuer Verlag**
**von Breitkopf und Härtel in Leipzig.**

Rudolph von Ihering,

## Geist des Römischen Rechts

auf den
verschiedenen Stufen seiner Entwickelung.

3. Theil, 1. Abtheilung.

Vierte, verbesserte Auflage.

XXVIII u. 397 S. gr. 8. Preis ℳ 10; fein geb. ℳ 11.50.

Mit diesem Bande, der durch eine längere, neue Vorrede des Verfassers eingeleitet wird, liegen nunmehr die bisher erschienenen 4 Theile des berühmten Buches in vierter, verbesserter Auflage vor. Das angehängte Sachregister über das ganze Werk ist vervollständigt und dadurch das frühere Quellenregister entbehrlich geworden.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

**Dr. G. H. Theodor Eimer,**
Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen,

## Die Entstehung der Arten

auf Grund von
**Vererben erworbener Eigenschaften**
nach den
**Gesetzen organischen Wachsens.**

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

**I. Theil.**

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

## Zimmer-Gymnastik.

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen
von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

**Zweite Auflage.**

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren. 1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

**Grundzüge**
der
**mathematisch-physikalischen Theorie**
## der Musik
von
**Theodor Wittstein,**
Dr. phil. und Professor.

gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

Verlag von **Robert Lutz, Stuttgart.**

# Sternbanner-Serie:

**Amerikanische Humoristen und Novellisten.**

**Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.**

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruderheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
" II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
" III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story":** Aldrich, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.
" IV. **Stocktons Kuriose Geschichten.**
" V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

**In meinem Verlage ist soeben erschienen** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Aus Flandern und Brabant.**
Episches und lyrisches von **Pol de Mont,** übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Flemmich.** Preis eleg. broch. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.

**Aus den Tagen der Hansa.**
Drei Novellen von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. ℳ 12.—, eleg. geb. ℳ 15.—

**Ein Skizzenbuch** von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Facsimile des Verfassers ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

**Freiburg i. B.** **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

## Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundert. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

**Handelsschule zu Berlin.**
Fischerbrücke 25.
**Dr. Lange,** Direktor.

Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum **einjährig-freiwilligen** Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

In unserem Verlage erscheint:

## Die Gemälde-Galerie

der
**Königlichen Museen zu Berlin.**

Mit erläuterndem Text
von
**Julius Meyer** und **Wilhelm Bode.**

Herausgegeben von der
**General-Verwaltung.**

**Die ersten beiden Lieferungen, je 6 Einzelblätter und 7 resp. 4 Bogen Text enthaltend, sind erschienen; alle folgenden werden ebenfalls je 6 Einzelblätter und durchschnittlich 4 Bogen Text bringen. Gross-Folioformat. Jährlich werden zwei bis drei Lieferungen ausgegeben.**

Preis jeder Lieferung 30 ℳ. — Ausserdem werden abgezogen in grösstem Folioformat:

Künstler-Ausgabe: Remarque-Drucke auf japanischem Papier mit eigenhändiger Unterschrift der Künstler in 25 in der Presse numerirten Exemplaren.
Preis der Lieferung 100 ℳ.

Vorzugs-Ausgabe: auf chinesischem Papier mit breitem Plattenrande in 80 in der Presse numerirten Exemplaren.
Preis der Lieferung 60 ℳ.

**Berlin.** **G. Grote'scher Verlag.**

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, JUL 9 1888 Library

№ 25 Berlin, den 23. Juni 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Kaiser Friedrich † — Die Gründung eines „Internationalen Erziehungsrathes". Von L. Mittenzwey. — Die geschichtliche Stellung der heutigen Medicin. Von Dr. med. L. Philippson. — **Literatur und Kunst:** Junge Literatur. Von Wilhelm Goldbaum. — Der internationale Schutz der Literatur und Kunst. — Zur Geschichtsphilosophie. Von Karl Jentsch. — **Feuilleton:** Brennende Liebe. Novellette von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Gurlitt's Kunstsalon. Von G. M. — Inserate.

## Kaiser Friedrich †

Die Trauerflöre, die Cypressenreiser,
Die jüngst vor Deinem Vater sich gebeugt,
Wir bringen sie auch Dir, o todter Kaiser,
Und unser Herz, das unsern Gram bezeugt.

Zum Sterben reif stiegst Du empor zum Throne,
Wie Todesgruß klang uns're Huldigung.
Du aber griffst mit frischem Muth zur Krone
Und mit dem Scepter schienst Du wieder jung.

Verheißungsvoll von Deinem leisen Munde
Hat Deine Botschaft an Dein Volk getönt,
Sie träufte Balsam in so manche Wunde,
Und Ostern ward durch Deine Huld verschönt.

Wir sahen schon von Deinem Lager weichen
Die finstern Mächte, die Dein Glück gestört,
Und sahn Dich wieder mit dem Laub der Eichen,
Glorreicher Held von Königgrätz und Wörth!

Ein Reich des Friedens und des Ewig-Schönen
Schien uns durch Deine Weisheit neu bescheert
Und Mars im frohen Reigen der Kamönen,
Doch stark, daß er dem Friedensstörer wehrt.

Liebreicher Vater warst Du unserm Volke,
Das schon in Dir den milden Herrscher preist, —
Da zuckt der Wetterstrahl aus düstrer Wolke,
Und wieder fühlen wir, daß wir verwaist.

Stark bis zuletzt und doch vom Tod getroffen,
Ein Leichnam, den der Wille nur belebt,
So zwischen Schmerz und Pflicht und Gram und Hoffen
Hast Du gekämpft und hohes Ziel erstrebt.

Du Frühlingskaiser, ruh' von Deinem Ringen!
Was Du, ein Sterbender, gewollt, wird sein!
Ein Lebender wird es dereinst vollbringen,
Zum Segen wird Dein Todeskampf gedeih'n!

Digitized by Google

## Die Gründung eines „Internationalen Erziehungsrathes".

Von L. Mittenzwey.

Unter der Bezeichnung „Internationaler Erziehungsrath" hat sich jüngst eine Vereinigung von Männern gebildet, welche nichts Geringeres bezweckt, als die Erziehung zu „internationaler Einheit in pädagogischen Grundsätzen", insbesondere auch in der Erziehung zum Patriotismus. In dem Aufrufe heißt es unter anderen: „Den handgreiflichsten Beweis des Mangels an internationaler Einheit in pädagogischen Grundsätzen liefert das Kriegsübel, — die Masse, die die Masse tödtet. Bei diesem handgreiflichst wunden Punkte des Weltverkehres muß also der Hebel angesetzt werden, um die verlangte Einheit auf dem ganzen Gebiete der Erziehung herbeizuführen. Nicht länger darf jener Patriotismus, der zur Zeit überall die Militärbudgets zu ungekannter Höhe treibt, das große Wort reden auch bei der Erziehung des Kindes. — Jene patriotische Gesinnung, die bis jetzt die rohe Gewalt anbetet, ist es, welche die patriotisch-friedlichen Grundsätze unterdrückt. Viele, viele Lehrbücher (z. B. der Geschichte), viele, viele Lehrer halten fest am alten Schlendrian, mit Vorliebe die Gegensätze zwischen Volksstämmen und Nationen, und dementsprechend den kriegerischen Geist zu pflegen. — So wie die Sachen jetzt liegen, darf es keinen Augenblick länger bleiben: Nicht länger dürfen die Kanonen die letzte Entscheidung bei den Völkern bilden. — —" Der Aufruf selbst ist gleichzeitig in sieben Sprachen geschrieben, und das provisorische Comité zeigt Vertreter aus zehn verschiedenen Ländern; vertreten sind die Vereinigten Staaten Nordamerikas, ferner Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Irland, Niederland, Oesterreich-Ungarn, Schweden und die Schweiz. Die Unterzeichner, 31 an der Zahl, gehören den verschiedensten Ständen an; es sind vertreten: Juristen, Geistliche, Schulinspectoren, Lehrer an Gymnasien und Volksschulen, Militärs, Schriftsteller, Herausgeber von Zeitschriften ꝛc. Auch haben sich, wie im Prospecte gesagt wird, einige Unterrichtsbehörden günstig über das Unternehmen ausgesprochen.

Es muß allerdings zugegeben werden, daß häufig nur die Verherrlichung des Krieges und die Weckung des kriegerischen Sinnes als Hauptfactor der patriotischen Erziehung angesehen wird; und wenn man sich daher bemüht, dieser irrigen und so nachtheiligen Auffassung allen Ernstes entgegen zu arbeiten, so ist dies sicher gut zu heißen. Verfolgen wir diesen Gedanken etwas weiter.

Der echte Patriotismus wird zwar immer auf die Bewahrung und Förderung des dem Volke und Staate eigenen Besitzthumes, sei dies nun äußeres, wie Land, oder inneres, wie Sprache, Sitte, Recht, gerichtet sein; er wird eine Hauptaufgabe darin finden, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des eigenen Volkes zu wahren und drohende Gefahren abzuwehren — mithin bleibt Kriegstüchtigkeit, so lange Gefahren drohen, eine Nothwendigkeit für ein Volk — doch ein Volk, welches von echt-patriotischer Gesinnung beseelt ist, wird billiger Weise auch die Selbständigkeit anderer Völker achten und niemals die Bahn der Eroberung beschreiten, niemals die Ursache zu einem Kriege sein; die Kriegsmacht darf daher auch nur Mittel, niemals Zweck sein. Wenn sich ein Volk im Kampfe um ein menschenwürdiges Dasein gegen einen rohen Angriff wehrt, so hat es eine menschenwürdige Schuldigkeit gethan. Doch es müßte unablässig dahin gearbeitet werden, daß solche bestialische Angriffe nicht mehr vorkämen, daß man diese Auswüchse der Menschennatur, dieses Stehenbleiben auf einer mehr oder weniger tiefen Stufe der Barbarei tief verdammen und allgemein anerkennen würde, daß der Mensch zu etwas Edlerem geboren ist. Unablässig müßte dahin gearbeitet werden, daß nicht, wie so vielfach geschieht, die werthvollsten Kräfte des Volkes an Gut und Blut ausgebeutet würden, um die roheste Seite der menschlichen Natur — den Krieg — zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen; daß statt der Cultur der Bajonette die Cultur des Geistes die Oberhand gewinne.

Man betrachtet im gemeinen Leben den Krieg und den Kriegerstand als etwas Herrliches. Das Schlachtfeld, vor dem der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllen muß, preist man als das Feld der Ehre. Die kriegerischen Thaten gelten als die höchsten Leistungen des Staatsbürgers und heben ihn hinauf aus dem großen Haufen in den Adel. Der Tod auf der Wahlstatt wird gepriesen als das schönste Ende. „Kein schönerer Tod ist in der Welt, als wer vom Feinde erschlagen." Das im Kampfe vergossene Blut befleckt nicht die Hand des Vergießenden, sondern es reinigt sie und macht das Eroberte zum rechtmäßigen Besitze, denn der Ausgang eines Massenzweikampfes offenbart den göttlichen Willen*) und spricht das Urtheil aus über das Recht oder Unrecht der Kämpfenden; der Krieger ist nur ein Werkzeug des strafenden Gottes (Attila und Napoleon I. nannten sich „Gottesgeißel"). Zwar ist der Frieden ein Segen für ein Volk, doch jeder Frieden ist in sich ein fauler Frieden und bedarf des Kriegsgewitters zur Luftreinigung.**) — Jeder Fortschritt muß erkämpft werden, und jede verbesserte staatliche Institution ist mit Blut gekittet, mithin ist der Krieg eine Nothwendigkeit, er ist ein Läuterungsproceß der Menschheit. — Wäre diese Deduction richtig, so bedürfte es keiner ferneren Worte, doch sie kann es nicht sein.

Der Krieg ist niemals zu rechtfertigen, weder vom empirischen, noch vom psychologischen, weder vom moralischen, noch vom religiösen, weder vom nationalökonomischen, noch von irgend einem anderen Standpunkte aus. Nicht vom empirischen, denn die Erfahrung lehrt, daß der Segen des Krieges ein eingebildeter ist; man spricht zwar im gewöhnlichen Leben: der Krieg muß sein, denn er bewahrt vor Verweichlichung, er bewahrt ferner vor Uebervölkerung, er führt die Herzen zu Gott. Der Krieg macht jedoch nicht physisch stark, sondern er ruinirt die physische Kraft; gar viele Krieger tragen den Keim zu mancher Krankheit in sich und die nachfolgenden Generationen, durch kranke Eltern erzeugt, haben noch darunter zu leiden. Er bewahrt ferner nicht vor Uebervölkerung, denn wenn von den zwei Millionen, welche 1870/71 im Felde standen, nicht Einer zurückgekehrt wäre, der Unterschied in Hinsicht auf die Bevölkerungsdichte würde kaum gefühlt worden sein. Die Erfahrung lehrt ferner, daß der Krieg nicht humanisirend, nicht bessernd wirkt; es ist zwar Thatsache, daß während des Krieges und solange die Gefahr droht, sich so manches Herz im Gebete wieder zu Gott wendet, welches vorher wenig nach Gott fragte, doch nach dem Verschwinden der Noth und Gefahr ist's in der Regel beim Alten, ja oft noch schlimmer, weil der Krieg den Menschen psychologisch nothwendig verroht; mithin ist auch der Krieg nicht zu rechtfertigen vom moralischen Standpunkte aus. Er ist es auch nicht vom psychologischen. Man hat zwar die psychologische Begründung nachzuweisen versucht in dem Soldatenspiele der Knaben und gesagt, die Kriegslust sei angeboren. So gern zwar die Knaben die Kräfte gegenseitig messen und auch manche Schneeballschlacht liefern, so liegt ihnen doch nichts ferner als Tod und Sterben, nichts liegt ihnen ferner, als Blut fließen zu sehen. Das Kind mag beispielsweise selbst nicht einmal das Schlachtvieh tödten sehen — Ausnahmen sind nicht normal, — so sehr es sich sonst auf das „Schlachtfest", da es Wohlleben, des Kindes höchsten Genuß, im Gefolge hat, freut; noch mehr würde die Tödtung von Menschen seinen Gefühlen widerstreiten. Die Balgereien

*) Vgl. Dr. Lasson, „Das Culturideal und der Krieg": „Der Ausgang des Krieges ist immer gerecht, ein wahres Gottesurtheil. — — Der Krieg ist das Universalheilmittel für den Staat, der erst den Menschen zum Menschen, d. h. zum vernünftigen Naturwesen macht. — Darum ist der Nationalhaß etwas Edles und Gutes, denn der Nationalhaß erhält die dauernde Möglichkeit des Krieges."

**) Vgl. Hegel (Bd. X): „Der Krieg als der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der geistlichen Güter und Dinge, die sonst eine erbauliche Redensart zu sein pflegt, Ernst gemacht wird, hat die Bedeutung, daß durch ihn die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheit erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulniß bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Frieden versetzen würde."

Digitized by Google

der Kinder sind nichts als übersprudelnder jugendlicher Uebermuth, welcher unter günstigen Verhältnissen von selbst in gesunde Bahnen einlenkt. Dauert diese Neigung auch bei Erwachsenen noch fort, dann fehlt die Selbstbeherrschung, diese Tugend, welche sowohl jeder Einzelne, als jedes Volk besitzen sollte. Die Scheu vor Menschenblut ist natürlich; sie wird freilich großentheils überwunden, wenn man der Jugend zeigt, wie der kürzeste und sicherste Weg zu dem Pantheon der Nation über das Schlachtfeld führt. Auch alle ferneren psychologischen Beweise, die wir jüngst für die Nothwendigkeit des Krieges beigezogen fanden, sind nicht im Stande, die Feuerproben der Vernunft zu bestehen. Der Hinweis auf die Kämpfe der Elemente in der Natur ist ebenso wenig zutreffend als der Hinweis auf die Kämpfe in der eigenen Brust. Vom nationalökonomischen Standpunkte aus kann der Krieg deshalb nicht gerechtfertigt werden, weil ein Volk durch ihn verarmt. Franklin z. B. sagt: „O, welch' einen Zuwachs von Lebensannehmlichkeiten könnte die Menschheit erlangt haben, wenn alles im Kriege verbrauchte Geld zu nützlichen öffentlichen Unternehmungen verwendet worden wäre." Vom religiösen und besonders vom christlichen Standpunkte aus kann das Urtheil über den Krieg kein günstigeres werden, obgleich die Religion den Deckmantel zu dem kriegerischen Treiben hat hergeben müssen. Das Christenthum lehrt die Feindesliebe und Duldsamkeit; es sieht alle Menschen als Kinder Gottes an und verlangt von seinen Bekennern, alle Menschen mit selbstvergessender Liebe zu umfassen. Den Buchstabengläubigen sei aber zu bedenken gegeben, daß es nach Matth. 26, 52 verboten ist, das Schwert zu ziehen und daß Gott weder Bajonnette noch Vierundzwanzigpfünder schuf; würde er doch sonst nicht Alles für sehr gut befunden haben (Genesis I, 31).

Der Krieg ist selbst nach Darwin'schen Grundsätzen, „daß der Kampf um's Dasein das Mittel sei, durch welches die Menschheit sich nothgedrungen fortentwickelt," nicht zulässig, weil die ewige unaufhaltbare Fortentwickelung die größte Vervollkommnung, welche folgerichtig auch den Krieg nicht beibehalten darf, zum Endresultate hat.

Daß viele der verbesserten Institutionen erst Folgen des Krieges sind, ist leider zu bedauern. Zu bedauern ist, daß man die Zeichen der Zeit nicht verstand (Matth. 16, 3), daß man oft bloß das für praktisch hielt, was theoretisch längst todt und verfault war. Goethe läßt seinen Alba sprechen: „Muß nicht eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zuständen nicht mehr entspricht? Man lügt nicht ungestraft einer veralteten Institution junge Lebenskraft und die Fähigkeit an, die Welt im ewigen gestrigen Gleise zu erhalten." Die Verbesserungen sind somit auch nicht Folgen des Krieges; weil man sich den Forderungen des Zeitgeistes als Forderungen aus bloßer Oppositionssucht feindselig gegenüberstellte, so mußte Gewalt gegen Gewalt kämpfen. Ein Strom läßt sich zwar ein neues Bett anweisen, doch er läßt sich nicht abdämmen. — Und dies ist auch der Grund, weshalb der Krieg noch fortbesteht; weil eben die Staatswissenschaft in ihren Folgen noch so weit hinter der Rechtswissenschaft zurück ist, weil die Entscheidungen politischer Processe dem Kriege oder dem Aufstande, nämlich dem Zufalle oder der Gewalt überlassen werden. Wir meinen nun, so wie sich Mensch gegen Mensch nach Recht und Pflicht verhalten soll und Eigenhülfe nicht zulässig ist, so müßten es auch Völker gegen Völker halten, d. h. alle Staatenstreitigkeiten sind wie Privatstreitigkeiten durch Tribunale (Congresse) — Völkertribunale — zu lösen. — Dieser Gedanke ist nicht neu; der Franzose St. Simon hat zu Anfang der vierziger Jahre ein derartiges Bild der Zukunft entworfen. Die Hauptgedanken seines Werkes: „Oeuvres de St. Simon par Olinh Rodrigues. Paris 1841" sind etwa kurz folgende: Das Tribunal wird unter dem Namen Neutonischer Rath von 21 Auserlesenen der Menschheit gebildet, ernannt wird derselbe durch allgemeine Abstimmung. Jedes Land des Erdkreises wählt einen speciellen Neutonischen Rath für sich. Die Räthe der verschiedenen Gegenden des Erdkreises haben durch permanente Abgeordnete in steter enger Beziehung zu einander zu bleiben. In allen Räthen ohne Ausnahme führt der vornehmste Mathematiker den Vorsitz. — Die Menschheit hat sich nach einer dreifachen Seite zu entwickeln; nach der Richtung der Vernunft bildet sie die Wissenschaft aus als ihr Dogma; nach der Richtung der Macht bildet sie die Industrie aus als ihren Cultus und nach der Richtung der Liebe bildet sie die Politik aus als ihre Religion. — Alle gesellschaftlichen Institutionen haben zum Zwecke die Vervollkommnung des moralischen, physischen und intellectuellen Zustandes. — Die gesellige Hierarchie besteht aus Theoretikern oder Gelehrten, aus Praktikern oder Industriellen und aus Regierenden oder Priestern. — Die Religion ist die Liebe zur Menschheit und die Glückseligkeit für die Menschheit. Die Menschheit und die Welt leben in Gott. — Die Menschheit soll eine einzige Familie unzähliger Kinder bilden. So wird an die Stelle der bisherigen fruchtlosen nationalen Kämpfe nach und nach ein allgemeiner Frieden treten. — Die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit wird befaßt durch die Religion und findet in dieser Ordnung, dieser Harmonie, diesem Zusammenwirken den Willen und die vollständige Offenbarung Gottes. — Alle Menschen werden arbeiten und sich alle als Arbeiter einer großen Werkstätte betrachten, deren Arbeiten den Zweck haben, den menschlichen Geist der Vorsehung anzunähern. — Der höchste Neutonische Rath wird die Arbeiten leiten nach den Gesetzen der allgemeinen Attraction. — Alle Neutonischen Räthe werden die Trennungslinie genau beobachten, welche die geistliche Macht der Erde von den weltlichen Regierungsgewalten scheidet. — Sobald die allgemeinen Wahlen des höchsten Rathes und seiner Unterbehörden werden in's Werk gesetzt sein, wird die Geißel des Krieges für immer von Europa weichen u. s. w.

Man wird finden, daß diese Ideen mit denen des Internationalen Erziehungsrathes, dessen Gründung (wie bereits eingangs erwähnt) in Angriff genommen ist, in mancher Hinsicht verwandt sind. Noch sei erwähnt, daß auch in verschiedenen Ländern verwandte Vereinigungen bestehen, so in den Vereinigten Staaten eine „Allgemeine Friedens-Union", in Dänemark ein „Friedens-Verein", in England eine „Internationale Friedens- und Schiedsgericht-Gesellschaft" u. a. —

Man wird einwenden, daß bei der Einrichtung von Völkertribunalen ꝛc. diejenige Macht, welche sich nicht gutwillig fügt, auch durch Gewalt, d. h. durch Krieg zur Anerkennung der Beschlüsse genöthigt werden müsse — Inter arma silent leges — der Krieg mithin nicht zu vermeiden sei. Man wird einwenden, daß diese Abgeordneten auch aus Menschen, die mit menschlichen Fehlern und Schwächen behaftet sind, bestehen werden, diese ganzen Bestrebungen überhaupt eine thörichte Selbstüberschätzung in sich schließen.

Wir meinen nun, wenn in allen Ländern in Unterricht und Erziehung, durch Haus und Schule, durch Kirche und Presse ꝛc. die Weckung feindseliger Simmung zwischen den einzelnen Staaten und Völkern unterbliebe, so daß der Patriotismus nicht zum Ultrapatriotismus ausartete, so wäre schon sehr viel gewonnen. Welche großen Vorurtheile bestehen doch noch hinsichtlich der Beurtheilung fremder Nationen! — Ferner wird, wo Viele und zwar aus verschiedenen Nationen über Krieg und Frieden zu entscheiden haben, jedem ruchlosen Kriege vorgebeugt werden. Die Kriege werden nach und nach immer seltener werden und endlich ganz aufhören. — Zur Seltenerwerdung der Kriege wird auch ferner die staunenswerthe Vervollkommnung der Angriffswaffen beitragen, denn wenn die Verbesserung in der bisherigen Progression fortschreitet, so kann es vielleicht dahin kommen, beispielsweise Paris beschießen zu können, ohne französisches Gebiet zu betreten. — Hauptsächlich wird aber dazu beitragen, daß durch den zunehmenden Völkerverkehr die ererbten und anerzogenen nationalen Antipathien allmählich schwinden und somit die trennenden Schlagbäume zwischen den Völkern fallen werden. Wenn gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht ꝛc. (Volapük nicht zu vergessen) angenommen ist, wenn die Association immer weiter um sich greift und die Interessen der verschiedenen Nationen mit den großen Gesammtinteressen zusammenfallen, dann werden die Völker einander nicht mehr so feindlich gegenüber-

Digitized by Google

stehen, sondern sich durchdringen und durch tausend Fäden verbunden innig zusammenhängen. Deshalb ist jeder neue Schienenweg, jede neue Telegraphenlinie, jede neue Beseitigung der Hindernisse für freie Ein- und Ausfuhr ein directes Beförderungsmittel der allgemeinen Wohlfahrt; sie sind Glieder jener großen Kette, welche die Menschen umschlingt und sie zu Brüdern und Theilnehmern einer großen Familie macht.

Es ist zwar richtig, daß ein junger Mensch große Männer und mit ihnen große Ziele vor Augen haben muß, es daher auch Pflicht der Erzieher ist, den Blick der Jugend immer und immer wieder nach jenen hohen Gestalten, nach jenen Tempelsäulen der Menschheit hinzulenken, aber man befürchte nicht, daß mit dem Streben nach Beschränkung des Krieges das Heldenthum verschwinde: der Heldensinn wird trotzdem nicht verloren gehen, sondern seine Schlachten schlagen auf dem Gebiete des Geistes. Das Ideal des Weisen, des Gesetzgebers, des Reformators muß so viel gelten als das des Kriegers; ja, es muß noch mehr gelten; der sein Vaterland vertheidigende Soldat handelt kraft des Gesetzes der Nothwehr und wird von seinem Gegner kraft desselben Gesetzes getödtet. Der Held des Geistes verzichtet auf den Kampf, dessen Entscheidung durch die brutale Kraft bedingt ist; er opfert sich seiner Idee und verzichtet, oft auch wenn sich die Möglichkeit dazu böte, auf seine Vertheidigung. Die selbstlose Abwendung vom Irdischen, die reine Hingebung des eigenen Ichs und der köstlichen Güter an die göttliche Wahrheit ist das Fundament dieses Heldenthums, und darin beruht die nachgerühmte Größe und Stärke.

Der Nationalismus ist also nicht die vollendetste Form, aus ihm hat der Kosmopolitismus hervorzugehen, wohnt doch nicht nur der christlichen, sondern beinahe allen Religionen in dem Glauben an die Abstammung von einer Menschenfamilie ein Zug von Weltbürgerthum bei. Ein Patriotismus, welcher sich vorurtheilsvoll durch Mauern von dem Umgange mit Nachbarvölkern abschließt, ist ein kranker und verirrter. Gerade die edelsten Männer und größten Wohlthäter der Menschheit haben ihre Wohlthaten für Alle gespendet, sie haben uns belehrt und gezeigt, daß der Kosmopolitismus nicht auf Kosten des Nationalismus vernachlässigt werden darf. So will z. B. das Christenthum nicht Schranken zwischen den Nationen ziehen, sondern es will, daß dahin gewirkt werde, daß diese Schranken mehr und mehr fallen, daß ein Hirt und eine Herde werde.

Man möchte vielleicht einwenden, daß dieses Weltbürgerthum identisch sei mit Heimathlosigkeit, daß die Heimathlosen aber immer die Werkzeuge der bösen Mächte, immer die Mameluken — mögen sie nun von rother oder schwarzer Farbe sein — der Menschheit gewesen seien, doch dem ist nicht so; bei diesen ist die Basis eine ganz falsche, sie sind, wenn auch keine territoriale Macht, so doch eine nach monarchischen Principien geleitete, von unbegrenzter Herrschsucht erfüllte, blindlings folgende Corporation.

Widerstrebe man also nicht dem göttlichen Berufe, die Menschheit ihrer Vollendung zuzuführen, denn es ist unmöglich, den Strom der Zeit aufzuhalten, unmöglich, Gottes weiser Führung des Menschengeschlechtes sich dauernd zu widersetzen. Suche man den Irrthum zu berichtigen, daß Liebe und Pflege des Eigenen nicht möglich sei, ohne Haß und Bekämpfung des Fremden. Ja, die Vaterlandsliebe ist nur soweit eine wahre und echte, als sie rein ist von dem Hasse und der Verachtung anderer Nationen. Man erwäge, daß Erziehung zur Kriegslust noch lange keine Erziehung zur Vaterlandsliebe ist, ja, daß wahrer Patriotismus niemals zur Kriegslust erziehen kann, weil dieselbe, wie Dr. Bartholomäi*) sagt, immer der Ruin der Völker ist.

Der Ausgangspunkt aller Bildung müssen sein die allgemeinen Gesetze des Menschenrechts, der Moral, der Humanität.

Wünschen wir daher dem „Internationalen Erziehungsrathe" das beste Gedeihen.

*) „Die Gemüthsbildung" S. 117: „Alle Völker, die untergegangen sind, verdanken nur dem Umstande den Untergang, daß sie den Menschen zum Mord und Todtschlage erzogen haben."

## Die geschichtliche Stellung der heutigen Medicin.

Von Dr. med. L. Philippson.

Die zahlreichen Beobachtungen und Entdeckungen auf dem gesammten Gebiete der Medicin, welche heutzutage die Tages- und Wochenblätter sich befleißigen möglichst schnell und ausführlich allen Kreisen der Gesellschaft mitzutheilen, ist nur derjenige im Stande richtig zu verstehen und ihrer Bedeutung nach zu würdigen, welcher eine klare Vorstellung hat von der Phase der Entwickelung, in der sich die moderne Medicin befindet. Zwar ist dieselbe noch jung, etwa 30—40 Jahre alt, sie hat aber trotz dieser kurzen Zeit eine so charakteristische Richtung angenommen, daß sie sich scharf gegenüber der Vergangenheit kennzeichnet.

Von den Spaltpilzen (Bacterien, Bacillen) hat Jedermann gehört — sie sind es, auf welche in den letzten Jahrzehnten sich das Hauptinteresse sowohl des Forschers wie des Arztes concentrirt: ersterer um das geheimnißvolle Dunkel der Ursachen der Krankheiten zu lüften, letzterer um für sein Handeln am Krankenbette eine festere Grundlage zu gewinnen. Beide hoffen, daß durch die Entdeckung von der innigen Beziehung, welche zwischen den Spaltpilzen und vielen Krankheiten besteht, der richtige Weg zur Lösung so vieler Jahrtausende alten Probleme der Medicin gefunden worden ist. Diese Probleme beziehen sich im Wesentlichen darauf, die Ursachen der Krankheiten zu finden, und das ist nothwendig für ein zielbewußtes, rationelles Behandeln derselben. Bis vor 30 Jahren ist aber keine der betreffenden Fragen mit Erfolg in Angriff genommen worden — und doch stellte man von jeher an die Heilkunde Forderungen, die vollständig zu erfüllen die Lösung jener Fragen eben erst als Voraussetzung hatten. Wenn daher die Leistungen der Medicin in so vieler Hinsicht mangelhaft und ungenügend waren, so war das eben nur ein Zeichen der jeweiligen Lücken in ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. Von den Hülfesuchenden wird aber im Allgemeinen eine ideale Vollendung dieser Wissenschaft vorausgesetzt, mit welcher dann ihre reellen Erfolge einen so starken Contrast bilden, daß dieselben häufig genug gering geschätzt, wenn nicht gar verachtet werden. In dieser Beziehung nimmt die Medicin eine ganz andere Stellung ein als andere Naturwissenschaften — und nur die Beachtung dieser Thatsache läßt eine richtige Würdigung der historischen Bedeutung der heutigen Medicin zu.

Betrachten wir beispielsweise die Physik und die Chemie. Beide dürfen ungestört durch dringende Forderungen des praktischen Lebens auf dem Felde wissenschaftlicher Thätigkeit arbeiten und bieten die reichen Früchte ihrer Entdeckungen und Erfindungen als freiwillige Geschenke der Menschheit dar, welche ihnen stets Dankbarkeit für das Empfangene beweist. Anders die Heilkunde. Sobald Kranke da waren, wollten sie geheilt werden, obgleich die Wissenschaft noch gar keine Zeit gehabt hatte, das Wesen und die Ursachen der Krankheiten zu studiren, eine Aufgabe, welche doch schwieriger zu lösen war, als die, mit der sich die Wissenschaften der anorganischen Welt befaßten. Die Medicin hätte gleich vollkommen aus dem Haupte Aesculaps springen müssen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, um den Forderungen der leidenden Menschheit gerecht werden zu können. Die Lage der Medicin hat gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der Philosophie und der Staatswissenschaften. Sobald die Begriffe Gott, Welt, Seele sich entwickelt hatten, sobald Gemeinden, Staaten gebildet waren, sollte die Philosophie erschöpfende Antworten auf jene zum Theil unlösbaren, zum Theil erst nach langen mühsamen Vorarbeiten lösbaren Fragen geben, sollte der Staatsmann das sociale Leben nach rationellen Grundsätzen leiten, die doch erst die höchste Vollkommenheit der Geistes- und Naturwissenschaften wird lehren können.

Da nun aber jene Wissenschaften auf die ihnen vorgelegten Fragen Antwort geben mußten, obgleich ihr positives Wissen so gering war, so schaffte man sich eine breitere Grundlage, indem man das aus einer geringen Anzahl von Beobachtungen

Digitized by Google

abgeleitete Gesetz verallgemeinerte und durch Kühnheit das ersetzte, was an Vernunft dabei verloren ging. Auf jener Grundlage wurde alsdann ein Lehrgebäude errichtet, in das man nur einzutreten brauchte, um auf jede Frage Antwort zu erhalten. Daß ein auf so unsicherer Basis ruhendes Gebäude leicht zusammenstürzte, sowie durch die Entdeckung neuer Thatsachen daran gerüttelt wurde, konnte nicht Wunder nehmen, ließ aber doch nicht den Muth und die Ausdauer der Gelehrten erlahmen, stets ein neues wieder aufzuführen; waren ja die an sie gestellten Ansprüche dieselben geblieben. So ging es in der Philosophie, in den Staatswissenschaften, in der Medicin viele Male.

Während nun aber eine Aenderung der Anschauungen der Philosophie über die Seele, ob sie stofflicher oder geistiger Natur sei, ob sie eine Zahl sei oder in der Zirbeldrüse sitze, doch für das Wohl der meisten Menschen im höchsten Grade irrelevant ist, packt jede Aenderung der wissenschaftlichen Meinung eines Politikers, eines Arztes gleich an das Mark des Lebens. Ob Schutzzoll- oder Freihandelssystem in einem Staate herrschen soll, ist eine Frage, die das Gedeihen und das Glück eines ganzen Volkes auf's Spiel setzen kann. Ob eine Krankheit mit oder ohne Medicament behandelt werden soll, ist eine Frage, die über Leben und Tod vieler Kranken entscheiden kann. Eine rationelle Lösung dieser Fragen mittelst wissenschaftlicher Grundsätze ist, wenn überhaupt, heutzutage nicht möglich. Da aber der Staatsmann, der Mediciner handeln muß, so ist er gezwungen, sich kühn über die Lücken hinwegzusetzen, welche die mühsame Forschung im Wissen gelassen hat. Durch diesen Harras-Sprung werden neue Wege entdeckt, die zu neuen Mitteln des Handelns und des Forschens führen. Nur durch das Alexanderschwert des Genies kann der gordische Knoten der verwickelten Verhältnisse im individuellen, wie im socialen Leben zerhauen werden — denn die Wissenschaft wird hier auf diesem Gebiete noch für lange Zeiten ihre Ohnmacht eingestehen müssen.

Und so ging es auch dieses Mal wieder in der Medicin, welche heute in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung unter der Herrschaft des neuen Dogmas steht, wonach die Ursache der meisten Krankheiten in dem Eindringen und Weiterentwickeln von Pilzen in dem Körper zu suchen ist — eines Dogmas, welches nur auf den kühnsten Hypothesen aufgebaut worden ist. Dies lehrt die Geschichte der Medicin in den letzten 40 Jahren.

Ende der vierziger Jahre war der berühmte Anatom Henle durch rein theoretische Speculation zu der Anschauung gelangt, daß die übertragbaren und ansteckenden Krankheiten wohl durch das Eindringen von kleinsten Lebewesen in den menschlichen Organismus verursacht sein könnten. Als nun Pasteur durch seine Untersuchungen die Ursache der Fäulniß- und Gährungsvorgänge in Pilzen gefunden zu haben glaubte — war das spärliche Material vorhanden, welches in den Händen des genialen Chirurgen Lister eine so gewaltige Bedeutung erlangen sollte und als Ausgangspunkt dienen mußte für seine epochemachende Behandlung der Wunden.

Für unsere Betrachtung ist es von Interesse, dem Gedankengange zu folgen, welchem diese glänzenden Resultate zu verdanken sind.

Lister identificirte die Krankheiten, welche sich an Verletzungen des menschlichen Körpers anschließen, mit Fäulnißvorgängen, welche außerhalb des menschlichen Organismus stattfinden. Er nahm ferner an, daß jene Wundkrankheiten, wie diese Fäulnißprocesse, durch Pilze verursacht werden, und schloß, daß diejenigen Substanzen, welche Fäulniß verhindern, auch jene Krankheiten verhindern werden. Er strebte daher danach, alle Fäulnißpilze, die an den Wunden, an dem Verbandstoffe, an den chirurgischen Instrumenten vorkommen, zu tödten, indem er alles mit den sogenannten fäulnißwidrigen chemischen Mitteln behandelte — und er erzielte die glänzendsten Resultate. Diese beweisen aber nicht, daß seine Schlußfolgerungen richtig waren; ist es doch schon längst bewiesen, daß trotz jenes Verfahrens noch immer lebensfähige Keime in den Wunden vorkommen. Die Ursache der glänzenden Erfolge Lister's und nach ihm der gesammten modernen Chirurgie mag ganz anderswo liegen, als er sie suchte — für sein Verdienst werden stets die Erfolge sprechen.

Auch das Gebiet der inneren Krankheiten zog seine Vortheile aus der neuen Auffassung von der Krankheitsursache. Dem Arzte, welcher ein fast noch größeres Bedürfniß als der Chirurg an der definitiven Lösung jener Frage hat, war die Hypothese von den krankheitserregenden Pilzen ebenfalls sehr willkommen; hatte er doch jetzt eine sichere Richtschnur für seine Behandlung. Auch er verallgemeinerte schnell das bei einigen Krankheiten gefundene Resultat, daß dieselben vielleicht durch bestimmte Arten von Pilzen hervorgerufen sein könnten — und glaubt heute die meisten Krankheiten als auf gleicher Ursache beruhend ansehen zu dürfen. Dadurch erhält sein Vorgehen bei der Behandlung eine gewisse Sicherheit, indem auch für ihn die fäulnißwidrigen Mittel als rationelle Mittel von der höchsten Wichtigkeit sind.

Mag die zukünftige Forschung über diese Anschauungen ein bei- oder mißfälliges Urtheil abgeben, vom geschichtlichen Standpunkte aus hat die heutige Richtung in der Medicin insofern große Bedeutung, als sie wieder einmal zeigt, wie empfänglich sie für doctrinäre Anschauungen ist und wie sie dieselben zum praktischen Handeln nicht entbehren kann, obgleich sie derartige Phasen in ihrer Entwickelung schon zahlreiche Male durchgemacht hat.

## Literatur und Kunst.

### Junge Literatur.

Von Wilhelm Goldbaum.

Es ist einmal — von einem geistreichen Franzosen, wenn ich nicht irre — behauptet worden, daß die Frauen an dem Gedanken altern, sie könnten vorzeitig aufhören, jung zu sein. Man braucht nicht so galant zu sein, um diesen Satz anzufechten, aber auch nicht so ungalant, um von ihm aus Schlüsse auf andere Erscheinungen zu ziehen. Doch so gewiß es ist, daß schöne und gescheite Frauen es in ihrer Hand haben, die Grenze zwischen den zwei Altern nach Möglichkeit hinauszuschieben und zu verhüllen, so sicher ist es, daß historische oder literarische Epochen und Generationen einander nicht wie Schildwachen auf dem Posten in bestimmten oder fest zu begrenzenden Intervallen ablösen. Es ist eine überwundene Schulmethode, gewisse Jahre als Schlagbäume zu bezeichnen, an denen sich die Zeitalter scheiden. Das Jahr 476 hat so wenig das Alterthum beschlossen wie das Jahr 1492 das Mittelalter. Der antike Geist starb nicht, als Rom darnieder sank, und den mittelalterlichen Geist spürte man noch sehr empfindlich in der Welt, bis die Bastille in Paris erstürmt wurde. Ja, das Mittelalter spukt da und dort recht unheimlich bis zum heutigen Tage.

Nicht anders wie mit der politischen, verhält es sich mit der geistigen Geschichte, mit der Geschichte der Literatur und Wissenschaft. Die Zeitalter und die Generationen gehen unmerklich in einander über, man kann die Grenze, wo die einen absterben, die anderen aufleben, nicht genau feststellen. „Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen," sagt Homer, — so sind die Geschlechter der Dichter, muß es in unserer Gedankenreihe heißen. Es ist daher in gewissem Sinne mißverständlich, von „Junger Literatur" zu sprechen. Wo würde beispielsweise der Markstein aufzurichten sein, um den Beginn der heutigen Dichtergeneration zu bezeichnen? Ja, wer wollte etwa wie ein Mappirer oder Kartograph sich vermessen, in der Entwickelung des gesammten Jahrhunderts, das hinter uns liegt, die einzelnen Richtungen, Epochen, Generationen gleichsam geographisch zu begrenzen? Dem Sturm und Drang der Genieperiode folgt das classische Zeitalter, diesem das romantische, dann macht das Todesjahr

Digitized by Google

Goethe's einen äußerlichen Abschnitt, es kommt die Periode der Emancipation oder auch der allgemeinen Bildung, wie man sie nennt, und schließlich ragt der gigantische Wegweiser des Jahres 1870 auf, um in eine neue Epoche hinüberzuleiten. Aber Goethe steckt mit seinen Anfängen, mit Werther und Götz, noch in der Genieperiode; die Romantiker können ihren ursprünglichen Zusammenhang mit der classischen Zeit nicht los werden. Heine ist Anfangs selbst Romantiker und schlägt dann eigenhändig die Romantik todt, um dem „Jungen Deutschland" als Stern voranzuleuchten, welch' letzteres hinwiederum in die politische Lyrik, in das Tendenzdrama, in den socialen und Zeitroman ausläuft und so bis jetzt noch seine Wirkungen übt. Und hat die „Junge Literatur" von heute mit ihrem turbulenten Schößling, der sich selbst „das jüngste Deutschland" nennt, so bestimmte specifische Merkmale, daß man es zu riskiren vermöchte, an deren Hand auch nur eine äußerliche Gruppirung, geschweige eine allgemeine Charakteristik zu unternehmen? Mit Schlagwörtern ist da wenig gethan; sie bieten nur den zweifelhaften Vortheil, deutliche Begriffe und Vorstellungen nothdürftig zu ersetzen. Wenn das gewachsene Nationalbewußtsein oder das gesteigerte Naturerkennen als Kriterien der „Jungen Literatur" bezeichnet worden, so sind dies wohlfeile Täuschungen, denen sich zumeist auch diese „Junge Literatur" nur ganz allein hingibt, um sich einen Existenztitel zu sichern. Die Illusion von dem gewachsenen Nationalbewußtsein entspricht etwa der „satten Moral", welche Heinrich Heine den reichen Leuten nachsagte; es war ein sehr kümmerliches Nationalbewußtsein, welches in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland existirte, was nicht hinderte, daß die unvergängliche Literaturblüthe des classischen Zeitalters aufging, und das Nationalbewußtsein der Geschlechter, welche den politischen Aufschwung des deutschen Volkes vorbereiteten, war zum Mindesten nicht geringer als dasjenige der nachfolgenden glücklicheren Generation, welche die von ihr nicht gesäete Frucht heute erntet. „Sei im Besitze und du wohnst im Recht," denkt die „Junge Literatur" von heute, aber sie vergißt, wie reich die Erbschaft war, die ihr ohne ihr eigenes Verdienst zu Theil wurde. Sie thut auch, wie alle glücklichen Erben, bei Weitem nicht genug, um dem Goethe'schen Worte gerecht zu werden:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Was aber das unleugbar gesteigerte Naturerkennen betrifft, so hat dasselbe zwar manchen dichterischen Grund befruchtet; man braucht nur, um von Goethe abzusehen, auf Victor Scheffel zu verweisen. Aber diese Befruchtung war lediglich eine stoffliche; ein spröder Boden hat von dem gesteigerten Naturerkennen nichts profitirt, eine dichterisch unzulängliche Individualität daran sich nicht bereichert, außer etwa mit der eingebildeten Fähigkeit einer sogenannten realistischen Betrachtungsweise, von der das Wort gilt: „Kleid' eine Säule, sieht aus wie ein Fräule."

Um ein richtiges Bild von dem zu gewinnen, was unter „Junger Literatur" zu verstehen ist, muß man sich schon das trockene Geschäft nicht verdrießen lassen, mit etlichen Namen, Daten und Zahlen zu operiren, selbst auf die Gefahr hin, daß man dabei zu dem Resultate gelangte, die „Junge Literatur" von heute sei nur daran zu erkennen, daß sie nicht alt ist und — Gott sei's geklagt! — auch nicht jung bleiben wird.

Es soll damit kein Urtheil in Pausch und Bogen ausgesprochen sein. Nur gegen diejenigen richtet es sich, welche, wie das „Jüngste Deutschland", die Jugend oder, um genauer zu reden, die Jugendlichkeit als erste und letzte dichterische Legitimation proclamiren. Man frage doch die jungen Herren, von wann sie den Anfang datiren. Sie werden sich bestimmt dagegen verwahren, daß man diesen Anfang in das Jahr 1870 setze, da erst im Jahre 1880 aus den Berliner Windeln das erste, allerdings sehr aufdringliche Wimmern des „Jüngsten Deutschland" zu vernehmen war, das um so seltsamer klang, als diese geräuschvollen Säuglinge schon sehr selbstbewußt „Ich" lallten, noch bevor sie Ja oder Nein zu sagen vermochten.

Nun kann man ja mit gutem Grunde sagen, Friedrich Spielhagen, Georg Ebers, Paul Heyse, Gustav Freytag seien der „Jungen Literatur" nicht zuzuzählen, da sie, zwar heute noch schaffend, mit ihren siegreichen Anfängen um mehr als eine Generation zurückreichen. Dasselbe mag von Friedrich Bodenstedt, von Otto Roquette, von Wilhelm Jordan und Theodor Storm gelten. Aber wie verhält es sich mit Julius Wolff und Rudolf Baumbach, die erst nach dem Jahre 1870 hervorgetreten sind? Ludwig Ganghofer gehört dem Lebensalter nach zu den jüngsten Schriftstellern der Gegenwart, hat aber schon im Jahre 1879 als Student seinen ersten großen dichterischen Erfolg errungen. Sind sie „junge" oder „jüngste" Literatur? Und ist es nun ein Avancement oder eine Strafversetzung, wenn ein Schriftsteller, in den Jahren und in der Reife aufsteigend, aus der „jüngsten" in die „junge" Literatur zurücktritt? Gehören Gutzkow's „Ritter vom Geist", Spielhagen's „Problematische Naturen", Freytag's „Journalisten" zum Landsturm, werden die Alberti, Conradi, Arno Holz und Wilhelm Henckell sich's gefallen lassen, daß man sie unter die Rekruten zählt?

Aus diesen flüchtig zusammengerafften Beispielen ist zu ersehen, wie unfaßbar und willkürlich der Begriff der „Jungen Literatur" ist, wenn man ihn zeitlich begrenzen möchte. Man würde auf diesem Wege nur zu dem Resultate gelangen, daß allezeit eine alte und eine junge Literatur gleichzeitig neben einander vorhanden gewesen, daß die alte älter und die junge alt geworden ist.

Man kann heute schon die literarhistorische Bedeutung eines Spielhagen, eines Heyse, eines Redwitz und Bodenstedt, d. h. die Bedeutung, welche ihnen in der Geschichte der Literatur zukommt, mit einiger Sicherheit abschätzen, weil schon ein Maßstab der bleibenden Wirkung vorhanden ist; man kann aber einem Wilhelm Arendt, Max Kretzer, Hugo Bollheim eine feste Stelle auf dem Parnaß noch nicht anweisen, weil sie einstweilen in der Vorhalle des Nachruhms stehen. Und diese Vorhalle ist leider so geräumig, daß Viele in ihr spurlos verschwinden, die sie mit großem Selbstvertrauen betreten haben. Eine Stunde wohlfeilen Ruhmes ist nicht selten mit einer Ewigkeit schmerzlichen Dunkels erkauft. „Junge Literatur", die nicht alt geworden, die, entblättert, verweht, verschollen und vergessen, ihr kurzes Leben mit einem langen Tode bezahlt!

Es gibt aber eine „Junge Literatur", welche immer jung bleibt, auch wenn Jahrhunderte über sie hinweggegangen sind, weil sie in die Geschichte und Entwickelung des Schriftthumes sich mit unvergänglichen Spuren eingeschrieben hat. Diese „Junge Literatur" ist das Ver sacrum, der heilige Frühling, der in dem Wechsel der Zeiten nach winterlicher Oede und Unfruchtbarkeit das Wehen eines neuen Geistes verkündet; sie sinkt, wie der homerische Held, in ihrer Blüthe dahin, aber das Gedächtniß der Nachwelt hält ihr Bild fest, etwa wie einem Frauenherzen die Idealgestalt des Jünglings, dem es sich zuerst eröffnete, für alle Tage unvergessen bleibt, auch wenn über seinem frühen Grabe längst die Cypresse rauscht. Was die erste Liebe im Leben, ist die „Junge Literatur" in der Geschichte des Geistes.

Wenn eine Weltanschauung nach langer Herrschaft über die Geister sich ausgelebt hat und eine andere sich anschickt, sie abzulösen, wenn die Säulen, auf die durch Jahrhunderte der Gesellschaftsbau sich stützte, morsch geworden und durch neue zu ersetzen sind, dann tauchen die Vorboten auf, welche das Alte abzutragen, das Neue zu verkünden haben, und es ist ein erhabenes Vorrecht der Literatur, daß sie es ist, welche diese Vorboten aussendet. Es sind keine Könige, es sind nur Kärrner, doch an dem Neubau, für den sie Raum schaffen, stehen ihre Namen angeschrieben für alle Ewigkeit. Morgenluft zieht mit ihnen und Lerchenton umklingt sie, auf ihren jungen Stirnen steht das Mal eines frühen, aber glorreichen Todes. Sie schaffen nicht, sie zerstören nur, aber aus den Ruinen, die sie mit ihren Händen niederlegen, sprießt neues Leben.

Das Zeichen dieser „Jungen Literatur" ist der Optimismus, ihre Losung der Kampf, ihr Ideal das Recht der Persön-

Digitized by Google

lichkeit. Ohne den Optimismus würde sie auch der heißen Leidenschaft entrathen, mit welcher sie dem Neuen entgegenstürmt und das Alte zertrümmert; der Glaube an das Recht der Persönlichkeit flößt ihr das Bewußtsein ihrer Sendung ein; der Kampf ist ihr Lebenselement, sie versinkt, wenn der Sieg errungen ist.

Niemals hat diese „Junge Literatur" sich glänzender manifestirt als um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, in jener morgenfrischen Zeit, da der Humanismus die Schatten des Mittelalters verscheuchte und der Reformation den Pfad ebnete. Jenseits der Alpen war der Geist der Antike wieder aufgewacht und der dumpfe Klosterhauch der Scholastik war vor ihm zerstoben. Die geistige Wiedergeburt der Menschheit — die Renaissance — hatte sich vollzogen, die Befreiung von der hierarchisch-cäsarischen Fessel. Und deutsche Magister, die über die Alpen gezogen waren, um an den wälschen Hochschulen ihr Wissen zu mehren, waren in die Heimath zurückgekehrt, trunken von dem neuen Geiste — das waren unsere Humanisten, der leuchtendste unter ihnen Ulrich von Hutten. Man darf sie nicht einzeln auf ihren persönlichen Werth prüfen, man darf nicht fragen, was jeder von ihnen vollbracht. Sie wollten nichts als kämpfen, sie sollten nichts als zerstören. Auf dem Trümmerfelde, das sie zerstampften, hat Keiner von ihnen, nicht einmal Reuchlin oder Erasmus von Rotterdam, auch nur den Versuch eines Neubaues gemacht; diesen aufzuführen, blieb ihrem gewaltigen Erben Martin Luther vorbehalten. Sie waren weder große Dichter, noch große Menschen. Es gibt kein unsterbliches Lied, das sie hinterlassen, die Geschichte ihres Wirkens ist eine Geschichte wissenschaftlichen und literarischen Ringens, oft genug auch eine Geschichte literarischer Klopffechterei. Die Kenntniß dreier Sprachen brachten sie aus Italien heim, der hebräischen, der griechischen, der lateinischen; diese waren ihr Schatz und waren ihr Werkzeug, der gesäuberte lateinische Vers ihr literarisches Ausdrucksmittel. Voll Selbstbewußtsein zogen sie durch das Vaterland, von einer Universität zur anderen, aber die Wissenschaft, die an diesen Universitäten gelehrt wurde, war ihnen ein Gegenstand der Verachtung, ein Gegenstand der Verachtung auch waren ihnen die Würden, welche die Facultäten zu vergeben hatten. Sie wollten keine Professoren, keine Doctoren, keine Magister sein, ihr Ehrgeiz war der Lorbeerkranz des Poeten, den der Kaiser zu vergeben hatte. Sie repräsentirten das zünftige deutsche Literatenthum in seinen ersten Anfängen. Und im Punkte der gegenseitigen Vergötterung und Ruhmesversicherung thaten sie es fast der „Jungen Literatur" von heute noch zuvor. So etwas, meint ein zeitgenössischer Bewunderer des „Narrenschiffes" von Sebastian Brant, hätte selbst Homer kaum zu Stande gebracht. Zuvor auch thaten sie es der „Jungen Literatur" von heute in dem heißen Begehr nach Dichterlold und Mäcenatenthum. Nichtsdestoweniger umgibt ihre Gestalten noch in dem Gedächtnisse einer nach vielen Jahrhunderten von ihnen getrennten Nachwelt eine frische, scharfe, erquickende Morgenstimmung, ein idealer Nimbus. Wir lächeln wohl, wenn wir das lateinische Distychon eines Humanisten lesen, das in deutscher Uebersetzung etwa lautet:

Von den Gestirnen herab, den heiligen, kommt, was wir singen
Nichts, was vom Munde uns tönt, ist von sterblichem Klang.

(Schluß folgt.)

---

## Der internationale Schutz der Literatur und Kunst.

Als jüngst zum hundertjährigen Geburtstag Friedrich Rückerts in dieser Zeitschrift (Nr. 20) auf den Ausspruch Herder's hingewiesen wurde, daß die echte Poesie nur in der Gesammtliteratur aller Nationen zu finden sei und daß man demnach, um einen Begriff von der echten Poesie zu gewinnen, ihre Spiegelungen im Geist der verschiedenen Nationen, mit anderen Worten, in deren Literatur, beobachten müsse — und fast gleichzeitig die Aufmerksamkeit der Literatur- und Kunstfreunde dadurch wieder auf die zu Bern am 9. September 1886 abgeschlossene Uebereinkunft wegen Bildung eines internationalen Verbandes zum Schutz von Werken der Kunst und Literatur gelenkt würde, daß dem Bundesrath des Deutschen Reiches kürzlich eine Verordnung, betreffend die Ausführung dieser Uebereinkunft vorgelegt worden, während diese selbst schon im December 1887 in Kraft getreten ist — konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß jener Ausspruch, so weit er überhaupt wahr ist, keineswegs auf die Poesie beschränkt werden dürfe, sondern ebenso von der Kunst überhaupt, von der Wissenschaft und auch von der Religion gelte, indem wir letztere nicht der Wissenschaft zuzählen, sondern sie neben dieselbe stellen. Mag sein, daß man jenen Satz auf einen Dichter von der Eigenart Rückert's anwenden und ihn durch diesen in gewissem Sinne bethätigt finden kann; was Religion, Kunst und Wissenschaft betrifft, so reicht hierzu ein einzelner Menschengeist, und wenn er auch ein moderner Faust wäre — der Philosophie, Juristerei, Theologie „durchaus studirt" und unbefriedigt sich der Magie — d. i. modern ausgedrückt, den Naturwissenschaften — ergeben hat — nicht aus. Hier muß die Menschheit als Ganzes, so weit sie sich mit jenen hohen Zielen beschäftigt, eintreten. Streift man aber die ideale Seite des Herder'schen Satzes ab und zieht aus seiner realen Seite die nöthigen Schlußfolgerungen, so führt er, der vor etwa 100 Jahren ausgesprochene, zu dem Gedanken, daß die Werke der Literatur und der Kunst, um gesund und lebenskräftig erblühen zu können, auch des Schutzes bedürfen, den die reale Seite ihres Charakters nothwendig braucht. Und sie bedürfen seiner nicht nur zum Schutz der materiellen Interessen der Autoren und Verleger, sondern auch zur Verhütung wucherischen Mißbrauches, sinnloser Entstellung und frivoler Verfälschung. Das Gebiet, dem sie naturgemäß angehören, das ethische, muß ihnen gewahrt bleiben und allenthalben in der Welt müssen sie in ihrer wahren Gestalt unverfälscht und unentstellt in die Gesellschaft der Geister einzudringen vermögen. Denn sie gehören der ganzen Welt, weil sie als Theile des großen unsichtbaren Ganzen, als Theile des Begriffes der internationalen Güter der Kunst und der Wissenschaft aufgefaßt werden müssen.

Noch vor sehr kurzer Zeit waren wir von dieser Auffassung so weit entfernt, daß es nicht einmal innerhalb der deutschen Grenzen gesetzlich einen solchen Schutz gab und selbst die Wissenschaft das Wesen des Autorrechtes, des sog. geistigen Eigenthumes und des damit eng zusammenhängenden Buchhandels nicht fest und klar erfaßt und anerkannt hatte. War aber die Zeit der geistigen Gährung und der allmählichen Umbildung; die Zeit, in welcher in Politik, Literatur, Wissenschaft und in der bürgerlichen Gesellschaft die Fermente neuer Ideen und das Streben, dem Leben einen anderen Inhalt zu schaffen, erkennbar wurden, schon in der Mitte unseres Jahrhunderts angebrochen, so reiften die Früchte erst nach und nach mit der Auferstehung Deutschlands zur Einheit im Innern und zur Macht nach Außen und die, man kann wohl sagen, bahnbrechenden Reichsgesetze vom 11. Juni 1870 über den Schutz der Urheberrechte an Schriftwerken, Abbildungen, dramatischen und dramatisch-musikalischen Werken und Compositionen, sowie das Reichsgesetz vom 10. Januar 1876 über den Schutz der Urheberrechte an den Werken der bildenden Kunst und der Photographie gehören zu den werthvollsten jener Früchte. Sie schafften wenigstens in Deutschland Recht, so weit nicht eine verkehrte Auslegung sogar Seitens der höchsten Tribunale, es wieder verkümmerte. Jene geistige Gährung einerseits und die schreiendste Mißhandlung, welche die Autorrechte durch ausländische, namentlich amerikanische Freibeutereien, erlitten, führten endlich zu der internationalen Literaturconvention, welche zu Bern am 6. September 1886 abgeschlossen wurde, bis jetzt aber noch lange nicht alle Culturstaaten der Welt, namentlich noch nicht die amerikanischen Staaten, in sich faßt, also von dem Ziel, welches sie erstrebt, immer noch weit entfernt ist.

Das Uebel selbst, dessen Heilung herbeigeführt werden

Digitized by Google

soll, bedarf an sich keiner weiteren Erörterung. Wie groß der Schaden ist, der den Autoren persönlich und dem ganzen Buch- und Kunsthandel, also auch dem Nationalwohlstand, durch Nachdruck und alle sonstigen Arten unbefugter Nachbildung zugefügt wird, entzieht sich zwar selbstverständlich einer genauen ziffermäßigen Berechnung. Erwägt man aber, daß Werke, die wir z. B. in Deutschland, wo sie erscheinen, mit 15 Mk. bezahlen, durch Nachdruck dem Publikum jener Länder um 2 Mk. und noch billiger geboten werden, so wird ein mit dem Weltmarkt vertrauter Buchhändler leicht wenigstens annähernd eine Zahl feststellen können, die uns in Erstaunen setzen dürfte, wobei übrigens die unbefugte Aufführung dramatischer Werke u. a. m. noch gar nicht in Anschlag gebracht ist. Man darf aus dem Ausspruch Herder's und aus dessen vorhin besprochener Anwendnng auf die ganze Literatur u. s. w. nicht den Schluß ziehen, den nur unvernünftige Phantasterei ziehen kann und leider schon gezogen hat, den Schluß, daß die ganze Literatur, als ein Ganzes, der ganzen Welt gehöre, also auch zu ihrer beliebigen Verfügung stehe; daß es ein geistiges Eigenthumsrecht eines Einzelnen überhaupt nicht gebe. Fast fällt einem bei einem solchen Gedanken die Ironie der Hexe ein:

Die hohe Kraft der Wissenschaft
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt;
Er hat sie ohne Sorgen.

Wahr bleibt aber, daß Gesetze über den Schutz der Autorenrechte gegen unbefugte Nachbildung, Entstellung und Verfälschung u. dgl. nicht erst dann, wenn er Gemeingut der Welt werden soll, sondern schon im einzelnen Staat auf höheren Anschauungen beruhen, mit denen die stricte, gewöhnliche Jurisprudenz und namentlich das römische Recht nichts zu thun haben. Wir möchten deshalb auch weder den vorhin erwähnten Reichsgesetzen, noch den bereits zwischen Deutschland und mehreren anderen Staaten bestehenden Literaturconventionen einen ausschließlich privatrechtlichen Charakter beilegen. Der juristisch gebildete Richter, der sie zu handhaben berufen ist, steht oft vor Fragen, die er mit keiner juristischen Manipulation beantworten, vor Aufgaben, deren Lösung ihm nur als Mitglied der cultivirten, mit jenen höheren Anschauungen vertrauten Gesellschaft gelingen kann.

Von solchen Anschauungen getragen sind denn auch jene Gesetze, jene Literarconventionen und ist auch die internationale in Bern abgeschlossene Uebereinkunft zum Schutz von Werken der Kunst und Literatur getragen. Hierin liegt ihr unschätzbarer Werth und der fruchtschwangere Keim weiterer Entwickelung. Darum entstehen auch solche Werke höherer Staatskunst nur in Zeitepochen, die überhaupt von großen Gedanken angefüllt, die reich an Ereignissen sind, vor deren Macht der menschliche Geist sich beugt, durch die er aber andererseits auch in die Höhe gehoben und für große geistige Güter empfänglich gemacht wird. Wie konnte also zur Zeit des seligen Bundestags ein solcher Gedanke reifen, oder auch nur concipirt werden! Und dennoch! Ausgegangen und ausgesprochen ist der Plan zur Convention von Bern nicht von dem, durch den Odem der neuern Zeit durchwehten Deutschen Reich, sondern von Frankreich. Die Association littéraire international hat ihn angeregt und der Schweizerische Bundesrath hat ihn aufgegriffen. So groß ist der Einfluß des Geistes, der am sausenden Webstuhl der Zeit sitzt und der Gottheit lebendiges Kleid webt, auf alle Völker. Ebenso groß muß aber auch der Jammer sein, daß die bevorzugten Kinder jenes Geistes, von der erbärmlichen Leidenschaft der Menschheit erfaßt, sich feindlich mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen und daß das eine derselben, vom niedrigsten Chauvinismus erhitzt, sich einem Boulanger und Consorten rachedurstig in die Arme zu werfen sich anschickt. Ich kann nicht unterlassen, hierbei einer kleinen, aber charakteristischen Geschichte zu gedenken, die sich während des großen Krieges zugetragen hat.

Damals war in Deutschland ein großes Beethoven-Fest geplant. Der Krieg machte seine Ausführung zu nichte. Wohl erklangen an einzelnen Orten die erhabenen Weisen des Meisters, aber dieses glich nur den spärlichen Blüthen des Strauches, der sie treibt, weil er sie eben trotz aller Verkümmerung nicht zurückhalten kann; die sich seinen Zweigen entringen durch die unbesiegbare, ihnen inwohnende Naturkraft. In einer kleinen französischen Stadt, in welcher bereits nach vielen deutschen Siegen ein deutsches Regiment garnisonirt war, kam der Militärcapellmeister auf den Einfall, ein Beethoven-Concert für die ganze Stadt zu arrangiren. Die französischen Bewohner wurden ausdrücklich eingeladen uud kamen. Ja, sie kamen Alle. Die C-moll-Symphonie mit ihrem großen Triumph- und Siegesfinale bildeten den Schluß, und Sieger wie Besiegte, von der Höhe und Majestät dieser Kunst gepackt, vergaßen den Krieg und vergaßen das vergossene Blut. Sie drückten sich still die Hand. Die einen kehrten heim in ihre Häuser, die anderen erschienen am nächsten Tag wieder auf dem Schlachtfeld.

Die Berner Uebereinkunft ist abgeschlossen von den Vertretern der Regierungen des Deutschen Reiches (Otto v. Bülow, Geh. Legationsrath ꝛc.), des Königsreichs Belgien (Moritz Delfosse, außerordentl. Gesandter bei der Schweizer'schen Eidgenossenschaft), des Königreichs Spanien (Graf de la Amina, Senator und außerordentlicher Gesandter bei der Eidgenossenschaft, und Don José Villa-Amil y Castro, Chef der Abtheilung für geistiges Eigenthum im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und Doctor des Civil- und Canonischen Rechtes), der französischen Republik (Fr. Vict. Em. Arago, Senator und Botschafter bei der Eidgenossenschaft), Großbritaniens und Irlands (Francis Olliwell Adams, außerordentl. Gesandten zu Bern und John Henry Gibbs Bergne, Director im auswärtigen Amt zu London), England und Frankreich zugleich mit Einschluß ihrer Colonien laut Nr. 1 des Vollziehungsprotocolles, der Republik Haiti (Ludwig Jos. Jeruvier, Doctor der Medicin und Inhaber eines Diplomes der Schule der politischen Wissenschaften zu Paris), des Königreichs Italien (Carl Emanuel Beccaria, Marquis von Incisa, Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft), der Republik Liberia (Wilh. Koentzer, Generalconsul, Mitglied der Wiener Handelskammer), der Schweizerischen Eidgenossenschaft (Numa Droz, Vicepräsident des Bundesrathes, Ludwig Ruchonnet, Bundesrath und Chef des Justiz- und Polizeidepartements und A. v. Orelli, Professor der Rechte in Zürich), des Bey von Tunis (Ludw. Renault, Professor der Rechte in Paris). Nicht vergebens haben wir diese Namen und ihre Prädicate und Berufszweige hier verzeichnet. Die Rechtsgelehrten befinden sich stark in der Minorität. Die Mehrzahl sind Diplomaten, Kenner und Pfleger der Publicistik. Der contrahirenden Staaten sind zehn, darunter drei, die nicht den höchsten Culturstufen angehören und nur einer, den man zu den amerikanischen Staaten zählen kann. Von den Staaten des Erdballes, die die Träger der Cultur ausmachen, fehlen viele; nicht einmal die europäischen Staaten sind vollzählig vertreten. Bei den Vorberathungen waren noch zugegen bei der ersten Conferenz 1884: Oesterreich, die Niederlande, Schweden, Norwegen, Costa-Rica; bei der zweiten außerdem: Honduras und — zu informatorischen Zwecken — die Vereinigten Staaten von Amerika, Argentinien, Paraguay. Oesterreich-Ungarn blieb bei der zweiten Berathung weg. Der Geltungsbereich der Convention umfaßt demnach ungefähr zwar 500 Millionen Einwohner. Wenn man aber erwägt, daß zu den noch nicht beigetretenen Staaten z. B. auch China mit seinen 300 Millionen Einwohnern gehört, so erscheint die Zahl jener Fünfhundert gerade nicht sehr gewichtig.

Der Gedanke, welcher der Uebereinkunft zu Grunde liegt, ist: Die einem Verbandsstaate angehörigen Urheber genießen in den übrigen Verbandsländern für ihre Werke diejenigen Rechte, welche die Gesetze der letzteren ihren inländischen Urhebern gegenwärtig einräumen und in Zukunft einräumen werden. Hierbei wird vorausgesetzt, daß das Werk in einem Verbandsland oder überhaupt noch gar nicht veröffentlicht ist (z. B. wenn ein Manuscript mißbraucht wird). Der deutsche Autor wird also z. B. in Liberia ebenso geschützt, wie die Autoren Liberias. Welchen Schutz diese Herren an der afrikanischen Küste genießen, ist uns allerdings unbekannt; aber

Digitized by Google

man wird annehmen dürfen, daß auch dort Schutzgesetze bestehen, sonst hätte der Beitritt dieses Staates zur Convention keinen Sinn. Gehört ein Autor einem der Verbandsländer nicht an, so trifft ihn die Convention nicht; er hat auf den Schutz, den sie bietet, keinen Anspruch. Der Verleger genießt denselben Schutz, der dem Autor gewährt wird, schon wenn das Werk in einem Verbandslande veröffentlicht ist, mag nun der Autor einem solchen angehören oder nicht. Jedes nachgedruckte oder nachgebildete Werk kann bei der Einfuhr in diejenigen Verbandsländer, in welchen das Originalwerk auf gesetzlichen Schutz Anspruch hat, beschlagnahmt werden, und zwar findet die Beschlagnahme nach den Vorschriften der inneren Gesetzgebung des betreffenden Landes statt. Sieht man diese Bestimmung genauer an, so wird sofort die Frage auftauchen: Wie nun? wenn ein in einem Verbandslande erschienenes, irgendwo nachgedrucktes oder nachgebildetes Werk eines einem Verbandslande angehörigen, also nach dem Principe der Convention schutzberechtigten Autors in ein Nichtverbandsland, z. B. nach Rußland eingeführt wird? Finden Autor und Verleger dort keinen Schutz? Kann nicht die Rechtshülfe (Requisition) des nicht zum Verbande gehörigen Staates, also z. B. Rußlands, angerufen werden? Wie leicht diese Fälle vorkommen können, liegt auf der Hand. Ein für russische Verhältnisse oder für die Verhältnisse, Handel, Industrie ꝛc. besonders interessantes, in Frankreich veröffentlichtes Werk eines französischen Autors wird nachgedruckt. Einer Uebersetzung bedarf es einmal nicht, denn die französische Sprache ist noch immer Weltsprache. Das Werk kostet 25 Mark. Der Nachdruck macht den Verkauf für 5 Mark möglich. Um diesen Preis kaufen es in den Nichtverbandsländern, wohin es in Massen importirt wird, Tausende und Abertausende. Auf dem Büchermarkt derselben kann also das Werk die Concurrenz nicht aushalten. Die Convention bietet aber keinen Schutz. Unsere obige Frage muß verneint werden. Nur wenn zwischen dem Nichtverbandslande und dem Verbandsvaterlande des Autors, resp. des Werkes Staatsverträge bestehen, durch welche beide Staaten sich gegenseitig Rechtshülfe zugesagt haben, wird dieses Nein fraglich. Denn die Convention bindet das Nichtverbandsland nicht. Zwischen Frankreich und Rußland — um bei unserem Beispiele zu bleiben — besteht sie rechtlich nicht, hat also auch keine Wirkung, denn Rußland gehört nicht zu den Verbandsländern. Bestände aber zwischen beiden Staaten ein solcher Rechtshülfevertrag, so würden wohl die russischen Gerichte verpflichtet sein, dem Ersuchen der französischen Gerichte um Beschlagnahme des in Rußland importirten Corpus delicti zu entsprechen. Ist das richtig, so ist es nicht das Verdienst der Convention von Bern, sondern des die Rechtshülfe überhaupt sichernden Staatsvertrages. Uebrigens setzt die Beschlagnahme in jedem Falle voraus, daß ein Gericht vom Schutzberechtigten angerufen wird, und die Convention bestimmt ausdrücklich, daß die Legitimation desselben von den Gerichten bis zum Beweise des Gegentheiles schon darin als erbracht angesehen werden soll, daß der Name des Autors in üblicher Weise auf dem Werke angegeben ist. Die Beschlagnahme erfolgt also nicht etwa kraft öffentlichen Rechtes, etwa auf Antrag einer Staatsanwaltschaft, wie bei jedem anderen Diebstahle, sondern der Bestohlene muß sein verletztes Recht selbst wahren. Nach unserer obigen Auffassung handelt es sich aber gerade nicht um ein Privatrecht. Werke der Wissenschaft und Kunst sollen unter dem Schutze des öffentlichen Rechtes stehen, und es ist, wie uns bedünken will, dieser Punkt einer von den wichtigsten und folgereichsten in der ganzen Frage der Berner Convention, weshalb wir noch mit einigen Bemerkungen dabei werden verweilen dürfen.

Es sind zwei scheinbar ganz unverfängliche Stellen der Convention, welche hier in Betracht kommen. Einmal Art. 11, welcher besagt:

„Damit die Urheber der durch die gegenwärtige Uebereinkunft geschützten Werke bis zum Beweise des Gegentheiles als solche angesehen und demgemäß vor den Gerichten ... zur Verfolgung von unerlaubter Wiedergabe zugelassen werden“ u. s. w.

Mit anderen Worten: Die Urheber sollen selbst als Kläger vor den Gerichten auftreten. Den Staatsanwalt, den Vertreter des öffentlichen Rechtes und der öffentlichen Rechtsordnung des Staates, dürfen sie nicht anrufen. Hieran wird auch durch die andere Stelle § 12, Al. 2:

„Die Beschlagnahme findet statt nach den Vorschriften der inneren Gesetzgebung des betreffenden Landes“

nichts geändert. Denn sie sagt nur, daß die Art und Weise der Beschlagnahme, der äußere Modus procedendi, nach diesen Gesetzen, z. B. ob sie vom Richter oder von der Polizei oder wie sonst zu vollziehen sei. Sie sagt aber nicht, daß in den Staaten, wo die Gesetzgebung den Staatsanwalt zum Wächter der Rechtsordnung aufstellt, der Staatsanwalt die Beschlagnahme verlangen dürfe, sonst würde sie dem Art. 11 schnurstracks widersprechen.

Die Mißachtung der Autoren- und Verlegerrechte, die hierin liegt, ist so groß, daß sie den Werth der Berner Convention, den wir ja nach anderer Richtung hin gar nicht verkennen wollen, in hohem Maße herunterdrückt. Sie ist ein Schritt zum Besseren, weiter bis jetzt noch nichts. Und die wenigen Rechtsgelehrten, welche an ihrem Abschlusse mitgewirkt haben, hätten sehen müssen, daß das Recht auf den Schutz der Autorenrechte, welches man in den Vereinsländern in's Leben zu rufen die löbliche Absicht hatte, kein Privatrecht ist, welches der in seinen materiellen Interessen Verletzte erst „vor den Gerichten“ verfolgen muß, und daß die Fassung des Art. 11 den strafrechtlichen Charakter des Nachdruckes für die Vereinsländer negirt; sondern daß es vielmehr Sache des öffentlichen Rechtes ist, der Literatur und der Kunst, welche der ganzen Menschheit dienen und sie über des platten Lebens ermüdende Flächen hinüber führen, mit demselben Schutze zur Seite zu stehen, den der Staat der öffentlichen Rechtsordnung durch diejenigen Organe gewährt, die er hierfür aufgestellt hat. Alles, was der Art. 4 der Convention unter dem Ausdrucke „Werke der Literatur und Kunst“ verstanden wissen will und was er wörtlich aufführt: „Bücher, Broschüren und alle anderen Schriftwerke; dramatische und dramatisch-musikalische Werke, musikalische Compositionen mit oder ohne Text; Werke der zeichnenden Kunst und Malerei, der Bildhauerei; Stiche, Lithographien, Illustrationen, geographische Karten; geographische, topographische, architektonische oder sonstige wissenschaftliche Pläne, Skizzen und Darstellungen plastischer Art; überhaupt jedes Erzeugniß aus dem Bereiche der Literatur, Wissenschaft oder Kunst, welches im Wege des Druckes oder sonstiger Vervielfältigung veröffentlicht werden kann“ — dies Alles, im Ganzen und im Einzelnen verdient für seine Schöpfer denselben öffentlichen und internationalen Rechtsschutz, wie das Besitzthum der Bürger.

---

## Zur Geschichtsphilosophie.

Von Karl Jentsch.

Vor einiger Zeit wurde in der „Gegenwart“ die Bemerkung gemacht, daß bei dem heutigen Zustande der Geschichtswissenschaft jede Anregung zu philosophischer Bearbeitung derselben mit Freuden begrüßt werden müsse. Schon von diesem Gesichtspunkte aus wird auch die unten genannte*) Arbeit eines Mannes Beachtung beanspruchen dürfen, dessen biographisch-philosophische Schriften (z. B. „Goethe's philosophische Entwickelung“) in Fachkreisen Anerkennung gefunden haben.

Melzer gehört zu der kleinen, aber eifrigen Gemeinde des liberal-katholischen Philosophen Günther, und mit der „theistischen“ Gottes- und Weltanschauung ist eben diejenige Günther's

*) Dr. Ernst Melzer, Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Separatabdruck aus dem 24. Bericht der Wissenschaftlichen Gesellschaft Philomathie in Neisse. Neisse, Graveur.

Digitized by Google

gemeint. Im Grunde genommen ist diese keine andere als die allgemein christliche, und Günther selbst spricht die aus ihr hervorgehende Geschichtsauffassung in folgenden Sätzen aus: Die ideale Geschichtsauffassung soll „die Ermittlerin ihrer selbst als Offenbarung des Geistes und der Natur als der Entwickelung des menschlichen Wesens im Einzelnen wie im Ganzen sein, aber lediglich in der Voraussetzung, daß der Mensch nur eine Geschichte hat, weil sein Geist mit der Natur zu einer organischen Einheit verbunden ist, der also bei der Ermittelung ihrer Gesetze nicht aus dem Spiele bleiben darf, wenn er auch die harte Forderung an sie macht, daß sie, wie ein Ziel und Ende, so auch einen Anfang haben müsse. Wem nun verdankt die Geschichte Beides und zugleich, daß sie mehr als Märchen und Sage und hiermit zum zweiten Objecte neben der Natur für den forschenden Geist geworden ist, wenn nicht jenem großen Propheten Israels, der ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung war, um die reine Gottes- und Weltkenntniß als Thesis wenigstens bis auf den Tag zu bewahren, an welchem der zweite Adam als Erwartung der Völker das Zeugniß seines Propheten über den ersten Adam durch sein Zeugniß in Wort und That bestätigte und so zum Anfange auch das Ende aller Geschichte hinzufügte?“ Alle Erscheinungen im Leben der Völker, so formulirt Melzer die Ansicht Günther's, erklären sich „aus dem Wesen des Menschen als der Synthese von Natur und Geist, die in dem ewigen Weltgedanken Gottes entspringt, welcher in der ersten und zweiten Schöpfung, in der Creation und Incarnation verwirklicht ist und in dem persönlichen, durch die Welt sein Nichtich realisirenden Gott einen ewigen Plan voraussetzt, bei dessen Verwirklichung Gott und Welt zusammenwirken. Dieser Plan besteht darin, sich als Schöpfer und Erlöser in der Menschheit eine würdige, aus freier Huldigung hervorgegangene Verehrung und Verherrlichung zu bereiten, die begründet ist auf der in allen Gebieten des Lebens im Laufe der Zeit mehr und mehr in Uebereinstimmung mit der göttlichen Weltidee hervortretenden Selbstvollendung der Creatur, die unter göttlicher Leitung und Erziehung steht.“

Um nun gleich zu sagen, in welchen Stücken ich mit der güntherisch-christlichen Auffassung übereinstimme und in welchen nicht, so bin ich zunächst ebenfalls der Ansicht, daß ohne den Glauben an einen persönlichen Gott von Geschichtsphilosophie keine Rede sein kann. Denn wenn wir einen vernünftigen Zusammenhang der Dinge und Ereignisse auffinden sollen, so muß ein solcher vorhanden sein; und wie könnte er da sein, wenn er nicht von einem denkenden Wesen gestiftet wäre? Die „gewordene Zweckmäßigkeit“ der Darwinianer halte ich für Unsinn und eine „unbewußte Intelligenz“ scheint mir ein offenbarer Widerspruch zu sein. Den persönlichen Gott kann sich ja Niemand vorstellen, aber wenigstens ist er nicht eine contradictio in adjecto wie die anderen beiden Begriffe.

Zweitens ist es meines Erachtens richtig, daß jener „große Prophet Israels“, welcher „das Gesetz und die Propheten“ zusammengestellt hat, mag er nun Moses, Esra oder sonstwie heißen, die Weltgeschichte begründet hat. Während noch bei dem kindlichen Herodot die Völker nur wie Figuren in einem amüsanten Guckkasten vorüberziehen, sehen wir sie in der Bibel nach einem Stammbaum geordnet, der theilweise noch vor dem Richterstuhle der heutigen Wissenschaft besteht, sehen sie als Werkzeuge und Vollstrecker göttlicher Absichten mit der Richtung auf ein nicht deutlich ausgesprochenes aber angedeutetes Ziel. Das erste Buch Mosis ist und bleibt das bequemste und würdigste Thor, durch welches man die Kinder in die Weltgeschichte einführen kann. Die ersten Capitel der Genesis sind ganz frei von jener phantastischen Mythologie, welche die Kosmogonien der anderen Völker überwuchert. Es steht auch nichts darin, was man eine Wundergeschichte nennen könnte. Im knappsten Lapidarstile wird uns erzählt, daß die Dinge durch Gottes Willen in einer gewissen Stufenfolge geworden sind; und das ist auf jeden Fall wahr; die Art des Werdens mag sich ein Jeder denken, wie er will.*) Der Schöpfungsarbeit folgt die Sabbathruhe und erweckt die tröstliche Hoffnung, daß jede dem Willen Gottes entsprechende Arbeit in dem Genusse des fertigen Werkes ihren vernünftigen Abschluß finden werde. Der Mensch wird als Herr, Haupt und Krone der irdischen Schöpfung eingeführt, was er ja wohl auch wirklich ist. Er soll den Garten, seinen Wohnplatz, bebauen und bewachen; aber weil er im Genusse die ihm durch Gottes Gebot gezogene Grenze überschreitet, so muß er die Lösung seiner Lebensaufgabe außerhalb des Paradieses unter erschwerenden Umständen von Neuem beginnen, muß als Ersatz für das geschenkte und verlorene Paradies sich im Schweiße seines Angesichtes selbst eins schaffen. Versuchung, Sündenfall, Sühne, das Verhältniß von Arbeit und Genuß, von Erkenntniß und Glück, das Fortwirken der guten und bösen Keime in den Kindern, es sind die einfachen Elemente, aus denen jedes einzelne Menschenleben und wohl das Wesentliche der Weltgeschichte zu begreifen ist. — Von der orthodoxen Meinung weiche ich insofern ab, als ich die Erzählungen der Genesis nicht für wahr halte im historischen Sinne, sondern nur in dem Sinne, wie jede gute Dichtung wahr ist: die handelnden Personen und die Ereignisse sind Typen. Daß Adam eine Entscheidung für das ganze Menschengeschlecht hätte treffen sollen, wie das Erbsünddogma lehrt, ist deswegen unmöglich, weil der Urmensch, wie immer er mag beschaffen gewesen sein, in seiner Unwissenheit, Erfahrungs- und Beziehungslosigkeit ein viel zu beschränktes Wesen war, als daß er mit seinem Geiste die Geschicke seines ihm noch unbekannten Geschlechtes hätte umspannen und beherrschen können. Auch die Erlösung durch Christus vermag ich nicht nach dem Wortlaute des Dogmas anzunehmen. Aber Wahrheit kann man beiden Dogmen nicht absprechen. Wie in dem ersten Menschen die Menschennatur und in ihr die Krankheit der „verderblichen, schleichenden, erblichen Mängel“ gegeben war, so hat sich unter allen mildernden und heilenden Gegenwirkungen bis auf den heutigen Tag keine mächtiger erwiesen als die von Christus ausgegangene.*) Ich möchte den Mann sehen, der, wenn er die Augen lieblicher Kinder erwartungsvoll auf sich gerichtet sieht, den Muth hätte, ihnen eine biologische Reihe von Amöben, Ichthyosauren, Orang-Utangs, Schwanz- und Haarmenschen zu erklären, anstatt sie etwa mittels der ersten 21 Bilder von Schnorr's Bibelwerk in's Heiligthum der Weltgeschichte einzuführen!

Man drängt von gewisser Seite darauf, den Schulunterricht „biologisch“ zu gestalten. Es ist doch die Frage, ob ein nach Virchow's Zeugniß noch durch keine einzige Thatsache bestätigtes Hypothesengewebe überhaupt den Namen einer Wissenschaft verdient. Aber nehmen wir an, der Häckel'sche Stammbaum des Menschengeschlechtes wäre erwiesen, und alle Welt wäre davon überzeugt, daß die Menschen nur ein Glied des Thierreiches sind, was würde hierdurch an unserer Stellung in der Welt und in der Geschichte geändert? Gar nichts! Weder rückwärts, noch vorwärts.

Nach rückwärts würde nichts geändert. Denn wenn wir auch die Affen als unsere Vettern ansähen, so würden wir ihnen trotzdem keine politischen Rechte einräumen. Auch auf die Behandlung der Thiere übt die Häckel'sche Auffassung keinen Einfluß. „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs,“ hat schon der Weise des Alten Testamentes gesagt. Wenn wir die Thiere menschlich behandeln, so geschieht es nicht, weil wir in ihnen unsere Verwandten sehen, sondern weil wir sie als fühlende Wesen kennen und weil unser menschliches Empfinden uns verbietet, fühlende Wesen zu quälen. Wer sich selber als Vieh fühlt, kennt diese Rücksicht nicht; die Thiere behandeln einander bekanntlich durchaus nicht menschlich. Auch bei der Bethätigung des Erbarmens gegen Menschen fällt es uns nicht ein an die Abstammung von Adam zu denken. Geschwister vertragen sich untereinander meistens schlechter als mit Fremden.

Aber auch nach vorwärts wird nichts geändert. Oder bereiten sich etwa die Darwinianer vor, eine höhere Entwicke-

*) Wie wenig durch die vermeintliche Kenntniß des Herganges gewonnen wird, setzt Lotze sehr hübsch auseinander. Mikrokosmus I, 407.

*) Eine andere annehmbare Fassung gibt Lessing dem Dogma: Erziehung des Menschengeschlechtes § 75.

Digitized by Google

lungsstufe zu erklimmen? Neue Organe sich wachsen zu lassen oder das Stärke- und Größenverhältniß der vorhandenen zu ändern? Jede derartige Phantasie würde der Lächerlichkeit verfallen; Niemand hat Lust, ein Monstrum zu werden. Man müßte erst verrückt werden, um die Menschengestalt nicht mehr für das schönste und vollkommenste aller irdischen Gebilde zu halten, und darum ist — nebenbei gesagt — die Plastik eine Kunst, die wohl noch Variationen schaffen, aber keine Fortschritte mehr machen kann. Was die Wesen vor uns, nach uns, auf anderen Gestirnen sein mögen — es kümmert uns nicht. Von Anfang der menschlichen Geschichte an sind wir Menschen gewesen, und sollten unsere Nachkommen einmal etwas anderes sein, so würden wir sie nicht mehr verstehen; wir würden bloß noch ein naturgeschichtliches, kein menschliches Interesse mehr an ihnen haben.

Oder sollen wir an eine geistige Fortentwickelung denken? Aber was sollte unter einer solchen verstanden werden? Natürlich, unsere Kenntnisse und Fertigkeiten wachsen, aber wie unsere Bedürfnisse, so bleiben die Bedingungen unserer Glückseligkeit, die Denkgesetze, die sittlichen Ideen dieselben.*) Gewiß haben sich die Anlagen des Menschen nicht im Nu, sondern mit der Zeit, in der Gesellschaft, entfaltet. Aber nachdem sie einmal entfaltet waren, ist seit Jahrtausenden ein Zuwachs, eine wesentliche Aenderung nicht zu entdecken. Das Gedächtniß scheint vor Erfindung der Buchdruckerkunst stärker gewesen zu sein. Die Productionskraft eines Lope de Vega, die Vielseitigkeit eines Livnardo da Vinci wird kaum von einem Manne unserer Zeit erreicht. Mit Alexander dem Großen, welcher Feldherr, Entdecker unbekannter Länder, organisirender Staatsmann, Städtegründer, Begründer einer neuen Weltcultur, der aus Griechischem und Orientalischem gemischten hellenistischen, war, und der im 33. Lebensjahre sein Riesenwerk vollendet hatte, kann sich überhaupt kein Sterblicher späterer Zeiten messen. Und was sind in Ansehung der Schwierigkeit die Leistungen heutiger Geographen und Astronomen gegenüber den bahnbrechenden Thaten des Columbus und Kopernikus?

Auch eine sogenannte sittliche Vollendung, welche Manche in Aussicht stellen, ist lediglich Phantasie. Tugend ist nicht denkbar ohne Laster. Wenn Hegel den Staat als die höchste Erscheinungsform des Absoluten und zugleich als die Verwirklichung der sittlichen Idee darstellt, so unterliegt dieser Staat sofort jenem Hegel'schen Gesetze, nach welchem jede Entwickelungsform des Absoluten, sobald sie vorhanden, an dem Widerspruche mit sich selber stirbt. Denn der Staat ist vor Allem Zwangsanstalt, und wenn er das ganze Gebiet der Sittlichkeit sich aneignet, d. h. also in allen seinen Gliedern sittliches Handeln erzwingt, so — ist die Sittlichkeit todt: erzwungene Sittlichkeit ist gar keine. In der Metaphysik und Psychologie mag man die Freiheit leugnen, im Leben trauen wir dem Charakter eines gut scheinenden Menschen so lange nicht, als er sich nicht unter Verhältnissen bewährt hat, wo ihm die äußere Möglichkeit gegeben war, anders zu handeln. Also Tugend ist undenkbar ohne Laster. Auch ist es unmöglich, alle Menschen nach demselben Tugendideale zu modeln. Der Kaufmann soll gar nicht die specifischen Tugenden des Offiziers, und dieser nicht die specifischen Tugenden jenes haben. Wenn der Unteroffizier und die Barmherzige Schwester, der Regierungspräsident und der Bediente, der Fuhrknecht und die Fürstin ihre Standestugenden mit einander vertauschen, so taugen sie alle mit einander nichts. Hellenische Plastik, hellenische Philosophie und hellenisches Staatsleben sind undenkbar ohne das griechische Gymnasium und jene Jünglings- und Männerfreundschaften, die bei unedlen Gemüthern in das bekannte Laster ausarten mußten.**) Die römische Männertugend (virtus), der römische Rechtsstaat und das römische Reich sind nicht denkbar ohne Härte. Den Hindu hat die gewissenhafte Uebung eines zärtlichen Mitleids früh entnervt und hat seit Jahrtausenden allen Verbrechen seiner Unterdrücker Straflosigkeit zugesichert. Man stelle sich eine Tugend vor, welche man will, und man wird finden, daß ihre unbedingte Herrschaft nur mit einer Unterdrückung von Lebensäußerungen zu erkaufen ist, die, auf das ganze Menschengeschlecht ausgedehnt, eine Verstümmelung bedeuten würde. Wer auf Erden absolute Sittlichkeit haben will, der mag sich auch Sonnenlicht ohne Schatten wünschen, ein Feuer, das Niemanden brennt, und einen Wein, der nicht berauscht.

Was den Zweck der Weltentwickelung anlangt, so wüßte ich keinen besseren anzugeben als Günther. Nur müssen wir, wenn wir uns Gott nicht schlechter denken wollen als einen guten Menschen, nothwendiger Weise annehmen, daß jene Selbstvollendung der Geschöpfe, durch welche Gott sich verherrlicht, zugleich deren Seligkeit ist. Den Zweck lediglich in die Verwirklichung göttlicher Ideen oder in die Herstellung von Staats- und Gesellschaftsformen setzen zu sollen, ist eine unerträgliche Zumuthung. Das Menschengemüth, welches Himmel und Hölle werden kann, ist viel zu werthvoll, als daß es sich in Millionen Exemplaren dazu hergeben sollte, zum Vergnügen eines himmlischen Beschauers Tanzfiguren und sonstige Schauspiele aufzuführen.*) Geradezu abgeschmackt wird die unser Gefühl beleidigende Annahme, wenn ein Beschauer, ein persönlicher Gott, der sich an dem Schauspiele erfreuen könnte, gar nicht vorhanden ist. Wenn der Materialismus und der pessimistische Idealismus noch von einem Weltzwecke sprechen, so ist das Redensart. Nach dem ersteren hat weder das Hervorkriechen der lebendigen Geschöpfe aus dem Urschleime, noch ihre Rückkehr in diesen Sumpf einen Zweck; und der zweite ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß er auf wenige Personen beschränkt bleibt; in dem Augenblicke, wo er die Massen ergriffe, fände das zwecklose Treiben durch Massenselbstmord ein schnelles Ende. Was in der Welt nicht bewußter Geist ist, das ist so gut wie nicht vorhanden; es hat kein Für sichsein. Und was nicht bewußte Geister, Persönlichkeiten beseligt, das hat keinen Werth; alle anderen Werthbestimmungen sind eitel. Die zu beglückenden Geister, den göttlichen und die menschlichen, vorausgesetzt, haben dann auch die geselligen Gestaltungen: Familien, Corporationen, Staaten, Kirchen ihren Zweck, nicht bloß weil sie der Befriedigung individueller Bedürfnisse dienen, sondern auch weil sie durch ihren kunstreichen Bau und das Spiel ihres Getriebes den Beschauer ergötzen. Wie man den Genuß als Illusion bezeichnen kann, verstehe ich nicht. So viele Illusionen der nach Genuß schmachtende Mensch sich auch machen mag, der Genuß selbst ist niemals Illusion. Er ist mit dem Schmerz zusammen das Allerwirklichste, dasjenige, wodurch die bewußten Wesen ihr wirkliches Dasein inne werden. Und die Lust ist noch wirklicher als der Schmerz, denn sie wird in der Erwartung jahrelang voraus und in der Erinnerung jahrelang nachgenossen. Man mag den Genuß vergeistigen, so viel man will; man mag ihn in der Arbeit, in der Pflichterfüllung, in der Befriedigung eines edlen Ehrgeizes, in der durch Opfer beglückenden Nächstenliebe, in der Selbstpeinigung des Asketen suchen, man mag ihn in's Jenseits verlegen und dem Diesseits ausschließlich eine freudlose Pflichterfüllung vorbehalten, man mag die Sinne und Gedanken der zu erziehenden Jugend nach Kräften vom Genusse abwenden — die Thatsache kann man nicht ändern, daß Alle ohne Ausnahme Befriedigung suchen, und Befriedigung ist eben Genuß. Die das nicht zugeben wollen, belügen sich selbst oder heucheln vor den Anderen; und wer die Beseligung der Individuen als Weltzweck nicht gelten lassen will, der mag immerhin aus Trugschlüssen einen anderen construiren, Niemand wird daran glauben.

Daß der Weltzweck zum Theil wenigstens in's Jenseits verlegt werden müsse, leuchtet nicht so ohne Weiteres ein. Wenn der Glückliche für sein Glück unendliche Dauer und Freiheit von allen vorübergehenden Trübungen verlangen wollte, so wäre das doch sehr unbescheiden. Es gibt nämlich Glückliche auf Erden, und ihrer sind nicht wenige. Pessimist kann

*) Es würde zu weit führen, diese Behauptung gegen neuere Theorien zu vertheidigen.

**) Vgl. Herder, in der Gesammtausgabe seiner Werke von 1827, VI, 154.

*) Lotze, Mikrokosmus III, 40.

Digitized by Google

man nur sein, wenn man die Landleute, überhaupt Leute in einfachen Verhältnissen nicht kennt. Aber die Zahl der Unglücklichen ist freilich sehr groß, und die Zahl jener Bösewichter, die ein unverdientes Glück genießen, nicht klein. Darum fordert unser Gerechtigkeitsgefühl einen Ausgleich im Jenseits. Ueber die Beschaffenheit des Jenseits Untersuchungen anzustellen hätte keinen Sinn, weil sie sich unserer Erfahrung entzieht. Der Gegenstand unserer Hoffnung kann höchstens zu frommen Phantasien ausgesponnen werden, die Wissenschaft hat mit seinem Inhalte nichts zu schaffen; aber ihn als Thatsache des Seelenlebens constatiren, das darf sie.

So ist denn das Ziel der irdischen Weltentwickelung kein allgemeines, sondern ein individuelles; allgemein nur insofern, als es alle Individuen angeht: für sie alle ist die Erde ein Uebungsplatz.*) Ein Fortschritt findet statt; aber nicht in der Weise, daß die Menschen späterer Zeiten besser und glücklicher wären, als ihre Vorfahren, daß also die spätere Cultur im Werthe höher stünde, als die frühere; am wenigsten so, daß die früheren Culturen von der späteren verschlungen würden. Vielmehr wuchern die früheren Gebilde (Künste, Wirthschaftsbetriebe, Staaten, Religionen), welche man gern als niedere bezeichnet, neben den späteren, die sich für etwas Höheres halten, lustig fort, ebenso wie die sogenannten niederen Pflanzen- und Thiergattungen; und gerade in dem solchergestalt wachsenden Reichthume an Gestalten und Wechselwirkungen besteht das, was man Fortschritt nennen darf. Will man als Ziel der Weltentwickelung die Verwirklichung der göttlichen Ideen nennen, so liegt dasselbe nicht am Ende einer Entwickelungsreihe (etwa als eine absolut vollkommene Persönlichkeit oder ein absolut vollkommener Staat), so daß ihre übrigen Glieder nur als Vorbereitungsstufen, oder Embryonen, oder gar als verunglückte Versuche anzusehen wären, sondern das Ziel umfaßt die ganze Entwickelung der Länge und Breite nach; der Wurm gehört so gut hinein, wie der Elephant; er ist in seiner Art so vollkommen wie dieser; und wenn ich gefragt würde, wen ich lieber darin missen möchte, den Südseeinsulaner wie ihn Chamisso beschreibt oder den europäischen Modenarren, so würde ich ohne Bedenken den Letzteren preisgeben. Wir Heutigen sehen, wissen und können mehr als unsere Vorfahren, aber weder höhere Sittlichkeit, noch größeres Glück ist uns dadurch verbürgt. Beides mag auf allen Culturstufen — die untersten, die Vorbereitungsstufen, abgerechnet — durchschnittlich gleich bleiben, unter beständigen Schwankungen, indem beides in Krisen sinkt und in ruhigeren Zeiten steigt.**) Hauptzweck aller Veränderungen bleibt, daß jede Generation hinlänglich zu thun finde: Gegenstände, Aufgaben, an denen sie ihre Kräfte üben kann; daher denn weder die metaphysische, noch die sociale, noch die politische, noch die kirchliche Frage gelöst werden darf.

Bei solcher Auffassung kann ich weder die Hoffnung auf Wiedervereinigung der Confessionen, noch die Sehnsucht darnach theilen, welche Günther hegte. Ein Schafstall und ein Hirt! Das Bild hat für mich gar nichts Verlockendes. Die Vereinigung aller Menschen, sei es in einer Universalkirche, sei es in einem Universalstaate, wäre nicht möglich ohne Vernichtung aller Charaktere, aller Besonderheiten, aller Mannigfaltigkeit, kurz alles dessen, was dem Leben Reiz und Schönheit verleiht; in der That müßten die Menschen zu diesem Zwecke Schafe, fromme Herdenthiere werden. Wenn irgend etwas in der Weltgeschichte den Namen Fortschritt verdient, so war es die Spaltung der ursprünglich einen römischen Reichskirche in einen slavisch-orientalischen und einen lateinisch-germanischen Ast, und die weitere Verzweigung durch Abtrennung der Germanen von den Romanen, die ganz der Verzweigung des wachsenden Baumes entspricht. Daß die Zweige einander spinnefeind sind, ist freilich nicht hübsch, aber auch nicht unbedingt nothwendig.

*) Herder a. a. O. IV, 231; Lotze a. a. O. III, 48.

**) Wie bescheiden dachte Herder von den Vorzügen der „wohl policirten" Staaten seiner Zeit! III, 132 und VIII, 169. Was würde er von unseren heutigen noch besser „policirten" sagen!

Demnach kann der Geschichtsphilosophie nicht zugemuthet werden, daß sie uns als Ziel der irdischen Entwickelung ein Bild höchster Vollkommenheit der Individuen und der gesellschaftlichen Zustände male; die absolut vollkommene Persönlichkeit ist so unmöglich wie der vollkommene Staat, die allein wahre Kirche und das Utopien der Socialisten; jeder Mensch und jede Gesellschaft muß sich die défauts de ses qualités gefallen lassen. Dagegen soll die Geschichtsphilosophie u. a. darlegen, wie weit die gesellschaftlichen Zustände jedes Volkes in jedem Zeitalter ihren Zweck erfüllt haben: der Menschennatur zur möglichst reichen Entfaltung ihrer Anlagen zu verhelfen. Daraus wird sich dann dem Philosophirenden ergeben, welche Aenderungen in seinem Volke und in seinem Zeitalter wünschenswerth sind. Natürlich ist diese Art Philosophiren ohne genaue Kenntniß der Geschichte nicht möglich.

Ein Beispiel wird zeigen, wie ich's meine. Zu den Wahrheiten, welche der Confessionshaß am gründlichsten verschüttet hat, gehört auch die: daß das spätere Mittelalter, die Renaissance, mehr persönliche wirthschaftliche und politische Freiheit genoß*), als die darauf folgende Zeit des ancien régime und sogar — oder soll ich sagen und erst recht? — als unsere Zeit. Dieses reichlichere Maß von Freiheit war aber nicht etwa dem guten Willen der regierenden geistlichen und weltlichen Herren zu verdanken, die vielmehr oft genug die schönsten Despotenanlagen offenbarten; auch nicht der größeren Freiheitswürdigkeit des Volkes, dem es nur zu sehr an Selbstbeherrschung fehlte; sondern der vielfachen Spaltung der Gewalten. Geistliche und weltliche Mächte, Könige und Territorialfürsten, Städterepubliken, Ritterschaften und freie Bauernschaften, Zünfte und Geschlechter wurden ein jedes von den übrigen derart in Schach gehalten, daß selbst die nominell schrankenlose und weltumspannende Macht eines Papstes oder eines Kaiser Karl V. im wirklichen gegebenen Fall meist gebundener und schwächer war, als die eines heutigen Generallieutenants oder Polizeipräsidenten. Verfolgte fanden leicht eine Zufluchtstätte bei den Gegnern ihrer Verfolger. Wer diese natürliche Bedingung der Freiheit erkannt hat, der wird daraus den Schluß ziehen, daß in unseren centralisirten Großstaaten von der Freiheit nicht viel übrig bleiben könne; der Leser mag selbst prüfen, wie weit der Schluß richtig ist. Wie die Fluthen unserer Ströme über's platte Land, so ergießen sich, vereinzelte Hindernisse wegschwemmend, die Wasser einer gleichförmigen Verwaltung, einer gleichförmigen öffentlichen Meinung und einer gleichförmigen Mode über die Völker. Und so werden wir uns auch nicht wundern, wenn jenes Volk, welches am gründlichsten mit allen historischen Besonderheiten aufgeräumt und die Freiheit mit der Gleichheit verkoppelt hat, jetzt nach einem Dictator verlangt und — keinen findet, weil die Uniformität große Charaktere nicht aufkommen läßt: die allgemeine gleiche Freiheit ist die allgemeine gleiche Knechtschaft. Soll einem Theile der Bevölkerung die zur Herausbildung von Charakteren erforderliche Freiheit gesichert werden, so müssen die Bollwerke kleinerer Gemeinwesen und Corporationen bestehen, hinter denen die tüchtigeren Geister gruppenweise Schutz finden vor dem nivellirenden Einflusse der massenbeherrschenden Centralgewalten.

Günther erörtert auch die Aufgaben der Nationen bei der Verwirklichung des Weltplanes. Wohlthuende patriotische Wärme entstrahlt seiner Darstellung dieses Gegenstandes. Wenn freilich die Ansicht ausgesprochen wird, den Deutschen sei „die Welt und ihre Herrlichkeit" nicht beschieden, so erklärt sich das hinlänglich aus der Zeit, in welcher Günther schrieb. Das, was Günther mit der allgemein christlichen Auffassung gemeinsam hat, erscheint mir wichtiger und der Hervorhebung würdiger, als sein Besonderes; denn auf die christliche Ansicht in einer jener zeitgemäßen Fassungen, wie sie Lessing, Herder, Lotze versucht haben, wird man desto allgemeiner zurückkommen, je deutlicher es sich zeigt, daß der Atheismus in seiner materialistischen Gestalt in den Sumpf, und in der idealistischen

*) Im Durchschnitt nämlich; im Einzelnen waren alle Abstufungen von der härtesten Knechtschaft bis zur Anarchie vorhanden.

Digitized by Google

in's reine Nichts führt bezw. uns in der hohlen Phrase stecken läßt. Die Besonderheit Günther's liegt wesentlich darin, daß ihm die dreigliederige Welt (Geist, Natur, Mensch als Synthese beider) als das Gegenbild des dreipersönlichen Gottes erscheint, und daß er sein ganzes System aus der Unterscheidung eines „logischen" und eines „ideellen" Denkprocesses herausspinnt; der erstere soll in der Physis, der zweite in der Psyche wurzeln. Wie er seine Speculation als Grundlage für das Verständniß der Weltgeschichte verwendet, mag man in Melzer's interessanter Schrift nachlesen. Nur so viel sei noch bemerkt, daß die moderne Wissenschaft sich die Engel und deren Freiheitsprobe als ein wesentliches Element der Geschichtsphilosophie nicht gefallen lassen kann. Denn Engel sind weder Gegenstände der Erfahrung, noch kann auf ihre Existenz mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, wie auf diejenige Gottes; sie können also nicht Gegenstand einer Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes sein.

## Feuilleton.

### Brennende Liebe.

Novellette von P. Hann.

Vielleicht halten Sie mich für unbescheiden, aber wahrhaftig, ich half einem tiefgefühlten Bedürfniß ab, als ich geboren wurde, aufwuchs und zum Ruhm meiner Vaterstadt unter die Cannibalen ging. Natürlich nicht, um bei ihnen zu bleiben, sondern um mit 85 Kisten voll staubiger Merkwürdigkeiten, Schädeln, Amuletten, Pflanzenwurzeln, Pfeilen, Bogen, Lanzen und ferner mit einem Vorrathe an Notizen und Tagebüchern heimzukehren, der das Herz jedes Händlers in Maculatur mit den frohesten Erwartungen erfüllt hätte.

Meine Vaterstadt hatte sich schon seit längerer Zeit sehnsüchtig nach einem großen Sohne umgethan, zu dessen Ehren man wieder einmal in dem altberühmten Rathskeller ein ansehnliches Festessen unter Pauken- und Drommetenschall abhalten konnte. Leider war in der ehemaligen Reichsunmittelbaren eine gewisse Dürre eingetreten, sie hatte alle ihre großen Söhne unter prachtvollen Denkmälern begraben, und der Nachwuchs zeigte das richtige Militärmaß nicht mehr. Da trat ich denn aufopfernd in die Bresche. Der Wahrheit die Ehre! Das Essen war unübertrefflich, und der Wein ließ nichts zu wünschen übrig. Rechts und links schlugen mir „der opferwillige, selbstlose Diener der Wissenschaft", „der erleuchtete Erforscher dunkler Erdtheile", der „hervorragendste jetztlebende Sohn" und so weiter an die Ohren, und als sich nach leiser Zwiesprache mit mir der Oberbürgermeister erhob und den Anwesenden verkündete, ich hätte meine 85 Kisten der geliebten Vaterstadt zum Geschenk gemacht (selbstverständlich unter den bescheidenen Bedingungen, daß sie für ewige Zeiten ungetheilt blieben, in den hellsten Sälen des neuen Museums aufgestellt würden und als Karl-Wittmann-Stiftung auf die Nachwelt übergingen), da stieg die Begeisterung auf den Siedepunkt und ich genoß fortan die süßen Früchte der Popularität, die darin bestehen, daß jener Theil der hoffnungsvollen Jugend, der den Gebrauch der Taschentücher standhaft verschmäht, auf der Straße mit den Fingern auf mich deutete, und die jungen Damen der Stadt, sobald sie meiner ansichtig wurden, angelegentlich die Auslagen studirten, um, wenn ich vorübergegangen war, sich umzudrehen und mir nachzublicken. Aber die Götter sind neidisch. Sie vergaßen nicht, einen Tropfen Gift in meinen Freudenbecher zu mischen. Und was für einen Tropfen! Er war ausgiebig genug, um ein ganzes Faß süßen Weines in eitel Wermuth und Galle zu verwandeln. Es lebte eine Person in der Stadt, die meine Verdienste um Mit- und Nachwelt gering schätzte, die meinen Ruhm nicht anerkannte und trotz meiner allgemeinen Beliebtheit kalt wie ein Eiszapfen blieb, und diese Person war meine Braut; denn ich habe eine Braut und zwar eine sogenannte Familienbraut.

Aus Spielgefährten und Jugendfreunden wurden wir Dank unseren vortrefflichen Mamas im Handumdrehen Braut und Bräutigam ohne die geringste Ungewißheit, den leisesten Zweifel, ohne irgend ein Hangen und Bangen in schwebender Pein. Meine junge Weisheit beschloß, die stehenden Gewässer unserer Neigung durch eine längere Entfernung aufzurühren, damit etwas von dem Idealzustande der Liebe, ein Bischen Sehnsucht und Leidenschaft auch auf unser Theil komme. Auch führte ich den auf mich entfallenden Part des Programms gewissenhaft durch. Einmal von Helene getrennt, zog ich jeden Augenblick ihre Photographie heraus und machte ihr die süßesten Augen, zweimal im Tage setzte ich mich hin, um gefühlvolle Episteln an sie zu richten (leider dürften sie dieselbe nicht erreicht haben, denn ich bin ein schlechter Briefschreiber und aus den acht Seiten langen Liebesbotschaften wurden meist kleine Zettelchen, die ihr die erfreuliche Kunde meines Wohlbefindens zutrugen), und als den „bekannten Naturforscher" bei seinem Landen in Hamburg eine kleine Festlichkeit erwartete, riß er sich mitten in der Nacht und mit ziemlich schwerem Kopf aus dem Kreise seiner Verehrer los, um am nächsten Morgen in seiner Vaterstadt und bei Helene einzutreffen.

Ich hätte ruhig im Hotel schlafen können. Zur Begrüßung streckte mir meine Braut ein paar Fingerspitzen entgegen, als ich voll Wiedersehensfreude auf sie zueilte.

„Sehr erfreut, den Herrn Doctor bei uns zu sehen," sagte sie und verbeugte sich tief und spöttisch. Wir waren allein, nichts hinderte uns, die lang aufgespeicherte Sehnsucht von Lippe zu Lippe ausströmen zu lassen. Und nun dieser Empfang! Die Arme sanken mir herab, mein Gesicht verlängerte sich.

„Das Willkommen für Deinen Verlobten leidet jedenfalls nicht an Ueberschwenglichkeit," sagte ich trocken, nachdem ich meine Enttäuschung, so gut es ging, niedergekämpft.

„Wer das nicht hoch genug zu schätzende Glück hat, einen so vernünftigen Bräutigam sein eigen zu nennen, darf sich nicht durch Sentimentalität lächerlich machen," versetzte sie.

„Helene, ich bin durchaus nicht vernünftig," betheuerte ich mit Ueberzeugung. „Ich glaube, seit den Tagen von Hero und Leander hat kein verliebter Narr so ungeduldig die salzige Fluth durchmessen und so erleichtert das Gestade berührt wie ich."

Eine Steinfigur wäre gerührt worden. Meine theuere Braut jedoch rief spöttisch an mir vorüber in die Luft hinaus:

„Der Unglückliche! Bittere Noth zwang ihn, seiner Heimath den Rücken zu kehren und das harte Brod — den Schiffszwieback — der Fremde zu essen."

Wenn mich etwas aufregen kann, so ist es dieses Sprechen zu einem abwesenden Dritten. Ich würde es als einen Scheidungsgrund ansehen, sollte meine Frau ihre Gardinenpredigten in diesem Stile halten. Allein diesmal blieb ich gelassen, denn es galt mein Schifflein durch eine etwas gefährliche Stromschnelle hindurchzurudern.

„Bedenke Kind, man hat doch auch Pflichten gegen das Allgemeine. Wenn ich meinen verehrten Mitbürgern keine Veranlassung zu einem Bankett gebe, dann erkranken sie möglicherweise am verhaltenen Jubelfieber und meine Unterlassungssünde endet in einem Massenmorde."

„Bilde Dir nicht ein, sie haben auf Dich gewartet," entgegnete Helene; ihr Ton klang geringschätzig, aber sie wandte sich direct an mich, und das war ein Fortschritt. „Hätten Dich die Wilden mit dem Holzbeile erschlagen, dann wäre vielleicht das Erlöschen der Pest vor 400 Jahren gefeiert worden, oder der Westfälische Friede, oder sonst eine erfreuliche, wenn auch schon etwas angejahrte Begebenheit. Ich kenne unsere würdigen Stadtpapas, wenn ein guter Jahrgang im Rathskeller lagert, dann begehen sie Jubiläen bei dem geringfügigsten Anlaß."

Und dieses Wesen, das meine Bedeutung für das Gemeinwohl also abzuschwächen, ja ganz zu vernichten suchte, sollte das Weib meines Busens werden! Ich hoffe, daß mir Jedermann die Berechtigung zugestehen wird, entrüstet zu sein.

„Helenchen, äußere Deine Ketzerei nicht vor fremden Ohren. Männlein und Weiblein in unserer Stadt stimmen darin überein, daß meine Sammlungen ungeheuer werthvoll sind und meine Tagebücher der Wissenschaft außerordentliche Dienste leisten werden. Man soll sein Urtheil freilich nicht nach dem der Menge bilden, aber es trüge Dir doch einen

Digitized by Google

etwas unerwünschten Ruf der Originalität ein, wenn Du, meine Braut, die Einzige wärest, die meiner Forschungsreise nicht die geringste Wichtigkeit beimißt."

Sie blickte anklagend zur Zimmerdecke empor.

„Ich messe ihr keine Wichtigkeit bei, ich, die ich ihr die trostlosesten, unerquicklichsten Jahre meines Lebens verdanke!"

Ich grollte Helenen nicht länger, ich fand sie bezaubernd und wollte auf sie zueilen, aber sie verschanzte sich hinter einem Stuhl, die Augen blitzend, die Lippen trotzig aufgeworfen, eine Walküre — freilich eine aus Meißener Porcellan.

„Du ließest Dich von Deiner Abenteuerlust in die Fremde locken und ich bin hier geblieben, eine lächerliche Figur, über die alle Freundinnen spotten, eine Braut, deren Bräutigam die Flucht ergriffen!"

„Helene, welch' ein Gedanke!" rief ich schaudernd. „Glücklicherweise glaubst Du selber nicht an ihn. Weißt Du doch zu genau, daß ich schon als grüner Junge im Gymnasium in Dir mein Ideal verehrte und Dich mit sehr kunstreichen Strophen im altgriechischen Versmaß ansang. Sie haben mich manchen Schweißtropfen gekostet, und Du, Kobold, nahmst sie mit schnöder Gleichgültigkeit entgegen."

„Du hast Dich zu entschädigen gewußt: Ich mußte geduldig zu Hause warten, bis es dem Herrn Naturforscher" (nicht möglich, den Hohn zu beschreiben, der diesen Titel begleitete) „gefiel, zurückzukehren, nachdem er in der Fremde hinlänglichen Zeitvertreib gefunden."

„Wenn Du wüßtest, wie viel Ungemach und Entbehrungen ich ertragen, welche Gefahren ich überstanden," warf ich gefühlvoll ein, „Du würdest nicht so sprechen."

„Man sieht Dir nichts davon an. Ich hatte im Stillen gehofft, Du werdest abgebrannt und zur Mumie ausgetrocknet zurückkommen; leider bleiben die erfüllten Wünsche stets hinter unseren Erwartungen zurück."

„Ich darf darüber nicht klagen; die meinen wurden weit übertroffen. Daß mich meine Braut, nachdem wir zwei Jahre von einander getrennt gewesen, mit der Klage empfangen werde, ich sähe nicht genug mumienhaft aus, übersteigt selbst meine unwahrscheinlichsten Träume."

„In diesen zwei Jahren haben Julie Marschall und Karoline Holzwart zehn Bälle mitgemacht, einige Dutzend Cotillonbouquets nach Hause getragen und sich von einer Unzahl Lieutenants, der Assessoren und Referendare gar nicht zu erwähnen, den Hof machen lassen. Und ich habe zu Hause einen langen Aschermittwoch gehalten, denn meine unnatürliche Mutter erklärte, es passe sich nicht für eine Braut, deren Verlobter abwesend sei, Bälle zu besuchen; und meine künftige Schwiegermama rief vorwurfsvoll und mit Wassertropfen an den Wimpern, „Du willst tanzen, während Karl vielleicht in Todesgefahr schwebt!"

„Die beiden Frauen haben ein wenig Zärtlichkeit für mich, während Du, kleine Selbstsüchtige, nur an Dich und Deine b nalen Vergnügungen denkst."

„Du hättest unter die Advocaten gehen sollen," warf sie schneidend hin, „es ist ein alter Kniff dieser Herren, einer Anklage zuvorzukommen, indem sie dieselbe umkehren. Ich selbstsüchtig? ich habe einem jungen Mädchen nicht die paar Jahre ihres Frühlings vergällt, indem ich sie band und mir die Freiheit sicherte, ich nicht!"

„Helene, höre mich an!"

Aber sie ließ sich nicht unterbrechen.

„Ist das Experiment nach Wunsch ausgefallen? Hat sich das kleine Mädchen nach dem gnädigen Herrn gesehnt und um seinetwillen abgehärmt?"

Ich stand diesem übernatürlichen Scharfsinn starr gegenüber. Plötzlich blendete mich ein grelles Licht.

„Helene, sei aufrichtig," bat ich, „Dein eisiger Empfang drängt mir die Frage auf: hat mich ein Anderer aus Deiner Neigung verdrängt?"

Sie sah mich nicht an, sondern blickte angelegentlich zum Fenster hinaus, vielleicht dauerte sie meine verstörte Miene; endlich wandte sie mir ein purpurrothes Gesicht zu.

„Du hast es errathen," sagte sie, „ich liebe einen Anderen!"

Leichten Tones fuhr sie fort: „Zwei Jahre sind ja eine Ewigkeit; auch hätten die Menschenfresser Geschmack an Dir finden können."

Dabei blitzten ihre spitzen, weißen Zähne, als könne sie sich nichts Willkommeneres denken. Die Naturgeschichte hat Recht, unter den Raubthieren ist das Weibchen der grausamere Theil. Mauna Loa war gegen mich gehalten zahm wie ein Ofenfeuer, aber ich brachte leidlich die Miene überlegener Ironie zu Stande.

„Der Name des Glücklichen ist wohl noch ein Geheimniß?"

„Er heißt, wie mein Ideal heißen muß, Edgar."

„Edgar? sehr abgeschmackt, und die italienische Oper ist aus der Mode."

Meine Worte ärgerten sie (und das war ja auch ihr Zweck; es wäre mir eine Wollust gewesen, sie zu peinigen, so wüthend und — das Wort muß heraus — unglücklich fühlte ich mich). Sie holte ein Notenheft, auf welchem ein Strauß knallrother Blumen prangte und hielt es mir triumphirend vor die Augen. „Brennende Liebe", Walzer von Edgar Nothnagel, seiner Schülerin, Fräulein Helene Stubenkammer hochachtungsvoll zugeeignet.

„Damit kann ich freilich nicht wetteifern," sagte ich bitter und griff nach meinem Hut.

Eine Gewohnheit aus früheren, schöneren Tagen hing meine treulose Braut noch immer an; wenn sie mich genug gequält zu haben glaubte, legte sie ein Pflästerchen auf meine Wunde.

„Willst Du gehen, ohne Mama begrüßt zu haben?"

„Ich werde telegraphisch meine Ueberfahrt nach Afrika belegen, denn diesmal ist es mir wirklich ein Bedürfniß, die Flucht zu ergreifen." Ich wollte meinen Verlobungsring abziehen, aber er saß zu fest, und so mußte ich auf den effectvollen Abgang verzichten. Die Scharte einigermaßen auszuwetzen murmelte ich gleichgültig: „O, ich vergaß; — meine besten Glückwünsche, Fräulein Stubenkammer."

„Ich weiß nicht, ob ich sie annehmen darf," versetzte Helene in äußerster Betrübniß, „Mama wird von dem armen Künstler nichts wissen wollen."

Ich bin kein Mann des Gefühls, das sich in Worten äußert. Aus Scham, die Welt errathen zu lassen, daß ich eigentlich eine gute Dosis Weichmüthigkeit in mir beherberge, hänge ich meinen Aeußerungen gewisse kleine Narrenschellen an, die ihren Zweck dann auch vortrefflich erreichen, zu vortrefflich, denn nicht nur die lieben gleichgültigen Nebenmenschen, auch meine Braut werden von der Ueberzeugung beherrscht, bei mir gehe keine Empfindung tief genug, um sich nicht mit einem Witzwort abschütteln zu lassen.

Sie hatte vermuthlich nicht die leiseste Ahnung, daß der Spötter, dem nichts heilig zu sein schien, der seine Gefühle durch das Scheidewasser der Ironie zu zersetzen pflegte, den Riß zwischen uns genau so schmerzlich — möglicher Weise noch schmerzlicher — empfand, als es der sentimentalste aller Edgars, der je in stillen Mitternächten den Mond angeseufzt, vermocht hätte. Oder wenn ihr mein Gesicht den Zustand meines Innern enthüllte, so schien es sie nicht sonderlich zu rühren — mit leisem Lächeln sah sie mich meinen Abschied nehmen.

Während ich bei hellklingenden Gläsern zum hervorragendsten jetztlebenden Sohn proclamirt wurde, focht ich einen schweren Kampf mit meinem Ich aus. Ich muß bekennen, daß ich dasselbe bisher gehätschelt und in jeder Weise bevorzugt hatte. Deshalb wehrte es sich nun auf das Heftigste gegen das erste Opfer, das von ihm gefordert wurde. Das Wesen zu verlieren, mit dem es sich in jeder Faser verwachsen glaubte, das es zum Mittelpunkt seiner Pläne und Luftschlösser gemacht, e schien ihm ganz einfach unmöglich. Zuletzt lag es jedoch besiegt auf der Erde.

Ich trat in das Stubenkammer'sche Wohnzimmer, ein spartanischer Held, der sich in unser Zeitalter hinübergerettet. Meine Mutter und die Hausfrau waren unzertrennliche Freundinnen; sie waren auch jetzt beisammen, wahrscheinlich beschäftigt ein modernes Paradies aus decorirtem Tafelgeschirr, Silberbestecken, ungezählten Dutzenden von Bett- und Tischwäsche für ihre Sprößlinge aufzubauen. Helena saß am Fenster, ein wenig blässer als sonst, aber wunderhübsch wie immer. Sie warf mir einen prüfenden Blick zu, aber als sie meine entschlossene Miene sah, die etwas von dem Todesmuth der Legionen zeigte, wandte sie den Kopf ab.

Wie ein Sprenggeschoß fiel meine Mittheilung, daß ich in einer Woche eine lange, eine mehrjährige Reise, wie ich mit einem Blick auf Helene nachdrücklich hervorhob, antreten werde, in den friedlichen Familien-

Digitized by Google

kreis. Die beiden würdigen Damen starrten mich fassungslos an. Helene stand auf und näherte sich ihnen.

„Ihr seht, er will mich nicht," sagte die kleine Teufelin lachend, „die Forschungsreise ist nur ein Vorwand."

Mama, die es ist, und Mama, die es werden sollte, warfen mir wüthende Blicke zu; was mich betrifft, ich hätte nie gedacht, daß der kategorische Imperativ einen so wenig süßen Kern in sich birgt.

„Das ist nun mein Lohn dafür, daß ich 24 Monate und zwei Wochen lang wie eine Nonne gelebt," fuhr Helene fort.

Ich bin nur ein Mensch und daher nicht ohne Galle: „Ein Nonnenleben, das durch Musik und süße Musiker Abwechselung erhielt, muß nicht übermäßig hart zu ertragen gewesen sein," sagte ich boshaft.

Die beiden Mamas tauschten erschrockene Blicke, ich hörte die künftige etwas vom heißen Klima und dem Aequator murmeln.

Nachdem ich meinem Aerger Luft gemacht, schämte ich mich. In Edelmuth und Selbstlosigkeit hatte ich Helenen, die den Zorn ihrer Mutter zu fürchten schien, die Bahn ebnen gewollt, und nun ließ ich mich so fortreißen. „Tante Stubenkammer," sagte ich, „durch meine Entfernung soll ein etwas verwickelter Knoten gelöst werden. Helene liebt mich nicht; sie hat ihr Herz einem Anderen geschenkt. Daß ich tief unglücklich darüber bin und ein einsames trübseliges Leben vor mir sehe, kann ich nicht verhehlen. Aber die Rücksicht auf mich soll Helene nicht hindern, mit ihrem Edgar glücklich zu werden."

Mama hatte längst ihr Taschentuch an die Augen gedrückt, aber Mama Stubenkammer war aus härterem Stoff gemacht.

„Helene, darf ich Dich um eine Erklärung bitten!" sprach sie streng.

„Liebe Mama, für eine Frau von Deinem feinen Verständniß bedarf es deren wohl kaum: Karl ist eifersüchtig und das — wie lächerlich! — auf meinen alten ehrlichen Clavierlehrer."

Die Strenge der Mutter kehrte sich gegen mich.

„Karl, das ist beleidigend, der Mann hat Frau und Kind."

„Und widmet meiner Braut seine »Brennende Liebe«."

„Es sollte zuerst ein Marsch »Vergißmeinnicht« sein, aber Karoline Holzwart capricirte sich auf ihn," erläuterte meine Braut gleichmüthig, „und die Chrysanthemumpolka war mir zu fade. Herr Nothnagel arbeitet nämlich den Erfurter Blumencatalog durch; die Titel für seine Compositionen bereiteten ihm früher große Schwierigkeiten. Da verfiel ich auf diesen Ausweg, und zum Dank dafür widmete er mir eine schöne rothe Sorte Pelargonien; ich kann nichts dafür, daß die Gärtner sie Brennende Liebe getauft haben."

„Helene" schrie ich und eilte glückselig auf meine Peinigerin zu. Ein Geräusch wie der Flügelschlag mächtiger Albatrosse machte uns stutzig. Aber es waren nur die Mamas, die — ihrer Meinung nach — geräuschlos — aus dem Zimmer huschten.

## Aus der Hauptstadt.

### Aus Gurlitt's Kunstsalon.

Das Wiederfinden alter Bekannter ruft stets gemischte Gefühle hervor. Man freut sich, daß man sich früher so gern gehabt und man ärgert sich über seine derzeitige Gleichgültigkeit. Der neapolitanische Fischerknabe von Gustav Richter war im Jahre 1870 ein Sensationsbild. Daß er uns seither nicht aus dem Gedächtniß geschwunden, dafür haben Pfeifenköpfe, Brochen und Chocoladeenveloppes bei Mann, Weib und Kind hinreichend gesorgt. Jetzt, wo das Original wieder auftaucht, berührt es in seiner gesuchten Pose und gekünstelten Sentimentalität geradezu unangenehm. Man sehnt sich nach jenem anderen kleinen Neapolitaner Richter's, dessen schmutzige Pausbacken und zerrissenen Höschen der Wirklichkeit um so viel näher kommen, ohne der Poesie des sorglosen Vagabundenthums zu entbehren. Aehnlich geht es uns mit Vautier und Meyer von Bremen. Des Ersteren Toast auf die Braut ist eine Wiederholung des größeren Bildes in der Hamburger Kunsthalle. Es ist gewiß eine recht hübsch vorgetragene humorvolle Scene. Der redegewandte Herr Vetter, die schüchtern niederblickende Braut, der sie von der Seite verliebt ansehende Bräutigam, die thränenselige Mutter und der stolze Vater, das Alles sind Typen, aber auch nichts mehr als Typen. Die Ansprüche an das Genrebild sind seither wesentlich gestiegen. Aus dem Gattungsbegriff heraus soll der Künstler Einzelwesen schaffen, die kräftiges, eigenartiges Leben athmen, die der Beschauer sofort erkennt, ohne sie je gekannt zu haben. Bei Meyer von Bremen liegt der Fehler in der Auffassung sowohl, wie in der Technik. Er hat ein aus der hessischen Dorfjugend abstrahirtes rundwangiges Kinderideal, das sich unter seinem schnell arbeitenden Pinsel stets zu einem stumpfnäsigen Unschuldsengelchen entwickelt. Die Situation ist fast immer glücklich gewählt, aber die Ausdrucksformen des natürlich und kräftig empfindenden Kindergemüthes verschwinden unter nichtssagender Naivität. Dazu werden alle Localfarben durch ein rosiges Gesammtcolorit aufgesogen, das nicht selten wie ein künstliches bengalisches Feuer wirkt und in ein intensives Kupferroth übergeht.

Ein Vergleich mit den beiden im Obergeschoß des Gurlitt'schen Salons ausgestellten Bleistiftzeichnungen von L. Knaus lehrt, daß man es in der unbefangenen Auffassung der Wirklichkeit denn doch um ein Erkleckliches weiter gebracht hat. Der unzufriedene Weltbürger — das Pendant von der Jubiläumsausstellung lebt gewiß in der Erinnerung aller vernünftigen Mütter, deren Kinder nicht mit Flügeln auf die Welt gekommen sind — hält mit verzweifeltem Gesichtsausdruck Töpfchen und Pappplöffel in der Hand und macht ernsthafte Studien über den leeren Raum, die in ein unter sothanen Umständen verzeihliches Greinen überzugehen drohen. Leider hat der Künstler das Kleidchen mit einer ihm seit einiger Zeit anhaftenden Nachlässigkeit behandelt. Noch drastischer ist der siegesbewußte Ballöwe der Kleinstadt von demselben Meister. Hinter ihm steht die Flasche, aus der er sich Muth getrunken, links zur Seite liegt auf einem Stuhl das schwere Geschütz der Galanterie, ein Riesenbouquet, er selbst posirt in der Mitte mit gespreizten Beinen und führt, sicheren Triumph auf dem feisten Antlitz, mit dem Rockärmel über den altfränkischen Seidenfilz. Die Zeichnungen von L. Knaus sind in sich geschlossene Kunstwerke, keine Vorstudien, weil der Künstler sich innerhalb des mit dem Stift Erreichbaren hält und alle Andeutungen für die etwaige Uebertragung in eine andere Technik vermeidet.

Weiteren Anlaß zu interessanten Vergleichen liefern drei ebenfalls im Obergeschoß ausgestellte Frauenköpfe. C. Gussow's Austernmädchen ist ein treffliches Specimen des lackirten Pseudonaturalismus, der sich der Gunst des kaufkräftigen Publikums erfreut. Gewiß, das feine Köpfchen, die von einem Brusttuch umhüllten Schultern sind prächtig modellirt, Fleischton, Hintergrund und Stofffarben klingen zu tadelloser Harmonie zusammen, aber die ganze angebliche Wirklichkeit ist ein für den Geschmack der Mehrheit zusammencomponirter holder Schein. Eine Haut von so porzellanener Glätte, Stoffe von so undefinirbarer Textur gibt es nie und nirgends. Das harte Nebeneinandersetzen der Localtöne hat sich Gussow abgewöhnt, dagegen ignorirt er nach wie vor die zwischen dem Auge des Beschauers und dem Darstellungsobject lagernde Luftschicht. Volle Freude hat uns Carl Becker's weiblicher Studienkopf Im Rocococostüm bereitet. Er erinnert in der Feinheit der Auffassung und in dem eigenthümlichen pastellartig körnigen Farbenauftrag an Gainsborough. Der Preis aber gebührt unbedingt dem Brustbild eines jungen Mädchens Nach dem Balle von F. A. Kaulbach. Das blonde Köpfchen sieht durch Pelzumwurf und dunkles Busentuch gehoben so sicher und ruhig aus dem Bilde heraus, daß die Gefahren des Balles gewiß spurlos an ihm vorübergegangen sind. Die alterthümelnden Neigungen des Münchener Meisters klingen nur ganz leise, gerade so weit an, daß sie die reizende Wirklichkeit unter die Herrschaft des sich dem Object anschmiegenden Stilgefühles stellen. Was Albert Keller mit der Figurine einer Auf der Promenade begriffenen Dame gewollt hat, ist unerfindlich. Zu einem Spaziergange ist das Untergestell, um das sich unmöglich Stoffwülste kleben, ganz ungeeignet. Als Caricatur moderner Modethorheiten lassen wir das Bildchen allenfalls gelten.

In einer Gurlitt'schen Ausstellung darf Arnold Böcklin natürlich nicht fehlen. Sein Winzerfest, eine Wiederholung des Bildes in der Schack'schen Galerie, sein Drachentödter, und die Felsschlucht sind bekannte, mit in ihren Mängeln und Vorzügen genugsam besprochene Bilder. Auch der für die antikisirende Naturauffassung des Künstlers charakteristische Frühling ist ein von Zeit zu Zeit wiederkehrender Gast des Kunstsalons in der Behrenstraße. Als einer der glücklichsten Nachfolger Böcklin's in seiner anthropomorphen Darstellung der Elemente ist B. Knüpfer zu bezeichnen. Am Strande nennt er seine Meernymphen, die sich an's Ufer schleichen, um mit einem träge zwischen den Klippen gelagerten Faun ihr neckisches Spiel zu treiben. Der Landgott hat soeben, durch ein Gähnen genöthigt, die Rohrflöte abgesetzt und ahnt nicht, daß ein Nixchen eine wassergefüllte Muschel über seinem Haupte erhebt, um ihm ein unerwartetes Sturzbad zu bereiten. Durch die volle Wirklichkeit des Vorganges schimmert ohne Aufdringlichkeit erkennbar der symbolische Untergrund, d. h. die Versinnlichung des das Festland umkosenden Wellenspieles. Die romantische Verirrung von H. Thoma, zwei unmögliche Reiter, die unter einem noch unmöglicheren Himmel einem ganz unmöglichen Schlosse zutraben, sei hier nur der Curiosität wegen erwähnt. Die größte Anhäufung von Unmöglichkeiten genügt noch lange nicht, um ein Märchen zu schaffen.

Die Hauptkosten des landschaftlichen Theiles der Ausstellung bestreitet ein hochtalentirter Schüler Oswald Achenbach's. Das einzige, ganz vollendete Bild Wuttke's, Castellamare darstellend, steht noch durchaus unter dem Einflusse des Meisters des südlichen Lichtes. Dagegen zeugen die vierzig im Obergeschoß untergebrachten Entwürfe und Skizzen von einer durchaus eigenartigen, kräftigen Begabung. Besonders die Architektur Wuttke's ist fest und sicher gebaut und bietet in ihren Flächen prächtige Gründe für das wechselnde Spiel von Licht und Schatten. Seine Behandlung des Figürlichen läßt sich naturgemäß aus nicht genügend durchgearbeiteten Skizzen schwer beurtheilen. Als ein Hochgenuß für den Kenner seien schließlich zwei Herbstlandschaften von Schindler empfohlen, in dem eine Vereinigung der Gaben Corot's und Rousseau's steckt.

G. M.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — *M* 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

**Roman-Manuscripte**

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

**Die Kunstwart.**

**Halbmonatsschau über Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste und Kunsthandwerk.**

Herausgeber: **F. Avenarius.**

Durchaus neu und eigenartig, vollständig unabhängig, vornehm ausgestattet, billig (nur 2½ *M* vierteljährlich). **Klaus Groth** (Kiel. Z.): „Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, so ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen." **H. Jantitschek** (Nat.): „Es wäre wunderlich, wenn nicht diejenigen sich um den „Kunstwart" schaarten und seine eifrigen Förderer würden, die in einer geiunden, im besten Sinne männlichen Kunst für sich und Andere noch Heil und Heiligung finden." **E. Weiske** (L. T.): „Der „Kunstwart" wird sich die ihm gebührende Stellung als Berater aller Gebildeten deutscher Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhaltsam erringen." **K. B.** (Bresl. Z.): „Wieviel herrschende Vorurteile hat der „Kunstwart" erschüttert! Über wieviele Fragen des zeitgenössischen Kunstlebens hat er Licht und Aufklärung verbreitet!" **Magdeb. Z.**: „Mit seinem Freimut, seiner Strenge und Unparteilichkeit verbindet er Geist und Talent. Viel Lob auf einmal, aber nicht zu viel!" **Bund**: „Macht seinem Namen alle Ehre!" — Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie (gleich Probenummern) unmittelbar vom

**„Kunstwart-Verlag" in Dresden.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

**Kaufmann,** Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** 1. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Jellner,** Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Vaßermann,** Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind erschienen:

**Lieder und Balladen** von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. 16. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk 5.—.

**Neue Balladen** von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 3.—.

**Akanthusblätter.** Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg geb. mit Goldschn. Mk. 3.—. (Neu.)

„Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Man weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung . ." (Staatsanzeiger f. Württ.)

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

**Bad Pyrmont.**

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

**Altbekannte Stahl- und Soolquellen.**

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Im Verlag von **A. G. Liebeskind. Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Musikant von Tegernsee.**

Hochlandsgeschichten von

**Maximilian Schmidt.**

**der gesammelten Werke 6. Band.** Preis brosch. *M* 3.—, gebunden *M* 3.50.

Herr Professor Matth. Schmid hat die Güte gehabt, dieses neue Werk des so beliebten Erzählers mit einer herrlichen Characterstudie zu schmücken.

Soeben erschien in **zweiter Auflage** und ist wieder in allen Buchhandlungen vorräthig:

**LEONIE.**

**Roman von Erwin Balder.**

283 Seiten. Preis: 4 Mark.

***Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.***

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M.* — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 *M.* — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M.* — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M.* — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M.* — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M.* — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 *M.* — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M.* — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M.* — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY,
JUL 19 1888
Library

№ 26. Berlin, den 30. Juni 1888. Band XXXIII.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Mackenzie, seine Diagnose und seine Heilresultate. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Die Warrantfrage. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Der polnische Faust. Von Alexander Vogel. — Der Hahnrei. Roman von F. Dostojewski. Besprochen von Georg Malkowsky. — Junge Literatur. Von Wilhelm Goldbaum. (Schluß.) — **Feuilleton:** Paris. Erinnerungen und Betrachtungen. Von Hermann Riegel. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von G. M. — Offene Briefe und Antworten: Verlöthung von Metallen mittelst Elektricität. Von Dr. E. Philippi. — Notizen. — Inserate.

### Mackenzie, seine Diagnose und seine Heilresultate.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Der Arzt, welcher an das Krankenbett eines Patienten tritt, muß sich vor Allem klar darüber sein, daß das Wichtigste und in erster Linie sein ganzes ärztliches Thun und Lassen allein Beeinflussende die Stellung einer richtigen Diagnose, die Erkenntniß der Krankheit, sein muß. Ist die Krankheit richtig erkannt, ist auch ein in seinen Umrissen nicht scharf gezeichnetes Krankheitsbild durch eine mit allen durchführbaren Hülfsmethoden unterstützte Differentialdiagnose klargestellt, so ergeben sich aus dieser Erkenntniß die Prognose, die Vorhersage des Krankheitsverlaufes, und die Therapie, die Behandlung, als einfache Folgerungen ohne Schwierigkeit. Ist aber die Diagnose falsch oder unsicher, so wird auch oft, wenn nicht der Zufall helfend eintritt, die Vorhersage nicht eintreffen und die Therapie tappt im Dunkeln.

Von allergrößter Wichtigkeit ist aber die Stellung einer richtigen Diagnose in allen jenen Fällen von Geschwulstbildung, bei welchen durch das Aussehen oder das hartnäckige Wiederauftreten nach oberflächlichem Fortschaffen durch Aetzen oder die electrische Glühdrahtschlinge der Verdacht auf Krebs entstanden ist. Ein Fehler der Diagnose läßt hier die Prognose, die Aussicht auf Heilung, viel zu günstig erscheinen; durch falsche, von dem irrenden Arzte genährte Hoffnungen werden Patient und Angehörige hingehalten, aber die sicher folgende Katastrophe ist um so bitterer für die Enttäuschten und das Urtheil über den Arzt um so härter. Auf ebenso falsche, unheilvolle Wege geräth die Therapie. Statt das einzige Rettungsmittel zu ergreifen, welches es für beginnenden Krebs gibt, nämlich die möglichst frühzeitige, möglichst tief in's gesunde Gewebe hineingreifende operative Entfernung der Geschwulst einzuleiten, erschöpft sich die Behandlung in oft wiederholten, oberflächlichen Anätzungen oder Abzwickungen, welche nicht nur das Tiefergreifen der jungen Krebsgeschwulst nicht verhindern, sondern im Gegentheil durch Reizung des Gewebes der Nachbarschaft nur schaden können. So wird durch die falsche Diagnose die kostbare, nicht wieder einzubringende Zeit verloren, bald ist die Möglichkeit jeder Operation durch Erschöpfung des Kranken oder die weite Verbreitung des Krebses dahin und die Therapie steht vor ihrem Bankerott. Wer durch eine falsche Diagnose und durch diese beeinflußte fruchtlose Heilversuche, wer durch eine falsche Diagnose trügerische Hoffnungen bei Patient und Angehörigen nährt und dadurch deren natürliche Abneigung gegen blutige Operationen unterstützt, der ladet eine schwere Verantwortung auf sich, denn er hintertreibt die einzige Rettung, die möglichst frühzeitige Operation. Ein nicht operirter Krebs führt unfehlbar zum Tode, alle Meldungen über spontane Heilung ohne Operation, etwa durch „Pflanzenkost" à la Alanus und Consorten, sind Märchen. Was durch solche Mittelchen heilt, war eben eine gutartige Geschwulst und kein Krebs.

Sectio docet! Die Section wird Aufklärung bringen, der traurige, resignirte Ausruf des in dunklen Fällen an seiner Erkenntniß, an seiner Diagnose zweifelnden Arztes. Das Ergebniß der Section setzt allen Debatten, allen kühnen Vermuthungen, allen hartnäckig festgehaltenen Meinungen ein ehernes Factum gegenüber: so ist's und darum war's!

Das Ergebniß der Section, welche als Todesursache unseres armen, vielgeliebten Kaisers unfehlbar Krebs des Kehlkopfes ergeben hat, macht allen Zweifeln, aller Rabulisterei ein Ende. Diesem Sectionsbefunde entsprach auch das Krankheitsbild; das Leiden verlief ja leider, wie v. Schrötter sich ausdrückt, völlig „programmmäßig". Aus kleinem Anfange, einer erbsengroßen Geschwulst am linken Stimmbande, der Ursache einer langdauernden, allen Curversuchen spottenden Heiserkeit, entwickelte sich allmählich eine Wucherung, welche zur eitrigen Einschmelzung und damit zur Vernichtung des ganzen Kehlkopfes führte. Daß es so „programmmäßig" kommen mußte, war für jeden Arzt, der von Anfang an die Diagnose auf Krebs gestellt hatte, selbstverständlich. Sollte das Weiterwuchern jener kleinen Anfangsgeschwulst, sobald deren krebsiger Charakter richtig erkannt war, verhindert und damit das Leben des Kranken gerettet werden, so gab es nur ein Mittel: die radicale Entfernung der Geschwulst nach Eröffnung des Kehlkopfes von außen.

Die Diagnose auf Krebs, die einzig richtige, wie die Section ergeben hat, war von Schmidt, Gerhardt, Tobold und Bergmann richtig gestellt; man hatte sich zur Operation entschlossen, die Instrumente lagen bereit (20. Mai 1887). Der einzige Weg zur Rettung sollte beschritten werden. Da erschien Mackenzie und gab zu Aller Ueberraschung ein abweichendes Gutachten, und jetzt liegt es klar vor Jedermanns Augen, daß dieses Gutachten ein **falsches** war. Jedermann kann es jetzt laut aussprechen, ohne sich durch das Gewäsch von „nationaler Antipathie" den Mund schließen lassen zu müssen, daß Mackenzie eine total falsche, in ihren Consequenzen leider so folgenschwere, Diagnose stellte, wodurch naturgemäß auch die Prognose eine durchaus unrichtige wurde. Mackenzie erklärte die von den deutschen Aerzten mit allem Rechte für eine beginnende Krebswucherung von übelster Bedeutung gehal-

Digitized by Google

tene kleine Geschwulst für — ein gutartiges Papillom, nach dessen Entfernung mit der Zange er Heilung versprach, und erklärte am 28. Mai im „Reichsanzeiger“: „er habe den Zustand Sr. k. Hoheit nicht so Besorgniß erregend gefunden, daß er nicht hoffte, durch eine zweckentsprechende Behandlung das Uebel in nicht zu langer Zeit beseitigen zu können.“ Aehnlich lautete ein Brief an die damalige Kronprinzessin vom 18. August 1887 dahin, „daß eine Heilung in absehbarer Zeit zuversichtlich zu erhoffen sei.“

Diese zuversichtlich ausgesprochenen Hoffnungen blendeten die für Hoffnung nur zu empfänglichen und für die Folgen einer Operation bangenden maßgebenden Persönlichkeiten in der Umgebung des Kranken; begierig ergriff man die Hand des auf unblutigem Wege Heilung sicher versprechenden Engländers, dem man schon ein großes persönliches Wohlwollen und Vertrauen von vornherein entgegenbrachte. Leider zum Unheil! Denn jetzt muß sich laut die öffentliche Anklage erheben: Durch seine total falsche Diagnose auf gutartiges Papillom und die versprochenen Aussichten auf Heilung durch seine intralaryngeale Exstirpationsmethode (Entfernung der Geschwulst vom Munde aus) vereitelte Mackenzie die schon beschlossene, allein Rettung bringende Radicaloperation und trägt so allein die Verantwortung für den üblen Ausgang!

Wie es weiter kam, wissen wir Alle. Die klar sehenden Aerzte machten sich durch ihr „hartnäckiges“ Drängen auf Operation mißliebig, wurden abgedankt, und es begann jetzt Mackenzie seine „entsprechende Behandlung“. Mit welchem Erfolge, wissen wir auch. Da folgten sich kurz hinter einander jene oberflächlichen Abquetschungen der immer wieder hervorwuchernden Geschwulst, deren Fortschreiten durch diese schwächlichen Eingriffe so wenig gehindert wurde, wie wenn man etwa eine ausbrechende Feuersbrunst mit Wasser aus dem Riechfläschchen besprengen wollte. Da kam jenes Herumreisen in klimatischen Curorten, deren klimatische Vorzüge natürlich einen wuchernden Krebs wenig beeinflussen, wie Störk damals derb, aber treffend hervorhob. So griff der ungestört wachsende Krebs schließlich auf die rechte Seite über und die Erscheinungen wurden so bedrohlich, daß eine Anzahl auswärtiger Autoritäten nach San Remo gerufen wurden, deren einstimmigem Gutachten auf Krebs sich nun auch Mackenzie endlich anschloß!

Mackenzie hatte also die Krankheit, welche von Bergmann, Gerhardt u. A. schon im Frühjahr 1887 richtig erkannt war, erst im Herbst desselben Jahres durchschaut und hat also ein halbes Jahr lang eingestandenermaßen eine ganz falsche Diagnose gestellt! Die Folgen dieses Irrthums waren verhängnißvoll; inzwischen waren durch Erstickungsanfälle und andere Complicationen (Bronchialkatarrh) die körperlichen und seelischen Kräfte des Patienten sehr gesunken und die in Folge der Unterlassung der Operation im Frühjahr auf den ganzen Kehlkopf ausgebreitete Wucherung hätte jetzt die Entfernung des ganzen Organes nöthig gemacht, wodurch die Chancen eines Erfolges sehr niedrig gestellt waren, sodaß man von der operativen Behandlung nothgedrungen absehen mußte. Jede weitere Behandlung konnte von nun ab nur auf Fristung, nicht auf Rettung des Lebens sich beziehen und in dieser Hinsicht war die durch Bramann ausgeführte Tracheotomie die segensreichste und wirksamste. Und so verlief der traurige Fall weiter, hoffnungslos und rettungslos, und die Infection der Lunge durch hinabgeglittene faulige Massen beendete das Trauerspiel.

In ärztlichen Kreisen war man sich längst darüber einig, daß ein berühmter Specialist wie Mackenzie unmöglich einen so groben Fehler in der Diagnose begehen und so lange daran festhalten könne; er habe sich nur so gestellt, als glaube er nicht an Krebs, um humaner Weise dem armen Kranken und seiner todesbangen Umgebung rosige Hoffnung leuchten zu lassen, eine Meinung, welche auch kürzlich Billroth in seinem bekannten Briefe pro Mackenzie aussprach. Andere glaubten dasselbe, wenn sie hörten, daß noch kurze Zeit vor dem Tode an Krebs Mackenzie's Preßinspirationen von „Knorpelhautentzündung“ sprachen; man hielt eben einen so kolossalen Diagnosefehler für unmöglich. Darum meinte man, Mackenzie äußere sich gegen sein besseres Wissen optimistisch, um sich in der Behandlung zu halten. Der gewandte Mann habe gesehen, daß die Familie des Patienten und dieser selbst Hoffnung wünschten und so machte er ihnen Hoffnung. Der Erfolg gab ihm Recht: er blieb, die Anderen gingen. Beide Ansichten haben aber Unrecht. In dem Rechenschaftsbericht, den Mackenzie an den Kaiser Wilhelm II. einreichte, macht er das verblüffende Eingeständniß, daß er sich geirrt habe; „durch die starke Betheiligung der Knorpel sei das Krankheitsbild verdunkelt gewesen“! Ja, warum war denn das Krankheitsbild nicht für Bergmann und die Anderen verdunkelt?! Warum sahen diese schon im Frühjahr 1887 klar und der englische Specialist bis zur Section immer noch dunkel? Scharf und klar die Diagnose stellen, macht den berühmten Arzt. —

Was Mackenzie als Arzt war, haben wir zu unserem Herzeleid kennen gelernt. Mit Widerwillen bemerkte man unter deutschen Medicinern aber auch längst das mercantile, geschäftsgewandte, eines Gelehrten unwürdige Gebahren dieses Mannes; er ist, wie er schreibt. Da wird keine Preßreclame gescheut, da helfen kleinliche Intriguen gegen Gegner, da kommt es auf Winkelzüge, Verdächtigungen, Zurücknahmen öffentlich gethaner Aussprüche nicht an; alles bisher Dagewesene übersteigen aber die schwach verhüllten Versuche, das Dahinscheiden des Kaisers auf die — künstliche Ernährung Seitens der deutschen Aerzte zurückzuführen!

Genug von Sir Morell Mackenzie. Wir hoffen, ihn in Deutschland so bald nicht wieder zu sehen. Wir haben genug tüchtige Männer, die sich den Blick nicht „verdunkeln“ lassen. Und wenn dieses ganze jammervolle Drama dazu geführt haben sollte, deutsche Tüchtigkeit neben deutscher Redlichkeit wieder einmal aus der Zurücksetzung in's rechte Licht zu stellen, so hat doch dieses schwere Leid für Deutschland auch ein Körnchen Gutes mit sich geführt!

## Die Warrantfrage.

Von Karl Walcker.

Die deutsche Reichsregierung ist auf Wunsch des größten Theiles des deutschen Handelsstandes mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes über die Warrantfrage beschäftigt. Letztere gehört zu den schwierigsten und verwickeltsten Problemen der Volkswirthschaft und des Handelsrechtes. Die nachfolgenden Ausführungen wollen daher versuchen, in möglichst kurzer und gemeinverständlicher Weise darzulegen, um welche Hauptpunkte es sich dabei handelt.

Der Begriff Warrant ist schwer zu definiren, weil er in verschiedenen Ländern und von verschiedenen Schriftstellern verschieden gefaßt wird. Man kann etwa sagen, daß Warrants Lagerhaus- oder Depôtscheine für Waaren sind, welche in einer Zollniederlage (Entrepôt, Dock), oder in einem anderen öffentlichen Lagerhause hinterlegt sind. In London werden Warrants schon 1733 als indossable Urkunden erwähnt, obgleich man noch heute in Liverpool in der Regel Wechsel den Warrants vorzieht. Durch Gesetze, Verordnungen, oder das Obligationenrecht wurde das Warrantwesen in Holland 1822, 1828, 1870, 1876, in Belgien 1846, 1848, 1862, in Frankreich 1848, 1858, 1870, in Spanien 1862, im Canton Basel-Stadt 1864 und 1870, in Genf 1872, in Solothurn 1879, in der Schweiz 1883, in Oesterreich 1866, in Italien 1871, 1873, 1875, 1883, in Ungarn 1875 vom Staate geregelt. Die englische und holländische Warrantliteratur schließt sich an die Lehre vom Kauf, die französische an die Lehre vom Pfandrecht an. Das sogenannte Zweischeinsystem besteht in Frankreich, Belgien, Italien, Ungarn und, nicht ausschließlich, in England. Oesterreich hat das Einscheinsystem, Leon-

Digitized by Google

hardt plaidirt indeß für das Zweischeinsystem. Bei dem Letzteren unterscheidet man einen Lagerschein (récépissé, cédule), der zum Waarenumsatz, nicht immer zugleich zur Eigenthumsübertragung dient, und einen Lagerpfandschein (Warrant im engeren Sinne des Wortes, bulletin de gage), der zur Verpfändung der betreffenden Waare dient.

Der älteste deutsche Warrant wurde 1853 vom städtischen Lagerhause in Leipzig ausgestellt, obgleich schon eine preußische Declaration von 1785 eine „symbolische Uebergabe" einer Waare erlaubt, und obgleich schon das preußische Allgemeine Landrecht I, 7, § 66, II, 20, § 329, 345 ff. ähnliche Bestimmungen enthält. Das deutsche Handelsgesetzbuch von 1857 enthält in den Artikeln 302, 305, 313, 374 einige, nicht genügende Bestimmungen über Warrants. In Hamburg wurde dieser Gegenstand 1876, 1880 und 1881 vom Staate geregelt. Bremen erließ 1877 ein Warrantsgesetz, und in Elsaß-Lothringen gilt im Allgemeinen noch das französische Warrantrecht. Eine reichsgesetzliche Regelung des Warrantwesens ist wiederholt und von verschiedenen Seiten empfohlen worden, z. B. 1878 von A. Bayerdörffer, 1882 vom Congreß deutscher Volkswirthe in Mannheim und vom deutschen Handelstage in Berlin, später von Hecht, Simonson und Anderen. Am 14. März 1887 brachte der clerikale Abgeordnete und Mannheimer Landgerichtsrath Freiherr von Buol-Berenberg die Sache im Reichstage zur Sprache. Er führte unter Hinweisung auf die Entwickelung des Warrantsystems in einer Reihe ausländischer Staaten unter Anderem Folgendes aus. In Deutschland werde das Handelsgesetzbuch und das Reichsbankgesetz von 1875 dem Werthe dieser Einrichtung nach allgemeiner Anschauung nicht gerecht. Man habe sich in den einzelnen deutschen Staaten durch besondere Bestimmungen zu helfen gesucht, so in Bremen, Hamburg, Baden und Bayern. Der Mangel in Deutschland bestehe darin, daß die Warrants nicht als Creditpapiere im gewöhnlichen Handelsverkehr gelten, sondern daß sie nur unter besonderer staatlicher Genehmigung ausgegeben werden könnten, daß dadurch die Verpfändungsformalitäten außerordentlich weitläufig würden. Zugleich sei eine Aenderung des Bankgesetzes in der Richtung erwünscht, daß nicht bloß die Waare, sondern auch der Schein beliehen werden könne. Der Staatsminister von Bötticher entgegnete darauf unter Anderem Folgendes. Die Frage, ob eine Ausbildung des sogenannten Warrantsystemes zu erfolgen habe, befinde sich im Flusse. Der preußische Handelsminister habe eine gutachtliche Aeußerung über die Frage des Bedürfnisses und über die Frage, in welchem Umfange und nach welchen Richtungen hin eine Abänderung des Handelsrechtes zu erfolgen habe, auch von der Preußischen Seehandlung und dem Reichsbankdirectorium verlangt; diese Gutachten seien zum Theil eingegangen; im Allgemeinen habe die gegebene Anregung eine günstige Aufnahme gefunden, und soweit er, der Minister, es bis jetzt übersehen könne, würden sich die gemachten Vorschläge wohl zur Ausführung eignen; allein da die Gutachten noch nicht vollständig vorliegen, so habe die Frage bisher innerhalb der preußischen Regierung und der Reichsregierung noch nicht zum Abschluß gebracht werden können. Der nationalliberale Abgeordnete und Mannheimer Handelskammerpräsident Diffené schloß sich den Ausführungen des Abgeordneten Freiherrn von Buol-Berenberg an und dankte der Reichsregierung für die Inangriffnahme der Sache.

Das ist in großen Zügen der gegenwärtige Stand der Warrantfrage im Deutschen Reiche. Ein näheres Eingehen in die Einzelheiten würde hier zu weit führen. Es sollen nur noch drei wichtige und in der Warrantliteratur, überhaupt in der volkswirthschaftlichen Literatur, verhältnißmäßig wenig besprochene Punkte kurz erörtert werden.

Grundsätzliche Gegner der Warrants dürfte es kaum irgendwo in der Welt geben; aber sogar die Freunde derselben geben mit Recht zu, daß das Institut zu Ueberspeculationen und anderen Mißbräuchen und Mißständen führen kann und wirklich geführt hat. In Preußen ist es vorgekommen, daß Wollspeculanten durch den Lombard, ohne Warrants, in den Stand gesetzt worden sind, sich eine Zeit lang einem nothwendigen Herabgehen des Preises entgegen zu stemmen. In Folge dessen haben sie später um so mehr verloren. Aehnliches kann bei Warrants vorkommen, namentlich wenn es sich um Spiritus, Rübenzucker oder Wolle handelt. Bei anderen Waaren, z. B. bei Getreide, Oelsaat, Hanf, Tabak, Rohrzucker, Kaffee, Thee, Petroleum, Baumwolle, sind solche Mißbräuche viel weniger zu besorgen. Deutsche und nichtdeutsche Schutzzöllner und Freihändler klagen mit Recht über den Unfug, welchen manche Speculanten mit Glasgower Eisenwarrants treiben. Die Sache hat jedoch eine besondere Bewandniß. Diese Warrants cirkuliren Monate lang und auch außerhalb des Ortes, wo sie creirt worden sind. Im Allgemeinen ist die Cirkulation der englischen Warrants indeß localisirt. Der Londoner Warrant cirkulirt vorzugsweise in London, der Warrant von Bristol in Bristol, und die Papiere bleiben nicht lange im Verkehr. Je mehr ein Land sich vom System der Schutzzölle, der ungedeckten Banknoten und der Zwangsfabrikkassen (Zwangshülfskassen) entfernt und je mehr es sich dem System des Freihandels, der vollgedeckten Banknoten (der Münzscheine des Staates), der Gewerkvereine, freien Hülfskassen und gleitenden Lohnscalen nähert, desto weniger hat es beträchtlichere Warrantmißbräuche zu besorgen. In England haben verschiedene Arbeitgeber und Gewerkvereine das Uebereinkommen getroffen, daß die Arbeitslöhne mit den Preisen der betreffenden Waaren steigen und fallen. Diese Einrichtung der sogenannten sliding scales, und die in Rheinland-Westphalen empfohlene Ersetzung der Rohertragstantièmen der Betriebsleiter bei der Production von Roheisen, Kohlen und Coaks sowie kurze Wechselziele sind vortreffliche Vorbeugemittel gegen Ueberspeculationen und Krachs. Jedenfalls darf die Beleihung von Warrants durch eine Notenbank nicht zu einer neuen Notenausgabe führen, wovor auch G. Leonhardt mit Recht warnt. Mitte November 1887 erörterte der Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller die Warrantfrage. Der Generaldirector Lueg von der Guten Hoffnungshütte führte dabei nach Zeitungsnachrichten aus, daß in England das Warrantsystem zu einer Speculation im Eisengeschäft geführt habe, welcher fast alle (?) Bevölkerungsklassen in ungesundester Weise erfaßt. Das Warrantsystem würde auch bei uns zur Ueberproduction in Roheisen führen, wodurch die Eisen- und Stahlindustrie schwer zu leiden haben würde. Namentlich würde die erleichterte Beleihung dazu beitragen, daß die Production auch bei sinkender Conjunctur fortgesetzt werde. Die Versammlung nahm nach eingehender Discussion folgende Resolution an: „Der Verein spricht seine Ansicht dahin aus, daß die Eisen- und Stahlindustrie an der Emanirung eines Warrantgesetzes kein Interesse hat und die eventuelle Anwendung desselben auf ihre Erzeugnisse für schädlich hält. Er beschließt, eine entsprechende motivirte Eingabe an den Herrn Reichskanzler zu richten." Dieser Resolution scheinen unrichtige Informationen über die schottischen (nicht englischen) Warrantmißbräuche zu Grunde zu liegen. Der Gedanke, die Anwendung des Warrantsystemes auf die Eisen- und Stahlindustrie (usancemäßig, oder gesetzlich) auszuschließen, ist dagegen discutabel, vielleicht praktisch, obgleich ich das nicht mit Bestimmtheit behaupten will.

Warrants können ferner die ohnedies vorhandene krankhafte Tendenz zu einer übermäßigen Zusammendrängung des Handels und der Industrie in den Großstädten, Haupthafenplätzen und alten Industriebezirken steigern. Die Gesellschaft und der Staat besitzen jedoch wirksame Gegenmittel gegen dieses Uebel. Ein Theil der Pariser Fabriken ist bereits nach den Provinzen verlegt worden, und in London wird eine solche Verlegung in noch viel größerem Maßstabe geplant, wozu Eisenbahndifferentialtarife zu Gunsten der untervölkerten Gegenden sehr nützlich wären. In Kleinstädten und sogar in Mittelstädten sind ferner die Miethen und manche andere Ausgaben so wesentlich niedriger, wie in Großstädten, daß selbst Städte von geringerer Bedeutung Lagerhäuser haben können und sollen. Man denke z. B. an Getreidelagerhäuser und Getreidedepositenbanken.

Die empfindliche Concurrenz, welche die Vereinigten Staa-

Digitized by Google

ten der europäischen Landwirthschaft machen, beruht zum Theil auf der rationellen Organisation des amerikanischen und der häufig irrationellen Organisation des europäischen Kornhandels, wie der Deutsch-Amerikaner H. Semler, der österreichische Ingenieur Kupka, der Freiherr A. v. Pereira und Andere gezeigt haben. Pereira's interessante, 1881 in Wien erschienene Schrift über Getreidebanken schildert in anschaulicher, durch eine Abbildung unterstützter Weise, wie selbst die kleineren amerikanischen Landwirthe ihr Getreide in große Speicher, sogenannte Elevatoren, abliefern, wo dasselbe nicht besonders aufbewahrt, sondern zu anderem Getreide gleicher Sorte geschüttet wird. Der Landwirth erhält sofort einen Lagerschein, einen Warrant, und kann auf Grund des Scheines von Banken Geld erhalten. In Amerika unterscheidet man nach Hecht nur wenige Weizen-, Mais- und Roggensorten, während in München und Mannheim Weizen sehr verschiedener Qualitäten gehandelt wird. Darin liegt ein Haupthinderniß der Ausstellung von Getreidewarrants. Getreidelagerhäuser bestehen indeß bereits in München, Lindau, Passau und an anderen Orten West- und Osteuropas. Dieser wichtige Gegenstand, der mit den Secundärbahn-, Canal- und Straßenfragen zusammenhängt, verdient jedenfalls die ernste Aufmerksamkeit der europäischen Landwirthe. Das Elevatorensystem ist auch ein nicht unwirksames Mittel gegen den Wucher auf dem Lande, gegen den Mangel an bereiten Mitteln, an welchem manche Bauern leiden; obgleich Lombardbanken nicht dazu da sind, um Rittergutsbesitzern oder Bauern fehlende Betriebscapitalien vorzuschießen. Zur Verstärkung der Betriebsfonds sind Verkleinerungen zu großer Güter, Sparsamkeit, Hypothekenbanken, Vorschußvereine und ähnliche Institute erforderlich. Vielleicht gelingt es, durch Verkleinerung der Zahl der zu bauenden Weizen- und Roggensorten, sowie der Kornmischungssorten den deutschen, überhaupt den europäischen Getreidehandel mehr und mehr dem amerikanischen Elevatoren- und Warrantsystem anzunähern; natürlich mit gebührender Berücksichtigung der Verschiedenheiten der amerikanischen und europäischen Verhältnisse. Trotz Allem, was der Staat für die Landwirthschaft thun kann und soll, bleibt eine rationelle, solid-geschäftsmännische Selbsthülfe der Landwirthe die Hauptsache.

## Literatur und Kunst.

### Der polnische Faust.

Von Alexander Vogel.

Der Doctor Faust der deutschen Volkssage ist in der polnischen Volksüberlieferung bekanntlich der Ritter Twardowski. Die Hauptzüge sind bei beiden dieselben. Auch Ritter Twardowski hatte seine Seele dem Teufel verschrieben und als Entgelt die Macht der Zauberei erhalten, von der er denn auch im weitesten Umfange und oft in der tollsten Weise Gebrauch macht. Mephistopheles steht in verschiedenen Gestalten zu seinen Diensten. Schließlich wird auch hier der Geist der Finsterniß um seine Beute betrogen. Denn als er mit derselben schon durch die Lüfte abfährt, stimmt der Ritter ein frommes Lied an, der Böse läßt sein Opfer fahren und dasselbe bleibt zwischen Himmel und Erde hängen — in welch' unbequemer Lage es bis zum jüngsten Tage verharren soll. Freilich fehlt der polnischen Sage, durchaus entsprechend den beiderseitigen Volkscharakteren, jener tiefe Grundton des Motivs. Was in der deutschen Sage die weltschmerzliche Resignation eines vom Wissensdrang zermahlenen Gemüthes ist, stellt sich dort von vorab als einfache, derbe Lust am Sinnenreiz und heiteren Genuß dar; die ernsten Schattenrisse der deutschen Legende weichen durchweg helleren Farbentönen: hier Tragödie — dort Komödie.

Dem „Faust" der deutschen Literatur aber entspricht jene Folge von Dichtungen des Adam Mickiewicz, die unter dem Gesammtnamen „Dziady" zusammengefaßt ist. Es will sogar scheinen, als habe Mickiewicz unter dem übermächtigen Einflusse des Goethe'schen Genies sich anfangs mit der Absicht getragen, auch seiner Dichtung die Twardowski-Sage zum Ausgangspunkte zu geben, oder sie mindestens darin zu verwerthen und als habe er sich erst im Laufe der Arbeit, allerdings schon zur Zeit der ersten Entwürfe, eines anderen besonnen. Man lese nur das Gedicht „von dem versteinerten Jüngling" in dem fragmentarischen ersten Theile, so wird man sich über die ganz unmotivirte Verbindung des Gedankens, der Fabel, mit dem Ritter Twardowski wundern müssen, wenn man nicht eben annimmt, daß die Figur des Ritters auch anderweitig in den Plan der Dichtung hineingehört hat. Das Erscheinen des „schwarzen Jägers" wiederum am Ende dieses ersten Theiles ruft lebhafte Erinnerungen wach an die Goethe'sche Mephisto-Figur und es ist ungemein zu bedauern, daß der Faden gerade an dieser Stelle so knapp am Knäuel abgerissen ist.

Während sich nun die polnische Literatur den Goethe'schen „Faust" bereits längst in verschiedenen Uebertragungen angeeignet hat, entbehrte die deutsche Literatur bislang einer Uebersetzung des polnischen Gegenstückes. Endlich ist in jüngster Zeit eine Verdeutschung desselben aus der Feder des als Uebersetzer des „Herrn Thaddäus" — neben „Todtenfeier" das bedeutendste Werk des polnischen Dichters — bereits gut beleumdeten Herrn Siegfried Lipiner erschienen.*) Der Uebersetzer hat mit diesen beiden Arbeiten von seiner Sprachkunde, seinem poetischen Feingefühl und seinem Geschick in der Technik der Dichtkunst Beweis erbracht. Im Vergleich zum „Herrn Thaddäus" zeigt die „Todtenfeier" noch ein erhöhtes Maß von Sorgfalt, sprachlicher Schönheit und dichterischem Schwung. Daß Mißlungenheiten auch hier vorhanden sind, wird Niemanden wundern, der da weiß, welche Schwierigkeiten die Uebersetzung einer so eigenartigen Dichtung zu überwinden hat. Erfährt ja doch der Goethe'sche „Faust" in dieser Hinsicht in Polen ein schlimmeres Schicksal. Derselbe liegt allerdings bereits in vier oder fünf vollständigen Uebersetzungen vor, aber keine genügt auch nur mäßig hohen, vom guten Geschmack, dichterischem Empfinden und Kenntniß des Originales geregelten Ansprüchen.

Das Princip, welches der Herr Uebersetzer einer jeden sprachlichen Uebertragung zu Grunde gelegt wissen will, hat er selber wie folgt ausgedrückt:

> „Wahre Uebersetzungskunst darf sich durch nichts binden lassen, als durch die Absicht, genau die Wirkung des Originales zu erzielen: mit welchen Mitteln sie das erreicht, ist gleichgültig."

Er hätte dem weiter nichts hinzuzufügen brauchen, denn jeder Einsichtige wird sich damit einverstanden erklären, so frei auch immer das Princip auf den ersten Blick erscheinen mag. „Genau die Wirkung des Originales" — darauf kommt es an. Im Gesammteindruck sowohl, wie in den einzelnen Theilen; in Bezug auf den verstandlichen ebensogut, wie auf den seelischen Theil unseres Ichs; dem Inhalte gleicherweise, wie der Form nach und in jeder anderen Rücksicht. Genügt eine Uebersetzung allen diesen Anforderungen, dann ist sie eine vollkommene. Man darf auch keineswegs befürchten, als habe der Uebersetzer von diesem Grundsatze der Ungebundenheit bedenklich weitgehenden Gebrauch gemacht; eher ist das Gegentheil der Fall. Derselbe soll nur als Maßstab für die folgende Werthvermessung Verwendung finden.

„Todtenfeier!" Es ist eine eigene Sache, einem Uebersetzer Vorstellungen machen zu wollen in einem Punkte, über den er zweifelsohne monate-, vielleicht jahrelang mit sich zu Rathe gegangen. Dennoch will es scheinen, als sei er in der Wahl des Titelwortes nicht ganz glücklich gewesen. Denn es hängen dem Worte gewisse moderne Begriffstheile an (einerseits erinnert es an „Todtenfest", andererseits an „Trauer-

*) „Todtenfeier" (Dziady) von Ad. Mickiewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

feier"), wodurch das halbheidnische, geheimnißvolle, grausige Moment des Vorganges verdeckt wird, insbesondere auch das persönliche Erscheinen der abgeschiedenen Geister oder Seelen nicht in den Vordergrund unserer Vorstellung tritt. Vielleicht wäre ein Ausdruck wie „Geisterfeier", „Geisterfest" oder eine ähnliche Verbindung geeigneter gewesen, weil darin die angedeuten Begriffstheile deutlicher vorhanden sind.

In Bezug auf die metrische Form geht der Uebersetzer von dem Grundsatze aus, der polnische Sechsfüßler, welcher im Originale vorherrscht, eigne sich aus Rücksichten der Versbaukunst nicht für die deutsche Uebersetzung. Die Erfahrung habe gelehrt, daß der echte Alexandriner und der Blankvers einander im Drama verhältnißmäßig noch am besten entsprechen. „Ich habe demnach dort" — so fährt der Uebersetzer fort — „wo nicht das Original selbst lose Rhythmen oder lyrische Form aufweist, in der Regel den Blankvers angewandt, ohne ihn übrigens so frei zu behandeln, wie unsere großen Muster es erlauben würden." Nun läßt sich offenbar gegen die in der Voraussetzung hingestellte Behauptung von der Gleichwerthigkeit des Alexandriners und des deutschen Blankverses im Drama wenig einwenden. Nur muß es sich auch wirklich um das Drama handeln. Die Dichtung des polnischen Meisters hat aber vom Drama nicht mehr an sich, als die allergröbsten Umrisse — etwa insofern, als Rede und Gegenrede, Gesang und Gegengesang in verschiedenen Abständen miteinander abwechseln, aber dies fast ausschließlich nur in Ansehung der äußeren Form; insofern als der dritte Theil in neun „Scenen" eingetheilt ist, wobei jedoch von einer scenischen Gliederung in dramatischem Sinne gar nicht die Rede sein kann; schließlich insofern vielleicht, als es dem Dichter beliebt hat, am Ende des Schlußtheiles die Bemerkung anzufügen: „Ende des ersten Actes". Mit Ausnahme aber einiger größerer Stellen in eben diesem Schlußtheile ist der innere Charakter der Dichtung nichts weniger als dramatisch, vielmehr trotz der Alexandriner durchaus lyrisch: zu einem Theile lyrisch-declamatorisch — nennt ja doch der Uebersetzer selber den ganzen zweiten Theil sehr bezeichnend einen „ungeheuren Monolog"; — zum anderen Theile geradezu gesungen gedacht, wie ja bekanntlich die französische ebensogut wie die polnische Dichtkunst den gereimten Sechsfüßler für die verschiedensten Dichtgattungen mit Glück anwendet. Ueberdies hält sich das Original keineswegs durchweg an den Sechsfüßler, zeigt vielmehr die verschiedensten jambischen, überhaupt zweifüßigen Versarten, wodurch dem Ganzen eine reizvolle Abwechselung der Form verliehen wird. Es ist auch weder dem Dichter selbst, noch den Literaturhistorikern beigefallen, die Dichtung als Drama zu bezeichnen. Dieselbe nähert sich vielmehr an regelloser Ungebundenheit der Form von allen modernen Dichtungen thatsächlich am meisten dem „Faust" — mit dem Unterschiede (ein Unterschied allerdings im Sinne unserer Beweisführung), daß bei ihr nicht einmal an den Versuch einer Dramatisirung gedacht werden kann, der schon bei der Goethe'schen Dichtung bekanntlich nur zum Theil ausführbar ist und auch in dieser Beschränkung immerhin nur als bedingterweise gelungen gelten darf. Daß sich aber für eine Dichtung von so gemischter Natur der Blankvers besonders gut eignen sollte, kann füglich nicht behauptet werden. Das metrische Gewand des „Faust" zeigt weder im Ganzen ein einheitliches Pogramm, noch ist es im Einzelnen von schulrechter Formung und doch: welch Erfolg! Es ist ja eine mißliche Sache, mit Wenn und Aber zu hantiren, aber man darf in diesem Falle wohl ohne Weiteres behaupten, daß das Werk nicht den gewaltigen und vor Allem volksthümlich allgemeinen Eindruck gemacht hätte, wenn es durchweg, oder auch nur überwiegend in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben worden wäre.

Auf Grund dieser Erwägungen kann der Gedanke des Uebersetzers, in größerer Ausdehnung den Blankvers anzuwenden, nicht glücklich und in Ansehung seiner Absicht, „genau die Wirkung des Originales zu erzielen", nicht förderlich genannt werden. Dazu kommt, daß der Uebersetzer gerade für dieses Maß wenig metrisches Feingefühl an den Tag legt. Es scheint aber auch, als sei diese Wahl erst auf einen späteren Entschluß zurückzuführen, denn die beiden ersten großen Bruchstücke des ersten Theiles sind thatsächlich in gereimten, theils fünf-, theils sechsfüßigen Jamben übersetzt und die Wirkung des Originales dadurch zweifelsohne besser wiedergegeben, als durch die reimlosen Fünffüßler des Uebersetzers.

Im Originale finden sich an mehreren Stellen Anführungen oder vielmehr Uebersetzungen aus Schiller und Goethe unter ausdrücklichem Hinweise des Verfassers auf diese Quellen. Der Uebersetzer hat diese Stellen in dem deutschen Texte ausgemerzt und meint, damit etwas für den deutschen Leser ganz Selbstverständliches und in jeder Hinsicht Lobenswerthes gethan zu haben. Es will jedoch scheinen, als habe er sich in dieser Voraussetzung durchaus getäuscht und als werde er des Beifalles der Literaturfreunde, überhaupt aller derjenigen Leser nicht theilhaftig werden, die den aus einem poetischen Erzeugnisse geschöpften Genuß nach tieferen Rücksichten zu regeln pflegen, als lediglich nach der Lust an neuen Eindrücken. Muß es nicht gerade für den deutschen Leser höchst interessant sein, dem Werdeprocesse eines Dichters nachzuspüren, dessen gesammte Entwickelung durch die Begeisterung für die Musterschöpfungen der beiden Weimarischen Dichterhelden die nachdrücklichste Förderung erfahren hat, zumal da diese Geistesabdrücke in keinem anderen Werke, wie gerade in diesem, so augenfällig in die Erscheinung treten? Oder sind dem deutschen Leser die Goethe und Schiller so gewöhnliche Alltagskost, daß ihm die Einstreuung von hier zwei, dort vier oder sechs Verszeilen ihrer Dichtungen Unbehagen verursachen sollte? Und muß es nicht für jeden Leser interessant sein, zu erfahren, welche Gedanken und Formen das waren, die den Helden des Stückes oder, was dasselbe besagen will, den Dichter inmitten der schwungvollsten Declamationen zu dem Ausrufe veranlassen konnten: „Kennst Du Schiller?" oder aber: „Ach, kennst Du Werther's Gluth und Thränen?" und weiterhin: „Ach, wenn Du Goethe im Originale kennst" — und die Belegstücke für diese begeisterte Anerkenntniß der Meisterschaft kennen zu lernen? In der That: es sprechen wichtigere Rücksichten für die Beibringung dieser Zeugnisse, als gegen dieselbe.

Der Mißgriff in der Wahl der metrischen Form zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze Uebersetzung. Beispiele liefern alle drei Theile der Dichtung in Unzahl. So lesen wir in dem vierten Bruchstücke des ersten Theiles (derselbe ist nur aus den hinterlassenen Handschriften des Dichters fragmentarisch zusammengesetzt) sogleich bei der ersten Anwendung dieser Versart:

„O seichte Seelen! seelenlose Puppen!
Die alle Sittlichkeit aus Sitte schöpfen,
Die fröhlich sind und traurig, warm und kühl,
Wie es die Mode im Kalender vorschreibt;
Der gute Ton — die Phrasen, Complimente:
Salon-Bonbons, in Verschen eingewickelt."

Es wird schwer, aus diesen Versen einmal eine rhythmische Bewegung, dann aber auch einen erträglichen Sinn herauszulesen. In Wirklichkeit besagt das Original etwa Folgendes:

Wie hass' ich Euch, Ihr flachen Geister,
Vielmehr geistlose nur Skelette,
Die Ihr, der Formen wahre Meister,
Gleichschätzt Moral und Etikette;
Die Thränen, Rührung und Entzücken
Stets nach der neu'sten Mode schicken
Und deren fade Artigkeiten,
Um Euren Kopf nicht gar zu plagen,
Man ähnlich jenen Süßigkeiten
In art'ge Reime eingeschlagen.

Oder eine Stelle aus dem zweiten Theile:

„Wenn man einmal ein Mädchen Gattin nennt,
Hat man es schon begraben! Alle Freunde
Gibt es da auf — und Vater, Mutter, Brüder;
Sogar — nun kurz, sie gibt die ganze Welt auf
Beim ersten Tritt auf fremden Hauses Schwelle."

Digitized by Google

Die Uebersetzung ist hier sinngetreu und wörtlich — leider nur zu wörtlich; dies ist aber auch ihr einziger Vorzug, sofern er ein solcher genannt zu werden verdient. Von Poesie zeigt die Stelle weder in der Form, noch im Gedankenausdrucke eine Spur; rhythmischen Fluß hat nur der letzte Vers.

In der ersten Scene des dritten Theiles (im Carmeliter-Gefängnisse) entwickelt einer der Gefangenen einen prächtigen Galgenhumor und hat für seine Leidensgefährten die mannigfachsten Trostgründe zur Hand. Einer davon nimmt sich in der Uebersetzung wie folgt aus:

„Da Thomas*) frei war, stand ihm auf der Stirne
Mit großen Lettern angeschrieben: »Carcer« —
Nun ist er drin und fühlt sich wie zu Haus,
Recht wie ein Fisch im Wasser. Draußen ging's ihm
Wie jenen Schwämmen, die im Licht verdorren" — u. s. w.

Abgesehen von der Trockenheit des Ausdruckes ist diese Stelle nichts weniger als gut übersetzt. Im Originale ist nicht von dem fidelen Studentengefängnisse, vulgo Carcer, die Rede, sondern von einer ungeheuer viel ernsteren Gefängnißhaft, wie sich aus dem ganzen Zusammenhange ganz augenscheinlich ergibt. Außerdem ist der Ausdruck „Schwämme" in dieser Bedeutung für den Norddeutschen nicht verständlich (der Uebersetzer lebt in Wien); im Originale steht wörtlich: „wie jene kryptogamen Pilze".

In diese Scene ist eine kleine, in sich abgeschlossene Erzählung eingeflochten, welche in unverkennbarer Weise alle Merkmale der Fabelgattung aufweist — selbst die angehängte „Moral" fehlt nicht. Aber auch hier wendet der Uebersetzer den reimlosen Blankvers an, betrachtet das Ganze also ebenfalls unter dem dramatischen Gesichtswinkel nur aus dem Grunde, weil es einer der sprechenden — man kann füglich nicht sagen handelnden — Personen in den Mund gelegt ist. Man höre wenigstens den Anfang:

„Als Gott den Sünder aus dem Garten trieb,
Wollt' er denn doch nicht, daß der Mensch verhung're;
Hieß drum die Engelschaar Getreide bringen
Und auf des Menschen Weg die Körner streu'n.
Und Adam kam, fand sie, besah sie flüchtig
Und ging; er wußte nicht: was damit machen —" u. s. w.

Ueber das poetische Formgefühl, soweit die Art des Ausdruckes in Betracht kommt, mag sich ja streiten lassen, weil dasselbe überwiegend auf subjectivem Gebiete liegt; doch wird der Uebersetzer schwerlich bestreiten wollen, daß diese Fabel an Reiz und Wirkung ungemein hätte gewinnen müssen, wenn sie in eine für diese Dichtgattung passende Form gebracht worden wäre. Der dramatische Vers mag von allen der dafür am wenigsten geeignete sein.

Zum Schlusse noch ein typisches Beispiel für die unglückliche Handhabung dieses Versmaßes durch den Uebersetzer. Der Universitätsrector wendet sich an den Gouverneur (achte Scene im dritten Theile):

„Gestatten die Bemerkung, daß — trotz allem
Geheimniß, allen Wachen — die Behandlung
Des Rollisson durch unzufried'ne Leute
Leicht ruchbar werden kann, — daß man am Ende
Auch Mittel findet, unsre reine Absicht
Beim Kaiser anzuschwärzen, wenn wir nicht
Rasch dem Proceß den Garaus machen."

Hier haben sich die letzten Spuren einer metrischen Bewegung sowohl, wie einer über die prosaische Alltäglichkeit erhobenen Ausdrucksweise verflüchtigt, trotzdem daß der Vers durchaus „so frei behandelt" ist, wie es unsere großen Muster nur irgend erlauben!

Fürwahr, in der Wahl der dramatischen Versart und der Art ihrer Anwendung hat sich der Verfasser vergriffen zum Nachtheile seines Zielplanes: „die Wirkung des Originales genau wiederzugeben." Wäre die Wirkung des Originales in der That nur eine solche, wie sie die Uebersetzung mit ihren reimlosen Jamben erzielt, dann müßte man an dem dichterischen Verständnisse und Schönheitsgefühle eines Volkes gerechte Zweifel hegen, das den Urheber der Dichtung als seinen größten Meister im Reiche der Dichtkunst, die Dichtung selbst aber als das bedeutendste poetische Erzeugniß seiner Literatur bezeichnet. Ueberdies besitzt der Uebersetzer zu viel Selbstkritik, als daß er sich der Ueberzeugung, in diesem Punkte fehlgegangen zu sein, auf die Dauer verschließen könnte. Aehnlich wie er die Unzulänglichkeit der Uebersetzung einzelner bereits vor Jahren veröffentlichter, sogar mit Beifall aufgenommener hervorragender Bruchstücke eben dieser Dichtung nachträglich erkannt hat und heute unumwunden eingesteht, so sehr zwar, daß er davon für die gegenwärtige Ausgabe gar keinen Gebrauch hat machen wollen, wird es ihm voraussichtlich auch mit dem dramatischen Fünffüßler ergehen: er wird ihn eines Tages als dem Geiste der Dichtung nicht zusagend und ersatzbedürftig befinden.

Alle anderen Arten von Versmaß hat der Uebersetzer mit Glück versucht, zum Theil sogar eine Wirkung darin erreicht, welcher jener des Originales ebenbürtig zur Seite steht. Prächtig gelungen ist z. B. der großartig angelegte Monolog („Improvisation") im dritten Theile: „Allein! Was — Menschen! Sing' ich für Menschenohr?" Es möge auf gut Glück eine Stelle herausgegriffen sein:

„Ich fühl' Unsterblichkeit, ich schaff' Unsterblichkeit!
Sage mir, o Gott, was Größ'res Dir gelang?
Sieh her, wie ich aus meiner Seele
Diese Gedanken heraufbefehle,
Wie ich in Worte sie einverleibe,
Zum Flug durch alle Himmel treibe:
Sie kreisen, sie tönen, sie blitzen empor!
Fern sind sie schon — ich hör' sie nicht minder,
Mit ihrem Klange kos't mein Ohr;
All' ihre Ründung fühlt meine Hand,
All' ihre Regung mir voraus bekannt:
Ich liebe Euch, o meine Sangeskinder!
Meine Gedanken — ihr Sterne mein!
Meine Gefühle — ihr Stürme mein!
Ein Vater in seiner Lieben Bereich,
Also stehe ich unter Euch:
Ihr Alle mein!"

Oder weiter unten:

„Du schweigst, Du schweigst? — Nun wird mir's klar!
Nun stehst Du vor mir offenbar!
Dein Wesen erschau' ich, wie es ist,
Und wie Du gewaltet, hab' ich erkannt:
Ein Lügner, wer Dich die Liebe genannt,
Der Du ja nur die Weisheit bist!
Der Kopf, nicht das Herz mag Dich ergründen,
Der Kopf, nicht das Herz, Dein Rüstzeug finden.
Nur wer in Bücher sich vergraben,
In Zahlen, Cadaver, Erz und Stein,
Der errang sich, nur der allein
Etwas von Deinen Kräften und Gaben.
Er findet Dampf und Pulver und Gift,
Was raucht und blitzt, was knallt und trifft,
Gesetzeswust für klügelnde Köpfe
Und Afterglaube für arme Tröpfe.
Dem Kopf hast Du die Welt gegeben,
Das Herz mag ewige Qual zerwühlen:
Mir schenktest Du das kürzeste Leben
Und das allergewaltigste Fühlen" u. s. w.

Auch die „Vision" in der vierten Scene des dritten Theiles, ein Cabinetsstück zartester dichterischer Empfindung nnd in ihrer Veranlagung dem „Faust"schen „Schwindet, ihr dunklen Wölbungen droben —" gut vergleichbar, ist in der Uebersetzung vorzüglich gelungen. Der zarte poetische Hauch, der uns aus dem Originale entgegenweht, findet sich ohne Beeinträchtigung auf die deutschen Worte übertragen. Auch die „Vision" des

*) Anführer der als hochverrätherisch verfolgten Studentenverbindungen und Mitgefangener.

Digitized by Google

Bruder Petrus in der fünften Scene zeigt einen hohen Grad von Wohlgelungenheit, obgleich es hier dem Verfasser nicht durchweg geglückt ist, den tiefen Ton des Originales festzuhalten. Gleicher Weise abgerundet erscheinen in der Versform sowohl, wie im Gedankenausdrucke die meisten eingestreuten strophisch gegliederten Gedichte der verschiedensten metrischen Zusammensetzung.

Hin und wieder laufen dem Uebersetzer Verstöße gegen den Geist der Sprache unter. So lesen wir im zweiten Theile:

„Die Freunde ...
wollen Liebreiz
Mit kaltem Cirkel messen, schau'n zum Himmel
Wie Wölfe oder Astronomen."

Der deutsche Leser muß sich verwundert fragen, wie hier die „Wölfe und die Astronomen" friedlich neben einander gerathen? Er wird sich auch einen Sinn aus der Stelle herauszulesen nicht im Stande sein, wenn er nicht das polnische Sprichwort kennt: „er versteht so viel, wie der Wolf von der Sternkunde", d. h. gar nichts. Demnach: die Einen schauen blöden Auges, ohne jedes Verständniß zum Himmel auf, die Anderen mit dem calculirenden Verstande eines Fachgelehrten.

Etwas weiter unten wird der freudige Empfang bei der Einkehr eines Jünglings in's Vaterhaus geschildert. Alles jubelt, die jüngeren Geschwister kommen dem Wagen entgegengelaufen und

„Ein jedes kriegt nun sein Pirog —"

Was ist Pirog? so fragt der deutsche Leser ohne Antwort, wird auch eine solche in keinem deutschen Sprachlexikon finden. Aus Linde's polnischem Sprachlexikon freilich hätte der Uebersetzer erfahren, daß in Litthauen (dort eben ist der Schauplatz) jedes Gebäck aus Weizenmehl, also jedes Weißbrod, Pirog genannt wird; es wäre hiernach auch ein entsprechender deutscher Begriff, beziehungsweise Ausdruck unschwer zu finden gewesen. In den übrigen polnischen Landestheilen freilich wird durch das Wort jede Art Füllkloß bezeichnet, ob die Füllung nun aus Fleisch, Gemüse, Quarkkäse bestehen mag; ein bayrischer „Leberknödl" wäre demnach auch ein Pirog und wahrscheinlich aus diesen Gründen hat sich der Uebersetzer an eine Verdeutschung des Ausdruckes nicht herangetraut.

Ein Polonismus ist es auch, wenn der Uebersetzer im zweiten Theile bei der Erwähnung des Toastes auf das neuvermählte Paar die schwach optative Form: „Sie lebe!" und später wiederum „Sie leben!" gebraucht, ohne Hinzufügung des im Deutschen unerläßlichen „Hoch!" — Die „Nase stolz aufwerfen" anstatt „sich in die Brust werfen" ist ebenfalls ein Polonismus und dergleichen sind einige mehrere. Doch ist damit auch die Reihe der Ausstellungen ziemlich erschöpft.

Zieht man die Bilanz, so dürfte dem Uebersetzer Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sagt: zwar sei es ihm nicht gelungen, sein hohes Zielstreben nach der Wirkung genau des Originales zur Wahrheit zu machen; dennoch habe er dem deutschen Leser mindestens eine gute Vorstellung von der Wirkung des Originales ermöglicht und sich durch seine Arbeit um beide Literaturen verdient gemacht.

Der Uebersetzer hat seinem Buche eine ausgedehnte Vorrede vorangestellt. In derselben sind ja mancherlei für den deutschen Leser zum Verständnisse der Dichtung nützliche Winke enthalten, mindestens ebenso viel aber an müßigen Fragen und weitschweifigen Antworten über das Wesen der Dichtung, den Zusammenhang der Theile, die leitenden Motive, die Deutung poetischer Gleichnisse u. s. w. Das Meiste davon ist weit mehr geeignet, den Leser zu verwirren, als aufzuklären und zu belehren. Selbst für den geistig etwas schwerfälligen Leser genügt ein kurzer Hinweis auf die Bedeutung der dichterischen Allegorisirung und ist ihm förderlicher, als eine anatomische Zergliederung derselben, weil es dann selten ohne tiefsinnige Erörterungen der Widersprüche (ob wirklichen oder nur scheinbaren), Untersuchungen über die sich nicht genau deckenden Theile der Vergleichung und sonstige Haarspaltereien abgeht. Ein jeder Dichter — es mag erlaubt sein, ein in anderem Sinne von Jean Paul gebrauchtes Bild zu variiren und auszudehnen — jeder wahre Dichter steht gleichsam in einem Glasgehäuse, dessen Wände er von innen heraus mit seiner Seelenschrift bedeckt. Den Außenstehenden erscheint diese Schrift verkehrt, und verschiedene Menschen werden dieselbe nur in verschieden mangelhaftem Grade entziffern. Sie flüssig zu lesen aber, in ihren Charakter und ihre Geheimnisse einzudringen, ist nur der im Stande, der den Eingang in die krystallene Behausung aufzufinden, hereinzutreten und sich selbst neben den Dichter zu stellen befähigt ist. Passirschein ist ein Funke dichterischer Anschauung in des Lesers eigener Seele. Wo dieser fehlt, da wird das letzte Siegel des Buches schwerlich gelöst werden, da wird sich auch jede Zergliederung der geheimen Absichten des Dichters als nutzlos erweisen. Der Leser hält dann wohl die Theile in der Hand, es fehlt ihm nur leider das — seelische Band.

---

## Der Hahnrei. Roman von F. Dostojewski.

Besprochen von Georg Malkowsky.

Dostojewski hat die drei Hauptfiguren seiner jüngst verdeutschten pathologischen Studie — die Eine ist beim Beginn des Romans vor drei Monaten gestorben — selbst so treffend charakterisirt, daß wir seinen Worten wenig hinzuzusetzen haben. „Sie war eine von jenen Frauen, die gewissermaßen dazu geboren sind, ihrem Gatten untreu zu werden. Diese Frauen genießen als Mädchen den besten Ruf, den sie erst verlieren, wenn sie Gattinnen geworden. Der Gatte ist ihr erster Liebhaber, aber erst nach der Trauung. Keine Art von Frauen findet so rasch und leicht einen Mann als sie. Die Schuld an dem ersten Liebhaber trägt immer der Gatte. Und dabei glauben sie gegen den Gatten durchaus aufrichtig zu sein: niemals würden sie zugeben, daß sie ihm ein Unrecht zufügen, niemals eine Schuld von ihrer Seite anerkennen." „Der beständige Verrath an ihrem Gatten machte ihr nicht im geringsten Gewissensbisse. Ihrem Liebhaber war sie treu — natürlich nur so lange, als sie seiner nicht überdrüssig war. Sie liebte es, ihn zu quälen, doch liebte sie es ebenso sehr, ihn zu belohnen. Ihr ganzes Wesen war leidenschaftlich, rücksichtslos, sinnlich. Sie haßte die Ausschweifung und verurtheilte sie auf's Allerentschiedenste, und doch war sie selber ausschweifend, obwohl nichts in der Welt sie von dieser Thatsache überzeugt hätte."

Es gibt einen diesem entsprechenden Typus von Männern, deren Wesen darin besteht, daß sie gegenüber jenen Frauen ihr Leben lang nichts weiter waren als Gatten. „Ein solcher Mann wird einzig zu dem Zwecke geboren, um sich zu verheirathen, und sich unmittelbar darauf in ein Anhängsel seiner Frau zu verwandeln, sogar für den Fall, daß er nebenher seinen eigenen ausgesprochenen Charakter hat. Werden diese Typen in einer Ehe zusammengeführt, so ist die unvermeidliche Folge davon, daß der Gatte über kurz oder lang der Betrogene ist. Er wird es mit derselben Naturnothwendigkeit, mit welcher die Sonne leuchtet, und dabei weiß er nicht einmal darum und kann seinem ganzen Wesen gemäß nicht darum wissen."

Und der Dritte, der Betrüger? Ein Petersburger Flaneur, der zwei Vermögen durchgebracht hat und sich mit Chic ein Paar Handschuhe anzuziehen weiß. Er hatte die Frau bei Gelegenheit eines Erbschaftsprocesses en passant kennen gelernt. „Er war geradezu der Sclave dieser Frau gewesen und hätte ohne Bedenken auf ihren kleinsten Wink jeden noch so thörichten und unsinnigen Streich begangen. — Als nach Ablauf eines Jahres die Stunde der Trennung schlug, war er in der größten Verzweiflung. Er war bereit, alles preiszugeben, sie zu entführen und mit ihr für immer in's Ausland zu gehen, aber sie wollte nichts davon wissen und machte sich darüber nur lustig. So mußte er denn allein reisen — und was geschah? Kaum zwei Monate waren seit der Trennung vergangen, als

Digitized by Google

er sich bereits die Frage vorlegte, ob er denn jene Frau wirklich geliebt habe, oder ob alles nur eine Illusion gewesen sei."

Den früheren Beziehungen dieser drei Alltagsmenschen zu einander ist natürlich nichts Interessantes abzugewinnen. Dostojewsky läßt die Frau frischweg an der Schwindsucht gestorben sein und den Mann aus hinterlassenen Briefschaften den mehr als ein Jahrzehnt mit einer ganzen Reihe von Liebhabern fortgesetzten Betrug entdeckt haben. Was wird der Hahnrei thun? Die Frau, die Hauptschuldige, hat sich durch den Tod der Abrechnung entzogen. Es handelt sich für ihn um drei Personen, um ein Kind, das er bisher für das seine gehalten, und um zwei junge Männer von der längeren Liste der Betrüger, die sich in Petersburg aufhalten. Er nimmt das Kind und reist nach der Residenz, ohne bestimmte Absicht, instinctiv in die Nähe seiner beiden Beleidiger getrieben.

Wenn es sich bei Dostojewski um psychologische Pathologie, um Seelenzerfaserung behufs einer interessanten Diagnose handelt, entfaltet er ein merkwürdiges Concentrirungsvermögen, das rücksichtslos mit den Thatsachen umspringt. Er hat das Doppelmotiv gebraucht, um die naive Sinnlichkeit der Frau zu demonstriren. Jetzt wird es ihm unbequem. Er läßt den einen Ehebrecher, noch ehe es dem beleidigten Gatten gelingt, ihn zu sprechen, an irgend einer Krankheit sterben, und dem Rächer bleibt nichts übrig, als sich als Leidtragender dem Leichengefolge anzuschließen. Es bleibt das Kind und der Mann, über dessen Vaterschaft ein hinterlassener Brief der schuldigen Frau keinen Zweifel gelassen hat.

Hier setzt die eigentliche Handlung des Romanes ein. Pawel Pawlowitsch trifft seinen Beleidiger Weltschaninow in einer eigenthümlichen Gemüthsverfassung. Der alternde Salonheld ist aus Mangel an Beschäftigung eben dabei, die Inventur der Vergangenheit zu machen. Das Resultat ist kein besonders erfreuliches, und der achtunddreißigjährige Weltschmerzler hat zeitweise nicht übel Lust, sich einen Schuft zu nennen. Dabei ist ihm das bischen Ehebruch noch garnicht einmal eingefallen, er hat die Kleinigkeit ganz vergessen, bis sie ihm in Gestalt des Pawel Pawlowitsch mit dem umflorten Hute in greifbarer Gestalt vor Augen tritt.

Um das Folgende begreiflich zu finden, muß man sich Situation und Charakter der beiden Hauptacteurs möglichst klar machen. Weltschaninow ist in der Büßerlaune, er fängt an, den Ehebruch für eine Sünde zu halten und ist zu jeder Sühne bereit. Pawel Pawlowitsch ist seit dem Tode der Frau, deren Anhängsel er gewesen, ganz aus Rand und Band. Er hat seine Frau geliebt, er hat sein vermeintliches Kind geliebt, er hat seinen Hausfreund geliebt. Alle drei soll er nun plötzlich hassen. Daran kann sich der geborene Hahnrei nur schwer gewöhnen. Als bestes Auskunftsmittel, als Corroborativ für zu fassende energische Entschlüsse wählt er zunächst die Führung eines liederlichen Lebenswandels und den Champagnerrausch.

Der erste Act des Dramas nach dem Zusammentreffen der beiden Helden erinnert lebhaft an Raskolnikow. Weltschaninow ist sich nicht klar darüber, ob Pawel Pawlowitsch wirklich von seinen Beziehungen zu der verstorbenen Frau unterrichtet ist. Der betrogene Ehemann läßt ihn im Ungewissen und spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus. Ueber diesem Spiel geht das Kind zu Grunde, das der legitime Vater dem illegitimen gegenüber als Trumpf benutzt. Nach dem Tode seiner Tochter weiß Weltschaninow, daß sein Gegner in der Hinterlassenschaft seiner Frau die Beweise für seine Hahnreischaft gefunden hat. Was nun? Er wartet auf eine Erklärung, aber sie bleibt aus. Pawel Pawlowitsch zieht es vor, ihn mit halben Andeutungen auf die Folter zu spannen. Er weiß übrigens auch wirklich noch nicht, was er thun wird.

In diesem zweiten Act kommen Scenen von wahrhaft Shakespeare'scher Kühnheit der Charakteristik vor. Wie der betrogene Ehemann den Verführer seiner Frau zwingt, mit ihm zu trinken, ja ihn zu küssen, das ist aus der Kenntniß der tiefsten und dunkelsten Falten des menschlichen Herzens geschöpft. Als man jeden Augenblick die Katastrophe erwartet, da erscheint der geborene Hahnrei mit einer Kutsche und bittet Weltschaninow, er möge sich von ihm in die Familie seiner Zukünftigen einführen lassen. Hier ist die Grenze, wo sich Vernunft und Verrücktheit berühren. Pawel Pawlowitsch ist so entsetzlich, so ahnungslos betrogen, daß er an die Wirklichkeit des Betruges kaum zu glauben vermag. Er will es noch einmal versuchen, ob auch ein fünfzehnjähriges, kaum der Schule entwachsenes Mädchen schon das Gift in der knospenden Brust trägt. Als Prüfstein will er den nach seiner eigenen Erfahrung gefährlichsten Mann benutzen, er will sehen, ob sie dem Urtypus des Don Juan widersteht. Die Prüfung mißlingt, da seine Erkorene durch eine kindische Jugendliebschaft in Anspruch genommen ist, und Pawel Pawlowitsch krümmt sich unter der Lächerlichkeit seiner Brautwerbung. Und nun tritt die Katastrophe ein, plötzlich, unerwartet, wie unter einem mechanischen, von außen her kommenden Drucke! Weltschaninow fühlt sich krank. Pawel Pawlowitsch pflegt ihn aufopfernd, und plötzlich in der Nacht steht er an seinem Bette mit dem Rasirmesser in der Hand, um ihm den Hals abzuschneiden. Der Bedrohte entreißt ihm die Waffe, bindet ihn und entläßt den Meuchelmörder am anderen Morgen. Ein ihm am Tage darauf zukommendes Couvert enthält den in der Hinterlassenschaft der Frau gefundenen Brief, in dem sie ihm die Geburt eines Töchterchens anzeigt und ihn als Vater bezeichnet.

An Stelle des Schlusses weist die Tragödie ein satirisches Nachspiel auf. Nach zwei Jahren trifft Weltschaninow Pawel Pawlowitsch auf einem Bahnhofe als zum zweiten Male verheiratheten und zum zweiten Male betrogenen Ehemann. Es gibt eben geborene Hahnreie.

Dostojewski hat die Analyse seines seltsamen Hahnreicharakters in einer nachträglichen Reflexion Weltschaninow in den Mund gelegt. „Er ist hergekommen, um »mich zu umarmen und mit mir zu weinen«, wie er sich selbst in seiner widerlichen Weise ausdrückte — das heißt, er kam, um mich zu morden, dachte jedoch, daß er komme, um mich zu umarmen und mit mir zu weinen. — Und wer weiß, wenn ich mit ihm geweint hätte, vielleicht hätte er mir in der That verziehen, denn er hatte wirklich den heißesten Wunsch, zu verzeihen ... All' sein Wünschen und Wollen jedoch verwandelte sich bei unserem ersten Zusammentreffen in trunkenes Grimassenschneiden, in eine Carricatur, in gemeines, weibisches Flennen über die erlittene Kränkung. Er schwelgte förmlich in dem Gedanken, daß man ihm Hörner aufgesetzt. Um seine Gefühle wenigstens in irgend einer Weise zum Ausdruck zu bringen, kam er immer nur, wenn er getrunken hatte ... Es muß ihm wohl Spaß gemacht haben, das Grimassenschneiden und Flennen. Wie glücklich war er zum Beispiel damals, als er mich bestimmte, ihn zu küssen! Nur wußte er damals noch nicht, ob er mich umarmen oder mir den Hals abschneiden wird. Das Ende vom Liede war, daß er es für das Beste hielt, es mit Beidem zu versuchen.

O ja, er war sogar dumm genug, mich zu seiner Braut zu führen. Mein Gott, seine Braut. Nur einem solchen Quasimodo konnte es in den Kopf kommen, vermittelst der Unschuld der Mademoiselle Sachlabinin »zu neuem Leben zu erwachen!« Doch Sie konnten nichts dafür, Pawel Pawlowitsch — nein, Sie konnten nichts dafür! Sie sind eine Mißgeburt, und daher muß Alles an Ihnen, alle Ihre Gedanken und Hoffnungen, mißgeboren und absurd sein."

„Und dennoch, wenn ich gestern nicht das Rasirbesteck auf dem Tische vergessen hätte, wäre sicherlich nichts geschehen. Wirklich nichts? Ist er mir nicht vierzehn Tage lang ängstlich aus dem Wege gegangen, rein aus Mitleid, vielleicht nur, um nicht in Versuchung zu kommen? ... Und wie er damals in der Nacht aufsprang, um die Teller für mich zu wärmen — welcher Sprung vom Dolche zur Nächstenliebe! Sich und mich wollte er retten ... mit gewärmten Tellern!"

Ja, Pawel Pawlowitsch ist eine Mißgeburt, eine mögliche, durch unübertreffliche Kunst der Charakteristik wahrscheinlich gemachte Mißgeburt. Ein bekannter russischer Schriftsteller hat eine eigene Broschüre über Dostojewski als Criminalisten geschrieben und hat sich dabei vorwiegend auf Raskolnikow bezogen. Wenn die Kenntniß des menschlichen Herzens bis

Digitized by Google

in seine dunkelsten Tiefen zum Criminalisten befähigt, so hat Dostojewski diese seine Befähigung ebenso gut durch den „Hahnrei" erwiesen. Einheitliche Charaktere existiren nur in Buchdramen und idealistischen Romanen, denen das placet der ästhetischen Päpste gewiß ist. Wer sich das, was er im Leben gesehen, von der Seele herunterschreiben, wer Gestalten aus Fleisch und Blut schaffen will, der kann sich in dem merkwürdigen Gewebe, das sich zwischen Empfinden, Wollen, Denken und Handeln ausspannt, nur durch Zerfaserung der hin und her zuckenden Nerven zurechtfinden. Eine angenehme, durch den Beifall der Menge gekrönte Beschäftigung ist das nicht. Wir verargen es Niemand, der sich mit ästhetischem Widerwillen von solchen anatomischen Studien abwendet, aber wir verlangen Anerkennung und Achtung vor einer ernsten Arbeit, vor einem unschätzbaren Beitrage zur Kenntniß der menschlichen Seele.

Eine unbefangene, von dem ererbten ästhetischen Kanon unabhängige Kritik, pendelt zunächst nur zwischen dem Gewollten und dem Erreichten. Dostojewski hat in dem geborenen Hahnrei eingestandener Massen eine Mißgeburt, einen Quasimodo schildern wollen. Das ist ihm unzweifelhaft gelungen. Wenn er der Treue und Wahrheit der Schilderung die Einheitlichkeit des Charakters, die Geschlossenheit der sich regelrecht entwickelnden Handlung geopfert hat, so hat er von dem Recht der starken dichterischen Individualität Gebrauch gemacht, unter deren Druck sich die Kinderregeln der Poetik weiten und dehnen. Wem es nun noch Vergnügen macht, mit der kritischen Elle an den anormal scheinenden Körperverhältnissen herumzumessen, der mag es thun, dem fertigen Kunstwerk kann er nichts hinzuthun und nichts nehmen.

---

## Junge Literatur.

Von Wilhelm Goldbaum.

(Schluß.)

Wir lachen vielleicht sogar, wenn wir auf jene Verse stoßen, in denen der humanistische Wandervogel Eobanus Hesse der Stadt Erfurt vorhält, sie könne jetzt ohne Gefahr zerstört werden, da sie in seinem Liede fortlebe wie Troja in den Gesängen Homers. Aber trotz alledem wird uns das Herz warm bei dem Anblicke einer Gestalt wie derjenigen Ulrich v. Hutten's, trotz alledem sagen wir mit ehrfürchtigem Schauer seine Losung nach: „der Würfel ist gefallen!" Trotzdem bewundern wir seinen und seiner Kampfgenossen unergründlichen Erkenntnißdrang und Optimismus, der sich in seinem Jubelrufe ausathmet: „Es ist eine Freude zu leben, denn die Geister sind wach!" Denn das sind sie, auf welche das Wort unseres Dichterfürsten paßt:

Und ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Der Erkenntnißdrang und der Optimismus, der Stolz auf die Berechtigung der literarischen Persönlichkeit, das bewußte und unbewußte Martyrium für Zwecke, deren Erreichung erst der Zukunft winkt — ja, das sind die Merkmale der „Jungen Literatur".

Und immer von Neuem kehren sie wieder am Schriftthum, diese Merkmale, wenn eine Wandlung der Weltanschauung, wenn ein gesellschaftlicher Neubau sich vollziehen soll.

Zweihundert Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden, der die Ergebnisse der Reformation festgestellt hat, bedarf das deutsche Geistesleben eines Neubaues, wenn es nicht kläglich zerbröckeln soll. Es handelt sich um die Rückkehr zur Natur, um den Verzicht auf die Nachahmung fremder Art, um die Kräftigung an dem frischen Trunke aus dem Borne des Volksliedes. Da wird an Shakespeare's Vorbild die Dichtergeneration lebendig, da fällt Gottsched's Autorität unter Lessing's Streichen, da öffnet Herder das Mysterium der Volksdichtung. Und wild, zügellos, unbändig im menschlichen wie im literarischen Sinne geberdet sich der Sturm und Drang der „Jungen Literatur", ein heiliges Feuer brennt in den jungen Seelen der Klinger, Lenz, Müller, das unwiderstehlich Maß und Besonnenheit verzehrt. Sie selbst schaffen nichts Unsterbliches, diese jungen Genies, aber sie bahnen dem Unsterblichen den Weg, und schon wandelt unter ihnen der gewaltige Genius, der junge Goethe, welcher der Zukunft das leuchtende Gepräge seiner dichterischen Persönlichkeit aufdrücken soll:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Zerstörte Lebensläufe, tragische Katastrophen, ergreifende Irrungen und Verhängnisse liegen als Spuren an den Wegen, welche die „Junge Literatur" wandelt, und höchst bezeichnender Weise stammt von Einem, der in einer späteren Epoche selbst den Reigen der „Jungen Literatur" führte, das schicksalsschwere Wort: „Wir sind von Denen, die am Wege sterben." An dem Wege der Geschichte. Aber verloren im idealen Sinne ist sie nicht, diese Saat der Zukunft, die in den Stürmen der Völkerlenze in den Boden gesenkt wird.

Das aber ist immer festzuhalten, wenn man die Sendung der „Jungen Literatur" historisch begreifen will; ihre Existenz ist keine zufällige, sie ist allezeit eine nothwendige.

Wenn in dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts die literarische Jugend Frankreichs mit dem Rufe: „Place aux jeunes!" auf den Plan rückt, so geschieht es fürwahr nicht bloß, wie in manchem dürren Literaturcompendium zu lesen ist, weil sie die Fessel des Alexandriners oder der drei dramatischen Einheiten zerbrechen will. Das ist eine recht oberflächliche und dürftige Auffassung großer geistiger Bewegungen, und sehr äußerlich ist die Meinung, der Sieg der „Jeune France" über den Classicismus, über Corneille, Racine, Boileau sei damit erschöpft gewesen, daß Victor Hugo's Ernani sich den Zulaß zum Théatre français erzwang. Nein, es handelt in Wahrheit sich um etwas Anderes, um etwas viel Größeres, es handelt sich um den Neubau der durch die Revolution, durch das Napoleonische Kaiserthum, durch die Restauration zerstörten Gesellschaft Frankreichs. Die Literatur thut den Tirailleurdienst, sie sendet ihre Botenläufer aus, um den Geist der Nation zu wecken. Und an einem Julitage des Jahres 1830 ist das Werk vollbracht, die Nation ist dem Rufe ihrer jungen Dichter und Journalisten gefolgt. Nicht bloß die Kette des Alexandriners und der drei dramatischen Einheiten, auch noch andere, viel empfindlichere Ketten liegen zerbrochen am Boden und der unvertilgbare Optimismus der „Jungen Literatur" schreitet triumphirend über sie hinweg. „Es war, als ob die Luft nach Kuchen röche," sagt Heinrich Heine, der diesen Sieg persönlich beobachtete, und Ludwig Börne möchte jedem Blousenmanne, der ihm auf den Gassen von Paris begegnet, die Hand küssen.

Wie dann der Funke von Frankreich nach Deutschland überspringt und die Jeune France zum Vorbilde des „Jungen Deutschland" wird, das ist eines der merkwürdigsten Capitel in der Geschichte der Völkerbeziehungen. Es ist hier die Aufgabe nicht, völkerpsychologische Probleme zu erörtern, aber insoweit darf man sie streifen, daß klar und deutlich hervortrete, was darzuthun ist, daß nämlich die „Junge Literatur" immer auch eine „revolutionäre Literatur" oder, schärfer gesagt, daß die „revolutionäre Literatur" jedesmal die „Junge Literatur" ist.

Revolutionen, literarische wie politische, haben ihre Führer und ihre Handlanger; sie werden aber nie von den Bedeutendsten ihres Zeitalters gemacht, weil es dieser Bedeutenden gar nicht bedarf, wenn einmal der umwälzende Gedanke mit elementarer Unwiderstehlichkeit die Geister ergriffen hat. Bis dies aber geschieht, thut die Literatur ihre vorbereitende Arbeit. Dann, wenn die Revolution vollbracht ist, kommen die Genies der That, um den über die Ufer ergossenen Strom in das neue Bett zu lenken: nach den Humanisten Martin Luther, nach den englischen Parlamentsrevolutionären Oliver Cromwell, nach den Stürmern und Drängern Goethe, nach den Jacobinern

Digitized by Google

Napoleon Bonaparte, nach den „Jungdeutschen“ und den Professoren der Frankfurter Paulskirche Bismarck.

Napoleon Bonaparte verfolgt die Frau v. Staël, weil sie ihn einen Robespierre à cheval genannt hat, und als Chateaubriand in einer Zeitung von dem römischen Imperator Tiberius eine beziehungsreiche Schilderung entwirft, da läßt Bonaparte ihm sagen: Noch eine solche Zeile und er werde Herrn v. Chateaubriand auf der Schwelle der Tuilerien zusammenhauen lassen. Einem Theaterdichter sagt der Censor: „In Ihrem Stücke sehen Sie keine Anspielungen und auch das Publikum wird keine sehen. Aber es sind welche darin, und ich werde mich hüten, sie durchzulassen.“ Das ist das Kaiserreich mit dem Säbel; dann kommt die Restauration mit den Jesuiten. Da ruft Beranger: Eteignons les lumières et rallumons le feu! Und die jungen Leute, die Victor Hugo, Georges Sand, Prosper Merimée, Theophile Gautier sammeln sich um den revolutionären Gedanken, die Zeit ist gekommen, die alten Formen zu zerschlagen. Die Großen treten zurück, die Kleineren drängen vor. Als dann das Werk geschehen ist, richtet Beranger, der Ueberholte, sein rührendes Lied an „die zu Ministern gewordenen jungen Freunde“.

In der Vorrede seines Buches „Les Jeunes France“ entwirft Theophile Gautier mit entzückender Selbstironie ein Bild von diesen revolutionären Handlangern, welche die „Junge Literatur“ an die Oberfläche treibt.

„Ich bin ein Mensch von Geist und ich habe Leute zu Freunden, welche unendlich viel Geist haben. Jeder dieser Leute hat ein Buch geschrieben, mancher sogar zwei. Einer ist darunter, dem man gar drei nachsagt. Es ist unschicklich heutzutage, kein Buch gemacht zu haben und ich würde in einem Salon mich lieber ohne Rock, als ohne ein Buch zeigen.... Bei der Concentration auf mein Ich ist mir oft der Gedanke gekommen, daß ich allein auf der Welt bin, der Himmel, die Sterne, die Häuser, die Wälder nur Decorationen sind, die um meinetwillen existiren... Meine politische Meinung ist von der größten Einfachheit; nach den tiefsten Reflexionen über den Umsturz der Throne und der Dynastien bin ich dahin gekommen, daß Alles Null ist.... Was ist eine Revolution? Leute, welche sich mit Flintenschüssen tractiren und die Köpfe einrennen. Der Wind trägt ihre Asche fort. Die oben bleiben, stoßen die Anderen nach unten. Im folgenden Frühling ist das Gras am üppigsten.... Die Kunst! Sie ist eine reine Taschenspielerei. Ich schätze nur die Akrobaten. Es gehört zehnmal mehr Kunst dazu, auf dem gespannten Seil zu tanzen als hundert epische Gedichte und zehn Tragödien in Versen zu machen. Die Moral? Mir ist unter allen menschlichen Lastern keines gleichgültiger, als die Tugend der Frauen. Seit zwei Jahren lese ich nur Vorreden, Wörterbücher, Kataloge; da hat man Alles beisammen, die Worte und die Ideen. Seitdem bin ich erstaunlich gelehrt; ich kann wie Pico della Mirandola über Alles sprechen, über Alles und noch vieles Andere... So, das bin ich und nun kennt man mich bis in die Fingerspitzen. Doch nein, so war ich bis vor drei Monaten. Da kamen ein paar Kameraden, um mich umzuformen, um mich zu Einem von der Jeune France zu machen. Jetzt trage ich ein langes Pseudonym und einen kurzen Bart, eine Frisur à la Rafael. Mein Schneider hat mir ein Gilet gemacht... ein hinreißendes Gilet. Ich spreche über Kunst und nenne jeden Bürger, der einen Hemdkragen hat. Die Cigarre genügt mir nicht mehr, ich beginne, aus der Pfeife zu rauchen. Vorgestern war ich ganz Byron; der Kopf thut mir noch jetzt davon weh. Da ich von Natur fahl und blaß bin, finden die Frauen mich satanisch und anbetungswerth blasirt. Die Mädchen raunen einander zu, mein Herz müsse viel gelitten haben... mein Herz, wenig; mein Magen, ja. Ich bin entschlossen, von dieser guten Meinung, die man über mich hat, zu profitiren....“

Dieses Zerrbild zeigt meisterhaft einen jener Zustände der Gesellschaft, denen allezeit nur durch eine literarische Revolution, durch die „Junge Literatur“ abgeholfen werden konnte. Es zeigt aber auch, was eine „Junge Literatur“ bedeutet, die sich durch nichts zu legitimiren vermag als durch ihre Jugend und einen öden, hohläugigen, blasirten Naturalismus, der nicht einmal ihr Eigengut, sondern aus der Fremde importirt ist; die Revolution machen will, ohne einen revolutionären Gedanken zu besitzen. Eine kurze Betrachtung über das „Junge Deutschland“ zeigt, was es mit dem „Jüngsten Deutschland“ auf sich hat.

Das „Junge Deutschland“ hat seine Impulse zum Theil von der Julirevolution empfangen. Man kann ohne Mühe bei Karl Gutzkow, bei Heinrich Laube, bei Theodor Mundt die Spuren entdecken, auf welchen die Jeune-France über den Rhein kam. Der Kampf gegen die Gesellschaft, gegen die Ehe, gegen die prunkende Alltagsmoral, den Georges Sand führte, er hat auch das „Junge Deutschland“ auf den Plan gerufen. Aber so verschieden wie französisches und deutsches Wesen, so verschieden ist die Jeune France von dem „Jungen Deutschland“. Karl Gutzkow, der Sohn des Berliner Universitätspedells, den man als den Führer und Tonangeber des „Jungen Deutschland“ anzusehen pflegt, war mit zwanzig Jahren schon gelehrter und universeller als die ganze Jeune France zusammengenommen; das Waffenarsenal, über welches er verfügte, umfaßte Alles, was im literarischen Kampfe sich nur irgend verwenden läßt. Aber als Poet reichte nicht er noch irgend ein anderer seiner Genossen an Alfred de Musset oder Georges Sand hinan; der literarische Schulsack zog ihnen den dichterischen Genius zur Erde nieder. Auf sie wirkte Alles zusammen, Faustscher Zweifel und Byronsche Blasirtheit so gut wie gallischer Kampfeseifer. In ihnen war die schöne kosmopolitische Weltfühlung, die ein germanisches Erbtheil ist, fortwährend lebendig, während der berufene Gautiersche Jeune Français von sich sagte: „Ich habe nie eine Reise gemacht; ich habe das Meer nur auf Horace Vernets Marinebildern gesehen; ich kenne keinen Berg außer dem Montmartre. Die Bäume des Tuileriengartens und der Boulevards sind meine Wälder; die Seine ist mein Ocean.“ Gutzkow und Laube hatten als blutjunge Leute auf dem Schiffsverdecke bei einer Fahrt über den Gardasee einander kennen gelernt. Der Jeune Français citirte mit Wohlgefallen das orientalische Sprichwort, daß man entweder ein Hund oder ein Franzose sein müsse, um durch die Gassen zu laufen, wenn man bequem zu Hause bleiben könne. Dichter im eigentlichen Sinne waren sie insgesammt nicht, die Gutzkow, Laube, Mundt, Kühne; aber hochbegabte Schriftsteller von heiligem Kampfeseifer waren sie, jeder einzelne zum Martyrium tauglich und berufen. Ganz wie die Humanisten, wie die Stürmer und Dränger, wie die Literaturhelden der Jeune France.

Und es war um Großes zu kämpfen in dem damaligen Deutschland. Um Großes in politischer, in socialer Beziehung. Das Recht der Persönlichkeit war zu erstreiten für Mann und Frau, das Recht des freien Wortes. Viel literarische Klopffechterei gab es auch in diesem Streiten, aber sie ist unzertrennlich von der Hitze des Gefechtes. Mancher Schlag geht daneben, mancher wird geführt, der besser unterbliebe. Der Kampf als Mittel wird da und dort zum Kampfe als Zweck. Man vergreift sich gelegentlich an Goethe, man spricht von der Emancipation des Fleisches. Das sind verirrte Kugeln. Aber dann, da der Pulverdampf sich verzogen hat, sieht man doch sehr deutlich, daß der Kampf nicht umsonst geführt worden ist. Die Schriften und Bücher des „Jungen Deutschland“ liegen wie verschossene Patronen auf dem Schlachtfelde — was liegt daran, daß Maha Guru, daß Wally die Zweiflerin den Kampf nicht überleben? Die Polizeitruppen des reactionären deutschen Bundestages sind zurückgedrängt — das ist der politische Gewinn. Das Selbstvertrauen des deutschen Volkes ist erweckt — das ist der sociale Gewinn. Auf die Bühne kommt die Tendenz, in den Roman, in die Novelle rücken die nichtpriveligirten Stände vor — das ist der literarische Gewinn. Und darum ist es nichts weniger als eine Uebertreibung, zu sagen, daß das „Junge Deutschland“ eine große und unvergeßliche Sendung zu erfüllen hatte, daß es gar nicht hinweggedacht werden kann aus unserer geschichtlichen und literarischen Entwicklung, weil ohne das „Junge Deutschland“ der Völkerlenz von 1848 und ohne diesen das Jahr 1870 nicht möglich gewesen wären.

So angeschaut, ist Jeder von den „Jungdeutschen“, ist Karl Gutzkow, ist Heinrich Laube der „poète endormi toujours jeune et vivant“, von dem Alfred de Musset in seinem Gedichte an St. Beuve spricht — der entschlafene Dichter, der immer jung und lebendig bleibt.

Digitized by Google

Die zünftige Literaturgeschichtschreibung besorgt daher ein sehr überflüssiges Geschäft, indem sie an die „Jungdeutschen" und an die „Junge Literatur" überhaupt immer wieder nur ihre künstlerischen Maßstäbe legt. Man könnte ihr alle Schriften Gutzkow's und Laube's ruhig preisgegeben und dennoch würden Gutzkow und Laube aus der Literaturgeschichte nicht verschwinden. Daß sie dagewesen, zur rechten Zeit dagewesen sind und gekämpft haben, das ist ihr Ruhm. Der Mann ist in diesem Falle mehr als sein Werk. Ganz so verhält es sich ja auch mit der sogenannten russischen Anklage- und Verzweiflungsliteratur, die ebenfalls revolutionäre, also ebenfalls „Junge Literatur" ist. Der Künstler Dostojewski verträgt keine großen Anforderungen, aber der literarische Kämpfer Dostojewski ist eine Erscheinung ersten Ranges. Man nennt ihn mit selbstgefälliger Freude an dem Worte einen Realisten. Als ob es bei der Kampfliteratur viel darauf ankäme, welches Signalement man ihr anhängt? Thatsächlich ist der Kämpfer, welche Ideale ihm auch vorschweben mögen, immer ein Realist, denn man kämpft nur mit realen Mitteln, auch wenn man um Ideale kämpft. Wir haben den einen der beiden bekanntesten „Jungdeutschen", Heinrich Laube, unter uns wandeln und wirken gesehen, freilich, nachdem der Kampf der Jugend längst vorüber war. War dieser knorrige, derbe, resolute, lebenskundige Mann nicht in aller und jeder Richtung ein echter Realist? Und wir haben als Zeitgenossen auch das schwere Ringen des alternden Gutzkow beobachtet, haben seinen tragischen Tod gesehen nach einem langen, arbeitsreichen, glücklosen Leben, in welchem er keinen Augenblick an seinen Jugendidealen irre geworden war. So stirbt die „Junge Literatur", wie die alte Kaisergarde, bei ihrer Standarte; sie ergiebt sich nicht. Und das ist fürwahr der edelste Realismus.

Freilich, wenn der Realismus nichts ist als die unpersönliche Hingabe an die Dinge, dann fragt man sich, ob er überhaupt ein Recht, geschweige ein ausschließliches Recht in der Dichtung habe. Die Dinge sich zu unterwerfen, nicht sich den Dingen, war der dichterische Turnierspruch des Horaz, und Schiller sprach von der Jugend, die um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe webt. Just diese gemeine Deutlichkeit der Dinge aber ist es, welche das Kunstprincip des heutigen, zum Naturalismus entarteten Realismus ausmacht. Was bleibt dann noch für die dichterische Persönlichkeit, was für den „Menschen mit seines Hauptes gewölbter Welt, mit dem Geiste, der in die Tiefen und in die Weiten blitzt, mit der Phantasie, die ihres Feuers goldene Ströme ausgießt?" Die Dinge zu sehen, vermag auch das Thier, und wenn es zu sprechen vermöchte, würde es auch sagen können, daß es sie sieht. Aber die Vernunft sieht mehr als das Auge, die dichterische Vernunft mehr als die alltägliche. Der dichterischen Vernunft tönt das Wort, leuchtet der Gedanke, klingt der Stein, redet der Grashalm, denn sie ist ein auf Erden zurückgebliebener Theil jener geheimen Schöpfungskraft, welche Welt und Menschen nicht bloß schuf, sondern auch beseelte.

Wie wir zu diesem heutigen Naturalismus gekommen sind, das war ein sonderbarer Proceß. Als Arthur Schopenhauer, der Philosoph der Verneinung, den Pessimismus in ein System gebracht hatte, da lagerte sich die Schwermuth, die Resignation wie auf Commando über die deutsche Jugend. Wenn hinter allem Leben nichts lauert als der Tod, wenn hinter allem Wollen nur die Sehnsucht nach dem Nichts sich birgt, dann lohnt es sich des freudigen Schaffens nicht — freilich. Und der Inhalt aller Dichtung, aller Kunst bleibt nur noch die wunschlose Klage, die einfache Hinnahme der Dinge, wie sie eben sind, der Verzicht auf das Ich.

Das war die Schwelle zum neuen Realismus, zum „Pessimistbeet", wie ihn ein Berliner Satiriker genannt hat. Jenseits dieser Schwelle aber pflanzte sich dann, sicher ohne jeden inneren Zusammenhang mit der Lehre Schopenhauer's, die neufranzösische Verständigkeit auf, diese nüchterne, poesielose, concrete Verständigkeit, deren Losung heißt: ce qui n'est pas clair, n'est pas français — und für sie blieb an den Dingen nur noch das Sinnliche übrig, von dessen Existenz man mit Ohr, Auge, Nase sich Gewißheit zu verschaffen vermag. Das ist das Priesterthum Emile Zola's, dies in jedem Betracht die „gemeine Deutlichkeit der Dinge", zu deren Wiedergabe mit den Mitteln der Beobachtung und der Sprache nur der Eine eine größere, der Andere eine geringere Virtuosität und Folgerichtigkeit aufzubringen hat. — Dies ist der Naturalismus.

Aber wenn die Philosophie systematisch verneinen darf, die Poesie darf es nicht; wenn an dem Philosophen die Dünste einer pessimistischen Weltanschauung haften bleiben dürfen, an dem Dichter dürfen sie es nicht länger als der Hauch auf dem Spiegel. Denn das Genie des wahren Dichters ist der Optimismus, der Glaube an die Kraft der Persönlichkeit, an den Zauber der immer wieder sich erneuernden Jugend. Selbst der Titan von Newstead-Abbey, den man le fanfaron de ses vices, den „Ausposauner seiner Laster" genannt hat, selbst Lord Byron kann mitten aus seinem Weltschmerz und seiner Blasirtheit heraus sich dieses Bekenntnisses nicht erwehren.

> Des Lebens Zauberkelch schäumt oben nur am Rand,
> Einst schlürft' ich ihn und fand, der Bodensatz
> War Wermuth. Dennoch schenkt' ich wieder ein
> An rein'rem Born, an einem heil'gen Platz.

Der Naturalismus ist keine literarische Revolution; es fehlen ihm — schulmäßig ausgedrückt — alle subjectiven und objectiven Merkmale einer solchen. Ihm mangelt vor Allem die Fähigkeit optimistischer Weltbetrachtung; er schließt aber auch zu Gunsten der Dinge die Freiheit der dichterischen Persönlichkeit aus. Wer nicht Optimist ist, hat kein Bedürfniß, die Welt zu revolutioniren. Der Pessimist sieht und beklagt, was ist, aber er strebt nicht, es zu ändern; der Naturalist beklagt nicht einmal, was ist; er stellt es nur dar, und da er die Wirklichkeit um jeden Preis darstellen will, so ergibt es sich von selbst, daß das Wirklichste, das Voraussetzungsloseste an dem Menschen, das schlechthin Sinnliche, ihm die stärksten Anregungen bietet. Der Naturalist liebt nicht und er haßt nicht. Dies ist der große Defect, der ihn subjectiv von der „Jungen Literatur" in unserem Sinne ausschließt. Der Naturalismus verzichtet auf das Ideal, auf die lyrischen Stimmungen, auf den Humor. Dadurch kennzeichnet er sich aber nicht bloß als unjung, sondern auch als undeutsch. Denn deutsch ist der Idealismus, deutsch ist die Lyrik, deutsch ist der Humor und sie werden es — so Gott will — in alle Ewigkeit bleiben. Wir Deutsche haben vor anderen Völkern die Gabe, den Himmel offen zu sehen und unsere Poeten — Schiller sagt es — leben mit Gott in seinem Himmel, dem sie willkommen sind, so oft sie kommen.

Der Naturalismus hat aber auch keine historische Arbeit zu verrichten, es ist ihm keine Sendung aufgetragen. Zwischen dem Freien und dem Knecht, zwischen dem Reichen und dem Armen existirt für den Naturalisten nur ein Unterschied in der Erscheinung, ein thatsächlicher Unterschied, der ihn menschlich nicht in Mitleidenschaft zieht. Die reichste Quelle aller Poesie fließt dem Naturalisten nicht, nämlich das Mitleid. So begiebt sich der Naturalismus freiwillig der stärksten dichterischen Motive, des menschlichen und des nationalen Motivs; so ist es zu erklären, daß er seinen Meister in der Fremde suchen muß. Also auch objectiv betrachtet, ist der Naturalismus keine literarische Revolution, und seine Bekenner sind nicht „Junge Literatur", wie wir sie historisch verstehen.

Er ist in Wahrheit nur eine Episode, die kommt und spurlos geht. Will man dieselbe begreifen, so muß man zunächst sich erinnern, daß unsere Generation weltgeschichtliche Umwälzungen erlebt hat, die so gewaltig waren, daß die Dichtung nothgedrungen hinter ihnen zurückbleiben mußte. Der Weltgeist zeigte uns, daß er unter Umständen der größte aller Dichter sein kann. Bot aber die Geschichte mit ihrem unmittelbaren Athem der Dichtung siegreiche Concurrenz, so zog andererseits das gesteigerte Naturerkennen die Generation zur Erde nieder; er zwang sie, den von der Erhabenheit der Geschichte ermüdeten und geblendeten Blick den Erscheinungen der sinnfälligen Wirklichkeit zuzuwenden. Das sind episodische

Digitized by Google

Ursachen, aus denen der episodische Charakter des Naturalismus sich erklären läßt.

Aber wenn dieselben heute vorhanden sind, so werden sie nicht immer vorhanden sein. Auch für die Dichtung wird ihre Zeit wiederkommen. Denn die Zeit fordert niemals umsonst ihren Mann. Doch sicher wird dieser Mann kein Naturalist sein, sondern Einer, der die tausend heterogenen Impulse, welche heute unsere Literatur zersplittern und bedrängen, mit gewaltiger künstlerischer Hand zu einem neuen Ideale zusammenfaßt.

So stellt sich der Naturalismus von heute im Grunde als eine pedantische, zänkische, als eine scholastische Kunstlehre dar und deren Princip ist recht eigentlich nur der Streit um eine Formalität, um die Art, die Dinge zu sehen, um die Grenze, bis zu welcher das Gesehene noch dichterisch darstellbar ist. Für den Idealismus ist nach Oben hin der Himmel die Grenze, für den Naturalismus ist es nach Unten hin die Erde — „la Terre“. Die Literatur aber, deren Geist nach abwärts gerichtet ist, kann „Jüngste Literatur“ sein, „Junge Literatur“ ist sie nicht.

---

## Feuilleton.

### Paris.

Erinnerungen und Betrachtungen.

Von Hermann Riegel.

So oft ich auch in Paris war, niemals habe ich, weder vorher noch nachher, einen so schmerzlich erschütternden Eindruck empfangen, als im Jahre 1878, wo die große Weltausstellung mich zu längerem Aufenthalte dahin gelockt hatte. Ich hatte mich darauf gefreut, diese große glänzende Stadt mit ihrem Thun und Treiben, in ihrer schönen Lage und mit ihren prächtigen Gebäuden, mit ihren unermeßlichen Schätzen der Wissenschaft und Kunst wiederzusehen, und zwar dieses Mal in dem Feierkleide, das sie vor aller Welt angelegt hatte. Aber kaum eingetreten, starrten mich entsetzliche Erscheinungen, gleich einem Gorgonenantlitze, furchtbar und leibhaftig an. Da standen sie in gähnender und klaffender Schrecklichkeit, die Ruinen der Tuilerien, der Ehrenlegion und der anderen Bauwerke, welche die Brandstifter von 1871 zerstört hatten! Mich schauderte. Ich konnte diesen Eindruck nicht überwinden. Aller Glanz der Weltstadt wurde übertönt durch die Schatten, die aus den Ruinen gespensterhaft emporstiegen. Ich staunte über die Dreistigkeit der Franzosen, die ohne Bedenken die Menschen des ganzen Erdkreises zu friedlichem Wettstreite in ihre Hauptstadt eingeladen hatten, während noch die Denkmäler der thierischen Wuth und wilden Zügellosigkeit eines Theiles ihrer eigenen Nation in aller Gräßlichkeit dastanden. Aber sie sahen das nicht! Mit irgend einer wohlklingenden Redensart halfen sie sich über alle Verlegenheiten hinweg, und solche Redensarten hatten sie vom ersten Tage der Ausstellung an überreichlich zum Besten gegeben und gaben sie immer und stets alle Tage zum Besten. Sie gipfelten in dem Ausspruche, den ich mit eigenen Ohren aus dem Munde eines hochgestellten Mannes gehört habe: „Le peuple français c'est le plus civilisé de toute la terre.“ Ja wahrlich, wenn die Tuilerien verbrennen, das Stadthaus einäschern, den Palast der Ehrenlegion zerstören, die Vendômesäule niederwerfen — und noch dazu unter Führung eines Künstlers! —, wenn dies und vieles andere Derartige mehr Bildung heißt, dann unterschreibe ich so etwas auch.

Alle diese schrecklichen Vorgänge und Ereignisse wurden bekanntlich, besonders bei uns, den Socialisten auf die Rechnung gesetzt, doch mir hat das niemals recht einleuchten wollen. In der socialistischen Lehre liegt ja allerdings neben vielem unzweifelhaft Berechtigten und Wahren, auch so viel Verkehrtes und selbst Wahnsinniges, daß sich schon mancherlei Verirrungen und Unthaten so begreifen ließen. Indessen würden dabei doch wesentliche Umstände übersehen, welche das Urtheil bedingen und anders gestalten müssen. Denn Brennen und Morden ist nicht eine nothwendige Folge der socialistischen Lehre an und für sich.

Freilich kann man einwenden, der ganze Socialismus sei eigentlich keine Lehre, sondern vielmehr eine Macht. Denn als Lehre beruht er, soweit er Anerkennung heischt, auf nichts Anderem, als was schon in den Anfängen des Christenthums gegeben war, in fast allem Uebrigen aber auf groben Täuschungen, die jeder redlich Nachdenkende leicht erkennt. Als Macht jedoch beruht er auf dem Mangel an Nachdenken breiter Volkskreise, die von einer Anzahl gewandter Führer geleitet und irregeleitet werden. Und diese Macht ist groß, denn die Gewinnung und Leitung der Massen wird den Führern außerordentlich leicht. Sie verstehen die Menschen zu nehmen und sammeln spielend eine große Gefolgschaft hinter sich, die ihnen glaubt und nachthut, und endlich, gegebenen Falles, von Stufe zu Stufe immer schlimmere und schlimmere Unthaten begeht. Als Macht, in diesem Sinne aufgefaßt, ist der Socialismus lediglich Verbrechen und muß demnach mit allen zulässigen Mitteln verfolgt, unterdrückt und ausgetilgt werden.

Wir haben es in verschiedenen Orten Europas und Amerikas brennen und lohen gesehen. Scheußlichkeiten sind dabei verübt worden, die Jeder von sich weist und weisen muß, der nicht ein Wahnsinniger oder ein Verbrecher ist. Und wenn auch, wie ganz gewiß, unter den Führern der gesammten Bewegung sich selber Verführte oder redliche Schwärmer befunden haben, so haben die eigentlichen Leiter und Macher doch ihre wilde Freude an all' dem Brand und Blut gehabt. Sie hofften und hoffen im Umsturze des Bestehenden Nahrung für ihre Leidenschaften und Laster zu finden, und gehen mit der vollkommensten Gewissenlosigkeit über das Glück und das Dasein ihrer Mitmenschen hinweg.

Diese Menschen haben, in scharfer und schneller Erkenntniß der trügerischen Vorstellungen und Hoffnungen, welche die socialistische Lehre in unselbständigen Geistern so leicht erweckt, sich dieser Lehre bemächtigt und unter deren Banner ihre eigenen bösen Zwecke verfolgt. Ein gerechter Beurtheiler muß aber Beides trennen und die Tausende von redlichen Männern, welche das Opfer jener Verführer sind, nicht mit diesen zusammenwerfen. Die Tausende und Hunderttausende wählen zwar heute einen Socialdemokraten, weil die Führer ihnen das so vorsagen und weil sie mit dieser Wahl die Hoffnung auf irgend eine Verbesserung ihrer Lage verbinden, aber sie strömen morgen, wenn der Kriegsruf erschallt, freudig zu den Fahnen, um mit ihrem eigenen Leibe für das Vaterland einzustehen. Diese unzweifelhafte Thatsache verdient Beachtung und mahnt zu großer Vorsicht im Urtheile.

Soviel ich erkennen kann, liegt in allen diesen Erscheinungen eine sehr innige Verquickung von Unschuld und Verbrechen, von Recht und Gewissenlosigkeit, von Täuschung und Schuld, von Nothwehr und Umstürzerei, von Aberglauben und Verführung vor, und zwar unter Ausbeutung der Handhaben, welche die socialistische Lehre bietet, durch selbstsüchtige Führer und Anführer.

Alles das sagte ich mir damals, als ich in Paris eingetreten war, und ich gab vor mir selbst zu, daß auf diese Weise Mancherlei von den Greueln des Frühjahrs 1871 geschehen sein könnte. Als ich über jene starrenden Trümmer noch einmal sah und wiederum sah und deren immer mehr und mehr erblickte und mich alles des Geschehenen immer lebendiger erinnerte, da wurde ich doch sehr bedenklich. Es ist nicht möglich, sagte ich mir, nicht möglich, daß so viele Hunderttausende, die eben noch gemeinsam Monate lang die schwersten Leiden erduldet hatten, von einer thörichten Verirrung, die doch immerhin leicht zu durchschauen war, verleitet, zu den abscheulichsten Verbrechen hingerissen werden konnten, ohne daß mir irgend ein greifbarer Zweck zu entdecken gewesen wäre. Ja, wenn die Armen über die Reichen, die unteren Schichten über die sogenannten Gebildeten in Paris selbst hergefallen wären und sich in deren Betten gelegt, das hätte doch einen gewissen Sinn gehabt, es wäre vom socialistischen Standpunkte aus nicht ohne Folgerichtigkeit gewesen. Und der Franzose liebt in solchen Dingen die Folgerichtigkeit, die Logik, wie er sagt, selbst bis zur härtesten Härte. Aber das geschah nicht. Alles stand zusammen gegen die Versailler und wüthete nach Außen und im Inneren. Courbet war ein reicher Mann und ein Künstler dazu, als er die kunstreiche

Digitized by Google

Vendômesäule umstürzen ließ. Was hatte diese scheußliche That mit den socialistischen Lehren und Irrlehren zu thun!

Wollte man aber gar meinen, daß die Horde von Verbrechern und Taugenichtsen, die als Bodensatz in jeder Weltstadt nistet, eine Schreckensherrschaft ausgeübt und die Hunderttausende nach ihrem bösen Willen gelenkt habe, so würde auch das mit den Geschehnissen sich nicht zusammenreimen lassen. Denn die Versailler waren gerade so mörderisch, vielleicht noch mörderischer wie die Pariser. Von den letzteren kamen im Kampfe mehr als 20,000 Männer um, und als die Versailler endlich nach drei Monate langem Ringen gesiegt hatten, schleppten sie an 40,000 in's Gefängniß, von denen die Kriegsgerichte — nicht die Willkür oder der blutige Janhagel — nein, die Kriegsgerichte der Republik mehr als 11,000 Menschen zu den schwersten Strafen, meist zum Tode verurtheilten. Auf der Ebene von Grenelle floß Tag für Tag das Blut der Erschossenen, und erbarmungslos brachte Frankreich diese rauchenden Opfer seiner eigenen Kinder sich selbst dar. Haben dieses gräßlich blutige Wüthen etwa auch die socialistischen Lehren verschuldet? War Adolf Thiers, der an der Spitze Frankreichs stand, etwa ein wirklicher geheimer Obersocialist? Mag noch so viel socialistische Verirrung, noch so viel nacktes Verbrecherthum mitgewirkt haben: der eigentliche und wahre Grund aller der Scheußlichkeiten hüben und drüben liegt wo anders, ganz wo anders.

Der eigentliche und wahre Grund liegt in dem Charakter der Franzosen selbst, in dem ihnen eigenen Vernichtungstriebe, der sie bisweilen ergreift und verblendet. Die „Züge nicht sowohl von Rohheit als von Wildheit", die Ranke als bezeichnend in den Sitten der Kelten hervorhebt, brechen seit Jahrhunderten in Frankreich immer noch mit der alten Gewalt hervor und richten sich bald auf dieses, bald auf jenes Ziel, immer aber zerstörend, austilgend, vernichtend. Lange geht der Franzose im Geleise der gewohnten Ordnung und der obrigkeitlichen Vorschriften, die er als „règléments" mit einer Art von heiliger Scheu achtet, dahin, bis plötzlich in einem verhängnißvollen Augenblicke seine Leidenschaft, sobald nur der richtig zündende Fleck der Seele getroffen wird, sich entflammt, alle Ordnung und Bande zerreißt und durchbricht und wild daherbraust. Die Stimme der Vernunft ist dann erstickt. Es gibt nur eine Begierde: das Ziel zu erreichen und alles Feindliche und Verhaßte zu vernichten. Dieser nationale Vernichtungstrieb tritt bisweilen mit rein elementarer Gewalt auf und wirft alles über den Haufen. Auch andere europäische Völker haben zerstört und vernichtet, aber keines wie die Franzosen, nur um den verhaßten Gegenstand vom Erdboden zu vertilgen, keines wie die Franzosen mit einem solchen die ganze Nation ergreifenden Rausche, keines wie die Franzosen mit solcher blinden Raserei gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen die eigene Vergangenheit und Ehre wüthend.

Was könnte die Geschichte nicht Alles von solchen Ausbrüchen erzählen! Bereits aus dem Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten ließen sich zahlreiche Beispiele anführen, die aber natürlich durch die Thaten der Revolution weit überflügelt werden. In der Begierde, die Zeichen und Erinnerungen des verhaßten Königthums und der verhaßten Kirche zu vernichten, ist eine Menge von Schlössern, öffentlichen und privaten Gebäuden zerstört oder verwüstet worden; über die Hälfte aller kirchlichen Gebäude in Frankreich ist damals zu Grunde gegangen. Kunstdenkmäler aller Art, die Einrichtungen von Häusern und Kirchen, Gegenstände der Wissenschaft, Bücherschätze und Urkunden wurden vernichtet; die Köpfe von Tausenden und Tausenden von Bildsäulen an und in den Kirchen wurden mit einer Art von teuflischer Wollust herabgeschlagen. In solchen Augenblicken ist den Franzosen kein Heiligthum, kein Kunstwerk, kein geschichtliches Denkmal mehr heilig. Die Nation wüthet im Rausche gegen ihre eigene Geschichte, gegen die Zeugen ihrer eigenen Größe, gegen Alles, was Bildung, Sitte, Wissenschaft, Kunst und Religion im Laufe der Jahrhunderte geschaffen, gegen alle Cultur, deren Geister und Götter lügnerischer Weise unter dem Namen der Freiheit angerufen werden.

„Ecrasez l'infâme!" Dieser Lieblingsausdruck Voltaire's ist das bezeichnende Losungswort der Franzosen in solchem Zustande. Aber sie zerstörten und vernichteten nicht bloß Kirchen und Schlösser, nicht bloß Kunstdenkmäler und Bücherschätze, nicht bloß Werke und Erzeugnisse von Menschenhand überhaupt, sie stürzten sich auch mit aller Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf einander „pour écraser les infâmes". Da ist die Kirche, deren Meßglocke die Bartholomäusnacht eingeläutet hat. Sie läutet noch heute wie damals mit demselben Ton und Klang, auf dessen Zeichen der Anfang gemacht wurde, in Frankreich selbst 30,000 Kinder Frankreichs in blutig wilder Lust hinzuschlachten. Dort steigen die Greuel der Bastille auf und dort die Schandthaten der Gefängnisse. Auf dem Eintrachtsplatze steht vor unserer Phantasie noch die Guillotine, zu der eben im höllischen Aufzuge der letzte der alten Könige geschleppt wird. Ueberall in Paris furchtbar blutig schauderhafte Erinnerungen.

Ich fahre nach dem nahen Blois, um diese altdenkwürdige Stätte französischer Geschichte zu besuchen und das herrliche Schloß, das einst Franz I. gebaut hat, zu sehen. Doch auch da steigen die bösen Gespenster auf. Da ist das Zimmer, wo Guise ermordet, wo seine Mörder ihm aufgelauert haben, wo der König auf den Ausgang des Mordes gehorcht hat. Hier der Ort, wo die furchtbare Katharina verendete. Welche Namen! Welche Erinnerungen! Schreckliches Schicksal, daß überall in Frankreich diese Blutgestalten auftauchen! Ich gehe weiter nach Amboise mit dem gewaltigen Schlosse. Da starb Leonardo, der Schutzgeist aller edleren Kunstkeime in Frankreich, wie man sagt, in den Armen des Königs Franz. Aber da tauchen auch allsogleich die Geister der Tausende von Protestanten auf, die in dem furchtbaren März des Jahres 1560 dort abgeschlachtet wurden. Da treiben noch ihre gräßlich verstümmelten Leichen die Loire hinab, hier grinsen von den Spitzen der Stangen noch ihre verzerrten Häupter grausig herab, dort schaut vergnügten Sinnes und hohnlachend das Gelichter des Guise'schen Hofes auf dies entsetzliche Schauspiel und hier schleicht einsam ein fühlender Mensch mit verhülltem Antlitz an dem blutigen Greuel vorüber. Und allenthalben, wo ich mich hinwende in Frankreich, ist es ebenso, in großen, wie in kleinen, in berühmten, wie in unberühmten Städten. Was ist da nicht alles zerstört, vernichtet, geschändet, ausgetilgt, gemordet und hingeschlachtet worden! Und ganz allein „pour écraser l'infâme".

Derselbe fürchterliche Rausch der Mordbrennerei wucherte auch im Frühling 1871 in Paris und in Versailles. Erst wurden die Tuilerien, wo die Verhaßten gewohnt hatten, zerstört, da man die Buonaparte'sche Sippschaft nicht mehr selbst an den Galgen schleifen konnte, — nur zerstört „pour écraser l'infâme". Dann wurde die Vendômesäule umgestürzt, nur um den verhaßten kleinen Mann, der oben darauf stand und der leider selbst schon lange todt war, wenigstens in effigie noch zu vernichten, — einzig und allein „pour écraser l'infâme". Und so ging das fort, so wurde es weiter getrieben, — von den Einen, wie von den Anderen, bis endlich die rauchenden Brandstätten und rauchenden Blutstätten so furchtbar gräßlich wurden, daß eine langsame Ernüchterung begann. Aber noch heute glimmt die Gluth unter der Decke scheinbarer Ordnung fort: ein einziger unseliger Augenblick kann sie wieder zur schrecklichsten Flamme anfachen, welche ein mörderisches Feuer verheerend über Frankreich ausgießt.

Diesen nationalen Vernichtungstrieb der Franzosen haben auch die Nachbarvölker Frankreichs genugsam kennen gelernt, keines mehr als wir Deutschen: Die rheinischen Lande, vor allen anderen die mit niederträchtigster Wollust grausam verwüstete Pfalz, sind die noch heute furchtbar sprechenden Zeugen hiervon. Doch auch die anderen Völker wissen davon zu erzählen, und die Italiener nannten diesen Vernichtungstrieb schon vor Jahrhunderten sehr bezeichnend die „furia francese".

Wenn man aus diesen Thatsachen gegen den einzelnen Franzosen, der mitgethan hat, vom geschichtlich-philosophischen Standpunkte aus, auch nicht eine vernichtende moralische Anklage erheben will und darf, denn Geschichtliches ist geschehen und kein moralisches Urtheil macht es ungeschehen —, so ist aus jenen Thatsachen doch eine Lehre zu ziehen, die Lehre, den Franzosen gegenüber alle Vorsicht zu gebrauchen und ihrer Natur, ihrem Charakter in diesem Betrachte niemals zu trauen. Das schließt ein freundliches Einvernehmen und Verkehren in ruhiger Zeit nicht aus, aber es bewahrt vor gefährlichen Ueberraschungen, wenn jenseits des Wasgenwaldes das Thier einmal wieder erwachen und losbrechen sollte.

So vermochte ich nicht mit Ruhe und Kühle diese frischen Ruinen in Paris anzuschauen, die noch zu rauchen schienen und um die noch die

Digitized by Google

Gespenster der Erschlagenen und Gemordeten webten. Mir bangte für die unermeßlichen und unersetzlichen Schätze der Kunst und Wissenschaft, die der Louvre, die große Bibliothek und die anderen Sammlungen bergen, und ich entsetzte mich vor dem Gedanken, daß auch sie ein Opfer dieses nationalen Vernichtungstriebes dereinst werden könnten. Daß ich nicht mit haltlosen Hirngespinnsten spielte, war mir gewiß, denn Thiers selbst hatte 1871 die falsche Nachricht, daß der Louvre vernichtet sei, geglaubt und über diese Unthat bittere Thränen geweint. So wurde mir der Anblick dieser Stätten des Greuels endlich unerträglich. Zwar mußte ich mir ja sagen, daß auch solche Ereignisse nicht das Spiel eines blinden Zufalles sein können und mußte des tiefsinnigen Dichterwortes gedenken:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen."

Es sollte also schließlich wohl auch für die schwerste Unthat ein letztes Recht in den ewigen Gesetzen liegen, welche die Geschichte ahnen läßt. Welcher Mensch aber hätte diese Gesetze erkannt! Welcher Mensch dürfte wagen, sie zur Rechtfertigung der scheußlichsten Unthaten anzurufen und anzuwenden! Das hat noch keine Philosophie erfunden. Nach menschlicher Art zu reden und zu urtheilen, bleiben es schwarze Verbrechen voller Sünde und Schande.

Und so nahm ich dieses Mal von Paris die schmerzlichsten und traurigsten Erinnerungen mit, aber ich möchte sie doch nicht missen, denn sie waren gewaltig und lehrreich, — und sie sind das für mich geblieben bis auf den heutigen Tag.

## Aus der Hauptstadt.

### Aus Schulte's Kunstsalon.

Ein zufälliges Zusammentreffen älterer und neuerer Bilder bei Schulte gibt Gelegenheit, einen Rückblick auf die Entwickelung unserer verhältnißmäßig jungen Landschaftsmalerei zu werfen. Das Heil ging auch hier von Düsseldorf aus. Erst Lessing gelang es, der Wiedergabe der sogenannten todten Natur, der Erdformation und der Vegetation einen gleichberechtigten Platz neben der dominirenden Menschenmalerei, der Historie und dem Genre, zu verschaffen. Als der junge Schirmer im Jahre 1826 nach Düsseldorf kam, konnte er in seinen Aufzeichnungen niederschreiben: „Eigentlich erfuhr ich erst jetzt, daß man als Künstler ebenso gut berechtigt wäre, seine Existenz in der Landschafts-, wie in der Historien- und Genremalerei zu suchen. Lessing, der als ein außergewöhnliches Talent für beides geschaffen, könne schon jetzt bloß als Landschaftsmaler einer der berühmtesten Künstler genannt werden. . . . Das war nun einerseits Alles recht gut, aber wie sollte ich es um Gotteswillen anfangen, Landschaftsmalerei zu studiren? Es existirte ja kein Lehrer dazu. Schadow sagte selbst, er verstände nichts davon. . . . Da kam mir Schadow selbst entgegen mit dem Wunsch, ich möchte ihm doch mal meine Landschaften zeigen; als ich ihm darauf meine Versuche vorlegte, gefielen ihm dieselben nicht allein recht gut, sondern er äußerte gleich auch den Wunsch, eines der Blätter gemalt zu sehen. Ich sollte es nur frisch versuchen; wenn ich stecken bliebe, würde mir Lessing's Rath schon von Nutzen sein; er müßte sich sehr irren, wenn ich nicht dermaleinst sein Ruisdael würde." Ein Ruisdael ist Schirmer nun allerdings nicht geworden, aber er kann mit Lessing den Ruhm der Vaterschaft der deutschen Landschaftsmalerei in Anspruch nehmen, ja, er hat mit dem Pinsel in der Hand die Entwickelungsphasen derselben bis in den Anfang der sechziger Jahre ehrlich mit durchgemacht. Das Kind konnte natürlich zunächst die Kennzeichen seines Ursprunges nicht verleugnen. Es kam vor Allem auf die Wiedergabe der Formen an, mit denen sich der Zeichenstift am besten abfand. Fast alle Landschaften aus dieser ersten Periode machen den Eindruck der erst nachträglich für die Farbenbehandlung zurechtgestutzten Zeichnung. Später hat sich Schirmer unter dem Einfluß eifriger Naturstudien von dieser sozusagen asketischen Betonung der bloßen Form losgemacht, wenn er auch so recht eigentlich niemals über die stilisirte Landschaft hinausgekommen ist. Das bei Schulte ausgestellte Waldinterieur vom Anfang der fünfziger Jahre steckt noch tief in der colorirten Zeichnung. Ja, es macht den Eindruck, als sei es aus einer Reihe von gezeichneten Naturstudien zusammencomponirt und im Atelier fertig gemalt. Der Baumschlag, Birke und Buche, ist in allen seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten erfaßt, jeder einzelne Stamm könnte ohne Weiteres für den Anschauungsunterricht in der Schule benutzt werden, aber es fehlt das lebendige Spiel von Licht und Schatten in den sorgsam aus einander gehaltenen Massen des Laubes, es fehlt das Weben und Flimmern der Luft. Ein in der Mitte der Lichtung stehender Hirsch — es kann übrigens auch ein Rehbock sein — zeugt dann wieder von einer Mangelhaftigkeit des Naturstudiums, die mit der Behandlung des Baumschlages in seltsamem Widerspruche steht. Und bei alledem läßt sich ein gewisser Stimmungsgehalt nicht fortleugnen, nur ist er ganz allgemein gehalten. Der Ton wird angeschlagen, aber er klingt nicht aus. Man sucht unwillkürlich nach einem Titel für das Bild und kommt nicht über den Gattungsbegriff: Waldeinsamkeit hinaus.

Aehnliches gilt von einer Landschaft von H. F. Gude, einem Schüler W. Schirmer's, von 1856. Man weiß nicht recht, wo man das Bild unterbringen soll. Das Nadelholz an der Waldlisière, die Felspartie links im Vordergrunde, die Lichtung mit dem Bauerhäuschen, das Alles ist correct, untadelhaft, aber in seiner Gesammtheit ohne charakteristische Eigenart. Ohne Felspartie könnte man an eine märkische, ohne das Nadelholz an eine Thüringer Landschaft denken. Dieselbe Vernachlässigung des Figürlichen macht sich bemerkbar. Die am Waldwege sitzende Frau, die Eichhörnchen auf den Bäumen, stehen für das verwöhnte moderne Auge auf der Stufe des colorirten Bilderbogens. Dazu kommt eine gewisse Aengstlichkeit, ein unsicheres Anlehnen an berühmte Muster. An Stelle der natürlichen Beleuchtung tritt ein erkünsteltes Gesammtcolorit, das seinen Ursprung dem mißverständlichen Studium der nachgedunkelten Niederländer verdankt.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu dieser primitiven Behandlung der Landschaft markiren zwei Bilder von E. Hildebrandt vom Jahre 1856. Sie stehen beide unter dem Einflusse Isabeys. Ihm ist die ruhende Form, die stabile Localfarbe durchaus Nebensache. Er sucht zunächst und vor Allem den phänomenalen Lichteffect, der das Ganze mit farbigem Leben, mit leuchtender Bewegung durchsättigt. Ob er das eine der beiden Pendants als Sommer-, das andere als Winterlandschaft bezeichnet, ist im Grunde genommen ganz gleichgültig. Seine Brücken, seine Kinder, seine Windmühlen, seine Hunde sind nichts als Lichtträger, Untergründe für Reflexe. Alle Umrisse lockern sich unter dem Einflusse mächtiger Lichtwellen. Sind Schirmer und Gude vorwiegend Zeichner, so ist Hildebrandt ausschließlich Maler. Ist bei jenen Alles Ruhe, so ist bei ihm Alles Bewegung. Abstraction und Dichtung sind von der Wahrheit gleich weit entfernt.

Die letztere verfolgt ohne eigene Zuthat der Düsseldorfer C. Schultze. Er ist ein trefflicher Vertreter des modernen Materialismus in der Landschaft. Ueber die geographische Lage seiner Veduten ist ein Zweifel unmöglich, aber wir haben auch nicht das Bedürfniß, uns nach dem Künstler zu erkundigen. Sein Können erschöpft sich in der treuen Wiedergabe des Gesehenen. Kommt einmal so etwas wie Stimmung in seine Landschaften, so ist er gewiß nicht Schuld daran. Das Vehikel seiner Darstellungsweise ist der auf die Zusammenstellung charakteristischer Localtöne zugespitzte Farbensinn. Um das Colorit gibt er sich nicht viel Mühe, wenn es nicht zufällig durch eine momentane, übrigens meist gleichmäßige Beleuchtung gegeben ist.

Der Realist und somit der unserer Kunstauffassung zunächst stehende Maler in der Gruppe von Künstlern, an deren Besprechung uns hier liegt, ist G. Oeder. Jedes seiner Bilder ist ein harmonisches Orchester, in dem der einzelne Naturlaut zur Geltung kommt, ohne den Zusammenklang des Ganzen zu stören. Er arbeitet mit den denkbar einfachsten Mitteln. Leicht bewegte Strichwolken ziehen über seine in zartesten Tönen gehaltene Herbstlandschaft. In dem kräftig behandelten Vordergrunde erheben sich ein paar Birken aus dunkleren Büschen, die sich an das Ufer einer von links herüberschimmernden Wasserfläche hineinziehen. Das Ganze zittert in einem silbergrauen Licht, dessen schärfster Reflex sich im Hintergrunde auf dem kaum bewegten See sammelt, während es sich nach vorne zu in allmählicher Ausbreitung abschwächt. Noch schlichter im Darstellungsmaterial ist desselben Künstlers Dünenlandschaft. Eine tiefe Furche zieht sich aus dem Hintergrunde von rechts nach links durch die erstarrte, mit spärlicher Vegetation bedeckte Sandwelle. Schwere Wolken darüber, ein bewegtes, blendend aufleuchtendes Stückchen See und niedrig dem Lande zustreifende Möven deuten den Sturm an, dessen Vorboten die Kleider einer in der Bodenfalte nach vorn zu herabsteigenden Fischerfamilie aufbauschen und flattern machen.

Die Bilder G. Oeder's sind uns deshalb so sympathisch, weil sie bei aller Treue und Wahrhaftigkeit einen Naturausschnitt geben, nicht wie ihn Jeder mit gesunden Augen, sondern wie ihn eben nur G. Oeder sieht. Der echte Künstler ist und bleibt der, der dem Darstellungsobject den unverkennbaren Stempel seines Geistes aufdrückt, ohne seiner wirklichen Erscheinungsform Abbruch zu thun. G. M.

Digitized by Google

# Offene Briefe und Antworten.

## Verlöthung von Metallen mittelst Elektricität.

Sehr geehrter Herr.

Im Anschluß an den in Nr. 21 der „Gegenwart" enthaltenen Bericht über „Die Fortschritte der Elektrotechnik während des Jahres 1887" dürfte es von Werth sein, festzustellen, daß schon vor einem Jahrhundert ein deutscher Forscher, der Göttinger Professor Georg Christoph Lichtenberg, die Möglichkeit, Metalle auf elektrischem Wege zu verlöthen, durch Versuch dargethan hat. An eine ausgedehntere praktische Anwendung dieser Erfindung konnte freilich bei dem damaligen Stande der Technik noch nicht gedacht werden. Der Genannte berichtet seinem Freunde Professor Georg Forster:

„Ich habe in diesen Tagen mit meiner Elektrisirmaschine etwas ausgerichtet, was sich bisher nur allein der Blitz vorbehalten zu haben schien, nämlich eine Federmesserklinge und eine Taschenuhrfeder, beide aus dem besten Stahle, mit einem Schlage aus meiner Batterie zusammengeschmolzen."

Das Weitere über diesen Versuch findet man in dem von Lichtenberg und Forster herausgegebenen „Göttingischen Magazin" 1782, III. Jahrg., 2. Stück, S. 306—8.

Hochachtungsvoll

Augsburg-Göggingen, 15. Juni 1888. Dr. E. Philippi.

# Notizen.

Domenico Ciampoli: „Diana". — „Trecce nere". (Milano, Fratelli Treves.) — Ciampoli schildert die Abruzzen mit dem einestheils bei den neueren und neuesten, von ihrem Volksleben erzählenden Italienern (wir erinnern nur an den Sicilianer Verga!) beliebten, anderentheils den Russen — Ciampoli ist ein großer Slavophile und tüchtiger Uebersetzer aus dem Russischen — abgelauschten Pessimismus und mit einem unserer Natur widerstrebenden, sehr ausgesprochenen Realismus. Selbst in Italien sind dem Verfasser allzu stark aufgetragene Farben vorgeworfen worden und der deutsche Geschmack wird dieser Ansicht gewiß manchmal beipflichten. Dennoch müssen wir die schöpferische Kraft bewundern, welche uns Gestalten, Gegenden und Situationen mit einer plastischen Deutlichkeit und einer dramatischen Lebendigkeit vor Augen zaubert, die eines Meisters eigen sind. Erfunden sind seine Erzählungen mit packender, wenn auch manchmal grausenerregender Originalität. Aus seinem Stil weht es uns wie ein Hauch kräftigen Bergwindes, sprudelt uns gleichsam ein schäumendes Gebirgsgewässer entgegen. Sociale Mißstände aufzudecken, hat sich Ciampoli scheinbar zur besonderen Aufgabe gemacht. Er verweilt gern bei dem nicht immer segenbringenden Einfluß der sog. höheren Stände auf die Bauern, andererseits entrollt er in greller Beleuchtung das Bild einer vernachlässigten und entsittlichten Landbevölkerung, die im neuen einigen Italien einer gründlichen Reform entgegenharrt. Das Bestreben, letztere durch seine Schilderungen für seine engere Heimath zu erwirken, sowie des Verfassers kernige Kraft lassen uns über manches weniger Schöne in seinen Schriften hinwegsehen. — Die Heldin des zweiten Romanes, ein urwüchsiges Kind der Berge, ist mit Geschick dem selbstsüchtigen, grundverderbten Stadtkinde Tito gegenübergestellt. Dieser, von Diana heißgeliebt, freit zugleich sie und ihre reiche Freundin Concettina. Mit Hilfe der Intriguen eines listigen Schurken führt er endlich das mit Glücksgütern gesegnete Mädchen heim, während Diana ihrem Leben durch Ertränken ein Ende macht. Die in dieser Erzählung unterlaufenden Beschreibungen eigenthümlicher Sitten und Gebräuche in den Abruzzen erhöhen das Interesse am Ganzen. Aus den kürzeren Novellen möchten wir besonders zwei hervorheben: „Trecce nere" und die Geschichte von „Biscione" dem Schlangenzähmer. Diese scheinen uns die ganze Eigenart des Dichters mit allen seinen Vorzügen und allen seinen Mängeln am getreuesten wiederzuspiegeln. m. n.

Das einsame Haus. Nach den Tagebüchern des Herrn Professor Dölnitz. Roman von Adolf Streckfuß. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der Berliner Professor Dölnitz reist nach Krain, um botanische Studien zu machen, nimmt in Luttach seinen Aufenthalt, entdeckt in den ersten Tagen einen Mord und trägt dann ohne Absicht auf das Beste zur Entdeckung des Mörders bei, als welcher sich der Ortsrichter herausstellt. Also der Haupttheil des mit behaglicher Breite geschriebenen Buches ist ein Criminalroman, dessen Ausgang der Leser allerdings schon sehr zeitig erkennt. Mithinein spielt auch der Liebesroman der Tochter des Ermordeten, auch ein wenig von der deutschfeindlichen Agitation der Slovenen. Das Buch liest sich wie Alles aus Streckfuß Feder recht nett, ohne auf höhere Bedeutung Anspruch erheben zu dürfen. g.

Domänenpolitik und Grundeigenthumsvertheilung, vornehmlich in Preußen. Von H. Rimpler. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Die Frage der sog. inneren Colonisation, der Schaffung eines grundbesitzenden ländlichen Arbeiterstandes in den östlichen Provinzen Preußens, gehört zu den brennenden Tagesfragen. Die Rimpler'sche Schrift ist daher sehr zeitgemäß. Sie leidet zwar an einigen Inconsequenzen. Der Verfasser pflichtet z. B. an einer Stelle Roscher und Borggreve bei, welche den Hauptnachdruck auf den Eisenbahn- und Forstbesitz des Staates legen; während er an einer anderen Stelle dem preußischen Staate neue Ankäufe von Feldgütern empfiehlt. Trotz solchen untergeordneten Mängeln ist das reichhaltige und geschmackvoll geschriebene Rimpler'sche Werk für Fachmänner wie für das gebildete Publikum überhaupt von großem Interesse. Treffend sind namentlich die Ausführungen des sachkundigen Verfassers über die von Reactionären und Socialisten mit Unrecht geleugnete Concurrenz- und Lebensfähigkeit des grundbesitzenden Bauernstandes, dieser Grundfeste des Staates. k. w.

Regina vitae. Von Hermine von Preuschen. (Berlin, F. & P. Lehmann.) — Ihrem vielbesprochenen Sensationsbilde „Mors imperator" stellt die treffliche Malerin diese lyrische Sammlung von der Königin des Lebens, womit selbstredend die Liebe gemeint ist, an die Seite. Das Büchlein ist Storm gewidmet, dessen Einfluß sich auch deutlich da und dort zeigt. Viel Leidenschaft flackert in diesen Sängen auf, viel glühendes Leben und hinreißender Schwung. Die Stimmung ist meist düster und tragisch. Die Verfasserin scheint manches Schwere durchgemacht zu haben, denn wir suchen in diesen Versen umsonst nach künstlerischer Abklärung, harmonischer Stimmung. Alles ist Sturm und Drang, doch quillt der Naturlaut selten schroff heraus, sondern liebt eine gewisse akademische Drapirung und den Vollklang des Wohllautes. Der etwas monoton dunklen Färbung wegen, welche die Malerin farbenbunter Stillleben kaum wieder erkennen läßt, ist die elegant ausgestattete Schrift auch nicht in Einem Zuge genießbar, aber in trüben Stunden wird man gerne das eine oder andere Lied lesen und sich an den verwandten Accorden erfreuen. Hermine v. Preuschen scheint als Dichterin wahr und eine tief innerliche Natur, doch wird sie sich in Zukunft vor allzu exaltirten Gefühlsausdrücken zu hüten haben. Die Form ist rein, voll Musik. Besonders gefiel uns „Venezia", „Memento mori" und einzelne Nummern in dem Cyclus „Fiammetta".

Bekenntnisse eines Opiumessers. Von Thomas de Quincey. (Stuttgart, Robert Lutz.) — Wunderbarer Weise ist diese in England und Amerika vielverbreitete und hochberühmte Schrift des 1859 verstorbenen Polyhistors und Kritikers unseren sonst so findigen Uebersetzern bisher entgangen. Die vorliegende, bis auf die unbeholfen wiedergegebenen Verse recht gelungene Verdeutschung von L. Ottmann ist gewandt und liest sich ziemlich flüssig; auch die einen Lebensabriß des Verfassers bietende Einleitung enthält alles zur Orientirung Nothwendige. Die Schrift schildert mit Freimuth die Kämpfe des gefeierten Autors wieder den Dämon des Opiums, dem er bis zu seinem im Alter von 74 Jahren erfolgten Tode verfallen blieb, wenn er auch viel mäßiger in dem schauerlich verlockenden Genusse wurde, als in jungen Jahren. Uebrigens sind die Freuden des Opiumessers mit verlockenderen Farben gemalt, als seine Leiden. Quincey ist zu sehr Gelehrter, Moralphilosoph, Kritiker und nicht genug Schilderer, Dichter, um seinen Gestalten und Scenen Relief zu geben, doch ist sein Büchlein bei aller Redseligkeit fesselnd, lehrreich und wohl auch von abschreckendem Einfluß. Das Wichtigste ist der Fingerzeig: „Ist man einmal dem Opium verfallen, so suche man seine gewohnte Dosis auf das niedrigste Maß herabzumindern und bei diesem unter beständiger Regulirung, verbunden mit regelmäßiger Bewegung im Freien, zu verharren."

Eduard Hanslick hat eine neue Sammlung „Kritiken und Schilderungen" unter dem Titel „Musikalisches Skizzenbuch" erscheinen lassen (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur). Ein Werk vom Verfasser der Schrift „Vom Musikalisch-Schönen", die so viele neue und maßgebende Anschauungen in die Musikästhetik gebracht hat, des Buches „Die moderne Oper", das immer ein sicherer Führer bleiben wird, bedarf eigentlich keiner Empfehlung; es mußte vorausgesetzt werden, daß die Ankündigung genügt, die Musikfreunde zur Anschaffung anzuregen. Aber in unserer überhastigen, gedächtnißlosen Zeit, in der schon der gestrige Tag oft wie ein Jahr entfernt liegt, und der Blick dem „Morgen" starr zugewendet ist, mag es immerhin nothwendig erscheinen, selbst auch ein Werk von Hanslick zu empfehlen. Wir wollen hier darauf hinweisen, daß in dem Buche nicht nur neue und ältere Opern aller Art gründlich und geistreich beurtheilt werden und daß Hanslick auch von Sängern und Sängerinnen in der ihm eigenthümlichen Weise spricht, die Gelehrsamkeit und glänzenden Stil vereinigt, sondern daß in den „Theater- und Musikbriefen aus London" vom Jahre 1886 die dortigen Zustände zum ersten Male von einem gründlichen Kenner, dem alle Kreise und Quellen offen standen, geschildert werden. Schon dieser eine Abschnitt verdient die Aufmerksamkeit aller Musikfreunde; und somit sei das Buch bestens empfohlen.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

## Inserate.


Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

**Bad Pyrmont.**

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

**Altbekannte Stahl- und Soolquellen.**

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

---

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Eisenbahnreform**

von

**Eduard Engel.**

Groß 8°. 4 *M.*

Ein **revolutionirendes Werk** von unberechenbarer praktischer Tragweite. Eine vernichtende Kritik des bisherigen Eisenbahn-Tarifwesens und der Vorschlag eines **völlig neuen Personentarifs.**

---

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

**Kaufmann**, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** 1. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Jellner**, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Wassermann**, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

---

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Das Preussische Staatsrecht**

auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts

dargestellt von

**Dr. Herm. Schulze.**

Erster Band. Zweite Auflage.

XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. *M* 12; fein geb. *M* 13.50.

(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

---

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker**, Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — *M* 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

---

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

**Noblesse oblige.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—

Erste bis fünfte Auflage.

---

**Bücher-Ankauf!**

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**

**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

---

**CACAO-VERO,**

entölter, leicht löslicher

**Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**

**Dresden**

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

---

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

**Zimmer-Gymnastik.**

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

**Zweite Auflage.**

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren. 1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

---

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M.* — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879, und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 *M.* — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M.* — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M.* — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M.* — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M.* — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 *M.* — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M.* — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M.* — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal. 25 Bde., neu, 20 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

---

**In meinem Verlage ist soeben erschienen** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Aus Flandern und Brabant.**

Episches und lyrisches von **Pol de Mont,** übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Flemmich.** Preis eleg. broch. *M* 2.50, eleg. geb. *M* 3.50.

**Aus den Tagen der Hansa.**

Drei Novellen von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. *M* 12.—, eleg. geb. *M* 15.—

**Ein Skizzenbuch** von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Facsimile des Verfassers *M* 5.—, eleg. geb. *M* 6.—

**Freiburg i. B.** **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.



Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Theophil Zolling.**

Vierunddreißigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1888.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Seite

Olzem, Fritz, Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause . 306
Philippson, L., Gibt es einen physiologischen Tod? . . . . . 19
Reck, O., Zu den Arbeiterunruhen in Paris . . . . . 97
Reichel, Eugen, Lichtenberg und Goethe . . . . . 7. 26
— Die Frauenerscheinung in der „Hexenküche" . . . . . 150
— Ein Weihnachtsfest . . . . . 387
Reinhold, Karl Theodor, Das deutsche Fürstenamt in der Gegenwart . . . . . 17
Reyher, Wolfgang, Zola und Tolstoi auf der Pariser Bühne . 23
Rinhart, K., Im Laufe der Zeit . . . . . 300
Römer, Alexander, Wiedergeboren . . . . . 332. 346. 360. 376
Rosenstein, Immanuel, Zur mittelalterlichen Geschichte . . . 40
Sacher-Masoch, Leopold von, Iwanok . . . . . 13
Salow, Das Krokodil . . . . . 29. 45. 59. 77. 92
Schellhas, P., Nationalstolz und Vorurtheil in Volkstypen . . 147
Schneidewin, Max, Eine neue Systemdichtung . . . . . 89
Schultheiß, Guntram, Das Nationalgefühl nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit . . . . . 162. 179
— Was kann der Staat für die Literatur thun? . . . . . 195
— Ein süddeutscher Localtypus in der Literatur . . . . . 407
Spier, A., Ein herzoglicher Arzt . . . . . 84
Sterne, Carus, Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt 246. 264
Suttner, A. G. von, André Theuriet . . . . . 58
Verga, Giovanni, Der Lebende hat Recht . . . . . 124
Walcker, Karl, Die Ueberwindung der Socialdemokratie . . . 337
Weigand, Wilhelm, Die Tagebücher der Brüder Goncourt 169. 186
— Algernon Charles Swinburne . . . . . 310
Winter, Georg, Ein Vorkämpfer geistiger Aufklärung . . . . 229
Zeller, Die Unfallversicherung der deutschen Seeleute . . . . 129
Zimmern, H., Das englische „Sweating-System" . . . . . 322
Zolling, Theophil, Alphonse Daudet und die Französische Akademie . . . . . 198
— Vom Literarischen Congreß in Venedig . . . . . 219
— Ein Roman aus der Geschäftswelt . . . . . 233
— Die Eröffnung des neuen Burgtheaters . . . . . 249
— Ein tugendhafter Roman von Zola . . . . . 296
— „Antoinette Rigaud." Schauspiel von Raimond Deslandes . 302
— Heinrich von Kleist als dramatischer Held . . . . . 312
— Ein tyroler Dichter (Hermann von Gilm) . . . . . 329
— „Papa Gustave." Schwank von Alfred Duru . . . . . 334
— „Eva." Schauspiel von Richard Voß . . . . . 347
— Weihnachtsdichter . . . . . 356
— „Abbé Constantin." Schauspiel von Ludovic Halévy . . . . 363
— Zwei Weihnachtsstücke . . . . . 394

## Notizen.

Adelfels, Lexikon der feinen Sitte 382. Adler, Iriarte's Literarische Fabeln 111. Allgemeines historisches Porträtwerk 349. Angerstein-Eckler, Hausgymnastik 397. Augier-Fitger, Philiberte 397. Becker, Mahabharata 110. Behrendt, Pytheas von Massilia 380. Bendt, Grundzüge der physikalischen Geographie 335. Bertheau, Goethe und die schweiz. Baumwollenindustrie 111. Beta, Baronin von Plettenbach 382. Bilz, Zur deutschen Sprache und Literatur 397. Bormann's Liederhort 397. Brasch, Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberweg's 415. Brinckmann, Kunst und Handwerk in Japan 396. ten Brink, Geschichte der Englischen Literatur 415. Budde, Gevatter Tod 271. Bungert, Hutten und Sickingen 271. Combes, Profils et Types de la Littérature allemande 319. Cüppers, der Gotenfürst 415. Dahn, Geschichte der Urzeit 111. Dery, Hoch oben 303. Dieffenbach, Nesthäkchen 380. Dietzel, Karl Rodbertus 366. Döllinger, Wiedervereinigung der christlichen Kirchen 287. Dornblüth, Gesundheitspflege 396. Druskowitz, Eugen Dühring 349. Duimchen, Jantje Verbrügge 366. Ebensee, Frühe Gräber 365. Ehrlich, Aus allen Tonarten 110. Eichendorff's Aus dem Leben eines Taugenichts 381. Engel, Eisenbahnreform 287. Eschen, Meines Lebens Roman 159. Fickelscherer, Culturbilder aus dem classischen Alterthum 397. Fontane, Fünf Schlösser 381. —, Irrungen, Wirrungen 348. Frenzel, Im Wandel der Zeiten 398. Friedmann, Lieder des Herzens 382. Frimmel, Neue Beethoveniana 396. Fritsche, Bilderbuch eines Schwermüthigen 398. Fritz, Briefe eines Junggesellen 79. Fritze, Hitopadeça 399. Fuchs, Haschisch 381. v. Führich, Das Vaser unser 415. Gasparry, Italienische Literatur in der Renaissancezeit 415. Grosse, Frauenloos 255. Grote's Deutsches Weihnachtsblatt 380. Günthert, Vischer 335. Hadländer, illustrirte Romane 366. Hannoversche Schriftsteller der Gegenwart 334. Hart, Fünf Novellen 399. Hansjakob, Wilde Kirschen 348. Herzer, Dichterklänge aus dem Alterthum 381. Herzog, Novellen 334. v. Hillern, H., Um Eid und Ehr 397. Hirth's Culturgeschichtliches Bilderbuch 395. Howard, Guenn 382. Humor in der Thierwelt 159. Jacob, Die Welt oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften 398. Ibsen, Kaiser und Galiläer 111. In Luft und Sonne 349. Jung Japan beim Spiel 380. Kastropp, König Elf's Lieder 397. Klapp, Tannhäuser's Pilgerfahrt 111. Kleinpaul, Sprache ohne Worte 255. Kohut, Naturgeschichte des Berliners 223. Krabbe's Miniaturausgaben 366. Kugler, Kaiser Wilhelm und seine Zeit 365. Kuntzmüller, Kaiser Wilhelm II. 415. Kürschner's Quartlexikon. 381. Lahmann, Auf den Tod Kaiser Friedrichs 319. Land, Stiefkinder der Gesellschaft 334. Leschwo, Hochsommer 398. v. Leixner, Aesthetische Studien 399. Liebold's Unterricht im Thierreich 389. Lindau, R., Zwei Seelen 111. Linden, Aus vergangenen Tagen 398. Lohmeyer, Aus Studienmappen deutscher Künstler 395. Lubbock, Freuden des Lebens 398. Lucifer, Kometenbriefe 366. Mahrenholtz-Wünsche, Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung 319. Mariotti, Pol. Weisheit von Bismarck und Cavour 111. Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers 399. Mataja, Das Recht des Schadenersatzes 255. Mayer, Zur Begründung von Schutzzöllen 271. Meili, Recht der modernen Verkehrs- und Transportanstalten 303. Memnell, Königsphantasien 381. Meusel, Kirchliches Handlexikon 414. Meyer's Conversationslexikon. Von Rudolf Kleinpaul 364. Meyer, C. F., Schriften 396. Meyer, Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete 271. Mohr, Das moderne Holland 335. Mückenberger's Weihnachtsblätter 380. Mügge, Afraja 397. Müller, Deutsche Geschichte 366. Müller, Doctor Faust's Ende 255. Musset's Dichtungen von Martin Hahn 63. Natzmer, Unter den Hohenzollern 414. Neubauer, Blätter der Erinnerung an Deutschlands großen Kaiser Wilhelm I. 415. Neumann, Volk und Staat 335. Niemann, Eulen und Krebse 381. —, Erziehung des Menschengeschlechts 381. Niemann, K., Coeur-Aß 398. Paulsen, Weihnachten 398. Paulus, Der neue Merlin 398. Pecht, Münchener Kunst im 19. Jahrhundert 365. Petzold, Landschaftsgärtnerei 365. Pfau, Königin Luise von Preußen 381. —, Kunst und Kritik 335. Pfeil, Vorschläge zur Colonisation 366. Pfeilstücker's Illustrirte Hausbibel 365. Philippi, Schiller's lyrische Gedankendichtung 396. Ploß-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 397. Preser, Ulrich von Hutten 396. Rensch, Von der Wiege bis zum Grabe 303. Richter, Märchenbuch aus dem Leben 380. Riemann's Musiklexikon 365. —, Wie hören wir Musik? 365. Ring, Streber und Kämpfer 159. Sang und Klang 396. v. Schack, Gemäldegalerie 380. Schleiden, Das Meer 396. Schmidt-Cabanis, Pessimistbeetblüthen 366. —, Von einem, der auszog, nervös zu werden 366. Schmidt und v. Leinburg, König Rodger 366. Schmitz, Carmen Sylva 398. Schorer's Jugendfreund 349. Schrattenthal, Unsere Frauen 396. Schultze, Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidenthums 271. v. Seydlitz, Venus Anadyomene 382. Siebert, Apulejus' Amor und Psyche 366. Simon, Geschichte des Fürsten Bismarck 394. Stern, Geschichte der Weltliteratur 382. Stöpel, Die sociale Frage 366. Struve, Eisenbahngeschichtskarte 398. Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte 397. Sudermann, Geschwister 143. Telmann, Im Klementenhof 415. Theden, Laßt Euch erzählen 380. Thienemann's Jugendschriften 380. Tolstoi, Macht der Finsterniß 111. —, Polikuschka 334. Vetter, Gotthelfs Uli der Knecht 111. Villatte's Parisismen 303. Volkmann-Leander, Kleine Geschichten 365. Wachs, Der Kampf um Constantinopel 255. Waldemar, Minni's Leiden und Freuden 380. Wasielewski, L. van Beethoven 396. Weddigen, Helgamor und Godalind 410. Welten, Wenn junge Frauen durchgehen 396. Weyler, Denker- und Dichterworte 398. Wichert, Suum cuique 397. Widmann, Jenseits des Gotthard 319. v. Wildenradt, Ubbo der Friese 381. Wolff, Von Banana zum Kiamwo 398. v. Woringen, Märchenbuch 380.
*** Bismarck unter drei Kaisern 415.

## Offene Briefe und Antworten.

Zur russischen Iwanok-Sage. Von C. Spielmann 47. Zur Beschaffenheit der Engel. Von Ernst Pohl 127. Die Faustvision und das erste Weib. Von F. W 270. Zum letztenmal die Frauenerscheinung in der Hexenküche. Von Eugen Reichel 287. Nochmals Darwin's Selbstbiographie. Von Ernst Krause (Carus Sterne) 303.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 7. Juli 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, JUL 19 1888 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Ziele und Ideen der Anarchisten. Von Rudolf Martin. — Ueber die Versicherung gegen Witterungsunfälle. Von Franz Bendt. — **Literatur und Kunst:** Mahnung. Von Stephan Milow. — Lichtenberg und Goethe. Ein Beitrag zur Goethe-Forschung. Von Eugen Reichel. — Die ältesten Entwürfe für das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Von Joh. Krätschell. — **Feuilleton:** Iwanok. Von Leopold von Sacher-Masoch. — **Aus der Hauptstadt:** Erinnerungen an Josef Engel. Von G. M. — Inserate.

### Die Ziele und Ideen der Anarchisten.

Von Rudolf Martin.

Was ist Anarchismus? Der Anarchismus ist die consequente Ausgestaltung des Socialdemokratismus. Der Socialdemokratismus wiederum sucht, wie schon sein Name andeutet, zwei zu unterscheidende, aber eng verwandte Bewegungen zu vereinen, den Demokratismus und Socialismus. Das Streben der Demokraten nach Verringerung der Staatsgewalt und Vermehrung der individuellen Freiheit ist gewiß schwer vereinbar mit der socialistischen Forderung der gesellschaftlichen Regelung der Production und der Beschränkung des privaten Eigenthumsrechtes. Gleichwohl hat das maßlose Streben nach politischer Freiheit und Gleichheit das Streben nach ökonomischer Gleichheit zur Folge gehabt. Wohl sind einige socialistische Utopisten, um ihrem Staatsideale nicht jede Aussicht auf Bestand zu benehmen, inconsequenter Weise Anhänger einer cäsaristisch-absolutistischen Verfassung geworden, die Stifter der größten Socialistenschule, der deutschen Socialdemokratie, Karl Marx und Friedrich Engels waren indeß zuerst Vorkämpfer der Freiheit, ehe sie Vorkämpfer der Gleichheit wurden. Um die Freiheit des Individuums in jeder Hinsicht vollkommen zu machen, wollten sie ihm zur politischen noch die ökonomische Unabhängigkeit verschaffen. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die Bestrebungen des Socialismus einer Kritik zu unterziehen und sie auf ihre Berechtigung zu prüfen. Nur möchten wir daran erinnern, daß in demselben Maße, wie der Absolutismus das Ringen nach Freiheit, so die abnorme wirthschaftliche Ungleichheit das Ringen nach Gleichheit herauszufordern geeignet ist. Während eine maßvolle politische Freiheit und Gleichheit den wirksamsten Schutz gegen den Socialismus bilden wird, wird eine maßlose Gleichheitsmacherei in der Politik sehr bald auch das ökonomische Gebiet zu ergreifen trachten.

Das Programm der Socialdemokraten, wie es Schäffle in seiner „Quintessenz des Socialismns" zusammengefaßt hat, enthält folgende Forderungen: Abschaffung des Privateigenthums und der Privatbeerbung an den Mitteln der Production; Einführung des gesammtheitlichen (staatlichen) Eigenthums an den Productionsmitteln; auf Grundlage dieses „Collectiveigenthums" einheitlichen Betrieb der Production in öffentlichen (staatlichen) Productionsgruppen und Gruppensystemen; öffentlichrechtliche Organisation auch der Zutheilung des (nach Befriedigung des öffentlichen Bedarfes noch vertheilbaren) Güterertrages der Collectivproduction nach Verhältniß des individuellen Arbeitsbeitrages. In ihrer Anfangsperiode glaubte die Socialdemokratie ihre politischen Freiheitsgelüste im Rahmen einer demokratischen Republik befriedigen zu können. Sie bedachte aber nicht, daß die Regierung dieses „freien Volksstaates" eine Macht in ihren Händen vereinigen würde, wie sie kaum je ein asiatischer Despot besessen hat. Denn der Staat würde der einzige Besitzer aller Productionsmittel, der einzige Arbeitgeber, der einzige Handelsmann sein. Seiner Allmacht müßten alle die großen Errungenschaften des Liberalismus, die Freizügigkeit, Gewerbe- und Preßfreiheit zum Opfer fallen. Sobald die Stifter des Socialismus gewahr wurden, daß ihr Idealstaat der unfreieste der Weltgeschichte sein und daß er die Freiheit des Individuums vernichten würde, mußten sie ihn fallen lassen und die Anarchie predigen. Sie waren eben in ihrem Innern mehr Individualisten als Socialisten oder sie waren richtiger das letztere nur um des ersteren willen.

Friedrich Engels hat schon vor mehreren Jahren in seiner Schrift über die „Entwickelung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft" offen der Ueberzeugung Ausdruck verliehen, daß die Einführung der Collectivproduction, die Besitzergreifung der Productionsmittel durch das Proletariat den Staat überflüssig machen und jede politische Autorität sowie jede Regierung über Personen beseitigen werde. August Bebel spricht sich in ähnlichem Sinne in seinem Buche über die „Frau in der Vergangenheit ꝛc." (Zürich 1883, S. 149) aus. Diese beiden socialdemokratischen Schriftsteller haben die Inconsequenz erkannt, die darin liegt, daß man das Besitzrecht an den Mitteln der Production dem Privatmanne abspricht, es aber zu gleicher Zeit dem Staate überträgt. Sie haben sich nicht gescheut, die gesammte Menschheit zur Besitzerin aller Productionsmittel zu erklären und dadurch die anarchistischen Theorien Bakunin's, Most's, Reinsdorf's zu den ihrigen zu machen.

Hatten die letztgenannten Stifter des Anarchismus diese Consequenzen des demokratischen Socialismus vielleicht auch nicht vor Engels und Bebel erkannt, so waren sie doch die Ersten in der neuen Geschichte, die sie zu proklamiren die Naivität besaßen. Warum Engels so spät die Anarchie verkündet hat, gibt er uns zu verstehen, indem er der „Phrase vom Volksstaate" — wie er sich ausdrückt — bei „all' ihrer endgiltigen wissenschaftlichen Unzulänglichkeit" dennoch eine zeitweilige agitatorische Berechtigung nicht absprechen will. Also aus Furcht vor einem Mißerfolge ihrer Agitation vermeidet es die Socialdemokratie, die Massen über die Endziele ihres Strebens aufzuklären. Das Ideal, welches man den Arbeitern vorhält, ist vorerst noch die socialistische Republik, eine Vereinigung von Demokratie und Socialismus.

Digitized by Google

Die Anarchisten haben nichts gethan, als die politischen und wirthschaftlichen Consequenzen des Socialdemokratismus gezogen. Mit den politischen Radicalen suchen sie die Macht des Staates zu verringern und zwar bis auf ein Minimum. Sie verlangen vom Staate nichts als sein Verschwinden. Mit den Socialisten sind die Anarchisten der Meinung, daß die Entwickelung der modernen Industrie und Verkehrsverhältnisse die collectivistische Productionsweise zur unumgänglichen Nothwendigkeit gemacht habe. Ein Theil der Anarchisten geht noch über die gewöhnlichen Forderungen des Socialismus hinaus und verlangt nicht nur wie jener die Vergesellschaftung der Productionsmittel, sondern auch den gemeinsamen Besitz aller Genußmittel. Die Anarchisten haben aber nicht nur die politischen und ökonomischen Grundprincipien der Socialdemokraten ererbt und fortgebildet, sondern sie haben auch ihre gesammte Weltanschauung sich zu eigen gemacht.

Versuchen wir es, uns im Folgenden hineinzuversetzen in die Vorstellungen dieser consequenten Vertreter der demokratisch-socialistischen Weltanschauung, die schon Hunderttausende unserer Nation beherrscht. Indem der Anarchismus die Consequenzen des Socialdemokratismus darstellt, bildet er zugleich den schlagendsten Beweis für die Undurchführbarkeit dieses Systems. Nicht ohne Lächeln kann man das anarchistische Ideal betrachten, für dessen Realisirung so viele Menschen vor keinem Unrecht und Verbrechen zurückgeschreckt sind. Die Anarchisten stellen als oberstes Princip die Wahrung der individuellen Freiheit hin. Zu diesem Behufe erstreben die Mostianer einen Zustand, in dem jeder Mensch möglichst wenig Zeit zu arbeiten braucht und möglichst viel genießen kann. Sie glauben ihr Ideal in der collectivistischen Productionsweise, d. h. in der Waarenerzeugung durch organisirte Arbeitskräfte und mit gemeinsamen Arbeitsmitteln gefunden zu haben. Sie stützen sich zum Beweise für den Nutzen dieses collectivistischen Productionssystems auf die Thatsache, daß die Industrie im Großen mehr Waaren durch weniger Arbeitskräfte herstellen kann. Die Anarchisten haben keineswegs die Absicht, die immer wachsenden Großbetriebe auf die früheren Formen des Handwerkes und Kleinhandels zurückzuführen, im Gegentheile wollen sie jede Branche der Industrie und des Handels auf den denkbar größten Betrieb, den der Gesellschaft, hinübergeführt wissen. In der Wirklichkeit würde selbstverständlich das Gegentheil ihres Strebens eintreten müssen, denn je größer eine Organisation ist, um so einheitlicher und mächtiger muß ihre Leitung sein. Von einer Leitung wollen aber die Anarchisten ganz und gar nichts wissen.

In dem Zukunftsplane, den die Socialdemokratie ausgearbeitet hatte, als sie noch auf halbem Wege stand, war der Staat der Leiter der Production. Der Anarchismus kennt keine Autorität, welche die Leitung übernehmen könnte. Niemand ist da, um die Production zu organisiren und doch sollen sich allenthalben Gruppen gleichartiger Producenten bilden und die Gruppen sollen sich wieder mit einander in Verbindung setzen und so die denkbar ausgedehntesten Productionsorganisationen schaffen. Die Menschen werden zusammengeführt durch keinen Befehl oder Zwang, durch nichts als die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des gemeinschaftlichen Handelns. In Erwägung dessen, daß die Eisenindustrie um so leistungsfähiger ist, je großartiger sie betrieben wird, werden sich alle, welche sich an dieser Industrie betheiligen wollen, zu gemeinschaftlichem Handeln zusammenthun. Manche der Productionsorganisationen werden sich nach Most's Ansicht über die ganze Erde hin einheitlich gestalten. Daß indessen die individuelle Freiheit darunter nicht leiden soll, zeigt folgende Schilderung Most's:

„Große, wie kleine Abtheilungen (Gruppen) eines Productionszweiges können natürlich ihre inneren Verhältnisse ganz nach ihrer speciellen Neigung regeln; es ist da durchaus keine Schablone nöthig. Da arbeitet man vielleicht nur Vormittags, dort nur Nachmittags; in einer dritten Abtheilung zieht man es vor, jeden zweiten Tag Vor- und Nachmittags zu arbeiten, dafür aber jedem Arbeitstage einen Ruhetag folgen zu lassen. In der einen Gruppe führt man gleichmäßige Arbeitszeit und gleichmäßigen Antheil am Ertrage der Thätigkeit der ganzen Gruppe ein; andere Gruppen überlassen es ihren einzelnen Mitgliedern, bald mehr, bald weniger thätig zu sein und dementsprechend beim Vertheilen des Ertrages gehalten zu werden. In manchen Gruppen wollen vielleicht Alle, die dazu gehören, mehr leisten, als in anderen Gruppen üblich ist, und dafür auch desto reichlicher genießen, während auch der umgekehrte Fall denkbar ist: Verzicht auf einen Theil der durchschnittlich erreichbaren materiellen Genüsse und dafür desto kürzere Arbeitszeit, resp. desto mehr Gelegenheit zur Ergehung in geistigem Genusse. Unter solchen Verhältnissen ist die Möglichkeit gegeben, daß sich die Neigungen der Einzelnen in ihren verschiedensten Spielarten Berücksichtigung verschaffen, ohne daß der allgemeine Zweck dadurch beeinträchtigt würde. Jeder sucht sich eine solche Gruppirung von Individuen aus, welche in ihren Neigungen den seinigen am nächsten stehen. Aendert sich seine Neigung, so mag er entsprechend seine örtliche Stellung mit einem Anderen vertauschen."

Diese Worte des anarchistischen Apostels sollen übrigens keineswegs das Programm der anarchistischen Partei oder positive Vorschläge für die Einrichtung der künftigen Gesellschaft enthalten — denn in der freien Gesellschaft wird es kein Gesetz geben außer dem, daß Jedermann thun kann, was ihm beliebt —, sondern sie sind, wie er sagt, nur „Muthmaßungsbetrachtungen", angestellt, „um die Möglichkeit einer freien Gesellschaft gleichsam per Anschauungs- und Exemplificationsunterricht zu illustriren". Wie aus dem angeführten Citate zu ersehen ist, denkt sich Most die Productionsorganisationen und Gruppen als die Arbeitgeber und — wenn man so will — Lohnherren ihrer Mitglieder. Dieselben haben indessen ebenso wenig als jeder andere Mensch Besitzrecht an den Arbeitsmitteln, welche ja der gesammten menschlichen Gesellschaft zu eigen sind. Sie können die Mittel der Production lediglich durch Occupation in Verwaltung nehmen und haben dann allerdings den Nießbrauch davon, indem die von ihnen hergestellten Producte in ihren Besitz übergehen. Die anarchistische Gesellschaft kennt keine Autorität, die in Streitfällen entscheiden könnte, welcher Gruppe ein Landgut, eine Fabrik oder eine Nähnadel zur Benutzung zukomme. Desgleichen muß sie es unentschieden lassen, aus wie viel Mitgliedern eine Gruppe bestehen müsse, um ein bestimmtes Productionsmittel zu übernehmen. Bei der unendlichen Verschiedenheit aller Productionsmittel wird vielleicht eine Gruppe von wenigen Menschen oder gar nur ein einziges Individuum, welches einen fruchtbaren Acker occupirt hat, hundert Mal so viel Ertrag erzielen als Tausend Menschen gemeinsam, welche einen schlechten Acker gleicher Größe übernommen haben. Most hat es ganz versäumt, uns zu sagen, wen er dann für den Besitzer derjenigen Producte hält, die wiederum als Mittel der Production dienen. Bekanntlich sind fast alle Productionsmittel einschließlich des Ackers, der durch die Arbeit ganzer Geschlechter auf seine jetzige Höhe gehoben ist, Producte. Nach Most's System scheinen uns beispielsweise die Producte des Maschinenbauers sofort in den Gemeinbesitz der Menschheit überzugehen. Die Organisation der Maschinenbauer wird also zur Arbeit für Gotteslohn verurtheilt sein, denn die Producte ihrer Arbeit resp. die für dieselben eingetauschten Genußmittel sind bei Most der Lohn der Arbeit und bieten den Menschen ihren Lebensunterhalt. Ein gewisser Arbeitszwang besteht noch in der Most'schen freien Gesellschaft. Denn nur auf Grund der von ihm aufgewendeten Arbeitszeit empfängt der Mensch von der Gruppe, der er sich angeschlossen hat, einen entsprechenden Antheil am Ertrage der ganzen Gruppe; ohne Arbeit kann er nicht auf ehrliche Weise in den Besitz von Genußmitteln gelangen.

Es ist sehr verständlich, daß einerseits die Pflicht zur Arbeit, andererseits die ökonomische Ungleichheit, welche das Most'sche System bestehen ließ, weder die anarchistische Sehnsucht nach schrankenloser Freiheit, noch die nach Gleichheit zu befriedigen vermochte, und so brach denn in der anarchistischen Partei ein Sturm der Entrüstung aus, als Most das erste Mal mit seinen „reactionären" Ideen an das Licht trat. Ein Theil der deutschen Anarchisten erklärte sich für die schon früher von den französischen Anarchisten und Fürst Peter Krapotkin vertretene Ansicht, daß alle vorhandenen Dinge (gleichviel ob Productions- oder Genußmittel) jedem Menschen zur unbeschränkten Verfügung stehen müßten. Jeder werde dann schon ganz von selbst das Seinige zur Production beitragen. Wem

Digitized by Google

es Vergnügen mache, müßig zu gehen, Champagner zu trinken und Austern zu essen, der dürfe von Niemand daran gehindert werden, sondern könne sich die ihm begehrenswerth erscheinenden Delicatessen wie jedes andere Genußmittel kostenfrei aus den öffentlichen Magazinen entnehmen. Die Uebersättigung und die Bescheidenheit des Einzelnen werden die einzigen Schranken im anarchistischen Gemeinwesen Krapotkin's bilden.

Diese extremsten Anhänger des Anarchismus haben sich wohl noch nie darüber Gedanken gemacht, wie die verschiedenen Producte gegenseitig ausgetauscht werden sollen. Und in der That von ihrem Standpunkte aus mit einer gewissen Consequenz. Wenn man annimmt, daß die Menschen, ohne für ihre Arbeit einen entsprechenden Lohn zu empfangen, sich an der Production betheiligen werden, so muß man auch glauben, daß sie sich mit dem gleichen Eifer des Handels und Verkehrswesens annehmen werden. In der Wirklichkeit werden beide Thätigkeiten gleichermaßen verschwinden und einem allgemeinen Müßiggange weichen. Es werden sich ebensowenig Menschen finden, die Neigung haben, einen Dampfkessel zu fabriciren, als solche, welche Neigung haben, ihn nach einem entfernten Orte zu transportiren. Die gemäßigten Anarchisten, die Mostianer, haben hingegen auch eine der anarchistischen Productionsweise entsprechende Waarenvertheilung erdacht. Wenn die Producte ihren Producenten gehören sollen, so ist damit bereits gegeben, daß die Producenten sie nicht ohne Gegenleistung aus der Hand geben werden. Most hatte also die Aufgabe, eine Methode zu erfinden, die es ermögliche, den Producenten den Ertrag ihrer Arbeit zu sichern, ohne doch die Grundforderungen des Socialismus, zu denen die Aufhebung der freien Concurrenz und des profitmachenden Handels gehören, zu verletzen. Die Socialdemokratie brauchte sich nicht in Verlegenheit bringen zu lassen. Sie legte einfach dem Staate, dem universellen Arbeitgeber, auch die Functionen des universellen Handelsmannes auf. Den Vertretern der Anarchie fehlt dieser deus ex machina. Wer ein aus jahrtausendlanger Entwickelung hervorgegangenes Productionssystem so leichthin umzustürzen und zu ersetzen verspricht, dem kann auch eine neue Methode des Waarenaustausches kein Kopfzerbrechen machen. So sagt Johann Most kurz und bündig: „Dieselben Menschen, denen die Zweckmäßigkeit lehrt, wie sie sich zu organisiren haben, um die Waarenerzeugung so vortheilhaft wie möglich zu betreiben, ohne ihre individuelle Freiheit zu gefährden — dieselben Menschen können auch den Waarenaustausch nicht anders als auf dem Wege freiwillig gebildeter Consumtionsorganisationen bewerkstelligen wollen." Was unter den „freiwillig gebildeten Consumtionsorganisationen" zu verstehen ist, darüber gibt uns der anarchistische Weltreformator nur recht mangelhaften Aufschluß. Die Vereinigung von Menschen zum Zwecke des gemeinsamen Waarenbezuges soll in den verschiedensten Formen möglich sein. Hier werden sich größere, dort kleinere Gruppen bilden, ungefähr in der Art von Consumvereinen, vielleicht auch daß eine ganze Commune sich als Consumtionsverband constituirt mit gemeinsamen Waarenmagazinen, aus denen dann ein Jeder seinen Bedarf entnimmt. Das zweckmäßigste der Waarenvertheilungssysteme, so hofft Most, wird sich ganz von selbst allgemeine Geltung verschaffen. In keinem Falle darf gegen den Einzelnen ein Zwang ausgeübt werden. Die Consumtionsorganisationen werden sich ihrerseits direkt mit ihren Bestellungen an die Productionsorganisationen wenden. Leider wird uns nicht verrathen, wodurch sie die Producte erkaufen werden. In dem socialistischen Staate, wie er noch vielfach inconsequenten Socialdemokraten vorschwebt, ist diese Frage in leidlich zufriedenstellender Weise gelöst. Jeder Arbeiter bekommt hier vom Staat eine Bescheinigung für jede von ihm aufgewandte Arbeitsstunde. Gegen Austausch dieser Arbeitszeitscheine kann er sich dann in den öffentlichen Magazinen eine entsprechende Menge von Genußmitteln aushändigen lassen. Der Werth jedes Productes bestimmt sich ja bekanntlich in der Marx'schen Werththeorie nach der zu seiner Herstellung für einen normal beanlagten Arbeiter erforderlichen Zeit. Wenn zur Anfertigung eines Salonanzuges durchschnittlich zwanzig Arbeitsstunden nothwendig sind, so bestimmt der socialistische Staat, daß der Preis eines solchen Anzuges zwanzig Arbeitsstunden betrage. Most wünscht, daß dasselbe Werthmaß in der anarchistischen Gesellschaft eingeführt werde. Da demselben aber jede Autorität fehlt, welche die Arbeitszeitscheine ausstellen und die in den Waaren verkörperte Arbeitszeit festsetzen könnte, so wird den einzelnen Productionsgruppen oder, wenn dieselben nur aus einer Person bestehen, dem einzelnen Individuum nichts anderes übrig bleiben, als sich sein Papiergeld auf eigene Faust herzustellen oder als Verkäufer die in seinem Product steckende Arbeitszeit nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Der anarchistische Bürger nach Most's Herzen wird also, wenn er einen Anzug kaufen will, ein Stück Papier nehmen und darauf bemerken, daß er 20 Stunden gearbeitet hat. Sodann wird er sich zu einem Mitbürger begeben, dem es Vergnügen gemacht hat, einige Anzüge anzufertigen, und wird ihn ersuchen, ihm gegen diesen selbstausgefertigten Schein einen Anzug abzutreten. Möglich, daß der freiwillige Schneider erklärt, sein Anzug enthalte 60 Arbeitsstunden, nun dann wird sich der Käufer ein Certificat auf 60 Arbeitsstunden ausstellen. Ist aber der Schneider ein verständiger Mann, so wird er seinem Genossen den guten Rath geben, Kartoffeln zu bauen oder Zeug zu fabriciren und später mit einigen Säcken Kartoffeln oder einigen Ballen Tuch zurückzukehren und sich den Anzug einzutauschen. Most's Papiergeld ist eben nichts als ein alter Zopf, den er aus seiner socialdemokratischen Periode mit herübergenommen hat. In Wirklichkeit muß die anarchistische Gesellschaft, wenn sie die Producte als Eigenthum den Producenten zuspricht, auf den urwüchsigen Zustand des bloßen Tauschhandels zurückkommen. Naturgemäß ist dann auch jede Arbeitstheilung unmöglich. Denn wenn z. B. Jemand sich noch ausschließlich der Fabrikation der Tinte widmen wollte, so müßte er, um seine Lebensmittel sich zu erwerben, dem Bäcker für sein Brod und dem Fleischer für sein geschlachtetes Kalb entsprechende Quanta von Tinte liefern. Der Leser könnte mir verübeln, ihn solange von dem anarchischen Hirngespinnste eines Papiergeldes, welches der Einzelne oder eine kleine Gruppe von Menschen sich selbst herstellen kann in der Weise, wie man etwa eine Cigarette dreht, unterhalten zu haben. Hat man aber bedacht, daß den Hunderttausenden unserer socialistischen Mitbürger, ihren Führern an der Spitze, ganz das gleiche Idol vorschwebt? Nachdem Herr Bebel in seinem Buche über die Frau den Staaten sammt ihren Repräsentanten, den Regierungen, Parlamenten und Gerichten den Abschied gegeben hat, ist der Curs seines Papiergeldes auf Null gesunken.

Das Waarenvertheilungssystem Most's leidet noch an einem anderen Grundfehler, den es gleichfalls mit dem Bebel'schen Gesellschaftsideal theilt. Zahlreiche Menschen können nicht nach einer Stunde Arbeit greifbare Resultate ihrer Thätigkeit vorzeigen. Nun beabsichtigt ja die anarchistische Revolution ganze Klassen dieser Menschen zu beseitigen, vor Allem die Geistlichen, Juristen, Militairs, da aber Kunst und Wissenschaft und besonders die Naturforschung, Medicin und das Erziehungswesen eine viel höhere Rolle spielen sollen als heutzutage, dürfte wohl auch das für diese Berufe erforderliche Personal bedeutend vermehrt werden. Diese letztgenannten Glücklichen, denen Most das Privilegium als Träger der Civilisation zu verleihen geruht hat, haben, wie er sagt, für ihre Leistungen die nämliche Belohnung zu beanspruchen wie die Handarbeiter. Wer soll diesen Kopfarbeitern ihren Unterhalt gewähren? Gäbe es noch einen Staat, so könnte dieser ihnen vielleicht ein Gehalt aussetzen, bemessen nach dem Durchschnittseinkommen des Handarbeiters. Most sucht sich auf andere Weise zu helfen. Wie er kurz zuvor die Menschen sich associiren ließ, um gemeinsam von den verschiedenen Productionsorganisationen ihre Producte zu beziehen, so läßt er sie jetzt zu Associationen zusammentreten, um sich gemeinsam einen Arzt, Musiker und Lehrer für ihre Kinder zu halten. In Ermangelung irgend welcher gesetzlichen Vorschriften wird sich selbstverständlich der tüchtige Chirurg zu einer Operation und der berühmte Tenorist zu einem Vortrage nur gegen Bezahlung eines außerordentlichen Honorars gewinnen lassen.

Digitized by Google

Dank der Unmöglichkeit, den Kopfarbeitern Arbeitszeitscheine auszustellen, und Dank dem Mangel an Anerkennung, woran die von Seiten der Handarbeiter sich selbst ausgestellten Arbeitszeitscheine leiden werden, wird in der anarchistischen Gesellschaft die tödtlich gehaßte „freie Concurrenz“ fortbestehen, indessen nur in den bescheidenen Grenzen, die eine Naturalwirthschaft gestattet. Zum Ansammeln eines Vermögens würde keine Gelegenheit sein, solange die Productionsmittel der Gesellschaft gehören und Jedermann jeder Zeit durch einen Stärkeren aus der „Verwaltung“ der von ihm occupirten Mittel der Production verdrängt werden kann. Mit der Zeit aber wird die Nothwendigkeit sicher ein Ersitzungsrecht an den Mitteln der Production herstellen, und wir werden uns eines schönen Tages vergnügt in der vernünftigen Gesellschaftsordnung unserer Tage wiederfinden, nachdem sich auch von selbst wieder politische Autoritäten und staatliche Scheidungen gebildet haben.

Nicht genug, daß Most unser gesammtes Wirthschaftssystem zu beseitigen beabsichtigt, er denkt auch an eine Reform unseres Schulwesens und hat längst ein grundstürzendes Programm aufgestellt. Alle bisherige Erziehung, die von der Familie, dem Staate oder der Kirche ausging, erscheint den Anarchisten als eine „Dressur“; zur „wirklichen Schulung“ wird sie erst werden, wenn die anarchistische Gesellschaft sie in die Hand nimmt. Die Commune oder ein Verband mehrerer derselben ist dazu berufen, nur braucht diese „Commune“ nicht die örtliche zu sein, sondern es können sich innerhalb eines Ortes mehr oder weniger Menschen zur Gründung einer Erziehungs-Commune zusammenthun. Wie auf dem Gebiete der Güterproduction, so kann auch hier die größte Mannigfaltigkeit herrschen. Als selbstverständlich wird allseitig vorausgesetzt, daß das beste Erziehungsinstitut die anderen zur Nachahmung anspornt und so „im freien Spiele der Kräfte“ alle Institute die denkbar größte Vollkommenheit erreichen. „Sobald das Kind physisch die Mutter entbehren kann — so schreibt Most —, wird man es in einer vernünftigen Gesellschaft einem Erziehungsinstitute zuweisen.“ Leider verschweigt uns der anarchistische Apostel, wen das kleine Wörtchen „man“ wohl repräsentirt. Doch nicht etwa gar eine der glücklich beseitigten Autoritäten? Ein solches Erziehungsinstitut für die kleinen Kinder soll die Gestalt eines Kindergartens haben, aber natürlich in viel vollendeterer Weise, als es gegenwärtig möglich ist. Die Erziehung soll in erster Linie von sanitärem Gesichtspunkte aus geleitet werden. Anregende Spiele und der Anschauungsunterricht, den Most besonders protegirt, werden dazu beitragen, „die Jugendzeit zu einer weitaus fröhlicheren zu machen, als das heutzutage bei der denkbar besten Familienerziehung der Fall sein könnte.“ Die anarchistische Reform erstreckt sich auch auf den weiteren Bildungsgang. Als selbstverständlich wird bezeichnet, daß für „religiöse Hirnverkleisterungen“ und „patriotische Herzensvergiftungen“ kein Raum mehr bleiben wird in der Zukunftsschule. Mehr Schulräume, mehr Lehrer, mehr Schuljahre und weniger Schulstunden — das sind nach Johann Most die unerläßlichen Vorbedingungen eines besseren Schulsystemes. Der Unterricht wird für alle Kinder, Knaben wie Mädchen, der nämliche sein und dürfte am ehesten mit dem eines Realgymnasiums zu vergleichen sein. Die Schriftsteller des Anarchismus befinden sich hier, wie in fast allen anderen Punkten, in voller Uebereinstimmung mit den Ausführungen Bebel's in seinem Buche über die Frau. Als Ziel wird von beiden Seiten die Erreichung eines gleichen Bildungsniveaus für alle Menschen hingestellt. Alle unsere liberalen Berufe sollen fortan nicht mehr von Fachmännern betrieben werden, sondern von den Arbeitern in ihren Mußestunden. Eine in ungeheurem Maßstabe sich entwickelnde Technik, die der socialdemokratisch-anarchistische Optimismus, wie so vieles Andere, voraussetzt, soll die Arbeitszeit des Einzelnen so verkürzen, daß ihm zur wissenschaftlichen Beschäftigung Zeit in Hülle und Fülle übrig bleibt. Der eine Fabrikarbeiter wird zugleich Arzt, ein anderer Historiker, ein dritter Bildhauer, ein vierter Chemiker sein. Die Anarchisten erwarten, daß dieser Gang der Entwickelung recht bald auch die in ihren Kreisen schon etwas voreilig brennend gewordene Frage bezüglich des Lohnes der Kopfarbeiter auf das Schönste lösen werde, indem letztere ihren Beruf nicht für Geld, sondern aus Begeisterung und um der Ehre willen ausüben würden.

Diejenigen, welche den Staat verneinen, müssen natürlich auch mit der Wiege des Staates, der Familie, aufräumen. Hat schon August Bebel die Ehe für eine überlebte Institution erklärt, so haben die Anarchisten noch weniger Ursache, an ihr festzuhalten, ohne daß sie gerade im Stande wären, noch radicaler gegen sie aufzutreten. Wenn es Mann und Frau Vergnügen macht, einen gemeinsamen Hausstand zu gründen, wollen selbst die Anarchisten es ihnen nicht wehren, denn jede Einmischung in fremde Angelegenheiten würde dem Principe der Freiheit widersprechen. Most hält es aber für das Wahrscheinlichste, daß die „Zukunftsmenschen sich von dem familiären Schneckenhausleben emancipiren“ und in Gemeinschaft mit zahlreichen Genossen und Genossinnen in luxuriös eingerichteten Palästen wohnen und gemeinsam Tafel halten werden. In jedem Falle wird das weibliche dem männlichen Geschlechte vollständig gleichgestellt werden, und Frauen und Mädchen werden in der glücklichen oder unglücklichen Lage sein, sich je nach ihrer Neigung an diese oder jene Productions- oder Consumtions-Organisationen anschließen zu dürfen. Da es weder eine elterliche, noch staatliche Autorität geben darf, so scheint es fast, als sollten die Kinder schon von Geburt an völlige Selbständigkeit genießen. Eine Altersgrenze für die Mündigkeit würde sich eben doch nur von einem Staate oder Familienoberhaupte festsetzen lassen. Die verhängnißvollen Folgen, welche die Aufhebung der Familie für das Menschengeschlecht haben würde, lassen sich kaum übersehen. Die letzte Consequenz wird das Eingehen der Menschheit sein. Von hundert Kindern dürfte nach Aufhebung der Familie und des Staates kaum ein einziges die Jugendzeit überstehen. Was soll aus ihnen werden, wenn sich nun zufällig nicht „mehr oder weniger Menschen“ an einem Orte zu einer „Erziehungscommune“ zusammenthun sollten? Wovon sollen die Kinder in den öffentlichen Erziehungsanstalten, wenn solche in der That eingerichtet werden, genährt und gekleidet werden? Wer soll die Lehrer und Erzieherinnen anstellen und besolden? Auf die Fluth von Fragen, die sich hier uns aufdrängen, haben Socialdemokraten und Anarchisten nur die eine Antwort: Die Gesellschaft wird Alles ordnen. Die gesammte menschliche Gesellschaft, die ungefähr 1500 Millionen Menschen umfaßt, die in keiner Weise organisirt ist, noch organisirt werden darf, die keine Gesetze, Verfassung, Parlamente oder Regierung hat, noch haben darf, soll alle Pflichten übernehmen, die bisher den Eltern, der Gemeinde, den Gerichten, dem Staate oblagen.

Die Socialdemokratie hat lange Zeit gezögert, der Justiz den Laufpaß zu geben. Die Anarchisten haben von Haus aus die „Gesetzgeberei“ verworfen. Was wäre auch ein Recht außerhalb des Staates? Das Gesetz, dessen Wesen es ist, die Willensfreiheit des Individuums zu beschränken und das Eigenthum zu schützen, muß den Anarchisten logischer Weise als die Wurzel alles Uebels erscheinen. Fürst Peter Krapotkin sagt geradezu: „Schafft die Gesetze und Gerichte ab, so wird es keine Verbrecher mehr geben“ — Verbrecher zwiefacher Art, die „sogenannten“, d. h. diejenigen, die von uns so bezeichnet werden, und jene vom anarchistischen Standpunkte aus gedachten, d. h. alle Besitzenden und Regierenden. Die extremsten Anarchisten, darunter Krapotkin, können füglich behaupten, daß in ihrer Idealgesellschaft keine Eigenthumsverbrechen mehr stattfinden werden, wollen sie doch jede Eigenthumsform beseitigen. In der Gesellschaft der weniger fortgeschrittenen Mostianer, die den Producenten noch ein Eigenthumsrecht an den Genußmitteln zusprechen, dürfte es sich für den Müßiggänger noch verlohnen, sich seinen Lebensunterhalt von den fleißigeren Nachbarn zusammen zu stehlen. Da nun aber Vergangenheit und Gegenwart lehren, daß sich außer den Eigenthumsverbrechern noch solche aus Rachsucht und anderen unedlen Motiven finden und dieselben darum auch nicht in der anarchistischen Gesellschaft fehlen werden, so ist auch für diese schon gesorgt worden. Sie sollen nicht bestraft, sondern als Kranke und Unglückliche behandelt und durch brüderliche Pflege und einen

Digitized by Google

lebendigen Verkehr mit rechtschaffenen Menschen gebessert werden. Sollten sonst noch Unregelmäßigkeiten vorkommen, sich etwa der oder jener weigern, seine Producte außer gegen einen ungebührlich hohen Preis umzutauschen, so weiß Johann Most ein letztes Hülfsmittel anzugeben, dem wir für die freie Gesellschaft eine große Zukunft prophezeien möchten. Er schreibt nämlich: „In einer freien (staatslosen) Gesellschaft scheitern alle Raubversuche schon beim ersten Auftauchen einer diesbezüglichen böswilligen Absicht an dem allgemeinen Unwillen, welcher nöthigenfalls sich zu einem thatkräftigen Handeln zu steigern vermöchte." Das Faustrecht also wird das einzige Recht der neuen Gesellschaft bilden!

## Ueber die Versicherung gegen Witterungsunfälle.

Von Franz Bendt.

Der Besitz, der Ertrag der Arbeit, sowie unser Körper selbst, sie sind mehr oder minder dem Zufalle unterworfen und wir schützen uns vor Vernichtung oder Beschädigung derselben durch Vereinigung zur gegenseitigen Unterstützung. Dieses nothwendige Bündniß führt zu Begründung von Versicherungsverbänden unter den verschiedensten Formen, als da sind Actiengesellschaften, Versicherung auf Gegenseitigkeit und Staatsanstalten. — In der Berechnung der Prämien bei den verschiedenen Versicherungsobjecten zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied, auf welchen wir hier besonders aufmerksam machen möchten. So gründen z. B. die Lebensversicherungsgesellschaften, ihre Prämienberechnung auf die Mortalitätstabellen, aus denen sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein unformulirtes Naturgesetz, ergibt. In einem solchen Falle wird die Schätzung relativ leicht und sicher auszuführen sein. Auf weniger gesetzmäßiger Grundlage erfolgt im Allgemeinen die Berechnung bei der Feuerversicherung, oder gar bei der Fensterversicherung und ähnlichen Unternehmungen. Hier dient als Basis eine Statistik von oft recht zweifelhafter Berechtigung, aus der ein causaler Zusammenhang, eine gewisse Gesetzmäßigkeit sich nicht erkennen läßt. Aber mit der Begründung der zweiten Art müssen sich leider die meisten Versicherungsverbände begnügen. Bei den landwirthschaftlichen Versicherungen, soweit sie sich mit den atmosphärischen Vorgängen beschäftigen, mit welchen wir uns im Nachfolgenden unterhalten wollen, hat bisher nur die zuletzt angeführte Methode — bei der Hagelversicherung nämlich — Anwendung finden können. Denn es ist bisher nicht möglich gewesen, die Entstehung des Hagels, sowie die Art seiner Verbreitung zu ergründen, und es ist leider auch keine Hoffnung vorhanden, daß diese Wissenslücke in absehbarer Zeit erfüllt werde. So muß die Statistik aushelfen, welche Orte, die mehrfach vom Hagelschlage getroffen worden sind, entsprechend belastet.

Die Hagelversicherungsgesellschaften, die sich in Deutschland finden, sind Actienunternehmungen, oder auf Gegenseitigkeit begründet, und zwar überwiegt die letzte Form. Es ist auch des Oefteren der Vorschlag gemacht worden, eine Reichsanstalt für ganz Deutschland einzurichten, da mit der Größe der versicherten Fläche, durch Ausgleich, die Prämie kleiner werden würde. Aber man hat das Project mit Recht verworfen, da bei der Unkenntniß der Hagelvertheilung eine gerechte Prämienbelastung nicht möglich ist. Es sei übrigens hierzu bemerkt, daß der Landtag in Bayern die Einrichtung einer öffentlichen vom Staate subventionirten Hagelversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit seiner Zeit genehmigt hat.

Aber nicht nur der Hagel ist es, der zuweilen nahe vor der Ernte den erhofften Segen vernichtet, auch durch andere athmosphärische Ereignisse wird Aehnliches verübt. Durch anhaltende Dürre kann die Entwickelung der Feldfrüchte beeinträchtigt werden oder ein andauernder und heftiger Regen vernichtet oder entwerthet im letzten Augenblicke den Lohn der Arbeit. — Im Laufe der Zeit und mit der Zunahme der Bevölkerung wird der Werth des Bodens steigen und es ist daher im Interesse des Volkswohlstandes nothwendig, darüber zu denken, ob der Landwirth auch vor den noch nicht berücksichtigten Naturereignissen, wie der soeben genannten, durch Versicherung geschützt werden kann. Um in diese Untersuchungen einzugehen, wird es zunächst nöthig sein, sich mit den Kenntnissen vertraut zu machen, welche wir über die Vertheilung der Niederschläge dem Raume, der Zeit und der Stärke nach besitzen. — Im Deutschen Reiche schieben sich die Orte großer Trockenheit und solche mit übernormalmäßigen Niederschlägen vielfach durcheinander. Eine genaue eingehende Kenntniß dieser Vertheilung ist aber noch nicht vorhanden, obgleich die letzten Jahre einen bedeutenden Fortschritt gezeitigt haben. Speciell für Preußen wird durch die Neuorganisation des meteorologischen Institutes und durch die weitere Einrichtung zahlreicher Regenstationen (man plant 2000) ein reiches Material für die Zukunft zu erwarten sein. Andere Theile des Reiches, z. B. Bayern und Württemberg, besitzen eine solche ausgedehnte Organisation schon seit mehreren Jahren. — Um ein Bild von der Vertheilung sehr trockener, resp. sehr feuchter Orte in Deutschland zu erhalten, welches für das Verständniß unserer Betrachtung nöthig ist, müssen wir hier eine ausführliche Uebersicht einfügen, da diese Daten bisher nur in Fachjournalen mitgetheilt wurden und die Angaben in den geographischen Handbüchern fast durchweg veraltet sind. Wir drucken daher das Resumé G. Hellmann's*) ab, welches dieser beste Kenner des genannten Gebietes am Schlusse seiner unten genannten ausführlichen Arbeiten gibt:

„A. Trockengebiete:

1. In Norddeutschland existiren wahrscheinlich nur drei kleine Trockengebiete mit einer jährlichen Regenhöhe von weniger als 50 cm; nämlich einer im Westpreußen, nordöstlich von Thorn (Kulmer Land), welches höchstens bis zur Drewenz und Liebe reicht, ein zweites im Anhaltischen von Bernburg und ein drittes, noch kleineres, bei Riesa an der Elbe.
2. Die regenärmste Gegend in Süddeutschland ist der westliche Theil von Rheinhessen.
3. Die größten und zugleich intensivsten Trockengebiete nehmen das ganze mittlere Böhmen und die Grenzländer von Mähren und Niederösterreich ein."

„B. Regenreichste Gebiete:

1. Ein kleines Gebiet im obersten Thale der Mangfall: Kreuth, ca. 200 cm.
2. Die Südabhänge der Hochvogesen, insbesondere das oberste Thal der Thur: Wildenstein 192 cm.
3. Das Hochfeld in den Mittelvogesen: Molkerei 172 cm.
4. Die Südabhänge des Feldberg- und Belchenstockes im Schwarzwalde: Schweigmatt 167 cm.
5. Das Flußgebiet der Murg im mittleren Schwarzwalde: Baden-Baden 166 cm.
6. Das Brockenmassiv mit dem Oberharz: Klausthal 137 cm.
7. Die Schneekoppe im Riesengebirge: Südabhänge ca. 150 cm.
8. Die West- und Nordostabdachung der Allgäuer Alpen.
9. Einzelne Punkte in den bayerischen Voralpen: Reichenhall.
10. Die höchsten Theile des Westerwaldes.
11. Das Hoch Veen.
12. Das centrale und höchste Gebiet des Böhmer und Bayerischen Waldes.
13. Das Quellgebiet der Müglitz im östlichen Theile des Erzgebirges.
14. Die Höhen des Thüringer Waldes.
15. Das Rothhaargebirge im Sauerlande.
16. Die höchsten Erhebungen des Spessart.
17. Die Schwäbische Alp.
18. Die Hohe Rhön.
19. Der Teutoburger Wald und
20. Kleinere Gebiete im Mährischen Gesenke, im Glatzer Gebirge, im Lausitzer und Elbsandsteingebirge, sowie auf dem Plateau des Kalklandes."

Von besonderer Wichtigkeit wird es nun sein, festzustellen, auf welche Monate die meisten Niederschläge fallen, denn eigentlich interessiren uns doch nur die Monate innerhalb der war-

*) G. Hellmann, Beiträge zur Kenntniß der Niederschlagsverhältnisse in Deutschland. Meteorologische Zeitschrift, Jahrgang 1886 u. 1887.

Digitized by Google

men Jahreszeit. Es stellt sich meteorologisch betrachtet die Frage nach der monatlichen Regenwahrscheinlichkeit*) und Regendichte. Für einzelne Theile Deutschlands liegen auch hier schon ausführliche Arbeiten vor, so u. A. für Bayern und für Sachsen. Auch hierfür wollen wir zur Illustration eine kleine Tabelle**) unter dem Texte mittheilen, welche von E. Brückner aus den Daten Birkner's abgeleitet ist und welche die Procentzahlen der Regenmenge in den einzelnen Monaten für die Theile des Königreiches Sachsen angibt.

Die Untersuchungen über Regenwahrscheinlichkeit kranken bisher an der ungenauen Bestimmung des Begriffes: „Regentag". Einige bezeichnen als Regentag einen solchen, an welchem im Regenmesser sich überhaupt Wasser befindet, Andere, wenn der Stand des Wassers eine bestimmte Höhe, z. B. 0,2 mm erreicht hat.

Für unseren Zweck wird es nöthig sein, den Schwellenwerth höher anzunehmen, und wir schließen uns daher dem Vorschlage E. Brückner's an, welcher empfiehlt, im Interesse der Landwirthschaft neben den sogenannten „Regentagen" mit z. B. 0,2 mm auch solche mit 5, 10, 15, 20 ꝛc. Millimeter Höhe zu zählen.

Wir könnten hier zur Begründung noch andere meteorologische Daten anführen, wie die jährliche Periode der Bevölkerung u. A. Wir verzichten jedoch hierauf, weil es uns nur darauf ankommt, die Interessenten auf die behandelte Frage aufmerksam zu machen, und weil wir uns sehr wohl bewußt sind, daß die bisher erlangten Daten bei Weitem nicht ausreichen. Wie schon bemerkt, wird durch die Vermehrung der Regenstationen in Preußen und in anderen Theilen Deutschlands die Kenntniß der Niederschlagsverhältnisse sich schnell erweitern. Aber dennoch ist zu befürchten, daß hierdurch das Regennetz nicht dicht genug werden dürfte, um die für eine Versicherung gegen Witterungsunfälle nöthigen Fragen, wie z. B. die nachfolgenden, beantworten zu können: „Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß in den kritischen Monaten der für die Entwickelung der Frucht nöthige Regen fällt?" Oder: „Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß in der bestimmten Dekade des Erntemonats, in der die Frucht zum Schnitte reif ist, starke Niederschläge eintreten?" —

Um auf solche Fragen auch für kleine Flächen eine ausreichende Antwort zu erhalten, werden die Landwirthe selbst mitwirken müssen. Es würde sich daher empfehlen, wenn auf jedem Gute, je nach der Ausdehnung, ein oder mehrere Regenmesser nach den Angaben des meteorologischen Institutes Aufstellung fänden. Die Beobachtung ist sehr einfach und mit geringem Zeitaufwande auszuführen, der jedenfalls mindestens dem Nutzen gleichwerthig ist, der daraus der ganzen Landwirthschaft und jedem einzelnen Grundbesitzer werden dürfte. So würden wir eine gesetzmäßige Kenntniß von der Stärke und zeitlichen Vertheilung der Niederschläge auf deutschem Boden erhalten. Es wird sich dann auch relativ leicht nach unseren einleitenden Bemerkungen eine Prämienberechnung ausführen lassen, durch welche jeder Landwirth bei einer Versicherung nur in dem Maße belastet würde, die der Wahrscheinlichkeitsgröße entspricht, durch welche sein Boden von Witterungsunfällen in kritischer Zeit bedroht wird. Es herrscht also ein wesentlicher Unterschied zwischen den Grundlagen der Hagelversicherung und denen der anderen Niederschläge!

Da bei einer zukünftigen eventuellen Versicherung gegen Witterungsunfälle die Berechnung der Prämien für den versicherten Boden zu bestimmen ist, so kann wohl die Begründung einer Reichsanstalt seinerzeit erwünscht sein. Die Erfahrungen, welche die Hagelversicherungsgesellschaften in der Praxis gemacht haben, könnten bei ihrer Einrichtung ausgenützt werden. Aber es würde verfrüht sein, schon jetzt und an dieser Stelle mit irgendwelchen Vorschlägen für die Organisation einer solchen Anstalt zu kommen; wir betonen vielmehr nochmals, daß es nur der Zweck dieser Zeilen ist, auf das neue Versicherungsobject und die meteorologischen Bedingungen aufmerksam zu machen.

*) Unter Regenwahrscheinlichkeit versteht man die mittlere Anzahl der Regentage innerhalb eines Monates (aus einer längeren Beobachtungsperiode) dividirt durch die Anzahl der Tage (nach Brückner durch 30,5). Für unsere Zwecke wird es wohl nothwendig werden, die Regendichte und Regenwahrscheinlichkeit für einzelne Theile (Dekade, Pentade) des Monates zu bestimmen.

**) Meteorologische Zeitschrift, Jahrgang 1887, S. [15].

| | Sächsisches Tiefland | Sächsisches Hügelland | Oberlausitzer Gebirgsland | Sächsisches Hochgebirge | Ganz Sachsen |
|---|---|---|---|---|---|
| Januar | 4,9 | 4,8 | 5,7 | 5,7 | 5,2 |
| Februar | 6,1 | 6,5 | 6,8 | 7,5 | 6,6 |
| März | 6,9 | 7,3 | 7,4 | 7,9 | 7,3 |
| April | 7,1 | 6,6 | 6,6 | 6,9 | 6,7 |
| Mai | 8,5 | 8,9 | 8,7 | 8,6 | 8,8 |
| Juni | 13,1 | 13,0 | 12,1 | 12,4 | 12,7 |
| Juli | 12,3 | 11,6 | 11,2 | 10,3 | 11,4 |
| August | 10,2 | 10,6 | 9,7 | 9,2 | 10,1 |
| September | 7,5 | 8,0 | 7,5 | 7,4 | 7,8 |
| October | 7,9 | 8,0 | 7,5 | 7,4 | 7,8 |
| November | 7,8 | 7,5 | 8,2 | 8,2 | 7,8 |
| December | 7,8 | 7,5 | 8,4 | 8,3 | 7,8 |

## Literatur und Kunst.

### Mahnung.

Von Stephan Milow.

Kriegsrufe hör' ich schon erklingen
Aus deutschen Dichterkehlen laut:
Auf! auf! Es gilt, das Schwert zu schwingen!
Was sich nicht gütlich löst, zerhaut! —
O Dichter, ist das eure Sendung?
Und lenkt ihr so mit euer'm Sang
Die Welt zur endlichen Vollendung
Aus all' dem Wirrsal, all' dem Drang?

Mich dünkt, ihr solltet euch besinnen,
Daß hier wie dort in Sorg' und Noth
Aus Mutteraugen Thränen rinnen,
Wenn Volk das Volk zum Kampf entbot;
Daß, wie sich auch das Glück mag wenden,
Wem auch der Siegesmorgen tagt,
Voll Schmerz, mit bang gerung'nen Händen
Der Genius der Menschheit klagt.

Singt lieber ein mit sanften Weisen
Die Zornesregung, die rings schwillt;
Wer wird's als letztes Heil gleich preisen:
Blut fließe, wenn uns sonst nichts stillt!
Malt lieber uns in lichten Farben
Die Friedensarbeit, still geübt;
Zeigt uns den Sieger ohne Narben,
Das Glück, das keine Wehmuth trübt.

Und muß es sein und gilt's, zu streiten,
Da fehlt uns nicht die starke Wehr;
Herbeigeströmt aus allen Weiten
In Waffen steht des Volkes Heer.
Und muß es sein, wer wird sich weigern?
Wer legt nicht an das Schwert die Faust?
Fürwahr, kein Dichterwort kann steigern,
Was dann durch alle Herzen braust.

Die Friedensbrecher sollen's wagen!
Wir aber — drohn wir vorschnell nicht
Und harren wir nur ohne Zagen,
Ernst prüfend unsers Arms Gewicht.
So geben uns, zieh'n wir zum Streite,
Den And're suchten frevelhaft,
Drei sich're Helfer das Geleite:
Gott, unser Recht und uns're Kraft!

Digitized by Google

## Lichtenberg und Goethe.

Ein Beitrag zur Goethe-Forschung.

Von Eugen Reichel.

Merkwürdiger Weise hat die Goethe-Forschung von den Beziehungen des Göttingischen Philosophen zu dem Frankfurter Patriciersohne bisher nichts zu berichten gewußt; vielleicht weil die inhaltreichen Schriften des Ersteren selbst für die meisten Gelehrten und Gebildeten unseres Volkes ein unbekanntes Land geworden. Eine andere Erklärung für dieses Verhalten der Goethe-Forscher darf man möglichenfalls darin finden, daß uns von Goethe sehr unfreundliche Bemerkungen über Lichtenberg erhalten geblieben, und daß Goethe selbst nie ein Wort über seine geistigen Beziehungen zu dem ehemals weit und breit gefeierten Universitätsprofessor geäußert hat.

Dem außerhalb der vereidigten Goethe-Gemeinde Stehenden gibt aber Goethe's Reden und Schweigen kein Leitmaß für seine Untersuchungen und Erörterungen; und so soll denn hier trotz Goethe von dessen Beziehungen zu Lichtenberg und Beeinflussung durch denselben gesprochen werden.

Wann die Annäherung Goethe's an den sieben Jahre älteren, damals in ganz Deutschland bekannten und geehrten Schriftsteller stattgefunden, läßt sich leider nicht feststellen; daß sie von Goethe ausgegangen ist, unterliegt keinem Zweifel. Denn Lichtenberg war durch den alle Welt überfluthenden „Werther" schon früh gegen Goethe eingenommen worden, und später brachten es die freundschaftlichen Beziehungen zu Bürger mit sich, daß er dem Weimarer Minister gegenüber kühl blieb. In seinen Schriften findet sich der Name des Dichters nur zweimal erwähnt und zwar in dem satyrischen „Fragment von Schwänzen", wo die Erklärung zum fünften „Purschenschwanz" also lautet: „An Schneidergesellheit und Lade grenzende schöne Litteratur. In dem scharfen Winkel, wo das Haar den Bindfaden verläßt, wo nicht Goethe doch gewiß Bethge (damals der berühmteste Schneider Göttingens), hoher Federzug mit Nadelstich." Hier wird offenbar auf das Kleidernarrenthum des Leipziger Studenten angespielt. Auch die zweite Erwähnung in den dem „Fragment" angehängten „Fragen zur weiteren Uebung" ist ohne Zweifel ironisch gemeint; sie bildet die achte Frage und lautet: „Welchen (Zopf) könnte Goethe getragen haben?" Rechnet man zu diesen zwei Anführungen*) noch die wenigen, theils ernsten, theils spöttischen Bemerkungen, welche dem „Furore Wertherino" gewidmet sind, so ist damit Alles erschöpft, was Lichtenberg über den, damals freilich noch nicht eigentlich großen Zeitgenossen geäußert hat. Selbst in seinen Briefen spielt der Dichter keine Rolle. Am 10. Februar 1777 meldet er zwar von Göttingen aus einem Bekannten, daß „eine Gesellschaft von Hannoveranern und Lievländern den Clavigo des Herrn Goethe aufführen werde", und am 17. Februar schreibt er demselben: „Sobald ich den Clavigo gesehen habe, sollen Sie mein Urtheil hören." Aber dieses Urtheil selbst hat er, wie es scheint, nie gefällt; erhalten ist es jedenfalls nicht.

In den neunziger Jahren traten sich dann die beiden Männer etwas näher; und zwar ist es, wie ich schon vorhin bemerkte, so gut wie gewiß, daß Goethe der Anknüpfende war; da es ihm darum zu thun sein mußte, den berühmten Physiker und Volksschriftsteller für seine optischen Forschungen zu gewinnen. Da die „Beiträge zur Optik" 1792 erschienen**), so ist es wahrscheinlich, daß der „Briefwechsel", von welchem Goethe am 21. November 1795 zu Schiller spricht, um diese Zeit seinen Anfang genommen; leider ist er (wenigstens bis jetzt) verschollen; nur zwei Briefe Lichtenberg's haben der Vernichtung Trotz geboten; aus der Fassung derselben aber läßt sich schließen, daß das „Verhältniß" wirklich „ganz leidlich" gewesen sein muß.

Der erste Brief ist vom 12. October 1795. Lichtenberg erstattet seinen „unterthänigen Dank" für die ihm übersandten „unnachahmlichen Schriften", sendet als Gegengabe das 2. Heft der Hogarth-Erklärungen und kündigt „eine kleine physikalische Schrift" für die nächste Zeit an. Der ganze Brief (siehe Lichtenberg's Schriften, Ausgabe 1844—46, Bd. VII, S. 232/3) ist durchaus in freundlichem Tone gehalten und setzt beim Empfänger das nämliche Wohlwollen voraus.

Mittlerweile war jedoch die von Lichtenberg herausgegebene sechste Auflage von Erxleben's „Anfangsgründen der Naturlehre" (1794) zum Aergerniß für Goethe geworden, wie wir aus einer Stelle des Briefes vom 21. November 1795 (an Schiller) ersehen können:

„Was sagen Sie dazu, daß Lichtenberg, mit dem ich in Briefwechsel über die bekannten optischen Dinge und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältniß stehe, in seiner neuen Ausgabe von Erxleben's Compendio, meiner Versuche auch nicht einmal erwähnt, da man doch gerade nur um des Neuesten willen ein Compendium wieder auflegt und die Herren in ihre durchschossenen Bücher sich sonst Alles geschwind genug zu notiren pflegen. Wie viel Arten gibt es nicht, so eine Schrift auch nur im Vorbeigehen abzufertigen, aber auf keine derselben konnte sich der witzige Kopf in diesem Augenblick besinnen."

Es mag für Goethe sehr schmerzlich gewesen sein, daß Lichtenberg ihn „auch nicht einmal erwähnt" hatte; eine böse Absicht Lichtenberg's lag aber zweifellos nicht vor. Der Physiker stand den optischen Bestrebungen des Dichters und Forschers durchaus nicht unbedingt ablehnend gegenüber, wie sich aus seinen, erst aus dem Nachlasse herausgegebenen Bemerkungen „Ueber das Licht" deutlich ergibt (siehe Lichtenberg's Schriften, Ausgabe 1800, Bd. IX, S. 263 und 267); aber die „Anfangsgründe" waren wohl kaum der geeignete Ort zur Erwähnung der neuen Hypothese; und deshalb unterblieb die „Abfertigung". Lichtenberg selbst hatte so wenig Arg dabei, daß er noch am 17. September 1796 an Goethe, der wohl an den „witzigen Kopf" keine Zeile mehr vergeudet haben mochte, einen liebenswürdigen und ganz unbefangenen Brief schrieb (a. a. O. Bd. VII, S. 233), mit welchem die persönlichen Beziehungen der beiden Männer höchst wahrscheinlich ihren Abschluß fanden.

Daß Goethe dem „Verschweiger" fortan grollte, ist menschlich; aber seine wenigen Aeußerungen über ihn blieben trotzdem stets maßvoll*) und hatten selbst da, wo sie schärfer klingen, ihren Grund in der Gegensätzlichkeit ihrer Denkweise. Lichtenberg, der nicht sowohl Kantianer war, als vielmehr „den einen Punkt, um den sich's bei Kant handelt (Abhängigkeit der Welt von unseren Organen) selbständig und unabhängig von Kant klarer erfaßt hatte als irgend ein Nachfolger Kant's" (F. A. Lange), blieb zeitlebens ein unbeirrbarer Skeptiker; und Goethe war der Meinung, daß durch diesen „geistreichen und gewandten

*) In den Aphorismen „Ueber das Licht" wird Goethe übrigens auch zweimal erwähnt.

**) In § 28 derselben wird Lichtenberg erwähnt: „Sind diese farbigen Körper von der Art, daß sie ihre Eigenschaften ungefärbten oder anders gefärbten Körpern leicht mittheilen, so nennen wir sie färbende Körper oder, nach dem Vorschlage des Herrn Hofraths Lichtenberg, Pigmente."

*) Ich will das Wenige hier mittheilen. In einem Briefe an Schiller (vom 13. Januar 1798) zählt er Lichtenberg zu den Forschern, welche „Naturphänomene als eine Gelegenheit brauchen, die Kräfte ihres Individuums anzuwenden und ihr Handwerk zu üben", und meint von ihm, daß er „Späße mache und die Vorstellungsarten der Anderen necke." In der „Geschichte der Farbenlehre" zählt er ihn zu jenen Physikern, welche „Sandwehen über diesen Gegenstand (nämlich die Farbentheorie) hingetrieben und ihn damit zugedeckt haben" und hält sich darüber auf, daß Lichtenberg „der Newton'schen Lehre durch chemische Hülfstruppen wieder beigestanden". Weil aber eine Bemerkung Lichtenberg's seine Farbentheorie zu stützen schien, so sagt er von ihm in § 584 des „Entwurfes einer Farbenlehre" (didactischer Theil), daß er „zwar seiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, daß er aber doch ein zu guter Beobachter und zu geistreich war, als daß er u. s. w."

Digitized by Google

Skepticismus alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könnte". Nur einmal schlug er auf den ihm verhaßt Gewordenen derber ein, und zwar an einem Orte, wo ihm diese „Rache" hätte widerstehen sollen; wir werden davon erfahren, wenn wir die Anregungen verfolgen, die Goethe von Lichtenberg empfangen; und diesem Abhängigkeitsverhältnisse wollen wir jetzt betrachtend nahe treten.

Daß Goethe die Schriften des „geistvollsten aller Grillenfänger" (Feuchtersleben) genau kannte, unterliegt keinem Zweifel; selbst wenn keine greifbaren Beweise darüber vorlägen, so dürften wir es doch ohne Weiteres annehmen. Denn es gab zu jener Zeit keinen gebildeten Deutschen, der die Veröffentlichungen des „bewunderungswürdigen Mannes" (Kant) nicht gelesen hätte; sie galten als besondere Leckerbissen, die Jeder gern in sich aufnahm. Wie genau Goethe sie studirt hatte, das läßt sich schon aus einer Bemerkung über dieselben schließen, die zwar ihrem hohen, unvergänglichen Werthe nicht ausreichend gerecht wird, aber doch immerhin Zeugniß davon ablegt, wie sehr Goethe sie zu schätzen wußte: „Lichtenberg's Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen." [Sprüche in Prosa, Natur III, Nr. 871.*) Hempel.]

Es ist immerhin merkwürdig, daß dieser bedeutsame Ausspruch noch nie einen Goethe-Forscher dazu veranlaßt hat, den literarischen Beziehungen der beiden Schriftsteller zu einander nachzuspüren; so viel ich weiß, ist es bisher nur G. von Loeper gewesen, der wenigstens in den „Sprüchen in Prosa" Uebereinstimmungen mit Lichtenberg nachzuweisen versuchte. Loeper sagt hierüber in der „Vorbemerkung" seiner Ausgabe (Hempel, Bd. XIX):

„Die Schriften eines anderen Zeitgenossen Goethe's zeigen dagegen eine größere Verwandtschaft. Wir meinen Lichtenberg und seine ernsten Sprüche. Beiden ist bei vielen durchgreifenden Verschiedenheiten (z. B. in der Stellung zur Mathematik) die absolute geistige Freiheit gemein, mit welcher sie Welt und Menschen anschauen." — „Die Verwandtschaft beider Spruchsammlungen läßt sich im Einzelnen nachweisen. Sogleich mit Nr. 1, gewissermaßen dem Motto unserer ganzen Sammlung, ist zu vergleichen bei Lichtenberg: „Die feinste Bemerkung der Neueren ist gemeiniglich nichts als eine mehr individualisirte Bemerkung jener Alten"; mit Nr. 64 das Lichtenbergische Citat aus Helvetius: „Man kann, was man will"; mit Nr. 90 der Satz bei Lichtenberg: „Es verdient sehr überlegt zu werden, inwiefern die Erlernung fremder Sprachen uns die Begriffe unserer eigenen aufklärt"; zu Nr. 216 lassen sich Lichtenbergische Sprüche citiren, wie folgende: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, d. h. vermuthlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen", und: „Alles Schließen auf einen Urheber der Welt ist immer Anthropomorphismus"; mit Nr. 478 ist zu vergleichen bei Lichtenberg: „Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: wer will es ihm wehren, wenn es dazu entschlossen ist?"; mit Nr. 520 der Spruch: „Die gemeinsten Meinungen und was Jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am Meisten, untersucht zu werden", und mit Nr. 635 der Spruch: „Der Bauer gebraucht alle Sätze der abstractesten Philosophie, nur eingewickelt". Wie Goethe in Nr. 596, so tritt auch Lichtenberg beim Lesen alter Zeitungen ihr geringer Werth entgegen, und er eifert ganz wie Goethe gegen die Originalitätssucht. Endlich citiren wir zu Nr. 794 und 870 Lichtenberg's Worte: „Die Kraft, die im geriebenen Bernstein zieht, ist dieselbe, die in der Wolke donnert". Auch findet sich bei Lichtenberg eine vielfache Bezugnahme auf Sterne wie in Goethe's Sprüchen. Dem in Nr. 996 bei Letzterem vorkommenden Worte „nonsensikalisch" (nach dem Englischen) begegnet man bei Lichtenberg gleichfalls."

*) Eine zweite, unmittelbar zu der obigen in Beziehung stehende Bemerkung sei hier ebenfalls noch mitgetheilt: „In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heiteren Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten Alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen, sagte Jener (Lichtenberg) scherzhaft nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?" (Spruch 872.)

Lichtenberg's Sprüche gehören den vier letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts an und erschienen zum ersten Mal 1800 in der Ausgabe seiner gesammelten Schriften; Goethe's Sprüche stammen aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens und wurden erst nach seinem Tode veröffentlicht — die „Verwandtschaft" ist demnach als Abhängigkeit Goethe's von Lichtenberg anzusehen.*)

Es läßt sich nun ganz unwiderleglich nachweisen, daß Lichtenberg (von dem Goethe spätestens in Wetzlar durch die Hainbündler Näheres erfahren haben muß, da Lichtenberg seit 1770 eine Professur in Göttingen bekleidete) durch einige seiner Schriften läuternd auf den jungen Schöngeist und Schwärmer Goethe, den Freund Lavater's und der Stürmer und Dränger, eingewirkt hat.

Seit 1766, in welchem Jahre das „Hannöverische Magazin" den Aufsatz „von dem Nutzen, den die Mathematik einem Bel Esprit bringen kann," brachte, versäumte Lichtenberg keine Gelegenheit, gegen die Oberflächlichkeit und Unwissenheit der Literaten, gegen die Schwärmerei und Empfindsamkeit zu witzeln und zu predigen, vom „Studium" der Romane abzurathen und die ernsthafte Beschäftigung mit den Naturwissenschaften dringend zu empfehlen. Einige der bedeutsamsten Aeußerungen seien hier mitgetheilt.

Im „Timorus, das ist Vertheidigung zweyer Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben" (1771) spottet er über die Poetaster, über die „mit Recht beliebte mitleidige Empfindsamkeit unter Richtern und Advokaten", über den „ohnmächtigen Enthusiasten" Lavater, der „bei dem geringsten Spruch aus der Bibel in geistliche Zuckungen verfällt, im Meer der ewigen Wonne zu schwimmen scheint, und in nie gefühlte Empfindungen aufgelöst, mit dem Unaussprechlichen schwanger, seinen sterblichen Ausdruck daher wallen läßt, so daß man leicht an einem schönen Abend die Schwingungen fängt und in einer andächtigen und unaussprechlichen Entzückung wegdämmert."

In der „Physiognomik" (1778) finden sich folgende Stellen:

„Nicht junge, genießüchtige, kenntnißleere Köpfe, die, von dem Strahl eines Zeitungslobes erwärmt, sich ein wenig erheben, und bald darauf zu Tausenden auf immer hinfallenden, keine von unseren berühmten nachäffenden Originalen, deren Ruhm erst von einer freundschaftlichen Candidatenjunto posaunt, jetzt nur noch als Echo aus leeren Köpfen wiederhallt." — „Das Vertrauen auf Physiognomik mußte allerdings in einem Lande zunehmen, wie Deutschland, in welchem die Selbstbeobachtung und Kenntniß des Menschen in einem fast schimpflichen Verfall liegt, und in einer Entnervung schmachtet, aus welcher sie allein nur, sollte man denken, der stärkende Winterschlaf einer neuen Barbarei zu ziehen im Stande ist."

Zu dem wenigen Guten, das die Physiognomik vielleicht bewirken könnte, rechnet Lichtenberg die „in diesen traurigen Tagen der falschen Empfindsamkeit" sehr nothwendige „Erweckung des Beobachtungsgeistes".

In dem Aufsatz „Von ein paar alten deutschen Dramen" (1779) wird die Satire sehr viel einschneidender; es heißt hier unter Anderem:

„Sie übertreffen an unterhaltendem Scherz und an Lehre die meisten unserer neuen Dramen und Fragmente von Dramen, und von der Seite des mit Recht so sehr beliebten Sonderbaren vielleicht alle. Sie sind dabei ursprünglich deutsch, haben ihre Schönheiten weder Rom, noch Griechenland, noch England zu danken, sind, so zu reden, mitten unter Eichen entstanden, und zeigen mehr als Alles, was ich gelesen habe, was in diesem Fache Genie ohne Umgang mit der Welt und ohne Cultur, bloß durch Drang allein, vermag. Ich gebe hier Titel und Plan von ihnen, größtentheils in der guten Absicht, zu verhindern, daß nicht irgend einer unserer Söhne der Kraft einmal darüber geräth, Prachtphrases und Flicksentenzen hineinschiebt, und für eigene Arbeit an's Hamburgische Institut schickt."

*) Diese Abhängigkeit geht natürlich sehr viel weiter, als Loeper sie in den mitgetheilten Aeußerungen angibt; Loeper selbst führt innerhalb des Textes noch verschiedene Sätze Lichtenberg's an.

Digitized by Google

Seinen Gipfelpunkt erreichte der Kampf gegen die Schöngeister in dem 1780 erschienenen „Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanendichter und Schauspieler". Auch aus ihm will ich nur einige der bedeutsamsten Sätze anführen:

„Die Gabe, das Capital von Bemerkungen über den Menschen zu vergrößern und eigene Empfindungen mit dem verständlichsten individualisirenden Ausdruck zu Papier zu bringen und dadurch auch noch Männer zu unterhalten, die mehr als transcendente Setzerkünste von einem Schriftsteller verlangen, scheint von Tag zu Tag mehr zu erlöschen. Und was Wunder? Die hellsten Köpfe unserer Nation, Leute von Welt und Erfahrung lesen nun, nachdem sie sich viel hundertmal betrogen gefunden haben, die neuen Producte dieser Art gar nicht mehr, und die Beurtheilung, Anpreisung und Vergötterung derselben ist größtentheils in den Händen von Ex-Primanern und von Leuten, welche die Welt so wenig kennen, als die Welt sie." — „Es hat sich nämlich in unsere Schauspiele sowohl als Romane und Gedichte eine gewisse Gradus ad Parnassum-Methode eingeschlichen, eine schlaue, den Ohren der Zeit angepaßte Logodädalie und Versetzungskunst des tausendmal Gesagten, welche die Lesegesellschaften in Erstaunen setzen, aber jeden wahrhaften Kenner des Menschen mit unbeschreiblichem Unwillen erfüllen. Hierzu trägt wohl freilich die Leichtigkeit, womit wir im 20. Jahre schon so vielerlei Kenntnisse sammeln können, nicht wenig bei." — „Wo ein Volk einmal aus Mangel an Geschmack und Kenntniß des Menschen von anderen Seiten so weichlich geworden ist, daß es nur allein für Werke voll weinerlichen Gefühles einen Sinn hat, und nur Schriftsteller, welche die Heimlichkeit ihrer Jugend unter dem Credit des reiferen Alters auf diese Art ausplaudern, für Seher zu halten anfängt, da geht es Fall für Fall." — „Ist es nicht eine seltsame Verblendung in diesen Geschöpfen, daß sie auf ihr eigenes unreifes Gefühl hin ihre Helden der Zeit und der Ewigkeit empfehlen zu können glauben, sie, die nicht im Stande sind, einen vernünftigen Mann eine Viertelstunde zu unterhalten? Indessen, Alles hängt doch bei ihnen zusammen. Sie schimpfen auf Voltairen, Popen und Wielanden, sogar gegen Milton habe ich einige murmeln hören. Mein Gott! Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, ist denn das allemal im Buche? Daß doch diesen würdigen jungen Männern nicht ein einziges Mal einfällt, daß, um einzusehen, wie leer ihre Götzen sind, man vielleicht bloß klüger sein dürfe als sie! Milton war einer der gelehrtesten und thätigsten Männer seiner Zeit. Aus seinem verlorenen Paradiese hätte Newton Ideen schöpfen können, wenn er sie nicht gar daraus geschöpft hat. Was aus einem solchen Kopfe kommt, darf sich auch nicht schämen, zu einem ähnlichen Kopfe hinzugehen." — „Daß man so schreiben könne, daß Jeder etwas in einem Werke findet, vom Schüler bis zum Philosophen und dem Weltmanne hinauf, darf ich wohl nicht erweisen; die Natur macht alle ihre Werke so; allein der Mann, der das thun will, muß kein einseitiger Kopf sein. Er muß reich genug sein an Bemerkungen, eine hinzuwerfen, auch wo er nicht gewiß ist, ob sie gleich gefunden werden wird, und Goldstücke hinzugeben mit einer Miene, aus der sich gar nichts auf den Gehalt schließen läßt: und nicht wie unsere Prächtigen, rothe Heller mit einer Miene zurückschmeißen, daß, wer bloß die Miene sieht, denken sollte, es wären Goldstücke." — „Ich sehe daher mit Vergnügen jetzt einen Geschmack an vernünftiger Naturgeschichte, die mehr als Namenregister, und an Physik, die mehr als Taschenspielerkunst ist, aufleben und mit ihm Beobachtungsgeist und Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf die Natur." — „Wäre ich so glücklich, hierdurch auch nur einige unserer jungen Schriftsteller zu bewegen, nur erst ein Zehentheil ihrer Empfindelei gegen Hang zur Beobachtung umzutauschen, so hoffte ich bald Alles zu bekommen." — „Daher rührt es, daß Leute, die Ihren Homer immer studiren, Ihren Ossian immer in der Tasche haben und Ihren Horaz auswendig wissen, wann sie selbst zu schreiben anfangen, schreiben, als hätten sie es aus Ihrem Hübner oder aus Ihrem politischen Redner gelernt. Seinen Homer studiren, ist überhaupt eine Redensart, bei der mich allemal ein heimlicher Unwille anwandelt, sie ist das rechte Losungswort der galanten, prächtigen Herren, denen im Herzen nichts über einen Musenalmanach geht."

Wenn alle diese Wendungen auch gegen die damaligen Schöngeister überhaupt gerichtet sind, so haben sie doch zugleich ihre besonderen Spitzen gegen Goethe; in einem 1777 geschriebenen Stück: „Die Macht der Liebe" wird sogar geradezu auf ihn gezielt, wenn dem „Barden" empfohlen wird: „Arbeite wie der Landmann; und wo deine Glieder zu zart sind zum Pflug, so arbeite in den Tiefen der Wissenschaft, lies Eulern*) oder Hallern statt G . . ., und den stärkenden Plutarch statt des entnervenden Siegwarts." **)

Einer so empfänglichen Natur, wie Goethe sie besaß, mußten diese Schriften des vielgelesenen Autors nicht nur zum Verdruß gereichen, sondern auch zum Sporne dienen; deshalb entwickelte sich mehr und mehr sowohl sein Haß gegen den „Werther" als auch seine Neigung für die Naturwissenschaften und das amtliche Leben. Und wenn wir auch zugeben wollen, daß diese Neigung als Keim in seiner Seele geschlummert habe, so wurde sie doch unzweifelhaft durch Lichtenberg's rückhaltlose Aeußerungen ihm zum Bewußtsein gebracht und in ihm gefördert. (Schluß folgt.)

## Die ältesten Entwürfe für das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

Von Joh. Krätschell.

Wir haben zwei große Todte begraben; überall in deutschen Gauen ist mit dem Gefühle des herben Doppelverlustes das der Pflicht lebendig, den kommenden Geschlechtern auch in Stein und Erz Zeugniß zu geben von dem großen deutschen Kaiser und seinem edlen Sohne, denn daß der unglückliche „Frühlingskaiser" in dem großen Denkmale Kaiser Wilhelms die hervorragendste Stelle haben wird, braucht nicht erst ausgesprochen zu werden. Schon strömen allerorten die Gaben zusammen und Künstler sinnen der großen Aufgabe nach, dem idealen Zwecke in ihren Werken gerecht zu werden. Hoffentlich wird das Werk dieser Hände schneller gefördert werden, als der gleiche Liebesdienst, welcher dem Andenken Friedrichs des Großen galt.***)

Hundert Jahre rund vor dem großen Kaiser starb der große König, und erst seit 37 Jahren schauet die Hauptstadt zu seinem Denkmale empor. Freilich war dieser Mann zu mächtig durch seine Zeit gegangen, hatte zu unauslöschlich den Gemüthern sein Bild eingeprägt, als daß man nicht eher daran gedacht hätte, sein Andenken auch in dieser Form zu ehren. Schon zu Lebzeiten des Königs, im Jahre 1797, war von der Berliner Garnison an die Offiziere der Armee abwärts bis zum Hauptmann die Aufforderung ergangen, zu einem Denkmale für den großen Heerführer beizusteuern. Allein als man den König um seine Zustimmung zu dem Unternehmen bat, erging die Antwort, daß man doch einem Feldherrn zu dessen Lebzeiten ein Denkmal füglich nicht errichten könne. Das damals von Tassaert, dem aus Paris berufenen Hofbildhauer Friedrichs, gelieferte Modell, eine Reiterstatue, deren Fußgestell Mars, Minerva, Herkules und Themis in zierlicher Ausführung umgaben, brachte die Jubiläumskunstausstellung von 1886 dem Publikum wieder vor Augen.

Nach dem Tode Friedrichs waren es zuerst die Pommern, welche auf Anregung ihres Landsmannes, des Ministers von

*) Ein großer Mathematiker (1707—1783).

**) Auch in den, erst nach Lichtenberg's Tode veröffentlichten „ästhetischen Bemerkungen" finden wir die folgenden, zu den obigen Sätzen in Beziehung stehenden Aeußerungen: „An Werthern gefällt mir das Lesen seines Homers nicht. Es ist subtile Prahlerey, daß der Mann etwas Griechisches lesen konnte, während andere Leute etwas Deutsches lesen müssen. Daß deutsche Schriftsteller so oft ihre Helden mit einem Griechen in der Hand spatzieren lassen, ist deutsche Prahlerey, Zeitungs- und Journal-Leserey. Litterarisches Verdienst ist in Deutschland leider der Maßstab von wahrem Werth geworden, weil Schulfüchse den Thron des Geschmacks usurpiren. Anstatt einen Helden immer seinen Homer lesen zu lassen, wollte ich ihn lieber in das Buch sehen lassen, aus dem Homer selbst lernte; das wir ganz ohne Varianten, ohne Dialekte vor uns haben. Es ist von diesen tiefen Kennern des Geschmacks gar nicht schön, daß sie eine Copie studiren, während sie das Original vor sich haben."

***) Vgl. auch H. Weiß, im deutschen Kunstblatte von 1871 und Frdr. und Karl Eggers: Christian Rauch IV, 1. Berlin, Duncker.

Digitized by Google

Herzberg, ihrem großen Könige in Stettin ein Monument errichteten, dessen Ausführung Gottfried Schadow übertragen wurde.

Auch in Berlin hatte man diesen Gedanken nicht fallen lassen. Ein aus Mitgliedern der Akademie der Künste bestehendes Comité, in welchem der General Tempelhof den Vorsitz führte, hatte eine Anzahl von Entwürfen eingesammelt, unter welchen der von Schadow bemerkenswerth ist, den der Künstler 1781 gezeichnet hatte: Die auf einem Sarkophage ruhende Gestalt des Königs, halb aufgerichtet, von den trauernden neun Musen umgeben. Der Architekt Genelli, Oheim des bekannten Malers, hatte dazu Grund- und Aufriß der architektonischen Anlagen geliefert, eine Art der Erweiterung, welche in der Geschichte des Denkmales noch ihre Bedeutung haben sollte.

Alle diese Projecte aber blieben ohne Werth, solange der Nachfolger Friedrichs nicht selbst in nähere Beziehung zu ihnen getreten war. Das geschah durch die Vermittelung des bekannten Mäcenas jener Zeit, des Ministers von Heinitz, der den König unter Hinweis auf die Bereitwilligkeit aller Stände, ihre Gaben für den großen Zweck darzubringen, um Genehmigung des Werkes bat. Der König erwiderte ihm, er werde das Denkmal seines großen Oheims auf eigene Kosten errichten lassen, und beauftragte den Minister gleichzeitig, die Angelegenheit vorzubereiten.

In Folge dessen berief Heinitz in Eile eine Sitzung der Akademie, welcher unter Anderen ihr damaliger Vicedirector, der große Kupferstecher Chodowiecki, der Oberhofbaurath Langhans, ebenso der Gießereidirector Maukisch beiwohnten. Schon hier ging man daran, den Künstlern möglichst genaue Vorschriften betreffs des Costüms, der Haltung, ja der Gangart des Pferdes zu machen. Man brachte dem König den, mit in Folge seines ersten Entwurfes, zum preußischen Hofbildhauer ernannten Schadow und für den Guß den Director Maukisch in Vorschlag. Doch zog Friedrich Wilhelm II. ein Ausschreiben an alle einheimischen Künstler vor.

So also kam die große Concurrenz des Jahres 1791 zu Stande, die unter dem 8. Februar in allen bedeutenderen Zeitungen ausgeschrieben wurde. Das war der erste wirkliche Schritt zum Ziele. Der betreffende Erlaß ist zugleich ein interessantes Zeugniß von der Art, wie man sich damals die Lösung dieser Aufgabe dachte, und mag deshalb hier seinem Wortlaute nach eine Stelle finden:

„Se. Königl. Majestät wollen, zu Folge einer unter dem 31. vorigen Monats an mich erlassenen höchsten Cabinetsordre, dem höchstseligen Könige Friedrich II. glorwürdigsten Andenkens, eine Statue equestre, en bronze, hier errichten lassen; und haben mich zu dem Ende allergnädigst aufgefordert, Höchstdenenselben zweckmäßige Zeichnungen und Modelle dazu vorzulegen. Ich mache solches daher den sämmtlichen einländischen Herren Künstlern hierdurch öffentlich bekannt, und fordere sie im Namen Sr. Majestät auf, zu diesem Monument binnen hier und spätestens den letzten April eine mit allem Fleiß angefertigte, und des hohen Gegenstandes würdige Zeichnung oder ein Modell zur weiteren Beförderung an Se. Königl. Majestät bei mir zu übergeben. Nach Sr. Königl. Majestät höchst eigner Vorschrift soll

1. der Große Friedrich bloß in seiner eignen Person, ohne alle Attribute, mit der möglichsten Würde und Simplicität, in einer einfachen Römischen Friedenskleidung, wie die Statue des Marc Aurel und des Großen Kuhrfürsten Friedrich Wilhelm, mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, und die rechte Hand ausgestreckt, sein Volk segnend und beschützend, auf einem schönen Preußischen ruhig fortschreitenden Pferde sitzend, dargestellt werden.

2. Wollen Se. Königl. Majestät, in Ansehung der Aehnlichkeit, daß so viel möglich das Portrait Friedrichs II., welches Herr v. Knobelsdorff gemalt hat, dazu benutzt werde, und der verwittweten Königin Majestät haben sich höchst gnädig erklärt, solches denen, die eine Zeichnung oder ein Modell verfertigen wollen, auf der Akademie vorzeigen zu lassen.

3. Das Monument selbst soll auf einem ganz einfachen, aus dem festesten einländischen Steine verfertigten Piedestal, vor dem Eingange zu den Linden, dergestalt aufgerichtet werden, daß es zwischen dem Palais des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit und dem Opernplatze die Mitte einnimmt, und die Statue mit dem Gesicht nach dem Schlosse zu hingerichtet ist.

Von dem edlen Patriotismus der einländischen Herren Künstler darf ich sicher erwarten, daß sie, ohne erst durch einen bestimmten Preis aufgemuntert zu werden, von selbst und von der unauslöschlichen Liebe für den großen König beseelt, alle ihre Kräfte aufbieten werden, um zu Verewigung des unvergeßlichen Friedrichs das höchste Ideal der Vollkommenheit zu liefern; doch kann derjenige Künstler, der die beste Zeichnung oder das beste Modell liefert, wonach das Monument ausgeführt werden kann, sicher darauf rechnen, daß er dafür von Sr. Königlichen Majestät königlich belohnt werden wird.

Berlin, den 8. Februar 1791. Freiherr von Heinitz."

Wir hatten schon oben darauf hingewiesen, welchen kleinen Raum jener Vorschlag der Akademie an den König der Phantasie der Künstler gelassen hatte; hier sind die Grenzen noch enger gezogen. Die Anordnung der Falten, die Haltung der ausgestreckten Rechten, nicht viel mehr blieb, was die Position anbetrifft, dem eigenen Erfinden. Schon wenige Tage nach jenem Erlaß gab der Minister daher bekannt, daß auch anderartige Entwürfe würden in Erwägung gezogen werden, ein Versprechen freilich, das manch' wundersame Ausgeburt der Phantasie auch ehrsamer Schmiede und Gelbgießer neben tüchtigen Leistungen zu Tage kommen ließ.

Am treusten an jene Forderungen hielt sich Chodowiecki, der schon wenige Tage nach dem ersten Erlaß eine Zeichnung einlieferte, bei welcher, wie er dazu bemerkte, die auf der Schabracke angebrachte Sonne auf die vom großen König verbreitete Aufklärung hindeuten sollte. Fast durchgängig ebenso oder noch weit stärker allegorisirend waren die anderen nennenswerthen Entwürfe jener Concurrenz, welche sich auf der Kunstausstellung desselben Jahres in einem besonderen Zimmer vereinigt fanden. Da war zunächst, nach dem Berichte des Cataloges jener Ausstellung, der Entwurf des Direktors Rode, eine Zeichnung. Die Reiterfigur nach der gegebenen Vorschrift. Unten am Piedestal acht Allegorien im Basrelief, ganz im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts, nicht geistlose Erfindungen, aber ohne beigegebene Uebersetzung zuweilen unverständlich. Es waren:

1. Die Eroberung Schlesiens: Die Göttin des Herzogthumes Schlesien, wie der Catalog sagt, überreicht der Göttin des Königreiches Preußen die herzogliche Krone.
2. Der siebenjährige Krieg, gegen sechs Könige geführt: Eine Bellona, die mit ihrem Schilde sechs Pfeile aufgefangen hat.
3. Friedrichs Sorge für Stadt und Land: Eine weibliche Figur, in der einen Hand Garben, in der anderen eine Mauerkrone.
4. Die friedliche Vereinigung Westpreußens mit Ostpreußen: Eine weibliche Gestalt verbindet die beiden Wappenschilde mit einem Oelzweige.
5. Die Hebung von Kunst und Handwerk: Werkzeuge in der Hand der Athene und zu ihren Füßen.
6. Der deutsche Fürstenbund, der durch den bayerischen Feldzug veranlaßt wurde: Die Friedensgöttin, mit einem Bündel Pfeile, das ein Oelzweig umschlingt. (Diese Idee war schon auf dem bekannten Gemälde Rode's, das denselben Gegenstand behandelt, ausgedrückt.)
7. Die Gesetzgebung: Gesetzestafeln und Wagschale in der Hand der Justitia.
8. Endlich Friedrichs Wohlthaten zum Besten des Landes: Aus dem Füllhorn einer weiblichen Figur strömen reiche Gaben hernieder

Interessant dürfte ferner der Entwurf von Carstens sein, der damals noch als Professor an der Akademie in Berlin lebte; es war ein Modell in Gyps mit Postament, dem er selbst folgende Erklärung beigab:

„Ich habe mir vorgesetzt, erstens den Willen Sr. Majestät, so wie derselbe in der Publikation Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers von Heinitz angezeigt worden, auf's pünktlichste zu befolgen, und dabei zweitens so viel von der persönlichen Aehnlichkeit und den charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Helden auszudrücken, daß er auch in seiner antiken Umkleidung dennoch kenntlich sei, ohne doch dadurch die Größe und Reinheit der Formen, die in einem Monumente dieser Art als wesentlich erfordert werden, hintanzusetzen."

Digitized by Google

Das Piedestal dazu war von Genelli, der sich ebenfalls an den Willen des Königs gebunden hatte.

Auch der damalige Oberhofbauamtsconducteur Gentz sandte von Rom aus einen Entwurf, der den König in der Toga zu Pferde darstellte; rechts und links vom Monumente zwei Säulen, auf denen die Thaten des Königs in Krieg und Frieden bildlich verewigt waren.

Einen merkwürdigen Entwurf lieferte der Rector Frisch. Die Darstellung war auch „antik", aber nicht römisch, sondern germanisch, in der Art des großen Cheruskerfürsten. Die Schultern des Königs sind von einer Löwenhaut bedeckt, — sein Haupt ziert ein Diadem; so hoffte Frisch zugleich dem Nationalgefühl gerecht zu werden. Die Statue war umgeben von den sitzenden Figuren der Minerva, einer Personification des Vaterlandes, und der des Genius der Geschichte, welcher unter anderen den Namen des Tacitus, als des ersten, der über die Deutschen Kunde giebt, in ein aufgeschlagenes Buch schreibt.

Welches war nun das Resultat dieser Concurrenz? Ein wesentliches läßt sich kaum anführen. Nur gelang es dem Minister von Heinitz, von dem Könige die Erlaubniß zu einer Reise Schadow's nach Stockholm, Petersburg und Kopenhagen zu erlangen, wo dieser sich über die Art des Broncegusses instruiren sollte; denn seitdem Jakobi 1700 den Guß der Schlüter'schen Friedrich-Wilhelm-Statue vollendet hatte, war etwas Aehnliches in Berlin nicht unternommen worden.

Die Reise Schadow's war vollendet. Heinitz plante eine zweite desselben Künstlers nach Paris, wo der berühmte Pelletier eine Gußwerkstatt unterhielt, und hatte schon die Zustimmung des Königs für seinen Plan ausgewirkt, als die Blutherrschaft Robespierre's dies Unternehmen unmöglich machte, ja, die darauf folgenden politischen Wirren, vor allem der Kriegszug gegen Frankreich, schließlich jeden Gedanken an die Ausführung des Denkmales auf lange Jahre verdrängte. Die trüben Jahre der politischen Erschlaffung, welche auf die zugleich alle wahren und großen Interessen wach haltende Zeit Friedrichs gefolgt war, schien auch auf das Gebiet der Kunst ihre traurigen Einwirkungen üben zu wollen. —

Ehe wir nun zu jenem neuen Stadium in der Denkmalsfrage und den Entwürfen des Jahres 1797 übergehen, müssen wir, wenn auch nur kurz, eines Streites gedenken, der sich schon im Verlaufe jener ersten Concurrenz entspann, und der höchst bedeutsam ist für die Charakteristik der damaligen Kunstanschauungen. Denn dies ist ja die Zeit, in welcher der Glaube an die Möglichkeit der Herbeiführung humaner Verhältnisse in antiker Form einerseits, auf politischem Gebiete, so abscheuliche Auswüchse, und andererseits, auf dem der Kunst, so herrliche Früchte zeitigte. Damals lebte das Gefühl für die versunkene Schönheit des Griechenthums mächtig auf. Winkelmann hatte den verdorbenen Geschmack in diese Bahnen geleitet, und Karstens zuerst, und auf architektonischem Gebiete Gilly, und noch herrlicher Schinkel, sahen wieder mit den Augen der Griechen und fanden die Formen und Linien, die drei Jahrhunderte früher Raphael und Michelangelo schon einmal entdeckt hatten, und die allein bestimmt scheinen, dem Schönen und Edlen einen wahren Ausdruck zu geben. — Und neben diesen Anschauungen bilden sich die anderen heraus, die, ebenfalls den Manirismus verlassend, einer natürlichen, streng realistischen Auffassung folgen und die in den Meisterwerken eines Schadow und in der schließlichen großartigen Lösung der uns beschäftigenden Denkmalsfrage so entscheidende Triumphe feierten, daß ihnen allein die Zukunft zu gehören scheint. Damals nun eröffnete Vogel die obenerwähnte Fehde literarisch, und zwar mit einer Abhandlung, welche die Anwendung des römischen Costüms als eine „Ungereimtheit" zu erweisen suchte; der König werde dadurch um zweitausend Jahre und zu einem Volke zurückversetzt, das nur Herren und Sclaven kannte, während er selber doch die Einheit des Menschengeschlechtes anerkannt und gelehrt habe, daß die Könige um des Volkes willen da seien. — Im Ganzen sachgemäßer, wenn auch mit mehr Derbheit vorgetragen, waren die Gründe, welche der Finanzrath v. Hagen für die gegentheilige Ansicht geltend machte.

Der Minister von Heinitz nun, um die Sache zu entscheiden, forderte die Mitglieder der Akademie auf, einzeln ihre Meinung in dieser Angelegenheit zu äußern.

Es waren gewichtige Stimmen, die sich jetzt gegen die antike Auffassung erhoben. Schadow hatte auf seiner Reise Fürstenmonumente in antiker und historischer Auffassung gesehen und war dadurch bestimmt worden, sich gegen das römische Costüm zu erklären. In einem diese Frage behandelnden Vortrage vom Ende December 1791 legt er seine Ansicht des näheren dar und läßt unter anderem verlauten: „Diese Figuren in römischer Tracht scheinen nichts mehr mit uns zu thun zu haben, und es gehört immer erst eine Art von innerlicher Ueberredung dazu, um sie für das anzusehen, was sie darstellen sollen." Bekannter noch dürften seine Ausführungen über einige in den Propyläen abgedruckten Sätze Goethe's, die Ausübung der Kunst in Berlin betreffend, sein, in denen er dieselben Anschauungen, oft nicht ohne beißende Ironie, Goethe gegenüber aufrecht erhält.

Derselben Meinung ist Chodowiecki; er erklärt, das natürliche Gefühl sei hier maßgebend, und das erheische die getreue Darstellung der Wirklichkeit. Er weist auf die weite Verbreitung seines eigenen Kupferstiches hin, der den König in der angegebenen Weise darstelle, gegenüber der kleinen Statue von Eckstein in römischem Costüm, die von Niemandem gekauft werde.

Langhans, der Architekt, von dessen großartig angelegtem Denkmalsprojecte unten ausführlich die Rede sein wird, stimmt mit den genannten Männern überein.

Für das römische Costüm stimmen unter Anderen der Kanzler von Hofmann, der an den guten Geschmack appellirt, und der Rector Frisch, der die nothwendige Vermeidung einer Disharmonie der allegorischen Nebenfiguren zur modernen Hauptfigur als entscheidend erklärt.

Interessant endlich dürfte das Urtheil von Karstens sein, das hier der Hauptsache nach eine Stelle finden mag:

„Zur Befriedigung der Nation — sagt er —, die ihren großen Friedrich gern so, wie sie ihn im Leben gekannt, auch im Monument auf die Nachwelt gebracht sehen möchte, stimme ich für das moderne Costüm mit allen Individualitäten, die diesem Monarchen eigen waren.... Aber in Absicht der Kunst kann ich unmöglich dafür stimmen. Man müßte es dem Künstler überlassen, ein nach seinen Kräften möglichst schönes Monument im allgemein anerkannten großen und schönen Stil der Alten, dem großen König würdig und zu seines eigenen Namens Gedächtniß für die Nachwelt zu liefern. Im letzteren Falle wird der Künstler Ruhm und Ehre für sich zum Augenmerk haben und dadurch nicht allein sich, sondern dem großen Monarchen ein würdiges Denkmal setzen."

Der Minister von Heinitz entschied sich für das historische Costüm Friedrichs des Großen und legte in einem Schreiben diese Entscheidung auch dem Könige nahe. Der aber blieb bei seiner alten Meinung, „das jetzige Costüm schicke sich nicht für Statuen". Damit war jener Streit für jetzt entschieden. Die Denkmalsfrage selbst aber wurde für Jahre aus dem Gesichtskreise verdrängt, an dem dunkle politische Wolken heraufzogen.

Erst das Jahr 1797 brachte den Frieden jenes thatenleeren Krieges. Die ruhmlose Zeit aber ließ jetzt den Gedanken an die große Vergangenheit um so lebhafter in den Vordergrund treten; und nichts erschien in diesen ernsten Tagen beruhigender, als dem gewaltigen Helden Friedrich, in dem gleichsam die vaterländische Kraft und Fähigkeit sichtlich vor Augen stand, sein überdies ihm längst geschuldetes Denkmal zu setzen.

Wieder war es der unermüdliche Heinitz, der, Allen voran, den Plan seiner Verwirklichung entgegenzuführen suchte. Der Erlaß, welcher eine erneute Concurrenz ausschrieb, erging im Frühling des Jahres und sah diesmal, entsprechend der Zeitbestimmung und in Rücksicht auf die bei der ersten Concurrenz gemachten Erfahrungen, von allen beengenden Vorschriften ab.

Schon in der Kunstausstellung desselben Jahres, die im September eröffnet wurde, konnten die gelieferten Entwürfe dem Publikum vor Augen gestellt werden. Es waren großartig angelegte Arbeiten, die man hier zu sehen bekam. Die Künstler waren jetzt eben doppelt von dem Gefühle durch-

Digitized by Google

drungen, daß hier ein ganz gewaltiges Werk zu schaffen sei, und dazu schien die Plastik nicht mehr auszureichen. Denn die meisten Entwürfe zeigen jetzt zugleich architektonische Anlagen, die theilweise riesenhafte Dimensionen annehmen.

Von den Ausstellern der vorigen Concurrenz finden sich nur zwei wieder: Gentz und Schadow. Der Letztere hatte eine ganze Anzahl von Entwürfen eingereicht, die den König in allen Stellungen zeigen, zu Pferde, zu Fuße, und auf dem Throne sitzend. Der Ausstellungskatalog nennt zunächst zwei, in welchen der Meister die antike und moderne Auffassung gegenüberstellt. Der eine dieser beiden Entwürfe stellte den König in modernem Costüme dar, mit dem unvermeidlichen Commandostabe, den er auf Gesetzbücher stützt; daneben liegt die Krone. Unten am Postamente die Gerechtigkeit in starrer ägyptischer Auffassung, „um ihr ein göttliches Ansehen beizulegen", ferner Ackerbau und Industrie, darüber der schwebende Adler. Der Parallelentwurf gibt den König in römischer Kleidung, mit dem Schwerte in der Rechten und einem Oelzweige in der Linken. Unten am Fußgestelle lauscht Mars dem Apollo, der die Saiten seiner Leier rührt. Der Idee Friedrich Wilhelms trägt er in zwei weiteren Entwürfen Rechnung, Reiterstatuen in römischer Gewandung, denen er eine solche nach der Lieblingsidee des Volkes und jedenfalls auch nach seiner eigenen gegenüberstellt. Die erste zeigt ein belebtes Bild: der König, in vollem Galoppe mit fliegendem Mantel, vor ihm her die Victoria mit errungenen Siegeskränzen. Das Ganze ruht auf vier antiken Säulen. Dazwischen die preußische Monarchie, welcher Schlesien und Westpreußen huldigen, als die Länder, die der große König dem alten Staate hinzuerworben hatte. Ganz in den Grenzen des Erlasses von 1791 hielt sich die nächste Statue: Der König in der römischen Tunica, sein Volk segnend, nach dem beliebten Vorbilde des Marc Aurel, das ja seit Jahrhunderten unzähligen Reiterbildern die Formen lieh. Aber merkwürdig schon hier: die Basreliefs des Piedestals geben Bilder aus des Königs Leben mit ganz historischer Treue. Nur an der Vorderseite fanden wieder Mars und Minerva ihren Platz.

Leider ist der nächste Entwurf in seinen Einzelheiten nicht bekannt. Nach ihm hätte der Meister das Denkmal am liebsten ausgeführt gesehen: der König so, wie er sich täglich den Blicken des Volkes dargeboten hatte. Der Vergleich mit dem, was Rauch dargestellt, wäre von größtem Interesse gewesen.

Die beiden letzten Entwürfe endlich entsprechen in ihrer Anlage mehr den in's Großartige gehenden Projecten der übrigen Aussteller dieser Concurrenz. Der eine zeigt ein Grabmal, für welches eine eigene Capelle oder Nische gewünscht wurde. Der König, in ein Leichentuch gehüllt, liegt nachdenklich auf einem Sarkophage, und rings um das Grab sind die trauernden neun Musen gruppirt. Der Fries des Sarkophages zeigt ebenfalls weinende Krieger. (Vgl. den oben erwähnten Entwurf Schadow's von 1787.)

Nach der letzten Vorlage Schadow's ist der König auf dem Throne sitzend dargestellt, unter ihm Minerva und die preußische Monarchie, und um sie her ihre Schützlinge: Kunst, Wissenschaft, Ackerbau, Viehzucht und Fleiß.

Es ist unmöglich, hier in's Einzelne jene anderen großartigen Anlagen vorzuführen, welche die übrigen Künstler dieser Concurrenz entwarfen, Projecte, deren Ausführung theilweise Hauptplätzen von Berlin ein ganz verändertes Aussehen gegeben hätten. Verhältnißmäßig einfacher noch waren die Pläne von Hirt und Langhans; der Entwurf des Letzteren der, welcher den Preis errang.

Der Baurath Alois Hirt, der Archäologe, dessen Verdienste um die Errichtung des Museums bekannt sind, reichte fünf Zeichnungen ein, die ein anschauliches Bild seines Entwurfes geben. Im Lustgarten, damals einem öden, mit Gras bewachsenen Platze, sollte inmitten von Baumanlagen ein länglicher Tempel erbaut werden mit Vorhalle und umgeben von freien Säulengängen. Im Giebelfelde zeigt ein Basrelief die Apotheose Friedrichs, der von dem Genius der Unsterblichkeit zum Olymp emporgetragen wird. Preußen und Brandenburg in Gestalt von Adlern ziehen mit; in der Mitte des Giebels eine eben herabschwebende Victoria. Im Inneren des Tempels die Statue des Königs, etwa so, wie Canova Napoleon in der Brera zu Mailand dargestellt hat, in idealer Nacktheit. In der Linken hält er das Scepter, die Rechte ist segnend ausgestreckt. Die Innenwände geben in zwölf großen Basreliefs die Thaten des Helden, die auch im Pronaon auf sechs Tafeln genannt sind. Auf dem gegenüberliegenden Giebelfelde stellt ein Basrelief die königliche Familie dar, welche den Manen ihres großen Ahnherrn opfert. Dieser Tempel sollte aus bläulichem Mamor aufgeführt werden, zu dem die Statue des Königs und die Basreliefs und Inscriptionstafeln in weißem Marmor allerdings einen schönen Gegensatz gebildet hätten. Des Nachts sollten ihn zwei mächtige Candelaber beleuchten.

Ein interessanter Entwurf ist der des Oberhofbaurathes Langhans, des Vaters, rühmlichst bekannt als Erbauer des Brandenburger Thores. Sein Gedanke war folgender: Auf einem Untersatze von acht Stufen erhebt sich ein Rundtempel, dessen nach dem Pantheon gebildete Kuppel von zwölf jonischen Säulen getragen wird. In der Mitte des Tempels steht die in Bronce gegossene Statue Friedrichs; auf den außen emporführenden Stufen halten Löwen die Wacht. Ueber dem Architrav deuten Basreliefs auf die vier von Friedrich geführten Kriege; dazwischen Victorien. Dieser Entwurf mochte von den Besuchern der Ausstellung damals mit besonderem Interesse betrachtet worden sein; denn eine Anmerkung dazu im Kataloge besagte: „Dies Monument wird auf Sr. Majestät Befehl am Anfange der Linden zwischen dem Palais des Prinzen Heinrich K. H., der Bibliothek und dem Opernhause errichtet werden." Wir werden sehen, wieso es nicht dazu kam.

Ebenfalls einen Rundtempel macht der Professor Gentz zum Mittelpunkte seiner gewaltigen Anlage. Dieser Tempel sollte von weißem Marmor auf einem $21\frac{1}{2}$ Fuß hohen viereckigen Untersatze errichtet werden, die Kuppel aber auf doppelter Säulenreihe ruhen. Die Einzelheiten dieses Tempels haben Aehnlichkeit mit dem von Langhans entworfenen. Auch hier steht im Innern die Broncestatue Friedrichs auf fünf Fuß hohem Sockel. Auf dem Vorplatze vor dem Tempel sollte sich ein Obelisk erheben. Als den Ort für das Monument hatte Gentz sich ebenfalls den heutigen Opernhausplatz gedacht In der Richtung der Linden sollten zwei Fahrwege die Anlage tangiren, ebenso zwei Colonaden für die Fußgänger; beide aber durch einen überwölbten Weg verbunden werden, der quer durch die Mitte der ganzen Anlage, also auch durch den Unterbau führte. Die vier Ecken des letzteren wurden durch vier Pavillons bezeichnet, deren Bestimmung in folgender Weise angegeben war: der in der Nähe des Zeughauses sollte als Artilleriewache dienen, der gegenüberliegende zum Palais (dem alten kronprinzlichen) gezogen werden; in dem am Opernhaus sollte eine Restauration für die Theaterbesucher errichtet werden, der vierte endlich Kaufläden in sich aufnehmen.

Den heutigen Leipziger Platz*) hatte Gilly, der Lehrer Schinkel's, sich für die Anlagen seines Monumentes ausersehen, deren Entwürfe die Jubiläumskunstausstellung von 1886 dem Publikum zum zweiten Male vorführte. Dieser Plan zeichnete sich, wie durch seine kolossalen Verhältnisse, so durch die einfachen, antik-würdigen Formen der Architektonik aus und hätte gegen die heutige Anlage dieses Platzes nicht zurückgestanden. Auch hier ein Tempel auf länglich viereckigem Unterbau; dem letzteren kommt jedoch eine größere Bedeutung zu, als bei den bisherigen Entwürfen. Bogengänge eröffnen eine Durchsicht durch denselben und in der Mitte faßt er ein weites Gewölbe, welches den Sarkophag birgt. Hier hatten des großen Königs Gebeine Platz finden sollen. Der Tempel selbst, von hellerem Gestein erbaut, zeigt die schönen Formen der dorischen Ordnung; in den Giebelfeldern zwei Basreliefs. Geflügelte Pferde ziehen einen Streitwagen, von dem aus der König mit Blitzen seine Feinde niederschmettert; über seinem Haupte schwebt

*) Der Leipziger Platz war bekanntlich auch ein Tummelplatz für die großartigen Ideen Schinkel's; hier wollte er weite Bauten anlegen, deren Mitte ein großer protestantischer Dom bilden sollte. Leider fehlte es damals an Geld.

Digitized by Google

ein Adler mit dem Siegeskranze. Das andere zeigt den Fürsten mit der Friedenspalme auf hohem Throne, neben ihm der Adler mit den Blitzen und vor ihm das versammelte Volk. Das Innere des Tempels birgt auf hohem Untersatze des Königs Statue in einer Nische stehend. Vor dem Gebäude erheben sich nach der Leipziger Straße zu vier, nach dem Thore zu zwei hohe Obelisken. Auch das zu erbauende Thor wurde mit in den Entwurf gezogen; es war ebenfalls antik gehalten und oben von einer Quadriga gekrönt. —

Das also waren die großartigen, fast durchweg edel gehaltenen, jedenfalls mit vollem Verständnisse für die hohe Aufgabe gearbeiteten Entwürfe dieser zweiten Concurrenz. Fast jedem Maßstabe, hinsichtlich der Größe der beabsichtigten Anlage, und jeder Geschmacksrichtung war Rechnung getragen. Und dennoch sollte der Unstern, der über dem Werke zu schweben schien, auch jetzt nicht erlöschen. Keiner der Aussteller, auch Langhans nicht, der doch den Preis davongetragen, durfte sich rühmen, daß je ein Stein zur Verwirklichung seines Projectes herbeigetragen sei.

Mitte October wurde die Ausstellung beendet, und am 16. November desselben Jahres schloß Friedrich Wilhelm II. die Augen.

Und damit ging für lange Zeit auch die Denkmalsfrage zur Ruhe. Friedrich Wilhelm III. besaß neben mancher anderen Herrschertugend die, daß er ausgezeichnet rechnen konnte. Und daß für die nächste Zeit dem Staate nichts so nöthig wäre, als Geld, das wußte er schon beim Antritts seiner Regierung nur zu gut. Und wenn ja etwas für das Denkmal geschah, so waren es Kostenanschläge und Rechnungen, bei denen jetzt natürlich ein so umfangreicher Entwurf, wie der von Langhans, nicht mehr in Betracht kam.

Zwanzig Jahre vergingen, bis man der großen Sache wieder ganze Kräfte weihte, und wiederum dreißig, ehe sie ihre große Lösung fand. Erst mußte ein Menzel kommen, welcher der Zeit des großen Königs und ihren Helden die typischen Formen gab. Jetzt erst konnte man den „alten Fritz" so, wie wir ihn jederzeit vor Augen haben, und wie ihn tausend Bilder auch dem letzten Manne im Preußenlande zum alten Bekannten machten. Und erst mußte ein Rauch erstehen, der dem Volke seinen König gab, wie es ihn zu sehen gewillt war: schlicht und groß.

---

## Feuilleton.

### Iwanok.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Das russische Volk ist ein Bauernvolk, es wurzelt mit allen seinen Nerven in der Erde, und dies ist das Geheimniß seiner elementarischen Kraft, seiner Standhaftigkeit, seiner Größe im Dulden einerseits, wie seiner Vertrautheit mit der Natur, seiner naiven Empfindung, seiner Schalkhaftigkeit andererseits.

Auch durch die Märchenwelt dieses Volkes weht ein Erdgeruch und etwas wie der animalische Duft eines neuen Schafpelzes. Es sind Bauernmärchen, die uns der Russe erzählt, und der vornehmste Held dieser Märchen ist immer der Bauer, wie der Heros des russischen Volksepos der Bauernsohn Ilia von Murom ist.

Die Gestalt Iwanok's finden wir übrigens auch schon in den Bilini, dieser russischen Iliade und Odyssee. Neben den Helden der Tafelrunde von Kiew erscheint Foma Berennikoff und schlägt sie durch seine Bauernschlauheit aus dem Felde. Hier finden wir schon jenen Zug, der in dem Märchen von Iwanok noch deutlicher hervortritt und welcher das russische Volk charakterisirt. Im Gegensatze zur germanischen Heldensage, wo Muth und Körperkraft Alles sind, wird in der russischen von Anfang an die geistige Ueberlegenheit höher geschätzt als die körperliche.

Der Russe zeigt sich im Gegensatze zum Deutschen, der gleich bereit ist, dreinzuschlagen, stets geneigt, vorerst zur Schlauheit seine Zuflucht zu nehmen.

Iwanok ist die Incarnation dieses wahrhaft russischen Charakterzuges im Allgemeinen und des kleinrussischen Bauern insbesondere. In ihm hat der Kleinrusse gleichsam sein Selbstportrait geliefert, und zwar hat er mit dem köstlichen Humor, der ihm eigen ist, dabei den Schatten ebenso wenig gespart wie das Licht. Er steht, im Iwanok verkörpert, vor uns, wie er leibt und lebt, mit seiner ganzen Gutmüthigkeit und Verschlagenheit, seiner unerschöpflichen Geduld, seiner Arbeitsamkeit und seiner Trägheit, je nachdem es die Umstände geben, heute ausgelassen heiter, morgen schwermüthig, jederzeit genügsam, den Tod verachtend und nichts fürchtend als Gott.

* * *

Vor der Thüre seiner mit Stroh gedeckten Lehmhütte sitzt Iwanok auf der Erde, bindet den gebrochenen Kochtopf mit Draht zusammen und seufzt. Auf der Schwelle steht Kasja, seine Frau, die Arme in die Seiten gestemmt und lacht ihn aus. Jung und hübsch, zieht sie sich auch gerne hübsch an. Sie weiß, daß sie in ihren rothen Saffianstiefeln, dem bunten Leinwandrocke, dem blauen Mieder, dem weißen, farbig gestickten Hemde und der kurzen Schafspelzjacke ihrem Manne nur zu gut gefällt und daß die rothen Korallen, die ihre Brust bedecken, und das rothe Tuch, das sich einem Turban gleich um ihr schwarzes Haar schlingt, ihr vollends das Ansehen einer Dorfsultanin geben. Sie kann sich schon etwas herausnehmen und sie ist nicht die Frau, von ihrer Macht keinen Gebrauch zu machen.

„Nun hält er wohl wieder," sagt Iwanok.

„Wozu plagst Du Dich so mit dem alten Scherben?" ruft Kasja, „er taugt ja doch nichts mehr."

„Man muß es doch noch versuchen."

„Ein alter Topf und eine junge Frau, das paßt doch nicht zusammen?"

„Du hast Unrecht, Kasja, eine junge Frau ist eine kostbare Frau, da muß man auf der anderen Seite um so mehr sparen. Ueberhaupt muß sich der Mensch in jeder Lage zu helfen wissen, Gott anrufen, aber selbst die Hände anlegen. Dann muß sich der Mensch durch nichts einschüchtern, durch nichts verblüffen lassen, niemals den Kopf verlieren."

„Wenn ich will, verlierst Du ihn doch," spottete Kasja.

„Das ist etwas Anderes," gab Iwanok lächelnd zur Antwort. „Je mehr ich durch Dich ausstehe, um so vergnügter bin ich, denn nur ein Mensch, der zu dulden versteht, kann das Schicksal bezwingen."

„Du sprichst gerade so, als ob Du mein Sclave wärest," rief Kasja und stieß mit dem Fuße gegen den Topf, so daß er in hundert Stücke zerbrach.

„Nun ist er hin," sagte Iwanok.

„Kaufe einen neuen."

„Dazu braucht man Geld."

„Arbeite, Faulpelz, dann wirst Du Geld haben."

„Arbeite ich denn nicht? Ich arbeite den ganzen Tag."

„Womit denn?"

„Mit dem Kopfe," sagte Iwanok, „und da ich mit meinem vornehmsten Theile arbeite, so hast Du noch weniger ein Recht, mich einen Faulpelz zu nennen, als Jene, die mit ihren Händen oder Füßen thätig sind."

„Was arbeitest denn Du mit Deinem Kopfe?"

„Ich denke nach."

„Ja, über allerhand tolle und nichtsnutzige Streiche."

„Wenn man nicht nachdenkt, macht man dumme Streiche, das ist viel schlimmer."

„Wann hättest Du einen dummen Streich gemacht?"

„Als ich Dich zum Weibe nahm, Kasja."

Diesmal sperrte Kasja ihrem Manne die Thüre vor der Nase zu.

„Laß mich ein," bat er.

„Nein, Du mußt bestraft werden, weil Du so eine Frau genommen hast."

„Wie lange soll ich denn draußen bleiben?"

Digitized by Google

„Bis Du mir einen neuen Topf gebracht hast."

Iwanok seufzte und ging durch das Buchweizenfeld hinüber zum Deutschen, der vor seinem Hause stand und seine Pfeife rauchte.

„Guten Tag."

„Guten Tag."

„Kannst Du mir einen Kochtopf leihen, Michel?"

„Warum nicht?"

So gab denn Michel dem Iwanok einen großen Topf und dieser kehrte damit zu seiner Frau zurück.

Nach drei Tagen brachte Iwanok dem Deutschen den Topf zurück und noch obendrein einen kleinen Topf.

„Was soll ich mit dem zweiten Topfe?" fragte der Deutsche.

„Er gehört Dir," gab Iwanok zur Antwort, „Dein Topf hat Junge bekommen und dieses Töpfchen ist sein leibliches Kind."

„Dann freilich," sagte der Deutsche und lachte ihn heimlich aus. „Wenn der Dummkopf meinte, ein Topf könne Junge bringen," sagte er zu seiner Frau, „so kann ich das Töpfchen schon annehmen."

Nach einiger Zeit kam Iwanok wieder und bat, ihm den großen Topf zu leihen, und der schlaue Deutsche gab ihm den Topf mit Freuden, denn er meinte, derselbe könne wieder Junge bekommen.

Doch ein Monat verging um den anderen und weder Iwanok, noch der Topf ließen sich blicken. Da klopfte der Deutsche eines Tages an Iwanok's Fenster.

„Höre Iwanok, wie befindet sich wohl mein Topf?"

„Dein Topf, Michel," erwiderte Iwanok, „o, der arme Topf, gestern ist er erkrankt und heute Nacht ist er gestorben."

„Das kannst Du einem Anderen weiß machen!" rief der Deutsche, „wie kann denn ein Topf sterben?"

„Da Du Dich nicht darüber gewundert hast, Michel, daß Dein Topf ein Kind bekommen hat, so darfst Du Dich auch nicht darüber verwundern, daß er gestorben ist."

Der Deutsche ging beschämt nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Ich dachte, ich sei schlau, der Iwanok ist noch zehnmal schlauer als ich."

* * *

„Was spielst Du denn fort die Geige," sagte Kasja zu ihrem Manne, der in der Stube saß und den Fidelbogen lustig hin und her gehen ließ, „denke doch lieber daran, daß ich eine Kuh haben möchte."

„Wenn es nichts Anderes ist," erwiderte Iwanok, der eben den Armenier vorübergehen sah mit einer Kuh, die er am Seile führte, „gib mir nur einen von Deinen rothen Stiefeln und Du sollst die Kuh haben."

Kasja gab ihm den kleinen rothen Stiefel und Iwanok lief rasch voraus durch den Wald, und an einer Stelle, wo der Armenier vorüber mußte, warf er den Stiefel mitten auf den Weg.

Der Armenier kommt langsam nach mit seiner Kuh und hebt den Stiefel auf.

„Schade," murmelt er, „wenn es ein Paar wäre, könnte ich meinem Weibe eine rechte Freude damit machen, aber was fange ich mit einem an?" Er wirft den Stiefel fort und geht weiter mit seiner Kuh, die er nur mit Mühe vorwärts bringt.

Iwanok hob aber leise den Stiefel auf, lief eiligst durch den Wald voraus, bis er wieder einen Vorsprung hatte und warf den Stiefel mitten auf den Weg.

Der Armenier hob ihn auf und dachte: was bin ich für ein Dummkopf, hätte ich den ersten aufgehoben, hätte ich jetzt ein Paar. Jetzt heißt es rasch zurück, ehe ihn ein Anderer aufhebt. Er band seine Kuh an den nächsten Baum und lief den Weg zurück, den er gekommen war.

Indeß schnitt Iwanok den Strick ab und brachte die Kuh seiner Frau.

Und wenn der Armenier nicht müde geworden ist, läuft er heute noch hinter dem Stiefel her.

* * *

Der Pole sah Iwanok auf seinem Acker arbeiten und sprach zu ihm: „Du kannst leicht für zwei arbeiten, Iwanok, ich habe meinen Grund genau so groß wie der Deine. Willst Du ihn bearbeiten, so soll die Hälfte Dein sein und ich werde mich mit der anderen Hälfte begnügen."

„Mir ist es recht," gab Iwanok zur Antwort. Iwanok pflügte also das Feld des Polen eben so gut, wie das seine und säete Korn. Als die Ernte kam, theilte er redlich, schnitt die Aehren ab für sich und ließ dem Polen die Stoppeln.

Der Pole strich sich den Schnurrbart und sprach: „Es ist wahr, Du hast mir die Hälfte gegeben, aber nächstes Jahr will ich die obere Hälfte haben, dann haben wir gerecht getheilt."

„Mir ist es recht," gab Iwanok zur Antwort. Nächstes Jahr säete er Kartoffeln und gab dem Polen die Blätter.

* * *

„Was thust Du denn wieder für Zeug?" fragte Kasja, als sie Iwanok einen kleinen hölzernen Wagen anfertigen sah.

„Dieser Wagen soll mir viel Geld einbringen," erwiderte Iwanok. Er zog den Wagen auf den Berg hinaus und wartete bis die Juden kamen, welche hier am Sabbathe gern spazieren gingen. Nun fuhr er mit lautem: Whista ho! den Berg hinab.

„Was hast Du da für einen Wagen, der von selbst fährt?" riefen die Juden.

„Dieser Wagen ist ein Kunstwerk," erwiderte Iwanok, „ich werde ihn auf die große Messe nach Kiew bringen und einen Sack voll Geldes dafür heimtragen."

„Verkauf uns den Wagen, lieber Iwanok," baten die Juden, „wir geben Dir zehn Ducaten. Das ist ein hübsches Stück Geld und Du ersparst den Weg nach Kiew."

„Nicht für tausend gebe ich den Wagen!"

Endlich einigten sie sich, die Juden bezahlten hundert Ducaten, welche Iwanok eilig nach Hause trug, und die Juden setzten sich nun alle in den kleinen Wagen und riefen: Whista ho! Doch der Wagen rührte sich nicht von der Stelle, da er auf ebener Erde stand, und endlich brach er sogar unter der Last und die Juden kugelten über einander und fielen zu Boden.

Wüthend kamen sie nun in Iwanok's Hütte, um an ihm Rache zu nehmen, aber da lag der Arme todt auf der Bahre und seine Frau saß weinend neben ihm.

„Ach, könnte ich nur den Hammer heben," rief sie immer wieder aus.

„Was hat es für eine Bewandtniß mit dem Hammer?" fragten die Juden.

„Sobald man mit diesem Hammer," erwiderte Kasja in die Ecke deutend, „einen Verstorbenen an der Stirne ganz leise berührt, wird er wieder lebendig."

Die Juden ergriffen hierauf den Hammer, berührten Iwanok und schon sprang er auf und war wieder lebendig.

„Da Du uns angeschmiert hast mit dem Wagen," sagten die Juden, „so mußt Du uns jetzt den Hammer dafür geben."

„Der Hammer ist viel mehr werth, als der Wagen," erwiderte Iwanok, „übrigens seid Ihr selbst schuld, daß der Wagen nicht fährt, da Ihr Euch alle zugleich in denselben gesetzt habt. Also gebt mir noch zehn Ducaten und der Hammer gehört Euch, aber geht vorsichtig damit um."

Die Juden gaben die zehn Ducaten und eilten dann sofort zu ihrem großen Rabbi, der schwer krank war. Sie dachten: Wenn der Hammer sogar Todte erwecken kann, muß er um so mehr die Kraft haben, Kranke gesund zu machen. Sie berührten also den kranken Rabbi an der Stirne und als er nicht gleich gesund wurde, schwangen sie den Hammer stärker und stärker, bis der Arme todt war.

Mit lautem Geschrei kamen sie nun wieder zu Iwanok und warfen ihm vor, er sei schuld am Tode ihres Rabbi.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr vorsichtig mit dem Hammer umgehen sollt!" sprach dieser.

Es half ihm nichts, die Juden zogen ihn aus, steckten ihn in einen Sack und schleppten ihn an den nahen Teich, in der Absicht, ihn zu ertränken. Da kam zufällig ein jüdischer Viehhändler vorbei, der eine Herde Ochsen zur Stadt trieb. Die Juden ergriffen die Flucht und versteckten sich im Walde, Iwanok aber schrie aus vollem Halse: „Ich will nicht König werden, ich will nicht, lieber laß' ich mich in's Wasser werfen."

Digitized by Google

Der Viehhändler näherte sich dem Sacke, aus dem die Stimme kam, öffnete denselben und Iwanok stieg heraus.

„Was hat man denn mit Dir vorgehabt?" fragte der Viehhändler.

„Die Juden wollen mich durchaus zu ihrem König machen," erwiderte Iwanok, „und da ich mich weigerte, drohten sie mich in's Wasser zu werfen."

„Wenn es weiter nichts ist," sprach der jüdische Viehhändler, „ich will schon König der Juden werden."

Iwanok hieß ihn also sich entkleiden und in den Sack steigen, band den Sack wieder zu, zog die Kleider des Viehhändlers an, nahm seine Peitsche und trieb die Ochsen rasch fort.

Als die Juden endlich aus ihrem Verstecke hervorkamen und den Sack wieder emporhoben, schrie der Viehhändler: „Ich will schon König werden"; aber es half ihm nichts, die Juden warfen ihn in das Wasser und zogen dann guter Dinge fort, im Glauben, daß sie Iwanok ertränkt hatten.

Im Dorfe aber kam ihnen Iwanok entgegen, die Ochsen vor sich her treibend.

„Wo kommst denn Du her?" fragten die Juden.

„Geradenwegs aus dem Wasser," sprach Iwanok, „ich bin Euch recht dankbar, daß Ihr mich hineingeworfen habt. Da unten sind Euch die prächtigsten Wiesen und Herden ohne Zahl, von denen Jeder nehmen kann, so viel er nur will."

Auf das rannten die Juden rasch zurück zu dem Teiche und standen nun am Ufer und blickten hinein.

Da zogen eben Lämmerwolken über den blauen Himmel und spiegelten sich in dem Wasser.

„Seht! Seht!" riefen die Juden, „er hat die Wahrheit gesprochen, seht die Herden, die hin und her ziehen auf dem Grunde des Wassers."

Der Beherzteste unter ihnen warf seine Zobelmütze weg, zog seinen schwarzen Atlaskaftan aus und sprang hinein und da er nicht zurückkam, wurden die Anderen unruhig und riefen: „Er ist im Stande und nimmt Alles für sich und läßt nichts übrig für uns."

Sie nahmen sich gar nicht die Zeit, sich auszukleiden, warfen nur ihre Mütze weg und sprangen eilig hinein in das Wasser.

Iwanok aber suchte die Mützen zusammen, die am Ufer lagen, das gab einen herrlichen Zobelpelz für Kasja, jede Czarin hätte ihn tragen können, und wenn ihn nicht die Motten gefressen haben, trägt sie ihn heute noch.

## Aus der Hauptstadt.

### Erinnerungen an Josef Engel.

Mit dem Leiter des Kroll'schen Etablissements ist am letzten Tage des Juni ein Stück Alt-Berlin zu Grabe getragen worden. Jeder, der dem mittelgroßen Manne mit dem scharf geschnittenen Profil und dem stets rabenschwarz „geforbenen" Haar begegnete, wußte, daß der geborene Ungar, zum Vollberliner umgewandelt, mit der Entwickelungsgeschichte der Reichshauptstadt verwachsen war wie kaum ein Anderer. Wenn er seinen Ponywagen selbst kutschirend, von zwei weißen Seidenspitzen umlagert, durch die Straßen fuhr, begegnete er überall freundlichen Gesichtern, die ihn anlachten und ihm nachsahen, als wollten sie sagen; „Ja, ja, das ist der ewig junge alte Engel, so kennen wir ihn schon länger als ein Vierteljahrhundert." Als Engel im Jahre 1851 nach Berlin kam, hat er sich wohl kaum träumen lassen, daß er einmal in eigener Equipage fahren würde. Der arme, wenn auch nicht mehr unbekannte österreichische Geiger war auf der Durchreise nach Petersburg begriffen, wohin ihn ein Sommerengagement rief. Daß er in der preußischen Hauptstadt hängen blieb, verdankte er, wie er im Freundeskreise stets behauptete, seiner feinen Wäsche. Dem damaligen Besitzer des Sommer'schen Concertetablissements in der Potsdamer Straße war sein Capellmeister plötzlich krank geworden. Der zufällig im Local anwesende Engel trat für ihn ein. Als er sich auf dem Podium verbeugte, tönte ihm, noch ehe er den Dirigentenstab hob, von allen Seiten lebhafter Beifall entgegen. „Wissen Sie, woran es lag?" pflegte er in seiner drastischen Weise zu erzählen, „in Berlin trug man damals Vorhemdchen mit einer Schnur um den Leib. Ich war ein fescher Kerl, und die Leute bekamen zum ersten Mal ein fein gefältetes Oberhemdchen und Manchettchen zu sehen. Das hat ihnen imponirt." Engel ließ sich durch ein Engagement als Concertdirigent in Kroll's Garten an eine Stadt fesseln, die ihm vom ersten Augenblick an gefallen hatte. „Die Droschkenkutscher sprachen so wunderschön deutsch, und die Lieutenants saßen bei Kanzler unter den Linden, ließen die Beine über die eiserne Rampe hängen und aßen Apfelkuchen." Mit dem Berliner Deutsch hat sich Engel niemals so recht befreunden können, er sprach sein Leben lang ungarisch-jüdisch, nur mit dem dritten und vierten Fall hat er wie seine Adoptivlandsleute auf ewigem Kriegsfuß gestanden. Daß ihm die mit den Beinen bammelnden und Apfelkuchen essenden Lieutenants gefielen, war natürlich. Er hatte kurze Zeit vorher die Wiener Belagerung mit durchgemacht, und die Pandurenoffiziere mögen — weniger harmlos ausgesehen haben.

Eine Verbindung mit der Erbin des Kroll'schen Locales machte ihn zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung zum Besitzer des Etablissements, in dem er den Dirigentenstab geführt. Er wurde gleichzeitig Katholik, „weil ihm unter den Protestanten schon zu viel Juden waren". Er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber er lernte seine Berliner wunderbar schnell verstehen. Das Kroll'sche Etablissement wurde ein Specialitätentheater, Blondin, Rappo, die Pepita, Tyroler Jodler, Alles echt, wie es der Spreeathener nun einmal liebt. Nur mit den Luftschiffern konnte sich Engel nicht befreunden. Kam da so ein Erfinder zu ihm, wollte in seinem Garten auffahren und verlangte hundert Thaler Vorschuß. „Gewiß, lieber Freund," sagte Engel mit unerschütterlichem Ernst, „nur müssen Sie mir gleich noch einen Ballon bauen, daß ich Ihnen nachfahren kann, wenn Sie durchbrennen." Diese Vorsicht bei aller Findigkeit und Energie ist Engel bis in die letzten Jahre hinein treu geblieben. Selbst mit dem scharfsinnigsten Gedankenleser wußte er fertig zu werden. Der Agent Mr. Cumberland's verhandelte mit ihm über mehrere Vorstellungen und verlangte dreitausend Mark für den Abend. Engel lehnte dankend ab. „Schwindel! Wenn Mr. Cumberland Gedanken lesen kann, muß er wissen, daß ich nicht so ein Ochse bin, darauf einzugehen."

Engel wuchs mit seinen größeren Zielen. Aus dem Director des Specialitätentheaters entpuppte sich allmählich einer der geschicktesten Schauspiel- und Opernleiter. Mit harmlosen Weihnachtsstücken, mit dramatisirten Märchen, die um eine gelegentlich erstandene Coulisse herumgeschrieben waren, hat er begonnen, als kundiger Orchesterdirigent, als Schöpfer eines bedeutenden musikalischen Kunstinstitutes hat er geendigt. Wachtel, Etelka Gerster, die Patti, Marcella Sembrich, sie alle haben auf der Kroll'schen Bühne ihre Triumphe gefeiert und verdanken ihr nicht den kleinsten Theil ihrer Erfolge. Aber wie wußte er auch mit seinen nicht immer gleich traitablen Künstlern umzugehen! Ein unfähiger Sänger wollte durchaus in der Partie des Don Juan auftreten und berief sich dabei auf die Vorzüge seiner äußeren Erscheinung. Engel wußte ihn zu beruhigen. „Sie sind ein schöner Mann. Ich bin ein schöner Mann. Sing' ich den Don Juan?" Gesungen hat er ihn freilich nicht, aber gespielt hat er ihn oft genug, vor und hinter den Coulissen.

Es kam die Zeit der Ernte nach rastloser Mühe und Arbeit, die Zeit, wo sich Aller Augen vor dem Aufgehen und nach dem Fallen des Vorhanges auf die kleine Prosceniumsloge links von der Kroll'schen Bühne richteten, um dort den Rath Engel, eine bunte Ordensrosette im Knopfe des tadellos sitzenden Frackes, erscheinen zu sehen. Im Halbprofile sichtbar, mit unstörbarer Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne folgend, saß er da, richtete sich nach dem Fallen des Vorhanges auf, warf einen ruhigen Herrscherblick in das Publikum und verschwand, um sofort beim ersten Einsetzen des Orchesters wieder zu erscheinen. Er wußte, daß seine Person in den Rahmen des Locales hineingehörte, daß dem Berliner der genius loci nicht fehlen durfte.

Engel wer ein Original im besten Sinne des Wortes. Wie bei jedem Menschen, der die Augen der Menge auf sich gerichtet weiß, war in seiner öffentlichen Haltung viel Pose, im Privatleben war er der liebenswürdigste und gesprächigste Gesellschafter. In seinem Gedächtnisse war die Theatergeschichte der letzten fünfzig Jahre aufgespeichert und er erzählte gern und gut aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Erinnerungen. Ein professioneller Witzler ist Engel nie gewesen. An dem größeren Theile der Kalauer, die man ihm aufgebürdet hat, ist er unschuldig. Was wir oben an treffenden, schlagfertigen Bemerkungen mitgetheilt, haben wir aus seinem eigenen Munde am Sichen'schen Stammtische gehört, den er, ohne ein Biertrinker zu sein, täglich zur Frühschoppenzeit besuchte. Er war ein scharfer Beobachter, der stets eigenartig sah und für die Wiedergabe des Gesehenen instinctiv den treffenden Ausdruck fand. Daß über der Synonymik die Grammatik in die Brüche ging, erhöhte die Wirkung seiner Vortragsweise.

Ein tüchtiger Kaufmann, stets die Rentabilität seines Unternehmens im Auge habend, hat sich Engel doch immer den Ruf absolut intacter Geschäftsführung zu erhalten gewußt. Von seiner Wohlthätigkeit ist wenig bekannt geworden, aber er hat manchem armen Künstler aus der Noth geholfen, ohne davon viel Aufhebens zu machen. Der Berliner Journalistik ist er stets mit besonderem Wohlwollen entgegengekommen, und so ist es denn nicht mehr als billig, daß sie in wohlverdienten ehrenden Nachrufen die Schuld der Dankbarkeit abträgt. G. M.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.** Durch alle Buchhandlungen oder vom Verleger gegen Einsendung des Betrages **postfrei** zu beziehen.

☛ **Empfehlungswerther Unterhaltungsstoff für Freunde der Alpen und ihrer Bewohner.** ☚

# Maximilian Schmidt, Gesammelte Werke

Band I—VII à Band ℳ 3.— brosch., ℳ 3.50 geb.

Inhalt:

Band I **Hochlandsbilder: Schwanjungfrau** (Berchtesgaden) — **s' Almstummerln** (Unt. Innthal).
„ II **Die Blinde von Kunterweg** (Berchtesgaden) — **Der vergang'ne Auditor** (Innthal).
Band III **Die wilde Braut** (Innthal) — **Der Tranklsimmet** (Tölz).
„ IV **Der Zuggeist** (Erste Ersteigung der Zugspitze).
„ V **Der Herrgottsmantel** (Bayr. Wald).
„ VI **Der Musikant von Tegernsee** (neu).
„ VII **s' Liserl.** Erzählung vom Ammersee.

**Einzelausgaben (soweit der Vorrath reicht) à ℳ 1.— brosch., ℳ 1.50 geb.:**

**Der Georgithaler.** **Die Johannisnacht.** **Die Schwanjungfrau.** **Die Knappenlisl vom Rauschenberg.**
**Die Fischerrosl von St. Heinrich** (Starnbergersee). **Altboarisch, G'schichtl'n und Gedichtl'n.**

☛ **Militär-Humoresken: Lustige Haft. — Bärenritter. — Feldherrnhalle, zusammen M. 1.— brosch.** ☚

Die dieser Nummer beigefügte Beilage enthält das Nähere über diese Schriften.

## „Die Gartenlaube",

seit Beginn ihres Erscheinens, **Meyer's Conversat.-Lexikon** u. andere, bes. **größere** Werke, liefert in antiquarischen, doch gut erhaltenen Exemplaren **billigst P. Ehrlich's Antiquariat** in **Leipzig, Kurprinzstr. 3.**

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bände, Paris 1859, Halbfranz. 10 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Geschichte der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

In **Joseph Graveur's** Verlag (**Gustav Neumann**) in **Neisse** ist erschienen:

**Melzer, Dr. Ernst, Die theistische Gottes- und Weltanschauung**

als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Separatabdruck aus dem 24. Bericht der wissenschaftlichen Gesellschaft **Philomathie** in Neisse, zugleich Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum derselben. Man vergleiche hierüber die Recension von Carl Jentsch in Nr. 25 der „Gegenwart" vom 23. Juni d. J.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien:

**Rumänische Volkslieder,**

übersetzt von **W. Rudow.**
1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.30.

**Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,**

Schwester Friedr. d. Gr. **Von ihr selbst geschrieben.**
2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—
**Durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.
Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

**Friedrich Chopin.**

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 ℳ.
**Leipzig.** **Breitkopf & Härtel.**

**Roman-Manuscripte**

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.
**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

**Scheichl,** Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 1 M. 50 Pf.

**Wollny,** Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

**Wollny,** Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung oder auch direct unter Einsendung des Betrags bezogen werden:

**Die goldene Zeit.**

Neue Geschichten aus der Heimat
von **Heinrich Seidel.**
Preis brosch. ℳ 3.—, in Leinwand geb. ℳ 3.75.

**s' Liserl.**

Erzählung vom Ammersee
von **Maximilian Schmidt**
(der gesammelten Werke VII. Bd.).
Preis brosch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.



Hierzu zwei Beilagen von A. G. Liebeskind in Leipzig und von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 14. Juli 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

CORNELL UNIVERSITY JUL 27 1888 Library

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Das deutsche Fürstenamt in der Gegenwart. Von Karl Theodor Reinhold. — Gibt es einen physiologischen Tod? Eine biologische Betrachtung. Von Dr. med. L. Philippson. — Ein amerikanisches Urtheil über deutsche Industrie. Von A. Fleischmann-Eldena. — **Literatur und Kunst:** Am Sarge Theodor Storm's. Von Wilhelm Jensen. — Eine Pietätsfrage. (Die erste Aufführung von Richard Wagner's „Feen".) Von Paul Marsop. — Zola und Tolstoi auf der Pariser Bühne. Von Wolfgang Reyher. — Lichtenberg und Goethe. Ein Beitrag zur Goethe-Forschung. Von Eugen Reichel. (Schluß.) — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Theatersommer. Von G. M. — Inserate.

### Das deutsche Fürstenamt in der Gegenwart.

Von Karl Theodor Reinhold.

Der kaum drei Monate hinter uns liegende Tod des ersten deutschen Kaisers, des großen und verehrungswürdigen preußischen Königs Wilhelm, ist in dem Empfinden seines Volkes und des Auslandes schon heute wie durch eine poetische Ferne entrückt. Jener ernste Tag war seit fast zwei Jahrzehnten von den Freunden und Feinden des neuerstehenden deutschen Staates wie ein nahe bevorstehendes, schweres Ereigniß mit spannungsvollem Ausblick in die Zukunft erwartet worden und hatte in der Steigerung der politischen Lage unserer Zeit die zahllosen betheiligten Interessen oft fieberhaft erregt. Aber der Charakter der hoheitvollen, stillen Größe, welcher dem ganzen Leben des edlen Monarchen sein weltgeschichtliches Gepräge gegeben, hat auch dem Hinscheiden des Kaisers eine unvergleichliche Weihe mitgetheilt, die an Stelle einer allgemeinen Erschütterung der äußeren Welt nur eine tiefe Ergriffenheit der Gemüther zurückließ. Um die Majestät dieser Bahre ist es still geworden mit allen den tumultuarischen Leidenschaften, welche den Zugriff nach dem Erbe der gewaltigen Kaiserepoche nicht erwarten konnten. Von dem Zusammenbruche der deutschen Welt konnte selbst die Phantasie der großen russischen Kinder in der Petersburger und Moskauer panslawistischen Presse kaum zwei Wochen ihr Strohfeuer nähren und die schärfer blickenden Franzosen bekannten alsbald die Lächerlichkeit früherer naiver Hoffnungen auf einen „Abfall" der geknechteten deutschen Einzelstaaten nach dem Tode Wilhelms des Großen.

Nicht zum ersten Male, aber niemals in so mächtig redender Wirkung hat sich in diesen großen Tagen vor unseren Augen der Inhalt des deutschen Fürstenamtes offenbart. Die reife Frucht einer Jahrhunderte langen Entwickelung erscheint hier zugleich in ihrem wechselvollen Werdegange und ihrem wunderbar einheitlichen Ergebnisse. Wie die Politik eine Kunst und die Kunst ein geheimnißvolles Zusammenwirken der natürlichen und bewußt-gestaltenden Arbeit ist, so zeigt sich in der staatsrechtlich-politischen Gestaltung des heutigen deutschen Verfassungsstaates ein Organismus von so eigenthümlicher Kraft und Schönheit, daß auch das sonst den deutschen Dingen so fernstehende Ausland sich der geradezu ästhetischen Wirkung dieses gewaltigen und originalen Staatsgebäudes nicht entziehen kann, ja mit wachsendem Interesse nachgeht.

Die politische Betrachtung haftet zwar zunächst an der Gestalt des entschlafenen Kaisers, geht aber mit dem eindringenden Verständniß weit über seine Person hinaus. Die Größe dieses Monarchen wird sich in der Folge immer reicher erschließen, voll und ganz aber erst begriffen werden, wenn sie als der Schluß- und Höhepunkt in einer organischen Entwickelung erkannt sein wird. Das über die Mitte unseres Jahrhunderts zurückreichende politische Bewußtsein hat die kaum begreifliche Thatsache des wiedererstehenden monarchischen Gedankens sich vollziehen sehen, nachdem ein Geschlecht mit der ungeschwächten Naivität Rousseau'scher Gedanken in seinen verwegenen construirenden Versuchen hoffnungslos gescheitert war. Es wird nirgendwo mehr bezweifelt, daß an dieser erstaunlichen Entwickelung der König und Kaiser Wilhelm den größten und den entscheidenden Antheil gehabt hat. Wenn es auch wahr ist, daß das deutsche Volk „bis in die Knochen" monarchisch ist, so ist es nicht minder eine Thatsache, daß eine unheilvolle Entwickelung wie in dem vielleicht noch monarchischer beanlagten Frankreich den nationalen Instinct in unserem Volke hätte verdunkeln können und ohne das Eingreifen großer Persönlichkeiten sicherlich verwirrt hätte. Die durch ihre eigene Größe der gemeinen theoretischen wie der demagogischen Anfechtung sich enthebende Gestalt des königlichen Greises Wilhelm, an welcher jede Stufe im Volke ihren eigenen Antheil hatte, nahm in der schweren Krisis der Monarchie auch hier die siegreiche Führung, um eine tiefe und lebensvolle Idee zu retten, die nur in ihrer Verzerrung oder in pedantischer und lächerlicher Umhüllung sich dem voranschreitenden Volksgeiste entfremdet hatte. Daß dieser so schlichte und gesunde, dabei so einheitliche und starke Mann die geschichtlich entwickelte Eigenart des deutschen Fürstenamtes in seinem rationalen, seinem vernunftgemäßen Inhalte im Volksbewußtsein wiederherstellte und als unsterbliches Muster fürstlichen Daseins vorlebte, ist der Schlüssel zu dem nicht bloß den Fremden schwer zugänglichen Geheimnisse, daß nach Auslebung des absoluten „rocher de bronce der stabilirten Souveränität" das geschichtliche Gebilde der Monarchie sich nicht nur in die moderne Zeit hinüberrettete, sondern mit der Wurzelhaftigkeit des natürlichen Lebens neuerstarkte.

Diese eigenartige Entwickelung hat dann ihre wunderbaren Kreise gezogen. Der meist durch rechtsverjährte Zeit ehrwürdig gewordene Besitz der deutschen Einzelstaaten und Monarchien hatte seit Jahrhunderten dem Horsten des preußischen Aars mit Sorge zugesehen. Bis in die neueste Zeit erschien die nordische Monarchie wie ein Raubbau. Dabei war trotz der hohenzollernschen, namentlich friedricianischen Einwirkungen die Territorialmonarchie großentheils den naturwidrigen Weg privatfürstlicher Anschauungen gegangen und mehr und mehr der Gefahr nahegerückt, im Rechtsbewußtsein des Volkes gänzlich abzusterben. Gegenüber den welthistorischen großen Fragen der Zeit, der Wucht und dem Ernste der mächtigen Staatengebilde in und außerhalb Europa, trat dem vielreisenden und

Digitized by Google

vergleichenden deutschen Bürgerthume die anspruchsvolle Misère der seit dem Wiener Congresse mit europäischer Souveränität bekleideten kleinfürstlichen Existenz in ihrer ganzen Lächerlichkeit und Schädlichkeit in's Bewußtsein. Berühmte, den Humor der Gegenwart anregende Vorkommnisse an kleinen Höfen sorgten dafür, das Gefühl von der Unnatur der alten Staatsentwickelung lebendig zu erhalten und zu steigern.

In dieser Zeit sah der Radicalismus seine Saat reifen. Er hatte im allgemeinen Stimmrechte ein fortschreitend wirksamer werdendes Mittel neu hinzu erlangt, den angestammten Instanzenzug seines „Hofes" zu ignoriren und den mehr oder weniger wohl- oder übelwollenden Serenissimus gesetzlich zu mediatisiren. In der Ahnung dieser Dinge betrieb das kleinstaatliche Dynastenthum ebenso eifrig als diplomatisch die Entfremdung des mit der Leistung der Staatshoheitspflichten beschwerten Domaniums von seinen geschichtlichen Zwecken und seine Rettung für das „Haus" — ein vor unseren Augen sich vollziehender Act, der an die Verstaatlichung desselben Besitzes durch die Hohenzollern denken läßt und das Wort bestätigte „die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

In diese von vielen innerlich begrüßte Entwickelung des vom Zeitgeiste bekämpften und dem Volke sich selbst entfremdenden Fürstenthumes hat die preußisch-deutsche Geschichte seit der Mitte dieses Jahrhunderts eingegriffen. Indem sie die Wiener Verträge zerriß und die souveränen Fürsten und Einzelstaaten scheinbar beraubte, hat sie die letzteren in Wahrheit gerettet und „neugefürstet". Aus dem schädlichen und zur Unfruchtbarkeit verdammenden Gegensatze zum nationalen Einheitsgedanken herausgehoben und in dessen lebensvollen Kreis gestellt, hat das deutsche Fürstenthum neue Wurzeln und eine ungeahnte Zukunft gewonnen. Das deutsche Fürstenamt, auch des kleinsten Staates, hat wieder einen Inhalt bekommen. Der räumliche und sachliche Abbruch seiner früheren, thatsächlich oft donquichotischen Scheinrechte ist mehr als reichlich ersetzt durch die Wiedererlangung des ihm gemäßen Wirkungsbereiches und die innere Steigerung seiner Thätigkeiten. Innerhalb der vorsichtig abgegrenzten Reichsverfassung kann es wieder regierende Fürsten geben, die nicht mehr Gegenstand der Sorge oder des Hohnes, sondern dankbarer Anerkennung der Nation sind. Die stetig fortschreitende Erweiterung der Staatsidee und die neuen Aufgaben intensiver Verwaltung, die Pflege der höchsten geistigen und sittlichen Entwickelung des Volkes bieten ein so reiches und so würdiges Feld persönlicher Bethätigung, daß über den Werth dieses Austausches für einsichtigere Geister kein Zweifel bestehen kann. Unsere Gegenwart zeigt denn auch in zahlreichen Beispielen edle Fürstengestalten, welche die Bedeutung und Hoheit ihrer neuen Stellung erkannt haben und in treuer Arbeit den ihrer Regierung geschichtlich anvertrauten Theil des deutschen Volkes verwalten. In demselben Maße, wie sie in der staatsrechtlichen Gemeinschaft des Reiches freudig mitwirken, umgibt sich ihr im schönsten Sinne restaurirtes Haus mit neuer Würde und oft lang entbehrter Volksthümlichkeit. Viele der von der Nation so lange mit Mißtrauen und Unmuth betrachteten deutschen Einzelstaaten sind die thätigsten Glieder und Förderer des nationalen Ganzen geworden. In dem deutschen Bundesrathe, in Wahrheit dem großartigsten Senate von Sachkunde, Eifer und Patriotismus, den die Geschichte seit dem alten consularischen Rom gesehen, hat sich dieser vereinigte Fürstenbund ein staatliches Willensorgan geschaffen, in dem über das äußere Maß seiner natürlichen Machtverhältnisse hinaus jeder Einzelstaat eine Parität des geistigen Einflusses erlangt, die in gleicher Weise dem Ganzen und den Theilen dient.

Durch einen in der That wunderbaren Werdegang ist Deutschland auf diese Weise zum Besitze eines durch frühzeitige Entartung verloren gegangenen Elementes stetigen Fortschrittes gekommen, dessen sich andere Staaten, namentlich England, in ihrer großen Aristokratie seit den Anfängen ihrer Entwickelung erfreut haben. Und dies in einer besonderen, unvergleich werthvolleren Eigenart. Dieser durch Besitz, durch Alter und großentheils auch Verdienst begründete deutsche hohe Adel ist nicht nur ein wirthschaftlich und gesellschaftlich herrschender, sondern ein durch Recht und Pflicht regierender Adel. Die unbeschadet der nationalen Staatsgewalt theils eigenbesessenen, theils delegirten Regierungsrechte geben diesem hohen Adel staatsgrundgesetzlich dauernde Privilegien, die nicht als private Rechte, sondern als staatliche Pflichten bestehen. Hierdurch sind diese lebendigen und werthvollen Herrschaftspotenzen des deutschen Volksthums sowohl der gesellschaftlichen Entartung wie der demagogischen Unterspülung radicaler Zeitströmungen entzogen. Mag in jener Richtung der menschlich unvermeidliche Auf- und Niedergang persönlicher Werthe, mag in dieser Richtung mancher Ansturm erscheinen, so lange der große reichsrechtliche Staatsverband hält und keine selbstmörderische Verblendnng unvereinbare Gegensätze zum fortschreitenden Nationalleben muthwillig entstehen läßt, wird die regierende deutsche Aristokratie die Entwickelung der Nation begleiten und mitbestimmen können, wie es heute in keinem Lande der Welt dem nur gesellschaftlichen Adel möglich ist. Die geschichtlich dem grundherrlichen Adel obliegenden Pflichten des Besitzes für die socialen Aufgaben erscheinen hier nicht gefährdet durch privatwirthschaftliche Entwickelungen oder die Willkür des entartenden Reichthums. Diese deutsche regierende Aristokratie ist in ihrer unanfechtbaren Stellung frei und zugleich durch die Natur der Sache, den Zwang der Dinge, genöthigt, nach staatlichen Rücksichten zu wirthschaften.

Durch diese ihre einzigartige Stellung hat sie in der Gegenwart eine neue, bis jetzt kaum geahnte Aufgabe für die deutsche Zukunft erhalten. Sie stellt eine, der ausnahmsweisen Schwierigkeit des nationalen Volkslebens angepaßte Institution dar, welche eine elastische Federung des schwerfälligen und von so vielen Seiten gefährdeten Organismus ermöglicht und der einrostenden Reichsmaschine mit der Einzelstaatsgewalt und dieser mit jener forthilft. Nach Lage der Entwickelung kann das öffentliche Wohl bald mehr im Reichsrahmen, bald mehr durch die Summirung der Einzelleistungen der Territorialstaaten erreicht werden. Die Entwickelung seit 1871 und schon seit 1867 hat beide Methoden erfolgreicher Regierung des ganzen oder zusammengezählten Reichsorganismus als gangbar erwiesen. Die Rechtsentwickelung, die Verwaltungsreform, die Eisenbahnverstaatlichung, Schulreformfragen und viele andere, namentlich auch wirthschaftliche und sociale Aufgaben sind — vielfach nach mißlungenem größeren Anlaufe — im engeren Rahmen der Einzelstaaten practisch angefaßt und im Versuchsstadium für das Ganze vorbereitet worden. Eins zieht das andere nach, bald das Reich die Einzelnen, bald der Einzelne das Reich. Für beides sind Beispiele zahlreich vorhanden. Diese wunderbare Arbeitstheilung schafft in gewissem Sinne für weitere Gebiete das, was für das Recht das — oft im Ideale angestrebte — Prätoramt in Rom war: eine freie Erfahrungsinstanz auf beschränktem Boden, ohne schädlich festlegendes Präjudiz für zukünftige Entwickelung. Was diese innere Federung einmal in schweren Krisen dem von der Demagogie irregeleiteten deutschen Volke bedeuten kann, davon ist in den bangen Zeiten nach der Reichstagsauflösung im Jahre 1887 manchem besorgten Gemüthe eine frohe Ahnung aufgegangen.

Diese letzte Andeutung führt darauf, des Antheiles zu gedenken, den der treue Eckart des deutschen Volkes an dieser großartigen Entwickelung der Idee des neueren deutschen Fürstenamtes genommen hat. Der Reichskanzler hat dem großen und stillen Wirken des Kaisers Wilhelm nach den schönen Worten des nun auch entschlafenen Kaisers Friedrich „Richtung und Form" gegeben. Von dem ersten gewaltigen Aufriß des Verfassungsgebäudes an bis auf den heutigen Tag ist dieser tiefe und weitblickende Geist planmäßig thätig gewesen, das deutsche Fürstenamt mit neuem Inhalte zu erfüllen und mit edler Würde zu umkleiden. Die leise, von feinstem politischen Tactgefühle geführte Hand des starken Mannes hat nach dem zurechtrückenden Eisengriffe eine staatsrechtliche Lage geschaffen, in der nach einer erstaunlichen Entwickelung das seit einem Jahrtausend gefahrdrohende Territorialfürstenthum nunmehr zum stärksten Bollwerke der deutschen Einheit geworden ist und das programmmäßige Organ des nationalen Einheitsgedankens, den Reichstag, wiederholt beschämt hat. So ist in der freien Einung der deutschen Fürsten jetzt eine Gewähr für den Zusammenhalt der Deutschen

Digitized by Google

geschaffen, welche auch die tragische Todesernte in dem führenden Hause dieser regierenden deutschen Aristokratie mit dem gehaltenen Gleichmuthe betrachten läßt, der im tiefsten Seelenschmerze sich an dem Ausblicke in eine gesicherte Zukunft des Ganzen aufrichtet.

Alle diese Gedanken drängen sich mit überzeugender Gewalt von Neuem auf Angesichts des doppelten Verlustes, den Deutschlands Fürsten und Völker in einer Spanne von drei Monaten erlitten haben. Den mit kaum faßlicher Schnelligkeit auf deutschem Boden erreichten staatlichen Gesundungsproceß hat der „deutsche Kronprinz", der jetzt heimgegangene Kaiser Friedrich, in erster Linie mit vollenden helfen. Das deutsche Fürstenamt hat mit seiner inneren Wiedergeburt in den führenden Gestalten dieser Epoche zugleich jenen leuchtenden Glanz zurückgewonnen, der Gemüth und Phantasie des Volkes anfüllt und der Neigung eines materialistischen Jahrhunderts zu trivialer Kritik geschichtlicher Bildungen entgegenwirkt. Dem alten Spotte des Auslandes über die drei Dutzend deutscher Fürsten begegnet heute der Deutsche mit Erfolg, wenn er die trostlosen Bilder amerikanischer Verwaltungscorruption oder wechselnder französischer Parlaments- und Präfectenwirthschaft in Vergleich zieht mit der wohlwollenden, geordneten und festen Regierung der im deutschen Bundesrathe vertretenen Fürstenhäuser und Einzelstaatsgewalten. Das Ausland kennt eben noch nicht die mit der äußeren Neugestaltung Deutschlands eingetretene innere Wandlung seiner politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse und denkt noch an die alte Schande früherer Jahrhunderte. Jetzt ist es so geworden, daß Fürst Bismarck in seiner gewaltigen Rede vom 6. Februar d. J. sagen konnte: „Das Ausland ahnt nicht das Maß von Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, welches die deutschen Fürsten beseelt." In dieser Entwickelung unserer Zeit ist das deutsche Fürstenthum ein Fürstenamt, nicht ein Ballast der freien Fahrt, sondern eine neue Gewähr sicheren Fortschreitens geworden.

Das glänzende Bild, wie es sich vor wenigen Tagen bei der Eröffnung des deutschen Reichstages in dem classischen Schlosse der Hohenzollern darbot, ist ein zum deutschen Volke und zu aller Welt redender Ausdruck dieser Thatsache gewesen. Nicht der Flitter eitelen Schaugepränges hat hierbei unsere Nation in allen Kreisen so mächtig und freudig und das Ausland mit getheilten Empfindungen erregt, sondern die fast überwältigende Erkenntniß von der inneren Bedeutung dieses unvergleichlichen Staatsactes, der die ebenso eigenartige als gewaltige Wesenheit des neuen deutschen Staates zur programmmäßigen Darstellung brachte. Wenn die Größe dieses Zeitmomentes zu der in der deutschen Geschichte unerhörten Thatsache geführt hat, daß selbst die religiöse Engherzigkeit von dem nationalen Einheitsgedanken überwunden wurde und die beiden ersten katholischen Fürsten Deutschlands den Kaiser zum gemeinsamen Gottesdienste begleiteten, dann darf der auf den verschlungenen und dunklen Weg unserer Entwickelung zurückblickende Patriot die frohe Ueberzeugung gewinnen, daß in dem Wildwachs des deutschen staatlichen Lebens endlich die eigenthümliche Form gefunden ist, in welcher neben und über dem vielgestaltigen Einzelnen auch das Ganze zu seinem nothwendigen Rechte kommt und Einzelfürstenamt und Kaiserthum nunmehr zusammengehören.

---

## Gibt es einen physiologischen Tod?

Eine biologische Betrachtung von Dr. med. L. Philippson.

„Alles Lebende birgt in sich den Keim des Todes." „Wie ein Fluch heftet sich an das Leben der Tod." „Ein mit unabänderlicher Nothwendigkeit ablaufendes Naturgesetz setzt Allem, was lebt, ein Ende durch den Tod."

So drückt man die Erfahrung aus, daß die Lebewesen nach längerer oder kürzerer Zeit des Lebens aufhören zu leben, sterben. Pflanzen und Thiere, leben sie auch ein Jahrhundert und mehr, verfallen schließlich doch dem Tode. Für jede Art gibt es eine Grenze des Alters, über welche hinaus sie nicht fortlebt; es liegt gleichsam in der Natur des Organismus, nur eine begrenzte Zeit da sein zu können, um schließlich eines „natürlichen" Todes sterben zu müssen. Man nennt ihn auch den normalen Tod oder den physiologischen Tod, ausgehend von dem Gedanken, daß der Tod durch die Norm des Lebens bedingt ist, daß physiologische Gesetze wie das Leben, so auch den Tod beherrschen. Dieser Todesart gegenüber spricht man von dem zufälligen, vorzeitigen, pathologischen Tode, wenn ein Organismus das für seine Art gültige Alter nicht erreicht, weil das Leben durch Krankheit oder durch das Eingreifen von mechanischen oder lebenden Kräften vernichtet wird.

Eines zufälligen Todes sterben aber die meisten lebenden Geschöpfe, denn die oberflächlichste Betrachtung lehrt, wie vielen atmosphärischen Unbilden dieselben ausgesetzt sind und wie allgemein verbreitet der zu ihrer Existenz nothwendige gegenseitige Vernichtungskampf ist. Der Mensch selbst, wenngleich bei Weitem weniger als die meisten übrigen Lebewesen den lebensfeindlichen Elementen unterworfen, stirbt doch selten eines natürlichen Todes. Nehmen wir als Grenze das 70. Jahr an, so erreichen von 100 Geborenen nur 18 diese Grenze; das 80. Jahr erreichen nur 5 Proc., und doch darf man dieses Alter noch nicht als das äußerste für den Menschen ansehen, wo Hundertjährige, Hundertunddreißigjährige, Hundertundfünfzigjährige gelebt haben. Die meisten Menschen fallen plötzlichen Todesursachen oder Krankheiten zum Opfer, und die Veränderungen an dem Körper klären uns darüber auf, warum das Leben nicht mehr fortdauern konnte. Kennen wir die Bedingungen des Lebens, so werden wir uns nicht darüber zu wundern haben, wenn bei Aufhebung derselben das Leben nicht weiter besteht, der Tod eintritt. Die Pflanze, welche entwurzelt ist, das Thier, welches verblutet, ist in seiner Hauptbedingung, derjenigen der Ernährung, geschädigt, so daß der Tod des Organismus verständlich erscheint. Die verschiedensten Störungen, welche aber die organische Welt treffen, zielen schließlich auf die Ernährung des lebenden Stoffes, welcher den Organismus ausmacht, ab; stirbt derselbe nun eines zufälligen Todes, wie es heißt, so suchen wir die Erklärung dafür in den Gesetzen des Lebens. Die größte Mehrzahl der Lebewesen verfällt aber diesem zufälligen Tode. Nur eine Minderzahl erreicht ein natürliches Ende, stirbt eines natürlichen Todes. Diese Minderzahl ist schon außerordentlich klein im Vergleiche zu den entwickelten Geschöpfen, stellen wir dieselbe aber der Zahl der lebensfähigen Keime gegenüber, welche von der vorhergehenden Generation hervorgebracht, mit jener Minderzahl zugleich bei günstigen Lebensbedingungen das normale Alter hätte erreichen können, so erscheint die letztere als eine verschwindende, der Null sich nähernde Größe. Die zu einer gegebenen Zeit auf der Erde sich befindenden lebenden Wesen sind nur die Trümmer der von den Eltern hervorgebrachten gewaltigen Menge Nachkommen und die spärlichen Reste dieser Trümmer sind die eines natürlichen Todes sterbenden Geschöpfe. Diese spärlichen Reste nun bilden den Gegenstand für das Problem des Todes, wo es gilt, aus den Gesetzen des Lebens den nothwendigen Ausgang desselben in Tod logisch zu entwickeln. Es ist unter Tod stets der natürliche Tod verstanden, nicht der zufällige Tod, für den wir die Ursache in von außen auf den Organismus einwirkenden Kräften finden.

Gegenstand von jeher für theosophische und metaphysische Speculationen, gehört dieses Problem seit dem Bestehen einer Wissenschaft des Lebenden (der Biologie) zu einem der höchsten derselben. Neue Theorien des Lebens mußten stets dazu dienen, unsere Frage von einer anderen Seite wieder zu beleuchten, doch ohne auch nur für kurze Zeit das Dunkel, welches sie umhüllt, aufhellen zu können. Auch die durch den Darwinismus neubelebte Biologie fühlte in sich die Kraft, sich an die Lösung des unbezwinglichen Räthsels heranzuwagen. Es sind hauptsächlich zwei Versuche, die von verschiedenen Seiten an die Frage herantreten, einer durch Weismann unternommen (Ueber die Dauer des Lebens, 1882), der andere durch Goette (Ueber den Ursprung des Todes, 1883).

Ersterer nimmt an, daß der Tod nicht eine mit dem Leben in ursächlichem Zusammenhange stehende Eigenschaft der Organismen ist, daß es vielmehr heute noch Lebewesen gibt, die unsterblich sind (die einzelligen Urthiere) und die übrigen durch Anpassung im Laufe der Jahrtausende die Eigenschaft zu sterben erworben haben, weil der individuelle Tod für die Art

Digitized by Google

eine nothwendige Vorbedingung ihres Fortbestehens war. Die erste Behauptung gründet sich auf die Thatsache, daß die einzelligen Urthiere sich durch Theilung fortpflanzen, die Nachkommen zusammen also die Mutterzelle darstellen, deren Leben also nie erlischt, sondern direct fortbesteht in dem Leben der Theilungsstücke, die wieder selbständige Wesen sind, und so fort. Dieser Auffassung ist entgegenzuhalten, daß die Theilung für das Individuum des Mutterthieres den Tod bedeutet, der Begriff Individuum abstract genommen; materiell findet allerdings das Leben desselben seine Fortsetzung in den Nachkommen, in diesem Sinne ist aber jede Art von Lebewesen, nicht nur die einzelligen, unsterblich. Es findet nämlich trotz individuellen Todes stets eine materielle Uebertragung des Lebens (in Eizelle und Samenzelle) von den Eltern auf die Nachkommen statt; die ersteren leben also in den letzteren fort und sind auf diese Weise unsterblich.

Was aber das Wesentliche in der Ansicht von Weismann ist, daß der Tod eine durch natürliche Züchtung erworbene Eigenschaft der Organismen ist und als eine für die Erhaltung der Art nützliche im Laufe der Jahrtausende mit dem Leben untrennbar verbunden worden ist — diese Ansicht setzt eben den Tod schon als eine vorher bestehende Einrichtung voraus, sie nimmt das als etwas Gegebenes an, was sie erst ableiten soll. Das Problem des Todes wird also gar nicht dadurch berührt.

Goette leitet den Ursprung des Todes ab aus der Beobachtung, daß bei einer ganzen Anzahl von Pflanzen- und Thierarten nach der Bildung von Fortpflanzungsstoff (nach der Keimbildung) der Tod der Erzeuger eintritt. So lange nicht die ursächliche Beziehung beider Erscheinungen erwiesen, läßt sich dieses Verhältniß nur als ein zeitliches Zusammentreffen auffassen, kann also nicht zu einer Erklärung für den nothwendigen Ausgang alles Lebendigen in Tod verwerthet werden.

Die beiden obigen Theorien haben das Gemeinsame, daß sie, allerdings nur indirect, die hohe Bedeutung der nothwendigsten Bedingung für die Existenz der Organismen, nämlich der Ernährung, für die Erklärung des Todes anerkennen.

Weismann findet in der Einrichtung des Todes die Ursache zur Schaffung von günstigen Existenzbedingungen für das Fortbestehen der Art. Goette läßt die durch überschüssige Ernährung ermöglichte Keimbildung den Tod verursachen.

Bei der ersten Ansicht könnte man fragen, ob nicht bei günstigen Existenzbedingungen der Tod als überflüssig fortfiele?

Bei der zweiten, ob nicht günstige Existenzbedingungen trotz Keimbildung das Mutterthier erhalten könnten?

In beiden Fällen werden wir auf äußere Verhältnisse, auf die Außenwelt hingewiesen, im Gegensatze zu den immanenten Eigenschaften der lebenden Substanz, zu denen eben auch der Tod gehören soll. Wir werden daher vielleicht die Ursache des Todes stets in den für das Leben nicht mehr günstigen äußeren Verhältnissen zu suchen haben, nicht allein bei dem „zufälligen" Tode, sondern auch bei dem „natürlichen" Tode. Der letztere soll doch aber eine gesetzmäßig und nothwendig mit dem Leben verbundene Erscheinung sein, ist der Einwurf: und zwar deshalb, weil über eine bestimmte Grenze hinaus kein Organismus das Leben fortsetzen kann, wie die alltägliche Erfahrung lehrt. Selbst die günstigsten Existenzbedingungen würden darnach nicht im Stande sein, ihn von dem naturnothwendigen Geschicke des Todes zu erretten.

Zugegeben wird, daß meistens die Existenzbedingungen so ungünstig sind, daß dadurch der Tod (der „zufällige" Tod) verursacht wird — zugegeben wird, daß unter günstigen Bedingungen die natürliche Grenze des Lebens von einzelnen Individuen überschritten wird, sie nicht zur gewöhnlichen Zeit dem Tode (dem „natürlichen") verfallen; es wird aber nicht zugegeben, daß überhaupt immer äußere Bedingungen, nicht innere, den Tod bedingen, der Tod stets der zufällige ist, nie der sogenannte natürliche Tod, derselbe also gar nicht existirt.

Da aber Naturgesetze aus der Häufigkeit der Erscheinungen abgeleitet werden, so hätte man füglich die Ursache des Todes überall in der Aufhebung der zum Leben nothwendigen Existenzbedingungen suchen müssen, nicht aber in einer geheimnißvollen, dem Leben immanenten Eigenschaft. Diese letzte Auffassung versetzt uns dann allerdings in ein stummes Staunen über die wunderbare Einrichtung, daß das Leben, welches wir doch als einheitlich in der organischen Welt gewohnt sind zu betrachten, in dieser Art von Lebewesen nur Stunden, in jener Art aber Jahrhunderte währen kann. Sehen wir dagegen das Leben als ewig an, so findet die verschiedene Dauer desselben seine Erklärung in den für verschiedene Arten verschiedenen Lebensbedingungen, welche, als den Gesetzen der anorganischen Welt unterworfen, gesetzmäßig auch die von ihnen abhängigen Organismen beherrschen. Die weit über die durchschnittliche Lebenszeit hinausgehende Existenz einzelner Individuen derselben Art wird dann ihre Erklärung in besonders günstigen Lebensbedingungen finden. Dieselben werden, je einfacher sie sind, auch weniger leicht störend in das Leben der von ihnen abhängigen Organismen eingreifen, je verwickelter aber, um so schwieriger zusammenwirkend häufiger dasselbe gefährden. Wenn überhaupt, so werden wir nur bei den einfachst gebauten Lebewesen mit den geringsten Bedürfnissen ein ewiges Leben vermuthen dürfen — bei den übrigen aber ein um so längeres, je mehr dieselben es in ihrer Macht haben, Störungen in den Lebensbedingungen zu vermeiden. Und in dieser Lage befindet sich allein der Mensch, wenigstens seinen Fähigkeiten nach.

## Ein amerikanisches Urtheil über deutsche Industrie.

Von A. Fleischmann-Eldena.

Die industriellen und Handelsverhältnisse Deutschlands ziehen in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit aller handeltreibenden Nationen, namentlich Englands und Frankreichs auf sich, da sie ihre eigene Industrie und ihren Handel durch Deutschland gefährdet und überflügelt glauben. Der jüngste Bericht des französischen Consuls an seine Regierung über den industriellen Fortschritt Deutschlands in den letzten zehn Jahren hat so erstaunliche Enthüllungen gemacht, daß selbst die Amerikaner aufmerksam geworden sind und das durch seine Offenheit, Wahrheitsliebe und Unerschrockenheit ebenso wie durch die Gediegenheit seiner Aufsätze ausgezeichnete Journal „The Nation" aus diesen Enthüllungen Gelegenheit genommen hat, seine Landsleute auf die in Deutschland geschehene fortschrittliche Entwickelung hinzuweisen und ihnen Deutschland als Muster hinzustellen. Dies geschieht in einer für uns so schmeichelhaften Weise, daß es interessant ist, den Artikel etwas näher kennen zu lernen. Die Aufmerksamkeit der französischen Regierung, sagt das Blatt, sei auf den industriellen Fortschritt Deutschlands durch die unliebsame Wahrnehmung gerichtet worden, daß seit 1878 deutsche Waaren einen immer zunehmenden Absatz nach Frankreich gefunden, sodaß der Export von Frankreich nach Deutschland, der 1875 den Import von Deutschland nach Frankreich um 77,000,000 Fr. überstiegen hätte, im Jahre 1881 so zurückgegangen sei, daß er von Deutschland um 137 Millionen überflügelt worden sei, und daß jedes Jahr eine bedeutende Steigerung des Imports nachweise. Das große Wachsthum von Deutschlands Ausfuhr auch nach anderen Ländern als Frankreich, welche sich in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt hätte, habe den Beweis geliefert, daß das frühere Uebergewicht französischer Technik von Deutschland nicht nur aufgewogen, sondern übertroffen worden sei. Als nun diese Fluth deutscher Waaren nach Frankreich floß und dort billiger verkauft wurde als französische Waare, und in vielen feinen Erzeugnissen, in denen französische Industrie bisher unübertroffen dagestanden, eine große Ueberlegenheit zeigte, suchte Frankreich nach dem Grund davon. Der französische Consularbericht, welcher der deutschen Nation wegen ihrer Beharrlichkeit und der großen auch auf Kleinigkeiten gerichteten Aufmerksamkeit ein schönes Lob spendet, findet nun die Ursache für das wachsende industrielle Uebergewicht Deutschlands in seinen technischen Schulen, welche von Tag zu Tag an Zahl und Vollkommenheit zunehmen, und deren jetzt in Deutschland mehr als 350 bestehen. „In diesen Schulen lernen die jungen Leute alles

Digitized by Google

was menschliche Wissenschaft und Kunst an praktischen Mitteln kennt sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Bergbau, Hüttenwesen, Weberei, Töpferei, Porzellan und Glas und alle Feinheiten der Maschinen legen hier der deutschen Jugend ihre Geheimnisse offen vor Augen, und die Schüler werden dadurch nicht nur als dereinstige Producenten auf den höchstmöglichen Standpunkt erhoben, sondern auch mit edlem Ehrgeiz erfüllt, ihr Wissen zu verwerthen. Sie gewinnen Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist und dadurch finden sie in allen Erdtheilen einen Markt für ihre Waaren. Sie verlassen freiwillig ihre Heimath, tragen ihre erlangten Kenntnisse in ferne Länder und lernen fremde Sprachen und fremde Sitten. Diese vollendete Bildung fängt jetzt an ihre Früchte zu tragen. Deutschland überholt seine Mitbewerber auf dem Weltmarkt und es wird sie weit zurücklassen, wenn sie nicht mit ihm in technischer Bildung Schritt halten — nicht in der in der Werkstätte gewonnenen Halbbildung, sondern in systematischer Bildung ihrer besten Geister und geschicktesten Hände, ihrer echten Meister in den verschiedenen Berufen in allen Zweigen praktischer Industrie. — Weder in Frankreich, noch in England, noch auch in den Vereinigten Staaten fehlt es an technischen Schulen; solche Schulen sind aber in Deutschland nicht nur zahlreicher, sondern auch besser als alle anderen. England hat kürzlich einen großen Anlauf genommen, dessen bemerkenswertheftes Resultat die Guilds of London Institute sind, gegründet mit den Fonds der alten city companies. England ist durch die kommerzielle Bedeutung Deutschlands zu technischer Bildung angetrieben worden. Was Frankreich erst vor Kurzem entdeckt, hat England schon vor zehn Jahren gewußt und hat sich gerührt. Es hat gründlich und systematisch die Methoden deutschen Unterrichts in den industriellen Künsten studiert und befolgt sie nun mit den für die englischen Verhältnisse nöthigen Abänderungen. Es macht auch zusehends Fortschritte, aber ist doch in vielen Zweigen, in denen es sich auszuzeichnen pflegte, hinter seinem continentalen Nebenbuhler zurück. Die höhere Webeschule der Stadt Chemnitz z. B. hat auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen, und ihrem Einfluß ist der Umstand zuzuschreiben, daß die Industrien von Nottingham von ihrer sächsischen Nebenbuhlerin allmählich überholt worden sind. Der Sohn eines hervorragenden Bürgers von Boston hat diese Schule durchgemacht und bezog ein Jahr nach seiner Heimkehr ein Gehalt, wie es nur wenige Anwälte oder Aerzte je erzielen. Was die Dienste dieses jungen Mannes so werthvoll machte, war hauptsächlich die Fähigkeit, jede beliebige Webemaschine, für jede Art von Waare auf dem ganzen Erdenrund in ihre Theile zerlegen und wieder zusammensetzen zu können. Und diese vielseitige Bildung kann nur in Deutschland an einem Orte vereinigt gefunden werden.

„Die relative Stellung der Völker ist stets nach ihrer geistigen und moralischen Bildung bemessen worden und wird stets hiernach bemessen werden. Wenn Deutschland mehr Kenntnisse als andere Länder hat, wird es in der Folge mehr Handel, mehr Geld und mehr Macht haben. Es bedarf nur einer geringen Ueberlegenheit, um dem Volke, auf dessen Seite sie ist, die Herrschaft über alle neutralen Märkte zu geben. Die internationalen Verkehrsmittel sind jetzt so schnell, so durchgreifend, daß kleine Vortheile eine wunderbare Wirkung haben. Und wenn diese Vortheile sich mit einem unternehmenden Geist verbinden, wenn dieselbe Intelligenz, welche den Producenten leidet, auch den Kaufmann beseelt, so werden in der Handelswelt die höchsten Resultate erreicht.

„Es braucht schwerlich erst gesagt zu werden, daß technische Schulen so verschiedenartig sind, wie andere Schulen, von der Elementarschule, welche die Stelle des alten, jetzt gänzlich aufgegebenen Lehrlingswesens einnimmt, bis zur polytechnischen oder Industrieschule und den Specialanstalten für einzelne Geschäfte, wie die höhere Webeschule in Chemnitz. Wie viele von diesen Arten zusammengenommen haben wir in den Vereinigten Staaten? Wir haben auf den Bericht aufmerksam gemacht, um womöglich unter den Amerikanern den Wetteifer in der Verfolgung solch' praktischer Künste anzuregen, in welchen wir uns einbilden, uns von Natur auszuzeichnen. Wir sind zweifellos ein erfinderisches Volk, aber die Ueberlegenheit in der Kunst seinen Lebensunterhalt zu erwerben, kommt ebensowenig von Natur als Lesen und Schreiben. Man kann nicht behaupten, daß wir zuviel Geld und Mühe auf unsere sogenannte allgemeine Bildung verwendet hätten, denn Deutschland thut es uns auch hierin zuvor, und zwar zu seinem eigenen Vortheil, wenn man bedenkt, welche Stellung es in Literatur und Wissenschaft einnimmt. Es ist der Führer der Welt in der technischen Bildung, weil es zuvor der Führer in der allgemeinen Bildung gewesen ist. Aber es liegt auf der Hand, daß wir zu wenig Geld, aber auch zu wenig Ueberlegung auf industrielle Bildung verwendet haben, und daß wir diesen Gegenstand in vollem Ernst, und in großem Maßstab aufnehmen müssen, wenn wir nicht hinter unseren Genossen in der Cultur zurückbleiben wollen." So erkennt das amerikanische Blatt die Schwäche seines Landes an, indem es Deutschland die höchste Anerkennung zollt, und mahnt seine Landsleute zur Nachahmung in großem Maßstabe; und welches Volk wäre wohl seiner materiellen Kräfte nach mehr im Stande, etwas in großem Maßstabe zu betreiben, als das amerikanische? Lassen wir uns aber durch die Anerkennung und durch unseren glücklichen Erfolg nicht verblenden!

## Literatur und Kunst.

### Am Sarge Theodor Storm's.

Und nun auch Du — der Letzten Einer —
Auch Du in jene ewige Nacht,
Aus der zu neuem Morgen Keiner,
Zu neuem Wort und Werk erwacht.
Vorbei — der dunklen Stunde Nahen,
Vollendet ward's. Geschlossen ruh'n
Die Augen, die das Schöne sahen,
Und Herz und Hände ruhen nun.

Du warst — noch ist es wie ein banges,
Vom Traum geborenes Angstgesicht;
Du warst — ein Wort so wehen Klanges,
Wie keines diese Zeit mehr spricht.
Vom alten Stamm des Menschenlebens
Sank eine seiner Blüthen ab,
Und die Beschwichtung tönt vergebens,
Sie blühe fort auf Deinem Grab.

Für unsrer Seele tiefstes Leben
Ist noch nicht Trost, daß Du uns bliebst,
Daß unvergänglich Du Dein Leben
In tausend Menschenherzen schriebst;
Wir fordern Dich mit bitt'rem Weinen,
Dein sanftes Wort, den milden Blick,
Wir fordern Dich mit allem Deinen,
Du lieber Todter, Dich zurück.

Umsonst; es tönt kein neues Werde! —
Ein hoher Geist, in's Nichts entfloh'n —
Den Leib nur senken wir zur Erde,
Dich, Deiner Heimath treuen Sohn.
Wo Du erwacht, kehrst Du in's Bette,
Wie in vertrautes Schlafgemach
Zurück an heilige Heimathstätte,
Und unsere Thränen fallen nach.

Schlaf still! Der Kranz, den Dein Jahrhundert
Dir mit in Deine Ruhstatt gibt,
Ist reich; doch mehr noch als bewundert
Warst Du — Du warst, Du bist geliebt.
Die Krone aller Lebensgüter
Errangst Du Dir, und höher klingt
Kein Ruhm: Du ließ'st uns Dir als Hüter
Der Liebe, die den Tod bezwingt.

7. Juli 1888. Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

## Eine Pietätsfrage.

(Die erste Aufführung von Richard Wagner's „Feen".)

Von Paul Marsop.

Vor sechs Jahren hat Richard Wagner sein letztes Wort gesprochen — jetzt haben wir sein erstes kennen gelernt. 1833 schrieb der Dichtercomponist seine „Feen", eine „romantische Oper" in drei Acten; am 29. Juni 1888 wurde dieselbe im Münchener Hoftheater zum ersten Male aufgeführt. Ihr Libretto, nach einem dramatischen Märchen Gozzi's nicht allzufrei bearbeitet, ist schwächlich: ein unförmlicher Körper, an welchem Rumpf und Gliedmaßen nur sehr undeutlich heraustreten, eine haltlose scenische Gewebsmasse; ihre Musik ist in der Erfindung dürftig, tummelt sich vergnüglich und anspruchslos auf den beliebtesten Phantasie-Spielplätzen der älteren romantischen Oper, stückelt Weberismen aneinander wie die der Jungbayreuther heutigen Tages Wagnerismen und legt, wenn man von einem wohlgelungenen a capella-Quintett mit Chor im dritten Acte absieht, in ausreichender Weise dar, daß der Componist in jenem Gährjahre seines geistigen Wachsthumes weder die geschlossenen Formen noch das Recitativ vollständig zu bemeistern verstand. Das Ganze giebt sich als unbedeutende, durchaus unanstößige Ausstattungsoper, deren schleppender Gang bisweilen durch einige Momente schön aufflammender musikalisch-dramatischer Vollempfindungen unterbrochen wird.

Man darf dies unverhohlen sagen; der Glanz des Namens Wagner wird dadurch nicht gedämpft. Es wird eben Niemand als weltbezwingender Staatsmann, als unvergleichlicher Künstler geboren: nur daß das Genie seinen Entwickelungsgang schneller durchmißt als der Durchschnittsbegabte. Allerdings ist das Peinliche des Eindruckes nicht so rasch zu überwinden, wenn uns Jemand, den wir als Rüstigen und Gereiften zielbewußt ausschreiten sahen, plötzlich, unerwartet wieder als ein noch gänzlich Unfertiger entgegentritt, bald in unsicherer Aengstlichkeit tastend und tappend, bald hitzköpfig und blindlings vorwärts stolpernd. Peinlich wirkt ein solches Schauspiel deshalb, weil es sich nicht dem Einzelnen darbietet, der, die durch Schrift oder Druck überlieferten Erstlinge eines Dramatikers vor Augen, sich in seiner Phantasie lebhaft ausmalt, wie wunderlich solche Versuche, in die Realität der Scene übertragen, sich ausnehmen möchten, sondern weil es sich greifbar, in brutaler Wirklichkeit, vor Tausenden abspielt. Eine verehrungswürdige Gestalt wird schier zum Possenreißer gestempelt, der mit den täppischen Bewegungen des „juvencus", des halb blöden, halb dreisten Unausgewachsenen, vor der gaffenden Menge herumspringt. Es verschlägt denen, welchen ein Gefühl für dergleichen zu eigen ist, wenig, daß den Meisten das Entwürdigende des Vorganges gar nicht zum Bewußtsein kommt; es gereicht ihnen eher zur Befriedigung, wenn jene Menge über ihr Entzücken an der Kostbarkeit des Kleides, welches man über die mageren, eckigen Glieder geworfen hat, ganz daran vergißt, daß der Name Richard Wagner auf dem Theaterzettel steht.

Wie nun gar, wenn der Componist sich ausdrücklich dagegen verwahrt hat, daß man seine für ihn einst so nothwendigen aber an sich unerquicklichen Jugendirrungen vor das Publikum bringe? Das hat Wagner hinsichtlich der „Feen" auf unzweideutige Weise gethan. Er hat die denkbar schärfste Selbstkritik daran geübt. Niemals ist er, nachdem es ihm das erste Mal mißglückt war, einen Theaterdirector zur Annahme der Oper zu bestimmen, auf den Gedanken einer Inscenirung derselben zurückgekommen, selbst nicht in den Zeiten, in welchen er mit so bitterer Noth zu kämpfen hatte, daß ihm auch die geringste materielle Zubuße hochwillkommen gewesen wäre, in welchen sein künstlerisches Gewissen noch nicht so empfindlich war, als daß er sich über die Vorführung einer Arbeit Gedanken gemacht haben würde, die noch voll und ganz auf dem Boden der alten Oper steht. Nicht genug damit hat er sich obendrein mit dürren Worten über die Meinung, die er von den „Feen" und seinem zweiten Jugendwerke, dem „Liebesverbot" hegte, geäußert. In der „Mittheilung an meine Freunde" findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle: „Von meinen frühesten künstlerischen Arbeiten werde ich kurz zu berichten haben: sie waren die gewöhnlichen Versuche einer noch unentwickelten Individualität, sich gegen das Generelle der Kunsteindrücke, die uns von Jugend auf bestimmen, im allmählichen Wachsthume zu behaupten. Der erste künstlerische Wille ist nichts Anderes, als die Befriedigung des unwillkürlichen Triebes der Nachahmung dessen, was am einnehmendsten auf uns wirkt."

Ist es nöthig, zu diesen Sätzen noch einen ausführlichen Commentar zu liefern? Ist es auch nur schicklich, dem Dichtercomponisten, der sein Werk für unreif, für den „Versuch einer noch unentwickelten Individualität" erachtete, noch nachträglich in's Grab hinein zu beweisen, daß es unreif war? Und während man ohnedies genug der tauben Aehren, welche die ausgesogenen Aecker der Gegenwart augenscheinlich nur einer alten Gewohnheit des Hervorbringens getreu immer und immer wieder zeitigen, zerdrischt, soll man da noch die Spreu der Vergangenheit aus dem Tartarus holen und am Souffleurkasten aufschütten?

Oder hat vielleicht Wagner — — — in seinem letzten Willen den Wunsch ausgedrückt, daß die „Feen" etliche Jahre nach seinem Tode über die Bretter gehen sollten? Das ist — sehr unwahrscheinlich. Sein Leben und Schaffen hätte in diesem Falle eine einzige große Lüge sein müssen. Sobald er nach dem ersten überwältigenden Ansturme, mit welchem die Natur, die Mitmenschen und die Kunstwerke der großen Vorgänger die jugendlich aufnahmsfrische Seele bedrängten, zu Athem gekommen war, sobald seine eigensten Kräfte sich entfalteten, begann er den Kampf gegen die alte Oper. Als sein Scheitel gebleicht war, als er auf dem Hügel *seines* Theaters stehend sinnend in's weite deutsche Land hinein und in die Fernen der Vergangenheit zurückschaute, da war dieser Kampf entschieden. Und er sollte sich in seinem letzten Stündlein reuig bekehrt haben, zum alten Arienglauben zurückgekehrt sein und zur Bekräftigung dieser seiner Rückwandlung sich dafür verwendet haben, daß eine derartige alte Oper und zwar vom unerquicklichsten conventionell-romantischen Zuschnitte, die einem Werdenden einstmals dazu diente, seine Feder einigermaßen geschmeidig zu machen, aus der Erde gegraben, in die er sie mit sich genommen und als sein allerletztes Vermächtniß dem deutschen Publikum mit ungewöhnlichem Schaugepränge vor Augen geführt werden möchte? Womit dann von urtheilsfähigster Seite zugegeben worden wäre, daß sich in unserem Opernwesen seit fünfundfünfzig Jahren im Grunde genommen blutwenig geändert hätte, daß die deutsche Gesangsbühne nach wie vor zum Tummelplatze für alle erdenklichen Experimente diene, daß man, nachdem man die „Feen" auferstehen lassen hätte, von Rechtswegen jetzt den „Ring des Nibelungen" einsargen müßte, daß . . .

Genug des bitteren Scherzes.

O, wie würden Wagner's Augen geblitzt, wie würde er in seinem so unbändig-ehrlichen Zorne gewettert haben, hätte er es ahnen können, wie ernst man seine ganze Reformarbeit nach seinem Ableben nehmen würde! Wer weiß nicht, wie es ihn bedrückte, daß bestehende, rechtskräftige Abmachungen ihn daran verhinderten, den „Rienzi" zurückzuziehen, den Rienzi, mit dem man, ungeachtet all' des Heroisch-Grotesken seiner Spontiniaden, all' der Keulenschläge und Vergewaltigungen seiner Meyerbeeriaden, doch die „Feen" nicht in einem Athem nennen darf!

Die „Feen" *sind* über die Scene gegangen.*) Es ist

*) Anderen Ortes haben wir auseinander gesetzt, daß sich die Münchener Bühne im Besonderen in einer Zwangslage befand: sie *mußte* die „Feen" zur Aufführung bringen. Wir können nicht umhin, es auch an dieser Stelle zu bezeugen, daß Seitens der Leitung, wie Seitens aller mitwirkender Kräfte das Erdenklichste — vielleicht ein wenig zu viel — geschehen war, um die kleinen Vorzüge des Werkes nach Möglichkeit hervortreten zu lassen und die großen Schwächen desselben mit allen Hülfs-

Digitized by Google

allgemein bekannt, daß „praktische Gründe" für die Freigebung der Oper an die Bühne den Ausschlag gaben. Nun — gegen solche Gründe können höchstens Praktiker, will sagen Leute, die Angelegenheiten dieser Art als Machtfragen zu behandeln im Stande sind, mit Erfolg zu Felde ziehen. Es bedarf keines Beweises dafür, daß deutsche Schriftsteller der Zahl dieser beneidenswerthen Sterblichen nicht zuzurechnen sind. Männiglich war daher entschlossen, sich in das Unabwendbare mit Ergebung zu schicken; das theatralische Ereigniß der ersten Aufführung der „Feen" wurde gebührendermaßen gebucht, und somit hätten, da der Abend uns keinen dauernden Gewinn für die deutsche Kunst brachte, die Acten über diese nicht sehr erbaulichen Geschehnisse ruhig geschlossen werden können.

Es erfolgte jedoch noch ein wunderliches Nachspiel. Man hatte nicht mit den Uebereifrigen gerechnet. Urplötzlich traten sie mit der Behauptung auf den Plan: es sei mit der Aufführung der „Feen" eine „That gethan" worden. Dagegen muß nun doch im Namen aller ernsthaften Wagner-Verehrer ein nachdrücklicher Protest eingelegt werden.

Was soll das Theater zur Darstellung bringen?

In erster Linie: Werke, in denen, so fest sie auch in dem Boden großer und schöner, das heißt classisch-künstlerischer Vergangenheiten wurzeln müssen, doch der Geist der Epoche der Gegenwart mächtig zur Erscheinung kommt, Werke, die keineswegs an die unmittelbaren Erlebnisse der Heutigen anzuknüpfen, sich mit ihren Einrichtungen, Sitten und Trachten zu befassen nöthig haben, die aber die uns bewegenden bedeutsamen Ideen als treibende Kräfte durchweben und in denen Menschen Haß tragen und lieben, wie diejenigen, welche unsere Pfade kreuzen. Solche Werke sind: der „Lohengrin", der „Ring des Nibelungen"; als solches Werk aber können die „Feen", von ihrem Mangel an irgendwelchem Kern und Gehalt ganz abgesehen, nicht betrachtet werden. Denn sie gehören durchaus der Empfindungssphäre einer vergangenen Zeit an.

Zum zweiten heischen wir durch das Theater mit den Schöpfungen in dauernder, lebendiger Fühlung zu bleiben, welche, bedeutenden Inhaltes voll und vom Künstler in festausgeprägten, eigenerarbeiteten Formen geschaffen, den Geist verflossener, an ungewöhnlichen Thaten oder an innerem Leben, an neuem Denken und Dichten reicher Epochen der Vergangenheit wiederspiegeln. Was zu einer Zeit gewaltig, außertäglich, hochsinnig war und sich edel und künstlerisch verklären ließ, das erfreut, bewegt, erschüttert zu allen Zeiten: so ist es keineswegs allein das treue Gedenken an große Ahnen, welches uns ihr Bestes in späteren Tagen sorgsam fortzupflegen bestimmt. Diejenige Arbeit dagegen, in welcher sich nur das Kleid und die Gewohnheitsmaske der Früheren, nicht ihr Herz zeigt, soll mit der Stunde bestattet sein, in welcher der erste Riß in der Maske wahrnehmbar wird. Deshalb sind uns der „Freischütz", der „Hans Heiling", Opern, in denen sich die Romantik der Voreltern zu Gebilden von unvergänglicher Poesie, von unzerstörbarem Farbenreize verdichtete, heute lieb und vertraut wie nur je zuvor; deshalb — hätte man die „Feen" in Frieden ruhen lassen sollen.

Dies sind auch einige ideale Anschauungen vom Berufe des Theaters, welche wir denjenigen zu überdenken geben möchten, die der Welt verkündigten, es sei mit der Darstellung des Wagnerischen Jugendwerkes ein idealer Gedanke durchgeführt worden.

Um Ansichten dieser Art sich zu formen, brauchte man noch keineswegs die Epoche des späteren, des großen Wagner durchlebt zu haben; man konnte sie ganz gut in einer Periode gewinnen, die erst unlängst Weber zu Grabe geleitet hatte. Sogar noch viel, sehr viel früher. Demnach war denn der wackere Leipziger Theaterdirector Ringelhardt ganz wohl in der Lage, über die „Feen" ein zutreffendes Urtheil zu fällen, und hat keineswegs eine „Unterlassungssünde" begangen. Würde indessen selbst seine Menschenfreundlichkeit größer gewesen sein als sein Scharfblick, so hätte er binnen Kurzem Lehrgeld bezahlen müssen.

Zu guter Letzt haben wir noch mit Denjenigen abzurechnen, welche sich auf das „historische Interesse" berufen. Sie erörtern in allen bekannten Tonarten den Satz, daß man auf die Wünsche derer Rücksicht nehmen müsse, denen es darum zu thun sei, „das Werden eines großen Mannes von den ersten Kundgebungen seiner Geistesthätigkeit an zu verfolgen." Ein derartiges Verlangen ist ja an sich sehr löblich; denen gegenüber, welche Beruf oder Neigung dazu treibt, sich über den Entwickelungsgang Wagner's und den Werdeproceß des musikalischen Dramas eingehend zu unterrichten, war es allerdings geboten, die bisher vor den Blicken der Unheiligen vorsichtig behütete Partitur der „Feen", beziehungsweise, da selbige Partitur keine sonderlich tiefen Geheimnisse in sich birgt, einen Clavierauszug derselben veröffentlichen zu lassen.*) So gering der absolute Werth der „Feen" ist, so geben sie doch dem Musiker hinlänglichen Stoff zum Nachdenken; kleine Züge in der Harmonik, Orchesterbehandlung und Declamation sind sehr beachtenswerth — nicht stark, aber immerhin wahrnehmbar aufblitzende Geniefünkchen — und erweisen sich als vorbedeutend für die spätere Ausbildung mancherlei charakteristischer Eigenheiten des Meisters. All' dergleichen muß jedoch einem Theaterpublikum, muß selbst den in ihm vertretenen Kunstfreunden, sofern sie nicht fachmännisch gebildet sind, entgehen: für dasselbe spricht nur das Unselbständige, Banale der Melodik, das Kindliche der Dramatik und das, was die Decorationsvirtuosen einer gutgestellten Bühne etwa noch aus eigenen Mitteln hinzuthun, was also streng genommen mit dem Werke nicht sehr innig zusammenhängt, mit. Wiederum nur die Sänger mit zeitraubenden, dazu sehr anstrengenden Aufgaben zu plagen, damit der kleinen Gilde wissensdürstiger Musiker das, was sie bei genügenden Vorkenntnissen in diesem Falle ebenso gut aus dem Auszuge herauslesen könnte, ad aures demonstrirt und ihnen dergestalt eine bescheidene Feiertagsfreude bereitet wird — das ist doch nicht von Nöthen. Hält man es etwa für erforderlich, Lessing's „Misogyn" oder „Freigeist", Goethe's „Laune des Verliebten" oder „Mitschuldige" in unserer Zeit wieder dem Repertoir einzufügen, nur damit den Lessing-Vereinen oder den Goethe-Entomologen kein Schatten eines Zweifels mehr darüber bleibt, wie Herakles in der Wiege gelegen und was er sonst dortselbst getrieben habe? Nein. Solche Jugendarbeiten sollen gelesen und von Fachleuten in stiller Klause eifrig studirt werden: aber was darüber hinausgeht, ist vom Uebel.

---

## Zola und Tolstoi auf der Pariser Bühne.

Von Wolfgang Reyher.

Die in Paris zu gleicher Zeit aufgeführten Dramen Zola's und Tolstoi's, „Germinal" und die „Macht der Finsterniß" haben nicht allein zu verschiedenartiger und sehr bewegter Kritik, sondern auch zu einer noch schwebenden Parallele zwischen beiden Dichtern geführt. Nicht nur als Dramen interessant, sondern auch als Ursache der aus ihnen erwachsenden Polemik, als mit zur Frage der russischen Literaturströmung in Frankreich beitragend, — regen Werke sowohl als Wirkung derselben zu einer Erörterung an. Um so mehr fühlt man sich dazu veranlaßt, als das Urtheil über die, einer Schule entspringenden, beide dem Naturalismus dienenden, doch oberflächlich gar nicht zu vergleichenden Dramen, mit merkwürdiger Parteilichkeit gefällt worden. Zum Nachtheil des Heimischen machte sich diese zu Gunsten des Fremden, des Geisteskindes einer jungen, heißblütigen Literatur geltend.

Rasch vollzieht sich die merkwürdige Thatsache, daß man Zola als Dramatiker, den Einzigen, der unter den französischen

mitteln der Darstellungskunst und der maschinistischen Fertigkeit zu verschleiern.

*) Ingleichen konnte die Herausgabe der C-dur-Symphonie Wagner's in Partitur und Auszug allseitig nur mit Dank aufgenommen werden; von den Concert-Aufführungen derselben dagegen hätte man füglich Abstand nehmen können.

Digitized by Google

Schriftstellern, als Meister desselben, den Naturalismus auf der Bühne vertritt, fallen läßt und Tolstoi an die Spitze der Bahnbrecher stellt, die der französischen Bühnenliteratur eine neue Aera zu bringen berufen sind. Dieser sonderbaren Inconsequenz, diesem logischen Mißgriffe des Publikums schließt sich die Kritik an, die zu demselben steht gleich einem verwöhnten Kinde, dem die Erzieherin nie Unrecht zu geben wagt. Das Publikum erhebt seine Stimme, damit es höre, daß es Recht hat, die Kritik, damit sie es sage.

Kritik! Gibt es in Paris — und Paris ist in diesem Falle wie in vielen anderen Fällen Frankreich — noch eine Kritik, eine sich frei bewegende, die furchtlos auch einmal einen männlichen Sprung wagt über einen Graben? Ist es nicht die Kritik, die der seichten Moral Dumas' in „Francillon" zugestimmt, die die Gemeinplätze des Ehebruchs in „Comtesse Sarah" breitspurig und liebäugelnd durchschritten, dem sentimentalen Pensionsgeist im „Abbé Constantin" zugelächelt?

Ja, sie ist es, die als zeitgemäß zugestutzte Modedame stelzfüßig und geschminkt, Tradition und Convention hinter sich schleppend, dem gesunden Urtheile die Flügel beschneidend, nur noch den breitgetretenen Fahrweg des Hergebrachten zu wandern erlaubt. Gar klein ist daher die Zahl Derjenigen, die, ihrer Macht entschlüpfend, auch einmal einem selbst gewählten Ziel zustreben und noch kann es nicht anders sein, als daß sie, die in ihrer Schule groß gezogen, manchmal Mißgriffe begehen und schweigend zu einem Urtheilsspruche stehen, den sie bestreiten könnten. Sie, diese Kenner, Pfleger des wahren Naturalismus, sind es auch, die Tolstoi zum Bühnenleben gerufen und damit das Zeichen zu einer die Theater-Convention langsam durchbrechenden Strömung gegeben. Es beginnt sich zu rühren, trotz dieser plötzlich aufschäumenden Wogen aber, die aus der Tiefe ihres literarischen Bettes schon viel Werthvolles, bis dahin noch Unbekanntes, gehoben, scheint auch Manches unterzugehen, das lebensfähig, wahr, groß ist.

Nehmen wir zuerst „Germinal". Aufgebaut auf der breiten Basis einer socialen Idee, Ausnutzung des Arbeiters zum Besten einzelner Herren oder ganzer Genossenschaften, behandelt „Germinal" das Leben oder vielmehr das Elend der Bergmänner. Ein in seinen verschiedenen Peripetien und Stadien, vom begeisterten, trotzigen Abschließen an bis zu seiner muthlosen Lösung fortschreitender Strike bildet den Grundstoff des Dramas. Um dasselbe gruppiren sich in getreuer Charakterwiedergabe und Sprache all' die Persönlichkeiten des bekannten Romanes und ziehen sich die Fäden eines Liebesdramas.

Als Gegensatz zu den einfach nach Brod verlangenden Strikenden, welche die sociale Frage des Erwerbes mit einem „Mehr" übertragen wollen, steht, das nihilistische Princip vertretend, ein Russe. Souvarine zollt dem Widerstande seiner Freunde nur ein stilles, verächtliches Lächeln. Er lebt einer Idee allein, der großen, nihilistischen Zerstörungsidee. Zerstörung auf jeden Fall, Zerstörung durch Feuer, Wasser, Pulver und Schwert. Nachher — nichts mehr. Soll das Neue werden, so entsteht es aus Trümmern; seine Aufgabe ist es, zu vertilgen, auszulöschen, Andere sollen aufbauen.

Dieses vielleicht etwas unmotivirte, von seinem Vaterlande losgelöste Eingreifen Souvarine's, das in einer Apotheose nihilistischer Principien gipfelt, steht nicht allein in Gegensatz zu der socialistischen Arbeiterbewegung, sondern auch zur Erfolglosigkeit derselben. Das Ichlose, objective, halbfertige Princip des Nihilismus trägt über das socialistische, persönliche, tiefer greifende den Sieg davon. Dessen Vertreter, der Bergmann Lantier, verläßt, von seinen Kameraden angefeindet, bedroht, durch das im Kreise seiner Genossen herrschende Elend an der Rechtmäßigkeit seiner Sache zweifelnd, den socialen Kampfplatz und folgt dem Beispiele der Anderen: er läßt sich wieder anwerben. Mit seinem Hinabsteigen in die Grubenwerke wird die Lösung des Dramas in seinem Hauptmotive verschoben. Sie spielt sich gleichsam auf russischem, d. h. auf nihilistischem Boden ab und wird durch Souvarine herbeigeführt.

Diese Resultatlosigkeit hat einen heftigen Tadel erzeugt. Zu welcher Schlußfolgerung ist Zola in seinem Drama gelangt? fragt man und antwortet: zu keiner. In der That kann der Sieg von Zola's Bakounine nicht als solcher gelten, doch ist die sociale Frage in allen Landen noch eine so wenig erschöpfte, daß der Dramatiker unserer Zeit nicht oder selten seine Aufgabe darin erkennt, Mittel zur Hebung der Uebelstände zu finden, sondern diese selbst zu zergliedern. Der Naturalismus der Gegenwart ist ein pathologischer, ein nihilistischer: er untersucht, er zerstört, er baut nicht auf. Man könnte sagen, man sei dieser Dramatisirungen müde, wenn sie in Frankreich nicht so neu wären. Skandinavien, Rußland haben hier einen Schritt vorausgethan, ihre Dichter und Dramatiker, bis auf die seit einiger Zeit übersetzten russischen Romanschriftsteller, sind jedoch hier unbekannt geblieben. Zola that die ersten, selbständigen Schritte auf dem Boden des realistischen Dramas. Man hat sie nicht verstanden und auch „Renée", das mit fast weiblicher Nervosität und Detailfeinheit geschriebene Werk, verdammt. War die Zeit nicht reif dazu, — weshalb war sie es für Tolstoi?

Tolstoi verfährt mit einfacheren Mitteln, die Disposition zur „Macht der Finsterniß" — russisch tma, Chaos, Abgrund, das Böse in Verbindung mit Macht, — ist eine klare, ruhige, die aus derselben gezogene Schlußfolgerung eine klassisch kindliche: Sühnung einer Schuld durch freiwillige Strafe.

Weder in Tendenz originell, noch neu in ästhetischer oder literarischer Form, wirkt Tolstoi's Werk auf der engeren Basis eines elementaren Socialismus einfach mit dramatischer Moralität. Es spricht zum Volke in Thatsachen, nicht in Thesen, nicht vom Standpunkte einer abstrakten Theorie, sondern in einer Reihe von Bildern, die dazu dienen, die beiden größten Laster des russischen Volkes: Trägheit und Trunksucht, zu verkörpern. Diese führen dann zur gewollten, durch Nikita, seinem Helden, einer Art Dorf-Mädchenjäger, herbeigeführten Conclusion, welche in der Strenge und Herbheit ihrer Ausführung an antike Dramen erinnert. Die Macht des Gewissens, die Macht, die im russischen Volke so tief und rettend wurzelt, ist es, die Nikita seinem Versinken in moralische Finsterniß entreißt und zugleich Tolstoi's Ideal: Klarlegung eines nothwendigen Moralgesetzes, Herstellung einer Art von Sittenreligion, zum Ausdruck kommen läßt.

Der Inhalt des Dramas ist an dieser Stelle bereits erzählt worden. Die logisch sich folgenden Verbrechen, die, in einandergefügt gleich Gliedern einer Kette, das langsame Versinken der handelnden Personen in die Macht des Bösen begründen, bilden die einfachen, schmucklosen Peripetien, während Nikita's Sühne der ganzen Disposition desselben gemäß, eine nothgedrungen innere, aus ihm selbst entspringende ist.

So verschieden die beiden Dramen und ihre Schöpfer zu sein scheinen, so haben sie nicht nicht nur heterogene Eigenschaften und Schicksale. Gleich „Germinal" in Frankreich, ist die „Macht der Finsterniß" in Rußland für nicht bühnenfähig erklärt, von der Censur verboten worden. Ersteres geschah, weil in einem Staate, in dem täglich anarchistische Versammlungen stattfinden, die socialistischen Ideen Lantier's, die für Frankreich vollkommen resultatlosen nihilistischen Souvarine's gefährlich zu sein schienen; in Rußland erregte sowohl das unerfreuliche und zum Besten seiner moralischen Idee zu grell gefärbte Bild des Bauernlebens, als auch der leise Zug von Ironie, der über alle Kirchentraditionen weht, heftige Widersacher.

Tolstoi's Neu-Christenthum schien dem Staate unheilbringend. Des trunkenen Knechtes stets und unpassend wiederholter „Heiliger Nikolaus", der Aberglauben, der unter den handelnden Personen herrscht, die Furcht vor Uebertretung der Kirchengesetze, Matriona's Sorge um die Taufe des zu ermordenden Kindes, dienen dazu, nicht allein die Unwissenheit des Volkes, sondern auch das Ueberlebte der Kirchentraditionen zu geißeln. Andererseits fühlten sich die Aesthetiker, trotzdem ihnen die realistischen Dramen nicht fremd waren, durch die ungezwungene, wenig literarische Sprache des Toula'schen Bauern, das Hinstellen des natürlichen Menschen in seiner ganzen Nacktheit und Unwissenheit, den stets wiederholten, halb

Digitized by Google

verschleierten, nach Kinderart ausgesprochenen Gefühls- und Gedankenandeutungen, den rohen Schimpfworten, verletzt.

Man fragte sich, ob dieses Drama, in seiner französischen Uebersetzung verfeinert, deshalb aber auch veruntreut, spielbarer werden würde, ob man Tolstoi nachsehen, was man Zola auf keinen Preis zugestehen wollte. Doch dem Zweifel folgte wunderbare Gewißheit, — nicht nur Duldung, sondern Bewunderung und nicht nur diese, sondern volles Verständniß. Von Schauspielern sowohl, als auch von Zuschauern wurde hier das, von Zola umsonst ersehnte Verlangen, sich in die „Mitte" der Handlung zu versetzen, in richtiger Weise erfüllt. Personificirten jene so unpersönlich als möglich die abstrakten Mächte des Bösen, der Vorsehung, der Gerechtigkeit, so brachten diese dem Drama gerechte Würdigung entgegen. Sie vergeben Tolstoi sogar die gewollte Rohheit seiner Sprache, während ihnen Zola, trotz merkbarer Concessionen, in Stil, Ausdrucks- und Gedankenweise nicht genügend abgeschliffen und feinfühlig schien. Unbegreiflich fand man es unter Anderem, daß der Bergmann Maheu, der durch Elend verbitterte Mann aus dem Volke, beim Tode seines Töchterchens in seiner Verzweiflung den mit Wuth gepaarten Ausruf: Tonnère de Dieu braucht. Drückt dieser, sowie der ihn begleitende Faustschlag auf den Tisch die ganze, durch Arbeitslosigkeit niedergeschlagene Kraft, das Gefühl grenzenloser Ohnmacht nicht sehr richtig und natürlich aus? Entschieden wird das ästhetische Gefühl mehr verletzt, wenn man Akini mehrmals „vieux vidangeur" nennt, wenn Akoulina und Anissia sich „crampon, trainée" rufen, wenn man von potin, yeux pochés au beurre noire, toupet etc. spricht. Und doch erregten diese, in ihrer französischen Uebersetzung unmotivirter und deshalb verletzender wirkende Ausdrücke nicht einmal das Lachen der Zuschauer, läßt sich aber die Bildung derselben nach ihrer Lachenthaltsamkeit ermessen, so entscheidet die Thatsache, daß Tolstoi's „Macht der Finsterniß" dieser zum Theil seinen Erfolg, während Zola's „Germinal" der mangelnden Bildung des Publikums seinen Mißerfolg verdankte.

Mit gleicher Nachsicht nahm man auch das bei „Germinal" getadelte Losgelöste im dramatischen Aufbaue hin; Acte, Scenen, Bilder sind hier wie dort mit Uebergehung des Bühnen-Conventionellen nur an einander gereiht. In dieser Gliederung freilich liegt ein Unterschied: bei Tolstoi eine absichtslose, ist sie bei Zola eine bewußte, gewollte, schrieb Ersterer sein Drama einfach für lesende Bauern, so war es des Letzteren Ziel, ein bühnenfähiges, zugleich aber mit den Theater-Conventionen und Gesetzen brechendes Werk zu schaffen. Seine Ansicht ist es, daß mit dem Fortschreiten des realistischen Dramas die Lebensfähigkeit dieser Ueberlieferungen nur zu einer Frage der Zeit wird, und thatsächlich macht sich im französischen Theater das Gesetz des Ueberlebten in solchem Maße geltend, daß man füglich bis auf Besseres — vielleicht — Zola's Form- und Gedankenweise annehmen dürfte.

Motiv und Umkleidung desselben in „Germinal" erfuhren ebenfalls zu Gunsten der „Macht der Finsterniß" heftigen Tadel. Man vergißt eben, daß, wenn letzteres persönlicher, individueller wirkt, die Ursache daran liegt, daß die hier verkörperten Gedanken gleichsam Eigenthum, Besitz jedes Einzelnen sind, während der Grundgedanke in „Germinal" nur einen kleinen Theil sich für fremdes Leben und Leid Interessirender berühren konnte. Die „Macht der Finsterniß" ist eine moralische That, „Germinal" eine sociale und poetische zugleich. Rahmen und Bild mußten größer, weiter sein und eignen sich sehr wohl für Schmuck und Farbenfülle, die ihnen Zola verliehen.

In „Germinal" ist das dramatische Motiv im Gegensatze zu dem Tolstoi's, das in classischer Armuth seine Größe findet, nicht nur decorativ dramatisirt, sondern auch durch das Nebenbeilaufen einer zweiten Handlung erweitert worden. Die sich zwischen Lantier, Catharina, Tochter des Bergmannes Maheu, und dem Minenarbeiter Chaval, ihrem Verführer, abspielenden Scenen sind mit psychologischer Wärme geschrieben. Catharina's mit „Nein" beantwortete Frage an Lantier, ob er einen Mann, einen braven Mann kenne, der bereit wäre, sie, „nach dem, was zwischen ihr und Chaval vorgefallen", zu seinem Weibe zu machen, ist die unerbittliche Lösung einer weiteren socialen Frage. Sie entscheidet über das Schicksal der Mädchen, die, verschuldet oder unverschuldet, zwischen sich und einer ehrlichen Zukunft ein Hinderniß gestellt: den Mann. Die Sitte will es, daß ein solcher dieses Hinderniß auslösche, nur durch besondere Verkettung der Umstände aber findet sich wie in „Renée" ein Saccard, der dem Mädchen in den Augen der Welt eine Rehabilitation durch Heirath ermöglicht. In „Germinal" bietet das Leben des von seinen Eltern und endlich auch von ihrem Verführer verstoßenen Mädchens eine Reihe dramatischer Bilder; ihr Wiedererscheinen im Elternhause im Augenblicke, da Elzire, die kleine Schwester, durch Elend stirbt, ist eine der wirkungsvollsten und zugleich einfachsten Scenen.

Tolstoi hat diese Bilder nicht. Zola und er berühren sich in Realismus, nicht in Idealismus. Ersterer, in Ausführung naturalistischer, arbeitet auf idealerem Boden, Zola in Ausführung oft poetisch, melodramatisch, ist in seinem Entwurfe naturalistischer. Mit gleicher Realistik wirken in „Germinal" die Begegnung des verschütteten Chaval mit Etienne Lantier und Catharina und die Mordscene in der „Macht der Finsterniß". Dort ist der Hunger die zwingende Macht, die, alle anderen Gefühle knechtend, Catharina bewegt, aus den Händen des sie noch Angesichts des Todes höhnenden, cynisch scherzenden Chaval das Stück Brod zu empfangen, das ihr Leben rettet. Wie vor dem Mädchen, dessen schwanke moralische Kräfte einer zwingenden physischen erliegen, wendet man sich auch von Nikita mit Ekel ab bei der Erzählung der Mordscene. „Wie seine kleinen Knochen knackten," ruft er aus bei der Beschreibung, in welcher Art er das Brett auf den kleinen Körper gelegt, um sich darauf zu setzen. Dieser naturalistische Pleonasmus, den Tolstoi dem Zuschauer, der bereits vor dem Keller dem Morde beigewohnt, hätte ersparen können, wirkt ebenso unästhetisch thierisch, wie der Heißhunger Catharinens. Hier haben Zola und Tolstoi der Wahrheit nichts opfern wollen, — sie ist so nackt und abstoßend wie nur möglich.

In decorativer Hinsicht herrscht die größtmöglichste Verschiedenheit zwischen den beiden Dramen. In der „Macht der Finsterniß" vollkommene Einfachheit, in „Germinal" jenes Vorherrschen des Zola'schen Gesetzes „des milieus", das ein so beredtes Zeugniß davon ablegt, wie dramatisch ein richtiges Uebereinstimmen von Decorationen und Ideen wirken kann. Wenn im „Ventre de Paris" die in stetem Gegensatze von Entbehrung und Ueberfülle zum Ausdrucke gebrachte Decoration mit ihren Bergen an Lebensmitteln ermüdend wirkt, so geschieht es, weil die Handlung zu arm ist und durch Außendinge gleichsam erdrückt wird, weil Laurent, die Verkörperung des Hungers und Elendes in seinem träumerischen Nichtsthun, in dieser Unmasse von Küchenrealismus verschwindet. In „Renée" war bereits die Uebereinstimmung von Ort, Handlung und Stimmung überaus harmonisch. Der Wintergarten, in dem Renée ihrer Leidenschaft verfällt, erhöht mit seinem Blumendufte und seiner Schwüle das Verständniß.

Noch eingreifender ist die Harmonie zwischen Handlung und Decoration in „Germinal". Eine Reihe Bilder versinnbildlicht die Wesenhaftigkeit des wesenlosen nihilistischen Princips in seiner ganzen Tragweite und Unpersönlichkeit, eine andere die Arbeitslosigkeit, die Armuth der Arbeiter, die Großartigkeit des gewerblichen Betriebes, die Poesie eines ländlichen Festes. Alle zwölf Bilder sind mit größter Wahrheitsliebe inscenirt, die Bewegtheit der Handlung aber, die Weite des das Drama tragenden Gedankens ist dem Reichthume der Decorationen vollständig ebenbürtig.

Souvarine's Werk ohne jene prachtvolle Inscenirung entbehrte der realistischen Dramatik. Nicht ohne Erregung sieht man ihn auf der Sicherheitstreppe im Halse des Schachtes stehen und sein Zerstörungswerk beginnen, während neben ihm und nur durch ein Gerüst getrennt, das Hinunter- und Hinaufsteigen der Bergmänner erfolgt. Tiefe Finsterniß. Alle haben bereits den Schacht verlassen, nur Etienne, der Catharina gefolgt, sowie Chaval sind unten geblieben. Jetzt sind die Schrauben gelöst und langsam erst, dann schneller, sieht und

Digitized by Google

hört man den feinen Grubensand hernieder rieseln. Die Erde erbebt, die Fabrikgebäude beginnen zu schwanken, unten aber, im Schachte, steigt, Etienne und Catharina dem Tode weihend, das Wasser immer höher und höher und spielt sich die, mit der Ermordung Chaval's durch Lantier endigende Scene ab. Im letzten Bilde sieht man die Geretteten an's Sonnenlicht tragen und im Hintergrunde die Trümmer der Fabrikgebäude, auf welchen, sich als Thäter angebend, Souvarine erscheint. Sein Tod krönt sein Werk.

Scheint es nun einerseits nach dem bereits Dargelegten, als ob der Realismus, wachgerufen auf südlich warmem Boden in nordisch kaltem eben so tief, vielleicht noch tiefer, intensiver wurzle, als ob man ein Recht habe das, wozu man die Saat geliefert, wieder in die Stammerde zurückzuverpflanzen, so liegt andererseits dem Loslösen vom Heimischen nur fehlende Stabilität, französische Veränderlichkeit, Mangel an innerer Zusammenhörigkeit und Reife unter den Anhängern der Zola'schen Schule selbst, zu Grunde.

Die Frage ist hier eine innere und eine äußere. Sie betrifft das Fallenlassen des einzigen französischen Bühnendichters, der den Naturalismus auf der Bühne vertritt und zugleich das Aufgreifen derselben Richtung, die man in Zola verleugnet. Man ist der Dumas'schen Moral-, der Ohnet'schen Salondramen müde, man beginnt über die Sarcey'sche Zopfkritik zu lächeln und sich von der Figaro-Flitterkritik abzuwenden, man sucht nach Neuem, Frischem und begeht die, schon so oft bethätigte Untreue am selbst Erzeugten. Es ist, als hätte sich Zola im Schoße der Seinen überlebt, bevor er noch als Dramatiker Schule gemacht. Und doch liegt weder in „Germinal", noch in „Renée" eine Berechtigung dazu und doch kann Tolstoi's reformatorischer Geist Frankreich nichts bringen, während Zola's Tendenzen in französischem Boden selbst wurzeln. Trunksucht erscheint dem Franzosen als komisches Laster, Trägheit liegt nicht in seinem Charakter, Unwissenheit und Aberglauben sind in Frankreich viel weniger vertreten als in Rußland. Woher also der Einen Tadel, der Anderen Schweigen, woher dieses Abstoßen, das sich weder durch die, zwischen ihm und Tolstoi obwaltende Verschiedenheit noch Aehnlichkeit erklärt? Die bereits angedeuteten Ursachen dürften dieses Abfallens von Zola nicht genügen. Die Begründung muß noch tiefer, noch anders liegen.

Zola ist zu allgemein für Frankreich. Man hat ihn eine Zeit lang des Neuen wegen zu verstehen gemeint, auf der Bühne erscheint er den Franzosen langweilig. Diese, besonders die Pariser, wollen sich im Theater selbst wiederfinden, sehen. Im Grunde interessiren sie die Ereignisse in Decazeville wenig und leider ist das Urtheil eines Kritikers in Betreff Zola's: „ce sont les gros mots, qui ont fait les gros tirages" insofern richtig, als der oberflächliche Pariser mit den realistisch sinnlichen Beschreibungen thatsächlich nur diese vom socialen Untergrunde gleich Schaum abschöpft. Welch' bitterer Lohn für ein Leben voll Arbeit, für ein ehrliches Streben aus ganzer Kraft!

Dieses egoistischen Ich-Suchens wegen und trotz innerer Hohlheit und Unwahrheit, hat sich in Frankreich auch das Ehebruchdrama eingebürgert. Man nennt das Naturalismus. Weshalb? Weil unter den Parisern einige Hundert dem Ehebruch gefröhnt, oder davon gehört, oder ihn gefühlt, gesehen, weil das Erotische darin den sinnlich beanlagten Franzosen berührt. Dieses stete Wiederholen hat jedoch zu einer Einseitigkeit der naturalistischen Richtung geführt, die sie fast verlöscht. Man fragt sich oft genug und auch jetzt beim Zurückweisen Zola's, ob die Franzosen wirklich das naturalistisch beanlagte Volk sind, das sie scheinen wollen. Sie haben keinen einzigen Roman wie Dostojewsky's „Erniedrigte und Beleidigte" und kein einziges Drama wie Ibsen's „Gespenster". Ist man wirklich berechtigt aus dem vollen Quell alles Seienden in seinen Ursachen und Wirkungen nur eine Frage zu haben und immer wieder darauf zurück zu kommen! Die Franzosen haben den Ton angegeben, doch den vollen Accord haben sie nicht angeschlagen. Es ist ein Stillstand bei ihnen eingetreten. Deshalb greifen sie nach Tolstoi, deshalb haben sie „Renée", die individueller ist als „Germinal", einfach nicht verstanden. Das darin ausgesprochene Problem erotischer Erblichkeit, die, durch einen ersten, halb unverschuldeten Fehltritt geweckt, dann zurückgedrängt wird und endlich hervorbricht gleich einem verschütteten Quell, durch eine gewisse, die Seele paralysirende Männerverachtung jedoch gleichsam unpersönlich wird, — ist Allen eine terra incognita geblieben.

Paris ist doch nur ein großes Kind! Stellt Zola die Anforderung an seine Zuschauer, selbst Heilmittel für die von ihm beschriebenen psychischen und physischen Krankheiten zu finden, beschreibt er, einer inneren Nothwendigkeit folgend, dieselben um sie zu beschreiben, so wendet man sich von ihm ab; sucht Tolstoi nach Art eines Lehrers und dem von ihm gedachten Zuschauer oder vielmehr Leser angemessen, eine rettende und gleichsam imponirende Schlußfolgerung zu ziehen, ein Heilmittel zu finden, so hat er allein Recht. In diesem Falle scheint Paris, das so groß ist, wirklich zu klein, um beide, Zola und Tolstoi, neben einander bestehen zu lassen.

Paris, Mitte Juni.

---

## Lichtenberg und Goethe.

### Ein Beitrag zur Goethe-Forschung.

Von Eugen Reichel.

(Schluß.)

Wir werden also fortan Lichtenberg als den wichtigsten Erzieher des gereifteren Dichters anzusehen haben, obgleich der in seiner Eitelkeit gekränkte Goethe niemals anerkannte, was er dem bescheidenen Zeitgenossen verdankte. Vielleicht hätte sich in „Dichtung und Wahrheit" Gelegenheit gefunden, das Versäumte nachzuholen; aber das Werk reicht nicht bis in die Zeit, in welcher Lichtenberg's Einfluß zur Geltung kam.

Wie stark dieser Einfluß auch im Einzelnen gewesen, davon sind uns in Goethe's Werken manche Spuren erhalten geblieben; was ich von ihnen entdeckt habe, sei nun hier mitgetheilt.

Nur einmal bietet uns Goethe selbst Gelegenheit, zu sehen, wie er durch Lichtenberg zu einer Arbeit angeregt wurde. Lichtenberg hatte seine „Erklärungen zu Hogarth'schen Kupferstichen" zu veröffentlichen begonnen und 1795 und 1796 an Goethe die ersten Hefte derselben gesandt; sofort wurde Goethe gereizt, etwas Aehnliches zu unternehmen. Er schreibt hierüber an Schiller von Frankfurt aus (24. August 1797): „Ich will Ihnen doch noch von einer Arbeit sagen, die ich angefangen habe, und die wohl für die Horen sein wird. Ich habe gegen 200 französische satyrische Kupfer vor mir; ich habe sie gleich schematisirt, und finde sie gerichtet 1) Gegen Fremde, 2) Gegen Einheimische ꝛc.

Ich fange an, sie nun einzeln zu beschreiben und es geht recht gut" u. s. w.

Freilich unterläßt er es nicht, bei dieser Gelegenheit verachtend von dem „Lichtenbergisiren" zu sprechen; aber doch wohl nur, weil er sich bewußt war, es nicht so sehr nicht wie Lichtenberg machen zu „wollen", als vielmehr nicht zu „können", wie er selbst zugesteht. Soviel mir bekannt, ist dieser 1797 in Angriff genommene „artige Aufsatz" *) nicht in seine Werke aufgenommen worden; es läßt sich also nicht feststellen, wie weit auch die Ausführung durch Lichtenberg's Manier beeinflußt wurde.

Unter den Gedichten bietet die Gruppe „Gott und Welt" einen bedeutsamen Fall. Lichtenberg sagt in seinen „philosophischen Bemerkungen" (II, 30): „Da wir eigentlich nicht genau wissen, wo wir denken, so können wir den Gedanken

*) Dieses Lieblingswort Goethe's „artig" war auch Lichtenberg vielfach geläufig: „Man hat die Erscheinung, die allemal artig ist, ganz unrichtig erklärt" (Schrift. VIII, 53). „Es ist ein artiger Versuch" (IX, 256) u. a. m.

Digitized by Google

versetzen, wohin wir wollen." Daraus bildet Goethe in „die Weisen und die Leute" die Frage: „Wo denken und wie denken wir?" Auch die „Perfectibilität", von der Lichtenberg einmal spricht, scheint der Frage: „Ist Besserungstrieb uns zugesellt?" zum Grunde zu liegen.*)

Die in derselben Abtheilung sich befindenden Gedichte, welche zu Ehren des „Mannes, der Wolken unterschied", verfaßt wurden, bieten wenigstens Gelegenheit zu der Erinnerung, daß Lichtenberg der Erste gewesen, der auf dieses Feld der Meteorologie hingewiesen. In dem Aufsatz: „Einige Bemerkungen über die Entstehung des Hagels" findet sich nämlich folgender Satz: „Nächst dem müßte, um die Natur der Hagelwetter näher kennen zu lernen, nothwendig mehr auf die Form der Gewitterwolken, auf ihre seltsame Züge, ihre plötzliche Entstehung und Ausbreitung geachtet werden. Diese Forderungen werden freilich die Sache nicht besser machen, es wird Alles noch lange so bleiben, wie es ist. Indessen wirken doch solche Erinnerungen oft hier und da in der Stille" ꝛc. Auf Goethe hatten sie ohne Frage „in der Stille gewirkt", sodaß er dadurch veranlaßt wurde, späterhin den Versuchen des Engländers Howard nahe zu treten.

Ohne den von mir vermutheten Anregungen durch Lichtenberg in den „Zahmen Xenien" nachzugehen,**) will ich mich nun gleich dem „Faust" zuwenden, welches Werk die zahlreichsten Beweise dafür liefert, daß Goethe sich Worte, Wendungen, ja ganze Motive aus Lichtenberg's Schriften angeeignet hat; sie mögen der Reihe nach aufgeführt werden, wie sie sich in der Scenenfolge des Gedichtes vorfinden.

Erster Theil. Scene: Nacht.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen:
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt."

Nach Wilhelm Scherer soll mit dem „Weisen", der diese Worte gesprochen, Herder gemeint sein***); es läßt sich aber nachweisen, daß dieser ungenannte Weise kein Geringerer als Lichtenberg war. Dieser hatte nämlich im „Göttingischen Taschenbuche" von 1788 einen Aufsatz „Von Cometen" veröffentlicht und in demselben die nachstehenden tiefsinnigen Sätze ausgesprochen:

„Um sich einigermaßen begreiflich zu machen, wie viel um uns her vorgehen mag, von dem wir nichts wissen, und was man von den Träumereien zu halten hat, wodurch man die Ursachen des Zuges, von dem ich rede (»Alles ballt sich in der Welt«), hat erläutern wollen, denke man sich einmal den Menschen mit verschlossenen Augenlidern, die zwei Klappen zu beiden Seiten, bloß verleimt. Wie würden unsere Compendien der Physik aussehen? Gerechter Himmel! Keine Sonne, kein Fixsternhimmel, keine Farben, und mit einem Male Alles weg, was zu den erhabensten und angenehmsten Betrachtungen führt. Was für Hypothesen würde man nur allein nicht über die Jahreszeiten machen — und was wäre die Ursache aller dieser Unwissenheit und Verwirrung? Antwort: Ein Paar verleimte Klappen zu beiden Seiten der Nase. — Wie, wenn es nun dem Schöpfer gefallen hätte, noch ein Paar solcher Klappen mehr zu öffnen? Wie würden alsdann die Compendien der Physik gegen die jetzigen aussehen? Vermuthlich nicht viel anders als die Physik des jetzigen Menschen gegen die der Auster."

Wir sehen, die tiefsinnige Idee, die in den Worten jenes fingirten Weisen enthalten ist, deckt sich genau mit der tiefsinnigen Idee Lichtenberg's. Das

„Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die irdische Brust im Morgenroth!"

weist zugleich auf einen anderen Aufsatz in Lichtenberg's Schriften hin, auf „Amintor's Morgenandacht". Dieser Amintor hält nämlich jeden Tag vor aufgehender Sonne, die er stets erwartet, seine spinozistischen Andachten, bei welcher Gelegenheit er „das unbeschreibliche Wohlbehagen", das ihm „der Geist über der Natur" gewährt, immer auf's Neue genießt. Wenn wir uns aber dieser Beziehung bewußt geworden sind, so finden wir vielleicht eine Erklärung für das Räthsel, das jene „Morgenandacht" uns darbietet. Eine Stelle in dieser Andacht lautet nämlich folgendermaßen: „O, ich weiß, dieses mein stilles Dankgebet, das dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in seiner Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von dir gehört" ꝛc. Bekanntlich sagt nun Faust in der Gartenscene zu Gretchen:

„Es sagen's alle Orten,
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache,
Warum nicht ich in der meinen?"

Die Uebereinstimmung ist so gut wie wörtlich. Das Unglück will es nun aber, daß jener Aufsatz erst 1791 im „Göttingischen Taschenbuch" erschien und Lichtenberg ihn als einen, ihm von einem „Ungenannten" mitgetheilten Beitrag veröffentlichte. Lichtenberg liebte dergleichen Masken, um sich vor Unannehmlichkeiten zu sichern; der Aufsatz trägt überdies nicht nur in Sprache und Gehalt ganz unzweifelhaft Lichtenberg's Gepräge, auch die Bemerkung, daß der Leser mit dem Aufsatze machen könne, was er wolle, deutet darauf hin, daß Lichtenberg ihm unmittelbar nahe stand. Aber das Fragment „Faust" war bereits zu Ostern 1790 erschienen, also vor jenem Aufsatze, der einen durchaus selbständigen Charakter aufweist, während von der Stelle im „Faust" nicht das Gleiche gesagt werden kann; da die Zeile: „Alle Herzen unter dem himmlischen Tage" (?!) etwas lahm klingt und nur dazustehen scheint, um einen schlechten Reim für den Vers „Jedes in seiner Sprache" zu liefern? Wie wollen wir uns diesen merkwürdigen Fall erklären? Müßten wir annehmen, daß Lichtenberg die paar Worte, die inmitten eines volltönenden Ergusses stehn, dem „Faust"-Fragment entlehnte, so wäre dies der einzige Fall, daß Lichtenberg von Goethe genascht (Lichtenberg würde dann aber gewiß auf Goethe hingewiesen haben, denn er war in dieser Beziehung von vornehmster Gewissenhaftigkeit und erwähnte stets, auch bei den geringfügigsten Entlehnungen, die Quelle), während andererseits Goethe reichlich Anregung bei Lichtenberg gesucht und gefunden. Kann Goethe nun aber jenen Aufsatz um 1790 schon gekannt haben? Reichen die persönlichen Beziehungen der beiden Männer vielleicht schon bis in diese Zeit zurück und hatte Lichtenberg dem jüngeren Dichter den Aufsatz unter der Hand mitgetheilt, um dessen Urtheil zu erfahren?

Scene: Vor dem Thore.

„Nichts Bess'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durcheinandergeh'n;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten."

Im Jahre 1792 erschienen im „Göttingischen Taschenbuch" die „Neuigkeiten vom Himmel", denen eine witzige, den Zeitverhältnissen entsprechende Einleitung vorausging, in der sich folgender Satz befindet: „Wir wollen daher nicht leugnen, daß wir sehr gern von einer Revolution gemeldet hätten, vorausgesetzt, daß unsere Erde, auf der wir nun einmal eingerichtet sind, nicht mit darin begriffen gewesen wäre."

Das Motiv ist hier genau dasselbe. Das „Alles durcheinandergehen" entspricht der „Revolution"; das „nur zu Hause bleib's beim Alten" dem übrigen. Hier hat die Anregung, die Goethe unzweifelhaft von jenem Satze empfangen, zu einer sehr glücklichen selbständigen Umbildung geführt, wie sie nur einem genialen Kopfe gelingen konnte.

*) In der Abtheilung „Epigrammatik" findet sich sogar ein Gedicht mit der Ueberschrift: Perfectibilität.

**) Die 1808 gedichtete Ballade „Wirkung in die Ferne" scheint auch durch einen Aphorismus in den „Bemerkungen über Chemie und chemische Wirkungen" angeregt worden zu sein (Lichtenberg's Schriften, Ausgabe 1800, Bd. IX, S. 204).

***) Düntzer hat diese grundlose Behauptung bereits zurückgewiesen; er glaubt, daß Nostradamus gemeint sei, was aber nicht erst widerlegt zu werden braucht, da Faust durch ein Zeichen in dem Buche des N. an jenen Ausspruch des „Weisen" erinnert wird.

Digitized by Google

Scene: Vor dem Thore.

„Geschwind, daß wir das Wildpret nicht verlieren."

Die glückliche Bezeichnung „Wildpret" für die Mädchen entnahm Goethe dem Aufsatze: „Auch ein paar Worte von Polen", wo es unter Anderem heißt: „Deutscher Landsmann, segne das Land, wo, wenn auch Kopfzierden aufgesetzt werden, sie doch nie den armen Wilddieb krönen, sondern den armseligen Jäger selbst, der nicht Mann genug war, oder nicht Kopf genug hatte, das Bischen Wildpret zu hüten, das in seinem häuslichen Park zwischen Tisch und Bett friedlich einherging."

Scene: Hexenküche.

„Seh' ich den Junker Satan wieder hier."

Die Bezeichnung „Junker Satan" verdankt Goethe einer Anzeige Lichtenbergs, die Comödie „Stratagema diabolicum" von Bellinkhaus betreffend („Von ein paar alten Dramen"); Lichtenberg hebt diesen „Junker Satan" ganz besonders hervor.

Scene: Wald und Höhle.

„Was schlürfst aus dumpfem Moos und triefendem Gestein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?"

In einem Aufsatze „Das Neueste von den Kröten" berichtet Lichtenberg über eine Entdeckung des Engländers Townson, nach welcher die Kröten, obwohl sie mit dem Maule nie trinken, die für ihr Leben nöthige Menge von Feuchtigkeit durch die Haut zu sich nehmen. Hieraus macht Lichtenberg die Anwendung auf Kröten, welche man innerhalb von Gestein lebendig vorgefunden: „Warum sollte also ein Licht- und freie Luft scheues Thier, das aber ohne Feuchtigkeit nicht bestehen kann, sich nicht in einem Raume entwickeln und vegetiren können, der ihm Feuchtigkeit verstattet" ꝛc.

Faust's Lebensweise wird hier von Mephistopheles ganz in der Weise geschildert, wie Lichtenberg das Leben der eingeschlossenen Kröte schildert. Da Faust aus „dumpfem Moos und triefendem Gestein" die „Nahrung" nicht mit dem Munde trinken kann, so glaubt Mephistopheles demnach, daß er sie durch die Haut in sich „einschlürft."

Scenen: Walpurgisnacht und Walpurgisnachtstraum.

Hier ist die Anregung, welche Goethe von Lichtenberg empfangen, sehr bedeutend und leicht erkennbar.

Von dem Intermezzo bemerkte schon G. v. Loeper, daß es „die Gegner in Politik, Kunst, Litteratur und Philosophie auf den Blocksberg sende" — nun aber findet sich im V. Bande der Lichtenberg'schen Schriften ein sehr lustiges Stück Arbeit, welches betitelt ist: „Daß du auf dem Blocksberge wärest!" In diesem Aufsatze erzählt ein vorgegebener Freund des Verfassers, daß er, als er eines Abends die verschiedenen Flüche des deutschen Volkes durchgesehen, bei Lesung jener Verwünschung plötzlich eingeschlafen sei und nun geträumt habe, daß er in einem Postwagen über Land fahre. „Vermuthlich hatte sich beim Einschlafen etwas von Walpurgis-Nacht auf meinen Traum-Apparat niedergeschlagen," — sagt er unter Anderem — „so daß ich mich bei meinem Postillon nicht viel besser befand als Bürger's Lenore gegen das Ende ihrer Reise bei ihrem Dragoner."

Wie er nun eine Weile gefahren ist, erblickt er in einiger Entfernung ein nordlichtartiges Glühen und fragt den Schwager, was das sei. Nach einigem Hinundherfragen theilt ihm dann der Schwager mit, daß heute, als in der Neujahrsnacht, auf dem Blocksberge große Ausstellung sei: „Diese Nacht steht auf dem Blocksberge Alles öffentlich aus, was in dem ganzen Jahre hinauf ist gewünscht worden. Alles prächtig illuminirt, so helle wie am Tage."

Der Reisende wird nun sehr neugierig, überredet den Postillon, ihn doch hinaufzufahren, und erlebt alsdann den ganzen Hocuspocus, während der Begleiter ihm sozusagen als Cicerone dient:

„Man kann sich keinen himmlischeren Anblick denken; der ganze höhere Gipfel des Brockens stand wie im Feuer. — Ueberall wie Junius-licht an einem heiteren Mittage. Aber selbst in der Allee, der wir uns näherten, erschien keine Spur von Schatten. Was ist das? fragte ich meinen Führer; sind das Harz-Tannen?

I, mein Himmel — das sind Bäume, die Deutschland hierher gewünscht hat.

In dem Augenblicke sah ich, daß es Freiheitsbäume waren, roth, blau und weiß gestreift; oben Bänder von gleicher Farbe — —

Was ist denn das für ein Trupp dort unter jenen Freiheitstannen, der keine Uniform trägt? fragte ich.

Das sind Lieferanten an sich, antwortete mein Führer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einmal sah ich mich um und stutzte.

Wat — die — schwere — —! rief er, indem er meine Hand wegstieß und ließ.

Ich wußte in der Welt nicht, was dem guten Kerl angekommen war. Auf einmal löste sich das Räthsel. Ich sah nämlich das Ich nicht Ich meines Führers einherschreiten, nicht als Spießer, sondern mit dem vollkommensten Gehörn, das ich in meinem Leben gesehen habe; und von Ast zu Ast glänzte die Inschrift: Von seiner lieben Ehefrau. — — —"

Ich habe diese dürftigen Proben aus der umfangreichen, oft sehr einschneidenden Satyre mitgetheilt, um den Lesern, welche dieselbe nicht kennen, eine Vorstellung von dem Charakter des Ganzen zu geben und sie deutlicher die Abhängigkeit Goethe's von dem Vorbilde erkennen zu lassen, die sich bis auf den Titel „Walpurgisnacht" erstreckt. Wenn Faust sagt:

„Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
— — — — — — — — — — — —
Doch schau! In ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand."

so finden wir sowohl das nordlichtartige Glühen als auch den „wie im Feuer stehenden Gipfel des Brockens" wieder.

Wenn Mephistopheles dem Proktophantasmisten, der Schönen und dem Servibilis zuruft:

„Wenn ich Euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört Ihr hin."

so lugt hier das „auf den Blocksberg wünschen" hindurch.*)

Auch der „neugierige Reisende" spielt eine Rolle; seine Worte:

„Ist das nicht Maskeradenspott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon, den schönen Gott,
Auch heute hier zu schauen."

spielen auf das Unglück an, das dem Elfenkönig widerfahren, da ihm Titania treulos geworden, die ihn dann, wie das Weib des Postillons diesen, auf den Blocksberg gewünscht haben mochte.**)

Der „neugierige Reisende" wendet sich sogar, ohne daß es besonders vermerkt wird, an den Schwager mit der Frage:

„Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten.
Er schnopert, was er schnopern kann."

und erhält zur Antwort:

„Er spürt nach Jesuiten."***)

Leider hat Goethe sich es nicht versagen können, Lichtenberg selbst auf den Blocksberg zu schicken, wo der „Skeptiker" von sich selbst behauptet:

„Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze."

*) Das Unterscheidende bei Goethe ist nur, daß seine Walpurgisnacht eine wirkliche Walpurgisnacht ist und demnach im Frühling spielt, während es bei Lichtenberg eine Neujahrsnacht ist, die nur durch Ideenverbindung aus der Walpurgisnacht erwächst. Daher ist auch der eigentliche Hexensabath Goethe's Eigenthum, der nur mit den auf den Blocksberg Hinaufgewünschten, die ja mit dem Teufelswesen nichts zu schaffen, nicht zu vereinigen ist. Goethe ist sich dieser Widersprüche wohl nicht bewußt geworden.

**) Seltsamer Weise paßt der Scherz hier nicht einmal, da dieser „Walpurgisnachtstraum" ja zugleich als „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit" bezeichnet ist, von der freilich kaum etwas zu merken ist.

***) Dieser „neugierige Reisende" mit Fragen und Antworten treibt auch in den „zahmen Xenien" sein Wesen.

Digitized by Google

Es mag nicht sehr angenehm wirken, zu sehen, wie Goethe dem Manne, dem er doch die Idee zu seinem Walpurgisnachtstraume verdankte, auf diese Weise huldigt — um so mehr, wenn wir uns daran erinnern, daß er ihn um 1790 noch als „Weisen" im ersten großen Monologe Faust's feierte. Aber bekanntlich war inzwischen die sechste Auflage der Erxleben'schen „Naturlehre" ohne Berücksichtigung der Goethe'schen „Optik" erschienen — und dafür mußte der Herausgeber doch gezüchtigt werden.

Der Aufsatz war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und zwar im „Göttingischen Taschenbuche" veröffentlicht worden; dementsprechend muß die Entstehung dieser Scenen in diese Zeit gesetzt werden*), da Goethe trotz alles Aergers ohne Zweifel zu groß dachte, um dem verstorbenen Sünder (Lichtenberg stirbt am 24. Februar 1799) noch einen solchen Hieb zu versetzen.

Was die Worte des Mephistopheles anbetrifft:

„Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
So ist die Welt auch auf der Neige."

so scheinen sie ebenfalls einer Bemerkung Lichtenberg's nachgebildet zu sein: „Die Jahre der zweiten Minorennität, das sind böse Zeiten, wenn sie kommen. Abnahme des Gedächtnisses, graue Haare, Wegschleichen der Zähne und Lob der Zeiten, wo das Fleisch noch weicher gekocht wurde, sind die sicheren Kennzeichen, daß sie eingetreten."

Zweiter Theil. Scene: Classische Walpurgisnacht.

„O lasse sie walten,
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt."

G. von Loeper erinnert hier an den Ausspruch von Helmholtz: „Wir sehen die Sonne, die Sterne an den Himmel, nicht an dem Himmel." Helmholtz hat ganz recht; nur daß er sowohl wie Goethe diese Wahrheit dem bescheidenen, von aller Welt geplünderten und todtgeschwiegenen Göttinger Philosophen verdankt. Lichtenberg spricht nämlich in dem „Schreiben an Herrn Werner in Gießen, die Newton'sche Theorie vom Licht betreffend" unter Anderem folgende tiefsinnige Sätze aus:

„Was in allen Compendien der Physik, die ich kenne, vorkommt, daß man das Bild so weit hinter dem Plan-Spiegel sehe, als das Object davor steht, ist nicht wahr. Der geometrische Punkt liegt so weit dahinter, das ist richtig, aber wo der Mensch das Ding sieht oder zu sehen glaubt, das hängt von keiner Geometrie in der Welt ab. Alles, was wir sehen, ist Empfindung auf der Retina, da glänzt die Sonne, der Mond und der Sirius; nicht dort oben. Mein Gott, wir fühlen ja die Welt nicht unmittelbar, wir fühlen ja nur unsere Organe und unseren Körper. Was wir dort oben nennen, ist durch Schlüsse dort oben hingetragen worden. Es ist Verwöhnung; eigentlich steht mir der Sirius, den ich dort oben zu sehen glaube, sehr viel näher, als die Spitze meiner Nase."

Der Vers, den Mephistopheles in derselben Scene spricht:

„Alt wird man wohl, wer aber klug?"

dürfte zurückzuführen sein auf eine Aeußerung in den „ästhetischen Bemerkungen" Lichtenberg's: „Je älter man wird, vorausgesetzt, daß man mit dem Alter weiser werde" u. s. w.

Scene: Vor dem Palaste des Menelas zu Sparta.

„Wohl konnt' er Alles nehmen, doch begnügt' er sich
Mit wen'gen Freigeschenken, nannt' er's, nicht Tribut."

Lichtenberg spricht in den „Trostgründen für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren sind", von „Regenten, die das Recht haben, freiwillige Geschenke zu erpressen".

Ich beschließe hiermit meine Gelegenheitsarbeit und bitte die Leser nur noch, dieselbe nicht für kleinlich in ihrer Bedeutung und Absicht zu halten oder gar zu glauben, daß es mir darum zu thun gewesen, durch die Hinweisungen auf gewisse Abhängigkeiten von Lichtenberg den großen Dichter und Menschen um ein goldnes Blatt seines Kranzes zu bringen. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die überall „Plagiate" wittern und dem Schriftsteller oder Künstler aus jeder mehr oder weniger treuen Uebereinstimmung eines Wortes oder Motivs mit Worten und Motiven aus den Schriften oder Werken eines Vorgängers ein Verbrechen machen. Goethe wußte selbst, wie viel er „andern schuldig" war, wenn er auch in den meisten Fällen den Namen des einzelnen Quellenspenders vergessen haben mochte.

Manche Erwägung wäre vielleicht an die vorstehenden Ausführungen zu knüpfen; ich bescheide mich dessen an dieser Stelle und spreche nur noch den Wunsch aus, daß man fortan wenigstens auf dem Gebiete der Goethe-Forschung mit Anerkennung dessen gedenken möge, was der ideenschöpferische Verfasser der „Physiognomik" und der „Briefe aus England" in Goethe angeregt hat. Ja, wir dürfen, so meine ich, ohne weiteres von einem bildenden Einflusse Lichtenbergs auf den ihn überlebenden Zeitgenossen sprechen, wenn wir bedenken, daß nicht nur Goethe's spätere Richtung auf die naturwissenschaftlichen Disciplinen mehr oder weniger auf die Anspornung durch Lichtenberg zurückzuführen ist, sondern daß auch in den „Sprüchen in Prosa", in einer Reihe von Gedichten und vor allem im „Faust" sich zahlreiche Wiederklänge Lichtenbergischer Anschauungen und Einfälle vorfinden, deren fleißigere Forscher im Laufe der Zeit wohl noch viele andere (ich weise auf die „Wahlverwandtschaften", auf den „Meister" und die wissenschaftlichen Schriften Goethe's hier noch besonders hin) entdecken werden.

Es muß für jeden gerechtigkeitsliebenden Goetheforscher ein Bedürfniß bleiben, jeder Anregung, die der große Dichter genossen, ihre Ehre bei der Nachwelt zu sichern, eben weil sie auf einen Goethe gewirkt hat — von Herder, Lessing, Merck und Anderen wissen wir längst, was ihnen Goethe schuldig war oder schuldig zu sein glaubte, und wenn wir es nicht wissen, so bilden wir es uns wenigstens ein — von Lichtenberg ist in dieser Beziehung noch gar nicht die Rede gewesen — mag der vorliegende Aufsatz dafür angesehen werden, daß er das lange Versäumte wenigstens annähernd gut zu machen versucht habe.

*) Die „Chronologie" gibt bekanntlich das Jahr 1797 für die Entstehung des „Walpurgisnachtstraumes" an.

## Feuilleton.

### Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

1.

Der locale „Anzeiger" veröffentlichte letzthin folgendes Eingesandt:

„Sehr geehrter Herr Redacteur!

Ich beeile mich, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß sich seit einigen Tagen auf dem Gute der Anfissa Iwanowna Stolbikowa, unweit Gratschewka, im Flusse gleichen Namens, ein Krokodil sehen läßt. Die erste Kunde von diesem außerordentlichen Ereignisse wurde von der Mutter des Schmiedes von Gratschewka, von der Matrena Iwanowna Molotowa gebracht. Dies ihre Aussage vor dem Staroста des Fleckens. Sie wusch ihre Wäsche am Ufer des Flusses, ein Paar Schritte von dem Orte ab, wo derselbe eine Sandbank bildet, und wo die Nichte der Madame Stolbikowa, Meletina Petrowna, zu baden pflegt. Plötzlich warfen sich, nachdem die junge Dame sich nach ihrem Bade zurückgezogen hatte, die Gänse, die nahe dem Ufer schwammen, laut schreiend zur Seite. Es mußte sie etwas erschreckt haben, denn sie schlugen ängstlich mit den Fletten und flogen nach allen Seiten davon. Erstaunt über diesen Vorgang lief die alte Molotowa hinzu, um den Grund für die Panik der Thiere herauszufinden, aber sie konnte nichts entdecken. Nur hörte sie ganz dort in der Nähe mehrere Male hintereinander ein dumpfes Geräusch, wie wenn etwas sich hastig, offenbar um sich nicht auf die Spur kommen zu lassen, ent-

Digitized by Google

fernte. Und sie sah die Binsen sich bewegen und sich rechts und links nach dem Walde zu beugen, der an dem Moore entlang geht. In Folge dieser Aussagen forderte der Staroста den Saltsky (Ortsvorstand) und einige andere Bauern auf, ihn nach der Stätte des seltsamen Schauspieles zu begleiten, wo sie denn auch zu constatiren vermochten, daß das Schilf an dem ganzen Ufer entlang merkwürdig zerdrückt und zertreten, wie wenn etwas lange darauf gelegen, und daß von dieser Stelle aus ein Weg durch die Binsen nach dem Walde zu gebahnt war. Der Staroста schlug denselben ein, nach einigen Schritten aber hörte der Weg plötzlich auf, und der Staroста sank bis an den Bauch in Schlamm. Unmöglich weiterzukommen! Er ließ unverzüglich einen officiellen Bericht aufsetzen, drückte, da er weder schreiben noch lesen konnte, anstatt seiner Unterschrift, das Siegel seines Amtes darunter und legte den Rapport so dem Gemeinderathe von Prudok vor, der unglücklicher Weise sich mit dem Documente nicht weiter befassen zu müssen glaubte und über dasselbe zur Tagesordnung ging.

Am selben Tage gegen acht Uhr Abends hielten Mädchen aus dem Dorfe — sechs an der Zahl — beim Zurückkommen von den Feldern, wo sie Heu gemacht, an der Sandbank an, auch um zu baden. Sich ausziehen und hinuntertauchen in die frische Fluth war für sie die Sache eines Augenblickes. Und wie sie so muthwillig im Wasser herumsprangen, schallte plötzlich ein durchdringender Schrei durch die Luft, dem ein furchtbares Geräusch wie das Zuschnappen eines Ungethümes folgte. — Zu Tode geängstigt stürzten die Badenden aus dem Wasser und rannten, ohne es zu wagen, sich ihre Kleider zu holen, die sie unweit von der Stelle abgelegt, woher das entsetzliche Geräusch gekommen, splitternackt in das Dorf und stellten sich in dieser einfachen Tracht dem Staroста vor. Nachdem dieser sie angehört und ihnen einige weise Mahnungen ertheilt, erließ er, um jedem Unglücke vorzubeugen, den strengen Befehl, daß fürderhin Niemand in dem Flusse baden dürfte.

Ihnen den Schrecken zu malen, der in unserer Gegend herrscht, scheint unnöthig, Sie werden sich ihn selbst denken können. Man redet von nichts Anderem mehr und erfährt immer neue Details. So erzählt man unter Anderem, daß der Kreis-Feldscheer Niriute, als er letzthin auf der Jagd gewesen, etwas Dunkelbraunes, das acht Meter lang, mitten in der Gratschewka schwimmen gesehen. Er schoß darauf, seiner Aussage zufolge aber schien sein Schuß von dem Ungethüme abzuprallen. Als der Fischer Danilo Sedoff neulich Abends seine Netze auszuwerfen ausging, sah er sich plötzlich, er weiß selbst nicht wie, in's Wasser gestoßen, aus dem er nur mit Mühe herauskam.

Alle diese unglaublichen schnell aufeinander folgenden Thatsachen erhöhten, wie Sie sich denken können, die Panik. Man stellte Posten an dem Orte auf, wo das fürchterliche Thier hauste. Unser ausgezeichneter und aufgeklärter Dorfschulmeister, Herr Znamensky, erbot sich vor Allen zur Uebernahme dieser schweren Aufgabe.

Er begab sich in Begleitung des Saltsky und einiger anderen älteren Leute auf den Schauplatz des schrecklichen Vorfalles. Gegen acht Uhr Abends auf der Sandbank versammelt, sahen sie auf dem anderen Ende derselben Meletina Petrowna sich baden und mit einem Seifenschwamme Hals und Arme waschen. Ein natürliches Sittlichkeitsgefühl ließ sie das Ende ihres Bades und ihrer Toilette abwarten. Bald entstieg die Dame denn auch dem Wasser, blieb eine Weile hinter den Binsen versteckt und erschien kurz darauf, kokett, einen Sonnenschirm in der Hand, wieder und schlug den Weg nach dem Hause ihrer Tante Anfissa Iwanowna Stolbikowa ein. Da erst erlaubte sich Herr Znamensky, sich dem Orte, den die junge Frau verlassen, zu nähern. Kaum aber bis an das Schilf gekommen, vernahm er plötzlich zu seinen Füßen ein seltsames Geräusch. Ein unförmliches Etwas stürzte Hals über Kopf in den Fluß und verschwand, indem es Herrn Znamensky mit einer wahren Douche besprengte. Der Saltsky und die Uebrigen liefen zu seiner Hülfe herbei, indeß sie konnten nichts entdecken, als einen Cigarrenstummel und etwas weiterhin eine alte Hose, eine Jacke, ein Hemde und ein Paar Stiefel. Diese Sachen wurden sofort Herrn Znamensky zur Prüfung unterbreitet und dieser erkannte die Kleidungsstücke als dem Asklipiodot Psychologoff, dem Sohne des Popen von Prudok gehörig. Alle empfanden einen unaussprechlichen Schrecken bei dem Gedanken, daß Asklipiodot von den Zähnen des Ungeheuers zermalmt worden. Man begab sich augenblicklich nach der Wohnung Pater Gregors, wo man denn auch zu Aller Entsetzen erfuhr, daß Asklipiodot fortgegangen und noch nicht zurück war. Erst am Abend, und zwar erst zu recht später Stunde hatte Herr Znamensky die Genugthuung, besagten Asklipiodot in dem Sokoloff'schen Laden zu treffen. Obwohl in ziemlich angeheitertem Zustande, schien der junge Mann doch hocherfreut, seine Sachen wiederzuerhalten, und er erzählte sein Abenteuer eingehend. Er war nahe daran gewesen, von dem Riesen-Krokodile verschlungen zu werden, und er dankte seine Rettung nur seiner Schwimmkunst. Das Krokodil, das er gesehen, mit seinen Augen gesehen, war drei Sagenen lang, die Zähne in seinem Rachen glichen mächtigen Hauern, der Rücken des Thieres war braungelb, der Bauch schmutzig-gelb. Asklipiodot hatte es erst gewahrt, als er schon drin im Wasser; dies der Grund, daß er sich mit Zurücklassung seiner Sachen hatte zu retten suchen müssen.

So ist also das Geheimniß nicht länger mehr ein Geheimniß. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen: das Ungeheuer, das so viel Schrecken verursacht, ist ein richtiges Krokodil!

Ich schließe hier meinen Brief mit dem Versprechen, Ihnen, Herr Redacteur, demnächst einen zweiten zu schicken, in dem ich Ihnen eine eingehende Beschreibung des Thieres geben will, denn es scheint, Herr Znamensky, der treffliche Dorfschullehrer, trifft die energischsten Maßregeln, der Bestie habhaft zu werden.

Möge Gott ihm seine gnädige Hülfe dazu nicht vorenthalten!"

2.

Dieses Eingesandt, das man Herrn Znamensky selber zuschrieb, brachte, wie sich denken läßt, die Einwohner des ganzen Kreises in die höchste Aufregung.

Die Kunde von dem unerhörten Ereigniß flog durch ganz Rußland. Ein Blatt gab seine Ansicht dahin ab, daß aller Wahrscheinlichkeit nach wohl von einem Krokodile nicht die Rede sein könnte, da das Krokodil ja, wie allgemein bekannt, nur in den heißen Zonen lebt; hier handelte es sich wohl eher um die große Seeschlange, deren Auftreten man letzthin von der Küste Norwegens gemeldet, eine Nachricht, die die Naturforscher ganz Europas in Erregung gebracht. Dank minutiöser Nachforschungen in allerhand alten Schmökern schien die Existenz einer solchen Seeschlange unwiderleglich. Die Griechen und Römer hatten schon Kenntniß von ihr gehabt. Hatten nicht schon Beide, Plinius und Virgil, ein Schlangenthier beschrieben, das in der Jugend Flüsse bewohnte und ausgewachsen zum Ocean hinauszöge?

Die Lectüre dieses Artikels rief in Herrn Znamensky einen furchtbaren Wuthanfall hervor. Er antwortete unverzüglich mit einem anderen Artikel darauf, in dem er nachwies, daß das betreffende Blatt sich mit seinen Citaten von Plinius und Virgil in das Reich der Phantasie verlöre, und daß das Ungeheuer von Gratschewka bei Nichtem eine Seeschlange, sondern ein regelrechtes Krokodil und nichts Anderes wäre.

Wie sich denken läßt, liefen in Folge dessen an Herrn Znamensky täglich und von allen Seiten Anfragen über das in Rede stehende Ungethüm ein. Ein Naturforscherverein bot ihm unter Anderem eine bedeutende Geldsumme für Ablieferung des lebendig gefangenen Thieres. Die Energie des ehrsamen Dorfschulmeisters stieg und stieg. Mit fieberhaftem Eifer widmete er sich seinem Unternehmen. Er verkaufte seinen Wolfsfellpelz und mit dem Gelde, das er für ihn erhielt, bestellte er ein Netz, so groß, daß nicht nur ein Krokodil, sondern im Nothfalle auch ein Elephant damit gefangen werden konnte. Und als Alles fix und fertig, erließ er ein Aufgebot an alle beherzten Männer des Ortes, bildete eine Art Wehrbataillon und theilte unter seine Mannen freigebig Schnaps aus. Auch Asklipiodot Psychologoff hatte sich zu der Freiwilligenschaar anwerben lassen und wies mit verdienstlichem Eifer genau die Stelle aus, wo er das Krokodil gesehen und wo dieses sich dräuend auf ihn losgestürzt hatte. Und so wurde denn das riesige Netz in den Fluß hinuntergelassen, doch wieder umsonst. Die vereinten Bemühungen der tapferen Schaar erzielten kein anderes Resultat als eine allgemeine Betrunkenheit.

Digitized by Google

3.

Wenn die Kunde von dem Auftreten des Krokodiles so fast das ganze Reich in Aufregung setzte, was Wunder, daß Anfissa Iwanowna Stolbikowa, auf deren Grund und Boden die so vielbesprochene Bestie hauste, vor Angst und Schrecken kaum eines Gedankens mehr fähig war.

Ihr Gut, das zwar nicht sehr umfangreich war, war gleichwohl ein prächtiges Besitzthum, das herrliche Wiesen, einen stattlichen Wald, einen fischreichen Fluß und einen Thonboden vortrefflicher Qualität besaß, aus dem man Topfwaaren erzeugte, die in der ganzen Gegend einen gewissen Ruf genossen. Das Herrenhaus, ohne gerade sehr geräumig zu sein, war mit Comfort eingerichtet. Hier lebte Anfissa Iwanowna inmitten alter Diener beiderlei Geschlechtes, die durchweg so alt wie sie selber waren. Klein, gebeugt, trocken wie Pergament war sie mit ihren siebenzig vollgezählten Jahren und ihrer Krähennase, trotz der höchstens zwei Zähne, die ihr geblieben, eine warme Anhängerin guter Kost. Auch hatte sie trotz ihres Alters noch immer für Staat und Putz Sinn, und es machte ihr noch Vergnügen, sich gelegentlich mit ihren alten Siebensachen aufzudonnern. Nur mit ihrem Gedächtnisse wollte es nicht mehr recht gehen. Sie vergaß, was sie am Tage vorher gethan, doch dafür konnte sie sich mit Genauigkeit auf dreißig Jahre zurück entsinnen. Wittwe geworden, hatte sie nicht mehr daran gedacht, einen zweiten Ehebund einzugehen. Böse Zungen behaupteten, das wäre auch nicht nöthig gewesen, es wohnte nämlich damals in der Umgegend ein gewisser pensionirter Rittmeister — der im Uebrigen jetzt auch schon längst, längst das Zeitliche gesegnet hatte. Wer sie so alt und runzelig, wie sie heute war, sah, hätte es auch nimmer zu glauben vermocht, daß auch sie einmal jung, hübsch und unruhigen Geistes gewesen. Kinderlos, wie sie geblieben, lebte sie allein für sich hin. Ihre Nichte Meletina Petrowna hatte sich erst höchstens einen Monat vor Beginn dieser Erzählung bei ihr eingefunden.

Eines schönen Tages oder vielmehr Abends gegen sechs war nämlich eine mit zwei Pferden bespannte Kutsche vor ihrem Hause vorgefahren und dieser war lebhaft eine junge hübsche Frau entstiegen, eingehüllt in einen leidlich abgetragenen Mantel. Behend die Stufen des Perrons hinaufspringend, erkundigte die Reisende sich lächelnd bei dem Knecht, ob die Herrin zu Hause, und auf seine bejahende Antwort trat sie ohne Weiteres in den ersten Salon, in dem sie sich einer guten Alten gegenüber erblickte, die neugierig durch das Fenster auf das Gefährt draußen hinausschaute. In derselben die Herrin errathend, eilte sie auf sie zu, küßte sie und empfahl sich ihrer Güte und Barmherzigkeit als ihre Nichte Meletina Petrowna Skriabine, Tochter ihres seligen Bruders Peter Iwanowitsch. Die liebe Tante hätte sie nur ein einziges Mal in ihrem Leben zu sehen bekommen, und zwar als sie noch ein Säugling war.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Berliner Theatersommer.

Von Mitte Juni ab macht sich in der Reichshauptstadt die Centrifugalkraft bemerkbar. Die Gesellschaft atomisirt sich und fliegt nach allen Himmelsrichtungen hin aus einander. Ein kleiner seßhafter Rest heuchelt Localpatriotismus und sucht sich und Andere durch Lobreden auf die landschaftlichen Schönheiten des Grunewaldes über Geldmangel und Erwerbszwang fortzutäuschen. Auch unter ihnen wirkt die Centrifugalkraft. Von den späteren Nachmittagsstunden ab strömt Berlin aus sämmtlichen Abzugscanälen eine erholungs- und vergnügungsbedürftige Menge aus, die es sonst auf dem umgekehrten Wege aufzusaugen pflegte. Wer seine Freunde treffen will, sucht sie nicht mehr im Centrum, sondern an der Peripherie.

Das Vorstadttheater tritt in das Zeichen seines höchsten Glanzes. Der Provinzmime setzt den glattgebürsteten Cylinder noch ein wenig mehr auf die Seite und eilt mit einem verächtlichen Seitenblicke auf die geschlossenen Pforten des deutschen Theaters vor das Thor hinaus, wo ihm bei 27° R. im Schatten der Lorbeer blüht. Er ist sich seiner Culturmission bewußt, er spielt vor einem Publikum, das durch Kainz und die Geßner, durch Ludwig und Clara Meyer „nicht eben verwöhnt ist“. Die exotischsten Hofschauspieler tauchen auf, Schleiz-Greiz-Lobenstein, Reuß ältere und Reuß jüngere Linie stellen sich mit ihren Titulargrößen stolz neben Sachsen-Coburg-Gotha und Hessen-Darmstadt.

Ein Blick in die Annoncenspalten der „Vossischen Zeitung“ lehrt, daß am Berliner Horizonte augenblicklich ein theatralisches Fünfgestirn leuchtet, während im Centrum ägyptische Finsterniß herrscht. Kroll-, Victoria-, Ostend-, Friedrich-Wilhelmstädtisches und Belle-Alliancetheater strahlen in des Wortes eigentlichster Bedeutung im Glanze — ihrer elektrischen und Gasbeleuchtung. All' diese Kunststätten erfreuen sich nämlich eines sogenannten Gartens, in dem das Licht den Schatten, das eiserne Gasrohr den Baumstamm, die Gasglocke die Lindenblüthe vertritt. Man sollte meinen, die Poesie des elektrischen Bogenlichtes erschöpfe sich im Zoologischen Garten, wo es in breiten Massen über die Lästerallee hinfließt und oben zitternd und flimmernd durch die dichten Laubmassen der Baumriesen streift. Was ist die Natur gegen die Kunst? Der findige Mensch kommt dem armseligen Lichte durch Prismen, buntes Glas und Spiegel zu Hülfe. Dagegen kann das dunkle Blattgrün natürlich nicht aufkommen. Ueppig erschlossene Mädchenblumen wogen zwischen den schattenlosen Gasröhrenbogen auf und nieder und duften nach Patchouli, daß Einen die Lindenblüthe jammern kann. Das Ganze ist ein Triumph der Kunst über die Natur, ein Garten ohne Rasen, Bäume und Blumen.

Wo ein Garten ist, muß auch eine Militärcapelle sein, und selbst ein wenig Tingeltangel kann nicht schaden. Bei Kroll und in der Friedrich-Wilhelmstadt führt Frau Musika allein das Scepter, nur daß sie vor dem Brandenburger Thore in schleppender Staatsrobe, vor dem Oranienburger Thore im leicht geschürzten Röckchen auftritt. Das Kunstprincip des Krollschen Kunstinstitutes: „Ein Schnitt Bier und ein Schnitt Oper hält Leib und Seele zusammen“ wird auch unter dem neuen Regime gewahrt werden, und es bedarf keiner Proclamation, um zu wissen, daß der Thronwechsel hier keinen Systemwechsel bedeutet. Bulß und Mierzwinski machen in verschiedenen Octaven dieselben angsterweckenden Kraftanstrengungen, die allsommerlich engagirten Chöre aus Dessau und Schwerin liegen sich nach wie vor aus kleindeutschem Particularismus musikalisch in den Haaren, ein Weihrauchkessel schwingender Chorknabe bedeutet einen angeblich beim Aufgehen des Vorhanges in den Coulissen verschwundenen Krönungszug, und das Ganze ist eine Sommeroper, die sich sehen lassen kann und vor dem Classischsten aller Classiker nicht zurückzuschrecken braucht. Die Friedrich-Wilhelmstadt hat sich die Sache leichter gemacht. Drinnen werden prickelnde Offenbachiaden geträllert und draußen tänzeln fesche decolletirte Wienerinnen auf dem Podium herum. Als der verstorbene Kroll-Engel von der Einrichtung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Concertparks hörte, sagte er: „Innen Tingeltangel und außen Tingeltangel. Wozu macht sich der Mann selbst Concurrenz?“

Daß das Victoriatheater auf das alte Ausstattungsstück: „Die Kinder des Capitan Grant“ zurückgegriffen hat, halten wir für einen wohl überlegten Coup. Die nordöstliche Lage des Theaters, die kühle Weite seiner selten gefüllten Räume, das Alles hat von jeher im Hochsommer eine gewisse Anziehungskraft gehabt. Eine Scenerie mit zugefrorenen Meeren, schwimmenden Gletschermassen und Eisbären muß bei 28° R. einen Sturm auf die Kasse hervorrufen. Uebrigens führen verschiedene, sogar scheinbar entgegengesetzte Wege nach Rom. Das Ostendtheater weiß seinem Publikum mit einer ganz anderen Finte beizukommen. Es gibt mit märchenhaftem Erfolge das „Käthchen von Heilbronn“. Wer den Wetter von Strahl, ganz in glänzendes Eisen gehüllt, sein Schwert schwingen sieht, der schämt sich ordentlich, in seinem Sommerröckchen zu transpiriren, und erzählt seinen Bekannten, wie ihm bei dem Gedanken an eine ähnliche Bekleidung ein angenehmer kalter Schauer über den Rücken gelaufen ist. Die Hitze als Lockmittel für den Theaterbesuch, das ist der Gipfelpunkt der Directionskunst.

Das Belle-Alliancetheater ist nach einer kleinen Verirrung in das rechte Fahrwasser gekommen. „Die historischen Taugenichtse“ von einem in weitesten Kreisen unbekannten Verfasser taugten wirklich so wenig, daß sie nach einigen schwachen Versuchen, ihre Thorheiten genießbar zu machen, spurlos verschwanden. Auch hier ist die Richtung auf das Zeitgemäße, die Berücksichtigung der Hundstage und der Reisesaison Ausschlag gebend gewesen. Ein Stück, das als „elftes Gebot“ den Satz: „Mann, verleugne deine Frau nicht!“ an der Stirn führt, muß in den Monaten des Strohwittwerthumes durchschlagen, wo auch der solideste Gatte im Ringfinger ein leises Jucken verspürt, das ihn in Versuchung führt, das goldene Zeichen seiner lebenslänglichen Knechtschaft abzuziehen und still in der Westentasche verschwinden zu lassen. Das Belle-Alliancetheater zeigt sich mit der Wahl dieses Stückes, dessen Verfasser Albert Teller nicht viel bekannter ist, als sein eingestandenes Vorbild F. Sch. Sch., auf der Höhe der „Schaubühne als moralischer Anstalt“, und hat sicher die schönere, bessere und leider auch zahlreichere Hälfte der Menschheit auf seiner Seite.

G. M.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Franz Liszt.**

Erinnerungen einer Landsmännin

von

**Janka Wohl.**

**Deutsche Originalausgabe.**

8°. Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.

**Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

**Kaufmann**, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** I. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Jellner**, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Wassermann**, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Das Preussische Staatsrecht**

auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts

dargestellt von

**Dr. Herm. Schulze.**

Erster Band. Zweite Auflage.

XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. ℳ 12; fein geb. ℳ 13.50.

(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

**Verlag von Robert Oppenheim, Berlin.**

**Naumann, Emil**, Prof. Dr., Dresden, Kgl. Preuß. Hofkirchen-Musikdirektor, **Deutsche Tondichter.** Von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge, gehalten an dem, unter dem Protectorat Ihrer k. k. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Deutschland stehenden Viktoria-Lyceum zu Berlin. 5. Aufl. Volks-Ausg. 8°. XVI und 402 S. Preis geh. 3 ℳ, fein geb. 4 ℳ.

— **Italienische Tondichter.** Von Palästrina bis auf die Gegenwart. Vorträge. 8°. XII u. 570 S. 2. Aufl. Volks-Ausg. Preis 4 ℳ, fein geb. 5 ℳ.

Von den beiden vorstehenden Werken Naumanns sind auch reich ausgestattete Prachtausgaben, zu Geschenken geeignet, zu haben.

— **Nachklänge.** Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8°. VIII u. 344 S. Geh. Preis 4 ℳ 50 ₰.

— **Musikdrama oder Oper?** Eine Beleuchtung der Bayreuther Bühnenfestspiele. 8°. 60 S. Geh. Preis 1 ℳ.

— **Darstellung** eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthemas. 8°. 69 S. Geh. Preis 1 ℳ 50 ₰.

— **Der musikalische moderne Zopf.** Eine Studie. 8°. VI u. 176 S. Geh. Preis 2 ℳ 50 ₰.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** soeben erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

**Noblesse oblige.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

**Erste bis fünfte Auflage.**

Verlag von **Robert Lutz**, Stuttgart.

**Sternbanner-Serie:**

Amerikanische Humoristen und Novellisten.

**Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.**

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruderheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
" II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
" III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story": Aldrich, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.**
" IV. **Stocktons Kuriose Geschichten.**
" V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

**Grundzüge**

der

**mathematisch-physikalischen Theorie der Musik**

von

**Theodor Wittstein,**

Dr. phil. und Professor.

gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bände, Paris 1859, Halbfranz. 10 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Geschichte der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Soeben erschien:

**Ein Frauenloos.**

Roman

von

**Julius Grosse.**

16 Bogen 8. eleg. broch. ℳ 3.—

Dieser neueste Roman des beliebten und gerngelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.



Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

№ 29 Berlin, den 21. Juli 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, AUG 3 1888 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Der kirchliche Fanatismus in Rußland. Von J. A. M. Mensinga. — Italienische Eindrücke während Deutschlands Schmerzenszeit. Von Oskar Bulle. — **Literatur und Kunst:** Die Philosophie und die Gesellschaft der Gegenwart. Von Rudolf Eucken. — Zur mittelalterlichen Geschichte. Von Immanuel Rosenstein. — Die deutsche Sprache und das bürgerliche Gesetzbuch. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. I. Von G. M. — Sommeroper bei Kroll. Von Heinrich Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten: Zur russischen Iwanok-Sage. Von C. Spielmann. — Inserate.

### Der kirchliche Fanatismus in Rußland.

Von J. A. M. Mensinga.

Wenn je etwas zu ungelegener Zeit gekommen ist, so ist es der Beschluß des Czars von Rußland, daß die Großfürsten nur mit in der orthodoxen Kirche erzogenen Prinzessinnen die Ehe eingehen können; nur daß der Czar die Macht hat, davon, wegen politischer oder sonstiger wichtiger Ursachen, zu dispensiren, so wie jetzt bei der geplanten Bewerbung des Thronfolgers um eine preußische Prinzessin.

Ungelegen sagten wir. Es leben zur Zeit nicht weniger als 18 unverheirathete Großfürsten, wovon 12 über 20 Jahre, der älteste 38 Jahre alt. Und so groß der Ueberfluß hier, so groß ist der Mangel in den der russischen Heirath würdig erklärten Familien. In Rumänien ist nichts und kommt auch nichts; die Majestäten sind schon 19 Jahre verheirathet. In Serbien ein Sohn von 12 Jahren. Das griechische Königspaar hat eine Tochter von 18, eine von 12 und eine von 8 Jahren. Gute Aussicht auf hohe Partien für die vier noch unvergebenen montenegrinischen Prinzessinnen von 20, 19, 15 und 14 Jahren.

Es ist also kein Wunder, daß der Czar den Großfürsten Erlaubniß gegeben hat, um, allerdings mit Verzichtung auf ihre Geburtsrechte, vollgültige (nicht morganatische, linkehandsche) Ehen mit nicht ebenbürtigen Damen einzugehen.

Bis jetzt war es Sitte oder Gesetz (der Wille des Czaren ist ja Gesetz), daß die protestantischen (niemals katholische, sind erbfeindlich) Gemahlinnen der Großfürsten zur russischen Kirche übertreten mußten, während die russischen in protestantische Fürstenfamilien hinein heirathenden Prinzessinnen sich immer der ihnen gelassenen oder ehecontractlich bedungenen Freiheit bedienten, ihren Gottesdienst zu behalten und denselben in dazu eingerichteten oder eigens erbauten Capellen, resp. Kirchen abzuhalten.

Schon hierin liegt offenbar nicht so sehr der Wunsch nach kirchlicher Einstimmigkeit in dem Kreise der Familie, als wohl Geringschätzung der anderen Confessionen. Desto mehr in der jetzigen Verschärfung. Woher aber diese gerade jetzt?

Man wende den Blick auf die heutigen Maßregeln in den Ostseeprovinzen. Bis jetzt war der Protestantismus in denselben, den bei der Einverleibung eingegangenen Verträgen gemäß, regierungsseitig erlaubt und geschützt; nur daß Uebertritt zu demselben aus der Landeskirche verboten und mit schwerer Strafe bedroht war. Jetzt aber wird Alles in's Werk gesetzt und harte Maßregeln angewendet, um denselben zu verdrängen. Es ist offenbar dieselbige Tendenz wie oben. Beides kommt hervor aus einer in dieser Zeit herrschenden Exaltirung des kirchlichen Geistes, die mit dem Namen Fanatismus zu bestempeln man wohl berechtigt ist.

Auch ohne diese heutige Exaltirung ist eine starke Selbstüberschätzung, so wie in mehreren anderen Dingen, so namentlich in kirchlichen, dem Russenthume eigen. Keine Kirche ist so unduldsam wie diese. Wohl wird sie nicht so, wie ehemals die römische, mit Scheiterhaufen und Blutgerüsten gegen Andersdenkende zu Werke gehen, aber sie halten sie höchstens für halbe —, nur sich selbst für wirkliche und wahre Christen. — Wo mag nun dieser gewaltige Dünkel herkommen bei einer Kirche, die wir westliche Christen so wenig beachten, obgleich sie nach Millionenzehnten zählt, deren Wesen kennen zu lernen wir so wenig der Mühe werth halten? —

Absichtliche und feindselige gegenseitige Wiedervergeltung ist es gewiß nicht, nicht bei uns, auch nicht bei ihnen. Bei ihnen hat es andere Ursachen. Eine derselben ist der hochgradige Mangel an intellectueller Entwickelung bei dem Russenthume im Allgemeinen. Bei uns im westlichen Europa ist die geistige Entwickelung wurzelecht, sie hat bei den romanischen sowohl wie bei den deutschen Völkern schon im 12. Jahrhundert angefangen, ist allmählich fortgeschritten, von der Reformation kräftig begünstigt, hat mehr oder wenig das ganze Volk durchdrungen; — bei den Russen ist sie importirt, kaum 200 Jahre alt, berührt nur die obere Schicht der Nation; erst in den letzten Jahrzehnten hat bei ihnen eine eigene geistige Entwickelung angefangen. — Nun wissen wir durch Erfahrung, daß, je mehr ein Mensch, resp. ein Volk in geistiger Bildung fortschreitet, er destomehr inne wird, daß es mit dem religiösen Fanatismus nichts ist, daß bei anderen Religionsgesellschaften auch eigenes Gutes und Schönes zu finden, daß die Vorzüge, die man in der eigenen hoch zu schätzen gewohnt ist, doch zum Theil nur subjectiv sind.

Dazu kommt, daß der Russe, sowie der ganze slawische Stamm, sehr religiös ist, was den Fanatismus jedenfalls begünstigt. Wohl wendet seine Religiosität sich fast allein auf das Aeußere der Religion, auf die Ceremonien des öffentlichen und des häuslichen Cultus, aber eben diese Oberflächlichkeit wirkt in derselbigen Richtung.

Eine andere Ursache ist die innige Verschmelzung von Nationalität und Religion. Sie ist seine, speciell seine Religion. Beide durchdringen einander; die Liebe zu der einen verstärkt die zu der anderen. Seine Kirche spricht seine Sprache,

Digitized by Google

wenn auch in veralteter Form. Sein Monarch, den er abgöttisch verehrt, steht an ihrer Spitze.

Die Hauptursache ist aber diese, daß die russische Kirche sich bewußt ist, einen Vorzug zu haben, der von fast allen Christen in hohem Werthe gehalten wird, nämlich: Rechtgläubigkeit (selbstverständlich in kirchlichem Sinne). Mit Stolz trägt sie diesen ihr historisch überkommenen Namen, der ihr auch von den anderen Christen nicht abgesprochen wird. Sie hat Recht auf denselben; und sie ist sich dessen bewußt.

Freilich ist der Begriff der Rechtgläubigkeit bei ihnen nicht ganz derselbige wie bei uns. — Ursprünglich bezeichnete das Wort den Gegensatz der allgemeinen („katholischen") Kirche gegen die, besonders im Oriente zahlreichen kleineren („ketzerischen"), meist aus wunderlichen Streitigkeiten entstandenen Religionsgesellschaften, so wie später das Schibboleth des Schismas zwischen der westlichen und der östlichen Kirche bestand in der interessanten Frage, ob das heilige πνεῦμα allein von dem Vater oder auch von dem Sohne ausginge. — Eben weil diese Gegensätze im Oriente am häufigsten, so wurde auch das betreffende Epithet hier am geläufigsten und zur stehenden Bezeichnung. Später bekam es eine andere viel größere Tragweite.

Vier Jahrhunderte war die katholische (allgemeine) Kirche des Ostens und Westens in Glauben und in Cultus einig. Allmählich fingen sie aber an, sich zu differenziren und zur Trennung vorzubereiten. Die westliche Kirche setzte die Tendenz, den fortwährenden Ausbau von Cultus und Lehre, in welcher sich die christliche Kirche vom Anfange an befunden hatte, stets fort, wohl langsam und säculär, aber stetig; auch durch das Mittelalter hindurch, nach der Mitte desselben sogar mit schwunghaftem Gange. Sie dauert noch heute fort, so wie die Dogmen der „unbefleckten Empfängniß" und der päpstlichen Unfehlbarkeit beweisen. So kommt es, daß das Gebäude von Lehre und Cultus bei ihr jetzt weit und breit dasjenige des 5. Jahrhunderts überragt und eine Menge von Dingen enthält, welche die ältere Kirche noch nicht kannte.

Im Oriente dagegen trat nach der reichen Blüthe, die sich hier im 4. Jahrhundert entfaltet hatte, mehr und mehr Stillstand ein, keine Leuchte der Kirche erschien mehr. Die drückende Athmosphäre des byzantinischen Hofes fing an, sich auf die Kirche zu legen; ein Moment, wovon der Westen durch die Abwesenheit einer politischen Centralgewalt frei blieb. Im 10. Jahrhundert empfingen die Russen von hier das Christenthum, selbstverständlich so wie man es hier besaß. So ist es hier, sowie in der ganzen griechischen Kirche, auch geblieben. — In dem Cultus mag die Zeit einige Veränderung, resp. Vermehrung zu Wege gebracht haben, jedenfalls aber keine wesentliche und wichtige. (Uebrigens ist der Cultus des 5. Jahrhunderts nicht so ganz genau bekannt). Der Wortinhalt ist ganz der alten kirchlichen Literatur entlehnt. Und in der Lehre stehen sie fest bei der alten, so orthodox wie der „positivste" Protestant es nur wünschen kann.

Daher das uns sonderbar vorkommende Factum, daß man in der protestantischen Kirche ernstlich gedacht hat an eine Verbrüderung mit der griechischen. Selbst Melanchthon war derselben nicht abgeneigt. In der That, nicht bloß in den eigentlichen orthodoxen alten Lehrsätzen, sondern auch in den hervorragenden Differenzen zwischen den Römisch-Katholischen und den Protestanten stimmten die Griechen mit den Letzteren überein. Kein Papst, kein Priestercölibat, keine Ohrenbeichte, kein Fegefeuer, keine Ablässe, keine Seelenmessen, keine fremdländische Kirchensprache, Abendmahl unter beiden Gestalten, keine Transsubstantiation, keine Anbetung der Hostie. Selbst der Mariencultus war bei ihnen viel einfacher. Wohl war sie ihnen die „Mutter Gottes", die „Immerjungfrau" (Semper virgo), was auch die evangelische Kirche officiell (in der Concordienformel) zustimmte und die Calvinisten nicht zu leugnen wagten, aber nicht die „Mutter von Barmherzigkeit", kein Rosenkranz, kein Ave Maria, kein Mariensabbath. Auch das Mönchswesen hatte bei ihnen eine andere, erträglichere Form. Das Anstößige bei ihnen war immer der Aberglaube, der sich des religiösen Lebens bemächtigt hatte, der aber seine Ursache nicht in diesem selbst, sondern in dem niedrigen Grad der Bildung, sowohl bei den Geistlichen als beim Volke, hatte, der mit der Hebung dieser von selbst verschwinden würde, und — — der bei den Protestanten damals gar nicht ohne Parallele war.

Nimmt man dieses alles zusammen, so wird man jenen Fanatismus wohl begreiflich finden. Vielleicht auch, wenn auch nicht billigen, doch verzeihen. Wir bedienten uns des starken Ausdruckes: Fanatismus, um die langstilige Umschreibung: sehr übertriebene Selbstüberschätzung zu umgehen. Selbstüberschätzung findet wohl bei jeder Religionsgesellschaft statt, mitunter sehr starke, so wie bei der „allein seligmachend" sein wollenden. Sie ist die kaum zu vermeidende Begleiterin alles Kirchenwesens.

---

## Italienische Eindrücke während Deutschlands Schmerzenszeit.

Von Oskar Bulle.

Zweier deutscher Kaiser Tod trübte mir den ersten Aufenthalt in dem Sehnsuchtslande der Germanen. Kaum hatte ich dasselbe betreten, kaum hatte ich zum ersten Male, frühlingsfreudig und voll schöner Träume, meinen Blick von San Miniatos freundlicher Höhe über die Blumenstadt am Arno hinschweifen lassen, so scholl mir auch schon die Kunde von dem letzten Kampfe des alten Siegesfürsten entgegen, in dessen mildes Auge ich — es war nur wenige Tage vorher — noch einmal hatte schauen dürfen. Und schon hatte ich nach den wenigen Monaten, die mir unter dem südlichen Himmel zu verleben vergönnt war, den Wanderstab wieder zur Rückkehr nach der Heimath erhoben, — nur eine kurze Rast am Gestade des Ligurischen Meeres sollte mich noch an's fremde Land fesseln — als die Nachricht von dem Tode des zweiten deutschen Kaisers ganz Europa weinen machte. Ich hatte gehofft, noch unter seinem friedlichen Scepter eine wenn auch vielleicht nur kurze Spanne Zeit in der Heimath verleben zu können. Sein mit dem Lorbeere des Helden und des Dulders umwundener Sarg schloß sich, ehe ich den deutschen Boden wieder betreten hatte, und mir blieb als Trost und zur freudigen Erhebung im Schmerze nur der wunderbare Anblick, auch eine fremde Nation das Haupt verhüllen zu sehen über dem Abscheiden des nordischen Fürsten. Ein wunderbarer Anblick in der That! Die siegreiche Macht eines zu edler Reinheit und liebenswürdiger Anmuth entfalteten Menschenthumes offenbarte sich in dem Schmerze des fremden Volkes um den hohen Todten, das in ihm nur den Menschen gekannt, den Fürsten aber schätzen zu lernen kaum Gelegenheit gehabt hatte. Italien weinte in der That nur um den Menschen, der in Potsdam still auf seinem letzten Bette lag, und der das Herz des so leicht erregbaren und feinfühligen Volkes, in dessen Mitte er bis kurz vor seinem Ende geweilt hatte, durch kein anderes Mittel als durch den Zauber seines Lächelns gewonnen hatte.

Die Italiener konnten niemals begreifen, wie dieser Fürst, dieser Uomo grazioso, während seiner kurzen Regierungszeit auch nur auf den geringsten Widerstand hatte stoßen können; und die Fabeln, welche über den vermeintlichen Gegensatz, in dem sein Sohn und Nachfolger zu ihm gestanden haben sollte, immer wieder sowohl durch eine schlecht unterrichtete Presse, als auch durch mündliche Weiterverbreitung in das Ohr dieses Volkes geraunt wurden, hatten ein Vorurtheil gegen diesen jungen Fürsten wie auch gegen das „hartnäckige und brutale" deutsche Volk erzeugt, das nur durch eine große Rednergabe und Ueberzeugungskunst mit Erfolg zu bekämpfen war. Ebensowenig konnten aber auch die meisten Italiener die wahre Größe der deutschen Politik und dessen, der sie geschaffen, des alten Kaisers Wilhelm, begreifen, und der Schmerz des deutschen Volkes um sein Hinscheiden wurde von ihnen mehr angestaunt als nachgefühlt. Sie hatten ja auch nie den Zauber unmittelbar empfunden, den auch dieses ersten deutschen Kaisers Persönlichkeit

Digitized by Google

in die Herzen strahlte. Ihnen war er nur der große Fürst, der siegreiche Heerführer, der Einiger Deutschlands, der mächtige Rathgeber Europas. Sie standen erschüttert bei seinem Tode da, aber diese Erschütterung war nur die Erregung des Zuschauers eines Heldendramas am Schlusse des tragischen Kampfes, sie ahnten wohl, daß ein großer Mensch von der Bühne der Geschichte abgetreten sei, aber sie empfanden neben dem φόβος nicht den ἔλεος für den dahingesunkenen Helden. Denn ein großer Theil des Dramas, der beste und schönste, der uns Deutschen den alten siegreichen, nur dem Tode weichenden Kämpfer auch herzlich näher gebracht hatte, hatte sich nicht vor ihren Augen — wenigstens nur vor denen der besser Unterrichteten unter ihnen — abgespielt.

Gänzlich verschieden war daher auch der Eindruck, den die Kunde von des ersten deutschen Kaisers Tode in Italien hervorgebracht hatte, von dem, welchen die Nachricht von Friedrichs III. grausamem Sterben erzeugte. Ich konnte diese Verschiedenheit besonders deutlich, gleichsam äußerlich, durch die Art der Mittheilung beider Schmerzensnachrichten, empfinden.

Aus der eben erwachenden Frühlingslandschaft, die sich an den Ufern des Arno zaubervoll hinbreitete, war ich nach fröhlicher Morgenwanderung in die Stadt der Mediceer herniedergestiegen, ohne Kenntniß davon zu haben, daß schon in den vorhergegangenen Märztagen die Bangigkeit um den kranken alten Kaiser sich wie eine finstere Wolke über die ferne Heimath gebreitet hatte. Zeitungslos war ich durch den Appennin über Pistoja daher gekommen, die Augen nur geöffnet für die gewaltige Landschaft, die mich umgeben hatte, für die Eigenthümlichkeiten des fremden Volkes, in dessen Mitte ich mich plötzlich versetzt sah, und das Herz nur erfüllt von dem Zauber des Neuen. Verbannt war aus ihm alle Sorge um das Dahintenliegende und verbannt auch jeder Gedanke an die Heimath. Auch im Florentiner Quartiere hatte ich die bedruckten Blätter als etwas meiner dermaligen Stimmung Unwürdiges unberührt auf dem Tische liegen lassen. So kam ich nach dem ersten Morgengange über die Colli harmlos in das Gewühl der Stadt Florenz herein. Es war ein Freitag, der Wochentag, an dem die Contadini der ganzen Umgebung sich zum Umtausche ihrer Producte auf der Piazza della Signorina in Massen versammeln. Ich hörte die Rufe der Zeitungsträger aus dem Lärmen des Marktes heiser und aufgeregt herausschallen; ich sah Gruppen sich um die frischen und eben aus der Presse kommenden Blätter bilden, und ich unterschied plötzlich in dem Stimmengewirre das Wort: La morte dell' Imperatore Guglielmo! Es traf mich wie ein Blitzschlag. Hastig riß ich einem der heiseren Ausrufer das Blatt aus der Hand: es war keine Täuschung; ich hatte nicht falsch gehört; hier stand das mir Unglaubliche schwarz auf weiß. Und hier standen auch die Nachrichten der letzten Tage, die mir fremd geblieben waren, übersichtlich zusammengestellt, Alles, Alles; die beginnende Krankheit und das allmähliche Verlöschen des greisen, geliebten Kaisers. Welche Erschütterung in meiner Brust! Ich eilte zum deutschen Consulat, denn ich wollte ja die Nachricht nicht glauben; ich suchte deutsche Bekannte auf, deren Besuch ich mir eigentlich erst auf spätere Tage versparen wollte; überall war das erste Wort, das ich hörte, eine Bestätigung des mir Unfaßbaren; überall sah ich die Thränen im Auge schimmern, die rascher noch als die Worte die traurige Kunde offenbarten. Und mit diesen thränenerfüllten Augen traten wir nun vereint auf die Straße zurück. Der Lärm der ersten Nachricht war dort schon verrauscht, die Zeitungen waren verkauft, die Stimmen ihrer Verbreiter schwiegen. Wir erwarteten aber doch wenigstens die Aufregung, die uns erfaßt hatte, überall nachzittern zu sehen. Wir wurden sehr enttäuscht! Lustig im Frühlingswinde flatterte die Flagge auf dem Thurme der Signoria weiter auf der höchsten Spitze ihres Mastes, unbekümmert um die Erschütterung, die Europa soeben erlitten, schauten die Contadini auf dem Platze zu ihr hinauf und in den thränenschweren Himmel hinein, heiter scherzend und lachend standen die Verkäufer in der Via Calzajoli vor ihren Läden und schauten verwundert den Fremden nach, die heute so niedergeschlagen einherschritten. Nirgends war eine Aenderung in der Straßenstimmung zu verspüren. Freilich war das ja auch nicht zu verlangen in der fremden Stadt. Aber nirgends auch, soviel wir an diesem Tage und in der folgenden Woche mit den Einheimischen zu plaudern Gelegenheit fanden, zeigte sich ein Verständniß für unseren Schmerz.

Man sprach in den italienischen Kreisen nicht von dem alten Kaiser, sondern fast nur von seinem Nachfolger, dem kranken Manne. San Remo war mehr der Zielpunkt für die Aufmerksamkeit nicht nur der Redacteure der Tageszeitungen, sondern auch der Leser, als Berlin. Die Reise des neuen Kaisers in die Heimath, seine Begrüßung mit dem Könige Italiens, seine ersten politischen Kundgebungen, das war es, was eifrig discutirt wurde. Ueber den Dahingeschiedenen genügten die mageren Nekrologe, die die Presse fast mechanisch lieferte und die abstrusesten Anecdoten, die man mündlich weitererzählte. Auch im Uebrigen ernsthafte Zeitungen gaben sich leider zur Verbreitung solcher Anecdoten her, die fast alle Deutschlands Heldenkaiser lediglich als einen Mann, der die Soldatenspielerei bis zum Aeußersten und in geistig beschränkter Weise fast bis zur Lächerlichkeit getrieben habe, charakterisirten. Und — was das Schlimmste war — man begnügte sich nicht, die Persönlichkeit des verstorbenen Fürsten als eine unbedeutende hinzustellen, sondern verdächtigte auch beinahe die herzliche Trauer, die Deutschland empfand und von der nothwendig die Kunde auch bis nach Italien drang, als eine Heuchelei. Man hat ja, Dank unserer oppositionellen heimischen Presse, deren Urtheile als die des gesammten deutschen Volkes aufgefaßt werden, so vieler Orten im Auslande die Meinung, daß Deutschland, so mächtig und gewaltig es auch nach Außen dastehe, doch hinsichtlich seiner inneren politischen Lage unter einer unerhörten Gewaltherrschaft seufze. Und man war seit langer Zeit auch in Italien, dessen Presse fast lediglich mit Correspondenzen der extremsten liberalen Richtung aus Deutschland versehen wird, daran gewöhnt worden, die Persönlichkeit des alten Kaisers und das politische System seines treuen Rathgebers, des Fürsten Bismarck, als die Grundursachen der vermeinten inneren Vergewaltigung anzusehen. Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn, zwischen König Wilhelm und dem damaligen Kronprinzen, der besonders in dem jüngst erschienenen, auch in Italien vielgelesenen und vielgepriesenen Buche des Franzosen Edouard Simon „L'Empereur Frédéric" deutlich construirt und mit Hülfe einer auf Tagebuchsauszügen und vagen Zeitungsgerüchten begründeten Geschichtschreibung angeblich bewiesen ist, spukte auch gewaltig in den Köpfen der auf ihre libertà so stolzen Italiener. Und da die große Masse der Letzteren bis jetzt noch eine ebenso oberflächliche und oft unrichtige Auffassung von der inneren politischen Entwickelung des neuen Deutschen Reiches haben, wie die meisten Deutschen von der inneren Politik des jungen einheitlichen Italiens, so entstand leicht die irrthümliche Auffassung, daß mit dem alten Siegeskaiser uns zwar eine heroenhafte Erscheinung, zugleich aber auch gleichsam ein Alp, der bis dahin die Brust des neuen Deutschlands bedrückte, von dem Schicksale genommen worden sei, und daß mit der Uebernahme der Regierung durch seinen Sohn erst unser Volk zu selbständigem inneren Leben erwachen werde. Man war daher im Gespräche selbst mit höchst einsichtigen und gebildeten Italienern in jenen Tagen vielfach vor eine eigenthümliche Alternative gestellt: entweder setzte man sich dem Zweifel aus, daß man auch in seinen politischen Ansichten ein wirklich liberaler Mann sei — und das Gegentheil eines solchen ist ja dem echten Italiener der Neuzeit ein uncivilisirter Mensch — oder man mußte eingestehen, daß eine Veränderung des Systemes unserer inneren Politik allerdings zu erwünschen und unter dem neuen Kaiser auch wohl zu erwarten sei. Wie schwer wäre aber solch' ein Eingeständniß einem Ausländer gegenüber gewesen! Und wie schwer war nach der anderen Seite hin der Versuch, den Entwickelungsgang unserer inneren Politik und die historische Nothwendigkeit, mit der besonders unser Parlamentarismus seine jetzige merkwürdige Gestaltung hat annehmen müssen, einem nicht völlig von unseren Verhältnissen Unterrichteten klar zu machen!

Digitized by Google

So kam es, daß zu dem Schmerz, den ich als Deutscher über den Tod des alten Heldenkaisers empfand, noch durch die unrichtigen Urtheile über die Persönlichkeit des Verstorbenen, die ich überall, sei es in der Presse, sei es im Gespräche mit gebildeten Italienern, fast täglich vorfand, eine heftige seelische Pein hinzugefügt wurde. Dieser Mann verkannt! so sagte ich mir. Dieser Mann, um den jetzt ganz Deutschland wie um einen Vater weint, dieser Mann, in dem mit einem echt adligen Herzen ein fester Wille und hohe Weisheit vereinigt waren, soll ein bloß durch die Gunst der Umstände zu weltgeschichtlicher Größe emporgekommener Fürst, ein bloß durch die trefflich ausgewählten Paladine und Rathgeber geschaffener Heros sein? Und so dachten ihn sich doch die Italiener. Sie fügten diesem negativen Urtheile das positive hinzu, Kaiser Wilhelm habe etwas von einem eigensinnigen Greise und einem in den Absolutismus verliebten Tyrannen an sich gehabt, und vergifteten auf diese Weise das reine Gefühl des Schmerzes um den Todten, welches so gerne auch einen reinen Wiederhall in dem fremden Volke gefunden hätte.

Wie verschieden hiervon war der Eindruck, den die Nachricht vom Tode des Kaisers Friedrich III. auf dieses Volk machte! Das politische Interesse, welches dem Letzteren das Hinscheiden des ersten Wilhelm wenigstens als bedeutungsvoll hatte erscheinen lassen, wenn es auch eine tiefergehende Sympathie für den Verstorbenen nicht erzeugen konnte, trat bei der Beurtheilung Friedrichs III. zunächst in den Hintergrund. Die lange, traurige Krankheit desselben und sein durch dieselbe veranlaßter erneuter Aufenthalt in Italien hatten seine Persönlichkeit wieder gänzlich aus der Sphäre der Hofberichte, in der allein sie auch für den Italiener eine Reihe von Jahren hindurch figurirt hatte, in eine gleichsam bürgerliche Nähe gerückt. Man erinnerte sich wieder, wie man diesem Bel Uomo bei seinem erstmaligen Aufenthalte in Florenz auf der Straße die Hände in den Wagen hineingereicht und einen herzlichen Gegendruck von den seinen wiedererhalten hatte, man gedachte auf's Neue der historischen Scene auf dem Balcon des Quirinale in Rom, von dem aus der deutsche Kronprinz dem begeisterten Volke seinen künftigen König gezeigt hatte, und man colportirte mit besonderer Genugthuung die Gespräche, in denen der fürstliche Gast den Eingeborenen seine große Liebe für Italien und seine Bewunderung des befreundeten Volkes kund gegeben hatte. Und diesen Reminiscenzen wurden in der Zeit nach dem Tode des alten Kaisers täglich neue Thatsachen hinzugefügt, welche die Freude des italienischen Volkes an der mit einer ihm so verständlichen gentilezza ausgestatteten Natur des neuen Kaisers und zugleich das Mitgefühl der für körperliche Leiden so empfindlichen Rasse erhöhten. Und in der That waren ja auch alle Regierungshandlungen, die Kaiser Friedrich III. vornahm, und speciell seine ersten politischen Kundgebungen in einem Tone gehalten, der in der Brust der Italiener eine verwandte Saite mitklingen lassen mußte und der das Interesse an dem Fürsten plötzlich erwachen ließ, nachdem vorher der liebenswürdige und Unaussprechliches erduldende Mensch hauptsächlich die Theilnahme gefesselt hatte. Aber auch dieses politische Interesse war noch vermischt mit der Sympathie für den Menschen, und es war deshalb in vielen rein politischen Fragen, die während der Regierungszeit Friedrichs auftauchten, und besonders in der so viel besprochenen Battenberger Heirathsangelegenheit den Italienern nicht möglich gewesen, ein objectives Urtheil zu fällen. Man hatte gemeint, auch in dieser Hinsicht in dem deutschen Kaiser einen Märtyrer vor sich zu sehen. Die vermeintliche „Brutalität" Bismarck's wurde fast zu einem Schlagworte; und abgesehen von Schmähartikeln und tendenziös entstellten Nachrichten, wie sie z. B. der franzosenfreundliche Mailänder „Secolo" in jener Zeit fast täglich seinen zahlreichen Lesern auftischte, las und hörte man aller Orten nur Ausrufe der Verwunderung, wenn nicht gar Schreie der Entrüstung darüber, daß man diesen kranken und edlen Mann in Deutschland nicht verstehen könne und ihm entgegenwirke.

Nun schienen die immer trauriger werdenden Nachrichten aus Friedrichskron diesem vermeintlichen doppelten Martyrium ein Ende bereiten zu sollen. Schon vorher, bei dem letzten im Charlottenburger Schlosse überstandenen heftigen Krankheitsanfalle war in allen italienischen Zeitungen eine tägliche Rubrik mit der Ueberschrift: La Salute dell' Imperatore zu finden gewesen; die letzte Krankheitswoche ließ sie wieder erscheinen und bald von der dritten Seite auf die erste, an die Spitze der Blätter, vorrücken. Die Puttkamer-Krisis, welche den Fürsten zum letzten Male in seiner Wirksamkeit gezeigt hatte, tauchte in's Dunkel zurück, nur noch Correspondenzen und Depeschen über den kranken Menschen, über sein Aussehen, über die verschiedenartigen Aussprüche der Aerzte, über seine Ausfahrten und auch über seinen Wohnort fanden Aufnahme in den Blättern und Aufmerksamkeit bei den Lesern. Und auch in den Gesprächen zeigte sich überall die tiefste Theilnahme und jenes Mitgefühl, welches der Italiener durch sein Povero! Povero! so gut und herzlich auszudrücken weiß. Selbst die Fischer an dem Strande des Ligurischen Meeres, an dem ich mich in jener Zeit aufhielt, brachten freiwillig das Gespräch auf den „Re ammalato", sobald sie mich nach meinem Aussehen als einen Prussiano erkannt hatten, und ich erinnere mich noch mit stolzer Freude des italienischen Seeofficiers, welcher, als ich gerade damals einen Besuch auf dem mächtigen Kriegsdampfer „L'Italia" im Hafen von Spezia machte, auf mich zutrat und, nachdem er mich der Vorschrift gemäß nach der Nationalität gefragt, mir die Hand drückte mit den Worten: „Sie sind ein Deutscher? O, wie ganz in der Nähe habe ich einst Ihren armen kranken Kaiser gesehen, diesen idealen Mann!" So trat mir in jenen traurigen, spannungsvollen Tagen auf Schritt und Tritt eine Theilnahme an unserem schweren Geschicke entgegen, die das Herz wehmuthsvoll bewegte und doch zugleich stolz und freudig schlagen machte. Ich war der einzige reichsdeutsche Badegast in einem kleinen Küstenorte und bald genug unter der geringen Zahl der Gäste als solcher bekannt. Mehr als einmal kam es dort vor, daß in dem Kaffeehause, in welchem man gegen Abend seinen Kaffee nach dem Pranzo zu nehmen pflegte, sobald ich erschien, irgend ein unbekannter Signore mir die neueste, soeben gekaufte Zeitung mit dem Hinweise auf die neuen Depeschen überreichte, ohne daß ich darum gebeten hätte, und daß man mich ganz gegen die italienische Sitte unbekannterweise anredete und frug, ob ich nicht directe Nachrichten aus Deutschland über die Krankheit des Kaisers habe. Der kleine Ort war so abgelegen, daß man die Tageszeitungen immer erst an dem ihrem Datum nachfolgenden Morgen erhielt. So war ich denn auch am 16. Juni Morgens noch ununterrichtet über die Nachricht vom Tode Friedrichs, die am 15. schon ganz Europa schmerzlich bewegt hatte, und schwamm lustig im Meere herum, als ein Signore, den ich wohl schon gesehen aber nie gesprochen hatte, mir vom Stabilimento des Bades herab zurief, ob ich die neueste Zeitung schon gelesen habe. Und er zeigte mir, traurig nickend, aus der Ferne die großgedruckten Worte auf der ersten Seite seines Blattes, die mir Gewißheit über das, allerdings schon seit einigen Tagen Erwartete gaben. Ich muß gestehen, daß mich in diesem Augenblicke die Art der Mittheilung des traurigen Ereignisses mehr erschütterte, als das letztere selbst, und daß ebenso die fast persönliche Theilnahme, die man mir nachher an dem Mittagstische der Locanda von allen Seiten her erwies, die vielen Fragen, mit denen man mich überschüttete, und die schmerzlichen Ausrufe des Beileides, die besonders aus dem Munde der Damen kamen, einen tiefen Eindruck in mir hinterließen. Es war als sei der Gesellschaft dieses kleinen Badeortes der Landesfürst gestorben, und kaum wird in einem deutschen Dorfe unter den Honoratioren eine tiefergehende Bewegung gewesen sein, als hier an der ligurischen Küste.

Wie ganz anders war mir die Stimmung des italienischen Volkes bei dem Tode Kaiser Wilhelms vor die Augen getreten. Und wie ganz anders lautete auch das Urtheil der Italiener über das, was unserem deutschen Volke unter dem neuen Kaiser nun wohl bevorstehen würde. Ich habe schon oben erwähnt, daß sich über Wilhelm II. ein Vorurtheil in Italien gebildet hatte. Vielleicht entsprang dasselbe zunächst lediglich aus dem Umstande, daß dieser junge Fürst niemals länger in Italien

Digitized by Google

geweilt, daß er niemals die germanische Sehnsucht nach dem Süden empfunden oder geäußert hatte. Die Italiener können sich eben einen civilisirten Menschen, der nicht zugleich Bewunderer ihrer Heimath wäre, nicht denken. „Er geht lieber nach Rußland und schießt dort Bäre, als daß er wie sein Vater an unseren lieblichen Küsten weilt und Erholung unter den Denkmälern der Kunst sucht." Diese Worte eines italienischen Journals drücken am besten die Verwunderung der Italiener über das ihnen fremde Wesen des jungen Kaisers aus. Es kam hierzu, daß man in ganz Europa schon lange von den vermeintlichen kriegerischen Gelüsten des damaligen Thronfolgers gesprochen hatte. Ein Artikel über ihn, den der schon einmal genannte, in Italien so weitverbreitete „Secolo" brachte — aus der Feder seines Pariser Correspondenten — überbot an Frechheit und Lügenhaftigkeit alles, was diese Zeitung in der ganzen letzten Zeit der Krisen in Deutschland über unsere Verhältnisse und Persönlichkeiten gebracht hatte. Ich zeigte dieses Geschreibsel, das mir wenige Tage nach dem Tode Friedrichs III. zu Gesicht kam, voller Entrüstung einem bekannten italienischen Gelehrten. Wie verwundert war ich aber, als derselbe, wenn er auch nicht in den gehässigen Ton jenes Blattes einstimmte, doch inhaltlich die geäußerten Zweifel an der Wahrheit der deutschen Friedenspolitik für nicht ganz wesenlos hielt. So sehr also war nach dem Tode Friedrichs in Italien in der Anschauung des politischen Laien der Credit unserer Politik gesunken. Und wenn auch die Reden des jungen Kaisers zur Eröffnung der Parlamente einen trefflichen Eindruck machten, wenn auch Friedenskundgebungen jeder Art und aus allen Ländern als Antwort auf dieselben veröffentlicht wurden, so scheint doch in Italien bis jetzt noch nicht gänzlich das Mißtrauen geschwunden zu sein, daß der nordische Allürte recht bald einmal die Kraft des Bündnisses auf die Probe stellen werde.

Dieses Mißtrauen beruht aber zum großen Theile nicht ebensosehr auf dem Vorurtheile gegen den jetzigen deutschen Kaiser, als vielmehr auf der Verkennung des Mannes, der auch dieser dritten Hohenzollern-Generation ein treuer und einflußreicher Rathgeber sein wird, des Fürsten Bismarck. Natürlich erstreckt sich diese Verkennung nicht auf die politische Bedeutung des Reichskanzlers, wohl aber auf seine Gesinnung. Und wenn man auch die letztere durchaus nicht hinsichtlich ihrer Aufrichtigkeit gegenüber dem geeinten Deutschen Reiche anzweifelt, so thut man es doch ganz gewiß hinsichtlich ihrer Aufrichtigkeit gegenüber dem Constitutionalismus der Verfassung. Man meint überall in Italien, daß der Reichskanzler am liebsten die von ihm geschaffene Einheit in das Joch des Absolutismus fesseln möchte, und ist auf den in angeblich voller Freiheit entwickelten Parlamentarismus des eigenen Landes nicht wenig stolz gegenüber der Vergewaltigung, die nach dem italienischen Urtheile diese Einrichtung in Deutschland erlitten haben soll. Die Königstreue, welche dem Charakter Bismarck's ein so specifisch brandenburgisches Gepräge gibt, ist ja überhaupt in Italien nirgends in dieser preußischen Nüance ausgebildet, und so kommt es, daß man sich von dem gewaltigen „Junker", der jetzt Europa mit eiserner Hand in Schach hält, im Allgemeinen ein durchaus falsches Bild macht. Ich sah ihn in einem römischen Witzblatte einst abgebildet in der kurzen Giacchetta, wie sie die italienischen Offiziere tragen, und mußte unwillkürlich daran denken, daß man ihm ja meistens, und in Italien ganz besonders, politische Begriffe auf den Leib zieht, die für denselben zu kurz sind.

Um so verwunderter war ich, in den letzten Tagen ein italienisches Buch in die Hand zu bekommen, welches den großen Kanzler mit einer bemerkenswerthen Objectivität schildert. Es betitelt sich „Bismarck" und ist von Giovanni Boglietti*) mit einem gewaltigen Fleiße und mit trefflichem Eindringen in die jüngste deutsche Geschichte geschrieben. Der Verfasser lehnt sich im Allgemeinen an die deutschen Quellen an, verhehlt aber nicht seinen italienischen Standpunkt, wo ihm derselbe gegenüber den eigenthümlichen Wandlungen der inneren deutschen Politik gerechtfertigt erscheint. Dabei verliert er — ein Umstand, der die Lectüre dieses Buches für den Deutschen wirklich zu einem Genusse macht — nie die Cardinalpunkte des Bismarck'schen Lebenswerkes: die Liebe zu dem preußischen und später deutschen Vaterlande und die Treue gegenüber dem Souverän, aus dem Auge, und weiß in höchst klarer und übersichtlicher Darstellung zu entwickeln, wie um sie allein sich das Wollen dieses gewaltigen Menschen bewegt. Er hat es auf diese Weise trefflich verstanden, die Person Bismarck's in ihrer Kraft und in ihrer Beschränkung zugleich aufzufassen und zu zeichnen, und dieser guten Anlage des Porträts in dem überaus fleißig behandelten Beiwerke zugleich die Ausführung zu geben, welches es lebensvoll gestaltet. Den meisten italienischen Journalen, welche dieses Buch besprachen, ist freilich zunächst nur dieses Beiwerk in die Augen gefallen; die zahllosen wahren und falschen Anecdoten über Bismarck, die auch in Deutschland circuliren, die mancherlei interessanten Episoden in seiner Thätigkeit als Minister des Aeußeren, von denen er selbst ja Manches in seinen Reden erzählte, und Aehnliches. Und die meisten Leser jener Besprechungen sowie des Buches werden wohl auch zunächst nur diesen biographischen Theil des Buches merkwürdig und anregend gefunden haben. Aber daß ein solches Buch, welches sich im Ganzen als eine begeisterte Apologie unseres Reichskanzlers darstellt, überhaupt in Italien geschrieben werden konnte, ist schon ein Fortschritt, der jedem deutschen Leser das Herz warm berühren und in jedem deutschen Reisenden in Italien die Hoffnung wecken muß, daß mit der Zeit auch die anderen, bisher fälschlich getadelten Vorgänge in unserer inneren Entwickelung, wenn auch nicht stets die Anerkennung, so doch das Verständniß des befreundeten Volkes finden werden.

*) Torino-Napoli, L. Roux & Cie.

## Literatur und Kunst.

### Die Philosophie und die Gesellschaft der Gegenwart.

Von Rudolf Eucken.

Das Verhältniß der Philosophie zur Gesammtheit des Culturlebens ist heute minder günstig als seit langen Zeiten. Sonst war sie Hüterin eines Grundstockes principieller Ueberzeugungen; in lebendigem Wechselverkehr mit der gesammten Culturarbeit nahm sie ebenso fruchtbare Einflüsse von dort auf, wie sie ihrerseits klärend und befestigend auf die Ueberzeugungen der Menschheit zurückwirkte. So im späteren Alterthum bis tief in das Christenthum hinein die Stoa, so im Mittelalter die Scholastik, so in den letzten Jahrhunderten die Aufklärungsphilosophie, so zuletzt, wenn auch in engerem Kreise, die speculative Philosophie mit ihrem Gipfelpunkt in Hegel. Heute liegt die Sache anders. Wohl einigen sich innerhalb der Philosophie manche auf den Namen Kant's, wohl fesselt Schopenhauer gerade jenseits der Fachgelehrten weite Kreise; daß aber der Gesammtzug der Culturarbeit thatsächlich von hier oder dort beherrscht werde, wird schwerlich Jemand behaupten. Vielmehr hat diese Arbeit geradezu eine Abneigung gegen principielle Erörterungen, sie verfolgt unter den Antrieben des Lebens ihren eigenen Weg; die Philosophie aber wird in eine Nebenstellung gedrängt, wenn nicht gar völlig verworfen.

Sowohl die Literatur, als das praktische Leben bringt das zu deutlichem Ausdruck. Daß philosophische Werke, auch wo das Interesse des Gegenstandes über die Schule hinausreicht, eine allgemeinere Aufmerksamkeit finden, ist selten genug; unter den Zeitschriften wendet nur eine Minderheit der Philosophie eine anhaltende und planmäßige Beachtung zu, von der Mehrzahl scheinen die einen Alles, was dahin schlägt, ängstlich zu fliehen, andere bringen freilich gelegentliche Notizen, aber so zufällig, so nebenbei, daß die Geringschätzung der Sache sich nicht verkennen läßt. Die Durchschnittsstimmung

Digitized by Google

des Publikums aber scheint solchem Verfahren völlig Recht zu geben.

Auch die öffentlichen Einrichtungen können sich dieser Zeitströmung nicht entziehen. In unserem gelehrten Unterrichtswesen nimmt die Philosophie jetzt einen recht bescheidenen Platz ein. Aus den Gymnasien ist sie ziemlich ganz verschwunden, auf den Universitäten behauptet sie noch immer einen Einfluß, im besonderen da, wo ihr eine hervorragende Redegabe ihrer Vertreter oder auch eine eingewurzelte Tradition des Ortes zu Gute kommt, aber auch hier geräth sie durch die wachsenden Forderungen der Fachwissenschaften in's Gedränge und leidet noch mehr unter jenem stumpfsinnigen Banausenthum, welches nur das Problem kennt, das gesetzliche Minimum des Wissens mit dem Minimum eigenen Kraftaufwandes zu erreichen. Daß sie im Ganzen hier mehr Ererbtes festzuhalten, als Neues zu erobern angewiesen ist, zeigt schon die Thatsache, daß im Gegensatz zu fast allen anderen Wissenschaften die Zahl der Lehrstühle in der Philosophie trotz der gewaltigen inhaltlichen Verzweigung, die auch hier sich findet, im Wesentlichen seit Beginn des Jahrhunderts stationär geblieben ist; noch immer gibt es Universitäten, wo einem Einzigen die Vertretung der ganzen unermeßlichen Wissenschaft und obendrein wohl noch der Pädagogik zugemuthet wird. Am greifbarsten aber bekundet die Abwendung unserer Zeit von der Philosophie die Thatsache, daß bei den ihr eigenthümlichen Schöpfungen des höheren Unterrichtswesens, bei den technischen Hochschulen, selbständige Lehrstühle für die Philosophie nur hier und da bestehen; für die Geschichte und für die Literatur wird gewöhnlich Sorge getragen, der Philosophie wird ein gleicher Bildungswerth durch die That abgesprochen.

So handelt es sich offenbar nicht um flüchtige Meinungen und Stimmungen, sondern um eingreifende thatsächliche Wandlungen; es erscheint daher nicht unangemessen, die Gründe und Folgen dieser Erscheinung etwas näher zu erwägen. Hinsichtlich der Gründe hat die Sache sowohl einen zeitgeschichtlichen, als einen weltgeschichtlichen Anblick. Zunächst liegt ohne Zweifel ein Rückschlag vor gegen die speculative Philosophie mit ihrer Ueberschätzung des bloßen Denkvermögens, ihrem Eingreifen in die Gebiete der Einzelwissenschaften, ihrer Gleichgültigkeit gegen die Zustände der unmittelbaren Wirklichkeit. Aber die entscheidenden Gründe reichen über diesen besonderen Anlaß weit hinaus; es ist eine tief eingewurzelte, schon aus dem Alterthum überkommene Ueberzeugung und Lebensführung, gegen welche sich, wenn auch weniger bewußt als unbewußt, die Bewegung richtet. Gerade die leitenden Denker des Alterthums, ein Plato und ein Aristoteles, sind Vertreter der Ueberzeugung, daß die allgemeinen Größen das Wesentliche und Werthvolle der Wirklichkeit seien; daß die Höhe des menschlichen Daseins darin bestehe, sie im Denken zu erfassen und im Handeln zu vertreten. So waren es die Principien, welche allem Besonderen seine Bedeutung gaben; durch das, was es von ihnen zum Ausdruck brachte, erschien das Wirken gehaltvoll, das Handeln dünkte geradezu eine Schlußfolgerung aus den Einsichten der Wissenschaft, ein Subsumiren des Besonderen unter ein allgemeines Gesetz. Bei solcher Grundüberzeugung mußte der Philosophie eine sehr bedeutende Rolle im Geistesleben zufallen; sie erstwesentlich schien dem menschlichen Dasein einen Geistesgehalt zu geben und die Wahrheit aller anderen Gebiete verbürgen zu müssen. Auch aller Streit zwischen der Philosophie und der Religion ließ die Grundauffassung unangetastet, daß es im Leben vornehmlich auf die Gesammtrichtung, auf die Aneignung allgemeiner Wahrheiten ankomme.

Von Alters her fand sich ein Widerstand gegen solche Lebensführung aus allgemeinen Principien, aber erst in der Neuzeit, ja in unserem Jahrhundert, ist derselbe vollgewachsen und überlegen geworden. Aus einer innigeren Berührung der Geistesarbeit mit der unmittelbaren Umgebung hat sich eine unermeßliche Fülle von Aufgaben eröffnet, der erste Thatbestand ist für die Wissenschaft, die Verbesserung des nächsten Daseins für die praktische Thätigkeit unvergleichlich bedeutsamer geworden; auch haben die ersten Daten und Aufgaben unter sich weit mehr Verbindung gefunden und sich zu einer gemeinsamen Welt zusammengeschlossen. In dieser Wendung zum Besonderen aber hat sich die Arbeit an der Wirklichkeit außerordentlich verwickelt, es wuchs die Bedeutung des technischen Wissens und Könnens; die Principien aber dünkten für jene Aufgabe völlig unfruchtbar, sie wurden zunächst zurückgeschoben, bald völlig aufgegeben. So hat sich der Schwerpunkt des Culturlebens, bei den westlichen Völkern etwas früher als bei uns, in die Einzelarbeit mit ihrer endlosen Mannigfaltigkeit verlegt; nicht bloß im Wissen, auch im Handeln sind wir in eine Epoche der Specialleistungen eingetreten. Wie Gewaltiges hier die engere Verbindung der Geistesarbeit mit der Wirklichkeit geschaffen, wie viel vernunftgemäßer sich daraus das gesammte Dasein gestaltet hat, das bedarf ebenso wenig einer Auseinandersetzung, als daß durch so eingreifende Wandlungen eine einfache Rückkehr zu der vorhergehenden Lage schlechterdings ausgeschlossen ist.

Aber alle Triumphe der neuen Richtung können die Kehrseite nicht übersehen lassen, welche die Wendung von einer principiellen zu einer technisch-specialistischen Lebensführung hat. Ist die Leistung für die Umgebung Alles, so wird immer gleichgültiger, was im eigenen Inneren des Menschen vorgeht, was er als Ganzes aus sich macht; von einer kräftigen Zusammenfassung des Wesens zur Einheit, einer Richtung der Arbeit auf letzte Probleme kann keine Rede sein. Das drückt aber nicht nur auf die Philosophie, sondern auf alle Gebiete, welche den Menschen und das Lebensproblem als Ganzes fassen, zunächst auf die Kunst und die Religion, in nothwendiger Folge aber auch auf das politische und nationale, ja das gesellige Leben. Ueberall tritt die sichtbare Leistung vor die seelische Tiefe, die Rücksicht auf den Erfolg, und zwar den unmittelbaren Erfolg, vor die innere Nothwendigkeit des Schaffens. Ueber der Fertigkeit wird die Idee, über der Geschicklichkeit der Organisation die Sorge um den Geistesgehalt zurückgedrängt. Alle Ausbreitung von Wissen und Macht, alle Gewandtheit der Reflexion scheint einen Verfall in geistige Leere, in ein seelenloses Leben nicht aufhalten zu können.

Dieser Zug der Entwickelung wird verstärkt durch die mannigfach gesteigerte Spannung des Kampfes um's Dasein. Dieser Kampf drängt zu fertigen Leistungen; was nicht zur Wirkung im gesellschaftlichen Leben gelangt, ist wie nicht vorhanden. In der Leistung aber etwas Ausgezeichnetes zu schaffen und den Anderen einen Vorsprung abzugewinnen, ist vornehmlich im Speciellen möglich; irgend eine nützliche Specialität zu entwickeln, muß hier ungleich mehr bedeuten als alles Principielle; sich bei diesem überhaupt aufzuhalten, kann leicht als bloßer Kraftverlust gelten. Jedenfalls wird innerhalb der Arbeit die Sorge um das Principielle keine erhebliche Rolle spielen.

Daß es aber neben der Arbeit in edler Muße sein Recht finde, das hindern wieder die Rastlosigkeit des Wirkens, das fieberhafte Treiben mit der nothwendigen Folge einer starken Ermüdung, ja Erschlaffung. Volle Ruhe wird für die Zeit der Muße die erste Forderung, alle und jede Gedankenarbeit soll aufhören, das Bunte, Zerstreuende, mag es noch so sinnlos sein, wird dem Gehaltvollen, das einmal nicht ohne alle Mühe sein kann, vorgezogen. Für die Philosophie ist hier natürlich kein Platz.

Diese Verhältnisse, die vor Aller Augen stehen, bedürfen keiner weiteren Erörterung; das Gesammtergebniß ist zweifellos dieses, daß bei allem Fortschritt der Cultur immer weniger der Mensch für sein inneres Befinden gewinnt, daß sich eine immer weitere Kluft bildet zwischen dem hochentwickelten Stande der Culturleistungen und dem unentwickelten Zustande des individuellen Geisteslebens, daß die Arbeitenden für sich angesehen immer mehr hinter dem Gehalt der Arbeit zurückbleiben. Immer weniger garantirt die bedeutende Leistung des Sondergebietes eine Bedeutung der Gesammtpersönlichkeit, immer mehr droht über dem Arbeiter der Mensch verloren zu gehen.

Solche Consequenzen anerkennen, das heißt aber zugleich die Ueberzeugung vertreten, daß ein Zeitalter ausschließlicher Specialisirung nicht den Abschluß, sondern nur eine einzelne Epoche

Digitized by Google

innerhalb der Culturbewegung bedeutet, eine Epoche, über welche die geistigen Bedürfnisse der Menschheit, das Verlangen nach innerer Befriedigung mit Nothwendigkeit hinaustreiben. Ja es enthält die Arbeit der Zeit selbst allgemeinere Probleme, Principienfragen, welche ein Sichabschließen in bloßer Specialarbeit, wenn auch nicht für die einzelnen Individuen, so doch für die Menschheit als Ganzes durchaus unmöglich machen. Die Specialarbeit selbst, als Gesammtheit angesehen, hat eigenthümliche Richtungen und Voraussetzungen; dieselben bedürfen nicht nur der Aufhellung, sondern sie stoßen thatsächlich im Ganzen des Culturlebens mit anderen Richtungen zusammen, sie werden sich mit diesen auseinandersetzen und dabei selbst vielleicht wesentlich umbilden müssen. Mag das Bewußtsein der einzelnen Arbeiter sich um solche Fragen zunächst wenig kümmern, sie liegen in der Arbeit und dem Entwickelungsstande der Menschheit, sie werden von hier aus früher oder später auch an die Einzelnen kommen.

Als Hauptrichtungen im Schaffen der Gegenwart lassen sich bezeichnen das Verlangen nach reinen Thatsachen, das Verstehen der gegebenen Lage aus dem geschichtlichen Werden, die Unterordnung des individuellen Daseins unter das gesellschaftliche Leben. Aber wenn die Ideen Thatsache, Entwickelung, Gesellschaft das moderne Denken und Wirken beherrschen, sie alle lassen sich nicht einfach so hinnehmen, wie sie sich im Bewußtsein der meisten Zeitgenossen geben.

Das Verlangen einer echten Thatsächlichkeit richtet sich gegen ein Zurechtmachen der Wirklichkeit nach subjectiver Willkür und vertritt im Besonderen ein starkes Mißtrauen gegen die Umwandlung des ersten Eindruckes durch das begriffliche Denken. Aber der Mensch der gereiften Cultur kann unmöglich die sinnliche Welt in naiver Hingebung als seine ganze und letzte Wirklichkeit gelten lassen, ja er muß ihre eigene Anerkennung erst vom Denken her begründen. Eine vom Denken vermittelte Welt wird aber auch inhaltlich eine andere Welt; nicht sinnliche Eindrücke, sondern logische Merkmale treten jetzt voran und bestimmen die Beschaffenheit der Dinge. Auch kann das Problem als eine Aufgabe des Denkens nicht zwischen den einzelnen Punkten, sondern es muß aus dem Ganzen behandelt werden; damit aber sehen wir uns mitten in principielle Erörterungen versetzt. Was aber vom Denken, das gilt nicht minder vom Handeln. Alle Verbesserung der Lebenslage, alle Erfolge im unmittelbaren Dasein, sie befriedigen den Culturmenschen nicht sowohl durch die naive sinnliche Lust als durch die damit erfolgende Erweiterung des Existenzkreises, die Steigerung des Lebensgefühles; wie dieses aber unsinnlicher Natur ist, so wird es die Frage der inhaltlichen Befriedigung der geistigen Existenz mit Sicherheit hervortreiben; damit aber ist das Gebiet der bloßen Erfolge und Leistungen principiell überschritten.

In ähnlicher Weise gestattet der Gedanke der Entwickelung keine einfache Hingebung, er verlangt aus sich selbst eine Ergänzung. Denn die Entwickelung könnte weder für das Denken, noch für das Handeln eine Bedeutung behaupten, hätte sie den Sinn eines absoluten Werdens, eines steten Umschlagens in neue Bildungen; aller innere Zusammenhang, alles Messen, alles Verständniß der einen Phase für die andere wäre aufgehoben, hätte nicht die Entwickelung ein Gegengewicht in beharrenden und beherrschenden Größen. Ohne das erhielten wir ein buntes Durcheinander wechselnder Bilder, keine Geschichte; das Handeln aber würde ein ziellosses Dahintreiben, eine bloße Anpassung an die jeweiligen Forderungen des Augenblickes. Das Bleibende aber, das verlangt wird, muß näher bestimmt werden, zwischen Beharrendem und Veränderlichem gilt es ein Verhältniß zu finden; nicht bloß der Anblick der Wirklichkeit, auch der Inhalt der Lebensthätigkeit muß sich unter solchen Problemen umgestalten.

Endlich läßt auch das Verhältniß des Einzelnen zur Gesellschaft nicht endgültig so hinnehmen, wie es im vorwaltenden Zuge des Culturlebens heute gefaßt wird. Ohne Zweifel ist ein gewaltiger Fortschritt die Anerkennung der Thatsache, daß das isolirte Individuum nichts vermag, daß alles Wirken im Zusammenhange der socialen Umgebung steht, und daß auch das Innere des Menschen von da aus die mächtigsten Einflüsse erfährt. Die bedeutenden praktischen Consequenzen dieser Ueberzeugung liegen zu Tage; eine erhebliche Wandlung der gesammten Lebensordnung gestaltet sich von da aus und muß sich weiter gestalten. Die Zeiten eines unumschränkten Individualismus liegen hinter uns. — Aber dieses anerkennen heißt keineswegs schon zugestehen, daß der Mensch in die Beziehung zum Gesellschaftsleben, wie es ihn sinnlich umgibt, völlig aufgehe, daß er aus ihm sich bis zum Grunde seines Wesens bilde, in ihm eine unbedingte Autorität zu verehren habe. In Wahrheit hat der Fortgang der Cultur viel zu kräftig eine Innerlichkeit des Individuums entwickelt und den Menschen in seinen letzten Ueberzeugungen zu sehr auf sich selbst gestellt, als daß ihn jetzt ganz das Verhältniß zur Umgebung einnehmen könnte. Das wäre ein Rückgang bis hinter Plato, der die Befreiung des selbstdenkenden Menschen von dem „socialen Medium" schon auf's Gründlichste vollzogen hat, ein Verzicht auf alle Freiheit und Ursprünglichkeit des geistigen Schaffens. Auch unser Jahrhundert hat es auf den verschiedensten Gebieten deutlich genug erfahren, daß für alles große und durchschlagende Schaffen die allgemeinen Verhältnisse, die Durchschnittsmeinungen und Strebungen nur den Boden bereiten, daß die entscheidenden Thaten hingegen Sache einzelner Persönlichkeiten sind, und daß diese Thaten der Bewegung des Ganzen eine Richtung geben, die sich nie hätte aus den allgemeinen Factoren gewinnen lassen. Wenn zugleich aber die Abhängigkeit des Einzelnen vom Ganzen in weiterem Umfange Anerkennung findet, so entsteht ein Gegensatz, der irgendwie ausgeglichen werden muß; das Verhältniß des Individuums zur Gesellschaft wird zum dringenden Probleme, dies Problem muß aus weiteren Zusammenhängen seine Behandlung und etwaige Lösung finden.

So wirkt die eigene Arbeit der Zeit über sich selbst hinaus; aus den Hauptrichtungen des modernen Strebens erwachsen Aufgaben und drängen zur Weiterbildung unserer geistigen Wirklichkeit; offenbar beherrschen die Mächte, welche im Bewußtsein der Zeit voranstehen, ihr thatsächliches Wirken und Schaffen nicht bis zum Grunde. Nun lassen sich die Probleme so lange zurückschieben und die Gegensätze ertragen, als das Leben sich in gewohnten Geleisen fortbewegt; erwachsen aber neue zwingende Aufgaben, so ist eine Auseinandersetzung, eine Wendung zu neuer Gestaltung unerläßlich. Solche Aufgaben aber sind thatsächlich erwachsen; auf socialem Gebiete ist die Bewegung mitten im Fluß, immer dringender wird auch das religiöse Problem, immer lauter die Frage der Neugestaltung der Erziehung; je mehr das Alles zur Entwickelung kommt, desto nothwendiger werden allgemeine Ueberzeugungen, desto weiter werden wir über die bloßen Einzelleistungen hinausgetrieben, desto mehr muß die Lebensführung wieder ein principielles Element in sich aufnehmen. Eine einfache Rückkehr zu der früheren intellectualistischen Lebensform braucht das nicht zu bedeuten und wird es sicher nicht bedeuten.

Mit dieser Wandlung wird auch die Philosophie wieder eine bessere Stellung und einen mächtigeren Einfluß erlangen. Allerdings wäre es ein Zurückfallen in die alte Ueberschätzung der bloßen Principien, würde bei solchen Neubildungen die Initiative allein oder doch vornehmlich von der Philosophie erwartet; sie muß sich mit den anderen geistigen Mächten, der Religion, der Kunst, dem politischen und socialen Schaffen in die Arbeit theilen. Aber in dem weiteren Ganzen behauptet sie eine eigene Aufgabe größter Bedeutung, die Aufgabe, die Wahrheit des gesammten Lebensgehaltes vor dem denkenden Bewußtsein zu vertreten. Die Ueberzeugung von der Wahrheit und Wesenhaftigkeit des Lebensgehaltes ist bei einem entwickelten Culturstande eine nothwendige Bedingung für alles geistige Schaffen; es läßt sich dies Problem nicht dadurch bei Seite schieben, daß man unter Verzicht auf eine philosophische Einsicht eine Befriedigung der „idealen Bedürfnisse" der Kunst oder der Religion anheimgibt; denn auch die Kunst und Religion müssen eine wahre Welt besitzen, sich mit ihrem Schaffen im Element der Wahrheit befinden, sollen sie nicht zu einer Tändelei herabsinken. Jene Wahrheit aber für das Bewußtsein

Digitized by Google

zu entwickeln und zu vertreten, das wird Sache der Philosophie bleiben; daher muß alle Bewegung zu einer gehaltvolleren Lebensführung ihrer Kräftigung zu Gute kommen.

Wie sich das näher gestalten möge, verhüllt das Dunkel der Zukunft. Eine Bewegung zu neuen Zielen ist auf den verschiedenen Gebieten unzweifelhaft schon vorhanden; aber die Arbeit ist zunächst mehr orientirender, klärender, sammelnder Art, als daß sich durchschlagende Schöpfungen fänden, welche das allgemeine Leben unmittelbar ergreifen und umwandeln könnten. So behalten die entgegenstehenden Mächte einstweilen die Oberhand, und diesem Zuge des Zeitlebens gegenüber bleibt auch die Lage der Philosophie zunächst eine ungünstige.

Aber mögen die entscheidenden Wendungen der Zukunft vorbehalten sein, es kann doch auch in der Gegenwart Manches geschehen, und es kann Jeder, der über den Fragen des Tages nicht die bleibenden Ziele der Menschheit aus dem Auge verliert, an seinem Theile dazu mitwirken. Was zunächst verlangt werden muß, ist dieses, daß ebenso wie bei der Religion und der Kunst, so auch bei der Philosophie eine nothwendige Aufgabe der Menschheit anerkannt werde. So wenig alle Förderung von außen, alle Sympathie weiterer Kreise das eigentliche Schaffen irgend ersetzen oder erzeugen kann, es macht einen sehr erheblichen Unterschied, ob die Arbeit die Aufmerksamkeit und Werthschätzung der Umgebung findet, oder ob sie als eine müßige Liebhaberei einzelner Individuen erscheint.

So ist dringend zu wünschen, daß Alle, welche die Bedeutung der Philosophie für die wesentlichen Zwecke der Menschheit anerkennen, dem in Wort und That einen kräftigen Ausdruck geben, daß, wo die Philosophie zur Bildung der Nation mitwirken kann, sie die ihr gebührende Stellung erhalte, daß im Besonderen auch die Presse, soweit sie ihre Aufgabe nicht bloß in der Unterhaltung des Augenblickes sucht, den principiellen Problemen und der philosophischen Arbeit eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuwende. Was bis jetzt nur bei einer kleinen Minderzahl von Blättern geschieht, das müßte bei der Presse, welche von sich selbst und ihrem Publikum würdig denkt, zur Regel werden. Gewiß müssen die technischen Probleme der Philosophie der fachmäßigen Erörterung vorbehalten bleiben, aber über der Schulwissenschaft sollte nicht die Weltwissenschaft vergessen werden. Unsere Zeit ist voll von großen Problemen, schon ihr eigenes Wollen deutlicher zum Bewußtsein zu bringen, ist eine nicht unwichtige Sache. Oft braucht, was täglich um uns vorgeht, was an praktischen Leistungen gewirkt, an humaner Gesinnung erwiesen, an geistigem Schaffen gefördert wird, nur in's Allgemeine gehoben, nur einen Schritt weiter zurückverfolgt zu werden, und wir befinden uns inmitten philosophischer Arbeit. Aus unserer Beobachtung sind wir der Ueberzeugung, daß eine solche vertiefende Behandlung der Lebensfragen der Zeit den Wünschen weit mehrerer entspricht, als in dem Geräusch des Tagestreibens zum Ausdruck kommt; aber selbst wenn die Theilnahme erst allmählich zu gewinnen wäre, die Presse, die wir meinen, kann nicht den Durchschnitt der Tagesstimmung als unwandelbare Norm hinnehmen, sie darf nicht auf die Aufgabe verzichten, an der Erhöhung des geistigen Niveaus mitzuwirken und die zukünftigen Gestaltungen vorzubereiten.

---

## Zur mittelalterlichen Geschichte.

Von Immanuel Rosenstein.

Der unvergleichliche Aufschwung, den die Arbeiten zur Erforschung des Mittelalters bei uns seit mehr denn fünfzig Jahren durch die großartige Anregung Ranke's, durch seine bahnbrechende kritische Methode genommen haben, ist in erster Linie der Einzelforschung zu Gute gekommen. Quellenausgaben, Regesten, Jahrbücher, Monographien über besonders hervorragende Persönlichkeiten und einschneidende Epochen liegen in reichster Fülle vor. In rüstigster Weise und unter berufenster Leitung wird an der Erschließung und Kritik des mittelalterlichen Quellenmateriales weiter gearbeitet; zahlreiche Controversen über wichtige und schwierige Einzelfragen halten unsere Forscher in Athem. Mit der gründlichen und tiefen Eindringlichkeit in die Details konnte die synthetische Thätigkeit für die Darstellung eines tausendjährigen Zeitraumes nicht Schritt halten. So trefflich auch zum großen Theile die Einzeldarstellungen der Kaiserzeit in den Jahrbüchern für deutsche Geschichte sind, so bleiben sie doch ihrer ganzen Anlage nach auf die gelehrteren Kreise beschränkt und können für den überwiegenden Theil des lesenden Publikums eine in sich geschlossene Darstellung der mittelalterlichen Entwickelung Europas nicht ersetzen. Allerdings gehört diese Aufgabe zu den schwierigsten, nicht minder aber zu den wichtigsten, die der Geschichtschreibung gestellt werden können. Heute glaubt Niemand mehr, daß das Mittelalter eine Zeit der Finsterniß war, welche die Entwickelung der allgemeinen Cultur auf ein Jahrtausend unterbrochen habe. Wir sind, um die Worte Ranke's zu gebrauchen, inne geworden, daß sich die moderne Welt nicht verstehen läßt, ohne die Erforschung jener Zeiten, daß das Mittelalter einen unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt besitzt. Wohl ist auch Hervorragendes auf dem Gebiete der Zusammenfassung geleistet; wir brauchen nur die Namen Ranke und Nitzsch zu nennen, indessen die Darstellung des Mittelalters in Ranke's Weltgeschichte (Bd. V—VIII) bricht mit dem Ende des 13. Jahrhunderts ab, und das treffliche Buch von Nitzsch (Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden) geht auf die allgemein europäischen Verhältnisse nicht näher ein. Wir begrüßen es deshalb mit Freuden, daß uns in der von Oncken herausgegebenen verdienstlichen Sammlung der Geschichte in Einzeldarstellungen seit Kurzem wieder eine Gesammtgeschichte des europäischen Mittelalters vorliegt in dem Buche von Hans Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter von Karl d. Gr. bis auf Maximilian I. (Berlin, Grote'sche Buchhandlung 1887/88), zwei starke Bände von 726 und 855 Seiten, reich ausgestattet mit wohlausgewählten trefflichen Illustrationen.

Wie schon der Titel des Buches bekundet, hat sich der Verfasser auf die politische Geschichte beschränkt; weder die verfassungs- noch die allgemein kultur- und literargeschichtlichen Seiten des Mittelalters sind irgendwie eingehender berücksichtigt. In Bezug auf die Verfassungsentwickelung hätte wohl etwas mehr geschehen können. Man empfindet es als einen Mangel, daß bei der Darstellung der bedeutsamsten Institution des Mittelalters, des Lehenswesens, wohl die weitere Entwickelung nothgedrungen berührt wird, nicht aber die Ausgangspunkte und die Entstehung; weshalb denn auch die volle Bedeutung dieses eigenthümlichen Gebildes nicht zur rechten Anschauung und Würdigung gelangt. An der Stelle, wo sich der Verfasser mit der wichtigen Frage der Stammesherzogthümer beschäftigt (I, S. 168) war sehr wohl Gelegenheit gegeben, hierauf etwas allgemein orientirend einzugehen. — Die Gruppirung des gewaltigen Stoffes zeichnet sich durch große Uebersichtlichkeit aus; der Verfasser verfährt hierbei in strengem Anschlusse an die beiden großen, das Mittelalter beherrschenden Hauptzüge und scheidet das Weltalter des kaiserlichen Universalstaates und der päpstlichen Universalkirche — und die Auflösung dieser beiden Gebilde und die Neugestaltung Europas durch die Bildung nationaler Staaten. So schließt sich die Darstellung der ersten Hälfte des Mittelalters wesentlich an die deutsche Geschichte, während die nationalen Einzelgeschichten, die im ersten Bande nur kurz berührt werden, zusammen mit der deutschen Geschichte den Inhalt des zweiten Bandes bilden. Von den einzelnen Nationen stehen selbstverständlich Frankreich und England im Vordergrunde. Ersteres ist allerdings bis auf Philipp den Schönen etwas sehr cursorisch behandelt, doch verdient die Gesammtdarstellung beider Völker die vollste Anerkennung. Spanien erscheint ganz am Schluß, sehr summarisch; nur so viel wird gegeben, als nöthig war, um das Eingreifen dieser Macht in die großen Händel am Ende des 15. Jahrhunderts zu verstehen, man hätte mehr erwarten dür-

Digitized by Google

sen, um so mehr, als hier Gelegenheit gegeben war, auf die bedeutenden Impulse des Islam hinzuweisen, der eine etwas eingehendere Berücksichtigung beanspruchen durfte.

Wir müssen uns versagen, auf den reichen Inhalt des Buches im Einzelnen einzugehen und beschränken uns darauf, Einiges aus der Darstellung der deutschen Verhältnisse hervorzuheben, auf welche naturgemäß das Hauptgewicht gelegt ist. In erster Linie steht da die Darlegung des Ringens zwischen Kaiserthum und Papstthum, das dem deutschen Mittelalter sein Hauptgepräge und der Entwickelung unserer nationalen Verhältnisse die entscheidende Wendung gibt. Hier schöpft der Verfasser überall aus dem Vollen, er steht auf der Höhe der Forschung; er hat es aber glücklich vermieden, uns mit gelehrten Details und Controversen zu ermüden.

Wir knüpfen unsere Betrachtung an jene immer wieder aufgeworfene Frage, die sich bei der Betrachtung deutscher Verhältnisse so gebieterisch aufdrängt: die Frage, wie es gekommen, daß uns versagt blieb, was den anderen Völkern Europas zu erreichen gelang: die Bildung eines starken, nationalen Staatswesens. Ist es allein die imperatorische Politik, in welche Otto der Große einlenkte, ist es die dadurch hervorgerufene Verbindung der deutschen und römisch-italienischen Angelegenheiten, welche jene unglückliche Wendung veranlaßte? Diese Frage hat seit Jahrzehnten unsere Historiker beschäftigt. Man erinnert sich noch des großen Aufsehens, das die 1862 erschienene Abhandlung Sybel's, „Die deutsche Nation und das Kaiserreich", machte. Hier war der Anschauung entgegengetreten, daß das mittelalterliche Kaiserthum als echtes Organ und glänzende Vertretung unserer nationalen Interessen anzusehen sei; es war ausgeführt, daß das Kaiserthum von Anfang an fortdauernd die Tendenz einer theokratischen Weltherrschaft verfolgt, damit die nationalen Interessen stets beschädigt und endlich sich selbst den Untergang bereitet habe, während die besonnene, auf erreichbare Ziele beschränkte Politik König Heinrichs I., Herzog Ludolfs und Heinrich des Löwen den nationalen Bedürfnissen entsprachen. Sybel's Hauptgegner, Ficker, hatte unter lebhafter Bestreitung jener Ausführungen nachzuweisen gesucht, daß die Erwerbung Siciliens unter Heinrich VI. den Fortbestand des Reiches in alter Weise unmöglich gemacht habe. Unzweifelhaft haben diese Anschauungen ein gewisses Maß von Berechtigung, aber sie erschöpfen doch die Sache nicht. — Zur vollen Beurtheilung dieser Fragen ist allerdings auszugehen von der Stellung und Bedeutung der Kirche nicht nur gegenüber dem Staate, sondern auch gegenüber den Gemüthern; die politischen Gesichtspunkte schließen sich erst an die richtige Würdigung der kirchlich-religiösen Verhältnisse an, außerdem sind die Bedingungen, unter denen sich die wirthschaftlichen Verhältnisse ausbildeten, vielfach von einschneidendster und Ausschlag gebender Bedeutung gewesen.

In unserem Buche ist auf die Darstellung der kirchlich-religiösen Dinge ein ganz besonderer Nachdruck gelegt, und man kann den bezüglichen Ausführungen, sowohl in Bezug auf Auffassung wie Darlegung, vollste Anerkennung zollen. Von den pseudoisidorischen Decretalen an, jener „sehr bewußten, sehr wohl angelegten, aber doch handgreiflichen Fälschung" (Ranke), durch welche die der weltlichen Gewalt unbedingt übergeordnete Autorität der Kirche und das Primat des römischen Bischofs festgestellt werden sollte, bis zu den Concilien des 15. Jahrhunderts ist das Wachsen der kirchlichen Gewalt, ihre vollste Bethätigung und ihre Entartung in strengem Zusammenhange auf das Trefflichste dargelegt. — Als unzweifelhaft und selbstverständlich stand in den Gemüthern der Menschen fest die Idee von der Superiorität der kirchlichen Gewalt über die weltliche. Es lag nahe, daß die weltliche Gewalt nach einem bestimmenden Einflusse auf die Kirche strebte, um dadurch eine unvergleichliche Stütze ihrer Autorität zu finden und dabei wohl auch einer heiligen Sache zu dienen. Als Otto I. in die entsetzliche Zerrüttung der italienischen Verhältnisse eingriff, handelte er nicht als ländergieriger Eroberer, sondern als großer Staatsmann; er war sich wohl bewußt, daß er nicht nur den für seine Herrschaft gefährlichen ehrgeizigen Tendenzen des schwäbischen und bayerischen Herzogs auf eine Machtstellung in Italien entgegenzutreten hatte, sondern daß, wie sich die Verfassung der Kirche einmal gestaltet, auf die Kirche des Reiches sehr eindringlich wirkte, was in Rom geschah, und daß die Knechtschaft und Verwilderung des Papstthums auch den deutschen Episcopat traf und die Stellung bedrohte, welche Otto diesem als der vornehmsten Stütze seines Königthums angewiesen hatte (I, S. 203). Durch die Regenerirung des Papstthums und durch die oberste Schirmherrschaft über die Kirche, wie Otto sie durch die Erneuerung des Imperiums errungen hatte, gewann der Kaiser die höchste Appellinstanz und gelangte zu einem maßgebenden Einflusse auf den päpstlichen Stuhl und damit gleichzeitig zu einem sehr günstigen Verhältnisse gegenüber den kirchlichen Gewalten im Reiche, welche auf lange Zeit die vornehmsten Stützen des Kaisers waren. Diese Verbindung von Kaiserthum und Kirche hatte eine überaus heilsame Einwirkung auf das Gedeihen der unteren Stände. Nitzsch hat mit Recht hervorgehoben, daß man zur Beurtheilung des Segens oder Unsegens des Kaiserthums doch auch in Betracht ziehen müsse, inwieweit dasselbe den innersten Bedürfnissen der wahren Bestandtheile der Nation, d. h. der Bauern, entsprochen habe. Er findet, daß die Kirche im Bunde mit dem Kaiserthum in den Stand gesetzt war, die Hände des Laienadels von den unteren Ständen abzuwehren, somit für damals wenigstens die Masse der Bauern vor Knechtschaft zu bewahren und jene Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der unteren Stände zu schaffen, welche zwei Jahrhunderte später den Norden und Osten Europas mit einer Fülle von Cultur überflutheten. Die Regenerirung der Kirche und des Papstthums, wie sie sich unter der Schirmherrschaft des Kaiserthums im 10. und 11. Jahrhundert vollzogen hatte, gab den naturgemäßen Anstoß zu einem selbständigen Emporstreben der Kirche. Es war doch nur folgerichtig, wenn aus der inneren Erneuerung der Kirche und der Geistlichkeit, welche die Ottonen und namentlich Heinrich III. gefördert, wie sie von den dem Kaiserthum eng verbundenen Cluniacensern gepflegt wurde, die Anschauung erwuchs, daß die Herrschaft des Staates über die Kirche oder vielmehr des Kaisers über die Geistlichen ein unerträglicher Mißstand, eine Abirrung von den Geboten Gottes sei, daß hochstrebende Priester sich berufen fühlten, die Kirche als die höhere Gewalt absolut frei, selbständig und gebietend hinzustellen. Nicht durch die kaiserliche Macht, sondern durch sich selbst müsse die Kirche reformirt werden. Das war der leitende Gedanke, mit dem Gregor VII. dem Kaiserthum gegenübertrat. Sein Verbot der Laieninvestitur, welches die Ernennung der Bischöfe durch den Kaiser beseitigen wollte, d. h. die Bestellung derjenigen Fürsten des Reiches, bei denen allein der Kaiser noch ein machtvolles Ernennungsrecht ausüben konnte, führte einen tödtlichen Schlag gegen das Kaiserthum. Bei der Bestätigung der Wahl Gregors VII. geschah es zum letzten Male, daß ein deutscher Herrscher dies Recht ausübte, das von den Ottonen begründet, durch Heinrichs III. Wahlprincipat befestigt war. Das System dieses Kaisers, daß der Geistliche über die Laien herrschte und der Kaiser über die Geistlichen, wurde, was diesen letzten Punkt betraf, durch die Ansprüche Gregors dahin abgeändert, daß der Papst an die Stelle des Kaisers zu treten hatte. In verhängnißvoller Weise trafen die Ansprüche der Curie zusammen mit dem Auftreten der fürstlichen Opposition nach der Thronbesteigung Heinrichs IV. Niedergehalten durch die beiden gewaltigen Salier, Konrad II. und Heinrich III., erhob diese Opposition zur Zeit der Vormundschaftsregierung über Heinrich IV. auf's Neue ihr Haupt. Gefördert durch die Fehler des jungen Königs bildete sich die Coalition des Papstes mit dem deutschen Fürstenadel. Gegen diese hat Heinrich IV. einen dreißigjährigen Krieg geführt, in dem zum ersten Male die populären Elemente, die große Masse des niederen Ministerialenthums, die Bürgerschaften der Städte, die Bauern aufgerufen wurden. Heinrichs IV. Tod entschied und besiegelte den Sieg der kirchlich-adligen Revolution — er legte die Leitung des Reiches und die Entscheidung über die Zukunft Deutschlands in die Hände der Leute, welche den von Heinrich geschaffenen Friedenszustand als eine Verkürzung ihrer Freiheit und eine Schädigung ihrer politischen und wirth-

Digitized by Google

schaftlichen Stellung bekämpft hatten, und die Kosten hatten Heinrichs dankbare Schützlinge, Bürger und Bauern zu tragen" (I, S. 395). So wurde Heinrichs Niederlage entscheidend für die aristokratisch-feudale Entwickelung des Reiches. Der immer geringer gewordene Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Aemter wurde so gut wie ganz zurückgedrängt. Auch der erbitterte Widerstand Heinrichs V. hat diese Entwickelung nicht aufzuhalten vermocht.

Wohl hat sich unter den Staufern noch einmal das Laienelement zum gewaltigen Kampfe gegen das Papstthum aufzuraffen vermocht. Friedrichs I. Regierung bezeichnet den Höhepunkt des mittelalterlichen Kaiserthums. Er knüpft vollbewußt an die Idee des Universalreiches an; er ist bemüht, das Gleichgewicht der streitenden nationalen und universalen Momente herbeizuführen. Unvergleichlich hoch ist der Begriff, den er von der Kaiserwürde hat: es sei genug an Einem Gotte, Einem Papste, Einem Kaiser, Einer Kirche. So gewaltig war die Stellung des Reiches, daß in England die Frage aufgeworfen werden konnte, wer denn die Deutschen zu Richtern über die Völker eingesetzt habe. Und doch war es zuletzt kluge Nachgiebigkeit, ein resignirtes Aufgeben nicht zu haltender Positionen, durch die sich Friedrich auf der Höhe zu behaupten verstand. So wird seine Regierung der entscheidende Wendepunkt für die Umformung des Reiches in einen Fürstenbund. Friedrich mußte sich der Kirche gegenüber an das weltliche Fürstenthum anlehnen, er mußte, um dessen Unterstützung zu haben, die immer größer werdende Selbständigkeit der Fürsten zugeben und war zufrieden, an der Spitze einer möglichst starken Fürstenpartei zu stehen. Und ebenso mußte er nach langem, blutigem Ringen sich mit der Curie wie mit den lombardischen Städten abfinden; auch diese letzteren wurden aus Unterthanen Verbündete. Hier wie dort war der kaiserliche Held wohl der von der Glorie des Imperiums umgebene Führer, aber doch nicht der gebietende Herr und König. „Alles gehorchte ihm, aber — wie Ranke es treffend bezeichnet — unter Vertrag und Beschränkung." Wir können Prutz nicht zustimmen, wenn er meint, was Friedrich als König (im Reiche) hingab, gewann er als Kaiser wieder. — Wahrhafte Herrscher wurden die Staufer in Sicilien, nachdem es Friedrich gelungen war, durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der Erbtochter des Normannenreiches dieses Land für sein Haus zu erwerben. Während Heinrich VI. und Friedrich II. hier ein straff centralisirtes, auf ein unweigerlich gehorsames Beamtenthum gestütztes Regiment schufen, welches das Land mit allen seinen Hülfsquellen ganz und gar in ihre Hand gab, ließen sie, namentlich Friedrich II., in Deutschland das Landesfürstenthum nothgedrungen immer stärker werden. Friedrich II. kann kaum noch für einen Deutschen gelten, Deutschland hatte das Interesse für ihn verloren und wurde allmählich ein Nebenland. Es ist mit Recht von ihm gesagt worden (Ranke VIII, S. 371), daß er der Erste war, bei dem sich — im Gegensatze zu allen früheren Kaisern — eine innerliche, ideale Opposition gegen den geistlichen Staat überhaupt regte und der für eine von der Religion unabhängige Staatsgewalt eintrat. Er dachte so zu einer Zeit, wo die weltbeherrschende Macht der Kirche unter den Innocenz und Gregor IX. auf ihrem Höhepunkte stand, wo durch den Aufschwung des Ordenswesens die Kirche ein allezeit schlagfertiges Heer von Vorkämpfern besaß, die ihren Einfluß auf die Gemüther allerorten als den vorherrschenden und entscheidenden sicherte. Friedrich erlag in dem Kampfe gegen das Papstthum und der letzte Staufer starb den Tod durch Henkershand, besiegt von den Waffen, welche die Curie geschmiedet. — Die Erinnerung an den ungerechten Triumph der Kirche über die Staufer blieb der Nation eingeprägt. Drei Jahrhunderte später begann Luther seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation mit der Klage, daß die theueren Fürsten Friedrich I. und der Andere und viel mehr deutsche Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt seien. So hat die Niederlage der Staufer dazu beigetragen, die Zeit heraufzuführen, in der die Alleinherrschaft des Papstes gebrochen wurde, und ihre Kämpfe, auch die unglücklichen, waren es, welche die Idee von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt in eine andere Zeit herüberretteten und den Abfall vom Papstthum vorbereiteten (Ranke VIII, S. 372).

Es hat im Mittelalter nicht an antihierarchischen Regungen gefehlt: von Abälard, Arnold von Brescia bis auf Wicliff und Huß. Zu schneidend war der Gegensatz, der zwischen dem Gebahren der Kirche und ihrem eigentlichen Berufe, wie ihn die religiöse Ueberlieferung vorschrieb, sich herausgebildet hatte. Aber größer noch war die alle Gemüther beherrschende Vorstellung, daß die kirchliche Gewalt, deren Haupt als Statthalter Christi auf Erden angesehen wurde, das Göttliche hinieden darstelle und berufen sei, zwischen Gottheit und Menschheit zu vermitteln. Dieser Gedanke beherrscht die vornehmsten Geister wie die geringsten, er prägt sich aus in den Productionen der Literatur und Kunst. Die Welt hat keine größere Macht gekannt, und wer wollte die hohe Bedeutung leugnen, welche Kirche und Papstthum um Begründung und Entwickelung einer allen christlichen Völkern gemeinsamen Cultur gewonnen hat. Aber in der erdrückenden Ueberlegenheit, die ja keineswegs allein aus der Religion hervorging, lag der Ausgangspunkt für den Sturz des Papstthumes. Durch schwere Mißbräuche in seinem Ansehen mehr und mehr geschädigt, trieb es immer ausschließlicher hinein in Bestrebungen, die auf Gewinnung einer weltlich politischen Macht gerichtet waren. Das universelle Moment der Kirche trat zurück vor der internationalen Geistescultur, die sich aus der Wiederbelebung der classischen Studien, aus Renaissance und Humanismus, herausbildete. Wir können uns nicht versagen die trefflichen Worte hierher zu setzen, mit welchen Ranke (VIII, S. 410) das Papstthum charakterisirt: „Daß wir nicht unter dem Papstthum verharren konnten, liegt am Tage, aber es wäre eine Thorheit, seine Unentbehrlichkeit in jener Epoche der Weltentwickelung in Abrede zu stellen. Ich bin weit entfernt, das Papstthum für ein im besonderen Sinne göttliches Institut zu halten; man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht thue, aber ich halte dennoch das Pontificat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind. Es wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, es mit einer freieren Entwickelung der Intelligenz und der religiösen Meinungen zu combiniren. Aber freilich nur vielleicht, denn es ist fast zu schwer für den Menschen, den Besitz der Gewaltfülle mit der Anerkennung fremder Freiheit und Spontaneität zu verbinden. Wie schwer es dort in Rom ist, sehen wir an dem, was in unseren Tagen daselbst vorgegangen ist. Jene Infallibilität, welche das Mittelalter bekämpfte und mit Recht bekämpfte, will man heute dem Oberhaupte der Kirche zuerkennen . . . Weit gefehlt, daß die Ideen jener Zeit abgestorben und verkommen wären; sie leben fort und beschäftigen heute wieder die allgemeine Aufmerksamkeit."

Es war nicht der Kampf mit der Kirche, der ausschließlich Deutschland in eine von der der anderen Nationen so verschiedene Entwickelung hineinzwang, einer Entwickelung, welche die Bildung des nationalen Staates verhinderte. Um dieselbe Zeit, wo das Kaiserthum durch die Concessionen, die Friedrich II. den einzelnen Landesfürsten machte, zu Gunsten der territorialen Gewalten abdankte, wurden König Johann von England, dem Lehensträger des Papstes Innocenz III., durch die magna charta eine Reihe von Rechten abgerungen und dadurch die Grundlage der freien Verfassung Englands gelegt. Es ist im hohen Grade lehrreich, diese Vorgänge in England und Deutschland mit ihren Folgen für das Verfassungsleben einander gegenüber zu stellen. In England waren es nicht die Großen des Reiches allein, die gegen den König aufstanden, sondern eng verbunden mit diesen die Städte, während dieser wichtige Factor in Deutschland zu Gunsten der Fürsten zurückgedrängt wird und somit jene Vereinigung von Aristokratie und Bürgerthum fehlt, aus der die nationalen Verfassungen der europäischen Staaten hervorgingen. So blieb in Deutschland der Gegensatz zwischen Fürstenthum und Adel einerseits und den Städten andererseits, der in England durch die im Parlamente vereinigten Stände ausgeglichen wurde. Und ebenso fehlte in Deutschland jene unmittelbare Abhängigkeit der unteren Stände

Digitized by Google

von der Krone, auf die sich der französische König gegenüber dem Andrängen der großen Vasallen stützte.

Es ist nicht ohne Berechtigung, wenn man zur Erklärung der abweichenden politischen Entwickelung der anderen nationalen Staaten darauf hingewiesen hat (Sybel S. 59 und 60), daß die Könige von Frankreich und England es vorgezogen hatten, durch fügsame Freundschaft das Bündniß des Papstes für sich zu gewinnen und sich damit die Kraft zur Ueberwältigung ihres übermächtigen Adels zu bewahren, daß aber die deutschen Herrscher den Bund mit der aufstrebenden Kirche nicht einzugehen vermochten, weil die Leitung der Kirche und das Recht zur Herrschaft über Italien als die kostbarste Befugniß des Kaiserthumes galt. Doch ist die Frage keineswegs allein von diesem Gesichtspunkte zu entscheiden. Karl Wilhelm Nitzsch hat das Verdienst, die in der politischen Geschichte bisher nicht ausreichend gewürdigten hochbedeutsamen Einflüsse, welche die eigenthümlichen wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands auf die Ausbildung der Verfassung ausübten, in schlagender Weise hervorgehoben zu haben. Er knüpft (I, S. 289. 290) dabei an die Stellung an, welche Deutschland in den früheren Jahrhunderten in dem großen Systeme des europäischen Handels eingenommen hatte. Deutschland wurde durch seine Lage von den großen, wesentlich auf den Wasserweg hingewiesenen Handelsstraßen umgangen; seine wirthschaftliche Grundlage blieb der Ackerbau, verbunden mit Wald-, Moor- und Haidenutzung, und die damit zusammenhängende Naturallieferung und Naturalwirthschaft, der gegenüber ein ausgehnterer Marktverkehr mit Geldwirthschaft nur allmählich aufkommen konnte. Während die herrschenden Gewalten in Frankreich, England, Scandinavien, angelockt durch den reichen Ertrag der Märkte, sich schon früh einen durch die Auflegung von Zöllen einträglichen Einfluß auf dieselben sicherten, hat der deutsche König diese in seinen Landen so lange unbedeutenden Institute entweder den Bischöfen übergeben oder sich selbst überlassen. Damit war die Grundlage einer geordneten Steuerverfassung aus den Händen gegeben. Eine ganze Periode deutscher Entwickelung bis zum Fall der Staufer konnte eben deshalb nicht die Grundlage unseres modernen Staatslebens werden, weil ihr die Voraussetzungen eines lebendigen Verkehres, einer geregelten Geldwirthschaft, eines darauf basirten Steuersystemes und eines sich damit entwickelnden ständischen Zusammenhanges der bürgerlich erwerbenden und aristokratisch grundbesitzenden Bevölkerung ganz oder zum großen Theile fehlten."

Damit hängt es zusammen, daß die Entwickelung des Städtewesens in Deutschland hinter derjenigen der anderen Staaten zurückblieb und das Bürgerthum in bestimmter Sonderung erst später hervortrat. Wohl hatte sich seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, namentlich am Rhein, ein kräftiges städtisches Leben ausgebildet. Doch abgesehen von den städtefreundlichen Kaisern Heinrich IV. und V., die hier in ihren großen Kämpfen gegen die Fürstenaristokratie bestimmte Anlehnung suchten, hatte man von der zukunftsreichen Bedeutung der städtischen Cultur noch keine rechte Vorstellung. In Friedrich I. lebte ein gewisses Mißtrauen gegen die Bildung großer städtischer Corporationen; er sah in ihnen eher eine Gefahr. Es ist in hohem Grade bezeichnend, daß der hauptsächlichste Förderer des städtischen Lebens in jener Zeit der mächtigste Territorialherr, Heinrich der Löwe, war. So wurde es in entscheidender Zeit verabsäumt, die städtischen Gemeinwesen als solche dem Reiche zu nähern, sie zur machtvollen, naturgemäßen Stütze der kaiserlichen Gewalt zu machen; sie blieben zunächst in den Händen der Landesherren, namentlich der Bischöfe.

Es ist etwa ein Jahrhundert nach den Staufern, daß die städtische Cultur auf der Höhe ihrer Entwickelung steht. Als sich nach dem Sturze des Kaiserthums die unverwüstliche Lebenskraft der Nation in selbständigen Bildungen bethätigte, da sind es die Städte, welche durch einen gewaltigen Aufschwung in Handel und Gewerbe Deutschland eine hohe Stelle im commerziellen Leben Europas erwirkten. Aber die Städte fielen in Gruppen aus einander, die unter sich ohne Zusammenhang waren. Den schwäbisch-rheinischen Städten standen die Städte der Hansa im Norden gegenüber. Auf dem Wege der Selbsthülfe bildeten sich stattliche Organisationen zum Schutze der nächstliegenden Interessen. Aber von der Idee des Reiches waren die Städte fast ganz losgelöst; sie machten gelegentlich wohl auch gemeinsame Sache mit Feinden des Reiches, so Lübeck, „die Hauptvertreterin des gemeinen deutschen Kaufmanns". Die Interessen der Städte waren merkantile, wie die der Fürsten dynastische; eine zusammenfassende Organisation der Nation gab es kaum mehr, und das Gefühl für gemeinsame nationale Interessen starb mehr und mehr ab. — Es war doch nur ein trügerischer Schein, wenn im September 1338 vor Kaiser Ludwig dem Bayern zu Coblenz König Edward III. von England erschien, um den obersten Richter der Christenheit anzurufen gegen Philipp VI. von Frankreich. Die schwache und unbeständige Politik eben dieses Kaisers ließ den Anlauf zu einer großen nationalen Bewegung, zum Kampfe gegen das entwürdigte Papstthum, der sich unter günstigen Bedingungen vorbereitete, im einschneidenden Augenblicke kläglich scheitern. Wir dürfen die Darstellung dieser schwierigen Verhältnisse im 2. Bande unseres Buches als eine hervorragend gelungene bezeichnen, und es war nicht leicht, all' die verschiedenen Potenzen, die damals zusammenwirkten, in das richtige Licht zu stellen. Erreicht wurde nichts, es blieb bei der Aufstellung imperialistischer Doctrinen und dem Erlaß von Protesten; keine Gewalt war stark genug, um sich über den inneren, schärfer werdenden Gegensatz zwischen der an die alte Lehnsverfassung anknüpfenden hohen und niederen Aristokratie, und dem aus einer nenen Cultur hervorgegangenen städtischen Bürgerthum zu erheben und zwischen ihnen zu vermitteln. Anderswo hatte das Königthum Schritt gehalten mit der wirthschaftlichen Entwickelung der Nation, und es verstanden, jene Gegensätze mit fester Hand zusammenzufassen, Schließen wir unsere Ausführung mit den Worten, in denen Nitzsch (III, S. 313) die Summe aus jenen Gegensätzen und Kämpfen zog; sie beantworten am schlagendsten die Frage, von der wir ausgingen. „Nicht die Politik einzelner Männer oder Dynastien oder der unheilvolle Einfluß einzelner Institute der Verfassung darf für das Scheitern einer nationalen Staatsbildung allein oder vorwiegend verantwortlich gemacht werden. Der Grund dafür lag vor Allem in dieser unvergleichlichen Energie und Selbständigkeit, mit welcher in Deutschland — nachdem die gemeinsame Cultur der älteren Periode gebrochen war — die verschiedenen Bildungen des socialen Lebens sich gegen einander abschlossen und die Rücksicht auf ihre Interessen der Gesammtheit aufzuzwingen suchten. Der durch keine parlamentarische Verfassung ausgeglichene Gegensatz zwischen Grundbesitz und Capital, Lehnsverfassung und Stadtverfassung, Aristokratie und Demokratie, dieses war die Krankheit, welche unsere Entwickelung Jahrhunderte hindurch gelähmt hat."

Wer wollte es leugnen, daß hierbei auch die weit über Deutschland hinausgreifenden universalen Tendenzen des Kaiserthums und sein Ringen mit der Kirche schwer in's Gewicht fallen! Aber es heißt doch die universelle Bedeutung dieses Ringens und das Martyrium unterschätzen, welches das Germanenthum für die Cultur Europas auf sich genommen hat, wenn man das Kaiserthum nur in seinem Verhältnisse zur nationalen Entwickelung würdigt. An den Grundlagen jener Gegensätze trug es, wie wir sehen, mit nichten die Schuld. — Zwei Jahrhunderte später wie in den großen nationalen Staaten Europas gelang es in Deutschland dem Landfürstenthum, in erster Linie Brandenburg-Preußen, durch den Absolutismus die ständischen Gegensätze dem Interesse des Staates unterzuordnen.

Digitized by Google

## Die deutsche Sprache und das bürgerliche Gesetzbuch.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Die Ausdrucksweise, deren sich die Gesetzgebung des deutschen Reiches in den seither erlassenen Gesetzen, mögen sie kleineren oder größeren Umfanges sein, bedient hat, ließ mit Zuversicht erwarten, daß auch das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich sich nach Kräften bemühen werde, deutsch zu sprechen, und, ohne in den einseitigen Reinigungseifer zu verfallen, der in den Speisekarten eine so alberne Verwirrung angerichtet hat, die entbehrlichen Fremdwörter, welche einen gewissermaßen eisernen Bestand der bisherigen deutschen Gesetzgebung bildeten, ein für allemal zu beseitigen. Die Erwartung ist nicht getäuscht worden; der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist in einer Sprache abgefaßt, die seines Inhaltes würdig ist. Wie der Gedankeninhalt echt deutsch ist, wie die Regelung der verschiedenen Rechtsverhältnisse des bürgerlichen Lebens sowohl im Ganzen wie im Einzelnen auf den rechtlichen und sittlichen Anschauungen des deutschen Volkes beruht, wie keine Bestimmung genannt werden könnte, welche dem deutschen Rechtsbewußtsein und der deutschen Gesittung nicht entspräche, so ist auch die Form, in welcher die Gedanken erscheinen, das Gewand, in das sie gekleidet sind, ein echt deutsches, welches der ausländischen Fetzen, der undeutschen Lappen, wenn auch nicht völlig, so doch zum größten Theile entbehrt. Darum wird das neue Gesetzbuch nicht nur in der Rechtsbildung und Rechtsentwicklung einen Markstein bilden, welcher die gegenwärtigen und die kommenden Geschlechter überragt, sondern auch in der Entwickelung der deutschen Rechtssprache und der deutschen Sprache überhaupt.

Schon die Bezeichnung des Gesetzbuchs zeigt deutlich die Absicht seiner Verfasser, mit den irgendwie entbehrlichen Fremdwörtern gründlich zu brechen; das Gesetzbuch des neuen Reiches ist kein Civilgesetzbuch, sondern ein bürgerliches, wie das Gesetz über das Strafrecht und das Strafverfahren kein Kriminalgesetzbuch und Kriminalproceßordnung, sondern ein Strafgesetzbuch und eine Strafproceßordnung ist. Dieser Bezeichnung entspricht der Inhalt. Das Gesetz kennt keinen Abwesenheitscurator, keine Interdiction, sondern eine Entmündigung, Prodigalität und Corporation sind ihm unbekannte Dinge, es weiß nur Etwas von Verschwendung und Körperschaften. Wenn die bisherige Rechtsprache von einem Contract und einer Offerte sprach, so wird man in dem Entwurfe vergebens nach diesen Begriffen suchen, Vertragsschluß und Vertragsangebot sind an ihre Stelle getreten. Statt Motiv sagt es Beweggrund, statt Mandat Vollmacht, statt Caution Sicherheitsleistung. Wer etwa glaubt, der Entwurf regele das Obligationenrecht, wird eine große Lücke entdecken, das Recht der Schuldverhältnisse nennt sich das zweite Buch, demgemäß finden wir die barbarischen Ausdrücke Delicts- und Alternativobligation, die bisher für die deutschen Juristen ein wahres — wir bitten für den dem Sprachgebrauche der Volksvertretung nicht entsprechenden Ausdruck um Entschuldigung — Fressen bildeten, in die Rumpelkammer verwiesen, das neue Gesetzbuch kennt nur Schuldverhältnisse aus unerlaubten Handlungen und auf mehrere Leistungen. Ein Rententionsrecht gibt es nicht mehr in Deutschland, nur noch ein Zurückbehaltungsrecht, Solidarobligationen sind Gesammtschuldverhältnisse, die stolze Kompensation muß sich mit dem bescheidenen Namen der Aufrechnung zufrieden geben, und zum Schrecken aller Hinterlegungsbeamten ist aus der Deposition eine Hinterlegung gemacht worden. Servituten und Usufrukt sind dem Gesetzbuch so viel wie Hekuba, es hat es nur mit Dienstbarkeiten und Nießbrauch zu thun, und weder hat die Adoption, noch die Alimentation Gnade vor seinen Augen gefunden, es redet schlicht und recht von der Annahme an Kindesstatt und von der Unterhaltspflicht.

Schon aus diesen Beispieleu, deren Ergänzung zu einer Ermüdung führen würde, ist mit Deutlichkeit ersichtlich, daß der Bestandtheil der Fremdwörter in dem neuen Gesetzbuch ein nicht allzugroßer ist. Trotzdem meinen wir, daß diese Reinigungsarbeit noch weiter fortgesetzt werden könnte; die deutsche Sprache besitzt für eine Reihe von Rechtsbegriffen, die in dem Entwurfe noch im fremdländischen Gewande erscheinen, gute, verständliche Worte. Weshalb wollen wir dieselbe nicht wieder aus der Vergessenheit ausgraben, weshalb sollen wir den Wortschatz unserer Nationalsprache nicht bis auf den Boden erschöpfen? Es liegt uns ferne, hier eine Aufzählung der in dem Entwurfe befindlichen, entbehrlichen Fremdwörter geben zu wollen, nur des Beispiels halber sei hervorgehoben, daß Ehelichmachung ebenso verständlich wie Legitimation ist, daß man an Stelle des Inventarrechts ganz wohl von einem Erbverzeichnißrecht reden kann, und daß die Bezeichnung Conventionalstrafe sicher nicht schöner klingt, denn der Name Vertragsstrafe.

Es gibt wenig Wissensgebiete, in welchen die deutsche Sprache so mißhandelt wird wie in dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Wir reden nicht davon, daß man in Deutschland Lehrbücher schreibt, in welchen Ausdrücke vorkommen, für die der Berechtigungsnachweis wohl schwer erbracht werden kann; vor uns liegt ein Lehrbuch des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, in demselben findet sich zu wiederholten Malen der sinnlose Ausdruck „beklagtischerseits“; wir reden auch nicht davon, daß die gerichtliche Beredtsamkeit in Deutschlaud, was Formschönheit und Satzbildung anlangt, überaus viel zu wünschen übrig läßt, wir führen nur darüber Klage, daß die Fremdwörter in der deutschen Rechtssprache einen Umfang besitzen, der ebenso unberechtigt wie unnöthig ist. Was ist das für eine Sprache, wenn es in einem Urtheile heißt, „anlangend den ersten Klagechef“, (chef, franz.= Punkt), als ob man nicht ebenso gut sagen könnte, anlangend den ersten Klagepunkt? Ist das noch deutsch, wenn es in den Anklageschriften von Vulneraten und Vulneranten, Damnificaten und Damnificanten, von Reaten und Incriminationen wimmelt, daß Einem angst und bang werden kann? Mit welchem Rechte spricht man von Fungibilien, von Imponderabilien und ähnlichen ilien, während doch der gute, verständliche Ausdruck der Muttersprache zur Verfügung steht? Leider wird in dieser Beziehung so viel und so unbewußt gesündigt, daß die Sünde gar nicht mehr als solche erkannt wird, und es ist bedauerlich, sagen zu müssen, daß selbst das Reichsgericht nicht streng darauf hält, die entbehrlichen Fremdwörter zu vermeiden. Wenn der oberste Gerichtshof des Deutschen Reiches von Imputation spricht, anstatt von Zurechnung, von causalem Connex anstatt von ursachlichem Zusammenhang, von Realconcurrenz anstatt von sachlichem Zusammentreffen, so kann man sich schließlich nicht wundern, wenn ein gemeinrechtliches Gericht mit Vorliebe sich in Ausdrücken bewegt, wie sie Ulrich Zasius zu gebrauchen pflegte und das „liebe Deutsch“ eine Gestaltung und Ausbildung erhält, die an die bekannte Wortableitung lucus a non lucendo erinnert. Angesichts dieses Zustandes muß es mit um so größerer Genugthuung begrüßt werden, daß das deutsche bürgerliche Gesetzbuch sich von der Herrschaft der Fremdwörter befreit, daß es gezeigt hat, auch auf dem Gebiete des Rechtslebens könne man deutsch reden, wenn man nur ernstlich wolle, daß es mit der überlieferten barbarischen Rechtssprache gebrochen und dem deutschen Rechtsgedanken einen deutschen Ausdruck verliehen hat. Möge das Vorbild des Gesetzbuches nicht verfehlen, zur Nachahmung des von ihm gegebenen Beispieles anzueifern, möge es dazu beitragen, daß das Kauderwälsch der Rechtssprache, das halb deutsch, halb lateinisch, halb französisch ist, verschwinde und an seiner Stelle eine Ausdrucksweise sich einbürgere, die erkennen läßt, daß man sich in einem Volke befindet, welches seine schöne, erhabene und herrliche Sprache reinhalten will. Dann wird nicht nur das Recht den Tag segnen, an dem das bürgerliche Gesetzbuch die Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens begründet, sondern auch die deutsche Sprache wird Ursache haben, den Tag als einen goldenen zu bezeichnen.

Digitized by Google

## Feuilleton.

### Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

Sie erzählte ihr in wenigen Worten, wie sie sich seit zwei Monaten mit dem Hauptmann Skriabine verheirathet, wie dieser, der unter General Tschemajew's Befehl gedient und bei der Erstürmung von Taschkent dabei gewesen, jetzt als Freischärler nach Serbien gegangen und wie er ihr gerathen, sich bis zu seinem Wiederkommen zu ihrer Tante Anfissa Iwanowna zu begeben. Sie hätte den Rath gutgeheißen und sich beeilt, ihm zu folgen. Der Zufall hätte sie unterwegs mit einem jungen Manne, Namens Asklipiodot Psychologoff, bekannt gemacht, der sie zuvorkommendst von der Bahn nach dem Dorfe geführt. Sie schuldete dem Kutscher zwei Rubel, und bat ihre Tante, diese gütigst für sie auszulegen, denn sie hätte das Pech gehabt, auf der Bahn, beim Verlassen des Zuges, ihr Portemonnaie zu verlieren. Anfissa Iwanowna bezahlte auch die zwei Rubel und ließ sofort Thee bringen. Während die Nichte diesen einnahm, erzählte sie, wie sie den ganzen Weg von Moskau bis zur letzten Bahnstation mit dem jungen Psychologoff von weiter nichts als von ihrer guten Tante gesprochen. Und so kannte sie denn auch jetzt alle ihre Gewohnheiten und ihren Charakter so gründlich, als hätte sie immer an ihrer Seite gelebt, und wiederholt versicherte sie ihr, daß sie Alles aufbieten würde, sich in ihre Gunst zu setzen. So schwatzend schmierte Meletina Petrowna sich ein Butterbrod nach dem anderen, verspeiste sie mit Appetit, schüttete Zucker in ihren Thee, bat die Zofe, ihr noch eine Tasse einzugießen, und fügte hinzu: „Bitte, recht stark!" In einem Wort, sie that wie zu Hause. Als sie erfuhr, daß ganz nahebei, im Flusse, eine bequeme Badestelle wäre, rollte sie unverzüglich einen Schwamm und ein Stück Seife in ein Handtuch ein und ließ sich die Stelle anweisen.

Als sich Anfissa Iwanowna nach dem Nachtessen zurückzog, beschied sie ihre beiden vertrauten Dienerinnen auf ihr Schlafzimmer, und nun versuchten sie alle Drei gemeinschaftlich, sich an den vor langen Zeiten stattgehabten Besuch Peter Iwanowitsch's zu erinnern.

„Eigenthümlich," meinte Anfissa Iwanowna, „ich weiß wahrhaftig nicht mehr genau, ob mein Bruder damals verheirathet oder Wittwer war."

„Wittwer, scheint mir," murmelte Daria Feodorowna.

„Nein, nicht, verheirathet," rief Domne aus, „ich entsinne mich genau einer schönen, stattlichen Dame mit rothen Wangen."

„Das war seine Frau nicht, das war seine Amme —"

„Nein, es war seine Frau. Ich weiß noch wie heute, wie man ihnen das Eckzimmer zurecht gemacht, und wie sie Beide dort drinnen geschlafen — ich weiß sogar noch, es war in einem Bett mit Musselinhimmel."

„Ach, Du bringst Alles durch einander," fiel Anfissa Iwanowna ein. „Der Musselinhimmel, der war für den Erzbischof, als er eine Nacht bei uns zugebracht."

„Aber wo hätte dann die Dame geschlafen?"

„War nie eine mit dem Erzbischof hier."

„Unsinn!"

„Aber mit wem war die Dame dann hier?"

Und die Alten schwiegen und fingen von Neuem an, in ihrem Gedächtnisse nachzukramen, doch umsonst, sie bekamen nichts Klares heraus. Im Gegentheil, die Confusion ward so stark, daß sie Peter Iwanowitsch bald als Junggesellen, bald als beweibt, bald mit Frau ohne Kind, bald als Wittwer mit Amme und Säugling, bald als hinkig und untersetzt und dann wieder als schlank, in schneidiger Husarenuniform mit Knebelbart wiedersahen. Zum Schlusse kamen sie, ihrer fruchtlosen Bemühungen müde, darin überein, daß Meletina Petrowna die ganze Geschichte von ihrem Besuche als einjähriges Kind in Gratschewka erfunden haben müßte.

Da zog sie Potapytsch, der alte Diener, aus dieser Ungewißheit.

„Aber nein, aber nein!" rief er aus. „Er war ja natürlich hier, mit Amme und Kind! Erinnern Sie sich denn nicht mehr, wie eines Tages beim Essen das Balg das ganze Tischtuch vom Tisch herunter gezogen und sämmtliche Gläser zerschlagen?"

„Ja, richtig! Ja, richtig!" riefen die drei Alten nun im Chore aus und es fiel ihnen mit einmal der Besuch Peter Iwanowitsch's mit allen seinen Einzelheiten ein. Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem er kurz nach dem Verluste seiner Gattin drei Wochen in Gratschewka gewohnt. Die Amme hatte in der That damals mit dem Kinde das Eckzimmer bezogen gehabt, während indeß der Vater in dem Salon auf dem Sopha geschlafen. Die Frage, ob das Kind von damals ein Junge oder ein Mädchen gewesen, blieb jedoch unentschieden, Keiner konnte sich genau erinnern. Doch da es schon über Mitternacht hinaus war und alle Vier zum Umfallen müde waren, so wurde einstimmig beschlossen, daß das Kind ein Mädchen gewesen sein mußte. „Hätte es sonst der Vater wohl auch Meletina getauft?" machte Anfissa Iwanowna die geistreiche Bemerkung zum Schlusse.

Am folgenden Morgen erhob sich die gute, alte Dame zeitiger als gewöhnlich. Zu Ehren der Ankunft ihrer Nichte änderte sie sogar ihre gewohnte Toilette und umrahmte ihr Haupt mit einer Art Haube, der sie den pomphaften Namen „Coiffüre" gab.

Meletina, die noch zeitiger als ihre Tante aufgestanden, hatte zuvörderst ein Bad genommen, dann hatte sie einen Spaziergang im Garten gemacht, mit dem alten Pförtner geplaudert und sodann ihre Entdeckungstour bis nach der Töpferei ausgedehnt. Entzückt von Gratschewka, wie sie war, bekrittelte sie gleichwohl die Fabrikationsart in der Töpferei, die sie eine vorsintfluthliche nannte. Heutzutage stellte man derlei Sachen weit leichter, einfacher und schneller her. Ihren Thee gemächlich schlürfend erkundigte sie sich nach der Lage der Bauern in der Gegend, fragte, ob es mehr derlei industrielle Anlagen im Lande gäbe und legte eine eigenthümliche Vorliebe für den Arbeiterstand an den Tag. Als sie erfuhr, daß in Gratschewka keine Schule existirte, ließ sie ihr lebhaftes Bedauern darüber aus und zeigte die Nothwendigkeit eines obligatorischen Unterrichtes in Rußland. Schulen müßte man schaffen und an die Erziehung der Frau müßte man denken, was man heutzutage noch vollständig übersähe.

Nach dem Frühstück machte sich Meletina Petrowna mit der Einrichtung ihres Zimmers zu thun. Ihre Tante, die ihr dabei zusah, war nicht wenig erstaunt, sie ihr Bett mitten in's Zimmer rücken zu sehen, und von ihr zu hören, daß man stets mit dem Kopf nach Norden zu schlafen müßte, weil, den deutschen Aerzten zu Folge, diese Lage den Schlafenden vor allerhand Krankheiten bewahrte. Ihre Nichte erklärte ihr des Längeren, wie diese Theorie den Einfluß des Erdmagnetismus auf den Menschenorganismus zur Basis habe.

Anfissa Iwanowna hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu, aber ihr armes Hirn konnte unmöglich das Alles fassen, was ihre Nichte ihr vortrug. „Warum läßt sie das Bett nicht an der Wand stehen?" wiederholte sie sich leise, von einem Wunder in's andere fallend. Neugierig, wie jede Frau, auf die Sachen ihrer Mitschwester, musterte sie flüchtig die Kleider ihrer Nichte, und fand, daß sie außer dem Kleide, mit dem sie Tages vorher angekommen, kein anderes mehr hatte, ihr Schuhzeug war mehrfach geplatzt und die Absätze gefährlich schief. Das Alles ließ sie annehmen, daß es mit ihr und mit ihrem Manne, der unten in Serbien focht, nicht allzu weit her war.

Nachdem das Bett zurecht gerückt war, packte Meletina Petrowna ihren Koffer aus, nahm mehrere Bücher heraus, die sie auf den Tisch stellte, indem sie ihrer Tante versprach, ihr gelegentlich einige von den interessanteren, wie „Die Geheimnisse des Hofes von Madrid", „Don Carlos" u. a., vorzulesen. Anfissa Iwanowna aber hörte sie nur mit halbem Ohre an: sie hatte die Entdeckung gemacht, daß der Koffer mit Ausnahme eines zweiten Bücherpacketes auch nichts, gar nichts mehr enthielt. Da Meletina dieses zweite Packet im Koffer liegen ließ, fragte die alte Dame sie, warum sie nicht auch diese Bände herausnähme, worauf die junge Frau zur Antwort gab, das wären Lehrbücher, herausgegeben von dem Comité zur Verbreitung der Volksbildung, und schleunigst den Koffer wieder verschloß, den Schlüssel zu sich steckte und sich erkundigte,

Digitized by Google

ob es weit bis zur Post wäre. Und als sie erfuhr, daß sich in Prudok eine Postanstalt befände und täglich expedirt würde, bezeugte sie eine gewaltige Freude. So würde sie doch noch heute nach Petersburg schreiben können!

„Was, nach Petersburg schreiben?" fragte ihre Tante erstaunt; „da doch Herr Skriabine in Sibirien kämpft!"

„Oh, an ihn will ich auch nicht schreiben, sondern an eine meiner guten Bekannten," antwortete sie ruhig, und da sie Tinte, Feder und Papier brauchte, bat sie ihre Tante darum, sie zugleich höflichst um ein kleines Darlehn von drei Rubeln ersuchend, Postmarken zu kaufen. Und als sie Alles, wie gewünscht, erhalten, küßte sie die alte Dame auf beide Wangen, bedankte sich tausend Mal bei ihr und zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Obgleich es sonst die Stunde ihrer Mittagsruhe war und die weiche Bergère Anfissa Iwanowna's stets zum Schlaf disponirte, dachte sie diesmal nicht an ihren Schlummer. Sie rief Domne und theilte ihr ihre Beobachtungen über ihre Nichte mit. Eine eigenthümliche Person, die die Topfwaarenfabrikation kannte, für Industrie schwärmte und statt an der Wand, mitten im Zimmer schlief, dabei nur einen einzigen Rock und fast gar keine Wäsche besaß!

Als Anfissa Iwanowna wieder aus ihrem Schlafzimmer heraustrat, erfuhr sie von Potapytsch, daß ihre Nichte zu Fuß nach Prudok gegangen, eine Nachricht, die dem alten Diener eine gehörige Rüge einbrachte, obgleich er hoch und heilig betheuerte, daß Meletina Petrowna durchaus nicht den Wagen haben wollte. Sie ginge, hatte sie gesagt, immer zu Fuß. Es war in der achten Stunde Abends als sie von ihrem Ausfluge zurückkehrte. Nachdem sie ihren Brief auf die Post gebracht hatte, war sie bei Alexander Wassoliewitsch Sokoloff in den Laden getreten, um sich Tabak und Cigarettenpapier zu kaufen und hatte dort ihren Reisegefährten Asklipiodot Psychologoff mit dem Schulmeister Znamensky getroffen. Prudok gefiel ihr außerordentlich. Es sähe fast, fügte sie mit mokanter Miene hinzu, Dank den Läden und Gasthöfen auf dem Markte, wie ein kleiner civilisirter Ort aus.

4.

Am folgenden Tage machte Asklipiodot Psychologoff, in carrirten Beinkleidern und kurzem grünen Jaquet einherstolzirend, den Hut verwegen auf einer Seite, bei Anfissa Iwanowna Visite. Nachdem er sie mit mitleidiger Miene begrüßt, sagte er ihr mit einer gewissen Ironie, er käme, wohl wissend, daß er ihr Freund nicht wäre, auch nicht zu ihr, sondern zu ihrer Nichte, seiner charmanten Reisebegleiterin. Trotz seiner Impertinenz gab ihm die gute Dame ihre Hand zu küssen und erkundigte sich nach dem Wohlbefinden Pater Gregor's, worauf Asklipiodot ihr nonchalant antwortete, darüber könnte er ihr keine Auskunft geben, sein Erzeuger steckte den ganzen Tag in der Kirche. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ginge es ihm vortrefflich, denn er hätte die Bemerkung gemacht: Pfaffenbrut ging's immer gut! Dann theilte er ihr seine Rückkehr in's Vaterhaus, in Folge einer radicalen Umwälzung in seinem Seminar, mit, die es ihm unmöglich machte, seine Studien fortzusetzen. In dem Augenblick trat Meletina ein. Bei ihrem Anblick stand Asklipiodot schnell auf und drückte ihr kräftig die Hände. Anfissa Iwanowna ließ sie allein, woraus ihre Nichte schließen konnte, daß dieser Besuch ihr mißfiel. Trotz der Kälte dieses Empfanges blieb Asklipiodot wie angewurzelt, verqualmte das Zimmer und bewarf die Diele mit so vielen Cigarettenstummeln, daß Potapytsch hinterher seine liebe Noth hatte, alle wieder aufzulesen. Was sie einander sagten, blieb ein undurchdringliches Geheimniß, denn sie sprachen nur leise, und so oft Potapytsch mit dem Fliederwisch in der Hand eintrat, schwiegen sie oder tauschten landläufige Redensarten über Regen und schönes Wetter aus. Ehe sie ihren Gast fortließ, führte Meletina Petrowna ihn auf ihr Zimmer und unterhielt sich dort mit ihm eine gute halbe Stunde. Endlich zog sich Asklipiodot zurück und im Salon wieder auf Anfissa Iwanowna stoßend, grüßte er sie mit derselben Feierlichkeit wie bei seiner Ankunft und sagte ihr, mit dem Finger drohend:

„Das ist nicht hübsch von Ihnen, Mütterchen, das ist nicht hübsch, daß Sie Ihrem Pathen nicht gut sind. Gott wird Sie dafür strafen."

Ein paar Tage später berichtete Domne, die zur Messe nach Prudok gegangen, ihrer Herrin, daß sie Meletina Petrowna in der Kirche neben Asklipiodot sitzen gesehen, daß ihr Schwatzen und ihr Lachen die Aufmerksamkeit Pater Gregor's auf sich gezogen und daß er ihnen den Küster geschickt, der sie aufgefordert, lieber die Kirche zu verlassen, ehe sie andere Leute im Gebete störten. Der Küster hätte ihnen das ganz laut gesagt, worauf Asklipiodot hinausgegangen war, während Meletina angefangen hätte, mit Inbrunst zu beten. Meletina Petrowna bestätigte bei ihrer Heimkehr diesen Bericht, indem sie einige lobende Worte für den Pater Gregor hinzufügte. Sie gestand nämlich, sie hätte einem Dorfpriester den Muth nie zugetraut, so energisch gegen eine feine Dame aufzutreten.

Alle diese Zwischenfälle waren eigentlich wenig nach Anfissa Iwanowna's Geschmack und die Anwesenheit ihrer Nichte ward ihr zur Last. Zu schlau, um dies nicht zu merken, bot Meletina Petrowna Alles auf, diesen unangenehmen Eindruck zu verwischen, und fing an, sich nicht nur leichtlebig, sondern auch liebenswürdig und in jeder Beziehung gefällig zu zeigen. Und nach Verlauf von zwei Tagen war es ihr denn auch schon wieder gelungen, sich die Gunst ihrer Tante zurückzugewinnen, hauptsächlich indem sie ihr Syrnikis (Art Sahnenkäse) machte, an denen die alte Dame sich fast den Magen verdarb.

Nach dem Beispiele ihrer Herrin faßten die Bedienten, sowie die Bauern der Umgegend gleichfalls für die junge Frau Zuneigung. Der Kaufmann Sokoloff borgte ihr, ohne eine Miene zu verziehen, Tabak und Confect, welches letztere sie dann wieder unter die Kinder des Ortes vertheilte. Der reiche Kusma Wassiliewitsch Tschurnossoff, der für gewöhnlich Jeden, der ihn anpumpen wollte, gehörig abfallen ließ, lieh ihr einen Fünfzigrubelschein. Der Schneider Philarctes Semenowitsch, der nie recht eigentlich aus der Betrunkenheit herauskam, warf, wenn er ihr begegnete, Hurrah schreiend seine Mütze in die Luft.

Mit den Bäuerinnen sprach sie von ihren Kühen und Kälbern und von der traurigen Lage, die ihnen bereitet. Mit den Bauern redete sie von der unerträglichen Macht des Capitales und der Bedrückung des kleinen Mannes. Sie badete sich mit den jungen Mädchen, lehrte sie schwimmen und tauchen. Manchmal aber ergriff sie dann wieder die Laune, sich allein zu baden, und dann schickte sie die anderen jungen Mädchen plötzlich ohne weitere Aufklärung fort.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die Akademische Kunstausstellung.

I.

Eine Diatribe gegen das Ueberhandnehmen der Kunstausstellungen als Einleitung zur Schilderung einer solchen läßt auf eine gewisse Voreingenommenheit schließen und berechtigt zu Zweifeln an der Unbefangenheit des Urtheiles. Aber sie ist nicht zu umgehen. Seit dem Jahre des Heiles 1763, da man in Paris die erste Ausstellung der école des beaux arts eröffnete, ist die Bilderschau epidemisch geworden. Was nützt dem Berliner der ganze Ausstellungspark, wenn er nicht von Mitte Juli bis Mitte September seine 1000 Quadratmeter mit Oel- und Wasserfarben bedeckter Leinwand zu sehen bekommt. Die Malerei ist eine vergleichsweise harmlose Kunst, man kann ihr aus dem Wege gehen, was sich der Musik gegenüber schon schwerer bewerkstelligen läßt, aber sie ist recht schädlich für den, der sie unbefugt ausübt und von ihr seinen Lebensunterhalt erwartet. Uns will bedünken, als trüge die zu häufige Wiederkehr großer Ausstellungen nicht am wenigsten zur Bildung eines stark wachsenden Künstlerproletariates bei.

Eine vom Staate privilegirte Akademische Kunstausstellung sollte sich ihren eigenen vornehmen Charakter wahren und jede Collision mit den Zwecken von Privatarrangements ähnlicher Art thunlichst vermeiden. Sie ist zunächst keine Verkaufsanstalt zur Förderung des Bilderhandels, würde auch, wie die Umsatzziffern alljährlich genugsam beweisen, einem solchen Zwecke nur höchst unvollkommen genügen. Sie wendet sich vor Allem an die Künstlerschaft selbst, die sie zu einem in bestimmten Perioden wiederkehrenden edlen Wettbewerb auffordert. Gleichzeitig bietet sie dem Publikum Gelegenheit, von den Fortschritten der Kunst Kenntniß zu nehmen und durch sein Urtheil auf die verschiedenen Richtungen fördernd oder hemmend einzuwirken. Ob dieses Urtheil sich durch Kauf oder Kritik äußert, ist für die idealen Zwecke der Bilderschau gleichgültig. Die olympischen Spiele wurden in Hellas alle fünf Jahre gefeiert, und dabei handelte es sich doch nur um die Bethätigung körperlicher Gaben. Die alljährliche Wiederkehr eines Wettstreites auf irgend einem geistigen Gebiete,

Digitized by Google

um wie viel mehr auf dem der bildenden Kunst, ist ein Mißgriff, dessen schädliche Folgen sich über kurz oder lang bemerkbar machen. Der nahe liegende Hinweis auf den sich im Mai jedes Jahres öffnenden Pariser Salon ist nicht beweiskräftig, da die französische Kunstarena einen internationalen Charakter trägt. Dagegen lehrt jeder Besuch des Burlington-House in London, wie sehr die Production eines einzelnen Landes hinter den Anforderungen einer alljährlichen Concurrenz zurückbleibt. Die obligate Bilderziffer wird mühelos erreicht, auch das Durchschnittsniveau des zur Schau gestellten Könnens hebt sich zusehends, aber der geistige Gehalt, jenes unbestimmbare Etwas, das die nachgeahmte Wirklichkeit zum Kunstwerke erhöht, schwindet immer mehr zu Gunsten handwerksmäßiger Kunstfertigkeit.

Jeder anständige Künstler will natürlich, um nicht den Contact mit dem Publikum zu verlieren, auf der Ausstellung vertreten sein. Hat er an Bestellungen keinen Mangel, so pinselt er nebenher alljährlich sein Pensum für die Hängecommission herunter; ist er auch in weitesten Kreisen unbekannt und verfügt nicht über ein ausnahmsweise rührriges Handgelenk, so setzt er die Hälfte des Jahres ein, um sein Bild in irgend einer dunklen Ecke verschwinden zu sehen. Die Hast der Production wird durch den übermäßig häufigen Wettbewerb zu Ungunsten ihrer Durchbildung gefördert. Er erweckt gleichzeitig Hoffnungen, die er nur höchst unvollkommen zu befriedigen in der Lage ist. Schon die bloße Annahme durch die Prüfungscommission erscheint dem jungen Künstler als ein Erfolg, als eine Abschlagszahlung auf die Unsterblichkeit. Erst eine Reihe herber Enttäuschungen belehrt ihn darüber, daß Bilder zur Schau stellen und Bilder verkaufen zweierlei ist. Die directe Berührung mit dem geschäftsmäßigen Kunsthandel wäre für ihn bei Weitem lehrreicher gewesen, als das Beschicken der Akademischen Bilderschau, wo es nur Annahme oder Ablehnung, aber keine motivirte Correctur gibt.

Hat die Kunstausstellung den Zweck, das Publikum über die Summe des in einem bestimmten Zeitraume Geleisteten zu orientiren, so darf dieser Zeitraum nicht zu karg bemessen sein. Was in einem Jahre unter dem Einflusse der Mode und des Privatgeschmackes zusammengepinselt worden ist, hat für Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein Interesse, das sich in dem gezahlten Preise ausdrückt und erschöpft. Für die Vermittelung solcher Geschäfte genügt der Kunsthandel. Sind sie zur Zufriedenheit von Käufer und Verkäufer abgeschlossen, so kann man dem, der das Kunstobject los ist, und dem, der es hat, Glück wünschen und braucht sich nicht weiter kritisch zu echauffiren. Eine nachträgliche Ausstellung solcher Producte gleicht einer Schaufensteraulage, die für weitere Aufträge Reclame macht. Wie sehr dieses harte Urtheil berechtigt ist, beweist das Verhalten der berufsmäßigen Kritik. Wer auf Medaillen und ehrenvolle Erwähnung keinen Anspruch hat, will wenigstens in den Besprechungen der großen Tageszeitungen genannt sein. Warum soll man einem unschädlichen Kunstjünger Geschäft und Vergnügen verderben? Zu einer Discussion gibt sein harmloses Bild keinen Anlaß, und eine Schilderung von fünf bis zehn Zeilen macht ihm eine kleine Freude. So entstehen leicht lesbare beschreibende Kataloge anstatt ernsthafter Kritiken, die, wenn auch vom selbstbewußten Künstler selten beachtet, doch dem Urtheile des Publikums eine Directive geben.

Eine alljährlich wiederkehrende Akademische Kunstausstellung wird von den idealen Zielen einer solchen mehr und mehr abgedrängt. Sie ist vor Allem durchaus ungeeignet, durch Vorführung von Mustern verschiedener Richtungen das Urtheil zu bilden und den Geschmack zu läutern. Sie wirkt geradezu verwirrend, weil ein gewisses Maß technischen Könnens den Zutritt zu ihr eröffnet, und somit das Gute unter dem Erträglichen verschwindet. Epoche Machendes bei einem jährlichen Turnus zu erwarten, wäre widersinnig, aber auch das bloß Charaktervolle wird von Jahr zu Jahr seltener, wie es denn schon seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen ist, daß irgend eine Bilderschau unter dem Zeichen eines oder mehrerer Künstler gestanden hätte, denen man einen dauernden Einfluß auf den Verlauf der Kunstentwickelung hätte voraussagen können.

Zu der vorstehenden Expectoration hat uns ein vorläufiger Rundgang durch die Räume der noch nicht eröffneten Ausstellung Anlaß gegeben. Wem es darauf ankommt, daß im Deutschen Reiche recht viel und nicht schlecht gemalt wird, wird die Säle mit einem gewissen Gefühle der Befriedigung durchwandern. Wir haben sie mit der peinlichen Empfindung verlassen, daß die Kunstübung bei uns an einer Ueberproduction und an einem durch sie bedingten handwerksmäßigen Betriebe zu kranken beginnt.

G. M.

## Sommeroper bei Kroll.

Herr Bennent. — Herr Bulß. — Rückblick.

Der neue Leiter des Krolltheaters — der Sohn des alten, immer jung erscheinenden, nun verstorbenen Commissionsrathes J. C. Engel — führte in verflossener Woche einen Sänger vor, der als eine ganz besondere Erscheinung zu bezeichnen ist, der als deutscher Sänger Eigenschaften besitzt, die bisher nur bei den ungarischen Zigeunern zu finden waren. Herr Bennent aus Aachen, von Beruf Haarkräusler oder, um den deutschen Ohren besser klingenden Ausdruck zu gebrauchen, Friseur, ist Theatersänger „aus Leidenschaft". Er hat nie singen gelernt, er kennt die Noten nicht, und führt ganze Partien, wie den Lyonel in der „Martha", mit voller Sicherheit aus dem Gedächtnisse durch; ja, es ward mir von mehreren sehr glaubwürdigen Personen mit Bestimmtheit versichert, Herr Bennent habe in Aachen sogar den Lohengrin gesungen. Bisher ist Aehnliches, wie ich oben bemerkte, nur bei den ungarischen Zigeunern zu Tage getreten. Bei diesen findet man noch heutzutage die unbegreifliche Erscheinung, daß ein Trompeter oder Clarinettist in einer Ouverture 100 Tacte Pausen einhält, ohne die Noten je gesehen zu haben, also ohne zu zählen, und daß er mit dem richtigen Tacte unfehlbar einsetzt. Aber diese Zigeuner sind mit ihren Stammesgenossen aufgewachsen, die ja auch keine Art des Musikmachens kennen, als die aus dem Gedächtnisse, und die auch nicht im Stande sind, auf eine andere Art zur Musik zu gelangen. Alle Mühe, die sich Musikfreunde und Musiker gegeben haben, begabte Zigeunerknaben musikalisch zu bilden, war verloren. Liszt erzählt in seinem Buche über die Zigeuner, wie er und sein Freund Graf Teleki einen solchen in Paris erziehen wollten, wie er alle eleganten Gewohnheiten annahm, aber gar nichts lernte, zuletzt zu der Capelle seines Bruders ging und dann verscholl. Ich selbst habe in den vierziger Jahren zwei Zigeuner, einen rumänischen in Bukarest und einen ungarischen in Siebenbürgen, unterrichtet, als Entgelt, daß sie mich ihre nationalen Weisen lehrten; sie waren strenge Unterweiser, merkten sofort die geringste Abweichung in meiner Wiedergabe ihrer Melodien; was aber ich ihnen aus italienischen oder französischen Opern vorspielte, das änderten, verzierten und verdrehten sie, bis es klang wie eine rumänische „Hora" oder ein ungarisches „Werbungslied".

Daß jedoch ein echtdeutscher Friseur, der in einer der drei Städte lebt, welche die alljährlichen Niederrheinischen Musikfeste veranstalten, der also mitten in der deutschen Tonkunst aufgewachsen und gewiß mit vielen Musikerköpfen wenigstens in äußerliche Berührung gekommen ist, sein Talent so ganz und gar zigeunerhaft entwickelte, kann jedenfalls als eine ganz außergewöhnliche Erscheinung gelten.

Allerdings — außer dem großen Gedächtnisse hat er mit den braunen Kindern des Ostens nichts gemein. Von ihrer Ursprünglichkeit, von ihrer wilden Leidenschaft des Vortrages ist bei ihm kein Atom vorhanden. Er hat eine hübsche, reine Tenorstimme, die besonders in der Höhe gut, in der Mittellage jedoch nasal klingt; daß bei einem Sänger, der gar nichts gelernt hat, von Gleichheit der Register keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Das würde jedoch weniger auffallen, wäre sein Vortrag von natürlicher Wärme, von jener ungeregelten, aber nicht unangenehm wirkenden Empfindung durchdrungen, die bei Dilettanten öfters hervortritt. Aber die ganz gleichgültige Vortragsweise, die ganz gleichmäßigen Bewegungen, die steife Haltung und die fast starren Mienen der ziemlich hübschen, aber durchaus nicht mehr jugendlichen Gesichtszüge verleiteten auch den Hörer, der nicht mit Spottabsichten gekommen war, zu dem Gedanken, daß er einen singenden Haubenstock vor sich hatte, wie deren in den Friseurschaufenstern mit den neuesten Haarmoden zu sehen sind. Herr Bennent, der hier nur einmal aufgetreten ist, soll nach übereinstimmenden Mittheilungen ein wohlhabender Mann sein; so mögen wir ihm von Herzen das kindliche Vergnügen gönnen, sich hier und da auf der Bühne zu zeigen und lebhaft beklatscht zu werden. Daß er bei seinem Alter (er steht wohl in der zweiten Hälfte der Dreißiger) nichts mehr lernen kann, wird ihm selbst gewiß klar sein; er müßte von vornherein so viel verlernen, daß ihm fast nichts übrig bliebe.

Neben dieser mehr sonderbaren als interessanten Erscheinung hat das Krolltheater in den letzten Wochen auch wahrhaft bedeutende Kunstleistungen geboten. Die ausgezeichnete Künstlerin Frau Klafsky entzückte die Musikfreunde als Fidelio, Eglantine in „Euryanthe" und Donna Anna in „Don Juan", und die kleine Sommeroper kann sich rühmen, Weber's herrliches Werk, das von der Königlichen Oper seit Jahren verschwunden ist, ganz gut und ebenso den „Don Juan" mit den Originalrecitativen Mozart's vorgeführt zu haben, zu welchen das reichst dotirte Hoftheater Deutschlands Monate langer Vorstudien unter Herrn Capellmeister Deppe bedurfte. Herr Bulß, der treffliche Baritonist der Dresdener Hofoper (der allerdings hier und da zu sehr den Theatereffect anstrebt), hat im „Tell", „Hans Heiling", „Rigoletto" und „Nachtlager" große Anziehungskraft auf das Publikum geübt und die glänzenden Erfolge errungen, die seiner schönen Stimme, dem warmen Vortrage und der großen Bühnengewandtheit überall zu Theil werden. Im Herbste wird Marianne Brandt erscheinen, und so kann man dem Krolltheater auch unter der neuen Leitung günstige Zukunft vordeuten.

Heinrich Ehrlich.

## Offene Briefe und Antworten.

### Zur russischen Iwanok-Sage.

Sehr geehrte Redaction.

Daß die gleichen Volkssagen bei soundsoviel verschiedenen Volksstämmen sich wiederholen, ist keine neue Erfahrung. Ganz ebenso, wie im russischen Volksmärchen Iwanok den Polen überlistet, führt im deutschen Volksmärchen der deutsche Bauer den Teufel und Rübezahl an, nur daß der deutsche Bauer beim zweiten Vertrage nicht, wie nach Sacher-Masoch Iwanok gethan haben soll, Kartoffeln „säet", sondern Rüben. Indeß auch Iwanok wird wohl Rüben gesäet haben, denn die Sage ist viel, viel älter, als die Bekanntschaft Europas, bezw. der Alten Welt, mit der Kartoffel, der Frucht der Neuen Welt.

Ganz ergebenst

Friedland i/M. C. Spielmann.

Digitized by Google

## Inserate.


Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung oder auch direct unter Einsendung des Betrags bezogen werden:

**Die goldene Zeit.**

Neue Geschichten aus der Heimat

von **Heinrich Seidel.**

Preis brosch. ℳ 3.—, in Leinwand geb. ℳ 3.75.

**s' Liserl.**

Erzählung vom Ammersee

von **Maximilian Schmidt**

(der gesammelten Werke VII. Bd.).

Preis brosch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

**Nachklänge altgermanischen Götterglaubens**

im Leben und Dichten des deutschen Volkes

von

**Dr. Ferd. Hoffmann.**

Octav. 1888. 1 M. 80 Pf.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bände, Paris 1859, Halbfranz. 10 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Geschichte der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** erschien:

**Drei Bücher erzählender Gedichte**

von

**Heinrich Viehoff.**

Aus dem Nachlasse H. Viehoffs herausgegeben von **V. Kin.**

**Mit dem Bildnisse des Dichters in Stahlstich.**

14 Bog. gr. 12°. Preis brosch. 2.40 M.

Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß diese durch ihre gefällige Form, wie durch ihren sinnigen und sittlichen Gehalt ausgezeichneten Dichtungen dem deutschen Volke und namentlich der reiferen Jugend eine willkommene Gabe sein werden; denn selten hat es ein Dichter so meisterhaft verstanden, ohne merkbare Absicht auf die Bildung des jugendlichen Gemütes und Charakters einzuwirken, wie dies von Viehoff in seinen „Erzählenden Gedichten" geschehen ist.

**Verlag von Robert Oppenheim, Berlin.**

**Naumann, Emil,** Prof. Dr., Dresden, Kgl. Preuß. Hofkirchen-Musikdirektor, **Deutsche Tondichter.** Von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge, gehalten an dem, unter dem Protectorat Ihrer k. k. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Deutschland stehenden Viktoria-Lyceum zu Berlin. 5. Aufl. Volks-Ausg. 8°. XVI und 402 S. Preis geh. 3 ℳ, fein geb. 4 ℳ.

— **Italienische Tondichter.** Von Palästrina bis auf die Gegenwart. Vorträge. 8°. XII u. 570 S. 2. Aufl. Volks-Ausg. Preis 4 ℳ, fein geb. 5 ℳ.

Von den beiden vorstehenden Werken Naumanns sind auch reich ausgestattete Prachtausgaben, zu Geschenken geeignet, zu haben.

— **Nachklänge.** Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8°. VIII u. 344 S. Geh. Preis 4 ℳ 50 Pf.

— **Musikdrama oder Oper?** Eine Beleuchtung der Bayreuther Bühnenfestspiele. 8°. 60 S. Geh. Preis 1 ℳ.

— **Darstellung** eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthemas. 8°. 69 S. Geh. Preis 1 ℳ 50 Pf.

— **Der musikalische moderne Zopf.** Eine Studie. 8°. VI u. 176 S. Geh. Preis 2 ℳ 50 Pf.

Verlag von **Carl Reissner,** Leipzig.

**DEUTSCHE MALER.**

Von Asmus Jakob Carstens an bis auf die neuere Zeit in ihren Werken kritisch geschildert

von

**Hermann Becker †.**

Bearbeitet und herausgegeben

von

**Hermann Becker dem Jüngeren.**

Ca. 38 Bogen gr. 8° in eleg. Ausstattung.

*Mit dem Portrait des Verfassers.*

**Preis geheftet 10 Mk., in Halbfranzband 12 Mk.**

Während seiner langjährigen Thätigkeit als Mitarbeiter und Redacteur der Kölnischen Zeitung, sowie als geschätzter Correspondent der besten deutschen und französischen Kunst-Zeitschriften, hat der vor zwei Jahren gestorbene Autor dieses Buches, der Historienmaler Hermann Becker, ausreichend Gelegenheit gehabt, den Entwickelungsgang der neuen und neuesten deutschen Malerei zu verfolgen, um so mehr, weil er dreissig Jahre lang als Kritiker für das oben genannte Weltblatt thätig, in dessen Auftrag fast sämmtliche grosse Kunstausstellungen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und Belgiens kritisch besprochen hat.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** soeben erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundert]. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.


Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 28. Juli 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

CORNELL UNIVERSITY, AUG 10 1888

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** England und seine Colonien. Von Ph. Aronstein. — „Geld unter die Leute bringen". Von Adolf Mayer. — Die Berechtigung zum einjährigen Dienst. — **Literatur und Kunst:** Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben. Von Fritz Lemmermayer. — Die Anfänge unserer Gesittung. Von Wilhelm Bolin. — André Theuriet. Von A. G. von Suttner. — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. II. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### England und seine Colonien.

Von Ph. Aronstein.

Es ist eine auf dem Festlande, besonders auch in Deutschland verbreitete Ansicht, daß England den Zenith seiner Macht überschritten habe. Sein Einfluß in Europa, so behauptet man, ist beständig im Schwinden begriffen, seine Kolonien sind schon fast politisch selbständig und werden bald auch, wie im vorigen Jahrhundert die nordamerikanischen Staaten, das lose Band abstreifen, welches sie noch an das Mutterland knüpft. Dadurch wird England sein Prestige und so einen Theil seines mächtigen Handels verlieren und herabsinken zu einer Macht zweiten Ranges, wie Spanien im siebzehnten und Holland im vorigen Jahrhundert. Politische Prophezeihungen gehören nun zwar zu jenen ersten Gedanken, die, wie Jedermanns erste Gedanken, keine tiefere Begründung haben und deshalb auch auf ernsthafte Erörterung wenig Anspruch erheben können. Gerade aber, weil sie auf der Oberfläche liegen, wirken sie auf desto weitere Kreise und helfen in der Gestalt von nationalen Vorurtheilen und Sympathien jene Macht bilden, die als öffentliche Meinung einen so großen Einfluß ausübt auf die Beziehungen der Völker zu einander. Es ist deshalb wohl am Platze, den Grund oder Ungrund jener Meinung zu untersuchen und so ihre Wahrheit oder Nichtigkeit zu beweisen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Einfluß Englands auf die Geschicke Europas, je näher wir der Gegenwart kommen, um so geringer geworden ist. Während zweier Jahrhunderte war England der Hort des Protestantismus und der Wächter über das politische Gleichgewicht. Allein oder im Bunde mit den protestantischen Staaten des Festlandes vereitelte es zunächst die Aspirationen Spaniens, dann die Frankreichs nach einer europäischen Weltmonarchie. Philipp II. von Spanien, Ludwig XIV. und Napoleon I., sie fanden alle in England eine unübersteigliche Schranke für ihre ehrgeizigen Pläne. Wenn England nicht selbst seine Heere zur Bekämpfung der Franzosen aussandte, so unterstützte es die deutschen Fürsten mit Geld und Waffen, zu gleicher Zeit geschäftig, in Ostindien und Amerika sich ein mächtiges Reich zu schaffen. Maria Theresia von Oesterreich, Friedrich der Große, Kaiser Karl VII., der König von Sardinien — sie alle standen in englischem Solde, sobald sie ihre Waffen gegen Frankreich kehrten. Von denselben Gedanken geleitet, reichte es in unserem Jahrhunderte Frankreich die Hand, um Rußlands Gelüsten nach der Erbschaft des „kranken Mannes" an den Wällen von Sebastopol ein kräftiges Halt entgegenzurufen. In den mannigfachen Kämpfen jedoch, die seitdem Europa erschüttert haben, ist England passiv geblieben. Wohl sympathisirte es mit allen liberalen und revolutionären Bewegungen des Festlandes, mit jeder unterdrückten Völkerschaft, die sich aufraffte zu einem Freiheitskampfe, aber Ungarn sowohl als Polen und Italiener sahen sich bitter enttäuscht, wenn sie statt platonischer Sympathien und moralischer Unterstützung wirklichen Beistand an Geld und Menschen erwarteten. In letzter Zeit hat es sich fern gehalten von allen Combinationen des Festlandes, denselben nur seine Freundschaft und moralische Unterstützung gewährend.

Der Grund hierfür liegt sowohl in den veränderten Verhältnissen Europas, als Englands selbst. Weder der Protestantismus noch das Gleichgewicht von Europa bedürfen mehr des englischen Schutzes, dessen kleine Kriegsmacht unbedeutend erscheint gegenüber den continentalen Völkerheeren. Statt durch Staatskunst und Fürstenheirathen willkürlich zusammengewürfelter Staaten, die einen übermächtig, die anderen zu schwach, um ihre Selbständigkeit zu wahren, sehen wir jetzt dort Völkerbünde und starke Nationalitäten, die ihre Existenz in schweren Kämpfen errungen haben und jeden Augenblick bereit sind, sie bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Die Eifersucht der Großen wiederum schützt die Kleinen mehr als Verträge und Heeresmacht.

Der andere Grund für die passive Rolle, welche England spielt, liegt in seiner veränderten politischen Verfassung. Früher eine Aristokratie mit monarchischer Spitze, ist es im Laufe der letzten 50 Jahre zu einer Demokratie geworden mit aristokratischen und monarchischen Formen; die Macht ist übergegangen auf die Masse des Volkes. Diese ist aber einer Politik der Einmischung in festländische Verwickelungen durchaus abgeneigt und eine Demokratie verfällt daher nicht so leicht wie eine starke monarchische oder aristokratische Regierung in den Fehler, durch kriegerische Thaten der nationalen Eitelkeit schmeicheln zu wollen. Nichts ist den Engländern mehr verhaßt, als jene Richtung eines übertriebenen und falsch geleiteten Patriotismus, die man in Frankreich Chauvinismus, in England „Linguism" nennt. Sie sind vollauf beschäftigt mit inneren Verfassungs- und Verwaltungsreformen und haben gar kein Verlangen nach kriegerischen Abenteuern, die Geld und Menschen kosten.

Die Stärke Englands, sein eigentlicher Wirkungskreis liegt deshalb nicht mehr in Europa, sondern in seinen Colonien, in Indien, Australien und Amerika. Sehen wir nun kurz, in welchem Verhältnisse diese zum Mutterlande stehen. Ostindien

Digitized by Google

ist zum Unterschiede von den übrigen ein unterworfenes Reich, welches durch militärische Uebermacht und einen wohlwollenden, aufgeklärten Despotismus regiert wird. Die übrigen aber sind englische Niederlassungen, die sich in kurzer Zeit zu neuen freien Nationen entwickelt haben.

Canada zunächst, in welchem zwar ein bedeutendes französisches Element vorhanden ist, doch aber das englische weit überragt, ist ein Bundesstaat nach dem Muster der Vereinigten Staaten Nordamerikas, mit constitutionellen Verfassungen für die Gesammtcolonie sowohl als die einzelnen Glieder. Jeder derselben hat eine Volksvertretung und einen Senat und sendet Abgeordnete zu dem Parlamente des Bundes. An der Spitze jeder Regierung steht ein königlich englischer Gouverneur, dem auch die Ernennung der Mitglieder des Oberhauses zufällt. Derselbe ist jedoch gehalten, ganz constitutionell, d. h. mit einem aus der Mehrheit der Volksvertretung hervorgehenden Ministerium zu regieren. Die sieben australischen Staaten haben ähnliche Verfassungen, ohne daß sie aber in irgend einem Bundesverhältnisse zu einander stehen. Mit Bezug auf alle Fragen der Verfassung und Verwaltung sind die Colonien vollständig frei; sie regeln ihre Zölle und Steuern nach eigenem Gutdünken und machen hierin auch keine Ausnahme zu Gunsten der Engländer. Das Mutterland auf der anderen Seite, weit entfernt davon, in unbilliger Weise sich in ihre Verhältnisse einzumischen, befolgt vielmehr eine Politik der strengsten Enthaltung, in der Absicht, die jungen Gemeinwesen zur Selbständigkeit und Freiheit zu erziehen. Als im Jahre 1877 die Colonie Victoria bei einem Verfassungsstreite zwischen ihrem Unterhause und Oberhause Englands Entscheidung anrief, weigerte dieses jede Einmischung. Im Jahre 1878 ferner mußte der Gouverneur von Quebec (Canada), Le Tellier, der seinen Ministerpräsidenten entlassen hatte, ohne daß dieser das Vertrauen der Volksvertretung eingebüßt hatte, seinen Abschied nehmen.

So sind die Colonialstaaten der That nach vollständig selbständig. Liegt es da nicht nahe, vorauszusetzen, daß in einer nicht fernen Zukunft sie im Bewußtsein ihrer Stärke die Beziehung zum Mutterlande ganz lösen? Kleine Reibungen, die auch jene lose Abhängigkeit unangenehm fühlbar machen würden, konnten ja nicht ausbleiben, und der Trieb zu nationaler Selbständigkeit ist ein mächtiger Factor im staatlichen Leben. England würde dann zurücksinken in Unbedeutendheit, wie einst Spanien und Holland, sein Weltreich zersplittern, es selbst inneren Erschütterungen zum Raube fallen.

Der Schluß wäre sehr voreilig. Mächtig, wie der Trieb zur nationalen Selbständigkeit, ist auch das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, der Sprachen- und Rassengemeinschaft. Ist es nicht jene nationale Sentimentalität, welche, gepflegt von Dichtern und Forschern, sich weit mächtiger erwiesen hat in der Gestaltung der Geschicke der Völker als Staatskunst und rohe Gewalt? In keiner Zeit erscheint sie so deutlich, um mit Ed. von Hartmann zu reden, als das „Unbewußte" der Geschichte, wie in unserem Jahrhundert. Kleine Nationen kämpfen mit Erfolg gegen mächtige fremde Unterdrücker, unterstützt von den Sympathien oder der Hülfe des übrigen Europas; Einheitsstaaten, aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt, lösen sich auf in Staatenbünde, so eine festere, weil naturgemäßere Einheit gewinnend; getrennte Glieder desselben Volkes vereinigen sich zu kraftvoller Einheit. Der Philhellenismus, die ungarischen und czechischen Sonderbestrebungen, die deutschen und italienischen Einheitsbestrebungen, endlich in der Gegenwart die bulgarische und irische Frage — sie sind alle nur besondere Erscheinungen in dem allgemeinen Kampfe der Völker um Verwirklichung ihrer nationalen Aspirationen.

In keinem Volke aber wohl ist das Gefühl der Nationalität mächtiger, als in dem englischen. Es ist ihm nicht ein dunkler Instinct, ausgegraben aus einer nebligen, halbvergessenen Vergangenheit, sondern die Erinnerung an eine ruhmvolle Geschichte, der Besitz einer großen und charakteristischen Literatur, ein fester Kreis von Sitten und Vorurtheilen, eine bestimmte Gewohnheit des Seins und Denkens, nationale Spiele, Gedenktage, Sympathien und Antipathien. Der Canadier und Australier bleibt auch jenseits des Oceans Engländer durch und durch; ja er hält noch fester an den nationalen Sitten, da sie ihm durch die Entfernung theurer geworden sind und er nicht berührt wird von dem Einflusse der übrigen europäischen Civilisation.

Nur Ungerechtigkeit und Unterdrückung vermögen ihn seinem Mutterlande zu entfremden, und nur so gelang es der thörichten und kurzsichtigen Regierung Georgs III., die nordamerikanischen Staaten zum Abfalle zu reizen. Die Engländer haben aber hiervon gelernt und haben diesen Fehler ängstlich zu vermeiden gewußt.

Deshalb ist ein Abfall der Colonien auch gar nicht zu fürchten. Dieselben streben vielmehr nach einem näheren Anschlusse an das Mutterland, sie suchen nach einem verfassungsmäßigen Ausdrucke für ihre Loyalität. Die Einheit in der Vielheit, die Lösung des Staatsproblems, die die Neuzeit als die beste Bürgschaft für äußere Kraft und inneren Frieden gefunden zu haben scheint, ist auch das Ziel, nach dem englische Patrioten hüben und drüben hinstreben. Man trachtet darnach, das englische Weltreich in einen Bundesstaat umzuwandeln, dessen Oberhaupt der englische Souverain und ein allgemeines, Abgesandte aus allen Theilen der Welt vereinigendes Parlament sein soll. Jene Kämpfe, die augenblicklich in England sich abspielen, der Localverwaltungsentwurf für die Grafschaften und auch die irische Frage, sind nur Vorspiele zu den großen friedlichen Umwälzungen, die die Zukunft bringen wird. Das Unbewußte, um noch einmal mit Eduard von Hartmann zu reden, macht in England zunächst ein Experiment zu dem größeren Versuche, den es mit dem gesammten englischen Weltreiche vorhat.

Es ist müßig, sich zu versetzen in jene ferne Zukunft, wo nach dem berühmten Ausspruche Macaulay's der Neuseeländer von den Ruinen der St. Paulskirche wehmüthig herabschauen wird auf die Zeugen einer großen Vergangenheit. Für die Zukunft, die im Bereiche unserer praktischen Berechnungen liegt, deren Grenzen wir gar nicht so eng zu ziehen brauchen, steht jedoch nicht ein Verfall Englands bevor, sondern eine Festigung desselben auf neuen Grundlagen, eine Zeit nicht des kriegerischen Ruhmes und der Eroberung, sondern des friedlichen Ausbaues der staatlichen Formen auf den gelegten Grundlagen zum Zwecke der erfolgreichen Ausführungen der civilisirenden Aufgaben, die Englands warten.

---

## „Geld unter die Leute bringen".

Von Adolf Mayer.

Wenn in eine Stadt, in eine Umgebung von Bürgern, die von ihrem Gewerbe, von Arbeitern, welche sich von ihrer Hände Fleiß ernähren, von Gesinde, das sein Dasein fristet durch persönliche Dienstleistungen, leben, ein Reicher übersiedelt, der was drauf gehen läßt in seinem Hause, der in der Stadt reichliche Einkäufe macht, der durch den Bau von Villen, Lustgärten und Stallungen zahlreiche Hände beschäftigt und viele Dienstboten miethet, so ertönt einstimmig das Urtheil der in ihrem Gewerbe Geförderten: Siehe da, ein nützlicher Mäcen, sein Zuzug ein wahrer Gewinn für unsere Gemeinde; denn er bringt ja das Geld unter die Leute. — Und wenn der reiche Ankömmling einem anderen System huldigt, wenn er den Ertrag seiner Couponabschnitte wieder auf Zinsen legt und stille haust in einer bescheidenen Umgebung, nur einen kleinen Bruchtheil von dem verzehrend, was ihm eingeht, so ertönt mit derselben Gewißheit das umgekehrte Urtheil: Der Geizhalz, er bringt kein Geld unter die Leute.

Wer könnte daran zweifeln, vom privatwirthschaftlichen Standpunkte ihrer persönlichen Interessen haben die also Urtheilenden vollkommen Recht, denn in dem Maße, als sie Beschäftigung erhalten, gedeihen alle diese Verdienenden und

Digitized by Google

gerade von Seiten des Verschwenders wird am wenigsten genau um den Preis und damit um den Procentsatz ihres Verdienstes gemarktet. Ihr Verdienst ist ja ein gewisser Betrag von dem Umsatze ihrer Thätigkeiten. Je größer der Letztere, je größer im Allgemeinen auch der Erstere. Ja, dieser pflegt in einem noch etwas größeren Maßstabe zu steigen, da ja bei mangelnder Beschäftigung die Concurrenz um Arbeit den Procentsatz des Verdienstes an derselben Arbeit einschränkt.

Eine andere Frage ist aber die nach dem allgemeinen wirthschaftlichen Nutzen desjenigen, der „sein Geld unter die Leute bringt". Die große Schaar der Verdienstsuchenden ist zwar geneigt, diese zweite Frage im gleichen Sinne wie die erstere, deren Elemente ganz offen zu Tage liegen, zu beantworten, vielleicht schon deshalb, weil es einem Jeden nahe liegt, sein eigenes Interesse als das öffentliche Interesse zu proclamiren. Es lebt sich am Bequemsten bei dieser Auffassung. Aber auch die gesammte öffentliche Meinung pflichtet gegenwärtig sehr allgemein dieser bei; denn auch dem Besitzenden ist dieselbe sehr genehm. Derselbe fühlt sich von ihr getragen in seiner Rolle als Wohlthäter der Menschheit, auch wenn er nichts weiter thut als Champagner trinken und seine Villa nach dem neuesten Geschmack möbliren. Er erfüllt so seine ihm von der Natur auferlegte Rolle, er „bringt viel Geld unter die Leute".

Die Meisten, die in Zeitungsartikeln oder ihren Wirthshausphilosophien die merkwürdige Harmonie der Interessen preisen, merken Nichts von dem schneidenden Widerspruche, den sie durch Annahme dieses Satzes verkündigen. Der Besitzlose wird durch seine Arbeitsleistung ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, der Besitzende durch das Genießen, so lautet ja die Theorie. Der Erstere hilft also dem Gemeinwesen dadurch, daß er die Güter vermehrt, der Letztere dadurch, daß er die Güter vermindert. Ist das Wort „Gut" für etwas durch Arbeit zu Schaffendes, durch Genuß zu Zerstörendes wohl richtig gewählt, wenn dessen Verminderung ebenso wohl wie dessen Vermehrung im allgemeinen Interesse liegt? — Kann die Gesellschaft des Guten oder der Güter wohl zu viel haben, daß es ein Verdienst ist, sie wieder verschwinden zu machen? — Wäre in diesem Falle aufrührerisches Gesindel, welches die Reichen plündert oder Alles kurz und klein schlägt, nicht auch ein nützliches Glied in der Kette wirthschaftlicher Factoren? Und wenn nicht, warum nicht? — Wo sitzt die Erklärung des Widerspruches, den wir hierdurch aufgedeckt haben?

Das Publikum zerbricht sich bekanntlich nicht den Kopf mit solchen Räthseln, ja läßt sich recht gerne selbst eine Art von mystischer Deutung, wie sie im vorliegenden Falle thatsächlich kaum umgangen werden zu können scheint, wohlgefallen, wenn nur das liebe persönliche Interesse Ja und Amen zu einer solchen Deutung sagen kann. Um so auffallender kann es erscheinen, daß die Wissenschaft so lange diesen Widerspruch geduldet hat. Hätte sie frühzeitiger alle Hebel eingesetzt zur Lösung desselben, so würden die praktischen Folgen nicht ausgeblieben sein und vermuthlich auch eine nützliche Wirkung gehabt haben in Bezug auf die Lösung der sogenannten socialen Frage, die ja eben die gerechte Vertheilung zwischen Arbeit und Genuß zu ihrem Kerne hat.

Die Beantwortung der durch Aufdeckung dieses Widerspruches gestellten Frage kann natürlich nur gefunden werden in der näheren Analyse der wirthschaftlichen Folgen der beiden einander gegenübergestellten Handelsweisen der Besitzenden. Dieselben können entweder ihre Lebensführung ganz nach Maßgabe ihres Reichthumes einrichten, wie es die unserer Kritik unterworfene volksthümliche Maxime verlangt, und ihr Einkommen verzehren, oder sie können auf einem bescheidenen Fuße leben und durch den Ueberschuß ihrer Einkünfte ihr Vermögen alljährlich vermehren, sie können sparen, zurücklegen, um mich keines gehässigeren Ausdruckes, wie ihn die eben erwähnte Anschauung für diese wenig populäre Handlungsweise allerorts in Bereitschaft hat, zu bedienen. Was thun sie in beiden Fällen für das Volksvermögen? Das ist die Frage, die wir hier zu erörtern haben.

Was der thut, der „das Geld unter die Leute bringt", ist den Blicken am meisten zugänglich. Er läßt Häuser bauen, sie einrichten, er hält zahlreiche Bediente, er kleidet seine Familie fein, bestellt kostbare Geräthe und kostbare Gerichte ꝛc., kurz, er setzt eine große Menge Menschen, die sich Maurer, Tischler, Kutscher, Schneider, Silberarbeiter, Köche u. s. w. nennen, in Thätigkeit, und diese Thätigkeit ist eben die Quelle ihres Einkommens. Sie prosperiren durch die reichliche Lebensweise des Besitzenden. Aber, und nun kommt die Kehrseite, welche die große Menge gern übersieht, was thut der Besitzende mit dem gegen gute Preise Eingekauften? — Entweder dient es, wie Eßwaaren und persönliche Dienstleistungen, dem augenblicklichen Consum, oder es bleibt, wie Gebäude und Geräthe, scheinbar als ein Capital bestehen, dessen Rente nur dem alsbaldigen Consum unterliegt, dessen Rente aber auch, wenn es einmal in andere Hände übergeht, nur geeignet ist, dem Consume anderer Wohlhabenden zu dienen. Bekanntlich ist der Begriff vom Capital ein relativer, und ein verschiedener, je nachdem man sich auf den volkswirthschaftlichen oder privatwirthschaftlichen Standpunkt stellt, worauf hier bei der vorliegenden Untersuchung wohl zu achten ist. Eine Villa oder Luxusmöbel können recht wohl Capital sein für einen Unternehmer, der sie an Benutzer vermiethet; für die Wirthschaft des ganzen Volkes — und das ist der Standpunkt, auf den wir uns bei dieser Untersuchung stellen müssen — sind es Luxusartikel, die der Consumtion dienen und zu nichts Anderem, als zur Consumtion geeignet sind, wenn der Verbrauch auch langsamer geschieht, als bei anderen Consumartikeln. Eine Ausnahme von der eben aufgefundenen Regel machen nur Dinge, wie Silbergeschirre, deren Stoff sich später wieder zu anderen Dingen, z. B. zu Geld, verarbeiten läßt, oder Gebäude, die sich später zu anderen Zwecken gebrauchen lassen. Aber auch hier bleibt der Löwenantheil, der in dieser Form sich darstellenden Gütermasse dem Consum des Besitzenden unterworfen, da bei den ersteren die Form noch theurer bezahlt zu werden pflegt als der Stoff, und bei den Gebäuden der Umbau zu mehr nützlichen Zwecken einen sehr erheblichen Bruchtheil des ursprünglichen Baucapitals zu kosten pflegt. Also im Sinne der Wirthschaft des gesammten Volkes sind beinahe sämmtliche Consumartikel der Reichen als Capital, d. h. als Erleichterungsmittel für erneute Production, verloren gegangen, nachdem sie allerdings wie Alles, was durch Menschenhand geschaffen ist, nach Maßgabe ihres Werthes Menschenarbeit in Bewegung gesetzt und den Arbeitenden Gelegenheit gegeben hat, durch Austausch des einzigen Artikels, worüber sie verfügen, gegen zur Erhaltung ihres Daseins nothwendige Gegenstände ihr Leben zu fristen.

Eine wirkliche Ausnahme von diesem sonst gemeingültigem Satze werden wir später nur insofern zu constatiren haben, als der Besitzende selber Producent im größeren Stile ist und, als ihm das reichere Leben die Befähigung verleiht, diese Function in der menschlichen Gesellschaft in ergiebigerem Maße auszuüben. Diese wirkliche Einschränkung ist aber an diesem Orte noch mit Stillschweigen zu übergehen, weil wir einstweilen nur reden von dem Besitzenden als Besitzendem, dessen wirthschaftliche Function nach der vulgären Meinung eben ausschließlich ist, das „Geld unter die Leute zu bringen". Glücklicher Weise sind viele Besitzenden noch mehr als das, viele sind Producenten in einem höheren Sinne des Wortes, und insofern sie das sind, werden wir später besonders zu untersuchen haben, ob nicht durch den reichlicheren Consum diese ihre Thätigkeit zuweilen befruchtet wird.

Wenn wir so zu dem Resultate gekommen sind, daß der Consument — der Sprachgebrauch erweist sich in dieser Beziehung logischer, als die gegenwärtige volksthümliche Meinung — in Wirklichkeit und bleibend Güter consumirt, welche, wenn sie nicht consumirt worden wären, der Capitalbildung gedient hätten, so haben wir dem gegenüber zu stellen, was durch Den geschieht, der den reichen Wechsel, den ihm ein günstiges Geschick in die Hände gespielt hat, ungebraucht läßt, der sein Geld im Kasten hält, anstatt es „unter die Leute zu bringen". Die volksthümliche Meinung ist insoweit consequent, als es einen Solchen als einen Knauser verurtheilt, als einen solchen,

Digitized by Google

der die volkswirthschaftliche Mission unerfüllt lasse, zu welcher die Natur ihn bestimmt habe; denn er halte ja das Geld, das bestimmt sei, durch die Hände Vieler zu circuliren und überall einige befruchtende Spuren in Gestalt von beim Umsatz verdienten Procenten zurück zu lassen, von seiner natürlichen Function zurück.

Sehen wir auch hier wieder zu, was an dieser Meinung richtig ist. Zunächst springt die ebenso gewöhnliche als plumpe Verwechselung von Geld und Capital in's Auge. Nicht das rollende Geld ist ja ein Wertherzeuger, sondern allein die Arbeit, die allerdings durch anwesendes Capital angeregt und befruchtet wird, und das Geld ist nur die bequemste Form für circulirendes Capital. — Aber dies sind mehr äußerliche Dinge.

Sodann ist ja ganz richtig, daß, wenn ich einem Capital, welches sich der überall sich anbietenden Arbeit zur Verfügung stellt, ein anderes Capital gegenüberstelle, welches sich abschließt, so daß es sich ganz und gar der Production entzieht, ich dem ersteren hinsichtlich seiner Nützlichkeit für die Gesellschaft entschieden den Vorzug geben muß, selbst wenn die so erzeugten Güter einem raschen Consum (wie bei den Bestellungen eines Verschwenders) unterliegen sollten. Denn das so in Bewegung gesetzte und freilich nun aufgezehrte Capital hat, während es die Hände von Arbeitern in Bewegung setzte, dazu gedient, die Münder derselben zu stopfen. Das ist immer besser, als wenn das betreffende Capital als nicht vorhanden gedacht wird, und die öffentliche Meinung hat insoweit ganz recht.

Aber bleibt denn das Geld, welches der Sparsame nicht verbraucht, im Kasten? — Man sehe doch einmal nach in den Geldschränken der sparsamen Capitalisten; findet man da baares Geld. Ja wohl, etwas Weniges, so viel, als er für den täglichen Gebrauch im Hause haben muß, aber gewiß nicht mehr, als in der Kasse des Verschwenders, ja gewöhnlich weniger, weil er sich besser bewußt ist, daß baar Geld liegen zu haben, selber eine Verschwendung ist. Wir finden in den Kassenschränken aber Papier von Geldwerth, Papiere, von denen man Coupons schneiden kann, die mithin das Beweisstück sind für die Theilnahme des betreffenden Capitals, auf das sie lauten, an einer productiven Unternehmung. Geizhälse im Stile von Molière's „Avare" kommen überhaupt nur als vereinzelte Caricaturen vor. Die Figuren von dergleichen Sonderlingen, die Tag und Nacht auf der Geldkiste sitzen oder gar ihre Schätze verstecken und vergraben, stammen aus rechtsunsicheren Zeiten, wo eine jede productive Unternehmung mit der Gefahr des Verlustes des ganzen Capitals bedroht wird, und das Geld daher die Anlage flieht. Dieselben können aber nicht, ohne der Wahrheit Zwang anzuthun, als Illustrationen dienen für die sparsamen Capitalisten unserer Tage, die „kein Geld unter die Leute bringen".

Wenn heut zu Tage ein wohlhabender Mann eine jährliche Einnahme hat von 40,000 Mark, aber sparsame bürgerliche Gewohnheiten, und nur 20,000 verbraucht, die anderen 20,000 aber zurücklegt, so bleibt diese zweite Hälfte auch nicht bei ihm liegen, sondern er wird mit Hülfe dieses zurückgelegten Vermögens Eigenthümer von productiven Capitalien. Er läßt Häuser bauen und vermiethet sie, er läßt Land urbar machen und verpachtet es, er hilft Eisenbahnen bauen und genießt damit den entsprechenden Bruchtheil des daraus sich ergebenden Einkommens. Auch wenn diese productiven Güter schon vorher hergestellt waren, und jener sich dieselben nur durch Kauf aneignet, bleibt die Sache im Wesentlichen dieselbe; denn nun sind die Mittel des Verkäufers freigekommen zu neuen Unternehmungen, und die gemachte Anlage hat in jedem Falle die Bedeutung eines entsprechenden Zuwachses an productiven Anlagen.

Ein scheinbar etwas anderes Verhältniß scheint gegeben zu sein, wenn der Zurücklegende seine Capitalien verwendet für den Ankauf von Staatspapieren, weil man nicht sagen kann, daß der Staat die gemachten Anleihen sämmtlich productiv verwende. Aber im Grunde handelt es sich doch auch hierbei nur um eine wenig bedeutende Complication. Denn zunächst pflegt ein Staat nur insofern Credit zu genießen, als er in der Form von productiven Unternehmungen (Forsten, Bergwerke, Regalien, Domänen, Eisenbahnen ꝛc.) über Pfänder verfügen kann, und er wäre, wenn ihm der Credit nicht gewährt würde, in die Nothwendigkeit versetzt, sich einer oder der anderen jener productiven Unternehmungen zu entäußern, so daß in's Auge springt, daß auch die Anlage als Staatspapier nicht bloß für den Crediteur, der die Zinsen genießt, eine productive ist, sondern auch vom Standpunkte der gesammten Volkswirthschaft die Bedeutung einer entsprechenden Vermehrung der productiven Capitalien besitzt.

Dasselbe erhellt aus dem Umstande, daß der Staat sich nur dann zu einer Anleihe entschließen wird, wenn er nicht an eine Erhöhung der Steuern, ohne dadurch physische oder geistige Productionskräfte seines Volkes zu gefährden, denken darf. Ganz im Allgemeinen muß sich ja der Schuldner zu einer der derzeitigen Productionskraft wirklich productiv angelegter Capitalien entsprechenden Verzinsung unproductiver Anleihen entschließen — der Gläubiger macht ohnehin in dieser Beziehung keinen Unterschied als den wegen ungleicher Sicherheit, — weil er im Weigerungsfalle, um sich aus der Verlegenheit zu retten, wenigstens ebenso productive Capitalien ihrer derzeitigen productiven Bestimmung entziehen müßte. So leiht der bedrängte Handwerker, um nicht sein Arbeitszeug verkaufen zu müssen.

Die Unterschiede bei der Anlage sind also mehr scheinbare als wirkliche. Wer immer zurückgelegte Gelder gegen Werthpapiere vertauscht, der vergrößert nach Maßgabe der fraglichen Summe die Menge des für die Gesellschaft zur Verfügung stehenden productiven Capitales.

Wir werden also das, was bei Anlage von Werthen als productives Capital eigentlich geschieht, nur an einem einfachen Beispiele zu erläutern haben, um dahinter zu kommen, inwiefern sich das Verhalten des Sparenden volkswirthschaftlich von dem Verhalten des sein Einkommen Verzehrenden unterscheidet.

Als ein passendes, der Anschauung eines Jeden zugängliches Beispiel wird gelten können die Erbauung eines Hauses nicht zum Selbstbewohnen, sondern als Capitalanlage. Wenn der fragliche Capitalist eine Neigung zum Geldausgeben gehabt, so würde er vielleicht die disponible Summe gebraucht haben, um sich selbst ein schönes großes Haus zu bauen oder das bis jetzt bewohnte zu vergrößern. So aber baut er ein Miethshaus oder eines auf Speculation. Der Unterschied der beiden Methoden scheint in diesem Falle ganz zu verschwinden. Dieselben Handwerker werden in beiden Fällen in derselben Weise in Thätigkeit gesetzt. In beiden Fällen finden Maurer, Zimmerleute, Schlosser u. s. w. Gelegenheit, ihre Arbeitskraft in Verdienst umzusetzen, und es wird ihnen und der Gesammtheit ziemlich gleichgültig sein, was weiter mit dem Arbeitsproducte geschieht.

Doch sieht man näher zu, so ergeben sich schon bei der Wahl dieses einfachen Beispieles zwei handgreifliche Unterschiede. Der Erbauer eines Miethshauses dehnt hierdurch sein eigenes Bedürfniß nicht aus und eben deshalb erntet er aus seiner Capitalanlage einen alljährlichen Zuwachs zu seinem angelegten Vermögen, wodurch er für die Zukunft ein größerer und größerer Capitalist wird, der in geometrischer Progression von Jahr zu Jahr im Stande ist, größere und größere Capitalanlagen zu machen. Wenn nun das Machen von Capitalanlagen gerade wie das Verzehren eines Einkommens nichts Anderes ist als ein Befruchten oder ein Inbewegungsetzen von disponibler Arbeitskraft, wenn in dieser Beziehung kein Unterschied herrscht, zwischen dem Sparsamen und dem Verschwender, wenn in dieser Beziehung jeder Wohlhabende, der seine Schätze nicht vergräbt, unwillkürlich der Wohlthäter ist der arbeitenden Bevölkerung, so ist derjenige, der die productive Anlage macht, in der für die Gesellschaft gegenwärtigen Zeit ebenso viel werth wie der Alles Verzehrende, über 16 Jahre doppelt und über 32 Jahre vierfach so viel werth wie dieser, d. h. also, der Werth der Zukunft vorausdiscontirt, ist der Sparsame ein nützlicheres Glied der menschlichen Gesellschaft als der, welcher sein Einkommen verbraucht.

Führt die Erörterung dieses Unterschiedes zu einem Resultate, welches mit der herrschenden Auffassung im Widerstreit ist,

Digitized by Google

so ergibt die Eröterung des anderen Unterschiedes, den ich im Auge habe, die Erklärung der Entstehung dieser Auffassung, welche so sehr im Streite mit dem von uns für wahr Erkannten ist.

Ein anderer anscheinend sehr äußerlicher, aber in seinen Folgen gewichtiger Unterschied ist nämlich der, daß Capitalanlagen örtlich unbeschränkt sind, weil sie unter den möglichst günstigen Auspicien zu geschehen pflegen, während Selbstverbrauch mehr oder weniger örtlich mit der Person des Verbrauchenden verbunden zu sein pflegt. Der Capitalist, der Miethshäuser bauen läßt, wird dieselben nicht immer erbauen lassen an dem Orte oder Stadttheile, an welchem er wohnt, sondern da, wo die größte Aussicht auf eine gute Rente vorhanden ist. Noch mehr in die Augen springend ist dieser Unterschied bei Fabrikunternehmungen. Wer selbst irgend welche Fabrikserzeugnisse gebraucht, der nimmt der Bequemlichkeit halber, wenn er nur halbwegs gut bedient wird, und je verschwenderischer er ist, um so eher diese Erzeugnisse von den Händlern an dem Orte, wo er wohnt. Zunächst wird durch das ausgegebene Geld die kaufmännische Vermittelungsarbeit der nächsten Umgebung in Thätigkeit gesetzt und angeregt. Will man sich aber an der Erzeugung und dem Vertriebe eines fabrikmäßig dargestellten Productes als Actionär betheiligen, so wählt man das ertragsreichste und solideste Unternehmen der Art, welches Einem bekannt ist. Hundert gegen eins, daß dasselbe nicht gerade in der nächsten Umgebung gefunden wird, und diese nächste Umgebung bleibt also in Unkenntniß von der die Arbeit befruchtenden Wirksamkeit der angelegten Capitalien, während es diese Wirksamkeit der ausgegebenen Capitalien täglich an ihrem eigenen Leibe empfindet. Daher die Unpopularität der Sparsamkeit der Reichen. Sie beruht zum Theil auf der Oberflächlichkeit des Urtheiles, auf der ausschließlichen Beobachtung des Nächstliegenden von Seiten des Publikums.

Mit dieser Erklärung in völliger Uebereinstimmung ist die bekannte Erfahrung, daß auch ausgiebige Consumenten unpopulär werden und selbst an kleinen Orten in den Ruf der Gemeingefährlichkeit kommen, wenn sie ihre Bedürfnisse vorzugsweise durch Gegenstände von auswärts befriedigen (z. B. Kleidungsstücke aus den großen Geschäften in Paris), obgleich sie ja doch auch „ihr Geld unter die Leute bringen". Umgekehrt können sparsame Capitalisten, entgegengesetzt der sonstigen Weise zu urtheilen, in den Ruf der Gemeinnützigkeit kommen, wenn sie am Orte selber große Dinge unternehmen und so viele Hände in Bewegung setzen. Man sieht, man urtheilt naiv nach der eigenen Empfindung. Was Einem selber nützlich, das nennt man nützlich für's Allgemeine. Der großen Masse, die ja immer ein Kind bleibt, kann man's nicht übelnehmen, aber wohl der Wissenschaft, wenn sie jener nachplappert. Sie hilft dazu, einen Irrthum zu befestigen, der, wie wir noch erkennen werden, viel Unheil in seinem Gefolge hat.

Wir sind mithin durch unsere Betrachtungen zu dem Resultate gekommen, daß die volkswirthschaftliche Bedeutung desjenigen, der Capitalien zurücklegt, zunächst sehr ähnlich ist der des Anderen, der sie verzehrt, daß Beide, ob sie sparen oder verzehren, eben durch ihr Capital der Arbeit Gelegenheit geben, sich fruchtbar zu bethätigen. Ist dies eine wichtige volkswirthschaftliche Function oder gar ein gesellschaftliches Verdienst des Besitzenden, so hat derselbe es in jedem Falle, welche Methode er auch immer einschlägt. Mit anderen Worten der Nutzen, welchen wir constatiren, ist dem Capitale eigenthümlich und nicht den persönlichen Eigenschaften des Capitalisten. Das Capital übt immer diese Function, in welchen Händen es sich auch zur Zeit aufhält, ob der Capitalist in der vollen Maienblüthe seines Geldumsatzes sich befindet, oder ob er die Augen schließt und sein Vermögen vormundschaftlich für seine jungen Kinder verwaltet wird.

Neben dieser principiellen Gleichheit dann der Unterschied in der weiteren Folge. Der sparende Capitalist ist, weil er nur einen Theil seines Einkommens verzehrt, einen anderen aber zur productiven Anlage verwendet, und die Früchte dieser Anlage sich bei ihm anhäufen, in der Lage, in (nach den Progressionen des Zinseszinses) steigendem Maßstabe die nützlichen Functionen des Capitales sich vollziehen zu lassen. Auf die Dauer ist er also schon hierdurch bei Weitem das nützlichere Glied der menschlichen Gesellschaft.

Und dann endlich die Erklärung des Vorurtheiles, das in entgegengesetzter Richtung sich bewegt, zu einem großen Theile aus dem unmittelbaren Augenscheine der nächsten Umgebung. Derjenige, der „das Geld unter die Leute bringt", bringt das Geld eben zum großen Theile unter die Leute, die um ihn herum wohnen, die sein Thun und Lassen einer Kritik zu unterziehen im Stande sind. Derjenige, der „das Geld nicht unter die Leute bringt", bringt es unter fremde Leute, die nicht wissen, von wannen es kommt, und die ihn daher nicht rühmen können. Das treffliche Sprichwort der Holländer: „Unbekannt macht unbeliebt" bewährt sich auch hier. Der zurücklegende Capitalist ist nicht bekannt als ein solcher, der Hände in Bewegung setzt und dabei etwas verdienen läßt, und so kommt er bei der großen Masse in den Ruf eines höchst gleichgültigen, wo nicht schädlichen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft, während der viel Verzehrende einer großen Popularität genießt. Diese Popularität hat also Vieles gemein mit derjenigen eines türkischen Paschas in seiner Umgebung, bei welcher er zwar im Rufe steht, viel zu fressen, aber auch tüchtig mitfressen zu lassen. Die große Masse nennt eben nützlich und schädlich, was ihren individuellen Nutzen und Schaden betrifft, und schwingt sich weder intellectuell, noch, wenn dies möglich wäre, sittlich empor zu dem Standpunkte des allgemeinen Nutzens.

Haben wir so ein feststehendes Resultat erreicht, so sei es uns gestattet, von demselben einige Anwendungen zu machen auf die richtige Lebensführung des Capitalisten sowohl, als auf die sociale Frage der Gegenwart, zwei Gegenstände, welche unter einander im genauesten Zusammenhange stehen.

Wir haben aus unseren bisherigen Ausführungen ersehen, daß die Function des Capitalisten in der volkswirthschaftlichen Gesellschaft nicht lediglich sein kann die Eines, der das Geld in Umlauf bringt zum Vortheile der arbeitenden Masse. Dies ist die Function des Capitales selber, gleichviel ob es ausgegeben oder angelegt wird. Dieses sucht die Arbeit, wie diese das Capital sucht; denn jedes von beiden ist ohne das andere unfruchtbar, das Capital sogar absolut, jene nur relativ. Es ist doch wohl eines Menschen unwürdig, nichts Anderes zu sein als das Attribut einer bloßen Sache eines durch Menschenhand Erzeugten und dieser schattenhaften Existenz die sittliche Berechtigung seines Daseins zu verdanken.

Der Capitalist hat also als solcher keine Bedeutung für den Haushalt des Volkes. Dieses als Ganzes wird bei seinem Hingange keine Lücke fühlen, da er nicht im Stande war, sein Capital in jene unbekannten Gefilde mit hinüberzunehmen und den Hinterbliebenen zu entziehen, während bei dem Tode eines tüchtigen Arbeiters, und je mehr auf je höherem Gebiete er sich beschäftigte, der Ausfall gar wohl zu bemerken ist. Jenem werden, wohl gemerkt, wenn er nicht noch etwas Anderes war als Capitalist, außer von seinen Verwandten und Freunden nur von einigen Personen seiner Umgebung, die nun voraussichtlich aufhören, die Brocken zu verzehren, die vom Capitale abgefallen sind, einige Thränen nachgeweint werden. Diese standen zu dem Verstorbenen in einer Abhängigkeit, welche man am besten der von Bedienten vergleichen kann, und die Weise von Bedienten ist es ja eben, auch die Laster des Herrn zu vergolden, weil diese für sie selber einen goldenen Boden gehabt haben. Dafür kommen nun Andere in den Genuß der Mittel, welche ihre Arbeit befruchten wird, und im Großen und Ganzen ist die Sache wie sie gewesen ist. Am Grabe eines redlichen Arbeiters dagegen werden die Umstehenden ebenso wie die Fernstehenden mit Recht die Klage erheben, daß nun die Lasten, für Alle gemeinschaftlich zu tragen, größere geworden sind, und ist dieser Arbeiter thätig gewesen im größten Stile, als Staatsmann, Künstler oder Gelehrter, so ist der Ausfall oft direct an den Schicksalen oder dem geistigen Leben der Nation mit dem Finger anzudeuten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Die Berechtigung zum einjährigen Dienst.

Als durch das Gesetz vom 3. Sept. 1814 in Preußen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, machte sich zugleich die Nothwendigkeit geltend, dem gebildeten Theile der jungen Wehrmänner eine Erleichterung der dreijährigen Dienstpflicht im stehenden Heere zu verschaffen. Dies geschah durch die Bestimmung des einjährigen Dienstes für diejenigen, die eine gewisse wissenschaftliche Bildung und die Mittel zu eigner Erhaltung während dieses Jahres aufweisen konnten. — Die letztere Verpflichtung hat im Laufe der Jahre manche erleichternde Modifikation erfahren, sodaß Mittellosigkeit kaum mehr als Hinderniß für Ertheilung des Berechtigungsscheines zum einjährigen Dienst gilt, während die Forderungen für die wissenschaftliche Bildung des Einjährigen gestiegen sind. Das Maß der betreffenden Kenntnisse ist allerdings nur unbedeutend erhöht worden, aber man hat auf sorgfältige und sichere Aneignung derselben desto mehr Gewicht gelegt, sodaß die Erwerbung der Berechtigung ungleich schwieriger geworden ist. Wer sich dieselbe durch das Aufsteigen bis zur Obersecunda eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Ober-Realschule, durch die Absolvirung einer landwirthschaftlichen oder sonstigen öffentlichen Schule erwerben kann, ist im Verhältniß noch gut daran; viel schlimmer steht es um denjenigen, der sich der Prüfung vor einer der in den Regierungsbezirks-Hauptstädten eingesetzten staatlichen Commissionen unterziehen oder eines der Privatinstitute aufsuchen muß, die zu diesem Zwecke seit einer Reihe von Jahren entstanden sind und immer noch entstehen. Denn während an den öffentlichen Schulen anerkannt gute sittliche Führung und Fleiß bei der Beurtheilung des Schülers zu seinen Gunsten schwer in's Gewicht fallen, kann bei der Prüfung vor einer der staatlichen Commissionen eben nur die wissenschaftliche Leistung des Geprüften den Ausschlag geben und diese wird sehr oft durch Umstände herabgemindert, die außerhalb der Verantwortlichkeit des zu Prüfenden liegen. Fremde Examinatoren, deren Rigorosität — mit Recht oder Unrecht — gefürchtet wird, die ungewohnte Art der Fragestellung, im Hintergrunde das Gespenst der dreijährigen Dienstzeit, können kaum dazu beitragen, dem jungen Manne jene Gemüthsruhe und Geistesgegenwart zu erhalten, die zum glücklichen Bestehen einer jeden Prüfung von so großer Wichtigkeit sind. Mancher, der sich bei regem Fleiße allein, nur etwa unter Zuhülfenahme einiger Privatstunden für die Prüfung vorbereitete, fällt auf diese Weise mit dem Trägen zugleich durch und muß schließlich, da der letzte Termin naht, doch noch eine Privatvorbereitungsanstalt aufsuchen. Die fünfzig und mehr Procent der in den staatlichen Commissionsprüfungen Durchgefallenen bilden im Verein mit denen, die eine derartige Prüfung nicht erst wagen, mit den wegen irgend eines Vergehens, wegen Trägheit und moralischer Unreife von den öffentlichen Schulen Ausgeschiedenen das Contingent dieser Vorbereitungsanstalten. Daß ein solches Schülermaterial nicht nur wissenschaftlich, sondern vor Allem disciplinarisch schwer zu behandeln ist, ist leicht einzusehen. Eine Gefahr dieser Anstalten, gemeiniglich „Pressen" genannt, liegt aber auch darin, daß sie im Gegensatz zu den öffentlichen Schulen die Disciplin der wissenschaftlichen Ausbildung unterzuordnen gezwungen sind, da die ganze Sorgfalt auf die schnelle und sichere Zuführung des vorgeschriebenen Wissensquantums verwendet werden muß. Während also für die sittliche Bildung der jungen Leute in den meisten dieser Anstalten fast nichts gethan wird, steht es mit der wissenschaftlichen Ausbildung nicht viel besser. Denn von einem bildenden Heranbringen des Unterrichtsstoffes an den Schüler durch Einsicht in denselben, durch allseitige Behandlung und Beziehung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände auf einander, kann da nicht die Rede sein, wo es sich nur um die Erfüllung gewisser Gedächtnißaufgaben bis zu einem nahen Termin handelt. Es wird deshalb in diesen Anstalten fast nur mechanisch eingelernt. Die Unterrichtspensa sind genau begrenzt, das Wenige muß fest sitzen; — ob es verstanden ist, oder nicht, bleibt dahingestellt. Man muß derartige Anstalten kennen, um zu wissen, was in manchen von ihnen alles geleistet wird. Nicht nur die Regeln in den Sprachen, sondern ganze Vorträge aus dem Gebiete der Geschichte, Literaturgeschichte, Geographie werden von den Schülern wortgetreu eingelernt und auf Verlangen ebenso wiedergegeben. Nur zu oft überzeugt sich der Regierungscommissar bei der Prüfung von der Verständnißlosigkeit dieser Art von Einlernung; doch der Wortlaut der Gesetzesbestimmung ist im Allgemeinen erfüllt und der Beweis von Fleiß, der zu dieser Art von Aneignung gehört, stimmt ihn milder. Die Zöglinge der meisten dieser Anstalten bestehen auch die Prüfung, aber man vergegenwärtige sich doch nur, welchen Vortheil für die geistige Ausbildung eine solche Dressur zu Wege bringen kann und ob eine derartige Vorbildung den Intentionen der Regierung entspricht, die sich durch das Institut der Einjährig-Freiwilligen ein geistig befähigtes Material für das Reserveoffiziercorps schaffen will.

Während nun die Vorbildung der auf den öffentlichen Schulen Herangebildeten eine im Verhältniß zu der eben beschriebenen bessere ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß diese Freiwilligenaspiranten durch den großen Procentsatz, den sie ausmachen, eine Landplage unserer Gymnasien und Realgymnasien bilden, da sie zumeist keinen Sinn für geistige Bildung mitbringen, die Aufrechthaltung der Disciplin wesentlich erschweren und überdies ein gut Theil der Lehrkraft der Unterrichtenden ohne entsprechenden Erfolg absorbiren. Würden wenigstens unsere Gymnasien und Realgymnasien von diesen Aspiranten entlastet, so wäre wohl der erste Schritt zu der so vielfach gewünschten Reform unseres höheren Schulwesens gethan. Die Zukunft brächte dann möglicherweise eine Bestimmung, nach der alle diejenigen, welche die Bildung des Obersecundaners erreicht haben, nur zu einer 2jährigen resp. $1^1/_2$jährigen Dienstzeit berechtigt wären, während die einjährige Dienstzeit nur denjenigen gewahrt bliebe, welche die Reife für die Universität erlangt hätten. Durch Errichtung einiger öffentlichen Schulen nur zum Zwecke der Vorbereitung auf die Prüfung für jene zwei- resp. $1^1/_2$jährige Dienstzeit würde dann sowohl das Gymnasium entlastet als auch dem Ueberhandnehmen der „Pressen" gesteuert werden.

## Literatur und Kunst.

### Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben.

Von Fritz Lemmermayer.

Unter dem Titel, der an der Spitze dieser Zeilen steht, veröffentlichte Oskar Schwebel ein in warmer, mitunter schwärmerischer Sprache geschriebenes Buch (Minden, J. C. C. Bruns, 1887), welches vermöge des Gegenstandes und der Darstellung lebhaftes Interesse erweckt. Der Gegenstand ist voll Bedeutung, denn bedeutend sind die Vorstellungen unserer Altvorderen über den Tod und das ewige Leben, gewichtig waren sie für das deutsche Cultur- und Geistesleben, einflußreich waren sie auf Sitten und Gebräuche, befruchtend und anregend wirkten sie und wirken noch heute auf Religion und Cultus, auf Kunst und Dichtung.

Die alten Germanen waren ein Naturvolk. An die Natur sich eng und innig anschließend, so lebten sie; der Wald in seiner Schönheit und seinem Schauer, seiner Thierfülle und seines Wipfelmeeres Rauschen war ihre Lieblingsheimath; hier oblagen sie ihrem Handwerke, der Jagd, hier ließen sie sich begraben: uralte Waldesfriedhöfe findet man noch jetzt in Deutschland. Auch ihre Religion war ein einfacher Naturdienst. Das Entstehen der Religion im Allgemeinen denke ich mir so. Der Mensch sah sich in der Natur von Gefahren aller Art umgeben. Die Erde brachte ihm ihre Gaben dar,

Digitized by Google

daß er von ihnen lebe und sich ihrer erfreue, aber sie bedrohte ihn auch mit tausendfachen Schrecknissen, hetzte wilde Thiere auf ihn, brachte Frost und Eis, öffnete ihre Gründe, der Himmel wüthete mit Feuer und Fluth, überall Noth und Tod, überall Dämonen. Was blieb dem geängstigten Menschen übrig, als sie für Wesen höherer Art zu halten, für Götter, und sie anzubeten? Und dann: der Mensch erkannte, daß er sich im Schweiße seines Angesichtes sein Brot verdienen müsse, daß das Leben ein harter Kampf sei, dem er endlich, todmüde und todreif, erlag, daß es ein Meer von Schmerz sei mit einer kleinen Insel Freude. Was Wunder, wenn ihm die Vorstellung kam und ihm Muth und Trost brachte: nach dem Erdenleben muß ein anderes, besseres beginnen, welches für alle irdische Qual entschädigt, ein Leben im Himmel bei den Göttern; nicht der ganze Mensch kann nach dem Tode zu Grunde gehen, in ihm muß etwas Unsterbliches, zu ewiger Freude Bestimmtes wohnen — das ist die Seele. So mag ein naturgemäßer, naiver Pessimismus zu den Begriffen von Gott und seinem Himmel, von der Seele und ihrer Unsterblichkeit geführt haben. Daraus entwickelten sich künstliche Religionssysteme mit Kirche und Dogma bei den Germanen nicht minder als bei anderen Völkern.

Ihre Mythologie erwuchs aus der Natur und ihren Elementen, wurde geschaffen von einer durch Schreck und Grausen in ihren Tiefen erregten Phantasie. Weil im Süden die Natur mild und freundlich, der Himmel blau und heiter ist, darum ist die Götterlehre der Griechen überwiegend anmuthig und liebreizend; weil aber im Norden die Natur herb und rauh, der Himmel nebelgrau ist, weil der Erde nur mühselig ihre Gaben können abgerungen werden, darum ist die Götterlehre unserer Urväter überwiegend düster und furchtbar. Dieser mythologische, in der den Menschen körperlich, geistig und ethisch beeinflussenden Bodenbeschaffenheit begründete Unterschied läßt sich auch in der Literatur verfolgen, namentlich in jenen fernen Zeiten, wo die Dichtung noch eine ursprüngliche, dem eigenen Lande, der eigenen Volks- und Menschennatur entspringende war; man vergleiche nur die Homerischen Gesänge mit unserem Nibelungenliede, die Dramen des Sophokles mit den Dramen Shakespeare's. Einer rauhen, groß und ungeheuerlich gearteten Natur entspricht eine hünenhafte, in's Große und Mächtige wachsende Phantasie, und dieser eine ebensolche Mythologie und Dichtung. Die Mythologie ist im Grunde nichts anderes als Versinnbildlichung und Personification des Naturlebens. Die Erde und was sie erzeugt, wird vergeistigt, zu spukhaften, bald schlimmen, bald guten Wesen verwandelt, welche über Leben und Tod befehlen; aber auch das Begriffliche wird von dem großen plastischen Bildner, der Phantasie, anschaulich, gegenständlich gemacht, sogar das Geistigste, die Seele. Der Glaube an die Seele und ihr ewiges Fortbestehen ist die Grundlage der religiösen Vorstellungen, und Oskar Schwebel hat Recht, wenn er mit ihr sein Buch beginnt.

Geistig, unsichtbar ist die Seele, so lange sie in der körperlichen Hülle wohnt, wenn sie sich aber von ihr trennt, wird sie selbst ein Körper — so will's der deutsche Volksglauben. Es ist eine poetische Urgewohnheit des Menschengeistes, das Unfaßbare und Unsinnliche greifbar zu machen, zum Bilde und Symbole umzuschaffen. Der schlichte Natursinn unserer Vorfahren dachte sich die dem Körper entschlüpfende Seele als Thierwesen, als Schlange, Wiesel, Maus oder Katze, als Schmetterling oder Vogel, zuweilen auch als Rauch. Diese altheidnischen Vorstellungen spielen in der Dichtung keine geringe Rolle. Man erinnert sich z. B. an Goethe's Faust, der sich weigert, auf dem Blocksberge mit einer Hexendirne zu tanzen, denn ein rothes Mäuschen — ihre dem Teufel verfallene Seele — ist ihr während des Gesanges aus dem Munde gesprungen. Neben dieser poetischen, schönen Seite gibt es noch eine andere, eine praktische, häßliche und fürchterliche. Die heidnischen Anschauungen blieben im Bewußtsein unseres Volkes auch noch in der Zeit lebendig, als es zum Christenthume war bekehrt worden. Die Apostel, welche des neuen Heiles Botschaft in die deutschen Wälder getragen hatten, und viel später die fest gegründete dogmatische Kirche — sie verhielten sich sonderbar den alten Vorstellungen und Gebräuchen gegenüber. Bald klug besonnen und schonend, bald rücksichtslos und strafend. Sie hüteten sich, mit rauher Hand in eine heilige Gefühlswelt einzugreifen, ließen die zu Bekehrenden und schon Bekehrten ruhig gewähren, tolerirten mythologische Gedanken und Culten, ja nahmen sie sogar als Ecksteine auf in das Lehrgebäude der christlichen Kirche. Und auch das Gegentheil geschah: sie spotteten, straften, zerstörten. Eine schlimme Verquickung, auf die Oskar Schwebel sich nicht weiter einläßt, ergab sich: die Kirche übertrug kindlich-naive Naturvorstellungen, Dichtungen der Phantasie auf das reale Leben, machte sie zum Dogma und bekämpfte sie als teuflisch. Es ist immer vom Uebel, ein ideales Traum- und Phantasieleben in die erdenschwere Wirklichkeit zu übersetzen. Was dort leicht und gefällig bei einander wohnt, drängt und stößt sich als Sache im Raume. Goethe hat ein solches Beginnen in seinem tragischen Seelengemälde „Tasso" mit feiner und sicherer Hand gezeichnet; die Kirche aber hat durch ein solches Beginnen, durch die Verwechselung idealer Dinge mit realen, symbolischer Dichtungen mit thatsächlichen Geschehnissen unsägliches Leid über die Welt des Mittelalters gebracht.

Nur eines: wie tiefsinnig ist das alte Testament, wenn man es als eine Sammlung symbolischer Dichtungen betrachtet, wie unverständlich und heillos ist und wird es, wenn man es als heiliges, kanonisches Buch ansieht, den schönen Schein für göttliche Wahrheit nimmt. Gleich die ersten Geschichten: Adam verliert seine Unschuld, sein Paradies, weil er sich der Wollust ergibt, weil er, der Schwäche erliegend, den Lockungen des Weibes nicht widerstehen kann. Kain und Abel: der erste Bruder der erste Brudermörder, weil der Neid seine Seele zernagt. Lauter tiefsinnige symbolische Mythen, als solche lehrreich; verhängnißvoll aber wurden sie, wurde die ganze Bibel durch die Kirche, welche Poesie als Wahrheit und Wirklichkeit deutete. Wüsten Streit entfachte die Auslegung dunkler Stellen, die Waffe mußte häufig den Richter machen, Kampf und Tod war das Ergebniß. Den germanischen Mythen erging es nicht viel besser. Die Kirche nahm aus ihnen, was ihr brauchbar schien, und machte in späteren Jahrhunderten den Deutschen ein Verbrechen daraus. Gut, sagten die ersten Missionare, behaltet manche eurer heidnischen Vorstellungen und Gebräuche. Aber im Wandel der Zeiten änderte sich die Toleranz. Als die Kirche zu Macht und Ansehen gekommen war und auch schon den Keim der Fäulniß in sich trug, riefen die Glaubenseiferer: ihr seid Ketzer! Was früher angenommen und gutgeheißen wurde, ward als Aber- und Unglauben ausgelegt und mit dem Feuertode bestraft. Die Seele verläßt den Körper als Maus. Der naive Natursinn der deutschen Heiden glaubte es und lebte fröhlich in diesem Glauben. Die Kirche nahm ihn an, fügte jedoch hinzu: weh euch, wenn sich eure Seele als Maus offenbart! Ein Beweis ist's, daß ihr Zauberer und Hexen seid, daß ihr euch dem Teufel verschrieben habt. Irgendwo in der „Genesis" wird erzählt, daß die gefallenen Engel mit den Töchtern Eva's ein Geschlecht von Riesen zeugten; das Buch Henoch bestätigt den sündlichen Umgang der Dämonen mit Menschen; Jesais berichtet: „Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag gemacht." Der große weltgeschichtliche Irrthum der Kirche, den David Friedrich Strauß, naiv und erhaben zugleich, nachgewiesen hat, nahm diese dichterischen Stellen für baare Münze. Die bedeutendsten Scholastiker stimmen darin überein, daß der Teufel auf die Menschen einen persönlichen Einfluß ausübe; Thomas von Aquino selbst sucht die Existenz von Incuben und Succuben zu beweisen; der Glaube an das Blutbündniß zwischen Teufel und Menschen und den vertrauten Umgang beider wurde in das Lehrgebäude der katholischen Dogmatik und Moraltheologie eingeführt. Wer dem Teufels- und Hexendogma widersprach, der war ein Ketzer, und wer sich dem Teufel ergab und mit seiner Hülfe bösen Zauber verübte, ein Unhold, und die Einäscherung war seine Strafe. Durch die Flamme des Holzstoßes gereinigt, sollte die arme Seele in das Fegefeuer geschickt werden. Auch der heidnische Naturglaube mußte zum Beweise herhalten. „Wurden Hexen

Digitized by Google

und Zauberer verbrannt," so erzählt Schwebel, „und lief etwa aus dem flammenden Gerüste eine Maus hervor, so pflegte der düstere Aberglaube der geistlichen und weltlichen Richter sich damit zu beruhigen, daß dem Gerichteten nur sein Recht geschehen sei."

Der abergläubische Wahnwitz, welcher Phantasievorstellungen in die Wirklichkeit übertrug, der größte und in seinen Folgen schrecklichste, beherrschte mit seinem Dogma das ganze Mittelalter. Ihm muß frohnen, was lebt und ist. Der Kirche dient nicht allein die Baukunst mit ihren gothischen Domen, sondern auch die Bildhauerei mit ihren Statuen aus Bibel und Legende, die Malerei mit ihren Heiligenbildern, die dramatische Literatur mit ihren Mysterien, die Musik mit ihren Messen; in die Dienstbarkeit der Kirche geräth sogar die Philosophie, die unter dem Namen Scholastik von einer kalten Vernunft, unter dem Namen Mystik von Phantasie und Gemüth beherrscht wird, auf mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, auf der Offenbarung Gottes beruht und nichts weiß und nichts wissen will von einer positiven, auf die Erfahrung sich stützenden Wissenschaft. Und wie die Philosophie wird jede einzelne Wissenschaft von den Ranken der Theologie überwuchert. Der religiöse Glaube hat seine eigene Astronomie, die Erde steht ihm still; er hat seine eigene Naturwissenschaft, ein Paradies des ewigen Frühlinges, die Gräber geben ihre Todten heraus und die Kranken werden durch Wunder geheilt; er hat seine eigene Mathematik, denn er betrachtet eins und drei als identisch. So äußert das Dogma seinen Einfluß auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft und sucht von seinem Standpunkte aus das ganze Denken in ein ihm homogenes zu verwandeln. Das ist der Sinn des Mittelalters. In seiner Art eine großartige Erscheinung, aber auch eine gefahrvolle: großartig durch die einheitliche Weltanschauung, gefahrvoll, weil sie der Cultur im höchsten Sinne, als einer menschlich freien Aeußerung und Bethätigung aller Kräfte, feindselig ist. Denn nichts kennt die Kirche als die Erhaltung und Entfaltung ihrer Macht, sie schnürt den Geist in die spanischen Stiefeln des Dogmas, bevormundet die Vernunft, verbietet das Selbstdenken, haßt und verfolgt das exacte Wissen. Die Kirche wußte, daß ihre despotische Macht an dem ehernen Schilde der freien Forschung zerschellen müsse, darum wehrte sie sich dagegen. Mit der Kirche und dem Kirchenglauben ging es abwärts, als die Skepsis erwachte. Sie ist das treibende, unzählige fruchtbare Samenkörner ausstreuende Culturelement, welches die mittelalterliche Zeit abschließt und die neue Zeit einleitet.

Skepsis — sie thut auch abergläubischen Vorstellungen gegenüber noth. Offenbaren sie sich nur in altehrwürdigen Gebräuchen, mag man sie hinnehmen als angenehme Erreger der Phantasie, die ihre Befriedigung haben will wie Verstand und Gemüth; greifen sie aber in's praktische Leben ein, stemmen sie sich wider Erfahrung und vernunftgemäße Erkenntniß, werden sie zu Leitern und Beherrschern der Wirklichkeit, so vermögen sie auch zum Unheile auszuschlagen. Es ist harmlos, wenn ein Bauernmädchen während eines Gewitters mit einem geweihten Zweige Beschwörungszeichen vor der Hausthüre macht, um Unglück abzuwenden, doch ist es gefährlich, wenn ein Volk in den Zeiten einer Epidemie von Pest- und Choleramachern faselt und gegen die Aerzte als solche wüthet. Schwebel theilt hunderte von abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen mit, welche sich auf die letzten Dinge, auf Tod und ewiges Leben beziehen; er beschränkt sich der Hauptsache nach auf die den primitiven Naturanschauungen entsprungenen unschädlichen und poetischen und beschäftigt sich auch mit den Wandlungen derselben vom Heidnischen in's Christliche.

Von der Seele des lebenden Menschen, die sich unsere Vorfahren unter dem Sinnbilde von Thieren vorzustellen pflegten, geht Schwebel über auf deren Beschirmer, auf die Schützer des Lebens. Wieder dieselbe schlichte Naturempfindung, der innig-gemüthvolle Anschluß an die sprossende Erde. Nicht weniger als dem Thiere war der Germane dem Baume zugeneigt. Er war ihm das Mahnzeichen der Blüthe, der Kraft, des Hinwelkens; er sah ihn in Wald und Flur, im Hofe, vor dem Hause. Er schenkte ihm Früchte und kühlen Schatten, er war der treue Schützer der Familie, er wurde ihm heilig. In Gestalt eines Baumes, einer Esche stellte er sich die Welt vor, so erzählt die Mythologie. Nach ihr sind auch die ersten Menschen aus Bäumen entstanden. Tacitus theilt mit, daß die Deutschen den heiligen Hain der Semnonen für die Geburtsstätte der Nation hielten: dort stand der Stammbaum aller Germanen. So kam es, daß der Baum zum Symbole des Lebens wurde und sich unter ihnen ein eigener Baumcultus ausbildete, der bis zum heutigen Tage besteht und in vielen Sagen einen sinnigen Ausdruck gefunden hat, denn das poesievolle Heidenthum wurzelt tief im Herzen des Volkes. Es muß ein furchtbarer Schlag für die Hessen gewesen sein, als Bonifacius ihre heilige Eiche bei Geismar fällte, um sie von der Falschheit ihrer Götter zu überzeugen, ein Schlag, gleichbedeutend mit der Götterdämmerung: denn mit dem heiligen Baume zugleich brach ihr heidnischer Himmel zusammen. Aber hat der Baum auch das Symbol der Göttlichkeit verloren, der „Baum des Lebens" grünt und blüht noch immer. Jahrhunderte hindurch war der Birnbaum auf dem Walserfelde der Lebensbaum des deutschen Volkes und noch heutzutage findet man auf dem Lande Bäume, welche als Schützer der Gemeinde betrachtet werden. Von einer „Dorflinde" hat wohl mancher Wanderer durch deutsche Gaue gehört.

Schutzgeister waren auch die Männlein und Weiblein, mit denen sich die Phantasie den Baum bewohnt dachte: die Zwerge in den Wurzeln, die Schwanenfrau und Waldnymphe in den Zweigen; wichtiger noch als Lebenshüterinnen waren Wunschweiber und Schicksalsjungfrauen: die Walkyren. Schwebel erzählt, wie in der Zeit des katholischen Mittelalters an deren Stelle die heiligen Frauen traten, die Jungfrau Maria vor Allen, die wahre Königin des Mittelalters, deren Cultus ritterlich, innig und schwärmerisch war. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, all' die mannigfachen Wandlungen darzustellen, denen die alten Gestalten und Geister unter der Herrschaft der Kirche unterworfen wurden. Man könnte daraus ersehen, wie eng der Volksglaube mit der Kirchenlehre zusammenhängt; zu kurz in unserer Empfindung käme freilich die letztere, denn durch sie ward dogmatischer Zwang, was früher freie, poetische Anschauung war. Nach der Abhandlung von den Schützern des Lebens berichtet Schwebel von Lebenslicht und Lebenstalisman, den vielerlei Amuleten, Münzen, Sterbekerzen, welche wie im Heidenthume so noch gegenwärtig keine geringe Rolle im Aberglauben des Volkes spielen. Hierauf spricht er von den Boten des Todes. Sie sind allbekannt. Geister, Thiere, Pflanzen und geheimnißvolle Zeichen und Ereignisse galten und gelten als Verkünder des Endes. Ohne Zahl sind die Sagen von Ahnfrauen und weißen oder schwarzen Frauen, welche, zumeist auf ein Verbrechen zurückführend, in Burgen und Schlössern erscheinen, wenn dem Geschlechte ein Unglück droht. Die wichtigste vielleicht ist die weiße Frau des Hauses Hohenzollern. Sie erscheint in den Schlössern dieses erlauchten Geschlechtes, bald traurig und klagend, bald wüthend und grollend, warnt, beschwört und prophezeit das nahe Ende eines Familiengliedes. Zuerst soll sie nach dem Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles im Jahre 1486 auf Plassenburg in Franken gespenstisch aufgetreten sein, und nach dem Berliner Volksglauben soll sie bis auf den heutigen Tag keine Ruhe gefunden haben. Es ist eine tiefsinnige Auffassung des Volkes, daß die deutsche Göttin Berchtha, die Mutter des Lebens, die Erdgöttin, auch als Botin des Todes betrachtet wurde: das „Ineinanderfluthen von Leben und Tod" ist in der einen Gestalt symbolisirt, deren Abbild eben jene gespenstische weiße Frau ist. Wonne und Schmerz, Lohn und Strafe, Liebe und Groll vereinigen sich in demselben Wesen. Just so ist es mit der Erde selbst, die Winter und Sommer bringt, die gebärt und tödtet und das Getödtete mütterlich in ihrem Schooße vereinigt. Ein tiefer Sinn liegt oft in einem scheinbaren Spiele der Phantasie. Unter den Thieren ist als Todesbote besonders die Eule bekannt, sie ist der wahre Todtenvogel. Neben ihr spielt der Holzkäfer die unheimlichste Rolle. Sein Ticken und Sticken in altem Gehölz ist gefürchtet. In Bayern heißt er Erd-

Digitized by Google

schmiedlein, weil er die Todessense schmiedet, oder der Dengelmann, weil er sie scharf dengelt. Die Zeichen, welche als Vorboten des Todes gedeutet werden und großentheils nicht mythologischen Ursprunges sind, haben nicht Zahl und Namen. Wer hat nicht gehört von einer Glocke, die plötzlich erklingt, von unerklärlichen Geräuschen, von einer abgelaufenen Uhr, einem zerspringenden Spiegel, einem von der Wand fallenden Bilde — lauter Boten des Todes. Und der Tod selbst? — Reich und merkwürdig sind die Vorstellungen des Volkes von ihm. Die Alten dachten sich ihn als Genius mit der umgekehrten Fackel; im Mittelalter kam das unheimliche Gerippe mit Sense und Stundenglas auf. Ein näheres Eingehen auf diesen bedeutungsvollen Gegenstand, nach welchem die deutsche Malerei von Alters her begierig gegriffen hat, ist hier nicht möglich; nur die interessanteste Ausführung Schwebel's sei angedeutet. Es wurde von der Erd- und Todesgöttin Berchtha gesprochen. Berchtha sowohl als Freya und Holda sind Emanation der Göttin Hel. Diese ist in der ältesten germanischen Mythologie Erdmutter und Todesgöttin. Ursprünglich eine milde Freundin, welche den müden Wanderer zu seliger Ruhe geleitete, ward sie im Wandel der Zeit eine finstere Unholdin, mit allen Schrecknissen umgeben, schwarz und weiß gefärbt, den Farben des Lebens und der Verwesung, gleichsam eine Personification des Bibelwortes: „Von Erde bist du, zur Erde mußt du wieder werden." Das Christenthum verscheuchte die dräuende Gestalt, in der Sage lebte sie als „schwarze Greth" und „Frau Venus" fort, endlich erstand sie, freilich unendlich modificirt, im Christenthum wieder als heilige Maria, denn auch die Himmelskönigin war in der Legende Verkünderin des Todes. Die männliche Todesgottheit war Wodan, der Herr der Erde und des Himmels, der freundliche und der entsetzliche, der unermüdliche Wanderer. Als solcher erscheint er später in der Sage als Todesbote. Er setzt sich vor's Haus, er klopft an's Fenster, ein Mensch darinnen muß sterben. Bald erscheint er als Reiter und Ritter, bald als Spielmann. Die deutsche Dichtung ist voll von seinem Bilde.

Nach dem Tode das ewige Leben. So will es die uralte Vorstellung, der ewige Glaube der Menschen. Davon handelt der zweite Theil von Oskar Schwebel's schönem, ohne falsche Ereiferung gegen den Materialismus gerichtetem Buche. Auch hier ist die Fülle des Poetischen groß und anziehend. Der Verfasser weiß sachkundig alles Bemerkenswerthe über den Gegenstand zusammenzustellen und über das sinnige Gemüthsleben des deutschen Volkes in alter Zeit Aufschluß zu geben. Daß es auch in der neuen nicht aussterbe, dafür wird der ewig wache Genius der Menschheit sorgen.

---

## Die Anfänge unserer Gesittung.

Von Wilhelm Bolin.

Seitdem das Menschengeschlecht durch Darwins Theorie unabänderlich der Gesammtheit der übrigen Naturwesen eingereiht, ist die Frage nach der Gesittung desselben und die sie ermöglichenden Bedingungen mehrfach zum Gegenstande umfassender Untersuchungen von eben diesem Standpunkte aus gemacht worden. Wiederholt haben wir in vorliegender Wochenschrift die bedeutendsten derartiger Versuche der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen. Heute geschieht es abermals anläßlich einer Schrift, welche mit eben so viel Sachkenntniß wie Geschick eine der hierher gehörenden Hauptfragen zu wesentlicher Klarheit zu bringen bemüht ist.

Als 66. Band der rühmlichst bekannten „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschien kürzlich: Die primitive Familie, in ihrer Entstehung und Entwickelung dargestellt von C. N. Starcke, Privat-Docent der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen. Auf dem Gebiete deutscher Forschung durch seine vortreffliche Monographie über Ludwig Feuerbach mit Recht als eben so tüchtiger wie vorurtheilsfreier Denker geschätzt, hat der junge Gelehrte in diesem neuen Werke sich die Aufgabe gestellt: die Familie in ihrer Ursprünglichkeit zu erkennen und die Vorstellungen, auf welchen sie gebaut ist, sowie die Keime sittlichen Wachsthumes, die sie enthält, nachzuweisen. Seine Arbeit trägt einen vorwiegend kritischen Charakter. Eine Reihe bedeutender Forscher hat bereits vor ihm zur Kenntniß der primitiven Formen des menschlichen Gesellschaftslebens und der Gesetze seiner Fortbildung sowie der Bahnen und Stufen derselben vorzudringen gesucht. Wiewohl alle darüber einig sind, die betreffende Entwickelung als einen progressiven Verlauf aus roheren, dem Thierwesen nahestehenden Verhältnissen zu betrachten, weichen doch die Meinungen vielfach von einander ab, sowohl was die großen Gesichtspunkte als die kleineren Detailfragen betrifft. Daß man, die Methode exacter Forschung einhaltend, zu entgegengesetzten und einander widerstreitenden Deutungen von Thatsachen gekommen, kann nur dem Unkundigen bedenklich erscheinen; „denn es ist das gemeinsame Schicksal alles anfangenden Forschens," erinnert der Verfasser, „von gewagten Hypothesen allmählich zur Wahrheit emporzusteigen." Und daraufhin hat er es gewagt, „einen kleinen Schritt vorwärts zu bringen," indem er die Ansichten seiner Vorgänger auf ihre Haltbarkeit hin prüft.

Selbstverständlich stehen die Erörterungen des Verfassers und seiner Vorgänger weit ab von jener ebenso naiven wie bequemen Annahme eines mit allen möglichen Vollkommenheiten ausgestatteten Urmenschen, wie solcher namentlich die Bewunderung J. J. Rousseau's genossen und langehin den apriorischen Deductionen unserer Gesittungsverhältnisse zum Anfangspunkte gedient, trotzdem schon Voltaire diese Verherrlichung einer zum Vierfüßlerthum auffordernden idyllischen Urwüchsigkeit zur Genüge verspottet, ganz davon zu schweigen, daß bei solcher Annahme einer anfänglichen Vollkommenheit der Proceß stetiger Fortentwickelung einfach unbegreiflich ist.

Ebenso entfällt aber die Annahme, die Menschheit sei einem einzigen Stammpaare entsprungen. „Solange wir es mit dem Bereiche möglicher Erfahrung zu thun haben," sagt der Verfasser, „können wir nicht von vornherein annehmen, daß jemals nur eine einzige Gemeinschaft bestanden habe." Die Erfahrung zeigt eine Mehrheit solcher, und daraus ergibt sich eine gewisse Ungleichartigkeit der primitivsten menschlichen Gemeinschaften als höchst wahrscheinlich, wiewohl diese Ungleichartigkeit denklich als keine sehr bedeutende anzusehen ist. Andererseits aber, wiewohl aller Wahrscheinlichkeit nach die primitiven menschlichen Gemeinschaften auf den thierischen ruhen, indem der Mensch in so vielen Beziehungen nur das weiter fortbildet, was durch thierische Erfahrung gewonnen ward, wird doch die Grenze zwischen Thier und Mensch auch hinsichtlich der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Entwickelung als eine fließende einzuhalten sein. „Ebensowenig wie ein erster Mensch zu finden ist, kann eine erste menschliche Gemeinschaft gefunden werden; die Geschichte der Menschheit hat von einer Mehrheit geschiedener Gruppen angefangen." So gegründet es aber auch sein mag, zu vermuthen, daß unser Geschlecht „die socialen Erfahrungen der Thiere als die feste Grundlage seines Emporsteigens" benutzt habe, wird sich doch niemals „ein Zustand der Rohheit nachweisen lassen, welcher keine der socialen Kräfte besitzt, die in den niedrigsten der uns bekannten menschlichen Gemeinschaften wirksam sind."

Der Antagonismus gegen die Annahme eines sittlich vollkommenen Urmenschen hat nämlich einige Forscher zu dem entgegengesetzten Widersinne veranlaßt, die Anfänge unserer Gesittung aus einem angeblich bei den Thieren obwaltenden Mischungsverhältnisse der Geschlechter herzuleiten, dem jede Spur einer Unterscheidung an Alter und Herkunft und darauf gegründeter Beziehungen abgeht. Es ist unserem Verfasser gelungen, die Unhaltbarkeit dieser vielfach beliebten Voraussetzung nachzuweisen, was seinem auch sonst überaus lehrreichen Buche als besonderes Verdienst anzurechnen ist.

Allüberall zeigen sich in den primitiven menschlichen Gemeinschaften kleinere Gruppen, die durch Verwandtschaftsvorstellungen zusammengehalten werden. Es entspricht dies der

Digitized by Google

menschlichen Bewußtseinsthätigkeit, welche als wesentliches Merkmal im Unterschiede der Thierheit festzuhalten ist. In jeder menschlichen Gemeinschaft scheint die Familie eine ursprüngliche Institution zu sein. „Dies bedeutet aber noch nicht, daß die Familie anfänglich die nämliche Organisation hatte wie die Familie späterer Zeiten, oder daß die nämlichen Vorstellungen und Begriffe wie bei uns schon von Anfang an in der Familie wirksam gewesen." Auch im gewöhnlichen Sprachgebrauche umfaßt das Wort Familie engere und weitere Verwandtschaftsbande, und ähnlich findet man auch bei den Völkerschaften, je nach dem Grade ihrer jeweiligen Culturentwickelung, eine Verschiedenheit der Lebensformen, in denen die familienhaften Beziehungen sich geltend machen. Während bei uns die Gültigkeit der Familienbande darin besteht, daß die Verwandtschaft als eine fernere angesehen wird, je weiter man von dem Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern entfernt steht, kann man bei den primitiven Völkern eine Berechnung der Verwandtschaft antreffen, welche für uns durchaus unverständlich ist. Die Annahme eines gemeinsamen Stammvaters oder einer ebensolchen Stammmutter gestattet vielfach ein Zusammenleben in einer Gruppenfamilie, innerhalb welcher doch die Familie in ihrer engeren Bedeutung, als Verhältniß von Ehegatten und ihren Kindern, immerhin zu finden ist. Weil dieses aber unter solchen Umständen bei Weitem nicht von derselben Stärke und demselben Gewichte wie bei uns hervortritt, hat man sogar hier und da gemeint, die Familie in solchem Sinne wäre ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen.

„Eine Familie wird durch die Ehe gegründet," erinnert der Verfasser, „und in dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen unseren Verhältnissen und den primitiven. Selbstverständlich darf man aber nicht die Ehe als eine allezeit so heilige Institution, wie sie bei uns geworden, auffassen. Die Ehe in ihrer weitesten Bedeutung ist nichts als eine Verbindung zwischen Mann und Weib, welche von einer mehr als augenblicklichen Dauer ist und während welcher die beiden gemeinsam für ihre Nahrung sorgen," wobei dann die Pflege der Nachkommenschaft hinzukommt. Im Hinblick auf Letzteres hat man die Ehe aus dem Geschlechtstriebe herleiten wollen und ist dadurch zu den unsinnigsten Behauptungen gelangt. Ohne die Bedeutung des Geschlechtlichen und der Zeugung im Eheleben irgend in Abrede zu stellen, darf man jedoch nicht übersehen, daß dem Geschlechtstriebe, wiewohl er zu den mächtigsten Trieben der Menschen gehört und in seinen Aeußerungen unbändig sein kann, dennoch alle Bedingungen fehlen, „das Fundament irgend einer der großen Hauptrichtungen zu bilden, in denen der menschliche Kampf um's Dasein gekämpft wird. Gar zu leicht und gar zu schnell wird er befriedigt; gar zu wenig dauerhaft, ist er nicht im Stande, die schwere Last der gesellschaftlichen Ordnung zu tragen." Diese hat das Befriedigen der gesammten übrigen Bedürfnisse menschlicher Existenz zu ihrer Voraussetzung, und im Hinblicke hierauf läßt sich das Wesen der Ehe weit richtiger bestimmen. Sie steht im engsten Zusammmenhange mit den Alltagssorgen und dem Besitze.

Mit anderen Worten: die Ehe hat durchgängig einen rechtlichen Charakter. In der Regel denkt man hierbei an die patriarchalischen Verhältnisse, wo das Weib als zum Besitzstande des Mannes gehörend gilt; nur wird dabei in der Regel vergessen, daß dem Manne solchenfalls auch Verpflichtungen zukommen, also immerhin eine gewisse Gegenseitigkeit zwischen den Eheleuten obwaltet. Das Patriarchat ist aber nicht die einzige Form des Ehelebens. Die primitive Familie besteht auch mit einer Eheform, wo das weibliche Element vorherrscht und der Mann bisweilen sogar ein Gegenstand des Erwerbes sein kann. Beide Fälle sind oft unrichtig gedeutet worden, in dem einen ward die Stellung des Weibes als gar zu untergeordnet und entehrend angenommen, in dem anderen hat man eine „bald mystische, bald wirkliche Gültigkeit des weiblichen Princips sehen wollen". Daß der Mann sich eine Arbeiterin und Wirthschafterin erwirbt und mit ihr eine Nachkommenschaft, die mit der Zeit ebenfalls an den häuslichen Verrichtungen theilnimmt, enthält aber eben so viele auf seine Rohheit wohlthätig wirkende Momente, wie es andererseits nichts Unbegreifliches hat, daß Weiber einen natürlichen Einfluß üben, der ihre Stellung wesentlich fördert. Es kommt hier auch die Mitwirkung der verwandtschaftlichen Beziehungen hinzu, welche sowohl im Verhältnisse des Vaters zu seinen Kindern, wie auch nicht minder von hier aus dasjenige der Ehegatten mildert, indem sie das Weib gegen die Willkür seitens des Mannes vielfach zu schützen vermag. Hier eben liegen die sittlichen Elemente, welche die Entwickelung der Familie bedingen. Es geschieht dies „nicht bloß durch die Beziehungen, die unter ihren unmittelbaren Mitgliedern bestehen"; noch mehr wirken hier die verschiedenen Familienbeziehungen des Elternpaares mit, welches deutlich darauf hinweist, daß die Familie durch gewisse Rechtsverhältnisse einer allgemeineren Gültigkeit bestimmt wird.

Nicht in dem Erweise dieses für uns nunmehr selbstverständlichen Umstandes, sondern in dem ganzen Darstellungsverfahren, im Heranziehen und Benutzen der Forschungsergebnisse, im Beurtheilen und Prüfen der bisher daran geknüpften Vorstellungen liegt die Bedeutung von Dr. Starcke's verdienstvoller Arbeit. So wichtig und einleuchtend es auch sein mag, daß die Familie von ihrem ersten kenntlichen Hervortreten ab das Gepräge einer sittlichen Gemeinschaft trägt, innerhalb welcher die betreffenden Beziehungen, allem Culturfortschritte gemäß, einem immer mehr geregelten Zustande entgegengehen, bietet es doch ein hohes Interesse, diesem Entwickelungsverlaufe selbst an der Hand eines so gewandten, sachkundigen und urtheilssicheren Führers nachzugehen.

---

## André Theuriet.

Von A. G. von Suttner.

Um eine literarische Berühmtheit zu werden, deren Name nicht nur im engeren Vaterlande, sondern weit über die Grenzen hinaus in Aller Mund ist, dazu gehört nicht immer nur Talent, sondern auch Glück. Den Haupttreffer macht jedesmal nur Einer, wohl wechselt in der Regel die Person dieses Einen, aber die launenhafte Göttin kümmert sich nicht weiter darum, ob es gerade der Würdigste ist, den sie mit ihrer Gunst beschenkt. Nur so konnte es geschehen, daß nach einem Zola und einem A. Daudet einem Georges Ohnet der höchste Gewinnst zufiel, während Meister von ganz anderem Schrot und Korn mit geringeren Treffern vorlieb nehmen mußten.

Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und ich halte die französische Leserwelt für zu feinfühlig, um noch lange dem Abgotte der „gebildeten Köchin" zu opfern und dabei ihre wahren, hervorragenden Dichter zu kurz kommen zu lassen. Ohnet war eben Mode geworden — wie die tournure, das cri-cri, die pastilles Gérandel — und er hatte einen Vortheil voraus, daß er, von Hause aus mit einem ansehnlichen Vermögen ausgestattet, die Schriftstellerei als noble Passion betreiben konnte; darum ist er auch ein Dilettant geblieben, dazu ein geistig ziemlich armseliger, da er jedem seiner Helden immer einen Paß auf den Weg mitgeben muß (aus welchem Documente der Leser erst erfährt, wie eigentlich die betreffende Person äußerlich und innerlich beschaffen ist), und da er keinen anderen Schlußeffect kennt, als den alles lösenden, alles pointirenden, knallenden obligaten Pistolenschuß. Ein einziges Mal streift ihn die Muse mit ihrem Flügel: das war, als er sein Erstlingswerk in's Feuer schleudern wollte. Sobald er aber diesem richtigen Impulse nicht nachgab, den Markt mit seiner wässerigen, gehaltlosen Literatur zu überfluthen begann und dann die „höchste Fructificirung" mit der Dramatisirung zu erreichen strebte, sank er zum literarischen Pillendreher herab, zum Barnum, als welcher er auch in den Augen der Nachwelt abgeurtheilt werden wird.

Wie ganz anders steht da ein Theuriet vor dem Kenner, dem Feinschmecker! Da ist Geist, Witz, Herz und hohe, echte Poesie zu finden. Da gibt es keine Spur von Schablone,

Digitized by Google

von Plagiat — weder an den Anderen noch an sich selbst begangen — alles Original, Leben und Wahrheit. In einer Novellette von zwei oder drei Spalten entrollt sich ein vollständiges Leben vor unseren Augen, wir glauben alte Bekannte zu finden, die wir durch und durch kennen, weit genauer, als wenn uns Herr Ohnet ihre Familiengeschichte vom Urgroßvater an in capitellangen Details erzählt.

Das ist die wahre Kunst: die scharfe, prägnante Charakteristik, die richtige Vertheilung von Lichtern und Schatten, das geniale Hineinsetzen einzelner markanter Farbenpünktchen, die dem Bilde das eigentliche relief, das bezeichnende Gepräge geben. Solche kleine Meisterwerke schafft Theuriet mit einer ganz besonderen Kunstfertigkeit und Feinheit. Da sind beispielsweise seine „Oeillets de Kerlaz", eine Sammlung Novelletten und Lebensskizzen, die eine Reihe solcher mustergültiger Schöpfungen aufweisen. Kurz und bündig, kein überflüssiges Gepäck, kein aufdringliches Geschwätz, nur streng was zur Sache gehört, und doch dabei eine feine, sorgfältige Ausführung dank der treffenden, gewählten Sprache, mit der er immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Die Sammlung enthält kleine Erzählungen, sechs bis acht Seiten füllend, die dem verständnißvollen, aufmerksamen Leser einen Eindruck hinterlassen, als habe er eben in einem langathmigen Romane von liebgewordenen Personen Abschied genommen. „La grive" (die Drossel) ist unter anderen eine solche Perle, wie man sie nur selten findet: die Lebens- und Sterbensgeschichte eines Spielers, in schlichten Worten als Reiseerinnerung dargestellt, und doch so packend, so zum Nachdenken und Weiterspinnen anregend. Das heißt Kunst, Talent, Genie.

Zum großen Schaden des deutschen Lesepublikums ist Theuriet, so viel ich weiß, bis jetzt nur wenig übersetzt, und gerade seine Novellen und Romane wären eine ungemein heilsame, eine veredelnde und geschmackbildende Lectüre, die man zum großen Theil — weil wir schon in erster Linie auf die deutsche Jungfrau bedacht sein müssen — auch dieser als Leckerbissen vorsetzen könnte. Ganz besonders excellirt er als Landschafter; die Beschreibung eines Stückchen Bretagne, Normandie, oder eines Fleckchens Wald zaubert uns im Nu die Gegend in all' ihrer idyllischen Schönheit vor Augen, und in der finsterſten, trübseligſten Stube, mit Feuermauern und Schornsteinen als Aussicht, werden wir die düstere Umgebung vergessen, um Veilchen- und Maiglöckchen-, Tannen- und Heuduft in vollen Zügen einzuathmen.

Ich glaube demnach den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie auf diesen liebenswürdigen Autor aufmerksam mache, dessen Fruchtbarkeit einen tüchtigen Vorrath an nennenswerthen Werken geschaffen hat.

Zur Erleichterung der Anschaffung erwähne ich: Novellen (Bigarreau ꝛc.): „Les oeillets de Kerlaz"; Romane: „Le filleul d'un marquis", „Madame Heurteloup", „Raymonde", „Sauvageonne", „Le secret de Gertrude", „Tante Aurélie". — Die Liste ist hiermit keineswegs erschöpft, da jedoch die einzelnen Bände in der Regel eine Uebersicht der Gesammtwerke im Anhange bringen, so wird man sich die Sammlung leicht vervollständigen können, was ohne Zweifel jeder Leser thun dürfte, sobald er ein oder zwei Werke des Dichters kennen gelernt hat.

Theuriet besitzt die Gabe, augenblicklich ein inniges Verständniß zwischen sich und dem Leser herzustellen, in demselben ein Gefühl der Behaglichkeit zu erwecken und einen geistigen Verkehr einzuleiten, der zur Fortsetzung des Ideenaustausches ermuthigt und anregt. Allenthalben begegnet man feinen, geistreichen Nuancen, hingeworfenen Andeutungen, die man gern auffängt, um sie weiterzuspinnen; wir leben sozusagen das mit, was seine Personen durchmachen, sie sind uns durchwegs sympathisch und wecken in uns den Eindruck von Menschen, mit denen man gerne nähere Beziehungen unterhält, da man für alle kleinen Details ihres Erdenwallens Theilnahme empfindet.

Auf die gewisse sensationelle Spannung, welche in der deutschen Belletristik obligat ist, legt Theuriet nie ein Hauptgewicht. Selbstverständlich weiß er seine Erzählungen so aufzubauen, daß nicht allein die Personen, sondern auch die Geschehnisse unser Interesse fesseln, allein er macht nicht in Ohnet'schen Knalleffecten, er braucht sehr wenig Pulver; er zieht es vor, seine Compositionen immer in harmonischer Weise ausklingen zu lassen; mit schrillen Accorden gibt er sich nicht ab; die Stimmung ist eine einheitliche, dem Thema angemessene, die Läufe reihen sich wie Perlen an einander und man fühlt, daß es so kommen muß, wäre aber doch in Verlegenheit, bräche er plötzlich in seinem Vortrage ab, um uns die Vollendung desselben zu überlassen.

Ich bin überzeugt, daß sein genre auch in Deutschland großen Anklang finden wird, natürlich bei jenen Lesern, welchen die Bücher nicht einzig und allein ein Mittel zum Zeittodtschlagen sind. Solchen, die auf der Jagd nach Sensationsromanen sind, die gewohnt sind, sich mit narkotischen Mitteln, mit Opium und Haschisch zu sättigen und in Folge dessen an geistiger Abspannung, Verkümmerung leiden und das Verständniß für Naturgemäßes, den Geschmack für gesunde, stärkende Kost eingebüßt haben, dürfte er weniger behagen. Aber es gibt ja doch noch bei uns ein Publikum, das ihn ebenso zu schätzen wissen wird, wie es bei dem verständnißvollen Lesern Frankreichs der Fall ist.

Seine Werke erleben zwar nicht Hunderte von Auflagen, nichtsdestoweniger hat er aber zahlreiche Freunde, denen eine Neuheit aus seiner Feder immer eine willkommene, liebe Gabe ist. Aus diesem Grunde ist er auch ein hervorragender Mitarbeiter der vornehmsten aller französischen Zeitschriften, der „Revue des deux mondes", und es dürfte nicht lange dauern, bis Theuriet den ihm gebührenden Sitz in der Ehrenhalle der französischen Literatur, in der Akademie, einnehmen wird.

---

## Feuilleton.

### Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

Anfissa Iwanowna, die sich einigermaßen beruhigt und jetzt überzeugt hatte, daß ihre Nichte nicht so schlecht war, nahm ihren alten ruhigen Lebensgang wieder auf. Nun, da ihre guten Beziehungen wiederhergestellt, bedauerte sie es manchmal sogar, daß Meletina Petrowna so lange Zeit am Tage außerhalb des Hauses zubrachte und sie so viel allein ließ. Gleichwohl beunruhigten sie noch immer gewisse Details ein wenig. So verfehlte z. B. die junge Frau, ehe sie ausging, nie ihre Stube fest zu verschließen, als hätte sie Furcht bestohlen zu werden, und sodann hatte sie trotz ihrer regen Correspondenz auch noch nicht ein einziges Mal an ihren Mann geschrieben, noch je von ihm eine Zeile erhalten, was schließlich ihre Tante bestimmte, sie eines Tages über das heikle Thema zur Rede zu stellen.

„Bist Du mit Deinem Manne zerfallen?" fragte sie sie.

„Keineswegs!"

„Warum schreibt er Dir dann nicht? Man erkundigt sich doch unter Eheleuten, wie es einem geht. Zieht da in den Krieg hinaus und schreibt kein Sterbenswörtchen nach Haus. Sag' mir, meine Liebe, sollte der Herr Hauptmann vielleicht auch gerne einen pfeifen?"

„Pfeifen? — ich verstehe nicht."

„Nun, ich meine trinken."

„Ach ja, er trinkt schon einmal, aber mäßig."

„Um so besser, um so besser! Denn siehst Du, ich habe einmal einen gewissen Rittmeister gekannt," fuhr sie seufzend fort, „der, wenn er bezecht war, nicht mehr wußte, was er that. Die Augen traten ihm aus dem Kopfe und er schlug nach rechts und nach links aus."

Damit wurde dies Thema geschlossen und hatte auch Anfissa Iwanowna nichts Positives weiter von dem gegenseitigen Schweigen der beiden Gatten erfahren, so glaubte sie doch zu ihrer größten Beruhigung daraus

Digitized by Google

schließen zu dürfen, daß der Hauptmann Skriabine nicht „pfiff". Alles war so wieder in seinen gewohnten Gang gekommen, als das Krokodil in Gratschewka auftrat, und wie schon weiter oben erzählt, alle Einwohner in Aufregung brachte.

5.

Die unglückliche Anfissa Iwanowna schloß in Folge des schrecklichen Alpes die ganze Nacht kein Auge. Sie weckte Domne auf, versuchte, um die schreckliche Wirklichkeit zu vergessen, von Diesem und Jenem zu sprechen; aber umsonst. Ein jedes Thema führte sie wieder zu dem Schreckensereigniß des Tages zurück, bis ihr endlich die Lider vor Ermattung zufielen. Trotz dieser Ruhe aber und trotz der Brausepulverchen, die sie bei ihrem Aufstehen eingenommen hatte, wollte sie in keine rechte Stimmung kommen. Gleichwohl behielt sie ihre Eindrücke bei sich, ernstlich böse, wie sie auf ihre Nichte war, weil diese sie gestern beim Anblick ihres in Angst schief aufgesetzten Hutes, statt ihr Muth zuzusprechen, ausgelacht hatte. Trotzdem rieth sie ihr mit ihrem guten Herzen ernstlich, das Baden in dem Flusse fernerhin zu unterlassen, eine Warnung, die Meletina Petrowna Anfangs mit einer gewissen Verwunderung anhörte. Doch als sie dann erfuhr, daß der Rath nur auf die gefährliche Nähe des Krokodiles abzielte, herzte und küßte sie ihre Tante, erklärte ihr, daß sie sich gar nicht vor dem Thiere fürchtete, und daß sie, wenn sie gewollt, es hätte längst fangen können. Sie würde also ruhig wie sonst baden gehen, dann würde sie ihren Weg bis nach Prudok zur Post fortsetzen und ihr den Abend „Den Ritter ohne Kopf" vorlesen, der ihr gewiß gefallen würde. Ein Paar Augenblicke später sah man sie in der That auch in ihrer schmucken hellen Barégerobe, die sie kokett mit einer Hand hochhob, um ihren zierlichen eng beschuhten Fuß zu zeigen, über den Hof gehen. Sie machte ihren Sonnenschirm auf und verschwand durch das Hofthor.

Die Versicherung, die ihr ihre Nichte gegeben, daß sie, wenn sie gewollt, das Krokodil längst hätte fangen können, beschäftigte seltsam Anfissa Iwanowna's Hirn. Warum konnte sie, war dem so, nicht Herrn Znamensky holen lassen und ihn auffordern, sich mit Meletina Petrowna zusammen zu thun? Der Gedanke war um so besser, als noch am Abend vorher dieser ihr doch einen Brief mitgetheilt hatte, in dem man ihm Unsummen versprach für Auslieferung des lebendig eingefangenen Thieres. So weit war sie mit ihren Gedanken gekommen, als sie sich plötzlich von dem Erscheinen Herrn Znamensky's in höchsteigener Person überrascht sah. Er trug unter seinem Arme einen riesigen Stoß Zeitungen.

Herr Znamensky mochte einige Dreißig sein. Lang und dürr, mit eingefallener Brust und hohlen Wangen sah er mit seinem grünlich blassen Teint und seinem langen, über seinem schlotterigen Körper flatternden Rocke eher wie ein Gespenst als ein Mensch aus.

Er entschuldigte sich bei Anfissa Iwanowna, daß er störte, aber er hätte den ganzen Morgen die Ufer der Gratschewka ausgekundschaftet und möchte sie nun um die Erlaubniß bitten, sich etwas bei ihr auszuruhen. Diese wenigen Worte wurden unter einem furchtbaren Hustenanfall gesagt, dann erzählte er ihr, wie er ärgerlich wäre über alle die Dummheiten, die die Zeitungen über das Krokodil in die Welt setzten, und, heftig seinen Zeitungsstoß auf den Tisch schleudernd, sank er in einen Fauteuil. Anfissa Iwanowna ließ, entzückt von seinem Besuche, eine Erfrischung für den Schulmeister bringen und hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm Mittheilung von der Ansicht ihrer Nichte zu machen. Herr Znamensky hörte ihr mit deutlicher Gleichgültigkeit zu, konnte sich am Ende jedoch nicht enthalten, mit einer gewissen Bitterkeit zu bemerken, er beneidete Meletina Petrowna um ihre Fähigkeit, über so ernste Sachen Witze zu reißen. Was das Krokodil anbetrifft, so war er ja sicher, seiner habhaft zu werden — wenn er nur erst die in der Stadt bestellten Bücher besäße.

Dieser Besuch wirkte übrigens auf die Gesundheit Anfissa Iwanowna's unendlich heilbringender, als alle Pulverchen, die ihr der Feldscheer verschrieben. Wußte sie doch nun, daß wirklich nur ein Krokodil existirte, das noch obendrein, wie ihr der Schulmeister zusicherte, sich, allen Berichten zu Folge, nie in Menschenbehausungen wagte. Und so ging sie, als Herr Znamensky sich zurückgezogen, beruhigter in den Garten hinaus, um sich mit dem Gärtner von seinen Heldenthaten von 1812 zu unterhalten.

Eines Abends, ein Paar Tage später, wurde Anfissa Iwanowna angenehm von dem Besuche Pater Gregor's überrascht, dem sie außerordentlich gewogen war. Die alte Dame beeilte sich, ihm ihren schönsten Sessel anzubieten und bestellte Thee. Der brave Priester blickte tief traurig drein. Er fühlte sich, sagte er ihr, von einer Unruhe verzehrt, über die er sich nicht Rechenschaft geben könnte, und so schlecht aufgelegt, daß er fast das Bett aufgesucht, hätte ihn nicht die Furcht zurückgehalten, daß er dann am Ende nicht mehr aufstünde. Anfissa Iwanowna rieth ihm, den Feldscheer Niriute zu consultiren; doch als ihr der Aermste zu verstehen gab, daß der Herr allein in seiner Barmherzigkeit und Gnade ihm in seinem Leiden helfen könnte, hörte sie auf, in ihn zu dringen und begnügte sich, schweigend seine bekümmerten Züge zu beobachten.

Er seufzte und sagte ihr, er habe am vergangenen Abend aus Moskau einen Brief von einem Amtsbruder und Altersgenossen bekommen und der Inhalt desselben sei ihm so peinlich gewesen.

Anfissa Iwanowna fragte ihn: warum, aber Pater Gregor antwortete nicht. Er schüttelte nur unter neuem Seufzen den Kopf. Der Eintritt Meletina Petrowna's unterbrach die lahme Conversation. Hochroth vor Erregung und Freude, hielt sie in der Hand eine Nummer des Anzeigeblattes und hastig ihren Hut ablegend, sagte sie, sie brächte ihnen eine glückliche Kunde.

„Ueber das Krokodil?" rief ihre Tante aus.

„Ach was, über Serbien. Die Serben haben gesiegt und die Türken vollständig geschlagen."

Diese Kunde war eine Enttäuschung für Anfissa Iwanowna. Sie hatte erwartet, etwas Bestimmtes über das Ungeheuer zu hören und nun handelte es sich einfach um eine Schlacht in Serbien — und Serbien war doch so fern. Ihre Nichte las ihr die Depesche vor, die die Eroberung eines türkischen Lagers bei Babino Glawa durch General Tschernajeff anzeigte.

„Und Dein Mann?" fiel Anfissa Iwanowna ein, zu ihrer Nichte gewandt. „Steht von ihm nichts in der Zeitung?"

„Wie sollte das zugehen? Mein Mann ist nur ein untergeordneter Offizier, das fünfte Rad an dem Wagen."

Darüber wurde der Thee gebracht und kaum hatte man sich eingeschenkt, als man auf dem Hofe Schellengeräusch vernahm. Aber zum allgemeinen Erstaunen trat nur Potapytsch ein und meldete, der Saltsky käme aus Prudok und suchte Pater Gregor. Darauf verabschiedete sich der Priester von den beiden Damen.

Zehn Minuten später setzte ihn der Wagen des Saltsky bei sich zu Hause ab, wo der Stanovoi auf ihn wartete.

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung," meinte Pater Gregor zu ihm und drückte ihm herzlich die Hand. „Ihr Besuch hat wohl einen amtlichen Zweck?"

„Ja, es handelt sich um etwas Peinliches."

„Ist mein Sohn dabei im Spiele?"

„Ja."

„Mein Herz ahnte es. Ich habe einen Brief aus Moskau," fügte er hinzu, zog das Schreiben aus der Tasche und reichte es dem Stanovoi. — „Ist es deshalb?" fragte der Pater Gregor mit Thränen im Auge.

„Ganz recht."

„Was habe ich also in der Sache zu thun?"

„Versuchen, die Geschichte zu unterdrücken."

„Ja, aber wie?"

Der Abend war längst heruntergekommen und noch saßen der Priester und der Stanovoi in ernstem Gespräche zusammen. Niemand erfuhr je, was sie besprochen, aber die Köchin erzählte hinterher, wie sie, zufällig eintretend, den Pater Gregor mit dem Kopfe zwischen den Händen dasitzen gesehen. Dicke Thränen liefen seinen grauen Bart herunter. Der Tisch war mit einem Stoße Briefe bedeckt und der Stanovoi las laut vor. Sobald er sie, die Köchin, aber gewahrt, hielt er plötzlich an. Gegen Mitternacht erst schirrte man seine Pferde und verabschiedete er sich von dem Priester.

„Sie sollten die Nacht lieber bei mir bleiben," meinte der Letztere zu ihm. „Es ist eine pechrabenschwarze Finsterniß draußen."

„Unmöglich — unmöglich. Ich muß morgen in aller Frühe in der Stadt zurück sein," antwortete der Stanovoi und ordnete die Papiere in seinem Portefeuille.

Digitized by Google

„Also rathen Sie mir, die Fahrt zu unternehmen?"

„Ja, ja, das ist das Beste, Sie bringen die Sache selbst am Leichtesten in's Geleise. Nur achten Sie darauf, daß Ihr Sohn uns nicht fortläuft. Denken Sie daran, ich lasse ihn unter Ihrer Bürgschaft hier" — und der Tarantaß trug den Stanovoi den Weg nach der Stadt zu.

Der ganze Ort lag längst im Schlummer, mit Ausnahme einiger Bauern, die an einem Ende der langen Straße vor einer Isba saßen, deren Mauern schier einzufallen drohten, und auf deren Dach eine lange Stange mit einem Stofflappen daran steckte. Asklipiodot befand sich, völlig betrunken, in dieser Gruppe. Er redete und gestikulirte erregt und schlug dabei lustig seinen Zechcumpanen auf die Schulter. Erst bei Morgengrauen kam er heim. Zu seiner größten Ueberraschung fand er seinen Vater schon auf und dabei, seine Reisetasche zu packen, während draußen sein Einspänner schon auf ihn wartete.

„Fährst Du weit fort, Vater?" fragte er ihn.

Pater Gregor blickte seinen ungerathenen Sohn an, der breitbeinig, die Mütze im Nacken, die Hände in den Taschen seiner großcarrirten Hosen, mit offener Halsbinde und besudeltem Rocke vor ihm stand.

„Asklipiodot, Asklipiodot," rief der Priester aus, „in diesem Zustande!"

„Im Ernste," hob der andere wieder an, „fährst Du weit?"

„Ziemlich weit — aber ich habe Eile, um den Zug nach Moskau nicht zu versäumen."

„Oh, Du glücklicher Mensch! Wer so reisen kann! Höre, nimm mich mit."

Aber Pater Gregor schien keine Lust dazu zu haben, er stieg in seinen Wagen, sagte seinem Sohne Lebewohl, bekreuzigte sich im Anblicke seiner Kirche und fuhr, die Augen voll Thränen, fort.

6.

Denselben Tag, zwei oder drei Stunden später, sah Anfissa Iwanowna, die eben erst aus ihrem Schlafe erwachte, in ihr Zimmer die Domne eintreten, die ihr die Kunde brachte, es hätte sich etwas in den Garten eingeschlichen, so daß der Gärtner Bragine entsetzt nicht länger an einem so gefährlichen Orte leben wollte und auf der Stelle um seine Entlassung bäte. Bei dieser Nachricht fiel Anfissa Iwanowna ihrerseits vor Schreck fast in Ohnmacht und das Gebetbuch glitt ihr aus der Hand. Bragine wurde gerufen, und er kam auch sogleich mit finsterer Miene, die Brauen zusammengekniffen.

„So sprich, was ist denn los?" fragte ihn seine Herrin mit Thränen in der Stimme.

„Weiß ich?" stieß der Gärtner mit Mühe hervor. „Ich weiß nur, daß ich keine Minute länger mehr hier bleiben kann. Oh, so was habe ich noch nimmer gesehen!"

„Aber was denn? So sprich um Himmelswillen doch!"

„Also — es war gegen zwei Uhr des Nachts, als ich aus meiner Hütte heraustrete und höre sich etwas in dem Fliederdickichte regen. Ich bleibe stehen, ich horche, ich höre wieder Geräusch und zu gleicher Zeit etwas wie Zischen oder Flüstern und ein Knistern in den trockenen Zweigen. Ich sagte mir: »Aha, gewiß Kinder aus dem Dorfe, die Erdbeeren oder Stachelbeeren stehlen kommen. Wenn du eins ertappst, gibst du ihm eine derbe Tracht Prügel.« Ich gehe also in meine Hütte wieder zurück, ziehe meine Filzstiefeln an, nehme mir einen Stock und stelle mich bei dem Flieder auf. Ich horche — aber kein Laut in der stockfinsteren Nacht. Ich schlage leise den Weg nach den Erdbeerbeeten ein — da, plötzlich sehe ich etwas rechts von mir funkeln. Ich fühle alle meine Glieder fliegen. Ich rufe mit erstickter Stimme: »Hülfe, Räuber, Diebe!« — Da, mit einmal erlöschen die Augen, und nun höre ich in dem Gebüsche ein so furchtbares Geräusch, wie ich mein Lebtag niemals gehört."

„Das war das Krokodil!" riefen die beiden Alten zusammen aus. „Du hast es gesehen — hast Du es gesehen?"

„Ich sah nur seine Feueraugen."

„Und als Du Hülfe riefest, hast Du es fortlaufen sehen?"

„Ich sagte doch, es war stockfinstere Nacht — aber ich habe das furchtbare Krachen gehört. — Auf mein Rufen kam der Knecht herbei mit einem Stock! Ich erzähle ihm die Geschichte, da geht das Geräusch mit einmal zwischen den Akazien wieder von vorn los — und jetzt nahmen wir die Beine in die Hand und rannten, so schnell uns unsere Beine tragen konnten, nach dem Hause."

„Ach ja, darüber kann kein Zweifel mehr sein, das sind die Krokodile, ein Männchen und ein Weibchen," meinte Anfissa Iwanowna. „Znamensky hat mir erzählt, daß jetzt gerade ihre Brütezeit ist. Hast Du nicht ihre Eier gesehen?"

„Nein. Als es hell ward, sind wir Alle zusammen nach der Stelle zurückgegangen und fanden dort nur zwei Cigarrenstummel, weiter nichts."

„Weiter nichts?"

„Aber was für Spuren soll es denn noch geben? Das Gras ist eingedrückt, gerade da, wo das höllische Geräusch herkam. Wahrhaftigen Gott! Anfissa Iwanowna, entlassen Sie mich. Reden Sie mir nicht zu, ich bleibe keine Minute länger hier."

Anfissa Iwanowna, hoch erregt, bat Bragine, sie nicht zu verlassen. Sie sagte ihm, er wäre ihre einzige Hoffnung; ein alter Soldat, wie er, der seine Feuerprobe bestanden. Und so weiter. Kurz, sie redete so in ihn hinein, daß Bragine sich erweichen ließ und seinen Beschluß aufgab, aber nur unter der Bedingung, daß er nicht mehr in der Gartenhütte zu schlafen brauchte, sondern mit den anderen Bediensteten zusammen.

Sobald sie sich angezogen, beeilte sich Anfissa Iwanowna, ohne sich die Zeit zu ihrem Gebete zu lassen, den neuen Zwischenfall ihrer Nichte kund zu thun; aber zu ihrer großen Enttäuschung war die Thür ihres Zimmers fest verschlossen, woraus man entnehmen konnte, daß die Nichte nach Herzenslust schlief!

Die Kunde, daß der alte Bragine vorige Nacht zwei Krokodile, ein Männchen und ein Weibchen, gesehen, die in Anfissa Iwanowna's Garten eingedrungen waren, um dort ihre Eier abzulegen, gelangte auch bald zu Herrn Znamensky's Ohren, der mittlerweile in den bestellten Büchern fleißig studirt. Zwar hatte er über die Jagd auf das Krokodil nichts darin gefunden, trotzdem faßte er mit ihrer Hülfe einen Actionsplan, an den er sich ein für alle Mal zu halten beschloß, alle bis dahin angewandten Mittel aufgebend. So wie es gewesen, konnte es auch nicht mehr länger weiter gehen.

Die Bauern, die er zu dem Zwecke ernster Berathung berufen, hatten sich noch stets, anstatt zu discutiren, heillos und sinnlos betrunken. Und so beschloß er jetzt, um die Sache endlich zu einem guten Ende zu führen, fürderhin nur nüchterne Leute zur Besprechung über die Landplage und Abhülfe dagegen zu berufen. Es sollte ein Verein gebildeter, achtbarer Herren gegründet werden, die mit Ernst und Verstand die Leitung der wichtigen Frage übernähmen und das Gelingen mit ihrer Autorität garantirten.

Mit diesem Project im Kopfe begab sich Znamensky in den Laden Alexander Wissiliewitsch Sokoloff's, wo er zu seiner großen Freude alle Honoratioren des Ortes versammelt und gerade dabei fand, die Entdeckung der zwei Krokodile in Anfissa Iwanowna's Garten zu besprechen. Aber es wollte Herrn Znamensky mit allen seinen Argumenten nicht gelingen, sich seine Hörer günstig zu stimmen, und so mußte er zur Erreichung dieses Zweckes doch wieder zu dem äußersten Mittel, zum Tractiren der Gesellschaft mit Wurst und Schnaps greifen. Und das verfing, so daß noch am selben Abend zur größten Freude des würdigen Schulmeisters der Verein definitiv organisirt wurde. Von der Nothwendigkeit des Schrittes, den sie ergriffen, zu guter Letzt doch noch überzeugt, erkannten es die neuen Vereinsglieder um die Wette an, daß man unmöglich die Krokodile länger in Ruhe lassen könnte. Iwan Maximytsch, ein geschworener Feind jedes Branntweines, erklärte nach wie vor die geplante Gründung für eine gefährliche Sache, die Einen mit der Polizei in Berührung bringen könnte, und wies entschieden seine Beitrittserklärung zurück.

Die Kunde von der Gründung der Gesellschaft — des Gratschewkaer Naturforschervereins für Ausrottung der Krokodile! — und dem Freibranntweine, der aufgelegt wurde, zog bald die ganze Einwohnerschaft an die Thür der Schenke; unter anderen auch den Schneider Philaretes Semenowitsch, der Hurrah! und Bravo! heulend sich zum Mitgliede vorschlug, natürlich jedoch schmählich aus dem Locale entfernt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Die Akademische Kunstausstellung.

II.

Wenn man vor der Summe der ausgestellten Bilder die Portraits und eine Reihe aus anderen Kunstsalons seit einem Lustrum bekannter Kunstwerke abzieht, bleibt noch immer eine erkleckliche Anzahl von Schildereien übrig, mit denen man sich wohl oder übel abfinden muß. Der angedeutete Abzug ist vollberechtigt, da dem Portrait in einer akademischen Ausstellung, wie sie sein sollte, überhaupt nur ein bescheidener Platz einzuräumen ist. Ob die hohe Finanz ihre Freude daran hat, die geehrten Gattinnen nicht nur in natura, sondern auch in effigie zu besitzen, ist für den Geldbeutel der Modemaler von Bedeutung, ob es der Kunstentwickelung zu Gute kommt, unterliegt starkem Zweifel. Die Stoffmalerei hat eine so schwindelnde Höhe der Technik erreicht, daß ein Fortschritt gar nicht mehr möglich ist, und der wechselnde Kleiderschnitt mag als Motiv für ein Modejournal ausreichen, zur Hervorbringung eines Kunstwerkes gehört mehr. Eine Ausscheidung der bestellten, ohne besondere Liebe zur Sache gemalten Bildnisse würde die Nummerzahl des Kataloges um ein starkes Drittheil vermindern und dem Gesammteindrucke der Ausstellung nicht zum Nachtheile gereichen. Uns will übrigens bedünken, als sei sich die Jury eines erheblichen Manquos in dem künstlerischen Jahresertrage bewußt gewesen, denn sie hat ganze Collectionen von Bildern, wie die Studienköpfe von Knaus, die in den Photographienmappen der Kunstfreunde seit einem Jahrzehnt vergilben, und die köstlichen Aquarelle Menzel's, die sich unserem Bildergedächtnisse seit fast ebenso langer Zeit unauslöschlich eingeprägt haben, einer unverdienten Vergessenheit (?) entrissen. Hat sie dabei die Absicht gehabt, den wenig verheißungsvollen Nachwuchs auf die goldenen Höhen der Kunst aufmerksam zu machen, so wollen wir nicht mit ihr rechten, sie hat einem tief empfundenen Bedürfnisse abgeholfen.

Es ist sonst Sitte gewesen, an dieser Stelle die einzelnen Gattungen der Malerei, wie sie in der Ausstellung vertreten sind, zusammenfassend zu besprechen. Wir müssen für dieses Mal auf die gewohnte Form verzichten, da uns die Gesichtspunkte für eine solche essayartige Darstellung zu fehlen scheinen. Ein feuilletonistischer Rundgang durch die Ausstellungsräume, ein kurzer Halt vor einem über das Durchschnittsmaß hinausragenden Kunstwerke, wird unseren Lesern genügen. Die Unvollständigkeit unserer Besprechung wird dem Rufe der nicht erwähnten Künstler sicher keinen Schaden thun.

Da sich trotz der selbst auferlegten Beschränkung noch immer Gelegenheit genug zum Tadel bieten wird, ist es uns ein Herzensbedürfniß, von vornherein eine generelle Anerkennung auszusprechen. Die Hängecommission hat in diesem Jahre mit entschiedenem Erfolge ihres Amtes gewaltet. Es ist ihr gelungen, die Bilder in den einzelnen Räumen angemessen zu gruppiren, so daß fast jede Wand ein in sich geschlossenes Arrangement bietet, dabei sind Format, Farbenzusammenstellung, Aehnlichkeit und Gegensätzlichkeit der Motive in dem Auge wohlthuender Weise berücksichtigt.

Die Ehrensäle links und rechts von dem großen Kuppelraume haben keine Verwendung gefunden, dagegen ist in dem ersten, mit der Büste des Kaisers geschmückten Hauptsaale eine Reihe besserer Bilder vereinigt, die wohl geeignet sind, ein günstiges Vorurtheil für die Ausstellung zu erwecken. Daß sie unter dem Zeichen des weiblichen Portraits steht, wird durch ein Bildniß der Frau Erbprinzessin von Meiningen von Norbert Schrödl und ein eben solches einer Dame in violettem Sammet von Max Koner rechts und links vom Eingange symbolisch angedeutet. In dieser symbolischen Bedeutung erschöpfen sich übrigens die Beziehungen der beiden Portraits. Die schlanke Gestalt der Prinzessin Charlotte in der tief ausgeschnittenen blaßblauen Atlasrobe, die feinen, ein wenig ernsten Gesichtszüge kommen der vornehmen Auffassung Schrödl's entgegen. In der Haltung der aufrecht stehenden, das mit einem Brillantdiadem geschmückte Haupt leise vorneigenden Figur ist alles Gemachte, Posenhafte vermieden. Die violette Dame von Max Koner ist ein prächtiges Specimen des Modeportraits. Wenn doch die Damen, die sich so malen lassen, wüßten, wie sehr ihre Salonbildnisse an die aufgedonnerten Photographien der „guten Stube" erinnern. Oder wollen sie uns etwa glauben machen, daß man in der Bellevue-Straße stets in Sammt mit dem Straußfederfächer auf einem geschnitzten Sessel mit geritztem Lederüberzuge von Hulbe sitzt? Das zu sothaner Staatstournüre gehörige Gesicht hat selbstverständlich mit den natürlichen Zügen der Dame möglichst wenig zu thun. Von dem obligaten: „Bitte, conversiren Sie recht ungezwungen" im Atelier des Malers bis zu dem: „Nur recht freundlich, wenn ich bitten darf" im Bodenraume des Photographen ist nur ein Schritt. Das Resultat ist in beiden Fällen Unnatur, für die wir den Maler weniger verantwortlich machen, als die unumschränkte Herrscherin Mode.

Was bei der Frau gesucht erscheint ist beim Manne natürlich, sobald es sich um ein Portrait handelt, das zur Decoration eines öffentlichen Gebäudes bestimmt ist. Wenn sich der Bürgermeister Dünckr mit der goldenen Amtskette im Schmucke sämmtlicher Orden und Ehrenzeichen von Hugo Vogel malen läßt, so bleibt es nur bedauerlich, daß der prächtige Charakterkopf, dem selbst ein Naturfehler im Blick des rechten Auges nichts schadet, zu dem banalen Fracke, zu Cylinder und weißen Handschuhen nicht recht passen will. Die Pose ist durchaus natürlich und ungesucht, weil sie an die Amtsfunctionen des Bürgermeisters erinnert. Er ergreift mit der Rechten die Lehne eines Sessels, um in einer feierlichen Sitzung am Magistratstische Platz zu nehmen. Wie der Vater der Stadt an die grüne Tafel, so gehört der schneidige Garde du Corps-Offizier auf sein Vollblutpferd. Der Prinz Reuß von Conrad Freyberg, auf dem edlen Braunen an dem Beschauer vorübertrabend, ist ein Cafinobild, wie es zweckentsprechender garnicht zu denken ist. Vom Hufbeschlag bis zur weißen Kürassiermütze, Alles correct und untadelhaft. Selbst die Aehnlichkeit hat etwas reglementmäßiges, das jeden Rekruten solcher Unverkennbarkeit gegenüber zum Frontmachen vor dem unmittelbaren Vorgesetzten veranlassen würde.

Wahrhaft erquickend wirkt nach diesen Staatsconterfeis das Brustbild eines jungen Mädchens in Weiß von Zickendraht. Das frische Gesichtchen lacht unter einem mit Feldblumen garnirten Strohute hervor voll dem Beschauer entgegen, ohne sich um die blaue See zu kümmern, von der es durch ein eisernes Gitter getrennt ist. Der unmotivirt aus dem Rahmen herauswachsende Obstblüthenzweig bringt in das natürlich anmuthende Bildchen ein störendes symbolisches Element. Zickendraht hat sich mit viel Glück die Vorzüge der Hellmalerei angeeignet, ohne in ihre Fehler zu verfallen.

Den umgekehrten Weg hat Paul Weimar mit seinen holländischen Klatschschwestern eingeschlagen. Das Bild ließe sich am besten als der Triumph der weißen Farbe über die schwarze bezeichnen. Höhnisch und breitspurig reitet das Licht in compacten weißen Streifen auf den schwarzen Silhouetten der Figuren und hält es kaum für nöthig, sein keckes Eindringen durch ein paar hier und da angebrachte Thüren und Fenster zu motiviren. Der gesunde Organismus des Bildes wird durch dieses unvermittelte Aufeinanderprallen von Licht und Schatten vollständig erdrückt.

Das Pendant zu dieser naturalistischen Studie bildet — nach dem Gesetze der Gegensätzlichkeit — auf der andern Seite des Einganges zum zweiten Saale eins der wenigen religiösen Bilder. Hermann Prell, der hoffnungsvolle Maler des Architektenhauses, hat sich hier in einer künstlerischen Caprice gefallen, deren Conception und Technik zu gleich lebhaftem Widerspruche reizen. Die heilige Familie hat sich auf der Flucht nach Aegypten in der linken Bildecke unter einem Baume niedergelassen, während ein Engel in weißem, mit Wasserblumen bemaltem Gewande den Wanderern auf der Geige etwas vorspielt. Trotz dieser gewiß himmlischen Musik geht durch das ganze Bild eine merkwürdige Disharmonie. Joseph, Maria und das Kind sind durchaus realistisch aufgefaßt, während der Engel seine präraefaelitische Herkunft britischen Angedenkens absolut nicht verläugnen kann. Seine überschlanke Gestalt, das japanesisch anmuthende Gewand, die blau angelaufenen Flügel, die garnicht recht in den Fleischton des Rückens hineinwachsen wollen, erinnern unwillkürlich an die sonderbaren Schwärmer jenseits des Canals, für die nur noch „das Intense" künstlerische Bedeutung hat. Auch coloristisch hat das Bild einen Riß. Rechts alles in geschlossener Beleuchtung, dunkel gehalten, links ein kreidig blauer Grundton, der sich auf dem ostentativ aus dem Bilde herausgebreiteten Flügelpaare concentrirt.

An den beiden Hauptwänden des Saales hängen zwei prächtige Reiterbilder einander gegenüber. G. Koch hat versprengte Kürassiere bei Sedan gemalt, deren vor Angst scheu gewordene Pferde in ein französisches Infanterie-Zeltlager einbrechen, während im Hintergrunde eine preußische Schützenkette sichtbar wird. Liegt hier die Wirkung des Bildes hauptsächlich in dem wirren Hereinprallen der wild gewordenen Pferde, deren Entsetzen meisterhaft zum Ausdrucke gebracht ist, so ist es Theodor Rocholl in seltenem Maße gelungen, den Todesritt der Bredow'schen Kürassierbrigade bei Mars la Tour künstlerisch zu gliedern, ohne der Natürlichkeit eines Reiterhandgemenges Abbruch zu thun. Links wird die letzte Linie der französischen Infanterie zusammengehauen, in der Mitte ist der Durchbruch gelungen, von rechts her wirft sich ein Kürassierregiment den siegreichen preußischen Reitern in die Flanke. Die ganze Situation, die todesmuthige Aufopferung, der scheinbare Erfolg, die unvermeidliche Niederlage am Ende, ist klar und anschaulich vorgetragen. Die Behandlung der sich nach hinten zu in die Tiefe des Bildes hineinziehenden Seitengründe ist ein wenig flüchtig, das Verschwimmen der Massen durch eine compacte Staubwolke ungenügend motivirt.

Ist in diesen beiden Schlachtenbildern alles flüchtigste, wildeste Bewegung, die sich gleichzeitig in einer durch das Darstellungsobject bedingten Buntheit ausdrückt, so zeichnet sich Kohlitz's Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Wörth durch geschlossene, alle Lokaltöne in sich aufsaugende, Farbengebung aus. Unser Fritz hält, den General von Blumenthal hinter sich, vor seinem Generalstabe, und ertheilt einem von links heransprengenden bayerischen Ordonanzoffizier einen Befehl. Figuren und Farben verschwimmen in einer durch Pulverdampf und Staub verdichteten Abenddämmerung.

G. M.

Digitized by Google

# Notizen.

Dichtungen von Alfred de Musset. Deutsch von Martin Hahn. Mit Vorwort von Paul Lindau. (Breslau, S. Schottländer.) — Wie liest man heutzutage Uebersetzungen? Der gebildete Durchschnittsleser behandelt sie nicht anders als eine Originallectüre, er verlangt vor Allem das, was jede Dichtung bieten soll: Unterhaltung in veredeltem Sinne. Wenn er dann während des Lesens nicht auf fremdländische, auch nicht einmal auf gezwungene Wendungen stößt, so ist er zufrieden und spendet dem Uebersetzer das höchste Lob: seine Uebertragung lese sich wie Original. Der Leser, der so den Genuß einer Uebersetzung auffaßt, hat unbestritten recht. Aber auch der Kritiker? Er glaubt wenigstens in den meisten Fällen bei seiner Beurtheilung denselben Standpunkt einnehmen zu können. Ob der Uebersetzer auch rechtschaffen vorgeht, ob er nicht das Beste unterschlägt oder doch, um sich die Arbeit zu erleichtern, manches Gute und dadurch das Ansehen des Autors schädigt, — das zu prüfen haben unsere schnellschreibenden Recensenten keine Zeit. Und so hat man es denn auch erlebt, daß die von einer liebenswürdigen Höflichkeit dictirte Vorrede in den meisten Zeitungen einfach nachgebetet wurde, ohne daß man sich die Mühe gab, Original und Uebersetzung zu vergleichen und danach selbständig zu urtheilen. Freilich! es würde auch den größten Theil der Leser langweilen, wenn der Kritiker ein 13 Bogen starkes Werk eingehend behandeln und alle mißlungenen wie geglückten Uebersetzungsstellen mit dem Originale vergleichend anführen wollte. Aber bei einem kleinen Gedichte, das in seiner zarten Anmuth zu dem Duftigsten gehört, was Musset's Muse geschaffen, wollen wir dem Uebersetzer einmal auf die Finger sehen. „A une fleur" heißt das Lied und beginnt:

| | |
|---|---|
| Que me veux-tu, chère fleurette, | Was willst du, Blümchen, steh' mir Rede, |
| Aimable et charmant souvenir? | |
| Demi morte et demi coquette, | Du Angedenken süßer Lust. |
| Jusqu' à moi qui te fait venir? | Halb welk und halb noch listig spröde, Wie hast du nur den Weg gewußt? |

Das Unbestimmte, mit Absicht Vieldeutige des Originales wird hier von Martin Hahn mit scharfen und deshalb falschen Umrissen wiedergegeben. In der vierten Zeile sagt der Uebersetzer etwas ganz anderes, als der Dichter. Qui te fait venir? Wer ist es, der dich sandte? Aber durch den Ausdruck „Angedenken süßer Lust" hat M. Hahn schon vorweg genommen, was Musset in kunstvollem Aufbau erst sechs Strophen später verrathen will. Diese allmähliche, wohlabgemessene Steigerung hat der Uebersetzer vollständig übersehen und plump als bestimmt hingestellt, was der Dichter erst leise bezweifelt und stufenweise sicherer und sicherer als Thatsache annimmt.

| | |
|---|---|
| Sous ce cachet enveloppée | In diese Hülle eingeschlagen |
| Tu viens de faire un long chemin. | Bist du von fernher mir geschickt; |
| Qu'as tu vu? que t'a dit la main | Sag' an, was sie dir aufgetragen, |
| Qui sur le buisson t'a coupée? | Die Hand, die dich vom Strauch gepflückt? |

Wieder das Vorgreifen des Uebersetzers! que t'a dit la main? heißt nicht: was hat sie dir aufgetragen? Musset erscheint es noch zweifelhaft, ob die Hand etwas aufgetragen, er fragt nur, ob sie überhaupt etwas gesagt hat. Sonst wäre auch die dritte Strophe überflüssig, wo der Dichter weiter im Zweifel die Frage stellt:

N'es-tu qu'une herbe desséchée
Qui vient achever de mourir?
Ou ton sein, prêt à refleurir,
Renferme-t-il une pensée?

Man sieht, der Dichter weiß noch gar nicht, ob er ein bedeutungsloses, welkendes Blümchen in Händen hält oder ob sich in dem wieder auflebenden Kelch ein Gedanke birgt.

Ta fleur, hélas! a la blancheur
De la désolante innocence;
Mais de la craintive espérance
Ta feuille porte la couleur.

Die weiße Blüthe deutet, leider! auf Unschuld, zugleich aber das grüne Blatt auf Hoffnung. Hahn übersetzt die erste Zeile sehr geschmackvoll: „Dein Kelch, o Blume, ach, er blinkt . . ." O und ach! stärker kann man das hélas nicht betonen. Auch diese Farbendeutung genügt dem Künstler noch nicht, und zweifelnd fährt er fort:

As-tu pour moi quelque message?
Tu peux parler, je suis discret.
Ta verdure est-elle un secret?
Ton parfum est-il un langage?

Der Uebersetzer, der schon in der zweiten Strophe fragte: „Was hat die Hand dir aufgetragen?" weiß sich nun nicht zu helfen und muß wohl oder übel zu einer zwecklosen Wiederholung greifen: „Sprich, ward dir Botschaft aufgetragen?" Und dann versichert er mit Pomp: „Ich bin verschwiegen wie die Gruft!" Wie unzart und wortüberladen gegenüber dem prunklosen Urtext: Tu peux parler, je suis discret! Und nun weiter:

| | |
|---|---|
| S'il en est ainsi, parle bas, | Und ist es so, dann rede leise, |
| Mysterieuse messagère; | Geheimnißvolle Botin du; |
| S'il n'en est rien, ne réponds pas; | Doch ist es nichts, dann schweig' fein weise, |
| Dors sur mon coeur fraiche et légère. | Und halt' an meinem Herzen Ruh'. |

Die Poesie dieser Zeilen muß in jeder Uebersetzung wirken, also kann hier auch die deutsche Strophe nichts verderben. Ein Unbescheidener würde allerdings die dritte Zeile als das Uebersetzungskunststück einer höheren Tochter bezeichnen, und er hätte nicht so unrecht. — Strophe sieben bringt endlich die Lösung, und diese Strophe ist ein doppeltes Meisterwerk, erstens durch die Art, wie der bisherige Zweifel des Dichters begründet wird, und zweitens dadurch, daß die Lösung noch eine zweite Wendung vorbereitet.

| | |
|---|---|
| Je connais trop bien cette main, | Ich kenn' es ja, das Schelmenhändchen, |
| Pleine de grace et de caprice, | |
| Qui d'un brin de fil souple et fin | Zu wohl nur ist es mir bekannt, |
| A noué ton pâle calice. | Das mit dem kleinen, zarten Bändchen Das Haupt, das blasse, dir umwand. |

Pleine de grace et de caprice, Voll Huld und Laune — unterschlägt der Uebersetzer einfach, und gerade das ist der feinsinnigste Zug, den der Dichter von der Hand seiner Dame, also von ihr selbst, gibt. Gerade die Mischung von Huld und Laune, dieser beiden Gegensätze des Gefühles, ließ ihn in Zweifel, ob die Blume ein Zeichen der Liebe oder ein gleichgültiges Geschenk der augenblicklichen Laune sei. Wie nichtssagend ist dagegen das „Schelmenhändchen" und wieder wie überflüssig wortreich die Wiederholung: „Ich kenn' es ja — zu wohl nur ist es mir bekannt!" Hier zeigt der Uebersetzer ebenso wenig Verständniß für die schönste und wichtigste Stelle des Gedichtes, als er dem ganzen kunstvollen Aufbau der Strophen entgegenbrachte. Die folgenden Verse führen die Lobpreisungen der blumenspendenden Hand weiter:

| | |
|---|---|
| Cette main-là, petite fleur, | Ach! diese Hand, du liebe Blüthe, |
| Ni Phidias, ni Praxitèle | Nichts Schön'res fände Phidias, |
| N'en auraient pu trouver la soeur | Er nähme denn von Aphrodite |
| Qu'en prenant Vénus pour modèle. | Das Vorbild sich und holde Maß! |
| Elle est blanche, elle est douce et belle, | Ja, sie ist weiß und sanft wie keine Und gütig, sagt man, und noch mehr — |
| Franche, dit-on, et plus encor; | |
| A qui saurait s'emparer d'elle | Und wer sie einstmals nennt die Seine, |
| Elle peut ouvrir un trésor. | Dem gibt sie Wunderschätze her. |

„A qui saurait s'emparer d'elle" klingt auch poetischer, als „Wer sie einstmals nennt die Seine" und sicher weniger ehevermittlerisch. Und nun Musset's allerliebste Schlußstrophe:

| | |
|---|---|
| Mais elle est sage, elle est sévère; | Doch sie ist klug, doch sie ist strenge |
| Quelque mal pourrait m'arriver. | Und weiß zu strafen, wenn sie will — |
| Fleurette, craignous sa colère. | Drum, daß sie uns kein Leid verhänge, |
| Ne dis rien, laisse-moi rêver. | O laß mich träumen, schweige still. |

Wiederum das vollständige Verkennen der poetischen Wirkung. Musset schließt unvergleichlich stimmungsvoll: laisse-moi rêver, — M. Hahn: Schweige still! Ist das Uebersetzungskunst? Diesen Schluß hätte er sich zurufen sollen, als er das Stück zu übersetzen begann. In dem laisse-moi rêver liegt das Endlose, den Gedanken Fortspinnende, das Weiterverfolgen des Traumes, der im Gedichte selbst geträumt wird. Laisse-moi rêver! Man kann sich keinen schöneren Abschluß eines träumerischen Liedes vorstellen, und da muß der Uebersetzer das unglückselige: Schweige still! ausrufen! Nun gar für „ne dis rien", das doch wahrlich nichts von jenem Unteroffizierstone an sich hat! Man wird hier vielleicht den Einwurf erheben, daß unsere Muttersprache durch die größere Reimschwierigkeit Hindernisse in den Weg legt, deren Beseitigung oft nur mit dem Verluste irgend einer poetischen Schönheit erkauft werden kann. Für den wahren Dichter gibt es solche Hemmnisse nicht, er opfert eher die Form dem Gedanken, als umgekehrt. Und hält sich denn Martin Hahn so streng an die Form? Achtet er denn überhaupt auf ihre Gesetze? Man wäre zu Zweifeln berechtigt, wenn man die dritte Strophe der Uebersetzung liest:

Bist du ein Gräschen nur, ein welkes,
Und willst hier sterben matt und still?
Birgst du im Schooße deines Kelches
Ein Wort, das sich entfalten will?

Aehnliche Reime, z. B. Venedig — erbötig, Süße — Marquise, leugnet — unterzeichnet, tauge — Rauche, Fug — Buch finden sich bei Hahn allerorten. Wenn ein Dichter unserer Zeit sich derartige Freiheiten herausnimmt, dann darf er nicht auf eine Empfehlung Anspruch machen, am allerwenigsten darf er aber neben solchen Umgehungen der losesten Reimregel noch so bedeutende Abweichungen vom Urtexte bieten, wie sie oben nachgewiesen wurden. Kurz, eine schlechte Uebersetzung. Wem dieses Urtheil zu hart klingt, wer etwa entgegnen möchte, daß ein Gedicht nicht für ein Werk von 13 Bogen maßgebend sei, der erwäge, daß es sich hier um die Uebertragung eines der hervorragendsten Gedichte Musset's handelt, daß alle gerügten Fehler charakteristisch sind, sich also mehr oder weniger bei allen anderen Uebertragungen dieses Buches finden lassen, und der bedenke vor Allem die Wirkung der Lobeserhebungen, mit denen diese Uebersetzung empfohlen worden ist. Sigmar Mehring.

Digitized by Google

## Inserate.

P. P. Berlin, N.W. 7.

Der geehrten Schriftstellerwelt gestatte ich mir die vorbereitende Mittheilung zu machen, daß ich z. Z. mit der Organisation eines neuen **literarischen Instituts** beschäftigt bin, welches demnächst unter der Firma:

**Greiner & Comp., Literarisches Institut**

ins Firmenregister eingetragen wird.

In meiner bisherigen Thätigkeit habe ich mir hinreichende Erfahrungen erworben, um ein Institut wie das entstehende im vornehmsten Sinne führen zu können. Der Erfüllung dieser ehrenvollen Aufgabe werde ich mich um so vollständiger unterziehen können, als dem Institute **ungewöhnlich reichliche Mittel** zur Verfügung gestellt sind.

Die neue Firma wird **belletristische Arbeiten** kaufen und hat für dieselben, da ich mit den hervorragendsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Verbindung stehe, gute Absatzgebiete. Ich habe u. A. an die hiesige **„National-Zeitung"** allein innerhalb der letzten zwei Jahre **acht große Romane** geliefert.

Bei Angeboten ersuche ich die geehrten Schriftsteller um Beantwortung folgender Fragen:

a. Wie stark ist das Werk (in Zeilen ausgedrückt, die Zeile zu 45—50 Buchstaben)?
b. Ist es noch unveröffentlicht? oder, wenn gedruckt, wo und wann ist es erschienen? (In letzterem Falle finden event. nur Romane Berücksichtigung, welche **einmal** in einer politischen Tageszeitung erschienen sind; Feuilletons und kleinere Erzählungen sind ausgeschlossen.)
c. Welchen Redactionen oder literarischen Agenturen wurde die Arbeit angeboten oder hat sie bereits vorgelegen?
d. Welches Honorar wird für den Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften, welches für die Uebernahme incl. Buchausgabe verlangt? (Die Zahlung erfolgt unmittelbar nach Annahme des Manuscriptes in Baar.)

Im Verlage von **Greiner & Comp.** erscheint, redigirt von **Ernst Wechsler**, die

**„Feuilleton-Zeitung"**

für Redactionen als Manuscript gedruckt unter Mitarbeit von 152 der ersten deutschen Schriftsteller. Dieselbe bringt nur Original-Artikel und öffnet ihre Spalten Allem, was sich im Rahmen eines geschmackvollen und künstlerisch abgerundeten Feuilletons gestalten läßt; sie widmet besondere Pflege den Hauptstädtischen Briefen, dem kurzen populär-wissenschaftlichen, militärischen, culturhistorischen, ästhetischen Aufsatz, der novellistischen Skizze und der actuelle und interessante Fragen behandelnden Causerie.

Ich werde gern mit Schriftstellern neue Verbindungen anknüpfen.

Briefe und Sendungen bitte ich bis zum 10. August an mich persönlich zu richten.

Mit vollkommener Hochachtung **Ludwig Greiner,**
Unter den Linden 40.

---

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

**Kaiser Wilhelm und sein Reich.**

von

**Ed. Simon.**

Autorisirte Bearbeitung.

**Aus dem Französischen.**

**Ein starker Oktavband 6 M., eleg. geb. 8 M.**

Obiges Werk verdient gerade jetzt nach dem Tode des **großen Kaisers** auch in Deutschland allseitige Beachtung. Rückhaltlos zollt Autor dem Verewigten Anerkennung und schildert mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einer in **Frankreich** erschienenen und für **Franzosen** bestimmten Biographie nicht für möglich hält, das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w.

---

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** soeben erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

---

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
In allen Buchhandlungen vorrätig:

**Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.**

22 Bog. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—

---

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

---

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

**Dr. G. H. Theodor Eimer,**
Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen,

**Die Entstehung der Arten**

auf Grund von

**Vererben erworbener Eigenschaften**

nach den

**Gesetzen organischen Wachsens.**

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

**I. Theil.**

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

---

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

**Nachklänge altgermanischen Götterglaubens**

im Leben und Dichten des deutschen Volkes

von

**Dr. Ferd. Hoffmann.**

Octav. 1888. 1 M. 80 Pf.

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**

**Aus Dur und Moll.**

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

---

Verlag von **Robert Lutz**, Stuttgart.

**Sternbanner-Serie:**

**Amerikanische Humoristen und Novellisten.**

**Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.**

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruderheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
= II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
= III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story":** Aldrich, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.
= IV. **Stocktons Kuriose Geschichten.**
= V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

---

**Friedrich Chopin.**

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 ℳ.

**Leipzig.** **Breitkopf & Härtel.**

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 4. August 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, AUG 16 1888 Library.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Landtagswahlen in Preußen und das Cartell. Von P. Asmussen. — „Geld unter die Leute bringen". Von Adolf Mayer. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Talmud. Von Gustav Karpeles. — Eine russische Historie von Konstantinopel. Von Irenius. — Die nationale Kunstgewerbeausstellung in München. Von Adolf Fleischmann. — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. III. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Die Landtagswahlen in Preußen und das Cartell.

Von P. Asmussen.

Es werden noch Monate vergehen, bevor wir an die Wahlurne zu treten haben, um diesmal für fünf Jahre unsere Landtagsabgeordneten zu wählen. Der Wahlkampf wird, weil er in Zukunft seltener abgehalten wird, diesmal jedenfalls ein heißer werden. So finden wir schon in dieser Zeit in und außerhalb der Presse Vermuthungen über den Ausfall der Wahlen gerade nicht in kleiner Zahl.

Das Hauptinteresse hat sich von Anfang an und besonders seit den v. Rauchhaupt'schen Erklärungen um die Cartellfrage zusammengedrängt, um die Frage, ob auch in diesem Wahlgange wieder die Nationalliberalen mit den beiden conservativen Parteien zusammengehen werden. Unter den Folgen des Cartelles haben bei der letzten Reichstagswahl die Deutschfreisinnigen am meisten zu leiden gehabt, sie haben die meisten Sitze eingebüßt. Man kann es ihnen darum im Grunde nicht verdenken, daß sie zuerst anfingen die Cartellfrage in ihrer Presse zu erörtern, daß sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bemüht waren, die Nationalliberalen und Conservativen auseinander zu hetzen. In Folge dessen hat sich auch die Presse der letztgenannten Parteien genöthigt gesehen, der Cartellfrage näher zu treten. Die Preßstimmen sind natürlich verschieden ausgefallen, aber so viel steht doch fest, daß die Nationalliberalen bei den Wahlen zum preußischen Landtage selbständig vorzugehen gedenken, daß also das Cartell thatsächlich eine nicht unerhebliche Lockerung erfährt. Natürlich ist darüber im Lager der Deutschfreisinnigen nicht minder wie in dem der Klerikalen und der verschiedenen Protestler, Freude die Fülle. Man hofft auf eine Niederlage der sogenannten nationalen Parteien, und namentlich die Deutschfreisinnigen gedenken einen großen Sieg über die Nationalliberalen davon zu tragen. Aber auch im Lager der Conservativen ist man den Nationalliberalen nicht mehr so gewogen, seitdem sie eigentlich thatsächlich das Cartell gekündigt haben. Und doch kann man nicht anders sagen, als daß sie darin ganz richtig handelten.

Das Cartell ist ja ursprünglich nicht eine Verbrüderung für ewige Zeiten und alle Wahlen, sondern bezog sich nur auf die letzte Reichstagswahl und hatte den Zweck, das Septennat durchzubringen, dessen Annahme von den ersten militärischen und politischen Autoritäten als zur Wahrung des Weltfriedens nothwendig bezeichnet wurde. Da nun als Gegner des Septennats nicht nur die Deutschfreisinnigen und das Centrum auftraten, sondern in ihrem Sinne auch alle die Parteien stimmten, denen mit dem Auseinanderfallen des Deutschen Reiches am besten gedient wäre, galt es für die Septennatsparteien, eine Mehrheit in ihrem Sinne in den Reichstag zu bringen. Dazu lag die Gefahr nahe, daß große Volksmassen durch das Wort der deutschfreisinnigen und klerikalen Wortführer, sie hätten jeden Mann und jeden Groschen der Regierungsvorlage auf drei Jahre bewilligt, und die sieben Jahre wären nur eine eigensinnig festgehaltene Forderung der Regierung, an der schließlich nichts gelegen sei, geködert werden könnten. Unter dieser Gefahr schlossen die Nationalliberalen mit den beiden conservativen Parteien das Wahlbündniß, das sich denn auch bewährte, indem es nicht nur das Septennat sicherte, sondern auch einen Reichstag zusammenbrachte, der, ohne sich mit nutzlosen Nörgeleien viel abzugeben, bis jetzt ein gut Theil Arbeit beschafft hat.

Wenn nun auch die letzten Sessionen des Landtages und des Reichstages gezeigt haben, daß die Ansichten der Nationalliberalen sich in vielen Punkten mit denen der Conservativen berühren, ja decken; wenn sie namentlich gezeigt haben, daß die drei Parteien wirklich willens sind, die Arbeit der nationalen Gesetzgebung nach besten Kräften zu fördern, und nicht die Zeit mit nutzloser Oppositionsmacherei zu vertrödeln: so haben sie nicht minder gezeigt, daß es zwischen den genannten Parteien noch Differenzpunkte genug gibt, über die hinweg nicht so ohne Weiteres zur Tagesordnung geschritten werden kann. Eine Verschmelzung der drei Parteien zu einer großen liegt durchaus nicht in den Grenzen der Unmöglichkeit. Bevor sie aber stattfinden kann, sind zunächst noch viele Hindernisse hinwegzuräumen, und sicherlich wird nicht die nationalliberale Partei allein die nachgebende sein, wie man ihr von gegnerischer Seite gern vorwerfen möchte. Sie hat sich bis heute noch niemals als eine Dienerin der conservativen Fractionen behandeln lassen. Wollen diese mit ihr eine vollkommene Verständigung in allen Punkten erzielen, so wird es auch bei ihnen liegen, mit Vorschlägen dafür hervorzutreten. So lange aber eine solche Verständigung nicht erzielt ist, muß die nationale Partei mit allen Kräften darauf bedacht sein, möglichst viele ihrer politischen Glaubensgenossenschaft in die gesetzgebenden Körperschaften zu bringen, und kann sich nicht damit begnügen, bei den Wahlen eine Partei zu unterstützen, die sich unter Umständen auf die Seite ihrer Gegner stellen kann. Solche Politik verdiente mit vollem Rechte das Prädicat selbstmörderisch. So lange eine volle Verständigung der drei nationalen Parteien unter einander nicht erfolgt ist, muß jede auf eigene Hand Terrain zu gewinnen suchen. Das schließt

Digitized by Google

natürlich nicht aus, daß sie nicht einmal wieder in Anlaß einer großen nationalen Frage brüderlich zusammenhalten und zusammengehen können.

Die Nationalliberalen sind nicht nur national, sondern auch liberal, wenn sie auch ihre liberale Gesinnung nicht dadurch an den Tag legen, daß sie alle oder beinahe alle Regierungsvorlagen als schlecht und unannehmbar glauben ansehen zu müssen. Das Volk in seiner breiten Masse ist der von den Deutschfreisinnigen geübten nutzlosen Opposition müde geworden, es wünscht auch endlich einmal Thaten zu sehen, nachdem es so viele Worte gehört hat. Der einstige große Anhang der Fortschrittler ist fahnenflüchtig geworden. Wenn schon die Führer durch ihre Oppositionswuth immer weiter auf der schiefen Ebene nach links hinabrutschen, so darf man es dem Volke eigentlich nicht übel nehmen, wenn es desgleichen thut und aus dem Lager des Freisinns in das der Socialdemokratie übergeht, denn der Abstand beider ist mit der Zeit immer kleiner geworden. Sagt der deutschfreisinnige Redner, die Regierung habe es andauernd nur auf den Geldbeutel des gemeinen Mannes zu Gunsten der Großen im Lande abgesehen, so denkt der gemeine Mann: „Was thue ich mit einer solchen Regierung? Da halte ich es lieber mit den Rothen, die gegen die Regierung und die Besitzenden zugleich in's Feld ziehen." Sagt der deutschfreisinnige Redner, die Regierung suche die Rechte des Volkes mit allen Mitteln zu schmälern, so denkt der Mann aus dem Volke: „Da halte ich es mit den Socialisten, die unser einem zu allen möglichen Rechten verhelfen wollen." Es läßt sich zwar an der Hand von Zahlen nicht nachweisen, wie viele Stimmen die fortschrittlichen Agitationen den Socialdemokraten zugeführt haben, ganz unbedeutend ist aber ihre Anzahl nicht. Andererseits gibt es aber auch Männer, die früher in den Reihen der Fortschrittspartei standen, die aber nicht geneigt sind, die immer deutlicher erkennbare Schwenkung nach links länger mitzumachen, denen die fruchtlose Opposition in den gesetzgebenden Körperschaften, die Verwerfung fast aller von der Regierung eingebrachten Vorlagen und Vorschläge und die unausgesetzte Verdächtigung der Regierung nicht recht ist. Diese haben sich etwas mehr nach rechts gewendet und sich an die Nationalliberalen geschlossen. So steht diese Partei augenblicklich in der Gunst des Volkes und würde, wenn einmal Jedermann genöthigt würde, offen Farbe zu bekennen, gewiß weitaus die meisten Anhänger zählen. Denn im Allgemeinen hält der Deutsche es mehr mit den Mittelparteien, die weder mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen, noch in jeder Sache gegen dieselbe opponiren. Der Deutsche hört auf Autoritäten, aber er will sich auch solchen gegenüber das Recht seiner eigenen Meinung wahren. Würde aber die nationalliberale Partei über seinem nationalen Standpunkte den liberalen aufgeben, so würde sie nicht nur im Volke Boden verlieren, sondern es wäre eine Spaltung innerhalb der Partei im höchsten Grade wahrscheinlich. Zu einer solchen aber will man es nicht kommen lassen und kann man es nicht kommen lassen. Die Fraction lebt der festen Hoffnung, im Volke einmal ihren guten Ruf zu bewahren, dann aber auch immer mehr Boden zu gewinnen. Jede Wahl aber ist eine Berufung auf das Volk, bei der, wenn nicht außergewöhnliche Umstände eintreten, jede Partei auf eigenen Füßen stehen muß. Aus dem Grunde haben die Conservativen durchaus keine Ursache, sich über die Kündigung des Cartells zu beschweren.

Andererseits aber liegt auf Seiten der Gegner auch kein Grund vor, sich über solche Kündigung zu freuen. Das Volk muß doch den Ausschlag geben. Grund zur Schadenfreude hätten die Gegner der oft verspotteten sogenannten Cartellbrüder nur, wenn sie selbst fest zusammenständen. Ein solches Gegencartell hat bei den letzten Wahlen factisch in manchen Wahlkreisen bestanden. Gegenstand öffentlicher oder geheimer Verhandlungen ist es für Preußen oder für das Deutsche Reich wohl noch nie gewesen. Es würde auch bei seinem Hervortreten sofort den Fluch der Lächerlichkeit auf sich laden, denn die verschiedenen Oppositionsparteien sind sich doch nur einig in dem, was sie nicht wollen, während ihre positiven Wünsche sich diametral entgegenlaufen. Und wenn auch die deutschfreisinnigen und weit mehr noch die ultramontanen und socialdemokratischen Wähler den von der Parteileitung ausgegebenen Vorschriften gegenüber sich sehr willfährig erweisen, möchte es mit solchem Gehorsame doch schwach bestellt sein, wenn die Parteileitung beispielsweise polnischen Großgrundbesitzern die Weisung zugehen lassen wollte, einem Socialdemokraten ihre Stimme zu geben. So lange aber die Gegner nicht Mann für Mann, Partei an Partei eng zusammenhalten, können die Nationalliberalen und Conservativen dem Wahlkampfe ohne viel Besorgniß entgegensehen. Andererseits aber würde eine Verbrüderung der Oppositionsparteien sofort die Erneuerung des Cartells zur Folge haben.

Ueberhaupt darf man die Kündigung desselben von Seiten der Nationalliberalen nicht als einen unheilbaren Bruch mit den Conservativen ansehen. Es bedeutet nur, und der Satz verdient die schärfste Betonung, daß die Nationalliberalen, eines großen Anhanges im Volke sicher, bei den Wahlen selbständig vorzugehen gedenken, um auch im preußischen Landtage in einer Stärke zu erscheinen, die ihrer würdig ist und derer sie zur wirksamen Durchführung ihres Programmes bedürfen. In vielen Punkten berühren sich ihre Ansichten mit denen der Conservativen, in wenigen mit denen der Deutschfreisinnigen und der Klerikalen. Deshalb ist es auch leicht ersichtlich, mit welchen Parteien sie künftighin in den gesetzgebenden Körperschaften am leichtesten zusammengehen werden. Daraus ergibt sich aber auch, welchem Candidaten sie in solchen Wahlkreisen ihre Stimme geben werden, in denen sie nicht hoffen können, einen eigenen Candidaten durchzubringen. Ebenso ist es natürlich, daß die Conservativen in den Kreisen, in denen sie von der Aufstellung eines Candidaten absehen müssen, weit eher für einen Nationalliberalen, als für einen aus einer Oppositionspartei stimmen werden. Diese Art der Wahltactik wird in Zukunft namentlich befolgt werden, wenn es zwischen einem Candidaten einer nationalen und einem einer Oppositionspartei zur Stichwahl kommt. So ist es schon geübt worden, lange bevor das Cartell bestand, und so wird es auch nun gehalten werden, nachdem das Cartell von den Nationalliberalen gekündigt worden ist. Die alte Schule der Verbrüderung ist gefallen, aber der gesunde Kern des Zusammenhaltens, wo die Noth da ist, ist geblieben, und der wird, dafür bürgt der gesunde Sinn der Cartellparteien, festgehalten werden. Gemeinsame Arbeit an dem einen großen nationalen Werke wird es vergessen machen, daß Differenzen vorhanden sind, und wird den ersten Groll über die Kündigung des Cartelles friedlich entschlummern lassen.

Man sieht also, der Jubel der Oppositionsparteien über die Aufhebung des Cartelles ist ein verfrühter. Sie war nothwendig, wenn die nationalliberale Partei nicht einen bedeutenden Theil ihres Anhanges im Volke verlieren und ein Auseinanderfallen ihrer selbst verhindern wollte. Die Partei ist stark genug auf eigenen Füßen stehen zu können und bedarf einer Anlehnung an die Conservativen nicht, weder um einen siegreichen Wahlkampf zu bestehen, noch um existiren zu können. Aber auch ihre früheren Cartellbrüder bedürfen keine Stütze. So ist eine Anfrage an das Volk, welchem der Verbrüderten es das größte Vertrauen schenkt, ganz gerechtfertigt. Daß dieselben sich aber in den Lebensfragen der Nation eins wissen, wird ein gänzliches Auseinanderfallen verhüten und im Großen, wie im Kleinen das Cartell wieder in's Leben rufen, wenn eine Gefahr sich zeigt.

Digitized by Google

## „Geld unter die Leute bringen".

Von Adolf Mayer.

(Schluß.)

Wenn nun aber der Capitalist als solcher keine Rolle in dem wirthschaftlichen Leben des Volkes in der niedrigsten so wenig wie in der höchsten Bedeutung dieses Ausdruckes spielt, wie kann dann der Mensch, welcher Capitalien besitzt und also nun einmal Capitalist gescholten wird, zu einer solchen Rolle gelangen? Die Antwort auf diese Frage braucht nicht so pessimistisch zu lauten wie die bekannte biblische, daß eher ein Kabeltau durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe. Im Gegentheil, im Banne des weltlichen Himmelreiches auf wirthschaftlichem Gebiete, zu dessen Anbahnung auch unsere Reformversuche ein Weniges beizutragen versuchen, ist der Reichthum ein zweifelloser Vortheil wenigstens für jede kräftig angelegte Natur, und insoweit sind auch wir mit dem sogenannten materiellen Geiste unseres Jahrhunderts in ganz guter Uebereinstimmung.

Der Beantwortung dieser Frage glaube ich nicht erst die Darlegung der Berechtigung derselben vorausschicken zu müssen. Daß jeder Mensch wenigstens in seinem kräftigen Lebensalter eine wirthschaftliche Existenzberechtigung haben müsse, scheint mir so ausgemacht, daß mir der Hinweis auf die Fraglichkeit dieser Voraussetzung einfach als eine Frivolität erscheint.

Ich weiß wohl, daß die große Masse der Ungebildeten und Halbgebildeten sich scheinbar dieser Frivolität schuldig macht, indem sie z. B. sagt, Dieser und Jener brauche nicht zu arbeiten, denn er habe Geld. Aber das ist Unwissenheit und Gedankenlosigkeit. Sie sind ja im Glauben befangen, daß „das Geld unter die Leute zu bringen" ihre wirthschaftliche Mission sei, während ihre Arbeit höchstens die Concurrenz der Arbeitenden erschweren und den Preis für dieselbe herabdrücken könne, und außerdem haben sie einen viel zu engen Begriff von der productiven Arbeit, von der sie oft höhere und geistige Arbeit ganz und gar ausschließen, während diese doch in Wahrheit oft die allerproductivste ist.

Nein, so schlecht ist kein Mensch, den Gedanken auszudenken, und wenn er so schlecht wäre, so würde er sich schämen, ihn auszusprechen, daß er dem Einen ein schwelgerisches Drohnenleben zuweisen könnte, dem Anderen das eines lebenslänglichen Sclaven der Arbeit, unter der bewußten Voraussetzung, daß die Freuden des Einen die Lasten des Anderen nur schwerer drückend machen. Nein, man nimmt eben oberflächlich und optimistisch als bewiesen an, was so Viele behaupten, daß das Schwelgen des Besitzenden die Noth des Arbeitenden um ein Weniges zu lindern im Stande sei.

Wir wissen nun, daß dies ein Irrthum ist, und für uns bleibt keine Wahl mehr. Wir haben die Frage zu wiederholen: wie hat sich der Besitzende zu verhalten, daß er ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei; denn daß er und seine Umgebung nun noch bei der Antwort stehen bleibe, er sei eben der Besitzende, jener Arbeitende der Enterbte, daß dies nun einmal die Ordnung der Dinge auf dieser Erde sei, hieße auf's Leichtfertigste die Gesellschaft beleidigen und das Signal geben zu einer revolutionären Neuordnung der Dinge.

Die Beantwortung dieser Frage scheint mir nach dem Vorausgehenden von besonderer Einfachheit zu sein. Wenn Capitalist zu sein an sich nicht ein Rechtstitel in der wirthschaftlichen Gesellschaft ist, so wird Jemand, der durch Erbschaft oder Erwerb Besitzender geworden ist, sich auf andere Weise einen solchen Titel in dieser Gesellschaft erwerben müssen und zwar durch auf eine oder die andere Weise *Theil zu nehmen an der gemeinschaftlichen Arbeit*.

Wem diese Antwort hart erscheint und mit der Gegenfrage hervortritt, worin denn in diesem Falle der Vortheil des Besitzes gelegen sei, nach dem alle Welt strebe und welchen man nach Erlangung des lange Ersehnten nun ohne Weiteres wieder aufgeben solle; dem ist zu erwidern: erstens, daß es gar nicht schaden könne, wenn das Jagen nach dem Besitze etwas nachlasse, und zum Anderen, daß die Vortheile des Besitzes nach wie vor mit Händen zu greifen seien. Mit dem ersten Gesichtspunkte steht in nahem Zusammenhange, was als ein wichtiger Beitrag zur Lösung der socialen Frage gelten kann und sogleich noch etwas bestimmter von uns angedeutet werden muß.

Als Vortheile des Besitzes aber springt uns auch mit der von uns empfohlenen Acceptirung des Imperativen: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen" das Folgende ins Auge.

Wer nicht besitzt, muß arbeiten um das liebe Brod. Der besitzt, braucht nicht zu fragen, was *ihm* die Arbeit einträgt; denn sein Einkommen hat er ohnedem; er ist frei in der Wahl seines Berufes. Und zwar ist dieser Unterschied nicht so aufzufassen, als ob er darin begründet wäre, daß der Besitzende sich überall die weniger mühsame Arbeit aussuchen könne; denn dies wäre offenbar ein Rückfall in den alten eben erst verlassenen Begriff von den gesellschaftlichen Vorrechten des Capitalisten; denn wenig mühsame Arbeit, wie z. B. das Arrangiren von Hundeausstellungen und tausend andere Nichtigkeiten, mit denen sich die vornehme Welt überall abzugeben pflegt, ist gemeiniglich auch wenig productive Arbeit, so daß die Wagschale zwischen Arbeit und Genuß nach wie vor zu Gunsten der Besitzenden die größte Ungleichheit aufweisen würde.

Nein, die freie Wahl soll nicht das Vorrecht sich zu Nutze machen, um den leichtesten Posten auszuwählen, den die Gesellschaft zu vergeben hat; dann lieber noch ehrlich genießen an Stelle einer solchen scheinbaren und scheinheiligen Bethätigung; sie soll nach unserer Vorstellungsweise den Posten auswählen, für dessen Leistung die Gesellschaft in ihrer mangelhaften Einrichtung keine genügende Dotation übrig hat, um bezahlte Arbeit zu locken, und dessen directe oder noch öfters indirecte Productivität über allen Zweifel erhaben ist. Gewöhnlich werden dies Leistungen sein auf wissenschaftlichem, sittlichem oder künstlerischem Gebiete, weil auf diesem viel schwieriger als auf dem materiellen die Arbeit sich so organisiren läßt, daß ein erklecklicher Verdienst dem wirklichen Verdienste auf dem Fuße folge. Die Arbeit eines Schliemann, eines Darwin sind glänzende Beispiele für das, was wir meinen. Beide haben sich, ausgerüstet mit ererbtem oder im ersteren Falle sogar mit selbsterworbenem Capital uneinträglichen, aber darum im höheren und weiteren Sinne des Wortes gewiß hoch productiven Arbeiten gewidmet; einen *leichten* Posten haben sie sich nicht erwählt. Auch der weniger Begabte kann im kleineren Kreise Aehnliches thun, durch die Wahl eines Berufes, welcher im Augenblicke geringe äußere Vortheile gewährt, doch aber unzweifelhaft zum Gedeihen der Gesellschaft unentbehrlich ist, durch die Mitwirkung in Wohlthätigkeitseinrichtungen und auf unendliche andere Weisen mehr.

Der Vorzug des Besitzenden, meine ich, springt dabei deutlich genug in die Augen. Die Wissenschaft, die Kunst und jede Thätigkeit desselben braucht nicht *nach Brode zu gehen*. Er kann schaffen, was er für gut hält; er braucht nicht Anderen nach den Augen zu sehen und seufzend um des lieben Brodes willen das auszuführen, was er im Herzen verdammt und was die stete Qual des strebsamen Besitzlosen, ein größerer Fluch der Armuth als das Hungern und das Dürsten ist. Aber freilich erhellt zugleich auch, daß dieser Vorzug nur in vollem Maße genossen wird von *dem* Besitzenden, der Entwickelung genossen und tieferen Einblick in das Wesen der Dinge gewonnen hat, woraus folgt, daß Reichthum in erster Linie benutzt werden sollte, um sich diese Entwickelung und diesen Einblick zu eigen zu machen, und daß der Reichthum von unwissenden und egoistischen Emporkömmlingen für die Gesellschaft Uebles bedeuten wird, während der wohlerzogener Patriciergeschlechter ihr gewöhnlich zum Segen gereicht.

Also diese unsere Betrachtung hat eine, wenn auch gegen eine gemeine Plutokratie und gegen das widerwärtige Protzenthum gerichtete, doch keine socialistische, sondern weit eher eine conservative Spitze, indem sie feststellt, daß der Reichthum gewichtige gesellschaftliche Functionen hat. Dieselben bestehen

Digitized by Google

aber nicht in dem „Geld unter die Leute bringen", sondern in der Befähigung und der Erziehung zu denjenigen Arten von Arbeit, welche die bestehingerichtete Gesellschaft wegen der Schwierigkeit eines entsprechenden Arbeitsmaßes nicht oder nur unvollständig zu honoriren vermag. Die nöthige Vorbereitung aber für diese Function, bestehend in der gewohnheitsmäßigen Entwickelung des Charakters und Intellectes, wird aber in der Regel nur erreicht, wenn Wohlstand in regelmäßiger Folge von Geschlecht zu Geschlecht weitererbt, wie es bei dem Bestehen eines festen Patricierthums der Fall zu sein pflegt.

Eine etwas geringere Prämie zu setzen auf den Besitz, kann andererseits unserer gegenwärtigen Gesellschaft gar nicht schaden, weil gerade in dieser die Vergötterung des Goldes nur allzusehr im Vordergrunde steht; was noch deutlicher wird, als es schon ohnehin allgemein erkannt ist, wenn man unsere Zeit mit der vor einem Jahrhundert vergleicht. Damals wenigstens von Seiten der besseren Gesellschaft, von welcher ja ohnehin hier hauptsächlich die Rede ist, ein Aufgehen in einem wesentlich geistigen Leben, welches freilich nicht selten in eine krankhafte Gefühlsschwelgerei überschlug, aber doch im Großen und Ganzen genommen in einem sehr wohlthuenden Gegensatze steht zu der heutigen wesentlich materiellen Auffassung des Lebens, welche so große Ansprüche macht an hübsche und angenehme Dinge, die aber im Grunde doch Nebensachen sind und, sobald man an dieselben gewöhnt ist, als etwas Selbstverständliches und Alltägliches auch gar nichts mehr zum Glücke des Lebens beitragen. Jener einfache und innerliche Sinn, der aus den Erzählungen unserer Großeltern hervorleuchtet und der dem Leben einen viel höheren Reiz verlieh als aller moderne Comfort und selbst als alle Errungenschaften des Kunstgewerbes — Dinge, die ich sonst keineswegs gering anzuschlagen pflege, — ist heute beinahe ganz aus der Welt entflohen und kann nur noch in einzelnen Winkeln Thüringens, Schwabens oder vielleicht Norwegens angetroffen werden und erzeugt, wenn wir mit ihm in Berührung kommen, in uns von der materiellen Cultur Beleckten jedesmal ein Gefühl von Neid, trotzdem daß es, schon wegen der Ueberwindung gewisser Geschmacklosigkeiten, seine Schwierigkeiten hätte, zu dieser Lebensweise zurückzukehren.

Unser modernes Leben also, obwohl ungemein bereichert durch die neuen Erwerbsquellen unseres Jahrhunderts, obwohl unendlich complicirt durch die technischen Errungenschaften desselben, ist unserer Meinung nach, was den geistigen Lebensinhalt angeht, nicht so erhaben über das seiner Vorgänger, als man denken sollte, ja muß bei einer sorgfältigen Vergleichung oft hintanstehen, weil alle jene Complicationen die Zeit zu verkürzen pflegen, welche wir für reine geistige Genüsse übrig haben, ganz abgesehen davon, daß die Mode uns zwingt, viele äußerliche Dinge zu erwerben, von denen wir des Genusses wegen, den sie gewähren, gerne absehen möchten, zu deren Beschaffung aber in mittleren Verhältnissen ein Mehraufwand von Arbeit nothwendig ist.

Wenn mithin diejenige Auffassung der Dinge, welcher wir hier das Wort reden, unter Anderem auch den Effect haben sollte, daß die Jagd nach dem Reichthum etwas an ihrer Hast und Begierde einbüßen sollte, so ist darauf hinzuweisen, daß auch hierin ein Vortheil und kein Nachtheil gelegen sei. Die für die wirthschaftliche Entwickelung des Menschengeschlechtes so nothwendige Capitalbildung würde kaum darunter leiden; denn der geringeren Gejagtheit des erwerbenden Geistes steht ja, wie wir uns aus dem Vorausgehenden erinnern, die allgemeinere Bethätigung, auch derjenigen, die es, um den bekannten Ausdruck des Protzenthums zu gebrauchen, „nicht nöthig haben", gegenüber, die wohl einbringen durfte, was durch jenen Ausfall geschädigt wird, und zwar auf eine gesundere Weise, da Schädigungen unserer geistigen und körperlichen Kräfte durch Ueberanstrengung in der erwerblichen Thätigkeit, heute an der Tagesordnung, dann bei dem geringeren Reize des Besitzes für die große Masse beinahe ganz wegfallen werden. Auch kommt in Betracht, daß ein großer Theil unserer heutigen wirthschaftlichen Bethätigung durchaus unproductiver Natur, obwohl individuell einträglich ist. Man denke an die meisten Börsenspeculationen, Reclamen aller Art. Wennn etwas hiervon in Wegfall kommen sollte, könnte es dem Ganzen nur zum Vortheile gereichen.

In jedem Falle würde es ja ein ganz merkwürdiges Resultat sein, wenn ein Umschwung in der Gesinnung, welcher einem Jeden, nicht bloß dem, der von seinem Verdienste leben muß, als eine sittliche Forderung auferlegt, an der allgemeinen gesellschaftlichen Gütererzeugung nach besten Kräften theilzunehmen, damit endigen sollte, daß nun weniger erzeugt würde. Nur der Egoismus glaubt gern an solche wirthschaftliche Wunder, wie er ja in dem Geldausgeben der Reichen geradezu eine Art von nützlicher Thätigkeit erblickt. Nein, die Production würde ihrer ungesunden Hast, ihrer gaunerhaften Schleichwege entkleidet sein, aber in Wirklichkeit allgemeiner, nach den Fähigkeiten richtiger eingetheilt und von größerem Erfolge sein; und damit wäre auch dieser Einwand erledigt.

Und wie können wir unseren Einzug halten in dieses gelobte Land, das sich so vor unseren Blicken aufthut? — Offenbar nur durch eine mühsame Wanderung durch die Wüste unserer gegenwärtigen materiellen Gesinnung, durch redliche Arbeit, allgemein verbreitete Vorurtheile in den Kreisen zu zerstören, auf welche wir Einfluß üben. Hierzu ist viel Geduld nöthig, und nur auf ein langsames Vorwärtsschreiten ist dabei zu rechnen.

Die Umkehr muß von innen kommen aus unserer Gesinnung heraus, wie die Tugend aus unserer religiösen oder ethischen Ueberzeugung. Durch äußere Maßregeln ist hier nichts zu erzwingen. Aber keineswegs ist nöthig, wie Manche anzunehmen wohl für nöthig halten mögen, daß ein Jeder in unserer Gesellschaft von diesen Ueberzeugungen durchdrungen sei. Nur eine Mehrheit ist nöthig, um die Widerwilligen ganz von selbst auf diesen Weg zu nöthigen; und diese Mehrheit braucht nicht einmal eine numerische zu sein, sondern nur von überwiegender moralischen Kraft und Ansehen. Gerade wie der einzelne Lasterhafte gezwungen ist, um sich seine Stellung in der Gesellschaft zu erhalten, auf die Aeußerung seiner verkehrten Neigungen zu verzichten, gerade so wird, wenn sinnloses Geldausgeben in der guten Gesellschaft verpönt ist, ein solcher noch nicht zu der besseren Ueberzeugung durchgedrungener Reicher seine anstößige Lebensweise aufgeben, bloß um sich seine Stellung in der Gesellschaft zu wahren. Dieselbe Macht des öffentlichen Urtheiles, welche den Trunkenbold verhindert, schamlos und öffentlich seinen Neigungen zu fröhnen, wird den Reichen zwingen, auf eine Weise seine Arbeit und seinen Genuß einzurichten, daß die Gesellschaft damit zufrieden sei. Diese muß nur aufhören, selber dem goldenen Kalbe zu fröhnen und Reichthum allein als einen genügenden Rechtstitel anzusehen, um in ihren Salons zugelassen zu werden.

Nur das richtige Verhältniß zwischen Arbeit und Genuß bei jedem Einzelnen, ob er arm ist oder reich, wird darüber zu entscheiden haben, ob er der öffentlichen Achtung oder aber der öffentlichen Verachtung unterliege. Und gerade dies richtige Verhältniß zu finden, gibt unserer Untersuchung den festen Maßstab an die Hand. Ein jeder Wohldenkende, mit einem guten wirthschaftlichen Gewissen begabte wird sich die Frage vorzulegen haben: Bin ich selber ein productives oder ein überwiegend zehrendes Mitglied der Gesellschaft, bin ich ein positiver oder ein negativer Posten in ihrer Bilanz, eine Nutzpflanze oder ein Schmarotzerpilz? und nicht zufrieden sein, bis er sich diese Frage nicht im ersteren Sinne beantworten kann.

Daraus folgen viele goldene Regeln für unsere Lebensführung, zumal wenn wir uns diese Fragen nicht mit Engherzigkeit, sondern im großen Stile behandeln. Der begabte Wohlhabende, der in hohen Stellungen sich befindet, er wird auch seinen Genuß nicht kleinlich zu beschränken haben, und namentlich wird er sich eine Menge Dinge erlauben können, die von einem engen Gesichtspunkte aus als Luxus erscheinen. Vor Allem ist auch hierbei darauf zu achten, ob seine Ausgaben nicht indirect wieder seine productive Thätigkeit zu befruchten im Stande sind. Eine Flasche edlen Weines, in ihr wird allerdings die Tagesarbeit von mehreren Winzern

Digitized by Google

in einem Augenblick verschlungen; aber wirkt sie nicht in Dem, der sie im richtigen Augenblicke zu genießen weiß, eine Steigerung erhabener Gefühle, welche zu erhöhter productiver Thätigkeit im höchsten Sinne Veranlassung geben können. Eine schöne Reise, erweitert sie nicht den Gesichtskreis dessen, der zu reisen weiß, und kräftigt nicht die Erinnerung daran, die Hoffnung darauf Jahre lang den Fleiß bei angestrengter geistiger Arbeit und erhöht dadurch die Productivität derselben. Ein behagliches und kunstgeschmücktes Heim ermöglicht es nicht dem mit seiner Arbeit zwischen die vier Mauern Gebannten ein längeres Ausharren zwischen denselben und befruchtet es nicht so seine Thätigkeit?

Also nicht ein klösterliches Entsagen ist die Schlußregel der durch uns gewonnenen Anschauung, nein, ein frisches fröhliches Genießen, nur daß zwischen Genuß und Arbeit ein harmonisches Verhältniß bestehe, dasselbe Verhältniß, wie es auch von Seiten der wahren Sittlichkeit gefordert wird.

Aus demselben Gesichtspunkte wird dem weniger begabten Reichen, der sich nicht zu höherer productiver Thätigkeit berufen fühlt, anempfohlen, Mäßigkeit im Genusse einerseits und dann eine Bethätigung in der Gesellschaft, wozu ihn gerade sein Reichthum fähig macht: Wohlthätigkeit im weitesten Sinne des Wortes, namentlich begabten Unbemittelten die Mittel zu gewähren zu den Lehrjahren. — Ist es nicht ein Vorrecht für den Bemittelten, sich dem hinzugeben? Wem die allerdings zweifelhafte Dankbarkeit der auf diese Weise Beglückten, wem das allerdings in unserer Zeit abgeschwächte religiöse Bewußtsein, gut gethan zu haben, noch nicht als genügendes Aequivalent erscheint, für derartige Opfer, dem wird vielleicht das Bewußtsein, welche das Resultat ist der hier empfohlenen ökonomischen Anschauung, daß man sich nur durch irgend eine Leistung die Stellung eines nützlichen Gliedes in der menschlichen Gesellschaft erwirbt, ein ausschlaggebendes Moment sein für diese Handlungsweise. Wer aber taub ist für diese Lehre, der muß durch seine Umgebung dazu gezwungen werden, allerdings nicht durch den Zwang der Gesetze, sondern durch den ebenso starken der Achtung oder Verachtung seiner Mitmenschen, und gerade auch um dieses zu erreichen ist es nöthig, daß das Bewußtsein von wirthschaftlich böse und wirthschaftlich gut die ganze Gesellschaft durchdringe, wie die von böse und gut überhaupt, oder mit anderen Worten, daß der Codex unserer Sittenlehre mit diesen neuen Begriffen bereichert werde. Dieselben sind allerdings im Christenthume im Keime schon enthalten und finden sich in dessen ursprünglicher Lehre vor in der Form von bekannten Aussprüchen, die dem Reichen den Eintritt in das Gottesreich erschweren, und in der Folge in der Form kirchlich empfohlenen Almosengebens und in dem anachoretischen Auswuchse des Gelübdes der Armuth.

Die moderne Gesellschaft, die sich diesen neuen sittlichen Begriff angeeignet hat, wird die Gunst ihres Umganges versagen dem Reichen, der weiter nichts ist als reich. Der wohldenkende Vater wird seine Tochter verweigern dem Bewerber, der weiter nichts für sich anzuführen hat, als daß er im Stande sei, von seiner Rente zu leben. Kurz, die Gesellschaft wird innehalten in der Anbetung des goldenen Kalbes, vor dem sie jetzt auf den Knieen liegt, und man wird in Zukunft verschont bleiben vor dem Anhören der glücklicher Weise schon dem öffentlichen Spotte anheimgefallenen Worte: „Er hat's ja nicht nöthig".

Und sollte nicht auch der socialistischen Propaganda, jener schrecklichen Gefahr für unsere ganze Cultur, eine ihrer hauptsächlichen Waffen entrungen sein, wenn sie dem Reichen das Vorrecht entzogen sieht, arbeitslos prassen zu dürfen, ohne für einen Taugenichts zu gelten, wenn sie nicht mehr das die Gesellschaft entehrende Schauspiel mit ansehen muß, daß ein Schlemmer noch als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft gepriesen wird, bloß weil er „viel Geld unter die Leute bringt"??

Auch über diese Consequenz der Lehre nachzudenken, möchte ich meinem Leser empfohlen haben.

---

## Literatur und Kunst.

### Der Talmud.

Von Gustav Karpeles.

Es gibt wenige Bücher in der gesammten Weltliteratur, die ein so merkwürdiges Schicksal und eine so seltsame Geschichte haben, wie der Talmud. Das Wort schreibt sich so leicht hin, es spricht sich so leicht aus — und doch, wie schwer ist es, dem Uneingeweihten es zu erklären! Von jenem alten Dominicaner — Henricus Sienensis —, der den Talmud für einen Rabbiner hielt und einen Satz mit den Worten einleitet: „Ut narrat Rabbinus Talmud", bis herab auf die jüngsten Kirchenhistoriker begegnen wir den seltsamsten Mißverständnissen unter den Gelehrten über das Wesen des Talmud. Wie sollte sich da der Laie zurechtfinden?

Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, dem Talmud größere Beachtung zu schenken: die Sprachforscher berufen sich auf ihn; die Juristen citiren ihn; die Historiker benutzen ihn, und das Publikum fängt an, sich für ihn zu interessiren. Was ist nun aber der Talmud? Jeder Vergleich mit diesem, in der Weltliteratur fast einzig dastehenden Riesendenkmale des menschlichen Geistes würde die Eigenart des Talmud kaum erschöpfen. Wie er aus der Geistesarbeit der jüdischen Akademien zu Babylon und Palästina hervorgegangen, ist der Talmud ein wichtiges Denkmal der Wissenschaft, ein großes Nationalwerk, das Archiv aller Gedanken und Meinungen, Ansichten und Entscheidungen, Fehler und Irrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, Sitten und Ideale, Erkenntnisse und Schmerzen Israels im Laufe eines Jahrtausends, an dem 30 Generationen mit Eifer und Liebe und mit einer in der Weltgeschichte unerhörten Selbstverleugnung geschaffen haben. Ein solches Werk verdient es wohl, gekannt zu werden. Aber dieser Erkenntniß stellen sich wieder eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen.

Zwei neuere Arbeiten von hervorragenden Gelehrten auf verschiedenen Wissensgebieten suchen diese Schwierigkeiten zu bekämpfen, um auch dem Uneingeweihten ein Bild von der Welt des Talmud zu geben. Hermann L. Strack, Professor der Theologie an der Berliner Universität, hat soeben eine „Einleitung in den Talmud" (Leipzig, Hinrichs) publicirt, und Hermann Cohen, Professor der Philosophie an der Universität zu Marburg, hat ein Gutachten, welches er dem königlichen Landgerichte zu Marburg erstattet, unter dem Titel „Die Nächstenliebe im Talmud" (Marburg, N. G. Elwert) veröffentlicht. Beide Werke gehen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, und beide gelangen im Wesentlichen zu demselben Resultate; beide sind von wissenschaftlicher Objectivität dictirt; beiden ist es rein um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun. Im Anschluß an diese gelehrten und vortrefflichen Arbeiten dürfte es wohl gestattet sein, auch weiteren Leserkreisen, wenn auch nur in den kürzesten Umrissen, ein Bild von dem Talmud vorzuführen.

Wir werden uns aber dabei, wie gesagt, vor allen Vergleichen wohl zu hüten haben, denn weder mit einem Gesetzbuche, noch mit einer Zeitschrift, noch mit den Verhandlungen einer Akademie der Wissenschaften ist der Talmud zu vergleichen; er ist in der That ein Mikrokosmos für sich, welcher, gleich der Bibel, Himmel und Erde umfaßt.

Der Ursprung des Talmud fällt eigentlich mit der Rückkehr Israels aus der babylonischen Gefangenschaft zusammen. Eine merkwürdige Wandlung hatte sich da vollzogen; aus einem streitsüchtigen, götzendienerischen Volke war eine fromme Gemeinde geworden, die jetzt mit allem Eifer der Erforschung ihrer Lehre sich zuwandte. Fast unmerklich wurde diese Thätigkeit zu einer Wissenschaft, welche bald die weiteste Ausdehnung gewann; ihr technischer Name ist bereits in den letzten Büchern der Bibel enthalten. Es ist der „Midrasch" — von

Digitized by Google

darasch = forschen, auslegen — ein Ausdruck, welchen Martin Luther mit „Historie" übersetzt. Auf vier verschiedene Arten hatte man begonnen, die heilige Schrift auszulegen: die eine derselben erstrebte das einfache Verständniß des Wortsinnes; die zweite ging auf die Ergründung von Andeutungen aus, die in Buchstaben und Zeichen der Schrift verstreut waren; die dritte war eine homiletische Anwendung dessen, was einst gewesen war, auf das, was in der Gegenwart lebte und was in der Zukunft sein würde; die vierte endlich war dem Geheimnisse, dem Mysterium gewidmet; aber alle diese Wege führten schließlich doch zu einem gemeinsamen Ziele. Zwei große Strömungen bezeichnen in dem folgenden Jahrtausend die Entwickelung, welche der Midrasch, also das Studium der Lehre, genommen hat. Die erste ist die „Halacha" — Regel, Richtschnur, Norm —, sie beschäftigte sich mit der Erklärung und Ausdeutung des Gesetzes; die andere war die „Haggada" — Legende, Sage —, welche das Bibelwort ethisch und poetisch auszulegen suchte. In diesen beiden Kreisen concentrirte sich fortan das ganze geistige Schaffen des Judenthums, und aus diesen beiden Elementen, dem gesetzlichen und dem poetischen, ist der Talmud zusammengesetzt. Gesetz und Freiheit werden in diesen beiden geistigen Richtungen verkörpert. Stellte die Halacha das Gesetz selbst dar, so erschien die Haggada als die vom Gesetze geregelte, der Sittlichkeit entsprechende Freiheit: was in der Halacha die strenge Autorität des Gesetzes, die Schule, bedeutet, das tritt in der Haggada als die Herrschaft der Meinung und der Sittlichkeit auf. Die Halacha umfaßte sowohl die überlieferten, das Wort der Schrift deutenden und entwickelnden Satzungen, die als mündliches Gesetz neben dem schriftlichen einhergingen und durch Tradition sich vererbt hatten, als auch die Discussionen der Hochschulen zu Palästina und Babylon, welche die Feststellung jener Satzungen hervorgerufen haben. Die Haggada dagegen lehnte sich frei und leicht an das Bibelwort an; sie erklärte es durch Sagen und Legenden, durch Geschichte und Gedicht, durch Gleichnisse, sowie durch ethische und historische Bemerkungen. Ihr war das Bibelwort nicht sowohl die letzte legislatorische Instanz, als vielmehr „der güldene Haken, an den sie die bunte Pracht ihrer Gewebe hängte", also gewissermaßen nur Introduction, Refrain, Text und Grundstoff für ihre Glossendichtung. Die Halacha hatte das biblische Gesetz nach allen Richtungen hin auszubauen, daß es den Stürmen der Zeit trotze, sie hatte es, unbekümmert um alle Noth und Trübsal der Gegenwart, bis in seine letzten Consequenzen für alle Zukunft festzustellen; aber das Volk, das leidende, das im Elend geistig und körperlich zu verkümmern drohte, zu trösten, und zu erwecken, zu ermahnen und zu belehren, aus der glänzenden Vergangenheit die rosige Zukunft zu verkünden, die traurige Gegenwart selbst mit ihrem jammervollen Inhalte zu deuten und als ein längst in Gottes Rath Bestimmtes aus der Bibel nachzuweisen, das war die hohe, ethische Aufgabe der Haggada. Treffend ist daher auch die Halacha mit dem eisernen Bollwerke um Israels Heiligthum verglichen worden, für das jeder Einzelne dieses Stammes mit dem letzten Blutstropfen einzustehen bereit war, indeß die Haggada als ein Labyrinth von Blumengängen innerhalb dieser Ringmauern dem liebenden Blicke erscheinen mußte.

Viele Generationen arbeiteten, wie schon hervorgehoben, an diesen beiden Richtungen des Studiums und der Fortbildung des Gesetzes. Aber innerhalb des großen Zeitraumes bis zum Abschlusse des Talmud unterscheidet man doch drei historische Phasen, von denen jede einzelne nach einer besonderen Classe von Gelehrten benannt ist. Die erste Classe dieser Lehrenden — der „Schriftgelehrten" an sich — deren Zeit von der Rückkehr aus dem babylonischen Exil bis zu den assyrischen Verfolgungen 220 v. Chr. reicht, waren die „Soferim". Ihre Aufgabe bestand zunächst darin, die heilige Schrift selbst zu erhalten und ihre Vorschriften zu erklären. Nach ihnen kamen die „Tannaim" — die Lernenden — von 220 vor bis 220 n. Chr. — Große historische Ereignisse fallen in diesen Zeitraum: die Periode der Makkabäer, die Geburt Jesu Christi, die Zerstörung des Tempels durch Titus, die Empörung des Bar Cochba und endlich das vollständige Exil der Juden. Unter all' diesen Stürmen lagen die Tannaim mit allem Eifer dem Studium und dem Ausbau des Gesetzes ob. Nichts ist charakteristischer als die Geschichte, die der Talmud von einem der hervorragendsten Lehrer jener Zeit zu erzählen weiß: Durch die Straßen der alten Zionsstadt bewegt sich in der Dämmerstunde ein Leichenzug: Schüler, heißt es, die ihren theuren Lehrer zu Grabe tragen. Scheu und ehrerbietig weicht Alles zur Seite, selbst die römische Wache am Stadtthore läßt den Zug ungehindert durchziehen. Da, vor der Stadt, macht er Halt, die Schüler stellen den Sarg nieder, öffnen den Deckel und aus demselben tritt hervor der ehrwürdige Rabbi Jochanan ben Sakkai, der sich lebendig-todt aus der Stadt tragen läßt, um ohne Gefahr in das Römerlager gelangen zu können. Dort tritt er vor Vespasian, dem die Erscheinung des greisen Lehrers imponirt, und der ihm gestattet, sich die Erfüllung eines Wunsches erbitten zu dürfen; aber nicht für sein Volk, nicht für die Rettung der heiligen Stadt, ja nicht einmal für die Erhaltung des Tempels fleht der Rabbi um Schonung, sondern nur: „Laß mich in Jabneh eine Schule gründen!" So lautet seine Bitte, und lächelnd winkt der stolze Römer ihm Gewährung. Er ahnt nicht des Stammes geistige Bedeutung, der mitten unter den rauchenden Trümmern seiner nationalen Selbständigkeit einzig und allein für die Erhaltung seiner Lehre sorgte. Das eherne Rom mußte untergehen, der Völker viele sind von dem Sturme der Geschichte verweht, doch Israel lebt in jener Lehre, die Jochanan ben Sakkai aus dem brennenden Jerusalem der verzagenden Friedensfreunde und der wahnsinnigen Zeloten nach dem kleinen Jabneh, einer Hafenstadt am Meere, etwa sechs Meilen von Jerusalem, getragen hat; denn dort errichtete Jochanan ben Sakkai sein Lehrhaus, dort sammelte er die zerstreuten Reste seines Volkes und seiner Schüler, und von dort aus verkündete er die Mission seines Stammes mit weitausschauendem Seherblicke.

So waren die Tannaim die hauptsächlichsten Träger und Vertreter der Wissenschaft des Judenthums, die sie in ihren hohen Schulen pflegten. Aber im Laufe der Jahrtausende hatte sich ein ungeheuerer Wissensstoff aufgespeichert, war eine solche Fülle von Verordnungen, Verboten und Gesetzen angehäuft worden, daß dieser Stoff kaum mehr zu bewältigen war. Es galt nun, die ganze Wissenschaft in ein festes System zu bringen und zu ordnen. Verschiedene Meister wagten sich an diese Arbeit, aber erst dem vierten gelang sie: Jehuda, dem Fürsten. Diese Sammlung führt den Titel „Mischna", und sie erlangte einen normativen Charakter. Sie zerfällt in sechs Haupttheile, die zusammen 63 Tractate und 524 Capitel enthalten. Nachdem die Mischna zu einem Codex gestaltet worden war, wurde sie nun ihrerseits das, was ein Jahrtausend hindurch die Bibel selbst gewesen war, nämlich die Grundlage aller gesetzlichen Erörterungen, aller wissenschaftlichen Entwickelung. Es folgte die dritte Phase, die der „Amoraim" — Sprecher — der Epigonen, die Jahrhunderte hindurch das Studium, die Erklärung der Mischna zum Mittelpunkte ihrer ganzen Thätigkeit machten. Neue Ueberlieferungen tauchten auf; neue Methoden brachen sich Bahn; die Casuistik gelangte zu einer mächtigen Herrschaft — wie auch in den Rechtsschulen Roms und Alexandriens zu jener Zeit — in Babylon und in Palästina beschäftigten sich die Akademien und ihre hervorragendsten Lehrer Jahrhunderte lang ausschließlich mit diesem Studium — und so entstand der Talmud oder eigentlich die beiden Talmude, denn der eine ist der Ausdruck dessen, was in den Schulen von Palästina gelehrt wurde, und der andere ist in Babylon entstanden, der eine um 390 n. Chr., der andere etwa um das Jahr 400 n. Chr. Der Abschluß des letzteren fällt in das Ende des fünften Jahrhunderts. Der babylonische Talmud, welcher als der allein maßgebende gilt, ist ungefähr 400 mal so groß als der Jerusalemische; seine 36 Abhandlungen nehmen in der gegenwärtigen Ausgabe etwa 3000 gedruckte Folioseiten ein, die wiederum in 12 riesigen Foliobänden enthalten sind. Von einem eigentlichen Abschlusse des Talmud ist aber ebenso wenig bekannt, wie von einem Kanon der Bibel, weil beide Werke nicht durch eine religiöse Behörde oder durch einen feierlichen

Digitized by Google

Beschluß abgeschlossen wurden. Eine solche Canonicität hätte dem Geiste des Judenthums widerstrebt, in dem der Fluß traditioneller Entwickelung nicht aufhörte.

Man wird es nun begreifen, wie schwer es ist, ein Bild von der Welt des Talmud zu geben. Da finden sich neben Gesetzen und Discussionen, neben philosophischen, theologischen und juridischen Entscheidungen, neben historischen Anmerkungen und nationalen Erinnerungen, neben Normen und Verboten, die das ganze menschliche Leben nach allen seinen vielen Verhältnissen und Bezügen regeln, die wunderlichsten und abenteuerlichsten Erzählungen, die lautersten Denk- und Sittensprüche, die erhabensten Legenden, die lieblichsten Gleichnisse, die anmuthigsten Räthselspiele, und dann wiederum harte, fast feindselige Gesinnungen, krause medicinische Recepte, abergläubische Praktiken, von tiefstem Schmerze erpreßte Aussprüche, seltsame astronomische Formeln, juristische, zoologische und botanische Excurse, und noch immer ist der Inhalt dieses merkwürdigen Werkes nicht erschöpft, dessen Charakter kaum einem Fernstehenden ganz und voll klar zu machen sein dürfte.

Soweit es möglich ist, hat Strack in seiner Einleitung in den Talmud, die von einer stupenden Gelehrsamkeit zeugte, ein richtiges Bild zu geben verstanden. Es ist der erste wissenschaftlich gelungene Versuch einer Einleitung in den Talmud, und man darf dem gelehrten Manne, der ohne jedes Vorurtheil, nur im Interesse der Wissenschaft, an jene schwere Arbeit herangetreten, dafür Dank wissen, daß er es gewagt hat, mit kühnem Forschergeiste in dies Labyrinth sich zu versenken und dasselbe der modernen Wissenschaft zu erschließen.

Nicht geringeren Dank verdient der zweite Forscher, Hermann Cohen, als Vertreter der Kantischen Philosophie gegenwärtig einer der ersten und bedeutendsten, der gegenüber den Verläumdungen, die der Talmud seit wiederum mehr als einem Jahrtausend von Päpsten und Professoren, von Staatsanwälten und Journalisten ausgesetzt ist, geistreich und scharfsinnig das Wesen des Talmud zu erläutern unternommen hat. Mit wissenschaftlicher Akribie und strengster Objectivität hat er sein Vorhaben durchgeführt, und seine Rechtfertigung des Talmud ist ihm glänzend gelungen. Klar und bündig weist er nach, daß die Nächstenliebe im Talmud eine sichere Heimstätte gefunden hat, ja, daß die Nächstenliebe das erste und hauptsächlichste Gebot des Judenthums ist, mit großer Belesenheit führt er fundamentale und maßgebende Sittensprüche des Talmud an, „die an Zartheit des Gemüths und an Schärfe der Einsicht, wie an Strenge des Urtheils zu dem Besten und Tiefsten aller moralischen Literatur gehören dürften". Durchgängig weist der scharfsinnige Philosoph die Tendenz des Talmud nach, den Schwerpunkt des Gesetzes in die Sittenlehre zu verlegen; der Wahn, als hätte der Talmud gestattet, einen Nichtjuden zu bestehlen oder zu betrügen, wird in sein Nichts aufgelöst. Die Ehrfurcht vor der Wahrheit und die hohe Achtung der Wissenschaft durchzieht die kleine, aber außerordentlich gehaltvolle Schrift des Marburger Universitätslehrers, der sich als ein genauer Kenner des Talmud erweist und als ein Denker von seltener Geistesschärfe. Seine Darlegung wird sicher alle vorurtheilslosen Menschen überzeugen und ihren belehrenden Eindruck nicht verfehlen. Sie ist wohl geeignet, uns den Einblick in ein Riesenwerk des Alterthums zu verstatten, in eine geheime Welt, die uns bisher fremd und unheimlich schien, während sie nun plötzlich wie eine liebenswürdige Märchenwelt uns erscheint, in der Alles quillt und glänzt und sprießt, und in der Töne erklingen, die uns so lieblich und vertraut anmuthen, wie etwa das Motto aus dem Talmud, welches Professor Cohen seiner Arbeit vorgesetzt hat:

„Die geplagt werden und nicht plagen,
Ihre Schmach hören und nicht erwidern,
Aus Liebe handeln und in Schmerzen sich freuen:
Diese sind es, die Ihn lieben."

Ein wunderbares Bild bietet sich uns, wenn wir an der Hand eines anderen Forschers zum Abschiede noch einmal in diese wunderbare phantastische Geheimwelt eintreten: Wir können uns leicht die Bestürzung und den Aerger des mittelalterlichen Gottesgelehrten und selbst unserer modernen Theologen vorstellen, wenn sie den verschlungenen Windungen einer wissenschaftlichen Debatte im Talmud folgen sollen — sei es eine geometrische, botanische, finanzielle, medicinische oder astronomische, sei es eine vom Sabbathweg, von Sämereien, vom Zehnten, von Mitgift oder Scheidebrief, vom Schaltmond oder vom Eide handelnde — und wenn sie dann plötzlich den Boden unter ihren Füßen wanken fühlen. Die lauten Stimmen verhallen allmählich, die Thüren und Mauern der Schule weichen vor unseren Augen zurück; an ihrer Stelle steigt die urbs et orbis, die ewige Roma empor mit ihrem millionenfachen Leben; oder in jener anderen Hügelstadt, dem goldenen neuen Jerusalem, werden blühende Weinberge in weiter Ferne sichtbar, und Jungfrauen in weißen Gewändern wandern träumerisch durch die Gärten hin. Leise und verloren klingen einzelne Bruchstücke ihrer Gesänge hinüber; bald lauter, bald erlöschend ertönen die Reigen: es ist der große, furchtbar ernste Versöhnungstag, welchen die „Rosen zu Saron", in poesievollem Contraste, zu einem Freudentage erwählten, an welchem sie zwischen den wogenden Lilienfeldern und laubumrankten Abhängen lustwandelten. Oder der Drommetenruf der Empörung tönt schrill und schmetternd mit hinein in die verworrene Debatte, und Belsazar, dessen furchtbares Fest mit neuen haarsträubend grausigen Einzelheiten geschildert wird, muß dem blutigen Tyrannen Nero zur Folie dienen; oder der babylonische Unterdrücker Nebukadnezar mit all' seinen Schaaren wird mit einem gellenden Schrei der Verwünschung verflucht, bei Anlaß eines damit gar nicht zusammenhängenden Punktes im Gesetz; für den Eingeweihten steht sein Name nur für den des Titus, der „Wonne des Menschengeschlechtes", die sich in Israel endlich in ihrem wahren Lichte zeigte. Oft — für die Geschichte des Studiums und die Ehre der Menschheit viel zu oft — unterbricht der eiserne Tritt der römischen Cohorten, das Losungswort des Aufstandes, das Waffengeklirr und Angstgeschrei des blutigen Schlachtfeldes die wissenschaftliche Debatte; im Verein mit seinen Schülern stürzt der argumentirende Meister fort aus dem engen Lehrsaale, er greift zu den Waffen und wirft sich mitten in das Getümmel der wogenden Schlacht mit dem Rufe: „Jerusalem und die Freiheit!"

Das ist die Welt des Talmud.

---

## Eine russische Historie von Konstantinopel.

Es gibt Russen, welche meinen, daß Rußlands Politik auf der Balkanhalbinsel seit diversen Jahrhunderten eine höchst offenherzige, rücksichtsvolle und uneigennützige gewesen. Es gibt ja auch Russen, welche die Ansicht hegen, daß Rußland nach dem Besitze Konstantinopels nie verlangt habe — außer höchstens zu den Zeiten der Heiden Oleg und Igor. Ferner scheinen solche Bewunderer Rußlands es zu glauben, daß wenn das Czarenreich einmal doch in die Lage kommen sollte, Konstantinopel zu nehmen, solches gleichsam wider Willen, nur in Folge einer unabänderlichen Nothwendigkeit geschehen würde. Diese und ähnliche Ansichten wollen wir hier keiner Erörterung unterziehen, da gewisse historische Thatsachen doch klar genug vorliegen. Indessen scheint es uns nicht ganz unangebracht, auf ein jetzt anscheinend höchst selten gewordenes kleines Heftchen hinzuweisen, welches im Jahre 1867 in St. Petersburg in russischer Sprache erschienen ist und dem Schreiber dieser Zeilen vorliegt. Das Heftchen ist betitelt: „Skasanije o Zargrade", was auf deutsch als die „Historie von Zargrad" oder als „Historie von Konstantinopel" auszudrücken wäre: es kündigt sich an als ein von der Redaction einer russischen Volksschriften- und Soldatenbüchleinsammlung: „Dossug i Djelo" (etwa: „Muße und Arbeit")*) seiner Zeit herausgegebenes und in der Typographie des Apanagendepartements in St. Peters-

*) Redacteur oder Herausgeber der obenerwähnten „Dossug i Djelo" benannten Sammlung war, so viel wir wissen, seiner Zeit A. Pogoski.

Digitized by Google

burg gedrucktes Büchlein. „Zargrad" ist der Name, unter welchem die Stadt Konstantinopel in den russischen Volkskreisen vorzugsweise bekannt ist. Konstantinopel war, als das oströmische Reich noch existirte, in der russischen Sprechweise als Residenz der byzantinischen „Czaren" die „Czarenstadt" par excellence. Möglicherweise ist der Name „Zargrad" auch entstanden in Folge einer Uebersetzung von „Basilis" oder „Basileuusa polis" — mit welchen ehrenden Beinamen die Byzantiner Konstantinopel manchmal bezeichneten.

Das genannte Heftchen ist eine Uebertragung einer eigenthümlichen altrussischen Erzählung in neueres Russisch, und manche charakteristische, in Anführungszeichen gestellte Ausdrücke und Wendungen scheinen direct herübergenommen zu sein.

Die „Historie von Konstantinopel" bietet zunächst eine Erzählung von der Gründung Konstantinopels (durch Konstantin den Großen) und liefert dann einen Bericht über die Eroberung Zargrads durch die Türken. Dieser Bericht schließt mit einer Prophezeiung über das fernere Schicksal Konstantinopels. Wir heben aus dem Heftchen nur dasjenige hervor, was uns am merkwürdigsten erscheint.

Bezüglich der Gründung Konstantinopels wird unter Anderem erzählt, daß im dreizehnten Jahre seiner Regierung der große Konstantin Flavius den Plan gefaßt, zur Ehre Gottes eine Stadt mit seinem Namen zu gründen; er sendet weise Männer aus, um in Asien, Lybien und Europa eine geeignete Stelle zu finden. Die Abgesandten scheinen nach ihrer Rückkehr verschiedener Meinung zu sein — am meisten jedoch rühmen sie Oertlichkeiten in Macedonien und die Lage von Byzanz. Der Czar Konstantin selbst neigt sich zu der Landschaft Troas und beschließt, dort seine Stadt zu gründen, wird aber durch eine im Traume vernommene Stimme nach Byzanz gewiesen.

Der Czar Konstantin zeichnet nun (wie es weiter heißt) im Rathe der zusammengerufenen Großen (Megistanen), Geistlichen und weisen Männer, in Gemeinschaft mit ihnen den Plan für die Stadt und die Festung auf, und zwar in Form eines Dreieckes, sieben Werst auf jeder Seite. Während das Terrain abgesteckt wurde, kroch aus einem Loche eine große Schlange hervor, doch stürzt sich alsbald aus den Lüften ein Adler auf dieselbe. Der Adler trägt die Schlange hinauf in die Lüfte, doch umwindet ihn das Reptil so vollständig, daß der Adler mit seiner Beute auf dieselbe Stelle, wo er die Schlange erfaßt hatte, hinabstürzt. Schon ist der Adler fast erwürgt, da tödten die Leute die Schlange, worauf der Vogel sich erholt und langsam zu den Wolken entschwebt.

Die Weisen, von dem Kaiser um die Bedeutung dieser Erscheinung befragt, verkünden ihm die künftige Größe der Konstantinsstadt, welche vor allen Städten der Welt berühmt und verherrlicht sein würde. Vom Adler und von der Schlange sagten sie aber, daß ersterer das Christenthum bedeute und letztere das Heidenthum (bussurmanstwo — mit welchem Ausdrucke indessen vorwiegend das mohammedanische Wesen bezeichnet wird). Erst würde das Heidenthum über die Christen die Oberhand behalten, in späteren Jahrhunderten aber die Christen die Heiden (oder genauer die „Bussurmanen") besiegen, ihnen die Stadt entreißen und die christliche Herrschaft wiederherstellen.*)

Der große Konstantin ließ die Deutung, welche ihm die Weisen gegeben, aufschreiben und den Bau der Stadt fortsetzen.

Nach der erwähnten „Historie von Zargrad" hatte die Stadt, zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, trianguläre Gestalt; jede Seite war sieben Werst (ungefähr eine deutsche Meile) lang; nach der Zahl der Wochen im Jahre hatte die Stadt 52 Thürme, nach der Zahl der Tages- und Nachtstunden 24 Thore, nach der Zahl der Monate im Jahre 12 große und, nach der Zahl der Tage im Jahre, 365 kleinere Straßen. Auch hätte, wie es heißt, Konstantin selbst die Stadt Neu-Rom und Zargrad genannt und seinen Nachfolgern die Förderung seiner Gründung lebhaft empfohlen. Auch hebt die Erzählung hervor, daß die Stadt sieben Namen hätte.

Unter den Kirchen, deren Erbauung Konstantin dem Großen zugeschrieben wird, hebt die Erzählung besonders die Sophienkirche hervor, welche alle anderen an Pracht und Reichthum übertroffen hätte. Unter Justinian wäre die Sophienkirche abgebrannt, und von diesem Kaiser an ihrer Stelle eine neue, noch prächtigere Kirche erbaut worden, zu welcher er im Traume von einem Engel den Plan aufgezeichnet erhalten. Weiterhin wird erzählt, wie die Byzantiner in Ueppigkeit versanken, die Gebote Gottes vergaßen, wie Ränke, Verrath und mancherlei Verbrechen überhand nahmen, und dann der gerechte Zorn Gottes die Stadt getroffen hat. In dem Berichte von der Eroberung Konstantinopels wird erzählt, wie der „gottlose Mahmed", der Sohn Amurat's, uneingedenk der Friedensschwüre mit dem „rechtgläubigen Czaren Konstantin" — zum Kriege gegen Byzanz sich vorbereitet. In einer Anmerkung wird berichtet, wie der „gottlose Mahomet II." einmal um Mitternacht seinen Großvezier holen läßt, um ihm zu sagen, daß er den Besitz Konstantinopels verlangt, daß er „in die Stadt" will; aus den griechischen Worten, die er dabei gebraucht, wäre dann bei den Türken: „Istempolj" und daraus der Name „Istambul" entstanden. Sowohl in der Anmerkung, als auch im Texte wird die geringfügige Anzahl der Vertheidiger Konstantinopels hervorgehoben. Der „Czar Konstantin", heißt es, schickt zu dem mit Heeresmacht herannahenden „treubrüchigen Mahomet" seine angesehenen Gesandten, um ihm einen ehrlichen Frieden anzubieten. Mahomet gibt aber eine hart abweisende Antwort, und droht jedem neuen Gesandten Konstantin's die Haut abziehen zu lassen.

So beginnen, nach dem Berichte, im April (1453) die Beschießung Konstantinopels und die Kämpfe zwischen den Türken und den Vertheidigern. Von dem Czaren Konstantin — welcher (wie aus der Geschichte bekannt ist) sich mit außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer geschlagen — erzählt der russische Bericht, wie umsichtig und tapfer er die Vertheidigung der Stadt geleitet, hebt auch nebenbei hervor, daß er mit dem Patriarchen Anastasius, mit der „Czarin", mit den Kirchenfürsten und der ganzen geistlichen Versammlung „täglich" die Kirchen Gottes besucht hatte. Späterhin sagt der Bericht, daß derselbe tapfere Monarch während der Belagerung nach den Aeußerungen der Ueberlebenden eigenhändig mehr als sechshundert Türken getödtet hätte, bis er selbst den Heldentod starb. Bei dem ersten großen Sturme der Türken, der nach der russischen Erzählung etwa 14 Tage nach Beginn der Belagerung stattgehabt zu haben scheint, wären 1740 Griechen und 700 Franken und Armenier, dagegen 18,000 Türken gefallen. Während die Türken einen neuen großen Sturm vorbereiten, schickt der Czar Konstantin zu Lande und zu Wasser Eilboten aus, um Hülfe zu erlangen. Seine Brüder, heißt es, hätten nicht zu kommen vermocht, denn sie führten mit einander einen Bürgerkrieg, und führten auch noch Krieg mit den Albanesen. Die „perfiden" Franken aber hätten keine Lust gehabt, zu helfen, und hätten auch sich die Sache so zurechtgelegt: „Mögen die Türken doch Zargrad für sich erobern, wir aber nehmen es ihnen ab für uns." Nur der „tapfere genuesische Fürst Justinian" kam dem Czaren zu Hülfe mit einer Heldenschaar, und forderte für sich den gefährlichsten Platz.

In der Kürze werden bezüglich der Belagerung Konstantinopels noch manche Episoden vorgeführt, der Verlust der Christen bei einem der späteren Stürme auf 5700 Todte, der der Türken auf 35,000 Todte angegeben. Dem Georg Phrantzes wird der Vorschlag zugeschrieben, der Kaiser solle mit einer

*) In der in St. Petersburg in deutscher Sprache erscheinenden Monatsschrift: „Russische Revue", VI. Band (St. Petersburg, 1875) geschah in einem Aufsatze von A. N. Wesselofski: „Konstantinische Sagen" auch der obenerwähnten Sage von der Gründung Konstantinopels, resp. von dem Kampfe des Adlers mit der Schlange und von der Deutung dieses Kampfes, Erwähnung. In diesem Aufsatze von Wesselofski wird am angeführten Orte von der betreffenden altrussischen Erzählung über die Gründung Konstantinopels gesagt, daß sie „gewöhnlich einem, in alter Zeit sehr beliebten Berichte" über Konstantinopels Einnahme durch die Türken „als Einleitung dient".

Digitized by Google

auserlesenen Schaar aus der Stadt hinausgehen, und die Türken im Rücken angreifen — aber es heißt auch, daß Lucas Notaras und Nicolai Kantakuzen dagegen gesprochen — worauf der Plan augenscheinlich fallen gelassen wurde. Am 17. Mai, an welchem Tage — wie die „Historie von Zargrad" berichtet — die Türken schon in die Stadt gedrungen waren, die Christen aber doch noch die Oberhand behielten, sollten 16,000 Türken gefallen sein. Am 21. Mai soll — wie erzählt wird — in der Nacht von den Fenstern der Sophienkirche ein unbeschreibliches Licht ausgegangen und bis zum Himmel hinaufgestiegen sein: der Himmel hätte sich geöffnet und dieses Licht in sich aufgenommen. Das wurde als ein Zeichen angesehen, daß die Gnade Gottes die Vertheidiger der Konstantinsstadt verlassen und daß das Schicksal der letzteren somit besiegelt worden wäre. Es wird ferner berichtet, daß am 26., 27., 28. und 29. Mai furchtbare Kämpfe stattgefunden. Nach demselben Berichte ward „Justinian" am 27. Mai von einem Steingeschoß getroffen und am 28. Mai durch einen Speer schwer verwundet und kampfunfähig gemacht. In der Nacht vom 28. zum 29. Mai soll über der Stadt eine furchtbare Finsterniß gelegen haben, in welcher blutrothe Flecken von der Größe von Büffelaugen gesehen worden wären: die türkischen Weisen und Imam's prognosticirten dem Sultan daraus die endliche Eroberung der Stadt.

Der Czar Konstantin, den man wiederholt vergeblich zum Verlassen der Stadt aufgefordert, nimmt am 29. Mai vor dem letzten Kampfe, in welchem er den Heldentod fand, noch das Abendmahl; seine Gemahlin entflieht während des letzten Kampfes, um Nonne zu werden. Als der Sultan selbst in die Stadt eingedrungen war und vor der Sophienkirche stand, soll er bewundernd ausgerufen haben: „Wirklich, das waren Männer! und ihres Gleichen gibt es nicht und wird es nimmer geben!"

In der Sophienkirche befanden sich — wie weiter berichtet wird — der Patriarch Anastasius, die Geistlichkeit und eine große Menge Volkes. Wie der Sultan eintrat, „traten mit ihm (heißt es) Greuel und Verwüstung in Gottes Heiligthum und verunreinigten die heilige Stätte". In demselben Augenblicke sei ein hochbejahrter Mönch, der die Messe celebrirte, mit dem Kelche aus dem Allerheiligsten getreten. Als dieser Mönch den Sultan und die Muselmänner erblickte, habe er ausgerufen: „Herr! Dein Wille geschehe!" und sich darauf, für das Meßopfer zitternd, zur Wand gekehrt. Die steinerne Wand soll sich darauf vor dem Priester geöffnet, ihn in sich aufgenommen und sich dann wieder geschlossen haben. Der Sultan, erschüttert, sicherte dem Patriarchen und dem Volke Leben und Freiheit zu. Nachdem der Sultan die Kirche verlassen und sich dem Kaiserpalaste genähert, ward ihm das Haupt des gefallenen Kaisers gebracht: er überzeugte sich von dessen Identität, küßte den Kopf und sagte einige freundliche Worte. Hierauf ließ der Sultan den Kopf dem Patriarchen zur feierlichen Bestattung übergeben. Der Patriarch legte den Kopf des gefallenen Herrschers in ein vergoldetes silbernes Gefäß und soll ihn in der Sophienkirche unterhalb des Altartisches (prestol) beigesetzt haben — wobei der Bericht übrigens das Vorhandensein noch anderer Nachrichten über die Bestattung des letzten byzantinischen Kaisers mit andeutet. Die Kaiserin sucht der Sultan vergebens: als er von ihrer Flucht hört, läßt er diejenigen, welche bei ihrem Entfliehen ihr behülflich gewesen, foltern und hinrichten.

Nun fing, wie es heißt, der Sultan an, „über zwei Theile der Welt zu herrschen"; er hatte „diejenigen vernichtet (istrebil), welche das wunderbare, von 74 Königen vertheidigte Troja überwunden hatten". Aber es wird der Türke im Heftchen gleichsam verwarnt, daß — wenn bisher Alles, was Methodius von Patras und Leo der Hochweise (premudry) vorhergesagt und alle sonstigen Vorzeichen hinsichtlich der Stadt sich erfüllt hätten — auch die „letzte Prophezeiung" in Erfüllung gehen würde: „Der russische Stamm mit den Vorgeschaffenen werden alle Ismaeliten besiegen und die Siebenhügelstadt nehmen und in derselben die Herrschaft antreten." In dem ebencitirten Satze haben wir, um dem Originale möglichst conform zu schreiben, den Plural beibehalten. „Siebenhügelstadt" ist einer der „sieben Namen" von Konstantinopel, und zwar steht im Originale „Sedmicholmy" (auch an anderer Stelle „Sedmocholmy") — eine Uebersetzung des griechischen Ausdruckes oder Namens: „Heptalophos."

Dann wird aber auch noch erwähnt, daß in dem „letzten Gesichte des Propheten Daniel" geschrieben stehe: „Und es wird ein großer Czar*) aufstehen mit 18 Nationen und sie werden sich in der Siebenhügelstadt versammeln und es wird eine Schlacht geschlagen werden, wie noch niemals eine gewesen, und es werden in den Straßen und Thälern der Siebenhügelstadt gleichsam Ströme von Menschenblut rinnen und es wird von dem Blute das Meer bis zur engen Mündung aufgeregt werden. Und es wird eine Stimme vom Himmel erschallen ...."

Wir wissen nicht, wer unter dem „Propheten Daniel", der dies geweissagt haben sollte, gemeint sein könnte, — beziehungsweise, ob es mehrere Propheten mit dem Namen „Daniel" gegeben hätte. Wir haben in unserer Bibel (Luther'scher Uebersetzung) die ebencitirte Prophezeiung bei Daniel nicht finden können; auch suchten wir dort vergebens, was das russische Heftchen weiter meldet, und was wir hier nur kurz hervorheben wollen. Uebrigens ist es uns nicht ganz klar geworden, ob die uns vorliegende „Historie von Zargrad" alle dort nun noch folgenden Prophezeiungen sämmtlich jenem uns unauffindbaren „Propheten Daniel" oder zum Theil auch anderen, uns ebenso unbekannten Propheten zuschreibt.

Die erwähnte „Stimme vom Himmel" verlangt also, daß man einhalten und auf der „rechten Seite" der Siebenhügelstadt einen Mann mit gewissen besonderen Eigenschaften als Czaren krönen sollte. Es werden selbigen zwei lebenbringende Engel in die Aja Sophia hineinführen und dort krönen, dann wird die steinerne Wand sich aufthun und der dort seit der Eroberung Konstantinopels von 1453 eingeschlossene Mönch heraustreten und die damals angefangene Liturgie zu Ende führen.**) Der in der Aja Sophia gekrönte Czar, welchem die Engel bei der Krönung auch ein Schwert geben, wird die „Ismaeliten, Aethiopen, Thrugs, Tataren und ihren ganzen Stamm" überwinden. Nachdem dieser Czar 32 Jahre geherrscht hätte, würde ihm ein von ihm Abstammender folgen, der nach Jerusalem geht, „um auch dieses Reich seinem Gotte wiederzugeben", und diesem folgen vier Söhne, die in Rom, in Alexandrien, in der Siebenhügelstadt und in Selun (Saloniki) regieren. Dann werde „Niemand ein Bettler sein und die Erde ihre Früchte siebenfältig tragen".

Nachdem wir dem Leser soweit den Inhalt der altrussischen „Historie von Zargrad" (oder „Historie von Konstantinopel") kurz vorgeführt, möchte wohl die Frage sich erheben, welcher Zeit wohl die genannte Historie ihre Entstehung verdanken dürfte. Leider vermögen wir unsererseits in dieser Beziehung keine Antwort zu geben. Jedenfalls war die der „Historie von Zargrad" zu Grunde liegende Auffassung von der Theilnahme des russischen „Volkes" für Byzanz eine naivere, als sie wohl heutzutage sein dürfte. Zum ersten Male trafen Russen und Türken im Jahre 1569 feindlich zusammen, und zwar in der Gegend zwischen dem Don und der Wolga, wohin die Türken vorgedrungen waren. Die Türken erlitten damals eine schwere Niederlage, welche auf sie einen gewaltigen Eindruck machte. Dieser Eindruck blieb auch lange vorherr-

*) In einer anderen russischen Edition, welche in St. Petersburg 1868 unter der Redaction W. Jakowlew's nach alten Manuscripten herausgegeben und „Historien von Konstantinopel" betitelt war, wird an entsprechender Stelle freilich nicht von einem großen „Czaren" geredet — dagegen wird daselbst der große Mann, der mit 18 Völkern dereinst nach der „Siebenhügelstadt" kommen soll, mit Namen genannt.

**) Die Legende von diesem in der Mauer eingeschlossenen Mönche oder Priester, der dereinst hervortreten würde, hat auch ein deutscher Dichter — Gustav Pasig in Laufigk — wir wissen nicht, auf Grund welcher Quelle — bereits poetisch verwendet in seinem Gedichte: „In Sanct Sophiens Dom". Vergl. „Dichtungen von Gustav Pasig", 2. unveränderte Auflage, Leipzig, Georg Böhme.

Digitized by Google

schend, obwohl die krymischen Tataren, deren Chan Dewlet-Ghirej Vasall der Türkei war, im Jahre 1571 Moskau niederbrannten. Uebrigens mochte der krymische Chan, der die Vergrößerung der türkischen Macht am Don gar nicht wünschte, um jene Zeit den Türken gegenüber eine zweideutige Rolle gespielt haben.

Ferner zeigen die Sagen der saporogischen Kosaken bei den letzteren im 16. und theilweise im 17. Jahrhundert einen lebhaften Hang zu angriffsmäßigem Vorgehen gegen die Türken und gegen die Tataren. Um das Jahr 1590 sollen die Saporoger sogar Trapezunt und Sinope verheert haben. Die Großrussen sind aber ganz anders geartet, als die einstigen saporogischen Kosaken, und sind auch anders, als die donischen und anderen Kosaken.

So halten wir es für ziemlich gewagt, heutzutage für die Wiedereroberung Konstantinopels bei dem russischen „Volke" eine solche Theilnahme vorauszusetzen, wie die „Historie von Zargrad" sie wohl zum Substrat haben müßte. Man muß sogar sich vorstellen können, daß es gerade in nationalrussischen Volkskreisen unter anderen auch Richtungen gibt, welche eine weitere Ausdehnung des Gebietes der russischen Staatskirche gar nicht einmal wünschen! Freilich gibt es in Rußland auch mancherlei Leute, welche für das Czarenreich den Besitz Konstantinopels verlangen. Einige von solchen Leuten wünschen für Rußland den Besitz Konstantinopels aus purer Ländergier, andere mit dem Ansinnen, der russische Kaiser solle sich zum Oberhaupte aller Slaven erklären. Wieder Andere in Rußland reden von einer „politischen Nothwendigkeit", gemäß welcher angeblich das Czarenreich Konstantinopel haben müsse, und wieder Andere verlangen den Besitz Konstantinopels für Rußland, ohne eigentlich zu wissen, warum.

Sollten nun Fälle vorkommen, daß sich die russische Regierung von agitatorischen Elementen in ihrem Reiche bestimmen ließe, die urtheilslosen oder indifferenten Volksmassen Rußlands zu einem Kriege fortzureißen, oder sollten Fälle vorkommen, daß die russische Regierung aus eigener politischer Ueberzeugung oder Initiative die Volksmassen im Czarenreiche zu einem Kriege fortrisse — so könnten beiderlei Handlungsweisen ohne Selbsttäuschung doch nicht mit dem „Willen des Volkes" objectiv motivirt werden. Auch wenn es der russischen Regierung unter Umständen gelingt, die urtheilslosen oder indifferenten Volksmassen ihres Reiches in irgend eine Kriegswuth zu versetzen, so dürfte selbst auch in solchem Falle Europa hinsichtlich der eigentlich bewegenden Elemente in Rußland, resp. hinsichtlich des etwaigen Herganges, wie deren Anregungen im Czarenreiche bis zur wahrnehmbaren Entflammung der Massen sich fortgepflanzt hätten — den klaren Blick sich nicht trüben oder verwirren lassen.

Uebrigens, nachdem wir unseren Aufsatz längst abgeschlossen hatten, kam uns in Bezug auf „Zargrad" oder Konstantinopel eine andere eigenthümlich geartete Publication zu Gesichte, welche folgendermaßen betitelt war: „Historien von Konstantinopel (Skasanija o Zaregrade), nach alten Handschriften herausgegeben unter der Redaction W. Jakowlew's. — 1. Von der Gründung Konstantinopels. 2. Von seiner Belagerung durch die Perser. 3. Von der Einnahme durch die Kreuzfahrer. 4. Von der Einnahme durch die Türken. 5. Von der Einnahme durch Amurat.*) — St. Petersburg, Ausgabe des Buchhändlers S. W. Swonarew. 1868." Wie man sieht, ist in dieser ebengenannten — Jakowlew'schen — Zusammenstellung einer Anzahl sagenhafter „Historien von Zargrad" oder „Historien von Konstantinopel" auch noch Anderes erzählt worden, als in der von uns vorhin geschilderten Ausgabe des „Dossug i Djelo", welche „Historie von Konstantinopel" betitelt war. Dabei stellt sich die erwähnte Jakowlew'sche Ausgabe der Konstantinopel-Historien augenscheinlich als ein unmittelbarer Abdruck alter Manuscripte — meist aus dem 16. oder 17. Jahrhunderte — dar, und demgemäß zeigt sich ihre Sprache um so alterthümlicher und schwieriger. Einige Stücke dieser Jakowlew'schen Ausgabe sind unter Vergleichung auch mit anderen Texten abgedruckt und enthalten sonach Anmerkungen mit Varianten.

Die vorhin besprochene Ausgabe des „Dossug i Djelo" über Konstantinopel verbreitete sich — wie der Leser weiß — über die Gründung der Bosporusstadt und deren Eroberung durch die Türken im Jahre 1453 — Dinge, welche die betreffende Jakowlew'sche Ausgabe in ihrem ersten und fünften Stücke behandelt. Abgesehen von der sprachlichen Verschiedenheit stimmen beiderlei Parallelberichte in so und so vielen Punkten mehr oder weniger überein — aber es zeigen sich auch mancherlei Abweichungen. Es würde uns jedoch zu weit führen, wenn wir bei dieser Gelegenheit die Abweichungen oder Differenzen, welche zwischen beiderlei Darstellungen obwalten, oder wenn wir die Erzählungen, welche die Jakowlew'sche Ausgabe noch außerdem enthält, jetzt näher erörtern wollten. Der geneigte Leser wird den Umstand nicht aus den Augen verlieren, daß wir unserer Auseinandersetzung die Darstellung des „Dossug i Djelo" zu Grunde gelegt. Wir halten es nicht für actuell nothwendig, hierbei noch auf eine Kritik oder Erörterung der in diversen russischen Zargrad-Geschichten erzählten oder prophezeiten Wunder uns einzulassen.

Sollte Rußland indessen einmal den Besitz Konstantinopels wirklich erlangen, so wird dadurch dem Nihilismus und anderen subversiven Bewegungen gegenüber die czarische Autorität voraussichtlich auch nicht um ein Haarbreit mehr consolidirt werden. Der Nihilismus, welcher unter der Regierung Alexanders III. in Rußland augenscheinlich immer fortgewuchert hat, wäre überhaupt auf ganz anderen Gebieten zu bekämpfen, als auf dem der auswärtigen Politik. Wenn ein russischer Czar je im Sinne der Panslavisten oder Slawophilen Eroberungen machen sollte — so wird dadurch in den Augen des nationalrussischen „Volkes" seine Autorität voraussichtlich weder vergrößert, noch stärker befestigt. Ferner würden Eroberungen in panslavistischem Sinne auch die Millionen Sectirer, die es gerade unter den Nationalrussen gibt, aller Vermuthung nach durchaus nicht befriedigen. Endlich ist auch nicht zu vergessen, daß — wenn auch der Panslavismus mit dem Nihilismus an sich nicht identisch ist — dennoch mancherlei Individuen in Rußland abwechselnd Panslavisten und Nihilisten gewesen sind, und daß die Agitationsweise mancher russischen Panslavisten in verschiedenen Fällen gerade so gewesen ist, daß dadurch augenscheinlich die Ausbreitung subversiver Tendenzen und zersetzender Stimmungen im Czarenreiche nur gefördert werden konnte.

Irenius.

*) In dem fünften Stücke der Jakowlew'schen Ausgabe der „Historien von Konstantinopel" wird der türkische Eroberer Zargrads im Texte übrigens „Machmet" genannt, während in der oben erwähnten Titelblattnotiz dieses Buches „Amurat" steht, so daß in letzterer möglicher Weise ein lapsus calami vorliegen könnte. Dagegen ist in dem vierten Stücke dieser Jakowlew'schen Ausgabe — welches der Hauptsache nach eine kurze, mit Rückblicken, Abschweifungen und Absonderlichkeiten versehene Klage über die Eroberung Konstantinopels durch die Türken vorstellt — der türkische Eroberer der Bosporusstadt allerdings „Amurat" genannt worden.

## Die nationale Kunstgewerbeausstellung in München.

Arena certamini artium. Mit dieser in großen Goldlettern an die beiden Eingangsthore gesetzten Inschrift, hat das Comité der diesjährigen nationalen Kunstgewerbeausstellung den Zweck derselben bezeichnet, und wer eintritt in die heiteren, lichten Hallen, fühlt die Wahrheit derselben um so tiefer und um so wohlthuender, als der Wettkampf, der sich hier vor seinen Augen vollzieht, ein Kampf im Frieden ist. Nicht leicht irgendwo können das Bewußtsein der Friedenssegnungen und die durch die neuesten Ereignisse gefestigten Hoffnungen auf Friedensdauer lebhafter sein, als hier, wo jedes Cabinet, jeder Schrank und jeder Tisch darlegt, daß nur im Frieden so Großes geleistet werden kann, wie hier, wo aufgestapelt in Massen die Früchte des friedlichen Fleißes der Bürger vor unserem Auge sich entfalten. Alle deutschen Stämme sind zur Arena gerufen worden und sie sind alle gekommen; von den Vogesen und der Mosel bis zur Donau und Leitha; von den Alpen bis zur Nordmark

Digitized by Google

des Reiches. Seitdem wir uns den Frieden erstritten haben, hat das deutsche Kunstgewerbe seinen Wettlauf mit dem Auslande aufgenommen und zuerst zeigte die Münchener Kunstgewerbeausstellung von 1876 die reich sich ansetzenden und zeigt die diesjährige die gereiften Früchte. Schon die große Kunst- und Industrieausstellung von 1854, die erste Nachfolgerin der von Prinz-Gemahl Albert in London inspirirten Weltausstellung, hatte, wenn sie auch keine Weltausstellung war, sich doch im Flug einen epochemachenden Charakter erobert, dem es zu verdanken war, daß alle späteren Ausstellungen Münchens, welcher Art sie auch sein mochten, sich guten Erfolges zu erfreuen hatten. Die Ausstellung von 1876 begann, die ewige Nachfrage nach englischer und französischer Waare und Muster weit über die deutschen Grenzen hinaus zu verdrängen und die diesjährige wird diesen Erfolg glänzend fortsetzen. Als der große Erzgießer, der selige v. Miller, seinen Bericht über jene, vom hiesigen Kunstgewerbeverein inscenirte Ausstellung vor einer illustren Versammlung erstattete, konnte er dem Vereinsvorstand einen baaren Ueberschuß von 210,000 Mk. überreichen. Er klagte zwar noch bei Gelegenheit der bald darauf stattgefundenen Eröffnung des neuen Hauses des Kunstgewerbevereines, eine wie große Schwierigkeit in jener Professorenweisheit noch immer zu überwinden sei, welche unsere Gesetzgebung leitete, sich so wenig um die Kunstindustrie kümmere und uns für groß genug halte, alle unsere Grenzen aufmachen zu können — welche vergesse, daß dabei ihre eigenen Kinder in dem Kampfe mit anderen, industriell viel weiter wie wir entwickelten Nationen zu Grunde gehen müssen, daß Deutschland schon als Absatzgebiet für fremde Ueberproduction auch in der Kunstindustrie gelte. Unserer Kunstindustrie schenke man dem ausgewachsenen Riesen gegenüber nicht einmal das Recht der Reciprocität und übersehe, wie rasch sich Amerikas Industrie durch Zollschutzmaßregeln in den letzten 10 Jahren entwickelt habe. Selbst Fürth und Nürnberg, wo so billig gearbeitet werde, empfänden diese Entwickelung. Und doch — so schloß v. Miller — „was wir Deutsche sonst konnten, wo ein Peter Vischer, ein Jamnitzer u. a. m. die Welt mit Bewunderung erfüllten und Werke schufen, die, wie ich mich kürzlich bei der Pariser Ausstellung überzeugt habe, auch das französische Kunstgewerbe heute noch weit übertreffen — das werden jetzt die Nepoten auch leisten, wenn sie, wie jene, geschützt werden". Auch hier hat sich ja seit 1879 der Wandel vollzogen und das ist's: Wandel zum Besseren und Fortschritt; ihn nachzuweisen und in einem Gesammtbilde darzustellen, ist der Zweck, aber auch das Verdienst aller Ausstellungen, und dies Verdienst hat sich unsere Ausstellung voll und ganz erworben. Wir sehen vor Augen, wie glänzend schon jetzt im Vergleiche zu 1876 die sehr schwierige Aufgabe gelöst ist, die ideale, sprudelnde Phantasie des Künstlers mit der gewissenhaften, ruhig überlegenden Thätigkeit des Handwerkers zu vereinigen. Es ist kein Gewerbe — aber nicht eines — im ganzen großen Raume zu finden, an dem man diesen Fortschritt nicht erkennen, aber auch zugleich nicht wahrnehmen könnte, daß es bei dem Wettkampfe, der hier stattfindet, keine Niederlage gibt und daß nur im Grade eine Verschiedenheit sich nachweisen läßt.

Die Ausstellung von 1876 war, wie die diesjährige, eine nationale und in Deutschland die erste ihrer Art. Sie wurde gleichsam mit Zittern und Zagen ganz allein vom Kunstgewerbeverein Münchens geplant; man hatte kaum 1800 Mk. Geld zur Verfügung. Der Gedanke zündete aber und Privatzeichnungen, Staatsverwilligungen, Zuschüsse aus dem Stadtsäckel und reiche Unterstützungen des Königs Ludwig II., der bis zu seinem tragischen Ende durch Bau und Ausstattung der „Königsschlösser" sein reges Interesse am Kunstgewerbe bethätigt hatte, halfen bald so glücklich über alle Verlegenheiten hinweg, daß v. Miller bei seinem vorhin erwähnten Rechenschaftsberichte u. a. in seiner jovialen Weise erzählen konnte: „Die Festversammlungen in Theater, Odeon und Rathhaus kosteten über 30,000 Mk. Es ist wahr, wir haben da sehr viel Geld verjubelt, aber Münchens Ehre mußte gerettet werden". Als Local hatte man den Glaspalast zur Verfügung; zu bauen brauchte man also nicht. Dennoch war der Charakter jener Ausstellung ein vorherrschend ernster, theils durch die, wenn auch imponirenden, aber doch etwas düsteren, seit seiner Entstehung in ein Straßennetz eingebauten Räume des Palastes, theils durch die Decoration des Portals nach dem historischen Bilde A. v. Werner's in Berlin, welches an den großen Krieg von 1870/71 anknüpft, theils durch die Vermischung der ausgestellten Gegenstände mit einer großen Anzahl älterer ernster Werke.

Ganz anders heute. Mit frischem Muthe wurde der Plan entworfen, mit Jubel begrüßt. Geldverlegenheit gab es nicht. Der Glaspalast konnte nicht einmal benutzt werden, weil er der ebenfalls in diesem Sommer hier in München veranstalteten internationalen Kunstausstellung eingeräumt werden mußte. Also nicht einmal diese Concurrenz fürchtete man und die diessommerlichen ausländischen Ausstellungen: Barcelona, Kopenhagen, Brüssel, Melbourne u. a. m erst recht nicht. Man mußte also bauen. Und schon in diesem Bau an sich liegt ein großer Ausstellungsgegenstand und ein scharfer Gegensatz zu 1876. Es fällt sofort der große vornehme Stil in die Augen, den das neu errichtete Gebäude an der Isar trägt. Statt des hier mehr, dort weniger ausgeprägten Schweizerhaus- oder Kuppelstiles, stehen wir hier vor großen Massen in schönster Gruppirung, vor einer hellfarbigen, heiteren Architektur mit Quaderungen, starken Gesimsen, großen Fenster- und Portalhalbkreisen mit allegorisch gemalten Friesen und mit reichem Schmucke überlebensgroßer mythologischer und allegorischer Figuren. Ihren Triumph feiert diese Architektur mit ihrer naiv heiteren und doch so einfachen Construction in Bau und Färbung des Restaurationssaales und des Mittelpavillons des Hauptgebäudes. Was hier die improvisirende Decorationsmalerei geleistet hat, das bietet in dem Pavillon auf der gegenüberliegenden, auf einer neu errichteten Brücke zu erreichenden Insel, die dadurch mit in den Ausstellungsraum hereingezogen wurde und wodurch dieser bedeutend erweitert worden ist, die Sculptur. Er ist unter schattige Baumriesen hingezaubert und zeigt eine wohlthuende und einladende Combination von Vestibül, Saal, Zimmer, Veranden und Terrassen. Zugleich aber bietet er Gelegenheit, die Specialität der Münchener Stuckateure wahrzunehmen, die schon an und für sich wieder „Ausstellungsgegenstand" genannt zu werden verdient. Sie modelliren, wie die alten Meister, das feinste Leisten- und das graziöseste Arabeskenwerk an der Decke, haben neben sich nur die kleine Bleistiftskizze des Architekten liegen und folgen in den Einzelheiten allein den Eingebungen des Augenblickes, die jene unvergleichliche Frische und Ursprünglichkeit fast freischwebend gearbeiteter Blumen, Baumzweige, Kindergruppen und Vogelgestalten entstehen lassen. Besonders wohlthuend wirkt die Harmonie des Stiles mit dem jenseits des Flusses im schönsten Baumgruppenschmucke gelegenen Colossalbau des Maximilianeums, einer Stiftung des Königs Maximilian II. und das Fehlen alles Industriellen, Gewerbmäßigen, Trockenen und nur Zweckmäßigen. Im fürstlichen Schloßstil und doch sehr einfach mit verhältnißmäßig wenig Aufwand an sonst üblichem Schmuck präsentirt sich der ganze, leicht hingestellte Bau längs des Flusses, aus dem an drei Punkten im Rayon der Ausstellungsräume Fontänen 6—8 Stockwerk hoch emporrauschen. Von dem am Isarufer hinlaufenden Parke aus, der ebenfalls erst hat geschaffen werden müssen, hat man bei einem sonnigen Tag die entzückendste Aussicht hinüber auf jenes Maximilianeum, welches durch den Diamantensprühregen dieser Springquellen verschleiert nur noch anziehender erscheint.

In dem Parke schon beginnt die Ausstellung, denn auch die vom Comité herbeigeschafften Stücke (weder nummerirt, noch katalogisirt) sind hervorragende Werke des Kunstgewerbes. Hier auf hohem Console die Büsten der Kaiser Wilhelm II. und Franz Joseph; dort die zwei plätschernden Bassins und die Gruppe wilder Pferde, Originalmodelle fast über Lebensgröße der auf Schloß Linderhof befindlichen Mamorwerke; jene mit üppig schönen Nixengestalten, welche wasserspeiende Schlangen festhalten; diese, die wilden Rosse, scheu und im Begriff über Felsen in den Abgrund zu springen, gehalten von der nervigen Faust eines Neptun, wobei sie aus den wuthschnaubenden Nüstern reiche Wasserstrahlen entsenden. Weiter in Blattpflanzen hineingestellt die Broncebüste v. Miller's; dann nahe beim nördlichen Eingange die große weit ausbiegende Fontäne mit kandelaberartig zusammengestellten Fruchtsäulen und ein Brunnen mit eigenthümlichem Formen- und Farbenreize, gradlinig, aber in gefälligen Winkeln unterbrochen aus Granit und Syenit mit Bronceverzierung. Die Kunstgärtnerei hat im frischen Rasenteppich zierlich geschwungene Blumenspiegel hineingelegt; das Geländer am Flusse und die in denselben hinabführende große Freitreppe besetzt mit Amoretten und Flußgöttinnen, wundervolle über lebensgroße Figuren, die sinnend den vorbeirauschenden

Digitized by Google

Wellen zusehen; große Garten-Eisengitterthore und kleinere gußeiserne Bassins mit sprudelndem Quell; Alles heiter, wie ja die Kunst sein soll, lustig und phantastisch, so daß auch der Griesgram, wenn er diesen Park durchschreitet, erheitert, wohlgestimmt und empfänglichen Gemüthes die beiden Colossalstandarten mit deutscher und bayerischer Flagge passiren und den Ausstellungsraum selbst betreten wird.

Derselbe enthält zwei große Corridore, zwischen welchen verschiedene Cabinette und Säle eingereiht, die aber auch selbst mit Ausstellungsgegenständen und Gruppen angefüllt sind. Es ist nicht möglich, in diesen wenigen Spalten auch nur das Hauptsächlichste, Hervorragendste aufzuzählen und mit Benamung der Firmen und der Meister zu besprechen. Verfasser hat es mit dem Stifte in der Hand versucht, seine Eindrücke zu fixiren, er hat ihn aber sehr bald wieder eingesteckt und recht deutlich gefühlt, daß einem Berichterstatter, wenn er nicht ein Buch schreiben will, nichts übrig bleibt, als allgemeine Uebersichten zu geben, in denen hier und da ein Einzelnes hineingeflochten werden mag. Es sind viele Zimmer da, deren Ausstattung meist fürstliche Pracht zeigt, Wohnzimmer, lauschige Schlafzimmer, Badecabinette, einzelne ländlich-sittlich originelle Bauernstuben in gesuchter solider Einfachheit. In jenen herrscht der Rococcostil vor, den man nur sehr selten durch geradlinige Gebilde unterbrochen findet. Ausnahmelos prächtig und prunkvoll sind die Stickereien an Leib- und Bettwäsche, die Stahlwaaren, Waffen, Messer, Schießgewehre, Juwelen- und Schmucksachen vom Ringe bis zum Diadem. Die in monumentalem Aufbau ausgestellten farblosen und gemalten resp. geschliffenen und geschnittenen Glas-, Krystall- und Porzellanwaaren lassen sich nicht übersehen und blenden auch das ruhig beobachtende Auge. Hier hat Berlin, Meißen und Wien Bewunderungswürdiges geschaffen. Cabinette, ganz angefüllt mit lackirten Blechgeräthschaften und Glasschränke voll Elfenbeinschnitzereien; Wände, die mit Holzschnitzwerken bedeckt sind, andere mit Fürther Spiegeln behangen, künstliche Blumen täuschendster Naturähnlichkeit; musikalische Instrumente, Flügel, Pianino, Orchestrion, Harmonium, Zither; Teppiche, Goldstickereien, Lederwaaren und Schätze photographischer Nachbildungen wechseln mit einander ab. Dort sind goldbeladene Altäre in hohem kirchenartigen Raume aufgestellt, daneben Kanzel, Beichtstuhl und Altar in Holzbildhauerei und fertig zum Hineinstellen in die Kirche; im württemberger Cabinette ragt in der Mitte aus grünem Buschwerk heraus der vollendete Ulmer Münster empor, in Holz gebaut in der Münsterbauwerkstätte während der Jahre 1883—1887 im Größenverhältnisse von 1 : 50, mit allem, auch dem feinsten architektonischen Detailschmucke. Nürnberg, als die Wiege und älteste Pflegstätte des Kunstgewerbes, hat mitten im Gebäude wieder einen besonderen Aufbau errichtet, zu welchem zwei Treppen, in Bogen angelegt, hinaufführen. Diese Treppen und ihre Wände sind zum sinnreichsten Schmucke benutzt, Mosaikbilder vom alten Nürnberg, Statuen und Statuetten, am Fuße zu beiden Seiten rauschende Brunnen, deren reicher Wasserstrahl aus Felsen herausfließt, gekrönt mit phantastischen Heroen und Heroinen in Erz oder erzfarbigem Materiale. Unter den Treppen, gleichsam im Bauche des Baues, befinden sich, mit elektrischem Lichte erhellt, die reichsten Schätze an Spiegel- und Stahlwaaren und man fühlt sich darin, wie in einem Bergwerksschachte, abgeschlossen von der übrigen Welt; aber still und geräuschlos schreitet man über den teppichbelegten Boden der kleinen, engen Räume und wer sich nicht genau orientirt, findet sobald nicht wieder den Weg hinaus, denn ein Cabinet stößt an's andere und bestrickt die Sinne mit seinen feenhaften Bildern von Gegenständen, die aber praktischer und nützlicher Art sind, und nur in ihrer Art den höchsten Grad industrieller Vollkommenheit und künstlerischer Schönheit darstellen.

Auch die Rheinpfalz hat sich ein besonderes Heim eingerichtet. Gegenüber dem Nürnberger Treppenbau hat sie ein eigenes Haus erbaut, in welchem sämmtliche dortige Aussteller ihre Werke untergebracht haben. Doch fühlt man hier nicht gerade das Bedürfniß nach solcher Abgeschlossenheit und es fehlt auch der wohlthuende Eindruck der sinnreichen Raumbenutzung des Nürnberger Arrangements, durch welches auch noch eine Wand für Unterbringung von Zeichnungen aus der dortigen Gewerbeschule gewonnen worden ist, welche der künftigen Entwickelung des deutschen Kunstgewerbes die günstigste Prognose stellen.

Im Allgemeinen haben die einzelnen Staaten des deutschen Reiches, Elsaß-Lothringen und Oesterreich je besondere Räume eingenommen. Streng durchgeführt ist aber diese Trennung nicht allenthalben und man kann deshalb auch nicht davon reden, daß eine Gruppe vor der anderen, oder daß Süddeutschland vor Norddeutschland oder umgekehrt irgendwie durch ein hervortretendes charakteristisches Merkmal sich auszeichnen, was aber doch zuweilen von particularistischer Seite — wiewohl mit Unrecht — behauptet wird. Es geht daraus hervor, daß die Preisrichter die allerschwierigste und undankbarste, weil unlösbare Aufgabe haben und daß es besser gewesen wäre, die Mahnung v. Miller's zu beherzigen, der in dem mehrerwähnten Vortrage sagte: „Ich muß für die Zukunft rathen: Um Gotteswillen nur keine Prämiirung mehr! Diese Klassifikation der Verdienste durch Ertheilung von Prämien hat mir sehr bittere Stunden bereitet. Wie viel Mißmuth durch diese Preisvertheilung selbst unter unseren eigenen Mitgliedern entstanden ist, das wissen Sie ja Alle zur Genüge!"

Die Wahrnehmung, wie Großes und Bedeutendes unser Kunstgewerbe zu leisten im Stande sei, läßt aber deshalb keine volle Befriedigung aufkommen, weil bei der Betrachtung vieler Gegenstände zugleich der Trieb wachgerufen wird, zu erfahren, wie, mit welchen Werkzeugen und sonstigen technischen Mitteln sie haben hergestellt werden können? Daß eine Ausstellung unmöglich diesen Trieb nach jeder Richtung hin befriedigen kann, versteht sich zwar von selbst, abgesehen davon, daß es berechtigte Geschäftsgeheimnisse gibt. Aber interessant wäre es, wenigstens bei gewissen Dingen, z. B. bei den Holz- und Elfenbeinschnitzereien wenigstens nur die Werkzeuge mit vorgelegt zu sehen, durch welche es der menschlichen Hand möglich wird, den spröden Stoff in so wunderbare Gebilde umzugestalten, z. B. bei einem Schachspiel aus Elfenbein und Ebenholz die 16 Bauern so zu bilden, daß jeder einen besonderen Kopf mit besonderer Kopfbedeckung, eine besondere fein ausgeprägte Physiognomie, je mit besonderem, aber immer bestimmtem rusticalen Gesichtsausdruck hat. Am meisten fühlt man diese Wißbegierde bei kleinen ausgestellten Proben von Arabeskenornamente darstellenden Reliefgebilden, welche, wie kurz dabei geschrieben steht, sich aus Photographien entwickeln. — Die Photographie spielt überhaupt eine große Rolle in der Ausstellung insofern, als in einem besonderen großen Cabinette photographische Nachbildungen der bedeutendsten Kunstwerke zu sehen sind und zwar in staunenswerther Vollkommenheit ohne jegliche Retouche. Die Dresdener Madonna z. B. in einer noch nie gesehenen Größe von nahezu zwei Meter Höhe und in großen Albums gesammelt die berühmtesten Gemälde des Louvre, der Dresdener Galerie, sowie der Galerie des Buckinghampalace in London u. a. m. Wie wir es der Wissenschaft verdanken, daß sie durch gute Uebersetzung die classischen Werke aller Zeiten und aller Völker den weitesten Kreisen der Gebildeten zugänglich macht, so hat sich jetzt das Kunstgewerbe der Photographie das Verdienst erworben, uns einen wenigstens annähernden Begriff classischer Kunstwerke beizubringen, wodurch wir freilich nicht mit der künstlerischen Pracht ihrer Ausführung, aber doch mit dem Schatze ihrer Ideen und dem Fluge ihrer Phantasie bekannt werden können.

Daß eine solche Ausstellung sich außerordentlichen Besuches erfreut, bedarf keiner Erwähnung. Aber zum Schlusse sei noch beigefügt, daß der heitere Charakter derselben sich auch in der Unzahl von Veranstaltungen ausspricht, mit denen das Publikum unterhalten und erfreut wird. Der Fluß gibt Gelegenheit zur Regatta, Concerte der einheimischen und fremder Civil- und Militärcapellen bieten täglich nicht gewöhnliche musikalische Productionen, von denen aber mit Recht das Virtuosenthum ausgeschlossen wird und unter den Besuchern sind viele Gesangvereine, die das deutsche Lied pflegen. Zur Bequemlichkeit im Verkehre dient eine im Ausstellungsnebengebäude errichtete Postexpedition und für die persönliche Sicherheit vor Feuer und anderen Gefahren das wachsame Auge der Polizei. Nur ein und zwar das schlimmste Kunstgewerbe entzieht sich ihrer erfolgreichen Obhut, denn in Placaten wird — vor Taschendieben gewarnt.

München, Juli 1888. Adolf Fleischmann.

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

7.

Der Pater Gregor hatte sicherlich seine vollen Sechzig auf dem Rücken. Sein weißes Haupt- und Barthaar, seine einnehmende Physiognomie und seine hohe Statur gaben ihm ein würdevolles Ansehen. Er war ein ernster und von seiner ganzen Umgebung hochgeachteter Mann.

Den Tod seiner Frau hatte er mit einer sechzehnjährigen Tochter und einem achtjährigen Sohne zu beklagen, deren Erziehung nun so allein leiten zu sollen ihm Anfangs eine recht schwere Aufgabe erschien. Jedoch glaubte er sich auch dieser mit der Zeit gewachsen. Die Führung des Hauswesens Seraphina anvertrauend, die sich bald als eine musterhafte Wirthin erwies und einen Maler heirathete, sandte er Asklipiodot in die Vorbereitungsschule zum Seminar; da der Knabe von Natur gut begabt, so brachte er zu den Ferien des ersten Jahres so ausgezeichnete Censuren heim, daß die Besorgniß des braven Priesters gänzlich schwand.

Das Nahen des Alters machte sich im Uebrigen nach und nach doch auch schon etwas bei Pater Gregor fühlbar; sein Rücken krümmte sich und seine Beine verloren ihre Elasticität. Was er zumeist beklagte, war, daß, wie ihm schien, seine sonst so scharfe Auffassungsgabe schwächer wurde, und er sehnte sich nach Ruhe. Inmitten seiner Bienenstöcke in dem Garten sitzend, dachte er an die Zukunft, an seinen Sohn: „Mit Gottes Hülfe," sagte er, „wird er sein Examen bestehen, den Ruf in sich fühlen zum Priester und dereinst meine Stelle vertreten. Dann wird ihm nichts fehlen — und ich, ich werde dann fortgehen; bleiben werde ich nicht, junge Leute wollen unabhängig sein. Und das ist auch natürlich. Ich werde mich also zurückziehen und mir ein Häuschen für mich im Schatten meiner Kirche bauen!" — Trotzdem wirkte der alte brave Mann, trotz seiner sichtlich sinkenden Gesundheit, immer rastlos weiter in seinem frommen Berufe.

Um sich zu trösten in seiner Vereinsamung daheim, fuhr er häufig in die Stadt, aus der er jedoch stets so düster und niedergeschlagen zurückkam. Ueber den täglichen Kummer, den ihm sein Sohn bereitete, konnte ihn allein der Anblick des Glückes Seraphina's, die Mutter geworden, trösten. In der That, mit Asklipiodot's Studien wollte es auch gar nicht gehen. Er schimpfte unausgesetzt auf seine Lehrer, die, wie er sagte, ihn nur nicht leiden konnten. Der Maler, der sich ohnmächtig sah, von ihm Gehorsam zu erzwingen, bat den Vater, ihn aus seinem Hause fortzunehmen. Und so wurde Asklipiodot bei einem seiner Lehrer in Pension gegeben. Ein Schritt, der eine Zeit die besten Folgen zu haben schien, denn der junge Mensch, hieß es, ward fleißiger und folgsamer.

Nach Verlauf eines Vierteljahres schrieb der Lehrer jedoch wieder an Pater Gregor, es wäre mit seinem Sohne, trotz der anfänglichen sichtlichen Besserung, nun doch nicht mehr auszuhalten, und er bat ihn, ihn aus seiner Pension fortzunehmen. Der arme Priester kam dieser Aufforderung nach, und nun kam Asklipiodot zu seinem Schwager zurück, der sich indeß nicht lange mit dem Schlingel herumzuärgern brauchte, denn vier Wochen später wurde derselbe mit Schimpf und Schande von der Anstalt relegirt.

Das war ein Donnerschlag für Pater Gregor; mitten in's Herz getroffen, hütete er in Folge dieser verhängnißvollen Nachricht 14 Tage das Bett. Kaum konnte er wieder aufstehen, so reiste er in die Stadt, und wer vermöchte sein Erstaunen zu beschreiben, als er dort seinen Sohn lustig und guter Dinge in Eisenbahnbeamtenuniform auf sich zukommen sah und ihn erzählen hörte, wie er Assistent auf einer Bahnstation geworden, monatlich 25 Rubel Gehalt erhielte, voraussichtlich in kurzer Zeit zum Stellvertreter des Stationsvorstehers avanciren würde und mit einem Worte entzückt über sein Schicksal war. Obgleich der alte Priester sich selbst mit Schmerzen eingestehen mußte, daß sein Sohn ein Nichtsnutz war, so suchte er doch den Dingen, wie sie nun einmal lagen, die beste Seite abzugewinnen, und so redete er sich denn nach Art der meisten Eltern, die für ihre Kinder stets eine Entschuldigung bei der Hand haben, ein, daß es am Ende von Asklipiodot ganz ehrlich gehandelt, dem Priesterberufe zu entsagen, wenn er in sich keine Anlagen für denselben spürte. Zwei Monate verflossen so und sein Sohn wurde in der That zum Stellvertreter des Stationschefs ernannt. Das war also einmal ein Schritt vorwärts! Er sandte in einem seiner Briefe seine Photographie in Bahnmeisteruniform, die Mütze verwegen schief auf dem Kopfe, die Augen unternehmend zum Himmel erhoben. Sein Vater machte sich auch sofort auf den Weg, ihm seine Freude und seine Glückwünsche auszudrücken, blieb einige Tage bei ihm zum Besuche und kehrte beruhigt heim.

Doch dies Glück war nicht von langer Dauer. Da sein Sohn nach seinem Besuche mit keiner Zeile mehr an ihn dachte, fing der alte Herr schließlich an, sich über das seltsame Schweigen zu beunruhigen, und reiste endlich, nachdem er vergeblich wochenlang auf einen Brief gewartet, nach der Station Asklipiodot's ab. Hier theilte ihm der Bahnhofsvorsteher mit, daß sein Sohn mit einem beträchtlichen Deficit in der ihm anvertrauten Kasse durchgegangen wäre und sich irgendwo verborgen halte, und daß, um Scandal zu vermeiden, er, der Bahnhofsvorsteher, die hundert gestohlenen Rubel aus seiner eigenen Tasche ersetzt. Zu Boden geschmettert von dieser Kunde, erstattete der alte Priester dem Beamten sogleich die Summe zurück und legte sich, heimgekehrt, an Leib und Seele krank zu Bette. Vier Monate vergingen so, ohne daß sein Sohn ein einziges Lebenszeichen von sich gab. Er wußte nicht mehr, was er denken sollte, als eines schönen Tages Asklipiodot wieder Einkehr im väterlichen Hause hielt. Sein Vater glaubte seinen Augen nicht zu trauen, der gebrochene Greis bebte in Erregung und, all' das Geschehene vergessend, öffnete er ihm seine Arme und weinte wie ein Kind.

Asklipiodot erzählte ihm, er wäre die ganze letzte Zeit bei einem Gutsbesitzer gewesen, dessen Sohn er hätte zum Gymnasium vorbereiten sollen; der Junge indeß wäre so verbohrt gewesen, daß er es vorgezogen, seine Stelle aufzugeben. Und nun beabsichtige er zum Herbst in das Volksschullehrerseminar zu treten. Pater Gregor schöpfte von Neuem Hoffnung. Vielleicht daß dieser Plan besser gelänge als die anderen! Er brachte ihn in das so lange von Seraphina bewohnte Zimmer unter, kleidete ihn von Kopf bis Fuß neu ein und dachte an die Vergangenheit nicht mehr.

Das ging so einige Wochen lang ganz gut. Dann aber liefen von allen Seiten Klagen über sein unverantwortliches Betragen und seine Zudringlichkeit gegen die Frauen und Mädchen des Ortes ein. Zudem betrank er sich beinahe alltäglich, so daß sein alter Vater auch seine letzten Illusionen verlor. Zum Herbst trat er, wie er beschlossen, in das Lehrerseminar ein, blieb dort zwei Jahre und kehrte, zwar ohne seinen Cursus ganz beendet zu haben, doch körperlich um so entwickelter nach Prudok zurück. Er hatte breite Schultern bekommen, trug Vollbart und lange wallende Haare, und bat nun seinen Vater, zur baldigen Erlangung einer Stelle ein gutes Wort für ihn beim Kreispräsidenten einzulegen, der sich denn auch zu jeder Gefälligkeit bereit erklärte. Und kaum ein Paar Tage später sah der arme Pater Gregor sich gezwungen, auf den Rath des Stanovoi nach Moskau zu fahren, um seinen unverbesserlichen Sohn aus der Patsche zu ziehen.

8.

Er kam nach Ende einer Woche gegen Abend zurück. Asklipiodot saß gemüthlich auf der Steintreppe und sog die kühle Abendluft ein.

„Ah, Vater, endlich wieder da! Habe auch lange genug auf Dich gewartet! Nun — und bist Du mit dem Ergebniß Deiner Reise zufrieden?"

„Das sollst Du gleich hören. Ich habe also Deinen Freund Skortosoff gesprochen, bei dem Du ein Schloß aufgebrochen und zweihundert und einige Rubel gestohlen. Ich habe ihm dafür fünfhundert gegeben, wogegen er mir eine Bescheinigung ausstellte, daß er die bewußte Summe wiedergefunden, sie also verloren hätte, nicht darum bestohlen worden wäre."

„Der Lump!" murmelte der junge Mensch.

Digitized by Google

„Das ist das zweite Mal, daß ich Dich loskaufe, Asklipiodot — nicht daß das Geld mir leid thäte! Die Schande tödtet mich."

„Was kann denn von Schande da die Rede sein? Eine einfache Gemeinheit! Hab' ich ihnen nicht geschrieben, ihm und dem Bahnhofsvorsteher, daß ich ihnen das Geld wiedergeben würde?"

„Ja, ich habe den Brief, den Du an Deinen Freund geschickt, gelesen. Du schreibst, Du wolltest Alles beim Tode Deines Vaters wiedergeben: doch genug davon! Morgen werde ich dem Stanovoi die Bescheinigung Skortosoff's aushändigen."

„Laß nur, das werde ich schon besorgen."

„Nein, ich ziehe vor, es selber zu thun."

„Man müßte," fuhr Asklipiodot fort, „gegen den Menschen auf böswillige Verleumdung klagen."

„Wie so?" fragte Pater Gregor bestürzt.

„Na, gewiß. Nachdem er mich erst des Diebstahles bezichtigt, erklärt er nicht jetzt, daß er sein Geld wiedergefunden? Das ist doch Verleumdung!"

Der alte Priester fand über so große Dreistigkeit keine Worte.

Nach kurzer Zeit zog er sich zur Ruhe zurück, während sein Sohn noch ausging, dem Knechte die Weisung ertheilend, die kleine Hofthür offen zu lassen.

Die Nacht war herrlich. Eine jener silberhellen Mondscheinnächte, in denen die gewöhnlichsten Landschaften Zaubergefilden gleichen. Tiefe Stille weit und breit — im Dorfe geht man zeitig zur Ruhe —, man hört nur das leichte Säuseln des Windes und das Plätschern einer seinen hurtigen Quelle. An jenem Abende nun stand an einem Gehege unweit von Prudok ein Pärchen, wie nach der männlichen Stimme des einen, nach der feineren der anderen und nach dem Geräusch von Küssen und Seufzern zu schließen, ein Liebespärchen.

„Du bist nur ein Mädchenverführer," sagte die weibliche Stimme.

„Aber wenn ich Dir schwöre, daß ich Dich liebe," gab die männliche zurück. „Also trinke!"

„Nein, ich mag nicht mehr, ich habe genug."

„Schweig! Trinke! Es ist noch etwas darin. Und auf dem Grunde der Flasche, weißt Du, liegen Reichthum, Liebe und Glück!"

„Oh, lasse mich, Du bist an meinem Unglücke schuld."

„Ach was, Du sollst trinken, sage ich Dir!"

„So schreie doch nicht so. Ich werde ja trinken, wenn's sein muß" — und man hörte das Gluck-Gluck der Flasche.

„Und nun ich!" versetzte die männliche Stimme. Und Alles ward wieder still.

„Und zu denken," hob die andere wieder an, „daß so ein Mensch Lehrer des Volkes werden will. Ein schönes Vorbild — wenn ich Kinder hätte —"

„Geduld! Du wirst auch welche bekommen."

„Nun, dann vertraute ich sie Dir nicht an."

Dabei glitt der Mond unter eine Wolke herunter, sein Silberlicht verschwand. Dunkel herrschte wieder rings umher.

„Lebewohl!" sagte dieselbe Stimme nach einer Weile.

„Lebewohl, Königin meines Herzens!"

„Laß das! Sage mir lieber, was Du so oft nach Gratschewka hinausgehst?"

„Ich muß —"

„Pfui, schäme Dich, schlechter Mensch. Mir hast Du die Ehe versprochen, und jetzt —"

„Ich habe Dir gesagt, ich heirathe Dich!"

„Nein, nein, ich weiß, was die Glocke geschlagen. Du hast mich verführt und zu Grunde gerichtet, und nun wird mich Niemand mehr mögen."

„Rechne auf mein Wort, hoffe!" Und dabei entfernte sich der Mann, an dem Zaune aber hörte man noch lange heißes herzzerreißendes Schluchzen. —

Am folgenden Morgen mache Pater Gregor sich von Neuem auf den Weg, diesmal zu dem Stanovoi, der 30 Werst von Prudok entfernt wohnte. Am Abend kam er trauriger und niedergeschlagener als von seiner letzten Reise zurück.

„Die Sache steht schlecht," meinte er zu seinem Sohne.

„Was geht schlecht?"

„Nun, Deine Angelegenheit. Sie wird sich doch wohl nicht vertuschen lassen. Es ist schwerer Diebstahl."

„Ei, was nicht gar! Skortosoff hat doch erklärt, daß von gar keinem Diebstahle die Rede."

„Gewiß, indeß die Untersuchung geht ihren Gang."

„Was also anfangen?"

„Der Stanovoi versichert, daß jetzt Alles von dem Staatsanwalte abhängt, und da dieser mit dem Adelsmarschall gut befreundet ist, so werde ich Anfissa Iwanowna bitten, ihn einmal zu besuchen. Ein gutes Wort von ihr zu dem Staatsanwalte kann die ganze Schwierigkeit heben."

Anfissa Iwanowna war entzückt, den guten Priester wiederzusehen, und fragte ihn alsbald aus über seine Reise nach Moskau. Als sie aber den richtigen Grund derselben erfuhr, ward sie vor Schreck kreidebleich und rief ein über das andere Mal aus: „Ist das möglich? Ist das nur möglich?"

Pater Gregor beeilte sich, ihr zu versichern, daß sein Sohn nur das unschuldige Opfer eines beklagenswerthen Irrthumes wäre, denn das Geld hätte sich wiedergefunden. Er käme also zu ihr, um sie zu bitten, da er wüßte, daß sie mit dem Adelsmarschall auf vertrautem Fuße stünde, sich der Sache Asklipiodot's annehmen zu wollen. Dann setzte er ihr ausführlich auseinander, was sie zu sagen hätte. Die gute, alte Dame, höchst geschmeichelt, in einem so schweren Falle zum Vermittler erkoren zu sein, beruhigte sich und versprach, für einen Augenblick ihrer ganzen Krokodilsangst vergessend, gleich morgen ihren Nachbar, den Adelsmarschall, aufzusuchen, im Voraus überzeugt, daß er ihr keine Bitte abschlagen würde.

Sobald er fort war, ließ Anfissa Iwanowna dem Kutscher Abakum mittheilen, daß er morgen zum Adelsmarschall zu fahren habe, damit er die gehörige Zeit hätte, seinen Tabak zu raspeln und den Wagen in Stand zu setzen. Zwei Mal brauchte man ihm diesmal den Befehl nicht zu geben. Er dachte nicht einmal an seinen Tabak, denn die Aussicht auf die Fahrt zu dem Adelsmarschall, wo man die Bedienten wie Herren tractirte, übte auf ihn den wohlthuendsten Einfluß aus.

Beruhigt über diesen wichtigen Punkt, zog seine Herrin ein Dutzend ganz feine Strümpfe, die sie eigentlich für den Friedensrichter gestrickt, aus ihrer Kommode, schlug sie sorgfältig in rosa Papier ein und legte das Packet auf den Tisch, an einer recht in die Augen fallenden Stelle, um es nicht zu vergessen. Dann setzte sie ihre Garderobe in Stand.

„Ist es wahr, Tantchen, daß Sie zu dem Adelsmarschall wollen?" sagte ihre Nichte zu ihr, in das Zimmer eintretend.

„Ja, meine Liebe; sei mir nicht böse, daß ich Dich nicht mitnehmen kann, aber —"

„Nicht doch, Tantchen! Ich habe so viel zu thun, ich könnte nicht einmal recht mit Ihnen mit."

„Um so besser! Denn siehst Du, es — es handelt sich um eine wichtige Sache."

„Worum?"

„Oh, nichts Besonderes! Pater Gregor hat mich gebeten — wegen einer Geschichte aus Moskau —"

„Ach, ich weiß schon, wohl wegen des Geldes — also sonstwegen nicht? Nun, dann putzen Sie sich nur recht, liebes Tantchen, Sie werden bei dem Marschall eine glänzende Gesellschaft finden, so viel ich weiß, den Isprawnik, den Staatsanwalt und andere hohe Herren mehr."

„Wie weißt Du das?"

„Oh, große Geheimnisse wissen manchmal kleine Leute zuerst, wie auch diesmal."

Dann zog sich Meletina Petrowna auf ihr Zimmer zurück und schrieb dort wohl die halbe Nacht lang; zum wenigsten wußte der alte Karp hinterher zu erzählen, daß ihr Fenster fast bis zum Morgenlichte hell war.

Am nächsten Morgen, um neun Uhr früh, ereignete sich in Gratschewka etwas höchst Außergewöhnliches: Vollzählig standen die Leute des Hauses, umringt von Bauern und Bäuerinnen des Dorfes, vor den Stufen des herrschaftlichen Hauses und betrachteten bewundernd eine große, hellgelb gestrichene Federcarosse mit riesigen Rädern und die sechs Pferde davor.

Digitized by Google

Auf dem Bocke thronte in seinem grünen Kittel der Kutscher Abakum und hielt in seinen großen Händen die Leinen seines Gespannes, während der alte Bragine zur Feier des Tages auf einen alten Schimmel gestiegen, um den Spitzenreiter zu bilden. Potapytsch stand in Galalivrée, ceremoniell den Dreispitz unter dem Arme, seine Gebieterin erwartend auf der Treppe, dann und wann einen mitleidigen Blick über die Menge werfend, der zu sagen schien: „Was gaffen nun da nur alle diese Leute, als ob sie noch nie eine Kutsche und Livréebediente gesehen!“

Endlich erschien auch Anfissa Iwanowna. In einem Shawl von derselben Farbe wie ihre Kutsche trug sie auf dem Kopfe einen wahren Staatshut. Ihre unmäßig weite Barégerobe nahm die ganze Breite der Treppe ein. Das Strümpfepacket in rosa Papier trug sie sorgsam in der Hand. Bei ihrem Anblicke stürzte Potapytsch auf den Wagenschlag zu, riß ihn auf, ließ den Tritt herunter und half seiner Herrin und Gebieterin beim Einsteigen, machte den Tritt wieder hoch und den Wagenschlag zu und gab das Zeichen zur Abfahrt, als ihm plötzlich bei einer hastigen Wendung sein Dreispitz, den er mittlerweile aufgesetzt, vom Kopfe fiel und zum Jubel der Zuschauer unter die große Kutsche rollte.

„Schlechtes Zeichen,“ sagte sich Anfissa Iwanowna, der Bragine so manchmal erzählt, wie Napoleon beim Einzuge in Moskau seinen Hut verloren hatte. Um Uebrigen gelang es Potapytsch schnell, seiner Kopfbedeckung wieder habhaft zu werden, worauf er sich auf den Hintertritt der Carosse hochschwang, sich mit beiden Händen an die Haltestangen festklammerte und endlich ausrief: „Vorwärts!“

(Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die Akademische Kunstausstellung.

III.

Wenn das Tempo unseres Rundganges im Anfange der Wanderung etwas langsam erscheint, so liegt es daran, daß man in den ersten großen Sälen der Längenachse Alles vereinigt hat, was irgendwie auf Bedeutung Anspruch erheben kann. Später werden wir Anlaß genug haben, unsere Schritte thunlichst zu beschleunigen. Aus dem Kaisersaale haben wir zunächst noch drei tüchtige, über das sonstige Mittelgut hinausragende Landschaften nachzutragen. Wir haben vor einiger Zeit an ebendieser Stelle Gelegenheit genommen, auf Karl Wuttke als einen der talentvollsten Schüler Oswald Achenbach's aufmerksam zu machen. Es handelte sich damals um eine Reihe in Gurlitt's Kunstsalon ausgestellter italienischer Skizzen. Sein Strand bei Monterosso del Mare an der Riviera stellt ihn ebenbürtig neben den Meister, ja er zeigt sich ihm in der Solidität der Technik entschieden überlegen. Die gigantischen, sich bis dicht an den Strand coulissenartig vorschiebenden Felsmassen sind ohne das wohlfeile Mittel pastosen Farbenauftrages in voller plastischer Wirklichkeit aufgebaut, von feinstem, sich nach dem Hintergrunde zu verdichtendem Wasserdunste umwoben. Die Sonnenstrahlen fallen schräg gebrochen durch die mit Feuchtigkeit erfüllte Luftschicht und gleiten an den Klippen hin über einen schmalen, durch Fischergruppen belebten Strandstreifen. Wir erinnern uns, selten ein Bild gesehen zu haben, bei dem die Größe der Leinwandfläche die Feinheit der Ausführung so wenig beeinträchtigt. Luft, Licht, Wasser und Fels sind in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandelt. Eine nordische Landschaft von dem Düsseldorfer Anton Rasmussen, Gudvangen in Näröfjord, bildet zu dem Wuttke'schen Gemälde in glücklichster Weise Pendant. Auch hier handelt es sich um schräg von links her in das Bild hineinragende Felsmassen, denen sich von rechts eine schmale Landzunge mit einem norwegischen Dörfchen entgegenreckt. Die Klarheit der nordischen Luft bedingt eine stärkere Betonung der Form und ein unvermittelteres Aufeinanderstoßen der tiefsatten Farbentöne. Die Wirkung des ungemein kräftigen Farbenauftrages wird leider durch einen frischen, aufdringlich glänzenden Firniß beeinträchtigt. Aehnlich kräftig im Colorit ist Carl Rahtjen's Elblandschaft nach dem Regen. Auch hier wird die Farbenscala durch ein saftiges Rasengrün beherrscht, dem aus der Dorfstraße im Mittelgrunde das Gelb des durchbrechenden Sonnenlichtes entgegenquillt. Auf der Wasserfläche des Vordergrundes naht ein mit Heu beladener Kahn, den der Schiffer mühsam dem Ufer zutreibt. Dem Realismus der drei erwähnten Landschaften steht die phantastische Anlage einer Marine von dem Karlsruher von Meckel im Stile Eduard Hildebrandt's gegenüber. Zwei Drittheile des Bildes nimmt ein gewaltiger grüner Wellenbausch ein, dessen Kamm ein türkisches Ruderboot trägt. Nur der Stern mit vier beturbanten Schiffergestalten ist sichtbar, während der Körper des Bootes in dem mächtig an einer Klippe aufspritzenden Gischt verschwindet. Die untergehende Sonne, an der im Hintergrunde ein Dampfer vorüberfährt, umrändert die Silhouette des Bootes und seine Insassen mit glühendem Rothgelb, durchleuchtet den Gischt und streift den sich überstürzenden Wellenkamm. In der coloristischen Wirkung und in der Art, wie der Bausch der langsam ansteigenden Wassermasse gemalt ist, liegt die Stärke des Bildes, das einen eigenartig phantastischen Reiz ausübt.

Der Kaisersaal gibt eine vollständige Speisekarte der Ausstellung, in ihm sind fast alle Gattungen der Malerei vertreten, auch die gemischtesten und am schwersten zu rubricirenden. Da hat Constantin Feudel, ein bisher unbekannter Gast unserer Ausstellungen, ein biblisch-historisches Genrebild gemalt, das er als Rückkehr des verlorenen Sohnes bezeichnet. Biblisch ist das Motiv, historisch das Costüm und genrehaft die Auffassung. Ein halb nackter Vagabund hat der Erbe des Hauses die Halle seiner Väter betreten und ist, das Gesicht in den Händen bergend, an den untersten Stufen der Treppe niedergesunken. Zwei Hunde umschnuppern ihn, ihrem Erinnerungsvermögen noch nicht trauend. Indessen hat man den Vater von der Rückkehr des Verlorenen benachrichtigt. Die Rechte auf einen Stab, die Linke auf das Treppengeländer gestützt, schreitet er schwerfällig die Stufen herab, auf deren oberem Absatz sich die Gäste des Patrizierhauses im Festgewande drängen. Feudel hat sich die Vortheile des reichen, historisch beglaubigten mittelalterlichen Costüms mit Geschick zu Nutze gemacht, und Niemand wird ihm das Recht bestreiten, die alte und ewig neue Geschichte vom verlorenen Sohne in eine Handelsstadt des sechzehnten Jahrhunderts zu verlegen. Die Glaubhaftigkeit des anschaulich vorgetragenen Geschehnisses kann dadurch nur gewinnen. Was uns an dem Bilde besonders anspricht, das ist ein gewisser Ernst des Stiles, der die Einzelformen zusammenschließt und jeder zu ihrem Rechte verhilft, ohne ihr ein aufdringliches Hervortreten zu gestatten. Das spärlich von der Seite einfallende Licht concentrirt sich auf den Hauptfiguren des Vaters und des Sohnes, während die Schaar der Diener unten rechts, und die der Gäste auf dem Treppenabsatze im Hintergrunde bescheiden im Halbdunkel bleiben. Das richtige Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen, die Benutzung des clair-obscür zur Zurückdrängung des letzteren, das vornehme, geschlossene Colorit, das selbst das verlockende Costüm beherrscht, das Alles sind ungewöhnliche Vorzüge, die auf eine entschiedene Begabung für die Malerei großen Stils hinweisen.

Mit einem Portrait haben wir die Besprechung der Bilder im Kaisersaale begonnen, mit einem Portrait wollen wir sie beschließen, wie wir es uns denn ernstlich vorgenommen haben, unsere begabteren Maler bei jeder Gelegenheit vor dem banalen Salonconterfei zu warnen. Nützen wird es nichts, aber wir möchten unser eigenes ästhetisches Gewissen beruhigen. Fritz Paulsen, einer unserer begabtesten Portraitisten, hat eine weiße Atlasrobe und in ihr Frau Consul A. aus Stettin gemalt. Nach den Perlen und Ringen der Dame zu urtheilen, ist der Künstler gut bezahlt worden und er hat es um den meisterhaft gemalten Inhalt ihres Schmuckkästchens auch reichlich verdient. Unser Interesse reicht sogar bis an die gelbe Rose am Busen der Frau Consul heran, darüber hinausgehend erlahmt es. Das Gesicht mag so ähnlich sein wie es will, unter dem lackirten Gesellschaftslächeln verschwindet jeder charakteristische Zug. Fritz Paulsen erniedrigt sich selbst vom Bildnißmaler zum Toilettenmaler, und er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir sagen: es ist schade um ihn.

G. M.

## Notizen.

Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder von S. Fritz. (Leipzig, Wigand.) — Aus diesen feinen Stimmungsbildern in Briefform spricht ein Junggeselle und sein verehelichter Jugendfreund zu uns. Mit übermüthiger Laune schildert er seinem Freunde die Mitglieder des „Anti-Hymen“ und die drolligen Satzungen dieser dem weiblichen Geschlechte so unbequemen Bruderschaft. Der Ehemann antwortet immer nur in wenigen Zeilen; er hat sich für Weib und Kind zu plagen, sowie tausend Geschäftchen zu verrichten, mit welchen das Ehejoch gesegnet ist. Unterdessen schreibt der Eheloſe lustig fort, bis die Fünfzig über ihn hereinbrechen. Da tauchen nun andere Töne in den Schilderungen seines Hagestolzthums auf. Theils trübe Erfahrungen hinsichtlich der Ehrenhaftigkeit mancher Mitglieder des „Anti-Hymen“, theils Abfall von den Statuten führen zur Auflösung der Bruderschaft und berauben den alternden Hagestolz seines gewohnten Kreises und seiner schönsten Junggesellenfreuden. Aber auch die Briefe des Familienvaters wollen aus ihrer Eintönigkeit und Kürze nicht herausgehen. Das Studium des Sohnes, die Ausstattung der Töchter bringen Sorgen; es gilt, härter zu arbeiten als je. So verfließen die Jahre: langweilig, zähe, freudlos für den Einsamen, in aufreibender Geschäftigkeit für das Familienhaupt. Dieser übergibt endlich seine Fabrik den Schwiegersöhnen, da er sich mit deren neuen Ideen nicht befreunden kann, und die beiden Freunde beschließen, für den Rest ihrer Tage wieder unter einem Dache zu hausen. Licht und Schatten sind in diesen mit Humor geschriebenen Schilderungen gerecht vertheilt. Die Eheloſigkeit hat so gut ihre Schattenseiten wie die Ehegemeinschaft. Hier wie dort gibt es kein ungetrübtes Glück, denn dieses ist dem Menschen überhaupt versagt, weil der Wunsch stets größer ist als die Gewährung. Die Moral des unterhaltenden Buches können wir in die Worte zusammenfassen: heirathe oder bleibe ledig, und du wirst Beides bereuen.

Digitized by Google

## Inserate.


Nordische

**Ausstellung in Kopenhagen**

**für Industrie, Ackerbau und Kunst.**

**Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.**

**Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.**

Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Wamdrup (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (12 Stunden).

**Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.**

Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein officielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Aufschlüsse auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Einquartirungsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

**Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

**Kaufmann**, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** I. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Fellner**, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Wassermann**, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

**Bad Nauheim**

bei Frankfurt a. Main, Station der Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

**Grossh. Hess. Badedirection Bad-Nauheim. Jäger.**

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

**Grundzüge der mathematisch-physikalischen Theorie der Musik**

von

Theodor Wittstein,

Dr. phil. und Professor.

gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

**CACAO-VERO,**

entölter, leicht löslicher

**Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**

**Dresden**

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

**Die Kunst glücklich zu sein**

von

**Paul Mantegazza,**

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,

eleg. geb. M. 3.20.

**Russisch.**

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von F. Booch-Árkossy.

2 Kurse zu 3 M, Schlüssel 2 M.

**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — M 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien:

**Noblesse oblige.**

Roman von

**Friedr. Spielhagen.**

Brosch. M 6.—, eleg. geb. M 7.—

**Erste bis fünfte Auflage.**

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 M. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**



Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
AUG 24 1888
Library

№ 32. Berlin, den 11. August 1888 Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Rußlands Wirthschaft in Centralasien. Von Victor Frank. — Ein herzoglicher Arzt. Von A. Spier. — **Literatur und Kunst:** Die deutsche Literatur der Gegenwart. Zerstreute Gedanken von Heinrich Löbner. — Eine neue Systemdichtung. Von Max Schneidewin. — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. IV. Von G. M. — Inserate.

### Rußlands Wirthschaft in Centralasien.

Von Victor Frank.

Nur dem grauen Alterthume pflegt man mythenbildende Kraft beizumessen; nur die Vorzeit will uns fähig erscheinen, längst entschwundene Helden und Thaten kunstvoll zu umranken, daß kritischer Forschung später Jahrtausende es kaum gelinge, das poetische Flechtwerk zu entwirren. — Aber die Neuzeit thut es dem Alterthume zuvor; sie vermag es, noch Gegenwärtiges, bei lebendigem Leibe, vor unseren Augen, mythenhaft zu entstellen, bis zur Unkenntlichkeit. Vormals geschah es einfältig und naiv, unbewußt und guten Glaubens, in der zielbewußten Richtung der Culturentwickelung, unmerklich, in stufenweisen Wandlungen, welche den Culturepochen entsprachen: Helden und Wohlthäter der Menschheit stiegen allmählich als Halbgötter zu den Gestirnen auf oder wurden gar zu Göttern avancirt, um dann wiederum im Laufe der Jahrhunderte aus dem Himmel verstoßen, als Teufel verabscheut oder gar zu Unholden degradirt zu werden. — Heute vollzieht sich die Mythenbildung mit brutaler Raschheit und Unvermitteltheit, in tendenziöser Weise, zwiefältig, in entgegengesetzte Richtungen. — In grauer Vorzeit bildete ein einheitlicher Mythus den Inhalt des Volksglaubens, er deckte sich mit den Ueberzeugungen der Epoche. — Heute widersprechen sich die Mythen und ihre Anhänger bekämpfen sich. Man befrage unsere öffentliche Meinung über ihre Werthschätzung der englischen Herrschaft in Indien. In den Augen der Einen ist sie der unverfälschte Segen Gottes; den Anderen gilt sie als schrecklicher Fluch, als eine über ungezählte Millionen geschwungene Geißel.

Wie lange ist es her, daß Rußland im Centralasien festen Fuß gefaßt hat? — und schon ist über sein dortiges Wirken ein Gewirre von Mythenbildungen aufgewuchert, welches die öffentliche Meinung hierhin und dorthin irreleitet und ein zutreffendes Urtheil erschwert. — Seit Jahren wird täglich, unter Führung Herm. Vambery's, der englische und indische Patriotismus aufgerufen, dem Vorrücken der russischen Barbarei ein Ziel zu setzen: nichts Anderes vermöge sie, als die alte Cultur Mittelasiens zu zerstören, und mit Ruin und Vernichtung bedrohe sie Alles, was England in Indien geschaffen. Selbst Russen verdammen die Thätigkeit, welche ihre Regierung in Centralasien entwickelt. Es gibt in der russischen Sprache kaum ein ärgeres Schmähwort, als den von Ssaltykow-Schtschedrin, zur Bezeichnung eines in Mittelasien fungirenden Beamten, erfundenen Terminus: „Taschkénetz!“ Gradowsky erklärt es für eine Schmach, daß die russischen Truppen, wo sie es vermochten, in frivolster Weise gemordet und geraubt haben, daß z. B. Chiwa im Augenblicke, da es sich auf Gnade oder Ungnade ergeben wollte, nichts desto weniger gestürmt und geplündert wurde; für eine Schmach erklärt er es, daß nach zehnjähriger Verwaltung es noch nicht gelungen war, das Land zu beruhigen und die Bevölkerung Rußland geneigt zu machen; lediglich um kriegerischen Ehrgeiz zu befriedigen und um die administrativen Fehlgriffe der Verwaltungsbeamten zu beschönigen, habe man ohne Aufhören Soldaten und Millionen geopfert; und wenn schließlich Skobelew, mit Hülfe ganz unverhältnißmäßiger Geld- und Machtmittel, ausgerüstet mit dem ganzen Apparate der modernen Kriegstechnik, erst nach vielen Mißerfolgen und nach entsetzlichem Blutvergießen über die schlecht bewaffneten, unorganisirten und halbwilden Tekinzen zu siegen vermochte, so gereiche dieser Erfolg Rußland nicht zum Ruhme, sondern zu tiefer Demüthigung. — Den Bau der Transkaspibahn erklärt General Tschernajew lediglich für einen äußerst kostspieligen Schwindel, welcher weder in militärischer, noch in commercieller Beziehung von Nutzen sein könne. — Graf Peter Kutusow bricht gleichfalls den Stab über die asiatische Eroberungspolitik der Panslavisten: dem Siege von Geok-Tepe habe man durchaus gar keine Wichtigkeit beizumessen, es sei denn unter der chimärischen Voraussetzung eines Zuges nach Indien; überhaupt sei es für Rußland weniger wichtig, in Asien sein Banner hochzuhalten, als vielmehr in Europa eine geachtete Stellung zu erlangen, und letzteres könne nur durch friedliche Arbeit geschehen. So die, wie wir sehen werden, in mancher Beziehung nicht ganz zutreffende Darstellung der Einen.

Andere dagegen schildern die Großthaten Rußlands und seine Erfolge in Mittelasien in den glänzendsten Farben: da gibt es nur Licht, gar keinen Schatten; ja, nicht selten wird mit dürren Worten gesagt: die Weltgeschichte habe so Großartiges bisher nicht aufzuweisen gehabt. Noch kürzlich brachte die „Allgemeine Zeitung“ einen solchen Panegyricus aus der Feder eines höheren Beamten der turkestanischen Verwaltung. Wir sind durch diese und ähnliche Lobpreisungen daran erinnert worden, daß nirgends so sehr als im Hirne russischer Würdenträger der Wunsch der Vater des Gedankens ist: es gibt nichts, was ein Befehl nicht hervorzaubern könnte. So hatte Fürst Barjatinsky als Statthalter des Kaukasus befohlen, die Rionmündung zu einem Seehafen und den Flecken Poti zu einer Seehandelsstadt umzugestalten. Gesagt, gethan. Im Jahre 1859 brachten alle Zeitungen die Nachricht: Die größten Seeschiffe laufen jetzt in den Rion ein, Poti entwickelt sich mit Riesenschritten, rascher noch als seinerzeit Odessa. Dasselbe

Digitized by Google

wurde, wie wir verbürgen können, gleichzeitig vom Fürsten Barjatinsky Jedem, der es hören wollte, in's Gesicht gesagt, und zwar offenbar ebenso guten Glaubens, wie noch kürzlich jene Lobrede über die turkestanische Verwaltung verfaßt worden; denn der Fürst sagte es selbst Leuten, welche direct von Poti kamen und es erlebt hatten, daß belastete offene Böte nicht anders die Barre des Rion passiren konnten, als nachdem die Bemannung mit aufgeschürzten Beinkleidern in's Meer gestiegen war und das Fahrzeug auf den Schultern über die Barre gehoben hatte, und welche es erlebt hatten, daß die „Stadt" Poti aus wenigen zerstreuten Bretterhütten bestand, welche man vom Flusse aus nur mit Mühe im Laube des Waldes entdeckte. General Dundoków-Korsákow, der nachmalige „Organisator" Bulgariens, damals Generalstabschef des Donischen Kosakenheeres, sagte, als man sich über diese sonderbare Selbsttäuschung des Fürsten-Statthalters wunderte: „Que voulez vous? Quand cet homme a eu une idée, il s'imagine de suite, qu'elle a été exécutée." — Ebenso braucht man es nicht unaufrichtig zu nennen, wenn die von Hellwald*) benutzten officiellen Quellen schon im Jahre 1873 nicht weniger als 15 meteorologische Beobachtungsstationen in Turkestan aufführen, während A. von Middendorff**) im Sommer 1878 nur von „einigen Anläufen zu einem recht großartigen Beobachtungsnetze" redet und constatirt, daß „die Temperaturen Ferganá's noch gänzlich unbekannt sind." Es war eben, als die von Hellwald benutzte Notiz zum Drucke gegeben wurde, bereits ganz aufrichtig beschlossen worden, die 15 Stationen zu errichten, und schon hatte man ganz aufrichtig geglaubt, sie seien im Entstehen begriffen oder beständen gar schon. So ist wohl auch die kürzlich von der „Allgemeinen Zeitung" gebrachte Lobrede guten Glaubens entstanden — und hat, wie sehr sie auch an inneren Unwahrscheinlichkeiten, die wir sogleich nachweisen werden, laborirt, guten Glauben erweckt: ein am 23. Januar c. in der Sitzung des Oberbadischen Zweigvereines des Deutschen Colonialvereines abgehaltener Vortrag constatirt, daß die Russen es nicht nur vermocht haben, die weiten Gebiete Centralasiens zu erobern, sondern es auch verstanden, sich dieselben zu sichern und sie auszunutzen: die Handelsbeziehungen Centralasiens seien nun völlig umgestaltet, der Bau der transkaspischen Bahn habe den Russen nicht nur überaus wichtige strategische, sondern auch große commercielle Vortheile in die Hand gegeben, die Städte Centralasiens seien im raschen Aufblühen begriffen, der Handel sei schon jetzt zum großen Theil von den Engländern an die Russen übergegangen und — last not least — Rußland könne heute in 6, sage sechs, Tagen von Odessa eine Division gemischter Waffen bis an die Grenzen Afghanistans vorführen. Nimmt man auch an, daß die übrige „Zukunftsmusik" dereinst zur Aufführung gelangen wird, so dürfte doch schwerlich jemals ein russischer Moltke erstehen, der die „sechs Tage" zu verwirklichen vermöchte, namentlich bei den derzeitigen Schwierigkeiten, den Eisenbahnpaß von Ssurám zu übersteigen. Man sieht, mit wieviel Vorsicht und Kritik an Mythen von den russischen Erfolgen in Centralasien herangetreten werden muß.

An Mitteln, solche Kritik zu üben, fehlt es keineswegs. Außer den zuverlässigen Angaben des Kleinrussen Fedtschenko und des Russen Sseverzow gibt es auch Europäern zugängliche, aus eigener Anschauung geschöpfte Berichte und mit kritischem Scharfblicke gesammelte Materialien: die Beschreibung von Schuyler***) und vor Allem das bereits erwähnte Reisewerk A. von Middendorff's. Wir werden uns darauf beschränken, an der Hand dieses letzteren Werkes Einiges zur Beleuchtung der Erfolge Rußlands in Centralasien vorzuführen.

Zunächst haben wir denen entgegenzutreten, welche, sei es tendenziös, sei es aus Unkenntniß, die Verwaltung Turkestans über Gebühr anschwärzen und ihr „kein gutes Haar lassen." A. von Middendorff, dessen scharfem Blicke und dessen Zuverlässigkeit unbedingt zu trauen ist, constatirt, daß in Ferganá im Ganzen die Organisation nicht schlecht angepaßt ist (von den verhängnißvollen Ausnahmen dieser Anpassung weiter unten), daß Ferganá von den Beamten weniger exploitirt erscheine, als Sibirien und viele Theile des europäischen Rußlands, wiewohl die „Geschenke" (dostarchan) arg im Schwange gehen; schon Schuyler habe die Ordnung in Ferganá merkwürdig gut gefunden; das erkläre sich aus dem Umstande, daß bei Besitzergreifung von Khokand alle die gewissenlosen, auf ihre Petersburger Verbindungen pochenden Glücksritter (die „Taschkentzy" sind hier gemeint) bereits heimgesandt worden waren; indessen wäre es besser, wenn das Land nicht von Passanten, sondern von eingesessenen, landeskundigen Beamten verwaltet würde. Obwohl Samarkand erst vor 10 Jahren und Ferganá erst vor 3 Jahren in russische Hände gekommen waren, so herrschte dort dennoch größere persönliche Sicherheit, als in Griechenland, Spanien oder gar in Sicilien, und diese Sicherheit wird von den fleißigen, friedlichen und bildsamen (iranischen) Sarten sehr hoch geschätzt. Ebenso hatte auch bereits am vierten Tage nach Erstürmung Taschkents dort der tiefste Friede geherrscht. Ein wie gutes Licht diese Zeugnisse auch auf die russische Verwaltung werfen, so bleibt immerhin noch zu erforschen, ob in dieser Rücksicht russischerseits Neues geschaffen worden war, oder ob lediglich bereits bestehende Ordnung in dieser Beziehung erhalten worden ist (in anderer Hinsicht, wie wir sehen werden, hat solche Schonung keineswegs stattgefunden); wir möchten letzteres annehmen; denn einestheils wandelt man nicht im Laufe von vier Tagen reißende Wölfe in Lämmer um; anderentheils erinnern wir uns, daß Shaw, als er vom Hochgebirge nach Yarkand hinabgestiegen war, den Eindruck empfing, als sei er nach Alt-England gelangt. Die Russen fanden eben in Centralasien eine alteingewurzelte, von Jahrtausenden herstammende Cultur vor, welche selbst den Stürmen der Timur und Dshengis-Khan widerstanden hatte.

In einer anderen Beziehung aber ist Rußland entschieden Friedensstifter und Culturträger gewesen, wiewohl ihm dabei nur ein sozusagen negatives Verdienst beizumessen ist. Was Rußland daheim nicht duldet: religiöse Eintracht — ist hier in seinem Gefolge eingezogen; während die russische Orthodoxie Andersgläubige daheim verfolgt und peinigt, hat die muhamedanische Orthodoxie, gerade in den Hochburgen ihrer Unduldsamkeit, unter russischer Herrschaft im Handumdrehen ihre Verfolgungswuth — von welcher Herm. Vambéry zu erzählen weiß — aufgegeben und sich zu indifferenter Toleranz bekehrt. Durch schlagende Zeugnisse und Belege weist A. von Middendorff es nach, daß der religiöse Fanatismus Centralasiens nichts anderes gewesen ist, als ein künstliches Erzeugniß des mit der Geistlichkeit Hand in Hand gehenden, weltlichen Despotismus, ein künstliches Erzeugniß jenes entsetzlichen Systemes, welches schon von Dante gebrandmarkt worden: der „Vereinigung von Schwert und Hirtenstab in einer Hand". Mit dem Tage, da die Schergen des Khan und der Mollah's nicht mehr mit der Peitsche die Gläubigen zur Moschee treiben durften, nicht mehr diejenigen öffentlich auspeitschten, welche zur Stunde des Gebets geschlafen hatten — mit demselben Tage hatte, wie durch einen Zauberschlag, aller und jeder islamitische Fanatismus sich vollständig verflüchtigt. Wir meinen, daß auch in Rußland von religiöser Verfolgungswuth keine Spur sich mehr zeigen wird, sobald auch dort Czar und Mönch sich gegenseitig zu stützen aufhören werden. Eigenthümlich ist es, wie Rußland nach außen exportirt, was es daheim selbst entbehrt. Bulgarien hat es mit parlamentarischem Régime beschenkt, während es zu Hause eine Katkowsche „Staatsidee": die unbedingteste Selbstherrlichkeit, die vollständigste Despotie, als höchste Staatsweisheit hinstellt.

Wenn in Centralasien durch Rußland „merkwürdig gute Ordnung" hergestellt und die „Organisation im Ganzen nicht schlecht angepaßt" worden ist, so bezieht sich das, wie wir sogleich sehen werden, nur auf Aeußerlichkeiten — und auch mit diesen ist es nicht allzu genau zu nehmen —, während in den Hauptsachen, in Betreff der wichtigsten Lebensbedingungen des Landes, nicht nur nichts Neues geleistet, sondern Alt-

*) „Die Russen in Centralasien" 1873. S. 10.

**) „Einblicke in das Farganáthal" in Mem. de l'Acad. des Sc. de St. Pétersbourg. T. XXIX. No. 1. p. 113.

***) „Turkestan. Notes of a journey in Russian Turkestan, Khokand, Bukhara and Kuldja". 2 Bde., London, 1876.

Digitized by Google

erworbenes in fürchterlichem Maße zerstört worden ist ... Für den erreichten Grad der „Ordnung" dürfte folgender, durch A. von Middendorff angeführter Umstand einen Maßstab abgeben.

Während schon im Jahre 657 n. Chr. die Chinesen nach Einverleibung des Ili- und Jaxartesgebietes sofort überall Straßen eröffnet und ordentliche, regelmäßige Posten eingerichtet haben, Straßen, die man noch jetzt im Ferganágebirge anstaunt, hatte bis zum Jahre 1878 Rußland nicht nur nichts gethan, um die Kohlen- und Ozokeritlager und Petroleumquellen zugänglich zu machen, sondern Wege und Brücken verfallen lassen. Bei Chodshent gab es keine Brücke mehr; der geregelte Postenlauf war ins Stocken gerathen: einst kamen während ganzer fünf Monate keine Briefe, bis endlich Nachrichten auf dem Umwege über Sibirien dorthin gelangten .. Bei solcher Vernachlässigung der Landverkehrswege kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Wasserstraßen sich als verödet erwiesen. Schon vor 30 — jetzt 40 — Jahren, referirt A. von Middendorff, eröffnete der Staat auf dem Ssyr die Dampfschifffahrt (nachdem fünf Jahre vorher Butakow den ersten Schooner auf dem Aralsee erbaut hatte); dennoch ist sein Spiegel völlig unbelebt. Die Dampfschiffe sind durch Windungen und Untiefen behindert, bei starker Strömung machen sie nur 4—5 Kilometer in der Stunde; ihre Fahrten finden zu ganz unbestimmten Terminen statt; sie führen nur Ladungen der Regierung und auch diese nur vom Mai bis zum October. Erst oberhalb Dshulex sind die Ufer des Ssyr geackert, abwärts sind sie völlig unbewohnt. „Nur ein einziges Fischerboot kam mir auf der ganzen Reise zu Gesicht; es gehörte einem verbannten Uralkosaken. Nicht einmal eines der merkwürdigen Schilfflosse (ssalami) oder aufgeblasenen Lederschläuche der als Schwimmer berufenen Kirgisen gelang es mir, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Man hat es hier also nicht mit jener, das Wasser verabscheuenden, ja fürchtenden Bevölkerung zu thun, wie es die Steppen-Mongolen sind. Nichtsdestoweniger stellte sich mir die Wasserfläche des Ssyr noch unvergleichlich öder dar, als die wüste Steppe — und das 30 Jahre nach Eröffnung der Dampfschifffahrt auf diesem Flusse!" — Hiernach wird man bereits eine gelinde Vorstellung sich zu machen vermögen, welchen Dienst die von Zufuhrwegen entblößte, meist Wüsteneien durchschneidende transkaspische Bahn dem Handelsverkehr zu leisten im Stande sein wird. Dazu kommt aber noch verschiedenes Andere. Wenn der Kriegsminister Wannowsky es für überflüssig gefunden hat, auf der Riga mit Pscow und Dorpat verbindenden, im Baue begriffenen „strategischen" Bahn Waaren- und Personenstationen zu errichten — namentlich Riga sollte sich ohne solche Einrichtungen behelfen —, weil „seine Soldaten" auch in freiem Felde aussteigen und einsteigen können —, so wird man es für nicht wahrscheinlich finden, daß die äußerst „strategisch" und äußerst ökonomisch veranschlagte transkaspische Bahn mit dem für den Handelsverkehr unentbehrlichen Luxus von Waarenstationen ꝛc. ausgestattet ist. Endlich ist noch der auf den russischen Bahnen beständig stattfindende, und zu den ärgsten Erpressungen führende Mangel an verfügbaren Waarenwagons hinzuzurechnen — und man wird es ermessen können, wie „große commercielle Vortheile die Transkaspibahn Rußland in die Hand gegeben hat", — wie „der Handel schon jetzt zum guten Theil von den Engländern an die Russen übergegangen ist" u. s. w. — Das alles aber wäre nicht von Belang: Rußland hätte es hier nur ebenso verabsäumt, seine neuen Provinzen „auszunützen", wie es auch seinen alten Besitz nicht zu entwickeln versteht. Schlimmer aber sieht es aus auf den Gebieten der Agrarverhältnisse und des Steuerwesens: hier wurden und werden täglich vorgefundene, altbegründete Culturerrungenschaften, die vor Timur und Dshengis-Khan Stand gehalten haben, zerstört und vernichtet!

Freilich ist im stricten Gegensatze zu dieser thatsächlichen Zerstörung, auf welche wir sogleich näher eingehen werden, der Mythus verbreitet worden, als habe Rußland in Turkestan bereits glänzende Erfolge auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens zu verzeichnen. Im Jahre 1877 hatte Wenjukow in einem anscheinend wissenschaftlichen Werke („Rußland und der Osten") alle diese Erfolge mit Bestimmtheit hervorgehoben: Vervollkommnung des Baumwollen- und Seidenbetriebes, des Weinbaues, der Vieh- und Pferdezucht, Erweiterung des Ackerbaues durch russische Colonnen. — Nichts von alledem hat A. von Middendorff im Jahre 1878 vorgefunden; meist nicht einmal thatsächliche Ansätze zu alle dem, was vielleicht am grünen Tische und auf dem Papiere geplant worden war; wo aber versucht worden war, an's Werk zu gehen, hatten „die Anläufe sich im Sande verirrt". „Weder Bergbau auf edle und unedle Metalle, auf Kohlen, Ozokerit und Naphtha war in Gang gekommen, noch auch die großen Arbeiten der Aufbesserung alter und Errichtung neuer Canäle fand ich im Flusse (dagegen Zerstörung alter Bewässerungen, wie wir sehen werden!), die doch schon auf der Wiener Ausstellung von sich reden machten*); geschweige denn die (bereits oben erwähnten) fünfzehn meteorologischen Stationen, auf die ich nach deutschen Quellen rechnen konnte." Wir sehen also, wie man auf privatem und officiellem Wege gewetteifert hat, den Mythus von den glänzenden Erfolgen Rußlands in Centralasien bei der öffentlichen Meinung Europas einzubürgern! Wie sieht dagegen das Thatsächliche aus?

Was die angeblich bereits im Jahre 1877 in's Werk gesetzte Vervollkommnung des Baumwollenbetriebes ꝛc. anbetrifft, so weiß A. von Middendorff darüber nur zu berichten, daß in Chodshent eine Filatur mit 200,000 Rubeln Anlagecapital gegründet worden war, welche von demselben nach kurzem Bestande bei der Liquidation nur 20 Proc. zu retten vermochte; ganz ähnlich sei es mit sechs, sage sechs, anderen gleichartigen, vom Staate unterstützten Unternehmungen gegangen; „ohne Ausnahme" seien die Großhändler des Mutterlandes, welche sich in Fabrikunternehmungen in Turkestan einließen, — ohne Ausnahme seien sie mit großen Verlusten abgezogen — einzig und allein die Spiritusbrennerei stehe im Flor! Welchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben wir also der im Eingange angeführten Mittheilung beizumessen: die Russen hätten es verstanden, die erworbenen weiten Gebiete Centralasiens „auszunützen" u. s. w. — Hinsichtlich der Vieh- und Pferdezucht kann gleichfalls mit Entschiedenheit behauptet werden, daß die Angaben Wenjukow's nicht einmal Mythen, sondern reine Fabeln sind. Als hochcompetenter Hippologe und leidenschaftlicher Pferdeliebhaber bespricht A. von Middendorff die Pferdezucht Ferganás ganz besonders eingehend, ihre Geschichte vom grauen Alterthum bis in die Jetztzeit verfolgend, die Rassen und Gebrauchsweisen beschreibend: nicht mit einem Worte erwähnt er irgend welcher, durch die Russen auf diesem Gebiete in Ferganá oder sonst in Centralasien bewirkter Vervollkommnungen. Wohl aber finden wir einen Passus, welcher darauf hindeutet, daß die Russen es in der liebenden, pädagogischen Sorgfalt und in der geschickten Behandlung, welche der Centralasiate den Pferden zu Theil werden läßt, den Eingeborenen keineswegs gleichthun. Auf eine russische Quelle sich stützend, bemerkt A. von Middendorff: „Zwangsgestelle für das Beschlagen der Pferde zuerst eingeführt (sic!) zu haben, ist das beschämende Verdienst der russischen Reiterei."

Wenn man vollends das von A. von Middendorff über die „Erfolge" der Colonisation Centralasiens durch russische Bauern oder Kosaken Angeführte mit der Behauptung Wenjukow's über „Erweiterung" des dortigen Ackerbaues durch russische Colonen zusammenhält, so sucht man vergeblich nach einem parlamentarischen Ausdrucke, um die Entstellung der Thatsachen gebührend zu qualificiren. Man wird es uns danken, wenn wir zur Steuer der Wahrheit hier in größerem Umfange eine wörtliche Wiedergabe uns erlauben. „Die russischen Auswanderer, die ich zwischen Orenburg und Orsk mit Tausenden von Fuhren im Juni ostwärts mir entgegenziehen sah (und war das die einzige Straße für diese Zugvögel? Sah ich sie nicht schon 9 Jahre vorher aus denselben Gouvernements durch die Barabá ziehen?), sie wanderten größten-

*) Exposition universelle de Vienne, Catalogue de la section du Turkestan p. 48.

Digitized by Google

theils aus den fruchtbaren Gebieten der Schwarzerde, aus den Gouvernements Pénsa, Ssarátow, Tambów, Woróneſh, Ssamára, wo es ringsumher noch unendlich viel Raum für fleißige Ackerbauer gibt; ſie ſchlenderten müßig daher zu einer Zeit, wo der Tagelohn für Arbeiter, beim Einheimſen von Heu und Getreide im ruſſiſchen Steppengebiete auf das Doppelte, das Drei-, Vier- und Fünffache des ohnehin reichlichen Durchſchnittstagelohnes ſteigt.*) Weshalb ziehen ſie es vor, ſtatt reichlichem Verdienſte nachzugehen, der ſich um ſie reißend bewarb**), dem Müßiggang zu fröhnen, aus der Leere (an Bevölkerung nämlich) in die Wüſte ziehen? Der Wandertrieb ſitzt ihnen viel ſtärker in den Knochen, als den Kirgiſen, die ich am Ssyr Neuländereien roden ſah.***) ... Auch blickte die ſeßhafte (sc. nichtruſſiſche) Bevölkerung (zwiſchen Orenburg und Orsk) mit Verachtung auf ſie: »O, die kennen wir«, hieß es, »denn ſo geht es Jahr für Jahr. Im Herbſte kehren ſie wieder zurück und freſſen die Wegebreite kahl.« †) So iſt es ... Unverzeihlich iſt die Agitation gewiſſer Zeitſchriften, um die Auswanderung zu befördern: es iſt, als ob man einem Trunkenbolde zu ſeiner Heilung Branntwein gratis vorſetzen wollte, damit er ihn überdrüſſig werde!"

Nicht nur Zeitſchriften haben die Wanderſucht befördert; es ward ſogar eine jener großen Reichscommiſſionen, welche unter Heranziehung zahlreicher Experten faſt zu kleinen parlamentariſchen Verſammlungen anwuchſen, niedergeſetzt zur Eruirung der Modalitäten, durch welche die Auswanderung aus dem übervölkerten(!) europäiſchen Rußland zu befördern ſei. Und, ſo ſonderbar es klingen mag, das europäiſche Rußland iſt thatſächlich übervölkert zu Folge ſeines landwirthſchaftlichen Raubbaues und ſeiner Unfähigkeit, bei dem herrſchenden Bodenbeſitzcommunismus, zu intenſiver Cultur überzugehen, wie das Alles in der ſoeben angezogenen Schrift „Vom Lande" an der Hand ruſſiſcher Zeugniſſe nachgewieſen worden iſt. Wir werden hier an eine treffende, auch von A. von Middendorff angeführte Bemerkung D. Mackenzie Wallace's erinnert; derſelbe meint: „Völker mit primitivem Ackerbau haben ſtets die Tendenz, ſich auszudehnen; ſo lange noch Raum dazu vorhanden, findet intenſive Cultur nicht leicht Platz" — ja, möchten wir hinzufügen, nicht einmal rechte Seßhaftigkeit kommt bei ſehr primitivem Ackerbau zu Stande. „Rußlands Expanſionskraft," bemerkt Wallace ferner, „iſt ſtets viel größer geweſen, als ſeine Aſſimilationskraft in Bezug auf die annectirten Bevölkerungen." Auf dieſe letztere, durchaus zutreffende Bemerkung werden wir noch zurückzukommen haben. Hier wollen wir nur darauf hinweiſen, daß dieſes von Wallace aufgezeigte Unvermögen im Zuſammenhange ſteht mit der von Tſchaadajew ſo glänzend formulirten Theſe: daß das ruſſiſche Volk einer nationalen Phyſiognomie ſelbſt noch entbehrt; daher eben der Mangel an Aſſimilationskraft!

*) Als langjähriger Generalbevollmächtigter der Großfürſtin Helene Pawlowna für ihren großen Gütercomplex Karlowka iſt A. v. Middendorff auf's Eingehendſte mit den Agrarverhältniſſen des ruſſiſchen Steppengebietes vertraut.

**) Davon, von den unvermeidlichen Anzahlungen auf künftige Arbeiten, von denen ein großes Procent verloren geht, von den gerichtlichen Hudeleien und Schreibereien dabei, wiſſen die Großwirthſchaften und Gerichtshöfe der Schwarzerde etwas zu erzählen! (Anm. A. v. Middendorff's.)

***) Wie wir an einem anderen Orte zu zeigen beabſichtigen, wird von Tſchaadajew, dem bedeutendſten Geiſte, den Rußland hervorgebracht hat, in prägnanter Weiſe dargeſtellt, daß die Ruſſen eigentlich noch nicht zu rechter Seßhaftigkeit gelangt ſind, ja an ihrer Heimath weniger noch hängen, als der Nomade am Gebiete, das er beweidet. Noch andere Umſtände begünſtigen den Wandertrieb, wie dargeſtellt worden in: „Vom Lande" von H. von Samſon. Dorpat und Fellin, 1883.

†) Wie an den ſchiffbaren Flüſſen der „Leinpfad", ſo ſtehen auch den Heerſtraßen Rußlands entlang Zonen Landes den Reiſenden zur Benutzung zu Gebote.

(Schluß folgt.)

## Ein herzoglicher Arzt.

Von A. Spier.

Ueber die Werke der Dichter, Philoſophen, Muſiker und Maler wird täglich Unendliches geſchrieben. Eine ganze Welt beſpricht ſie und eine ganze Welt hört von ihnen. Der Genußwerth und der Erziehungswerth der Darlegung der Gedankenerrungenſchaften, der künſtleriſchen Productionen auf allen Gebieten ſollen nicht beſtritten werden. Es iſt nur neben der Feſtſtellung dieſer Thatſache zu beklagen, daß der Bericht über die guten Thaten, die in wahrem Gemeinſinn, nicht in dem Gefühlsaufſchwung eines beſonderen Ereigniſſes, die ohne Eitelkeit und ohne Tamtam ſtetig Tag für Tag geſchehen, verhältnißmäßig wenig Platz findet.

Wie manchen bewunderns- und nachahmungswerthen Kraftaufwand ſelbſtloſer Perſönlichkeiten verſchweigen die trocknen Jahresberichte ſo und ſo vieler Vereine, wie manche verborgene Exiſtenz nützt in ihrem Kreiſe Unberechenbares und verſchwindet ungenannt in der Stille, in der ſie wirkte.

Und doch iſt es eine Frage, deren Beantwortung Philanthropen, Staatsmänner, Socialpolitiker und die Seelſorger aller Confeſſionen ohne Zagen bejahend beantworten werden: ob uns viel ſo dringend noth thut, als allgemeine echte Opferfähigkeit für die Hülfloſen und Bedürftigen bei den Beſitzenden und Leiſtungsfähigen. Aus dem wahren Verpflichtungsgefühle, das in dem Einzelnen allerorten angeregt und entwickelt werden ſollte, wäre ein Heer zu bilden, das die ſocialiſtiſche Frage, den Feind unſerer Zeit, allmählich beſiegen könnte. Dieſes civile Heer, das den Kampf im Frieden als ſeine heilige Sache anſähe und in der letzten Reihe ſich ebenſo, Mann für Mann, verpflichtet fühlte als an der Front, beſäße eine rettende und eine ſchöpferiſche Macht!

Um zu dieſem Siege des Gemeinſinns zu gelangen, müßte derſelbe ſtärker und unabläſſig durch die Erziehung in Haus und Schule und durch die Citate von Beiſpielen und Erfolgen angeregt werden. Das Beiſpiel, das eindringliche Beiſpiel, welches durch die bewieſene Thatſache die Möglichkeit des Reſultates allen Debatten entzieht, iſt auch der berufenſte Erzieher der Majorennen.

Die Helden bedeutendſter jüngſter Romane, welche die ſociale Frage zu löſen ſuchen, machen unglaubliche Verſuche. Der Held des Spielhagen'ſchen Romans: Was will das werden? geht mit ſeinem hochaufſtrebenden Idealismus in die Tiſchlerwerkſtatt, um zu der allgemeinen Beglückung beizutragen; der Held des Jordan'ſchen Romanes: Zwei Wiegen baut ein faſt märchenhaftes Floß, um eine Gelähmte auf eine bei ihrem Zuſtande einzig mögliche Art in den Kreis ihrer Familie zu transportiren, rettet einen armen Krüppel vor der Verthierung und gedenkt der Weiſung ſeines Vaters zu folgen, „ſich ſinnend, ſtudirend, arbeitend und ſchaffend der Förderung der Geſundheit ſeines Volkes als Großarzt zu widmen".

An beide Helden glauben wir nicht recht. Wir ſehen nur ihre Geſellenzeit und müſſen hoffen, daß ſie nach den Romanjahren zur Meiſterſchaft in den Thaten heranreifen.

Ob es nicht nützlich und anregend iſt, neben dieſen Helden der Dichter kräftige Menſchen zu ſchildern, die in der Wirklichkeit mit uns athmen, unſere gegenwärtigen Lebensbedingungen theilen — und das Große weniger preiſen als üben?

So oft ich den Herzog Karl Theodor von Bayern in dem ſchönen bergumringten Tegernſee auf ſeinem täglichen Gange zum Krankenhauſe beobachtete, ſo oft ich ihn in ſeiner ärztlichen Thätigkeit ſah, beherrſchte mich das Gefühl, Zuſchauer auf Zuſchauer herholen zu müſſen, um den Tauſenden und Abertauſenden, die ihr ganzes Leben für das Behagen ihres Ichs verwenden, dieſes Beiſpiel zu zeigen. Eine ſolche Demonſtration ad oculos war unmöglich. Die zahlreichen Sommerfriſchler Tegernſees wiſſen wohl von der Wohlthätigkeit des Schloßbewohners, loben ſie im Geſpräche und ſehen ſie aus der Ferne wie die Berge. Die Armen, die Blinden und die

Digitized by Google

Lahmen, eine Schaar von Leidenden kennt ihn genauer und erzählt in ihrer kurzen bündigen Sprache unter tausend Vergelt's Gott und unter der Heiligsprechung dieses Landesvaters sein Thun; diese Sprache, die nur ganz langsam in die Weite dringt, versteht er, der keine andere Befriedigung sucht, als zu helfen und wieder zu helfen.

Wer die tröstliche Wahrheit von der Ansteckungskraft ausharrenden, thatkräftigen Edelmuths kennen lernen will, der muß ein paar Tage in dem Tegernseeer Krankenhause als stiller Beobachter verbringen. Eine gemeinsame Begeisterung belebt diese unermüdlichen Kräfte. Der Herzog kommt schon in der Frühe um 7 Uhr zu vorliegenden Augenoperationen; lange vor 7 Uhr läutet es für die sechs Schwestern, die das Haus- und Hülfspersonal bilden, zum Beten und zum Wirthschaften; sie theilen sich in die gesammte Arbeit, und die Küchenschwester fühlt sich ebenso als Mitträgerin der großen Wohlthätigkeitsidee, wie die gewandte Assistentin im Nonnenornate, die bei allen Operationen zugegen ist.

Das Haus, in dem so viel Gutes still und ganz geschieht, liegt auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe Tegernsee auf einem wunderschönen Punkte und entstand durch einen eigenthümlichen Zufall aus den denkbar kleinsten Mitteln. Als der erste König Max von Bayern 1817 die Realitäten des aufgehobenen Benedictinerklosters erwarb und zu seinem Sommeraufenthalte umgestaltete, mußte er zur Anlage seines Schloßgartens den Dorfkirchhof verlegen. Zum Schmucke der durch Ausführung seiner Pläne nothwendig gewordenen neuen Begräbnißstätte spendete er 725 Gulden für ein monumentales Krucifix. Nach dem Tode dieses Königs baten Geistliche und Weltliche des Bezirks um Ueberlassung der betreffenden Summe zur Errichtung eines nothwendigen Armenhauses. Schenkungen und Legate der übrigen königlichen Familie und einiger Benedictiner erhöhten das unbedeutende Kapital, und bald stand das Asyl für kranke Arbeiter und kranke Dienstboten des Bezirks fertig. Die Anstalt erhielt sich ohne Fonds aus den monatlichen Kreuzerbeiträgen der Clienten der sieben Gemeinden, wurde 1854 vergrößert und genoß einen jährlichen Zuschuß des Prinzen Karl, des Sohnes der Königin-Wittwe Karoline. 1875 starb Prinz Karl und ernannte den Herzog Karl Theodor zum Erben der Tegernseeer Besitzungen.

Und dieser Erbe, dessen Entwickelungsgang und dessen Leistungen so erzählenswerth sind, trat als ein fähiger Arzt in das Schloß ein. Er ist heute ein Mann von 49 Jahren, und welch' ein reiches, mannigfaltiges Leben hat er schon zurückgelegt! In seiner Jugend, die er großentheils in Possenhofen verlebte, genoß er eine Erziehung, die den Inhalt des ganzen Gymnasialpensums lehrte und gleichzeitig vollste Rücksicht auf die ihm zubestimmte militärische Carrière nahm. 1853 ward er bayerischer Lieutenant, machte als solcher behufs militärischer Instructionen Reisen nach Istrien, Dalmatien und Italien; 1864 betheiligte er sich in sächsischen Diensten an der Occupation Schleswig-Holsteins und 1866 kämpfte der Prinz als Major im 3. Chevauxlegers-Regiment.

1863 hatte er sich mit der königlichen Prinzessin von Sachsen, Sophie, der Tochter des gelehrten Königs Johann, vermählt. Sie, eine Frau von unbedingt geistiger Richtung und geistigen Bedürfnissen, war jedenfalls durch ihren Einfluß die Mitanregerin der inneren Reform, die sich in dem Fürsten vollzog und ihren ersten Ausdruck in dem Verlassen des activen Armeedienstes und in dem Besuche der Collegien von Huber, Pöhl, Windscheid, Jolly, Liebig fand. 1866 verlor er nach einer wahrhaft glücklichen Ehe seine so befähigte Frau, und ihr Tod war der subjective Anstoß zu der vorwiegenden Ergreifung der Naturwissenschaften. Das Mysterium des Sterbens hatte ihm sein persönliches Glück zerstört, die objective Arbeit der wissenschaftlichen Aufklärung sollte seinen Geist beschäftigen und beruhigen. Die Theilnahme an den Vorlesungen über Anatomie bei Bischof und die eifrig betriebenen anatomischen Präparirübungen bei Rüdinger unterbrach der Krieg des Jahres 1870. Als Regimentsinhaber und Generalmajor schloß er sich dem sächsischen Kronprinzen an. Nach erfüllter Pflicht kehrte er aber sofort nach dem Friedensschlusse zu seinen Studien zurück, schenkte sich nicht eine Anforderung des medicinischen Studiums, hörte Physiologie, Histologie, trieb pathologische Anatomie und Mikroskopie und betrat alle Gebiete der praktischen Medicin unter Lindwurm, Nußbaum, Hecker, Ziemssen u. A. Die Münchener Universität ernannte ihn 1873 zum Doctor medicinae, 1874 vermählte er sich zum zweiten Male mit der Prinzessin Marie José von Braganza, Infantin von Portugal, einer Frau, die ihn mit ebenso viel Verständniß als Begeisterung in seiner heutigen Mission unterstützt.

Der Herzog blieb Jahr für Jahr ein strebsamer thätiger Mediciner, besuchte alle klinischen Anstalten seines Landes und betheiligte sich mit unermüdlichem Interesse an der Entwickelung seiner Wissenschaft. Selbst ein Aufenthalt im Süden, der Ende der siebziger Jahre für seine Gesundheit nothwendig wurde, unterbrach seine Bestrebungen nicht; in Meran traf er den bedeutenden Ophthalmologen Iwanow und neben gemeinsamen theoretischen mikroskopischen Arbeiten wurde in einer gemietheten Räumlichkeit ein ärztliches Ambulatorium gegründet und unentgeltlich operirt und gepflegt. Der herzogliche Aufenthalt im Süden wiederholte sich noch öfters, nie ohne die Aufnahme seiner ärztlichen Thätigkeit; und es gelangen ihm Wohlthaten, die man in der Bevölkerung der dortigen entlegenen Thäler Generationen hindurch Kindern und Kindeskindern erzählen wird; u. A. operirte dort der Herzog mit Erfolg einen Bauer, der fünfzig Jahre Blindheit ertragen hatte.

Nachdem im Jahre 1879 dieser eifrige Menschenfreund alle für die ärztliche Approbation reichsgesetzlich vorgeschriebenen Prüfungen in der medicinischen Facultät absolvirt hatte, suchte und fand er seine ersehnte Wirksamkeit als praktischer Arzt in dem Krankenhause Tegernsees.

Man muß es aus dem Munde des Fürsten selbst gehört haben, wie er in seiner aristokratischen Schlichtheit mit einem Lächeln, das beweist, daß alle jene Erfahrungen keinen Stachel mehr haben, die Anfechtungen schildert, die er innerhalb und außerhalb seines Kreises durch seine besonderen Bestrebungen erleiden mußte; der Spott und das Unverständniß der Alltäglichen schwiegen nicht. Wie mancher Hofmann konnte das bürgerliche Doctoriren bei den Leuten der unteren Stände nicht verstehen! Wie mancher Philisterarzt will den Herzogsdoctor, der nicht als Kneip- und Paukstudent, sondern als Dreißiger Medicin studirte und den normalen Weg nicht ging, kaum als vollgültig anerkennen.

Aber was auch Collegen und Nichtcollegen — und wer controlirt das Einhalten der Verpflichtung so und so vieler Aerzte zu stets fortgesetzten Studien zu Gunsten ihrer Patienten in Stadt und Land? — in Kleinlichkeit kritisiren, eine volle Anerkennung, die täglich wächst, erfährt dieser Arzt in der Praxis. Die Praxis im idealen Sinne, die Ausübung ist ihm Alles. Ohne Pathos, ohne Eitelkeit, schlicht und herzlich, erfüllt er sein unentgeltliches Amt. Ohne Sentimentalität, sachlich bei der Sache, accommodirt er sich seinem Publicum, mit seinen Oberbayern spricht er ihren Dialekt, und rührend war die Scene, als er einem 65jährigen Bauer, der Jahre lang blind in seiner Kammer einen halben Tod ertrug, nach der geglückten Staaroperation seine zwei Finger mit der Frage hinhielt: „Na, Mandl, was sieh'gst?" — und dieser zitternd antwortete: „Zwoa Finger, »königlich« Hoheit."

Die Freude an seinem Berufe wächst bei dem Herzog mit der Uebung seiner Kraft und mit der Einsicht, wie viel es zu helfen gibt; er behandelt außer seiner Specialthätigkeit in der Augenheilkunde alle vorkommenden Krankheiten, beschäftigt sich jetzt vorwiegend mit Frauenheilkunde und den betreffenden Operationen, und für die Schaar, die nach seinem Krankenheil wallfahrtet, sind die Mittel trotz all seiner persönlichen Opfer zu gering, ist sein Haus zu klein.

Wenn man den reizenden Weg den Tegernsee entlang geht, täglich begegnet man hülfesuchenden Kunden. „Wo geht's zum Herzog?" ist die häufige Frage. Allen soll er helfen. „Es kost't nix" ist ein starker Anziehungspunkt für den kleinen Mann. Aus den entferntesten Dörfern schleppt man Greise und Kinder her!

Ich sagte, sein Haus wird zu eng, und es ist gar nicht

Digitized by Google

sein Haus. Das Gebäude verblieb dem Districte, und der dirigirende Arzt ist seit 1859 Hofrath Dr. Rosner, ein Mann, der, gleicher Gesinnung mit dem Herzog, demselben eine hervorragende Stütze ist. Trotz unentgeltlicher regulärer Thätigkeit, der kein Dilettantismus anhaftet, mußte der Fürst auch betreffs dieses Krankenhauses, zu dessen Neubau er 1880 15,000 Mark schenkte, mit Kirchthurminteressen kämpfen. Dabei zahlt er für alle Armen, die er in diesen Räumen behandelt und die nicht districtszugehörig sind, zwei Mark bis zwei Mark fünfzig Pfennige per Tag und opfert aus seiner Privatschatulle 14,000 bis 15,000 Mark jährlich. Trotzdem muß er manchen Bedürftigen, weil auch sein Budget eine Begrenzung hat, wegschicken. „Manchen armen Teufel," äußerte er gesprächsweise, „muß ich abweisen, der bei sich denkt: dös hätt' der Herzog auch noch thun können!"

Und gerade das Herzogsein erschwert ihm Manches, er nimmt auch den Bemittelten, die ihn consultiren, nichts ab und entbehrt durch seine sociale Stellung jeder Möglichkeit, nach einer Seite hin seine Kraft gewinnbringend zu verwerthen. So sehr hängt er aber an der erweiterten Ausübung seines Berufes, daß er im vergangenen Jahre dem Districte Tegernsee 66,000 Mark als unverzinsliches Capital zur Verfügung stellte, um den Neubau des Krankenhauses zu vergrößern und zur Aufnahme von weiteren 70—80 Kranken geeignet zu machen, unter der milden Bedingung der allmählichen Zurückzahlung mit 3000 Mark jährlich aus der Erübrigung der Districtssparkasse. Dieser Neubau ist schon unter Dach und soll im kommenden Sommer eröffnet werden. Die Raumvergrößerung bildet eine bedeutende Erweiterung der ärztlichen Thätigkeit des Herzogs, eine gesteigerte Anforderung an sein geistiges und an sein materielles Können.

Die persönliche Arbeit wird er beherrschen, denn seine ganze Zeit widmet er mit Beamtentreue und Beamtenpräcision der Praxis und den diesbezüglichen Studien in planvoller Eintheilung. Seine Erholung findet er in einem glücklichen Familienleben und in den Freuden der Jagd. Für ein fürstliches Außenleben im weltlichen Sinne hat er keine Stunde übrig.

Aus dieser ganzen, immerhin nur skizzenhaften Darstellung seiner Lebensführung — hundert weitere interessante Einzelheiten reizen zum Erzählen — ergibt es sich als selbstverständlich, daß dieser Arzt in seinem Lande geliebt ist. Im weiten Umkreise des entzückenden Tegernsees ist er der populärste Mann, und alle Huldigung, die man ihm entgegenbringt, beeinflußt seine Schlichtheit nicht. In dem Papierkorbe seines Ordinationszimmers liegen die Dankschriften zerrissen, kein Cultus bewahrt die oft ganz originellen Schriftstücke; über die Zahl der schon vollzogenen Staaroperationen weiß der befragte Herzog keinen Bescheid, die barmherzige Schwester hat sie „vielleicht" gezählt.

Der unmittelbare Segen seiner Thätigkeit ist unbestreitbar. Vergrößerte Mittel würden ihn bedeutend erhöhen. Vielleicht hat das Beispiel dieses Fürsten Antheil an dem Siege der Erkenntniß: daß die Besitzenden nicht durch die Macht des Geldes müßig, sondern doppelt thätig sein sollen. Ihnen fällt die Aufgabe zu, in ausdauerndem Gemeinsinne die erhabene Theorie der Nächstenliebe in die Praxis zu übertragen. Da in unserer Welt der Thatsachen nur Beweise gelten, so sei die Wirksamkeit des Herzogs von beweisführender Tragweite. Er ist Großarzt in des Wortes voller Bedeutung.

## Literatur und Kunst.

### Die deutsche Literatur der Gegenwart.

Zerstreute Gedanken von Heinrich Löbner.

Der unabänderliche Lauf der Geschicke hat uns auf einen Punkt gebracht, wo eine segensreiche Epoche abgeschlossen hinter uns liegt, eine neue dunkel vor uns aufsteigt, von der niemand zu sagen vermöchte, wie sie sich gestalten wird. Auf einem solchen Punkte ist es nicht unziemlich, rückschauend die Summe zu ziehen, soweit wir die Verhältnisse zu überschauen vermögen und uns zugleich zu fragen, welche Güter wir der kommenden Epoche entgegenbringen, was wir gelernt und vergessen, wie reich oder wie arm wir in das neue Leben hinübertreten.

Aber während wir in aller persönlichen Trauer immer doch froh und einer reichen Zukunft sicher den Blick auf unseren Staat in seiner Machtfülle richten können, müssen wir eingestehen, daß wir uns auf den Gebieten geistiger Entwickelung nicht allseitig zu derselben Höhe emporgeschwungen haben. Beugen sich fremde Nationen vor unserer politischen Größe, vor unserer Kraft, müssen sie zugeben, daß wir in der ernsten Arbeit fast zweier Jahrzehnte die Errungenschaften des Jahres 1870 auch innerlich uns gesichert haben: so beugen doch wir uns noch immer, wie in den Zeiten politischer Unmacht, vor den Errungenschaften fremder Geistescultur, und von einer deutschnationalen Kunst, von einmüthiger Kraftäußerung specifisch germanischer Phantasie und germanischen Geistes, kann noch immer nicht als von etwas Wirklichem geredet werden, wenigstens nicht auf allen Gebieten.

Die bildenden Künste, die Musik, sind im neuen Reiche reicher geworden, die Volkswissenschaft ist durch die Uebung am lebendigen Körper, so wie die Staatswissenschaft, zu hoher Ausbildung gestiegen: aber die Dichtung blieb hinter ihnen zurück. Hier fühlen wir noch jetzt unsere Abhängigkeit, und auf diesem Gebiete, wie noch auf manchen anderen, wiederholt sich ein Schauspiel, wie es die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mehr als einmal gesehen haben: der siegende Barbar eignete sich die Cultur des unterlegenen Volkes an.

Freilich sind wir noch jedes Mal reicher von der fremden Tafel zurückgekehrt, freilich haben wir noch immer das aufgenommene Fremde in veredelter Form zurückgegeben, nachdem es in uns lebendig geworden und verarbeitet war: augenblicklich aber, was den allgemeinen Zustand der Literatur betrifft, scheinen wir zu jener veredelten Wiedergabe noch nicht durchgedrungen, sondern noch im Stadium des Aneignens und Nachahmens zu stehen. Und dies im neuen Reiche! Die politische Einigung gelang in dem Augenblick, als wir uns auf uns selbst besannen, auf dem Gebiete des Geistes ist der Ring noch immer nicht geschlossen.

Es scheint, als würden alle geistigen Kräfte zunächst für die Staatsidee aufgesogen, als wären durch die großen Aufgaben, die zunächst zu lösen waren, die geistigen Einzelvermögen einer Generation umgewandelt worden: und je mehr wir hier nachzuholen hatten, desto mehr mußte Anderes zurücktreten vor dem Einen was Noth war. Es war eine Vermessenheit, zu glauben, auf dem blutgedüngten Boden des neuen Reiches würde sofort eine neue Literatur emporblühen in aller Herrlichkeit. Die Früchte des Geistes reifen langsam; und bedurfte die Waffenthat, aus der das neue Gebilde hervorsprang, einer vorbereitenden Arbeit von sechs Jahrzehnten, so konnte ihr die Literatur, die inzwischen ganz andere Wege gewandelt war, doch gewiß nicht auf dem Fuße nachfolgen. Freytag's Ahnen erwuchsen wohl wie von selbst auf dem jungen Boden, denn der Geist und die Kraft dieses Mannes ging mit dem Jahrhundert: aber sie blieben auch fast das Einzige, was auch auf dem Gebiete schaffender Volksphantasie einem Siege gleichkam.

Die Männer der Literatur traten zurück hinter den Männern des Schwertes und der gesetzgebenden Arbeit. Und war es

Digitized by Google

ein höchstes Glück für Deutschland, daß sein politisches Wollen und Können sich zugleich in einer gewaltigen Persönlichkeit vereinigte, so war es ein Unglück, daß in der Literatur nicht auch eine solche überlegene Kraft uns geschenkt wurde. Es ist uns nicht vergönnt, der Vorsehung zuzuschauen, wenn sie die Gaben vertheilt; und nicht immer ist ein Genie gekommen, wenn es kommen mußte.

Daß wir redliches Streben gehabt haben, daß die Bedingungen wohl vorhanden waren, eine neue Literatur zu schaffen: wer wollte es leugnen? Es ist aber zu beklagen, daß das Genie nicht kam, alle diese Strömungen in sich zusammenzufassen und durch Aeußerungen seiner eigensten Natur die ganze Zeit in wechselvollem Bilde abzuspiegeln. Oder stehen wir an einem Punkte der Entwickelung, wo die Poesie des Wortes abgelöst ist durch die der That, und wo die Gedanken lebendig geworden sind und den unendlichen Raum erfüllen durch Handlung?

Vielleicht schlummern neue Formen in der Phantasie, vielleicht werden Gedanken geboren in der Stille, die bestimmt sind, der That voranzueilen und uns vorzubereiten auf eine Zeit, die in dunkler Hülle weit hinter derjenigen steht, die wir jetzt auf ein Menschenalter mehr oder minder deutlich vor uns sehen. Was muß ein kommendes Geschlecht zu leisten im Stande sein, dem die ungeheuren Errungenschaften der That schon als ein Erbe in der Wiege zufallen! Denn Ein Mal muß dies alles doch auch den Werken der Phantasie zu Gute kommen; und es läßt sich vielleicht behaupten, daß, je stärker, ernster, aber auch selbstbewußter unser Volk wird, desto veränderter der Charakter jener kommenden Literatur sich erweisen wird, wenn man ihn mit dem heutigen rückschauend vergleicht.

Doch da es uns nicht vergönnt ist, so weit vorauszuschauen, und Propheten nicht mehr geboren werden, so wollen wir uns an das Gegebene halten und die vorliegenden Erscheinungen zu deuten versuchen.

Die deutsche Literatur der Gegenwart ist nur eine Einzeläußerung des deutschen Geistes und sie steht unter der Einwirkung der politischen Vorgänge. Anders war es zur klassischen Zeit, wo unter Loslösung von staatlichen Bedingungen eine Literatur auf rein menschlicher Grundlage aufgeführt wurde.

Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist ein anderer als der des achtzehnten. Aufklärung und Humanität waren das Ideal jener Epoche, und das allgemein Menschliche stand niemals höher im Werthe als damals. Man sprach von allgemeinen Menschenrechten, die unter jeder Zone gleich seien, und die französische Revolution setzte diesen Lieblingsgedanken des Jahrhunderts in Thaten um. Den Staat empfand man als ein lästiges Etwas, das Pflichten auferlegte und den nach allseitiger Ausbildung strebenden Mann in seiner selbstgewollten Entwickelung hinderte. Selbst unseren Classikern erschien die Politik als ein nichtiges Treiben. Die Tendenzen des Humanismus, einst durch Reformation und Glaubenskriege gehemmt und vernichtet, waren unter wenig veränderter Gestalt wieder aufgelebt.

Wie anders jetzt. Jetzt ist es Ehre und Pflicht, für den Staat thätig zu sein. Die Gedanken der Menschen sind ganz anders gewendet, als vor hundert Jahren. Man strebt nicht mehr ins Allgemeine, man überspringt die Schranke der Nationalität nicht, sondern richtet sie allerwärts nur noch höher auf. Man hat gelernt, daß Völker Individuen sind und ist bestrebt, seine Individualität nicht zu verlieren. Man wird noch mehr lernen in Deutschland, heimische Eigenart zu schätzen, festzuhalten und auszubilden: und die üppig aufschießende Novellistik, die in jeder Landschaft ihre eigenen Züge trägt, ist in diesem Sinne eine bedeutsame Erscheinung. Wenn wir Namen nennen wie Storm, Reuter, so werden wir auf das bestimmteste an die Stammeseigenthümlichkeiten dieser Männer erinnert, denen sie in der Literatur vollendeten Ausdruck gegeben haben. Wenn man durch Deutschland reist, so wird man bemerken, daß in solchen Städten, die durch irgend welche Verhältnisse Mittelpunkte einer Landschaft geworden sind, auch eine bestimmte landschaftlich beschränkte Literatur mit Vorliebe zuerst genossen wird, ehe man, gleichsam um nicht zurückzubleiben, zu dem greift, das etwa augenblicklich in Berlin von sich reden macht. Es mag sich freilich leicht ereignen, daß ein großer Theil solcher Literatur innerhalb der beschränkten Landschaft geboren und begraben wird: sobald aber die Begabungen einigermaßen hervorragen, ist die Möglichkeit einer Rückwirkung auf den Gang der allgemeinen Literatur gesichert. Gerade jetzt, wo dem Heimatsgefühl endlich eine sichere Grundlage gegeben ist, wo jeder Sohn deutscher Erde sich zugleich ohne Haß als Eingeborner seines Stammes und als Großdeutscher fühlen kann, können sich, gewiß zum Segen, Sonderentwickelungen fortwährend in die allgemeine auflösen und derselben unausgesetzt neue Nahrung zuführen, sie bereichern und verhüten, daß sie irgend einmal verarme und absterbe.

Man kann nunmehr erwarten, daß die Hauptstadt des Reiches, die auch die geistige Führung der Nation in die Hand genommen hat, durch diese unausgesetzte Erneuerung und Verjüngung aus den Landschaften verhindert werde, der Literatur ein uniformes weltstädtisches Gepräge aufzudrücken, welches das nationale ertödten würde. So sehr uns in früheren Zeiten der Mangel eines literarischen Centrums hinderlich gewesen ist, so sehr müssen wir doch jetzt, wo es uns durch Politik und Kriege geschaffen ist, auf der Hut sein, daß es eine selbständige, unumschränkte Großmacht wird, deren Bedingungen nur in ihr selbst ruhen. Freilich kann dies bei dem bekannten partikularistischen Zug in unserem Charakter, der auch jetzt zuweilen noch wunderliche Früchte zeitigt, niemals den gleichen Verlauf nehmen wie etwa in Frankreich. Und in diesem Sinne ist es ein literaturgeschichtliches Ereigniß, wenn ein Mann, wie Ernst Wichert, mit stark ausgeprägter landschaftlicher Eigenart seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt; er hat hier nicht nur etwas zu empfangen, sondern auch etwas mitzubringen. In derselben Hinsicht würde es auch z. B. von größerer Bedeutung sein, wenn ein dramatisches Talent aus irgend einem Winkel Deutschlands nach Berlin verschlagen würde und brächte seine technische Ausbildung schon mit sich, als wenn eins hier erstände und durch die Cultur der Hauptstadt ausschließlich gebildet auf den Schauplatz träte.

Denn das ist doch wohl richtig, daß diese Cultur, wenn sie auf eine Reihe von Leuten in der Zeit ihrer Entwickelung einwirkt, diese auch mehr oder minder gleichförmig gebildet aus ihrer Schule entlassen wird. So erklärt sich zum Theil die Erscheinung in der Literatur, die man wohl schon öfter „Berliner Schule" genannt hat. Hier ist gewiß vieles von außen angeflogen und nicht organisch und wird bei eintretender Reife für jeden ein anderes Resultat ergeben. Dieselbe Erscheinung konnte schon bei dem sogenannten „jungen Deutschland" beobachtet werden, wo eine bestimmte geistige Strömung eine Reihe ungefähr gleichaltriger Talente ergriff, die später jeder einen anderen Weg gingen. Entwickelungskrankheit wäre ein böses Wort hierfür, vielleicht aber die richtige Bezeichnung.

In der Hauptstadt fließen die verschiedenartigsten Culturströmungen zusammen. Die Bildungselemente liegen, kann man sagen, auf der Straße. Wer täglich an den Akademien, an den Theatern vorübergeht, wer an den Schaufenstern stehen bleibt, wer das Gewühl beobachtet und sich etwa über die Fortschritte des Verkehrswesens Gedanken macht, den muß ja in einer Weltstadt wenigstens irgend etwas von Bildung anfliegen, er mag wollen oder nicht. Und so geht es von Stufe zu Stufe aufwärts, je höher der Mensch, desto weiter der Kreis der Bildung, den er umspannt. Freilich, und dies ist ein schon oft hervorgehobener Schaden, diese Bildung ist doch zum größten Theile eine angeflogene. Es ist vielfach ein bei Tausenden von Menschen gleichmäßig nebeneinanderliegendes Wissen von Thatsachen, durch das öffentliche Leben und die Zeitung allen gemeinsam vermittelt, Tag für Tag verändert, darum eben ohne tiefere Spur. Bis auf den Grund der Seele, wo etwa das Causalitätsbedürfniß zu suchen ist, dringt es gewiß nur zum kleinsten Theil, geschweige daß die Urtheilskräfte dadurch besonders in Anspruch genommen würden, denn

Digitized by Google

auch das Urtheil fliegt als ein fertiges Ding den Menschen an aus seiner Zeitung, „die für ihn dichtet und denkt".

Diese Erwägungen verbieten, das Publikum der Hauptstadt zu überschätzen. Auch hier ist Geistesaristokratie eben Aristokratie, und die edelsten Geistesgüter werden niemals in dem Maße innerstes Gesammteigenthum, als man ihnen wünschen möchte. „Bildungspöbel" ist ein hartes Wort, aber ich glaube, es ist in Berlin aufgekommen.

Hier wäre ein Feld für Satire und Lustspiel. Diese geistigen Schwächen neben den nicht minder vorhandenen sittlichen Schäden, auf dem Boden weltstädtischer Gesellschaft erwachsen, könnten ein Drama als wirksames Bekämpfungsmittel aus sich selbst erzeugen, wenn — eben dem Pöbel zu liebe — auf unserer Bühne nicht statt des Lebens die literarische und die Bühnentradition herrschte. Wo nicht, nach einem unnatürlichen Zuge der Zeit, der darzustellende Vorgang zur Posse verzerrt ist, erblicken wir auf der Bühne noch immer, für den Wissenden in durchsichtiger Hülle, dieselben Figuren, die schon zu Athen und zu Rom verlacht wurden. Und dies wird sich steigern, je mehr die Schauspieler selbst die Dramatiker werden. Diese kennen nur Rollen, nicht Charaktere, nur die Bühne, nicht das Leben. Es ist vielleicht nicht zu paradox, wenn wir uns einen reformirenden Dramatiker denken, der in der besten Zeit seiner Entwickelung vom Bühnenhandwerk eben nur die unerläßlichsten Begriffe hat, wie sie jeder gebildete Mensch im Theater sich bald absieht. Ist der Kern des Stückes dramatisch erfaßt, so wird ein vernünftiger Regisseur schon das Seine thun. Wir haben Buchdramen, Bühnenstücke, aber noch immer kein Drama.

Die erdrückende Fülle verschiedenartigster in der Hauptstadt zusammenfließender Culturströmungen hat uns neben dem reichen Segen mannigfaltigsten neuen Bildungsstoffes den Unsegen der Unsicherheit in literarischen Dingen gebracht. Die Fülle verwirrt, man weiß nicht zu wählen, man experimentirt. Man bringt nichts Eigenartiges hervor, sondern ahmt bald dies, bald jenes nach. Was macht nicht alles neben- und nacheinander in Berlin Schule! Oder, um die Sache beim rechten Namen zu nennen: wird Mode! In diesem Worte liegt die größte Gefahr angedeutet, die der Literatur aus einem herrschenden Centrum erwachsen kann.

Der Grund für diese Erscheinung liegt vielleicht in dem Mangel an Bildung, von dem ein großer Theil der Producirenden nicht freigesprochen werden kann. Wer sonst sich in Ehren durch die Welt bringen will, muß seine Sache von Grund aus verstehen und einige andere dazu. Die grünen Literaten aber haben in der Regel nicht viel gelernt, am wenigsten ihr Handwerk. Zu diesem Handwerk gehört nicht nur, daß man das Leben kennt und es darzustellen weiß, sondern auch eine genügende literarische Anschauung, zur Zucht des Geistes, Ausbildung des Formsinnes, und hernach zur Selbstaufsicht. Man muß doch in erster Linie literarisch gebildet sein, wenn man literarisch auftreten will. Tritt Jemand unfertig unter den Bann einer literarischen Strömung, so kann bei der eingerissenen überhastigen Production nur wüste Ungeheuerlichkeit entstehen; je mehr Talent dabei sich ausspricht, um so bedauerlicher. Hier wird noch manch' Einer zu Grunde gehen, um den es Schade ist.

Verwischung der dichterischen Eigenart glauben wir in dem großen realistischen Getriebe wahrzunehmen. Die Schule scheint mehr doctrinär als productiv — was schon bei den Romantikern beobachtet werden konnte. Aus diesem lehrhaften Zuge, der in Deutschland stets sehr bald in Pedanterie umschlägt, kann man sich vielleicht auch die absichtliche Vernachlässigung der Forderungen des Stils und der Composition, der inneren Form, erklären. Während im gewöhnlichen Leben jeder, der etwas zu erzählen hat, unbewußt oder bewußt mit künstlerischen Mitteln auf Spannung und Auflösung hinarbeitet, stellen sich sogar gebildete Dichter der neuen Schule solchen Bemühungen feindlich gegenüber. Man giebt nicht mehr Novellen, sondern Materialien zu Novellen, eben weil man sich mit treuer Erfassung und Wiedergabe der Vorgänge begnügt und die Kunst als solche dabei auf sich beruhen läßt. Auch Romane, d. h. kunstgemäß aufgebaute Werke, welche bei bedeutendem Inhalte auch das jedem gebildeten Menschen innewohnende Verlangen nach gesetzmäßiger Anordnung der Theile befriedigen, werden immer seltener: was unter der Marke „Roman" ausgegeben wird, ist meist ausgesponnene Novelle oder gar nur in die Breite gezogene Erzählung, oft sogar nur eine ungeordnete Sammlung von Abfällen und Ausfällen.

Die Novelle steht in Blüthe. Vielleicht, da man in neuerer Zeit, auf Anregung von Frankreich hin, die Poesie anfängt nicht nur eine Wissenschaft zu nennen, sondern sie auch als eine solche zu handhaben, kann der novellistische Zug der Epoche in Verbindung gebracht werden mit dem durch die gegenwärtige Wissenschaft gehenden Zuge zur Einzelforschung. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß wir damit in die Epoche der kleineren Geister eingetreten sind. Dieser Hang in's Specielle, in's Einzelproblem läuft den Tendenzen unserer klassischen Zeit geradezu zuwider. Aber er hilft vielleicht einem späteren Genie die Arbeit erleichtern, indem er in beschränkten Kreisen eine sichere Ausbildung ermöglicht. Eine nie fehlgreifende Technik, mag sie auch in Routine ausarten, ist immer mehr werth als die ungeordnete Kraft, die mit all' ihrem Reichthum nichts anzufangen weiß.

Seit Goethe's Tode hat das deutsche Leben so tiefgreifende Veränderungen erfahren, daß der neue Inhalt vielfach in die alten Formen nicht mehr passen will. Und sicher wirkt das umgebende Leben auf die Formen der Phantasie. Zugleich aber werden die Dichter in ihrem Schaffen durch die feststehenden literarischen Typen beeinflußt. Diese Typen stellen das allgemein Menschliche in einer zeitlich begrenzten Erscheinung dar. Werden die Zeiten andere, so werden auch die Typen eine Umgestaltung erfahren. Man findet in modernen Romanen öfter noch den Typus der „problematischen Natur", d. h. eines Menschen, der mit titanenhaftem Wollen ein kaum nennenswerthes Vollbringen vereinigt, der nach gewaltigem Anlauf einen lächerlich kleinen Sprung thut, in keiner Lage Genüge findet und schließlich mit dem ungeheuren Wollen in der Brust recht eigentlich an sich selbst zu Grunde geht. Dieser Typus, ein Erbe der romantischen Epoche, zuerst den romantischen Künstler bezeichnend, konnte sich in einer Zeit entwickeln, die bei jämmerlichem oder nichtswürdigem äußeren Geschehen das selbstherrliche Gemüth des Individuums einseitig betonte und es der umgebenden Welt feindlich gegenüberstellte, das Ich dem Nicht-Ich. In unserer Zeit ist die „problematische Natur" nicht mehr tragisch, weil man sie verachtet; denn wer heutzutage nicht das Seinige thut, wird bei Seite geschoben und geht zu Grunde. Weltschmerz ist in unseren Tagen ein Anachronismus: Ungeheueres soll geschafft werden, und jeder Mensch hat wieder seinen Zweck auf der Welt. Die Culturarbeit, die den Händen der schönen Geister entglitten war, hat für uns der Staat in die Hand genommen: und das muß auf die Poesie zurückwirken. Der Typus der Romanhelden wird sicher eine bedeutende Umgestaltung erfahren; schon sind in der Dichtung die literarischen Charaktere durch die politischen abgelöst. Ob indessen der Romancharakter der Zukunft der Officier oder der socialdemokratische Abgeordnete sein wird, diese Frage sei hier nur scherzhalber aufgeworfen. Denn Tendenzpoesie haben wir hier nicht im Auge. Es sei nur daran erinnert, daß die Linie von Wilhelm Meister zu Anton Wohlfahrt in derselben Richtung geht wie die Entwickelung des deutschen Volkes; und man erlaube den Satz, daß ein überragendes Genie seiner Zeit diese Linie weiter führen wird über Sedan und die neue Culturarbeit seit 1870. Der Typus wird vielleicht, was er auf allgemein menschlicher Seite verliert, nach der Richtung des specifisch deutschen Elementes hin gewinnen. Es muß sich einmal das nach allen Seiten mächtig, weil mit gutem Grunde erstarkte deutsche Selbstbewußtsein als Typus in der Poesie niederschlagen. Das Wann kann Niemand wissen.

Vielleicht bleibt auch die öffentliche Rede des Parlamentes nicht ohne Rückwirkung auf den deutschen Stil. Sie kann ihn beleben, vermannigfachen und charakteristisch färben. Sie kann bewirken, daß er an kunstvoller Abgemessenheit ver-

Digitized by Google

liert, an lebendiger Ursprünglichkeit gewinnt. Sie kann die Melodie des Satzes unmerklich verändern, ebenso wie den Rhythmus. Bei der ungemeinen Mannigfaltigkeit syntaktischer Möglichkeiten für den Ausdruck einer Gedankenreihe, wie sie die deutsche Sprache dem, der sie beherrscht, mühelos an die Hand gibt, ist eine reiche Entwickelung stilistischer Individuen ermöglicht, und die Gefahr scheint ausgeschlossen, daß die deutsche Sprache allgemein rhetorisch ausarten werde, wie etwa die französische. Wir stehen jetzt erst am Anfang der gebildeten und charakteristischen öffentlichen deutschen Rede und können eine reiche Entwickelung erwarten. Hoffentlich streifen wir auf geistigem Gebiete auch bald den uns von der Epoche der Theorieen her noch so zäh anhaftenden pedantischen Zug ab, den wir auf praktischem Gebiete schon los geworden sind: dann bricht vielleicht die Blüthe der neuen Dichtung auf. Wir konnten bisher nur das Zucken der Knospe betrachten, gewinnen daraus aber freudige Zuversicht.

---

## Eine neue Systemdichtung.

Von Max Schneidewin.

Das Buch von Karl Mühlenhardt (Jena, Dabis) mit dem wenig significanten Titel „Zwanzig philosophische Lehrsätze" zog doch meine besondere Aufmerksamkeit auf sich durch die Ueberschrift des Schlußcapitels, welche lautet: „Ueber das Institut der Heilande und Jesum von Nazareth als der Erde Heiland." Ist man es von gläubiger Seite her gewöhnt, stillschweigend oder mit schlechten Begründungen die Erde als die Welt, die Menschheit als die einzige vernünftige Bevölkerung im Weltall behandelt zu sehen oder andererseits die Wahrscheinlichkeit noch anderer vernünftiger Bewohner der ungezählten Weltkörper eingeräumt zu bekommen, daneben aber eine angebliche Gleichgültigkeit dieses in der That das christliche Dogma geradezu in's Herz stoßenden Punktes behauptet zu finden, so zeigt diese Ueberschrift offenbar eine ebenso sachlich begründete, wie im Verhältniß zu dem Herkömmlichen paradoxe Einordnung der Erde als eines Specialfalles unter eine kosmische Allgemeinheit und damit einen seltenen großen und freien Blick des Verfassers, der mich dazu bewog, das ziemlich umfangreiche Buch einer näheren Kenntnißnahme zu unterwerfen.

Für eine durchgreifende geistige Freiheit des Verfassers sprach zunächst nicht gerade das vielfach von Theologen mannigfachster Färbung in Anspruch genommene Bibelwort Joh. 8, 32 als Titelmotto und die Widmung an „alle die Wahrheit aufrichtig Suchenden", welche doch so etwas von dem an sich hat, was Hegel „Narrenthum auf eigene Faust" nannte, sofern sie stillschweigend eine gewisse Grenze zwischen dem hier Dargebotenen und der normalen menschlichen Wissenschaft zieht. Auch sonst zeigt das Buch eine gewisse theologische Befangenheit: heilige Schrift und Kirchenlehre werden wohl als maßgebend für die Resultate der Untersuchung behandelt (S. 186. 217. 377), Philosophie und Christenthum als inhaltlich identisch angenommen (S. 409), die höchste religiöse Einsicht gegenwärtiger Denker als ein schwaches Bemühen im Verhältniß zu der eines Paulus hingestellt (S. 422, vgl. 396), die Uebereinstimmung zwischen selbständig gefundenen Philosophemen mit dem Mysterium der Dreieinigkeit etwa in Hegel'scher Weise herzustellen gesucht (S. 263). Indessen zeigt der Verfasser doch auch wieder eine bemerkenswerthe Unabhängigkeit gegen die Anschauungen der christlichen Volksmetaphysik: so erscheint ihm der Eingang aus dem irdischen Leben zur Vollkommenheit durch den bloßen Tod bei den noch eben bestehenden Mängeln des irdischen Lebens eine Unmöglichkeit (S. 236), so hat er in Beziehung auf Gebet (S. 188), auf kirchliche Trauung im Verhältniß zum Wesen der Ehe (S. 301), auf Erbsünde (S. 322, Anm.), auf ewige Höllenstrafen durchaus heterodoxe Ansichten. In Summa allerdings scheint der Verfasser trotz mannigfacher Berührungen mit philosophischen Systemen und trotzdem er die Theologen sich gegenüberstellt, wesentlich durch eine theologische Bildung hindurchgegangen zu sein. Die orthographische Absonderlichkeit, daß er die Personalpronomina, wo sie sich auf Personen (nicht Sachen) beziehen, groß schreibt (sogar einmal „ER" von Gott), die überwiegende Bezeichnung Gottes als des Herrn, welche durchaus nach Offenbarungsgläubigkeit und nicht nach Vernunftbetrachtung klingt, ein gewisser Predigtton, welcher (namentlich in vielfachen, ganz befremdlichen Fragen mit „wohl") an das Gemüth des Lesers appellirt, endlich ein starker Dogmatismus, welcher ein bloßes, vom Standpunkte vernünftigen menschlichen Ermessens bestehendes εὔλογον als etwas ganz Unzweifelhaftes verkündet, — das sind störende Momente für die Lectüre eines Buches, welches doch als ein philosophisches auftritt und somit den Anspruch auf männliche Straffheit des Denkens erweckt.

Nichtsdestoweniger möchte ich dem Verfasser das Zeugniß eines freien und weiten Blickes, ja auch originellen philosophischen Tiefsinnes nicht versagen und möchte seinem Buche den Charakter eines werthvollen Fermentes für die Durcharbeitung gerade der tiefsten und wichtigsten philosophischen Probleme zusprechen.

Zunächst ist er von der Erwägung der großen Frage nach dem Zwecke der Schöpfung ganz durchdrungen. Die Welt ist nach ihm angelegt auf die in einem unvermeidlichen langen Entwickelungsgange herauszubildende, möglichst große Zahl vollkommener und seliger Geister, welche die göttliche Schöpfungsthätigkeit durch ihre subjective Aufnahme in ihre Erkenntniß erst vollenden und als den Kosmos von unerschöpflicher Schöne widerspiegeln (siehe z. B. S. 190. 258. 336). Wie das Willensleben solcher Geister freilich eine ungetrübte und unvergängliche Seligkeit zulassen soll, darüber hat sich der Verfasser nicht genügend mit Schopenhauer's und E. v. Hartmann's (siehe besonders auch „Philosophische Fragen der Gegenwart" S. 81 f.) Ableitung einer stets überwiegenden Unlust aus der Natur des sich bejahenden Willens auseinandergesetzt. Der Erfahrung zuwider besitzt ihm nicht der Wille den Primat im Selbstbewußtsein, sondern die sinnliche Erkenntniß durch das Organ der Augen (z. B. S. 113. 120), und in dem, was primäre Thätigkeit eines Wesens ist, muß nach ihm der Zweck der Existenz desselben liegen... Die „selige Anschauung Gottes" der Theosophen, ja auch des Katechismus, als das Endziel der geschaffenen Geister, wird nach ihm nie, auch nicht im Zustande der Vollendung, über das Erfassen Gottes in seiner Schöpfungsthätigkeit hinausdringen zu einem Erfassen der Substanz des göttlichen Ich's selber... Schon jetzt hat sich der Zustand der Menschheit auf Erden soweit emporgerungen, daß sich die Vollendung der grundlegenden Thätigkeit Gottes im menschlichen Erkennen, ohne welches dieselbe halb und eines Complementes bedürftig sein würde, zu einem ausreichenden und hohen Lebenszwecke gestaltet (S. 171). In allen diesen Betrachtungen des Verfassers scheint mir ein löblicher Aufschwung des Gedankens, aber ein Resultat von einseitigem Intellectualismus vorzuliegen, von der Frage nach der Möglichkeit einer abschließenden Verwirklichung jenes Weltzweckes hier noch abgesehen.

Hat der Verfasser nun so die Frage nach dem Weltzwecke fortwährend im Auge, so vertieft er sich andererseits in die Frage, weshalb denn der Weltzweck nicht schon längst erreicht ist, sondern statt dessen in jedem Augenblicke eine endlose Menge von Zuständen besteht, die, an jenem Endzwecke bemessen, als unvollkommen erscheinen müssen. Es ist merkwürdig, daß hier der Verfasser auf den Gedanken einer ursprünglichen Sündhaftigkeit im Schöpfer verfällt, der zu Folge auch dieser erst Aeonen hindurch in natürlichem Egoismus befangen gewesen ist (S. 403 f.), deren Gegenbild das ursprüngliche Chaos ist (S. 405) und deren Residuum in den kosmischen Staubmassen zu erblicken wäre (ebendaselbst). Seit Jacob Böhme ist die Philosophie noch nicht energischer auf das Problem vom Ursprunge des Uebels verfallen, als in Schopenhauer, E. v. Hartmann und nun auch K. Mühlenhardt.*) Wie die Bekämpfung

*) Bei der Zusammenstellung dieser Denker wird nur Rücksicht auf Lehrmeinungen genommen und von der beiden ersteren außerordentlichen schriftstellerischen Ueberlegenheit hier abgesehen.

Digitized by Google

des Uebels auf der Oberfläche des Daseins (und die Verbesserung der Lebensbedingungen durch die Dazwischenkunft menschlicher Thätigkeit) der eigentlichste Charakter unseres rastlos ringenden Jahrhunderts ist, so erscheint denn auch eine verfeinerte Empfindung für das Uebel in seiner ungeheueren Ausdehnung und Tiefe und das Bedürfniß, dessen Existenz aus den Weltprincipien zu begreifen, als die eigentlichste Triebkraft der philosophischen Theorie jener drei Denker. Und gemeinschaftlich ist es diesen also, bis in die Qualität des Weltgrundes die Wurzeln des Uebels zu versenken, mit anderen Worten, den allweisen und allgütigen und zugleich allmächtigen Schöpfer zu verlassen, um endlich einmal den Thatbestand der Erfahrung mit den Principien zu reimen. Bei dieser Gleichartigkeit der Grundhypothese gehen doch Schopenhauer und Hartmann einerseits und Mühlenhardt andererseits den umgekehrten Weg. Nach Schopenhauer muß die blinde Bejahung des blinden Willens in ihrem Resultate nothwendig vom Uebel sein. Hartmann hat auf der anderen Seite für die Vernunft in der Welt so viel Sinn und Blick, daß er das von ihm gleichfalls mit aller Energie bekannte Dogma, daß keine Welt besser sei als diese (und jede mögliche) Welt, durch das andere Dogma von der Bestmöglichkeit der Welt ergänzt und als die Erklärung jener beiden Wahrheiten den Gedanken aufstellt, daß die Vernunft im Absoluten sich erst nach (aber auch unmittelbar nach) der dem bloßen blinden Willen im Absoluten zufallenden Selbstbejahung zu bethätigen angefangen habe, und bis zur Rückgängigmachung des Urübels, des Hinaustretens des Willens aus der Potenz in den Actus, sich alldurchdringend zu bethätigen nicht aufhöre. Die Schopenhauer'sche Anwendung des Begriffes der Sünde auf die Initiative des Willens weist er freilich, als eine fälschliche Uebertragung aus der Sphäre der individuellen Existenz auf das Absolute zurück (Phänomenol. d. s. B., S. 188). Beide aber finden das Urübel in dem Verlassen eines vorweltlichen besseren, tadellosen Zustandes, der in sich beschlossenen Ruhe des Absoluten in seiner Systole (Parerga II, S. 162) zu Gunsten seiner Diastole in der Welt. Gerade umgekehrt stellt sich Mühlenhardt. Da ihm die Materie so unentstanden und ewig wie Gott ist, so ist ihm der chaotische Zustand der Materie vor der Schöpfung ein Bild und Symptom der Verödung und Unbefriedigung des noch in sich selbst befangenen Absoluten vor dem „Es werde Licht". Mit der Initiative zur Weltsetzung beginnt bei ihm dann die Anbahnung eines positiven weltzuständlichen Zieles von sehr langsamer Entwickelung, aber einst ewiger Dauer. Die Differenz unter den Denkern hängt rein speculativ davon ab, ob „das Chaos" schon mit zur Bejahung des aus der Potentialität heraustretenden Willens oder zum vorzeitlichen Wesen des Absoluten gerechnet wird, psychologisch aber davon, ob die Gemüthsanlage (wie das bei Schopenhauer zu verneinen, bei Mühlenhardt zu bejahen ist) an einem Zustande der Individuation Gefallen und Befriedigung findet, und ob (wie das bei Hartmann zu verneinen, bei Mühlenhardt wieder zu bejahen ist) die Herstellung und die dauernde Erhaltung eines glückseligen Zustandes individueller Wesen möglich erscheint. Der Einspruch der Wirklichkeit gegen die beiden Antipoden Hartmann und Mühlenhardt scheint mir darin zu bestehen, daß unendlich viel mehr vielerlei geschieht, als es zur Realisirung sowohl des Hartmann'schen negativen, wie des Mühlenhardt'schen positiven Endzweckes nöthig sein würde, daß insbesondere die menschlichen Thätigkeiten ja ganz andere mannigfache, concrete Zwecke verfolgen, als die Hartmann'sche Bewußtseinssteigerung und die Mühlenhardt'sche „anschauende Ergänzung der Schöpfungsthätigkeit Gottes".

Wenn in der letzten Zeit schon mehrfach Symptome hervorgetreten waren, insbesondere E. v. Hartmann's großartige Teleologie, daß eine Rückkehr von der rein mechanistischen Anschauung der modernen Naturwissenschaft sich einleitete zu der Anerkennung von Zweckursachen, welche ihrerseits den Eintritt wirkender Ursachen ideell bestimmten, so ist auch Mühlenhardt's Buch ein weiteres Symptom für diesen Umschwung. Denn teleologisch sucht er die Grundzüge der Welteinrichtung abzuleiten aus dem letzten Zweck, dem diese dienen soll: zunächst die Nothwendigkeit von Werden und Entwickelung daraus, daß das Seiende noch nicht ist wie es sein soll (S. 218 f. 401); sodann die Nothwendigkeit von Organismen (S. 225), des Beginnes der Individuation von den denkbar niedrigsten Stufen aus (S. 229), des Kampfes um's Dasein (S. 245); aber noch weiter rückwärts die Nothwendigkeit einer Kosmogonie aus einer um ihre Achse rotirenden Gasmasse von sphäroidischer Gestalt und sehr hoher Temperatur (S. 253 ff.), der späteren Entstehung des Wassers (S. 344), der noch späteren eines Pflanzenreiches auf den Weltkörpern (S. 79). Dies Alles ist nicht nur geworden, weil rückwärts die darauf hinführenden Bedingungen so lagen, sondern weil ein in äußerster Ferne liegendes Ziel dazu zog, sonst würde die Constellation der Bedingungen eine zufällige, unbegreifliche sein. Gewiß ist nirgends der Speculation eine größere Vorsicht geboten, als in der Aufstellung von Zweckursachen, und nie ist dann auf der anderen Seite die restlose Erklärung der Erscheinungen aus den wirkenden Ursachen außer Acht zu lassen, aber für die Anlegung eines teleologischen Maßstabes überhaupt an die Welt bleibt immer absolut überzeugend das uralte griechische Argument, daß aus der beliebigen Durcheinanderschüttelung der Buchstaben nie eine Komödie oder Tragödie hervorgehen wird, daß soviel Sinn und Ordnung, wie unzweifelhaft in der Welt sichtbar wird, undenkbar ist ohne ein ursprüngliches Princip voll Sinn und Ordnung.

Der Verfasser macht freilich dem Kritiker ein Lob seiner Teleologie sehr schwer dadurch, daß er als philosophische Lehrsätze über den Endzustand, dessen Idee eben rückwärts den Charakter der Schöpfung regeln soll, Gedanken darbietet, welche nicht anders als Phantasmen zu nennen sind. Der Verfasser rechnet aus (S. 398), daß auf Erden für 450 Milliarden seliger Geister Raum sein wird, er folgert aus seinen Principien, daß diese sich einen androgynen Körper gebildet haben werden (S. 379), daß wir keiner Kleidung und Wohnung mehr benöthigt sind, sondern nackt einherwandeln werden, wie die Antiken in unseren Kunsthallen (S. 385 Anm.); und bei diesem „Einherwandeln" soll doch das vollendete Leben unzeitlich sein (S. 401), weil die Zeit nur die Form der Entwickelung, nicht der Vollendung sei. Von gleicher Phantastik ist auch das eventuelle Wandern der Geister von einem Weltkörper zum anderen (S. 382), ganz besonders aber (S. 241) die „gleich nach dem Tode" eintretende Erneuerung des Wesens im Sinne seines geheimsten wahrhaftigsten Willens und das Sichzudrängen der also modificirten Seelen zum Wiedereintritt in die organisirte Existenz durch Beseelung einer ihnen nunmehr angemessenen, durch die Zeugung mit dem weiblichen Ei in Verbindung tretenden Spermapartikel (S. 288). Dieses Sichdrängen steht ungefähr auf derselben Stufe, wie das Sichdrängen der Seelen im Hades zu der Opfergrube und dem Blute der geschlachteten Opferthiere in der Odyssee. Und daneben soll (S. 394) für diese Wartezeit, für Jahrtausende der Zwischenzeit bis zu einer neuen Incorporation der Seele, ein tiefer, vollkommen traumloser Schlaf für dieselbe bestehen! Der Kern freilich auch von solchen Phantasmen bleibt immerhin eine Lehre, zu welcher der Menschengeist in mannigfachen Zeiten und Zonen ein starkes Hingezogenwerden empfunden hat, die Lehre von der Seelenwanderung (oder, wie Mühlenhardt mit unleugbarer Verbesserung, S. 235, sagt: Seelenwandelung).

Doch nun zum Eingange zurückkehrend, muß ich dem von den meisten Lesern vielleicht vorwiegend als wunderlich empfundenen Buche in der That, in Bestätigung meines ersten Eindruckes, ein großes Verdienst nachrühmen, nämlich, daß es die an der Construction philosophischer Systeme rühmliche Ausnahme macht, das astronomische Weltbild als Object der Untersuchung zu Grunde zu legen und nie aus den Augen zu verlieren. Es ist geradezu unbegreiflich, wie wenig die nachcopernicanischen Philosophen auf die ungeheuere Umwandelung Rücksicht nehmen, welche durch die Entthronung der Erde und die Aufschließung des unermeßlichen Weltalls das „Weltbild", d. h. der erste große Gesammteindruck der Erfahrung, welcher der Ausgangspunkt der Philosophie sein muß, davon-

Digitized by Google

getragen hat. Selbst Kant, der Begründer einer großartigen physikalischen Kosmogonie, zeigt sich im Allgemeinen durchaus nicht von diesem Weltbilde, von der kosmischen Wahrheit, inhaltlich deren die Erde ein Planet unter den (nunmehr wenigstens) Hunderten von Planeten einer Sonne unter Millionen von Sonnen und nicht etwas ganz einziges im Weltall ist, durchdrungen und hat in dieser Beziehung nur das Verdienst, gleichwie Schiller in dem bekannten Epigramme „Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen" dem umgekehrten Extrem, der Mißachtung des Menschlichen um der Winzigkeit des menschlichen Wohnortes willen, kräftig entgegengetreten zu sein, mit der Betonung der inneren „Unendlichkeit" der Persönlichkeit gegenüber der äußeren der Welt von Sonnensystemen über Sonnensystemen (Kritik der praktischen Vernunft S. 289). Schopenhauer ist so geocentrisch in seinem Philosophiren, daß er die kosmische Wahrheit nur gelegentlich stilistisch verwerthet, wie am Schlusse des ersten und am Anfange des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung", ohne ihr sachlich irgend welchen Einfluß auf sein Denken einzuräumen, und daß er Kant mit Unrecht verspottet (die beiden Grundprobleme der Ethik, S. 132), er möchte wohl an die lieben Engelein gedacht haben, wenn er an das Princip der Moral die Anforderung stellt, daß es für alle vernünftigen Wesen passend sein müßte: während Kant hier wenigstens einmal stillschweigend an die Bewohner anderer Weltkörper gedacht hatte. Hegel's Philosophie ist gleichfalls so geocentrisch, daß er das Absolute aus seinem Ansichsein durch sein Außersichsein hindurch in seinem Fürsichsein in der menschlichen Kunst, Religion und Philosophie zu einem absoluten Abschlusse gelangt sein läßt; und wenn er auch die bloße äußere Unendlichkeit mit Recht eine „schlechte" Unendlichkeit nennt, so mußte er sich doch sagen, daß in dieser schlechten Unendlichkeit unzählige Male die Gelegenheit zu eben solchen oder vielleicht noch ganz anderen Entwickelungen des Absoluten gesetzt sei. E. v. Hartmann macht sich zwar selber in seinem hochoriginellen Werke „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" (S. 62) den Vorwurf des Geocentrismus seines Systemes, hat sich aber in allen späteren großartigen Beigaben zu seinem Systeme doch nicht über den Geocentrismus erhoben, sondern macht das Schicksal des Absoluten von der Entwickelung des Bewußtseins auf der Erde abhängig; die schwache problematische Rücksichtnahme auf andere kosmische Schauplätze des geistigen Lebens, welche er ebendaselbst S. 295 nimmt, muß im Verhältniß zum Thatbestande und der Wichtigkeit der Sache ganz ungenügend erscheinen. Es sei genug der Beispiele; im Grunde sind sie so alle.

Der gestirnte Himmel überkommt mich jedesmal mit absoluter Ueberwältigung als ein tausendfacher unwiderleglicher Zeuge gegen alle philosophischen Systeme; nur mit einem Gefühle von Pein kann ich ihrer unter dem nächtlichen Sternenhimmel gedenken, wenn mir so viel bewundernswürdiger Aufwand an Geist entgegentritt, der doch eine Hauptsache vergißt, das Verhältniß der Erde und der Menschheit zu den Tausenden von Körpern da oben und ihren Bewohnern in ein vernünftiges Licht zu stellen. Es gibt subjective Gewißheitsgefühle von solcher Macht, daß es unmöglich ist, mit Gegengründen dagegen aufzukommen oder durch noch so großartige anderweitige Aufstellungen die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken. Eine solche Gewißheit ist es für mich Angesichts des Sternenhimmels und der rein astronomischen Entdeckungen über denselben stets gewesen, daß die Bewohntheit der Erde mit vernünftigen Geschöpfen nur ein Specialfall von unzähligen ähnlichen im Weltall ist. Das dieser Gewißheit zu Grunde liegende Gefühl habe ich nirgends besser in die Gestalt eines klaren und deutlichen Argumentes gebracht gesehen, als in dem Raisonnement Bentley's, welches Mühlenhardt (S. 359) folgendermaßen anführt: „Um ihrer selbst willen können die Millionen Sterne nicht geschaffen sein, denn der Stoff an sich hat kein Leben, keine Empfindung und ist sich seiner Existenz nicht bewußt. Mithin werden sie für vernünftige Wesen auf ihnen selbst oder auf sie umkreisenden Planeten geschaffen sein." Bentley, der große Kritiker der „diplomatischen" Ueberlieferung menschlicher Schriften, hat übrigens den Beweis gegeben, daß man so denken und dabei doch die eben so nahe liegende wie unsinnige Versuchung überwinden kann, die irdische Existenz um ihrer Kleinlichkeit willen zu verachten und sich den Nerv für die Thätigkeit in dem uns angewiesenen kleinen Wirkungskreise abspannen zu lassen. Mühlenhardt nun ist einmal ein Philosoph, der gänzlich davon durchdrungen ist, daß die Vernunft in der Aufgabe, die sie sich auferlegt, den Sinn und Gang der Schöpfung nachzubilden, das gesammte Universum zu berücksichtigen und die Erde nur an ihrem Punkte einer allgemeineren Welttheorie einzuordnen hat. Und wenn auch das Material, welches die irdische unorganische Natur und das physische und geistige Leben auf der Erde bietet, natürlich unendlich viel reicher für uns ist, als das von den anderen Weltkörpern gebotene, und wenn es auch der Ausgangspunkt und die Basis für Analogieschlüsse auf die Verhältnisse anderer Sterne sein muß, so sollte sich doch die philosophische Vernunft nicht fernerhin dagegen verschließen, daß sie sich durch Hineindenken in die Weltvernunft mindestens die erreichbare Wahrscheinlichkeit einer Ansicht über die Stellung der Weltkörper in einem Gesammtplane des Universums zu erringen hat. Mühlenhardt macht jedenfalls einen rühmlichen Anfang mit der Lösung dieser Aufgabe, deren Bewußtsein, wie gesagt, ihn nie verläßt. Mit Recht polemisirt er (S. 351 ff.) gegen die gewöhnliche Ansicht — oder vielmehr gegen die gewöhnliche Anschauungsweise, der eine solche Ansicht nur ungedacht zu Grunde zu liegen pflegt — und auch gegen die ausdrücklichen Verfechter dieser Ansicht, wie Peschel und sogar Helmholtz, daß es „als ein rein zufälliges Zusammentreffen gilt, wenn an irgend einer Stelle der Welt, z. B. jetzt auf unserer Erde, der Geist seine Wohnstatt aufschlagen und seine Thätigkeit entfalten kann," scil. für die Dauer der Welle im Ocean der Erdentwickelung, wo die natürlichen Bedingungen dazu zwischen gewaltsamen Revolutionen der Erdoberfläche und ihrer schließlichen Vereisung günstig genug sind. Mühlenhardt dagegen construirt eine vernunftgemäße Entwickelung des Geistes (mit dem oben ausgesprochenen allgemeinen Endzwecke) eben nicht nur für den Specialfall Erde, sondern überall (siehe besonders z. B. S. 366) für das Genus „Weltkörper" und entzieht damit in meinen Augen die irdische Weltweisheit dem nur zu berechtigten Kopfschütteln der Astronomie. Im Einzelnen hat er etwa folgende hauptsächlichsten Aufstellungen in dieser Beziehung: Es besteht (S. 336) eine Aehnlichkeit zwischen der Erde und den übrigen Weltkörpern, wie sich das aus dem gemeinsamen Ursprunge beider und aus der Einheit des Weltzweckes ergibt, die Weltkörper müssen bewohnt sein, die Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt ist abhängig von dem jedesmaligen Weltkörper (S. 320. 332), deren keiner dem anderen völlig gleich ist (S. 328); das Tempo, in welchem die Weltkörper den Zustand ihrer Bewohnbarkeit erreichen, ist äußerst verschieden (S. 279), und zwar steht es im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Größe (S. 351); sie alle beginnen mit dem Auftreten von Protistenseelen (S. 231), welches später aufhört, wie es denn auf der Erde (S. 333) keine Urzeugung mehr gibt, und erreichen ihr Ziel mit der Herausbildung seliger Geister, die sich endlich einen ihnen entsprechenden Organismus geschaffen haben.

In der Mitte der Zeiten steht für jeden Planeten — sein Heiland, welcher eben dann erscheint, wenn die Menschheit des betreffenden Planeten so weit fortgeschritten ist, ihr höchstes Ideal voll zu begreifen, und dessen Vorbild sie dann mächtiger auf ihrem weiteren Wege zur Vollendung zieht als jede abstracte Lehre und selbst das erste Haupterziehungsmittel der Menschheit, das Leiden (S. 413). Es ist klar, der Verfasser steht eigentlich auf christlichem Boden (hier davon abgesehen, daß er den christlichen Erlöser der sündigen [Erden-]Menschheit durch sein Blut zu einem Vorbilde und Wegbahner der Vollendung abschwächt), konnte nun aber die Stellung der Erde im Weltall nicht mit der absolut centralen und einzigen Stellung der Menschheit im Christenthum in Einklang bringen und übertrug daher die (etwas modificirte) Stellung Christi zur irdischen Menschheit auf eine ganz entsprechend construirte

Digitized by Google

Stellung eines Heilandes zu jeder Planetenbevölkerung. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Mühlenhardt von diesem Punkte aus zu der ganzen Durchführung seiner kosmischen Auffassungsweise gelangt sei, obgleich mir das an sich nicht unwahrscheinlich ist; jedenfalls lag in dem kosmischen Thatbestande überhaupt Grund genug vor, philosophische, auf die innere Seite der Welt im ganzen bezügliche Gedanken von der Einengung durch den Geocentrismus zu befreien. Es scheint nun freilich, als ob das eine handgreiflich willkürliche Dichtung wäre, gleichwie die Uebereinstimmung, welche der Verfasser von S. 413—436, dem Schlusse des Buches, zwischen den Eigenschaften eines Heilandes und eines Heilandlebens und den entsprechenden im Glaubenssysteme vorkommenden Momenten an der Person und dem Leben Jesu von Nazareth a priori construirt — jungfräuliche Geburt, Märtyrerthum, Auferstehung — in Wahrheit doch nur auf der geheimen Verdoppelung der Einen Seite bestehen dürfte. Aber ich muß bei meiner in einer vor 20 Jahren herausgegebenen kleinen Schrift „Die copernicanische Wahrheit und das christliche Dogma" (Reudnitz-Leipzig, Förster) ausgeführten Ueberzeugung bleiben, daß sich keine schwierigere Instanz gegen das christliche Dogma erhebt — weder von der Seite der historischen, noch von der der philosophischen Kritik —, als das copernicanische System oder, noch genauer gesprochen, die kosmische Wahrheit. Sah sich nun Mühlenhardt durch Gründe des Kopfes und des Herzens genöthigt, bei dem Wesentlichen des christlichen Dogmas, der überragenden Bedeutung Christi für die Menschheit, zu verharren, so gab es wirklich keinen besseren Ausweg für ihn dazu, als den er eingeschlagen hat, denn in seiner Auffassung, aber nur in dieser, läßt sich das zwar modificirte, aber noch nicht in seinem wesentlichsten Sinne getroffene Christenthum mit der kosmischen Weltansicht wirklich vereinigen. Was soll man sonst sagen? Ich will mich unter Verweisung auf die eben citirte Schrift kurz fassen. Entweder reflectiren die Bekenner und Apologeten des christlichen Dogmas überhaupt nicht auf den kosmischen Thatbestand der Zahllosigkeit der Weltkörper oder sie suchen ihn als dem christlichen Dogma ganz unschädlich hinzustellen. Im ersteren Falle gehen sie an der großartigsten Thatsache der Welt mit geschlossenen Augen vorüber und können, mögen sie auch sonst bringen was sie wollen, keine Wirkung auf diejenigen ausüben, welchen jene Thatsache überwältigend auf Kopf und Herz gefallen ist. Im zweiten Falle ziehen sie wohl aus der kosmischen Thatsache lebhafte Folgerungen auf die Größe Gottes, des Schöpfers einer solchen Welt, und glauben durch sie den Lobgesang Gottes, wie er aus den Psalmen erklingt, welche vorwiegend Gott als Herrn der Schöpfung zum Gegenstande haben, bestätigend verstärkt, sehen aber nicht ein, daß die Größe Gottes in der Natur weit davon entfernt ist, das christliche Special- und Kerndogma zu sein. Oder sie leugnen die Bewohntheit aller anderen Weltkörper, außer der Erde, mit vernünftigen, andererseits aber erlösungsbedürftigen Wesen, weil ihnen Christus eben der einmalige und einzige Erlöser des einzigen, der Erlösung bedürftigen und fähigen Elementes der Schöpfung, der irdischen Menschheit, ist. Sie sehen dann nicht ein, daß umgekehrt dem unbefangenen Urtheile, das keineswegs etwa Christo aus sittlichen Gründen zu widerstreben braucht, Golgatha die einzige Erlösungsstätte unmöglich sein kann, weil solchem unbefangenen Urtheile die Einzigkeit der Menschheit im unermeßlichen Weltall absolut nicht einzureden ist. Oder sie überlassen Gottes unendlicher Weisheit alle Sorge für die anderen Weltkörper und halten sich an das, was sie für die Erde die in sich feststehenden heilsgeschichtlichen Thatsachen nennen. Als ob auf diese nicht eben durch den kosmischen Thatbestand das ganz gefährliche Licht fiele, unter der über den Haufen geworfenen Voraussetzung der Einzigkeit der irdischen Menschheit entstanden zu sein. Wahrhaftig, ein Dr. Martin Luther lebte noch in einer ganz anderen, engen Welt, zu der sein enges Dogma paßte: der Himmel wölbte sich über der Erde als seinem Mittelpunkte, und Sonne und Sterne umkreisten gehorsam die Erde, wie zum Symbol, daß Gott selbst auf sie herunieder gestiegen sei; unter solcher Voraussetzung konnte freilich gegen das christliche Dogma vernünftiger Weise keine anderweitige menschliche Weltdeutung aufkommen. Aber schon warf die aufgehende Sonne der freilich zunächst nur natürlichen copernicanischen Wahrheit ihre ersten Strahlen auf den Lebensabend Luther's. Dieser konnte keine Ahnung haben von der Festigkeit ihrer Begründung und verrieth durch seine heftige Anfeindung derselben sein höchst richtiges Gefühl dafür, wie gefährlich sie dem christlichen Dogma sein würde, falls sie begründet wäre. Seit aber jene Begründung allgemein als unumstößlich gilt, mußte man freilich zu der Behauptung seine Ausflucht nehmen, daß das copernicanische System zu dem Christenthume in gar keiner Beziehung stehe: wie nimmt sich solche Behauptung aus im Lichte jener ursprünglichen Furcht vor ihm im Falle seiner Wahrheit, so lange man noch seine Unrichtigkeit erhoffen konnte! Mühlenhardt sieht diesen Dingen so kühn in's Auge, wie ich es noch von keinem Theologen je erlebt habe. Seine ganze, durch und durch kosmische Weltanschauung ist davon durchdrungen, daß die Einzigkeit der Menschheit das Gegentheil aller Wahrscheinlichkeit ist: damit muß ihm auch die Einzigkeit Christi im numerischen Sinne dahinfallen. Da ihm aber die Einzigkeit Christi im inneren, sittlichen und religiösen Sinne nach der Art gläubiger Theologen feststeht — mit welchem Rechte gegen die Einwendungen wieder anderweitiger historischer und auch moralischer Kritik, darauf kommt es hier nicht an —, so thut er den einzig vernünftigen Schritt, indem er die „Institution" des Heilandthumes auf die Menschheiten aller Weltkörper ausdehnt. Was er dadurch dem Christus des Dogmas allerdings raubt, das fügt er auf der anderen Seite der Idee eines Christus vollauf wieder hinzu, vor Allem aber schützt er sein kosmisch modificirtes Christenthum nun vor dem allerfurchtbarsten Gegner, dessen sich das geocentrische Christenthum gar nicht erwehren kann. Das Mühlenhardt'sche Christenthum läßt sich unter dem Sternenhimmel, falls es nicht etwa von ganz anderen Seiten bedroht wird, mit der größten Zuversicht glauben, und das ist eine überaus große Rettung für das Christenthum, da sich das geocentrische Christenthum unter dem Sternenhimmel mit allerbestem Willen nicht glauben läßt.

## Feuilleton.

### Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Schluß.)

9.

Meletina Petrowna hatte Recht gehabt, der Staatsanwalt, der Isprawnik, der Gendarmerieoffizier, der Friedensrichter und andere maßgebende Persönlichkeiten des Kreises waren im Hause des Adelsmarschalles versammelt. Sie saßen mit der Gnädigen auf einem bedeckten, blumengeschmückten Balcon neben einem Wein- und Likörflaschen tragenden Tische.

In kurzen Worten erklärte Anfissa Iwanowna den Grund ihres Besuches. Die Gesellschaft ward wie mit einem Zauberschlage still und der Staatsanwalt beeilte sich, sie über die Angelegenheit Asklipiodot's zu beruhigen, indem er ihr sagte, daß Dank der Bescheinigung des Bestohlenen und Dank ihrer liebenswürdigen persönlichen Bemühung die Sache ganz gut vertuscht werden könnte. Die alte Dame wußte vor Entzücken nicht, wie sie sich bedanken sollte. War der Herr Staatsanwalt so freundlich zu ihr, so könnte er ihr, dachte sie da, wohl auch einen Rath in der Krokodilsgeschichte geben, und schnell entschlossen erzählte sie ihm alle Details des sonderbaren Vorkommnisses, die indeß besonders nur den Isprawnik zu interessiren schienen.

„Und Ihre Nichte?" fragte er sie. „Wie geht es ihr?"

„Oh, danke."

„Ist sie noch bei Ihnen in Gratschewka?"

„Ganz gewiß. Wo sollte sie auch hin, da ihr Mann unten in Serbien kämpft?"

Digitized by Google

„Bekommt sie oft von ihm Briefe?"

„Niemals! Begreifen Sie das?"

Abends, nachdem sie eine Tasse Thee genommen, erhob sie sich, um sich von ihren Wirthen zu verabschieden. Aber diese erklärten ihr mit so viel Liebenswürdigkeit, sie zu einer so späten Stunde nicht fort lassen zu wollen, und forderten sie so dringlich auf, die Nacht bei ihnen zu bleiben, daß sie schließlich ihren Bitten nachgab.

„Famos, daß sie sich entschlossen, hier zu schlafen," murmelte der Isprawnik dem Staatsanwalte in's Ohr.

„Besser konnten wir es uns freilich nicht wünschen," gab dieser zurück.

Eine kurze Weile später führten zwei Tarantasse den Isprawnik, den Staatsanwalt und den Gendarmerieoffizier aus dem Hause des Adelsmarschalles.

10.

Am selben Abend beschloß der in pleno versammelte Prudoker „Naturforscherverein" mit Stimmeneinheit, daß die geplanten Operationen gleich mit dem Abend beginnen sollten. Sämmtliche für die Jagd bestimmte Geräthe wurden noch einmal gemustert und in gutem Zustande befunden. Man hatte zwei große, fünf kleine Netze zu besichtigen, Harpunen, Hacken und riesige Schaufeln, um das Krokodil aus dem Netze herauszubekommen. Nach einer langen Debatte über die Anwendung dieser Instrumente und den Operationsplan wurde beschlossen, daß man den Fluß mittelst eines der Netze absperrte, etwas oberhalb von der Stelle, wo sich die Amphibien gezeigt, und daß man mit einem zweiten den Strom von unten auf durchsuchte. Nach langem Hin- und Herreden war der Kriegsplan endgültig entworfen, und ein jedes Mitglied der Gesellschaft hielt seinen Posten zuertheilt.

Znamensky, der die ganze Verhandlung geleitet, war, als Alles schließlich geordnet, zu Tode erschöpft. Ueberhaupt hatte die stürmische Debatte die Kräfte Aller sehr in Anspruch genommen, und so wurde jetzt, allgemein, um sich aufzufrischen und sich Muth anzutrinken, lebhaft nach Branntwein verlangt.

Darüber ließ sich ein angebliches Mitglied eines auswärtigen wissenschaftlichen Vereins in die Versammlung einführen, erklärte, daß er von seiner Gesellschaft abgesandt wäre, sich dem Prudoker Vereine zur Verfügung zu stellen und bat an der Jagd Theil nehmen zu dürfen. Die von diesem liebenswürdigen Schritte mit Recht sich äußerst geschmeichelt fühlende Versammlung erklärte sich gerne zu seiner Aufnahme bereit, bot ihm ein Gläschen Branntwein an und erläuterte ihm den Operationsplan. Er billigte denselben vollkommen, fand jedoch eins an ihm auszusetzen: man hätte den Garten Anfissa Iwanowna's vergessen. Und das wäre bedauerlich, wäre es doch constatirt, daß die Ungeheuer hier gesehen worden. Ein Fehler, den die Versammlung mit Staunen über ihre eigene Kurzsichtigkeit zugab. Und der Fremde erklärte sich alsbald bereit, sich dort als Wache aufstellen zu wollen. Man bedankte sich bei ihm dafür und beeilte sich, ihm eine doppelläufige Flinte anzubieten, aber der schlichte Gelehrte lehnte die Waffe ab, zog aus seiner Tasche ein kleines Instrument, das er an seine Lippen setzte und zog aus ihm einen so schrillen Pfiff, daß die ganze Versammlung buchstäblich eine Weile völlig taub wurde. „Das wird vollkommen ausreichen," fügte er hinzu, „denn es steht fest, daß die Krokodile vor nichts so sehr laufen, als vor einem schrillen Pfiff."

Herr Znamensky, der in den Büchern nichts davon gelesen, schien über diese Neuigkeit höchst erstaunt, beruhigte sich indessen bald, als der fremde Herr ihm versicherte, daß das eine ganz neue Entdeckung wäre.

Alexander Wassiliewitsch Sokoloff, der vor allem Anderen ein praktischer Mann war, nahm sich vor, die Aufgabe, die ihm zugefallen, d. h. die Bewachung des den Fluß absperrenden Netzes, so gut es ging, für seine Tasche zu Nutze zu machen: die von der Gesellschaft die letzten vierzehn Tage angestellten Jagdversuche hatten ihm bewiesen, wie ungeheuer viel Fische der Fluß barg, und diese waren jetzt vor der Fastenzeit ein sehr begehrter Artikel. Er machte daher die umfassendsten Vorbereitungen, von der Jagd zu profitiren, ließ heimlich vier große Tonnen und einen Sack Salz in die Nähe des ihm zugefallenen Postens schaffen und stellte seine Frau, seinen Sohn und zwei Bäuerinnen an zum Schlachten, zum Einsalzen und zum Fortschaffen der Fische.

Mit Anbruch der Nacht zog alles kampfbereit hin nach Gratschewka.

11.

Während sich dies in Prudok zutrug, nahm Pater Gregor, an dem Fenster seines Zimmers sitzend, den Thee mit seinem Sohne ein. Der Greis blickte finster drein, er dachte an den Schritt Anfissa Iwanowna's; er fragte sich, welches Resultat derselbe haben würde, und erwartete jede Minute, den Ueberbringer der ersehnten Nachricht bei sich eintreten zu sehen.

Beim Geräusche eines vor seinem Hause haltenden Wagens beugte er sich zum Fenster hinaus.

„Wer ist es?" fragte er Asklipiodot, der sogleich hinauseilte.

Es war der Isprawnik.

Pater Gregor eilte ihm entgegen, führte ihn in den Salon, nöthigte ihn zum Sitzen und bot ihm ein Glas Thee an, das der Besucher, trotz seiner leicht verlegenen Haltung, mit Vergnügen anzunehmen schien.

„Ich komme," sagte er, „von dem Adelsmarschalle, und ich habe dort Anfissa Iwanowna gesprochen, die sich entschlossen hat, die Nacht über in Nowiki zu bleiben."

Unruhig, wie Pater Gregor war, hielt er die Unterhaltung schlecht im Flusse, der Isprawnik seinerseits spielte mit seiner Uhrkette und schien immer verlegener zu werden. Endlich erklärte er, das Stillschweigen brechend, dem Priester, daß er leider eine recht peinliche Mission bei ihm zu verrichten habe, aber daß, wie er immer noch hoffte, die Sache weiter keine unangenehmen Folgen haben würde. Bei diesen Worten ward Pater Gregor blaß wie ein Todter.

„Was ist denn —" murmelte er zitternd.

„Ist Ihr Sohn zu Hause?"

„Ja."

„Ich möchte ihn sprechen."

„Ueber die zweihundert Rubel?"

„Nein, die Sache ist beigelegt. Der Staatsanwalt hat Anfissa Iwanowna sein feierliches Versprechen gegeben."

„So liegt noch etwas Anderes vor?"

Der Isprawnik schlug seine Beine übereinander, spielte wieder mit seiner Uhr, suchte den Greis zu beruhigen und bat ihn, seinen Sohn zu holen. Und da dieser fort war, wurde der Knecht geschickt, ihn zu rufen. Auf Bitten des armen Vaters, ihm die Wahrheit zu sagen, reichte der Isprawnik ihm statt jeder Antwort ein Papier. Kaum hatte er die ersten Worte desselben gelesen, als ihn zu schwindeln anfing, er fühlte seine Beine unter sich wanken und fiel zur höchsten Bestürzung seines Gastes, der tröstend auf ihn zueilte, in einen Sessel.

„Asklipiodot ist sicher nur ein Werkzeug," meinte der Beamte beruhigend. „Machen Sie sich keine Gedanken."

„Großer Gott, soll ich mir keine Gedanken machen, wenn man einer Gesellschaft auf der Spur zu sein glaubt, die revolutionäre Broschüren verbreitet und wenn man kommt, bei meinem Sohne Haussuchung zu halten — auch Meletina Petrowna wird in dem Schreiben erwähnt!"

„Ja freilich," meinte der Isprawnik lächelnd.

„Und hat die gute alte Dame davon Kenntniß?"

„Keine Ahnung. Daher sind wir erfreut, daß sie in Nowiki geblieben, denn im Augenblicke, wo ich zu Ihnen spreche, hält der Gendarmerieoffizier Haussuchung bei ihr ab."

„Mein Gott, mein Gott, was ist da zu thun?" murmelte Pater Gregor, den Isprawnik und die Zeugen, die er mitgebracht, in das Zimmer seines Sohnes einführend. Dann ließ er sie ihres Amtes walten, kehrte in den Salon zurück und schluchzte dort wie ein Kind.

Man durchsuchte Asklipiodot's Zimmer auf das Genaueste. Man fand in dem Schubkasten eines Tisches in der That einen Stoß von Broschüren nihilistischen Inhaltes; der Isprawnik wandte sich bei dieser Entdeckung nach dem Salon; beim Anblicke des armen schluchzenden Priesters aber machte er eine Geberde des Mitleides und ging zum Hause hinaus. Der Knecht, den man ausgeschickt, Asklipiodot zu suchen, kam ihm im Flur entgegen und sagte ihm, der junge Mann wäre im ganzen Dorfe nicht zu finden. Da stieg der Isprawnik, die Zeugen entlassend, wieder in seinen Tarantaß und hieß den Kutscher ihn zu Anfissa Iwanowna fahren.

Eine ähnliche Scene trug sich inzwischen in Gratschewka zu, mit dem Unterschiede indeß, daß Zotytsch, Domne und Daria Fedorowna, die

Digitized by Google

sich sämmtlich, aus Furcht vor den Krokodilen, in der Wohnstube zusammen zur Ruhe gelegt, sich entschieden weigerten den Gendarmerieoffizier einzulassen. Ihre Herrin war für den Augenblick fort, also hatte er nichts hier zu thun. Doch als er schließlich versicherte, er käme nur zum Einfangen der schrecklichen Amphibien, entschloß man sich, ihm aufzumachen. Seine erste Frage war nach Meletina Petrowna; aber Keiner konnte ihm sagen, wohin sie gegangen.

Er fand in ihrem Zimmer nichts irgendwie Verdächtiges. In ihrer Kommode und in ihrem Schranke fanden sich nur ein altes Kleid und ein Paar abgetragene Schuhe vor. Gleichwohl fand man in einer Ecke des Zimmers einen Haufen Asche, sichtlich verbranntes Papier.

„Ein schlauer Fuchs," meinte der Gendarmerieoffizier, eine Hand voll Asche nehmend. „Man sieht, sie versteht das Geschäft."

In dem Augenblicke traf der Isprawnik ein.

„Nun?" fragte er.

„Sie sehen," meinte der Gendarm, „man bläst darüber, und fort ist es." Und das Wort zur That machend blies er, und die Asche flog fort. Kein Stäubchen blieb ihm mehr in der Hand.

„Nun, ich war glücklicher dafür," lachte der Isprawnik, „ich fand — da — dieses Packet."

„Aber Ihr Vogel — wo ist der?"

„Auch ausgeflogen."

Und alsbald schritt man zur Abfassung des Protocolles, worauf Staatsanwalt und Isprawnik nach Prudok zurückkehrten und die alten Diener des Hauses wieder ihr Lager aufsuchten.

12.

Es ist schwarze Nacht. Erde und Himmel verschwimmen am Horizonte. Schwere graue Wolken schweben in der Luft. Tiefe Stille ringsum.

Nur am Ufer der Gratschewka herrscht Leben. Lodernde Fackeln erhellen mit ihrem rothen Scheine den Lauf des sonst so friedlichen Stromes, um den jetzt gewappnete Männer, bereit, mit Ungeheuern den Kampf aufzunehmen, eine lange Postenkette bilden. Herr Znamensky geht auf und ab und feuert seine Mannschaften an.

Das Netz, das bestimmt ist, den Fluß an der Stelle abzusperren, an der Meletina Petrowna sich vorzugsweise zu baden pflegte, ist in's Wasser gelassen und die fünf an ihm aufgestellten Wächter haben den Befehl erhalten, es hochzuwinden, sobald sie fühlen, daß das Krokodil sich in seine Maschen verwickelt. Der Vorsicht halber erhält ein Bauer den Auftrag, in ihrer Nähe in seinem Kahne zu halten, und wenn nöthig, das gefangene Thier mit seinen Rudern zu bearbeiten. Hier war nach Aller Erachten der strategische Hauptpunkt, wo sich die letzte Scene des Dramas abspielen würde.

Dort hatte sich auch Alexander Wassiliewitsch Sokoloff mit seinen Tonnen und seinem Salzsacke installirt. Seine Aufregung war so groß, daß er nicht ruhig auf der Stelle stehen konnte. Er konnte es nicht abwarten, Herrn Znamensky das Signal der ihm ein so vortreffliches Geschäft verheißenden Jagd geben zu hören.

Die Oberaufsicht über das zweite Netz war dem Feldscheer Niriute anvertraut worden. Nun mußte aber auch noch ebenso wie an die Ueberwachung der Ufer, an denen lange Postenketten aufgestellt waren, an die Cernirung des Sumpfes am Walde zwischen Prudok und Gratschewka gedacht werden, und zu dieser ungewöhnlichen Muth erfordernden Pflicht — auf dem Sumpfe konnte man doch von dem Ungeheuer so leicht gefaßt und verschlungen werden — wies man eine Schaar besonders beherzter Männer, deren Führung Herr Znamensky in eigener Person zusammen mit dem unbekannten Mitgliede der auswärtigen Naturforschergesellschaft übernahm. So war Dank diesen genialen Combinationen an ein Entkommen des Krokodiles gar nicht zu denken.

Herr Znamensky macht noch einmal die Runde und nachdem er sich versichert, daß Jeder an seinem Posten und daß der Geist der Truppen ein ausgezeichneter ist, nimmt er seine Flinte und thut einen Schuß in die Luft. Das Signal zum Anfang.

Ein dumpfes Schauern durchläuft eine Secunde lang die Menge, dann wird Alles wieder still. Außer dem fernen Rascheln der Binsen, die sich unter den Füßen der Jäger auf dem Sumpfe beugen, weit und breit kein Laut.

Plötzlich hallt ein Schreckensschrei durch die Nacht.

„Das Krokodil! Das Krokodil! Hülfe! Hülfe!" zetert eine entsetzte Stimme. „Es hat meinen Fuß geschnappt, es verschlingt ihn!"

„Vorwärts," commandirt das Mitglied der auswärtigen Naturforschergesellschaft, hält mit der Autorität seiner Persönlichkeit seine Mannen von der Flucht zurück und treibt sie nach vorn, als plötzlich, völlig unvorhergesehen, die ganze Postenkette an dem Sumpfe laut zu heulen anfängt: „Hülfe, Hülfe! Die Krokodile! Sie beißen uns die Füße ab! Es ist eine ganze Heerde!"

„Eine ganze Heerde!" klingt es von allen Seiten wieder.

„Vorwärts, vorwärts!" commandirt der Unbekannte weiter; aber umsonst. Keiner hört mehr, die Kette ist gebrochen und seinem Zorne zum Trotze fangen Jene, die von den Krokodilen verschont sind, zu retiriren an.

Vergebens sucht er die Flüchtigen zurückzuhalten, und da alles Mühen umsonst, eilt er nach dem Flusse, um dort Unterstützung zu suchen — da plötzlich sieht er etwas Unförmliches sich erheben, das sich in's Wasser stürzt und ihn vom Kopf zu den Zehen mit Schlamm bespritzt.

„Das Krokodil!" ruft jetzt auch er aus und reinigt sich das Gesicht.

„Wo? Wo?" fragt Herr Znamensky, den die Furcht von seinem Posten getrieben, und der jetzt athemlos herbeieilt.

„Da, da! Und was das Merkwürdigste ist, es schien mir zwei Schwänze zu haben."

„Möglich, möglich," versetzt der würdige Schulmeister wie ein Seehund schnaufend. „Ich habe neulich erst von einer in Japan vorkommenden Fischart gelesen, die sogar drei Schwänze besitzt."

„Da, da — wir haben es," rufen plötzlich die Leute, welche das Netz ziehen. Mit Mühe bringt man es an das Land. Alles stürzt herbei, das Unthier zu sehen, aber statt eines Krokodiles, was sieht man, über und über mit Schmutz und Schlamm bedeckt? — Den unglücklichen Asklipiodot Psychologoff!

Diesen unerwarteten Fang begleitet ein allgemeiner Ruf der Verwunderung. Der Fremde allein bewahrt seine vollkommene Ruhe, er geht auf den jungen Menschen zu und sagt zu ihm: „Ich bin Beamter der Geheimpolizei. Im Namen des Gesetzes: Ich verhafte Sie!" —

Da das Winseln in dem Sumpfe immer noch nicht aufhört, eilen muthiger gewordene Bauern ihren Kameraden jetzt zu Hülfe, man schafft die Verwundeten einen nach dem anderen herbei und constatirt, daß ihre Füße einfach in Wolfsfallen gefangen waren. Krokodile hatten sie also nicht gebissen!

13.

Anfissa Iwanowna kehrte erst den dritten Tag nach den Ereignissen, die wir eben erzählt und die ihr mit allen Einzelheiten von dem Isprawnik, dem Staatsanwalte und dem angeblichen Naturforscher mitgetheilt wurden, nach Hause zurück. Die gute Alte verstand kein Wort von dem Allen und fragte sie voller Verwunderung, wozu sie ihrer Nichte und ihrem Pathen nachgestellt. Die unvermuthete Abreise Meletina Petrowna's schien ihr ebenso unerklärlich wie die Verhaftung des armen Asklipiodot, dem doch, Dank ihrer Verwendung, der Staatsanwalt verziehen.

Zurückgekehrt nach Gratschewka, theilte sie ihre Eindrücke Zotytsch, Domne und Daria Fedorowna mit; aber auch ihre Diener konnten sie in keiner Weise über die außerordentlichen Vorgänge aufklären, sie verstanden dieselben so wenig wie ihre Herrin.

Während sie so mit ihnen sprach, legte sie langsam Ohrringe und Broche ab, die sie eigens zum Besuche beim Adelsmarschalle angethan, und sie beeilte sich, den Schmuck an seine gewohnte Ruhestätte zu bringen — doch wie groß war nicht ihre Bestürzung, als sie gewahrte, daß das Spindchen, in dem ihr Juwelenkasten lag, erbrochen und die Juwelen verschwunden waren.

„Das ist meine Nichte gewesen," rief sie nach einer Weile stummer Verzweiflung aus.

Ihre Umgebung wechselte bestätigende Blicke. „Ja, ja, sie muß es gewesen sein," und Zotytsch erzählte, wie Meletina-Petrowna in Abwesenheit ihrer Tante lange allein in Anfissa Iwanowna's Zimmer gewesen, das sie von innen verriegelt hatte.

Und noch an demselben Tage brachte der Briefträger der alten Gutsherrin folgenden Brief:

Digitized by Google

„Sehr geehrte Anfissa Iwanowna!

Von Umständen gezwungen, Ihr Haus heimlich zu verlassen, bitte ich Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in Folge gewisser Vorkommnisse Sie betrog. Jetzt aber, da ich fern von Ihrem gastlichen Dache bin, kann ich es Ihnen gefahrlos gestehen, daß ich Ihre Nichte nicht bin und daß ich vor meinem Bekanntwerden mit Asklipiodot Psychologoff im Wagen der Eisenbahn so wenig von ihr wie von Ihnen etwas gewußt habe. Von ihm erfuhr ich erst, daß Ihre Nichte Meletina Petrowna verheirathet war, und daß Sie dieselbe seit ihrem ersten Lebensjahre nicht gesehen. Da ergriff mich die Laune, mich für sie auszugeben, obgleich ich eigentlich die Absicht hatte, mich in ein anderes Gouvernement zu begeben, und so kam ich zu Ihnen. Unglücklicherweise fand ich, daß in Ihrer Gegend der Boden kein fruchtbarer für meine Thätigkeit war und daher sah ich mich gezwungen weiterzuwandern. Dazu brauchte ich Geld, und da ich leider in Ihren Fächern keinen einzigen Rubel vorfand, so sah ich mich — Sie werden mir vergeben — genöthigt, Ihre Juwelen mit mir mitzunehmen, deren Verkauf mir im Uebrigen nur die bescheidene Summe von 57 Rubeln einbrachte, die ich sogleich für die Reise ausgab. Geben Sie sich keine Mühe mich verfolgen zu lassen, trösten Sie sich über den Verlust Ihrer Juwelen mit dem Gedanken, daß mit meinem Fortgange auch die Krokodilsplage auf Ihrem Gute vorüber ist."

* * *

Vierzehn Tage später hatte Herr Znamensky sich vor Gericht gegen die Anklage zu verantworten, falsche, die Gemüther beunruhigende Gerüchte in Umlauf gesetzt zu haben. Die Verhandlung hatte eine Menge Leute in das Gerichtszimmer gelockt. Man sah dort Sokoloff, Tschurnussoff, Niriute, Iwan Maximytsch und andere Mitglieder des aufgelösten Naturforschervereins mehr. Bleich, im Fieber an allen Gliedern fliegend, stand der unglückliche Znamensky in der Mitte des Zimmers. Der Richter schrieb langsam seinen Wahrspruch nieder. In der tiefen Stille vernahm man nur das Kratzen seiner Feder. Endlich hörte er auf zu schreiben und ersuchte die Versammlung, sich zum Anhören des Urtheilsspruches zu erheben: Herr Znamensky war für schuldig befunden worden, mit leichtsinnig ausgesprengten Gerüchten die Ruhe der Bevölkerung gefährdet zu haben und wurde dafür zu vierzehn Tagen Haft verurtheilt.

## Aus der Hauptstadt.

### Die Akademische Kunstausstellung.

IV.

Der Charakter des zweiten Saales wird durch die Gruppenausstellungen dreier Künstler bestimmt, die mit ihren Einsendungen besonders freigebig gewesen sind. Der aus dem Lehrkörper der Akademie nach kurzer Wirksamkeit ausgeschiedene Professor Hildebrand bietet Gelegenheit, von dem überaus selten gewordenen monumentalen Stile der Geschichtsmalerei zu sprechen. Luther als Chorknabe und Luther im Kreise seiner Familie gehören zwar in das Gebiet des historischen Genres, aber sie erheben sich hoch über das Niveau des costümirten Familienbildes. Der asketische Kopf des Kurrende singenden Knaben läßt die späteren Züge des Augustinermönches und des Junker Jörg errathen, und der im Kreise seiner zahlreichen Familie zum Chorgesange der Kinder die Laute spielende Reformator bezeichnet das ruhige Ende einer kampf- und erfolgreichen Laufbahn. Jede Figur in den beiden als Pendants gedachten Bildern hat ihre Bedeutung und bringt sie klar und knapp zum Ausdrucke. Die in gerader Linie verlaufende Composition ist lückenlos und vermeidet doch jede Absichtlichkeit in der Gruppirung. Wir haben es eben mit einem bewußt schaffenden Künstler zu thun, der für die malerische Vorstellung treffsicher die geeignete Formensprache zu finden weiß. Dafür spricht der farbenprächtige Entwurf desselben Meisters zu einem Theatervorhange. Die Skizze ist in zu kleinem Maßstabe gehalten, hängt auch zu hoch, um ein endgültiges Urtheil zu gestatten. Jedenfalls schließen sich die symbolischen Gruppen und Einzelfiguren zu einer übersichtlichen Composition zusammen. Stilvoll ist auch das Portrait einer alten Dame, in dem sich Hildebrand mit Rücksicht auf die einfachen Züge des edel geschnittenen Gesichtes an die schlichte Manier der dreißiger und vierziger Jahre, wie sie durch Begas und Magnus vertreten war, angeschlossen hat.

Der Stil ist Paul Meyerheim's Stärke nicht. Es wäre vielleicht vortheilhafter für seinen Ruf gewesen, wenn er uns den erneuten Beweis erspart hätte, daß er so ziemlich Alles malen kann. Eine italienische und eine schweizer Landschaft, zwei Thierstücke, eine Idylle und ein Genrebild, das ist genügend, um sich als vielseitigen Maler, zu viel, um sich als großen Künstler auszuweisen. Schloß Tarasp und die italienische Landstraße malen Andere ebenso gut und besser, der Löwenkopf sowohl, wie die beiden äsenden Rehe leiden an einer gewissen conventionellen Formengebung, die dem Thiertypus kein individuelles Gepräge zu geben weiß, und die als Frühlingssinfonie bezeichnete Idylle ist im Großen und Ganzen eine Geschmacklosigkeit. Amor mit einem Blüthenzweige das Concert der Vögel dirigirend erfreut sich eines so alt begründeten Rufes als Capellmeister, daß wir ihm nur noch auf Tisch- und Saisonkarten zu begegnen pflegen. Die Zusammenstellung des Orchesters aus einem Storche, einer Eule, einem Puthahn und mehreren Enten soll humoristisch sein, läßt aber nicht nur für die Klang-, sondern auch für die Farbenwirkung fürchten. Setzt sich schon in dem unteren Theile des Bildes ein Localton unvermittelt neben den anderen, so herrscht oben in den Zweigen ein buntes Gefiedergewirr, das dem Auge keine Ruhe gönnt. Es bleibt somit als nennenswerther Jahresertrag des künstlerischen Schaffens Meyerheim's das Genrebild Bei den Zigeunern. Ein alter Herr hat mit seiner Tochter, von einem Reitknechte begleitet, einen Spazierritt in den Forst unternommen und ist dabei auf ein Zigeunerlager gestoßen. Der Häuptling, dessen Frau und eine ganze Schaar zerlumpter Kinder drängen sich bettelnd um die Pferde. Im Vordergrunde scheint Alles in Liebe und Freundschaft abzulaufen, der alte Herr zieht sogar das Cigarrenetui aus der Brusttasche, um mit der braunen Standesperson eine Friedenspfeife zu rauchen. Im Hintergrunde geht es weniger friedlich zu. Der Reitknecht holt mächtig mit der Gerte aus, um einem zudringlichen Zigeunerbengel einen Jagdhieb zu versetzen. Dieses weite Ausholen bringt einen Mißklang in die sonst harmonische Stimmung des Bildes. Der prächtige, nur mit einem Paar ausgetretener Schaftstiefel bekleidete Zigeunerjunge, der uns im Vordergrunde seine schönere Seite zeigt, paßt nicht zu seinem sich in Schmerz und Angst zusammenkrümmenden Genossen. Echtes künstlerisches Feingefühl hätte die peinliche Prügelscene fortgelassen oder wenigstens gemildert.

Wir haben in dem Lessingschüler Carl Ludwig von je her einen unserer ersten Terrainmaler bewundert. Wenige verstehen es wie er, große Felsmassen und weite Abdachungen malerisch zu bewältigen. Er hat es unternommen, in vier Hochgebirgslandschaften den Charakter der Jahreszeiten zu fixiren und läßt keine seiner bewährten Eigenschaften vermissen. Für unser norddeutsches Auge sind die Gegensätze von Frühling, Sommer, Herbst und Winter in den Alpen nicht ausgeprägt genug. Uns fehlen Wald und Blumen.

Fast eine ganze Wand links von der Eingangsthür in den dritten Saal hat der Belgier Emile Wauters mit drei großen Bildern eingenommen, die sich als hervorragende Leistungen präsentiren. Der marokkanische Fischerknabe, mit der Angelruthe keck auf einer Mauer reitend, ist eine fein abgetönte Studie in Braun und Gelb. Luft, Mauer und Boden tragen die echt afrikanische Wüstenfarbe, aus der sich der braune Körper des jungen Marokkaners wirksam heraushebt. Die Portraits des Generaladjutanten des Königs der Belgier Baron Goffinet und seiner Gemahlin könnten sich unsere Modemaler zum Muster nehmen. Mit den scheinbar einfachsten Mitteln ist der denkbar größte Erfolg erzielt. Der alte Soldat erinnert in der Behandlung des gelb gehaltenen Hintergrundes und in der Ungesuchtheit der Pose — er steht die Hand mit der goldbordirten Militärmütze auf dem Rücken so ungezwungen als möglich da — an die besten Bildnisse des Velasquez. Seine Gemahlin, als Kniestück im violetten Sammtkleide gemalt, ist ein Bild echter ungekünstelter Vornehmheit. Der etwas starke Schlagschatten der Nase mag durch das volle Licht motivirt sein, wirkt aber gemalt unnatürlich.

Diesem ersten belgischen Bildnißmaler hat die Ausstellung kein Portrait deutscher Provenienz an die Seite zu stellen. Selbst Graf Harrach's vornehmes Herrenportrait, ein blondhaariger und blondbärtiger schlanker Aristokrat, der an einem rothen Vorhange vorüberschreitet, um sich von ihm röthlich überstrahlen zu lassen, leidet an einer Absichtlichkeit des Arrangements, die ihre Wirkung verfehlt. Macht sich schon bei ihm eine gewisse Glätte der Technik bemerkbar, so arbeitet sich Carl Gussow zu unserem lebhaften Bedauern von Jahr zu Jahr mehr in eine Lackirtheit hinein, die all' seine robusten Eigenschaften verwischt. Das moderne Frauenbrustbild ist es, an dem er krankt. Es hat so erschlaffend auf ihn gewirkt, daß er sich selbst mit einem Charakterkopfe, wie mit dem des Reichstagsarchitekten Paul Wallot nur noch eben so abfindet. Ueber die verkünstelten, überraffinirten Frauengestalten Nathanael Sichel's, dessen Phantasie ebenso wirr und haltlos ist, wie seine Technik, und sich zwischen Asien und Afrika herumtreibt, ohne eine glaubhafte Yum-Yum oder Fatme zu Stande zu bringen, haben wir kein Wort zu verlieren. Da sind die Bizarrereien Bruno Pinkow's noch immer erträglicher. Der junge Maler erregte im vergangenen Jahre durch das Bildniß eines Diplomaten Aufsehen, der mit seinem blassen, von schwarzem Barte umrahmten Gesicht an den Mann im Monde erinnerte. Heuer hat es ihm Rembrandt angethan, dessen Technik er nicht ohne Geschick in das Moderne übersetzt. Sein blonder junger Mann im braunen Sammtjaquet ist eine ganz annehmbare Leistung, der wir sogar das etwas kräftig hingesetzte Glanzlicht auf der Nase verzeihen.

Fast die ganze eine Halbwand neben der Thüre wird durch eine riesige Marine Carl Saltzmann's eingenommen. Das Bild hat die Ehre gehabt, von Sr. Majestät dem Kaiser bei einem ersten Besuche der Ausstellung angekauft zu werden. Ob das Wasser im Stillen Oceane so blau und in der Bewegung erstarrt aussieht, entzieht sich unserer Beurtheilung. Das in die Tiefe des Bildes hineinsegelnde Schiff ist jedenfalls vorzüglich gemalt und die Luftstimmung wie die Wolkenbildung läßt nichts zu wünschen übrig.

Unter den Landschaften dieses Saales ist noch ein Winterabend aus der Umgegend Petersburgs von Julius von Klever erwähnenswerth. Das Bildchen, fast Grau in Grau mit wenigen lichtgrünen Zwischentönen gemalt, ist von subtilster Ausführung, wie wir sie bei dem Maler des Waldes in roth glühender Abendbeleuchtung garnicht gewohnt sind. G. M.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von **Gustav Fock** in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur

**Kritik der Doppelwährung.**

Von

**Dr. Alexander Ellmann.**

Preis: 80 ₰.

Eine objektive, die neuesten litterarischen Erscheinungen sorgfältig berücksichtigende Darlegung der Gründe für und wider Doppelwährung und Goldwährung.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

---

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

---

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

---

Nordische

**Ausstellung in Kopenhagen**

**für Industrie, Ackerbau und Kunst.**

**Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.**

**Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.**

Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Wamdrup (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (12 Stunden).

**Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.**

Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein officielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Aufschlüsse auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Einquartirungsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

---

Verlag von **Robert Lutz,** Stuttgart.

**Sternbanner-Serie:**

**Amerikanische Humoristen und Novellisten.**

**Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.**

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruderheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
" II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
" III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story":** Aldrich, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.
" IV. **Stocktons Kuriose Geschichten.**
" V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

---

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

---

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien:

**Rumänische Volkslieder,**

übersetzt von **W. Rudow.**

1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.30.

**Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,**

Schwester Friedr. d. Gr. **Von ihr selbst geschrieben.**

2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—

**Durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

---

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

**Dr. G. H. Theodor Eimer,**

Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen,

**Die Entstehung der Arten**

auf Grund von

**Vererben erworbener Eigenschaften**

nach den

**Gesetzen organischen Wachsens.**

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

**I. Theil.**

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

---

**Für Schriftsteller.**

Zusendung **guter** spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

**Paul Köhler's Verlag,**

**Berlin N.,** Weißenburger Str. 8.

---

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

**Nachklänge altgermanischen Götterglaubens**

im Leben und Dichten des deutschen Volkes

von

**Dr. Ferd. Hoffmann.**

Octav. 1888. 1 M. 80 Pf.

---

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

**Ein Frauenloos.**

Roman

von

**Julius Grosse.**

16 Bogen 8. eleg. broch. ℳ 3.—

Dieser neueste Roman des beliebten und gernegelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

---

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

**Zimmer-Gymnastik.**

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

**Zweite Auflage.**

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren.

1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

---

**Roman-Manuscripte**

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W. Lützowstr. 97. Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORN... AUG 31 ... Library

№ 33. Berlin, den 18. August 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Zu den Arbeiterunruhen in Paris. Von O. Reck. — Rußlands Wirthschaft in Centralasien. Von Victor Frank. (Fortsetzung statt Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Streit über Friedrich den Großen als Feldherrn. Von Heinrich Friedjung. — Sophie Junghans. Von F. Freudenberg. — Neues zur Bacon-Frage. Von A. Fleischmann-Eldena. — **Feuilleton:** Im Literaturcafé. Von Maximilian Harden. — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. V. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Zu den Arbeiterunruhen in Paris.

Von O. Reck.

Der kürzliche große Strike und die damit verbundenen Unruhen in Paris haben wieder einmal auf die politischen Bestrebungen und den Charakter der französischen Arbeiter ein grelles Licht geworfen. Schlimm, sehr schlimm muß es mit diesen bestellt sein, wenn derartige unberechtigte Forderungen, wie sie noch vor Kurzem in und um Frankreichs Hauptstadt mit allen Mitteln verfochten wurden, dieselben zu Ausschreitungen veranlassen konnten, die den früheren der belgischen Arbeiter wenig oder nichts nachgaben und fast wie das Vorspiel zu einer allgemeinen Arbeitererhebung gegen die „Bourgeoisie“ sich anließen. Auch in Deutschland mag daher manchen ruhigen Bürger nicht geringe Besorgniß bei dem Gedanken erfüllt haben, daß Derartiges ja auch bei uns eines guten Tages geschehen könne, wenn nur einige geschickte und gewissenlose Agitatoren dazu tüchtig aufhetzten. Diese Furcht ist jedoch unbegründet, denn — — nun, ein kurzer Vergleich zwischen dem deutschen und dem französischen Arbeiter mag es beweisen.

Frankreich ist das Land der politischen Freiheit auf dem europäischen Continente, und die Franzosen thun sich darauf bekanntlich nicht wenig zu gute. Diese Freiheit kommt aber naturgemäß dem sogenannten vierten Stande, aus dem sich doch die revolutionären Parteien, mögen sie nun Namen haben, wie sie wollen, fast ausschließlich rekrutiren, am meisten zu Nutze — oder gereicht ihm vielmehr, wie wir sehen werden, hauptsächlich zum Unheile — und vom Staate ungehindert, erfreut er sich besonders in den größeren Städten einer großen Anzahl communistischer, anarchistischer und sonstiger Vereine und Comités, von denen gerade in der letzten Zeit der revolutionäre Centralausschuß in Paris eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Alle diese Vereine nun predigen tagtäglich laut und offen die sociale Revolution und bemühen sich, dem Arbeiter, um ihn ihren Bestrebungen geneigt zu machen, die Freude an seinem Heim, an seinem ehrlich erworbenen Verdienste, an jedem Stück Brot, das er stillzufrieden im Kreise seiner Familie genießen will, zu verderben, indem sie ihm die Paläste der Fabrikanten zeigen und ihm wieder und wieder zurufen: „Sieh, dort wohnen die Reichen, die Dich aussaugen. Fasse Muth, sie zu bekämpfen und Dich ihrer Schätze zu bemächtigen!“ Und das in öffentlichen Versammlungen, unter den Augen der Regierung, und in einer wohlorganisirten Hetzpresse, deren unseligem Einflusse sich nur Wenige entziehen können!

Wie ganz anders, wie viel besser ist da bei uns, im Deutschen Reiche, der Arbeitsmann daran, der sich die Zufriedenheit an seinem bescheidenen Loose bewahren will? Wie leicht im Vergleiche zu jenem kann er sich der Gefahr entziehen, unwillkürlich Ideen in sich aufzunehmen, die ihm seine Lebensfreude vergällen? Er kommt nicht in Versuchung, Versammlungen zu besuchen, in denen er sein Loos immer wieder als ein elendes, menschenunwürdiges dargestellt hören muß, so daß er es zuletzt selbst unerträglich findet. Zwar wird auch in deutschen Arbeiterkreisen und in vielen ihrer Vereine heimlich den verderblichen, gegenüber denen des französischen Anarchismus allerdings fast noch harmlosen Principien des Socialismus gehuldigt, aber offen wie bei unseren Nachbarn dürfen von diesen unsere höchsten und heiligsten nationalen Güter und Institutionen nicht verspottet, dürfen wohlhabendere Mitbürger nicht verleumdet und beschimpft werden. Und der große Nutzen hiervon ist nicht zu verkennen! Bei öffentlichen Brandreden, wie sie z. B. in Paris fast täglich zu hören sind, müssen die Zuhörer die Achtung vor dem Staate, den Gesetzen u. s. w. verlieren, da diese sich ja ungestraft verhöhnen lassen, bei heimlichen Einflüsterungen aber so leicht keiner, denn hiergegen kann sich Niemand schützen. Und was von den öffentlichen Reden gilt, das gilt auch, vielleicht in noch höherem Grade, von der Presse: in beiden muß bei uns ein anständiger, maßvoller Ton angeschlagen werden. Während der französische Arbeiter täglich in seiner Zeitung Vaterland und Familie, Staat und Gesellschaft verspottet und in den Koth gezogen sieht, wodurch er allmählich selbst verroht, ist in Deutschland dem wüsten Treiben der revolutionären Hetzpresse, die noch in den siebziger Jahren so unheilvoll wirkte, ein Ende gemacht und dadurch die Verbreitung ihrer niedrigen und gemeinen Denkungsweise selbst in die friedlichsten Winkel unseres Vaterlandes wirksam verhindert.

Wenn also der deutsche Arbeiter sich nicht eines gleichen Maßes politischer Freiheit erfreut wie sein französischer College, so ist er damit auch vor der Versuchung zu einem Mißbrauche derselben bewahrt, der er sonst vielleicht nicht widerstehen würde. Zugleich aber ist er auch vor den Gefahren geschützt, die jenseits der Vogesen aus diesem Mißbrauche in immer bedrohlicherem Grade sich entwickeln; denn das ist jetzt durch die scandalösen Vorgänge in Paris unwiderleglich erwiesen: der französische Arbeiter ist trotz oder vielmehr in Folge der ausgedehnten politischen Freiheit politischen, also anarchistischen Agitationen gegenüber nicht so sehr Herr seines

Digitized by Google

freien Willens als der deutsche; denn diesen letzteren nimmt Terrorisationsversuchen gegenüber der Staat nachdrücklich in Schutz, während bei unseren Nachbarn derselbe sich nur zu oft als zu schwach erwies. So auch kürzlich wieder in Paris. Ohne die Energie und die Macht zu besitzen, dem Ausstande der Erdarbeiter seine natürlichen Grenzen zu ziehen, mußte es die französische Regierung geschehen lassen, daß diese hauptsächlich durch Einschüchterungen und Gewaltthaten aller Art zahllose andere Arbeiter zur Niederlegung der Arbeit zwangen, und dadurch ein Heer von 10,000—12,000 Strikenden zusammenbrachten, das zeitweilig ganz Paris, ja ganz Frankreich in Besorgniß versetzte. Die Hülfe, die die Regierung dem gegenüber den Weiterarbeitenden zu Theil werden ließ, erwies sich als so unzulänglich, daß selbst die unter dem Schutze der Gendarmerie in der Umgebung von Paris Arbeitenden sich beim Herannahen der Strikenden flüchten mußten, und daß in Folge dessen mit Ausnahme einiger besonders geschützter Punkte überall auch die besonneneren Elemente nothgedrungen die Arbeit niederlegten und dadurch die Schaaren der Brotlosen, zu allem Entschlossenen noch vermehrten.

Solch' wilde Verhetzung, die Hunderte, Tausende von Familien trotz des besten Willens zur Arbeit am Hungertuche zu nagen zwingt, nur um der socialistischen und anarchistischen Agitation zu dienen, ist in Deutschland undenkbar, und darin liegt schon eine große Sicherheit gegen eine rasche und gefährliche Ausbreitung derartiger Arbeiterbewegungen. Aber auch davon abgesehen, wird sich der deutsche Arbeiter dazu schon seinen Hauptcharaktereigenschaften nach nicht so leicht verleiten lassen wie der französische. Er ist vor allen Dingen dazu zu ruhig und besonnen. Einen so unberechtigten und jedenfalls durchaus aussichtslosen Strike wie den erwähnten der Pariser Arbeiter zu erregen, würde sich in Deutschland auch der geschickteste Agitator vergeblich bemühen. Legt der deutsche Arbeiter einmal die Arbeit nieder, so thut er es mit wenigen Ausnahmen nicht wüsten politischen Wühlereien zu Liebe, sondern wirklich durch die Noth dazu gezwungen, und dem entspricht dann auch die ruhige und anständige Durchführung des Strikes. Leichtsinnig die Arbeit einzustellen, daran hindert ihn meistens auch schon der bei den Deutschen so sehr ausgeprägte Familiensinn, die Rücksicht auf die Seinen, die er dadurch an den Bettelstab zu bringen fürchten muß.

Aus dem Charakter des deutschen Arbeiters erklärt sich auch, daß er im Vergleiche zu dem französischen nur in wenigen Fällen dem Anarchismus anhängt; denn dieser bedeutet das Chaos, und die Pläne der Anarchisten erweisen sich, bei Licht betrachtet, als unausführbar. Ehe er aber unerfüllbaren Hoffnungen nachhängt, nimmt er lieber mit seinem jetzigen bescheidenen und, wenn er nur will, ihn auch befriedigenden, ja oft glücklich machenden Loose fürlieb. Naturgemäß ist es jedoch gerade der Anarchismus, der ihn am ersten antreiben würde, durch Unruhen jeder Art die Ruhe des Staates und der Gesellschaft zu stören.

Bei dem französischen Arbeiter dagegen fallen diese Gründe, die ihn trotz der maßlosen Verhetzung, der er ausgesetzt ist, hindern könnten, an nur anarchistischen Zwecken dienenden Bewegungen und Unruhen theilzunehmen, mehr oder weniger sämmtlich fort. Familiensinn wird man bei ihm nur in verhältnißmäßig geringem Grade ausgeprägt finden. Ruhige Besonnenheit aber wird man bei ihm oft ganz vergeblich suchen, im Gegentheil, leichtlebig und leichtsinnig ist er, wie er es auch seiner gallischen Abstammung nach kaum anders sein kann. Und so auch in politischen Dingen! In Folge und unter dem Schutze der schon geschilderten politischen Freiheit ist er der großen Mehrzahl nach ein offener Anhänger des Anarchismus, nur darauf fußend, daß der, welcher nicht viel besitzt, bei einer Umwälzung auch nur wenig verlieren, aber viel gewinnen kann. Er benutzt daher und wird auch stets bereitwillig jede Gelegenheit benutzen, um mit erlaubten oder unerlaubten Mitteln — und nur zu gern mit den letzteren — die bestehende Ordnung zu stören und zu bekämpfen.

Während also Frankreich über kurz oder lang eine Erneuerung der bedrohlichen Arbeiterunruhen, vielleicht sogar eine allgemeine Arbeitererhebung zu befürchten hat, liegt diese Gefahr für uns glücklicher Weise fern. Der deutsche Arbeiter wird, von einigen Hitzköpfen abgesehen, nie auf planlosen Umsturz, auf die Anarchie zustreben und darum auch niemals zu anarchistischen Unruhen, wie kürzlich die Pariser Arbeiter, sich verleiten lassen.

---

## Rußlands Wirthschaft in Centralasien.

Von Victor Frank.

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Im fernen Osten," fährt A. von Middendorff fort, „bleibt wohl die größere Hälfte der Eingewanderten kleben — aber was ist das zum Meisten für ein Volk, und was für Ansprüche macht es?! Die Eingeborenen sind ihnen »verdammte Nichtchristen«, nicht besser als Hunde, denen von Rechtswegen die fettesten Plätze abgenommen werden müssen.*) Der gutmüthige Nomade weicht willig, und dennoch läuft ein Theil der Gekommenen in's Weite.**) Der Zurückgebliebene verlegt sich auf das Ausbeuten der einfältigen nomadischen Eingeborenen und führt zugleich stete Klage über Bedrängtwerden durch dieselben. Als ich in Fort Perowsky fragte, warum die Russen die Ländereien nicht bearbeiteten, zeigten mir die Leute mit der größten Entrüstung, man habe ihnen das in Sicht stehende, von den Kirgisen bewässerte Land nicht anweisen wollen.***) Die Schlimmsten und Faulsten aber sind die (sc. zwangsweise) angesiedelten Kosaken. Nur freiwillige Colonen können gedeihen. Dort am Ssyr, wo, wie gezeigt worden, die Kirgisen sich mit Macht eines erfolgreichen Ackerbaues befleißigten, mißlangen die Versuche, russische Bauern einzubürgern; sei es bei Kasalinsk, bei Fort Perowsky, oder zwischen Dschulek und Turkestan. Sie vermochten nicht der Bewässerungen Herr zu werden, welche bald ausblieben, bald überfluthend Alles vernichteten. Andererseits soll der Kirgisenaufstand des Jahres 1856 unter Dsahn-Khodsha hauptsächlich durch die Vergebung ihres Ackers an russische Colonen, von denen jetzt keine Spur mehr zu finden ist (sic!), hervorgerufen gewesen sein. — Als höchst beachtenswerthe Warnung lese man doch die gedrängte Geschichte der am unteren Ssyr versuchten Colonisation (in der officiellen „Turkostansk. Wjedomostj 1880, S. 161): Nachdem bei Kasalinsk es mit der Ansiedelung von Kosaken, welche gleich wie am Kubánj als Grenzer dienen sollten, sich nicht machen ließ, wurden Bauern als Colonen angesiedelt, denen man das Land anwies und 50 Rubel auf die Familie als Unterstützung ausreichte. Es waren das Ländereien, welche ursprünglich von den Karakalpaken bewässert worden waren; diese hatten sich jedoch, um den Räubereien zu entgehen, an die Mündung des Amu zurückgezogen, worauf die Kirgisen hineinrückten. — Auf diesen Ländereien gediehen die (russischen) Bauern, obgleich sie

*) In den Augen der nationalistischen Fanatiker Rußlands gilt auch Europa als „Nichtchristenheit" (njekhristj), woraus dann mit slavophilischer Logik Europas Rechtlosigkeit Rußland gegenüber, Rußlands Recht, es zu depossediren, sich ergibt.

**) Die (sc. in Turkestan angesiedelten) Kosaken plünderten in Ssémerzow's Gegenwart die friedlichen Zelte und er mußte ihnen den Raub selbst gewaltsam abnehmen. . . . Die Kosaken sind ihrer Natur nach nicht im Geringsten Ackerbauer. (Anm. A. v. Middendorff's nach angeführten russischen Quellen.) Also wohl nicht durch die Kosaken ist persönliche und ist Rechtssicherheit in Turkestan begründet worden!

***) Eine ähnliche Antwort hat Leop. von Schrenk am Amur, wo derselbe eine Breite von mehreren Kilometern besitzt, von einem auf fruchtbarsten Boden angesiedelten, gänzlich verkommenen Kosaken erhalten: „Wie sollte ich hier wohl leben können, der Chinese dort läßt mich nicht aufkommen, er bedrängt mich und engt mich ein (obtessnjájet menjä)", nämlich ein jenseit des Stromes angesiedelter Chinese, dessen Haus kaum noch sichtbar war!

Digitized by Google

dieselben durch Delegirte hatten besichtigen und gutheißen lassen, gar nicht. Sie konnten sich in die fertigen Bewässerungen nicht hinein finden; bald trat ihnen der Syr nicht genug aus, bald ertränkte er ihre Saaten, bald erklärten sie das Land ... für »ausgepflügt«, d. h. erschöpft. Kurz, es endigte damit, daß sie schließlich ihr Vieh verkauften und sich auf Krämerei legten, nachdem es nur Einzelnen als Fuhrbauern (d. h. Frachtfuhrleuten) glücken wollte, während Andere in den an der Mündung in den Aral eröffneten Fischereien sich verliefen. — Jenen verunglückten Colonen gegenüber spricht eine Mittheilung, die ich soeben lese (in der vom Domänenministerium herausgegebenen »Landwirthschaftlichen Zeitung« 1880, S. 757), in günstigster Weise den von mir in Schutz genommenen Mongolen das Wort. Im Gouvernement Ssamara haben Kirgisen 2600 Dessjatinen (11,700 Magd. Morgen) Steppe durch Abdämmung in üppige Wiesen verwandelt, und die (russischen) Bauern beginnen, es ihnen abzulernen ... statt, wie im fernen Osten, es ihnen abnehmen zu wollen. ... Ssewerzow bemerkt: »dort, wo 100 Russen 1000 Kirgisen vom Acker verdrängen, um sich an ihre Stelle zu setzen, dort schieben sich 100 Chinesen noch ganz unbemerkt zwischen die Uebrigen hinein.«"

Wenn wir die Summe der vorstehenden Beobachtungen ziehen, so bekommen wir nicht nur eine Vorstellung davon, was es in Centralasien mit dem Mythus von der „Erweiterung des Ackerbaues durch russische Colonen" für eine Bewandtniß hat, sondern wir erhalten auch bereits eine Vorahnung davon, in welcher Weise Rußland in Centralasien eine „Culturmission" erfüllt. Prosperirende, seit Alters gepflegte, von Wohlsein strotzende Gefilde werden durch rohe Gewalt ihrer eingesessenen, friedlichen, bescheidenen, fleißigen, kundigen, betriebsamen Anbauer und Pfleger beraubt; brutale, faule, nichtsnutzige, hochmüthige Eindringlinge treten an ihre Stelle; nun vermag derselbe Boden, auf welchem 10 Köpfe in Ueberfluß lebten, nicht einen Einzelnen zu ernähren; dieser Einzelne sucht dann das Weite und hinterläßt eine Wüstenei, wo früher ein reicher Garten bestanden hatte! Schon hier wird uns eine Ahnung davon, wie Rußland seiner „Culturmission" in Centralasien gerecht wird — wie es annectirte Landstriche sich „assimilirt". — Nicht anders wird seit einigen Jahren in den baltischen Provinzen gewirkt. Man ruht nicht eher, als bis man in schöner Einförmigkeit überall eine gleichartige Culturwüste hergestellt hat. Ja, mehr noch lehren uns die vorstehenden Beobachtungen: Nicht nur, daß Rußland sich als unfähig erweist, in Asien als Culturträger aufzutreten — Mongolen werden in Rußland zu Culturträgern: Ssamarasche Russen fangen an, entwickelteren Ackerbau den Mongolen abzulernen! Das Alles aber sind vereinzelte, nicht tief einschneidende Vorkommnisse; es ist ein Kinderspiel gegenüber den in großem Maßstabe von den Russen in Centralasien auf den Gebieten des Steuer- und Agrarwesens angerichteten Verheerungen, welchen wir uns nun zuwenden.

Wir erinnern uns nicht, in der ganzen Geschichte der Bodenbesteuerung ein Grundsteuer-System gefunden zu haben, welches an Rohheit und Ungerechtigkeit mit der russischen Dessjatinensteuer — welche als besteuerbare Einheit nur die Grundflächen-Einheit, ganz abgesehen von ihrer Nutzungsart und Bonitur, kennt — sich messen dürfte. Selbst unter den äußerst primitiven Ackerbauverhältnissen Rußlands wird diese Steuer, welche Gartenland, Acker, Wiese, Wald und Unland, Sumpf, Moor u. s. w. über einen Kamm scheert, als außerordentlich drückend empfunden, vielleicht drückender noch, als es die verrufenen Kopfsteuern, Salzsteuern u. s. w. gewesen sind. Es würde uns zu weit führen, wenn wir in seiner ganzen Größe den Aberwitz kennzeichnen wollten, mit welchem man diese entsetzliche Steuer in Centralasien und namentlich in Ferganá eingeführt hat, wo sich in buntscheckigem Gemenge, hart nebeneinander liegend und sich räumlich durchsetzend, alle Abstufungen der Ertragsfähigkeit des Bodens nicht allein, sondern auch der Armuth oder des Reichthums an im Boden aufgespeicherten Capitalnutzungen vorfinden. Neben der vollkommen ertragslosen, mit Salzefflorescenzen oder mit Diluvialschutt frischen Datums bedeckten Culturwüste die unangebaute, ungewässerte und unbewässerbare, aber immerhin als spärliche Weide benutzbare Steppe; daneben der ungewässerte, aber bei ungewöhnlich hoher Fluth vom strömenden Wasserüberflusse Nutzen ziehende Bogár-Acker, welcher zu gewöhnlicher Zeit dem gewissermaßen Hazard spielenden Anbauer das vierte Korn, im bezeichneten Glücksfalle aber fast so viel einbringt, wie die reichsten berieselten Aecker; sodann diese letzteren selbst, welche mit größter Regelmäßigkeit und Sicherheit je nach dem Grade der Düngung und der angewandten Arbeit 70- bis 200fache Ernte bringen und viermal im Jahre die kostbarsten Marktfrüchte tragen — alles das wird durch das russische Steuersystem über einen und denselben Kamm geschoren. Man hat eben im „heiligen" Rußland, wie es sich selbst nennt, keine Vorstellung von dem, was intensive Cultur ist, von den Bedingungen, unter welchen allein sie prosperiren kann, von der Sorgfalt, welche ihr der Staat zu widmen hat, von der Rechtssicherheit, welche ihre nothwendige Voraussetzung ist, von der Rolle, welche Capital und Arbeit bei ihr spielen neben dem Factor der Natur, welcher in der extensiven oder expansiven Cultur fast allein in Frage kommt. Keine Ahnung hat man davon, daß höchste Roherträge nur durch überwältigende Productionskosten erzielt werden; und wenn man in Centralasien meinte, sehr fortschrittlich zu verfahren, indem man den Rohertrag durch eine Zehnten-Auflage besteuerte, so verfuhr man eben mit empfindlicher Härte und Ungerechtigkeit, weil die Roherträge unter hochintensiven Anbauverhältnissen ebenso wenig wie die unbonitirten Grundflächen geeignet sind, die Basis einer gerechten Steuervertheilung zu bilden. Um so schwerer und drückender mußte dieses Steuersystem den Eingeborenen erscheinen, als sie, uraltem Culturboden erwachsen, incommensurabel höher gebildet und einsichtiger waren, als die sie nun beherrschenden Russen. Ungleich besser wäre man gefahren, hätte man die Grundsteuerumlage ortskundigen, landwirthschaftlich sachkundigen Catasterbeamten überlassen. Wie viel Einsicht und Tact die Eingeborenen in dieser Hinsicht besitzen, ist unter Anderem aus den Fällen ersichtlich, wo Ortschaften überlassen wurde, das sie treffende Abgabencontingent nach eigenem Ermessen auf die Eingesessenen umzulegen: die Steuerquoten wurden alsdann nach den Wassermengen bemessen, welche ein Jeder aus dem gemeinsamen Wasserreichthum bezog. Statt dessen bestand die militärische „Organisations-Commission", welche das turkestanische Steuerwesen zu regeln hatte, ausschließlich aus Leuten, welche, wie A. von Middendorff, der hier zu urtheilen vollkommen competent ist, referirt, weder ortskundig, noch sachverständig waren, ja nur schwache Allgemeinbildung besaßen.*) — Natürlich bewirkte ein solches Steuersystem die schreiendsten Ungerechtigkeiten: bestand z. B. ein Besitz von 100 Dessjatinen (450 Magdeburger Morgen) oder mehr, fast ausschließlich aus Oedland, das noch nie beackert worden war, so wurde er dennoch durchgängig so hoch besteuert, wie eine darin belegene kleine Parcelle, welche mit reicher Frucht bestanden war: denn das Reglement verbot es, ein und dasselbe Grundstück in zwei verschiedenen Bonitätsklassen einzuschätzen. Man sieht: mit einer gewissen raffinirten Geschicklichkeit hat man das Rohe und Verderbliche der Dessjätinensteuer mit dem Rohen und Verderblichen des Zehntensystemes zu vermählen gewußt. — Wie aber so irrationelle Bodenbesteuerung zu wirken pflegt, ist ja bekannt: wie eine Strafe, mit welcher Fleiß und Betriebsamkeit belegt werden; mit der Zeit lernt man es, sich der Strafe zu entziehen, indem man es aufgibt, fleißig und betriebsam zu sein.**) Auf diese Weise

*) A. a. O. S. 420—422. Ein einziges Glied der Commission, Wilkins, hatte mehr Verständniß und sah sich oft zu Protesten gegen das Vorgehen der „Organisatoren" veranlaßt; die einzige Folge davon war, daß er seine Stellung aufgeben, aus der Commission ausscheiden mußte (S. 430).

**) Als ein sehr belehrendes Beispiel von der Umsicht, mit welcher in Rußland die öffentliche Wohlfahrt „reglementmäßig" gepflegt wird, haben wir folgendes wohlverbürgte Curiosum mitzutheilen: In der Schwarzerderegion hatten die Zieselmäuse sich derart vermehrt, daß sie zur Landplage geworden waren. Zu ihrer Vertilgung wurde von der Regie-

Digitized by Google

hat z. B. die nur den nächsten Tag berücksichtigende Verwaltung des Bey von Tunis es durch unzweckmäßige Steuerpolitik möglich gemacht, einen großen, durch Oelbaumwaldungen einträglichen Theil des Landes in eine Wüstenei zu verwandeln: Ausrottung der Oelbäume war das einzige Mittel, um den ruinösen Steuervexationen zu entgehen.

Zu der irrationellen, ungerechten und drückenden Art der Steuervertheilung kam noch ein anderer Umstand hinzu, welcher diese Art der „Organisation" ganz besonders verderblich machte. Bisher hatte man nur Naturalabgaben gekannt; jetzt wurden dieselben plötzlich in eine Geldsteuer umgewandelt: was das in einem Lande, wo sich noch keine Geldwirthschaft herausgebildet hat, zu bedeuten hat, wie dadurch die ganze Landbevölkerung plötzlich in Bedrängniß und Beunruhigung versetzt, dem Geldwucher gewaltsam in die Arme getrieben und ihm auf Gnade oder Ungnade überliefert wird, braucht nicht erst im Einzelnen nachgewiesen zu werden. Mit alledem, sowie mit dem alsbald eintretenden allgemeinen Geldmangel combinirte sich noch außerdem das beständige Schwanken des Papierrubelcurses — alles Bedingungen, unter denen der ländliche Wucher herrlich gedeihen konnte: 20 Proc. wöchentlich, d. h. 1040 Proc. de anno war der landesübliche Zinsfuß unter den Segnungen dieser militärischen „Ordnung" und „Organisation" geworden.

Als ob das Maß der dem Lande auferlegten Bedrängnisse noch nicht ein hinreichend großes sei, wurden in eifriger Fürsorge für die Bevölkerung noch andere Verordnungen ersonnen, welche schließlich nur als drückende Vexationen empfunden werden und böses Blut machen mußten. Es war eben, wie A. von Middendorff bemerkt, nicht anders als im russischen Mutterlande, wo beständig fieberhaftes, undurchdachtes Eingreifeln, Modeln und Ummodeln stattfindet, wo jeder thatkräftige Befehlshaber zu neuem Ummodeln schreitet: „so daß bald Niemand mehr weiß, was morgen Gesetz sein dürfte."*) So ist unter Anderem dem bedrängten turkestanischen Grundbesitze im Jahre 1871 durch das Verbot, Besitzwechsel zu corroboriren, die Möglichkeit genommen worden, durch Verkauf seines Grundbesitzes sich dem Drucke zu entziehen — ein Verbot, welches in wohlwollender Absicht die Eingeborenen davor schützen sollte, durch russische Specnlanten, gleich den Orenburg'schen Baschkiren, an die Luft gesetzt zu werden; diese Absicht ist freilich erreicht worden, dagegen aber ist der Grundbesitz in unentrinnbare sclavische Abhängigkeit vom Inder oder vom heimischen Wucherer gebracht worden.

Das Alles ist aber noch nicht das Schlimmste. Es sind freilich durch unverständiges Reglementiren überaus schwere, schier unerträgliche Verhältnisse geschaffen worden; indessen liegt es doch im Bereiche der Denkbarkeit, wenn auch nicht der Wahrscheinlichkeit, daß durch verständigere, besonnenere und consequentere Verwaltung Wandel zum Besseren geschaffen werde. Viel schlimmer ist, was die russische Verwaltung auf dem Gebiete des Bewässerungswesens gesündigt hat: hier, auf dem allereigentlichsten Lebensgebiete des Landes sind durch Mangel an Verständniß in unwiderbringlicher Weise Schädigungen, ja Verheerungen bewirkt worden, ist zerstört worden, was selbst den Stürmen Timurs und Dschengis-Khans widerstanden hatte.

In der von sommerlicher Dürre und Hitze heimgesuchten Region des centralasiatischen Lößbodens bildet die Anwendung reichlicher Bewässerung, die unausgesetzte, sorgsame Unterhaltung der Zuleitungscanäle und die regelmäßige Vertheilung des Wassers die vollkommen unerläßliche Vorbedingung zur Pflanzenproduction, zur Ernährung von Thieren und Menschen. Der ungewässerte Boden überzieht sich in der Regel mit Salzefflorescenzen und ist durchaus unproductiv. Die Gebirgswässer führen beständig Schlamm mit sich, welcher die Canäle zu füllen und zu überhöhen droht, so daß an ihrer Reinigung und an der Erhaltung ihres Niveaus unablässig gearbeitet werden muß. Bei plötzlicher Schneeschmelze oder nach Wolkenbrüchen in den Hochgebirgen erleiden die Canäle Beschädigungen, welche unaufhältlich, ohne irgend welche Säumniß, unter Aufbietung der ganzen, dem bezüglichen Canalsysteme angehörenden Bevölkerung, reparirt werden müssen, soll nicht in mehr oder weniger weitem Umfange die ganze Existenz des benachbarten Gebietes in Frage gestellt werden, sei es, daß die Fluthen Schutt- und Geröllmassen herabgebracht haben, welche die Köpfe der Zuleiter verschütteten, alles Wasser seitlich ablenkten und die entsprechenden, weiter abwärts belegenen Felder der Gefahr des Verdurstens aussetzten, sei es, daß die Uferdämme der Canäle von dem Hochwasser durchrissen wurden ꝛc. Anderentheils bedarf es sorgsamer Ueberwachung, daß nicht zum Schaden der an dem bezüglichen Canalsysteme Mitbetheiligten eine oder die andere Gemeinde, einer oder der andere Grundbesitzer sich mehr Wasser zulenke, als ihr oder als ihm zukommt. Dieses ganze weitverzweigte und durch allmähliche Anfügung neuer Bewässerungsgebiete, deren Zuleiter oft über bereits bestehende Canäle hinweg geführt wurden, sich wirr durchkreuzende Canalsystem wird seit unvordenklichen Zeiten, mindestens seit 4000 Jahren, in vollkommen feststehender, gewohnheitsrechtlich geregelter Weise, von durch die Betheiligten ernannten Wässerungsbeamten verwaltet, deren Eine die locale Aufsicht zu führen, die Anderen aber die Interessen des ganzen bezüglichen Canalsystems wahrzunehmen haben. In Fällen, wo etwa durch Renitenz irgend einer Bevölkerungsgruppe oder durch ungerechtes Vorgehen eines Wässerungsbeamten dem Gebiete eines Canalsystems Schädigung drohte, wurde an den Landesherrn, als an den obersten Wasserrichter, resp. an seine Repräsentanten recurrirt, es erfolgte dann sofort und unabweislich rasche und unerbittliche Justiz, weil jedesmal Gefahr im Verzuge war und jede Zögerung weitreichende Schädigung hätte hervorbringen müssen.

Nicht nur in seinen unteren Instanzen hat sich dieses gewohnheitsrechtlich ausgebildete Verwaltungssystem in Wassersachen, als unerläßliche Existenzbedingung, durch Jahrtausende in Centralasien unverändert erhalten, sondern namentlich auch die Stellung des Landesherrn in diesem Systeme ist durch alle Wechselfälle, welche jene Regionen erlitten haben, unabänderlich dieselbe geblieben.

(Schluß folgt.)

rung vorgeschrieben, daß jedes Gut und jede Gemeinde jährlich eine gewisse, dem Areale entsprechende Anzahl Zielelmausschwänze einzuliefern habe; für Mehrlieferungen wurden Prämien, für Minderlieferungen Strafzahlungen in Aussicht genommen. Zufolge eifriger Verfolgung gelang nach einiger Zeit auf dem Karlowka'schen Gütercomplexe der Großfürstin Katrina Michailowna die gänzliche Vertilgung der Zieselmäuse und es konnten keine Schwänze mehr eingeliefert werden: es erfolgte eine Verurtheilung zu beträchtlicher Strafzahlung, welche trotz aller Gegenvorstellungen eingetrieben wurde; so ein zweites Jahr u. s. w. Der Verwaltung von Karlowka blieb kein anderes Mittel übrig, den lästigen Strafzahlungen zu entgehen: sie legte eine Zucht von Zieselmäusen an, um jährlich die reglementmäßige Zahl von Schwänzen liefern zu können.

*) Ueber den also gekennzeichneten Zustand ist man bereits hinweg gekommen: gegenwärtig weiß Niemand mehr, was Gesetz ist. Seit dem „Selbstherrlichkeitsmanifest" des Jahres 1881 stellt sich jeder Minister, jeder Gouverneur, jeder Abtheilungschef über das Gesetz und erläßt Verordnungen nach eigener Willkür und Selbstherrlichkeit.

## Literatur und Kunst.

### Der Streit über Friedrich den Großen als Feldherrn.

Von Heinrich Friedjung.

Alles wird in unserer Zeit nach seiner geschichtlichen Stellung und nach seiner relativen Bedeutung durchforscht; überall scheidet man die dauernden Grundlagen menschlicher Art und männlichen Werthes von den geschichtlichen Bedingungen der Thaten eines Geschlechtes. Volkswirthschaft und Kunst, Philosophie und Geschichtsauffassung, Gewerbe und Rechts-

Digitized by Google

pflege — jeder dieser Zweige menschlichen Thuns ward, nachdem die philosophische Auffassung der Dinge sich mit Schelling und Hegel ausgelebt hatte, der historischen Durchspürung unterworfen. Zu allerletzt mußte dann auch die Kriegskunst solche Behandlung erfahren; seit einem Jahrzehnte etwa wird man sich klarer über die Methode der großen Feldherren voriger Jahrhunderte und des jetzigen. Es verbreitet sich Licht darüber, weshalb die Strategie Napoleon's erst möglich war, nachdem die französische Revolution die elementaren Kräfte des französischen Volkes entfesselt hatte; weshalb Montecuculi und Prinz Eugen von Savoyen den Krieg ganz anders führen mußten als Gustav Adolf und Wallenstein; weshalb Friedrich der Große niemals nach einem seiner entscheidenden Siege auf Wien losmarschirte und darin scheinbar weit hinter Napoleon zurückstand und wie Staatsverfassung und Volksleben Deutschlands auf Moltke's Strategie ebenso viel oder noch mehr einwirkten als die Natur und die Eigenheiten seines Genius.

Ueber Friedrich des Großen Feldherrnbegabung bestehen die allerwidersprechendsten Urtheile. Europa bewunderte ihn, aber in seiner nächsten Umgebung gab es der Krittler und Neider eine Menge. Am geringschätzigsten urtheilte sein jüngerer Bruder Heinrich über ihn, selbst ein bedeutender Feldherr, dem Friedrich das Zeugniß gab, er sei der einzige General, der im siebenjährigen Kriege keinen Fehler gemacht habe. Meines Bruders ganze Kunst, so pflegte Prinz Heinrich zu sagen, bestand einzig im Bataillliren. Da fiel denn in vertrauter Tafelrunde auch wohl das Wort: Mein Bruder Friedrich hatte eigentlich keine Courage, und gerne ließ er fallen, wie erregt Friedrich oft im Laufe der Schlachten gewesen sei. Unmittelbar nach Friedrichs Tode fand die große Zahl der Offiziere, die mit ihm unzufrieden waren, der Generale, die er durch ein hartes Wort verletzt hatte, einen Mittelpunkt in dem Gaudy'schen Tagebuche, welches (handschriftlich) eine Menge von Berichten und Denkwürdigkeiten über militärische Dinge seiner Zeit enthält, Aufzeichnungen, welche ausnahmslos von oppositionellem Geiste durchdrungen sind. Wer unter Friedrichs Regierung gelitten hatte und nicht zu sprechen wagte, dem ward hier nach seinem Tode Gelegenheit gegeben, sich zu äußern. Seltsam also — während Friedrich der Große mit einem Heldenmuthe und einer Kühnheit sondergleichen der Allianz des vereinigten Europas die Spitze bot; während die ihm entgegenstehenden Generale den Kampf nur aufzunehmen wagten, wenn sie die bedeutendste Uebermacht auf ihrer Seite wußten, ward er in seiner militärischen Umgebung unaufhörlich angefeindet, sein Ruhm nach seinem Tode herabgesetzt. Reizt solcher Widerspruch nicht von selbst zu tieferer Ergründung?

Erst in den letzten zehn Jahren ging man, mit allen Waffen historischer Kenntniß und Kritik ausgerüstet, an die Lösung dieser Fragen. Theodor von Bernhardi in seinem 1881 erschienenen Werke „Friedrich der Große als Feldherr" und Hans Delbrück in einer Reihe von Schriften und Aufsätzen haben zumeist Licht in diese Dinge gebracht, aber ihre Auffassung ist in mancher Beziehung gegenständlich. Delbrück hat jetzt seine kleineren Arbeiten zu einer umfänglicheren zusammengefaßt und sie in einem überaus lesenswerthen großen Aufsatze vereinigt, dem Mittelpunkte und der Perle seiner „Historischen und politischen Aufsätze," die vor einiger Zeit erschienen sind.*) Sind diese Schriften durchwegs anregend und lehrreich und geben sie überhaupt ein Zeugniß von dem weiten Blicke und der geistvollen Darstellungsgabe dieses jüngeren Geschichtsforschers, so muß insbesondere der Aufsatz „Ueber die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleon's" eine Fundgrube der Erkenntniß für die wichtigsten Probleme der Kriegsgeschichte genannt werden. In concentrirter Darstellung, in voller Kenntniß der einschlägigen geschichtlichen und strategischen Literatur wird hier ein lebensvolles Bild der Kriegführung der alten Gesellschaft gegeben, welche von Turenne und Montecuculi begründet, so lange für die classische und einzig richtige galt, bis die französische Revolution die ganze Methodik derselben über den Haufen warf. Den Tag, die Stunde ihres Ausganges hat Goethe mit genialem Blicke erkannt, als er, im Feldlager des Herzogs von Braunschweig am Abende der Kanonade von Valmy, 20. September 1792, den ihn umgebenden, staunenden Offizieren die Worte zurief: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Jene alte Kriegführung sah in demjenigen Feldherrn den Meister, der durch geschickte Manöver, durch „Jalousien," „Ombragen" und „Diversionen" das meiste zu erreichen, der nicht durch eine Schlacht, sondern durch treffliche Stellungen und klug angelegte Märsche den Feind zum Rückzuge zu zwingen verstand. Die zumeist zwangsweise zusammengebrachten Heere jener Zeit, welche nur zum Theile aus wirklich freiwillig dienenden Soldaten bestanden, mußten durch eiserne Disciplin zusammengehalten werden; sie rückten nur in geschlossenen, starren Linien vorwärts, um getreu dem Commandoworte des Offiziers und wohl unter der Furcht vor seinem Stocke regelrecht zu schießen oder zu avanciren. Dies galt für jede der damaligen Armeen, zumeist aber für die preußische. Denn diese hatte, wie Friedrich der Große in seinem 1768 geschriebenen militärischen Testamente angibt, neben 70 000 Inländern, nicht weniger als 90 000 Ausländer; ja der König schrieb den Befehlshabern der Regimenter ausdrücklich vor, daß sie zur Schonung der Bevölkerung seines Landes darauf sehen sollten, daß ihre Truppen aus zwei Drittheilen Ausländer bestehen sollten. Die Schrecken der preußischen Werbung kennt Jedermann aus der Poesie und aus der Geschichte. So konnte es geschehen, daß nach der Niederlage von Breslau 1757 nicht weniger als 4000 preußische Soldaten in die österreichische Armee übertraten; und diese Verhältnisse führten gewöhnlich dazu, daß hinter einem zum Sturme commandirten Regimente Schwadronen Cavallerie aufgestellt waren, um Deserteure und Flüchtlinge wieder in das Feuer zurückzujagen. Zusammengehalten wurden diese Schaaren, welche übrigens zum guten Theile auch aus verläßlichen Berufssoldaten bestanden, die sich endlich in ihr Loos fügten, wie Friedrich selbst sagte, durch die „admirable preußische Disciplin". „Was den Soldaten betrifft," so äußert er sich in dem militärischen Testamente, „so ist es nöthig, daß er seine Offiziere mehr fürchtet als die Gefahren, welchen man ihn aussetzt; anders wird man es nie dahin bringen, ihn durch ein Ungewitter von 300 Kanonen, die ihn niederschmettern, hindurch zum Sturme zu führen". Nach der Schlacht bei Zorndorf schrieb er an den Prinzen Heinrich: „nachdem was ich hier am 25. gesehen habe, glaube ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen: halten Sie Ihre Infanterie in strenger Disciplin, N.B. lehren Sie den Stock respectiren." „In drei Gliedern," so sagt Delbrück, „Schulter an Schulter, in gleichmäßigem Tritt, rechts und links die Pelotonführer, hinten die schließenden Offiziere, auf Commando die Salven abgegeben und weiter vorgerückt durch das feindliche Feuer, bis wieder das Commando „Halt" ertönt. Da gibt es kein Zaudern, kein Ausweichen, keinen guten Willen." Solche Schaaren, das ist sonnenklar, konnten nur in starren Linien zum Angriffe geführt werden; die zerstreute Fechtart, welche in den französischen, nicht disciplinirten, aber für Vaterland und Freiheit begeisterten Revolutionsheeren aufkam, war bei solchen soldatischen Maschinen undenkbar. Deshalb war es in den Kriegen aus der Zeit der Lineartactik auch unmöglich, befestigte, auf Anhöhen gelegene feindliche Stellungen zu stürmen. Deshalb konnte auch das Manöver, die „Stellung" eine große Rolle spielen, während es seit den Napoleonischen Kriegen kaum mehr eine Position gibt, welche nicht angegriffen und erstürmt werden kann. Bernhardi führt ein überaus bezeichnendes Wort an, das von dem Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen ausging, der gleich den übrigen preußischen Offizieren ganz verständnißlos der neuen revolutionären Tactik gegenüberstand, da er sie allen von ihm hochgehaltenen Gesetzen Hohn sprechen und ihnen zum Hohne siegen sah; er rieth im Jahre 1795 zum Frieden mit Frankreich, von der Fortsetzung des Krieges sei ein günstiges Ergebniß nicht zu erwarten, da man

*) Berlin, Walther & Apolant.

Digitized by Google

„mit Narren eben niemals fertig wird". Mit den Heeren der alten Gesellschaft konnte man es auch nicht wagen, im raschen Vordringen durch unaufhörliches Requiriren und Fouragiren das Heer zu ernähren. Denn wie viele Soldaten wären dabei desertirt, und wie wäre die eiserne Disciplin gelöst worden! Man mußte also Magazine anlegen und durfte sich nicht allzuweit von ihnen entfernen, konnte nicht eher vorrücken, bis wieder ein Magazin errichtet war. Aus all diesen Umständen setzte sich die langsame Bewegung der Heere des alten Systemes zusammen; man begreift, daß Napoleon die europäischen Armeen so lange besiegte, bis er auf spanische, russische und zuletzt deutsche Nationalheere stieß, von denen das preußische, auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhend, schließlich den militärischen Ideen der Revolution noch in höherem, reinerem Maße Rechnung trug als die Armee Napoleon's.

Wie verhielt sich nun Friedrich der Große gegenüber den militärischen Elementen, mit welchen er seine Kriege zu führen hatte? War er von denselben Grundsätzen der Kriegführung erfüllt, wie seine Zeitgenossen, oder ging er von einer anderen, kühneren Theorie aus? Kämpfte er im Sinne und Geiste Napoleon's oder war er bloß ein Sohn seiner Zeit, der sich, freilich in genialer Weise, ihre Hülfsmittel zu Nutze machte und nach ihren Grundsätzen Siege erfocht und den Feinden Widerpart bot?

Da stehen sich nun Bernhardi und Delbrück mit ganz verschiedenen Ansichten gegenüber. Das umfangreiche, zweibändige Werk Bernhardi's ist eigentlich von einem Grundgedanken durchdrungen, und die ganze, nicht eigentlich berichtende und schildernde, sondern raisonnirende Darstellung spitzt sich in einem Punkte zusammen: Friedrich habe vorahnend alle Grundsätze der modernen, revolutionären Tactik in genialem Sinne vorweggenommen und in seinen Thaten und Schriften überrage er nicht bloß als Erster unter Gleichen, sondern unvergleichbar alle, selbst die besten Feldherren seiner Zeit. Nicht bloß die österreichischen und russischen Zauderer, nicht bloß die Daun, Soltikoff und Butturlin, sondern auch Feldhauptleute wie Laudon, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand von Braunschweig seien immerhin doch in den Anschauungen und Vorurtheilen der „methodischen" Kriegführung stehen geblieben; Friedrich allein sei zum Kerne und Wesen der Strategie durchgedrungen. Bekannt ist, daß die Generale jener Zeit das Manöver als Hauptsache betrachteten und die Schlacht nur als Auskunftsmittel schlechter Generale, nur als letzten Ausweg in einer nicht zu umgehenden Schwierigkeit auffaßten. Diese Lehre wurde von den Kriegstheoretikern wie von dem Engländer Lloyd und dem Deutschen Tempelhof bis zur Carricatur ausgebildet, so weit, daß diese in der offenen Feldschlacht immer das gewagteste, unsicherste Mittel aller Mittel sahen. „Wer sich auf diese Dinge (Kenntniß des Landes, der Wissenschaft, der Stellungen, des Lagerwesens, der Märsche) versteht," so sagt Lloyd, „kann Kriegsunternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Nothwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen." Friedrich der Große aber habe sich von dieser engherzigen Anschauung ganz befreit; er sei wie Napoleon stets auf die Vernichtung des Gegners losgegangen, habe das gewaltige moralische Element des Sieges in der Schlacht voll gewürdigt, habe genau wie Napoleon stets im Auge gehabt, seine Gegner ganz niederzuwerfen. Kurz und gut: „Friedrich allein, unter allen Zeitgenossen," so sagt Bernhardi, „führte auch wirklich den Krieg im Sinne dieser Grundanschauungen, insofern es nämlich den damaligen Weltverhältnissen angemessen war, und insoweit es die besondere Lage Preußens gestattete."

Delbrück ist kein geringerer Bewunderer Friedrichs als sein wissenschaftlicher Gegner, aber er weist dem Könige von Preußen doch eine andere Stelle in der Kriegsgeschichte an. Er prüft zuerst sorgfältig dessen Schriften und reiht Beweis an Beweis, daß Friedrichs Grundanschauung über den Krieg genau mit der seiner Zeitgenossen übereingestimmt habe. Allerdings Zerrbilder vom Kriege, wie Herr Lloyd, hat Friedrich in seinen Schriften nie entwickelt. Aber auch Friedrich ist wie seine Zeitgenossen der Ansicht, daß Schlachten doch nur die letzten Auskunftsmittel im Kampfe seien, Auskunftsmittel, die freilich Niemand so meisterhaft zu gebrauchen wußte, als er. „Ein vernünftiger Mann," so sagte er in seinen Generalprincipien vom Kriege 1757, „muß niemalen eine Demarche thun, sondern einen guten Beweggrund dazu haben: noch viel weniger aber muß der General von einer Armee jemals Bataillen liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dazu suche." Ja er hat selbst anerkannt, daß die Zaudertactik der österreichischen Generale richtig sei und sogar seinem vielgeschmähten Gegner Daun ein Ehrenzeugniß gegeben. In der Einleitung zur Geschichte des siebenjährigen Krieges heißt es: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die österreichischen Generale nicht abgehen werden von der Methode des Marschall Daun (welche ohne Widerspruch die gute ist) und daß man sie beim nächsten Kriege ebenso aufmerksam finden wird, sich gut zu postiren, wie in diesem ... Der Drang der Umstände hat mich bisweilen gezwungen, zum Aeußersten zu schreiten; aber wenn man Krieg mit gleichen Kräften führt, so kann man sich sichere Vortheile durch List und Geschicklichkeit verschaffen, ohne sich so großer Gefahren auszusetzen." Schärfer äußert sich der König im höheren Alter, wo seine Vorsicht noch größer wird: „Liefert niemals eine Schlacht nur um den Feind zu besiegen, sondern um die Pläne zu verfolgen, die ohne diese Entscheidung verhindert sein würden (1775)." Noch drastischer aber drückt sich Friedrich zu wiederholten Malen aus, indem er eine Schlacht geradezu als Brechmittel bezeichnet, durch welches allein er seine Lage verbessern kann. Vor der Schlacht bei Hohenfriedberg schreibt er: „Es bleibt mir kein Ausweg ... eine Schlacht ist unter allen möglichen Dingen, die ich finden kann, das einzig passende. Dieses Brechmittel wird in wenigen Stunden über das Schicksal des Kranken entscheiden." Und diesen Ausdruck gebraucht der König auch bei einer anderen Gelegenheit.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß Friedrich im Verlaufe seines kriegerischen Lebens vorsichtiger wurde, ja daß er die herrschende Theorie seiner Zeit später für immer werthvoller hielt. Denn da er nach den ersten genialen Vorstößen des siebenjährigen Krieges, nach der Gefangennahme der sächsischen Armee, nach der glücklichen Schlacht bei Prag, doch an der neu erstandenen österreichischen Armee bei Collin einen ebenbürtigen Gegner fand und Böhmen räumen mußte, so konnten die nächsten fünf Jahre des Kampfes nur ein Vertheidigungskrieg sein und es war sein Glück, daß dieser Krieg in den Grenzgebieten ihm ermöglichte, durch geschickte Manöver, durch rasche Märsche seinen vielfach überlegenen Gegnern das Gleichgewicht zu halten. Niemals, selbst wenn er den Krieg nach den Grundsätzen der Napoleonischen Tactik geführt hätte, konnte es ihm gelingen, mit den etwa 100,000 Mann seines Hauptheeres die Entscheidung in das Herz des österreichischen Staates zu tragen, während sein Land den Einfällen der französischen, russischen und schwedischen Heere ausgesetzt war. Es war für ihn geradezu entscheidend, daß das österreichische Heer sich genau nach denselben Grundsätzen bewegte, welche von der Strategie der Zeit vorgeschrieben waren. Denn wenn es wagekühn seine Operationsbasis verlassen und nicht nach jedem siebenten oder neunten Marsche mit der Anlegung neuer Magazine beschäftigt gewesen wäre, so hätte man ihm eilends auf den Fersen folgen können, während er mit dem Hauptheere die Franzosen nach Roßbach oder die Russen nach Zorndorf verfolgte. Nicht ihm, sondern den österreichischen Generalen wäre die Pflicht obgelegen, sich von den Grundsätzen der Tactik seiner Zeit zu emancipiren; denn ihm nützten diese Grundsätze, seinen Gegnern standen sie eher im Wege.

Es ist bekannt, daß man durch lange Zeit dem österreichischen Hofkriegsrathe den Vorwurf gemacht hatte, er habe durch seine Rathschläge, durch seine hemmenden Bedenken dem Fortschritte der Generale Einhalt gethan. Dies gilt, wie die neuere Forschung nachgewiesen hat, für die Zeit Maria Theresia's ganz und gar nicht. Damals war der Hofkriegsrath überhaupt nur eine verwaltende Behörde, welche bloß mit der Ausrüstung und Verpflegung der Truppen zu thun hatte. Ueber die Heeresoperationen hatten die Feldherren nur dem Cabinet der Kaiserin Bericht zu erstatten; und jedes Blatt auf

Digitized by Google

der zehnbändigen Geschichte Maria Theresia's von Arneth beweist, daß die Kaiserin vermöge ihres energischen Charakters, vermöge des hohen Sinnes, der sie erfüllte, ihre Generale stets antrieb, eine Schlacht zu wagen, daß sie ihnen mehr als einmal großmüthiges Verzeihen in Aussicht stellte, wenn das Wagniß nicht gelingen sollte, ja daß sie mit edlen, herzlichen Trostesgründen den gewissenhaften Laudon aufrichtete, wenn einmal der Anschlag dieses trefflichen Feldherren an der überlegenen Größe Friedrichs scheiterte. Einen einzigen Fall wird man in der Kriegsgeschichte jener Tage auffinden können, in welchem Maria Theresia einmal einen Feldherren hinderte, in raschem Fortschreiten den Feind zu verfolgen. Dies war im Jahre 1741, als ihr Feldmarschall Khevenhüller vor der Wahl stand, entweder Linz, in das sich Graf Ségur geworfen hatte, zu belagern, oder nach Bayern vorzudringen. Khevenhüller war zu der letzteren Waffenthat bereit; aber die Kaiserin wollte ihre schöne Donaustadt so rasch als möglich in Besitz nehmen und befahl die Belagerung.

Sonst fand man es in Wien immer unbegreiflich, daß Traun, der Herzog von Lothringen, Browne, Daun und Lacy so oft zögerten, sich mit ihren oft überlegenen Streitkräften mit den Preußen zu messen. Das war auch der Grund, weshalb zumal Kaunitz immer und unentwegt die Partei des unternehmenden Laudon gegen die hochgeborene Clique der Grafen Daun und Lacy nahm.

Ist es nöthig, hinzuzufügen, daß Friedrich der Große, wenn es zu einer Schlacht kam, so meisterhafte Anordnungen zu treffen wußte, wie irgend einer seiner Zeitgenossen? Delbrück wird nicht müde, dies hervorzuheben, und man kann ihm nicht den Vorwurf machen, daß er in dem selbstverständlichen Streben, die Stellung des Königs innerhalb der „methodisch" vorgehenden Feldherren festzustellen, ebenso voll Anerkennung ist für die von Friedrich entworfenen Schlachtpläne. Ein eigenthümlicher Glücksfall hat nachträglich den Beweis geliefert, wie sehr Delbrück Recht hat, wenn er annimmt, Friedrich der Große habe bei seinen Feldzügen keineswegs gleich Napoleon zum Ziele gehabt, den Feind zu zertrümmern, in dessen Hauptstadt zu eilen und auf deren Wällen den Frieden vorzuschreiben. Eigentlich ist dies so offenkundig, daß Bernhardi irgend eine Erklärung dafür suchen mußte, um darzuthun, weshalb Friedrich nach seinen Siegen stets in Böhmen stehen blieb. Und da erlaubt sich der geistreiche Geschichtschreiber eine Combination, die er durch zahlreiche Belege zu beweisen sucht. Politische Gründe, so behauptet er, hätten den König bei seinen ersten vier Feldzügen der beiden schlesischen Kriege daran verhindert, auf die Zertrümmerung des österreichischen Staates hinzuarbeiten. Er wollte Schlesien erobern; was sollte er mehr? Hätte er etwa den Franzosen selbst den Weg nach Wien bahnen sollen? Besaß er ein Interesse daran, die gallische Macht endgültig zum Schiedsrichter der deutschen Fürsten zu machen? Und ebensowenig konnte Friedrich in den fünf letzten Feldzügen, in denen des siebenjährigen Krieges, Aehnliches anstreben; dazu war die Macht seiner Gegner zu groß. Ein einziges Mal, so meint Bernhardi, habe er den Feldzugsplan im Napoleonischen Geiste entwerfen können, weil die politischen Verhältnisse darnach angethan waren, und dieses einzige Mal habe er so kühn und weit ausgreifend gehandelt, wie irgend einer der Feldherren vor und nach ihm. Dies sei bei dem Feldzuge von 1757 der Fall gewesen. Damals rückte Friedrich der Große in drei Colonnen in Böhmen ein, sammelte seine Scharen bei Prag, besiegte nach dem Heldentode seines Feldmarschalles Schwerin die Oesterreicher, warf Karl von Lothringen mit 50,000 Mann in die böhmische Hauptstadt und versuchte dann diese Armee gefangen zu nehmen. Wäre ihm dies gelungen, dann hätte er auf Wien eilen können, und dann wäre der Feldzug in Napoleonischem Stile geführt gewesen. Diese Argumentation ist bestechend, aber sie ist hinterher schlagend widerlegt worden. Als Bernhardi obige Gedanken niederschrieb, war der Feldzugsplan und waren die Dispositionen Friedrichs für den Feldzug von 1757 noch nicht bekannt. Letztere wurden später aufgefunden, und was zeigte sich da? Der große König hatte gar nicht die Absicht, all das auszuführen, was das Geschick ihm später beschied. Nach seinem Plane sollte ein bescheidener Feldzug im Stile der alten Strategie unternommen werden, als ihm seine Rathgeber, Schwerin und Winterfeldt, den größeren, weitausgreifenden Plan vorlegten. Winterfeldt sagte, es vertrage sich weder mit der Ehre noch mit den Interessen Seiner Majestät, vom Feinde das Gesetz anzunehmen, und Schwerin ermunterte ihn zu kühnerem Ausgreifen mit den Worten: „Die jetzigen Umstände von Euerer Majestät sind lange Zeit einem Hazard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die aller hardieste partie prompt zu ergreifen, retten kann." Und auch diese beiden Männer nahmen nur an, man werde die Oesterreicher vor Prag schlagen und sie in den Süden Böhmens zurückwerfen; dann könnte sich der König mit Leichtigkeit gegen Russen und Franzosen kehren. Erst als das Glück Friedrich begünstigte, erst als den Oesterreichern nach der Schlacht der Rückzug verlegt war und sie nach Prag hineingeworfen waren, erst dann erhob sich sein Genie zu einem noch kühneren Unternehmen. Er scheiterte in demselben, indem ihm Daun die Niederlage bei Collin beibrachte. Man kann nach der späteren Auffindung der Berathungen zwischen Friedrich und seinen militärischen Rathgebern gar keinen Zweifel darüber hegen, daß die Theorie Bernhardi's von Delbrück endgültig widerlegt worden ist.

Man weiß, daß die Generale aus Friedrichs Schule nach dessen Tode sein System immer geistloser auffaßten und zu den thörichtesten Schlüssen und Anschauungen gelangten. Massenbach, der württembergische Offizier, den er in seine Dienste zog und der nach seinem Tode an der Spitze des preußischen Generalstabes stand, ging in seiner Verehrung für die Theorie so weit, daß er ununterbrochen Feldzugspläne entwarf für die verschiedensten Stellungen, für die verschiedensten Möglichkeiten, in welche die preußische Armee gerathen könnte. Er meinte, daß, wenn die Offiziere nur immer diese Möglichkeiten, deren Zahl ja nicht unbegrenzt ist, durchstudiren und vor Augen haben würden, sie ihre Aufgabe auf dem Schlachtfelde mit Leichtigkeit müßten lösen können. Dieser geistlose Schematismus, welchen der jetzige preußische Kriegsminister, Bronsart von Schellendorf, in seinem Lehrbuche über den Dienst des Generalstabes treffend darstellt, wurzelt eben in den schulmäßigen Ansichten aus der Zeit Friedrichs. Er selbst führte, als die männliche Spannkraft ihn verlassen hatte, den Krieg von 1778 genau nach dem vorsichtigen, zuwartenden, auf Positionsvortheile und Manöver berechneten Systeme seiner Zeit. Ja, in dem Plane, welchen er 1775 entwarf, um zu zeigen, in welcher Weise eine große Coalition gegen Frankreich dieses Land unterwerfen könne, rieth er, sich in dem ersten Jahre mit der Eroberung Dünkirchens und einiger kleinerer Plätze zu begnügen, und erst im zweiten Jahre gegen Paris vorzudringen. Man hat Ferdinand von Braunschweig, als er 1792 seinen fruchtlosen Feldzug unternahm, seiner Langsamkeit wegen getadelt. Aber man sieht, daß er, indem er sofort auf Paris losmarschirte, eigentlich doch entschlossener, unternehmender handelte, als Friedrich der Große einst gerathen hatte. Merkwürdiger Weise bespricht Bernhardi am Schlusse seines Werkes wohl diese militärische Arbeit Friedrichs, aber er zieht aus derselben mit offenbarer Gewaltanwendung den umgekehrten Schluß, den nämlich, wie hoch sich Friedrich über die Ideen und Pläne seiner Zeit erhoben habe. Bernhardi hätte sagen sollen, daß ein Geist wie Friedrich der Große, der ja überhaupt in Politik wie in Literatur noch ganz im Banne des alten Systemes stand, der ja noch ganz in den Ideen der Zeit Ludwigs XIV. befangen war, nur dadurch diese Periode überragt, daß er innerhalb ihres Gedankenkreises mit unvergleichlicher Energie, mit durchdringendem Scharfblicke und schlagfertiger Entschlossenheit durchführte, was er einmal für richtig erkannt hatte. Aber über die Ideen seiner Zeit hat er sich in der Kriegswissenschaft ebensowenig erhoben als in der Literatur und Kunst, als in Volkswirthschaft und Philosophie.

Der scharf umrissene Charakter Friedrichs, der in seiner Mischung von Selbstentsagung, Hingebung an den Staat und von Härte gegen Einzelne — er war indessen so strenge gegen sich wie gegen Andere — Veranlassung gibt zu den verschie-

Digitized by Google

densten Urtheilen, der bei kühner Kraft und Vorurtheilslosigkeit sich doch vielfach an das System, ja selbst an die Schablone seiner Zeit hielt, wird durch solche Untersuchungen immer klarer. Schon aus den allgemeinsten Erwägungen wird man zum Schlusse kommen müssen, Delbrück habe die Feldherrennatur Friedrichs richtig erkannt. In ganz derselben Linie bewegt sich doch auch Alles, was der große König als Administrator geleistet hat. An den Rädern der Maschine, die ihm sein trefflicher Vater hinterlassen, änderte er nichts; wie aber wußte er für ihren Schwung zu sorgen, wie beutete er ihre Arbeit in genialer Weise aus! Es gab keinen Zweig der Verwaltung und der Finanzen, den er nicht beherrschte; er besaß eigentlich keinen Minister und lenkte Alles selbst mit Hülfe der fünf Cabinetssecretäre, welche seine Befehle niederschrieben; er hinterließ die Finanzen in geordnetem Zustande und brachte es durch Handhabung strengster Ordnung zuwege, daß nach dem verheerenden langjährigen Kriege seine gefüllten Magazine den Bauern Schlesiens und Pommens das Saatkorn liefern konnten. Aber über die Maximen seiner Zeit in Besteuerung und Verwaltung erhob er sich nicht; an den Verhältnissen der Stände, an der Hörigkeit des Bauers, an der alleinigen Theilnahme des Adels an der Staatsverwaltung, zumal in militärischen Dingen änderte er nichts. Gerade dieses Stehenbleiben ward freilich verderblich für den Staat; denn wie vermag ein einzelnes Land inmitten des Fluthens der Weltbegebenheiten ohne Schaden an Einrichtungen festzuhalten, welche ein halb Jahrhundert früher von einem ausgezeichneten Organisator, wie sein Vater es gewesen, geschaffen worden waren? Stimmt zu diesem Bilde nicht vollständig auch Alles, was Delbrück über Friedrichs Auffassung der Kriegskunst mittheilt? Friedrich zeigt in Allem und Jedem die genialste Handhabung der gegebenen Richtung; neue Wege und Ziele aber hat er sich weder in Staat noch in Philosophie, weder im Kriege noch in der Verwaltung gesteckt.

---

## Sophie Junghans.

Von F. Freudenberg.

Sophie Junghans ist ohne Zweifel eine der vielseitigsten und am gründlichsten durchgebildeten unter den Schriftstellerinnen der Gegenwart. Wenn einem schon an sich männlich gearteten und überdies durch gediegene Bildung geschulten Geiste noch die specifisch weiblichen Vorzüge der Geschmeidigkeit, höchsten Anpassungsfähigkeit und des feinfühlenden Tactes zu Hülfe kommen, so kann das Resultat allerdings ein ungewöhnliches sein. Und es grenzt in der That an's Wunderbare, wie sich das Talent dieser Frau auf allen Gebieten zu Hause findet; mit welcher Sicherheit ihr Verstand in das eigenste Leben sowohl einer längst vergangenen, als der gegenwärtigen Zeit eindringt; wie das stille Traumweben der Kindesseele ebenso offen vor ihrem Blicke daliegt, als ihr die mannigfache Berufsthätigkeit des Mannes verständlich ist. Schon das Letztere besagt allein sehr viel; weit mehr, als man sich vielleicht bei flüchtigem Ueberdenken klar macht. Nicht allzu Viele können über die Schranken hinaus, welche im Allgemeinen dem einen Geschlechte in der Beurtheilung des anderen gezogen sind. Größtentheils bezieht sich das Interesse und auch die Fähigkeit gegenseitigen Erkennens auf die Liebesneigungen in ihren tausendfachen Spielarten, diesen freilich bedeutungsvollsten Tummelplatz menschlicher Leidenschaften, auf welchem der Egoismus jedes der Geschlechter in Bezug auf das andere hellsehend, zugleich aber auch wiederum blind macht, also daß gerade hier die ärgsten Irrthümer mit unterlaufen. Ein Blick auf die vielen Tausende verfehlter, überwiegend „idealisirter" Charakterzeichnungen, von denen die Literatur wimmelt, wird erst den richtigen Maßstab für die unbefangene, durch kein Vorurtheil verdunkelte Gerechtheit an die Hand geben, mit welcher Sophie Junghans auch das Wesen des Mannes in seiner Eigenart, seinem selbständigen Fürsichsein erfaßt.

Sie ist eben im besten Sinne des Wortes Realistin, scharf beobachtend und wahrheitsliebend, und, wie es sich für echte Realisten geziemt, von einer liebevollen, fast andächtigen Verehrung erfüllt für Alles, was nun einmal wirklich ist. Allein man würde ihr großes Unrecht thun, wollte man sie darum einreihen in den lärmenden Troß all' derer, die sich heute mit so lautem Geschrei zum Realismus bekennen, und die, einem Schwarme von Bacchanten und Mänaden vergleichbar, ihren Gott mit wilder, zügelloser Ausgelassenheit umtanzen. Wie ruhig und maßvoll, eine Priesterin der Kunst, schreitet sie daneben! Nicht, als ob ihr Blick sich vor den tiefsten Abgründen des Lebens ängstlich oder in falscher Scham zur Seite kehrte, als ob sie im „Labyrinth der Brust" nicht auch trefflich Bescheid wüßte! Hat sie doch „warmes Blut, so gut als Eine", und hat sie doch so gut den Schleier vom Bilde der Wahrheit gelüftet, als alle die Anderen auch. Nur daß sie sich nicht ob des Geschauten so wahnsinnig geberdet wie jene, welche ihre geistigen Convulsionen der Menschheit als eine neue Kunst aufdrängen möchten.

Sophie Junghans steht vollkommen auf der sogenannten „Höhe" moderner Weltanschauung, sie besitzt aber zugleich — und das eben zeichnet sie vor Vielen aus — eine tiefe Achtung vor den geistigen Errungenschaften früherer Geschlechter. Sie hat sich an dem gebildet, was, wie George Elliot sagt, die Jahrhunderte für uns gesichtet haben, und darin ein ausreichendes Gegengewicht gefunden gegen das Uebermaß naturwissenschaftlicher Aufklärung, welches momentan der Kunst so gefährlich zu werden droht. So bewundern wir an ihr eine schöne Ausgeglichenheit aller seelischen Kräfte, eine Harmonie, Freiheit und heitere Klarheit der Lebensauffassung, die an diejenige Goethe's erinnert. Aus ihren Werken spricht die Ueberzeugung, daß das „Natürliche" in uns wohl den Grundbaß unseres ganzen Wesens bedeutet, und selbst in den edelsten Regungen vernehmlich mitschwingt; daß aber die leitende Melodie Musik aus einer anderen Sphäre sein muß, wenn die Kunst nicht ihres besten Theiles verlustig gehen soll. Daher kommt es denn auch, daß die Heldinnen der Junghans'schen Romane bei all' ihrem gesunden, starken Empfinden, ihrer unbefangenen Natürlichkeit so viel hellen Verstand, so viel tapferes, zielbewußtes Wollen entwickeln und sich so wesentlich von den beliebtesten weiblichen Typen der neuesten Realistik unterscheiden, welche sämmtlich mehr oder weniger nach dem bekannten Recept des Stadtmusikus Miller gebildet zu sein scheinen.

Es ist überhaupt lehrreich, zu beobachten, wohin es in der Kunst zunächst geführt hat, daß die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts in der Entwickelungslehre gewissermaßen sich selbst, ihre wahre, bisher verborgene Herkunft entdecken durften. Nachdem die erste unliebsame Ueberraschung überwunden, scheint nunmehr ein wahrer Enthusiasmus Platz zu greifen für alles das, was wir mit der ganzen übrigen Schöpfung, über welche wir uns fälschlicherweise hoch erhaben glaubten, gemein haben. Huldigten frühere, unwissende Zeiten der Ansicht: Natur ist Sünde, so verfällt der von modernen Ideen durchdrungene Künstler in das entgegengesetzte Extrem, und möchte am liebsten alle Cultur mit jenem Anathem belegen; er erblickt in ihr etwas Fremdes, das des Menschen wahres Wesen verhüllt und verunstaltet. Von diesem Realismus findet sich bei Sophie Junghans keine Spur. Wer in der Anwendung solcher und ähnlicher Motive das Merkmal moderner Vorgeschrittenheit sieht, dem muß unsere Autorin recht altmodisch vorkommen; genau so altmodisch, wie Freytag, Scheffel, Heyse, Storm und andere seitherige Lieblinge der deutschen Nation thatsächlich in den Augen der neuen Stürmer und Dränger sind. Wer aber darob an ihrer Fähigkeit, uns „ganze Menschen" vorzuführen, zweifeln wollte, der lese „Helldunkel", diese classisch schöne Erzählung aus deutscher Vergangenheit*), in welcher eine so reiche Scala

*) Sämmtliche Romane sind im Verlage von Karl Reißner in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

menschlicher Empfindungen durchlaufen und auch der Ton sinnlicher Leidenschaft voll und stark angeschlagen wird. Wie vollkommen entspricht dieser Roman dem Wesen jener Zeit des ausgehenden Mittelalters, deren eigenthümlicher Charakter bestimmt wird durch das unvermittelte Nebeneinanderwirken höchster geistiger Potenzen, schwärmerischer Frömmigkeit und reinsten Wissensdranges mit einer uns schlechterdings unverständlichen barbarischen Rohheit der Sitten. Jede der beiden Strömungen, so mystisch transcendental uns die eine, so derb, grausam und brutal uns die andere anmuthet, hat dennoch in ihrer schwellenden Kraft etwas, was uns mächtig anzieht, vielleicht gerade weil es unseren modernen Lebensverhältnissen — nicht zu ihrem unbedingten Vortheile — so fern liegt. Jene Epoche sah noch den Teufel leibhaft umgehen; dunkel war's in den Köpfen und dunkel auch auf den Lebenspfaden der Menschen; recht- und wehrlos stand der Schwache dem gewaltthätigen Starken gegenüber.

Ein getreues Bild aus solchen Tagen kann kein zartes Aquarell, nicht mit feinem Haarpinsel ausgeführt, es muß ein farbensattes Oelgemälde sein, dessen lichte Töne sich von tiefen und breiten Schatten doppelt leuchtend absetzen; und so ist „Helldunkel". Will Jemand die Obristin Steckelberg bedenklich finden, so verweisen wir ihn auf den Geist des Ganzen, der ein Geist der Wahrheit ist, dem aber der Schutzengel des auserlesensten Geschmackes zur Seite schwebt, überall — zum Troste zaghafter Gemüther sei es versichert — die Grenze des ästhetisch Zulässigen sorgsam bewachend.

Hat übrigens die nächtliche Scene im Pavillon die „verlorene Handschrift" nicht gehindert, einen Ehrenplatz im Herzen des Volkes einzunehmen, so wird auch die Steckelbergerin kein anderes denn rein künstlerisches Interesse erwecken bei allen denen, die unbefangen zu genießen verstehen und die nichts in ein Buch hinein lesen, was nicht darinnen enthalten ist. Nur die vollkommene Urtheilslosigkeit kann sich dagegen verschließen, daß die Junghans'schen Romane eine fast strenge Lauterkeit athmen, daß die Verfasserin fest in dem uns Allen gemeinsamen Boden gesellschaftlicher Moral wurzelt und durchaus nicht darauf sinnt, gegen die traditionellen, altehrwürdigen Begriffe von Pflicht und Tugend Sturm zu laufen, trotz der Objectivität, mit der sie auch das Gegentheil von bürgerlicher Ehrbarkeit künstlerisch zu verwerthen weiß. Wer hätte jemals für den Zauber kindlicher Unschuld, für die herbe Sprödigkeit des jungfräulichen Weibes, wie für die schlichte Treuherzigkeit des unverdorbenen Jünglinges einen köstlicheren Ausdruck gefunden? wer der Elternzärtlichkeit, der Kindes- und Geschwisterliebe schönere Züge geliehen? Auf's liebenswürdigste kommt sie dem Bedürfnisse des Herzens nach sympathischen Figuren entgegen, die man lieb gewinnt und von denen man am Ende des Buches mit Bedauern scheidet; wobei uns indessen keinen Augenblick die angenehme Gewißheit verläßt, daß uns diese sympathischen Figuren nicht etwa bloß zu unserer Ergötzung hingestellt worden, sondern daß in Wahrheit große Schätze an Liebenswürdigkeit und Güte in dieser mangelhaften Welt zerstreut sind und daß die pessimistische Kunst, welche nur in der Schwäche und Gemeinheit das wahre Wesen der Menschen findet, sich einer ebenso großen Fälschung schuldig macht, als der einseitige, übertreibende Idealismus.

Frau Junghans wahrt sich vor allen Dingen in vollstem Maße das angestammte Vorrecht epischer Darstellungsweise, zu „schildern", und auch hierdurch tritt sie in einen scharfen Gegensatz zu den Anhängern der neuesten Geschmackswendung, welche nach einem kürzlich aufgestellten Programme „die Charaktere weder beschreiben, noch beurtheilen wollen, sondern sie dem Leser vorführen, wie der Maler seine Figuren vorführt". „Diese Figuren", heißt es weiter, „müssen so lebensvoll hervortreten, müssen dabei ihre verborgensten Gedanken kundgeben, ihre Gefühle — so unbestimmt und flackernd sie auch seien — mit solcher Aufrichtigkeit bloßlegen, daß der Leser mitempfinde, ohne an einen mitempfindenden Autor erinnert zu werden."

Vortrefflich! Allein, heißt das nicht die Erzählung zum Drama umstempeln wollen? Da man aber die Personen nun doch einmal nicht, wie auf dem Theater, sieht und sie sich ohne jeglichen beschreibenden Anhalt auch nicht vorstellen kann, so hilft uns beim Lesen nichts über die Dürftigkeit des Hintergrundes und der Coulissen hinweg. Der anschauenden Phantasie wird nichts, aber auch gar nichts geboten; es werden uns nur geistige Physiognomien vorgeführt, und das gibt einem solchen Romane, wie Beispiele beweisen, einen eigenthümlich abstracten Anstrich.

In welchen Widerspruch mit sich selbst geräth ferner leicht der Autor, der die strenge Lebenswahrheit festhalten und zugleich seine Helden fortwährend das tiefste Herz auf der Zunge tragen lassen will! Mit wieviel reicheren Mitteln arbeitet dahingegen eine Kunst, welche die innersten Empfindungen, die sich der durchschnittliche, in der Selbstbetrachtung ungeübte Mensch selten in klaren, wohlgeordneten Sätzen vergegenwärtigt, die geheimen, Ausschlag gebenden Triebfedern seiner Handlungen, deren er sich selbst so oft nicht bewußt ist, gleichsam als begleitenden Text zwischen und unter die Bilder der auftretenden Personen schreibt! Das ist ja, was den Erzähler vom Dramatiker unterscheidet, daß ersterer uns vor und nach den einzelnen Auftritten, ja sogar während derselben bei der Hand nimmt und uns hinter die Scene führt, um uns zu erklären, wie im Grunde alles zusammenhängt.

Und hierin ganz besonders besitzt Sophie Junghans eine Meisterschaft, die uns im Zweifel darüber läßt, ob wir mehr die Herzenskenntniß oder die Virtuosität der technischen Ausführung bewundern sollen, welches beides sich in den hervorragenderen Scenen zu bedeutendster Wirkung verbindet. Im eigentlichen Sinne pflegt allerdings eine Leistung virtuos genannt zu werden, welche mit auffallender Leichtigkeit verborgene große Schwierigkeiten überwindet; und zwar hat die Bezeichnung sogar nicht selten einen leisen Beigeschmack von Tadel. Es kann sich ereignen, daß eine solche glatte und scheinbar bequeme Außenseite den oberflächlichen Beobachter über den inhaltlichen sowohl als den formalen Werth des Dargestellten täuscht, und uns will bedünken, als ob Frau Junghans diese Erfahrung an sich machen müsse. Uns Deutschen gebricht es im Allgemeinen noch an dem richtigen Gefühle für Grazie und Gefälligkeit des Ausdrucks; wir sind in der schwerfälligen Ansicht befangen, daß ein ernster Gedanke sich uns nicht anders denn im feierlichen Gewande präsentiren dürfe. Wir denken uns an tragischen Stellen den Autor mit gesträubtem Haar vor seinem Schreibtische sitzend, und finden die ruhige Gelassenheit, welche uns Tugend und Laster gleichmäßig, ohne auffallenden Enthusiasmus für die erstere und ohne sonderlichen Zorn auf das letztere einfach so vor Augen bringt, wie sie im Leben und im Charakter des einzelnen Menschen durch einander spielen — kalt und womöglich gemüthlos. Unter dieser Verkennung leiden z. B. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, beide bis jetzt noch erst von einer verhältnißmäßig kleinen Gemeinde nach Gebühr gewürdigt. Auf Frau Junghans findet das oben Gesagte eine etwas andere Anwendung. Es ist die anspruchslose und beiläufige Art, mit welcher sie sowohl ernste als launige, oft satyrisch geschärfte, oft philosophisch reflectirende, stets aber von seltener Welt- und Menschenkenntniß zeugende, kürzere und längere Betrachtungen in den Gang ihrer Erzählungen einflicht, oder durch eine leicht hingeworfene Bemerkung en passant den Charakter ihrer Personen blitzartig bis auf den Grund ihres Wesens beleuchtet, welche fälschlicher Weise für bloße Geschicklichkeit gehalten wird. Ein großer Theil des Publikums liest diese hingestreuten Perlen reifster Lebensweisheit ziemlich gedankenlos auf, ohne dabei zu empfinden, aus welcher Tiefe sie geschöpft sind, und welchen Werth sie für die Kundigen besitzen.

Es ist die Durchgeistigung jeder Zeile, eine feine Beweglichkeit des Ausdruckes, in denen sich jezuweilen ein solches Uebergewicht des künstlerischen Vermögens über den Stoff ausspricht, daß es allerdings fast den Eindruck macht, als spiele die Verfasserin mit ihrem Gegenstande. Weil dies aber naturgemäß nur an den humoristischen Partien hervortritt, so trägt es auch nur zur Erhöhung des Genusses bei, indem es uns ein zwiefaches ästhetisches Behagen verschafft und uns die Autorin wie eine geschickte Reiterin erscheinen

Digitized by Google

läßt, die ihr Rößlein mit Kraft und Anmut lustig tummelt. Ueber diese humoristischen Stellen ist ein Hauch köstlicher Schelmerei ausgegossen. Ueberhaupt bildet der Humor einen der liebenswürdigsten Vorzüge der Frau Junghans, ja, wenn man seinen Begriff nicht zu eng faßt und ihn selbst da noch wiedererkennt, wo er im Verein mit dem oft bitteren Ernste einer bedeutsamen Situation sich bis zum Pathos steigern kann — vielleicht der Grundzug ihres Wesens. Man lese die unvergleichliche Darstellung der hochnothpeinlichen Gerichtssitzung in „Helldunkel". Die Dummheit, Bosheit und der Fanatismus der Rathsherren möchte die arme Sibylle gar zu gerne der Hexerei überführen und zum Feuertode verurtheilen, und die Verhandlungen fördern ein solches Gemisch von einfältigem gutem Glauben und blödsinniger Verranntheit, so viel rechtsverdreherische Kniffe, Aberwitz und scholastische Spitzfindigkeit zu Tage, daß wir uns trotz des innerlichen Grausens, welches uns ob der wahrscheinlichen Folgen dieser hochweisen Erwägungen anwandelt, des Lachens nicht erwehren. Und wie hebt sich von der aufgeblasenen Würde der gelehrten Herren die edle Gestalt des Magisters Alberti ab, dieses orthodoxen Schwärmers mit der glühenden und doch so barmherzigen Seele; der Student Berthold Ebersdorf, der dem verworrenen Gerede der Hochmögenden mit den einfachen und schlagenden Argumenten des gesunden Menschenverstandes entgegentritt; endlich die rührende Erscheinung der Angeklagten! Von den Qualen der Folter erschöpft, von den rohen Fäusten der Büttel in den Saal gestoßen, bricht sie beim Anblick des Geliebten, der als Zeuge erschienen ist, mit einem Weheschrei zusammen. Ja wohl — „die Effecte lernen sich leicht, aber es bleibt ewig schwer, sie so anzuwenden, daß es wahre Effecte sind", schreibt Zelter an Goethe.

Mit Gustav Freytag theilt Sophie Junghans außer dem Humor auch die Anlage und Vorliebe für Detailmalerei; das liebevolle Verständniß für das Kleine, Alltägliche; das großmüthige Mitleid für die geistig Armen und Schwachen. Auch nicht die geringste ihrer Nebenfiguren ist ohne charakteristische Züge. Sie kennt das oft so rührende Heldenthum der Bescheidenen und Gedrückten und zieht die geheimen Schwächen der Großen, der „Weltleute" unbarmherzig an's Licht; letzteres manchmal mit heiterem Spotte, manchmal mit einem ergötzlichen trockenen Ernste, sozusagen ohne eine Miene zu verziehen. Wie entzückend ist gleich das erste Capitel der „Spiegelungen", wo der treffliche „Onkel Gustav" die Staatsräthin Kattenstamm in ihre neue Wohnung geleitet und sie dabei auf's freigebigste aus dem Borne seiner Lebensweisheit tränkt, der in seinem wohlmeinenden Herzen eigens für andere Menschen quillt!

Bei sehr vielen Anderen würde mit einer besonderen Begabung für Kleinmalerei Hand in Hand gehen eine gewisse Schwäche und Weichlichkeit, eine Unfähigkeit, Charakteren von größeren Dimensionen gerecht zu werden, eine bedeutende Erscheinung stattlich und aus einem Gusse hinzustellen, oder auch das Schlechte und Verwerfliche mit kräftigen Strichen zu zeichnen. Bei Sophie Junghans nicht. In ihren ausgedehnten, figurenreichen Ensembleſcenen ist man in Verlegenheit, ob man dem großen Wurfe des Ganzen oder der flotten Ausmalung der Intermezzos den Preis zuerkennen soll. Wer sich überzeugen lassen will, wie viel Geist in der Schilderung eines Ballsaales und der sich in ihm dem bekanntlich nicht eben sinn- und gedankenreichen Vergnügen des Tanzes hingebenden Gesellschaft enthalten sein kann, der lese das Fest beim Grafen Görz im zweiten Theile des „Bergrathes". Allein am imponirendsten scheint uns doch das Talent der Verfasserin aufzutreten, wenn sie die ganze Peripherie eines bedeutenden Charakters vor uns entfaltet, wie in jener anderen Scene ihres letztes Romanes, da sie uns an dem stummen Gedankengange des „schönen Bodilo" Theil nehmen läßt, während er auf der Chaiselongue liegt und den blauen Wölkchen seiner Cigarre nachschaut. Dabei enthüllt sich uns in seinen Plänen und Betrachtungen ein so erstaunliches Gewebe von Verschlagenheit, Gewissenlosigkeit, Kühnheit und Frivolität, wir genießen aber zugleich in so hohem Maße das fesselnde Schauspiel einer ungewöhnlichen Denkkraft, eines genialen Spürsinnes, daß wir nicht umhin können, den Combinationen dieses Mannes, dessen bodenlose Selbstsucht uns Abscheu einflößt, mit Interesse und lebhafter Spannung zu folgen. Wurzel, Stamm und Krone einer reichbeanlagten, ungewöhnlichen Individualität — Alles liegt in einem vor uns da, ein festgefügtes, organisches Ganzes.

Der Inhalt einer so weitverzweigten, vielgegliederten Handlung, wie diejenige des „Bergrath" — dies neueste Werk der Verfasserin sollte den eigentlichen Gegenstand dieser Betrachtung bilden — läßt sich nicht anders als bloß andeutungsweise nacherzählen. Es genügt, dasjenige Motiv hervorzuheben, welches die Physiognomie des Romans bestimmt: die Gegenüberstellung zweier Männer von ungewöhnlicher Bedeutung: des Bergraths Böcklin und des Rechtsanwalts Tilenius. Jeder der Beiden macht vollkommen den Eindruck einer Capacität seines Faches; wir gewinnen eine recht lebhafte Einsicht in die vielgestaltige Thätigkeit eines geschickten Juristen und lehrreiche Beweise von der Dehnbarkeit der Rechtsbegriffe. Die genialen Unternehmungen des Bergrathes zur Regulirung des Hochwassers sind vollends mit einer Anschaulichkeit und Sachkenntniß ausgeführt, die auf gründliche Vertrautheit mit dem Gegenstande schließen läßt. Die beiden Männer, Böcklin und Tilenius, sind als kleine Knaben befreundet gewesen, haben miteinander gespielt und in dasselbe Butterbrot gebissen, sich aber dann im Heranwachsen von Jahr zu Jahr entfremdet. Vor allem ist es Bodo, der Sohn des angesehenen Medicinalrathes Tilenius, dessen früh erwachter Hochmuth dem „Schneiderjungen" gegenüber verletzend hervortritt, und gelegentlich eines Zusammentreffens der Gymnasiasten, zu welchen Bodo, und der Gewerbeschüler, zu denen Justus Böcklin gehört, jenen erbitterten Faustkampf veranlaßt, dessen Folgen für das ganze spätere Leben der Beiden maßgebend wird. Der alte Schneider Böcklin, ohnehin mißmuthig über Justus' wissenschaftliche Bestrebungen, und durch den Streit der beiden Jungen um seinen besten Kunden, den Vater des geschlagenen Bodo gebracht, verstößt seinen Sohn in einem Anfalle von Jähzorn. Justus zieht in die Welt um zu lernen; die kleinen Verhältnisse seiner Vaterstadt waren ihm doch längst zu enge geworden. Er ahnt nicht, welch' ein erniedrigender Verdacht sich nach der fluchtartigen Abreise an seinen Namen heftet und dem alten, heftigen, auf seine bürgerliche Ehre stolzen Meister fast den Verstand kostet. Der leichtsinnige Bodo, in verzweifelter Bedrängniß vor einem jüdischen Wucherer, und in der Unbedenklichkeit, sich Mittel zu seinen geheimen Vergnügungen zu verschaffen, bereits sehr weit gediehen, rettet sich durch einen Griff in den Böcklin'schen Geldschrank aus der Verlegenheit. In den Augen der Wenigen, die von dem frechen Diebstahl erfahren, steht Justus als der Schuldige da. Lange bleibt er so gut als verschollen; erst nach Jahren begegnen wir ihm als Autorität im Bergfache und Vertrauensmann seiner Regierung wieder.

Bodo Tilenius hat inzwischen die Universität bezogen, und, da es ihm keineswegs an geistigen Fähigkeiten und an Kraft, sich zusammenzuraffen, gebricht, die Stufen seiner Carriere ehrenvoll erstiegen. Zu gleicher Zeit hat sich aber auch der weltliche Sinn, die Genußsucht mehr und mehr entwickelt, die bestimmt sind, die bösen Dämonen seines Lebens zu werden, wie sie denn schon den Knaben insgeheim auf die Bahn des Verbrechens getrieben. Mit seltenen physischen Anlagen ausgerüstet, von erstaunlicher Frische und Elasticität, zugleich vielbeschäftigter Anwalt und glänzender Lebemann, so sehen wir ihn in der besten Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielen. Gern haben die hocharistokratischen Familien, die in der Umgegend von Stadtbergen auf ihren Gütern hausen, dem eleganten jungen Doctor ihre exclusiven Kreise geöffnet.

Und nun stoßen die beiden alten Feinde wieder auf einander und es entspinnt sich ein gewaltiges Ringen zwischen dem ernsten, in harter Arbeit zum tüchtigen, zielbewußten Manne gereiften Bergrathe und dem schlauen Advocaten, hinter dessen chevalereskem Manieren sich so viel unruhiges Streberthum verbirgt. Langsam, langsam, ganz aus der Ferne, unmerklich anwachsend, ballt sich ein furchtbares Gewitter zusam-

Digitized by Google

men, das sich endlich, in einer Scene von erschütternder Wucht, über dem Haupte des Elenden entlädt. Zu zweiten Male, diesmal moralisch — aber für immer, schlägt der Bergrath seinen, ihm übrigens ebenbürtigen Gegner zu Boden. Und wie sympathisch folgt diesem zermalmenden „Gerichtet!“ — ein tröstliches „Gerettet!“ Die verachtete Josepha verlangt nichts Besseres als einen Platz an der Seite des Ausgestoßenen. Der Roman klingt versöhnlich aus.

Um jene beiden Helden gruppirt sich eine große Zahl von Personen, unter denen nicht eine einzige ist, auf welche nicht der andere treffliche Ausspruch Zelter's paßte: Einem Charakter muß man es ansehen, daß ihn Gott geschaffen hat! Wenn diese adeligen Herren und Offiziere beisammen sitzen, oder im festlichen Saale ihrer Ritterpflicht den Damen gegenüber genügen, und die Verfasserin rückt uns bald diesen, bald jenen Kopf in hellere Beleuchtung, dann glaubt man sich in einer Galerie van Dyck'scher Bildnisse zu befinden, und auch die derbere Gestalt des Bergrathes gemahnt an die klare und kräftige Pinselführung niederländischer Maler, wie man desgleichen das wunderliche, grotesk beschienene Conterfei Firmin's ganz gut einen Rembrandt nennen könnte.

Es läßt sich im „Bergrath“ — ob nun Zufall oder eine Absicht der Verfasserin vorliegt, die Durchführung eine dualistischen Principes herausfinden, ein sogenannter Parallelismus der Charaktere, dergestalt, daß je zwei derselben sich gewissermaßen entsprechen und durch den Contrast der Gesinnung bei größerer oder geringerer Aehnlichkeit der äußeren Verhältnisse einander hervorheben. Diese Gegensätzlichkeit, wie schon erwähnt, vorab in den beiden Hauptpersonen angewandt, wiederholt sich in den beiderseitigen Vätern und dem grundverschiedenen Einflusse, den sie auf ihre Söhne ausüben; in den beiderseitigen Schwestern Rikchen und Emilie, von denen namentlich die erstere ein Kabinetstück kleinbürgerlicher Bravheit und Tüchtigkeit geworden. Sodann der Schauspieler Laßmann, der sein Adoptivkind mit so rührender Liebe an sein großes warmes Herz zieht, und der Graf Canstein, der dieses selbe Kind, das seinige, Fremden überläßt. Da ist ferner die leidenschaftliche Josepha und die frivole Alma von Kaita, welche beide den schönen Bodo lieben — allein mit welchem Unterschiede!

Diese feinen Beziehungen, denen sich noch manche versteckteren, untergeordnetere anreihen ließen — Rikchen und Frau Butzberger, Fräulein Malchen und die ehrliche Betty — tragen dazu bei, dem Romane eine ungemeine Geschlossenheit zu geben und zusammen mit der breit angelegten, in mächtiger Steigerung zur Katastrophe geführten Composition ihn auch nach Seiten der künstlerischen Form hin auf eine hohe Stufe zu heben. Dennoch hat uns selbst der „Bergrath“ nicht irre gemacht in der Ansicht, daß von allen seitherigen Arbeiten der Frau Junghans „Helldunkel“ die Palme gebührt. Wer dieses Buch nicht gelesen, kennt die großartige Begabung der Verfasserin nur halb; und sollte der Umstand, daß ihre neueren Werke sämmtlich dem Leben der Gegenwart entnommen sind, ein definitives Abwenden vom historischen Romane bedeuten, so würden wir das im Interesse dieses Zweiges der Erzählungsliteratur lebhaft bedauern. An die Stelle der scharfen, photographischen Deutlichkeit, mit welcher die Typen aus der Nähe der Gegenwart wiedergegeben sind, tritt in „Helldunkel“ jener Schmelz und lichte Glanz, der in duftiger Ferne die Umrisse der Gegenstände so reizvoll umfließt. Und weil durch die unbestreitbare Langweiligkeit von neun Zehnteln des auf diesem Gebiete Geleisteten der Geschichtsroman momentan ein wenig in Mißcredit gerathen ist, sollten nicht auch noch die Wenigen ihre Hand von ihm abziehen, die befähigt sind, seine großen Vorzüge zu vertreten.

## Neues zur Bacon-Frage.

Von A. Fleischmann-Eldena.

Die paradoxe Frage, ob Francis Bacon die Werke William Shakespeare's verfaßt habe, ist neuerdings durch die in diesen Blättern bereits besprochene Schrift des Amerikaners Ignatius Donnelly über die Shakespearechiffre, d. h. über eine in den Text von Shakespeare's Werken eingeflochtene Geheimschrift, wieder in Fluß gekommen. Dieses Werk von Donnelly, das schon lange von den Baconianern mit großen daran geknüpften Hoffnungen zu Gunsten ihrer Sache erwartet worden, ist erschienen und hat allgemeine Enttäuschung bereitet.

Leider ist kein einziges Manuscript Shakespeare's auf die Nachwelt gekommen, wenigstens ist ein solches noch nicht aufgefunden worden, und dieser Umstand führt oder verführt zu den gewagtesten Speculationen, wozu auch diese angebliche Chiffreschrift gerechnet werden muß.

Dagegen sind Manuscripte von Bacon aufgefunden worden. In dem Britischen Museum befindet sich namentlich ein aus fünfzig Seiten bestehendes Convolut von Bacon's Handschrift, welches Notizen verschiedensten Inhalts enthält. Diese Notizen sind von Frau Henry Pott, einer begeisterten Verehrerin Bacon's und einem eifrigen Mitgliede der Londoner Bacongesellschaft, in einem umfangreichen Buche von 628 Seiten veröffentlicht worden unter dem Titel: The Promus of Formularies and Elegancies by Francis Bacon (London, Longmans, Green and Co.). Ein Exemplar dieses Promus liegt uns vor. Er enthält 1655 kurz hingeworfene Notizen, anscheinend Gedanken, die Bacon entweder in seinen Schriften auszuarbeiten gedachte, oder auch Citate von Gelesenem oder Gehörtem, das er sich einprägen und bei passender Gelegenheit verwerthen wollte. Darunter eine Menge englischer, französischer, spanischer und italienischer Sprichwörter, Citate aus der Bibel, aus Seneca, Horaz, Virgil, Ovid und Erasmus (Adagia). Zu allen diesen 1655 Notizen, wie wir der Kürze wegen diese Einträge in den Promus nennen wollen, hat Frau Pott Parallelstellen in Shakespeare's Werken gefunden und vorgelegt. Wir haben viele (nicht alle) dieser Parallelstellen mit Bacon's Notizen verglichen, waren aber bei den meisten nicht im Stande, mehr als eine oft ganz entfernte Sinnesähnlichkeit zu finden. Hin und wieder kommt auch bei Shakespeare ein oder das andere Wort vor, welches Bacon im Promus gebraucht, z. B. in Nr. 98 des Promus schreibt Bacon: „No wise speech, though easy and voluble“, und Shakespeare sagt: „Voluble in his discourse“, oder:

„Are my discourses dull? barren my wit?
If voluble and sharp discourse be marred,
Unkindness blunts it.“

oder: „I'll commend her volubility“. Die Behauptung, daß Bacon, weil er das Wort „voluble“ in seinen Promus eingetragen, auch die anderen Stellen, in denen es wieder vorkommt, verfaßt haben müsse, will uns etwas kühn erscheinen. Zudem ist „voluble“ gar kein ungewöhnliches Wort. Als solche können gelten: „Good morrow“ (für Good morning) und „uprouse“ (für awake), und diese erscheinen nach Frau Pott in Shakespeare's Werken, ersteres fast hundertmal, letzteres seltener in folgenden Parallelstellen: „Thou act uproused by same distemperature“. (Romeo und Julie II, 2), ferner „Rouse up the organs of her fantasy“ (Lust. Weiber V, 5. 51) und: „Rouse up thy youthful blood“ (Rich. II. I, 3 und Hen. IV. IV, 3. 14). Nun will es uns bedünken, daß, wenn Bacon in seinem Promus diese einzelnen Wörter ohne allen Zusammenhang notirt hat, es ihm auch nur um das Wort zu thun war und daß er es entlehnt haben kann, weil es ihm gefiel und er es sich einprägen, vielleicht auch gelegentlich gebrauchen wollte. Dasselbe ist der Fall mit dem im Promus und bei Shakespeares (Rom. und Jul. II, 3. 40) vorkommenden Ausdruck „golden steep“. Es sei uns erlaubt noch ein kurzes Beispiel aus den im Promus notirten spanischen Sprich

Digitized by Google

wörtern anzuführen. In Nr. 606 des Promus heißt es: El lobo et la vulpeja son todos d'una conseja (Der Wolf und der Geier sind beide gleicher Gesinnung), und die angeführten Parallelstellen aus Shakespeare sind:

Comrade with the wolf and the owl (Lear II, 4),
Let vultures gripe the guts (Lustige Weiber I, 3),
Sharp-toothed unkindness like a vulture (Lear II, 4),
Tooth of wolf (Macbeth IV, 1).

Wir müssen es dem Leser überlassen, die Aehnlichkeit dieser Stellen mit dem Sprichwort herauszufinden.

Was die oben angeführten Stellen aus „Romeo und Julie" anlangt, so könnte man an die nicht ferne liegende Möglichkeit denken, daß Bacon der Aufführung dieses und anderer Stücke angewohnt, ja selbst das Manuscript gelesen und diese auffälligen Wörter, an denen er Gefallen gefunden, in seinen Promus eingetragen hätte. Es wird uns nicht gesagt, ob und daß sich dieselben irgendwo in seinen Schriften finden, außer eben in seinem Notizbuch. Nur einige wenige Citate aus Bacon's Schriften werden gegeben, in denen sich die Notizen im Promus allerdings ziemlich wörtlich wiederfinden, allein die damit in Zusammenhang gebrachten Parallelstellen aus Shakespeare sind so gesucht und so allgemein phrasirt, daß es oft nicht leicht ist, auch nur eine Gedankenähnlichkeit zu finden. Der für diesen Aufsatz gewährte Raum würde nicht ausreichen, wollten wir es unternehmen, den Mangel an Zusammenhang zwischen den Baconianischen Notizen und den angezogenen Parallelstellen aus Shakespeare's Werken genauer nachzuweisen. Ein kurzes Beispiel mag hier noch einen Platz finden und daraus mag man über den Werth des im Promus angeblich enthaltenen Beweismaterials dafür, daß Bacon der Verfasser von Shakespeare's Werken sei, urtheilen. Weil Bacon unter Nr. 100 in seinen Promus die Notiz eingetragen hat: „He can tell a tale well (of those courtly gifts of speech which are better in describing than in considering)" soll er auch die Shakespeare'schen Worte geschrieben haben: „I tell this tale vilely" (Viel Lärm um Nichts 3) und: „I can mar a curious tale in the telling" (Lear I, 4). Soll Niemand als Bacon die Wahrheit haben erkennen können, daß man eine gute Geschichte durch schlechtes Erzählen verpfuschen kann?

Nicht besser steht es mit den vielen Sprichwörtern, die sich im Promus aufgezeichnet finden und theilweise in Umschreibungen in Shakespeare's Werken wiederfinden. Sprichwörter sind Gemeingut nicht nur der Völker, welche dieselbe Sprache sprechen, sondern ihrem Inhalte nach fast aller gebildeten Völker. Was Wunder also, wenn in Shakespeare's Werken inhaltlich viele Sprichwörter verschiedener Sprachen und Völker vorkommen? Aber wie diese bei Shakespeare vorkommen, haben wir oben an einem Beispiele gezeigt.

Gewiß ist der unermüdliche Fleiß zu bewundern, mit welchem Frau Pott die angeblichen Parallelstellen zusammengetragen hat, aber nicht minder ihre Phantasie, und eine Ueberzeugung von der Identität Bacon's und Shakespeare's kann man daraus nicht gewinnen. Allerdings behauptet selbst Frau Pott nicht, daß die ausgesuchten Stellen in allen Fällen Parallelstellen seien, sie sollen nach ihrer Meinung nur die Identität der Redeformen in Beider Werken, den Gebrauch von Wörtern, welche bei älteren oder gleichzeitigen Schriftstellern nicht gefunden werden, und die Anwendung von Citaten zeigen, welche auf den Ausdruck derselben Gedanken, derselben Ansichten, derselben Antithesen sollen schließen lassen.

Die von den Baconianern ausgegrabenen Beweismittel für die Bejahung derselben erscheinen uns bis jetzt noch auf zu schwachen Füßen zu stehen, als daß man sie eingehender behandeln könnte, was wohl auch besser von englischer als von deutscher Seite geschehen könnte, da die einschlagende Literatur einzig jenseits des Canals zu beschaffen ist. Immerhin werden auch wir Deutschen, die für Shakespeare schon so viel gethan haben, die fernere Entwickelung der Frage mit Interesse verfolgen.

## Feuilleton.

### Im Literaturcafé.

Von Maximilian Harden.

(Sobald der Vorhang nicht aufgeht, sieht man ein in der Ruhe bewegtes Bild: Tassen klirren, Kellner irren, Blätter rauschen, Steine klappern, Wiener plauschen, Berliner plappern. Ein Herr liest die „Times". Viel Licht. Viel Melange. Links vom Eingange Billard. Vorn Bookmaker, hinten Buchmacher. Literaten, Redacteure, Feuilletonisten, Recensenten, Referenten, Aesthetiker, Correspondenten, Pianisten, Cellisten, Pantomimisten, Dramaturgen, Essayisten — mit einem Worte: Deutsche Geistesritter. Sie sind je nach ihrem literarischen Glaubensbekenntnisse geordnet und verachten einander.)

Ort der Handlung: Siehe Ueberschrift. — Zeit der Handlung: Zwischen Lipp' und Kelchesrand, d. h. nach der Première, vor der Kritik.

Er. Also das ist die große, versprochene Sehenswürdigkeit der Reichshauptstadt? Das hatte ich mir ganz anders in meinem beschränkten Provinzverstande vorgestellt. Ein Wiener Café haben wir doch schließlich in Danzig auch!

Ich. Verehrter Freund, Sie gleichen in diesem Augenblicke dem Geiste, den Sie zu begreifen geruhen. Sie befinden sich hier keineswegs in einem Wiener Café gewöhnlichen Schlages, wo Menschen unter einander sich der süßen, freundlichen Gewohnheit des Schlürfens und Naschens erfreuen — Sie athmen hier die geweihte Luft eines Capua der Geister, mit einem Worte, wir sind hier im Literaturcafé!

Er. Auf die Gefahr hin, noch gröber von Ihnen behandelt zu werden, muß ich doch offen gestehen, daß sich für dies schöne Wort kein Begriff bei mir einstellen will. Literaturcafé? Den Kaffee sehe ich wohl, allein wo ist die Literatur?!

Ich. Sie sitzt vor Ihnen. Ja, ja, wenn Sie mich auch noch so ungläubig ansehen, Alles, was Sie hier vor sich sehen, gehört der deutschen Nationalliteratur an, ungedruckte Sterbliche werden hier überhaupt nicht geduldet. Das heißt — bleiben Sie nur ruhig sitzen! — ich spreche nur von jenen Tischen dort, rechts vom Buffet, zwischen Fenster und Spiegel. Im Uebrigen finden Sie auch minder berühmte Leute hier, die „Zeitgenossen" sitzen nur dort. In unserer nächsten Nähe haben die Wetter und Bookmaker ihr Hauptquartier aufgeschlagen, vor denen werden Sie doch wohl keine staunende Bewunderung empfinden? Die machen zwar den meisten Lärm, aber sie spielen nur die Löwen, im Grunde sind es kleine Speculanten, denen der Sport nur ein bequemes Mittel zum Zweck ist. Trotz der carrirtesten Anzüge, der größten Turfgläser, der dicksten Stöcke, merkt man sofort, daß man sich nicht der echten Blüthe unserer rennlustigen jeunesse dorée und adorée gegenüber befindet. Wodurch diese seltsame Gesellschaft gerade hierher gezogen wurde — auf diese Frage werden Sie allüberall nur ein schmerzlich-resignirtes Achselzucken zur Antwort bekommen. So viel aber steht fest, die Makler des Rennplatzes werden hier entschieden protegirt, sie bekommen am meisten Schlagsahne zu ihrer Melange und am schnellsten die neuen Abendblätter, kein Wunder, denn vom vornehmen Zahlkellner bis herab zum kleinsten Schani ist hier Alles dem Glücksspiele ergeben, und, wenn man hier unbeschäftigte Wiener Kellner eifrig über ein Zeitungsblatt gebeugt sieht, so kann man im Voraus darauf schwören, daß es der „Sporn" ist, den ihr gieriger Blick durchstöbert.

Er. Ich habe allerdings schon vorhin, als ich auf Sie hier wartete, zu meinem Erstaunen eine ähnliche Wahrnehmung gemacht: der Herr, welcher, einer eingewurzelten Convention folgend, hier als befrackter „Zuträger" sich nützlich zu machen bestrebt, balancirte meine ersehnte „Schale Schwarz" mehrere Minuten auf der flachen Hand, während er mit seinem directen Vorgesetzten ein halblautes Gespräch führte, aus welchem mir seltsame Worte, wie: „zwei Otts", „Hymen refusirte", „verfrühter Start" u. s. w. in's befremdete Ohr tönten.

Ich. Na, da haben Sie ja den Beweis vor der Behauptung gehabt, Sie sehen, ich sagte nicht zu viel. Wie konnten Sie sich aber auch erdreisten, um einer elenden Schale Schwarz willen unseren Pepi in seinen retrospectiven Betrachtungen über den heute umworbenen Preis vom Juliusthurme zu stören!

Er. Mir scheint, hier muß man sich noch entschuldigen, wenn man Etwas bestellt, ohnedies kostet es Mühe genug, eines Kellners habhaft zu werden, die stecken ja beständig da in jener verborgenen Ecke! Ist da etwa ein Miniaturrennplatz etablirt?

Ich. Beinahe haben Sie's getroffen, gerade wollte ich Ihnen von jener Ecke berichten, die so recht eigentlich das Bindeglied zwischen den Vertretern des Turf und denen der Literatur bildet. Rücken Sie nur ein wenig näher heran, ich möchte nicht gern Das vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können: da hinten wird nämlich — gespielt! St! Nur keine Aufregung, in allen Ehren natürlich, ohne die mindesten Hazardalluren, sonst würde ich sicher nicht den modernen Sykophanten spielen, der so gefährliche Dinge ausplaudert. Nein, man spielt hier schlicht und einfach Domino, Schach — der kleine Moltke des Schaches sitzt Ihnen ja fast gegenüber, er schweigt allerdings seltener als der große — und andere kindliche Spiele mit mehr oder

Digitized by Google

minder wohlklingenden Namen. Aber nicht was man spielt, nein, wer und wie man hier spielt, ist interessant zu beobachten. Sehen Sie dort jenen Spieler, der beständig ißt und dabei mit automatenhafter Sicherheit seine Züge ausführt? Sein Leben gehört ganz dem Dienste Fortuna's, er eilt ihr auf den Rennplätzen, an der Börse und am Spieltische nach, natürlich ohne die von so zudringlichem Werben wenig erbaute Schöne jemals anders als in flüchtiger Berührung zu erhaschen. Ein ganz anderer Typus ist Ihr schon vorhin erwähntes vis-à-vis, der kleine Ajeeb. Ihm ist das Schach Wissenschaft, Kunst, Rente, mit einem Worte Existenzberechtigung. Seiner schachwissenschaftlichen Bedeutung, die mit seiner sonstigen sprunghaften Berufsthätigkeit so gar nicht harmonisirt, dankt er die angesehene Stellung in diesem edlen Kreise, deren er übrigens vollauf würdig erscheint. Dieser kleine Autodidact weiß und kennt Alles, er strebt unablässig danach, durch Ausfüllung seiner Bildungslücken den Anschluß an die deutsche Literatur zu finden, und zwischen zwei verwickelten Schachpartien, die er gleichzeitig bewältigt, hat er noch Muße, seine Ansichten über die „Wildente" zu entwickeln, oder auch die letzte Rickert'sche Rede zu kritisiren. Sie sehen, an Vielseitigkeit zum mindesten beschämt er manchen der stolzesten Pfeiler der Schriftstellerwelt, und ganz bestimmt den jetzt neben ihm stehenden Schauspieler, den man fast nie auf der Bühne, desto regelmäßiger aber beim Domino antrifft. Freilich ist er außerdem noch Dramaturg — —

Er. Ach, da bringen Sie mich auf eine Frage, die ich Ihnen schon immer vorlegen wollte. Ich lese da so oft in den Berliner Zeitungen von „Dramaturgen", die engagirt werden — was ist das eigentlich? Man hört von ihnen immer nur, wenn sie kommen und wenn sie gehen. Was ist denn ihre Aufgabe?

Ich. Verehrter Freund, ich sehe, Sie haben immer noch nicht das leidige Vorurtheil abgelegt, nach welchem bei jedem Worte auch ein Begriff sein müsse. Ist es denn nicht genug, daß es gut klingt: „Dramaturg"? Unwillkürlich ruft das schöne Wort eine Ideenkette wach, in der die Namen Lessing, Tieck, Laube auftauchen. Der Dramaturg von heute ist, so weit er nicht die Waschzettelliteratur der Reclamen zu besorgen hat, ein im Innern des Theaters angebrachtes architektonisches Schaustück, man benutzt es nicht, aber es sieht gut aus und — allzuviel kostet es gewöhnlich nicht. Für ein Provinztheater ist es freilich noch immer zu kostspielig, da tritt an die Stelle des Dramaturgen — der Hektograph!

Er. — — — ? — — ! —

Ich. Aha, Sie fangen denn doch an einzusehen, daß Sie sich hier in einer Ihnen fremden Welt befinden? Sie sollen bald noch mehr Wunder erleben und müßten der undankbarste aller Sterblichen und aller Danziger im Besonderen sein, wenn Sie nicht schließlich mit der hier gemachten Ausbeute recht zufrieden wären.

Er. Ja, wenn Sie mir nur endlich einmal über die Schriftsteller selbst ein kräftig Wörtlein sagen wollten! Mir scheint aber, um diese Hauptfrage wollen Sie schlau herum kommen!

Ich. Erlaubt mir, ehe Ihr weiter geht, was wählt Ihr für 'ne Facultät, d. h. welches Glaubensbekenntniß haben Sie in literis? Sind Sie Idealist, Realist, Naturalist, schwören Sie auf Byron, Zola, Ibsen oder Wildenbruch? Wie? Sie behaupten, das Schöne und Große in jeder Gestalt zu lieben? Also ein Wilder? Da werden Sie hier kein allzu begehrter Artikel werden, denn gegen den Fractionszwang, wie er hier herrscht, kommt die schlimmste politische Parteiverbitterung nicht auf. Auch Cartells werden hier geschlossen, die unnatürlichsten Bündnisse zwischen den blutdürstigen Jüngstdeutschen (da sehe ich gerade drei scharfe Schützen rechter Hand um 'nen Cognac sitzen — den Schluß bitte ich in Wallenstein's Lager nachzulesen) und den reservirtesten Vertretern des Sinnigen und Minnigen werden vereinbart, um einen verhaßten Gegner zu vernichten, der sich unterstanden hat, auf einem anderen Wege dem nämlichen Ziele entgegenzustreben. Und wie es aggressive Cartells gibt, so existiren auch solche mit rein defensiver Tendenz, Lobesversicherungen auf Gegenseitigkeit, deren Angehörige sich unter einander mündlich und schriftlich, öffentlich in den Zeitungen und heimlich in allerlei unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinenden Zeitschriften kräftig zu beräuchern verpflichtet sind, natürlich nicht ohne wacker auf die elende „Cliquenwirthschaft" zu schimpfen, die einem so gewaltigen Genius wie „unserem X." nach Kräften das Dasein erschwere durch ihre unwürdige Bevorzugung ausländischer Größen. Die Motive aller dieser sich kreuzenden Irrungen und Wirrungen? Es sind dieselben in dieser kleineren Welt, wie stets in der größeren: Hunger und Ehrgeiz! Aber hinweg von diesem Hexensabbath der Eifersüchtelei! Sie sehen schon ganz schwermüthig drein, armer Freund, zu solchen trübseligen Betrachtungen sind Sie doch wahrhaftig nicht hierher gekommen, ein Rütli der Geistesritter glaubten Sie zu finden und blicken nun in ein Heerlager des Cliquenfanatismus! Geschwind muß ich also versuchen, durch freundlichere Bilder Sie aufzuheitern, damit Sie nicht, verstimmt von dem Anblicke des Wasserkopfes, schneller als Sie gewollt an die heimische Nogat zurückkehren.

Er. Ich muß allerdings gestehen, daß die von Ihnen geschilderten Zustände nicht allzu erfreulicher Natur sind. Wie? Auch die Besten sind also nicht von kleinlichen Eifersüchteleien frei? Was könnten die deutschen Schriftsteller leisten, wenn sie einig wären, anstatt sich zu befehden, selbst beim Kaffee! Aber am Ende gibt es doch eine Kritik, die hier ein reinigendes, offenes Wort sprechen könnte, sie steht doch über den sich befehdenden Parteien.

Ich. Du ahnungsloser Engel Du! Die Kritik — erstens ist hier zu Lande der Kritisirte von gestern der Kritiker von morgen und zweitens — aber was soll ich uns lange mit grauer Theorie plagen, ein Beispiel wird Ihnen am besten zeigen, wie es um diesen Punkt steht. Sehen Sie dort jenen kleinen, dicken Herrn mit der goldenen Brille, der gerade gekommen ist? Ganz recht, der da, der nach allen Tischen freundlich grüßt, von allen Tischen ehrerbietigen Gruß zurück erhält. Er ist einer unserer bekanntesten Theaterkritiker und kommt ohne Zweifel aus der heutigen Première der neuen Jubiläumsposse.

Er. Erlauben Sie — eine neue Jubiläumsposse? Was ist denn das nun wieder?!

Ich. Ach ja, das können Sie ja nicht wissen, denn die Jubiläumsposse gedeiht nur in Berlin, wir können sie mit berechtigtem Stolze die Unsere nennen. Sie kennen doch die Uhren einer amerikanischen Compagnie, denen ein Garantieschein auf mindestens drei Jahre beigegeben ist? Nun sehen Sie, die Jubiläumsposse bringt einen Garantieschein auf mindestens 100 Aufführungen mit zur Welt, und noch niemals hat der Schein getrogen, im Gegentheile, meist jubilirt es sich nach dem ersten Hundert noch flott weiter. Wir wollen uns gleich nach dem Schicksale der Heutigen erkundigen.

Er. Aber unmöglich kann das Stück jetzt erst zu Ende sein, es geht ja auf zwölf Uhr.

Ich. Darin haben Sie ausnahmsweise einmal recht, auch kommt der Herr, den ich Ihnen zeigte, nicht aus dem Theater, sondern recta aus der Redaction, wo der Aermste mit fliegender Feder noch seine Eindrücke niederschreiben mußte, damit der ruhige Bürger morgen früh genau weiß, wie ihm das neue Stück gefallen soll. Da kommt ja der Doctor gerade — er ist auf seiner Visitenrunde — Nun, Herr Doctor, wie war das neue Stück?

(Stimme des Kritikers*): „Ach, fragen Sie gar nicht — scheußlich, scheußlich." Er enteilt.)

(Kurze Pause. Er und Ich sehen sich an. Stummes Spiel. Dann:)

Er. Nun?

Ich. Nun!!

Er. Nun, diesmal haben Sie sich gründlich getäuscht, Sie neunmalweiser Großstädter, das Stück mit dem Garantiescheine ist durchgefallen!

Ich. Meinen Sie?! Lieber Freund, wenn alle Stücke, von denen die Verständigen sagen: „Scheußlich, scheußlich" darum auch durchfielen, dann stände es besser um unser Theater!

Er. Aber erlauben Sie, wenn dieses „Scheußlich" morgen früh in der von etwa 100,000 Leuten gelesenen Kritik des Herrn von vorhin ausführlichst detaillirt ist —

Ich. Wer sagt Ihnen denn das? Sie werden morgen früh in dem betreffenden Blatte lesen, daß jeder Mensch, der sich einmal gründlich auslachen will, das neue Stück gesehen haben muß, daß es ganz außerordentlich amüsant ist, daß der bekannte „ärgste Hypochonder" den drastischen Wirkungen nicht widerstehen kann u. s. w.

Er. Weswegen aber diese unwürdige Heuchelei?

Ich. Urtheilen Sie nicht allzu vorschnell und vor Allem glauben Sie nicht an die Ammenmärchen von Bestechungen durch Werthgeschenke und Victualien, die immer noch in vielen Köpfen umherspuken. Alle diese Herren, die so mit Bewußtsein gegen ihre Ueberzeugung schreiben, handeln durchaus optima fide, ihre Milde entspringt den besten Motiven. Wenn sich so ein Kritiker Stunden lang den haarsträubenden, ungesalzenen Blödsinn auf der Bühne mit angesehen und er am liebsten ein doch gewiß wohlfeiles Verdammungsurtheil darüber niederschreiben würde, überlegt er sich auf dem langen Wege vom Theater bis zur Redaction, wohl auch schon vorher, welche schweren Nachtheile eine schlechte, absprechende Kritik dem ihm gut bekannten Director, dem ihm nicht minder bekannten Autor und den armen Schauspielern, die doch alles Mögliche geleistet haben, bringen würde. Und schließlich — das Publikum hat sich doch amüsirt! Soll er den Moralisten, den kritischen Nachrichter spielen, weil das Stück ihm, dem blasirten Theaterhabitué, nicht gefallen hat? Lohnt es sich wirklich, um eines so harmlosen, so völlig leeren Machwerkes willen die Existenz eines Theaters für längere Zeit in Frage zu stellen? Dazu kommen persönliche Erwägungen: man hat den sogenannten „Dichter" stets auf den so „netten" Dienstagabenden bei Z.'s getroffen, er ist ein so liebenswürdiger, bescheidener Mensch, der selbst so herzlich über seine ebenfalls bescheidenen Scherze zu lachen vermag, am letzten Dienstag hat er einem beim Abschiede so verständniß- und hoffnungsvoll die Hand geschüttelt, alle älteren und sogar einige jüngere Damen des Kreises treten für ihn ein und plädiren für mildernde Umstände. Andererseits kann auch Director Y. nach den Calamitäten des letzten Winters gute Einnahmen recht nothwendig brauchen — während all' dieser Erwägungen hat man schon die Einleitung geschrieben, ein „schöner Erfolg" (bei der Correctur des Abzuges wird es ein „glänzender") ist constatirt, und nun sind die Schiffe verbrannt, man muß weiterloben, man mag wollen oder nicht. Was aber dem Theater gegenüber billig erscheint, das ist in der Literatur recht, denn dieselben aus sachlichem und persönlichem Mitgefühle gemischten Erwägungen modificiren auch dort, bewußt oder unbewußt, das Urtheil des Kritikers. Daher kommt es, daß man so oft Urtheile liest, die einem schier unbegreiflich erscheinen möchten, daher das oft erwähnte übergroße Wohlwollen der hauptstädtischen Kritik, das freilich nur bis zu derjenigen Grenze zu gehen pflegt, wo das ganz Schlechte oder — das ganz Bedeutende und Neue anfängt. Die kritische Zweifeelentheorie, die so vielen schon zum Räthsel ward, sie schreibt sich hauptsächlich von einer vielleicht allzu gewissenhaften Abwägung der Consequenzen eines ungünstigen Urtheiles, von der theilnahmsvollen Achtung für alles geistige Schaffen, wie sie jeder Kenner empfinden muß, her. — Und nun, um diesen gemüthvollen Accord nicht ungenützt verklingen zu lassen — trinken Sie endlich Ihren Kaffeerest aus und vertagen wir uns bis morgen früh!

Er. Es bedarf keiner langen Vertagung dazu, es ist schon recht

*) Bei etwaiger scenischer Darstellung ist diese Rolle, trotz ihres geringen Umfanges, von einem ersten Darsteller zu besetzen! D. V.

Digitized by Google

früh; außer dem Herrn, der die „Times" liest, ist beinahe Alles verschwunden.

Ich. Sie mahnen mich mit Recht daran, daß ich ein schlechter Wirth gewesen, der seinen Gast kaum zu Worte kommen ließ. Aber morgen, oder vielmehr heute, sollen Sie reden, sobald Sie die Kritik über die „scheußliche" Posse gelesen haben werden. Also — auf Wiedersehen bei den Morgenblättern im Literaturcafé!

## Aus der Hauptstadt.

### Die Akademische Kunstausstellung.

V.

Der dritte Saal hat den Vorzug, ein paar der wenigen soliden, ohne Effecthascherei gemalten Bildnisse in sich zu vereinigen. Gustav Gräf's dunkelhaarige Dame im Spitzenkleide, in Staatstournüre auf einem Sopha sitzend und die Schultern so unbequem als möglich gegen ein Plüschkissen lehnend, steckt allerdings tief in der Modemalerei. Die Gesichtszüge sind in ihrer rein äußerlichen unbewegten Aehnlichkeit aufgefaßt, an die glatte Oberfläche dringt nicht eine Spur inneren Lebens. Dagegen bringt Heinrich Bürck ein Damenportrait, das schon durch die vornehme Einfachheit des Arrangements besticht. In dunkelblauer hochgehender Robe, die Hände leicht in einander gelegt, hebt es sich von einem dunkelgrünen Hintergrunde ab. Auch hier sind die Züge ruhig, aber die Ruhe erscheint als natürliche Charaktereigenschaft. Die Portraitgruppe dreier Knaben von demselben Künstler weist die gleichen Vorzüge auf. Nur wirkt die Aehnlichkeit der drei Kinderköpfe, durch ein stereotypes Lächeln noch mehr herausgedrängt, ein wenig monoton. Eine alte Dame im Lehnstuhle, die klugen dunklen Augen durch eine Brille voll auf den Beschauer gerichtet, malt Fedor Enke. Das Bild ist mit großer Liebe durchgeführt und wirkt durch kräftigen, mit künstlerischem Feingefühle gemilderten Realismus. Das Absichtliche in der Toilette einer von demselben Künstler gemalten femme de trente ans dürfte der Geschmacksrichtung der Dame zuzuschreiben sein. Der mit einem durchsichtigen schwarzen Flore verhüllte Hals und die ebenso drapirten Arme machen einen doppelt nackten, gewissermaßen ausgezogenen Eindruck, der mit dem sonstigen gesetzten Typus der Erscheinung nicht zusammenstimmt.

Die Colonialpolitik und Seemachtstellung des Deutschen Reiches kommt in mehreren tüchtig gemalten Marinebildern zum Ausdrucke. Richard Eschke d. J. hält an den soliden künstlerischen Traditionen seiner Familie fest. Den äußeren Habitus unserer jungen Flotte, die charakteristische Eigenart unserer Matrosen gibt er mit überzeugender Treue wieder. Wenn es ihm noch nicht gelingt, dem Wellenspiele der See in gleichem Maße gerecht zu werden, so läßt sich hoffen, daß fortgesetztes Naturstudium ihm über gewisse conventionelle Formen in der Wiedergabe des Wassers forthelfen wird.

Unter den Landschaften des Saales nehmen drei mittelgroße Waldinterieurs von Paul Flickel die erste Stelle ein. Uns will bedünken, als hätte der für eine bei Weitem umfangreichere Leinwand vor zwei Jahren medaillirte Künstler erst hier das rechte Format für die Bethätigung seines Talentes gefunden. Die Geheimnisse des mitteldeutschen Waldes sind intimer Natur und wollen nicht breit und lang ausgeplaudert sein. Ein Sonnenstrahl, der durch die Buchenzweige zittert und über einen Gebirgsbach gleitet, deutet hier mehr an, als die größten Lichtflecke auf Stämmen von ein Dritttheil Lebensgröße sagen können. Das Auge des Deutschen sieht eben hinter den einfachen Formen mehr, als der Fremde sich träumen läßt. Er müßte denn, wie Paul Söborg, specifisch nordische Beleuchtungseffecte ohne Weiteres in die nächste Umgebung von Berlin übertragen. Daß der aufgehende Mond im Bereiche des Spreebettes ein einsam wanderndes Liebespaar jemals so rothglühend überstrahlt hat, können wir bei aller Achtung vor unserem Mondscheine unmöglich glauben. Da trauen wir Julius von Klever schon mehr, wenn er unsere Phantasie in die Umgegend Petersburgs führt und den purpurnen Reflex des Mondlichtes auf weiten Eis- und Schneeflächen lagern läßt. Ohne directe Andeutung der Lichtquelle weiß uns der Schweizer Rüdisühli von der Leuchtkraft und Farbensattheit seines Waldinneren zu überzeugen. In seiner Auffassung des Hochsgebirgswaldes steckt etwas Monumentales, das ohne Vernachlässigung des Details vor Allem auf die Wiedergabe der großen Formen ausgeht.

Vier liebenswürdige Bildchen von Wilhelm Amberg führen auf das anheimelnde Gebiet des Genres über. Seine kleinen Gratulantinnen, sein Kinderportrait und seine des Geliebten gedenkende Jungfrau, auf sie Alle scheint die liebe Sonne wie auf Gerechte und Ungerechte und zwar ausschließlich zu dem Zwecke, damit Wilhelm Amberg eine größere oder geringere Anzahl von Lichtflecken über Rasen und Figuren hinstreuen kann. Selbst wenn ein deutsches Rococozöfchen in der Kanne einen kühlen Trunk holt und ihr der alte Diener von der Treppe: „Aus der linken Ecke!" nachruft, muß der Eingang zum Keller im Freien liegen, damit nur ja die liebe Sonne zu ihrem Rechte kommt. Wer möchte es dem Künstler übel nehmen, wenn er seiner Lichtfreude immer von neuem Ausdruck verleiht, selbst auf die Gefahr hin, durch Wiederholung zu ermüden? Jedenfalls erzielt er erfreulichere Wirkungen, als Wilhelm Trübner mit seinen gemalten Augenblicksphotographien, die ihre nebelhafte Existenz einer krankhaften Trübung der Linse zu verdanken scheinen. Und doch haben wir allen Grund für die mitleidige Verschleierung solcher naturalistischen Häßlichkeiten dankbar zu sein. Der zwischen gelerrten italienischen Korbflaschen zwischen Schlafen und Wachen hinduselnde Kunstjüngling, das wahrhaft abschreckende Modell, auf dessen Stuhllehne sich derselbe junge Rafael im Schlapphute rekelt, um einen schwachen Versuch zur Conversation zu machen, der im Café Zeitung lesende Neger, sie alle sind gut beobachtet, aber wir haben keinen Grund, dem Künstler sothane Beobachtung zu danken. Er macht ganz vergebliche Anstrengungen, den Beschauer von der Gleichwerthigkeit der Erscheinungen zu überzeugen und dabei unmerklich den Cultus des Häßlichen anstatt des Cultus des Schönen einzuschmuggeln. Die Wahrheit steht durchaus nicht, wie die Jünger der naturalistischen Seite strengster Observanz glauben machen wollen, im Verhältnisse der Gegensätzlichkeit zum Schönen. Schon von Wilhelm Auberlen's Nähendem Mädchen läßt sich lernen, daß treueste Naturbeobachtung und strengste Vermeidung aller Schönfärberei noch lange nicht zur Darstellung des Häßlichen zu führen brauchen. Hugo Vogel's Junger Geistlicher bei der Arbeit verbindet überzeugende Realität der Erscheinung mit der harmonischen Wirkung des wohl componirten Kunstwerkes. Die offene Lade des Arbeitstisches mit den blau gehefteten Manuscripten, der sorglos bei Seite geschobene Stuhl, der über die Landkarte gebeugte junge Priester in Soutane und Barett, das ist wie im Augenblicke gesehen und absichtslos gemalt. Aber das hell durch ein breites Fenster einströmende Licht hält all' diese Zufälligkeiten zusammen und verklärt sie. Person und Situation sind gerade interessant genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Dasselbe läßt sich von Fritz Fleischer's nacktem weiblichen Acte Am Meere nicht sagen. Das Spiel von Licht und Schatten auf der Epidermis ist technisch recht lehrreich, für eine lebensgroße Figur, die uns sogar, um ja nicht mehr zu bieten, als sie soll, durch eine Nackenwendung den Anblick ihres Gesichtes entzieht, ist es nicht ausreichend. Da weiß W. Gentz mit seinem Prediger in der Wüste ganz anders an das Interesse für das Exotische zu appelliren. Er hat so ziemlich alle Stammestypen der Wüste um einen Mahdi versammelt, der ihnen die Lehre des allein selig machenden Allah il Allah predigt. Die malerischen Gestalten und Kostüme der Wüstensöhne geben ein phantastisches, bei allem Farbenreichthume harmonisch abgetöntes Gesammtbild.

Zwei stilvollen, ungezwungen arrangirten und coloristisch wohlthuenden Stilleben von Albert Hertel dient ein ebensolches, mit feuchtem Staube gemaltes, von der zu plötzlichem Ruhme gelangten Ungarin Vilma Parlaghy zur Folie. G. M.

## Notizen.

Mahabharata. Der Große Krieg. Gedichtet von Joh. H. Becker. (Leipzig, Gustav Fock.) — In der That, ein wunderliches Werk! Der Verfasser hat das richtige Prädicat dafür selbst angegeben. Er sieht in der Mahabharata wenigstens zum Theil „die schulgemäßen Ueberlieferungsdichtungen der Brahmanen, Druiden, Meder und Chaldäer des Volkes der gemeinsamen Urheimath" und will in seinem Buche diese Urüberlieferung dem Inhalte nach möglichst getreu wiedergeben, unter Beiseitelassung einer Fülle von Einschaltungen, welche dem indischen Lehrgedichte den Riesenumfang gegeben. In diesem herausgeschälten Kerne findet er die entsprechendste Aehnlichkeit mit der deutschen Heldensage, die er an einer Synopsis der betheiligten Personen klar zu machen sucht. Für das nächste Heft (Saga II) verspricht er die Untersuchung der Nibelungen-Amelungensage und hofft so auf dem Wege der Vergleichung die Ursage oder, wie er sich ausdrückt, die Urgeschichte des Menschengeschlechtes reconstruiren zu können. Wie weit die vorliegende Nachdichtung von Werth ist, können wir aus Mangel an Kenntniß des Originales nicht beurtheilen; groß sind die Pläne und Absichten des Verfassers, sehr groß und weit. Die Vorrede und die Anmerkungen machen den Eindruck einer umfassenden Sachkenntniß und glühender Begeisterung. Die Versificirung ist nicht ohne Gewandtheit, doch scheint es uns fraglich, ob die weitreichenden philosophischen Absichten des Verfassers sich überhaupt in wahrhaft poetische Formen fassen lassen. Saga II, auf die wir jedenfalls zurückkommen, wird uns wohl ein abschließendes Urtheil ermöglichen. Jedenfalls verdient der Verfasser schon um seiner idealen Begeisterung willen Achtung und Unterstützung.

Mit Fug und Recht gilt unser Kunstreferent Heinrich Ehrlich seit Langem als einer der berufensten unter den heutigen Musikkritikern. Wie sein Einfluß in den künstlerischen und kunstfreundlichen Kreisen der Reichshauptstadt ein maßgebender ist, so hat sein Name weit über die Macht- und Geschmackssphäre Berlins hinaus den besten Klang. Ehrlich's Schriften werden vom Publikum nicht nur gerühmt und citirt, sie werden auch gekauft — die höchste Werthschätzung, welche einem ernsthaften Schriftsteller in Deutschland zu Theil werden kann. So wird denn ebenfalls die jüngst erschienene Sammlung seiner Aufsätze: „Aus allen Tonarten" (Berlin, Brachvogel & Ranft) dem Autor den ungetheilten Beifall der musikbeflissenen Leser und unter ihnen nicht zum wenigsten die aufrichtige Zustimmung der Kenner eintragen. Von seinen ungewöhnlichen Kenntnissen, von seiner reichen Welterfahrung, von der ihm eigenen Gabe scharfer, durch Vorurtheile nicht behinderter Auffassung und Prüfung hat er auch in diesem seinem neuen Werke vollgültige Proben gegeben. Es

Digitized by Google

ist als Fortsetzung seines im Jahre 1872 veröffentlichten Buches „Schlaglichter und Schlagschatten" anzusehen und wird darin eine Fülle anziehenden Stoffes, vornehmlich aus dem Tonleben des letzten Jahrzehntes, in der den Lesern dieser Blätter wohlbekannten, durch anmuthige philosophische Bemerkungen gelegentlich angenehm unterbrochenen und durch Einstreuung seines anecdotischen Gewürzes pikanten Darstellungsweise Ehrlich's behandelt. Dinge, die lediglich auf ein musikalisches Tagesinteresse Bezug haben, werden bei Seite gelassen, dagegen allen wichtigen Zeitfragen auf dem Gebiete des Concert- und Opernwesens die gebührende Beachtung zugewendet. Auch dort, wo es sich um strittige, in den Polemiken der Gegenwart mit besonderem Eifer erörterte Punkte handelt — vorzugsweise in der ersten, „zur Aesthetik und Culturgeschichte" betitelten Abtheilung des Bandes — wird der Fachgenosse, der sich eine von den Ansichten Ehrlich's hier und da etwas abweichende Meinung gebildet hat, der Festigkeit seiner Grundsätze und der Klarheit seiner Darstellung Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Besonders hervorzuheben sind die „Biographischen Studien"; fast allen bedeutenden schaffenden und reproducirenden Musikern unserer Tage werden hier eingehende Betrachtungen gewidmet. Neben den Thaten der Erlauchten — Brahms, Robert Franz und Bülow — werden hier die Verdienste eines musterhaften Chorpädagogen wie Karl Riedel, der soeben, nur allzu früh, der Stätte seiner Wirksamkeit durch den Tod entrissen wurde, in's rechte Licht gestellt. Die Aufsätze „Jean Jacques Rousseau als Musiker" und „Lorenzo da Ponte" sind fesselnde historische Studien. Mit einer Anzahl von „Humoristica" wird die weite Reihe der vor unseren Augen entrollten vielfarbigen Bilder zu Ende geführt; das Schlußcapitel: „Bayreuther Blätter vom Jahre 1746" ist von ergötzlicher Wirkung. Dem ebenso anregenden als unterhaltenden Buche, dessen beste Capitel übrigens zuerst in der „Gegenwart" erschienen sind, wird es am verdienten Erfolge nicht fehlen. Boëtius.

Zwei Seelen. Roman von Rudolph Lindau. (Stuttgart' Deutsche Verlags-Anstalt.) — Hier ist die Stimmung Alles, die Handlung nichts. Die Menschen und ihre Schicksale lassen uns vollkommen kalt, aber die feine Charakterzeichnung und der schwermüthige Dämmer, in den sie gehüllt sind, haben poetischen Reiz; auch der weitläufige Ton der ganzen Schilderung ist durchaus interessant. Es ist übrigens erfreulich, daß eines unserer Familienblätter den Muth fand, diese so ganz im Sande verlaufende Erzählung seinen Lesern zu bieten und sich von dem beliebten Grundsatze der Spannung um jeden Preis und der romanhaften Handlung für einmal loszusagen.

In der Reklam'schen Universalbibliothek sind neuerdings einige empfehlenswerthe Novitäten erschienen. Wir nennen Jeremias Gotthelf's Uli der Knecht, von Prof. Ferdinand Vetter in der ursprünglichen Gestalt mit Worterklärungen herausgegeben und eingeleitet. Wer da weiß, durch wie viel willkürliche Veränderungen das urwüchsige Werk in der Berliner Ausgabe letzter Hand entstellt wurde und wie man im Bestreben, den deutschen Lesern das Verständniß zu erleichtern, so viel Charakteristisches verwischte oder unrichtig verhochdeutschte, der wird mit Vergnügen zu dieser mit aller philologischen Akribie ausgeführten Ausgabe greifen. Verdienstvoll ist auch des Prager Lyrikers Friedrich Adler Versuch, die „Literarische Fabeln" von Tomas de Iriarte neu zu übertragen. Diese zum Theil sehr boshaften Dinger behandeln in gewandter und zierlicher Form literarische Zustände, und zwar wird man bei den meisten der gegeißelten Verhältnisse leider nicht mit dem Dichter entschuldigend beifügen: „Dies geschah in Spanien in dem Lande der Kastanien zu Sevilla, zu Sevilla." Die Uebersetzung ist formschön und graziös und steht hoch über den ungelenken Versuchen von Bertuch und Speier. Zu ihren trefflichen Ausgaben der Theaterstücke Henrik Ibsen's hat die Universalbibliothek nun auch das weltgeschichtliche Schauspiel in zwei Theilen: „Kaiser und Galiläer", deutsch von E. Brausewetter, gefügt. Es ist ein früheres Werk des norwegischen Modedramatikers, behandelt den auch Schiller einmal nahe gelegten Stoff des Apostaten Julian und ist übrigens bei aller Großartigkeit der Conception ziemlich schwach und langweilig. Trotzdem ist gleichzeitig noch eine andere autorisirte Verdeutschung von Paul Hermann in stattlicherem Gewande und mit dem Bilde des Dichters geschmückt bei S. Fischer in Berlin herausgekommen. Zum Schluß erwähnen wir noch, daß in der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (Halle, Hendel), deren fast 200 Bände sich vermöge ihres größeren Formates besser in unsere Büchereien einfügen, als Reklam's Miniaturausgaben, neuerdings eine gute Uebersetzung von Tolstoi's erschütterndem Drama: „Die Macht der Finsterniß" erschienen ist. Das naturalistische Stück, das soeben in Paris einen succès de curiosité hatte, wird ohne Zweifel gleich den Ibsen'schen Dramen die deutsche Bühne betreten, wäre es auch nur vor eingeladenem Publikum, zu wohlthätigen Vorstellungen oder in literarischen Matineen.

Pilgerfahrt. Ein Spottgedicht in 18 Capiteln von Tannhäuser dem Aelteren. (Zürich, Verlagsmagazin.) — Der anonyme Verfasser dieser in Heine's Atta-Troll-Manier gedichteten bitterbösen Satire ist kein Anderer als der jüngstverstorbene Michael Klapp. Es wird da viel Culturkampf getrieben, und die Ultramontanen kommen sehr übel weg, so daß das ganze von einem kühnen freiheitlichen Geist durchwehte Epos trotz des Todes seines Verfassers nicht mehr recht „actuell" im journalistischen Sinn ist. Am besten gefielen uns die witzigen Verse über Liszt und Canova. Hier sieht man, welche streitbare Natur mit Kapp dahin geschieden ist, und seine nachgelassenen Epigramme, die demnächst erscheinen sollen, werden dies, nach den Proben zu urtheilen, die noch bei Lebzeiten des Autors anonym in Wiener Blättern erschienen, noch viel besser beweisen.

Goethe und seine Beziehungen zur schweizerischen Baumwollenindustrie. Nebst dem Nachweis, daß unter Frau Susanna, der Fabrikantenfrau in Wilhelm Meisters Wanderjahren, Frau Barbara Schultheß von Zürich zu verstehen ist. Von Friedrich Bertheau. (Wetzikon, Actienbuchdruckerei.) — Eine sehr erfreuliche Erscheinung, wenn auch die Ergebnisse irre gehen. Erfreulich macht sie die frische Begeisterung, welche ein „vielgeplagter schweizerischer Baumwollspinner", wie der Verfasser sich selbst einführt, für Goethe's vortreffliche Darstellung der schweizerischen Spinner und Weber zeigt, die in der Aufforderung gipfelt, an Meyer's Hause in Stäfa eine Gedenktafel an des großen Meisters Aufenthalt daselbst im Jahre 1797 anzubringen. Hätte sich unter seiner „federleichten Bagage" eine Erläuterung der „Wanderjahre" gefunden, so würde er dem Irrthum entgangen sein, es lägen hier Aufzeichnungen Goethe's aus dem Jahre 1797 zu Grunde; denn wir wissen aus dessen Brief an Meyer vom 3. Mai 1810, daß ihm ein Aufsatz Meyer's vorlag, der sich vielleicht noch im Goethearchiv befindet. Die Beziehung der Frau Susanna auf Barbara Schultheß ist durchaus verfehlt. Sonst enthält die Ausführung Manches, was auch für den Kenner Goethe's anziehend sein dürfte. Uebrigens wohnte Goethe nicht in Meyer's Hause, das wohl nach dem Tode der Mutter verkauft war, sondern mit ihm im Wirthshause „zur Brandschenke". H. Düntzer.

Geschichte der deutschen Urzeit. Von Felix Dahn. (Gotha, F. A. Perthes.) — So wenig wir uns für die historischen Romane Dahn's erwärmen können, so unbedingte Hochachtung haben wir vor dem Geschichtsforscher und Rechtsgelehrten. Auch die mit der neulich ausgegebenen zweiten Hälfte vollständig gewordene „Deutsche Urzeit" ist ein ebenso gut geschriebenes als umfassendes und tiefgreifendes, wahrhaft grundlegendes Werk. Dahn beherrscht das sagenhafte Quellengebiet wie kein zweiter, und die Gestaltung des Stoffes verräth künstlerische Gestaltungskraft, die auch den Historiker ziert. Er verliert sich niemals in nebensächlichen Dingen oder öden Streitfragen, sondern bleibt in seiner Darstellung klar, übersichtlich, einfach, im besten Sinne populär, so grundgelehrte Dinge auch berührt werden. Man lese nur einmal z. B. die Darstellung von Chlodwig's Taufe und deren Folgen oder die meisterlich entwickelte innere Geschichte des Frankenreiches unter Karl dem Großen, und man wird erstaunen, wie der Verfasser selbst die schwierigsten Rechtsfragen erschöpfend und doch knapp und lichtvoll behandelt. Wir können das schöne Werk auch den weitesten Kreisen empfehlen und würden es für ein Glück halten, wenn es in jedem deutschen Hause zu finden wäre und die Urzeit- und Völkerwanderungsromane, auch diejenigen Dahn's, daraus vertreiben würde.

Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Dargelegt von F. Mariotti, Mitgl. des ital. Parl., übersetzt von M. Bernardi. 2 Bände. (Hamburg, J. F. Richter.) — Es gibt Bücher, die trotz aller Mühe nicht schlecht zu machen sind — weder vom Autor, noch vom — Kritiker. Bücher, die für irgend einen brauchbaren werthvollen Gesichtspunkt allen Rohstoff zusammentragen. Das vorliegende Werk gibt eine sehr fleißige Zusammenstellung von Aussprüchen Cavour's und Bismarck's über alle möglichen, hier in alphabetischer Ordnung auftretenden politischen Fragen; es gibt dem Politiker ein praktisches Nachschlagebuch, es gibt dem Historiker Anregung und wenn auch nicht erschöpfendes, doch weit umfassendes Material, die eigentliche Arbeit der Charakteristik und des Vergleiches der beiden größten Staatsmänner dieses Jahrhunderts vorzunehmen. Vor Allem wird aber hier dem weiteren Publikum in bequemer, glücklicher Auswahl eine Fülle interessantesten, bedeutsamsten Actenstoffes in den Schooß geworfen, aus dem es die Zeit und die bestimmenden Mächte der Zeit besser verstehen lernt, als aus allen Schlagwörtern der Tagespolitik. Der glänzende Erfolg des Werkes in Italien ist begreiflich: der Name Bismarck besitzt eben dort höheres und actuelleres Interesse, als der Name Cavour in Deutschland. Dem deutschen Leser, dem etwa ein Sammelwerk über Bismarck lieber wäre, als ein solches über Cavour und Bismarck, ist dadurch geholfen, daß die Verbindung beider Staatsmänner, die Zusammenordnung der beiderseitigen Citate nur in äußerlicher, leicht lösbarer Weise geschieht und die Selbständigkeit ihrer Kreise voll gewahrt bleibt. Fragen rein deutscher Politik werden so wenig vernachlässigt, wie Fragen rein italienischer Politik und über viele allgemeine Fragen werden nur Aeußerungen des einen der Staatsmänner citirt, ohne daß solche des andern zum Vergleich herangebracht werden. Die Auswahl der Titel, unter welche die Citate eingeordnet werden, verräth bisweilen Mangel an Geschick und Präcision. Es treten manche von synonymer Bedeutung auf, die um der Uebersicht willen hätten vereinigt werden müssen (z. B. Infallibilität, Irrthümer, Widersprüche vergl. auch Selbstcharakteristik; Wortschwall, Rhetorik, parlamentarische Beredsamkeit). Manche der gewählten Titel sind wirklich zu nichtssagend, zu kleinlich, zu speciell oder zu allgemein, um der Registrirung „politischer Weisheit" brauchbar zu dienen (z. B. Kleidungsstücke, Ingenieure und Architekten, Thierärzte, Seife, Locomotive, Wein und Gesundheit, Einfluß, Reisen, Nachahmung, patriarchalisches Leben, Schwierigkeiten, Toast, Superlativ, Zeit ꝛc.). Zuweilen sind die Titel wenig glücklich übersetzt, sodaß etwa Aeußerungen Bismarck's weder zu ihrem Titel, noch zu den entsprechenden Aeußerungen Cavour's irgend passen. Z. B. redet unter dem Titel Arithmetik Cavour von der arithmetischen Wissenschaft in der Schule und Bismarck von statistischem Material in der Politik oder unter „Bevölkerung" redet Cavour von Bevölkerungsdichtigkeit und Bismarck vom Demos, von Volksrechten, vom Verhältniß der Regierung zum Volk. Aber das sind Kleinigkeiten. Daß das Werk im Ganzen nützlich und werthvoll, dafür haben schon — Cavour und Bismarck gesorgt. j—.

Digitized by Google

## Inserate.

# Für Schriftsteller.

Zusendung **guter** spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

**Paul Köhler's Verlag,**
**Berlin N.**, Weißenburger Str. 8.

# Bücher-Ankauf!

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**
**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien:

# Noblesse oblige.

Roman von
**Friedr. Spielhagen.**
Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—
**Erste bis fünfte Auflage.**

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

# Franz Liszt.

**Erinnerungen einer Landsmännin**
von
**Janka Wohl.**
**Deutsche Originalausgabe.**
8°. **Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.**

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

# Das Preussische Staatsrecht

**auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts**
dargestellt von
**Dr. Herm. Schulze.**
Erster Band. Zweite Auflage.
XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. ℳ 12; fein geb. ℳ 13.50.
(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung oder auch direct unter Einsendung des Betrags bezogen werden:

# Die goldene Zeit.

**Neue Geschichten aus der Heimat**
von **Heinrich Seidel.**
Preis brosch. ℳ 3.—, in Leinwand geb. ℳ 3.75.

# s' Liserl.

**Erzählung vom Ammersee**
von **Maximilian Schmidt**
(der gesammelten Werke VII. Bd.).
Preis brosch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind erschienen:

**Lieder und Balladen** von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. 16. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk 5.—.

**Neue Balladen** von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 3.—.

**Akanthusblätter.** Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg geb. mit Goldschn. Mk. 3.—. (Neu.)

„Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Man weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung . ." (Staatsanzeiger f. Württ.)

**In meinem Verlage ist soeben erschienen** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Aus Flandern und Brabant.**
Episches und lyrisches von **Pol de Mont,** übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Flemmich.** Preis eleg. broch. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.

**Aus den Tagen der Hansa.**
Drei Novellen von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. ℳ 12.—, eleg. geb. ℳ 15.—

**Ein Skizzenbuch** von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Facsimile des Verfassers ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

**Freiburg i. B.** **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.

Verlag von **Gustav Fock** in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur
# Kritik der Doppelwährung.
Von
**Dr. Alexander Ellmann.**
Preis: 80 ₰.

Eine objektive, die neuesten litterarischen Erscheinungen sorgfältig berücksichtigende Darlegung der Gründe für und wider Doppelwährung und Goldwährung.
**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

**Sammlung von Aktenstücken**
in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 25. August 1888 Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, SEP 7 1888 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Englands politisches Interesse. Von Eduard von Hartmann. — Rußlands Wirthschaft in Centralasien. Von Victor Frank. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Geschmack im Hause. Von Peter Jessen. — Goethe und Lenz in Straßburg. Von H. Düntzer. — Die Unterrichtsfrage in Frankreich. Von Ha. — **Feuilleton:** Der Lebende hat Recht. Von Giovanni Verga. Autorisirte Uebersetzung von Henry Perl. — **Aus der Hauptstadt:** Das Königliche Schauspiel im Wallnertheater. — Offene Briefe und Antworten: Zur Beschaffenheit der Engel. Von Ernst Pohl. — Inserate.

### Englands politisches Interesse.

Von Eduard von Hartmann.

England hat nur zwei natürliche Gegner, Frankreich und Rußland.

Frankreich ist die einzige Macht auf Erden, welche eine Kriegsflotte unterhält, die mit der englischen annähernd concurriren könnte, die einzige, von der eine Ueberflügelung der englischen Marine unter Umständen angestrebt werden könnte, die einzige, welche durch ihre geographische Lage, durch die Schlagfertigkeit ihres Landheeres und die Stärke ihrer Kriegsflotte im Stande wäre, England mit einem kriegerischen Einfalle zu bedrohen, die einzige Großmacht, welche der Bevölkerung Irlands nach Abstammung und Confession zugleich verwandt ist, und auf welche ein irischer Secessionskrieg sich stützen könnte, die einzige, welche bisher versucht hat, die maritime Herrschaft auf dem Mittelmeere an sich zu reißen und den Engländern den Besitz Aegyptens als der Brücke nach Indien streitig zu machen, die einzige endlich, welche mit England wiederholentlich ernste Kriege um den Besitz überseeischer Colonien geführt hat, welche noch heute nach allen Richtungen seine begehrlichen Arme ausstreckt, und an verschiedenen Punkten der Erde, insbesondere in Hinterindien für die Zukunft die englischen Interessen mit ernsten Conflicten bedroht.

Frankreich würde wahrscheinlich noch heute der erste europäische Handelsstaat nächst England sein, wenn es nicht durch den unsinnigen Krieg mit Deutschland viele seiner früheren Handelsbeziehungen eingebüßt, Deutschland finanziell gestärkt, und alle seine Kräfte seitdem auf die kriegerische Revanche concentrirt hätte. In dem Augenblicke, wo es ihm gelänge, seinen Rachedurst zu befriedigen und Deutschland zu zermalmen, würde es wiederum der stärkste mercantile Nebenbuhler Englands werden, und würde diese Stellung mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines lange unterdrückten Hochmuths gegen England ausbeuten. Wenn es Frankreich noch einmal wie zu Anfang dieses Jahrhunderts gelänge, den Rhein in seiner ganzen Länge zu seiner Grenze zu machen und Deutschland und Italien zur Heeresfolge zu nöthigen, so würde es schwerlich den Fehler des ersten Napoleon wiederholen, diese vereinten Kräfte gegen das unwirthliche Rußland zu kehren, sondern würde die vereinigten Flotten dazu benutzen, um England den Vorrang zur See zu entreißen und es in seiner Colonialpolitik von Frankreichs Willen abhängig zu machen.

Wenn dagegen Frankreich sich überzeugt, daß es auf die Revanche an Deutschland bis in's Unbestimmte verzichten muß, so werden die auf's Aeußerste gespannten kriegerischen Kräfte dieser Nation endlich nach einer anderen Seite einen Ausweg suchen müssen, und da Italien durch die deutsche Bundesgenossenschaft gedeckt ist, so kann diese Explosion des gloire-Fiebers und der gallischen Händelsucht nur nach Spanien oder England hin erfolgen. Es ist kein Zweifel, daß die Wahl für England ausfallen wird, da in Spanien nichts, in England aber sehr viel, sowohl direct wie indirect zu holen ist, da ferner die Erfahrung des ersten Napoleon zeigt, daß zur Unterwerfung Spaniens lange Geduld und Ausdauer erforderlich sind, während die englische Beute mit einem kühnen Husarenstreich gewonnen werden kann. Gelegenheit zur Einmischung in die englischen Angelegenheiten würden die Iren bereitwilligst jederzeit darbieten, wenn ihnen ein selbständiger irischer Staat unter französischem Schutze als Preis gezeigt würde.

Der ganze Lauf der Geschichte zeigt diesen Antagonismus zwischen Frankreich und England, der in früheren Jahrhunderten noch durch eine Menge nebensächlicher und zufälliger Umstände verschärft wurde. Nur für das lebende Geschlecht ist dieser unaufhebbare Antagonismus dadurch verdunkelt worden, daß zufällig beide Erbfeinde sich vor einem Menschenalter zusammengefunden hatten, um einen dritten, gemeinsamen Gegner zu bekämpfen. Genauer gesprochen, hatte Napoleon III. sich von England dazu benutzen lassen, im Krimkriege die Geschäfte Englands mit seinem Gelde und seinen Truppen zu besorgen; das Motiv aber, welches Napoleon III. zu diesem opferreichen Kriege zu Gunsten Englands bewog, war lediglich die Tradition seines Oheims,. und sein Fehler war nur die Nachwirkung des Fehlers Napoleon's I. Frankreich hat von den im Krimkriege gebrachten Opfern zwar eine vorübergehende Erhöhung seines Prestige, aber keinerlei reellen Gewinn gehabt, und sein thörichter Krieg gegen Deutschland entriß den Westmächten selbst das geringfügige greifbare Ergebniß des Krimkrieges: den Verzicht Rußlands auf das Halten einer Kriegsflotte im Schwarzen Meere.

Aber die Waffenbrüderschaft Frankreichs und Englands gegen Rußland hatte doch die Wirkung, den politischen Gegensatz beider Nebenbuhler für längere Zeit zu verschleiern, wozu noch das Eingehen Napoleon's III. auf die englischen Freihandelsbestrebungen beitrug. Beides verblendete die öffentliche Meinung in England so, daß man das gefährliche Anwachsen der französischen Kriegsflotte übersah, welche durch Napoleon III. zum ersten Male auf eine der englischen ebenbürtige Höhe gehoben wurde. Wenn die französische Flotte seitdem in ihrer Entwickelung hinter der englischen wieder beträchtlich zurückgeblieben ist, anstatt dieselbe zu überholen, so verdankt England

Digitized by Google

diesen Umschwung lediglich den deutschen Siegen, welche Frankreich veranlaßten, alle Mittel in erster Reihe auf die Verstärkung der Revanchearmee zu verwenden. Ebenso verdankt England die von Frankreich unbehelligte Schutzherrschaft über Aegypten ausschließlich dem Umstande, daß die ganze französische Nation wie hypnotisirt auf den einen Punkt der Revanche starrt und jedes ernstere Engagement zur Wahrnehmung ferner liegender Interessen wie eine Bismarck'sche Falle zur Zersplitterung seiner Kräfte fürchtet. Während England durch die deutschen Siege in politischer, maritimer, mercantiler und colonisatorischer Hinsicht vor dem bedrohlichen Nebenbuhler Luft bekommen hat, würden französische Siege von gleichem Maße zu einem erdrückenden Uebergewichte Frankreichs über England in allen diesen Beziehungen geführt haben, und dasselbe Verhältniß würde eintreten, wenn ein Revanchekrieg in Zukunft die französischen Träume erfüllte.

Wie Frankreich die europäische Machtstellung Englands bedroht, so Rußland die asiatische. Bis vor einem Menschenalter war England die einzige asiatische Großmacht, da Rußlands sibirische Besitzungen keine nennenswerthe Volkszahl aufwiesen, und China noch zu keinem Versuche einer Organisation seiner Macht gelangt war. Durch das Vorrücken Rußlands gegen Süden und durch die Entstehung einer chinesischen Armee und Kriegsflotte nach europäischem Vorbilde ist dieses Verhältniß sehr zu Ungunsten Englands verschoben, und wird sich immer mehr verschieben, je mehr Rußland seine Grenzen ausdehnt und seine Besitzungen durch Eisenbahnen aufschließt. Die indische Armee Englands war bisher nur darauf berechnet, die unterworfenen Inder in Botmäßigkeit zu halten, aber nicht das indische Reich gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen, und dieser Schwächezustand muß geradezu als Anlockung zum Einfalle für eroberungssüchtige Nachbarn dienen. Die eingeborenen Truppen sind in keiner Weise im Stande, sich mit russischen zu messen; eine Verstärkung der englischen Truppentheile in Indien aber ist eine sehr kostspielige Sache. Deshalb hat bisher die indische Politik Englands davon Abstand genommen, ihre Sicherheit in der eigenen Stärke zu suchen, und hat dahin gestrebt, sie durch Schwächung und anderweitige Beschäftigung Rußlands zu erzielen.

Hieraus erklärt sich das Gewicht, welches England jederzeit auf die „orientalische Frage" in Europa gelegt hat, nicht aus der Bedeutung Konstantinopels und der Balkanhalbinsel für Englands indische Interessen. Es liegt England nichts an einer definitiven Lösung der orientalischen Frage, welche Rußland für immer aus der Balkanhalbinsel ausschließen würde; sein Interesse ist nur auf die Offenhaltung der orientalischen Frage und eine möglichst vielseitige Verwickelung und Verwirrung derselben gerichtet, damit Rußland immer auf der Balkanhalbinsel beschäftigt bleibt, und England in jedem Augenblicke, wo Rußland Neigung zu einem asiatischen Vorstoße zeigt, im Stande ist, durch Aufrührung der orientalischen Frage eine Diversion herbeizuführen. Unter demselben Gesichtspunkte hat England stets die polnische Frage aufgefaßt; nicht eine Zufriedenstellung aller polnischen Wünsche durch Rußland war sein Ziel, sondern die Schürung und Steigerung der polnischen Unzufriedenheit und die stete Offenhaltung einer eiternden Fontanelle am russischen Staatskörper. Schon beginnt man in England zu begreifen, daß eine solche Politik wohl eine Galgenfrist gewähren kann, daß sie aber das gefürchtete Ende nur hinausschieben, nicht abwehren kann, wenn die gewonnene Frist nicht zur Stärkung der eigenen Widerstandskraft ausgiebig benutzt wird. Aber das Gehenlassen überwiegt noch immer und man klammert sich an die Hoffnung, daß auch fernerhin die continentalen Großmächte die Geschäfte Englands in Europa besorgen werden, ohne daß sie so selbstsüchtig und rücksichtslos sein werden, dafür irgend welche Gegendienste oder gar eine nennenswerthe Kraftanstrengung Englands selbst zu verlangen.

In Rußland sieht man hohnlächelnd die Verlegenheit und Schwäche Englands und hält ihm die russische Garantie seiner indischen Besitzungen als Lockspeise hin, wenn es dafür Rußland in Europa freie Hand lassen will. Es ist kaum zu glauben, daß es englische Staatsmänner geben sollte, welche nach allen bisherigen Erfahrungen über den Werth russischer Versprechungen ihre Politik von einem solchen Köder bestimmen lassen könnten; jeder unbefangene Beobachter muß sich sagen, daß eine fortdauernde militärische Schwäche der englischen Stellung in Indien einen Anreiz von unüberwindlicher Stärke für einen russischen Ueberfall bieten müßte, und daß die feierlichsten Versprechungen und Garantien solchem Anreize gegenüber leerer Hauch und morsches Papier sein würden. Dennoch ist die Unfähigkeit zu mannhafter Aufraffung und die Sehnsucht nach einlullender Selbsttäuschung in England so groß, daß Staatsmänner wie Gladstone und Churchill den russischen Vorspiegelungen das Wort führen und für ein Bündniß mit dem Antagonisten schwärmen.

Wie kurzsichtig eine solche Preisgebung der Zukunft für die Ersparung militärischer Unbequemlichkeiten in der Gegenwart ist, erhellt am besten daraus, daß Englands Handel in immer wachsendem Maße auf das indische Colonialreich angewiesen ist und in Zukunft nach Verlust weiterer Märkte immer mehr angewiesen sein wird, und daß der Verlust Indiens mit seinen 250 Millionen Consumenten englischer Waaren etwa 10 Millionen Engländer vor die Alternative zwischen Auswanderung und Hungertod stellen würde. England ist nur der Kopf eines weit verzweigten Colonialreiches, dessen Glieder gegen den massiven indischen Rumpf vorläufig kaum in Betracht kommen. Je sicherer es ist, daß Canada früher oder später laut der Monroë-Doctrin von den Vereinigten Staaten aufgesaugt wird, und daß Australien dereinst nach genügender Erstarkung sich auf eigene Füße stellen wird, desto wichtiger wird Indien für England, und sein Verlust würde es zu einem Kopfe ohne Rumpf und Glieder machen, der sofort an Stelle der bisherigen Hypertrophie der Atrophie verfiele. Der politische Antagonismus Englands gegen die asiatische Großmacht Rußland ist um so viel stärker als derjenige gegen die nordamerikanische Großmacht, wie die geographische Bedeutung und Einwohnerzahl Indiens derjenigen Canadas überlegen ist ($250 : 4^1/_2$ Millionen). —

Außer Frankreich und Rußland gibt es keinen europäischen Staat, mit welchem England in einem politischen Antagonismus oder auch nur in einer politischen Interessencollision stände. Die Kriegsflotten der europäischen Staaten außer Frankreich haben seit Spaniens Niedergange niemals einen Versuch gemacht, mit den englischen zu wetteifern; die Kleinstaaten haben zwar Colonialbesitz, sind aber außer Stande, die englischen Interessen ernstlich zu schädigen, und die Großmächte haben einen im Vergleiche zum englischen und französischen geradezu verschwindenden Colonialbesitz, der zum Theil erst von gestern datirt und seine Haltbarkeit erst ausweisen soll. Eine Eifersucht Englands auf österreichische, italienische oder deutsche Colonien wäre die sinnlose Mißgunst eines Ueberreichen gegen seine bettelarmen Nachbarn. In seinen eigenen Colonien hat England einen mercantilen Wettbewerb von keiner Seite zu fürchten; in neutralen Ländern muß es sich eben die legitime Concurrenz anderer Industriestaaten gefallen lassen und hat vor diesen in Folge seiner alten ungestörten Cultur, seiner geographischen Lage und seines Reichthums an Kohlen und Erzen in nächster Nähe der Küsten einen kaum einzuholenden Vorsprung.

Es wäre ein schwerer Fehler, wenn England durch Eifersucht gegen die relativen Handelserfolge Deutschlands in Ostasien und Amerika, oder gegen diejenigen Oesterreichs auf der Balkanhalbinsel, oder gegen diejenigen Italiens an den Ufern des Mittelmeeres sich zur politischen Verstimmung gegen diese Staaten hinreißen lassen wollte. Ist doch die französische Handelsconcurrenz viel älter und immer noch viel bedenklicher für die englischen Interessen! Wenn aber diese ohne Verstimmung ertragen wird, warum sollten dann die jung aufstrebenden Staaten von derselben betroffen werden, die schließlich im Handel wie in der Colonialpolitik doch nur eine kümmerliche Nachlese halten unter demjenigen was England, Frankreich und Rußland bei der Theilung der Erde übrig gelassen haben!

Leider finden solche kleinliche und einer großen Nation

Digitized by Google

unwürdige Anwandlungen bei tonangebenden englischen Staatsmännern dennoch ihre Stätte und verwirren deren politischen Gesichtskreis in einem Grade, welcher für die Geschicke Englands im Falle der Herrschaft solcher Männer unheilvoll werden könnte. Die Schwierigkeiten, welche Gladstone den embryonischen Anfängen der Bismarck'schen Colonialpolitik in Afrika entgegensetzte, sind nur auf diese Weise zu erklären, ebenso wie der den österreichischen Fortschritten auf der Balkanhalbinsel entgegengestellte Zuruf „Hände weg!" Der englische Handelsgeist rechnet darauf, daß er bei einer russischen Occupation der Balkanhalbinsel im Stande sein werde, trotz hoher russischer Zollschranken mit den russischen Industrieerzeugnissen erfolgreich zu concurriren, daß er aber bei einer Ausdehnung des österreichischen Zollgebietes auf der Balkanhalbinsel nicht mehr im Stande sein werde, mit den zollfreien österreichischen Industrieproducten zu concurriren, und zieht daraus den Schluß, daß die Balkanländer lieber Rußland als Oesterreich zu gönnen seien, wenn doch einer von beiden sie haben müsse. Die Kurzsichtigkeit einer solchen Berechnung auch aus rein mercantilem Gesichtspunkte, liegt auf der Hand, da Rußland früher oder später doch auch eine concurrenzfähige Industrie entwickeln wird, und der Markt der Balkanländer an Wichtigkeit nicht in Betracht kommt gegen den indischen Markt, dessen Behauptung das höchste und maßgebende Ziel für die englische Handelspolitik sein und in immer wachsendem Maße werden muß. —

Es ist ein alter Satz, daß der Feind meines Feindes mein Freund ist. Nun ist aber Deutschland der natürliche Gegner des rachgierigen und eroberungssüchtigen Frankreichs ebenso wie Oesterreich der natürliche Gegner des russischen Expansionsdranges nach Südosten. Da nun Frankreich und Rußland die einzigen und zugleich höchst gefährlichen Antagonisten Englands sind, so sind Deutschland und Oesterreich seine natürlichen Verbündeten. Ebenso ist Italien ein natürlicher Verbündeter Englands, weil es der natürliche Gegner der Herrschaftsgelüste Rußlands im östlichen Mittelmeerbecken und des französischen Strebens nach Herabdrückung des Mittelmeeres zu einem „französischen See" ist. Weitere natürliche Gegner Frankreichs sind Belgien, Holland und die Schweiz, solche Rußlands Skandinavien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland; wenn diese Länder ihre natürliche Gegnerschaft zum Theil noch nicht verstehen, so werden die Verhältnisse ihnen früher oder später diese Einsicht aufzwingen, und wenn England seine Interessen besser zu wahren verstände, so würde es längst das Erwachen dieser Einsicht in diesen Kleinstaaten gefördert und dieselben zu einer Defensivliga gegen ihre natürlichen Gegner zusammenzuschweißen versucht haben. —

Wie sehr die von Frankreich drohende Gefahr für England vermehrt wird, wenn letzteres sich im Besitze der Niederlande befindet und die englische Küste gleichsam umspannt, hat die Zeit des ersten Napoleon zur Genüge gezeigt. Daß Frankreich das Streben nach dem Wiedererwerbe der Niederlande, wenigstens der ehemals österreichischen, nicht aufgegeben hat, ist durch die amtliche Veröffentlichung der verschiedenen von Napoleon III. an Preußen gerichteten Bündnißanträge und seinen mit Holland im Jahre 1867 abgeschlossenen Vertrag über den Ankauf Luxemburgs zur Genüge bewiesen. Das ganz katholische und in seiner südlichen Hälfte rein französische Belgien wäre in der That ein viel angenehmerer und werthvollerer Zuwachs der französischen Großmachtstellung als der Wiedererwerb des nur in den oberen Ständen halbfranzösirten Elsaß. Wenn die Franzosen die Wahl hätten, zwischen Elsaß einerseits und auch bloß dem wallonischen Theile Belgiens andererseits, so würden sie sich aus Vernunftgründen unbedingt für den letzteren entscheiden, da schon die wallonische Hälfte Belgiens mehr als doppelt so viel Einwohner zählt, wie das ganze Elsaß-Lothringen. Aehnlich liegt die Sache bei der französischen Schweiz, obschon dort die Confessionen gemischt sind.

Daß Frankreich gar nicht daran denkt, die von den Großmächten garantirte Neutralität Belgiens und der Schweiz zu achten, zeigt das Beispiel Napoleons III. im italienisch-österreichischen Kriege, welcher seine Armee durch neutralisirte Gebiete hindurchmarschiren ließ, ohne dadurch auch nur wesentliche Vortheile für seine Kriegführung zu erzielen. Die Republik und ihre Rechtsnachfolger würden nicht skrupulöser sein in Bezug auf Belgien, wenn sie irgend welche nennenswerthe strategische Vortheile dadurch zu erzielen glaubten, und wenn sie einmal in einem neuen Kriege gegen Deutschland Belgien besetzt hätten, so würden sie ganz sicher nicht wieder hinausgehen, es sei denn, daß die deutschen Heere sie daraus vertrieben. Belgien ist Frankreich gegenüber militärisch ohnmächtig, und England allein würde ebenso ohnmächtig sein, Belgien Frankreich wieder zu entreißen. Die englischen Regierungen haben auch wiederholt erklärt, daß die Neutralitätsgarantie die garantirenden Mächte nicht einseitig zu einem militärischen Schutze gegen Neutralitätsverletzungen verpflichte, so daß nach dieser authentischen Auslegung auch Deutschland in solchem Falle keine völkerrechtliche Verpflichtung hätte, die Franzosen aus Belgien wieder hinauszuwerfen.

Allerdings würde Deutschland schon um seines eigenen Interesses willen die Unabhängigkeit Belgiens zu schirmen bemüht sein und nach einem siegreichen Kriege sicherlich keine Beeinträchtigung derselben dulden; aber in einem unglücklichen Kriege würde es beim besten Willen dazu außer Stande sein, und in einem stehenden, beide Theile erschöpfenden Kriege würde es zu erwägen haben, ob die Erreichung dieses Zieles für seine Interessen wichtig und zugleich militärisch aussichtsvoll genug sei, um die Fortsetzung des Krieges trotz der eingetretenen Erschöpfung zu rechtfertigen. In solchem Falle könnte Deutschland zu seinem Bedauern in die Zwangslage versetzt werden, auf den Kampf um die Selbständigkeit Belgiens zu verzichten, um nur sich selbst die Wohlthat des Friedens ohne Gebietsverluste und ohne Zahlung einer Kriegsentschädigung wieder zu verschaffen. Einen solchen für seine Interessen sehr bedenklichen Ausgang würde dann England sich selbst zuzuschreiben haben, wenn es zu rechter Zeit versäumt hätte, seine ganze Macht für die Verhinderung des Kriegsausbruches, beziehungsweise für die Unterstützung der deutschen und belgischen Heere in die Wagschale zu werfen. In einem unglücklichen Kriege würde auch die ausgiebigste Hülfe, die England zu leisten im Stande ist, ganz unzureichend sein, um nachträglich eine Aenderung des Kriegsglückes herbeizuführen; will England sich gegen die Möglichkeit schützen, daß Frankreich mit einem glücklichen Kriege gleichzeitig die französische Schweiz, das Elsaß, die bayerische Pfalz, die preußische Rheinprovinz, Belgien und Holland seinem Gebiete hinzufügt, so muß es in erster Reihe den Ausbruch eines Krieges zu verhüten suchen, in zweiter Reihe vom ersten Beginne an seine ganze Kriegsmacht zur See und zu Lande gegen Frankreich kehren, um dem Eintritte unglücklicher Wendungen vorzubeugen.

Bei Weitem wirksamer als der gegenwärtige Zustand einer wirkungslosen papierenen Neutralitätsgarantie wäre schon ein durch englische Initiative in's Leben gerufener und unter englischer Führung stehender Neutralitätsbund zwischen der Schweiz, Belgien, Holland und England, durch welchen diese vier Staaten sich verpflichteten, ihre gesammten Streitkräfte gegen denjenigen zu kehren, welcher zuerst ihre Neutralität verletzt. Da Deutschland keinesfalls dieser Verletzende sein wird, so wären alle Vortheile eines solchen Abkommens auf Seiten Deutschlands, alle Nachtheile auf Seiten Frankreichs, welches dadurch gezwungen werden würde, zunächst die Kriegführung auf die deutsch-französische Landesgrenze zu beschränken. Aber in dem Falle, daß Frankreich nur annähernd solche Erfolge erzielen sollte, wie Deutschland im Jahre 1870, würde auch ein solcher Neutralitätsbund der vier Staaten nicht im Stande sein, der französischen Ländergier und Eroberungssucht ein Halt zuzurufen. Nach dem Zusammenbruche der deutschen Heeresmacht würden die vier Bundesgenossen kaum noch wagen, in's Feld zu ziehen; jeder würde auf Kosten der übrigen sich mit dem Sieger zu stellen suchen. Käme es aber doch noch zum Kampfe, so würden die Heere des siegreichen Frankreich die im relativ schlechtesten Zustande befindlichen Truppen der Kleinstaaten sammt dem englischen Hülfscorps in kürzester Zeit vernichten.

Digitized by Google

Ein Defensivbund der Grenzstaaten mit England hätte deshalb nur dann einen Sinn, wenn er das Rollen der Würfel zwischen den Großmächten nicht erst abwartete, sondern sich von vornherein gegen den Friedensbrecher kehrte, also sich als eine Verstärkung dem deutsch-italienischen Defensivbündnisse gegen Frankreich zur Erhaltung des Friedens angliederte. Daß Deutschland in seiner bundesstaatlichen Verfassung an Eroberungskriege gar nicht denken kann, daß die öffentliche Meinung in Deutschland einer solchen Thorheit auf das Aeußerste widerstreben würde, daß Preußen gerade schon genug an seinen Bundesgenossen im Bundesrathe hat und daß die Reichsregierung schon jetzt mit viel zu viel inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um dieselben durch neue widerstrebende Erwerbungen noch muthwillig zu vermehren, das weiß jeder mit den deutschen Verhältnissen Vertraute. Eine englische Beschützung der kleinen Grenzstaaten gegen Deutschland wäre deshalb ebenso gegenstandslos, wie diejenige gegen Frankreich dringlich ist. Denn Frankreich ist ein Einheitsstaat, dessen öffentliche Meinung durch Befriedigung der Eitelkeit und Ruhmsucht zu allen Ausschreitungen zu bringen ist, und dessen innere Parteikämpfe erfahrungsmäßig vor jedem Dictator schweigen, der sich durch Eroberungen zu legitimiren versteht, ja sogar vor jedem, welcher solche patriotische Genugthuungen auch nur verspricht. —

(Schluß folgt.)

---

## Rußlands Wirthschaft in Centralasien.

Von Victor Frank.

(Schluß.)

Statt nun gegenüber der weitaus wichtigsten Angelegenheit des Landes, dem Bewässerungswesen gegenüber, sich ihrer Aufgabe bewußt zu werden, hat die russische Verwaltung sich einer folgenschweren Unterlassungssünde schuldig gemacht; sie hat dieser Angelegenheit gegenüber eine nicht nur indifferente, sondern sogar ablehnende Haltung beobachtet, wiewohl in dringender Weise die Nöthigung zum Eingreifen an die örtlichen Autoritäten herantrat. Nicht nur Privatstreitigkeiten gab es in Wasserangelegenheiten. „Trotz aller Würde im Auftreten der Orientalen, kommt es doch bei den Kanälen wohl bis zum Messer. In den 10 Jahren sind im Syrkreise 12 Tödtungen bei Streitigkeiten um das Wasser vor Gericht abgeurtheilt worden." Zwischen ganzen Districten brachen erbitterte Zwistigkeiten aus. A. von Mittendorff erzählt, nur einmal habe er es erlebt, daß in seiner Gegenwart die eingeborenen Autoritäten das würdevolle Decorum bei Seite setzten und in hellen Wuthausbruch geriethen. In einer Sitzung des Kadi habe ein Dorfältester sich ingrimmig beklagt, am oberen Zuleiter fänden Wasserschädigungen statt; die Obensitzenden hätten über das richtige Maß zugesperrt und sie arbeiteten zu wenig an Instandhaltung des Zuleiters; alle Klagen beim Kreishauptmann seien fruchtlos; dessen Gehilfe sei endlich gekommen, aber habe fruchtlos sich den Thatbestand angeschaut. „Hier richtig zu schlichten — setzte der Mann hinzu — sind die Eingeborenen unfähig, das müssen die hochregierenden Russen thun." „Der Unzufriedene vermißte offenbar den in höchster Instanz beruhigenden Gewaltspruch des Khan, der alten guten Zeit," bemerkt A. von Middendorff, „deutlicher als in diesem Falle konnte sich die Nothwendigkeit dessen, daß die Staatsverwaltung sich stets und überall das Beaufsichtigungsrecht über alle Wasseranlagen gesetzlich wahren muß, nicht aussprechen" ... „Interessant ist es jedenfalls, zu beobachten, wie unumgänglich also eine Oberappelationsinstanz auf den Einsichtsvolleren unter dem Volke dort zu sein scheint, wo es gilt, zwischen größeren Körperschaften zu schlichten ... Dasselbe Verlangen nach Gewaltsprüchen ist mir übrigens während meines kurzen Aufenthaltes wiederholt begegnet." — Jener Fall mag vorbildlich erläutern, welcher Art die von der russischen Verwaltung mittelst Unterlassungssünden in der Beaufsichtigung des Verwässerungswesens verübten Schädigungen gewesen sind. Jeder Willkür war Thor und Thür geöffnet. „Unternehmende," erzählt A. von Middendorff, „bemächtigten sich des flüssigen Goldes, des Wassers, insoweit es nicht die Vertheilung innerhalb derselben Gemeinde, sondern vielmehr die Verabfolgung an ferngelegene Dörfer oder gar Kreise betraf. Solche Eingeborene ... zapften bald hier, bald dort an, ohne das Recht dazu zu haben. Sie nahmen ungescheut das Wasser an seinem Ursprunge fort, ohne daß die in einem ganz anderen Verwaltungskreise fernab unten Sitzenden zu ergründen vermochten, weshalb ihnen das Wasser kärger als früher zufließe. Bald hatte sich in wasserreichen Jahren Dieser oder Jener Wasser auf früher unbebautes Land (adyr) geleitet und suchte nun dieselbe Zuleitung auch in anderen Jahren fließend zu erhalten; bald hatte sich ein Wasseraufseher bestechen lassen, bald ein Dorfgewaltiger seine Macht zu eigennützigen Annectirungen ausgenutzt, bald ein anderer nachts dem Zuleiter des Nachbarn ein Hemmniß vorgelegt, um sich stärkeren Zufluß zu verschaffen" u. d. m. Zu diesen Unterlassungssünden der russischen Verwaltung kommen noch Begehungssünden hinzu: in frivoler Weise sind Dörfer desselben Wassergebietes, früher zu demselben Verwaltungskreise gehörig, von den Russen zu zwei verschiedenen Kreisen zugetheilt worden; nun halten die Einen das Wasser ungestraft zurück und geben nicht die nöthigen Arbeiter zur Kanalremonte ꝛc. Das verursacht dann aus einem Kreise in den andern zeitraubende Klagen und Gegenklagen, während deren Verhandlung die Schädigungen perfect werden. — Wie schwerwiegend aber die Folgen aller dieser Sünden gewesen sind, welche die russische Verwaltung sich hinsichtlich der Beaufsichtigung des Bewässerungswesens hat zu Schulden kommen lassen, ist aus folgendem, von A. von Middendorff constatirten Falle ersichtlich. Mitten in einer Salzwüste findet er ein verlassenes Dorf von gewaltiger Ausdehnung; die Zahl der Höfe entzieht sich der Zählung; nur hier und da kleine Flecke verkommener Luzerne. Von einem reisenden Kaufmann, einem Sarten, erfährt er, noch vor zwei Jahren sei es ein blühendes Dorf von ca. 300 Höfen gewesen, Namens Jangi-Tschek; aber die Russen hätten ihrer nicht geachtet; die Andidshaner hätten sich ihres Wassers bemächtigt und es auf ihre eigenen Felder geleitet; so seien die Bewohner von Jangi-Tschek im Trockenen geblieben und seien versalzt und auseinandergelaufen, zumal im vorigen und in diesem Jahre. Auseinander war die Bevölkerung des Dorfes gestoben: abgesehen von dem Ruine der Leute hatte der gute Ruf der neuen Beherrscher des Landes dabei schwer gelitten. Noch in anderer, überaus schädigender Weise hat die indifferente und abwehrende Haltung der russischen Verwaltung sich geltend gemacht. Während in der guten alten Zeit im Falle plötzlich auftretender Hochwässer sofort die ganze benachbarte Bevölkerung zum Schutze der Canäle aufgeboten wurde, um die herabkommenden versperrenden Schutt- und Geröllmassen fortzuschaffen, um den überschüssigen Wassermassen ungefährlichen Ablauf zu gewähren, um gefährdete Uferdämme zu befestigen u. s. w., traten nun unter der russischen Verwaltung, da dieses bisher stramm gehandhabte System, wie man zu sagen pflegt, aus dem Leime ging, die entsetzlichsten Verheerungen durch Hochwässer ein, wie sie früher nicht erlebt worden waren. Nach Einsicht der Acten referirt A. von Middendorff, daß während der wenigen Jahre russischer Herrschaft über Ferganá, allein diese Landschaft schon eine ganze Reihe solcher Verwüstungen durch die Fluthen zu registriren gehabt hat. Und von diesen Verheerungen werden oft große Flächen betroffen; so im Säreschanthale ein Areal, welches auf mehrere Dutzende von Tausenden von Dessjatinen geschätzt wird. Unter den Verwüstungsfällen, welche A. von Middendorff detaillirt aufführt, fallen nicht weniger als zwanzig allein in Ferganá in einem Zeitraum von 27 Monaten (darunter Fälle, wo mit einem Schlage vierzig Dörfer verwüstet wurden!); in den Berichten der Eingeborenen findet sich sehr oft die Bemerkung: solch' einer Wasserschädigung (ssilä) erinnern sich die Alteingesessenen nicht.

Digitized by Google

Welch einer Zukunft bei so bewandten Umständen Centralasien unter russischer Herrschaft entgegengeht, ist leicht zu errathen.

Wie erklärt sich die mehr als indifferente, die ablehnende Haltung, welche die russische Verwaltung dem turkestanischen Bewässerungswesen gegenüber beobachtet? Es scheint uns, daß die von A. von Middendorff gebotene Erklärung die Frage nicht erschöpfend beantwortet. Im Gefühle, daß man auf solchem Gebiete unbewandert sei, habe man es versehen, meint er; seinen Hinweisen gegenüber habe man das Eingehen auf die Bewässerungsverhältnisse ängstlich von sich abgewehrt. Bei Besetzung des Landes habe man alle Hände voll zu thun gehabt; weder Zeit noch Leute hätten sich gefunden, um sogleich die frühere Administration allen Ernstes zu übernehmen. Es sei bei der Absicht geblieben, dieselbe allmählich in ein besseres Gleis hinzulenken. Die Zustände, die man vorfand, seien zu fremdartig gewesen; es habe vieler Zeit bedurft, um sich hineinzuarbeiten ... „Zu meiner Zeit, heißt es, wurden die Klagen" — sc. hinsichtlich Zerfahrenheit der Wasserangelegenheit — „um so lauter, als die Administration sich in allem Uebrigen ziemlich geregelt hatte, die Wasserfrage aber so kitzlich erschien, daß maßgebende Beamte mir auf meine Bemerkung: „„es sei höchste Zeit, sich dareinzulegen"", fast mit Leidenschaftlichkeit opponirten: daran dürfe man nicht rühren. Bei dem völligen Mangel an Irrigationskarten und Irrigationsbeschreibungen war das übrigens erklärlich. Man übersah jedoch, daß der Haupthebel für die Landeswohlfahrt auf dem Spiele stand und daß sogar zu Zeiten der Khane die Verwaltung sich gezwungen gesehen hatte, genaue Verzeichnisse der Zuleiter und ihrer Verzweigungen aufnehmen zu lassen, um Einsicht in diese Hauptangelegenheit des Staates zu gewinnen.

Wir sind, wie gesagt, überzeugt, daß man nicht allein durch die Scheu, in unbekannte Verhältnisse hineinzugreifen, die in Wassersachen ablehnende Haltung zu erklären vermag. Hat man sich doch in Steuerangelegenheiten, welche gleichfalls mit Vorsicht angefaßt sein wollten, nicht den mindesten Zwang angethan! Ueberhaupt liegt so leises Auftreten nicht in den Gewohnheiten der russischen Militärverwaltung in unterworfenen Gebieten. Darüber wissen Rumänen, Bulgaren, Polen und Andere zu erzählen. Es muß noch einen anderen bestimmenden Grund für das ablehnende Verhalten gegeben haben; und wir glauben einen sehr naheliegenden gefunden zu haben. Es ist eines der hauptsächlichen slavophilischen Dogmen: daß man die bäuerlichen Gemeinden absolut autonom hinstellen, von jeder staatlichen Beaufsichtigung vollkommen befreien müsse. Dieser Grundsatz ist in Rußland auf's vollständigste durchgeführt worden. Unzweifelhaft hat eben dieser Grundsatz auch den Organisatoren Turkestans, namentlich dem slavophilischen Heros Skobelew vorgeschwebt, welchem die anfängliche „Organisation" Turkestans zugefallen war. Man hat sich eben principiell jeder Einmischung in die Wasserangelegenheiten enthalten, weil es „bäuerliche" Angelegenheiten waren. Der Erfolg dieses Principes ist, wie wir gesehen haben, in Turkestan ein ebenso glänzender gewesen, wie im russischen Mutterlande, wo sich die bäuerlichen Gemeinden vollkommen zu Grunde gerichtet haben durch alle möglichen Mißbräuche, welche in ihren autonomen Verwaltungen sich einfanden. Kurz, der „russische Genius", auf welchen sich die Slavophilen berufen, erweiset sich auch hier nicht als ein Segen spendender Geist.

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß die russische Verwaltung noch in einer anderen Richtung sich arge Unterlassungssünden in Betreff des Wasserwesens hat zu Schulden kommen lassen, was besonders anschaulich wird, wenn man die Leistungen der vorangegangenen centralasiatischen Herrschaften oder diejenigen Englands in Indien dagegen hält. Wir meinen die Anlage neuer Canäle, die Eröffnung neuer Bewässerungsbezirke. Es steht zu befürchten, daß diese Unterlassungen in naher Zukunft schwere Mißstände nach sich ziehen werden; denn in den bisher cultivirten Districten ist Uebervölkerung bereits im Anzuge, und dieselbe muß sich mit ihren bedrohlichen Begleiterscheinungen um so rapider geltend machen, als, wie wir soeben gesehen haben, der Umfang der cultivirten Flächen durch Verfall und Verheerung der alten Bewässerungsanlagen beträchtliche Verminderung erleidet. Die Eröffnung neuer Culturbezirke durch Anlage neuer Canäle ist beständig Hauptgegenstand der Fürsorge der einheimischen Regierungen gewesen und es sind Wunderwerke geschaffen worden, welche durch die Kühnheit ihrer Conception und durch die hohe Kunst ihrer Ausführung selbst die Techniker unserer Tage staunen machen. Oft ziehen die Zuleitungscanäle in schwindelnder Höhe an steilen Abstürzen einher, in dieselben eingesenkt, oder so zu sagen angeklebt an die Steilwände; nicht selten durchsetzen sie in Tunneln vorliegende Höhenzüge, um später auf Aquäducten andere Gewässer zu überschreiten u. s. w. Noch der letzte Khan von Khokand, Khudojar-Khan, der sich im Uebrigen nicht eben durch seine Herrschertugenden ausgezeichnet hat, selbst er hat es nicht unterlassen, Neuschöpfungen solcher Art in's Leben zu rufen; unter Anderem ist das vorhin erwähnte große Dorf Jangi-Tschak (Neudorf) durch Khodojar-Khan an einem neuen, von ihm errichteten Canale gegründet worden. — Mit ebensolchem Verständnisse arbeitet auch die englische Regierung in Indien; auf ihre Anregung sind dort etwa 5000 Kilometer Canäle gegraben worden, von denen etwa 1000 schiffbar sind, und Bengalens Tiefebene soll 100,000 Sammelteiche besitzen, zum Aufspeichern des Ueberflusses der Regenperiode für die darauf folgende Zeit der Dürre. Was hat die russische Verwaltung in dieser Beziehung geleistet? Das Einzige, was A. von Middendorff darüber zu berichten hat, ist im Grunde nicht mehr als ein Project, zu dessen Ausführung im Laufe von 8 oder 9 Jahren kaum nennenswerthe Anläufe genommen worden sind. Es handelte sich um einen ca. 100 Kilometer langen, durch die sogenannte Hungersteppe zu führenden Canal, mittelst dessen, mit einem Aufwande von 700,000 Rubel, 120,000 Dessjätinen (540,000 Magdeburger Morgen) Ackerlandes gewonnen werden sollten. Schon im Jahre 1869 schreitet man mit den Vorarbeiten an's Werk. Erst im Jahre 1873 ist wirklicher Beginn der Arbeiten zu melden, welche keinerlei ernstliche Schwierigkeiten zu überwinden haben, da vormals die ganze Gegend bewässert gewesen ist. Im Jahre 1874 scheinen die Arbeiten pausirt zu haben. Im Jahre 1875 „sollen" 6000 Mann während 14 Tagen beschäftigt gewesen sein; im Jahre 1876 „sollen" 18,000 Arbeiter zur Verwendung gelangt sein. Im Jahre 1877 „haben" vom 7. October an — also wohl nicht während langer Zeit — täglich 6500—9000 Mann gearbeitet. Vorläufig ist eine Strecke von 11 Kilometer „in Angriff genommen worden". Daß im Jahre 1878 auch nur der minimste Theil davon vollendet und in Betrieb gesetzt worden wäre, wird nicht gemeldet. Wohl aber wird bemerkt, die Durchführung des Unternehmens lasse auf sich warten; man hätte aus gewissen europäischen Erfahrungen entnehmen sollen, daß es besser sei, stückweise vorzurücken und Jahr für Jahr eine neue Fläche der Ackerung zu übergeben. Es sind also die Leistungen der russischen Verwaltung in Centralasien in dieser Beziehung bis dahin absolut null gewesen — nichts desto weniger hat man es verstanden, schon zur Zeit der Wiener Ausstellung (1873) vermittelst des Catalogue de la section du Turkestan von der Errichtung neuer Canäle reden zu machen! Und für diese Fahrlässigkeit, für diese Unterlassungssünden gibt es keine einzige einigermaßen haltbare Entschuldigung. Mit Recht weist A. von Middendorff auf die Schreckniſse der asiatischen Hungersnöthe hin und frägt: „Darf unter solchem Damoklesschwerte ein europäischer Staat, der sich zur Culturmission hinzugedrängt hat, oder dazu gedrängt wurde, sich bei dem officiellen Berichte beruhigen: „das Schicksal des Landes hänge vom April- oder Mairegen ab?" Um so unverantwortlicher ist diese Sorglosigkeit, als einestheils sich zahlreiche vorzügliche Gelegenheiten zum Anzapfen wasserreicher Flüsse und zur Anlage von Wasservorrathsbecken finden, als ferner Arbeitskräfte zu solchen Unternehmungen stets im Ueberflusse vorhanden sind, da die Bevölkerung im Bewässern überaus anstellig und an den Canalfrohndienst von Alters her gewohnt ist, und als endlich auch die Geldfrage gar nicht in Betracht kommen kann. Denn einmal ist es durchaus nicht

Digitized by Google

geboten, auf große langathmige Unternehmungen sich einzulassen und die daran gewendeten Capitalien während der ganzen Bauzeit, während Menschenaltern, brach liegen zu lassen; und sodann ist eine bessere und fruchtbarere Capitalanlage kaum denkbar, als zu Bewässerungszwecken in Turkestan, wo in wasserarmen Gegenden die Expropriation kaum in Betracht kommt und ein gewässerter Acker nicht, wie in Südeuropa, den 3—5fachen, sondern den 15—20fachen Werth des unbewässerten besitzt.

Beim Ueberblicken alles des Vorstehenden wird man wohl im Stande sein, die über die russische Verwaltung Centralasiens bestehenden Mythen auf ihren wahren Werth zurückzuführen. So barbarisch, wie Manche sie darstellen, ist sie denn doch nicht. Im Ganzen ist die Organisation des Landes nicht schlecht angepaßt; eine merkwürdig gute Ordnung ist eingeführt, persönliche Sicherheit ist hergestellt worden; die Exploitation des Landes durch die Beamten ist keine unmäßige, und mit den Russen ist religiöser Friede eingezogen — freilich zugleich auch die Syphilis. Andererseits läßt die so übermäßig gepriesene wirthschaftliche Entwickelung des Landes gar sehr viel zu wünschen übrig, ja es ist zu fürchten, daß die Mißgriffe der Steuerverwaltung und die administrativen Fahrlässigkeiten schlimme Nothstände, wenn nicht gar den Ruin des Landes herbeiführen werden.

In Summa dürfte dem Grafen Peter Kutusow Recht zu geben sein, wenn er sich gegen Rußlands asiatische Eroberungspolitik ausspricht und Rußlands Aufgabe nicht sowohl in auswärtiger Culturmission erblickt, als vielmehr darin: durch friedliche Arbeit im Reichsinneren sich eine in Europa geachtete Stellung zu erwerben.

## Literatur und Kunst.

### Der Geschmack im Hause.

Von Peter Jessen.

Wer die Kunst mit Wort und Feder zu fördern wünscht, soll sich nicht an den Künstler wenden. Der Genius geht seinen Weg, ohne nach der Kritik zu fragen; das eigenartige Talent wird durch Gegenrede nur eigensinnig werden, und die Stümper werden sich, wenn ihnen Recht geschieht, erst ganz entrüsten. Der ernsthafte Lehrer suche seine Hörer vielmehr unter den Schauenden, in den mannigfachen Kreisen des Volkes; hier wird sein begründeter Beifall zum Genusse und Verständnisse anregen, sein maßvoller Tadel den Bedenken Raum geben und auf das Bessere aufmerksam machen; hier kann die Kritik positiv und fruchtbar sein.

Das eben fehlt ja unserer jungen deutschen Kunstbewegung: ein Publikum von sicherem Urteile und selbständigem Geschmacke, ein Käufer, der vom Künstler nicht nur hinnähme, sondern ihm durch seine eigenthümlichen Ansprüche zugleich neue Aufgaben böte. Daher denn die Jagd nach immer neuen, oft fremdesten Vorbildern und Stilen, daher die Ueberhast der Mode, welche die kunstfremde Masse nur mit dem Unerhörten, dem „Nochnichtdagewesenen" ködern und blenden kann, daher dieser Zug vom Emporkömmling, den die kunstgewohnten Nachbarn in den deutschen Arbeiten wahrnehmen wollen. Schafft uns ein Volk oder eine Volksschicht von selbständigem Geschmacke, lehrt den Einzelnen zunächst, in seinen vier Pfählen ehrlich und sich selber treu zu sein, zu schätzen, was ihm selbst gefällt, nicht, was die Tagesmode vorschreibt: so hätten Kunst und Handwerk einen breiten, sicheren Boden. Die Jahreszahlen der Kunstgeschichte und die halbverstandene Katheder-weisheit der Aesthetik haben noch Keinem zum Geschmacke verholfen.

Wir haben diese einfachen Gedanken noch nirgend mit so viel Beredtsamkeit und Kenntniß, mit so lebendiger Laune verfochten gefunden, wie in einem Büchlein, das soeben ein Architekt, Kunstforscher und Mann von Witz „zunächst an die Genossen und Genossinnen aus deutschem Bürgerthume" richtet, welche sich ein Heim einzurichten gedenken. Cornelius Gurlitt hat unter dem Schlagworte „Im Bürgerhause" eine Reihe von „Plaudereien über Kunst, Kunstgewerbe und Wohnungsausstattung" geschrieben*), die im gefälligen Gewande sehr ernsthafte Dinge bergen. Es findet darin ein Jeder etwas zu beherzigen.

„Nicht die stilistischen Formen machen ein Haus zu einem Eigenwesen, das sich von der Masse des Mittelmäßigen wohlthuend unterscheidet, sondern der Gedankeninhalt, welcher unbemerkbar und doch bestimmend in den Dingen waltet. Der Tischler macht den Tisch; der ist ein unbeseeltes Ding, bis er das Mahl zu tragen gewöhnt ist, bis er Zeuge unserer stillen und lauten Freuden und der Stunden der Sorgen geworden ist. Dann bleibt er nicht ein gleichgültiges Werk fremder Hand, es ist unser Tisch im höheren Sinne, unser Besitz, das harte Holz hat Sinn, ein Theil unseres Ich hat ihn zu einem bedeutungsvollen Wesen umgeschaffen."

Es ist wohlthuend, gleich am Eingange so warm auf den Gemüthswerth des Hausrathes verwiesen zu werden. Ohne Achtung vor dem Ererbten und Gewordenen, ohne persönliche Theilnahme am eigenen Besitze wären wir ewig Fremde im eigenen Hause. Man sehe nicht jedes Stück, am wenigsten die eigene Habe von vornherein auf seinen Modewerth an. Haben wir nicht schon erlebt, daß dieselbe Generation den Hausrath der Väter in die Ecke warf und wieder hervorsuchte? Wenn uns heute noch die starken Profile am Möbel gefallen, kräftige Gesimse, tiefe Schatten, so öffnet sich vielleicht schon morgen unser Auge auch für die einfache Schönheit der glatten Flächen, des polirten, blinkenden Holzes, für die schlichten Umrisse, wie sie noch unsere Väter in ihrer Jugend ausschließlich wählten. Wie schnell müßte dann alles Geräth veraltet erscheinen, das nur im Geiste der Tagesmode geziert worden ist, das nicht durch seinen Gebrauchswerth, durch den besonderen Dienst, den es seinem Besitzer geleistet hat und weiter leisten wird, durch Reize der Form oder Farbe, die eben ihm besonders gefallen, über allen Wechsel der Mode hinaus lieb und werth bliebe. Wie aber sichern wir uns bei der ersten Wahl unseres Besitzes dieses dauernde Wohlgefallen? Wird uns der Händler oder Tischler einen Garantieschein dafür ausstellen?

Da ließen sich eine Reihe ganz einfacher Rathschläge geben. Wähle deinen Hausrath zunächst nach deiner Bequemlichkeit, zuerst so, daß er jeden Zweck, jeden Dienst vollkommen erfülle. Dein Stuhl sei nur nach deinen Gewohnheiten gebaut; dein Schrank sei so groß oder so klein, so hoch oder so niedrig, habe so viele Fächer, Thüren oder Schubkasten, wie du für deinen Gebrauch benöthigst und für bequem erachtest; laß Schlösser, Schlüssel und Griffe so herstellen, daß sie dir handlich seien und dir unnöthige Gänge und Bewegungen ersparen. Erfüllt das Geräth jeden Zweck in denkbarster Kürze, so wird es dir schon deshalb besser gefallen, als das weniger praktische Prunkstück. Und die Hausfrau vergesse nebenher auch ihrer Pflichten nicht und frage sich, wie sich diese Schnitzerei oder jener Beschlag werde reinigen lassen; auch sie bringe aus solchen ganz nüchternen Gründen vor jedem Schmucke auf das Nützliche und Nothwendige. Und so wird man durch dieselben Ueberlegungen dahin kommen, alles Gebrechliche, alles Unsolide so lange als möglich fern zu halten. Wollt ihr es erst erleben, daß die aufgeleimten Schnitzereien abfallen, die dünnen Fourniere blättern, daß der blinkende Ueberzug der strotzenden Zinklampe fadenscheinig werde, daß aus den nachgeahmten Stoffen der oberflächliche Seidenfaden sich löse, und daß euch dann der verfallende Glanz mehr und mehr zuwider werde? Besser doch ein schlichtes Möbel aus kernigem Holze, besser die einfachste Lampe aus Fayence mit wenigem, aber echtem Metallbeschlage, besser gesunde Wolle, als kranke Seide auf den Polstern. Hier bedarf es

*) Dresden, Gilbers (J. Bleyl).

Digitized by Google

keiner ästhetischen Lehre, sondern nur des gesunden Sinnes und der Ehrlichkeit gegen sich selber und Andere, und ein großes Stück am nationalen Geschmacke wäre schon gebessert.

Und da ein Jeder seine Bedürfnisse kennen sollte und wissen, was seinem Hause je nach seiner Eigenart frommt, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, eng oder geräumig, bescheidener oder behäbiger, so wäre schon damit eine große Mannigfaltigkeit der Wohn- und Geräthformen gesichert. Dagegen stelle man die Frage nach dem historischen Stile der schmückenden Zuthaten getrost in zweite Reihe. Du bedarfst ihrer in geringem Maße, wenn du zuerst die Rücksicht auf dich selbst und deine Zwecke genommen hast. Es ist eine Spielerei oder ein Zeichen mangelnden Selbstgefühles, wenn man wähnt, sich in die Formen einer vergangenen Zeit völlig wieder einleben zu können. Wir haben uns an den Ecken und Kanten der altdeutschen Tische gestoßen und auf polsterlosen Eichenstühlen herzlich unbequem gesessen; wir werden auch die weicheren, gefälligen Armstühle des Rococo, die gebogenen Tische, die geschweiften Schränke nicht lange ausschließlich ertragen, weil in diesen Formen nur die allersorgfältigste Arbeit Gediegenes schafft, eine Arbeit, wie sie heute das breite Publikum nicht bezahlen könnte. Wir wehren uns umsonst gegen das Vorrecht der heutigen Zeit, nicht einseitig einen vergangenen Formenkreis zu wiederholen, sondern aus dem ganzen Schatze der Ueberlieferung nach Laune und Gefallen auszuwählen, was Jedem von uns für jeden besonderen Zweck gefällig scheint. Es hilft dir nicht, deine künstlerische Unselbständigkeit hinter der glänzenden Maske der Mode zu verstecken, nicht einmal, wenn der fähigste Architekt dir dein Haus baut, der begabteste Decorateur es ausstattet. Das Büchlein, das uns vorliegt, weiß eine bezeichnende Geschichte dazu, von einem Architekten, der einen reichen Bankier „stilvoll" eingerichtet und ihm das Versprechen abgenommen hatte, keine Veränderung auf eigene Hand darin vorzunehmen: der arme Besitzer hat in gutem Glauben eine neue Tischdecke von geschmacklosen Farben auflegen lassen und muß sich nun vor einer ganzen Tischgesellschaft von seinem Decorationstyrannen Vorwürfe machen lassen, daß er ihm sein ganzes Kunstwerk, seine ganze Farbenstimmung zerstört habe. Der Bewohner war der Sclave seiner eigenen Wohnung geworden.

Freilich sollte der Künstler sich hüten, dem Bauherrn etwas so ganz Fremdes aufzudrängen. Es wird ein Wort von Ludwig Bohnstedt angeführt: ein verständiger Baumeister müsse so sehr auf die Wünsche des Bestellers eingehen, daß dieser bei Uebergabe des neuen Hauses sich innerlich sage: eigentlich hätte ich gar keinen Künstler gebraucht, denn Alles ist nach meinen Gedanken gemacht. Trotzdem dürfe aber kein Theil für den Kundigen die Einwirkung des Architekten verbergen.

Wie schwer aber dringt auch der gewissenhafte Baumeister vor dem Entwurfe des Wohnhauses in alle Lebensgewohnheiten des Bauherrn und seiner Familie ein, zumal in Deutschland, wo Sitte und Gebrauch nach Landschaft, Stand und Person so mannigfach verschieden sind. Und nun die kleinen Hantirungen des täglichen Lebens, die in den einzelnen Zimmern auf Platz und Gestalt des Möbels und der Geräthe Einfluß üben müssen. Und obendrein bleibt nicht in der Wahl der Zierformen, der Farbenstimmung, in all' den Zuthaten, die als die eigentliche Kunst im Gewerbe hinzutreten, dem künstlerischen Ermessen das weiteste Feld offen? Gibt es nicht hier wenigstens ein Recept, um auch dem künstlerisch Unmündigen die Wahl des allgemein Gefälligen, des neutral Schönen zu sichern?

Man gibt dem Blinden durch alle Schilderung kein anschauliches Bild der Welt: ebensowenig ist das Wort im Stande, den wahren Genuß der Kunst zu übermitteln. „Bilde, Künstler, rede nicht," sagte Goethe: „Schaue, Kunstfreund, horche nicht," müßte die Anwendung auf den Genießenden lauten. Gurlitt räth:

„Vergleiche und sei dir vor Allem klar darüber, daß die Kunst etwas Verständiges, etwas ganz Einfaches, Leichtverständliches ist, und daß alles Unverständige oder Schwerverständliche auch unkünstlerisch sein muß. Suche nicht nach Geheimnissen hinter dem Kunstwerke, sondern tritt ihm wie der Natur entgegen: Unbefangen, doch mit der Absicht, das Gute zu genießen. Es ist ja auch nicht unsere Aufgabe, die Schöpfung zu beurtheilen. Kritisiren ist viel leichter, aber auch viel nutzloser als einfältig genießen. Der steht der Kunst nicht nahe, der von ihren Werken zu reden weiß, sondern jener, der verständig zu schweigen vermag. Wenn du aber für dich ein Heim schaffen, selbst Künstler werden willst, so sollst du nur auf dich Rücksicht nehmen. Ist die bestehende Kunst im Gegensatze zu dir, dann ist sie für dich unverständig. Suche dich nicht mit Dingen zu umgeben, die du nicht verstehst. Suche dasjenige aus, dessen Schmuck und Gestalt deinem Auge am besten gefällt. Erfüllst du diese Bedingung, läßt du dich durch keinen fremden Geschmack beeinflussen, dann erhältst du ein Haus, das so stilvoll ist, wie nur irgend eins sein kann. Der Stil ist vielleicht ein etwas wirrer, aber es ist dein Stil. — Wer einmal einen Raum ohne Hülfe von Fachleuten oder der Mode ausgestattet hat, der hat mehr gelernt, als er bei hundertfachem Besuche der Museen heimzuschleppen vermag."

Wer dies beherzigt, wird fortan von einem guten Freunde und einem nützlichen Buche keine endgültigen, bindenden Vorschriften, sondern Anregung zur eigenen, freien Wahl erwarten. Wer das Glück hat, sich ein Haus für den eigenen Bedarf zu bauen, wird sich gerne zum Nachdenken darüber anleiten lassen, welche Lage der Zimmer gegen einander und zur Sonne für ihn die günstigste sei, wie die Verbindung zwischen Küche und Speisezimmer liege, wie der Gast angemeldet und empfangen werde, und ähnliche Fragen mehr. Und der Miether, der durch die Baugewohnheit seiner Stadt zumeist so grausam beschränkt ist, wird über die Ausstattung der einzelnen Räume um so lieber verschiedene Möglichkeiten vortragen hören. Ein gelegentlicher Ausblick auf fremdländische Gebräuche, wie sie sich z. B. in England so eigenthümlich ausgebildet haben, wird ihm willkommen sein. Welchen Geist z. B. könnte das Wohnzimmer des deutschen Bürgerhauses athmen? Das deutsche Wohnzimmer, meint unser Buch, sei ebenso ein Raum des Schaffens wie des Ruhens. „Zu reich ausgestattet, würde es seiner Tagesbestimmung nicht entsprechen, zu sehr nach den Forderungen der Zweckmäßigkeit gestaltet, würde es am Abend nicht einladend wirken. Der Schmuck sei einfach, die Geräthe seien vorzugsweise praktisch, der Raum sei hell in allen Theilen, nicht zu sehr mit Möbeln überladen. Der Wandschmuck sei anspruchslos, der Raum muß völlig in Beziehung zur Familie gebracht werden. Hier haben die Bildnisse der Nahestehenden ihren Platz, hier walte der Geist des Hauses am entschiedensten und äußere sich das Besondere desselben am stärksten." Und dafür lassen sich dann eine Reihe besonderer Wünsche und Rathschläge aufstellen. So geht das Buch auch die übrigen Räume durch und weiß wie für die Zimmer, so auch für die einzelnen Theile der Ausstattung, für Wand und Decke, Teppiche und Fensterschmuck, für Möbel und Beleuchtungsgeräth Gedanken und Wünsche anzuregen.

Wie viel stumpfe Gewohnheit herrscht nicht in der Auswahl der Bildwerke, mit denen der deutsche Bürger Wand und Winkel schmückt. Landseer's Hirsche und Hunde oder ein süßliches Liebespaar, so lange der billige englische Stahlstich Mode war; eine flau gestochene Madonna mit gleichgültigen Heiligen daneben; in wie manchen Wohnungen kaum ein einziges bescheidenes Kunstwerk an der Wand, sondern nur die Photographie, die farblose Vermittlerin persönlicher oder landschaftlicher Erinnerungen. Und doch steigert sich täglich der Schatz an selbständigen Zeichnungen und Radirungen, wie an guten Nachbildungen alter und neuer Gemälde; der Farbendruck hebt sich nach und nach; selbst ein wirksames Aquarell ist für den, der zu suchen versteht, nicht mehr unerreichbar. Hielten wir unsere Augen besser offen für unsere tägliche Umgebung, so wären wir längst gewohnt, die Wände nur mit dem Besten zu schmücken, was wir aus dem weiten Felde der Kunst am höchsten schätzen.

Schlimmer noch steht es um die Werke des Bildhauers im Bürgerhause. Die Gipsbüsten des Hermes, der Venus von Milo, der Clytia in Originalgröße werden in unverhältnißmäßiger Zahl verlangt. Und doch fügen sie sich weder nach Maß noch Farbe in einen behaglichen Wohnraum: die Köpfe erscheinen neben den Möbeln und den Bewohnern kolossal,

Digitized by Google

das Weiß zerschneidet die ruhige Harmonie. Ueberdies sind sie zumeist weder als Büsten abgerundet, noch im Seitenlichte wirksam. Man suche lieber unter den Bildwerken des Mittelalters, unter den zahlreichen Reliefs, Büsten, Köpfen der italienischen Renaissance Zierstücke, deren Maße sich besser in wohnliche Umgebung fügen, und die leicht auch eine gefällige Tönung zulassen. Warum aber auch in besseren Häusern immer nur der schnöde, gebrechliche Gips? Außer dem kostbaren Marmor sind doch die Bronze und der Thon die eigentlichen Stoffe der bildnerischen Kleinkunst: für beide fehlt es unserem Publikum noch an echt künstlerischem Verständnisse. Eine gute Bronze von warmem Tone, sauberer Modellirung und sorgfältig behandelter Oberfläche ist eine Seltenheit auch in wohlbestellten Häusern; die Terracotta würde auch begabtere Kräfte anziehen, wenn unsere Käufer von ihr mehr verlangten, als Nachbildungen der altgriechischen Figürchen und gelegentliche Spielereien. Was haben nicht die heutigen Italiener mit ihrem fröhlichen Realismus in diesem handlichsten Materiale geleistet. Wer Farbe sucht, kann in der kleinen Welt der Porzellanfiguren nicht nur die neckische Grazie des Rococo, sondern auch das zarte Ebenmaß des Classicismus finden. Auch hier wird die Kunst den verschiedenen Ansprüchen und Neigungen gerecht werden, sobald sie mit Entschiedenheit fordern, und es könnten die Verehrer der keuschen Antike und des kecken Barock, der vornehmen Renaissance und des kräftigen, naturwüchsigen Modernen ganz friedlich neben einander wohnen.

Diese Duldsamkeit zu lehren, ist einer der besten Zwecke des Buches, das zu diesen Erwägungen Anlaß gegeben hat. „Gerade Jene, welche selbst am unfreiesten sind, die ganz sich der kurzsichtigen Mode im Kunstschaffen, wie in der Kritik beugen, sie sind am schärfsten im Verurtheilen, die glauben am sichersten, wenigstens für heute und morgen, angeben zu können, was schön und was häßlich, weil nicht ihrer Anschauung verwandt, sei. Erst wenn unser Urtheil auf der Menge der Persönlichkeiten, auf der Fülle der Charaktere in unserem Volke beruht, und nicht auf einer verallgemeinernden Kunstlehre, dann wird die Kunst einen sicheren Boden finden.“ Es ist an jedem Einzelnen von uns, diesen Boden zu schaffen und zu ebnen.

---

## Goethe und Lenz in Straßburg.

Von H. Düntzer.

Immer zahlreicher und offenbarer treten die Abweichungen von der thatsächlichen Wahrheit in Goethe's künstlerisch abgerundeter Darstellung seines Jugendlebens hervor, nur betreffen sie meist Kleinigkeiten, die das lebendige Abbild seiner wirklichen Entwickelung nicht verwischen, ja zum Theil erfunden sind, um diese in's vollste Licht zu setzen. Zu den glücklichsten Schilderungen gehört die der Zusammenkunft zwischen Goethe, Leuchsenring und Merck in Thal Ehrenbreitstein während des Herbstes 1772. Seit Kurzem wissen wir, daß Leuchsenring sich zu jener Zeit in der Schweiz aufhielt. Goethe hat ihn in die Erzählung seines Stelldicheins mit Merck bei Frau von Laroche eingewoben, um das Bild dieses mit der Empfindsamkeit eigensüchtig hausirenden, schmeichlerisch berückenden Mannes, an dem auch er einige Zeit gelitten, dem er aber schon im „Pater Brey“ ein Denkmal gestiftet hatte, in Handlung zu setzen, wodurch er freilich die thatsächliche Wirklichkeit verletzte, aber den Zweck erreichte, das Treiben dieses Abenteurers an einer bedeutenden Stelle lebhaft zu veranschaulichen. Neben solchen aus künstlerischer Absicht entsprungenen Erdichtungen finden sich manche, die der Mangel an gleichzeitigen Aufzeichnungen und die Trübung der Erinnerung ihm eingab, deren Lücken zuweilen frei ergänzt werden mußten. An wohlfeiler Verspottung der Bemühungen der Forscher, überall die thatsächliche Wahrheit zu entdecken, hat es nicht gefehlt; daß die künstlerische Beurtheilung von „Wahrheit und Dichtung“ durch Nachweisung der Abweichungen wesentlich gewinnt, kümmert die Spötter ebenso wenig, als die Bedeutung, welche die Feststellung der Wirklichkeit, oft selbst in Kleinigkeiten, zur Auffassung der geistigen Entwickelung des großen und edlen Menschen und Dichters bietet.

Für die Aufhellung von Goethe's Straßburger Leben ist von verschiedenen Seiten Manches geleistet worden. Leider konnte es geschehen, daß zwei in Goethe's Archiv lange sorgfältig bewahrte, höchst wichtige gleichzeitige Briefe desselben an einen Jugendgenossen aus diesem verschwanden. Neuerdings hat sich um die urkundliche Aufklärung von Goethe's Straßburger Verhältnissen Oberlehrer Froitzheim in Straßburg verdient gemacht, wenn auch freilich seine bedächtige Gründlichkeit oft zu Schwerfälligkeit, wie die Liebe für die Sache zu Ueberspannung führt. Wir hatten schon früher Gelegenheit, seiner anerkennend zu gedenken. Eben liegt uns eine neue schöne Frucht seiner rastlosen Thätigkeit vor*), deren wichtige Ergebnisse für Goethe und dessen unglücklichen Nebenbuhler Lenz wir hervorheben möchten.

Der Mittagstisch bei den Jungfern Lauth unter Leitung des Actuarius Licentiat Salzmann fand im noch erhaltenen großen hellen Eckzimmer des Hauses 22 (3) an der Ecke der Knoblochgasse und des Schiffgäßchens statt, nicht, wie man bisher geglaubt, in dem Hause Krämergasse 7 (13), in dessen Hofe seit vorigem Jahre eine unter einer Goethebüste angebrachte Inschrift diese Ehre beansprucht. Von den beiden Jungfern Lauth war die jüngere, Susanna Margaretha, bei Goethe's Ankunft 41, die ältere, Anna Marie, 47 Jahre alt. Durch ein Schiebfensterchen stand das Eßzimmer mit der geräumigen Küche in Verbindung, die noch heute zur Herrichtung eines Mittagsessens für 30 Personen hinreicht. Unter den Tischgästen befand sich auch der Rath des Fürsten von Saarbrück-Nassau, Johann Konrad Engelbach aus Westhoven im unteren Elsaß. Bisher hat man diesen Freund Goethe's mit dem Buchsweiler Moritz Joseph Engelbach verwechselt, der gar nicht in Straßburg studirt hat. Der von Froitzheim nachgewiesene Engelbach ward vierzehn Tage nach Goethe, am 2. Mai 1770, immatriculirt. Goethe schloß sich gern an den älteren Mann, der nach Straßburg gekommen war, um rasch Licentiat der Rechte zu werden; begünstigte ja die Verbindung mit ihm seine eigene Absicht. Alle, die zu Straßburg promoviren wollten, mußten sich in eine Candidatenliste eintragen; die vorschriftsmäßige Einreichung einer Abhandlung wurde meist erlassen. Engelbach schrieb sich schon am 9. Juni ein. Zwei Tage später bestand er vorzüglich (egregie) die erste mündliche Prüfung und empfing zur Bearbeitung bei geschlossener Thür, wie es Vorschrift war, einen Text aus dem bürgerlichen und einen aus dem kanonischen Rechte. Diese Bearbeitung vertheidigte er am 13. in der zweiten Prüfung mannhaft (mascule) und erhielt die Erlaubniß, seine Dissertation zur Erlangung des Licentiats ohne Präses öffentlich zu vertheidigen. Schon am 19. wurde er, nachdem er die Vertheidigung unter Beifall der Zuhörer geleistet, zum Licentiaten ernannt. Mit dem neuen Licentiaten und seinem beiderseitigen Freunde Weyland, dem jungen Studirenden der Medicin, trat Goethe vier Tage später zu Pferde die Reise nach Engelbach's Wohnort Saarbrück an. In „Wahrheit und Dichtung“ wird berichtet, der Regierungs- und Kammerpräsident von Günderode, der, wie auch seine Gattin, dem hochadligen Frankfurter Geschlechte Alten-Limpurg angehörte, habe sie drei Tage freundlich bewirthet. Diese Bewirthung dürfte aber auf bloße Einladungen zum Essen zu beschränken sein. Weyland wohnte unzweifelhaft bei seinem Schwager, dem Regierungsrath Schöll, wahrscheinlich auch sein Freund Goethe; Engelbach bezog wohl seine frühere Wohnung. Letzterer lieh Goethe seine Hefte, da dieser nach ein paar Monaten sich zur Promotion melden wollte. Am 22. September trug er sich in die Candidatenliste ein, den

*) Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776. Urkundliche Forschungen, nebst einem ungedruckten Briefwechsel der Straßburgerin Luise König mit Karoline Herder aus dem Herder- und Röderer-Nachlasse. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

Digitized by Google

25. bestand er die erste Prüfung ausgezeichnet (insigni cum laude); bei der schon am 27. stattfindenden zweiten vertheidigte er mannhaft seine Bearbeitung der beiden aufgegebenen Texte und erhielt die Erlaubniß, seine Doctordissertation ohne Präses zu vertheidigen. Alle diese Angaben verdanken wir Froitzheim. Am 30. (Froitzheim hat zuerst das noch in der Weimarer Ausgabe verlesene Briefdatum festgestellt) meldete er Engelbach, daß er nun auch seine Rolle in der Kapitelstube des Thomanums ausgespielt habe; seine „Manuscripte", die er zurückschickte, hätten ihm „artige Dienste geleistet". „Im B. (dem Salzmann verwandten Braun'schen) Hause fährt man fort, angenehm zu sein", schrieb er weiter. „Der A. (Actuarius) und ich werden uns nächstens copuliren lassen. Der ganze Tisch grüßt Sie. Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen und ich boßle par compagnie an meiner Dissertation." Kurze Zeit vor der Prüfung hatte er Herder kennen gelernt; in der Mitte des nächsten Monates setzte ihn die Neigung zu Friederiken in Gluth. Darüber und bei seiner eifrigen Beschäftigung mit der Arzneiwissenschaft gerieth die Dissertation, die er rasch zu liefern gedacht hatte, in's Stocken. Auch Jung Stilling war vor Kurzem angekommen und hatte, besonders in Folge einer Verspottung, die er von einem Genossen des Lauth'schen Tisches erlitt, seine Theilnahme erregt. Froitzheim theilt einen Brief Jung's an Röderer mit, aus dem sich ergibt, daß die Salzmann'sche literarische Gesellschaft ihm zu seiner rasch in der Heimath vollzogenen Hochzeit Geschenke geschickt hatte.

Lenz kam erst nach Herder's Entfernung. Froitzheim, der diesen möglichst zu heben sucht, behauptet, derselbe sei, wie so viele große Geister, von dem Verlangen nach Frankreich getrieben worden, die damals überlegene französische Bildung an der Quelle zu studiren (dazu hätte er aber nicht nach Straßburg gehen dürfen!), doch habe er bald deren Schwäche erkannt. Die Wahrheit ist, daß es ihn unwiderstehlich in die weite Welt trieb, und er abenteuerlich die Gelegenheit ergriff, sich den beiden kurländischen Baronen aufzuhängen, die im Elsaß französische Dienste nehmen sollten. Für die von Lenz geleitete deutsche Gesellschaft gewinnen wir durch Froitzheim neue urkundliche Nachrichten. Zwar ist es auch ihm nicht gelungen, das „Protocoll einer am 8. October 1775 neu eingerichteten deutschen Gesellschaft in Straßburg" einzusehen, da der jetzige Besitzer dieses wegen der später eingefügten „Rand- und Zwischenbemerkungen vertraulichster Art" nicht gestatten zu dürfen glaubte, doch erhielt er von ihm ein Verzeichniß sämmtlicher Versehen des Stöber'schen Abdruckes und das bisher fehlende Mitgliederverzeichniß. Unter den mancherlei aus diesen Mittheilungen sich ergebenden neuen Aufschlüssen ist der wichtigste, daß der Actuarius Salzmann, in dessen Hause die Gesellschaft Anfangs zusammen kam, mit derselben fast gar nichts zu thun hatte, der im Protocolle genannte Salzmann dessen Neffe Friedrich Rudolf war, was freilich schon vor vielen Jahren Professor Matter bemerkt hatte, aber in Deutschland war dies unbekannt geblieben. Die Gesellschaft war keine neue, nur die Umgestaltung der bisherigen, wie es scheint, von Salzmann selbst aufgegebenen der schönen Wissenschaften. Das überall in Deutschland sich regende literarische Leben, das im nahen Mannheim zur Stiftung einer deutschen Gesellschaft geführt hatte, wohl in Verbindung mit der Rückkehr des kenntnißreichen und gewandten jüngeren Salzmann, scheint den so hastig sich begeisternden Lenz getrieben zu haben, jene in der Weise fortzusetzen, daß sie in Zukunft vor Allem auf die Pflege der deutschen Sprache im Elsaß gerichtet sein sollte. Aber zur Leitung einer solchen Gesellschaft war Niemand ungeschickter als der arme Lenz, dieses von jedem Windhauch bewegte Rohr, dem selbst eine feste Stellung fehlte, der schon längst nach Erlösung aus seinem unerträglichen Privatlehrerstande sich sehnte und deshalb nach allen Seiten Verbindungen anknüpfte, der bei persönlicher Bekanntschaft sich wegen seines seltsam phantastischen Wesens nirgends Ansehen verschaffen konnte, dem nichts weniger gelang, als mit fester Kraft und klarer Einsicht sein Ziel zu verfolgen. Froitzheim möchte, daß, wenn einst auf Straßburgs Universitätsplatze die um Elsaß wohlverdienten Männer der Geniezeit sich um Goethe reihten, unter diesen Lenz mit dem Protocolle der deutschen Gesellschaft in der Hand einen Ehrenplatz einnehme. Aber dieses echt Lenzisch geführte Protocoll, das nicht einmal Satzungen enthält, zeigt gerade, daß eine Gesellschaft zur Pflege der deutschen Sprache nicht schlechter geleitet werden konnte, wenn auch ein paar Vorträge von Lenz selbst manches Treffliche boten. An ein geschlossenes Zusammenwirken aller Mitglieder zu dem vorgesetzten Zwecke war nicht zu denken; dazu hätte es eines Ansehens und einer die Verhältnisse beherrschenden Einsicht bedurft, von denen wir bei Lenz das gerade Gegentheil finden. Es war ein ganz unbesonnener, echt Lenzischer Gedanke, eine solche Gesellschaft in's Werk zu setzen zu einer Zeit, wo er selbst auf dem Sprunge stand, Elsaß zu verlassen und bei seiner wirklichen Noth von den allerverschiedensten Plänen phantastisch umgaukelt wurde. Froitzheim freilich behauptet, Lenzens Thätigkeit in der deutschen Gesellschaft sei die Vernunft selber, aber von einer besonnenen Leitung und einer klaren Beurtheilung der zum Zwecke nothwendigen Mittel findet sich keine Spur.

Die Zahl der Mitglieder belief sich zuletzt auf 32; aber es ist weder zu ermitteln, wann diese volle Zahl erreicht wurde, noch ob alle dauernd der Gesellschaft angehörten, sie regelmäßig besuchten, was kaum anzunehmen. Obgleich nach der Ueberschrift die Gesellschaft am 8. October „neu eingerichtet" wurde, lesen wir im Protocolle selbst, zur Eröffnung einer Gesellschaft deutscher Sprache sei der Anfang erst den 2. November gemacht worden und der erste nach dem Secretär Lenz auftretende Redner las eine französische Abhandlung, da er „von der neuen Verabredung der Gesellschaft, keine andere als deutsche Aufsätze vorzulesen, nichts gewußt". Jener erste Redner meinte, es handelte sich nur um Fortsetzung der früheren Salzmann'schen Gesellschaft, von der Lenzischen Neugründung wußte er eben nichts. Erst bei der zweiten Sitzung tragen die Mitglieder ihre Namen ein und es werden „in Ansehung der Ordnung und des Inhaltes sowohl als der Form der künftigen Vorlesungen die gehörigen Veranstaltungen getroffen". Ueber den Inhalt jener für den Fortgang der Gesellschaft maßgebenden Veranstaltungen schweigt das Lenzische Protocoll. Sonst war der einzige Redner Lenz selbst, der „einen zweiten Vorschlag zu einer näheren Verabredung" vorlas, worin er die Vorzüge der deutschen Sprache vor der französischen zu wissenschaftlichen Aufsätzen zeigte. Die Folge der Vortragenden wurde, wie es scheint, wieder echt Lenzisch, durch das Alphabet bestimmt; denn bei der dritten Sitzung las ein Herr Breu „in der auf ihn treffenden alphabetischen Ordnung" seine „moralischen Empfindungen". Damals muß die alphabetische Mitgliederliste mit diesem Breu begonnen haben, Blessig erst später eingetreten sein. In derselben dritten Sitzung machte Salzmann den Vorschlag zu einer Gesellschaftsbibliothek, wozu jedes Mitglied 3 Livres entrichtete; es sollten bloß Bücher angeschafft werden, die „auf die Ausbildung der Sprache abzweckten", wogegen sich indessen bald Widerspruch erhob. Auch wurde damals ausgemacht, daß der Secretär jedesmal in einer Anrede über den Fortgang der Gesellschaft berichten solle; diese hatte damals „durch die Einzeichnung verschiedener sowohl an Rang als Einsichten schätzbaren Personen einen wichtigen Zusatz bekommen". In den vier nächsten Sitzungen finden wir keinen auf den eigentlichen Zweck der Gesellschaft bezüglichen Vortrag; bei dem von Blessig gehaltenen über die Geschichte der philosophischen Kunstsprache bei den Griechen wird hervorgehoben, daß er, was nur in beschränktem Sinne gelten konnte, „besonders auch für den Endzweck unserer Gesellschaft so wichtig" sei, aber die gewünschte Fortsetzung desselben unterblieb. Lenz liest einmal seine Uebersetzung der Plautinischen „Gefangenen", ein andermal statt der Anrede, so wenig hält er sich an den gefaßten Beschluß, seine Bearbeitung einer Zeitungsanecdote. Schlosser schickt eine „Skizze seiner Vorstellungsart der Moral", deren Vorlesung aushelfen muß, da der, den die Reihe traf, verreist war. Und nun tritt gar ein französischer Dichter in die deutsche Gesellschaft, Ramond von Colmar, und „erweist ihr die Ehre", so heißt es im Protocolle der deutschen Gesellschaft, sein Drama „Les malheurs

Digitized by Google

de l'amour" mitzutheilen, dem „das Gepräge des originellsten und hoffnungsvollsten Genies" zuerkannt wird. Ja, damit nicht genug, liest vier Wochen später ein Freund Ramond's dessen Einleitungsdrama zu dem früher gehörten, 14 Tage später wird dies gar wiederholt, „um es dem kühleren Urtheile der Herren" auszusetzen. So tief war die deutsche Gesellschaft gesunken, von dem eigentlichen Zwecke derselben vernahm man kein Wort mehr, und wenn Magister Leypold am 10. Januar 1776 „im Beisein verschiedener neuer Zuhörer, zum Theil auch Mitglieder", Stücke aus Brand's „Narrenschiff" mit Anmerkungen und Erläuterungen gab, so zeigte Lenz so geringe Kenntniß der älteren deutschen Literatur, daß er den Dichter in's 17. Jahrhundert herabrückte. Nun riß der Secretär der immer mehr versiechenden Gesellschaft gar aus. Schon am 21. März war er Hals über Kopf nach Weimar abgereist, unter Vorgabe wichtigster Pläne oder entsetzlichen Todesleides, aber im Grunde nur, um in Goethe's Gunst sich zu sonnen; damals wurde seine Uebersetzung des „Coriolan" von dem diesmal zuerst auftretenden trefflichen Röderer gelesen. Eine Woche später gab Otto einen französischen Aufsatz und Salzmann ward bis zur Rückkunft des Secretärs Lenz mit dessen Geschäften betraut. Aber was kümmerte Lenz seine Gesellschaft! er blieb so lange am Weimarer Hofe, bis er mit Schande fortgeschickt wurde. Wahrlich, die deutsche Gesellschaft ist kein Ruhmestitel für Lenz; er hat sie bei der besten Absicht und wirklicher augenblicklicher Begeisterung auf echt Lenzische Weise zu Grunde gerichtet, da er zum Leiter derselben in jeder Beziehung so ungeschickt wie möglich war. Sie fristete nach dem Protocolle mit ein paar Unterbrechungen kümmerlich ihr Dasein bis zum 7. Januar 1777; damals las Ramond im Kloster St. Wilhelm, wo Haffner wohnte, die drei ersten Aufzüge seines elsässischen Trauerspieles „Le comte d'Egisheim". Dies war das würdige Ende der deutschen Gesellschaft, die seit dem Sommer im Hause ihres Mitgliedes, des Herrn von Türkheim, zusammengekommen war. Lenz selbst nannte sie schon, als er im December 1776 sich bei Haffner nach ihr erkundigte, „die teutsche und französische Gesellschaft"!!

Noch haben wir zu gedenken des hier zum ersten Male gedruckten schon oben erwähnten, recht bezeichnenden Briefes, den Lenz im December 1776 von Emmendingen aus an Haffner richtete, der Mittheilungen über „den Buchsweiler Freundeskreis von Goethe und Lenz" (worin aber Weyland fehlt) und der 13 Briefe von Luise König an Herder's Gattin und deren Schwester in Darmstadt nebst einer Erwiderung der ersteren. Aus den Briefen von Fräulein König hat Suphan im Goethe-Jahrbuch IX das Wichtigste ausgehoben, nur die Aeußerungen von Lenz in ihren Briefen vom 14. Juni und 13. Juli 1775 an Herder's Gattin fehlen. In dem ersteren heißt es: „Sagen Sie ihr (ihrer Schwester), ich habe eine »Lucretia« geschrieben. Vielleicht, daß Goethe sie drucken läßt. Sie möge alsdann auf die Scenen Acht haben, in welchen Flavia vorkommt, und mir ihre Meinung darüber wissen lassen; ihr Gefühl allein soll mir der Probstein aller weiblichen Charaktere sein, die ich mir besonders geglückt glaube". Der zweite Brief ist auch für die Zeitbestimmung wichtig, da es hier heißt: „Goethe ist bei mir und wartet schon eine halbe Stunde auf dem hohen Münsterthurme". Dies bestätigt, daß Goethe erst am 12. Juli Zürich verließ. Die Angaben über die Persönlichkeit der bisher ganz in der Luft schwebenden Tochter des Consulenten König sind sehr erwünscht.

## Die Unterrichtsfrage in Frankreich.

„Alles wiederholt sich nur im Leben", auch im Leben der Völker. Auch ihre Entwickelung geht in Parallelen, sei es im Nach- oder, wie die zeitgenössischen, im Nebeneinander. Das ist naturgemäßer, als es auf den ersten Blick erscheint. Der Mensch schafft eben jene Phasen und damit sind sie, wie ihr Urheber, Functionen ihrer Zeit, welche bei aller Sonderart der Völker jedem ihrer Kinder die geschwisterliche Aehnlichkeit mitgibt, jedem ihrer Erzeugnisse den Stempel einheitlichen Ursprunges aufdrückt. Was Wunder also, daß in unseren Tagen, sei es auf religiösem, wissenschaftlichem, politischem oder socialem Gebiete, sich in den Culturländern nicht nur ähnliche Zustände, sondern auch ähnliche Mißstände geltend machen?

Aber wie diese Uebereinstimmung unwillkürlich sich einstellt, so wird auch bewußt daran gearbeitet. Wenn unser Jahrhundert mit Recht das der Erfindungen genannt wird, mit nicht minderem Rechte kann man es als das der Nachahmung, der Anpassung bezeichnen. Es ist sein Vorzug nicht nur, daß es Neues mit wunderbarer Leichtigkeit, in überraschender Fülle schafft, ein nicht geringerer ist es, daß es das Neue mit ebenso wunderbarer Leichtigkeit Gemeingut werden läßt. In einer solchen Zeit gilt der Wetteifer der Völker, so weit sie als Civilisationsträger anerkannt sind, nicht mehr der Palme für die höchste Stufe der Gesammtcultur, sondern nur noch der Priorität, der größeren Zahl der Initiativen.

Diese Führerschaft haben unsere westlichen Nachbarn lange Zeit für sich in Anspruch genommen: „Frankreich marschirt an der Spitze der Civilisation". Auch Deutschland ist das ganze vorige Jahrhundert hindurch in französischem Geleise getrottet, bis es sich endlich an Napoleons Siegeswagen gekettet fand. Die süße Gewohnheit dieser Führerschaft konnte nicht so schnell sich verlieren. Erst die Ereignisse von 1870 waren so tief eingreifend, in ihrem Eindrucke so nachhaltig, daß auch den Unterlegenen selbst die Thatsache des stattgehabten Umschwunges endlich bewußt wurde und sogar hin und wieder, wenn auch widerwillig, zum Ausdrucke kommt. Berlin où tout se décide, welche Selbstüberwindung mag dies gelegentliche Zugeständniß dem Rundschauer der „Revue des deux Mondes" wohl gekostet haben — und noch mehr, welche Resignation wagte er seinen Lesern zuzumuthen!

Weit deutlicher aber spricht das Thun unserer Nachbarn, als solche vereinzelte Bekenntnisse. An ihren Thaten sollt ihr sie erkennen! — Die Geschichte lehrt, daß in fast allen Fällen, wo die Besiegten die Scharte wieder auswetzten, sie den Siegern den Sieg abgelernt haben. Auch Frankreich hat in bewunderungswürdiger Selbstverleugnung „den Feind genützt"; auf allen Gebieten, welche mit der revanche, wenn auch nur entfernt, zusammenhängen — vom eigentlich militärischen ganz zu geschweigen — auf allen sind sie die aufmerksamsten Beobachter des verhaßten Siegers, auf vielen seine eifrigsten Nachahmer geworden. An die Stelle des früheren stürmischen Vorwärtsdrängens, das den wahren Culturfortschritt oft ersetzen mußte, ist maßvolle Zurückhaltung, vorsichtiges Zuwarten getreten. Es ist sicherer, den Erfolg der Kur in vili corpore zu verfolgen. Das projectenreichste Volk vermeidet ängstlich neue, einigermaßen durchgreifende Umgestaltungen. Fast macht es den Eindruck, als wollten sie die Zeit nicht opfern, welche zur Erprobung nun einmal nothwendig ist und zögen es vor, beim Feinde Bewährtes selbst auf die Gefahr hin einzuführen, daß es bei ihnen sich unbrauchbar erweist. Sie haben eben den Wettbewerb um die Führung vorläufig aufgegeben und begnügen sich stillschweigend, aber bewußt mit dem weniger ehrenvollen, aber sicheren Platze des Reproducenten. Mit einer gewissen Pünktlichkeit sehen wir die Haupterscheinungen unseres öffentlichen Lebens mehr oder minder angepaßt jenseits des Rheines wieder auftauchen und meist eine um so schnellere Entwickelung durchlaufen, als das aufmerksame Auge des Beobachters die fördernden und hindernden Momente beim Nachbar kennen gelernt hat.

Digitized by Google

Recht auffallend tritt dieser verzögerte Parallelismus in der Bewegung zu Tage, welche sich drüben seit einigen Jahren auf dem Gebiete des Unterrichtes kund gibt. Mit französischem Scharfblicke, noch geschärft durch den zurückgehaltenen, darum aber nicht weniger brennenden Eifer, die aufgegebene Stelle im Zuge der Völker wieder zu gewinnen, haben sie die innigen Beziehungen erkannt und gewürdigt, in welchen die Schule zu den öffentlichen Interessen steht. Es mag zur Zeit von Interesse sein, die Vorgänge auf diesem Felde zu betrachten und mit den heimischen Erscheinungen zusammen zu stellen. Wir müssen es uns allerdings versagen, auf Einzelheiten einzugehen und können die Uebereinstimmungen und Unterschiede nur in großen Zügen schildern.

I.

Der erste Anstoß zu der Unterrichtsreform liegt weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Nicht aus unseren siebziger Jahren stammt er, wo schon der dritte Act des Schauspieles über die Bühne der Oeffentlichkeit geht, nicht aus den dreißigern mit Dr. Lorinser's Wehe- und Klagerufe; der eigentliche Ausgangspunkt liegt in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in dem Auftreten des Philanthropinismus gegen den damaligen ultrahumanistischen Schlendrian. Freilich waren dabei außer den englischen auch französische Anregungen, vor allen J. J. Rousseau's Anschauungen wirksam gewesen; wirklich Gestalt gewonnen haben diese Ideen aber nur in Deutschland. An dem Willen, die Reform nachzumachen, fehlte es in Frankreich gewiß nicht; aber unter dem Königthume und der geistlichen Herrschaft über die Schule mußte es beim Wollen bleiben. Indessen von den ersten Jahren der großen Revolution an stürzte sich die Gier, umzuwälzen und einzureißen, auch auf das Unterrichtswesen. Nicht so sehr aus der Erkenntniß der Besserungsbedürftigkeit als aus dem Hasse gegen alles Bestehende folgten in beängstigender Eile die Um- und Neugestaltungen auf einander, eine immer durchgreifender als die andere. Kaum in Angriff genommen, wurde jede durch eine neue gekreuzt, so daß keine bestehen konnte. Endlich, 1808, faßte Napoleon auch diese Trümmer mit fester Hand zusammen und ordnete sie in seinem Sinne; durch die Errichtung der Université de France machte er die Schule in allen ihren Formen zur Dienerin des allgewaltigen Staates, zum Werkzeuge der Regierung. In ganz Frankreich wurde der Unterricht nach der officiellen Methode und den officiellen Zielen vereinheitlicht, durch die bis in's Kleinste gehenden Vorschriften jede freiere Entwickelung unmöglich gemacht. — Ungleich langsamer hatten sich in Deutschland unterdessen die hohen Wellen der philanthropinistischen Wiedergeburt verlaufen; trotz des Interesses und der Freigebigkeit einzelner kleiner Fürsten waren es eben Privatbestrebungen geblieben. Diesseits wie jenseits des Rheines übernahm die Erbschaft der wieder erstarkte, etwas geläuterte Humanismus, unter dessen Zeichen drüben wie hier die Schule noch steht. Auch bei uns besann sich der Staat auf seine Pflicht, des Unterrichtes sich anzunehmen. Unter behördlichem Schutze mächtig emporsprossend, befruchtet durch den Sonnenschein sich mehrender Berechtigungen, durchsetzte der gewaltige Baum mit seinen Wurzeln allmählich unser ganzes sociales Leben, den Boden mehr und mehr festigend, manchem Pflänzlein darin aber auch Nahrung und Gedeihen verkümmernd; spendeten seine Zweige ihren Schatten, die darunter Wohnenden erquickend, oft aber ihnen auch wehrend, sich im rosigen Lichte zu freuen. — Der Warnruf der dreißiger Jahre mit seinen Uebertreibungen der Gefahr hatte keine dauernde Wirkung. So dankenswerth der Erfolg war, daß die Schrift Lorinser's den bis dahin verpönten turnerischen Leibesübungen vorerst Duldung, dann sogar Einführung — zunächst freilich nur in den höheren Schulen — verschaffte, so lag in demselben doch keine Reform des eigentlichen Unterrichtes. Die Bewegung blieb übrigens im Grunde eine specifisch preußische. Erst nach längerer Zeit schlugen ihre Wellen nach Frankreich hinüber; man anerkannte auch dort die Nothwendigkeit, für die körperliche Ausbildung einiges zu thun, behandelte den Schaden aber noch oberflächlicher als in Deutschland. 1854 wurden — auch nur für die höheren Anstalten — wöchentlich zwei Lectionen von je 20 Minuten für gymnastische Uebungen eingeführt. In diesen 40 Minuten beschränkte man sich noch dazu darauf, einige Freiübungen mit Gesang anzustellen, unseren Reigen ähnlich.

Noch immer war und blieb Preußen das Land, dessen Schuleinrichtungen von den anderen Völkern bewundert und nachgeahmt wurden. Wer Ende der fünfziger und in den sechziger Jahren in den Klassen Berliner Gymnasien lernte oder lehrte, wird sich der Besucher aus mancher Herren Ländern erinnern. Gerade aber in dem Jahre, in welchem das preußische Unterrichtswesen eine gewaltige Probe bestand, als, wie einige allzueifrige und vorzeitige Lobredner herausgefunden, es seinen höchsten Triumph im Schulmeister von Königgrätz verkörpert sah, jenem unseligen Phantome, das in den Köpfen unserer Seminaristen und leider auch Lehrer lange Zeit hindurch Schaden genug gestiftet, also gerade 30 Jahre nach Lorinser, trat bei unseren westlichen Nachbarn ein anderer Lorinser auf. 1866 erschien Victor de Laprade's „Education homicide", ein Plaidoyer für die Jugend, wie er sein Werk selbst nennt. Mit den sattesten Farben, wie der Titel schon ersehen läßt, malt er die körperliche und geistige Entartung, an welcher die Einrichtung des öffentlichen Unterrichtes Schuld trage, und das zu einer Zeit, wo an der Spitze des französischen Schulwesens ein Mann wie Duruy stand, dessen bedeutende Verdienste auch von den jetzigen Pädagogen Frankreichs noch voll und ganz anerkannt werden. Es ist der Lorinser'sche Gedanke von der Ueberanspannung der geistigen Kräfte auf Kosten des sich entwickelnden Körpers. Auch die Maßregeln, von denen Laprade sich Abhülfe versprach, entsprechen denen Lorinser's: Einführung der Leibesübungen und Minderung des Lehrstoffes.

Beide Vorkämpfer für das Wohl der Jugend haben noch einen gemeinsamen Zug: ihre Tendenz ist eine noch rein negative, sie wollen Uebel abstellen, Schäden heilen; noch fehlt ihnen die positive Seite der Reformfrage, das Ziel, wie von Schenckendorff im Februar d. J. in Dresden es bezeichnete, „die Schule mit den jeweiligen staatlichen, gesellschaftlichen und culturellen Verhältnissen in Einklang zu bringen". Wie weit entfernt Laprade von dieser Erkenntniß war, beweist seine Forderung, durch Beschränkung auf die alten und gänzliches Aufgeben der überflüssigen neueren Sprachen und der neueren Geschichte den Anstalten die nothwendige Erleichterung zu schaffen und seine Behauptung, aus der Lectüre der alten Classiker lerne man genug Geschichte, Geographie und Philosophie, so daß es eines besonderen Unterrichtes in diesen Fächern gar nicht bedürfe. — Es ist mit einem Worte die Realien-, die Realschulfrage, welche jenen beiden Vorläufern noch fehlte; durch ihr Hinzutreten im vorigen Jahrzehnt hat die Aufgabe der Unterrichtsreform erst die complicirte heutige Gestalt erhalten. Sei an dieser Stelle gleich bemerkt, daß die in Deutschland so wichtig gewordene Forderung, den Unterricht den Fortschritten der Zeit anzupassen, in Frankreich sich durchaus nicht so lebhaft geltend gemacht hat. Man begnügt sich mit der für die vier Oberklassen bestehenden Theilung in vorwiegend gymnasiale und vorwiegend reale Curse, schrickt vielleicht auch vor dem Gedanken zurück, das „Märtyrerthum der Jugend" durch neue Anforderungen zu vergrößern.

Laprade's Mahnruf hatte dasselbe Schicksal wie der seines Vorgängers. Aenderungen im eigentlichen Unterrichtswesen wurden nicht beliebt; man begnügte sich, die beiden wöchentlichen sogenannten gymnastischen Lectionen von je 20 Minuten auf je eine volle Stunde auszudehnen. Auch der geringe Erfolg, welchen man davon erwarten durfte, blieb aus. Man ist in Frankreich nun einmal unserem eigentlichen Turnen, dem Jahn-Eiselen'schen, das allein alle Muskeln gleichmäßig betheiligt, durchaus abgeneigt und zieht, ausdrücklich auch im Hinblicke auf ihren militärischen Werth, Reiten, Fechten, Exerzieren, ja Schießübungen vor, denen man noch Schwimmen und ausgedehnte Spaziergänge anreiht. Natürlich bleiben jene „nobleren" Erholungen Mangels geeigneter Einrichtungen auf dem Papiere.

Digitized by Google

Wahrlich, geringfügige Erfolge, welche die beiden Prediger in der Wüste erreicht hatten! Die Zeit ihres Auftretens war eine zu ungünstige gewesen. Andere, gewichtigere Interessen nahmen die ganze Aufmerksamkeit der betheiligten Völker in Anspruch. In Preußen die Hoffnungen, welche sich an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. knüpften, und die Erregungen, welche das Jahr 1848 einleiteten; in Frankreich der Parteienkampf der letzten Jahre des Kaiserreiches, dann der Krieg und die Wunden, welche er dem Lande geschlagen. Vereinzelt und vorübergehend bemühte sich unter Thiers' Präsidentschaft Jules Simon, dem Unterrichte aufzuhelfen; seine Verordnungen, welche das Uebel an der klar erkannten Wurzel, der Methode, fassen wollten, wurden mit ihm bei Seite gelegt, als 1873 Mac Mahon an das Staatsruder kam und auch auf dem Gebiete des Schulwesens zurück-, der geistlichen Herrschaft zusteuerte. Erst einige Zeit nach seinem Rücktritte, im Anfange unseres Jahrzehntes, lange nachdem die Action bei uns begonnen, wurde die Unterrichtsfrage dort wieder aufgenommen. Wie schwer es den Franzosen noch immer wird, den Vorgang eines anderen Volkes anzuerkennen, und wie wenig genau sie über die Ereignisse außerhalb ihrer Grenzen unterrichtet sind, zeigt der in einzelnen Schriften sich findende Versuch, nicht nur Laprade's Bemühungen als ganz selbständige, von Lorinser, der kaum genannt wird, durchaus unabhängige hinzustellen, sondern sogar die heutige, zum Theil ganz anders geartete deutsche Reformbewegung auf Laprade zurück zu führen.

Um 1880 herum nahmen die Franzosen also die Unterrichtsfrage ernstlich in Angriff. Nun aber folgten, ihrer lebhafteren Natur entsprechend und Dank unseren mehrjährigen, gelegentlich auch anerkannten Vorarbeiten und Erfahrungen, die Anklagen und Vertheidigungen, die Verbesserungsvorschläge und ihre Kritiken einander im rascheften Tempo. In der Tagesliteratur, in den Revuen, in Brochüren, auf der Tribüne des gesetzgebenden Körpers und des Senates wurde die Frage brennend. Die Männer der Presse, Pädagogen von anerkanntem und geringerem Rufe, Beamte der Verwaltung, die Minister selbst, endlich die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der streitbare Mgr. Freppel, traten auf den Kampfplatz.

Man sieht, es sind dieselben Personen des Stückes, wie bei uns in Deutschland; aber auch ihre Rollen waren dieselben. Die Presse, die Wächterin der öffentlichen Wohlfahrt, fast immer in der Robe des Anklägers, unterstützt vom Clerus, bezw. einer clericalen Partei, welche vor Allem den religiösen Besitzstand des Volkes in Frage gestellt sahen; beide hoben die erschwerenden Momente hervor und überschätzten oder übertrieben die wahren oder eingebildeten Mißstände in ihrer Darstellung. Auf der anderen Seite steht der Lehrer als Angeklagter, die Thatsachen bestreitend oder nach Kräften abschwächend; bemüht, die Schuld von seinem Stande abzuwälzen und womöglich in die angenehmere Position des Sachverständigen sich emporzuschwingen. Zwischen und über den Parteien die Beamten der Unterrichtsverwaltung, der Minister an der Spitze. Hier zugebend, da berichtigend, dort widerlegend, erklären sie in maßvoller Ruhe, daß die Regierung, vernünftigen Verbesserungen stets geneigt, diese und jene Verfügungen erlassen habe, daß aber einer gründlichen Abhülfe sich zur Zeit noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten.

In diesem Stadium der Bewegung tritt dort wie hier ein neuer Kämpe in die Bahn, der ärztliche Stand. Er nimmt für sich die Stellung des wahren, unparteiischen Sachverständigen, zuweilen wohl auch die des Schiedsrichters in Anspruch und weiß, drüben wie hier mit Entschiedenheit auftretend, seiner Stimme Gehör zu verschaffen. Aus den Erinnerungen der eigenen Schulzeit die einen, die anderen aus den Erfahrungen an ihren und ihrer Clienten Kindern, schöpfen und construiren sie ihr Urtheil, das mit wenigen Ausnahmen la mort sans phrase lautet. Vor den Augen der erschreckten Familienväter wird ein vollständiges Wandelbild körperlicher Gebrechen aufgerollt, grau in grau gemalt mit überzeugender Naturwahrheit oder bewundernswerther Technik. Jenseits wie diesseits des Rheins wird die zweischneidige Waffe der Statistik zum Angriffe wie zur Abwehr geschwungen. Aus all' diesem so verschiedenwerthigen Materiale krystallisiren sich in beiden Ländern die Gutachten der zuständigen Gesundheitsbehörden heraus, bei uns die der Medicinalcollegien, in Frankreich die der Académie de médecine. Von ihrer höheren Warte aus scheiden sie das Unwesentliche ab, trennen Schein und Wirklichkeit, sichten die wahren und eingebildeten Wurzeln des Uebels und kommen zu dem gleichen Ergebnisse, daß allerdings Gefahr droht.

An maßgebender Stelle vollkommen gewürdigt, geben diese Gutachten nun Veranlassung zu einer Reihe von Verordnungen in Deutschland und Frankreich, welche die bedenklichsten Unzuträglichkeiten abstellen oder doch verringern sollen. Die häuslichen Arbeiten werden für jede Classenstufe der Zeit nach fixirt, durch die Vertheilung dieser Arbeitszeit auf die einzelnen Fächer werden die übermäßigen Anforderungen einzelner übereifriger Lehrer unmöglich gemacht. Ueber die Erholungspausen werden eingehende Verfügungen getroffen, die Beschränkung der Ferien durch Hausarbeiten untersagt, durch Empfehlung von Schulspielen und Turnfahrten die körperliche Entwickelung zu heben gesucht. Auch der Lehrstoff selbst wird verringert: bei uns fällt u. a. mit dem eigentlichen grammatischen Unterrichte auf der Oberstufe mancher Gedächtnißballast, in Frankreich fallen die bei uns schon lange vergessenen metrischen Uebungen. Endlich versucht man auch die Anforderungen bei den Prüfungen etwas zu mindern.

Das ist in großen Zügen die Geschichte der Reformbewegung in beiden Ländern. Man sieht, sie ist auffallend übereinstimmend in ihrem Gange. Wenn man sich erinnert, daß die Action in Deutschland vor mehr als zehn Jahren, in Frankreich erst nach 1880 begann, wenn man erwägt, daß ihre größte Intensität drüben in die beiden letzten Jahre, ja noch in die Gegenwart fällt, während wir seit Jahren den Höhepunkt überschritten haben, wenn man die Daten der einschlägigen Artikel, der Parlamentsverhandlungen, der Ministerialverordnungen auf beiden Seiten vergleicht, so wird man das Zutreffende unserer obigen Behauptung erkennen, daß die französische Unterrichtsreform bis in ihre einzelnen Phasen hinein nur eine Wiederholung der deutschen ist.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

### Der Lebende hat Recht.

Von Giovanni Verga.

Autorisirte Uebersetzung von Henry Perl.

Die Artillerie hatte für Mitternacht Marschbefehl erhalten. Laje Primo lud sein Mädchen ein, um noch ein letztes Mal mit ihm zu Nacht zu essen. Diese Liebenswürdigkeit sollte Anna Maria ein Beweis sein, wie schmerzlich ihm die Trennung von ihr wurde. Draußen vor der Stadt kannten sie ein Wirthshaus, das sie anlockte. Ein paar grüne Büsche, eine Weinlaube nach der Sonnenseite zu, Kegelplan, Schaukel und ein guter Tropfen. Unter der Laube Tischchen, an denen sich's zu Zweien gerade bequem saß, kein lästiger Zwang. Hinter dem Hause die offene Landschaft, breit und ruhig, einige große, im Bau begriffene Häuser, davor Gerüste und Maste, rechts im Hintergrunde die abfallende Bergkette. Anna Maria trug ihr neuestes Kleid, jenes mit der enganliegenden Jacke, Lackschuhe und rothe Strümpfe. Sie empfand ein großes Wohlbehagen an der Seite ihres stattlichen Soldaten, als sie, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, ihm so gegenüber saß, während die halben Liter aufgetragen wurden und verschwanden. Am Anfange war Laje stumm, steckte die Nase tief in den Teller und stieß nur von Zeit zu Zeit an ihre Knie; während sie, das Herz von Lust geschwellt, ihm essen zusah. Allmählich aber fiel ihr der Anblick seines mit Wachstuch überzogenen Käppis und die gelbe Schärpe über der Brust wie Blei auf's Herz, so daß sie nach Athem zu ringen begann.

„Wirst Du mir schreiben? Sag! Wirst Du mir schreiben?!"

Er nickte mit vollem Munde „ja" zu und sah ihr dabei in die funkelnden Augen, welche seine ganze Person, sammt dem groben Tuche der Uniform und dem mit Sommersprossen gesprenkelten Gesichte des Blondins, verschlangen. Auf einem Teller vor Anna Maria lagen Mandarinen, woran noch die grünen Blättchen hingen. Sie riß eines

Digitized by Google

ab und wollte es ihm in's Knopfloch stecken. Nebenan hörte man die Kugeln rollen und die Kegel umfallen — Mädchen kicherten und lachten — Andere jauchzten mit flatternden Röcken auf der Schaukel. Karren knirschten durch den frisch aufgeworfenen Schotter. Graue Sommerwolken stiegen auf und warfen eine tiefe Traurigkeit auf Alles rings umher. Laje hatte die Cigarre im Munde und sprach fast immer allein. Er war sichtlich aufgeregt und seine Gedanken schweiften schon an den fernen Orten, an welche der Marsch ihn führen würde. Dabei langte er von Zeit zu Zeit über den Tisch nach Anna Maria's Hand. Doch mit einem Male wurde auch ihm weich um's Herz, und da er zu Jenen zählte, die der Wein fidel macht, fing er an zu trällern:

„Braun Lieb von heute,
Muß ziehen in's Weite,
O Schmerz, Dich zu lassen
... Doch ein Soldat muß sich fassen."

Das Mädchen brach in Thränen aus und verbarg sein Gesicht in die Serviette.

„Hör auf! Hör auf! Nur die Todten sehen sich nicht wieder ..." Diesmal aber zitterten die Spitzen seines röthlichen Schnurrbartes und die Hände, welche den Gurt um den Leib schnallten.

Sie wollten ein Stückchen gegen den Fluß zu gehen, wie sie sonst thaten. Ein schmaler schmutziger Weg führte unter hohen Ulmen vorbei in die Felder. Anna Maria überließ sich mit halbgeschlossenen Augen, die nicht sahen, seiner Führung. Sie war aufgelöst in Zärtlichkeit und Schmerzeswollust. Das Klirren seiner Sporen, die Berührung der Uniform drängten sie in seine Nähe und es war ihr, als müsse sie mit ihm in Eins verschmelzen. Er hatte den Arm um ihren Leib gelegt und flüsterte, den Mund an ihr dichtes Haar gepreßt, Schmeichelworte, deren Sinn nur verworren zu ihrem halberschlossenen Verständnisse drang. Dabei horchte er als braver Soldat immer mit einem Ohre nach dem Trompetensignal aus der Kaserne hin. Bei einer Wegscheide entwand sich das Mädchen seinem Arme und lief an den Rand des Grabens. Dort kniete es uneingedenk des neuen Kleides auf den feuchten Boden nieder, um Blätter zu pflücken, welche zwischen den Ritzen eines alten Mauerwerkes hervorsproßten. „Schau, ich hab' das für Dich gepflückt!" Er wußte nicht wohin damit und sagte lachend, denn er wollte sie heiter stimmen: „Bin ich denn ein Esel, daß Du mir so viel grünes Zeug aufladest?"

Das Mädchen achtete nicht auf den Scherz, sondern zeichnete mit einem spitzen Kiesel große Buchstaben und allerhand Kreuz- und Querlinien in die Rinde einer Ulme. Es waren die Anfangsbuchstaben ihrer Namen, zwei in einander gewachsene Herzen und darüber ein Kreuz. Er wollte es nicht leiden, von wegen übler Vorbedeutung. Doch ward auch er von der Schwermuth des Augenblickes ergriffen und schloß Anna Maria in seine Arme. Störung war auf dem grundlosen Feldwege längs des Grabens so wie so keine zu befürchten. Sie suchte sich den Anschein des Gefaßtseins zu geben und stierte hinüber auf das vom Alter geschwärzte Mauerwerk, als wolle sie sich diesen Punkt ganz besonders einprägen: „Schau Du auch! Schau Dir diese Stelle gut an!" rief sie ihm zu. Der Wein machte das arme Ding traurig. Jetzt sank der Abend allmählich nieder. Fernes Ave Maria-Läuten drang in abgeschwächten Tönen zu ihnen und fiel schwer auf beider Herz.

Anna Maria weinte Thränen yonder Zahl in ihr gesticktes Tüchlein. An der Ecke der Straße trennten sie sich. „Ich werde noch auf einen Sprung zu Dir kommen, sei am Thore." Sie nickte. Dann standen sie eine Weile Hand in Hand, unfähig, sich loszureißen.

Laje Primo kam wie von ungefähr am Thore vorbei, Anna Maria wartete schon, das Töchterchen des Portiers am Arme, ein Vorwand auf der Straße zu sein. Sie war sehr blaß und machte ihm ein Zeichen, daß hinter dem geschlossenen Thorflügel Jemand stehe. Laje wechselte einige gleichgültige Worte mit seinem Mädchen und dann sahen sie einander eine Minute lang stumm in die Augen. Die röthlichen Spitzen seines Schnurrbartes zitterten wieder wie am Nachmittage.

„Kommt Ihr hier vorbei, wenn's — an die Bahn geht?"

„Ja, ja, hier vorüber."

Leute kamen und gingen, unmöglich, sich Etwas zu sagen. Jetzt auch noch Ghita, welche im Hofe das Gas anzündete. Laje Primo brannte seine Cigarre an und ging, die breiten Schultern voraus, der Caserne zu. Anna Maria sah ihm nach bis er ihren Blicken entschwunden war. Die Leute drängten sich in den Straßen, sie wollten die Soldaten vorüberziehen sehen. Alle Bewohner des Hauses standen am Fenster oder vor dem Thore, unter der großen Laterne. Die Mädchen im Vordergrunde. Ghita hatte den Arm um den schlanken Leib ihrer Freundin geschlungen. Der Portier, Ghita's Vater, stand hinter Beiden. Die Herrschaft im ersten Stocke hatte Lichter an die Fenster stellen lassen zur Feier des Tages und schaute darüber hinweg auf die Straße. Anna Maria sah wie die Artilleristen vorbeifuhren, unter denen auch Laje Primo war. Die Menge jubelte, die schwarzen Pferde zogen paarweise und die Mähnen schüttelnd die schweren Geschützwagen, unter deren Gewicht die Häuser ringsum erzitterten. Darüber weg wurden Hüte geschwenkt. Tücher flatterten in der Luft und die mit Wachstuch überzogenen Käppis der Artilleristen baumelten hin und her. Mehr konnte sie nicht unterscheiden, Alle glichen einander auf's Haar. Ihr Laje aber sah sein braunes Mädchen wohl, er erkannte es an den dichten schwarzen Flechten mitten unter den Gevatterinnen. Die Mutter Ghita's, welche sich gerade mühte, das arme bleiche Ding mit dem verstörten Gesichte und den rothgeränderten Augen durch ihre Narrenspossen aufzuheitern, bemerkte Laje und stieß Anna Maria, aber es war schon zu spät, sie konnte ihn nicht mehr sehen. Er saß tief unten neben seinem Geschütze, den Handschuh vorschriftsmäßig auf dem Schenkel aufliegend, und lauschte der pathetischen Melodie des Abschiedsmarsches.

* * *

Der Weg führte sie durch Städte und Dörfer. Allenthalben Männer und Weiber an den Thüren. Das Volk, welches sich herbeidrängte, die Soldaten zu sehen. Hin und wieder ein blasses Gesichtchen unter der Menge, das ihn an Anna Maria gemahnte — „Braun Lieb von heute ..."

Zeitweilig längs der staubigen Heerstraße ein ländliches Wirthshaus, gleich jenem, wo sie am letzten Tage zusammengesessen. Dieselbe Weinlaube, dieselbe Schaukel. Auch hin und wieder ein von Ulmen umsäumter Graben, ein schwarzes Gemäuer mit grünem Hintergrunde. An einem Bergabhange ein Häuschen, ringsum bunte Wäsche zum Trocknen aufgehangen, davor ein altes Mütterchen, den Rocken in der Hand. Ein schmaler Steg, wie jener, über den er herabgekommen war von seinem Heimathsberge, das Bündel auf den breiten Schultern, jenen Schultern, denen er es dankte, daß sie ihn zum Kanonier gemacht. Dann wieder eine Weile nichts, als die lange staubige, vom Marsche der Truppen durchfurchte Landstraße, wimmelnd von Uniformen. Von Zeit zu Zeit ein weithin dröhnender Trompetenstoß. Jenseits des Flusses dichtes Gedränge. Soldaten aller Waffengattungen. Ein Glitzern und Blinken. Marketenderzelte im Windzuge flatternd. Wiehernde Pferde. Lustiger und trauriger Gesang in allen Mundarten Italiens, wie ein fernes Echo. Dazwischen Lachen und Wirbelschlag der Trommeln:

„Braun Lieb von heute,
O Schmerz, daß ich Dich meide!"

Am gegenüberliegenden Ufer grüne Hügel, blühende Aecker und Wiesen, friedliche Bauersleute vor ihren Hütten. Auf der schwarzen Furche, die den schimmernden Fluß durchschneidet, ab und zu das Wallen blauer Fähnchen. Eine lange Reihe staubbedeckter Kürassiere, welche über die Brücke setzen. Die vier Bataillonstrompeter geben gleichzeitig das Signal: „Vorwärts!" Die Brücke ist zurückgelegt.

Trab! Bäume und Gräser sind in Staubwolken gehüllt. Die friedlichen Landleute ergreifen die Flucht. Die Federbüsche der Bersaglieri wogen in den Getreideäckern. Von Zeit zu Zeit vernimmt man ein dumpfes Dröhnen hinter den Hügeln, und unter den Donnerschlägen der Geschütze erklingt das Lied:

„Der Zug steht bereit,
Zum Kampf geht es heut,"

und dazwischen:

„Braunes Liebchen ... Ade."

Aufwärts, aufwärts, den steilen Weg hinangestürmt, das Land durchfurcht, die Bäume entwurzelt, über Gräben gesprungen. Voran die Rosse mit kreisförmig gekrümmtem Rücken, den Schaum vor dem Munde, die Zügel über den Hals geworfen. Die Mannschaft zu Fuße nebenher, die Räder vorwärts tauchend, mit der Peitsche nach rechts und links Hiebe austheilend. Am Gipfel des Hügels zwei unbewegliche Carabinieri hoch zu Roß. Im Hintergrunde, auf den mit Rauch gekrönten Hügeln, ein Trupp commandirender Offiziere. Den Abhang entlang Soldaten verstreut, zwischen den Klüften und Ritzen wie schwarze Punkte hervorstechend. Da und dort Blitze aus brauner Erde aufleuchtend.

Unausgesetztes Geknatter auf dem gegenüberliegenden Hügel und dichte Wölkchen, die fadengleich über dem Gipfel auftauchen. Etwas später Musik auch drüben. Die Geschütze grollen auch auf der anderen Seite.

Um die Batterie herum pfeift ein Teufelswind. Erdstücke fliegen durch die Luft. Bäume liegen entzweit am Boden. Schlünde thun sich auf und höllisches Gezische erfüllt die Luft. Graue Köpfe und schwarze Köpfe fragen Nichts darnach. Alle haben sie nur Ohren für die Commandoworte:

„Feuer! Vorwärts! Marsch!"

„Halt! Laden!"

Der arme Renacchi ladet —

„Mutter — Mutter, steh' mir bei!"

„Nr. 2 fällt. Aufgepaßt!"

Der junge blonde Lieutenant spricht's in kurzem, scharfem Tone, und vor seinen blauen Mädchenaugen taucht noch einmal das dunkle Coupé im Schatten der Bäume auf der Piazza d'Armi und die weiße Hand auf, welche seinethalben am Wagenschlage ruht. Dann commandirt er:

„Feuer! Vorwärts! Marsch!"

„Halt! Laden!"

Im selben Augenblicke liegt auch er zu einem Knäuel zusammengerollt am Boden und beißt im wüthenden Schmerze in das Lederfutter seiner Halsbinde. Nur der Bataillonscommandant steht noch aufrecht am Damme, umbraust vom Sturmeswinde, der Einen nach dem Anderen wegfegt, und schaut, geschwärzt wie ein Teufel, durch das lange Fernrohr.

Laje Primo steht vor seinem Geschütze, eben im Begriffe zu visiren, sein Auge hat denselben Ausdruck wie zu Zeiten, wo er zu Anna Maria sagte: „Wenn Du wüßtest, wie sehr Dein Gesicht mir gefällt!"

„Ah! Heilige Mutter Gottes!"

Er sucht sich noch mit den Händen an dem Stücke festzuklammern, mit den Händen, welche mit Blut fünf rothe Finger darauf malen.

Nr. 3 fällt. Aufgepaßt!

Der Telegraph bringt Kunde um Kunde. So viel Todte, so viel Verwundete. Separatlisten, zu fünf Centesimi das Stück.

* * *

Digitized by Google

Anna Maria hatte schon einen ganzen Stoß davon auf der Kommode liegen. Täglich, wenn sie nach der Fabrik ging und von der Fabrik kam, fragte sie auch auf der Post nach. „Nichts! Nichts!" hieß es. Wie es sie da im Halse würgte! Wie Blei lag es ihr auf Herz und Augen. Und ganz besonders zur Abendzeit, wo er immer am Thore vorüberzukommen pflegte, ehe ihn der Zapfenstreich in die Kaserne rief. Nacht für Nacht saß sie in der Laube mit ihm beim Glase Wein und hörte wie er: „Braun Lieb von heute" sang. Sie fühlte seine Hand, welche über den Tisch hinweg nach der ihrigen suchte. Wenn sie doch wenigstens die Mutter noch hätte, um ihren Kummer auszuklagen. Ihr armer Vater, was konnte der helfen?! Tag und Nacht stand er beim Tender auf der Locomotive und sauste durch die Welt. Ihre Freundin Ghita, die keinen Kummer hatte und sich aus Nichts etwas machte, zuckte mit den Achseln und sagte bei jeder Gelegenheit:

„Meine Liebe, die Männer sind Alle so, aus den Augen, aus dem Sinne."

Und wieder weinte sie Thränen sonder Zahl in das gestickte Tüchlein.

Die Soldaten kehrten heim, ganze Bataillone marschirten durch die Stadt und Pferde ohne Ende. Vor dem Castell auf der Piazza d'Armi standen wieder die Wägelchen mit Orangen und der Karren mit Gefrorenem zu zwei Soldi. Die Kindermägde mit den Kindern fanden sich wieder ein. Die Paare verloren sich im traulichen Gespräche, versteckt von den hohen Bäumen. Kanoniere kamen und gingen mit wachstuchüberzogenen Käppis umher, wie Laje Primo eines getragen hatte, „Nr. 7." „Nr. 9." Nur seine Nummer fehlte. Sie hatte in der Fabrik gehört, daß viele Truppen nach Sicilien und noch weiter da hinunter geschickt worden waren. „Aus den Augen, aus dem Sinne!" Auch nicht eine Zeile in drei Monaten. Wie oft war sie auf der Post gewesen! Wie oft hatte sie den Briefträger beim Portier abgepaßt! Cesare, der Diener aus dem gegenüberliegenden Palaste, welcher immer nach Briefen für die Frau Gräfin fragte, fing schon jedes Mal zu spötteln an, wenn er sie dort fand. „Nichts? Nichts? wieder Nichts?" fragte er. „Oh, Ihr Artillerist leidet sicher am »Federweh«!" Und wie er sie verfolgte, dieser antipathische Mensch mit dem weibischen Gesichte und den pomadisirten Haaren. Wie oft schlug sie ihm das Fenster vor der Nase zu, doch es half Nichts! Da stand der lange Kerl den ganzen Tag im Vorzimmer am Fenster und machte ihr Zeichen mit seinen großen weißbehandschuhten Fingern. Nur wenn ihn die Glocke abrief, verschwand sein widerliches Gesicht. Wahrhaftig, man sollte meinen, er könne ihren Anblick nicht mehr entbehren. Sie wollte es ihm aber schon zeigen, wie sie mit seiner Aufdringlichkeit fertig zu werden wußte. Von da ab zog sie den Vorhang zu oder schloß den Laden, auch wenn die Sonne nicht schien. Er sollte merken, wie zuwider er ihr war, und er merkte es auch. Eines Tages hielt er sie auf der Stiege an und fragte: „Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mir so hartnäckig ausweichen?" Und da sie fühlte, daß ihm die Worte von Herzen gingen, fand sie nicht den Muth, ihn kurzweg abzuweisen. Doch ihre Gedanken weilten beständig bei dem Anderen, wenn sie — jetzt, vor dem offenen Vorhange — am Fenster saß und arbeitete. „Gott weiß, wo er ist!" „Dort, dort drüben, wo die schwarzen Wolken hinziehen!" Wie die Traurigkeit sie übermannte, sobald die Dämmerung hereinbrach. Die Glocken von der benachbarten Sanct Angelokirche hämmerten ihr auf den Kopf, die Trompetenstöße aus der Kaserne durchbohrten ihr das Herz. Der Diener gegenüber zündete die Lichter an, dann stellte er sich von Neuem an's Fenster, hinter die Vorhänge, damit sie es nicht merken sollte, aber die blanken Knöpfe der Livrée verriethen ihn. Wie viele Thränen weinte sie allabendlich in das gestickte Tüchelchen! Endlich ward ihr Herz müde, es hatte seinen Gram erschöpft. Der Lucastag, welcher zugleich der Namenstag des Portiers war, wurde zu einer Landpartie ausersehen, an der sie Alle zusammen theilnehmen sollten. Ghita hatte Maria Anna mit Gewalt fortgezogen, und auch Cesare, der sich für diesen Tag frei gemacht, kam und sagte mit warmem Händedruck: „Kommen Sie, kommen Sie mit! Sie werden noch krank, wenn Sie immer zu Hause bleiben." Ein großer Tisch im Freien, das übliche Kegelspiel, die Schaukel. Cesare, der nur einen Gedanken im Kopfe hatte, antwortete ihr. „Ich mache mir nichts aus den Kegeln, glauben Sie's nur! Lassen Sie mich lieber bei Ihnen sitzen, ich esse Sie nicht auf."

Abends bot er ihr seinen Arm auf dem Heimwege. Die ganze Gesellschaft ging zu Fuß über den Wall, unter den Platanen, von welchen die Blätter abfielen. Auch der Mond schien nicht. Auf den Bänken, die Rücken der Straße zugekehrt, saßen je zwei Schatten, die einander in die Ohren zischelten. Anna Maria sprach von dem und jenem, um das Gespräch im Gange zu erhalten. Ihr Begleiter schwieg und ging gesenkten Hauptes neben ihr her.

„Guten Abend, guten Abend!"

„Warten Sie, warten Sie, ich begleite Sie die Stiege hinauf, bis an Ihre Thür. Ich will nicht, daß Sie im Dunklen allein gehen.

„Ich zünde schon ein Schwefelhölzchen an."

„Nein, nein, es ist ja sternenhell!"

Und die funkelnden Sterne blinkten durch die großen Bogenfenster bei jedem der Stiegenabsätze herein, es waren ihrer sechs. Ehe sie den letzten erreichten, lehnte sich Anna Maria todtmüde an die Wand, dem Oberlichte gegenüber, sie rang nach Athem.

„Ach, die Müdigkeit!"

Er blieb stille und betrachtete bei dem schwachen Lichtscheine ihr liebliches blasses Gesichtchen, aus welchem die dunklen Augen noch dunkler hervorblitzten . . .

„Welche Anstrengung, einen ganzen Tag lang herumspazieren! Es muß schon sehr spät sein? Schauen Sie, wie hell gestirnt der Himmel ist!" Sie setzte sich in gewaltige Unkosten, die arme Kleine, um das Schweigen zu brechen. Doch vergebens! Der junge Mensch gab ihr keine Antwort.

„Schöner Abend, nicht wahr?" begann sie von Neuem.

Jetzt erfaßte er ihre Hand und stammelte mit ganz veränderter Stimme: „Wenn Sie glauben, daß ich ein Wort von dem gehört habe, was Sie mir sagten — ich —"

Ein unbeschreibliches Wohlbehagen, gepaart mit Ermüdung, kam über Anna Maria. Sie ließ ihm ihre Hand und senkte das Köpfchen auf die Brust.

„Dieser Andere" hatte die weichen, reinen Hände eines Menschen, der nichts Grobes anfaßt, wohlgeglättetes Haar, eine feine Haut und eine gewisse Vorzimmerhöflichkeit, die dem Mädchen unsagbar wohlthat.

Von da ab sah sie ihn täglich. Entweder wartete er vor dem Hausthore auf sie oder sie gingen Sonntags vor die Stadt hinaus und aßen in dem kleinen Wirthshause, unter derselben Laube, an jenem selben Tische. Draußen bei der Schaukel kicherten die Mädchen wie damals, und die Sonntagsgäste schoben die Kugeln lärmend, wie an jenem Abende, über den glatten Plan. Sie schlugen auch wieder den Weg gegen den Fluß ein, durch die schmale, ewig schmutzige, einsame Straße, längs der Ulmen und Pappeln, welche den Graben umsäumten, um allein zu sein. Und nun wollte er wissen — Schritt für Schritt führte er sie auf die Vergangenheit zurück, welche in ihrem Herzen zu neuer Lust und Qual aufblühte. Er ward eifersüchtig auf das dumpfe Gäßchen, in welchem sie mit „dem Anderen" auf- und abgewandelt, eifersüchtig auf die Gesellschaft, welche Zeuge ihres Glückes gewesen, eifersüchtig auf den Tisch, an dem sie bei einander gesessen, und eifersüchtig auf den Wein, den sie zusammen aus einem Glase getrunken hatten. Allmählich wurde er ungerecht und böse, ein Bube eben. Ein böser Bube, den man todtküssen mußte, wollte man ihn zur Ruhe bringen. Welche Seligkeit für Anna Maria! Welches Gluthentzücken und zugleich welche herbe Bitterkeit! Alle Thränen, die sie fortan darüber weinen wollte, versiegten in ihrem Herzen und halfen bloß mit, ihre Liebe zu dem bösen Buben zu vermehren. Es brannte ihr beständig auf den Lippen, endlich, endlich stieß sie es heraus: „Hörst Du, ich denke nicht mehr an ihn, ich schwöre Dir's! Nicht mehr!"

Cesare wollte es nicht glauben! Im Gegentheil, Alles, was sie auch thun mochte, es ihm zu beweisen, förderte sein Mißtrauen. Bei jedem Worte, bei jeder Liebkosung, bei jedem Kusse schien der Andere dazwischen zu treten. Eines Samstag Abends gab ihm Anna Maria mit ausgestreckten Armen und leuchtendem Gesichte das Zeichen von ihrem Fenster aus: „Morgen! Morgen!" Und zur anberaumten Stunde legte sie eilig, mit zitternden Händen, ihr neues Kleid mit dem enganliegenden Jäckchen, die lackirten Schuhe und rothen Strümpfe an, genau wie an jenem letzten Tage mit dem Anderen. Sie gab nicht nach, sie sollten sofort den schmutzigen Feldweg längst des Grabens einschlagen — noch vor Tische. Und gerade zu den Ulmen drängte sie.

„Weshalb? Was hast Du dort zu suchen?" fragte Cesare.

„Wirst schon sehen, wirst schon sehen!"

Der Mai hatte neue Schößlinge an den Stämmen der Ulmen, die eben in Blüthe standen, hervorgezaubert und frisches Strauchwerk deckte die rostfarbenen, in einander geschlungenen Herzen. Mit fieberhafter Hand wühlte sie in dem dichten Blattwerk, ihre Augen leuchteten, ihr Busen schwoll. Jetzt hatte sie es gefunden, was sie suchte, und schon hielt sie den spitzen Kiesel bereit und schabte die Herzen sammt dem Kreuze und den beiden Anfangsbuchstaben herab. Dann warf sie sich dem trotzig dreinschauenden Burschen an den Hals und preßte ihn leidenschaftlich gegen ihren stürmisch wogenden Busen.

„Glaubst Du mir jetzt? Glaubst Du mir?!"

Er mußte ihr wohl glauben, so lange ihn diese Arme fest umklammert hielten, dieses stürmisch klopfende Herzchen gegen das seinige hämmerte. Sobald dieser Augenblick jedoch vorüber war, ging die alte Geschichte wieder von Neuem los. Jedes Ding flößte ihm Mißtrauen ein, ob sie lustig oder traurig war, ob sie sang oder schwieg, ob sie das Haar hinausstrich oder in die Stirne fallen ließ. Immer schien es ihm, daß sie es so „dem Anderen" zu Liebe trug, in Erinnerung an ihn. Gerade wie die Ohrgehänge, von denen sie nicht eingestehen wollte, daß sie ein Andenken von ihm seien. Fand er sie bei den Portiersleuten, fing er zu brummen an, sah er sie in der Nähe der Post, gab es eine Scene. Jedes Wort, jede Liebkosung gab ihm einen willkommenen Anlaß zu Vorwürfen. Dann kamen lange Gesichter, ironisches Gelächter, Zornesausbrüche an die Reihe, wobei jedes Mal der Lakai in Sicht trat, welcher im Rücken seiner Herrschaft eine Gemeinheit über diese ausspeit.

„Mit ihm freilich hast Du anders reden müssen! Natürlich, bei einem Soldaten da geht's aus einem anderen Tone! Das weiß ich ja, der Kanonier fehlt Dir!"

„Nein, nein, ich schwöre es Dir, ich denke nicht mehr an ihn. Nur an Dich! Nur an Dich!" Und endlich sagte sie gar: „Ich habe ihn ja nie geliebt!"

Und der Bediente antwortete: „Na, dann aber . . ."

Eines Tages kam sie ganz außer Athem zu ihm gelaufen, zog behutsam ein Papier aus der Brust, das sie wie eine Reliquie darin verwahrt gehalten, und rief: „Schau! Schau!"

Es war der Todtenschein „ihres Artilleristen", den ihr Cesare jeden Augenblick in's Gesicht schleuderte. Der Todtenschein von Laje Primo, Soldat des 5. Artillerieregimentes. Da stand es schwarz auf weiß, fehlte auch kein Punkt daran. Mit liebefunkelnden Augen und ängstlich gespannter Miene hielt sie „dem Anderen" das Schriftstück hin. Jeder Zoll das verliebte, der Männlichkeit seines Geliebten unterlegene Weib.

Und er, der Mann — er hatte anstatt aller Antwort bloß ein geringschätziges Achselzucken.

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Das Königliche Schauspiel im Wallnertheater.

Der Mennonit. Trauerspiel in vier Acten von E. v. Wildenbruch.

Das Schauspielhaus hat die Campagne mit einer Novität begonnen, die seit einem Decennium aufgehört hat, eine solche zu sein. Wir haben um so weniger ein Recht, deshalb mit der Leitung unzufrieden zu sein, als sie es mit Erfolg versucht hat, eine alte Unterlassungssünde gut zu machen. Man mag über Wildenbruch urtheilen wie man will, seine Stücke haben unbestreitbaren Anspruch darauf, an der ersten Bühne des Deutschen Reiches zur Darstellung gebracht zu werden.

Der Mennonit ist mit allen Vorzügen und Schwächen der starken Wildenbruch'schen Begabung behaftet. Nach idealistischen Grundsätzen concipirt, den klassischen Wort- und Bilderschatz in die jambische Versform pressend, alle Mittel der Bühnentechnik für den Effect ausnutzend, bleibt das Stück die nachhaltige Wirkung schuldig, ohne daß man sich im ersten Augenblicke klar wäre, worin dieses Ausbleiben seinen Grund hat. Der zeitlich nicht allzu entlegene Stoff appellirt an das rein menschliche wie an das Nationalgefühl, die Sprache ist tönend und voll dichterischer Schönheit, der Aufbau ist tektonisch sicher und durch kräftig herausgearbeitete Actschlüsse gegliedert. Warum versagt der ganze dramatische Apparat, dessen Theile so fehlerlos in einander zu greifen scheinen? Es ist eben ein wohl construirter, mechanischer Apparat, kein lebendiger Organismus. Man sieht und hört überall den Maschinenmeister, der irgend einen Hebel in Bewegung setzt, und kommt nicht zu der Illusion selbstthätiger, absichtslos fungirender Lebenskraft.

Der Mangel aller Wildenbruch'schen Stücke liegt in der Charakteristik. Seine Personen sprechen und handeln nicht, wie sie aus ihrer Eigenart heraus sprechen und handeln müßten, sie fügen sich einem starken außer ihnen befindlichen Willen, hinter dem man früher oder später den Autor entdeckt. Alles kommt nicht so, wie es kommen muß, sondern wie es Herr von Wildenbruch haben will. Darüber vermag kein Trommelwirbel und kein Pistolenschuß fortzutäuschen.

Das respectable Alter des Stückes und seine früheren Aufführungen am Victoria- und am Deutschen Theater überheben uns der Mühe einer raisonnirenden Inhaltsangabe. Die Anforderungen an die äußerliche Inscenirung sind mäßig, dagegen sind der Regie in mehreren Massenscenen lohnende Aufgaben gestellt, die Director Anno mit gewohntem Geschicke löste. Besonders in den mehrfach vorkommenden Ringkämpfen war der schwerfällige Statistenapparat in überraschend natürlicher Bewegung. Selbst den naturalistischsten Kraftanstrengungen unseres Zukunftshelden Matkowski wußte er sich anzubequemen, und das will viel sagen, wenn man weiß, wie natürlich der Letztere um sich zu schlagen weiß. Unter dem Einflusse seiner feurig auflackernden Begabung standen sämmtliche Darsteller. Nur Herr Sauer schien es für seine Pflicht zu halten, die behagliche Vergangenheit des Schauspielhauses zu repräsentiren. Er war der phlegmatische Vater einer heißblütigen Tochter, die Frau von Hochenburger mit überraschender Selbständigkeit in die kühle Luft des Hoftheaters hineinsetzte. Ihr gegenüber wird die Begehrlichkeit des Mathias erklärlich. Aus diesem schleichenden Theaterbösewichte wußte Herr Reicher eine realistische, mit künstlerischem Feingefühle abgetönte Gestalt zu machen. Zu einer prächtigen Charge arbeitete Herr Hellmuth-Bräm den Typus des beschränkten, um den lieben Geldbeutel besorgten Mennoniten Justus heraus. Hatte der Dichter ihm durch ausnahmsweise kräftige Charakterzeichnung vorgearbeitet, so suchten umgekehrt Herr Kahle und Herr Müller dem Dichter zu Hülfe zu kommen und nahmen in anerkennenswerthem Streben ihre Rollen zu ernst und schwer. Weder der französische Hauptmann noch der westphälische Bauer konnten dieses unstatthafte Uebergewicht ertragen, da sie schon ohne Zuthun des Darstellers unter der Wucht des Jambus die natürliche Haltung einbüßen.

Die erste Vorstellung des Königlichen Schauspieles hat dargethan, daß in den abgestorbenen Adern frisches Blut zu kreisen beginnt. Ein gleichmäßig kräftiges Functioniren des ganzen Organismus wird nicht ausbleiben.

# Offene Briefe und Antworten.

## Zur Beschaffenheit der Engel.

Haben die Engel Arme oder nicht?

Diese interessante, recht witzige und ebenso kindliche Frage ist jetzt in der Kunstwelt abermals aufgetreten, wie italienische Blätter berichten. Ein Mailänder Bildhauer hat auf dem dortigen Monumentalkirchhof auf das Grab eines Kindes einen Engel ohne Arme hingesetzt, welcher in seinen zusammengefalteten Flügeln die Hülle des verstorbenen Kleinen trägt. Die Sache erregt dort großes Aufsehen, und selbst der angesehene Physiologe Senator Verga trat entschlossen in die Arena der Polemik und billigte diese seiner Ansicht nach ganz vernünftige Neuerung des berühmten Mailänder Künstlers. Dagegen opponirte ein Maler mit der Einwendung, wie es denn möglich anzunehmen sei, daß der Engel, welcher sich mit der Hülle zum Himmel aufschwingt, die Hülle tragen solle, wenn er keine Arme habe, und er seine Flügel doch zum Fluge gebrauchen müsse. Darauf replicirte der scharfsinnige Herr Senator, daß diese Ansicht unzulässig sei, nämlich, einen verwesbaren Körper in den Himmel zu tragen, da doch nur Seelen in den Aufenthalt der Seligen aufgenommen würden; die Engel aber, da sie unkörperliche Wesen seien, keine Materie tragen könnten. Ueberdies vertrat er seine Meinung mit der recht oberflächlichen Ansicht, daß es in der ganzen Natur kein beflügeltes Wesen gebe, welches zugleich Arme trage.

Nicht mit Unrecht sehen wir die größten und gefeiertsten Meister oftmals diesem dunklen Punkte wohlweislich, oder auch unweislich, ausweichen, indem sie ihre Engel nur mit Kopf und Flügelchen uns repräsentiren. Aber ein Maler oder Bildhauer ist noch lange kein Philosoph; und wenn er auch als Künstler eine philosophische Frage zu umgehen versteht. Wenden wir uns aber mit der vorliegenden Frage an die Philosophie, an die gesunde Philosophie nämlich, so würde sie uns entschiedenermaßen antworten: malt und meißelt Eure Engel ganz wie es Euch beliebt, richtig ist jede Auffassung; ob aber schön, das ist freilich ein anderer Begriff.

Ob schön — das ist es eben! Schön zum Beispiel würde es sich nicht ausnehmen, wenn man den zierlichen Engelchen die Flügel an die Nase versetzte und die Aermchen ihnen confiscirte. Der Kern einer jeden Religion aber bietet uns immer zwei parabolische, von einander abweichende Seiten, das Gute und das Böse, alles Andere klänge uns paradox. Suchten wir das Gute im Gegensatze zum Schlechten zu verbildlichen, uns also faßlich vorzustellen, so wählte selbst ein Kind kein ihm als häßlich bekanntes Modell dazu; und umgekehrt, wenn man das Schlechte verbildlichen wollte, kein edles und schönes Modell.

Ist es uns nun darum zu thun, das von dem Menschen stets ersehnte Gute aus seinem idealen Sein metaphorisch darzustellen, so greifen wir ganz unwillkürlich zu den edelsten Gestalten in der Natur; wir greifen doch unmöglich, um einen Engel — also das lieblichste Phantasiebild des Guten — zu personifiziren, nach einem Pferd oder Ochsen als Modell, obgleich die Vernunftskritik auch an diesen Thieren durchaus nichts Häßliches auszusetzen hätte. Dazu bedarf es also keiner besonderen Ideologie, noch Commentare. Wir haben aber edlere Wesen, welche wir uns als Modelle vorlegen müssen, um das Edelste, dem Sinne der Aesthetik würdig, zu verherrlichen. Das edelste aller irdischen Wesen ist aber der Mensch. Nach seinem Ebenbilde schufen sich die Griechen und Römer ihre idealen Göttergestalten. Und welch' herrliche, unsterbliche Gestalten sind diese! Es sind noch eben Riesengötter, wenn auch im Exil lebend. Schauen wir aber zu den Götzenbildern der rohen Völker, also wo der ideale Sinn weit von dem unseren abweicht, so wenden wir uns mit Abscheu von diesen gräßlichen Ungeheuern ab. Dort aber soll die rohe Gott-Thiergestalt nur die rohe Kraft und Gewalt ausdrücken, wo hingegen unsere Gott-Menschgestalten die ewige, lichtumwobenste Liebe, und zugleich die unbeschränkte, weise Allmacht vereinigen und uns widerspiegeln. Welch' eine hohe Idee ist diese Gott-menschliche Metamorphose! Der Mensch, das edelste Geschöpf, ward gebildet von Gott nach Gottes eigenem Ebenbilde; der Gott aber, das unfaßliche Wesen und seine Heerschaaren wurden wiederum gebildet von der idealen Kunst nach dem Ebenbilde des Menschen.

Was zum Beispiel berechtigt die Kunst — um in diesem Sinne weiter zu reden — den heiligen Geist in Gestalt einer Taube und umgossen von Glorie darzustellen? Wo, fragen wir mit Herrn Senator Verga, wo finden wir in der ganzen Natur ein beflügeltes Wesen mit Glorie umgossen?

Oder schauen wir uns die Leibgarde des Bösen an. Wir sehen diese curiosen Gesellen aus verschiedenen Menschen- und Thiergliedern zusammengestellt. Die Kunst repräsentirt sie in menschlichen Gestalten, mit recht kernigen Armen und Krallen, mit Pferdefüßen und Affenschwänzen, mit Fledermausflügeln und Hörnern u. s. w. Ja, wo finden wir in der ganzen weiten Natur ein ähnliches zusammengewürfeltes Wesen? Demnach wäre es billig und recht, wenn künftighin der geschätzte Mailänder Künstler auch den Teufel ohne Arme und Schwanz, ohne Hörner und Pferdefuß darstellen wollte, denn auch der Teufel ist ein unkörperliches Wesen und befaßt sich ebenfalls nie mit der Materie. — Die Kunst muß schon, um sich selbst gerecht zu werden, gezwungenermaßen das Conterfei Sr. Excellenz des Herrn Satanas durch das Ideale und Materielle zugleich verbindend verbildlichen, sonst büßte Excellenz zu ihrem größten Nachtheile ihre ganze Popularität bei uns ein.

Der Mailänder Künstler hat eben ohne Sinn und Vernunft gehandelt, wenn er das poetisch durchwirkte Ideale durch seinen gänzlich ungenießbaren und duftlosen Realismus ersetzen wollte. Seinen eigentlichen Zweck jedoch dürfte er erreicht haben, denn etwas Staub wirbelt dieser Unsinn doch auf. Und Staub, Sand, ja, wenn es anginge, Granitblöcke aufzuwirbeln, das ist heute die Kunst um — bekannt zu werden.

Schwerin. Ernst Pohl.

Digitized by Google

## Inserate.


# Bücher-Ankauf!

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**

**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 M. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

## Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — M 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

## Friedrich Chopin.

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 M.

**Leipzig.** **Breitkopf & Härtel.**

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek.

# Die Gouvernante.

Erzählung

von

**H. Welner.**

**Zweite Auflage.**

**Ein starker Band. Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.**

Bei dem recht fühlbaren Mangel an wirklich gediegener **Frauenlectüre** wird obiges Werk sehr willkommen sein. Dasselbe erfuhr die glänzendsten Beurtheilungen durch die deutsche Kritik.

Das im sechsten Jahrgang erscheinende

# Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik

redigirt von

**Carl Hampel,** städt. Obergärtner ꝛc. ꝛc. in Berlin-Treptow und **Heinrich Jüngelmann,** königl. Garten-Inspector in Potsdam.

**Jährlich 12 Hefte gr. 8. mit herrlichen Abbildungen. Preis 9,60 Mark.**

ist das vornehmste, gediegenste, reichhaltigste, praktischste und verhältnißmäßig billigste Organ auf dem Gebiete der Garten- und Pflanzenkunde. Verbreitet in ganz Europa. Gärtnern, Gartenfreunden, Gutsbesitzern, Gartenbau-Vereinen, Lesezirkeln ist das Jahrbuch unentbehrlich.

**Probeheft durch jede Buchhandlung oder direct vom Verleger zu beziehen.**

**Abonnements-Aufträge**

durch die Buchhandlungen aller Orten oder durch die Postämter (das Jahrbuch ist im Post-Zeitungs-Catalog, sechster Nachtrag erste Abtheilung unter Nr. 2739a eingetragen) event. directer Bezug von

Braunschweig.

**Verlagsbuchhandlung Gebrüder Haering.**

**Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

**Kaufmann,** Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** 1. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Zellner,** Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

**Wassermann,** Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

Soeben erschien in **zweiter Auflage** und ist wieder in allen Buchhandlungen vorräthig:

# LEONIE.

**Roman von Erwin Balder.**

283 Seiten. Preis: 4 Mark.

***Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.***

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

## Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. M 3.—
II. Abteilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. M 3.—

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen:

## Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

## Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 1. September 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

CORNELL UNIVERSITY SEP 10 1888 Library

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Unfallversicherung der deutschen Seeleute. Von Regierungsrath Zeller. — Englands politisches Interesse. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Populäre Mißverständnisse. Von Rudolf Kleinpaul. — Rußlands Culturentfaltung. Von Wilhelm Bolin. — Die Unterrichtsfrage in Frankreich. Von Ha. (Schluß.) — **Feuilleton:** Die erste Rolle. Von M. Halm. — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. VI. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Die Unfallversicherung der deutschen Seeleute.

Von Regierungsrath Zeller.

Die für den deutschen Seemannsstand bestehenden Unterstützungs- und Versorgungskassen haben ein ähnliches Schicksal, wie die älteren gewerblichen Kassen gleicher Art. Die meist localen Einrichtungen entsprechen nicht annähernd den Bedürfnissen der Gegenwart, die auch im Schiffergewerbe eine weit größere Beweglichkeit, einen fortwährenden Wechsel von Ort zu Ort herbeigeführt hat. Deshalb fanden jene Kassen bei den jüngeren Elementen, die ihnen die eigentliche Tragkraft bieten sollten, nur eine geringe Theilnahme; die Organisation blieb auf halbem Wege stehen. Die Sicherstellung unserer Seeleute gegen die Gefahren des Berufslebens ist eine dringende Forderung der Humanität, ihre Nothwendigkeit ergibt sich nach der Statistik stärker wie die Versicherung der gewerblichen Landarbeiter. Der Stand des Seemanns, der in ständigem Kampfe mit den Elementen lebt, ist der gefahrvollste Beruf des Arbeitslebens. Vergleicht man die Zahl der Todesfälle in Folge von Berufsunfällen in den verschiedenen Arbeitszweigen, so stellt sich die Gesammtsumme bei 100,000 Arbeitern des Landes auf 411, während bei 37,000 Seeschiffen 571 Todesfälle vorkommen. Man denke nur an die zahlreichen Schiffskatastrophen, denen oft Hunderte von Menschenleben zum Opfer fallen.

Das Verdienst, den Gedanken einer centralisirten Seeversicherung zuerst angeregt zu haben, gebührt dem alle Hafenstädte umfassenden deutschen nautischen Vereine, dessen Vorsitzender, Commerzienrath Gibson-Danzig, 1882 mit einem bestimmten Projecte der Errichtung einer auf dem Princip des Beitrittszwanges ruhenden deutschen Seemannskasse hervortrat. Ganz auf dem Standpunkte der damals noch im Anfangsstadium befindlichen Socialreform standen seine Vorschläge allerdings noch nicht. Als Schlußergebniß konnte jedoch constatirt werden, daß für ein auf den Rhedern als Träger der Versicherung ruhendes Unternehmen volle Sympathie herrsche. Der nautische Verein bekannte sich bei seinen Verhandlungen mit Entschiedenheit als Anhänger der socialpolitischen Reformpläne des Deutschen Reiches, allgemein drang die Ueberzeugung durch, daß sich die freiwillige Thätigkeit zur Erreichung des erwünschten Zieles nicht kraftvoll genug erweisen werde; die Erfahrungen der letzten Jahre mit einer Reihe grauenvoller Schiffskatastrophen drängte auf ein energisches Einschreiten der Gesetzgebung. Die auf dem Gebiete der Personalversicherung gewonnenen Resultate erleichterten der Reichsregierung die Bearbeitung eines umfangreichen Gesetzentwurfes, der, von der Zustimmung aller Parteien getragen, im Juni 1887 vom Reichstage angenommen wurde.

Das neue socialpolitische Reichsgesetz setzt an Stelle der bisherigen unzureichenden localen Einrichtungen eine öffentlich rechtlich geregelte allgemeine Kranken- und Unfallversicherung der Seeleute. Der Versicherung durch die Rheder unterliegen nunmehr alle zur Besatzung deutscher Fahrzeuge gehörigen Personen (Schiffsführer, Kapitäne, Schiffer), die gesammte Schiffsmannschaft, die Schiffsoffiziere, Heizer, Maschinisten ꝛc., ohne Rücksicht auf die Höhe von Gehalt und Lohn. Nur die eigentlichen Seeschiffe, d. h. Fahrzeuge von mehr als 50 cbm Bruttogehalt, fallen unter das Gesetz, die Unfallversicherung kleinerer Fahrzeuge, insbesondere des umfangreichen Fischereibetriebes, bleibt späterer Ordnung vorbehalten. Der Begriff „deutsches Seefahrzeug" lehnt sich an das Reichsgesetz über die Nationalität der Kauffahrteischiffe an. Er umfaßt alle zur Seefahrt benutzten Schiffe, daher auch Postschiffe, Zollkreuzer, Lustjachten u. s. w., solange sie zur Führung der Reichsflagge befugt sind. Die Versicherung gilt für die ganze Dauer des Dienstverhältnisses und ist nicht auf Unfälle an Bord des Fahrzeuges beschränkt. Auch für den während der Beförderung zum Fahrzeuge, der Ausschiffung nach beendeter Reise, während seiner dienstlichen Verwendung am Lande verunglückten Seemann ist Sorge getragen.

Während die Höhe des Gehaltes und Lohnes ohne Einfluß auf die Versicherungspflicht ist, räumt ihr das Gesetz eine Bedeutung für den Umfang der Versicherung insofern ein, als sich letztere nur auf ein Jahresverdienst bis zu 2000 Mk. erstreckt, falls nicht das Statut der Rhedergenossenschaft jene Grenze erweitert. Die Leistungen der Rheder beginnen auch auf dem Gebiete der Seeversicherung wie bei den übrigen Arbeiterklassen erst nach Ablauf der Zeit, während welcher für den Verletzten anderweit gesorgt ist. Seeleute haben bei Krankheit und Verletzung bereits nach dem deutschen Handelsgesetzbuch und der Seemannsordnung während drei, im Auslande während sechs Wochen seit der Erkrankung oder der Rückkehr des Schiffes Anspruch auf Krankenpflege durch den Rheder. Bei Verletzungen besteht deshalb der Schadenersatz in den Kosten des Heilverfahrens für die Zeit nach Beendigung der Fürsorgepflicht des Rhebers und in einer für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit (bei völliger $66^1/_3$ % des Verdienstes, bei theilweiser ein entsprechender Bruchtheil) zu zahlenden Rente. Bei Tödtungen beträgt, neben einem fixirten Beerdigungsgelde, die Rente der Hinterbliebenen: für Wittwen 20 %, für jedes Kind 15—20 %, für Eltern und Großeltern (falls der Verunglückte ihr einziger Ernährer war) 20 %.

Digitized by Google

Die gesammte Last dieser Unfallfürsorge trägt die zu einer Berufsgenossenschaft vereinigte deutsche Rhederei, welcher außerdem die Betriebe schwimmender Docks und ähnlicher Einrichtungen, das Lootsengewerbe, die Anstalten zur Rettung oder Bergung bei Schiffbrüchen, sowie für Bewachung, Beleuchtung und Instandhaltung der dem Seeverkehr dienenden Gewässer zugetheilt sind.

Wie bei der industriellen und landwirthschaftlichen Unfallversicherung erfolgt die Aufbringung der Mittel zur Zahlung der Unfallrenten und Verwaltungskosten durch Erhebung einer jährlichen Umlage nach dem aus dem Gefahrentarife für die einzelnen Schiffsunternehmer sich ergebenden Risico. Die innere Verwaltung der Rhedereiberufsgenossenschaft regelt das von der Generalversammlung aufgestellte Statut. Die ganze Organisation schließt sich im Wesentlichen der bestehenden Unfallversicherung an. Zur Gewinnung einer zuverlässigen Uebersicht der versicherungspflichtigen Schiffe dient dem Reichsversicherungsamte das Schiffsregister der einzelnen Staaten, für die nicht eingetragenen Fahrzeuge besteht für den Eigenthümer die Anmeldepflicht bei der Ortsbehörde des Heimathhafens. Alle übrigen nicht zur eigentlichen Seeschifffahrt gehörigen Betriebe theilt die locale Verwaltungsbehörde dem Versicherungsamte mit, wodurch die Grundlagen für die Erhebung der Beiträge gewonnen sind.

Die versicherten Seeleute selbst zahlen keinerlei Beiträge, wählen jedoch Vertreter zur Mitwirkung bei den Schiedsgerichten, zur Begutachtung der Unfallverhütungsvorschriften und zur Wahl nichtständiger Mitglieder des Reichsversicherungsamtes. Zur einfachen und sicheren Feststellung der Entschädigungsansprüche dient die allgemeine Anzeige- und Untersuchungspflicht aller Unfälle bei Seeämtern und Consulaten; der Vorstand der Rhedereigenossenschaft bezw. die an den Seeplätzen errichteten Sectionen sorgen für rasche Feststellung der Entschädigungen auf Grund behördlicher Ermittelungen der Unfälle. Jeder Entschädigungsberechtigte erhält einen schriftlichen Bescheid, gegen welchen Berufung auf schiedsrichterliche Entscheidung statthaft. Zur raschen Abwickelung schießen die Postämter, zu deren Bezirk der Heimathhafen des Schiffes gehört, die Rentenzahlungen vor, und liquidiren sie nach Ablauf eines jeden Rechnungsjahres bei dem Genossenschaftsvorstande zur Erstattung. Letzterer vertheilt den Jahresbetrag, sowie die Zuschläge für den Reservefonds auf die Rheder mittelst Umlage.

Sind bei diesem Aufbringungsmodus die Rheder durch ihr pecuniäres Interesse genöthigt, thunlichst auf Vervollkommnung im Seewesen und dadurch auf die Verhütung von Unfällen Bedacht zu nehmen, so hat nicht weniger die Berufsgenossenschaft ein solches Interesse daran, die Jahreslasten zu vermindern. Mit Recht überweist deshalb das Gesetz, ähnlich wie auf dem Gebiete der Industrie, der Berufsgenossenschaft die Befugniß zum Erlaß von Unfallverhütungsvorschriften, welche vielfache Verbesserungen im Seewesen herbeiführen werden.

Von der Durchführung des Gesetzes läßt sich Aufschwung der deutschen Schifffahrt erwarten. Die wirthschaftliche Lage unserer Seeleute ist keineswegs mehr die vortheilhafte und sittlich gesunde wie vor Jahrzehnten. Sociale Mißstände sind die Veranlassung geworden, daß sich in vielen Erwerbszweigen nicht mehr ein genügender Lohn für die Arbeiter finden läßt, weshalb sich viele unberufene Elemente zu der ehemals nur von den tüchtigsten Kräften hochgehaltenen Seemannschaft drängen. Während ferner die deutschen Seeleute vielfach auf Schiffen anderer Nationen dienen und die Neigung, sich dem Seemannsstande zu widmen wegen der Größe der Gefahr und geringen Sicherheit für die eigene und die Zukunft der Hinterbliebenen sich vermindert, erfordern es die Interessen der Gesammtrhederei, daß die deutschen, durch Tüchtigkeit ausgezeichneten Seeleute sich wieder den deutschen Schiffen zuwenden und die Heranziehung von Ausländern entbehrlich machen. Mit Recht heben die Motive des Gesetzes hervor: „Darauf hinzuwirken liegt namentlich auch im Interesse unserer Kriegsmarine, für welche seemännisch vorgebildete Ersatzmannschaften von hohem Werthe sind. Die Sicherstellung eines solchen Ersatzes kann aber nur dann erreicht werden, wenn die Gesetzgebung den Seemann gegen die Gefahren seines Berufes sichert."

Gerade jetzt, wo Deutschland zur Kräftigung seiner Weltmachtstellung eines zuverlässigen und zahlreichen Personales für seinen Handels- und Kriegsschifffahrtsbetrieb bedarf, sind alle Maßnahmen freudig zu begrüßen, welche die deutsche Seeschifffahrt auf gleiche Höhe wie diejenige anderer Nationen bringen werden.

---

## Englands politisches Interesse.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Aehnlich wie das Verhältniß der Schweiz, Belgiens und Hollands zu Frankreich ist dasjenige Skandinaviens, Rumäniens, Bulgariens, Serbiens und Griechenlands zu Rußland. Rußland besitzt eine schwedische Provinz, das Großfürstenthum Finnland, dessen Russification es sich bis zur Erledigung derjenigen Polens und der deutschen Ostseeprovinzen aufgespart hat. Die schwedische Cultur dieser wohlgeordneten und blühenden Provinz ist noch ungebrochen und das niedere finnische Volk hat sich durch die russischen Wühlereien bis jetzt noch nicht gegen die schwedischen oberen Stände aufhetzen lassen. Die dänische Hauptstadt Kopenhagen befindet sich in genau demselben Verhältnisse zu Rußland wie Konstantinopel; wenn nach russischer Ansicht der Besitz von Konstantinopel unentbehrlich ist, um die Küsten des Schwarzen Meeres zu schützen, so muß der Besitz von Kopenhagen erst recht unentbehrlich für Rußland sein, um seine Ostseeküsten zu schützen. Der Besitz von Kopenhagen ist aber für Rußland um so viel wichtiger, als derjenige von Konstantinopel, wie die Eröffnung des Weltmeeres wichtiger ist, als diejenige des Mittelmeeres. Die rumänische Provinz Bessarabien befindet sich im russischen Besitze und die Moldau und Wallachei sind die nothwendige Durchzugspforte zu den slavischen Balkanländern, welche der Panslavismus als das legitime Erbe Rußlands beansprucht.

Rumänien hat sich bereits dem österreichisch-deutschen Defensivbündnisse gegen Rußland angeschlossen, so daß England in Bezug auf diesen Staat nichts zu thun bleibt. In Serbien schwankt die öffentliche Meinung noch zwischen der Hoffnung auf eine Herstellung Großserbiens mit russischer Hülfe und der Furcht vor rücksichtsloser Russification; der König weiß die letztere Gefahr besser als sein Volk zu würdigen und hat sich deshalb Oesterreich, als dem einzigen Schutze gegen Rußland, zugeneigt. In Bulgarien, wo man aus Erfahrung weiß, wie die „väterliche Fürsorge des Czaren" schmeckt, hat die antirussische Partei das Uebergewicht, doch sind in diesem jungen Staatswesen, ebenso wie in Serbien, die jähesten Umschläge jederzeit zu gewärtigen, und in militärischer Hinsicht sind sowohl die serbischen, wie die bulgarischen Truppen noch kein Factor, mit dem man gegen russische Heere rechnen könnte. Die Türkei hat im letzten Kriege eine unerwartete Defensivkraft entwickelt; aber Niemand glaubt, daß die Pforte sich zur Betheiligung an einem Defensivbündnisse aufraffen und ohne unmittelbare Bedrohung ihres eigenen Gebietes in militärische Action treten werde. Außerdem hat man die politische Reformunfähigkeit dieses Staatsgebildes und die Vergeblichkeit aller auf ihre dauernde Consolidirung gerichteten Bemühungen eingesehen und sich überzeugt, daß die öffentliche Meinung Europas bei der Alternative zwischen russischer und türkischer Herrschaft im Interesse der Culturgeschichte mit Recht der ersteren den Vorzug gibt.

Der recht eigentliche Antagonist Rußlands auf der Balkanhalbinsel ist Griechenland, insofern dasselbe auf eine ruhmreiche Geschichte zurückblickt, durch seine geographische Lage zur tonangebenden Seemacht im östlichen Mittelmeerbecken berufen ist, durch seine Nationalität dem Panslavismus widerstrebt und den Anspruch Rußlands auf die Schutzherrschaft über

Digitized by Google

alle griechisch-orthodoxen Christen wirksam durchkreuzt. Wenn Rumänien durch seine Lage auf engsten Anschluß an Oesterreich angewiesen ist, so hat Griechenland vielmehr eine Stütze seiner maritimen Stellung nöthig, zu welcher sich am besten eine Seemacht wie England eignet, welche im Mittelmeere, aus Mangel an größerem Landbesitz, mehr indirecte Interessen zu vertreten hat. Es ist geradezu unbegreiflich, daß England die Bedeutung Griechenlands, als eines Vorpostens gegen den Panslavismus, gegen die Panorthodoxie und gegen die russischen Herrschaftsgelüste auf dem östlichen Mittelmeerbecken, nicht längst besser gewürdigt und sein Emporkommen nicht eifriger unterstützt hat. Schon bei der Constituirung Griechenlands hat es den schweren Fehler begangen, aus zärtlicher Schonung für die türkischen Interessen den jungen Staat in einer lebensunfähigen Kleinheit abzugrenzen. Bei den wiederholten kretensischen Aufständen hat es wiederum aus Schonung für die Türkei die Gelegenheit verpaßt, ihm Kreta zuzuwenden. In dem russisch-türkischen Kriege endlich hat England versäumt, den Türken die militärische Hülfe Griechenlands zuzuführen und dafür die abzutretenden Grenzgebiete lieber etwas reichlicher zu bemessen. Gegen diese Fehler kommt es wenig in Betracht, daß England den Griechen aus seinem eigenen Besitze die ionischen Inseln geschenkt hat, und später vielleicht einmal Cypern schenken wird, wenn es dieses zwecklosen und lästigen Besitzes müde ist.

Die bisherige englische Politik, welche darauf gerichtet ist, Rußland durch Unsicherheit und stets drohende Aufwerfung der orientalischen Frage zu ermüden, zu beschäftigen und von Asien abzulenken, ist im Grunde doch eine kleinliche und kurzsichtige Politik, eine Angstpolitik des Augenblickes, die von der Hand in den Mund lebt und aller klaren und festen Ziele ermangelt. Während des Berliner Congresses drohte England mit Krieg, wenn Rußland nicht in die Theilung Bulgariens willige, und wenige Jahre später führte es beinahe dadurch einen Krieg herbei, daß es die getrennten Hälften Bulgariens zur eigenmächtigen Wiedervereinigung gegen Rußlands Willen aufstachelte. Englands Aufhetzungspolitik ging in dem früheren zersplitterten Italien, ebenso wie in Polen, Ungarn und auf der Balkanhalbinsel, immer nur dahin, seine Gegner durch augenblickliche Verlegenheiten zu belästigen, unbekümmert darum, ob die Lage der Aufgestachelten sich durch die vorzeitigen Putsche verschlechterte. Noch stets hat England die Opfer seiner Politik in der Bedrängniß im Stiche gelassen, nachdem es dieselben in Abenteuer gestürzt hatte, zu deren glücklicher Durchführung alle Vorbedingungen fehlten. Eine solche Politik kann auf die Dauer nur den Fortschritten der zeitweilig beunruhigten Gegner Englands zu Gute kommen, und wenn dieses Ergebniß vermieden wird, so kann es nur die Folge unvorhergesehener glücklicher Nebenumstände sein, auf welche ein Staatsmann sich nicht verlassen darf.

Die definitive Entscheidung über das Schicksal der kleineren, zwischen Großmächte eingekeilten Völker liegt niemals bei diesen selbst, sondern bei den benachbarten Großmächten und ihren Willensentschließungen und Vereinbarungen, die in der Regel erst durch den Ausfall großer Kriege bestimmt werden. Auf den nächsten großen Krieg und auf die Beeinflussung seines Ausfalles allein kann deshalb vernünftiger Weise die englische Politik gerichtet sein. Die Politik der Aufwiegelung und steten Beunruhigung ist gerade darum so verkehrt, weil sie in jedem Augenblicke zur Explosion des aufgehäuften Zündstoffes und zu einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich führen kann, dessen Ausgang zu Ungunsten seiner Interessen England allen Grund hat zu fürchten. So lange England sich nicht dazu vorbereitet und entschlossen fühlt, einen Krieg zwischen Rußland und Oesterreich durch sein Eingreifen zum Nachtheile Rußlands zu entscheiden, sollte es sich auf das Sorgfältigste hüten, mit dem Feuer zu spielen, und alle Mühe anwenden, um den Kriegsausbruch zu verhindern.

Wenn Oesterreich, ohne von Rußland angegriffen zu sein, sich in einen Krieg mit Rußland hineinziehen läßt, nur um die Umklammerung durch die russische Macht auf der Balkanhalbinsel zu verhindern, so wäre für Deutschland der Bündnißfall nicht gegeben. Die fast mathematisch sichere Folge würde sein, daß die österreichischen Heere mit überwältigender Wucht von den russischen erdrückt werden, daß also Oesterreich finanziell und moralisch geschwächt, Rußland gestärkt aus dem Kampfe hervorgeht, und daß gerade das eintritt, was Oesterreich verhindern wollte, die unumschränkte Hegemonie Rußlands in Oesterreichs Rücken auf der Balkanhalbinsel. In einem zweitnächsten Kriege würden dann die von russischen Exercierweistern gedrillten Balkanvölker dem Czaren Heeresfolge leisten müssen, und selbst die deutsche Hülfe würde dann kaum noch im Stande sein, Oesterreich vor dem Erdrücktwerden durch die Umklammerung des nordischen Bären zu retten. Nach der Zertrümmerung Oesterreichs aber könnte der Panslavismus ungestört seine Orgien feiern, und Rußland würde einen derartigen Zuwachs an Land, Einwohnern und Macht erlangen, daß ihm weder in Europa, noch in Asien die Hegemonie als erste Großmacht noch ferner zu bestreiten wäre. Das Schicksal Indiens wäre dann in seine Hand gelegt, und wenn England dieses Ende vermeiden will, so muß es vor allen Dingen sich hüten, Rußland zu dem ersten Schritte, zu der Umklammerung Oesterreichs durch Unterwerfung der Balkanvölker, Anlaß zu geben.

Noch weit verderblicher für England würden die Folgen sein, wenn in einen um der Balkanvölker willen zwischen Rußland und Oesterreich ausgebrochenen Krieg auch Deutschland verwickelt würde, und bei dem so entstandenen allgemeinen europäischen Kriege Deutschlands militärische Leistungsfähigkeit sich als unzureichend erweisen sollte, um die relative Schwäche seiner beiden Verbündeten auszugleichen. Wenn der Dreibund von Rußland und Frankreich auf beiden Fronten geschlagen würde, dann würden sich überall Veränderungen vollziehen, die England fürchten muß; Frankreich würde sich bis zum Rhein und zu den friesischen Marschen ausdehnen und Italiens maritime Stellung im Mittelmeere vernichten, und Rußland würde von Danzig bis Triest und Konstantinopel herrschen. Das zwischen Rhein und Oder eingeklemmte Deutschland hätte nach der Vernichtung Oesterreichs auf keinen Bundesgenossen mehr zu hoffen und wäre der Spielball russischer und französischer Launen, welche nicht anstehen würden, sich in seine inneren Angelegenheiten zu mengen und diese nach russischen und französischen Interessen zu ordnen. Die vereinigte französisch-russische Flotte, verstärkt um die italienischen, österreichischen und deutschen Kriegsschiffe, würde dann jederzeit in der Lage sein, nach Vernichtung der englischen Kriegsflotte nicht nur Irland dauernd loszureißen, sondern auch England selbst mit Truppen zu überschwemmen.

Englands politische Zukunft hängt demnach ganz davon ab, daß Frankreich und Rußland verhindert werden, sich in Europa zu vergrößern, sei es dadurch, daß sie gezwungen werden, Frieden zu halten und sich mit ihrem gegenwärtigen Besitzstande zu begnügen, sei es dadurch, daß sie im Falle des Friedensbruches vom Dreibunde geschlagen werden. England hat ein ganz ebenso lebhaftes Interesse daran, den mitteleuropäischen Friedensbund nach Osten wie nach Westen zu verstärken; es hat ein ebenso lebhaftes Interesse daran, die östlichen Kleinstaaten zu einem Defensivbündnisse gegen Rußland, wie die westlichen Kleinstaaten zu einer Vertheidigungsliga gegen Frankreich zusammenzuschweißen und das Gewicht dieser Verstärkungen zu Gunsten der Erhaltung des Friedens, beziehungsweise der Abwehr der Angreifer in die Wagschale zu werfen. Je größer die Zahl der Staaten wird, welche dem Friedensbunde gegen die beiden einzigen Bedroher des europäischen Friedens entgegentreten, desto mehr wächst für die öffentliche Meinung Europas die Gewißheit, daß der Mißbrauch des Bundes zu anderen als friedlichen und defensiven Zwecken durch seine innere Organisation unmöglich gemacht wird.

Der Gedanke, ein schweizerisch-belgisch-holländisches Bündniß gegen Frankreich und ein skandinavisch-bulgarisch-griechisches gegen Rußland durch englische Initiative und unter englischer Führung zusammenzubringen, erscheint vielleicht für den Augenblick als eine politische Utopie. Er ist es auch, so lange nicht England sein ganzes Streben auf dessen Verwirklichung

Digitized by Google

richtet und den zu gewinnenden Kleinstaaten das Vertrauen einflößt, daß es selbst im Kriegsfalle seine ganze Kraft bis zum letzten Manne und letzten Schillinge für den Bund einsetzen werde. Dieses Vertrauen kann allerdings nur unter zwei Bedingungen erwartet werden, erstens wenn England zunächst selbst und ohne Rücksicht auf die Nachfolge irgend welcher Kleinstaaten dem Friedensbunde, das heißt sowohl dem italienisch-deutschen Bündnisse gegen Frankreich, als auch dem österreichisch-deutschen Bündnisse gegen Rußland beitritt, und zweitens, wenn es eine Heeresorganisation durchführt, welche es zu einem militärisch werthvollen Bundesgenossen macht.

Nach Erfüllung dieser Bedingungen würde das Vertrauen auf England und auf die Stärke und Friedlichkeit des Friedensbundes so zunehmen, daß die Kleinstaaten nicht zögern würden, sich unter englischer Leitung in defensive Gruppen zusammenzuschließen und diese dem Friedensbunde eingliedern zu lassen. Auch diejenigen, denen jetzt Neutralität verbürgt ist, werden sich längst überzeugt haben, daß diese papierne Garantie ihnen keinerlei Aufwendungen für Kriegsbereitschaft erspart und dabei nicht einmal irgend welches Gefühl der Sicherheit und Beruhigung für den Kriegsfall zu geben vermag; sie werden deshalb diese werthlose nominelle Neutralität sehr gern mit einer reellen Friedens- und Sicherheitsbürgschaft vertauschen, sobald sie erst einmal die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Friedensbund eine solche zu gewähren die zweifellose Kraft besitzt. Sobald England dem Friedensbunde beitritt, sind die „vereinigten Staaten von Europa" in der Hauptsache thatsächlich constituirt, und ihrer unwiderstehlichen Anziehungskraft wird kein Kleinstaat mit friedlichen Absichten sich entschlagen können. Fernbleiben müssen ihm nur diejenigen Mächte, welche nach dem Umsturze der bestehenden Staatsgrenzen trachten und eine friedliebende Gesinnung nur heucheln bis zu dem Augenblicke, wo die ersehnte Gelegenheit zum Kriege ihnen gestattet, ihr wahres Gesicht zu zeigen.

Soweit bis jetzt in England eine Neigung zum Anschlusse an den Dreibund erkennbar ist, besteht dieselbe doch nur unter der Voraussetzung, daß England erstens nicht nöthig habe, größere Lasten als bisher für Heer und Flotte zu tragen, und daß zweitens der Dreibund ihm trotzdem den Besitz Indiens verbürge und das asiatische Kolonialreich gegen einen russischen Angriff nöthigenfalls an der Weichsel und am Pruth vertheidige. Man ist jenseits des Kanales noch überwiegend der Ansicht, daß England, wenn es doch einmal die Lasten einer Heeresreorganisation auf sich nehmen wolle, auch stark genug sei, seine Grenzen in Europa und Asien allein und ohne fremde Hülfe zu vertheidigen, und daß es in diesem Falle unklug handeln würde, sich Verpflichtungen zum Schutze anderer Staaten aufzuladen, deren Hülfe es füglich entbehren kann.

Hiergegen ist Folgendes zu bemerken. Die asiatische und die europäische Politik können einander wohl beeinflussen, dürfen aber nicht vermengt werden. Der Dreibund ist eine Liga zur Erhaltung des Friedens in Europa, beziehungsweise nach erfolgtem Kriegsausbruche zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes. Die Erhaltung des Friedens in anderen Erdtheilen liegt außerhalb seines Zweckes und seiner Zuständigkeit, in noch höherem Grade die Erhaltung des Gleichgewichtes der asiatischen Großmächte. Für die Verfolgung der analogen Zwecke in Asien muß es den friedliebenden asiatischen Großmächten (Indien und China) überlassen bleiben, einen ähnlichen asiatischen Friedensbund zu stiften, welcher jede Friedensstörung eines Dritten mit vereinten Kräften zurückweist. Die Verhältnisse für die angloindische Politik liegen in dieser Hinsicht äußerst günstig, da China einerseits von denselben Gegnern bedroht ist wie das indische Reich (von Rußland und Frankreich), und andererseits eine Großmacht von noch unabsehbarer Entwickelungsfähigkeit ihrer militärischen Kräfte darstellt. Es ist Englands Sache, einerseits das unbedingte Vertrauen Chinas in die Zuverlässigkeit seiner Bundesgenossenschaft zu erwecken und zu befestigen, und andererseits China bei der Entwickelung seiner militärischen Kraft behülflich zu sein. Wäre erst einmal ein indisch-chinesisches Bündniß zu Stande gekommen, so würde es wahrscheinlich nicht schwer halten, auch noch einige Mittelstaaten (wie die asiatische Türkei und Persien zum Anschluß zu bewegen, obwohl auf deren active Unterstützung kaum ein Werth zu legen wäre. Dagegen wäre es eine völlige Verkennung der Verhältnisse, wenn England von den mitteleuropäischen Staaten erwarten wollte, daß dieselben Millionen von Kriegern in den Kampf führen und Milliarden verausgaben werden, bloß um England die Vermehrung seiner Armee um einige Zehntausende von Soldaten und die Verausgabung von einigen Millionen zu ersparen. Leistung und Gegenleistung würde hier so sehr außer allem Verhältnisse stehen, daß an eine Alliance auf dieser Grundlage weder jetzt, noch in irgend welcher Zukunft zu denken ist.

Wenn hingegen Großbritannien sich zu einer Armeereorganisation entschließt, welche ihm einerseits gestattet, die europäische Besatzung Indiens um etwa 50,000 Mann zu verstärken, und andererseits die Hauptstadt und England gegen jeden französischen Ueberfall sicherstellt, so scheint sein staatlicher Bestand so gesichert, daß es keiner Hülfe mehr bedarf und deshalb auch die mitteleuropäischen Staaten sich selbst überlassen kann. Dieser Schein ist begründet, so lange man von Irland absieht und mit der Fortdauer der gegenwärtigen Machtverhältnisse in Europa rechnet; er wird trügerisch selbst bei der gegenwärtigen Machtvertheilung, sobald einmal Irland den Kampf um seine Befreiung mit voller Kraft unternimmt, und er wird noch trügerischer bei einer etwaigen Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse, wie sie oben angedeutet ist. Ein auf amerikanisches Geld und auf ein französisches Hülfscorps gestützter irischer Aufstand würde militärische Kräfte zu seiner Niederwerfung erfordern, über welche England weder jetzt verfügt, noch auch nach einer etwaigen Heeresverstärkung verfügen wird; am wenigsten dann, wenn Irland den Zeitpunkt abwartet, wo an der indischen Grenze ein russischer Angriff abzuwehren ist. Wenn aber erst einmal das französische Gebiet die englische Küste umklammern sollte, Oesterreich aufgehört haben sollte zu existiren, und Deutschland ein russischer, wie Italien ein französischer Vasallenstaat geworden wäre, dann würden alle Armeereformen, zu denen England sich bequemen könnte, seine Ueberschwemmung durch die europäischen Heere unter französisch-russischer Führung nicht hindern können. Ja sogar Frankreich allein würde als Führer der romanischen Staaten und im Besitze der italienischen, spanischen, portugiesischen, belgischen und holländischen Flotte auch ohne russische Hülfe im Stande sein, Englands maritimen Widerstand mit Sicherheit zu brechen und dann die Ueberlegenheit einer alten geschulten Militärmacht zur vollen Geltung zu bringen. Ebenso kann auch Rußland allein, wenn es sich erst zum 160 Millionen-Reich erweitert und zum Dictator Europas aufgeschwungen hat, ohne französische Hülfe mit einer solchen Uebermacht auf Indien drücken, daß die englische Vertheidigung dieses Reiches trotz rechtzeitiger Heeresverstärkung aussichtslos wird.

Darum bleibt es trotz aller Armeereorganisation eine Lebensfrage für England, sowohl für seine unmittelbare staatliche Existenz in Europa, als auch für die Erhaltung des indischen Reiches, daß jede erhebliche Ausdehnung der französischen wie der russischen Machtsphäre in Europa ausgeschlossen bleibt, und daß die Gegner der französischen und russischen Eroberungsgelüste in ihrer gegenwärtigen Machtstellung unbeeinträchtigt bleiben. Die Armeereorganisation ist unausweichlich, um England die Selbstvertheidigung in Europa und Asien unter den gegenwärtig gegebenen Machtverhältnissen einigermaßen sicherzustellen; aber sie ist ganz außer Stande, ihm die Grundlagen seines Bestandes auch für die Zukunft zu sichern, wenn der Dreibund sich als zu schwach erweisen sollte, um Frankreich und Rußland im Zaume zu halten. Eine durchgreifende Armeereorganisation ist unerläßlich und selbstverständliche Voraussetzung, um England nur überhaupt in militärischer Hinsicht bündnißfähig zu machen; aber sie überhebt dasselbe nicht der dringenden Nothwendigkeit, von der so zu erlangenden Bündnißfähigkeit durch Anschluß an den Dreibund Gebrauch zu machen.

Wollte England sich darauf verlassen, daß der Dreibund ja ohnehin schon aus eigenem Selbsterhaltungstriebe die Ge-

Digitized by Google

schäfte Englands auf dem Continente auf's Beste besorgen werde, auch dann, wenn es selbst, ohne einen Finger zu rühren, mit untergeschlagenen Beinen auf seinen insularen Goldsäcken sitzt und gelassen den einschneidendsten continentalen Machtverschiebungen zusieht, so würde eine solche Stellungnahme kaum dazu angethan sein, im übrigen Europa die Achtung vor diesem Gliede der europäischen Völkerfamilie zu steigern und die Sympathien für dasselbe zu stärken. Es könnte sich aber auch die englische Hoffnung, daß der Dreibund schon ohne englische Hülfe stark genug sein werde, um die russisch-französischen Aspirationen zurückzuweisen, als irrthümlich herausstellen, und dieser Irrthum für Englands Zukunft verhängnißvoll werden. Das Kriegsglück ist unberechenbar, und die patriotischen Beklemmungen der Engländer beim Unterliegen des Dreibundes würden zu spät kommen, um irgend eine Aenderung durch nachträgliche Betheiligungsversuche herbeizuführen. Englands wohlverstandenes Interesse drängt gebieterisch dahin, den Dreibund auf alle Weise zu stärken und zu erweitern, in erster Linie dadurch, daß es sich selbst ihm anschließt, in zweiter Linie dadurch, daß es alle europäischen Kleinstaaten, welche ihm noch nicht angeschlossen sind, ihm zuzuführen sucht.

In letzter Zeit hat sich in England mehr und mehr die Einsicht Bahn gebrochen, daß einerseits eine Verstärkung der englischen Wehrkraft zur Sicherstellung seiner staatlichen Existenz unerläßlich sei, und daß andererseits eine Unterstützung des Dreibundes im Kriegsfalle durchaus im englischen Interesse liege. Aber es fehlt noch viel daran, daß man in England eine Ahnung davon bekomme, in welchem Maße die englische Armee hinter den Ansprüchen der Gegenwart zurückgeblieben ist, und welcher Anstrengungen und Opfer es bedarf, um sie nur einigermaßen den dringendsten Ansprüchen genügend zu gestalten. Es fehlt noch weit mehr daran, daß die Einsicht zum Durchbruch gelange, daß auch nach einer solchen Militärreorganisation England fremden Schutzes bedürftig sei, um Irland gegen Aufstände unter französischer Unterstützung zu behaupten, und daß deshalb ein Anschluß an den Dreibund für dasselbe nothwendig sei. Selbst die eifrigsten Befürworter einer Verstärkung der Wehrkraft und einer kriegerischen Unterstützung des Dreibundes halten doch an der Vorstellung fest, daß England nicht nöthig habe, sich dem Dreibunde in bindender Form zu verpflichten, weil es seine Hülfe demselben als freies Geschenk darbringen wolle und keine Hülfe für sich als Gegenleistung fordere.

Gesetzt den Fall, die Ansicht, daß England zur Zeit keiner Unterstützung bedürftig sei, wäre vollständig richtig, so würde der Nichtanschluß an den Dreibund dennoch ein politischer Fehler sein, und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist nur der formell verpflichtende Anschluß Englands im Stande, die Kleinstaaten zur Nachfolge anzuspornen und deren Kräfte für die Erhaltung der gegenwärtigen Machtvertheilung zu gewinnen. Zweitens ist eine bloße Willenserklärung ohne bindende Verpflichtung jeder Zeit widerruflich, und darum nicht entfernt von demselben Gewichte wie ein formelles Bündniß, um etwaigen Kriegsgelüsten als Gegenmotiv zu dienen. Wenn es England Ernst wäre mit der Unterstützung des Dreibundes, so würde es diese Absicht am besten dadurch bethätigen, daß es seine ganze Autorität zur Erhaltung des Friedens einsetzt, d. h. sich im Voraus verpflichtet, den Friedensstörer mit seiner ganzen Macht zu bekämpfen. Die Thatsache, daß England sich bis jetzt weigert, diese Verpflichtung zu übernehmen, läßt ebenso wie die Unterstützung des Dreibundes durch eine bloße Flottenaction im Mittelmeere darauf schließen, daß es ihm mit der Erhaltung des Friedens nicht Ernst ist.

England wünscht zwar, daß der Dreibund erhalten bleibe, aber nicht, daß er so stark werde, um jede kriegerische Velleität Frankreichs und Rußlands im Voraus zu unterdrücken. Es wünscht offenbar, daß Rußland, sei es direct, sei es indirect durch Frankreich, je eher je lieber in Krieg mit Oesterreich und Deutschland verwickelt werde, damit es aus diesem Kriege geschwächt und für lange Zeit zur Actionsunfähigkeit verurtheilt hervorgehe. Es ist dies die Uebertragung der polnisch-orientalischen Hetzpolitik Englands auf die großartigeren und wirksameren Verhältnisse der europäischen Großmächte; in zweiter Reihe kommt dabei das Krämerinteresse in Betracht, durch billige Anleihen und theuere Kriegslieferungen an beiden kriegführenden Parteien möglichst hohe Gewinnste einzustreichen.

Es bedarf nach den vorangeschickten Ausführungen keiner Begründung mehr dafür, daß eine solche Politik kurzsichtig, kleinlich und gefährlich auch aus dem Gesichtspunkte des wohlverstandenen englischen Interesses selbst ist, und es ist zu hoffen, daß mit der Zeit diese Einsicht sich mehr und mehr in England Bahn brechen werde. So lange aber in England die gegenwärtigen Ansichten maßgebend sind, hat der Dreibund doppelt und dreifach auf seiner Hut zu sein vor englischen Intriguen, welche dazu bestimmt sind, ihn für England aus dem Weltbrande des europäischen Krieges die gar gebratenen Kastanien herausholen zu lassen.

---

## Literatur und Kunst.

### Populäre Mißverständnisse.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Es ist bekannt, daß in Sachen der Etymologie von Gelehrten und von Laien mehr als in sonst einer Wissenschaft gesündigt worden ist und daß auch die alten Griechen, die in so vielen Künsten mustergültig dastehen, in der etymologischen Kunst noch rechte Stümper gewesen sind. Die Gesetze, nach denen alle Wortforschung betrieben werden muß, die elementaren Regeln derselben hat man erst in unserem Jahrhundert aufgestellt: bis dahin etymologisirte man drauf los, ohne Beruf und Vorbereitung, ohne Behutsamkeit und Verstand und ohne recht zu wissen, worauf es eigentlich bei einem sprachlichen Vergleiche ankommt — das Volk macht es heute noch nicht besser. Ueber Volksetymologie und was damit zusammenhängt, über etymologische Sagen und volksmäßige Angleichungen sind ganze Bücher geschrieben worden, die gleichsam einen pathologischen Charakter tragen, da sie von lauter ungesunden Deductionen und, wie Goethe sagt, von einer ewigen Krankheit handeln; wie eine ewige Krankheit erben sich gewisse falsche Etymologien von einer Generation zur anderen und von einem Wörterbuche zum anderen fort. Die Astrologie hat man des Aberglaubens wegen, der sich in die Sternkunde mischte, in Astronomie umgetauft. Mit demselben Rechte könnte man das Wort Etymologie für die unkritische Wortdeuterei gebrauchen, für die echte Wortkunde aber den Ausdruck Etymonomie einführen.

Indessen lassen wir die „Wissenschaft vom Echten" einmal auf sich selbst beruhen: wir wollen hier von einer Kunst reden, die mehr in die reale Philologie und in die Literatur hineinschlägt, die man aber als eine Abart der Etymologie betrachten kann und in der nicht minder und in ganz ähnlicher Weise gesündigt wird. Ich meine die edle Kunst der Hermeneutik oder der (biblischen) Exegese, bei der es auf die richtige Interpretation einer Schrift und die Auslegung eines Wortes in einem gegebenen Falle ankommt. Ueber die ursprüngliche Bedeutung und die Herkunft des Wortes ist kein Zweifel — aber aus der ursprünglichen Bedeutung sind im Laufe der Zeit verschiedene andere Bedeutungen hervorgegangen — und es fragt sich, welche von diesen verschiedenen Bedeutungen in dieser Bibelstelle oder in jener Inschrift zutrifft, in welchem Sinne der Autor den Ausdruck genommen hat, ob derselbe einfach oder allegorisch zu erklären ist. Das Volk, das von der Allegorie nichts ahnt, greift zu und hält sich an die nächstliegende, sinnliche Bedeutung; da ereignet es sich denn, daß ein tiefer Denker das als eine Plattheit, als eine beschränkte Auffassung verurtheilt und zu allgemeinem Erstaunen die purpurne Traube sichtbar macht, die hinter dem Laube verborgen ist. Es kann aber auch das Umgekehrte stattfinden, daß das Volk auf Grund

Digitized by Google

einer zufälligen Ideenassociation den einfachen natürlichen Sinn eines Wortes vernachlässigt und etwas hinter dem Ausdrucke sucht, was nichts ist; und daß dann abermals der große Gelehrte kommt und mit festem Griffe das populäre Hirngespinnst zerreißt. Wie gesagt, der Umstand, daß dabei noch immer die Worte mit ihren Bedeutungen im Vordergrunde stehen und daß es sich dabei noch immer um Echt und Unecht, nur nicht mehr um die absolute, sondern um eine relative Echtheit, die echte Meinung des Autors handelt, gibt auch dieser Kunst einen etymologischen Beigeschmack — handelte es sich um eine tiefere oder oberflächlichere, correctere oder banalere Auffassung überhaupt, so hätten wir ja die Philosophie und das philosophische Denken schlechthin.

Wir wollen nun im Folgenden mehrere solcher falschen Auffassungen zusammenstellen, die vorzugsweise in's Volk gedrungen, theilweise auch vom Volke selber ausgegangen, ja, von dem Pöbel Athens und Roms dem modernen Janhagel überliefert worden sind — und dann mehrmals den großen Gelehrten kommen lassen, der das Volk eines Besseren belehrt. Der Mann muß wirklich ein großer Gelehrter sein und Hebräisch so gut verstehen wie Griechisch, ja die Mysterien Aegyptens aus dem Grunde kennen; denn aller Culturvölker Weisheit hat unsere Zeit eingesogen, und wer sie da meistern will, hat in vielen Sätteln gerecht zu sein. Hoffen wir, daß er sich bewährt.

II.

Der Name Moses hat zu mehr als einer Mißdeutung Veranlassung gegeben. Er ist fast zweifellos aus dem ägyptischen Mes, Mesu entstanden, was „Kind" oder „Sohn" bedeutet und in so vielen Pharaonennamen, z. B. in Amasis, Thutmosis, Ramses steckt, und am einfachsten darauf zu beziehen, daß Moses von der ägyptischen Königstochter adoptirt, wie es ausdrücklich heißt, an Kindesstatt angenommen ward. Man wollte aber frühzeitig in ihm eine Anspielung auf die Rettung des Knäbleins aus den Wassern des Niles erblicken und brachte ihn demgemäß bald mit dem hebräischen mâschâh, herausziehen, bald mit den koptischen Worten mo, Wasser, und usche, gerettet, in Zusammenhang, deutete ihn wohl auch als den Herausziehenden, d. h. den Befreier seines Volkes, und was dergleichen mehr. Neuerdings hat man sogar das Wort Mosaik auf den Namen Moses zurückgeführt und von dem bunten Getäfel des Tempels zu Jerusalem, gleichsam des mosaischen Tempels, hergeleitet. Derselbe Moses aber ist zugleich ein classisches Beispiel für eine etymologische Plattheit geworden, die auf einer irrthümlichen Auffassung eines bekannten Bibelwortes beruht.

Als Moses mit den Gesetzen, die er unter Donner und Blitz von Jehovah empfangen hatte, vom Berge Sinai herabstieg, erstrahlte oder glänzte sein Angesicht, heißt es 2. Mose XXXIV, 29—35; der Ausdruck, der für „strahlen" im hebräischen Texte gewählt ist, lautet karan, was mit keren, Horn, zusammenhängt und wörtlich besagt: „gehörnt sein". Das hebräische keren ist eins von den Worten, welche man zu Gunsten der Annahme einer Verwandtschaft zwischen den semitischen und den indogermanischen Sprachen angeführt hat (lateinisch cornu, deutsch horn). Dementsprechend setzte denn auch Aquila Ponticus, der das Alte Testament unter Kaiser Hadrian in's Griechische übertrug, an der betreffenden Stelle: κερατώδης ἦν und die Vulgata: cornuta facies, und diese wörtliche Uebersetzung wurde durch Gemälde, Münzen und Statuen verewigt. Hörner hat bekanntlich der gewaltige Moses des Michelangelo in der Kirche San Pietro in Vincoli zu Rom, und zwar schon wie er das erste Mal herabsteigt, was ein kleiner Anachronismus ist. Das ist ungefähr so, wie wenn es in einem deutschen Texte hieße: „Mosis Angesicht schoß Strahlen", und ein Uebersetzer für „Strahlen": „Pfeile" sagen, hierauf ein Künstler einen von Pfeilen starrenden Moses malen wollte — „Strahl" nämlich bedeutet ursprünglich „Pfeil", es entspricht dem italienischen Strale und dem russischen Strjäla, Pfeil, wovon Strelitzen, Pfeil- oder Bogenschützen. Es wäre genau so; denn wie der Begriff des Lichtstrahles bei uns aus dem Begriffe des Pfeiles hervorgegangen ist, wie die Blitze nach der Vorstellung unserer Altvordern als leuchtende, aus den Gewitterwolken abgeschossene Pfeile, die Strahlen der Sonne und des Mondes als die Pfeile Apollos und Dianens aufgefaßt werden: so pflegte man im Orient die Strahlen dichterisch als Hörner anzuschauen. Das dritte Capitel des Propheten Habakuk, das sich den besten Erzeugnissen hebräischer Poesie anreiht, nennt die Blitzstrahlen „Hörner"; arabische Dichter sehen in den Sonnenstrahlen: Sonnenhörner, daher die Sonne von ihnen mit einer Gazelle verglichen wird; und die „Hindin der Morgenröthe", welche in der Ueberschrift des 22. Psalmes vorkommt, wird als die aufgehende Sonne erklärt, wobei jedoch zu bemerken wäre, daß den Thieren das Geweih fehlt. Auf dieser Anschauung beruht es, wenn der kraftstrotzende Stier in Syrien und Assyrien und überall, wo zur Sonne gebetet wird, ein Symbol der Sonne und der Sonne heilig ist; und wenn nicht bloß die Aegypter den Apis zu Memphis und den Mnevis zu Heliopolis, sondern auch die Israeliten den Jehovah unter dem Bilde eines goldenen Stieres, wie es gewöhnlich heißt, eines goldenen Kalbes zu verehren pflegten. Daß der Jude Aben-Esra den gehörnten Moses mit dem ägyptischen Sonnenstiere identificirt und dazufügt, die Erscheinung habe die Israeliten an das goldene Kalb erinnern sollen, ist in der That vollkommen sachentsprechend. Aber auch der schwarze Bulle der ägyptischen Sonnenstadt war doch nur ein Gleichniß, seine gewundenen Hörner sollten den Gläubigen an das ewige Licht gemahnen; Moses, der seiner Zeit die Weihen in Heliopolis empfing, würde, wenn er sein Bild erblicken könnte, über die Plumpheit der christlichen Kunst erstaunen und seine Gesetztafeln zornig zum zweiten Male zerschellen.

Wie der Stier die Sonne, so repräsentirt in der semitischen Religion die Kuh den Mond, daher zum Beispiel die syrische Mondgöttin Astarte bald mit einer Mondsichel auf dem Haupte, bald kuhköpfig erscheint; hier kommt noch die Analogie hinzu, welche die Spitzen der Mondsichel, die sogenannten Hörner des Mondes, lateinisch Cornua lunae, mit Hörnern haben. Diese Anschauungen sind von Syrien und Assyrien her nach Griechenland und Italien und nach Aegypten selbst gedrungen, allwo sich der Nilgott Osiris in den strahlenden Sonnengott und in den Stier des Hades, Isis, die Repräsentantin des Nillandes, in die gehörnte Mondgöttin und in die heilige Kuh umgestaltete. In Griechenland weisen die allbekannten, so häufig gemalten Sagen der Jo, die in eine weiße Kuh verwandelt, der Europa, die von einem safranschnaubenden Stier, aber nicht von Apollo, sondern vom Himmelsgotte selbst entführt wird, unverkennbar auf asiatische Quellen hin; das Wandern und Umherirren der beiden Kühe bildete offenbar den Kreislauf des Mondes ab, der nicht nur, wie die Sonne, in wechselnder Gestalt über den Himmel wandelt, sondern bei Neumond im Westen ganz verschwindet und gleichsam auf Reisen geht. Die Sonne schien den alten Völkern im Winter zu verreisen. Selbst daß die eifersüchtige Hera der weißen Kuh eine Bremse sendet, hat nur einen symbolischen Sinn: die Jo wird wahnsinnig gemacht, und der Wahnsinn ist wieder der bildliche Ausdruck für die Verdunkelung, welche der abnehmende Mond erleidet. Wie sinnig, man kann sagen, wie geistreich, klingt alles das, so lange es der Dichter anmuthig erzählt! Und wie grob sieht es aus, sobald die poetischen Bilder materialisirt, der Isis wie dem Moses wirkliche Hörner aufgesetzt werden, und der gestirnte Himmel mit seinen tausend Augen die Kuh bewacht! — Von einem kahlen Manne sagt das Volk, er habe Mondschein auf dem Kopfe: das riefen vielleicht die Kinder dem Propheten Elisa zu. Wie wäre es, wenn die Künstler den Elisa mit der Mondscheibe wie die ägyptische Isis malten? —

Wenn der Dichter Gregor dem Großen eine weiße Taube zugesellt; wenn er Konstantin dem Großen in einer goldenen Wolke ein flammendes Kreuz erscheinen läßt; wenn er dem heiligen Georg einen Drachen zu besiegen gibt — so meint er in seinen Gedanken weder eine Taube, noch ein Kreuz, noch einen Drachen. Die Taube ist der heilige Geist, das Kreuz Christi siegverheißende Religion, der Drache der Götzendienst, der dem Christenthum unterliegt. Götzendienst, was heißt doch Götzen-

Digitized by Google

dienst? — Die Juden haben die Götterbilder der Heiden nie verstanden — das goldene Kalb war ein tiefsinniges Symbol, sie hielten es für einen Fetisch — die Aegypter und die Syrer beteten zum Mond, die Juden glaubten, der Mond heiße Isis und Astarte.

Aber war denn das Bild der Isis nicht verschleiert? Ich denke, es hat sie außer jenem vorwitzigen Jünglinge, der niemals etwas davon sagte, noch Niemand gesehen? — Ja, damit hat es selbst so seine etymologische Bewandtniß. Das „verschleierte Bild zu Sais" ist kein Meisterwerk; es enthält zu viele Verstöße gegen den Geist Aegyptens und über die Wahrheit zahlreiche Unwahrheiten. Schiller läßt einen wißbegierigen Jüngling, etwa einen jungen Pythagoras oder Plato, nach Sais in Aegypten kommen und hier von einem Hierophanten herumgeführt werden, als ob es in Eleusis wäre — sie kommen in eine Rotunde, als ob es in Rom wäre — hier sehen sie ein verschleiertes Bild der Wahrheit, wie es sich nachher ergibt, der Isis. Er läßt die Gottheit sagen: kein Sterblicher rücke diesen Schleier, bis sie ihn selbst hebe, und wer ihn früher hebe, der, das versteht sich am Ende doch, sehe die Wahrheit. Der Jüngling kann sich nicht halten, er bricht nächtlicherweile in den Tempel ein und hebt den Schleier, wird aber vom Schlage getroffen und stirbt an Schwermuth.

Was zu der Fabel Veranlassung gegeben haben mag, ist jedenfalls die berühmte Inschrift, welche nach den Erzählungen des Plutarch und des Proklus auf dem Fußboden des Neithtempels in Sais zu lesen war:

> Ich bin Alles, was gewesen ist, ist und sein wird.
> Meinen Schleier (πέπλος) hat Niemand gelüftet.
> Die Frucht, die ich gebar, wurde die Sonne.

Das verschleierte Bild wäre also zunächst nicht die Isis, sondern die Neith, die Localgottheit der Stadt Sais, welche hier Orakel gab, gewesen; allerdings wurde die Neith später nicht selten mit der Isis identificirt, und das konnte hier besonders leicht geschehen, weil die Isis neben der Neith in Sais angebetet und die Feier der Isis-Mysterien alljährlich hinter dem Neithtempel und an demselben Abende abgehalten ward, an welchem zu Ehren der Neith das bekannte Lampenfest stattfand. Ueberhaupt aber hat Schiller die ganze Inschrift mißverstanden, wenn er darin eine Anspielung auf die Unerkennbarkeit des Wesens der Göttin und die alten Phrasen wiederzufinden glaubte, wonach kein erschaffener Geist in's Innere der Natur dringt und die Natur sich, geheimnißvoll am lichten Tage, des Schleiers nicht berauben läßt. Den Nil sieht man wohl mit verhülltem Haupte dargestellt, weil seine Quellen unbekannt waren, aber das Bild zu Sais war gar nicht verschleiert. „Meinen Schleier hat Niemand gelüftet" war ungefähr dasselbe, wie wenn es geheißen hätte: „Meinen Gürtel hat noch Niemand gelöst" oder, aber in biblischem Sinne: „Niemand hat mich erkannt." Der Schleier, im Alterthume nicht so allgemein gebraucht wie jetzt, war bei allen alten Völkern ein wesentliches Stück der Brauttoilette und dessen Wegnahme ein Vorrecht des Bräutigams; der Schleier hat bekanntlich zu den Ausdrücken *Νύμφη*, Braut, eigentlich die Verschleierte, und nubere, heirathen, eigentlich: sich (dem Bräutigam) verschleiern, Veranlassung gegeben. Die Inschrift wollte also besagen, daß Neith eine Jungfrau war, wie Pallas Athene, mit der sie verglichen wurde und mit der sie das Element der Luft, den klaren Aether, theilte — nur als Jungfrau konnte sie nach der Anschauung der alten Völker weissagen und Orakel geben. Wenn die jungfräuliche Göttin in einem Athem als Mutter der Sonne bezeichnet wurde, so erklärt sich das eben aus der Vermischung ihres Wesens mit der Gemahlin des Osiris und der Mutter des Harpokrates, dessen unschuldige Geberde nicht minder, in fast spaßhafter Weise, mißverstanden worden ist: er nutscht als Kind an seinem Finger, und die griechischen Philosophen sahen darin ein Gebot des Schweigens. Griechen haben wohl auch in dem Tempel zu Sais die symbolische Bedeutung des Schleiers als eines Geheimnißvollen, Unergründlichen aufgebracht, wenn nicht die ganze Inschrift der griechischen Legende angehört. (Schluß folgt.)

## Rußlands Culturentfaltung.

Von Wilhelm Bolin.

Neuerdings ward in diesen Blättern die Behauptung aufgestellt, „daß ohne den Glauben an einen persönlichen Gott von Geschichtsphilosophie keine Rede sein könne". Demnach wäre eine philosophische Behandlung der Geschichte nur unter dem Gesichtspunkte einer Theophanie statthaft. Ohne dieser frommen Denkart Milch mit dem Drachenblute unserer Ketzerei vergiften zu wollen, können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß der wissenschaftliche Gewinn solchenfalls überaus bescheiden sein dürfte, wenn der Zusammenhang und die ursächliche Verkettung der geschichtlichen Thatsachen und deren Folgen nicht aus dem inneren Wesen derselben dargelegt würde. Bei einer auf strengwissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden Darstellung verhält es sich aber hinsichtlich der Geschichte schwerlich anders, als bei jedem anderen auf exacte Forschung angewiesenen Wissensgebiete. Uns wenigstens bedünkt, daß die schlichte Antwort, welche seiner Zeit Laplace dem damaligen ersten Consul auf dessen Frage ertheilte, weshalb sein epochemachendes Werk über die Welträume von dem Urheber derselben schweige, auch für alle sonstige Wissenschaft durchaus maßgebend sei. Jedenfalls kann auch Geschichte in philosophischer Weise, nämlich ohne Zuhülfenahme jener „Hypothese" behandelt werden.

Als Beleg hierfür haben wir das neueste Werk des vielfältig auf dem Gebiete der russischen Geschichte mit Erfolg thätigen Professors A. Brückner anzuführen, welches kürzlich im Verlage von Fr. A. Perthes in Gotha, unter dem Titel „Die Europäisirung Rußlands", veröffentlicht worden. Wenn es das Kennzeichen echter wissenschaftlicher Erkenntniß und Darstellung ist, der Forderung Spinoza's zu genügen, daß es sich nämlich dabei weder um Klage noch Entrüstung, sondern lediglich um Einsicht handele (non flore, non indignari, sed intelligere), so ist dies bei dem vorliegenden Werke auf's Gewissenhafteste eingehalten.

Freilich haben wir es deutscherseits, aus sehr naheliegenden Gründen, recht schwer, uns einen richtigen und mit dem Thatbestande gleichsam ausgesöhnten Begriff über die geschichtlichen Vorgänge in dem östlichen Riesenreiche zu bilden. Wiewohl selbiges schon länger als ein volles Jahrhundert mit unserem Lande und Volke in Frieden gelebt, hat doch bei uns eine volle Zuversicht auf dessen ferneren Fortbestand einstweilen sich nicht einstellen wollen. Die räumliche Ausdehnung, in der es, wenn auch nach einer uns abgekehrten Seite der Erdkugel hin, vor unseren Augen fast unablässig anwächst, erhält uns in einer ähnlichen Besorgniß, wie wir sie dem Nachbar an der entgegengesetzten Reichsgrenze gegenüber rege zu halten uns veranlaßt finden. Namentlich geschieht dies mit Hinblick auf die allerdings nicht geringe Gehässigkeit, worin gewisse Organe der öffentlichen Meinung auf beiden Seiten in ihrer Haltung gegen Deutschlands endlich gefestigte Staatseinheit sich gefallen. Während aber auf der einen Seite das Verlangen nach Wiedervergeltung wenigstens nicht unbegreiflich, will eine Feindseligkeit von der anderen Seite her um so weniger faßlich scheinen, als Rußlands Beziehungen zu seinen westlichen Nachbarländern auf Verhältnissen beruhen, welche mit dessen vitalen Interessen auf's Innigste zusammenhängen.

Diesen wichtigen Umstand in überzeugendster Weise klargelegt zu haben, ist das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst der uns vorliegenden Arbeit. Deren völlige Neuheit der Darstellung bei einer durchweg fesselnden Sprache und nicht minder die Gewandtheit, womit ein unabsehbares und für die europäische Bildung im Allgemeinen schwer zugängliches Quellenmaterial bewältigt ist, machen eine Kenntnißnahme dieser hervorragenden Leistung jedem denkenden Leser zur Pflicht.

Ihren Grundbedingungen nach beruht Rußlands Culturentfaltung auf einem so durchgängigen Anschlusse an den Westen und einem so ernstlich einzuhaltenden Wettbewerbe um die Errungenschaften der nur auf dem Wege strenger Gesittung mög-

Digitized by Google

lichen historischen Existenz, daß die eine solche umschließende Solidarität der betreffenden Völker auch dort immer mehr zu einem unabweisbaren Bedürfnisse werden muß. Das Bewußtsein desselben dämmerte schon vor Jahrhunderten auf, als dieser Staat zur Abwehr der ihn bedrängenden Mongolen nach den Hülfsmitteln der europäischen Kriegskunst sich umsah. Und lange vor Peter dem Großen war der Weg der Europäisirung betreten, bis er seinerseits durch die Allseitigkeit seines Wirkens diesem Streben der Selbsterhaltung eine fortan unverrückbare Festigkeit verlieh, welche sein Volk der vollen Betheiligung an der allgemein-menschlichen Culturarbeit zuführte. Mit jeder folgenden Regierung hat sich dieser nothwendige Proceß immer nachhaltiger geltend gemacht. Nicht daß er unbehindert und stetig fortgeschritten wäre. Vom ersten Augenblicke seines Beginnes an bis in die Zeit sei es autokratischer oder demagogisch nationaler Reaction, hat es an Auflehnungen dagegen nicht gefehlt. Wie aber zu Anfang der Anschluß an Europa eine unabwendbare Nothwendigkeit war, an der das Sein oder Nichtsein des Staates gegenüber dem Andrange asiatischer Barbarei hing, so stehen die Russen fortan „in allen Stücken und bei den allerverschiedensten Gelegenheiten vor der Alternative, entweder hinter den anderen Völkern zurück zu bleiben oder, um mit denselben gleichen Schritt zu halten, die Solidarität aller Nationen auf dem Gebiete des Wissens und Könnens, der Arbeit und des Strebens, des Daseins und des Werdens, des Producirens und Consumirens anzuerkennen. Und die Macht der Verhältnisse sowohl, als auch die Spannkraft und Wucht der Ideen, welche die Geschicke der Menschheit im Wesentlichen bestimmen, sorgen dafür, daß eine solche Alternative sich als eine scheinbare herausstellt und daß der Fortschritt sich durchsetzt."

Die Europäisirung Rußlands ist bekanntlich von oben her erfolgt, genau wie die Loßreißung vom Mongolenjoch und die darauf erfolgte politische Thätigkeit von der Regierung als solcher ausgegangen. In diesen ihren Bestrebungen hat sie das Volk meist wider sich gehabt, und zwar auf Grund von dessen noch immer andauernden Abhängigkeit vom Byzantinismus, wie solcher Sinn und Leben der Russen durch die Geistlichkeit beherrscht. Die Fahne des Nationalismus dort ist eine Kirchenfahne, die aber an Weihe und Wahnkraft in dem Maße verliert, als die vom Wollen der Einzelnen völlig unabhängige Culturentfaltung sich weiter ausbreitet.

Von oben her begonnen, hat diese Wandlung freilich zu Anfang einer relativ nur kleinen Zahl der Bevölkerung zu Theil werden können. Wenn zunächst bei den oberen Schichten der Gesellschaft eine Metamorphose sich zutrug, welche die Asiaten zu Europäern machte, „so war das immerhin ein bahnbrechender Anfang für die Europäisirung auch der übrigen Klassen des Volkes. Alle Fortschritte in der Geschichte," bemerkt der Verfasser, „sind dadurch ermöglicht worden, daß sie erst Wenigen zu Gute kamen und dann erst später der Gesammtheit." Eine der auffälligsten und zugleich überzeugenden Erscheinungen solchen Falles zeigt sich in der Heilkunde, welche für Rußland ebenfalls zu den Errungenschaften seiner Europäisirung gehört. Es klingt unglaublich, ist aber immerhin eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß Aerzte in Rußland erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts vorkommen. Ein volles Jahrhundert etwa sind sie, natürlich Ausländer, so gut wie ausschließlich für den Hof vorhanden. Allmählich erweitert sich die Praxis der sehr wenigen Aerzte zu einer Thätigkeit bei der Armee. Erst im Zeitalter Peters des Großen sehen sich die bevorzugten Klassen nach ärztlicher Hülfe um, und dem entsprechend gab es langehin nur die einzige Hofapotheke, der sich alsdann Feldapotheken beigesellten. Zuerst gab es Aerzte nur da, wo der Czar und dessen Familie sich aufhielt, später erst in der Provinz und in den größeren Städten, endlich auch in ländlichen Bezirken. „Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Pest in Moskau wüthete, so daß etwa zwei- bis dreihunderttausend Menschen im Centrum des Reiches derselben zum Opfer fielen, gab es in der ganzen Zeit der Epidemie, welche monatelang währte, keinen einzigen Arzt, welcher dem Volke im Kampfe gegen die Seuche hätte helfen können. Die Maßregeln einer durchweg primitiven Quarantäne richteten sich damals fast ausschließlich auf den Schutz der Czarenfamilie, welche die Hauptstadt verlassen hatte. Als dagegen in der Zeit Katharina's die Pest in Moskau wüthete, war eine große Zahl von Aerzten thätig und wurden gleichfalls allgemeine sanitätspolizeiliche Maßregeln zum Schutze des Volkes ergriffen." Und daß seitdem die öffentliche Gesundheitspflege in Rußland eine noch bessere geworden, daß namentlich die Krankenhäuser, auch anfänglich ein unbekannter Culturssegen, an Zahl und Beschaffenheit immer bedeutender geworden, ist eine Thatsache, für welche die Minderung der Mortalitätsziffer hinlänglich Zeugniß ablegen dürfte.

Bei Obigem drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie man sich dort zu Lande ohne Aerzte beholfen. Genau so, lautet die einfache Antwort, wie es noch heutigen Tages mit dem größten Theile der Bevölkerung Rußlands der Fall, wovon Zahllose sterben, ohne je einen Arzt gesehen zu haben. Es hängt dies, von einer verschwindend unbedeutenden Kurpfuscherei männlicher und weiblicher Quacksalber abgesehen, mit den Glaubensvorstellungen der betreffenden Kirche zusammen. Krankheit gilt ihr als göttliche Strafe, der man nicht vorgreifen darf. Die einzige von hier aus statthafte Abwehr liegt in den üblichen Andachtsmitteln: Beten, Fasten, das Opfern geweihter Kerzen vor besonders verehrungswürdigen Heiligenbildern, eventuell Messen und Wallfahrten. Bleibt das wirkungslos, so wird der Schaden, von dem der Körper betroffen ward, für kein Unglück erachtet, da ja durch alle in Anwendung gekommenen Mittel das Heil der Seele gesichert worden, so daß der schließlich eintretende Tod allemal nur als Gewinn gelten kann.

Wie im Bereiche der Gesundheitspflege sind alle sonstigen in der Uebermacht des byzantinischen Bekenntnisses wurzelnden Vorurtheile gegen die Cultur auf dem Rückzuge begriffen. Was nur jemals solchenfalls zum Vortheile einer menschlichen Existenz im Gegensatze zu gegebenen Naturverhältnissen und bestehenden Bräuchen geschehen, galt kirchlicherseits als frevelhafter Eingriff in die göttliche Ordnung. Angefangen vom Wechsel der Kleidung und Haartracht bis zur Trockenlegung der Sümpfe, der Canalisirung der Flüsse, den Blitzableitern und Feuerversicherungen, hat die Geistlichkeit niemals verabsäumt, ihrerseits Einspruch zu erheben und mit Entziehung ihres Segens zu drohen. Man hat sie solchenfalls ihren Segen für sich behalten lassen und nicht nur die asiatische Gewandung abgelegt, sondern auch die eben so asiatische Absperrung überwunden, welche dem regeren Verkehre und allem sonstigen Culturfortschritte hinderlich war. Zeitweise hat freilich ein exaltirter Nationalismus zur angeblich angemessenem Volkstracht gegriffen und auch bedauert, daß durch Eisenbahnen und Telegraphenleitungen „die imposante Ausdehnung des Reiches zu einer nahezu verächtlichen Winzigkeit zusammenschrumpfe"; man hat sich aber weislich gehütet, auf Abschaffung der aus dem Westen importirten Verkehrsvortheile zu dringen, und Eisenbahnen und Telegraphenleitungen entgingen dem Schicksale der ersten protestantischen Kirchen, welche während der Herrschaft eines der Vorgänger Peters des Großen auf Verlangen der Geistlichkeit und einer durch sie aufgewiegelten Volksmenge seiner Zeit gänzlich vernichtet wurden. Alles und jedes, was Rußland durch seinen Anschluß an die europäische Culturwelt gewonnen, ist unverlierbar, und an jeder Einzelheit seiner seitherigen Gestaltung zeigt es sich, „daß es für dieses Land und dieses Volk kein Zurück gebe".

Angesichts der chauvinistischen Extravaganzen einer nationalfanatischen Journalistik, der auch gewisse Anwandlungen zu nationaler Abgeschlossenheit seitens des russischen Staats- und Gesellschaftskörpers gleichsam zur Rechtfertigung dienen, kann es wohl den Anschein haben, als wäre dort ein Ueberdruß an den culturellen Beziehungen zum Westen eingetreten, und als bereite sich ein Umschlag vor, dessen Wirkungen für die westliche Culturwelt etwa solcherart werden könnten, wie sie die hellenische Bildung seitens Makedoniens und Roms erfahren. Nach der Ansicht des Verfassers sind derlei Velleitäten, auch wenn sie von maßgebenden Kreisen gehegt werden, nur als

Digitized by Google

vorübergehend und flüchtig zu betrachten. „Immer wieder," meint er, „wird man von solchen krankhaften Affectionen zur Tagesordnung übergehen, und diese heißt: die sich stetig und sicher vollziehende Europäisirung des Landes und des Volkes."

Trotz allem Widerstande seitens der im urwüchsigen Nationalismus noch verbliebenen Volkselemente haben die an der Culturentfaltung Rußlands betheiligten Klassen die Höhe westeuropäischer Bildung und Gesittung erreicht. Sie stehen, wie wir es alltäglich an den Erzeugnissen der Literatur und Kunst, der Wissenschaft und Technik gewahren können, auf gemeinsamem Boden mit den Vorgeschrittenen im Westen und haben aufgehört Russen im ehemaligen Sinne zu sein. An die Stelle unzugänglichen und starren Asiatenthums ist der Grundsatz der Internationalität und des Weltbürgerthums getreten. „Diese durchaus europäisirte Minorität des russischen Volkes hat die Mission, den Proceß der Europäisirung Rußlands weiter zu führen, zwischen den Errungenschaften der allgemein-menschheitlichen Entwickelung und den Volksmassen in Rußland zu vermitteln." Und wie die derselben gewordene Bildung und die ihr entsprechenden edleren Bedürfnisse von Vereinzelten auf eine Mehrheit übergegangen, wird sie auch von der nunmehr beträchtlichen Vielheit zu der davon noch unberührten Menge durchdringen und auch diese dem Doppelfluche des noch in seinen Folgen nicht ganz überwundenen Tartarenjoches und des in Sitten und Lebensanschauungen bei ihnen großentheils noch eingefleischten Byzantinismus allmählich entreißen.

Weil aber, wie wir aus dem vortrefflichen Buche lernen, das Beharren auf dem Wege des Fortschrittes eine Lebensbedingung für Rußland selbst ist, deren Forderungen es nicht ungestraft verabsäumen darf, muß es sich auch hinsichtlich seiner Beziehungen zum Westen bewußt sein, daß eine gewaltsame Trübung derselben allemal nur zu seinem Nachtheile ausschlagen kann.

---

## Die Unterrichtsfrage in Frankreich.

(Schluß.)

### II.

Anders aber verhält sich die Sache, wenn wir den Umfang und die Gefährlichkeit der Schäden vergleichen, deren Ursache die moderne Schuleinrichtung ist oder sein soll. Sagen wir es von vornherein: Die gründliche Umgestaltung des Unterrichtswesens ist in Frankreich eine weit dringendere und muß eine viel umfassendere sein als bei uns.

Suchen wir dies in Kürze nachzuweisen.

Die letzten Gründe dafür liegen im Volkscharakter und in der historischen Entwickelung des Unterrichtes. Der Franzose ist nun einmal kein Kinderfreund, wenigstens nicht der der mittleren und höheren Stände. Daß diese Thatsache neuerdings von ihnen lebhaft bestritten wird, thut der Wahrheit derselben keinen Eintrag. Ebensowenig wie der Römer der letzten republikanischen und der Kaiserzeit die Gracchenmutter, ebensowenig versteht unser westlicher Nachbar das Sprichwort: Viel Kinder, viel Segen. Insbesondere aber ist er kein Erzieher. Wie er es nirgend erreichte, uncivilisirte Völker zu seiner Bildungsstufe emporzuheben, wie seine Herrschaft über solche nirgend dauernde Spuren hinterlassen hat oder hinterläßt, Spuren, welche seine Befähigung zum Colonisator bekunden könnten, ebenso weiß er die eigene Jugend nicht zu erziehen. Die Sorge um die Kinder erscheint ihm lästig; er sieht sich derselben gern überhoben. Dazu kommen in vielen Familien die Erwerbsverhältnisse, welche die Zeit beider Eltern in Anspruch nehmen. Man gibt die Kinder also aus dem Hause. — Daher zunächst die Frequenz der écoles de maternité, welche die Kleinen schon vom zweiten Lebensjahre an aufnehmen. In Deutschland, wo die Eltern sich der persönlichen Beschäftigung mit ihren Kindern und des köstlichen Reizes derselben nur nothgedrungen begeben, haben die Kleinkinderschulen eine eigentliche Bedeutung nie gewinnen können, selbst nicht in ihren verfeinerten Formen; in Frankreich hat man schon sie bei der Bekämpfung der jugendlichen Ueberlastung in's Auge fassen müssen und für die tägliche Dauer der Beschäftigung ein Minimum von zwei, bezw. für die älteren bis zu sechs Jahren von $2^1/_2$ Stunden festzusetzen gesucht.

Aber auch für die nächstfolgende Stufe, den Elementarunterricht, liegen die Verhältnisse drüben weit ungünstiger als bei uns. Er ist übrigens in demselben Sinne obligatorisch, wie der unserige, insofern aber einheitlicher, als er das deutsche Institut der Gymnasialvorschulen nicht kennt, dessen Zweckmäßigkeit übrigens ja auch bei uns vielfach bestritten wird. — Die deutschen Stimmen, welche unseren Volksunterricht noch jetzt der Ueberlastung zeihen, sind vereinzelt geblieben und das mit Recht. Wenn irgendwo auf dem Gebiete des Schulwesens, so hat hier die Radicalcur: Einschränkung des Lehrstoffes, Verbesserung der Methode und Verschärfung der Aufsicht, ihre Früchte getragen. Eine große Menge Gedächtnißkrames haben die neueren Verordnungen über Bord geworfen und den Rest zum überwiegenden Theile der Einprägung in der Unterrichtsstunde, nicht mehr der häuslichen Arbeit zugewiesen. Unsere Landschulen kennen die Schularbeiten fast gar nicht mehr, und wenn in den Städten ein gewisser Anspruch an dieselben fast stufenweise mit der Einwohnerzahl wachsend sich geltend macht und hier in Berlin wohl den Höhepunkt erreicht, so findet diese Steigerung in dem etwas umfassenderen Lehrplane, der größeren Befähigung der Schüler angemessen, ihre Erklärung und ist die täglich darauf verwendete Zeit — wir sprechen immer nur vom Durchschnitte, nicht von vereinzelten, überall möglichen Ausschreitungen — selbst in ihrem Maximum eine unerhebliche. In Frankreich dagegen beklagt man sich über die häusliche Ueberbürdung der Elementarschüler; man will die tägliche Arbeitszeit auf $1—1^1/_2$ Stunden beschränkt sehen. $1^1/_3$ Stunden! Die Kinder haben also länger, gewiß erheblich länger an ihren Aufgaben zu sitzen. Woher kommt das? — Nun, die französische Verwaltung ist eben noch nicht dazu gekommen, jene dreifache gründliche Verbesserung des Lehrstoffes, der Methode und der Aufsicht — uns nachzumachen. Und warum nicht? — Das erklärt die geschichtliche Entwickelung. In allen Culturländern war die Schule ursprünglich ein Zubehör der Kirche, und in den katholischen hat sich diese Zusammengehörigkeit, fester geknüpft durch die Geistlichkeit gerade nach der und im Hinblicke auf die Reformation, weit länger und nachhaltiger erhalten. Der Clerus, der treue Hüter des Bestehenden, der entschiedenste Gegner aller Neuerungen, hat der Schule in Frankreich zwei bedenkliche Eigenschaften der klösterlichen Erziehung als Erbtheil hinterlassen, die Methode der gedächtnißmäßigen Aneignung und — worauf wir weiter unten kommen, hier aber gleich hinweisen müssen — die Einrichtung des Internats. Als die Schule der kirchlichen Botmäßigkeit entwunden war, und der Staat die Einsicht gewann, daß der Unterricht gehoben werden müsse, schlug man, und nicht nur in Frankreich, den verderblichen Weg ein, die Leistungen durch Vermehrung des Lehrstoffes statt durch Verbesserung der Methode erhöhen zu wollen. Dieser zu spät erkannte Irrthum, die eine Quelle des Uebels nicht zu verstopfen, die andere noch zu erweitern, hat eben die jetzige Nothlage heraufgeführt. Die französische Verwaltung, welche bis heute genug damit zu thun hatte, den offenen und geheimen Anläufen der Kirche, den verlorenen Boden wiederzugewinnen, mit Erfolg zu begegnen, während bei uns die clericale Partei es vorläufig bei allerdings wiederholten Drohungen hat bewenden lassen — die Verwaltung hat zur Abhülfe wenig thun können. Sie hätte das ganze Lehrerpersonal umbilden, die Sache bei den Seminarien angreifen müssen, und vor einer so weit ausgreifenden Reform schrickt ein französisches Ministerium unserer Tage im Bewußtsein seiner Kurzlebigkeit zurück. Dazu kommt, daß die Kammern der Unterrichtsfrage trotz der Declamationen einzelner nur ein laues Interesse entgegenbringen, den Verbesserungsvorschlägen sich wohl gar direct abgeneigt zeigen. So hat erst neuerdings (Anfang März) die Deputirtenkammer die für die katholischen, evangelischen und jüdischen

Digitized by Google

Seminarien geforderten Summen rundweg verweigert. Aber auch bei den Lehrern selbst finden Bemühungen, die Methoden zu bessern, wenig Zustimmung. Man muß billig erstaunen, wenn man in einem aus anerkannter pädagogischer Feder geflossenen Satze die Besorgniß liest, bessere Methoden und bessere Lehrer würden vielleicht für den Durchschnitt der Schüler zu gut sein, weil sie entweder zu viel Klugheit bei denselben voraussetzten, oder zu viel Eifer forderten. Und: Man könne von einem Lehrer wohl Wissen und Pflichttreue verlangen, aber „warum soll der höhere Lehrer ein Genie sein?" Freilich erklärt derselbe Pädagoge auch, für Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Naturwissenschaften gebe es nicht mehrere Methoden, nur für die Sprachen.

Es bleibt im Großen und Ganzen also zunächst alles beim Alten, trotz aller Warnungen. Es ist kein Geringerer als Jules Simon gewesen, der dem Elementar- wie dem höheren Unterrichte den schwerwiegenden Vorwurf machte, daß „er die Schüler des Denkens entwöhne, da sie zehn Jahre hindurch zuhören, abschreiben und aufsagen müssen". Da die Methode zur Zeit also unangreifbar erscheint, will man das Vielerlei der Lehrgegenstände vereinfachen, von denen bei der „katalogisirenden" Art, wie sie getrieben werden, die Jugend doch nur eine höchst oberflächliche Kenntniß erlange. Ja, die Fortgeschrittensten unter den Hygienisten verlangen, wie Stahl seinerzeit die Umkehr der Wissenschaft, so die der Jugendbildung: Der künftige citoyen brauche nicht so viel Grammatik, Geographie, Geschichte und Arithmetik, wie die Elementarschule biete; Lesen, Schreiben, Rechnen und einige Grundbegriffe über die Staatsverfassung genügten vollständig. Auf diese Weise würde man die jetzige übermäßige Zahl von dreißig Schulstunden wöchentlich wesentlich verringern und die so gewonnene Zeit körperlichen Uebungen zuwenden können. Es war zu erwarten, daß Bischof Freppel, beredter allerdings als in diesem Frühjahre bei uns ein Mitglied des Centrums, sich zum Anwalte dieser Tendenz machte und mit flammenden Worten die Reduction des Lehrstoffes — vielleicht auf den der guten alten geistlichen Zeit — verlangte, welche allein die hereinbrechende Entartung des französischen Volkes aufhalten könne.

Sowohl auf der untersten Stufe, wo das Kind zu früh und zu lange, als auch in der Elementarschule, wo es zu stark und zu lange in Anspruch genommen wird, ist also eine durchgreifende Besserung nöthig. Noch schlimmer aber steht es mit dem höheren Unterrichte und wiederum viel schlimmer als bei uns. Zu den Uebelständen, unter denen der französische, wie der deutsche Gymnasiast und Realschüler unserer Tage gleichmäßig zu leiden hat, treten für den Schüler der französischen höheren Anstalten drei neue, welche bei uns entweder rechtzeitig erkannt und erfolgreich bekämpft oder gar nicht aufgetreten sind. Sie sind um so gefährlicher, als sie theils in der geschichtlichen Entwickelung des Schulwesens, theils in nationaler Sonderart und socialen Anschauungen unserer Nachbarn wurzeln. Es ist die Methode, das Internat und das Prämienwesen.

Was zunächst die Methode angeht, so können wir uns kurz fassen. Es ist dasselbe Nachbetesystem, wie bei dem Volksunterrichte. Nicht die Lehrstunde ist hier die Hauptsache, welcher die Arbeitsstunden behufs Vorbereitung oder Wiederholung dienstbar sein müssen. In Frankreich liegt die Sache gerade umgekehrt; bei der gedächtnißmäßigen Behandlung des Lehrstoffes liegt in den études, den Arbeitsstunden der Schüler, der Schwerpunkt; kein Wunder, daß deren täglich mehr sind, als der Schulstunden, welche letztere nur dazu dienen, in ihrem größten Theile wenigstens, die Aufgaben für jene abzuhören oder durchzugehen und wiederum neue aufzugeben. Und wenn die Lehrstunde hier und da zum Entwickeln, zum „Weitergehen", wie wir sagen, benutzt wird, so geschieht dies in einem Vortrage, auf dessen rednerische Durchbildung der Lehrer, auf dessen phrasenreichen Fluß der Schüler mehr Gewicht legt, als auf seine Verständlichkeit. Von einem Unterrichte in unserem Sinne, einem lebendigen Hin und Wider, einer gemeinsamen Entwickelung an der Hand des Lehrers, davon ist eben gar keine Rede. Wie zu erwarten, ist das Schreibwesen denn auch in voller Blüthe; die schriftlichen Ausarbeitungen, die schriftlichen Straf- und Uebungsarbeiten finden eben so wenig ein Ende, wie das Memoriren und Repetiren des Gedächtnißballastes. Dank dem energischen Vorgehen unserer Behörden, sind diese Hauptquellen der Ueberbürdung auf unseren Anstalten abgeschnitten und versteht der Lehrer oder lernt, das Hauptgewicht auf die Lehrstunde zu legen und die Hausarbeit nur zur Unterstützung heranzuziehen.

Die ferneren Ursachen für die größere Gefährdung der französischen Jugend der höheren Anstalten liegen in zwei specifisch nationalen Einrichtungen unserer Nachbarn: dem Internate und dem Prämiirungssysteme.

Das Internat ist, wie wir schon sahen, ein Vermächtniß der geistlichen, klösterlichen Erziehung, welches bei der obenerwähnten Neugestaltung des Unterrichtswesens durch Napoleon I. gern erhalten und weiter ausgebaut wurde. Wenn sich, worauf man mit allen Kräften hinarbeitete, die französische Jugend ganz in die Ideen des Kaiserthums einleben sollte*), so konnte der Staat mit der an sich genommenen alleinigen Leitung des Unterrichtes sich nicht begnügen, sondern mußte auch die Erziehung der Familie und ihrem Einflusse entziehen. Daß er damit einem Wunsche vieler Eltern begegnete, konnte ihn nur darin bestärken und schuf der Einrichtung, deren geistlicher Ursprung nunmehr in den Hintergrund gerieth, ihre noch jetzt andauernde Popularität, ja machte sie zu einer nationalen. Das lycée oder collége, jenes staatlichen Patronates, dieses städtischen und meist nach oben hin unvollständig, gibt gewöhnlich den Schülern, außer dem Unterrichte, auch Wohnung, Kost und Kleidung. Bei uns haben sich, dank ihrem Stiftungsvermögen, nur einzelne, aber bewährte Internate erhalten. Das Bedürfniß des täglichen Umganges mit den Kindern ist für deutsche Eltern ein zu lebhaftes, die Vortheile, welche die Erziehung in der Familie bietet, werden zu hoch geschätzt, als daß man leicht darauf verzichten wollte. In Frankreich denkt man, wie gesagt, darüber wesentlich anders. — Einen erheblichen Theil der Internen senden allerdings die Familien, welche auf dem Lande oder in kleinen Städten ohne höhere Bildungsanstalt wohnen. Auch bei uns müssen Eltern in gleicher Lage sich in eine Trennung ergeben. Unsere „Pensionen" aber, so vieles man auch mit Recht an ihnen auszusetzen haben mag, geben doch immerhin einen Anschluß an eine Familie und lassen jedenfalls dem Schüler die Freiheit — vielleicht zu sehr —, sich nach seiner Eigenart zu entwickeln. — In wie hohem Maße das Internat bevorzugt wird, bezeugt die Thatsache, daß von der die höheren Pariser Schulen besuchenden Jugend die Hälfte in den staatlichen, etwa 42% in privaten und geistlichen Internaten und nur 8% in ihren Familien erzogen werden.

Diese Anstalten sind es nun, welchen vor Allem die Schuld an dem geistigen und körperlichen Verfalle des gebildeten Theiles der französischen Nation beigemessen wird. Es sind meist alte Gebäude in großen Städten, mit kleinen, sonnenlosen Höfen, mangelhaften Klassen-, engen, stark belegten Schlafräumen, nach ärztlichem Urtheile eher zu Gefängnissen, als zum Aufenthalte der Jugend geeignet. Bei dem übermäßig langen täglichen Aufenthalte der Schüler darin, bei der gering bemessenen, durch mancherlei Obliegenheiten noch verkürzten Erholungszeit lege die ungenügende Erneuerung der an und für sich schon unzuträglichen großstädtischen Luft den Keim zu Krankheiten der Athmungsorgane, der lange Sitzzwang erzeuge Verbildungen des Rückgrats und der Beckenknochen, bewirke Verdauungsstörungen und im Vereine mit der unzureichenden Athmung

*) In dem betreffenden Decret von 1808 heißt es geradezu:

Alle Schulen des kaiserlichen Lehrkörpers haben als Grundlage für ihren Unterricht zu nehmen:

1. Die Lehren der katholischen Religion.

2. Die Treue gegen den Kaiser, gegen die kaiserliche Monarchie, den Hort des Völkerglückes und gegen die napoleonische Dynastie, die Hüterin der Einheit Frankreichs und aller durch die Verfassung verkündeten aufgeklärten Ideen — u. s. w.

Digitized by Google

Verschlechterung des Blutes; das Arbeitsübermaß endlich beeinträchtige die Functionen des Gehirnes — kurz, der Geist wie der Körper sei dauernden Angriffen ausgesetzt, denen seine Widerstandsfähigkeit bald unterliege. — Ist aber dies erschreckende Bild nicht übertrieben? — Gewiß nicht allzu sehr. — Wer die Verhältnisse in mancher unserer sogenannten Vorbereitungsanstalten kennt, wirklich kennt, sage ich, kann sich ein ungefähr zutreffendes Bild vom französischen Internate machen. Nur walten doch noch gewaltige Unterschiede zwischen diesem und unseren Pressen ob. Letztere sind bestimmt, unter Verhältnissen aufgesucht zu werden, welche immerhin Ausnahmefälle sind; der Aufenthalt dauert einige Monate, dort neun bis zehn volle Jahre; hier unterziehen sich dem Martyrium, wenn auch nicht gern, so doch auch nicht widerwillig, jedenfalls nothgedrungen, Jünglinge, welche es zuvor gewöhnlich an sich fehlen ließen und während dieser Zeit die Kräfte gewissermaßen zu Unrecht aufgespeichert haben, die sie jetzt aufwenden müssen, um die Leidenszeit zu überstehen; dort ist es der gewöhnliche Gang der Dinge, unter welchem die männliche Jugend vom zehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre leiden muß. Sonst aber sind die Verhältnisse nahezu die gleichen. Das angestrengte, oft 12 bis 13stündige Arbeiten in geschlossenen Räumen, die mangelnde Bewegung entkräften, selbst in den wenigen Monaten bei uns und trotz guter Verpflegung, die Zöglinge sichtlich. — Zu alledem haben aber die französischen Internate noch einen schwer wiegenden Nachtheil: sie schädigen auch die moralische Entwickelung. Die bis in's Einzelne paragraphirte Hausordnung, das Gebot der Stille, die drückende Ueberwachung, die stramme Zucht, welche selbst auf kleine Vergehen unverhältnißmäßige Strafen setzt, all' diese halb klösterlichen, halb militärischen Gepflogenheiten leiten die Zöglinge an zur Heuchelei, reizen zu Uebertretungen im Geheimen, lassen sie im Lehrer ihren geborenen Feind sehen und bringen sie, wie in letzter Zeit wiederholt geschehen, wohl gar zu Zusammenrottungen und offener Widersetzlichkeit. Sie lehren im günstigen Falle freilich

Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen,

aber nicht in freiem Gehorsam, sondern in erzwungener Unterwerfung; in jedem Falle indessen beeinträchtigen sie die Bethätigung des Wollens und verkümmern die freie Entfaltung der Individualität.

Es ist charakteristisch, daß von den vielen Stimmen, welche die Schädlichkeit des Internats erkannt haben und bekämpfen, nicht eine sich ernstlich für die Radicalcur, die Abschaffung, erhebt. Man begnügt sich, diese oder jene Verbesserungen vorzuschlagen, wie die Académie de médecine die unausführbare Verlegung der Anstalten auf das Land. Selbst Jules Simon, so sehr er die Erziehung in der Familie pries, beschränkte sich darauf, in kleineren Pensionen mit höchstens 40 Schülern sowie besonders in dem Tutorensysteme, wie es in England und bei uns in Schulpforta und an einigen anderen Orten gehandhabt wird, das Heil zu erblicken. Man weiß eben sehr gut, daß die Einrichtung des Internats mit den nationalen Lebensgewohnheiten unserer Nachbarn zu innig verwachsen ist. Welch' ein allgemeiner Sturm der Entrüstung erhob sich nicht Anfang dieses Jahres, als der Unterrichtsminister Spuller lediglich aus finanziellen Gründen den so niedrig bemessenen Pensionspreis mäßig erhöhte! Man sah schon die Axt an die Wurzel gelegt, man glaubte den Bestand der bequemen Institution bedroht, einer Institution, deren Einrichtungen maßgebende französische Beurtheiler „grausam" und „unsinnig" nennen! — —

Der dritte Grund für die thatsächlich üblere Lage der französischen Jugend liegt in den Einrichtungen, durch welche die ganze Schullaufbahn hindurch das bei den Franzosen ja ganz besonders ausgeprägte Gefühl für Anerkennung und Auszeichnung, der angeborene Ehrgeiz, ja die Ehrsucht, gefördert und ausgenutzt wird. Dem Streben nach der gloire wird schon auf dieser Stufe gewaltig Vorschub geleistet. Wie in der Erziehung der Jesuiten beruhen alle Mittel der Zucht auf dem Ehrgeiz. Nicht Freude an der Sache oder an der Thätigkeit selbst, die man bei uns keineswegs überall, aber erfreulicherweise oft genug findet, ist es, welche den Schüler anspornt, sondern die Hoffnung auf öffentliches Lob, die Furcht vor öffentlichem Tadel. Mit wunderbarer Kunst sind die vielerlei Anfeuerungsmittel in eine systematische Stufenfolge geordnet worden. Auf die Ehrenverlesungen vor versammelter Anstalt folgt die Verzeichnung auf der Ehrentafel, der Sitz auf der Ehrenbank, die halbjährlichen Accessits und Ehrenpreise, Alles auf Grund der wöchentlichen Censirungen, deren Pointszahl in der Platzordnung ihren Ausdruck findet. Aus den wöchentlichen gehen ebenso rechnungsmäßig die Jahreslocationen hervor. Honneur, sieht man, überall! Und nun das Preiswesen insbesondere! Nicht etwa für die unteren Klassen bloß — nein, im Gegentheil. Für die philosophie und rhétorique, wie unsere Prima und Secunda bezeichnet werden, sind fünf, bezw. neun Preise für besondere Leistungen in den verschiedenen Fächern amtlich festgesetzt. Die Ausgezeichneten der einzelnen Anstalten erhalten wieder Gelegenheit, sich untereinander zu messen; die Sieger werden öffentlich belobigend genannt und von Theilen der Baccalaureatsprüfung dispensirt, welche im Ganzen unserem Abiturientenexamen entspricht. Endlich aber, und das ist die Haupterrungenschaft, öffnet sich ihnen die Anwartschaft auf den concours. Dieser concours ist der gewaltigste, aber unheilvolle Sporn für die französischen höheren Schüler. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß bei der Aufnahme in staatliche Anstalten, welche Benefizien bieten, der Staat die Fähigkeiten der Candidaten für seine Wahl maßgebend sein läßt; in Frankreich aber findet in allen solchen Fällen um die Zahl der Vacanzen ein Wettbewerb durch öffentliche Prüfung statt. Die Leistungen der Theilnehmer werden durch das Points- und Coëfficientensystem rangirt und vom Bestbestandenen herab so viele genommen, als Stellen auszufüllen waren. Die Uebrigen haben sich eben diesmal umsonst bemüht. Diese Einrichtung, bei welcher der Staat sich freilich gut steht, wenn er auch keineswegs immer die tüchtigsten Köpfe, so doch sicher die ad hoc bestvorbereiteten für seine Musterbildungsanstalten erhält und später für seine Beamtenstellen, ist angeblich eine nationale von altersher: schon die gallischen Schulen der Römerzeit sollen sie im Principe gehabt haben. Eine Stiftung aus dem vorigen Jahrhundert bot die Mittel, die Pariser Wettprüfung für die Aufnahme in die Normal- Hoch- und Fachschulen mit großem Gepränge zu umgeben, den grand concours général.

Glücklich der Lehrer des lycée, welcher wieder so und so viele Schüler zum Siege in diesem concours geführt hat — die behördliche Anerkennung, das Avancement ist ihm sicher; glücklich die Privatanstalt, der es gelungen —, ihr Jahresbericht wird kräftig in die Posaune stoßen und, wie zu einer durch einen größeren Treffer begünstigten Lotteriecollecte neue Spieler, werden zahlreiche neue Schüler ihr zuströmen. Glücklich die jungen Sieger selbst, die bei einem Festmahle gefeiert, deren Namen in den Zeitungen und dem Prüfungsberichte veröffentlicht werden, und die sich damit eine Stelle unter der beschränkten Zahl der Candidaten für die Hoch- und Fachschulen des Staates mit allen damit verbundenen Vorrechten und Vorteilen errungen haben. Glücklich die Eltern, welche ihre Söhne nunmehr geborgen und sich entlastet sehen; glücklich der Staat, der so unter den Besten die Allerbesten für seinen Dienst auslesen kann. Gewiß, eine sinnreiche Einrichtung, dies immer feiner werdende Sieb für die staatlichen Carrièren! —

Aber welche Uebelstände hat diese Institution für das Schulwesen schon gezeitigt, welche Gefahren drohen ihm daraus noch! Gewiß ist der Lehrer der Tüchtigste, der es versteht, die Mehrzahl der Klasse, also das Mittelgut, zum Durchschnittsziele zu bringen, dabei die Trägen und Schwerfälligen so viel als möglich mit aufzuraffen und auch bei alledem die Begabten nicht geistig müßig gehen zu lassen. Der erfahrene Pädagoge kann sich sehr wohl mit dem Gros beschäftigen und dabei doch das volle Interesse der Vorgeschrittenen in Anspruch nehmen. Auf die Lösung dieser Aufgabe muß der französische

Digitized by Google

Lehrer bei den jetzigen Einrichtungen verzichten, wenn er es mit seinen besseren Schülern und — sich selbst gut meint. Er hat ganz anders zu verfahren. Da die ganze Arbeit des Lehrers wie des Schülers einzig auf die Prüfungen zugeschnitten ist, so wird jener zunächst ergründen, ob und für welches Fach der einzelne Schüler besondere Anlage, vorwiegendes Interesse zeigt. Dafür wird er ihn dann, selbst auf Kosten der anderen Fächer, zurichten und zustutzen, d. h. ihn eine Unmenge von Regeln, Beispielen, Formeln oder Daten lernen lassen, wenn möglich unter Rücksichtnahme auf die ihm etwa bekannt gewordenen Eigenheiten und Liebhabereien der Examinatoren. Daß von Aufsichtswegen ihm dabei Schranken gezogen würden, hat er nicht zu befürchten; vielmehr sind geradezu officielle, besonders bezahlte Nebenstunden in den Lehrplan aufgenommen, die sogenannten conférences, um durch eine eingehendere Durchnahme des Klassenpensums seitens des Fachlehrers die begabteren Schüler, und nur diese, noch außerordentlich zu fördern. Das kommt eher vor, daß ein vielversprechender Aspirant unglücklicherweise auch noch in einem anderen Fache Tüchtiges leistet und der Lehrer mit einem Collegen in seinen Ansprüchen an die Arbeitskraft seines Favoriten wetteifern muß. — Die Privatanstalten verfahren keineswegs anders; das lycée ist ihr Vorbild. Einzelne gehen sogar so weit, besonders begabte Knaben aufsuchen zu lassen und sie für ein Geringes oder selbst ganz ohne Entgelt auszubilden; nicht aus reiner Nächstenliebe, sondern in der Absicht, durch den erwarteten Sieg des élève de prix neue Zöglinge anzuziehen, welche dann die Kosten der Reclamespeculation reichlich bezahlt machen. Der früher allgemein beliebte Mißbrauch, gute Schüler einen Klassencursus zweimal durchmachen zu lassen, um ihre Kenntnisse für die Wettprüfung besonders zu befestigen, ist jetzt abgestellt. Wir in Preußen lassen allerdings auch Klassen „doubliren", aber nur von den Schwachen, denjenigen, welche das Klassenziel im ersten Cursus nicht erreicht haben.

Wie es bei diesem Eliteweſen, diesen Paukcursen nun um den Schülerdurchschnitt, wie gar um die Untüchtigen bestellt ist, wie sehr die Willigen unter ihnen sich anstrengen müssen, kann man, besonders in Erinnerung an die gedächtnißmäßige Lehrweise, sich selbst zurecht legen. Diesem Mangel hat auch die Verwaltung sich nicht verschließen können und für die Zurückgebliebenen Repetitionscurse angeordnet, welche nun ihre Belastung noch weiter vermehren und überdies bei der erklärlichen Unlust des Lehrers, mit den Nachzüglern sich zu beschäftigen, einen nennenswerthen Erfolg nicht haben. Trotzdem aber oder deswegen werden die Unreifen meist mit versetzt, in der allerdings richtigen Erkenntniß, daß sie in der nächsten Klasse ebenso gut oder so schlecht untergebracht sind, wie in ihrer bisherigen. — So sehen wir alle Schüler durch die schädlichen Folgen des Preissystemes übermäßig belastet. Die oft gesunde Reaction mancher sonst gut gearteten Naturen bei uns gegen zu große oder ihnen zeitweise unbequeme Anforderungen, eine vorübergehende Erholung durch Nichtsthun, diese rationelle Selbsthülfe kommt drüben nicht leicht zur Geltung. Das Jagen und Hasten des Lehrers wird durch den wetteifernden Ehrgeiz der Schüler und durch die unverständige Ungeduld der Eltern, welche bei den Besuchen an drängenden Ermahnungen es nicht fehlen lassen, nur allzu sehr unterstützt. Was Wunder, wenn bei dieser beständigen Ueberanspannung, dieser andauernden Ueberbürdung der jugendliche Organismus den nöthigen Widerstand nicht leisten kann, wenn die körperliche und geistige Gesundheit thatsächlich auf das Schwerste geschädigt wird?

Dazu treten äußere Umstände, welche die Sache von Tag zu Tage schlimmer, das Uebel immer drückender machen. Nicht nur, daß der Kampf um's Dasein immer schärfer, immer rücksichtsloser geführt wird, daß die Waffen immer wuchtiger, immer schneidiger werden müssen, wenn der Träger seinen Weg sich bahnen will; das ist überall der Fall. In Frankreich aber hat die Errichtung der Republik noch ein Uebriges dazu gethan. Der Ständeunterschied unter der Monarchie, der unleugbare, aus dem Kastengeiste hervorgehende gewohnheitsmäßige Sonderanspruch der Beamtensöhne auf die amtliche Carrière ist von der égalité stark in den Hintergrund gedrängt. Die allgemeine Gleichberechtigung hat die Zahl der Kandidaten für die wissenschaftliche Laufbahn unverhältnißmäßig vermehrt. Wie bei uns sind die einschlägigen Berufszweige überfüllt, und die Menge der Anwärter wächst zusehens. So gefährlich auch die Ueberproduction von Gebildeten für die Gesellschaft allerorts ist, so wirken doch bei uns ihre Folgen wenigstens nicht zurück in die Schulen, wie jenseits des Rheines. Die Zahl der Bewerber um die concours wird von Termin zu Termin immer größer, und in Folge dessen wird es immer schwieriger, in die kleine Zahl der Auserwählten zu gelangen. Die Schüler sind also gezwungen, immer mehr Wissensstoff sich zu eigen zu machen, um ihre Concurrenten schlagen zu können; die Lehrer werden immer eifriger, je schwerer es ihnen geworden ist, sich auszuzeichnen; die Eltern immer dringender, je länger die voraussichtliche Frist bis zur wirthschaftlichen Selbständigkeit des Sohnes wird. Was ist das Ergebniß? Das Mittelgut und die schwachen Schüler sind und bleiben nicht nur überlastet, weil der Unterricht sie vernachlässigt, sie werden es sogar noch mehr, je mehr Zeit die Vorbereitung der guten verlangt; diese aber noch mehr, weil die Anforderungen an ihre Kenntnisse durch die stets wachsende Zahl der Mitbewerber sich steigern. Einsichtige Männer bekennen unverhohlen, daß sie an einer Besserung in dieser Hinsicht verzweifeln; einzelne klagen la manie du concours offen als Grundübel an; die Stadt Paris hat sogar seit längerer Zeit den Wettbewerb abgeschafft, allerdings nur in ihren Elementarschulen, in welche er auch schon gedrungen war: aber der Reiz ist für die an den höheren Anstalten interessirten Kreise zu verlockend, als daß eine ernstliche Bewegung für die Aufhebung sich geltend machen wollte.

Die gekennzeichneten drei Mißstände sind der Krebsschaden des französischen Schulwesens, und um so gefährlicher, als keine Aussicht, ja keine Absicht vorliegt, die einzig gebotenen radicalen Maßregeln dagegen anzuwenden. Wir sahen, daß eine Verbesserung der Methode an dem althergebrachten Schlendrian und an der mangelnden Ausdauer der Ministerien scheitert, daß Internat und Prämienwesen, den concours einbegriffen, geschätzt werden als lieb gewordene nationale Eigenthümlichkeiten, an deren Bestand zu rütteln ein Frevel wäre. Wohl ist auch bei uns durchaus nicht alles schön und lobenswerth. Aber vor allem denkt man doch nicht daran, die Quellen des Uebels zu conservieren. Wohl wird es manchem von unseren Lehrern noch immer schwer, die so bequeme Unterstützung durch häusliches Memoriren nur mit Maß anzuwenden, aber über das französische Nachbetesystem sind wir doch seit langem hinaus, und die Vorsorge der Behörde hat es an Maßregeln nicht fehlen lassen, welche ihren Verordnungen die gebührende Beachtung gewährleisten können. Der Sitzstunden in der Klasse wie zu Hause sind für unsere Schuljugend immer noch zu viele, eine große Zahl von Anstalten entsprechen den Anforderungen der modernen Hygiene keineswegs, aber uns bedroht kein Internatsunwesen mit seinen unleugbaren Gefahren. Unsere einjährigen Zeugnisse, unsere Abiturientenprüfungen haben für die junge wie die alte Welt noch immer Beängstigendes genug, allein diese vorübergehende Ueberanstrengung verschwindet gegen die Wirkungen des Stimulationssystems unserer Nachbarn, das Tag für Tag, von Klasse zu Klasse die Schüler in athemloser Erregung hält. Wohl steht endlich auch bei uns die gebildete Jugend in ihrer militärischen Brauchbarkeit zurück hinter der der übrigen Volksklassen, aber doch nicht so, daß wir es nöthig hätten, wie die französischen Patrioten das Haupt in die Toga zu verhüllen und in orakelhafter Weise auf den Tag hinzuweisen, wo das Vaterland seine jugendlichen Krieger rufen und fast der ganze gebildete Theil der Nation fehlen wird.

Solamen miseris socios habuisse malorum. Ein seichter und magerer Trost, selbst wenn die Erkenntniß, daß anderen es nicht bloß auch schlecht, sondern noch übler ergeht als uns, unsere Schadenfreude befriedigt; eine gefährliche Selbstbeschwichtigung, wenn der Hinblick auf unsere verhältnißmäßig günstigere Lage uns die Hände in den Schoß legen läßt, während wir, nur an einer weniger steilen Stelle, dieselbe schiefe Ebene wie unser Nachbar hinabgleiten. Ha.

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Die erste Rolle.

Von M. Halm.

Im Frühling des vorigen Jahres war ich in Wien. Ich stieg bei meiner Tante ab und wohnte auch die sechs Wochen meines Aufenthaltes dort. Wie lustig ist das Reisen! Ich sitze viel zu Hause, schreibe und übe meine Rollen, gehe zu meinem Lehrer — manchmal kommt auch er zu mir — oder ich laufe mit meinem Bruder Franz spazieren oder in's Theater. Papa ist sehr streng, ich darf nie ohne Begleitung ausgehen und wenn ich einmal engagirt bin, geht das alte Fräulein Möller mit. Ich komme also wenig in die Freiheit. Man sah es aber zu Hause ein, daß ich — eine Zukunft als Schauspielerin vor Augen! — die Nase doch ein Bischen in die Welt stecken muß und die Einladung der Tante in Wien wurde angenommen — ich durfte reisen.

Es ist unbeschreiblich, wie ich mich fühlte — jubelvoll — frei! Ich wußte mich kaum zu fassen vor Freude, ich war wie in einer Wolkenwiege! Der Eilzug schwebte nämlich im Fluge dahin, wobei sich die Waggons schaukelten und Wolken, ach, wahrhaft himmlische Wolken, silberweiß und leuchtend, auf dem blauen, wunderklaren Himmel mitzogen. Es war Ende April, es war schon recht warm, unten alle Fluren grün, die Bäume voll Blüthen, oben auf den Bergspitzen der Schnee — Alles weiß und grün. Das ganze Land war im Brautkleide.

Der Schaffner, ein rußgeschwärzter, gar nicht übler Mann, schob sich alle Augenblicke vor den Waggonfenstern vorbei. Mein freudesprühendes Gesicht mochte ihn angespornt haben zu fragen, wie ich mich befinde, ob ich etwas wünsche — als ob man im Waggon viel wünschen könnte! Ja, er entschuldigte sich sogar wegen seines rußigen Gesichtes und gab der Scham über seine schmutzigen Handschuhe Ausdruck.

Es war mir eine Pein, das Lachen zurückzuhalten, denn diese Galanterie war zu komisch. Aber da Alles auf Erden ein Ende hat, so endete auch diese Fahrt. Wir kamen in Wien an, ich sah meinen kletternden Gesellschafter nicht mehr, stieg aus, und der mit meinen vielen Schachteln bepackte Bahndiener führte mich zum Wagen.

Ich fuhr zur Tante — der Onkel hatte mich auf dem Bahnhofe erwartet und verfehlt, was mich wieder sehr zum Lachen reizte; denn kaum hatte ich die erstaunte Tante begrüßt — sie war nämlich erstaunt, daß ich allein kam —, so kam der gute Onkel Bodo herangekeucht, ganz athemlos. Der gute Onkel! Es setzte ein paar scheinbar böse Worte — warum ich nicht aufgepaßt habe ob er da sei — ein paar Küsse, ein paar gegenseitige liebreiche Püffe in den Rücken — und es war gut.

„Aber ich bin hungrig, liebe Tante," sagte ich, nachdem ich mich aus meinen Kleidern herausgeschält hatte, und legte meine Arme um ihren Hals.

„Nun," sagte die Tante, „wir haben Kalbsschnitzel mit Reis; Hasenbraten mit Kartoffeln ist auch noch von Mittag geblieben."

„Und gutes Bier!" rief ich.

„Ja, ja," bestätigte der Onkel, und meine 18 Jahre in Person, hatten nichts anderes zu thun, als an Beiden hinan und wieder herab zu hüpfen — ich bin ja solch ein Kind!

Das sagten auch Onkel und Tante, und sie sagten auch, daß mein Organ sich sehr herangebildet habe. Selbstverständlich! Die Uebung, das Streben nach Wohllaut, die Liebe zur Sprache und — ein bischen Talent! Nun, ich bin eben eine geborene Theaterprinzessin, wie mich meine Gespielinnen schon in der Schule nannten!

Da ruft man zu Tische. Ich gehe mit Onkel und Tante in's Speisezimmer hinüber, welches nach dem Hofe hinaus liegt, da pralle ich zurück, denn — mitten im Zimmer steht ein langer, dünner Mensch, sehr lang, sehr dünn, solch einer, von denen wir schon als Kinder in der Schule zu sagen pflegten: Er ist wie ein Strohhalm. Steht solch einer da! Gar nicht übel, jung — offenbar (und auch thatsächlich) Student. Verbeugt sich — mir war, als knickste und knackste es dabei nach allen Richtungen an ihm, denn er bestand aus lauter Knochen, freilich, aus zierlichen, feinen Knochen. Er hatte überaus reiches blondes Haar, sehr große blaue Augen und ein ganz kleines schmales Gesicht, schlechte Zähne, aber feine Züge. Der Unglücksmensch, sogenannter Zimmerherr bei meiner Tante — so heißt man in Wien, wenn man ein möblirtes Zimmer bei einer Familie in Miethe hat; Zimmerfrau oder Zimmerfräulein, wenn man in solchem Falle weiblichen Geschlechtes ist — verliebt sich auf den ersten Blick in mich.

Ich wußte das freilich nicht gleich. Onkel und Tante stellten uns einander vor: Nichte Elisa — Herr Werschbitz — ich kann den Namen heute noch nicht recht aussprechen — aus Mähren, Studiosus juris. „Studiosus", das hatte ich mir gleich gedacht; aber „jur."? Ich hätte auf „phil." gerathen, wie man zu schreiben pflegt.

Nun, ich ahnte nichts, ich war ja noch ganz schmutzig von der Bahn her, im zerdrückten Kleide, die Haare — nein, wie eine Zigeunerin. Schwarz sind sie ohnedies, jetzt hingen sie mir noch nach allen Richtungen vom Kopfe hinunter; rückwärts der aufgelöste Zopf — alle Schildplattnadeln waren weg, der Schaffner fand vielleicht eine zum Andenken — und vorn auf der Stirne, da sah man auch nur lauter Haarsträhne. Ich war gewiß abscheulich, zumal ich noch dazu schnell aß und noch jäher trank. Mama und Papa lassen mich so selten etwas trinken. Mama sagt, ich hätte Feuer genug, „nur zu viel", sagt sie. Aber da, bei Onkel und Tante — dem Onkel hat es Spaß gemacht, mir recht viel einzuschenken —, da durfte ich nach meinem Durste trinken. Aber als wir aufstanden, konnte ich nicht gleich stehen; ich war ganz erschrocken, so war mir das Bier in die Füße gegangen! Jedoch schlau wie ich bin, sagte ich: „Die Reise, das Rütteln, das Fahren" und der Jüngling sprang herzu — er hatte ohnedies neben mir gesessen — und bot mir seinen Arm. „Schöne Schauspielerin das, die nicht auf eigenen Füßen stehen kann," rief ich lachend.

Ich hing mich recht fest an ihn an und er führte mich, nachdem ich von Tante und Onkel Abschied genommen hatte, über das große Vorzimmer, durch den Flur in mein Zimmer, welches für mich vorbereitet war. Da war's noch ein bischen kalt, weil Nanni, die dumme, gute, alte Nanni, das Fenster — es war nur ein einziges in dem kleinen Zimmer — offen gelassen hatte, und der junge Mann hustete.

Er hatte schon bei Tische gehustet, eigentlich gehüstelt, jetzt hustete er so, daß seine ganze blonde — übrigens, wie schon bemerkt, sehr hübsche Haarmähne — in großen Wellen hin und her flog. „Sie müssen sich schonen, Sie haben Husten, Herr Werschpetz oder Werschpitz," ich weiß gar nicht wie ich sagte, und ich warf ihm meinen Reiseplaid um die Schultern.

Er hüllte sich ein, schloß das Fenster, küßte mir zum Abschiede die Hand, sagte aber in der Thüre: „Nennen Sie mich Julian, Fräulein. Es macht Ihnen Mühe meinen Namen auszusprechen, wie ich sehe. Bitte, sagen Sie, wenn Sie künftig das Wort an mich richten, Julian."

„Also gute Nacht, Herr Julian," rief ich heiter. „Nehmen Sie nur den Plaid mit, im Vorhause ist's ja auch kalt." Er küßte mir nochmals die Hand und ging.

Ich schlief prächtig, so gut, daß ich gar nicht wußte wo und wer ich bin, als ich erwachte. Onkel Bodo hatte geklopft, sonst hätte ich am Ende noch weiter geschlafen. Ich kleidete mich rasch an und saß bald am Frühstückstische, wo auch Herr Julian seinen Platz hatte.

Wir waren Alle bei guter Laune, die Tante bedauerte nur, daß ihr Zimmerherr und Schützling — seine Mutter hatte ihr ihn warm empfohlen und zahlte gut — just jetzt krank sein müsse. „Du glaubst nicht, Elisa," sagte sie, „wie lustig Herr Werschbitz sein kann, wie er lachen kann."

In der That, schon lachte Julian über diese Bemerkung der Tante, verfiel aber in einen schrecklichen Husten, wobei ihm die Thränen aus den Augen flossen. Man hatte das Gefühl, daß seine Brust zerspringen müsse. „Entsetzlich!" rief ich, denn mir war sehr leid um ihn. „Sie dürfen nicht mehr lachen, Herr Julian," sagte ich ernst.

„Wie bin ich unglücklich," sagte der arme Mensch, „daß ich gerade jetzt erkranken mußte —" wieder ein Hustanfall.

„Sie bleiben heute zu Hause, Herr Julian," sprach die Tante dictatorisch. „Sie müssen sich schonen. Bei Ihrem raschen Wachsthume kann es schlimm werden. Nun husten Sie schon vierzehn Tage, bei stetem Fieber. Der Arzt hat einen Lungencatarrh constatirt, Sie dürfen nicht in's Colleg. Die vielen Treppen, der Temperaturwechsel, im Hörsaale warm, draußen die scharfe Lenzluft."

„Ich werde zu Hause bleiben," sagte Herr Julian wie ein folgsames Kind. Und er blieb zu Hause, schlich von Zimmer zu Zimmer, lag auf den Sophas umher, las und — fieberte. Es wollte nicht besser werden.

So ging es fort, mehrere Tage. Ich ging in's Theater, besuchte einige Concerte, stellte mich bei Directionen, Redactionen und bei verschiedenen Autoritäten meines Faches vor. Ich hatte mich so einfach als möglich gekleidet, um als künftige Comödiantin recht bescheiden auszusehen, ganz in Havannah. Ich sah beiläufig aus, wie eine große wandelnde Cigarre, aber trotzdem — nun, diese Männer! Fast Jeder sagte mir Schönheiten, wollte, daß ich in Wien bleibe, fragte, wann ich wiederkomme — mir scheint, gar Manchem geht es mehr um die Person, als um die Kunst. Hätte Mama das gesehen!

Onkel war freilich mit, aber Onkel ist noch ein stattlicher Mann, trotz seiner kleinen Glatze — und wenn man schon als Paar eintritt, da ist man gleich nicht so interessant.

Onkel mußte also immer draußen warten, bis ich mit dem Vorstellen, Fragen, Ersuchen und Empfehlen fertig war. Man glaubt gar nicht, was es auch für liebe Menschen auf dem Gebiete der Kunst und der Feder gibt. Einer groß, schön, gar nicht alt, aber ein wahrer Rübezahl an Bart, der sah so väterlich auf mich herab und versprach zu thun, „was sich thun läßt" — eine schöne Phrase! — wenn ich hier auftrete. Ein zweiter, der war allerliebst. Klein, gar nicht hübsch, nicht sehr jung, aber so lieb, so gut. „Warum bleiben Sie denn nicht lieber gleich da? Kommen Sie doch bald wieder —" so ging es fort. Alles wirklich herzlich, fast naiv gesagt. Aber einer, ein winziger rothblonder Geck, blutjung, mit einer Geiernase und kleinen schielenden Grauaugen, die man unter der Stirne tief drinnen suchen muß, den Zwicker bis auf's Blut in den unverschämten Nasenhöcker hineingekniffen, der war frech. Er wollte mich nach fünf Minuten gleich küssen — wenn Mama das wüßte, sie weinte sich die Augen aus, Papa griffe nach dem Auskopfstäbchen und würde mir die Schuld geben — nun, dem hab' ich aber eins versetzt! Kein Zahnschmerz macht solchen schönen rothen Fleck beim Ohre. Er war wüthend und sagte: „Warten Sie, Sie schlechter Fratz, ich verreiße Sie, sobald Sie nur hier auftreten!" Ich aber lachte ihm in's Gesicht und sagte das große Wort der Ziegler: „Die schlechtesten Birnen sind es nicht, an denen die Wespen nagen," und ging. Das war die einzige Niederlage in dem großen Triumphzuge meiner Wenigkeit in der Residenz.

Julian's Zustand wurde indessen immer bedenklicher. Der Arzt drängte dahin, daß der Patient nach Hause reise, um sich dort einer gründlichen Cur zu unterziehen. Man weiß, was es heißt, wenn die Aerzte einen Kranken fortschicken. . . . Sie wollen ihn nicht unter ihren Händen verlieren. — Die Tante fürchtete sich auch vor der Verantwortung. Julian war sehr schwächlich und er war erst 20 Jahre alt. Seine Mutter telegraphirte um ihr Lieblingskind — er war der Jüngste, die anderen Kinder

Digitized by Google

waren bereits verheirathet. Man packte und eines Tages stand der arme Julian vor mir und nahm Abschied. Er schüttelte Onkel und Tante die Hände, mir küßte er beide Hände mehrmals, blickte mit thränenvollen Augen auf mich herunter. Ich bin nicht gerade klein, aber neben diesem langen Menschen war ich wie eine Fliege. Er neigte sich tief zu mir herab, um mir in die Augen zu sehen — und er ging.

Mir war im Augenblicke recht leid um ihn. Er war ein sehr anständiger junger Mann. Wir hatten oft bei Regenwetter, oder wenn ich zu müde war um auszugehen, stundenlang auf dem Sopha beisammen gesessen und er hatte es nicht gewagt, auch nur mit einem Worte zu verrathen, daß ich ihm besonders werth sei. Jede Miene an ihm war Ehrfurcht und Verehrung mir gegenüber, mehr nicht. Nun war er fort und ich war darüber fast froh, denn — so etwas fühlt man ja — einmal wäre es doch zu einer Erklärung gekommen. Vielleicht schon beim Abschiede, wenn Onkel und Tante nicht dabei gewesen wären.

Kurz nach Julian's Abreise erkrankte meine gute Mutter. Es war nichts Gefährliches, aber welche Tochter bleibt ihrer Mutter ferne, wenn sie dieselbe leidend weiß?

Ich reiste eiligst nach Hause zurück — Mama war schon auf dem Wege der Besserung. Ich nahm meine Studien, meine Proben wieder auf — da kommt ein Brief. Fremde Handschrift, fremdes Postzeichen — ach, von Julian's Mutter, die Gutsbesitzerin in Mähren war. Schrecklicher Jammer! Die arme Mutter wußte, daß ihr Kind verloren sei. Sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht. „Manchmal," schrieb sie, „ist's, als ob ein Strahl von Hoffnung über unser Elend hereinbräche — aber bald wird es wieder schlimmer und was das Unglück noch erschwert," schrieb die alte Dame, „mein Sohn liebt Sie und baut Luftschlösser und Zukunftspläne auf Ihre Gegenliebe. Er spricht, seit er von Wien zurückkehrte, nur von Ihnen, er beklagt die Wahl ihres Berufes, der ihm verwerflich erscheint (Sie begreifen das, liebes Fräulein, daß er mit solchen Augen sieht, und verzeihen es!), er will, sobald er kann, seine Studien weiter verfolgen, die Staatsprüfung machen und dann, wenn er eine Stelle in Aussicht hat, als Freier um Ihre Hand auftreten. Edles, fremdes Mädchen, verzeihen Sie es einer unglücklichen Mutter, daß sie Sie hier bittet, flehentlich bittet, die Rolle zu übernehmen, welche mein armes Kind Ihnen zumuthet. Erleichtern, verschönern Sie ihm seine letzten Tage! Er wird nicht aufkommen, auch sein Vater starb an einem ähnlichen Leiden, wenn auch in späteren Jahren.

„Es ist furchtbar, was mein Herz zu leiden hat, denn auch ich muß mich verstellen, muß heiteren Angesichtes an ihm vorüber gehen, muß über seine glückliche Zukunft mit ihm sprechen, wohl wissend, daß Alles nur eine schöne, entsetzlich grausame Lüge ist.

„Julian wird Ihnen schreiben, ich bitte Sie, nehmen Sie seine Worte gütig und geduldig an; antworten Sie ihm, um Gotteswillen, nicht absprechend! Helfen Sie mir, der verzweifelnden Mutter, sein Leben hinhalten, seine letzten Stunden verklären. Der Arzt sagt, sein Befinden hange zu großem Theile von seinem Gemüthszustande ab. Er leidet wenig, nur ist er zum Erschrecken schwach, und der Husten quält ihn. Er ist schön, wie ein Heiligenbild. Wenn Sie ihn jetzt sähen, Sie wären vom tiefsten Mitleide hingerissen. Möge dieses Mitleid Ihre Seele bewegen, daß Sie die Bitte einer unglückseligen Mutter erfüllen und seine Liebe scheinbar erwiedern!"

Dieser Brief kam im September und Anfangs November mußte ich — reisen.

Julian hatte eine eifrige Correspondenz mit mir in Scene gesetzt und ich mußte viele Wochen lang meine Rolle mit der Feder spielen. Wie mir das mühsam ward! Glücklicher Weise gefiel dem Kranken mein bisweilen burlesker Stil und ich verlegte mich hauptsächlich darauf, ihn heiter zu erhalten, ihn durch allerlei Scherze und Witze zu erfreuen, indem ich seinen enthusiastischen Ergüssen, seinen Plänen für eine glückliche Zukunft an meiner Seite, nicht widersprach.

Geradezu Liebe lügen konnte ich nicht — meine Natur ist nicht zur Lüge gemacht, aber zum Glück sind Verliebte immer blind und glauben, weil sie lieben, müsse der Andere auch lieben. Sie legen sich darum Alles zu ihren Gunsten aus und es fehlte somit, trotz all' meiner Passivität in diesem Briefwechsel, nichts zu Julian's Glücke.

Ich begreife nicht, wie er das Leben aushielt, welches er dort auf dem Lande führte. Sommers, da ging es wohl noch leidlich; im Garten sitzen, lesen, spazieren gehen, aber im Herbste! Bei zunehmendem Fieber und Abnahme der Kräfte, das stete Gefangensein im Hause, das Hinausgucken durch die Fensterscheiben — und was sah er da? Auf dem Landgute, welches zwar nahe an der Kreisstadt liegt, sah er doch nur Bauern, Karren, Hunde, Katzen, allerlei Hausvieh und das bischen Flachland. Aber er war „im Himmel", wie er schrieb, „glücklich wie noch nie", denn ein Glück, welches er nie zu ahnen, nie zu hoffen gewagt hätte, sei nun sein. Armer Julian, welches war Dein Glück?

Im abscheulichsten Landregenwetter mußte ich reisen. Julian's Mutter, die sehr wohlhabend war, hatte Reisegeld geschickt und ich habe es selbstverständlich nicht zurückgewiesen. Es war ja im Grunde nicht meine Angelegenheit!

Der Arzt hatte mich auf dem Bahnhofe abgeholt, ein alter Herr mit weißen Haaren. Er nahm mich gleich beim Kopfe und küßte mich gerührt auf meine zerzausten Locken. „Braves Mädchen, edles Herz," sagte er mit feuchten Augen. Ich war ganz erstaunt. „Wo ist denn da etwas Besonderes?" fragte ich. „Einem armen, leidenden Menschen helfen, das muß doch Jeder. Frau Werschbitz schrieb mir —" „Ich weiß, ich weiß," sagte der alte Herr und wir stiegen ein.

„Es wird nicht lange mehr dauern, liebes Kind," sagte der Arzt. „Solche Kranke fühlen meistens ihren nahen Tod voraus — so auch hier. Der arme junge Mensch ist über alle Schrecken des Todes gehoben durch das Glück, welches Sie ihm bereiten und, ob er nun die Wahrheit erkennt, oder ob er wirklich auf Besserung hofft, er erwartet die Krise, wie er sich ausdrückt und macht diese von Ihrer Ankunft abhängig. Ich denke, wenn er Sie gesehen, gesprochen hat, wird es bald vorüber sein. Er hat ja fast keine Lunge mehr. Mich dauert nur die arme Mutter."

Mir war seltsam schauerlich zu Muthe. Der auf dem Landwege dahin holpernde Wagen, der von Stein zu Stein hüpfte und uns bald nach rechts, bald nach links, dann wieder nach rückwärts oder nach vorne warf, erinnerte mich an die Karren, in welchen man Verurtheilte zum Richtplatze führt. Ich schwieg — mir war sehr unbehaglich.

Der alte Herr sprach mir Muth zu. „Haben Sie Ihre Rolle im Dienste der Humanität so lange gut gespielt, mein Fräulein, so führen Sie sie jetzt vollends und tadellos zu Ende."

Ich nickte. „Denken Sie nur," fuhr er fort, „welches Glück es für Sie ist, daß Sie den jungen Mann nicht lieben. Wäre dies der Fall, so wär's viel bitterer für Sie!" Ich sah den guten Alten an. „Sie haben recht, Herr Doctor, sprach ich und bereitete mich im Geiste auf das Peinliche vor, das mich erwartete.

„Es wird wohl im Krankenzimmer recht dunstig sein?" fragte ich. „Frische Luft ist mein Leben. Dumpfe, unreine Luft droht mich zu ersticken, sie raubt mir den Athem, ich werde rasend in schlechter Luft," sagte ich.

„Wozu wäre ich denn da, wenn solch ein junges Geschöpfchen giftige Luft einathmen müßte?" antwortete mir der Arzt. „Sie haben eine schöne Meinung von einem alten Praktikus." Der gute alte Herr lächelte so freundlich, daß mir einen Augenblick lang leichter um's Herz war. „Der Kranke wird morgen in ein anderes Zimmer gebracht. Milde Wärme, Blumenduft, Licht, reine Luft, das Alles finden Sie, liebes Kind. Aber heute müssen Sie bald zur Ruhe gehen, um sich für morgen zu stärken. Es dämmert schon" — sagte er.

Der Wagen hielt vor einem hübschen, villenartigen Gebäude still, hinter welchem noch mehrere Wohngebäude standen. Wir stiegen aus. Eine weißhaarige, stattliche Dame, in pelzbesetzter Hausjacke, erwartete uns im Flur — Julian's Mutter. Unwillkürlich sank ich in ihre offenen Arme. Ich weiß nicht wie es kam, ich weinte. Ich war überreizt von allerlei Vorstellungen, Eindrücken und Gedanken. Die weite Reise — ich konnte kaum auf den Füßen stehen.

„Julian sendet Ihnen Grüße, liebes Kind," sagte mit thränendurchzitterter Stimme die Mutter. „Er weiß, daß Sie morgen zu ihm hinaufkommen und er genießt heute schon die Seligkeit, Sie unter unserem Dache zu wissen. Fassen Sie sich, liebes Herz, was ist denn Ihr Leid gegen das meine!"

Ein Seufzer entrang sich hier der Brust dieser Niobe, den ich lebelang nicht vergessen werde. Sinnlos warf sich die unglückliche Mutter mit den gerungenen Händen an die Mauer des Flures, ihre Nägel fuhren schrill über den Kalk der Wand, und ein herzzerreißendes Aufschluchzen durchschütterte sie gewaltsam. Ich war sprachlos. Der Arzt umfaßte die Verzweifelnde und bat sie, sich zu besinnen, zu ermannen. Wie irre blickte die arme Mutter um sich, sie strich sich das weiße Haar aus der Stirne und nickte. „Ja, ja," sagte sie vor sich hin. „Julian darf ja nicht erfahren, daß es so schlecht um ihn steht. Elisa, ich bleibe aufrecht; kommen Sie, Elisa."

Julian mußte meinen Namen oft genannt haben, weil Frau Werschbitz mich jetzt so nannte. Mir war aber sehr schlecht zu Muthe. Ich war wie mit Nadeln zerstochen in meinem Gemüthe. Frau Werschbitz führte mich in das für mich bereit gehaltene Zimmer, küßte mich und ließ mich dann mit dem Arzte allein. Dieser sprach: „Man hält Sie hier für die Braut Julian's. Lassen Sie es dabei bewenden, auch vor den Dienstleuten — aus Rücksicht auf die Mutter." Ich nickte.

Man brachte Speisen, ich ließ mich zu Tische führen, aß etwas, der alte Herr speiste mit, dann empfahl er sich, nachdem er mir den Puls gefühlt und mich wieder väterlich auf die Stirn geküßt hatte. „Morgen um zehn Uhr Vormittags bin ich da," sagte er und ging.

Das Stubenmädchen stellte Licht und Feuerzeug auf das Kästchen neben meinem Bette, kleidete mich aus und wollte gehen. Ich bat sie aber bei mir im Zimmer über Nacht zu bleiben. Das freundliche blonde Ding fiel über meine Hände her, küßte sie und weinte. „Warum weinen Sie?" fragte ich.

„Fräulein müssen doch recht unglücklich sein," sagte sie. Ich nickte. „Unsere Gnädige ist auch erst jetzt so schneeweiß am Kopfe geworden," setzte sie hinzu. Dann holte sie Bettzeug und machte sich's auf dem Sopha mir gegenüber bequem.

Ich wäre verrückt geworden, wenn ich diese Nacht hätte allein in dem fremden Hause zubringen müssen — als Braut eines Sterbenden!

Ich fieberte anstatt zu schlafen und stand mit heftigen Kopfschmerzen auf. Ich mußte auf Wunsch der Frau Werschbitz eine rosenrothe Haarschleife nehmen und eine frische Rose, die sie aus dem Treibhause bringen ließ, auf die Achsel stecken, damit die Freudenfarbe den bereits Halbverklärten erquicke und belebe. Geführt vom alten Arzte, trat ich in's Krankenzimmer ein, nachdem die Mutter vorausgegangen und ihren Sohn auf meine Ankunft vorbereitet hatte.

Ach, nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir bot! Wenn der Tod so ist, dann ist er doch nicht gar so häßlich. Freilich, abgezehrt fast bis zum Skelette, war aber doch Julian's Gesicht in seinem Ausdrucke schöner als sonst, obwohl mehr Geist als Körper daran war. Gelblich weiß, wie von Wachs war er, ein rosiger Fieberhauch lag auf seinen Wangen, die blauen Augen waren riesengroß, geradezu strahlend, und um das Haupt wallten die prächtigen blonden Locken, die man ihm schon lange nicht geschnitten hatte und die eine märchenhafte Fülle und Länge erreicht hatten. Bei meinem Anblicke färbte sich sein Gesicht rosiger, er lächelte

Digitized by Google

— es war ein Märtyrerkopf von Glorienschein umgeben. Er flüsterte: „Elisa! Ich wußte, daß Sie kommen werden" — und er hob, kurz und schwerathmend, beide Arme mir entgegen.

Der Arzt zog mich sacht zu seinem Bette. Ich reichte dem Aermsten die Hände — wie selig er da auflächelte! Er erhob sich fast in seinen Kissen. Aber mich durchschauerte es unheimlich, denn seine Knochenfinger waren so feucht — todesfeucht . . .

„Mir ist besser" — hauchte er hüstelnd. „Die Krise kommt" — flüsterte er. Er sank in die Kissen zurück, hielt meine Hände fester und immer fester, zuletzt so fest, daß es wie ein Zittern und Zucken durch seinen ganzen Körper lief. „Dank, Dank, Elisa!" flüsterte er kaum mehr vernehmbar. Seine Augen ruhten starr auf mir, ehe sie sich schlossen, er begann tief zu athmen. Die Brust ging ihm auf und nieder, wie eine Maschine — es war nur mehr wie die letzte Drehung eines treibenden Rades; seine Finger wurden eiskalt, dann wurde er plötzlich ganz farblos im Gesichte — fahl — er war todt.

Ein furchtbarer Schrei neben mir — die Mutter, die mit krampfhaft gefalteten Händen dagestanden hatte, lag bewußtlos auf den Dielen.

Ich machte mich von den erstarrenden Fingern des Todten los, während der Arzt und die herbeigeeilte Dienerschaft Frau Werschbitz auf's Sopha legten.

Wie ich das Alles ertrug — ich weiß es nicht. Mich schüttelte es so, daß mein Körper wie von unsichtbarer Hand gestoßen, hin und her zuckte. Meine Zähne schlugen aneinander, meine Augen waren heiß und trocken, aber ich fand noch so viel Kraft, die rothe Rose und die rothe Schleife von mir abzulösen und sie dem armen Julian in die todten Hände zu stecken. Dann trat ich zu der bewußtlosen Mutter hin, kniete vor ihr nieder. Ich weiß nicht wie es kam, ich habe plötzlich furchtbar weinen müssen — es war wie ein Schluchzkrampf.

Aber selbst diese heißen Thränen weckten die arme Mutter nicht, deren größtes Glück es war, daß sie nicht mehr erwachte. Der Schlag hatte sie getroffen, als sie den geliebten Sohn todt sah. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich.

Ich reiste noch an demselben Tage nach Hause zurück, wo ich sehr leidend ankam. Es dauerte viele Tage bis ich mich erholt und meine gute Laune wiedererrungen hatte.

Hoffentlich bekomme ich niemals mehr eine Rolle zu spielen, wie diese schreckliche erste!

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die Akademische Kunstausstellung.

### VI.

Der vierte und der fünfte Hauptsaal bieten Gelegenheit, sich wieder einmal mit den Mängeln und Vorzügen unserer Hellmaler zu beschäftigen. Karl Rolle's Plauderstunde müssen wir preisgeben. Der alte Hausfreund im Schurzfelle, der dem nachbarlichen Ehepaare in der bescheidenen Behausung einen Brief vorliest, ist für die Lebensgröße nicht interessant genug. Wir tragen zwar kein Verlangen danach, auch noch die unteren Extremitäten der Gruppe kennen zu lernen, aber es will doch als ein Mißbrauch erscheinen, derartige Sujets mitten durch zu schneiden und die untere Hälfte zu unterschlagen. Jedenfalls ist es wirksamer, das ganze Format eines solchen Genrebildes zu reduciren, sobald man sich bewußt wird, der Füllung einer so großen Leinwandfläche nicht gewachsen zu sein. C. Jacoby ist mit seinen Figuren von etwa ein Drittheil Lebensgröße schon hart an der Grenze des Zulässigen angelangt. Seine Malweise charakterisirt sich als bewußte Nachahmung Fritz v. Uhde's, von dem er gelegentlich auch die Typen entlehnt. Das Tischgebet erinnert im Arrangement wie in den Einzelfiguren an das „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" des Münchener Reformators der religiösen Malerei. Selbständiger in der Erfindung ist sein Gedenktag. Die vier friesischen Küstenbewohner, die da vom Beschauer abgewandt mit weiten Schritten über die Moorfläche hingehen, um ihren Todten auf dem Kirchhofe einen Besuch abzustatten, sind bis in die Details der Bewegung hinein treu beobachtet. Die landschaftliche Stimmung, der bedeckte Himmel, die dicht über den Boden streifenden Möven, das Alles trägt zu der einheitlichen Wirkung des Bildes bei. In stetig wachsendem Selbstbewußtsein bethätigt sich das reiche Können Max Liebermann's. Die alte Frau am Fenster und das an der gleichen Lichtquelle arbeitende Mädchen gehören allerdings zu dem eisernen Bestande der hell malenden Naturalisten. Seine Conservenmacherinnen dagegen — eine Anzahl junger und alter Frauen, die, auf Bänken an einer langen Tafel sitzend, Gemüse reinigen — zeugen von einem coloristischen Feingefühle, das wir an unseren modernen Naturalisten selten genug zu rühmen Gelegenheit haben. Aus den herrschenden Grundtönen Braun und Dunkelgrün leuchten Localfarben heraus, wie sie etwa ein Jan Steen und Adrian Ostade zusammenzustimmen pflegen. Im Wesentlichen nach dem naturalistischen Kanon ist auch Johannes Kleinschmidt's Bildniß eines alten Mannes gemalt. Es handelt sich hier um ein in die Sphäre des Genres hinaufgerücktes Portrait in Lebensgröße, das in Folge einer Wichtiges und Unwichtiges richtig abwägenden Technik von der Fußspitze bis zu dem Käppchen der auf den Stock gestützt auf einem Stuhle sitzenden Figur interessirt. Als geistreiche Reconstruction charakterisirt sich Fritz Fleischer's Andacht. Eine alte Frau sitzt vor einem bunt bemalten Glasfenster an ihrem Betpulte und liest eifrig in der Bibel. Das dem 16. bis 17. Jahrhundert entliehene Kostüm, die glatte, vertriebene, jedem Detail in Zeichnung und Farbe gerecht werdende Malweise erinnern an Holbein. Nur die auf dem Buche ruhende Hand ist in der Formengebung modern flüchtig behandelt. Ein Naturalist strengster Observanz unter den Landschaftern ist der Karlsruher Franz Hochmann. Um sich als solcher auszuweisen, hat er in einer noch kahlen Pappelallee eine Anzahl grunzender und sich wälzender Schweine untergebracht und das Ganze als Vorfrühling bezeichnet. Es hätte der bizarren Staffage nicht bedurft, auch ohne sie würde das Bild als eine treue, alle Schönfärberei absichtlich vermeidende Abschilderei der Natur in einem an sich reizlosen Uebergangsstadium erscheinen. Die klare Luftstimmung, der feine silbergraue Ton, der das Ganze beherrscht, genügen, um das Interesse zu erregen und zu fesseln. Mit kräftigerer Lichtwirkung arbeitet Müller-Kurzwelly, der eine Kuhheerde am Wasser durch einen breiten, aus Wolken brechenden Lichtstrom bescheinen läßt. Auch C. Scherre's Miniaturlandschaften suchen ihre Stärke in der kräftigen Beleuchtung landschaftlicher Formen, deren satte Farben durch voraufgegangenen Regen und bevorstehenden Sonnenuntergang motivirt sind. Halten sich die bisher genannten Landschafter an die vertrauten Reize der Heimath, so muthet uns Ernst Körner, wie gewöhnlich, einen Ausflug in das Land der Pyramiden zu. Das Assasifthal der Nekropole zu Theben will uns trotz seiner fahlgelben Steinmassen monoton und langweilig erscheinen, während der Innenraum des Tempels Seti I. zu Abydos ein kleines Meisterstück der Behandlung farbloser architektonischer Formen im vollen Sonnenlichte ist. Auf ein ultramarinblaues Meer, gelbliche Felsmassen und nackte, in einer Grotte gelagerte Frauenkörper läßt Müller-Breslau die liebe Sonne scheinen. Er führt uns zwar nur bis an die Riviera der Levante mit seinem Strandidyll, stellt aber schon hier an unseren Farbenglauben märchenhafte Anforderungen.

Da es nun einmal auf der diesjährigen Ausstellung kaum einen Quadratmeter Wandfläche gibt, wo man vor einem Portrait sicher wäre, so können wir nicht umhin, auch hier ein paar Leistungen auf diesem emsig beackerten Gebiete hervorzuheben. Bruno Pinkow bringt einen schwefelgelb beleuchteten Damenkopf mit modernem Hutaufbau, der uns rembrandtesk sein sollend anmuthet. Liegt hier die Bizarrerie im geschlossenen Beleuchtungseffecte, so kommt uns Fritz Paulsen exotisch-orientalisch, indem er Frau H. Pascha in einem blutrothen Theatersurtout mit einem goldgelben Spitzentuche auf dem Kopfe malt. Von den Gesichtszügen der beiden Damen ist wenig zu sagen, sie sind gewiß so ähnlich als möglich, und da wir nicht die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft haben, müssen sie uns als Träger der schwefelgelben Beleuchtung resp. des gelben Kopftuches genügen. Der meisterhaft gemalte Kopf eines alten Tyrolers von Franz von Defregger mag durch seine energische Charakteristik für manche Sünde entschädigen, die wir dem Maler in letzter Zeit zu verzeihen hatten. Hier ist er einmal wieder der alte treue Schilderer der wetterharten, im Kampfe ums Dasein erstarrten Züge seiner Landsleute. Zum Schlusse sei noch Paul Bülow's tüchtiges Portrait Kaiser Wilhelms I. erwähnt, das für das Hohenzollern-Museum bestimmt ist. Wie er in der weißen Weste mit offenem Uniformrocke, das Pincenez in der Hand, um sofort die Lectüre eines Schriftstückes fortzusetzen, am Schreibtische lehnt und mit den milden Augen auf den Beschauer herablächelt, so haben wir ihn oft am historischen Eckfenster gesehen und so mag er, ein Bild frischen, gesegneten Greisenalters, auf die Nachwelt kommen.

G. M.

---

# Notizen.

Geschwister. Von Hermann Sudermann. Zwei Novellen. (Berlin, F. und G. Lehmann.) — Das stark realistisch gefärbte Talent Sudermann's ist in den Feuilletons unserer politischen Tagesblätter groß gezogen und kann diese Erziehung selten verleugnen. Mit kräftigen Drückern auf Capitelschlüsse hinarbeitend fehlt ihm die künstlerische Ruhe und Klarheit. Diesem Mangel steht als Vorzug ein bewegliches schriftstellerisches Temperament gegenüber, daß sich dem Leser aufdrängt und ihn wider Willen mit sich fortreißt. In den beiden Parallelnovellen wird das alte Thema von der verbrecherischen Liebe zwischen Schwager und Schwägerin in spannender Weise variirt. In dem einen Falle handelt es sich um die vollzogene That, in dem zweiten um eine bloße Gedankenschuld. Beides führt zur Sühne durch den Tod. Besonders wo die Leidenschaft zu Worte kommt, bietet Sudermann einen reichen Fond von Beredtsamkeit auf. Die Composition ist ein wenig unklar und verworren und weiß nicht immer das rechte Gleichgewicht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem herzustellen.

g. m.

---

Digitized by Google

## Inserate.


Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Düntzer, Goethe und Karl August.**

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. ℳ 18.—. Geb. ℳ 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wolluy.**

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

**Mahabharata: Der Grosse Krieg.**

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

**CACAO-VERO,**
entölter, leicht löslicher
**Cacao.**
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
**HARTWIG & VOGEL**
**Dresden**
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

**Ein Frauenloos.**

Roman
von
**Julius Grosse.**

16 Bogen 8. eleg. broch. ℳ 3.—.

Dieser neueste Roman des beliebten und gerngelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Das im sechsten Jahrgang erscheinende

**Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik**

redigirt von

**Carl Hampel,** städt. Obergärtner ꝛc. ꝛc. in Berlin-Treptow und **Heinrich Jüngelmann,** königl. Garten-Inspector in Potsdam.

**Jährlich 12 Hefte gr. 8. mit herrlichen Abbildungen. Preis 9,60 Mark.**

ist das vornehmste, gediegenste, reichhaltigste, praktischste und verhältnißmäßig billigste Organ auf dem Gebiete der Garten- und Pflanzenkunde. Verbreitet in ganz Europa. Gärtnern, Gartenfreunden, Gutsbesitzern, Gartenbau-Vereinen, Lesezirkeln ist das Jahrbuch unentbehrlich.

**Probeheft durch jede Buchhandlung oder direct vom Verleger zu beziehen.**

**Abonnements-Aufträge**

durch die Buchhandlungen aller Orten oder durch die Postämter (das Jahrbuch ist im Post-Zeitungs-Catalog, sechster Nachtrag erste Abtheilung unter Nr. 2739a eingetragen) event. directer Bezug von

Braunschweig.

**Verlagsbuchhandlung Gebrüder Haering.**

Nordische

**Ausstellung in Kopenhagen**

**für Industrie, Ackerbau und Kunst.**

**Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.**

**Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.**

Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Warndrup (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (12 Stunden).

**Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.**

Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein officielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Aufschlüsse auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Einquartirungsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Das Preussische Staatsrecht**

**auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts**

dargestellt von

**Dr. Herm. Schulze.**

Erster Band. Zweite Auflage.

XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. ℳ 12; fein geb. ℳ 13.50.

(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XXXIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 8. September 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

CORNELL UNIVERSITY SEP 22 1888 Library.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die nordschleswigsche Frage. Von P. Asmussen. — Nationalstolz und Vorurtheil in Volkstypen. Von Paul Schellhas. — **Literatur und Kunst:** Die Frauenerscheinung in der „Hexenküche". Von Eugen Reichel. — Zur Fremdwörterfrage. Von Bruno Gebhardt. — Populäre Mißverständnisse. Von Rudolf Kleinpaul. (Schluß.) — **Feuilleton:** Die Duellwuth. Von Eugène Chavette. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Numa Roumestan". Schauspiel in fünf Acten von Alphonse Daudet. Deutsch von Otto Brandes. Von M. — Die Akademische Kunstausstellung. VII. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Die nordschleswigsche Frage.

Von P. Asmussen.

Vor kurzem hat der Brüsseler „Nord", dem man in eingeweihten Kreisen bedeutende Fühlung mit dem russischen auswärtigen Amte zuschreibt und der sich aus dem Grunde der halbofficiösen Presse zugesellt hat, der Welt den zweifelhaften Dienst erwiesen, die nordschleswigsche Frage wieder auf's Tapet zu bringen, eine Frage, an die in politischen Kreisen kaum jemand mehr dachte. Das genannte Blatt führte, als alle Welt infolge des Kaiserbesuches in Kopenhagen an eine Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark glaubte, aus, daß an solche Besserung nicht zu denken sei, bevor Deutschland nicht Nordschleswig an Dänemark abgetreten habe. Namhafte deutsche Preßstimmen führten aus, daß der Sinn des fraglichen Artikels im Brüsseler Blatte ein tieferer sei, indem es eigentlich mit Dänemark Frankreich und mit Nordschleswig das linke Rheinufer, speciell Elsaß-Lothringen meine. Wie dem aber auch sei, die beste Zurückweisung dieser und ähnlicher Zumuthungen brachte die Rede unseres Kaisers in Frankfurt a. O. Der Monarch sprach allen Deutschen aus dem Herzen, als er erklärte, daß wir nur durch einen Kampf auf Leben und Tod gezwungen werden könnten, Gebiete abzutreten, die uns nach Recht und Gerechtigkeit gehören. Man hat die Rede eine kriegerische genannt, aber mit Unrecht. Es geht aus derselben nur hervor, daß wir unseren Besitzstand bis auf das kleinste und entlegenste Dorf uns erhalten, nicht aber, daß wir irgend einen unserer Nachbarn anzugreifen gedenken. Wer mit uns in Frieden leben will, hat von uns nichts zu fürchten, wer uns aber angreift, der möge sich in Acht nehmen. Das ist kein neues Programm, das sind die Grundlinien der äußeren Politik, wie sie unter Leitung des Fürsten Bismarck seit 1871 von Deutschland getrieben worden ist.

Die Kaiserrede in Frankfurt macht eigentlich eine Beleuchtung der nordschleswigschen Frage, die der „Nord" aus der Rumpelkammer hervorgezogen hat, überflüssig. Aber dennoch sei es mir gestattet, auf diese Frage etwas näher einzugehen. Nachdem in Nr. 19 dieser Zeitschrift nachgewiesen wurde, daß ein historisches Recht der Dänen auf Schleswig nicht bestehe und daß der 1864 in Erfüllung gegangene Wunsch der Schleswig-Holsteiner, los von Dänemark zu kommen, ein berechtigter sei, können wir heute mit dem Jahre 1864 beginnen. Die Ursachen des deutsch-dänischen Krieges sind bekanntlich, daß Dänemark in Schleswig-Holstein gerade das Gegentheil von dem that, wozu es contractlich verpflichtet war. Dänemark begann den Krieg natürlich nicht im Vertrauen auf seine eigene Macht, sondern indem es sich auf thätige Hülfe Englands, Frankreichs und Rußlands verließ. Namentlich auf Betreiben Englands kam denn auch der Waffenstillstand vom 12. Mai bis 26. Juni zu Stande, während dessen man in London über den Frieden unterhandelte. Oesterreich und Preußen schlugen eine Theilung Schleswigs nach Nationalitäten vor, so zwar, daß die Linie Apenrade-Tondern südliche Grenzlinie bleiben solle, ja, sie hätten ferner die nördlich der Linie Flensburg-Tondern belegene kleinere Hälfte Schleswigs bei Dänemark gelassen, wenn dieses mehr Entgegenkommen gezeigt hätte. Da aber Dänemark von solchen Vorschlägen nichts hören wollte, erklärten die Gesandten des Deutschen Bundes, fortan die völlige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark fordern zu müssen. Der Krieg nahm seinen Verlauf und da die Großmächte, vom Eigensinn der Dänen auch eben nicht angenehm berührt, jede Einmischung zu Gunsten Dänemarks unterließen, war die völlige Niederlage dieser kleinen Macht des Krieges nothwendiges Resultat. Im Wiener Frieden vom 30. October 1864 mußte Dänemark ganz Schleswig-Holstein mit Ausnahme kleiner Streifchen im Nordosten und Nordwesten, die es als Entschädigung für die mit abgetretenen jütischen Enclaven in Schleswig erhielt, an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich abtreten und mußte sich von vornherein mit Allem einverstanden erklären, was die Beiden mit den Ländern und in denselben anfingen.

Mit dem Tage also stand Dänemark kein Recht mehr zu, in Schleswig-Holsteins Angelegenheiten sich einzumischen. Daß die Entwickelung der Dinge in diesen Elbherzogthümern die nächste Veranlassung zum großen deutschen Kriege von 1866 abgaben, ist männiglich bekannt. Der Prager Friede vom 23. August 1866 übergab gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Thalern Schleswig-Holstein an Preußen allein. In diesen Friedensvertrag legte Napoleon III. ein Kuckuksei. Dieser hatte sich nämlich in Wien zum Friedensvermittler angeboten und konnte nicht gut abgewiesen werden. An der raschen Energie des Grafen Bismarck scheiterten freilich seine Pläne, für Frankreich Gebietserweiterungen zu erreichen, aber er erreichte doch eine Clausel, dahin lautend, daß Nordschleswig an Dänemark abgetrennt werden müsse, falls die Bevölkerung dieses Bezirkes den Wunsch dazu in freier Abstimmung zu erkennen gebe. Das ist der berühmte oder vielmehr berüchtigte § 5, der in Folge der Ausführungen des „Nord" in unseren

Digitized by Google

Tagen wieder in der Presse spukt. Oesterreich bekam dadurch das Recht, von Preußen eine Gebietsabtretung verlangen zu können, und Dänemark erhielt Anwartschaft auf ein Stück preußischen Gebietes. Das Verhältniß der Cabinette von Wien und Kopenhagen zu dem von Berlin mußte ein gespanntes bleiben, so lange die Clausel nicht auf eine oder die andere Weise aus der Welt geschafft war. Und es lag ja eben im Interesse des französischen Kaisers, Preußen mit Feinden zu umgeben, da er schon 1866 entschlossen war, sobald er seine Rüstungen vollendet hatte, einen Krieg mit Preußen anzufangen.

Recht betrachtet aber ist der § 5 immer eine Ungeheuerlichkeit gewesen. Das Gebiet, das auf Verlangen Oesterreichs und auf Wunsch seiner Bevölkerung an Dänemark fallen sollte, war keineswegs ein genau bezeichnetes. Nordschleswig wird weder durch administrative noch durch eine überall markante natürliche Grenze von Südschleswig getrennt, wenn auch die quer über den Heiderücken verlaufende, südlich von der Geilau von Fröslee bis Humptrup sich erstreckende Moor- und Sumpfniederung als natürliche Grenze gelten könnte. Ebenso wenig war die Zeit bestimmt, wann eine solche Volksabstimmung zu erfolgen habe, vielmehr fehlte es an jeglichen näheren Angaben derselben. Es ist aber eine juridische Ungereimtheit, eine Leistung von Jemandem zu verlangen und nicht anzugeben, innerhalb eines wie langen Zeitraumes dieselbe vollbracht werden müßte. Hätte Oesterreich wirklich verlangt, die Volksabstimmung müsse dann und dann vorgenommen werden, Preußen hätte immer noch Einwendungen machen können und Oesterreich hätte sich genöthigt gesehen, sie gelten zu lassen, es hätte sich mit einem einfachen „Jetzt noch nicht" der preußischen Regierung zufrieden geben müssen, weil es rechtlich nicht die Abstimmung zu einem bestimmten Termine verlangen konnte. Und es würde sich gehütet haben, zu Gunsten Dänemarks mit Preußen einen Krieg anzufangen. Aber dem Franzosenkaiser war mit einer so unbestimmt gehaltenen Clausel am besten gedient, sie sollte ja nur Zwietracht zwischen Preußen und Oesterreich säen.

Nach Maßgabe des erwähnten Artikels also war zu den vielen anderen politischen Fragen auch eine nordschleswigsche gekommen, die aber nicht der großen politischen Welt, sondern nur Dänemark etwas anging, insofern es etwas bekommen sollte, Preußen, indem es eventuell etwas abgeben mußte, und Oesterreich, indem es die Abtretung verlangen konnte. Dänemark, obgleich es eigentlich nächstbetheiligt war, hatte nichts zu fordern, auch die dänisch gesinnten Nordschleswiger, die sich noch immer mit Vorliebe auf den Artikel 5 berufen, nicht. Man setze einmal den Fall, der Artikel wäre ein geheimer gewesen, wie dergleichen Artikel ja häufig genug sind, dann hätten weder die Dänen, noch die Nordschleswiger von demselben eine Ahnung haben können, so hätten die Nordschleswiger nie gewußt, daß sie thatsächlich 12 Jahre hindurch Aussicht gehabt hätten, wieder an Dänemark kommen zu können. Und wäre die Clausel auch noch insgeheim gestrichen worden, so hätten nur die leitenden Kreise in Preußen und Oesterreich Kunde von der Verpflichtung Preußens gehabt, Nordschleswig eventuell an Dänemark abzutreten, und doch hätte die Verpflichtung 12 Jahre zu Recht bestanden. An dem Prager Friedensschlusse waren eben nur Preußen und Oesterreicher, nicht aber auch die Dänen betheiligt. Dänemark hatte schon kaum zwei Jahre früher allen seinen Rechten auf Schleswig-Holstein entsagt. Es ist darum eine Unverschämtheit, wenn die dänische Chauvinisten- und die nordschleswigsche Protestpresse die Volksabstimmung forderte, es ist ein Eingriff in die Rechte Oesterreichs.

Wir haben schon oben erwähnt, daß die Verpflichtung, die Preußen aus dem Artikel 5 des Prager Friedensvertrages erwuchs, nur 12 Jahre bestand, daß sie also heute nicht mehr besteht. Oesterreich hatte von vornherein keinen Grund, für Dänemark Kastanien aus dem Feuer zu holen, um so mehr Grund aber, offen und rückhaltslos sich an Deutschland anzulehnen zu Schutz und Trutz. Als darum im Jahre 1878 ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und Oesterreich endgültig zu Stande kam und Kaiser Wilhelm zu verstehen gab, daß ihm an der Beseitigung der nordschleswigschen Clausel etwas gelegen sei, gab sein Bundesgenosse und Freund, Kaiser Franz Joseph, der deutlich genug die Schwierigkeiten erkannte, die der Artikel 5 der Politik überhaupt und Oesterreich insbesondere zu bereiten im Stande sei, bereitwillig seine Zustimmung zur Streichung dieser Clausel. Seit dem Jahre 1878 besteht also die nordschleswigsche Frage in der That nicht mehr. Denn die Frage betraf doch im Grunde nur Preußen und Oesterreich, und obgleich eigentlich daran nichts liegt, so möge es doch erwähnt werden: dieselben Herrscher, die einst den Friedensvertrag mit dieser Clausel geschlossen hatten, König Wilhelm von Preußen und Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, haben auch die Clausel außer Gültigkeit gesetzt. Daß sie dazu berechtigt waren, wird ihnen Niemand bezweifeln, und daß mit der Beseitigung dieser Clausel die nordschleswigsche Frage zu existiren aufhörte, wird Keiner bestreiten, der mit politischen Dingen nur halbwegs Bescheid weiß. Von einer Frage im politischen Sinne kann mithin heute der „Nord" gar nicht reden, denn unter einer politischen Frage versteht man doch eine mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpfte, noch zu lösende Aufgabe. Eine solche liegt aber in Nordschleswig gar nicht vor. Nach Beseitigung der Clausel ist eben Nordschleswig rechtlich unzweifelhaft preußischer Besitz geworden.

Die einzige Schwierigkeit, wenn man diese Bezeichnung überhaupt gelten lassen will, besteht darin, daß die nordschleswigschen Protestler und die dänischen Chauvinisten gegen die Aufhebung des Artikels 5 bis auf den heutigen Tag heftig opponiren. Aber einmal wird das Gebiet der Protestler nur von etwa 150,000 Menschen bewohnt, und selbst in diesem Gebiete sind sie nicht unbedingt Herren und Meister. Mit der deutschen Sprache rückt auch die deutsche Gesinnung langsam aber stetig nach Norden vor, und selbst innerhalb des Landstriches, der den Protestlern gehört, gibt es Gebiete, in denen das Deutschthum rapide Fortschritte macht. Die Gesuche um Einführung der deutschen Schulsprache gehen in der allergrößten Mehrzahl nicht von einer Minderheit Deutschgesonnener aus, und solche Gesuche mehren sich von Jahr zu Jahr. Daneben lassen die verschiedenen Wahlen mit der erwünschtesten Deutlichkeit erkennen, daß es den Dänen immer schwerer wird, ihre Candidaten durchzubringen. Andererseits ist Dänemark allein nicht so mächtig, von Deutschland die Abtretung Nordschleswigs erzwingen zu können. Eine fremde Großmacht aber wird sich hüten, aus dem Grunde mit Deutschland einen Krieg anzufangen. Die Stimmen der dänischen Chauvinisten beginnen deswegen auch weniger Gehör im dänischen Volke zu finden, wenn sie auch unermüdlich thätig gewesen sind, Deutschland als den eigentlichen Feind Dänemarks hinzustellen, der auf nichts sehnlicher warte, als auf eine günstige Gelegenheit, um über dasselbe herfallen zu können. Nicht zum wenigsten hat der Kaiserbesuch in Kopenhagen dazu beigetragen, die Stimmung zu einer besseren zu machen. Und wenn der dänische König nunmehr auch unserem Kaiser in Berlin einen Besuch abgestattet hat, so müssen die Chauvinisten in Dänemark wohl oder übel die Abneigung zwischen den Cabinetten von Berlin und Kopenhagen als im Schwinden begriffen und die Besserung der Beziehungen zwischen beiden als historische Thatsache ansehen. Und daß sie in der That ihres Einflusses auf das dänische Volk gar nicht ganz sicher sind, daß sie sich nach und nach bewußt werden, ein bedeutender Theil des Volkes stehe nicht mehr hinter ihnen, sondern wünsche offenen Anschluß an Deutschland: das geht doch deutlich genug aus der Haltung der Chauvinistenpresse vor und nach dem Kaiserbesuche in Kopenhagen hervor. Vorher meinte „Dagblad", das Hauptorgan derselben, es wolle ja Niemand in Kopenhagen die dort weilenden zahlreichen Deutschen hindern, ihren Kaiser enthusiastisch zu begrüßen, die Dänen aber würden sich dem Besuche kühl gegenüberstellen und ihm zu verstehen geben, daß man Nordschleswig weder vergessen habe, noch je vergessen werde. Trotzdem aber war die Begrüßung des Kaisers auch von Seiten der Dänen eine überaus herzliche. Hinterher zeigte sich allerdings, daß es auch ohne freilich ganz vereinzelte chauvinistische und antideutsche Kundgebungen nicht abgegangen war. Nun aber fand die deutschfeindliche Presse weder den

Digitized by Google

Muth, dieselben in Schutz zu nehmen, noch mochte sie dafür die Verantwortung auf sich laden. Sie bezeichnete das Ganze als einen Dummenjungenstreich. Das wird's nun auch wohl gewesen sein, und auch uns fällt es nicht ein, das „Dagblad" für diese internationale Unhöflichkeit verantwortlich zu machen. Aber wäre die Chauvinistenpresse überzeugt gewesen, das Volk hinter sich zu haben, sie hätte wohl diesen Schuljungenstreich als eine Art nationaler Heldenthat ausposaunen sollen, um so mehr, als sie doch, wenn's genau genommen werden soll, zu solchen Demonstrationen aufgefordert hatte.

In Deutschland herrscht noch an manchen Orten die Meinung, gerade die Umgebung des Königs, also die Regierungspartei, sei die deutschfeindliche, während die Oppositionspartei Deutschland freundlich gesonnen sei. Letzteres ist wahr, insofern man von den Männern der Linken keine Aeußerungen gegen Deutschland hört. Aber die Sache hat einen Haken. Der Grund der Spaltung, die ja freilich eine sehr tiefgehende ist, ist nicht das Verhältniß zu Deutschland, der liegt tiefer und kann hier nicht erörtert werden. Ein in die Augen fallender Zankapfel ist die Frage der Nothwendigkeit der Befestigung Kopenhagens. Die Regierungspartei glaubt an dieselbe, die Opposition nicht. Die meint, wenn Dänemark nur aufrichtig bestrebt sei, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben, werde man es auch in Frieden lassen. Sie empfiehlt daher ein Anlehnen an die mitteleuropäische Friedensliga, also auch an Deutschland, muß also jeden Groll gegen letzteres fahren lassen. Die Regierungspartei glaubt im Besitze einer befestigten Hauptstadt einem Weltkriege ruhiger entgegensehen zu können. Wen sie aber für den gefährlichen Feind hält, sagt sie nicht offen, die Chauvinisten denken an Deutschland, und es mag in der Parteileitung, ja in der unmittelbaren Umgebung des Königs auch Stimmen geben, die deutschfeindlich gesonnen sind. Aber wenn die eigentlich leitenden Personen dahin gehörten, so würde unzweifelhaft unser Kaiser in Kopenhagen keinen Besuch gemacht und der dänische König würde den Besuch nicht erwidert haben. Es ist doch undenkbar, daß man in Berlin nicht wissen sollte, woher in Kopenhagen der Wind weht. Und wir brauchen nicht um die Gunst Dänemarks zu buhlen, und kein Deutscher wird der Meinung sein, daß unser Kaiser deshalb den Besuch gemacht hätte. Man möge sich darum nicht dadurch irre machen lassen, daß in Dänemark der Streit der Parteien in erneuter Heftigkeit ausbrechen will und daß die Befestigung Kopenhagens nach wie vor fest beschlossen ist und durchgeführt werden wird. Die Regierungspresse scheint neuerdings Andeutungen dahin zu machen, daß die Spitze dieser Maßregeln gegen ganz andere Feinde gerichtet sei, als gegen Deutschland. Eine deutschfreundliche Wendung der dänischen Politik ist thatsächlich zu constatiren.

Damit ist nun eine Schwierigkeit der sogenannten nordschleswigschen Frage, die seit zehn Jahren eine Frage im politischen Sinne nicht mehr ist, hinweggefallen und die Deutschenfresserei der paar Nordschleswiger ist nicht der Rede werth und kann zudem durch etwas schärfere Maßregeln gegen die Herren Maulhelden, denen man bis dahin mit ungemeiner Milde fast ruhig Alles nachsah, leicht unterdrückt werden. Als Kaiser Friedrich noch lebte, trösteten die Herren Protestler sich damit, dieser werde, wenn er auch nicht dazu genöthigt wäre, schon in Folge seiner edlen Gesinnung aus freien Stücken Nordschleswig an Dänemark abtreten. Abgesehen davon, daß der Monarch in erster Linie doch immer darnach strebt, die Integrität seines Staates zu wahren, wäre es doch ungerecht, die vielen Deutschgesinnten in Nordschleswig an Dänemark auszuliefern, wo der Fanatismus der Menge ihnen eine weit unangenehmere Lage geschaffen haben würde, als die Protestler sie unter dem deutschen Scepter haben. Ihnen geschieht durchaus nichts zu Leide, wenn sie sich nur ruhig verhalten wollen. Was aber dänisches Regiment in deutschen Ländern heißen will, davon weiß jeder Südschleswiger ein Lied zu singen, der die Jahre 1852—1864 erlebt hat. Die Kaiserrede in Frankfurt hebt es denn auch klar und bündig hervor, daß Kaiser Friedrich nicht daran gedacht hat, deutsches Land, mit dem Blute deutscher Landeskinder erkauft, aus freien Stücken herauszugeben. Wir haben an solche Gerüchte auch nie geglaubt, die Protestler wohl auch kaum ernstlich.

Nur der Curiosität halber erwähnen wir hier ein eigenthümliches Tauschproject, durch das man die nordschleswigsche Frage aus der Welt zu schaffen gedacht hat. Hin und wieder ist in der Presse das Gerücht aufgetaucht, Preußen oder Deutschland wolle Nordschleswig gegen die westindischen Inseln eintauschen. Das Lächerliche eines solchen Ansinnens liegt auf der Hand. Nordschleswig hat auf einem Areale von beiläufig 70 Quadratmeilen eine Bevölkerung von rund 150,000 Seelen, die westindischen Inseln aber auf noch nicht 7 Quadratmeilen reichlich 30,000 Bewohner. Dänemark bietet also doch ein bischen gar zu wenig. Es ist landeskundig, daß Dänemark seine westindischen Colonien gern auf eine anständige Art los wäre. Ein solcher Tausch aber wäre den Dänen gewiß in hohem Grade erwünscht, aber auf das Zustandekommen desselben ist nicht zu hoffen, Deutschland wird Nordschleswig nicht abtreten.

Der „Nord" hätte sich seine Ausführungen über die nordschleswigsche Frage billigerweise sparen können. Wie sollte Deutschland dazu kommen, einen Landstrich aus freien Stücken abzutreten, auf den es ein gutes Recht hat und dessen Abtretung heute Niemand mehr verlangen kann? Oder ist vielleicht Rußland geneigt, uns die polnischen Provinzen wieder zu überlassen, die Preußen 1807 an Rußland und an das Großherzogthum Warschau abtreten mußte und die Rußland bis auf Posen und Danzig im Jahre 1815 ganz vergnüglich einsteckte? Würde es uns wohl die Ostseeprovinzen überlassen, weil sie zum großen Theile von deutschredender Bevölkerung bewohnt sind und sämmtlich von Deutschen cultivirt wurden? Oder würde es sie vielleicht an Schweden abtreten, dem sie vor Zeiten gehört haben? Wäre es vielleicht Willens, seine polnischen Landestheile zur Bildung eines Königreiches Polen herzugeben? Gewiß nicht! Aber mit eben dem Rechte wollen wir Nordschleswig behalten, das uns nach gutem Völkerrechte gehört. Daran wird Keiner, am wenigsten der „Nord", etwas ändern!

---

## Nationalstolz und Vorurtheil in Volkstypen.

Von Paul Schellhas.

Eine ganze Reihe von großartigen Erscheinungen im Leben der Völker, eine ganze Anzahl von ruhmvollen Thaten, die auf den Tafeln der Geschichte mit ehernen Buchstaben verzeichnet stehen, sind ein Ausfluß jener völkerpsychologischen Eigenthümlichkeit des Nationalgefühls oder des Nationalstolzes. Andererseits ist dieselbe Erscheinung nicht selten die wichtigste Ursache zahlreicher schwerer und blutiger Verwickelungen, grausamer Verfolgungen und langjähriger Kriege selbst unter verwandten Völkern gewesen, so daß man beinahe zweifelhaft werden könnte, ob man sie noch als eine Tugend und einen erfreulichen Faktor in der Weltgeschichte bezeichnen kann. Jedenfalls gibt es keine Völkertugend, die wie diese, großartig und schön, so leicht in eine Untugend sich verwandelt und in ihren Extremen schädigend auf den Volkscharakter einwirkt. Während einerseits begeisterte Stimmen in allen Sprachen der Erde diese Tugend verherrlichen, haben andererseits stets von Zeit zu Zeit einzelne erleuchtete Köpfe in blasser, unfruchtbarer Theorie, und verschiedene religiöse Systeme in unpraktischer, weltumfassender Schwärmerei sich bemüht, die Gegensätze der Nationen zu verwischen, und auch heutigen Tages strebt eine Anzahl socialpolitischer Staatsutopisten nach einer Art von praktischem und wirthschaftlichem Kosmopolitismus, der indessen trotz seines nüchternen Anscheines auch weiter nichts ist als eine von der Wirklichkeit himmelweit entfernte, ideale Schwärmerei. Man kann auch in den nüchternsten Dingen, und gerade ausschließlich in solchen, ein Idealist sein: ein „Idealist des Realismus", wie es Turgenjew so treffend nennt. — Kurz,

Digitized by Google

der Nationalstolz besteht als eine nie zu beseitigende, ewig wirksame Triebfeder im Leben der Völker, und er wird bestehen, so lange es auf der Erde verschiedene Menschenrassen, verschiedene Staatswesen und verschiedene Klimate geben wird; die kosmopolitischen Ideale sind ebenso unerreichbar und unausführbar, wie die Idee einer allgemeinen Weltsprache.

Ein gewisser Grad von Nationalstolz findet sich bei allen Völkern der Erde; auch das kleinste und unbedeutendste Völkchen, ob es nun ein eigenes Staatswesen ausmacht oder nur ein ethnologischer Begriff ist, hat einen Theil jener Vorstellung, daß ihm bestimmte hervorragende Eigenschaften innewohnen, die es vor den übrigen Völkern auszeichnen. Gewiß ist ja diese Anschauung in den meisten Fällen nicht ganz unrichtig, denn in der That hat jedes Volk, ebensogut wie jeder einzelne Mensch, seine besonderen Vorzüge, die ihm als ein Ausfluß seines innersten Wesens eigenthümlich sind; und es ist nicht mehr als natürlich, daß jeder seine guten Eigenschaften hervorhebt. Sehen wir ja doch überall unsere Vorzüge leichter und deutlicher als unsere Schwächen! —

Auf der anderen Seite zeigt sich aber bei allen Völkern aus ebenso erklärlichen Gründen auch eine gewisse Neigung, die Schwächen der anderen Nationen zu beobachten, und eine Vorliebe, diese Schwächen als die besonders hervorragenden Eigenschaften der fremden Nationen anzusehen. Auch das ist ja menschlich! Je verschiedener Sitte und Gebrauch zweier Völker sind, je ferner sie sich in ethnologischer Beziehung stehen, und je schwerer demgemäß das gegenseitige Verständniß ist, um so leichter werden sie aneinander charakteristische Eigenthümlichkeiten entdecken, die ihnen als Schwächen und Fehler erscheinen. Vielfach sind natürlich diese angeblichen Fehler nichts weiter als Eigenschaften, für die den fremden Völkern das Verständniß fehlt, Verschiedenheiten in der physischen Natur, in Sitten und Gebräuchen, die man an einander seltsam findet. So erscheint dem mäßigen Spanier der kräftige Getränke liebende Skandinavier leicht als ein Trunkenbold, während dieser den Südländer für einen Schwächling hält, der „nichts vertragen kann".

Aus diesen beiden nebeneinander hergehenden völkerpsychologischen Erscheinungen entspringt nun ganz natürlich nur allzu leicht ein Gefühl der Ueberhebung den anderen Völkern gegenüber. Es ist eine nothwendige Folge dieser fortwährenden Betonung der eigenen guten Eigenschaften und der gleichzeitigen Neigung, die Schwächen der anderen zu beobachten und hervorzuheben, daß eine ungerechtfertigte Uebertreibung des Nationalgefühls und eine ebenso unbegründete Herabsetzung und Mißachtung der fremden Völker hervortritt. So entsteht aus dem schönen und edlen Nationalstolz das tadelnswerthe National-Vorurtheil. Dieses National-Vorurtheil in Verbindung mit übermäßigem Nationalstolz ist bei manchen Völkern in so hohem Grade und in so lächerlichen Formen vertreten, daß man wohl berechtigt ist, zu sagen: ein großer Theil jener Neigung zum Entstehen von Zwistigkeiten, zum schnellen und häufigen Wechsel der Zu- und Abneigungen unter den Nationen, die das politische Leben Europas kennzeichnet, ist auf diese nationalen Vorurtheile zurückzuführen.

Es sei von vornherein bemerkt, daß wir Deutschen von diesem Fehler ebensowenig frei sind wie die anderen Völker; das Gegentheil zu glauben, würde eben sofort eine beträchtliche Dosis übermäßigen Nationalstolzes verrathen. Die Pflicht der Selbstprüfung und Selbstbeobachtung liegt den Nationen so gut ob wie dem Einzelnen. —

Es ist einigermaßen auffallend, daß trotz des großartigen Aufschwunges, den der moderne Weltverkehr genommen hat, und trotz der fortdauernden engen Berührung, in der die Völker Europas heutzutage stehen, von einer Abnahme der nationalen Vorurtheile so wenig zu bemerken ist. Indessen man darf nicht vergessen, daß gerade die lebhafte Entwickelung und Bethätigung des Volksbewußtseins und des Nationalgefühles eine charakteristische Tendenz der europäischen Neuzeitgeschichte ist, und mit der Steigerung und Belebung der nationalen Gedanken muß nothwendigerweise auch das Vorurtheil (die Schattenseite des Nationalstolzes, wie alles Gute seine Schattenseiten hat) hie und da seine Förderung finden. Freilich, man sollte meinen und wünschen, daß das Nationalgefühl gedeihen könnte ohne dieses Vorurtheil, die Liebe zum Vaterlande und zum eigenen Volke ohne die Geringschätzung und Verkennung anderer.

Schon oben ist gesagt worden, daß die dem Nationalstolze zu Grunde liegende Vorstellung von besonderen, dem betreffenden Volke eigenthümlichen Vorzügen keine ganz unberechtigte ist, denn ein jedes Volk besitzt solche besonderen Vorzüge. Wenn es aber schon an und für sich bedenklich ist, dergleichen einzelne Züge zu verallgemeinern, so wird eine solche Verallgemeinerung noch weit bedenklicher und zweifelhafter durch die Uebertreibung, in der sich der übermäßige Nationalstolz gewöhnlich gefällt. Bekannt ist, was der Franzose, namentlich der Pariser (der Bewohner des „Gehirnes der Welt") in dieser Beziehung leistet. Je lebhafter das Temperament eines Volkes ist, und je mehr es schon im Allgemeinen geneigt ist, die Dinge zu übertreiben, desto stärker und leidenschaftlicher tritt auch das nationale Selbstgefühl zu Tage, und desto leichter wird der Ausdruck dieses Gefühls zu einer phrasenhaften Maßlosigkeit. So sind denn auch im Süden Europas, bei den romanischen Völkern, die Aeußerungen des Nationalstolzes lebhafter, übertriebener, phrasenhafter als bei den ruhigeren Nordländern.

Aehnlich liegt es mit der anderen Seite des Nationalstolzes, dem Bestreben, fremde Nationen durch Hervorheben einzelner Sonderbarkeiten und Schwächen zu charakterisiren. Auch hier wird nicht nur verallgemeinert, sondern auch übertrieben. Wenn der Engländer als eine „selbstsüchtige Krämerseele", der Franzose als ein „leichtsinniger Prahlhans", der Russe als ein „roher, schnapstrinkender Halbbarbar" bezeichnet wird, so sind das ungeheuerliche Uebertreibungen dieser Gattung, entstanden aus kecken Verallgemeinerungen angeblich beobachteter einzelner Züge.

Diese Art, die Nationen in gewissen besonderen Eigenthümlichkeiten zu betrachten und sie gleichsam durch das Gesammtbild solcher Eigenthümlichkeiten zu personificiren, drückt sich in der Ausbildung und dem Gebrauche gewisser Typen aus, für die besonders die leichteren Gattungen der Malerei und Zeichenkunst eine Fülle von Beispielen liefern. Während ein Theil dieser Typen noch ernsthaft gemeint ist, geht ein anderer Theil direct in das Gebiet der Caricatur über, und hier sind es vor Allem die modernen Witzblätter und was sonst zur humoristischen Literatur gehört, die derartige Typen cultiviren. Da findet sich das übliche Bild des Engländers, des Franzosen, des Russen u. s. w. bei uns und anderen Nationen, und bei letzteren trifft man wieder ebenso in üblicher Darstellung das Urbild des Deutschen. Die Entstehung dieser Typen ist meistens nicht mehr nachzuweisen, und nur in wenigen Fällen ist eine bestimmte Figur aus irgend einem literarischen Erzeugniß, nicht selten aus einem populären Bühnenwerke, noch als das Vorbild zu erkennen.

Wenn man nun fragt, inwieweit diese Typen der Wirklichkeit entsprechen, und wenn man darangeht, sie mit den lebenden Vorbildern zu vergleichen, so erkennt man sehr bald, daß sie das nicht sind, was sie zu sein scheinen, nämlich charakteristische Personificationen nationaler Eigenart. Sie sind conventionelle Schablonen, die zum größten Theile einem bestimmten kleineren Kreise eines fremden Volkes entnommen sind, einem Kreise, mit dem die andere Nation gerade zufällig am meisten in Berührung getreten ist. Ein treffendes Beispiel davon ist die herkömmliche Figur des Engländers bei uns wie bei den meisten übrigen Völkern des Festlandes. Jene bekannte lange Gestalt in großcarrirter, höchst merkwürdiger Kleidung, mit hohen Vatermördern, thurmhohem Cylinder und wohlgepflegten Bartcotelettes ist einer ganz bestimmten Gattung von Engländern nachgebildet, die weit davon entfernt ist, als ein Musterbeispiel specifisch englischen Wesens hingestellt werden zu können. Es ist der den Continent bereisende Engländer, eine Gattung, die bei ihren Landsleuten selber ob des schlechten Rufes, in den sie ihr Volk im Auslande bringt, sich durchaus keiner Beliebtheit erfreut. Diese Leute gehören

Digitized by Google

einem ganz kleinen, begrenzten Theile des Volkes an, der keineswegs zu den besten zählt und nicht im Entferntesten zu denjenigen, in denen das kernige, unverfälschte englische Volksthum wurzelt. Zum Theil sind es Emporkömmlinge, die es als ein Erforderniß des feinen Tones ansehen, auf dem Festlande gewesen zu sein, und deren edle Dreistigkeit vielfach dem Bestreben entspringt, dort, wo sie Niemand kennt, für „grands seigneurs", „Lords" u. dgl. gehalten zu werden, zum anderen Theile sind es Leute, deren Vermögensverhältnisse in's Wanken gerathen sind, und die deshalb einige Zeit auf dem Festlande zubringen, wo sie billiger leben können und den kostspieligen gesellschaftlichen Pflichten entgehen. Ein ganz verschwindender Theil gehört endlich wirklich der englischen Aristokratie und den feingebildeten Gesellschaftsklassen an. Daß dieses zweifelhafte Reisepublikum kein Abbild englischen Volkswesens ist, unterliegt keinem Zweifel, und dennoch hat es das Vorbild abgegeben für den Typus des Engländers. So kommt es denn auch, daß die auffallende Kleidung, in der sich ein solches Publikum, wie überall in der Welt, zu gefallen pflegt, als eine specifisch englische Eigenthümlichkeit angesehen wird und an jenem Typus regelmäßig erscheint. Bezeichnend ist es auch, daß die Tracht, in der der Typus des Engländers gewöhnlich dargestellt wird, eine ganz unmoderne ist. Kein eleganter Reisender von heute, und am wenigsten der im Punkte der Herrenkleidung streng „moderne" Engländer trägt diese Tracht, mit der die humoristischen Illustrationen ihn auszustaffiren pflegen. Es erklärt sich dies daraus, daß der Typus des Engländers einer früheren Zeit entstammt, als der reisende Sohn Albions in Europa eine weit hervorragendere Rolle spielte als heutzutage, nachdem das Touristenthum allgemeiner geworden ist. Etwa 20—25 Jahre werden wir zurückzugehen haben, um die Modelle aufzufinden, nach denen der Typus des Engländers entwickelt ist.

Neben diesem Typus findet sich noch ein zweiter, der, obwohl er ebenfalls sein Vorbild in einer vergangenen Zeit hat, dennoch weit geeigneter erscheint, englisches Volksthum zu charakterisiren. Es ist die bei den Engländern selbst sehr geläufige und auch von ihnen wohl entnommene Figur des „John Bull", eine untersetzte, kräftige Gestalt in Schaftstiefeln, altmodischem Frack und Cylinderhut. Ihr Vorbild ist der englische Farmer, der allerdings den besten Schichten des Volkes angehört, aber in der Weise, wie er dargestellt zu werden pflegt, heutzutage kaum noch existirt. Seine Vorbilder liegen weit zurück und dürften etwa im Anfange dieses Jahrhunderts, als der Frack und die Reiterstiefeln noch „modern" waren, zu suchen sein. Eine sehr populäre Gestalt aus der englischen Literatur pflegt ähnlich dargestellt zu werden, nämlich Dickens' berühmter Pickwick.

Um gleich ein Beispiel der Gegenseitigkeit solcher unrichtiger nationaler Typen zu geben, sei die Auffassung betrachtet, in welcher der Deutsche seinerseits bei den Engländern erscheint. Allerdings findet sich hier nicht ein so feststehender, herkömmlicher Typus, wie der des Engländers bei uns, indessen läßt sich doch vielfach deutlich erkennen, daß das Vorbild für die Auffassung des Deutschen einer ganz bestimmten Klasse unserer Landsleute entnommen ist, die dem Engländer in seiner Heimath gerade am häufigsten begegnet. Wenn wir die Erzeugnisse der humoristischen Zeichenkunst Englands betrachten, besonders den auf diesem Gebiete classischen „Punch", so treffen wir den Deutschen größtentheils dargestellt als eine etwas eckige, kräftige Gestalt von ziemlich nachlässiger Haltung, gewöhnlich mit einer Brille versehen und den Kopf mit ungeordnetem, widerspenstigem Haare bedeckt, während die Kleidung von derjenigen der pedantisch nach der Mode uniformirten Engländer durch einen gewissen Mangel an Eleganz und Schneiderkunst absticht. Das Vorbild für diese Figuren sind jene namentlich in London zahlreich vertretenen Deutschen, die, den gebildeteren Ständen angehörig, aber ohne den Besitz der gerade in England so sehr nöthigen Geldmittel, sich als Lehrer, Musiker und dergleichen ihr Brod verdienen. Namentlich in dem letzteren Berufszweige sind die Deutschen zahlreich, da der Engländer trotz seiner Liebe zur Musik für deren praktische Ausübung geringes Talent hat. Diese im allgemeinen nicht eben günstig gestellten Einwanderer, die dem in Aeußerlichkeiten bekanntermaßen sehr strengen Engländer durch ihren Mangel an steifer Correctheit auffallen, entdeckt man unschwer als die Vorbilder der humoristischen Typen, in denen der Deutsche bei den Engländern erscheint. Wenn man nun auch hier fragt, wie weit mit diesen Typen das wirkliche eigenthümliche Wesen des deutschen Volksthums charakterisirt ist, so kommt man ebenfalls zu dem Schlusse, daß sich in ihnen eine herkömmliche Schablone zeigt, aber kein treffendes Urbild deutscher Eigenart.

Beide Typen, sowohl der des Engländers bei uns als der des Deutschen in England, entsprechen nicht den Voraussetzungen einer treffenden Personification nationalen Wesens, sie geben nicht ein Bild des Volkes, wie es ist, sondern wie es dem anderen Volke erschienen ist, und sind somit Erzeugnisse oberflächlicher Eindrücke und nationaler Vorurtheile.

Dieselbe Erscheinung finden wir überall, und es sei als ein weiteres Beispiel, welches uns gerade angeht, die Auffassung erwähnt, welche die romanischen Völker und namentlich unsere westlichen Nachbarn, von den Deutschen haben. Volkscharakter und Temperament sind ja hier erheblich verschieden, und demgemäß ist denn auch das Verständniß für das fremde Volkswesen und das Urtheil darüber nur ein sehr einseitiges. Im Gegensatz zu dem lebhaften Temperament des eigenen Volkes fällt dem Romanen natürlich am meisten das ruhigere, kühlere Wesen des Deutschen auf. Im Gegensatz zu der klimatischen Gründen entspringenden Mäßigkeit des Südländers und seinem im allgemeinen schmächtigen Körperbau, fällt ihm die breite, kräftige Gestalt des Deutschen und seine Vorliebe für derbe, reichliche Nahrung und schwere Getränke auf. Aus diesen Eigenthümlichkeiten schafft sich namentlich der Franzose den Typus des Deutschen mit der entsprechenden Uebertreibung in folgender Weise: große, ungeschlachte Figur, ungefähr wie ein halbwilder Cherusker, den man in die heutzutage übliche Kleidung gesteckt hat, den reichlichen Biergenuß verräth eine entsprechende Körperfülle, dazu rothblonder Vollbart, Brille*) (eine stillschweigende Anerkennung der trotz aller „tüdesquen" Ungeschlachtheit vorhandenen Neigung zur Denkarbeit) und wildes blondes Haar, welches man sich am liebsten von einer preußischen Militärmütze bedeckt vorstellt. Die Charaktereigenschaften dieses deutschen Urbildes sind ungeheures Phlegma, Bequemlichkeit, Mangel jeder Grazie und Grobheit. Die Lieblingsnahrung einer so animalischen Natur ist natürlich entsprechend compact: Wurst, Sauerkraut, Schnaps, Bier. Wenn man diese bei den ungebildeten Franzosen sehr beliebte Auffassung betrachtet, die doch offenbar der großen Mehrzahl des deutschen Volkes nicht entspricht, und wenn man sich daran erinnert, daß, wie oben erwähnt, derartige Typen meist einzelnen Volksklassen nachgebildet sind, mit denen die fremde Nation zufällig am meisten in Berührung gekommen ist, so ist man versucht, zu vermuthen, daß für dieses derbe Bild französischer Auffassung der deutsche Soldat im Felde Modell gesessen hat, besonders der Reservist und der Landwehrmann. Die diesem Deutschen-Typus angedichtete Derbheit und der Mangel an Sinn für Grazie und für die feineren Genüsse des Lebens in Verbindung mit grobem Nahrungsinstinct paßt auf den Soldaten im Felde, wo die feineren Seiten der menschlichen Natur selbstverständlich in den Hintergrund treten müssen, sehr gut, und zudem ist es ja eben gerade dieser Theil der Bevölkerung Deutschlands — dessen nähere Bekanntschaft zu machen der Franzose die unerwünschte Gelegenheit in seiner eigenen Heimath gehabt hat.

Diesem arg übertriebenen Bilde ähnlich, aber erheblich weniger carikirt, je nach dem Grade der nationalen Abneigung und der entfernteren Bekanntschaft mit deutschem Wesen, sind die Typen, die sich bei anderen romanischen Völkern finden. Immer aber zeigt sich, wie auch hier, daß zur Darstellung derartiger Typen solche Eigenschaften Verwendung finden, die,

*) Sogar die deutschen Offiziere pflegen in Boulevardblättern gern mit Brillen abgebildet zu werden (so auch in Boulanger's „Invasion Allemande")! Darin liegt doch im Grunde genommen eine Anerkennung

Digitized by Google

weil sie von den eigenen Gewohnheiten abweichen und deshalb in der Anschauung eines fremden Volkes besonders auffallend erscheinen, in verallgemeinernder Weise für charakteristisch angesehen werden.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der Typus der deutschen Frau im allgemeinen bei den fremden Völkern besser aufgefaßt wird als der des Mannes. Ein nicht unerheblicher Einfluß dürfte wohl hier den deutschen Dichtern zuzurechnen sein (man denke beispielsweise an die weltbekannte Gretchenfigur Goethe's); dennoch werden auch dem Bilde der deutschen Frau nicht selten übertriebene Empfindsamkeit und namenlich Mangel an gutem Geschmacke und natürlicher Grazie angedichtet.

Ein feststehender Volkstypus endlich, der sich bei uns findet, sei noch erwähnt. Es ist der des Russen, der in deutscher Auffassung eine ähnliche Rolle spielt, wie der deutsche Typus bei den Franzosen. Der Russe pflegt dargestellt zu werden als eine kurze, untersetzte Figur in Bauernkleidung und hohen Stiefeln, mit borstigem Haar und Bart, Stumpfnase und kleinen, von buschigen Brauen beschatteten Augen. Seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten sind nach dieser Auffassung Rohheit, Dummheit, Vorliebe für Schnaps und Unsauberkeit. Nun muß man in der That sagen, daß die geschilderte äußere Darstellung des Russen auf den großrussischen Bauern, der ja die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht, so ziemlich paßt; aber auch nur auf diesen, schon auf den Kleinrussen paßt sie nicht mehr. Einseitig aber ist die Auffassung insofern wieder, als sie, wie alle derartigen Typen, die unangenehmen Eigenschaften des Volkes hervorzuheben und zu übertreiben strebt, weil sie die Vorstellung erweckt, als ob der Russe durchweg ein Halbwilder sei, von dem man alles andere als etwas Gutes zu erwarten habe. Jeder, der den Charakter des Russen näher kennt, seine Lebhaftigkeit, Menschenfreundlichkeit und naive Gutmüthigkeit, weiß, daß eine solche typische Verallgemeinerung seiner üblen Eigenschaften ein falsches Bild des Volkscharakters ergibt.

Es sei noch erwähnt, daß nicht wenige Völker überhaupt nicht durch typische Figuren personificirt werden. So z. B. bei uns die Schweden, Norweger, Dänen, Oesterreicher u. a. Der Grund dürfte darin zu finden sein, daß diese Völker theils zu geringes Interesse für die deutsche Volksauffassung haben, theils daß sie wegen ihres Reichthums an verschiedenen Stämmen ein zu wenig einheitliches Bild gewähren, um durch einen bestimmten Typus dargestellt werden zu können, wie dies z. B. mit Oesterreich der Fall ist. —

Die im Vorstehenden näher betrachteten Typen sind die bekanntesten und häufigsten. Wenn sie auch an und für sich harmlose Erzeugnisse nationaler Vorurtheile sein mögen, so entspringen sie doch einmal unleugbar dem unbilligen Bestreben, andere Nationen durch Hervorhebung ihrer scheinbaren Sonderbarkeiten zu kennzeichnen, andererseits erwecken sie nothwendigerweise eine geringschätzige Vorstellung von dem fremden Volkscharakter und tragen dazu bei, die unschöne und bedenkliche Seite des Nationalgefühles, die National-Eitelkeit, die Selbstgefälligkeit und das Vorurtheil zu pflegen.

„Nationalstolz ohne Vorurtheil!" sollte der Wahlspruch jedes wahrhaft patriotischen Politikers sein, denn nur dann bleiben die Völker von den Auswüchsen des Nationalstolzes verschont, die nach außen hin den internationalen Frieden und nach innen den Volkscharakter gefährden.

## Literatur und Kunst.

### Die Frauenerscheinung in der „Hexenküche".

Von Eugen Reichel.

Ueber Goethe's „Faust" ist schon so viel geschrieben worden, daß man glauben möchte, es wäre Alles erschöpft, was über dieses Werk gesagt werden könnte; und doch, sobald man sich wieder einmal ernstlich mit dem Gedichte beschäftigt, stoßen einem fast auf jeder Seite Stellen auf, die der Erklärung bedürftig erscheinen, und an denen die Erklärer dennoch entweder stillschweigend vorbeigegangen sind, oder mit denen sie sich in einer Weise abgefunden haben, welche Niemand befriedigt. Zu diesen, wenn ich so sagen soll, Räthseln gehört auch die Frauenerscheinung, welche Faust in dem Zauberspiegel erblickt. Man war früher der Meinung, daß dieses „schönste Bild von einem Weibe" entweder Gretchen oder Helena vorstelle; Düntzer war, wenn ich nicht irre, der erste, der diese Ansicht für unbegründet hielt. Er sagt auf S. 268 seiner Faust-Erläuterung: „Unter dem Weibe, welches Faust im Spiegel erblickt, darf man sich nicht etwa Gretchen denken, welche ihm, als er sie zuerst auf der Straße sieht, ganz fremd ist; aber auch nicht Helena, wofür weder die Schlußworte unserer Scene, noch weniger die Aeußerung Faust's im ersten Acte des zweiten Theiles unmittelbar nach dem Erscheinen der Helena spricht, welche gerade das Gegentheil beweist." Aber was denn Anderes unter diesem „Inbegriff von allen Himmeln" dargestellt sei, darüber sagt Düntzer nichts; er fügt den obigen Worten nur noch die Bemerkung hinzu: „Der Verwunderung Faust's über die Schönheit des Weibes spottet Mephistopheles mit der Berufung auf die Bibel, daß Gott erst am sechsten Tage den Menschen geschaffen und, nachdem er auch hiermit zu Stande gekommen, gesehen, daß Alles gut war; wobei er völlig vergißt, daß das Weib erst aus der Rippe Adam's geschaffen war." Man versteht nicht recht, warum Düntzer annimmt, daß Mephistopheles glaube, Gott habe das Weib (und obenein das, welches Faust im Spiegel sieht) am sechsten Tage geschaffen; so viel aber sieht man, daß Düntzer der Frauenerscheinung rathlos gegenübersteht. G. von Loeper scheint zu glauben, daß er das, was die Leser und alle anderen Erklärer nicht ergründet haben, auch nicht zu ergründen brauche; daher hüpft er unbefangen über den „hingestreckten Leib" hinweg; und auch der neueste „Faust"-Commentator, K. J. Schröer, weicht der Aufgabe aus, indem er nur bemerkt: „Mephistopheles gewährt Faust den Anblick weiblicher Reize, um ihn in seinem Sinne zu stimmen." Schröer hat sich gar nicht die Frage gestellt, ob denn Mephistopheles überhaupt dieses Mittels bedürfe. Mephistopheles läßt ja für Faust eigens den Trank bereiten, dessen Wirkung derartig sein soll, daß er „Helenen in jedem Weibe" sehen wird; er hat also nicht nöthig, ihm einen nackten Frauenleib vor die Augen zu zaubern, um ihn „in seinem Sinne zu stimmen".

Müssen wir demnach zugeben, daß eine wirkliche Erklärung dieser Phantasmagorie noch nicht geliefert worden ist, so wird es nun darauf ankommen, über dieses räthselhafte Frauenbild Klarheit zu gewinnen. Zu diesem Behufe wird es geboten sein, daß wir uns die Stelle, welche sich auf die Erscheinung bezieht, neu vergegenwärtigen:

Faust: Was seh' ich? Welch' ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nach zu geh'n,
Kann ich sie nur als wie im Nebel seh'n! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln seh'n?
So etwas findet sich auf Erden?

Digitized by Google

Mephistopheles: Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was Gescheites werden.

Es wird Jedem einleuchten, daß Mephistopheles nicht ohne Grund seine Meinung ausspricht; sie muß demnach ganz besonders in Erwägung gezogen werden. Was ist es nun, woran Gott sich „sechs Tage plagt"? Düntzer nimmt an, daß es der Mensch sei. Aber Faust erblickt nicht den Menschen, sondern ein Weib; das Weib wurde jedoch nicht in sechstägiger Plagearbeit von Gott geschaffen, sondern nach gethaner Arbeit aus des Mannes Rippe geformt. Und so wenig das Weib in sechs Tagen geschaffen wurde, so wenig wurde es der Mann; Gott bringt ihn erst am sechsten Tage hervor; und als mit ihm das letzte Glied der Schöpfung erschienen ist, da betrachtet Gott seine sechstägige Arbeit, Alles, was er gemacht hatte, „und siehe da, es war sehr gut". Also weder in Beziehung auf den Menschen, noch in Beziehung auf das Weib im besonderen sagt Gott „Bravo", sondern einzig und allein in Beziehung auf die Schöpfung; die Welt ist es, an der Gott sechs Tage gearbeitet hat, um sie, wie sich's für den jüdischen Jehovah gehört, alsdann „sehr gut" zu finden.

Sobald wir uns hierüber klar geworden, ergibt sich's ganz von selbst, daß die Frauenerscheinung, welche den bislang mönchischen Faust in Entzückung versetzt, nichts anderes ist, als die im früheren Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielende „Frau Welt". Sie ist dieselbe „Frau Welt", welche nach Konrad von Würzburgs Bericht dem fränkischen Edlen, Wirent von Grafenberg, der unausgesetzt nach Glanz und Ansehen strebte, erschienen war, um ihm seinen Lohn zu geben, das heißt, um ihm zu zeigen, daß sie, die an Schönheit alle Weiber überstrahlte, die der Ritter bisher gesehen, von deren strahlendem Leibe sogar das Gemach hell erleuchtet wurde — daß sie trotz aller Schönheit und alles prangenden Schmuckes doch nur ein Behälter für Kröten und Schlangen, eine große Pestbeule sei. Wirent von Grafenberg entsagt hierauf seinen irdischen Idealen, thut Buße, nimmt das Kreuz und gewinnt dadurch den Himmel, während er als Weltverehrer dem Teufel verfallen wäre.

Die Anwendung auf unseren „Inbegriff von allen Himmeln" ergibt sich, meiner Ansicht nach, ganz von selbst. Faust, des trockenen Gelehrtenwustes überdrüssig, hat den Vertrag mit Mephistopheles abgeschlossen, auf Grund dessen er der Hölle verfallen soll, wenn Mephistopheles ihn „mit Genuß zu betrügen" vermag. Da ist es nun, im Geiste des mittelalterlichen Christenthumes, ganz natürlich, daß Mephistopheles Alles daran setzt, den weltabgewendeten Faust in die Netze der „Frau Welt" zu verstricken; und das wird symbolisch durch die Frauenerscheinung dargestellt oder vielmehr angedeutet.*) Jetzt werden auch die Worte verständlich, die Faust in der Scene „Wald und Höhle" spricht:

„Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Mephistopheles hat eben von seinem Standpunkte als Seelenverderber aus kein dringlicheres Bestreben, als in der Brust des Mannes, welchem „der Doctor noch im Leibe steckt", die leidenschaftliche Sehnsucht nach den Lüsten und Reizen der „Frau Welt" immer lebendig zu erhalten, ihn von Begierde zum Genusse taumeln und im Genusse nach Begierde schmachten zu lassen. Wenn auch in dem Werke von alledem nichts zu spüren ist und höchstens die Bemühungen des Teufels im zweiten Theile darauf gerichtet zu sein scheinen, Faust durch Anstachelung des Ehrgeizes der „Frau Welt" dienstbar und ihn auf diese Weise für die Hölle reif zu machen, so wird die Intention Goethe's doch ganz klar: sie ist aus der Anschauung des mittelalterlichen Clerus übernommen worden für ein Gedicht, das mittelalterliche Vorstellungen mit modernen Tendenzen verquickt, das heißt, die unvereinbarsten Gegensätze mit einander vereinigt zeigt.

Jetzt wird es auch begreiflich, warum Faust, wenn er es wagt, nahe zu gehen, das himmlische Bild „nur als wie im Nebel seh'n" kann. Düntzer meint, dieser Vorgang habe die Bedeutung, daß Mephistopheles den Betrachtenden „noch von dieser Zaubergestalt fern hält, sie ihm nur aus der Weite zeigt"; und Schröer ist der Ansicht, daß der Spiegel nur deshalb „die Betrachtung aus einer bestimmten Ferne gestattet", weil „dies geeignet ist, die Empfindung (Faust's) zur Sehnsucht zu steigern". O nein, dieses Verschwimmen des Bildes hat einen ganz besonderen Grund, der eng mit dem Wesen der „Frau Welt" zusammenhängt. Das mittelalterliche Christenthum war von der Ueberzeugung erfüllt, daß „Frau Welt" eine Teufelin sei, nur dem oberflächlichen Blicke als schön und erstrebenswerth erscheinen könne, um die Seele des für den Himmel bestimmten Menschen oder vielmehr Christen in große Gefahr zu bringen, wohl gar in den höllischen Abgrund zu reißen. Dementsprechend muß der Teufel natürlich auch wissen, daß Frau Welt, bei Lichte besehen, einem Christenmenschen gerade so erscheint, wie sie dem edlen Wirent von Grafenberg erschienen war, als eine Pestbeule voller Maden, Kröten und Schlangen, nicht werth, daß man um ihretwillen sein ewiges Heil verscherze. Aus dieser Anschauung heraus handelt Mephistopheles: er läßt vor Faust's Blicken das Bild der „Frau Welt" oder schlechtweg diese selbst erscheinen, sorgt aber dafür, daß der entzückte Beschauer nicht mehr sieht, als nöthig ist, um ihn sinnenverwirrt zu machen; sobald Faust's Neugier danach trachtet, die Erscheinung aus größerer Nähe zu genießen, verschwimmt sie vor ihm, das heißt, die Kunst des Höllenfürsten sorgt dafür, daß Faust über das wahre Wesen der „Frau Welt" in Unkenntniß bleibe, weil er anderen Falles kaum noch den Wunsch hegen würde, von Mephistopheles in die Welt eingeführt zu werden.

Ich denke, die Sache liegt so klar vor uns, daß wir anderer Beweise für die Richtigkeit des hier Dargelegten nicht bedürfen. Wenn wir in dem „schönsten Bild von einem Weibe" nichts anderes als die entgöttlichte und im Gegensatze zu dem christlichen Himmel stehende „Frau Welt" erkennen, so erhält diese Phantasmagorie, mit welcher man bisher nichts anzufangen wußte, ihre tiefe Bedeutung für das „Faust"-Gedicht wenigstens insofern, als dieses mittelalterliche Anschauungen und Begriffe sich zu Eigen gemacht hat und machen mußte, weil sonst eine Faust-Dichtung überhaupt unmöglich gewesen wäre. Ja, von dieser „Frau Welt" scheint sich eben so wie von der, welche dem edlen Wirent von Grafenberg erschien, helles Licht ringsum auszubreiten, den dunklen Plan der Dichtung erhellend. Das mittelalterliche Christenthum verketzerte „Frau Welt" in der gröblichsten Weise; wer ihr diente, sei es nun, indem er sich fleischlichen Lüsten ergab oder in ehrgeizigem Bemühen nach ihrem Beifalle strebte, verfiel der Hölle, wenn er nicht noch zu rechter Zeit erkannte, daß das Heil seiner Seele nicht bei „Frau Welt", nicht „in ihrem Gefild" (wie Faust sagt) zu finden sei, sondern allein in Bußübungen, im Fasten, Beten und Sichbereiten. Deshalb mußte denn auch der mittelalterliche Faust mit dem Teufel zur Hölle fahren. Gegen diese widernatürliche Anschauung empörte sich die weltfreudige Natur Goethe's; der große Dichter fühlte das Bedürfniß, den Drang zur Welt, zur Bethätigung der uns innewohnenden Kräfte nur um unseres diesseitigen Glückes, um unserer irdischen Veredlung willen, nicht als etwas Gemeines, sondern vielmehr als etwas Gutes und Heiliges hinzustellen, als etwas, das den Himmel verdiene und nicht die Strafen der Hölle. Daher wird der in den Genüssen sowohl, als auch im Dienste der Welt grau gewordene Faust für würdig befunden, in den Himmel einzuziehen, ohne daß er vorher sich von der Welt lossagt, ohne daß er, wie Wirent von Grafenberg, das Kreuz nimmt, Buße thut und gegen die Heiden zu Felde zieht.

Diese Tendenz hat unseren großen Dichter zweifellos ge-

*) Bekanntlich wurde dem Kurfürsten Gebhard von Köln durch den italienischen Charlatan Scotto die schöne Agnes von Mansfeld in einem magischen Spiegel gezeigt. Goethe ist ohne Zweifel hierdurch zu seinem Motive angeregt worden.

Digitized by Google

leitet, wenn er sie auch nicht eigentlich dem Plane seines Werkes zu Grunde gelegt hat, so daß alle Motive desselben hierdurch ihre Erklärung fänden. Diese Tendenz ist höchst wahrscheinlich dasjenige, was ihm „jugendlich von vorne herein klar vorlag", wie er am 17. März 1832 an Wilh. v. Humboldt schrieb; sie wurde erst späterhin durch den „Prolog im Himmel" und andere Zusätze in den Hintergrund gedrängt, zum Schaden für das Werk, welches dadurch um jede Einheit und Einheitlichkeit gebracht wurde. Man mag das, je nach dem Standpunkte, welchen man einnimmt, beklagen oder mit Freude begrüßen — ich aber bekenne ganz offen, daß mir der „Faust" nur dann als ein „Weltgedicht" erscheinen würde, wenn die von mir angedeutete Tendenz nicht nur aus einzelnen Scenen hervorschimmerte, sondern wirklich das ganze Werk beherrschte.

## Zur Fremdwörterfrage.

Von Bruno Gebhardt.

Im Jahre 1882 erschien die Schrift „Ein Hauptstück von unserer Muttersprache" von Hermann Riegel*) und drei Jahre darauf wurde der Allgemeine deutsche Sprachverein gegründet. Damit war eine Bewegung wieder in Fluß gekommen, die im Laufe der Jahrhunderte öfter entstanden und öfter verschwunden war, kaum jemals aber eine so nachhaltige Theilnahme bei der öffentlichen Meinung gefunden hat — in Beistimmung und Widerspruch. Neben einer eigenen, vom Vereine herausgegebenen Zeitschrift wird in zahlreichen Broschüren dafür und dawider gekämpft, ein Kampf, wenn wir das Ergebniß vorwegnehmen dürfen, der vielfach an jenen berühmten gegen Windmühlen erinnert. Denn im Grunde genommen treten die Antifremdwörtler nicht gegen alle Fremdwörter, und Diejenigen, die ihre Berechtigung vertheidigen, nicht für alle Fremdwörter ein, das Kampfobject wird also sehr begrenzt, indem die Frage entsteht: Welche Fremdwörter darf ein strebsames Mitglied des Allg. deutschen Sprachvereins ohne Gewissensbisse in Wort und Schrift verwenden, und welche muß es fliehen? Riegel und das Programm des Vereins antworten sehr verständig: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Wir werden den Satz noch näher betrachten, sehen wir zuerst die Riegel'sche Schrift, die zu ihm hinführt, an. Der Verfasser erzählt den Anlaß zu seiner Schrift und erklärt von vornherein, er wolle keine thörichte Uebertreibung, keine leidenschaftliche Reinigungswuth. „Die Sprache unseres Volkes, dessen Bildung und Lebensgestaltung tief von anderen Völkern der neueren Zeit und des Mittelalters, namentlich auch von dem classischen Alterthume beeinflußt worden ist, wird diesen Einfluß bis zu einem gewissen Grade nothwendig wiederspiegeln und eine Anzahl von Wörtern als redende Denkmäler desselben enthalten müssen. Eine moderne Sprache wird dazu auch Ausdruck und Spiegel des großen internationalen Verkehrslebens der Völker sein müssen; und Wörter, die allen diesen Völkern gemeinsam sind, künstlich zu verdeutschen, wäre vielleicht nur ausnahmsweise angebracht. Ich eifere nicht gegen die Fremdwörter überhaupt, wohl aber mit Nachdruck gegen das Uebermaß und die Geschmacklosigkeit in der Anwendung derselben, namentlich der französischen!" Nun sei es erlaubt, neben diese Erklärungen Riegel's den Satz des am meisten angegriffenen Vorkämpfers für die Berechtigung der Fremdwörter, Gustav Rümelin's, hinzustellen**): „Jedes fremde Wort," sagt er, „ist berechtigt, für welches in dem Zusammenhange, in welchem es gebraucht wird, kein vollständig deckender einheimischer Ausdruck zu finden ist, unter der einzigen Voraussetzung, daß er dem Angeredeten verständlich ist oder gemacht wird." Mir scheint, zwischen den beiden programmatischen Sätzen ist ein Unterschied nicht wahrnehmbar; Riegel sagt es bejahend: was gut deutsch ausgedrückt werden kann, werde deutsch ausgedrückt; Rümelin sagt verneinend: was im Deutschen nicht gut ausgedrückt werden kann, möge gegebenen Falles durch ein Fremdwort ausgedrückt werden. Also Freund und Gegner stimmen im Grunde überein, der allgemeine Gesichtspunkt ist derselbe, und es handelt sich jetzt nur von Fall zu Fall um die jedesmalige Entscheidung, läßt sich dies oder jenes Fremdwort durch ein genau entsprechendes, d. h. gutes deutsches Wort ersetzen? Und dieser Frage gegenüber beginnen nun die mannigfachsten Versuche von verschiedener Seite, geschmackvoll und geschmacklos, brauchbar und unbrauchbar, und finden Zusammenstellung in Verdeutschungswörterbüchern, von denen manche ebenso nützlich wie lehrreich sind.

Sehr werthlos dagegen ist nach unserer Meinung das Verfahren, das von den meisten Broschürenschreibern, auch von Riegel, angewendet wird, um durch eine Art abschreckender Methode für ihren Zweck zu wirken. Es werden da eine Reihe dichterischer oder schriftstellerischer Werke auf die Verwendung des Fremdwortes hin untersucht, diese zusammengeklaubt und an den Pranger gestellt. Bei Riegel werden in dieser Weise Melchior Meyr, Paul Heyse, Emil Brachvogel, und viele Andere, von Männern der Wissenschaft Weizsäcker, Ranke, Gregorovius, Pfleiderer geschulmeistert, in einer anderen vorliegenden Schrift*) trifft das gleiche Schicksal die „Deutsche Rundschau" und die „Allgemeine Zeitung", „Die historische Zeitschrift" und „Herzog Ernst von Coburg". Ein billiges und recht kindliches Vergnügen, mit dem Niemanden gedient ist, denn ich glaube kaum, daß einer der in dieser Weise angegriffenen Schriftsteller aus Angst vor dem Zorne des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in sich gehen wird; ebensowenig werden die Vertreter der Gewerbe und Künste, des Handels und der verschiedenen Beamtenzweige im Gebrauche längst eingebürgerter, üblicher Fremdworte sich durch die Zeitschrift des Vereins, die sorgfältig jedem Berufe einen Artikel weiht, stören lassen, auch nicht wenn Riegel so in Zorn geräth, daß er den angeblichen Gegnern Verdrehung und Lästerung (wessen?), Vorschwindelungen von Berechtigung und Bereicherung vorwirft, oder sich tröstet — Männern wie Gildemeister, Hermann Grimm, Rümelin und Delbrück gegenüber, die sich eine abweichende Meinung erlaubten, — daß „an das Beknurren alles Hohen und Bedeutenden ja der gewöhnt sei, der eine reichliche Lebenserfahrung besitzt". Daß durch derartige Aeußerungen der Sache mehr geschadet als genützt wird, ist zweifellos, denn, wie wir schon bei Rümelin sahen, wenden sich die Gegner durchaus nicht gegen die berechtigten Bestrebungen, sondern gegen Auswüchse, wie das an Pranger Stellen oder gegen die Zweckmäßigkeit auf dem allein seligmachenden Wege der Vereinsthätigkeit die Frage zu lösen. Und daß man darüber verschiedener Meinung sein kann, ebenso wie über die Zweckmäßigkeit der von Riegel so eifrig befürworteten Reichsanstalt für die deutsche Sprache, die selbst in den Kreisen seiner Anhänger keinen Beifall findet, läßt sich doch nicht leugnen; daß Haus und Schule, daß Jeder an seinem Theile dafür wirken könne und soll, ist eine berechtigte Forderung; daß behördliche Verfügungen von Nutzen sein können, hat die Erfahrung gezeigt; wenn auf diesem Wege mit Maß fortgegangen wird, werden dauerndere Resultate erzielt werden, als durch heftige Broschüren. Vor allem bausche man die Sache nicht zu einer weltbewegenden nationalen Frage auf, als ob Jeder, der einmal ein unnöthiges Fremdwort braucht, seiner eigenen nationalen Ehre und seinem Vaterlande ins Gesicht tritt. Gerade die ältere Generation in Deutschland, der die Schöpfer des Deutschen Reiches angehören, sündigt, wenn es eine Sünde ist, nach dieser Richtung, und es wird Niemandem einfallen, Fürst Bismarck's nationale Gesinnung zu

*) Die Schrift liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Der langathmige Titel lautet: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der Allgemeine deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Braunschweig, Schwetschke & Sohn.

**) Die Berechtigung der Fremdwörter (Freiburg, Mohr) S. 3.

*) Der Kampf gegen die Fremdwörter ein Kampf gegen die Welschsucht von Prof. Dr. phil. K. Jansen. Kiel, Lipsius & Tischer.

Digitized by Google

bezweifeln, obgleich seine Reden und Briefe den Fremdwörterjägern reiche Ausbeute böten, oder Moltke's Patriotismus, weil die Generalstabswerke reich an sogar entbehrlichen Fremdwörtern sind. Doch der Allgemeine deutsche Sprachverein will nicht bloß die Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen fördern, sondern auch „die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigenthümlichen Wesens der deutschen Sprache pflegen". Wenn beide Bestrebungen nicht gleich sein sollen — und wären sie es, wozu wären sie in zweifacher Form ausgesprochen —, so müssen wir den letzten Worten gegenüber freimüthig erklären: Herr, dunkel ist der Rede Sinn.

Um „zum echten Geiste und eigenthümlichen Wesen" unserer Sprache zu gelangen, zu welchem Abschnitte in der Geschichte derselben müssen wir zurückgehen? Zu den Tagen Luthers? Also wie in unseren Möbeln auch in unserer Rede sogenannter Weise „altdeutsch" werden? Oder zu den Tagen Schiller's und Goethe's, deren Briefwechsel, deren Prosaschriften theilweise von heutzutage längst ungewohnten Fremdwörtern strotzen? Beides kann wohl kaum gemeint sein, und die einzige Deutung der räthselhaften Worte ist in dem folgenden Satze des Aufrufes, den der Verein erließ, zu suchen: Es handelt sich . . ., „um Heilung von Entartungen und Verkrüppelungen, um Abwerfung von Künsteleien und Ziereien, um Anregung zum richtigen, sachgemäßen Denken im Zusammenhange mit dem richtigen, treffenden Ausdrucke". Nach den letzten Worten wird also der Verein logisch-stilistische Bestrebungen verfolgen, wie bleibt wohlweislich ungesagt, und was das erstere betrifft, so wird es gerade wie den Fremdwörtern gegenüber sehr auf das subjective Urtheil ankommen, welche Neubildungen in der lebenden Sprache festzuhalten, welche zu verwerfen sind; was Künstelei und Ziererei ist. Wir sind wenigstens ketzerisch genug zu glauben, daß die obige Probe vom Deutsch des Vereins — in dem kurzen Satze fünf Wörter wie Heilung, Entartung, Verkrüppelung, Abwerfung, Anregung — nicht gerade empfehlenswerth ist. Doch genug davon! Wer sich über die Bestrebungen des Vereins unterrichten will, findet in Riegel's Hauptstück das Material zusammen und Fingerzeige auf weitere Schriften und Aufsätze; sollte eine neue Auflage des Werkchens nothwendig werden, so würden wir sehr wünschen, daß statt der scharfen und inhaltslosen Angriffe auf angebliche Gegner, der Verfasser lieber das Einigende als das Trennende aufsuche und vor allem mit der ausgezeichneten Schrift Rümelin's, der die ganze Frage von einer neuen Seite auffaßt und beleuchtet, sich eingehender und gerechter beschäftige.

Daß das polemische Beispiel des Vereinsoberhauptes für die Mitglieder nicht ohne Nutzen ist, beweist die schon genannte Schrift von Jansen. In der Vorbemerkung wendet er sich gegen Rümelin's Aeußerung: „Ich fühle mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke." Diese Worte stellt Herr Jansen mit Hufeland's Aeußerung gegen Gneisenau: es könne gleichgültig sein, von wem man regiert werde, einem Deutschen oder Franzosen, wenn nur gut, und an ähnliche kosmopolitische, ja geradezu antipatriotische Worte von Woltmann und Nikolaus Vogt zusammen. Nach dieser Probe von logischem Denken versprechen wir uns allerdings von der Wirksamkeit des Broschürenschreibens in dem Vereine zur „Anregung zum richtigen, sachgemäßen Denken im Zusammenhange mit dem richtigen, treffenden Ausdrucke" recht wenig. Im Uebrigen ist die Schrift nach der schon gekennzeichneten Schablone verfaßt: Zusammenstellung von Fremdwörtern aus den Werken von Gervinus, Ranke und den oben genannten Zeitschriften, selbstverständlich nicht ohne die gewohnten Randglossen wie „sinnlos", „Knechtsgesindel armseliger Nachahmer", „Denkfaulheit" und anderen kräftigen Wörtlein. Dann folgen Klagen über den Rückgang der deutschen Sprache in den Gebieten, in denen sie einst herrschte, wobei der zeitliche Ausgangspunkt theilweise die Gründung germanischer Reiche in Folge der Völkerwanderung zu sein scheint. Der Herr hat Recht, seit die Langobarden in Italien herrschten, ist die Kenntniß der deutschen Sprache dort zurückgegangen und zwar auf Kosten der italienischen. Wir würden das alles für Scherz halten, wenn es dem Herrn Verfasser nicht so blutiger Ernst damit wäre. Es schließen sich an diese geschichtsphilosophischen Erörterungen wieder ausgewählte Proben schlechter Uebersetzungen, wobei die deutsche Sprache verhunzt wurde, die alte berechtigte Klage, daß das Deutsch unserer Gebildeten durch den Gymnasialunterricht verschlechtert statt verbessert wird, die desto unberechtigtere Klage, daß unsere Zeitungen sich zu viel um's Ausland kümmern, und die ganz unhaltbare, daß unsere Geschichtsauffassung französisch beeinflußt ist — man muß die vier angeblichen Beispiele dafür lesen und ernst bleiben —, ein örtliches Vorkommniß im schleswig-holsteinischen Kunstvereine, nämlich der dem Verfasser höchst unpatriotisch erscheinende Ankauf eines französischen Bildes — und die schlagenden Beweise für die Verwälschung und Vaterlandslosigkeit unseres Volkes sind abgeschlossen.

Gegen all diesen Jammer wird nun der Allgemeine deutsche Sprachverein als Heilmittel empfohlen. Ein Anhang, der sich mit dem bald zu erwähnenden Gegner beschäftigt, trägt das liebenswürdige Motto: Stulti dum vitant vitia in contraria currunt. Das genügt. Der Gegner aber, dem diese nette Schmeichelei gilt, ist der pseudonyme Herr Ludwig Logander,*) der ein paar zierliche Briefe an die bekannte „Gnädige Frau", die man am Strande in Misdroy oder Heringsdorf kennen gelernt hat, über diese Frage schrieb. In leichtem Plaudertone, aber mit guter Kenntniß der darüber vorhandenen Literatur schildert der Briefschreiber satirisch, zu welchen Auswüchsen die Ausrottung der Fremdwörter folgerichtig führt, weist besonders auf dem Gebiete der Schule nach, daß auch ohne Vereinsthätigkeit im Verhältniß zu früher Wandel geschaffen ist, lehnt ebenfalls die Verquickung der ganzen Sache mit Patriotismus und Nationalitätsgefühl ab und deutet in einigen — anderwärts reichlicher gegebenen — Beispielen an, wie zwischen dem Fremdworte und dem dasselbe deckenden deutschen Worte auch oft noch ein Unterschied sich herausgebildet hat, dessen Nichtbeachtung gewisse feine Beziehung unerkannt läßt. Im Anhange setzt er sich mit Jansen auseinander und beleuchtet darin die Thätigkeit des Vereins und der Zeitschrift. Als Probe von der Kleinmeisterei derselben heben wir die Mittheilung hervor, daß sich mehrere Nummern hindurch der Streit hinzieht, ob für „Sauce" Salse, Brühe, Beiguß oder Tunke empfehlenswerther sei, und daß im Verlaufe des Streites für Tunke auch die Poesie heran muß:

O Tunke, Du sollst leben,
Sollst Seel' an Leib uns kleben
Auf diesem Erdenball.

Das erinnert allerdings mehr an den allgemeinen deutschen Reimverein des Herrn Hunold Müller v. d. Hunte als an den Allgemeinen deutschen Sprachverein! Das ganze Schriftchen liest sich unterhaltend ohne besonders viel zu bieten, vermag aber doch vielleicht den Einen oder den Anderen vor hitziger Ueberstürzung bei der Fremdwörterjagd zu warnen. Von ganz anderen Gesichtspunkten geht Loos in seiner Schrift „Die Bedeutung des Fremdwortes für die Schule"**) aus. Er nimmt den Gedanken auf, die den Schülern schon geläufigen Fremdwörter als Mittel für den ersten fremdsprachlichen Unterricht zu verwenden. Er stellt Probeübersichten auf, welche ganz in's Deutsche übergegangene oder allgemein üblich gewordene Worte für das Erlernen lateinischer und griechischer Vocabeln zu brauchen seien. Des weiteren können die den Schülern geläufigen Fremdwörter gelegentlich zu einer Art kulturhistorischen Unterrichtes dienen: die Sprache des Wortes weist auf den Ursprungsort des Gegenstandes hin und erlaubt dem kundigen Lehrer, helle Streiflichter auf die gegenseitigen Beziehungen der Völker zu werfen. Schließlich

*) Ein Wort für unsere Fremdwörter von L. L. Kiel, Lipsius und Tischer.

**) Eine methodische Abhandlung von Dr. Joseph Loos, K. K. Professor. Prag, Neugebauer.

Digitized by Google

gibt es eine Reihe von Fremdwörtern, die schon auf früheren germanischen Sprachstufen, im Gothischen und Althochdeutschen, Aufnahme fanden, und deren Erwähnung Gelegenheit bietet, auf die Entwickelung und Aufnahmefähigkeit unserer Sprache einzugehen. Man sieht, der Verfasser, der seine Ausführungen durch zahlreiche Beispiele unterstützt, bietet nicht eigentlich einen Beitrag zur Entscheidung für oder gegen das Fremdwort; indem er aber eine pädagogisch nützliche Verwendung desselben anbahnt, gibt er denen, die maßvoll in der Frage denken, eine Handhabe mehr für vorsichtiges Verfahren einzutreten. Er selbst hofft Jedem, durch die Erkenntniß, woher das Fremdwort stammt, und wann es in unsere Sprache eindrang, die Möglichkeit eigener Entscheidung über Beibehalten oder Verwerfen in die Hand zu geben.

## Populäre Mißverständnisse.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

Eine Menge kleiner Mißverständnisse haben sich aus dem Alterthume auf uns vererbt. Wenn wir einen Menschen cynisch nennen und die Verachtung und geflissentliche Vernachlässigung des äußeren Anstandes als Cynismus bezeichnen, so erinnern wir uns, daß der Ausdruck auf die philosophische Secte der Cyniker zurückgeht; wir wissen wohl auch, daß derselbe mit dem griechischen Worte κύων, Hund, zusammenhängt. Stillschweigend nehmen wir nun an, daß die Herren Diogenes und Consorten unverschämte Hunde geschimpft worden seien, sintemal dieses Schimpfwort so gemein und bereits dem Vater Homer geläufig ist; das glaubten schon die Alten. Und dennoch ist dieser Sinn erst nachträglich hineingelegt worden. Wie eine athenienſische Unterrichtsanstalt nach dem Wolfe Lyceum, so hieß eine andere nach dem Weisheit verleihenden Hunde Cynosarges: ein weißer Hund hatte, als der Heros Diomus dem Hercules opferte, das Opferthier geholt und hierher getragen. Im Cynosarges lehrte Antisthenes, der Affe des Sokrates, wie Aristoteles im Lyceum und wie Plato in der Akademie; und wie die Schule des letzteren in Folge dessen die Akademische Schule hieß, so die Schule des Antisthenes vom Cynosarges die Cynische. Man darf nicht vergessen, daß der hellste Fixstern am Himmel, dessen Frühaufgang in Aegypten den Beginn der Nilüberschwemmung und den Jahresanfang verkündete, seit uralter Zeit den Namen Hund geführt hat, daß der nützliche Hund in Aegypten gleich der Katze angebetet ward, und daß Sokrates selbst, nach der Vorschrift des mythischen Königs Rhadamanthys beim Hunde (νὴ τὸν κύνα) zu schwören pflegte. Es scheint allerdings, daß die alten Griechen vielfach mit dem Hunde den Schakal verwechselten.

So kann es denn vorkommen, daß ein einziger Name, ein einziger armer Ausdruck nicht verstanden und unwürdig ausgelegt wird; und daß dann die falsche Erklärung das erste Glied einer ganzen langen Kette von Sagen bildet. Man sieht leicht, daß die weltkundige Legende vom heiligen Christoph nur auf einem etymologischen Spiele mit dem Namen Christophorus und auf einer naiven Auffassung desselben beruht. Hundsköpfig, von kolossaler Statur, ein Menschenfresser, will sagen, ein wildes, ungeschaffenes Heidenmensch, sucht der Riese Reprobus einen Dienst bei einem, der stärker wäre als er selbst. Er findet ihn bei dem König von Kanaan — der fürchtet sich vor dem Namen Satan; er findet ihn bei dem Teufel, der fürchtet sich vor dem Kreuze. Denn wie er seinem neuen Herrn folgt, bemerkt er, daß derselbe einen Weg vermeidet, den er natürlicherweise hätte einschlagen müssen: an dem Wege stand nämlich ein Crucifix, und das war dem Bösen nicht geheuer. Da geht der große Christoph zu dem Kreuze, um dem Gekreuzigten zu dienen. Aber wie soll er das thun? Ein frommer Einsiedler gibt ihm Mittel und Wege an. Er sagt zu Christoph: „Guter Freund, wir haben hier einen Fluß, über den es schwer zu kommen ist; viele Leute sind schon darin ertrunken, namentlich in der schlechten Jahreszeit. Groß und stark wie Du bist, kannst Du den Menschen helfen, die täglich hinüber müssen. Du nimmst sie auf den Buckel und trägst sie; und der am Kreuz gestorben ist, wird Dich für Deine Mühe belohnen.“ Nun setzt Christoph Tag und Nacht die Reisenden über's Wasser. Einmal, wie es schon dunkel ist, ruft ihn eine Kinderstimme: er nimmt den kleinen Passagier auf seinen Rücken und macht sich auf den Weg. Aber das Wasser ist groß und wie er in den Fluß hineinwatet, wird dem starken Manne die Last so schwer, daß ihm die Knie wanken. Verwundert sieht er sich um: aber er hat nichts weiter, als das Kind auf seinen Schultern. Da fragt er: „Wer bist Du denn, Kleiner, daß Du mir so schwer wirst?“ — Und das Kind leuchtet auf und antwortet: „Du trägst den, der die Welt trägt.“ Nun begriff der gute Mann, was ihm der Einsiedler versprochen hatte: er war des höchsten Gutes theilhaftig geworden, sein Stab grünte und er wanderte damit nach Lycien, wo er unter Decius um das Jahr 250 den Märtyrertod erlitt.

Ich wiederhole, es liegt auf der Hand, daß die ganze Legende, wie ein Gespinnst an einem Nagel, an dem Namen Christophorus hängt. Derselbe bedeutet „Christusträger“: so wurde der heilige Märtyrer bei seiner Taufe genannt, wie vor ihm der apostolische Vater Ignatius, das Kind, welches Jesus im Evangelium (Matthäi XVIII, 2) zu sich rief, Theophorus, „Gottesträger“ genannt worden war. Gottesträger ist, wer Gott im Herzen trägt; Christusträger ist, wer Christus im Herzen trägt; wir haben ja viele solcher Namen. Das Volk aber, das, wie Thomas, Alles mit Händen greifen will, verlangte nach einer gröberen Bildlichkeit, die frommen Männer mußten die Gottheit wie Lastträger auf ihre Schultern nehmen — und die Gottheit mußte schwer wiegen wie hundert Kilogramm.

Nur wenigen eingeweihten Personen verständlich zu sein, dem Volke aber ein Buch mit sieben Siegeln zu bleiben, ist die Bestimmung aller Religionen, die christliche nicht ausgenommen. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n — sie zieht es nicht in den Staub, sie ahnt es gar nicht. Der heilige Thomas von Aquino fragt den heiligen Bonaventura, wo er seine Weisheit herhabe, derselbe weist auf ein Crucifix hin und antwortet: Der da dictirt mir Alles! — Ja, einem Doctor Seraphicus dictirt er, dem profanum Vulgus bleibt er stumm. Die Gemeinde recrutirt sich aus den Grünen, sie feiert einen ewigen Grünendonnerstag.

Der Gründonnerstag, lateinisch Dies Viridium, verdankt seinen Namen wahrscheinlich einer christlichen Metapher. An ihm wird in der katholischen Kirche dem Volke feierliche Absolution ertheilt, er heißt daher auch Dies Absolutionis oder Indulgentiae, französisch Jeudi absolu, zu deutsch: Antlaßtag, d. i. Ablaßtag; weil nun die losgesprochenen Sünder ein neues Leben anfangen und gleichsam wieder jung und grün werden, so nannte man sie die Grünen, lateinisch Virides. Wenigstens ist das noch immer die wahrscheinlichste Erklärung; die Beziehungen auf den 23. Psalm und auf die Worte Christi (Lucä XXIII, 31) sind ganz willkürlich. Das Volk dachte natürlich bei „grün“ an nichts weiter, als an die grünen Wiesen, die grünen Kräuter, die Natur, die in dieser Jahreszeit wieder auflebt und ergrünt — es dachte an den Grünendonnerstagskohl und an die grünen Gemüse, die es wieder gab und die man im Lateinischen wohl Viridia nennen könnte — für die höhere geistige Bedeutung war es eben viel zu grün.

Ich kann mich nicht enthalten, hier auf eine englische Gründonnerstagssitte hinzuweisen, die nicht bloß auf einer materiellen Auffassung, sondern auf wirklicher Umdeutung beruht. Der Gründonnerstag heißt in England Maundy Thursday, nach dem Mandatum, das Christus seinen Jüngern (Evangelium Johannis XIII, 34) gegeben hat und dem zufolge in der katholischen Kirche am Gründonnerstage die Ceremonie der Fußwaschung stattzufinden pflegt. Der Ausdruck erinnerte

Digitized by Google

an das englische Wort Maund, welches einen Handkorb bedeutet, der Gründonnerstag schien den Engländern „Korbdonnerstag" zu heißen. Infolgedessen bildete sich die Gewohnheit, am Grünendonnerstage Speisekörbe an die Armen zu vertheilen, was die Königin selbst alljährlich in Whitehall zu thun pflegt. An manchen Orten, z. B. in Norwich, hat das zu eigenen Jahrmärkten Veranlassung gegeben.

III.

Wir betrachten jetzt die Kehrseite der Medaille. Es kommt auch vor, daß die einfache, natürliche Erklärung eines Ausdruckes die richtige, daß aber der Laie oder ein unvorsichtiger Gelehrter zu einer gesuchten, weithergeholten Deutung veranlaßt worden ist. Gerade Gelehrsamkeit — Halbgelehrsamkeit kann in dieser Beziehung von Uebel sein. Hat man doch das Krähen des Hahnes bei Petri Verleugnung für den Schall der römischen, die Nachtwachen signalisirenden Trompeten ausgegeben, weil Hähne in Jerusalem, der Heiligkeit des Platzes wegen, nicht hätten gehalten werden dürfen! — In solchen Fällen gilt es, Gelehrsamkeit gegen Gelehrsamkeit zu setzen. Wir beschränken uns auf wenige classische Beispiele.

Der südliche Theil der arabischen Westküste, von 20° nördlicher Breite bis zur Meerenge Bab el-Mandeb, arabisch Jemen, hieß bei den Alten, die hier die südliche Grenze der bewohnten Welt annahmen, das Glückliche Arabien, Arabia Felix, ἡ Εὐδαίμων Ἀραβία; diese Bezeichnung wurde auch auf die ganze Halbinsel ausgedehnt und die letztere, als glückliches Arabien, dem wüsten, die nördlichen Sandstriche zwischen dem Euphrat und Syrien umfassenden Arabien entgegengesetzt. Die Fruchtbarkeit der Wadis, die durch den Contrast mit den umgebenden Wüsten noch mehr gehoben ward, die Schönheit der bewaldeten Abhänge und Bergterrassen und der „edle Geschmack" von Thymian, Weihrauch und Myrrhen, der durch das ganze Land hindurchgeht und von ihm aus bis zu den Seefahrern auf dem Rothen Meere dringt, soll gemacht haben, daß man Arabien glücklich pries. Der Wohlgeruch vor Allem. Seit dem Zeitalter der hebräischen Propheten ist Arabien wegen seines Reichthums an Gewürzen, Balsamen und aromatischen Kräutern sprichwörtlich gewesen; es hatte einen Ruf, wie ihn jetzt mehr Ostindien, das Land der Gewürze und Edelsteine, hat. Es war ein Fabelland, wie das Eldorado im XVI. Jahrhundert — riesenhafte Vögel, die ihre Nester daraus bauten, brachten den Zimmt nach Jemen, den die Einwohner brannten wie Holz — das köstliche Ladanumharz kämmte man den Böcken aus dem Barte — und der Wohlgeruch der Bäume war so stark, daß man Ziegenhaar und Asphalt anzünden mußte, um ihn einigermaßen abzuschwächen. Das Volk selbst entfaltete eine grenzenlose Ueppigkeit, die Dächer ihrer Häuser waren wie im himmlischen Jerusalem von lauterem Golde, die Kinder schnipften mit Goldkörnern und Edelsteinen. Aus dem Reichthume an Gewürzen floß natürlicherweise ein großer Reichthum überhaupt: die Einwohner von Jemen versorgten seit unvordenklichen Zeiten Aegypten und Syrien mit Weihrauch und Aromen und tauschten, da der Boden fruchtbar genug war, nicht Korn und Wein, sondern edle Metalle ein; zudem brachte der Umstand, daß sie jahrhundertelang die Schlüssel des ostindischen Handels in den Händen hatten, eine Menge Geld in's Land. Die Alten aber glaubten, daß Arabien selber überreich an edlen Metallen sei.

Die Königin von Saba, heißt es im ersten Buche der Könige, kam nach Palästina, den berühmten König Salomo zu sehen und ihn mit Räthseln zu versuchen; sie gab ihm 120 Centner Gold und sehr viele Specereien und Edelsteine, und es kam nicht mehr so viel Specerei, fügt der Verfasser hinzu, als die Königin dem Könige Salomo gab. Luther nennt die Königin von Saba: die Königin vom Reiche Arabien; Saba, respective Sabaea, ist so ziemlich identisch mit Jemen, und Alles, was wir im Alten Testamente, bei griechischen Geographen und römischen Dichtern von dem Reichthume und dem herrlichen Leben der Sabäer lesen, bezieht sich auf die gebenedeiten Bewohner der Arabia Felix.

Und doch dürfte das „Glück" Arabiens aus einer ganz anderen Quelle geflossen sein. Die natürlichen Vorzüge des Landes sollen nicht in Abrede gestellt werden; sie mögen von den Arabern selbst mit orientalischer Großsprecherei weit übertrieben worden sein. Der Reisende Karstens Niebuhr, der Vater des Historikers, war der erste, der den Europäern die Augen öffnete, der zeigte, daß Jemen kein Goldland sei und gewesen sei, daß der arabische Weihrauch geringere Qualität habe, als der von Siam, Sumatra und Java, und daß der Name Arabia Felix kaum auf die Südwestecke, geschweige denn auf die ganze Halbinsel, dieses Kleinafrika passe. Aber wie in aller Welt sind die überschwenglichen Phantasien zu erklären, die das gesammte Alterthum von diesem Lande hatte? — Sie scheinen nur auf einem Mißverständnisse und auf der unglücklichen Annahme zu beruhen, daß Arabien „glücklich" heiße. Was Namen thun, glaubt man nicht — nennt den Menschen ein „Eldorado", und es wird gefunden, sprecht in einem Romane von „Kalifornien", und es kommt auf die Landkarte zu stehen. El-Jemen heißt eigentlich rechte Hand; also nannten die nördlichen Araber die Halbinsel Arabien im Gegensatze zu Syrien, welches sie als „linke Hand", Esch-Scham, bezeichneten. Das Gesicht des orientalischen Geographen ist beständig der aufgehenden Sonne zugewandt; Rechts entspricht daher dem Süden, Links dem Norden. Wenn er sich vor die Kaaba in Mekka stellte, war eben das noch heute sogenannte Jemen das rechts oder südlich gelegene Land. Auch Saba bedeutet angeblich die rechte Hand und folglich den Süden, die Königin von Saba wird daher auch Königin von Mittag genannt (Evangelium Matthäi XII, 42). Die Griechen und Römer nun, die beständig ihre Omina und ihre Augurien im Kopfe hatten und nach einer allgemeinen Auffassung die rechte Seite als die Glücksseite betrachteten, meinten, das Land rechts müßte natürlich ein Glücksland und eine gesegnete Gegend sein. Genau so, wie man seit alter Zeit den Namen Benjamin, d. i. Sohn der Rechten, als Sohn des Glückes gedeutet hat, während er sich doch auf die geographische Lage des Stammgebietes der Benjaminiten, rechts, das heißt südlich von Ephraim bezieht. Und das Alles, weil man geglaubt hat, die Leute könnten, wie die Einwohner von Ninive, rechts und links nicht unterscheiden (Jona IV, 11).

Bei Prophezeiungen, sagt Lichtenberg, ist der Ausleger oft ein wichtigerer Mann als der Prophet. Ganz recht: weil die Ausleger oft genug nicht Ausleger, sondern Hineinleger gewesen sind; und weil es oft leichter ist, etwas in eine Stelle hineinzulegen, als dieselbe natürlich auszulegen. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? — ruft der Prophet Jesaias aus (XIV, 12) — er spricht vom König von Babylon, der von seiner glänzenden Höhe herabgestürzt ist; die Kirchenväter haben darin fälschlich eine Hindeutung auf Satans Fall gesehen, und daher kommt es, daß der Teufel bis auf den heutigen Tag Morgenstern, lateinisch Lucifer, genannt wird. Wie oft hat man, gleich dem heiligen Hieronymus, von dem diese seltsame Erklärung ausgeht, die einfache, natürliche Symbolik eines großen Mannes nicht verstanden und eine übernatürliche bei den Haaren herbeigezogen! — Noch ein classisches, scheinbar recht triviales Beispiel, dann wollen wir abbrechen.

Pythagoras, der alte Vegetarianer, forderte bekanntlich von seinen Schülern, sich der Bohnen zu enthalten. *Κυάμων ἀπέχου!* A fabis abstine! — was wohl Niemand anders verstanden haben wird, als daß keine Bohnen gegessen werden sollten. Das war indessen dem geistreichen Plutarch nicht klar; und weil ganz gewöhnlich bei Wahlen mit weißen und schwarzen Bohnen abgestimmt ward, so glaubte er vielmehr ein anderes Verbot herauszuhören: Mischt euch nicht in Regierungsangelegenheiten! Zieht die Ruhe des Privatlebens beschwerlichen Aemtern vor! — Und doch war die Vorschrift gewiß ganz eigentlich zu nehmen. Es ist eine Thatsache, daß Pythagoras mehrere seiner Regeln aus Aegypten hatte: nun, Herodot bezeugt (II, 37) ausdrücklich, daß die alten Aegypter von Bohnen nichts wissen wollten, die ägyptischen Priester aber sogar den Anblick derselben mieden, weil sie die Frucht für unrein hielten. Dasselbe thaten die indischen Brahmanen;

Digitized by Google

auch bei den Eleusinischen Mysterien waren Bohnen und Granatäpfel verpönt, und der Priester des Jupiter in Rom, der Flamen Dialis, durfte unter anderem auch keine Bohnen nennen und berühren. Sogar die heilige Biene geht der Sage nach niemals auf Bohnenblüthen. Was höhere, priesterliche Menschen zu diesem Verdict bestimmte, läßt sich leicht errathen. Zwar ergehen sich bereits die Alten in verschiedenen Vermuthungen. Die Einen machen auf die blähenden Eigenschaften der Bohnen aufmerksam — Andere sehen den Grund in dem Glauben an die Seelenwanderung, von welcher die Bohne mit ergriffen werde — wieder Andere erklären die Bohne, die in katholischen Ländern bis auf den heutigen Tag am Allerseelentag gegessen zu werden pflegt, für eine Todtenfrucht. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bohne den Ruf der Unreinheit einem einzigen Umstande verdankt, und daß alle ihre sonstigen Beziehungen auf diesen einen Umstand zurückzuführen sind. Die Hülsenfrüchte, und zwar nicht die einzelnen Samen, sondern die vollständigen Hülsen, sind den Alten, die mit der Natur vertrauter waren, als wir, als auffällige Sinnbilder der Gebärmutter erschienen. Die Bohne aber ist die vornehmste Hülsenfrucht. Diese Analogie, die nur denjenigen befremden wird, der von der Symbolik nichts versteht, machte, daß Bohnen gleich Feigen für etwas Obscönes gehalten und von denjenigen gemieden wurden, die ein heiliges Leben führen wollten; daher schon Aristoteles der Ansicht ist, Pythagoras habe mit seinem Bohnenverbote sagen wollen: Haltet euch rein! — Nur muß man nicht etwa glauben, daß der Weise seinen Schülern symbolisch habe Keuschheit anempfehlen wollen.

Dieselbe verlangte er gar nicht: der pythagoreische Bund war keine Gesellschaft von Mönchen; er verlangte nur die Fernhaltung geheiligter Symbole. Es ist vielleicht überhaupt dem Geiste der Alten nicht entsprechend, das Verbot mit sogenannter christlicher Herzensreinheit zu begründen. Pythagoras betrachtete die Bohne nicht als etwas Obscönes, sondern vielmehr als etwas Heiliges, das man nicht profaniren durfte; er verehrte sie wie die Thiere, die er nicht tödten ließ. Das hängt tief mit den ebenerwähnten symbolischen Anschauungen zusammen. Pythagoras und Plato haben den Uterus als ein eigenes lebendes Wesen, gleichsam als eine Mutter in der Mutter angesehen; die Sprache folgt diesem Gedanken bis auf den heutigen Tag. Wenn also die Bohne ein geheimnißvolles Bild dieser inneren Mutter war, so konnte sie auch beseelt sein und von Seelen durchwandert werden, und deshalb nennt Horaz in der Satire Hoc erat in votis (II, 6, 63) die Bohne eine Verwandte des Pythagoras (faba Pythagorae cognata). Und ebenso hing mit diesen symbolischen Anschauungen die Verwendung der Bohne im Cultus der Verstorbenen zusammen — nicht daß sie als Todtenfrucht verabscheut worden wäre, sie wurde deshalb zu einer Todtenfrucht, weil sie das Leben bedeutete. Alljährlich wurden zu Rom im Mai für die Geister der Verstorbenen die Lemuralien gefeiert: wer daran theilnahm, ging barfuß, wusch sich dreimal die Hände und warf neunmal schwarze Bohnen hinter sich; auch in Gräber wurden sie geschüttet. Warum? — Als Sinnbild der Mutter war die Bohne zugleich ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und der Unsterblichkeit. Wie die Alten aus dem Holze der Cypresse, des alten Lebensbaumes, Särge und Priapusbilder schnitzten, also trösteten sie sich an Todtenfesten mit der Frucht, die der Weise als Symbol des Lebens betrachten lehrte, weil sie ihnen ein Fortleben nach dem Tode in den Früchten ihres eigenen Leibes zu verheißen schien. Auf den Bohnenblüthen sind, wie Plinius sagt, traurige Buchstaben zu sehen. Mit nichten, es waren Buchstaben der Hoffnung.

Im Vorstehenden ist überall die Acker- oder Saubohne gemeint, die Faba der Römer, der *Κύαμος* der Griechen. Neuerdings hat man angenommen, das Pythagoreische Gesetz beziehe sich gar nicht auf die eigentlichen Bohnen, sondern auf die sogenannten Aegyptischen Bohnen, das heißt auf die Kerne von Nelumbium speciosum, der berühmten Wasserlilie, welche man Lotusblume nennt, indem sie, die anfänglich allgemein als Nahrung dienten, nach Aufnahme der Pflanze in den Cultus, von den Priestern dem gemeinen Volke verboten worden seien. In der That hießen die stärkemehlreichen, kugeligen, schwarzen Nüßchen der Lotusblume gleichfalls *Κύαμοι*, wie bei uns die Steine der Frucht des Kaffeebaumes den Namen Bohnen führen; und sie haben die späteren Griechen im Auge gehabt, wenn sie die harten Brüste junger Mädchen als *Κύαμοι* und „mannbar werden" als *κυαμίζειν* bezeichneten. Unsere Bohnen haben ja vielmehr die Gestalt von Nieren, und indem diese wieder von den Alten häufig mit den Hoden in einen Topf zusammengeworfen werden, so bedeuten die *Κύαμοι* bei Gellius auch Hoden. Gleichwohl ist es äußerst unwahrscheinlich, daß die verbotene Frucht eigentlich die der Lotusblume gewesen sei. Herodot meint an der obenangeführten Stelle sicherlich die eigentlichen Bohnen, da er vom Lotus anderswo spricht und die Frucht der Wasserlilie, in deren Höhlungen die Lotuskerne eingebettet liegen, vielmehr einem Mohnhaupte (*μήκωνι*) vergleicht (II, 92); zu seiner Zeit scheint man die Bezeichnung der Lotuskerne als Bohnen noch gar nicht gekannt zu haben. Daß ferner Pythagoras in Unteritalien Lotusbohnen sollte verboten haben, die dort gar nicht wuchsen, klingt doch ebenso absurd, als daß er in der Rasche die europäischen und die ägyptischen Bohnen verwechselt haben sollte. Wenn ein Gesetz bei uns den Kaffee in Acht und Bann erklärte, würde da Jemand glauben, er dürfe keine Bohnen essen? — Endlich aber: worauf gründete sich denn die Heiligkeit der ägyptischen und indischen Lotusblume? Zunächst wohl auf die wunderbare Beziehung, die sie zur Sonne hat, indem sie sich bei Sonnenaufgang über den Spiegel des Wassers erhebt und bei Sonnenuntergang wiederum untertaucht; sodann auf ihre durchgeführte Aehnlichkeit mit der Erde, die gleich der Lotusblume auf dem Wasser schwimmt; endlich und nicht zum wenigsten auf die geheimnißvolle Analogie, die zwischen dem dicken, kreiselförmigen Fruchtknoten und dem fruchtbaren Mutterschoße besteht. Eine solche besteht auch zwischen dem letzteren und dem Mohnkopfe, dem Herodot die Lotusfrucht vergleicht. Durch die Symmetrie ihres Baues und durch die Fülle der Organe erschien die ausgebreitet schwimmende, in reinen Farben prangende Lotusblume dem contemplativen Hindu seit den ältesten Ueberlieferungen als ein Symbol des nach allen Richtungen gleichmäßig schaffenden, über dem Unorganischen ruhenden Lebens und des ewigen Bildungstriebes — das wunderbare Symbol ergriff ihn und regte ihn zu tiefsinnigen Betrachtungen über seine Bestimmung an. Demnach liefe die Sache auf dasselbe hinaus, wie bei unserer Bohne.

## Feuilleton.

### Die Duellwuth.

Von Eugène Chavette.

Autorisirte Uebersetzung.

Der erste Herr bestellte: „Kellner, ein Beefsteak!"
Sein Nachbar rief gleich darauf: „Mir auch eins!"
„Mit Kartoffeln!"
„Mir mit Kopfsalat!"
„Halb englisch!"
„Ganz englisch!"

Darauf wandte sich der Herr mit dem halb englischen Beefsteak mit Kartoffeln zu dem Herrn mit dem ganz englischen Beefsteak mit Kopfsalat und fragte ihn unwillig: „Wollen Sie mich foppen?"

„Wieso?" entgegnete der Andere.

„Ich bestelle mein Beefsteak mit Kartoffeln, Sie rufen nach einem mit Kopfsalat; ich will es halb englisch, sie verlangen es ganz englisch. Ist das Tusch?"

„Sie erlauben, aber . . ."

„Entweder Sie suchen Streit oder Sie wollen Alles anders als Andere haben, sind also ein Original."

Ganz-Englisch in seiner Unschuld und im guten Glauben, einen angesäuselten Gast vor sich zu haben, stellte sich so, als hätte er die Bemerkung überhört. Da ertönte dicht hinter ihm ein kräftiges: „Hm!

Digitized by Google

Hm!" Er sah sich um und erkannte den General Publicus, der an einem Tische in der Nähe sein Mittagbrot verzehrte.

Wer ist General Publicus? Ein neugieriger dicker Herr, klatschsüchtig, schwatzhaft, das geschäftige Echo der unglaublichsten Albernheiten. Man verachtet ihn, aber grüßt ihn; man verhätschelt ihn sogar, um seine liebevolle Aufmerksamkeit zu erregen. Er ist launisch einfältig, aber auch grausam und herrisch. Wie viel starke und muthige Menschen sind ruhmlos gestorben und verdorben, bloß weil sie auf diese wichtige Persönlichkeit zu viel Rücksicht nahmen!

Als General Publicus, der eben eine prächtige Seezunge mit Weißwein genehmigte, den Ausdruck hörte: „Sie sind ein Original!" erhob er lebhaft mit gerötheten Antlitz den Kopf und entsandte ein kräftiges: „Hm! Hm!"

Gewiß war die Sache nicht der Rede werth. Aber der unglückliche Ganz-Englisch, bisher so friedlich, sagte sofort zu sich selbst: „Ich kann das nicht auf mir sitzen lassen, denn General Publicus, der Alles gehört hat, würde es überall weiter klatschen." Und darum wandte er sich zu Halb-Englisch und sagte: „Ich bitte um Ihre Karte, hier ist die meinige."

Der Austausch der Karten fand statt, und Jeder las den Namen des Anderen. Sie waren Geschwisterkinder. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit, während welcher sie hundert freundschaftliche Briefe mit einander gewechselt, hatten sie verabredet, in dieser Restauration zusammenzutreffen; weil sie sich aber nicht persönlich kannten, warteten sie gegenseitig auf einander. Wie gerne hätten sie sich jetzt umarmt, aber der General war ja da und fixirte sie mit seinen großen runden Augen, indem er sein „Hm! Hm!" hören ließ. Darum sagten denn auch die beiden Gegner trocken zu einander:

„Auf morgen, mein Herr!"

An der Thüre der Restauration dachte Halb-Englisch: „Mein Vetter hat mich Original genannt, was doch niemals eine Beleidigung ist; es fällt ihm nicht ein, mich beleidigen zu wollen, und ich habe nicht den geringsten Grund zum Hasse. Ich werde mich wohl hüten, mir bloß dem General Publicus zu Liebe den Hals abschneiden zu lassen. Aber ich will meinen Freund Tripotot befragen, der schon 20 Duelle gehabt, er versteht sich auf den Ehrenpunkt und wird die Sache gütlich beilegen."

* * *

Tripotot, der im Ehrenpunkte Sachverständige, der schon 20 Duelle gehabt, hatte sich noch nie geschlagen und empfand auch nicht die geringste Sehnsucht, es jemals zu thun. Er hatte nur das Glück gehabt, in etwa 20 Ehrenhändeln, die durch die Zeitungen und Gerichtsverhandlungen berühmt geworden, Secundant zu sein und die passive Rolle, die er dabei gespielt, hatte in dem Gedächtnisse der Menge nach und nach einen bestimmteren Charakter angenommen, so daß man zuletzt von ihm sagte. „Tripotot? ach ja, der so viel Duelle gehabt; ich habe seinen Namen in mehr als 50 Ehrenhändeln gehört; nehmen Sie sich vor ihm in Acht, er hat eine gefürchtete Klinge!" So wurde denn kein Duell ausgefochten, ohne daß einer der zukünftigen Combattanten gesagt hätte: „Tripotot wird das einfädeln; ich nehme ihn als Zeugen!" Und ein Jeder vergrößerte so in aller Unschuld den mörderischen Ruf von Tripotot, der nie eine Gelegenheit sich entgehen ließ, ohne für sich Reclame zu machen.

„Als er Dich »Original« nannte, wie war da seine Stellung?" fragte Tripotot ernst.

„Seine Stellung? Er saß dabei."

„Faul, faul! Zeichen tiefster Verachtung; die Ehre ist engagirt. Anderer wichtiger Punkt: mit welcher Betonung brachte er seine Beleidigung vor?"

„Ohne jede Betonung, denn er sprach mit vollem Munde."

„Mit vollem Munde! Erinnerst Du Dich genau?"

„Na, der Mund war nicht gerade so voll, wie wenn man sagt: »ich habe den Mund voll«, aber nun — er war auch nicht leer."

„Bedenklich! Die Ehre ist mehr als je engagirt. Offenbare Unhöflichkeit, die die Absicht einer Beleidigung klar hervortreten läßt."

„Aber »Original« ist doch nie eine Beleidigung gewesen."

„Je nachdem, verlasse Dich darauf. Wenn Jemand zu Dir sagt: »Sie sind ein Original und ich möchte wohl, daß Sie sich's abgewöhnten«, so ist das ein Wunsch, der nichts Beleidigendes hat. Aber das Wort »Original« von einem Manne ausgesprochen, der sitzt und einen vollen Mund hat, Teufel! Teufel! . . . Die Ehre ist vollständig und auf's Höchste engagirt."

„Aber was nennst Du Ehre in diesem Falle?"

„Nun, Ehre ist Ehre, und ich denke, es gibt nicht zweierlei Ehre."

„So?"

Im nämlichen Augenblicke vernahm man von der Straße herauf das „Hm! Hm!" des Generals Publicus, der eben vorüberging.

„Du siehst, es gibt kein Zurück mehr, Publicus wird schon ungeduldig."

„Also schlage ich mich um seinetwillen?"

„Gewiß."

„Folglich nicht mehr für meine Ehre?"

„Gerade um des Generals Publicus willen ist Deine Ehre so ernsthaft engagirt."

In diesem Augenblicke trat Carubic ein, eine andere Sorte von Secundanten. Ein fürchterlicher Mensch, dieser Carubic! Er war es ja, der den russischen Major, der 500 Pfund wog und einen harten Thaler zwischen zwei Fingern krumm bog, in die andere Welt befördert hatte. Eines Tages hatte nämlich der Russe zu ihm gesagt: „Es wird heute Abend regnen." Der empfindliche Carubic, der seinen Regenschirm vergessen hatte, glaubte eine spöttische Absicht in dieser Bemerkung zu wittern. Ein Wort gab das andere, der Wortwechsel verschärfte sich und steigerte sich zu einer Herausforderung. Wo es sich um zwei wilde Fanatiker ihrer Ehre handelt, kann ein Zweikampf unmöglich mit einem leichten Stiche beigelegt werden, sondern muß ein Kampf ohne Gnade, auf Leben und Tod sein. Die Gegner begaben sich also an den Nordpol, um inmitten der Eisberge ungestörter und sicher vor der Polizei zu sein. Auf fünf Schritte sollte Jeder seinen sechsläufigen Revolver viermal entladen, das macht also für Jeden zusammen 24 Kugeln. Auf den ersten Schuß platzte Carubic's Waffe. Der Major jagte auch gleich sechs Kugeln in den Unterleib seines Gegners, aber während er von Neuem lud, packte Carubic ihn, den dicken Major, der 500 Pfund wog, bei den Beinen, hob ihn empor und riß ihn mitten entzwei — bis zum Halse! Dann ließ er ihn auf einem Eisberge liegen und kehrte in sein Vaterland zurück, wo das entsetzliche Duell, das keinen Zeugen hatte, ganz unbekannt geblieben wäre, wenn Carubic es nicht ausgeplaudert hätte. Jetzt war sein Ruf gemacht. Wenn man ihm bemerkte: „X hat Dich geohrfeigt und Du steckteſt es ruhig ein" oder: „Z hat Dir einen Fußtritt auf jenen Körpertheil gegeben, wo der Rücken seinen Namen verliert, und Du hast einfach ausgerufen: O meine Mutter!" — — dann antwortete er mit schmerzlichem Bedauern: „Nach der Affaire mit dem dicken Major habe ich das Gelübde gethan, mich nie mehr zu duelliren." Und dieser Herr war also der zweite Zeuge von Ganz-Englisch.

„Die Sache verhält sich in zwei Worten wie folgt," setzte ihm Tripotot auseinander; „unser Freund ist »Original« geschimpft worden von einem Herrn mit vollem Munde und sitzend."

„Sitzend? Wann ist er aufgestanden?"

„Gleich nach der Herausforderung."

„Das beweist, daß er in der Absicht gekommen war, Sie zu beleidigen. Die Ehre ist nicht nur engagirt, sondern noch obendrein compromittirt," erklärte Carubic.

„Zum Glück haben Sie als Beleidigter die Wahl der Waffen," setzte Tripotot hinzu.

„Dann wählen wir Pistolen, ich bin ein sehr geübter Schütze," meinte Ganz-Englisch.

„In diesem Falle ist es unmöglich, denn Deine Geschicklichkeit verbietet uns einen so ungleichen Kampf. Es wäre fast ein Mord."

„Aber ich verstehe mich nicht auf Degen."

„Das thut mir leid, doch unsere Ehre verbietet es uns, Pistolen zuzulassen."

„Was verstehen Sie alsdann unter der Wahl der Waffen?"

Tripotot erwiderte in majestätischer Gereiztheit: „Keine Bemerkungen. Hast Du uns, ja oder nein, zu Hütern Deiner Ehre bestellt? Wenn Ja, so überlasse das Weitere uns."

* * *

Auf dem Heimwege sagte Ganz-Englisch zu sich selbst: „Sie langweilen mich mit ihrer Ehre — besonders in einer so kleinlichen Sache." Und da er gerade in eine sehr belebte Straße einbog, hielt er den Erstbesten an und fragte ihn: „Mein Herr, was verstehen Sie unter Ehre?"

Da es zufällig ein Kaufmann war, so antwortete er: „Ehre heißt, einem Kunden einen Ladenhüter anhängen."

Ein anderer sagte ihm: „Für seine Fahne sterben." Ein Dritter: „Am Verfalltage bezahlen." Ein Vierter: „Seine Freunde vor Gericht nicht belasten." Und Ganz-Englisch gerieth darob nicht wenig in Verlegenheit und murmelte: „Das ist Alles nicht mein Fall. Ich habe große Lust, die ganze Sache zu allen Teufeln zu schicken."

Aber in diesem Augenblicke sah er den dicken General Publicus vorbeigehen, der ihn mit seltsam verächtlichem Blicke maß, indem er zugleich sein „Hm! Hm!" ausstieß, so streng und unerbittlich, als wollte er sagen: „Was? noch immer am Leben?"

„Verdammter Publicus!" grollte Ganz-Englisch, „wenn er nicht wäre, würde ich mit meinem Vetter einen Schoppen ausstechen, statt nach seinem Blute zu dürsten, das obendrein, wie ich weiß, von Kindheit an verdorben ist!"

Er verfügte sich zum Fechtlehrer Picraide und setzte ihm die Sache auseinander.

„O, die Affaire ist ganz klar. Die Ehre ist engagirt. Sie fechten doch anständig?"

„Ich habe noch keinen Degen in der Hand gehabt."

„Famos. Dann setzt es einen Stich in den Arm. In 20 Fällen ist diese Verwundung zwölfmal ungefährlich, also beruhigen Sie sich." Und er schlug ihm Arme und Beine lahm, um ihn einen einzigen, wunderbaren und vor Allem unfehlbaren Stich zu lehren. „Eins, zwei . . . Der Gegner durchbohrt Ihnen den Arm . . . und drei . . . bum, hat er schon Ihren Degen im Bauche. Ein ganz einfacher Stich! Ein unfehlbarer Stich, ich wiederhole es."

Am Abend kam Ganz-Englisch mit seinen Zeugen zusammen.

„Alles geht nach Deinem Wunsche. Morgen früh um sechs Uhr sollen Sie Ihre Ehre wieder haben. Trennen wir uns, um nicht die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen."

Und die beiden Zeugen spazierten weiter und hielten die Vorübergehenden an, um ihnen unterm Siegel der Verschwiegenheit das Duell anzukündigen

Unterdessen verbrachte der arme Ganz-Englisch eine schlechte Nacht. Die Lampe neben seinem Bette, rief er in seiner Schlaflosigkeit alle Erinnerungen seines Lebens herbei und fixirte dabei einen Fleck an seiner Zimmerdecke. „Morgen um diese Zeit werde ich ihn vielleicht nicht mehr sehen," dachte er schaudernd. „Verdammter Publicus, ohne ihn wäre die Ehre nicht engagirt!"

* * *

Digitized by Google

Der Tag dämmerte, als die Zeugen in feierlichem Salonrocke erschienen, um dem Verurtheilten bei seiner letzten Toilette behülflich zu sein. „Wie soll ich mich nur benehmen?“ dachte Ganz-Englisch. „Bin ich traurig, so wird es heißen, ich fürchte mich! Plaudere ich, so sagt man, ich wolle mich betäuben! Bin ich fröhlich, so behaupten sie, ich spiele mich auf!“

Als sie im Wagen saßen, hätte er freundlich ermuthigenden Zuspruches bedurft. Die Zeugen ermangelten auch nicht, ihm solchen zu spenden.

„Willst Du mir nicht Deinen letzten Willen anvertrauen?“ fragte Carubic düster.

„Nein.“

„Dann fasse Dich!“

„Ich fürchte mich nicht.“

„Nun, ich begreife ja, nicht Jedermann kann von Eisen sein.“

Was Tripotot betrifft, so umarmte er von Zeit zu Zeit Ganz-Englisch und betrachtete ihn voller Rührung. Plötzlich riefen die beiden Zeugen:

„Donnerwetter! Wir haben den Arzt vergessen!“

Und das nannten sie freundlich ermuthigenden Zuspruch!

Unterdessen blickte Ganz-Englisch zum Wagen hinaus und dachte sich: „Wenn der fünfte Mann, der vorübergeht, an seiner Kleidung, die Wäsche mit eingerechnet, etwas Weißes hat, so wird Alles gut gehen.“ Aber der Erwartete war zufällig ein Leichenbitter. Ein schlimmes Zeichen! Aber nein, nein, das soll ja Glück bringen, wie der Strick des Erhängten! So klammert sich der Ertrinkende an jeden Strohhalm!

Als er dem Wagen entstieg, sagte er sich: „Nein, so weit wird es nicht kommen! Es ist unmöglich, daß die Secundanten uns wegen einer so gleichgültigen Sache Blut vergießen lassen.“ Erst das Commando: „Fertig — los!“ zog ihn aus seinem Irrthume. Wozu hätten auch die Zeugen die Sache gütlich beilegen sollen?! Sie hatten keine Lust, nachher im Club von dem General Publicus verspottet und „Pappendeckelzeugen“ genannt zu werden!

Und jetzt sah Ganz-Englisch ein, daß der richtige Augenblick gekommen war, um den berühmten Stich des Fechtmeisters anzuwenden. O, es war ein sehr schöner Stich! Und vor Allem unfehlbar! So untrüglich, daß Picraide nie seine Zeit damit verlor, auch die ganz unnöthige Parade zu lehren. Er hatte Ganz-Englisch den Stich gezeigt. Aber eine Stunde zuvor hatte er ihn auch seinem Gegner Halb-Englisch gelehrt, so daß Ganz-Englisch sich von seiner Unfehlbarkeit überzeugen konnte, denn zu gleicher Zeit, da er seinen Vetter durchbohrte, stieß ihm auch dieser seinen Degen durch und durch. Und die Ehre war endlich gerettet!

In dem Augenblicke, als Ganz-Englisch todt hinfiel, stieß General Publicus eines seiner heftigsten „Hm! Hm!“ aus. Und das Gesicht freudig überstrahlt, rief er: „Ah, ich hab' sie endlich!“ Und seine zwei Finger holten von der ausgestreckten Zunge eine Fischgräthe, die ihm seit jener Scene in der Restauration in der Kehle stecken geblieben war. Einzig um diesen fremden Körper aus seiner Speiseröhre zu bringen, hatte er damals sein „Hm! Hm!“ ausgestoßen, das Ganz-Englisch so falsch aufgefaßt hatte!

Und so hatte sich der Unglückliche ohne Grund, ohne Haß und sogar auch ohne Muth für den General Publicus tödten lassen, der sich gar nicht um ihn gekümmert hatte. Es ist die Geschichte fast aller Duelle. Man schlägt sich nur für das Publikum.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Numa Roumestan“.

Schauspiel in fünf Acten von Alphonse Daudet. Deutsch von Otto Brandes.

(Residenztheater.)

Aus einem schlechten Romane läßt sich eher ein erfolgreiches Bühnenstück herausschälen, als aus einem guten. Das klingt paradox, wird aber durch die Erfahrung bestätigt. Die Vorzüge des Romanes werden gar zu leicht zu eben so viel Fehlern des Stückes. Alphonse Daudet's Stärke, die breite psychologische Charakterentwickelung, schlägt in Schwäche um, sobald sie sich in einzelnen Scenen zersplittert, die bei nothgedrungen oberflächlicher Motivirung zusammenhangslos erscheinen.

Numa Roumestan hat einen Grundzug, der in das Gebiet der Racenpsychologie gehört. Das macht das Experiment noch gefährlicher, da sich im modernen Drama das Interesse um das Individuum concentrirt. Der Held des Stückes verträgt das Lampenlicht nicht, weil sich die Stammeseigenthümlichkeit des Provençalen verflüchtigt und nur Einzelfehler übrig bleiben, die in der grellen Bühnenbeleuchtung um so crasser heraustreten. Der enthusiastische Schönredner wird zum schwatzhaften Phrasenhelden, der leichtlebige Weiberfreund zum Wüstlinge, der viel versprechende und wenig haltende Mäcen zum Lügner und Prahler. Das Alles drängt sich zusammen, häuft und steigert sich, bis das Publikum nicht mehr begreift, warum die schwer beleidigte Frau einem solchen Monstrum verzeiht, und, wenn er am Schlusse Besserung verspricht, in ein ungläubiges Lachen ausbricht. O, diese Frau! Daß sie ihm eine doppelte Untreue verzeiht um ihres Kindes willen und weil die Männer nach dem Zeugnisse ihrer Mutter nun einmal alle so sind, das wollen wir ihr noch hingehen lassen, daß sie ihn von Zeit zu Zeit leidenschaftlich zu lieben vorgibt, halten wir für unmöglich. Ein Mann, der von seinen besten Freunden in seiner Hohlheit erkannt und belächelt wird, kann der klugen und besonnenen Nordfranzösin nicht mehr liebenswerth erscheinen. Das Stück schließt trotz alles Empfindungstamtams mit einem Scheinvertrage, um dessentwillen man sich ganz unnöthig echauffirt hat. Und was wird um dieses wenig wünschenswerthen Zieles willen Alles in Bewegung gesetzt! Mama Le Quesnoy muß auf Anrathen ihres Mannes ihrer in das Haus der Eltern zurückgekehrten Tochter an dem Beispiele Monsieur Le Quesnoy's vordemonstriren, daß alle Männer ihre Frauen betrügen. Als der graue Sünder dann de- und wehmüthig vor der Rampe erscheint, um sich als „von seinem Kinde gerichtet“ zu präsentiren, schallt ihm natürlich wieder jenes unselige Lachen des Publikums entgegen, das die schönsten Effecte des Stückes lahm legt. Hortense Le Quesnoy, die Schwester der betrogenen Gattin, muß vier Acte hindurch trotz aller Lustigkeit wie ein übertünchtes Grab aussehen, um sich im fünften langsam zu Tode hüsteln und im letzten Augenblicke als Versöhnungsengel fungiren zu können. Daß sie nebenbei noch in aller Geschwindigkeit um des Bauerlümmels Valmajour willen einem ehrenhaften Bewerber das Herz bricht, ist bei dem rapiden Tempo des Stückes eine Kleinigkeit. Was ist aus dem illegitimen Nachkommen der Minstrels, aus diesem prächtig herausstaffirten Gegenbilde Numa Roumestan's, für ein erbärmlicher Trommler und Querpfeifer geworden! Die Episode Hortense-Valmajour, das kranke Kind und der aus seiner Heimathsluft herausgerissene Naturmusiker, trägt im Romane einen unwiderstehlich lächelnd wehmüthigen Zug, auf der Bühne wird sie zu Tode gelacht. Du sublime au ridicule! — Die Figur Valmajour's verträgt die Bühnenbeleuchtung ebenso wenig, wie die Roumestan's. Nur die Pflegemutter Roumestan's, Tante Portal, die alte heißblütige Provençalin, der Herz und Mund immer mit dem Verstande durchgehen, hat in der dramatischen Bearbeitung entschieden gewonnen und schimpft und wettert sich unwiderstehlich in die Zuneigung des Publikums hinein.

Am meisten trägt zu dem Mißerfolge des Stückes die Unverständlichkeit der Fabel bei. Die feinen Fäden, die sich im Romane von Capitel zu Capitel spinnen, sind zerrissen, ohne daß es gelungen wäre, die Scenen der Bühnenbearbeitung durch grobe Taue zu verbinden. Im dritten und vierten Acte beginnt es überall zu rasseln und zu knarren. Man merkt mit Unbehagen, daß der alte eingerostete Mechanismus der vertraulichen Mittheilungen in Bewegung gesetzt wird, um die klaffenden Fugen der Handlung zusammenzuschrauben. Wir erfahren da beispielsweise von schlauen Intriguen der Schwester Valmajour's, die es versucht hat, Mademoiselle Le Quesnoy mit ihrem Bruder zu compromittiren, und erinnern uns mühsam mit Hülfe des Theaterzettels daran, im ersten Acte eine Provençalin in rothem Kopftuche gesehen zu haben, die ungefähr drei inhaltlose Worte zu sprechen hatte. Das ganze Stück charakterisirt sich als eine Reihe von Illustrationen zu dem Romane, dessen Kenntniß es unbedingt voraussetzt. Demgemäß spaltete sich auch das Publikum in zwei ungefähr gleiche Hälften. Die eine Partei bewahrte ihre achtungsvolle Haltung in dankbarer Erinnerung an den Romancier Alphonse Daudet, die andere lachte und zischte den Dramatiker Alphonse Daudet aus, weil es ihm nichts zu danken und darum auch nichts zu verzeihen hatte.

Die Inscenirung des Stückes war, wie man das im Residenztheater gewohnt ist, ungemein sorgfältig und prächtig. Das Zelt im ersten Acte mit dem Ausblicke auf die glänzend erleuchtete Arena gab Anlaß zu besonderem Beifalle. Auch die Besetzung ließ nichts zu wünschen übrig bis auf die der Titelrolle. Herr v. Hoxar hat sich gewiß mit seinem Numa Roumestan die erdenklichste Mühe gegeben, aber er hat ihn zu einseitig gefaßt. Numa Roumestan ist ein liebenswürdiger haltloser Enthusiast, der sich durch jede Eingebung des Augenblickes fortreißen läßt, aber auch seine ganze Umgebung unwiderstehlich mit sich fortreißt. Die Andeutung dieser Unwiderstehlichkeit hat uns Herr von Hoxar unterschlagen und damit die Verständlichkeit des Stückes schwer geschädigt. Numa Roumestan ist ein Enthusiast, der an sich selbst glaubt und in diesem Glauben seine Stärke findet. Herr von Hoxar macht ihn zum hohlen Schwätzer, der durch inhaltloses Phrasendreschen, durch bloßen Zungenlärm das Bewußtsein seiner geistigen Nichtigkeit zu übertäuben sucht.

M.

---

## Die Akademische Kunstausstellung.

VII.

Eines der wenigen ernsten Genrebilder hat der fünfte Saal der Langachse aufzuweisen. Konrad Dielitz hat sich mit seiner Abendstimmung auf seinen eigentlichen Beruf als Schilderer novellistischer Scenen besonnen. An einem Krucifixe am Bergstege ist ein alter Mann ermüdet niedergesunken und birgt den greisen Kopf in den Händen. Ein junges Mädchen beugt sich tröstend über ihn. Die Berghänge werfen tiefe Schatten über die Gruppe, während rechts im Hintergrunde das Abendroth verglüht. Landschaft, Luft und Licht wirken zusammen, um das Bild zu einem der stimmungsvollsten der Ausstellung zu machen. Die beiden letzten Säle bergen ebenfalls zwei Genrebilder, die weit über das Mittelmaß hinausragen, Walther Witting's Abschied und Robert Warthmüller's Liebesmahl. Dem erstgenannten Dresdener Maler begegnen wir unseres

Digitized by Google

Wissens zum ersten Male auf einer Berliner Ausstellung, aber diese Begegnung erweckt den Wunsch des Wiedersehens. Wie das durch ein nicht sichtbares Fenster einströmende helle Licht über die Leiche der todten Nonne hingleitet und die Silhouette der sich über sie beugenden Schwester umrahmt, das ist mit feinster Pinselführung wiedergegeben. Bei aller Vertriebenheit der Technik, die durch die gleichmäßig milde Beleuchtung gefördert wird, ist der Eindruck der Glätte glücklich vermieden und mit einfachen lichtgrauen und bräunlichen Mitteltönen eine subtile Farbenwirkung erzielt. Realistisch bunt wirkt auf den ersten Blick Robert Warthmüller's Liebesmahl, bis aus dem Farbengewirre ein reizvolles Bouquet zusammenschießt. Warthmüller gehört in die Schule Adolf Menzel,s, ohne sich ihm so eng anzuschließen, wie etwa Fritz Werner. In der Schärfe der Charakteristik ist er dem Letzteren entschieden überlegen. Wie der joviale Dragonermajor am oberen Ende der Tafel den Excellenzen ein Lächeln abgewinnt, das sich bis zum Hauptmanne inclusive fortsetzt, während sich die lange Sitzung unten bereits aufzulösen beginnt, das ist brillant beobachtet und mit seltener Treue dargestellt. Das Bild ist ungezwungen, wie nach dem Leben gemalt, und wenn uns nicht das Kreuzchen, das Zeichen der Verkäuflichkeit, eines Besseren belehrte, würden wir es für ein bestelltes Casinobild mit Portraits halten. Für wen Max Fleischer seine Inhalation in Reichenhall gemalt hat, ist unerfindlich. Diese in langen weißen Leinenmänteln in einem mit Räucherpfannen ausgestatteten Saale herumwandelnden Schwindsuchtscandidaten männlichen und weiblichen Geschlechtes sind so abschreckend, daß selbst einem Arzte der Muth fehlen dürfte, das Bild in seinem Consultationszimmer unterzubringen. Unsere Naturalisten bringen sich durch das Malen solcher Schreckensscenen selbst um den gehofften Erfolg. Jedenfalls thäten sie besser, im Lande zu bleiben und sich von dem zu nähren, was die Natur selbst ihnen bietet, als wie Max Fleischer in Pariser Ateliers solche Sensationsmätzchen zu lernen.

Im Uebrigen sind die Wände der letzten Säle mit landschaftlichen Schildereien gefüllt, unter denen wir eine prächtige Wald- und Felspartie des Schweizers Rüdisühli, eine märkische Landschaft Eduard Fischer's und das Flußthal der unteren Weichsel von Julius Wentscher hervorheben möchten. Wenn wir die große Maschine von Robert Forell, Wallenstein's Ende, ohne weitere Kritik als einziges Historienbild im prägnanten Sinne eben nur erwähnen, so glauben wir Alles gethan zu haben, was wir dem beneidenswerthen Muthe des jungen Künstlers schuldig sind.

In den vier großen Seitensälen, die während der Jubiläumsausstellung die Meisterwerke der Münchener, Oesterreicher, Belgier und Engländer bargen, herrscht heuer eine trostlose Leere. Kaum daß das Auge hier und da auf einem Bilde haften bleibt, das sich um ein Weniges über das Durchschnittsniveau technischen Könnens erhebt. Einen bemerkenswerthen Anlauf im ernsteren Genre nimmt beispielsweise Hans Bachmann, dessen Dorfarzt, der soeben mit einer hoffnungslosen Mittheilung von einer trostlos vor sich hinstarrenden Bäuerin Abschied nimmt, von tüchtiger Begabung für die schlichte Darstellung solcher alltäglichen Vorgänge zeugt. Weit hinter der Bedeutung seines Vorwurfes zurückgeblieben ist Arthur Kampf mit der Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms. Die wachthabenden Schloßgardisten und das langsam vorüberdrängende Publikum sind malerisch so bevorzugt, daß sie die Kaiserleiche buchstäblich in den Hintergrund drängen. Der mächtige Eindruck des Trauerpompes wird unverständlich und der Eindruck des Ganzen selbst als eines Genrebildes geschädigt.

Als ein junges, hoffnungsvolles Talent führt sich A. Blunck ein. Seine Begabung scheint in der Richtung der gesellschaftlichen Satire zu liegen. Die Zugvögel, die sich auf den Felsblöcken am Strande des Seebades niedergelassen, ein alter, liebenswürdiger Schwerenöther und zwei kokett gekleidete Modedämchen, dürften auf Rügen nicht ganz unbekannt sein. Auch die Typen, die der Maler im unteren Saale des Café Bauer placirt hat, sind, abgesehen von dem bekannten Charakterkopfe Adolf Menzel's, dem Beschauer alle schon einmal vorgekommen. Der junge Künstler findet sich gleich keck mit der vollen Beleuchtung im Freien wie mit dem geschlossenen Lichte im Innenraume ab. Zu den Naturalisten milderer Observanz gehört Heinrich Lessing. Er ist zwar an der obligaten lebensgroßen Krankenstube mit über eine gestreifte Wolldecke fortgleitendem grellen Lichte nicht vorübergekommen, aber er entschädigt für diese unliebsame Einkehr durch zwei hübsch erfundene Bildchen leichteren Genres. Sein junges Mädchen auf der Burg, das sich von einem alten Herrn im schwarzen Käppchen die Geschichte des verfallenen Gemäuers erzählen läßt, und seine auf der Ferienreise begriffenen Studenten, die sich von einer Dorfschönen auf den rechten Weg weisen lassen, sind frisch empfunden und faustfertig hingemalt. Dasselbe läßt sich von R. Scholz's Alpenmotiven, auf die Alm ziehenden Schnittern und verfolgten Wilderern sagen, von denen besonders das erstere Bild im Colorit mit den Arbeiten Lessing's manches Gemeinschaftliche hat. Eins der erquicklichsten Bilder der Ausstellung ist Otto Pilz's Altweibersommer. Die alten Damen, die sich da strickend und schneidernd vor der Hausthüre im Schatten der Linde zusammengefunden haben, sind alle weit über die Höhe des Lebens hinaus, aber auf ihren faltigen Gesichtern liegt ein Zug stiller Freudigkeit. Sie lassen die Arbeit ruhen, um dem Spiele eines Kätzchens zuzuschauen. Ohne sentimentalen Beigeschmack ist hier die Verwandtschaft der beiden Lebensalter angedeutet, die den Kampf um's Dasein vor sich resp. hinter sich haben. G. M.

## Notizen.

Streber und Kämpfer. Zeitroman von Max Ring. 2 Bde. (Jena, Hermann Costenoble.) — Das neueste Buch von Max Ring ist nach dem alten Programmwort „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch" gearbeitet. Das Laster wird durch den ehrgeizigen Streber Leo v. Windheim, zuletzt Geheimrath im Ministerium, die Tugend durch den idealistischen Kämpfer Walther Rüdiger, zuletzt freisinniger Abgeordneter, repräsentirt. Und die Tugend setzt sich fast buchstäblich zu Tisch, indem Walther die geschiedene Gattin des Geheimrathes heirathet. Der Zusatz „Zeitroman" ist wohl nur daraus erklärlich, daß eine große Socialistendebatte stattfindet, und daß unendlich viel über Reaction und Interessenpolitik gesprochen wird. Denn daß Geheimräthe ihre Frauen in's Irrenhaus zu bringen versuchen, um das Vermögen derselben in die Hand zu bekommen, daß Damen, die zu den Intimen der Majestäten gehören, das denkbar frivolste Leben führen und offenkundige scandalöse Verhältnisse haben, ist doch wohl für unsere Zeit nicht so typisch, wie der Verfasser glauben machen will. Der ganze Roman ist schematisch, einseitig und in der eigentlichen Verwickelung weder neu, noch besonders geschickt. Der einzige Vorzug, den er besitzt, ist die frische, lebendige Sprache. g.

Meines Lebens Roman. Von M. von Eschen. (Breslau, S. Schottländer.) — Die hochadelige Tochter eines verstorbenen Generals wird Sängerin, weist den dämonischen Theaterintendanten, der in sie verliebt ist, zurück, verliebt sich ihrerseits in einen jungen Offizier, dessen Herz sich aber ihrer jüngeren Schwester zuwendet, und bringt hochherzig unter Aufopferung ihrer ersungenen Reichthümer die Verbindung der beiden Letzteren zu Stande. Das ganze Buch ist fließend geschrieben, bleibt aber im Ganzen auf der Oberfläche, da weder der Versuch energischerer Charakterzeichnung, noch einer, übrigens naheliegenden Vertiefung des Problems gemacht ist. Von einer Dame für Damen geschrieben wird der Roman dort wohl gefallen. Jedenfalls ist das Talent der Verfasserin, hinter der sich eine Schwester der Novellistin Nataly von Eschstruth verbirgt, ein ganz entschiedenes und zu den besten Erwartungen berechtigend; es ist an Gefälligkeit der Form und Empfindungsreichthum dem der neuerdings vielgenannten Verfasserin der „Gänseliesel" mindestens ebenbürtig und verdient die Sympathie weiblicher Leserkreise in noch höherem Maße.

Humor in der Thierwelt. 40 Tafeln mit 80 Abbildungen nach japanischen Tuschzeichnungen in Lichtdruck ausgeführt. (Berlin, Albert Frisch.) — Eine Reihe der fröhlichsten japanischen Erfindungen in vorzüglicher Nachbildung wird nicht nur den Fachleuten, Zeichnern, Malern und Stickern, sondern allen Freunden humoristischer, liebevoller Naturauffassung willkommen sein. Eine sprudelnde Phantasie führt die kleine Welt der Frösche, Heuschrecken, Käfer und Vögel zwischen Blüthen und Blättern in launigem Spiel und Scherz jeder Art, in witziger Parodie der menschlichen Würde und höfischer Sitten, in Gaukeleien und im fröhlichen Sport vor. Da tänzeln Affe und Frosch auf dem Blumenseil, da bekriegen sich noch heute Heuschrecken und Frösche, wie ähnliches Gethier einst zu den Zeiten Homer's, da macht die Cicade mit langem Blüthenspieße Jagd auf den Tintenfisch, da schnellt ein Springbrunnen das tolle kleine Volk hoch in die Lüfte: und all dies lustige Getriebe ist mit sicherer Hand in gefälliger Anordnung festgehalten. Die Tuschzeichnungen sind in zartem Lichtdruck von verschiedener Tönung, je zwei auf einem Blatte, wiedergegeben, und trotz der stattlichen Fülle der Motive werden Auge und Sinn des Beschauers nicht leicht ermüden. Die Freunde japanischer Phantasie werden dieses neue Zeugniß nicht unbeachtet lassen, obgleich der Inhalt schon dem Geschmack des Abendländers anbequemt ist; um so leichter wird der Fernerstehende hier die glückliche Anlage des fernen Volkes schätzen lernen. Auch die gefällige Ausstattung empfiehlt das Werk für Büchertisch und Haus.

Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete. Von Georg Meyer, ordentl. Professor der Rechte an der Universität Jena. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der ausgezeichnete Verfasser und einflußreiche Abgeordnete ist den Lesern dieser Zeitschrift schon als Mitarbeiter vortheilhaft bekannt. Er erörtert den Erwerb, die Ordnung der Rechtsverhältnisse, den allgemein rechtlichen Charakter, den territorialen Charakter und die rechtliche Stellung der Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete, ferner die kaiserliche Schutzgewalt, die rechtliche Stellung der deutschen Colonialgesellschaften, die Organisation der einzelnen Schutzgebiete, die Gesetzgebung, die Rechtspflege und die Verwaltung in den Schutzgebieten. Schon diese kurze Inhaltsübersicht zeigt, daß die klar gedachte und geschriebene Meyer'sche Schrift Fragen erörtert, die für Besitzer von Colonialactien, überhaupt für alle Freunde und Kritiker der Colonialbewegung von großem Interesse sind. k. w.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von H. Pohle in Jena.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen:

**Zur Religionsphilosophie.**

**Andeutungen und Anregungen zu ihrer Fortbildung in einer stetigen Reihenfolge von 32 Hauptpunkten**

von

**Ulrich Rudolf Schmid,**

em. P.

12 Bogen Oktav. Eleg. brosch. — Preis: 2 Mark 50 Pfg.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Johann Georg Kastner.**

Ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher.

**Sein Werden und Wirken.**

Von

**Hermann Ludwig.**

Zwei Theile in drei Bänden.

(I. Band XX und 422 S.; II. Band VIII, 440 und 32 S.; III. Band VIII und 424 S.) Büttenpapier.

**Mit einer Portraitradirung Kastner's, Abbildungen in Lichtdruck, Briefen und anderen Beigaben in Nachbildungen der Handschrift, einer Notenbeilage und zahlreichen Verzierungen nach den besten Meistern der Renaissance.**

**Preis geheftet 40 Mark. Gebunden** (Originaleinband nach Le Gascon) **52 Mark.**

Das Werk, welches Werden und Wirken dieses 1867 in Paris als hochgeschätztes Mitglied des Institut de France gestorbenen Elsässers vor Augen führt, in dessen Schaffen neben der Originalität einer in ihrer Richtung überaus fruchtbaren Begabung zugleich in seltenem Grade das dem Elsass zugefallene Mittleramt zwischen den Geisteserrungenschaften zweier Nationen Ausdruck fand, bietet des Interessänten genug, um der Aufmerksamkeit weitester, nicht allein musikalischer Kreise warm empfohlen werden zu dürfen.

In gleichem Verlage erschien:

**Portrait Joh. Georg Kastner's.**

Radirung von W. Krauskopf.

Fol. (45×63). Preis 4 M.

Nordische

**Ausstellung in Kopenhagen**

**für Industrie, Ackerbau und Kunst.**

**Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.**

**Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.**

Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Wamdrup (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (12 Stunden).

**Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.**

Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein officielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Aufschlüsse auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Einquartirungsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

**Der Führer durch den Konzertsaal**

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. ℳ 3.—

II. Abteilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. ℳ 3.—

Ein in Berlin wohnender **prakt. Jurist** wünscht mit einer grösseren Zeitung in Verbindung zu treten, um für dieselbe **Aufsätze juristischen oder volkswirthschaftlichen Inhalts** über ihm aufgetragene Themata zu schreiben.

Offerten unter **Z. 41.** an die Expedition dieses Bl. erbeten.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Dünker, Goethe und Karl August.**

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. ℳ 18.—. Geb. ℳ 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

**Roman-Manuscripte**

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

**Bücher-Ankauf!**

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**

**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.



**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

**Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
SEP 27 1888

№ 37. Berlin, den 15. September 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Das Nationalgefühl nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit. Von Guntram Schultheiß. — Neues zur Witterungslehre und Klimatologie. Von Franz Bendt. — **Literatur und Kunst:** Charles Darwin's Selbstbiographie. Von Moritz Alsberg. — Die Tagebücher der Brüder Goncourt. Besprochen von Wilhelm Weigand. — Der bevorstehende internationale Amerikanistencongreß zu Berlin. Von Friedrich von Hellwald. — **Feuilleton:** Ein Unglücksmensch. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. VIII. Von G. M. — Inserate.

### Das Nationalgefühl, nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit.

Von Guntram Schultheiß.

Diese Blätter enthielten vor einiger Zeit einen Aufsatz „Die Basis der Nationalitätsidee". Die nachfolgenden Betrachtungen nehmen vielfach Bezug auf dessen Gedankengang, sie gehen jedoch von einem anderen Standpunkte aus, dessen selbständige Berechtigung hoffentlich leicht anerkannt wird. Vor Allem möchten sie nicht von einer Nationalitätsidee sprechen. Es ist ja lange Zeit unter dem Einflusse von Hegel's Geschichtsphilosophie herkömmlich gewesen, in der Geschichte Ideen aufzusuchen, deren Verwirklichung ihre eigentliche Bestimmung sein sollte. So hätten die Griechen gegenüber dem Despotismus des Orientes die Idee der Freiheit verwirklicht, die Römer hätten der Idee des Rechtes zum Ausdruck verholfen. Aber diese Ideen sind doch, wo sie überhaupt mit Berechtigung aufgesucht werden dürfen und nicht ein leeres unfertiges Schema sind, das der geschichtlichen Wirklichkeit gar nicht gerecht wird, höchstens nachträgliche Abstractionen und Zusammenfassungen, zur Erleichterung des Behaltens der Thatsachen in ihrer unermeßlichen Fülle und Verknüpfung. Den Römern die Idee des Rechtes vorzubehalten wird man sich nicht mehr beikommen lassen, nachdem über griechische Rechtsbildung so viele Aufschlüsse geworden sind, wer möchte auch glauben, daß ein so alter Culturstaat wie Aegypten, von China ganz zu schweigen, ohne entsprechende Ausbildung eines Rechtswesens, Jahrtausende lange vor den Römern hätte fortbestehen können? Nein, nur unsere Unwissenheit läßt uns solche Systeme erfinden. Hätte Hegel später gelebt, so wäre ihm das anscheinend beste Beispiel von der Realisirung einer Idee nicht entgangen, die Sclavenfreilassung, für welche ein blutiger Bürgerkrieg geführt ward. Aber mag man auch diese Idee noch so hoch stellen, mag man sie als Sieg der Humanität preisen, verstanden wird sie dadurch nicht. Eher noch, wenn man sie als Consequenz thätiger Kräfte erweist, auf der Grundlage der Bedingungen, unter denen die Puritaner und Quäker zu einem neuen englischen Volke erwuchsen. Die Verwerfung der Sclaverei, als ein Theil ihrer Auffassung des Christenthums, hat doch nicht verhindert, daß noch 100 Jahre nachher die einwandernden Deutschen in ein Abhängigkeitsverhältniß gerathen konnten, das nach Wort und Sache von zeitweiliger Sclaverei nicht weit entfernt war, dessen Nachwirkungen, wie sich zeigen wird, in enger Beziehung zu unserem Thema stehen. Schließlich war der Entscheidungskampf zwischen Nord- und Südstaaten doch ein Kampf um die Macht; und die Idee der Sclavenbefreiung selbst ein Macht- und Kampfmittel.

Lassen wir also die Idee bei Seite und halten uns an das Nationalitätsprincip, wodurch Napoleon III. Wirkungen erzielen wollte. Dessen Inhalt ist ein scharf begrenzter: die Forderung, daß jede Nationalität sich auch politisch selbst bestimmen solle. Zunächst war dies auf Oesterreich gemünzt und sollte dessen Einfluß und Machtstellung in Italien treffen. Freilich war es wie so viele der von Frankreich ausgegangenen Schlagwörter, eine klingende Redensart, was gut daran, war nicht neu, das Neue nicht gut. Am wenigsten hätte der Verbreiter die Folgerung selbst daraus ziehen wollen. Indem das Nationalitätsprincip den Herrschern gegenüber ein Recht der Beherrschten forderte, war es revolutionär, der Gegensatz des Legitimitätsprincipes, das den Thron wie jeden anderen Stuhl als Gegenstand eines unverletzlichen Erbrechtes betrachtete. So mag man an das Wort der ersten französischen Republik denken: Friede den Hütten, Krieg den Palästen; freilich auch ein leeres Wort, so lange die Hütten im Kriege schlechter behandelt werden als die Paläste.

Denn die Hütten gehörten dem Volke, das konnte, als die Heere der Republikaner über die Grenze brachen, nicht fliehen, es mußte sie aufnehmen und wenn es kalt war, gaben sie guten Brennstoff her. Die Paläste, aus denen die Inhaber, der hohe Stiftsadel der rheinischen Bisthümer, mit seinen Schätzen geflüchtet war, wurden höchstens Nationaleigenthum der großen Republik — aber durchaus nicht Volkseigenthum. Denn das Volk hatte hier, seit der Gewinnung der Rheingrenze für die französische Nation, seit der Abmachung mit dessen bisherigen Herren auf dem Congresse zu Rastatt oder im Frieden zu Luneville ebenso wenig etwas zu sagen, als the dutch oder german people jenseits des Oceans, in der Union, etwas Anderes war, als die Nachkommen armer Teufel, Eingewanderter oder gefangener hessischer Söldner, die an ihrer Muttersprache festhielten, Schulen und Kirchen bei ihr bewahrten, die auch unbequem zahlreich waren und sogar die Kühnheit hatten, für Pennsylvanien deutsche Staatssprache zu verlangen. Aber Goethe's Rath an seine Deutschen, sie sollten nicht hoffen, sich zur Nation zu bilden, er fand sein Gegenstück in der Stimme des deutschen Präsidenten der pennsylvanischen „Constituante", welche den Entscheid für das Englische gab. So tief war das Abhängigkeitsverhältniß von der amerikanischen Nation gewurzelt, zu der sich jetzt auch der zählt, der seiner Abstammung und seiner Sprache, seines Volksthumes sich noch nicht entschlagen hat. Im Mittelalter hatte natione Germanus nichts Anderes bedeutet, als von deutscher

Digitized by Google

Abstammung; aber seit das Wort Nation in französischer oder englischer Aussprache und Bedeutung dem Deutschen entgegen trat, da rief es auch seinen „Respect" hervor, es ward vornehm; und so weit sich auch das deutsche Volk nach Amerika, Ungarn und Rußland verzweigte und deutsch blieb in Sprache, Sitte und Bildungseifer, seine oberen Stände gingen in's Nationaltheater in Wien, denn sie wollten sich doch nicht zum Volke rechnen und sprachen deshalb auch von der Nationalliteratur und dem Nationalcharakter nach dem englischen und französischen Sprachgebrauche. Und bald hörte man auch von der bayerischen und reuß-greiz-schleizischen Nation und deren Nationalstolz in den Schriftstücken der Rheinbundbureaukraten sprechen. Und in München bestand vor Kurzem noch das Volkstheater neben dem Nationaltheater. Die Volksstücke des ersteren sind jetzt in Norddeutschland sehr bekannt und beliebt, eine Folge davon, daß die deutsche Nation den Nationalstolz der preußischen und der bayerischen Nation versöhnt hat, daß nur noch eigennütziger affectirter Particularismus in dem Gerümpel der Verschollenheit wühlt, wenn er auch die Geldstücke ohne Unterschied des Kopfes oder des ABC der Münzstätten recht gerne nimmt. Kurz und gut, soweit zwischen Nation und Volk ein Unterschied mehr gefühlt, als bewiesen werden kann, denken wir bei Nation mehr an staatlichen und räumlichen Zusammenhang und Abgeschlossenheit, bei Volk an die sprachliche Einheit trotz mundartlicher Verschiedenheit und nebenbei an die stärkere Natürlichkeit und geringere Verbildung, welche die obersten Schichten desselben sich unter Umständen als etwas Besseres fühlen läßt.

In unserem Nachbarstaate Oesterreich wird man von Nationen und Völkern mit einem gewissen Unterschiede sprechen, Polen und Czechen fühlen sich als Nationen, die Slovenen möchten es gerne auch; Deutsche und Italiener fühlen sich als Angehörige eines starken Culturvolkes; und die Magyaren, wo sie europäisch sprechen, stellen sich als die Nation, alle andersprechenden Bewohner Ungarns als Nationalitäten hin, die ihre Sprache und Sitte als Privatmenschen einstweilen noch besitzen dürfen, wenn sie der Staatssprache und dem Staatsgedanken sich unterwerfen, die aber beileibe nicht daran denken dürfen, auf Grundlage ihrer Sprache ein Nationalgefühl kundzugeben. Denn damit sind wir eben in der Mitte der Sache; das Nationalgefühl ist die Anknüpfung für das Nationalitätsprincip, und dessen strenge Durchführung für das Staatensystem würde alle unsere Atlanten in Geschichtskarten verwandeln.

Doch hat es damit noch gute Wege, solange das Nationalgefühl, besser Volksgefühl, nicht in die Zukunft vorgreift, solange es das vielleicht selbst instinctartige Gefühl der Zusammengehörigkeit mit vielen Anderen ist, solange es sich auf alle gemeinsamen geistigen Güter bezieht und beschränkt, die von einer Anzahl von Menschen getragen werden, und die doch jeder Einzelne als seine eigenste geistige Habe betrachtet und schätzt, unter deren bestimmendem geistigen Einflusse er aufgewachsen ist, die er selbst mehren kann. Die angeblichen Merkmale des Begriffes Nation, welche auch das Meyer'sche Conversationslexikon wiederholt: „ein nach Abstammung und Geburt, nach Sitte und Sprache zusammengehöriger Theil der Menschheit" sind eben gar nicht die einzigen, ursprünglich gehört dazu die ganze Summe der Beziehungen des Einzelnen zu seiner weiteren Umgebung, die man als die Bedingtheit des Einzelnen bezeichnen könnte, Landesart, Religion und Recht, Nahrung und Tracht können als natürliche Anknüpfungen des Nationalgefühles in Anspruch genommen werden. Ob es überhaupt möglich ist, für das Wort Nation eine durchaus stichhaltige Begriffsbestimmung zu finden, ist wohl ganz gleichgültig, es theilt diese Eigenthümlichkeit mit allen classificirenden Wörtern; es sei doch nur an die sophistische Spielerei mit dem Haufen von 10,000 Getreidekörnern erinnert, von dem eines nach dem anderen weggenommen wird; es sei an den Streit über den Artbegriff erinnert, der den Kern des Darwinismus bildet. Aber der Begriff der Nation hat etwas voraus, die Nation ist nicht nur etwas Körperliches, sie ist eine Gemeinschaft, welche durch geistige Selbsterfassung enger geknüpft wird; das Nationalgefühl ist so wenig eine Fiction, daß es zu allem Anderen hinzukommend dasselbe erst zum Merkmale macht, erst die geflissentliche Abwesenheit des Nationalgefühles ist die Aufhebung seiner unbewußten gefühlten oder bewußten und gewollten Wirklichkeit; man könnte mit ihm als Hauptmerkmal geradezu die Definition aufstellen: „Nation ist jede Vereinigung von Menschen, welche durch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu gegenseitiger Ausgleichung und Abschleifung der trennenden Einflüsse angetrieben werden, sobald die Ausgleichung Unterschiede von anderen demselben Triebe gehorchenden Vereinigungen hervorgebracht hat." Eine Nation ist eben ein Gegenstand der Erfahrung und geschichtlich vermittelten Wahrnehmung; jede Definition bloße Spielerei.

Prüfen wir nun die einzelnen geistigen Gemeingüter, welche des Nationalgefühl fühlt, an die es anknüpft!

Von jenen vier Punkten der üblichen Definition von Nation ist in der Auffassung unserer Zeit weitaus der wichtigste die Sprache als die Voraussetzung jeder Verständigung, jedes Verkehres. Ob Sprache und Mundart zusammenfällt, ob die Schriftsprache, die Sprache der Schule, des Gottesdienstes, des Gerichtes u. s. w. mehr oder weniger mühsam gelernt wird, ist ganz ohne Belang, da die Mundarten selbst kaum jemals so schroff von einander getrennt sind, daß sie nicht unter sich in der gebildeten Sprache einen bequemeren Ausgleich und Berührungspunkt hätten als in jeder fremden Sprache. In der Auffassung der Völker oder Stämme gilt das Eingelebtsein in die Sprache der Umgebung als die Bezeugung der Volksangehörigkeit; aber nicht um die Mundart, sondern um die darauf aufgebaute Schriftsprache handelt es sich in dem jetzt so häufigen Kampfe um die Nationalität, im Elsaß wie in den Ostseeprovinzen, in Ungarn wie in Belgien. Der Besitz nationaler Schulen, nationaler Predigt, nationaler Gerichtssprache ist das Bollwerk, das gewonnen und verloren wird. Man will den Gegner, den andersprechenden Nachbar nicht vertreiben, sondern ihm die eigene Sprache aufdrängen, die seinige werthlos, unbrauchbar machen, das ist sie schon als ungepflegte, verwilderte Mundart. Drastisch ist das in Ungarn ausgesprochen worden, „das Deutsche müsse in Ungarn die Sprache der Hausknechte werden." Daß die Kenntniß einer Sprache bis zur Beherrschung noch durchaus nicht die Zugehörigkeit zu dem Volke in sich schließt, wird freilich dabei auf allen Seiten häufig übersehen. Da man eigentlich Niemand zwingen kann, eine Sprache zu verlernen, so verfehlt der Eifer zu nationalisiren und zu entnationalisiren gewiß oft seinen Zweck und liefert vielleicht nur dem Gegner einen Vortheil. Dabei zeigen sich die Angehörigen der einzelnen Völker verschieden anhänglich an ihr Volksthum und ihre Muttersprache; am wenigsten ist es im Allgemeinen der Deutsche, mit einer anderen Sprache vertraut verwandelt er sich rasch in einen Engländer oder Magyaren.

Aber überhaupt gilt für die Zugehörigkeit zu jeder modernen Nation die Abstammung fast allgemein als das mindest Wichtige. Aus dem Geschlechtsnamen allein darf auch kein Schluß gezogen werden. Nicht nur ist bei national gemischten Ehen die Muttersprache für die Erziehung und Denkweise des Kindes naturgemäß von weit größerem Einflusse als die Herkunft des Vaters; dem glühenden Nationalgefühle der Polinnen ist bekanntlich der Umstand zuzurechnen, daß es so viele Gesinnungspolen mit deutschem Namen gibt. Aber auch ohne solchen Vorschub würden Vereinzelte mitten unter sprachfremder Umgebung nicht umhin können, mit derselben in deren Sprache zu verkehren; solche Aneignung der Umgangssprache geschieht verhältnißmäßig leichter und rascher als die Spracherlernung auf grammatischem, methodischem Wege, wobei der Zwang des Hörens wegfällt, der Klang der fremden Sprache neben der Schreibung fast zurücktritt. Der sogenannte Ungebildete wird so das Nöthigste zum Verkehre in einer fremden Sprache oft rascher erlernen als der Gebildete, der in seiner Muttersprache mehr denkt und dadurch größeren Widerstand leistet. Am raschesten geht solcher Uebergang in eine neue Sprache bei Kindern von Statten; selbst wenn sie die Sprache ihrer Eltern noch verstehen, so sprechen sie doch im Verkehre mit ihren

Digitized by Google

Altersgenossen nur die fremde Sprache; in der nächsten Generation geht die Kenntniß der ursprünglichen Sprache meist völlig ab. Das ist das Schicksal der deutschen Familien, die unter englische Amerikaner hinein gerathen sind, und ist ganz allgemein anzunehmen; der bloße Name, dessen Bedeutung vielleicht gar nicht mehr gewußt wird, der mündlich vielleicht umgestaltet wird, z. B. Steinway für Steinweg, Schandill für Gentil, entscheidet nicht im Geringsten über die nationale Zugehörigkeit. Nur die Ungarn zeigen ängstliche Beflissenheit, die Art und Weise, wie ihre Nationalität sich gleich der türkischen durch Fremde vermehrt, weil das Anwachsen von Innen heraus hier wie dort mangelt, zu verstecken, indem sie auf Uebersetzung der deutschen, slowakischen ꝛc. Namen dringen. Das kostet jetzt nur noch 50 Kreuzer, während der Patriotismus früher es sich das Zehnfache kosten lassen mußte.

Daß aber selbst die unverleugbare historische Erinnerung an die Abstammung für das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Volke belanglos wird, diesen Beweis liefern ja doch für die Gegenwart fast alle die deutschen Fürstenhäuser, welche auf ausländische Throne gelangt sind. Die Welfen in England, die durch Coburger fortgesetzt und aufgemischt sind, haben so wenig englisches Blut in sich, als die Holstein-Glücksburger in Dänemark dänisches, die Holstein-Gottorper russisches Blut; die Mütter waren ja stets wieder deutsche Prinzessinnen. Wenn nun selbst deutsche Zeitungen dem jetzigen Kaiser von Rußland im Gesichte die slavische Rasse absehen wollen, so ist das ein Beweis dafür, wie wenig man an den Stammbaum denkt, wenn man von der Nationalität spricht. Dann wird man es auch der Dynastie Rothschild nicht verdenken können, wenn sie französische und englische Zweige getrieben hat. Wie viele Juden mit deutschem Namen sind französische Patrioten geworden, wie viele stolze Yankees, das ist ja nur Sache der Spracherlernung und des persönlichen Vortheils; es giebt ja jetzt auch neben den magyarischen Juden schon nationalpolnische und tschechische Juden.

Insoweit in der oben angeführten Bestimmung des Begriffes Nation die Geburt neben der Abstammung selbständige Geltung haben soll, müßte sie im geographischen Sinne gemeint sein. Dem deutschen Sprachgebrauche entspricht es allerdings, das Geborensein in einem Lande mit dem Volksbegriffe zu verwechseln, man nimmt selten Anstand einen in Amerika, in Ungarn, in Rußland Geborenen auch wirklich einen Amerikaner, einen Ungarn, einen Russen zu nennen, wenn er auch rein deutscher Abkunft sein mag; selbst in Oesterreich war es früher möglich, einen Deutschböhmen schlechthin als Böhmen zu bezeichnen und so den sprachlichen Unterschied von den Tschechen in der Vorstellung zu verwischen. Auch in Ungarn hat die unklare Abgrenzung zwischen Magyaren und anderen Einwohnern des Landes dieser Begriffsverwirrung zum Vortheile des Magyarischen Vorschub geleistet, bis der Sprachgebrauch das Adjektiv ungarländisch aufgebracht hat.

Ein weiteres Merkmal der Nation, ein Stützpunkt des Nationalgefühles ist die Sitte. Durch die Frage, welche Gemeinschaft der Sitte zwischen dem Großstädter und dem Bauer der gleichen Nation besteht, ist dieser Punkt nicht erledigt. Denn zur Sitte gehört der ganze Bereich der Gebräuche und der Lebensauffassung; wie scharf englische Sitten und Gewohnheiten von den deutschen abweichen, bedarf keiner Erörterung. Nur kurz sei an die deutsche Sitte des Weihnachtsbaumes erinnert, an unser Vereinswesen, Turnvereine, Männergesangvereine u. dergl., an die völlig verschiedene Auffassung der Wirthshäuser und um gleich Nahrung und Tracht heranzuziehen, die hierher gehören, an die nationale Stellung des deutschen Bieres und dessen gesellschaftliche Verknüpfung, unser Kneipen-, unser Studentenleben, dessen Heimath die Bierkneipe ist u. s. w. u. s. w. Ferner an die Bedeutung der Nationaltracht bei Ungarn, Tschechen, Polen und neuerdings Russen. Kurz, bei aller scheinbaren Ausgleichung in diesen Dingen, bei der Anglomanie, der ein Theil der großstädtischen und vornehmen Jugend fröhnt, giebt es hier recht scharfe Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern, besser dem ausschlaggebenden Theile derselben, dem Mittelstande.

Ebensowenig wird man übersehen dürfen, daß auch die Religion, wenn auch vielleicht nicht in bestimmten Sätzen, in recht innige Verbindung mit dem Nationalgefühle treten kann. Für die Juden dauerte der nationale Zusammenhalt durch die Religion viel länger als die Einheit der Umgangssprache, Religion und Abstammung hielt das Nationalgefühl aufrecht, sie halten jetzt noch einen Zusammenhang fest, der sich in der alliance universelle israelite einen internationalen Ausdruck gegeben hat. Die nationale Ausprägung der englischen Hochkirche ist noch einflußreicher als die des deutschen Protestantismus. Serben und Kroaten sind weit weniger sprachlich, als durch die Folgen der religiösen Einrichtungen — jene griechisch-orthodox, diese katholisch, jene das slavische, diese das lateinische Alphabet — aus einander gehalten. Erinnert sei dann nur noch an die Armenier, die ähnlich wie die Juden unter andere Völker versprengt, in ihrer Kirche und Kirchensprache die Anlehnung des Nationalgefühles besitzen.

Kurz das Nationalgefühl ist zu bezeichnen als ein Gemeingefühl, das eine Berührung mit einer gemeinsamen Sprache stets besitzt oder doch besessen hat, das aber noch eine Menge anderer Anknüpfungspunkte erkennen läßt. Absichtlich haben wir die Anknüpfung an den Staat bis hierher verschoben, denn sie ist durchaus nicht nothwendig. Das Nationalgefühl ist uns ein Gegenstand der Wahrnehmung, der Erfahrung; als solchen haben wir es hinzunehmen, wie es ist, als ein vielen Einzelnen gemeinsames gleichartiges Gefühl, das durch seine Thatsächlichkeit eine Interessengemeinschaft bewirkt. Wir nennen es ein Gemeingefühl, ein Gemeinbewußtsein; als solches steht es dem Individualismus gegenüber oder über demselben, wie man will. Jedenfalls bildet es, wo es vorhanden ist, ein Hinderniß oder ein Gegengewicht gegen den Individualismus, wenn dieses Fremdwort nicht viel anderes bezeichnet als den Egoismus als Princip oder Maxime. Daß das Nationalgefühl nicht bei allen einzelnen Gliedern einer Nation in gleicher Stärke vorhanden ist, ist ja gleichfalls ein Gegenstand der Beobachtung. Der Einzelne kann sich in freier Ausbildung seiner Anlagen, in der Verfolgung seines persönlichen Vortheiles, bewußt von den Einflüssen, die sein Aufwachsen bestimmt haben, freimachen, sich ihnen allen als Individuum entgegensetzen, das keine Schranke als unüberwindlich für seine Selbstbestimmung anerkennt, auch die Sprache nicht, wenn Gaben oder Umstände ihm dabei behilflich sind. Aber das zeitliche Zusammentreffen eines gesteigerten Nationalgefühles und einer gesteigerten Möglichkeit für den Einzelnen, die früher höheren Schranken der Geburt, der Freizügigkeit u. dergl. zu übersetzen, kann kein Grund sein, die Gegensätze subsummiren zu wollen. Der erleichterte Verkehr des 19. Jahrhunderts hat das national Gleichartige oder Verwandte sich räumlich näher gebracht, aber das sprachlich Getrennte sich noch schärfer fühlen lassen. Besonders bei kleineren Völkern, die rings von Fremden umschlossen sind, ist gerade durch diese Umstände die Anhänglichkeit an das Ererbte gestärkt worden, die unbestimmte Furcht vor einer Ueberfluthung hat sie enger vereinigt, es haben sich Führer gefunden, welche diesem Gefühle Ausdruck verschafft haben, Schriftsteller und Zeitungsschreiber. Dieses Gemeingefühl drängt dazu, innere Schranken zu beseitigen; es findet in überlieferten Verhältnissen Nachtheile und strebt dieselben umzugestalten. So ist es eine Macht geworden, mit der der Staatsmann rechnen muß.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Neues zur Witterungslehre und Klimatologie.

Von Franz Bendt.

Die Untersuchungen in der neueren Meteorologie haben allmählich zu der Einsicht geführt, daß die Erscheinungen in unserer Lufthülle, die in ihrer Gesammtheit die Witterung und das Klima eines Ortes schaffen, durch die Verschiedenheit des atmosphärischen Druckes hervorgerufen und geregelt werden. Den Luftdruck mißt man, wie allbekannt, durch das Barometer, aus dessen Steigen und Fallen man auf die Zu-, resp. Abnahme des Druckes schließen kann. Um nun Einsicht in die verwickelten Verhältnisse unserer Lufthülle zu erhalten, ist es nothwendig, sich ein Bild von der allgemeinen Druckvertheilung auf der Erdoberfläche zu verschaffen, denn es hat sich gezeigt, daß die Witterung in unseren Gegenden oft von Ereignissen beeinflußt wird, welche in Sibirien oder über dem Atlantischen Oceane vor sich gehen. Um dieses zu ermöglichen, schlug Buchan vor, alle Orte, welchen gleichen Barometerstand haben, durch Linien mit einander zu verbinden. Es sind das diejenigen Linien, welche Isobaren genannt werden. Buchan entwarf nun zunächst Karten für die mittlere Druckvertheilung extremer Monate, für den Januar und Juli. Auf diesen Karten fanden sich über bestimmten Stellen ganz besonders ausgeprägte Luftdruckbezirke, in denen sich der Druck als sehr schwach oder sehr stark anzeigte. Solche Orte werden barometrische Minima (Depressionsgebiete), resp. barometrische Maxima genannt. So lagert z. B. im Allgemeinen auf der Januarkarte eine Depression bei Island, ein Maximum über Ostsibirien.

Aus dem Vergleiche der Karten mit den Vorgängen in der Atmosphäre selbst, ergab sich ein Bestreben der Luft, von der höheren Isobare zur niederen abzufließen und hierbei die Depressionsgebiete, resp. die Orte maximalen Druckes, kreisförmig oder elliptisch zu umströmen. Diese Bewegung erfolgt durchaus gesetzmäßig innerhalb der Windrose, und zwar um ein Minimum in der entgegengesetzten Richtung wie der Zeiger einer Uhr, um ein Maximum in der Richtung desselben.

Aus diesem Gesetze ersieht man, daß aus der Lage eines Ortes zum Minimum, resp. Maximum auf die Richtung des Windes geschlossen werden kann, und damit auf den wichtigsten Factor der Witterung! So hat z. B. West- und ein Theil Mitteleuropas eine für die Breite sehr hohe Januartemperatur, weil durch die oben erwähnte Depression bei Island das Land von warmen und feuchten West- und Südwestwinden bestrichen wird.

Die Druckverhältnisse in der Atmosphäre sind aber nicht fest, sondern dauernd in Bewegung. Besonders sind es die Minima, welche mit großer Geschwindigkeit von Ort zu Ort wandern und dadurch die Erscheinungen in der Luft unausgesetzt verändern. Das Grundgesetz der modernen Witterungslehre lautet daher: „Das Minimum beherrscht die Witterung."

Stellt sich der Meteorologe die Aufgabe, ein Urtheil über das Wetter des nächsten Tages abzugeben, so hat er sich zunächst über die augenblickliche Luftdruckvertheilung auf der Erdoberfläche, oder mindestens für einen großen Theil derselben, zu unterrichten. Der elektrische Telegraph ermöglicht eine schnelle Sammlung der meteorologischen Elemente, und so ist er dann im Stande, an gewissen Centralstationen eine Uebersicht von der allgemeinen Witterungslage zu entwerfen. Für Deutschland ist diese Centralstelle die Seewarte in Hamburg. Am Morgen um 7 und 8 Uhr treffen dort Depeschen von den Beobachtungsstationen des In- und Auslandes ein, welche Nachricht geben vom Luftdrucke, von der Temperatur, der Menge der Niederschläge u. s. w. des betreffenden Ortes. Diese Mittheilungen werden sofort verarbeitet und zur Construction der „synoptischen Karten" verwendet, welche darauf am Nachmittage an alle Interessenten versendet werden. Die Abendblätter der meisten größeren Journale bringen jetzt die synoptischen Karten. Diese geben uns also ein Bild von der allgemeinen Wetterlage am Morgen desselben Tages. Wir wünschen nun die wahrscheinliche Wetterlage des folgenden Tages zu erkennen!

Wie oben gezeigt wurde, regiert das Minimum die Witterung. Wo wird sich morgen das Minimum befinden?

Aus den statistischen Untersuchungen der Meteorologen der Seewarte, des Prof. Koeppen und Dr. van Bebber, hat sich ergeben, daß die Depressionen zu bestimmten Jahreszeiten mit Vorliebe bestimmte Wege einschlagen und auf der einmal erwählten Straße möglichst lange verweilen. Es fanden sich fünf solcher „typischen Heerstraßen", von denen drei für deutsches Gebiet besonders wichtig sind. Diesen wollen wir daher unsere Aufmerksamkeit zuwenden. — Im Winter und im Herbste bewegen sich die Minima vom Nordwesten der Britischen Inseln aus nordostwärts, und an der Küste Norwegens vorüber. Ist das der Fall, dann ergeben die Beobachtungen für ganz Deutschland trockenes Wetter, wenn auch bei größtentheils bedecktem Himmel. Zur selben Zeit wandert auch wohl die Depression vom Kanal aus durch Frankreich zum Mittelmeere und von hier aus wiederum dem Finnischen Busen zu. Unter Einwirkung dieser Bewegung ist im nordwestlichen Deutschland heiteres Wetter, im Osten Regen zu erwarten. — Während des Sommers bewegen sich die Minima der deutschen Küste entlang, und in ihrem Gefolge erscheinen häufig Gewitter, welche sich auf deutschem Boden entladen. Die Isobaren, die die Gebiete niedrigsten Luftdruckes einschließen, zeigen in solchen Fällen eigenthümliche Ausbuchtungen, sogenannte „Gewittersäcke". — Um also eine Prognose für den nächsten Tag zu stellen, ist zunächst die Zugstraße zu finden, auf welcher sich wahrscheinlich das Minimum bewegen wird. Dies gelingt dem erfahrenen Beobachter aus der Lage des sich bildenden Minimum, aus der Luftdruck- und Temperaturvertheilung, aus dem Zuge der Wolken und mit Hülfe des statistischen Materiales zu bestimmen. Er kann sodann für Orte, die unter dem Einflusse des Minimum stehen, je nachdem dieses sich nähert, vorübergeht oder sich entfernt, die wahrscheinliche Witterung des nächsten Tages voraussagen.

Durch die soeben geschilderten Depressionen wird also die Witterung in Deutschland geregelt und durch ihre dauernde Wanderung dasjenige geschaffen, was wir als Klima zu bezeichnen pflegen. Das Klima besonders der norddeutschen Orte muß daher ein nahezu übereinstimmendes sein. Das ist in der That der Fall und die dennoch eintretenden Differenzen werden durch die größere oder geringere Entfernung der Orte vom Meere hervorgerufen. Als ein gutes Beispiel hierfür wählen wir Borkum, Berlin und Breslau. Borkum zeigt den Charakter des Seeklimas, Breslau schon vollständig denjenigen des Binnenlandes und Berlin steht vermittelnd dazwischen.

Ueber die klimatischen Constanten der Reichshauptstadt sind in den letzten Jahren eine Anzahl von Arbeiten erschienen, welche es ermöglichen, ein Bild von den Witterungsverhältnissen derselben zu entwerfen. So fand sich, daß die barometrischen Minima resp. Maxima in allen Richtungen der Windrose vorkommen, die Minima aber vorwiegend im Norden und Nordwesten, die Maxima im Südosten und Nordosten. Hierdurch veranlaßt wird Berlin im Winter von warmen und feuchten Südwest- und Westwinden beschickt. Im Frühlinge hingegen überwiegen Winde mit nördlicher Richtung; sie erzeugen die bekannten Kälterückfälle im Mai (die gestrengen Herren) und im Anfange des Juni. Der Sommer und der Herbst stehen von Neuem unter der milden Herrschaft der warmen, Niederschläge spendenden, West-, Südwest- und Südwinde.

Die Winde sind nun wiederum, wie sich aus den obigen allgemeinen Betrachtungen ergab, bestimmend für die Temperaturverhältnisse des Ortes.

Aus den täglichen, monatlichen und jährlichen Temperaturschwankungen pflegt man sich gewöhnlich ein Urtheil über das Klima zu bilden und es je nach der Größe dieser Schwankung als ein „gutes" oder „schlechtes" zu bezeichnen.

Durch allgemeine, vergleichende Studien über diese

Digitized by Google

Vorgänge fand sich, daß die Größe der gesammten Temperaturdifferenz mit der geographischen Breite und mit der Entfernung der Orte von den Küsten zunimmt. Für Europa, besonders in seiner westlichen Hälfte, wird dieses Gesetz aber zum Theil durchbrochen. Die Temperaturschwankungen sind nämlich auch innerhalb des Continentes für die Breite relativ recht kleine. Der Grund hierfür findet sich in der langgestreckten Form unseres Erdtheiles, seiner reichen Küstenentwickelung und innigen Beziehung zu dem angrenzenden Meere; ganz West- und ein Theil Mitteleuropas trägt den milden Charakter des Seeklimas.

Wollen wir die Größe der Temperaturschwankungen beurtheilen, denen ein Ort ausgesetzt ist, so müssen wir uns zunächst mit seinen normalen Verhältnissen vertraut machen. Wir wollen daher hier mit der Aufzählung der Normaltemperaturen für Berlin beginnen, wie sie sich aus langjährigen Beobachtungsreihen ergeben haben. Die mittlere Jahrestemperatur fand sich zu rund 9° C. Die Normaltemperatur des Januar, des kältesten Monates, zu — 0,8° C., und die des wärmsten Monates, des Juli, zu 18,8° C. Hieraus folgt eine Jahresschwankung von 19,6° C. Dieses Verhältniß ist noch ein recht günstiges, wie man aus den folgenden Vergleichszahlen ersehen kann. Für Wien beträgt die Jahresschwankung 22,2° C. und für Petersburg 27° C.

Die Abweichungen von der Normaltemperatur können für die Reichshauptstadt, wie sich aus den Untersuchungen von Perlewitz ergeben hat, recht bedeutende sein. Es fand sich aus den Beobachtungszahlen, daß z. B. der 9. Januar um 12° C., der 29. October um 4° C. gelegentlich zu warm war. Weniger erfreulich ist aber die klar hervortretende Thatsache, daß in der kalten Jahreszeit die Abweichungen nach der negativen Seite (zu kalt) im Allgemeinen noch viel beträchtlichere sind. So ergab sich für den 10. Februar eine Abkühlung von 19° unterhalb der Normaltemperatur. — Bei der Betrachtung ganzer Monate fiel die größte Temperaturschwankung auf den Januar; diese nimmt sodann mit wachsendem Jahre ab, erhebt sich ein wenig im Mai (Kälterückfälle) und steigt endlich in der kalten Jahreszeit wieder an.

Wie schon gelegentlich bemerkt, verdankt Berlin, wie die meisten Städte West- und Mitteleuropas, sein relativ mildes Klima dem nahen Meere. Letzteres sendet uns warme und feuchte Winde zu und verursacht hierdurch eine dichte Wolkendecke, welche die Rückstrahlung der Wärme gegen den Weltenraum vermindert. Wie bedeutend die Abkühlung bei uns werden kann, wenn der Einfluß des Meeres gelegentlich nicht zur Wirkung gelangt, zeigen z. B. die kalten Tage in den Wintermonaten, welche als Extreme oben vermerkt wurden. Auch der letzte kalte Winter ist auf dieselben Ursachen zurückzuführen. In unseren Gegenden wird, wie wir uns erinnern, die Wintertemperatur durch eine atlantische Depression beherrscht. Im letzten Winter reichte der Einfluß derselben nicht bis zu uns, und Deutschland wurde daher von kalten, nördlichen Winden überfluthet.

Die Güte des Klimas eines Ortes zeigt sich besonders in der Beständigkeit der Witterung. Für Berlin fand Perlewitz aus seinen Zahlenreihen Folgendes: „Die Wahrscheinlichkeit, daß der Charakter der Witterung derselbe bleibe, nimmt mit der Länge der Zeit zu! Dagegen macht aber jeder Tag mit steigender Temperatur die Wahrscheinlichkeit immer größer, daß der folgende Tag eine Abkühlung bringen werde."

Es ist also sehr falsch, wenn gesagt wird: „Das Wetter müsse sich doch nun bald ändern, weil es schon »so lange« gut, resp. schlecht sei." —

Auch über die Niederschlagsverhältnisse für Berlin und Umgegend haben die letzten Jahre reiches Material gebracht. Es wurden eine Anzahl Regenstationen begründet, von denen 16 seit 1886 functioniren. Aus diesen Messungen ergab sich, daß die Vertheilung der Niederschläge über Berlin der Zeit nach höchst unregelmäßig ist. So konnten selbst an benachbarten Stationen Differenzen von 45 % nachgewiesen werden. Für das ganze Jahr hingegen ist die Regenmenge an allen Stationen nahezu dieselbe. Dennoch fanden sich innerhalb des Versuchsfeldes feuchte und trockene Provinzen, denn der nördliche Theil, der das eigentliche Spreethal bildet, scheint reicher an Niederschlägen zu sein, als der südliche mit der Regenstation Steglitz. Der Bearbeiter dieser Daten, der rühmlichst bekannte Meteorologe H. Hellmann, vermuthet, daß die Trockenheit des zuletzt genannten Gebietes durch den im Westen vorgelagerten Grunewald hervorgebracht wird, der „eine Art kleinen Regenschattens nach Osten hin wirft".

Nach der Jahreszeit vertheilt sich die Menge der Niederschläge in folgender Art: Im Sommer ist ihre Menge am größten, dann folgt wunderbarer Weise der Winter und hierauf erst, und zwar ziemlich gleichmäßig, der Frühling und der Herbst. Die seltsame Stellung der Winterniederschläge führt Hellmann auf eine unzweckmäßige Stellung der Regenmesser zurück. Für praktische Ziele ist von besonderer Wichtigkeit die tägliche und stündliche Messung der Niederschlagsmenge. Die höchste Zahl lieferte der 22. Juli 1886, an welchem die Flüssigkeitsmasse den Boden in einer Höhe von 47 Millimeter bedeckt haben würde; hiervon fielen in einer Stunde 31,5 Millimeter. Am 6. September 1883 wurden in 15 Minuten sogar 16,6 Millimeter im Regenmesser ermittelt. Diese Zahl übersteigt um das Dreifache die Größe, welche bei Anlage der Kanalisation im Jahre 1872 angenommen wurde.

Es ist zwar nicht wissenschaftlich, obige Verhältnisse absoluten Extremen gegenüber zu stellen, immerhin mag es uns, während ungünstiger Witterung, zum Troste gereichen, wenn wir die gewonnenen Daten mit denen von Werchojansk, welche kürzlich veröffentlicht wurden, vergleichen. Die Stadt Werchojansk in Sibirien liegt in der Nähe der Jana, ein wenig nördlich vom Polarkreise. Die mittlere Jahrestemperatur wurde dortselbst zu — 19,3° C. ermittelt. Die Temperatur des Januar ergab sich zu — 53,1° C. und diejenige des wärmsten Monates, des Juli, zu 13,8° C. Hieraus folgt eine Jahresschwankung von 66,9° C., welche die gleiche Größe von Berlin fast um das 3,5fache übertrifft. Die niedrigste Lufttemperatur, welche überhaupt bisher beobachtet wurde, ist in Werchojansk am 15. Januar 1885 mit — 67,1° C. bestimmt worden. Diese Zahl übersteigt übrigens die normale Temperatur keineswegs um ein Bedeutendes, denn man ist in dieser eisigen Stadt an eine Wintertemperatur von — 60° C., als an nichts Außerordentliches, gewöhnt. Wie „schrecklich" die Größe ist, zeigt sich erst recht deutlich, wenn man sich erinnert, daß das Quecksilber bereits bei — 38,2° C. erstarrt.

## Literatur und Kunst.

### Charles Darwin's Selbstbiographie.*)

Von Moritz Alsberg.

In deutscher Uebersetzung ist vor wenigen Monaten ein Buch erschienen, welches die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zu lenken geeignet ist: die Schilderung des Lebens und der Thätigkeit Charles Darwin's, herausgegeben von seinem Sohne Francis Darwin. Indem Letzterer die in der Hinterlassenschaft seines Vaters aufgefundene Selbstbiographie, dessen Tagebuch und Briefe, sowie die eigenen Erinnerungen zu einem dreibändigen inhaltreichen Werke zusammenstellte, hat er seinem Vater ein Denkmal errichtet, das kaum zurücksteht hinter demjenigen, welches die englische Nation dem großen Reformator auf naturwissenschaftlichem Gebiete in der ehrwürdigen Westminsterabtei geweiht hat und zugleich

*) Leben und Briefe von Charles Darwin mit einem seine Autobiographie enthaltenden Capitel. Herausgegeben von seinem Sohne Francis Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Stuttgart, E. Schweizerbart.

Digitized by Google

allen denen, die an den Fortschritten der Naturwissenschaften Antheil nehmen, einen wichtigen Dienst geleistet. Welchen Standpunkt man auch der Darwin'schen Lehre gegenüber einnehmen mag, gewiß verlohnt es sich der Mühe, den Mann näher kennen zu lernen, der die Gedankenrichtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ganz neue Bahnen gelenkt, der seine Ideen als gährendes Ferment in die geistige Bewegung unserer Zeit hineingeworfen hat.

Der besagte Gelehrte ist zu Shrewsbury (England) am 12. Februar 1809 geboren. Daß seine Leistungen zum Theil auf ererbten Anlagen beruhen — dies erfahren wir aus dem, was uns über die Vorfahren des großen Naturforschers, insbesondere über seinen Großoheim, den Botaniker Robert Waring Darwin, über seinen Großvater Erasmus Darwin, den Philosophen, Dichter und Naturforscher — den nämlichen Gelehrten, der in seiner „Zoonomia" zuerst für Lamarck und dessen Entwicklungstheorie auftrat — und über seinen Vater den durch Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß ausgezeichneten Arzt Dr. R. W. Darwin mitgetheilt wird. Freilich die soeben erwähnte geistige Veranlagung trat bei Charles nicht sofort hervor; in der Schule seiner Geburtsstadt galt er vielmehr als ein nur mittelmäßig begabter, wenig strebsamer Schüler. „Du hast kein anderes Interesse als Schießen, Hunde und Rattenfangen und Du wirst Dir selbst und der ganzen Familie noch zur Schande gereichen" — also urtheilte Darwin's Vater über den Menschen, der auf naturwissenschaftlichem Gebiete eine ganz neue Aera anzubahnen berufen war. Dabei kann es freilich nicht verwundern, daß dem nach Anschauung schmachtenden Geiste des Knaben und Jünglings sowohl die Unterrichtsgegenstände wie auch die Unterrichtsmethode der englischen Schulen: die Beschäftigung mit Syntaxregeln, das Auswendiglernen von lateinischen und griechischen Vocabeln, das Anfertigen lateinischer Verse und dergl. einen heftigen Widerwillen einflößten und daß die Vorliebe Darwin's für die Natur, solange der wissenschaftliche Sinn noch nicht geweckt war, in planlosem Umherschweifen im Freien sich äußerte. Als einziges Anzeichen, welches schon damals auf den zukünftigen Naturforscher hinwies, muß der bei Darwin sich frühzeitig regende Sammeleifer sowie seine Vorliebe für chemische Experimente gedeutet werden. — Als sechszehnjähriger Mensch wird Charles mit seinem Bruder nach Edinburg geschickt, um dort Medicin zu studiren. Dabei ist aber sogleich zu bemerken, daß der Unterricht in den medicinischen Fächern damals keineswegs jenen Anforderungen entsprach, welche heutzutage an denselben gestellt werden. Noch nach vielen Jahren hat Darwin sein Bedauern darüber geäußert, daß er damals nicht zum Zergliedern von Leichen angehalten wurde, da ihm diese Beschäftigung bei seinen späteren zoologischen Studien sehr zu Statten gekommen sein würde. Daß er sich übrigens zum Arzte wohl kaum geeignet hätte, beweist der Umstand, daß er bei zwei Gelegenheiten, wo er im Krankenhause zu Edinburg einer chirurgischen Operation beiwohnte, um nicht ohnmächtig zu werden sich schleunigst entfernen mußte. Unter solchen Umständen ist es dann leicht erklärlich, daß die Studien Darwin's zu Edinburg wenig gefördert wurden, und daß sein Vater, daran verzweifelnd, einen tüchtigen Arzt aus ihm zu machen, ihn nach zwei Jahren von der schottischen Hochschule entfernte und ihn zunächst nach Cambridge dirigirte, damit er im Hinblick auf eine spätere Anstellung als Seelsorger dort Vorlesungen über Theologie höre. Indessen auch auf letzterer Universität, wo er, um immatriculirt zu werden, zunächst das Baccalaureatsexamen zu bestehen hatte — eine Aufgabe die ihm nicht geringe Verlegenheiten bereitete, da er das auf der Schule erlernte Griechisch und Lateinisch bis auf einige Buchstaben total vergessen hatte — auch hier scheint Darwin anfangs nur mit geringem Eifer seinen Studien obgelegen zu haben. Jagen, Reiten und ein gutes Glas Wein im Kreise lustiger Kameraden war jedenfalls mehr nach seinem Geschmacke, als der Besuch der ihn langweilenden Collegien. Immerhin glauben wir, daß die in der Selbstbiographie Darwin's sich findende Bemerkung: „Während der 3 Jahre, welche ich in Cambridge zubrachte, war meine Zeit, was die akademischen Studien anlangt, ebenso vollständig verschwendet wie in Edinburg und auf der Schule zu Shrewsbury" wohl kaum wörtlich zu nehmen ist, da es keinem Zweifel unterliegt, daß Darwin damals bereits ein außerordentlich eifriger Käfersammler war, daß er Henslow's Vorlesungen über Botanik fleißig besuchte und an den von diesem Gelehrten arrangirten botanischen Excursionen regelmäßig Theil nahm. Nebenbei verwendete er allerdings viel Zeit auf den Besuch von Gemäldesammlungen, und merkwürdiger Weise scheint damals auch Dichtkunst und Musik einen besonderen Reiz auf ihn ausgeübt zu haben. Wir sagen: „merkwürdiger Weise"; denn es ist eigenthümlich, daß er später sowohl die Poesie wie die Musik in den Bann that, und es hat fast den Anschein, daß in jener späteren Epoche seines Lebens, wo die Naturwissenschaft sein ganzes Denken und Trachten beschäftigte, für die Bestrebungen der Kunst in seinem Gehirne kein Platz mehr vorhanden war. Andererseits waren es Romane, deren Lectüre ihm während seines akademischen Studiums einen großen Genuß bereitete und die auch in seinem späteren Leben, wo er häufig durch Krankheit genöthigt war, auf jede anstrengende Beschäftigung zu verzichten, ihm manche trübe Stunde erheiterten.

Unter den wissenschaftlichen Werken, die auf die geistige Entwickelung Darwin's während seines Aufenthaltes auf der Universität Cambridge einen besonderen Einfluß ausgeübt und seinen Entschluß, sich ausschließlich den Naturwissenschaften zu widmen, herbeigeführt haben, sind zwei, nämlich: A. v. Humboldt's „Reiseschilderungen" und J. Herschel's „Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften" besonders zu erwähnen. Herschel's Werk eröffnete ihm einen Blick in die kaum geahnte Tiefe und Bedeutung der Naturforschung, während A. v. Humboldt die Lust zum Reisen in ihm erweckte. Ferner hat Charles Lyell's „Grundriß der Geologie" (Principles of Geology) ebensowohl auf den Studenten Darwin, wie auf den bereits mit evolutionistischen Ideen sich tragenden Gelehrten deshalb einen mächtigen Eindruck gemacht, weil in diesem Buche an die Stelle der bis dahin allgemein herrschenden Anschauungen von Erdrevolutionen oder Kataklysmen, durch welche wie mit einem Schlage eine ganze Schöpfung zertrümmert und statt derselben eine neue Schöpfung in's Dasein gerufen sein sollte — weil an die Stelle dieser Theorie in dem besagten Buche zum ersten Male die Lehre von der Umgestaltung der Schöpfung durch langsam und schrittweise stattfindende Veränderungen gesetzt wurde. Nur durch allmählich zur Geltung kommende Einwirkungen sei — so behauptete damals schon Lyell — die Aufeinanderfolge verschiedener Erdepochen, wie sie durch die übereinander gelagerten geologischen Schichten bezw. deren organische Einschlüsse bezeugt wird, in ungezwungener Weise zu erklären.

Was speciell die Beziehungen Darwin's zur Geologie anlangt, so sei hier noch nachgetragen, daß derselbe die zwei Vorlesungstermine, welche er nach seinem in 1830 abgelegten, ihm den Grad eines B. A. (Bachelor of Arts) einbringenden Schlußexamen noch in Cambridge zubrachte, zu Studien auf diesem Gebiete verwendete.

Die wichtigste Errungenschaft seines Aufenthaltes zu Cambridge war aber seine Freundschaft mit dem bereits erwähnten Professor der Botanik, Henslow. Dankte er es doch Letzterem, daß auf ihn die Wahl fiel, als es sich darum handelte, für die wissenschaftliche Expedition des Schiffes „Beagle" einen Naturforscher zu engagiren. In dem Briefe, in welchem Henslow bei seinem jungen Freunde zuerst anfragte, ob er etwa geneigt sei, die Expedition zu begleiten, heißt es u. A.: „Nicht daß ich Sie für einen vollkommenen Naturwissenschaftler betrachte; aber ich weiß, daß Sie im Stande sind zu sammeln, zu beobachten und dasjenige wiederzugeben, was Ihnen begegnet ist." Der zuletzt citirte Satz gibt uns zugleich eine Antwort auf die Frage: Wie war es möglich, daß ein junger Mann mit so lückenhaftem und ungeordnetem Wissen, wie dasjenige Darwin's bei seinem Abgange von Cambridge war, die sich ihm bietende Gelegenheit zu wissenschaftlichen Untersuchungen in so vorzüglicher Weise ausnutzen konnte, wie Darwin dies gethan hat, daß er ohne die feste Basis von positiven

Digitized by Google

Kenntnissen auf der besagten Weltreise die wichtigsten Beobachtungen auf den Gebieten der Zoologie, der Botanik und der Geologie machen und zu seinen späteren Arbeiten das Material sammeln konnte? Die Antwort auf diese Frage ist außerordentlich lehrreich und sollte unseren Pädagogen, die nur zu sehr geneigt sind, auf Bücherweisheit und Gedächtnißkram Gewicht zu legen, zu denken geben. Sie lautet: Dieser außerordentliche Erfolg des also vorbereiteten jungen Darwin war nur deshalb möglich, weil nicht theoretisches Studium, sondern Anschauung und Beobachtung die Grundlage seiner wissenschaftlichen Bestrebungen bildeten, weil er sich von Anfang an daran gewöhnt hatte, um ein Ding zu erkennen, nicht etwa in Compendien nachzuschlagen, sondern mit seinen Sinnen, seinen Augen und Händen und unter Benutzung der sonstigen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel das ihn beschäftigende Object so lange zu prüfen, bis ihm dasselbe seine Geheimnisse enthüllt hatte. — Um auf die Beagleexpedition zurückzukommen, so war es für Darwin mit einigen Schwierigkeiten verbunden, zur Betheiligung an derselben die Einwilligung seines Vaters zu erlangen, da Letzterer, der die Hoffnung, den Sohn auf der Kanzel zu erblicken, noch nicht völlig aufgegeben hatte, diesem Plane auf's Heftigste opponirte. Indessen gelang es Charles, dem sein Oheim Josiah Wedgewood mit schlagfertigen Argumenten zur Seite stand, den Vater umzustimmen, und so segelte er denn am 27. December 1831 auf dem unter dem Commando von Capitän Fitzroy, einem Neffen des berühmten Lord Castlereagh, stehenden Schiffe in die Welt und in ein neues Leben hinein. Bezüglich der Reise, von der Darwin selbst bemerkt: „sie ist das bedeutungsvollste Ereigniß in meinem Leben gewesen", sowie ferner: „mein Verstand hat erst in Folge der Bestrebungen während der Reise sich entwickelt". — Bezüglich dieser Reise sei hier noch eingeschaltet, daß die Betheiligung Darwin's an derselben noch nahezu durch einen so geringfügigen Umstand, wie die Form seiner Nase (!), vereitelt worden wäre, indem Fitzroy, der Lavater'schen Ansicht huldigend, daß man regelmäßig den Charakter eines Menschen nach dessen Gesichtszügen beurtheilen könne, bezweifelte, ob irgend Jemand mit einer Nase, wie diejenige Charles Darwin's beschaffen war, hinreichende Energie und Entschlossenheit für diese Reise besitzen könne.

Wir müssen es uns versagen, den Verlauf der Expedition, welche die wichtigsten Küstenpunkte des Cap der guten Hoffnung, Brasiliens, der La Plataländer, Argentiniens, sowie Patagonien, Feuerland, Chile, Peru und zahlreiche Inselgruppen des Atlantischen und Stillen Oceans berührte, hier im Einzelnen zu verfolgen. Die wichtigsten Ergebnisse der bei dieser Gelegenheit von Darwin gemachten Beobachtungen und Untersuchungen hat derselbe in seinem Werke: „Voyage of a naturalist in the Beagle" niedergelegt — einem Buche, dessen hohe Bedeutung für die Naturwissenschaften daraus erhellt, daß dasselbe von Seiten der hervorragendsten englischen Gelehrten in geradezu enthusiastischer Weise aufgenommen wurde, sowie daraus, daß die von Dr. Dieffenbach hergestellte Uebersetzung desselben in's Deutsche der persönlichen Initiative A. von Humboldt's und J. von Liebig's ihre Entstehung verdankt. Man muß dieses Buch gelesen haben, um zu fühlen, wie in dem Geiste Darwin's das Verlangen, die Geheimnisse der Natur zu enträthseln und der intensivste Genuß an den Schönheiten der Natur mit einander verschmolzen sind. — Einer der großartigsten Erfolge, welche die wissenschaftliche Thätigkeit Darwin's auf dieser Reise aufzuweisen hat, ist die von ihm mit einem gewissen intuitiven Scharfsinne entdeckte und später durch wissenschaftliche Beweisführung begründete Theorie von der Entstehung der Koralleninseln (Atolle) des Pacifischen Oceans — eine Theorie, welche auf den obenerwähnten Geologen Charles Lyell einen solchen Eindruck machte, daß derselbe die eigene, bis dahin unangefochtene Erklärung sofort zu Gunsten der Darwin'schen aufgab. Während Lyell die ringförmige Gestalt der Inseln, das Vorhandensein einer centralen Lagune, sowie die Thatsache, daß sich diese Inseln regelmäßig als isolirte Bergkegel aus einem tiefen Meere erheben, durch die Annahme zu erklären suchte, daß dieselben als untergetauchte, kraterförmige und konische Vulcane aufzufassen seien — im Gegensatze hierzu lieferte Darwin den unanfechtbaren Beweis, daß diese eigenthümlich gestalteten Inseln mit Vulcanen und einem kraterförmigen Grunde absolut nichts zu thun haben, daß es sich bei denselben vielmehr nur um die höchsten Spitzen eines untergesunkenen Continentes handele, welche durch die Thätigkeit der aus einer gewissen Meerestiefe zur Meeresoberfläche emporwachsenden Korallen über Wasser gehalten werden.

Um auf die wissenschaftliche Thätigkeit Darwin's an Bord des „Beagle" zurückzukommen, so stand — ganz abgesehen von dem Hindernisse, welches sein von der Seekrankheit wesentlich beeinträchtigtes körperliches Befinden seiner Arbeit bereitete — derselben auch der Umstand hindernd im Wege, daß die Einrichtungen des besagten Schiffes sich für die Zwecke der Expedition als ungenügend erwiesen. Insbesondere war es der Raummangel — Darwin hatte keine besondere Kajüte für sich, sondern theilte eine solche zuerst mit dem Capitän, später mit einem der Schiffsoffiziere — welcher störend wirkte. Immerhin ergaben sich aus diesem Umstande auch gewisse Vortheile; denn es ist, wie der besagte Gelehrte bemerkte, Nichts so sehr dazu angethan, den Naturforscher zu systematischer Arbeit zu zwingen, als wenn er sich mit einer beschränkten Räumlichkeit behelfen muß. — Was das Verhältniß Darwin's zu seinen Reisegefährten anlangt, so war — um dieses noch hier einzuschalten — der „alte liebe Philosoph", wie ihn die Offiziere, oder der „Fliegenfänger", wie ihn die Mannschaft nannte, an Bord der Liebling Aller. Mit Bezug hierauf schrieb der jetzige Admiral Sir James Sullivan, damals Lieutenant auf dem „Beagle", nach Darwin's Tode an dessen Sohn: „Ich kann zuversichtlich meine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß während der fünf Jahre, die wir zusammen auf dem Schiffe zubrachten, ihn niemals Jemand schlechter Laune gesehen, noch gehört hat, daß er ein unfreundliches oder übereiltes Wort über oder gegen irgend Jemand geäußert hätte."

Im Jahre 1836 von der Reise nach England zurückgekehrt, dachte Darwin natürlich nicht mehr daran, in den geistlichen Stand einzutreten. Er ließ sich zunächst wieder in Cambridge nieder, zog jedoch, nachdem er 1840 seine Cousine Emma Wedgewood zum Traualtare geführt hatte, nach London, wo er in Gowerstreet mit seiner jungen Frau ein kleines Haus bewohnte. Da indessen die zunehmende Kränklichkeit Darwin's eine Entfernung von dem Getöse der Weltstadt und von den Verpflichtungen, welche das sociale Leben in einer großen Stadt auferlegt, wünschenswerth erscheinen ließ, siedelte er bald darauf nach dem in der Grafschaft Kent, nahe der englischen Metropole und doch einsam gelegenen Dörfchen Down über. In dieser ländlichen Zurückgezogenheit war es, wo Darwin das reiche wissenschaftliche Material, welches er auf der Weltreise gesammelt hatte, bearbeitete, wo jene Ideen und Theorien, welche heutzutage das Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden sind: die Lehre von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, von dem Kampfe um's Dasein und von der auf Anpassung an die Existenzbedingungen beruhenden allmähligen Entwickelung und Vervollkommnung zu voller Klarheit und Erkenntniß in ihm herangereift sind. — Was die soeben erwähnte Kränklichkeit Darwin's anlangt, so wird die dem englischen Gelehrten innewohnende Energie und Arbeitskraft durch nichts so sehr bezeugt, als durch die Thatsache, daß derselbe ungeachtet jener körperlichen Beschwerden, von denen er seit seiner Rückkehr von der Weltreise von Zeit zu Zeit heimgesucht wurde, eine so überaus rege und fruchtbare wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete, jener umfangreichen Correspondenz, die er mit den hervorragendsten Naturforschern aller civilisirten Völker und Länder geführt hat, gar nicht zu gedenken. Wir ersehen mit Wehmuth aus Darwin's Tagebuche, daß derselbe während der letzten 30 Jahre seines Lebens kaum jemals 24 Stunden zugebracht hat, während deren ihm ganz wohl gewesen wäre, und daß er aus Gesundheitsrücksichten seine wissenschaftliche Thätigkeit mitunter für Tage und Wochen unterbrechen mußte. Dabei ist es aber bemerkenswerth, daß er trotz aller körperlichen Beschwerden die angeborene Liebens-

Digitized by Google

würdigkeit und Heiterkeit seines Temperamentes sowohl seinen Familienangehörigen — denen er ein liebevoller Gatte und Vater war — wie auch Fremden gegenüber, niemals verleugnete. Daß er ungeachtet der Hindernisse, welche sich aus seinem Gesundheitszustande für seine wissenschaftliche Thätigkeit ergaben, dennoch so Vieles und so Hervorragendes geleistet hat — dies verdankt Darwin vor Allem der Mäßigkeit und Regelmäßigkeit seines Lebens. Ebenso verschwenderisch wie der Student Charles mit dem Gelde und der Zeit umging, ebenso sparsam war später der Gelehrte, dessen Thätigkeit sich nach dem Glockenschlage richtete und der mit jeder Minute geizte. — Um über die Art und Weise, wie Darwin bei der Arbeit vorging, hier noch einige Mittheilungen zu machen, so war die Methodik seiner Untersuchungen ebenfalls dem Principe der möglichsten Zeitersparniß angepaßt. Bei seinen Experimenten ging er, um den Versuch nicht wiederholen zu müssen, mit besonderer Sorgfalt vor; dabei war er mit seinen Händen ziemlich ungeschickt, und wenn ihm ein schwieriges Präparat glückte, war er „starr vor Staunen" über seine eigene Arbeit. Seine Instrumente, die er bisweilen selbst zusammen mit den Handwerkern im Dorfe anfertigte, waren zum Theile ziemlich primitiver Natur. Er hatte eine chemische Waage, welche aus der Zeit stammte, wo er mit seinem Bruder Erasmus Chemie trieb, und seine räumlichen Messungen wurden mit einem Apotheker-Meßglase angestellt, das sich keineswegs durch Genauigkeit auszeichnete; auch war es charakteristisch für ihn, daß er bei Anstellung von Messungen sich mit seinen groben Maßstäben scrupulöse Mühe gab. Beim Mikroskopiren benutzte er meistens nur das einfache Mikroskop, mit dessen Gebrauch er von Jugend auf vertraut war, während er das erst später in Aufnahme gekommene zusammengesetzte Mikroskop nicht so gut zu handhaben verstand. Nur zu oft hat er es bedauert, daß er nicht im Stande war, gut zu zeichnen. Mit seinen Büchern ging er nicht eben sehr rücksichtsvoll um. Da seine Hand beim Festhalten eines compendiösen Buches leicht ermüdete, so riß er die Werke, die ihn gerade beschäftigten, meistens in mehrere Lagen auseinander; Stellen, die er muthmaßlicher Weise bei seinen Arbeiten gebrauchen würde, schnitt er unbarmherzig aus dem Buche heraus, schrieb seine Bemerkungen hinzu und klassificirte das Zusammengebrachte in Mappen. Die Art und Weise, wie das Gesammelte hinterdrein selbständig bearbeitet wurde, war folgende. Darwin nahm zunächst die Mappe über den Gegenstand, der ihn gerade beschäftigte, studirte deren Inhalt und brachte sodann seine Ansichten über das betreffende Thema in raschen, wenig leserlichen Zügen zu Papier. Diese in der Regel auf kleinen Blättern niedergeschriebenen Aufzeichnungen, welche gewissermaßen das Skelett seiner Abhandlungen bildeten, wurden dann vom Dorfschulmeister in's Reine geschrieben und erst nachdem er dieselben genau durchgesehen und ausgearbeitet hatte, in die Druckerei gesandt. Sobald aus letzterer der erste Abzug eingetroffen war, begann die Correctur und damit die Hauptarbeit. Da wurden Sätze oder Theile von solchen gestrichen, umgestaltet, versetzt, neue Sätze in den Text eingeschoben und so lange gefeilt, bis oft nichts mehr von dem ursprünglichen Wortlaute übrig blieb. Die besagten Veränderungen hatten ihren Grund darin, daß Darwin nur selten mit seinem Style zufrieden war, wie er denn auch wiederholt bemerkt hat, daß ihm der literarische Theil seiner Thätigkeit stets am meisten Mühe verursacht habe. Die letzte Revision der Arbeit wurde dann gewöhnlich noch von einer dritten Person vorgenommen, so z. B. diejenige seiner „Entstehung der Arten" (Origin of Species) von seiner Frau und diejenige seiner späteren Werke von seiner Tochter.

Für die außerordentliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit Darwin's sind jene Worte, womit er seine Selbstbiographie schließt, ganz besonders charakteristisch. Dieselben lauten: „Bei so mäßigen Fähigkeiten, wie ich sie besitze, ist es wahrhaft überraschend, daß ich die Meinung wissenschaftlicher Männer über einige bedeutungsvolle Punkte in beträchtlichem Grade beeinflußt habe." — So sprach von sich der Mann, der eine der hervorragendsten wissenschaftlichen Leuchten unseres Jahrhunderts gewesen ist, der stets gegen sich selbst ein überaus strenger Richter war, dagegen die Schwächen und Unzulänglichkeiten anderer Menschen auf's Nachsichtigste zu beurtheilen pflegte und der, als er aus seiner bescheidenen Wohnung in dem stillen Dörfchen der Grafschaft Kent seine Theorien zuerst hinaus in die Welt sandte, sicherlich nicht geahnt hat, welche ungeheuere Umwälzungen dieselben auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten hervorrufen würden. Was letzteren Punkt anlangt, so vermag die gegenwärtige Generation, für welche „die natürliche Zuchtwahl", „Der Kampf um's Dasein" und „Die allmähliche Entwickelung durch Anpassung an die Existenzbedingungen" bereits zu Begriffen geworden sind, mit denen Jedermann umgeht und die dem Gebildeten wie selbstverständlich erscheinen — diese jüngere Generation vermag sich kaum eine richtige Vorstellung zu machen von dem Eindrucke, welchen Darwin's Theorien bei ihrer ersten Veröffentlichung auf die Geisteswelt ausübten. Doch davon sogleich. Die soeben erwähnte Gewissenhaftigkeit Darwin's wird durch nichts besser illustrirt als durch die Geschichte seiner „Entstehung der Arten" — eines Werkes, das mehr wie irgend ein anderes zu den lebhaftesten Discussionen Veranlassung gegeben und den Namen seines Verfassers in allen Welttheilen bekannt gemacht hat. Zwanzig Jahre lang hat Darwin die in diesem Buche enthaltenen Theorien mit sich umhergetragen, das „Für" und „Wider" auf's Sorgsamste erwägend und fortwährend neue Thatsachen zur Begründung seiner Ansichten sammelnd und auch dann war es noch einem glücklichen Zufalle zu danken, daß er mit denselben in die Oeffentlichkeit trat. Schon während der oben beschriebenen Weltreise waren ihm gewisse Thatsachen der geographischen Verbreitung mancher Thierformen aufgefallen, die, wenn man zugleich das Aufeinanderfolgen verwandter Formen in den geologischen Ablagerungen eines und desselben Gebietes berücksichtigte, mit der bis dahin allgemein anerkannten Lehre von der Unveränderlichkeit der Arten sich absolut nicht in Einklang bringen ließen, und er begann nun nach dem Schlüssel zu suchen, welcher ihm des Räthsel's Lösung vermitteln sollte. Auch bestand die Arbeit Darwin's nicht einfach darin, daß er das bis dahin allein gültige naturwissenschaftliche Dogma einfach über den Haufen warf, sondern vielmehr zugleich darin, daß er ein vollendetes und in sich abgeschlossenes neues Gebäude an die Stelle des von ihm niedergerissenen setzte. Aus seinen Aufzeichnungen ersehen wir, daß er den Schlüssel des Räthsels bereits in dem Zeitraume von 1836 bis 1839 gefunden hat; aber erst in 1842 und dann in 1844 legte er seine bisherigen Wahrnehmungen in zwei Aufsätzen nieder, weil er bei seiner andauernden Kränklichkeit befürchtete, der Tod möchte ihm nicht gestatten, sein Werk zu vollenden. Die darauffolgenden zwölf Jahre waren Studien gewidmet, welche für den von ihm zu errichtenden wissenschaftlichen Bau ein größeres und umfangreicheres Material lieferten, als ihm bis dahin zur Verfügung gestanden hatte, und erst im Jahre 1856 setzte er sich wieder zum Schreiben nieder, indem er auf den Rath seines Freundes Lyell die in 1844 geschriebene Abhandlung unter Berücksichtigung der neuerdings festgestellten Thatsachen umzuarbeiten begann. Verschiedene Umstände bewirkten es indessen, daß die Arbeit nur sehr langsam vorwärts schritt, und das berühmte Buch wäre vielleicht selbst in 1859 noch nicht zur Veröffentlichung gekommen, wenn nicht ein ganz besonderes Ereigniß eingetreten wäre, daß nämlich ein auf der entgegengesetzten Seite der Erde forschender Gelehrter, der damals im malayischen Archipel sich aufhaltende A. R. Wallace in seiner Abhandlung: „Ueber die Neigung der Varietäten, sich endlos von ihrer ursprünglichen Stammesart zu entfernen" den nämlichen Theorien, wie sie Darwin aufstellte — theilweise sogar in identischen Worten — Ausdruck verliehen hätte. Es ist in der That von höchstem Interesse, den Aufsatz von A. R. Wallace, den 14 Jahre älteren Entwurf Darwin's und die gleichzeitig veröffentlichten Briefe Darwin's aus dem Jahre 1857, in welchen er sich ebenso klar und bestimmt und im Wesentlichen unverändert wie früher über seine Hypothese ausspricht, mit einander zu vergleichen. Mit einer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, wie sie nur

Digitized by Google

höchst selten vorkommen, erkannten die beiden gleichstrebenden Männer ihre Verdienste gegenseitig an. Aeußerst wohlthuend berührt es auch zu sehen, mit welcher selbstlosen Freude Wallace die Palme des Sieges Darwin überläßt und wie er noch ausdrücklich seine Befriedigung darüber ausspricht, daß es ihm nicht obgelegen habe, das Werk über den Ursprung der Arten zu schreiben. Daß übrigens in dieser Angelegenheit Darwin der Vortritt gebührt, dies beweisen, wie J. V. Carus treffend bemerkt, ganz abgesehen von dem Vorsprunge von 20 Jahren, die zum Theil später erschienenen, aber nachweisbar fast alle von langer Zeit her vorbereiteten und experimentell begründeten Schriften, „in welchen der letzterwähnte Forscher von Anfang an und je länger desto nachdrücklicher und eindringlicher auf die unendlich zahlreichen Punkte, auf die verschiedenen Seiten und Beziehungen der biologischen Disciplinen im weitesten Umfange hinweist, welche durch seine Hypothese — die einen neues Licht erhalten, die anderen verständlich werden, die anderen überhaupt erst erkannt werden."

Im November 1859 erschien also „die Entstehung der Arten" — ein Buch, das, wie schon bemerkt, unserer Zeit in mehr wie einer Hinsicht seinen Stempel aufgeprägt hat, dem hinsichtlich seiner Bedeutung für die culturelle Entwickelung der Menschheit während der letzten Jahrhunderte vielleicht nur Isack Newton's „Principia" und Imanuel Kant's „Kritik der reinen Vernunft" zur Seite gestellt weden können. Auch entsprach der Erfolg des Buches vollkommen der Bedeutung desselben; die erste Auflage wurde noch am Tage der Ausgabe vollständig verkauft, wobei allerdings auch der Umstand mit in Betracht kam, daß die obenerwähnte ältere Abhandlung Darwin's, in welcher derselbe die nämlichen Fragen behandelt wie in seiner „Entstehung der Arten", zusammen mit der besagten Schrift von A. R. Wallace bereits in 1858 der Linnean Society zugesandt und daselbst in einer am 1. Juli desselben Jahres abgehaltenen Sitzung verlesen worden war, daß also die wissenschaftliche Welt Englands über den Inhalt des epochemachenden Buches bereits vor dem Erscheinen desselben im Allgemeinen informirt und begierig war, dasselbe näher kennen zu lernen. Zweifelsohne hat auch der Umstand, daß drei der hervorragendsten Naturforscher jener Zeit, nämlich J. D. Hooker, J. Huxley und A. Gray sich sofort nach dem Erscheinen des Buches zu den in demselben ausgesprochenen Ansichten bekannten, sehr wesentlich dazu beigetragen, demselben eine weite Verbreitung zu verschaffen, und schon innerhalb der nächsten Jahre wurde das Werk in die Sprachen fast aller Culturvölker übersetzt. Während, wie bereits bemerkt, eine Anzahl der hervorragendsten Naturforscher alsbald nach der Veröffentlichung des besagten Buches in das Lager Darwin's überging, hatte der besagte Gelehrte von der buchstabengläubigen Geistlichkeit Englands anfangs nichts als Anfeindungen zu erdulden. Namentlich war es Wilberforce, welcher sich für berufen hielt, der neuen Lehre Opposion zu machen. Der besagte Geistliche, dem seine Stellung als Bischof von Oxford eine besondere Autorität verlieh, schrieb erst in der Zeitschrift: „Quarterly Review" einen Artikel, in dem er, was Unrichtigkeiten und Thatsachenentstellungen anlangt, das Möglichste leistete; später benutzte er den Congreß der „British Association", um den Angriff zu wiederholen. In der außerordentlich zahlreich besuchten wissenschaftlichen Versammlung hielt er zunächst eine Rede, worin er in hohlen Phrasen Darwin opponirte; dann aber sich plötzlich zu Huxley wendend, frug er diesen, ob er von Seiten seines Großvaters oder seiner Großmutter von den Affen abstamme. Ohne sich einen Moment zu besinnen, erwiderte der schlagfertige Huxley, daß er dies nicht wisse, daß ihn aber eine derartige Blutsverwandtschaft durchaus nicht genire, da er lieber von einem Affen abstamme, als von einem Menschen, der über Dinge spreche, von denen er nichts verstehe. Die Lacher waren nun auf Huxley's Seite und der streitlustige Bischof zog sich geschlagen zurück. Es dauerte auch nicht lange, so hatte Darwin die Genugthuung, daß von Seiten der liberalen Repräsentanten der Geistlichkeit, die freilich in der Minderzahl blieben, seiner auf eine Fülle von Thatsachen sich stützenden Lehre Anerkennung gezollt wurde. So schrieb z. B. Charles Kingsley, einer der hervorragendsten Theologen Englands, an den über Nacht berühmt gewordenen Verfasser des „Origin of Species": „Alles, was ich in Ihrem Buche gelesen habe, flößt mir tiefes Staunen ein; dem Haufen von Thatsachen, ebenso wie dem Prestige Ihres Namens gegenüber erkenne ich an, daß, wenn Sie Recht haben, ich Vieles von dem aufgeben muß, was ich bisher geglaubt und geschrieben habe." In demselben Briefe heißt es dann weiter: „Ich habe schon seit langer Zeit durch die Beobachtung der Kreuzungen domesticirter Thiere und Pflanzen mich davon überzeugt, daß das Dogma von der Beständigkeit der Arten unhaltbar ist; auch habe ich allmählich einsehen gelernt, daß es eine genau so erhabene Auffassung der Gottheit ist, zu glauben, daß sie ursprünglich Formen geschaffen hat, welche fähig sind, sich zu neuen Formen zu entwickeln, wie die Zeit und der Ort es erheischen, als zu denken, daß der Schöpfer das Unzulängliche später hat ergänzen müssen. Ich frage mich selbst, ob die erstere Auffassung nicht die erhabenere ist." —

Die im Vorhergehenden mitgetheilten Aeußerungen Kingsley's bringen uns auf eine Frage, welcher wir zum Schlusse noch eine kurze Betrachtung widmen wollen — auf die Frage über die Beziehungen Ch. Darwin's zur Religion. Was diesen Punkt anlangt, so ist der große englische Naturforscher für die große Mehrzahl der Menschen, die über seine Werke sprechen, ohne dieselben gelesen zu haben, ein Atheist. Daß diese Ansicht aber eine durchaus irrige ist, hierüber läßt die jetzt zum ersten Male veröffentlichte Hinterlassenschaft des Gelehrten keinen Zweifel aufkommen. In seiner Jugend und noch auf seiner Weltreise war Darwin sogar den kirchlichen Dogmen in einer Weise ergeben, die ihm den Spott seiner Bekannten zuzog, obwohl Letztere keineswegs ungläubig waren. Später gewannen Zweifel die Oberhand in seinem Leben und etwa seit 1839 ist Darwin Deist. Er erkannte die Nothwendigkeit eines Schöpfers da an, wo eine Schöpfung vorhanden ist, eines Gesetzgebers da, wo der Naturforscher Gesetze nachzuweisen im Stande ist; aber er glaubte nicht an die willkürliche Dazwischenkunft dieses Gesetzgebers. Mit dem Glaubensprogramme jener Orthodoxen, die jeden Satz der heiligen Schrift wörtlich aufgefaßt zu sehen wünschen, ist der Darwinismus allerdings nicht in Einklang zu bringen; aber ebenso wie das Leben des englischen Naturforschers und Weisen eine Verschmelzung des ruhig beobachtenden, nüchternen Verstandes mit einem warmfühlenden Herzen und höchster Humanität darstellt, ebenso ist die Lehre, welche Darwin ihre Entstehung verdankt, mit dem Geiste echter Religiosität durchaus vereinbar.

## Die Tagebücher der Brüder Goncourt.

Besprochen von Wilhelm Weigand.

„Es gibt eine gewisse glühende Energie, die Mutter oder nothwendige Genossin einer Art von Talent, welches gewöhnlich den Eigner zum Unglücke verdammt, nicht etwa ohne sittliches Gefühl, ohne sehr schöne Regungen zu sein, wohl aber häufige Fehltritte zu begehen, welche die gänzliche Abwesenheit jedes Sittlichkeitsgefühles voraussetzen lassen. Eine verzehrende Schärfe ist es, deren sie nicht Meister, und die sie hassenswerth macht."

So schrieb der geistreiche Chamfort auf eines jener Stücke Papier, auf denen er seine Eindrücke oder Einfälle verzeichnete, wenn er aus der schöngeistigen Gesellschaft heimkehrte, welche seine geistreichen Aussprüche oder witzigen Anecdoten belacht hatte. Eine Menge Anecdoten hat uns der feine Gesellschafter aufgezeichnet, zusammen mit jenen Sentenzen, welche ihm den Ruhm gebracht haben, daß er unter all' den geistreichen Männern des 18. Jahrhunderts am besten den französischen Sarkasmus zu schleudern verstanden habe. All' die Bitterkeit, das Gefühl der Abhängigkeit, welche er in den frivolen Kreisen

Digitized by Google

des hohen Adels unter dem Lächeln des geduldeten Weltmannes verstecken mußte, machen sich in diesen kurzen, zuweilen erstaunlich tiefen Tagebuchbemerkungen Luft, und es ist nur gerecht, wenn diese als hochwichtige Documente für die Geistesströmung für die Zeit unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution in hohem Ansehen stehen, während alle anderen Werke Chamfort's, seine Comödien und Trauerspiele im Geschmacke der Zeit, längst vergessen sind. Weltleute oder Pessimisten führen diesen oder jenen Sarkasmus des Philosophen für die Welt im Munde, wie Schopenhauer, der für seine Metaphysik der Liebe manches Sprüchlein unter den Gedankensammlungen des sogenannten Moralisten brauchen konnte. Chamfort selbst konnte aber seinen mühsam zurecht gemachten Stoicismus nicht aufrecht erhalten als die französische Revolution ausbrach, und er schloß sich mit Begeisterung der Bewegung der Geister an, zunächst als Adjutant Mirabeau's, dem er früher schon literarische Meinungen und vielleicht auch Gedanken geliefert hatte. Man weiß, wie vortrefflich der große Redner es verstand, sich das geistige Eigenthum Anderer anzueignen. Jedenfalls ist dieser Anschluß ein Beweis, daß der alternde Mann trotz seiner stürmischen Jugend sich noch manche Illusion bewahrt hatte. Vielleicht wollte er auch in dem Kampfe des Tages Verzeihung für seine Vergangenheit suchen, für die lange Reihe von Jahren, in denen er mit den großen Herren und philosophischen Frauen — damals war Jeder philosophisch angehaucht — den jungen Löwen der Revolution in den schimmernden Salons aufgehätschelt hatte. Doch auch ihn verschlang die Revolution; auch er gehörte gänzlich zu den Männern eines anderen Geschlechtes.

An diese interessante Gestalt des alten Schöngeistes und Moralisten wurde ich lebhaft erinnert bei der Lectüre der nun vorliegenden Tagebücher der Brüder Goncourt*), welche in der literarischen Welt Frankreichs gewaltiges Aufsehen gemacht haben. Gemäßigte Leute sprechen mit Entrüstung von dem Werke, in dem die Brüder ihre Eindrücke aufgezeichnet, wenn sie aus der Gesellschaft nach Hause kamen, in dem sie die schärfsten Urtheile aussprechen über Männer, welche die Welt als ihre Freunde und Mitstrebenden anzusehen gewohnt war. Diese Schärfe des Urtheiles läßt auf tiefe Erbitterung, auf verletzten Ehrgeiz schließen. Andere priesen das Werk als ein wichtiges Zeitdocument, ja als ein Meisterwerk, und beklagten vielleicht nur die zu frühe Veröffentlichung, an der Freunde die Schuld haben sollen.

Beide Theile haben Recht. Man liest die drei Bände ohne vollkommenen Genuß, ohne leugnen zu können, daß das Werk in der That ein wichtiges Document für die Geschichte des französischen Schriftthumes unter dem zweiten Kaiserreiche ist.

Pflicht des Kritikers ist es jedoch nicht, von vornherein ein abschließendes Urtheil über ein solches Buch zu geben, sondern zu zeigen, wie es entstehen konnte und mußte.

Die Brüder Goncourt gehören der Generation an, welche auf das feurige Geschlecht von 1830 folgte. Selten kommt es vor, daß eine aufstrebende Jugend die Anschauungen der Väter im vollsten Maße theilt und einfach zu erweitern strebt. Der Romantismus hatte in den Jahren 1830—1848 seine Hauptwerke gezeitigt, in den „Burggrafen" Victor Hugo's den Gipfel der Unnatur erreicht, und der Rückschlag mußte nun früher oder später erfolgen. Er trat nicht plötzlich ein, sondern nur nach und nach. Wohl zählte die aufsteigende Generation einige Talente, wie sie am Ende jeder bewegten Uebergangszeit eigen sind. Aber die künftigen Bahnbrecher des Naturalismus waren Kinder oder standen im Jünglingsalter, wie die beiden Brüder. Unter den Dichtern ward Alfred de Musset Mode, der eleganteste, sinnigste Lyriker, Pariser und Weltmann, der den Pariser Geist mit überlegener Grazie zum Ausdrucke brachte, modern, durchaus Gallier, trotz Byron, den er nachahmte als Jüngling, Schöpfer zierlicher Lustspiele, aus denen man oft das eigenste Lachen des 18. Jahrhunderts zu vernehmen glaubt. Was die Jugend in seinen Werken ansprach, war neben der Grazie, dem Spotte vor Allem das Tiefmenschliche, während der gleichmäßige Prophetenton, die Antithesen, die üppige Farbenpracht der Hugo'schen Dichtung einen Theil ihres Zaubers einbüßten, ja gekünstelt erschienen. Musset lehrte das harte Geschlecht weinen, wie Zola sich einmal äußert. Taine wurde der kritische Sprecher dieser Jugend, welche auf einmal die Gegenwart reizvoller fand, als den Orient, Flandern, Spanien, alle die Länder, in denen die Feuerköpfe von 1830 geschwärmt hatten. Man war der Träume müde, man dürstete nach der Wirklichkeit. Dazu kam, daß mit dem Bürgerkönigthume die Herrschaft des Geldsackes gestürzt wurde, die Republik nicht andauerte, und das zweite Kaiserreich vielen jungen Leuten eine Laufbahn eröffnete, die ihnen früher, unter anderen politischen Verhältnissen, verschlossen geblieben wäre, damit aber auch ein brutales habsüchtiges Abenteurerthum heranzüchtete, dessen Weltanschauung und Gebahren nur zu verderblich auf Frankreich wirken sollten. Die Leute, die nun das oft geprüfte Land regierten, brachten in die höheren Lebenssphären nicht eine feinere Bildung mit, wie sie im Allgemeinen das leitende Bürgerthum der juste-milieu-Zeit noch besessen hatte. Sie verlangten von ihrer Lectüre starke Eindrücke, keine zahme, durch Geschmack ausgezeichnete Literatur. Die ganze romantische Schule war trotz allen Pochens auf Naturwahrheit und Localfarbe durchaus lateinischen Gepräges, d. i. classisch, gewesen. Man denke nur an die rhetorische Form der Lyrik des führenden Dichters Victor Hugo.

„Une émeute de rhétoriciens" hat Zola in seiner derben Weise die ganze Bewegung von 1830 genannt, und es liegt etwas Wahres in diesem Ausspruche.

Nun aber begannen die Naturwissenschaften aufzublühen. Auch die Dichtkunst sollte wissenschaftlich werden, mit jenen um die Palme ringen. In den höheren Kreisen schloß man sich der Kirche an, welche den Meineidigen auf dem Throne gesalbt hatte. Der erste Dichter der Nation lebte in der Verbannung, auf einer Insel im Meere, die er sich gewählt, um als echter Romantiker seine Rolle als moderner Prometheus spielen zu können, vielleicht auch in der Erinnerung an Napoleon, dessen Sänger er gewesen, und der sich auf seinem Felseneilande St. Helena selbst einen Prometheus genannt.

Alle diese Zustände muß man sich vergegenwärtigen, um diese Tagebücher recht zu würdigen. Die beiden Brüder gehören mit ihren Werken ganz dem zweiten Kaiserreiche an, in dessen Welt sie als Anfänger traten. Wie durch Zufall wurden sie zu Schriftstellern. Eine Fußreise durch Frankreich, die sie im Jahre 1849 gemeinsam unternahmen, veranlaßte sie ihre Eindrücke zu skizziren, und dieser Verkehr mit der Natur war für sie von solchem Reize, daß sie der Literatur gewonnen waren. Aber sie sahen die Natur nicht mit dem Auge eines Dichters, wie Goethe, wie George Sand, deren Landschaften mit großen, kühnen Strichen gezeichnet sind, die eine classische Landschaftsmalerin im vollen Sinne des Wortes ist. Früh schon hatten sie die Natur mit den Augen eines Malers betrachten gelernt. Ihre ganze Naturschilderung ist ein ewiges, manchmal vergebliches Bemühen, mit der Malerei zu ringen. Sie begannen ihre Arbeiten gemeinsam, an einem Tische sitzend, durch lange einsame Tage hindurch. Beide zusammen besaßen eine kleine Rente, welche ihnen ihre volle Unabhängigkeit sicherte. Ihre Laufbahn begann mit einem Processe. Sie hatten in einem Werke eine sehr freie Strophe eines alten französischen Dichters aus einem kritischen, längst veröffentlichten Werke Saint-Beuve's citirt und sahen sich zu ihrem Erstaunen vor Gericht geladen. Auch dem größeren Flaubert blühte ein ähnliches Schicksal, fünf Jahre später, als er seinen epochemachenden Roman „Madame Bovary" in der „Revue de Paris" veröffentlichte. Doch hinderte dies Vorkommniß die beiden Brüder nicht, in den Salons der Prinzessin Mathilde zu verkehren, welche einen auserlesenen Kreis von Männern um sich zu versammeln wußte. Sie selbst gehörten dem kleinen Militärabel an und besaßen Verbindungen in den bonapartistischen Kreisen, wurden auch von den oppositionslustigen Studenten im Jahre 1863 ausgepfiffen, als sie ihr Schauspiel „Henriette Maréchal" im Théâtre français zur Aufführung brachten. Aber sie wurden nie ganz Weltmänner, so sehr ihre äußere Erscheinung

*) Journal par MM. de Goncourt. 3 vols. Paris, Charpentier.

Digitized by Google

auch ein weltmännisches Gepräge trug. Einmal veräußerten sie gar ihren Frack, um ja gezwungen zu sein, still bei der Arbeit zu Hause bleiben zu müssen. Immer waren sie mit ganzer Seele Schriftsteller. Mitten in einer materialistischen Gesellschaft liebten sie die Literatur mit einer ausschließlichen Leidenschaft, die ihnen zur höchsten Ehre gereicht.

Der jüngste der beiden Brüder, Jules, der im Jahre 1870 an einem Nervenleiden starb, war eine sprühende Natur, geistvoll, mit einer Neigung zum Burlesken. Er verehrte Heine sehr hoch und kannte Tieck, der damals in Frankreich ein gewisses Ansehen genoß, wenn man auch seine Werke kaum kannte. Die Art, wie die Brüder arbeiteten, ist interessant; manchmal schrieb Jeder eine Seite nieder, die sie dann verglichen, um endlich nach langen Besprechungen die Vorzüge jedes Blattes gleichsam in einander zu schmelzen. Es ist unmöglich, auch bei nur einer Seite der gemeinsam veröffentlichten Werke zu sagen, welches das eigentliche geistige Eigenthum des Einzelnen ist, gewiß eine Seltenheit bei ähnlichem Schaffen. Als der jüngere Bruder gestorben war, übertrieb Edmond noch die früher erreichte Manier. Das Schaffen der Brüder war nun kein sprudelndes Ueberfließen einer wilden Schöpferkraft, nein, ein mühsames Ringen um das Wort, wie auch bei Flaubert, der wochenlang an einer Seite feilen konnte. Sie waren von zu viel Eindrücken bewegt, die äußere Welt erregte sie zu fieberhaft, als daß sie sich ruhig dem Schöpfertriebe hätten überlassen können. Man vergleiche einen Roman der Sand mit einem Buche der Goncourt. Wir wissen durch Alexander Dumas den Sohn, der eine große Verehrung für die alte Lelia hegte, daß diese oft stundenlang am Tage einsam im Garten saß und vor sich hinsann, um dann bei der Lampe in einem Zuge zu schaffen, gleich als wollte sie das Licht verströmen, das sie am Tage eingesogen. Bei ihr rauscht die Erzählung dahin wie ein etwas langsamer klarer Strom, bei den Goncourt wie ein Wildbach, der nun in farbigem Zerstäuben über eine Klippe fällt und dann farblos grau dahinschleicht.

Theophile Gautier nannte sich einmal einen Menschen, für den die Außenwelt existire. In der That, es gibt wenige Menschen, die sehen können. Die beiden Brüder gehören zu diesen; ja man kann sagen, daß die Zahl derjenigen, für welche es eine Außenwelt gibt, nach und nach immer größer wird und damit auch eine neue Kunst erblühen muß. Vor allen Dingen achten die Goncourt, als getreue Sittenschilderer, genau auf die Umgebung eines Menschen, auf das „milieu", um das durch Taine so berühmt gewordene Wort zu gebrauchen. Die Wohnung, der Anzug eines Menschen deuteten ihnen den Charakter desselben an. Sie sehen mit den Augen eines Malers; sie sind keine Psychologen. Ich kann mir nicht erklären, warum Brandes, der eine Studie über die Brüder geschrieben, ihre psychologische Zergliederung der Charaktere rühmt. Sie sehen die Außendinge, aber ihr Blick dringt nicht tief in das Innere der Herzen, sie drücken nicht die vielen Schwankungen des Seelenlebens mit allherrlicher Kunst es. Um es kurz zu sagen, sie sind keine Dichter, wenn sie auch zuweilen die Natur mit Dichteraugen betrachten. Ihre Romane sind in viele kleine Capitel eingetheilt, von denen manche als vollendete Gemälde dienen können. Solcher Zeichnungen und Gemälde finden sich in ihren Tagebüchern viele, die Schilderung einer Dämmerung, eines Bildes im Museum zu Cassel, einer Soirée, aus deren Licht eine anmuthige Frauengruppe auftaucht. Die Kunst in diesen Bildchen ist nicht genug zu bewundern.

Die französische Sprache ist von Haus ohne Naivetät, kalt, spröde, etwas mager. Um nun zu ermessen, welch' treffliches Instrument die Romantiker, mit Rousseau und Chateaubriand als großen Vorgängern, aus ihr gemacht haben, stelle man eine Seite aus Voltaire's „Candide" und einem Romane der Goncourt, etwa aus „Madame Gervaisais" neben einander, einem Buche, das das alte Rom und das christliche zu schildern sucht. Dort Eleganz, Klarheit, Feinheit im Ausdrucke, leichte Ironie, die wie eine zierliche Marquise aus der Grazienzeit auftichert. Hier Farben und wiederum Farben, die ganze liebevolle Betrachtung der Außenwelt des modernen Menschen, der gelernt hat, welch' ein Genuß im Schönen allein liegt. Wir besitzen eine Aeußerung Edmonds de Goncourt über die französische Sprache: Er vergleicht sie mit einer Art Instrument, durch das der Erfinder die Klarheit, die Logik, das Allgemeine auszudrücken gesucht, und nun trifft es sich, daß dieses Instrument zur gegenwärtigen Stunde von den nervösesten, feinfühligsten Leuten gehandhabt wird, welche die unbeschreiblichsten Empfindungen festhalten wollen und am wenigsten fähig sind, sich mit den allgemeinen Ausdrücken ihrer sich so wohl befundenen Vorgänger zu begnügen.

Ja, die französische Sprache ist ein unvergleichliches Instrument zum Schildern der Gegenwart, der großen Natur geworden; aber ihre plastische Schönheit reicht nicht aus, um auch das geheimnißvolle Werden einer Erscheinung zu veranschaulichen, weil ihr es an der Naivetät mangelt, welche nur den verhältnißmäßig ursprünglichen Sprachen noch eigen ist. Und zu diesen gehört unsere Muttersprache. Diese Bestrebungen das Unmögliche, die feinsten Nüancen, auszudrücken, mit der Malerei an Darstellungskunst zu wetteifern, haben die Brüder zu einer Menge von Wortbildungen verführt, welche von den im Punkte des Stiles so feinfühligen Franzosen nur mit Widerwillen aufgenommen wurden, besonders in conservativen Schriftstellerkreisen, welche ein Auge auf die alte Akademie gerichtet halten. Die „Revue des deux mondes" führt heute noch einen erbitterten Krieg gegen die beiden Brüder, welche zur Bezeichnung ihrer künstlerischen Schreibweise das Stichwort „écriture artiste" aufgebracht haben. Unter einem Theile der Jugend machten sie jedoch Schule. Unter dem witzelnden Zeitungsschreiberthume der Boulevards nannte man die Neuerer Japanesen, sowohl wegen ihres durchaus impressionistischen Stiles, als auch wegen ihrer Bemühungen, die japanesische Kunst in Frankreich bekannt zu machen.

(Schluß folgt.)

---

## Der bevorstehende internationale Amerikanistencongreß zu Berlin.

Von Friedrich von Hellwald.

Für die Tage vom 2. bis 5. October d. J. ist in Berlin die siebente Zusammenkunft des internationalen Amerikanistencongresses anberaumt, zu welchem soeben die Einladungen ausgegeben wurden. „Amerikanisten"-Congreß, was ist das? so höre ich wohl Manchen fragen, und in der That dürfte der Ausdruck für Viele ziemlich neu klingen. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob derselbe in allen Stücken ein gerechtfertigter sei, immerhin hat sich bisher kein besserer gefunden zur Bezeichnung der damit gemeinten Studien. Diese sind nämlich sehr vielfältiger Natur, denn sie umfassen nicht weniger als die Gesammtkunde von der Neuen Welt. Amerikanisten sind also solche Forscher, welche Amerika in allen seinen Theilen zum hauptsächlichen Gegenstande ihrer Untersuchungen machen, und der Thätigkeit der Amerikanistencongresse liegt die Absicht zu Grunde, alle Zweige des Wissens zu pflegen, welche uns Kunde geben über den Zustand des amerikanischen Continentes und seiner Bewohner vor und zur Zeit der Entdeckung durch Columbus; zugleich einen Vereinigungspunkt zu schaffen für alle auf diesem Gebiete thätigen Forscher. Ein schon im verflossenen Februar zur Ausgabe an die betheiligten Kreise gelangtes, vorbereitendes Rundschreiben läßt sich dahin vernehmen: Die Entdeckungsgeschichte Amerikas, die sociale Entwickelung der, theils in wilden Horden, theils in wohlorganisirten Staaten lebenden Eingeborenen, deren Sprachen, Sitten und Gebräuche, die Frage nach deren Abstammung und Verwandtschaft, nach den Rassenunterschieden u. s. w. sollen erforscht und nach den Schilderungen der ersten Entdecker sowohl, wie nach den Beobachtungen neuerer Gelehrter kritisch behandelt werden. Daran schließen sich Untersuchungen über das Auftreten und die Rassenbildung der amerikanischen Hausthiere, über den An-

Digitized by Google

bau der Nährpflanzen, über die aus dem Thier- und Pflanzenreiche gewonnenen Erzeugnisse, deren Verwerthung zum täglichen Gebrauche wie zur Anfertigung von Schmuckgegenständen zur Verschönerung und Veredelung des Lebens. Die Geschichte der Seefahrten und Entdeckungen, die Geologie, die Anthropologie und Ethnographie, die Paläographie und Linguistik bilden somit Hülfswissenschaften, deren Pflege der Amerikanistencongreß zur Erreichung des angestrebten Zieles obliegt. Schließlich tritt als Hauptgesichtspunkt des Congresses das Problem der altamerikanischen Cultur entgegen, die Durchforschung jener Geschichtsvölker auf der nördlichen und südlichen Hälfte des Neuen Continentes, die, obwohl durch den Eingriff der Entdeckung dem Untergange geweiht, durch unvergängliche Monumente genugsam die hohe Stufe der Entwickelung bezeugen, bis zu welcher auch auf der westlichen Hemisphäre eine dort einheimische Cultur emporgeblüht war.

Mit diesen Worten ist klar und deutlich der Umfang der Studien umschrieben, welche die Amerikanisten und ihren Congreß beschäftigen. Merkwürdiger Weise haben sich von denselben die gelehrten Kreise Deutschlands lange fern gehalten; die so hochspannende, an Räthseln so reiche Urgeschichte oder richtiger gesagt vorcolumbische Geschichte Amerikas fand hier nur geringe Pflege. Und doch war es ein Deutscher gewesen, der zu Beginn dieses Jahrhunderts sozusagen die ersten Lichtstrahlen in das Dunkel warf, welches Amerikas Vergangenheit umhüllte. In seinen freilich in französischer Sprache abgefaßten Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique beschäftigte Alexander von Humboldt sich eingehend mit den geschichtlichen Urkunden und Denkmälern von Peru, Cundinamarca und Mexiko. Manches Neue zog er an's Licht und wenig Bekanntes strebte er zu verbreiten. Aber der große Meister hat auf diesem Gebiete in seinem Vaterlande nicht Schule gemacht, obwohl nach ihm mancher Deutsche seine Schritte nach den von Humboldt zuerst durchforschten Gegenden lenkte. Nur auf dem Felde der Sprachwissenschaft fand Amerika in dem Berliner Professor Buschmann, Humboldt's Freunde, einen eifrigen Förderer. Sonst waren die Amerikanisten oder was man so nennen konnte außerhalb Deutschlands zu suchen. Zahlreich waren die Männer, welche die amerikanische Vergangenheit zu ergründen strebten, freilich nirgends. In den Vereinigten Staaten wandte ein kleiner Kreis der Erforschung der einheimischen indianischen Sagenwelt, der seltsamen altindianischen Erdwerke und der darin enthaltenen Hinterlassenschaft an Geräthen und Waffen sich zu. Schoolcraft steht da oben an, aber auch ein Deutscher, der kürzlich verblichene Karl Rau, that auf diesem Gebiete sich hervor. Neben diesen wirkte der gleichfalls ganz unlängst verstorbene E. Geo. Squier, von welchem ich interessante Briefe bewahre und der seine Blicke weit über die Grenzen seines Vaterlandes erstreckte. Diplomatischer Beruf hatte ihn nach Mittelamerika und Peru geführt, und überall lag er der Durchforschung der Alterthümer mit Eifer ob. Man verdankt ihm schätzbare Werke, die zum Theile auch in deutschen Bearbeitungen erschienen sind. In England regte sich nur geringes Interesse an Amerika, desto mehr jedoch eigenthümlicher Weise in Frankreich, welches man gewissermaßen als die Heimath der Amerikanisten ansehen darf. Abbé Brasseur aus Bourbourg, der seit 1845 bis zu seinem 1874 erfolgten Tode größtentheils in Amerika, von Quebec bis Guatemala, lebte, ein sehr fleißiger Sammler, leider aber vielfach unkritischer Kopf, mag als der Vater dieser französischen Amerikanisten gelten. Eingehend befaßte er sich mit den Sprachen Mexikos und Mittelamerikas, insbesondere mit dem Quiché Guatemalas, und so Manches auch an seinem schon 1857—1859 erschienenen, vierbändigen Hauptwerke: „Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique centrale", auszustellen sein mag, so war er doch der erste, welcher einheimische Quellen zu seiner Darstellung heranzog, und es wäre unbillig, die Verdienste des Mannes zu verkennen. Ein anderer Franzose, Herr Léonce Angrand, wirkte in Peru, wo er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den großartigen Alterthümern zu Tiahuanaco am Titicacasee zuwandte. Ganz besonderen Aufschwung nahmen aber die amerikanischen Studien in Frankreich mit der Aufrichtung des so kurzlebigen mexikanischen Kaiserreiches, und die von Napoleon III. eingesetzte Commission scientifique du Mexique hat in der That Arbeiten von bleibendem Werthe hinterlassen.

Um diese Zeit war es, daß auch der Schreiber dieser Zeilen, in jugendlicher Begeisterung für Humboldt's Schriften, den amerikanischen Studien sich widmete und mit den Amerikanisten jener Tage Verbindung suchte und fand. In Wien selbst, meinem damaligen Aufenthaltsorte, lebte mir zudem einer der gründlichsten Kenner Südamerikas, J. J. v. Tschudi, als Gesandter der Eidgenossenschaft. Andere Gesichtspunkte verdrängten später diese anfängliche Studienrichtung mit ihren schwächlichen Erstlingsarbeiten, von welchen eine indeß über „die amerikanische Völkerwanderung" in Professor Buschmann einen wohlwollenden Beurtheiler fand. Aber — on revient toujours à ses premiers amours! Als im Jahre 1875 ein erster Amerikanistencongreß in Nancy zusammentrat, wollte ich dabei nicht fehlen, und auch an späteren Congressen nahm ich Theil. So war es mir vergönnt Geburt und Werden dieser periodischen Zusammenkünfte zu beobachten, die sich seither langsam, aber stetig entwickelt haben. Wie der oben skizzirte Gang der Dinge es mit sich brachte, sind also die Amerikanistencongresse französischen Ursprunges. Sie trugen auch zuvörderst ein durchaus französisches Gepräge. Vor Allem natürlich in Nancy, in dieser anheimelnden, Auge und Sinn des Fremden sich so einschmeichelnden Residenz der alten lothringischen Herzoge, welche auch heute noch den Charakter eleganter Vornehmheit bewahrt und in nichts verräth, daß sie dermalen zu einer einfachen Provinzstadt herabgestiegen sei. Hier hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, Gäste aus allen Theilen Frankreichs waren erschienen, einige wenige aus Skandinavien, den Vereinigten Staaten, aus Peru und den Canarischen Inseln herangezogen. Obwohl der Congreß unmittelbar vor dem nach Paris einberufenen und von Deutschen gut besuchten großen internationalen Geographencongresse stattfand, hatte sich aber doch nicht ein deutscher Theilnehmer in Nancy eingestellt, und auch bei den nächstfolgenden Zusammenkünften vermißte man die Betheiligung der Deutschen.

Zum Bevollmächtigten des Comités für Deutschland bestellt, blieb doch all mein Liebeswerben fruchtlos bis auf einige wenige Namen, welche heute auch unter den Veranstaltern des Berliner Congresses glänzen, damals aber an persönlicher Betheiligung verhindert waren. So blieb der Charakter dieser ersten internationalen Amerikanisten-Congresse durchaus französisch. In Nancy herrschte bei den Verhandlungen ausschließlich die französische Sprache, desgleichen 1877 in Luxemburg, das zwar gerne seiner Selbständigkeit sich rühmt, von dessen deutschem Wesen der Fremde aber wenig zu merken bekommt, und 1879 vollends in Brüssel, der anmuthigen Hauptstadt Belgiens. Immerhin tauchten hier zum ersten Male zwei Deutsche auf, die freilich nicht des Congresses halber dorthin gekommen: mein unvergeßlicher Freund Gustav Nachtigal, welcher in afrikanischen Dingen zum Könige der Belgier beschieden war, dann aber der auf der Rückreise von London in Brüssel verweilende Rudolf Virchow. Es gereichte mir zur nicht geringen Freude und Genugthuung, daß es mir als dem Vorsitzenden jenes Tages, — nach französischer Sitte wechselt derselbe für jede Sitzung — vergönnt war, den unvermuthet eintretenden deutschen Gelehrten begrüßen und dessen Anwesenheit der Versammlung kundgeben zu dürfen.

Die weiteren Congresse fanden 1881 in Madrid, 1883 in Kopenhagen, 1886 in Turin statt. In Madrid wurde der französische Charakter zuerst abgestreift und fast ausschließlich spanisch verhandelt; in Kopenhagen ward abwechselnd französisch, dänisch, spanisch, englisch und deutsch gesprochen. In Turin ward endlich beschlossen, die siebente Zusammenkunft im Herbste des Jahres 1888 in der Hauptstadt des Deutschen Reiches abzuhalten, an welche also diese etwas fremdartigen Studien zum ersten Male herantreten. Dennoch kann man die getroffene Wahl nur gutheißen, denn dermalen gibt es kaum eine Stadt, welche den Verhandlungen der Amerikanisten insbesondere in Bezug auf altamerikanische Cultur, eine gesichertere

Digitized by Google

Unterlage bieten könnte. Sie beruht in den großartigen archäologischen Sammlungen der königlichen Museen, deren Ordnung und zum großen Theile auch Beschaffung das verdienstvolle Werk Adolf Bastian's, des ebenso gelehrten als vielgereisten Directors des Museums für Völkerkunde ist. Mit wahrer Freude wird jeder den Namen des verehrten Forschers neben jenem Virchow's, des durch seine eingehenden Andenreisen ausgezeichneten Dr. W. Reiß — dem Vorsitzenden des bevorstehenden Congresses — und unseres großen Geologen, Freiherrn von Richthofen, im Organisations-Comité erblicken. Glänzende Namen stehen ferner an der Spitze als Ehren- und Vice-Ehrenpräsidenten des Congresses; unter den Beiräthen liest man die hervorragendsten Vertreter der deutschen Wissenschaft. Wahrhaft erhebend ist es zu sehen, wie bereitwillig dieselben dem neuen Wissenszweige entgegen kommen. Darin allein liegt schon eine Gewähr des Erfolges. Niemand wird in Abrede stellen können, daß in den ersten Versammlungen echte Wissenschaftlichkeit nur wenig zu Hause war. Nicht daß es etwa an ernsten Denkern gefehlt hätte, neben ihnen kam aber auch viel Dilettantismus zum Worte, krause Hypothesen drängten sich neben nüchterne Erwägungen, überwucherten sie sogar manchmal. Dies lag zum Theile in der Natur des an Problemen so reichen Forschungsgebietes selbst, zum Theile wohl auch an dem in derartigen Speculationen sich gefallenden romanischen Geiste, dem überdies die Denkspuren kirchlicher Einflüsse nicht immer fremd blieben. Endlich lockte der sehr bestechende festliche Charakter, welchen man außerhalb Deutschlands solchen Zusammenkünften zu verleihen pflegt, nicht zum Vortheile der Sache, Elemente herbei, die ich vielleicht mit der Bezeichnung als „wissenschaftliche Bohême" allzuscharf und hart treffe, für die mir jedoch ein passendes Wort nicht zu Gebote steht. Der diesjährige Berliner Congreß wird nun auf diesen festlichen Charakter, welcher manche der früheren Zusammenkünfte in hervorragender Weise auszeichnete, Verzicht leisten und sich im Wesentlichen auf die wissenschaftliche Behandlung der gestellten Aufgaben beschränken, wie es dem strengeren deutschen Geiste entspricht. Gerade deshalb darf man sich der Ueberzeugung hingeben, daß der in Berlin tagende Amerikanistencongreß seinen Vorgängern sich würdig an die Seite stellen wird.

## Feuilleton.

### Ein Unglücksmensch.

Von P. Hann.

Klaus Henning hatte die bestimmte Vorahnung, daß ein Unglück passiren würde; und er hatte sie nicht zum ersten Male. Er unterschied sich außerdem von anderen, mit einer weissagenden Stimme in der Brust begnadeten Sterblichen dadurch, daß seine Ahnungen immer eintrafen. Das eine Mal, als er eine Prophetenstimme in seinem Inneren vernahm, ging er durch die Friedrichstraße, stolperte gegen ein Schaufenster und mußte, mit zerschnittenem Gesichte und verletzten Händen, Schadenersatz leisten. Das andere Mal wollte er mit einem allerliebsten Fräulein auf der Rousseauinsel Schlittschuh laufen und riß sie mit sich zu Boden. Bei dieser Gelegenheit fuhr ihm ein fremder Schlittschuh über die Finger, sie für mehrere Monate gebrauchsunfähig machend. Und da das neue Kleid seiner Dame etliche klaffende Risse bekam (was sie schwerer zu treffen schien, als seine Verwundung, die ihn anfänglich vier Finger zu kosten drohte), so wurde sie von diesem Zeitpunkte ab seine Todfeindin. Kurz, es war sehr leicht, seine abergläubische Angst zu verspotten, aber so oft sich das bewußte dunkle Gefühl in seinem Inneren regte (und das geschah fast jedesmal, bevor er sich unter die Menschen mischte), gab es Schaden für die Zeitgenossen und Spott für ihn.

Seine Hauswirthin sah ihn denn auch nur ungern den Reisekoffer packen.

„Wollen Sie wirklich fort, Herr Henning?" seufzte sie, „denken Sie an mich, Sie kommen nicht mit heiler Haut nach Hause."

Er wußte, daß sie Recht habe, aber die Hitze war unerträglich, er schmachtete nach einem Wellenbade, und da ihm die Geschäftsstille Ferien vergönnte, wollte er einen kurzen Aufenthalt an der See nehmen. Jeder minder Erfahrene hätte sich eingebildet, die schwarzen Ahnungen seien erfüllt, als sein neuer Reiseanzug, gleich nachdem er das Haus verlassen, von oben bis unten mit Oelfarbe bespritzt wurde, die ein nachlässiger Anstreicher von seiner Leiter herabträufeln ließ, oder als ihm der Eisenbahnzug davonfuhr und er nun mehrere Stunden zu warten hatte. Er aber kannte den Kobold besser, der sein Spiel mit ihm trieb, als daß er gehofft hätte, mit solchen Kleinigkeiten loszukommen. Auch als er unmittelbar nach der Abfahrt mächtige Rauchsäulen aus der Richtung, wo sein Farbenmagazin lag, aufsteigen sah, erfüllte ihn noch immer nicht die beruhigende Ueberzeugung, seinen Zoll entrichtet zu haben, denn bei näherer Ueberlegung erschien es ihm äußerst unwahrscheinlich, daß sein Geschäft abbrannte, während er nicht dabei war, um sich schwere Verletzungen zu holen. Aeußerst unwahrscheinlich, eigentlich nach seinen bisherigen Erfahrungen vollkommen undenkbar. Vom Augenblicke an, wo er die Thüre seines Waarenlagers hinter sich zuschloß, konnte die Versicherungsgesellschaft ruhig schlafen.

Er wollte sich in Saßnitz nicht unter die Badegäste mischen, konnte er doch sicher darauf rechnen, das erste Glas Rothwein, das er zum Munde zu führen gedachte, über das Kleid seiner Nachbarin, oder wenigstens über das Tischtuch auszugießen, jeden Stuhl mit nervenerschütterndem Gepolter umzuwerfen, seinen Hut vor aller Augen in's Wasser fliegen zu sehen und was solcher kleiner Zwischenfälle mehr sind, die an und für sich sehr geringfügig erscheinen, ihn aber zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters machen mußten.

Im vergangenen Spätherbste hatte er einige Tage in einem Gasthause außerhalb des Curortes verlebt, dessen Wirthin im Sommer eine kleine Colonie von Städtern beherbergte. Damals waren die letzten Fremden, erschreckt durch ein paar rauhe stürmische Tage, geflohen, und so verknüpfte sich ihm mit dem Aufenthalte in dem bescheidenen Häuschen am Strande die Vorstellung von erquickender Ruhe und Geräuschlosigkeit. Auch schien der Kobold, der ihn verfolgte, an der Grenze von Frau Fleming's Herrschaftsbezirk die Waffen zu strecken. Klaus ging mit den Haussöhnen fischen und brachte Beute heim, was ihm nie vorher widerfahren, er kreuzte in einer Nußschale von Segelboot die Küste entlang und sah es nicht einmal den Kiel nach oben wenden, er ruderte stundenlang in einem Nachen und brach kein Ruder. Nach diesem stillen Hafen der Glückseligkeit richtete er nun seine Schritte. Ach, das war nicht mehr das erträumte Paradies!

Auf dem Vorplatze, der, mit spärlichem Grün bedeckt, sich vor dem Hause hinzog, spielte eine Gesellschaft junger Leute Croquet, vom Wasser her erschallten laute Kinderstimmen, auf der Holzbank im Schatten des Hauses saßen behäbige Matronen. Henning hatte die Absicht, bei diesem Anblicke umzukehren und sich ungesehen davonzuschleichen, aber die Wirthin kam mit ausgestreckten Händen auf ihn zu und rief:

„Das Haus ist zwar gesteckt voll, aber für Sie schaffen wir doch noch Raum."

Er wollte murmeln, daß er nur einen Tag bleiben und dann seinen Stab weiter zu setzen gedenke; da fiel sein Blick auf ein junges Mädchen, die soeben ihren Ball mit dem Hammer so unglücklich getroffen, daß er, statt durch den Draht, gegen seine Füße fuhr. Purpurroth kam sie auf ihn zu und bat um Entschuldigung. Sie hatte ein Gesicht, wie es die Natur nur in besonders guter Laune zu bilden pflegt, die zartesten Farben, die treuherzigsten blauen Augen und das Haar, das sie, wohl nach einem Wellenbade, gelöst trug, von glänzendem Blond. Und dann behielt er seine Bemerkungen für sich, ließ Frau Fleming für sein Obdach sorgen und schwang den Hammer, ohne zu besorgen, daß seine Bälle einem Mitmenschen das Lebenslicht ausblasen würden. Auch bei Tische vergaß er alle seine Ahnungen, er zitterte nicht vor dem Bratensafte, er reichte

Digitized by Google

Fräulein Mathilde eine Tasse Thee, ohne sie zu verbrühen, kurz, er benahm sich, als wäre er ein Unglücksmensch gewesen.

Freilich fing sein Elend noch am selben Abend wieder an. Die Hausfrau erzählte, um ihren Liebling vom vorigen Jahre her in das günstigste Licht zu setzen, daß er das Segelboot wie ein alter Matrose zu handhaben verstehe. Die Damen versicherten, nichts gewähre ihnen ein solches Vergnügen wie eine Bootfahrt, die Herren kündigten ihm ihre Begleitung für den nächsten Tag an, Mathilde, die ihn jeden Augenblick mehr entzückte, sagte nichts, aber sie richtete ihre schönen blauen Augen bittend auf ihn. Ihm brach der Angstschweiß aus allen Poren; war er ausersehen, der Mörder all' dieser braven Leute zu werden? Klaus war kein Salonmatrose, er hatte seine Knabenjahre in der Nähe von Bremerhaven verlebt und ein Boot zu regieren beinahe so früh wie das Abc erlernt. Auch ist das Segeln Alles eher denn eine Kunst — wenn das Fahrzeug etwas taugt, aber der Fleming'sche Krondiamant besaß etliche Flecken. Und was hilft alle Geschicklichkeit gegen die Tücke eines Koboldes. Der junge Mann ging nicht mit der Begeisterung, welche die Gesellschaft erwartet haben mochte, auf die vorgeschlagene Segelpartie ein. Vergeblich nannte man ihn von da an nicht anders als „Capitän"; er bestand darauf, daß, wer nicht schwimmen könne, auf dem Festlande bleiben müsse. Die Aengstlichen sahen hierin einen Beweis, daß er sich nicht sicher fühle und standen sogleich ab. Mathilde bekannte seufzend, sie könne seine Bedingung nicht erfüllen und müsse daher verzichten. Es wäre ihm das auserlesenste Vergnügen gewesen, sie über die Wellen zu fahren, aber er unterdrückte seinen Wunsch, indem er sich vorsagte, es sei gleichbedeutend mit kaltüberlegtem Morde, sie zu einer Wasserfahrt mit einem Unglücksmenschen zu bewegen.

Nur zwei Herren waren verwegen genug, sich seiner Führung anzuvertrauen. Es stellte ohne Zweifel eine Probefahrt vor. Klaus bestand sein Examen glänzend. Er fing zu hoffen an, der Tückebold habe auch diesmal vor Frau Fleming's Königreich Halt gemacht. Sein Selbstvertrauen wuchs; denn als man landete, waren seine zwei Prüfungscommissäre des Lobes voll für seine nautischen Künste. Da lud er Mathilde zu einer Segelfahrt für den nächsten Morgen ein. Ein ältlicher, gutmüthiger Herr, der erst vor einigen Stunden angekommen war, stand neben ihr; Mathilde machte ihn, ihren Papa, mit dem jungen Manne bekannt und nun verlebte dieser mit den zwei liebenswürdigen Menschen einen Abend, der ihm unvergeßlich bleiben wird. Am nächsten Tage vertrauten sich außer Vater und Tochter noch einige der Sommergäste seiner Führung an. Auch diesmal verlief die Expedition prächtig. Auf dem Lande war es erstickend heiß gewesen, nun wehte es die Gesellschaft kühl und belebend an und eine leichte Brise trug das Boot wie auf Schwingen über das Wasser. Alle versicherten, nie angenehmere Stunden verlebt zu haben und, was ihm werthvoller erschien, Mathilde drückte ihm dankbar, mit vor Vergnügen leuchtenden Augen, die Hand. Da versuchte er die Götter und versprach ihr eine Wiederholung.

Es war ein glorreicher, glückverheißender Tag. Da man in Frau Fleming's Herrschergebiet eine einschnürende Etikette nicht kannte, ging das Pärlein allein an's Ufer. So gut wie Klaus es sich vorgestellt, sollte es ihm freilich nicht werden. Die Insassen des Hauses hielten zwar ihr Nachmittagsschläfchen, aber die liebenswürdigen Commissäre, die diesmal vermuthlich seine Geduld wie zuvor seine seemännischen Fähigkeiten prüfen wollten, kamen eilfertig herbei, um ihren Antheil am Vergnügen zu beanspruchen. Da sie ihn sozusagen entdeckt hatten, bewahrten sie ihm ein gewisses gönnerhaftes Wohlwollen, das er jedoch in jenem Augenblicke nicht voll zu schätzen verstand. Allein sie störten nicht, sie tauschten ihre Bemerkungen, machten sich beim Steuer unnütz oder starrten in's Wasser. Klaus konnte ungehindert mit seiner Herzensdame flüstern. Vielleicht hatte er sich zu tief in die blauen Augen versenkt, vielleicht hatten ihn die zwei Probefahrten übersicher gemacht, am Wahrscheinlichsten jedoch ist, daß sein Kobold dessen überdrüssig war, unbeschäftigt im Winkel zu stehen, und daß er im Augenblicke, wo er den Unglücksmenschen am Härtesten treffen konnte, hervorsprang.

Das Boot war nicht so leicht zu regieren, wie sonst, die Brise wehte scharf, mehr als einmal schlug das Wasser, Alle durchnässend, hinein. Und Klaus war zerstreut, er hatte Mathilde in ihren Gummimantel gewickelt, und als sie ihm zum Danke die Hand reichte, sie länger als vernünftig in der seinen behalten. Er hielt sie noch, als der Boden unter ihnen wich, die kalte, salzige Fluth auf sie einströmte und das Bootkiel oben vor ihnen trieb. Ein plötzlicher Windstoß mußte es getroffen und zum Kentern gebracht haben. Sie sanken, doch verließ den Unglücksmenschen die Besinnung nicht, er legte den linken Arm um Mathilde und brachte sie nach oben.

Sie war die Selbstbeherrschung in Person; sie klammerte sich nicht an ihn, seine Bewegungen hemmend, und so gelang es ihm nach einiger Anstrengung, den Kiel seines Bootes zu erreichen und einen Stützpunkt für sich und seinen schönen Schützling zu gewinnen. Die beiden Genossen sah er rüstig und unversehrt zur Küste schwimmen. Sie war nicht fern, aber bei der starken Strömung zum Meere wäre jeder Versuch, sie mit Mathilde im Arme zu erreichen, aussichtslos gewesen. Zahlreiche Boote kreuzten das Wasser, entweder nahm eines derselben sie auf, oder die beiden Geretteten lösten am Strande, der förmlich auf Rufweite vor ihnen lag, ein Ruderboot und kamen den Genossen zu Hülfe. Wenn Klaus nur bis dahin aushalten konnte, wenn nur sein Arm, der steif wie der eines Todten wurde, das junge Mädchen über dem Wasser erhielt! Blaß und mit geschlossenen Augen lag sie an seiner Brust. Eine förmlich wahnsinnige Reue ergriff ihn. Wußte er nicht voraus, daß Alles, was er anfaßte, zu Schaden kam? Wie hatte er so verwegen, nein so verrucht sein können, dieses holde Geschöpf, das einzige Kind und das einzige Glück ihres Vaters mit sich in's Unglück zu reißen? Sein Selbstvorwurf machte sich in der wildesten Weise Luft.

So vergingen endlose Minuten. Das Boot trieb in's Meer hinaus, und in muthloser Verzweiflung gab Klaus seinen Schützling und sich verloren. Da hörte er lauten, ermunternden Zuruf, warme Hände streckten sich nach ihm und Mathilden aus, und im nächsten Augenblicke lagen die wasserdichten Planken einer Barke, die eine Gesellschaft Badegäste von der Stubbenkammer nach Saßnitz heimführte, zwischen ihnen und den heimtückischen Wellen. Das junge Mädchen war ohnmächtig geworden. Als sie, von den Damen, die im Boote waren, umringt, die Augen aufschlug, suchte sie ihren Begleiter mit den Augen; er las Zutrauen, ja Dankbarkeit — Dankbarkeit für ihn, der sie beinahe getödtet hätte! — in ihnen und konnte den Blick nicht ertragen.

Sie fanden Frau Fleming's Königreich in vollem Aufruhre. Die beiden Commissäre waren vor einer Weile angekommen, und wenn sie zu Mathildens Rettung keinen Finger gerührt, so zeigten sie sich jetzt dafür eifrig beflissen, ihren Vater in die peinigendste Unruhe zu stürzen. Als sie nun in Hüllen, die ihr die Damen in der Barke aufgedrängt hatten, den Strand betrat, richtete sich, wie begreiflich, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Ihr Papa drückte sie stürmisch an sich, dann wollte jede der Hausgenossinnen sie mit einem Kusse begrüßen, zuletzt drängten sich händeschüttelnd die Herren heran, Niemand eifriger als die zwei Commissäre.

Klaus schlich sich unbeobachtet in sein Zimmer. Die Anderen hatten wohl geahnt, das er ein Unglücksmensch sei, denn sie hatten sich — so schien es ihm — ängstlich von ihm fern gehalten. Er wechselte seine nassen Kleider, packte das Köfferchen und nachdem er die Adresse auf dasselbe befestigt und den Betrag, den er Frau Fleming schuldete, auf den Tisch gelegt, drückte er sich, sachte wie ein Spitzbube, aus dem Hause und fuhr in die Glühhitze zurück.

Seine Hauswirthin war sehr erstaunt, ihn ohne äußere Verletzung wiederzusehen. Wie tief es diesmal nach innen ging, ahnte sie nicht. Ein trübseliger Geselle ging er seinem Tagewerke nach, Abends saß er mißmuthig unter den paar verstäubten, kläglichen Büschen des Hausgärtchens, ein Buch in der Hand, in dem er nicht las. Da schlug einmal ein Gruß an sein Ohr. Vor ihm stand ein ältlicher, behäbiger Herr mit gutmüthigem Gesicht. Klaus springt, wie von einer Feder emporgeschnellt, von der Bank auf, es ist Mathildens Vater.

„Ausreißer!" ruft dieser ihm zu, „es soll Ihnen nicht gelingen, sich meinem Danke zu entziehen. Wenn Sie auch heimlich wie ein flüchtiges Wild entwischten, Ihr Reisekoffer verrieth mir, wo ich den Lebensretter meiner Tochter zu suchen habe." Ihren Lebensretter! Dabei drückt er

Digitized by Google

dem Sprachlosen die Hand und seine ehrliche Stimme zittert in unterdrückter Bewegung. „Was wäre aus ihr, was wäre aus mir geworden, wenn Sie auch so selbstsüchtig wie die beiden Anderen, nur auf Rettung des eigenen Lebens bedacht, ans Land geschwommen wären? Ohne Sie wäre ich heute ein einsamer, gebrochener Mann! Es gibt noch Helden im bürgerlichen Leben!“

Klaus suchte abzuwehren. Er sprach von dem Unrecht, das er begangen, er ein Unglücksmensch, als er Mathilden zur Segelfahrt einlud. Aber es kam nicht viel Zusammenhängendes über seine Lippen. Für etwas gepriesen zu werden, für das er den härtesten Tadel zu verdienen geglaubt, von Mathildens Vater in die Wolken emporgehoben, ein Held genannt zu werden, das betäubte ihn, als hätte er jungen Wein getrunken.

„Ich weiß, daß nur Ihr Zartgefühl Sie veranlaßte, sich unserem Danke zu entziehen,“ fuhr Herr Hilgendorf fort, „allein ganz recht war es nicht: Mathilde ist untröstlich, weil Sie verschwanden, ohne zu hören, wie tief sie sich Ihnen für Ihre Aufopferung verpflichtet fühlt. Und ich glaube beinahe, daß ich sie nicht eher zufrieden sehen werde, als bis ich ihren Lebensretter mit Güte oder Gewalt in mein Haus geführt, damit sie den versäumten Dank nachhole.“ Aber es bedurfte keiner Gewalt. Klaus ging gutwillig mit Herrn Hilgendorf. Mathilde kam ihm mit strahlenden Augen entgegen. Es war spät Abend, als er, ein seliger Mensch, das gastliche Haus verließ, nicht ohne versprochen zu haben, bald, sehr bald, schon am nächsten Tage wiederzukommen. Und zuletzt glaubte er gar nicht mehr daran, daß er ein Unglücksmensch sei; nein, er hielt sich für ein richtiges Sonntagskind, denn in der Ecke hinter dem Flügel hat ihm Mathilde gestern auf seine Frage geantwortet, daß sie keinem Menschen auf der Welt so gut sei, wie ihm.

## Aus der Hauptstadt.

### Die Akademische Kunstausstellung.

VIII.

Die wenigen, noch zu durchwandernden Räume der Kunstausstellung, die beiden letzten Seitensäle und die Cabinets des linken Flügels bieten zunächst Gelegenheit, sich mit ein paar Vertretern der Idealmalerei im prägnantesten Sinne des Wortes bekannt zu machen. Hermann Clemenz hat die Schöpferin solcher Gestaltungen, die nie und nirgends existirt haben, selbst gemalt, die Tochter der Phantasie, die Illusion. Ein schönes, nacktes, lächelndes Weib, schwebt sie auf einer schillernden Seifenblase ruhend empor. Die Glieder schmiegen sich über die durchsichtige Kugel hin in ununterbrochenem Linienfluß, ohne daß der Mechanismus der Knochen und Gelenke merkbar in Thätigkeit träte. Ein weiblicher Körper, der sich über eine Seifenblase hingießt, ist eben kein eigentlicher Körper mehr, er ist losgelöst von den strengen Gesetzen der Anatomie. Leider hat es der Künstler sich nicht versagen können, den Ursprung der Seifenblase physikalisch zu begründen. Sie trägt an ihrer unteren Seite eine herabhängende Dolde von Luftbläschen, die unwillkürlich an die Thonpfeife des Jungen erinnern, deren Kopf sie entstiegen sein mag. Clemenz hätte besser gethan, der Phantasie des Beschauers eine solche Abirrung zu ersparen. Ganz toll geberdet sich die malerische Erfindungsgabe Ziegra's, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle vier Jahreszeiten auf einmal symbolisch zu verkörpern. Auf den breiten Rücken eines alten Mannes in seinen besten Jahren stützt sich das Füßchen einer reifen nackten Dame, die sich in ein braunes Gewirr von Früchten, Blumen und Blättern schmiegt. Aus demselben tobt über ihr, allen Gesetzen der Schwere zum Trotze, ein nicht minder unbekleideter Jüngling, der sich ein Vergnügen daraus macht, ein schnippisches Backfischchen auf seinen Schultern zu tragen. Der ganze Aufbau ist eine rothbraune Pyramide von Nuditäten, die eben im Begriffe ist, sich zu überstürzen. Warum der Winter männlich, Herbst und Frühling weiblich, und der Sommer sächlich ist, läßt sich schwer sagen, vielleicht nur, um alle drei Geschlechter beisammen zu haben. Classisch kommt uns Max Ziegra mit seinem geraubten Hylas. Das Bild ist offenbar eine Warnung vor der Annäherung an unbedeckte Brunnen. Man geht harmlos, um sich seinen Krug mit Wasser zu füllen und erwacht entsetzt in der Gesellschaft solcher Nymphen. Was da Alles in der grünlichen Tiefe herumschwimmt, ist geradezu empörend. Selbst die Amphora hat trotz des Gesetzes vom leeren Raume nicht auf den Grund kommen können, ja sie dient dem Körper des bedauernswerthen Hylas als einzig erkennbarer Stützpunkt. Zwei mythische Stimmungslandschaften von Hermann Hendrichs gehören ebenfalls in das Gebiet der Idealmalerei, insofern sie sich absichtlich von der Wirklichkeit möglichst fern halten. Daß es dem Künstler nicht in gleichem Maße wie etwa Arnold Böcklin gelingt, in märchenhafte Stimmung zu versetzen, liegt an seiner geringeren Gestaltungskraft, die sich besser auf dem Gebiete des Gesehenen bethätigen würde.

Die militärische Machtstellung des Deutschen Reiches scheint nur wenige Künstler begeistert zu haben. Neben den schon erwähnten Schlachtenbildern von Theodor Rocholl und Georg Koch ist noch der Reiterangriff bei Mars la Tour erwähnenswerth, den der verstorbene Franz Adam für die Nationalgalerie gemalt hat. Der Künstler hat nach unserer Meinung den Gefechtsmoment zu früh gewählt. Die lange Schützenkette der französischen Infanterie im Vordergrunde ist im Vorgefühle des Anpralles in wellenförmige Bewegung gerathen. Aus dem Hintergrunde wälzt es sich heran, mit flatternden Fähnchen, eine breite Masse blauer Lanzenreiter, die in wenigen Minuten über den dünnen Linien der Rothhosen zusammenzuschlagen droht. Der Zwischenraum zwischen den zum Zusammenstoße bestimmten Colonnen ist zu groß. Das Auge irrt beschäftigungslos zwischen den Parallelen der unteren Rahmenlinie, der Schützenkette, der Ulanen und der oberen Rahmenlinie umher, und die Phantasie findet keine Anknüpfungspunkte für die Vorstellung des entscheidenden Momentes. Ueber die coloristische Wirkung des Bildes ist schwer zu urtheilen, da der Tod den Künstler an der vollen Verwirklichung seiner Intentionen gehindert hat. Ein paar tüchtige militärische Genrebildchen haben Mattschaß und C. Becker geliefert. Viel Humor entwickelt K. Röchling in einer Manöverscene. Ein riesenhafter Gardist läßt einen Liliputaner von der Linie zum Ergötzen der Kameraden aus seiner Feldflasche trinken, ohne daß der Durstige sich zu dem am Gürtel befestigten Labequelle besonders tief herabzubücken brauchte.

Was sonst an Genrebildern in den letzten Sälen vorhanden ist, darf als Mittelgut gelten, tüchtig gemalt und nicht übel erfunden. Die Professoren C. Becker und J. Ehrentraut sind ihres Kostüm-Weiß noch ebenso sicher wie früher; Otto Goldmann ist nicht weniger trocken und bunt in der Farbe, wie vor zehn Jahren, wenn auch seine Motive nicht gleich wahr geblieben sind. Auch das lackirte Salonbild à la Knut Eckwall hat einen verspäteten Vertreter in Fr. Kraus gefunden, der es seinem von allen Backfischen der siebziger Jahre viel bewunderten Vorbilde an süßlicher Unnatur nachzuthun versucht. Otto Piltz malt ein paar köstliche Kinderbilder und Kirberg versucht mit weniger Glück als sonst dem Liebes- und Eheleben der Küstenbewohner interessante Momente abzugewinnen. Ueberraschend kräftig in der Charakteristik und im Colorit ist Max Michael's Neapolitanischer Fischerknabe, der aus vollem Halse schreiend seine Waare anpreist. Der braune, schmutzige Bengel ist ein Stück urwüchsigen Italiens, wie man es aus den idealen Modellköpfen unseres transalpinischen Künstlernachwuchses selten kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Daß E. Dücker und Louis Douzette die berufensten Schilderer des Ostseestrandes in Sonnenlicht und Mondschein sind, bedarf kaum eines neuen Beweises. Unter den sonstigen Landschaftsbildern ragt Professor A. Leu's Teich bei Blankenburg durch großartige Auffassung der Formen hervor. Man sollte gar nicht glauben, daß der liebliche Harz solche Waldlichtungen mit ehrwürdigen Baumriesen birgt, unter deren Schatten wir uns unwillkürlich irgend ein historisches Ereigniß vorstellen müssen.

Das A und O der diesjährigen Ausstellung ist nun einmal das Portrait, und so wollen wir denn unsere Besprechung der Oelmalerei mit der Erwähnung zweier Bildnisse von C. Gussow und L. Knaus schließen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Dichter Julius Wolf, von Ersterem gemalt, in effigie ebenso viele Bewunderinnen finden wird, wie in der Wirklichkeit. Daß wir ihn uns von einem Andern kräftiger und charakteristischer gemalt denken können, wird an dieser Bewunderung ebenso wenig etwas ändern, wie an der glatten Manier Gussow's. Auch Ludwig Knaus' Portrait einer Dame in den besten Jahren ist hoffnungslos gut gemalt. Die Aehnlichkeit ist über jedes Bedenken erhaben, keine Spur eines Pinselstriches ist zu entdecken und — das Auge sehnt sich ordentlich nach irgend einer kleinen Häßlichkeit, die all' der langweiligen Schönheit unterbricht und uns davon überzeugt, daß in der Wirklichkeit Haut, Haar und Kleid nicht gleich glänzend porzellanen aussehen.

G. M.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart“

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

## Inserate.

**Neue billige Lieferungs-Ausgabe.**

# BEETHOVEN'S WERKE.

**Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.**

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

**Preis jeder Lieferung ℳ 1.**

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

*Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.*

**Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

---

## Schweizerische Rentenanstalt.

(Für Lebensversicherungen und Renten.)

**30. Jahrgang.**

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds **3,400,000 Fr.** Ausbezahlte Gewinnsrenten Francs 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien **26,000,000 Fr.** Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt **23,000,000 Fr.** Jahres-Einnahme **3,600,000 Fr.** Versicherungssumme **74,000,000 Fr.** Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur **für Berlin und die Prov. Brandenburg**

**Theodor Schroeder,**

Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

---

Das im sechsten Jahrgang erscheinende und auf der Internationalen Gartenbau-Ausstellung zu Cöln von der Jury mit dem

**höchsten Preise,**

dem Ehrendiplom,

gekrönte

## Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik

redigirt von

**Carl Hampel,** städt. Obergärtner ꝛc. ꝛc. in Berlin-Treptow

und

**Heinrich Jüngelmann,** königl. Garten-Inspector in Potsdam.

**Jährlich 12 Hefte gr. 8. mit herrlichen Abbildungen. Preis 9,60 Mark.**

ist das vornehmste, gediegenste, reichhaltigste, praktischste und verhältnißmäßig billigste Organ auf dem Gebiete der Garten- und Pflanzenkunde. Verbreitet in ganz Europa. Gärtnern, Gartenfreunden, Gutsbesitzern, Gartenbau-Vereinen, Lesezirkeln ist das Jahrbuch unentbehrlich.

**Probeheft durch jede Buchhandlung oder direct vom Verleger zu beziehen.**

**Abonnements-Aufträge**

durch die Buchhandlungen aller Orten oder durch die Postämter (das Jahrbuch ist im Post-Zeitungs-Catalog, sechster Nachtrag erste Abtheilung unter Nr. 2739a eingetragen) event. directer Bezug von

Braunschweig.

**Verlagsbuchhandlung Gebrüder Haering.**

---

Verlag von **H. Pohle** in **Jena.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen:

## Zur Religionsphilosophie.

**Andeutungen und Anregungen zu ihrer Fortbildung in einer stetigen Reihenfolge von 32 Hauptpunkten**

von

**Ulrich Rudolf Schmid,** em. P.

12 Bogen Octav. Eleg. brosch. — Preis: 2 Mark 50 Pfg.

---

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

---

## Bücher-Ankauf!

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**

**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

---

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

## Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

---

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

## Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

---

## Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.


Hierzu eine Beilage von J. Engelhorn in Stuttgart.

**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 22. September 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY OCT 5 1888 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Internationales Eisenbahnfrachtrecht. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Das Nationalgefühl nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit. Von Guntram Schultheiß. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ouida. Eine Studie von Ferd. Groß. — Die wirthschaftliche Bedeutung des guten Geschmackes. Von Karl Jentsch. — Die Tagebücher der Brüder Goncourt. Besprochen von Wilhelm Weigand. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein Studienkopf. Von Georg Keben. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: Die Eröffnung des Lessing-Theaters. Von M. — Das Königliche Schauspiel im Wallnertheater. Von M. — Opern und Operette. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

### Internationales Eisenbahnfrachtrecht.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Die Erkenntniß, daß gewisse Gegenstände des Rechtslebens in unseren Tagen nicht sowohl durch die Einzelgesetzgebung der Staaten, als auf dem Wege internationaler Rechtsbildung zu regeln und zu ordnen sind, verschafft sich in immer weiteren Kreisen Anerkennung. Die Einsicht in das Verkehrsbedürfniß und die Interessengemeinschaft der Culturvölker bewirkt es, daß der Kreis der internationalen Verträge, welche gemeinschaftliches Recht für eine größere oder geringere Anzahl von Staaten zu schaffen bestimmt sind, sich von Jahr zu Jahr erweitert. Zu den bedeutsamen Schöpfungen, welche auf diesem Gebiete bereits bestehen, wird im Laufe der nächsten Monate eine weitere treten, die sich ihren Vorgängern würdig an die Seite stellen darf, die Schaffung eines internationalen Eisenbahnfrachtrechtes.

Der Schweiz, welcher wir so manchen Fortschritt im internationalen Rechte zu verdanken haben, gebührt auch das Verdienst, zu der Vereinbarung eines Vertrages über den internationalen Eisenbahnfrachtverkehr den Anstoß gegeben zu haben. Gelegentlich der Berathungen der schweizerischen Bundesversammlung im Jahre 1874 über einen Gesetzentwurf, welcher für den Eisenbahngüterverkehr der Schweiz neue Bestimmungen einführte, wurde dem Bundesrathe der lebhafte Wunsch zu erkennen gegeben, die Abhaltung einer internationalen Versammlung von Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten in Anregung zu bringen, auf welcher die Schaffung eines Uebereinkommens über gemeinsame, für den Güterverkehr geltende Rechtssätze berathen werden sollte. Der Bundesrath ging bereitwillig auf die Ausführung dieses Wunsches ein und trat mit den in Frage kommenden Regierungen in Verhandlung. Nachdem man sich über den Inhalt des in's Auge gefaßten Abkommens ohne Schwierigkeit geeinigt hatte, trat im Jahre 1878 eine Versammlung der Bevollmächtigten verschiedener Staaten zu Bern zusammen, um die Verwirklichung des Vorhabens in Angriff zu nehmen. Die Staaten, welche sich hierbei vertreten ließen, waren Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Luxemburg, Rußland, die Schweiz und die Niederlande. Die Verhandlungen nahmen einen glatten Verlauf, so daß man ohne Mühe sowohl über das den Eisenbahnverkehr betreffende Abkommen, wie über die nothwendigen Ausführungsbestimmungen und die Einsetzung einer internationalen Commission ein Einverständniß erzielte. Nach drei Jahren fand die zweite Versammlung statt, welche die Beschlüsse der ersten in wichtigen Punkten abänderte, und demnächst im Jahre 1886 die dritte und letzte. Auf dieser wurde vereinbart, daß in möglichst kurzer Frist auf Anregung der schweizerischen Regierung eine abermalige Versammlung stattfinden solle, um dem Abkommen einen rechtskräftigen Charakter zu geben. In den letzten Tagen ist Seitens des Bundesrathes der Eidgenossenschaft die hierfür nothwendige Einladung an die bei dem Abkommen betheiligten Regierungen ergangen, so daß im Herbste dieses Jahres die endgültige Feststellung des Vertrages wird erfolgen können.

Das Abkommen bezieht sich nur auf diejenigen Bahnen, welche von den Vertragsstaaten ausdrücklich bezeichnet werden; diese Bezeichnung geschieht mit Rücksicht auf die Tauglichkeit der Bahnen für die Zwecke der internationalen Güterverkehrsvermittelung, so daß die Bahnen untergeordneter Bedeutung von demselben nicht erfaßt werden; unter die Herrschaft desselben fallen auch nicht die im Wege des Grenzverkehres erfolgenden Güterversendungen. Das Abkommen stellt die großen Grundsätze der Zwangsgemeinschaft und der Verkehrsvermittelungspflicht der Bahnen an die Spitze seines Inhaltes, so daß hiernach jede Bahn die Pflicht hat, in den Seitens einer anderen Bahn abgeschlossenen internationalen Frachtvertrag einzutreten, und den Gegenstand desselben weiter zu befördern. Den Bahnen obliegt ein Rechtszwang zum Abschlusse eines Frachtvertrages, mit Ausnahme bezüglich derjenigen Güter, welche von dem internationalen Verkehre ausgeschlossen oder nur bedingt zugelassen sind. Den Bahnen ist ferner die Freiheit, durch Vereinbarungen die Einzelheiten der Güterverfrachtung zu regeln, nur insoweit gewährt, als ihre Bedingungen dem Inhalte des internationalen Uebereinkommens nicht widersprechen. Weitere Bestimmungen des Abkommens beziehen sich auf die Berechnung der Fracht, das Anweisungs- und Verfügungsrecht des Absenders, die Voraussetzungen der Haftpflicht für Verlust, Beschädigung und Verspätung, die Gesammthaftung mehrerer, bei der Verkehrsvermittelung betheiligter Bahnen, die Haftpflicht für die Leute und das Faustpfandrecht an dem Frachtgegenstande. Eingehend und theilweise in Abweichung von dem deutschen Handelsrechte ist der Umfang des Schadensersatzes und das Rückgriffsrecht der Bahnen geregelt. Forderungen, welche aus einer internationalen Verkehrsvermittelung entspringen, sind, wenn sie im Verhältnisse der Eisenbahnen unter einander bestehen, von jeder Pfändung und Beschlagnahme frei und die gleiche Freiheit steht dem rollenden Materiale einschließlich sämmtlicher beweglicher, der Eisenbahn gehöriger Sachen zu.

Digitized by Google

Von besonderer Bedeutung ist die Errichtung eines gemeinsamen Amtes für die internationale Verkehrsvermittelung. Dasselbe hat die Aufgabe, alle Mittheilungen, welche sich auf das internationale Verkehrswesen beziehen, zu sammeln, die Vermittelung derselben an die Vertragsstaaten zu übernehmen, Streitigkeiten zwischen den Eisenbahnen zu entscheiden, die Abänderungsvorschläge, welche zu dem Abkommen gemacht werden, für die geschäftliche Behandlung vorzubereiten, sowie die finanziellen, zwischen den Bahnen bestehenden Beziehungen zu erleichtern und zu fördern.

Außer dem Abkommen, welches in 60 Artikel zerfällt, haben sich die Vertragsstaaten auf den drei Versammlungen über eine Reihe von Ausführungsbestimmungen, über Vorschriften, die sich auf die Errichtung des gemeinsamen Amtes beziehen, sowie über eine Anzahl von Formularen, die bei der Verkehrsvermittelung zur Verwendung kommen, geeinigt. Endlich besteht auch Uebereinstimmung in Ansehung der von der Verkehrsvermittelung ausgeschlossenen Gegenstände.

Das Abkommen wird sicherlich dazu beitragen, dem internationalen Güteraustausche als mächtiger Sporn zu reger Entfaltung und Entwickelung zu dienen, und man darf von ihm erwarten, daß es die Hoffnungen nicht trügen wird, die man auf diesen Fortschritt internationaler Rechtsbildung gesetzt hat. Die europäische Staatengemeinschaft hat während der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der internationalen Rechtsbildung Erfolge errungen, wie sie keiner früheren Zeit beschieden waren, sie hat es dahin gebracht, ein internationales Post- und Telegraphenrecht ihr eigen zu nennen, sie besitzt ein internationales Urheberrecht zum Schutze des geistigen und künstlerischen Eigenthumes und in wenigen Monaten auch ein internationales Eisenbahnfrachtrecht. Diese Entwickelung hat noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht; je mehr sich der Verkehr entwickelt, je mehr die Entfernungen verschwinden, um so energischer wird sich die rechtsschöpferische Kraft auf diesem Felde geltend machen, um so näher wird sie dem Ziele kommen, das uns wie ein verheißendes Götterbild aus weiter Ferne entgegen winkt, der Weltrechtsordnung.

---

## Das Nationalgefühl, nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit.

Von Guntram Schultheiß.

(Schluß.)

Diese Beobachtung der Thatsächlichkeit eines Nationalgefühles ist aber ganz unabhängig von der Untersuchung einer Berechtigung nach irgend einem Maßstabe. Die Furcht des Kindes vor Gespenstern besteht als Thatsache und Beobachtung, gleichviel ob es Gespenster giebt oder nicht. Wie der Psychologe die geschlechtliche Liebe als mächtiges Gefühl, als Triebfeder wichtiger Handlungen vorfindet, aber die Frage, ob diese Erregung des Gefühles im richtigen Verhältnisse zu dem Werthe des Gegenstandes, zu den Vortheilen oder Nachtheilen für die Lebensgestaltung stehe, der Erwägung des Einzelnen, dem Rathe der Vormünder oder Eltern oder dem Moralprediger überläßt, so wird auch der Betrachter der Geschichte oder des Völkerlebens das Nationalgefühl einfach als Thatsache hinnehmen, dessen Stärke und Verbreitung feststellen und damit seine wissenschaftliche Pflicht ebenso erschöpft haben, wie der Religionsforscher den religiösen Glauben und dessen Formen und Ausdrucksweisen als Thatsache hinnimmt, ohne auf das Verhältniß objectiver, verstandesmäßiger Richtigkeit desselben einzugehen. Das ist Sache des Theologen und Priesters, der die Wahrheit seines Glaubens zu erweisen zum Geschäfte hat.

Der Betrachter des Nationalgefühles wird also finden, daß Völker und Indididuen nicht in gleicher Weise dem Nationalgefühle zugänglich sind. Es steht nicht nur als Gemeingefühl im Gegensatze zu dem Individualismus, zu dem Triebe auf Verfolgung des persönlichen Vortheiles, sodaß es Individuen giebt, die von einem Anteile an den Interessen einer Gesammtheit nichts wissen, wie es solche giebt, die das beherrschende Gefühl einer Geschlechtsliebe, wie es etwa Shakespeare im Antonius darstellt, nicht kennen und nicht begreifen. Er wird Einzelne, die vom Nationalgefühle beherrscht demselben Opfer bringen, und Andere, die es für ihren persönlichen Vortheil als Mode mitmachen und heucheln, unterscheiden können.

Aber er wird auch beobachten, daß es neben dem Nationalgefühle noch andere Gemeingefühle giebt, welche Gemeinschaften und Vereinigungen herstellen, wobei selbst die Voraussetzung müheloser Verständigung fehlt. Mit ihnen theilt das Nationalgefühl den Einfluß, sie bilden thatsächliche Schranken für dessen Herrschaft. So ist es zunächst schon nicht richtig, nicht der Wirklichkeit entsprechend, daß die nationale Zusammengehörigkeit den Berechtigungsgrund der Staatsbildung hergeben müsse. Das Hinderniß sprachlicher Verständigung, die Sprachverschiedenheit bildet für die Existenz sprachlich gemischter Staaten kein Hinderniß. Es giebt darunter solche, deren Bevölkerungen durchaus nichts von einer Auflösung und Neugründung nach einem anderen Principe wissen wollen, die aber auch nicht daran denken, Sprache und Sitte aufzugeben, um sich den anderen anzunähern, die also Nationalgefühl und Staatsgefühl zugleich besitzen, einfach weil beide verschiedenen Inhalt haben. Weitgehende Selbstverwaltung der Teile, Abwesenheit jedes Zwanges, Achtung der gegenseitigen Selbstständigkeit und conservative Anhänglichkeit an das Ueberlieferte wirken zusammen, um Verschiebungen der Grenzen gar nicht wünschenswerth erscheinen zu lassen. Aber nicht nur neben einander, auch durch einander gewürfelt können verschiedene Völker im gleichen Staate ohne Hader leben, sobald nur die Centralregierung jeden sprachlichen Zwang vermeidet und die Sprachen und Völker, wenn sie auch selbst vorzugsweise eine Sprache gebraucht, doch ihrer natürlichen Kraft und Ausbreitung überläßt. Wo die Sprachen als Verständigungsmittel nothwendig sind, ohne daß ein Zwang zu Gunsten der einen besteht, da vertragen sich die verschiedensten Rassen und Völker; ein solcher Zustand kann die Bürgschaft unerschütterter Dauer besitzen, der Staat erscheint wirklich als höhere Ordnung. Und da er denn auch seinem Ursprunge nach nur Ausübung der Hoheitsrechte der Könige und Fürsten ist, zu seiner Erhaltung sich mit Steuern und Truppen begnügen kann und dafür nur Ordnung hält, so verträgt sich die Anhänglichkeit an die nationalen Güter leicht mit dem Gefühle des Gehorsams gegen den Fürsten, mit einer Art einfachen Staatsgefühles, dessen Träger die Diener, Beamten und Soldaten des Herrschers sind. Dieser Zustand ist nicht nur im gesammten Oriente herrschend; auch Oesterreich und Rußland boten bisher wenigstens in ihren Heeren Söhnen aller Völker einen neutralen Boden, hier dienten sie ganz unbeschadet ihres Gefühles nationaler Zugehörigkeit dem Kriegsherren, nicht nur ein Klinger konnte russischer General und deutscher Patriot zugleich sein. Am wenigsten verlor der russische oder österreichische Kaiserstaat etwas dabei. Inwieweit und warum sich dies geändert hat, das zu untersuchen gehört einem anderen Darstellungsgrunde an als dem der Völkerpsychologie oder wie man sie sonst nennen will.

Wie es bisher der Staat war, der ein Gemeingefühl entsprechend dem Nationalgefühl hervorbringt, so gibt es auch noch andere. Die katholische allgemeine Kirche stellt als Forderung auf, daß ihre Glieder und Diener in ihr selbst die höhere Heimath, ein geistiges Mutterland finden sollen. Sie behauptet seit Jahrhunderten, eine Organisation zu sein, in der der Widerstreit der bloß natürlichen Gebilde der Nationen in einer höheren geistigen, ja überirdischen Einheit aufgehoben sei. Indem sie die Volkssprachen nur als Verständigungsmittel gelten läßt, besitzt sie selbst eine allgemeine Sprache. Aber dieser Anspruch ist ein Ideal geblieben; um sich als Herrschaft zu behaupten, bedurfte die Kirche stets einer Politik, einer Verwendung ihrer Machtmittel gegenüber den anderen weltlichen und natürlichen Organisationen; jede Politik kommt in Widerstreit mit den abstracten Forderungen der Gerechtigkeit und rechnet mit den vorhandenen Kräften. So hat es auch

Digitized by Google

die Kirche nicht verschmäht, an dem Nationalgefühl eine Stütze zu suchen, die eine Nationalität gegen die andere zu bevorzugen. Auch ist nicht jeder Diener der Kirche in gleicher Weise geneigt, das natürliche Gefühl der Volksangehörigkeit gegen das Gemeingefühl als Priester zu vertauschen; und seit das deutsche Nationalgefühl der Kirche für ihre Ansprüche bedenklich erschien, hat der französische, der italienische und der polnische Priester sich stets auch als Vorkämpfer der Ausbreitung seiner Nationalität fühlen dürfen. Daß der Protestantismus deutschen Ursprunges war, das büßte so das Deutschthum in Lothringen, in Polen und Südtirol und ganz Oesterreich. Es ist ja unbestreitbar, die Sprache an sich ist der Kirche gleichgültig; in Böhmen haben die Jesuiten das czechische Hussitenthum durch den deutschen Katholicismus ausgerottet, aber die Anschauung hat sich wieder geändert und jetzt ist der czechische Priester noch mehr Czeche als katholischer Priester. Dies Gemeingefühl der Angehörigkeit zur katholischen Kirche hat vielfach da, wo es die natürlichen Grundlagen des deutschen Volksthumes nicht durch die anderer Nationalität ersetzen konnte, doch wenigstens das deutsche Nationalgefühl mit Erfolg eingeschläfert.

Ein drittes Gemeingefühl, neben oder über dem Nationalgefühl ist der weltbürgerliche Sinn. Er erfüllte die deutschen Dichter und Denker mit dem Stolze, die auf ein Volk beschränkte Wirkung zu verschmähen und sich lieber gleich an die gesammte Menschheit, an die große Sache der Weltcultur zu wenden. Das eigene Volk erscheint nur als ein kleiner Theil eines größeren Ganzen, seine Geschicke sind an sich ohne Belang, nur insofern es der Gesammtheit dient und seine Errungenschaften den anderen zu Gute kommen, hat es etwas geleistet. Vielleicht ist diese Denkweise oft nur eine Beschönigung des Egoismus, der von Opfern oder nur von Rücksichten, von Ansprüchen an sein Gemüth oder seinen Antheil nichts wissen will. Aber entschieden ist sie auch als idealer Antrieb vorhanden und der Deutsche hat oft der Sache der Menschheit und Cultur zu dienen geglaubt, wenn er sich bereitwillig seines Nationalgefühles entschlug und als Hauslehrer oder Schulmeister die armselige Literatur aller möglichen Völkerschaften anpries, übersetzte oder sonst förderte; er kam sich als Culturträger vor, während er doch nur mit Bedientenstolz die Livree seiner neuen Herren trug. Auch der Franzose oder Engländer wirft mit dem Worte Cultur oder Civilisation, der er dienen wolle, herum; aber er denkt doch nur an die französische oder englische Cultur, die auch allein wirklich da sind, während eine Cultur an sich gar nicht besteht. Aber noch spukt dieser Gedanke in den Köpfen deutscher Gelehrter, die ihrem Vaterlande etwa die lohnende Aufgabe zugewiesen glauben, durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, durch die Gefahr völligen nationalen Unterganges für Europa als Zuschauer den Segen der Religionsfreiheit ad oculos zu demonstriren — oder, um bei der Gegenwart zu bleiben, es mußte die polnischen Juden nicht zurückweisen, sondern gastlich aufnehmen, sie körperlich, geistig und sittlich reinigen, bilden und heben, damit sie nach einigen Jahrzehnten oder Generationen nach Frankreich, England und Amerika weiter ziehen können. Die Juden auf diese Weise zu europäisiren und zu cultiviren, sei sein weltgeschichtlicher Beruf in der Judensache. Die Frage, ob denn das deutsche Volk nicht zunächst an sich denken dürfe statt an die Geschäfte der Cultur, tritt hier ganz in den Hintergrund. Andere finden wieder den Trost für die beständige Kraftverminderung, welche die Auswanderung nach der Union dem deutschen Volksthume im Verhältnisse zum Anwachsen des englischen und russischen bringt, in der Befruchtung des Yankeethumes durch deutsches Gemüth, deutsches Geistesleben, als Keim einer höheren Cultur der Zukunft.

Wir haben uns im Vorhergehenden bemüht, unter Beschränkung der Beobachtung auf die Gegenwart, das Nationalgefühl und das Nationalitätsprincip auseinanderzuhalten, den Begriff der Nation oder des Volkes empirisch mit den Merkmalen auszufüllen, das Nationalgefühl als Thatsache, als Gegenstand der Beobachtung des Völkerlebens festzustellen und als ein Gemeingefühl zu bezeichnen, endlich zu betrachten, wie seine Stärke nicht nur durch individuelle Empfänglichkeit, sondern auch durch andere Gemeingefühle bedingt ist.

Wenn nun trotz all' dieser Einschränkungen richtig ist, daß das Nationalgefühl als Gemeingefühl, als Gefühl der Gleichartigkeit mit vielen anderen nur die innere Seite des äußeren Daseins von Nationen und Völkern ist, wenn es gerade durch seine Wirklichkeit erst das feste Band aller gemeinsamen Eigenthümlichkeiten ist, so werden wir auch von vornherein annehmen müssen, daß es auch nicht nur der Gegenwart und dem 19. Jahrhundert angehören kann, daß es sich allenthalben in der Geschichte an die Existenz selbständiger Nationen, die ihre Eigenart festzuhalten strebten, angeknüpft haben wird. Nur dürfen wir nicht erwarten, daß der Name der gleiche gewesen sein müsse, da es sich auch unter dem Namen der Vaterlandsliebe, der Staatsverehrung aussprechen kann. Auch können uns die historischen Nachweise fehlen und verloren gegangen sein. Wer möchte leugnen, daß sich in der Geschichte der Juden des frühen Alterthumes ein starkes Nationalgefühl gerade in ihrer nationalen Geschichtschreibung bemerklich macht, etwa bei der Auffassung ihres Aufenthaltes in Aegypten — ganz abweichend von der griechischer und römischer Nachrichten — wie sie sich streng in ihrer Eigenart von den Landesbewohnern getrennt halten und dann das Land verlassend in geschlossener Organisation sich neue Wohnsitze erkämpfen, wie mehr und mehr der Gegensatz gegen die so nahe verwandten semitischen Stämme sich verschärft, wie sie in der Jehovah-Religion das eigentliche Kennzeichen ihrer Nationalität, den Stolz der Abstammung von Abraham als Grund rücksichtsloser nationaler Opposition gegen alle ausländischen Culte lebendig erhalten, wobei nicht die Könige und die Vornehmen, sondern die Propheten als nationale Fahnenträger vorangehen. Oder wieder die Aegypter, bei denen das Nationalgefühl starke Anlehnung an die Heimath und Landessitte nimmt, die alle außen wohnenden Völker für unrein erklären, ist dies nicht schroffer Nationalstolz, der auch auf den Abbildungen aus ihrem Leben alle anderen Völker mit starken körperlichen Unterschieden kenntlich macht?

Oder die Hellenen, die alle anders sprechenden Völker als barbarische zusammenfaßten, ohne doch jemals eine staatliche Gesammtorganisation auch nur zu vermissen, die der unbedingten Ueberlegenheit ihrer geistigen Gesammthabe bis zur Selbstüberschätzung sich erfreuten. Bedarf es für ihren Nationalstolz noch einzelner Belege, so sei es etwa, wie Philippus von Macedonien so viel darauf gab, als Hellene zu gelten mit seiner Abstammung von Herakles, mit seiner Aufnahme in die Delphische Tempelgenossenschaft, mit seiner feierlichen Betrauung mit der nationalen Rache gegen die Perser. Welcher Schwung der Fiktion!

Aber die bloß leibliche Abstammung trat in der Auffassung der Hellenen nicht minder gegen die Gemeinsamkeit der Sprache und der Sitten zurück wie bei den modernen Völkern. Herodot behauptet, daß die Attiker ursprünglich barbarische Sprache gehabt hätten. Den Helden und Königsgeschlechtern der Vorzeit schrieb man unbefangen fremden Ursprung, Einwanderung aus barbarischen Ländern zu, deren Schicksale in der Darstellung großer Dichter doch als nationale Erinnerungen hinrissen.

Wenn bei den Römern der frühen Jahrhunderte der schroffste Nationalstolz der Abstammung in dem Unterschiede der Patrizier von den Plebejern sich ausspricht, die sich allein als Vaterkinder, als echte Römer bezeichneten, die Reinheit ihres Stammes durch das Eheverbot mit den Plebejern aufrecht erhielten, Jahrhunderte lang, nachdem der Unterschied der Sprache, wenn er überhaupt bestand, verschwunden war, so erscheint hier das Recht noch mehr als der Inhalt des Nationalgefühles denn die Sprache. Erst die spätere Erzählung legt auf die Abstammung gar kein Gewicht mehr, als das Nationalgefühl ganz in das Staatsgefühl des civis Romanus übergegangen war. Dann erscheint das herunterſetzende Wort der Barbaren für alle, die außerhalb der römischen Sprachgemeinschaft standen.

Für das Gefühl nationaler Eigenart bei den Germanen

Digitized by Google

mag man wohl ein Wort des Tacitus anführen, der die überrheinischen Germanen die früher römerfreundlichen, dann aufständischen Ubier oder Agrippinenser beglückwünschen läßt, daß sie in corpus nomenque Germaniae zurückgekehrt. Und wieder später — noch im karolingischen Gesammtreiche — die Nachricht eines Heiligenlebens von einem deutschen Adeligen, daß er alle Menschen römischer Herkunft und Sprache mit heidnischem oder barbarischem (gentilicius) Hasse verwünschte. Nicht die Authenticität der Thatsache, sondern die Möglichkeit des Niederschreibens ist das Beweisende für die Existenz von Nationalgefühl. Oder drückt sich nicht in Hutten's und Luther's grimmigen Ausfällen gegen den Papst und seine wälschen Höflinge, in der Karl V. auferlegten Wahlcapitulation, kein spanisches Kriegsvolk nach Deutschland zu führen, in Reichsgeschäften die deutsche Sprache zu gebrauchen — ein kräftiges Nationalgefühl mit bestimmter Wendung gegen alles Fremde ebenso aus, wie in Dürer's Bildern und Zeichnungen, in Hans Sachs' Schwänken und Traumgesichten deutsches Gemüth, deutsche Auffassung nach Vorzug und Nachtheil abgespiegelt sind?

Oder etwa die czechische Form des Nationalgefühles, der blutdürstige Haß gegen alles deutsche Wesen, sind sie erst nach Metternich aufgetaucht? Eine Consequenz des Individualismus? Wie gründlich haben sie in den Hussitenstürmen alles vernichtet oder vertrieben, was dem czechischen Staate seine nationale Reinheit verkümmerte. Noch kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges beschloß der böhmische Landtag, daß keiner in Böhmen wohnen dürfe, der nicht czechisch spreche. Ganz wie jetzt!

Doch wohl Beispiele genug, daß das gesteigerte Nationalgefühl nicht erst im 19. Jahrhundert entstanden, daß es überall da gesucht werden darf, wo von einer Nation in der Geschichte die Rede ist. Aber darin liegt auch der Grund, weshalb das Nationalgefühl eben nicht eine nach Ort und Zeit sich gleichbleibende Erscheinung ist, weil die Nationen selbst nicht von Anfang an da sind, sondern eine Entwickelung zeigen, in deren Verlaufe erst das Nationalgefühl als Symptom ihrer Reife und Abgeschlossenheit auftritt. So sind die germanischen und romanischen und slavischen Nationen, die heute Europa erfüllen, nach Keimen und Wurzeln und Ausreifung Gegenstand unserer wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung, in mehr oder weniger erleichterter Erkennbarkeit. Bevor die Franzosen als selbständige Nation in den Grenzen des alten Galliens erscheinen, nach dem Auseinanderfalle des Karolingischen Reiches, unter einer sich festigenden Dynastie von merkwürdiger Lebenskraft; mit einer lange vorher sich ankündigenden großen Hauptstadt — kann auch von einem französischen Nationalgefühle keine Rede sein. Auch von einem deutschen Nationalgefühle in enger gefaßter Bedeutung als oben wird man erst dann reden wollen, als den einzelnen Stämmen der Trieb und die Möglichkeit schwand, ihre Eigenthümlichkeiten ausbildend nach völliger Selbständigkeit zu trachten. Und als das französische und das deutsche Volk schon ausgegohren war, und in Sprache und Sitte und Staat ihre Eigenart sich gegenüberstand, da gab es doch noch keine Engländer, sondern nur einen hochfahrenden weltlichen und geistlichen Adel normannischer Herkunft und französischer Zunge über einer gedrückten, mißachteten, hart arbeitenden Masse von Bauern und kleinen Leuten sächsischer Sprache, deren frühere Selbständigkeit für immer unter dem Joche der Fremdherrschaft erstickt, mehr eine beschämende Erinnerung verlorener Tugend und verkommener Kraft, als ein erhebender Trost künftiger Wiedererhebung zu sein schien. Und doch — sonderbare Verknüpfung der Dinge — gerade die große Machtausdehnung der herrschenden normannisch-französischen Könige auf beiden Seiten des Kanales führte zu langen Kriegen zwischen den beiden Königen französischer Zunge, die Feindschaft machte den Unterschied der Bevölkerungen schließlich wichtiger als die Aehnlichkeit der Herrscher und des Adels, der Normanne ward zum Sachsen. Man sage doch ja nicht, daß das Englische eine Mischsprache von Sächsisch und Französisch sei, weil es noch mehr Fremdwörter aufgenommen hat als das Deutsche. Der gemeine Mann des Landes spricht heute noch nur sächsisch und bedarf nicht mehr französischer und lateinischer Worte als der deutsche Bauer oder Matrose.

Und damals gab es auch noch keine Spanier, kein spanisches Nationalgefühl, nur Castilianer, Aragonier, Catalonier, Galicier und Basken, einen christlichen Adel, der auf seinen gothischen Stammbaum stolz war, aber in den Wörtern sprach, welche die Iberer und Kelten von den Römern gehört und gemerkt hatten, wegen deren sie sich schließlich selbst als Römer vorgekommen waren — und im sonnigen Süden Araber und Juden und ältere Einwohner, die zwischen romanischer und arabischer Sprache und Zugehörigkeit hin und her schwankten. Und noch viel weniger gab es Russen, ein kriegerischer Adel normannischer Abkunft herrschte über ein Gemisch zahlloser Völkchen slavischer, finnischer, mongolischer Abkunft und Sprache, man behauptet, nur der zehnte Theil sei slavischer Abkunft gewesen; ein Reisender, mit unserer Geschichte und Völkerkunde ausgerüstet, hätte kaum gezweifelt, daß hier einst ein mongolisch-asiatisches Volk entstehen würde, nicht aber ein slavisches und christliches Staatswesen. Auf der iberischen Halbinsel erwies sich schließlich der christliche Fanatismus der rauhen Hochebene stärker als der muhammedanische des üppigen Südens, durch wiederholte Ausstoßungen gelangte das romanische Element, dessen Sprache in der lateinischen Sprache der Geistlichkeit Anlehnung fand, zu ausgeprägten nationalen Zügen, der Kampf gegen die Ungläubigen war die nationale Aufgabe, der Einfluß der zwischen Rauhheit und Hitze wechselnden Hochebene gaben dem herrschenden Stamme der Castilier den endgültigen Stempel; stolz und tapfer, fanatisch und abenteuerlich, mäßig und kleinlicher Arbeit feind blieb der Spanier. Auf der weiten osteuropäischen Ebene überwog die staatsbildende Kraft normannischer Waräger, und die zähe, weiche, wuchernde Art der slavischen Stämme überspann langsam die ungeheuere Weite mit slavischen Sprachwurzeln, wie die Gartenerdbeere über die Beete anderer Pflanzen hinweg ihre filzigen Ranken aussendet und alles Andere erstickt.

So verschieden auch Nationen entstehen können, so wird doch das Ergebniß immer wieder die Möglichkeit einer Verständigung durch eine gemeinsame Sprache sein und das Nationalgefühl wird sich durchgehends zunächst an diese knüpfen, gleichviel ob sich die Volkseinheit aus nahestehenden Stämmen zusammensetzt oder durch Verschwinden völliger Sprachfremdheit erzeugt. In diesem Falle ist staatliche Gemeinschaft die Voraussetzung. Die Sprache der Mehrheit wird an sich einen Vorsprung haben, so verschwanden die Bulgaren in ihren slavischen Unterthanen, die Normannen in den Engländern, die Gothen und Langobarden und Franken unter den Romanen. Aber auch die Sprache der Minderheit kann den Sieg davontragen, wenn sie herrscht, wenn ihre Sprache zugleich die ausschließliche Sprache höherer Lebens- und Gesittungsformen ist, wenn die staatlichen Einrichtungen lange genug in dieser Richtung wirksam sein können. Dies ist der Fall bei der Romanisirung Westeuropas; es hätte bei zielbewußter systematischer Politik im alten Oesterreich zu Gunsten der deutschen Sprache und auch zu Gunsten der Reichseinheit und der Urenkel sich vollziehen können; und wenn wir neueren Hypothesen Raum geben, hätte sich die Ausdehnung der arischen Stämme über weite Länder und Bevölkerungen schon in grauer Vorzeit so vollzogen, wenn wirklich die Völker des indogermanischen Sprachstammes nur die Nachkommen einstiger Unterthanen arischer nordischer Kriegerstämme sind, wie etwa die Hindu.

Doch Nationen entstehen nicht nur und mit ihrer Reife das Nationalgefühl — sondern sie können auch ein Ende haben und damit oder vorher auch das Nationalgefühl. Aber dasselbe hat auch seine selbständigen Schicksale und Gefahren; wie das einzelne Lebensgefühl in Ohnmacht versinken und einschlummern kann, ohne daß das Leben erlischt, so kann auch das Nationalgefühl, das in jedem Träger immer wieder von Neuem entstehen muß, durch Nachahmung, Uebertragung und dergleichen, um da zu sein, in ganzen Zeiträumen einschlummern und dann wieder erwachen und entfacht werden. Dann greifen die Verkündiger in die Vergangenheit; es kann eine

Digitized by Google

rein gelehrte Anknüpfung erhalten bis in ferne Vorzeit, zu der der Rückweg mühsam aufzusuchen ist. Der beste Beleg für diese Erscheinung sind neben der deutschen Gegenwart die Neugriechen, die am liebsten zu Sophokles und Thukydides zurück möchten, trotz der schweren Bedenken fremder Gelehrten, die ihnen das Recht zu solcher Renaissance bestreiten, solange ihr Stammbaum bedenklichen Verdacht auf slavisches und albanesisches Blut erregen muß.

Aber der Einfluß dieser Lieblingsmeinung auf Literatursprache und Schulwesen der Neugriechen ist ebenso unverkennbar, als der Einfluß des Panslavismus, der ursprünglich auch nur eine auf gelehrtem Wege hergestellte Theorie war. Seine Stärke wird sich an den Schranken der Wirklichkeit, der Vertheidigungskraft und Beharrlichkeit der bestehenden staatlichen Gebilde zu bewähren und zu messen haben. Ihn zu bekämpfen ist Sache des Staatsmannes, vor Allem dort, wo er die Gemüther erregt gegen das Bisherige, als der Wunsch nach einer anderen Zukunft gegenüber Nachwirkungen der Vergangenheit.

Das Nationalgefühl kann, so haben wir behauptet, auch völlig erlöschen; denn die nationale Gemeinschaft, von der es getragen wird, selbst kann physisch zerstört werden. Unser Gefühl sträubt sich gegen solche Gewaltthat, aber die Geschichte kennt aus den Zeiten schonungsloser Ausnutzung des Rechtes des Stärkeren Beispiele genug. Die Waffentragenden niedergemacht oder als Gefangene zur Augenweide der Sieger dem grausamen Tode preisgegeben, die männliche Jugend aus dem Lande geführt und in fernen Gegenden im Kriegsdienste als Material, als Kanonenfutter würde man jetzt sagen, aufgerieben, Weiber und Kinder als Sclaven zerstreut, in das verödete Land Besatzungen und Militärcolonien gelegt — das ist so häufig die Vorgeschichte der Romanisirung, die von kleinen Anfängen ausgehend so gewaltige Wirkungen auf die Völkervertheilung hervorgebracht hat, daß sie Jahrtausende überdauern. Unsere Geschichtschreibung hat dafür den Trost bei der Hand, daß es ja der Sache der Cultur gedient habe, daß auch nur secundäre Nationalitäten von diesem Schicksal betroffen wurden. Ob die Römer von der Praxis der Assyrier nähere Kenntniß gehabt, ob sie die eigene erbarmungslose Staatsklugheit darauf gebracht hat, soll nicht entschieden werden.

Die römische Politik fand auch noch andere, weniger abschlachtende als schleichende Mittel zur Entwurzelung des Nationalgefühles, zur Auflösung der Völker, die das Schwert ihrem Joche gebeugt hatte. Divide et impera war ihr Wahlspruch. War ein Volk zu zahlreich, um aufgerieben und zerstreut zu werden, so diente der Schrecken der Vernichtung, etwa Verstümmelung der Gefangenen, nach altassyrischer Methode Abhauung der Hände, zur Einschüchterung; schlau ausgesonnene Abstufungen des Rechtes und der Freiheit stachelte die Selbstsucht der Einzelnen, rief den Gegensatz der Stände und Gruppen wach, zeigte den Preis des Abfalles von den Volksgenossen in Gestalt von Ehren, Titeln und Belohnungen und wußte so bald eine Partei herzustellen, die ihr Vortheil auf Seite der Fremdherrschaft festhielt; dazu bot Roms Herrschaft die Güter einer verfeinerten Cultur und neue Lebensgenüsse für alle Begüterten. So zersetzten die egoistischen Antriebe des Handelns das Gemeingefühl; die Vorrechte der römischen Colonien, die ohne Unterschied der Abstammung durch Wohlverhalten, durch Dienste, durch Gunst der Mächtigen und bald der Kaiser, erlangt werden konnten nach geschehener Abstreifung des Volksthümlichen in Sprache, Sitte und Cultus, wirkten im Großen wie eine wohlabgestufte Laufbahn auf einen jetzigen Beamten im Kleinen. In einigen Geschlechtern war die Möglichkeit eines nationalen Wiederaufschwunges aller der Völker abgeschnitten, die nach einander der römischen Macht erlagen, der Etrusker, der oberitalischen Kelten und Ligurier, der Gallier, Aquitanier und Iberer und wie sie alle heißen. Freilich um den Preis ungeheuerer sittlicher Auflösung, da jedes erhebende Gefühl in den Schmutz getreten war, nur noch die gemeinen Triebe des Handelns freien Lauf hatten. Mag, wer will und kann, in der Geltung einer Sprache von der Mündung der Donau bis zu den Säulen des Herkules, in dem Frieden und der Waffenentwöhnung, in dem raffinirten Genusse von Bädern und Circusspielen, in Theateraufführungen und Bildungsprunk, in der Geltung eines Rechtes, eines Cultus, in der materiellen Blüthe des weiten Länderkreises und in der Sicherheit des Handelsverkehres eine höhere Stufe der Weltentwickelung, einen Gewinn der Menschheit an Cultur und Gesittung erblicken, neben dem der Untergang aller Freiheitsliebe, alles Gemeinsinnes, alles Nationalgefühles der secundären Nationalitäten, der Barbarenvölker nur als ein vorübergehend gefühlter Verlust gelten durfte. Ein römisches Nationalgefühl haben sie doch nicht erlangt, selbst nicht durch die Ausdehnung des Bürgerrechtes auf alle Provinzialen. Wer einen Zweck des Lebens und auch des geschichtlichen Völkerlebens sucht und ihn nicht in der Selbstabspielung einer Weltsymphonie findet, deren verständnißvolles Publikum höchstens der späte Stubengelehrte sein könnte, ob er nun diesen Zweck in die höchste Entfaltung der Individualität oder in die Glückseligkeit, wie man sonst meinte, verlegen will, der muß wohl inne werden, daß in diesen Jahrhunderte lang sich fortschleppenden Zuständen — sie haben sich ja im Bereiche des oströmischen Kaiserthumes noch viel länger gefristet — ihr Lebenszweck nur von einer verschwindenden Minderheit erreicht wurde. Ein Tacitus hat sehr früh der Ahnung Raum gegeben, daß nicht Alles, was ist, gut und vernünftig sei. Fast Alle, auch die Reichen und Bevorrechteten, suchten und tasteten nach einem Gefühle gehobener Daseinsfreude, nach einer inneren Erhebung des Individuums, viele gaben gern alle Güter und Genüsse des Lebens und der Großstädte dafür hin. Erst das Christenthum und die Kirche gab wieder Tausenden dieses Gemeingefühl.

Noch eine andere Gedankenreihe ist zu betrachten. Nicht nur von Außen her kann das Nationalgefühl zerstört werden, und dies kann so dem Untergange der Völker die Bahn bereiten, sondern es kann ihm auch sein Inhalt, seine Anknüpfung, die Gemeingüter eines Volkes durch den Wechsel der menschlichen Dinge entzogen werden; sie können werthlos werden und zerbröckeln und sich verflüchtigen.

Die staatliche Organisation, oft die Wiege der Nationen und des Nationalgefühles, kann zerfallen, die Stände können sich von einander absondern — nicht jeder Stand ist gleich empfänglich für das Nationalgefühl, der höchste und der niederste minder als der mittlere —, politische und religiöse Parteien können dem Fremden sich näher verbunden fühlen als dem Volksgenossen, die Wirkung des Handelsverkehres kann zum Anschluß an andere Völker führen, massenhafte Vermischung mit Fremden, mit Eingewanderten und Sclaven kann unmerklich ein Volk umbilden, die Sprache selbst, das kräftigste Band nationaler Einheit, kann durch innere Entwickelung sich in Mundarten spalten, und diese können zu selbständiger Bedeutung gelangen, wozu es vielleicht nur eines Zufalles, des Auftretens eines großen Schriftstellers bedarf. So hat sich Holland und die Schweiz von Deutschland getrennt, so drängt Irland trotz der erzwungenen unwiderruflichen Einheit der Sprache auf Trennung von England, es würde bald der Freund aller Feinde desselben sein. So haben sich die romanischen Völker immer mehr von einander getrennt, so gut wie der Engländer immer weiter vom festländischen Sachsen und Deutschen abgerückt ist, wie der Norweger sich vom Dänischen lossagt; nicht anders die Slaven, denen selbst der Panslavismus die verlorene Einheit der Sprache nicht anders als durch Verzicht des einen Volkes zu Gunsten der Sprache des anderen wieder schaffen könnte.

Aber dieß Alles ist Leben, Regen der Kräfte, die sich zu neuen Verbindungen fügen, wenn die alten dem Bedürfniß nicht mehr genügen. Und sobald die neuen Einheit und Halt gewonnen haben, werden sie auch ein neues Gemeingefühl erzeugen. Man blicke auf die Union, auf die Canadier, auf die Australier oder auf Südafrika, wo sich schon der Afrikander im Unterschiede von dem Engländer fühlt. So wenig ist das Nationalgefühl und seine zunehmende Verschärfung eine vorübergehende Erscheinung, oder gar eine Selbsttäuschung, es ist allenthalben und zu allen Zeiten der Begleiter des Völkerlebens, der Ausdruck, daß die Vereinigung kein Sandhaufen ist, den der Wind zusammen und auseinander weht, sondern daß sie gefühlt und gewollt wird, es ist die Willensbejahung ihres Daseins.

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Ouida.

Eine Studie von Ferd. Groß.

Der moderne englische Roman — abgesehen von den Schriften einiger markanter Schriftsteller wie George Elliot — erinnert in gewisser Beziehung an die moderne italienische Malerei: nach mustergültigen Vorbildern eine traurige Leere, aber trotz der letzteren eine vehemente, auf den Augenblick berechnete Wirkung, die pikante Erfüllung eines Tagesbedürfnisses; kein großer Wurf, aber eine erstaunliche Handwerksgeschicklichkeit; keine neuen Weisen, aber zahllose Variationen der alten. Die Engländer gehören zu den Vielllesern; ihr Büchermarkt muß jährlich mit so und so viel Neuigkeiten beschickt werden, und die literarische Firma, welche sich mit Regelmäßigkeit und Eifer an der Lieferung betheiligt und dabei kaufmännisch reell vorgeht, darf auf einen anständigen Gewinn und die Anerkennung der Kunden mit Sicherheit rechnen. Franz Dingelstedt hänselte einmal den zeitgenössischen englischen Roman mit der Bemerkung, er sehe aus, als sei er zur einen Hälfte in einem Zuchthause gesponnen, zur anderen von Frauenhand gestrickt worden — ein Spott, mit welchem er die Linie von der gruseligen Criminalgeschichte bis zur unaussprechlich schwärmerischen Liebeshistorie beschrieb, ohne sich auf eine specielle Erwähnung der nicht mit Geist, aber mit Geistern bevölkerten Mitternachtsromane einzulassen. Stimmen wir Dingelstedt bei und erinnern wir uns der Mehrzahl der Erzeugnisse zeitgenössischer britischer Erzählungskunst, so werden wir kaum einen Anlaß zu kritischem Verweilen finden, wenn wir von namhaften äußeren Erfolgen mitlebender englischer Erzähler vernehmen. Die Gerechtigkeit mag uns die Frage nahelegen, ob in einzelnen Fällen eine ungewöhnliche Popularität nicht doch das Ergebniß einer ungewöhnlichen Begabung sei. Diese Erwägung führt uns dazu, einige Worte über die englische Erzählerin Ouida vorzubringen, deren Producte im Originale sich einer geradezu massenhaften Verbreitung erfreuen und überdies in die Sprachen der meisten Culturvölker übersetzt sind. Fremdartig klingt der Name „Ouida", er führt den Leser über die Nationalität seines Trägers oder seiner Trägerin — denn „Ouida" kann ebenso ein Mann wie eine Frau sein — leicht irre. Stellen wir darum fest, daß hinter dem seltsamen Pseudonym sich Miß Louise de la Ramée verbirgt, die in England zur Welt gekommene Tochter eines Franzosen und einer Engländerin, daß Miß de la Ramée — — geboren 1840 in Bay Saint Edmunds — sich in Florenz angesiedelt hat, und daß sie sich „Ouida" nennt, weil sie als Kind das Wort „Louise" mit unbeholfener Zunge also verbalhornte. Nachdem wir hiervon Kenntniß genommen, achten wir das Pseudonym der vielgelesenen Schriftstellerin, und halten wir uns fortan nicht an Louise de la Ramée, sondern an Ouida. Unter dieser Flagge segelt ein reichbeladenes Schiff — ein Schiff, das oft hinaussteuert auf's hohe Weltmeer, oft aber nur den Dienst zwischen Calais und Dover versieht, indem es französische und englische Eigenart einander nähert. Das französische Blut in den Adern der Ouida äußert sich durch einen Anklang an Eugène Sue, Alexander Dumas (Vater) und George Sand, das englische in der genauen Beobachtung der obersten Zehntausend, deren Fehler mit scharfem Griffel nachgezeichnet werden, während ihr socialer Glanz andererseits eine enthusiastische Darstellung erfährt. Die reiche Productivität unserer authoress hat sich schon in einer respectablen Zahl von Romanen geäußert: „Fürstin Napaxine", „Othmar", „Freundschaft", „Motten", „Wanda", „In den Maremmen", „Pipistrello", „Ein Paar Holzpantöffelchen", „Strathmore", „Forest-King", „Chamdoz", „Folle farine", „Signe", „Ariadne" — eine Aufzählung, welche nur eine beiläufige ist und auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann. Ziehen wir aus ihren Werken, so weit wir sie kennen, ein Facit, so müssen wir sagen, daß hier ein starkes Talent sich offenbart, und zwar eines, in welchem schroff an einander prallende Gegensätze nach Ausdruck ringen: ein sicherer Blick für Schwächen und Laster der privilegirten Klassen, eine unzweideutige Lust, die vornehme Lebewelt in ihrer ganzen Hohlheit und Nichtigkeit aufzudecken — in demselben Athem eine ganz außerhalb der Wirklichkeit emporgewachsene Romantik, eine Freude an dem Erfinden hyperidealistischer Gestalten, die aus derselben Sphäre stammen, in welcher die von der Ouida gegeißelte flüchtige und haltlose, ja geradezu widersittliche Weltanschauung gedeiht wie eine Pflanze in ihrem natürlichen Boden. Ouida reicht uns Gift und Gegengift; sie macht uns bedenklich gegen ihre titanisch-ritterlichen Männer, indem sie als deren Standesgenossen abscheuliche Gesellen ohne Geist, Herz und Gemüth auftreten läßt; sie weist den letzteren einen Platz weit, weit hinter den edlen, klugen, großmüthigen und tapferen grand-seigneurs an, von denen ihre Bücher wimmeln; wer, nach ihrer Ansicht, die Regel und wer die Ausnahme repräsentire, darüber sagt sie nicht das letzte Wort, und so bleibt ihr Gesammtwerk ein Räthsel, das sich zur Geschlossenheit erneuert, so oft wir glauben es endlich gelöst zu haben. Ouida ist die Virtuosin des Superlatives. Sie kennt kein Mittelding. Ihre reichen Leute sind so reich, daß sie ihren Besitz nicht ermessen können; ihre muthigen so muthig, daß sie es als Einzelne mit einer ganzen Heerschaar aufnehmen; ihre Frauen sind so schön, daß die Natur in ihnen das Uebernatürliche leistet; ihre Helden spielen Clavier wie Franz Liszt, malen wie Raphael, schreiben wie Goethe, singen wie die Patti, und wenn sie schlecht sind, so sind sie es wie der Teufel selber — das Außerordentliche taugt der Ouida eben, um als Alltägliches angeführt zu werden. Wenn sie eine Schauspielerin wäre, so würde man sagen: sie outrirt. Das Gute und das Böse sind bei ihr zur höchsten Potenz erhoben; mit Durchschnittsrechnungen gibt sie sich nicht ab. Daß dem weiblichen Publikum eine solche Schriftstellerin behagen muß, braucht nicht betont zu werden. Der unparteiische Betrachter wird die Gefahr nicht leugnen, welche für die Leserinnen darin liegt, ihre Phantasie mit diesen Milliardären à la Monte Christo, mit diesen Abenteurern, welche in die „Geheimnisse von Paris" hineinpassen würden, mit diesen unverstandenen Frauen und vom Weibe wie Sclaven beherrschten Männern zu erfüllen, aber Ouida schafft eine Remedur, indem sie den Weltdamen die elegante Maske vom Angesichte reißt und den Punkt bloßlegt, wo die verlockende Frucht als faul und wurmstichig zu erkennen ist.

Die allgemeine Charakterisirung einer schriftstellerischen Individualität darf sich nicht so weit verirren, jede einzelne ihrer Kundgebungen zu prüfen. Aber es muß erlaubt sein, aus letzteren herauszugreifen, was die hervorstechendsten Züge der Figur wiederspiegelt. Zu dieser Darlegung dünkt kein Roman der Ouida uns geeigneter als: „Motten". Der Titel schreit nach einer Erklärung, gerade so wie der Schriftstellername der Verfasserin. Zu Vera Herbert, der Hauptperson des Buches, sagt Corrèze, der berühmte Sänger: „Wir leben in einer Welt der Motten. Eine Hälfte der letzteren verbrennt sich in fieberhafter Schwäche, die andere benagt und verdirbt Alles, womit sie in Berührung kommt. Mögen Sie nie zu einer dieser Gattungen gehören!" Die Warnung hat zum Schauplatze das französische Seebad Trouville, wie Ouida ihre Romane überhaupt gerne nach Frankreich verlegt, an die Küste, zur Winterszeit nach Cannes, Nizza, überall dorthin, wo die englische Aristokratie sich auf der Suche nach Sonne und fashion zusammenfindet. Vera ist eine Tochter erster Ehe der Lady Dorothea Vanderdecken, einer Priesterin der höchsten Eleganz, einer Modelöwin, deren innerstes Wesen man ahnt, wenn man die Schilderung ihres zweiten Gatten liest: „Er war derb, häßlich, ernsthaft, aber füllte sehr gut seinen Platz aus, der übrigens kein lästiger war, beiläufig wie jener des in der Halle postirten japanischen Götzen mit gekreuzten Beinen. Was er dachte, war Niemandem bekannt; über seine Ansichten war er so verschwiegen, wie das japanische Götzenbild. In der neuen Ordnung weltläufiger Ehe ist ein nimmer zu brechendes Stillschweigen die einzige Aufgabe des Gatten."... Lady

Digitized by Google

Dorothea, von ihren Freunden kurzweg „Lady Dolly" genannt, führt in Trouville eine lustige Existenz, während ihr Lebensgefährte sich meist auf Reisen befindet. Sie geht ganz und gar in den saisongemäßen Vergnügungen auf, ihr Gedankenkreis reicht nicht über die kleinen Triumphe ihrer Koketterie hinaus, und wenn sie am Spieltische einen Gewinnst macht, hat sie Alles erreicht, was sie will. Da kommt ihr als unbequeme Ueberraschung ihre sechzehnjährige Tochter, die bisher bei der Großmutter in England erzogen wurde. Vera, in Begleitung einer gestrengen Gouvernante anlangend, ist der verkörperte Contrast zu ihrer Mutter. Die Beiden verstehen einander von Anfang an nicht. Die Tochter schämt sich des Auftretens und der Toiletten der Mutter; sie findet die Badekleidung von „Lady Dolly" anstößig — die Mutter hinwieder ist entrüstet, weil Vera zum Baden ein Kostüm benutzen will, das mehr verhüllt, als es errathen läßt ... Der Contrast zwischen zwei solchen Naturen ist nichts Neues, aber Ouida versteht es, ihn zu verschärfen, indem sie ihn zwischen Mutter und Tochter aufspringen läßt. In einem Verhältnisse, das zum innigsten Aneinanderschmiegen gemacht ist, klafft ein tiefer Abgrund, und deshalb wirkt die Gegenüberstellung von inniger Weiblichkeit und genußsüchtiger Lebenskünstelei in diesem Falle wie etwas noch selten Geschildertes.

Vera hatte bei einem Morgenspaziergange sich zu weit auf den Strand hinausgewagt, die Wellen spülten ihre Schuhe und Strümpfe, die sie abgelegt hatte, weg, und Corrèze, der zufällig des Weges kam, befreite sie aus der unangenehmen Situation und brachte sie heim. Auf dem Wege zur Villa der „Lady Dolly", zu deren Bekannten er zählt, gibt er dem jungen Dinge die Lehre in Form einer Warnung vor der Mottennatur. Wir täuschen uns keinen Augenblick darüber, daß Vera und Corrèze durch die Romanvorsehung für einander bestimmt sind; wir kennen Ouida schon gut genug, um zu errathen, daß das Paar noch viele wirr verschlungene Wege wird beschreiten müssen, ehe es zu dem ihm winkenden Ziele gelangen wird.... Vera wird zuerst von ihrer Mutter moralisch gezwungen, den russischen Fürsten Zurow zu heirathen (vornehme und reiche Russen kommen fast in jedem Romane der Ouida vor), als Mittel zum Zwange benutzt sie eine Lüge, sie erzählt von einer Geldschuld an Zurow, der nur als ihr Schwiegersohn Nachsicht üben werde, kurzum sie sagt Alles, nur nicht, daß sie zu Zurow in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden, und daß der blasirte Lebemann von ihr als letztes Opfer die Auslieferung der sechzehnjährigen Mädchenknospe gebieterisch verlangt. Vera wird Fürstin Zurow; im Herzen trägt sie das Bild des genialen Künstlers; Corrèze kann sie nicht vergessen, er begreift nicht, daß sie die Hand Zurow's angenommen. Ouida stigmatisirt eine Ehe wie die zwischen Vera und dem Fürsten geschlossene mit harten Worten; wenn sie Vera erkennen läßt, sie sei nicht besser als Eine, die sich dem reichen Manne einfach verkauft, wenn sie die Schande einer solchen Heirath analysirt, dann fühlen wir das Wehen eines geradezu männlichen Geistes und es thut uns deshalb doppelt leid, die Erzählerin gleich darauf in den Irrgängen wunderlichster Romantik einhertaumeln zu sehen. Corrèze flieht vor Vera, dann kommt er ihr doch in den Weg wie der Deus ex machina, rettet ihr mehrmals das Leben, und er, sonst ein Meister aller Liebeskünste, findet nie den Muth, das entscheidende Wort zu sprechen. Ouida retardirt die von ihr erfundenen Handlungen endlos, sie führt uns, wenn wir am Schlusse angelangt zu sein glauben, einen neuen Zickzackpfad, auf den wir nicht gefaßt waren. Aus der Sucht des Verzögerns entspringt die schlimme Eigenheit, ein und dasselbe Ding etliche Dutzend Male zu sagen. In „Fürstin Napraxine" und „Othmar" werden manche Aeußerungen so oft wiederholt, daß eine unsägliche Ermüdung uns überkommt und wir Mitte der Bahn die Lust verlieren, der Erzählerin zu folgen. In „Motten" legt sie sich einige Zurückhaltung auf. Da erreicht sie sogar unleugbare Abwechselung in der Monotonie, nämlich in dem Bestreben, das Wesen der Weltdame von allen Seiten, in den verschiedensten Beleuchtungen zu demonstriren. Mit den übrigen Werken der Ouida hat dieses Buch das Renommiren mit großen Geldsummen gemein. Fürst Zurow gibt seiner Frau monatlich 10,000 Francs Stecknadelgeld; wenn sie will, gibt er ihr mehr, viel mehr, aber keinen Funken Liebe. Schreibt Dolly beim Taubenschießen ihre Wetten ein, so benutzt sie hierzu ein Notizbuch, das sie in London für 50 Guineen gekauft hat. Ouida gehört zu den Romanciers, denen für ihre Lieblinge nichts zu theuer ist. Sie gemahnt an Benjamin Disraeli, der in seinen Romanen die Millionen hin- und herfliegen läßt, im Reichthume mit namenlosem Behagen schwelgt und seinen Geschöpfen außer den herrlichsten physischen und psychischen Vorzügen auch immer eine riesige Mitgift in Baarem verleiht. Bringt Ouida einen Armen, so ist er romanhaft arm, so arm, wie noch Niemand vor ihm war. Ihre reichen Leute aber kennen den eigenen Reichthum gar nicht. In „Wanda" lernen wir den Fürsten Paul Iwanowitsch Zabarow kennen, der auf einer Reise durch Rußland fragt: „Wem gehört dieses Dorf?", und dem man antwortet: „Dir, Väterchen." ... Und Baron Othmar, der wichtigste Mann in „Fürstin Napraxine" und in dem nach ihm benannten Buche, erinnert sich eines Tages ganz zufällig im Vorbeifahren, daß er in Südfrankreich eine herrliche Besitzung sein eigen nennt, ein Schloß, daß er seit Jahren nicht betreten hat, in welchem aber Alles bereit sein muß, damit ihm und seinen etwaigen Gästen an einem beliebigen Tage, zu beliebiger Stunde ein Diner oder ein Thee servirt werden könne.

(Schluß folgt.)

---

## Die wirthschaftliche Bedeutung des guten Geschmackes.

Von Karl Jentsch.

Jene Schwierigkeiten, deren Complex man die sociale Frage nennt, gehen offenbar nicht vom Mangel an Bodenproducten aus; ist doch deren Ueberfluß die beständige Klage unserer Agrarier, so daß die Uebervölkerungsfrage vor der Hand glücklicher Weise nur locale und regionale, nicht aber allgemeine Bedeutung hat. Im Gegentheil wird die Ueberproduction für die Noth verantwortlich gemacht. Es ist aber schwer einzusehen, wie aus dem Reichthume der Gesammtheit die Noth jedes Einzelnen entspringen könne, man müßte denn die modernen Völker für so ungeschickt halten, wie etwa eine Kinderschaar sein würde, die vor einem reich besetzten Buffet verschmachtete, weil die Unverständigen in ihrer Ungeduld sich zu Tode klemmten, anstatt in Geduld den Zugang zu regeln.

Alles Generalisiren ist vom Uebel; dagegen zeigt sich auch in diesem Wirrsale das Ende eines leitenden Fadens, sobald man das Einzelne prüft. Richtig ist wohl, daß wir bisher auf dem Markte Ueberfluß am Getreide hatten, während Tausende von Menschen Hunger litten. Aber es gibt andere sehr nothwendige Dinge, die keineswegs im Ueberflusse vorhanden sind. Luft und Reinlichkeit, meint der Gedankenlose, seien überall und immer umsonst zu haben. Beide kosten aber, in Großstädten wenigstens, Geld, viel Geld. Um im Schlafe und bei Stubenbeschäftigung gesunde Luft athmen zu können, muß der Großstädter auf Wohnung mindestens seine 300 bis 400 Thaler ausgeben; muß er auch im Winter fleißig lüften, was wiederum mehr Heizung erfordert. Und Reinlichkeit ist im Norden ohne einen gewissen Wäschevorrath, ohne häufige Anwendung von heißem Wasser und Seife nicht möglich. An Häusern, Gärten, Holz, Kohlen, Leibwäsche, guten Heizvorrichtungen leiden wir immer noch Mangel, und es würden noch hunderttausende von Arbeitern eingestellt werden müssen, wenn das Fehlende beschafft werden sollte.

Ueberfluß haben wir an Kleiderstoffen, Modeartikeln, werthlosem Schmucke, Nippsachen, Spielereien. Und gerade diese Waaren sind es vorzugsweise, für deren Herstellung Hungerlöhne gezahlt werden. Man hat z. B. ermittelt, daß in Breslau die Spulerinnen und Maschinendreherinnen in der Posamentenfabrikation, die Strohhutnäherinnen, die Packmädchen in den Cigarettenfabriken, die Arbeiterinnen in der Buntpapierfabrikation

Digitized by Google

auch bei übermäßig langen Arbeitsschichten nicht höher als auf 3—5 Mark Wochenlohn kommen. Und dabei ist die Beschäftigung in den meisten Zweigen der Luxusindustrie gesundheitsschädlich; theils weil giftige Stoffe verwendet werden, theils wegen langen Sitzens in Räumen mit schlechter Luft. In manchen Gegenden tritt die Gesundheitsschädlichkeit gewisser Hausindustrien, bei denen die Schulkinder sich schwindsüchtig, blödsinnig, bucklig und blind sitzen und sehen, so deutlich hervor, daß die Behörden sich zum Einschreiten veranlaßt fühlen, wie das neulich bezüglich der Filetnäherei in Friedland (Oberschlesien) und Umgegend geschehen ist.

Dagegen sind jene Gewerbe, welche sich mit der Herstellung nothwendiger und unbedingt werthvoller Güter beschäftigen, wie die Baugewerbe, der Maschinenbau, die Möbeltischlerei, zum Theil auch die Nahrungsmittelgewerbe, nach der Landwirthschaft und Gärtnerei die gesündesten, und zugleich aus Ursachen, die auf der Hand liegen, diejenigen, welche die höchsten Löhne zahlen.

Und gerade darum leiden Viele Mangel am Nothwendigen, weil sie ihr Geld auf Ueberflüssiges ausgeben. Eine falsche Richtung des Geschmackes verschuldet einen nicht geringen Theil des socialen Elends. Unser Geschmack ist einerseits mehr auf den Schein als auf das Sein gerichtet. Darum schneidet die Frau Bureau-Assistentensgattin ihren Kindern die Brotschnittchen so dünn, bringt sie so selten Fleisch auf den Tisch, läßt sie ihre Familie in einem licht- und luftlosen Alkoven schlafen, damit sie sammt Fräulein Töchtern ein wandelndes Modejournal darstellen und ihre Freundinnen in einem stets aufgeräumten, mit tausend geschmacklosen Kleinigkeiten vollgepfropften „Salon" empfangen könne, damit auch der Mann auf die standesgemäße Scat- und Vereinsfexerei mit obligatem Kneipenleben nicht zu verzichten brauche. Andererseits verliert unser Geschmack mehr und mehr den Zusammenhang mit der Natur, daher auch alle ästhetischen Grundsätze bezw. den gesunden ästhetischen Instinkt. Schon Roscher hat die Wahrnehmung gemacht, daß die Völker sich bei beginnender Civilisation von der Natur ab, und erst später ihr wieder zuwenden. Sobald der Mensch an sich erfährt, daß er das Aeußere seines Körpers willkürlich zu verändern vermag, macht ihm die Vornahme von Aenderungen, gleich der Ausübung jeder anderen Fähigkeit, Vergnügen, großes Vergnügen. Aber weil ihm die Idee des Schönen, d. h. der mustergültigen Gestalten, noch nicht aufgegangen ist, so benützt er die neu entdeckte Fähigkeit anfänglich nur zur fratzenhaften Entstellung seiner leiblichen Erscheinung. Kleidung, Bauen und Ausstattung der Wohnung nach ästhetischen Grundsätzen ist erst möglich, nachdem der Mensch zur Idee des Schönen durchgedrungen ist. Dieses Vordringen vom Barbarischen zum echt Menschlichen hat sich in der Weltgeschichte dreimal vollzogen: in den Hellenen für die altorientalische Culturwelt, in der Renaissance für's christliche Mittelalter, und in der Schöngeisterei des vorigen Jahrhunderts fürs Reformationszeitalter. Aber die letzte der drei Bewegungen ist nicht zum vollen Durchbruche gekommen, und jetzt marschiren wir mit Riesenschritten in's Barbarische zurück. Man zeige die Silhouette gewisser Modenärrinnen einem Eremiten, der von Kindesbeinen an nichts mehr von der Welt gesehen hat, und lasse ihn rathen, was das für ein Thier sei, und es wird einige Zeit dauern, ehe er auf das genus homo sapiens verfällt.

Dieser Geschmacksverkehrung entsprießt ein verwickeltes Gestrüpp von Uebeln. Zuvörderst die schon hervorgehobene Einschränkung in der Befriedigung wirklicher Bedürfnisse. Sodann Beförderung der abscheulichen Pumpwirthschaft. Daß nicht allein Schneider und Modistin, sondern auch Schuster, Bäcker, Fleischer, Gewürzkrämer u. s. w. ihr Contobuch stets voll, aber niemals baar Geld im Beutel haben, daran ist eben vorzugsweise der Luxus schuld. Und — abgesehen von der thörichten Geldausgabe — welche Unnatur, wenn Kinder bei 25° Hitze schwarze Handschuhe tragen, wenn kleine Mädchen in allem Ernst ihre Visitenkarten austauschen! Letzterer Unsinn hat, gleich dem periodischen Photographirenlassen, Alles angesteckt bis zu den Stallmägden und Pferdejungen. Gelänge es jene unreelle Creditwirthschaft zu beseitigen und die Gewohnheit der Baarzahlung allgemein zu machen, so würde durch diese eine Aenderung die Lage unzähliger Gewerbetreibenden so wesentlich verbessert, daß die socialpolitische Gesetzgebungsmaschine die begonnene Arbeit ruhig einstellen dürfte: Meister, Gesellen und die Beschäftigten der Fabrikanten würden Kranken- und Altersversorgung u. dgl. mit Leichtigkeit und Vergnügen aus eigenem Antriebe selbst bestreiten.

Dann der Hang und Drang nach dem Stadtleben, da aller Sinn für die Freuden und Annehmlichkeiten eines einfachen, naturgemäßen und gesunden Daseins geschwunden ist, und überall nur noch dasjenige als Genuß gilt, was die Mode für Genuß ausgibt. Der Quartaner, welcher sich zwingt, eine Vierpfennigcigarre für ein Genußmittel zu halten, obwohl sie ihm wie Asa foetida schmeckt, ist der richtige Typus des Modemenschen. Ohne Großstädte ist freilich höhere Cultur nicht möglich. Aber für alle irdischen Dinge, die Tugenden nicht ausgenommen, liegt das Vollkommene nicht in den Extremen, sondern in einem mittleren Zustande, der ungestraft weder nach rechts noch nach links erheblich überschritten werden kann. Werden in einem Lande der Großstädte zu viele, und wächst ihre Einwohnerzahl über ein gewisses Maß hinaus, so ist es nicht mehr der Culturschatz der Nation, den sie vermehren, sondern bloß noch die sociale Gefahr.

Aus der Gruppe verwickelter Erscheinungen, mit der wir es zu thun haben, mag ein einzelner untergeordneter Punkt hervorgehoben werden. Die Eitelkeit unserer nordischen Cultur blickt mit Verachtung auf jene zurückgebliebenen Gegenden herab, wo man im Sommer barfuß geht; ja es soll Orte geben, wo es den Kindern armer Leute verboten wird, barfuß in der Schule zu erscheinen. Nun lernte ich vor Jahren einen ländlichen Pensionsgeber kennen, der seinen Zöglingen, den Söhnen reicher Eltern, im Sommer das Barfußgehen ausdrücklich verordnete, und es gibt wenige Vorschriften, die williger erfüllt würden als diese. Der Mann hatte recht, und zwar aus drei Gründen. Erstens der Reinlichkeit wegen. Wenn der Fuß nicht selten ein ekelhafter Gegenstand ist, so trägt er nicht selbst die Schuld, sondern der Strumpf, welcher den Schweiß auffaugt, und der Schuh, welcher die Ausdünstung zurückhält. Zweitens der Gesundheit wegen, indem die Verhinderung der Ausdünstung sammt der Verkrüppelung, welche der Fuß in seinem Futterale erleidet, sehr oft nicht bloß den Fuß, sondern den ganzen Menschen krank macht. Auch die Erkältung der Füße kommt nur von der Bekleidung. Endlich der Aesthetik wegen. Ein wohlgebildeter Fuß ist doch wahrhaftig schöner als alle Lackstiefeln der Welt; und wenn erst die Sitte der Fußeinschachtelung, welche, von Jugend auf geübt, stets Verkrüppelung zur Folge hat, allgemein durchgeführt sein wird, dann wird man die Form des Menschenfußes nur noch an Skulpturen der Vorzeit kennen lernen. Eigentlich hätte da auch die Naturwissenschaft ein Wörtlein mitzusprechen, der es nicht gleichgültig sein kann, wenn ihr ein Hauptgegenstand, der menschliche Körper, durch Verhunzung abhanden kommt. Ich überlasse es dem Leser, die zahlreichen interessanten Perspectiven weiter zu verfolgen, welche sich von diesem unscheinbaren Punkte aus ergeben.

Man sieht, diese Betrachtungen führen zur Lösung der viel ventilirten Frage, ob und in wie weit der Luxus nützlich oder schädlich sei.

Man muß unterscheiden: 1. Solche Dinge, die auf niederen Culturstufen als Luxus erscheinen, auf höheren aber Bedürfniß sind, und zwar Bedürfniß jedes einzelnen Menschen. Gut zubereitete Speisen; Kleider, die den Jahreszeiten angemessen sind; Leibwäsche, die öfters gewechselt und gereinigt wird; gesunde, trockene, luftige, sonnige Wohn- und Schlafzimmer; besondere Räume für die mancherlei Verrichtungen, die sich nicht gut mit einander vertragen; eine hinlängliche Menge reinen Wassers zum Trinken, Kochen, Waschen und Baden; zweckmäßiges und bequemes Hausgeräth; ein Garten oder ein Gärtchen; gute Heiz- und Kochvorrichtungen; hell brennende Lampen; eine Zeitschrift, einige Bücher — das sind die Dinge, die heutzutage jeder Einzelne haben muß, um sich wohl zu befinden, die

Digitized by Google

auch jeder Einzelne haben kann, da ja an Rohproducten wie an Arbeitskräften Ueberfluß herrscht, die aber trotzdem noch Millionen entbehren müssen.

2. Solche Dinge, die zwar ein Culturvolk als Ganzes nicht entbehren kann, die aber nicht jeder Einzelne zu besitzen braucht. Paläste, Brocate, Juwelen, die Mittel wissenschaftlicher Forschung, musikalische Instrumente, Werke der bildenden Künste, Teppichbeete, Racepferde u. s. w., sind theils für den materiellen, theils für den ideellen Bestand eines Culturvolkes nothwendig; letzteres deswegen, weil das geistige Leben in Vorstellungen besteht, und weil sowohl die Erzeugung wie die Benutzung bezw. Betrachtung jener Dinge eine Fülle von Vorstellungen hervorruft, ohne sie demnach ein Volk geistig verarmen würde. Aber es ist nicht nothwendig, daß jeder Einzelne diese Dinge besitze; der Mann der mittleren und unteren Stände hat auch so schon hinreichend Theil an ihnen, da ihm einerseits Beschauung und Mitgenuß gestattet ist (in Kirchen, Museen, Theatern und anderen öffentlichen Gebäuden; was den Privatbesitz anlangt, so kann der Reiche das Aeußere seiner Paläste wenigstens nicht verschließen; auch Gärten, Parks, manches Andere bleibt der Menge zugänglich; dazu kommen dann Schaufenster, Ausstellungen u. s. w.), und da er andererseits bei der Herstellung dieser Güter thätig ist.

3. Solche Dinge, die theils an sich überflüssig, wo nicht schädlich sind, und solche, die zwar an sich noch zur zweiten Klasse gehören, die aber durch ihr Vorhandensein in zu großer Menge lästig und mitunter schädlich werden.

Zu den an sich überflüssigen, wo nicht schädlichen, rechne ich jene Unmasse von Spielereien (Abziehbildchen, Schußbildchen u. dgl.), auf welche heute so viel Geld verschwendet wird und durch deren gänzliches Verschwinden die Behaglichkeit unseres Lebens und unser Ideenschatz nicht das Mindeste einbüßen würde; ferner die minderwerthigen Galanteriewaaren und den Schund in der Textilindustrie (Taschentücher mit Portraits für 3 Pfennige ꝛc.). Als Beispiele der anderen Art mögen die Musikinstrumente und die mancherlei Bestandtheile des Damenputzes gelten. Auch die Ueberfluthung mit billigen Farbendrucken ist sehr bedenklich; ein gutes Bild in jedem Zimmer, aber nicht Verwandlung der Wohnung in eine Bildergalerie; dieser Grundsatz des guten Geschmacks wird wohl von Niemandem angefochten. Die Kritik unseres Kinderspielzeuges würde eine eigene Abhandlung erfordern.

Die Ueberproduction an Luxusartikeln der dritten Klasse schadet also, indem sie den Geschmack für das Schöne, Gediegene, Echte, wahrhaft Werthvolle abstumpft, die unteren und mittleren Klassen zu unnöthigen Ausgaben verleitet und die Anhäufung eines schlecht bezahlten Arbeiterproletariats befördert. Wir sind so auf eine schiefe Ebene der gefährlichsten Art gerathen. Die Ueberfülle an Luxusartikeln erzeugt übergroße Billigkeit und die übergroße Billigkeit drückt die Arbeitslöhne, ohne daß die Unternehmer besondere Geschäfte machten. Die Berichte der Handelskammern pflegen bei solchen Industriezweigen anzumerken: nur durch Umsatz großer Massen könne das Geschäft rentabel erhalten werden. Um aber diesen mehr und mehr anschwellenden Massen den Absatz zu sichern, ist einerseits die Gewöhnung auch der untersten Volksschichten an den Gebrauch dieses Plunders, andererseits ein rastloser Modewechsel erforderlich. Der für letzteren von Ihering ausfindig gemachte Grund mag der ursprüngliche sein, aber das Absatzbedürfniß der Industrie ist schon längst der hauptsächlichste geworden. So wird denn trotz der erstaunlichen Billigkeit dieser Sächelchen durch sie das Ausgabeconto der Haushaltungen stetig vermehrt, die Baarzahlung erschwert, und unser Wirthschaftsleben verwickelt sich immer aus einem circulus vitiosus in den anderen.

Der oben angeführte alte Satz von der goldenen Mitte behauptet auch hier sein Recht. Nicht das Ueber- und Unmaß, sondern Maß und Harmonie in allen Dingen macht die Schönheit und Vollendung der Menschennatur aus und begründet des Menschen Glück. Der Schlemmer und der prunkende Geldprotz sind so wenig richtige Menschen, wie der schmutzige Ascet und der Wilde, und wenn irgendwo das Gesetz des Maßhaltens gilt, dann vor allem bezüglich jener überflüssigen Kleinigkeiten. Es ist also falsch, wenn häufig der Culturfortschritt ganz allgemein als Vermehrung und Verfeinerung der Bedürfnisse definirt wird, ganz ebenso falsch, wie wenn Andere die göttliche Bedürfnißlosigkeit als das zu erstrebende Ziel bezeichnen. Es hat seinen guten Sinn, wenn man einem verwilderten Volke das Bedürfniß der Reinlichkeit, wenn man einem unwissenden Volke das Bedürfniß mäßigen Lesens angewöhnt, aber es ist unsinnig und verwerflich, dem Landvolke und der Arbeiterbevölkerung das Bedürfniß des Rauchens, des Scats, der Glacéhandschuhe, der Tournüre, des gehäkelten und filirten Putzkrames anzugewöhnen.

Ein Rousseau thut uns noth. Freilich würde die Rückkehr zur Natur Ausschreitungen nach der anderen Seite hin erzeugen; die müßte man sich eben gefallen lassen. Der Gleichgewichtszustand bedeutet den Tod, Leben ist Streben der Gegensätze nach Ausgleich, ist Schwingen um eine Mittellinie. Daher ist das Abweichen von der Mitte kein Unglück, sondern eine Nothwendigkeit; ein Unglück ist erst derartiges Verranntsein in ein Extrem, daß man zur Mitte, bezw. zum Gegensatze nicht mehr zurück kann, denn das ist eine zweite Art des Todes, der Erstarrung. Also was gefordert wird, ist dieses: Allmähliche Rückkehr des Geschmackes zum Natürlichen; Einsicht in die Nichtigkeit des Conventionellen und der städtischen „Genüsse“; unbefangene Anerkennung jener Güter und Genüsse, welche die Natur darbietet, namentlich wenn ein gebildeter Sinn sie vertieft und verklärt; demgemäß auch Freude an ländlichen Lebensverhältnissen und ländlichen Beschäftigungen; Rückstauung der Arbeiterbevölkerung aus den Großstädten und Industriebezirken in schwach bevölkerte Gegenden (eine Forderung, die auch schon in diesen Blättern von Karl Walcker erhoben worden ist); enge Verbindung von Ackerbau und Industrie; Wiederherstellung einer zahlreichen Klasse von Ackerbürgern in den kleinen Städten; Vermehrung der Handwerker auf dem Lande; Wiederherstellung des Kleinhandwerkes durch Benützung kleiner Kraftmaschinen bezw. genossenschaftliche Benützung großer, wie das Werner Siemens auf der letzten Berliner Naturforscherversammlung beschrieben hat; damit wäre dann die breiteste Grundlage gesunden Volkslebens wieder gewonnen; es säße — mit unbedeutenden Ausnahmen — jede Familie auf ihrer eigenen Scholle; Ueberführung der Mehrzahl jener Arbeiter, welche in den Luxusindustrien beschäftigt sind, in die nützlicheren, lohnenderen und gesünderen: Baugewerbe, Gärtnerei, Maschinenfabrikation, Kunstgewerbe u. s. w.; Beseitigung der Frauen- und Kinderarbeit aus der Industrie (Frauen und Kinder würden nicht müßig zu gehen brauchen, sondern der erfreulichsten Arbeit genug finden, wenn jede Familie ein Häuschen, eine ordentliche Haushaltung, einen Garten und ein wenig Ackerwirthschaft besäße). Man sieht, daß in dieser Umwälzung, die sich natürlich nur ganz allmählich vollziehen könnte, zu welcher aber die oberen Klassen den Anstoß geben müßten — einzelne Familien geben ihn ja schon —, die Aenderung des Geschmackes eine Hauptrolle spielen würde. Wie wichtig ist es doch, um noch einen einzelnen Punkt hervorzuheben, für's Kunsthandwerk, ob die Käufer das Gediegene, Echte, wahrhaft Schöne zu würdigen wissen oder nicht, ob wenigstens die Vornehmen künstlerische Handarbeit von Fabrikwaare zu unterscheiden vermögen und erstere vorziehen! Daß es so wenig geschieht, darüber klagt auch der letzte Jahresbericht der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, und zu meiner sehr angenehmen Verwunderung finde ich in diesem Berichte, wo ich sie am wenigsten gesucht hätte, auch die Bestätigung eines der oben entwickelten Grundsätze. Auf S. 72 heißt es:

„Andererseits wird von den Freunden der Kunstgewerbe vielfach geklagt, daß Stoff und Arbeit in jeder denkbaren Art billiger zu schaffen angestrebt und so auf eine Verflachung der Kunst hingewirkt wird; zahlreiche tüchtige Talente, Künstler, Modelleure und Zeichner müssen sich in den Dienst der heutigen Massenerzeugung stellen. Dazu kommt die stete Veränderung des Geschmackes bei dem nervös überreizten Leben der modernen Gesellschaft, die den Genuß nur noch in dem ewigen Wechsel vom Neuesten zum Allerneuesten findet. Der plötzliche Wechsel, wie ihn

Digitized by Google

die jüngste Zeit mit dem Uebergange von Renaissance und Barock zum Rococco gebracht hat, kann dem wahren Interresse der Kunstindustrie nicht dienlich sein. Die Stilhascherei kann nichts Gutes, nichts Dauerndes bringen."

Das gilt auch von der Literatur. Wer findet bei der heutigen Hochfluth von Literaturerzeugnissen, bei dem rapiden Wechsel der Literaturmoden, noch Zeit, wer hat noch Lust, noch die Fähigkeit, sich liebevoll und ruhig in ein Buch zu versenken, die einzige Methode des Lesens zu befolgen, welche Genuß und Nutzen gewährt? Man darf dreist sagen: je mehr geschrieben wird, desto weniger wird gelesen. Wie viel gesünder wäre es, man wendete sich wieder Goethe zu und lernte bei ihm mit ruhigem Behagen arbeiten und genießen, als jener sogenannten Realistenschule (gegen gesunde Realistik habe ich natürlich nicht das Mindeste einzuwenden), die nichts Anderes hervorbringt, als die schon vom Altmeister charakterisirte Lazarethpoesie (Eckermann I, 253). Von solcher Wendung erwarte ich das Heil; von aller künstlichen „Socialpolitik", mag sie von Oben, von Unten oder aus der Mitte her versucht werden, verspreche ich mir nichts.

Nach zwei Seiten hin bedürfen diese Ausführungen der Ergänzung.

Erstens wäre der Schaden darzulegen, welchen die Prüderie, als eine besondere Art Unnatur, anrichtet. Dieselbe verschuldet z. B. Tausende von unglücklichen Ehen; und während wir in unserem öffentlichen Leben jede Erinnerung an den Naturboden, in dem unser Dasein wurzelt, abgestreift haben und als Wesen erscheinen, die nur noch aus Intelligenz und Sittlichkeit bestehen, illustrirt Freund Mephistopheles täglich das antike „naturam expellas furca" mit Verbrechen, die man sehr zu Unrecht bestialisch nennt, sintemal die wirklichen Bestien dergleichen nicht thun. Daran würde sich eine Prüfung der Weisheit jener Polizeibehörden schließen, welche unserer ländlichen Jugend zwangsweise das Tanzen abgewöhnen und solchergestalt die Verwandlung harmlos lustiger Bauernburschen in tückische, verbissene Socialdemokraten befördern. Endlich würde bei dieser Gelegenheit auch die angebliche Branntweinpest in etwas anderem Sinne besprochen werden, wie es von Leuten geschieht, die das Volk gar nicht kennen.

Andererseits wäre Folgendes zu untersuchen. Wenn sich die Massen der Arbeiterbevölkerung von der Kinkerlitzchen-Industrie ab- und der Herstellung sowie dem Erwerbe solider Güter zuwendeten, so könnte es sich möglicher Weise ergeben, daß unser Areal zur Ausstattung jeder Arbeiterfamilie mit einem Grundstück, daß unsere Bodenproduction zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht hinreichte, d. h. mit anderen Worten, daß für uns der Fall regionaler Uebervölkerung eingetreten wäre. Was wäre dann zu thun?

---

## Die Tagebücher der Brüder Goncourt.

Besprochen von Wilhelm Weigand.

(Schluß.)

In dem Romane „Manette Salomon" ruft eine der Personen einmal aus:

„Wie? Er hat seine Zeit vor sich und sieht sie nicht? Das Moderne! Darin liegt Alles! Die Empfindung, das Erfassen des gegenwärtigen Schauspieles, das sich aufdrängt, der Gegenwart, in welcher Ihr Eure Leidenschaften, etwas von Euch beben fühlt! — Darin liegt Alles für den Künstler. Ein Jahrhundert, welches so viel gelitten, das große Jahrhundert der Unruhe in den Wissenschaften, der Herzensangst um das Wahre, ein Jahrhundert wie dieses, glühend, gequält, blutend, mit seiner Krankenschönheit, seinen Fiebergesichtern, wie willst Du, daß sich nicht eine Form finde, um es auszudrücken. Was für Dinge in diesem verwünschten Jahrhundert."

Es sind die Goncourt, welche aus diesem Munde sprechen. Sie haben eine Leidenschaft für das Moderne, für das Alltagsleben, für das wechselnde Schauspiel der gewaltigen Stadt Paris, das sich unter dem zweiten Kaiserreiche gleichsam in ein neues Schönheitsgewand hüllte. Sie lieben dessen Gesellschaft, diese übermüthige, tolle Gesellschaft, in der die Dirne zu einer großen Dame werden sollte, zu einer Institution, mit der ein großer Theil der Nation zu rechnen anfing. Sie lieben leidenschaftlich die Beobachtung all dieses Treibens, wenn sie auch zuweilen in sittliche Entrüstung über den beginnenden Verfall ausbrechen. An einer Feuersbrunst kann man sich ästhetisch erbauen. Sie glauben, daß ein Bild, von der Feder mit allen Mitteln einer farbenschillernden Sprache gezeichnet, die Menschen um seiner selbst willen interessiren müsse, welche bisher nur eine Literatur gekannt, in der das Seelenleben die erste Rolle gespielt hatte. Immer wieder kommt das Wort modern unter ihre Feder. Aber war denn Balzac nicht modern? Allerdings. Aber er war kein Künstler, und die Brüder Goncourt sind Künstler vom Scheitel bis zur Sohle. Die schwerathmigen Schilderungen Balzac's, seine Aufzählung von Gegenständen in der Umgebung eines Romanhelden, entbehren aller künstlerischen Anordnung. Das fühlte man erst deutlich, als die schimmernden, blendenden Schilderungen der Madame Bovary zeigten, wie ein formkundiger Poet die Natur aufzufassen wußte. Balzac's Stil ist wohl zuweilen pittoresk, wie in den prächtigen mittelalterlichen „Contes drolatiques", in denen sich eine gallische Ader à la Rabelais wieder öffnete. Gautier aber war zu classisch, zu olympisch; er stand der Außenwelt wie ein Hellene gegenüber; mit sicheren Strichen schuf er seine Gemälde, er wurde nicht vom Anblicke einer herrlichen oder auch nur interessanten Natur krankhaft erregt, sondern bewahrte die Klarheit seines unvergleichlichen Auges. Aber seinen Schilderungen fehlt darum auch oft jenes geheimnißvolle Etwas, das Nervöse, Stimmungsvolle, welches auch weniger künstlerisch veranlagte Naturen ergreift. Ganz anders verfahren die Goncourt. Sie können nicht wie Gautier schaffen, der eine unglaubliche stilistische Begabung besaß, in dessen zahlreichen Werken man keine zwanzig nachlässig geschriebene Seiten nachweisen kann. Sie bedurften einer fieberhaften Stimmung, la forte fièvre hallucinatoire, um schreiben zu können. Sie feilen an den kaum niedergeschriebenen Seiten, sie sind echte Lateiner, denen die Form über alles geht. Aus den gelungenen Stellen weht uns dafür aber auch der volle Athem des modernen Lebens an, besonders des gewaltigen Paris. Aber nicht alle Menschen vermögen die Feinheiten dieser Naturschilderung, das oft ohnmächtige Streben das Unmögliche auszudrücken, mit richtigem Verständnisse zu würdigen. Und nun komme ich zu einem Punkte, der in der modernen französischen Literatur von größter Bedeutung ist.

Beide Brüder verdanken ihre Feinfühligkeit einem krankhaften Zustande ihres Nervensystemes. Das wußten sie sehr gut und meinten deshalb auch einmal, ihre Originalität wäre theuer genug bezahlt. Daher rührt auch vielleicht ihre Vorliebe für willensschwache Naturen, wie dieser Charles Demailly, in dem gleichnamigen Romane, eine Gestalt, der sie manche Züge aus ihrem eigenen Leben geliehen haben, die allen äußeren Einflüssen widerstandslos überlassen, ähnlich wie ihre Madame Gervaisais, eine jener Bürgersfrauen, die unter dem Bürgerkönigthume als die feinsten Blüthen französischer Cultur gelten konnten, ähnlich wie der Maler Coriolis in dem schon erwähnten Romane „Manette Salomon". Aber es liegt etwas Weltmännisches auf der Schilderung dieser Krankheitszustände, trotz aller unerbittlichen Wahrheit, und einer der beiden Brüder meinte einmal, der Naturalismus könne nur dann seine Stellung behalten, wenn er auch die Höhen des Lebens, die Kreise des Reichthums, der Eleganz, des Luxus in den Bereich seiner Darstellung zöge und damit dem Schönheitsbedürfnisse des Publikums genüge. Aber gerade in der Darstellung des Häßlichen kann sich die höchste Kunst entfalten; es ist ungleich schwieriger eine kranke Natur zu schildern, als eine gesunde. Die Brüder sind denn auch Geistesaristokraten im vollsten Sinne des Wortes.

Mit ihrer Vorliebe für Krankenhausstoffe stehen sie übrigens nicht allein da. Der ganze Romancyclus von Zola „Les

Digitized by Google

Rongon-Macquart" beruht auf ähnlichen Voraussetzungen. Eine Anzahl von jungen Talenten, welche die Brüder Goncourt als ihre Meister verehren, haben es längst laut verkündet, daß Frankreich in jenen Zustand eingetreten, den sie als die Verfallzeit, la décadence, preisen, weil er am ersten die interessanten Geistesblüthen einer aristokratischen Uebercultur zeitige und die feinsten Geistesgenüsse biete. Sie haben diese Entdeckung unter Triumphgeschrei verkündet, als echte Neuromantiker, denen der Sinn für das Allgemeine verloren gegangen.

Es herrscht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Romanfiguren der großen Russen und der Naturalisten, als deren erste bewußte Vertreter die Goncourt gelten können. Dort auch die schwanken Charaktere, angekrankt an der Wurzel des Lebens, am Willen, eine Beute der Ereignisse. Aber von der Keuschheit der Phantasie eines Turgenieff besitzen die Franzosen nichts. Sie sind eben Lateiner und berühren die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern mit der größten Offenheit, ja fordern für die neue Literatur das Recht, die Physiologie in umfassendster Weise zu berücksichtigen. Die Russen sind große Psychologen, die Franzosen Physiologen, die für höhere Naturen keinen Sinn besitzen, weil sie einfach Sittenmaler sind und große Charaktere eigentlich selten in ihre Umgebung passen, ja dieselbe fast immer erdrücken. Als Landschaftszeichner stehen sich Franzosen und Russen vielleicht gleich. Nur besitzen diese eine weit höhere allgemeine Bildung.

Sonderbar. Diese Franzosen sind auch heute noch durchaus Lateiner und doch hegen sie ein großes Vorurtheil gegen alle classische Bildung, oder auch gegen die Philosophie, wenn sie einmal Opposition machen wollen. Wohl sind auch die Goncourt Pessimisten. Aber sie sind es, wie viele ihrer Landsleute nicht geworden, weil sie Schopenhauer studirten; nein, wie der geistreiche Chamfort hat sie die scharfe Beobachtung des Lebens, vielleicht auch der eigene krankhafte Zustand, zu Pessimisten gemacht, wie Emile Zola seine dürftige Jugend, in der er die ganze Heftigkeit des Kampfes um das Dasein kennen lernte. An den beiden Brüdern ist nichts von der französischen Gymnasialbildung hängen geblieben. Und doch sind sie Historiker und Kunstschriftsteller geworden, allerdings in einem neuen Sinne, so daß man sie sogar bahnbrechend nennen kann. Von früher Jugend an waren sie in dem damals gering geachteten 18. Jahrhundert daheim, dessen Stiche, Radirungen, Flugschriften, Kunstwerke sie fleißig sammelten. Mit der ihnen eigenthümlichen Bitterkeit sprechen sie sich einmal darüber aus, wie in Frankreich classische Geschichtsforscher eine so hohe Stellung einnehmen, während eine ganz eigenthümliche Epoche, die Welt des 18. Jahrhunderts, bei dem Publikum nichts gelte. Es ist seitdem allerdings anders geworden. Sie haben eine lange Reihe von Werken über das 18. Jahrhundert veröffentlicht, über seine Maler, die Maitressen Ludwigs XV., über die Frau im 18. Jahrhundert, über die Gesellschaft während der Revolution. Es steckt viel Geist in diesen Büchern. Wie wahr und treffend ist nicht der Ausspruch über den melancholischen, auf seinen Bildern jedoch so lebenssprühenden Watteau, den sie den einzigen Dichter des Jahrhunderts in Frankreich nennen. Ueberhaupt könnten diese Studien über die Künstler von einem Fachgenossen herrühren, der alle Geheimnisse des technischen Verfahrens auf's Genaueste kennt und offen darlegt. Die Maitressen Ludwigs XV., die Herzogin von Châteauroux mit ihren drei Schwestern, die Pompadour, die Dubarry leben auf mit dem ganzen Hofe, von dessen reichem Leben die farbenbunte Schilderung und zahlreiche Documente ein anschauliches Bild geben. Wie Niemand kennen sie das Leben einer Modefrau, die Zimmereinrichtungen, alle die tausend kleinen Sächelchen, mit denen eine schöne kunstsinnige Frau den Salon und das Boudoir schmückt. Aber die geistige Welt bleibt ihnen dafür zum Theil verschlossen. Man lese eine Seite aus dem Buche von Taine „L'Ancien Régime" und einen Abschnitt aus einem einschlägigen Werke der beiden Brüder, und man wird sich durch die höhere Weltanschauung des Geschichtsschreibers und seinen knappen derben Stil wie gestärkt fühlen. Es ist einem, als ob man aus einem zierlichen Rococozimmer in einen englischen Park hinausträte. Bei Taine ein freier Ueberblick, der nur die Höhepunkte der Erscheinungen in's Auge faßt, bei den Goncourt ein Verweilen bei kleinen, aber für die Mode, für die Sittengeschichte, bezeichnenden Dingen, ein gleichsam tastender Stil, der durch kleine lebhafte Striche zu charakterisiren sucht. Von ihnen haben wir den Ausspruch: Eine Zeit, von der wir kein Stoffmuster haben, sieht die Geschichte nicht leben. Das Publikum brachte diesen eigenthümlichen Studien fast gar keine Theilnahme entgegen. Hugo, Musset, „die Schule des gesunden Menschenverstandes" mit Augier an der Spitze, Dumas der Sohn beherrschten den Roman und das Theater. Die Zeit für die Naturalisten sollte erst nach dem Falle des Kaiserreiches kommen. So darf es uns nicht wundern, wenn bei den beiden Brüdern nach und nach eine krankhafte Erbitterung gegen das Tagespublikum, gegen die Akademie, gegen alle officiellen Vertreter der Kunst, Platz griff. Wohl waren sie Weltmänner und durften ihren Groll nicht zeigen, den sie in angestrengtem Schaffen zu ersticken suchten. Sie besaßen einen unbändigen Ehrgeiz, der nicht ohne Eitelkeit, und ohne die rechte Größe. Sie wollten gepriesen sein, auch von der Presse und kamen der Allmächtigen doch nicht genug entgegen. In ihrem Tagebuche schütteten sie all ihren Grimm aus, neben den Aufzeichnungen über tausend Erlebnisse und Eindrücke. Ueber ihre Freunde und Mitstrebenden fällten sie nicht minder scharfe Urtheile. Und diese Urtheile sind es, welche bei dem französischen Publikum eine theilweise Entrüstung hervorgerufen haben, während Künstler und Schriftsteller den Werth der „menschlichen Documente" priesen. Die Tagebücher sollten erst nach dem Tode der beiden Brüder veröffentlicht werden. Freunde waren Schuld, daß der Ueberlebende sie schon jetzt der Oeffentlichkeit übergab, wie es heißt, nach manchen Streichungen. Die Brüder hatten Gelegenheit mit den ersten Schriftstellern ihrer Zeit zu verkehren. Sie nahmen an den berühmten „Diners de Magny" Theil, mit Taine, St. Victor, Sainte-Beuve, Renan, Flaubert u. A. Sie sollen dabei nur eine zweite Rolle gespielt haben, wie man behauptet. Sie sind nahe daran, den ganzen Kreis zu verachten. Das war also ein Kreis der auserlesensten Männer der Nation, und welche Abhängigkeit von Vorurtheilen, übernommen aus der Vergangenheit. Da wagten Einzelne noch den alten Homer über Gebühr zu ehren, indeß sie eine psychologische Studie viel höher schätzen als die Gedichte des alten Sängers. Gautier, auch der gutmüthige, begeisterte Gautier mißfällt ihnen. Am ärgsten kommt Sainte-Beuve weg, der doch zwei Artikel über die Schriften der Brüder verfaßt hatte, was sie als eine hohe Ehre ansehen konnten. Der große Kritiker macht ihnen den Eindruck eines kleinen Bürgers aus der Provinz, unter seinen Bonnen, die ja eine solche Rolle in seinem häuslichen Leben spielten, wie die Veröffentlichungen eines der indiscreten Sekretäre des Verstorbenen bewiesen. Die feinsten Kreise hatte der Kritiker besucht, sein langes Leben hindurch, und nicht einmal das Aeußere eines Weltmannes sich erworben, und seine Zimmereinrichtung zeigte die Abwesenheit jedes künstlerischen Geschmackes. Die ganze Natur Sainte-Beuve's war ihnen antipathisch. Er hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, hatte aber später aus Geistesneugierde die mannigfachsten Wandelungen durchgemacht. Er liebte die Alten und die classische Poesie seiner Nation, kannte auch die englische Poesie und schätzte an Goethe nicht sowohl den großen Dichter als den Kritiker. Aber trotz seiner Geistesfreiheit blieb ihm bis zu seinem letzten Augenblicke ein gewisses zögerndes Wesen eigen, das ihn heimlich seine jungen Freunde, wie den Dichter Baudelaire, anerkennen ließ, aber verhinderte, daß er öffentlich für die kühnen Neuerer Partei nahm. Wir besitzen von ihm Briefe an Emile Zola und Baudelaire, die seine ganze Natur zeigen. Er war eine weibliche Natur, eine Katzennatur, und Keiner verstand besser die Kunst in einem lobenden Satze zugleich auch empfindlich zu verletzen. Und was er in seinen Artikeln, mit ihrem eigenthümlichen, schillernden, oft allzufeinen Stil, nicht zu sagen wagte, das legte er in seinen berüchtigten Randnoten nieder. Wie eigenthümlich dieser Stil ist, merkt man erst, wenn man versucht, ihn in's Deutsche zu übertragen. Man begreift am Ende, daß der Kritiker den

Digitized by Google

beiden Brüdern nicht sympathisch war. Aber damit sind ihre Urtheile nicht gerechtfertigt, die sie über den alternden Mann fällen, der in den letzten Jahren seines Lebens sich an der Spitze der Jugend hielt und in seinem öffentlichen Auftreten seinen Muth bewies, indem er gegen die Clerisei im Senate auftrat. Bis auf seine politische Haltung werfen ihm die Unerbittlichen vor, mit einer Erbitterung, die peinlich wirkt. Man verkehrt, wenn man ein Gentleman ist, eben nicht mit denjenigen, die man nicht achten kann, und der „père Beuve", den man vielleicht vielfach überschätzt hat, verdiente aus ihrem Munde diesen Tadel am wenigsten. Dieser Mangel an würdiger Haltung trübt das Bild der beiden Männer, die in ihrem Streben so hoch gestanden. Aber noch ein anderer Eindruck bleibt aus diesem Tagebuche. Alle diese Schriftsteller, die zum Theil einen europäischen Ruf besitzen, sind nicht glücklich. Alle klagen über den Beruf, über seine Opfer, seine Enttäuschungen, über das unablässige Ringen, die gesteigerten Bedürfnisse eines verfeinerten Sinnenlebens, das die ewige Beobachtung als schmerzliches Genußmittel verlangt.

Die Brüder schreiben in ihr Tagebuch: Ich merke an mir, wie die Literatur, die Beobachtung, anstatt die Feinfühligkeit abzustumpfen, sie vergrößert, verfeinert, entwickelt, entblößt hat.

Für den Forscher kann das Tagebuch als ein wichtiges Zeitdocument gelten. Aber noch interessanter ist es, weil es uns die ganzen Brüder Goncourt zeigt, mit allen ihren Vorzügen und sehr großen Schwächen.

---

## Feuilleton.

### Ein Studienkopf.

Von Georg Keben.

Sie war eine Schülerin Devrient's und Balzac's. Devrient hatte sie unter dem Opernchor entdeckt, als sie eines Abends eine kleine Solopartie sehr unmusikalisch sang, und bald ihre geniale schauspielerische Naturveranlagung zur Kunst ausgebildet, die viele Jahre hindurch als ein Stern ersten Ranges am Theaterhimmel des Hofschauspiels glänzte. Von Balzac hatte sie die Lebensanschauung gelernt, daß Frauen erst mit dem dreißigsten Jahre anfangen, interessant zu werden, und ungefähr mit dem vierzigsten Jahre aufhören, dies zu sein. Feurige Weine veredeln sich bekanntlich, wenn sie die Aquatorlinie passiert haben, feurige Weiber desgleichen. Allerdings hatte sie die Aquatorlinie, selbst wenn man so galant war, dieselbe in das vierzigste Jahr zu verlegen, schon um eine Kleinigkeit überschritten. Sie persönlich hätte dies niemals zugegeben; sie ließ sich in einem Prozeß, den ihr Dichter-Tailleur — der berühmteste Mode-Schneider der Residenz, dessen allzu extravagante Rechnungen sie bestritt — gegen sie anstrengte, in contumaciam verurtheilen, nur um vor Gericht ihr Alter nicht verrathen zu müssen. Dieses Opfer war um so größer, als sie niemals einen Liebhaber besaß, der ihre Rechnungen bezahlt hätte. In ihrer Wohnung stand ein elegantes Betpult mit einem Madonnenbilde, vor dem sie in Gegenwart von Besuchern gern betete. Bei passenden Gelegenheiten trug sie ein Crucifix um den Hals. Fanny Rota war im Leben eine ebenso geistvolle Comödiantin als auf der Bühne, doch war die erstere Rolle mehr aufgezwungen als freiwillig. Gegen die Nachstellungen, denen sie beständig ausgesetzt war und die ihr stolzes Herz tief empörten, umgab sie sich mit einem Heiligenschein der Unnahbarkeit, der selbst auf die verwegensten Theaterhabitués abschreckend wirkte. Sie erreichte damit einen doppelten Zweck, denn ihre Allüren wurden gerade wegen des seltsamen Contrastes allgemein originell und pikant gefunden. In ihrer Glanzzeit bildete sich sogar eine Gemeinde von platonischen Verehrern, die — in Bezug auf Schauspielerinnen gewiß ein seltener Cultus — einzig für Fanny's schöne Seele schwärmten. Aber, ach, ihre Glanzzeit war längst vorbei! Auf den Frühling war der Sommer und auf den Sommer bereits der Herbst gefolgt.

„Fräulein Rota," schrieb eines Tages ein boshafter Kritiker, „haben gestern Viele mit dem Spätherbst verglichen, aber dieser Vergleich paßt meiner Meinung nach nicht. Der Spätherbst bietet das Bild einer kahlen Dürre, die Bäume, indem sie den üppigen Blätterschmuck ablegen, magern gleichsam ab, das Gegentheil ist bei Fräulein Rota der Fall. Sie besitzt jetzt ein überreifes Embonpoint, ihre früher so graciöse Taille ist stark verfettet. Ihr leichter, schwebender Gang von ehemals ist dadurch schwerfällig geworden. Ihr Organ hat seinen zu Herzen dringenden weichen Wohllaut verloren und einen Accent herber Jungfräulichkeit angenommen, der mich an dem überirdischen Gretchen des zweiten Theiles des Faust nicht stören würde. Leider hörten wir gestern den ersten Theil."

Als Fanny diese malitiöse Kritik las, war sie einer Ohnmacht nahe. Sie befand sich in einem solchen Zustande der Verzweiflung und zugleich der Sehnsucht, sich auszusprechen, daß sie ihren langjährigen Hausfreund, den berühmten Portrait-Maler Henry Campell, sogar vor ihrer Friseuse vorließ.

„Was sagen Sie dazu?" rief sie dem Eintretenden ohne weitere Vorrede entgegen, um dann sofort ihre nassen Augen hinter einem parfümirten Spitzentuche zu verbergen.

Da Campell soeben von einem Leichenbegängnisse kam, wurde es ihm nicht schwer, eine betrübte Miene anzunehmen.

„Was ich dazu sage?" antwortete er, sich behaglich in einen Fauteuil streckend. „Ich sage, daß dieser boshafte Spötter unzweifelhaft zu Ihren Verehrern gehört, denen Sie früher einmal einen Korb gegeben haben."

Sie griff dieses Trostwort begierig auf.

„Ich erinnere mich nicht ... aber es ist wohl möglich ... ja sogar wahrscheinlich. Sie werden Recht haben!"

„Nicht wahr? Allerdings hat sich dieser Mephisto seine Rache sehr lange aufgespart. Mindestens dürften es zehn Jahre her sein, daß er vor Ihnen auf den Knieen gelegen hat."

„Fangen Sie jetzt auch an, über mich zu spotten?"

Sie zog das Spitzentuch wieder wie einen Vorhang vor ihr Gesicht.

Campell stand auf, setzte sich neben sie auf das Sopha und ergriff ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Glauben Sie mir," sagte er in verändertem Tone, „daß ich Ihr Schicksal aufrichtig beklage. Aber Sie haben es selbst verschuldet."

„Wodurch?" fragte sie erregt, ihre Hand zurückziehend.

„Dadurch, daß Sie die höchste Kunst nicht verstehen, auch aus den Jahren eine Kunst zu machen. Sie spielen die Rollen Ihrer ersten Jugend noch heute in Ihrer — zweiten Jugend! Sie bauen auf die Rücksicht der Intendanz, welche die Tradition hochhält, und auf die Dankbarkeit des Publikums. Aber in letzterer täuschen Sie sich. Das Publikum wartet bereits ungeduldig auf Ihre talentvolle Nachfolgerin, deren unverbrauchte Kraft im Schatten Ihres Schattens mit Ihnen altert. Sie geben eine mehr als mittelmäßige Louise, während Sie eine vortreffliche Millerin wären."

„Ah!"

Fanny sah ihren Nachbar zur Linken sprachlos an, als könnte sie den Sinn seiner Worte noch nicht begreifen.

„Ueberwinden Sie Ihre Eitelkeit!" fuhr Campell unbeirrt fort. „Entschließen Sie sich endlich zu einem Rollenwechsel!"

Jetzt hatte Fanny die Sprache wiedergewonnen.

„Schweigen Sie! Ich will nichts weiter hören! Also Sie soufflirten diesem elenden Menschen, der mich vor der Oeffentlichkeit bloßstellt? Recht so! Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Wozu waren Sie auch zwanzig Jahre mein Freund! Es ist höchste Zeit, daß Sie sich um die Gunst der ätherischen Amerikanerin bewerben."

Den Beinamen „Amerikanerin" hatte Fanny ihrer Rivalin geringschätzig angehängt, weil sie von deutsch-amerikanischen Eltern abstammte.

Campell erhob sich und antwortete mit Festigkeit:

„Gerade als Ihr Freund hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen."

Sie schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Versteht sich! Es ist sehr bequem, jede Grobheit mit der Phrase »Wahrheit« zu umschreiben. — Ruhig, verwünschtes Thier!"

Sie packte den kleinen Schooßhund, der außer sich über ihre Erregung wüthend zu bellen anfing, und setzte ihn vom Stuhle unsanft auf den Teppich. Dann stieß sie ihr Fußkissen mit einer zornigen Bewegung bei Seite und blätterte in einem Gedichtbuche, dessen Prachteinband mit der Farbe der Möbelbezüge harmonirte, ohne auf ihren Gast weiter zu achten.

Es war das erste Mal, daß sie ihren Freund ihre nervös-gereizte Künstlerlaune empfinden ließ. Campell, welcher diese Caprice auch das erste Mal nicht dulden wollte, trommelte gelassen an die Fensterscheibe und summte halblaut:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond."

Plötzlich hörte er hinter sich das Knistern einer Seidenrobe. Als er sich wieder umwandte, befand er sich allein im Salon. Er nahm seinen Hut und machte eine ironische Verbeugung nach der halbgeöffneten Thür hin.

„Leben Sie wohl, mein Fräulein! Ich werde dem Herrn Kritiker sagen, daß er Ihre Gretchenerscheinung verschmerzen würde, wenn er Sie in Ihrer Häuslichkeit sähe. Zu Hause spielen Sie sogar die Rollen von Dienstboten."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre von einer unsichtbaren Hand heftig zugeworfen.

Campell lächelte.

„Ich verstehe. Man complimentirt mich hinaus! Gut! Ich komme nicht eher wieder, bis man mich rufen wird."

Und er wurde gerufen. Fanny bemerkte zu ihrer Verwunderung, daß sie eher den Beifall des Publikums entbehren konnte, als ihren langjährigen Freund. Ob es sein unverwüstlicher Humor war, an den sie sich gewöhnt hatte? Sie wußte es selbst nicht. Jedenfalls hatte er ihr nie Veranlassung gegeben, ihn ernsthaft zu nehmen. Er erzählte ihr phantastisch wie ein arabischer Märchenerzähler seine tausend Herzensabenteuer, und erst jetzt fiel ihr ein, wie eifersüchtig sie darüber gewacht hatte, daß er ihr keines verschwieg. Obwohl er mehrere Jahre älter war als sie, nannte er sie doch scherzend seine „mütterliche Freundin". Und sie fühlte sich wohl in dieser compromittirenden Ehrenstellung. Gerade in der Zeit, in der die Giftsaat jener Kritik üppig aufging, sehnte sie sich doppelt nach ihrem alten Vertrauten. Merkte sie doch deutlich an den leeren Bänken und dem lauen Applaus, der überdies häufig genug nieder-

Digitized by Google

gezischt wurde, daß das Publikum in zwei Parteien getheilt war: die Einen gingen in's Theater, indem sie sich über sie lustig machten, die Anderen machten sich über sie lustig, gingen aber nicht hinein.

So kam es, daß Campell eines Tages ein niedliches Fruchtkörbchen voll prächtig ausgewachsener Gartenerdbeeren erhielt; dazu ein Billet, auf das eine bekannte Damenhand die Worte geschrieben hatte:

„Beifolgend sende ich Ihnen mit herzlichstem Gruße Ihr Lieblingsdessert. Aber bitte, verzuckern Sie Ihren Essighumor und genießen Sie die Erdbeeren süß."

Worauf Campell umgehend antwortete:

„Verbindlichsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Da alle Gefühle bekanntlich aus dem Magen stammen, so bin ich wie immer Ihr herzlich ergebener Freund."

Mit dieser kurzen Correspondenz war der Friedensschluß proclamirt und Campell saß wieder mit derselben lächelnd moquanten Miene auf seinem gewohnten Platze in Fanny's Salon.

„Sprechen wir nicht mehr davon!" begann Fanny die Unterhaltung.

„O doch! Ich erinnere mich, daß Sie mich das letzte Mal nach meinen neuesten Kunstplänen ausfragten. Sind Sie gar nicht mehr neugierig?"

Sie dankte ihm mit leichtem Kopfnicken für sein Zartgefühl.

„Gewiß bin ich das! Sie wissen, daß mich Alles, was Sie betrifft, interessirt."

„Sie sind sehr liebenswürdig. Vielleicht helfen Sie mir suchen. Ich bin auf der Jagd nach einem weiblichen Studienkopfe."

„Und haben ihn noch nicht gefunden?"

„Leider noch nicht."

„Aber ich! Dort ist er!"

Sie deutete auf seine mächtig gewölbte Stirn, über welcher das Haar sich bereits spärlich zu verdünnen drohte.

„Nein! Mein Gehirn berauscht mich wie Mohnsaft, es schafft Spukgestalten der Romantik. Und ich will keine Romantik mehr. Ich bin es überdrüssig, meine Modelle zu idealisiren, bis vom Leben nichts weiter übrig bleibt als die Lebensgröße. Ich will Wahrheit, unverfälschte Natur, kurz und gut einen weiblichen Charakterkopf, mag er den Körper einer Bauerndirne oder einer Salondame zieren. Und zwar so bald als möglich. Mein Studienkopf soll bis zur nächsten Ausstellung fertig sein."

„Also ein Studienkopf!" murmelte Fanny sinnend.

Campell zündete sich eine Cigarette an.

„Jawohl, ein Studienkopf! Viel Haar und viel Charakter! Sie wissen, das Haar ist meine Stärke, besonders das blonde."

Fanny lächelte nicht ohne einen Anflug von Koketterie.

„Nun weiß ich auch, weshalb Sie so gern mit mir verkehren. Weil ich schönes üppiges Haar habe: das Tizian'sche Goldblond. Man sagt es mir wenigstens."

„Leider ist es nicht echt," dachte Campell bei sich selbst. Aber er verbesserte sich laut und sagte höflich: „Ich wünschte für meinen Studienkopf kein schöneres!"

„Gut! Ich halte Sie beim Worte. Nehmen Sie zu meinem Haare noch den übrigen Kopf. Ich werde Ihnen Modell sitzen."

Campell ließ vor Entsetzen die Hand auf das Knie sinken, ohne zu bemerken, daß er sich mit der Cigarette die Hose einbrannte. Erst ein heftiges Brennen schreckte ihn aus seiner Geistesabwesenheit.

„O weh! Ich habe mich verbrannt!" rief er verwirrt.

„Soll ich Wasser holen?" fragte Fanny besorgt.

„Ich bitte darum!"

Als sie ihm rasch ein Glas Wasser brachte, trank er es zu Fanny's Verwunderung aus. Er empfand ein dringendes Bedürfniß, sich innerlich abzukühlen.

„In der That, eine seltsame Art, eine Brandwunde zu kühlen," bemerkte sie lachend.

„Das ist so meine Gewohnheit! Also Sie wünschen . . .?"

„Von Ihnen gemalt zu werden. Sie haben doch nichts dagegen?"

„Ich? Gott bewahre! Sie erweisen mir eine besondere Ehre. Aber —"

„Nun . . . aber?

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich diesmal treu nach der Natur malen werde."

„Um so besser! Ihr Portrait wird die mißgünstige Menge überzeugen, daß ich noch so jung und anziehend bin, als ich mir auszusehen *schmeichle*," sie legte auf das letzte Wort einen affectirt humoristischen Accent. „Ihr Meisterwerk wird die beste Antikritik sein."

Er sah ein, daß sein Widerstand nutzlos sei. Schließlich überlegte er sich, daß eine zwanzigjährige Freundschaft wohl ein Opfer beanspruchen könne.

„Abgemacht!" sagte er resignirt.

Fanny dankte ihm durch einen aufmunternden Händedruck.

„Morgen ist die erste Sitzung!"

„Die erste!" seufzte er leise beim Hinausgehen. „Wann wird die letzte sein?"

Während der Sitzungen sah er mit geschärften Augen, wie sehr Fanny für ihre Cosmétiques schwärmte. Haar, Wangen und Augenbrauen waren stark gefärbt, es kam ihm vor, als copirte er ein Gemälde. Nun, die Runzeln, die sich in der Nähe bemerkbar machten, glättete er galant. Er tauchte seinen Pinsel in den Jungbrunnen und zauberte auf der Leinwand Jugend und Schönheit zurück. Dennoch war Fanny mit seiner Arbeit unzufrieden und ihre stummen Blicke sprachen beredt:

„Jünger . . . jünger . . . jünger!"

„Mein Gott," dachte Campell bei sich selbst, „soll ich denn aus dieser Matrone ein Baby machen!"

Endlich konnte er sein Modell entlassen und an die Detailausarbeitung gehen. Zuvor betrachtete er noch einmal prüfend sein Werk. Fanny hatte nach der dritten Sitzung das Roth auf ihren Wangen zu seinen Schatten abgeblaßt, sich eine ganz jugendliche Lockenfrisur aufgesetzt und ihrem Gesicht einen sentimental-schmachtenden Ausdruck gegeben; die Physiognomie, mit der sie die Louise spielte.

„Unmöglich!" rief Campell bestürzt, als er in seinem Atelier allein war, „Unmöglich kann ich diese perfecte Unnatur an die Ausstellung abliefern. Seit einem halben Jahre mache ich Reclame damit, daß ich diesmal den nacktesten Realismus male und alle Welt wartet gespannt auf mein Werk wie auf eine künstlerische Offenbarung. Und nun bringe ich diese Carricatur! Man wird mich todtlachen, todtlachen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Bah, fort mit der Galanterie, wenn sie mich mein sauererworbenes Renommée kostet! Ich fange zur Hälfte von vorn an. Die Grundformen können bestehen bleiben, nur die Ausführung wird eine andere. Aus einer häßlichen Schönheit mache ich eine schöne Häßlichkeit nach dem Spruche der Aesthetik: »Schön ist häßlich, häßlich schön!« Also vorwärts, Meister Campell!"

Als er das abgeänderte Portrait fast vollendet hatte, überraschte ihn eines Tages sein Modell. Es war ein Glück, daß Fanny zuvor mehrmals an die Thür seines Ateliers klopfte und ihm Zeit ließ, die Leinwand zu verhängen.

„Ihr Diener, meine Verehrteste! Was verschafft mir den Vorzug?"

„Ich komme zu mir selbst zum Besuche. Ich möchte gern mein Portrait sehen."

Campell bot ihr einen Stuhl, dem Trumeau gegenüber.

„Genügt es nicht, wenn Sie Ihr Portrait im Spiegel schauen?"

„So haben Sie mich doch hoffentlich nicht gemalt?" wollte Fanny fragen. Aber sie unterdrückte rasch diesen vorlauten Gedanken.

„Nein, im Spiegel zweifle ich an meiner Aehnlichkeit. Mir geht es wie den Leuten, die nur das glauben, was gedruckt ist. Ich muß mich gemalt sehen. Bitte, lüften Sie ein wenig den Vorhang!"

„Gestatten Sie mir, Sie zu überraschen."

„Ein wenig, nur ein klein wenig!"

„Ich bedaure außerordentlich. Es ist mein Princip, mich bis zum Moment der Veröffentlichung keiner Kritik auszusetzen. Lassen Sie gefälligst dieses verschleierte Bild unberührt!"

Fanny klappte kokett ihren Fächer auf und zu.

„Das verschleierte Bild zu Sais! Meinen Sie, daß sich hinter diesem verschleierten Bilde die Wahrheit verbirgt?"

„Ich schwöre es Ihnen!" antwortete Campell mit komischem Pathos.

„Sie machen mich immer neugieriger. Bitte, bitte! Lassen Sie mich mein zweites Ich sehen!"

„Es bleibt dabei: Nein!"

„Unwiderruflich?"

„Unwiderruflich!"

„Ich sehe ein, daß ich mich zu einem Opfer entschließen muß. Gewiß haben Sie während der zwanzig Jahre unserer Bekanntschaft noch niemals gehört, daß ich außer einem Theaterkusse jemals Küsse vergeben hätte?"

„Leider noch nicht?"

„Sie sollen der Erste und Einzige sein; das heißt, sobald Sie meinen Wunsch erfüllt haben. Wie gefällt Ihnen diese Prämie auf Ihr Portrait?"

Campell zögerte mit der Antwort, er befand sich in einer schwierigen Lage. Seine Ritterlichkeit gebot ihm, dieses zartsinnige Anerbieten einer Dame, überdies einer Freundin, zu acceptiren, anderseits verlor er damit seine besten Chancen als Künstler. Fanny hätte ihr ungeschminktes Abbild, das sehr gelungen war, unzweifelhaft confiscirt. Sollte sein Name zum ersten Male auf der Ausstellung fehlen?

„Sie bringen mich in die tödtlichste Verlegenheit meines Lebens, Verehrteste," sagte Campell nach einer Pause. „Ich schwanke zwischen Furcht und Hoffnung. Obwohl ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann, würde ich glücklich sein, wenn Sie die Prämie, die Sie mir ausgesetzt haben, nicht zurücknähmen."

„Sie gehen zu weit!" erwiderte sie kühl, auf's tiefste in ihrer Eitelkeit verletzt. „Ich werde einfach von meinem Rechte Gebrauch machen. Sie haben mir Ihr Portrait geschenkt, folglich gehört es mir." Sie trat hastig einige Schritte vorwärts, um die Hülle von der Leinwand zu reißen.

Campell setzte sich in Vertheidigungsposition, indem er sich schützend vor die Staffelei stellte. Aber er überlegte sofort, daß er hier nicht Gewalt mit Gewalt zurückgeben konnte. Ein Sieg in solchem Kampfe wäre schimpflicher gewesen als eine Niederlage. Was thun? Die Noth macht erfinderisch. Sie gab ihm eine rettende Idee ein, eine unblutige Kriegslist.

Schnell entschlossen umschlang er Fanny's Nacken und drückte einen Kuß auf ihren schwellenden Mund, das einzige, was noch frisch an ihr war.

Aufschreiend mit einem Wuthblick beleidigter Scham und Würde stürzte Fanny aus dem Atelier. Das Mittel war radical, aber — es hatte geholfen.

Als sie fort war, wußte Campell nicht recht, ob er lachen sollte. Der Kuß brannte noch feurig auf seinen Lippen.

„Ich erinnere mich jetzt," sagte er nachdenklich, „daß sie früher einmal schön war. Was doch die Illusion Alles thut!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### Die Eröffnung des Lessing-Theaters.

Das Lessing-Theater ist am Dienstag den 11. September eröffnet worden und hat auf dem ersten Blatt seiner Annalen einen wohl verdienten Erfolg — der Baumeister zu verzeichnen. Das festlich gestimmte und gekleidete Publikum gab sich sichtlich dem wohlthuenden Gefühle der Sicherheit hin, promenirte mit Vorliebe in den breiten Corridoren, zählte mit steigendem Behagen die Masse der Nothausgänge und erwog entzückt die Unwahrscheinlichkeit eines Brandes in dem aus Eisen und Stein construirten Gebäude. Diesen materiellen Empfindungen gegenüber treten etwaige ästhetische Bedenken in die zweite Linie. Die Rücksicht auf die Leichtigkeit der Circulation hat zu einer breit hingelagerten, etwas gedrückten Bauform geführt, die sich in allen Raumverhältnissen mehr oder minder fühlbar macht. Selbst die leichte und gefällige Rococcodecoration des Zuschauerraumes vermag über diesen Eindruck nicht fortzutäuschen. Ueberall sind praktische Gesichtspunkte maßgebend gewesen, und das ist bei einem modernen Theater mit seinen gesteigerten Anforderungen an Sicherheit und Bequemlichkeit nicht mehr, als billig. Dabei wirkt der Zuschauerraum, im Großen und Ganzen in einem gelblichen Weiß gehalten, mit lichten Farbentönen in Ornament und Draperie durchaus gefällig und vornehm. Nur die rostbraune Tapete im Parquet und im ersten Range drängt sich aus dem freundlichen Gesammtcolorit schwerfällig hervor. Bildnerischer Schmuck ist in bescheidenem Maße zur Anwendung gekommen. Außer der Lichtträgerin über dem Giebeldach des Portikus von Klein und dem Lessingmonument von Eberlein in der Vorhalle sind nur die Voluten tragenden Karyatiden des Zuschauerraumes und zwei Genien hervorzuheben, die sich Mühe geben, über der Mitte der Bühnenöffnung eine Tafel mit der Inschrift: „Kunst und Natur sei eines nur" fest zu halten, aber auch bereit zu sein scheinen, besagter Tafel, falls sie herabstürzen sollte, mit gespreizten Beinen nachzuspringen.

Stark in Gefahr war, wo nicht die Tafel, so doch der Sinnspruch trotz aller von Blumenthal gedichteten, von Frau Claar-Delia warmherzig gesprochenen Prologversicherungen schon in der Eröffnungsvorstellung. Herrn Ernst Possart geht ein bedeutender Ruf als Regisseur voraus. Er hat damit begonnen, Lessing's Nathan als Experimentirfeld für Decorationskunst und Costümprunk zu benutzen. Gegen ein solches Attentat ist allen Ernstes zu protestiren. Die schlichte Weisheit Nathan's darf nicht im Prunkgewande eines Märchens aus Tausend und einer Nacht einherstolziren. Was da auf der Bühne gesprochen wird, ist so gedankenschwer, daß jede Ablenkung durch wohlfeile scenische Effecte vom Uebel ist. Gerade Herr Possart als Nathan hat alle Ursache, jede Zerstreuung von Aug' und Ohr eines Publikums fernzuhalten, das er durch larmoyanten Tonfall und honigseimartigen Redefluß zu hypnotisiren liebt. Seine Nathanauffassung geht von der in Gath ermordeten Familie aus, vergißt, daß seitdem achtzehn Jahre verflossen sind und läßt den gottergebenen Juden noch immer in Sack und Asche herumschleichen. Das kosmopolitische Element im Charakter Nathan's, die vielen Züge seinen Humors, die haarscharfe, mit Worten und Begriffen spielende Dialektik, das Alles verschwimmt in wässriger Redseligkeit zu einem farblosen, verwaschenen Bilde. Fast hat es den Anschein, als wollte Herr Possart in ungewohnter edler Selbstverläugnung der warmblütigen Gestalt des Derwisches von Adolf Klein zur Folie dienen. Sobald der Defterdar des Sultans auftrat, ging eine Bewegung durch die Reihen des aus der Hypnose erwachenden Publikums. Auf der Bühne wie im Zuschauerraume wurde es lebendig, es stellte sich jene Wechselwirkung zwischen Darstellung und Auditorium her, die das Geheimniß des Erfolges ausmacht. Wie im Sturm eroberte sich Klein die Herzen aller Zuschauer, die beifallslustig gekommen waren und durchaus nicht mit unzerrissenen Handschuhen nach Hause gehen wollten.

Leider fand er bei seinen Mitspielern sehr dürftige Unterstützung. Nur Herr Drach als Tempelherr reichte noch ungefähr an seine Aufgabe heran. Im ersten und zweiten Acte schien es fast, als wollte er sich mit dem Derwische in die Ehren des Abends theilen. In der Liebesscene mit Recha brachte er sich durch übertriebene Action selbst um die besten Hoffnungen und erlahmte sichtlich im Gefühle seines aussichtslosen Mühens. Was sonst an dem ominösen Eröffnungsabende geleistet wurde, stand tief unter dem Niveau der gehegten Erwartungen. Leistungen, wie Herrn Salomon's Saladin mögen in der Provinz erlaubt sein, bei einem hauptstädtischen Publikum erregen sie gerechte Verwunderung. Der Klosterbruder des Herrn Kober war auf die trippelnde und lispelnde Einfalt, der Patriarch des Herrn Vischer auf die dickleibige, rothnäsige Carricatur hinausgespielt. Von den drei Damen schweigen wir aus Höflichkeit und glauben unserer Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn wir sagen, daß Fräulein von Dierkes als Recha sehr hübsch aussah.

Es wäre ungerecht, dem Lessingtheater auf Grund des Mißerfolges des ersten Abendes ein Prognostikon stellen zu wollen. Die Nathanaufführung hat offenbar nur die Bedeutung eines scenischen Prologes, sie ist eine Huldigung, die der Begründer eines aussichtsvollen, mit freudigen Hoffnungen begonnenen, mit anerkennenswerther Energie durchgeführten Unternehmens dem Patrone des Hauses schuldig zu sein glaubte. Bei derartigen Ovationen pflegt man mehr auf die gute Absicht, als auf die schwachen Kräfte zu sehen, und das Publikum, sonst kühl bis an's Herz hinan, gab seinem noch unerschütterten Vertrauen am Schlusse durch einen Hervorruf des jüngsten Berliner Theaterdirectors Ausdruck. M.

### Das Königliche Schauspiel im Wallnertheater.

„Der Herr Major auf Urlaub". Lustspiel in vier Acten von E. Heiden und Francis Stahl. In Scene gesetzt von Director Anno.

Die Atmosphäre des Königlichen Schauspielhauses läßt das, was man eine energische Ablehnung nennt, bekanntlich nicht zu, sonst wäre sie der ersten Lustspielnovität der Saison in deutlichster Form zu Theil geworden. Der Erfolg, den das Stück an süddeutschen Bühnen gefunden hat, ist eines jener Räthsel, deren Lösung in den unterscheidenden Stammeseigenheiten der Reichsdeutschen und der Oesterreicher zu suchen sein dürfte. Für unseren nordgermanischen Geschmack ist die Fabel dieser vieractigen dramatischen Kleinigkeit denn doch zu dürftig und harmlos. Ein Backfisch, der von seiner kindischen Schwärmerei für den fünfzigjährigen, mäßig conservirten Onkel Major geheilt werden muß, entbehrt selbst des entschuldigenden Reizes der Neuheit, und die gleichzeitige Heilung des vom Eitelkeitsteufel gepackten, bedenklich angealterten militärischen Seladons erweist sich als mildernder Umstand durchaus unzulänglich. Es wird überhaupt in dem Stücke zu viel herumgedoctort und von allen möglichen Kurpfuschern zum Erstaunen des Publikums auch wirklich geheilt. Da ist noch ein anderes Liebespärchen, das aus dem allgemeinen Sanatorium nach erfolgreicher Behandlung unmotivirt gesund entlassen wird. Er hat sich nach seiner Meinung auf einer Schweizer Reise incognito mit einer unbekannten jungen Wittwe verlobt und sie versucht vergeblich, ihm dieses entsetzliche Geheimniß zu entreißen, bis es sich herausstellt, daß die andere mysteriöse Sie ihn eigentlich nur einer mitleidigen Regung nachgebend auf die Stirne geküßt. Die erfolgreich arbeitende Sanitätscolonne besteht aus eben jener dem Gattungsbegriff entsprechend capriciösen und koketten Wittwe und dem unvermeidlichen unbeweibten Bonvivant. Zum Ueberflusse haben wir es auch noch mit einem kranken Schimmel zu thun, der dringend veterinärer Fürsorge bedarf. Was bei dem Vierfüßler mit Spirituseinreibungen und durch ein Stück Zucker von der Hand seines Herrn erreicht wird, der ihn während seines erotischen Anfalles bedenklich vernachlässigt hat, dazu bedarf es natürlich bei den zweibeinigen Leidensgenossen wirksamerer Mittel. Da wird die junge Wittwe im Atelier ihres Verehrers, den sie später an den schwärmerischen Backfisch abtritt, so künstlich beleuchtet, daß sie wie ihr eigenes Portrait aussieht, da muß der unglückliche Major von der Cavallerie so lange Bergtouren behufs unausgesetzter Bewunderung des Sonnenaufganges machen und dann zur Erholung Ball schlagen, bis er sich den Hexenschuß geholt hat. Schließlich tritt als deus ex machina eine Flasche Senfspiritus auf, die ihn gleichzeitig von seinem Rheuma und von seinem Liebeswahne befreit. Die eigentliche Krisis wird dem Scharfblicke des Zuschauers rücksichtsvoll entzogen, und so sieht man am Schlusse staunend ein, daß man sich ganz vergeblich um das Lebensglück liebenswürdiger Menschen geängstigt und daß Senfspiritus ein ganz besonderer Saft ist.

Gespielt wurde durchweg unter dem deprimirenden Gefühle absolut verlorener Liebesmüh'. Die Drolerie Fräulein Conrad's, die weltschmerzliche Zerrissenheit Vollmer's, die treuherzige Derbheit Krause's vermochten nicht über die Interesselosigkeit der übrigen Partien fortzuhelfen, mit denen sich die Damen Kahle und Meyer, die Herren Oberländer, Müller und Liedtke matt und müde quälten. M.

## Opern und Operette.

„Der Glücksritter", Operette in drei Acten von Alfons Czibulka, Text nach dem Französischen von Rich. Genée, M. Mannstädt und Bruno Zappert. Zum ersten Male gegeben im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. — Sommeroper bei Kroll. — Bötel, Mierzwinski, Bulß. — Marianne Brandt. — Frau Heink. — Die Königl. Oper; Herr Capellmeister Sucher, Frau Sucher.

Müßte der Berichterstatter das Gold kaufen, in welches er bei jeder neuen Operette die Pillen für Componisten und Textdichter zu hüllen hat, es käme für die Redactionen, die ja Baarauslagen zu erstatten haben, keine kleine Rechnung heraus. Aber selbst nur nach dem ideellen Werthe des Nachdenkens und des Zeitaufwandes bemessen, ist der Bericht über die Operetten der kostspieligste. Denn das Suchen nach einer neuen Betrachtungsvariation über dieses abgedroschenste Thema erfordert mehr Zeitaufwand und Denkanstrengung als irgendwelche bedeutende Kunstanstrengung, die doch Anregung und Freude am Denken erzeugt.

Bezüglich dieser neuesten Operette kann ich mich nicht entschließen, die Pille für die Herren Textdichter zu vergolden oder zu versüßen, denn sie haben einen sehr gut verwendbaren, ihnen bereits „aus dem Französischen" überlieferten Stoffe in ganz ungeschickter Weise verdorben. Die Handlung spielt in London 1660, unmittelbar vor dem Einzuge Karls II. Daß in der Textbehandlung die Geschichte vollständig auf den Kopf gestellt ist, daß Karl II. als „Prätendent" geschildert wird, für den die Königin eine Verschwörung anstiften muß, während er durch Parlamentsbeschluß zurückberufen ward; daß an der Spitze der königstreuen Verschwörer der Herzog von Montrose steht, der schon neun Jahre vorher in Schottland hingerichtet worden, das, sowie vieles Andere, sei gar nicht in die Wagschale des Tadels gelegt, da von jeher Bühne und Geschichtswahrheit zwei verschiedene Dinge sind. Aber daß den eigentlichen komischen Bühnenwirkungen, zu welchen die Darstellung jener Zeit so viele Mittel bot, gar

Digitized by Google

keine Aufmerksamkeit zugewendet ward, das kann die Kritik nicht ungerügt hingehen lassen. Wie leicht war es gewesen die Puritaner und die Cavaliere und ihre Gegensätze in vollem Lichte erscheinen zu lassen! Jene mit ihren kurz geschorenen Haaren, groben Anzügen, näselnder Rede und endlosen, der Bibel entlehnten Namen (Maher-schalal-Hasch-Basch, oder nur durch den Erlöser geretteter, sonst verdammter Barebones), diese mit ihren langen Haaren oder Perücken, glänzender Kleidung und überlustigen Gesprächsweise; jene wachsam, tapfer, aber unausstehlich, diese sorglos, tollkühn, liebenswürdig. Aber die Puritaner im „Glücksritter" sind unglaublich dumme Krähwinkler, der Gouverneur von London Middleditsch eine Art von Trottel, der fast immer schläft, seine beiden vertrauten Diener, zwei Bajazzi. Der ganze Text ist ein vortreffliches Beweisbeispiel zum Sprichworte „Viele Köche verderben den Brei"; man hört aus jeder Scene heraus, wie der eine Dichter die Singverse, ein anderer die Gespräche, ein dritter die Wortspiele und Couplets gemacht hat, und so kommen denn die verkehrtesten Dinge zum Vorschein: der Held des Stückes, ein junger Schottländer, der als „Glücksritter" nach London kommt, läßt sich von einer unbekannten Schönen, in die er sterblich verliebt ist, bereden, den Puritanern gegenüber als der „Prätendent" zu erscheinen, damit die Königin Zeit gewinne; er wird zum Tode verurtheilt, und geht sich vorzubereiten; sein Diener, der ihm treu zugethan ist, singt — unmittelbar nach der Entfernung des Herrn — ein Couplet mit den Endreimen „den Vogel erkennt man am Gefieder, den Hirsch aber am Geweih" oder „den Pflanzenesser am Sauerkraut" — „Das genügt"!

Die Musik des Herrn Czibulka bewegt sich gleich dem Texte in allerhand Widersprüchen; doch muß dem Componisten zugestanden werden, daß manche Nummer Talent für feineren Stil zeigt, daß besonders einige mehrstimmige Stücke Geschick und bessere Gesinnung beweisen; die Einzelarien, die sich meistens im Walzerzeitmaße bewegen, kommen freilich aus der älteren Operettenform nicht heraus. Nicht umhin kann ich auch, die Nachlässigkeit der Instrumentation zu rügen. Unsere Zeit hat in einem so starken Maße an charakteristischen Tonfärbungsmitteln gewonnen, daß dieselben auch in einer Operette verlangt werden können, und das um so mehr, als ja der eigentliche „Gründer" der modernen Operette, Offenbach, ein Meister der feinen, prickelnden, witzigen Instrumentation und Harmonisation gewesen war. Freilich haben seine Nachahmer, und besonders die deutschen, gröbere, lärmendere Behandlung des Orchesters eingeführt, und es gibt fast keine Empfindung mehr, welcher sie nicht mit Begleitung von Posaunen und türkischer Trommel Ausdruck verleihen; aber der Glanz dieser Herren ist in stetem Verbleichen und es wäre an der Zeit, daß sich diejenigen, die noch feinere Gefühle bewahrt haben, und zu denen wir Herrn Czibulka gerne rechnen, bald nach solchen Textbüchern umsehen, in welchen der Operettenton nicht vorherrscht, oder wenn sie schon durchaus eine Operette schreiben wollen, nur solche wählen, in welchen nicht Feineres und Gemeines dicht neben einander liegen, wie Süßigkeiten und Knoblauchwurst auf manchen Eisenbahnschenktischen. Also etwas recht Lustiges, Uebermüthiges mit entsprechender kecker Musik, so daß man nur den Maßstab des Zeitvertreibes anlegen kann, oder wirklich feines, sorgfältig Gearbeitetes; tertium non datur.

Gesungen und gespielt wurde im Ganzen recht lobenswerth. Vor Allem ist Fräulein Offenay zu nennen, die sich als gute Darstellerin auch in der feineren Gattung bewähren würde; eine neu angeworbene Sängerin, Fräulein Lejo, zeigte Talent, Fräulein von Herger, die jetzt die Stelle des Fräulein Stubel vertritt, ahmt ihre Vorgängerin nach; ich habe für dieses immer sich gleich bleibende Mienenspiel und für gewisse „fesch" sein sollende Geberden kein rechtes Verständniß. Unter den Herren war der neue Tenorist sehr gut, der den sonderbaren Namen del Zopp führt; es soll ein angenommener sein, und da ist's verwunderlich, daß man auf keinen wohlklingenderen verfiel. Der Herr besitzt übrigens stimmlich und schauspielerisch viel Begabung. Die Herren Wellhof und Klein sind an dieser Stelle schon oft mit vollem Lobe anerkannt worden, sie verdienen es auch heute. Der Erfolg war ein freundlicher, aber keiner, der auf nachhaltigen starken Besuch schließen läßt; dem thätigen Director wäre wohl zu wünschen, daß eine Neuheit endlich „einschlüge". Aber es ist jetzt eine schwere Zeit über die Theater hereingebrochen, welche sich der Posse und der Operette widmen. Das Publikum weiß eigentlich nur mehr, was es nicht will; ihm „Amüsement" zu bieten, ist fast unmöglich; Stücke, die es vor wenigen Jahren mit Jubel begrüßte, sind ihm heute zuwider, und für Feineres ist es unempfindlich. Und nicht bloß Armeen wachsen nicht auf der flachen Hand, auch Operetten.

Das Krolltheater hat am 16. September seine Opernsaison beendet, und wird nur noch für einige Concerte von Teresina Tua seine Pforten offen halten. Als der geniale Begründer dieser Sommeroper, J. C. Engel, gestorben war — ein Mann, der den Berlinern durch seine witzigen Einfälle ebenso volksthümlich bekannt war, als durch seine geschickte Theaterleitung — da ward die Befürchtung rege, daß es seinem Sohne und Nachfolger nicht gelingen dürfte, das Theater auf seiner Höhe, d. h. in der Gunst des zahlenden Publikums zu erhalten. Die Befürchtung hat sich als unbegründet erwiesen; der verflossene Sommer kann zu den für die Kasse günstigsten gerechnet werden. Allerdings waren ja auch alle Namen, denen Anziehungskraft innewohnt, auf den Zettel gebracht worden. Da kam zuerst Bötel mit seiner echten Tenorstimme und seiner naiven Vortragsweise, der man natürliche Empfindung nicht bestreiten kann. Daß er immer und immer den Lyonel und Troubadour vorbringt, ist ihm um so weniger zu verübeln, als diese Opern jedesmal das Haus am stärksten füllen, classische oder nur heroische Partien seiner Wesenheit nicht passen, und ihm daher auch keine Erfolge bringen würden. Viel strenger muß über Herrn Mierzwinski, insbesondere aber Herrn Bulß, dem bedeutendsten der drei, geurtheilt werden. Herr Mierzwinski, der in dem Sommer zweimal, im Anfange und zu Ende gastirte, scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, immer unmusikalischer zu Werke zu gehen, immer weniger auf Tact und richtigen Vortrag zu achten, und nur den Effect der hohen Töne, der colossalen Läufer und Triller und der schönen Stellungen in eng anschließendem Costüm anzustreben. Diese Effecte gelingen ihm ja auch, daß sie aber nicht immer dieselbe Anziehung ausüben, bewies der Besuch während des zweiten Gastspieles. Herrn Mierzwinski's „Eleazar" in der „Jüdin", war vor einigen Jahren noch eine sehr interessante Leistung; er spielte damals vorzüglich, und gab sich Mühe, im Tacte zu singen. In diesem Sommer mußte man die Kunst des Capellmeisters bewundern, der das Orchester bei der Begleitung des berühmten Sängers zusammenhielt, daß es bei dem Ueberspringen von viertel und halben Tacten nicht vollständig aus dem Geleise kam. — Was nun Herrn Bulß betrifft, der als „Zampa", „Don Juan" u. s. w. auftrat, so können wir nur sagen, daß dieser Künstler mit einer herrlichen Stimme begabt, mit ganz tüchtigen musikalischen Studien ausgerüstet ist, und daß es um so bedauerlicher und rügenswerther erscheint, wenn er die gewöhnlichen Theatermittelchen, das lange Ziehen der hohen Töne, den überempfindsamen Vortrag und gewisse abgebrauchte Spieleffecte verwendet, um einen Erfolg zu gewinnen, den er auch ohne solche unter seiner Künstlerschaft stehenden Manöverchens sicher erränge; derselbe würde vielleicht nicht gleich sich so lärmend kundgeben, mit tosendem Beifallklatschen; aber er wäre ein ebenso sicherer, nachhaltigerer und auf allen Seiten gleichmäßig festgestellter. Und daß selbst das Sommeroper-Publikum für echt künstlerische, ohne jede Ueberhülfe gebotene Leistungen volle Empfänglichkeit besitzt, erwies sich bei dem Gastspiele der Frau Heink aus Hamburg. Diese treffliche Sängerin kam ohne besonderen Ruf und ohne jegliche Vorpreisung, und erwarb sich die volle Gunst des Publikums durch ihre schöne seltene Contraaltstimme und durch ihren warmen, leidenschaftlichen und immer in den Grenzen des Schönen verweilenden Vortrag.

Was aber soll ich von Marianne Brandt sagen, die zu Ende der Saison mehrere Male als Fidelio und als Fides aufgetreten ist, und welche dieses Gastspiel als ihr letztes vor dem Zurückziehen in das Privatleben bezeichnet haben soll? Diese große Künstlerin, die einst eine Zierde unserer Hofoper war, und in deren verschiedenartigsten Rollen gleich Ausgezeichnetes leistete, hat die letzten Jahre fern von der Heimath, an der deutschen Oper in New-York gewirkt. Und auch die wärmsten Verehrer konnten sich des Bangens nicht erwehren, daß sie da drüben doch manchen starken Effect noch schärfer zugespitzt haben mochte, daß sie im Lande, wo das electrische Licht schon lange zu den alltäglichen Dingen gehört, sich gewöhnen konnte, auch grellere Tonfarben anzuwenden. Aber zum allgemeinen Erstaunen und Entzücken hat Marianne Brandt mit milderen und einheitlicheren Vortragsaccenten gesungen als ehedem; kein schriller Ton in der Höhe, kein gewaltsamer in der Tiefe war vernehmbar; jede Arie, jede Wirkung in mehrstimmigen Stücken bot ein vollkommen abgerundetes, in die kleinsten Einzelheiten künstlerisch durchdachtes, einheitliches Ganzes. Marianne Brandt hat niemals schöner, edler und tiefer gemüthvoll gesungen, als in diesem Sommer. Und sie will sich jetzt zurückziehen? Wohl mag sie es als schwere Kränkung fühlen, daß ihr die Pforten der Hofoper verschlossen bleiben, aus der sie durch willkürliche und zwecklose Aenderungen*) vertrieben worden war; aber noch gibt es ja Bühnen genug, die eine solche Künstlerin mit Freuden aufnehmen werden.

Einstweilen befindet sich die Königl. Hofoper noch in dem Stadium der Versuche und Aenderungen. Der neue Kapellmeister, Herr Sucher, hat sich als ein sehr tüchtig routinirter Führer bewährt, der vom Orchester die unbedingt nöthige Achtung vor seinem Können sofort zu erlangen verstand; ob er die Kraft und Ausdauer besitzt, die eingewurzelten Schäden zu beseitigen, muß die Zeit lehren. Seine Gattin, die berühmte Sängerin, die vor der Hand auf vier Monate von der Hamburger Direction geliehene, hat in den Wagner'schen Opern die verdienten glänzenden Erfolge errungen. Herr Kapellmeister Deppe hat nun die meisten Opern abgegeben, um deren Neubelebung er eigentlich berufen worden war. Dagegen hat er die Leitung der Concerte der Königl. Kapelle wieder aufgenommen, also seine entschiedene Absage widerrufen. Die bei dieser Wiederaufnahme abgespielten Vorgänge, von denen vieles in den Zeitungen zur Kenntniß gelangte, beweisen, daß in der Königl. Oper auch gut Komödie gespielt wird.

Heinrich Ehrlich.

*) Sie trat zurück, als Herr v. Hülsen Frau Luger (Gräfin L.) für ihre Rollen berief; Frau Luger nahm ihren Abschied, als Frau Reicher-Kindermann angeworben ward; diese starb noch vor Antritt ihrer Stellung. Frl. v. Ghylanyi, talentvoll, aber schwächlich, starb ebenfalls; die Brandt ist noch immer unersetzlich.

Digitized by Google

## Inserate.

**Neue billige Lieferungs-Ausgabe.**

# BEETHOVEN'S WERKE.

**Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.**

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

**Preis jeder Lieferung ℳ 1.**

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

*Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.*

**Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

---

## Schweizerische Rentenanstalt.

(Für Lebensversicherungen und Renten.)

**30. Jahrgang.**

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds **3,400,000 Fr.** Ausbezahlte Gewinnsrenten Francs 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien **26,000,000 Fr.** Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt **23,000,000 Fr.** Jahres-Einnahme **3,600,000 Fr.** Versicherungssumme **74,000,000 Fr.** Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur **für Berlin und die Prov. Brandenburg**

**Theodor Schroeder,**

Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

---

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Dünzer, Goethe und Karl August.**

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. ℳ 18.—. Geb. ℳ 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

---

## Bücher-Ankauf!

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**

**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

---

## Für Schriftsteller.

Zusendung **guter** spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

**Paul Köhler's Verlag,**

**Berlin N.**, Weißenburger Str. 8.

---

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien:

**Rumänische Volkslieder,**

übersetzt von **W. Rudow.**

1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.30.

**Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,**

Schwester Friedr. d. Gr. **Von ihr selbst geschrieben.**

2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—

**Durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

---

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

**Die Kunst glücklich zu sein**

von

**Paul Mantegazza,**

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,

eleg. geb. M. 3.20.

---

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

---

**CACAO-VERO,**

entölter, leicht löslicher

**Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/3 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**

**Dresden**

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

---

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

---

Bestellungen auf die

# Einbanddecke

zum XXXIII. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
OCT 12 1933
Li...

№ 39. Berlin, den 29. September 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Der Eintritt der Nationalliberalen in die Regierung. — **Literatur und Kunst:** Was kann der Staat für die Literatur thun? (Zum Schriftstellertage in München.) Von G. Sch. — Alphonse Daudet und die Französische Akademie. Von Theophil Zolling. — Ouida. Eine Studie von Ferd. Groß. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein Studienkopf. Von Georg Keben. (Fortsetzung statt Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Eröffnung des Berliner Theaters. Von M. — Dramatische Aufführungen: „Anton Antony." Schauspiel in fünf Acten von Oscar Blumenthal. (Lessingtheater.) — „Decorirt." Lustspiel in drei Acten von Henri Meilhac. (Residenztheater.) Von M. — Inserate.

### Der Eintritt der Nationalliberalen in die Regierung.

Als Herr v. Puttkamer von seinem Ministerposten zurücktrat, brachten Zeitungen der verschiedensten Parteifarben die Nachricht, der Posten würde voraussichtlich längere Zeit unbesetzt bleiben, dann aber sei es nicht unmöglich, daß ein Führer der Nationalliberalen denselben erhielte. Manche nannten ganz offen Herrn v. Bennigsen als Puttkamer's Nachfolger. Die nationalliberale Presse that damals das Vernünftigste, was sie thun konnte: die ließ die anderen Parteien streiten und registrirte die Nachrichten, ohne bedeutende Hoffnungen und Erwartungen an dieselben zu knüpfen. Ob thatsächlich etwas an dem Gerüchte gewesen ist, können wir nicht entscheiden. Jedenfalls blieb die erwartete längere Vacanz aus. Der bisherige Unterstaatssecretär Herrfurth, der auch das Ministerium des Innern während der Vacanzzeit verwaltet, rückte eine Stufe höher und ward der Nachfolger seines seitherigen Chefs. Die Conservativen constatirten mit Genugthuung, daß der conservative Charakter des Ministeriums gewahrt sei. Die Deutschfreisinnigen und Ultramontanen ließen ihre Schadenfreude unverhohlen durchblicken, darüber, daß den Nationalliberalen das Ministerportefeuille nun doch entgangen sei. Diese aber konnten solche Stichelei, die sie übrigens nachgerade gewohnt werden, um so leichter ertragen, als in ihrem Lager kaum Jemand ernstlich an die Aussichten Bennigsen's geglaubt hatte, er selber am wenigsten. Als dann aber vor etwa drei Wochen die Nachricht die Zeitungen durchflog, Herr v. Bennigsen sei nach Friedrichsruh gerufen, um mit dem Fürsten Bismarck zu conferiren, und habe diesem Rufe Folge geleistet, tauchten in der Tagespresse natürlich wieder viele Vermuthungen über die Folgen dieser Conferenz auf. Harmlose Naturen meinten, es habe sich dabei vorzugsweise um die bevorstehenden Landtagswahlen und um die Erneuerung des Cartelles gehandelt. Weitschauende wollten etwas von bevorstehender Ministerkrisis und dem Eintritte Bennigsen's in's Ministerium wissen. Genaueres erfuhr man erst, als die Kunde von der Ernennung des Führers der Nationalliberalen zum Oberpräsidenten von Hannover die Welt durcheilte. Bis dahin war Herr v. Bennigsen Landesdirector dieser Provinz gewesen. Der oberste Communalbeamte Hannovers war zum obersten Staatsbeamten der Provinz ernannt worden und damit ein Nationalliberaler auf einen bedeutenden Platz in der Regierung berufen worden.

Auf dem Gebiete der inneren Politik war das ein so wichtiges Ereigniß, daß sofort die Presse darauf zu reden kam. Die Ansichten fielen nach Maßgabe der Parteiangehörigkeit natürlich ungemein verschieden aus. In conservativen Kreisen hat die Nachricht die Gemüther eben nicht freudig erregt, weil man dort auf die höchsten Regierungsposten eine Art von Privilegium zu haben glaubte und auch als Oberpräsidenten von Hannover am liebsten einen Conservativen gesehen hätte. Die Deutschfreisinnigen kamen nun mit ihrem alten Hohne, als ließe die Regierung sich die Dienste der Nationalliberalen gerne gefallen, gebe aber sonst nicht das Mindeste um die Partei, nicht mehr aus. Wenn sie damals, als der hochselige Kaiser Friedrich verschiedenen Deutschfreisinnigen hohe Orden zugedacht hatte oder zugedacht haben sollte, gern von einem Systemwechsel zu Gunsten des Fortschrittes reden mochten, so könnte nun doch weit eher von einem Systemwechsel zu Gunsten der Nationalliberalen geredet werden, und man begreift, wie verschiedene Herren zu der Erklärung kommen, die Ernennung Bennigsen's zum Oberpräsidenten von Hannover habe politisch eigentlich nichts zu sagen. Anderswo im clericalen und fortschrittlichen Lager glaubt man zu wissen, diese Ernennung sei nur erfolgt, um Herrn v. Bennigsen und natürlich einen bedeutenden Theil seiner politischen Freunde in's Lager der Regierung, also zu den Conservativen, hinüberzuziehen. Als ob Bennigsen der Mann sei, der für einen guten Posten seine Ueberzeugung aufgibt! Man scheint vergessen zu haben, oder vielmehr man will nicht mehr wissen, daß derselbe Herr v. Bennigsen im Jahre 1877 und 1878 hätte Minister werden können, wenn er sich mit allen Finanzplänen des Fürsten Bismarck hätte einverstanden erklären wollen und können. Aber er konnte seiner Ueberzeugung nicht untreu werden und da er auch den Eintritt mehrerer politischer Freunde in's Ministerium glaubte fordern zu müssen, so zerschlugen sich damals die Unterhandlungen, und er ertrug es leichter, mit dem Ministerpräsidenten eine Zeit lang auf gespanntem Fuße zu stehen, als von dem auch nur um eines Zolles Breite zu weichen, was er als recht und gut ansah. Und heute, nachdem sein Urtheil um so reifer ist, da er zehn Jahre an parlamentarischer Arbeit mehr hinter sich hat, sollte derselbe Mann sich zu einer Schwenkung nach rechts kaufen lassen? Das wird man doch kaum im Ernste behaupten wollen, wenigstens werden alle die das lächerlich finden, die Herrn v. Bennigsen kennen. Andere im Lager der Deutschfreisinnigen und Ultramontanen meinen, das Ganze sei nur ein Manöver der Regierung, um mit Hülfe der Nationalliberalen eine gefügige Majorität in den Landtag zu bekommen, um dann dort thun zu können, was ihr beliebe. Wenn alsdann der Mohr dort seine Schuldigkeit gethan habe, könne er wieder gehen. Es

Digitized by Google

ist dies eine der beliebten deutschfreisinnigen Phrasen in umgestalteter Form, nämlich die alte Redensart, als habe unsere Regierung kein sehnlicheres Verlangen, als die Volksfreiheit auf ein Minimum einzuschränken und dem Geldbeutel des sogenannten armen Mannes unnöthiger Weise zum Vortheile des Begüterten die Steuern zu entnehmen, und als werde sie in diesem schwarzen Bestreben von den Conservativen und Nationalliberalen aus purer Bosheit, oder weil der Horizont dieser Leute zu beschränkt ist, unterstützt. Mit dieser Phrase scheinen die Herren auch diesmal in den Wahlkampf eintreten zu wollen, werden aber höchst wahrscheinlich die Entdeckung machen, daß das Volk ihnen nicht mehr glaubt. Jedenfalls aber brauchen sie dem Volke nicht vorzureden, die Nationalliberalen seien zu einer Schwenkung nach rechts geneigt, weil ihr bedeutendster Führer in die Regierung eingetreten sei.

Wir wissen uns mit der weitaus überwiegenden Mehrheit der Nationalliberalen Deutschlands einer Meinung, wenn wir unsere Ansicht dahin aussprechen, daß die Ernennung nicht bezwecke, die Nationalliberalen für ihre der Regierung geleisteten Dienste zu belohnen und sie anzuspornen, auch ferner der Regierung in allen Stücken sich nützlich zu machen. Die nationalliberale Fraction ist im Parlamente und im Volke lange Zeit die bestgehaßte gewesen, eine angenehme Stellung hat eine Mittelpartei bekanntlich nie. Aber ein Dienen um Lohn darf ihr Keiner zum Vorwurfe machen. Wäre das ihr Princip gewesen, sie hätte sich entweder links oder rechts gewandt und wäre allenthalben mit offenen Armen aufgenommen worden. Daß sie das aber nicht gethan hat, sondern ihrer Ueberzeugung treu geradeaus gegangen ist, ohne zur Rechten oder zur Linken zu schauen, das hat ihr gerade die vielen Anfeindungen zugezogen. Auch die Regierung weiß es, daß die Partei sich durch Gunsterweisungen nicht wird von ihrer Bahn ablenken lassen. Wenn sie aber trotzdem den Führer derselben auf einen hohen und ehrenvollen Posten beruft, so liegt darin die Anerkennung der nationalliberalen Principien durch den König von Preußen und seinen Ministerpräsidenten, denn in vollster Uebereinstimmung mit einander ist die Ernennung erfolgt, nicht indem einer dem anderen nachgegeben hat.

Und was kann die Landesregierung eigentlich gegen die Nationalliberalen haben? Die große, man darf wohl sagen dominirende Partei, die in den siebziger Jahren unter diesem Namen bestand, löste sich in Folge der Veränderung der Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck auf. Die Auflösung wäre auch sonst wohl nur eine Frage der Zeit gewesen, da die Partei aus recht heterogenen Elementen zusammengesetzt war. Am 30. August 1880 trat der linke freihändlerisch gesinnte Flügel aus der Fraction aus und bildete die sogenannte Secession, die sich einige Jahre später mit der Fortschrittspartei vereinigte. Die Vereinigung besteht heute noch unter dem Namen der deutschfreisinnigen Partei. Der treugebliebene Kern der Nationalliberalen erkannte am 29. Mai 1881 auf dem Parteitage zu Berlin die Nothwendigkeit der Socialreform an und erklärte, dieselbe unterstützen zu wollen. Dagegen sollte es jedem Parteimitgliede freistehen, in Zollfragen nach eigener Ueberzeugung zu stimmen. Die Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884 erkannte die Berechtigung der agrarischen Zölle an und betonte die Nothwendigkeit der Besteuerung des mobilen Kapitales. In allen wichtigen Fragen stimmen heute die Nationalliberalen mit der Regierung überein. Sie vertrauen der Leitung der äußeren Politik durch den Fürsten Bismarck und sind geneigt, ihm die nöthigen Mittel zur Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft zu gewähren, weil sie in einer starken Wehrkraft das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens sehen; sie erkennen die Richtigkeit der indirecten Steuern und ihre Berechtigung im Principe an, wenn sie auch in einzelnen Fragen dieses Gebietes mit der Regierung nicht übereinstimmen; sie bekämpft alle particularistischen und reichsfeindlichen Bestrebungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, ist bereit, das Deutschthum an den Grenzen des Vaterlandes zu stärken und die Socialdemokratie durch wirksame Gesetze niederzuhalten; sie steht den socialpolitischen Bestrebungen der Regierung im Principe freundlich gegenüber, die Differenz der Meinungen betrifft nur nebensächliche Punkte; sie ist niemals in dem Maße von der Richtigkeit ihrer Anschauungen und von der absoluten Nichtswürdigkeit der gegnerischen überzeugt, daß sie es ausschlägt, über von anderer Seite ihr nahegebrachte Vorschläge in den Kreis ihrer Erwägungen und Berathungen zu ziehen; es ist vielmehr ihr Princip, auch in solchen Vorschlägen alles zu prüfen und das Beste zu behalten und gelegentlich zu verwerthen oder sofort weiter auszubauen. Warum unsere Regierung sich nicht auch auf diese ihr in allen Fragen von Belang nahestehende Partei soll stützen können, ist nicht einzusehen. Keine Partei ist doch so servil, daß sie alles annimmt, weil es eben von der Regierung kommt, auch die conservative nicht. Auch sie würde in dem Augenblicke die Gunst aller ihrer Freunde verlieren, in dem ihre Führer erklärten, sie würden von Stund an mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen. In der That hat es sich ja gezeigt, daß der äußerste rechte Flügel der Conservativen gern mit den Clericalen ein wenig liebäugelt. Sollte diese Neigung zunehmen, so würden die Hochconservativen sicherlich bei der Regierung in Mißcredit kommen, da man den Herren Clericalen kein starkes patriotisches Gefühl zuschreiben darf, da dieselben leider mehr und mehr in's Gefolge der Particularisten hineingetrieben zu werden scheinen. Rechnet man dazu noch, daß nach dem Ergebnisse der letzten Wahlen die nationalliberalen Anschauungen im Volke eine große Verbreitung gefunden haben und eine immer größere finden, so läßt es sich ja leicht einsehen, daß die Regierung in ihrem eigenen Interesse handelt, wenn sie mit der Partei rechnet.

Welches aber werden für die Zukunft die Folgen des Eintrittes der nationalliberalen Elemente in die Regierung sein? Die Opposition meint, wie wir bereits angedeutet haben, die Nationalliberalen würden mehr servil werden. Das steht natürlich nicht anzunehmen. Die Nationalliberalen sind ihrem Programme weniger untreu geworden, als beispielsweise die Deutschfreisinnigen, die es vor zehn Jahren verschmäht haben würden, Hand in Hand mit den Ultramontanen zu gehen. Gerade sie haben sich je länger desto mehr in eine principielle Opposition hineintreiben lassen, die der Partei vielen Schaden gethan und ihr die Herzen des Volkes entfremdet hat. Es ist überhaupt mit dem Opponiren aus Princip eine kitzliche Sache. Man begibt sich damit zu leicht auf eine schiefe Ebene, auf der man immer weiter nach links rutscht. Dem Volke däucht die Opposition zuerst meistens etwas Großes zu sein, es pflegt aber seine Anschauungen bald zu ändern, wenn es nichts Positives zu sehen bekommt. Es hat auch ein Recht, zu fordern, daß die Männer, die es in die gesetzgebenden Körperschaften wählt, auch thatsächlich mitarbeiten, nicht nur reden und verwerfen. Die Leiter der deutschfreisinnigen Partei irren sich, wenn sie meinen, das Volk stehe noch immer hinter ihnen. Von ihrem früheren großen Anhange ist ein Theil in's Lager der Socialdemokraten, ein anderer in das der Nationalliberalen abgeschwenkt. Letztere leisten in den Parlamenten auch bedeutende Arbeit und begnügen sich nicht damit, hinter der Regierung herzuschwänzeln, wie ihre Feinde ihnen gern zum Vorwurfe machen. Und warum sie in diesem Augenblicke ihre Gesinnung und ihr Programm ändern, nun, da die Regierung mit demselben zu rechnen beginnt und das Volk immer entschiedener der Partei und ihren Principien seine Gunst zuwendet, das ist doch nicht einzusehen, das wäre die reinste Politik des Selbstmordes. Man hat schon allerlei Vermuthungen darüber aufgestellt, warum doch Herr von Bennigsen nicht mehr Vorsitzender im nationalliberalen Wahlcomité seiner Provinz bleiben wolle. Daß er mit einem Theile seiner politischen Freunde in Zwiespalt gerathen ist, das ist ebensowenig wahr, als daß er eine Schwenkung nach rechts gemacht habe. Die Sache wird ganz einfach so liegen, daß er allem dem aus dem Wege zu gehen gedenkt, was wie Wahlbeeinflussung aussieht oder auch nur gedeutet werden kann. Es wäre ja schließlich am Ende nichts dabei gewesen, wenn er den Vorsitz im Comité weiter geführt hätte. Aber klatschsüchtige Zungen und ärgerliche politische Gegner hätten es dann doch vielleicht an

Digitized by Google

offenen und versteckten Andeutungen nicht fehlen lassen, und dem wollte Herr v. Bennigsen aus dem Wege gehen. Uebrigens gedenkt er seinen Wahlkreis auch weiterhin in den Parlamenten zu vertreten und wird seine bedeutende Rolle in der Parteileitung auch weiter spielen. Man braucht im Lager der Gegner eigentlich gar nicht so absonderliche Glossen dazu zu machen. Eugen Richter würde auch auf seine parlamentarische Thätigkeit und die Führerrolle seiner Fraction nicht verzichten, wenn er eines schönen Tages eine Ernennung zum Oberpräsidenten erhielte.

Kann die Ernennung auf die Haltung der Partei oder einiger Mitglieder der nationalliberalen Fraction in den gesetzgebenden Körperschaften auch keinen Einfluß in dem Sinne ausüben, daß sie sich noch mehr der Regierung anschließt, und ist damit die Möglichkeit ausgeschlossen, daß das Ganze nur ein Wahlmanöver ist, so ist sie doch ein Band, welches die Partei mit der Regierung verknüpft. Diejenige Presse, die eine Vorliebe für das Sensationelle an den Tag legt und deswegen gewöhnlich sehr viel weiß, von dem sonst Niemand eine Ahnung hat, wußte auch diesmal eine Reihe von Orakelsprüchen unter das Volk zu streuen, die an Dunkelheit nichts zu wünschen übrig ließen und deswegen mannigfache Erklärungsversuche hervorriefen und im Kreise von Nichteingeweihten Staunen und Verwunderung hervorriefen. Es sollte sich ein Systemwechsel der Art von fern vorbereiten, daß die Regierung sich von den Hochconservativen loslöste und sich in Zukunft auf die Freiconservativen und Nationalliberalen zu stützen gedächte. Zu dem Zwecke würden bereits in nächster Zeit hervorragende Führer namentlich der letztgenannten Partei wichtige Posten in der Regierung bekommen. Miquel würde schon in nächster Zeit irgendwo Oberpräsident werden. Für Herrn v. Bennigsen sei die Ernennung nur etwas Vorläufiges, er würde das Amt bald mit dem eines Ministers vertauschen und dann die bedeutendsten seiner politischen Freunde in's Ministerium nach sich ziehen. Wie viele von solchen Vermuthungen auf Inspiration beruhen und wie viele nur müßige Erfindungen sind, läßt sich heute noch nicht übersehen. Daß nicht Herr v. Bennigsen Aussicht hat, einmal Minister zu werden, — er hatte ja schon vor elf Jahren Aussicht dazu — daß nicht die Führer der Nationalliberalen auf bedeutende Posten können berufen werden, — Miquel war erst vor wenigen Tagen in Berlin und soll auch mit hochgestellten Kreisen in Berührung gekommen sein — wer wollte das bestreiten? Aber daß es zu einem förmlichen Systemwechsel kommen wird, daran glauben wir nicht, daran glaubt heute wohl noch Niemand, der mit der Politik auch nur etwas Bescheid weiß. Wenn die gegnerische Presse sich auch solchen Gerüchten nicht ganz verschloß, so lag das wohl mehr daran, daß sie auch in nationalliberalen Kreisen kühne Hoffnungen wecken wollte, um späterhin spotten zu können, wenn sie sich nicht erfüllten. Aber die nationalliberale Partei braucht nicht solche Gerüchte als Lärmtrommel anzuwenden, um Anhang im Volke zu werben. Der Anhang ist da und vermehrt sich und verlangt nur das Fortwandeln auf der einmal eingeschlagenen Bahn.

Aber wenn wir auch einen nahe bevorstehenden oder zeitlich fernen Umschwung des Regierungssystemes nicht erwarten, so gibt doch die Ernennung Herrn v. Bennigsen's zu Hannovers Oberpräsidenten die Gewähr, daß die Regierung mit dem nationalliberalen Elemente zu rechnen beginnt und die Anschauungen der Partei im Principe billigt. Ob das Element über lang oder kurz eine Verstärkung erfährt oder nicht, ob es Eingang in's Ministerium findet, das muß die Folge lehren. Wir geben uns einstweilen damit zufrieden, daß unsere Arbeit nach oben und unten hin Anerkennung findet und werden auf dem Wege fortgehen, den wir seit Jahren unbeirrt vom Spotte und der Anfeindung unserer Gegner gewandelt sind.

## Literatur und Kunst.

### Was kann der Staat für die Literatur thun?

(Zum Schriftstellertage in München.)

Als Hegel, den Staatsbegriff des Alterthumes erneuernd, dem Staate die Bestimmung und Bedeutung beilegte, den sittlichen Geist zu verwirklichen, alles Thun und Wissen der in ihm enthaltenen Individuen zu beherrschen und zusammenzufassen, da hat er trotz aller Ueberschwenglichkeit der Abstraction, die das Ideal, die Forderung der Zukunft ohne Beachtung der thatsächlichen Verhältnisse des Ursprunges und der Mittel der Staaten, die doch so völlig verschieden geartet sind, ohne weiteres zur Gegenwart, zur Wirklichkeit macht — doch einer Anschauung Ausdruck gegeben, die sich in steigendem Umfange geltend macht. Immer mehr, immer höhere Aufgaben werden vom Staate gefordert, zur Verwaltung, Rechtspflege und Vertheidigung, wovon er ausging, wurde ihm noch der Unterricht, das Forstwesen, das Verkehrswesen aufgelastet, und schließlich soll er noch die gesammte Industrie in die Hand nehmen. In dieser Richtung ist eine Ueberschätzung des Staates enthalten, welche nicht nur übersieht, auf welche Weise, mit welchen Mittelspersonen diese Aufgaben bewältigt werden müssen, sondern auch den noch viel wichtigeren Umstand, daß der Staat, den auch der neueste Geschichtschreiber Preußens das Volk als wollende Person nennt, doch die Kräfte, die er bedarf, nur ordnet und leitet, aber sie hervorzubringen den natürlichen Verbindungen überlassen muß: der Familie, dem Volke, dessen Gesundheit und Tüchtigkeit seine Grundlage bildet. Auch auf anderen Lebensgebieten, in der Religion, der Kunst, der Wissenschaft kann der Staat die Kräfte nicht hervorbringen, die nach eigenen Gesetzen wachsen, er kann nur fördernd oder hemmend eingreifen, wie der Gärtner seinen Pflanzen Licht und Luft und Nahrung zuführt oder entzieht.

Mit den Bemühungen des Staates, alle Kräfte der Nation zusammenzufassen und zu pflegen, hat nun, wie längst anerkannt, das Frankreich Richelieu's einen weiten Vorsprung genommen; die französische Akademie, die Unterstützung neuer Industriezweige noch vor Richelieu, die Begünstigung der Ausbildung der Künstler in Rom, Jahrgelder und Ehrengehalte der Dichter und Schriftsteller, das Alles wurde ja systematisch eingerichtet, um Frankreich die erste Stelle unter den europäischen Völkern zu sichern. Aber — möchten wir jene Ueberschätzer der Staatshoheit fragen — entsprach nun auch der Erfolg völlig den Erwartungen, den aufgewendeten Mitteln? Ist die Gefahr des persönlichen Eingreifens und Vorgreifens, der Bevorzugung des Mittelmäßigen, des Schmeichelnden, des Strebers vor dem Würdigeren, vor dem Selbständigen und Stolzen durchschaut und vermieden worden?

Auch Norwegen hat bekanntlich Staatspensionen für seine hervorragenden Schriftsteller; trotz der demokratischen Gesinnung des ganzen Volkes, die sich in der Unbefangenheit der Austheilung kundgibt, hat doch einer und nicht der geringste seine völlige Unabhängigkeit noch höher geschätzt.

Selbst in Bayern, das doch auch seine Staatspensionen für bildende Künstler besitzt, wurde in letzter Zeit der Vorschlag im Landtage gemacht, Staatspensionen für solche Schriftsteller einzuführen, welche in sittlicher und religiöser Beziehung — oder wie sonst der gebrauchte Ausdruck ähnlich lautete — thätig seien. Der zuständige Minister sprach sich dagegen aus, er hatte das Bedenken, es möchten sich gerade solche Schriftsteller bewerben, die eine große Zukunft hinter sich hätten. Selbstverständlich blieb es bei der Anregung; der Quietismus, die Abneigung gegen jede nicht nöthige Neuerung bedürfte anderer Anstöße als bloßer Worte. Wirklich wäre der Nutzen auch sehr zweifelhaft. Ein bedenklicher Anhalt für die ganze Summe von Mißständen, die man mit dem Gesammtnamen der Protection bezeichnen kann, wäre von vornherein die be-

Digitized by Google

rührte Beschränkung auf eine sittlich religiöse Richtung des Schriftstellers, die nur dem Ultramontanismus oder verwandten Bestrebungen zur Handhabe dienen würde oder besten Falles — wenigstens in dem mitgetheilten Falle — dem dynastischen Particularismus und Byzantinismus, der Streberei und Liebedienerei Vorschub leisten müßte. Des Weiteren würde überhaupt bei der Zutheilung jeder allzugroße Einfluß der staatlichen Bureaukratie, eines einzelnen oder wenn auch mehrerer Juristen, d. h. einseitiger, durch Geschäfte, Lebensauffassung und Bildungsgang des freien Anblickes, der unbefangenen Kenntniß des literarischen Lebens entbehrender Beamten, Minister oder vortragender Räthe zum Nachtheile der Sache ausschlagen.

Aber soll denn überhaupt der Staat etwas für die Pflege der Literatur thun?

Unbedenklich beantworten wir diese Frage mit ja! Der moderne, der nationale Staat muß danach streben, zu seiner eigenen Kräftigung alle lebendigen gesunden Volkskräfte zu schützen und zu fördern, in dem Ringen der erhaltenden Kräfte mit den zersetzenden und zerstörenden Mächten, mit den Krankheiten des Volkslebens mit Scharfblick und Umsicht den ersteren seine Unterstützung gewähren, um von dem gegenwärtigen Zustande das Schicksal des alten römischen Reiches noch recht lange fernzuhalten.

Was der Staat in seinem eigenen Interesse der Wissenschaft und der Kunst an Förderung und Hülfe angedeihen läßt, das schuldet er auch der Literatur.

Unterstützung, nicht Parteinahme und Unterjochung frommt beiden an sich unabhängigen Theilen.

Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre gewährt der moderne Staat. In der theilweisen Unabhängigkeit der Universitäten, in ihrer weitgehenden Selbstverwaltung, in ihrem Stiftungsvermögen ist das Gegengewicht gegen die Ansprüche, welche aus den großen staatlichen Zuschüssen erhoben werden könnten. Jene Göttinger Sieben dürfen nie vergessen werden, wenn von deutschen Universitäten und ihrer hohen Wichtigkeit für die deutsche Nation die Rede ist. Auch bei Staatsstipendien, bei der Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten und Untersuchungen, bei der Aussendung wissenschaftlicher Unternehmungen und Reisen bleiben ja doch trotz der Entscheidung durch den Minister oder den Fürsten selbst die Vorschläge der Fachgelehrten das Bestimmende. So hat die reine Wissenschaft, die sich nicht an die ganze Nation, sondern zunächst nur an einzelne Kreise wendet, einen großen Spielraum für die selbständige Vertretung ihrer Bedürfnisse, die sie doch, auf den Markt gestellt, auf sich selbst angewiesen, nicht bestreiten könnte.

Wie steht es denn mit der Kunst? Auch hier Akademien zur Heranbildung, Staatslehranstalten und Zeichenschulen, akademische Ausstellungen, Preise und Stipendien, Ankäufe für öffentliche Sammlungen, Bestellungen für die Ausschmückung von Staatsgebäuden — zusammen eine ganz bedeutende Unterstützung und Förderung durch öffentliche Gelder, mit dem Erfolge, daß wohl kaum mehr ein wirkliches Talent aus Mangel an Ausbildung und Beachtung durch Uebersehen der Verkümmerung überlassen wird, mit dem Erfolge, daß trotz aller Zufälle und Unbilligkeiten des Marktes, auf den die Kunst immer noch in der Hauptsache angewiesen bleibt, die Lebenshaltung, der standard of life des bildenden Künstlers selten im völligen Gegensatz zum Werke seines Schaffens, zur Intensität seiner Arbeit stehen dürfte.

Und wie steht es nun mit der Literatur? Wir scheiden dabei die rein gelehrten Werke aus; die Monumenta Germaniae historica, Untersuchungen über Räderthiere und Schwammarten, Sanscritwörterbücher und Berichte über Ausgrabungen fallen in den Kreis der Aufgaben, welche eine Akademie der Wissenschaften mit eigenen Mitteln zu fördern hat.

Wir sprechen nur von denjenigen Schriftwerken, welche dem durchschnittlichen Bildungsstandpunkte des Bürgerthumes, d. h. überhaupt der erwerbenden Stände, der Mittelschicht des Volkes, die wir recht weit nach unten bis in die Kreise der Handarbeiter und Bauern hinein sich ausdehnen zu sehen wünschten, entsprechen wollen, welche auf den Buchhandel als Träger der Verbreitung und Wirkung angewiesen ist. Wir haben die Dichter und Erzähler und Schriftsteller im engeren Sinne im Auge, die nach geschlossener abgerundeter Darstellung streben, nicht nach dem Anscheine viel nachgeschlagen zu haben, und nach dem Ziele nachgeschlagen und angeführt zu werden, wie Fach- und Berufsliteratur, die eigene Zwecke verfolgt — wir denken an diejenigen Schriftsteller, die bei ernster strenger Arbeit auch von dem Ertrage ihrer Feder, von dem Absatze ihrer Erzeugnisse den Lebensunterhalt gewinnen wollen. Man schmähe doch diese Arbeit nicht; schon jener Mönch des Mittelalters sagte vom Schreiben, daß nur die Hand sich mühe, aber der ganze Körper schwitze. Freilich viele wählen es zum Beruf, ohne dazu berufen zu sein; es herrscht eine massenhafte Production; auch wenn man vor der Masse der 12,000 bis 16,000 Druckschriften alles rein Gelehrte, alle Fachliteratur, alle Schulbücher, alle Sportliteratur, alle Liebhaberei von der Angelfischerei bis zum Volapük abrechnet, auch die Bühnenwerke und die dramatische Literatur, die ja einestheils auf eine ganz andere Art der Verbreitung und Einführung losstreben soll, anderenseits durch den großen Schillerpreis und andere Preisausschreibungen theilweise schon besitzt, was für den Rest, für die eigentliche — sit venia verbo! — Leseliteratur noch vermißt wird!

Alle Anderen — Schriftsteller, Lyriker, Epiker, Romanschreiber und Novellisten, Reisebeschreiber und wissenschaftliche Schriftsteller, die außerhalb der akademischen Ringe und sogenannten „Schulen“ stehen, auf die der Fachgelehrte liebt herabzusehen, wenn auch Männer wie Gregorovius, Schlosser, Strauß u. s. w. dazu gezählt werden — sie alle sind mit ihren Erzeugnissen dem Kampfe um's Dasein preisgegeben; sie alle sind, wenn nicht eigenes Vermögen oder Anspruchslosigkeit ihnen denselben erleichtert, darauf angewiesen, nicht nur auf innere Tugenden und Vorzüge ihrer Werke, auf jene stilistische Vollendung, welche das Kennzeichen der klassischen Werke des Alterthums und der Neuzeit ausmacht, allen Fleiß und alle Mühe zu verwenden — nein, sie sind auch nur zu leicht gezwungen, den Anforderungen des Tagesmarktes sich zu fügen oder den Anschauungen des Buchhändlers über rasche Absetzbarkeit; wohl gar — Wort und Sache sind gleich abscheulich — Sensation zu machen, Aufsehen um jeden Preis! — möglichst rasch, möglichst viel zu arbeiten, auf fremden Gebieten Kraft und Zeit zu zersplittern, dem Publikum zu schmeicheln, als Erzähler auf die Tagesportionen der Zeitungen sich einzurichten, mit Uebertreibungen und spannenden Kapitelschlüssen und dergl. rohen Effecten, welche den Geschmack der Leser verderben und den des Schriftstellers schließlich nicht minder. Ist es ein gesunder Zustand, wenn die meisten Literaturwerke auf Bestellung des Verlegers, des umsichtigen und gewinnsüchtigen Unternehmers entstehen, wie Regenschirme oder Stiefel? Gestehen wir uns doch offen, die Literatur unserer Zeit ist großentheils Industrie, in der das Billige und Schlechte vorherrscht; Gegenstand des Handels, wie schon die literarischen Bureaux beweisen. Nur eines fehlt noch zur Analogie — daß Novellen, Romane wie so manches Andere von den Zuchthäusern am billigsten bezogen werden könnte.

Vollends die Lyriker und Epiker, welche Aussichten haben sie, bei der für noch Unberühmte oder weniger in Mode Befindliche üblichen Zeilenbezahlung für intensive Leistungen Entschädigung zu finden?

Man glaube doch ja nicht, weil Einzelne, wie Gottfried Keller oder Freytag, ohne von ihrer künstlerischen Eigenart nachzugeben, den Erfolg abgewartet haben — daß stets und überall die besseren literarischen Kräfte, die Schriftsteller von Gottes Gnaden sich trotz aller Hindernisse und Engen ihren Weg bahnen müßten. Wer zählt denn alle diejenigen, die zu Grunde gehen trotz reicher Begabung, die sich aufreiben und in ein vorzeitiges Grab sinken, oder die die Noth des Lebens zwingt, nicht ihr Bestes der Nation reifen zu lassen, sondern rasch und viel zu geben, was der Tag bringt und der Tag verschlingt. Sind die Blüthen, die der Sturm oder der Frost verdirbt, wirklich auch die schlechteren? Ob wohl Schiller der

Digitized by Google

Nation noch den Wallenstein und den Tell geboten hätte, wenn ihm nicht jene dreitausend Thaler der Schimmelmann und Augustenburg die Muße verschafft hätten?

In unserem literarischen Getriebe fehlt ein literarischer Areopag solcher Augustenburger, unbestochener Richter, die, unbeirrt von den Stimmungen des Tages, das Vergängliche, das nur auf Anreizung, auf Gefallen und Auffallen ausgeht, zu scheiden wüßten von dem, was höheren Anforderungen der Kunst und des Volkslebens nachstrebt, was nicht nur unterhält, sondern erhebt und veredelt, die es nicht der späten Nachwelt zuschieben, Spreu und Weizen zu sondern. Aber auch nicht um Fürstengunst handelt es sich, die nach Geschmack und Laune dem einen oder dem anderen Schriftsteller einen Titel verleiht, der ihm einen gesellschaftlichen Vorrang unter seinen Berufsgenossen schaffen soll, der den Spender selbst nichts kostet, aber den Empfänger in falsche, leicht verderbliche Abhängigkeit bringt, ihm vielleicht gesellschaftliche Ansprüche nahelegt, die mit seinem Erwerbe im Widerspruche stehen. Nicht dadurch wird der Literatur Dienst geleistet, selbst dann nicht, wenn wirklich auf diesem Wege dem Absatze der folgenden Werke des Schriftstellers Vorschub geleistet wird.

Was der deutschen zeitgenössischen Literatur Noth thut, ist die Theilnahme weiterer Kreise des Volkes, nicht bloß derer, welche es dem Buchhändler überlassen, den Tisch im Salon für Besuche oder auf Weihnachten mit schön gebundenen Gedichtsammlungen, Romanen — aus Aegypten oder der Völkerwanderung, je nach Mode — oder illustrirten Werken zu garniren, oder welche durch gleißende Prospecte mit Ausschnitten aus den Besprechungen der Tagesblätter, durch die Namen von Autoren, die sich einen Ruf gemacht haben, der sich von Ruhm dadurch unterscheidet, daß er auch durch schlechte Leistungen nicht geschädigt werden kann — zur beliebten Subscription auf endlose Sammelwerke bewogen werden, die Noah-Archen unserer großen Verlage. Es ist ja richtig, auch vor hundert Jahren, als unsere Literatur zur Volkssache ward, hat man subscribirt, auch der Messias Klopstock's hat die Geduld seiner Besteller mißbraucht; das Verzeichniß der Subscribenten gibt uns bei manchem alten Werke die interessantesten Blätter. Aber jetzt bieten die großen Lieferungswerke und Bibliotheken oft nur die bequeme Flagge, welche unterschiedslos fleißige, gewissenhafte Leistungen und fingerfertige, honorarhungrige Bogenfüllungen deckt. Für den Buchhändler ganz angenehm, der Literatur wenig ersprießlich.

Nein, — dem Gediegenen Verbreitung zu verschaffen ohne Rücksicht auf Namen, aber das Mittelmäßige und Unfertige den Wechselfällen des buchhändlerischen Marktes und Vertriebes zu überlassen — das wäre die Aufgabe der berufenen Kritik der Berufsgenossen, der Schriftsteller selbst. Nicht die gewerbsmäßige Abschlachtung in literarischen oder gar rein gelehrten Zeitschriften, die nur nach Fehlern und Versehen spähen, oder die Lobhudelei in den Zeitungen um ein Freiexemplar, das dann antiquarisch verkauft wird, sollte das Herzklopfen des Schriftstellers hervorrufen oder das Schicksal sein, das nach dem alten lateinischen Spruch die Bücher haben. Am allerwenigsten dürfte an eine vorgängige Censur gedacht werden, die zum Vortheil der freien literarischen Meinungsäußerung hinweggefegt ist, wenn auch noch ein Rest von Angst vor dem freien Worte geblieben ist. Jene alte Censur war eine nutzlose Polizeimaßregel, oft ausgeübt von einer kenntnißlosen Schreiberherrschaft, oft auch die beste Empfehlung des Verbotenen oder Verstümmelten. Nein, wir setzen nicht mehr die verkrüppelten Geburten aus in die Wildniß, so wollen wir auch dem Dümmsten und Verkehrtesten das Recht zugestehen, gedruckt zu werden.

Fassen wir nun kurz das Gesagte zusammen. Der Staat, der moderne, nationale Staat — das ist für alle Deutschen das Reich — hat ein Interesse daran, alle nationalen Kräfte zu hegen, nicht nur Wissenschaft und Kunst, auch die Literatur, das Schriftthum. Er braucht sie deshalb noch nicht nach einseitigen Gesichtspunkten bevormunden zu wollen. Die Functionen des Staates ruhen auf einem Beamtenthum, das nicht mehr mit dem formalistischen Juristenstandpunkte zusammenfällt, das sich nach Bildung und persönlichem Antheil mit den verschiedenen Interessen identificirt, die es im Zusammenhang des nationalen Lebens vertritt. Es fehlt wenig daran, daß er eine Selbstverwaltung der Stände oder Lebenskreise darstellt, wie sie eine Republik sich wünschen müßte. Pflichttreue, Unbestechlichkeit, Unparteilichkeit sind für den Staat wichtiger als sein Name; und sie sind auch die Norm für den deutschen Beamtenstand. Sollten sie nicht auch unter den deutschen Schriftstellern vertreten sein? Nun gut — was der Staat für das deutsche Schriftthum thun kann, das wären ausreichende Geldmittel, mit denen ein Areopag erlesener Schriftsteller von Zeit zu Zeit Umschau und Rückblick haltend auf die Erzeugnisse des nationalen Schriftthums tüchtigen, gehaltvollen Leistungen durch den Ankauf von einigen hundert oder tausend Exemplaren dieselbe Förderung angedeihen lassen könnte, wie sie auf dem Gebiete der Kunst durch Ankäufe für Staatssammlungen oder auch Lotterien üblich ist. Wir Deutsche schreiben allerdings die meisten Bücher, aber wir kaufen lange nicht so viel als Engländer und Franzosen, nicht nur weil der besitzende Mittelstand dünner gesät ist und auch weniger darauf verwendet, sondern auch, weil wir weit weniger öffentliche und Volksbibliotheken besitzen, als es beispielsweise in der Union der Fall ist. Wenn schon noch nicht bei jeder Volks- und Dorfschule ein Lesezimmer bestehen kann mit freiem Eintritt für Jedermann, so sollte es doch in jedem größeren Orte, bei jeder höheren Schule der Fall sein. Schon als kleines Gegengewicht gegen die kleinstädtischen Unarten, die Biersimpelei der Männer, die öde Klatscherei der Weiber. Für solche Volksbibliotheken wäre die Zutheilung der aus öffentlichen Mitteln angekauften Werke und Bücher eine wohlthätige, fruchtbringende Unterstützung, auch eine Prämie gegen den Unfug des Leihbibliothekenwesens, das nur die gedankenlose Vielleserei „sensationeller", d. h. Geschmack und Kunststil verderbender literarischer Industrie nährt.

Nicht ein Abklatsch der französischen Akademie, deren Schattenseiten neuerdings von Daudet grell genug an's Licht gestellt wurden, für ehrgeizige Streber, die ja auch unter den Schriftstellern nicht fehlen können, dürfte eine solche Commission zur Unterstützung der guten Literatur sein. Schon aus Anstandsrücksichten müßten die Mitglieder darauf verzichten, sich selbst gegenseitig zu unterstützen. Wenn ihnen schon das freie Recht gewährt und gewahrt sein müßte, sich selbst durch Zuwahl bei Lücken zu ergänzen, wie es früher die hohe Geltung des bayerischen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ausmachte, so wird es doch stets auch in Deutschland vierzig oder fünfzig Schriftsteller geben, deren Geltung und Name vor der öffentlichen Meinung fest und gut stehen könnte. Am liebsten würden wir auf grüne Fräcke mit Palmen und auf jeden Sitzungsprunk Verzicht leisten sehen, wenn auch wirklich der literarische Hofrath oder geheime Hofrath etwas zu rathen hätte, ja vielleicht dafür gar noch Taggelder oder Entschädigung bekäme.

Selbst die Mängel menschlicher Dinge, die Meinungsverschiedenheit, die Möglichkeit persönlicher Sympathien und Antipathien würden bei größerer Anzahl der stimmberechtigten Mitglieder der literarischen Commission bei Zuwahl oder Beschluß sich um so weniger zeigen, wenn von einer Bewerbung gar nicht die Rede wäre, wenn es sich auch nur um bereits gedruckte Bücher handeln dürfte, welche die Tagesmeinung nicht mehr beschäftigen.

Nicht ein goldenes Zeitalter der deutschen Literatur wäre von diesem Vorschlage zu hoffen, auch nicht eine völlige Beseitigung des vielberufenen deutschen Schriftstellerelendes, so daß jeder, der sich einen deutschen Schriftsteller zu nennen für gut findet, in Wohlstand schwimmen müßte! Nein, die Gründe des Elendes liegen recht häufig darin, daß der Betreffende besser eine ehrliche Hantirung betreiben würde, für welche seine Bildung, seine Lebensauffassung und sein Geschmack ihn besser befähigen würden als zum Wortführer der öffentlichen Meinung, zum Wegweiser seiner Nation, zum Priester des Idealen und des Schönen in der Kunst, zum Vorbilde der Geistesfreiheit und der Männlichkeit. Aber das könnte vermieden

Digitized by Google

werden, daß gute Bücher und Dichtungen auf die Anerkennung einer Handvoll Kenner und Feinschmecker beschränkt, der größeren Menge der Lesenden unbekannt bleiben, während das literarische Handwerk durch die kräftigen Trompeten- und Posaunenstöße der marktkundigen Reclame die Mode macht und ausbeutet. Nicht Mitleid heischend soll der gediegene und bescheidenere Schriftsteller eine späte Hülfe beanspruchen können, denn das ist ja zur Noth schon möglich gemacht, sondern die Anerkennung der Besten seiner Genossen, der zum Urtheil Berufensten seines Volkes soll in Thaten, statt in bloßen Worten sich aussprechen können. Das Deutsche Reich wäre reich genug, auch auf diesem Schlachtfelde des Geistes die nationale Wohlfahrt zu schirmen. G. Sch.

---

## Alphonse Daudet und die Französische Akademie.

Von Theophil Zolling.

In unserer Zeit der Streber und Kriecher auf allen Gebieten gewährt der Anblick eines unabhängigen Menschen und hochbegabten Dichters, der jede Auszeichnung ausschlägt und mit den Erfolgen seiner Feder zufrieden ist, schon um der Seltenheit des Falles willen einen wirklichen Genuß. Wenn es sich nun gar um einen Franzosen handelt und der verschmähte Lohn die Mitgliedschaft der Académie française betrifft, womit bei unseren Nachbarn die Unsterblichkeit gewissermaßen patentirt und garantirt zu werden pflegt, so steigt unsere Bewunderung. Dies ist der Fall von Alphonse Daudet. Nachdem der berühmte Romancier für seine ersten Gedichte und seinen ersten und besten Roman: Fromont jeune et Risler aîné von der gelehrten oder wenigstens geehrten Körperschaft den Preis und vor einigen Jahren sogar einen Sitz angetragen erhalten hat, erläßt er nun eine geharnischte Kriegserklärung, womit er sich als einen Gegner und Verächter der altberühmten Institution zu erkennen gibt. Nein, er will nicht Akademiker werden, er schätzt seine Unabhängigkeit höher, sein Talent für zu gut dafür. Und dies geschieht im nämlichen Augenblicke, da der eiserne Emile Zola, das erfolgreichste und stärkste Erzählertalent des heutigen Frankreich, erklärt, er sei des Ringens müde, halte sein Lebenswerk für nahezu beendet und würde gern im Schooße der Akademie auf seinen Lorbeeren ausruhen!

Unsere Achtung vor dem Muthe des charaktervollen und stolzen Südfranzosen vergrößert sich, wenn wir seine trotzige, höhnische Absage lesen. Kein Epigramm à la Piron, „der nichts war, nicht einmal Akademiker," kein mürrisches Poltern eines Enttäuschten wie Balzac, keine später leicht zu verleugnende Nadelstiche, sondern eine große, künstlerisch abgerundete Satire, ein Pamphlet in Gestalt eines Romanes.*) Uneingedenk der Platen'schen Warnung:

„Wer Haß im Gemüth, wer Bosheit hegt und wer unlautere Regung,
Dem weigert die Kunst jedweden Gehalt und die Grazie jede Bewegung"

hat er sein Buch mit Haß und Gift, Verachtung und Wuth gefüllt. Was bedeuten alle Bosheiten eines Molière, Voltaire, Rousseau, Gautier und tausend Anderer gegen die dünkelvolle Gelehrtenzunft, die Ruhmesassecuranz auf Gegenseitigkeit neben dieser Schmähschrift eines echten, großen Künstlers, der seinem heiligen Zorne Luft macht! Hier fühlt man auf jeder Seite, daß nicht die gekränkte Eitelkeit, nicht Enttäuschung und Rachsucht eines durchgefallenen Candidaten, dem die Trauben zu hoch hängen, sich Luft machen, sondern die Ueberzeugung eines scharf beobachtenden Satirikers sich ausspricht, der ein verächtliches Idol mit Füßen tritt und seinen anbetenden Landsleuten dessen ganze Nichtigkeit und Verderblichkeit enthüllt. Die falsche Ruhmsucht, die Eitelkeit, die Intrigue haben diesen Götzen geschaffen, auf den Altar gehoben und mit Weihrauch umhüllt; ein frischer, schneidiger Wirbelwind, und der Popanz fällt mit seiner ganzen Hohlheit und Lächerlichkeit in den Staub, dem in Anbetung verharrenden Volke zu Füßen. Wird die geistreichste Nation der Welt, bei welcher trotz alledem der gesunde Menschenverstand so selten ist, die Warnung verstehen und würdigen oder einfach von Voreingenommenheit, Uebertreibung und Rancüne sprechen? Wir fürchten sehr, daß auch dieser Angriff der Akademie nicht viel schaden und die autoritätsgläubigen Franzosen keineswegs belehren und bekehren wird. Nun, die Schuld des Satirikers ist es jedenfalls nicht; denn seine Anklage läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen. Er hat sein Thema klar und offen aufgestellt, schon in dem von Ironie durchtränkten Titel: „Der Unsterbliche" seine Beweisführung mit kluger Ueberlegung durchgeführt, keine Anschuldigung, keine Verdächtigung vergessen, in der Handlung wie in den Charakteren das thema probandum scharf ausgeprägt, und er erzählt diesmal nicht, um zu erzählen, sondern um zu beweisen, zu vernichten. Alle Ironie, aller Hohn, alle Wuth, die in einem entrüsteten Mannesherzen sich aufspeichern und ein bedeutender Schriftsteller aussprechen und gestalten kann, hat er in seinem Buche niedergelegt. Angeklagte Französische Akademie, treten Sie vor!

Aber nicht eine einzige Person ruft er vor seinen Richterstuhl, sondern gleich eine ganze Mustersammlung von akademischen Charakteren und Typen, zum Theil wahre Verbrecherphysiognomien, Lumpen und Narren. Der Hauptangeklagte ist der Professor Astier-Réhu, den Verehrern Daudet's bereits als Episodenfigur aus „Tartarin in den Alpen" bekannt, seines Faches Historiker und Verfasser mehrerer Werke über Marc Aurel, Ludwig XIV., das Haus Orleans, Bonaparte, Galilei u. s. w., doch im Grunde ein seichter Compilator, „den Mommsen in einer seiner Fußnoten: ineptissimus vir nennt". Trotz seines beschränkten Verstandes hat der Bauernsohn aus der Auvergne Carrière gemacht, war erst Professor in der Provinz, dann in Paris, dreimal von der Akademie preisgekrönt, Gemahl der Tochter eines berühmten Architekten und Enkelin eines Akademikers, endlich einer der vierzig Unsterblichen. Doch auch in seiner glorreichen Gelehrtenlaufbahn fehlt es nicht an Störungen und Katastrophen. Von seinem Collegen und Freunde Thiers zum Archivar der Auswärtigen Angelegenheiten berufen, verliert er seine Stelle wegen einer höchsten Ortes übel vermerkten Phrase über „die wachsende demagogische Fluth", haust hierauf mit seiner Familie in einer mehr als bescheidenen Wohnung im dritten Stocke und hat hier, bevor er zum „immerwährenden" Secretär der Akademie ernannt wird und im stilvollen Kuppelgebäude, der Sehnsucht seiner Träume, einziehen darf, noch viel Peinliches zu bestehen. Sein einziger Sohn Paul, ein mittelmäßiger Architekt, mit dem er sehr schlecht harmonirt, versinkt in Folge seines weltmännisch großen Lebens in Schulden; um ihn zu retten, stiehlt seine ihn verhätschelnde Mutter drei kostbare Briefe von Karl V. aus der väterlichen Autographensammlung und verkauft sie um 20,000 Francs. Astier-Réhu jammert über den Verlust seines sorgsam gehüteten Schatzes, an dem er mit seinem ganzen Herzen hängt, mit der nämlichen Verzweiflung und sogar den gleichen Worten, wie Molière's bestohlener „Geiziger", und als seine Frau ihm ihre Missethat ohne weiteres eingesteht, da kennt seine Entrüstung keine Grenzen. Aber was ist dieser Schlag neben dem nachfolgenden! Die kostbaren Briefe erweisen sich als plumpe Fälschungen eines raffinirten Buchbinders, der dem Akademiker nach und nach eine Viertelmillion Francs abzuschwindeln und dafür eine ganze Sammlung gefälschter Actenstücke und Briefe von Königen, Päpsten, Kaiserinnen, von Turenne, Buffon, Montaigne u. A. anzuhängen gewußt hat. Da Astier-Réhu seine Autographen schriftstellerisch ausbeutete, so sind seine darauf gegründeten Werke ganz werthlos. Schon spricht man in der Akademie davon, das compromittirliche Mitglied wie einen gemeinen Sterblichen ausstoßen zu wollen, aber es zeigt sich, daß auch die hochverehrte Sippe von dem Buchbinder betrogen worden ist, und als der Fälscher vor Gericht gestellt wird, steht nicht nur Astier-Réhu,

*) L'Immortel par Alphonse Daudet. Paris, A. Lemerre. Eine deutsche Uebersetzung erscheint in Engelhorn's Allg. Romanbibliothek.

Digitized by Google

sondern mit ihm die ganze gelehrte Compagnie als Spott der Welt da. Den armen Astier treffen gleichzeitig noch zwei furchtbare Schläge: sein Sohn heirathet eine übel beleumdete Wittwe, die dessen Mutter sein könnte, und seine Frau setzt ihrer Verworfenheit die Krone auf, indem sie dem blamirten Gelehrten erklärt, daß er eine Null sei und sogar seine Ernennung zum Akademiker nur ihren ehebrecherischen Intriguen zu danken habe. Er stürzt sich aus Gram dem verhängnißvollen Akademiegebäude gegenüber in die Seine und wird als ganz gestorbener Unsterblicher herausgefischt.

In den Mund dieses Selbstmörders legt der Verfasser einen Mahnruf an die französische Jugend, worin die Akademie in ihrer Nichtigkeit enthüllt wird: ein Köder, eine Luftspiegelung, eine Täuschung. „Vollendet Euren Weg und Euer Werk, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen. Vor Allem opfert ihr nichts, denn sie kann Euch nichts geben, was Ihr nicht mitbringt, weder das Talent, noch den Ruhm. Sie ist keine Zuflucht, kein Asyl, sondern ein hohles Idol, eine trostlose Religion: Alles irdische Elend trifft Euch dort so gut als anderwärts. Unter dieser Kuppel ist man schon verrückt, zum Selbstmörder geworden. Und Jene, die in ihrer Verzweiflung sich ihr zugewandt haben und müde und entmuthigt von Liebe und Haß ihr die Arme entgegengestreckt haben, drückten nur einen Schatten an ihre Brust und die Leere, das Nichts!"

Schon Balzac hat einmal die Aufnahme unter die Zahl der Unsterblichen mit einer höchst unzarten Procedur verglichen: ein freundlicher Herr lädt einen anderen höflichst ein, Platz zu nehmen, aber im nämlichen Augenblicke, da sich dieser setzen will, zieht man heimlich den Stuhl weg, so daß er zu Boden fällt und ausgelacht wird. Weniger drastisch, aber ähnlich äußert sich in diesem Buche auch der Bildhauer Bédrine über die Intriguen der Wahl und den Werth des Akademikertitels. Die Akademie ist ein Geschmack, der vergeht, ein Ehrgeiz, der aus der Mode kommt. Ihr Erfolg ist nur ein Schein. Im Grunde fühlen die Herren selbst, daß es mit ihnen zu Ende geht, daß sie im Begriffe stehen, unter ihrer Kuppel zu schimmeln und zu faulen. Seit einiger Zeit erwartet die berühmte Compagnie den Kunden nicht mehr in ihrem Hause, sondern steigt selbst auf die Straße, um den Vorübergehenden zu „keilen", „anzureißen". Ueberall, in Gesellschaften, Ateliers, Buchhandlungen, Theaterfoyers, an den Mittelpunkten der Literatur und Kunst, findet man den Akademiker, der die Werbetrommel rührt und den jungen Talenten zuruft: „Die Akademie hat ein Auge auf Dich geworfen, junger Mann." Wenn ein Autor bei seinem dritten oder vierten Buche und bekannt oder berühmt geworden ist, dann lautet die Einladung schon dringender: „Denken Sie an uns, mein Lieber, jetzt ist der richtige Augenblick." Oder brutal mit einem liebenswürdigen Schmollen: „Was soll das heißen, daß Sie keiner von den Unseren sein wollen?" Der nämliche Kniff wird auch gegenüber dem Weltmanne, dem Uebersetzer von Ariost oder Fabrikanten von Gesellschaftslustspielen angewandt, aber mit verführerischem Schmeicheln: „Nun, sagen Sie mal . . . wissen Sie denn nicht, daß . . ." Und wenn der Weltmann seine Unwürdigkeit, den geringen Werth seiner Person und seines literarischen Gepäckes betont, läßt der Leimruthensteller die bekannte, vielgebrauchte Phrase fallen: „Die Akademie ist ein Salon . . . sie empfängt nicht nur das Werk, sondern den Mann." Unterdessen gewinnt der Akademiker wenigstens den Vortheil, daß er zu allen Diners und Festen eingeladen und verhätschelt wird. Er ist der vergötterte Parasit aller Hoffnungen, die er erweckt und sorgsam groß zieht. Aber es gibt auch einen aufrichtigen, uneigennützigen Reclamemacher, der an die Akademie glaubt, dessen ganzes Leben sie ist. „Ach, wenn Sie wüßten, wie prächtig sie schmeckt!" sagt er zu uns mit dem Schmunzeln eines Menschen, der einen reifen Pfirsich kostet, und er spricht seine Ueberzeugung aus, und sein Köder ist nur um so verführerischer und gefährlicher. Hat der Fisch zugeschnappt und ist festgeangelt, so kümmert sich die Akademie gar nicht mehr um den Patienten und läßt ihn ruhig hinter dem Schiffe herzappeln und nachschwimmen. Es gibt Candidaten, welche die Akademie seit zehn Jahren so hinterher zieht und die sich nicht einmal mehr wehren und wider den Stachel löken. Wer aber so nachgezogen wird, kommt niemals in die Akademie hinein. Er ist nur da als Köder für Andere, als Reclame, um die Candidatenliste zu füllen. Und wenn man nun wirklich Akademiker wird, was hat man denn Großes davon. Geld? Es bringt wenig genug ein. Berühmtheit? Ja, in einer Gemeinde, die so klein ist, daß sie in einem Hute Platz fände. Und wenn mit dem Amte nur auch der Verstand käme, aber diejenigen, die Talent haben, verlieren es in der eisigen Luft, die in dem Hause weht. Die Akademie ist ein Salon, und man muß sich an den dort herrschenden Ton gewöhnen und auf Dinge verzichten, die man nicht sagen und höchstens andeuten darf. Zu Ende ist es mit unseren freien Erfindungen, unserer Kühnheit, unserem schönen Wagemuthe. Die Lebhaftesten rühren sich nicht mehr, bloß um nicht mit ihrem grünen Fracke hängen zu bleiben, so wie man den Kleinen Sonntags einschärft: Amüsirt Euch, aber macht Euch nicht schmutzig. Ach, und sie unterhalten sich, daß Gott erbarm! Wohl erfreuen sie sich der Anbetung der schönen Damen von den akademischen Salons, aber das ist auch nichts Rechtes. Es sind anspruchsvolle dumme Gänse, welche schlecht verdaute Sätze aus der Revue des deux Mondes wiederkauen, welche bei den Theaterwitzen eines Akademikers in Verzückung gerathen, welche ethnographische und andere Vorlesungen arrangiren, deren Langeweile ein Flußpferd tödten könnte, welche die Akademiker zu Gunsten „ihres" Candidaten umschmeicheln, ködern, nichts als Dummheit, Narretei, häßliche kleine Intriguen.

In dem gutmüthigen, braven, aber ehrgeizigen Freydet, Verfasser einiger Bände Dichtungen, hat Daudet einen köstlichen Typus des ewigen Akademiecandidaten gezeichnet. Er ist noch jung, naiv, nicht ohne ein gewisses Talent, reich und besitzt ein herrliches Landgut, aber was ist ihm das Alles ohne den mit Palmen gestickten Frack des Akademikers! An seine Schwester, die nur für seinen Ruhm lebt und in ihm schon den „Unsterblichen" sieht, schreibt er regelmäßige Berichte über seine Candidatur, welche das Gegenstück zu Bédrine's pessimistischen Offenheiten bilden. Er schwärmt aufrichtig für die Akademie und die Akademiker und schwört darauf, daß man dort die Unsterblichkeit haben kann. Er ist ein braver Kerl, aber die Intriguenluft verdirbt auch seinen Charakter, so daß er zuletzt gegen seine Concurrenten zu ganz gemeinen Mitteln greift und vorschriftsmäßig schmeichelt und kriecht. Selbstverständlich sind alle Versprechungen der akademischen Freunde und Gönner eitle Vorspiegelungen, er fällt in den Wahlen regelmäßig durch, ohne den Muth zu verlieren und seine Candidatur aufzugeben, und am Ende des Buches ist er zum richtigen Köder ausgewachsen, der gar nicht mehr wider den Stachel löt und sogar beim tragischen Tode seines lieben Lehrers Astier-Réhu „nicht ohne etwas Scham" daran denkt, daß jetzt wieder ein neuer Sitz frei ist, um den er sich natürlich bewerben wird.

Diese Polemik gegen die Akademie hat dem Verfasser vollauf Gelegenheit zu scharfen Sittenschilderungen und Charaktertypen geliefert. Wir müßten lügen, wenn wir diese erfreulich nennen wollten. Die Eitelkeit, Dummheit und Schlechtigkeit der sogenannten Gebildeten feiert hier zu große Triumphe, als daß ein wirkliches Behagen im Leser aufkommen könnte. Weniger wäre mehr! Aber welch prächtige Schilderungen an allen Ecken und Enden! Das häusliche Elend des gefeierten Akademikers, die Leichenfeier des mittelmäßigen „ewigen" Secretärs mit allen Lügen und Heucheleien, ein ebenbürtiges Seitenstück zu Désirée's Begräbniß in „Fromont", das akademische Diner, eine klassische Dienstagsvorstellung im Théâtre français, die Wahlumtriebe — leider hat sich Daudet den Höhepunkt der Komödie vorweggenommen, indem er schon in einem früheren Romane, den „Rois en exil", die feierliche Aufnahmssitzung unter der monumentalen Kuppel mit übertrefflichen Farben beschrieben hat. Dann die köstlichen Akademikertypen, die der Verfasser in ducs, petdeloup, cabotins theilt: in hochadelige Mittelmäßigkeiten wie der geizige Graf Brétigny, der ehemalige Minister, wie der Prinz d'Athis, der große Diplomat, „der Einzige, welchem (weil er mit einem häßlichen Athem behaftet

Digitized by Google

ist!) Bismarck nicht in die Augen zu sehen wagte"; oder Sitzleberhelden, wie der uralte, taube Réhu, der schon alles Mögliche erlebt hat, und die verliebten alten Sünder Laniboire und Ripault-Babin, oder endlich „Komödianten" wie der langweilige Lustspieldichter Desminières, der witzelnde Journalist Lavaux, der Dramatiker Danjou, der sich zum „Zebra" einer Courtisane erniedrigt, — alles maskirte Gestalten mit falschen Namen, hinter denen der Kenner mit leichter Mühe die wirklichen Modelle erräth. Es sind eben die pikanten Schilderungen eines Roman à clef, und wer den Schlüssel hat, unterhält sich nur noch besser mit diesen Verkleidungen, neben denen, um den Eindruck der Thatsächlichkeit zu erhöhen, wirkliche Akademiker wie Dumas, Pailleron, Rousse, Boissier, Herzog von Broglie genannt werden. Welch' eine menschliche, allzu menschliche Komödie! Der einzige sympathische und anständige Mann im ganzen Buche ist eigentlich nur der Bildhauer Védrine, der die Akademie verachtet, zu seiner Erholung in Oel malt und allsommerlich mit Frau und Kindern nach Afrika, d. h. in Wahrheit in die Provinz auf's Land reist. Der Freund Daudet's erkennt in diesem reizenden Künstler-Interieur den Verfasser und seine Familie.

Gewiß, der Roman ist die übertreibende Schilderung eines Schwarzsehers, fast die Caricatur eines ganz von Ironie erfüllten Schriftstellers, aber unwahr oder unnatürlich ist nicht die Einzelheit, sondern höchstens die Concentration aller Einzelzüge auf einem Punkte, in ein paar Charakteren, in einem einzigen Buche. Daudet, der Meister realistischer Dichtung, ist im Detail nie wahrer und aufrichtiger gewesen und hat noch selten mit so genauen „menschlichen Documenten" gearbeitet. Was er in der Theorie gegen die Akademie vorbringt, das haben jene wahren Unsterblichen, denen die Akademie ihre Pforten verschloß, die Ritter vom 41. Fauteuil, welche Arsène Houssaye einmal geschildert hat, schon tausendmal vorgebracht und bestätigt. Alle Anecdoten, die Daudet erzählt, sind wahr, die gelegentlichen Aussprüche z. B. über die Unwürdigkeit Balzac's, der nie zwanzig Francs sein eigen nannte, haben wirklich Akademiker zu Urhebern. Die Autographenfälschung, der die ganze Französische Akademie zum Opfer fällt, ist einem thatsächlichen Geschehnisse entnommen. Die Akademiker, die ihre Versprechungen vergessen, die ihren Sitz einer Heirath oder der Schamlosigkeit ihrer Frau oder einer Dirne verdanken, die einen Candidaten um seiner hübschen Tochter willen unterstützen, all diese Nichtigen und Elenden finden sich im Pariser Ruhmestempel wirklich, und wenn wir eine gewisse Uebertreibung zugeben, so ist es nicht, weil der Einzelzug chargirt ist, sondern, wie schon gesagt, weil all diese Immoralität, Dummheit, Verworfenheit auf einem Flecke uns unnatürlich und tendenziös erscheint. Es ist damit wie mit den Theatercoups unserer Dramatiker. Sie mögen der Thatsächlichkeit entsprechen, aber in der grellen Bühnenbeleuchtung, in der kurzen Spanne eines Theaterabends kommen sie uns gewaltsam, roh, unvermittelt vor. Darum auch der unharmonische, fast unkünstlerische Eindruck dieses bis ins Einzelne sorgfältig ausgearbeiteten Buches. Wir sagen uns: Wäre nur der zehnte Theil der hier erzählten Thatsachen richtig, so würde es schon hinreichen, um die Akademie als eine verdammungswürdige Institution hinzustellen, aber auch das Buch wäre erfreulicher und wirksamer, wenn die Satire weniger gepfeffert und deutlich in die Erscheinung treten würde.

Freilich ist Daudet wieder zu sehr Künstler, um sein ganzes Buch der Satire zu opfern. Die bereits angedeutete Nebenhandlung, deren Held Paul Astier, der Sohn des Akademikers ist, hat nichts mit der verhaßten Unsterblichkeitsfabrik zu thun. Paul ist ohne Ehrgeiz, ein rücksichtsloser Carrièremacher, in dessen Programm eine reiche Heirath die erste Nummer bildet. Schon glaubt er sich am Ziele, als er der Freund und Architekt der Prinzessin Colette de Rosen wird. Wir kennen die Dame gleichfalls schon; es ist die leichtsinnige Schwiegertochter des Ministers jenes entthronten Königs Christian von Illyrien, dessen Pariser Entartung in den „Rois en exil" geschildert wird. Es geschieht zum ersten Male, daß Daudet die Figur eines früheren Romanes in einen anderen nicht bloß als Episode herüber nimmt, kaum zum Vortheile des Werkes, das dadurch den Charakter der bruchstückartigen „Fortsetzung folgt" erhält. Nur wer die „Könige im Exil" gelesen, wird das Wesen dieser echten Pariserin verstehen, die den Tod ihres im Kampfe für jenen Marionettenkönig gefallenen Gatten noch immer maßlos betrauert, sich aber nach und nach von dem lästigen Todten freimacht und in ihren Architekten verliebt, der das Mausoleum für den Vielbeweinten baut, und noch schneller auch ihn aufgibt, um den Prinzen d'Athis zu heirathen — eine kokette, verliebte Pariser Puppe ohne Herz und Seele. Die Ironie des Dichters wird zum erhabenen Humor, wenn er nun schildert, wie Mutter und Sohn, ein jedes für eigene Rechnung und ohne vom Anderen zu wissen, die reiche Wittwe zu umgarnen sucht: die Mutter, um sie für den versprochenen Kuppelpelz von 200,000 Francs dem Prinzen zu erobern, der Sohn, um sie selbst zu heirathen, und wie dann beide betrogenen Betrüger die Wahrheit erfahren, daß die Mutter nur das Spiel ihres Sohnes gestört hat. Aber der vielgewandte Paul hat ja noch einen letzten Trumpf. Er fordert den glücklichen Nebenbuhler, um ihn aus dem Wege zu schaffen, und als er höchst unerwarteter Weise selbst verwundet wird, schreibt er an dessen verlassene Geliebte, daß er sie habe rächen wollen, denn er liebe sie. Dieser Meisterstreich gelingt ihm denn auch. Die corsische Herzogin Antonia vernarrt sich wirklich in ihren Ritter über Hals und Kopf, so daß sie in seine Falle geht und nach vergeblichem Sträuben sich damit einverstanden erklärt, ihn nicht bloß zum Geliebten, für den er ihr gut genug wäre, sondern zum Ehegemahl zu wählen. Was verschlägt es dem Streber, daß sie ein geiziges, lasterhaftes, altes Weib ist, sie hat ja 600,000 Francs Rente, ein Schloß, einen Titel, er kann also nicht nur seine Schulden mit ihrem Gelde bezahlen, sondern sich noch obendrein den römischen Grafen kaufen und nach Möglichkeit glücklich werden.

Diese Nebenhandlung hat zu einigen vortrefflichen Schilderungen Anlaß gegeben, die in ihrem unbefangenen Tone ein angenehmes Gegengewicht zu der die Akademie geißelnden Satire bilden. Das Diner bei Antonia, wo der Ehrengast, der Großfürst von — Finland, die Huldigungen der Akademiker empfängt, das Duell, wo der Verfasser eine Fülle feiner Beobachtungen aus eigenster Erfahrung hinzugethan hat, die Wasserheilanstalt des Dr. Keyser und die prächtigen Schilderungen der vie de château, auf deren Hintergrunde die raffinirte Liebelei zwischen Paul und Antonia sich abspielt... Wie sehr Daudet auch hier überall bei der Wahrheit bleibt, sieht man schon an der gewagten Liebesscene zwischen Paul und der trauernden Colette im Mausoleum ihres Gemahls auf dem Père Lachaise. Es ist, wie übrigens Daudet nicht zu bemerken vergißt, nichts weiter als eine Modernisirung der uralten Sage der „untröstlichen" Wittwe von Ephesus, die durch alle Literaturen — sogar die chinesische — gegangen ist, aber wenn wir an der Möglichkeit des Falles zweifeln, so brauchen wir nur an einen Scandal zu erinnern, der auch bei uns die bösen Zungen in Aufregung gesetzt hat und sogar in einem Universitätssenate und im Reichstage verhandelt worden ist. Nein, die untröstlichen Wittwen, die sich auf dem Grabe ihres Gatten so weit vergessen, sind nicht nur in Ephesus und Paris zu Hause. Nebenbei bemerken wir noch einen lapsus calami des Verfassers, der das Grabmal der Scaliger irrthümlich nach Florenz statt nach Verona versetzt.

Diese zweite Handlung wird denn auch den deutschen Leser, für den die Verhältnisse und Mißverhältnisse an der Französischen Akademie und die Satire auf die Pariser Ruhmesbude von nur mäßigem Interesse sein können, das ganze Buch angenehm und fesselnd machen, das in Daudet's bestem Stile geschrieben ist und eine Fülle feiner Bemerkungen und Schilderungen enthält. Wir greifen die folgende Stelle heraus:

„Am Ende eines Balles, einer Soirée, wenn ein Pärchen der großen Gesellschaft im Wagen davon fährt, ist man immer versucht zu fragen: Was werden sie jetzt zu einander sagen? Meistens nicht viel, denn der Mann kehrt in der Regel ermüdet und gebrochen heim von diesen Festen,

Digitized by Google

welche die Frau im Dunkel des Wagens noch fortsetzt, indem sie heimlich Vergleiche anstellt zwischen ihrer Toilette und Schönheit und denjenigen, die sie eben gesehen, und neue Arrangements in ihrer Wohnung oder Kleidung entwirft. Aber die für die Welt aufgesetzte Maske ist so unverschämt und die Heuchelei der Gesellschaft so ungeheuerlich, daß man mit Neugier einmal das Sichgehenlassen nach der officiellen Pose beobachten und die Wahrheit ihrer Reden und Charaktere erfassen möchte, die wirklichen Beziehungen dieser Menschen, die sich plötzlich befreit und erlöst fühlen in einem Wagen, der zwischen dem Widerschein der Laternen das verödete Paris durcheilt."

Oder man bewundere, wie der Verfasser bei der Schilderung eines Diners der großen Welt die Masken von den Gesichtern reißt und ihre intimsten Gedanken zu enthüllen versteht. Oder das hübsche Bildchen einer Ballerine:

„In diesem Enthusiasmus des Beifalles wendet und dreht sich die reizende Kleine und verbirgt so harmonisch die Muskelarbeit ihres ganzen Körpers, daß ihr Tanz leicht und wie die Unterhaltung einer Libelle scheinen würde, wenn nicht einige Schweißtropfen auf dem zarten und vollen Fleische ihrer decolletirten Büste und das scharfe, forcirte, fast böse Lächeln in den Mundwinkeln die Anstrengung und Ermüdung des allerliebsten Thierchens verriethe."

Oder die galligen Aussprüche über die moderne Frau, geistvoll, scharf, unerbittlich bis zur Ungerechtigkeit und offenbaren Lästerung, oder eine feine Bemerkung wie folgende:

„Unter ihrer ruhigen Außenseite, unter der Patina einer akademischen Weltdame fand man bei ihr wie bei allen Frauen, ob sie nun der Gesellschaft angehören oder nicht, die Leidenschaft. Der Gatte findet nicht immer dieses Pedal, das die weibliche Claviatur in Bewegung setzt, sogar dem Liebhaber entgeht es hier und da, der Sohn trifft es. In dem traurigen Romane ohne Liebe, den so viele Frauen leben, spielt er den Helden, die erste Liebhaberrolle."

Immerhin ist auch der satirische Theil über die französische Ruhmsucht und Eitelkeit nicht ohne heilsame Nutzanwendung für deutsche Leser. Ist auch der deutsche Geist viel weniger als der französische auf äußerliches Gepränge und eitle Anerkennung gerichtet, so fehlt es doch bei uns nicht an Strebern, deren geistige Bedeutung und Talent nur in der Intrigue groß ist, und an lächerlichem Gelehrtendünkel. Der Roman kann uns aber sonst noch als Warnungstafel dienen. Auch wenn die vornehmste gelehrte Körperschaft Frankreichs nicht ganz so hohl, eitel, ränkesüchtig und käuflich wäre, wie Daudet behauptet, so bleibt noch genug übrig, um dem deutschen Leser die ganze akademische Einrichtung verächtlich zu machen. Es fehlen ja bei uns die Leute nicht, welche, wie Du Bois-Reymond, auch in Berlin eine Deutsche Akademie in's Leben rufen möchten. Mit dem tapferen Buche Daudet's und seinen „menschlichen Documenten" in der Hand können wir ausrufen: Gott sei Dank, daß wir keinen solchen Ruhmestempel der sogenannten Unsterblichen besitzen, und man bewahre uns ferner vor einer Institution, die bald keine Auszeichnung mehr wäre und auch bei uns manche nicht bloß französische, sondern überhaupt echt menschliche Schwächen großziehen würde!

## Ouida.

Eine Studie von Ferd. Groß.

(Schluß.)

Kehren wir zu Vera zurück, so müssen wir die Seelenstärke anerkennen, mit welcher sie ihrer Pflicht getreu bleibt, trotzdem Zurow die seine nicht erfüllt. Vera weiß, daß ihr Mann auf Abwegen geht; sie will rein nnd makellos bleiben, und so stürmisch ihr Herz Corrèze entgegenpocht, sie vergißt nie, daß sie das angetraute Weib des Fürsten Zurow ist. Vor der Außenwelt bleibt das eheliche Verhältniß bestehen; im Innern ist es längst zerfallen. Es kommt der Tag, an welchem die Oeffentlichkeit zur Mitwisserin wird. Vera weigerte sich, Jeanne de Sonnaz, die notorische Geliebte des Fürsten, zu besuchen, und da sie beharrlich bei ihrer Weigerung bleibt, verbannt der Fürst sie auf das russische Gut Svir — Ouida, immer den Superlativ im Auge, schildert diese Besitzung als mit „hunderten" von Hallen und Zimmern versehen —, dort lebt Vera unter strenger Bewachung. Corrèze läßt sich in der Nähe als angeblicher Pelzhändler nieder, um keinen Verdacht zu erregen — er kauft für Unsummen, ohne zu feilschen, Pelze, mit denen er nichts anzufangen weiß, es gelingt ihm, sich einmal in einer Verkleidung bis zu Vera vorzudrängen, aber er erreicht nichts bei ihr, sie weist ihn zum so und so vielten Male mit dem Hinweise auf ihre Gelöbnisse als Gattin ab, und Corrèze — „the most eloquent, the most ardent, lover of his time" — zieht traurig, aber gefügig ab. Die Lösung findet sich erst, nachdem Corrèze den Fürsten provocirt, dieser im Duelle den Künstler in die Brust geschossen und die Nachricht hiervon in cynischer Form an Vera gesendet hat. Nun entflieht die Fürstin der Gefangenschaft, eilt an's Krankenlager des geliebten Mannes, und das Unvermeidliche vollzieht sich. Jeanne de Sonnaz, deren Mann einem Unfalle erliegt, wird die Gattin Zurow's, der sich von Vera scheiden läßt, und diese reicht Corrèze — der übrigens von altem Adel, ein Marquis, ist — die Hand. Corrèze wird nicht mehr singen können; er wendet sich der Composition zu, und auch in dieser wird er großartige Erfolge einheimsen — er müßte sonst kein Product von der Ouida Gnaden sein. . . . Die Unwahrscheinlichkeiten der Handlnng werden von einer Fülle feiner und richtiger Bemerkungen umrahmt. Ouida hält der sogenannten besten Gesellschaft einen wahrheitsgetreuen Spiegel vor; ohne Bedenken schildert sie, wie die Maitresse eine gefestigtere Stellung habe als die legitime Gattin. Die Corruption vornehmer Kreise erfährt eine strenge Geißelung: „Die angebliche Freude der Engel über einen reuigen Sünder kann nicht ein Tausendstel so süß und so nachhaltig sein, wie die thatsächliche Freude der Sünder über eine gefallene Unschuld." Dagegen sehen wir den Sünder ingrimmig gestimmt gegen die sich behauptende Reinheit, und wir erklären uns daraus die gereizte, ja feindliche Stimmung der Lady Dolly gegen ihre Tochter. Die Heuchelei, welche die Welt beherrscht, bricht eclatant aus der Thatsache hervor, daß, nachdem Vera dem Zuge ihres Herzens gefolgt ist, Lady Dolly sich entrüstet von ihrer Tochter abwendet. . . . Das, was eigentlich den Roman ausmacht: die Fabel, muthet uns gemacht und unwahr an. In der Personalschilderung schwankt Ouida zwischen Extremen: Corrèze ist eine Puppe, die mit Menschen aus Fleisch und Blut nichts gemein hat, Lady Dolly dagegen erscheint als eine musterhaft durchgeführte, wenn auch hart an den Rand des Möglichen streifende Satire auf die Modedamen, die kein anderes Spiel kennen als Befriedigung ihrer perversen Launen und ihrer kleinlichen Eitelkeit. Aber das für den ästhetisch geschulten Leser Lächerliche, was die Fabel enthält, darf vielleicht gerühmt werden, weil es jenem Theile des Publikums, der im Romane mit Eifer das Unmögliche sucht, ein Buch naherückt, dessen sittlich verdienstlicher Theil ihm unversehens, spielend als verzuckerte Pille beigebracht wird.

Manchmal verläßt Ouida das Gebiet jeder Tendenz und gibt sich ganz dem Spiele ihrer Einbildungskraft hin. Als Probe dieser Gattung sei die einbändige Novelle: „Ein Paar Holzpantöffelchen" citirt. Die Verfasserin läßt sich schrankenlos gehen. Sie verlangt, daß wir ihr die sechzehnjährige, verwaiste, auf ihren eigenen Erwerb angewiesene Blumenzüchterin Bébé glauben, welche täglich ihre Waare nach Brüssel zu Markte trägt, dort den Künstler Flamen kennen lernt, der sie als Gretchen malen will, eine tiefe Neigung zu ihm faßt, von ihm im Stiche gelassen wird, von einem Nachbarn, der Zeitungen liest, erfährt, Flamen liege in Paris lebensgefährlich krank darnieder, und sofort nach Paris reisen will, ohne zu wissen, daß man Fahrkarten nur für Geld bekommt. Sie geht zu Fuße nach Paris, betritt die Wohnung des Malers, findet diesen — reconvalescent — von leichtsinnigen Weibern umgeben, welche höhnisch über sie lachen; sie stürzt verzweifelt fort, will sich in die Seine stürzen, wird aber von ihrem bäuer-

Digitized by Google

lichen, von ihr verschmähten Anbeter Jeannot gerettet, der ihr — nachdem sie daheim vermißt worden — nachgereist ist, und stirbt zu Hause an den Folgen der Fußwanderung. Bébé soll der Typus der Naivetät sein. Aber wer könnte es ernst nehmen, wenn Bébé dem Maler die Auskunft gibt: „Meine Mutter war eine Blume.“ Oder wenn sie unterwegs nach Paris, erfreut darüber, daß ihr kleiner Mundvorrath ausreicht, die Betrachtung anstellt: „Was für ein Segen ist es doch, arm geboren zu sein und in Nothdurft gelebt zu haben! Man braucht dann so wenig!“

Die Ouida, welcher wir trotz ihrer offenkundigen Gebrechen einen ehrenvollen Platz einräumen, erkennen wir dagegen in all' jenen Romanen wieder, wo sie, getragen von einer leichtbeschwingten Phantasie, Bilder aus der Gesellschaft festhält. „Wanda“ ist ein Exempel davon, wie ein starkes Talent sociale Studien und bodenlose Ammenmärchen mit einander organisch zu verbinden vermag. Wir staunen darüber, daß die verschiedenen Theile dieses Buches von einer und derselben Feder herrühren. Gründliche Menschenkenntniß und ein oft geradezu lächerliches Spielen mit Unmöglichkeiten sind mit einander gepaart. Die Vorgänge, welche durch drei Bände einer Lösung entgegendrängen, leisten an Spannung, an Gewitterschwüle Alles, was man von einem Sensationsromane erwarten kann. In der Mitte der Action steht der Marquis von Sabran, der sich widerrechtlich so nennt; er heißt in Wirklichkeit Wassia Kasan, ist der natürliche Sohn eines Fürsten Zabarow, wird durch abenteuerliche Verwickelungen nach Mexiko verschlagen, in's Haus eines französischen Emigranten, des Marquis von Sabran, aufgenommen, nimmt an dessen wissenschaftlichen Arbeiten theil, und nachdem der Enkel des alten Herrn gestorben ist, eignet Wassia sich dessen Papiere an, geht nach des Marquis Tode als angeblicher Marquis nach Europa, edirt ein von dem Pseudogroßvater hinterlassenes gelehrtes Werk und treibt sich dann als Zigeuner höherer Gattung umher. Er schießt im Gebiete der Gräfin von Szalras in den hohen Tauern auf Adler, wird als Wilderer vor die Gutsherrin gebracht, von ihr mit einer Rüge entlassen, und .... und bei Beiden hat der Funke gezündet, und wir lassen uns nicht darüber täuschen, daß über kurz oder lang Wanda und der falsche Marquis einander ebenso in die Arme fliegen werden, wie Vera und Corrèze. Sabran vollbringt Wunderthaten, er erweist sich als selbstloser Menschenfreund, als kühner Jäger, als begabter Maler, als tüchtiger Administrator, als hinreißender Redner, als gewiegter Politiker, kurzum er kann Alles, er weiß Alles, er versteht Alles, und so geschieht eines Tages das zu Erwartende: die stolze Herrin von Hohenszalras reicht ihm ihre Hand vor dem Altare. Eine Reihe von Conflicten, die hier aus Mangel an Raum nicht einmal angedeutet werden können, führt dazu, daß Wanda die große Lüge in Sabran's Dasein entdeckt. Ihr Stolz bäumt sich unter dem ihr unerträglichen Gedanken: sie ist Mutter der Kinder eines freigelassenen russischen Leibeigenen. Sie will Sabran-Kassia nicht mehr sehen, er zieht fort, führt aber in der Nähe, inmitten der Bergwelt, durch drei Jahre ein Nomaden- und Waidmannsleben. Sein ältester Knabe, der mit stürmischer Zärtlichkeit an ihm hängt, erfährt durch die Geschwätzigkeit eines Bediensteten, daß der Vater sich unweit des Schlosses aufhält, er geht ihn suchen, geräth in Lebensgefahr, Sabran rettet ihn, geht dabei selbst zu Grunde, und Wanda, mit dem Todten versöhnt, läßt ihn mit all' den Ehren begraben, die ihrem Gatten gebühren. Wanda ist reich, Sabran ist arm; aus diesem Verhältnisse ergibt sich für die Ouida die Möglichkeit, nach Herzenslust in finanziellen Elementen zu wühlen. So wenig Sabran auch besitzt, schenkt er doch, nachdem er das erste Mal auf Hohenszalras gewesen, der Dienerschaft hundert Napoleond'ors. . . . Von Wanda's Reichthum macht der Leser sich einen Begriff, wenn er die Mittheilung vernimmt: „Sie hatte Salzbergwerke in Galizien, Vöslauer Weingärten im Salzkammergute (?), unermeßliche Weizenfelder, ganze Meilen Wiesengrund, auf denen Pferdeheerden weideten. Sie hatte einen Palast in der Herrengasse in Wien und einen auf dem Residenzplatze in Salzburg; sie hatte Wälder und Landwirthschaften im Innthale und im Zillerthale; sie hatte ein schönes kleines Schloß in Ebensee“ u. s. w. u. s. w. Die Leute der Ouida benützen nur Separatzüge, sie reisen nicht mit anderen Erdenbewohnern zusammen — daran erkennt man sie von Weitem. Zu ihren besonderen Merkzeichen gehört es auch, daß sie von Selbstbewußtsein erfüllt sind und sich gern mit den hervorragendsten Gestalten der Weltgeschichte vergleichen: mit Alexander dem Großen, Maria Theresia, Bismarck — es kommt ihnen keine Minute lang in den Sinn, daß man sie für sehr, sehr eitel halten könne. Sind wir im Begriffe, die Sondereigenschaften der von der Ouida in's Leben gerufenen Personen zu streifen, so sei auch erwähnt, daß sie viel mit dem Zufalle zu thun haben; dieser — der Schutzgott der Diebe, der Verliebten und der Romanschreiber — greift immer zur rechten Zeit ein und sorgt getreulich dafür, daß das Merkwürdigste sich ohne Schwierigkeiten realisire. Speciell in „Wanda“ treten diese Eigenheiten grell hervor, und wer keine Ausdauer mitbringt, läßt sich durch dieselben leicht die Freude an den Lichtseiten des Romanes vergällen. An solchen fehlt es wahrlich nicht. Wie starke Zumuthungen Ouida an unsere Gläubigkeit auch stelle, sie entschädigt uns reichlich. Wie fast in jedem Buche der Ouida erscheint eine corrumpirte Aristokratin — sie heißt diesmal Olga v. Brancka und führt in böser Absicht die Entlarvung Wassia Kasan's herbei —, und mit feiner Erkenntniß und klarem Ausdrucke sind die Irrgänge der Frauenseele, sind weibliche Schwächen und Thorheiten dargelegt. Die Kunst jeder Dame, an einer anderen Dame etwas Häßliches oder Lächerliches zu finden, wird durch ein Gleichniß von frappanter Einfachheit erörtert: „Könnte die mediceische Venus in's Leben gerufen werden, so würden die Frauen an ihr bloß bemerken, daß ihre Gewandung ihr zu weit ist.“ ... Man käme nicht zu Ende, wollte man aus den glänzenden Einfällen der Ouida das Beste herausheben. Es wäre das an und für sich ein kritischer Mißgriff, denn nicht das einzelne Aperçu, nicht der selbständige Aphorismus verleihen einem Romane das notwendige Rückgrat. *Was* erzählt wird und *wie* es erzählt wird, bleibt immer und überall die Hauptsache. Nach dieser Richtung bietet „Wanda“ Momente von unwiderstehlicher Kraft und Wirksamkeit. Kein Erzähler, auch nicht der beste, braucht sich der Scene im Walde zu schämen, in welcher Wanda's Vetter Egon Vasarhély, der um Sabran's willen abgewiesene Werber um Wanda's Hand, im Walde während einer Jagd — ein Eber hat Sabran angefallen und ihm Rock und Hemd von einem Arme gerissen und ihm diesen verwundet — entdeckt, daß der Marquis von Sabran, sein verhaßter Rivale, mit jenem Knaben identisch ist, mit dem er vor vielen Jahren auf einer Besitzung des Fürsten Zabarow zusammenkam, mit dem er einen Streit hatte, dem er damals einen Dolchstich versetzte — er findet die Narbe jener alten Wunde — Sabran liegt in einer Ohnmacht, und durch Egon's Gehirn zuckt wie ein unheimlicher Blitz der Gedanke, er könnte Wassia verbluten lassen, und mit einem Male wäre Wanda wieder frei und man dürfte sich als Nachfolger des Todten melden. Wie Egon mit sich kämpft, wie er der Versuchung schon unterliegen will, wie er sich besiegt, dem Feinde hilfreiche Hand bietet, ihn rettet — das und eine Menge an diesen Zwischenfall geknüpften Beiwerkes verräth eine sichere, für die schwersten Aufgaben geschulte Hand. Auch der abgehärtetste Leser wird sich der besagten Jagdepisode gegenüber nicht einer mit Spannung gemengten Theilnahme erwehren können.

Daß Ouida nicht in ihrer Heimath lebt, soll seine Ursache darin haben, daß man ihr in England ihre ungeschmeichelten Photographien — oder nähern sie nicht manchmal der satirischen Caricatur? — aus dem Treiben der upper ten thousand ungemein verübelt. Sie verließ ihr Vaterland, um sich der landsmännischen Kritik zu entziehen; ihr Schicksal gleicht damit — si parva componere magnis licet — ein wenig demjenigen Byron's. Hat sie sich persönlich von dem Boden entfernt, aus dem sie stammt, so gehen doch ihre Bücher über die ganze Heimath, und wir Continentalen, die wir in anderen Begriffen aufwachsen, finden noch immer genug Respect vor dem Geburtsadel, wenn Ouida sich vernehmen läßt:

Digitized by Google

„Die Größe eines großen Geschlechtes ist etwas Höheres als bloßer Stolz. Die Instincte einer solchen Rasse sind vornehm, ihre Verpflichtungen sind nicht geringer als ihre Privilegien; ein starkes Licht strömt zurück durch das Dunkel der Zeiten, und wenn du (die Anrede gilt dem Adeligen) dieses Licht zum Führer deiner Schritte nicht machst, dann bist du drei Mal verflucht." ... In „Fürstin Napraxine" und „Othmar" läßt Ouida ihrer Freude an der Beschäftigung mit der Aristokratie ungehindert die Zügel schießen. Wie in vielen ihrer Schriften geleitet Ouida uns hier an die französische Riviera, mitten in die internationale Gesellschaft, welche vor dem nördlichen Winter dahin flüchtet und ihren Luxus und ihre Neigungen in den Garten Europas verpflanzt. Fürstin Nadine ist an einen ungeliebten Mann gefesselt. Sie läßt die zwei dieser Ehe entsprungenen Kinder in Rußland, auf einem der Güter des Fürsten, erziehen; sie trägt kein Verlangen nach ihnen, denn sie gleichen ihrem Vater. Zahllose Anbeter umschwärmen die Fürstin, die sich mit 19 Jahren alt fühlt. Niemand findet bei ihr Gehör. Einige gehen über's Meer, einige erschießen sich, Nadine weint ihnen keine Thräne nach. Nadine ist ihrem Gatten treu aus Kälte. Am heftigsten bestürmt Baron Othmar sie um Gegenliebe. Er will sie entführen, will seine Position — er ist der König der Banquiers, und man behauptet, er besitze eine Million Millionen — opfern, um mit Nadine in irgend einem fernen Winkel verborgen zu leben. Da sie ihn endgültig zurückweist, heirathet er ein armes junges Mädchen, Yseulte de Valogne. Der Leser dünkt sich eine Art Vorsehung; er getraut sich, zu wetten, daß trotz aller Hindernisse Nadine dem Baron Othmar angehören werde, und er würde die Wette gewinnen. Der Fürst Napraxine muß sich eines Tages mit dem Herzoge von Prangins schlagen, weil dieser Bemerkungen über Othmar's Heirath macht, die nur geschlossen worden sei, um die Fürstin zu ärgern. Er fällt, Nadine ist Wittwe, Othmar fleht, trotzdem er gebunden ist, neuerdings um Nadinen's Herz, sie ruft ihn brieflich zur Vernunft — der Brief kommt Yseulte in die Hände, sie tödtet sich, um dem Paare aus dem Wege zu gehen, und zum Schlusse des dritten Bandes finden wir Nadine als Baronin Othmar. Selbst in den Flitterwochen überkommt sie der ganze Scepticismus einer blasirten, verwöhnten, von allen Seiten mit Huldigungen überschütteten Frau. Sie ergeht sich in Betrachtungen darüber, ob ihr neues Glück dauerhaft sein würde. Othmar meint: Zweifel an ihrem Glücke seien Zweifel an ihm. „Nein," erwidert Nadine, „ich zweifle nicht an Ihnen, ich zweifle an mir und an der menschlichen Natur." Der Roman „Fürstin Napraxine" enthält Einzelheiten, die als tadellose Leistungen psychologischer Darstellung gelten dürfen. Zu diesen gehört der Conflict, den Othmar durchmacht in Folge der Regung, Yseulte die Wahrheit zu gestehen und ihr zu bekennen, wie wenig sie ihm sei, eine Regung, welche von dem Mitleide immer wieder erdrückt wird. Die Person der Nadine ist von der Ouida mit unendlicher Sorgfalt ausgearbeitet. Daß der Superlativ in maßloser Anwendung nicht fehlt, ist selbstverständlich. Nadine springt in den Sattel, wie der Vogel auf den Ast. Sie reitet wie ein donischer Kosak. Wenn sie eine Nacht durchtanzt hat, geht sie nicht zu Bette, sondern nimmt ein kaltes Bad, frühstückt und bleibt im Freien. Ihr Selbstbewußtsein erlaubt ihr nicht, für Jemanden eine Thorheit zu begehen. Sie hegt keine Neigung und heuchelt keine. Der Oheim Othmar's sagt von ihr: „She has no lover, only because she has no love." Ihr Mann langweilt sie; sie zeigt es ihm offen, und wenn sie manchmal bedenkt, daß sie für ihn recht kostspielig sei, so tröstet sie sich damit, daß der Fürst an ihr die Freude eines Sammlers habe, beiläufig wie Lord Dudley an einem Sèvresporzellan, das er mit 10,000 Guineen bezahlt. Ueber ihre äußere Erscheinung erfahren wir, daß sie einer Narcisse gleicht, und daß ihre dunklen Augen sich ausnehmen wie glühende Kohlen in einem Gesichte von Schnee. Ueber ihre Umgebung urtheilt sie so unbarmherzig wie möglich. Sie sieht ein, eine ohne Liebe geschlossene Ehe, wie die ihre mit dem Fürsten, sei ein Verbrechen, das allerdings von der Gesellschaft als ein Act von Weisheit und Tugend applaudirt werde. Sie kennt die ganze Hohlheit ihrer Kreise, und doch kann sie sich ihrem Banne nicht entziehen. Die „große Welt" ist — nach ihrer Definition — ein Opiumhaus, das man trotz aller gegentheiligen guten Vorsätze besuche. Nadinen's Eigenart entwickelt sich mit den fortschreitenden Ereignissen, wie sie in „Othmar" — dem zweiten Theile von „Fürstin Napraxine" — mitgetheilt werden. Nadine, als Othmar's Gattin, liebt die Kinder, welche dem Bunde mit ihm ihr Dasein verdanken. Abgesehen von dieser Aenderung ihres Seelenlebens ist sie von demselben Scepticismus besessen wie vorher. Es thut ihr oft leid, das interessante Verhältniß zu Othmar durch eine Heirath veralltäglicht zu haben. Sie pflichtet dem Ausspruche eines Landsmannes bei: die Ehe sei ein Verhältniß wie jenes zwischen Leuten, die mit zwei Suppenlöffeln in einen Topf langen — um die Zwiebeln, die darin herumschwimmen, werde dann gestritten, und die Zwiebeln seien identisch mit der Oberherrschaft.

Ihre Ansichten über Treue und Beständigkeit erfahren eine traurige Bestätigung, denn neben das Bild der geliebten Gattin drängt sich in Othmar's Brust jenes der noch kindlichen Damaris Bérande, die auf der südfranzösischen Insel Bonaventure an der Seite ihres Großvaters in einer Art von Robinsonade lebt. Nadine entdeckt sie, ladet sie wie ein Spielzeug zu sich, findet an ihr Bühnentalent und will sie ausbilden lassen, vergißt aber bald das arme Wesen und erregt dadurch Othmar's Mitgefühl für dasselbe. Nadine, nicht dazu bestimmt, glücklich zu sein oder Andere glücklich zu machen, spricht zu Othmar ruhig die Voraussetzung aus, er werde sich noch für eine andere Frau interessiren. Sie kann sich etwas Dauerndes in einer menschlichen Beziehung überhaupt nicht vorstellen. Alles, was sich wiederholt, dünkt ihr kläglich und von tödtlicher Langeweile. Wenn sie täglich den Chimborasso sähe, er würde ihr klein erscheinen ... Während sie sich in Rußland aufhält, findet Othmar in Paris zufällig — immer der rettende, Verwickelungen gebärende Zufall! — Damaris als Halbverhungerte. Ihr Großvater hat sie fortgejagt, weil sie den ihr bestimmten Schiffsbauer nicht heirathen wollte. Dieses Eheproject war ihr unerträglich geworden, seitdem durch Nadinens Verschulden in ihr die Sehnsucht nach der Kunst rege geworden. Othmar fühlt sich deshalb doppelt verpflichtet, dem Mädchen zu helfen. Er veranlaßt einen Theaterveteranen, Rosselin, ihr dramatischen Unterricht zu geben. Der seither verstorbene Großvater hat, um sich an Damaris für ihre Weigerung zu rächen, alles Besitzthum dem Vetter vermacht, Othmar will versuchen, diesen zur Herausgabe eines Theiles der Erbschaft zu bewegen, geht zu diesem Zwecke wirklich nach Bonaventure, kommt unverrichteter Dinge zurück, schützt aber vor, Alles geordnet zu haben und übernimmt angeblich die Verwaltung von Damaris' kleinem Vermögen, während er aus seiner Tasche ihren Lebensunterhalt bestreitet. Nadine erfährt durch einen ihr ergebenen Spion — welch' häßlicher Zug! — von der Theilnahme, die Othmar an Damaris bekundet. Sie sieht ihren Ehrgeiz verletzt, weil Othmar ihr das Bauernmädchen vorziehe. In Paris angekommen, führt sie eine lärmende Erörterung mit Othmar herbei. Dieser betheuert ihr, sein Verhältniß zu Damaris sei reinster Art. „Und wenn Sie bei dem Leben Ihrer Kinder schwören," entgegnet sie ihm kalt, „ich glaube Ihnen doch nicht." Blanche de Béthune, welche einmal selber hoffte, Baronin Othmar zu werden, hat Damaris, die bei Rosselin, in der Nähe von Paris, weilt, ausgewittert, sie öffnet ihr die Augen, daß man sie für Othmar's Maitresse halte, Damaris — an Naivetät ein Seitenstück zu Bébé in den „Holzpantöffelchen" — thut das Schlimmste, was sie thun kann, sie nimmt in ihrer Rathlosigkeit Zuflucht zu Nadine. Die Baronin behandelt sie als bezahlte Geliebte ihres Mannes, und da Damaris — die aus mancher Aeußerung Othmar's errathen hat, daß er bei seiner Frau nicht die volle, rückhaltslose Gegenliebe finde — unklug genug ist, Nadine zu bitten, sie möge Othmar so glücklich machen, wie er es verdiene, offenbart Nadine ihr, daß sie die ganze Zeit her von Othmar's Gelde lebe. Die Folge ist, daß Damaris sich tödtet, wie Yseulte sich getödtet hat ... Gewichtige Reihe von Umständen über-

Digitized by Google

zeugen Nadine zu spät, daß sie dem Mädchen Unrecht gethan. Sie kommt dem im Innersten aufgewühlten Othmar entgegen, indem sie ihm sagt: „Verzeihe mir, ich habe Dich beleidigt.“ Er ist erweicht, weil das königlich stolze Weib einen Irrthum eingesteht. „Liebst Du mich noch?“ fragt er. „Ich meine: ja, denn ich zweifelte an Dir, und Du weißt ja — die Liebe ist blind!“ Damit entläßt Ouida uns, und wir setzen voraus, daß Nadine über die Leichen von Yseulte und Damaris hinweg ohne Gewissensbisse das Leben einer kostbaren Treibhauspflanze ungestört fortsetzen wird. Ouida beschönigt nichts, wenn sie uns einen Einblick thun lassen will in ein Stück Leben, das nicht offen zu Tage liegt. Sie verliert den Boden unter den Füßen, sobald sie die Qualitäten ihrer Männer, die Reize ihrer Frauen ausmalt, aber dafür ist sie wahr, grausam wahr, wenn es sich ihr darum handelt, die gesellschaftliche Convenienz im siegreichen Streite mit dem guten Herzen und der gesunden Vernunft aufzuweisen. Wir lächeln wie über ein Kinderspiel, wenn ihre Phantasie den Flug in die Wolken unternimmt und uns Bedingungen, die wie ein Kartenhaus umzublasen sind, als Thatsachen auftischen will; aber wir fühlen den Athem der Wirklichkeit, wenn sie sociales Uebereinkommen und egoistische Eitelkeit, principienlose Herrschsucht und unersättliches Haschen nach Genuß, geschminkte Eitelkeit und selbstbewußte Koketterie als Mächte von schier unüberwindlicher Gewalt wirken läßt. Wer dem schriftstellerischen Naturell der Ouida auf den Grund kommen will, der muß sie zu lesen, muß den Köder, den sie der großen Menge hinwirft, von den ernsten und bitteren Aufrichtigkeiten zu trennen verstehen, deren Verkündung ihr offenbar eine Herzenssache ist.

---

## Feuilleton.

### Ein Studienkopf.

Von Georg Keben.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Kuß, eine kleine Ursache, hatte große Wirkungen. Fanny rächte sich, indem sie die zahlreichen, meist scherzhaften Geschenke, die ihr Campell während ihrer langjährigen Beziehungen verehrt hatte, an den Geber zurücksandte. Sie machte diese Rückzahlung ratenweise, jeden Morgen langte ein Postpacket von ihr an. Aus einem Ballast von Papier, in das diverse Kleinigkeiten behutsam eingewickelt waren, entnahm er unter Anderem: Bonbonnièren, natürlich ohne Inhalt ... eine Schnellphotographie, auf der von ihm der Kopf und von ihr die Hände erkenntlich waren ... eine Taschenlaterne zum Treppenhinaufleuchten ... einen Klapperstorch aus Marzipan ... eine silberbeschlagene Kaffeemühle, die sie sich einmal in einer Laune übertriebener Wirthschaftlichkeit zum Selbstmahlen gewünscht hatte, mit der Inschrift: „Ein bürgerliches Trauerspiel“ ... den „neuen Tannhäuser“ von Grisebach ... eine Hundeleine für ihren Mops — Campell war in allerheitерster Laune.

„Seltsam!“ rief er kopfschüttelnd. „Mit welch' rührender Pietät sie diese tausend Erinnerungen von Freundeshand aufbewahrt hat. Hier finde ich Kleinigkeiten, die schon lange Jahre in ihrem Besitze sein müssen. Sie scheint es darauf angelegt zu haben, mich sentimental zu stimmen.“

Der letzten Sendung war ein Geldcouvert beigefügt. Dasselbe enthielt in einem kurzgefaßten Schreiben die kategorische Aufforderung, das Gemälde der rechtmäßigen Eigenthümerin umgehend zuzustellen. Auf die Einlage, drei Tausend Mark in Papiergeld, war kein Bezug genommen.

Campell's Stimmung schlug plötzlich um; er war ärgerlich, da er diese Generosität sehr unnobel fand. Er revanchirte sich brieflich, als er antwortete:

„Geehrtes Fräulein! Sie scheinen mich für den Kuß, denen ich Ihnen gegeben habe, bezahlen zu wollen; denn für meine Arbeit ist Ihr Honorar zu hoch taxirt. Im ersteren Falle wäre ich übervortheilt, im zweiten Sie. Um Beides zu vermeiden, sende ich Ihnen inliegend Ihr Geld zurück. Bis auf Weiteres bleibt Ihr Portrait in der Ausstellung, die morgen eröffnet wird, eingekerkert. Sie tragen anstatt eines Namens die Gefängnißnummer 713. In dem illustrirten Catalog ist Nr. 713 abskizzirt. Das Vervielfältigungsrecht habe ich an ein hiesiges renommirtes Kunstinstitut verkauft. Sie schulden mir also nichts, nicht einmal Höflichkeit.“

Fanny, deren Exaltation auf das Höchste stieg, wäre im Stande gewesen, die Cassenscheine in's Feuer zu werfen, als sich noch rechtzeitig ihre Modistin anmeldete. Sie kehrte so weit zur Nüchternheit zurück, daß sie es vorzog, ihre Rechnungen zu begleichen. Allein die fieberhafte Aufregung und Unruhe ließen sie nicht schlafen, sie irrte umher wie eine Nachtwandlerin und vertrieb sich die Zeit damit, aus ihrem Repertoire zu declamiren, wobei sie wieder die peinliche Entdeckung quälte, daß ohne Souffleur ihr Gedächtniß selbst für die eingespieltesten Rollen nicht mehr ausreichte.

„Noch drei solche Nächte und man findet mich todt im Bette,“ sagte sie früh Morgens zu ihrer Jungfer. „Ach, solch' ein spießbürgerliches Ende wäre gar zu garstig! Es war immer mein Ideal, in meinem Berufe auf der Bühne zu sterben. Welch' erschütternde Tragik, wenn der Dichter dem Tode das Stichwort gibt!“ Und sie wurde über sich selbst ganz gerührt.

Auf dem Wege nach der Ausstellung sann sie über die effectvollste Sterbescene nach. Nichtsdestoweniger hatte sie Appetit. Sie trat in eine Conditorei, die sich in nächster Nähe des Ausstellungsgebäudes befand, und verzehrte einige Apfeltörtchen mit Schlagsahne. Sie hatte wieder so rasch das Sterben vergessen, daß sie sich in dem Modejournale, das sie trotz ihrer Eile durchflog, nicht einmal die Trauercostüme ansah.

Vor dem Eingange der Ausstellung herrschte ein erstickendes Gedränge, Fanny fand nicht Platz genug, ihr Portemonnaie aus der Tasche zu ziehen, um sich einen Catalog zu kaufen, sie wurde mehr vorwärts geschoben als sie ging. Nun, sie kam nicht der Bilder, sondern eines Bildes wegen hierher. Ueberdies hatte sie die richtige Einsicht, daß man ohne Catalog eine Gemäldeausstellung nicht zu würdigen vermag. Sonst kann es Einem passiren, daß man das Bild eines Professors der Akademie für mittelmäßig und das eines unbekannten Anfängers für ein Meisterwerk erklärt. Und das Eine wäre so ungebildet als das Andere. Ihr ehemaliger Freund Henry Campell nahm durchaus diesen Standpunkt ein. So lange er noch junger Anfänger gewesen war, hatte er in Wort und Schrift gegen den Autoritätsglauben in der Kunst gedonnert und die Ansicht verfochten, die Bilder müßten wie die Leitartikel in den Zeitungen anonym veröffentlicht werden bis kurz vor Schluß der Ausstellung, wo sich das unparteiische Urtheil bereits gebildet hat. Seitdem er Professor war, hätte er den Ausstellungscatalog am liebsten nach dem Muster des Bädeker eingerichtet: der Name eines jeden renommirten Hôtels — pardon, eines jeden renommirten Künstlers mit einem Sternchen bezeichnet.

Plötzlich machte Fanny vor einem Gemälde Halt, das ihr Blick zufällig gestreift hatte. Es war das Portrait ihrer Rivalin, die Campell ihre talentvolle Nachfolgerin genannt hatte. Sie betrachtete das Bild indignirt durch ihre Lorgnette, indem sie halblaut einen Monolog improvisirte.

„Dacht' ich's doch, daß mir die Amerikanerin auch hier Concurrenz bieten würde! Ich begreife nur nicht, wie man sich bei ihrer abschreckenden Magerkeit so stark decolletiren kann. Pfui, wie häßlich! Wahrscheinlich zum Ersatz für die mangelnde Fleischfüllung hat sie sich an allen möglichen und unmöglichen Stellen mit Brillanten behängt. Sicherlich ist dieser geschmacklose Aufputz zur Hälfte aus einem Juwelierladen geborgt. Auf diese Weise sieht das Publikum staunend, was ihre Verehrer ihr Alles geschenkt haben, und ihre Verehrer sehen staunend, was ihnen zu schenken noch Alles übrig bleibt. Ich werde mich niemals solcher Reclamemittel bedienen. Eine Schauspielerin soll von der Illusion, aber nicht von der Lüge leben.“

Und sie wandte dem Bilde verächtlich den Rücken. Sie schien sich nicht mehr zu erinnern, daß sie auf der letzten Gewerbeausstellung ihr reiches, künstlerisch gefaßtes Geschmeide hatte ausstellen lassen. In dieser Hinsicht dachte sie amerikanischer als die „Amerikanerin“.

Nachdem sie sich lange ziellos von der hin- und herfluthenden Menschenmenge hatte umhertreiben lassen, begann sie endlich bei einem Ausstellungsdiener Erkundigungen einzuziehen.

„Wo ist Nr. 713?“

„Ich glaube im sechsten Saale.“

Der sechste Saal lag sehr weit zurück. Aber die Neugierde beflügelte ihre Schritte. Leider schienen die Diener noch nicht genügend orientirt zu sein, denn ihr Portrait war dort nicht zu erblicken.

Und sie fragte wieder:

„Wo ist Nr. 713?“

„Ich glaube im vierzehnten Saale.“

Sie durcheilte abermals die Ausstellung, fast von einem Ende bis zum anderen. Als sie endlich athemlos anlangte, sah sie sich zum zweiten Male getäuscht.

Ihren Lippen, die sonst von volltönenden Versen überflossen, entfuhr eine derbe Verwünschung.

In diesem Augenblicke tauchte eine zarte, schmächtige Damengestalt neben ihr auf, durch nichts ausgezeichnet als durch ein kohlschwarzes feuriges Augenpaar, das allerdings der ganzen Erscheinung etwas ungemein Interessantes verlieh. Bei dem unerwarteten Anblicke ihrer verhaßten Rivalin, denn diese war es, glätteten sich sofort die zornigen Falten auf Fanny's Stirn. Sie begrüßte das junge Mädchen mit ihrem süßesten Lächeln.

„Welche Ueberraschung! Ich freue mich außerordentlich, Sie hier zu sehen, liebe Minnie.“

„Gleichfalls, meine Liebe! Sind Sie schon mit der Ausstellung fertig?“

„Nein, ich fange erst an, und zwar suche ich vergebens nach dem Anfange. Wissen Sie vielleicht, wo Nr. 713 hängt?“

„Allerdings! Dorthin war mein zweiter Gang. Mein erster war natürlich nach meinem Portrait.“

„Zufällig ist mir dasselbe unterwegs begegnet. Ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß ich davon entzückt bin. Solch' ein Gemälde kann nur die Arbeit eines intimen Freundes sein, man sieht dem Bilde an, daß es mit Lust und Liebe gemalt ist. Besonders Ihre Brillanten funkeln und glitzern so täuschend echt, daß man glauben möchte, sie könnten

Digitized by Google

in der Dunkelheit leuchten. Liebe Minnie, Sie müssen Californien geplündert haben, um solche Schätze zu gewinnen."

Das junge Mädchen empfand deutlich die feinen vergifteten Spitzen in den Worten ihrer liebenswürdigen Collegin und bemühte sich, dieselben in Fanny's Busen zurückzubohren.

„Eine Tournée durch Amerika habe ich mir für meine reiferen Jahre aufgespart; in Californien gedenke ich die Nachlese meines Talentes zu halten. So viel mir bekannt ist, haben Sie es umgekehrt gemacht."

Fanny suchte diesen Hieb zu pariren.

„Man merkt, meine Liebe, daß Sie als Ausländerin von deutschen Verhältnissen nichts verstehen."

„Ich wage nicht zu widersprechen, denn ich wurde erst in meinem vierten Lebensjahre hier naturalisirt. Und da ich außerdem 14 Jahre jünger bin als Sie, meine Liebe, so müssen Sie allerdings Deutschland besser kennen."

Fanny, die sich geschlagen sah, hielt es für am gerathensten, dem Gespräche eine harmlose Wendung zu geben.

„Sie würden mich sehr verbinden, liebe Minnie, wenn Sie mir den Weg zu Nr. 713 zeigten."

„Ich bin mit Vergnügen Ihre Führerin."

Sie gingen heiter plaudernd, wie zwei Freundinnen neben einander. Fanny kämpfte lange mit sich selbst, ob sie ein Urtheil über ihr Bild provociren solle. Endlich siegte die weibliche Neugierde über ihren Stolz.

„Wie gefällt Ihnen mein Portrait, liebe Minnie?" warf sie scheinbar gleichgültig hin.

„Vortrefflich! Sein größtes Lob ist, daß es sprechend ähnlich aussieht. Ich begreife vollkommen, daß Sie es vorzogen, anonym zu bleiben und im Catalog unter der Bezeichnung »Ein Studienkopf« figuriren, während ich so prätentiös war, mit meinem Namen hervorzutreten."

Den mysterieusen Sinn dieser Worte errieth Fanny erst, als sie vor ihrem Portrait stand. War das wirklich ihr Ebenbild? War die Nr. 713 nicht eine fatale Verwechselung? Sie wollte fragen, aber sie sah die Augen ihrer Begleiterin mit einem gespannten, lauernden Ausdrucke auf sich gerichtet. Sie mußte die Lippen zusammenbeißen, um nicht laut aufzuschreien. Dieses überreife Weib im Alter einer Gattin und Mutter war sie: die jugendliche Liebhaberin ... die himmlische Louise!

Die Farben des Gemäldes verschwammen vor ihren Augen. Vor ihrer überhitzten Phantasie verzerrten sich die Formen ihres Ebenbildes zu einer greulichen Katze, die sich zum Sprunge auf sie niederduckte. Ihr schwindelte, sie mußte sich auf ihren Sonnenschirm stützen, um nicht umzusinken. O, sie war das Opfer einer unerhörten Fälschung, des größten Betruges, den die Welt je gesehen hat!

„Nun, sind Sie zufrieden?" klang eine bekannte Stimme dumpf, wie von ferne an ihr Ohr.

An dieser Stimme erkannte sie ihre Todfeindin und erwachte aus ihrem Hinbrüten. Mit der Selbstbeherrschung der Routine, mit der sie oft während des peinigendsten Unwohlseins ihre Rolle zu Ende gespielt hatte, antwortete sie gemessen:

„Es ist ja nichts Neues für mich. Ich finde das, was ich erwartet habe. Auf Wiedersehen, meine Liebe!"

Sie wußte selbst nicht, wie sie aus der Ausstellung kam. Sie hatte noch Kraft genug, in einen Wagen zu steigen, in dessen Fond sie halb bewußtlos mit geschlossenen Augen zurücksank.

Ihr erster Gedanke, als sie daheim wieder eines solchen fähig war, zielte auf Vernichtung jener Teufelsmaske in Oel. Die Vitriolattentate heißblütiger Pariserinnen, von denen sie oft genug in der Zeitung gelesen hatte, reizten sie zur Nachahmung. Ihre Rache traf ja nicht einmal das Gesicht ihres infamen Beleidigers, sondern nur einen leblosen Gegenstand: Sein Kunstwerk! Mildernde Umstände würden ihr unzweifelhaft von der Strafkammer zugebilligt werden. Die Gerichtsverhandlung versprach sogar allerliebste Theatereffecte. Aber wenn dieselben doch mit einer Freiheitsberaubung endeten? Vor der Möglichkeit, in Gegenwart von Gefängnißbeamten, die immerhin Männer waren, in derangirter Toilette, ohne Schminke und Puder erscheinen zu müssen, schreckte ihr weibliches Zartgefühl zurück. Also fort mit dem Vitriol! Vielleicht fand sich ein kühner Verehrer, der das Portrait in finsterer Nacht aus der Ausstellung stahl. Hatte nicht Maria Stuart einen Mortimer zur Seite, der weit Größeres zu wagen bereit war! Aber ach, mit 45 Jahren hat man keinen Mortimer mehr, zumal wenn man vorher keinen gehabt hat! Es werde ihr nichts anderes übrig bleiben, grübelte sie, als den ganzen Ausstellungspalast, natürlich heimlich, in Asche zu legen. Heutzutage bedarf es dazu keiner Fakel mehr wie zu Herostrat's Zeiten, ein winziges Streichhölzchen genügt. Die Romantik ungeheuerlicher Rachepläne beschwerte ihr so das Hirn, daß sie Kopfweh bekam. Sie schüttete ein Brausepulver in ein Glas Selterwasser und trank dasselbe hastig herunter. Und merkwürdig! Die niederschlagende Wirkung stellte sich sofort ein. Sie dachte wieder wie ein vernünftiger Mensch, als sie sagte:

„Warten wir erst ab, was sich weiter ereignen wird!"

Eine volle Woche verließ Fanny die Wohnung nicht und lehnte alle Besuche ab. Die vor den Fenstern herabgelassenen Jalousien sollten den Eindruck hervorrufen, als wäre die Inhaberin der Wohnung verreist. Sie hatte weder Lust zum Lesen, noch zum Rollenstudium, nicht einmal zum Toilettemachen. Sie ruhte meist im Halbschlummer auf der Chaiselongue. Die Jungfer folgte dem Beispiele ihrer Herrin, da sie fast nichts mehr zu thun hatte. Selbst Bijou, Fanny's Lieblingsmops, lag regungslos auf seinem Eisbärenfell ausgestreckt. Alles schlief; die Wohnung glich Dornröschens Märchenschloß. Nach einigen Tagen endloser Langeweile verfiel Fanny plötzlich auf die Idee, einen Damencat zu arrangiren. War es doch im vergangenen Winter eine beliebte Mode geworden, sich zum Damencat einzuladen. Bis dahin genossen allein die Herren, alte und junge, das Vorrecht, sich nach dem Souper in den Rauchsalon zurückzuziehen und den übrigen Theil der Gesellschaft getrost der Fürsorge der Gastgeberin überlassen zu dürfen. Der Conversationston des Biercates, mochte auch eine Champagnerflasche in Eis neben dem Kartentische stehen, verdrängte die Galanterie und die feine Würze der Unterhaltung, welche sonst die gesellschaftliche Mischung weiblicher und männlicher Elemente hervorzubringen pflegt. Es war eine einfache Consequenz dieser Vernachlässigung der guten Sitte, daß das schwächere Geschlecht beschloß, sich von dem stärkeren gänzlich zu emancipiren und seine Gewohnheiten selbständig nachzuahmen. Es blieb sich dabei gleich, ob die Herren über die Coeurdame oder die Damen über den Coeurbuben neckende Witze machten. Allerdings war die Scatpartie, welche Fanny arrangirte, nicht gerade exclusiv. Es war ihre Jungfer und deren Freundin, denen sie mühsam das Scatspiel einlernte und im stundenlangen jeu große Summen abgewonnen hätte, wären nicht Spielmarken der Einsatz gewesen. Uebrigens, warum sollte sie sich nicht zum Zwecke eines so discreten Vergnügens zu ihrer Jungfer herablassen? Hatte sie doch im Café oft genug beobachtet, daß vornehme Herren aus Mangel an einem würdigeren Partner mit dem Billardkellner eine Partie Carambolage spielen.

Eines Morgens, als sie wie täglich den Ausstellungsbericht überflog, fiel ihr Blick auf den Namen Henry Campell. Das Zeitungsblatt zitterte in ihrer Hand und ihr Herz klopfte hörbar. Jener boshafte Theaterkritiker war zugleich Kunstreferent und in beiden Fächern sein Urtheil tonangebend. Um so mehr Grund für sie, das Aergste zu befürchten. Sie sprang empor und warf das Zeitungsblatt auf den Tisch. Nein, sie wollte nicht wieder Thränen vergießen wie damals über die Faustkritik! Sie wollte ... ja, was wollte sie eigentlich! Verstohlen, wie ein neugieriges Kind, das erwischt zu werden fürchtet, hob sie das Zeitungsblatt vom Tische in die Höhe, immer höher, bis sie es schließlich vor die Augen brachte und las:

„Professor Henry Campell hat die Zahl seiner Meisterwerke wieder um ein neues bereichert. Und zwar ist diesmal das Thema ebenso interessant als die künstlerische Ausführung. Es ist ein offenes Geheimniß, daß Campell's »Studienkopf« Fräulein Rota vom Hoftheater darstellt. Nun, Fräulein Rota hat sich auf ihrem Portrait in einem Rollenfache eingeführt, das sie bis jetzt noch nicht gespielt hat, aber in Zukunft hoffentlich spielen wird. Fräulein Rota ist aus dem Fache der Liebhaberinnen in das der Mütter gerückt, ein Avancement, das außerordentlich zu ihrem Vortheile ist. Fräulein Rota bietet nicht das Bild eines Gretchens mehr, das ich früher an anderer Stelle zu meinem Bedauern zu tadeln gezwungen war: Aus einer gealterten Liebhaberin ist sie jetzt eine jugendliche Mutter geworden, fast zu jugendlich nach streng realistischer Auffassung, aber nicht nach der eines Idealisten wie ich bin, den in der Kunst überall die Form des Schönen entzückt. Trotzdem ist das Portrait selbst durchaus realistisch, die naturgetreue Wiedergabe eines edlen durchgeistigten Frauenantlitzes. Wir werden uns freuen, nach Eröffnung der Saison Fräulein Rota in ihrem neuen Rollenfache begrüßen zu können, in dem — das wage ich schon heute auszusprechen — keine zweite Bühne Deutschlands ihres Gleichen haben wird."

Fanny hielt inne, sie vermochte nicht weiterzulesen. Eine Thräne löste sich von ihren Wimpern — nun weinte sie doch! Aber nur einen Augenblick! Dann stürmte sie wild wie ein junges Mädchen durch die Zimmer, zog die Jalousien zurück und ließ durch die offenen Fenster die warme Augustsonne hineinleuchten: Ein Zeichen für alle Welt, daß Fanny Rota wieder zu Hause war!

Noch an demselben Vormittage ging sie aus. Es wäre ihr angenehm gewesen, einem Bekannten zu begegnen, sie hätte auf der Promenade gern eine Art Gratulationscour abgehalten, aber — wie ärgerlich! — gerade wenn man Bekannte sucht, findet man keine. Sie kommen immer zur unrichtigen Zeit. Fanny war bereits auf dem Heimwege begriffen, als sie ganz unerwartet einen hellgrauen, unproportionell hohen, schmalkrämpigen Cylinderhut, der schief auf einen brünetten Männerkopf gedrückt war, sich ihr entgegenbewegen sah. Der Träger dieses merkwürdigen Cylinderhutes war Henry Campell. Der alte, halbvergessene Groll erwachte in ihr von Neuem. Mochte das Bilderverwechselungsspiel enden wie es wolle, in jedem Falle hatte Campell boshaft und hinterlistig gegen sie gehandelt. Einem so gefährlichen Menschen weicht man am besten aus. Und sie schritt behutsam auf den spitzesten Lackstiefeln über den vom Regen durchnäßten Straßendamm nach der anderen Seite des Trottoirs.

Campell, dem dieses auffällige Ausweichen nicht entgangen war, sah ihr fast wehmüthig zu.

„Also eine Demonstration auf der Straße! Ja, ja, die Weiber verstehen es, sich zu rächen! Sie wird mir nicht verzeihen, auch wenn sie durch mich zum zweiten Mal eine berühmte Frau wird. Ah, jetzt tritt sie in eine Regenpfütze! Das helle Kleid ist bis oben hinan bespritzt, sie kann nur noch fahren."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Die Eröffnung des Berliner Theaters.

Der Eröffnungsabend des von Barnay an der Stätte der Walhalla-Operettenbühne begründeten Berliner Theaters ist von einem Begeisterungssturme begleitet gewesen, dessen Einstimmigkeit und Beispiellosigkeit eines Commentars durch die nachhinkende Kritik bedarf. Barnay ist niemals der verzogene Liebling des hauptstädtischen Publikums gewesen, der Schiller-Laube'sche „Demetrius" hat sich seiner zwiespältigen Entstehung gemäß stets nur getheilten Beifalles zu erfreuen gehabt, die sich um den neuen Director schaarende Künstlergemeinde hat kein Recht, sich auf den befestigten Glauben an ihr Können zu berufen. Woher also ein Erfolg, der als beispiellos in der Berliner Theatergeschichte bezeichnet werden darf?

Uns will bedünken, als habe das Publikum instinctiv gefühlt, daß es sich einem Neuen, im Stillen Ersehnten, plötzlich überraschend in die Erscheinung Getretenen gegenüber befunden. Die Geschichte der Schauspielkunst im letzten Vierteljahrhundert weist eine scharf gegliederte Entwickelung auf. Laube hatte an die Stelle der hohlen charakterlosen Declamation die natürliche, individualisirende Sprachweise gesetzt, die Meininger verlegten den Schwerpunkt der Darstellung in die Massenwirkung, das Deutsche Theater setzte seinen Stolz darein, aus dem Einzeltheile der Dichtung so viel schauspielerisches Capital zu schlagen, als der Geist der Dichtung ohne wesentliche Schädigung irgend zuließ. An sich anerkennenswerth, glichen diese Bestrebungen unmerklich convergirenden Linien, deren Treffpunkt sich in weiter Ferne zu verlieren schien. Heute ist das ersehnte Ziel uns überraschend nahe gerückt durch eine Regiekunst, die sich kraftbewußt als einzige Vermittlerin zwischen das Dichtwerk und das Publikum stellt und die ausschließliche Verantwortung für die Verkörperung dichterischer Gestaltungen übernimmt. So entsteht eine einheitliche Kunstschöpfung, die sich mit der allein verantwortlichen Persönlichkeit auf gleichem Fuße mit gleichen Mitteln der Dialectik discutiren läßt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß es dem Schauspieler Barnay gelungen ist, praktisch zu zeigen, welcher Platz dem sich überhebenden Menschendarsteller bei der Interpretirung eines Dramas gebührt. Man hatte sich in der letzten Zeit wohl oder übel hauptsächlich unter dem Einflusse des Deutschen Theaters daran gewöhnen müssen, das Verhältniß des Poeten zum Mimen etwa wie das des Textdichters zum Componisten aufzufassen. Das Drama war die Unterlage für die Darstellung, der Einzelcharakter das Piedestal, auf dem sich das Bildniß des Schauspielers emporreckte. Wir sind weit entfernt davon, aus diesem Verhältnisse, das sich aus dem Einflusse kräftiger künstlerischer Individualitäten auf ein sensationsbedürftiges Publikum herausgebildet, der Leitung des deutschen Theaters einen Vorwurf zu machen. Kainz und sein Publikum haben sich eben nur stärker erwiesen, als August Förster und der Dichter. Es lag ein eigener Reiz darin, den Don Carlos, Romeo, Ferdinand, wie man ihn sich an der Hand des Dichters und früherer Darsteller mühsam groß gezogen, plötzlich so ganz anders, so fremdartig vor sich hingestellt zu sehen, daß man an den Absichten des Poeten und an seinem eigenen Verständnisse zu zweifeln begann. Die Zweifel wuchsen unter der Einwirkung einer Regie, die sich gezwungen sah, die ganze Darstellung auf den Hauptmimen zuzuschneiden und ihn wohl oder übel in seinen Prätensionen zu unterstützen. Was dem Einen recht war, war dem Anderen billig. Auch der Chargenspieler bestand auf seinem Scheine. Wollte dann noch der Regisseur seine Ansprüche geltend machen, so blieb ihm nichts übrig, als hier und da einen scenischen Drücker aufzusetzen. So entstand beispielsweise eine Faustaufführung, nach der man das Theater verließ mit dem entzückten Ausrufe: „Nein, diese Scene in Auerbach's Keller!" Hier hatte einmal in dem allgemeinen Preisrennen der Regisseur die Mimen um eine Nasenlänge geschlagen. Schade, daß Goethe's „Faust" als Feld für den Turf dienen mußte.

Die Demetriusaufführung im Berliner Theater — die Kritik hat es bisher versäumt, dem instinctiven Empfinden des Publikums die Directive zu geben — hat die Bedeutung eines Programmes. Wie absichtlich hat Barnay um sich eine Künstlerschaar gesammelt, die zum größeren Theile kaum dem Namen nach bekannt, keine übermäßigen Erwartungen erweckte. Nach einer energischen Arbeit von wenigen Wochen steht dieselbe Schaar vor uns als ein Werkkörper, dessen einzelne Glieder, einem mächtigen Willen gehorchend, fehllos functioniren, und Jedes für sich, aber Alle in einem Sinne, eine einheitliche Kunstschöpfung zu Wege bringen. Natürliche Sprache bei voller Wahrung des Dichterwortes, Massenwirkung ohne Uebertäubung der Einzelleistung, Abschleifung der schauspielerischen Individualität zu Gunsten des Gesammtbildes, das sind die Vorzüge des Barnay'schen Ensembles, dem das Publikum am Eröffnungsabende des Berliner Theaters begeistert zugejubelt.

Man hat Barnay an seine Meininger Vergangenheit erinnert und ihm imputirt, er habe da manches Geheimniß erlauscht, das er nun als etwas Neues, noch nicht Dagewesenes ausposaune. Nichts ist falscher, als diese wenig wohlmeinende Randglosse. Der Regisseur Barnay ist so selbstlos gewesen, daß er das Massenarrangement des polnischen Reichstages der Laube'schen Bearbeitung zuwider trotz der lockenden Aussicht auf Beifall vom Actschlusse in die Eingangsscene zurückverlegt hat. Der stürmische Applaus mag ihm die Genugthuung gewährt haben, zu sehen, einen wie nachhaltigen Eindruck er trotz der nachklappenden Scenen erzwungen hat. Als das Publikum schon nach dem ersten Fallen des Vorhanges Barnay und immer wieder Barnay vor die Rampe rief, da folgte es dem instinctiven Gefühle, daß der Geist des Dichters nicht durch den radebrechenden Mund einzelner Darsteller, sondern durch die beredte Vermittelung eines einzigen berufenen Dolmetschen zu ihm gesprochen. Ja, die Uebertragungskunst dieses Dolmetschen ging so weit, daß sich die ganze Darstellung der Individualität der beiden Dichter, der des bilderreichen Rhetoren Schiller und der des knapp formulirenden Bühnentechnikers Laube anpaßte. In Clara Ziegler's Verkörperung der Marfa trat dieser Gegensatz am überraschendsten zu Tage. Von dem Monologe der Czarenwittwe ab, der mit dem ganzen Applomb der declamirenden Tragödin gesprochen wurde, schien ein neuer Geist über die Münchener Heroine gekommen zu sein. Die Erkennungsscene mit Demetrius, die zitternde Angst, das Nahen und Zurückbeben der zweifelnden Mutter, kam mit einem Naturalismus zur Darstellung, der mit dem berühmten und berüchtigten Posiren der Ziegler nichts mehr zu thun hatte. Und wie ihr ging es den übrigen Darstellern. Der Sapieha des Herrn Kraußneck, der Komla des Herrn Wachtel, der Schuisky des Herrn Stahl, sie Alle wuchsen zusehends aus der Massenwirkung des ersten Actes heraus und schlossen sich doch wieder zu einem unvergeßlichen Gesammtbilde zusammen. Wir glauben das Verdienst der wackeren Künstlerschaar nicht zu schmälern, wenn wir ihr zunächst für das willige Eingehen auf die Intentionen ihres Leiters danken.

Als ein Erfolg der Regie und Darstellungskunst charakterisirt sich auch der zweite Premièrenabend des Berliner Theaters. Die ernsthafte Kritik hätte vielleicht ein Recht, mit Barnay ob der Aufführung eines talentvollen, aber in Erfindung und Mache rohen Rührstückes, wie die Ilse Hans Olden's, zu zürnen. Aber man suche zu verstehen, und man wird es nicht besonders schwer finden, zu verzeihen. Was Barnay bezweckt, ist die Schöpfung eines Volkstheaters, das die breiteren Schichten des Publikums für sich gewinnt. An dem Beispiele der englischen Bühne hat er gelernt, daß zur Erreichung dieses Zieles die modernen Ansprüchen angepaßte Birch-Pfeiferiade nicht zu entbehren ist. Und wir sind trotz der ablehnenden Haltung des Publikums dem fünften Acte gegenüber fest davon überzeugt, daß der Bühnenpraktikus dem ästhetisirenden Kritikus gegenüber Recht behält. Trotz aller Unnatur, trotz aller lärmenden Bühneneffecte pulsirt in der Ilse Hans Olden's dramatisches Blut. Wie hätte es sonst den Darstellern gelingen können, aus Drahtpuppen, die selten dem natürlichen Empfinden, meist den Leitfäden in der Hand des Autors folgen, lebensvolle, wenigstens in der künstlichen Bühnenbeleuchtung wahrscheinliche Gestalten herauszuindividualisiren? Die Beseitigung einiger Längen, die Kürzung der poetisch sein sollenden märchenhaften Episoden wird auch diesem Rührdrama zu einer über Erwarten dauernden Stelle im Repertoir des neuen Theaters verhelfen. Schon jetzt hat es Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß sich die Regie Barnay's im Salon und im Mansardenzimmer ebenso heimisch fühlt, wie im Kreml und im Sitzungssaale des polnischen Reichstages.

Wir haben es absichtlich vermieden, auf Einzelheiten der Inscenirung und Darstellung einzugehen, weil es uns zunächst darauf ankam, unseren Sympathien für ein neues Theaterunternehmen im großen Stile Ausdruck zu verleihen. Es ist Barnay in erstaunlich kurzer Zeit gelungen, sich einen sicher functionirenden, keinem Impulse versagenden Bühnenorganismus zu schaffen, möge er nun auch die Dichter finden, die ihm stets frischen Nahrungsstoff zuführen, möge es ihm vor Allem glücken, sich ein naiv empfindendes Publikum heranzuziehen, das den Bethätigungen der lebensvollen Schöpfung verständnißvoll entgegenkommt. M.

---

## Dramatische Aufführungen.

### „Anton Antony."

Schauspiel in fünf Acten von Oscar Blumenthal.
(Lessingtheater.)

Der Mißerfolg des Nathan hat Anton Antony zu einem halben Erfolge verholfen. Die zweite Schlacht des Lessingtheaters ist vor einem wohlwollenden Publikum geschlagen worden, das dem Bedürfnisse nachgab, dem jungen Bühnenleiter ein Pflaster auf die frisch blutende Wunde zu legen. Die Heilung des für einen Bretterhelden schwärmenden Mädchenherzens ist das Thema einer ganzen Reihe von Stücken — wir nennen nur die Virtuosen-Paradepferde Kean und David Garrick — die in der äußeren Mache bei weitem geschickter sind, als Anton Antony. Kean und Garrick gebärden sich wenigstens als bedeutende Menschen. Von der Nichtigkeit des Bühnenflitters überzeugt, suchen sie selbstlos diese Ueberzeugung ihren Patientinnen mitzutheilen.

Anton Antony ist ein aufgeblasener Narr, der an seine Unwiderstehlichkeit glaubt, ohne uns diesen Glauben auch nur in dem vorliegenden Falle glaubhaft machen zu können. Wenn nun wenigstens die Offenbarung seines Narrenthums als Heilmittel verwendet würde! Im ersten Acte scheint es beinahe so, als ob Blumenthal etwas Aehnliches beabsichtigt hätte. Dann aber besinnt er sich plötzlich eines Anderen und läßt den gefährlichen Narren aus dem Hause des Aristokraten, in das er sich auf das Herz der Tochter speculirend eingeschlichen, durch einen rein äußerlichen Umstand, durch ein zufällig auftauchendes Briefchen compromittirenden Inhaltes entfernen. Anton Antony geht in ein Gastspiel, das Object seiner eingebildeten Unwiderstehlichkeit in die Ehe und das Publikum in das Restaurant.

Oscar Blumenthal hat von jeher das Streben gehabt, das Leben und Treiben solcher Kreise zu schildern, die sich seiner Beobachtung entziehen. Das Gebahren all' dieser Aristokraten, ihr Kommen und Gehen, ihr Sprechen und Handeln ist so unwahrscheinlich und unnatürlich wie

Digitized by Google

möglich. In der Welt der Bretter ist der Verfasser eher zu Hause, und Anton Antony dürfte im Großen und Ganzen als eine gelungene Carricatur schauspielerischer Aufgeblasenheit zu bezeichnen sein. Leider ist es Blumenthal eingefallen, ein schönes Gegenbild liefern zu wollen, und dramatische Einfälle sind stets ein Unglück! Die tugendhafte Schauspielerin, die dem Gegenstande ihrer stillen Neigung anonym ein Veilchenboquet mit rosa Seidenbändchen zusendet und ihm selbstlos zu einer Frau verhilft, ist zu gut für diese Welt, selbst wenn ihr sothane Aufopferung ein wenig schwer fällt. Da geht man in den oberen Regionen ganz anders ins Zeug. Der Baron von Gelfingen, ein liebenswürdiger Schwerenöther, der natürlich besser ist, als sein Ruf, erklärt einer jungen Wittwe gleich in den ersten Stunden seiner Bekanntschaft mit ihr energisch, daß sie ihn liebt, bis sie es wirklich glaubt und ihn heirathet. Daß wir inzwischen unsere liebenswürdige Patientin so ziemlich aus dem Auge verloren haben, schadet nicht. Ihre plötzliche Heilung wirkt um so überraschender und erfreulicher. Daß sie sich nun gleich einem bisher verspotteten, etwas mehr als harmlosen Verehrer an den Hals wirft, läßt allerdings einen Rückfall in das kaum überwundene Leiden befürchten.

Gespielt wurde recht brav. Herr Drach in der Titelrolle, Possart in einer Episode, die Herren Blencke und Schönfeld in kleinen Partien waren gut und erweckten die besten Hoffnungen für ein sich langsam bildendes Ensemble. Frau Claar Della erwarten wir möglichst bald — im Reiche der Mütter und Herren Salomon — in der Provinz wiederzufinden.

## „Decorirt."

Lustspiel in drei Acten von Henri Meilhac.
(Residenztheater.)

Was sich Alles in der Seele eines gewissenhaften Kritikers gegen diesen echt französischen Schwank aufbäumt, ist gar nicht zu sagen. Der logische, der ästhetische, der moralische Mensch ist jeden Augenblick bereit, in den Wirrwarr droben auf den Brettern wetternd und fluchend hineinzufahren, wenn er nur im Stande wäre, vor Lachen die Faust zu heben. Wie hübsch ist das niedliche Ehebrüchelchen eingefädelt! Herr Colineau schickt seine Gattin, die ihm soeben erklärt hat, daß sie sich auf jenem Scheidewege befindet, der sich nun einmal durch jede anständige französische Bühnenehe hindurchzieht, selbst auf die Reise, von der sie wahrscheinlich nicht ganz so wiederkehrt, wie sie gegangen ist. Der harmlose Ehemann hat nämlich ein Rendezvous mit einer italienischen Abenteurerin verabredet, für dessen Ermöglichung die Entfernung Frau Colineau's dringend nothwendig ist. Sie reist, ihr nach natürlich ihr designirter Cicisbeo Eduard von Drandresi. Unterwegs wird Station gemacht, Souper und Logis sind bestellt, und Alles ist bereit, um der moralischen Gesellschaftsordnung ein Schnippchen zu schlagen. Wenn nur die Welt nicht so entsetzlich schlecht wäre! Nicht einmal den kleinsten Ehebruch kann man ungestört begehen. Da ist zunächst ein Angler, den Herr von Drandresi in unüberlegter Nächstenliebe aus dem Wasser ziehen muß. Vor so naßkalter Umarmung bebt die präsumtive Sünderin natürlich zurück, und ein Kleiderwechsel, der den Pariser Dandy wenig liebenswürdig erscheinen läßt, erweckt in ihr so tugendhafte Gedanken, daß sie beinahe nach Paris zurückgekehrt wäre — ohne Souper. Da ist aber ein Kellner, der sie erkennt und dem sie Herrn von Drandresi nothgedrungen als Herrn Colineau vorstellen muß, den er zum Glück nicht kennt. Nun begeht Herr von Drandresi als Herr Colineau sofort die Thorheit, einen Prinzen von Senegambien vor der Gefahr, von einem ausgebrochenen Löwen aufgefressen zu werden, vermittelst eines Regenschirmes zu retten. Das trägt ihm den Dank des Herrn Unterpräfecten und die telegraphische Bestellung des Ordens der Ehrenlegion für den vermeintlichen Herrn Colineau ein. Das Pärchen rettet sich aus all' dem Wirrwarr rein und sündenlos nach Paris zurück.

Und nun kommt die Entwirrung des entsetzlich verschlungenen Knotens. Frau Colineau erfährt zu rechter Zeit, daß sich der theure Gatte während ihrer Abwesenheit ebenfalls eine kleine Reise behufs Abirrung vom rechten Wege gestattet. Wie sie ihn mit dem Zeitungsblatte in der Hand davon zu überzeugen sucht, daß er, der in liebenswürdigster Gesellschaft in der Umgegend von Paris soupirt, in Harfleur zwei Menschen das Leben gerettet und damit den Orden der Ehrenlegion verdient hat, ist von köstlichster, Zwerchfell erschütternder Wirkung. Das Bewußtsein geheimer Schuld läßt Herrn Colineau beinahe an seine Heldenthaten glauben. Ja, er wird schließlich gezwungen, seine Sünden zu bekennen und erhält nur nach demüthigem Kniefalle die Versicherung bedingter Verzeihung und vom Prinzen von Senegambien den Elephantenorden, der ihn für das zurückgewiesene rothe Bändchen entschädigt. Ein anonymer, von Herrn von Drandresi verfaßter Brief hat ihn nämlich darüber aufgeklärt, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit um einen harmlosen Mißbrauch seines Namens handelt. Eine weitere Decoration weniger harmloser Natur wird durch Vermittelung der theuren Gattin und des rettungswüthigen Freundes bei nächster Gelegenheit in bestimmte Aussicht gestellt.

Das Stück ist das unschuldigste Attentat auf alle Wohlanständigkeit, das je von einem bühnengewandten Possendichter unternommen worden. Meilhac geht dem Causalnexus der Thatsachen und der Moral mit souveräner Verachtung aller Wahrscheinlichkeit zu Leibe und führt mit dem Besenstiele eine glänzende Attacke aus, bei der im Grunde genommen Niemand zu Schaden kommt. Dieser Anhäufung von Unmöglichkeiten und unwiderstehlich komischen Einfällen gegenüber Ethik und Aesthetik in's Feld führen wollen, wäre eine Donquixoterie.

Eine andere Frage ist es, ob es eine Berechtigung hat, solche französische Specialitäten bei uns zu importiren. Jedenfalls verlieren sie erheblich unter dem Einflusse unserer ehrlichen deutschen Sprache, die sich mit Zweideutigkeiten recht schwerfällig abfindet, und einer derberen Spielweise, die ihnen zu übermäßiger Bedeutung verhilft. M.


## Inserate.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**
in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Ein in Berlin wohnender **prakt. Jurist** wünscht mit einer grösseren Zeitung in Verbindung zu treten, um für dieselbe **Aufsätze juristischen oder volkswirthschaftlichen Inhalts** über ihm aufgetragene Themata zu schreiben.
Offerten unter **Z. 41.** an die Expedition dieses Bl. erbeten.

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**

**Aus Dur und Moll.**
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Aus
**Kaiser Friedrich's Tagebuch.**
**1870—71.**

und

Aus den (bisher ungedruckten)
**Denkwürdigkeiten**
**Sr. Hoheit des Herzogs Ernst II.**
**von Sachsen-Coburg-Gotha.**

veröffentlicht die „Deutsche Rundschau" (herausgegeben von Jul. Rodenberg, Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin) in ihrem soeben zur Ausgabe gelangten Octoberheft. Abonnements-Aufträge auf die „Deutsche Rundschau" zum Preise von 6 Mark pro Quartal übernehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes, sowie die Verlagshandlung Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstraße 7.
Das Octoberheft der „Deutschen Rundschau" mit „Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch" und „Denkwürdigkeiten Seiner Hoheit des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha" liegt in jeder Buchhandlung aus, wird auch gegen Franco-Einsendung von 2 Mark 20 Pfennig (in Briefmarken) von der Verlagshandlung überallhin franco versandt.


Digitized by Google

# Unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands

nimmt das ca. **70 Tausend Abonnenten** besitzende

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung

## unstreitig einen der ersten Plätze ein.

Die hervorragenden Leistungen des „Berliner Tageblatt" in Bezug auf **rasche und zuverlässige Nachrichten** über alle wichtigen Ereignisse, durch umfassende besondere Drahtberichte seiner an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten werden allgemein gebührend anerkannt. Durch Herausgabe einer besonderen **vollständigen Handels-Zeitung** hat das „Berliner Tageblatt" einen neuen Wirkungskreis betreten, auf welchem es die Interessen des Publikums, wie diejenigen des Handels und der Industrie durch unparteiische und unbefangene Beurtheilung zu wahren sich bemüht. In den **Theaterfeuilletons** von **Dr. Paul Lindau** werden die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden Beurtheilung gewürdigt, während in der Montagsbeilage des „Berliner Tageblatt": **„Zeitgeist"** sich die ersten Schriftsteller mit gediegenen und zeitgemäßen Beiträgen ein Stelldichein geben. Das illustrirte Witzblatt **„ULK"** erfreut sich wegen seiner zahlreichen vorzüglichen Illustrationen, sowie seines treffend witzigen und humorvollen Inhalts, längst der ungetheilten Gunst der deutschen Lesewelt. Die **„Deutsche Lesehalle"** bringt als „illustr. Familienblatt" unter sorgfältigster Auswahl des Stoffes kleine, Herz und Gemüth anregende Erzählungen, sowie Aufsätze belehrenden Inhalts. Für Zerstreuung und Unterhaltung sorgen Rebuse, Räthsel, Skat-Aufgaben ꝛc. Die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"**, bringen neben selbstständigen Fachartikeln, zahlreiche Rathschläge für Haus und Hof, so daß jeder Jahrgang, durch ein Sachregister vervollständigt, gleichsam ein werthvolles Recept- und Nachschlage-Werk bildet. Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheint ein neuer, ungemein interessanter Roman aus dem Berliner Leben der Neuzeit von **Dr. Theophil Zolling: „Der Klatsch".** Unter Mitarbeiterschaft gediegener Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und Medizin erscheinen im „Berliner Tageblatt" regelmäßig **werthvolle Original-Feuilletons.** Das B. T. bringt ferner: Ziehungslisten der Preußischen Lotterie, sowie eine besondere Verloosungsliste aller wichtigeren in Deutschland interessirenden Werthpapiere. Militärische und Sport-Nachrichten. Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. Interessante Gerichtsverhandlungen. Man abonnirt auf das **täglich 2 mal** in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung" bei allen **Postanstalten** des Deutschen Reiches für alle 5 Blätter zusammen für **5 Mk. 25 Pfg.** vierteljährlich.

**Probe-Nummern gratis und franco.**

## Schweizerische Rentenanstalt.

(Für Lebensversicherungen und Renten.)

### 30. Jahrgang.

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds **3,400,000 Fr.** Ausbezahlte Gewinnsrenten Francs 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien **26,000,000 Fr.** Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt **23,000,000 Fr.** Jahres-Einnahme **3,600,000 Fr.** Versicherungssumme **74,000,000 Fr.** Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur

**für Berlin und die Prov. Brandenburg**

**Theodor Schroeder,**

Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

***Junge Dramatiker***, die geneigt sind, betr. Mitarbeiterschaft m. einem andern in Verbindg. zu tr., wollen Adr. sub **H. O.** postl. Leipzig niederl.

## Bücher-Ankauf!

**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**

**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

## Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. ℳ 3.—
II. Abteilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. ℳ 3.—

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. **2. Aufl.** 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Vieheff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 6. October 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, OCT 13 1888 Library.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft. Von Eduard von Hartmann. — Die Entwickelung der Straßenbahnen in Deutschland. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse. — **Literatur und Kunst:** Die Braut von Corinth als französisches Drama. Von Ludwig Geiger. — Ein italienischer Roman. („Daniele Cortis" von Antonio Fogazzaro.) Besprochen von Wilhelm Lübke. — Vom Literarischen Congreß in Venedig. — **Feuilleton:** Ein Studienkopf. Von Georg Keben. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Freund Fritz." Lustspiel in drei Acten von Erkmann Chatrian. (Lessingtheater.) Von M. — Die Akademische Kunstausstellung. IX. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

Wir haben gesehen, daß es in Englands wohlverstandenem Interesse liegt, sich dem Friedensbunde anzuschließen und demselben möglichst viel Bundesgenossen zuzuführen*); es bleibt nun die weitere Frage zu beantworten, welches Interesse der Friedensbund hat, den Beitritt Englands zu wünschen.

#### 1. Englands Stimmung gegen Deutschland und seine Bundestreue.

Zunächst ist dringend davor zu warnen, daß man eine solche Frage der praktischen Politik nach Sympathien und Antipathien beantwortet und sich durch Liebe oder Haß, Dankbarkeit oder Vergeltungstrieb, sentimentale Rücksichten oder abstract idealistische Ziele ohne realen Boden beeinflussen läßt. Die Politik wird durch solche unpolitische Nebenrücksichten nur in Verwirrung gebracht. Gerade in dem Verhältnisse Deutschlands und Englands pflegen aber solche Nebenrücksichten in der öffentlichen Meinung und in dem politischen Denken des großen Publikums einen unverhältnißmäßig breiten Raum einzunehmen.

Auf der einen Seite beruft man sich auf die germanische Stammesverwandtschaft und die Aehnlichkeit der Sitten, Lebensauschauungen und Ideale im Vergleich zu den romanischen und slavischen Völkern und folgert daraus, daß Deutschland die politischen Interessen Englands zu den seinigen machen müsse. Auf der anderen Seite weist man darauf hin, daß England von jeher mit ganz seltenen und zum Theil auch bloß scheinbaren Ausnahmen in den Conflicten Deutschlands seine Sympathien unseren Gegnern zugewandt habe, und folgert daraus, daß wir uns wegwerfen würden, wenn wir nicht Gleiches mit Gleichem vergälten. Auf der einen Seite schwärmt man für England als das Land der Freiheit, als das Vorbild des parlamentarischen Regierungssystems und der Selbstverwaltung, und als den Hort des Freihandels, und sieht in jeder Unterstützung Englands einen der Freiheit und dem Culturfortschritte geleisteten Dienst. Auf der anderen Seite haßt man den Cant und die Heuchelei der englischen Sitten, verabscheut die vampyrartige Aussaugung aller schwächeren Völker durch den englischen Mercantilismus und hält das viel bewunderte Vorbild des nahezu bankerotten englischen Systems des Parlamentarismus und der Selbstverwaltung für eine beklagenswerthe Störung unserer weit höher gearteten heimischen Entwickelung.

Alle solche Meinungsverschiedenheiten haben gar kein Recht, in die Frage nach dem Werthe der englischen Bundesgenossenschaft unmittelbar einzugreifen. Das Ideal eines Pangermanismus ist noch weit abstracter und bodenloser als dasjenige des Panslavismus, weil die germanischen Völker schon viel höher zu eigenartigen Nationalitäten entwickelt und differenzirt sind als die slavischen, also einer engeren politischen Verbindung schon viel unzugänglicher geworden sind als diese. Das bisherige Verhalten Englands gegen Deutschland läßt deutlich erkennen, daß ersteres nicht geneigt ist, sich einem so abstracten Ideal unterzuordnen, daß es aber wohl geneigt sein möchte, die Empfänglichkeit der Deutschen für ein solches Ideal zu seinen Gunsten auszubeuten. Der Pangermanismus kann wohl einmal als natürliche Reaction gegen den wachsenden Panslavismus in späterer Zukunft eine gewisse Bedeutung erlangen; aber England wird sicher der letzte Staat sein, der einem solchen Gedanken Concessionen macht, und es wäre haltlos, für die nächste Gegenwart darauf auch nur die allerleisesten Hoffnungen zu bauen.

Es ist wahr, daß England den durch den dreißigjährigen Krieg zurückgekommenen älteren Bruder stets sehr unfreundlich, ja geradezu mit dünkelhafter Mißachtung behandelt hat, und daß es jeden Versuch desselben zum Einholen des glücklicheren jüngeren Bruders mit kleinlicher Mißgunst verfolgt und zu verhindern gesucht hat. Es ist wahr, daß sein Verhalten in in den Jahren 1710 und 1814 der Grund war, weshalb Frankreich die schmählich geraubten deutschen Gebietstheile bis zur halben Französirung behalten durfte, daß sein Widerstand gegen jede Vergrößerung Preußens oft genug von Erfolg war (z. B. 1814 gegen die Einverleibung der Handelsstadt Leipzig), daß es auch in den drei letzten deutschen Kriegen von 1864, 66 und 70 mit seinen Sympathien im Lager unserer Feinde war, und daß es uns noch heute den Besitz des Elsaß nicht gönnt, vielmehr dessen Rückfall an Frankreich als ein freudiges Ereigniß begrüßen würde! Es ist wahr, daß es die Anfänge der preußischen Flotte mit ebenso kleinlicher Mißgunst verfolgt hat, wie die Anfänge deutschen Colonialerwerbs, und daß seine Beamten auf der ganzen Erde noch heute jeden Schritt deutscher Unternehmer zu erschweren bemüht sind. Aber das alles kann höchstens den Zweifel erwecken, ob die öffentliche Meinung Englands Neigung haben werde, in ein deutsches Bündniß einzutreten, und kann uns zurückhaltend

*) Vergleiche Nr. 34 und 35 dieses Jahrganges.

Digitized by Google

und vorsichtig in der Bewerbung um ein solches Bündniß machen; aber es kann uns unmöglich hindern, das englische Bündniß anzunehmen, wenn es uns angeboten wird, d. h. wenn die öffentliche Meinung Englands zu der Ueberzeugung gelangt, daß das englische Interesse künftighin durch ein Bündniß mit Deutschland am besten gewahrt wird. Wenn es schon thöricht ist, auf Dankbarkeit in der Politik zu rechnen, so ist es doppelt thöricht, sich durch Aerger über Vergangenes, durch Schmollen und Grollen in seinen Entschließungen beeinflussen zu lassen.

Ob der englische Parlamentarismus das letzte Wort aller politischen Weisheit oder der Ruin der Völker, ob er der Hort der Freiheit, oder die Stätte schlimmster Corruption und die Maske eines vielköpfigen Despotismus und einer heuchlerischen Demagogie ist, das geht uns bei der Erwägung der auswärtigen Politik gar nichts an, sondern nur, wenn wir uns über unsere inneren Verfassungs- und Verwaltungszustände und die Richtung ihrer Reformbedürftigkeit ein Urtheil bilden wollen. Ob das abstracte Ideal des englischen Freihandels in seiner vollen Verwirklichung das Paradies auf Erden herbeiführen oder bloß zur mercantilen Aussaugung aller wirthschaftlich schwächeren Völker durch das wirthschaftlich stärkste, d. h. das englische, führen würde, das ist bei der Diskussion von Zollfragen zu erwägen, hat aber mit Entschließungen der äußeren Politik ebenso wenig zu thun, als ob man die kirchlichen, höfischen und bürgerlichen Sitten der Engländer bewundert oder verabscheut. Nur wer einseitige Parteiinteressen unbedingt den Gesammtinteressen des Vaterlandes voranstellt, kann sich durch die Sympathien oder Antipathien mit solchen inneren Angelegenheiten Englands seine Wünsche über die in der äußeren Politik einzuschlagenden Wege unmittelbar bestimmen lassen.

Etwas Anderes ist der indirecte Einfluß, den Erwägungen dieser Art auf den Glauben an die Bundestreue des eventuellen Bundesgenossen haben können; diese sind ebenso wenig ganz von der Hand zu weisen wie vorher die Zweifel über die zeitweilige Geneigtheit der öffentlichen Meinung Englands zu einem Bündniß mit Deutschland. Mag der Segen der parlamentarischen Regierungsform für das innere Gedeihen noch so groß sein, so ist doch nicht zu bestreiten, daß der unberechenbare Wechsel der Parteiherrschaft die Stetigkeit der äußeren Politik und damit die Bundestreue und Bündnißfähigkeit eines Landes in Frage stellt.

Wo nur zwei Parteien sich in die Herrschaft theilen, pflegt jede die Regierungsmaßregeln der anderen schon deshalb zu bekämpfen, weil sie von dieser für gut befunden sind, und die formellsten Verträge schützen nicht davor, von der nachfolgenden Gegenregierung als werthloser Plunder mißachtet zu werden. Wollte z. B. die Türkei sich einbilden, durch die Beaconsfield'sche Garantie ihrer asiatischen Besitzungen in England auf alle Fälle einen Bundesgenossen gegen russische Angriffe zu besitzen, so würde das Verhalten eines gerade am Ruder befindlichen Wighministeriums ihr eine schmerzliche Enttäuschung bereiten. Es geben also die officiellen Bündnißverträge mit einem solchen Staate keinerlei Sicherheit; vielmehr müssen dieselben durch Privatabmachungen mit den Führern beider Parteien ergänzt oder ersetzt werden, welche wiederum keinen amtlichen Charakter haben und durch den Tod oder Wortbruch der Contrahenten ihren Werth verlieren können. Wer sich auf ein englisches Bündniß verläßt, begibt sich also in die doppelte Gefahr, daß entweder schon beim Ausbruche des Krieges der Bündnißfall unter irgend welchen Ausflüchten und Vorwänden nicht anerkannt wird, falls inzwischen ein Wechsel in der Parteiherrschaft eingetreten ist, oder daß im Verlaufe des Krieges durch den Krieg selbst oder durch andere Zufälligkeiten ein Regierungswechsel herbeigeführt oder unterstützt wird. Dann kann es vorkommen, daß die neue Regierung einen Separatfrieden mit dem Feinde schließt und die Verbündeten im Stiche läßt (wie im spanischen Erbfolgekriege). Die Versuchung hierzu wird um so größer sein, je schwieriger die militärische Situation der Verbündeten geworden ist, je größere augenblickliche Vortheile der Separatfriede dem englischen Interesse in mercantiler oder colonialpolitischer Hinsicht bietet, je abgeneigter die öffentliche Meinung des blöden großen Haufens der Fortsetzung eines opfervollen Krieges ist, und je stärker der Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Regierung ist.

Nun ist bekanntlich seit der Demokratisirung des Wahlrechtes in England in den letzten Jahrzehnten der Einfluß der öffentlichen Meinung auf die in ihrem Bestande ganz von den Wählern abhängige Parteiregierung außerordentlich gewachsen, und ebenso hat die Abneigung der öffentlichen Meinung in England gegen jede ernstliche Kriegführung, d. h. gegen jede ernstliche Betheiligung an europäischen Streitigkeiten zugenommen. Hätte Rußland nach dem letzten türkischen Kriege sich nicht von den Beaconsfield'schen Drohungen einschüchtern lassen, sondern den angedrohten Krieg an sich herankommen lassen, so würde sich sehr bald herausgestellt haben, daß Beaconsfield von der öffentlichen Meinung im Stiche gelassen und durch Gladstone ersetzt worden wäre. Die insulare Lage legt England die Versuchung gar zu nahe, sich von jedem mißlungenen Abenteuer hinter die Wogen des Kanales zurückzuziehen und seine Verbündeten zusehen zu lassen, wie sie allein mit dem Feinde fertig werden. Wie England von jeher Aufstände unterdrückter Völker oder Volksstämme durch Sympathiekundgebungen und unbestimmte Hülfsaussichten unterstützt, die in's Unglück gerathenen Aufständischen aber stets im Stiche gelassen hat, wie es selbst Friedrich dem Großen die Subsidien entzog, gerade als er sie am nöthigsten gebraucht hätte, so wird man auch in Zukunft immer damit rechnen müssen, daß ein Windumschlag in der unberechenbaren öffentlichen Meinung die englische Hülfe den Verbündeten gerade in dem Augenblicke entzieht, wo sie dieselbe am peinlichsten vermissen.

Diese Gefahr wird künftig noch wachsen, wenn erst einmal die radicale Partei nach vollständiger Demokratisirung des Wahlrechtes als dritte in den Wettbewerb um die Herrschaft eingetreten sein wird, welche wie alle abstract-idealistischen Parteien am wenigsten politischen Verstand für die nächstliegenden Aufgaben und die Forderungen der realen Verhältnisse besitzt. Schon jetzt ringen nicht mehr zwei, sondern vier Parteien mit einander, von denen die vierte, die irisch-katholische, immer auf Seiten Frankreichs zu finden sein wird. Aus je mehr Parteien aber die Coalitionsregierungen sich bilden müssen, desto unberechenbarer wird der Wechsel in den Grundsätzen der auswärtigen Politik und desto unmöglicher wird der Ersatz officieller Staatsverträge durch internationale Privatabmachungen mit den Parteiführern.

Es ist unbestreitbar, daß in diesen Verhältnissen, welche die Bundestreue in Frage stellen, auch eine erhebliche Werthsverminderung einer eventuellen Bundesgenossenschaft liegt. Wer ein Bündniß mit England eingeht, muß seine Dispositionen vor dem Kriege jedenfalls so treffen, daß er nicht in Verlegenheit geräth oder zu umständlichen Abänderungen genöthigt wird, falls England seinen übernommenen Verpflichtungen noch im letzten Augenblicke vor dem Kriegsausbruche untreu wird; er muß sich aber auch während der ganzen Kriegführung so einrichten, daß er nicht in Gefahr oder in nicht wieder gut zu machenden Schaden geräth, wenn England ihn plötzlich, und zwar gerade im kritischesten Momente, im Stiche läßt. Es ist klar, daß eine Bundesgenossenschaft, die man nur unter solchen Vorsichtsmaßregeln in Rechnung stellen und benutzen darf, weit weniger Werth hat, als sie bei gleicher Leistungsfähigkeit und Kraftentfaltung haben könnte und haben würde, falls man auf Bundestreue bauen dürfte.

Diese Bedenken gegen die Zuverlässigkeit des englischen Bündnisses werden noch gesteigert, wenn man an die politischen und socialen Erschütterungen denkt, welche die Zukunft diesem an so vielen Stellen verwundbaren Riesenreiche bringen kann. Die Zukunft ist freilich ein Factor, der sich der genaueren Berechnung entzieht, und in dessen Schätzung betreffs Englands sich zwei extreme Ansichten gegenüberstehen. Die eine Ansicht geht davon aus, daß England seinen Höhepunkt überschritten habe, nur noch von seiner Vergangenheit zehre und im unaufhaltsamen Niedergange begriffen sei. Englands poli-

Digitized by Google

tisches Leben stehe seit der Umwandlung der aristokratischen Verfassung in eine demokratische vor dem unabwendlichen Bankerotte, und seine verkommene öffentliche Meinung steuere mehr und mehr dahin, die Regierung an die mindestfordernde, d. h. mit dem Minimum von Steuern regierende Partei zu übergeben. Die Größe des Gegensatzes zwischen Reichthum und Armuth werde die sociale Krisis in England nothwendig in ihrer schlimmsten Gestalt zum Ausbruche kommen lassen. Schon an der Unlösbarkeit der irischen Frage werde das englische Staatswesen scheitern müssen, und die Auflösung der großbritannischen Einheit werde nur der Anfang des völligen Zerfalles des weitverzweigten Reiches sein. Das Erstarken der Colonien im Gegensatze zu dem politischen und socialen Verfalle des Mutterlandes müsse früher oder später nothwendig zu einer Ablösung der ersteren vom letzteren führen, und spätestens dann sei ein politischer und socialer Zusammenbruch unvermeidlich, durch welchen England das Schicksal Venedigs, Spaniens und der Niederlande theilen werde.

Die entgegengesetzte Ansicht geht dahin, daß England erst im Beginne seiner Entwickelung zum Weltreiche stehe. Der gesunde praktische Sinn des angelsächsischen Stammes werde sich auch in der Ueberwindung der gegenwärtigen politischen und socialen Schwierigkeiten bewähren und auch für Irland die entsprechende Form der Eingliederung in den Staatskörper zu finden wissen. Die unbehinderte Selbstverwaltung der Colonien, denen durch die ernannten Gouverneure nur die kostspieligen und unfruchtbaren Kämpfe der republikanischen Präsidentenwahlen erspart würden, bürge dafür, daß alle ihre Wünsche auch ohne Ablösung vom Gesammtreiche Erfüllung finden können. Die Herstellung eines constitutionellen Gesammtreiches mit einem von allen Colonien zu beschickenden Parlamente und einer gemeinsamen Kriegsmacht stehe in naher Aussicht und werde England zum Haupte eines Weltreiches in einem noch nie dagewesenen Sinne erheben.

Es ist hier nicht der Ort, das Maß der Berechtigung dieser verschiedenen Ansichten gegen einander abzuwägen. Wir werden jedoch aus der ersteren Ansicht so viel entnehmen dürfen, daß die Zukunft Englands mit vielen Factoren der Unsicherheit versetzt ist, und daß es eines außergewöhnlichen Aufwandes von politischem Volksverstande bedürfen wird, um die mannigfachen großen Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Es geht daraus hervor, daß England bis zur Lösung dieser Schwierigkeiten allerdings in besonders hohem Maße mit sich selbst beschäftigt sein, und weniger als andere Staaten Kopf und Hände frei haben dürfte zur Beschäftigung mit europäischer Politik. Es geht ferner daraus hervor, daß England ein außerordentlich complicirtes Staatsgebilde ist, dessen Gleichgewicht an recht vielen Punkten auf Schrauben gestellt ist, und daß von einem unglücklichen Zufalle an irgend einem der vielen gefährdeten Punkte eine Erschütterung des ganzen Systemes zu befürchten ist, welche auch an vielen anderen Stellen das labile Gleichgewicht aufhebt. Ein solcher Zustand eines Systemes aber ist es, welcher dem Sprüchworte: „ein Unglück kommt selten allein", Berechtigung verleiht. — Aus der zweiten Ansicht werden wir wiederum das entnehmen dürfen, daß selbst dann, wenn die Ueberwindung der inneren und colonialen Schwierigkeiten und die organisatorische Zusammenfassung der gesammten Reichsmacht glücklich gelingen sollte, doch dieses neue Staatsgebilde noch viel complicirter als der heutige englische Staatsorganismus sein würde und deshalb vielleicht noch weniger geeignet zu activer europäischer Politik und zu Bündnissen, welche eine Betheiligung an continentalen europäischen Kriegen voraussetzen.

Da wir mit dem projectirten Weltreiche vorläufig nicht zu rechnen haben, so bleibt für die nähere Zukunft nur die Summe von Factoren der Unsicherheit maßgebend, welche die äußere Actionsfähigkeit des englischen Staatsorganismus durch die kleinsten unglücklichen Zufälle der verschiedensten Art in jedem Augenblicke bedroht. Ein Aufstand in Indien, in Aegypten, in Südafrika, in Irland oder eine sociale Revolution in England selbst kann jederzeit die besten Absichten der Regierung zur Erfüllung eingegangener Verpflichtungen unausführbar machen; eine ernstliche Betheiligung Englands an einem europäischen Kriege kann aber auch wiederum als Motiv wirken, um eine von diesen oder ähnlichen Störungen zum Ausbruch kommen zu lassen, und dadurch die Regierung zur Zurückführung ihrer Truppen vom europäischen Kriegsschauplatze an den Punkt des Aufstandes zwingen. Je mehr Truppen England aus ihren gewöhnlichen Garnisonen herauszieht, je stärker es also im Beginne eines europäischen Krieges in denselben einzugreifen versucht, desto größer wird der Anreiz und die Gefahr solcher Aufstände, und desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß es seine Truppen zurückrufen und seine Verbündeten im Stiche lassen muß. Will England der Gefahr solcher Unterbrechungen vorbeugen, so darf es alle Garnisonen nur um kleine Bruchtheile vermindern, und kann dann trotz der Einberufung aller Reserven nur mit einer Truppenmenge auf dem Kriegsschauplatze eingreifen, welche für die heutigen Kriegsverhältnisse gar nicht mehr in Betracht kommt.

Hiermit kommen wir denn zu dem Kernpunkte der Frage nach dem Werthe der englischen Bundesgenossenschaft, nämlich zu der Erörterung der kriegerischen Leistungsfähigkeit des heutigen England. Hierbei werden wir die englische Macht von drei Seiten zu betrachten haben: als Landmacht, als Seemacht und als Geldmacht.

## 2. England als Landmacht.

Wenn die Bevölkerungsziffer in Irland seit der Mitte der 40er Jahre nicht um etwa $3^1/_2$ Millionen zurückgegangen wäre, so würde Großbritannien gegenwärtig rund 41 Millionen Einwohner haben und damit die dritte Stelle in Europa (unmittelbar hinter Rußland und Deutschland) einnehmen, also Frankreich und Oesterreich überholt haben. Da aber die Volkszunahme in England durch die starke Volksabnahme in Irland zum Theil aufgewogen worden ist, so zählt Großbritannien gegenwärtig erst $37^1/_2$ Millionen, ist aber immerhin mit dieser Ziffer derjenigen Frankreichs von $38^1/_4$ Millionen sehr nahe gerückt und hat alle Aussicht, die letztere in nicht zu langer Frist zu überholen. Da England außerdem das reichste Land Europas ist, so würde es durch nichts gehindert sein, eine militärische Großmacht ersten Ranges zu werden, wenn es wollte. Thatsächlich wendet es Summen auf sein Kriegs- und Marinebudget, welche hinter den Ausgaben anderer Großmächte für die gleichen Zwecke nicht merklich zurückstehen; aber diese colossalen Summen dienen nicht einer wirklichen Kriegsbereitschaft, sondern rein polizeilichen Zwecken, und sind wesentlich als ein Loskaufsgeld zu betrachten, welche das englische Bürgerthum für seine Befreiung von jeder persönlichen militärischen Dienstleistung bezahlt. England ist der einzige europäische Staat, welcher das mittelalterliche Söldnerheer in die moderne Zeit hinübergetragen hat, der einzige, dessen Bürgern die hohe Schule der Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Anstelligkeit, Subordination, Pflichttreue und Vaterlandsliebe fehlt, die den Völkern mit allgemeiner Wehrpflicht durch die Militärdienstzeit zu Theil geworden ist. Viele Erscheinungen am englischen Volksgeiste erklären sich wesentlich durch diesen Mangel. Wer keine Staatsbürgerpflichten kennt als Steuern zahlen, der kommt gar leicht dazu, den Staat als eine Versicherungsanstalt für das private wirthschaftliche Gedeihen und Wohlleben anzusehen, und die tiefere ethische Bedeutung der Staatsidee und den sittlichen Ernst der staatsbürgerlichen Pflichten zu verkennen.

Die englische Armee besteht aus 221,000 europäischen und 127,000 indischen Söldnern, von denen etwa 117,000 in Europa Garnison haben. An Reserven sind nominell 57,000 Mann vorhanden, von denen aber gewiß starke Procente als Abgang abzuschreiben sind. Die englischen Freiwilligencorps fallen nach europäischen Begriffen unter „Soldat-Spielen" und kommen in ihrer gegenwärtigen Verfassung kaum für die innere Landesvertheidigung in Betracht. Die eingeborenen indischen Truppen sind nach ihren ganzen Lebens- und Kriegsgewohnheiten wie nach ihrer militärischen Ausbildung nur gegen Nichtsoldaten zu brauchen, z. B. gegen

Digitized by Google

aufständische Landsleute, falls sie es nicht vorziehen, zu diesen überzugehen. Die europäischen Söldner recrutiren sich aus dem Abhub der Nation, während die Volksheere der Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht auch die Elite der Nation in sich schließen und durch diese gehoben werden. Die militärische Ausbildung der europäischen Truppen Englands ist darauf berechnet, daß dieselben nur mit wilden oder halbwilden Völkerschaften zu kämpfen haben werden, entspricht aber keineswegs den hochgespannten Ansprüchen, welche seit 1870 an die Armeen der Großmächte gestellt werden. Alle Bemühungen der englischen Regierung, die Brauchbarkeit des englischen Heeres zu erhöhen, haben nur zu dem entgegengesetzten Ergebnisse geführt, da ein mittelalterliches Söldnerheer nur unter möglichstem Festhalten an den mittelalterlichen Zuständen die höchstmögliche Brauchbarkeit entfalten kann, aber alle modernen Reformflickereien sein Wesen nur entstellen und mit mehr und mehr Widersprüchen durchsetzen müssen.

Wer die Erfahrungen des Krimkrieges als Maaßstab nehmen wollte, würde übersehen, daß die großmächtlichen Heere seitdem geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht haben, während das englische Heer in mancher Hinsicht zurückgegangen ist. Gegen dasjenige Maaß von Intelligenz, Bildung, Disciplin, Pflichttreue, soldatischer Ehrliebe, patriotischer Opferwilligkeit und kameradschaftlichem Zusammenhalten und Zusammenwirken aller Chargen, welches die besten europäischen Volksheere jetzt aufweisen, kann ein Söldnerheer gleichviel welcher Herkunft überhaupt gar nicht mehr aufkommen. Sollte in einem künftigen Kriege ein englisches Armeecorps gegen ein französisches odes russisches Corps zu fechten haben, so würde dieser selbstverständliche Satz eine für den Stolz Englands höchst beschämende Illustration erfahren, und es mag nicht zum wenigsten eine heimliche Ahnung dieser qualitativen Unterlegenheit der englischen Truppen sein, welche sowohl die Regierung als auch die öffentliche Meinung so überaus ängstlich macht, sich an europäischen Händeln anders als diplomatisch und demonstrativ zu betheiligen.

Noch schlimmer als mit der Beschaffenheit der englischen Truppen ist es mit deren Zahl bestellt. Noch im vorigen Jahrhundert waren die kriegführenden Armeen selten stärker als 25 bis 60,000 Mann, also nach heutiger Bezeichnung ein bis zwei Armeecorps. Wenn demnach England sich mit einem Corps von 24—30,000 Mann an europäischen Kriegen betheiligte, trat es als ein nahezu ebenbürtiger Factor in die Reihe der kriegführenden Mächte und war jedenfalls ein höchst erwünschter Bundesgenosse. Bis zum Jahre 1814 ist England nur ein Mal, nämlich im spanischen Erbfolgekriege, dazu gelangt, seine continentale Operationsarmee auf 40,000 Mann zu verstärken. Der einzige Fall in der Geschichte, welcher eine stärkere Betheiligung Englands als mit einem Armeecorps aufweist, ist das Jahr 1815, wo es seine Feldarmee auf 90,000 Mann brachte. Durch 22jährige unausgesetzte Kämpfe auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen hatte es damals Gelegenheit und Anlaß gehabt, seine Söldner aus den verschiedensten Nationen zu verstärken, und namentlich war es Pitt gewesen, der seit 1804 energisch eine Vergrößerung des Heeres in die Hand genommen und gegen das widerstrebende Parlament durchgesetzt hatte. Englands Colonialreich hatte damals noch nicht entfernt die heutige Ausdehnung, brauchte also auch noch nicht so viel Besatzung, dagegen besaß England damals noch das Königreich Hannover, das es seitdem verloren hat. Die Truppen, welche in englischer Uniform bei Waterloo gegen die Veteranen und Recruten Napoleon's kämpften, waren sicherlich nur zum kleineren Theile geborene Engländer. Im Krimkriege vermochte England nur ein kleines Hülfscorps von 20,000 Mann zu stellen und war trotz der äußersten Anstrengungen kaum im Stande, für dessen starke Verluste genügenden Ersatz aufzubringen. Nicht nur der Zahl, sondern auch der Führung, Verpflegung und den militärischen Leistungen nach spielte dieses englische Hülfscorps neben der französischen Armee eine ziemlich klägliche Rolle. Wenn durch Napoleon I. die frühere Rechnung mit Zehntausenden in eine solche mit Hunderttausenden umgewandelt ist, so werden die Heere in einem europäischen Kriege der Zukunft nicht mehr nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen zählen; ein englisches Hülfscorps würde aber heute schwerlich in größerer Stärke als im Krimkriege mobil zu machen sein, und selbst wenn es die doppelte Zahl von 40,000 Mann erreichen sollte, so würde es doch unter das Ringen der modernen Volksheere hineinfallen wie Tropfen auf einen heißen Stein. Die Welt ist eben vorwärts gegangen und England ist mit seiner Militärverfassung ebenso wie mit seiner Staatskirche und seinem Universitätswesen im Mittelalter stehen geblieben. Rechnet man als mäßige Leistung nach heutigen Anforderungen, daß ein Staat eine außerhalb der Landesgrenzen verwendbare Armee von 2 Procent seiner Bevölkerung zu stellen im Stande ist, so würde ein Corps von 25—50,000 Mann der Leistungsfähigkeit eines Staates von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{4}$ Millionen Einwohnern entsprechen. Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft würde demnach in Bezug auf die Stärke seines Hülfscorps höchstens dem Werthe der dänischen oder griechischen Bundesgenossenschaft gleich zu achten sein, aber hinter demjenigen der schweizerischen, holländischen oder gar belgischen Bundesgenossenschaft weit zurückstehen.

(Schluß folgt.)

---

## Die Entwickelung der Straßenbahnen in Deutschland.

Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse.

Welchen gewaltigen Aufschwung die Pferdebahn als Verkehrsmittel zur Beförderung von Personen im Leben der Großstädte genommen hat, darüber gibt die zuverlässigste Aufklärung die Ausbildung des Straßenbahnnetzes. Die erste Pferdebahn in Deutschland wurde am 22. Juni 1865 zwischen Berlin und Charlottenburg eröffnet. Ihr schlossen sich Hamburg 1866 und Stuttgart 1868 an. Dieselben waren damals noch von untergeordneter Bedeutung für den allgemeinen Verkehr, indem z. B. für das Kalenderjahr 1870 ihre Geleislängen in Berlin 7800 Meter, Hamburg 26,805 Meter, Stuttgart 6742 Meter betrugen, auf welchen 67,720 bezw. 49,800 und 77,392 Fahrten zurückgelegt, sowie 1,370,860, bezw. 2,231,819 und 1,386,272 Personen befördert wurden. Erst mit dem Jahre 1872 vollzog sich eine raschere Entwickelung des Straßenbahnnetzes, welches am Schlusse des Jahres 1887 eine Geleislänge von 1,142,680 Meter in 60 Städten hatte, auf welcher von 68 Unternehmern 13,016,487 Fahrten zurückgelegt und 265,741,350 Personen befördert wurden. Das größte aller dieser Unternehmen ist die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft, welche, 1873 eröffnet, allein ein Geleisnetz von 218,966 Meter durch die Berliner Straßen gezogen und auf diesen 3,363,722 Fahrten zurückgelegt und 94,300,000 Personen befördert hat. Neben dieser hat die Neue Berliner Pferdebahn 25,350 Meter Geleislänge, 387,247 Fahrten und 8,540,000 beförderte Personen zu verzeichnen, während die älteste, nämlich die Berliner Pferdebahn, sich nur auf 14,664 Meter Geleislänge, 325,112 Fahrten und 4,279,716 beförderte Personen erweitert hat, mithin hinter ihren beiden Kollegen erheblich zurückgeblieben ist. Aber auch Hamburg hat gegenwärtig 4 Straßenbahnunternehmer und die Gesammtgeleislänge auf 149,609 Meter erweitert, welche die Zurücklegung von 1,065,396 Fahrten und Beförderung von 36,164,538 Personen gestattete. Stuttgart erhielt gleichfalls eine zweite Unternehmerin. Daselbst beträgt die Geleislänge 13,460 Meter, die Zahl der Fahrten 141,632 und der beförderten Personen 2,832,938, sodaß in der vorangestellten Reihenfolge in diesen drei ersten Städten mit Pferdebahnbetrieb sich die Geleislänge in Berlin um 3350,25 Proc., Hamburg um 558,24 Proc., Stuttgart um 198,90 Proc. vermehrt hat, ferner die Zahl der zurückgelegten Fahrten um 5994,23 Proc., bezw. 2130,79 Proc. und 182,98 Proc., sowie der beförderten Personen um 7810,22 Proc., bezw. 1621,73 Proc. und 203,81 Proc. gestiegen ist. Angesichts

Digitized by Google

dieser Thatsachen, sowie der täglich wahrnehmbaren Erscheinung, daß sowohl in den mit Straßenbahnen versehenen Städten das Bedürfniß einer Erweiterung und ferneren Ausbildung des Bahnnetzes im Verkehrsinteresse sich bemerkbar macht, als auch in derselben noch entbehrenden Ortschaften zu deren Anlage sichtlich hervortritt, dürfte es gerechtfertigt sein, auch weiteren Kreisen ein richtiges Urtheil darüber zu verschaffen, inwieweit durch den Betrieb von, sei es mit Pferdekraft, sei es mit Dampfkraft, betriebenen Straßenbahnen eine Gefährdung des Lebens und der Gesundheit sowohl der Fahrgäste, als auch der Bediensteten namentlich aber der Straßengänger zu besorgen sei. Denn gemeingewöhnlich pflegt die Ansicht vertreten zu werden, es berge der Straßenbahnbetrieb eine erhöhte Gefahr gegenüber anderen Fuhrbetrieben in sich und dies insbesondere, wenn derselbe enge oder verkehrsreiche Straßen berühre. Diese Auffassung findet jedoch ihre Widerlegung durch die auf Grund eingehender sorgsamer statistischer Erhebungen ermittelten Ergebnisse betreffs der, sowohl innerhalb der deutschen Straßenbahnen, als auch innerhalb der drei Berliner Betriebe ereigneten Unfälle der Fahrgäste und Straßengänger, sowie der innerhalb der Bediensteten der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft beobachteten Betriebsunfälle, wie solche in der mühsamen und lehrreichen Arbeit des Syndicus der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft Dr. Karl Hilse „Die Haftpflicht der Straßenbahnen und sonstigen Fuhrbetriebe" niedergelegt wurden. Denn wenngleich dieser als Rechtslehrer und als Statistiker gleich bewährte Verfasser damit nur bezweckt, die Erweiterung der gesetzlichen Haftpflicht auf alle öffentlichen Fuhrbetriebe für geboten, zu begründen, und damit die zahlreichen, meist auf Leichtfertigkeit der Wagenlenker und Sorglosigkeit der Fuhrwerksbesitzer in Auswahl dieser zurückzuführenden Körperverletzungen und Tödtungen durch Ueberfahren zu begegnen, so nehmen doch die gewonnenen Ergebnisse soviel Allgemeininteresse für sich in Anspruch, daß sie der Mittheilung werth sind und zur Beseitigung eingebürgerter Vorurtheile dienen werden.

In dem Beobachtungszeitraume von 1882—1885 ereigneten sich auf sämmtlichen deutschen Straßenbahnen 3914 Unfälle. Davon wurden verursacht durch Besteigen des fahrenden Wagens 497, durch Herabspringen von demselben 2291, durch Herabfallen 250, durch Laufen in die Pferde 646, durch Zusammenstoß mit Fahrzeugen 153, durch sonstige Ursachen 77. Insofern die durch Aufsteigen und Absteigen während der Fahrt verursachten Unfälle auf eine selbständige Handlung der davon Betroffenen zurückzuführen sind, welche der Gefahr sich bewußt sein mußten, die insbesondere dann sie treffen konnte, wenn sie nicht den dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln volle Rechnung tragen, so scheiden diese 71,23 Proc. aller Unfälle aus den eigentlichen Gefahren des Pferdebahnbetriebes aus. Denn sie werden in gleichem Grade dann sich ereignen, wenn Jemand mit gleicher Sorglosigkeit von einem in der Fahrt begriffenen Omnibus oder aus einer fahrenden Droschke herausspringt. Ebenso können auch die durch Zusammenstoß mit anderen Fuhrwerken verursachten Beschädigungen weniger den eigenthümlichen Gefahren des Pferdebahnbetriebes als dem meist geplanten Verhalten der anderen Wagenführer zugerechnet werden, welche letzteren die den Straßenbahnwagen vorgeschriebenen Richtungen genau kannten, also bei gebotener Vorsicht einen Zusammenstoß zu verhüten vermochten. Dieselben Ergebnisse liefern die drei Berliner Betriebe während des Beobachtungszeitraumes 1882—1887. In demselben ereigneten sich 3350 Unfälle; durch Aufsteigen 536, Abspringen 1981, Herabfallen 223, Laufen in die Pferde 419, Zusammenstoß mit Fahrzeugen 161, sonstige Ursachen 30. Auch hier entfallen 75,14 Proc. auf die selbstthätige Handlung der Beschädigten in Folge ihres unvorsichtigen Auf- und Absteigens. Unter den Beschädigten auf den deutschen Straßenbahnen befanden sich 2415 Männer und 1499 Frauen, unter denjenigen auf den Berliner Betrieben 1940 Männer, 1171 Frauen und 239 Kinder. Betreffs der letzteren konnte die Tageszeit des Unfallseintrittes festgestellt werden. Es ereigneten sich bei Tageslicht 2148, bei Abendlicht 1193, unbestimmt 9. Uebrigens haben nicht alle hier bezifferten Unfälle zu Beschädigungen geführt. Es verliefen vielmehr von den 3350 Berliner ohne jede Beschädigung 2051, mit einer leichten 1106, mit einer schweren 173 und tödtlich nur 20, sodaß 61,23 Proc. ohne jede nachtheilige Folge blieben, mithin nur 38,77 Proc. für die Gefahrwahrscheinlichkeit in Berücksichtigung kommen können. Dasselbe Verhältniß ist betreffs der deutschen Betriebe annähernd ermittelt.

Unter den in den Gruppen Herabfallen vom Wagen, Laufen in die Pferde und Anfahren durch andere Fuhrzeuge bezifferten Personen sind auch diejenigen aufgeführt, welche durch gewaltsame Handlungen eines Dritten vom Wagen heruntergestoßen oder bei dem Versuche, auf solchen sich heraufzuschwingen, als Stütze erfaßt und dabei herabgezogen, sowie diejenigen, welche auf die Geleise gefallen oder gestoßen bezw. nach Verlassen des Pferdebahnwagens durch ein dicht daran vorbeifahrendes anderes Fuhrzeug erfaßt und beschädigt worden sind. Deshalb können auch sie nur mittelbar als auf die eigenthümlichen Gefahren des Pferdebahnbetriebes zurückführbar bezeichnet werden. Von den Fahrzeugen, durch welche mittelbar oder unmittelbar Unfälle im Straßenbahnbetriebe verursacht wurden, konnten nur 153 ihrer Gattung nach festgestellt werden. Dieselben vertheilen sich auf Droschken 27, Roll- 23, Arbeits- 19, Bier- 13, Omnibus- 8, Möbel- 7, Schlächter- 6, Kutschwagen 5, Hand- 5, Eis- 3, Spreng- 3, Post- 3, Feuerwehr- 2, Stein- 2, Leichenwagen 1, während 26 als Geschäftswagen bezeichnet wurden. Sieht man von den Droschken, Omnibussen, Kutschwagen, Feuerwehrfahrzeugen, Postwagen ab, welche eine schnellere Fahrgeschwindigkeit bedingen, also auch leichter eine Unfallsursache abgeben können, so sind alle übrigen als solche zu bezeichnen, welche in der Frist zur Zurücklegung des Weges weniger begrenzt sind. Aus der Beschaffenheit dieser ist das Urtheil gerechtfertigt, daß Leichtfertigkeit, Fahrensunkunde oder Absichtlichkeit der Wagenführer den Unfall herbeiführte. Auf diese entfallen jedoch 70,59 Proc. aller derart verursachten schädigenden Ereignisse. Es könnte nur in Frage kommen, ob der gesteigerte Verkehr oder die durch die Schienen beengte Straßenbreite einen berechtigten Anlaß für diese Unfälle gibt. Dies wird gleichfalls durch die gemachten Erfahrungen widerlegt. Im Gegentheile folgt aus demselben, daß, je reger der Verkehr in einer Straße ist und je länger der Pferdebahnbetrieb daselbst erfolgt, in gleich hohem Grade die Unfallziffer abnimmt, gewissermaßen also der Straßenbahnbetrieb zur Hebung der Verkehrssicherheit beiträgt. Dies ist für Berlin unanzweifelbar festgestellt. Von den mit Pferdebahnschienen versehenen Straßen ist der regste Verkehr sowohl der Straßengänger als der Fuhrwerke in der Leipziger-, Charlotten-, Friedrich-, König-, Gertraudten-, Spandauerstraße und am Mühlendamm. An dem Kreuzungspunkte der Charlotten- und Leipzigerstraße läuft alle 42 Sekunden ein Pferdebahnwagen. Demungeachtet sind in dem Beobachtungszeitraume Unfälle in den voraufgeführten Straßen nur eingetreten Charlotten- 6, Friedrich- 3, Spandauer- 3, König- 2, Leipziger- 2, Gertraudtenstraße 1, Mühlendamm 1. Von diesen sind die Spandauer- und Gertraudtenstraße zu den sehr engen zu rechnen. Die bei weitem engste ist jedoch die Rosenstraße, in welcher noch dazu ein lebhafter Fuß- und Wagenverkehr stattfindet. Sie führt nur 4 Unfälle auf. In der Unfallziffer stehen obenan Frankfurter Allee 13, Köpnicker- 10, Gitschiner- 8, Schönhauser Allee 7, Brunnen- und Oranienstraße je 6, sodaß diese verkehrsarmen aber breiten Straßen die Unfallziffer der Charlottenstraße erreichen und übersteigen, trotzdem in ihnen unverhältnißmäßig weniger Pferdebahnwagen laufen. Diese Erscheinung ergibt aber eine weitere beachtenswerthe Thatsache, daß nämlich alle durch einen Promenadenweg getheilten Straßen mehr Gefahren besorgen lassen, als solche wo dieser fehlt.

Nicht ohne Interesse ist die Wahrnehmung, welche betreffs der Gefährlichkeit des Vorderperrons zu derjenigen des Hinterperrons beobachtet werden konnte. Sowohl das Besteigen wie das Verlassen desselben ist in seinen Folgen schwerwiegender. Zwar sind als Unfälle des Hinterperrons 1112 + 290 = 1402, des Vorderperrons aber nur 297 + 92 = 389

Digitized by Google

zu verzeichnen gewesen. Allein diese scheinbar auffällige Wahrnehmung, wonach die Unfallziffer dort 78,28 Proc., hier aber nur 21,72 Proc. beträgt, ist auf den Umstand zurückzuführen, daß weit mehr Personen den ersteren, wie den letzteren benutzen und zwar sowohl als Standort, als auch um den Wagen oder das Verdeck zu erreichen. Leider konnte nicht ermittelt werden, wie das Verhältniß der Auf- bezw. Absteigenden hier und dort sich gestaltet. Allein es wurde festgestellt, daß von sämmtlichen Verunglückten des Hinterperrons nur 60,16 Proc., von denjenigen des Vorderperrons aber 72,04 Proc. mehr oder weniger stark verletzt wurden, dort also 39,84 Proc., hier bloß 27,96 Proc. unverletzt blieben. Dem Grade der Verletzung nach wurden leicht dort 78,29 Proc. hier 21,71 Proc., schwer dort 25,40 Proc., hier 74,60 Proc., beschädigt, während von den 5 tödtlich Verletzten 4 auf den Vorder- und nur einer auf den Hinterperron entfallen. Die den Frauen zugefügten Verletzungen waren durchweg schwerer, als wie solche, die Männer erlitten. Daraus folgt als beachtenswerthe Lehre, daß jedes Auf- und Absteigen während der Fahrt beim Vorderperron folgenschwerer ist und Frauen insbesondere widerrathen werden muß. Dies geschieht auch in Berücksichtigung der Thatsache, daß wegen der auf eigene Willensthätigkeit zurückzuführenden Unfallursache der Ersatzanspruch aus dem Haftpflichtgesetze vom 7. Juni 1871 fortfällt, sodaß die vermögensrechtlichen Nachtheile die Beschädigten selbst zu tragen haben.

Ist hiernach dargethan, daß die Annahme eine nicht haltbare, wonach aus dem Straßenbahnbetriebe eine Gefährdung des Lebens und der Gesundheit sowohl der Fahrgäste als auch der Straßengänger zu besorgen wäre, so findet auch die Behauptung ihre Widerlegung, daß für die Bediensteten die Erfüllung ihrer Berufspflicht mit einer erhöhten Gefahr oder mit einer schnelleren Abnutzung der Arbeitskraft verbunden sei. Denn während eines 10jährigen Beobachtungszeitraumes sind im Betriebe der Großen Berliner Pferdebahn von 21,219 Bediensteten 1175 entlassen und 1620 abgegangen. Die Entlassenen entfielen mit 662 auf das erste und mit 204 auf das zweite Dienstjahr, die Abgegangenen mit 1041 auf das erste, mit 283 auf das zweite. Danach sind dort 73,70 Proc., hier 81,73 Proc. während der ersten beiden Jahre ihrer Stellung enthoben, was darauf zurückzuführen ist, daß die einen erkannten, bezüglich der anderen die Dienstgeberin zu der Ueberzeugung kam, daß sie nicht für die Stellen oder letztere nicht für sie paßten. Krankheit war die Ursache der Entlassung bezw. des Abganges nur in 65 Fällen, Tod in 82 Fällen. Von den im Außendienste beschädigten 181 Bediensteten wurden 58 durch Einwirkung fremder Fahrzeuge beschädigt und zwar angefahren 29, überfahren 17, mittelbar verletzt 13, während auf Gewaltthätigkeiten Dritter 7 und Mitbediensteter 9 Unfälle zurückzuführen sind. Erstere wurden durch drei Fahrgäste, zwei Strolche und zwei ihrer Feststellung sich widersetzende fremde Wagenführer verübt. Von 10,025 Bediensteten wurden in einem 5jährigen Beobachtungszeitraume 671 Unfälle gemeldet. Davon verliefen 95 ohne jede Störung der Berufsthätigkeit. Es hatten eine Erwerbsunfähigkeit unter 28 Tagen 402, zwischen 29—91 Tagen 54, über 91 Tagen 15, eine dauernde 6, den Tod 8 zur Folge, während 31 in ihrem Ausgange noch nicht entschieden sind. Aehnlich gestaltete sich das Verhältniß für die Straßenbahnberufsgenossenschaft. Dieselbe umfaßt die 68 deutschen Straßenbahnbetriebe. Vom 1. October 1885 bis 31. December 1887 wurden 1358 Betriebsunfälle zur Anzeige gebracht. Davon verliefen ohne einen Entschädigungsanspruch 1199 und führten zu einem solchen nur 159. Als Unfallsursache wurden auch hier 46 mit 3 Entschädigungsverbindlichkeiten durch Zusammenstoß mit fremden Fahrzeugen, sowie 39 mit 7 Entschädigungsansprüchen durch Anfahren solcher festgestellt, so daß auch hier 85 auf das Verschulden fremder Wagenführer entfallen. Ebenso wie die Unfallsgefahr geringer ist, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, ebenso ist die Abnutzung der Bediensteten nicht so groß wie man glaubt. Denn unter den Ausgang 1887 vorhandenen 3132 Bediensteten der Großen Berliner Pferdebahn waren 237 länger als 10 Jahre, 653 über 5 Jahre, 1589 zwischen 5 und 1 Jahr im Dienste, während 653 im Laufe desselben neu eingestellt wurden. In Erwägung der Thatsache, daß das Unternehmen 1873 klein begann, allmählich sich entwickelte und deshalb jährlich mit der Zunahme des Verkehres vermehrte Neuanstellung bedingte, ist der ältere Bestand um so beachtenswerther, als 1878 nur 1117 Bedienstete dem Unternehmen angehörten, mithin 21,22 Proc. dieser nach 10 Jahren noch thätig waren. Die Entlassenen waren zwischen 15 und 70 durchschnittlich 31, die Ausgeschiedenen zwischen 14 und 62 durchschnittlich 29, die Verstorbenen zwischen 21 und 68 durchschnittlich 37 Jahre alt.

Sowohl hinsichtlich der öffentlich rechtlichen Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung, als auch der Haftpflicht und der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit des Lebens und der Gesundheit erweisen die Straßenbahnen sich hiernach als unschädlich. Sie vermögen die Verkehrssicherheit zu heben, dienen jedenfalls als geeignetes Verkehrsmittel größerer Städte und es sind danach die ihnen bisher behördlicherseits entgegengestellten Bedenken als stichhaltig nicht zu erachten, weshalb deren Verbreitung in anderen Ortschaften, sowie ihrer Ausbildung in den gegenwärtigen als zweckmäßig und für die Verkehrtsinteressen bedingt sich erweist. Daß sogar erhebliche Vortheile dem Gemeinwesen daraus erwachsen können, dafür liefert die Stadt Berlin einen wesentlichen Belag. Von der allerdings sehr schnell und günstig entwickelten Großen Berliner Pferdeeisenbahn sind für Verschönerung und Verbreiterung der Straßen und Plätze Berlins seit deren Entstehen bereits 19,771,887.79 Mk. aufgewendet worden. Es verdankt der Potsdamer Platz, der Spittelmarkt, die Potsdamerstraße und der Mühlendamm zum großen Theile diesem Unternehmen seine heutige Gestaltung. Auch die Verbesserung des Straßenpflasters fällt mit auf dessen Beiträge. Seit 1882 werden Straßenbenutzungsabgaben und Pflasterrenten von den in Berlin bestehenden Unternehmen erhoben. Hieraus hat die Stadtgemeinde von der Großen Berliner Pferdebahn als Gewinnantheil 3,791,391.59 Mk., als Pflasterrente 1,428,101.58 Mk. und von der Neuen Berliner Pferdebahn an ersterem 190,534.38 Mk., an letzterer 256,100.73 Mk., beisammen also 5,666,128.28 Mk. erhoben, welche namentlich wegen des steigenden Procentsatzes bei größerer Ausbildung des Bahnnetzes und des Verkehres sich erheblich vermehren müssen. Dieser Umstand läßt aber weiter den Satz als berechtigt erscheinen, daß die Förderung der Anlage von Straßenbahnen in zweckentsprechender Weise sich als eine für die Entwickelung des Gemeinwesens nach jeder Richtung hin günstige Maßnahme kennzeichnet.

Wie das Verhältniß der Gefährdung der Straßengänger durch Pferdebahnen und andere öffentliche Fuhrbetriebe erfolgt, dafür liefert einen vergleichenden Beitrag die Beobachtung, welche nach den amtlichen Polizeiberichten in den Monaten Juli und August d. J. gemacht wurde. Danach sind 18 Proc. in den Haupt-, 82 Proc. in den Nebenstraßen überfahren und zwar Erwachsene 38 Proc., Kinder 62 Proc., unter letzteren 36 Proc. unter 4 Jahren. Bei 47 Proc. trägt der Kutscher, bei 31 Proc. der Verletzte selbst, bei 22 Proc. besondere Umstände Schuld an dem Unfalle. Ihr Ausgang war zu 92,65 Proc. eine mehr oder weniger erhebliche Körperverletzung, zu 7,35 Proc. tödtlich. Als schädigendes Gefährt stand obenan der Schlächterwagen mit 17 Proc., das Dreirad hat 6 Proc. verursacht. Asphaltpflaster war bei 18 Proc. Schuldursache. Während der Norden und Osten die höhere Unfallziffer aufweist, sind im Westen und Süden verhältnißmäßig weniger Unfälle zu verzeichnen. Danach gestaltet die Unfallsgefahr durch andere Fuhrbetriebe sich erheblich größer als durch Straßenbahnen, aber auch folgeschwerer, indem bei jenen 7,35 Proc., bei diesen bloß 0,59 Proc. tödtlich verliefen.

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Die Braut von Corinth als französisches Drama.

Von Ludwig Geiger.

An die Benutzung Goethe'scher Dramen durch hervorragende Componisten haben wir uns dermaßen gewöhnt, daß wir in diesen Compositionen, selbst wenn sie recht eigenmächtig mit dem Texte umgehen, kein Sacrileg mehr erblicken. Weniger gewöhnt sind wir an die Bearbeitung der übrigen Goethe'schen Werke durch rührige Librettisten oder Verfertiger von Dramen und Novellen. Denn wer Gounod's „Margarethe" passiren läßt, der kann die Benutzung der rührenden Mignonfigur zu einer Opernheldin schon schwerer verwinden und wird sich für eine Dramatisirung von „Hermann und Dorothea" ebenso wenig begeistern wie für eine novellistische Schilderung der Sessenheimer Periode. Daß aber gar ein einzelnes Goethe'sches Gedicht Quelle und Anlaß eines ganzen Dramas geworden, ist wohl noch nicht häufig der Fall gewesen.

Das ist nun mit Goethe's „Braut von Corinth" geschehen.*) Die beiden französischen Bearbeiter — beide wohl noch sehr jung, denn ihre Namen sind mir noch nie vorgekommen — nennen ihre kleine Catulle Mendès gewidmete Arbeit „dramatische Legende" und wollen vielleicht schon damit anzeigen, daß sie an eine Aufführung des Werkchens nicht denken, dasselbe gar nicht für die wirkliche Bühne geschrieben haben. Sie benutzen die bekannten Züge der Goethe'schen Dichtung und fügen einzelnes Neue und Ungehörige hinzu. Unter den Motiven der Goethe'schen Dichtung, die im Einzelnen zu analysiren wohl nicht nöthig sein dürfte, sind folgende zwei die wichtigsten: Das Hineinragen der Geisterwelt in das echte und wirkliche Menschenleben und der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum. Jenes zeigt sich dadurch, daß ein verstorbenes Mädchen beim Nahen des Geliebten aus dem Grabe ersteht und der Liebesfreuden genießt, deren sie durch ihren jugendlichen Tod verlustig gegangen; dieser zeigt sich im Widerstande des Jünglinges und der Jungfrau gegen Keuschheitsgebote und Klostergelübde, im Gegensatze gegen aufgezwungene, von Anderen auferlegte, nicht von innen heraus erstehende Verpflichtungen. Das Gedicht läßt sich in gewisser Weise als ein Gegenstück der „Götter Griechenlands" auffassen — wie es ja ein Product der gemeinsam mit Schiller verlebten, in wetteiferndem Cultus der Antike verbrachten Jahre ist — ein Triumphgesang des frischen Lebensgenusses und der holden Sinnlichkeit gegenüber der ehrbaren Pflichterfüllung und der düsteren, freudelosen Lebensführung.

In allen diesen Motiven liegt wohl Manches, was einen dramatischen Dichter reizen könnte. Haben die jungen Franzosen das dichterisch Verwerthbare des Stoffes benutzt — und ein lebendiges Gemälde geschaffen? Der Inhalt ihrer „dramatischen Legende" ist folgender:

Apollonia ist mit Mantikles verlobt. In Erwartung ihres Bräutigams, der sich vor Antritt einer großen Reise von ihr verabschieden will, ist sie, in Gemeinschaft mit zwei Freundinnen, die ein zu wenig individuelles Leben führen, um besonders erwähnt zu werden, beschäftigt, Kränze zur Ausschmückung der Altäre der Götter zu winden. Letztere Thätigkeit ist um so bemerkenswerther, als die Herrin des Hauses, die Mutter der Apollonia — der Vater ist gestorben — Christin geworden ist und als solche schwerlich den Götzendienst ihrer Tochter und besonders eines alten Dieners Menoechos ungestraft duldet. Freilich die Mutter ist schwerkrank. Während sie nach dem Diener ruft, welcher trotz der Religionsverschiedenheit ihr Vertrauter geblieben ist, entspinnt sich zwischen den Liebenden ein sentimentales Liebes- und Abschiedsgespräch. Kaum ist dies zu Ende, so wird Apollonia zu ihrer Mutter gerufen; Menoechos hat kaum Zeit, den Gespielinnen der Apollonia zu sagen, nicht ein Arzt, sondern ein Priester der neuen Religion werde zu der Sterbenden gerufen, als dieser schon erscheint und die Versammelten, speciell seinen alten Gegner, mit dem Friedensgruße begrüßt.

Im zweiten Acte sind die dem Heidenthume Treugebliebenen damit beschäftigt, durch Opfer und Gebete das Leben der Herrin zu erflehen, als Apollonia die Kunde erhält, sie sei durch ihre Mutter dem Gekreuzigten geweiht, und nach einem erregten, durch wilde Zwischenreden ihrer Gefährten unterbrochenen Gespräche mit dem Priester, in welchem dieser erklärt, ihre Unterwerfung sei das einzige Mittel zur Rettung der Mutter, ihr Einverständniß feierlich ausspricht. Freilich wird diese Einwilligung nur durch äußerste Anstrengung erreicht. Berenice, die Todtkranke, erscheint selbst auf der Thürschwelle und erst durch ihre flehende Bitte wird das harte Herz der Tochter erweicht. Der alte Menoechos klagt über den Untergang der alten Götter.

Den zwei Acten der Vorbereitung, die etwas mehr als zwei Drittel des Ganzen einnehmen, folgt ein kurzer dritter Act der Entscheidung. Aber freilich zwischen dem zweiten und dritten Acte ist das Wichtigste geschehen: Apollonnia, zur Nonne bestimmt, ist gestorben; im mütterlichen Hause gehen die Geschäfte ihren ruhigen Gang, aber ohne Freudigkeit, vielleicht aus dumpfer Ahnung der Betheiligten, daß Grausiges sich vorbereitet. Denn die Zeit ist um, binnen welcher Mantikles wiederzukehren versprochen hat, schon ist ein Bote angelangt, daß er bald im Hause sein werde. Berenice, welche diese Kunde erhält, vermag den Jüngling, dem sie wortbrüchig geworden, nicht zu empfangen, sie beauftragt daher den alten Menoechos, der trotz allem Vorangegangenen noch immer seine Vertrautenstellung beibehalten, an ihrer Stelle die Pflichten des Wirthes zu erfüllen. Menoechos kommt seinem Auftrage nach, läßt es bei den Begrüßungen nicht an düsteren Andeutungen fehlen, die freilich dem Mantikles unklar bleiben, vermag aber diesen nicht zu bewegen, in das Haus zu treten, da dieses, nur von Frauen bewohnt, ihm, der noch ein Fremder sei, verschlossen bleibe. Er will die Morgenröthe beim Altar erwarten und vertreibt sich das Warten mit einem längeren Monologe. Da er während desselben halb aus Langeweile, halb aus Sehnsucht den Namen Apollonia ruft, erscheint die Gerufene und verkündet ihr grausiges Geschick. Aber Mantikles kann es nicht glauben, daß er mit einer Todten spricht: er erneuert ihr seine Liebesschwüre, er fühlt die Geliebte körperlich und seelisch erwarmen, er nähert sich ihr mit heißem Verlangen. Da wird die erste Umarmung durch die Mutter gestört, deren Scheltworte durch heftige Gegenreden der Liebenden, die doch von einander getrennt sind, unterbrochen werden, und das Paar, das im irdischen Leben sich anzugehören verhindert ist, eilt, sich eine ewige Verbindung zu schaffen.

Aus dieser Inhaltsdarlegung geht doch wohl hervor, daß in der französischen Dichtung die beiden Hauptmotive der Goethe'schen nicht gehörig verwerthet sind. Ueber der ganzen Goethe'schen Ballade liegt etwas Geheimnißvolles, um nicht zu sagen Gespensterhaftes. Es ist Nacht, während welcher der ganze Vorgang sich abspielt, eine enge Kammer; die Jungfrau waltet mit Recht ihres häuslichen Amtes, den Fremden zu bedienen, und sie usurpirt die Wonnen, die, wenn sie länger gelebt hätte, ihr rechtmäßig zugekommen wären. Bei Goethe erklingt, wenn ich so sagen darf, ein lauter Triumphgesang für das ersterbende Heidenthum und bittere Klagen, Scheltworte sogar gegen das Christenthum, trotzdem es siegreich durch die Welt schreitet; in der französischen Dichtung ist Klage wie Triumph matt. Der christliche Priester ist ein bibelfester Religionslehrer, ein tugendsamer Seelsorger, aber keiner jener feurigen Apostel des Christenthums, die etwas vom Propheten und mehr noch vom Märtyrer an sich hatten, die durch das Feuer ihrer Beredtsamkeit und durch die Gluth ihrer Ueberzeugung auch Andere fast wider ihren Willen anfachten und zu hohen Gesinnungen und großen Thaten fortrissen. Aber auch der Vertreter des Heidenthums ist nicht richtig gezeichnet:

*) Ephraim Mikhael et Bernard Lazare. La fiancée de Corinthe. Légende dramatique en trois actes. Paris, Camille Dalou.

Digitized by Google

dem christlichen Priester müßte ein heidnischer entgegentreten: jung, schön, begeistert, die dem Untergang geweihte Welt nach den Erzählungen der Alten und nach eigner dichterischer Phantasie verklärend, kräftig und kampfesmuthig; statt dessen erscheint hier ein alter Diener des Hauses, ein weichmüthiger, thränenseliger Herr, der sich nur erinnert, wie schön es ehedem gewesen und seine Erinnerungen in langathmigen Reden auskramt.

Vor Allem aber tritt uns deutlich der Unterschied des Gedichtes und des Dramas hervor. Der Schluß des Gedichtes wirkt doch höchstens auf zimperliche Gemüther anstößig. Die Mutter schilt die Liebenden, besonders ihre ungerathene Tochter, jene entgegnet, daß sie nur ihr Recht sich genommen, ihre Bestimmung erfüllt, die darin bestände, Jünglingen ein vorzeitiges Ende zu bereiten, wie sie selbst als Jungfrau ein solches gefunden. Der Jüngling ist ihr Opfer, er ist durch ihre Küsse dem Tode geweiht. Nur ein Verlangen hat sie noch: sie will aus ihrem Grabe befreit sein und mit dem Geliebten den Flammentod sterben und dadurch Ruhe finden:

Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Leser des Gedichtes hat nicht nöthig, sich die Situation auszumalen; er begnügt sich mit der Andeutung des Dichters, er sieht höchstens in seiner Phantasie die Liebenden im Heidenhimmel vereint und wünscht ihnen Glück. Anders der Leser oder Zuschauer des Dramas. Ihm ist eine Situation gegeben: er muß sie glauben, er muß sie für möglich halten. Nun wird uns in der letzten Scene des Dramas Folgendes zugemuthet. Die Mutter und das Liebespaar ereifern sich in einer — nicht sittlichen, sondern — religiösen Debatte, übrigens fast der einzigen des Stückes, Apollonia schließt dieselbe mit den an ihre Mutter gerichteten Worten: „Bleibe allein am Fuße Deiner Altäre, peinige Deine Kniee auf den Steinen, flehe Deinen Gott an, der nichts vermag," und ruft ihrem Geliebten zu: „Wir aber auf wunderbaren Wegen steigen zum hellen Olymp empor und fliegen zu den alten Göttern." Die Dichter aber lassen die Bühnenanweisung folgen: „Sie weichen, umschlungen, bis zu den Bäumen zurück, wo geheimnißvolle Harmonien ertönen, und verlieren sich bald in die Nacht, die von übernatürlicher Klarheit strahlt." Das ist für den Verstand zuviel. Wir wissen nicht genau, ob die Liebenden lebendig oder todt sind, ob sie einem neuen irdischen Leben entgegengehen oder nur in der Gruft dauernd und ungestört vereint zu bleiben hoffen. Das Erstere scheint aus der ganzen Handlung hervorzugehen; das Letztere aus den Schlußworten der Berenice, welche in dem weißen Lichte das Kreuz heller und größer erstrahlen sieht: „Heiland der Welt, gib ihrer Seele die ewige Ruhe." Es ist und bleibt eben unnatürlich, eine Verstorbene reden und handeln zu lassen, wie eine Lebende; während die Andeutung im Gedicht schauerlich und gespensterhaft wirkt, streift sie in der Ausführung des Dramas geradezu an's Komische.

Dasselbe muß man auch bei Gelegenheit der Hauptscene sagen. Bei Goethe spielt sich das Ganze in der Kammer des Fremden ab: die Liebesscene, die in dem Drama nur sehr schwach angedeutet ist, wird in dem Gedichte breit ausgeführt. Mag diese durch und durch erotische Schilderung auch mit Recht von der Bühne verbannt bleiben, so muß die Veränderung des Schauplatzes unnatürlich genannt werden; daß der Bräutigam der Tochter des Hauses nach langer, ermüdender Reise eine Nacht im Freien zubringt, weil im Hause nur Frauen schlafen, ist ein Sittsamkeitsexceß, der gewiß ungriechisch genannt werden muß. Dieser seltsame Zwang, den der Dichter seinem Helden anthut, wird durch eine andere unmotivirte Erfindung bedingt, nämlich durch den von den französischen Dichtern vorausgesetzten Tod des Vaters; bei Goethe leben beide Eltern und beide sind in Uebereinstimmung zum Christenthume übergetreten. Endlich muß noch eine Kleinigkeit hervorgehoben werden, bei welcher den französischen Dichtern das Abweichen von der Vorlage nicht günstig geworden ist: Goethe läßt die eine Tochter zur Nonne bestimmt werden; aber die zweite Tochter soll statt der versprochenen der athenische Jüngling heimführen; das läßt sich denken, aber undenkbar erscheint es, daß eine Frau, die ihren Gatten verloren hat, ihr einziges Kind dem Gotte opfert und durch solches Opfer gänzlich vereinsamt dasteht und sich aller und jeder gegenwärtigen und künftigen Lebensfreude beraubt.

Trotz dieser Schwächen erblicken wir in dem angezeigten französischen Drama eine beachtenswerthe literarische Erscheinung. Erstens deswegen, weil in demselben eine ideellere Richtung eingeschlagen wird, die gegenüber der augenblicklich herrschenden, als alleinseligmachend gepriesenen realistischen, ja naturalistischen Schule willkommen geheißen werden muß. Sodann wegen des Freimuthes, mit welchem hier religiöse Fragen behandelt werden: der offenen Parteinahme für das Heidenthum und der entschiedenen Kriegserklärung gegen die monotheistischen Religionen (nicht bloß das Christenthum; Jesus wird z. B. einmal genannt roi des Juifs impurs). Endlich und besonders wegen der Anlehnung an Goethe. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Franzosen neben der eingehenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit Goethe auch Beeinflussung durch seine Werke auf ihr Denken und Dichten erfahren. Eine solche Beeinflussung müßte von den größten und heilsamsten Folgen begleitet sein. Als Anzeichen einer solchen Einwirkung mag unser Drama freudig begrüßt werden.

---

## Ein italienischer Roman.

(„Daniele Cortis" von Antonio Fogazzaro.)

Besprochen von Wilhelm Lübke.

Das anerkennenswerthe Streben, der deutschen Lesewelt gute Unterhaltungsschriften um billigen Preis zu bieten, hat unter anderen verwandten Unternehmungen Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek hervorgerufen, deren einzelne Bände in trefflicher Ausstattung bei klarem Druck auf gutem Papier für den erstaunlich billigen Preis von 50 Pfg. abgegeben werden. Vier Jahrgänge dieser Reihenfolge liegen abgeschlossen vor, und da alle 14 Tage ein Band erscheint, so ist bereits eine stattliche Bibliothek von beinahe hundert dieser zierlichen Bände in den Händen des Publikums. Das Bezeichnende, worauf das besondere Verdienst dieser Sammlung beruht, ist der Umstand, daß es fast ausschließlich fremdländische Schöpfungen sind, die in guten Uebersetzungen dargeboten werden, wenn es auch nicht an einzelnen deutschen Originalwerken fehlt. Aber, wie gesagt, der Schwerpunkt liegt in dem überwiegenden Betonen der ausländischen Literatur, und da selbst den Gebildeten unter uns das Norwegische, Dänische, Polnische und auch zumeist das Italienische nicht geläufig zu sein pflegt, so erscheint es in hohem Grade verdienstlich, uns mit den hervorragenden Schöpfungen dieser Literaturen bekannt zu machen. Für die des Englischen und Französischen minder Kundigen fehlt es auch nicht an Uebersetzungen vorzüglicher Werke von Conway, Miß Braddon, Reade, Bret Harte, von Octave Feuillet, Edouard About, Daudet, Ohnet, Malot, Greville und anderen hervorragenden Erzählern.

Wenn nun ohne Zweifel die Mehrzahl der Gebildeten es vorziehen wird, diese Werke im Original zu lesen, so sind dagegen die Schöpfungen der anderen Nationen uns minder leicht zugänglich, so daß hier gute Uebertragungen jenem Bedürfniß nach Universalität des Erkennens entgegen kommen, welches einmal in unserer Natur liegt und schon in einem Goethe die Idee einer Weltliteratur hervorgerufen hat. So finden wir z. B. Alexander Kielland durch mehrere ausgezeichnete Romane vertreten, unter denen „Schiffer Worse" als meisterhafte Schilderung der Verirrungen religiösen Sectenwesens in der ergreifenden Darstellung des Treibens der Haugianer den Leser fesselt, während derselbe Verfasser in den zusammengehörigen Romanen „Gift" und „Fortuna" nicht minder ein-

Digitized by Google

schneidend andere sociale Probleme behandelt. Der energische Realismus, die scharfe Beobachtung des Lebens in seinen modernsten Strömungen zeichnet die ganze norwegische Literatur unserer Tage aus. Von den polnischen Schriftstellern ist Sienkiewicz mit dem feinen Seelengemälde „Hanna", wo das alte Thema Liebe und Eifersucht neue und ergreifende Variationen bietet, vertreten, während Kraszewski in seinem „heroischen Weibe" eine farbenreiche Schilderung aus den Tagen August des Starken entrollt.

Eine ganz besondere Welt aber bilden die Italiener. Wie sich dieses hochbegabte Volk, seitdem es nach Abschüttelung verhaßter Bande sich mit leidenschaftlichem Ungestüm in die Reihe der modernen Culturvölker gestellt hat, in seiner bildenden Kunst dem rücksichtslosesten Realismus in die Arme wirft, so trägt auch seine Literatur das Gepräge derselben geistigen Auffassung. Schärfste Beobachtung des Lebens, plastische Kraft der Darstellung in Schilderung der socialen Verhältnisse nach ihrem ganzen Umfange ist die Aufgabe, welche von einer Reihe talentvoller Schriftsteller gelöst wird. Größtentheils ist es, übereinstimmend mit dem Zuge, welcher fast die ganze heutige Literatur bezeichnet, eine düstere, pessimistische Auffassung, welche diese Darstellungen durchweht. Scheint doch die gesammte heutige Kunst, wenige Ausnahmen abgerechnet, darauf auszugehen, nicht die Wirklichkeit zu verklären, uns aus ihren Schmerzen und Kämpfen zu befreien, sondern uns tief in alle Abgründe des modernen Lebens zu tauchen, das vergebliche Ringen des Einzelnen mit dunklen Schicksalsgewalten zu schildern und uns mit einer schreienden Dissonanz zu entlassen. Poesie und bildende Kunst wollen uns nicht mehr aus den Banden der Lebensmühsale befreien, sondern uns immer tiefer in dieselben verstricken.

Eine Ausnahme macht nur Salvatore Farina, eine der liebenswürdigsten Naturen unter der Schaar moderner Poeten. Die sonnige Klarheit seiner Schilderungen, sein tief gemüthlicher Humor, der uns Menschen von schlichter Herzensgüte meist in kleinbürgerlich engen Verhältnissen schildert, die aber vom Hauche der Poesie, vom Lichte einer idealen Anschauung verklärt sind, hat ihm auch in Deutschland rasch alle Herzen erobert. So dürfen denn auch die in diese Sammlung aufgenommenen Erzählungen „Aus des Meeres Schaum", „Aus den Saiten einer Baßgeige", „Um den Glanz des Ruhmes" als wahre Perlen ächter Poesie bezeichnet werden. Eine düstere Tragödie dagegen entrollt uns mit tiefster Kraft psychologischer Schilderung G. Verga in dem ergreifenden Romane „Ihr Gatte", wo die Oberflächlichkeit moderner, nur auf Gleißen und Scheinen gerichteter Gesellschaftsbildung das Element ist, welches zur vernichtenden Katastrophe führt. Meisterlich sind dabei die socialen Verhältnisse der verschiedensten Lebenskreise in der Stadt und auf dem Lande gezeichnet. Auch Marchesa Colombi in der spannend geschriebenen Erzählung „Ein Ideal" schlägt verwandte Töne an und entwickelt in dem Lebensgange des Helden, der sich aus den elendesten Verhältnissen zu Glanz und Ruhm emporringt, aber dabei das Ideal seiner Jugend unrettbar verliert, den verhängnißvollen Einfluß einer in Aeußerlichkeiten sich erschöpfenden Lebensführung.

So vortrefflich alle diese Werke sind, so werden sie doch an Bedeutung des Inhalts und Tiefe psychologischer Charakteristik überragt durch den Roman „Daniele Cortis" von Antonio Fogazzaro. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir ihn zu den vorzüglichsten Schöpfungen der Gegenwart rechnen. Der Verfasser gibt uns nicht bloß ein scharf gezeichnetes und kräftig colorirtes Bild der heutigen vornehmen Gesellschaft Italiens, sondern er beleuchtet auch das politische Leben seines Vaterlandes mit scharfen, kühnen Lichtern. Der Held seiner Geschichte interessirt uns zunächst dadurch, daß er mitten in einem aristokratischen Kreise, der voll sittlicher Entartung ist, als reiner Charakter und hochsinniger Idealist, unbekümmert um Gunst oder Ungunst, seine eigenen Wege geht. Die stolze Vornehmheit seines Wesens, der Adel seiner Gesinnung verbürgen ihm die warmen Sympathien des Lesers. Ihm zur Seite fesselt unsere Aufmerksamkeit die edle Elena, die an den rohen Spieler und Wüstling, Senator des Königreichs, Baron di Santa Giulia verheirathet ist. Sie gab ihm fast noch als Kind ihre Hand, als ihr Herz noch nicht entdeckt hatte, daß es nur für ihren Vetter Daniele Cortis schlage, mit welchem die tiefste Uebereinstimmung der Seelen sie verbindet; und bezeichnend genug für die hier geschilderten Zustände vermählte sie sich jenem Scheusal, um den Liebesaffairen ihrer unwürdigen Mutter auszuweichen. Diese Mutter, Gräfin Tarquinia, mit ihrer faden, innerlich hohlen Persönlichkeit ist eine von den typischen Gestalten, wie sie das vornehme Gesellschaftstreiben nicht bloß in Italien charakterisiren.

Der Verfasser versetzt uns mit einem Schlage mitten in diese Kreise, indem er uns in die Villa der Gräfin einführt, wo es dann auch nicht an den unvermeidlichen Elementen eines sittlich gesunkenen Priesterthumes fehlt, das sich nur in derb sinnlichen Genüssen wohl fühlt. Don Bartolo ist eine höchst bezeichnende Figur, die in ganzer Schärfe vor uns hintritt. Wohlthuend gegenüber all diesen peinlichen Eindrücken berührt der Onkel Lao (Ladislao), der als wunderlicher Sonderling sich in die Einsamkeit eines halb eingebildeten Siechthumes einspinnt, aber in der rauhen Schale ein Herz voll goldenen Feingefühles, voll ritterlich vornehmer Gesinnung birgt und seiner Nichte Elena in väterlicher Zärtlichkeit zugethan ist.

Was aus diesen Voraussetzungen sich ergeben muß, sehen wir nun vor unseren Augen sich stufenmäßig entwickeln und mit der Naturnothwendigkeit der Leidenschaft immer mächtiger auflodern: die Liebe der beiden reinsten und edelsten jugendlich hinreißenden Gestalten dieses Kreises, Elena's und Daniele's. Es ist ein Seelengemälde von ergreifender Tiefe, von erschütternder Gewalt, das mit seinen Stürmen und Kämpfen, seinem glühenden Wollen und heroischen Entsagen den Leser mit der Spannung eines Dramas fesselt. Voll Theilnahme wird die Seele hin und her geworfen, und es gibt Momente, wo wir mit voller Zustimmung erwarten, daß das liebende Paar die elenden Fesseln zerbreche und seiner inneren Zugehörigkeit auch äußerlich den entsprechenden Ausdruck gebe. Aber die sittliche Hoheit ihrer Naturen lehnt sich immer wieder gegen diese uns so natürlich erscheinende Lösung auf; zum Schlusse gelangen sie zu jener höchsten Stufe der Entsagung, wo das ganze Erdenglück dem strengen Sittengesetze geopfert wird und mit schneidender Herbigkeit die Wahrheit, daß wir nicht auf der Erde wandeln, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu thun, ihre Bestätigung und Bethätigung findet.

Aber nicht genug mit diesen Conflicten, verschlingen sich die Fäden in dieser kunstvoll componirten Tragödie noch ungleich spannender durch die Entdeckung, daß auch in der Familie des Helden ein düsteres Verhängniß gewaltet hat. Wir erfahren, daß seine Mutter, von frevelhaftem Leichtsinn hingerissen, die Beute eines dämonischen Verführers geworden ist und nach Entdeckung ihres Vergehens von ihrem Manne auf die Straße geworfen wurde. Längst ist der unglückliche Gatte seinem Gram erlegen und von der Unwürdigen, die sein Leben vergiftete, hat sich jede Spur verloren, so daß sie ebenfalls für verstorben gilt. Da meldet sie sich eines Tages ihrem Sohne als lebend, und reuevoll, so scheint es, verlangt sie vor ihrem Ende nach seinem Anblicke. Er reist zu ihr und findet ein von Lastern durchwühltes Weib, das mit gemeinen Theaterkünsten ihn für sich zu gewinnen sucht. In der Schilderung dieser Elenden, längst rettungslos Verlorenen schlägt der Verfasser Töne von erschütternder Wahrheit an. Aber noch mehr! Der Sohn erfährt zu seinem Entsetzen, daß der ruchlose Gemahl Elena's der Verführer war; mit ihm also hat er, so denkt man, im Namen der Ehre seines Vaters abzurechnen. Aber auch hier kommt es anders, als der Leser vermuthet.

Während alle diese leidenschaftlichen Vorgänge sich abspielen, geht eine andere Reihe von Begebenheiten nebenher, die den Politiker Cortis betreffen. Hier ist nun der Punkt, wo sich der Rahmen der Erzählung erweitert und ein großes Bild der politischen Kämpfe des heutigen Italien aufnimmt. Mit hohem Freimuthe hält der Verfasser seiner Nation ein

Digitized by Google

Spiegelbild vor, und wir ahnen seine Gesinnung schon in den Worten: „Großer Gott! soll denn Italien wirklich der Welt nichts mehr zu zeigen haben? Wäre es nur darum von den Todten auferstanden, um eine nichtsnutzige Demokratie und eine schlechte Literatur zur Welt zu bringen, die miteinander schön thun?“ Hinreißend ist die Gewalt der Beredtsamkeit, mit welcher Cortis sich um ein Mandat zum Parlamente bewirbt. Hier erkennen wir den erleuchteten Patrioten, den Mann unabhängiger Gesinnung, der nicht um die Volksgunst, nicht um den Beifall der Parteien buhlt, sondern rückhaltlos eine Politik der Zukunft entrollt. Natürlich wird er dadurch den extremen Parteien gleichmäßig verhaßt, gilt den Demokraten als Clericaler, den Pfaffen als Demokrat. Den Kern seiner Anschauungen bezeichnen wir am besten mit seinen eigenen Worten in der Rede an die Wähler:

„Heute sind Sie es, denen das alte Gesetz eine große Gewalt in die Hände gibt. Aber schon wird das neue Evangelium verkündet und bald werden Sie Ihre Macht christlich mit allem Volke theilen. Es ist eine schmähliche Thorheit, zu glauben, die Wähler einer neuen Ordnung würden sogleich das Unterste zu oberst kehren und das Land in's Verderben stürzen. Aber gleichermaßen ist es Thorheit, nicht anzuerkennen, daß wir zwar keinen Sprung in's Dunkle damit gemacht haben, dagegen einen großen Schritt vorwärts auf dem wenngleich hellen, so doch verhängnißvollen Wege der demokratischen Laufbahn, und daß die neuen Wählermassen geneigt sein werden, unmittelbaren Nutzen aus ihrer Theilnahme an der Regierung zu ziehen. . . . Ich hege deshalb keine leere, kindische Furcht; ich glaube vielmehr, daß in diesem demokratischen Gährungsstoffe etwas christlicher Sauerteig enthalten ist, und sehe in Gedanken ein leuchtendes, erreichbares Ideal christlicher Demokratie vor mir, das weit entfernt von jenem Despotismus der egoistischen, genußsüchtigen Menge ist, welcher die modernen freiheitlichen Errungenschaften bedroht. Ich weiß es wohl, daß sich auf Grund luftiger Ideale keine wirkliche politische Partei errichten läßt; aber ein Ideal ist nöthig, und eben darin liegt die Kraft derer, die unsere Institutionen anfeinden. Und welche Ideale haben wir ihnen entgegenzusetzen? . . . Ich bin überzeugt, daß, wenn man auf eine wahrhaft liberale Demokratie ohne jede Klassenherrschaft hinarbeiten will, man einer politischen Macht bedarf, welche Festigkeit genug besitzt, das Land nach einem vorgefaßten Plane über die Fluten der parlamentarischen Majoritäten hinweg und, wenn nöthig, auch gegen sie zu führen; daß wir Minister brauchen, welche in der Monarchie keine in den Wolken schwebende Unverantwortlichkeit sehen, kein gekröntes Wappenschild auf dem Deckel des constitutionellen Mechanismus, sondern vielmehr ein Triebrad dieses Mechanismus, das, verantwortlich vor Gott und der Geschichte, einem allgemein gültigen Gesetze zu Folge gar rasch zu Grunde geht, wenn es in Unthätigkeit verharrt. Ist dies erreicht, ist eine solche Macht, die eines großen Anhanges im Lande sicher ist, geschaffen, dann kann und muß dieselbe mit aller Kühnheit vorgehen, und indem sie jeder Meinung freie Aeußerung gestattet, die Lösung der socialen Fragen in die Hand nehmen und mit aller Vorsicht, Mäßigung und Festigkeit durchführen.“

Glaubt man nicht die Schule des größten Staatsmannes unserer Zeit, glaubt man nicht unseren eisernen Kanzler selbst zu hören? Und weiter fährt er fort: „Ich sage Ihnen, kein Fürstenthum und keine Republik wird jemals ohne den Beistand des religiösen Gefühls die großen Probleme der Zukunft lösen.“ Indem er dann die feindliche Haltung der römischen Curie und eines Theiles des Clerus gegen Italiens nationale Bewegung und gegen die modernen Ideen überhaupt geißelt und das „unheilvolle Hangen der Kirche an weltlichen Gütern“ brandmarkt, fährt er gleichwohl im Sinne Cavour's fort, „daß der Fortschritt unserer modernen Gesellschaft die Mitwirkung der Religion so gut wie die der Freiheit erfordert,“ und schließlich verlangt er Männer, „die sich von dem Aberglauben und der Bornirtheit eines gewissen liberalen Individualismus losgesagt haben, welcher sich einbildet, an der Spitze der Menschheit zu stehen, während er unvermuthet in die hintersten Reihen geräth, die von der Ueberzeugung geleitet werden, daß eine starke, von jedweder kirchlichen Fessel befreite, aber von tiefer Ehrfurcht für das religiöse Gefühl durchdrungene Monarchie das beste Werkzeug für die mühsame Arbeit einer socialen Umgestaltung sein wird, welche die modernen Productionsformen uns auferlegen“.

Wie tief treffen diese Worte auch in unser politisches Leben hinein! Wie athmen sie ächten Patriotismus, weiten Blick und hohe Unabhängigkeit, die sich von den Phrasen eines leeren Constitutionalismus frei gemacht hat! Wer nicht völlig befangen ist in doctrinären Parteimeinungen, der wird mit dem Verfasser darin übereinstimmen, daß nicht ein von schwankenden parlamentarischen Majoritäten abhängiges Scheinkönigthum, sondern eine starke, das Wohl des Ganzen in's Auge fassende Monarchie das einzige Heil ist in den stürmischen Katastrophen, welche vielleicht schon unsere nächste Zukunft bedrohen. Preisen wir uns glücklich, daß Deutschland dies unschätzbare Gut besitzt; denn wenn im Beginn der sechziger Jahre in Berlin die parlamentarische Majorität gesiegt hätte, dann steckten wir noch tief in der alten Misere des Bundestages und des preußisch-österreichischen Dualismus. Aber angesichts einer so bedeutenden Dichtung, die ganz rückhaltlos eine große politische Lehre predigt, wünschen wir recht sehr, daß es einem der berufensten unter unseren Erzählern gefallen möge, das Bild unserer extremen politischen Parteien einmal in einem großen Zeitromane zu schildern und für alle Zeiten in scharfer Beleuchtung festzuhalten.

Doch kehren wir zu Daniele Cortis zurück. Während er durch seine glühende Beredtsamkeit die Kabalen der politischen Gegner durchbricht und einen Sitz im Parlamente erringt, wo seine hohe Begabung ihn sofort in die Reihe der Bedeutendsten stellt, drängt in seinem Privatleben das tragische Geschick unaufhaltsam zur Katastrophe. Elena's Gemahl hat sich von seinen rohen Begierden so weit fortreißen lassen, daß er an einer ihm anvertrauten Kasse eine Defraudation verübt hat, deren Entdeckung ihn und die Seinen mit Schmach bedroht. Wir wollen die äußerst spannenden Scenen dieses Intermezzos nicht schildern; genug daß in der höchsten Noth Daniele als Retter auftritt, nur um die Geliebte vor einer entehrenden Katastrophe zu retten. Da man aber dem verbrecherischen und doch auf seine Standesehre trotzig pochenden Wüstlinge die Quelle nicht nennen darf, aus welcher ihm die Hülfe kommt, und ihn bei dem Glauben läßt, daß es die Regierung sei, welche die Angelegenheit zu vertuschen wünsche, ihm aber die Verpflichtung auferlege, sich für immer außer Landes zu verbannen, so ergibt sich für Elena die grausame Nothwendigkeit, ihren Mann zu begleiten. Der Kampf der Liebenden in diesem martervollen Dilemma zwischen Leidenschaft und Pflicht gehört zum Ergreifendsten, was die moderne Romandichtung ersonnen hat. Schließlich siegt das Pflichtgefühl; Elena folgt mit zerrissenem Herzen dem ungeliebten Gatten; Daniele rafft sich auf, um fortan nur im Kampfe um das Wohl des Volkes zu leben.

„Er sah die Kämpfe, die er in Wort und Schrift, in der Presse, im Parlamente und in den Versammlungen für seine Ideen einer Regierungsreform, der allgemeinen Indifferenz gegenüber, zu bestehen hatte; er sah seine ersten Siege, aber auch den Abfall der Freunde, den Spott sogenannter Liberaler, die Schmähungen der sogenannten Gläubigen. . . . Aber er sah der socialen Wiedergeburt in christlichem und demokratischem Sinne eine freie Bahn gebrochen, und auf dieser Bahn, allen anderen voraus, Italien.“

Ueber den Verfasser dieses hervorragenden Werkes seien einige biographische Notizen gestattet. Antonio Fogazzaro wurde 1842 in Vicenza geboren und erhielt seine erste Ausbildung in den classischen Studien durch seinen trefflichen Vater, sodann durch einen ausgezeichneten Priester, D. Giuseppe Fogazzaro, endlich durch den auch als Poet bekannten Giacomo Novella. Im Jahre 1859 siedelte die Familie, um sich der österreichischen Herrschaft zu entziehen, nach Turin über, wo Antonio sich dem Rechtsstudium widmete. Allein seine Neigung zog ihn mehr zu literarischen Dingen, und so lernte er auch deutsche Sprache und Dichtung durch einen alten Emigranten Andreas Großmann aus Nassau, den er in seinem Roman „Malombra“ als „Steineck“ geschildert hat. Zunächst veröffentlichte er in den literarischen Zeitschriften einzelne Dichtungen, welche indeß ziemlich unbeachtet blieben. Im Jahre 1866 vermählte er sich, hielt sich dann aber längere Zeit wegen

Digitized by Google

schwankender Gesundheit von Studien fern. Dann jedoch trat er 1872 in der Academia Olimpica von Vicenza mit einem Vortrag über die Zukunft des italienischen Romanes hervor, in welchem er seine Vorliebe für die Romandichtung der Engländer bekannte und begründete. 1874 erschien eine Novelle in Versen, Miranda, welche in einer Uebersetzung von Adalbert Meinhardt bei Friedrich in Leipzig herauskam. Eine im Jahre 1876 veröffentlichte Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Valsolda" (Name eines Ortes am Luganersee, wo der Poet ein Landhaus besitzt) ging ziemlich unbeachtet vorüber, da die realistische Zeit auch in Italien wie bei uns lyrischen Ergüssen nicht geneigt ist; dagegen errang er einen großen, durch vier schnell einander folgende Auflagen bezeugten Erfolg durch seinen 1881 erschienenen Roman „Malombra", der demnächst in der Collection Spemann in Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden soll. Endlich gab er 1885 sein Meisterwerk „Daniele Cortis" heraus, das von der Kritik mit großem Beifall aufgenommen wurde und außer der deutschen eine schwedische und englische Uebertragung erlebt hat, während eine französische sich in Vorbereitung befindet. Eine zweite Auflage von „Valsolda", mit neuen Beiträgen bereichert, erschien 1886, und im folgenden Jahre brachte der Dichter unter dem Titel „Fedele" mehrere kleinere Novellen und Poesien an's Licht, die in diesen Blättern bereits besprochen wurden; endlich veröffentlichte 1888 die „Nuova Antologia" einen neuen Roman „Il mistero del poeta", welcher größtentheils in Deutschland spielt und demnächst als Buch herauskommen wird. Von dem Verfasser des „Daniele Cortis" dürfen wir gewiß noch manches Werthvolle erwarten.

— —

## Vom Literarischen Congreß in Venedig.

Unfern der Rialtobrücke erhebt sich ein vor fünf Jahren errichtetes Erzbild auf marmornem Sockel: ein freundlicher alter Herr in der Tracht des vorigen Jahrhunderts mit Kniehosen, Perrücke, Jabot und Dreispitz, den dicken Stock in der Rechten, die Handschuhe in der auf dem Rücken ruhenden Linken, kräftig ausschreitend, geistreich lächelnd, halb Vocativus, halb gravitätische Standesperson, und darunter steht in Goldbuchstaben: Goldoni.

Der erste Lustspieldichter Italiens und trotz aller Dogen und Nobili vielleicht größte Sohn Venedigs hat lange warten müssen, bis er in seiner Vaterstadt zu Ehren kam. Jetzt hat er seine Revanche genommen und herrscht unbedingt: auf dem populären Campo San Bartolomeo wie im Herzen seiner Mitbürger. Die heutigen Theaterverhältnisse der Lagunenstadt bieten ein trauriges Abbild ihres unleugbaren Verfalls: die Fenice, eines der berühmtesten Opernhäuser Italiens, dem die Väter der Stadt mit Rücksicht auf das Elend der unteren Volksklassen die Subvention verweigern, ist seit Jahren geschlossen, und die übrigen Theater vegetiren kümmerlich: ihr Repertoire setzt sich zusammen aus französischen Operetten und Dramen (z. B. Sardou's „Patrie") und deutschen Uebersetzungen (Halm's „Fechter von Ravenna" und „Sohn der Wildniß"), Salvini's gleichzeitiges Gastspiel wird sehr schwach besucht, und einzig wenn ein Stück von Goldoni auf dem Theaterzettel steht, füllen sich die Räume des Teatro Malibran und — Goldoni. Und Goldoni ist es auch, der bei dem eben geschlossenen Internationalen Congreß für literarisches und künstlerisches Eigenthumsrecht die erste Rolle gespielt und eigentlich alle Ehren eingeheimst hat. Die historischen Vorträge waren schlecht besucht, aber als zwei Redner, der Spanier Calzado und der italienische Professor Fradeletto, Conferenzen über Goldoni ankündigten, da füllten sich die Festräume des Ateneo bis auf den letzten Platz. Auch jede Schmeichelei der fremden Literaten an die Adresse der Feststadt culminirte im Namen Goldoni.

Uebrigens tagte gleichzeitig mit den Künstlern und Schriftstellern ein Meteorologischer Congreß, doch stand er viel weniger im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Es war mehr eine einfache Versammlung, meist nur von Männern aus dem italienischen Priesterstande besucht, welche ihre meteorologischen Beobachtungen austauschten. Mit Ausnahme des „padre" Denza, einer Säule der italienischen Witterungskunde, waren fast keine Männer der Wissenschaft anwesend. Ohne Zweifel hatte der kurz zuvor in Zürich abgehaltene internationale Congreß dieser Versammlung eine gefährliche Concurrenz gemacht. Wenn die „Tage" sich mit solcher Beschleunigung folgen, wie seit einigen Jahren, so wird noch ein Congreß dem anderen im Wege stehen und Schaden bringen. Nicht die Wissenschaft, wohl aber der Congreßbummler, der nachgerade zu einem eigenen Typus auswächst, wird dabei die Rechnung finden. Er betrachtet jeden „Tag" als einen willkommenen Vorwand zu Vergnügungsfahrten mit ermäßigten Preisen, zu Festvorstellungen, Banketten und Trinksprüchen, und läßt sich bei dieser Gelegenheit, wie ein Schauspieler auf Gastspiel, photographiren. Auch der Internationale Schriftstellertag ist dieser letzteren Aeußerung der Congreßseuche nicht entgangen. Die sämmtlichen Theilnehmer haben sich in corpore auf der berühmten Riesentreppe photographiren lassen, und das merkwürdige Bild ist jetzt in allen Läden am Marcusplatze ausgestellt.

Neben den Italienern waren die Franzosen auf dem Congresse am zahlreichsten vertreten und hatten sich dabei meisterhaft in Scene gesetzt. Während die deutsche Regierung und die deutschen Schriftsteller- und Journalistenvereine gar nicht vertreten waren — wir bemerkten nur einen Redacteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der wohl nur zufällig, wie wir, auf einer italienischen Vergnügungsreise auf den Congreß gestoßen war und auch bloß hospitirte —, während das benachbarte Spanien schwach, Holland und Oesterreich durch je einen und England durch zwei Literaten vertreten waren, marschirte Frankreich an der Spitze der Civilisation mit einem halben Dutzend officieller Vertreter daher, die zum großen Theile schon auf den früheren Congressen erschienen und also vollkommen geschäftskundig waren, und ihnen schlossen sich noch einige zwanzig kleinere Herren der Pariser und Provinzpresse an. Fast den ganzen Vorsitz der Internationalen Association hatten die Franzosen geliefert. Präsident war Ratisbonne, ein Uebersetzers Dante's in's Französische, Vicepräsident Louis Ulbach, der gewandte Feuilletonist des „Gil Blas" und mittelmäßige Romandichter, Generalsecretär Lermina, der sich ebenfalls im Romane versucht hat und u. A. Verfasser einer satirischen Feuilletonsammlung ist: „Les Propos de Thomas Vireloque" (dem bekannten Pariser Lumpensammler aus Pyat's Volksstück). Ja, sogar der französische Minister des Unterrichtes hatte sich vertreten lassen, und in seinem Namen erschienen die Professoren Oppert und Pouillet mit der rothen Rosette im Knopfloche. Der bedeutendste von Allen war jedenfalls der eben erwähnte Julius — pardon, Jules Oppert, der berühmte Orientalist, seit 1857 Professor in Paris, der Entzifferer altpersischer und assyrischer Keilschriften: ein kleiner, beweglicher Sechziger mit funkensprühendem Blicke, weißem Schnurrbarte und langen weißen Haaren. Er ist ganz Franzose geworden, aber sein angestammtes Deutsch spricht er doch besser, als sein deutschgefärbtes Französisch. Neben ihm und dem jugendlich feurigen Lermina trat Louis Ulbach mit seinem rasirten Napoleonsgesicht am meisten hervor. Er ist ein heller Kopf, nur Schade, daß er selbst die kleinste Rede mit der Brille auf der Nase und zahnlosem Munde vom Manuscripte liest. Was helfen da alle geistreichen Floskeln und Wendungen, womit er z. B. das alte und das neue Venedig feierte, — das Papier ist ein schlechter Wärmeleiter. Uebrigens trat Ulbach sehr vorsichtig und diplomatisch auf. Vielleicht veranlaßte ihn seine deutsche Abstammung, mehr auf der Hut zu sein. Wie 1881 auf dem Wiener Congresse, wo er plötzlich eine eisige Miene annahm, wenn ein deutscher College ihn ansprach, so war es auch in Venedig wieder. Nur wer die Stimmungen und Verstimmungen in Paris und den Terrorismus nicht kennt, womit dort jede deutschfreundliche Regung öffent-

Digitized by Google

lich an den Pranger gestellt wird, kann es ihm und den übrigen Parisern verdenken, wenn sie sich vor ihren Landsleuten nicht compromittiren und unmöglich machen wollen. Uebrigens war in Venedig auch den Italienern gegenüber ihre Stellung keine ganz angenehme. Wohl fehlte es nicht an liebenswürdigen Worten und Verbrüderungstoasten, worin sich namentlich ein Spanier hervorthat, der immer von dem Bunde der sogenannten lateinischen Nationen phantasirte, aber die Ritter von der Ehrenlegion fühlten wohl selbst, daß hinter den aalglatten, schmeichelnden Worten der italienischen Gastgeber wie ein Gespenst das deutsch-italienische Bündniß stand. Und sie brauchten nur die erste beste venezianische Zeitung aufzuschlagen, um auf begeisterte Lobeshymnen auf Kaiser Wilhelm's bevorstehende Romfahrt und recht nachdrückliches Gezänk mit den Pariser Journalen zu stoßen. Die Herren von der Seine hatten übrigens einen Hauptstreich für zuletzt aufgespart. Sie erinnerten sich, daß außer Goldoni noch ein anderer Sohn Venedigs in Paris gelebt hatte und dort verstorben war. Der Revolutionär Daniele Manin, der Dictator Venedigs von Anno 48, und so luden sie denn die Theilnehmer des Congresses freundlich ein, sich ihrem Besuche von Manin's Grab an der Nordmauer der St. Marcuskirche anzuschließen. Nur wenige fremde Congressisten nahmen an der Huldigung Theil, die eine französisch-italienische Verbrüderung bedeuten sollte. Ratisbonne hielt am Gitter der Ruhestätte eine kurze Trauerrede, worin er seines Freundes und Lehrers gedachte, der ihn in die Geheimnisse Dante's eingeweiht und an der Seine das harte Brot der Fremde gegessen hatte, und verlas ein wirklich sehr schönes Sonett zu Ehren des Volkstribuns. Damit war die gut gemeinte Haupt- und Staatsaction zu Ende und die schöne Begeisterung verpufft. Die Franzosen mußten schließlich doch inne werden, daß sie im Grunde feindliches Gebiet betreten hatten. Sie hüteten sich auch in allem Ueberschwange des Festjubels wohl davor, die angeblichen Mißverständnisse zwischen den beiden Staaten beim rechten Namen zu nennen und ein ehrliches Wort über Frankreichs Absichten im Mittelmeere, auf Tripolis oder die Hetzereien wegen Massaua und gegen die italienischen Arbeiter zu sprechen. Die Mißverständnisse blieben, die Kluft gähnt, und darüber halfen keine gegenseitigen Beweihräucherungen, keine Begeisterung für Goldoni und Manin, keine Illumination und kein Fest- und Ehrenwein hinweg.

Neben dem fast ganz aus Franzosen zusammengesetzten Vorstande spielten sogar die zahlreichen italienischen Journalisten und Schriftsteller eine nebensächliche Rolle. Wohl versuchte ein Mailänder Redacteur, Signor Fortis, dieses französische Uebergewicht zu brechen und in einem Vortrage hervorzuheben, daß das italienische Schriftthum keineswegs mit aufgehobenen Händen das französische Manna der Association wie eine Gnade erwartet habe, sondern daß eine Mailänder Società letteraria schon lange vorher mit Männern wie Paolo Ferrari, dem Lustspieldichter, und dem Verleger Treves an der Spitze geblüht und das Verhältniß zwischen Autor und Verleger für Italien geordnet habe. Aber auch dieser gutgemeinte Versuch, die französische Vormundschaft zurückzuweisen und dem internationalen Congresse auch wirklich einen internationalen Charakter zu geben, mißlang, und der Redner wurde zum Danke von den berichterstattenden Zeitungen Venedigs wegen seines „allzu langen" Vortrages obenein noch getadelt. So blieb denn der vorwiegend französische Charakter des Congresses gewahrt, und sämmtliche Redner stürzten sich in Unkosten, um das fremde Idiom zu radebrechen. Vor Allem befleißigten sich die Italiener des berüchtigten franco-italiano, und namentlich die Venetianer lispelten ganz reizend ihr: „Se souis de Venise".

Und die Verhandlungen, die praktischen Ergebnisse des Congresses? Sie sind gleich Null. Es zeigte sich auch hier der Uebelstand fast aller derartigen „Tage": die Tractanden waren nicht genügend vorbereitet und die Verhandlungszeit zu kurz. Nachdem wenigstens die Congresse von Wien (1881) und Bern greifbare Resultate geliefert, die jeden Schriftsteller mit Genugthuung erfüllen, kam man hier über die bloßen Wünsche und Anregungen, die leere Strohdrescherei, nicht hinaus. Das wichtigste Postulat bestand darin, daß das Verhältniß zwischen Componist und Musikverleger ähnlich geregelt sein sollte, wie dasjenige zwischen Schriftsteller und Verlagsbuchhändler, daß dem Componisten und nicht dem Musikalienhändler das Eigenthumsrecht zufalle. Die Franzosen schüttelten mürrisch die Köpfe, als der Vorschlag, daß die übliche Nachdrucksverwahrung vor Partituren, Clavierauszügen ꝛc. in italienischer Sprache abgefaßt sein müsse, durchdrang, doch konnten sie dieses „nationale" Unglück nicht mehr verhindern. Das Seltsamste bei diesen Verhandlungen war, daß sogar über das literarische Eigenthumsrecht, dem die Internationale Association und der Congreß galten, noch immer Meinungsverschiedenheit herrschte und daß wunderliche Schwärmer auftraten, welche gegen dasselbe sprachen. Nicht minder komisch war auch das Gebahren eines holländischen Vertreters, der den schwungvoll betriebenen Nachdruck seiner Landsleute in Schutz nahm. Mit Recht erhob sich Oppert, indem er den Vorredner lächerlich machte und hervorhob, daß Frankreich allen anderen Ländern in Bezug auf Anerkennung des literarischen Eigenthums vorangegangen sei und auch hierin bahnbrechend gewirkt habe. Die unfruchtbare Begeisterung erreichte ihren Siedepunkt, als eine Begrüßungsdepesche von König Humbert verlesen wurde, der das Protectorat freudig annehmen zu wollen erklärte. Als nächstjährige Congreßstadt wurde Paris gewählt.

Die schöne Weltstadt an der Seine wird sich anstrengen müssen, um die Erinnerungen der venezianischen Congressisten zu überstrahlen. Venedig ist eine Feststadt, wie es keine zweite gibt. Sie brauchte sich nicht erst zu schmücken für ihre Gäste, denn auch ihr Alltagsgewand ist eitel Marmor und Gold, Kunst und Schönheit, Lebensfreude und Farbenjubel. Der „Piccolo", ein socialdemokratisches Blatt, pflegte während der Festwoche alltäglich mit bittersüßen Glossen die von Präfectur und Syndicat veranstalteten Festlichkeiten zu Ehren des Congresses zu erwähnen und an den leeren Stadtsäckel und das Elend des Volkes zu erinnern. Und in der That hätte man viele Unkosten ersparen können. Wozu noch festlich aufgeputzte Versammlungslocale, wo die herrliche Sala dei Pregadi im Dogenpalaste zur Verfügung stand? wozu noch Illumination und Feuerwerk, wo der goldene italische Mond allabendlich am dunkelblauen Himmel aufzog und aus dem Marcusplatz eine Decoration von unvergleichlicher Pracht schuf: die Marmorhallen der Procurazie als Coulissen, die in Farben und Gold strahlende Marcuskirche wie ein Märchenpalast aus tausendundeiner Nacht als Hintergrund, und auf den Marmorfliesen die bunt aufgeputzte Statisterie der stolzen, schönen Venezianer und entzückten Forestieri . .? Wer über eine solche Feststadt gebietet, kann sich den Luxus eines tagtäglichen Congresses erlauben, ohne dafür irgendwie sich in Extraauslagen zu stürzen. Jedenfalls wird die großartige Gastfreundschaft Venedigs den Theilnehmern des Congresses unvergeßlich sein. Die Sitzungen im Dogenpalaste, wo Goldoni gefeiert wurde, der als Mann des Volkes jenen Saal niemals hat betreten dürfen, das Bankett im Lido, das Feuerwerk vor der Piazzetta, die Illumination des St. Marcusplatzes, die Fahrt nach Murano und Torcello, wo sich die Vignen und die Herzen öffneten, sind bleibende leuchtende Erinnerungen. Man begreift unter solchen Umständen, daß der Congreßonkel nicht bloß in Frankreich anfängt, ein eigener Charaktertypus zu werden: er ißt und trinkt fest, tanzt und gafft, schwänzt die Verhandlungen und stärkt den sogenannten Geist der Zusammengehörigkeit. Hinter sich läßt er aber auch im gastfreundlichen Venedig gar ernste Rathsherren und Steuerzahler, welche trübselig nachrechnen, was all' das Vergnügen gekostet hat. Schade, daß Goldoni nicht mehr am Leben ist. Der letzte Internationale Congreß für literarisches Eigenthumsrecht würde ihm gewiß reichen Stoff zu einer köstlichen Comödie geboten haben: Venezia benefica ossia i Congressisti contenti, eine Charakterposse in so viel Acten als Tagen und mit einem sehr bedenklichen Nachspiel.

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Ein Studienkopf.

Von Georg Keben.

(Schluß.)

Plötzlich fühlte Campell etwas Feuchtes an seiner Hand. Es war Bijou, Fanny's Hündchen, der durch den Maulkorb Campell zu belecken versuchte. Bijou theilte offenbar die Antipathien seiner Herrin nicht. Er erinnerte sich noch immer der vielen Freundschaftsbezeugungen, die ihm der ehemalige Hausfreund in Form von allerlei Leckerbissen erwiesen hatte.

Campell mußte lachen.

„Warten Sie, mein Fräulein! Jetzt habe ich einen Magnet, der so anziehend ist, daß er Sie zwingt, meinen Spuren zu folgen, Sie mögen wollen oder nicht. Hahahaha! Sie macht bereits Kehrt, um zum zweiten Mal in eine Regenpfütze zu versinken. Das ist die Strafe für Ihre Unhöflichkeit, mein Fräulein!"

Campell nahm ein Stück Chocolade aus der Tasche, das er in der rechten Hand behielt. Mit lüsternen Augen und herausgestreckter Zunge trollte das Hündchen neben ihm her.

„Bijou! Bijou!"

Fanny mußte ihm bereits ganz nahe sein. Campell beschleunigte seine Schritte, indem er die Chocolade etwas höher hielt. Seine Bewegungen reizten das Hündchen derart, daß es in possirlichen Sätzen zu ihm emporsprang, um die Chocolade zu erhaschen.

„Bijou! Bijou!" rief es nochmals im verzweifelndsten Tone hinter dem vierbeinigen Deserteur.

Vergebens! Die Gourmandie erstickte in Bijou alle edleren Regungen des Gehorsames. Er verließ seine Herrin treulos um ein Stück Chocolade.

Jetzt stand Fanny neben ihnen.

„Herr Professor! Seit wann essen Sie Chocolade auf der Straße?"

Sie brachte die Worte mühsam hervor, das rasche Laufen hatte ihr fast den Athem benommen.

„Seitdem ich den erziehlichen Einfluß einer »mütterlichen Freundin« entbehre," entgegnete Campell rasch. „Jeder Junggeselle ohne Damenumgang wird leicht zum Plebejer. Beispiel: Ich!"

Er ließ die Chocolade auf das Pflaster fallen. Vergebens suchte Bijou durch den Maulkorb den ersehnten Leckerbissen zu ergreifen. Resignirt streckte er sich platt über die Chocolade und stieß einen dünnen langgezogenen Klagelaut aus, der dem fatalen Geräusche einer schlechtgeölten Thür glich.

„Jetzt kommen wir nicht mehr von der Stelle!" stöhnte Fanny.

„Doch, doch, meine Gnädige! Ich habe zufällig ein Rettungsmittel zur Hand, das mir in diesem Momente ebenso viel werth ist als der Schwimmgürtel auf einem gescheiterten Schiffe."

Und er zog aus der hinteren Rocktasche eine Hundeleine hervor.

„Sie gestatten wohl, daß ich mich meines Geschenkes bediene, welches Sie mir aus Sparsamkeit wieder zurückgeschenkt haben," sagte Campell heiter, indem er die Leine an Bijou's Halsband befestigte. Aber nur widerstrebend, an der Kette hin und herzerrend, folgte ihm das Hündchen, welches das erbeutete Frühstück durchaus nicht aufgeben wollte.

Fanny, nachdem sie das Stück Chocolade vom Pflaster aufgehoben, klatschte vergnügt in die Hände.

„Sehen Sie! Es war Bijou nur um die Chocolade zu thun. Weiter hat er kein besonderes Interesse für Sie." Sie stockte und biß sich auf die Lippen. Sie war ärgerlich, vergessen zu haben, daß sie mit diesem Herrn nichts Ueberflüssiges mehr sprechen durfte.

„Allerdings, den Egoismus haben die Hausthiere von den Menschen gelernt," bestätigte Campell ironisch im Weitergehen. „Ich wünschte wahrhaftig, ich wäre Thiermaler geworden anstatt Menschendarsteller."

„Das wäre schlimm für Sie," erwiderte Fanny spitz, „dann könnten Sie aus einem Schmetterlinge keine Raupe machen."

„Sie spotten grausam — über sich selbst! Ich behaupte, an allem Unglücke ist nur die Catalognummer Schuld: Eine Zahl, die sich aus 7 und 13 zusammensetzt — das muß ja ein Unglück geben!"

„O ich bin durchaus nicht abergläubisch! Ich bin nur leichtsinnig in der Wahl meiner Freunde."

„Sehen Sie denn noch immer nicht ein, daß meine Täuschung zu Ihrem Vortheile war?"

„Nicht auch zu dem Ihrigen?"

„Ich gebe dies zu und bitte Sie daher für meinen Gewinnantheil um Verzeihung."

Seine Stimme klang ungemein weich, fast demüthig. Ein ehrlicher Herzenston war bei ihm so selten, er sprach nicht einmal mit den Augen! Seine Galanterie lag sonst auf der Zunge. Wäre es anders gewesen, sie hätten nicht so lange Jahre wie Cousin und Cousine miteinander befreundet sein können. Und Fanny dachte: Einen Mann dieses Genres muß man beim Worte nehmen, wenn er eine Frau um Verzeihung bittet, denn zum zweiten Male thut er es nicht wieder.

„Würden Sie einen Fußfall wagen?" sagte Fanny in einem scherzhaften Tone, aus dem er seine Begnadigung entnehmen konnte.

„Mit dem größten Vergnügen! Indessen, da wir uns auf offener Straße befinden, würde ich Sie bitten, mir einen Vorwand zu geben. Lassen Sie noch einmal die Chocolade fallen, die für Ihr Hündchen bestimmt war. Ich hebe sie mit einem Fußfalle wieder auf."

„Nein," entgegnete sie lachend. „Es wäre schade um Ihre hellen Beinkleider. Ein Paar Hosen haben Sie sich um meinetwegen am Feuer verbrannt, nun sollen Sie sich noch ein zweites Paar durch Wasser verderben lassen! Dieses Opfer wäre zu viel!"

„Sie sind großmüthig, Sie sind eine wahrhaft ideale Natur! Warum habe ich Sie nicht schon früher gekannt?"

„Ich sollte meinen, wir kennen uns schon lange genug."

„Nein! Nach der zweimonatlichen Pause in unseren Beziehungen datire ich unsere Freundschaft wieder seit heute. Möge dieselbe abermals zwanzig Jahre dauern!"

„O das wäre entsetzlich! Urgroßmütter werden auf der Bühne sehr selten dargestellt, und eine andere Rolle könnte ich dann nicht mehr spielen."

„Bravo! Sie fangen schon an, Ihre Situation humoristisch zu nehmen. Ein untrügliches Zeichen seelischer Besserung!"

In diesem Moment ging ein Bekannter vorüber, der Fanny mit sehr erstauntem, befremdetem Blicke grüßte. Dieser Blick machte Fanny argwöhnisch, sie stellte sofort Combinationen an.

„Meine seelische Besserung scheint eher ein Nachtheil für mich zu sein," sagte sie vorwurfsvoll. „Ihr Portrait hat offenbar nicht überall einen günstigen Eindruck hervorgerufen. Dieser Herr machte verwunderte Augen, daß ich wieder so vertraulich mit meinem Carricaturenzeichner gehe."

„Sie sind im Irrthume. Dieser junge Mann hat sich nicht über meine Begleitung, sondern über Ihre Garderobe gewundert. Das Weiß Ihres Kleides ist nicht mehr von der keuschesten Reinheit."

Fanny stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Herr des Himmels! Meine Robe ist bis oben hinan bespritzt. Und so haben Sie mich gehen lassen?"

Campell zuckte die Achseln.

„Die Folgen eines überflüssigen Umweges verschulden Sie selbst. Das erste Mal wateten Sie durch eine Regenpfütze, um mir auszuweichen, das zweite Mal mußten Sie durch das Wasser, um mich einzuholen. Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit auf Erden!"

„O Sie Bösewicht! Gott sei Dank, daß ich jetzt zu Hause bin. — Wollen Sie mit hinaufkommen?" fügte sie zögernd hinzu.

„Noch nicht. Erwarten Sie mich nach der Vorstellung an demselben Abend, an dem Sie die Millerin spielen. Ich habe mich nun einmal auf diese Rolle capricirt."

Er drückte seine Lippen auf ihre behandschuhte Hand.

„Recht so! Hätten Sie sich nur immer damit begnügt, meine Handschuhe zu küssen."

„Wenigstens hätte ich dann keinen Unterschied kennen gelernt. Selbst dieses feinste dänische Leder ersetzt mir die Weichheit Ihres Mundes nicht. Doch davon ein anderes Mal. Für heute bitte ich Sie, daß Sie Bijou das Stück Chocolade geben, er hat es redlich um uns verdient. Und nun auf Wiedersehen, nach »Cabale und Liebe« — in »Cabale und Liebe«!"

Er entfernte sich langsam. Trotz ihrer befleckten Robe blieb sie auf den Stufen, die zur Hausthüre führten, stehen und sah ihm nach, bis er sich plötzlich umwandte. Verwirrt und beschämt wie ein junges Mädchen floh sie in das Haus. —

Einige Tage später meldete sich bei Fanny ein Intendanturrath an. Aus der Visitenkarte errieth Fanny sofort den Zweck dieses seltenen Besuches. Der alte joviale Herr erfüllte mit Diplomatengeschick seine heikle Mission, indem er Fanny's Entschluß, in das ältere Fach überzutreten, bereits als vollendete Thatsache auffaßte und von dieser gesicherten Position aus Fanny mit wohlgezielten Complimenten überschüttete. Er nannte die Idee, auf ihre Metamorphose durch ein Portrait vorzubereiten, sehr originell und geistvoll und gab ihr die hohe Befriedigung ihres Chefs und Gönners, des Intendanten, darüber kund. Schließlich fragte er sie, welche Rollen sie in Zukunft zu spielen gedenke.

Fanny, welche sich während des Vortrages des alten Herrn sehr reservirt und schweigsam verhalten hatte, sah ein, daß jede Opposition nutzlos sei und sie noch dankbar für die conciliante Form sein müsse, mit der man ihre Eitelkeit schonte, indem man sich den Anschein gab, als wäre ihr Rollenwechsel ein freiwilliger.

„Wenn es denn sein muß," sagte sie resignirt, „so möchte ich als Antrittsrolle in meinem neuen oder vielmehr alten Fache »Cabale und Liebe« wählen."

Der Intendanturrath erhob sich.

„Also die Millerin. Gut! Ueber die anderen Rollen verständigen wir uns später. Prüfet Alles und behaltet das Beste!"

Er verabschiedete sich mit einem Compliment über ihr jugendliches Aussehen. —

Zu der Vorstellung „Cabale und Liebe", welche die Saison wieder eröffnete, war das Theater ausverkauft, trotzdem der Herbstabend so warm wie eine Sommernacht war. Unser Publikum scheut die Hitze nicht, wenn es ein pikantes Schauspiel erwartet. In die Neugier, eine gefallene Größe zu sehen, mischte sich das Gefühl einer süßen Schadenfreude, die ein Menschenkenner und Philosoph die reinste Freude genannt hat. Der Coulissenklatsch blühte heute ebenso wie der Foyerwitz. Die Kritik hielt die Zündschnur in Händen, um unter Umständen die Mine explodiren zu lassen.

Inzwischen befand sich Fanny in ihrem Garderobenzimmer. Als sie fertig angekleidet war, beschaute sie sich im Spiegel. Jetzt sah sie in Wirklichkeit wie ihr Studienkopf aus. Ach, sie war keine Louise und Gretchen mehr! Im Fluge weniger Minuten dachte sie die langen Jahre zurück bis zu der Zeit, in welcher derselbe Spiegel ihre bezaubernde Jugend zurückgestrahlt hatte, Reize, die sich Niemand rühmen konnte, jemals besessen

Digitized by Google

zu haben. Damals stand sie auf der Höhe ihrer Künstlerlaufbahn, heute am Ende. Und allmählich verschwand das Spiegelbild hinter einem Thränenschleier, der sich um ihre Augen zog. Ihre Pulse hämmerten und ihren Leib durchschüttelte ein Fieberfrost. Sie wollte fort, weit fort in die Einsamkeit, wo man der falschen Göttin Thalia noch keine Tempel gebaut hat. Nur fort, fort! Sie hatte die unliebsamen Folgen eines Contractbruches nicht mehr zu fürchten. Da ertönte plötzlich das Glockenzeichen, das sie auf die Bretter hinausrief. Fast mechanisch, aus jahrelanger Gewohnheit folgte sie diesem Signale. Die Disciplin der Bühne drängte gewaltsam ihren rebellischen Schmerz zurück. Niemand aus dem Publikum ahnte, daß diese Millerin mit zerrissener Seele, mit kaum getrockneten Thränen spielte. Und sie spielte meisterhaft. Ihre gefallene Größe richtete sich riesengroß wieder empor. Ein Sturm des Beifalles erbrauste, der sie mit fortriß. Ach, wie lange hatte sie solchen Beifallssturm nicht mehr gehört und wie umschmeichelte er heute ihre Sinne. Sie begriff nicht, daß sie ihn so lange hatte entbehren können. Das Weib verjüngte sich in der Künstlerin. Sie empfing mehrere Lorbeerkränze und das Publikum zischte nicht, sondern applaudirte dazu.

Als sie daheim wieder allein war, vergegenwärtigte sie sich das Erlebte noch einmal. Sie war jetzt gerade so glücklich, als sie noch vor wenigen Stunden unglücklich gewesen. Alle kleinliche Eitelkeit war von ihr genommen, ihre Seele war in der Gluth künstlerischer Leidenschaft von allen Schlacken gereinigt. Ein unaussprechliches Gefühl der Ruhe und des Friedens überkam sie. Und allmählich, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, schweiften ihre Gedanken in frohem Selbstvergessen zu einem Anderen. Ob sie Campell wohl besuchen würde? Er hatte es ihr doch versprochen. Sie sehnte sich heute danach, sich mit ihm auszusprechen, wie noch niemals zuvor. Ihr Herz klopfte hörbar, sie zählte am Uhrzeiger die Minuten.

„Guten Abend, mein Fräulein! Ich gratulire! Hoffentlich zweifeln Sie nicht, daß die Lorbeerkränze von mir stammen?"

Da war er, der grausame Spötter! Diesmal wußte sie, daß sein Spott nicht ernst gemeint war.

„Ich danke Ihnen, mein Freund," sagte sie warm, ihm die Hand reichend, „ich danke Ihnen von Herzen, Sie haben mir eine große Freude bereitet."

„Sie mir desgleichen! Sie haben entzückend gespielt. Ich hätte diese Millerin als Schwiegermama haben mögen."

Fanny lachte.

„Ihre boshaften Witze sind während des Soupers verdaulicher. Der Speisesalon ist geöffnet. Bitte, reichen Sie mir Ihren Arm!"

„Später! Ich habe Ihnen jetzt etwas zu sagen, das sich bei Austern und Chabli nicht feierlich genug anhört."

„Dann bitte, nehmen Sie Platz. Doch halt — zuvor muß ich den Leinenbezug abnehmen, mit dem ich Ihren Lieblingsfauteuil während Ihrer Abwesenheit pietätvoll bedeckt habe. So — jetzt können Sie sich setzen!"

Campell ließ sich in den Sessel fallen, daß die Sprungfedern knackten.

„Famos, ganz famos! Sie verhängen meinen Sessel, wie ich Ihr Portrait verhängt habe. Nur fehlt noch das weitere Zubehör."

„Was denn?"

„Ein Kuß!"

Fanny erröthete bis an die Schläfen.

„Der Diebstahl scheint Sie zur Wiederholung zu reizen," stammelte sie.

„Nicht doch! Der vorige Kuß war aus Nothwehr erzwungen, der heutige soll ein freiwilliges Geschenk sein. Ja, meine Theuerste! Lachen Sie nicht über den Johannestrieb eines alten Junggesellen. Obwohl diese Schwäche Ihre ganze Nachsicht herausfordert, ist sie doch menschlich entschuldbar. Gewiß werden Sie in letzter Zeit bemerkt haben, daß die Erzählungen meiner kleinen Abenteuer immer spärlicher flossen, bis sie schließlich ganz aufhörten. Ich versichere Ihnen, daß die Hälfte meiner Abenteuer erlogen war. Und daran sind Sie schuld. Ich erzählte Ihnen bereits das Ende, wenn ich den Liebesknoten erst geschürzt hatte, und Sie hörten mir stets mit so rührender, im Grunde theilnahmsloser Geduld zu, daß ich mir meist sagte: Es muß doch kein großes Kunststück sein, das du hier vorhast, wenn diese Dame von Welt und Erfahrung so geringes Interesse dafür beweist. Und so kehrte ich denn auf halbem Wege immer wieder zu Ihnen zurück. Sie werden mich fragen wollen, weshalb ich Sie während unserer zwanzigjährigen Beziehungen noch nicht geheirathet habe. Nun, die Antwort ist sehr einfach. Als ich jung war, waren Sie zu alt für mich und als ich alt wurde, waren Sie zu jung. Seit heute, wo sie das ältere Fach spielten, sind wir in ein entsprechendes Heirathsalter einander nahegerückt. Dieses mein letztes Abenteuer ist die Wahrheit. Sie haben mir Ihren Kopf verpfändet, damit ich ihn als Studienkopf male; ich bitte jetzt um Ihr Herz zu einer Ehestudie, die hoffentlich nicht weniger interessant werden wird."

Eine Pause trat ein, Fanny wollte antworten, aber sie vermochte es nicht. Das unerwartete Glück raubte ihr die Sprache. Das gealterte Mädchen empfand den Wonneschauer, der das Herz einer jungen Braut durchzittert, mit der ganzen Ueberlegenheit ihrer Jahre. Sie hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, einsam zu sterben, und nun eröffnete sich plötzlich für sie die Aussicht, mit einem Gatten zu leben. Niemand durfte mehr über ihr Mädchenalter spotten. Oder war diese Seligkeit nur ein Traum? O sie wollte ihm ihre verlorene Jugend durch eine verdoppelte Hingabe ersetzen!

„Da fällt mir ein, liebe Fanny. Ich bin einigermaßen gespannt, wie viel Ihnen von Ihrer jungfräulichen Eitelkeit noch verblieben ist. Auf dem Standesamte müssen Sie sich ja später doch mit Ihrem Geburtsatteste ausweisen. Also bitte, zeigen Sie mir Ihr Geburtsattest heute. Ich bin jetzt in der Laune, Ihre Jahre, über die Sie mich stets im Unklaren ließen, auf ihre Echtheit zu prüfen."

Sie schaute zu ihm mit starrem, eiskaltem Blicke wie zu einem Fremden empor, ihr war's, als wäre etwas, was kaum aufgelebt hatte, wieder in ihr ertödtet. War es denn möglich! Während sich ihre Seele zum Höchsten begeisterte — dieser feige Spott! Sie fühlte sich aus ihrem Himmel gestoßen, abgrundtief in den Staub der Erde herab.

Fanny erhob sich und sagte tonlos:

„Wie Sie wünschen! Ich beeile mich, mein Geburtsattest zu holen."

Sie schleppte sich mühsam nach dem Schreibtische und nahm aus einem verborgenen Schubfache ein vergilbtes Papier, welches sie Campell übergab. Er merkte nicht, daß das Papier in ihrer Hand bebte, und sie sich auf die Lehne des Sessels stützen mußte, um sich aufrecht zu halten.

Campell las die Geburtsbescheinigung halblaut mit sarkastischer Betonung.

„. . . geboren am 26. März 18 . ."

Die letzte Silbe verschluckte er lächelnd und reichte dann Fanny das Papier m ironischer Verbeugung zurück.

„Ich danke Ihnen! Also wir heirathen uns!"

„Ich danke Ihnen!" erwiderte Fanny, ihn imitirend.

Campell trat betroffen einen Schritt zurück.

„Aber! Was bedeutet das?"

„Es bedeutet, mein Freund, daß Sie mich noch rechtzeitig vor einer großen Thorheit bewahrt haben, die ich wahrscheinlich später bitter zu bereuen gehabt hätte. Sie mögen ein guter Kenner weiblicher Formen sein, aber Sie sind ein schlechter Kenner des weiblichen Herzens. Sonst würden Sie gewußt haben, daß in jenem entscheidenden Momente, in dem eine Frau im Begriffe ist, sich einem Manne mit Leib und Seele zu überlassen, ein Cynismus nicht die weibliche Eitelkeit, sondern die weibliche Scham beleidigt. Also bitte, sprechen wir nicht mehr davon, was hätte sein können. Ich werde mich wie bisher mit dem Altentheil begnügen, Ihre »mütterliche Freundin« zu heißen."

Campell erblaßte vor Zorn über sein Ungeschick; er sah ein, daß er einen Fehler begangen hatte. Durch ihren plötzlichen Widerstand erschien sie ihm erst recht als eine begehrenswerthe Eroberung.

„Fanny!" rief er in gekünsteltem Pathos, das diesen Lebemann in ihren Augen zum ersten Male zu einer lächerlichen Figur machte. „Fanny, lassen Sie mich nicht das Opfer eines Mißverständnisses werden! Meine Absicht war einzig, Ihnen ein vielleicht peinliches Geständniß zu erleichtern. Warum müssen wir uns auch stets an unser Alter erinnern! Stellen wir uns vor, daß wir noch jung wären und ich zu Ihnen sagte, was ich heute nicht anders zu sagen vermag: Ich liebe Sie wahr und aufrichtig. Sie sind meine Muse, die mir bisher zu göttlich erschien, um sie der Freiheit zu berauben. Aber schließlich regt sich der Egoist in mir. Wir wollen Beide Sclaven sein: Einer für den Anderen! — Sie schweigen! Ich beschwöre Sie, Fanny, was würden Sie mir antworten?"

Sie packte ihr Hündchen und setzte es auf die Hinterpfoten zwischen ihr und Campell.

„Was würden Sie mir antworten?" wiederholte er ungeduldig.

Sie gab dem Mops einen leichten Schlag.

„Bijou —: Apportire diesem Herrn!"

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Freund Fritz."

Lustspiel in drei Acten von Erkmann Chatrian.

(Lessingtheater.)

Ob es Oscar Blumenthal gelingen wird, auf Unkosten seines Theaters das Berliner Publikum für die Paraderollen Ernst Possart's zu interessiren? Uns will es nach den bisherigen Erfahrungen zweifelhaft erscheinen. Der halbe, mit „Freund Fritz" errungene Erfolg ist jedenfalls nicht geeignet, hoffnungsvollere Aussichten zu eröffnen.

„Freund Fritz" ist eine ältere dramatische Idylle, deren Geschichte ihre Schwächen entschuldigen mag. Als die französische Nation nach dem Schreckensjahre 1870 aus ihrem Weltmachtstraume erwacht war, fing sie an, sich entsetzt nach den Gründen ihres plötzlichen Sturzes umzusehen. Die Schriftstellerfirma Erkmann-Chatrian betheiligte sich an dieser Umschau und machte die Entdeckung, daß der Verfall der Familie an dem Verfalle der Nation die Schuld trage. Freund Fritz diente als novellistisches und dramatisches Medium, um den Franzosen die Ehe als Allheilmittel anzupreisen. Die mit Sensationsfutter Uebersättigten nahmen das unschädliche Arkanum zu sich und fühlten sich, wo nicht sonderlich gestärkt, so doch angenehm durchwärmt. Wir Deutsche, als das durch Kindersegen besonders ausgezeichnete Volk, haben eigentlich keinen Grund, uns durch die Predigten des Allerweltsschadchen Rabbi Sichel zu unüberlegten Eheschließungen hinreißen zu lassen, und da außer besagten Predigten eigentlich nichts auf der Bühne passirt, würde sich jede auf ihren Vortheil bedachte Theaterdirection der ohne wirkliches Bedürfniß importirten dramatischen Nippessache gegenüber ablehnend verhalten. Aber Ernst Possart

Digitized by Google

zählt den Rabbi Sichel zu seinen Paraderollen, Ernst Possart ist der privilegirte Vertreter salomonischer Weisheit, in welcher Gestalt und in welchem Jahrhunderte sie sich auch documentirt haben mag, und die salomonische Weisheit muß nun einmal unter allen Umständen im Theater am Unterbaum zu Worte kommen.

Das Publikum schien Freund Fritz als wohl verdiente Buße für begangene Theatersünden über sich ergehen zu lassen. Es dachte mit leisem Schauder an die oft beklatschten Ehebruchscomödien und büßte seine Schuld, indem es, um sich wach zu erhalten, zögernd seine Hände in Bewegung setzte. Die elsässer Bauernstube, der Meierhof mit dem Ziehbrunnen, aus dem ein Eimer mit wirklichem Wasser auftauchte, die absolut richtig gehende Standuhr, das Alles täuschte Einen in eine Idylle hinein, die gar keine unbehagliche Stimmung aufkommen ließ. Die Langeweile ist bekanntlich für die Verdauung besonders förderlich und das Stück spielte sich vor einem Publikum ab, das in der Mehrzahl gut dinirt hatte und sich darüber freute, daß auch die auf der Bühne agirenden Personen die Freuden der Tafel in hervorragendem Maße zu würdigen wissen. Wir kennen kein zweites dramatisches Product, in dem so viel gegessen und getrunken wird. Im ersten Acte ist es eine Krebssuppe, im zweiten eine Apfelspeise, im dritten eine vorgeschützte Verdauungsstörung, die das Interesse ununterbrochen rege erhält. Daß sich der gute Fritz und die unschuldige Suse durch die Vermittelung des Rabbi Sichel so nebenbei kriegen, ist nicht weiter überraschend, ja es macht sich eigentlich ganz von selbst und der ehestiftungswüthige Rabbiner ist nur da, um von Ernst Possart mit einer Reihe mehr oder weniger geschmackvoller Mätzchen ausgestattet zu werden. So ist es beispielsweise meisterhaft, wie Ernst Possart sich mit dem glatt ausgespannten Saume seines Taschentuches die Nase putzt. Die Nüance ist frei erfunden und läßt den schnupfenden Rabbi in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Er hat so seine kleinen Liebhabereien, der gute Rabbi, von denen er sich nun einmal nichts abdividiren läßt. Hat er den Schnupftabak soeben als Streusand benützt, so schüttet er ihn, ohne an die abfärbenden Eigenschaften der Tinte zu denken, in seine Dose zurück. Das Publikum stellt sich die möglichen Folgen einer solchen liebenswürdigen Unvorsichtigkeit vor und lacht. Im Uebrigen stammt der Rabbi Sichel Ernst Possart's in gerader Linie von Nathan dem Weisen ab. Besonders der ewig gleichmäßige, auf Moll gestimmte Tonfall der Rede ist eine unverkennbare Familieneigenthümlichkeit beider Weisheitsprediger.

Herr Blencke gab sich als Freund Fritz die erdenklichste Mühe, die ganzen drei Acte hindurch liebenswürdig harmlos zu sein, und sein Naturell unterstützte ihn im Gelingen seines Mühens. Weniger glücklich war Herr Löwenfeld in seinem Bestreben, seiner mageren Figur durch künstliche Mittel zu einem erstaunlichen Embonpoint zu verhelfen. Er mochte noch so viel essen, es wollte ihm absolut nicht gelingen, seinen Dickwanst glaubhaft zu machen. Dagegen war die Suse Margarethe Kramer's überzeugend kindlich und unschuldsvoll. Mit der biblischen Erzählung von der Rebekka am Brunnen errang sie einen wohl verdienten Erfolg. Die Ausstattung der elsässischen Bauernstube wie des Meierhofes war echt und stimmungsvoll und mag als vorläufige Probe Possart'scher Inscenirungskunst genügen. Will uns der technische Leiter des Lessingtheaters überzeugende Beweise von seiner Begabung für die Regie geben, so wird er sich an größere Aufgaben heranwagen müssen. M.

## Die Akademische Kunstausstellung.

### IX.

Den einzigen Lichtpunkt der Bilderschau am Lehrter Bahnhofe bildet die retrospective Wasserfarbenausstellung, die man mit Zuhülfenahme alter und ältester Jahrgänge zu Stande gebracht hat. Die im Besitze der Nationalgalerie befindlichen Aquarelle Adolf Menzel's sind seit einem, die Studienköpfe von Knaus seit zwei Jahrzehnten bekannt, Skarbina's französische und holländische Skizzen haben so ziemlich in allen Kunstsalons Deutschlands Aufsehen erregt, und für den Rest der Collection hat die Dresdener Aquarellausstellung herhalten müssen.

Man kann dem Comité recht dankbar sein und doch die Frage aufwerfen, was gerade in diesem Jahre zu einem so interessanten Rückblicke auf vergangenen Kunstgenuß Anlaß gegeben hat? Der Verdacht, daß es sich um die Deckung eines schwerempfundenen Mancos gehandelt habe, wird sich kaum abweisen lassen, und die Discussion der Berechtigung jährlich wiederkehrender Ausstellungen kann nicht ausbleiben. Daß der jährliche Turnus der kaninchenhaften Fruchtbarkeit einzelner Künstler, wie etwa Paul Meyerheim's, Gelegenheit zu erneuter Bethätigung gibt, ist zwar recht hübsch, doch „der Ertrag deckt lange nicht die Kosten". Die in Skizzen geleisteten Abschlagszahlungen sind ein Nothbehelf, der die leeren Wände füllt, und die mit den Künstlernamen in Goldschrift etiketirten Collectivausstellungen haben mit dem Preisbewerbe innerhalb bestimmter Zeitabschnitte nichts mehr zu thun.

Die ausnahmsweise reiche Vertretung der Pastellmalerei hängt mit der Mode, mit gewissen Stilrichtungen und mit der Vorliebe unserer Künstler für zart hingehauchte Frauenköpfe zusammen. Auf Lenbach und F. A. Kaulbach, die der alten, halb vergessenen Technik zu neuem Leben verhalfen und sie gelegentlich, wo sie ihrem Mitgefühl geeignete Mittel bot, anwandten, folgte Koppay, der Fleisch, Bein und Stoff in farbigen Staub aufzulösen liebt. Wer sich nicht von einer durch die leicht erlernbare Technik begünstigten Faustfertigkeit bestechen läßt, wird an der Pastell-Ausstellung von Frauen und für Frauen keine rechte Freude haben. Da ist so viel und so gut gemalt, daß Einem vor der gleichmäßigen Tüchtigkeit ordentlich bange wird. Namen anzuführen, ist unfruchtbar, wo die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten fehlen.

Unter den 132 Sculpturen der Ausstellung ist wenig, das sich mit einiger Berechtigung in die Rubrik der Monumentalbildnerei einreihen ließe. Auch hier sind Portrait und Genre vorherrschend. Eine Königin Luise mit dem Prinzen Wilhelm von Eberlein, ein conventionell-theatralischer Mucius Scävola von einem Sprossen der zahlreichen Künstlerfamilie Cauer, eine im Panzer versteckte Kriegergestalt von Calandrelli, Unger's Statue des Prinzen Friedrich Carl für Frankfurt a. d. Oder, Kundmann's sitzende Statue Grillparzer's und Schuler's Modell einer Lutherstatue für Nordhausen, das ist Alles, was man so ungefähr erwähnen könnte. Eines näheren Eingehens auf die Einzelleistungen bedarf es nicht, da sie meist ohne große Anstrengung den gestellten Aufgaben genügen.

Unter den Portraitbüsten hochstehender und hervorragender Männer ist vor Allem der Kopf Kaiser Wilhelms I. von Kopf hervorzuheben. Die naturalistische Auffassung der greisenhaften Züge hat etwas unheimlich Naturwahres, aber gegenüber einer solchen Meisterschaft in der Wiedergabe des Gesehenen schweigen die Bedenken der Kritik, die sich in längeren Auseinandersetzungen über die Möglichkeit der Darstellung schlaffer Hautfalten in Marmor ergehen könnte. Hoffmeister's Büste des Kaisers Wilhelm II. und Donndorf's colossale Bismarckbüste sind auf monumentale Gesammtwirkung berechnet und begnügen sich mit Angabe der großen, allbekannten physiognomischen Grundzüge. Eine weibliche Büste von Klein, seine schriftstellernde Schwiegermutter darstellend, excellirt in der charakteristischen Auffassung des geistreichen, fein geschnittenen Kopfes. Weshalb sich der Künstler die Mutter seiner Gattin so schwarz gemalt hat, ist unerfindlich. Wenn man nun einmal gegen die Farblosigkeit der Sculpturen etwas einzuwenden hat, soll man wenigstens mit wirklichen Farben demonstriren, wie es C. von Uechtritz thut, der mit seinen zart abgetönten Frauenbüsten den rechten Mittelweg eingeschlagen zu haben scheint.

G. Eberlein's Begabung für das graziöse Genre hat ihm auch dieses Mal zu dem bedeutendsten Erfolge unter seinen Mitstrebern verholfen. Sein den Pfeil probirender Amor ist eine seltene Verschmelzung eingehender Modellstudien mit idealer Auffassung. Besonders wohlthuend ist die gelbliche Abtönung des Marmors. Weniger glücklich ist seine als Trägerin elektrischen Glühlichtes gedachte griechische Tänzerin, wie denn das spröde Broncematerial sich den künstlerischen Intentionen Eberlein's weniger leicht anzuschmiegen scheint. Die Bewegung ist ein wenig gezwungen, mehr auf die Stabilität des Metalles, als auf die natürliche Spannkraft der Muskeln und das Gleichgewicht der Glieder berechnet. Auch würden wir dem Künstler einen Wechsel des weiblichen Modelles anrathen, dessen Vorzüge sich dem Gedächtnisse zu sehr eingeprägt haben, um für den bloßen Wechsel der Stellung Interesse zu erregen.

Die Vertretung der Architektur ist so sporadisch und ungenügend, daß wir sie hier unerwähnt lassen und mit dem Bewußtsein schließen können, daß wir der diesjährigen Ausstellung schon mehr Raum gewidmet haben, als ihr eigentlich zukommt. G. M.

## Notizen.

Naturgeschichte des Berliners. Von Adolph Kohut. (Berlin, H. Lazarus.) — Ein Versuch, den Berliner in seiner Eigenart zu würdigen, wobei seine Schwächen wie seine guten Eigenschaften gebührend besprochen werden. Interessant ist zumal die Parallele des Reichshauptstädters mit dem Wiener, Dresdener und Münchener, wobei sich der Verfasser bestrebt, diesen Residenzbewohnern in gleicher Weise gerecht zu werden. Das Material ist fleißig zusammengetragen, und auch an eigenen guten Beobachtungen fehlt es nicht. Das Capitel über den Mutterwitz des Berliners bietet viel des Ergötzlichen, doch können wir denen, die zu den Quellen niedersteigen wollen, die im nämlichen Verlage erschienene Sammlung Berliner Redensarten empfehlen, die Paul Lindenberg unter dem Titel: Berliner geflügelte Worte herausgegeben hat. Hier zeichnet sich der Berliner selbst in seiner witzigen Mundart, womit er sich und Andere ironisirt, sein Gemüth schamhaft verbirgt und seinen gesunden Verstand in voller Nüchternheit leuchten läßt. Das Büchlein gibt viel zu lachen, denn die meisten Ausdrücke sind wirklich witzig und zutreffend. Vieles davon ist bekannt und hat sich auch in die anderen deutschen Dialecte eingenistet, so daß z. B. mancher Süddeutsche erstaunt sein wird, bei ihm zu Hause gang und gäbe Redensarten hier dem Spreeathener vindicirt zu sehen. Die beste Verbreiterin solcher Wendungen und Redensarten ist jedenfalls die Berliner Posse, die ja auch an der Donau, Isar und sogar in der deutschen Schweiz Bürgerrecht erlangt hat, freilich in Verwässerungen und Localisirungen, die doch nicht allen märkischen Erdgeruch abstreifen können. Auch die Berliner Witzblätter, vor Allem „Kladderadatsch" und „Ulk", tragen viel zur Beflügelung der Berliner Mundart bei.

Digitized by Google

## Inserate.


**Deutsche Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Ein neuer Roman von Richard Voß.**

Soeben ist erschienen:

**Dahiel, der Konvertit.**

Roman von

**Richard Voß.**

3 Bände. Preis geheftet ℳ 12.—; fein in Leinwand gebunden ℳ 15.—

Richard Voß, der rasch berühmt gewordene Autor und preisgekrönte Dramatiker, bezeichnet diesen Roman als die reifste seiner bisherigen Schöpfungen. Der Dichter hat mit der ganzen Naturgewalt seines großen Talentes in diesem Werke ein wahrhaft hinreißendes Seelengemälde geschrieben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Neuigkeiten**
im Verlage von
**Hermann Grüning in Hamburg.**
Zu haben durch alle Buchhandlungen:

**Louvier, Naturgemäßheit im fremdsprachlichen Unterricht.** Dritte erweiterte Auflage . . . . . 50 ₰

**Strodtmann** (Dr. J. S.), **Dichtungen.** Mit Portrait. Geh. 3 ℳ. Eleg. gebunden 4 ℳ

In Anlaß seiner diamantenen Hochzeit giebt hier der Nestor der schlesw.-holst. Dichter, der Vater unseres so früh dahingeschiedenen Adolf Str., seine früher im Verlage von Hoffmann & Campe erschienenen Gedichte in zweiter, neu durchgesehener Auflage.

**Tennyson, Locksley Hall. Nach 60 Jahren.** In Uebersetzungen von **Freiligrath** und **Feis.** Eleg. geb. m. Goldschnitt 1 ℳ 50 ₰

Beide Dichtungen gehören zu den originellsten, gedankenvollsten und interessantesten Schöpfungen des poët laureate.

**Tennyson-Waldmüller, Enoch Arden.** Illustrirt von **Konrad Ermisch.** Eleg. Originalband mit Goldschnitt 1 ℳ 50 ₰

**Dreißigste Auflage**

**Theophilus.** Das Faust-Drama des deutschen Mittelalters zum ersten Male übersetzt und eingehend erläutert von **Johannes Wedde.** Eleg. geh. 2 ℳ, eleg. geb. . . . 3 ℳ

Es ist dies das anerkannt bedeutendste dramatische Werk des deutschen Mittelalters, einer der wenigen Reste des ernsthaften nichtbiblischen Dramas jener Zeit, also der Dichtweise, aus welcher die Poesie Shakespeare's hervorgewachsen ist.

**Wedde, Theodor Storm.** Eleg. geh. 40 ₰

Die „Blätter f. literar. Unterhaltung": Der Verfasser beherrscht seinen Stoff als ein feinsinniger Kritiker und versteht es vorzüglich, alle Freunde des Dichters in ein tieferes Studium desselben einzuführen.

**Grüning, Das Verbot der Hamburger Rundschau.** Ein Baustein zur Geschichte unserer Tage in aktenmäßiger Darstellung. 78 S. geh. . . . . 50 ₰

In voller Klarstellung, durchsichtig bis in den innersten Kern, kann sich hier, und wohl hier zum ersten Male, das größere Publikum überzeugen, was das eigentlich bedeutet: Abwehr angeblich gemeingefährlicher Bestrebungen durch das System Puttkamer. Die Quintessenz der kurzweiligen Schrift, und womit sie auch schließt, ist: „Fort mit der Polizei-Allmacht. Gebet uns Richter."

**Für Schriftsteller.**

Zusendung **guter** spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

**Paul Köhler's Verlag,**
**Berlin N.,** Weißenburger Str. 8.

**Preisausschreiben.**

Das unterzeichnete literarische Büreau erläßt hiermit ein Preisausschreiben für die zwei besten Erzählungen resp. Novellen unter folgenden Bedingungen:

1. Die Arbeiten, in Bezug auf deren Stoff, Umfang ꝛc. keine bestimmten Schranken gesetzt werden, sind in Abschrift einzureichen und zwar ohne den Namen des Verfassers; dagegen müssen dieselben ein Motto tragen, welches auf einem dem Manuscript beigefügten verschlossenen Couvert, in welchem Name und Wohnort des Verfassers enthalten sind, ebenfalls vermerkt ist.
2. Die zur Preisbewerbung eingesandten Arbeiten müssen von den Einsendern selbst verfaßt und dürfen nicht schon vorher veröffentlicht sein.
3. Die beste Arbeit wird mit Fünfhundert Mark und die zweitbeste mit Zweihundertfünfzig Mark honorirt; dieselben werden dadurch unbeschränktes Eigenthum des unterzeichneten Bureaus.
4. Der Gesammtbetrag von Siebenhundertundfünfzig Mark ist bei der Deutschen Bank (Depositen-Kasse-B) deponirt.
5. Die Einsendung der Manuscripte hat bis zum 1. November d. J. zu geschehen; die Entscheidung erfolgt am 15. Dezember d. J., die Zusendung des Preises am 18. Dezember d. J.
6. Betreffs derjenigen Arbeiten, welche nicht preisgekrönt werden, sich jedoch zur Anschaffung empfehlen, behalten wir uns vor, mit den Autoren behufs Erwerb zu unseren normalen Honorarsätzen in Unterhandlung zu treten. Alles Andere wird vernichtet, falls es nicht bis zum 15. Januar 1889 von den Einsendern zurückgefordert ist.
7. Das Resultat der Preisbewerbung wird unmittelbar nach der Entscheidung bekannt gemacht.

**Paul Köhler**
Literarisches Bureau
**Berlin N., Weißenburger-Straße 8.**

**C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.**

Soeben erschien in unserem Verlage:

**Aus vergangenen Tagen.**

**Drei Erzählungen**
von
**Ada Linden.**

8. geh. 21 Bogen. Ladenpreis 4 ℳ.

Inhalt: **I. Der Ring der Hohenzollern. II. Aus den Tagen des Kampfes. III. Die Hexe von Heidelburg.**

Höchst anziehend und culturgeschichtlich interessant geschriebene Novellen aus der Feder einer talentvollen, jungen Dame; dieselben können allen Gebildeten als eine fesselnde und anregende Lectüre warm empfohlen werden.

***Junge Dramatiker,*** die geneigt sind, betr. Mitarbeitersch. m. einem andern in Verbindg. zu tr., wollen Adr. sub **H. O.** postl. Leipzig niederl.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

**Sammlung von Actenstücken**
in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Ed. Kummer** in Leipzig.

Dr. Klencke,

**Das Weib als Gattin.**

Lehrbuch

über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe.

9. vermehrte und verbesserte Auflage.

8. geh. Preis 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Dieses Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft und ist in der nöthigen Decenz abgefaßt. Die Darstellung ist klar, übersichtlich und faßlich, auch sind alle Abschweifungen vermieden, die nicht zur Sache gehören. Die Ausstattung ist elegant, der Preis billig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **A. Stein** in **Potsdam** ist soeben erschienen:

**Zur deutschen Sprache und Litteratur.**

**Vorträge und Aufsätze**
von
**Karl Biltz.**

**Preis: 3 Mk.**

Die vorstehenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Litteratur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielfach anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.


Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
OCT 20 1888
Library

№ 41. Berlin, den 13. October 1888 Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Fremde Arbeiter. Von Victor Mataja. — Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Ein Vorkämpfer geistiger Aufklärung. Von Georg Winter. — Ein Roman aus der Geschäftswelt. Von Z. — **Feuilleton:** Das Ende eines Romanes. Von Philippe Chapron. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Die Jüdin von Toledo." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Grillparzer. (Deutsches Theater.) Von O. B. — „Die Braut von Messina." Trauerspiel in vier Acten von Friedrich von Schiller. (Berliner Theater.) Von M. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

### Fremde Arbeiter.

Von Victor Mataja.

Gastlichkeit scheint in unseren Tagen eine Tugend zu sein, an deren Werth man zu zweifeln beginnt — wir meinen dies nicht in dem Sinne, daß unser entwickeltes Hôtelwesen die Beherbergung und Verpflegung der Fremden an sich zieht, sondern haben dabei viel großartigere Erscheinungen im Auge, das Verhalten der Völker nämlich zu Jenen, welche kommen, auf ihrem Boden Erwerb und Unterhalt zu suchen.

Immer mehr tritt da das Bestreben zu Tage, den Zuzug einzudämmen, wenn nicht gar abzuschneiden, und zwar nicht etwa aus rein politischen oder nationalen Gründen, sondern aus wirthschaftlichen Rücksichten. Naturgemäß ziehen die Länder mit hohem Arbeitslohne Arbeitskräfte aus den Ländern mit niedrigerem Lohne an und daraus entwickelt sich ein Kampf, welchen die mit höheren Lebensansprüchen begabte Arbeit zur Abwehr des Mitbewerbes der mit geringeren Ansprüchen auftretenden fremden Arbeit unternimmt.

Der Socialpolitiker wird diesen Kampf mit großem Interesse verfolgen: denn es gibt für ihn nicht leicht eine betrüblichere Erscheinung, als wenn die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen herabgedrückt wird, und jede Verwohlfeilung der Production, jede Steigerung der Concurrenzfähigkeit eines Landes mit Hülfe dieses Mittels wird sich ihm als eine ernste Gefahr darstellen.

In großem Maßstabe hat sich dieser Kampf in Amerika gezeigt, wo die Einwanderung der chinesischen Arbeiter die Eifersucht der amerikanischen erregt hatte. Der chinesische Arbeiter ist genügsam, unermüdlich, gefügig; der überaus niedrige Stand des Arbeitslohnes in China, die fast an Bedürfnißlosigkeit grenzende Lebensweise machten ihn in der That zu einem gefährlichen Concurrenten für den weitaus anspruchsvolleren Amerikaner. Kein Wunder, daß sich derselbe zuletzt des Schutzes durch den Staat gegen die immer wachsende chinesische Einwanderung zu versichern wußte.

Gegenwärtig sind die Dinge freilich schon erheblich fortgeschritten: in Amerika handelt es sich nicht mehr bloß um die Beschränkung des Zuflusses aus China und hinsichtlich der Abwehr des chinesischen Mitbewerbes handelt es sich wiederum nicht mehr bloß um Amerika.

In den Vereinigten Staaten tritt nämlich ersichtlich immer mehr das Bestreben auf, das Zuströmen fremder Arbeitskräfte einzuengen und damit die einheimische Bevölkerung gegen die Concurrenz der so oft aus Ländern mit weit tieferer Lebenshaltung stammenden Einwanderer zu schützen; nicht nur, daß die gesetzgebende Gewalt in dieser Richtung bereits thätig war, so liegt auch dem Congresse eine Reihe von auf eine Verschärfung dieser Maßnahmen abzielenden Vorschlägen zur Berathung vor. Daneben existirt eine Art höchst wirksamer Selbstschutz der Betheiligten. „In allen Branchen," heißt es in einem Consularberichte aus New-York, „haben sich Arbeiterassociationen zum gegenseitigen Schutze gebildet, um Beschäftigung und Lohn zu behaupten. Es ist einem Fremdlinge und neu Eingewanderten (sog. Grünen) in der Regel kaum mehr möglich, irgend welche Arbeit zu erlangen, bis er nicht erst zu einer solchen Arbeiterassociation zugelassen wird. Seine Berufsgenossen, weit entfernt ihm zu helfen, legen ihm alle erdenklichen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg."

Andererseits hat sich die Antichinesenbewegung längst über Amerika hinaus verbreitet. Am brennendsten gestaltet sich diese Angelegenheit gegenwärtig in Australien, dermalen einem Hauptziele der chinesischen Auswanderung.

Am 14. Juni d. J. fand (nach der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient", Julinummer 1888) in Sydney eine von sämmtlichen australischen Colonien beschickte Conferenz statt, welche einstimmig einen gegen die Chineseneinwanderung gerichteten Gesetzentwurf und eine Eingabe an den Colonienminister annahm, welche die Schließung eines Vertrages mit China fordert, wonach nur chinesische Beamte, Reisende, Kaufleute, Studenten und ähnliche Classen in den australischen Colonien zugelassen, somit der chinesische Arbeiter (und gegen diesen richtet sich hauptsächlich die Bewegung) gänzlich ausgeschlossen werden soll. Der Entwurf ist nach derselben Quelle mit einigen Abänderungen bereits Gesetz geworden und es wird durch dieses verboten, daß Chinesen in der Colonie naturalisirt werden. Kein Fahrzeug darf mehr als einen Chinesen im Verhältnisse zu je 300 Tonnen seiner Tragkraft nach Australien bringen, die Kopfsteuer beträgt 100 Pf. St., ein Chinese darf in einem Bergwerke ohne die specielle Bewilligung des Minenministers nicht beschäftigt werden.

Auch den Inseln des ostindischen Archipels hat sich die chinesische Auswanderung in erheblichem Maße zugewendet; aber auch dort organisirt sich ein Widerstand. „Die Zunahme der Chinesen-Einwanderung nach den Philippinen," schreibt Prof. Blumentritt (in der erwähnten Zeitschrift, Decembernummer 1887), „hat eine lebhafte Gegenagitation in den Blättern Manilas, sowie des Mutterlandes hervorgerufen, und ginge es nach dem Wunsche der Philippiner, so wäre die Ausfertigung eines Ausweisungsdecretes nur eine Frage der Zeit,

Digitized by Google

wenn auch die meisten sich damit begnügen wollen, die Einwanderung der Söhne des Reiches der Mitte so sehr als möglich zu erschweren oder einzuschränken." Allerdings sind für den dortigen Antagonismus auch noch erheblich andere Beweggründe maßgebend als in Amerika.

Verwandte Erscheinungen finden sich auch in Europa vor, wenngleich es sich dabei nicht um die Abwehr der Söhne des himmlischen Reiches handelt.

Begreiflicher Weise macht sich diese gegen den Zutritt von Arbeitskräften aus der Fremde gerichtete Strömung in den Ländern mit günstigem Arbeitslohne und demgemäß auch höheren Lebensansprüchen der arbeitenden Klassen geltend; es kommen daher für unsere Frage in erster Linie England und Frankreich in Betracht.

Die lauten Klagen der englischen Arbeiter, daß sie durch den wachsenden Zuzug von fremden Arbeitern geschädigt werden, welche mit einem weit geringeren Lohne Vorlieb nehmen, haben dort dazu geführt, daß ein eigenes Comité von Seiten des House of Lords mit Erhebungen über diesen Gegenstand betraut wurde. Dieses Comité hat seine Sitzungen am 23. März d. J. begonnen. Ganz besonders macht sich dieser Zufluß fremder Arbeiter für die Kleidermacherbranche fühlbar und die horrenden Mißbräuche, welche sich auf diesem Gebiete eingeschlichen haben (man denke nur an das in letzter Zeit viel genannte Sweatingsystem) erklären zur Genüge die Besorgniß, die man über das Ueberhandnehmen von fremden Arbeitskräften in den anderen Industriezweigen hegt.

Weit ausgedehnter noch ist die Bewegung in Frankreich, wo die Fremdenfrage geradezu zu den brennenden Tagesfragen zählt. Erwähnen wir nur einiges hierher Gehörige aus neuester Zeit.

So wurde in der Kammer bereits eine Reihe gegen die in Frankreich sich ansessig machenden Ausländer gerichteter Gesetzesanträge gestellt und darüber Namens einer Commission durch den Deputirten Pradon ein Bericht erstattet, welcher der Discussion über die Fremdenfrage neue Nahrung gab. Wir übergehen die in diesem Berichte angestellten politischen und polizeilichen Erwägungen und schöpfen aus ihm zunächst einige statistische Angaben über die Zahl der Ausländer in Frankreich, welche die Bedeutung unserer Frage überhaupt für dasselbe in's richtige Licht setzen sollen.

Es gab bei den Zählungen Fremde, ausgedrückt in Procenten der Zahl der Franzosen:

| | | |
|---|---|---|
| im Jahre | 1866 | 1,67 % |
| | 1872 | 2,03 „ |
| | 1876 | 2,17 „ |
| | 1881 | 2,68 „ |
| | 1886 | 3,00 „ |

das heißt in diesem Jahre 1,1 Million Fremde gegenüber 37,1 Millionen Franzosen. Noch weit ungünstiger stellt sich natürlich das Verhältniß, wenn man nicht die Gesammtzahl der Bevölkerung mit den Fremden vergleicht, sondern die Zahl der erwachsenen Männer, welche den Haupttheil der Eingewanderten ausmachen.

Unter den genannten 1,1 Millionen Fremden befanden sich die einzelnen Staaten folgendermaßen vertreten:

| | |
|---|---|
| Belgier . . . . . | 482,261 |
| Italiener . . . . . | 264,568 |
| Deutsche . . . . . | 100,114 |
| Spanier . . . . . | 79,550 |
| Schweizer . . . . . | 78,584 |
| Engländer . . . . . | 36,134 |
| Oesterreicher . . . . . | 12,090 |
| Verschiedene Nationalitäten | 73,230 |

Die verschiedenen Vorschläge, welche gemacht wurden, als Aufenthaltstaxe für die Fremden, Abgabe bei Verwendung fremder Arbeiter, Verpflichtung der Unternehmer öffentlicher Arbeiten nur französische Arbeiter bei der Ausführung zu beschäftigen, werden — insbesondere im Hinblicke auf die bestehenden Verträge, welche ein derartiges Vorgehen rechtlich unzulässig erscheinen ließen — im Berichte abgelehnt und nur bescheidene Maßregeln polizeilicher Art, sowie Unterwerfung des ansässigen Fremden unter alle Abgaben der vom Militärdienste befreiten oder dispensirten Franzosen empfohlen.

Damit sind aber jene Vorschläge gewiß nicht abgethan; denn die Ergreifung von Maßregeln gegen die sich niederlassenden Fremden, insbesondere die fremden Arbeiter, gehört dermalen, wie schon angedeutet, zu den meist besprochenen Fragen in Frankreich und zählt viele Anhänger. Namentlich die Auferlegung einer Aufenthaltsabgabe auf alle Ausländer, welche sich dauernd in Frankreich niederlassen, scheint sich großer Beliebtheit zu erfreuen, obzwar die herrschende liberale Nationalökonomie — man lese beispielsweise die Discussion in der Pariser Société d'économie politique am 5. Juni d. J. — damit keineswegs einverstanden ist. Auch Leroy-Beaulieu ist in die Schranken getreten und hat in einem Journalaufsatze insbesondere auf die Nothwendigkeit der Fremden für die französische Volkswirthschaft hingewiesen. „Der Franzose," schreibt er, „will keineswegs einen gewöhnlichen Taglöhner für Erdarbeiten, einen Straßenkehrer abgeben oder gewisse besonders mühselige Dienste in den Spinnereien des Nordens, in den Raffinerien oder Oelmühlen des Südens verrichten. Man braucht Belgier, Italiener, zuweilen Deutsche, von denen viele in Wahrheit Elsässer sind, für alle diese untergeordneten, für die Civilisation jedoch wesentlichen Verrichtungen." „Die Fremden," bemerkt er ferner, „machen in vielen Industrien den Franzosen gar keine Concurrenz, sie versehen die grobe, am schlechtesten entlohnte Arbeit, während den Franzosen die bessere zufällt; der geringe Lohn der Fremden erlaubt den Lohn der Franzosen höher zu halten."

Ob allerdings derartige Argumentationen die Meinung jener Kreise, welche den Maßnahmen gegen die Ausländer Sympathie entgegenbringen, umstimmen werden, ist höchst fraglich, kommen doch — um auch diesen Punkt nicht ganz zu übergehen — den ökonomischen Beweggründen politische Erwägungen mannigfacher Art zur Unterstützung. Die Neigung, in jedem Deutschen einen Spion zu erblicken, ist leider in Frankreich sehr verbreitet. So schreibt ein Mitglied der französischen Kammer in der Begründung eines Fremdenantrages: „Es wäre uns leicht, an der Hand von Thatsachen nachzuweisen, daß sehr oft und insbesondere die als Dienstboten beschäftigten Fremden, sei es in Hôtels oder Restaurants, sei es bei Privaten, einfach verkleidete Spione sind. Wie oft haben die um einen Tisch im Kaffeehause versammelten Offiziere den Kellner ein paar Schritte weit davon aufgepflanzt gesehen, im Zuhören auf ihre patriotischen Gespräche begriffen, ohne von denselben ein Wort zu verlieren. Wir wissen dies aus sicherster Quelle. Die fremden Dienstboten drängen sich mit Vorliebe in die Familien von Militärs, Politikern, Journalisten, kurz gesagt überall dort, wo es Etwas zu sehen, zu hören, zu berichten gibt."

Lassen wir indessen derlei Gedanken, welche den dienstbeflissenen Kellner zum Organe der deutschen Heeresverwaltung stempeln und nach denen Stubenmädchen nicht mehr aus Neugierde, sondern aus politischen Gründen an der Thüre horchen, und wenden wir uns lieber der ökonomischen Seite zu, welche der uns hier interessirenden Frage innewohnt.

Genügsamkeit ist nicht immer eine Tugend im volkswirthschaftlichen Sinne; schon Lassalle hielt den deutschen Arbeitern ihre „verdammte Bedürnißlosigkeit" vor, welche sie gar nicht wissen lasse, daß ihnen etwas fehle, so lange sie nur ein Stück schlechte Wurst und ein Glas Bier hätten. Für den Einzelnen mag es gut sein, möglichst wenig Bedürfnisse und Wünsche zu hegen; ein Volk oder eine Klasse aber kann daran zu Grunde gehen. Der Einzelne steht dem Schicksale ziemlich ohnmächtig gegenüber; auch das Volk, wenn es ernstlich will? Der Nationalökonomie wird jenes Besiegen im Wettkampf des Lebens, welches beruht auf dem Unterbieten hinsichtlich der nothwendigen Lebensansprüche, unmöglich als erfreulich ansehen können. Wenn die Frau den Mann aus dem Arbeitsplatze verdrängt, nicht weil es sich um Leistungen handelt, die besser durch die weibliche Hand bewerkstelligt werden, sondern weil sie mit weniger auskommen kann, wenn der Hausirer den seßhaften Händler unmöglich macht, weil er ihn zu unterbieten vermag durch die Verzichtleistung auf die Erfordernisse einer

Digitized by Google

bürgerlichen Lebensstellung, wenn die Hausindustrie Dank der Hungerlöhne, welche sie ihren Angehörigen gewährt, das städtische Gewerbe zurückdrängt, wenn der zugewanderte italienische oder slavische Arbeiter den Franzosen oder Deutschen zwingt, entweder herabzusteigen von jener Stufe der Lebenshaltung, die er bisher gewöhnt war, oder die Arbeit zu Gunsten des fremden niederzulegen — wo ist da der Gewinn für den Volkswohlstand? Können wir dann den Betheiligten, wenn sie darüber Unmuth empfinden, Neid oder Bequemlichkeit vorwerfen? Würden sich die sogenannten höheren Stände diesen Empfindungen verschließen, wenn beispielsweise Aerzte oder Beamte erbötig wären für eine Entlohnung zu arbeiten, die ihnen unmöglich gestatten würde eine feinere Kleidung zu tragen oder ihr Nahrungs- und Wohnungsbedürfniß in jener Weise zu befriedigen, wie es den heutigen Anforderungen entspricht?

Gewiß ist demnach die Fremdenbekämpfung nur eine Seite einer viel ausgebreiteren ökonomischen Erscheinung, des Strebens, die gewohnten Lebensansprüche zu behaupten durch die Abwehr von unterbietenden Concurrenten, mag sich dasselbe nun in dem Rufe nach Ausschließung der Frauenarbeit oder nach Beschränkung der Hausindustrie, des Hausirhandels, der Fremdeneinwanderung oder wie immer äußern. Die eine hier in Rede stehende Seite hat aber eine für unsere Zeit wachsende Bedeutung: je ausgebildeter Verkehr und Verkehrsmittel, je zugespitzter die socialen Verhältnisse, desto leichter wird das Ueberströmen von Arbeitskräften aus dem einen Lande ins andere, desto sicherer und heftiger aber auch die Reaction der bedrohten Kreise erfolgen. Wir dürfen daher auch nicht erwarten, daß die gekennzeichneten Bestrebungen an Verbreitung oder Stärke nachlassen werden, wir müssen vielmehr darauf gefaßt sein, sie an Umfang und Gewalt zunehmen zu sehen.

Allerdings ist es recht zweifelhaft, ob und wann aus den durchgeführten oder empfohlenen staatlichen Maßregeln ein wirklicher Gewinn entstehen dürfte, selbst dann, wenn wir die Frage nur vom Standpunkte des einzelnen Staates und nicht im Lichte allgemeiner Menschheits-Interessen prüfen. Man kann der wohlfeilen Arbeit die Thüre verschließen, so gut, wie man das fremde Product an der eigenen Grenze abzuweisen vermag, wir sind aber nicht im Stande, sie davon abzuhalten, daß sie uns auf dem Weltmarkte begegnen, der gerade für jene wirthschaftlich fortgeschrittenen Länder, nach welchen die Angehörigen der ärmeren Gegenden streben, von zunehmendem Einflusse ist. Ja mehr noch: daß Menschen und Güter jenen Punkten zuströmen, wo sie die beste Zahlung finden, ist so tief begründet in den Gesetzen der Volkswirthschaft, daß es sich ernstlich fragen läßt, wie lang und wie weit die Macht der Staaten diese Strömungen überhaupt abzulenken im Stande ist. „So lange," bemerkte Dr. Singer in seinem Vortrage über sociale Verhältnisse in Ostasien, „die Verwendung der menschlichen Arbeitskraft ausschließlich den wirthschaftlichen Gesetzen des Werthes und des Waarenaustausches unterworfen ist, wird die abendländische Welt durch die Concurrenz Ostasiens gefährdet, wenn nicht mit der Chinesirung bedroht sein." Das mag für das Verhältniß Europas zu Asien gelten; aber selbst für die einzelnen Theile Europas schweben, wie wir gesehen haben, schon ähnliche Fragen, so daß sich einzelne Länder nicht bloß bedroht oder gefährdet, sondern thatsächlich geschädigt erachten.

Jedenfalls sind diese Fragen, mögen sie immerhin heute noch von keiner allzugroßen Bedeutung sein, werth, die Aufmerksamkeit schon jetzt zu erregen; wir können gegenwärtig auch nicht bestimmen, welche Tragweite ihnen in näherer oder fernerer Zukunft zukommen wird. Leider dürfen wir uns aber nicht der trüben Wahrnehmung verschließen, daß damit nicht nur reichlich Gelegenheit für Interessenconflicte im Innern der Länder, sondern insbesondere auch eine neue Quelle für die Eifersucht der Völker und für internationale Wirren gegeben ist, welche durch die politischen Verhältnisse und das Schutzzollsystem ohnehin übergenug Nahrung finden. Werden übrigens Arbeiterwünsche eine gleich energische Vertretung finden wie die Interessen der Unternehmer in Angelegenheiten der Zollpolitik?

## Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Immerhin — ein Armeecorps ist ein Armeecorps, und ein Hülfscorps am richtigen Platze kann für den Ausfall einer wichtigen strategischen Operation entscheidend sein, wie z. B. die Russen bei Plewna erfahren haben, als sie widerwillig die dargebotene Hülfe des rumänischen Corps von 25,000 Mann annahmen. Wäre ein solches englisches Hülfscorps unseren Gegnern qualitativ ebenbürtig, so wäre es immerhin eine werthvolle Erwerbung. Aber wenn darauf nach dem oben Ausgeführten nicht zu rechnen ist, so kann ein solches Hülfscorps große Gefahren über die Armee heraufbeschwören, der es zugetheilt ist, und dem Obercommandirenden in der strategischen Verwendung große Verlegenheiten bereiten, wenn er einerseits diesen Gefahren vorbeugen und andererseits die Empfindlichkeit der Bundesgenossen schonen will. Dann kann ein solches Hülfscorps zu einem Danaergeschenke werden, auf welches man besser thut, von vornherein zu verzichten, wenn die Betheiligung nur unter der Voraussetzung dargeboten wird, daß die minderwerthige Truppe wie eine gleichwerthige behandelt und verwendet wird. Der günstigste Fall ist noch der, daß ein solches Hülfscorps auf einem abgesonderten Kriegsschauplatze, sei es allein, sei es mit anderen kleinen Bundesgenossen, seine Thätigkeit entfaltet. Dann kommt nicht mehr soviel darauf an, ob es siegt, oder geschlagen wird; sondern der Nutzen, den es für das Hauptkriegstheater und dessen entscheidende Vorgänge liefert, besteht dann wesentlich darin, daß es Truppen des Feindes von der Stelle der großen Entscheidungen ablenkt und dadurch den Sieg einestheils erleichtert und anderentheils gründlicher und belangreicher macht. In dieser Verwendung könnte uns z. B. ein englisches Hülfscorps willkommen sein, wenn es an der belgischen Grenze gegen Frankreich operirte, sei es allein, sei es im Bunde mit Belgiern und Holländern.

Wenn die englische Regierung sich entschließen könnte, die neuerdings viel besprochenen Mißstände in der Militärverwaltung abzustellen, das im Mutterlande stehende Söldnerheer in eine Conscriptionsarmee und die Freiwilligencorps in eine Territorialarmee mit kurzer Dienstzeit umzugestalten, so würde sie ohne wesentliche Mehrkosten eine große Zahl Reserven verfügbar bekommen und im Kriegsfalle das ganze stehende Heer des Mutterlandes ergänzt durch diese Reserven auf dem europäischen Continente verwenden können, während die mobilisirte Territorialarmee in die Stelle der jetzigen Garnisonen einrückte. Auf diese Weise würde England in den Stand gesetzt werden, wenigstens mit $^1/_4$ bis $^1/_3$ Million in europäische Kriege einzugreifen; es würde dadurch zwar nicht zu einer Großmacht ersten Ranges, aber doch wenigstens zu einer solchen zweiten Ranges werden und könnte dann doch als mitwirkender Bundesgenosse, wenn auch nicht als ausschlaggebender Gegner, in's Gewicht fallen. Es könnte dann wieder mit Recht beanspruchen, daß seine Stimme im Rathe der Völker gehört werde, während es jetzt geradezu unbegreiflich ist, daß England noch immer nicht müde geworden ist, sich diplomatisch als Großmacht zu geberden, ohne eine solche zu sein, und daß Europa noch immer von der englischen Vergangenheit sich so die Augen verblenden läßt, um diese Gebahrung als Großmacht anders als mit dem verdienten Spotte über das komische Mißverhältniß von Sein und Scheinenwollen zu beantworten. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß in absehbarer Zeit eine Armeereform in England zu Stande kommt, welche eine nennenswerthe Steigerung der außer Landes verfügbaren Truppen herbeiführt; alle Reformen werden vermuthlich ein stümperndes Flickwerk an dem bisherigen Systeme bleiben und sich auf eine mäßige Steigerung der Vertheidigungskraft Indiens und des Mutterlandes beschränken. Selbst dann, wenn England sich zu einem Bruche mit dem ganzen Systeme seines Militärwesens entschlösse, würden doch mehrere Jahrzehnte darüber hingehen, bis ein solcher

Digitized by Google

Beschluß seine volle Wirksamkeit entfaltet hätte. Eine Erwägung des Werthes der englischen Bundesgenossenschaft für die Gegenwart und nächste Zukunft hat also mit solchen Möglichkeiten keinenfalls zu rechnen.

### 3. England als Seemacht.

Aber wenn England als Landmacht in einer Reihe mit den kleinsten Kleinstaaten steht, so ist es doch die erste Seemacht und Finanzmacht Europas, und es fragt sich, ob dadurch nicht das Urtheil über den Werth seiner Bundesgenossenschaft umgestaltet wird.

Eine Kriegsflotte kann im Kriege einen neunfachen Zweck erfüllen. Sie kann erstens die Colonien gegen feindliche Unternehmungen schützen, zweitens die Küsten des Mutterlandes vor Einfällen sichern, drittens die ungestörte Zufuhr der nothwendigen Bedarfsgegenstände durch die Handelsschifffahrt verbürgen, viertens die Handelshäfen des Feindes blokiren, fünftens seine Handelsschiffe auffangen, sechstens offene Küstenstädte, und so weit möglich auch Küstenfestungen bombardiren und demoliren, siebentens die feindliche Kriegsflotte aufsuchen und zerstören, achtens die Hin- und Rückfahrt von Landtruppen zu ihren Kriegsschauplätzen besorgen und deren Verpflegung sichern, und neuntens bei der Belagerung von Küstenfestungen mitwirken.

Obwohl die englische Flotte die größte der Erde ist, so ist sie doch ganz außer Stande, allen diesen Aufgaben gleichzeitig zu genügen. Eine Menge englischer Colonien liegen völlig schutzlos da, und doch sind die voraussichtlichen Gegner, Frankreich und Rußland, denselben neuerdings mit ihren Colonien viel näher gerückt. Die neueren Flottenmanöver im Kanale haben gelehrt, daß eine unternehmende und einigermaßen vom Glücke begünstigte feindliche Flotte sehr wohl die Wachsamkeit der englischen Kanalflotte zu Schanden zu machen und eine Landung an der englischen Küste, ja sogar die Einfahrt in die Themse zu erzwingen vermag, und daß die englische Flotte mindestens die doppelte Stärke haben müßte, um die langgedehnte Küste ausreichend zu bewachen. Da England keinen nennenswerthen Getreidebau mehr besitzt, so könnte es durch Abschneidung der Lebensmittelzufuhr gleich einer belagerten Festung ausgehungert werden. Wenn aber alle englischen Handelsschiffe nur in Geschwadern unter dem Schutze von Kriegsschiffen fahren dürfen, so ist es kaum anzunehmen, daß die jetzige Kriegsflotte zu dem Zwecke auch nur annähernd ausreichen könnte, und nicht ausgeschlossen, daß die so zersplitterten Kriegsschiffe im Einzelkampfe von feindlichen Kreuzern theilweise überwunden werden. Diese ersten drei Zwecke haben den defensiven Charakter gemeinsam; offensiv sind nur die nun folgenden, aber sie sind zum einen Theile nur gegen Privateigenthum, nicht gegen die feindlichen Streitmittel offensiv, und zum anderen Theile in ihrer Wirksamkeit von besonderen Bedingungen abhängig, die nur ausnahmsweise gegeben sind.

Für einen in Weideflächen umgewandelten Inselstaat wie England ist die Offenhaltung der Schifffahrt allerdings eine Lebensfrage, nicht aber für Continentalstaaten, welche ihren Bedarf an nothwendigen Lebensmitteln aus sich selbst decken und den Landhandel vermittelst der Eisenbahnen mit ihren Bundesgenossen und mit neutralen Ländern doch immer noch offen behalten. Hier sinkt die Störung des Handels durch Blokade und Kaperei zu einer mehr oder minder störenden wirthschaftlichen Belästigung und finanziellen Schädigung herab, die jeder strategischen Bedeutung ermangelt, und ganz außer Stande ist, den Gang der kriegerischen Operationen wesentlich zu beeinflussen, oder zur Entscheidung des Krieges einen nennenswerthen Beitrag zu liefern. Der maritime Kampf gegen den Handel des Feindes ist nicht einmal eine Beschädigung des Staatsvermögens, sondern nur eine solche des Privatvermögens und gehört, ebenso wie das Bombardement offener, d. h. unbefestigter Küstenstädte zu jenen barbarischen Kriegsmitteln der Vorzeit, welche für den Landkrieg längst von allen civilisirten europäischen Großmächten aufgegeben sind und für den Seekrieg von allen außer von England. Man hat die Beschädigung des Privatvermögens der feindlichen Unterthanen aufgegeben, nicht weil sie barbarisch, sondern weil sie militärisch unwirksam und strategisch zwecklos ist. England allein hat sich noch nicht zu diesem Fortschritte der modernen Kriegführung aufschwingen können, weil es fürchtet, damit das einzige Mittel der Offensive aus den Händen zu geben und jede noch so große Ueberlegenheit seiner Kriegsflotte als offensiv werthlos anerkennen zu müssen; es möchte aber gar zu gern fortfahren, sich in die stolze Täuschung zu wiegen, als ob es seine Ohnmacht zu Lande in irgend welchem Maße durch seine Ueberlegenheit zur See aufwiegen könnte.

Die Weigerung, auf Kaperei zu verzichten, kann jedoch gerade für England selbst eines Tages verhängnißvoll werden, wenn der für diesen Zweck verfügbare Theil seiner Flotte, wie vorauszusehen ist, sich als unzulänglich zum Schutze der englischen Handelsschifffahrt erweist, und der vergiftete Pfeil, welchen England nicht aus der Hand geben wollte, würde dann auf den Schützen zurückprallen. Die Beschießung offener Küstenstädte wird nur auf Kleinstaaten oder barbarische und halbbarbarische Völker einen militärischen Effect hervorbringen, wie z. B. die amerikanische Beschießung von Kopenhagen oder die englische von Alexandria; eine militärisch disciplinirte Großmacht wird lieber eine Küstenstadt opfern, als daß sie sich durch Capitulation vor einem militärisch ohnmächtigen Gegner entehrt. Es können überhaupt nur Streitfragen von unwesentlicher Bedeutung sein, in denen solche Pressionsmittel zum Nachgeben des beschädigten Theiles führen; nationale Lebensfragen werden auf solchem Wege niemals ihrer Lösung näher geführt werden. Großmächte pflegen solche Küstenstädte, welche von der See aus zu beschießen sind, in Küstenfestungen zu verwandeln, wenn dieselben irgend welche Bedeutung haben, die sie des Schutzes bedürftig erscheinen läßt. Die meisten Küstenstädte liegen aber so weit von der See ab, daß sie den Geschützen der Kriegsschiffe unerreichbar bleiben. England weiß auch sehr wohl, daß diese mittelalterlichen Barbareien ihm nur dazu etwas nutzen, seine Machtstellung über Kleinstaaten und halbbarbarische Völker aufrecht zu erhalten, und daß sie im Kampfe mit continentalen Großmächten sich als völlig wirkungslos erweisen würden; aber es hält den Gewinn, der ihm aus diesen Einschüchterungsmitteln erwächst, trotzdem für größer als den Verlust in der Achtung der europäischen öffentlichen Meinung, welche gegenwärtig einstimmig solche unkriegerische Grausamkeiten und unmilitärische Rohheiten als einer civilisirten Nation unwürdig verdammt und verabscheut.

Das Beschießen und Demoliren von befestigten Küstenstädten ist gegenwärtig für Kriegsschiffe sehr viel gefährlicher geworden als früher. Ein einziger guter Treffer aus einem schweren Geschütz, oder ein glücklicher Torpedoschuß genügt jetzt, um das größte Schlachtschiff, das viele Millionen werth ist, dauernd kampfunfähig zu machen; dagegen sind die Küstenbefestigungen nach ihrer Zerstörung durch das Feuer der Schiffe immer wieder herzustellen, oder durch andere zu ersetzen. Die Küstenbefestigungen pflegen so weit vorgeschoben zu sein, daß die hinter ihnen liegenden befestigten Städte von dem Feuer der Kriegsschiffe nur dann erreicht werden können, wenn die Schiffe sich selbst der Gefahr der Vernichtung aussetzen. Wo also kein gleichzeitiger Angriff von der Landseite stattfindet, steht der Gewinn, welcher günstigsten Falles durch die Beschießung befestigter Küstenplätze von der See aus erreicht werden kann, außer allem Verhältnisse zu dem Risiko, welchem die beschießende Flotte sich dabei aussetzt. Es erklärt sich hieraus die Unthätigkeit der feindlichen Flotten an denjenigen Küsten, welche nicht gleichzeitig Schauplatz des Landkrieges sind, z. B. der englisch-französischen Ostseeflotte im Krimkriege und der französischen Flotte im Kriege von 1870. Der Zwang zu dieser Unthätigkeit wird um so undurchbrechlicher werden, je besser die Seeminen und Offensivtorpedos ausgebildet werden, und je mehr die Ueberlegenheit der Artilleriewirkung über den Panzer vermittelst der brisanten Sprengladungen wächst.

Es ergibt sich hieraus, daß die Kriegsflotte nicht im Stande ist, für sich allein gegen die feindlichen Landstreitmittel offensiv vorzugehen; sie muß entweder ihre Offensive auf die feindlichen Seestreitmittel beschränken, oder sich mit

Digitized by Google

einer directen oder indirecten Unterstützung der Operationen des Landheeres begnügen.

Jede Kriegsflotte wird sich bemühen, die feindlichen Kriegsschiffe aufzusuchen und zu vernichten. Nimmt der Feind im Glauben an seine hinlängliche Stärke den Seekrieg auf, so hat das unberechenbare Kriegsglück zu entscheiden. Hält der Feind sich nicht für stark genug, so wird er dem offenen Kampfe ausweichen, seine Kriegsschiffe in die befestigten Kriegshäfen zurückziehen, und von diesen aus den Angreifer fortdauernd bedrohen und beunruhigen. Auch eine Seemacht zweiten oder dritten Ranges, welche ihre Streitmittel rechtzeitig zu sammeln versteht, kann sehr wohl der Angriffsflotte gewachsen sein, welche von einer Seemacht ersten Ranges auf einen bestimmten Kriegsschauplatz entsandt wird, und kann so dazu gelangen, die Angreiferflotte in offener Seeschlacht zu besiegen. Aber selbst wenn eine solche locale Ebenbürtigkeit nicht erreichbar ist, kann die auf ihre Küsten gestützte Vertheidigerflotte doch dem Angreifer das Leben sehr sauer machen, welcher alle nöthigen Kohlen fortdauernd durch Transportschiffe nachbeziehen muß.

Der relative Werth der großen Schlachtschiffe einerseits, und der Kreuzer und Torpedoboote andererseits ist bekanntlich zur Zeit noch eine offene Frage, und viele Fachmänner neigen zu der Ansicht, daß in Zukunft mehr als je die Geschicklichkeit der Führung und die todesverachtende Kühnheit des Wagens, aber nicht die Größe und Zahl der Schiffe entscheidend sein werde. Das kleinste Torpedoboot ist im Stande, den größten Schlachtriesen zu vernichten, und ein Treffer wirkt ebenso, ob er von einem Schiffe mit einem Geschütze, oder von einem solchen mit vielen Geschützen kommt. Die größere Kühnheit ist ebenso wie die größere Gewandtheit jedenfalls von Seiten der schnelleren und leichter lenkbaren kleinen Schiffe zu erwarten, da ein großes Schlachtschiff ein zu kostbares Material ist, um es für einen gewagten Streich auf das Spiel zu setzen. Je größer die Schiffszahl einer Flotte ist, desto häufiger sind die Unfälle und Collisionen, die gerade in der englischen Flotte bei jedem Flottenmanöver schon im Frieden ganz auffallend zahlreich sind. Man kann sagen, daß die Leistungsfähigkeit der modernen Kriegsflotten jetzt mehr als je in Dunkel gehüllt ist, und daß die Zukunft auf diesem Gebiete uns die merkwürdigsten Ueberraschungen bringen kann.

Bei einer Sachlage, welche den entgegengesetztesten Ansichten Raum läßt, und bei dem Mangel an Kriegserfahrungen fast Alles in Frage gestellt läßt, wäre es voreilig, ein bestimmtes Urtheil abzugeben; aber die Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen, daß die englische Kriegsflotte in der Construction ihrer Schiffe ebenso verfehlt ist, wie in der Construction der Geschütze, mit denen sie ausgerüstet ist, und daß der Riese Goliath von der Schleuder eines David überwunden werden kann, wofern er nicht schon vorher über seine eigenen Beine und Waffen stolpert. Setzen wir aber den für England günstigsten Fall, daß seine Flotte ihre alte Ueberlegenheit auch ferner bewährt, und daß der Feind es versäumt, seine Kriegsschiffe rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, so daß die englische Flotte Gelegenheit erhält, die des Feindes völlig zu vernichten, so ist damit erstens dem Feinde ein pecuniärer Schaden zugefügt, welcher dem Anschaffungswerthe der vernichteten Schiffe nahezu gleichkommt, und zweitens der Feind in dieselbe Lage versetzt, als ob er schon bei Beginn des Krieges gar keine Flotte besessen hätte. Beides ist von untergeordneter Bedeutung und ohne Einfluß auf die im Landkriege fallenden strategischen Entscheidungen, also auch ohne Einfluß auf die von diesen Entscheidungen abhängige Gestaltung des Friedensvertrages.

Für die continentalen europäischen Zukunftskriege würde ein etwaiger großer englischer Seesieg auf der Seite der einen Parteicoalition immer nur die Bedeutung eines hors d'oeuvre ohne rechten strategischen Sinn haben, und die etwaige moralische Wirkung, welche demselben von den kriegführenden Nationen beigemessen werden könnte, würde proportional der Laienhaftigkeit ihres Urtheiles in militärischen Dingen sein. Nur in einem einzigen Falle kann ein Seesieg strategisch bedeutungsvoll und entscheidend werden, wenn es sich um die Aufhebung der rückwärtigen Verbindung einer colonialen Expedition handelt, welche ausschließlich auf die Verpflegung zur See vom Mutterlande angewiesen ist (wie z. B. das ägyptische Abenteuer Napoleon's I.); ein solcher Fall steht aber bei den nächsten europäischen Kriegen außer Frage, und nur für diese haben wir den Werth der englischen Bundesgenossenschaft abzuschätzen. Außerdem kann es sich bei einer solchen colonialen Expedition doch immer nur um eine Division oder höchstens um ein Armeecorps handeln, deren Verlust von einer Großmacht ertragen werden kann, ohne ihre militärische Machtstellung zu erschüttern.

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Ein Vorkämpfer geistiger Aufklärung.

Von Georg Winter.

Nicht selten kommt es vor, daß die menschliche Wissenschaft eine Erscheinung der uns umgebenden geistigen oder natürlichen Welt in allen ihren Einzelheiten bis in's Kleinste erforscht hat und ihr dann doch wie einem unlösbaren Räthsel gegenübersteht. Die Thatsache selbst festzustellen ist ihr gelungen, sie zu erklären vermag sie nicht. Wenn das schon bei den Erscheinungen der Gegenwart, die sich der unmittelbaren Beobachtung nicht entziehen, der Fall ist, wie viel öfter muß es gegenüber den Zeiten der Vergangenheit eintreten, deren auf uns gekommene Reste unseren Fragen oft gerade an den entscheidenden Punkten die Antwort versagen! In wie vielen Fällen wird da auch der eifrigste und gewissenhafteste Forscher vor einem Buche mit sieben Siegeln zu stehen bekennen müssen! Wie oft wird er, mag er das „Daß" noch so genau und in allen Einzelheiten erforscht haben, dem „Wie" rathlos gegenüberstehen.

In ganz hervorragendem Maße gehören zu diesen in ihrem ganzen Verlaufe bekannten, in allen Einzelheiten festgestellten und doch schwer oder gar nicht erklärbaren Erscheinungen des historischen Lebens der Völker viele der Erscheinungen, welche in dem Volksaberglauben ihre Wurzel haben. Daß sie bestanden haben, wissen wir mit aller wünschenswerthen Sicherheit, ja wir beobachten sogar die Reste ihrer Existenz nicht selten noch in unseren bildungsstolzen Tagen; wie sie in den Volksgeist hineingelangen konnten, wie es möglich war, daß sie Jahrhunderte lang nicht etwa bloß den ungebildeten Haufen, sondern auch die führenden Geister des Volkes beherrschen konnten, vermögen wir kaum zu begreifen. Wie klingt es uns Kindern des 19. Jahrhunderts doch so wunderbar, daß noch vor kaum einem Jahrhunderte Menschen zum Tode verurtheilt und martervoll hingerichtet worden sind, weil sie sich dem Teufel übergeben, weil sie Gott abgeschworen, weil sie ie Feldfrüchte bezaubert und verhext hätten, weil sie auf Besen durch die Luft gefahren wären. Man scheut sich schier es zu glauben, daß das möglich gewesen, und doch steht es mit unantastbarer Sicherheit in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet, doch besitzen wir noch in Masse die Proceßacten, welche die Thatsache der unzählbaren Opfer eines unseligen Irrwahnes urkundlich beglaubigen, doch legen die grausamen Marterwerkzeuge, mit denen man den unglücklichen Zauberern und Hexen ihre Geständnisse entlockte und die sich in unseren Museen und Alterthumssammlungen erhalten haben, beredtes Zeugniß für die Wirklichkeit jener Ausgeburten eines religiösen Aberwitzes ab. Einem genauen Beobachter unseres gegenwärtigen Volkslebens wird es allerdings sicher nicht entgehen, daß in weiten Schichten des Volkes, die an der modernen Bildung noch nicht vollen Antheil zu nehmen vermögen, die

Digitized by Google

Elemente jener abergläubischen Vorstellungen noch immer vorhanden sind, daß der Glaube an Hexerei, Zauberei und Wahrsagerei trotz aller „Aufklärung" noch keineswegs entschwunden ist; daß es aber eine Zeit gegeben hat, in der dieser Glaube nicht nur die unteren Volksschichten, sondern die Höchstgebildeten fast ohne Ausnahme beherrschte, in der die staatlichen Gewalten, gesetzgebende wie richterliche, sich zu ausführenden Organen desselben gestalteten, das ist eine der historischen Thatsachen, die wir wohl nach den unantastbaren Zeugnissen der Vergangenheit anerkennen müssen, aber schwer begreifen und psychologisch verständlich machen können. Und doch zählen die Opfer, welche eine aberwitzige Justiz diesem Irrwahne dargebracht hat, nach tausenden und aber tausenden, doch ist es noch nicht viel über ein Jahrhundert her (1749), daß die letzte Hexenverbrennung in Würzburg stattgefunden hat, welche dann noch am Ende des 18. Jahrhunderts ein trauriges Nachspiel in Polen gefunden hat. Wie war es, so fragen wir uns immer wieder, möglich, daß auf Grund eines geordneten, auf Zeugenaussagen beruhenden Gerichtsverfahrens Menschen zum Tode verurtheilt wurden, weil sie Handlungen begangen haben sollten, welche sie thatsächlich nicht begangen haben können? Wie war es möglich, daß ein solcher Irrwahn Jahrhunderte lang seine Opfer fordern konnte, ohne daß die staatliche Gewalt dagegen einschritt?

Gerade dieser Reiz des Unbegreiflichen, psychologisch Unerklärbaren ist es gewesen, der die Forschung unseres Jahrhunderts in hohem Grade angeregt und immer wieder auf diese Probleme hingelenkt hat. Die gelehrten Forschungen über die Entstehung und Geschichte der Hexenprocesse haben ein reiches historisches Material zu Tage gefördert: vor Allem waren es die grundlegenden Untersuchungen Soldan's in seiner Geschichte der Hexenprocesse, welche eine feste Grundlage geschaffen haben. Das Werk darf als ein Zeugniß so umfassender Gelehrsamkeit bezeichnet werden, wie sie selten auf einen so speciellen Gegenstand verwendet worden ist. Auf diese umfassende Arbeit folgten eine ganze Reihe kleinerer Specialforschungen, welche aus den Archiven einzelner deutscher Territorien immer neues Material zu Tage förderten. Mit Staunen gewahrte man, daß die früheren Angaben über die Anzahl der Opfer, welcher der unglückselige Wahn erforderte, eher zu niedrig als zu hoch gegriffen waren, daß in der That fast unzählbare Unglückliche in den Flammen des Scheiterhaufens einen qualvollen Martertod gefunden haben. Man stellte fest, daß allein in Genf in drei Monaten 300 Personen, in Quedlinburg im Jahre 1589 an einem Tage 133, in Bamberg und Würzburg in wenigen Jahren 900 Personen hingerichtet wurden. Ueber viele der Processe, welche zu diesen Hinrichtungen führten, besitzen wir nicht nur kurze historische Notizen, sondern die vollständigen Proceßacten, welche uns mit aller wünschenswerthen Genauigkeit über Einleitung und Verlauf der Processe unterrichten. Mit größtem Erstaunen findet man hier die genauesten Angaben über alle die Dinge, welche man den Angeklagten Schuld gab und welche thatsächlich natürlich niemals existirt haben. Unwillkürlich fragt man sich, wie es den Hexenrichtern möglich war, Denuncianten zu finden, welche diese genauen Angaben über Dinge, welche sie nie gesehen hatten, machten. Und selbst wenn man für viele der Fälle annahm, daß die Denuncianten durch Haß oder Rachsucht gegen den unschuldigen Angeklagten dazu angestiftet worden seien, in allen Fällen war doch diese Erklärung nicht stichhaltig. Das ganze grausige Verfahren hätte sich doch unmöglich Jahrhunderte lang halten können, wenn nicht im Volke selbst die Vorstellung von der Wahrheit der Hexenfahrten und Zaubereien allgemein verbreitet gewesen wäre. Um so unerklärlicher mußte es bei solchen Erwägungen erscheinen, daß die Richter in der That auf die bloße Denunciation hin einschritten und noch dazu dem Denuncianten völlige Anonymität zusicherten. Nur zwei Motive vermochte man hierfür anzuführen: einmal das Streben der Kirche, sich unbequemer Ketzer, welchen man nach dem siegreichen Durchdringen der kirchlichen Reformation des 16. Jahrhunderts nicht mehr wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen beikommen konnte, durch die populäre Anklage der Hexerei und Zauberei zu entledigen, welche auch bei den Protestanten gläubiges und williges Gehör fand; dann aber die Habsucht der Denuncianten und Richter, welche dadurch angeregt wurde, daß das Vermögen der Verurtheilten confiscirt wurde und zu einem nicht unbedeutenden Theile jenen zufiel. Für das häufige Vorkommen des letzteren Motives schien namentlich der Umstand zu sprechen, daß die Verurtheilten zumeist nicht den völlig unbemittelten, sondern den wohlhabenderen Schichten des Volkes angehörten.

Trotzdem aber reichte man auch mit diesen Motiven nicht aus: man hätte dann eben alle Angeber und Richter für bewußte und schurkische Betrüger erklären müssen. Dafür aber, daß dies keineswegs richtig ist, hat man der Beweise, soweit es deren überhaupt bedarf, genug. Konnten sich doch selbst die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, so weit sie sonst an geistiger und ethischer Freiheit ihrer Zeit vorangeeilt waren, von dem unseligen Glauben an Hexen und Zauberer nicht losmachen: gerade unter Calvin's Regierung haben in Genf die Hexenprocesse mit besonderer Heftigkeit gewüthet. Die Reformatoren waren eben im letzten Grunde auch Kinder ihrer Zeit und vermochten sich nicht in allen Punkten von den Vorurtheilen derselben zu befreien.

Wie sollte man sich nun in allen den überaus zahlreichen Fällen, in denen der Verdacht einer betrügerischen Absicht der Angeber und Richter absolut ausgeschlossen war, die detaillirten Angaben, welche in den Acten der Hexenprocesse enthalten sind, erklären? Denn diese Aussagen beschränkten sich nicht darauf, festzustellen, daß der oder die Angeklagte ein Zauberer oder eine Hexe sei; sie berichten vielmehr mit der größten Ausführlichkeit, wie die Hexe durch den Schornstein gefahren, wie sie auf einem Besen durch die Luft geritten sei, wie sie im Verein mit dem Teufel und mit anderen Hexen die abscheulichsten Orgien gefeiert habe u. dgl. m. Das Unerklärlichste aber schien hierbei, daß die Angeklagten selbst alle das, was man ihnen vorwarf, zugaben und die eingehendsten Geständnisse über ihren Verkehr mit dem Teufel ablegten, welche uns unendlich komisch anmuthen würden, wenn sie nicht so entsetzlich traurig wären.

Gerade über diese letzte, scheinbar unverständlichste Frage kam dann freilich die historisch-kritische Forschung unserer Tage am schnellsten in's Klare, je umfassender das Material wurde, welches in ihren Gesichtskreis trat, und je mehr sie in Folge dessen aus den vielen einzelnen Fällen das System erkennen konnte, nach welchem hierbei verfahren wurde. Man fand da in den Proceßacten, daß die „Geständnisse" der Angeklagten nicht die aufgezeichneten ausführlichen Berichte über ihre Hexerei nach deren eigenen freiwilligen Erzählungen enthielten, daß die einzelnen Aussagen vielmehr bereits vor dem Beginn des Verfahrens aufgezeichnet waren und dann von dem Angeschuldigten nur durch ein „Ja" als wahr bezeichnet wurden. Dieses „Ja" aber erfolgte nicht freiwillig, sondern in fast allen Processen erst nach Anwendung der Folterwerkzeuge mit allen ihren endlosen Qualen, mit deren Schilderung wir den Leser nicht ermüden wollen. Wer in unseren Museen und Alterthumssammlungen sich einmal eine klare Vorstellung von den namenlosen Martern, welche diese Werkzeuge, die schrecklichsten Producte der erfinderischen menschlichen Grausamkeit, den armen Opfern auferlegten, gemacht hat, der wird es begreiflich finden, daß die Angeklagten nach dem zweiten oder dritten Grade der Folter, schon mehr todt als lebendig, zu jedem Geständnisse bereit waren, wiewohl sie mit Bestimmtheit wußten, daß ein Geständniß den Tod auf dem Scheiterhaufen zur Folge hatte; selbst dieser Tod aber mußte ihnen als eine Erlösung erscheinen gegenüber den namenlosen Qualen der Folter; sind doch nicht selten Angeklagte an den Folgen der Folterung gestorben.

Sobald man also über die Art, wie diese Selbstgeständnisse zu Stande kamen, im Klaren ist, schwinden diese aus der Reihe der psychologischen Probleme: nur die genauen Angaben der Denuncianten, unter denen merkwürdig oft auch unmündige Kinder vorkommen, stellen der Erklärung und Motivirung noch immer fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Man kann eben nur annehmen, daß ein dem Wahnsinn ähnlicher Fana-

Digitized by Google

tismus ihre Phantasie so fruchtbar gemacht habe, oder daß sie von anderen religiösen Fanatikern als Werkzeuge benutzt worden wären. Und in der That ist diese einzig mögliche Erklärung auch die richtige, d. h. also eine große Anzahl der Fälle wird in das Gebiet der psychiatrischen Erscheinungen zu verweisen sein, welche dann allerdings einen merkwürdig großen Umfang in jener Zeit gehabt haben müßten.

Unerklärlich aber bleibt vor Allem die allgemeine Verbreitung des Hexenglaubens selbst, ohne die jene grausamen Verfolgungen unmöglich gewesen wären. Um so unerklärlicher ist diese Thatsache, als der unglückselige Wahn nicht etwa in den Zeiten allgemeinen geistigen Niedergangs auftrat und so als eine Folge des Mangels an intellectueller Cultur aufgefaßt werden kann, vielmehr gerade in jener Epoche seine traurigsten Blüthen trieb, in der das geistige Leben durch die Wiedererweckung des classischen Alterthumes besonders kräftige und nachhaltige Impulse erhielt. Das Ende des 15. Jahrhunderts vor Allem ist es, in welchem der Hexenverfolgungswahn in Deutschland Eingang fand und durch scharfe und energische Edicte des Papstthumes gleichsam officielle Anerkennung fand.*) In derselben Zeit, in welcher eine begeisterte Schaar geistig hochbedeutender Männer die humanistischen Studien mit schwärmerischem Eifer betrieb, in der Kunst und Wissenschaft eine Entwickelung, die bis dahin ohne Gleichen war, nahmen, flammten die Scheiterhaufen der unglücklichen Opfer eines grausigen intellectuellen und ethischen Wahnes in Deutschland auf. Wohl hat es Anfangs in dem Lande, welches der Einführung der kirchlichen Inquisition allezeit energischen Widerstand entgegensetzte, nicht an denkenden Männern gefehlt, welche auch dem Zauberer- und Hexenwesen mit scrupulösem Zweifel entgegentraten, aber ihre vereinzelten und nur gelegentlich laut werdenden Stimmen verhallten in dem Sturme der leidenschaftlichen Erregung, der das für abergläubische Vorstellungen stets leicht zugängliche Volk erregte. Und als dann gar der eifrig gehegte Wahn in dem im Auftrage des Papstthumes verfaßten umfassenden Buche, dem „Hexenhammer", eine officielle Formulirung und mit grausamer Consequenz durchgeführte systematische Behandlung erfahren hatte, die mit peinlichster Genauigkeit alle die schrecklichen Vergehungen der Zauberer und Hexen in das hellste und verderblichste Licht stellte, da hatte die Sache eine so feste und für jeden „gläubigen" Christen bindende Gestalt angenommen, daß selbst der Sturm religiöser Reinigung, den die Reformation anfachte, nichts mehr dagegen auszurichten vermochte, im Gegentheil der flackernden Flamme nur neuen Nahrungsstoff zuführte. Mochte der dogmatische Gegensatz zwischen den Anhängern der neuen und der alten Lehre sich auch im Laufe der Entwickelung immer schroffer und schroffer gestalten, in diesem Einen Punkte waren die feindlichen Parteien vollkommen einig. Die Hexe wurde verbrannt, gleichviel ob ihre Richter Protestanten oder Katholiken waren. Je tiefer aber der Wahn sich in dem allgemeinen Bewußtsein des Volkes festsetzte, um so schwieriger wurde es, gegen denselben anzukämpfen, weil Jeder, der es wagte gegen den gewaltigen Strom zu schwimmen, alsbald selbst in den Verdacht kam, mit den Zauberern und Hexen im Bunde zu stehen oder gar selbst zu ihnen zu gehören. So kam es, daß die vom Papste bestellten Inquisitoren, Sprenger und Krämer, die Verfasser des „Hexenhammers", sehr bald auf gar keinen Widerstand mehr stießen. Am Anfange der Bewegung hatte es noch vorkommen können, daß der eine von ihnen, Heinrich Krämer, sogar von einem Bischofe der römischen Kirche trotz der päpstlichen Vollmacht aus seinem Gebiete verwiesen wurde. Bald aber verschwand auch jeder vereinzelte Widerstand: der Wahn gewann freie Bahn, seine verderbliche Wirksamkeit in allen Gauen des deutschen Vaterlandes zu entfalten. Gelegentlich und in solchen Fällen, in denen die Habsucht oder der Fanatismus der Inquisitoren gar zu deutlich zu Tage trat, wurde wohl einmal eine ruhige und besonnene Stimme laut, die in einem bestimmten vorliegenden Falle gegen das Verfahren der Richter Einspruch erhob. Hier und da gelang es wohl auch, ein Opfer vor dem grausamen Justizmorde zu erretten. So hat sich namentlich Agrippa von Nettesheim durch seine feurige Vertheidigung einer der Hexerei angeklagten und durch die Folter schon fast zu Tode gequälten alten Frau ein Verdienst um die menschliche Cultur erworben. Der Haß aber, mit welchem die Führer und Träger der Bewegung solche Prediger in der Wüste mit allen erdenklichen Mitteln verfolgten und „unschädlich" zu machen suchten, schreckte auch diejenigen, welche mit dem grausamen Verfahren etwa nicht übereinstimmten, von grundsätzlichem Widerspruche ab. Waren doch die Hexenrichter stets nur zu schnell bereit, jeden Vertheidiger einer Hexe alsbald selbst als Zauberer und Ketzer vor die Schranken ihres Gerichtes zu fordern.

Um so größere Ehre und Anerkennung aber schuldet die Nachwelt dem Andenken des Mannes, der zuerst es wagte, in ausführlicher und systematischer, wenn auch zunächst gänzlich erfolgloser Darlegung dem Irrwahne entgegenzutreten. Man hat bisher als denjenigen, dem dieses große Verdienst gebühre, zumeist den Jesuiten Friedrich von Spee bezeichnet. Und in der That gebührt dem muthigen Manne, der in den Traditionen eines wie kein zweiter der kirchlichen Autorität ergebenen Ordens aufgewachsen, gleichwohl den Muth fand, einer von allen kirchlichen Autoritäten in gleicher Weise getragenen Verirrung entgegenzutreten, Ruhm und Anerkennung im höchsten Maße. Aber die Ehre, der Erste in diesem geistigen Kampfe, der nach seinem Tode noch über ein Jahrhundert vergeblich weitergekämpft wurde, gewesen zu sein, kann ihm nach den neuesten Forschungen nicht mehr zuerkannt werden. Es ist vor Allem das Verdienst des Bonner Professors der Medicin, Dr. C. Binz, durch eingehende historische Untersuchung die Aufmerksamkeit auf einen Mann gelenkt zu haben, der mehr als ein halbes Jahrhundert vor Spee mit vollem Einsatze seiner ganzen Persönlichkeit dem Hexenwesen und seinen furchtbaren Consequenzen muthig entgegengetreten ist.

Dieser edle Menschenfreund, der inmitten der höchstgehenden Wogen der traurigen Bewegung, unbeirrt durch alle Anfeindungen, es wagte, gegen den mächtigen Strom anzukämpfen, war ein rheinischer Arzt, ein Schüler jenes Agrippa von Nettesheim, dessen Wirksamkeit wir schon kurz berührten: Johann Weier (Weyer) aus Grave an der Maaß in der Provinz Nordbrabant, wo er im Jahre 1515 oder 1516 geboren wurde.

Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir mit Binz annehmen, daß es vor Allem der Einfluß seines Lehrers Agrippa von Nettesheim, in dessen Hause er mehrere Jahre als dessen vertrauter Schüler geweilt hat, gewesen ist, welcher den Eifer und die Studien des menschenfreundlichen Arztes auf diese traurige Seite des Culturlebens seiner Zeit gerichtet und ihn ermuthigt hat, seine Kraft der Bekämpfung des unseligen Wahnes zu widmen. Von seinem sonstigen Leben wissen wir nur das Wenige, was sich aus seinen zahlreichen Schriften, meist medicinischen Inhaltes, ersehen läßt. Danach hat er, nachdem er seine erste Ausbildung in dem Hause seines von ihm durch sein ganzes Leben hochverehrten Lehrers genossen hatte, seine eigentlich fachwissenschaftlichen Studien vornehmlich in Paris gemacht, wo er nach seiner Angabe mit vielen ausgezeichneten Männern, zumeist Aerzten, befreundet war und sich des Umganges mit Johannes Sturm und Johannes Sleidan, die eben in jenen Jahren sich in Paris aufhielten, erfreute. Etwa im Jahre 1540 fing er an seine ärztliche Praxis auszuüben, fünf Jahre darauf trat er mit einem Gehalte von 100 Gulden jährlich als Stadtarzt in den Dienst der Stadt Arnheim. Da aber selbst die Aufbringung dieser geringen Besoldung der Stadt Schwierigkeiten bereitete, so nahm Weier im Jahre 1550 mit Freuden einen an ihn ergangenen Ruf, als Leibarzt in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg zu treten, an.

Hier, in der Umgebung des verständigen und humanen Fürsten, blieb ihm neben seiner amtlichen Thätigkeit hinreichende Muße, sich seinen Lieblingsstudien, zu denen er durch seinen Lehrer angeregt worden war, zu widmen. Denn er

*) Man vergleiche die Bullen Innocenz' VIII. vom 5. December 1484 und Adrian's VI. vom 20. Juli 1522.

Digitized by Google

wollte sich nicht damit begnügen, das Uebel, in dem er mit Recht einen der schwersten Schäden seiner Zeit erkannte, im Einzelnen zu bekämpfen, der grausamen Justiz das eine oder andere Opfer zu entreißen, wie es sein Lehrer Agrippa gethan hatte, sondern er faßte den muthigen Vorsatz, in eingehender, offener und systematischer Darlegung gegen den Kern der Sache, gegen das den Hexenprocessen zu Grunde liegende Princip, energisch anzukämpfen. Diese Aufgabe wurde ihm dann wesentlich erleichtert durch die milde und versöhnliche Haltung, welche der Herzog von Cleve eine lange Zeit hindurch, wie gegenüber den religiösen Wirren der Zeit überhaupt, so auch im Besonderen in der Frage der Ketzerverfolgungen beobachtete. Die reactionäre Strömung aber, in welche Herzog Wilhelm später, vornehmlich durch spanischen Einfluß hineingedrängt wurde*), brach zum Glück für das Auftreten Weyer's erst herein, als derselbe mit seiner Ansicht über das Hexenwesen schon in die Oeffentlichkeit getreten war. So konnte Weyer, unbehelligt durch staatliche und kirchliche Gewalt, von der ersteren eher geschützt und gefördert als gehemmt, in Muße das Material zusammentragen, auf Grund dessen er dann im Jahre 1563 mit seinem epochemachenden Werke über das Hexenwesen**) hervortrat. Das Werk bildet, obwohl es zunächst völlig wirkungslos verhallte, obwohl der in demselben mit so edlen Worten echter Menschenliebe bekämpfte Wahn danach noch mehr als zwei Jahrhunderte zahlreiche Opfer forderte, doch einen hellen Lichtblick in dem schaurigen Gemälde menschlicher Verirrung, welches uns die Geschichte der Hexenprocesse enthüllt. Der Zug, welcher dem ganzen Werke, wie die Veranlassung, so auch sein charakteristisches Gepräge gegeben hat, ist das warme Mitgefühl des Verfassers mit den Leiden der unschuldig Verurtheilten, der mit echter und wahrer Herzensfrömmigkeit harmonisch gepaarte Unwille über den verhängnißvollen Irrthum einer blinden und fanatischen Justiz, über die Dummheit und Lüge, über die Habgier und niedrige Leidenschaft, die in wunderbarer Mischung mit ehrlicher, religiöser Begeisterung Unglück und namenlose Qualen über Tausende heraufbeschwor. Schon in der Widmung an den Herzog, welche er seinem Buche voranschickte, zeigen sich die frommen und edlen Motive, welche ihn beseelten, in hellstem Lichte. Nicht der Autorität der Kirche als solcher will er entgegentreten; im Gegentheil spricht aus seinen Worten eine echte Herzensfrömmigkeit, die zunächst noch mit strenger Kirchlichkeit gepaart war. Und gerade religiöse Motive sind es, die er gegen den religiösen Irrwahn geltend macht. Wie wollte man, so sagt er, mit der Güte und Allmacht Gottes die Meinung vereinbaren, daß kindisch gewordene alte Weiber, welche man Hexen oder Zauberinnen nennt, Menschen und Thieren Böses anthun könnten? Dieser Wahn habe, so fährt er fort, mehr Unheil über die Christenheit gebracht, als alle die vielfachen religiösen Streitigkeiten und Parteiungen. Und mit bitterer und inniger Klage ruft er aus: „Fast alle Theologen schweigen zu dieser Gottlosigkeit, die Aerzte dulden sie, die Juristen behandeln sie, in alten Vorurtheilen befangen: wohin ich auch höre, Niemand, Niemand, der aus Erbarmen mit der Menschheit das Labyrinth uns öffnet, oder die Hand zum Heilen der tödtlichen Wunde erhebt." Geradezu als einen Schandfleck für das christliche Europa bezeichnet er die „Blendwerke der Dämonen", den Hexenwahn. Und da nun Niemand den Muth habe, dem Unwesen entgegenzutreten, so habe er sich, im Vertrauen auf die milde und humane Gesinnung seines Herzogs, dazu entschlossen.

Durch das Werk selbst, welches in 5 Büchern die Aufgabe, die es sich stellt, zu lösen versucht, weht ein Hauch modernen Geistes, ein Hauch der erlösenden Aufklärung, deren praktische Wirkung freilich noch auf lange Zeit von Weyer's Gegnern unterdrückt wurde. Nicht als ob sich nun Weyer ganz und mit einem Schlage von den Anschauungen seiner Zeit zu emancipiren vermocht hätte, aber doch begegnen uns in seinem Werke zum ersten Male die handgreiflichen Beweise für die Unhaltbarkeit des ganzen bisherigen Systems, Beweise, die für uns zu den trivialen Erfahrungswahrheiten gehören, zu jener Zeit aber den Verfasser, der, wie Weyer, mit offenem Visier zu kämpfen wagte, in die ernsteste Gefahr zu bringen geeignet waren.

Weyer ist weit entfernt davon, die Existenz des Teufels, durch dessen Einfluß die Hexen ihre angeblichen Schandthaten verrichten sollten, zu leugnen. In seinem theologischen Glauben an den „Herrscher der Finsterniß" ist er vielmehr vollkommen ein Kind seiner Zeit. Was er aber leugnet, das ist seine unmittelbare praktische Einwirkung auf das Thun der Menschen. „Der Teufel kann nichts ohne die Zustimmung Gottes," so sagt er. Mit diesem einen Satze aber war schon die Axt an die Wurzel des Systems gelegt. Denn wie hätten die verderblichen Wirkungen des Teufels auf die Hexen und ihr Thun mit Zustimmung Gottes stattfinden können? Diejenigen, welche sich für Zauberer in früherer Zeit und gegenwärtig ausgegeben haben, erklärt er demgemäß für Betrüger und Abenteurer, deren Treiben nur dadurch möglich und verständlich werde, daß unwissende Aerzte alle Krankheiten, welche unheilbar seien, oder welche sie nicht zu heilen verständen, der Hexerei in die Schuhe schöben.

Die logische Consequenz dieser Anschauung wäre nun offenbar gewesen, daß Weyer, seiner Zeit um volle zwei Jahrhunderte vorauseilend, die Existenz von Hexen schlechthin hätte leugnen und demgemäß jedes gerichtliche Vorgehen gegen Hexen und Zauberer hätte verwerfen müssen. Ganz so weit ist er nun allerdings nicht gegangen. Selbst wenn seine Ueberzeugung dahin ging, durfte er sie, der allgemeinen Richtung der Zeit gegenüber, nicht äußern, ohne sich in fast unabwendbare Lebensgefahr zu stürzen. Aber weit davon bleibt er in seinen Erörterungen nicht. Die Zugeständnisse, die er dem Zeitgeiste macht, sind sehr geringe. Die objective Existenz von Hexen, welche mit dem Teufel in Verbindung stehen, und von diesem die Fähigkeit erlangen, alle möglichen und unmöglichen, übernatürlichen Freveltaten zu begehen, leugnet er so gut wie völlig, dagegen gibt er die Möglichkeit einer subjectiven, auf Verblendung durch den Teufel beruhenden Selbsttäuschung zu, auf Grund deren gewisse Personen sich einbilden, übernatürliche Kräfte zu besitzen und dieselben zum Vortheil oder Nachtheil ihrer Mitmenschen auszuüben. Sieht man aber seine Ausführungen näher an, so bleibt auch hier von der Verbindung mit dem Teufel nur wenig bestehen. In den meisten von ihm erwähnten Fällen ist Weyer vielmehr geneigt, jene Selbsttäuschungen auf Störungen der leiblichen Gesundheit zurückzuführen. An manchen Stellen ist er geradezu der Ansicht moderner Naturforscher und Aerzte, die in der ganzen Bewegung in erster Linie eine psychiatrische Erscheinung sehen wollen, sehr nahe gekommen. Wie vollständig er aber vor Allem die Möglichkeit der objectiven Existenz von Zaubereien und Hexereien leugnet, ergibt sich am klarsten daraus, daß er die wirklich etwa erwiesenen schädlichen Wirkungen der Hexen und Zauberer unter dem Begriffe von Giftmischerei rubricirt, d. h. auf rein physische Ursachen zurückführt. Ja auch die subjective Vorstellung der Hexen von ihren übernatürlichen Fähigkeiten, soweit eine solche überhaupt nachweisbar sei, ist er nicht selten geneigt, auf durch physische Ursachen (Genuß von Atropin und ähnlich wirkenden Giften) herbeigeführte Hallucinationen zurückzuführen. Die einzelnen Beispiele, die er in seine Erörterungen aus seiner eigenen langjährigen Erfahrung einflicht, sind zuweilen außerordentlich charakteristisch und nicht selten von drastischer Derbheit. Sie bilden sehr bezeichnende Illustrationen zu dem Culturleben seiner Zeit. Wir können indeß bei diesen anziehenden, und für die Zeit charakteristischen Einzelheiten*) nicht länger ver-

*) Vgl. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein Bd. I.

**) Der genaue Titel des Werkes lautet: De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis libri V. Authore Ioanne Wiero medico. Basel 1563.

*) Ich verweise im Allgemeinen auf die schon erwähnten vortrefflichen Ausführungen in dem Werke von C. Binz: Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahnes. Bonn, Marcus.

Digitized by Google

weilen; nur eines der zahlreichen Beispiele möge uns gestattet sein zur Erläuterung der Art, wie der Verfasser der Sache beizukommen sucht, hier anzuführen.*)

„Eine junge Person Namens Bartholomea in dem Dorfe Watt bekam Krämpfe, sobald in der Kirche deutsch gesungen wurde. Die Herrin des Dorfes, Anna von Virmont, eine Freundin Weyer's, ließ sie zu sich kommen, belehrte sie, daß der deutsche Text ganz dasselbe sage wie der lateinische, ging ihn Wort für Wort mit ihr durch und sang ihr dann den deutschen vor. Vorher hatte sie jener gesagt, wenn sie bei diesem Gesange wieder von den dämonischen Krämpfen ergriffen werde, so habe sie ein vortreffliches Heilmittel bereit. Kaum hatte Frau von Virmont angefangen zu singen, als die Bartholomea schon am Boden lag. Jene aber, eine kluge und beherzte Dame, entblößte sie und bearbeitete sie unter Hülfe ihrer Tochter mittelst einer scharfen Ruthe ganz gehörig; denn nach Hippokrates sind in schweren Krankheiten die schweren Heilmittel am zuverlässigsten. Sodann wurde der Patientin erzählt, dieses Mittel habe sich gemäß der Erfahrung gelehrter Männer stets als ganz vorzüglich bewährt; sie möge also Zuversicht haben, die Macht des bösen Geistes sei gewiß schon gebrochen, und sicherlich könne sie jetzt mitsingen, ohne Krämpfe zu bekommen. So wurde denn in süßer Harmonie der Gesang wiederholt und ohne irgend einen Zwischenfall beendigt."

Es liegt auf der Hand, daß ein Mann, der mit so offenbarer Ironie über einen einzelnen Fall von Behextheit berichtete, von der allgemein geltenden Auffassung nicht nur über das Hexenwesen selbst, sondern vor Allem auch über das gerichtliche Verfahren gegen die Hexen und Zauberer unendlich weit entfernt war. Mit Worten heiligen Eifers und voll von echtem sittlichen Pathos geht er gegen die grausame Justiz, die man diesen Unglücklichen, die entweder krank oder durch Hallucinationen irre geleitet seien, bereite, vor. Er verlangt, daß die Zauberei nur dann bestraft werden solle, wenn sie einen wirklich nachweisbaren Schaden gestiftet habe. „Ist dies der Fall", so fährt er fort, „so war der, welcher ihn (den Schaden) zufügte, ein Giftmischer und nichts anderes; denn durch Blick, Wort und Beschwörung oder durch irgend einen Unsinn, den man heimlich unter die Thürschwelle oder sonst wohin legt, kann man nicht schaden." Man unterrichte, so räth er an, die alten Mütterchen, die sich „behext oder besessen wähnen", im Glauben, werfe sie aber nicht in den Thurm. Vor allen Dingen sei bei allen Processen wegen Hexerei und Zauberei ein tüchtiger Arzt zuzuziehen, der untersuchen möge, ob es sich nicht um Geistesverwirrung oder um Giftmischerei handle; denn nirgendwo hätten mehr als hier menschliche Leidenschaften ein freies Feld: Aberglaube, Aufregung, Haß und Tücke.

Man sieht: hier erscheint zum ersten Male nicht eine gelegentliche Mahnung zur Milde und Vorsicht in dem Verfahren gegen die Hexen, wie sie früher auch schon ausgesprochen worden war, sondern eine grundsätzliche Verwerfung des Prinzipes, auf dem die Hexenprocesse beruhten. Was der Verfasser in edler, von frommer Zuversicht getragener und muthiger Sprache hier seinen Zeitgenossen warnend zuruft, das erscheint uns alltäglich und selbstverständlich: damals war es eine kühne, ja fast verwegene That, solche Ansichten zu äußern. Und der Verfasser war sich der Gefahren, die ihm in Folge dieses muthigen Auftretens drohten, sehr wohl bewußt. Sehr klar hat er das am Schlusse seines Werkes ausgesprochen. Aber mit dem festen Selbstvertrauen, mit der festen Ueberzeugung der erkannten Wahrheit, trotzt er denselben; mit einer Kühnheit, die dicht an Verwegenheit grenzt, aber weit von frivoler Keckheit entfernt ist, fordert er zum Schlusse seiner Ausführungen geradezu alle Zauberkräfte, denen er in seinem Buche in offenem Kampfe begegnet ist, heraus. „Die Ligaturen der Zauberer ... achte ich keinen Deut und verlache sie. Was es irgend Uebles gibt, das mögen die wahnsinnigen Unholde mir zufügen durch Wille und Verwünschung. Nur die Giftmischer fürchte ich, jene Personen, die durch Gifte und Tränke in Wirklichkeit, nicht in der Einbildung uns schaden können. Sie habe ich nicht vertheidigt; sie überlasse ich der gerechten Strafe."

Die Herausforderung verhallte nicht ungehört. Wohl wurden einzelne Stimmen laut, welche die Ansichten des muthigen Verfassers billigten, wohl befanden sich unter diesen Zustimmenden auch hochgestellte Personen, selbst einige von fürstlichem Range; wohl gelang es dem persönlichen Einflusse Weiers, das eine und andere Opfer der verderblichen Justiz zu entreißen. Aber um so wilder und leidenschaftlicher erscholl dann auch das „Kreuziget ihn" der Gegner, die mit blinder, fanatischer Wuth den Angriff, der die Wurzel ihres Systems berührte, zurückzuweisen unternahmen. Daß Weier's Ansichten gleichwohl von Vielen getheilt wurden, ersieht man u. A. auch daraus, daß sein Buch in zwei Jahrzehnten sechs Auflagen erlebte; aber für die Dauer erwies sich doch der Fanatismus der Gegner als stärker. Die Anhänger Weier's wagten zudem nicht, an die Oeffentlichkeit zu treten. Waren doch seine Gegner alsbald mit dem Vorwurfe bei der Hand, Weier vertheidige die Hexen und Zauberer nur deshalb so eifrig, weil er selbst zu ihnen gehöre. Wenn Weier selbst trotzdem einer persönlichen Anklage in Folge des Schutzes, den er bei seinem Fürsten und anderen einflußreichen Gönnern fand, entging, so mußten doch seine minder berühmten und einflußreichen Anhänger fürchten, daß ihnen ein Hervortreten mit ihrer Ansicht nicht ebenso straflos hingehen werde. Die Furcht vor der erdrückenden Uebermacht der Gegner schüchterte die Anhänger zu sehr ein, als daß eine sofortige größere praktische Wirkung des Weier'schen Buches möglich gewesen wäre. Noch zwei Jahrhunderte lang flammten nach wie vor tausende von Scheiterhaufen um die Opfer des unseligen Irrwahnes. Die Nachwelt aber ist darum nicht minder verpflichtet, das Andenken des Mannes in Ehren zu halten, der zuerst mit heiligem Eifer die Wahrheit der Lüge und dem Irrthume entgegenzuhalten und dem wüthenden Hasse der unendlichen Mehrheit seiner Zeitgenossen zu trotzen wagte. Die Geschichte der menschlichen Cultur und Gesittung ist mit dem bis vor kurzer Zeit so gut wie völlig verschollenen Namen des edlen Menschenfreundes um so mehr auf immer untrennbar verbunden, als alle, die nach Weier den heiligen Kampf für die Wahrheit aufnahmen und endlich doch zum Siege durchkämpften, auf seinen Schultern stehen, indem sie sich alle der von ihm zuerst aufgestellten Beweisgründe bedienten.

*) A. a. O. S. 54.

## Ein Roman aus der Geschäftswelt.

Es ist ein Vorzug des modernen Romanes, daß er auf die romantischen Erfindungen und ihre Unmöglichkeiten und wohlfeile Spannung verzichtet und das Treiben der sogenannten Gesellschaft, das Volk bei seiner Arbeit, die Thatsächlichkeit der uns umgebenden Dinge schildert. Er hat den festen Boden der Realität unter den Füßen und zeigt uns Menschen von Fleisch und Blut mit unseren Interessen und unseren Leidenschaften. Fassen die vom Hauche des Realismus erfüllten Romandichter ihre Aufgabe in diesem Sinne und nicht mehr als bloße Unterhaltung für den Sensationskitzel empfindsamer höherer Töchter auf, so schaffen sie Werke der Phantasie von wahrhaft culturhistorischem Werthe. Allerorten finden sie ein reiches Feld von Anregungen und Beobachtungen, die von selbst zum interessanten Abbilde des Lebens zusammenschießen, ohne daß sie ihre Phantasie für effectvolle Verschlingungen in Unkosten zu stürzen brauchen. Jeder Roman umfaßt dann einen Abschnitt unserer Wirklichkeit, einen Kreis unseres nationalen Lebens, und wird eine möglichst große Summe von Beobachtungen der Natur enthalten. Der Dichter wird zum Sittenmaler. Er schildert den Menschen in seinem Berufe, in seinen täglichen Gewohnheiten, seiner Gedankenwelt. Der Eine mag das Leben der oberen Zehntausend wählen, ein Anderer in die Hütten der Armuth niedersteigen, der Dritte das Bürgerthum, die Welt der Fabriken und Comp-

Digitized by Google

toire, oder die stille Werkstätte der „geistig Pflügenden" aufsuchen. Als vor drei Jahrzehnten zum ersten Male bei uns dieses Programm des modernen Romanes aufgestellt wurde, da nahm Gustav Freytag mit seinem feinen Kunstverstande die Sphäre des deutschen Kaufmannes zu seinem Vorwurf. „Soll und Haben", obwohl zum guten Theile ein humoristischer Roman nach dem Vorbilde eines Dickens, kann uns noch heute als ein Muster des modernen realistischen Sittenromanes gelten, denn er bietet ein treues Abbild des deutschen Großhändlerthums der fünfziger Jahre. Aber seither ist das Reich entstanden, und eine Großmacht und Weltmacht geworden. Die engen, gedrückten Verhältnisse der seligen Bundesstaaterei sind verschwunden. Der „überseeische" Kaufmann, der unter deutscher Flagge fährt und jetzt sogar im heißen Afrika und in Australien auf deutscher Erde steht, ist im Vergleiche zu dem Großhändler von einst doch ein ganz anderer. Nicht minder gewaltige Veränderungen haben sich unter dem Schatten des „Giftbaumes Börse" zugetragen. Diese neue Handelswelt harrt noch ihres poetischen Schilderers, wenn es auch an einzelnen Anläufen dazu nicht fehlt. Balzac, der in seinem „Mercadet" ein unvergängliches Bild des modernen Speculanten gegeben, hat nur einzelne Beiträge zur Physiologie des Comptoirs geliefert, und auch Zola ist uns das naturalistische Epos der Börse noch schuldig. Der Gründer, der Börsianer, der Agent, der Handelsreisende und der Commis in ihrer Thätigkeit und Umgebung, und als Höhepunkt und Katastrophe etwa die Gründerjahre und der Krach von 1873 oder die colonialpolitische Bewegung unserer Tage, der hoffentlich kein Zusammenbruch beschieden ist — wer wird aus diesem noch so gut wie neuen Stoffkreise das bleibende dichterische Bild gestalten? Als wir vor einiger Zeit von dem Erfolge eines Romanes aus der Bankwelt, „Leonie"*) von Erwin Balder, lasen, der nach wenigen Wochen schon in zweiter Auflage erschien, griffen wir begierig nach diesem Buche. Um so mehr als ein Sachkundiger, der Leiter eines Wiener Bankhauses, hinter dem romantischen Verfassernamen stecken sollte.

Wir gestehen nun offen, daß uns das Werk in mehrfacher Hinsicht enttäuscht hat, denn es entspricht keineswegs unseren allerdings hohen Anforderungen an einen modernen Roman aus der Geschäftswelt. Das herbeigeschleppte Material ist wohl echt und solide, aber doch nicht umfassend genug und nicht künstlerisch verarbeitet. Die Handlung überwiegt und hat nur mittelbaren Bezug auf den Geldmarkt, die Welt des „Nehmens und Gebens". Diese Liebesgeschichte könnte ebenso gut im Kreise müßiggängerischer Aristokraten, als in jeder Sphäre des besser situirten Bürgerthums spielen. Es ist mehr ein Roman aus der sogenannten Gesellschaft überhaupt. Und doch fehlt es nicht an Ansätzen zu einem wahren Sittenbilde der Börsen und Banken. Die Episoden von daher sind es denn auch, die uns das Buch trotz alledem interessant und der Beachtung werth erscheinen lassen. In den Charakterköpfen und Typen aus der Zahlenwelt steckt viel Beobachtung und intime Kenntniß, die eben nur einer, der selbst zum Bau gehört, in solchem Maße besitzen kann, und die der Schriftsteller von Beruf selten zu schöpfen Gelegenheit hat. Der Verfasser schildert seine ihm innig vertraute Welt, die Gesellschaft der hohen Finanz Wiens, und daß er nur Gesehenes und Erlebtes berichtet, erkennt man auf jeder Seite. Das Buch wimmelt von leicht retouchirten Portraits, und dieser Umstand, in Verbindung mit der nicht eben sorgfältig gehüteten Verfasserschaft, hat ohne Zweifel den Erfolg des Romanes in Oesterreich bestimmt. Es mochte pikant erscheinen, einmal einen Bankier als Dichter und Erzähler zu beobachten, ihm in sein Herz zu sehen, an dessen Stelle man gewöhnlich nur ein Portefeuille vermuthet, und seine Ansicht über die Cirkel zu vernehmen, in denen er verkehrt. In dieser Erwartung mag der Kenner der einschlägigen Wiener Verhältnisse nicht getäuscht worden sein. Das Modell der koketten und schlauen Leonie ist in Wien bekannt, die Geschichte ihrer Ehe und zweiten Heirath mag sich wirklich zugetragen haben; vielleicht ist auch die übermäßig edle und opferbereite Helene kein Product der Phantasie; der schwache Walter trägt alle Gewähr für seine thatsächliche Naturtreue, und in dem Bankier Holberg kann man wohl den Verfasser selbst vermuthen, freilich mit einem Stich ins Phantastische, sonst könnte ein vorsichtiger Verwaltungsrath mit Recht stutzig werden.

Greifen wir gleich einmal diesen Bankier Holberg zu näherer Prüfung heraus. Er ist ein wissenschaftlicher Kaufmann, ein denkender Bankier, wie er einmal genannt wird, und lebt der Ueberzeugung, daß an der Börse nur Scharfsinn, Kenntnisse und Fleiß den Erfolg gewährleisten. Ein vortrefflicher Politiker und Nationalökonom, studirt er die Ausweise aller Eisenbahnen, die Saatenberichte aller Zonen, die meteorologischen Tabellen und Gesundheitsstatistiken und hat überall seine Agenten und Berichterstatter. Aus der Summe aller eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen und fremden Berichte zieht er seine börsenphilosophischen Schlüsse, nach denen er seine fast immer erfolgreichen Operationen und Combinationen macht und seine Contreminen legt. Oft wechselt er zwischen Abend und Morgen seine Ansichten, er „dreht sich", wie man an der Börse sagt, und seine Furcht von gestern wird oft seine Hoffnung von heute. Eines Tages sitzt er rechnend und schwitzend vor seinem mit Depeschen und Kursblättern überdeckten riesigen Schreibtische.

„Seine Laune war dabei vorzüglich, denn seit einigen Tagen fielen die Papiere, und er hatte große Beträge derselben auf Lieferung verkauft. Die Ursache des Rückganges war die Cholera. Im Süden Frankreichs war ganz unvermuthet diese schreckliche Krankheit aufgetreten, ohne jedoch anfänglich sehr große Bestürzung hervorzurufen, da die französischen Aerzte übereinstimmend die constatirten Fälle als bloß »sporadische« bezeichneten. Auch die Börse hatte sich durch diese Diagnose beruhigen lassen und ihre feste Haltung bewahrt; der einzige Holberg setzte in die optimistischen Nachrichten von vornherein Zweifel und verkaufte sehr ansehnliche Effectenposten. Später stellte sich nun heraus, daß Holberg das Richtige getroffen hatte, denn die Epidemie gewann täglich an Ausdehnung und an der Börse trat in Folge dessen eine ziemlich heftige Panik auf. Der Bankier Holberg war in seinem Privatleben ein ganz anderer Mensch als in seinen Geschäften. In seinem Privatleben war er gut bis zur Weichheit, menschliches Elend rührte ihn auf's Tiefste und er opferte in unauffälliger Weise jährlich viele Tausende zu dessen Linderung. Das Börsengeschäft dagegen machte unter Umständen aus ihm einen Wütherich, der sich getrost mit Nero und Caligula messen konnte. Wenn Holberg à la baisse speculirte, hatte für ihn jede Regung der Menschlichkeit aufgehört. Ueberschwemmungen und Seuchen, Kriege und Hungersnoth, Alles war ihm willkommen, wenn nur seine Zwecke dadurch gefördert wurden; er hätte die ganze Welt, ohne mit einer Wimper zu zucken, elend zu Grunde gehen lassen, um Creditactien einige Gulden im Kurse fallen zu sehen. An der heutigen Börse zum Beispiele war Holberg in heftigen Zorn gerathen, weil eine Depesche aus Toulon den sporadischen Charakter der Cholera trotz aller gegentheiligen Meldungen aufrecht erhielt. Er schrie und tobte wie ein Rasender, er erklärte diese Nachricht für eine Albernheit sondergleichen und Jeden für einen Schwachkopf, welcher ihr nur den mindesten Glauben beimesse. Das Wort »sporadisch«, heute im Gespräche, in welcher Beziehung immer, angewendet, wurde von ihm als eine persönliche Beleidigung aufgefaßt."

Wie man sieht, ist dieser scharfsinnig combinirende Börsianer ein feiner Charakterkopf, es thut uns nur leid, daß er nicht die Hauptfigur des Romanes ist. Statt ihn im Kampfe mit der Welt und der Börse zu sehen, können wir ihn nur in der ungewohnten Rolle eines Eheschließers beobachten, wobei er noch obendrein von einer koketten Intrigantin überlistet wird. Nur einmal wird eine vorübergehende pessimistische Laune erwähnt, in welcher er all' seine kaufmännische Gelahrtheit verwünscht und die Quintessenz des Börsenspieles zieht.

„Was nützen mir alle meine Berechnungen, wenn ich die Dummheit der Menschen doch nicht mitberechnen kann? Dieser Factor spottet ja aller Schätzung, denn er ist immer hundertmal, tausendmal größer, als man sich ihn in seinen kühnsten Träumen vorstellt. Ich prüfe, zersetze, analysire einen Gegenstand nach allen Regeln der Kunst, und erkenne ihn schließlich als Kupfer, als unzweifelhaftes ordinäres Kupfer. Das dumme Volk aber schwört darauf, unverfälschtes Gold in Händen zu haben, und da es stärker ist als ich, so richtet es mich zu Grunde. Ich

*) Wien, Carl Konegen.

Digitized by Google

habe mich getäuscht, als ich glaubte, nach vernünftigen Grundsätzen an der Börse operiren zu können."

Schade auch, daß die gut entworfene Figur der gemüthvollen und feingebildeten Frau des denkenden Bankiers nicht mehr in den Vordergrund tritt. Sie liebt ihren Mann, den trefflichen Gatten und Vater, zwingt sich, in die ihr fremden und unsympathischen Börsendinge einzudringen, und verfolgt mit ängstlicher Theilnahme und klopfendem Herzen die wechselvollen Chancen des Börsenspieles. Noch einen anderen Typus aus der Welt der Ziffern und Kurse lernen wir leider nur so nebenbei in dem Bankier Grünholz kennen. Er ist Hollberg's Widerspiel, kein denkender Bankier, sondern, wie dieser ihn nennt, „ein Jagdhund", der nur mit dem Instincte das Richtige trifft. Er ist lediglich Börsenjobber, indeß seine Frau für Kunst und Literatur und alles Höhere schwärmt. „Was könnt ihr mehr von uns verlangen?" pflegt er zu fragen, „ich besitze das Geld, sie die Bildung." Die schönsten finanziellen Combinationen fallen ihm im „Hamlet" und „Don Carlos" ein. „Daß Shakespeare und Schiller noch möglicherweise einen anderen Zweck haben könnten, war ihm gar nie in den Sinn gekommen." Gut ist ferner die ebenfalls flüchtige Silhouette des Gründers Bernfeld, eines im größeren Stile angelegten Menschen. Die Unternehmungen, welche er in's Leben ruft, interessiren ihn um ihrer selbst willen, und er wendete ehrliche Arbeit an dieselben. „Aber um seine Geschäfte durchführen zu können, mußte er den ganzen Apparat des damaligen Schwindels in Bewegung setzen, da ohne die hundertfachen Lockspeisen desselben sich Niemand daran betheiligt haben würde. So subtil war er freilich nicht, daß er an diesen Manipulationen großen Anstoß genommen und die ungeheueren Gewinne, die ihm auf diesem Wege zufielen, verschmäht hätte. Es genügte ihm schon vollkommen, daß seine Methode nicht so bodenlos unreell war, wie die seiner Concurrenten." In seinem Hause bewegen sich „echte Aristokraten neben meiningenschen Baronen und römischen Grafen, wirkliche Künstler neben bloßen Virtuosen, gegenwärtige Demokraten neben verflossenen mit dem Excellenztitel, vortreffliche Gelehrte neben Charlatanen." Hübsch ist auch die Bemerkung über den Unterschied zwischen der Wohnungseinrichtung eines Künstlers und derjenigen eines Börsianers. „Dort ist alles originell und sonderbar, daß das Auge förmlich Sehnsucht bekommt nach ein wenig Alltäglichkeit und nach ein paar Dingen, die ohne Umschweife das vorstellen, was sie sein sollen. Dort sucht man sich durch originelle Einfälle, hier durch den Prunk zu überbieten. In Wesen und Form ist bei den Geldmännern eigentlich alles gleich, alles Schablone, doch das Silber, das bei dem einen nur schwer ist, ist bei dem anderen gar nicht von der Stelle zu rücken." Oder das Bild eines gastfreien Bankier-Salons, wo der Abend mit musikalischen Productionen beginnt.

„Die k. k. Hofopernsängerin trat also an den Flügel und sang einige Lieder. Die ersten Nummern wurden scheinbar mit großer Aufmerksamkeit angehört. Man will doch auch einigermaßen gebildet und kunstverständig erscheinen. Man gibt daher seinen Mienen den Ausdruck hoher Theilnahme und äußert gelegentlich: »Schöne Stimme, seelenvoller Vortrag« und dergleichen. Aber nachgerade wird die Geschichte lästig.... Die eilige Reise des Vögleins nach dem Norden und die unvermittelt zum Ausdrucke gebrachte Sehnsucht nach dem Süden zu wandern, langweilt den Bankier Grünholz, der für derartige widerspruchsvolle Wünsche absolut kein Verständniß besitzt. Man fängt nun schon an, sich verschiedene Geschäftsneuigkeiten in's Ohr zu wispern, es erhebt sich allmählich ein lebhaftes Gesumse, welches nur durch die abwehrenden Zischlaute der Damen zeitweilig gedämpft wird. Endlich schließt die Production und die Kaufleute athmen wie erlöst auf. Sie begeben sich schleunigst, einen Rückfall befürchtend, in die Spiel- und Rauchzimmer."

Wem fällt hier nicht die köstliche Zeichnung Oberländer's aus den Fliegenden Blättern ein, die auch einen solchen Hausball beim Bankier X. zeigt? Die Herren tanzen eifrig mit ihren Damen, aber die Ankunft des Kurszettels von der Abendbörse bereitet dem Vergnügen ein Ende mit Schrecken. Auf dem zweiten Bilde sehen wir die jäh verlassenen Tänzerinnen rathlos dastehen, indessen ihre Cavaliere, alles vergessend, in einer dichten Gruppe sich um die interessante Lectüre drängen.

Uebrigens ist Erwin Balder kein Realist, trotz aller scharfen Beobachtungen und langen Schilderungen. Er hat ein ganz anderes Vorbild als Zola und Daudet, nämlich einen Dichter des zweiten Kaiserreiches, der als Schüler Musset's begann und erst später seine eigenen Wege ging und beträchtlich wuchs: den höfisch eleganten Octave Feuillet, der in jedem Werke ein Problem lösen will und dasselbe mit poudre de riz, etwas Frömmelei und bengalischer Beleuchtung servirt. Dreimal wird auch dieser Einfluß indirect zugestanden: Im Burgtheater spielt man gerade „Eine vornehme Ehe," als die Liebenden sich in ihrer Loge zusammenfinden, und dem Helden fließt die Gestalt der Geliebten mit den leidenschaftlichen Worten der in dem Stücke auftretenden Personen zusammen. Dann vergleicht einmal Leonie ihren Walter mit einem armen jungen Manne, und das romantische Schicksal eines solchen hat ja Feuillet in einer Erzählung und einem Drama behandelt, jenem „Roman d'un jeune homme-chauve", wie man jetzt in Paris geringschätzig zu sagen pflegt, denn Feuillet ist nicht mehr Mode, trotz des Erfolges von „Une veuve", seinem letzten Romane, den Leonie übrigens ebenfalls zu kennen scheint, denn er liegt auf ihrem Tische. Und von Feuillet hat Balder sein Problem, die ganze Disposition, die langsame Abwickelung des dünnen Fädchens der Handlung, die etwas farblose Schilderung, die feine Charakterzeichnung, den klugen weltmännischen Ton und das nervöse dramatische Tempo abgeguckt, womit in ein paar schlagenden Scenen die Geschichte abgeschlossen wird. Freilich hätte der Meister nicht drei Viertheile des Buches so sehr im Sande hinschleichen lassen, wie der Schüler, in dessen Buche man sich die interessanten letzten siebzig Seiten durch die stellenweise Langeweile der vorhergehenden oft schwer erkaufen muß. Der Anfänger verräth sich auch allzu deutlich in den vielen Wiederholungen und Längen der Handlung, wo auf Seite 100 an das erste Kapitel angeknüpft wird. Ein Uebelstand ist ferner, daß die Scenen mit großer Umständlichkeit vorbereitet werden, und wenn sie selbst dann folgen sollen, so werden sie meist mit einigen Worten abgethan oder indirect kurz erzählt. Wie energisch aber geht gerade der sanfte Feuillet in solchen Fällen auf sein Ziel los!

Durchaus lobenswerth ist die Charakteristik der Titelheldin. Leonie ist eine Frau nach der Mode. Eine schöne, geistreiche Kokette und leidenschaftliche Theaterfreundin, die ihr eigenes Leben in Scenen, Acte und Abgänge theilt und immer eine dankbare Rolle spielen muß, die Dichterin ihres eigenen Lebens. Tochter eines Millionärs, heirathet sie aus theatralisch angehauchtem Edelmuthe den schlichten Hofmeister des Hauses, den Mediciner Dr. Franz Eder, einen freisinnigen, stillen Gelehrten, dessen sie bald nach diesem rührenden Actschlusse überdrüssig wird. Eine andere dankbare Scene macht sie sich, indem sie in der Maikatastrophe des Jahres 1873, als ihr Vater sein Vermögen verliert und beinahe auf die Anklagebank kommt, den tiefgebeugten Gründer aufrichtet, mit den Gläubigern und Advokaten verhandelt und das Schlimmste abwendet. Auch in ihrer kleinbürgerlichen Existenz neben dem schlichten Hausarzte steckt viel beifallswürdige Entsagung. Dann kommt der psychologische Moment, wo die helle Romantik anfängt. Der idealistische Rittergutsbesitzer Walter, ein Faust im Fracke, verliebt sich in sie, nachdem sie ihm klar gemacht, daß sie keine sogenannte Weltdame sei, sondern etwas Höheres, Besseres d. h. die bekannte unverstandene Frau. Sie umgarnt ihn mit einer so raffinirten Kunst, daß der Schüchterne seine Sprache ganz verliert und sie nur noch küßt. Nun aber endlich die Verwickelung. Walter soll Leonie's Schwägerin Helene heirathen. Sie spielt die vermeintliche Ehestifterin, ist aber bloß darauf bedacht, die Vereinigung zu verschieben und zu hindern. Als die Verlobung dennoch stattfindet, wagt sie einen Knalleffect, indem sie Walter zu einem Stelldichein zwingt, wobei er ganz in ihre Fesseln fällt. Helene überrascht das verbrecherische Liebespaar, trägt jedoch in ihrem Edelmuthe dafür Sorge, daß wenigstens ihr geliebter Bruder nichts davon erfährt, und stellt sich lieber selbst bloß — ganz wie in Ohnet's „Gräfin

Digitized by Google

Sarah“.... Auch die Lösung weiß sie nach ihrem Geschmacke zu fügen, indem sie sich von dem armen Doctor scheiden läßt und den reichen Walter heirathet. Ihr Traum ist also erfüllt, und sie kann zufrieden sein mit der Vorsehung und sehr stolz auf ihren Verstand und ihre Energie, die das Alles herbeigeführt haben. „Nur schade“, seufzt sie manchmal, „schade um die verlorene Zeit! Hätte Walter mir nicht früher begegnen können?“ Mit diesem hübschen Zuge schließt das Buch.

Auch in seinen Schilderungen, denen übrigens die Farbe fehlt, steht der Verfasser ganz unter dem Banne der Pariser Autoren. Er beschreibt viel, und überall fühlen wir festen Boden unter den Füßen, die Granitwürfel des Wiener Pflasters. Wir sehen eine Vorstellung im Burgtheater, wir spazieren im Prater, im Stadtparke, in der Nobelallee und vor der Rotunde, athmen in Baden „am Land“ und speisen bei Sacher; der Ort der Handlung wird genau beschrieben und überwuchert ungebührlich die Handlung. Wenn z. B. das Volksleben in einem „Kaffeehause“, im Prater das Judenviertel, die Arbeiterquartiere u. s. w. dargestellt werden, so steht diese Ausführlichkeit in keinem Verhältnisse zu dem winzigen Ergebnisse: wie diese verschiedenen Bilder auf die unentschlossene Seele eines brütenden Träumers einwirken. Die Gegenständlichkeit, le milieu als Beihülfe zur Charakterzeichnung und psychologischen Entwickelung ist ja ein schönes und bewährtes Mittel, muß aber doch mit dem Zwecke in einem gewissen Verhältnisse stehen, sonst langweilen uns die seitenfüllenden Beschreibungen. Sie sind wie ein vielversprechender Vorhang, hinter dem sich nichts abspielt und der niemals aufgeht. Die Kunst des Romandichters soll mit dem Menschen beginnen und nicht mit der Decoration.

Dasselbe Mißverhältniß beobachten wir auch bezüglich der Dialoge. Balder's Menschen sind ohne Zweifel sehr klug, sehr geistreich, aber sie hören sich zu gern reden. Hier könnte der Verfasser gerade von seinen französischen Meistern die Knappheit des Dialoges lernen. Wie wenig wird bei Daudet z. B. in direkter Rede den Figuren in den Mund gelegt, fast nur die Hauptpunkte, die Schlager oder feinen Wendungen, an denen dem Verfasser gelegen ist. Aber Balder's Menschen haben uns eine Menge philosophischer und anderer Beobachtungen mitzutheilen, von denen sie uns keine einzige schenken. So artet ihre Beredsamkeit in Schwätzerei, ihr Geist in spielende Geistreichelei aus, die sich stets vor dem Spiegel bewegt. „Ist das nicht hübsch gesagt? Eine scharfsinnige Beobachtung, was? Ja, ich kenne meine Welt, in der ich mich langweile!“ Doch sei gerne zugegeben, daß wir manche kluge Aeußerung nur ungern vermissen würden. Man könnte aus dem Buche viele treffende Aussprüche anführen, die jeder Sentenzensammlung Ehre machten.

„Im Herzen des Menschen vollziehen sich ohne seine Mitwirkung, ja ohne seine Kenntniß die großen Processe so selbständig wie in einer Retorte. Das fertige Resultat tritt dann häufig erst viel später zu Tage. Auf diese Weise mag es sich erklären, daß Menschen Thaten vollbringen, die Niemanden mehr überraschen können, als eben sie selbst.“

„Bis zum dreißigsten Jahre genügt es dem Manne zu lieben, aber von diesem Zeitpunkte an will er auch geliebt werden.“

„An dieser table d'hôte des Lebens besteht die merkwürdige Einrichtung, uns die Gerichte, welche wir ablehnen, ein zweites Mal zu präsentiren, und daß wir sie dann verzehren müssen, wenn wir auch daran ersticken sollten. Der Liebeswahnsinn der Jugend und ihre sonstigen Eseleien, man schenkt sie uns nicht, sie werden nachservirt, und wie schrecklich ist es, diese Speise zu genießen, wenn sie kalt geworden ist. Oh, es gibt nichts Jämmerlicheres für den Menschen, als sein Herz und seinen Geist mit seinem Alter nicht im Einklange zu fühlen. Mir ist vor mir so ekel, als sähe ich mich mit meinem langen Barte, in dem sich schon graue Haare zeigen, wie ein Knabe gekleidet, Spitzenhöschen an den Beinen, und ein Sammtbarett auf dem Kopfe!“

„Wenn der Ritter im Märchen Dornröschen heirathet, so geschieht es wohl auch, weil er die einfache Vorsicht gebraucht, die junge Dame vom Augenblicke ihrer Entzauberung bis zum Eintritte in die Kirche nicht einen Moment zu verlassen. Das Märchen sagt es zwar nicht ausdrücklich, aber es ist selbstverständlich. Was wäre das auch von diesem Ritter für ein sträflicher Leichtsinn einem Menschenkinde gegenüber, welches hundert Jahre geschlafen hat, und nun natürlich voll Heißhunger erwacht! Der Kuß, mit welchem es ermuntert wurde, brennt ihm noch im Blute, es sehnt sich nach allen Freuden der Erde, und wie es nun sehnsuchtsvoll um sich blickt, da wäre der Ritter verschwunden und irgend ein zufällig Vorübergehender an seine Stelle getreten?! Könnte man unter solchen Umständen einen veränderten Ausgang des Märchens bezweifeln?“

Der Herr Bankdirector hat Alles in Allem seinen Beitrag zum Romane der modernen Geschäftswelt geliefert, der durchaus dankenswerth und nicht verloren ist. Er hat gute Steine zum Bau getragen. Vielleicht kommt ein Anderer, der nun sein Material in selbständiger Weise benutzt und vertieft und den Bau ausführt. Vielleicht ist es der Verfasser selbst, der in einem zweiten Versuche die erregten Erwartungen erfüllt und übertrifft. Wenn es ihm gelingt, sich von dem Vorbilde Feuillet's loszumachen und mehr der naturalistischen Linken sich zu nähern, so sollte ihm dies nicht allzu schwer werden.

Z.

## Feuilleton.

### Das Ende eines Romanes.

Von Philippe Chapron.

Autorisirte Uebersetzung.

Die Nacht breitete draußen ihren Schleier aus, und die Dunkelheit umfing auch schon den Salon der Gräfin des Yvettes. Es war ihr Empfangsabend. Sieben oder acht Damen, die auf Besuch gekommen waren, saßen im Halbkreise vor dem Kamine und tauschten banale Reden aus, welche von langen Pausen und dem discreten Rauschen der Seiden- und Sammtkleider unterbrochen wurden, denen Düfte von White-Rose und Ylang-Ylang entstiegen. Um fünf Uhr erhob sich die Baronin Helene de Moriolis und nahm von der Gräfin Abschied. Sie verneigte sich halb, spendete den noch ausharrenden Damen ein sehr anmuthiges Lächeln und ging der Thür zu. Auf der Schwelle gab ihr die Gräfin noch einmal die Hand und sagte:

„Meine besten Empfehlungen an den Baron!...“ Und halblaut fügte sie hinzu: „Noch eins, liebe Freundin. Sie sind ja so muthig, bitte, besuchen Sie doch im fünften Stocke das unglückliche Mädchen, das im Sterben liegt, und von dem ich Ihnen vorhin erzählte. Sie thun ein gutes Werk. Ich ginge selbst, wenn ich nicht heute Abend auf die spanische Gesandtschaft zum Balle müßte. Aber Sie wissen ja, wie sehr mich solche Aufregungen angreifen.“

„Recht gern!“ erwiderte Helene. „Wie heißt sie?“

„Anna Favin.“

„Ich danke. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Die Baronin trat in die Portierwohnung und erkundigte sich.

„Diensttreppe im Hofe, fünf Stiegen links.“

Die junge Frau hastete die enge, dunkle Treppe empor, die ein Küchengeruch erfüllte, und im fünften Stocke hielt sie vor der ersten Thür zur Linken. Der Schlüssel steckte, trotzdem klopfte sie schüchtern mit ihrer behandschuhten Rechten.

„Herein,“ rief eine schwache Stimme.

Frau de Moriolis öffnete und trat ein.

In einem elenden Dachstübchen, von einem Ofen erwärmt, in dem ein Feuerrest glimmte, erblickte sie Anna Favin. Es war ein großes, blondes Weib mit ziemlich feinen Zügen und schwarzen Augen, etwa 26—28 Jahre alt. Bekleidet mit einem schlechten, vielgeflickten Schlafrocke, aber die Füße in rosaseidenen Pantoffeln mit hohen Hacken — ohne Zweifel das Geschenk irgend einer wohlthätigen Dame des Hauses —, saß sie auf einem alten Lehnstuhle. Eine Kerze auf dem Tische erhellte das Zimmer, und im Halbdunkel des Hintergrundes sah man die undeutlichen Umrisse eines Bettes hinter einem Vorhange.

Digitized by Google

Eine Nachbarin befand sich bei der Kranken, als Helene eintrat. Aber im Anblicke der in Pelze gehüllten jungen Dame errieth sie den Zweck des Besuches und zog sich zurück.

„Fräulein," sagte Helene, indem sie neben dem jungen Mädchen Platz nahm, „ich bin eine Freundin der Gräfin des Yvettes, die in diesem Hause wohnt. Sie wäre gern selbst gekommen, um nach Ihnen zu sehen, aber sie war verhindert und bat mich daher, sie bei Ihnen zu vertreten."

„Frau Gräfin sind zu gütig, und ich danke Ihnen dafür," sagte Anna Favin und reichte der Baronin eine abgemagerte, aber noch immer hübsche Hand. Dann setzte sie mit einem traurigen Lächeln hinzu: „Ach, von Ihrer Güte werde ich wohl keinen Gebrauch mehr machen können! Die Brust will nicht mehr . . . und ich bin seit Langem aufgegeben. Der Arzt hat es mir nicht gesagt, aber ich errathe und fühle es."

Helene de Moriolis versuchte die Kranke zu ermuthigen und eine Hoffnung in ihr zu erwecken, aber Anna Favin schüttelte verzweifelt den Kopf:

„Nein, ich erwarte nichts mehr von der Zukunft und daher verwende ich die wenigen Tage, die mir noch bleiben, um mich in die Vergangenheit zu versenken."

Und mit der Hand zeigte sie auf ein altes Photographiealbum, das offen auf dem Tische lag — ein abgegriffenes, vergilbtes Album, das als einziger Prunkgegenstand inmitten dieses Elendes noch von verschwundenen besseren Tagen sprach. Mechanisch warf die Baronin einen Blick darauf, und nur mit Mühe konnte sie einen Schrei unterdrücken, als sie eines der aufgeschlagenen Bilder erkannte. Sie glaubte an einen Irrthum und beugte sich tiefer zu dem Bilde herab und betrachtete es. Kein Zweifel mehr, es war die Photographie ihres Gemahles, des Barons Robert de Moriolis. Wie war dieses Bildniß in die Hände des jungen Mädchens gelangt? Die Baronin erbleichte und eine schmerzhafte Bangigkeit schnürte ihr das Herz zu. Sie war seit drei Jahren verheirathet. Hatte der Baron sie mit diesem Mädchen hintergangen, ohne daß sie davon eine Ahnung hatte? Und mit thränenerstickter Stimme fragte sie:

„Besitzen Sie dieses Bild schon lange, Fräulein?"

Anna Favin antwortete mit feuchten Augen:

„Seit fünfeinhalb Jahren, Madame."

Die Baronin athmete erleichtert auf.

„Verzeihen Sie meine Neugier, Fräulein," sagte sie lebhaft, „aber ich glaubte, die Person zu erkennen, und sehe jetzt, daß ich mich täuschte."

Anna Favin erwiderte mit einer sanften und traurigen Stimme: „Es ist ein Mann, den ich geliebt habe."

Bei diesem Geständnisse richtete Helene de Moriolis einen so unruhig fragenden Blick auf Anna Favin, daß diese glaubte, die Geschichte ihrer Liebe würde die große Dame interessiren, und in aller Unschuld erzählte sie.

In einem vornehmen Hause der Vorstadt St. Germain, wo sie Erzieherin war, machte sie die Bekanntschaft dieses jungen Mannes. Er kam oft in's Haus, wurde auf sie aufmerksam und fing an, ihr den Hof zu machen. Sie war schwach, und eines Tages gab sie ihre Stellung auf, um ihm zu folgen.

O, ihre Geschichte war alltäglich. Sie hatte sich eingebildet, daß der junge Herr sie eines Tages vielleicht heirathen oder doch ihre Zukunft sicherstellen würde, aber es war ein Irrthum. Nach zwei Jahren des Verkehres hatte er sie verlassen, um sich zu verheirathen. Nun begann ihr Elend. Ihr stadtbekanntes Verhältniß verschloß ihr alle Thüren, ihr Lehrerinnenberuf war ihr in Zukunft verwehrt, und sie mußte mit Nadel und Faden ihr Brod verdienen. Da überraschte sie die Krankheit und traf sie auf den Tod. Jetzt waren ihre Kräfte erschöpft, ihr Leben verzehrt und sie selbst auf die Barmherzigkeit ihrer Nachbarinnen angewiesen.

„Haben Sie jenen Mann geliebt?" fragte Helene langsam.

„O Madame," sagte Anna Favin, „von ganzer Seele."

„Wie kommt es denn, daß Sie seither niemals daran gedacht haben, sich an ihn zu wenden? Vielleicht hätte er etwas für Sie gethan."

„Wohl dachte ich mehr als einmal daran," antwortete die Kranke, „aber er war ja vermählt. Ich fürchtete, wenn ich ihm schriebe, würde seine Frau von diesem Abenteuer erfahren, und eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite hätte den Frieden seiner Ehe stören können. Das wollte ich nicht." Und mit sanfter Stimme fügte sie hinzu: „O, ich zürne ihm nicht. Die Liebe eines armen Mädchens wie ich hätte seine Zukunft gefährden können. Nur noch einmal möchte ich ihn sehen!"

Bei diesen Worten ließ Helene de Moriolis einen räthselvollen Blick auf sie fallen und erhob sich.

„Fräulein, ich bin glücklich, Sie gesehen zu haben, und werde morgen ohne Zweifel wieder kommen. Nur Muth! Vielleicht werden Sie schneller wieder gesund, als Sie sich denken."

Anna Favin vermochte nicht zu antworten, denn ein schrecklicher Husten überfiel sie und zerriß ihre Brust. Helene nahm ihren Pelz von der Schulter und gab ihn der Kranken:

„Hüllen Sie sich ein damit," sagte sie. Und während die Kranke ihre Hände ergriff und weinend sich bedankte, ließ die Baronin auf dem Tische ihre blauseidene Börse zurück und ging.

Es war spät, als die junge Frau nach Hause kam. Der Baron erwartete sie schon seit langer Zeit, nicht ohne Unruhe. Sie entschuldigte sich mit den vielen Besuchen, die sie gemacht hatte. Als man sich nach dem Diner von der Tafel erhob, sagte sie:

„Gehst Du heute Abend in den Club, mein Lieber?"

„In den Club? Nein."

„Dann bitte ich um einen Dienst. Du kennst die Wohnung der Gräfin des Yvettes? In ihrem Hause liegt eine junge Frau im Sterben und bedarf der Hülfe. Ich hatte ihr meinen Besuch für diesen Abend versprochen, aber so viel Jammer macht mich krank. Geh' Du doch, bitte, statt meiner und thue für die Aermste, was Du für gut findest. Ich wäre Dir wirklich dankbar für diesen Liebesdienst."

„Du hast nur zu befehlen, Helene," sagte der Baron. „Und welches ist der Name dieser jungen Frau?"

Sie stutzte einen Augenblick, dann erwiderte sie entschlossen: „Fräulein Anna Favin."

„Anna Favin!" rief Robert de Moriolis und erbleichte.

„Ja," sagte sie leichthin, „eine ehemalige Erzieherin, die von Allen verlassen ist und an Krankheit und Elend zu Grunde geht."

„Helene, Du weißt Alles!" rief Robert und eilte auf sie zu. „Nicht wahr, Alles?"

Die junge Frau nickte. Der Baron senkte das Haupt.

„Und doch gestattest Du mir, daß ich sie besuche?"

„Das soll Deine Strafe sein."

Gegen Mitternacht hörte Helene de Moriolis, welche den Abend allein geblieben war, im Vorzimmer Schritte. Ihr Mann kehrte nach Hause zurück.

„Nun?" fragte sie.

Er ergriff ihre Hand und weinte.

„Ihr Wunsch war, Dich noch ein letztes Mal zu sehen. Hat sie Dir verziehen?"

„Sie ist glücklich gestorben," sagte er. „Aber Du — wirst Du mir jetzt vergeben?"

Ohne ein Wort zu sagen, zog sie den Reuigen an ihre Brust und küßte ihn.

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Die Jüdin von Toledo."

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Grillparzer.
(Deutsches Theater.)

Dieses Drama Grillparzer's, ein Kunstwerk feinster Seelenmalerei, ist doch, seinem Inhalte nach, wie in der Technik seines Baues, kein bühnengerechtes Kunstwerk, und es müßte den Directoren des „Deutschen Theaters" verdacht werden, daß sie es seiner eigentlichen Bestimmung als „Lesedrama" entkleideten und auf die ungewohnten Bretter brachten, wenn nicht das löbliche Bestreben, das Andenken des großen österreichischen Dichters stets rege zu erhalten, ein solches Unternehmen rechtfertigte. Und wenn nicht — dieser Beweggrund ist vielleicht für die Inscenirung dieses Werkes noch maßgebender gewesen, als der ebengenannte — wenn es nicht in der Figur des edlen Alfons, des Königs von Kastilien, der die

Digitized by Google

Jüdin liebt, in dieser einzigen Gestalt des ganzen Dramas, welche dramatisches Leben hat, einem Josef Kainz Gelegenheit böte, sich einmal wieder in einer Paraderolle ganz zu entfalten. Kainz benutzte diese Gelegenheit vortrefflich. Er zeigte uns den gekrönten Jüngling, wie ihn wohl Grillparzer sich gedacht haben mag: den Jüngling, der, nach einer im Kriegslager nur unter Männern verlebten Knabenzeit und nachdem er die Langeweile der sittlichen Vortrefflichkeit an der Seite der ihm zugeführten tugendsamen Engländerin durchkostet hat, sich plötzlich berührt fühlt von dem Hauche weiblicher Ursprünglichkeit und sinnlicher, ungezähmter Natur; er zeigte uns auch in vortrefflicher Darstellung den jungen Helden, der „sich selbst erobert" und in männlicher Kraft dem Spiele ein Ende macht, das ihn für einen Augenblick seine Würde vergessen ließ, und er kämpfte sich vor unseren Augen mit großer schauspielerischer Gewandtheit und vieler Feinheit in der Auffassung durch den lahmen Schlußakt hindurch, in welchem jenes Hin- und Herwälzen der Schuld stattfindet, die Jeder edelmüthig büßen und doch Keiner tragen will. Dies Alles brachte Kainz so tüchtig und mit so echter künstlerischer Leidenschaft zur Ausführung, daß man sich schließlich wohl für Augenblicke in eine dramatische Erregung hineingetäuscht fühlte, die freilich immer rasch wieder unterbrochen wurde, wenn die Handlung aus der Seele des Helden heraus der form- und gestaltlosen Umgebung in die Hände gegeben ward.

Aber — wir müssen es wiederholen — selbst jene vorübergehende dramatische Erregung ist eine schöne Täuschung, die diesmal zufällig nur der Kunst des Darstellers gelungen ist. Im Grunde ist dieses Grillparzer'sche Werk kein Bühnenstück, und man sollte nicht dadurch das Andenken des Dichters zu ehren suchen, daß man es auf die Bretter bringt, für die es sich nicht völlig eignet. Der Charakter eines großen Monopols, den es an sich trägt und den ihm die zuweilen trefflich und scharf durchgeführte, immerhin aber skizzenhaft angelegte Begleitschaft der anderen Figuren der Tragödie nicht raubt, würde ja allerdings an sich die Bühnenwirkung nicht ausschließen, kann dieselbe aber auch nur dann erzeugen, wenn die Handlung in der Seele des Helden sich auf dem Untergrunde eines kräftigen Willens, eines plötzlich und mit elementarer Wucht sich geltend machenden, großen Entschlusses und eines spannenden inneren Kampfes entfaltete. Diese letzteren Erfordernisse sind in der „Jüdin von Toledo" nicht vorhanden, denn das Schwergewicht der Entwickelung in diesem Drama liegt in einem anderen Punkte: in der seinen Motivirung eines Naturtriebes, welcher den edlen Alfons über sein Wollen hinaus und entgegen seinem besseren Bewußtsein in die Arme der Jüdin treibt. Alfons ist ein passiver Held: die allgewaltige Mutter Natur spielt die Hauptrolle, die sich aber gewiß mit größerer Wirkung von der andächtigen und überlegenden Seele des Lesers als vor einer tausendköpfigen, neugierigen Zuschauermenge zu voller Wirkung entwickelt.

Denn die Neugierde dieser Zuschauermenge heftet sich leider allzusehr an Gegenstände, die nicht zu dem werthvollen Theile des Dramas gehören und nicht über seinen Werth entscheiden, als daß sie für die echt dramatische Erregung eingesetzt werden dürfte, und ein voller Erfolg dieses Grillparzer'schen Werkes, wie ihn die Darstellung im „Deutschen Theater" unbestreitbar aufwies, darf deshalb für uns durchaus nicht ein Maßstab zur Beurtheilung seiner Bühnenfähigkeit sein. Besonders nicht, wenn in dieser Darstellung, abgesehen von der großartigen Leistung des schon erwähnten Trägers der männlichen Hauptrolle, Nichts geschehen ist, was die Dichtung in ihrer Eigenschaft als bühnengerechtes Drama uns deutlicher und überzeugender vor die Augen stellen könnte. Es mag ja von großem Interesse sein, Agnes Sorma einmal in Prachtgewändern und Schmuck und bräunlicher Färbung der Haut als schöne Jüdin zu bewundern, aber es müßte denn doch ein geistreicheres und besonders ursprünglicheres Spiel von dieser mit nur neugierigen Blicken verfolgten Erscheinung ausgegangen sein, wenn wir an die Möglichkeit einer genügend scenischen Verwirklichung des weiblichen Naturkindes, wie Grillparzer es sich gedacht, glauben sollten. Diese schöne, eitle, wilde, launische, verbuhlte, ja sogar habsüchtige Rahel, — so schildert sie der königliche Liebhaber — tritt gleichsam nur andeutungsweise in der Dichtung auf, so daß wir, wenn wir die letztere lesen, wohl mit nachbildnerischer Imagination ihr ganzes elementares Wesen ahnen und vervollständigen können, nimmermehr aber im Stande sind, aus der Darstellung, und wäre sie die beste, ihre eigentliche Stellung im Drama zu erkennen. Sie soll die Personifikation der Urgewalt sein, der jeder bedeutende Mensch in seinem Leben doch einmal wenigstens verfallen muß, des zerstörenden und verzehrenden „ewig Weiblichen", der heißen, Alles vergessenden und alle Schranken überwindenden Sinnlichkeit.

Ich glaube, daß Grillparzer schon in seinem, früher als die „Jüdin von Toledo" entstandenen, dramatischen Fragment „Esther" an diese Personifikation gedacht hat, und daß „Esther" nur Fragment blieb, weil Ahasverus nicht genügend dramatisch zu beleben war. Denn nur in dem Wesen des Gegenspielers konnte die zauberische Macht jener Naturgewalt zum Ausdruck kommen, nur in der Seelenverwirrung des dieser Macht verfallenen Helden konnte sie selbst, wie durch Spiegelung, versinnlicht werden. Deshalb hat der Dichter auch, als er aus Lope de Vega's Behandlung des gleichen Stoffes das alte und doch ewig neue Thema herausfühlte, seiner Gestaltung jenen monologisirenden Zug gegeben und geben müssen, den ich oben hervorhob. Und weil er den Stoff verinnerlichte, umhüllte er, im Gegensatze zu dem spanischen Originale, den dramatischen Kern, wie er in König Alfonso's Selbstgesprächen sich zeigt, nur mit einem dürftigen, fast unbeholfenen, auf jeden Fall in die Bühnendarstellung nicht sonderlich sich fügenden dramatischen Mantel. Alfonso schien ihm die geeignete Figur, um in seiner Seele das Spiel und das Widerspiel der Gewalten zu entfesseln, die bis dahin schlummernd lagen und nur des zündenden Funkens bedurften. Wer den Funken schleudert, ist weniger bedeutungsvoll als die Art, wie er zündet und unheilvoll wirkt.

So einfach und dabei oft so ungenügend motivirt ist deshalb auch die äußerliche Handlung der Tragödie: eine kurze einleitende Scene zeigt den edlen, königlichen Jüngling, der nur an Schlachten und an Ruhm denkt; neben ihm sein kaltes Weib, die er zu lieben meint; „ganz Sitte" steht sie an seiner Seite, der „ganz Kraft". Und sofort erfolgt der Eintritt des diese langweilige, aber edle Harmonie zerstörenden, feindlichen Elementes: Rahel, die schöne Jüdin, flüchtet sich, von den Parkwächtern verfolgt, zu des Königs Füßen, die sie umklammert; „ganz Angst" ist sie, und deshalb ist sie mächtig. Der Funke ist in des bis dahin von Liebe unberührten Jünglings Seele geschleudert; noch sträubt sie sich in ihrer ursprünglichen Kraft — die herrlichen Monologe des zweiten Actes verkünden diesen Kampf — dann sinkt sie hin. Aber nicht in ihrer ganzen darniederliegenden Schwachheit will sie uns der Dichter malen; der dritte Act schon zeigt uns, wie sie, diese edle Seele, sich wieder emporringt aus dem Schlamm, und der vierte, wie sie den Sieg über sich selbst gewonnen. Wie spärlich nehmen sich neben diesem reichen, monologischen Inhalte die äußeren Motivirungen aus: das leidenschaftliche, aufreizende Gebahren der Jüdin im zweiten Acte, die kurze, aber scharfe Skizzirung ihrer Niedrigkeit im dritten, und das Auftreten der kalten Königin, die die Untreue nur zu strafen, aber nicht zu begreifen weiß, im vierten, Alles ist nur der zwar nothwendige, aber doch nur äußerlich bleibende Rahmen, der das Bild dieser Königsseele umgibt. Nicht weil die Jüdin schön und kurzweilig ist, folgt ihr der König nach, sondern weil er dem Drange gehorcht, der urplötzlich in seiner Seele erwacht ist, dem Drange zum Weibe, der blühenden Sinnlichkeit; nicht weil sie launisch, niedrig, verbuhlt ist, wendet er sich von dem Mädchen wieder ab, sondern weil seine Seele sich auf sich selbst besinnt; und nicht weil er dem Weibe untreu ward, fühlt er sich am Ende schuldig, sondern weil er sich bewußt wird, daß er sich selbst verlor. So stellt sich der ganze dramatische Inhalt dieses Monologs der königlichen Seele als der Kampf dar, den sie mit der unheimlichen Naturgewalt kämpfte, die in ihr selbst sich aufbäumte, die Oberhand gewann und nur mit dem Zerreißen des eigenen Herzens wieder niedergebeugt werden konnte. Und aus diesem Grunde gehört auch der fünfte Act, den Grillparzer seinem Inhalte wie seinem Aufbau nach von Lope de Vega herübergenommen, nicht zu der Tragödie des deutschen Dichters. Bei dem Spanier erforderte die Aneinanderreihung der äußeren dramatischen Geschehnisse, die allein er gibt und die allein er wirken läßt, auch den großen äußerlichen Abschluß durch die Kirchenscene, in welcher der König wieder Frieden macht mit seiner Gemahlin und den Großen seines Reiches; bei Grillparzer hat der König den Frieden mit sich selbst, den einzigen, den er zu schließen nöthig hat, schon im vierten Acte, in jenem großen Selbstverantwortungs-Monologe vor der zürnenden Gattin, hergestellt, und was sonst noch für des Reiches Wohl geschieht, läßt uns kühl. Deshalb wirkt auch der fünfte Act in Grillparzer's Drama ungeheuer lähmend, und es ist bezeichnend, daß der alte Vater der gemordeten Jüdin ihn zum größten Theil verschläft; obgleich die ganze Haupt- und Staatsaction der Untersuchung über die Schuld an jenem Morde sich in seiner Gegenwart abspielt.

Grillparzer's Tragödie will in der That meines Erachtens mehr still empfunden, scharf durchdacht und in ihren nur angedeuteten innerlichen Grundzügen vom einsamen Leser ahnend weiter ausgebaut werden, als einer zusammengewürfelten Menge zum Gegenstande äußerlicher Neugierde dienen. Es geht mir mit ihr wie mit Goethe's „Faust" oder Byron's „Manfred" und „Faliери": sie scheinen mir zu groß, zu tief, zu beziehungsreich für die Bühnendarstellung, welche sie stets nur äußerlich und deshalb unvollkommen wiederzugeben weiß. Wenigstens für unsere jetzige Bühnendarstellung mit ihrer Hervorkehrung des äußeren Gewandes eines solchen Dramas und der Nichtachtung ihres eigentlichen Inhaltes. Und wenn die „Jüdin von Toledo" auch diesmal in Josef Kainz einen Vertreter der männlichen Hauptrolle gefunden hat, der in den Geist der Dichtung tief eingedrungen war, und ihn dem Zuhörer ahnen ließ, so wurde dieser Eindruck doch rasch immer wieder verwischt durch die Nebenspieler, die anmaßender und deshalb störender hervortraten, als ihre Rollen es geboten. Zu der Melodie, die aus dieses Königs Seele gewaltig hervorbraust, gehörte eine discretere Begleitung. Allerdings war auch vielleicht der Gesammteindruck, den viele der Zuhörer von dem Werke erhielten, gar nicht durch diese Melodie erzeugt; mir schien es wenigstens, als wenn das größte Interesse in der Zuhörerschaft durch den Umstand erregt würde, daß es gerade eine Jüdin ist, die der König liebt. Und die einzige Kritik, die man am Gesammtspiele übte, schien die zu sein, daß Max Pohl, der den Vater dieser Jüdin gab, etwas allzudeutlich „mauschelte".

O. B.

---

## „Die Braut von Messina."

Trauerspiel in vier Acten von Friedrich von Schiller.
(Berliner Theater.)

Die antikisirende Schicksalstragödie Schiller's hat der Regie von jeher eine Reihe von Räthseln aufgegeben, deren Lösung sich stets als eine unvollkommene erwies. Die ideelle und actuelle Doppelstellung des Chores wollte sich durchaus nicht in den Rahmen der modernen Bühne einfügen und anschaulich zur Erscheinung bringen lassen. Von den mächtigen Leidenschaften der Hauptacteurs mit durchwühlt und dann wieder sie wie in ruhiger Spiegelfläche reflectirend, ergab sich ein Doppelbild, das des harmonischen Gesammteindruckes entbehrte. Auch die Barnay'sche Auffassung bringt keine endgültige Lösung, aber sie führt zu einem annehmbaren Compromisse.

Barnay legt den Hauptnachdruck auf die actuelle Bedeutung des Chores. Ob er damit den Schiller'schen Intentionen entspricht, ist min-

Digitized by Google

bestens zweifelhaft, jedenfalls kommt er den modernen Bühnenbedürfnissen entgegen und ermöglicht eine dramatische Wirkung, wo es sich bisher nur um einen lyrischen Genuß gehandelt. Er lockert die compacte Masse, die als lebloser Resonanzboden der auf der Scene tobenden Leidenschaften dienen würde, vertheilt Rede und Gegenrede auf eine größere Anzahl individualisirter Chormitglieder und ermöglicht so eine lebendige Wechselwirkung, die zwischen den Einzeldarstellern und den Chormassen hin- und herwebt und innerhalb der Letzteren von Person zu Person in verschiedenen Variationen nachzittert. Wo die compacte Masse als solche in den Vordergrund tritt — und das ist meist da der Fall, wo die ideelle Bedeutung des Chores betont wird — ergibt sich als natürliches Ausdrucksmittel der gemeinsam gesprochene Refrain. Und wie wurde der Refrain gesprochen! Barnay hat es verstanden, mit diesem primitiven Kunstgriffe eine musikalische, an das Recitativ der Oper erinnernde Wirkung zu erzielen.

Schon das erste Auftreten der Chöre, wie sich die Mannen der feindlichen Brüder über die beiden gegenüberliegenden Seitentreppen des Palasthofes herab ergossen, belebte die Scene und bot ein überraschendes Bild voll leidenschaftlicher Bewegung. Wie sie beim Anblicke der Gegner stutzten, zurückbebten, an die Schwerter griffen, die Fäuste ballten und den aufsteigenden Grimm mühsam zurückdrängten, das Alles zeigte von einer bisher unerhörten Belebung steifleinenen Comparsenthumes. Freilich waren es Schauspieler, keine Statisten, aus denen sich die Chöre zusammensetzten! Unter all' den martialischen Gestalten haben wir nicht eine einzige Carricatur bemerkt, und das will bei etwa fünfzig sicilianischen Kriegern recht viel sagen. Und nun erst die Bewegung! Natürlich und ungezwungen, ohne das gliederverrenkende Veitstanzthum der Meininger, verschoben sich die Gruppen und boten immer wieder ein schönes Gesammtbild. Besonders gelungen war der Moment, als die Mannen Manuel's sich in der Dämmerung lagerten, um das herrliche Loblied auf den Frieden zu singen. Zur höchsten tragischen Wirkung gelangten die Chorstrophen, wo sie gemeinsam gesprochen das allmächtige Walten des Schicksales in schaurigem Flüstertone feiern:

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut;
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.

Und dann wieder die Todtenklage an der Leiche Manuel's und vor Allem der Nachruf, von den greisen Mannen, über die Bahre in der Halle hingebeugt, mit halber, grimmunterdrückter Stimme gesprochen:

Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen
Steiget hervor, ihr Bäche des Bluts.

Aus den beiden Chorführern Cajetan und Bohemund wußten die Herren Kraußneck und Schwellach Charakterfiguren herauszugestalten, denen ein großer Theil des Erfolges des Abends zufiel. Besonders Herr Kraußneck mit seinem mächtigen, außerordentlich modulationsfähigen Organe erwies sich als ein Schillersprecher ersten Ranges. Jeder Vers der herrlichen Chorstrophen kam zur Geltung, ohne daß die Natürlichkeit der Sprechweise jemals gelitten hätte.

Von den Darstellern der Hauptpartien läßt sich gleich Rühmliches nicht sagen. Frau Ziegler hat uns abermals durch eine späte, aber immer willkommene Rückkehr zur Natur überrascht. Freilich, die Ansprache an die Aeltesten der Stadt war noch ganz im alten hohlen Declamationstone gesprochen, aber dann kamen Momente in der Versöhnungsscene mit den Brüdern, an der Leiche Don Manuel's, wo der durchbrechende Realismus die Zwangsjacke der Münchener Schule zersprengte. Im Pathos am nächsten kam ihr der Manuel des Herrn Teuber, leider mehr im falschen, als im echten Pathos. Woher er beispielsweise die visionäre Begeisterung genommen, als er seine Mannen beauftragte, auf dem Bazar Brautkleid und Schuhe zu kaufen, ist unerfindlich. Auch würde Herr Teuber wohl thun, das Quellen der Vocale innerhalb der Mundhöhle, bevor sie über das Gehege der Zähne treten, thunlichst zu verhindern. Herrn Ellmenreich's Don Cesar sah im Anfange recht verheißungsreich aus, hielt aber seine Versprechungen im Verlaufe der Handlung nicht. Besonders der im letzten Acte in Bewegung gesetzte großartige tragische Apparat erdrückte und erstickte seine anerkennenswerthen Anstrengungen, sich auf der Höhe der Situation zu erhalten. Er schrumpfte vor dem Katafalke des Bruders, neben der Riesengröße der Ziegler sichtlich zusammen und seine Stimmmittel verloren sich unter Trauergesang und Racheruf. Fräulein Auguste Scholz, die Darstellerin der Beatrice, scheint eine recht brave Darstellerin zu sein, für die Wiedergabe Schiller'scher Frauengestalten fehlt ihr das Nothwendigste, die Poesie. Ihr und den unruhigen Beleuchtungsexperimenten war es zuzuschreiben, daß der zweite Act beinahe seine Wirkung verfehlt hätte und wieder nur durch die vereinten Anstrengungen der Chöre über Wasser gehalten wurde. M.

## Opern und Concerte.

Zwei Operetten: „Gräfin Wildfang" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater; „Die Dragoner der Königin" im Victoriatheater. — Eröffnungsfeier im neu umgebauten Saale der Philharmonie. — Aussichten für den nächsten Winter.

In der Hauptstadt des Deutschen Reiches herrscht jetzt die Operetten-Durchfallepidemie; und wenn man die einzelnen Fälle prüft, so erscheint die Rettungslosigkeit gar nicht verwunderlich. Man hatte schon im letzten Jahre und zu Anfang des Herbstes geglaubt, daß Schlimmeres als die „neuen" Operetten (ich weise auf meinen Bericht über „Glücksritter") nicht geboten werden könnte; aber man hatte sich arg getäuscht. In der Friedrich-Wilhelmstadt wurde verflossene Woche die Operette „Gräfin Wildfang" von einem Wiener Anfänger gegeben, die an Naivetät in der Verwendung fremder Melodien fast nichts mehr zu wünschen ließ; zwei Tage darauf, am Sonntag, den 7. October, brachte das Victoriatheater eine „große" Operette mit Ballet in drei Acten: „Die Dragoner der Königin" von Leopold Wenzel (einem ebenfalls bisher im Verborgenen blühenden Componisten), welche noch unter die „Gräfin Wildfang" hinabragte. Der Text von den Herren Decourcelle und Beauvalet, von Herrn C. A. Raida, dem Capellmeister des Theaters, deutsch bearbeitet, bietet denkbar mannigfachste Zusammenklebung von Unsinn und Langeweile. Von den sieben Hauptpersonen, die vorgeführt werden, befinden sich nur zwei im eigentlichen Zusammenhange mit dem, was da Handlung sein soll, die anderen sind nicht einmal Nullen hinter einer Ziffer, sondern einfache Zeichen, die gar nichts bedeuten. Im ersten Acte war noch irgend Etwas von einer Exposition zu unterscheiden: Ein verschuldeter hübscher Dragonercapitän, der einer reichen alten Gräfin den Hof macht, um ihre Hand und ihr Geld zu gewinnen; ein junger bildhübscher Handwerker, in den diese Gräfin verliebt ist, und den daher der Offizier beseitigen will; eine Scene, in welcher der junge Handwerker von dem Offiziere zum Trunke bis zum Rausche und zum Unterzeichnen einer Militärverpflichtung verführt wird; große Betrübniß der Gräfin und der hübschen Wirthstocher Rose, welche der junge Handwerker heirathen will; Schluß des ersten überlangen Actes. Im zweiten unverständliches und unverständiges Durcheinander: Erscheinen des jungen Dragonerhandwerkers in Uniform mit einer herumziehenden Schauspielertruppe; er entführt seine Geliebte, Verkleidung als Schauspieler; ein Anderer, der Neffe der Gräfin, wird als vermeintlicher desertirter Dragoner eingefangen, soll erschossen werden — Ballet; im dritten Acte Lager, Geschrei, vollkommen unverständliche Scenen mit dem vermeintlichen Deserteur, der doch schon lange erkannt sein mußte, Verkleidung des jungen Dragoners als Wirthin, die nun ihrerseits den Capitän zum Rausche bringt — zuletzt gar eine Ordre, die den jungen Dragoner belobt und befördert. Wenn der Leser aus all' dem, was ich hier vorbringe, nicht klug wird, geht es ihm gerade wie mir im Victoriatheater am 7. October.

Doch wie immer die Textdichter gesündigt haben mögen, im Vergleiche mit den Thaten des Componisten verdienen sie noch Lob! Die Art und Weise, in welcher dieser Herr Wenzel die allerbekanntesten Polka- und sonstigen Tanzmotive seinem Texte unterlegt, läßt fast auf eine Art von Unzurechnungsfähigkeit, auf eine musikalische Kleptomanie schließen. Und dann diese Instrumentation! Kein Schüler eines Conservatoriums, der ein paar Jahre unter einem guten Lehrer studirt hat, darf derartig Dürftiges bringen; wie das in dem großen Victoriatheater klang! man glaubte hier und da ein Orchester zu vernehmen!

Aber wir müssen fragen: wie kam der sonst so tüchtige Director des Victoriatheaters dazu, solch einem ganz unbezeichenbaren Dinge wie diese „Dragoner" seine Bühne zu öffnen, und ihm noch dazu sehr große Unkosten an Ausstattung und Decoration zu widmen? Seine Erfahrungen haben ihn gelehrt, daß auf seiner Bühne nur geschickt gemachte Nachahmungen der großen Decorations- und sonstiger Schaustücke Erfolge gewannen: die „Weltreise in 80 Tagen", „Excelsior", „Frau Venus" ꝛc. Wie kam er nur dazu, eine „große Operette" vorführen zu wollen, und wie war es möglich, daß sein Capellmeister, der deutsche Bearbeiter, solcher Musik den Eingang nicht verwehrte? Mögen Andere eine Lösung dieses Räthsels versuchen, ich will nur noch der Aufführung einige Worte widmen. Frau Zimaier in der Hauptrolle des jungen Handwerkers war reizend in Gesang und Spiel, die Rauschscenen gewannen ihr die allgemeine bestverdiente Anerkennung; da waren lebhaftes Spiel und feinster Anmuth vereinigt.

Von den anderen sind noch die Damen Frl. Lilli Lejo und Frl. Conrad zu nennen, die recht verwendbare Sängerinnen sind, aber in diesem Machwerke gar nicht zur Geltung gelangten; dann die Herren Steinberger, Szika und Fredy, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, die Neuheit über dem Sumpfe zu halten. Verlassen wir nun das wenige Thema und wenden wir uns zu einem erfreulichen Ereignisse. Der neu gebaute Philharmoniesaal, der von Mitte April bis zum 5. October hergestellt worden, hat die glänzendsten Erwartungen übertroffen. Er ist in jeder Hinsicht den schönsten und besten Deutschlands beizuzählen, prächtig ohne Ueberladung, sehr groß ohne unbehagliche Breite, und sehr akustisch, so sehr, daß die an die früher nothwendige Kraft und Lungenanstrengung gewöhnten Mitglieder des Philharmonischen Orchesters, besonders die Bläser, erst den Eifer dämpfen müssen, um den vollen Wohllaut zu erzeugen. Die Eröffnung fand vor einer geladenen, der besten und gebildetsten Gesellschaft angehörigen Hörerschaft statt, unter Mitwirkung von Hans v. Bülow und des Stern'schen Gesangvereins, des Herrn Organisten Dienel, der auf der Orgel die Feierlichkeit mit einem Chorale einleitete, des Königl. Hofschauspielers Ludwig, der einen sehr anregenden Prolog von Dr. Rud. Genée sprach, und der Herren Capellmeister Kogel und Professor Rudorff; jener leitete den ersten Theil des Concertes, welcher Beethoven's „Weihe des Hauses" und Rich. Wagner's Meistersinger-Vorspiel brachte, der zweite handhabte den Dirigentenstab bei Beethoven's Phantasie für Clavier, Chor und Orchester, die Hans v. Bülow mit gewohnter großartiger Meisterschaft und mit dem Stern'schen Verein und dem Orchester ausführte, und beim Händel'schen „Hallelujah" zum würdigen Schlusse. Das war eine Vorfeier der Winter-Musikzeit, die uns viele Genüsse, aber auch harte Arbeit bringen wird; am 8. October, dem ersten eigentlichen Concerttage, finden gleich drei statt: Symphonie-Abend der Königl. Capelle unter Capellmeister Sucher (da Herr Deppe doch wieder zurückgetreten ist), Concert der Geigerin Toricelli im Hotel de Rom, und ein Kammermusikabend in einer Schul-Aula. Das genügt für den ersten Anfang! Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

## Inserate.


**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

# Staatlos.

Eine heitere Zeitgeschichte auf ernstem Hintergrunde

von

**Hans Blum.**

Ein starker Band. Hochelegantes Format broch. 7 M., eleg. geb. 8 M.

Der bekannte Verfasser, der durch seine früheren historischen Romane zu unseren **berühmtesten Autoren** zählt, schildert die Noth eines Deutschen, der aus Verdruß über Preußens Siege 1866 sein Heimathsrecht aufgegeben und ein kleines (bis vor Kurzem wirklich vorhandenes) staatloses Gebiet in Mitteldeutschland erworben hat, in einer Reihe lustiger Verwickelungen, denen der Ausbruch des Krieges von 1870 die ernsteste und zugleich erlösende Prüfung des staatlosen Helden hinzufügt.

## C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

# Aus vergangenen Tagen.

Drei Erzählungen

von **Ada Linden.**

8. geh. 21 Bogen. Ladenpreis 4 M.

Inhalt: **I. Der Ring der Hohenzollern. II. Aus den Tagen des Kampfes. III. Die Hexe von Heideburg.**

Höchst anziehend und culturgeschichtlich interessant geschriebene Novellen aus der Feder einer talentvollen, jungen Dame; dieselben können allen Gebildeten als eine fesselnde und anregende Lectüre warm empfohlen werden.

## Katholik oder Protestant?

Eine Frage des Gewissens und der Geschichte. Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Hch Kratz.** Preis broch. 75 ₰. **Eine knappe Gegenüberstell. d. beiders. Standpunktes in ruhiger, sachl. Erört. üb. d. besteh. kirchl. Gegensatz. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Verlag von G. M. Alberti's Hofbuchh., Hanau.**

Im Verlage von **A. Stein** in Potsdam ist soeben erschienen:

Zur

## deutschen Sprache und Litteratur.

Vorträge und Aufsätze

von

**Karl Biltz.**

**Preis: 3 Mk.**

Die vorstehenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Litteratur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielfach anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

## Schweizerische Rentenanstalt.

(Für Lebensversicherungen und Renten.)

**30. Jahrgang.**

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds **3,400,000 Fr.** Ausbezahlte Gewinnsrenten Francs 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien **26,000,000 Fr.** Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt **23,000,000 Fr.** Jahres-Einnahme **3,600,000 Fr.** Versicherungssumme **74,000,000 Fr.** Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur **für Berlin und die Prov. Brandenburg**

**Theodor Schroeder,**

Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. **2. Aufl.** 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

## Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik“, des „Wesens des Geldes“ u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — M 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf“, darf krittelnd „wunderlich“ mein Werk mir schelten;
**Wunderlich** erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

## Für Schriftsteller.

Zusendung **guter** spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

**Paul Köhler's Verlag,**

**Berlin N., Weißenburger Str. 8.**

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

**Dünker, Goethe und Karl August.**

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. M 18.—. Geb. M 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.


Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
NOV 1 1888
LIBRARY

№ 42. Berlin, den 20. October 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Strömungen in Afrika. Von G. Meinecke. — Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt. Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart. Von Carus Sterne. — Die Eröffnung des neuen Burgtheaters. Von Z. — **Feuilleton:** Der Sonntag auf dem Lande. Von Renato Fucini. Aus dem Italienischen von Oskar Bulle. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: Zu den populären Mißverständnissen. Von Karl Jentsch. — Notizen. — Inserate.

### Strömungen in Afrika.

Von G. Meinecke.

Nach der Ansicht bewährter Kenner Südafrikas scheinen sich in diesem gewaltigen Theile des Continentes, in dem Engländer, Buren, Deutsche, Portugiesen sowohl untereinander als mit den einzelnen Stämmen der Eingeborenen in eine Berührung kommen, welche man augenblicklich als eine mindestens unfreundliche bezeichnen muß, Ereignisse ernster Natur vorzubereiten, welche unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße verlangen. Denn seitdem Deutschland die Bahnen einer energischen Colonialpolitik beschritten hat, sind wir aus den Reihen der mehr oder weniger betheiligten Zuschauer in die Arena eingetreten und müssen bei dem allgemeinen „scramble", welcher jetzt in Afrika begonnen hat, uns nicht nur unserer Haut wehren, sondern unter Umständen auch vorgehen können. Es wird dies sogar zu einer Pflicht, deren Unterlassung die Schwierigkeiten unserer Situation noch vermehrt, wenn böser Wille und neidische Mißgunst die Gegner zu immer neuen Angriffen aufstacheln. In einem solchen Falle befindet sich augenblicklich Deutschland der englischen Verwaltung der Capcolonie gegenüber, welche über das Festsitzen der Deutschen in Südwestafrika sich noch immer nicht beruhigen kann und mit dem alten Mittel der südafrikanischen englischen Politik, oder sogar der großen englischen Politik — nämlich gelegentlich die Eingeborenen gegen die Weißen aufzuhetzen — in ausgiebiger Weise wirthschaftet. Um diese Verhältnisse zu würdigen, muß ein wenig weiter zurückgegriffen werden.

Man wird sich erinnern, daß das Haus C. F. Lüderitz in Bremen sich in Angra Pequena, der heutigen Lüderitzbucht, niedergelassen hatte und einen Tauschhandel mit den Eingeborenen des Hinterlandes, welcher auch über den Oranje-Fluß in damals unbestritten englisches Territorium sich ausdehnen konnte, zu treiben beabsichtigte. Die günstigste Zeit für das Geschäft in diesem Lande war schon vorbei, als Lüderitz sich etablirte. Ein paar Jahre lang hatte über die nördlich liegende Walfischbay ein so bedeutender Export von Producten des Landes, Elfenbein, Häuten, Straußenfedern u. s. w. stattgefunden, daß das an und für sich an thierischen Producten arme Land, wenn man die gewaltigen Rindviehherden ausnimmt, deren Export sich aber bald als nicht lohnend herausstellte, gewissermaßen ausgeplündert war. Es trat dann eine große Depression ein, von welcher sich heute auch das Land noch nicht erholt hat und unter welcher auch schließlich die Lüderitz'schen Geschäfte nicht wenig litten. Doch war die Niederlassung in Angra Pequena eine lebenskräftige Unternehmung, zumal da Lüderitz auch durch Graben von Brunnen u. s. w. die immerhin noch lohnende Viehzucht jenseits des sterilen Küstengürtels steigern wollte und mit umfassenden, fruchtbaren Plänen sich trug, deren Ausführung leider der Tod verhinderte, und bereitete wegen der Ausnahmestellung, welche sie genoß, den Capstädtern nicht wenig Kummer. Noch größeren Aerger aber empfanden die Engländer, als sie erfuhren, daß Lüderitz, ehe er seine Niederlassung unternahm, sich des Schutzes des Deutschen Reiches vergewissert hatte, und es sich schließlich herausstellte, daß sie in Folge ihrer eigenen schon früher bei der Behandlung der Klagen der im Hinterlande wohnenden Angehörigen der Rheinischen Missionsgesellschaft bewiesenen Gleichgültigkeit und durch das Ungeschick ihrer Diplomatie das Land vom Oranje- bis Kunenefluss verloren hatten. Nur Walfischbay war ihnen noch verblieben, welches für sie jedoch nur von einem geringen Werthe war. Als man in Capstadt endlich eingesehen hatte, daß man mit dem Factum der deutschen Besitzergreifung zu rechnen habe, versuchte man auf die oben schon angedeutete Weise den Deutschen Schwierigkeiten zu bereiten. Seit längeren Jahren wüthen schon Kämpfe zwischen den Hereros und Namas, unter denen die deutschen Missionen seit der Zeit, als das Gebiet „no man's land" war, sehr zu leiden gehabt hatten. Als nun mit dem Beginn der deutschen Schutzherrschaft diese Unruhen nicht gleich aufhörten, liefen sofort Reclamationen angeblich geschädigter Engländer ein, welche auch außerdem die Eingeborenen aufhetzten, so daß das Verhältniß zwischen Deutschen und Eingeborenen zeitweilig ein recht unerquickliches wurde. Die Missionare hatten nicht wenig zu leiden, und wenn sie auch in Person respectirt wurden, so wurden sie durch die fortgesetzten Viehdiebstähle und gereizten Eingeborenen nicht wenig geplagt. Unter diesen Umständen schien es bei der herrschenden Stimmung in Capstadt selbstverständlich, daß die Annahme, Deutschland werde sich nicht mit diesem schwer zu beruhigenden Lande plagen, zu einer fixen Idee wurde und die vorsichtige Sondirung des Reichscommissars Dr. Göring, ob die Capregierung nicht Walfischbay gegen die in der Südostecke des deutschen Gebietes wohnenden Bondelzwaarts austauschen wolle, in dieser Ueberzeugung von vornherein abgelehnt wurde. Es war dieses zu der Zeit, als Charles Marvin ausführte, „daß der in Angra Pequena ausgeübte schattenhafte Schutz mit der Zeit auch verschwinden müsse, damit in Australafrika südlich vom Cap Frio an der Westküste und der Mündung des Flusses Sambesi an der Ostküste nur ein Staat, eine Flagge und ein Volk

Digitized by Google

vorhanden sein möge". Obwohl nun die Entdeckung von Gold in dem deutschen Südwestafrika die Politiker in Capstadt hätte davon überzeugen sollen, daß das Land doch vielleicht werthvoller für Deutschland sein würde, als sie annahmen, so dauerten die Versuche der Ruhestörung doch fort und fanden einen festen Stützpunkt, als sich das Gerücht verbreitete, Eingeborene aus dem deutschen Gebiete wollten Walfischbay überfallen. Der Anlaß dazu war einfach genug. Ein räuberischer Hottentotten-Häuptling, welcher jedoch nur gegen seine schwarzen Stammesfeinde in Fehde lag, Hendrick Witbooi, hatte seine Munition verschossen und gedachte sich in Walfischbay neu auszurüsten. Aber obwohl er an den britischen Magistrat ein Schreiben voll tiefster Ehrerbietung richtete, und die formelle Versicherung gab, daß er gegen Weiße nichts im Schilde führe, und auf Veranlassung des deutschen Polizeimeisters unverrichteter Sache wieder abzog, so genügte doch schon sein bloßes Erscheinen, um die bittersten Klagen gegen die deutsche Regierung, in deren Gebiete Hendrick Witbooi wohnt, ertönen zu lassen. Im englischen Unterhause richtete sogar ein Mitglied an den Unterstaatssecretär für die Colonien die Frage, ob die deutschen Behörden die nöthigen Schritte gethan hätten, um eine wirksame Ueberwachung der Eingeborenen des Schutzgebietes durchzuführen, insbesondere feindliche Angriffe gegen außerhalb des Schutzgebietes liegende Bezirke zu verhindern. Der Unterstaatssecretär antwortete ausweichend und schützte diplomatische Unterhandlungen mit der deutschen Regierung vor. Die Angst der paar Engländer in Walfischbay, welche, wie die Folge gelehrt hat, einfach lächerlich war, bot jedoch der Capregierung die erwünschte Gelegenheit, nunmehr zu zeigen, daß ihr das Wohl dieses Landes mehr am Herzen liege, als den Deutschen. Es wurde sofort ein Kanonenboot mit 25 berittenen Capschützen nach Walfischbay beordert, welche Schanzen aufwarfen, ihr Feldgeschütz ausschifften und sich zum Kampfe bereit machten. Aber S. M. Kreuzer „Habicht", welcher ebenfalls auf die ersten übertriebenen Gerüchte auf seiner Reise nach Norden den Hafen von Walfischbay angelaufen hatte, fand nicht die geringste Unruhe und ging nach siebentägigem Aufenthalte am 1. Mai wieder in See. Jetzt ist die von der deutschen Colonialgesellschaft für Südwestafrika in Capstadt angeworbene Schutztruppe in Walfischbay ausgeschifft, so daß dieselbe ihr Gewicht bei den Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen, welche man nicht zu tragisch nehmen darf, in die Wagschale werfen kann. Der Regierung der Capkolonie aber bot sich eine gewünschte Gelegenheit, ihre Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ruhe in das rechte Licht zu stellen und der deutschen Regierung fast komisch klingende Vorwürfe zu machen. Noch in einer Sitzung des Cap-Parlamentes vom 21. Juni hat der Premierminister Sir Gordon Sprigg eine Gelegenheit wahrgenommen, seinem Aerger über die deutschen Erwerbungen in Südwestafrika freien Lauf zu lassen und auf den Besitz von Walfischbay zu pochen, als ob dieser Hafen uns unumgänglich nöthig und es nicht möglich wäre, sollte das Vorkommen von Gold in Damaraland den Abbau lohnen, nach Sandwichhafen den Verkehr abzulenken und dann Walfischbay lahmzulegen. Doch vielleicht lassen sich die Capstädter durch die offiziöse Andeutung, Deutschland könnte es sich im Falle des Nachgebens der Engländer überlegen, ob es nicht für seine südwestafrikanischen Besitzungen einem geplanten südafrikanischen Zollverein beitreten würde, eines besseren über ihre wirklichen Interessen belehren. Jedenfalls können sie überzeugt sein und ihre Politik danach einrichten, daß der englischen Besitzausdehnung in Südwestafrika eine unüberwindliche Schranke sich gegenüberstellt.

Wie schon vorher bemerkt, haben aber die Engländer, wenigstens der größere Theil der Nation, jetzt besonders Aspirationen auf der Ostküste, wo sie eine bemerkenswerthe Rührigkeit entwickeln, sowohl politisch als wirthschaftlich ihre Grenzen nach Norden zu schieben, bis zum Sambesi. Es traten augenblicklich die Strömungen klar zu Tage, das Zululand vollkommen sich „anzugliedern", Transvaal ganz einzuengen und Portugal als eine quantité négligeable zu behandeln und es einzuschüchtern.

Das Zululand befindet sich noch immer in einem Zustande heftiger Gährung, und es schien eine Zeit, als ob ein allgemeiner Krieg unter Zulus und Engländern ausbrechen würde, wobei natürlich wieder die Engländer Eingeborene gegen Eingeborene ausgespielt hätten. Nach der Unterwerfung des Königs Ketschwayo war es den Engländern als das Klügste erschienen, das Land unter dreizehn Herrscher zu vertheilen, damit keiner über den anderen sich überhebe. Mit Ausnahme eines gewissen Usibepu, welcher viel Gewalt an sich riß, blieben die Zaunkönige auch herzlich unbedeutend und unterwarfen sich dem später in Amt und Würde eingesetzten Ketschwayo. Aber Usibepu war nicht so leicht zu depossediren, er überzog Ketschwayo mit Krieg und setzte nach dessen Tode den Kampf gegen dessen Sohn Dinizulu fort, welcher die Buren des Transvaal zu Hülfe rief und sie mit großen Landschenkungen bedachte, wo dieselben die „Neue Republik" mit der Hauptstadt Vryheid gründeten. Dieselbe hat sich jetzt Transvaal angeschlossen. Dinizulu bereute bald seine Freigebigkeit, die Engländer mischten sich in die Sache, theilten das Zululand, dessen eines Drittel sie den Buren, ein anderes Dinizulu, und ein anderes Usibepu zusprachen, und annectirten schließlich das ganze Land mit Ausnahme des Burenantheils. Aber anstatt in energischer Weise das Land zu verwalten, wurde es dem Gouverneur von Natal unterstellt, einer Colonie, welche neben höchstens 40,000 Weißen 400,000 Eingeborene, der Mehrzahl nach den Zulus angehörig, zählt. Seit dieser Zeit war Dinizulu Rebell und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die schwächliche englische Politik im Zululande, welche allerdings auch aus der Befürchtung, mit Transvaal in Conflict zu kommen, zu erklären ist, noch mancherlei bedenkliche Erscheinungen zeitigen wird.

Denn der große Gegensatz zwischen Engländern und Buren, welcher in der Bildung des Oranje-Freistaates und der Südafrikanischen Republik sich verkörpert hat, besteht trotz aller Ableugnungen noch heutzutage ebenso mächtig als früher. Selbst in der Capcolonie ist mit wenig Ausnahme der Zwiespalt noch vorhanden, wenn auch die „Afrikander" sich dort gemäßigter zeigen. Die unfreundliche Stellung des Transvaal gegenüber der englischen Regierung ist leicht erklärlich, wenn man die Geschichte der Buren-Auswanderer überblickt, welche, von den Engländern oft auf das Schmählichste betrogen, erst durch die Schlacht am Majubaberge sich aus den Banne Englands losmachen mußten. Aber wenn auch dadurch für eine Zeit die englischen Ansprüche vernichtet wurden, so brachte die Entdeckung der Goldfelder und das colossale Zuströmen von weißen Abenteurern neue Gefahren, da das Uebergewicht der Buren zu verschwinden drohte. Dieselben suchten sich gegen etwaige Uebergriffe neuerdings durch die Pflege der Ausbreitung der holländischen Sprache zu schützen und gegen eine etwa wieder anzuwendende Taktik der Engländer, mit den Eingeborenen gegen die Buren gemeinsame Sache zu machen, durch Verschärfung des Gesetzes, nach welchen die Eingeborenen dort wohnen sollen, wo ihre Häuptlinge wohnen. Ueber diese sogenannten Locationen würde dann ein Regierungsbeamter die Aufsicht führen, wodurch eine Wiederholung der schmachvollen früheren Vorgänge, daß nämlich die Engländer die Kaffern gegen die Buren bewaffneten, unmöglich gemacht werden dürfte.

Diese Politik der Buren ist zwar eine geschickte, aber gegen die der Engländer, welche jetzt endgültig die Buren von der See abgeschnitten haben und denen es auch gelungen ist, ihnen den Norden zu verschließen, kann sie nicht aufkommen. Die jüngsten Ereignisse beweisen dies zur Genüge. Ein Artikel der am 27. Februar 1884 zu London unterzeichneten Convention lautet: „Die südafrikanische Republik darf keinerlei Vertrag eingehen mit irgend einem Staate oder einem Volke, außer mit dem Oranje-Freistaat, auch nicht mit irgend einem Stamme der Eingeborenen im Osten oder Westen der Republik, bevor solcher nicht durch die Königin von England gutgeheißen ist." Der südafrikanischen Republik stand also nur noch der Weg nach Norden offen, wo die Engländer beim Abschlusse der Convention keine Interessen hatten. Die Situation änderte sich aber bald. Es ist von holländischer Seite, welche uns nicht freundlich gesinnt ist, behauptet worden, der eng-

Digitized by Google

lischen Regierung seien die Beweise in die Hände gefallen, daß die südafrikanische Republik, durch deutsche Intriguen verleitet, ihr Auge auf ein zukünftiges deutsches Protectorat geworfen hatte, und daß die Deutschen beabsichtigten, ihre Erwerbungen quer über den Continent bis zum Sambesi auszudehnen. Abgesehen davon, daß nicht der geringste Beweis für das Vorhandensein einer solchen Absicht erbracht war, so standen ja schon die bestehenden Abgrenzungs-Verträge wie ein fester Damm einem solchen Beginnen entgegen. Jedenfalls wäre es nach der Protectoratserklärung über Betschuanaland und Khama's Reich, welch' letzteres im Nordwesten von Transvaal liegt, für die Deutschen äußerst schwierig gewesen, die Verbindung herzustellen. Doch soll die Möglichkeit, daß auch diese Annahme mitbestimmend für ein englisches Vorgehen nördlich des Crocodilflusses, der Grenze des Transvaal und Amandebele- oder Matebelereiches gewesen sei, nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Bedeutender wirkte jedenfalls die Nachricht von Goldfunden in diesen Ländern, welche sofort die Abenteurer aller Nationen in helle Aufregung versetzten und die früheren Mittheilungen unseres Landsmannes Mauch und des englischen Reisenden Thomas Baines vollkommen bestätigte. Die alte viel bestrittene Ueberlieferung, daß östlich von Sofala das Ophir Salomos zu suchen sei, gewann plötzlich an Glaubwürdigkeit. Die Gefahr, daß abenteuernde Buren mit Lobengula, dem Herrscher des Amandebelereiches in Verbindung treten und den Engländern zuvorkommen könnten, lag um so näher, als Buren schon einige Beziehungen mit Lobengula, dem Herrscher dieses Reiches, unterhielten. Um die Bewegungen der Engländer zu verschleiern, wurde eine schaurige Geschichte ersonnen, nach welcher Lobengula eine Anzahl von Eingeborenen, welche er einem englischen Jäger Selous zur Begleitung gegeben, aber mit dem Verbot nach Gold zu suchen, hatte niedermachen lassen, als sie dasselbe übertreten hatten. Man hoffte durch solche Geschichten, welche sich bald als unwahr herausstellten, noch die Einwanderer so lange zurückzuhalten, bis das Gebiet den Engländern gesichert war, was dem englischen Commissar im nördlichen Betschuanaland, J. S. Moffat, dem Sohne eines bekannten südafrikanischen Missionärs, nach mancherlei Mühen gelungen ist. Er hatte den Einfluß der Buren zu bekämpfen, welcher im Wachsen begriffen war. Entweder hatte nun Lobengula den Abgesandten der Transvaaler, einen gewissen Commandeur Grobelaar, schon vorher abschlägig beschieden, oder nachdem er sich unter englisches Protectorat gestellt hatte; jedenfalls wandte sich Grobelaar nach Khama's Reich, um vielleicht dort Raum für neue Ansiedler zu gewinnen. Kaum aber war dies in Capstadt bekannt geworden, als sofort die Klage wegen Grenzverletzung erhoben und die Transvaal-Regierung genöthigt wurde, zusammen mit einem englischen Commissar darüber eine Untersuchung einzuleiten, über deren Resultat noch nichts bekannt ist. Jedenfalls steht Lobengula jetzt unter englischem Schutze. Wie lange er sich wohl dabei befinden wird, ist eine andere Frage. Er ist ein mächtiger, kriegerischer Herrscher und dürfte bald die Schwäche der englischen Regierung durchschauen. Die Buren in Transvaal aber sind vorläufig vollkommen isolirt. Der Wunsch, die englische Herrschaft bis zum Sambesi auszudehnen, wäre also vollkommen erfüllt, wenn nicht auch in dieser Gegend die Portugiesen gewisse Rechte hätten, die nicht so leicht aus der Welt zu schaffen sind, denn dieses ganze große Gebiet bildet das Hinterland der portugiesischen Besitzungen an der Küste.

(Schluß folgt.)

---

## Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Nur wenn zwei Staaten mit einander in Streit gerathen, die keine gemeinsame Landgrenze haben, und auch nicht durch das sie trennende Land hindurchziehen können, hängt die Möglichkeit der Kriegführung davon ab, daß die Flotte des einen Staates ein Landheer in das Gebiet des anderen befördert; anderenfalls kann ein solches an der Küste gelandetes Expeditionscorps nur als eine strategische Diversion zur Unterstützung des eigentlich entscheidenden Landkrieges gelten. Eine so gelandete Armee hat nur die Wahl zwischen völligem Verzicht auf Offensive und Verzicht auf eine strategische Operationsbasis, welche allein in der Flotte liegt. Beide Fälle sind gleich ungünstig, zumal die Stärke eines durch Schiffe zu befördernden Expeditionscorps niemals in Betracht kommen kann gegen diejenigen Truppenmassen, welche eine heutige Großmacht in kürzester Frist vermittelst ihrer Eisenbahnen auf den bedrohten Punkt concentriren kann. Wenn es sich bloß um die Ueberschreitung eines schmalen Meeresarmes handelt, so kann man bei gutem Wetter alle möglichen Fahrzeuge heranziehen, und durch wiederholte Fahrten in einer Nacht eine ziemliche Armee übersetzen (z. B. von Frankreich nach England); aber wenn es eine längere Fahrt über hohe See gilt, so sind nur seetüchtige Schiffe zu brauchen, und es gehört dann schon eine ganz ansehnliche Flotte dazu, um ein schwaches Armeecorps von 30,000 Mann zu befördern.

Da England überhaupt nicht viel mehr Landtruppen verfügbar hat, so würde allerdings seine für einen Punkt disponible Angriffsflotte zum Transporte seiner gesammten mobilen Feldarmee in Feindesland genügen. Aber was will ein Landungscorps von 30,000 Mann bedeuten, das obenein von der Seekrankheit geschwächt, mit einer unzulänglichen Cavallerie und Artillerie und mit maroden Pferden ausgeschifft wird? Der Landsturm einer einzigen Provinz genügt vollständig, um solchen Eindringling zurückzuwerfen, oder, wenn derselbe sich in's Land hineinwagt, ihm den Rückzug abzuschneiden und mit doppelter Ueberlegenheit zur Capitulation zu zwingen. Versucht aber das Landungscorps sich an der Küste festzusetzen, so ist in ein bis zwei Tagen aus der nächsten Festung das schwere Geschütz herbeigeschafft, das aufgeworfene Feldbefestigungen zerstört und die Schiffe zum Rückzuge nöthigt. Für eine Großmacht mit einem Volksheere und ausreichender Festungs- und Belagerungsartillerie ist die Furcht vor einer solchen Landung die reine Gespensterfurcht, die gar keinen Boden hat. Man braucht der regulären Armee auch nicht einen Mann zu entziehen, um solchen Gästen die Thüre zu weisen, und wenn die Bewegungen der feindlichen Flotten aufmerksam verfolgt werden und die Wachtschiffe an den Küsten ihre Schuldigkeit thun, so wird sogar schon die Landung größerer Truppenmengen vereitelt werden können. Die Zeit der Landung von Operationscorps der Landarmeen auf dem Gebiete von Großmächten ist heute und für alle Zukunft ebenso unwiderruflich vorbei wie die Zeit der Wikingerfahrten. Solche Landung ist jetzt nur noch auf befreundetem Gebiete möglich; der militärische Werth der gelandeten Truppen ist dann aber nur noch von ihrer Zahl und Güte abhängig und nicht von der Flotte, welche sie herübergebracht hat. Der Besitz einer geeigneten Flotte ist dann nur das Mittel, um den Werth des Hülfscorps zu Lande zur Geltung zu bringen, aber er setzt diesem Werthe der Landtruppen auch nicht um eines Haares Breite zu.

Es bleibt hiernach in einem künftigen europäischen Kriege der die See beherrschenden Kriegsflotte eigentlich nur eine einzige Gelegenheit zur directen Mitwirkung an offensiven Operationen übrig, nämlich die Unterstützung einer Belagerung von Küstenfestungen von der Seeseite her. Nach den obigen Erörterungen über die Gefährlichkeit der Annäherung für

Digitized by Google

Kriegsschiffe wird es sich, so lange die Widerstandsfähigkeit, Achtsamkeit und Thatkraft des Vertheidigers noch ungebrochen ist, nur um eine Vervollständigung der Einschließung von der Seeseite her handeln können, also um eine wesentlich passive und thatenlose Mitwirkung der Kriegsflotte an der Belagerung. Eine entscheidende Bedeutung wird diese Vervollständigung der Einschließung nur dann haben können, wenn die Festung ausgehungert werden soll, ein jedenfalls sehr seltener Fall. Wo es sich dagegen um eine förmliche Belagerung von der Landseite handelt, kann die Vervollständigung der Einschließung nur als ein begünstigender Umstand, nicht als unerläßliche Bedingung des Erfolges gelten. Es ist wenig Aussicht dazu vorhanden, daß es im nächsten europäischen Kriege zur Belagerung von Küstenfestungen oder gar zur Aushungerung solcher kommen sollte, da voraussichtlich die großen entscheidenden Feldschlachten ziemlich rasch eine Basis zum Friedensabschlusse liefern werden und etwaige Belagerungen sich voraussichtlich um Festungen in der Nähe der Landesgrenzen drehen werden.

Deutschland ist nachgerade Manns genug, um seine Küsten allein und ohne Beihülfe der englischen Flotte schützen zu können, und wird mit jedem folgenden Jahrzehnt besser zur Selbstvertheidigung gerüstet sein. Wenn erst einmal der Nordostseekanal fertig gestellt sein wird, dann kann die vereinigte deutsche Flotte sogar jedem Gegner sowohl in der Nordsee wie in der Ostsee gefährlich werden. Oesterreich hat nur kurze und ziemlich unwirthliche Küstenstriche zu schützen, wozu seine Mittel annähernd ausreichen. Italien, das in der Entwickelung seiner Kriegsflotte große Fortschritte gemacht hat und noch größere zu machen im Begriffe steht, hat nicht den mindesten Grund, der Kraft zur Vertheidigung seiner Küsten zu mißtrauen und sich nach englischer Hülfe umzusehen. Schon heute ist die italienische Flotte der französischen qualitativ überlegen, wenn sie auch an Zahl der Schiffe sich nicht mit ihr messen kann; sie ist jedenfalls ausreichend um jede Annäherung der französischen Flotte an die italienische Küste rechtzeitig zu signalisiren, und den französischen Operationen im Mittelmeere die äußerste Vorsicht aufzuerlegen. Eine Vereinigung der italienischen und österreichischen Flotte könnte sogar unter Umständen der französischen Mittelmeerflotte sehr gefährlich werden. Im Uebrigen wird die französische Flotte beim Ausbruche eines Krieges vollauf damit beschäftigt sein, das achtzehnte Armeecorps von Algier nach Frankreich herüberzuholen und ein Corps der Territorialarmee zum Ersatze nach Algier zu bringen. Diese Aufgabe ist für Frankreich viel wichtiger als der in seinem Erfolge höchst zweifelhafte Versuch, durch Beunruhigung der italienischen Küsten die italienische Mobilmachung und den Truppenaufmarsch zu stören. Die italienische Regierung braucht sich nur von Gespensterfurcht frei zu halten, dann wird sie auch frei von Störung bleiben. Der Versuch Frankreichs, ein Armeecorps an irgend einem Punkte der italienischen Küste zu landen, würde keinen anderen Erfolg haben können, als den oben erörterten; ausgenommen ist nur die Insel Sardinien, welche allerdings von Truppen, die in Corsika zusammengezogen würden, leicht erobert werden könnte. Hätte Italien allein einen Krieg mit Frankreich zu bestehen, dann würden sicherlich französische Angriffe auf seine Küsten und auf Sardinien nicht ausbleiben und den Vormarsch der französischen Landarmee unterstützen; aber da es der deutschen Bundesgenossenschaft im Kriegsfalle sicher ist, liegt die Sache anders. Wenn Italien alle seine zwölf Armeecorps unbeirrt und rasch an der französischen Grenze aufmarschiren läßt und energisch und nachhaltig die Offensive ergreift, so wird Frankreich auch nicht einen Mann zu maritimen Diversionen übrig haben, sondern wird sogar ebenso wie im Jahre 1870 genöthigt sein, seine Seebataillone und Seeartillerie für die Vertheidigung zu Lande zu verwenden, und die Kriegsflotte wegen Mangel an Besatzung unthätig im Hafen von Toulon liegen zu lassen, nachdem sie den Truppentausch mit Algier bewerkstelligt hat. Je stärker Italien sich für die Offensive im Landkriege macht, desto sicherer schützt es zugleich indirect seine Küsten und desto ruhiger und unbesorgter kann es deren Bewachung seiner Flotte und der Ersatz- und Besatzungstruppen überlassen. Allen pecuniären Schaden, den die französische Flotte allenfalls durch Schädigung der Küstenstädte, durch Zerstörung von Kriegsschiffen und durch Kaperei dem italienischen Staate zufügen könnte, müßte der französische Staat nach entscheidenden Niederlagen zu Lande baar und richtig wieder vergüten. Wenn die französische Regierung klug ist, so wird sie sich vor einer solchen zwecklosen Erhöhung der zu zahlenden Kriegskosten wohl hüten.

Die Unterstützung durch die englische Flotte ist also auch hier reell genommen ohne Werth. Sie würde den Werth eines Armeecorps für Italien haben, wenn sie die französische Flotte verhindern wollte, das achtzehnte Corps gegen Italien mit in's Gefecht zu bringen; aber daß sie diesen reellen Dienst leisten werde, daran ist wohl schwerlich zu denken; ja sogar es ist die Frage, ob ihr diese Aufgabe gelingen würde, wenn sie sich derselben unterziehen wollte. Zieht man jedoch in Erwägung, daß vorläufig auf die Furchtlosigkeit und unbeirrte Energie der italienischen Mobilmachung und Offensive keineswegs mit Sicherheit zu rechnen ist, daß Italien ohne die Unterstützung der englischen Flotte den Fehler begehen könnte, ein bis zwei Armeecorps aus Sorge vor französischen Landungen im Lande vertheilt zu lassen, und daß dieser Fehler bei vorhandenem Vertrauen auf englische Hülfe hoffentlich vermieden werden wird, dann allerdings ist einzuräumen, daß die Bewachung der italienischen Küsten durch die englische Flotte für die Kriegführung der Verbündeten einen Gewinn darstellt, welcher dem dadurch disponibel werdenden Armeecorps gleichkommt. Nur ist zu beachten, daß die englische Flotte diesen Werth nicht durch die thatsächliche Lage, sondern nur durch falsche Abschätzung von italienischer Seite gewinnt, und daß sie bei richtiger Erfassung der Situation durch die italienische Heeresleitung diesen Werth einbüßen würde. Es ist nur der italienische Aberglaube an die Gefährlichkeit der französischen Flotte, wodurch der englischen Flotte ein Werth als Schützerin vor eingebildeten Gefahren zugeschrieben wird, und es wäre ein grober Rechenfehler, wenn Italien eine solche Unterstützung mit der Uebernahme nennenswerther anderweitiger Verpflichtungen gegen England erkaufen wollte.

### 4. Die englische Finanzmacht.

Nachdem wir so den Werth der englischen Landmacht und Seemacht als Bundesgenossin erörtert haben, bleibt uns noch derjenige der englischen Finanzmacht zu erwägen. In früherer Zeit war die englische Bundesgenossenschaft wegen ihrer Subsidien sehr gesucht, weil finanzunkräftige Staaten bei der noch nicht erschlossenen Möglichkeit zur Aufnahme öffentlicher Anleihen durch bloßen Geldmangel am Kriegführen verhindert sein konnten. Andererseits waren die Operationsarmeen so klein, daß schon sehr mäßige Subsidien ausreichten, um dieselben zu unterhalten. An eine Wiederaufnahme des Systemes der Subsidien denkt heute wohl Niemand mehr. Die größten Subsidien, welche England je gezahlt hat, waren diejenigen von 1793—1814, welche zusammen noch nicht 46 Millionen Pf. St., also im jährlichen Durchschnitt etwas über 2 Millionen Pf. St. betrugen; diese 21jährigen Subsidien machen nicht mehr aus, als der deutsch-französische Kriege von 1870 in acht Monaten verschlang. Die Summen, welche für die tägliche Erhaltung der mobilisirten großmächtlichen Armeen erforderlich sind, haben seitdem mit der Steigerung der Wehrkraft eine solche Höhe erreicht, daß das reichste Land der Welt sich nicht mehr einfallen lassen würde, Geschenke zu machen, welche für deren Deckung irgendwie in Betracht kommen.*) Gegenwärtig sind es fast ausschließlich die öffentlichen Kriegsanleihen, durch welche der Geldbedarf aufgebracht wird, zunächst freiwillige Anleihen im Inlande, sodann freiwillige Anleihen im Auslande, und endlich Zwangsanleihen im Inlande. Zu den letz-

*) Rechnet man 5 Mk. täglich auf den Mann ohne Berücksichtigung der Mobilisirungs- und Retablissementskosten, so ergibt das bei einem Verpflegungsetat von acht Millionen Mann einen täglichen Geldbedarf von 40 Millionen Mark oder 2 Millionen Pf. St.

Digitized by Google

teren im weiteren Sinne gehört auch die Auszahlung der Gehälter, Schuldenzinsen und Bezahlung der Ankäufe mit Staatsnoten, denen ein Zwangscours verliehen wird, und nicht minder die Requisition des Kriegsbedarfes gegen Ertheilung von Requisitionsscheinen, welche die Stelle von Anleihedocumenten vertreten. Das Ausland kann die Bemühungen eines Staates zur Geldbeschaffung in doppelter Art unterstützen, entweder direct, indem es die neu ausgegebenen Kriegsanleihen aufnimmt, oder indirect, indem es Fonds und Effecten von den Angehörigen des Staates kauft und diese dadurch in den Stand setzt, die neuen Kriegsanleihen aufzunehmen.

Frankreich und Deutschland sind im Besitze genügender Mittel, um einen nicht allzu langen Krieg ohne Unterstützung des Auslandes führen zu können; das französische und deutsche Volk besitzen auch eine hinreichende Menge Fonds und Effecten von internationaler Marktgängigkeit, um durch deren Abstoßung nach neutralen Märkten (New-York, London, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm) weitere Mittel zur Aufnahme innerer Kriegsanleihen flüssig zu machen. Beide Völker sind deshalb nicht darauf angewiesen, daß neutrale Märkte ihre Kriegsanleihen unmittelbar aufnehmen. Geringer sind die Reserven in Oesterreich und Italien, und deshalb ist es allerdings wünschenswerth für den Dreibund, daß kapitalkräftige Märkte diesen Staaten so viel Vertrauen in ihre Zukunft schenken, um ihre Kriegsanleihen zu annehmbaren Coursen in sich aufzunehmen. Stände England auf Seiten der Gegner des Dreibundes, so würde der Londoner Markt sich wahrscheinlich aus Mangel an solchem Vertrauen den österreichischen und italienischen Kriegsanleihen gegenüber spröde verhalten; die Wirkung wäre dann, daß diese Anleihen fernere Märkte, wie etwa den von New-York aufsuchen müßten, oder daß die betreffenden Staaten ihre Anleihen soviel billiger ausbieten müßten, daß der Londoner Markt sie dennoch für preiswürdig hielte.

Dem Kaufmanne ist es ganz gleich, ob er an Freund oder Feind verdient, und die englische Handelswelt hat zur Genüge bewiesen, daß sie in diesem rein kaufmännischen Gesichtspunkte sich durch patriotische Erwägungen nicht stören läßt. Wenn England als Bundesgenosse zum Friedensbunde gehörte, so würde beim Kriegsausbruche die Geneigtheit der Londoner Börse, an den Sieg des Friedensbundes zu glauben, vielleicht etwas größer sein, als wenn England mit den Gegnern des Dreibundes alliirt wäre; aber nimmermehr wird die Londoner Börse die Kriegsanleihen der englischen Bundesgenossen aus patriotischer Sentimentalität auch nur um ein achtel Procent höher bezahlen, als es deren reellen Werth kaufmännisch abschätzt. Wenn der allgemeine Staatscredit der geldsuchenden Staaten zu sehr gesunken ist, als daß die Ausgabe neuer Anleihen zu den erzielbaren Coursen rathsam schiene, so bleibt immer noch die Möglichkeit offen, Anleihen auf Grund der Verpfändung besonderer Staatseinnahmen für die Amortisationsdauer auszugeben, und selbst bei den auf tiefster wirthschaftlicher Stufe stehenden Staaten, wie z. B. der Türkei, würde diese Auskunft zur finanziellen Unterstützung ihrer Kriegführung heute näher liegen als die Bewilligung von Subsidien.

Nach der Stellung, welche die englische Börse seit dem Ausbruche des letzten türkischen Krieges zu den russischen Staatsanleihen eingenommen hat, ist es höchst unwahrscheinlich, daß dieselbe im Falle eines neuen europäischen Krieges geneigt sein sollte, russischen Kriegsanleihen zu irgend welchen für Rußland annehmbaren Bedingungen Unterkunft zu gewähren. Die französischen und deutschen Kriegsanleihen dagegen wird der Patriotismus dieser Völker zu Coursen aufnehmen, welche dem englischen Geschäftsmanne zu hoch erscheinen, um sich zu betheiligen. Die Londoner Börse wird es vorziehen, die Effecten von internationaler Marktgängigkeit, welche die Pariser und Berliner Arbitrage ihr zur Verfügung stellt, zu billigen Kriegscoursen zu übernehmen. Für Oesterreich und Italien wird zum Theil der gleiche Fall eintreten; aber auch neue Kriegsanleihen dieser Staaten werden auf dem Londoner Markt zu billigen Coursen willige Abnehmer finden, und zwar ganz gleich willige, mag nun England an der Kriegführung des Friedensbundes betheiligt sein oder nicht. Die Engländer sind viel zu kluge Geschäftsleute, um nicht zu wissen, auf welcher Seite sowohl der englische Vortheil, als auch die größere Aussicht auf Sieg liegt, und es kommt noch hinzu, daß die militärische Kraft und Leistungsfähigkeit Rußlands von der öffentlichen Meinung Englands beträchtlich unterschätzt wird. Die öffentliche Meinung Englands wird ebenso wie die englische Regierung nicht daran denken, sich gegen Italien und Oesterreich auf die Seite Rußlands zu stellen; beide werden auch als Neutrale die Selbstvertheidigung des Dreibundes mit einer wohlwollenden Neutralität beobachten. Diese wohlwollende Neutralität aber ist vollständig ausreichend, um den Londoner Markt den russischen Kriegsanleihen zu verschließen, und den italienischen und österreichischen Kriegsanleihen die höchsten Course zu bewilligen, welche sie überhaupt auf diesem Markte erzielen können. Der Uebergang Englands von einer wohlwollenden Neutralität zur activen Bundesgenossenschaft würde der Geldbeschaffung des Dreibundes keinerlei Erleichterung gewähren. Die englische Börse verschenkt keinen Pfennig, sondern will unter allen Umständen verdienen und möglichst gute Geschäfte machen, an den von der englischen Regierung ihr empfohlenen Bundesgenossen nicht weniger als an den mit neutralem Wohlwollen betrachteten Mächten. —

Aus finanziellem Gesichtspunkte liegt demnach kein Grund vor, von dem Anschlusse Englands an den Dreibund irgend welche Vorteile für diesen zu erwarten, die aus der wohlwollenden Neutralität Englands nicht auch abflössen. Die Theilnahme der englischen Kriegsflotte am nächsten europäischen Kriege würde für dessen maßgebende Entscheidungen in großartigen Landschlachten ohne Einfluß sein, und hätte fast nur einen illusorischen Werth, insofern sie die italienische Gespensterfurcht vor der französischen Flotte beschwichtigte. Der reelle militärische Werth der englischen Bundesgenossenschaft würde an der Zahl der französischen Truppen zu messen sein, welche die Mitwirkung eines englischen Hülfscorps von uns ablenkt und den Entscheidungsschlachten entzieht, eine Zahl, welche der Stärke des englischen Hülfscorps keineswegs gleich zu achten ist. Dieser minimale Werth einer englischen Bundesgenossenschaft wird dadurch noch weiter herabgedrückt, daß in Folge der eigenthümlichen inneren Verhältnisse des britischen Reiches auf die Innehaltung der vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen kein Verlaß ist, daß also auch trotz eines formellen Bündnisses alle strategischen Dispositionen des Dreibundes so getroffen werden müßten, als ob das zugesicherte englische Hülfscorps beim Kriegsausbruche ausbliebe, oder im kritischen Augenblicke der Kriegführung plötzlich zurückgezogen würde.

Es geht hieraus hervor, daß der Werth der englischen Bundesgenossenschaft für die Kriegführung selbst verschwindend klein ist, ja sogar nicht unbeträchtliche Gefahren in sich schließt, welche denselben aus rein militärischem Gesichtspunkte ungefähr auf Null reduciren. Es ist aus rein militärischem Gesichtspunkte ganz unmöglich, den zweifelhaften Gewinn einer solchen Bundesgenossenschaft mit der Uebernahme von Gegenverpflichtungen zu bezahlen; an eine solche könnte erst dann gedacht werden, wenn England durch eine Heeresreform im oben angedeuteten Sinne sich eine Feldarmee neu geschaffen hätte, welche bei den heutigen Zahlenverhältnissen einigermaßen in's Gewicht fiele. Es wäre ganz verkehrt vom Dreibunde, sich um die formelle Bundesgenossenschaft Englands zu bewerben und dasselbe zum Beitritte überreden zu wollen; jeder solcher Versuch würde nur die bedauerliche Wirkung haben, die in England übliche Ueberschätzung der englischen Kriegsmacht zu bestärken und die Heeresreform, durch welche England sich von der Kleinmacht zur Mittelmacht wieder emporschwingen muß, noch weiter zu vertagen. Der Dreibund kann nichts thun, als ruhig abwarten, daß einerseits die in England auftauchende Besinnung über die bisherige Selbstüberschätzung zur Heeresreform führe, und daß andererseits die Einsicht erwache, wie sehr das wohlverstandene politische Interesse Englands in jeder Hinsicht die Erhaltung, Unterstützung und fortschreitende Erweiterung des

Digitized by Google

Friedensbundes, bezw. dessen Sieg über die etwaigen Angreifer fordert.

### 5. Politische Erwägungen.

Sollte nun aber die englische Bundesgenossenschaft vor Beginn einer wirksamen Heeresreform dem Dreibunde entgegengebracht werden, so würde dem abschätzigen Urtheile über den Werth derselben aus militärischem Gesichtspunkte eine politische Erwägung zweifacher Art entgegenzutreten haben, und den Dreibund zur Annahme eines solchen Anerbietens bestimmen müssen.

Die erste dieser politischen Erwägungen betrifft den Unterschied des wirklichen und des vermeintlichen Werthes. Auch die auf's Pferd gebundene Leiche eines großen Feldherrn kann seine Soldaten, die von seinem Tode noch nichts wissen, begeistern, und selbst imitirte Kanonen auf den Wällen einer Festung können von der Belagerung derselben zurückschrecken. So lange man in Europa noch an den Werth der englischen Bundesgenossenschaft glaubt, kann dieselbe durch diesen Glauben einen Werth erlangen, den sie in Wirklichkeit nicht besitzt. Die öffentliche Meinung ist selten im Stande, den realen Machtverschiebungen zu folgen, und läßt sich durch geschichtliche Erinnerungen bestimmen, eine verfallene oder stehen gebliebene Größe zu überschätzen, eine neu emporkommende und noch nicht bewährte Macht aber zu unterschätzen. Daß die öffentliche Meinung in England selbst in einer bedeutenden Ueberschätzung der nationalen Wehrkraft im Verhältnisse zu anderen Mächten befangen ist, das kann man begreiflich finden. Daß die liberale Presse des gesammten Continentes noch immer England als die geistig tonangebende Macht Europas betrachtet, und sich von der Ueberspannung des englischen Selbstgefühles imponiren läßt, ist weniger begreiflich. Die liberale Presse ist aber wiederum tonangebend für die öffentliche Meinung Europas mit einigen Ausnahmen in Bezug auf den Ultramontanismus und die altpreußischen Provinzen. So kommt es, daß die öffentliche Meinung Europas noch immer mehr oder weniger die englische Selbsttäuschung theilt, und daß dieses Vorurtheil schwer zu bekämpfen ist.

Wenn nun der formelle Beitritt Englands zum Friedensbunde die Wirkung hat, in der öffentlichen Meinung der Gegner die Furcht vor der Ueberlegenheit desselben zu erhöhen, so würde dieser Beitritt der Erhaltung des Friedens einen wesentlichen Dienst leisten, gleichviel ob die psychologische Vermittelung dieser Wirkung auf einem Irrthume beruht. Dieser Irrthum würde ja erst bei der wirklichen Kriegführung offenbar werden, und wenn der Irrthum es verhindert, daß es zu einer solchen kommt, so ist es ebenso gut, wie wenn er Wahrheit wäre. Allerdings ist dabei zu beachten, daß die heftigen Angriffe, welche neuerdings in England selbst gegen die bisher übliche Selbsttäuschung der öffentlichen Meinung gerichtet werden, sehr dazu angethan sind, auch die irrthümliche Meinung Europas über Englands kriegerische Leistungsfähigkeit aufzuklären und zu berichtigen, und die herkömmlichen Vorurtheile allmählich zu untergraben.

Die zweite der beiden politischen Erwägungen richtet sich darauf, daß es, auch abgesehen von jedem Zuwachse an militärischer Macht, wünschenswerth ist, den europäischen Friedensbund zu erweitern, weil jeder neue Zuwachs seine Anziehungskraft verstärkt. Grade Englands Beitritt könnte vorbildlich werden für eine Anzahl Mittel- und Kleinstaaten, welche in England eine Bürgschaft mehr für den friedlichen und rein defensiven Charakter des Bundes erblicken würden. Je mehr Staaten sich dem Friedensbunde anschließen, desto größer wird die Sicherheit, mit welcher er den europäischen Frieden gewährleistet, denn desto größer und überlegener wird die Macht der vereinten Kräfte, mit welcher der Friedensbund jeden Versuch einer Friedensstörung im europäischen Staatensysteme niederzuschlagen bereit steht. Der Beitritt Englands würde gleichsam das Merkzeichen sein, daß der Dreibund keine Vereinigung für die Verfolgung von Sonderinteressen, sondern der Kern der von allen Friedensfreunden so lange geträumten und ersehnten europäischen Föderation ist, und daß die Zeit gekommen ist, den Dreibund zum europäischen Bunde zu erweitern.

Jeder Staat, der mit seinen Grenzen zufrieden ist und von seinen Nachbarn nichts weiter verlangt, als in seiner friedlichen inneren Entwickelung nicht gestört zu werden, hat das gleiche Interesse, diesem europäischen Bunde beizutreten und ihm seine Kräfte zur gemeinsamen Niederschlagung jedes Friedensstörers zur Verfügung zu stellen. Nur diejenigen Staaten, welche mit der gegenwärtigen Gebietsvertheilung nicht zufrieden sind und auf die Gelegenheit lauern, dieselbe mit Gewalt zu verändern, nur diese haben das Interesse, das Zustandekommen eines solchen europäischen Bundes zu verhindern und auf den Zerfall des Dreibundes hinzuarbeiten.

Gelänge es der Bismarck'schen Politik, alle europäischen Staaten außer Frankreich und Rußland zu einem europäischen Friedensbunde zu vereinigen, so würden Frankreich und Rußland endlich die Nutzlosigkeit und Vergeblichkeit ihrer ruinösen Rüstungssteigerungen einsehen, und bei der Aussichtslosigkeit ihrer Pläne zum Nachlaß in ihren Rüstungen schreiten, da der friedliche Charakter des europäischen Bundes sie der Nothwendigkeit einer Selbstvertheidigung gegen denselben überhebt. Dann würden selbstverständlich auch die Staaten des Friedensbundes mit Verminderung ihrer Rüstungen proportional nachfolgen, und die so lange ersehnte und geträumte allgemeine Entwaffnung könnte zur Wirklichkeit werden. Aber immer müßte die Wehrkraft des europäischen Friedensbundes eine zweifellose Ueberlegenheit über die vereinigten Kräfte der aggressiven Mächte behalten, wenn nicht sofort Europa von Neuem in eine Aera der Kriege zurückgestürzt werden soll.

Die allgemeine Abrüstung muß ein Traum bleiben, wenn nicht ein europäischer Bund die Ruhestörungsgelüste unbedingt aussichtslos macht. Der europäische Bund ist aber nicht mit einem Schlage zu verwirklichen, sondern nur durch fortschreitenden Anschluß der mit ihrer Lage zufriedenen Mittel- und Kleinstaaten an den Kern der mit ihrer Lage zufriedenen Großmächte, d. h. durch Wachsthum des Dreibundes. Die schönen Träume der Friedensfreunde von einer allgemeinen Abrüstung und einem europäischen Staatenbunde sind nur auf dem Wege der Bismarck'schen Politik realisirbar. Wer immer diese Ziele für wünschenswerth hält, muß die Bismarck'sche Politik unterstützen, gleichviel welcher Nation er angehört. Als der nächste Schritt einer Erweiterung des Dreibundes zum europäischen Friedensbunde dürfte uns aber auch der Anschluß Englands willkommen sein, trotzdem derselbe in militärischer Hinsicht zur Zeit ein höchst zweifelhafter Gewinn ist. Ueberflüssig würde derselbe nur dann, wenn es auch ohnedies gelänge, alle übrigen Mittel- und Kleinstaaten Europas zum Anschlusse an den Friedensbund zu bewegen, und sein politischer Werth würde sich vermindern mit jedem neuen Kleinstaate, welchen für die Angliederung an den Dreibund zu gewinnen der deutschen Staatskunst auch ohne englische Unterstützung gelingen sollte.

## Literatur und Kunst.

### Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt.

Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart.

Von Carus Sterne.

I.

Durch ein unlängst aufgestelltes Grabdenkmal auf einem der an realistischen Bildwerken überreichen Friedhöfe Mailands ist, wie bereits S. 127 des laufenden Jahrganges dieser Blätter berichtet wurde, ein ziemlich heftiger Streit über die nur für den ersten Anblick seltsame Frage entbrannt: ob die Engel mit oder ohne Arme darzustellen seien? Der Künstler hatte für ein Kindergrab einen der Arme ermangelnden Engel gemeißelt,

Digitized by Google

welcher in seinen über die Brust zusammengeneigten Flügeln die entseelte Hülle eines Kindes birgt. Fromme Leute waren geneigt, in solcher, einer „Mißgeburt" ähnlichen Darstellung des Engelkörpers, eine Blasphemie zu finden, während ein Naturforscher — der Physiologe Verga — sich eher geneigt erklärte, diesen Vorwurf auf die bisherigen Darstellungen anzuwenden und in der neuen Auffassung einen durchaus berechtigten Fortschritt zu erkennen. Ein Maler, der sich mehr auf den praktischen Standpunkt stellte, hatte darauf hingewiesen, daß der Engel doch nicht mit zusammengelegten Fittigen das entschlummerte Kind emportragen könne, aber sein anscheinend so schlagender Einwand wurde von anderen nichts weniger als stichhaltig befunden, da die Engel nicht emporfliegen, sondern emporschweben und so ließen sich die widersprechendsten Urtheile über das Werk des kühnen Neuerers vernehmen.

Um aber in einer so heikeln Frage gerecht zu urtheilen, darf man nicht einseitig die Gründe eines Aesthetikers, Philosophen, Naturforschers oder Gemüthsmenschen in den Vordergrund stellen; man ist vielmehr verpflichtet, umsichtig gegeneinander abzuwägen, was Schönheitsgefühl, Kirchenlehre, Wissenschaft und die in solchen Fragen nicht zu vernachlässigende Forderung des Herkommens dazu sagen; man muß aber vor allem auf die Entwickelungsgeschichte des gebräuchlichen Engeltypus zurückgehen, um zuvor zu erkennen, ob zwingende Gründe für die Alleinberechtigung der hergebrachten Form vorhanden sind. Ich weiß nun nicht, ob die Entwickelungsgeschichte, dieser Räthselschlüssel unserer Zeit, schon von irgend jemand auf die Herleitung der Engelsgestalt angewendet wurde, und darf daher wohl, da ich meinen Weg allein suchen muß, für etwaige Lücken meiner Zurückverfolgung auf Nachsicht rechnen.

Urtheilt man einzig vom Standpunkte des Naturforschers, so könnte man allerdings versucht sein, dem Mailänder Bildhauer bedingungslos beizupflichten und von einer neuen Lösung des Problems im Sinne der fortschreitenden Naturerkenntniß zu träumen. „Nichts", rief schon Schleiden aus, „hat wohl von jeher dem Anatomen und Zoologen größere Noth bereitet, als die Vorstellung eines geflügelten Engels, d. h. die Existenz eines Vierfüßlers mit sechs Füßen; jeder Zoologe wird sogleich bereit sein, seine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer so exorbitanten Mißgeburt auszusprechen."*) Desto unbändiger mußte daher die Freude Schleiden's sein, die Abbildung eines Engels zu entdecken, welche zu Folge der naiven Unterschrift des Zeichners (Richter) „nach der Natur" gefertigt sein sollte, und „des trockenen Tones nun satt" beeilte er sich, dieses allem Streite ein Ende machende Bild ein wenig niedriger zu hängen. Der in Rede stehende, seiner gesammten Körperbildung nach nicht gerade hervorragende Engel gehörte übrigens zu den Sechsfüßlern, aber es muß hinzugefügt werden, daß die „Natur", auf die sich der Künstler verlassen hatte, in einem mittelmäßigen Grabdenkmale bestand.

Indessen war Schleiden doch in einem starken Irrthume befangen, wenn er so unbedingt als sicher hinstellte, daß sich kein Anatom mit den üblichen sechsgliedrigen Engelsdarstellungen befreunden könne. Der als Anatom, Osteologe, Kunstschriftsteller und Goetheforscher bekannte Professor Carl Gustav Carus in Dresden († 1869) hat sich in dreien seiner Werke mit Nachdruck dahin ausgesprochen, daß nach seiner Ansicht, im Knochengerüste des Menschen die Andeutung der Flügelbildung an denjenigen Stellen, wohin sie die Künstler gewöhnlich versetzen, deutlichst vorgesehen sei. Er sagt darüber in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" (Leipzig 1853, S. 260 ff.): „Bereits in meinem großen anatomischen Werke ›Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes‹, dann aber auch in meiner »Physis« (S. 130) habe ich gezeigt, daß in unserem organischen Bau sehr bestimmt die Hindeutung auf Flügelbildung gegeben sei, indem ebenso wie an dem Brustringe des Schmetterlinges nach der Vorderseite zu ein Fußpaar hervortritt, nach der Rückenseite zu aber ein Flügelpaar, so am Schulterringe des Menschen nach der Vorderseite zu die Arme sich entwickeln und also potentia eigentlich das Flügelpaar an der Rückenseite gefordert wird. — In Wahrheit erscheint demnach das Andichten von Flügeln an menschlicher Schultergegend (an einem anderen Orte, z. B. an der Hüftengegend, oder mehr noch am Unterleibe, wäre es ein Unsinn) als eine Vollendung, Vervollkommnung der menschlichen Gestalt, und wie schön, daß eine so bestimmte Vorahnung dieses Verhältnistes schon vor undenklicher Zeit die Künstler getrieben hat, in dieser Weise durch ein neues Symbol den Ausdruck menschlicher Gestalt steigern zu können . . ."

Dabei scheint nun allerdings von Carus übersehen worden zu sein, daß die Menschen nicht — wenigstens nicht durchweg — zu den Schmetterlingen gerechnet werden dürfen, und daß man die Engel im Allgemeinen nicht, wie es die alten Künstler bei der Psyche, und die neueren bei Amoretten und Elfen versucht haben, mit Schmetterlingsflügeln ausstattet, sondern mit Vogelflügeln, die, wie sich nun einmal nicht fortläugnen läßt, selber Umbildungen der beiden vorderen Gliedmaßen der Wirbelthiere sind, und daher, wie der Mailänder Künstler folgerichtig ausgeführt hat, streng genommen nicht neben und hinter die Arme, sondern an deren Stelle zu treten haben. In der That haben auch die Künstler sich schon wiederholt und seit Jahrtausenden gegen die altüberlieferte Darstellung der Engel mit vier oberen Gliedmaßen aufgelehnt, und es ist daher wohl nicht überflüssig, diese historischen Vorgänge im Reiche des Schönen einmal genauer rückwärts zu verfolgen.

Im Voraus sei noch bemerkt, daß diese Fragen durchaus keinen dogmatischen Charakter haben, sondern eine rein innere Angelegenheit der Kunst betreffen, sofern die üblichen Engelsdarstellungen eigentlich insgesammt unbiblisch sind. Wo die Bibel von Engeln spricht, schildert sie dieselben einfach als Sendboten Gottes in menschlicher Gestalt, und stattet sie nirgends mit Schwingen aus, um etwa die Luft schneller zu durchmessen. Die Engel, welche den Loth besuchen, werden von seinen Landsleuten für gewöhnliche Menschen gehalten, und der junge Tobias sieht den Erzengel Raphael, seinen Reisebegleiter, trotz des wochenlangen Beisammenseins, für einen Menschen an, dem man seine Dienste mit Geld bezahlen kann. Wenn ihn Rembrandt dargestellt hat, wie er sich beim Abschiede mit ausgebreiteten Schwingen in die Lüfte erhebt, so entspricht das nicht dem biblischen Texte, in welchem nur gesagt wird, er sei plötzlich verschwunden. In seinem später gemalten „Opfer des Manoah" der Dresdner Galerie läßt er den Engel in ganz ähnlicher Rückansicht, aber diesmal ohne Flügel emporfahren und der Eindruck auf den Beschauer ist, was das Verschwinden anbetrifft, ungleich packender und glaubhafter.

So ergibt eine genauere Untersuchung, daß die Darstellung der geflügelten Engel in der christlichen Kunst keineswegs in der Bibel wurzelt und erst durch eine irrthümliche Verwechselung und Verschmelzung des Engelsbegriffes mit demjenigen der Cherubim und Seraphim entstanden ist. Die letzteren Wesen waren aber nach den biblischen Schilderungen durchaus keine Sendboten Gottes in menschlicher Gestalt, sondern eigenartige Flügelwesen, mit theilweise thierischer Antlitz- und Gliederbildung, die einerseits der Gottheit als Träger dienen, wenn sie zur Erde niedersteigt, andererseits mit ihren weitausgedehnten Schwingen die göttlichen Geheimnisse vor profanen Blicken schützen, sich aber stets nur in unmittelbarster Nähe der Gottheit oder ihrer Wohnungen, z. B. vor den Thoren des Paradieses befinden. Sie entsprechen also gewissermaßen dem Wundervogel Garuda, der in der indischen Götterlehre den Wischnu trägt, oder dem Adler Jupiters, nämlich insofern, als in fast allen Religionen die Vorstellung wiederkehrt, die Gottheit dürfe keine körperlichen Anstrengungen machen, um ihren Aufenthalt zu ändern, sie müsse auch im Herniederschweben wie ein König auf dem Throne erscheinen. Die Cherubim aber waren die Träger des göttlichen Thrones.

Allem Anscheine nach muß man die Heimath dieser Gestalten in dem Lande suchen, aus welchem der Bibel zufolge

*) Diese Worte und das sogleich zu erwähnende Engelsbild befanden sich in der ersten und zweiten Auflage von Schleiden's „Meer", sind aber mit Recht aus der kürzlich erschienenen neuen Ausgabe fortgelassen worden.

Digitized by Google

Abraham nach Palästina zog, nämlich in Mesopotamien; dabei scheint aber Aegypten als Uebergangsstation gedient zu haben. Wir finden nämlich diese geflügelten Cherubim fast ebenso wie auf der jüdischen Bundeslade schon auf jener in den ältesten Schriften erwähnten Lade abgebildet, welche im Isisdienst auf dem heiligen Schiffe in Procession umhergeführt ward, und hier erscheinen dieselben in Gestalt eines Menschen mit Geierkopf und zwei mächtigen Schwingen, aber ohne Arme, oder genauer, die Arme sind in ihrer ganzen Ausdehnung bis über die Hand mit langen Schwungfedern bewachsen, so daß nicht einmal die Finger, wie es bei den ältesten Vögeln der Fall war, frei aus dem Flügel hervortreten. Im Memnonium des alten Theben und im Tempel von Denderah begegnet man denselben Gestalten in Basrelief und Malerei, aber hier sieht man nicht bloß ihre Füße, sondern auch Kopf und Oberleib menschlich gebildet und der Arm mit der Hand zeichnet sich mehr oder weniger frei am oberen Rande des ihn um das Doppelte an Länge übertreffenden Flügels ab, was einigermaßen an die Bildung beim Urvogel Archaeopteryx erinnert.

Diese ägyptischen Darstellungen dürften aber bereits Umbildungen sein, deren Urbilder man ziemlich sicher in orientalischen Cultvorstellungen auf vorassyrischem und vorpersischem Boden zu suchen hat. In den Trümmern dieser alten Culturländer stößt man nämlich auf ein wahres Schwelgen in überirdischen Flügelwesen, auf geflügelte Ochsen, Löwen und Greifen mit oder ohne Menschenantlitz, auf geflügelte menschliche Gestalten mit Vogel- oder Löwenkopf, und alle diese Mischwesen besitzen neben den Flügeln noch freie Arme oder Vorderbeine. Auf einer solchen Darstellung des assyrischen Gottes Adar in Gestalt eines Flügelstieres mit Mannesantlitz fand man die Aufschrift Ki-ru-bu, woraus möglicher Weise das hebräische Cherub, wie das indische Garuda hervorgegangen ist. Auch die griechische Kunst hat denselben orientalischen Quellen ihre Flügelpferde, Greifen und Chimären als Träger ihrer Götter und Halbgötter, z. B. des Okeanos (bei Aeschylos) entnommen; aber ihren Göttern selbst Flügel zu geben, davor behütete sie ihr feines Gefühl für die Schönheit der menschlichen Gestalt und ihre Scheu, sie durch solche Zuthaten zu verunstalten.

Wie die Gottheiten sich von einem Orte zum anderen bewegen mögen, das hielt der Grieche für eine müßige Frage: man konnte sich ja ihren Leib so ätherisch denken, daß sie in unserer Atmosphäre leicht dahinschweben, und Heliodor sagt, man habe es als Unterscheidungsmittel der sonst völlig gleichgebildeten Götter und Menschen betrachtet, daß erstere selbst bei der Fortbewegung über den Boden keine Schreitbewegungen machen sollten. Darum gaben die griechischen Künstler nicht einmal ihrem immer in Bewegung befindlichen Sendboten der Götter, dem Hermes, welcher begrifflich den alttestamentlichen Engeln entspricht, wirkliche Flügel, sondern versahen ihn nur mit symbolischen Flügeln, um seine Schnelligkeit auszudrücken, mit Flügelsandalen, Flügelstab und Flügelhut und es ergibt eine hübsche Allegorie, wenn auf alten Bildwerken Amor dem Hermes die Flügelsandalen anlegt, um anzudeuten, daß Liebe die Schritte beflügelt.

Während die alten Künstler aber ihren olympischen Göttern (mit einer sogleich zu erwähnenden Ausnahme) die Flügel beständig versagten*), legten sie solche auf's Freigebigste allen ihren allegorischen Gottheiten, den Personificationen ihrer Wünsche und Ideale bei, gleich als wenn sie dadurch ihre Unwirklichkeit hätten andeuten und ihren Unterschied von den wahren Göttergestalten versinnlichen wollen. So tragen vor Allem die Siegesgöttinnen, welche an die germanischen Walküren erinnern, mächtige Flügel, ferner die Göttinnen der Hoffnung und des Glückes (Spes und Fortuna), die Aurora, der Todesgott und alle ähnlichen Begriffs-Gottheiten ohne Eigennamen. Daher sehen wir auch den alten Saturn, sobald er nicht als olympischer Vater des Zeus, sondern als Gott der Zeit, gewissermaßen als Personification der gesammten Vergangenheit auftritt, mit mächtigen Schwingen ausgestattet; er tritt dann eben in die Reihe jener allegorischen Gottheiten, deren luftige Natur, Beweglichkeit, Wandelbarkeit und Unbeständigkeit durch die Flügel ausgedrückt werden.

Eine eigenthümliche Mittelstellung und Doppelnatur kommt in dieser Beziehung dem Amor zu, der einerseits als Sohn der Venus, als Urgott und Beherrscher der Menschen und Götter zur olympischen Familie gehört, andererseits aber als Personification des Gefühles, welches die Geschlechter einander nähert, auch zu den allegorischen Gottheiten zählt, und als solcher sogar in mehrere Begriffsgottheiten (Eros, Anteros, Himeros und Pothos) zerfällt. So befanden sich im Tempel der Aphrodite von Megara neben dem Bilde der Hauptgottheit die Gestalten des Eros, Himeros und Pothos (von Skopas gearbeitet) neben einander. Mit einem bewunderungswürdigen Feingefühle drückten die Künstler diese Doppelnatur Amors und seiner Doppelgänger aus, indem sie ihm zwar Flügel, wie den anderen allegorischen Gottheiten, aber doch nur symbolische Flügel gaben, viel zu klein, um das vollblütige Kind zu tragen. In der späteren Dichtung und Kunst vermählte man ihn mit der rein allegorischen Psyche, deren noch mehr ätherische Natur durch Schmetterlingsflügel ausgedrückt wurde, erinnernd an den alten Vergleich der von den Banden des Leibes befreiten Menschenseele, mit dem Schmetterlinge, welcher aus der trägen Puppe emporsteigt.

Da Amor und seine Gefolge, die Amoretten oder Eroten, später als Vorbilder der christlichen Engel verwendet wurden, so müssen wir ein wenig näher auf ihre Rolle in der alten, auf heiteren Schmuck des Lebens gerichteten Kunst eingehen. Fortschreitend mehr hatten sich die alten Künstler gewöhnt, ihre mythologischen Bilder, wenigstens in der Profan-Malerei, mit Eroten zu beleben, welche die Lüfte durchschwirren, sich mit Helm und Lanze des Mars ausrüsten und überhaupt die Handlungen der Großen parodiren. Und dabei tritt uns schließlich in Gestalt der liebenswürdigsten Selbstkritik, die jemals geübt worden ist, das Urtheil der Poeten und Künstler entgegen, daß diese Flatterwesen eigentlich wohl richtiger zum Geschlechte der Vögel als zu dem der Menschen oder Götter zu rechnen seien. Schon der griechische Idyllendichter Bion († um 133 v. Chr.) schildert uns in seinem „Vogelsteller", wie ein noch unerfahrener Knabe den von seinen Flügen auf einem Buchsbaumast ausruhenden Amor für einen seltenen Riesenvogel ansieht und mit Leimruthen zu fangen sucht. Aber der lose Vogel flattert neckend immer weiter, und der Vater, dem der Knabe seine Noth geklagt, spricht warnend:

„Laß die gefährliche Jagd und komm' nicht zu nah' diesem Vogel,
Fliehe vielmehr! Schlimm meint es das Unthier! Preise Dich glücklich,
So lang Du nimmer ihn fängst ..."

Ein späterer lateinischer Dichter, Statius, besingt die eingefangenen und in einem Bauer aus Gold und Elfenbeinstäbchen gefangen gehaltenen Eroten und in den durch Asche und Lava des Vesuvs verschütteten Städten Kampaniens hat man wiederholt Gemälde gefunden, Vogelsteller darstellend, die ihre in Käfigen gefangen gehaltenen Eroten jungen Frauen zum Kaufe anbieten, Bilder, durch die Goethe zu seinem Gedichte: „Wer kauft Liebesgötter?" angeregt wurde. Auf dem einen derselben sieht man einen kleinen Eroten, den der alte Vogelsteller grausam bei den Haaren gepackt und aus dem Käfig herausgezogen hat, um ihn einer jungen Frau zu zeigen, bittend die Händchen ausstrecken, daß sie ihn nicht wieder in den engen Behälter zurückstecken lasse, in dem man noch zwei dieser armen Schelme sieht, während ein paar andere, wie es scheint, den günstigen Augenblick der Thüröffnung zum Entwischen benutzt haben, denn einer von ihnen fliegt davon, und der andere verbirgt sich hinter der jungen Frau.

In einigen anderen Gemälden desselben Ideenkreises, die im Hause des Holconius und in der sogenannten Casa Omerica zu Pompeji aufgedeckt wurden, ist eine junge weibliche Person

*) Nur ganz ausnahmsweise, z. B. als Jupiter Pluvius, sieht man den Götterkönig auf der Marc Aurels-Säule zu Rom mit langen Schwingen dargestellt, wie er im Jahre 174 im Kriege gegen die Quaden das dürstende römische Heer mit Regen erquickt, einen Vorgang, den die im Heere stehenden Christen als Wunder betrachteten und ihrem Gebete zuschrieben.

Digitized by Google

dargestellt, die im Buschwerke ein Vogelnest gefunden hat, aus dem statt der jungen Vögel niedliche Eroten hervorschauen. Sie reicht das Nest einem jungen Manne hin, während mehrere andere Personen den reizenden Fund neugierig betrachten. Als man das erste dieser anmuthigen Gemälde, welches unter anderen Thorwaldsen's schrankenlose Bewunderung fand, freigelegt, meinte man, es solle wahrscheinlich die Leda darstellen, welche ihrem Gatten Tyndareos die eben aus den Eiern gekrochenen Zwillinge Castor und Pollux, nebst der Helena im gemeinsamen Nestchen bringt. Allein nachdem man noch einige Wiederholungen der allerliebsten Scene gefunden, auf denen die Nesthocker mit deutlichen Flügeln und außerdem, selbst für neugeborene Kinder viel zu winzig dargestellt sind, haben sich die Kunstgelehrten dahin geeinigt, diese Bilder schlechthin als „Auffindung eines Eroten-Nestes" zu katalogisiren. Den eigentlichen Sinn, falls ein anderer darin zu suchen wäre, als ein Hieb auf die hergebrachte Erotenbildung, hat man noch nicht zu ergründen vermocht, jedenfalls würden wir darin die lieblichste und doch treffende Kritik, die jemals gemalt wurde, zu bewundern haben.

(Schluß folgt.)

---

## Die Eröffnung des neuen Burgtheaters.

Wien, 15. October.

„Leb wohl! O wende Dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden."

Mit diesen Worten der gottgeweihten Priesterin, die noch lange im Herzen der Zuschauer nachklangen, nahmen die Schauspieler des Burgtheaters Abschied von dem alten „K. k. Hoftheater nächst der Burg". Nicht mit Unrecht hatte man Goethe's „Iphigenie" für die letzte Darstellung im altehrwürdigen Hause gewählt, denn die ideale Aufgabe des Theaters soll ja von einem Hauche wahrhaft göttlicher Weihe erfüllt sein. Es war ein wehmüthiger Abschied! Die Vorstellung ließ bis auf die Titelrolle, welche Charlotte Wolter bewunderungswürdig groß und rein zur Anschauung brachte, gar Manches zu wünschen, aber es war den Schauspielern nicht zu verargen, daß sie an einem solchen Abend nicht die nothwendige Ruhe und Sammlung bewahrten, die dieses Drama der Leidenschaftslosigkeit in so außerordentlichem Maße fordert. Ging es doch dem Zuschauer auch nicht besser, der nur mit halbem Ohre den Dichterworten lauschte und bloß gekommen war, das altehrwürdige Haus noch einmal zu sehen. Im Saale war die ganze kaiserliche Familie anwesend, der König von Sachsen, der Prinz von Wales, der König von Serbien mit dem Kronprinzen und Alles, was in Wien durch Talent oder sociale Stellung hervorragt. Als der Vorhang über dem Weimaraner Prachtstücke gefallen war und sich nach einer Weile wieder hob, da sah man in der nämlichen Decoration des Dianatempels die eben mit stürmischem Beifalle ausgezeichneten Darsteller Iphigenia-Wolter, Thoas-Hallenstein, Orest-Krastel, Pylades-Hartmann und Arkas-Baumeister, umgeben von dem gesammten Künstlerpersonale, die Herren im Fracke, die Damen in Weiß, was zu den tauriſchen und griechischen Gestalten ein seltsames Widerspiel bot. Sonnenthal, der Director-Stellvertreter, verneigte sich tief vor den hohen und höchsten Herrschaften und sprach thränenden Auges den von Alfred von Berger, dem Directionssecretär, gedichteten Epilog. Wer bei ähnlichen Gelegenheiten gewohnt ist, die wohl gedrechselten patriotischen Prologe eines Friedrich Adami oder das überheizte Pathos Wildenbruch's zu hören, wird den schlichten Blankversen Berger's, die sich nur einmal in einer bewegten Stelle den Vollklang eines Reimes gestatten, keinen großen Geschmack abgewinnen. Sicher ist, daß die schlichten Strophen aus dem Munde Sonnenthal's und besonders durch die fein ausgearbeiteten Pointen, wie den Hinweis auf Joseph II. und Lessing, auf den Umstand, daß das Burgtheater bisher „unter einem Dache mit Oesterreichs Kaiserkrone wohnen" durfte, und das treffende Schlußwort: „Im neuen Haus das alte Burgtheater!" eine ganz bedeutende Wirkung ausübten. Wir halten sonst von den Thränen auf der Bühne, ob sie nun vom Dichter vorgeschrieben oder eine „Nuance" des Darstellers sind, nicht eben viel und wissen aus unserem Diderot, daß der größte Schauspieler jener ist, der Empfindungen hervorruft ohne sie zu theilen (emouvoir sans être ému), aber in diesem Falle müssen wir schon eine Ausnahme machen. Die Trauer, die Wehmuth, die Thränen, die beim Abschiede auf und vor der Burgtheaterbühne in die Erscheinung traten, waren aufrichtig und kamen aus dem Herzen. Verlieren doch die Hofschauspieler die erinnerungsreiche Stätte ihrer Wirksamkeit, die Wiener ihr ältestes und liebstes Theater und alle Freunde deutscher Kunst einen geweihten Musensitz, nach welchem sie nur mit Verehrung zu blicken gewohnt waren.

Aus bescheidenen Anfängen war hier ein Ganzes und Großes erwachsen. Unter Maria Theresia, der großen Kaiserin, entstand der geschmacklose, verschnörkelte, graue Bau zwischen der Hofburg und der Reitschule aus einem Ballhause. Die Stegreifcomödie und der Hanswurst trieben hier noch ihr Unwesen. Erst 1769 unterdrückte ein Verbot das oft zügellose Extemporiren der Schauspieler. Oper und Singspiel drohten das recitirende Schauspiel zu verdrängen. Daneben wurde auch französisch gemimt, und von diesen welschen Comödianten, die ganz Vortreffliches geleistet haben sollen und 1772 verabschiedet wurden, mag sich traditionell manches Leichte, Gefällige und der geschmeidige Conversationston in der Spielweise des Burgtheaters bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Als Kaiser Joseph, von dem sich in Oesterreich alles Hohe und Schöne ableiten läßt, den Thron bestieg, schloß er namentlich dieses sein Hof- und Nationaltheater an's Herz, gab ihm auf Anregung seines aufgeklärten Ministers Sonnenfels eine eigene Verfassung, deren Grundzüge noch immer in Kraft sind, und förderte die Schauspieler wie die Dichter. Hier wurden die ersten Autorentantièmen bezahlt, indem die Schriftsteller als Honorar den Reinertrag der dritten Vorstellung erhielten, und den vorzüglichsten Schauspielern wurde wiederholt die volle Tageseinnahme geschenkt.

Man weiß aus seinen Briefen an Eva König, mit welchem Interesse Lessing die Wiener Bühne verfolgte, und daß er beinahe Director des Burgtheaters geworden wäre. Aus Hamburg verschrieb man sich aber den genialen, vielseitigen Schröder, unter dessen Führung das Nationaltheater die erste deutsche Bühne wurde. Noch heute steht die „Burg" ganz im Banne seiner Hamburger Schule, der realistischen Spiel- und namentlich Sprechweise. Die künstliche Art der Mannheimer, die classisch stilvolle der Weimarer Richtung hat sich in Wien nie einbürgern können, trotzdem Beck und La Roche, die am Burgtheater wirkten, als die Schüler Iffland's und Goethe's zu betrachten sind. Und bei der Schröder'schen Tradition ist es denn auch geblieben. Die Thätigkeit späterer Directoren wie Schreyvogel und Holbein, die in allen Sätteln gerecht waren, das derb zugreifende Experimentiren Laube's, die opernhaften Neigungen Dingelstedt's, das ideale Streben Wilbrandt's haben diesen naturalistischen Hang nicht verwischen können. An der Burg geht die Wahrheit noch immer vor der Schönheit.

Und nun spotte man noch über die Rührung, die am Abend des 12. October im alten Burgtheater alle Herzen ergriff! Zumal die Wiener wissen, was sie an dem gemüthlichen, winkeligen alten Hause verlieren. Es war eine Erbschaft des alten Oesterreich und ideal und deutsch durch und durch. Zu einer Zeit, da draußen im Reiche und allerorten die liberale Regung verpönt war, erklang hier das freie Dichterwort und tröstete und ermuthigte die Hörer. Dort aus der Hofloge hatte Maria Theresia im überwallenden Gefühle die Nachricht, daß ihr ein Enkel geboren sei, urbi et orbi verkündet: „Der Poldl hat 'n Bub'n." Hier wurde Bauernfeld's „Großjährig" gespielt und erinnerte daran, daß auch das Volk großjährig geworden. So Vieles hatte sich im Laufe der Jahrzehnte geändert, sogar der Name des Reiches, und nur das Burgtheater war das alte geblieben. Und nun heißt es auch von diesem alten Musensitze Abschied nehmen! „Les dieux s'en vont."

Auf den traurigen Abschied folgte die fröhliche Begrüßung des alten Burgtheaters im neuen Hause. Es steht am Franzensring, unfern der Hofburg, vierzehn Jahre währte der von Baron Hasenauer auf-

Digitized by Google

geführte Bau, sieben Millionen Gulden hat er den kaiserlichen Bauherrn gekostet. Es war für den Architekten keine leichte Aufgabe, auf den beschränkten Platz und in die etwas bunte Nachbarschaft der Ringstraße das neue Theater zu stellen. Man hat die einzig schöne Straße Wiens eine Musterkarte aller Baustile genannt und nicht mit Unrecht. Hier galt es der strengen Gothik des hoch gethürmten Rathhauses und den im edelsten Griechenstile ausgeführten Hofmuseen einen heiteren Bühnenbau entgegenzusetzen. Hasenauer wählte die Hochrenaissance vermischt mit Barockmotiven und folgte in der Hauptsache den Vorschlägen des Altmeisters Semper. Das Halbrund der Mittelfassade, dem sich zwei langgestreckte Flügel nicht eben organisch angliedern, gewährt einen befriedigenden Anblick. Zwischen den Säulen und etwas überladenen Fenstern sind die Büsten von Calderon, Shakespeare und Molière, von Lessing, Goethe und Schiller, von Hebbel, Grillparzer und Halm nicht eben geschickt angebracht. Ein Vorzug des Hauses besteht darin, daß die elegante Loggia und die ganze mit vielen Fenstern versehene Fassade eine starke Beleuchtung von innen zulassen, welche von der Straße aus doch nicht in hinreichender Weise geschehen könnte. Während Semper's Hofoperntheater des Abends wie eine schwarze Steinmasse daliegt, glüht und leuchtet Hasenauer's Werk wie ein schimmernder Feenpalast von innen heraus: die Loggia bildet einen glänzenden Brennpunkt und die lichtüberflutheten Foyers und Treppenhäuser werfen ihren Schein bis weit über die Straße. Es ist ein festlich heiterer Anblick, mag man im Detail auch noch so Manches auszusetzen haben.

Nicht minder prächtig ist auch das Innere. Durch die halbkreisförmige Eintrittshalle gelangen wir in die zwei Treppenhäuser. Alles ist hell, luftig, voll Ebenmaß und Pracht. Der helle Marmor der Stufen und Geländer, der farbenfrische Bilderschmuck der Decken, die Statuen der berühmtesten Schauspieler, alles spricht weihevoll zu den Sinnen. Die großen Deckengemälde stellen den Entwickelungsgang des Theaters dar. Dort sehen wir die Dionysos-Feier, Scenen aus Antigone und Molière's Eingebildetem Kranken, hier das antike Theater in Taormina, ein mittelalterliches Mysterienspiel und die Jahrmarktbühne des Hanswurstes. Noch sinnverwirrendere Pracht ist im Foyer gehäuft, das in die ausgebauchte Front des Baues verlegt ist. Charlemont, Karger und Robert Ruß haben diesen Raum mit ihrer Kunst geschmückt. Scenen aus Shakespeare's Wintermärchen und Sommernachtstraum, eine große Gruppe Apoll und die Musen. Die Corridore sind leider etwas gedrückt, doch nicht entfernt solche luft- und lichtlose Martergänge wie in Garnier's Pariser Oper. Die Bildnisse der besten Burgschauspieler grüßen uns von den Wänden des Foyers, ein wahrer Ahnensaal des Burgtheaters. Dort ist Fichtner, Schröder, hier Charlotte Wolter als Maria Stuart, drüben Julie Rettig, der lockenschüttelnde Joseph Wagner, der greise Anschütz als Lear, der heldische Löwe, die gemüthvolle Haizinger. Der talentvolle Bildhauer Nater hat für das linksseitige Vestibule die Colossalstatuen von Laube im Schlafrocke (auf der Probe pflegte er doch eine graue Lodenjoppe zu tragen) und des höfischen Dingelstedt im Pelze geliefert, zwei Meisterwerke in Ausführung, Charakteristik und Portraittreue.

In den für das kaiserliche Haus bestimmten Räumen erreicht die decorative Pracht ihren Höhepunkt. Durch das von rothvioletten Säulen getragene Vestibule gelangt man über Marmortreppen in den Salon des Kaisers, der lichtgelb möblirt ist und wundervolle Smyrnateppiche enthält, und dann in die Privatloge, die bei offener Scene durch einen Beleuchtungseffect in magisch blaues Licht gehüllt wird. Vor der geräumigen Hoffestloge, zu der ein chamoisfarben ausgestatteter Salon führt, steht als Lichtträgerin auf einem Sockel aus Onyx die prachtvolle Klythia von Johannes Benk, die auf der Wiener Gewerbeausstellung einen großen Erfolg erzielte.

Sind auch die dem Publikum geöffneten Räume vollkommen fertig, so ist in den für die Schauspieler bestimmten noch Manches unvollendet, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen konnten. Die bescheidene Bühnenpforte befindet sich auf der Seite neben dem Volksgarten, und durch einen kleinen Gang gelangt man zu den Garderoben, die meist einfach mit leichten hellen Möbeln ausgestattet sind. Sonnenthal's Garderobe hat eine Einrichtung von Birnbaumholz, das Geschenk eines Verehrers. Natürlich sind die Decorationen, Prospecte, Requisiten ganz neu, ebenso die weltbedeutenden Bretter, das Einzige im Hause, was aus Holz hergestellt ist; es fehlt auch der bekannte stickige Coulissengeruch, und der sinnreiche Mechanismus der Decoration spielt so glatt und leicht, daß die Zwischenacte jedenfalls um ein Bedeutendes gekürzt werden können.

Im Vergleiche zu dem Prunke der Nebenräume ist der Bühnensaal selbst weniger reich ausgestattet und mit Recht, denn das Auge soll von den Vorgängen auf dem Theater nicht abgelenkt werden. Der Grundton ist ein gelbliches Elfenbein-Weiß, die Goldornamente sind matt getönt, die allerdings viel zu klein gerathenen Logen haben bescheidene kirschrothe Vorhänge, ihr Fond ist aber ebenfalls weiß. Die vier Galerien sind, wie im alten Burgtheater, ringsum mit Logen versehen nach Art der italienischen Schauspielhäuser, offene Balcons befinden sich nur im obersten Stocke. Das gibt dem Hause etwas Vogelkäfigartiges. In Paris und Berlin hat man schon lange angefangen, wenigstens im ersten Stockwerke einen vorspringenden Balcon zu bauen, le panier, der, zumal wenn er an Premièrenabenden mit eleganten Zuschauerinnen besetzt ist, einen viel freundlicheren, weniger zellenhaften Anblick gewährt, obgleich dadurch andererseits wieder ein Theil des Parquets überdacht und in Dunkel getaucht wird. Zum Glück wird diese Einschachtelung durch die große, schön drapirte Hofloge und die kaiserlichen Prosceniumslogen gemildert und unterbrochen. Auch die andere berechtigte Eigenthümlichkeit des alten Burgtheaters, daß über den zwei Seitenlogen die Schauspieler ihre eigenen Logen haben, ist hier beibehalten und das Publikum der zwei Eröffnungsvorstellungen konnte mit Freude seine Lieblinge Sonnenthal, die Hohenfels u. A. dort oben sehen. Hat erst die Zeit dem noch immer blendenden Weiß den sanften Ton gegeben, welcher z. B. Schinkel's Berliner Schauspielhause bei aller nüchternen Strenge eignet, und auch das Gold der Ornamente bläßer gemacht, so wird der Eindruck, der jetzt schon ein überaus harmonischer und freundlich heiterer ist, sich noch vermehren. Der eiserne Vorhang zeigt nicht wie in Berlin seine grau gestrichene öde Fläche, sondern erscheint schon dadurch weniger unheimlich, daß er bunt bemalt ist und ein stilvolles Gitter von Schmiedeeisen zeigt, zwischen dessen Stäben und Ranken man einen Ausblick auf die Stadt Wien und den Stephansthurm hat. Wenn diese Sicherheits-Courtine sich langsam hebt, sehen wir den prachtvollen Hauptvorhang von Fux, eine allegorische Scene mit überlebensgroßen Figuren, farbenfroh und prächtig, beste Makart'sche Schule. Auf einem Leoparden sitzt die tragische Muse, welcher der Maler die Züge von Charlotte Wolter gegeben hat. Vor dem Genius des Lichtes, der die Mitte des Bildes einnimmt, entfliehen die Dämonen der Finsterniß, was die heitere Muse mit großer Befriedigung zu erfüllen scheint. Ein dritter Vorhang ist der pietätvoll restaurirte des alten Burgtheaters, der über so manchem Meisterwerke deutscher Dicht- und Schauspielkunst aufgegangen ist. Eine Sehenswürdigkeit bildet ferner der Kronleuchter, dessen Glühlichter eine leuchtende aber nicht blendende Fülle von Glanz verbreiten, sowie die mit den schönen Gemälden dreier noch fast unbekannter Wiener Künstler, Matsch und der Gebrüder Klient, versehene Decke. Der Saal faßt über 1200 Personen. Hoffentlich wird nun auch die volksthümliche Aufgabe dieser Hofbühne nicht vergessen werden und die bereits eingeführte Preiserhöhung wenigstens für gewisse Wochentage wieder abgeschafft. Denn wenn der Wiener sein liebes billiges Theatervergnügen in Kaisers Hause zukünftig nur durch größere Geldopfer erlangen sollte, so hätte seine Trauer um das altehrwürdige Haus allerdings einen sehr triftigen realen Untergrund.

Der eigentlichen Eröffnungsvorstellung ging eine kleinere Vorfeier am 11. October voraus, eine Generalprobe vor geladenen Gästen in Gegenwart des Kaisers, der in Gesellschaft des Königs von Sachsen und des Großherzogs von Toscana der Vorstellung in der sogenannten Incognito-Loge beiwohnte. Es sollte in erster Linie eine Probe der Akustik sein, zu welchem Zwecke eine Programmnummer der Eröffnungsvorstellung: „Wallenstein's Lager" aufgeführt wurde. Es war aber auch eine Generalprobe und ein Debut des Publikums in dem neuen Hause, und der Debutant bestand die Probe zur vollsten Zufriedenheit bis auf einige Befangenheit, wie das bei solchem ersten Auftreten begreiflich ist. Auch er wird sich erst an das neue Haus gewöhnen müssen. Man sah die gewohnte glänzende Gesellschaft der Wiener Premièren, meist in Gesellschaftstoilette und sehr andächtig gestimmt. Publikus fluthete

Digitized by Google

schon eine Stunde vor Beginn der Vorstellung durch die im elektrischen Lichte prangenden Foyers, stand bewundernd vor der märchenhaften Pracht und wähnte sich mehr in einer herrlichen Kunstgalerie als in einem Theater. Er reckte sich den Hals aus, um die decorativ wirkungsvollen Deckengemälde zu sehen, und zerbrach sich den Kopf über die allerorten gemalten und ausgehauenen Allegorien. Erst als er in den Seitengängen die Bildnisse der Burgtheater-Lieblinge erblickte, fand er sich wieder zurecht. Auch daß er der Vorstellung nur ein gemischtes Interesse entgegenbrachte und darüber sogar vergaß, den vortrefflichen Einzelleistungen den Beifallszoll zu spenden, sei entschuldigt, denn die Generalprobenstimmung ist immer und überall dem Applaus wenig günstig. Komisch war auch, daß, nachdem der Vorhang gefallen war, das Publikum noch lange geduldig auf den Plätzen verharrte. Gewärtigte man noch eine Fortsetzung der Probe, oder konnte man sich einfach von dem Palaste der Musen nicht trennen? Sogar der Kaiser blieb mit seinen Gästen eine Weile in seiner Loge neben den grün verhängten Lampen, und erst als der eiserne Vorhang herniederrollte, entleerte sich langsam das Haus. Übrigens gelang die Akustikprobe vor dem gefüllten Hause zu allgemeiner Zufriedenheit, und es war gar nicht nöthig, daß einige der Herren Hofschauspieler ihr Organ so sehr anstrengten. Nun, mit der Zeit wird sich der richtige Ton finden.

Die eigentliche Eröffnungsfeier fand am Abend des 14. statt und übertraf an Glanz und Weihe alle Erwartungen. Abermals hatte sich fast das ganze kaiserliche Haus mit seinen Gästen, dem Könige Milan von Serbien und dem englischen Thronfolger, eingestellt, in einer Loge saßen die Intendanten von Berlin und München, und die Ministerien, die Armee, die Parlamente, die Finanzkreise, Literatur und Kunst hatten ihre Vertreter entsandt. Die Pracht der Damentoiletten fand in dem unvergleichlichen Salon des Foyers und dem von Licht und Farben erfüllten Bühnenhause einen herrlichen Rahmen. Als die „Weihe des Hauses" aus dem wohlgefüllten Orchester ertönte und der Vorhang über dem sinnreichen Festspiele aufging, das Joseph Weilen gedichtet und Sonnenthal und die Damen Wolter, Gabillon und Hohenfels darstellten, da ging wirklich jener feierliche Ernst durch die Herzen aller Zuschauer, dessen ein Prologdichter bedarf. Der Präsident der „Concordia" hat diesmal eine Allegorie geschrieben, die in warmherzigen und flüssigen Reimen die Bedeutung des Festes hervorhob und in einem prächtigen Schlußbilde sämmtliche Mitglieder des Burgtheaters in einer großartigen Gruppe vereinigte. Wir sahen Lewinski als Franz Moor, Hartmann als Clavigo, Baumeister als Richter von Zalamea und die Damen in den Costümen ihrer besten Rolle, und die Begeisterung des Hauses stieg noch, als der Dichter auf den kaiserlichen Schutzherrn des Burgtheaters hinwies. Ein dreimaliger Jubelsturm und die Nationalhymne, vom Orchester angestimmt und vom Publikum mitgesungen, durchbrausten den weiten Raum.

Die beiden Feststücke: Grillparzer's poesiedurchglühtes Fragment „Esther" und „Wallenstein's Lager" folgten. Bei einer solchen Gelegenheit stehen auch die Schauspieler einer Musterbühne unter dem Banne begreiflicher Aufregung, und wir wollen daher dem Burgtheater-Ensemble nicht das Unrecht zufügen, daß wir diese Leistung als Werthmesser annehmen. Das Zusammenspiel ist, wir wissen es wohl, sonst harmonischer, und bis auf Frau Wolter, die verkörperte Muse des Burgtheaters, Fräulein Barsescu als liebreizende Esther, den grundgewaltigen Baß Hallenstein und den ergreifenden König Sonnenthals, hätten wir auch an den Einzelleistungen Manches auszusetzen. Der treffliche Baumeister fiel mit dem Kapuziner, einer Glanzrolle des jüngstverstorbenen Meixner, sogar entschieden durch, und es ist kaum zu hoffen, daß er jemals in die kleine Rolle hineinwachsen werde, welche mehr einen Komiker mit satirischem Zuge, als solch einen reinen Charakteristiker verlangt, wie der berühmte Darsteller des Richters von Zalamea einer ist. Auch der opernhaften Inscenirung fehlte doch wieder der feine malerische Sinn der Meininger.

Als eigentlicher Epilog sämmtlicher Eröffnungsfeierlichkeiten ist die Soiree zu betrachten, zu welcher der Leiter der k. k. Generalintendanz, Baron Besecny, einen großen Kreis von Burgtheaterfreunden und fremden Gästen eingeladen hatte. Der Gastgeber und alle die anderen Excellenzen verkehrten hier mit jener Cordialität, welche den österreichischen Cavalier so vortheilhaft vor seinem norddeutschen Collegen auszeichnet, mit den zahlreichen Männern der Feder, der Intendanzdirector Reg.-Rath Wlassak, der treffliche Chronist des Burgtheaters, und der Secretär Baron Berger waren die Zuvorkommenheit selbst, und auch das gesammte Künstlerpersonal der Hofbühnen stieg huldvoll zu den gewöhnlichen Sterblichen nieder. Bis gegen den Morgen wurde in dem großen Saale des Grand Hotel musicirt, geplaudert und auf das Heil des vornehmsten deutschen Schauspielhauses gezecht. Möge das Burgtheater, den pessimistischen Propheten zum Trotze, im neuen Heim den alten Geist finden zum Wohle der deutschen Kunst! Z.

## Feuilleton.

### Der Sonntag auf dem Lande.

Von Renato Fucini.

Aus dem Italienischen von Oskar Bulle.

Alles vergebens, mein Freund! es gibt gewisse Anlässe, die es Dir unmöglich machen, nein zu sagen. Man bedrängt Dich, bestürmt Dich, hält Dich mit solchem Eifer fest, daß eine abschlägige Antwort wie eine Grobheit erscheinen würde, die Du Dir gegenüber Leuten zu Schulden kommen ließest, welche nichts Anderes im Sinne haben, als Dir eine Freundlichkeit zu erweisen.

Du schützest Geschäfte vor. „Für einen Tag wird die Welt nicht gleich aus den Angeln gehen," antwortet man Dir. „Es ist zu heiß," sagst Du. „O, dann kommen Sie eben früh, in der Morgenfrische." „Der Weg von der Station nach dem Dorfe ist so weit." „Dann schicke ich Ihnen einen kleinen Wagen." „Ich habe mich mit einem Freunde verabredet, den Tag mit ihm zuzubringen." „O, den bringen Sie mit"... Kurz, ich sagte schließlich zu und machte mich am Sonntag früh auf die Beine, um der Geschichte einmal ein Ende zu machen.

Kaum war ich im Dorfe angekommen, so sah ich mich umringt von einem Haufen Bauern, welche aus der Frühmesse kamen, und mich anstarrten, als sei ich ein wildes Thier. Ich frug nach dem Hause des Signor Cosimo. Acht oder zehn boten mir auf diese Frage hin sogleich ihre Begleitung an.

„Dort oben! Sehen Sie jenes große Haus mit dem Thürmchen auf dem Dache? Das ist es. Sie kennen also den Signor Cosimo? Es ist ein prächtiger Mann. Oder seinen Bruder, den Priester! Ah, der erst! Oder seine Frau, die Signora Flavia? Eine brave Frau und wie wohlthätig sie ist! Aber auch Fräulein Olympia, die Schwester des Herrn Cosimo... hat was Gelehrtes an sich, so zu sagen; s'ist, als wenn Jemand sagen wollte, daß ihre große Leidenschaft allein die Bücher wären, von denen sie immer eins in der Hand hat und weswegen sie beinahe ein bischen verdreht im Kopfe war; aber jetzt, sehen Sie, hat sie Alles auswendig im Gedächtniß, so daß es manchmal kaum zu glauben ist. Ist übrigens ein tüchtiges Mädchen; und besonders in ihrer Familie, wenn's da manchmal etwas zu Papier zu bringen gibt und sie wäre nicht da, sie wüßten wirklich nicht, wie sie damit zu Stande kommen sollten. Früher war noch wenigstens Bistino da, der Aelteste des Signor Cosimo; der ist aber jetzt im Seminar zu Volterra und dort legt er, so sagen sie, so viel Ehre ein, daß sie ihn nicht einmal für die Ferien mehr nach Hause lassen wollen. Er muß wirklich sehr tüchtig sein, dieser Junge. Als er noch da war, half er auch dem Caplan auf dem Vogelherd.... und da fingen sie mehr Vögel in einem Tage, als alle die Uebrigen auf ihren Vogelherden in einer Woche... Sehen Sie, hier biegen Sie ab und gehen da hinauf; Sie rennen dann mit dem Kopf gerade an das Haus an und können nicht mehr fehlgehen."

Alle diese Nachrichten über meine Gastfreunde, die ich zum Theil schon kannte, wurden mir auf dem Wege von den Bauern mitgetheilt, welche, einer nach dem anderen, um die Wette mich damit beehrten, bis sie endlich bei der Abzweigung eines kurzen Weges, welcher zu dem Hause führte, mich verließen, indem sie abermals höflich grüßten und mir ihre weiteren Dienste anboten.

„Das fängt ja gar nicht übel an," sagte ich mir, indem ich mir behaglich die Hände rieb. Ich fühlte schon lange das Bedürfniß, einmal einen Tag völliger Ruhe auf dem Lande zu verleben, so daß ich jetzt unwillkürlich den Schritt beschleunigte, um keine Minute länger von der Behaglichkeit einzubüßen, die ich mir von einer, friedlich innerhalb der patriarchalischen Wände jener guten ländlichen Familie verlebten Stunde versprach. Einer Stunde, in der ich fern wäre von der ermüdenden Etiquette, von den mit dem Zirkel abgemessenen feierlichen Begrüßungen, von der kalten und gemachten Höflichkeit und der kleinlichen Gastlichkeit, welche wir so häufig über uns ergehen zu lassen und nur zu oft selbst auszuüben im städtischen Leben gezwungen sind.

Kaum hatte ich die Glocke gezogen, so kam ein junger derber Bursche in Hemdärmeln und in weißer Leinenschürze, die er aufgeschürzt und in den Hosenbund gesteckt hatte, herausgeschossen, um mir lächelnd zu öffnen.

Digitized by Google

„Wohnt hier Signor Cosimo?"

„Eh! Si signore! Treten Sie ein, treten Sie ein! Sind Sie nicht der Herr aus Florenz, welcher gestern sagen ließ, daß er wahrscheinlich herauskommen würde? Ja?"

„Ja!"

„Dann kommen Sie nur herein, kommen Sie! Der Herr hat mir gesagt, ich sollte Sie einstweilen in die gute Stube führen. Er kommt auch selbst sogleich. Das ist schön von Ihnen, Signore. Das haben Sie gut gemacht, wissen Sie, daß Sie herausgekommen sind. Man hat schon so lange davon gesprochen und Sie erwartet. Ist Alles wohl in Florenz! Hier! Kommen Sie hier herein und machen Sie sich's bequem. — Mit Erlaubniß!"

„Geh' nur, geh' nur!" Ich setzte mich an's Fenster und blätterte in einem alten Photographiealbum. Unterdessen konnte ich bemerken, daß meine Ankunft wirklich einigen Lärm verursacht hatte, denn ich hörte über mir, im ersten Stock, heftiges Thürzuschlagen und ein Hin- und Hergehen von bestiefelten und unbestiefelten Füßen, unter deren Tritten von der Decke ein feiner Regen von Kalkstaub niederrieselte und die Scheiben der Fenster, sowie das Glöckchen eines wächsernen Jesuskindes, welches auf dem Wandbord stand, leise zitterten und ertönten, als wäre ein Erdbeben.

Nach einigen Minuten hörte ich an der Thüre rütteln und darauf einen derben Stoß mit dem Fuß an dieselbe; die Thür öffnete sich und herein trat ein Junge von ungefähr sechs Jahren, der einen schon zur Hälfte angegessenen Apfel in der Hand hielt und sich beobachtend vor mich hinpflanzte. Mit einer höchst verächtlichen Miene frug er nach einer Weile:

„Gehört etwa das Buch Euch? Legt es nur gleich weg, oder ich sag's dem Onkel Priester!"

Ich legte das Buch weg und er fuhr fort mich verachtungsvoll zu mustern.

„Ihr seid wohl der Fremde, welcher kommen sollte?"

„Ja, mein Kleiner!" Indem ich die größte Freundlichkeit erheuchelte, um ihn für mich zu gewinnen, streckte ich die Hand aus und versuchte ihn unter dem Kinn zu fassen. Er flüchtete aber schleunigst zwei Schritte zurück und beeilte sich, mir den Apfel in's Gesicht zu werfen.

„Haltet nur Eure Hände schön ruhig; ganz ruhig. Was wollt Ihr denn überhaupt hier bei uns?"

Ich ärgerte mich und gab ihm keine Antwort.

„Ja, ja; ich weiß es schon; Ihr denkt wohl, weil mein Vater es Euch gesagt hat? Aber meine Mutter wollte gleich nichts davon wissen, weil sie nun alle die Hühner schlachten mußte, welche jetzt der Gostino rupft. Aber am Abend geht Ihr doch wenigstens wieder fort? ... Warum antwortet Ihr denn gar nicht? Ich will aber, daß Ihr mit mir redet, ja! obgleich meine Mutter, als sie Euch auf der Straße sah, Euch so viel Verwünschungen entgegenrief ..."

Da wurde die Thüre aufgerissen und es erschien in schmierigem Anzuge, in der ganzen glanzvollen Massigkeit seines Leibes, Signor Cosimo. Freundlich lächelnd schlug er mit seinen derben Händen auf meine Schultern und rief dreimal: „Das ist schön, das ist schön, das ist schön!"

Dann wandte er sich zum Jungen um: „Und Du, was machst denn Du da?"

„Was ich will."

Mit einem Klaps auf den Kopf schob er ihn zur Thüre hinaus und bat mich, doch Platz zu nehmen.

Mir stachen sofort die Fettflecke und die Wein- und Kaffeespritzer in's Auge, welche Signor Cosimo auf seinen Hosen und seinem Hemde hatte. Und, um die Wahrheit zu gestehen, mich beschlich ein gewisses ärgerliches Gefühl, daß er so wenig Rücksicht auf mich genommen hatte; aber ich wurde sofort beruhigt durch die Entschuldigungen, die er darüber vorbrachte, daß er mich habe warten lassen: er sei, so sagte er, gerade in seinem Zimmer gewesen, um sich ein wenig zu säubern.

„O, aber ... Signor Cosimo!"

„O, es ist ja prächtig, ausgezeichnet. Und was für ein Wetterchen, eh? Aber hören Sie, Sie werden eine Erfrischung nöthig haben, Gostinooo! Was sagt man denn in Florenz dazu, ich meine zu diesem Stande der Saaten? ... Aber in der That, es ist wirklich prächtig von Ihnen, daß Sie uns beehrten, und Sie machen uns wahrhaftig eine Freude mit Ihrem Besuche!"

„Was befehlen Signor Padrone?"

„Geh' hinunter, Gostino, laß Dir von der Padrona die Schlüssel zum Büffet geben und bringe einige Erfrischungen für diesen Herrn!" Und zu dem Jungen, welcher hinter dem Diener mit hereingetreten war: „Und Du gehst sofort hinunter und wäschst Dir das Gesicht und wischst Dir die Nase ab, Du Schmutzfink!" Und mit einem abermaligen Klaps schob er ihn wieder zur Thüre hinaus.

„Und Obst, mein Lieber, gibt's auch dieses Jahr gar keins."

„Ah!"

„Ja, was soll ich Ihnen sagen? Seit drei Jahren ist es, als ob ein Fluch darein gefallen wäre. Stellen Sie sich vor, daß ich früher manchmal so an die 400 Pfund aufspeichern konnte, und jetzt kaum 50 oder 60, je nachdem es kommt. Und was für Zeug! Alles wurmig! Verzeihen Sie, kommen Sie vielleicht mit mir auf den Speicher ... Doch nein, ich höre, daß mein Bruder eben heraufkommt; Sie werden ihn wohl sehen wollen!"

„Ja, wir wollen ihn erwarten!"

„Er ist ein großes Original; wissen Sie, so ein Brummbär; aber im Herzensgrunde ist er wirklich gut. Gestern zum Beispiel ... Sie müssen wissen, er leidet sehr am Magen und, mit Respect zu sagen, an einer schmerzhaften Geschwulst, welche er da hat ..."

Die Vorrede zu der Vorstellung wurde unterbrochen, weil jetzt mit einer tiefen Verbeugung Don Paolo in das Zimmer trat. Ich erhob mich, um ihm entgegenzugehen.

„Nein, nein, das gestatte ich nicht; bleiben Sie sitzen, mein Herr! Wenn Sie erlauben, bleibe ich bedeckt, weil es so meine Gewohnheit ist; aber setzen Sie sich doch, bitte, setzen Sie sich."

Ein Moment des Schweigens trat hierauf ein, bis Signor Cosimo die Unterhaltung wieder aufnahm.

„Sieh, Paolo, das ist der Herr, von dem wir gestern Abend sprachen ..."

„Weiß ich, weiß ich! Es ist wirklich langweilig, daß Du nie ein Ende finden kannst. Wie oft willst Du nur die Sachen wiederholen?"

„Nun, ich wollte Dir nur sagen ..."

„Hast Du ihm denn etwas zum Trinken angeboten?"

„Ich habe es dem Gostino gesagt. Er wird gleich kommen."

„Und Sie sind aus Florenz, ja?" frug mich der Caplan.

„Zu dienen!"

„Schlechtes Jahr, lieber Herr. Wenn es nicht regnet, macht man nicht einmal den ersten Fang. Voriges Jahr, an diesem selben Tage, hatte ich um zehn Uhr sechsundfünfzig gefangen und heute Morgen ... seitdem ich um acht Uhr aus der Messe kam, haben sich nur drei kleine Vögel und ein verwünschter Falke gefangen, welcher mir noch dazu, sehen Sie, die halbe Hand zerrissen hat? Fängt man denn in Florenz welche?"

„Um die Wahrheit zu gestehen, ich habe mich nicht darnach erkundigt."

„Fängt der Prior von San Gaggio etwas in diesem Jahre, fängt er welche?"

„Was weiß ich ... ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen."

„Ah, ich meine nur, weil er mir am letzten Freitage sagen ließ, daß er nicht einmal die Käfige hat machen lassen. Sagen Sie doch, was ist das mit dem Padre Lorenzo von der Santissima Annunziata; er soll sich nicht wohl befinden; ist das wahr?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll ... ich weiß es nicht."

„O, aber auch! Daß Sie auch gar nichts wissen!"

„Es thut mir leid ... Aber reden wir doch lieber von Ihnen. Mir sagte soeben Signor Cosimo ..."

„Entschuldigen Sie. Ich kehre auf einen Augenblick nach dem Vogelherde zurück. Sag' mir Cosimo, für welche Stunde ist das Essen bestimmt?"

„Sag' Du den Frauen unten die Stunde, welche Dir bequem ist."

„Ah, da kommt ja eine!" sagte Don Paolo, welcher schon in der Thüre war, um wegzugehen. „Zu welcher Zeit wird heute gegessen, Flavia? Um zwölf Uhr?"

Signora Flavia, die Gattin meines Gastfreundes, nickte ihm ein Ja zu und kam in das Zimmer herein, während der Caplan, ohne den Gast zu grüßen, sich nach seinem Vogelherde abschob. Sie kam mir gemessenen Schrittes entgegen, frug mich, wie es mir ginge, und sagte mir, ehe ich nur die Zeit gefunden, ein „Gut!" zu antworten, daß sie sich sehr darüber freue. Darauf pflanzte sie sich auf einem Stuhle mir gegenüber auf und fing an mich zu betrachten. Signor Cosimo, welcher auch hier seine Gewandtheit zeigte, wandte sich zu ihr:

„Sieh', Flavia, das ist der Herr, von dem ich Dir gestern Abend sprach."

Und Signora Flavia hub von Neuem an:

„Was machen Sie? Geht es Ihnen gut?"

„Sissignora!"

„Und Ihrer Gemahlin?"

„Ausgezeichnet; ich danke."

„Grüßen Sie sie!"

Hierauf schaute sie ihren Mann an, als wollte sie ihn fragen, was sie mir weiter sagen sollte, und fuhr dann fort, mich stillschweigend zu betrachten.

Glücklicher Weise enthob mich Signor Cosimo der Schwierigkeit, ein Thema für die Unterhaltung zu finden, indem er dieselbe von Neuem eröffnete, und zwar diesmal auf dem politischen Gebiete. Und bald befanden wir uns auf der höchsten Höhe der tunesischen Frage. Natürlicher Weise fiel er über Tunis her, wurde wüthend, regte sich gewaltig auf und entwickelte in sprudelndem Eifer ganz unverhohlen alle seine Ansichten über die äußere Politik. Er schloß mit der Versicherung, daß, wenn er und sein Bruder, der Priester, im Ministerium gewesen wären, die Franzosen niemals, nicht einmal mit der Hülfe Gottes, nach Tunis gekommen wären, denn... Hier unterbrach ihn die Signora Flavia, indem sie mich frug, ob in dem Stoffe meines Anzuges auch Baumwolle sei. Ich unterdrückte ein Lächeln und verneinte ihre Frage.

„Dann wird er sehr theuer sein? Nicht wahr?"

„Ja ... ich glaube, sieben Lire der Meter."

„Ah, Sie kaufen nach Metern? Uebrigens muß es ein guter Stoff sein. Sieh' Cosimo, wenn Du Dir einen solchen gekauft hättest."

„Jawohl, jawohl! Eine verflixte Angewohnheit, immer Einem das Wort im Munde abzuschneiden. Als ob man nicht davon nachher reden könnte!"

Dann wandte er sich von Neuem zu mir: „Denn wenn Frankreich ..." Und er war schon daran, sich wiederum auf Tunis zu stürzen, als sich die Thüre öffnete und auf der Schwelle seine Schwester erschien, die Signorina Olympia, eine alte Jungfer von etwa fünfzig Jahren, dieselbe, welche mir die Bauern als eine Gelehrte geschildert hatten.

Sie hatte ein hellblaues verschossenes Kleid mit Crinoline an und trug eine braune Mantille auf dem Arme. Auf dem Haupte prangte ihr ein nicht mehr ganz sauberer gelber Strohhut, der mit einem Zweige von natürlichem Epheu garnirt war, und zwei pomadenfeuchte Haarsträhne schlängelten sich in anmuthiger Krümmung unter ihm hervor beinahe bis hinab auf die glänzend rothen Wangen. In der einen Hand hielt sie

Digitized by Google

einen Sonnenschirm und ein Vanillensträußchen und in der anderen ein Buch, in welches sie als Zeichen den Finger geklemmt hatte. Mit erkünstelter Grazie schritt sie einher und mit zwinkerndem Augenaufschlag sich verbeugend sagte sie:

„O, Signore, seien Sie willkommen in dieser bescheidenen Hütte."

„Eine entzückende Hütte, Signorina, in der ich nicht lästig zu fallen hoffe." Sie schlug von Neuem zwinkernd die Augen auf und lächelte mich an. Und indem sie so graziös, als sie nur konnte, einherschwänzelte, setzte sie sich nieder, den Rücken gegen das Fenster wendend. Die täppische Koketterie eines überreifen Mädchens war ihr wohlbekannt.

Ich beobachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit, als ich fühlte, wie eine schwere Hand sich auf meine Schultern legte und Signor Cosimo mir sagte:

„Sie werden wohl noch hören, was für Gedichte dieses Mädchen macht. Olympia, hast Du jenes Sonett etwa hier, welches Du am vergangenen Sonntag gemacht hast?"

„Jene Ode, wolltest Du wohl sagen?"

„Jawohl ... Ode oder Sonett, das ist ja dasselbe ... Wenn Sie sie hören würden ... mit Reimen und Allem, was dazu gehört ... Aber ich sage Ihnen ... Laß es ihm doch hören, mach'!"

„Nachher, Cosimo, nachher!"

Gott schütze mich in seiner Gnade! seufzte ich. Und indem ich mich zur Signora Olympia wandte, welche immer noch den Finger im Buche hielt, frug ich:

„Was lesen Sie denn Schönes, Signorina?"

„Ich werfe nur einen Blick auf Leopardi."

„Ah! Ah!" Und Signor Cosimo rief:

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet, ausgezeichnet!"

„Sie kennen das auch, Signor Cosimo?"

„Aber natürlich! Sie las es uns ja am letzten Sonntag beim Nachtisch vor und wir mußten alle darüber weinen wie die Kinder."

„Nein, Cosimo, Du hast nicht richtig verstanden. Der Herr meinte dieses Buch da."

„Ah, was mache ich aber auch! Ich meinte das Sonett ... Aber nachher werden Sie es hören. Und Du mußt ihm auch jenes auffagen von damals, als sie den Sohn des Calamai zum Geistlichen einkleideten. Jenes erst ... nachher! Und glauben Sie etwa, sie habe nur ein solches Gedicht? Sie hat einen großen Kasten ganz voll und ist eins davon schön, so ist es das andere erst recht ... Aber nachher, später werden Sie sie hören."

Ich dagegen war gespannt, ihr Urtheil über Leopardi zu hören.

„Wie finden Sie diese Lectüre, Signorina?" frug ich daher die Signora Olympia.

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete sie. „Um die Wahrheit zu gestehen, bin ich damit noch nicht bis zum Ende gekommen ... aber wenn ich ehrlich sein soll, so scheint mir, daß gerade nicht viel Interessantes darin ist."

„Ah!"

„Scheint es Ihnen nicht auch so?"

„Nun ... in gewisser Weise ... ja!"

„Entschuldigen Sie; da ist niemals eine Episode zu Ende geführt. Sie findet den Consalvo (Sie schon ist übrigens aus Tasso gestohlen ... Die Scene zwischen Clorinda und Tancred). Sie findet Consalvo, gut! Consalvo stirbt; nachher aber, wenigstens soweit ich gekommen bin, erfährt man von ihr auch nicht das Geringste mehr. Und dasselbe ist der Fall mit den Charakteren. Da ist zum Beispiel der der Nerina; wie schön könnte der sein; aber, mein Gott, er ist doch gar zu wenig durchgeführt ... Meinen Sie nicht auch?"

„Nun ja ... aber, um die Wahrheit zu gestehen ..."

„Siehst Du, Cosimo, daß ich doch Recht hatte, als ich neulich Abend hiervon mit Signora Amalia sprach!"

„Bezweifle ich durchaus nicht," sagte Signor Cosimo, indem er durch ein lautes Lachen seine Zustimmung ausdrückte. „Aber wie magst Du Dich auch nur mit jener Hochmüthigen in Vergleich stellen. Sie soll erst sieben Jahre zu den Salesianerinnen gehen, wie Du es gethan hast, dann mag sie kommen und klug sprechen. Aber es ist ja überhaupt unnütz," sagte er darauf mit ärgerlicher Stimme; „sie mögen mir aufzählen, so viel sie wollen; aber einen wie Metastasio ... Oder habe ich etwa Unrecht?"

„Im Gegentheil."

„Da ist ja gar kein Zweifel! Ich wette, daß sie auch, wenn sie sich in hundert Stücke theilen ... wenn sie überhaupt so viel Bücher schreiben können ... nicht einmal die Hälfte aller derer, die er geschrieben hat, bringen sie fertig. Und dann, wie vortrefflich! Wir haben gar nichts Besseres!"

»Es ruft der Bewohner der ewigen Schatten ...«

Doch nein, das ist ja vom unsterblichen Torquato:

»Es träumt der Krieger ...«
»Es träumt der Krieger von ...«

„Ja, ja, das ist wahr," antwortete ihn unterbrechend die Signora Olympia, welche bei der Rede des Bruders immer zustimmend mit dem Kopfe genickt hatte. „Vom Metastasio wollen wir erst gar nicht reden. Aber siehst Du, Cosimo, auch dieser hier ist niedlich, sehr niedlich. Auch dieser hier hat in jenen Versen geschrieben, von denen der eine länger, der andere kürzer ist und die mir so sehr gefallen, weil man bei ihnen den Vortheil hat, so viel Worte bequem in sie hineinzubringen, als man nur will ... Schwer jedoch sind sie; und wie gut dieselben auch Clasio zu behandeln verstand!"

„O, der!" sprang Signor Cosimo auf, „was ist bei dem etwa zu tadeln! Der mit allen seinen Sentenzen! ...

»Nur der weise Mann läßt sich nicht verleiten
Hoffährtig oder verzagt einherzuschreiten.
Sei er arm oder ...«

Oder jenes »Meine Gefängnißjahre«.*)

Mir war's, als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum.

„Gut, gut, Gostino! Setz' die Gläser dort auf jenen Tisch und schenke dem Herrn ein," sagte Signor Cosimo zu Gostino, welcher in diesem Augenblicke mit einer Flasche und einem Teller voll Gläsern eintrat.

„Passen Sie auf, wie Ihnen das munden wird," sagte Gostino zu mir, indem er mir ein Glas einschenkte. „Lassen Sie bei Ihnen auch die Trauben überreif werden?"

„Geh', geh', Gostino," rief ihm Signora Olympia zu.

„Rasch, Gostino!" fiel Signor Cosimo ihr in's Wort; „hole zwei andere Flaschen; eine 62er, auf dem Tisch im hinteren Keller und eine 59er (aus dem Revolutionsjahre) ... dann sollen Sie sehen," dabei wandte er sich an mich, „dann sollen Sie sehen, daß jener Wein — ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten —, aber wie jenen haben Sie noch keinen getrunken."

„Aber ... mir genügt ja dieser, Signor Cosimo!"

„Nein, nein! geh' nur; lassen wir die Complimente. Inzwischen noch ein Tröpfchen von diesem da? Ja?"

„Ich danke, ich würde es nicht trinken können, Signor Cosimo. Ich bin nicht daran gewöhnt ..."

„Sehen Sie, ich nehme mir auch eins: zur Gesellschaft nahm der Mönch sich eine Frau.**) Darf ich Ihnen einschenken? ... Und wenn Sie es auch nicht trinken, ich schenke Ihnen doch ein."

„Nun, wenn Sie es durchaus wollen, will ich noch einen Schluck nehmen, um Ihnen gefällig zu sein ... Genug ... genug!"

„Nein, Herr! Entweder voll oder gar nichts."

Gostino kehrte mit zwei anderen Flaschen zurück und nun stürzten Alle über mich her, Signora Flavia an der Spitze und selbst der Diener nicht ausgeschlossen, damit ich auch diese neuen Flaschen probire. Signor Cosimo hielt mir den Arm, Gostino schenkte ein und die zwei Frauen flehten mich mit ihren Augen an, ihnen doch nicht die Beleidigung anzuthun und diese Höflichkeit zurückzuweisen.

Ich leistete ein wenig Widerstand: aber schließlich mußte ich doch weichen. Und nun beging ich noch den verhängnißvollen Fehler, daß ich die Güte des Weines lobte und bemerkte, sie müßten nicht allein auserlesene Trauben, sondern auch vortreffliche Gefäße und Keller haben. O, hätte ich das nie gesagt!

„Ich werde sie Ihnen zeigen," sagte sofort Signor Cosimo. Er faßte mich unter und zog mich, die Frauen in der guten Stube zurücklassend, unter Vorantritt des Gostino, welcher uns leuchtete, in den Keller hinab, bald hier auf eine weitere Stufe aufmerksam machend, bald dort mir zurufend, daß ich mich bücken möge. Und schließlich zeigte er sich noch viel verwunderter über die Schönheit dieses Raumes, als ich es war, denn dieselbe bestand in nichts Anderem, als in einem Gewölbe voll lauter Spinnweben, in vier Fässern an der einen Wand und in zwei Butten in einem Winkel.

Nothgedrungen mußte aber auch ich in Bewunderung ausbrechen und irgend etwas loben, und ich lobte deshalb, auf die Grundmauern hinweisend, die solide Bauart des Hauses.

„Das will ich Ihnen sogleich zeigen."

Von dem Keller ging's nun wieder in das Erdgeschoß, das ich ganz durchlaufen mußte: das Speisezimmer, das Plättezimmer, die Küche, den Herd, die Speisekammer, die Wandschränke ... dann die neue Treppe — die alte war dort, wo jetzt der Oelkeller ist —, dann das Schreibzimmer, welches sein Bruder, der Priester, dort hatte bauen lassen, wo sie den Stall weggerissen hatten; es war jetzt noch feucht ... dann hinauf in das erste Stockwerk, wo er mich unvermuthet in das Zimmer der Signora Olympia eintreten ließ, welche gerade vor dem Spiegel stand, um die braune Mantille anzuprobiren. Und weiter, alle die anderen Zimmer, den Saal, die guten Stuben und schließlich die beiden Abtritte, von denen der eine nicht benutzt werden konnte, weil er den Brunnen eigenthümlich beeinflußte .... „Sehen Sie diesen schönen Blick! .... und dort ist der Küchengarten. Nachher wollen wir auch dorthin gehen; aber zuerst will ich Ihnen doch auch das zweite Stockwerk zeigen."

Wir stiegen auch hinauf in's zweite Stockwerk, und nachdem er mich 20 Minuten lang umhergeführt hatte, mir in jedem Zimmer die hauptsächlichsten Ereignisse aufzählend, welche darin vorgefallen waren ... von dem großen Zimmer an, in welchem sie die Seidenzucht betrieben, bis zum dunklen Zimmerchen, in welches der Caplan die Sperlinge einschloß, um sie zu blenden ... machte er vor einer Thüre Halt, durch welche er mich nach einigen Zeichen, welche mich auf irgend eine außerordentliche Sache vorbereiten sollten, in eine große, unordentlich aussehende Kammer hineinführte. Ich würde errathen, so sagte er mir, wer hier in der letzten Woche geschlafen habe.

„Aber, mein Lieber, wie kann ich das wissen?"

„Denken Sie sich ... Kein Geringerer als Signor Angiolo!!"

---

*) Von Silvio Pellico.

**) Italienisches Sprichwort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

„Zwischen zwei Herzen." Schauspiel in vier Aufzügen von Richard Voß. — „Madame Bonivard." Schwank in drei Acten von Alexander Bisson und Antonie Mars. Deutsch von Emil Neumann. — „Der dritte Kopf." Posse in einem Acte. Mit theilweiser Benutzung einer englischen Idee von Franz Wallner.

Das Thema der Ehescheidung wurde in den beiden größeren Premièren der vorigen Woche, die auch noch in die eben ablaufende ihre Wellen herüberschlagen, erörtert. Aber in welch' verschiedener Weise! Deutsch und französisch, könnte man wohl sagen, wenn man nur nicht damit der deutschen Manier, welche mit großem Ernste an jenes Thema herantritt, zugleich den Vorwurf großer Sentimentalität und künstlerischer Inconsequenz machen, und der französischen, welche in höchst frivoler Laune jedem tieferen Sinne der Ehescheidung ein Schnippchen schlägt, den Vorzug einer brillanten dramatischen Handlung zugestehen müßte. Der Patriotismus, der meines Erachtens auch der Kunst ein Vaterland einräumen muß, sträubt sich fast dagegen; und doch geht es nicht anders: wir müssen den französischen Schwank, der die Ehescheidung nur zum Vorwande nimmt, um alle möglichen lustigen verwandtschaftlichen Folgerungen aus ihr zu ziehen, für ein besseres dramatisches Kunstwerk erklären, als das deutsche Drama, welches uns einen bitteren Herzenskampf schildert, den jener traurige Act im Gefolge hat. Jedes der beiden Stücke muß dabei natürlich in seiner besonderen Eigenart betrachtet werden, und diese Arten können freilich nicht mit einander in Vergleich treten. Da bleibt die deutsche doch immer noch die bessere.

Richard Voß, der sein Schauspiel „Zwischen zwei Herzen" im Lessingtheater zum ersten Male zur Aufführung brachte, regt in demselben einen dramatischen Conflict an, den er doch nicht ernstlich, das heißt nicht tragisch, wie es eigentlich logisch gewesen wäre, zu lösen wagt, und der deshalb auf eine Birch-Pfeiffer'sche Süßlichkeit hinausläuft, die man am allerwenigsten von diesem Dramatiker erwartet hätte. Er schildert uns nämlich im ersten, vortrefflich aufgebauten Acte, ein willensstarkes und sittlich strenges, vielleicht überstrenges Weib, das die Untreue ihres Mannes um ihres Kindes willen nicht verzeihen zu dürfen glaubt, sondern sich von diesem Manne scheiden läßt, und führt dann in den drei folgenden Acten, die dreizehn Jahre später spielen, jenes inzwischen zur Jungfrau herangewachsene Kind als die Hauptfigur ein, auf welcher die tragischen Folgen der Scheidung der Eltern lasten. Nun hätte diese Heldin der drei letzten Acte logischer Weise zweierlei Möglichkeiten gehabt, sich der ihr von Außen her aufgedrängten und die dramatische Spannung erzeugenden Entscheidung, ob sie dem Vater, dessen schuldvolle Vergangenheit sie nicht kennt, oder der Mutter für immer folgen will, zu entziehen: entweder konnte sie die Eltern versöhnen durch irgend welches friedliche Mittel — dann wäre ein recht freundliches Conversationsstück herausgekommen — oder sie konnte sich selbst vernichten und so den Kampf der Eltern um ihre Person für immer endigen. Voß ergreift Anfangs die erstere Möglichkeit, obgleich die letztere, recht dargestellt, von großer dramatischer Wucht gewesen sein würde. Um aber dieses in der letzteren Möglichkeit liegende tragische Moment doch bei seiner Wahl noch mit zu verwerthen, wählt Voß den Umweg, daß er die Heldin zwar die Versöhnung der geliebten Eltern als hauptsächlichstes Ziel ihres Handelns anstreben läßt, daß er aber als einziges Mittel, dieses Ziel zu erreichen, für einen Augenblick die tragische Selbstvernichtung des Kindes hinstellt. Diese Verschmelzung der beiden Möglichkeiten wäre an sich gar nicht so ungeschickt, wenn der Dramatiker nur Ernst damit gemacht hätte. Aber er droht nur; nur für einen Augenblick wird der Zuschauer unter der Wucht der hiernach einzig logischen, tragischen Lösung gefangen gehalten, dann zerstreut sich die dunkle Wolke wieder und ein freundlicher Theaterregenbogen glänzt an ihrer Stelle: das Kind war zwar in's Wasser gesprungen, wuroe aber noch rechtzeitig wieder aufgefischt, und das kühle Bad hat ihm nicht einmal eine Erkältung verursacht, sondern ist wirklich der Anlaß zur Versöhnung der Eltern geworden. Ei, ei! Wie schön sich das doch schickt! Ein tüchtiger Schreck — und Alles ist fertig! Ein günstiger Zufall löst so leicht und friedlich alle tragischen Voraussetzungen und Knoten auf, und dem Publikum, das nun ruhig und zufrieden nach Hause geht, bleibt nicht der geringste Anlaß mehr, sich einmal tüchtig von einer großartigen Wahrheit innerlich durchwühlen zu lassen. Diese Wahrheit wäre gewesen: die Sünden der Eltern rächen sich an den Kindern! Die Treulosigkeit des Vaters und der sittliche Dünkel der Mutter haben dieses arme Kind, die holde Ilse, in den Tod getrieben! Aber nein! Sie ist ja gar nicht todt. Solche Dinge muß man nicht gleich so tragisch nehmen! so sagt das freundliche Publikum behaglich schmunzelnd.

Wo bleibt bei solcher Behandlung eines ernsteren Conflictes der sittliche Vorzug, dessen sich unsere Dramatiker gegenüber der offenherzigen Frivolität der Franzosen rühmen? Ich meine, daß die sittliche Schlappheit, mit der solche ernsteren Conflicte gelöst werden, noch schädlicher und frivoler ist, als die Leichtherzigkeit, mit der die Franzosen sich über diesen Ernst hinwegscherzen. Dann sollte man lieber überhaupt auf dem Theater gar nicht ernst sein wollen, wenn man nicht die Energie besitzt, es bis zu Ende zu bleiben, wenn man sich, weil man das Tragische fürchtet, hinter ein bischen Sentimentalität verstecken muß, um wenigstens den Schein zu wahren. Und zu welchen Ungereimtheiten und Widersprüchen in der Führung der Handlung und in manchen Einzelheiten führt außerdem noch jenes Bestreben, sich um alle allzuscharfen Ecken vorsichtig herumzudrücken. Auch in dem Voß'schen Schauspiele ist der schlechte Aufbau der drei letzten Acte lediglich eine Folge dieser Schwächlichkeit der ganzen Idee. Die prächtige Figur der sittlich strengen und dünkelhaften Mutter ist zwar aus dem ersten Acte — der allein in sich consequent ist — mit herübergenommen, aber sie hat dort eigentlich weiter nichts zu thun, als eine fast wahnsinnige Liebe für das Kind möglichst affectirt an den Tag zu legen. Ein einziges Mal zeigt sie sich in ihrer anfänglichen Würde und Größe, als sie zum zweiten Male dem bittenden Manne die Verzeihung versagt. Aber auch da nur halb, denn diese neue Härte wird durch neue Verschuldungen des Mannes, die überdies in allzubreiter Weise erzählt werden, motivirt. Es wäre besser und einheitlicher gewesen, wenn sie immer noch durch den alten Treubruch begründet würde, denn der Kampf des sittlichen Hochmuthes mit der Liebe zum Kinde hat in der Brust dieser Frau eben noch nicht ausgetobt und bedarf keines neuen Brennstoffes. Der Vater Ilse's ist wenigstens in einem Punkte consequent, in dem Reuegefühle, das er stets wegen seiner Vergangenheit hegt, er wird deshalb zu einer sympathischen Figur, obgleich er auch noch allzuviel sich in Sentimentalitäten ergeht. Neben diesen drei Hauptspielern bewegt sich ein Ehepaar, das ursprünglich in gleicher Lage war, wie die Eltern Ilse's; der Mann hatte sich ebenfalls treulos aufgeführt, aber die Frau hatte ihm verziehen und in glücklicher Harmonie mit dem Kinde, das eine Schulgenossin Ilse's ist, führt es nun sein Leben dahin. Diese Gegenüberstellung der sittlichen Gleichgültigkeit, die zum behaglichen Lebensgenusse führt und der strengen Auffassung, die den Kampf und Leiden erzeugt, ist vortrefflich. Warum hat sie der Dichter nicht weiter ausgenützt, wie das so leicht möglich gewesen wäre? Dafür vergeudete er lieber den Raum im Stücke durch Hereinzerren eines episodenhaften Liebhabers, für den das Backfischchen, das doch wahrlich andere Dinge zu denken und zu thun hat, schwärmen soll. Diese Figur ist absolut unerträglich und dem Dramatiker nicht zu verzeihen. Sie ist in ihrer Läppischkeit der beste Beweis, daß Voß eigentlich nicht wußte, welchen Ton er überhaupt anzuschlagen hätte. Und Scenen, wie jene, in welcher Ilse, nachdem sie soeben den hochherzigen Entschluß gefaßt, ihre Eltern zu versöhnen, sich sofort zu dem süßlichen Liebhaber wendet, um ein Bouquet entgegenzunehmen und mit ihm fade Redensarten zu wechseln, sind ebenso lediglich auf den Geschmack eines ungebildeten Publikums berechnet, wie der sentimentale Actschluß mit Orgelklang und Kirchengesang. Wenn der Erfolg eines Stückes nur von solchen dramatischen „Ereignissen" abhängt, taugt entweder das Stück oder das Publikum nichts. Und da in der That im „Lessing-Theater" der Beifall, den dieses Stück findet, lediglich nach diesen Sentimentalitäten sich regt, durfte er wohl nicht sehr werthvoll sein, weder für den Dichter noch für den Theaterdirector.

Dem Letzteren müssen wir übrigens zugestehen, daß sowohl hinsichtlich der Inscenirung als auch hinsichtlich des Zusammenspieles und der schauspielerischen Einzelleistungen ein treffliches Streben sich in seinem Theater geltend macht, welches hoffentlich bald durch wirklich gute Stücke unterstützt wird.

Wenn dem deutschen Ehescheidungs-Schauspiele die Consequenz fehlt, die innere und damit zusammenhangend die des äußeren Aufbaues, so ist an dem französischen Ehescheidungsschwank „Madame Bonivard", der im „Wallnertheater" jetzt auf dem Repertoire steht, diese Consequenz das wirklich Erfreuliche, wenn auch ihr Gegenstand nicht gerade lobenswerth ist. Der Inhalt des Schwankes ist ja im Grunde höchst frivol: Um sich von einer bösen Schwiegermutter zu befreien, giebt es ja kein trefflicheres Mittel als die Ehescheidung, so beginnt die Geschichte. Daß durch eine solche Scheidung auch ernstere Conflicte heraufbeschworen werden können, braucht ja nicht berührt zu werden und wird auch nicht berührt. Nur eine lustige Folgerung wird gezogen: der von seiner Frau und Schwiegermutter geschiedene Mann heirathet flugs eine andere Frau, muß es aber dann erleben, daß der Vater dieser seiner zweiten Frau, nun seine erste heirathet, ihm also die böse Schwiegermutter doppelt wieder in die Familie bringt. Endlose Verwirrung folgt dieser verwandtschaftlichen Verwickelung, die natürlich nicht anders gelöst werden kann, als durch eine abermalige Ehescheidung, der sich diesmal der Schwiegervater unterzieht. Mit ungeheuerer Lustigkeit sind alle diese Folgerungen aus der Leichtigkeit der Eheschließung und Ehescheidung gezogen und das ganze Stück könnte beinahe wie eine Satire auf den geringen Ernst, mit dem man in Frankreich die Ehefrage auffaßt, erscheinen, wenn es eben nicht aus Frankreich käme. Aber, wie gesagt, man kann sich jener Lustigkeit nicht entziehen, trotzdem man die Grundlagen des Schwankes für frivol erklären muß, und zwar deshalb nicht, weil sie aus einer überwältigenden Folgerichtigkeit in der Anlage der Handlung und dem Aufbau der Scenen entspringt. Dazu muß noch das höchst gewandte und leichte, lustige Spiel des Personales des Wallnertheaters — Anna Schramm spielte, zum ersten Male in's Fach der Mutter übergetreten, ganz prächtig die Schwiegermutter — kommen, um es begreiflich zu machen, daß ein Beifallssturm und ein Lachorkan jetzt jeden Abend dieses Theater durchbrausen und wohl noch für längere Zeit durchbrausen werden. Auch der harmlose, auf einer netten Verwechselung dreier gleichartiger Damenhüte beruhende einactige Schwank „Der dritte Kopf" von Franz Wallner — der übrigens ebenfalls aus dem Französischen stammen soll — wird durch jenes vortreffliche Zusammenspiel so wirkungsfähig gemacht, daß er eine gute Einleitung zu dem lustigen Abend bildet. O. B.

Digitized by Google

# Offene Briefe und Antworten.

## Zu den Populären Mißverständnissen.

Hochgeehrte Redaction!

Rudolf Kleinpaul zeigt in Nr. 35 u. 36 der „Gegenwart" an einzelnen Beispielen, wie durch gelehrte Grübelei der wahre und einfache Sinn von Redensarten oft verdunkelt wird. Es sei mir gestattet noch einen Fall beizufügen, der ein sehr bekanntes Wort betrifft. Christus spricht Matth. 19, 24: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich eingehe." Die gelehrten Erklärer wollten nicht glauben, daß Christus zwei einander so wenig angehende Dinge wie ein Kameel und eine Nadel zusammengebracht haben solle, und nahmen an, κάμηλος sei nur verschrieben für κάμιλος, Schiffstau. Ein Schiffstau und eine Nadel, das paßt ja schon viel besser! Pape spricht in seinem griechischen Lexicon sogar die Vermuthung aus, die spätgriechische Bezeichnung κάμιλος für Ankertau möge erst aus Mißverständniß jener neutestamentlichen Stelle entstanden sein. An derselben sei eben das Kameel gemeint, gerade so wie Matthäus 23, 24, wo mit absichtlicher Uebertreibung gesagt wird: die ihr Kameele verschluckt. Den heutigen Exegeten hat die genauere Kenntniß des Orientes auch in dieser Beziehung ein Licht aufgesteckt. Die sprüchwörtliche Redensart, welche Christus gebraucht, ist nur eine Umschreibung für den nackten prosaischen Satz: Die Reichen können nicht in den Himmel kommen. Nun sind in Asien eine Menge Redensarten gebräuchlich, in denen die Unmöglichkeit ausgedrückt wird durch die Gegenüberstellung eines großen Thieres und einer kleinen Oeffnung, durch welche es hindurch soll; in Ostasien wird gewöhnlich der Elephant genannt. Die Nadel ist ganz nebensächlich, nur darauf kam es an, eine recht kleine Oeffnung zu nennen. In einer talmudischen Abhandlung z. B. wird einem Wundergläubigen gesagt: „Du bist wohl aus der Stadt Pumbeditha, wo sie einen Elephanten durch ein Nadelöhr gehen lassen?" In Westasien, wo das Kameel das größte Lastthier war, trat dieses an die Stelle des Elephanten.

Hochachtungsvoll ergebenst

Karl Jentsch.

# Notizen.

Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, Friedrich.) — Ein geistreicherer Versuch einer Weltsprache, als die Urheber von Volapük und Pasilingua gewagt haben. Der Verfasser bringt die Erscheinungen der Sprache ohne Worte, also einer Sprache und Schrift, die sich noch nicht in den Dienst der Lautsprache begeben, in ein System. Es ist eine natürliche bildliche Sprache, die bisher von der Philologie übersehen wurde, das Ausdrucksmittel der Götter und Völker, von großer Bedeutung für das tägliche Leben, ein internationales Verständigungsmittel und ganz in Zeichen, Geberden und Interjectionen. Der Autor berührt das Thema der Weltsprachen, der Symbolik, der Divination, der Träume und Visionen, kommt dann mit ungemein kühl verständigem Sinne auf das so oft von Phantasten ausgebeutete Gebiet der Physiognomik und behandelt eingehend die Sprache der Mienen und Geberden, wie sie sich in Interjectionen, Lachen und Weinen, im Kuß und negativ in der Selbstbeherrschung äußert, dann die internationalen Weckstimmen und Signale, die Flaggensprache, die Beredtsamkeit in der Kunst und Rhetorik, die Sprache der Blumen, Briefmarken, Fächer, Uniformen, Orden, Wappen und Aushängeschilder, die Pantomime des Volkes, der Wilden, Taubstummen und Mönche, die alte Bilderschrift u. s. w. Ein überreiches gelehrtes Material wird hier in gefälliger Plauderform verarbeitet, voller Anecdoten und feiner Bemerkungen, etwa in der Art von Weber's Demokritos, aber viel wissenschaftlicher und weniger ungenirt, ohne der Prüderie anheim zu fallen. Zwei Capitel sind den Lesern der „Gegenwart" bereits bekannt, aber auch der Rest ist für alle Kreise, Gelehrte wie Laien hochinteressant und durchaus unterhaltend. Zu dem Capitel der Volksmimik hätte sich in De Jorio's italienischem Werke: Il gestire degli antichi e moderni noch reiches Material gefunden. S. 368 findet sich ein kleines Versehen. „Re Bomba" wurde nicht der noch lebende Exkönig beider Sicilien Franz II. genannt, sondern dessen Vater Ferdinand II., der 1848 das aufständische Neapel bombardiren ließ. Wir hoffen, dem Verfasser noch öfter auf diesem ebenso unbebauten als fesselnden Gebiete, das er wie kein Zweiter beherrscht, zu begegnen.

Doctor Faust's Ende. Tragödie in fünf Aufzügen von Adolf Müller. (Blankenburg a. Harz, Ch. Fulda.) — Der Dichter ist Oberförster bei Gießen, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Karl Verfasser einiger volksthümlicher naturwissenschaftlichen Schriften über unsere Singvögel und Säugethiere, und nebenbei Novellist, Dramatiker und Lyriker von Talent. In seinem „Faust" hat er sich ein hohes Ziel gesteckt, und wenn er es auch nicht erreicht hat, so ist doch schon sein ernstes ideales Streben jedes Lob werth. Sein Drama ist als Fortsetzung von Goethe's Erstem Theil gedacht; die Liebschaft des Professors mit Gretchen ist vorüber und Mephisto drängt sich abermals an den Meister heran, um ihn auf „das hohe Podium der Geisterbahn" zu stellen. Er setzt ihn mit Tetzel und Luther zu Wittenberg und auf der Wartburg in Verbindung und führt ihn hierauf an den Hof des Kaisers Karl V., wo er Gedankenfreiheit zu Gunsten der Protestanten verlangt, einen Augenblick den Kaiser für seine Pläne gewinnt, dann aber von Alba und dem Bischof von Arras, Granvella, gestürzt und in den Kerker geworfen wird. Hier weist er sowohl Mephisto's Gift, als dessen befreiende Hand zurück und stirbt plötzlich, worauf die Erzengel seine Seele retten und seinen Leib dem geprellten Teufel überlassen. Der Höhepunkt des Ganzen ist die Unterredung Faust's mit dem Kaiser, die manches Gute enthält, doch ist zu tadeln, daß das von Faust angeführte Gleichniß mit den nicht in einen Gang zu bringenden Uhren einer allbekannten Anecoote entlehnt ist, deren Held gerade der Pilger von St. Just ist. Mephisto operirt zu sehr mit Hokuspokus; sein Colleg in Faust's Gestalt ist doch nur eine Variante der Goethe'schen Schülerscene. Faust's Liebe zur nedelhaften Königin von Ungarn tritt nicht genug in den Vordergrund, wie denn überhaupt Concentration und Steigerung durchaus fehlen. Geschickt sind Luther's Kampf mit dem Teufel und Tetzel's Auftreten verwendet. Das Bruchstückartige und Abgerissene würde man sich schon gefallen lassen, wenn die dramatische Wirkung erreicht wäre, wir glauben aber nicht an einen Bühnenerfolg, falls man mit dem als Theaterstück entworfenen Werke einen Versuch wagen wollte. Wer nach Goethe noch einen Faust schreiben will, thut überhaupt gut, sich enger an das Volksbuch zu halten, als Müller dies gethan hat.

Ein Frauenloos. Roman von Julius Grosse. (München, G. D. W. Callwey.) — Der ruhmlichst bekannte Dichter ist hier an einem vortrefflichen Romanstoffe — vorbeigegangen. Er wollte ein interessantes modernes Problem berühren, aber was er vom Hypnotismus da anbringt, ist nicht tief und einschneidend genug, und die sehr geschickte Lösung hat Hackländer in den „Magnetischen Kuren" längst vorweggenommen. Auch hat der Verfasser so viel Außergewöhnliches und Wunderbares gehäuft, daß die Spannung in Abspannung umzuschlagen droht. Allzu romantisch und romanhaft, zu wenig wahres Leben. Die einzige Episode, wo wir festen Boden unter den Füßen spüren, spielt in dem Kurort; hier macht Grosse auch Anläufe zu satirischen Schilderungen. Durchaus zu loben sind der feine, durchgebildete Dialog, die knappen und doch stimmungsvollen Beschreibungen und der schöne Schluß des Ganzen. Jedenfalls hätte der Roman in breiterer Ausführung Manches gewonnen, und die nicht bloß erzählte, sondern in lebendiger Gegenständlichkeit entrollte Geschichte der beiden Schwestern würde das Interesse und die Wahrscheinlichkeit der Fabel erhöht haben.

Das Recht des Schadenersatzes vom Standpunkte der Nationalökonomie. Von Victor Mataja, Privatdocent für politische Oekonomie an der Wiener Universität. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der Verfasser ist einer der talentvollsten unter den jüngeren Nationalökonomen Oesterreichs und unseren Lesern als Mitarbeiter bekannt. Er hat sich bereits durch sein Werk über den Unternehmergewinn, und andere Arbeiten einen Namen gemacht und seinem neuesten Werke liegt eine glückliche, in wissenschaftlicher, wie in praktischer Beziehung sehr zeitgemäße Idee zu Grunde. Mataja erörtert unter Anderem den zufälligen und verschuldeten Schaden, die Haftung für Angestellte, das ältere Recht, Spuren einer Rechtsauffassung in der Gegenwart, die Haftung des Unternehmers für seine Gehülfen im Geschäftsverkehre, die Haftpflicht und Arbeiterversicherung, das Vermögen und seine Schätzung, die Bemessung des unmittelbaren, mittelbaren und conjecturalen Schadens und schließlich die Bemessung des Schadenersatzes. Die wissenschaftlich und zugleich gemeinverständlich gehaltene Mataja'sche Schrift ist daher für weite Kreise von großem Interesse. k. w.

Der Kampf um Constantinopel. Von Major a. D. Wachs. (Leipzig, Ernst Baldamus.) — Des Verfassers frühere Schriften, namentlich „Eine deutsche Stimme über den projectirten Canaltunnel" und „Die Weltstellung Englands" haben im In- und Auslande großes Aufsehen erregt; die erste wurde in England in englischer Uebersetzung in Tausenden von Exemplaren verbreitet und hat, fast nachweislich, zu der ablehnenden Haltung des Parlamentes gegenüber dem Tunnelproject sehr wesentlich beigetragen. Auch die jetzt vorliegende Brochüre wird in England unzweifelhaft viel Beachtung finden, nicht minder aber auch in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Gibt sie doch nicht allein über einzelne militärische Details der Positionen und Befestigungen am Marmarameer Aufschlüsse, die man sonst vergeblich sucht, sondern entwickelt auch ein überaus fesselndes Gesammtbild über die bei einem „Kampf um Constantinopel" in Frage kommenden militärischen, commerziellen und ethischen Gesichtspunkte. Dabei ist die Behandlung des Stoffes immer klar disponirt und von allem für den Laien unverständlichen technischen Ballast frei.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Die Ekstasen des Menschen.**

Psychologische Studien

von

**Paul Mantegazza,**

Professor in Florenz u. Senator des Königreiches.

**Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.**

Aus dem Italienischen

von

**Dr. med. R. Teuscher.**

Ein starker Band, gross 8°. Geh. 7 M., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

Dieses neueste Werk des in Deutschland durch seine „Physiologie der Liebe", „Hygieine der Liebe", und „Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen" wohlbekannten und berühmten Verfassers, ist gewissermassen eine Folgerung oder Fortsetzung der obigen drei Werke in gleichem Verlage.

**Neue billige Lieferungs-Ausgabe.**

**BEETHOVEN'S WERKE.**

Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

Preis jeder Lieferung ℳ 1.

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

*Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.*

**Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

**Dr. G. H. Theodor Eimer,**

Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen,

**Die Entstehung der Arten**

auf Grund von

**Vererben erworbener Eigenschaften**

nach den

**Gesetzen organischen Wachsens.**

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

**I. Theil.**

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

**Roman-Manuscripte**

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

**Katholik oder Protestant?**

Eine Frage des Gewissens und der Geschichte. Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Hch Kratz.** Preis broch. 75 ₰. Eine knappe Gegenüberstell. d. beiders. Standpunktes in ruhiger, sachl. Erört. üb. d. besteh. kirchl. Gegensatz. **Zu beziehen durch jede Buchhandlung.** Verlag von G. M. Alberti's Hofbuchh., Hanau.

**CACAO-VERO,**

entölter, leicht löslicher

**Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**

**Dresden**

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Im Verlage von **Ch. Fulda** in **Blankenburg a. Harz** erschien soeben:

**Dr. Faust's Ende.**

Tragödie in fünf Aufzügen

von

**Adolf Müller.**

Ladenpreis ℳ 2.—. Eleg. gebd. ℳ 3.—

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XXXIII. Bande der **„Gegenwart",** sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY,
NOV 10 1888
Library

№ 43. Berlin, den 27. October 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Kaiser Wilhelm's Romfahrt. — Strömungen in Afrika. Von G. Meinecke. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ferdinand Keller's Kaiser Wilhelm-Bild. Von W. Lübke. — Geschichte einer deutschen Musterbühne. Von Oskar Bulle. — Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt. Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart. Von Carus Sterne. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Sonntag auf dem Lande. Von Renato Fucini. Aus dem Italienischen von Oskar Bulle. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — „Fräulein Maus (La Souris)." Lustspiel in drei Acten von Edouard Pailleron. Deutsch von Otto Brandes. (Lessingtheater.) Von M. — Offene Briefe und Antworten: Die Faustvision und das erste Weib. Von F. W. — Notizen. — Inserate.

### Kaiser Wilhelm's Romfahrt.

Die Antrittsbesuche unseres jugendlichen Kaisers bei den benachbarten Höfen haben in der einem Triumphzuge ähnlichen Romfahrt ihren Höhepunkt und vorläufigen Abschluß gefunden. Man kann wohl sagen, daß in so spontan herzlicher Weise von Hof und Volk noch niemals ein fremder Souverän geehrt worden ist, als Kaiser Wilhelm II. in Italien. Es herrschte eine grenzenlose Begeisterung, als der Kaiser in seiner weißen Kürassieruniform und auf dem Haupte den goldenen, aargekrönten Helm durch die Ewige Stadt fuhr, und in Neapel gab sich das heißblütige Volk einem förmlichen Delirium des Jubels hin, jedem Augenzeugen unvergeßlich. Die Evvivas, die Serenaden und Huldigungen, der Blumenregen, der von allen Fenstern auf den ritterlichen Träger der deutschen Kaiserkrone niederfiel, wollten kein Ende nehmen. Das waren keine wohlpräparirten steifen, prunkvollen Haupt- und Staatsactionen, sondern Volksfeste im erhabensten Sinne des Wortes, wahre Freuden- und Weihetage für die ganze italienische Nation. Und man begreift dieses Wohlgefallen an dem friedlichen Besuche eines deutschen Kaisers in Rom, denn ehedem zu den Zeiten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation pflegten nur Noth, Zwietracht und Knechtschaft im kaiserlichen Gefolge von den Alpen niederzusteigen, während diese Römerfahrt den Frieden und die Wohlfahrt für das geeinigte Italien bedeutet. Schwer haben die Italiener es empfunden, daß die Rücksichten auf den Papst bisher jeden Besuch eines fremden Souveräns in Rom vereitelt hatten. Kaiser Franz Joseph, der auf seine katholischen Unterthanen Rücksicht üben muß, ist noch heute die Gegenvisite in Rom auf König Humbert's und der Königin Margherita Wiener Besuch schuldig. Auch Kaiser Wilhelm I. begrüßte den italienischen König bloß in Mailand, und Kaiser Friedrich war nur als Kronprinz — mitten im Culturkampf! — der Gast des Quirinals. Erst Kaiser Wilhelm II. war es vorbehalten, den gewagten Schritt zu thun, und mit welchem feinen Tacte und welcher stolzen Sicherheit hat er nicht alle Klippen dabei zu vermeiden gewußt! Indem er bei dem mit dem Kirchenbanne belegten Könige zu Gaste war, hat er auch der geistlichen Autorität des Papstthumes die gebührende Ehrerbietung erwiesen und doch seine volle Freiheit bewahrt. Das ist allerdings etwas ganz anderes, als was man im Vatican erwartet, gehofft hatte. Schon als die Idee der Romfahrt auftauchte, wähnte man diese durch diplomatische Winkelzüge der Curie, durch das wüste Zetern der Kaplansblättchen und die bekannte Resolution des Katholikentages in Freiburg i. B. hintertreiben zu können. Als sich aber die Begegnung der beiden hohen Verbündeten doch nicht hindern ließ, fand man sich mit aller Feinheit und Geschmeidigkeit, die der päpstlichen Diplomatie eigen, in die peinliche Lage. Man brachte nur schüchterne Wünsche und Fingerzeige vor, in welcher Weise etwa dem Besuche des jungen Souveräns in der Ewigen Stadt eine für den Papst möglichst wenig verletzliche Form zu geben sei. Als der Wunsch der Curie, der Kaiser möchte gleich vom Bahnhofe und der flüchtigen Begrüßung des Königs hinweg und nicht etwa vom Quirinal aus den Besuch bei dem „Gefangenen des Vaticans" machen, natürlich keine Folge gegeben werden konnte, da begnügte man sich mit der Concession, daß der deutsche Souverän nicht in einem mit dem savoyischen Wappen gezierten Wagen vorfahren würde. Kaiser Wilhelm I. war einst vor der Peterskirche einem schlichten Miethwagen entstiegen, sein Enkel fuhr in der eigens von Berlin beschickten vierspännigen Prachtcarosse bei dem Träger der dreifachen Krone vor. Es sollte bloß ein rein formeller Act souveräner Höflichkeit sein, dem ein Rundgang durch die Museen, die Sixtinische Capelle und die Peterskirche folgen konnte. Der ehrwürdige Greis, der seit 18 Jahren doch Souverän geblieben, und sein Hofstaat bemühten sich, dieser Formalität einen intimeren und zugleich bedeutungsvolleren Charakter zu geben. Man bot in der leoninischen Stadt das ganze mittelalterliche Ceremoniell mit seinem imponirenden Prunke auf, und der heilige Vater mochte sogar hoffen, bei dieser Gelegenheit auch auf das Herz des gottesfürchtigen Monarchen einwirken zu können. Alles war seit Wochen bis in's Kleinste vorbereitet, und es ist klar, daß der Papst nur einem sorgfältig präparirten Programme folgte, als er in seiner Audienz dreimal das Gespräch auf seine eigene Lage und die der preußischen Katholiken zu bringen suchte. Man weiß so ziemlich, was hierauf geschah. Kaiser Wilhelm antwortete ausweichend oder aber — wie uns versichert wird — mit der feinen Wendung, daß auch die besondere Lage Sr. Heiligkeit dieselbe an einer glorreichen und segensvollen Regierung nicht verhindert habe. Als aber der Papst in seinem Lieblingsthema fortfuhr, soll sich der Kaiser erhoben und um den Vorzug gebeten haben, seinen Bruder Heinrich vorstellen zu dürfen. Im gleichen Augenblicke trat dieser selbst, der nur widerwillig der Zumuthung des Kämmerers folgte, im Vorzimmer den Ablauf der Unterredung der „beiden Souveräne" erwarten zu wollen, in den Saal, und damit fand die intime Audienz unter vier Augen ein Ende. Eine Stunde darauf legte der Kaiser einen herrlichen Kranz auf dem Sarge des

Digitized by Google

„Kirchenräubers" Victor Emanuel im Pantheon nieder. Nicht minder beredt waren die herzlichen Trinksprüche der beiden Monarchen, womit sie ihre unauflösliche und unverbrüchliche Bundesgenossenschaft besiegelten. Hatte schon Fürst Bismarck in seiner berühmten Depesche an Crispi die Analogie in den Geschicken des deutschen und italienischen Volkes betont und daraus auf ein immerwährendes Zusammengehen beider Nationen geschlossen, so faßte der Trinkspruch König Humbert's, in dem sich der unscheinbare Satz: „in meinem Palaste in der Hauptstadt Italiens" befand, den nämlichen Gedanken in wenigen Worten zusammen. Ohne Zweifel lag den beiden Monarchen daran, keine Zweideutigkeit, keinen Zweifel in dieser Beziehung aufkommen zu lassen. Daher denn auch die ungewöhnliche Auszeichnung des italienischen Premiers Crispi durch einen kaiserlichen Trinkspruch, die herzlichen Aussprüche des Kaisers bei der Parade auf der Haide von Centocelle und nach der Flottenrevue im Golfe von Neapel. Ja sogar die Diplomaten befleißigten sich einer klaren und nicht mißzuverstehenden Sprache. Graf Herbert Bismarck soll in seiner Audienz im Vatican mit trockenen Worten bestätigt haben, daß die deutsche Regierung die römische Frage als abgeschlossen betrachtet.

Leider haben in Rom und Neapel einige bübische Demonstranten den allgemeinen Jubel zu stören versucht. Die rothen und weißen Zettel, die mit Hochrufen auf Frankreich, Elsaß-Lothringen und Triest bedruckt und in den Wagen der beiden Souveräne geschleudert wurden, sind nachgewiesenermaßen aus Frankreich eingeschmuggelt worden, eine Herkunft, die durch ihr französirendes Italienisch bestätigt wird. Es berührt in der That komisch, wenn einige Irredentisten und Radicale noch mit französischen Sympathien hervorzutreten wagen, denn unseres Wissens hat auch die Republik des Herrn Carnot sich weder zur Herausgabe von Nizza, Savoyen und Corsica, die so gut noch „unerlöst" sind wie Triest und Trient, bequemt, noch in Tunis oder den italienischen Arbeitern gegenüber sich zur Nachgiebigkeit bereit finden lassen. Diese kindischen Demonstrationen richten sich selbst und hätten gar nicht durch Massenverhaftungen aufgebauscht zu werden brauchen. Sie haben denn auch ihre Absicht von vornherein verfehlt, und die Begeisterung, die durch ganz Italien den Gast des Königs Humbert begleitete, nur noch in's Ungeheure gesteigert. Selbst die wenigen Pariser Blätter, die, wie der „Temps", ihre Besonnenheit so weit bewahrten, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen, haben anerkennen müssen, daß das deutsch-italienische Bündniß jenseit der Alpen offenbar sehr volksthümlich ist.

Ein Augenzeuge dieser Kaiserfahrt kann freilich nicht umhin, zwischen dem Aufenthalte Wilhelm's II. in Italien und dem in Wien eine nachdenkliche Parallele zu ziehen. Gewiß, Kaiser Franz Joseph und sein ganzer Hof kamen dem hohen Verbündeten und Gaste in voller Herzlichkeit entgegen, wie schon die außergewöhnlich warmen Trinksprüche der beiden Monarchen in der Wiener Hofburg bewiesen. Aber es fehlte die Resonanz, der Jubel des Volkes. Und wie gerne hätten die Wiener dem Gaste ihres Kaisers einen Empfang bereitet, der an Wärme dem italienischen Jubelsturme gewiß nicht zurückgestanden wäre! Aber in Folge der zum Theil tactlosen Agitation der antisemitischen und gewisser „deutsch-nationaler" Kreise, die eine Demonstration nach ihrem Sinne in Scene setzen wollten, zeigte die Polizei einen solchen Uebereifer, daß die Straßen und Bahnhöfe, durch die Kaiser Wilhelm fuhr, durch Schutzleute und Soldaten gesperrt wurden, so daß nur sehr Wenige den deutschen Kaiser zu sehen bekamen. Diese seltsamen Vorkehrungen sollen zwar im Einverständnisse mit dem hohen Gaste im Hinblicke auf signalisirte anarchistische Umtriebe erfolgt sein, aber da von letzteren nichts weiter bekannt geworden, so ist der Eifer wohl etwas zu weit gegangen. Daß die Nichtdecorirung des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Taaffe durch den deutschen Kaiser damit zusammenhängt, kann nur gemuthmaßt werden. In Wiener Hof- und Ministerialkreisen erklärt man sich diese Unterlassung einfach damit, daß Graf Taaffe den rothen Adlerorden bereits besitze (?), auch habe er sich zehn Minuten lang mit dem deutschen Kaiser unterhalten dürfen. Sicher ist der cisleithanische Premier am deutschen Hofe keine persona grata. Ob, wie die von der slavischen Hochfluth bedrängten Deutschösterreicher hoffen, dies eine Folge der sogenannten Versöhnungspolitik Taaffe's ist, oder ob da interne Mißhelligkeiten zwischen dem Grafen Taaffe und dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß mitspielen, entzieht sich unserer Kenntniß. Sehr übel vermerkt werden wohl auch die heftigen Angriffe auf Deutschland und den deutsch-österreichischen Bund, in denen sich allwöchentlich der Herausgeber der „Wiener Sonn- und Montagszeitung" Alexander Scharf gefällt, weil dieser bekannte Publicist intime Beziehungen zu dem Grafen Taaffe unterhält, dessen Politik zugleich bei jedem Anlasse vertheidigt und gepriesen wird. Offenkundiger ist ein anderes symptomatisches Ereigniß. Gerade der Augenblick, da man in Folge seiner Nichtdecorirung von dem baldigen Sturze Taaffe's sprach und sogar die czechischen Blätter schon einen bevorstehenden Umschwung in der inneren Politik signalisirten, da ferner der deutsche Kaiser den Besuch seines auf der Heimfahrt begriffenen Bruders Prinz Heinrich in Wien ankündigte und die herzlich unpolitischen Wiener bei der Eröffnung des neuen Burgtheaters dem geliebten Landesherrn zujubelten, just dieser Zeitpunkt wurde in Wien für die Stärkung des Cabinettes Taaffe in clericalföderalistischem Sinne beliebt. Mit der Berufung des Grafen Schönborn, des bekannten czechenfreundlichen und ultramontanen Parteimannes, hat sich das leider so langlebige Ministerium Taaffe um einen starken Schritt weiter nach rechts gewendet und noch mehr von den Deutschen entfernt. Der jetzt entlassene, noch aus dem liberalen Ministerium Auersperg stammende Minister Ziemialkowsky, der trotz seiner polnischen Nationalität ein verkappter Deutscher war, wird bei den Deutschen Oesterreichs in gutem Andenken bleiben. Wessen sich diese aber von dem Grafen Schönborn zu versehen haben, das wissen sie schon aus seinen Schriften und deutschfeindlichen Hetzreden.

Zwar versichern die Freunde Taaffe's, daß Schönborn seine Ueberzeugungen nicht in's Cabinet mit hinüber nehme, aber dann wäre es ja viel einfacher, einen anderen Minister zu wählen, der solch' ein Sacrifizio dell' intelletto nicht erst zu machen brauchte. Uns will diese Ernennung einfach als Antwort auf den Jubel der deutsch gesinnten Oesterreicher über Taaffe's Nichtbeachtung von Seiten des Kaisers Wilhelm erscheinen. Freilich bedarf es dann noch der Erklärung, wieso diese kleine Kraftprobe so bald nach dem kaiserlichen Besuche geschehen konnte. Die polizeilichen Maßregeln beim Einzuge Kaiser Wilhelm's und die Ernennung Schönborn's, das sind zwei große Fragezeichen. „Schwarzgelb!" pflegte Alfred Meißner auszurufen, wenn er in Oesterreich irgend eine Unbegreiflichkeit sah. Man hat sich in Berlin stets peinlich davor gehütet, sich in die internen Angelegenheiten des verbündeten Nachbarstaates zu mischen, aber die Verwunderung ist doch nur allzu begreiflich, daß wieder einmal Diejenigen Recht behielten, welche trotz all der angedeuteten Vorkommnisse nur eine Stärkung von Taaffe's Stellung vorausgesagt haben. Das ist Wasser auf die Mühle der auch in Berlin noch nicht ausgestorbenen Partei, welche mehr dem Bündnisse mit Rußland das Wort spricht und das im Widerspruche mit seiner auswärtigen Politik gegen die deutschen Unterthanen regierende Oesterreich als „unsicheren Cantonisten" perhorrescirt. Wenn weder die Freundschaft zum deutschen Kaiser noch das deutsch-österreichische Bündniß eine Wandlung der Dinge in Oesterreich zur Folge haben kann, so muß eben der Tag kommen, wo dessen Armee, durch den Nationalitätenhader gelähmt, als Bündnißfactor entwerthet wird. An jenem Tage, wo man — wahrscheinlich zu spät — dies einsehen wird, muß man auch wieder anfangen, mit den Deutschen zu rechnen und zu regieren, als einzig staat- und bündnißerhaltender Kraft in Oesterreich.

Wie man sieht, bietet die fröhliche Romfahrt unseres Kaisers, deren hohe politische Bedeutung und historischer Werth unleugbar sind, zu manchen gar ernsten Bemerkungen Anlaß. An dunklen Punkten fehlt es nicht. In Oesterreich die Herrschaft der Clericalen und Föderalisten, in Italien und leider auch

Digitized by Google

in Deutschland selbst die Unzufriedenheit und die Hetzereien der enttäuschten Clericalen, die dem Dreibunde ebensowenig gewogen sind. Die Anzeichen sprechen dafür, daß der Römerzug Kaiser Wilhelm's eine Wiederaufnahme des ruhmlos beendeten Culturkampfes zur Folge haben wird. Windthorst's Auftreten, der Erlaß der Bischöfe von Köln und Münster an ihre Diöcesanen, sich vollzählig an der Wahlurne einzufinden und ihre Stimmen nur für solche Candidaten abzugeben, die für das Recht der Kirche auf die Schule einzutreten versprechen, der Wahlaufruf der preußischen Centrumspartei und analoge Vorgänge in Oesterreich lassen erwarten, daß der deutsche und österreichische Ultramontanismus den bereits längst angekündigten Kampf um die Schule jetzt mit allem Eifer rücksichtslos aufnehmen wird. Windthorst wird Hand in Hand gehen mit dem Grafen Liechtenstein. Auch der bevorstehende österreichische Katholikentag in Wien dürfte eine großartige Kundgebung zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft bringen. Kurz, der clericale Sturm wird auf der ganzen Linie beginnen. Ohne Zweifel findet Fürst Bismarck an einer Wiedereröffnung des Culturkampfes gar keinen Geschmack und wird die „auf dem Fechtboden niedergelegten" Waffen nur ungern gegen den „friedfertigen" Papst wieder aufnehmen. Die Chancen für die Ultramontanen hüben und drüben stehen jedenfalls nicht so günstig wie vor einem Decennium, denn damals existirte noch kein Bündniß zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn, und an diesem rocher de bronce dürfte der clericale Ansturm diesmal zerschellen.

---

## Strömungen in Afrika.

Von G. Meinecke.

(Schluß.)

An und für sich ist es nur in Kriegszeiten üblich, daß eine Macht sich im Hinterlande einer anderen festzusetzen sucht, um ihr zu schaden, aber wer über diesen Schritt der Engländer erstaunen sollte, möge bedenken, daß die englische Politik stets schwächeren Nationen gegenüber eine äußerst rücksichtslose gewesen ist und daß sie die gewöhnlichen Usancen der im Verkehr zwischen befreundeten Nationen üblichen Ueberlieferung nach Belieben über den Haufen wirft. Als im Togogebiete Erwerbungen gemacht wurden, welche geographisch zu dem Hinterlande der englischen Küste gehörten, erhob sich sofort in England ein großes Geschrei darüber und das Deutsche Reich hat, soweit uns bekannt, diese Erwerbungen bis jetzt noch nicht anerkannt. Aber bei den Portugiesen liegt die Sache, nach englischer Anschauung, insofern anders, als die Portugiesen ja gar nicht im Stande sein sollen, diese Gebiete jemals der Cultur zu erschließen.

Ein Körnchen Wahrheit ist in dieser Angabe, welche auch in Deutschland ihre Anhänger findet, sofern sie sich auf eine vergangene Zeit bezieht. Aber in der Neuzeit hat sich ein bemerkenswerther Umschwung vollzogen und die Portugiesen haben sich mit einer geradezu staunenswerthen Energie aus ihrem Schlummer emporgerafft. In Afrika und Indien sind Eisenbahnen in einer Länge von 163 km im Betriebe, 65 km im Baue begriffen und 524 km beschlossen, darunter die Mehrzahl in Angola und Mozambique. Die Einnahmen aus den Colonien haben sich von 3 Millionen Mark in 1856 auf 12 Millionen Mark in 1887 erhoben und portugiesische Forscher lassen die Lorbeeren eines Gama und Albuquerque nicht mehr ruhen. Diese Thätigkeit ist nicht zum Mindesten dem Vorgehen der Congoconferenz in Berlin zuzuschreiben, welche überaus befruchtend auf die coloniale Thätigkeit aller Länder gewirkt hat. Mit großer Hartnäckigkeit, welche aus dem Bewußtsein seines guten Rechtes entspringt, hält Portugal an seinen Besitzungen fest und in diesem Gefühle hat es, ziemlich ohne Rücksicht auf das Gut englischer Unterthanen in der Tungiaffaire gehandelt und setzt es den Wünschen des englischen Cabinetes, den Sambesi zu einer vollkommen freien Wasserstraße nach Analogie des Congo und Niger zu machen, jetzt ein taubes Ohr entgegen. Wenn nämlich die Engländer jetzt dabei sind, ihre „Interessensphäre" — ein oft gebrauchtes, völkerrechtlich etwas dunkles Wort — südlich des Sambesi zu begründen, so hatten sie nördlich davon schon früher eine geschaffen, durch Anlegung von Missions- und Handelsstationen am Nyassasee. Der Weg dorthin geht den Sambesi hinauf, über den Schire. Die Portugiesen, welche seit langen Zeiten im Besitze der Mündung des Sambesi sind, an dem sie mehrere Niederlassungen haben, haben nun einen ad valorem Zoll für Transitgüter erhoben, unter dem natürlich die englischen Missionen zu leiden hatten. Das Geschrei in England wuchs besonders nach der Beschlagnahme des englischen Dampfers „James Stevenson" durch die Portugiesen, so daß Lord Salisbury im Parlamente wieder den Wunsch aussprach, den Sambesi zu einer freien Wasserstraße zu machen, der früher einmal schon sogar seiner Erfüllung nahe gewesen war. Es versteht sich von selbst, daß die eigentlichen Gründe für diese Anregung, die Macht der Portugiesen zu unterbinden, nicht genannt wurden: es sollte durch den freien Verkehr nur der Sache der Civilisation ein großer Dienst geleistet werden, und da bei den Engländern in einer so eigenthümlichen, um nicht zu sagen glücklichen, Weise die Interessen des Christenthumes, der Civilisation und des Handels verknüpft sind, so ließ sich auch leicht diesem Vorgehen durch das Betonen der humanitären Beziehungen eine gewisse Rechtfertigung geben. Am Nyassasee nämlich hatten arabische Sclavenhändler die Missionsstation Karonga angegriffen, später war ein englischer Consularbeamter von aufgereizten Eingeborenen gefangen genommen worden, und die Lüge, daß aus portugiesischen Häfen noch immer Sclavenschiffe ausliefen, wurde deshalb mit stets wachsender Erbitterung geglaubt. Denn bewiesen ist in dieser Beziehung Nichts, obwohl es immerhin möglich ist, daß aus kleinen portugiesischen Häfen an der Ostküste arabische Dhaus mit Sclaven auslaufen können, da an Schlupfwinkeln an der östlichen Küste kein Mangel ist.

Die Fragen der Araber und der Sclaverei gaben der englischen Presse auch die erwünschte Gelegenheit, den Beistand Deutschlands, welches am Nyassa bekanntlich participirt und in Ostafrika colonisatorisch energisch vorgeht, anzurufen, was aber, soweit aus den Aeußerungen unserer Presse zu schließen ist, anfänglich nur einen schwachen Widerhall fand. Niemand leugnet die Greuel, welche im Gefolge der Sclaven fangenden Araber begangen werden, Niemand wird einer Regelung dieser scheußlichen Verhältnisse, welche den Fluch Centralafrikas bilden, sich widersetzen, aber die Gelegenheit für eine solche Action war augenblicklich schlecht gewählt. Denn es traten in Deutschland Befürchtungen auf, daß die Behandlung dieser schwierigen Frage nur ein Mittel sein solle, um die deutschen Interessen zu schädigen, daß, mit einem Worte, Deutschland wieder einmal England die Kastanien aus dem Feuer holen solle. Es kamen dazu noch Erwägungen mehr handelspolitischer Natur. Zwischen die deutschen ostafrikanischen Gebiete hat sich bekanntlich wie ein Keil der englische Besitz hineingeschoben, für dessen Verwaltung jetzt de Winton, ein früherer Gouverneur des oberen Congo, gewonnen worden ist, und ein Blick auf die Karte lehrt, daß es nicht unmöglich ist, von Norden und Süden aus das deutsche Gebiet einzuschließen. Es wäre sicher zu weit gegangen, dies als das Ziel der englischen Politik hinzustellen, aber wie mancherlei Gründe dafür sprechen, daß die Expedition Stanley's nur zu dem Zwecke unternommen war, um Emin Pascha zu veranlassen, sich den Engländern in die Arme zu werfen, so sind auch manche andere Anzeichen vorhanden, daß die Engländer in jeder Beziehung großartige Pläne verfolgen. Daß wir auch in Ostafrika ihnen ein Dorn im Auge sind, ist bekannt, aber weniger bekannt ist, daß manche Preßäußerungen darauf schließen lassen, unsere sogenannte „Interessensphäre" werde von den Engländern nicht respectirt werden, wenn es ihre politischen und Handelsinteressen erheischen. Und bei dem „scramble", welcher jetzt in Afrika unter den Nationen herrscht, kann dieser Fall bald genug eintreten, so daß wir auch hier auf der Hut sein müssen,

Digitized by Google

damit uns der Zugang zu dem reichen Innern nicht einmal versperrt werde. Denn wenn auch unsere Aufgabe in der Colonisation liegt, so muß doch auch dem Handel eine gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden. Doch heute brennt es in dem deutschen Ostafrika auch lichterloh, die Araber und Suahelis haben sich gegen den Sultan empört und die Deutschen von der Küste vertrieben, welche mit Hülfe der Kriegsschiffe nur noch einige Plätze halten. Man wird also auch unsererseits nicht umhin können, energisch den Arabern die Wege zu weisen, obwohl die Folgen davon noch nicht zu übersehen sind. Die ganze ostafrikanische Angelegenheit ist jetzt, da wir diese Zeilen schreiben, noch zu wenig geklärt, um ein sicheres Urtheil zu gestatten, doch kann man wohl jetzt schon sagen, daß der Zeitpunkt einer nothwendigen Cooperation der in Afrika interessirten Mächte immer näher rückt. Ob der Erfolg ein durchgreifender sein wird, ist eine andere Frage. Der Sclavenhandel kann nur langsam vernichtet werden, sei es durch eine äußerst sorgfältige Ueberwachung der Küsten, welche große Opfer erfordern würde, oder durch directe folgenschwere Verbote, z. B. der Pulvereinfuhr, zu der sich die Engländer verstehen werden, obwohl raffinirte Händler und die arabischen Kaufleute selbst, wie es deren zur Genüge in den englischen Besitzungen gibt, auch dieses Verbot illusorisch machen können. Wenn die ungeheuren Kosten einer Ueberwachung der afrikanischen Küste nicht gescheut werden, wird eine umfassendere Durchführung des Verbotes der Sclavenausfuhr und Pulver- und Waffeneinfuhr möglich sein und viel Gutes stiften.

Um dem Sclavenhandel ein Ende zu machen, hat nun Cardinal Lavigerie, ein thatkräftiger Missionar, dessen Zöglinge sich am Tanganyika befinden, auf einer Rundreise durch Belgien und England einen neuen Plan entwickelt, eine internationale, etwa 100—150 energische und kühne Männer umfassende Truppe zu schaffen und dieselbe im Herzen Afrikas, da, wo die Karawanenwege nach der Küste zu den Tanganyika schneiden, zu stationiren. Er sucht dafür eine Million Mark zusammenzubringen, scheint aber nach den neuesten Mittheilungen bislang keinen Erfolg gehabt zu haben.

An und für sich ist der Gedanke nicht zu verwerfen, denn eine solche bewaffnete Truppe, welche die Negerstämme gegen die Araber stärken könnte, scheint wohl im Stande, dem Sclavenraube auf gewissen Strecken Einhalt zu thun, doch man kann die schwersten Befürchtungen nicht unterdrücken, daß gerade dann erst der blutigste Kampf in diesen Gegenden entbrennen würde, dessen Opfer nicht im Verhältnisse zu seinen Ergebnissen stehen, da der Sclavenhandel nur andere Wege einschlagen würde.

Eine bessere Grundlage wäre gegeben, wenn die Engländer am Nyassa und die Belgier an der Falls Station energisch zusammen operiren würden, aber die Macht der Europäer ist in diesen entfernten, klimatisch gefährlichen Gegenden noch zu gering. Auch in Deutsch-Ostafrika kann man höchstens die Küste schützen, es sei denn, daß die deutsche Emin Pascha-Expedition auf dem Wege von der Küste nach dem Seengebiete gewisse feste Stützpunkte bildete, welche als Militär- und Handelsstationen von bleibender Wichtigkeit sein würden.

Deutschland wird durch die neuen Ereignisse auch in die Reihe derjenigen Staaten gedrängt werden, welche gegen das Araberthum, soweit es sengend und raubend in's Innere zieht, Front machen müssen, und zwar im Interesse der reinen Menschlichkeit. Es leitet dies auch die Unternehmer der deutschen Expedition zum Entsatze Emin Paschas, welcher bekanntlich im Sudan, in der alten ägyptischen Aequatorprovinz, sich aufhält und sich in einer um so übleren Lage befand, als nach dem Falle Chartums die einzig möglichen Wege, ihm Unterstützung angedeihen zu lassen, vom Congo oder von Osten her waren. Der Versuch Stanley's vom Congo aus, welcher wohl auch handelspolitische Zwecke verfolgte, scheint mißglückt zu sein und es bleibt noch der Weg von Sansibar übrig. Die verhältnißmäßig leicht herzustellende Verbindung wird aber durch die Könige von Unjoro und Uganda gehindert, welche durch arabische Sclavenhändler aufgestachelt sind. Ein anderer Zugang ist, wenn man eine directe Linie von Mombas nach Wadelai zieht, auf diesem in das englische Interessengebiet fallenden Gebiete mit Umgehung der feindlichen Königreiche zu bewerkstelligen, aber dort drohen die wilden Massai, welche sehr kriegerisch gesinnt sind und bis jetzt jedem Vordrängen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt haben. Die Engländer bereiten natürlich auch eine neue Expedition von dieser Seite aus vor, da die Gelegenheit äußerst günstig ist, dem Begriffe „Interessensphäre" einen gewissen Inhalt zu geben. Auch eine französische Expedition, über deren Ausgangspunkt noch nichts bekannt ist, soll im Juli von mehreren Mitgliedern der früheren „International African Association" geplant und finanziell bereits sicher gestellt sein, während der italienische Versuch wegen Mangels an Geldmitteln wohl als gescheitert betrachtet werden darf. Daß auch der König Leopold sich für diese Bestrebungen in hohem Maße interessirt und unser Kaiser aufmerksam die weitere Entwickelung dieser Lage verfolgt, kann nicht Wunder nehmen, denn ein Erfolg einer Expedition bedeutet den Sieg der Civilisation, welche dagegen nach dem Falle Emin Paschas und der Vereinigung des Mahdi mit Tippu Tipp, dem seltsamer Weise zum Gouverneur der Falls Station des Congostaates ernannten arabischen Sclavenhändler, für längere Jahre, vielleicht Jahrzehnte, unmöglich gemacht werden würde. Der Kernpunkt nicht allein der ungeheuer wichtigen Araberfrage, sondern auch der zukünftigen Stellung des immer weiter um sich greifenden Islams liegt, soweit er Afrika betrifft, augenblicklich nicht mehr in Chartum, sondern sehr viel weiter südlich.

In Aegypten, den Staaten am Mittelmeere und in Nordwestafrika sind die herrschenden Strömungen bekannter und gehen in den Bahnen langsam vor sich, welche sie schon seit längerer Zeit gerissen haben. Aber sobald wir wieder an der Westküste in die Tropen zurückkehren, beginnt der politische und wirthschaftliche Kampf auf's Neue. Die Franzosen suchen die Engländer aus Senegambien herauszudrängen, sich im Hinterlande des englischen Lagos festzusetzen, und die Engländer sind am freien Niger thätig, alle anderen Nationen vollständig von dem Wettbewerbe im Handel auszuschließen, indem sie gegen den Wortlaut und Sinn der Nigeracte eine Monopolwirthschaft einrichten, übermäßig hohe Zölle erheben, die eingeborenen Häuptlinge in ihre Gewalt zu bringen suchen und, wie der Fall Hönigsberg, über den die Tageszeitungen ausführlich berichtet haben, beweist, in einer schnöden Weise Recht und Gesetz verletzen. Der Niger und Benuë sind ein paar colonialpolitische Schmerzenskinder der Deutschen, wenn man sich so ausdrücken darf. Der Niger ist von deutschen Reisenden häufig erforscht, der Benuë besonders von Flegel, aber, obwohl Flegel handelspolitisch thätig war, haben doch die Engländer den Rahm abgeschöpft und durch Gründung der heutigen Royal Niger Company eine gewaltige Organisation geschaffen, gegen die der freie Händler nur mit den ungeheuersten Schwierigkeiten ankämpfen kann. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen, wenn er nicht, wie das hoffentlich aus Anlaß des Falles Hönigsberg seitens der deutschen Regierung geschehen wird, eine kräftige Unterstützung findet. Denn was soll uns der Benuë mit seinen reichen Hinterländern nützen, wenn die Engländer durch ein gerade wahnsinniges Zollsystem die Ein- und Ausfuhr lahm legen? Der Benuë hat, da man von Kamerun aus schwer zu ihm gelangen kann, nur eine Bedeutung für den Handel, wenn der Niger frei ist. Im anderen Falle ist er für uns werthlos. Die englische Regierung hat sich bislang um die Klagen der freien Händler nicht viel gekümmert, denn die Niger Company arbeitet vortrefflich ihren Plänen vor, welche, wie die „African Times" es im vorigen Jahre ziemlich deutlich aussprach, sich bis nach dem Tsadsee versteigen, an dem erst Halt gemacht werden soll. Der Plan ist sicher ebenso großartig in der Conception, als schwierig in der Ausführung, denn mit den dort wohnenden mohammedanischen Fürsten können die Engländer nicht so leicht umspringen als mit den Dorfhäuptlingen schwacher Heidenstämme. Der mohammedanische Fanatismus hat bekanntlich dem Vordrängen der Franzosen am Senegal mehr als einmal Schranken gesetzt, und noch heute sind dort, sogar ziemlich nahe an der Küste und den Forts, von fanatischen Muselmännern angestiftete Unruhen nichts Seltenes.

Digitized by Google

Es ist dies in kurzen Umrissen ein Bild der verschiedenen Strömungen, welche mehr, als man gemeiniglich annimmt, in realen Bedürfnissen des wirklichen Lebens ihren Ursprung haben. Dasselbe Streben, wie in England, beherrscht unsere Handelskreise: den Export auszudehnen, neue Absatzgebiete zu gewinnen und Deutschland die Stellung auf dem Weltmarkte zu erringen, welche ihm jetzt zukommt. Die politische Erstarkung Deutschlands, die Ausbildung seiner Seemacht, die Erwerbung eigener Colonien, die Ausdehnung der Dampfschifflinien u. A. haben entweder schon seiner Exportindustrie einen gewaltigen Aufschwung verschafft oder lassen einen solchen hoffen, dessen Bewahrung in seiner Macht liegt, wenn mit klaren Augen die Situation überblickt wird, wenn der deutsche Handel in dem Sinne, wie es die Engländer thun, die durch deutsche Erforschungen eröffneten, durch eine kräftige deutsche Reichspolitik unterstützten günstigen Bedingungen voll und ganz ausnutzt. Sollte die Reichsregierung aber die Prätensionen der Royal Niger Company, welche dieselbe im Gegensatze zu der von 14 Staaten unterzeichneten Nigeracte aufrecht erhält, nicht vollkommen zu nichte machen, so würde sie dem deutschen Handel eines der zukunftsreichsten Gebiete Afrikas vollkommen verschließen.

## Literatur und Kunst.

### Ferdinand Keller's Kaiser Wilhelm-Bild.

Von W. Lübke.

Auf der Münchener Jubiläums-Ausstellung hat kaum ein anderes Kunstwerk die allgemeine Aufmerksamkeit so mächtig gefesselt, wie das Riesenbild des Karlsruhers Ferdinand Keller, welches in einer idealen Vision den Siegeseinzug Kaiser Wilhelm's vor Augen bringt. Sowohl durch die Größe der Conception, die reiche Mannigfaltigkeit und das hohe Schönheitsgefühl, wie durch den leuchtenden und harmonischen Glanz der Färbung und die bis in's Kleinste vollendete naturwahre Durchbildung nimmt diese großartige Schöpfung unter allen modernen Erzeugnissen der deutschen Kunst einen sehr hohen Rang ein. Der Künstler hat, um seinem Gedanken Ausdruck zu geben, von der bloßen Schilderung eines bestimmten Momentes der Wirklichkeit Abstand nehmen müssen und in die Welt der Fabelwesen, der Allegorie hinein gegriffen, wie es von jeher das gute Recht der freien Kunst gewesen ist, wie Rafael und Rubens und viele andere Meister es geübt haben. Die souveräne Beherrschung des Stoffes, die großartige coloristische Kraft, die hohe patriotische Begeisterung haben sich hier zu einem Werke vereinigt, auf welches die deutsche Kunst stolz sein darf. Ich für meinen Theil gestehe gern, daß ich bei jedem neuen Studium des Bildes es tiefer würdigen und neue Schönheiten darin entdecken lernte, ja daß es in meinen Augen den höchsten Rang in der ganzen deutschen Abtheilung einnahm.

Da die trefflichen Hanfstängl'schen Photographien das Werk wohl überall hinlänglich bekannt gemacht haben, so wird eine kurze Schilderung der Composition genügen. Der Siegeszug des Kaisers hat eben das Brandenburger Thor durchschritten, welches im Hintergrunde links die Perspective abschließt. Kaiser Wilhelm, auf einer prächtigen, von feurigen Schimmeln gezogenen Quadriga stehend, vom Hermelinmantel umhüllt, stößt eben zum Zeichen des Friedens das siegreiche Schwert in die Scheide, sein ehrwürdiges Antlitz hat einen Ausdruck von Güte und Huld, daß die Züge davon ganz verklärt sind und man wohl sagen darf, niemals sei dies erlauchte Haupt von der Kunst so edel und eindrucksvoll wiedergegeben worden. Die Rosse der Quadriga werden gelenkt von den beiden prachtvoll gemalten, mit Eichenkränzen geschmückten wilden Männern aus dem preußischen Wappen, typischen Repräsentanten unversieglicher Volkskraft. Vor dem Viergespanne schreiten zwei edle weibliche Gestalten, die Gerechtigkeit mit Schwert und Gesetzbuch und die Wahrheit mit dem Spiegel in der Hand. Den Zug eröffnet aber auf feurigem Rosse die ritterliche Gestalt eines Geharnischten, der das Reichsbanner voran trägt.

Unmittelbar neben der Quadriga gewahrt man links, also zur Rechten des Kaisers, die herrliche, in voller Blüthe männlicher Kraft strahlende Gestalt des Kronprinzen, in seiner glänzenden Kürassieruniform, den Marschallstab gegen den Schenkel stemmend, das edle Haupt mit dem Lorbeer umwunden, ein wahrer moderner Siegfried, der sich im Sturme die Herzen des deutschen Volkes gewonnen hatte. Die ruhige Sicherheit, mit welcher er seinen schnaubenden Rappen bändigt, verleiht der Gestalt monumentale Größe. Etwas ungünstiger ist Prinz Friedrich Karl gestellt, der zur Linken des Kaisers durch die perspectivische Anordnung stark in den Hintergrund gedrängt wird, aber doch durch die rothe Husarenuniform wirksam genug hervorleuchtet. In zweiter Linie schließen sich die übrigen Paladine Kaiser Wilhelm's an, die wie aus Eisen gegossenen Züge Bismarck's, der feine Kopf Moltke's und der militärisch stramme Roon. Ein ganzer Fahnenwald mit Siegeskränzen geschmückt, mit den Wappen Bayerns, Württembergs und anderer deutscher Staaten, füllt den Hintergrund, aus dem sich zwei Kriegergestalten als Vertreter des „Deutschen Volkes in Waffen" hervordrängen, der eine mit dem bayerischen Raupenhelme, voll inniger Begeisterung zum Kronprinzen aufschauend. Eine prachtvoll gemalte Marmorbalustrade, mit Trophäen und Guirlanden geschmückt, bildet nach vorn den Abschluß der via triumphalis.

Die reiche Composition erhält nun aber ihre Vervollständigung durch eine Schaar idealer Wesen, welche die Lüfte erfüllen und den Kaiser umschweben, von einem Adel der Formen, einer Lieblichkeit des Ausdruckes und einer vornehm keuschen Anmuth, wie wir sie nur selten im Reiche der modernen Kunst begrüßen. Und zwar ist diese Schönheit nicht etwa eine süßliche oder conventionelle, sondern vom feinsten individuellen Reize durchpulst. In der Mitte ist es die zarte Gestalt einer Victoria, im Begriffe den Kaiser mit dem Siegeskranze zu krönen. Sie wird zu beiden Seiten begleitet von ihren Schwestern, welche in lebhafter Erregung in Posaune und Tuba stoßen, um der Welt den Ruhm des siegreichen Kaisers zu verkünden. Hoch oben tummeln sich drei köstliche Genien in den Lüften, die Königs- und die Kaiserkrone emporhaltend. Endlich schwebt vor dem Kaiser noch ein allerliebster Putto, welcher das Medaillonbildniß der Königin Luise hält und dem Kaiser Kornblumen streut. Das hohe Schönheitsgefühl und vor Allem die großen Feinheiten der linearen Composition lassen auch hier wieder die künstlerische Vollendung freier Meisterschaft erkennen.

Der außerordentliche Reichthum dieser großartigen Composition wird nun aber durch eine koloristische Behandlung zusammengefaßt und beherrscht, wie sie glänzender nicht gedacht werden kann. Seit Makarts Tode gilt Ferd. Keller mit Recht wohl als der erste deutsche Kolorist, und in diesem Werke hat er den ganzen Reichthum seines Könnens mit strahlendem Glanze entfaltet. Wie er die Hauptgruppe in das hellste Licht gestellt und doch wieder im vollen Lichte Alles auf's Feinste modellirt hat, so namentlich die vier Schimmel, das ist wahrhaft bewundernswerth. Die reichen und tiefen Farbenaccorde der umgebenden Gestalten dienen dann der Mittelgruppe als kräftiger Rahmen. Die Beherrschung der Luftperspective, in einer so reichen Composition besonders schwierig, ist eine so vollkommene, daß die Vision vor unseren Augen Realität zu werden scheint. Besonders schön sind die Ströme von Licht, welche eben aus dem grauen Wolkenhimmel hervorbrechen und für den nächsten Augenblick dem edlen Sieger den vollen Sonnenschein, das wahre Kaiserwetter verheißen. Endlich muß wiederum betont werden, daß man das große Bild bis in die fernsten Theile auf's Schärfste prüfen kann, ohne irgendwo ein Nachlassen der Kraft oder der Sorgfalt in der naturwahren Durchbildung anzutreffen. So muß denn dieses bedeutende, rein aus künstlerischer und patriotischer Begeisterung entstandene Werk, das der Meister mit hohem Muthe, ohne Auftrag unternommen

Digitized by Google

hat, als eine Schöpfung bezeichnet werden, die ihren würdigsten Platz in einer öffentlichen Galerie Deutschlands finden würde.

Von einem angesehenen norddeutschen Maler und Schriftsteller las man kürzlich eine überaus scharfe Kritik des Kellerschen Bildes, worin bei aller Verehrung der künstlerischen Leistung der Grundgedanke der Composition als verfehlt bezeichnet wurde. Dies hat uns wunder genommen von einem Künstler, der sonst nicht auf der Seite des extremen Realismus steht. Er behauptet, die siegreiche Heimkehr Kaiser Wilhelm's dürfe genau nur in der Weise geschildert werden, wie sie sich in der Wirklichkeit vollzogen habe. Wer leugnet denn, daß eine solche Darstellung ihre volle Berechtigung haben würde, wer ist nicht hingerissen von der wunderbaren Lebensgewalt und Wahrheit, mit welcher Menzel in jenem kleinen Bilde den Auszug des Kaisers zum Kriege unvergleichlich treu und schön geschildert hat. In jenem köstlichen Bilde ist trotz der Kleinheit des Maßstabes mehr monumentaler Gehalt, und ein unvergänglicheres historisches Leben, als in den meisten großen gemalten Staatsactionen. Möge es dem Bremer Kritiker und Maler gefallen, uns in dieser Weise eine reale Schilderung vom Siegeseinzug Kaiser Wilhelm's zu entwerfen, und wir werden sein Werk, sofern es dem Thema gerecht wird, mit Anerkennung begrüßen. Aber warum sollte daneben nicht ein anderer Künstler das Recht haben, auch eine ideale Auffassung dieses Gegenstandes zu bieten und mit der Kraft poetischer Vision die Gestalt Kaiser Wilhelm's in jene Zeitenferne zu rücken, in welcher bald sein Bild, von der Sage verklärt, im deutschen Volksgemüthe für alle Zeiten unsterblich leben wird. Warum gerade Kaiser Wilhelm von einer solchen Anschauung ausgeschlossen sein sollte, ist doch wahrlich nicht zu verstehen.

Wir Deutschen sind recht wunderlich. Da stellt unsere Aesthetik die Forderung, daß „Idealismus und Realismus sich verschmelzen solle", um dasjenige Kunstwerk hervorzubringen, in welchem sich lebensvolle Gediegenheit der Form mit Gedankentiefe des Inhaltes zur Einheit vermähle. Nun kommt in unseren Tagen des ideenarmen geistlosen Naturalismus ein Künstler, der mit hoher gestaltender Kraft, feinem Schönheitssinn, großem monumentalen Zuge und glänzendem technischen Können jene Forderung in einem Werke verwirklicht, von welchem die erprobtesten Meister der Kunst freudig bekennen, daß kein Zweiter eine solche Schöpfung zu vollbringen im Stande sei — und nun ist es wieder nicht das Rechte, und wir wissen, statt freudig zu bewundern, nur mäkelnd zu verkleinern. Wahrlich ächt deutsch, aber zugleich tief beschämend.

## Geschichte einer deutschen Musterbühne.

Von Oskar Bulle.

In einer Zeit, in welcher die verworrensten Begriffe und der roheste Geschmack hinsichtlich aller theatralischen Dinge herrschen, wie es ja leider die heutige ist, muß es als verdienstvolles literarisches Unternehmen erscheinen, die Aufmerksamkeit nicht nur der Theaterleiter und Kritiker, sondern auch des Publikums auf die ernsten, idealen und dabei erfolgreichen Bestrebungen zurückzulenken, die innerhalb der Theatergeschichte jemals Bedeutung erlangten. Denn nur auf diese Weise wird der rechte Maßstab gewonnen für die Beurtheilung des Zustandes, in welchem wir uns eben jetzt befinden, und der, weil er manche blendenden äußerlichen Seiten an sich trägt, vielfach als ein vortrefflicherer angesehen und angepriesen wird, als er in der That ist. Nur auf diese Weise auch gewinnt besonders unsere jetzige Kritik, die sich im Großen und Ganzen leider allzusehr und in den Tagesblättern ganz vorwiegend mit dem prunkvollen Virtuosenmantel befaßt, den sowohl die Schauspielkunst wie die Theatereinrichtungskunst um sich geschlagen haben, eine ernstere Auffassung ihres eigenen Amtes. Denn bei jenen Bestrebungen handelte es sich immer darum, gewisse literarische und künstlerische, das Wesen des Dramas und der Darstellungskunst betreffende Grundsätze dramaturgisch zur Geltung zu bringen, und nur auf die genaue Kenntniß dieser Grundsätze sowie ihrer Geschichte sich gründend, sollte die Kritik sich eigentlich an die Beurtheilung sowohl von Einzelleistungen, als von Gesammterscheinungen auf theatralischem Gebiete heranwagen.

Die Schröder'sche, die Goethe'sche und die Laube'sche Schule sind die maßgebendsten für die dramaturgischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts gewesen. Wenn zwischen den breiten Wellenkreisen, die sie im theatralischen Leben erregten, noch einige andere Strömungen auf kurze Zeit sich Geltung und Bedeutung verschafften, so konnte das gegenüber der genialen Auffassung, mit welcher jene drei Bühnenleiter alle für die dramatische Darstellung maßgebenden Elemente durchdrangen, nur durch einen Eklekticismus geschehen sein, welcher entweder aus jenen drei Richtungen den einen oder anderen Grundsatz herausnahm, hervorhob und besonders ausbildete, oder auch das, worin sich jene Richtungen widersprachen, zu einer harmonischen Vereinigung zu bringen versuchte. Selbständige Grundsätze haben die vielen kleineren „Theaterepochen", die in Dresden oder München unter Gutzkow und Marr, oder in Wien unter Dingelstedt und in Leipzig unter Förster etwa eine bleibende Erinnerung beanspruchen könnten, nicht erzeugt und nicht weiter ausgebildet, und selbständig in diesem Sinne kann auch nicht Immermann's kurze aber bedeutungsvolle Thätigkeit als Intendant des Düsseldorfer Stadttheaters genannt werden. Aber trotzdem ist aus den oben angegebenen Gründen das genaue Studium einer jeder dieser „Theaterepochen", die doch auf einem ernsten Streben und einem energischen Willen beruhten, für Theaterleitende wie für Beurtheiler des Theaters von größter Wichtigkeit und von größtem Interesse, und wir müssen Monographien über sie stets als literarische Theaterereignisse freudig begrüßen. Besonders wenn dieselben so sorgsam, so fleißig und mit so großem Verständnisse ausgearbeitet sind, wie die uns eben vorliegende über Karl Immermann's Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf, die von Richard Fellner*) unternommen wurde.

Immermann's „Direction bleibt ein preiswürdiges Unternehmen, ist in der Umdüsterung und dem Nebelgrauen der neuen Theaterepoche ein Leuchtthurm für die hoffnungslosen Schiffer .... Gibt doch die Correctheit erst den sicheren Boden ab, auf dem die selbstschöpferische Schauspielkunst beginnen kann. Und von solch einem Einflusse auf die Künstler war seine Direction." So beurtheilt Emil Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" die dramaturgische Thätigkeit des rheinischen Dichters. Freilich läßt er diesem Allgemeinurtheile manche Einschränkungen nachfolgen, die den Schein des „Leuchtthurmes" etwas zu verdüstern geeignet sind, und die gerade die „Correctheit" der Immermann'schen dramaturgischen Studienmethode als einseitig und deshalb für die Heranbildung einer trefflichen Truppe, sowie für die Herausbildung eines idealen Repertoires ungeeignet hinstellen. Immermann, der als siebzehnjähriger hallischer Student in Lauchstädt die Weimar'sche Bühne regelmäßig gesehen und an dem Geiste ihrer Darstellung sich dramaturgisch aufgenährt hatte, hielt nämlich auch im Beginne seiner Düsseldorfer dramaturgischen Thätigkeit theoretisch hauptsächlich an den Principien der Goethe'schen Schule fest, gegen welche Devrient, trotz seiner Verehrung für ihre großen Vertreter, stets eine gewisse Voreingenommenheit hegt. Der Hauptgrundsatz der Weimar'schen Schule ist aber, daß die Darstellung eine Einheit sein müsse, wie die Dichtung es ist, und daß diese Einheit gerade so gut nur einem, nämlich dem literarischen, Haupte der Bühne entspringen müsse, wie die Dichtung nur einem Haupte entstamme. Es liegt in diesem Grundsatze eine Beschränkung der künstlerischen Individualität der Darstellenden eingeschlossen und derselbe wendet sich ganz schroff gegen das schauspielerische Virtuosenthum, wie es gerade heutzutage in üppigster Blüthe steht, gegen jedes „falsche Princip, welches," wie schon Immermann sagt,

*) Geschichte einer deutschen Musterbühne. Karl Immermann's Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. Von Rich. Fellner. Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

„die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt hat". Das einzige und erste Mittel, jenem Grundsatze gemäß eine bildungs- und führungsfähige Künstlerschaft heranzuziehen, sah aber Immermann wie Goethe in „der Schulung künstlerischer Rede, der Grundbedingung jeder höheren Entwickelung". Auf diese Schulung verwandte er den erstaunlichsten Fleiß und legte er schon das Hauptgewicht in den mehr theoretischen Bestrebungen und in der vorbereitenden Thätigkeit, die dem Zeitabschnitte seiner selbständigen Theaterleitung in Düsseldorf vorausgingen. Er hielt schon seine privaten dramatischen Vorlesungen vor den Lehrern und Schülern der Malerakademie Düsseldorfs, als noch keine Spur von dem späteren „Stadttheater" zu finden war, und nur eine wandernde Provinzialbühne mit den denkbar schlechtesten Leistungen das theatralische Interesse der Bürger rege zu halten versuchte; und er legte, als nachher ein von ihm gegründeter provisorischer Theaterverein diese Bühne unter seine Aufsicht stellte, das Hauptgewicht seines Einflusses in die „Lese- und Zimmerproben", durch welche er die Schauspieler nicht nur in den Geist der Dichtungen einzuführen, sondern ihnen auch den Geist des Wortes und der Rede zur unmittelbaren Empfindung zu bringen versuchte.

Die „klare, echt poetische Rede der Verstragödie" war es vor Allem, die er meisterhaft auszubilden und aus dem Verfalle zu retten bestrebt war, in welchen sie durch das falsche, gedankenlose Copiren der idealisirenden rhythmischen Vortragsweise von Seiten der Schauspieler gestürzt worden war. Hierdurch glaubte er, der Goethe'schen Schule bester Zeit nachfolgend, am besten die richtige und zugleich adelige, feine Interpretation des Dichtwerkes erreichen zu können. Gerade dieser Hauptpunkt seiner dramaturgischen Thätigkeit aber ist es auch, durch welchen Devrient in seiner Geschichte zu dem unberechtigten Vorwurfe veranlaßt wird, daß die Düsseldorfer Bühne unter Immermann's Leitung zwar in der That durch eine treffliche Abrundung der poetischen Rede ausgezeichnet gewesen sei, daß aber durch die sorgsame und geistreiche Scenirung und correcte Rede allein ihr noch nicht die künstlerische Wiederschöpfung der Handlung gelungen sei, die besonders in den Shakespeare'schen Dramen eine größeres schauspielerisches Leben und eine schärfere Hervorhebung der durch den Darsteller allein erreichbaren Charakterisirung erfordere. Devrient stützt sich bei dieser Beurtheilung der Immermann'schen dramaturgischen Grundsätze und der Leistungen der Düsseldorfer Musterbühne vorzüglich auf seinen eigenen Briefwechsel mit Immermann, versäumt aber, diesen Briefwechsel ganz wiederzugeben, und es ist erst Richard Fellner, der auch die Antworten Devrient's an Immermann und damit die Grundlagen für die Meinungsäußerungen des Letzteren zur Begutachtung heranzieht, vorbehalten gewesen, jenes Devrient'sche Urtheil als „einseitig und unrichtig" hinzustellen. Fellner weist in seinem geistreichen Kapitel über „die dramaturgischen Grundsätze Immermanns" und noch mehr durch die vollständige Wiedergabe der dramaturgischen Arbeiten, welche Immermann zur Einrichtung klassischer Stücke für seine Bühne leistete, überzeugend nach, daß der rheinische Dichter im Gegensatze zu dem „rhetorischen Anstriche", welchen die Goethe'sche Schule allmählich den Darstellungen gab, gerade auf einen geläuterten Naturalismus in seinen Reproductionen großer Dichtungen hinstrebte. Er entnahm den Grundsätzen der Weimar'schen Darstellungsweise die Erweckung des feinen Sinnes für die Schönheit der Sprache und den edelen Rhythmus des Verses, weil er wohl einsah, daß das Wort eine Macht sei, welche der Dichter nicht umsonst in die Hand des Darstellers gelegt hat, aber er war weit entfernt davon, die fast steife Würde und Gemessenheit in Gang, Haltung, Miene und Bewegung, welche in Weimar zur Geltung kamen, auch als maßgebend für seine Schauspieler anzupreisen und den letzteren anzuerziehen. Im Gegentheile: er findet „die Güte der Darstellung nur in der vollkommenen Einigung und Durchdringung des Recitirenden mit dem Mimischen" und will seine Künstler nur über die handwerksmäßigen Angewöhnungen in der Anwendung des Letzteren hinausheben, die zur Manierirtheit führen. Er hatte selbst auf dramaturgischen Studienreisen, die er vor Uebernahme seiner Bühnenleitung mehrmals machte, beobachten können, wie sehr sich die Action zu Ungunsten der Recitation auf deutschen Theatern in den Vordergrund gedrängt hatte, er kannte die genialsten Manieristen seiner Zeit, darunter Ludwig Devrient, genau genug, um beurtheilen zu können, wie gerade durch ihre Künstelei, die allerdings begünstigt wurde durch schlechte Stücke („worin das Wort das Geringste ist") die Kunst der Rede ganz verloren gegangen war, und er hielt es deshalb für an der Zeit, bei der Propädeutik der Schauspielkunst die Technik der Rede wieder mehr in den Vordergrund zu stellen. Aber wohlverstanden, die Technik der Rede allein im Gegensatze zu der damals durch die falsche Nachäfferei der Weimar'schen Schule üblich gewordenen Rhetorik. Die letztere verabscheute er, wie er ausdrücklich Devrient gegenüber betont, und es ist deshalb nicht richtig, wenn der Letztere ihm eine Vorliebe für den „rhetorischen Hang, den Grundfehler der damaligen Schauspielkunst" vindizirt.

Es war überhaupt Immermann's Princip, den Styl des darzustellenden Dichtungswerkes durchaus auch in der Bühnenwiedergabe festzuhalten, und seine Betonung der Richtigkeit und Schönheit der Sprache des Darstellers hängt ebenso eng mit diesem Principe zusammen, wie die geistreiche Art der Scenirung, die ja auch Devrient anerkennt, und die maßvolle, dabei in den Sinn des Kunstwerkes tief eindringende Kunst der Bühnenbearbeitungen, die der Dichter allmählich bis zur Vollendung ausbildete. Deshalb erscheint mir neben der allgemeinen Abhandlung über die dramaturgischen Grundsätze die vollständige Wiedergabe aller, auch der rein technischen dramaturgischen Arbeiten Immermann's der werthvollste Theil des umfangreichen Fellner'schen Werkes zu sein. Denn nur diese beiden Theile gewähren wirklich fruchtbringende und „beispielsmäßige" Ausbeute auch für unsere Zeit, während die vielen, das geschäftliche Wesen und die geschichtliche Entstehung und Fortführung jenes Düsseldorfer Stadttheaters betreffenden Aufzeichnungen nur rein historischen Werth haben und nur als Beiträge zur Biographie des Dichters uns interessiren können. So scheint mir zum Beispiel der ganze Handel, den Immermann mit Felix Mendelsohn, dem zeitweiligen Orchesterdirigenten jenes Theaters, durchzukämpfen hatte, nicht der breiten Ausführung werth, die er in diesem Buche findet. Jene Entwickelung über dramaturgische Principien jedoch ist wie für unsere Verhältnisse geschrieben und konnte deshalb nicht ausführlich genug wiedergegeben werden. Auch bei uns treten ja jetzt die Wucherungen des Virtuosenthumes auf der einen Seite und die Vernachlässigung der künstlerischen Grundlage jeder Schauspielkunst, die Vernachlässigung der Deklamation auf der anderen Seite so scharf hervor, daß die klare Einsicht eines Immermann, seine Energie und seine unbeugsame Strenge gegen alle Anmaßungen des sogenannten „Künstlerthumes" wohl überall nothwendige Dinge wären. Die Erscheinung eines „genialen Manieristen", wie Friedrich Hase es ist und die Bedeutung, die er sich in dem Urtheile des Publikums errang, ebenso zum Beispiel die „geniale Leidenschaft" eines Josef Kainz und die unverantwortliche Nachlässigkeit, mit der dieser Künstler dabei die Rede, vor Allem die Deklamation des Verses, behandelt, dann weiter alle die „Mätzchen" und Künsteleien des ganzen anderen Heeres der Schauspieler, dieses Arbeiten mit rein äußerlichen, mimischen oft sogar gymnastischen Mitteln und dieses Sich-Hinausdrängen des Darstellers über den Rahmen der Dichtung durch Steigerung und Betonung der ja oft künstlerisch so mäßigen eigenen Individualität, Alles das würde ebenso rasch verfliegen, gleich einem Haufen Streu vor dem Sturmwinde, wenn Immermann'scher Geist unsere Bühne beseelte, wie alle anderen „Wucherungen", über die sich unsere Zeit so sehr freut, wie die „Meiningerei" und „Stilgerechtigkeit" und jedes sonstige, künstlerisch nicht zu rechtfertigende Ausstattungs- und Neuerungsfieber.

In jeder dieser Fragen könnte die schauspielerisch doch in der That „verluderte" Gegenwart viel aus der Art und Weise lernen, mit der dort in der Provinzialstadt am Rheine ein begeisterter, willenskräftiger und dichterisch begabter Mann allein für sich stehend eine Musterbühne aus dem Nichts schuf

Digitized by Google

sich aus unbedeutenden Anfängern eine Schauspielertruppe heranbildete, die den größten Aufgaben gewachsen war, und mit wenigen äußeren Ausstattungsmitteln ein Repertoire von Stücken zusammenstellte, wie es heute höchstens noch das Wiener Burgtheater aufzuweisen hat. Und wirklich — wenn Immermann schließlich auch den geschäftlichen Schwierigkeiten nicht gewachsen war, welche die kleinstädtische, nur auf die winterliche Spielzeit angewiesene Bühne umgaben und nach kaum vierjähriger Blüthezeit zu Boden drückten, in der Ausbildung seines Personales und in der geistreichen, wenn auch nothgedrungener Weise höchst einfachen Einrichtung werthvoller Bühnenwerke leistete er Wunderbares. Er hatte niemals die Geldmittel zur Verfügung, sich „erste Sterne" zu engagiren und kostbare Scenerien malen zu lassen, dafür zog er sich aber in der kürzesten Zeit eine Reihe tüchtiger Künstler heran, deren Namen jetzt noch in der Geschichte der Schauspielkunst glänzen — ich erwähne nur die geniale Lauber-Versing und die damals noch jugendliche Frieb-Blumauer — und schuf er, allerdings mit der aufopferungsvollen Hülfe der Düsseldorfer Malerfreunde, scenische Bilder, die selbst unsere in dieser Hinsicht verwöhnte Zeit durch ihre Neuheit, feine Auffassung und künstlerische Zusammenstellung überraschen würden. Freilich muthete er der kleinen, aber durch ihn begeisterten Künstlerschaar, die er um sich versammelte, gewaltige Anstrengungen zu, wie auch er selbst, ein Mann von Stahl und Eisen, keine Ermüdung und Abspannung kannte. Verfolgt man den Gang seiner Erziehung der Schauspieler, so ist man erstaunt über die Mühe, die er sich mit jedem Einzelnen gab und geben mußte und über den Fleiß und die Sorgfalt, mit denen er jedes Stück vorbereitete und einstudirte. Specialleseproben und allgemeine Leseproben wurden täglich, oft unabhängig von späteren Aufführungen, auf jedem dramatischen Gebiete veranstaltet, ihnen folgten die Zimmerproben, „damit der Darstellende seine Phantasie in den nackten, nüchternen Wänden um so mehr anspannen lerne, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen oder der hohlen Handwerksmäßigkeit nicht verwirrend auf ihn einwirkten," und dann erst, wenn das Gedicht „ohne jede illusorische Nothkrücke" in der Anschauung der Darstellenden feststand, folgten die Proben auf dem Theater, die erst ganz zuletzt zu Kostüm- und Dekorationsproben sich umgestalteten. Dabei war der Dichter stets der alleinige Regisseur, der unermüdlich seine Anfänger schulte, ihnen schwierigere Stellen immer und immer wieder vorlas, bis sie den rechten Ausdruck gefunden, der Stellung und Haltung und Geberden auf das Genaueste prüfte und anordnete und der jedes Ding, auch die geringfügigsten Theateräußerlichkeiten bis auf den letzten Koulissennagel hinab, selbst einrichten und bestimmen mußte. Man wird förmlich verwirrt durch die wunderbare Arbeitskraft, die dieser Mann in jenen Jahren entfaltete, wenn man liest, wie er Intendant, Theaterdirector, Regisseur und Dramaturg in einer Person war, wie er daneben eine ganze Zeit lang noch sein Amt als Landesgerichtsrath pünktlich verwaltete und außerdem die Zeit fand, seine geistreichen und tiefgehenden Aufzeichnungen über die Einrichtungen von Stücken zu verfassen. Für Jeden, der die Gelegenheit und die Pflicht hat, über solche Einrichtungen nachzudenken, also besonders für Theaterdirectoren und Kritiker, aber auch für das aufmerksamere Publikum, kann es nichts Anregenderes geben, als die Lectüre dieser Aufzeichnungen, also des gesammten dramaturgischen Materiales, welches Immermann hinterlassen hat. Denn sie umfassen fast den größten Theil des Repertoires, welches wir heute als das „klassische" zu bezeichnen pflegen, also besonders die Hauptdramen Shakespeare's, einige (fünf) der hervorragenderen Stücke Calderon's, Goethe, Schiller und Lessing fast vollständig, Kleist mit seinem „Käthchen von Heilbronn", „Prinz von Homburg" und der „Familie Schroffenstein", und daneben noch die „Brüder" des Terenz und „König Oedipus". Außerdem aber mußte der Dichter, der dieses klassische Repertoire nur als besondere „Festspeise" dem Publikum darbot, um des materiellen Bestandes seiner Bühne willen noch das gesammte weite Gebiet der damaligen bürgerlichen Tragödie und Komödie cultiviren, mußte Iffland, Kotzebue und Raupach aufführen, so sehr ihm das auch widerstrebte und durfte auch die damalige Posse und das Liederspiel, wie sie Raimund und Nestroy vertreten, nicht ganz fehlen lassen. Die Leitung der Oper hatte er nach dem schmählichen Abfalle Felix Mendelssohn's auch noch in der Hand, wenn auch über sie, sowie über die kleineren Stücke weitere Aufzeichnungen, als sie die Souffleurbücher bieten, fehlen. Aber das dramaturgische Material, welches über das klassische Repertoire vorhanden ist, genügt auch, um einen vollständigen Ueberblick über diese, literarisch so überaus wichtige Seite der Immermann'schen Theaterleitung zu gewinnen, und vor Allem sind es die scenischen Einrichtungen, die er für „Hamlet" traf, sowie die geistreiche Interpretation, die er der Aufführung des „Standhaften Prinzen" von Calderon zu Grunde legte, welche uns mit der freudigen Wahrnehmung erfüllen müssen, daß hier einmal ein Mann von künstlerischer genialer Intuition und praktischer Energie mit ganzer Seele und mit der ganzen Stärke seines feinen Geistes der wichtigen Bildungsanstalt für das Volk sich angenommen.

Das Fellner'sche Buch ist, wie schon gesagt, überreich auch an historischem Materiale, welches uns einen klaren Blick in die Gründungsgeschichte und in die Untergangstragödie jener so kurz und doch so kräftig-schön blühenden Musterbühne thun läßt. Wir können uns hier nicht auf alle diese Einzelheiten einlassen und leider jetzt auch ebensowenig auf die zuweilen neuen Aufschlüsse, die sie uns über das Wesen Immermann's und mancher zu ihm damals in innigster Beziehung stehender Männer, wie z. B. Schadow's und Grabbe's geben. Uns kam es auch darauf an, in wenigen Zügen die dramaturgischen Grundsätze Immermann's und seine Erziehung der Schauspieler zu skizziren, weil wir hierin eine Beziehung auf unsere Zeit, auf die theatralische Gegenwart, zu finden glauben. Denn dieselben theatralischen Uebelstände, gegen welche der Dichter theoretisch durch die energische Betonung seiner Grundsätze und praktisch durch die erziehliche Thätigkeit an seiner Bühne ankämpfte, heben heute in noch kräftigerer und üppigerer Verwilderung ihr Haupt auf der deutschen Bühne empor. Die Theaterleiter und auch die Kritik erkennen sie oft nicht in ihrer ganzen Gefährlichkeit, oft auch wollen sie sie nicht erkennen und schweigen sie nieder. Man redet höchstens von Theaterreformen, nicht von der einzig noththuenden Theaterreform, die jener Bühnenleiter in Düsseldorf vornahm. Er hat leider, durch äußerliche Umstände gezwungen, nur kurze Zeit das der Welt auch praktisch darlegen können, was er theoretisch erstrebte, aber er hat sich dafür mit einer auch für unsere Zeit beherzigenswerthen Mahnung von dieser praktischen Thätigkeit zurückgezogen. „Und so habe ich mir," schreibt er, „von unseren Versuchen die Grille abstrahirt, daß die Palingenesie der deutschen Bühne, wenn sie noch einmal erfolgen soll, keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, sondern von Entschließungen moralischer Art abhängig sein möchte. Die Mittel sind ganz einfach, und Intendanzen und Schauspieler führen sie beständig im Munde. Aber die Ausführung ist schwer; denn sie widerspricht dem Leichtsinne, der Eitelkeit, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menschen, und darum unterbleibt sie."

---

## Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt.

Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart.

Von Carus Sterne.

(Schluß.)

Wir haben im vorigen Aufsatze erwähnt, daß die christliche Kunst die heidnischen Eroten als Engelsgestalten adoptirt habe, aber sie that dies keineswegs in ihren ersten Anfängen, sondern begnügte sich eine Reihe von Jahrhunderten hindurch mit der Darstellung ausgewachsener Engel, vorwiegend weib-

Digitized by Google

lichen Geschlechtes, mit langen Gewändern und hellem, lockigem Haar. Daneben knüpfte sie jedoch früh an die biblischen Schilderungen der Cherubim und Seraphim an und zwar mit Vorliebe statt an die früher beschriebenen, einfachen Formen der mosaischen Schriften, an gewisse spätere, aus Mißverständnissen entsprungene Umformungen. In den ältesten christlichen Kirchen Roms, z. B. in Santa Pudenziana und Santa Prassede, erblickt man in musivischer Darstellung an der Apsiswand oder Tribuna über dem himmlischen Throne die vier heiligen Gestalten aus der Vision des Ezechiel, von denen nur die eine menschliche Bildung zeigt, die anderen aber geflügelte Thiere (Stier, Löwe und Adler), mit oder ohne Heiligenschein, darstellen, wie sie den vier Evangelisten als Attribut oder Symbol später allgemein beigesellt wurden.

Ezechiel, dem diese Darstellungen entlehnt sind, befand sich bekanntlich unter den in Babylon gefangen gehaltenen Juden und sah daselbst die geflügelten Menschen und Thiere an allen Pforten und Wänden der Tempel und Paläste, so daß sie auch seinem geistigen Auge immer vorschweben mußten. In der That erinnern die Cherubgestalten der im Eingange des ihm zugeschriebenen Buches geschilderten Vision auf das Lebhafteste an gewisse zu Nimrud, Kujjundschik und Ninive ausgegrabene Bildwerke. Während die Bücher Mosis den Cherubim nirgends vier Flügel zuertheilen, sah Ezechiel dieselben mit zwei Flügeln am Rücken und zwei herunterhängenden Flügeln, welche die Beine bedeckten. Unter den von Layard veröffentlichten assyrischen Götterdarstellungen befinden sich in der That solche vierflügelige Gestalten*), die leicht durch ein Mißverständniß der mit einer gewissen Unbeholfenheit arbeitenden assyrischen Künstler entstehen konnten. Wenn dieselben nämlich eine aufrechtstehende geflügelte Gottheit im Profile darzustellen hatten, so meißelten sie, damit nicht der eine Flügel den anderen verdecke und so die Gestalt einflügelig erscheine, den einen Flügel hoch aufgerichtet und den anderen tief herabgezogen**), ebenso wie sie den vierfüßigen geflügelten Stieren und Löwen ihrer Thürpfosten drei Vorderbeine gaben, damit man sowohl von vorn als von der Seite zwei Beine sehen konnte. Ein weniger naiver Beschauer konnte dann glauben, er solle in den ersteren Gestalten vierflügelige und in den letzteren fünfbeinige Wesen sehen.

Zu den von Ezechiel der christlichen Kunst zugeführten vierflügeligen Cherubim kamen dann noch die sechsflügeligen Seraphim, von denen Jesaias (VI, 2) sagt, sie besäßen zwei Flügel zum Fluge, zwei, um das Antlitz und noch zwei, um die Füße zu bedecken, und diese vier- und sechsflügeligen Gestalten drängten zeitweise die zweiflügeligen Engel in der älteren christlichen Kunst ganz in den Hintergrund. In dem damaligen innigen Buchstabenglauben, der kaum durch einen Blick auf Natur und Wirklichkeit jemals getrübt wurde, erregten diese vier- und sechsflügeligen Gestalten, die in der lebenden Natur höchstens in gewissen Haifischen, den daher sogenannten Meerengeln (Squatina Angelus), ein entferntes Gegenstück fanden, keinerlei Anstoß und Niemandem fiel es ein, zu fragen, wozu diesen überirdischen Wesen vier oder sechs Flügel zuertheilt waren, wenn sie doch nur zwei davon zum Fliegen benutzen sollten. Manchmal sind diese Verkörperungen höchst unbeholfen, wie z. B. auf den Wandgemälden des Nonnenchores im Dome zu Gurk in Kärnthen (um 1214), wo die Seraphim einem nackten Hermes gleichen, dem an jeder Schulter, an jedem Ellenbogen- und Kniegelenke ein kleiner Flügel angesetzt ist. Ihre typische Ausgestaltung erhielten diese, meist zu einer Glorie (Mandorla) um die göttlichen Gestalten zusammengefügten Cherubim und Seraphim dann namentlich bei den Malern der älteren Florentiner und Sieneser Schulen, und auf dem berühmten, dem Orcagna zugeschriebenen „Triumph des Todes" im Campo Santo zu Pisa sehen wir die unteren beiden Flügel, der die Seelen der Seligen in Empfang nehmenden Cherubim bereits ganz an die Stelle der Füße getreten, um auch ihrerseits an den Flugbewegungen betheiligt zu werden.

Der denkende, die Natur im Auge behaltende Maler konnte sich indessen auf die Dauer unmöglich mit diesen naturwidrigen, monströsen Gestalten befreunden, und in der That können wir schon seit dem dreizehnten Jahrhundert eine fortschreitende Neigung der Maler bemerken, den Seraphim und Cherubim ihren in zwei Flügel endigenden Unterkörper gänzlich zu escamotiren. Schon auf den Gemälden des Giotto in der Capella dell' Arena zu Padua scheint er sich in Luft und Dunst aufzulösen, ebenso im „Jüngsten Gericht" des Stephan Lochner im Kölner Museum, in den Reliefs des Ghiberti und namentlich in den Thonbildwerken des Luca della Robbia und seiner Familie. Bei den vorwiegend mit Reliefarbeiten beschäftigten plastischen Künstlern erklärt sich die Vernachlässigung des Hinterkörpers dieser Gestalten, abgesehen von seiner Unnatur und Unschönheit, schon durch das Bestreben, ein ebenso bequemes als ausdrucksvolles En-face-Bild zu gewinnen, während die entsprechende Verkürzung dem Beschauer entgegenschwebender Engelsgestalten für den Plastiker immer eine mißliche Aufgabe blieb.

Indessen gab man mit dem Unterkörper nicht zugleich die vier oder sechs Flügel auf, sondern umkränzte mit denselben den vom gesammten Cherub oder Seraph schließlich allein übriggebliebenen und beibehaltenen Kopf und so entstanden durch eine ganz willkürliche, von keinem Dogma unterstützte Uebereinkunft der Künstler die vierflügeligen Cherubs- und sechsflügeligen Seraphsköpfe, von denen wenigstens die ersteren eine lange Herrschaft in der Kunst behaupten sollten. Die überreichlich geflügelten Seraphsköpfchen, die noch der junge Raphael nach dem Vorbilde seines Meisters Perugino in der Krönung der Himmelskönigin (Vaticanische Pinakothek) anbrachte, fanden fortschreitend sparsamere Verwendung, aber bei den Cherubsköpfchen konnte man die beiden vorderen Flügel so hübsch über die (nicht vorhandene) Brust kreuzen, daß sie einen eleganten Putz, wie mit Halstuch und Kragen erhielten und erst dadurch völlig salonfähig wurden. Ein geläuterter Kunstgeschmack hat indessen mit Recht immer mehr auf diese unnatürlichen, den Arzt an gewisse schreckliche Mißgeburten (die sog. „Engelsköpfe") erinnernden Abbreviaturen eines Engels verzichtet, und es war ein nicht von allzu gutem Geschmacke zeugender Anachronismus, daß Cornelius in seinen Gemälden der Münchener Ludwigskirche diese ganze Entwickelung wieder rückgängig machte und zu den vier- und sechsflügeligen Engeln zurückkehrte.

Auch gegen die Darstellung der Engel als Chorknaben und Chorjungfrauen in langen Gewändern richtete sich seit dem 15. Jahrhundert eine Reaction der Künstler mit der Frage, ob diese langen, weit über die Fußspitzen reichenden Gewänder nicht ein Hinderniß für die freie Bewegung sein müßten; man begann sie aufzuschürzen, zu verkürzen und zu lüften, um etwas mehr als Kopf, Hände und Flügel vom Körperbau der Engel zu zeigen. Und da man sich mehr und mehr in der Natur umsah, kam man schließlich zu einem ähnlichen Schlusse, wie die Alten in Bezug auf die Amoretten; man fand, daß die Engel von allen lebenden Wesen den Vögeln am nächsten verwandt erschienen und so wagte bereits Herlin (1466) an seinem Hochaltar in der Jakobskirche zu Rothenburg an der Tauber den Brocatmantel eines Engels völlig auseinander zu schlagen und uns darin ein am ganzen Leibe dicht mit Federn bedecktes menschenartiges Wesen zu zeigen.

Ohne an den naheliegenden Vergleich mit Harpyen und Sirenen, welche die Alten als Vögel mit Menschenantlitz gebildet hatten, Anstoß zu nehmen, that der zartempfindende Martin Schongauer dasselbe auf seinen Kupferstichen. Bei einzelnen der allerliebsten Engelsgestalten, die sein „Rauchfaß" schmücken, öffnet sich das Kleid nach oben und wir erblicken die Arme und Brüste derselben dicht befiedert. In seiner „Geburt Christi" geht er noch einen Schritt weiter und läßt drei gewandlose, aber dafür dicht befiederte Engel mit langen Vogelschwänzen, die anscheinend wie die Paradiesvögel der Sage fußlos sind, das Gloria in excelsis! singen. Auch für die „gefallenen Engel" fand dieser phantasievolle Künstler neue Formen,

*) Henry Layard's Bericht über die Ausgrabungen zu Nineveh. Fig. 79a. Leipzig, 1852.

**) A. a. O. Figur 1 und 7.

Digitized by Google

Hatten schon frühere Maler, wie z. B. Orcagna, dieselben mit Fledermausflügeln ausgestattet, und sogar vierflügelige Höllen-Cherubim erfunden, so ersah Schongauer aus dem Fisch-, Reptilien- und Insektenreiche neue phantastische Formen. In seiner „Versuchung des h. Antonius", die selbst Michel Angelo bewundert und copirt haben soll, gab er den gefallenen Engeln Flügel, die den stachligen Rochen, den Flügelflossen fliegender Fische und Polypenarmen entlehnt, und wie diese mit Augenflecken, Saugnäpfen u. s. w, übersät sind. Und zugleich drängt sich ihm die Erkenntniß auf, daß Fledermaus- und Vogelflügel eigentlich nur verbreiterte Arme sind, und er läßt von der Außenseite der Arme dieser Teufel durch Flughaut verbundene, Stachelflossen ausgehen, die sich nach der Schulter hin zum Flügel erweitern. In der „Höllenfahrt Christi" seiner Kupferstich-Passion verfuhr er ebenso.

Dieser naturalistische Zug scheint den Malern aller Länder sofort eingeleuchtet zu haben, denn er fand alsbald vielseitige Nachahmung. Giovanni Bellini in seiner 1488 vollendeten „Thronenden Madonna" der Kirche Maria de' Frari in Venedig läßt die Flügelfedern seiner musicirenden Engel schon am Oberarme beginnen, und denselben fast bis zum Ellenbogen bedecken, Dosso Dossi in seiner „Madonna mit den beiden Erzengeln" (Galerie von Modena) führt den Federwuchs des Rückens über die Arme bis zur Brust, so daß die Schultern des Engels Michael von buschigen Feder-Epaulettes beschattet werden. Nach Deutschland brachte Dürer die Neuerung gleich von seiner ersten italienischen Reise. In mehreren seiner ältesten Kupferstiche (wie im „Traum", der „Hexenfahrt" und den „Genien") beginnt die Flügelbildung und Befiederung ebenfalls bereits am Oberarme, und Lukas Cranach folgte diesem Beispiele bei seinem Amor auf dem bekannten Clair-obscur-Holzschnitte der Venus von 1506.

Ein anderer Umwälzungsproceß richtete sich gegen die bedeutende, wenn auch für einen wirklichen Flug so schwerer Gestalten immer noch unzureichende Ausdehnung, welche die älteren christlichen Künstler den Engelsflügeln gegeben hatten. Den ersten Anlaß sie unbequem und unschön zu finden, mag den Malern die Schwierigkeit, ihnen eine natürliche Färbung zu verleihen, gegeben haben. Die älteren, nicht auf den Schein der Wirklichkeit ausgehenden Maler hatten einfach die Contouren des Gefieders mit Gold umsäumt, und diese glanzvollen Flügel harmonirten, ohne prunkvoll zu erscheinen, mit dem Goldgrunde der Malereien und mit den massiven Heiligenscheinen, welche die zu verehrenden Götter, Menschen und Thiere auf diesen Bildern auszeichneten. Als man aber anfing, den Goldglanz zurückzudrängen, frug es sich, welche Farben man den Engels- und Cherubsflügeln geben sollte. Das Köstlichste schien gerade gut genug und so gab man ihnen die bunten Farben der Papageien-Flügel, grün, roth und blau in drei scharfen Absätzen, oder setzte die Flügel aus den Schwanzfedern der Pfauhähne zusammen, wie z. B. auf der schönen Verkündigung des Pollaiuolo im Berliner Museum. Daß man nicht einmal einem Amor graue oder weiße Flügelfedern geben kann, ohne den auf den Schwan der Leda gemünzten Ausruf Swift's: „Wie ähnlich sah der Gott einer Gans!" in's Gedächtniß zu rufen, wird schon Manchem aufgefallen sein und der Engel des heiligen Matthäus von Caravaggio der Berliner Galerie stellt dieselbe Gefahr der Vergleichung deutlich vor's Auge.

Die großen Künstler des Cinquecento, welche sich zum Studium der Antike und Natur zurückgewendet hatten, sahen sich daher bald genöthigt, denselben Gedankengang, wie die römisch-griechischen Künstler nochmals durchzumachen und zu erkennen, daß man die das Ebenmaß der menschlichen Gestalt verunstaltenden Flügel, wenn sie nicht zu entbehren waren, so klein wie möglich bilden und zum bloßen Symbole oder rudimentären Organe zusammenschrumpfen lassen müsse. Vor Allem waren es die mit dem höchsten Natur- und Schönheitsgefühle erfüllten großen italienischen Meister, ein Mantegna, Sodoma, Raphael und Michel Angelo, welche die Amoretten der Alten zu christlichen Engeln umtauften. Fast nur den Engel der Verkündigung sehen wir noch in Jünglings- oder Jungfrauen-Gestalt auftreten, da man seine Botschaft nicht gut einem kindlichen Engel anvertrauen konnte. Die naturalistische Flügelbildung der Bellini und Dürer wird dagegen wieder aufgegeben, die Miniaturflügel von Raphael hoch in den Nacken und fast an den Hals gerückt, wie bei den Engeln der Madonna Sixtina oder der von Foligno, ja sie werden womöglich ganz unterdrückt, wenn es gilt, den Rücken ohne diese Verunzierung zu zeigen. Man sehe den herrlichen Engel-Reigen, welchen Raphael für Marc Anton Raimondi zeichnete, wo bloß die von vorne gesehenen, nicht aber die vom Rücken sichtbaren Engel Flügel tragen. Schließlich ließen Raphael und Michel Angelo die Flügel selbst in solchen Fällen weg, wo sie gewissermaßen am meisten motivirt erscheinen, wenn nämlich Engel an die Stelle der ganz aufgegebenen Cherubim treten, und der Gottheit als Träger dienen, wie in Michel Angelo's Belebung Adams in der Sixtinischen Capelle oder in der Erscheinung bei Noah, die Raphael für den Stich des Marc Anton gezeichnet hat.

Damit ging Hand in Hand die Wiederbelebung der Amoretten-Spiele der Alten. Die Engel beschränken sich fortan nicht mehr darauf, heilige Musik zu machen, und dem Christkinde Datteln, Erdbeeren, Blumen und kleine Vögel zu bringen, sondern sie tummeln sich lustig in den Wolken umher, spielen mit Helm und Waffen des heiligen Georg oder Michael gerade so wie früher mit denen des Mars, ja Dürer, der auch diese Neuerung der Italiener sofort nach Deutschland verpflanzte, läßt sie vollkommen die Rolle der deutschen Heinzelmännchen übernehmen, auf seinem Madonnen-Altare zu Dresden die Stube sprengen, auskehren und mit weißem Sande bestreuen, oder im „Marienleben" mühsam die Spähne wegschleppen, welche Joseph in eifriger Zimmermannsarbeit abschlägt, oder in ausgelassener Freude über die Verklärung der Maria mit dem Schlüsselbunde auf einem Blechschilde trommeln, und die Katze aus dem Tempel jagen, welche die schöne Musik stört. Wohl am tollsten haben diese künstlerische Freiheit Correggio und Hans Baldung Grün ausgenützt, und die Engel auf den Wolken reiten, in der Luft Purzelbäume schlagen und die Landschaft durch die eigenen Beine betrachten lassen, damit sie die Farben desto schöner sähen.

Bemerkenswerth erscheint eine auffallende Verschiedenheit der Flügelbehandlung, welche die Maler den himmlischen und den gefallenen Engeln widmeten. Während sie, wie erwähnt, die Flügel der ersteren so hoch wie möglich am Nacken in die Höhe rückten, um sie gewissermaßen über die platte Wirklichkeit von Schulterauswüchsen zu erheben, lassen sie diejenigen der gefallenen Engel mitten vom Rücken, tief unter den Schultern entspringen. Man vergleiche die Handzeichnung Raphael's zum heiligen Michael in Paris, wo Engel und Teufel nebeneinander erscheinen, oder die geflügelten Teufel im jüngsten Gericht von Michel Angelo. Das geschah offenbar absichtlich, um die verklärte und die thierische Natur mehr auseinander zu halten; bei den Engeln nähern sich die Flügel dem geistigen Organe, bei den Teufeln mehr dem Unterkörper. Oder waren damals bereits die geflügelten Drachen Ostindiens bekannt geworden, die in der That solche tiefsitzenden, von falschen Rippen gestützte Flügel besitzen? Ein Bestreben, die Flügel zu bloßen Flügelkeimen oder rudimentären Organen zu verkleinern, war bei den gefallenen Engeln ausgeschlossen, denn man hatte keine Veranlassung, ihr Aussehen zu verschönern; im Gegentheil, die mächtigen Schwingen sollten dazu beitragen, ihre Erscheinung schreckenerregend zu machen.

Von den späteren Metamorphosen der himmlischen, wie der gefallenen Engel ist nicht viel zu sagen, und der Teufelsspuk der Teniers, Höllen-Brueghel und Callot gehört mehr in das Gebiet willkürlicher Phantastik als in dasjenige einer nach inneren Gesetzen schaffenden Kunst. In der niederländischen Malerei folgte Rubens mehr den großen Meistern der classischen Richtung, während Rembrandt sich vorwiegend der bekleideten, erwachsenen Engel der vorraphaelischen Zeiten bediente. Vor allem auf Charakteristik und Beleuchtungswunder bedacht, und in der Darstellung des Nackten wenig glücklich, that er nichts um Gestalt und Antlitz seiner Engel anmuthig

Digitized by Google

zu bilden, ja er scheint es sogar fertig gebracht zu haben, sie gelegentlich mit Bärten auszuschmücken. Wenigstens tragen die derben Flügelburschen, die ihre Füße unter Abrahams Gasttisch strecken, in der trefflichen Reproduction der Radirung von Amand-Durand in Paris, tüchtige Bärte; letztere mag aber nach einem nachträglich in dieser sonderbaren Manier ausgeschmückten Blatte angefertigt sein. Auch die neuere kirchliche Kunst hat sich seit ihrer Wiedergeburt im Nazarenerthume wieder den altchristlichen Chorengeln mit wallenden Kleidern und bis zu den Füßen herabschleppenden Flügeln zugewandt, wobei freilich das Gefühl maßgebend gewesen sein mag, daß die kleinen Flügel, welche Raphael und seine Zeitgenossen den Engeln gaben, zwar weniger unschön, aber nicht genügend erscheinen, den dazugehörigen Körper in die Lüfte zu erheben. So dürfte es das Schicksal der Engel bleiben, in den künstlerischen Darstellungen entweder unwahr oder unschön zu erscheinen, und die Künstler thäten besser, sich an die Bibel zu halten, und die Engel flügellos als schöne Menschen zu bilden, da Flügel und Arme neben einander nicht bestehen können und kein Künstler wagen kann, einen menschlichen Körper mit so ungeheuren Schwingen zu versehen, wie sie die physikalischen Gesetze fordern würden.

## Feuilleton.

### Der Sonntag auf dem Lande.

Von Renato Fucini.

Aus dem Italienischen von Oskar Bulle.

(Fortsetzung.)

„Ei gar!“ rief ich aus, um seiner Begeisterung wenigstens einigermaßen genug zu thun. Und er, der meinen Ausruf für ernst nahm, hub nun eine hochtönende Lobpreisung von dem Signor Angiolo an, welcher kein Geringerer wäre als der Bruder des Erzpriesters Dodoli und der Neffe des wohlverdienten Herrn Canonicus Sinigaglia; der Letztere sei mit ihm gekommen, als Monsignore ihm aufgetragen hatte, die Wirthschaftsrechnungen des Nonnenklosters in's Reine zu bringen.... „Haben Sie verstanden? Und nun müssen Sie auch noch den Taubenschlag sehen ... Halt! ... Den wollen wir nachher ansehen, weil jetzt keine Zeit mehr zu verlieren ist. Es läutet schon zum ersten Male und wir müssen uns beeilen, denn die Elf-Uhr-Gesangsmesse hält der Präpositus der Siepolenserinnen, und der hat es immer verteufelt eilig. Uebrigens ein guter Mann! Jawohl! Auch Sie würden mit ihm sich trefflich unterhalten können, denn, Sie mögen ihn fragen und ausforschen, wie Sie wollen, er weiß Alles. Sprechen Sie nur mit meiner Schwester von ihm ... hier schläft Gostino! ... und Sie werden hören, was für ein talentvoller Mensch er ist ... Und hier, sehen Sie, war früher eine Thüre, welche nach dem Speicher führte; ich habe sie aber zumachen lassen, der Mäuse wegen. Später werde ich Ihnen Alles zeigen; aber jetzt müssen wir gehen, denn sonst ist es möglich, daß wir hinkommen, wenn die Messe schon angefangen hat.“

Unten an der Treppe trafen wir mit dem Caplan zusammen, welcher pustend und keuchend von dem Vogelherde zurückkehrte und über die Eile des Präpositus brummte. „Was er immer für eine Furcht hat, nicht zeitig genug zum Essen zu kommen; der Vielfraß! Geh', Cosimo, einstweilen thu' mir den einzigen Gefallen ... Zum Teufel auch mit diesen Geschäften; sag' ihnen, daß sie sich einstweilen anziehen sollen und daß ich in zehn Minuten komme; wenn nicht, sollen sie von selbst singen und ich werde wohl auch nicht zu kurz kommen ...“

„Sehen Sie?“ sagte mir Signor Cosimo, „so ist er immer. Wenn er keine Vögel fängt, wird er stets so wüthend. Kommen Sie, kommen Sie! Die Frauen werden schon nachkommen.“

„Sie sind bereits vorangegangen,“ sagte Gostino.

„Um so besser! Andiamo.“

Und ich, der ich es so nöthig hatte, mich ein wenig auszuruhen und zu erholen, trollte nun hinter Signor Cosimo einher, welcher, aus Furcht vor dem Zorne des Bruders, so lange Schritte machte, daß ich Mühe hatte, ihm nachzukommen.

* * *

Durch einen Schleier von Ausdünstungen und Lichterqualm hindurch sah ich mir den Schauplatz an. Im Halbrund des Chores standen die Sänger, unter ihnen Signor Cosimo, welcher sich in die erste Reihe linker Hand gedrängt hatte, um durch den Hochaltar nicht verdeckt zu werden. Um den Altar herum die celebrirenden Priester, eingemummt in ihre goldgestickten Chorröcke, welche glänzende Reflexe gaben, sobald sie sich bewegten und sobald sie von dem gelben, den Staub durchschneidenden Sonnenstrahle getroffen wurden, der von einer halbgeschlossenen Lünette aus die Kirche quer durchzog. Vor ihnen ein freier Raum und dahinter zwei Abtheilungen von Bänken für die Frauen; in der Mitte vier oder sechs der letzteren elegant und modisch gekleidet, das weiße Taschentuch auf den Knieen, mit pomadisirten Haaren und die Füße in Schnürstiefeln; und im Hintergrunde die ernsten Männer, die wahren und aufrichtig Gläubigen, die weithin leuchtenden Kahlköpfe, die gewaltig sich hörbar machenden Räusperer, die Besitzer der blaugestreiften Schnupftücher.

Signora Flavia, welche in einer abgesonderten Bank in der Capelle der sieben Schmerzen saß, betete inbrünstig, indem sie ihr Gesicht beinahe ganz im Buche verbarg, und Signora Olympia, die ihr zur Rechten saß, hatte schwärmerisch lächelnd, in engelhafter Weise, den Blick hinauf in das geheimnißvolle Halbdunkel der Seitenschiffe gewendet, wo ihn eine liebliche Vision zu fesseln schien.

Die Blasebälge der Orgel schnauften und aus den vollen Lungen derselben entschlüpfte zuweilen irgend eine einzelne, flüchtige Note oder auch eine ganze Tonleiter, worauf Signor Cosimo sich jedesmal lächelnd nach mir umdrehte, während der Caplan zwei giftige Basiliskenblicke nach der Orgel schoß, so daß man ordentlich erschrak.

Die Berge stehen fest, aber die Menschen kommen zu einander. Als Signor Cosimo, schnell in die Thüre der Probstei hineineilend, mich unter dem Porticus der Kirche hatte stehen lassen, fiel mir ein bescheiden gekleideter Mann in's Auge, dessen Gesicht mir nicht ganz fremd schien. Und ebenso wenig schien ihm das meine neu zu sein, denn als wir uns begegneten — wir gingen, hin- und herwandelnd, an einander vorbei — heftete er seinen Blick auf mein Gesicht, und mir schien es beinahe, als glitte ein freundschaftliches Lächeln über das seine und als wolle er mich anreden. Ich hatte dieselbe Absicht, als er, zum dritten Male in meine Nähe kommend, mit leiser Stimme meinen Namen nannte; mir kam hierauf sofort der seine in's Gedächtniß, ich wandte mich um und wir umarmten uns mit Händedruck und Kuß, so voller brüderlicher Zärtlichkeit, daß, als wir uns in die Augen schauten, wir dieselben feucht von Thränen fanden.

„Nach neunzehn Jahren! Aber wie kommst Du hierher?“

„Ich bin hier Gemeindearzt. Und Du?“

„Ich bin zum Vergnügen hier.“

„Willst Du nicht bei mir essen?“

„Ich bin zu Besuch.“

„Bei wem?“

„Davon später; laß uns jetzt von uns plaudern; erzähle mir von Dir, von unseren Freunden, von Deinem Leben ... Ah, bei Gott, wie viel habe ich Dich nicht zu fragen, über Dich und über so viele alte Universitätsfreunde ... und wie viel über mich selbst werde ich Dir erzählen können!“ Und ein wahrer Sturm von Fragen brach hier los: Wie steht's mit Diesem? Was macht Jener? Lebt Tizio noch? Und wo steckt Cajo? ... Und beinahe auf jede der gegenseitigen Fragen erfolgte eine bedauernde Antwort und erklang ein Wort des Mitleides: Der ist todt! ... Der ist unglücklich geworden! ... Der ist auf und davongegangen und man hat nichts mehr von ihm erfahren ... Der ist im Zuchthause! Ganz selten nur ein: Es geht ihm gut; er lebt; er ist zufrieden!

„Und Du, wie hast Du Dich durchgeschlagen?“

„Als Landarzt.“

„Und wie stehst Du mit den Bauern?“

„Schlecht.“

„Warum?“

„Ich bin eben nicht ein solcher Kerl, wie ihresgleichen; ich bin ein anständiger Mensch.“

„Ich begreife. Und wie kommst Du mit den Localbehörden aus?“

„Schlecht. Ich bin dem Sindaco verhaßt, und es wird mir nichts übrig bleiben, als bald von hier wegzuziehen.“

„Und die Ursache dieses Hasses?“

„Ich war so unvorsichtig, ihm öffentlich in der Apotheke zu widersprechen, als er als Beispiele für den Galateo*) Monsignor Della Casa und Flavio Gioja citirte.“

„Und wer ist dieses Monstrum von Gelehrsamkeit?“

„Der begütertste, gelehrteste, geachtetste Mann der Dorfschaft, ein gewisser Signor Cosimo ...“

„Mein Gastfreund!“

„Du bist bei ihm?“

„Ich bin bei ihm!“

„Aber auf welche Weise ...?“ Doch jetzt, nein! Nach dem Essen, bitte ich Dich, mich zu besuchen, und dann wirst Du mir Alles erzählen und wir werden bis zu Deiner Abreise beisammen bleiben. Ich hab' Dir viel zu berichten; ich werde Dich mit meinem Gaule dann auf den Bahnhof bringen. Aber jetzt laß uns hinein in die Kirche gehen, denn die Messe hat schon begonnen ... Du lächelst?“

„Weil ich daran denken muß, daß mir vor neunzehn Jahren eine ähnliche Aufforderung schwerlich von Dir zu Theil geworden wäre.“

„Ich habe sechs Kinder!!“

Er brach mir Bahn bis in die Kirche hinein, während ich, ihm dicht auf dem Fuße folgend, wehmüthig seine veränderte Gestalt betrachtete. Wie viele Erwartungen waren hier zu Schanden geworden! Wie viele einstigen Hoffnungen lagen nun verwelkt in der Seele dieses hageren Männleins, welches schon halb ergraut war. Ein fatalistischer Egoismus, den die Natur ja auch in bessere Gemüther träufelt, erwachte zu meinem

*) Ein Anstandscodex, zu vergleichen etwa mit „Knigge's Umgang mit den Menschen“.

Digitized by Google

Troste in mir, und meine melancholischen Reflexionen verwandelten sich in ein wehmüthiges Mitleid, als ich mich mit ihm verglich.

„Sieh' hier meine Gebieter!" sagte er bitter lächelnd zu mir, nachdem wir in einem Winkel im Hintergrunde der Kirche Fuß gefaßt hatten. „Sie sind alle dort oben versammelt. Kennst Du Keinen von ihnen?"

„Nur die Familie des Signor Cosimo; sonst Niemand."

„Dann könnte sich Einer ein Verdienst erwerben, wenn er sie Dir vorstellen wollte, denn sie sind würdig Deiner Aufmerksamkeit. Sie würden nicht gerade böswillig sein, wenn ihre hoffährtige Ignoranz sie nicht von Grund aus verdürbe. Alle sind sie berühmt, dabei sind sie alle vortreffliche Menschen; alle sind bewundert, denn die übrige Menge ist noch viel elefhafter als sie selbst. Siehst Du dort den, der die Messe celebrirt? Das ist ein gewisser Präpositus der Siepolenserinnen. Ein hochgelahrter Theologe, außerdem Handelsmann in Oel, Beichtvater der Nonnen, gewaltiger Esser und Beschützer seiner vielen Nichten. Er liebt mich nicht gerade, aber er duldet mich, nachdem ich ihn einstmals von einer Indigestion curirt habe, die er sich durch gesalzenen Käse und frische Schoten geholt hatte.

Der Präpositus der Siepolenserinnen saß in diesem Augenblicke ganz zerknirscht da und schickte von seinem Ehrenplatze aus Blicke und Seufzer zum Himmel, indem er die Arme in einander schlang und über seine Brust legte.

„Er ist ziemlich alt," bemerkte ich.

„In den Sechzigern. Und Jener, der ihm zur Rechten steht," fuhr der Arzt fort, „ist sein Caplan, welcher gegen mich einen erbitterten Krieg führt, indem er in der Dorfschaft verbreitet, ich sei ein Ketzer; nur weil ich mich weigerte, ihm ein falsches Krankheitsattest auszustellen. Ich glaube, daß sie sich unter einander auch nicht sonderlich vertragen, des Nepotismus wegen, jedoch es läßt doch einer den anderen nicht im Stiche; und es ist eben die Beschäftigung des Caplans, dem Principal zu folgen, und was er im Großen thut, im Kleinen nachzuthun. Bei jedem gestochenen Trumpfe im Kartenspiele zum Beispiele schreit der Präpositus fein: Gott verdamm' mich! und der Caplan darauf fein: Donnerwetter; und so leben sie getrost weiter und bewahren dabei den Schein und die Seele. Freilich der Präpositus hält das Fluchen des Caplans zuweilen für respectwidrig, nimmt es übel und tadelt ihn; aber im Zorne prasseln ihm selbst dann wieder die Flüche heraus wie die Kugeln eines Rosenkranzes, wenn er zerrissen ist; und der Caplan mit seinem Donnerwetter! Donnerwetter! hält ihm auch dann immer getreulich die Stange, unempfindlich für Drohungen und eher zum Martyrium als zur Nachgiebigkeit bereit. Er ist übrigens der erste Hasenjäger in der ganzen Umgebung und ein Kartenspieler, der den Platz abräumt; die Landleute verehren ihn, weil er die Messe in zehn Minuten spricht, mit weitem Gewissen die Beichte abnimmt und Jedem, der ihm irgend zu nahe tritt, eine gehörige Tracht heiligen Oeles*) ertheilt.

Jener Magere dort, auf der Seite nach uns zu, ist einer von den Priestern, die man die »dürftigen« nennt. Er ist ein guter Kerl, bettelarm und von einer so schwachen Gesundheit, daß man Mitleid mit ihm haben muß. Er schlägt sich mühsam mit einer alten Schwester und zwei kleinen Neffen durch das Leben; die letzteren erzieht er ganz allein, indem er ihnen zugleich Lehrer, Oheim und Vater ist; dabei hilft er sich durch vier oder fünf andere kleine Scholaren etwas auf, welche er sich für eine Lire den Monat zusammensucht; und so lebt er dahin, man weiß eigentlich nicht wie, indem er bei aller seiner Armuth den makellosen Ruf eines anständigen Menschen und eines musterhaften Priesters bewahrt. Und was noch wichtiger ist: er ist insofern ein weißer Rabe unter Seinesgleichen, als er nicht immer den Fluch des Himmels über sein Vaterland herabwünscht. Im Dorfe natürlich beschäftigt man sich entweder gar nicht mit ihm oder sieht ihn sehr über die Achsel an.

Jener Andere ist der Bruder des Cosimo, welchen Du ja kennst. Auch von ihm kann ich Dir Manches erzählen ... aber jetzt müssen wir niederknieen, denn die Monstranz wird gezeigt."

Das ganze Volk beugte die Kniee zu dem feierlichen Empfange des Allerheiligsten und die Orgel ging, das Tempo beschleunigend, von einem adagio maßstoso zu dem allegro aus dem Trovatore: „Di quella pira l'orrendo fuoco" über. Bei der Ceremonie der Consacration entstand hinten das gewöhnliche verworrene Geräusch des Scharrens mit den Füßen, des leisen Klingens der Medaillen und der unvermeidlichen Entladung des allgemeinen Hustens. Und die Atmosphäre wurde immer drückender und abscheulicher, als der Arzt halblaut die Unterhaltung wieder aufnahm.

„Der Bruder des Signor Cosimo, der den Spitznamen »die Speckschwarte« hat, das ist ein Kerl, der nicht weniger ..." Dabei neigte er sich zu meinem Ohre und sagte:

„....."

„Nicht möglich!" rief ich verwundert aus. „Alle Tage?"

„Auf mein Ehrenwort!"

Signor Cosimo lächelte mir jetzt vom Hintergrunde der Kirche entgegen und deutete auf die Orgel hin, als wollte er mir sagen: „Haben Sie gehört? Ja, das ist ein Meisterwerk von einem Instrumente und was für einen Organisten wir haben!"

„Und Jener mit dem schwarzseidenen Tuche um den Hals, welcher an der Seite des Signor Cosimo niedergekniеet ist," fuhr der Doctor fort, „ist der Müller Stellone, Localschulinspector. Signor Cosimo hat ihn für dieses Amt auserlesen, denn da er die Abneigung kannte, welche Stellone von seiner frühesten Kindheit an gegen die Schule hegte, konnte er den Gemeinderath bei dieser Wahl damit beruhigen, daß Jener wohl nie »unnütze« Ausgaben für das Schulwesen anordnen würde. Und der Localschulinspector Stellone hat denn auch, treu seiner Bestallung, niemals einen Fuß in eine Schule gesetzt. Wie er selbst sagt, um sich nicht bloßzustellen, da doch die Dinge nicht nach seinen Ansichten vor sich gingen; die böse Welt aber meint, er scheue sich, die Kinder zu fragen. Er ist übrigens ein guter Kerl und hegt gegen Niemanden Feindschaft, außer gegen den Schulmeister, jenen bleichen jungen Mann dort am Weihbecken, weil dieser in einem Aufsatze seines Sohnes einen orthographischen Fehler, den der Alte dem Jungen dictirt hatte, corrigirt hatte. Stelloni hatte ihn, bis diese orthographische Frage aufgeworfen wurde, immer mit einem gewissen gütigen Mitleiden behandelt, seitdem aber festgestellt wurde, daß der Schulmeister in dieser Frage Recht hatte, verwandelte sich das gütige Mitleiden des Localschulinspectors in einen unversöhnlichen Haß, und jetzt sucht derselbe alle möglichen Vorwände, um Jenen auf die Straße setzen zu können, wo er dann Hungers sterben mag.

Jener hagere alte Mann, in der ersten Reihe rechts, ist einer der reichsten Grundbesitzer im Dorfe, ein alter Gauner und früherer Notar, der vor dem Signor Cosimo Sindaco war. Seine Leidenschaft ist, überall seinen Dickkopf aufzusetzen und im Gemeinderathe systematisch gegen Alles zu stimmen, was Signor Cosimo vorschlägt. Er hat sich durch zwei Inschriften unsterblich gemacht, welche er während seiner Amtsführung mit seinem eigenen Namen und in großen Buchstaben anbringen ließ: die eine am Gemeindebrunnen, als er dort die Pumpe hatte herstellen lassen, und die andere hier, wo Du dort unten den Fleck an der Wand siehst, als er auf eigene Kosten die Monstranz in der Capelle der sieben Schmerzen hatte vergolden lassen. Er nahm das Syndicat nur an, um zu erreichen, daß eine Abzweigung der Gemeindestraße an seiner Villa vorbeigeführt wurde; aber als er das doch nicht hatte erlangen können und ihm auch der Versuch, Cavalier zu werden, mißlang, legte er wüthend sein Amt wieder nieder und macht seinem Aerger jetzt dadurch Luft, daß er im Gemeinderathe stets opponirt, jedes Jahr seinen Pächter davonjagt und über die Regierung bei jeder Gelegenheit schimpft, selbst dann, wenn ihm der Reif einmal im Baumgarten die zeitigen Tomaten verdirbt."

„Und Du bist in den Händen dieser Leute?" bemerkte ich.

„Ich bin in den Händen dieser Leute!"

Das Ite missa est unterbrach unser Zwiegespräch. Der Caplan der Siepolenserinnen sang es, die Augen geschlossen, mit quäckiger Kehle und mit schließlich blauroth anlaufenden Backen, indem er den Kopf nach oben reckte, um die stärksten Töne in seiner Stimme zu finden; um ihn herum standen andächtig die anderen Priester. Er tremolirte zwei lange Minuten, bis er endlich nach einem i ... i ... i ..., welches niemals enden zu wollen schien, ganz athemlos das issa est herausbrachte.

Der Sacristan stürzte mit seinem Löschhütchen an die Kerzen heran, die Priester machten sich schleunigst zu ihrem Essen davon und die Leute drängten sich, nachdem sie noch eine kurze Andacht gehalten, an der Thüre zum Hinausgehen zusammen.

Als wir unter dem Porticus waren, verließ mich der Arzt schleunigst, um nicht seinen „Gönnern" begegnen zu müssen. Vorher hatte er auf das Wärmste mir wiederum gesagt, daß ich nach dem Essen zu ihm kommen möchte, daß er mich zum Bahnhofe begleiten würde und daß er mir die wichtigsten Dinge mitzutheilen hätte.

Signor Cosimo kam eiligst herbei, um mich wieder in Beschlag zu nehmen. Er war von verschiedenen Personen begleitet, welche er mir vorstellte; dabei schlug er mich kräftig auf die Schulter, vermied, mich mit „Sie" anzureden, und sagte mir eine ganze Menge Albernheiten, um die Anderen glauben zu machen, daß er mit mir ganz vertraulich stände. Wir warteten einen Augenblick auf den Caplan und die Frauen und machten uns dann allesammt auf den Weg, um, wie Signor Cosimo bemerkte und Signora Flavia wiederholte, unsere Fastenzeit anzutreten.

* * *

Als wir zu Tische gingen, sagte Signor Cosimo zu mir, indem er mir einen Puff gab: „Heute müssen wir aber lustig sein! Bravo, bravo, bravo!" Die Signora Flavia aber wiederholte mir zum sechsten Male, daß ich wohl würde fasten müssen, da sie nicht im Geringsten über den Zuschnitt ihrer gewöhnlichen Sonntagsmahlzeiten hinausgegangen seien.

„O Jammer!" rief ich aus, indem ich mich stellte, als sei ich niedergeschlagen, in Wirklichkeit aber, weil ich das Geschwätz Beider kaum mehr ertragen konnte. Und mit der Signorina Olympia, welche uns schwänzelnd vorherschritt, nachdem sie mir einen verschämten Blick zugeworfen und ein Jasminsträußchen überreicht hatte, betraten wir das Speisezimmer, das in jeder Hinsicht für einen festlichen Anlaß hergerichtet war und nach der Tischwäsche duftete, die bis kurz vorher zwischen Quitten und Lavendel aufbewahrt gewesen war.

„Bitte, hierher!" und von Neuem hub Signor Cosimo an: „wir machen durchaus keine Umstände; ein wenig Suppe, ein wenig Rindfleisch und noch zwei oder drei andere Kleinigkeiten, wie immer, dann nichts weiter."

Er bekreuzte sich und hielt das Tischgebet.

Der Knabe war gleich bei seinem Eintritte in das Speisezimmer verwundert stehen geblieben und schaute sich überall mit offenem Munde um. Als er alle die Vorbereitungen und besonders einen Tisch zur Seite erblickte, der voller Pasteten, Süßigkeiten und Flaschen war, konnte er sich nicht mehr halten und rief, indem er sich nach mir umwandte und mit den Händen auf die Tafel schlug:

„Herrgott, wie schön! Seht nur, was für schöne Sachen es heute gibt, weil Ihr gekommen seid."

Signor Cosimo ließ ihm unter dem Tische einen Fußtritt zukommen, der ihn glücklicher Weise nicht traf, unter den übrigen Tischgenossen aber herrschte sofort ein eisiges Schweigen.

Die Frauen seufzten und die Männer betrachteten den Knaben mit Blicken, als wollten sie ihn zu Asche verbrennen. Da wandte ich mich

*) d. h. Prügel.

Digitized by Google

scheinbar arglos an Signor Cosimo und frug, was das Kind gesagt habe. Meine Kriegslist gelang vollständig und alle Gesichter hatten sich schon wieder erheitert, als Gostino erschien — in Hemdärmeln — um die Suppenschüssel auf den Tisch zu setzen.

Die Signora Flavia rief ihn sofort und sagte ihm etwas heimlich in's Ohr. Beim zweiten Gerichte kam Gostino alsdann im Jägerrocke und mit dem Hute auf dem Kopfe herein. Die Signora rief ihn abermals und als er dann mit dem Rindfleische zurückkehrte, erschien er ohne Hut, indem er fragend nach seiner Herrin hinsah, als wollte er sagen: „Bin ich nun recht?" Signora Flavia antwortete ihm ein Ja! mit dem Kopfe, aber Signor Cosimo sagte ihm durch einen anderen Blick, daß er diese Dinge ganz von selbst hätte wissen müssen. Gostino ließ ihn durch ein Achselzucken wissen, daß sie ihn gerärgert hätten, und wandte sich darauf zu mir, indem er mich aufforderte, doch noch ein Stück Huhn zuzulangen.

Diese Höflichkeit Gostino's war das Zeichen zum Angriffe. Der Wein hatte schon begonnen die Gesellschaft, insbesondere Signor Cosimo, zu erheitern, und als nun ein Bauer kam und dem Caplan meldete, daß sie auf seinem Vogelherde einen Zug mit sieben Staaren gethan hätten, wurde auch dieser Herr heiterer, so daß ich mich bald gänzlich von einem erschrecklichen Schwall von Höflichkeiten Seitens dieser guten Leute überschüttet sah.

Gostino goß, mit einem Schub, die Schüssel mit dem Huhne auf meinen Teller hin, auf dem nun eine solche Last von Fleisch sich häufte, daß man einen Hofhund damit hätte sättigen können; unterstützt wurde er hierbei von der Gabel des Signor Cosimo und von einem tüchtigen Puffe des Caplans an seinen Ellbogen.

„Das zwinge ich aber nicht."

„Ohne Brod . . ."

„Es ist unmöglich."

„Dann ist es eben ein Zeichen, daß Ihnen das Huhn nicht schmeckt." Und dazu noch eine ganze Lage von Rindfleisch. Und dabei immer die Nöthigung, von Allem zu essen, noch doppelt verschärft durch den Gedanken, daß es noch lange nicht zu Ende sei. In der That gelangten wir jetzt sofort auf das saftstrotzende Gebiet der geschmorten Fleischgerichte. Sieben derselben erschienen! Zwei von Huhn, ein Kalbsfricassé, zweierlei gesottenes Rindfleisch, Kalbsnieren und zuletzt Truthahn mit Maccaroni . . . Ich platzte beinahe! . . . Und doch war es nöthig, daß ich von Allem kostete! . . . Von Allem! Jenes mußte ich versuchen, weil es mit Blumenkohl — einer Neuheit — zubereitet war, jenes andere, weil ich anderenfalls die Höflichkeit verletzt haben würde; dieses wieder, weil es als Beilage Spinat hatte, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit, und dieses andere, weil Signora Olympia eigenhändig die Sauce dazu gemacht hatte . . . . Herrgott! Ich kann nicht mehr! Ich kam beinahe um vor der Fülle in meinem Magen und vor Hitze und, als ob nicht das schon allein genügt hätte, peinigten mich die zudringlichen Herbstfliegen, welche sich an dem mir in Strömen über die Wangen herabfließenden Schweiße festklebten, bis auf's Blut . . . Signor Cosimo, immer ungestümer werdend, bedrängte mich schon wieder mit einem Löffel voll Salat, weil das eine leichte Speise sei, und der Priester gar mit einem Happen Fleisch, den er mir über den Tisch herüber auf den Teller warf, während zu derselben Zeit Gostino mir von hinten her unaufhörlich predigte, daß ich ja gar nichts äße und Signora Flavia sich in Klagen darüber erging, daß mir das Essen nicht geschmeckt habe.

„Sieh da, der Braten! Jetzt sind wir am Ende; Muth!" Aber mit dem Braten begann die Herrschaft der Flaschen. Der Priester faßte eine mit Vinosanto am Halse, Signor Cosimo eine mit Aleatico und Gostino eine mit mussirendem Wermuth.

„Warte! nein, nein! warte doch, Gostino!" riefen die Frauen, indem sie sich hinter ihre Servietten versteckten. Und Signor Cosimo, den Aleatico bei Seite setzend, rief:

„Ah, Donnerwetter! her damit, ich denke noch daran, wie es neulich zuging! Sehen Sie," wandte er sich an mich, „sehen Sie dort den Flecken an der Decke. Jetzt werden Sie gleich inne werden, was das für Mühe macht. Her damit, Gostino, ich will sie selbst aufziehen!"

Signor Cosimo erhob sich mit der nach oben gerichteten Flasche und suchte einen Platz im Zimmer, wohin er gefahrlos die Mündung richten könnte, aber er fand keinen. Oben war die gemalte Decke, unten die neue Matte auf dem Fußboden, ihm gegenüber die Frauen, welche sich die Servietten über den Kopf gezogen hatten und sich mit den Fingern die Ohren zuhielten, und zur Rechten der Priester und der schöne Credenztisch . . .

„An's Fenster, Padrone!" rief ihm Gostino zu.

„Hast Recht, Gostino!" Und er ging an's Fenster, von wo her man, nachdem er langsam und mit der größten Vorsicht eine Zeit lang sich abgemüht hatte, plötzlich ein lautes: „Aber, zum Donnerwetter, was ist denn das!" hörte. Und um Gewißheit zu erlangen, half er mit dem Daumen dem langsam weichenden Stöpsel nach, welcher schließlich senkrecht herabfiel zu den Füßen des Henkers, wie das Haupt eines Geköpften.

(Schluß folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

„Frühling im Winter." Lustspiel in einem Aufzuge von Ludwig Fulda. — „Quintus Horatius Flaccus." Lustspiel in einem Aufzuge von Hans Müller. — „Zwei Taube." Schwank in einem Aufzuge nach dem Französischen des J. Moinaux.

(Deutsches Theater.)

Das „Deutsche Theater" hat sich für diesen Winter wieder einen Einacterabend eingerichtet, der, im Gegensatze zu den früheren, die Mischung aus Ernst und Heiterkeit verschmäht und ganz auf einen lustigen und, wie es ja gewöhnlich bei der echten Lustigkeit der Fall ist, völlig harmlosen Ton gestimmt ist. Es mag das der Einrichtung und den Leistungen einer guten Bühne recht wohl entsprechen, denn nicht immer sollen der Ernst und die tragische Würde mit schleppenden Gewändern über die Bretter einherwandeln; auch die kurzgeschürzten Musen des Frohsinnes und des munteren Scherzes dürfen dort heimisch werden. Wenn sie sich nur artig betragen und ihr Lachen nicht in die weihevollere Stimmung, die Jene erregen, störend hereinschallt. Das Letztere vermeidet die Zusammenstellung von solchen lustigen Kleinigkeiten für einen besonderen Abend recht glücklich, und das Erstere thun die diesmal ausgewählten dramatischen Scherze auch zur Genüge.

Der erste derselben, der „Frühling im Winter", von dem talentvollen Ludwig Fulda verfaßt, freilich noch am wenigsten. Derselbe tritt etwas zu prätensiös auf, will sogar, wie es scheint, eine ernste und bedenkliche Krankheit unserer gebildeten Gesellschaft, die Blasirtheit, satirisch geißeln und weiß dabei den rechten Ton des über allen Modethorheiten erhabenen Humors, den es anstrebt, nicht so recht zu treffen. Er will lustig sein, dieser Autor, das merkt man ihm in jedem Worte seines Lustspieles an, er will mit dieser Lustigkeit und Lebensfrische, die im Stücke selbst die glücklichen Sieger bleiben und die ihn bei der Arbeit an denselben beherrscht haben mögen, auch die Zuschauer anstecken, aber sein spröder Stoff verhindert ihn doch, sie voll und ganz zur Wirkung zu entfalten und mit unwiderstehlichem Zwange in unsere Herzen zu übertragen. Ein blasirter und in diese seine Blasirtheit etwas verliebter Mensch hat den Entschluß gefaßt, sich aus Langeweile selbst zu tödten; ein Weib, das ihn liebt, bringt ihn von diesem Entschlusse ab, führt ihn zu einer freudigen Lebensauffassung zurück, weckt in seinem Herzen den erloschenen Liebesfunken wieder. Und das thut sie nicht etwa mit gewichtigem, ernsten Zureden, sondern durch neckisches Plaudern, durch Scherze und kindliche Späße. Das ist die Handlung des Lustspieles. Gewiß ein Stoff für eine Plauderei, der für jeden guten Lustspieldichter unerschöpflich sein muß. Auch Ludwig Fulda hat das Beste herausgenommen und geschickt gruppirt, aber er wird nicht mit einem Theile desselben fertig, nämlich mit der Darstellung des lebensmüden Elementes. Das lustig, und bei aller inneren Angst um den geliebten Mann frisch und munter plaudernde, spielende, neckende Weib ist ihm vortrefflich gelungen und Agnes Sorma fand den besten Text für eine ihrer Musterleistungen vor; der junge, „am Rande des Grabes stehende" Graf aber will uns nicht recht gefallen. Sein hohles Pathos, seine unwahrscheinliche und angekünstelte Lebensphilosophie, sein auf Nichts sich gründender Schwermuth sind allzuernst gezeichnet und man wird das Gefühl des Unbehagens nicht los beim Anblicke des wunderbaren, steifleinenen und unnatürlichen Gesellen. Hier hätte der Autor leise Nüancen einer Caricatur anbringen müssen, dann wäre ein fein abgestimmtes Gesammtbild herausgekommen. Der Zuschauer hätte von Anfang an diesen Lebensmüden schon in seinem Herzen auslachen müssen, den erst ganz am Ende der siegreiche neckische Uebermuth mit leisem Hohngelächter bedenkt. Gerade dem Talente Fulda's, das uns auch diesmal wieder durch einen fein und geistreich ausgearbeiteten Dialog erfreute, würde die Auftragung dieser leichten Schattirung von Caricatur wohl keine unlösbare Aufgabe gewesen sein.

Völlig harmloser Art ist der Gegenstand des zweiten Lustspieles „Quintus Horatius Flaccus" aus der Feder Hans Müller's, eines ebenfalls jungen Autors, der schon mehrmals theatralische Lorbeeren geerntet hat. Die Handlung ist eigentlich eine Schulanekdote, die aber ihr dramatischer Erzähler, der seines Berufes ein Schulmann ist, mit großem Geschicke auf die Bretter verpflanzte: Ein junger Lehrer des Horaz nimmt einem Primaner ein Liebesgedicht weg, das dieser eben an seine „Chloe", ein reizendes Backfischchen gedichtet hat, legt es aus Versehen in das Widmungsexemplar seines neuesten Werkes, und überbringt dieses nachher dem Gegenstande seiner bis dahin stummen Liebe, einer jungen Wittwe. Diese liest, nicht das gelehrte Buch, aber das Gedicht, das sie darin findet, und reicht erfreut über diese gereimte Erklärung dem Professor, der immer noch keine Worte zur mündlichen hat finden können, ihre Hand. So wird der Professor durch die Dichtkunst seines Abiturienten ein Ehemann. Daß dieser Abiturient sich zu gleicher Zeit mit jenem Backfischchen verlobt, gibt zwar Gelegenheit zu einigen frischen und lustigen Scenen, in denen sich besonders Bertha Hausner auszeichnete, ist aber nicht recht natürlich. Hier hätte statt der Verlobung eine jener naiven und jugendgesellhaften Liebesscenen, wie sie zwischen Primaner und höherer Tochter sich abspielen, wohl genügt, denn die Lustigkeit des ganzen Stückes, das mit Otto Sommerstorff als Professor höchst munter ab-

Digitized by Google

gespielt wurde, beruht doch wohl im Grunde nur auf jener Anekdote, nicht auf dem energischen Liebeswerben des Primaners.

Und ebenso harmlos, wenn auch etwas bunter in der Gestaltung der Handlung ist der französische Schwank „Zwei Taube" von Moinaux. Der schwerhörige Vater einer reizenden Tochter will nur einen schwerhörigen Schwiegersohn haben aus dem begreiflichen Grunde, weil dann das junge Paar sich in seiner Gegenwart nicht leise unterhalten kann, was ihn mißtrauisch machen würde. Der Geliebte der Tochter stellt sich in Folge dessen schwerhörig und wird mit Freuden als Schwiegersohn angenommen; aber auf einmal wird der Vater durch die Kunst seines Arztes wieder leichthörig und will nun von dem tauben jungen Manne nichts mehr wissen. Einige drollige Scenen beenden den Scherz ohne eigentlichen Schluß zur Zufriedenheit. Das Komische wird hauptsächlich durch die Mißverständnisse erzielt, die die natürliche und erheuchelte Taubheit hervorruft und durch die Figur eines frechen Dieners, der seinen tauben Herrn alle möglichen Grobheiten sagt, ihn bei Vornamen nennt und sonstige Allotria treibt. Es ist dies eine richtige Rolle für Georg Engels, der durch Franz Tewele als Vater trefflich begleitet wurde. Sonst ist über diesen Schwank, der rasch und lustig heruntergespielt wurde, nichts weiter zu sagen. O. B.

## „Fräulein Maus (La Souris)."

Lustspiel in drei Acten von Edouard Pailleron. Deutsch von Otto Brandes.

(Lessingtheater.)

Das Lessingtheater scheint seine Specialität in Pensionats- und Klosterdramen gefunden zu haben, deren Mittelpunkt ein Unschuldsengel im weißen Mullkleidchen bildet. „Freund Fritz", „Zwischen zwei Herzen", „Fräulein Maus" bilden eine Trias acceptabler Stückchen, in denen es besagter Unschuld gelingt, durch Aepfelschnitte, lebende Bilder und Skizzenbücher unter die Haube zu kommen. So lange Oscar Blumenthal über zwei Naive, wie Fräulein Petri und Fräulein Kramm gebietet, wird das Experiment nicht ganz mißglücken, aber wir meinen, das neue Theater bedürfe endlich einmal eines durchschlagenden Erfolges, und der läßt sich auch dieses Mal beim besten Willen nicht constatiren.

Edouard Pailleron ist ein eleganter Plauderer, der mit einer Fülle hübscher Einzelheiten über die Bedeutungslosigkeit des Ganzen fortzutäuschen weiß. Der Salonlöwe, der allen Specialitäten der Gattung Weib widerstanden hat, um schließlich der einzigen ihm bisher unbekannten, der Unschuld aus der Pension, rettungslos zu verfallen, ist eins der ältesten und abgebrauchtesten Motive der modernen Schaubühne. Pailleron's Stärke liegt in der scenischen Ornamentirung, im zierlichen Aufbau der Handlung, deren tektonische Glieder, sich symmetrisch wiederholend, fehllos zusammenschließen. Gerade wenn man sich genügend oft gesagt hat: Aha, jetzt kommt Variation des gegebenen Themas, und an seinem eigenen Scharfsinne schon keine rechte Freude mehr hat, weiß er Einem noch immer eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Im Augenblicke, wo der Vorhang fällt, versetzt er uns eine Todesnachricht, die einen Schlagschatten auf die Handlung zurückwirft und uns zwingt, bis in die Garderobe hinein über die neue Beleuchtung, in der das Ganze erscheint, nachzudenken, länger allerdings nicht, und das ist im Grunde genommen zu wenig.

Max von Simiers ist, wie uns die Damen seiner Bekanntschaft durch einen Aufschrei bei seinem Anblicke und durch hastiges Hervorholen der Puderquaste glauben machen wollen, ein ganz gefährlicher Mensch. Aber er steht mit seinen 36 Jahren im letzten Stadium seiner Gefährlichkeit, so ungefähr auf dem Punkte, wo ihm vor seiner eigenen Gefährlichkeit bange zu werden anfängt. Man zählt ihn zu den noch immer jungen Männern, man macht ihm Complimente über sein gutes Aussehen, man unterbricht seine Liebeserklärungen mit Freundschaftsversicherungen, kurz, er merkt an einer Reihe unverkennbarer Symptome, daß es für ihn Zeit ist, sich zurückzuziehen. Um sich einen Abgang zu verschaffen, bändelt er zu guter Letzt mit seiner Gutsnachbarin, einer interessanten Halbwittwe an, deren Gatte sich durch seine Ausschweifungen in das Irrenhaus hineingelebt hat. Die Mutter der femme de trente ans und zwei liebevolle Freundinnen — die Letzteren natürlich ohne alles eigene Interesse — versuchen vergeblich, den passionirten Jäger von seiner Fährte abzubringen und schließlich sitzt der verliebte Kater in den Schlingen einer Maus, die sich geräuschlos durch den ganzen ersten Act hindurchgeschlichen hat.

Die Stärke des Stückes liegt im zweiten Aufzuge, wo sich aus dem schüchternen Backfische, der Stiefschwester jener interessanten Halbwittwe, das liebende, in seiner Liebe starke Weib entwickelt. Ueber diesen Scenen liegt ein unwiderstehlicher Hauch der Poesie, eine knospenhafte Anmuth, die den Reiz der Spannung gar nicht vermissen läßt. Wie sich die kleine Maus, das en bagatelle behandelte Kind, plötzlich mit einem: „Ich heiße Martha von Moisand" geltend zu machen weiß, wie sie dem klugen Frauenkenner ganz neue Räthsel aufgibt und schließlich, noch immer unbewußt, mit dem plötzlich gezähmten Löwen spielt, das ist mit steigender Wirkung meisterhaft herausgearbeitet.

Der letzte Act hält sich nicht auf der Höhe. Er soll den durch seine Liebe furchtsam gewordenen, an sich selbst irre gewordenen Löwen vorführen. An den beiden jagdlustigen Freundinnen, die sich in ihrer eigenen Schlinge gefangen haben, an der interessanten Wittwe, die plötzlich frei geworden, ihn von der Stelle weg heirathen möchte, erprobt er noch einmal seine Unwiderstehlichkeit und legt sie demüthig der kleinen Maus zu Füßen. In der Langathmigkeit der letzten Scenen, in der absichtlich zögernden Auflösung der leichtgeschürzten Knoten der Handlung zeigt sich, daß der Stoff eigentlich nicht zur Füllung eines Theaterabends ausreicht, daß die geschickte Facettirung uns einen Rheinkiesel beinahe als Diamanten aufgetäuscht hätte.

Die Regie des Stückes stand — abgesehen von der geschmackvollen äußeren Inscenirung — offenbar unter dem Einflusse der plumpen deutschen Uebersetzung. Wenn die beiden concurrirenden Pariser Freundinnen sich durch das Verrathen ihrer Toilettengeheimnisse an den männlichen Gegenstand ihres Wettbewerbes den Rang abzulaufen suchen, so ist das schon eine starke Zumuthung, wenn es in so wenig gewählten Ausdrücken geschieht, ist es unerträglich. Fräulein Marie Meyer als Pepa Simbault wurde gerade durch ihr starkes Charakterisirungstalent dazu gedrängt, auf Grund des groben Textes eine französische Künstlertochter zu gestalten, die ihre Erziehung öffentlichen Ballocalen zu verdanken schien. Auch Fräulein Aichsberg ließ sich zu starkem Auftragen verleiten und störte durch Thränenseligkeit den anmuthigen Gesammteindruck. Im Mittelpunkte des Interesses stand Fräulein Kramm, deren frische Natürlichkeit die etwas veralteten Bonvivantmanieren Herrn Stägemann's glücklich in den Schatten stellte. M.

# Offene Briefe und Antworten.

## Die Faustvision und das erste Weib.

Verehrter Herr!

In Nr. 36 der „Gegenwart" hat Eugen Reichel die Frage aufgeworfen, was das himmlische Bild, das dem Faust ein Zauberspiegel in der Hexenküche zeigt, zu bedeuten habe. Er bestreitet, daß der Dichter darunter ein wirkliches, mit Fleisch und Blut begabtes Weib verstanden wissen wolle, und möchte vielmehr die Erscheinung auf die „Frau Welt" beziehen. Wenn er, um die gewöhnliche Annahme zu widerlegen, sich auf das biblische Citat in der Erwiderung des Mephistopheles stützt, so muß ich dieser Beweisführung doch einen Zweifel und Einwand entgegenstellen. R. meint, von dem Weibe selbst könne unmöglich das sarcastische Wort des Mephisto gelten, daß um sie sich unser Herrgott sechs Tage lang geplagt habe, daß er dann aber auch zu seinem Werke habe Bravo sagen dürfen. Denn das Weib sei nicht in sechstägiger Plagearbeit geschaffen, sondern erst nach vollendetem Schöpfungswerke aus einer Rippe des Mannes geformt worden. Darauf hatte schon früher Düntzer aufmerksam gemacht, und gemeint, hier läge eine Vergeßlichkeit des Sprechenden vor, was mir von vornherein ziemlich unwahrscheinlich bei einem Teufel vorkommt, noch dazu in Sachen einer Frau, der er bekanntlich seinerzeit persönlich sehr nahe gestanden hat. — Beiden Forschern scheint es völlig entfallen zu sein, daß ja eine zweimalige Erschaffung des Weibes stattgefunden hat. Sie denken bei ihren Bemerkungen an die letzte davon, durch welche die „Männin" in's Leben gerufen wurde, die dann Adam kraft seines Rechtes, alles Lebendige zu benennen, mit dem Namen Eva belegte. Aber lange vor ihr war schon ein anderes Weib geschaffen worden, das „Fräulein", und zwar accurat am sechsten Schöpfungstage, genau an demselben Zeitpunkte wie der Mann. „Er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein", wird uns erzählet. Demnach hat Adam zwei Frauen gehabt, ob nach einander oder zu gleicher Zeit, darüber geben uns freilich die Quellen keine Auskunft. Ebensowenig berichten sie uns über die Schicksale der ersten von ihnen. Destomehr weiß die Sage davon zu erzählen, wie in G. von Loeper's Fausterklärung nachgelesen werden kann. Daß aber die Worte des Mephistopheles sich sehr wohl auf jenes „Fräulein" beziehen lassen, so gut wie auf den gleichzeitig mit ihr in's Leben getretenen Mann, kann nicht bezweifelt werden, wenn man bedenkt, daß ja doch das gesammte Weltall um des Menschen willen geschaffen worden ist. Wenn der Schöpfer nun am Schlusse seines Werkes die „sechstägige Plagearbeit" überblickte und dann sich den betrachtete, um deswillen sie verrichtet war, so bezeugte sein Bravo, daß es thatsächlich ein Ausbund der Vortrefflichkeit gewesen, für den er sich gemüht hatte. Und gar erst die! — Demnach ließe sich erwägen, ob nicht Goethe geradezu unter dem „himmlichen Bilde" in der Hexenküche jenes erstgeschaffene unter den Weibern („Gott schuf sie ihm zum Bilde") verstanden habe. Man braucht nur, um das wahrscheinlich zu machen, an eine Stelle in der „Walpurgisnacht" zu erinnern.

Faust. Wer ist denn das?
Mephist. Betrachte sie genau!
Lilith ist das.
Faust. Wer?
Mephist. Adam's erste Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt!
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt sie ihn so bald nicht wieder fahren.

Hier läßt also der Dichter wirklich die Genannte den Weg seines Helden kreuzen, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick. Freilich könnte die Warnung des Mephistopheles vor ebenderselben, die er ehedem seinem Jünger als Lockmittel vorgezaubert hatte, stutzig machen: Aber warum sollte nicht auch der Teufel einmal seine Pläne ändern

Digitized by Google

dürfen? Oder könnte diese Unebenheit nicht mit der von Reichel erwähnten und beklagten Veränderung des Grundgedankens der Faustdichtung in den späteren Partien zusammenhängen? Oder liegt vielleicht gar gerade in jenem Umschlag wieder ein besonderer Tiefsinn des tiefsinnigsten aller Gedichte? Das zu ergründen, überlasse ich berufeneren Federn.

Verehrungsvoll

F. W.

## Notizen.

Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidenthums. Von Victor Schultze. I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heidenthum. (Jena, H. Costenoble.) — Schultze schildert den Verlauf dieses Kampfes bis herunter auf die Zeiten Justinians. Seine Darstellung ist überall wohl fundirt und zeugt von umfangreicher Belesenheit und genauer Bekanntschaft mit dem Quellenmaterial; nichts desto weniger ist sie fesselnd und macht es durch ihre Verständlichkeit dem Gebildeten ebenso leicht wie dem Gelehrten, sich an ihr zu erfreuen. Auch wo man mit dem Verfasser nicht einverstanden ist, kann man von ihm lernen. Es ist kein Wunder, daß sich der Historiker immer wieder zu dieser Zeit hingezogen fühlt. Denn nur wenige Epochen der Geschichte — man müßte denn etwa das Zeitalter der Reformation ausnehmen — weisen eine solche große Anzahl charakteristischer und gewaltiger Männergestalten auf. Freilich sind es nicht immer angenehme Züge, welche uns diese Persönlichkeiten aufweisen: vielmehr zeigen sich in ihnen nur allzu häufig die schweren moralischen Nachtheile, welche religiöse Krisen mit sich zu bringen pflegen. Wo es sich zwischen zwei religiösen Richtungen um einen Kampf auf Tod und Leben handelt, da werden nicht allein alle geistigen und materiellen Kräfte angespannt, sondern es werden auch alle Mittel angewandt, die dazu dienen können, den Feind im Innersten zu treffen und zu vernichten. Es ist nun klar, daß sich aus solchen Bestrebungen eine Steigerung des Inhaltes des geistigen und materiellen Lebens ergibt, aber es ist ebenso klar, daß daraus jene verhängnißvolle Moral entspringt, die durch den Zweck die Mittel heiligt und deren verderbliche Wirkung im dritten und vierten Jahrhundert sich noch stärker geltend macht, als im Zeitalter der Reformation. Auch der Mann, an dessen Namen sich die entscheidende Wendung dieses Kampfes zu Gunsten der Religion des Kreuzes knüpft, ist ein echtes Kind seiner Zeit. Die Grundauffassung des Charakters Constantins, wie sie bis jetzt in der Geschichtswissenschaft wohl ziemlich allgemein vertreten wurde, hat zuerst Burckhardt in seinem ausgezeichneten Buche mit schneidender Schärfe präcisirt. Gewiß kann man nun zugeben, daß Burckhardt in dem einen oder dem anderen Punkte zu weit gegangen ist; er hatte das von Constantins Hofhistoriographen Eusebius mit allerlei legendarischem Flitter umgebene Bild zu reinigen und uns die wahren Züge Constantins aufzuzeigen. Begreiflich, daß er dabei auch manchen Zug der Ueberlieferung getilgt, den man bei ruhiger Erwägung des Sachverhaltes stehen lassen kann, aber im Großen und Ganzen hat er Constantins Persönlichkeit unzweifelhaft richtig gekennzeichnet, und auch die Angriffe, die Viktor Schultze gegen diese Auffassung gerichtet hat, werden dieselbe kaum erschüttern. Burckhardt hatte angenommen, daß es im Wesen Rücksichten staatsmännischer Natur gewesen seien, die Constantins Stellung zur Religion bestimmt hätten, und daß man bei Constantin an nichts weniger zu denken habe, als an ein wirkliches inneres Erfassen der Religion. Diese Auffassung bekämpft Schultze und er sucht darzuthun, daß Constantins Charakter ein inneres Verhältniß zum Christenthum keineswegs ausschließe. Aber bewiesen hat er das nicht, und sowohl aus psychologischen, als aus historischen Gründen erscheint Burckhardt's Auffassung annehmbarer. Wie kann man an ein wirklich innerliches Verhältniß Constantins zur Religion glauben, wenn man sich die ganze Persönlichkeit des Mannes in ihrer Gewaltthätigkeit und Grausamkeit vergegenwärtigt. Denn wenn Schultze die Bedeutung der gräßlichen Bluthaten, die sich an Constantins Namen knüpfen, für die Beurtheilung des Mannes abzuschwächen sich bemüht, indem er meint, wir seien nicht zuverlässig unterrichtet, was hinter diesen furchtbaren Katastrophen liege — so ist dagegen einzuwenden, daß wir wenigstens aus ihnen erkennen können, daß wir es mit einem außergewöhnlich gewissenlosen und grausamen Menschen zu thun haben. Indessen bei der Beurtheilung derartiger Fragen werden die Meinungen immer weit auseinander gehen. Ist es doch schon nicht leicht, die innersten Gedanken des Lebenden zu erforschen; um wie viel schwerer, dem geheimsten Seelenleben längst entschwundener Gestalten nachzugehen. Etwas weniger Schwierigkeiten wird uns daher die Beantwortung der Frage machen: Welche Stellung hat denn nun Constantin eigentlich dem Christenthum gegenüber eingenommen? Auch hier bekämpft Schultze die bisher ziemlich allgemein angenommene Auffassung der Religionspolitik Constantins — eine Auffassung, die im Wesentlichen ebenfalls auf Burckhardt zurückgeht. Constantin scheint nämlich die Absicht gehabt zu haben, zwischen Heidenthum und Christenthum eine Art neutraler Stellung einzunehmen; für diese Thatsache sprechen namentlich die von ihm geprägten Münzen, die zum großen Theile noch die alten heidnischen Embleme tragen. Es ist Schultze meines Erachtens nicht gelungen, nachzuweisen, daß Constantin sich dem Christenthume entschiedener zugewandt habe, als man bis jetzt allgemein angenommen. Zuzugeben ist ihm nur, daß Constantin den endlichen Sieg des Christenthums voraussah und daß er, nach dieser Erkenntniß seine Maßnahmen einrichtend, den Christen ein größeres Wohlwollen bewies als den Heiden. Während diese Tendenz bei den Constantinssöhnen in eine entschiedene Feindschaft gegen das Heidenthum überging, suchte Julian eine Reaction zu Gunsten des Heidenthums herbeizuführen. Allbekannt sind die äußeren Maßregeln, durch die er eine solche Reaction in's Werk zu setzen suchte; sie sollen hier nicht wiederholt werden. Wohl aber wird es von Interesse sein, auf die Art der Religion einzugehen, die Julian neu zu erwecken suchte. Nicht der alte Götterglaube war es, dem Julian neues Leben einzuhauchen sich bemühte, sondern es war ein aus der neuplatonischen Philosophie heraus neugeborenes Heidenthum. Der Erfolg dieser Restaurationspolitik, der im Einzelnen nachzugehen von hohem Interesse ist, war zunächst ein durchaus nicht unbedeutender. Wenn auch eine große Zahl Stand hielt, so waren es zum Mindesten ebenso Viele, die wieder abtrünnig wurden. Daß aber dieser Erfolg der heidnischen Reaction nur ein scheinbarer war, zeigte sich nur allzu bald, und Julian selbst konnte sich gegen das Ende seines Lebens nicht mehr darüber täuschen. Diese Thatsache findet ihre Erklärung nicht bloß darin, daß sich das künstlich zurechtgestutzte Religionssystem Julians an Lebenskraft entfernt nicht mit dem Christenthume messen konnte, sondern sie erklärt sich auch aus der Persönlichkeit Julians. Julian war keine der großen Herrschergestalten, die dazu im Stande sind, ihr Volk unaufhaltsam mit sich fortzureißen; es überwog in ihm das doctrinäre Element, durch das er auch auf die Heiden einen befremdenden Eindruck machte. Wenn er gegen die Bewohner von Antiochia, seine Unterthanen, eine Spottschrift richtete, so erscheint uns das als ein ebenso lächerliches als verkehrtes Verfahren. Daß er bei der Ausführung der von ihm verordneten religiösen Einrichtungen überall selbst unmittelbar sich betheiligte, können wir begreifen; aber sein Uebereifer, die Altäre mit Blut zu überschütten und zuweilen auf einmal hundert Ochsen hinzuschlachten, mußte auch die Heiden befremden. Dazu kam, daß sein Drang, die Opferhandlung mit eigener Hand zu vollziehen, seinen leidenschaftlichen Gegnern einen willkommenen Anlaß bot, das Bild des kaiserlichen „Opferschlächters" und „Stierbrenners", der das Beil schwingt, höhnisch zu zeichnen. Ein früher Tod hat Julian, wohl zu seinem Glücke, gehindert, einen Kampf weiterzuführen, der für ihn kaum anders als in trostloser Resignation oder Verzweiflung geendet haben würde. Ebenso hastig, wie Julian sein Werk gefördert hatte, ebenso schnell zerfiel es wieder, ein Zeichen, daß es nur auf die Augen eines Mannes gestellt war und keinen Rückhalt in den breiten Schichten des Volkes hatte, die ihm allein wirkliche Dauer hätten sichern können.

G. Ellinger.

Gevatter Tod. Von L. Budde. (Leipzig, Grunow.) — Ein poesievolles Weihnachtsmärchen mit hübscher Stimmungsmalerei und feiner psychologischer Zeichnung, nur da und dort etwas sentimental. Prachtvoll ist das vom Verleger dem liebenswürdigen Büchlein beigelegte Gewand in japanischem Geschmack mit Gold- und Buntpressung auf Juchtencarton. Auch die im gleichen Verlage und in ähnlicher Ausstattung erschienenen Erzählungen aus dem Wasgau von Hermann Ludwig sind empfehlenswerth. In freier Gestaltung meist elsässische Sagen behandelnd, bringen diese einfachen Erzählungen das reichsländische Natur- und Menschenleben zu anmuthend poetischem und oft ergreifendem Ausdrucke.

Zur Begründung von Schutzzöllen in Sonderheit für die Landwirthschaft. Neue Gesichtspunkte von Adolf Mayer, Professor und Vorstand der holländischen Reichsversuchsstation in Wageningen. (Heidelberg, Karl Winter.) — Der Verfasser dieser kleinen Broschüre, ein Mitarbeiter der „Gegenwart", war Docent in Heidelberg, und ist eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Bodenstatik, der Fragen der Bodenerschöpfung und Düngung. Die Schutzzolltheorie des Verfassers ist dagegen ziemlich angreifbar, trotz einzelnen treffenden Bemerkungen erinnert sie stark an die Declamationen der extrem agrarischen Presse und Agitation, weniger an die gemäßigten Schutzzolltheorien von J. Conrad u. A. Das Interessanteste an der kleinen Schrift ist ihre etwas verblümte, aber besonnene und kaum mißzuverstehende Empfehlung eines holländisch-deutschen Zollvereins. Es ist natürlich sehr fraglich, ob und wann es zu einem solchen kommen wird, indeß unmöglich ist die Sache nicht. Der mit Holland zur Zeit in Personalunion stehende luxemburgische Staat gehört bereits zum deutschen Zollverbande und befindet sich sehr wohl dabei.

k. w.

Den drei Lutherfestspielen von Herrig, Devrient und Tümpelmann, die großen Anklang gefunden haben, gesellt August Burgert „Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk" (Berlin, Friedrich Luckhardt) hinzu. Ueber den dramatischen Werth einer solchen Arbeit zu urtheilen, ist sehr schwer, da sie allein auf die sinnfällige Wirkung berechnet ist und mehr auf Erweckung nationalen und religiösen Enthusiasmus, als auf rein künstlerischen Genuß abzielt. Die Probe kann also bloß die Aufführung machen. Immerhin fehlt es dem Stücke nicht an schwungvollen Partien und poetischen Schönheiten. Burgert will vor Allem für die Erbauung eines Festspielhauses Kreuznach-Münster am Stein, also in der Nähe der Ebernburg, wirken und hat seinem Buche auch drei Zeichnungen beigegeben, von denen zwei die Grundrisse und Schnitte und die dritte eine perspectivische Ansicht des Hauses darstellen. Hoffentlich werden die Schwierigkeiten, die sich bis jetzt dem Plane entgegenstellten, gehoben, und der erfreuliche Gedanke kommt zur Ausführung. Ein wirklich nationales Werk würde damit geschaffen und der deutschen Volksbühne eine Auferstehung zu Theil werden, die den höchsten Hoffnungen Raum gibt.

g.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
**Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek.**

**Hazard.**
Neuester Roman
von
**Nataly von Eschstruth.**
Elegantestes Octavformat. 2 Bände geh. 10 M. eleg. geb. 12 M.

**Humoresken**
von
**Nataly von Eschstruth.**
**2. Auflage.**
Hochelegantes Octavformat. Ein Band. Broch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

**Gänseliesel.**
Eine Hofgeschichte
von
**Nataly von Eschstruth.**
3. Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Fünftes und sechstes Tausend. Elegantestes Octavformat. 2 Bände. Geh. 6 M., eleg. geb. 8 M.

**Der Irrgeist des Schlosses.**
Roman
von
**Nataly von Eschstruth.**
**2. Auflage.**
Hochelegantes Octavformat. Ein Band. Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

**Wandelbilder.**
Von
**Nataly von Eschstruth.**
Hochelegantes Octavformat. 1 Band broch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

**„Klatsch"**

Ein neuer **Berliner Roman** von dem **Herausgeber der „Gegenwart"** Dr. **Theophil Zolling**, welcher gegenwärtig nur im **„Berliner Tageblatt"** erscheint, besitzt alle Eigenschaften, um das Interesse eines **großen gebildeten Publikums** in ungewöhnlichem Maaße zu erregen. Der Verfasser gewährt durch dieses Werk einen tiefen Einblick hinter die Coulissen der heutigen Gesellschaft und lüftet mit unerschrockener Hand die Geheimnisse, mit denen das moderne Streberthum seine Machenschaften zu verhüllen trachtet. So giebt er mit einem Wort ein ungeschminktes Bild des sozialen Lebens der Millionenstadt, auf das er von seinem literarischen Standpunkt aus ein grelles elektrisches Licht fallen läßt.

Allen zum 1. November neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang des Romans **gratis nachgeliefert.** Der Abonnements-Preis auf das täglich zweimal (Morgens und Abends) erscheinende **„Berliner Tageblatt"** und **Handels-Zeitung** nebst seinen werthvollen 4 Beilagen **„Ulk"** illustrirtes Witzblatt — **„Deutsche Lesehalle"** — **„Der Zeitgeist"** — „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** beträgt für die Monate November und Dezember zusammen nur 3 Mark 50 Pfennig bei allen Reichspostanstalten.

**Probe-Nummer** gratis und franco.

**„Klatsch"**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben versandten wir:

**Attila.**
Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.)
von **Felix Dahn.**
(A. u. d. T. Kleine Romane aus der Völkerwanderung. VI. Attila.)
478 S. 8°. Geh. 7 M.; fein geb. 8 M.

Der Verfasser hat diesmal nicht nur in gewohnter Weise eine Darstellung der germanischen Kultur- und Lebenszustände jener Zeiten, sondern auch eine Schilderung der weniger bekannten hunnischen gegeben. Die größte Sorgfalt ward darauf gewendet, jenen gewaltigen Herrscher, von dem wir uns auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung allein ein befriedigendes Bild zu gestalten nicht vermögen, innerlich, seelisch aus der angeborenen Eigenart und den Einwirkungen der Zeitverhältnisse zu erklären.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Kleine Geschichten**
von
**Richard von Volkmann-Leander.**
Neue (Miniatur-) Ausgabe.
Inhalt: Die Weiser. — Die Rumpelkammer. — Francesco.
82 S. 12°. In Originalband geb. 2 M. 40 Pf.

Die drei kleinen Geschichten, welche das hervorragende, liebenswürdige Talent des Verfassers der in 16 Auflagen verbreiteten „Träumereien an französischen Kaminen" bekunden, erscheinen hier für den Weihnachtstisch in neuer, zierlicher Ausgabe, in der sie sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben werden.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

**Ein Frauenloos.**
Roman
von
**Julius Grosse.**
16 Bogen 8. eleg. broch. ℳ 3.—.

Dieser neueste Roman des beliebten und gerngelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

**Bücher-Ankauf!**
**Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.**
**L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.**

Im Verlage von **A. Stein** in Potsdam ist soeben erschienen:

Zur
**deutschen Sprache und Litteratur.**
Vorträge und Aufsätze
von
**Karl Biltz.**
**Preis: 3 Mk.**

Die vorstehenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Litteratur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielfach anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.
Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**Katholik oder Protestant?**
Eine Frage des Gewissens und der Geschichte.
Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Hch Kratz.** Preis broch. 75 ₰.
Eine knappe Gegenüberstell. d. beiderf. Standpunktes in ruhiger, sachl. Erört. üb. d. besteh. kirchl. Gegensatz.
**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**
Verlag von G. M. Alberti's Hofbuchh., Hanau.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Hierzu eine Beilage vom „Kunstwart", Dresden.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 3. November 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, NOV 24 1888 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Undank und Ueberzeugung. Eine politische Wahlstudie. Von A. E. — Mackenzie am Pranger. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Ueber die diesjährigen Regenverhältnisse. Von M. S. — **Literatur und Kunst:** Rudolf Clausius und sein Werk. Ein Nachruf. Von Franz Bendt. — Das gewerbliche Schulwesen in Sachsen. Von Cornelius Gurlitt. — Thümmel's Shakespeare-Charaktere. Besprochen von Hermann Conrad. — **Feuilleton:** Der Sonntag auf dem Lande. Von Renato Fucini. Aus dem Italienischen von Oskar Bulle. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — „Mit fremden Federn." Lustspiel in vier Acten von Carl Schönfeld. (Berliner Theater.) Von M. — Offene Briefe und Antworten: Zum letztenmal die Frauenerscheinung in der „Hexenküche". Von Eugen Reichel. — Notizen. — Inserate.

### Undank und Ueberzeugung.

Eine politische Wahlstudie.

Einen der historisch merkwürdigsten Momente in unserem Staatsleben bildet es jedesmal, wenn der Reichskanzler Fürst Bismarck, seitdem das zunehmende Alter ihn genöthigt hat, den Verhandlungen der Parlamente selbst nur noch bei den dringendsten Veranlassungen beizuwohnen, bei einer solchen Gelegenheit das Wort ergreift und in der ihm eigenen Art und Weise den zur Discussion stehenden Gegenstand bespricht. Nicht selten ereignet es sich dann dabei, daß er nach Art einer Episode etwas abschweift und eine allgemeine oder persönliche Bemerkung mit einflicht. Als solche stellen sich auch seine Klagen dar, die er namentlich bei großen Haupt- und Staatsactionen, wo es sich um große principielle Fragen und Präjudicien handelt, laut werden läßt und in denen er alsdann betont, wie ihm gleichsam mit Undank gelohnt werde und wie man des Vertrauens zu ihm ermangele, auf das er doch ein volles historisches Recht habe.

An und für sich nun wären diese Klage nicht so merkwürdig, denn gesetzt selbst, daß sie in sich voll berechtigt sei, würde der Fürst damit nur das Schicksal aller oder wenigstens der meisten großen Männer, welche dem allgemeinen Wohle auf diese oder jene Art dienen wollten, theilen, wie ja denn überhaupt ganz allgemein derjenige, welcher auf Dank rechnet, meist die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben wird, denn das Dankgefühl lebt nur in der Brust weniger edelster Menschen und selbst die Idealgestalt eines Socrates hat das Gegentheil von Anerkennung erfahren.

Nun aber ist die Sachlage insofern bei dem Kanzler eine andere, als er im Gegensatze zu vielen seiner großen Genossen im Reiche des Geistes bereits bei Lebzeiten die gewollten Ziele vom denkbarsten Erfolge gekrönt sieht und zwar meist in einem Umfange, daß man meinen sollte, die Anerkennung für dieselben seitens der gesammten Volksgenossen sei etwas Selbstverständliches. Daher lohnt es denn wohl, nachzuforschen, welche Gründe die Bethätigung solcher Anerkennung etwa thatsächlich einschränken und in wie weit denn die erwähnten Klagen an sich, — die, wie gesagt, nebst dem Einwerfen seiner Person und Erfolge durch alle großen Parlamentsreden in den letzten zehn Jahren wie ein rother Faden sich hindurchziehen, — thatsächlich berechtigt erscheinen können. Wir lassen hierbei die äußere Politik selbstverständlich ganz aus dem Spiele, da bezüglich dieser von einer Opposition ja überhaupt nicht die Rede ist und desgleichen die Colonialversuche, da diese unseres Erachtens zu einem Urtheile überhaupt noch nicht reif sind.

Die ersten Erklärungsgründe nun für die Thatsache einer, sei es größeren und dauernden, oder auch nur kleineren und vorübergehenden Disharmonie zwischen Kanzler und Parlamentsparteien, im weiteren Sinne Reichstag und Abgeordnetenhaus, weisen zurück bis auf die Wahlen. Es muß daher zunächst constatirt werden, daß die aus diesen hervorgehende Aeußerung der politischen Ueberzeugung der Unterthanen, sowie ihrer Ansicht über die zukünftig nothwendige Gestaltung der Dinge und die demgemäß sich zusammensetzenden Volksvertretungen vollberechtigte Factoren sind, ohne welche schlechterdings kein modernes Staatsleben mehr würde bestehen können, und daß speciell das constitutionelle System die Ausübung der Wahl ungleich weniger als ein Recht, wie als eine Pflicht für den einzelnen Bürger und Unterthanen erscheinen läßt. Nun haben aber weiter nicht alle Menschen die gleiche politische Ueberzeugung, d. h. dieselbe Anschauung und Auffassung von den Anforderungen, die sie an den Staat stellen und umgekehrt der Staat an sie zu stellen hat, vielmehr sind hierfür maßgebend Stand, Geburt, Bildung, Erziehung, größere oder geringere Veranlagung und — nicht zu vergessen — Besitz und Interessen. Und hiermit ist denn der erste und thatsächlich auch hauptsächlichste Conflictsgrund zwischen Parteien und Regierung, bezw. dem leitenden Staatsmanne, sowie auch den Parteien untereinander gefunden. Da nun aber das Staatswesen auf Zusammenfassung aller seiner Grundlagen, d. i. hier der Krone als Inhaberin und Trägerin der Souveränität und des in Parteien getheilten Volkes bezw. Parlamentes angewiesen ist, so geht naturnothwendig daraus der Zwang zu einer Verständigung hervor und zwar zu einer solchen zwischen zwei oder noch mehr nicht harmonirenden Factoren, entweder auf Grund der Vermittelung und gegenseitigen Nachgebens, oder auf dem Wege der Majorisirung bezw. der Leitung der Geschäfte ohne Zustimmung des Parlamentes. Die daher unter normalen Verhältnissen als nothwendig erfundene Verständigung wird nun aber häufig noch durch ein weiteres Moment wesentlich erschwert und zwar durch die Thatsache, daß die Regierung sich zwar wohl stets über ihre Zwecke klar ist, daß sie jedoch dieselben bisweilen entweder gar nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Punkte offenlegen kann, während allerdings die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke von der Volksvertretung bewilligt oder, um durch diesen budgetmäßigen Ausdruck nicht mißverstanden zu werden, im weiteren und bisweilen weitesten Sinne gut geheißen werden müssen, und endlich, daß die Parteien auch naturgemäß selbständig ihrerseits Zwecke verfolgen;

Digitized by Google

— mit anderen Worten: die Parteien sind in einem constitutionellen Staate gezwungen, unter Berücksichtigung ihres eigenen Programmes zu den Propositionen der Regierung Stellung zu nehmen. Diese naturgemäß große Schwierigkeit aber wird nicht nur, sondern muß sich bis zu Conflicten steigern, falls die Regierung einmal die innere Politik mehr oder minder in den Dienst der äußeren stellt und wenn sie in weiterer Consequenz dieser Thatsache alsdann diese innere Politik unter dem Gesichtspunkte der Opportunität auffaßt, welch' letztere Thatsache denn auch Fürst Bismarck als für seine gesammte politische Thätigkeit maßgebend zugegeben hat.

Beweis genug hierfür aus der Vergangenheit ist die Zeit der ersten sechziger Jahre, eine Zeit, die man ja auch officiell Conflictszeit zu nennen pflegt; und auch die ganzen Jahre nach Erstehen des Reiches seit Beginn des Culturkampfes sind, die Schutzzollgesetzgebung einbegriffen, eigentlich weiter nichts wie Conflictsjahre im eigensten Sinne des Wortes, denn eine große geschlossene und dabei zugleich dauernde Mehrheit hat der Fürst Kanzler bislang nie gehabt, bezw. er hat sie nie erlangen können, da er bald die eine, bald die andere Partei nach seiner Ansicht bekämpfen mußte oder nicht zufrieden zu stellen vermochte. Die ihm grundsätzlich opponirenden Parteien hat der Fürst bisher glücklicher Weise noch nie ernst zu fürchten gehabt (wir meinen hiermit die äußerste Rechte, äußerste Linke [Socialdemokratie] und in gewissem beschränkteren Sinne auch das Centrum), sondern er hat vielmehr im Gegentheile von jeder dieser Parteien bisher noch etwas gelernt und zum Besten des Allgemeinen anwenden können: von den Socialdemokraten die socialpolitische Gesetzgebung (der Unfallversicherung u. s. w.), vom Centrum die Erfahrung, daß man mit religiösen Gefühlen bei ihrer Verwerthung in der Realpolitik auch noch im 19. Jahrhundert durchaus rechnen muß, und von denen um Kleist-Retzow und Hammerstein noch in jüngster Zeit, daß vor Allem im eigensten Interesse des Thrones selbst der Schein zu vermeiden ist, als könne der Träger der Krone sich mit dieser Partei eins fühlen. Allen diesen also schuldet der Fürst eine gewisse Summe Dankes, die dann ja auch bei passender Gelegenheit in Gestalt einer sich entladenden Unmuthswolke im Parlamente oder Presse abgestattet zu werden pflegt.

Nun aber ist ein weiteres Moment, was den Kanzler den anderen Parteien und auch dem gesammten Parlamente und das Parlament hinwiederum ihm bisweilen schwierig macht, auch, so kaum glaublich es auf den ersten Blick scheinen mag, seine stets vorhandene Offenheit, oder anders ausgedrückt, daß er angeblich stets sagt, was seine Absicht ist, eine Behauptung, die er gelegentlich auch selbst aufstellt und die naturgemäß in der Regel mißverstanden wird und in weiterer Consequenz alsdann zu Spannungen führen muß. Der gewöhnliche Mensch nämlich versteht unter „Offenheit" etwas ganz anderes, als der Diplomat, und Diplomat ist ein Mann wie Fürst Bismarck naturgemäß auch in der inneren Politik dem Parlamente gegenüber, während die Mitglieder des letzteren meist nur Menschen im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind und auch nur sein können. Während nun also das gewöhnliche Leben unter „Offenheit" versteht: „keine anderen Ziele haben, als man sie eingesteht", versteht der Diplomat von Beruf, nach Art der juristischen Interpretation des Wortes „Betrug", darunter: „nicht falsch sein wollen", d. h. nicht wissentlich Irrthümer hervorrufen, um durch das Eingehen Anderer auf dieselben selbst Vortheil zu ziehen, während er jedoch nicht damit auch sagen will, daß er vielleicht nach Erreichung der offen ausgesprochenen Zwecke nicht noch andere, fernere hätte, für welche diese nur erst die Mittel abgeben sollten. Trotz des Verlassens Talleyrand'scher Grundsätze in der großen Politik wird daher, so lange diese doppelte Auffassung der „Offenheit" existirt, unter gewissen Umständen diese Mißstimmung und dieses sich nicht verstehen zwischen Parlament und den leitenden Staatsmännern nicht verschwinden, sondern bei gesunder Entwickelung der inneren und äußeren politischen Verhältnisse im Vergleiche zu jetzt höchstens sich vermindern lassen.

Nun ist aber sogar weiter die Frage möglich, ob denn der Fürst Kanzler eine große geschlossene Mehrheit thatsächlich sich wünschen möchte. Hierfür nämlich würde eines wesentlichste Voraussetzung sein, ein Programm; und ein solches hat im gewöhnlichen Sinne des Wortes der Fürst Bismarck nie gehabt, ausgenommen, wenn man den Begriff identificirt mit dem Worte: „Royalismus". Das ist über jeden Zweifel erhaben, daß ihm dieser Begriff über Alles geht und daß er in denselben den ferneren des „Vaterlandes" mit einbegreift. Aber was er unter diesem programmatischen Royalismus für die Politik, d. h. die actuellen Verhältnisse und Zeitläufte versteht, das ist einmal auch bei ihm bereits je nach der allgemeinen Constellation der großen Politik verschieden und deshalb dem nicht in die Geheimnisse derselben Eingeweihten unklar gewesen, und zweitens auch je von dem Parteistandpunkte aus entweder rückhaltlos zu billigen oder aber auch anfechtbar. Royalismus war für ihn die Bekämpfung des deutschen Kaiserthumes z. B. des Bundes, und die Durchführung der Conflictsperiode andererseits zur Herbeiführung ähnlicher Endziele auf anderer Grundlage; Royalismus war in seinen Augen der Beginn des Culturkampfes und Royalismus auch der stückweise Friedensschluß nach demselben; Royalismus ferner ist für ihn die oft genug betonte, strengste Beobachtung der Verfassung seitens der Krone auch dem Volke gegenüber und Royalismus desgleichen im Gegensatze hierzu die berühmte Interpretation derjenigen Artikel der Reichsverfassung, welche die Militärverhältnisse regeln, gelegentlich der Septennatsfrage, eine Interpretation, bei der ihm auch sein enragirtester Freund nicht folgen konnte, falls er die sonstige Auffassung des Fürsten von der Verfassung theilte und nicht eben eo ipso mit convertirte. Da wirft sich naturgemäß bei solchen Gegensätzen die Frage auf, ob es denn so durchaus verwunderbar erscheinen kann, wenn der politische Laie, sofern er eben auch vor sich selbst verantwortlich sein will, ihm auch bei dem besten Willen nicht stets und unbedingt zu folgen vermag?

Ein weiteres Moment nun für das Verständniß des Verhältnisses von Mittel und Zweck zu einander und des möglichen, ja nothwendigen Gegensatzes zwischen Regierung und Parteien bildet aber weiter die schon kurz erwähnte Thatsache, daß, selbst dem Laien, freilich nur nachträglich, historisch erkennbar, die innere preußische und selbst deutsche Politik unter dem Fürsten Bismarck oft im Dienste der äußeren gestanden hat. Es sei hier neben der Conflictszeit an die späteren Darlegungen des Fürsten über den Beginn des Culturkampfes und die augenscheinlich unter dem Drucke der auswärtigen Lage begonnenen, bezw. abgeschlossenen Friedensverhandlungen mit Rom erinnert und weiter noch aus allerletzter Zeit an die jüngsten Drohungen Rußlands aggressiven Gelüsten gegenüber: man sah hier hochpolitische Fragen mindestens beeinflußt, wenn nicht sogar erledigt, durch Zollmaßregeln und Beeinflussungen der europäischen Börsen, sowie der russischen Valuta durch amtliche Maßregeln der inneren Verwaltung und halbamtliche einschlägige Preßerörterungen. Die ersten Anfänge und die Gründe für solche politischen inneren und äußeren Actionen sind für den Laien, mag er selbst Parlamentarier sein, und nicht minder auch die letzten Ziele und Zwecke meist in Dunkel gehüllt, und sie werden dies auch, wir gestehen es offen, bis zu einem gewissen Punkte immer bleiben müssen; ob aber nicht bez. der Intensität dieses politisch-diplomatischen Dunkels, resp. seiner opportunistischen Lüftung für den dereinstigen Nachfolger des Fürsten Bismarck andere Gesichtspunkte maßgebend erscheinen werden, ist eine Frage, die man wohl mit ziemlicher Gewißheit bejahend beantworten kann. Der Nachfolger wird selbst nach solcher Veränderung verlangen, schon wegen der durch dieselbe hervorgerufenen Entlastung von der Verantwortlichkeit, die in demselben Umfange auf sich zu nehmen Niemandem nach ihm möglich sein wird; mag der Nachfolger auch dereinst seines Vorgängers würdig sein, eines wird ihm trotz allem fehlen, der Erfolg der Vergangenheit, wie ihn Fürst Bismarck selbst bei Fehlschlägen nach Art des katholischen „Schatzes guter Werke" noch immer zur Verfügung hat, selbst wenn man den Culturkampf und den noch nicht absehbaren und zweifelhaften Ausgang der Schutzzollgesetzgebung und diese

Digitized by Google

oder jene andere Maßregel, wohin wir beispielsweise die zu bedenklichen Mißverständnissen und Consequenzen führende Wortfassung des bekannten Wahlerlasses vom 4. Januar 1882, sowie aus allerjüngster Zeit die strafrechtliche Verfolgung der Tagebuchveröffentlichung rechnen müssen, hierauf in Anrechnung bringen will.

Zu dieser Schwierigkeit des Parlamentes, resp. der Parteien gegenüber der Regierung kommt nun noch eine weitere: das sind die Programme der Fractionen selbst, in welchen sie klar und festumgrenzt die respectiven eigenen Ziele festlegen, resp. den Wählern gegenüber festgelegt haben.

Es ist klar, daß die oben dargelegten Schwierigkeiten des Einvernehmens zwischen Parlament und Regierung fortfallen, resp. sich mindern, je nachdem die „Mittel" und mehr oder minder zu muthmaßenden „Zwecke", welche den Gegenstand von Regierungsvorlagen bilden, den einzelnen Parteiprincipien, den Programmen näher oder ferner stehen. Aber die hier drohende Gefahr der Friction ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich: denn, daß irgend eine legislative Proposition, mag sie vom Tische des Hauses oder von der Regierung kommen, unisono bei allen Parteien Anklang finden kann, ist an sich ausgeschlossen und daher eben einzig Niederstimmung der Gegner durch die Majoritäten möglich, oder, falls angängig, ein gegenseitiges Nachgeben, während der Krone als Pendant das Recht der Sanction oder Verweigerung derselben zu Gebote steht. Naturgemäß muß aber eine Majorität, welche im Einklange mit der Regierung eine gesetzgeberische Maßnahme getroffen hat, die Opposition bilden, wenn es sich später um entgegengesetzte oder mit den getroffenen Maßnahmen nicht harmonische anderweite legislative Acte handelt, und falls alsdann die Parteien den früheren Grundsätzen treu bleiben.

Für die hier drohenden Frictionen ein paar thatsächliche Beispiele: diejenigen Parteien, welche den Beginn des Culturkampfes guthießen, konnten unmöglich nach kaum einem Decennium seine Einstellung ebenfalls billigen, wenn sie dieselben geblieben waren wie früher oder sich nicht davon überzeugt hatten, daß der Beginn ein Fehler oder Irrthum gewesen sei; der Beginn mußte also nothwendig von Centrum und äußerster Rechter bekämpft, von den damaligen Mittelparteien gebilligt werden, der stattgehabte Friedensschluß aber ebenso nothwendig eine entgegengesetzte Gruppirung herbeiführen. Ferner konnten diejenigen Politiker, welche seiner Zeit unter dem Widerspruche der reactionären Elemente die Selbstverwaltungsgesetze mit in's Leben gerufen hatten, den Uebergang der einflußreichen Stellung eines Vorsitzenden in den Verwaltungsgerichten an einen an richterliche Unabhängigkeit des Urtheiles nicht gewöhnten Verwaltungsbeamten nimmermehr gutheißen, während bei der sog. Revision dieser Gesetze unter dem Ministerium Puttkamer die erwähnte außerordentlich wichtige Aenderung selbstverständlich von der bei der ursprünglichen Einbringung frondirenden Gruppe mit Jubel willkommen geheißen wurde. Weitere außerordentlich interessante Beiträge hierfür bieten die letzten Getreidezolldebatten: die Regierung mußte hier viele derjenigen Männer, welche der Einführung und auch noch ersten Erhöhung der Kornzölle zugestimmt hatten, bereits auf der Seite der Feinde der Getreidezölle an sich und ihrer ausgesprochenen Gegner überhaupt sehen und es erscheint nichts weniger wie unmöglich, daß in absehbarer Zeit wiederum Fürst Bismarck wird auf dem Plane erscheinen müssen, um umgekehrt das Parlament zu bewegen, einer Herabsetzung, wenn nicht gar Aufhebung der gesammten Getreidezölle die Zustimmung zu geben. Und wir sind auch weiter der Ansicht, daß, könnte der Fürst Kanzler diese oder jene weitere durchgesetzte Maßregel ungeschehen machen, er nicht im Geringsten Bedenken tragen würde, dies gern zu acceptiren, und daß er die verschmähten sibyllinischen Bücher der damaligen Opposition, selbst um den Preis eines Zweiges aus seinem Lorbeerkranze bisweilen wohl gern eingetauscht haben möchte. Ansichten und Gesetze sind allerdings keine Begriffe, welche als solche im Einzelnen ewig bestehen müßten, ewig und stät ist bekanntlich nach dem Dichter nur der Wechsel — und am allerwenigsten sind sie es für eine Regierung; trotzdem aber kann nicht zugegeben werden, daß ein solches Schwanken, wie es unser Staatsschiff in Beziehung auf gegebene und geänderte Gesetze und Ansichten in der inneren Politik überhaupt in den letzten 15 Jahren durchzumachen hat, als ein idealer und vollkommener Zustand gelten könnte, der so bleiben möge, und die Frage, ob sogar bis zu einem gewissen Grade selbst unter vollem Verständnisse für die Opportunitätsbedürfnisse der großen Politik diese Schwankungen und Erschütterungen sich nicht vermeiden ließen, ist unseres Erachtens durchaus nicht zweifellos zu verneinen. Es würde dazu vielleicht nur nöthig sein, etwas weniger intensiv diejenige Art von „Realpolitik" zu verfolgen, welche alle Fragen des Lebens der Individuen und der Nation nach dem einfachen Macht- und Gewaltbegriffe und dem Glanze äußeren Erfolges zu bemessen sich gewöhnt hat, und zwar Macht und Erfolg weniger in höher geistigem als in materiellem Sinne verstanden. Zu denjenigen Zeiten, als der Schwung und hohe Flug deutschen Wesens und deutschen Geistes die Begeisterung und den edlen Neid der Völker der Erde erweckte und die höchsten Ziele edler Menschlichkeit selbst sich steckte, zu jenen Zeiten kannte man jene Factoren der „Realpolitik" für die Fortbildung eines Volkes zwar auch schon, aber sie waren nicht Selbstzweck, sondern nur heißersehnte Mittel für doch noch ungleich höhere Ziele.

Wir wiederholen hier das Dichterwort, daß nur der Wechsel stät ist und die Aenderung von Ueberzeugungen ist kein politisches Verbrechen, gerade so wenig aber auch das Beharren bei den früher gewonnenen. Könnte beispielsweise die Regierung ihre wahren Ziele und die Gründe für die Erstrebung derselben stets rückhaltslos darlegen, — event. nur zur Rechtfertigung ihres Stellungswechsels, — so würde das politische Leben viel von seiner gegenwärtigen Bitterkeit verlieren und deshalb sollte man aber auch andererseits auf Seiten der Regierung selbst, bezw. der officiösen Presse vorsichtiger und gerechter mit dem Urtheile sein, denn derselben Nachsicht bedarf auch sie. Sonst fordert man seitens der Regierung blinden, verantwortungslosen Gehorsam oder seitens der Parteien ein Parteiregiment in der Regierung, welch ersteres kein wahrer Staatsmann fordern, welch letzteres ein preußisches Königthum nie zugeben kann; jenes würde zu römischer Infallibilität und absolutem Byzantinerthum, dieses seinerseits zu französisch-englischer Parlamentsmißwirtschaft führen. Deutsch ist die freie Ueberzeugung und die Achtung vor solcher, deutsch ein starkes Königthum in einem freien Volke, und deutsch soll beides auch immerdar verbleiben. A. E.

---

## Mackenzie am Pranger.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Quousque tandem abutere, Mackenzie, patientia nostra?! Will denn dieser Ritter von der traurigen Gestalt noch immer nicht merken, daß ihm das erborgte Löwenfell längst von den Schultern gerissen ist und daß bei dieser Gelegenheit statt des Löwen jenes bekannte Thierlein der Fabel in seiner ganzen Jämmerlichkeit sich vor der civilisirten Welt präsentirt hat? Wird denn dieser Mann, dieser Hochmeister der Reclame, dessen Charakter und wissenschaftlicher Ruf mit Blamage thurmhoch bedeckt ist, sich nicht endlich beschämt in die verdiente Dunkelheit zurückziehen? Wie lange soll die wissenschaftliche Ehre, der ganze Stand der Mediciner noch compromittirt werden durch diesen entlarvten Charlatan, dessen schmutziger Schachergeist, dessen öffentlich constatirte Lügenhaftigkeit, dessen schamlose Reclame längst den Ekel aller anständigen Leute erregt hat? Wahrlich, man thäte am besten, sich achselzuckend abzuwenden und zu denken: „Laßt ihn schwatzen, was er will — olet!" Doch der Ingrimm drückt uns die Feder in die Hand, wenn wir lesen, mit welcher bodenlosen Ueberhebung und frechen Arroganz dieser für Männer von Ehre längst todte und abgethane Mensch es wagt, über deutsche Wissenschaft und deutsche

Digitized by Google

Gelehrten abzuurtheilen, über Gelehrte, welche als Menschen und Forscher hoch erhaben über dem einseitigen, intriganten Specialisten stehen. Unsere gediegenen, ernsten Gelehrten, denen gegenüber die Wagschale mit Ritter Schwindelhuber federleicht in die Höhe steigt, wie werden sie behandelt, die Männer, deren Meinung und Urtheil unerschütterlich und richtig dastand von Anfang bis zu Ende! Da ist keiner aus der Schaar dieser verdienten, unantastbar in ihrem Rufe dastehenden Aerzte, dem nicht unwürdige Motive untergelegt werden; da hat Gerhardt den Krebs erzeugt, Bergmann den Hals durch die Canüle zerrissen, Bramann schief operirt; da sind sie alle geschildert als roh, brutal, als gewaltthätige Tölpel! „Oh, damned Dutchmen!“ Und darüber schwebt Mackenzie, der große, geniale Sir Morell in Brillantfeuer als Retter in der Noth, als „Vertrauensarzt“ mit der zarten Hand, der den Patienten von seinen rohen Quälern befreit! Nur schade, daß er ihn nicht auch — geheilt hat! Auf jeden Vorwurf weiß er in seinem Pamphlete zu antworten, auf jede Klage hat er eine Gegenklage, die alte Praxis der Leute mit etwas dicker Epidermis, die stets den Spieß umzudrehen verstehen. Aber auf einige Fragen wird er uns, die wir uns durch einen Schwall von Phrasen und eleganten Wendungen die wahren Thatsachen nicht verdunkeln lassen, doch wohl die Antwort schuldig bleiben und wir wollen denn auch diese Fragen recht hoch annageln an den Schandpfahl, an welchem jetzt Sir Morell vor der civilisirten Welt dasteht. Also

1) Wie soll man den Arzt nennen, der dreizehn Monate braucht, um einzusehen, daß seine Diagnose auf gutartiges Papillom eine total falsche war?

2) Wie soll man den Arzt nennen, der die von sechs Collegen geforderte lebensrettende frühzeitige Operation hintertreibt, dann aber nach zehn Monaten, als es längst zu spät ist, auch nichts Besseres weiß, als eben dieselbe Operation „als einzige Hoffnung einer Heilung“ vorzuschlagen (Seite 66 und 67 der Mackenzie-Broschüre)?

3) Wie soll man den Arzt nennen, der zu einer Consultation berufen, die Behandlung übernimmt gegen das feierliche, protokollirte Versprechen, bei eintretender Verschlimmerung die Collegen zu benachrichtigen, dieses Versprechen aber bricht und die eingetretene Verschlimmerung durch lügenhafte Berichte vertuscht, nachdem er den einzigen Zeugen (Landgraf) durch Intriguen entfernt hat?

Ich glaube, wer diese Fragen am Schandpfahl liest, wird sich durch den aufgewirbelten Staub nicht verblenden lassen, sondern der gesunde Menschenverstand allein wird schon das Urtheil fällen: „Mangelhaft an Charakter und Leistungen!“

Und nun diese mit allen Kniffen und Künsten der internationalen Reclame angepriesene Broschüre! Nascitur ridiculus mus! Wie sticht sie ab von dem einfachernsten und würdigen, vertrauenerweckenden Tone der deutschen Aerzteschrift! Mit Erstaunen und Abneigung legt man dies neueste Mackenzie'sche Opus aus der Hand, gleich seinem vorletzten Feuilleton, betitelt „Singen und Sprechen“; mit steigendem Mißtrauen gegen den Autor liest man sich durch die unerhörten, unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen, die gehäuften, dreisten Invectiven gegen die deutschen Collegen; kopfschüttelnd sucht man hier, wie in „Singen und Sprechen“, nach einer Spur wissenschaftlichen Geistes, welche das Werk der Feder eines namhaften Arztes würdig erwiese. Vergebens; da finden sich neben den schon charakterisirten Behauptungen und Beschimpfungen nichts als eigene Verherrlichung, reclamehafte Ausposaunirung des dem Autor von Nicht-Sachverständigen gespendeten Lobes und jene den deutschen wissenschaftlichen Leser so unangenehm berührende Sucht, das Elaborat „neu, interessant, sensationell, piquant“ zu machen. Dieses sichtliche Bestreben, dem sensationsgierigen, blasirten, modernen Lesepöbel nach dem Geschmacke und „auf den Erfolg“ zu schreiben, sehen wir zu deutlich in jenem Ausschmücken mit Facsimiles hoher Persönlichkeiten, dem Einflechten von gar nicht zur Sache gehörigen Gesprächen und Bemerkungen à la Interviewer, jenen mysteriösen Andeutungen von politischen Geheimnissen, um uns nicht degoutirt abzuwenden. Was soll all der Kram? Wir erwarteten eine ernste, auf wissenschaftlichen Gründen basirende Rechtfertigung Mackenzie's auf die seitens der deutschen Aerzte öffentlich erhobenen Anklagen hinsichtlich falscher Diagnose und Behandlung — und nun dies Zeug, das kein deutscher Arzt ernst nehmen wird! „Caviar für's Volk!“ Oder sollen etwa wir deutschen Aerzte diese seichte belletristische Sensationsmacherei für ernst nehmen, der jeder wissenschaftliche Geist und Inhalt fehlt, mit ihren „piquanten“, auf Effecthascherei berechneten Capitelüberschriften, wie Capitel I. „Gerhardt, der Krebserzeuger“, Capitel II. „Gerhardt spielt die Posse weiter“; Ueberschriften, wie wir sie sonst in jenen schlechten Uebersetzungen englischer Schauer- und Detective-Romane der Unterhaltungsbeilagen unserer Provinzialpresse zu finden gewohnt sind. Schade, daß Sir Morell nicht vorher bei mir anfragte, ich hätte ihm einige noch „packendere“ Reclame-Ueberschriften liefern können; z. B. Capitel I. „Gerhardt der Mordbrenner“; Capitel II. „Bergmann, der Aufschlitzer von Berlin oder die blutige Hand um Mitternacht“ ꝛc.

An dem ganzen Pamphlete erscheint mir nur eine Thatsache interessant, welche auch Mackenzie in seiner ganzen Specialisteneitelkeit immer und wieder herausstreicht und durch „anerkennende Atteste“ seiner Clientel belegt. Nämlich die Thatsache, daß die Kehlkopfspiegeluntersuchungen seitens Mackenzie's in Folge seiner kolossalen Uebung in dieser kleinen Operation entschieden angenehmer und den hohen Patienten weniger belästigend ausgeführt wurden, als seitens der deutschen Collegen und so erklärt sich vielleicht der räthselhafte Vorgang, wie dieser Mann, trotz der steten Mißerfolge und der steten Verschlimmerung der Krankheit bis zum Ende das vollste Vertrauen seines Patienten und seiner Umgebung genoß und sich bewahrte. Man erwartete nämlich sichtlich hinter der größeren Handfertigkeit auch die größere ärztliche Geschicklichkeit, leider mit Unrecht, wie die Section ergab, während doch die leichtere und angenehmere Handhabung des Kehlkopfspiegels nichts ist, als die Folge einseitigster Specialisirung auf Kosten der allgemeinen Ausbildung, gleich dem Arbeiter, der sein Lebelang nur eine Schraube der Maschine zu drehen hat. Dies kann er vorzüglich, die Maschine selbst ist ihm aber fremd. Sapienti sat!

Und nun genug von Sir Morell Mackenzie ein- für allemal! —

---

## Ueber die diesjährigen Regenverhältnisse.

Die anhaltenden Regenfälle dieses Sommers, insbesondere die des Monates Juli, haben vielfach den Glauben erweckt, daß dies eine äußerst abnorme Erscheinung gewesen sei, auch die bekannten „ältesten Leute“ haben wohl erklärt, sich an ein ähnliches Vorkommniß nicht erinnern zu können. Indessen das bloße Gedächtniß ist doch ein ziemlich unzuverlässiges Entscheidungsmittel in solchen Dingen. Man sieht derartige Witterungsvorgänge leicht als besonders abnorm und selten an, wenn man ein wenig mehr oder länger als gewöhnlich unter ihren etwaigen Unbilden zu leiden hat; sind diese überwunden, so verschwindet allmählich auch der Eindruck des Ungewöhnlichen, und kommt später wieder einmal etwas Aehnliches vor, so wird dies dann häufig wieder als die seltene Erscheinung erklärt. Ein sicheres Urtheil in dieser Beziehung kann natürlich nur eine Vergleichung der betreffenden meteorologischen Beobachtungen gewähren. Um ein solches im vorliegenden Falle zu ermöglichen und zugleich die ohne Zweifel bemerkenswerthen Regenverhältnisse dieses Sommers selbst etwas näher zur Anschauung zu bringen, ist nachstehend eine Tabelle zusammengestellt, welche für die deutschen meteorologischen Stationen,

Digitized by Google

die täglich ihre Wetterberichte an die Seewarte senden*), Folgendes enthält: Erstens die aus den Beobachtungen der letzten 10—12 Jahre, d. i. seit Bestehen der Seewarte, berechnete durchschnittlich im Juli gefallene Regenmenge. (Man drückt solche Regenmengen bekanntlich durch die in Millimetern angegebene Höhe aus, welche das herabgefallene Wasser auf der Erdoberfläche erreicht haben würde, wenn nichts davon wieder verdunstet wäre.) Zweitens die Regenmenge des Juli dieses Jahres, drittens die größte überhaupt während jenes Zeitraumes im Monat Juli vorgekommene, sowie das Jahr, in dem dies geschehen, und endlich für diejenigen Stationen, für welche außerdem ältere Beobachtungen vorlagen, die größten in diesen angeführten. Die betreffenden Zahlen sind mit Ausnahme der zuletzt erwähnten, sämmtlich dem Beobachtungsmateriale der Seewarte entnommen bezw. daraus berechnet.

Regenmengen im Juli.

| | Ort | Mittelwerth aus dem Zeitraume 1876 (1878) bis 1887 | 1888 | Maximum in dem Zeitraume 1876 (1878) bis 1887 | Jahr | Maximum früherer Beobachtungsjahre | Jahr |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | mm | mm | mm | | mm | |
| 1. | Memel . . . | 57 | 65 | 115 | 1883 | — | — |
| | Neufahrwasser | 74 | 104 | 143 | 1880 | — | — |
| | Swinemünde . | 77 | 107 | 115 | 1883 | — | — |
| | Wustrow . . | 72 | 124 | 124 | 1880 | 130 | 1867 |
| 5. | Kiel . . . . | 86 | 158 | 129 | 1884 | 161 | 1867 |
| | Hamburg (Altona) . . . | 88 | 130 | 161 | 1880 | 167 | 1867 |
| | Keitum auf Sylt . . . | 59 | 62 | 97 | 1881 | — | — |
| | Wilhelmshafen | 92 | 148 | 192 | 1883 | — | — |
| | Borkum . . | 68 | 96 | 130 | 1883 | — | — |
| 10. | Kassel . . . | 82 | 114 | 151 | 1882 | — | — |
| | Hannover . . | 70 | 110 | 115 | 1884 | 161 | 1858 |
| | Magdeburg . | 72 | 63 | 153 | 1882 | — | — |
| | Chemnitz (1883 bis 1887) . | 90 | 90 | 155 | 1886 | — | — |
| | Berlin . . . | 74 | 101 | 188 | 1882 | 236 | 1858 |
| 15. | Breslau . . | 73 | 45 | 142 | 1883 | 166 | 1829 |
| | Königsberg . | 83 | 127 | 186 | 1885 | 138 | 1871 |
| | Kaiserslautern | 75 | 131 | 106 | 1879 | — | — |
| | Wiesbaden . | 66 | 107 | 163 | 1882 | — | — |
| | Karlsruhe . . | 119 | 144 | 259 | 1883 | 194 | 1844 |
| 20. | Friedrichshafen | 145 | 204 | 200 | 1884 | — | — |
| | Bamberg . . | 77 | 106 | 157 | 1882 | — | — |
| 22. | München . . | 135 | 160 | 214 | 1877 | — | — |
| | Deutschland überhaupt . . . . | 83 | 118 | 120 | 1883 | | |

Aus dieser Zusammenstellung ersieht man zunächst, daß allerdings in diesem Jahre die Regenmenge des Juli die normale Höhe — wenn man als solche die durchschnittliche aus dem letzten Jahrzehnte bezeichnet — fast überall erheblich überschritten hat. Unter den 22 Beobachtungsorten sind nur zwei, Breslau und Magdeburg, bei denen sie darunter blieb, bei Breslau allerdings ziemlich bedeutend; bei dreien, Chemnitz, Keitum auf Sylt und Memel, war sie derselben ungefähr gleich, bei allen übrigen dagegen ging sie darüber hinaus, bei Berlin z. B. um ein Drittel, bei Hamburg, Königsberg und anderen um etwas mehr oder weniger als die Hälfte, bei Kiel erreichte sie sogar fast das Doppelte derselben. Für Deutschland im Ganzen war sie nahezu um die Hälfte größer als diese normale Höhe.

Wesentlich anders jedoch gestaltet sich das Verhältniß, wenn man das Jahr 1888 mit denjenigen des Zeitraumes 1876—87 einzeln vergleicht. Man sieht dann, daß die größte Juliregenmenge der ganzen Periode 1876—88 nur für drei Beobachtungsorte, nämlich Kiel, Kaiserslautern und Friedrichshafen, in das gegenwärtige Jahr fällt, für alle übrigen dagegen in frühere, ausgenommen etwa Wustrow, welches zwei Maxima, 1880 und 1888, hat. Besonders häufig tritt dabei das Jahr 1883 auf. Und in der That zeigen die für Deutschland im Ganzen berechneten Zahlen, daß dieses Jahr mehr Regen im Juli hatte als das gegenwärtige. Beiläufig bemerkt, bleibt übrigens auch der Juli 1880, welcher 112 mm Regenhöhe hatte, nicht weit dahinter zurück. — Zieht man schließlich auch noch die älteren Beobachtungen zum Vergleiche heran, so erkennt man, daß die betreffenden Maximalwerthe diejenigen des Jahres 1888 überall überschreiten; nur für Kiel und vielleicht auch für Wustrow kann man sagen, daß sie diesen ungefähr gleich sind.

Ebenso wie die Regenmengen des ganzen Monates waren auch diejenigen der einzelnen Tage in diesem Jahre keineswegs abnorm. Die größte, welche im Juli vorgekommen ist, war diejenige von Friedrichshafen am 31.; sie betrug 37 mm."*) Die nächstgrößte hatte Karlsruhe am 25. mit 32 mm; dann folgen zwei Fälle mit 28 mm, zwei mit 25 mm u. s. w. Allein z. B. schon der Juli des vorigen Jahres weist Regentage mit 51 mm, 46 mm, 39 mm, 38 mm, der des Jahres 1886 solche mit 48 mm, 37 mm u. s. w. auf, und vergleicht man gar wirklich abnorme Regenfälle mit den diesjährigen, so erscheinen die letzteren noch weniger bedeutend. So fielen z. B. in Posen am 1. Juli 1854 83 mm Regen, in Gütersloh (Westfalen) am 18./19. Juli 1852 in $12^1/_2$ Stunden 90 mm, in Clausthal am 11. Juli 1858 in 18 Stunden 104 mm und auf dem Brocken am 31. Juli desselben Jahres 127 mm, also in diesem letzten Falle an einem Tage des Juli mehr wie diesmal durchschnittlich in Deutschland im ganzen Monat.

Man kann also sagen, daß weder in Bezug auf die monatliche Regenmenge noch auch die der einzelnen Tage der Juli dieses Jahres eine besonders ungewöhnliche Erscheinung geboten hat, wenigstens nicht in dem Maße, wie dieß wohl meist angenommen worden ist. Immerhin waren die Niederschläge bedeutend; sie würden, wenn sie sich während des ganzen Monates angesammelt hätten, Deutschland mit einer Wasserschicht von etwa 12 cm Höhe bedeckt haben. Der Curiosität halber sei erwähnt, daß dies eine Wassermasse von etwa 648 Milliarden Hektoliter oder einen Wasserwürfel von ungefähr vier Kilometer Kantenlänge ausmachen würde.

Zur Vollständigkeit der Beurtheilung erübrigt aber noch, auch die Anzahl der Regentage in Vergleich zu ziehen. Es ist zu diesem Zwecke nachstehend eine zweite Tabelle zusammengestellt, die im Wesentlichen ebenso eingerichtet ist, wie die erste, nur daß sie etwas weniger Beobachtungsorte enthält, weil nicht für alle die betreffenden Angaben vorhanden waren, und daß die älteren Beobachtungen fehlen.

Anzahl der Regentage im Juli.

| | Ort | Mittelwerth aus dem Zeitraume 1878—1887 | 1888 | Maximum in dem Zeitraume 1878 bis 1887 | Jahr |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Memel . . . . | 14 | 20 | 17 | 1879, 1883 |
| | Neufahrwasser . | 16 | 23 | 21 | 1883 |
| | Swinemünde . . | 18 | 19 | 21 | 1879, 1880, 1886 |
| | Wustrow . . . | 14 | 20 | 20 | 1880 |
| 5. | Kiel . . . . . | 19 | 24 | 27 | 1880 |
| | Hamburg . . . | 20 | 30 | 28 | 1880 |
| | Keitum auf Sylt | 15 | 17 | 21 | 1883 |
| | Borkum . . . | 18 | 19 | 24 | 1880, 1883 |
| | Kassel . . . . | 16 | 21 | 22 | 1883 |
| 10. | Chemnitz (1883 bis 1887) . . . | 17 | 23 | 23 | 1883 |
| | Berlin . . . . | 16 | 19 | 22 | 1879 |
| | Breslau . . . | 15 | 18 | 18 | 1879 |
| | Kaiserslautern (1883—1887) . | 14 | 23 | 23 | 1883 |
| | Karlsruhe . . . | 15 | 24 | 26 | 1883 |
| 15. | Friedrichshafen . | 16 | 25 | 22 | 1879 |
| | Deutschland überhaupt | 16 | 22 | 20 | 1879, 1880, 1883 |

*) Von den im Ganzen 26 Stationen fehlen nur diejenigen vier, für welche erst aus dem Jahre 1886 oder 1887 Beobachtungen vorhanden sind oder auch aus den letzten Jahren fehlen und die deshalb zu dem Vergleiche nicht zu brauchen waren.

*) Wie man aus der Tabelle ersieht, hatte Friedrichshafen unter allen Beobachtungsorten auch die größte monatliche Regenmenge.

Digitized by Google

Hier zeigt nun das Jahr 1888 in der That eine gewisse Ausnahmestellung. Denn einerseits ist die Zahl der Regentage hier durchgängig, d. h. für alle Stationen und natürlich auch für Deutschland überhaupt erheblich größer als die normale — die größte Zahl und zugleich fast das Non plus ultra weist diesmal Hamburg auf mit 30 Regentagen unter 31 Tagen des Monates; dann folgt wieder Friedrichshafen mit 25 — andererseits bleibt dieselbe nur für etwa die Hälfte der Beobachtungsorte hinter der größten in dem Zeitraume 1878—87 vorgekommenen zurück; bei den Regenmengen war dies bekanntlich für die überwiegende Mehrzahl der Stationen der Fall. Genau angegeben, sind unter den 15 Beobachtungsorten vier, nämlich Memel, Neufahrwasser, Hamburg und Friedrichshafen, für welche die Zahl der Regentage in diesem Jahre am größten war, ferner ebenfalls vier, Wustrow, Breslau, Chemnitz und Kaiserslautern, für die sie der größten früher vorgekommenen gleich, und sieben, für die sie kleiner als diese war.

Allein man sieht zugleich, daß es trotzdem auch hier übertrieben sein würde, von einer bedeutenden Abnormität zu sprechen. Denn wenn auch die Zahlen für das Jahr 1888 die betreffenden Normalwerthe überall und zum Theil nicht unbedeutend übertreffen, so gehen sie über die größten früher vorgekommenen da, wo dies überhaupt der Fall ist, doch nur wenig hinaus: Für Deutschland im Ganzen hatte der Juli diesmal 22 Regentage, die größte frühere Zahl ist 20; und dabei ist zugleich zu beachten, daß diese in den 10 Jahren 1878—87 sogar dreimal vorkommt. Also, wie gesagt, die Ausnahmestellung des Jahres 1888 ist auch in dieser Beziehung nicht so sehr bedeutend.

Wirklich abnorm aber war dasselbe, resp. der Juli durch ein anderes Witterungselement, welches in der öffentlichen Besprechung viel weniger hervorgetreten ist, nämlich die Temperatur. Dieselbe lag durchschnittlich während des ganzen Monates und nicht nur in Deutschland, sondern in dem größten Theile Europas erheblich unter der Normalen. Schneefälle, wie sie dabei, insbesondere in England, vorgekommen sind, gehören zu den Abnormitäten. Doch soll hier nicht weiter darauf eingegangen werden.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die vorher angeführten ungewöhnlich großen Regenfälle übrigens nicht die bedeutendsten sind, welche bei uns vorgekommen. Es sind nur einige des Monats Juli ausgewählt worden, um sie mit den anderen entsprechend in Vergleich stellen zu können. Die größte monatliche Regenmenge, welche überhaupt bisher in Deutschland beobachtet worden, war diejenige, welche im Monat März 1860 in Freudenstadt fiel. Sie betrug 666 mm also rund $^2/_3$ m. Außerhalb Deutschlands sind noch größere gemessen worden. Aber selbst die größten der gemäßigten Zone sind bekanntlich klein, ja sogar verschwindend klein gegen die Regenschauer der Tropen. So fielen, nach Capitain Roussin, auf der Insel Cayenne vom 1. bis 24. Februar 1820 etwa 3990 mm, zu Cherraponje im Juni 1851 ca. 3740 mm Regen. — „Alte Seeleute", sagt Maury, „berichten aus der Gegend der Windstillen von so heftigem und ununterbrochenem Regen, daß sie Trinkwasser von der Oberfläche des Meeres geschöpft haben." Und Dampier erzählt von La Gorgonie: „Als wir diese kleine Insel besuchten, machten wir uns Chokolade, die wir stehend im Regen trinken mußten. Damals regnete es so stark in unsere Calebassen, daß, wenn wir auch noch so viel Chokolade und Regenwasser tranken, unsere Calebassen immer halb voll blieben, ja Einige schworen, es sei unmöglich, so schnell zu trinken als es regnete."*) M. S.

*) Nach Dove, Klimatologische Beiträge I.

## Literatur und Kunst.

### Rudolf Clausius und sein Werk.

Ein Nachruf.

Von Franz Bendt.

Am 24. August starb zu Bonn, im Alter von 66 Jahren, einer der bedeutendsten Naturforscher Deutschlands, der Physikprofessor Rudolf Clausius. Sein Name ist innig verknüpft mit der Entwickelung des jüngsten Zweiges physikalischer Wissenschaft, mit der „Mechanischen Wärmetheorie", deren eigentlicher Baumeister er ist.

Die Arbeiten des großen Gelehrten, die sich übrigens auch in der Darstellung durch musterhafte Klarheit auszeichnen, sind streng wissenschaftliche, und wegen ihrer mathematischen Form nur einem engen Leserkreise zugänglich. Das ist denn auch der Grund, daß der Name Clausius nur den Fachgenossen recht vertraut ist und die große Zahl der nicht mathematisch Gebildeten von seinen Thaten fast Nichts weiß.

Wir möchten nun im Nachfolgenden, soweit es an dieser Stelle möglich ist, von dem Streben und den wissenschaftlichen Erfolgen des Verstorbenen Einiges mittheilen; allerdings sind wir, um dieses zu ermöglichen, gezwungen, ziemlich weit auszugreifen. — Zunächst die biographischen Daten.

Rudolf Clausius wurde am 2. Januar 1822 zu Köslin geboren. Nach vollendeten Gymnasialstudien widmete er sich seit 1840 an der Berliner Hochschule den mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Er habilitirte sich sodann dortselbst für Physik und wirkte neben seiner Stellung als Privatdocent auch als Lehrer an der Artillerieschule. Seine erste Abhandlung zur mechanischen Wärmetheorie, welche den Namen des jungen Forschers sofort zu einem viel und weit genannten machte, erschien 1851 und vier Jahre hierauf erfolgte auch schon eine Berufung an das Züricher Polytechnikum zum außerordentlichen Professor, der sich bald die Ernennung zum ordentlichen Professor an der dortigen Universität anschloß. 1869 ging Clausius nach Bonn, wo er bis zu seinem Tode wirkte.

Zur Zeit als Clausius seine Universitätsstudien begann, bereitete sich ein tiefgehender Umschwung in den Principien der Physik vor, aus dessen Vollendung sich die Grundlagen unserer heutigen Naturlehre ergaben. Man war nämlich zu dem Erkenntnisse gelangt, daß die Wärme kein Stoff sei, wie die Mehrzahl der Naturkundigen bis dahin annahm, sondern eine eigenthümliche Bewegungsart der kleinsten Theile der Körper. Robert Mayer und gründlicher noch Joule hatten zudem zu zeigen vermocht, daß eine gewisse Wärmemenge einer bestimmten Arbeitsgröße entspräche und umgekehrt; sie hatten das mechanische Wärmeäquivalent entdeckt! — Joule's Messungen ergaben für eine Wärmeeinheit den Arbeitswerth von 425 Kilogrammmeter.*) Auf Grund dieser großen Entdeckung konnten Robert Mayer und Hermann Helmholtz ein Gesetz aus der Fülle der Erscheinungen ausschälen, welches die Constanz der Naturkräfte lehrte: Das Gesetz von der Erhaltung der Energie! Aber zu jener Zeit war die Lehre von der Wärme schon zu einem weiten Wissensgebiete gediehen, welche durch die Dampfmaschine in die Praxis eingriff, und aus welcher die Regeln für die Rechnungen zur Construction der Maschinen entnommen waren.

Durch Wärme wird eine Dampfmaschine zur Arbeitsleistung gezwungen! Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um in diesem Satze eine Beziehung zwischen Wärme und Arbeit zu vermuthen, sofern man nicht in jeder Maschine

*) Bei dieser Gelegenheit mögen sich unsere Leser erinnern, daß ein Kilogrammmeter der Arbeit entspricht, welche geleistet wird, wenn sich ein Kilogramm um die Höhe eines Meters erhebt; eine Wärmeeinheit (Calorie) aber die Wärmemenge ist, welche die Temperatur eines Kilogramm Wasser um 1° C. zu erhöhen vermag.

Digitized by Google

ein Perpetuum mobile sehen wollte, dessen Unmöglichkeit längst klar war. Eine Erklärung dieses Verhältnisses gab 1824 Sidi Carnot, ein Onkel des jetzigen Präsidenten der französischen Republik.

Da die Wärme als ein Stoff und daher als unvergänglich erschien, so mußte dieselbe Wärmemenge, welche der Maschine zugeführt wurde, auch dieselbe wieder verlassen. Aber wie entstand die Arbeit?

Carnot machte darauf aufmerksam, daß die Temperatur des Kühlwassers, welches die Maschine verläßt, eine niedere sei, als die im Dampfkessel. Dieser Temperatursturz, welchen der französische Physiker mit dem Falle des Wassers von einer höheren Stelle zur niederen verglich, sollte die Arbeit erzeugen. Die Carnot'sche Vorstellung hatte sich den Ingenieuren und Technikern jener Zeit tief eingeprägt und aus ihr hatte sich eine vollständige Theorie der Dampfmaschine entwickelt. Ja, noch mehr, auch andere Erfahrungsthatsachen, welche durch den Fleiß der Physiker zur Erscheinung gebracht worden waren, ließen sich im obigen Sinne erklären.

Da erfolgte die Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalentes, und das stolze Gebäude der Wärmelehre stürzte zusammen! Wie unglücklich die Sache damals stand, mag die Bemerkung zeigen, welche wir hier einfügen, und welche wir einer Arbeit aus jener Zeit entnehmen, die vom größten der lebenden Physiker Englands, Sir William Thomson, herrührt. Er schreibt: „Es möchte scheinen, daß die Schwierigkeit ganz vermieden werden würde, wenn man Carnot's Fundamentalaxiom verließe. Wenn wir dieses aber thun, so stoßen wir auf unzählige andere Schwierigkeiten, welche ohne fernere experimentelle Untersuchungen und einen vollständigen Neubau der Wärmetheorie von Grund auf, unüberwindlich sind. Es ist in der That das Experiment, auf welches wir ausschauen müssen, entweder für eine Bestätigung des Carnot'schen Axiomes und eine Erklärung der Schwierigkeit, die wir betrachtet haben, oder für eine ganz neue Grundlage der Wärmetheorie." — So stand die Sache, als Clausius, der damals 29 Jahre alt war, eine Abhandlung der Berliner Akademie vorlegte, welche darauf in der Februarsitzung 1851 zum Vortrage gelangte. Clausius schreibt selbst hierüber: „Ich zeigte in der Abhandlung, in welcher Weise die Fundamentalbegriffe und die ganze mathematische Behandlung der Wärme abgeändert werden müßten, wenn man den Satz von der Aequivalenz von Wärme und Arbeit annahm, und wies ferner nach, daß man auch die Carnot'sche Theorie nicht ganz zu verwerfen brauchte, sondern einen von dem Carnot'schen nur wenig abweichenden, aber auf andere Art begründeten Satz annehmen konnte, welcher sich mit dem Satze von der Aequivalenz von Wärme und Arbeit vereinigen ließ, um mit ihm zusammen die Grundlage der neuen Theorie zu bilden ohne fernere Experimente abzuwarten. Diese Theorie entwickelte ich dann speciell für vollkommene Gase und gesättigte Dämpfe und erhielt dadurch eine Reihe von Gleichungen, welche in derselbeu Form jetzt allgemein angewandt werden." In der Clausius'schen Abhandlung erhielt nun der Carnot'sche Satz, soweit er die Dampfmaschine anging, folgende Fassung: „Die von einer Dampfmaschine geleistete Arbeit ist der übergeführten Wärme und der Temperaturdifferenz zwischen Kessel und Condensator proportional." Bei seinen Entwickelungen bediente sich unser Gelehrter eines Grundsatzes, der, bekannt unter dem Namen des „zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie", im Anfange viel umfochten wurde. In seiner ersten Form lautet er: „Die Wärme kann nicht von selbst aus einem kälteren Körper in einen wärmeren übergehen". Später wurde, um Mißverständnisse zu vermeiden, für „von selbst", „ohne Compensation" gesetzt.

Auf Grund dieses Satzes und mit Hülfe einer großen Zahl höchst geschickter mathematischer Entwickelungen, ist sodann die mechnische Wärmetheorie durch Clausius erbaut worden. Der Baumeister selbst hat die neue Theorie auf eine Anzahl physikalischer Erscheinungen in Anwendung gebracht; er entwickelte die Theorie der Dampfmaschine und suchte sodann besonders die elektrischen Phänomene zum Verständnisse zu bringen. Die Abhandlungen über die mechanische Wärmetheorie und ihre Anwendungen füllen zwei starke Bände.

Die junge Wissenschaft hat seitdem ihre Herrschaft über alle Theile der erklärenden Naturkunde erstreckt, kein Gebiet derselben kann ihrer Beihilfe mehr entsagen. Dem Astronomen gibt sie die Mittel um Einsicht in das Entstehen und Vergehen der Weltkörper zu erhalten, der Meteorologe findet mit ihrer Hülfe Aufschluß über das Wesen des Föhns und der Niederschläge und dem Physiologen dient sie als Observationsinstrument, um manchen Vorgang im Inneren des Menschen zum Verständnisse zu bringen!

In späterer Zeit beschäftigte sich Clausius mit Vorliebe mit der Untersuchung der elektrischen Erscheinungen. Wir besitzen von ihm eine vollständige Theorie der elektrodynamischen Vorgänge, der Dynamomaschinen, elektrolytische Untersuchungen und ähnliche der Art.

Clausius war auch einer der Vorkämpfer, welche Klarheit zu erhalten suchten über das Wesen der Elektricität. Gewisse Analogien zwischen Licht, Wärme und Elektricität führten ihn zu Ansichten von großer Tragweite, welchen wir hier mit seinen eigenen Worten Ausdruck geben wollen: „Wenn die Fortpflanzung der strahlenden Wärme und des Lichtes aus elektrischen Kräften erklärt werden soll, so muß man sich den Weltenraum mit Elektricität erfüllt denken und muß daher annehmen, daß derjenige im ganzen Weltenraume und selbst im Inneren der Körper vorhandene Stoff, welchen man bisher Aether nannte, nichts anderes ist als Elektricität. Wie man sich das Verhalten dieses Stoffes zu denken und auf ihn wirkende Kräfte zu erklären hat, das bedarf noch weiter fortgesetzter Untersuchungen." — Um einigermaßen vollständig, wenigstens in der Aufzählung der wichtigsten Arbeiten von Clausius, zu sein, müssen wir hier noch die mechanische Gastheorie anführen, deren Ausbau auch größtentheils sein Verdienst ist.

Alles in Allem ersieht man wohl, selbst aus unseren dürftigen Aufzeichnungen, was für eine Fülle von Arbeit zum Wohle der Menschheit das Leben unseres Forschers umfaßt. Welcher Scharfsinn, welch' ein Reichthum an Talent und Fleiß — deren Summe ja das Genie kennzeichnet — ihm eigen war, läßt sich allerdings erst aus dem Studium seiner Schriften erkennen!

---

## Das gewerbliche Schulwesen in Sachsen.

Von Cornelius Gurlitt.

Die Kunst des Mr. Cumberland, das Gedankenlesen, ist längst kein Geheimniß mehr. So erstaunt man einst war, den Tausendkünstler an der Hand seines Partners schnell dem ihm unbekannten Ziele zueilen zu sehen, so einfach erscheint uns jetzt sein Werk, seit wir wissen, daß sein Verdienst nur in dem feinen Gefühle der Hand lag, welche dem leisesten Drucke folgte und scheinbar führend durch den Willen des Partners geführt wird. An jeder leichten Bewegung erkennt er das unwillkürliche Streben des Gefährten nach dem Ziele und er erreicht dasselbe mit Sicherheit, indem er vorsichtig dessen Willen folgt.

Sein System ist das der sächsischen Regierung hinsichtlich des gewerblichen Schulwesens. Nicht sie führt dasselbe nach einer vorher festgestellten Richtung, sondern sie hält sich nur in Berührung mit allen Bestrebungen, um sich von diesen leiten zu lassen.

Sie kennt auch das Ziel nicht mit völliger Klarheit. Wer weiß, wohin die gewerbliche Bewegung in kommenden Jahren drängen wird? Sie fördert nur den Gang der Entwickelung durch eine vermittelnde Thätigkeit. Daß diese Art des Regierens gute Früchte hervorbringt beweist die jetzt in Dresden stattfindende Ausstellung gewerblicher Schulen des Königreichs Sachsen. Nicht weniger als 119 Schulen haben dieselbe beschickt. Gegen 800 Lehrer und 18,000 Schüler

Digitized by Google

sind vertreten. Es ergiebt sich somit ein Bild gewaltigen Schaffens, wie es auf räumlich so engem Gebiete kein Land der Welt aufzuweisen vermag. Die Ausstellung zeigt die Erfolge der sächsischen Gewerbeschulen-Politik in dem glänzendsten Lichte, und erhält hierdurch eine weit über ihre nächsten Ziele hinausgehende Bedeutung.

Das sächsische Gewerbeschulwesen geht schon auf die Zeit der napoleonischen Kriege zurück. Die erzgebirgischen Spitzen-Klöppelschulen entstanden als Staatsanstalten seit 1808. Einen großen Aufschwung nahm das Schulwesen nach der Bewegung von 1830, indem nicht nur die vom Staate erhaltenen Baugewerkeschulen ausgebildet, sondern nun auch von Vereinen Schulen geschaffen wurden, um den Rückgang im Gewerbe entgegen zu wirken. Von den auf der Ausstellung vertretenen Schulen bestanden 1850 schon 24. Zwischen 1850—1869 entstanden 28 weitere Schulen. Die siebziger Jahre brachten deren 34 neue, die achtziger Jahre 33. Bezeichnend ist hierbei, daß der Staat im Ganzen nur 11 von diesen 119 Schulen geschaffen hat und zwar sind dies in neuerer Zeit nur die Hauptlehranstalten, welche dem höheren Unterrichte dienen. Die ganze Fülle der Fachschulen, gewerblichen Zeichen- und Fortbildungsschulen entstanden aus der Anregung der betreffenden Kreise selbst. Zwei derselben gründeten Stadtgemeinden, vier ziehen aus Stiftungen ihre Mittel, 15 sind Unternehmungen von Privaten und nicht weniger als 52 sind von Gewerbevereinen, Handwerkervereinen, oder besonders für den Zweck der Schulen geschaffenen Consortien unternommen worden, wozu noch die 16 Innungsschulen zu rechnen sind.

Es zeigt sich hieraus wie tief in Sachsen die Nothwendigkeit empfunden wird, durch die Schulen auf die Ausbildung des jüngeren Geschlechtes industrieller Arbeiter einzuwirken. Es offenbart sich in jenen Zahlen eine Opferfreudigkeit, welche als ein stolzer Ruhmestitel für das kleine Land gelten muß. Der Regierung wird die Führung im Gewerbeschulwesen dadurch außerordentlich erleichtert.

Es ist Grundsatz derselben, Schulen niederen Lehrzieles selbst nicht zu gründen, wohl aber dort, wo sie aus dem Bedürfnisse und dem Bürgersinne der Gemeinden oder Privaten entstanden sind, mit Geldmitteln zu unterstützen. Bedingungen werden an diese Geldmittel in der Regel nicht geknüpft. Man läßt den Anstalten volle Freiheit, weil man wohl weiß, wie sehr selbst verständiges Dazwischenreden dem guten Willen Eintrag thut. Der Staat hat einen Gewerbeschul-Inspector angestellt, welcher die Schulen besucht, den Schulvorständen und Lehrern gegenüber lediglich die Stelle eines vorsichtigen Berathers einnimmt und dem Ministerium über die Leistungen der Schule berichtet. Lehrplan und Methode richtet sich jede Schule nach eigenem Wunsche ein. Man ist sich eben in Dresden klar, daß die Industrie nicht nach einem Schema glücklich gemacht werden kann, man weiß, daß jedes einzelne Gewerbe seine besonderen Lebens- und Lehrbedingungen hat. Es ist kein Zufall, sondern der Erfolg dieser freien Auffassung, daß mehrere deutsche Gewerbeverbände ihre Schulen in kleine sächsische Städte verlegten. So die Uhrmacher nach Glashütte, die Klempner nach Aue, die Drechsler nach Leisnig. All diese blühenden Institute bilden kleine Centre der Intelligenz, welche Sachsen wieder zu Gute kommen. Ihre Lehrer sind fast durchweg nach dem Grundsatze gewählt, daß dem Gewerbe nur der Praktiker dienen könne, in ihren Lehrplänen macht sich immer mehr das Streben geltend, ohne sich an „allgemein bildenden" Fächern, ja selbst an der „theoretischen Vorbildung" aufzuhalten, auf das praktische Ziel los zu gehen. Man ist eben in Sachsen der Meinung, daß im Lehrgebiete der Volksschule der junge Mann nach seinem Abgange aus der Volksschule und der sich hier gesetzmäßig anschließenden Fortbildungsschule, sobald er in das Gewerbeleben eingetreten ist, nicht mehr wesentlich gefördert werden kann, daß in dem Unterrichte, dessen Kosten er noch zu erschwingen vermag, jede Minute darauf verwendet werden muß, ihn in seinem Fache selbst vorwärts zu bringen und wenn er auch noch so wenig von Geschichte und Naturwissenschaft, Mathematik und selbst Religion wisse. Jedes an seinem Ort!

So giebt es denn in Sachsen ein buntes Gemisch von Schulen, sind hier fast alle Lehrsysteme vertreten. Die Handfertigkeitsschulen in den Städten und in Bezirken mit armer Bevölkerung, die Frauen-Erwerbsschulen, die gewerblichen Fortbildungsschulen mit Abendunterricht, die offenen Zeichensäle nach Pariser Vorbild, die Innungsschulen mit ihrer eigenartigen Fachrichtung wirken oft concurrirend neben einander. Aus Dresden allein haben 15 Schulen mit 140 Lehrern und 3000 Schülern ausgestellt! Hierbei sind die höheren Lehranstalten: Polytechnikum, Kunstgewerbeschule, Handelsakademie und Conservatorium nicht mit vertreten.

Es ist unter solchen Verhältnissen nicht zu vermeiden, daß sich auch Uebelstände herausstellen. Jeder Schulunternehmer wählt sich die Lehrer nach eigenem Ermessen, oft sind dieselben Handwerker, selten lehren in den praktischen Fächern pädagogisch gebildete Männer. Jeder macht sich seine eigene Lehrweise, jeder muß eigene Erfahrungen sammeln und hat wenig Antheil an den Errungenschaften anderer Schulen. Namentlich dort, wo künstlerische Dinge mit in Frage kommen, sind die Lehrer kleinerer Orte meist schlimm daran. Sie sollen Schüler zu tüchtigen Webern, Patroneuren, Musterzeichnern ausbilden, in das Getriebe der Mode eingreifen und stehen doch selbst ganz außerhalb der Modebewegung. Im Kleingetriebe des Fabrikstädtchens versauern sie, verbeißen sie sich in selbsterfundene Systeme, ihnen und ihren Schülern zum Schaden.

Die Art nun, wie die sächsische Regierung diesen Schäden gegenüber eingreift, ist höchst lehrreich auch für andere Länder. Wir nannten schon als Mittelsperson zwischen den kleineren Provinzschulen und der Regierung den Gewerbeschul-Inspector. Seine Thätigkeit kann, der Natur jedes Menschen entsprechend, immerhin nur eine einseitige sein. Sie wird in der trefflichsten Weise ergänzt durch die Ausstellungen gewerblicher Schulen, deren erste 1883 in Zwickau stattfand und deren zweite jetzt eben in Dresden abgehalten wird. Diese Ausstellungen sind „für die Aufsichtsbehörden, Vorstände und Lehrer der gewerblichen Schulen" bestimmt. Jede Schule bringt in satzungsmäßig festgestellter Weise durch Schülerarbeiten den Lehrgang und nichts weiter als diesen zur Schau, der aus Arbeiten verschiedener Schüler aber des letzten Schuljahres zusammengestellt werden muß. „Die Ausstellungen der einzelnen Schulen sollen nicht auf decorative Wirkung berechnet sein", sagen die „Grundsätze". Die Ausstellung selbst hat dadurch freilich ein ganz anderes Wesen, wie so viele ähnliche Unternehmungen. Doppelconcerte, Feuerwerke und Panoramen sind mit ihr nicht verbunden. Für den Neugierigen bietet sie wenig, ist sie sogar entschieden langweilig. Um so bedeutender ist sie für den Fachmann, dem sie dienen soll.

Die Leiter der Schulen sind in ihrer Mehrzahl in Dresden. Jeder hat einen Bericht über die der seinen verwandten Lehranstalten einzureichen. Diese Berichte kommen in den die Ausstellung begleitenden Sitzungen zur Besprechung. Somit wird das Lehrsystem Gegenstand gründlicher Behandlung, wird der Einzelne durch die Kritik seiner Fachgenossen besser geleitet, als dies durch Regierungsverordnungen geschehen könnte. Die Beamten des Ministeriums sind nur Theilnehmer an der freien Versammlung, welche der Gewerbeschul-Inspector leitet. Der Fabriks-Inspector ist den Verhandlungen beigezogen, ebenso, wenn wohl auch nicht in genügendem Umfange, Vertreter des Gewerbes. Die Regierung lernt die Lehrkräfte, den Gedankeninhalt derselben kennen, wird belehrt, indem sie allgemeine Belehrung fördert.

Ein Vergleich der Zwickauer mit der Dresdner Ausstellung giebt davon Kunde, wie groß der Fortschritt der letzten Jahre ist. Die Hauptfehler im gewerblichen Unterricht, die Neigung, das Ziel der niederen Schulen zu hoch zu stellen, hat in höchst bemerkenswerther Weise nachgelassen. Die Kritik der Fachleute an dem in Weberei hergestellten Bildnisse des Kaisers, den gestickten Landschaften, der Bildchenmalerei im Zeichenunterrichte hat mehr genützt, als die Verordnungen der Ministerien mancher Nachbarländer gegen solche Ueberschreitungen eines verständigen Lehrprogrammes. Außerordentlich lehrreich ist zu sehen, wie die Schulen der Mode oder wenn dies

Digitized by Google

dem Lehrer vornehmer klingt, der Stilbewegung zu folgen, ja sie zu leiten bestrebt sind. Denn die Lehrer der wichtigsten sächsischen Anstalten haben den Grundsatz, die Schule müsse, wie die Werkstätte des Meisters, in ihren Arbeiten unmittelbar an das Bedürfniß des Lebens sich anschließen. Ist Rococo Mode, so machen die sächsischen Schulen auch Rococo, ebenso wie beispielsweise der Lehrling eines Ateliers für Musterzeichnen vom ersten Tage an den Stil arbeiten muß, der eben vom Geschäftsbetriebe gefordert wird. Man hat zu üble Erfahrungen mit dem „edlen" Stile, mit der z. B. in Preußen noch spukenden „Grundlage durch die Antike" gemacht, als daß man erst den frischen Sinn des jungen Gewerbekünstlers mit der abstrakten, dem modernen Leben so weltfernen Kunst von Hellas zu trüben geneigt wäre.

Der Erfolg der zweiten Ausstellung dürfte auch noch eine Klärung nach einer anderen Seite geben; und zwar in der Stellung der Lehrerschaft zu den verschiedenen Zeichensystemen. Immer mehr bildet sich der Kampf gegen das Mechanische derselben aus, die Abneigung gegen die Zeichenvorlagen. Bekanntlich lernen die Kinder in unseren Volksschulen erst gerade Striche, dann Kreise und so fort zeichnen, schreiten also systematisch vom Einfachen zum Schwierigen weiter. Das „Schönheitsgefühl" wird dann durch Zeichnen von klassischen Ornamenten ausgebildet. Nun aber hat man beobachtet, daß durch die Langeweile, welche das Kind bei der öden Linienmalerei empfindet, wenn es auch vielleicht eine gewisse Handfertigkeit erlangt, doch sicher die Lust und das Verständniß von dem verliert, zu welchem Zwecke man eigentlich zeichnet, nämlich zur Darstellung körperlicher Dinge. Jedes kleine Kind zeichnet so lange bis es in die Schule kommt. Dort erst treibt ihm das „System" die Freude an seinen Krakeleien aus, die ihm aber immerhin ein Bild des Darzustellenden bieten, statt an dieselben anzuknüpfen und sie fortzubilden, indem das Zeichnen vom ersten Tage an zur Darstellung einfachster, später schwierigerer in greifbaren Formen vorliegender Gegenstände verwendet wird. Dies ist doch so einfach, wie der Grundsatz, daß für die Anfänger im Lesen nicht kunstvoll verschlungene, aber keinen geistigen Inhalt bietende Sätze, sonders alsbald Worte gebildet werden, mit welchen das Kind einen Begriff verbindet.

Heute bildet das Zeichnen von „Palmetten" meist das Ziel des Zeichenunterrichtes selbst höherer Schulen. Diese Palmetten sind Formen, die kein Mensch mehr weder im Kunstgewerbe noch in der Architektur verwendet, weil sie zu langweilig für unser Empfinden sind. Trotzdem sollen gerade sie, als Erzeugnisse des hellenischen Klassicismus vorzugsweise „den Geschmack bilden". Diese Abstraktion, die Abwendung des Kunstunterrichtes von der lebendigen Kunst, dies Vorführen von Dingen als schön, weil sie früher für schön galten, kann nur verwirreud auf das Kindergemüth wirken. Im Kunstunterrichte giebt es keinen klassischen Stil als den, welcher der Ausdruck des Zeitgeistes ist, kann nur das Moderne, das was der Lehrer selbst schafft und erstrebt, wirksam sein, hier muß die Schule mit dem Leben gehen. Nur zu lang hat in den Akademien der stets zu dem leersten „Idealismus" führende klassische Geist der deutschen Kunst die Kühnheit im Fortschreiten, die Fähigkeit zu selbständiger Entfaltung genommen. Endlich müssen wir einsehen lernen, daß die Antike und die anderen klassischen Stile zwar sehr schön, aber keine Zuchtmeister für uns sind, deren Gesetze wir uns zu beugen haben. Das „modern Sein" muß aufhören als Makel zu gelten.

In der Dresdner Ausstellung sieht man freilich noch vielerlei „Vorbilder", die mir wenig vorbildlich zu sein scheinen. Selbst das neu erschienene Vorlagewerk, welches den Schulen von der Regierung empfohlen wird, scheint mir ein Mißgriff. Es ist doch weiter nichts als der alte Kohl in neuem Topfe. Auf seinen Wandtafeln findet man die alte Systematik, die alte Palmetten-Seligkeit. Es ist geradezu unerfindlich, warum Formen, die jeder Bauherr als Schmuck an seinem Hause entschieden ablehnen würde, den Geschmack „bilden" sollen, warum das Trockene an sich auch das „Edele" sein soll. Die Schaffung von Vorbildern darf nicht einem Einzelnen überlassen werden. Man nehme dieselben unmittelbar aus der Praxis, man sorge für ihren schnellen Wechsel. Das Schönheitsempfinden schwankt im gewerblichen Leben alljährlich. Dieses Schwanken ist sein Lebensnerv. Daher giebt es auch nicht unbedingt schöne, unbedingt vorbildliche Formen. Jede neue Tapete, die den Zeitgeschmack gut getroffen hat, ist als Vorlage für Musterzeichner besser geeignet, als eine Akroterie des Parthenons. Die Meister des Mittelalters, der Renaissance suchten ja auch nicht in der correcten Auffassung fremder Stile das beste Lehrmittel, sondern waren so bewußt modern, daß sie selbst das Alte, nach dem sie studierten, alsbald nach ihrem Sinne ummodelten, so daß es ein Neues wurde.

An einer Reihe von Schulen sieht man denn auch das Eingreifen eines frischen, minder akademisch vertrockenden Sinnes. Die Dresdner Kunstgewerbeschule, jene zu Plauen i./V. sind schon längst dafür bekannt, bei Vielen freilich auch dafür berüchtigt, frisch in das Tagesleben, in den Kampf der Moden oder Stile mit einzugreifen.

Die großen Erfolge der sächsischen Textilindustrie in künstlerischer Beziehung beruhen auf diesem Lehrsysteme. Geradezu überraschende Fortschritte zeigen die erzgebirgischen Spitzenklöppelschulen, seit ihr Centralort Schneeberg eine staatliche Gewerbezeichenschule erhielt. Beide Lehranstalten verdienen in ihrem Zusammenarbeiten unbedingte Anerkennung. Die Stickschulen der Frauenvereine sind auf einer Höhe der Leistung angelangt, die vor 15 Jahren noch nicht erträumt wurde, die kleineren Webeschulen des Landes, an denen früher viel Unnützes mit behäbigem Selbstgefühle betrieben wurde, schreiten tüchtig vorwärts, die Handwerkerschulen werden vielfach von Lehrern geleitet, die mit den leitenden Staatsanstalten in geistigem Zusammenhange stehen. Merkwürdiger Weise zeigt sich das regsame Leipzig als selbst hinter kleinen Städten im Stande der Entwicklung als zurückstehend.

Immer mehr schrumpft das mechanische Kopiren von Vorlagen zu Gunsten des Darstellens körperhafter Dinge ein. Als Gegensätze kann man die Methoden der Dresdner Baugewerkeschulen und des Technikums Mittweida hinstellen. In ersterer werden die Constructionen in Holz, Stein, Eisen nur nach den dem Schüler vorgelegten Modellen gezeichnet, so daß dieser erst das Object und dann die zeichnerische Darstellung desselben kennen lernt. So wird erreicht, daß die Zeichnung für ihn, wie sie soll, ein von ihm selbst geschaffenes und deshalb lebendiges Bild der dargestellten Körper wird. In Mittweida kopirt der Schüler noch große Maschinen nach Vorbildern, zeichnet er Dinge, welche er nie sah, vielleicht auch nie sehen wird, sicher aber ihrem innersten Wesen nach nicht versteht.

Die Ausbildung des Vorbilderwesens, namentlich auch die Beschaffung von Modellen für die verschiedenartigen Schulen wird die Aufgabe der Zukunft des sächsischen Gewerbeunterrichtes sein. Es ist zu hoffen, daß die Regierung auch hierin jene vorsichtig leitende Art beibehält, welcher sie ihre Erfolge verdankt und lediglich durch Anregung und Unterstützung aus der Menge ihrer tüchtigen und praktischen Lehrer sich das Material für den Vorbilderunterricht herbeibringen läßt, aus welchen die Schulen selbst dann die Wahl treffen können.

Wie hinsichtlich der Fabriks-Inspectionen Sachsen das Musterland des Reiches geworden ist, so auch im gewerblichen Schulwesen. Der Vortheil auch in social-politischer Hinsicht, welcher aus letzterem erwächst, liegt zu Tage. Der Staat hat seine Aufgabe hier richtig erfaßt, indem er seine Organe zu Förderern, nicht zu Herren in dem betreffenden Gebiete des Gewerbelebens machte! Diese Stellung erfordert viel Geduld, viel guten Willen und viel Nachsicht. Aber der Erfolg ist im Begriff zu beweisen, daß sie die allein wirksame ist. Das Reglement und die bevormundende Voraussicht des grünen Tisches vermögen in einer so vielfach komplicirte Maschine, wie es das Leben der Industrie ist, nur Unheil anzurichten. Die Dresdener Ausstellung würde einen doppelten Erfolg haben, wenn durch sie diese Erkenntniß auch über die sächsischen Grenzen hinaus verbreitet würde.

Digitized by Google

## Thümmel's Shakespeare-Charaktere.

Besprochen von Hermann Conrad.

Mit dem zweiten Bande von Thümmel's Shakespeare-Charakteren*) hat ein Werk seinen Abschluß erhalten, welches — das Product der mehr als zwanzigjährigen Arbeit eines tief gebildeten, geistvollen Mannes — zu dem Besten gehört, was Deutschland zu Ehren des großen Briten hervorgebracht hat. Wenn wir uns die Gegenstände der in den beiden Bänden vereinigten Abhandlungen vergegenwärtigen — Kinder- und Frauengestalten, Geistlichkeit, Narren und Clowns, Liebhaber, Helden, Greise, Repräsentanten des Gemeinen, Niedrigen und Bösen — so zeigt sich, daß der Verfasser den ganzen ungeheuren Kreis Shakespeare'scher Charakterschöpfungen an uns vorüberziehen läßt und die Vollständigkeit der Werke von Ulrici, Gervinus und Kreyßig, wenn wir von dem in den letzteren zusammengetragenen literarhistorischen Materiale absehen, erreicht. Thümmel's Werk unterscheidet sich vortheilhaft von dem Gervinus'schen dadurch, daß es nicht von einem im Voraus construirten Systeme der Lebensdarstellung ausgeht, das der freien Dichterarbeit als ein machtloser Vergewaltigungsversuch gegenübersteht; seine juristische Gewissenhaftigkeit ist unfähig, die Charaktere unter das Joch vorgefaßter Ideen zu beugen, was Gervinus nicht selten thut: er stellt jeden Charakter, losgelöst aus dem Organismus des Kunstwerkes, in seinem eigenthümlichen Lebensrechte vor uns hin in hellem, scharf umrissenem Abbilde. Auch Thümmel's Stil hat — ebenfalls zu seinem Vortheile — nichts mit dem von Gervinus gemein, der nur zu oft die durchsichtigsten Gegenstände mit einem Nebel philosophisch volltönender Redewendungen uns und — sich selbst verschleiert: er erfüllt vielmehr vollkommen die moderne Forderung der Einfachheit und Klarheit, ohne darum rhetorischen Schmuckes und geistreicher Pointen zu entbehren. Und wenn wir bei Thümmel das Feuer Kreyßig'scher Beredtsamkeit vermissen, so fühlen wir uns doch sicher vor der Gefahr, auf Irrpfade hingerissen zu werden, und folgen vertrauend seiner Führung, die selten vom rechten Wege abweicht.

Thümmel hat die Figuren der Shakespeare'schen Dichtungen nicht dramenweise, wie bisher üblich, sondern gruppenweise geschildert, indem er die sämmtlichen Vertreter einer bestimmten Charakterrichtung in seinen Abhandlungen zusammenstellt. Aus dieser Einrichtung ergab sich von selbst, daß er innerhalb der Charaktergattungen Arten unterscheiden mußte, daß er z. B. die Helden Shakespeare's in Helden „des Aufganges, der Höhe, des Niederganges" eintheilte. Die Schwierigkeiten, welche ein solches Schematisiren mit sich brachte, scheinen mir nicht überall hinlänglich überwunden zu sein; besonders erregt das Capitel „Die Repräsentanten des Gemeinen, Niedrigen und Bösen" nach dieser Seite hin Anstoß.

Schiller, und mit ihm Thümmel, trennt die Begriffe des Gemeinen und des Niedrigen: in dem ersteren erkennt er nur eine negative Seite, das Fehlen von Vorzügen, den Mangel großer Eigenschaften; während das Niedrige einen positiven Charakter hat und sich in schlechten Sitten, in verächtlicher Gesinnung zeigt. Nach dieser Definition ist der Schritt vom Niedrigen zum Bösen ein sehr kurzer, und es dürfte schwer sein, zwischen beiden Begriffen eine klar erkennbare Grenzlinie zu ziehen; und auch die ersten beiden Begriffe lassen sich consequent nur dann aus einander halten, wenn man das Gemeine als das Triviale, Mittelmäßige ohne den im Niedrigen liegenden tadelnden Nebensinn faßt. Das hat Thümmel nicht streng genug gethan: er hat das Gemeine nicht bloß nicht vom Niedrigen, sondern mitunter auch nicht einmal vom Bösen gesondert. Dadurch erhalten eine Reihe von Charakteren, selbst wenn ihre Zeichnung im Einzelnen treffend ist, ein schiefes Ansehen. Als „gemeine" Seelen finden wir unter Anderen zusammengestellt die Tribunen Sicinius und Brutus, die Könige Johann, Heinrich IV., Heinrich VI. und Jacques. Jene Tribunen, welche die Absicht aussprechen, Coriolan „den Hals zu brechen", zeigen doch wohl mehr eine niedrige Gesinnung. Jacques, ein Wesen einzig in seiner Art unter den Geschöpfen Shakespeare's, ist weder gemein noch niedrig, noch böse, sondern bei aller geistiger Bedeutung krank. Ebenso wenig paßt Heinrich VI. in eine dieser Kategorien: seine Schwäche steht zwar weit unter dem Niveau des Mittelmäßigen; aber „einen geistig und sittlich hochstehenden Menschen, der gerecht, liebreich, menschenfreundlich, stets hülfsbereit — mit feinem Gefühle für das Schöne und Gute begabt ist — einen sinnigen Heiligen" werden wir unmöglich als gemein bezeichnen können. Dagegen müssen wir einen Charakter wie Johann, diesen verrätherischen und mörderischen König, als entschieden böse bezeichnen. Heinrich IV. ist neben so vielen gelungenen Portraits total verzeichnet; Thümmel schildert uns den historischen Bolingbroke, was Shakespeare durchaus nicht thut: dieser läßt vielmehr einen Theil von dem Glanze, mit dem er das Idol seines Herzens, Heinrich V., umgibt, auf dessen Vater überstrahlen; er zeichnet ihn als einen Mann, der von einem so großen Sohne geliebt und verehrt wird.

Unter den Bösewichtern scheint mir die Reihe derer, welche das Böse thun ohne jedes andere Motiv als die reine Lust am Bösen, zu zahlreich. Ueberall, wo solche Ungeheuer in Menschengestalt gezeichnet worden sind, sind sie das Product einer jugendlich zügellosen Phantasie in Verbindung mit einer jugendlichen Lebenserfahrung; das reifende Kunstverständniß erkennt leicht, daß solche krankhafte Abnormitäten überhaupt kein Gegenstand für poetische Darstellung sein können. Shakespeare hat nur einen derartigen Charakter in seinem ersten Drama und in einem Alter von etwa 23 Jahren gestaltet: es ist Aaron in „Titus Andronicus". Don Juan in „Viel Lärmen um Nichts" ist ein Misanthrop, der in seiner tiefinneren Unzufriedenheit den Anblick glücklicher Menschen nicht ertragen kann, und gleichzeitig ein Intrigant: man kann diesen kleinlich gehässigen Menschen unmöglich auf eine Stufe mit Aaron stellen. Was Jago anbetrifft, so ist Thümmel nicht der einzige, der in ihm den eingefleischten Teufel sieht und damit Shakespeare noch in reiferen Jahren einer solchen ästhetischen Mißschöpfung für schuldig erklärt; und allerdings ist die Leichtigkeit, mit der er zur bösen That schreitet, eine besonders große. Eine Lust am Bösen in Jago vorauszusetzen verbietet der Dichter uns dadurch, daß er ihn selbst die Motive seines Verbrechens anführen läßt. Geht man nun so weit zu sagen: die Gründe, die er anführt, sind in Wirklichkeit keine, sie sollen sein Verbrechen nur vor ihm selbst beschönigen — so muthet man sich zu, die Absichten des Dichters besser zu kennen als er selbst, und entzieht dem Verständnisse der Dichtung jeden soliden Boden. Um die Motive der Handelnden eines Dramas zu beurtheilen, dafür haben wir eben nichts anderes als die Worte, die sie selbst sprechen und die Andere über sie sprechen. Denselben Fehler hat man bei der Beurtheilung Hamlet's begangen, indem man sich nicht klar gemacht hat, daß die Worte Ophelia's über ihn zweifellos denjenigen Charakter zeichnen, welchen Shakespeare im Hamlet darstellen wollte — zweifellos darum, weil es keinen verständigen Grund geben kann, weshalb der Dichter den Leser so hätte in die Irre führen sollen. Wenn uns also Shakespeare durch den Mund Jago's, und zwar in seiner allerersten Rede, verkünden läßt, daß gekränkte Eigenliebe das Motiv seines Handelns ist, so müssen wir das einfach glauben, ganz abgesehen davon, daß es in diesem Falle zugleich ein sehr plausibles Motiv ist. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß jene einseitig verstandesbegabten, niederen Naturen, die ihren Vortheil im Alltagsleben so klar zu erkennen und so gewandt zu erreichen wissen, sich zu Höherem berufen glauben, als die Welt aus ihnen zu machen pflegt. Und doch thut Othello durchaus recht, wenn er Jago von höheren Commandostellen fernhält: vor irgend eine folgenschwere Entschließung gestellt, die einen Blick über den nächstliegenden Vortheil hinaus, irgend welches Maß von Ge-

*) Halle, Max Niemeyer. Der erste Band war bereits 1881 erschienen. Die meisten der Aufsätze sind zum Theil schon lange vorher in den „Jahrbüchern der Deutschen Shakespeare Gesellschaft" veröffentlicht worden.

Digitized by Google

sinnungsgröße erforderte, würde der anstellige Kopf das schmählichste Fiasko machen; er ist eben nicht bloß so schlau, er ist auch so unfähig wie ein Fuchs.

Die Eintheilung der Liebhaber in solche, die love (wahre Liebe), und in solche, die fancy (eingebildete Liebe) fühlen, ist insofern anfechtbar, als fancy gar nicht das ist, wofür die meisten Erklärer es halten: eine besondere Art von Liebe, „das phantastische Gebilde der Neigung und Einbildung zugleich, welches sich den Thatsachen assimilirt," d. h. sich ihnen unterordnet. Fancy ist vielmehr eine der beiden Vorstufen zur love, der dauernden, tiefen Liebe, die jeder Liebhaber zu überwinden hat. Die Liebestheorien der Renaissance unterscheiden drei Phasen der Liebe: die erste ist die Augenliebe, das plötzliche Ergriffensein bei dem Anblick einer schönen Erscheinung; die zweite ist das liebende Gedenken an den abwesenden Gegenstand oder fancy; dies ist der Zustand der allgemeinen Liebessehnsucht, der Liebesbedürftigkeit, die leicht den Gegenstand wechselt. Bleibt die fancy allen Versuchungen zum Trotze an dem Gegenstande, der sie erregte, haften, dann wird sie zur love. Die Zeitgenossen Shakespeare's fanden keinen verwerflichen Wankelmuth in dem plötzlichen Uebergange Romeo's von Rosalinde zu Julia: wenn er Rosalindens gedachte, so liebte er sie darum noch nicht; der Anblick des schönen Weibes hatte ihn nur liebesfähig gemacht, den Boden seines Herzens für die Aufnahme der wahren Liebe bereitet; so geht der Zustand der fancy, in welchem er sich Rosalinden gegenüber befindet, beim Anblick Juliens in love über. Unter diesem Gesichtspunkte darf man Bassanio nicht als einen fancy-lover bezeichnen; und wenn man Hamlet's Verhältniß zu Ophelia für eine leichtfertige Liebelei hält (mit Rücksicht auf den äußerlichen Wortlaut der 1. Scene des 3. Actes), so schließt das eine vollkommene Verkennung seines Gemüthszustandes in sich.

Ueberhaupt kann die Darstellung Hamlet's, wie sie in dem Kapitel „Helden" gegeben wird, heute nur noch auf getheilten Beifall rechnen. Es ist die bekannte Goethe'sche Auffassung, der sich Schlegel anschloß und die Tieck in's Niedrige verzerrte. Ihnen erstand ein geistesstarker Gegner in Hermes (1827), der meines Wissens zuerst in Deutschland für die Heldenhaftigkeit Hamlet's eine Lanze brach. Börne gab sich dann die größte Mühe, die Goethe'sche Auffassung zu Tode zu hetzen, indem er in einem seiner souverän geistreichelnden Essays ihre Consequenzen bis zum Unsinn zog und aus dem schwachen, zarten Hamlet Goethe's einen verächtlichen Burschen, aus dem Könige aber einen „vornehmen Geist — einen großen, königlichen, ehrfurchtgebietenden" Menschen, also den Helden machte. Sie erstand dennoch wieder bei Gervinus in dem reineren Goethe'schen, bei Kreyßig in dem unreineren Tieck-Börne'schen Sinne. Dem Letzteren — und vielleicht ihm nicht allein — kam es darauf an, in Hamlet eine der deutschen Nation schuldgegebene Willensschwäche energisch zu züchtigen. Neben ihnen vertrat Ulrici eine edlere Auffassung des Hamletcharakters, und die Anhänger dieser Richtung mehrten sich: die Werke von Tschischwitz und Werder erschienen. Dann versetzte Hermann Baumgart der alten Auffassung in einem Büchlein*), zugleich fein und mächtig, einen Streich, von dem sie sich schwerlich jemals wieder ganz erholen kann. Und seit dieser Zeit haben sich die Stimmen zu Gunsten Hamlet's — hier wie jenseits des Canals — bedeutend gemehrt.

Thümmel geht nicht so weit, wie eine Reihe seiner Vorgänger, einen tragischen Helden Shakespeare's zum Feigling zu stempeln; er weist vielmehr an den bekannten Vorgängen des Stückes nach, daß die Furcht Hamlet unbekannt ist. Dadurch aber wird der Widerspruch, der in seiner Auffassung liegt, um so augenfälliger. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Shakespeare den für den Verlauf der Handlung durchaus entbehrlichen Kampf mit den Seeräubern, bei dem Hamlet sich so rühmlich benimmt, absichtlich eingefügt hat, um dem Hörer oder Leser jedes Bedenken hinsichtlich der heldenhaften Eigenschaften des Dänenprinzen zu nehmen. Wenn also Hamlet hier und bei anderen Gelegenheiten eine heldenhafte Initiative zeigt und „des Kriegers Arm" dem Mörder seines Vaters gegenüber dennoch unthätig bleibt, so werden wir den Grund dafür wohl schwerlich in seinem Mangel an heldenhafter Initiative sehen dürfen, sondern viel logischer in dem unausgesprochenen Abscheu vor der Erfüllung eines Gebotes, das so wenig Heldenhaftes ihm auferlegt, wie einen Mord und die Entehrung der eigenen, geliebten Mutter. Wir werden dann auch nicht in der unhaltbaren Lage sein, einem Shakespeare die ästhetische Ungeheuerlichkeit zuzutrauen, daß er einen dramatischen Helden an seiner Schlaffheit zu Grunde gehen läßt. Und wir werden dann schließlich die tragische Stimmung, die uns beim Anblick dieser Tragödie mit elementarer Gewalt ergreift, nicht zu erklären haben als ein absolut untragisches Mitleid mit der Schwäche eines Menschen, sondern als eine tiefe Trauer über die Unvollkommenheit unseres Erdendaseins, wo die reinste, vornehmste Menschlichkeit gerade durch ihre Reinheit und Vornehmheit dem Untergange geweiht werden kann in einer unmenschlichen Zeit.

Shakespeare sah solche hamletische Conflicte öfter vor Augen in einer Zeit, wo die einzelnen Blumen höchster Geistes- und Gemüthsbildung, auch eine Art „schöner Menschlichkeit", emporblühten mitten unter den barbarischen Traditionen des Mittelalters. Er kannte z. B. einen Menschen — und nach meiner (anderweitig begründeten) Ueberzeugung war es sein Freund — der, ein Liebling aller Götter, ein trauriges Ende nahm an einem Hofe, wo die Kraft der Verschlagenheit viel mächtiger war als Heldensinn oder irgend eine Geisteskraft. Und zwischen diesem Manne und seinem Hamlet hat man eine Reihe von Charakterähnlichkeiten nachgewiesen — vielleicht mehr als vorhanden waren. Was aber zweifellos, ist die Thatsache, daß er die Zusätze, welche die alte Hamletsage erst zu einem tragischen Stoffe machten — die Verführung der Mutter des Helden und die Ermordung des Vaters durch den Verführer*), aus der Familiengeschichte dieses Mannes entnahm. Essex tödtete seinen Stiefvater Leicester nicht; denn auch er liebte seine ungetreue Mutter — und Niemand zweifelt an seiner Heldenhaftigkeit.

Indem ich nun nochmals das Thümmel'sche Buch allen Shakespearefreunden angelegentlichst empfehle, möchte ich zum Schluß an den Herrn Herausgeber — der Verfasser weilt nicht mehr unter den Lebenden — die Bitte richten, in einer zweiten Ausgabe die zahlreichen störenden Druckfehler, die sich besonders in englischen Namen und Worten finden, verschwinden zu lassen.

*) Die Hamlettragödie und ihre Kritik. 1877.

*) In der amtlichen Untersuchung über den durch Gift veranlaßten Tod des alten Grafen Essex wurde die Schuld des Leicester's nicht erwiesen; aber Alles glaubte daran, da jener außer dem Verführer seiner Frau keinen Feind besaß.

## Feuilleton.

### Der Sonntag auf dem Lande.

Von Renato Fucini.

Aus dem Italienischen von Oskar Bulle.

(Schluß.)

„Eine andere, Gostino! rasch!" Diese andere kam; aber kaum war bei ihr der Bindfaden durchschnitten, so ereignete sich die Katastrophe: der Wein spritzte hinweg, pfauchend wie ein wüthender Kater, und Signor Cosimo, welcher im Kreise herumging, um nirgends Unheil anzurichten, durchnäßte im Gegentheile Alles, unter den Flüchen des Caplans, welcher einen Spritzer in den Nacken bekommen hatte, und den Aufschreien der Frauen, welche sich mit dem Kopfe unter die Serviette versteckt hatten.

„Eine andere, Gostino!"

„Nein, nein! nun ist es genug, Signor Cosimo!"

„Cosimo, um Himmelswillen . . .!" riefen die Frauen.

„Du scheinst mir etwas kindisch geworden zu sein!" brummte Don Paolo. Aber Signor Cosimo, welcher den Preis als Weinkenner, den er

Digitized by Google

sich auf der zur vorjährigen Messe veranstalteten Ausstellung selbst zuertheilt hatte, arg compromittirt sah, wollte nun erst recht die Sache zu Ende führen, und das gelang ihm denn auch schließlich in allen Ehren. Gostino brachte die dritte Flasche, welche ganz ausgezeichnet ihre Aufgabe erfüllte, und der Frieden war damit wieder hergestellt. Aber der Sturm der Höflichkeiten umbrauste mich nun um so wüthender, nachdem durch den Erfolg der letzten Flasche in meinen Bedrängern die gute Laune geweckt worden war. Ich sah bald auf meinem Teller die Vögel, welche auf denselben von allen Seiten her niederregneten, zu einem Berge gehäuft, und eines dieser Thierchen warf mir der kleine Bengel sogar in's Gesicht unter dem lauten Lachen seiner Anverwandten, welche ganz entzückt über das geistreiche Wesen des Jungen waren. Und auch dieses Alles mußte ich essen.

„Ohne Brod."

„Sissignora! Nieder mit den Bäckern!" rief ich, indem ich ein Lachen erhob, welches so unnatürlich herauskam, als wollte ich lieber wüthend um mich beißen. Signora Olympia wünschte hierauf, daß ich von ihr einen gebratenen Sperling annähme.

„Ein Vögelchen mit feinem Schnäbelchen," sagte sie mir, „und er ist so delicat."

„Da es von Ihnen kommt, Signorina, kann ich es nicht zurückweisen."

„Es ist der letzte!" seufzte ich auf im Innersten meiner Brust; „ich will mich opfern, um ein Ende zu machen."

„Ich danke, Signorina; seien Sie aber versichert, daß es mir ein großes Opfer ist."

„Ich werde Ihnen für dasselbe mein ganzes Leben dankbar sein." Dabei schaute sie lächelnd über meine Schultern hinweg. Ich wandte mich um und sah den Caplan, welcher, starr wie eine Bildsäule des Fatums, zwei Lerchen an den Händen hin- und herschwenkend sich meinem Gesichte zuneigte und mir feierlich und drohend zurief:

„Diese werden Sie doch sicher nicht zurückweisen? Ich selbst habe sie an diesem Morgen gefangen, sie sind frisch und fett, wie Sie sie in Florenz nirgends bekommen; und wenn Sie sie auch dort fänden, so würde man sie Ihnen unter acht Soldi das Stück nicht hergeben."

Er legte mir sie auf den Teller und starrte mich dabei fortwährend an, indem er in einer Anwandlung von Wohlwollen, welches durch das letzte, wie mir es schien, überaus rasch wirkende Glas Aleatico noch stark vermehrt war, gräulich die Augen verdrehte.

Dann kam der Salat mit harten Eiern, dann die Früchte, dann das Dessert, dann noch andere Flaschen auf den Tisch und dann endlich — Gott Lob und Dank! — war das Mahl zu Ende. Aber ich glaube, daß auch meine Sieger wenig Veranlassung hatten, über ihren Sieg zu jubiliren. Man mußte die Hosen, die Westen und die Gürtel lüften, es war ein Schnaufen und Pusten auf allen Seiten; überall sah man fettglänzende Lippen und geröthete Augen; nur Signorina Olympia, welche nur geistige Nahrung zu lieben schien, war unverändert geblieben und trug immer eine anmuthige Haltung zur Schau, ja sie zeigte sogar einige Male in ernsteren Augenblicken ein freundliches Mitleiden mit meiner Lage.

Und unsere Unterhaltung während des Mahles? Sie war gleich Null. Sie bestand in einem fortwährenden, inhaltsleeren Wettstreite von Anbieten, Zurückweisen und neuem Anbieten; von: „nehmen Sie" und von: „ich danke", von: „Sie essen ja nicht, Sie trinken ja nicht", und in einem nervenerregenden Gelächter, das sich jedes Mal erhob, wenn sie ein neues Mittel, mich zum Platzen zu bringen, entdeckt hatten.

„Die Gedichte, Olympia, die Gedichte!" rief Signor Cosimo jetzt seiner Schwester zu. „Das Sonett des Calamai."

Ich wandte mich rasch nach Signora Olympia um, um in ihren Augen die ganze Schwere dessen, was mir drohte, zu lesen, und ich sah ihr Gesicht einen Ausdruck annehmen, der mir Pein verursachte. Signora Flavia erweckte in mir dasselbe Gefühl, und schließlich glaubte ich selbst auf dem Gesichte des Knaben etwas lesen zu können, das wie Furcht aussah. Sie schauten alle auf Signor Cosimo mit einer andachtsvoll fragenden Miene, plötzlich aber wandten sie sich alle auf einmal gegen das Ende der Tafel nach einer Stelle hin.

In demselben Augenblicke rief Signor Cosimo in aufgeregtem Tone nach Gostino und dieser erschien mit zwei Bauern, welche den Don Paolo unter den Armen faßten und ihn, wie einen Mehlsack, aus dem Zimmer schleiften. Ich erhob mich erschreckt und wollte helfen, aber Signor Cosimo hielt mich zurück, indem er mir mit einer halb schmerzlichen, halb beschämten Miene sagte, ich solle mich nicht dadurch erschrecken lassen, denn das sei ein gewöhnliches Vorkommniß.

„Vor ein paar Stunden wird es nicht anders. Herzkrämpfe! Wenn er sich nur ein Bischen mit Speisen beschwert ..."

„Aber warum sucht er nicht, sich zu mäßigen?" Signor Cosimo zuckte die Achseln.

„Und befällt es ihn oft?" frug ich.

„Alle Tage! Der arme Onkel!" antwortete mir Signora Olympia. „Ach, es ist eine große Beschwerde für ihn!"

„Und was sagt der Arzt dazu?"

„Ach!" rief Signor Cosimo. „Das ist es gerade! Sie kennen ihn, diesen ... diesen ... Der Arzt lacht; das sagt der Arzt, wenn Sie es wissen wollen; er lacht. Und als man ihn das zweite Mal wegen eines dieser gewöhnlichen Anfälle holen ließ, hatte er, dem ich erst überhaupt die Stellung hier geschaffen habe — verstehen Sie, ich habe sie ihm erst geschaffen —, hatte er die Frechheit, diesem meinem armen Bruder zu sagen: »Herr Caplan, ein anderes Mal müssen Sie den Wein mit Wasser mischen.« Haben Sie nun begriffen, was der Arzt dazu sagt? Aber in mein Haus hat er nie wieder den Fuß gesetzt und ich hoffe ... nicht wahr, Flavia?"

Gostino kam und sagte seinem Herrn irgend etwas in's Ohr, worauf dieser ärgerlich antwortete, man solle einige Sägespähne hinwerfen, es gleich aufwischen und die Geschichte rasch beseitigen."

„O, o! Jetzt aber lustig; es hat ja weiter nichts auf sich! Flavia, wo wirst Du uns den Kaffee reichen; hier oder im Garten?"

„Lassen wir den Herrn entscheiden!"

„Im Garten, im Garten!" sagte ich rasch, denn ich sehnte mich aus dieser Bedrängniß hinaus und nach einem Athemzuge in der Herbstluft, um so mehr, als im schärfsten Gegensatze zu meinem bemitleidenswerthen Gefangensein draußen ein entzückender Tag war. Und seit zwei Stunden beneidete ich die Vögel in dem Vogelherde, die man von dem Hügel her, der gegenüber lag, ihre anmuthigen Weisen singen hörte, und die Zuglerchen, welche trillernd sich in den Dunstkreis verloren, der auf der Ebene nach Süden hin lagerte.

Signor Cosimo entfernte sich, indem er mir sagte, er würde bald zurückkehren. Signora Flavia lief dem Gostino nach, welcher sie nach den Schlüsseln zum Holzstalle gefragt hatte; der Knabe lag eingeschlummert quer über zwei Sesseln hin und Signora Olympia sogar verließ mich eilig, indem sie mir sagte, daß „eine dringende Nöthigung sie zwänge, hinwegzugehen."

Ich selbst war kaum noch bei Besinnung. Geschwollen wie ein aufgeblasener Frosch und mit dem Gefühle, als ob ich einen eisernen Ring um den Kopf trüge, zündete ich mir eine Cigarre an, streckte die Beine unter den Tisch lang aus und ließ den Kopf auf die Lehne des Sessels zurücksinken. So hätte ich gerne ein Schläfchen gemacht, denn ich war gerade dazu aufgelegt, da hörte ich ein starkes Läuten an der Klingel, welche ich bei meiner Ankunft am Morgen gezogen hatte, und meine Gastgeber, mit Ausnahme des Don Paolo, kehrten eiligst in das Zimmer zurück und kündigten mir an, daß einige Herren am Gitter des Gartens seien und daß man ihnen entgegengehen müsse.

„Ich komme; ich komme sofort," sagte ich halb im Traume und bewegte mich automatisch hinter meinen Gastfreunden her. Gostino eilte voraus, um zu öffnen, und ich sah auf dem Wege bummelig eine Gruppe von fünf Personen daherkommen, drei Priester und zwei Laien, roth wie die Truthähne, welche schrieen und aufgeregt thaten, gesticulirend wie die armen Seelen der Verdammten, während draußen ein Schwarm von Kindern und Bauern standen, die theils auf das Gitter geklettert waren, theils ihre Köpfe durch die Eisenstangen desselben zwängten und mit offenem Munde beobachteten, was drinnen vorging.

Signor Cosimo nahm mich am Arme, schleifte mich vorwärts und stellte mich dem Präpositus der Siepolenserinnen, dann dem Caplan desselben, dann dem Probst und zuletzt dem Localschulinspector Stelloni und dem Gemeindeschreiber vor.

Wir wurden rasch in die Weinlaube geführt, wo die Bauern Sessel um einen Steintisch herumgestellt hatten, und bald nachher erschien Gostino mit aufgestrüffelten Hemdärmeln — denn er hatte schon mit dem Aufwaschen des Geschirres begonnen — und brachte uns den Kaffee. Man hätte meinen sollen, daß nun eine äußerst lebhafte Unterhaltung sich angesponnen hätte, aber im Gegentheile — das Gespräch blieb höchst dürftig, sicherlich weil der Fremde diesen Herren ein Gefühl der Ehrfurcht einflößte. Es war ein mühseliger Austausch von kurzen Fragen und einsilbigen Antworten, bis endlich der Secretär Gemeindeangelegenheiten zur Sprache brachte. Zuerst wurde ein wenig Klatsch getrieben, dann zog der Secretär zwei Schriftstücke heraus, um sie von Signor Cosimo unterzeichnen zu lassen, worauf denn dieser auch rasch den Gostino nach dem Schreibzeuge schickte. Er unterzeichnete, indem er gewichtig seine Brille auf die Nase setzte, und nachher betrachtete er noch eine Weile seine eigene Unterschrift mit höchst befriedigter Miene, als wollte er Jedem, der es hören wollte, sagen: seht, was für eine Ordnung in diesem Jahre in den Geschäften herrscht.

„Und wie sieht es mit den Pocken aus, Stelloni?"

„Es scheint, lieber Signor Cosimo, daß sie eine immer größere »Extraction« annehmen; und was das Ueble dabei ist, sie sind bösartig ..." antwortete Stelloni, indem er die Nase in die Höhe zog und die Beine übereinanderschlug. Von da an begann das Gespräch sich zu beleben. Und es war, als hätte Stelloni mit seinem »Extraction« den Grundstein zu einem großen Gebäude gelegt, denn der Präpositus der Sinpolenserinnen begann sogleich von seinen „ekstatischen" Blumen zu reden, welche er schon in das Haus gestellt habe aus Furcht vor dem Reif. Sein Caplan aber sagte mir, daß er kein „Agrarier" sei, denn er habe nie Limonen in seinem Garten in die Höhe bringen können; und Stelloni ließ mich wissen, daß er vor Jahren viel auf die Jagd gegangen sei, aber jetzt habe er sich „ressevirt", ein wenig seiner Beine wegen, die nicht mehr recht mitkommen wollten, hauptsächlich aber, weil sein sehr tüchtiger Hund „sich des Augenlichtes entschlagen" habe; wie es scheine, sei das durch die in den Sümpfen geholte Feuchtigkeit verursacht. Hinsichtlich der gemischten Schulen bemerkte er, daß sie sehr wenig Kosten verursachten, daß ihm aber der „Communismus" des männlichen und weiblichen Geschlechtes durchaus nicht gefiele. Und Signor Cosimo endlich, um nicht zurückzustehen, beklagte, daß er mir nicht die „Fontänen"-Künste zeigen könnte, welche sie um den Teich herum angebracht hätten, weil die Schlüssel zu dem „Maschinismus" in der Schublade des Caplans lägen.

Signora Flavia schaute uns etwas geistesabwesend zu; sie hatte die Augen voll Schlaf und riß sie immer wieder gewaltsam auf, besonders wenn aus der Küche, wo Gostino am Aufwaschen war, das Klappern des Geschirres etwas allzu lebhaft herausscholl. Signora Olympia aber, welche wohl keinen Gefallen an der ihrer unwürdigen Unterhaltung fand, ging im Garten auf und ab und ließ ihre Blicke zärtlich über ihre Blumen hinschweifen, bis sie schließlich vor einer Monatsrose Halt machte, zwischen deren Blättern zwei Bienen summten. Hold flötete sie: „O, ihr lieben Thierchen!"

Digitized by Google

»Die ihr nippt bald dort, bald hier,
Jede Blum' nur flüchtig streifend,
Ekel schafft euch solche Gier
Und ich sag . . .«

„Immer ist sie poetisch, die Signora Olympia," rief der Präpositus der Sinpolenserinnen, „immer poetisch. Sind diese Verse von Ihnen, Signora Olympia, sind sie von Ihnen?"

„Jetzt, Olympia," fuhr Signor Cosimo in die Höhe, „wenn es jetzt nicht kommt, wird es dann zu spät. Das Sonett des Calamai! aber rasch! denn es ist wirklich schön!"

„Es ist wundervoll," bemerkte der Präpositus. „Ich selbst, sehen Sie, habe es ganz im Kopfe, so daß ich es aufsagen könnte, als hätte ich es gedruckt vor mir. . . . Ich habe noch nie etwas Aehnliches gehört!"

»Du freust dich, junges Kind und doch erwartet
Dich schon der heil'ge Geist . . .«

„Ah, bei Gott!"

„Verflucht schön!"

Der Präpositus warf einen zürnenden Seitenblick auf den Caplan und Signora Olympia schickte sich eben an, das so ersehnte Sonett zu declamiren, als unter der Thüre des Hauses Don Paolo sichtbar wurde. Seine Kleider, seine Arme, sein Mund, die Augen, die Haare, kurz Alles schlotterte an ihm und er stand auf der Schwelle, die Blicke fest auf den Boden geheftet.

Alle gingen ihm entgegen, um ihn zu beglückwünschen und zu fragen, wie es ihm ginge.

„Das Herz, meine Herren, das Herz!" Dabei drückte er seine Hände auf die linke Seite der Brust, verdrehte die Augen und verzerrte den Mund, als hätte ihm ein Krampf den Athem benommen. Dann aber frug er:

„Cosimo! hat sich auf dem Vogelherd noch etwas gefangen?"

„Noch fünf, Don Paolo!" rief Gostino aus der Küche heraus.

„Fünf! Dann haben wir es heute auf fünfzehn gebracht!" rief Don Paolo, sich wie durch ein Wunder wieder belebend. „Gostino! den Stock und den Hut!"

Signor Cosimo winkte uns mit den Augen, daß auch wir nach dem Vogelherd gehen sollten, um dem Bruder eine besonders angenehme Aufmerksamkeit zu erweisen, aber die drei Priester waren so kühn, sich unter dem Hinweis, daß es bald zur Vesper läuten würde, loszumachen und so gingen denn wir vier: Signor Cosimo, der Secretär, der Localschulinspector Stelloni und ich, allein, zur großen Genugthuung des Don, Paolo, welcher mit großen Schritten vorausging und mir dabei erzählte daß er einen schönen männlichen Gimpel für den Prior von San Gaggio aufbewahrt hätte und daß ich ihm einen Gefallen erweisen würde, wenu ich denselben Jenem brächte.

Jedoch die Zeit verstrich. Es hatte schon drei geschlagen; um sechs Uhr ging der Zug, vom Dorfe zu der Station brauchte man dreiviertel Stunde und ich wollte auf jeden Fall doch noch ein wenig mit meinem Freunde, dem Doctor, zusammensein, wollte hören, was er mir zu sagen habe, wollte meine Seele durch die Erinnerungen unserer Jugendzeit erfrischen und wollte, vor Allem, mich von der Peinigung befreien, welche nun bald alle Grenzen zu überschreiten begann.

„Ich . . . Signor Cosimo, entschuldigen Sie mich, aber ich muß einmal in's Dorf gehen."

„Brauchen Sie irgend etwas?"

„Ja! . . . ich habe keine Cigarren mehr!"

„Hier ist noch eine halbe . . ."*) schrie der Localschulinspector Stelloni gleich heraus.

„Ich möchte auch eine Postkarte schreiben."

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," sagte der Secretär, „daß Sie jetzt wohl den Verkauf verschlossen finden würden."

„Ich gebe Ihnen eine und Sie schreiben sie, wenn wir nach dem Hause zurückkehren," sagte mir Signor Cosimo.

Unnützes Bemühen! Es wäre gerade so viel gewesen, als hätte ich dem Hausherrn eine Ohrfeige gegeben, wenn ich ihm von meiner Verabredung mit dem Arzte geredet hätte.

„Jetzt zum Vogelherde! Aber ich möchte die Herren bitten, ein wenig schnell, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist."

„In einer halben Stunde geht man hin, hält sich dort auf und kehrt wieder zurück," sagte Don Paolo.

Und wie Schafe zogen wir hinter ihm hinauf. Er hatte, belebt durch seine Leidenschaft, im Handumdrehen seinen Herzkrampf überwunden und führte uns auf einem ganz steinigen Fußwege den Hügel, der so steil war wie der Calvarienberg, hinan, so daß wir nicht wenig außer Athem kamen.

Auf der Vogelhütte gab es zunächst eine heftige Scene, weil wir den Wächter schlafend vorfanden. Man hielt sich dort eine halbe Stunde auf, fing aber nichts in der ganzen Zeit, während welcher Don Paolo, der unverwandt durch das kleine Fenster schaute, uns jeden Augenblick zurief: „Still! — es zeigt sich etwas!" Er selbst jedoch war durchaus nicht still, sondern zählte uns mit halblauter Stimme die überaus wichtigen und vervollkommneten Einrichtungen auf, die er in seinem Vogelherde angebracht hatte. Endlich, endlich hatte Gott mit uns Erbarmen und wir gingen wieder weg.

Aber wir kehrten nicht direct nach dem Hause zurück, denn Signor Cosimo wünschte mir seine neue Anpflanzung und dann das ausgerotete Wäldchen zu zeigen; von da wünschte Don Paolo nach dem alten Vogelherde zu gehen, um mich den Vergleich mit seinem neuen anstellen zu lassen; und Stelloni bat, vier Schritte weiter, daß wir mit ihm auf den Hügel stiegen, von wo aus er mir sein Haus drunten zeigen wollte. Und wer weiß, wo mich das Unglück noch hingeführt hätte, wenn nicht die Glocken, die ich diesmal segnete, zur Vesper zu läuten begonnen hätten.

Nun stürzten wieder Alle in großer Eile den Hügel hinab, weil ohne den Signor Cosimo und ohne den Stelloni man um keinen Preis auf dem Chore begonnen haben würde. Im Hause mußte man erst noch einen Trunk nehmen; die Frauen erwarteten uns schon zum Kirchgang gerüstet; Gostino frug, um welche Zeit er anspannen solle und wir gingen dann in die Vesper, eiligen Schrittes, denn es war schon spät geworden.

Als ich, an dem Arme der Signora Olympia, in der Mitte meiner Schergen, den Platz überschritt, sah ich von Weitem den Arzt vor der Apotheke sitzen und mir zuwinken, als wollte er fragen:

„Nun?"

Ich erwiderte sein Winken durch ein Achselzucken.

„Ich kann mir nicht helfen."

Er schüttelte lächelnd das Haupt und nahm die unterbrochene Unterhaltung mit einem Bauern wieder auf, der ihm zur Seite saß.

Auf dem Chore pflanzten sie mich auf dem Ehrenplatze inmitten der Sängergruppe auf und dort stand ich nun inmitten eines erstickenden Haufens, gepeinigt von Knoblauchdüften und von einem Gebrüll, welches wie Schläge auf die Ohren wirkte. Auch ich begann inmitten dieser Besessenen meinen Mund weit aufzureißen, schon um den Bauern ein wenig Genugthuung zu geben, welche mit hervorquellenden Augen hinter ihre Pulte gereiht standen und mich unverwandt anstarrten, wohl weil sie von mir irgend eine Aufsehen erregende That erwarteten, wie sie bei solcher Gelegenheit ein Fremder eigentlich loslassen müßte. Aber in Wirklichkeit sang ich nur schwach mit, so daß auch Signor Cosimo, als ich mich weigerte, mit ihm und dem Stelloni zusammen in das Trio für die Antiphonie einzutreten, nicht weiter in mich drang.

Und meine Bewunderer, welche auch nachdem Alles beendigt war, mich weiter unverwandt anstarrten, würden ernstlich enttäuscht gewesen sein, hätten sie mich mit den Anderen in die Probstei eilen sehen, wo der Probst mit Gewalt und unter der Drohung, böse zu werden, wenn wir es nicht annähmen, einen Schluck Aleatico aufnöthigte.

Der Präpositus der Siepolenserinnen fing dann mit drei Bauern eine Briscola*) zu spielen an und wir schickten uns an, heim zu gehen . . .

„Wollen Sie denn nicht einmal eine einzige Nacht bleiben?" frug mich Signor Cosimo, indem er sich vor mir aufpflanzte und mich mit flehenden Augen musterte.

„Unmöglich!" Das rief ich mit solcher Schärfe, daß es mir selbst nachher leid that, denn auf diese meine Zurückweisung hin, die ich ihm wie eine Beleidigung in's Gesicht schleuderte, stand er ganz verblüfft und verdonnert da.

„Ich glaubte nicht . . . daß ich Sie beleidigt habe . . . Entschuldigen Sie nur!"

Der arme Teufel! Er hatte Recht. Ich sagte ihm einige scherzhafte Liebenswürdigkeiten und sein Gemüth beruhigte sich bald wieder. Ja, er blieb sogar, nachdem wir kaum auf den Kirchhof herausgetreten waren, bei einem Waffelverkauf stehen und füllte mir mit Gewalt die Taschen, indem er selbst gleich ganze Hände voll hinein pfropfte.

Es wurde spät. Als wir wieder über den Markt gingen, grüßte mich der Doctor, mich bedeutend, daß wir uns nun wohl erst in Florenz wiedersehen würden und ich schritt wie ein Hochverräther weiter, der, von der Gewalt umringt, sieht, wie seine Verwandten und Freunde zärtlich ihm die Arme entgegenstrecken und ihnen doch weder einen Kuß, noch eine Umarmung spenden darf, bevor er von ihnen, vielleicht auf immer, scheidet. Ich wandte mich zurück und sah von Weitem den Freund, welcher mir ein „Lebewohl!" sagte.

Gostino hatte schon angespannt, und bei diesem Anblick schickte ich einen Freudenseufzer zum Himmel, der so tief aus dem Herzen kam, daß ich sogleich auch seine gute Wirkung auf meinen physischen Zustand verspürte. Ich hatte eine Erleichterung in der That nöthig, denn ich war in einer bedauernswerthen Verfassung. Ich konnte mich kaum noch aufrecht erhalten nach der abspannenden und fortwährenden Bewegung dieses Tages; mein Magen war nicht in Ordnung — man begreift den Grund — das Haupt brannte mir und es war mir, als hätte ich Blei in den Gliedern. O, wär' ich doch daheim geblieben! . . .

Aber der Seufzer blieb mir halb in der Kehle stecken, denn es kam, während ich mich im Wagen zurechtsetzte, Signora Flavia gemessenen Schrittes auf mich zu und hub, während die anderen Hausbewohner unbeweglich zuhörten, folgendermaßen zu sprechen an:

„Da Sie die Höflichkeit selbst sind, thun Sie uns vielleicht auch einen Gefallen. Sehen Sie, ich habe Ihnen hier auch schon eine Liste gemacht, damit Sie nichts vergessen." Und sie las im Dämmerlichte:

1. Zu dem Brillenmacher an der Ecke vom Kornmarkt, die Brille der Signora Amalia, damit er das zerbrochene Glas herstelle . . . Gostino hat sie in der Tasche und wird sie Ihnen auf dem Bahnhof geben.

2. Fünf Meter — oder auch sechs Ellen, wenn Sie es für besser halten — von jenem Stoffe von Ihrem Anzuge und er soll es am Donnerstag durch den Landboten . . ."

„Hast Du ihm auch wegen des Vogelleimes aufgeschrieben, Flavia?"

„Ich habe Alles aufgeschrieben; sei jetzt ruhig, . . . durch den Landboten schicken, welcher außerhalb der Porta Frediano, dort, wo das Schild ist: »Remise und Stallung«, gewöhnlich einstellt."

„Und wegen des Weines?" frug Signor Cosimo.

„Das kommt jetzt."

„3. Dem Weinhändler Scatizzi im Borgo Ognissanti — Sie werde

*) In Italien werden die Regiecigarren gewöhnlich in zwei Hälften geschnitten und so von beiden Seiten geraucht.

*) Italienisches Kartenspiel.

Digitized by Google

ihn gewiß kennen — auszurichten, daß, wenn er noch eine Ladung von jenem Weine wolle, jetzt eine da sei."

„Aber Du hast es also doch wegen des Vogelleimes und wegen des Staaren vergessen?" sagte Don Paolo ungeduldig.

„Jetzt kommt Deine Sache daran:

4. Drei Pfund Vogelleim von dem in jenem Durchgange, welcher von der Via Calzaioli nach dem Ghetto geht ... Hast Du den Topf in den Kasten gethan, Gostino?"

„Sissignora; aber beeilen Sie sich etwas, sonst wird es zu spät."

„5. Einen Gimpel zu dem Prior von San Gaggio zu tragen."

„Hast Du ihn genommen, Gostino?"

„Ja, Herr Paolo! Er ist unten an die Radachse gebunden."

„Und grüßen Sie mir ihn! Ja?" sagte mir Don Paolo, „und sagen Sie ihm, daß ich heute fünfzehn gefangen hätte und er soll mir doch sagen lassen, was sie auf den Vogelherden dort unten machen."

„Und hier," sagte die Signora Flavia, indem sie auf ein großes Bündel wies, welches hinten auf die Kalesche gebunden war, „hier habe ich Ihnen ein wenig von dem Feldsalat mitgegeben, welcher Ihnen, wie Sie vorher gesagt haben, auch zu Hause immer so gut geschmeckt hat."

„Aber .... in der That .... meinen Dank, Signora Flavia, besten Dank, meine Herren."

„Und das," sagte Signora Olympia, an meine Seite tretend, „das mögen Sie zum Andenken an mich nehmen." Und sie reichte mir ein vierfach zusammengefaltetes Blatt, indem sie mir dreimal fest die Hand schüttelte: „Glückliche Reise".

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl, meine Herrschaften."

„Auf Wiedersehen."

„Glückliche Reise!"

„Nichts für ungut wegen der Bewirthung."

„Denken Sie an uns."

„Kehren Sie recht bald wieder."

„Adieu, meine Herrschaften, Adieu!"

Gostino gab dem Pferde einen leichten Schmitz mit der Peitsche und es ging in Galopp davon.

„Aaaah! ... Wie geht es, Gostino!"

„Wie soll es gehen? Zehn Lire im Monate und dabei schinden sie Einem auch noch das Fell ab. Herrgott im Himmel!"

„Ein schöner Abend!"

„Ja, Herr! Schönes Wetter!"

Kaum war ich außerhalb des Dorfes angelangt, so warf ich einen Blick auf die Erinnerungsgabe der Signora Olympia und machte meiner Brust durch eines jener Gelächter Luft, die einen ehrlichen Christenmenschen wieder gesund machen können. Es war das Autograph des Sonettes von damals, als sie den Sohn des Calamai zum Geistlichen einkleideten.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

„Bürgerlicher Tod." Drama in fünf Acten von Max Kretzer. — „Der Pfarrer von Kirchfeld." Volksstück in fünf Aufzügen von L. Anzengruber.

„Echte Volksstücke" zu schaffen, gehört mit zu den ganz besonderen Aufgaben der „Dichtung der Zukunft", und wie man in den jugendlichen Kreisen, welche von derselben singen und weissagen, mit frommer Sehnsucht nach dem Messias der Romandichtung ausschaut, wobei wohl Mancher, der ein recht unreifes aber „ungestümes und wuchtiges" Werk verbrochen hat, sich schon als solcher fühlt, so glaubt man auch für das Drama schon die Vorboten einer neuen Zeit unter sich zu haben und jubelt jedem Versuche, auf diesem Gebiete absonderliche Wege einzuschlagen und absonderliche Gedanken vorzubringen', enthusiastisch zu. Auch wenn diese Versuche vollständig mißlungen sind, auch wenn sie, anstatt das realistische Drama der Zukunft, das „echte Volksstück" anzubahnen, lediglich die alten Untugenden verschollener Rührdramatik auf's Neue auf die Bretter bringen. Es ist in der That nur ein tendenziöser Enthusiasmus, mit dem solche dramatischen Ereignisse von der lauten Anhängerschaar der „Zukunftsdichtung" entgegen genommen werden, und man darf sich nicht von ihm blenden lassen, auch wenn man selbst die Ueberzeugung hegt, daß mit der jetzigen dramatischen Schablone gebrochen werden muß. Bis jetzt hat man es lediglich zu dieser negativen Ueberzeugung gebracht; positive Anfänge für das „Drama der Zukunft" sind noch nirgends in der deutschen Literatur, auch in der jüngsten nicht, bisher gelungen und der Einzige, der für die Zukunft als Dramatiker hindeutend wirkt, ist ein Ausländer: Ibsen.

So hat sich auch die Erwartung, mit der man dem ersten Drama des Volksdichters Max Kretzer entgegenschaute, nicht befriedigt gefunden, und der Beifall, den es trotzdem fand, ist ein gemachter gewesen. Es ist traurig genug, daß auch in den Kreisen, die ihn spendeten, gemachter Beifall möglich ist, denn gerade sie sind es, die auf kritische Wahrheit und Offenheit und auf Beseitigung des literarischen Cliquenwesens in jeder der zahlreichen Broschüren, mit denen sie die Literatur zu reformiren hoffen, hinweisen. Und scharfblickend genug müssen sie doch sein, um einzusehen, daß nicht nur die Voraussetzungen, auf denen das Kretzer'sche Drama beruht, unmögliche und gekünstelte sind, sondern daß auch abgesehen von einigen geschickt gemachten Episoden die ganze Führung der dramatischen Handlung der Folgerichtigkeit und des Zusammenhanges entbehrt. Mancher gut gelungener Einzelheiten wegen darf man aber ein in der Anlage verfehltes dramatisches Werk nicht loben wollen.

Max Kretzer hat in seinem „Bürgerlichen Tod" dafür plädirt, daß auch dem gemeinen Verbrecher, wenn er seine Strafe abgebüßt und seine Schuld wirklich bereut hat, die bürgerliche Gesellschaft nicht verschlossen bleiben dürfe und hat zur Begründung hierfür die Thatsache dramatisch illustrirt, daß neben diesen Unglücklichen ja so viele Schuldige, die niemals ihr Verbrechen durch Erduldung einer Strafe sühnten, in der Gesellschaft Geltung und Ansehen behalten. Er stellt uns einen jugendlichen Fälscher und einen alten Gewohnheitsdieb vor die Augen, die beide eben aus dem Zuchthause entlassen sind und trotz der edlen Gesinnung, die sie in ihrem ganzen Thun und Reden nun an den Tag legen, doch von einem wegen seiner Menschenfreundlichkeit berühmten Biedermanne in die gesellschaftliche Acht gethan werden. Dieser Biedermann selbst hat dabei eine ungesühnte Todessünde auf dem Gewissen. Mit dieser für eine dramatische Handlung schon vollständig und überreichlichen Gegenüberstellung verknüpft er außerdem noch den Kampf um ein Mädchen, den der entlassene Sträfling und ein bürgerlich unbescholtener Gegner zum Austrage bringen. Das Stück endet tragisch, mit einem allgemeinen Selbstmorden, was bei der Ueberfülle von schweren Conflicten allerdings nicht anders möglich war, aber dieser tragische Ausgang bewirkt doch durchaus nicht eine wirkliche dramatische Lösung der allerdings etwas plump gestellten Fragen, sondern läßt dem Zuschauer nachher so gut wie vorher das unentschiedene Dilemma in der Seele. Denn der Dichter hat von vornherein den Hauptgrundsatz vernachlässigt, daß ein gemeiner Verbrecher nie ein dramatischer Held werden kann. Die Reue, die er später zeigt, kann wohl das Mitleid der Zuschauer erwecken, nie aber ihre seelische Erhebung herbeiführen und ohne diese ist keine dramatische Spannung und keine dramatische Wirkung möglich. Selbst wenn die weibliche Liebe, wie der Dichter es ausgeführt hat, sich über die frühere Schuld erheben und hinwegsetzen kann, wird doch nie das moralische Bewußtsein des Zuschauers dadurch befriedigt, und auch die vielleicht geschickt durchgeführte Vertheidigung des Verbrechers und der geschickt motivirte Antrag, daß die bürgerliche Gesellschaft ihn nicht für immer ausstoßen darf, sind keine dramatischen Elemente. Der tragische Held muß das moralische Recht für sich haben, muß mit dem Bewußtsein kämpfen, daß er Recht gethan hat und wenn er Forderungen stellt, diese mit Recht stellen darf; das kann aber ein gemeiner Verbrecher nie, denn der Grundsatz, daß mit der Abbüßung seiner Strafzeit jeder Vorwurf von ihm abgewälzt sei und er dastehe, wie früher, ist so äußerlich und beruht so sehr lediglich auf Gesetzesparagraphen, daß er nie zu einer innerlichen dramatischen Motivirung werden kann.

Dazu kommt noch, daß der Kretzer'sche Held diesen Grundsatz nicht einmal offen vertritt, sondern er will sich wie ein Dieb in der Nacht wieder in die bürgerliche Gesellschaft einschleichen; er verbirgt sein Verbrechen und seine Strafzeit sehr vorsichtig und ist entrüstet über das Entsetzen, mit dem man ihn betrachtet, als Alles zu Tage kommt. Kretzer hat also nicht einmal selbst sein Problem kühn und unerschrocken aufzustellen gewagt, sondern huldigt einem so verschämten Realismus, daß man nicht weiß, ob er wirklich neue dramatische Gedanken einführen will oder nicht. Auf jeden Fall ist er in der Ausführung der Handlung, besonders in ihrer Beendigung — Lösung kann man nicht sagen — so rührselig, daß er in dieser Hinsicht sicherlich nicht neue Bahnen beschritten hat, sondern im Gegentheile in glücklicher Weise überwundene Stimmungen zurückfällt. Das Volkstheater, auf dem wir nun schon so manche „neue" Versuche zu bewundern Gelegenheit hatten, kann sich also auch diesmal nicht schmeicheln, zur Eröffnung einer reicheren und reineren dramatischen Zukunft gedient zu haben.

Das „Deutsche Theater" hat dafür in derselben Zeit einem echten, wenn auch nicht mehr neuen Volksstücke Aufnahme gewährt, dem Anzengruber'schen „Pfarrer von Kirchfeld." Wie ein dramatischer Weihegesang berührt dieses herrlichste Drama des österreichischen Volksdichters unsere Seele nach den verworrenen Declamationen, die wir aus dem Munde des Berliners hören mußten. Auch dieser Pfarrer ist ja ein Verbrecher, der voll und ganz seine Missethat abbüßen und den Becher des Leides bis auf den Grund leeren muß. Auch er wird aus der Gemeinschaft ausgestoßen um der Schuld willen, die er gegen Satzungen und Verordnungen beging. Aber er bleibt Sieger, wenn auch nur in moralischem Sinne, weil er mit seinem Gewissen für seine Thaten einstehen will und einstehen muß.

Wir haben schon Anzengruber's „G'wissenswurm" auf dieser Bühne in vortrefflicher Aufführung gesehen und seiner Zeit ausführlich hier besprochen. Der „Pfarrer von Kirchfeld", in Berlin schon öfter, wenn auch an weniger ausgezeichneter Stelle und mit geringerer Sorgfalt aufgeführt, ist noch mehr als jenes Stück ein Culturkampfdrama, weil es den verordneten Diener der Kirche öffentlich in dem Kampfe begriffen darstellt, den dort der Privatmann, der einfache Bauer, in seiner Seele zum Austrage bringt, aber es ist nicht weniger als jenes zugleich ein Lebensbild von ergreifender Innigkeit und dabei bewunderungswürdigem Realismus. Das Thema ist so klar und einfach gestellt, die Handlung so folgerichtig und zusammenhängend geführt. Der Pfarrer, ein Hirte seiner Gemeinde in edelstem Sinne des Wortes, wird nur einen Augenblick irre an sich selbst, um sofort, nachdem er mit sich selbst in mannhafter Weise gerungen, sein Gewissen als alleinigen Führer wieder in die alte Stelle eintreten zu lassen. Und dabei schmiegt sich die äußerliche Handlung so schön und wahr um diesen inneren Kampf des Helden. Das Bauermädchen, das einen Augenblick in dem jungen Pfarrer die Sehnsucht nach irdischem Glücke wachrief, findet so einfach und naiv von selbst den richtigen Weg,

Digitized by Google

um alle Seelenwirrniß zu vermeiden wie der Wurzelsepp, diese realistischste Figur des Stückes, ihn vorher verbauen wollte.

Der Enthusiasmus, mit dem die Berliner jetzt dieses Stück aufnahmen, hatte seinen Grund durchaus nicht mehr in jener Culturkampfstimmung, der es wohl seine Entstehung verdankt, sondern lediglich in der dramatischen Wahrheit und Einfachheit des Kunstwerkes. Und als solches wird Anzengruber's Drama stets wirkungsvoll bleiben, so wirkungsvoll und eindringlich, wie die allgemeinen Wahrheiten, die es predigt. Daß die vortreffliche Aufführung im „Deutschen Theater" jenen Enthusiasmus mit erzeugte, ist nicht zu bestreiten. O. B.

## „Mit fremden Federn."

Lustspiel in vier Acten von Carl Schönfeld.

(Berliner Theater.)

Ludwig Barnay hat einmal sehen wollen, bis zu welcher Grenze die Vorliebe des Publikums für sein Theater reicht. Er hat ein langweiliges Stück so langweilig als möglich spielen lassen, und das gelangweilte Publikum wußte am Schlusse des vierten Actes noch nicht, ob es ruhig weiter gähnen oder durch discretes Zischen sein Erwachen bemerkbar machen sollte. Ludwig Barnay kann mit seinem Erfolge zufrieden, er kann sogar „glücklich" sein, denn die Probe hat erwiesen, daß der durch frühere Leistungen erworbene Credit noch für manche unvorhergesehene Unfälle ausreicht.

Da es dem Dichter Schönfeld offenbar fern gelegen hat, ein dramatisches Kunstwerk zu schaffen, so wird es genügen, dem Schauspieler Schönfeld kurz und bündig zu sagen, daß er von den ersten Anfangsgründen der Bühnentechnik keine Ahnung hat. Sobald sich auf der Scene eine Thüre öffnet, bekommt man einen Todesschreck, weil die am wenigsten erwarteten Personen stets im dringendsten Momente ohne irgend einen anderen Grund als den, daß sie Herr Schönfeld gerade auf der Bühne braucht, zum Vorscheine kommen. Günstiger steht es schon mit dem Abgange der Leute, die ihre Schuldigkeit gethan haben. Das Zimmer, in dem sich die ganze Handlung abspielt, ist nämlich außerordentlich schlau eingerichtet. Es hat zunächst eine Veranda mit Gartentisch, Stühlen und Zeitungen. Sobald sich nun ein paar Menschen im Vordergrunde irgend etwas Unerhebliches zu sagen haben, verschwinden die Uebrigen pflichtschuldigst im Hintergrunde, um frische Luft zu schöpfen oder Zeitungen zu lesen. Handelt es sich aber um etwas ganz Geheimes, so ist durch ein Blattpflanzenarrangement um einen Divan herum für ein Lauscherplätzchen gesorgt, wie es hübscher und zweckmäßiger gar nicht gedacht werden kann. Der Zuschauer weiß nicht, ob er sich mehr über seine eigene Klugheit freuen, oder über die Dummheit der agirenden Personen ärgern soll, die Fräulein Pallatschek's niedliches Gesichtchen, über einen Camelienbusch hinweglugend, durchaus nicht bemerken wollen. Es ist überhaupt geradezu erstaunlich, was die Leute Alles nicht sehen, nicht denken und nicht thun müssen, damit das Stück zu Stande kommt. Der eine Vetter schickt dem anderen als Erträgniß eines gemeinschaftlich nachgesuchten Patentes eine Million, und der zu beglückende Empfänger glaubt bis in den vierten Act hinein, es werde von ihm, als unbefugten Ausnutzer besagten Patentes eine Abrechnung verlangt, die ihn ruiniren muß. Ein australischer Naturbursche mit stark gebräuntem Teinte, ungehobelten Manieren und falschen Melodien verwechselt bei der Brautwerbung die ältere Schwester mit der jüngeren und ist drauf und dran, sich für das ganze Leben unglücklich zu machen, bis ihm endlich am Rande des Abgrundes, d. h. am Schlusse des vierten Actes einfällt, daß er doch eigentlich nur zu sagen braucht: „Ich meine nicht die Hedwig, sondern die Thessa", um einer der beneidenswerthesten Sterblichen zu werden, und nebenbei noch das Glück eines etwas angealterten Onkels zu machen, der die verwechselte Hedwig höchst nothwendig zum Heirathen braucht, wie er sich geschmackvoll auszudrücken liebt. Damit diesem starken Aufgebote guter und ungeschickter Menschen das Gegenbild nicht fehle, schleicht von Zeit zu Zeit ein schwarzer Italiener und Componist über die Bühne, der eigentlich gar kein Italiener, nicht aus Messina, sondern aus Meißen, und auch kein Componist, sondern ein Musikalienfälscher ist, sich um eine der beiden Töchter, gleichviel welche, bewirbt und schließlich entlarvt und hinausgeschmissen wird. Damit ist der poetischen Gerechtigkeit Genüge geschehen und der Vorhang verhüllt mitleidig die mißbrauchte Schaubühne.

Da wir nicht über den künstlerischen Credit Barnay's verfügen, haben wir es absichtlich vermieden, einen geordneten Ueberblick der Handlung zu geben und so eine ähnliche Probe mit der Langmuth des Lesers vorzunehmen. Daß die schauspielerischen Kräfte des Berliner Theaters nicht ausreichten, um aus Drahtpuppen Menschen zu machen, ist selbstverständlich. Jedenfalls gab der erste Unglücksabend des neuen Theaters Gelegenheit, in der Schwester der Sorma, Fräulein Hedwig Pallatschek, ein frisches Talent kennen zu lernen, dem wir wünschen wollen, daß ihm der Stil der Schwester nicht zur Manier werde. M.

# Offene Briefe und Antworten.

## Zum letztenmal die Frauenerscheinung in der „Hexenküche".

In Nr. 43 der „Gegenwart" versucht ein Herr F. W. in jedenfalls dankenswerther Weise die von mir gegebene Erklärung der Frauenerscheinung in der „Hexenküche" zu widerlegen, indem er auf die sagenhafte Lilith hinweist und behauptet, Goethe könne in jenem Bilde sehr wohl dieses „Fräulein" habe darstellen wollen. Zunächst sei Herrn F. W. die Versicherung gegeben, daß mir die Lilith keine unbekannte Persönlichkeit gewesen, daß ich auch nicht erst durch Loeper's „Fausterklärungen" die Bekanntschaft dieser Dame gemacht habe; wenn ich diese Lilith gar nicht erwähnt, so geschah es deshalb, weil dieselbe niemals für diese Frauenerscheinung herbeigezogen worden, und weil sie für die vorliegende Frage ebenso bedeutungslos ist wie Eva, auf die von früheren Erklärern hingewiesen worden war. Was nun die Meinung des Herrn F. W. anbetrifft, daß das „himmlische Bild" sehr wohl Lilith sein könnte, so will ich nur darauf hinweisen, daß auch Lilith nicht in sechstägiger Plagearbeit geschaffen wurde, sondern am sechsten Tage nach vollbrachter Schöpfung. Im Uebrigen verweise ich auf meinen Aufsatz, dem ich nichts hinzuzusetzen habe. Wenn Herrn F. W. die hohe symbolische Bedeutung der Frauenerscheinung nicht einleuchtet, so liegt das vielleicht an der Mangelhaftigkeit meiner Darstellung; aber wenn er jeden Punkt meiner Beweisführung erwogen hätte, so wäre ihm der Einfall gar nicht gekommen, Lilith in dem „Inbegriff von allen Himmeln" zu erblicken. Denn mindestens hätte er den Versuch machen sollen, all' die verschiedenen Vorgänge, welche an die Erscheinung anknüpfen, in eine begreifliche Beziehung zu Lilith zu setzen; denn er wird doch wohl nicht annehmen, daß Goethe sich bei all' den Einzelheiten nichts gedacht habe.

Aber schon zu viel hierüber. Eugen Reichel.

# Notizen.

Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen Sieben Vorträge, gehalten zu München im Jahre 1872 von J. v. Döllinger. (Nördlingen, C. F. Beck.) — Dem Verfasser geht es ähnlich, wie es den tüchtigsten Astrologen und Alchymisten und Columbus ging, der nicht Amerika, sondern den Seeweg nach Ostindien suchte, d. h. Döllinger's Unionsvorschläge sind unhaltbar, aber seine kleine Schrift ist trotzdem sehr lesenswerth und verdienstlich. Wenn Döllinger's Vorschläge realisirt wären, so würde ungefähr derjenige Zustand herauskommen, der vor der Unfehlbarkeitserklärung und unter günstigen Umständen bei den sog. Griechisch-Unirten bestand. Es bedarf für Leser dieser Zeitschrift keiner Ausführung, daß ein solcher Zustand nicht das Entwickelungsziel der protestantischen Kirche und der übrigen Kirchen sein kann. Trotzdem werden Gebildete aller Confessionen den geschmackvoll geschriebenen Essay des berühmten humanen und tolerant gesinnten Verfassers mit Genuß lesen. Derselbe gibt eine Fülle interessanter politischer Daten aus der Geschichte Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands, Italiens, Frankreichs, Spaniens, Englands und anderer Länder. Döllinger ist einer der besten Essayisten auf dem Gebiete der heutzutage mit Recht so populären Culturgeschichte. k. w.

Eisenbahnreform. Von Eduard Engel. (Jena, H. Costenoble.) — Der Verfasser plädirt hauptsächlich für die Herabsetzung der Personentarife und für die Reform verschiedener Einrichtungen der Bahnhöfe und des Betriebes; von den Gütertarifen ist nur wenig die Rede. Engel ist ein frisches, schneidiges Talent, aber er geht bei seiner berechtigten Agitation in sachlicher und sprachlicher Beziehung nicht selten zu weit. Er vergißt z. B. bei seinen Ausfällen gegen Männer wie Gustav Cohn, A. Wagner u. A. die Talleyrand'sche Mahnung: pas trop de zèle. Die Herabsetzung der Personentarife dürfte nützlich sein; die Zunahme des Personenverkehres hat indeß ihre Grenzen. Selbst „müßige" und reiche Rentiers haben gewöhnlich im größten Theile des Jahres gar keine Lust zu verreisen. Der Verfasser geht ferner zu weit, wenn er als Folgen der Herabsetzung der Personentarife zahlreiche Verlegungen großstädtischer Fabriken nach untervölkerten Gegenden erwartet. Bei dieser Reformfrage ist die Gestaltung der Gütertarife die Hauptsache. Trotz solchen und ähnlichen Mängeln enthält das Engel'sche Werk eine Fülle interessanter und verdienstlicher, treffender oder mindestens discutabler Reformvorschläge. Da dasselbe von vielgelesenen deutschfreisinnigen Organen nicht mit Unrecht warm empfohlen wurde, so mag hier schließlich noch darauf hingewiesen werden, daß Engel's Plaidoyer für Reichsbahnen und gegen die großstädtische Uebervölkerung Ideen enthält, die zwar von ausgezeichneten Nationalliberalen und Conservativen vertreten, aber von den meisten Fortschrittlern zur Zeit noch als reactionär, oder wenigstens als unpraktisch und aussichtslos verketzert werden. k. w.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Erlebtes und Geschautes.**

Bilder aus Italien

von

**Richard Voß.**

**Ein starker Band. Hochelegante Ausstattung. 7 M. Geb. in Ganzl. 8,20 M.**

Ein neues Werk von Richard Voß, dem beliebten und gediegenen Autor, wird von unserem **vornehmen Publikum mit Jubel begrüßt** werden. Des wahrhaft originellen Inhaltes und der hocheleganten Ausstattung wegen eignet sich das Werk vorzüglich auch zu Geschenkzwecken.

**„Klatsch"**

Ein neuer **Berliner Roman** von dem **Herausgeber der „Gegenwart"** Dr. **Theophil Zolling,** welcher gegenwärtig nur im **„Berliner Tageblatt"** erscheint, besitzt alle Eigenschaften, um das Interesse eines **großen gebildeten Publikums** in ungewöhnlichem Maaße zu erregen. Der Verfasser gewährt durch dieses Werk einen tiefen Einblick hinter die Coulissen der heutigen Gesellschaft und lüftet mit unerschrockener Hand die Geheimnisse, mit denen das moderne Streberthum seine Machenschaften zu verhüllen trachtet. So giebt er mit einem Wort ein ungeschminktes Bild des sozialen Lebens der Millionenstadt, auf das er von seinem literarischen Standpunkt aus ein grelles elektrisches Licht fallen läßt.

Allen zum 1. November neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang des Romans **gratis nachgeliefert.** Der Abonnements-Preis auf das täglich zweimal (Morgens und Abends) erscheinende **„Berliner Tageblatt"** und **Handels-Zeitung** nebst seinen werthvollen 4 Beilagen **„Ulk"** illustrirtes Witzblatt — **„Deutsche Lesehalle"** — **„Der Zeitgeist"** — „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** beträgt für die Monate November und Dezember zusammen nur 3 Mark 50 Pfennig bei allen Reichspostanstalten.

**Probe-Nummer** gratis und franco.

**„Klatsch"**

**Verleger gesucht**

von einem bewährten Autor für eine Reihe interessant geschriebener, origineller

**Shakespeare-Studien.**

Titel noch vorbehalten. Adressen sub S. W. 333 an **Rudolf Mosse, Bremen.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Aus dem Nachlaß

von

**Heinrich von Stein.**

**Dramatische Bilder und Erzählungen.**

VIII, 219 S. gr. 8°. Geh. 6 M.; fein geb. 7 M. 25 Pf.

Heinrich von Stein, durch sein Buch über die „Entstehung der neueren Aesthetik" weiteren Kreisen bekannt, ist 1887 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin, dreißig Jahre alt, gestorben. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten dramatischen Bilder und Erzählungen sind der poetische Ausdruck einer von ihm erstrebten Neugestaltung des sittlichen und geistigen Lebens, welche mit der von Richard Wagner angebahnten künstlerischen Kultur in innigem Zusammenhange steht.

**Eine renommirte Verlagsbuchhandlung sucht für die Abfassung mehrerer gediegener populärwissenschaftlicher Bücher aus dem Gebiete der deutschen und dem der englischen Literatur geeignete Kräfte zu gewinnen. Herren, welche event. bereit wären, die in Aussicht genommenen Arbeiten zu übernehmen, wollen ihre Adressen gefl. unter Q. 336 an Rudolf Mosse in Leipzig einsenden.**

**Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.**

**Violinen,**

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrumenten. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. A. Ausführliche Preiscourante werden grat. u. franco zugesandt.

**Gebrüder Wolff,**
Instrumenten-Fabrik, **Kreuznach.**

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist erschienen:

**Düntzer, Goethe und Karl August.**

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. M 18.—. Geb. M 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

Im Verlage von **Ch. Fulda** in **Blankenburg a. Harz** erschien soeben:

**Dr. Faust's Ende.**

Tragödie in fünf Aufzügen

von

**Adolf Müller.**

Ladenpreis M 2.—. Eleg. gebd. M 3.—

**Russisch.**

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von **F. Booch-Árkossy.**

2 Kurse zu 3 M, Schlüssel 2 M.

**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Bestellungen auf die

**Einbanddecke**

zum XXXIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.


Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 10. November 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY NOV 24 1888 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Aus Bulgarien und Makedonien. Von Spiridion Gopčević. — Zur preußischen Beamtenfrage. Von Judex. — **Literatur und Kunst:** Der Koran. Von Gustav Karpeles. — Ein tugendhafter Roman von Zola. Von Z. — Ein neues Talent. Von H. Breitinger. — **Feuilleton:** Im Laufe der Zeit. Von K. Rinhart. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Antoinette Rigaud." Schauspiel in drei Acten von Raimond Deslandes. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Darwin's Selbstbiographie. Von Dr. Ernst Krause. (Carus Sterne.) — Notizen. — Inserate.

### Aus Bulgarien und Makedonien.

Von Spiridion Gopčević.

Seit einiger Zeit ist unter den Balkanstaaten Makedonien wieder in den Vordergrund getreten. Bulgarien war es, welches die makedonische Frage aufgerührt hat und sich noch immer bemüht, sie auf der Tagesordnung zu erhalten. Makedonien war ja von jeher das sehnlichste Ziel der Bulgaren, und schon vor Errichtung des souzeränen Fürstenthums Bulgarien stand in Makedonien die bulgarische Propaganda in voller Blüthe. Unter der Regierung des Battenbergers begann man offen die Augen auf Makedonien zu werfen. Es bildeten sich Ausschüsse, Vereine, Gesellschaften, Geheimbünde u. dergl., welche alle nur auf ein Ziel lossteuerten: Makedonien mit Bulgarien zu vereinigen, bezw. diesem letzteren die Grenzen des Friedens von San Stefano zu verschaffen.

Die Gelegenheit war aber nicht günstig; Europa wollte den Frieden, die Türken waren auf ihrer Hut und Rußland bereits mit dem Battenberger in Zwiespalt. In Folge dessen mußte jeder Anschlag auf Makedonien aussichtslos erscheinen. Trotzdem machte der dreifache Verräther Karavelov (Verräther an seiner eigenen Partei, an seinem Fürsten Alexander und an Rußland) einen Versuch, Makedonien aufzuwiegeln. Er ließ am 30. April 1885 in Köstendil eine von Kalmikov befehligte Freischaar bewaffnen und in Makedonien einbrechen. Die diplomatischen Agenten in Sofia erhielten davon Kunde und beeilten sich, eine drohende Collectivnote zu überreichen, in welcher Karavelov persönlich verantwortlich gemacht wurde. Um sich am Ruder zu erhalten, beging Karavelov bekanntlich die Schandthat, die Freischaar den Türken zu verrathen, welche jene umzingelten und größtentheils niedermetzelten. Um dann von den Entkommenen nicht compromittirt zu werden, ließ er sie durch seine Gendarmen erschießen. Das Schweigen der Letzteren glaubte er sich durch Vertheilung von je 500 Leva und einer Medaille erkaufen zu können,*) doch kam dieses trotzdem in die Oeffentlichkeit und rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Um diesen abzuwenden, inscenirte dann Karavelov den Staatsstreich von Plovdiv.

Nach diesem Staatsstreiche sprach man in Bulgarien abermals von einer Aufwiegelung Makedoniens. Rizov, Vorsitzender des makedonischen Ausschusses, berieth damals mit Stojanov, Karavelov und Stranski darüber und hatte mich ebenfalls zur Berathung zugezogen. Man war geneigt, durch Aufwiegelung Makedoniens die Pforte vom Einmarsch in Ostrumelien abzuhalten, doch gelang es mir, Rizov zu überzeugen, daß es viel vortheilhafter wäre, die Türkei nicht zu reizen und dafür die Drohung mit dem Aufstande in Makedonien als Pressionsmittel zu gebrauchen.

Die Ereignisse in Bulgarien, der Krieg mit Serbien, die Entthronung des Battenbergers und die Wirren nachher rückten Makedonien wieder in den Hintergrund. Dies änderte sich aber mit der Thronbesteigung des Coburgers. So lange der neue Fürst Geld in Hülle und Fülle vertheilen konnte und vertheilte, ging ja Alles ganz gut; aber die Bulgaren sind unersättlich und der Coburger muß trotz seines großen Reichthums daran denken, seiner Freigebigkeit einen Zügel anzulegen, wenn er nicht verarmen will. Nun ist es ihm — oder vielmehr seinem thatsächlichen Herrn, Stambulov — klar, daß die Zahl seiner Anhänger in dem Maße schwinden wird, in welchem seine Geldmittel abnehmen; es muß daher daran gedacht werden, den Coburger dadurch volksthümlich zu machen, daß er die nationale Lieblingsidee seines Volkes auf den Schild hebt und verficht. Man befolgt dabei nur das Vorgehen des Battenbergers und Karavelov's, welche beide im Sommer 1885 so unbeliebt waren, daß jeden Tag ihr Sturz zu erwarten war, und die sich dadurch mit einem Schlage beliebt machten, daß sie so geschickt den Staatsstreich von Plovdiv in Scene setzten.

Das Bestreben des Coburgers und Stambulov's ist daher sehr staatsklug und vom bulgarischen Standpunkte aus aus löblich und anerkennenswerth. Ob auch vom europäischen? Europa braucht den Frieden. Die Schmerzen bulgarischer Staatsmänner können ihm gleichgültig sein. Wenn es im Interesse desselben liegt, den Frieden zu stören, so streitet dies wider das Interesse Europas, und man darf sich daher nicht wundern, wenn Europa sich gegebenen Falles in's Mittel legen wird. Ich glaube aber nicht, daß es überhaupt dazu kommen wird, denn — ein Aufstand in Makedonien ist ein Ding der Unmöglichkeit!

Zu Beginn dieses Jahres erfuhr ich aus bulgarischen Quellen, daß heuer oder nächsten Jahres ein Aufstand in Makedonien losbrechen würde. Ich wartete vergeblich bis Juli, und als bis dahin in Makedonien Alles ruhig blieb, nahm ich den Antrag eines Bulgaren an, mit ihm gemeinschaftlich Makedonien studienhalber zu bereisen. Die merkwürdigste Entdeckung, welche wir während der Reise machten, betrifft den Umstand, daß die vermeintlich bulgarische Bevölkerung, von Albanien bis an die Perimplanina und von Salonik bis Serbien und Bulgarien

*) Siehe mein „Bulgarien und Ostrumelien" (Leipzig, Elischer) Seite 301.

Digitized by Google

serbisch spricht (bulgarisch überhaupt nur schlecht versteht) und auch durch Sitten, Gebräuche, Volkslieder ꝛc. unzweifelhaft ihre serbische Nationalität verräth. Besonders ist es die Feier der „Slava". Unter allen Völkern der Erde sind es nämlich ausschließlich die Serben, bei denen jede Familie ihren eigenen Schutzpatron besitzt, den sie alljährlich unter besonderen Ceremonien feiert. Dieses Fest heißt „Krsno ime" oder „Slava" und ist durch tausendjährige Ueberlieferung in den Herzen aller Serben festgewurzelt und geradezu unausrottbar. Daher auch das serbische Sprüchwort: „gdje je Slava, tu je Srbin" (wo die Slava, dort ist der Serbe). Nun feiern aber alle slavischen Makedonier die Slava, welche den Bulgaren unbekannt ist. In Kürze sei auch darauf hingewiesen, daß von allen Reisenden, welche Makedonien besuchten und bereisten (Hahn, Barth, Lejean, Ami Boné, Grisebach, Viquesnel, Irby, Mackenzie ꝛc.), nicht einer der serbischen oder bulgarischen Sprache mächtig war und daher beurtheilen konnte, was die Makedonier sprechen. Nachdem letztere selbst sich „Búgari" nennen (die Bulgaren selbst nennen sich „Bolgári"), werden sie von den Reisenden für Bulgaren gehalten. Eine weitere Entdeckung, welche die Diplomatie und die politische Welt interessiren dürfte, besteht darin, daß ein Aufstand in Makedonien unmöglich ist, alle bulgarischen Drohungen somit nichts als Spiegelfechterei und leere Schreckschüsse sind.

Nicht als ob die Bevölkerung Makedoniens mit der türkischen Herrschaft zufrieden wäre — im Gegentheil, die Unzufriedenheit ist eine sehr große; aber die Lage ist derartig, daß vom militärischen Standpunkte jeder Aufstandsversuch ein todtgeborenes Kind ist, und das wissen die Bewohner sehr gut.

Zunächst habe ich mich überzeugt, daß die christlichen Makedonier sehr friedfertig sind und nichts weniger als kriegerische Neigungen verspüren. Zweitens sind dieselben gänzlich waffenlos und wären auch, wenn bewaffnet, wegen ihrer vollständigen Unvertrautheit mit Waffen wenig gefährlich. Drittens sind Mohammedaner (Albanesen, Osmanli und Serben) über das ganze Land verstreut, und zwar alle kriegerisch, gut bewaffnet und im Gebrauche der Waffen erfahren und geübt. Sie allein würden genügen, jede locale Bewegung niederzuhalten und aufständische Dörfer zu vertilgen. Viertens haben die Türken eine mehr als genügende Truppenmacht im Lande. Ihre Besatzungen belaufen sich auf 40,000 Mann mit ungefähr 84 Geschützen, können jedoch in kürzester Zeit auf 70,000 Mann mit 120 Geschützen vermehrt werden. Rechnet man noch hinzu, daß sich etwa 100,000 waffenfähige Mohammedaner im Lande befinden, so wird jeder Militär mir beipflichten, wenn ich einen Aufstand für unmöglich erkläre.

Wer wollte übrigens einen solchen anzetteln? Die Makedonier selbst werden sich niemals aus eigenem Antriebe erheben; und selbst wenn sie wollten, könnten sie es nicht. Rußland und Oesterreich sind den Makedoniern zu fremd, als daß sich letztere durch Ränke und Geld dieser Mächte zu zwecklosen und verhängnißvollen Aufständen verleiten ließen. Griechenland hätte nur auf die griechischen Theile Makedoniens Einfluß, und diese sind nicht bedeutend: Petra, Verria, Niansta, Chalkidike und die Gegend um den Tachino-See ist Alles, was in Makedonien von Griechen bewohnt ist. Serbien ist unter allen Staaten am wenigsten im Stande, auch nur ein einziges makedonisches Dorf aufzuwiegeln. Einmal fehlt ihm dazu das Geld, dann jeder politische oder moralische Einfluß auf die Bevölkerung, und endlich ist es durch einen Gürtel albanesischer Dörfer von Makedonien getrennt, so daß ein dortiger Aufstand sich niemals auf Serbien stützen könnte; denn die serbische Grenze könnte nicht als Operationsbasis dienen.

Am günstigsten liegen noch die Sachen für Bulgarien. Erstens ist dieses den Makedoniern am bekanntesten, indem schon seit Jahrzehnten die bulgarische Propaganda in Makedonien alle Schulen und Kirchen der dortigen Serben unterhält und mit bewundernswerthem Fleiße und Ausdauer wühlt. Zweitens kann die bulgarische Grenze etwaigen Aufständischen als Operationsbasis und Rückzugslinie dienen. Drittens haben die Bulgaren alle jene Makedonier für sich gewonnen, welche die Schulen und Gymnasien der bulgarischen Propaganda besucht haben und dadurch bulgarisirt worden sind. Die sonst so schlaue und gewandte türkische Regierung hat nämlich bisher in unbegreiflicher Verblendung, und nicht gewitzigt durch das Schicksal Ostrumeliens, jene bulgarischen Schulen nach Kräften unterstützt und gefördert. Die einzige Erklärung für diese seltsame Politik läge darin, daß man früher die Serben fürchtete und die Bulgaren geringschätzte, und daher trachtete, die serbischen Makedonier zu bulgarisiren. Nun, heute werden die türkischen Staatsmänner schon einsehen, welchen Fehler sie gemacht, denn jetzt hat ihnen Bulgarien eine „makedonische Frage" auf den Hals gehetzt und bietet Alles auf, auch Europa dafür zu interessiren.

Ob ihnen dies gelingt, dürfte hauptsächlich von der Haltung Rußlands abhängen. So lange der „Usurpator" regiert, wird letzteres vermuthlich die bulgarischen Ränke in Makedonien nicht unterstützen. Sollte aber eine Aussöhnung zwischen Rußland und Bulgarien zu Stande kommen, so kann man überzeugt sein, daß jenes trachten wird, letzterem Makedonien zu verschaffen, schon um Serbien für seine antirussische Politik zu strafen und Oesterreich zu ärgern. Im letzteren Falle dürfte jedoch ein Krieg unvermeidlich sein. Ob Rußland und Oesterreich dann in Streit gerathen werden, ist nicht sicher; wohl aber glaube ich, daß Serbien keinesfalls zugeben wird, daß sich die Bulgaren Makedonien nehmen. Ich folgere dies aus einer Unterredung, die ich nach meiner Rückkehr mit einer der höchstgestellten Persönlichkeiten Serbiens hatte, und die ich hier in Kürze mittheilen will.

Ich hatte geglaubt, meine Entdeckung wäre in Serbien unbekannt, überzeugte mich aber, daß man dort ganz gut wußte, daß die Makedonier dem serbischen Volksstamme angehören. Auf meine bezügliche Frage erwiderte mein Gewährsmann: „Wie es kommt, daß Serbien sich bisher um Makedonien so ganz und gar nicht bekümmert hat und ruhig geschehen ließ, daß die bulgarische Propaganda das ganze Land unterwühlte? Was konnten wir denn ohne Geld machen? Unser Dispositionsfonds beläuft sich auf 100,000 Dinar (Francs), wovon für eine Propaganda in Makedonien nicht ein Para verwendbar ist. Unser ganzes Budget des Ministeriums des Aeußeren mit seinen zehn Gesandtschaften und drei Generalconsulaten beläuft sich auf 800,000 Dinar, jenes des bulgarischen Ministeriums des Aeußeren, welches weder Gesandtschaften noch Consulate zu unterhalten hat, auf $2^3/_4$ Millionen Leva (Francs), also zwei Millionen mehr! Diese zwei Millionen dienen zum Unterhalte der Propaganda und zur Bestechung der europäischen Presse sowie fremder Schriftsteller. Uns stehen solche Mittel nicht zu Gebote! Wir können nicht hindern, daß Makedonien nach und nach bulgarisirt wird, aber daß es den Bulgaren zufällt, wird Serbien unter keiner Bedingung jemals zugeben! Eher werden wir bis auf die letzte Patrone gegen Bulgarien einen Vernichtungskampf führen. Dann aber werden wir nicht so thöricht sein wie vor drei Jahren, da wir gegen Bulgarien nur 43,366 Mann aufboten. Jetzt kennen wir dessen Stärke; es hat 135,000 Mann gegen uns gestellt, wir aber können laut unserer Organisation über 215,000 in's Feld führen. Der Besitz Makedoniens und seines Hafens Salonik ist für uns Lebensfrage und was immer für eine Regierung dann am Ruder sein wird — verlassen Sie sich darauf, daß sie um Makedonien va banque spielen wird!"

Eine so entschiedene Erklärung aus solchem Munde überzeugte mich vollständig von der traurigen Gewißheit, daß die beiden Brudervölker bei der dereinstigen Theilung der Türkei gegen einander einen Vernichtungskrieg führen werden, der mit ihrem beiderseitigen Untergange enden dürfte.

Digitized by Google

## Zur preußischen Beamtenfrage.

Wie wohl auch außerhalb der engeren Berufskreise schon hinreichend bekannt, haben sich in den Verhältnissen der preußischen Beamten, der richterlichen wie denjenigen der Verwaltung, seit etwa einem Jahrzehnte Veränderungen vollzogen, welche in ihrer Entwickelung sowohl die Aufmerksamkeit der betreffenden Kreise selbst und der vorgesetzten Behörden, wie auch diejenige der Presse und selbst des Parlamentes schon auf sich gezogen haben. Hervorgerufen sind diese Wandlungen durch die denkbar verschiedenartigsten Motive. Einmal hat dazu beigetragen der allgemein centralisirende Zug der Zeit, der seit der Zusammenfassung der verschiedenen Stämme unseres Volkes überhaupt durch die Ereignisse von 1870/71 sich kundgegeben hat, von welcher Epoche an der sogenannte Nationalitätsgedanke, von Deutschland ausgehend, Europa beherrscht; sodann die einschlägigen Gesetzgebungen: auf der einen Seite die Selbstverwaltung, auf der anderen das — selbst mutatis mutandis den Gerichtsbehörden, namentlich den Staatsanwaltschaften, theilweise aufgeimpfte — centralistisch-romanische Präfectensystem der Regierungspräsidenten im Gegensatze zur collegialen Behandlung der eigentlichen Regierungsgeschäfte schon in den Provinzialinstanzen; desgleichen die künstliche und bis dahin dem deutschen Wesen durchaus antipathisch gewesene Steigerung des Einflusses der abhängigen sogenannten „unteren politischen Beamten", wie der Landräthe, Polizeiorgane u. s. w.; ferner das Gesetz vom 9. März 1879 über die Trennung von Justiz und Verwaltung auch bezüglich der Vorbildung der betreffenden Beamten, und daran anschließend verschiedene allerhöchste Kundgebungen: so der Erlaß vom 11. April 1879 betreffend die Rangstellung der richterlichen Beamten, der Januarerlaß von 1882 über die Wahlen u. s. w. Endlich aber — und zwar last not least — war auch der persönliche Einfluß der in dieser Periode namentlich leitend gewesenen Staatsmänner von größter Wichtigkeit in dieser Beziehung: der socialistische des Fürsten Reichskanzlers nicht minder, wie der individualistische des früheren Ministers von Puttkamer, beide verbunden durch einen gemeinsamen bureaukratischen Ausgangs- und Endpunkt nach Stahl'scher Art und Absicht.

Um nun unsere Betrachtung mit einem anscheinend unbedeutenderen und trotzdem ungemein tiefgreifenden Wandlungsgrunde, der richterlichen Stellungs- und Rangfrage, zu beginnen, so mag es genügen, zu constatiren, daß in den weitesten Kreisen der preußischen Richter die Ansicht herrscht, daß ihnen, was die einschlägigen Verhältnisse angeht, zur Zeit eine Stellung angewiesen ist, welche weder ihren Persönlichkeiten und den an dieselben gestellten socialen Anforderungen, noch auch vor Allem dem wichtigen staatlichen Amte, das sie bekleiden, angemessen erscheinen kann. Nicht uninteressant ist in dieser Beziehung noch Folgendes: Wie verlautet, hatte auch Kaiser Friedrich mit dem ihm eigenen scharfen Blicke, trotzdem er während seiner Thronfolgerzeit dem öffentlichen Leben sich anscheinend fast zu fern hielt, die hier allmählich zu Tage gekommenen Mißstände voll erkannt und dementsprechend eine völlig durchgreifende Aenderung in der officiellen Stellung des richterlichen Standes überhaupt beabsichtigt, in der weisen und oft auch ausgesprochenen Erkenntniß, daß die Thätigkeit der betreffenden Beamten thatsächlich den Boden bilde für die gesammten übrigen Staatszwecke. Der Umfang und die Ausführlichkeit der von ihm geplanten Reformen, mit welchen der Richterstand alle Ursache gehabt hätte, wohl zufrieden zu sein, war der Grund, weshalb die betreffende Rangveränderung nicht gleich mit in den sogenannten Hulderlaß aufgenommen wurde, in welchem unter Anderem auch die Oberpräsidenten der Verwaltung in den Provinzen das Prädicat Excellenz erhielten; wie allgemein verlautet, war dieselbe Auszeichnung unter entsprechender Rangerhöhung auch den Oberpräsidenten der Justiz — den Oberlandesgerichtspräsidenten — zugedacht und zwar unter entsprechender Abstufung auch der denselben nachgeordneten Beamten. Und diese Absicht erscheint wohl glaublich, da sie einmal die bis dahin an höchster Stelle wohl seit des großen Friedrich Zeit nicht wieder geübte allgemeine Aufmerksamkeit auch für die minder auffälligen — kleineren — Vorgänge des öffentlichen Lebens seitens dieses unvergeßlichen Fürsten documentirt und andererseits das besondere Interesse desselben für Justiz und Rechtspflege notorisch war, ein Interesse, das sich auch in der Wahl seiner Umgebung und nächsten persönlichen Rathgeber, nicht minder wie in einzelnen Handlungen auf das Unzweideutigste kundgab. Diese Hinterlassenschaft seines heimgegangenen unvergleichlichen Vaters hat denn auch unser jetziger Kaiser sich zu eigen gemacht und derselben Auffassung Ausdruck gegeben, indem er in dem Dankschreiben an das Reichsgericht auf eine Adresse ebenfalls anerkannte, welche Verantwortlichkeit für die Entwickelung unseres nationalen Lebens auf dem Richterstande thatsächlich ruhe.

Wenn nun so von der ersten Stelle im Staate darauf hingewiesen ist, daß die Thätigkeit der richterlichen Beamten von außerordentlichster Wichtigkeit ist, so muß aber auch dementsprechend auf das Ernstlichste dafür Sorge getragen werden, daß die Persönlichkeiten, welchen diese Thätigkeit anvertraut ist, ihre Qualificationen angehend, ebenfalls auf möglichst hoher Stufe stehen. In dieser Beziehung ist nun bekannt, daß aus den Gerichtsassessoren einmal der etatmäßige Richterbestand sich ergänzt und erhält und sodann die Zahl derselben in Kürze das zweite Tausend erreichen wird; wohin die noch zu erwartende Ueberproduction führen wird, wenn dieselbe auch allmählich geringer werden zu wollen scheint, soll hier unerörtert bleiben; wohl aber ist die Frage zu prüfen, ob nicht, abgesehen von der Art der Ausbildung — was eine Specialfrage für sich bildet — die Qualität der so herangebildeten zukünftigen preußischen Richter unter den gegenwärtigen Verhältnissen in sofern ungemein leidet, als fast die gesammten besseren Kräfte die Richtercarrière verlassen, um in andere Ressorts überzugehen und so gleichsam nur der ausgesuchte Rest — von Ausnahmen selbstverständlich abgesehen — für die spätere Anstellung als etatmäßige Richter auf Lebenszeit im Justizressort zurückbleibt. In diesen wenigen Worten liegt eine der inhaltreichsten Seiten des Staatslebens und die damit zugleich aufgeworfene Frage ist leider in ihrem überwiegenden Theile zu bejahen.

In dieser Beziehung steht nämlich zunächst unstreitig fest, daß das Gesetz vom 11. März 1879 über die Trennung von Justiz und Verwaltung auch in Bezug auf die Vorbereitung und Ausbildung der resp. Beamten Wirkungen gehabt hat, welche man bei Erlaß desselben in keiner Weise erwartete oder erwarten konnte. Die täglich zahlreicher werdenden Klagen der älteren höheren Verwaltungsbeamten über die außerordentlich dürftigen Leistungen desjenigen Nachwuchses, welcher auf Grund jenes Gesetzes und des entsprechenden Regulatives vom 30. November 1883 ausgebildet worden ist, wären schon Beweis genug hierfür, ohne daß es des Hinweises auf die Erscheinungen im praktischen Leben seitens der Laien bedurfte, welche in den Augen der betreffenden jüngeren Herren meistens nur die „Regierten" zu sein haben; es sind ja denn auch thatsächlich bereits vielfach Stimmen laut geworden, und zwar solche von reiferen Männern, welche die ganze vorerwähnte Trennung wieder aufgehoben und Justiz und Verwaltung zu der alten gemeinsamen juristischen Vorbereitung ihrer Beamten zurückgekehrt wissen wollen. Wir unsererseits stimmen dem aus vollen Herzen bei. In dieser Beziehung ist nämlich doch nie zu vergessen, daß die Periode bis zur Ablegung der großen Staatsprüfung in erster Linie nicht rein der praktischen Dressur, wenn das Wort nicht zu hart klingt, dienen soll, sondern vor Allem auch der Durchbildung des Geistes nach einer einheitlichen, systematischen, gewissermaßen auch ethischen Richtung hin, welche den also Durchgebildeten befähigen soll, später als selbständiger Arbeiter unter steter Beobachtung der großen allgemeinen Gesichtspunkte auch im engen Kreise zu wirken, ohne daß der Sinn sich ebenfalls verengert. Mit Recht heißt die Zeit zwischen erster und zweiter Staatsprüfung Vorbereitungsdienst, d. h. es sollen nicht schon Früchte geerntet, sondern erst die auf der Universität gelegten

Digitized by Google

Keime so entwickelt werden, daß sie später Früchte bringen. Diese Periode ist nicht in erster Linie und allein dazu da, im Gegensatze zur theoretischen Arbeit, welche auf eine allgemeine Erfassung der Principien für die spätere selbständige Praxis abzielt, nur den Drill in den Referendar hineinzubringen, sondern sie soll auch die Universalität, die Einheitlichkeit und Größe der Auffassung des Amtes, des Staates und des öffentlichen Lebens als solche in erster Linie pflegen und ausbilden. Diese — wohl selbst von den enragirtesten Realpolitikern nicht bestrittene und bis vor Kurzem auch gerade in Preußen nach dem Regime des alten Beamtengeistes besonders hochgehaltene Wahrheit — muß aber nach der Natur der Verhältnisse dem jungen Verwaltungsbeamten noch ungleich näher gelegt werden, als dem angehenden Richter, denn der Rechtsfindung ist einmal durch das Gesetz als solches die Richtung angewiesen, nicht durch Anweisungen von Vorgesetzten und sie erfordert an sich ein ungleich größeres Quantum selbständiger Geistesthätigkeit auch für den kleinsten Fall als die Verwaltung, und andererseits ist die Verwaltungsthätigkeit der unteren Provinzialbehörden, wie z. B. des Landrathes, eine zwar in gewissem Sinne umfassendere, aber auch ungleich oberflächlichere und abhängigere. Auf jenen, bei solcher Sachlage deshalb sehr gefährlichen Drill aber kommt es naturgemäß für die Mehrzahl der Regierungsreferendare fast einzig hinaus, wie Schreiber dieses und mit ihm wohl manches Hundert von Collegen nach eigener Erfahrung und fremder Benachrichtung wissen werden, so lange die jetzige halb juristische, halb administrative Art der Ausbildung beibehalten wird. Was nämlich ein Referendar nach zweijähriger Beschäftigung bei den Gerichten, wo er vor die Wahl des Uebertrittes gestellt wird, von juristischer Durchbildung fort hat, ist und kann nur, wie mir jeder Kundige ohne Weiteres zugeben wird, durchschnittlich herzlich wenig sein; in dieser Zeit wird der junge Jurist ja fast allein schon durch die Bewältigung der praktischen Formschwierigkeiten und Gewinnung einer Uebersicht über die äußeren Bedürfnisse des Dienstes an sich vollauf in Anspruch genommen und für die höhere Auffassung des Wortes „Rechtsprechung" fehlt ihm, wenn auch nicht der Begriff, so doch Erfahrung und Wissen; der folgende gleiche Zeitraum, und hier vor Allem die Schlußbeschäftigung am Oberlandesgerichte, die unseres Erachtens nach intensiver ausgenutzt und auch verlängert werden sollte, ist in dieser Beziehung notorisch der wirksamste und naturgemäß der hauptsächlichste. Hiervon aber hat der zur Verwaltung gehende junge Jurist fast niemals eine Ahnung; seine juristische Aus- und Durchbildung ist mit der zumeist auch nur recht dürftigen Erreichung jenes ersten Zieles heute so gut wie völlig abgeschlossen, denn seine Thätigkeit bei den richterlichen Behörden ist neben der Kürze auch noch meist eine außerordentlich oberflächliche, ja oft genug auch — weil „überflüssig"! — fast unwillig geleistete, und die weitere juristische Beschäftigung bei den rechtsprechenden Bezirksausschüssen ist einmal eine an sich minimale, wie die Inanspruchnahme dieses Gerichtshofes dieß unvermeidlich mit sich bringt, und sodann auch die Art der Rechtsfindung bei diesen Behörden selbst doch eine eigentlich juristisch ungleich weniger prägnante und präcise, als dieß, abgesehen von der Urtheilsfällung, gerade für die hier in Frage stehenden Punkte, die Ausbildung geistiger Schärfe und Urtheilskraft, durchaus wünschenswerth erscheinen muß. Dieser Mangel der Ausbildung und diese Seite des Verwaltungsstreitverfahrens ist auch noch ungleich heller zu Tage getreten, seit anstatt des richterlich qualificirten Verwaltungsgerichtsdirectors der Vorsitz in diesen Behörden auf nur im Regierungsfache einseitig ausgebildete Beamte übergegangen ist, bekanntlich eine „Revision" der ursprünglichen Selbstverwaltungsgesetze, die auch von den gemäßigsten Politikern als eine „klaffende Wunde" des inaugurirten Systemes bezeichnet worden ist, und die allerdings in das System des Rechtsstaates nur sehr schwer sich einfügen läßt, wofür die Urtheile der betreffenden Gerichtshöfe fast täglich drastische Beweise liefern. Die übrige Thätigkeit des Regierungsreferendars, der in zwei Jahren außerdem auch die Geschäfte der Landrathsämter, der Bürgermeistereien, der verschiedenen Abtheilungen in den Regierungscollegien als: Domänen-, Forst-, Polizei-, Kirchen-, Schulsachen und all' die anderen außerordentlich mannigfachen Zweige der Verwaltung kennen lernen soll, ist naturgemäß eine gleichsam nur cursorische: im günstigsten Falle kann er, da selbst Kenntniß der Verwaltungstheorie, d. h. der Gesetze, Verordnungen u. s. w. bei seinem Uebertritte zur Verwaltung in nicht weitergehendem Maße verlangt wird, als sie auch seine bisherigen Gerichtscollegen besaßen, sich eine allgemeine flüchtige Uebersicht aneignen.

Nun hat aber die gedachte Trennung weiter für die Verwaltung den ungeheuren Nachtheil, daß sie solche Elemente, welche — Assessor geworden — sich für die Praxis auch noch so unbrauchbar erweisen mögen, nicht mehr ausstoßen kann, da im Gegensatze zu dem großen Gerichtsexamen, welches alle Aemter ausnahmslos eröffnet, die Prüfung für den Verwaltungsdienst einzig für diesen qualificirt. Die Referendarien, welche vielleicht vorzügliche Juristen — Richter, Staatsanwälte und Sachwalter — geworden wären, jedoch aus diesem oder jenem Grunde — meist wohl dem der gegenwärtigen glänzenderen Außenseite — von der Justiz zur Verwaltung übergegangen sind, ohne auch nur eine Ahnung von den Anforderungen derselben in Bezug auf Personen und Thätigkeit zu haben, finden sich später, wenn reifer und vorurtheilsfreier geworden, nicht nur, was sie selbst angeht, oft außerordentlich unbefriedigt und enttäuscht, sondern sie sind auch gleichsam nur Ballast für das Amt und unbrauchbares Material, das kaum dürftig den gestellten Anforderungen genügen kann und gleichsam aus Rücksicht auf eine verfehlte Carrière mitgeschleppt wird, da der Rücktritt in die Justiz durch die einseitige und außerordentlich dürftige Verwaltungsausbildung ihnen versperrt ist.

Es steht aber auch noch eines fest: daß nämlich durch die getrennte Vorbildung beide Ressorts, das der Justiz und das des Inneren, auch noch gleichmäßig nach einer anderen Richtung hin verloren haben: die Verwaltung hat mehr rein repräsentativ und äußerlich veranlagte Anwärter gewonnen, und ist dafür innerlich werthvollerer verlustig gegangen und die Justiz hat das Gegentheil zu erleiden. Der Grund dieser Erscheinung liegt, wie schon angedeutet, zum guten Theile in der Zurücksetzung der richterlichen Beamten in den Rang- und sonstigen Verhältnissen, in welche der Stand derselben zur Zeit eingewiesen worden ist, außerdem auch weiter noch in dem ungemeinen Einflusse, welchen, wohl nicht zum Vortheile des allgemeinen Besten, der letzte Minister des Inneren, v. Puttkamer, wie schon erwähnt, den Beamten seines Ressortes nach jeder Richtung hin zu verschaffen suchte.

Dennoch aber erfährt die rein richterliche Carrière seit längerer Zeit doch noch größeren Schaden. Von den nämlich etwa rund 18 Procent Gerichtsassessoren, welche, nachdem sie zwar als Referendarien bei der Justiz verblieben waren, in der sogenannten großen Staatsprüfung das Prädicat „gut" erhalten haben und danach wenigstens präsumtiv als fähigere Köpfe zu betrachten sind, geht die überwiegende Mehrzahl danach trotzdem noch in andere Ressorts über, welche in Würdigung der ungleich besseren Ausbildung der Gerichtsassessoren zur Ergänzung ihres Personales notorisch fast einzig auf die also prädicatirten derselben reflectiren. Beispielsweise sind allein zur Vorbereitung für Dienste im Auswärtigen Amte gegenwärtig einige zwanzig derselben einberufen und fungiren manche von diesen schon als Assessoren selbständig im Auslande in theilweise sehr schwierigen Stellungen.

Der gesammte Durchschnittsrest — und hierunter allein wieder fast rund 20 Proc. ein oder zwei Mal „Durchgefallene" — verbleibt nothgedrungen ganz und gar bei der Justiz, da nur im Ausnahmefalle es einem derselben gelingt, in andere Staatsstellungen übernommen zu werden. Daß also hier das videant consules durchaus geboten ist, ist an sich wohl klar, soll aber auch, was die Gründe hierfür angeht, noch näher dargelegt werden.

Ein Grund liegt in den oben erwähnten fast unbilligen gegenwärtigen Rangverhältnissen der Richter. — So lange der

Digitized by Google

Staat eine Rangordnung seiner Beamten für geboten erachtet, wird es auch nur einfach natürlich sein, wenn derjenige, welcher dem Staate als Beamter dient, auch durch Leistungen zu einer möglichst hohen Rangstellung zu gelangen hofft, da ja der Staat dadurch, wie er die Stellung des Beamten einrangirt, bekundet, wie hoch er dieselbe an sich schätzt. Des Ausführlicheren auf diese für die iustitia als fundamentum regnorum im hohen Grade deprimirenden Thatsachen einzugehen, ist hier nicht beabsichtigt, und soll nur kurz Folgendes erwähnt werden: von den rund 4200 richterlichen und staatsanwaltschaftlichen Beamten des preußischen Staates kann die Stufe der patentirten Räthe, selbst nur der vierten Klasse, kaum der Achte erreichen, während bei der Verwaltung jeder sie erhalten muß, sobald er die betreffende Anciennität hat; diejenige der dritten Klasse nur der Dreißigste, — und die zweite Klasse nur die ominöse Zahl von 13 überhaupt; Rath erster Klasse und gar Excellenz aber kann nur je einer werden, nämlich der Unterstaatssecretär, Director und der Minister; jene 13 aber sind: die Chefs der Justiz einer ganzen Provinz — die Oberlandesgerichts-Präsidenten. Mit diesen wahrhaft traurigen Perspectiven sind nun die Aussichten der Regierungsbeamten allerdings nicht zu vergleichen: ganz abgesehen davon, daß die bedeutendsten Posten anderer Ressorts sich zum guten Theile ebenfalls aus ihnen recrutiren, und ihre Gesammtanzahl kaum ein Drittel derjenigen der Richter erreicht, stehen ihnen allein 38 Regierungspräsidenten-Stellen mit dem Range der zweiten Klasse und 12 Oberpräsidenten-Posten mit dem Range der ersten Klasse offen, mit welch letzteren Aemtern ja sogar durch Kaiser Friedrich jetzt officiell und von Amtswegen das Prädicat „Excellenz" verbunden ist. Mag man noch so philosophisch über Rangverhältnisse denken, so wäre es doch um den Staat schlecht bestellt, wenn nicht seine Diener danach trachteten, in demselben vorwärts zu kommen; das gilt auch von der Justiz, und daß dieser Satz nur positive Wahrheit ist, lehrt die Fahnenflucht von der Justiz alle Tage. Weshalb z. B. zwei Assessoren, die vielleicht das Examen an ein und demselben Tage seiner Zeit zusammen gemacht haben und nach langer ehrenvoller Laufbahn der eine der Chef der Justiz, der andere derjenige der Verwaltung in einer Provinz geworden, sich auch alsdann nicht coordinirt sein sollen, obwohl sie demselben Staate gedient haben, ist schlechterdings nicht einzusehen, außer wenn man die Justiz, d. h. die Pflege des Rechtes, als an sich um volle zwei Rangstufen niedriger stehend wie die Verwaltung klassificiren will. Und dabei sitzt eventuell der jüngste Gerichtsassessor über der Verordnung eines Regierungs- oder gar eines Oberpräsidenten zu Gericht und ist erforderlichen Falls berechtigt, dieselbe für unwirksam zu erklären und somit der Autorität desselben den Boden unter den Füßen fortzuziehen.

Was nun aber die Assessoren angeht, also diejenigen patentirten Richter, welche, obwohl zwar voll qualificirt und bereits unversetzlich und unabsetzlich, jedoch noch nicht insofern angestellt, als sie eine Besoldung nicht erhalten, bereits trotzdem richterliche Thätigkeit ausüben und allmählich zu Amtsrichtern u. s. w. ernannt werden, so liegen deren Verhältnisse bisher folgendermaßen:

Nach Bestehen der großen Staatsprüfung werden sie einem der Amtsgerichte der Monarchie zur unentgeltlichen Beschäftigung überwiesen und gelten als an diesem domicilirt. Selbstverständlich müssen sie an diesem auch thatsächlich arbeiten und zwar richterlich, indem das Präsidium des übergeordneten Landgerichtes ihnen ein gewisses Decernat zuweist. Diese unbesoldete und meist nicht grade geringe Beschäftigung währt nun so lange, bis man der Arbeitskraft des Assessors thatsächlich bedarf, sei es zur Vertretung eines erkrankten Richters, sei es zu sonstigen Geschäften. Bis zu dieser Berufung und Verwendung vergehen jedoch heute mindestens durchschnittlich 1—2 Jahre, und außerdem ist dieselbe dann fast stets naturgemäß nur eine vorübergehende, gewöhnlich auf Wochen, bisweilen auf Monate; nie fast auf länger; und sie wird honorirt mit 180 Mk. pro Monat, richtiger 6 Mk. pro Tag, resp. 5,80 Mk. in Monaten mit 31 Tagen, da nur von dem Tage an gezahlt wird, von welchem an der Betreffende arbeitet, nicht etwa der begonnene Monat für voll gerechnet. Daß die Vocation meist völlig unerwartet kommt, da sie vom Ministerium aus verfügt wird, ist natürlich, und ebenso liegt es in der Sache selbst, daß der also Bedachte aufgefordert wird, meist „sofort" oder „Angesichts dieses" sich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben; dabei weiß der betreffende Hülfsrichter fast nie, wann seine besoldete Beschäftigung aufhören wird, und ferner findet er in der Regel eine Arbeitsmenge vor, zu deren neben den regelmäßigen Geschäften herlaufender nachträglicher Bewältigung allerdings eine jugendliche Kraft gehört, da meist die gewöhnlich krankheitshalber zu vertretenden Richter bereits seit Wochen, ja Monaten nur die dringendsten Geschäfte erledigt haben. Doch betrachten wir nur die wirthschaftliche Seite der Sache.

Naturgemäß muß der von seinem Domicile fortcommittirte Assessor seine an demselben bis dahin benutzte Wohnung weiterbehalten und weiterbezahlen, mindestens bis zum Ablaufe der Kündigungsfrist; ebenso naturgemäß muß er aber auch an seinem neuen Thätigkeitsorte gleichfalls eine Wohnung haben, die er ebenso naturgemäß bezahlen muß. Er hat also mit 6 Mk. Diäten eine doppelte Residenz zu unterhalten. Es werden überdies bei solchen Gelegenheiten nur die einfachen Tagereisegelder gezahlt, wie bei irgend einer Dienstreise für einen oder zwei Tage, und mögen dieselben auch auskömmlich bemessen sein für gewöhnliche Reisen ohne begleitenden Umzug, so reichen sie für derartige Domicilwechsel doch fast niemals aus. Nun aber kommt hierzu noch ein weiteres Moment: sehr häufig wird der Assessor an kleine und kleinste Orte gesandt, an welchen möblirte Wohnungen überhaupt gar nicht vorhanden sind; es sei in dieser Beziehung an die Städtchen Posens, Westpreußens und auf den Gebirgen der Eifel, des Westerwaldes, der hohen Röhn u. s. w. erinnert; was bleibt ihm also übrig, als sich dauernd im Gasthofe einzuquartiren, mag auch das Unbehagen fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert werden.

Aus all den oben erwähnten Gründen ist es daher wahrlich kein Wunder, wenn der also „besoldete" Assessor auf seine Diäten mit einem leicht ironischen Lächeln herabsieht, falls er zu den besser situirten Sterblichen gehört, da ihm, wäre dieß nicht der Fall und er müßte so auskommen, allerdings eine Diät an sich sehr nahe gelegt wäre; anders aber der Unbemitteltere. Diesem fehlt der Zuschuß, die Diät ist für ihn Nothwendigkeit und er wird sich in dieser Hinsicht eines deprimirenden Gefühles nicht erwehren können. Um so mehr, als er die Stellung eines etatmäßigen Richters sonst nach jeder Richtung voll und ganz auszufüllen verpflichtet ist. Nun aber kann, und unseres Erachtens entschuldbarer Weise, dieses Bitterkeitsgefühl sich noch steigern bis zum Gefühle des erlittenen Unrechts, wenn ein solcher „besoldeter Gerichtsassessor" auf seine Collegen in anderen Branchen sieht.

Hier liegen nämlich die Verhältnisse folgendermaßen: Was erstens die Regierungsassessoren, welche von vorn herein die Verwaltungslaufbahn schon als Referendare gewählt haben, angeht, so hat es bis ganz vor Kurzem unbesoldete Arbeiter dieser Art bei denselben überhaupt nicht gegeben und auch jetzt noch handelt es sich bei ihnen bis zur definitiven dauernden Besoldung hier immer nur noch um kaum so viele Monate, wie bei der Justiz um Jahre. Dann aber beträgt das Anfangsminimum 1500 Mk. pro Jahr und steigt schon in 8 bis 9 Jahren bis zu 4200 Mk., d. h. der Klasse, wo der Assessor Regierungsrath wird. — Wie aber steht der Gerichtsassessor diesen Verhältnissen gegenüber da? Notorisch (die Anciennitätslisten beweisen es auf's Klarste) hat heute ein Assessor bis zu seiner richterlichen Anstellung von seiner Patentirung an durchschnittlich mindestens 4—5 Jahre in einer wahrlich nicht beneidenswerthen Lage auszuharren, und wenn er von diesem Zeitraume im Ganzen 1—2 Jahre mit den erwähnten 6 Mk. täglich besoldet war, kann er noch von Glück sagen, mit anderen Worten: er muß auch nach Bestehen der großen Staatsprüfung noch mindestens 3—4 Jahre ganz und 1—2 Jahre, obwohl voll beschäftigt, weiter aus eigener Tasche sich unterhalten.

Digitized by Google

Noch wesentlich anders aber stellt sich die Besoldung derjenigen Gerichtsassessoren, welche die Richtercarrière aufgeben und als Regierungsassessoren in andere Ressorts übergehen. Meist sofort diätarisch bezahlt, erhalten sie durchgängig alsbald nach kürzester Frist im auswärtigen Amte in der Eisenblech-, Steuer-, landwirthschaftlichen 2c. Verwaltung, Besoldungen, welche den Amtsrichtergehältern allermindestens gleichkommen, was die schnelle Steigerung angeht, aber dieselben sogar weit hinter sich lassen. Hier ist es z. B. eine Thatsache, daß von Assessoren gleichen Patentes der eine, richterliche, nach vier Jahren noch nichts, der andere ein dauerndes Gehalt von 3, 4, ja 5000 Mk. erhält, und wurde jener wirklich einmal bezahlt, so sah er sich mit 6 Mk. pro Tag abgefunden.

Das sind Zustände, die allerdings ohne Uebertreibung der Abhülfe dringendst bedürfen. Man entgegne nicht, daß diese Mißstände nur dadurch hervorgerufen seien, weil wegen Ueberfüllung nicht gleich die definitive Anstellung der Assessoren erfolgen könne. Denn dem ist Folgendes entgegenzusetzen: Zur Vertretung von Richtern und Erledigung sonstiger Geschäfte bedarf der preußische Staat wenigstens rund durchschnittlich 500 Assessoren und hätte er diese nicht, so wäre die Justizverwaltung und Rechtsprechung gar übel daran, resp. es würde für viele Orte ein institium eintreten, wie es in den 70er Jahren an der Tagesordnung war, in welcher Zeit Hunderte von Richterämtern durch Referendare verwaltet wurden, ein Umstand, der seiner Zeit den rechtsuchenden Bürger nicht gerade mit übergroßem Vertrauen erfüllte und der Rechtsprechung selbst gleichfalls nichts weniger wie förderlich war. Es sei deshalb, um Mißverständnissen vorzubeugen, noch ausdrücklich hervorgehoben, daß nur die benöthigten Hülfskräfte entsprechend besoldet werden sollen, nicht aber alle vorhandenen Assessoren.

Nun ist es aber weiter eine Thatsache, daß die unbesoldeten Assessoren weiter dem Staate alljährlich Hunderttausende von Mark ersparen, und zwar dadurch, daß ihre Arbeit die älteren und ältesten Herren, welche sonst den bei bisweilen sehr gering bemessenen etatsmäßigen Kräften oft außerordentlichen Anforderungen kaum noch zu genügen im Stande sein würden, mitunter fast völlig entlastet und so die Pensionirung derselben und gleichzeitige Anstellung und Besoldung jüngerer Kräfte überflüssigmacht. Dies ist ein Nutzen für den Etat, der nicht zu unterschätzen ist und thatsächlich in die Hunderttausende von Mark geht.

Deshalb sind wir überzeugt, daß die Anregung, welche nach dieser Richtung vor einiger Zeit schon aus dem Schooße der Volksvertretung trat, daß das richterliche Personenmaterial beginne nicht mehr seine frühere Höhe zu behaupten und zwar wegen zu schlechter Besoldung der Assessoren, nunmehr ihre volle Würdigung finde, nachdem in den seither verflossenen Jahren sich die damit zusammenhängenden Mißstände auf das Deutlichste als schon vorhanden und für die Zukunft noch bedenklicher drohend ergeben haben. Thatsächlich erhalten auch die älteren Assessoren der Staatsanwaltschaften bereits höhere Diäten, desgleichen die bei dem Justizministerium beschäftigten, nur die als Richter verwendeten müssen zurückstehen, obwohl im Ganzen nur wenige Tausend Mark genügen, um welche der Diätenfond zu erhöhen ist, daß dieser Calamität abgeholfen werde.

Dieser Sachlage entsprechend ist denn auch in den weitesten Kreisen der gesammten zukünftigen etatsmäßigen Richtergeneration ein mehr wie peinliches Gefühl des Mißmuthes verbreitet und zwar ein um so berechtigteres, als schon vor einigen Jahren diese Mißstände als bevorstehend, bezw. schon damals vorhanden erkannt wurden und das Abgeordnetenhaus eine entsprechende Anfrage an die Regierung stellte. Die damals gegebene Antwort, daß die maßgebenden Behörden die gehegten Befürchtungen nicht theilten, wird heute nicht mehr als zufriedenstellend angesehen werden können, da die Thatsachen derselben zu sehr widersprechen würden, und dieselben außerdem von Tage zu Tage drastischer sich gestalten. Eine Besoldung von der gleichen Höhe, wie die Baumeister im Falle ihrer Verwendung im Staatsdienste sie erhalten, dürfte als mindestens nothwendig erscheinen, zumal deren Verhältnisse noch in sofern ungleich günstiger liegen, als dieselben nicht wie die Assessoren nur vorübergehend für kürzeste Zeiten, sondern dauernd und fast ununterbrochen auf Jahre an demselben Orte beschäftigt werden, nicht aber von Monat zu Monat ihr Domicil zu wechseln haben. Selbst falls ein solcher Diätar dadurch um wenige Thaler besser gestellt sein sollte, als der jüngste etatsmäßige Richter, so dürfte dieß nicht der Nothwendigkeit einer auskömmlichen Besoldung hindernd im Wege stehen können, da einmal dieser die Annehmlichkeit einer dauernden Stellung und eines sicheren Gehaltszulages genießt, jener aber fast unstät zu nennen ist und jedem tüchtigen Handarbeiter an Sicherheit der Existenz fast nachsteht. Diesem Unterschiede trägt auch die Verwaltung schon thatsächlich Rechnung, indem sie ihre dauernd angestellten Assessoren niedriger besoldet als selbst ihre Referendarien, falls diese nur vorübergehend als Diätarien beschäftigt werden.

Ziehen wir nun das Facit aus den bisherigen Erörterungen, so wird sich dreierlei ergeben: Es wird einmal eine andere Ausbildung der Verwaltungsbeamten einzuführen sein, am besten durch Rückkehr zur Ablegung des richterlichen großen Staatsexamens, alsdann möge Jeder wählen, wozu er überzugehen beabsichtigt, ob zur Rechtsprechung, ob zur Verwaltung. Auf diese Weise wird auch der beklagenswerthe Antagonismus, der zwischen den jüngeren angehenden Richtern und Verwaltungsbeamten an vielen Orten herrscht, gemindert, wenn nicht sogar aus der Welt geschafft werden. In erster Linie wird aber dem Bitterkeitsgefühle, das jetzt, wie erwähnt, in den breitesten Kreisen der preußischen Richter wegen der ihnen angethanen Rangzurücksetzung herrscht, ein Ende gemacht werden. Und hiermit ist es thatsächlich hohe Zeit, da sonst diese Mißstimmung eventuell doch recht bedenkliche Folgen haben kann. Sodann aber werden auch jene besten Kräfte, welche jetzt zum größten Theile der Justizlaufbahn als zu undankbar und zurückgesetzt, schon aus Ehrgefühl gewissermaßen den Rücken kehren, dem Richterstande und der Rechtsprechung erhalten bleiben. Mag auch der verwaltende Charakter des Staates in unserer Zeit mehr in den Vordergrund treten, als es früher der Fall war, das unabhängige Richteramt und die weitblickende Rechtsprechung werden doch stets das Fundament sein und bleiben, auf welchem Thron und Staat, Freiheit und Entwickelung beruhen. Judex.

## Literatur und Kunst.

### Der Koran.

Von Gustav Karpeles.

Ohne Zweifel wird die Mehrzahl der geschätzten Leser, welche meinen vor einiger Zeit an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatz über den Talmud gelesen haben, von selbst eine Parallele zwischen diesem Werke und dem Koran anzustellen geneigt sein. In der That scheint ja eine gewisse Beziehung und eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden Werken zu existiren; aber dieselbe ist nur rein äußerlich. Tritt man beiden Werken näher, so hört jede Parallele von selbst auf. Allerdings bedeutet Koran im Arabischen ungefähr dasselbe, was Talmud im Hebräischen, nämlich „Vortrag" oder Lesung. Auch die Entstehungsgeschichte des Koran hat einige Aehnlichkeit mit der des Talmud. Damit hören aber auch alle Vergleichspunkte auf. Viel eher kann man, wenn denn einmal verglichen werden soll, den Koran mit der Bibel vergleichen, denn er ist in Wahrheit die Bibel des Islam und ein Werk, welches auf Mohammed zurückgeführt wird, wie die jüdische Tradition die Bibel auf Moses zurückführt. Aber wie hier schon die Kritik den Inhalt verschiedenen Autoren und verschiedenen Zeiten zuzuschreiben versucht, so auch beim Koran. Einzelne

Digitized by Google

Theile des Werkes rühren unzweifelhaft von Mohammed her; das Ganze und die Zusammenstellung desselben ist aber keineswegs sein Werk. Ja, er hat wohl nicht einmal die Sammlung befohlen.

Wenig oder vielmehr gar nicht ist der Koran der gebildeten Welt bekannt. Allerdings existiren einige gute, selbst wortgetreue Uebersetzungen desselben in deutscher Sprache, und die gelehrte deutsche Kritik hat sich um das Werk vielfach verdient gemacht. Die eingehendsten, exegetischen Untersuchungen über den Koran und die beste Geschichte desselben stammen von deutschen Gelehrten her. Wenn derselbe gleichwohl nur wenig bekannt ist, so rührt dies daher, weil eine lesbare Uebertragung des sonst allerdings ziemlich ungenießbaren Buches bisher noch nicht vorhanden gewesen. Dem ist nun abgeholfen, und zwar durch ein posthumes Werk von Friedrich Rückert, dem großen Dichter und noch größeren Uebersetzer, das vor Kurzem von einem hervorragenden Orientalisten, Professor August Müller in Königsberg, herausgegeben worden ist.*)

An der Hand dieser Uebertragung wollen wir es nun versuchen, unseren Lesern ein kurzes Bild des Koran, dessen Urschrift nach dem Glauben der Moslemim vom Urbeginne der Welt an im siebenten Himmel vorhanden gewesen ist, zu geben.

Wie er jetzt vorliegt und wie er für 200 Millionen Menschen die heilige Religionsurkunde geworden ist, umfaßt der Koran bekanntlich 114 Suren (etwa Schichten) von sehr ungleicher Länge. Jede einzelne Sure ist aber so ziemlich ein abgeschlossenes Ganzes, welches aus einer Anzahl Sätze oder Verse besteht, die zwischen 3 bis 286 schwanken. Die Enden der Verse sind im arabischen Originale überall durch Reimworte angezeigt. Alle diese Suren und Verse werden natürlich als eine göttliche Offenbarung bezeichnet, die ein Engel, der jedenfalls ein ausgezeichnetes Gedächtniß gehabt hat, dem Propheten Mohammed überbracht habe und die dieser genau in derselben Ordnung seinen Landsleuten vorgetragen haben soll. Unzweifelhaft steht jedoch fest, daß die Sammlung unmittelbar nach dem im Jahre 632 erfolgten Tode Mohammeds von seiner Umgebung auf Geheiß des Kalifen Abubekr vorgenommen wurde. Ist nun der Koran echt oder nicht? Eine schwierige Frage. Unzweifelhaft trägt die Sammlung im Wesentlichen den Charakter der Echtheit, d. h. es hat Nichts oder doch wahrscheinlich nur Nebensächliches in dieselbe Aufnahme gefunden, das nicht nach der Ueberzeugung Mohammeds göttliche Offenbarung gewesen wäre. Diese Thatsache hat die Wissenschaft durch ihre Forschungen verbürgt. Natürlich entspricht es dem Charakter dieser Offenbarungen, daß Gott in dem ganzen Buche als der Redende auftritt, der sich entweder an den Propheten oder unmittelbar an die Gläubigen selbst wendet. —

So wenig aber die Echtheit des Koran nunmehr bezweifelt werden kann, ebenso schwer ist es, zu glauben, daß die einzelnen Suren in der Ordnung, in welcher sie gegenwärtig vorliegen, abgefaßt wurden. Früher pflegte man sie in solche einzutheilen, welche während des Aufenthaltes des Propheten in Mekka und in solche, welche während seines Aufenthaltes in Medina „geoffenbart" oder verfaßt wurden. Thatsächlich aber herrscht in dem Koran ein solcher Wirrwar in Bezug auf Eintheilung und Zeitbestimmung, eine solche wilde Unordnung, daß August Müller mit Recht behauptet: der ganze Koran gleiche viel mehr einem Schutthaufen, als einem wohlgefügten Lehrgebäude. Jeder Versuch, in dieses Chaos eine Ordnung zu bringen, die ungleichen Theile von einander zu scheiden und eine symmetrische Aufeinanderfolge hineinzubringen, würde auf die erheblichsten Schwierigkeiten stoßen Hier muß also die Ueberlieferung der mohammedanischen Glaubensgemeinde den Ausschlag geben. An der Hand dieser Tradition läßt sich dann doch eine vernünftige Entwickelung des mohammedanischen Glaubenssystemes, wie es im Koran aufbewahrt, darstellen. Wir folgen dabei der ausgezeichneten Einleitung August Müller's, der die verschiedenen Suren ohne Rücksicht auf ihre Aufeinanderfolge im Koran zu einem planmäßigen Lebensbilde Mohammeds und des Mohammedanismus zusammengefügt hat.

Der Prophet von Mekka fühlt sich natürlich in erster Reihe als der auserkorene Bote Gottes; er ist berufen, seinen Landsleuten eine neue Heilsbotschaft zu verkünden. Aber es ist ein verhärtetes Geschlecht, dem er predigt, Leute, die nur nach irdischem Gute begehren, geizige, schlechte Menschen, Bedrücker der Waisen. So findet seine Lehre nur bei den unteren Volksklassen, bei Sklaven und Armen, willigen Eingang, die Lehre: „Einen Gott nur darf man verehren; man muß glauben, daß dieser den Menschen nach dem Tode zu jenseitigem Leben erweckt und von ihm für sein diesseitiges Rechenschaft fordern werde, daß man daher schon in diesem Leben Arme und Waisen speisen und durch Gebet und gute Thaten Gott zu nähern sich befleißigen müsse."

Den Vorwürfen der Großen und Mächtigen und ihren Verfolgungen gegenüber stützt sich der Prophet auf den Trost Gottes. Wer dürfte es wagen, die Zukunft des Menschen, die Auferstehung des Fleisches zu leugnen, wenn die geheimnißvolle Geburt, die Wunder der Schöpfung so laut und vernehmlich die Allmacht Gottes preisen! Auch aus dem Geschichtsleben weiß der Prophet diese Allmacht Gottes herzuleiten; er erzählt, wie der Herr in grauer Heidenzeit die Gottlosen vertilgt, wie er sich Pharao und Jona mächtig erwiesen, wie er über kurz oder lang ein furchtbares Strafgericht hereinbrechen lassen würde, ähnlich dem von Sodom und Gomorrha. Mohammed hat die Bibel gekannt und auch von der talmudischen Tradition ist ihm manches durch seine jüdischen Freunde bekannt geworden. Vielerlei Hindeutungen auf beide befinden sich im Koran, dessen Volumen, nebenbei gesagt, kaum die Hälfte des Umfanges der Bibel ausmacht. Mit glühenden Farben schildert Mohammed dieses Strafgericht, die Höllenqualen der Gottlosen, die Paradiesesfreuden der Bekenner des wahren Glaubens. Mit behaglicher Ausführlichkeit erzählt er die Geschichte seiner Vorgänger im wahren Glauben, der Männer des alten wie des neuen Bundes und der Gottesboten, die unter den Arabern der Wüste selbst in der alten Zeit aufgestanden waren. Auf naturgemäßem Wege gelangt er so zu dem Glaubenssatze der absoluten Vorherbestimmung, welcher mit dem von dem zukünftigen Gerichte die Stützpunkte seines Systemes bildet. Die zehn Gebote gestaltet er für das Bedürfniß der Araber in besonderer Weise um. Scharfe Worte richtet er an die Götzendiener, an Juden und Christen. Soweit gehen die ziemlich sicher als mekkanischen Ursprunges zu bezeichnenden Suren.

Harten Kämpfen ist nun aber der Prophet ausgesetzt, da er nach Medina zieht. Zwei Parteien sind es dort, welche ihm Widerstand entgegensetzen, einmal die Juden, das „Volk der Schrift", mit denen er sich nun scharf auseinandersetzt, sodann aber die Gegner in seinem eigenen Volke. Im Gegensatze zu dem jüdischen Glauben verleiht Mohammed nun seinem Religionssystem eine andere Färbung; er befehdet die Juden, mit denen er sich vorher zu befreunden suchte, auf das Aeußerste; nicht minder die Parteien seiner Gegner in der Stadt selbst, welche noch Anhänger des alten Wüstenglaubens waren. Gegen sie richtet er seine schärfsten Angriffe. Daneben erweitert er aber immermehr seine neue Glaubenslehre und richtet die Blicke der Seinigen auf die Gewinnung des alten Nationalheiligthumes, der Kaaba. Mächtig feuert er dieselben zum heiligen Kriege an, dessen Ziel die Gewinnung dieses Heiligthumes sein sollte. Wie der Prophet, von Mekka nach Medina gehend, aus einem Religionsstifter ein Feldherr wird, so ist der Koran aus einem Religionsbuche zu einer Gesetzsammlung und einem Historienbuche geworden; denn was nun folgt, ist nichts als eine Reihe von Kämpfen und Siegen, welche der Prophet über seine Feinde errungen hat, bis er auf den Gipfel seiner Macht gelangte. Kurz darauf starb er, am 8. Juni 632, und den Seinen hinterließ er die Anwartschaft auf ein Weltreich, ja, auf eine Weltreligion, und auch das Buch seines Gottes, den Koran.

*) Der Koran, im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller (Frankfurt a. M., Sauerländer).

Digitized by Google

August Müller, dessen gediegener Einleitung wir gefolgt sind, behauptet nach genauer Kenntniß, daß das merkwürdige Buch, wie es uns vorliegt, wenn man sich auf dem Wege gelehrter Forschung in dasselbe einarbeitet, einfach ungenießbar erscheint. Hier muß nun Rückert's Uebersetzung wirksam eintreten. Zunächst schon durch die Art der Anordnung. Rückert hat den Koran in einem Auszuge übersetzt und hat glücklich die Weitschweifigkeit des Ganzen, die Breite der Wiederholungen, die öden Steppen der gesetzlichen Partien fortgelassen und nur das Anziehende, aber doch auch wieder alles Wichtige aufgenommen. Dann aber auch, und hauptsächlich, hat er es meisterhaft verstanden, die unerhörten Schwierigkeiten zu überwinden, welche Sprache und Stil des alten Propheten ihm in den Weg legten. Der Koran zerfiel ihm in drei Bestandtheile: in einen prosaischen, in einen poetischen und in eine Mischung beider Töne. Mancherlei Abstufungen und auch eine leidliche Ordnung suchte er in den verschiedenen Suren herzustellen, und es erscheint uns fast als eine Vollendung seines großen Lebenswerkes, daß wir nun aus der Hand Rückert's auch eine fertige Uebersetzung des Koran besitzen. Gerade die Eigenthümlichkeit seines Wesens und seiner Begabung mußte ihn für die Uebersetzung dieses Werkes, das ja vorwiegend in einer poetischen Prosa geschrieben, besonders befähigen. Die rhythmische Prosa des Koran eignet sich ganz besonders für die Weise der Uebertragung, wie sie Rückert beliebt und wie sie ihm vor allem am besten glückte. Die Anschauungen glühender Phantasie, der echt dichterisch hinreißende Schwung, die Energie des Zornes, die behagliche Ausmalung jenseitiger Lebensfreuden, liebliche Historien- und krause Wundergeschichten, alles das mußte einen Dichter, wie Rückert, mächtig fesseln, und so ist es denn erklärlich, daß er einen großen Theil seiner Lebensarbeit diesem wichtigen Literaturdenkmale des Morgenlandes gewidmet hat. Wir aber sind seinen Erben und dem Herausgeber zu innigem Danke verpflichtet, daß sie nun, nachdem die Arbeit fast ein halbes Jahrhundert liegen geblieben, dieselbe der Oeffentlichkeit geschenkt haben. Welcher moderne Mensch konnte sich wohl bisher rühmen, den Koran in einem Zuge durchgelesen zu haben? Diejenigen, welche ihn als Meisterwerk arabischer Dichtkunst priesen, haben gewaltig übertrieben; diejenigen, welche ihm vollendete Rhetorik zugeschrieben, haben ihn wohl auch über Gebühr gelobt. Alle diejenigen aber, welche ihn nun in der Uebersetzung Rückert's lesen, werden in ihm ein bedeutsames Werk erkennen, voll erhabener Visionen, prophetischer Ermahnungen und trefflicher Vorschriften, in welchen Anmuth und Feierlichkeit, Liebe und Haß, Gluth und Zorn in bunter Reihe abwechseln und durch welches der Samum der Wüste mächtig dahin braust.

Gern möchte ich nun auch einige Beispiele zur Bestätigung dieses Urtheiles anführen, aber es ist in der That schwer, Einzelnes aus diesem bedeutsamen Werke herauszugreifen. Gleichwohl will ich es doch nicht unterlassen, Einzelnes aus den mekkanischen Suren hier anzuführen, um die Kraft der Poesie des Originales und die nicht geringere Kraft der poetischen Uebertragung Rückert's einigermaßen zu charakterisiren. So z. B. die 93. Sure:

Der Tag der steigt.

Beim Tag, der steigt!
Und bei der Nacht, die schweigt!
Verlassen hat Dich nicht Dein Herr,
Noch Dir sich abgeneigt.
Das Dort ist besser, als was hier sich zeigt.
Es gibt Dir, was zu Deiner Lust gereicht.
Fand er Dich nicht als Waise und ernährte Dich?
Als Irrenden und führte Dich?
Als Dürftigen und wehrte Dich?
Darum die Waisen plage nicht
Und Deines Herren Huld erwarte!

In der That, diese Sure klingt fast an den Ton der Psalmen und des Kirchenliedes an. Nicht minder erhaben und feierlich ist die 97. Sure:

Die Nacht der Macht!

Wer sandte ihn hernieder in der Nacht der Macht!
Weißt Du, was ist die Nacht der Macht?
Die Nacht der Macht ist mehr als was
In tausend Monden wird vollbracht!
Die Engel steigen nieder
Und der Geist in ihr,
Auf ihres Herrn Geheiß, daß Alles sei bedacht,
Heil ist sie ganz und Friede, bis der Tag erwacht!

Ein Kunstwerk in der deutschen Uebertragung ist auch die 100. Sure:

Die Jagende!

Die Schnaubenden, die Jagenden,
Mit Hufschlag Funken Schlagenden
Den Morgenangriff Wagenden,
Die Staub aufwühlen mit dem Tritte
Und ringen in des Heeres Mitte!
Ja, der Mensch ist gegen Gott voll Trutz,
Wie er sich selbst bezeugen muß,
Und liebet heftig seinen Nutz.
Und weiß er nicht, wann das im Grab wird aufgeweckt,
Und das im Busen aufgedeckt?
Daß nichts von ihnen ihrem Herrn dann bleibt versteckt?

Mit dem Bekenntnisse der Einheit Gottes, welches der Halbmond auf seinen Bahnen durch die Wüste getragen hat, in der Parole: „Allah ist groß!", mit diesem Bekenntnisse der Einheit, wie es in der 112. Sure enthalten ist, sei diese flüchtige Umschau auf dem Gebiete des Koran abgeschlossen:

Sprich: Gott ist Einer,
Ein ewiger Reiner,
Hat nicht gezeugt und
Ihn erzeugt hat Keiner,
Und nicht ihm gleich ist Einer!

---

## Ein tugendhafter Roman von Zola.

Es war einmal ein engelhaftes Mädchen, das natürlich Angelica hieß. In einer grimmigen Schneesturmnacht wurde es von einem Meßgewandsticker und seiner Frau unter einem Kirchenportale aufgelesen und in deren Haus gebracht. Das brave Ehepaar hatte keine Kinder, worüber es untröstlich war, und daher nahm es die kleine Angelica an Kindesstatt an. Im Frieden der altehrwürdigen Kirche wuchs sie auf und wurde eine überaus gewandte Stickerin, aber in ihren Gedanken lebte sie immerfort in einem schönen Traume. Sie kannte alle Heiligengeschichten, glaubte an die freundliche Welt der Wunder und war fest überzeugt, daß ein Prinz sie einmal heirathen würde. Eines Tages, als sie im ehemaligen Klostergarten Wäsche aufhing, näherte sich ihr ein junger, schöner Glasmaler, und sie liebte ihn gleich, denn er sah einem heiligen Georg im Kirchenfenster ähnlich. Er war jedoch kein gewöhnlicher Arbeiter, sondern der Sohn des ehedem verheiratheten Bischofes, reich wie ein König und schön wie ein Gott und hieß Felix XIV. von Hochherz. Sie liebten sich und sahen sich öfter im Garten, bei den Armen und sogar des Nachts in aller Unschuld. Sie wollten auch ihren Traum Wirklichkeit werden lassen und Mann und Frau werden, aber der Bischof untersagte es seinem Sohne. Angelica hoffte das Herz des harten Priesters zu rühren und warf sich eines Tages im Dome zu seinen Füßen nieder, doch ihre Bitten und Thränen waren vergebens. Als ihre Eltern ihren verzehrenden Kummer bemerkten, sagten sie ihr, daß Felix sie nicht mehr liebe und eine Andere heirathen werde, und den jungen Mann baten sie, ihr Pflegekind nicht mehr zu besuchen, denn er sei bereits vergessen. Angelica wurde auf den Tod krank, und der Bischof selbst kam an ihr Siechenbett, um ihr die letzte Oelung zu geben. Diese wirkte so wunderthätig, daß sie gesund wurde

Digitized by Google

und ihren Felix heirathete. Aber als er sie vom Traualtare hinwegführte, verschied sie plötzlich in seinen Armen.

Es ist kein Märchen, keine Legende, keine Kleinkindergeschichte, die wir hier erzählen, sondern der Inhalt von „Le Rêve“*), des neuesten Bandes von Zola's Natürlichen und socialen Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche, angeblich geschehen zu Beaumont in Frankreich, worunter wohl Beauvais, die Hauptstadt des Oise-Departements, gemeint ist, im Jahre des Heils 1860. Die Zeitungen, welche schon vor vielen Monaten verkündeten, daß der nächste Roman des großen Naturalisten durchaus anständig, familienfähig und sogar ein Lieblingsbuch aller braven jungen Mädchen werden würde, waren also wohl unterrichtet. Ja, der unerbittliche Wahrmaler und Schwarzseher hat diesmal seinen Pinsel in eitel Rosenroth und Himmelblau getaucht, und zumal seine Fabel ist so keusch, daß sie den Tugendpreis der Französischen Akademie verdiente. An diesem soll indessen dem Verfasser nichts gelegen sein, wie Fama berichtet, sondern vielmehr an einem Sitze in der Körperschaft der Unsterblichen. Vielleicht daß er jetzt auf Grund des neuen Werkes das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Der Verleger Charpentier, der diese Weihnachtsliteratur à la Ebers & Wolff jedenfalls in hunderttausenden von Exemplaren verkauft, und sein deutscher College werden sich befriedigt die Hände reiben. Die französische Clerisei, über die Bekehrung des arg räudigen Schäfchens erfreut, darf für das fromme Buch von allen Kanzeln und in allen Beichtstühlen Propaganda machen, so wie es bei uns für Janssen's Geschichte des deutschen Volkes und F. W. Weber's Dreizehnlinden (87. Auflage!) geschehen soll. Und die Akademie mag füglich mit dem Chore der Mediciner und Apotheker in Molière's Zwischenspiel das Loblied des Doctoranden singen:

„Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore.“

Der Verehrer von Zola's Meisterwerken: L'Assommoir, Germinal, L'Oeuvre wird in diesen Jubel nicht einstimmen und von feiger Schwäche oder Schlimmerem reden. Gewiß, das mit dem Priesterthum zusammenhängende und von demselben lebende Kleinbürgerthum durfte in einem vollständigen Culturbilde Frankreichs nicht fehlen, diese ganz eigene Welt der Stolaschneider, Monstranzengoldschmiede, Herrgottschnitzer und Küster mußte geschildert werden, aber man kann dem Dichter nur Glück dazu wünschen, daß er sein Pensum erledigt hat und nun aus den Weihrauchwolken in die klare, herbe Sphäre der bürgerlichen Wirklichkeit wieder hinunter steigen darf.

„Der Traum“ ist ein schwaches Buch und gewährt den wenig erquicklichen Anblick, wie der realistische Hercules sich mit seinen Windeln zu drapiren sucht und Jugend, Naivetät, Frömmigkeit heuchelt. Seine Personen sind alle so gut und edel, daß sogar die im Stiche gelassene Braut Felicien's an der „Wunderhochzeit“ ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin so eifrig im Kirchenchore singt, daß ihre herrliche Stimme alle anderen übertönt. Darum sieht man auch gar nicht ein, warum der Marquis-Bischof die Vereinigung der Liebenden hintertreibt. Bloß weil sein Wort an die Boincourts verpfändet ist? Und warum läßt er sich ebenso unvermittelt und räthselhaft erweichen? Von Angélique heißt es einmal, daß sie stets im Traume lebt, „in jenem Lande guter Geister, wo das Wunder waltet und die leichte Verwirklichung aller Freuden blüht“, und Aehnliches muß der Verfasser ebenfalls empfunden haben, sonst würde er wohl das unwahrscheinlich lange dauernde Incognito des zu seinem Vergnügen (!) glasmalenden Märchenprinzen besser motivirt haben. Das ist eben Alles mystisch und nebelhaft. In Zola's großen, starken Fingern zerkrümelt sich der überzarte Stoff und verliert Anmuth und Lebendigkeit. Sein künstlerisches Naturell ist zu stark und sprengt die selbst auferlegten Fesseln. Er will für kleine Mädchen schreiben und doch Naturalist bleiben. Ein unlösbarer Widerspruch. Darum ist es erheiternd zu beobachten, wie er an der Motivirung des romantischen Vorwurfes umsonst sich abmüht, und wie grell sich die Rückfälle in seine Vergangenheit hier ausnehmen. Störend wirkt schon das Band, womit die lichte Idylle in die dunkle Romanreihe der südfranzösischen Familie eingefügt wird. Wie kommt Angélique hierher, der liebliche, duftige Zweig an den morschen, verfaulten Stammbaum, die Lilie in die Kloake, das engelhafte Geschöpf in die Familie der verruchten, lumpenhaften, verthierten Rougon-Macquart? Obendrein gibt Zola ihr die abscheuliche Kupplerin Sidonie aus „La Curée“ zur Mutter, was die Schwierigkeiten nur unnütz vermehrt. Es ist ein Zufall, eine Anomalie, und das sieht der Verfasser auch selbst ein, denn er bemüht sich gleich Anfangs, seine Heldin etwas schwarz anzutuschen. Sie ist bei Beginn der Geschichte nichts weniger als ein Engel, sondern ein wildes, jähzorniges, ungezogenes, leidenschaftliches Geschöpf und erst im Hause der braven Sticker, im mystischen Banne der heiligen Bischofskirche wird sie statt einer Nana ein braves, frommes, wundergläubiges, seraphisches Wesen, die „Stickerin mit der Seele einer Königin“, fast eine Heilige. Diese Ausflucht hat zugleich den Vortheil, daß Zola der Buckle-Taine'schen Theorie von der Einwirkung der Umgebung auf den Menschen als dem Producte seines Bodens, auch in diesem Buche treu bleibt. Im Mittelpunkte steht Alles überragend die prachtvolle gothische Kathedrale und erhebt und heiligt die sie umgebenden Menschen und Dinge, mit denen sie ein eigenes individuelles Leben zu führen scheint.

Unten lag die Kirche auf den Knieen, wie vom Gebet erdrückt, mit ihren romanischen Kapellen der Umwandung, ihren nackten Vollbogenfenstern, deren einzigen Schmuck die dünnen Säulchen unter dem Schwibbogengesims bildeten. Weiter oben erhob sie sich, Gesicht und Arme dem Himmel zugekehrt, mit den nach innen gewölbten Fenstern des Schiffes, die achtzig Jahre später gebaut worden waren, und den hohen, leichten kreuzförmig getheilten Fenstern, mit ihren durchbrochenen Bogen und Rosetten. Und immer weiter strebte sie entzückt und hochragend vom Erdboden empor mit ihren Gegen- und Strebepfeilern des Chores, die zwei Jahrhunderte später ausgebaut und ornamentirt, mit ihren Glöckchen, Pyramiden und Spitzen im Glanze der Gothik schimmerten. Traufröhren leiteten am Fuße der Strebepfeiler das Wasser von den Bedachungen ab. Eine mit Kleeblattornament geschmückte*) Brustwehr grenzte die Terrasse über den Kapellen der Apsis ein. Und die Spitze zeigte gleichfalls Blumenschmuck. Das ganze Gebäude blühte, jemehr es sich dem Himmel näherte, in immerwährendem Aufschwunge**) auf; befreit von den Schrecknissen mittelalterlicher Priesterherrschaft versenkte es sich im Schooße des Gottes der Vergebung und der Liebe. Das physische Gefühl hiervon erfüllte es mit Leichtigkeit und Glück, als hätte es einen Kirchengesang angestimmt, der sich rein und klar hoch oben verlor. Im Uebrigen lebte die Kathedrale wirklich. Hunderte von Schwalben hatten ihre Nester unter dem Gürtel von Akanthenblatt gebaut, ja selbst in die Ausbuchtungen der Glöcklein und Spitzen. Ihr Flug streifte unaufhörlich die von ihnen bewohnten Strebe- und Sperrpfeiler. Auch die Ringeltauben in den Ulmen des bischöflichen Gartens drängten sich mit gesträubten Federn und kleinen Schritten nach Art von Spaziergängern an den Rand der Terrassen.***) Oefter putzte sich ein Rabe, verloren im Blauen und kaum so groß wie eine Fliege, auf der Spitze eines Thürmchens das Gefieder. Eine ganze Flora von Pflanzen, Flechten, Grasarten sproßten aus den Spalten der Mauern und hauchten dem alten Gestein durch die heimliche Arbeit ihrer Wurzeln†) Leben ein. An den Regentagen erwachte die ganze Apsis und murrte unter dem Geplätscher des auf die Bleilagen des Daches herniederprasselnden Regens, der sich durch die Rinnen der Galerien von Stockwerk zu Stockwerk mit dem Lärme eines entfesselten Stromes ergoß. Selbst die schreckliche Windsbraut der Monate October und März beseelte die Kathedrale und verlieh ihr eine Stimme des Zornes und der Klage, wenn sie durch ihren Wald von Giebeln und Bögen,

*) Paris, Charpentier & Co. Fast gleichzeitig mit der französischen Buchausgabe erschien eine deutsche Uebersetzung von A. Ruhemann: „Der Traum“ (Berlin, S. Fischer). Wer die außerordentlichen Schwierigkeiten einer Uebertragung Zola's kennt, wird den Fleiß dieser Arbeit trotz mannigfacher Mißverständnisse und Härten anerkennen müssen.

*) Die deutsche Uebersetzung hat: „mit Geißblatt umrankt“!

**) Ebenda: „in ununterbrochener Verjüngung“.

***) „Die Zweige der Ulmen . . . drängten sich mit langsamen Schritten nach Art von Spaziergängern“ . . .!!

†) „Durch die schwerfällige Art ihrer Entwickelung.“

Digitized by Google

von Rosetten und kleinen Säulen pfiff. Schließlich ließ auch die Sonne im Spiele ihres Lichtes sie aufleben, vom frühen Morgen an, wenn sie die Kirche in goldiger Heiterkeit verjüngt erscheinen ließ, bis zum Abend, wenn sie mit den langsam sich verlängernden Schatten sie in eine geheimnißumwobene Welt tauchte. Und ihr inneres Leben, den Pulsschlag ihrer Adern bildeten die kirchlichen Feiern, von denen sie durch und durch erzitterte, mit dem Gesumm der Glocken, der Musik der Orgel und dem Gesange der Priester. Ein stetes Leben durchbebte sie: verlorene Geräusche, das Gemurmel einer stillen Messe, das leichte Niederknieen eines Weibes, eine kaum geahnte Reibung, ja selbst die gottergebene Gluth eines Gebetes, das geschlossenen Mundes wortlos abgelegt wurde.

So gehen Engel und Boten Gottes unsichtbar aus von dem heiligen Hause, und sie bessern und behüten das Kind eines entarteten Geschlechtes. Aber auch der Verkehr mit ihren edlen Eltern und ihr Kunsthandwerk, die tägliche Beschäftigung mit schönen, goldenen, bunten Prunkgewändern reinigen Angélique. Das zeigt sich namentlich in dem Höhepunkte der Geschichte, jener großartigen Liebesscene, wo Félicien seine Geliebte entführen will. Sie ist bereit ihm zu folgen, die Todtkranke (!), und erhebt sich von ihrem Stuhle, aber plötzlich fühlt sie sich von tausend unsichtbaren Händen gehalten und gefesselt. Sie kann nicht weiter, sie muß bleiben.

„Das ganze Marienfeld ermuthigt mich, nicht Ihr und mein Leben durch meine Hingabe gegen den Willen Ihres Vaters zu zerstören. Diese singende Stimme dort, das ist die der Chevrotte, sie klingt so klar und rein, daß es mir scheint, sie sei mit ihrer krystallenen Reinheit in mein Inneres eingezogen. Dieser sanfte, tiefe Chor wie aus einem Volkshaufen, entstammt dem gesammten Stück Erde dort, die Gräser, die Bäume, das ganze friedfertige Leben in diesem geheiligten Winkel arbeitet mit an dem Frieden meiner eigenen Seele. Und von weiter her klingen die Stimmen, von den Ulmen des bischöflichen Gartens, von dem gesammten Horizonte von Zweigen, deren kleinster einen Antheil nimmt an meinem Siege ... Hören Sie diese mächtige, gebietende Stimme! Sie gehört meiner alten Freundin, der Kathedrale, die mich aufgezogen und des Nachts ewig Wache hält. Ein Jeder ihrer Steine, die Säulchen ihrer Fenster, die Glockenthürmchen über den Gegenpfeilern, die Schwibbögen der Apsis haben ihre Stimme, die ich unterscheide, eine mir verständliche Sprache. Sie sagen, daß selbst im Tode die Hoffnung nicht erlischt. Hat man sich gedemüthigt, so bleibt und siegt die Liebe ... Und horch! Aus den Lüften selbst dringt ein Geflüster von Geistern zu mir. Das sind meine unsichtbaren Genossinnen, die heiligen Jungfrauen.

Noch kein Buch hat Zola geschrieben, worin der oft von ihm beklagte Einfluß der französischen Romantiker und zumal Victor Hugo's so deutlich in die Erscheinung tritt. Die Kirche Notre Dame de Paris, der eigentliche Held des Hugo'schen Romans, und dessen fratzenhafte Verkörperung Quasimodo, sie haben den Traum, der im Schatten der Kirche von Beaumont geträumt wird, ebenfalls stark beeinflußt. Auch Zola's pessimistische Lebensanschauung hat sich darunter etwas aufgeheitert, doch nicht genug, um den gewiß von allen jugendlichen Lesern ersehnten „glücklichen Ausgang" herbeizuführen. Hierin ist der Verfasser sich selber treu geblieben. Zwar scheint er einen Augenblick zu schwanken, und nach der wunderbaren Heilung Angélique's kommt ihr jäh folgender Tod ziemlich unerwartet. Ueberhaupt eine seltsame Krankheit, ein räthselhaftes Sterben. Der sonst in pathologischen Schilderungen so accurate Verfasser, welcher Coupeau's Delirium tremens, Nana's Blattern, Claude's Gehirnerweichung und die ganze erbliche Nevrose der Familie Rougon-Macquart mit der Treue eines medicinischen Gutachtens erzählt und uns keine Convulsion, keine Pustel, keine Vision schenkt, unterschlägt in diesem interessanten Falle jede Diagnose und alle näheren Angaben. Erkrankt Angélique lediglich an unglücklicher Liebe und stirbt sie an gebrochenem Herzen oder bloß an der mystischen Nothwendigkeit, weil die Hautecoeurs von jenem Stamme sind, wo die Frauen jung im vollen Glücke sterben, wie uns ausführlich nach der Familienchronik gemeldet wird. In diesem Punkt ist der Verfasser so knapp mit seinen Andeutungen, während er sonst mit seinen „menschlichen Documenten" wahrlich nicht kargt. Diese seitenlangen Aufzählungen der Heiligen und ihrer Wunder, der Ahnen derer von Hautecoeur und ihrer Wappen und Grabmäler, die umständlichen Beschreibungen der Technik des Stickens und Glasmalens u. s. w. verrathen das kokette Bestreben zu deutlich, alle aus der „Goldenen Legende" von 1549, der „Vie des Saints", aus dem „Manuel du chasublier" und anderen nützlichen Hand- und Nachschlagebüchern mühsam zusammengelesenen Kenntnisse und Excerpte noch an den Mann zu bringen. Die Notizen finden kein Ende, und auf solche Weise wird aus der kurzathmigen Novelle ein dickleibiger Roman.

Zum naturalistischen Programm gehören auch gewisse Leitmotive. Die heilige Agnes ist die Schutzpatronin des ganzen Buches. Die dominirende Farbe ist die der Unschuld, und sie gibt dem Romane die charakteristische Tönung. Alles ist weiß, die Kathedrale, die Wäsche, die Stickerei, das Mondlicht, die Mädchen bei der Procession, die Statuen im Schnee, die erste Erscheinung Felicien's, Angélique's Gesicht, Füße, Seele. Es ist der Heldin Lieblingscouleur.

„Das Weiß ist immer schön, nicht wahr? An manchen Tagen sind mir blau und roth und alle übrigen Farben zuwider, weiß dagegen erfreut mich stets und wird mir nie überdrüssig. Nichts beleidigt an dieser Farbe, man möchte sich am liebsten darin verlieren ... Wir hatten einen weißen Kater mit gelben Flecken — ich übermalte diese gelben Flecke. Er sah sehr gut aus, leider hielt die Farbe nicht ... Meine Mutter weiß nicht, daß ich mir alle Abfälle von weißer Seide aufbewahre — ich habe einen ganzen Kasten voll — nur des Vergnügens halber, sie von Zeit zu Zeit betrachten und berühren zu können ... Und dann habe ich noch ein Geheimniß, das ist aber ein großes! Wenn ich des Morgens aufwache, steht dicht an meinem Bette Jemand, ja, etwas Weißes, das dann davonfliegt." Er lächelte nicht einmal und schien ihr vollständig Glauben zu schenken. War das nicht ganz selbstverständlich und in der Ordnung? Eine junge Prinzessin würde ihn inmitten ihres prunkvollen Hofstaates nicht so schnell erobert haben. Inmitten all dieses weißen Leinens auf dem grünen Rasen schaute Angélique unbeschreiblich reizend, fröhlich und stolz aus. Ein jäher Windstoß pfiff plötzlich daher, und eine Wolke von Feinwäsche erhob sich vom Boden, Kragen und Handkrausen von Perkal, Battisthalstücher und Schleier flatterten empor und wieder zu Boden wie ein Flug vom Sturm aufgewirbelter weißer Vögel.

Nach diesem bezeichnenden Muster sprechen die zwei Liebenden durchgehends. Es ist ein unpersönlicher, farbloser, rührseliger, pathetischer Stil, so ganz nach dem Herzen träumerischer Backfische, und dieser Eindruck verstärkt sich bei der Lectüre der deutschen Uebersetzung, deren Sprache zu so viel Ueberschwenglichkeit nicht recht herhalten will. Das immer wiederkehrende „theurer Herr" („mon cher seigneur") im Munde der liebenden Angélique wirkt geradezu komisch. Dahin gehört auch die durch keine Wallungen des Blutes getrübte Idylle der nächtlichen Stelldichein in dem Schlafzimmer des Engels. Alles ist unmateriell und unwirklich und so ganz unmodern. Die Geschichte sollte 1860—1878 spielen, aber sie könnte noch viel besser und ohne jede Aenderung etwa im Mittelalter geschehen. Die eben durch die Blätter gehende Nachricht, daß ein Pariser Librettist aus dem Roman einen Operntext schneidert, hat daher nichts Verwunderliches. Die durchsichtige, stark theatralische Handlung muß allerdings den Operncomponisten reizen, und da das neumodische Costüm ein Hinderniß wäre, so können Zola's Puppen ohne Weiteres in jede beliebige Zeit verlegt und in historische Kleider gesteckt werden. Der Decorationsmaler und der Schneider haben die freie Wahl.

Aber auch in dieser tugendhaften Geschichte kommt der Bocksfuß zum Vorscheine. Das Erwachen der Weiblichkeit in dem jungen Mädchen wird voll meisterhafter Züge geschildert, aber für eine jungfräuliche Lectüre ist vielleicht ein wenig zu viel die Rede von „unbewußten Gelüsten", von „einer feinschmeckerischen Leidenschaft, den Apfel des Lebens anzubeißen", von „gänzlicher Hingabe", von „sich die Hände küssen" und anderen Euphemismen der Beichtstuhlsprache. Auch die öftere Erwähnung der verrufenen Häuser in der Legende der heiligen Agnes, die immer wieder aufgewärmte Geschichte von der Kinderlosigkeit der Huberts in Folge eines Mutterfluches und die Schilderungen ihrer stets fruchtlosen Zärtlichkeit, sowie die

Digitized by Google

vergeblich bekämpfte Sehnsucht des Bischofes nach seiner frühgestorbenen Frau und der Eindruck von Angelica's „Jugendduft" und ihres „frischen Nackens" auf denselben passen nicht so recht in ein keusches Buch. Nun, Zola's jugendliche Leser, seine priesterlichen Gönner, die von dieser wunderfrommen Legende erbaut sein mögen, und die Herren Akademiker, die einer pikanten Beigabe sonst nicht abgeneigt sind, werden wohl von alledem nichts merken.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Zola ist ein Fuchs und sein Buch vielleicht nur eine schlaue Falle, um den dummen Publicus und die neunmalweise Akademie zu prellen. Wir würden jedenfalls diesem bekehrten Sünder nicht trauen. Ist es doch nicht das erste Mal, daß er solche Anwandlungen von Wohlanständigkeit und Langerweile zeigt. Aber auf „La Conquête de Plassans" folgte „La Faute de l'abbé Mouret" nach der lyrischen „Page d'Amour" kamen „Nana" und „Pot-Bouille", „La Joie de vivre" ließ „Germinal" nicht erwarten und auf den Künstlerroman „L'Oeuvre" folgten die Knalleffecte von „La Terre". Wenn er dieser Uebung, mit Gegensätzen zu wirken, auch in Zukunft treu bleibt, so mögen sich die jugendlichen, priesterlichen und akademischen Verehrer von „Le Rêve" darauf gefaßt machen, daß nach diesem von Sacristeigeruch und Weihrauch erfüllten Buche wieder eine gepfefferte Speise vorgesetzt wird. Wie gesagt, wir würden mißtrauisch sein. Z.

## Ein neues Talent.

Von H. Breitinger.

Unter dem nom de guerre Hermann Gosseck trat vor Kurzem ein weiterer Dichter in die Reihe unserer neuesten Lyriker. Das in Hamburg bei Richter erschienene Bändchen führt den Titel „Ein Liebeleben" und enthält die Geschichte einer Leidenschaft mit tragischem Ausgange. Der Dichter liebt und wird geliebt, aber die Geliebte kann sein Weib nicht werden, denn es gebricht an den Mitteln den Hausstand zu gründen; noch mehr: sie fällt einem reichen verlebten Freier zu und stirbt an gebrochenem Herzen. An diesem epischen Faden reihen sich die lyrischen Perlen auf, die der Liebende am öden Strande seines Lebens sich gesammelt hat. Der kecke realistische Ton stimmt zur leidenschaftlichen Haltung des Ganzen und man vergißt über dem unverkennbaren Talente des jungen Dichters gewisse Mängel der poetischen Form.

Heute liegt von Hermann Gosseck der zweibändige Roman „Heißes Blut" (Zürich, Verlagsmagazin) auf dem Büchertische und auf Ende des Jahres kündet er eine neue Arbeit an: „Aus guter Gesellschaft, Bukarester Roman"; von dessen Inhalte sagt die Anzeige des Verlegers: „Dieser Sr. Excellenz dem Grafen Zichy gewidmete Roman stützt sich auf Begebenheiten der neuesten Zeit."

Ein neuer Autor ist ein Räthsel, das gelöst, ein Geheimniß, das ergründet sein will. Der naive Leser mag sich am Inhalte des Buches allein ergötzen oder langweilen, der reflectirende stellt allerlei naseweise Fragen: Wer ist der Mann? steht sein Leben zu seinem Buche in Beziehung? Welche Kraft repräsentirt er? Von welcher Bildung wird sein Schaffen getragen? Schablone oder Ursprünglichkeit? So betrachtet er schließlich das arme Buch wie der Gendarm den entgegenkommenden Vagabunden. Aber auch die Vagabunden sind zuweilen schlau genug, dem Gendarmen ein X für ein U zu zeigen und ihm die niedlichste aller Nasen zu drehen.

Es war vor zwei Jahren im rauhen Monat März. Eine Gesellschaft literarischer Rheumatiker hatte sich an einer Therme niedergelassen, welche schon von Tacitus „locus amoeno salubrium aquarum usu frequens", d. h. ein beliebter und lieblicher Badeort genannt wird. Die loci amoenitas wurde für jene Herren durch die Gegenwart einer schönen Frau, deren Sprache und Auftreten die Pariserin verrieth, beträchtlich gehoben. Anmuth und Geist schmückten ihre Unterhaltung und man entdeckte obendrein, daß nicht das Französische, sondern das Deutsche die Muttersprache der Unbekannten sei. Frau Herma G., seit mehreren Jahren schon verwittwet, mochte damals kaum 26 Jahre zählen. Ihre Jugend hatte sie größtentheils in Bregenz verlebt; die Schule machte ihr weniger zu schaffen, als allerlei gewagte Ruderstücklein in der bunten Gondel, wo es sich so behaglich träumen und dichten ließ. In der Schweiz, ihrem Stammlande, vollendete sie ihre Bildung, verheirathete sich bald darauf und lebte nach dem Tode ihres Gatten bei Freunden und Verwandten bald in England, Italien und Frankreich, bald in Ungarn und Rumänien. Aus eigener Anschauung kennt sie also die Sitten dieser Länder und ihre gesellschaftlichen Beziehungen sind derart, daß die Schriftstellerin nicht vom Hörensagen zu borgen braucht.

Mit diesen Thatsachen vertraut, griff ich mit einiger Neugier zu den literarischen Versuchen dieser Dame. Der dünne Schleier ihres Schriftstellernamens war gleich nach dem Erscheinen ihrer Gedichte gelüftet worden: Victor Widmann hatte den kecken Realismus dieses falschen Demetrius mit einer witzigen Anspielung auf die Fingerübungen angehender Taschendiebe an der Gliederpuppe erklärt und damit, so scheint mir, den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich stoße hier auf eine allgemeine ästhetische Frage, die Frage nämlich, ob denn der Lyriker, Dramatiker und Schauspieler, um gewaltig zu wirken, Alles was er singt, sagen läßt oder vorträgt, selber leidenschaftlich empfunden haben muß, oder ob nicht ganz im Gegentheile der Künstler allein alles das zu besorgen im Stande ist.

Wenn Shakespeare's grenzenlose Objectivität, die ihn hinter seinen Gestalten ganz verschwinden läßt, das Hauptmerkmal seiner dramatischen Gestaltungskraft ist, so scheint mir damit auch unsere Frage im Sinne des künstlerischen Schaffens, im Gegensatze zur elementaren Kraft naiver Inspiration entschieden, und ich glaube, Diderot hat richtig gesehen, wenn er vom Schauspieler sagt:

„Le grand comédien est essentiellement froid. Il est toujours maître de lui-même, attentif aux moindres détails de son jeu, il a tous ses effets préparés d'avance. Rien n'est laissé à l'imprévu, à l'inspiration, qui est essentiellement capricieuse et traitresse et qui s'use d'ailleurs." (Paradoxe sur le comédien.)

Es gibt Dichter, die ihre Verse mit ihrem Herzblute schreiben. Goethe macht es Schiller zum Vorwurfe, daß er seine ganze Seele dem Publikum ausliefere, während er, Goethe, ihm nur die Kunstobjecte seines Ateliers überlasse. Und doch stört uns heute Schiller's gelegentliche Rhetorik mehr, als Goethe's mitunter künstliche Natürlichkeit. In Zendrini's Briefen an Paul Heyse lese ich, daß Ersterer hartnäckig Heine's Naivität vertheidigt, während Letzterer von einem naiven Heine nichts wissen will. Wenn ich nun vollends beim Auftauchen eines neuen Lyrikers die gerührten Gendarmen der Kritik so leichtsinnig von echter Inspiration und tieferlebtem Liebesglücke und Liebesleide predigen höre, so frage ich mich, wo denn in dem raffinirten Milieu unseres Culturlebens der Himmelsstrich für diese Blumen liegen mag. Kurz, die Erfahrung macht ungläubig und vorsichtig.

Die Vorrede zu Bulwer's „Pelham" sagt uns, daß die Jünger Byron's ihre heimliche Bravheit mit einer wahren Angst vor Entlarvung ihrem Publikum zu entziehen bemüht waren, und nicht anders geht es heute zu in der gesegneten Aera des Naturalismus. So halte ich denn auch den Herrn Gosseck für einen heimlichen Idealisten, der seine Muse vorläufig realistisch dressirt und sich den Scherz gestattet hat, den gestrengen Matronen zu zeigen, daß ein Künstler Alles kann und Alles darf. Aber diese Herren gleich beim Worte zu nehmen, ist ein Tactfehler jenes andächtigen Publikums und man hält ihnen am Besten den lustigen Vergleich von den Sünderfingern entgegen, die sich an der Glockenpuppe üben.

Der Roman „Heißes Blut" scheint mir im Vergleiche zu jenem Anfange eine interessantere und bedeutendere Leistung.

Digitized by Google

Er ist glatt geschrieben und enthält Reflexionen, die durch ihre Form den Leser packen und den Stempel des Erlebten tragen. „Das weibliche Herz," so heißt es am Schlusse, „ist ein eigenthümliches Ding; wenn es ausgeliebt hat, so wird es leicht stumpfsinnig und gibt sich zufrieden. Ueberdies — eine Mutter kann ihres Kindes wegen Vieles ertragen, und da, wo längst die Strahlengluth der Liebe erstarb, brennt noch lange die solide Oellampe der ehelichen Pflichten und verklärt mit einem moralischen Schimmer vergangene Jugendsünden und zerstörte Existenzen."

Die Widmung des Romanes, datiert: Fontainebleau im Herbst 1884, erklärt uns der Untertitel desselben: „Roman aus der französischen Provinz." Der Verfasser lebte damals unweit des Canales, der die Seine mit der Loire verbindet, und so ist denn das Leben und Treiben der Canalschiffer und der Arbeiter das Erste, was uns vorgeführt wird. Auf dieser Folie entwickelt sich die Erzählung einfach und fesselnd. Wir brauchen hier nicht zu fragen: Où est la femme? Denn das Weib waltet überall in diesem Buche, besonders in der Villa des Gutsbesitzers Thilo Hiller, eines „halben Preußen", wie die Canalleute ihn nennen; Thilo ist in der That der Sohn eines Deutschen, wenn auch in Frankreich von einer französischen Mutter geboren. Seine großen Renten verzehrt er auf seinem Gute und in Paris. Thilo Hiller ist ein schwacher Mann, ein rechter Tropf, der dem äußeren Scheine, seiner Laune und seinem Hochmuthe das Glück zweier Frauen opfert. Von seiner Gattin geschieden, wirft er sich in die Arme einer Geliebten, die er bald verläßt, um schließlich zur Wiederverheirathung mit der Geschiedenen zu schreiten. Die zurückeroberte Schwiegermutter Mme. Vergnot ist eines Schlages mit dem wandelbaren Manne, den jeder, der ihn durchschaut hat, verachten muß. „Mme. Vergnot überströmte von Lob. »Mein lieber Sohn«, war das mindeste, mit dem sie von ihm sprach, wogegen er sie »seine liebe gute Mama« nannte. Die Beiden hatten sich erkannt, nahmen sich gegen Außen in Schutz und gestatteten sich nach Innen gegenseitig die unumschränkteste Freiheit."

Wenn man auch zugeben kann, daß die Erzählung aus dem Leben genommen, die Scenen aus dem Volke auf unmittelbarer Anschauung beruhen, und manche der vorgeführten Gestalten den Reiz der Porträtähnlichkeit besitzt, so kann man sie gleichwohl und trotz des herausfordernden Titels nicht der naturalistischen Schule zuweisen; und das ist nach unserem Standpunkte durchaus kein Tadel. Die Erzählung ist Hauptsache, die Schilderung tritt sehr zurück, das realistische Moment zeigt keine Spur von jener Brutalität, auf die man im Lager der neuen Schule so stolz ist, und die Reflexion des Erzählers durchbricht nicht selten die Erzählung — lauter Capitalsünden gegen den Codex Zola. Um so besser. Die Leute mehren sich wieder, denen jener Codex verleidet ist, die jene richtige Mitte lieben, die z. B. George Sand in ihren späteren Romanen festgehalten und die unser Schiller mit einem Seitenblicke auf die blutlosen Schöpfungen der deutschen Romantiker so meisterhaft in dem Satze umschrieben hat: „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verläßt es mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch, oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch."

## Feuilleton.

### Im Laufe der Zeit.

Von K. Rinhart.

Da stand er wieder in dem alten Hause, das er seit fünfzehn Jahren nicht mehr betreten hatte. Zaghaft zog er die Klingel.

„Ist Fräulein Margarethe zu Hause?"

Das Mädchen bejahte und ging ihn zu melden in das gegenüberliegende Zimmer, die Thür, durch welche ein breiter Lichtstrom in den dämmernden Corridor fiel, halb geöffnet lassend. Das hastige Rücken eines Stuhles, ein leichter Schritt — und schon stand sie auf der Schwelle, die Hände ihm entgegenstreckend, und zog ihn mit sich in das Gemach, indem sie in ihrer großen Freude unter Thränen lachend rief: „Sie, Bernhard, Sie! Sind Sie es wirklich? Welch' eine liebe Ueberraschung!"

So wird empfangen, wer in's Vaterhaus zurückkehrt.

Sie nöthigte ihn abzulegen, und als sie vernahm, daß er nach langer Reise geradeswegs von der Bahn komme, hörte sie nicht auf seine Einwendungen, sondern enteilte, um einen Imbiß für ihn herbeizuschaffen. Er blieb allein.

Wie wohnlich und traut es in diesem Stübchen war! Ruhe und Heiterkeit athmete Alles, von dem blumengeschmückten Fenster an, durch welches die Sonne goldene Lichter auf den Fußboden warf, bis zu dem Nähtischchen, auf dem neben dem Arbeitskorbe das aufgeschlagene Buch lag, in dem sie eben gelesen haben mochte. Und dort auf dem Schreibtische — war das nicht sein Bild? Wirklich! zwischen den Photographien ihrer Eltern und Geschwister die seine! Und hier — der Briefbeschwerer, da das Kästchen — kleine Andenken, die er ihr einst geschenkt! Welch' ein treues Gedenken!

Sie trat wieder ein und bald summte der Theekessel auf dem einladend gedeckten Tische. Hausfraulich sorgte sie für den Gast, und während er ihren schlanken Händen zusah, die ihm zu segnen schienen, was sie berührten, überkam es ihn mit voller Macht, daß hier der Friede sei, nach dem er so lange vergeblich gesucht hatte. Wie spurlos die Zeit hingegangen war über ihr stilles Gesicht! Ein paar Fältchen um den Mund, ein paar helle Fäden im dunklen Haar, aber der Ausdruck derselbe wie einst, wo sein Tritt ihr Ohr aufhorchen machte, wo er ihr Auge aufleuchten sah, wenn er sich nahte. Seltsam, daß er sie früher niemals hübsch gefunden! Jetzt fand er sie plötzlich mehr als das — das Auge des gereiften Mannes sieht eben anders, als das des jungen! Welch' ein Thor er gewesen war!

Kinderstimmen schallten herein; die Thür öffnete sich ein wenig und ein krauslockiger Knabenkopf erschien in der Spalte.

„Tante! Max und ich, wir sind mit den Arbeiten fertig, dürfen wir in den Garten gehen?"

„Komm' herein, Fritz!" rief sie, und Bernhard's erstaunt fragenden Blick beantwortend, sagte sie: „Mein kleiner Neffe. Wollen Sie auch die anderen Knaben sehen? Ich habe sechs Pensionäre."

Er war überrascht. „Ist dies Rudolf's Sohn?" fragte er, dem Kleinen die Hand reichend.

Margarethe bejahte. „Mein Bruder kann auf dem Lande die Kinder nicht gut erziehen; so nahm ich die beiden Söhne zu mir, damit sie hier das Gymnasium besuchen."

„Aber Sie sprachen von sechs Zöglingen!"

„Anfangs waren es nur zwei; die anderen fanden sich allmählich erst dazu." Sie lächelte. „Meine Erziehungsmethode erweckt Vertrauen, wie Sie sehen! Ich bin jetzt eine Pensionsmutter von Ruf."

„Welch' eine Last haben Sie sich aufgebürdet!" rief er bedauernd.

„Keine Last! Mein Glück, meine Freude ist's!" erwiderte sie eifrig. „Was sollte ich denn auch allein beginnen? Die Hände in den Schooß legen? — Müßig kann ich nicht sein."

Er folgte ihr währenddeß in eins der entfernteren Zimmer, wo die Knaben bei ihren Schularbeiten saßen, die der eine, der seine Hefte eben

Digitized by Google

zusammenklappte, bereits beendet zu haben schien. Sie sahen frisch und blühend aus, begrüßten den Fremden mit Anstand und wandten sich alsbald mit allerlei Fragen und Bitten an Margarethe. Sogar über die Lage einer auf der Karte nicht aufzufindenden Stadt mußte sie Aufschluß geben. Dann sah sie die fertigen Arbeiten der beiden „Kleinen" nach und verurtheilte den einen, ein Exempel noch einmal zu rechnen, während sie den anderen in den Garten entließ. Mit freundlicher Sicherheit wußte sie allen Anforderungen zu genügen.

„Auch die geräumige Wohnung ist so auf das Beste verwendet!" bemerkte sie, als sie mit Bernhard durch den Speisesaal zurückschritt. „Es wäre mir schwer geworden mein Elternhaus zu verlassen. Auch Sie sind hier manches Mal fröhlich mit uns gewesen, nicht wahr?"

„Es waren die besten Stunden meines Lebens!" entgegnete er, in dem Raume umher blickend. „Ganz wie einst!" fügte er dann hinzu, „nein, der Schrank dort ist neu, dessen erinnere ich mich nicht."

Das dankbare Lächeln wich von ihren Lippen, als sie ihn ansah. Hier, wo Alles war wie einst, empfand sie plötzlich, wie sehr er selbst sich verändert hatte.

„Nun lassen Sie mich endlich auch von Ihnen hören!" sagte sie, als sie wieder bei einander in ihrem Zimmer saßen. „Es ist ja eine Ewigkeit, seit ich Sie zuletzt gesehen."

Indessen wollte das Gespräch, wie es häufig nach langen Trennungen geschieht, Anfangs nicht recht in Gang kommen. Das Unwesentliche ward zuerst erörtert, das Wichtige wagten sie nicht zu berühren. Als Margarethe aber erfuhr, daß ihm nur noch eine kurze Stunde Zeit vergönnt sei, da er Abends dringender Geschäfte halber weiter müsse und nur, um sie zu besuchen, einen Zug hier übergeschlagen habe, überwand sie ihre innere Schüchternheit und begann nach seinem Leben und Treiben zu fragen. Doch er blieb einsilbig und zerstreut. Er konnte die Gedanken nicht losmachen von der überraschenden Wendung, die sie ihrem Leben gegeben. Sie war nicht wohlhabend, mußte ihren Unterhalt sauer verdienen — und doch schien sie befriedigt! Wie hätte sie zur Gattin und Hausfrau sich geeignet — und trotzdem war sie frei geblieben.

„Wo sind Ihre Kinder?" fragte sie plötzlich in seine Träume hinein.

Das Roth stieg ihm in die Stirn. Hatte sie seine Gedanken errathen?

„Zu Hause, in der Obhut von Dienstmädchen," entgegnete er. „Sie wissen von meinen Schicksalen?"

Sie neigte bejahend den Kopf.

„Woher? Durch wen?"

„Ich weiß nicht, bald hier, bald dort erfuhr ich Etwas —" sie brach verlegen ab.

„Sie werden viel Unrichtiges gehört haben," meinte er mit harter Stimme. „Die Leute haben sich's stets angelegen sein lassen, mich zu verdächtigen und herabzusetzen."

„Mir gegenüber nicht," antwortete sie, ihm voll in's Gesicht blickend. Seine Worte und noch mehr die Art, wie er sie sprach, verletzten sie und mißfielen ihr.

„Ich habe weder Glück noch Stern gehabt!" fuhr er in rauhem Tone fort. „Mein Leben ist nichts gewesen als ein Kampf mit widrigen Verhältnissen, mit Noth und Mißgeschick und Neid und Schlechtigkeit. Alles ist mir fehlgeschlagen —" er hielt einen Augenblick inne, „Margarethe, wissen Sie auch, wie unglücklich meine Ehe war?"

Kaum merklich neigte sie den Kopf. Unendliches Mitleid lag in den Augen, mit denen sie ihn anblickte und die sich, ihr selbst unbewußt, mit Thränen füllten.

Ihn aber durchströmte es wie Sonnenwärme, denn er fühlte in seiner Verbitterung, daß diese Augen aus der Ferne auf ihn gerichtet gewesen waren alle die Zeit, daß eine tiefe herzliche Theilnahme ihn umgeben hatte, während er sich allein geglaubt hatte, verlassen von aller Welt. Wenn sie neben ihm gestanden hätte — es wäre Alles anders gekommen.

Und zum ersten Male seit vielen Jahren, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, zwang ihn eine Macht, die stärker war als er selbst, sein verschlossenes, vereinsamtes Herz zu öffnen. Umsonst versuchte Margarethe ihm Einhalt zu thun — er mußte einmal allen Gram und Groll von der Seele reden!

Welch' ein Mißlingen überall! Welche innere und äußere Disharmonie! Seine ehrgeizigen Hoffnungen waren unerfüllt geblieben, seine Verdienste nicht anerkannt worden. Geringere waren ihm vorgezogen, Freunde, denen er vertraut, hatten ihn im Stiche gelassen. Und endlich sprach er auch von dem jungen, schönen Weibe, das er mit so viel Mühe errungen, wie er statt des Glückes an ihrer Seite Zwietracht und Streit gewonnen, so daß er sich enttäuscht von ihr gewandt habe. Seine Liebe hatte sich in Haß verwandelt, und der Tod, der seine Ehe trennte, war ihm als ein Erlöser erschienen, da er die Ketten zerriß, die schwer auf ihm gelastet. Nun war er wieder frei, ein Mann auf der Höhe des Lebens, gealtert vor der Zeit, heimathlos, verarmt an Hoffnung, Muth und Glauben.

„Sie haben noch Kinder!" tröstete Margarethe, als er nun schwieg.

„Eine Sorge mehr für mich," entgegnete er — und kein Strahl der Liebe erhellte sein Gesicht.

Da sah sie ihn an — und er schlug die Augen nieder. Lauter und deutlicher als Worte es vermocht hätten, sprach ihr Blick: Was hast Du aus Dir gemacht!

Und nun drängte es sich ihm auf die Lippen: „Hätten Sie neben mir gestanden, es wäre Alles anders gekommen!"

Sie hatte das längst gedacht, nun er es aber aussprach, lauschte sie fast athemlos auf das Wort, als enthalte es die Lösung ihres Lebensräthsels.

Tiefes Schweigen lag zwischen ihnen. Aber während er, umsonst auf eine Antwort wartend, verlegen vor sich niedersah, schaute sie gespannt und mit immer schmerzlicherem Ausdrucke in sein gealtertes Gesicht. Wußte sie, die einst jede Regung desselben zu deuten verstanden, auch jetzt die fremde Schrift zu entziffern, die sich darauf gegraben? Sie fühlte, daß was einst Kraft gewesen in ihm zur schonungslosen Härte gesteigert, daß die männliche Festigkeit und Energie, zu der sie einst bewundernd aufgeblickt, zu Trotz und Eigensinn ausgeartet war, die zarte Pflanze seines Gemüthes überwuchernd und erstickend. Schade, schade um ihn! Hier war mehr verloren gegangen, als ihr und sein Lebensglück.

Und er wußte das auch?

Sie war gerächt!

Pfui über das häßliche Wort! Nicht nach Rache hatte ihr Herz verlangt alle die Jahre — nur danach, daß er erkennen solle, was er verschmäht, nur danach, einst zu erfahren, warum er ihre Liebe für nichts geachtet. Ihr Leben hätte sie damals dahin gegeben, es zu ergründen. Nun wußte sie es plötzlich! Er hatte stets begehrlich die Hände ausgestreckt nur nach dem, was ihm unerreichbar schien; einzig was ihn Kampf kostete, das hatte Werth für ihn, um doch denselben zu verlieren, sobald er es besaß. Was hatte ihn die Blume gekümmert, die an seinem Wege blühte, — was war ihm ihre große Liebe gewesen? — Nun klagte er das Schicksal an — und war doch selbst allein schuld an all' seinem Elend!

Und während sich ihr so der Inhalt ihres Lebens in diesen Gedanken concentrirte, kam er zum Entschlusse. Er wollte nachholen, was er damals versäumt. Zwar hatte er ihr nicht viel anderes zu bieten als sich selbst — war er aber nicht für sie immer das Höchste gewesen? Sie fragte nichts nach äußerem Rang und Besitz; sie hatte stets nur ihn gewollt. Er konnte sie glücklich machen in letzter Stunde noch — sich ein Heim schaffen, seinen Kindern eine Mutter geben.

„Margarethe", begann er jetzt, sich zu ihr vorneigend und ihre beiden Hände ergreifend, „mir ist wie einem Schiffbrüchigen, der plötzlich den Hafen vor sich sieht. Er hat zwar nicht viel gerettet von der stolzen Fracht, mit der er auszog, aber wenn Sie ihm helfen wollten, würde er bald zurückgewinnen, was er verloren. Margarethe, wollen Sie mein werden?"

Sie ward blaß wie das Tuch, das den Tisch bedeckte, und versuchte ihre Hände aus den seinen zu lösen. Aber er hielt sie fest. „Antworten Sie mir!" bat er, indem er seine Lippen auf ihre Hand preßte. „Was ich in Ihren Augen gelesen — es täuscht mich nicht! Sie lieben mich noch heute wie damals schon. O, wie glücklich macht mich das!"

Er schloß sie in seine Arme und willenlos ruhte sie einen Augenblick an seiner Brust. Dann richtete sie sich empor und machte sich frei. Sie verstand sich selbst nicht mehr! Was sie ersehnt hatte ihr Lebenlang,

Digitized by Google

worauf sie geharrt und gehofft hatte in unendlichen Schmerzen, worauf sie endlich verzichtet mit zahllosen Thränen — nun plötzlich war es da, war gekommen wie der Lenz über Nacht, und doch jubelte ihr Herz nicht, sondern ein Etwas in ihr lehnte sich auf und empörte sich gegen das Geschenk, das ihr geboten worden.

„Es ist zu schnell, zu plötzlich gekommen! Lassen Sie mir Zeit zu überlegen," bat sie tonlos.

Das klang nicht wie Glück!

„Margarethe, lieben Sie mich denn nicht?" fragte er überrascht, ein klein wenig verstimmt.

Sie faßte sich. „Ich liebte Sie, o wie liebt' ich Sie!" rief sie. „Und Sie wußten das?"

Ein wenig verlegen senkte er die Augen. „Von Wissen kann da keine Rede sein — ich ahnte es zuweilen."

„Sie wußten es und doch verschmähten Sie mich! Was ich begehrte, wonach meine Seele gedürstet hat, das war ein wenig Liebe von Ihnen. Sie konnten sie mir damals nicht geben, Sie können es auch heute nicht!" Sie lieben ja Ihre Kinder nicht einmal, fügte sie in ihrem Herzen hinzu.

„Ich verstehe Sie nicht!" entgegnete er, sich zur Ruhe zwingend. „Ich sagte Ihnen schon, ich war ein Thor damals. Lassen Sie mich nicht jetzt entgelten, was ich vor langer Zeit verschuldet habe."

„Sie verkennen mich!" erwiderte sie lebhaft. „Von Entgelten und Verschulden ist hier keine Rede! Ich bin nicht arm gewesen durch Sie, sondern reich! Meine Liebe war meines Herzens höchster Schatz —"

„Und nun ich Ihnen meine Hand biete — nun sollte es mit der Liebe plötzlich zu Ende sein?" fragte er lächelnd, seiner Sache wieder sicher.

„O hätten Sie es damals gethan — oder hätte ich Sie niemals wieder gesehen!" rief sie schmerzvoll. „Sind Sie denn derselbe, den ich einst gekannt, zu dem ich liebend und bewundernd aufgeblickt? Nein, Sie sind das nicht mehr — oder —" sie verstummte; sie konnte doch dem Gedanken, der sie plötzlich erfaßt hatte und der sich nicht mehr zurückdrängen ließ, keinen Ausdruck geben: Sie waren nie der, für den ich Sie gehalten.

„Auch Sie haben sich verändert, Margarethe — das ist so der Lauf der Welt," antwortete er gereizt. „Und bedenken Sie, ich habe Ihnen doch wenigstens eine äußerlich gesicherte Lebensstellung, eine sorgenfreie Existenz zu bieten, während Sie sich quälen müssen —"

„Um ein paar Kinder, denen ich gern eine Mutter wäre!" fiel sie ihm in's Wort. „Und dennoch — ich kann nicht, Bernhard! Um einer gesicherten Lebensstellung, einer sorgenfreien Existenz wegen ist meine Hand nicht feil, heute nicht, wie sie es früher nicht war. Ich bin alt geworden und habe gelernt in der Schule des Lebens — und heute habe ich erkannt, daß Sie nicht der Mann sind, um mich glücklich zu machen."

„So war auch Ihre Treue nur ein Wahn — auch in Ihnen habe ich mich getäuscht!" rief er erbittert, indem er sich erhob.

„Ein Anrecht an meine Treue haben Sie sich nie erworben!" entgegnete sie stolz.

Ihn durchzuckte plötzlich der Verdacht, daß sie ihn nur abweise, um ihn zu strafen für das Leid, das er ihr früher bereitet — daß sie ihn dennoch liebe und sich nur so theuer als möglich verkaufen wolle, aber als er in ihre ehrlichen Augen sah, die stets der Spiegel ihrer Seele gewesen, da schämte er sich seines häßlichen Mißtrauens.

„So haben wir wohl nichts mehr mit einander zu reden!" sagte er, das Schweigen brechend. „Leben Sie wohl!"

„Nicht so lassen Sie uns scheiden," sprach sie, seine Hand ergreifend. „Vergessen Sie, daß Sie eine Stunde lang mehr in mir gesehen als eine alte Freundin. Und zum Zeichen des Vergessens erbitte ich eine Gunst von Ihnen. Schicken Sie mir Ihre Kinder! Ich will sie hegen und pflegen, als wenn sie die meinen wären."

Er antwortete nicht — vor seinem Geiste tauchten die beiden blassen, kümmerlichen Gesichtchen auf, die kleinen zarten Gestalten, die sich scheu vor ihm, der sie so selten und immer nur auf Minuten sah, in die Ecken drückten — und daneben traten die frischen, blühenden, zutraulichen Knabenköpfe, die er vorher gesehen.

„Nicht wahr?" bat Margarethe, „um unserer alten Freundschaft willen — ich lasse Sie nicht, bis Sie versprechen, sie mir anzuvertrauen."

Da neigte er zustimmend den Kopf und verließ sie.

Und während sie am Fenster stand und ihm nachschaute, wie er auf der herbstlichen Straße seinen einsamen Weg ging, um bald ihr wieder ganz entrückt zu sein, kam ihr ein Vers von Geibel in den Sinn und leise sprach sie:

„Was ich gewünscht vor manchem Jahr,
Hat das Leben mir nicht gewährt,
Aber es hat mich dafür gelehrt,
Daß mein Wunsch ein thörichter war."

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Antoinette Rigand."

Schauspiel in drei Acten von Raimond Deslandes.

Die Liebenden auf der Bühne sind Pechvögel. Wenn einer bei seiner Liebeserklärung vor dem theuren Gegenstande auf den Knieen liegt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er von irgend Jemand überrascht wird; zum mindesten wird er gesehen, wenn er von seinem Rendezvous kommt. Daraus entwickeln sich dann für ihn und seine Flamme sehr unangenehme Folgen und mehr oder minder theatralische Situationen. Auf der Bühne gibt es in diesem Punkte keinen Gott der Liebenden, wie im Leben, das beweist zumal das ganze französische Theater der Gegenwart. Für jede mögliche oder unmögliche Ursache und Wirkung eines solchen unterbrochenen Opferfestes könnten wir aus der jüngsten dramatischen Literatur eine ganze Reihe von Beispielen aufzählen, und auch das neue Stück des Residenztheaters behandelt das beliebte Thema vom gestörten Galan. Diesmal springt er zu einem Fenster hinaus und entkommt zwar glücklich, wird aber von nicht weniger als drei Personen gesehen. Der Ehemann bemerkt den Fliehenden ohne ihn zu erkennen, ein halbschlafendes junges Mädchen sieht ebenfalls den entweichenden dunkeln Schatten, und ein Diener liefert die Beweise der Flucht, ein entfallenes Medaillon mit dem Bilde der Geliebten und das zerbrochene Gitter eines Hühnerstalles, auf den der Flüchtling hinuntersprang. Hier aber verwickelt sich die Sache. Wohl hat keiner der Zeugen den Thäter erkannt, aber durch ihn ist offenbar die Dame compromittirt, aus deren Zimmer er entsprang, und außerordentlicher Weise ist dies nicht die Wohnung der Geliebten, sondern die Kemenate eines ganz unbetheiligten jungen Mädchens, das die Kammerthüre nicht zu verriegeln pflegt! Es war dem kühnen Springer nämlich jeder andere Ausweg versperrt. Wie werden sich nun die Liebenden, die man selbstverständlich entdecken muß, aus der fatalen Lage befreien?

Der junge Maler Jacques Saunoy und die Titelheldin sind die Delinquenten. Um das Publikum nicht zu verletzen, handelt es sich bei ihrem Stelldichein, das natürlich des Nachts stattfindet, um eine längst ziemlich verrauchte Liebe und eine ganz harmlose Rückgabe von Briefen, die einst das junge Mädchen geschrieben und die nunmehrige junge Frau dringend wieder zu erhalten und zu vernichten wünscht. Kaum ein Handkuß, kaum ein bewegteres Wort, sie weiß, was sie ihrer Ehre schuldig ist. Trotzdem schenkt sie ihm statt der alten Liebesbriefe „zum ewigen Abschied" ein viel verfänglicheres Conterfei ihrer Person, das sie ihrem Gatten stets verweigerte — eben jenes Medaillon, das der unbesonnene Flüchtling gleich darauf verliert. Aber was wiegt dieses Mißgeschick im Vergleich zu der compromittirten Ehre des jungen Mädchens, dessen Schlafstube zufällig auf der Rückzugslinie des fliehenden Galans gelegen ist! Hier tritt eine neue Figur ein: der Vater jener jungen Geneviève, die so rein ist, daß nicht einmal ein Verdacht auf sie fallen kann. Der General Presond ist wie Jedermann im Stück und im Publikum von der Ehre seiner Tochter überzeugt, aber er bezichtigt der schwarzen That einen jungen Offizier, seinen Adjutanten Ollivier de Treuilles, welcher, weil seine Werbung um Geneviève's Hand am Abend zuvor abgewiesen worden, offenbar das junge Mädchen bloßstellen wollte. Der nächtliche Spaziergang in ihrer Kemenate, der Sprung aus ihrem Fenster, ein öffentliches Aergerniß, dadurch gedachte er die Hand der Compromittirten zu erzwingen. Weshalb er dann jedoch das Bild einer Anderen fallen ließ, ist Niemand im Stücke schlau genug zu fragen. Nur der fälschlich Beschuldigte, der zugleich Antoinettens Bruder ist, erkennt mit feinem Spürsinn die wahren Schuldigen. Aber er ist Offizier, ein Mann von Ehre, er kann seine Schwester unmöglich belasten. Er gibt also zu, daß der General mit seiner Vermuthung das Richtige getroffen, und opfert seine Ehre und seinen Offiziersrang für die Unbescholtenheit seiner Schwester.

Es kann platterdings mit dieser falschen Selbstbeschuldigung nicht sein Bewenden haben. Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Antoinette selbst gesteht dem General ihre Unvorsichtigkeit erröthend ein, und der alte Haudegen ist von dem brüderlichen Edelmuthe so sehr gerührt, daß er dem braven Menschen seine Tochter gibt. Aber hatte er nicht seiner sterbenden Frau geschworen, ihr Kind niemals mit einem Militär zu vermählen? Gewiß, doch Ollivier hat ja eben seinen Abschied genommen. Merkwürdig, daß er das nicht schon im ersten Acte gethan, denn da hätte ja der Heirath nichts mehr im Wege gestanden und die Fortsetzung eines

Digitized by Google

zweifelhaften Conflictes und eine dreiactige Mittelmäßigkeit wären verhindert worden.

Der erste Aufzug mit seinen langen und meist überflüssigen Conversationsscenen wirkte nicht recht. Besser erging es dem zweiten, der in dem gestörten Schäferstündchen gipfelt. Durchaus spannend war es, wie der heimkehrende Rigaud (von Herrn v. Hoxar wieder einmal viel zu jugendlich und nicht behäbig genug dargestellt) seiner zum Tode erschrockenen Frau von der Gerichtsverhandlung erzählt, der er eben als Geschworener beiwohnte, und wie er da einen Ehemann, der seine Frau in flagranti überraschte und tödtete, mit seinen Collegen einstimmig freisprach. Auf der Geschworenenbank saßen nämlich lauter Ehemänner! Dabei schwingt der gemüthlich essende Erzähler nicht nur Messer und Gabel, sondern höchst unmotivirt auch noch einen geladenen Revolver, so daß man schon eine Katastrophe voraussieht, deren Opfer gewiß der im Nebenzimmer verborgene Liebhaber sein wird. Wir haben oben gesehen, daß Alles gut vorübergeht und keine Moritthat geschieht, aber dies peinliche Spielen mit dem Schießgewehr ist eine unnöthige Aengstigung des Publikums, die sich gerächt hat. Denn als im Schlußact das nicht minder unangenehme Verhör folgt, wobei ein Unschuldiger sich selbst anklagt und seine Carrière opfert, da wollte das schon einmal in blinden Schrecken versetzte Publikum nicht mehr an den Ernst der Sache glauben und verharrte bis zum Schlusse in seiner gleichgültigen Stimmung, so daß auch nach dem Sinken des Vorhanges der Beifall sehr schwach erklang.

Dennoch ist das Stück nicht schlecht und von einem offenbaren Bühnenpraktiker verfaßt, der zwar überall nach bewährten Vorgängern arbeitet und ein allzu gutes Gedächtniß besitzt, aber die schon tausendmal viel besser ausgeführten Situationen doch nicht ohne Geschick neu anwendet. Darum hörte man ihm mit Höflichkeit zu, wie einem routinirten Manne, der eine oft erzählte Geschichte in angemessener Weise wieder auftischt und sich weder durch versagende Effecte, noch durch übernaive Wendungen Blößen gibt. Und da auch die Darstellung vortrefflich war, so kann man einen angenehmen Abend und einen hübschen Erfolg registriren, wovon freilich der Löwenantheil auf — das Vorspiel von Labiche fällt, den lustigen Einacter: Das Blaubuch. Die reichen drastischen Situationen entstehen hier daraus, daß die Ehefrau und die Geliebte eines Mannes ihre Ränke und Lügen aus einem und demselben Lehrbuche schöpfen, wodurch der Edle verwirrt, entlarvt und vielleicht gebessert wird. Diese Voraussetzung ist freilich viel weniger sicher, als jene, daß in jedem französischen Stück ein ertappter Liebhaber vorkommt.

## Offene Briefe und Antworten.

### Nochmals Darwin's Selbstbiographie.

Hochgeehrter Herr!

In dem Artikel „Charles Darwin's Selbstbiographie", welchen Sie in Ihrer Nr. 37 veröffentlichten, wird der Großvater Darwin's als der nämliche Gelehrte bezeichnet, „der in seiner „Zoonomia" zuerst für Lamarck und dessen Entwickelungslehre auftrat". Das ist nicht bloß unrichtig, sondern eine förmliche Umkehrung des wahren Sachverhaltes. Darwin's „Zoonomia" erschien 1794, während Lamarck die ersten Andeutungen seiner einschlägigen Ansichten 1801 und sein eigentliches System der Descendenztheorie erst 1809 in seiner „Philosophie zoologique" veröffentlichte, zu einer Zeit also, in welcher Darwin seit sieben Jahren unter der Erde ruhte. Es scheint nur sehr wenigen bekannt geworden zu sein, daß ich 1879 in einer Abhandlung, die Charles Darwin in's Englische übersetzen ließ und mit einer ausführlichen biographischen Einleitung aus seiner Feder in Buchform herausgab*), gezeigt habe, daß nicht Lamarck, wie es gewöhnlich heißt, sondern vielmehr Erasmus Darwin das Verdienst zukommt, zuerst ein vollständiges System der Descendenztheorie aufgestellt zu haben. Er begann damit in seinem „Botanic Garden", dessen zweiter Band bereits 1790 in zweiter Auflage erschien und seine Theorie war ungleich umfassender, tiefer und mehr durchgearbeitet als diejenige Lamarck's. Dasjenige, was letzterer zur fast alleinigen Grundlage seiner Abstammungstheorie erhoben hat, die Stärkung der Organe durch die Uebung (sog. Gebrauchswirkung) bildet nur einen kleinen Theil dessen, was schon der ältere Darwin richtig als die Grundpfeiler der Abstammungslehre erkannt hatte. Lamarck's zoologische und botanische Kenntnisse waren viel ausgebreiteter als diejenigen Darwin's, aber als Denker war er bedeutend einseitiger als sein Vorgänger und das sollte nicht immer von Neuem vergessen werden. Der ältere Darwin entwickelte unter anderem bereits ausführlich eine Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl und zwar in einer Form, die von Wallace — wenn auch mit Unrecht — derjenigen des Enkels vorgezogen wird, während Lamarck alles dies vernachlässigte. Darwin gab ferner eine Erklärung der schützenden Färbungen, mittelst deren sich lebende Thiere besser vor ihren Verfolgern verbergen, und dehnte dieselbe sogar bis auf die Farben der Vogeleier aus, indem er Beziehungen nachwies, die Wallace und andere Forscher in unseren Tagen neu entdeckt zu haben glaubten. Er erläuterte ferner die natürlichen Schutzwaffen der Pflanzen und deutete z. B. die Wasserbecken und Leimringe, mit denen sich die Stengel gewisser Pflanzen umgeben, als Schutzmittel, welche zerstörenden Insecten das Emporkriechen erschweren, wie dies vor zwölf Jahren Kerner in Wien von Neuem dargethan hat, ja er sah noch weiter und erklärte die scharfriechenden und scharfgiftigen Stoffe, welche viele Pflanzen in ihren Blättern und Rinden absondern, ebenfalls als Schutzmittel gegen das Gefressenwerden, die sich allmählich in den Pflanzen ausgebildet hätten, ein Gedanke, der erst in den letzten Jahren mehr und mehr die verdiente Anerkennung gefunden hat. Alle solche Einrichtungen, wie auch die innere Vollkommenheit aller Organe der Thiere und Pflanzen erklärte er sich als immer fortschreitende Errungenschaften einer allmählichen Entwickelung der Naturwesen von niederer zu höherer Ausgestaltung. Das eigentlich treibende Motiv der natürlichen Zuchtwahl hat er freilich ebenso wenig wie Lamarck erkannt, obwohl er in einzelnen Fällen von dem Ueberleben der stärkeren Rasse spricht, und an vielen Stellen seines „Tempels der Natur", der erst nach seinem Tode erschien (1804), den Kampf um's Dasein schilderte, und selbst unter den Pflanzen verfolgt hatte. Erasmus Darwin und nicht Lamarck muß daher als der wirkliche Begründer der Descendenztheorie betrachtet werden, so groß Lamarck's Verdienste um den Nachweis der Nothwendigkeit einer solchen Weltanschauung auch angeschlagen werden mögen.

Berlin, den 16. October 1888.

Dr. Ernst Krause.
(Carus Sterne.)

*) Erasmus Darwin by Ernst Krause with a preliminary notice by Charles Darwin. London, 1879. 2 Ed. 1887.

## Notizen.

Das Recht der modernen Verkehrs- und Transportanstalten. Ein Grundriß von Advocat F. Meili, Professor an der Universität Zürich. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der Verfasser ist Specialist auf diesen Gebieten. Er hat bereits früher über die Haftpflicht der Postanstalten, das Pfand- und Concursrecht der Eisenbahnen und das Telephonrecht geschrieben. Der nur 130 Seiten umfassende „Grundriß" ist sehr reichhaltig und brauchbar. Er legt die Hauptpunkte des Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und Telephonrechtes dar und berücksichtigt die Gesetzgebungen, sowie die bezügliche Literatur Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, Belgiens, Italiens, Englands, der Vereinigten Staaten, der Schweiz, die einschlägigen internationalen Reformbestrebungen und Verträge. Kurz, der Meili'sche Grundriß, die erste Schrift dieser Art, ist eine dankenswerthe Arbeit. k. w.

Hoch oben. Novellen von J. Dery. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Den Inhalt des Bandes bilden zwei kurze Erzählungen: Meine Braut und Variatio delectat. Die zweite trägt noch den Nebentitel „Eine französische Komödie aus dem Wiener Leben", während wohl der Gesammttitel gewählt ist, weil die erzählten Ereignisse in den höchsten Gesellschaftskreisen spielen. Beiden Novellen fehlt der versöhnende Abschluß; ja, man kann fast sagen, es bleibt am Schluß, wie es am Anfange war, und die Treulosigkeit geht unbestraft, siegreich hervor. Am unangenehmsten wirkt es übrigens, daß die unerlaubten Verhältnisse jeder der beiden Heldinnen nicht aus starker Leidenschaft, sondern rein aus Langeweile, aus Oberflächlichkeit entstehen. So ist die Empfindung, welche die Lectüre der sonst hübsch geschriebenen Novellen hinterläßt, eine unbefriedigende; schlimm stände es mit der Wiener Gesellschaft, wenn die Charaktere und Ereignisse auf Wahrheit Anspruch machten. g.

Von Césaire Villatte's Parisismen, Supplement zu allen französisch-deutschen Ausdrucksweisen des Pariser Argot, ist soeben in Langenscheidt's Verlag (Berlin) eine zweite, reich vermehrte Auflage erschienen. Das Buch ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für Alle, die sich für neuere französische Literatur interessiren, denn auch die Romane von Zola, Maupassant, Goncourt und sogar Daudet sind voller Neologismen, über die sich in den gewöhnlichen Wörterbüchern keinerlei Auskunft findet. Auch sprachgeschichtlich ist dieses Handbuch der langue verte fesselnd. Die Wichtigkeit und Bedeutung des Argot wird nachgerade von den meisten welschen Autoren anerkannt. So nennt Sardou in seiner „Familie Benoiton" die Pariser Volks- und Künstlersprache das „Französisch der Zukunft" und Francisque Michel meint mit offenbarer Uebertreibung, daß das Argot das „immer mehr in Vergessenheit gerathende Französisch" ersetzen werde. Nun, bis dahin hat es wohl noch gute Wege, aber daß die classische Sprache der Herren Akademiker aus der Mundart des Volkes neue Kräfte gewinnt, kann ihr gar nichts schaden.

Von der Wiege bis zum Grabe. Liederhort für das deutsche Haus. Gesammelt von Otto Rensch. (Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn.) — Eine sehr umfangreiche und doch übersichtlich und sinnig geordnete Sammlung der besten Volkslieder, wobei besonders anzuerkennen ist, daß die Texte sorgfältig nach den Quellen hergestellt sind. Auch neue und neueste Dichter haben Vertretung gefunden. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Die Verdauungsstörungen.**

Diätetischer, hygieinischer und prophylaktischer Rathgeber für

**Magenkranke**

von

**Dr. med. Michaelis,**

Praktischer Arzt und Spezialarzt.

Ein Band. Elegante Ausstattung. 3 Mark.

☛ Der bekannte Verfasser, Autorität auf diesem Gebiete, legt in diesem wissenschaftlichen, aber allgemein verständlich gehaltenen Werke seine reichen Erfahrungen nieder.

**Neuigkeit von Rudolf Baumbach.**

Soeben erschien im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig:

**Kaiser Max und seine Jäger.**

Dichtung

von

**Rudolf Baumbach.**

Preis brosch. 2,50 Mark, in Leinwand mit Goldschnitt gebunden 3,25 Mark.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

**Lehrbuch**

des deutschen litterarischen, künstlerischen und gewerblichen

**Urheberrechts.**

Von Dr. P. Dande,

Geh. Regierungsrath, Universitätsrichter bei der kgl Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

8. geh. 6,60 Mark, elegant in Leinw. geb. 7,60 Mark.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben versandten wir:

**Attila.**

Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.)

von Felix Dahn.

(A. u. d. T. Kleine Romane aus der Völkerwanderung. VI. Attila.)

478 S. 8°. Geh. 7 M.; fein geb. 8 M.

Der Verfasser hat diesmal nicht nur in gewohnter Weise eine Darstellung der germanischen Kultur- und Lebenszustände jener Zeiten, sondern auch eine Schilderung der weniger bekannten hunnischen gegeben. Die größte Sorgfalt ward darauf gewendet, jenen gewaltigen Herrscher, von dem wir uns auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung allein ein befriedigendes Bild zu gestalten nicht vermögen, innerlich, seelisch aus der angeborenen Eigenart und den Einwirkungen der Zeitverhältnisse zu erklären.

**Neue Erscheinungen**

aus dem Verlage von

**Carl Reissner in Leipzig.**

**Nero.** Roman in 3 Bänden von **Ernst Eckstein.** Geh. 12 Mark.

**Aus eigener Schuld.** Roman von **B. M. Kapri.** Geh. 6 Mark.

**Ein verschlossener Mensch.** Roman von **Max Kretzer.** 2 Bde. Geh. 7 Mk.

**Seine Frau.** Roman von **Moritz von Reichenbach.** Geh. 3 Mark.

**Die Falzgräfin.** Roman von **Paul von Szczepański.** Geh. 3 Mark.

**Im Klementenhof.** Roman von **Konrad Telmann.** 2 Bände. Geh. 6 Mk.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Aus dem Nachlaß**

von

**Heinrich von Stein.**

Dramatische Bilder und Erzählungen.

VIII, 219 S. gr. 8°. Geh. 6 M.; fein geb. 7 M. 25 Pf.

Heinrich von Stein, durch sein Buch über die „Entstehung der neueren Aesthetik" weiteren Kreisen bekannt, ist 1887 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin, dreißig Jahre alt, gestorben. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten dramatischen Bilder und Erzählungen sind der poetische Ausdruck einer von ihm erstrebten Neugestaltung des sittlichen und geistigen Lebens, welche mit der von Richard Wagner angebahnten künstlerischen Kultur in innigem Zusammenhange steht.

**Für Verleger!**

Ein Verleger wird zur Publikation eines grossen sozial-historischen Dramas sowie einer Sammlung Gedichte von hohem Wert unter vorteilhaften Bedingungen gesucht.

Diesbezügliche Anfragen richte man an **H. Müller, Zürich, Friedenstr. 26.**

S. Fischer Verlag, Berlin SW.

Soeben erschien:

**Emile Zola's**

neuester Roman

**„Der Traum".**

Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Der durchaus keusche Inhalt des Romans bildet die Herzensgeschichte eines Findelkindes, einer armen Stickerin, deren grosser mystischer Lebenstraum eine Welt eigenartiger Gedanken uns vor die Seele führt. Der Gegensatz zwischen den Gesetzen und Anschauungen der modernen Gesellschaft, zwischen den Anforderungen des realen Lebens und den reinen himmlischen Traumbildern eines jungfräulichen Herzens zeitigen den Konflikt.

**In allen Buchhandlungen vorräthig.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

**Kleine Geschichten**

von

**Richard von Volkmann-Leander.**

Neue (Miniatur-) Ausgabe.

Inhalt: Die Weiser. — Die Rumpelkammer. — Francesco.

82 S. 12°. In Originalband geb. 2 M. 40 Pf.

Die drei kleinen Geschichten, welche das hervorragende, liebenswürdige Talent des Verfassers der in 16 Auflagen verbreiteten „Träumereien an französischen Kaminen" bekunden, erscheinen hier für den Weihnachtstisch in neuer, zierlicher Ausgabe, in der sie sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben werden.

**Aussergewöhnliche Gelegenheit.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 8 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 17. November 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, DEC 1 1903 Library

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Die Rechtsfragen im Proceß Geffcken. Von A. F. — **Literatur und Kunst:** Algernon Charles Swinburne. Von Wilhelm Weigand. — Heinrich von Kleist als dramatischer Held. Von Z. — Neue Radirungen. Besprochen von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Der Zeuge eines Schiffbruchs. Von Holger Drachmann. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — „Unkraut." Lustspiel in vier Acten von Gustav von Moser. (Lessingtheater.) — Das Werk Fritz Werner's in Gurlitt's Kunstsalon. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die preußischen Urwähler haben am 30. Oktober und die Wahlmänner am 6. November ihren politischen Anschauungen durch die Wahl ihrer Vertreter zum Abgeordnetenhaus Ausdruck gegeben. Die Wahlen haben entfernt nicht solche Erregung hervorgerufen, wie sie die Reichstagswahlen zu veranlassen pflegen. Wollte man aber von dem Maße der hervorgerufenen Erregung auf die Wichtigkeit der Wahlen selbst schließen, dann würde man doch fehlgehen, denn die stattgehabten Wahlen waren für Preußen von ganz besonderer Bedeutung. Abgesehen von der Wichtigkeit der Gebiete — innere Verwaltung und Gesetzgebung, Kirche, Schule, Steuern und Eisenbahnen —, auf welchen das preußische Abgeordnetenhaus überhaupt zuständig ist, und den gerade in der nächsten Legislaturperiode demselben gestellten Aufgaben — Steuerumgestaltung in Staat und Gemeinde, theilweise Umgestaltung der Gemeindeeinrichtungen auf dem platten Lande, weitere Ausbildung des Staatsbahnwesens, Verbilligung der Tarife, Förderung der Landwirthschaft, des Genossenschafts- und des ländlichen Creditwesens, Pflege der Schule, Besserstellung der Lehrer, Ausstattung der evangelischen Kirche —, abgesehen auch von dem Umstande, daß die Wahlen zum ersten Male für fünf Jahre, anstatt wie bisher für drei Jahre stattfanden, liegt die Bedeutung der Wahlen vor Allem darin, daß der neue Landtag der erste unter Kaiser Wilhelm II. ist und die Stellung dieses Landtages zur Krone voraussichtlich auf eine lange Reihe von Jahren für das Verhältniß zwischen Krone und Landesvertretung bestimmend sein wird. Der jugendliche Kaiser hat gleich in seiner ersten Thronrede seine Meinung ausgesprochen, daß die preußische Verfassung eine gerechte und nützliche Vertheilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten (Krone und Volksvertretung) im Staatsleben enthalte und erklärt, daß er sie auch deßhalb und nicht nur seines Gelöbnisses wegen halten und schützen werde. Das preußische Volk hat durch die Wahlen seine Antwort auf die Thronrede ertheilt. Der junge Monarch, dessen erste Regierungsjahre die entscheidungsvollsten sein werden, hat zum ersten Male die Stimme seines Volkes vernommen und weiß jetzt, welches die Grundstimmung des Volkes ist und was das Volk will.

Was von den Wahlen zum Abgeordnetenhause zu erwarten war, stand im Allgemeinen bei allen nicht durch Parteileidenschaft verblendeten Politikern schon vorher fest. Die Erwartungen sind vollständig in Erfüllung gegangen. Eine wesentliche Veränderung in der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses hat nicht stattgefunden, nur hat die Grundzusammensetzung eine günstige Verschiebung für die gemäßigten Parteien erlitten. Die bisherige conservativ-nationalliberale Mehrheit, gegen früher etwas verstärkt, wird auch in Zukunft maßgebend sein. Die Verstärkung ist auf Kosten der deutschfreisinnigen Partei erfolgt. Eine Mehrheit der conservativen und freiconservativen Fraction ist nicht vorhanden. Eine conservativ-ultramontane Mehrheit bleibt nach dem bloßen Zahlenverhältniß auch in Zukunft möglich. Centrum, Deutschfreisinn und Polen befinden sich in schwacher Minderheit. Zur Beurtheilung des Wahlergebnisses muß man die bisherige und frühere Stärke der Parteien in's Auge fassen. In der 15. Legislaturperiode 1882—85 hatten die Deutschconservativen 114, die Freiconservativen 58, die Nationalliberalen 65, die Fortschrittler 38, das Centrum 97 und die Polen 18 Stimmen, in der 16. Legislaturperiode 1885—88 die Deutschconservativen 136, die Freiconservativen 65, die Nationalliberalen 74, die Deutschfreisinnigen 42, das Centrum mit den Welfen 98, die Polen 15 Stimmen, in der neuen Legislaturperiode 1888—93 werden die Deutschconservativen 130, die Freiconservativen 68, die Nationalliberalen 89, die Deutschfreisinnigen 29, das Centrum 99, die Polen 15 Stimmen haben. Während also in dem Abgeordnetenhause zusammen 433 Mitglieder die conservativ-nationalliberale Mehrheit bis zum Jahre 1885: 237, bis zum Jahre 1888: 276 Stimmen zählte, wird sie in dem neuen Hause über 287 Stimmen, mithin über 72 mehr als die absolute Mehrheit (217) beträgt, verfügen.

Betrachten wir die Ergebnisse der Wahlen für die einzelnen Parteien, so erscheint es angemessen, nicht mit der stärksten Partei, der deutschconservativen, sondern mit der Siegerin bei den Wahlen, der nationalliberalen zu beginnen. Die nationalliberale Partei ist die einzige Partei, welche einen nennenswerthen Zuwachs erhalten hat. Dieselbe hat nicht weniger als 16 Sitze gewonnen und zwar auf Kosten der Deutschfreisinnigen in den Wahlkreisen Königsberg, Altona, Süderdithmarschen, Hamm-Soest, Frankfurt a. M., Wiesbaden-Land, Ober-Taunus, Unter-Salm, Breslau, Samter auf Kosten der Deuschconservativen in den Wahlkreisen Gardelegen, Jerichow, auf Kosten der Freiconservativen in den Wahlkreisen Ober-Westerwald und Gummersbach auf Kosten der Welfen in Linden. Am erfreulichsten sind die gegen die Deutschfreisinnigen und die Welfen errungenen Siege, die gegen die Deutschconservativen haben nur insofern Bedeutung, als

Digitized by Google

dadurch Hochconservative beseitigt worden sind, die Verdrängung der Freiconservativen aus zwei Wahlkreisen wird seitens der Nationalliberalen nicht als Sieg, sondern als Ausgleich der beiden Parteien in diesen einzelnen Wahlkreisen betrachtet. Verluste der Nationalliberalen sind zu verzeichnen in den Wahlkreisen Liegnitz, wo dieselben bei einer Nachwahl während der letzten Tagung mit einigen Stimmen gesiegt hatten und in Konitz, wo durch eine Vereinbarung zwischen Deutschfreisinnigen, Polen und Ultramontanen der deutschfreisinnige Candidat durchkam. Für die nationalliberale Partei sind also die Ergebnisse der Wahlen der erfreulichsten Natur. Soweit sich die Zahlenangaben vom 30. October übersehen lassen, ist die Zahl der Wahlmänner der nationalliberalen Partei fast nirgendwo zurückgegangen, hat aber an vielen Stellen zugenommen, die Zunahme der nationalliberalen Stimmen bei den Urwahlen darf sogar an vielen Stellen als sehr bedeutend bezeichnet werden. Das Erstarken der nationalliberalen Fraction schlägt viele Hoffnungen des Centrums nieder, stärkt dagegen die Hoffnung auf eine gesunde Entwicklung des politischen Lebens in Preußen und im Reiche.

Die der nationalliberalen zunächst stehende freiconservative Partei war bei den Wahlen vom Glücke nicht besonders begünstigt. Sie hat acht Sitze gewonnen und fünf verloren. Die Partei hat aber bisher ihre Aufgabe erfüllt und wird sie unter der ausgezeichneten Leitung, deren sie sich im Abgeordnetenhause erfreut, weiter erfüllen, gleichgültig, ob sie einige Mandate mehr oder weniger besitzt. Jedenfalls steht durch die Wahlen fest, daß auch diese Partei sich in aufsteigender Richtung befindet. Der Haß der vereinigten Gegner der freiconservativen und nationalliberalen Partei hat nichts genutzt, beide zusammen zählen jetzt 157 Mitglieder. Der erhaltene Zuwachs wird zweifellos den Einfluß dieser gemäßigten Parteien in der conservativ-nationalliberalen Mehrheit stärken und die Deutschconservativen zu größerer Rücksicht gegenüber diesen Parteien verpflichten, der Zuwachs genügt aber leider nicht, um denselben die Mehrheit im Hause zu verschaffen.

Die deutschconservative Partei hat einen Verlust von sechs Sitzen zu verzeichnen. Dieser Verlust ist für eine Fraction von 136 Mitgliedern unbedeutend, wichtiger aber ist die Thatsache, daß in Folge der Wahlen innerhalb der Partei die gemäßigtere Richtung mehr zur Geltung kommen wird. Die Art der Conservativen ist verändert, die Staatsregierung wird in allen ernsten Fragen auf dieselben rechnen können, und Vorkommnisse wie beim Volksschullastengesetz in der letzten Tagung werden so bald nicht mehr möglich sein. Den Mittelparteien ist es zwar nicht gelungen, so viel Sitze zu erlangen, daß keine Mehrheitsbildung von Deutschconservativen mit Centrum mehr möglich wäre, aber diese ziffermäßige Mehrheit ist so gering, daß bei den Erfahrungen, welche die Deutschconservativen mit dem Centrum gemacht haben und bei dem Widerstand, den ein großer Theil der Deutschconservativen gegen ein Zusammengehen mit dem Centrum zweifellos leisten wird, eine solche Mehrheitsbildung nicht mehr zu befürchten ist. Wenn die Conservativen sich die beim Volksschullastengesetz und bei den Wahlen erhaltenen Lehren zur Warnung dienen lassen, wird die ganz unbedeutend geschwächte Partei innerlich kräftiger und stärker und das gedeihliche Zusammenwirken der drei nationalen Parteien leichter und sicherer werden, der kleine Verlust wird also nicht Nachtheil, sondern Vortheil bedeuten. Daß von nationalliberaler Seite an einzelnen Stellen die hochconservativen Candidaten bekämpft worden sind, ist ganz natürlich, da dieselbe unmöglich für diejenigen Mitglieder der conservativen Partei stimmen konnte, welche die Mittelparteien und namentlich die nationalliberale Partei fortwährend befehden und immer bereit sind, sich mit dem Centrum einzulassen. Die nationalliberale Partei hat diese Richtung innerhalb der deutschconservativen Partei nothgedrungen bekämpft und wäre an einigen Stellen nicht abgeneigt gewesen, gemäßigte Conservative zu unterstützen, da sie die Ansicht hatte, daß die Verstärkung der gemäßigten Richtung in der conservativen Fraction fast die gleiche Bedeutung habe wie der Gewinn von Mandaten für die Mittelparteien. Die deutschconservative Fraction hat noch immer 132 Sitze und bleibt damit die stärkste Partei im Hause.

Das Centrum hat seinen alten Standpunkt behauptet. Der Thurm des Centrums steht noch immer aufrecht, der Baugrund scheint aber nachzugeben. Trotz der bischöflichen Wahlerlasse, welche einen groben Eingriff in die Rechte der Katholiken bedeuten, trotz der Wühlarbeit der Capläne ist die Zahl der ultramontanen Wähler hinter der Erwartung zurückgeblieben. Die Zurückhaltung der ultramontanen Wähler war sehr bezeichnend und hat bewiesen, daß nicht einmal alle Ultramontanen, noch viel weniger alle Katholiken damit einverstanden sind, einen neuen Culturkampf zu eröffnen. Die Freunde des Centrums, die Polen, haben dieselbe Anzahl Abgeordnete wie früher. Erfreulich ist die durch die Urwahlen festgestellte Thatsache, daß das Deutschthum in der Provinz Posen in zahlreichen Kreisen bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Die Macht der Deutschfreisinnigen erscheint vollständig gebrochen. Verloren ist Breslau, Frankfurt a. M., Altona, Soest-Hamm, Halle und noch eine ganze Reihe von Wahlkreisen, gewonnen ist nur Liegnitz, welches kurz vorher mit wenigen Stimmen verloren gegangen war, Nordhausen durch den „Nordhäuser" und Konitz durch die Polen. Der vierte Theil der schwachen Fraction ist in der Wahlschlacht geblieben, der Rest verdankt zum Theil der Gnade des Centrums seinen Einzug in's Abgeordnetenhaus. Eigenen Halt und Bedeutung hat dieser Rest nicht mehr und ist ohne Unterstützung anderer Fractionen nicht einmal mehr in der Lage, selbständig Abänderungsvorschläge in der dritten Berathung über Gesetzentwürfe und in der einmaligen Berathung über Anträge, welche keine Gesetzentwürfe enthalten, einzubringen, sowie Interpellationen an die Minister zu richten, da dieselben nach der Geschäftsordnung für das Haus der Abgeordneten der Unterstützung von 30 Mitgliedern bedürfen. Ob der dem Schiffbruche entronnene Rest zur Einsicht kommen und die Kraft haben wird, andere Wege als bisher einzuschlagen und sich dem unheilvollen Einflusse des bisherigen Führers zu entziehen, ist höchst fraglich, jedenfalls einstweilen noch nicht zu erwarten. Trostgründe für die Niederlage sind nicht vorhanden und es wäre eine wehmüthige, traurige Stimmung höchst angebracht. Aber anstatt zu fragen, weshalb die Wähler von der deutschfreisinnigen Partei nichts mehr wissen wollen, sucht man nach faulen Trostgründen und will sich auf diese Weise über die wirklichen Ursachen der Wahlniederlage hinwegtäuschen. Leider kann man das System Puttkamer nicht mehr verantwortlich machen, Puttkamer ist gestürzt und unter dem neuen Minister des Innern herrscht vollständige Wahlfreiheit. Ein Sündenbock mußte aber gefunden werden und fand sich wirklich in „dem elendesten aller Wahlsysteme". Als ob nicht unter diesem selben Wahlsystem zur Zeit des Verfassungsstreites trotz starkem und rücksichtslosem Wahldruck fortschrittliche Mehrheiten gewählt worden und als ob nicht unter dem allgemeinen direkten Wahlrecht die deutschfreisinnige Partei noch vor kurzer Zeit die vernichtendsten Schläge erhalten! Der Mißerfolg muß also andere Ursachen haben. Die Hauptursache ist zweifellos die, daß der Deutschfreisinn lediglich in Erinnerungen an die Vergangenheit lebt und für die Aufgaben der Gegenwart kein Verständniß hat. Deshalb dauert die Abwendung von dem Deutschfreisinn, die bei den Wahlen im Februar 1887 so machtvoll zu Tage trat, noch immer fort, die allmähliche Abbröckelung des Bodens, welchen die deutschfreisinnige Partei noch heute im Volke hat, geht noch immer voran. Die deutschfreisinnige Partei hat jetzt fast nur noch Sitze in den großen Städten, die ländlichen und kleinstädtischen Wahlkreise sind verloren. Vom kennzeichnenden Standpunkte aus fällt besonders in's Gewicht, daß es gerade die geistig höherstehenden Schichten der Bevölkerung sind, welche sich immer mehr und mehr von dem Deutschfreisinn abwenden. Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß die abfallenden Wähler nicht zu den Hochconservativen, sondern zu den gemäßigten Parteien übergehen. Die Niederlage der Deutschfreisinnigen

Digitized by Google

ist augenfällig und durchschlagend und in ihr liegt die Hauptbedeutung der Wahlen.

Von Einzelheiten wäre noch zu erwähnen, daß in mehreren Wahlkreisen sehr verworrene Verhältnisse herrschten und in anderen die Entscheidung so spitz stand, daß nur wenige Wahlmänner den Ausschlag gaben. In Posen hatten die Deutschfreisinnigen sieben Stimmen weniger als die Nationalliberalen, durch die Hülfe der Polen wurde aber doch ein Deutschfreisinniger gewählt. Der glänzende nationalliberale Sieg in Hamm-Soest beweist, daß manchem Katholiken die Bedeutung des unnatürlichen Bündnisses zwischen Centrum und Deutschfreisinn klar wurde. Der Bischof von Münster sagte in seinem Wahlerlaß: „Wählet christliche Männer, die Religion und Gottesfurcht als das tiefste Fundament und das festeste Bollwerk des Staates erkennen," woraufhin die Ultramontanen sofort Herrn Eugen Richter wählten. Dem Durchfall von Hänel in Altona werden weder Eugen Richter, noch Dr. Windthorst eine Thräne nachweinen, unangenehmer dürfte aber für Richter die Niederlage seiner getreuen Gehülfen, des lyrisch angehauchten Träger und des Komikers Alexander Meyer sein. Einen glänzenden Durchfall erlebte der deutschfreisinnige Demokrat Lenzmann, der „Führer einer unbekannten Schaar" zu Lüdenscheid. Der Erfolg des Deutschfreisinns in der freisinnigen Hochburg in Berlin ist ein höchst fragwürdiger, die Minderheiten wachsen in Berlin immer mehr an und auf die Dauer kann deren Erfolg nicht ausbleiben. Allzu viele Leute werden es nicht sein, die den Sieg des Hofpredigers Stöcker als einen Gewinn für das neue Abgeordnetenhaus betrachten werden. Dasselbe wird den langjährigen Führer der Deutschconservativen, v. Minnigerode, welcher eine Wiederwahl ablehnte, nicht zu seinen Mitgliedern zählen, dagegen wohl einen anderen Führer der Deutschfreiconservativen, v. Rauchhaupt, welcher bei Beginn der Wahlen eine Wiederwahl ebenfalls abzulehnen schien. Hoffentlich wird derselbe das Ränkespiel und Anstiften von Zettelungen gegen die gemäßigteren Parteien in der neuen Legislaturperiode verlernt haben! Die einzige Doppelwahl ist die des Führers der Freiconservativen, v. Zedlitz, in Osthavelland und in Mühlhausen-Langensalza.

Das Ergebniß der Wahlen ist also eine starke nationale Mehrheit. Eine starke deutschconservative und eine starke gemäßigt konservativ-liberale Partei werden zusammen im neuen Abgeordnetenhause eine beherrschende parlamentarische Stellung einnehmen. Auf dieser vereinigten Mehrheit beruht die Hoffnung auf eine ersprießliche und fruchtbare Thätigkeit unserer Volksvertretung. Erhaltung guter bestehender Einrichtungen, besonnener Fortschritt auf der Bahn zeitgemäßer Um- und Neugestaltungen, Bekämpfung aller radicalen Bestrebungen von rechts und links ist die Tagesordnung, mit welcher diese Mehrheit dem neuen Herrscher entgegentritt und den Beginn der neuen Herrschaft zu einer verheißungsreichen macht. Unzufrieden und erbittert über den Ausfall der Wahlen sind nur die Herren v. Hammerstein, Dr. Windthorst und Eugen Richter, welche als trauernde Brüder bei Seite stehen, der großen Mehrheit des Volkes aber gereichen dieselben zur hohen Freude und Genugthuung. Mit Vertrauen sieht das Volk dem Wirken der neuen Volksvertretung entgegen und erwartet einen steten und gesicherten Gang des Staatslebens. Mögen die Hoffnungen des Volkes in Erfüllung gehen und mögen die stattgehabten Wahlen ein frohes und sicheres Anzeichen eines gleichen Erfolges bei den Reichstagswahlen im Frühjahre 1890 sein!

## Die Rechtsfragen im Proceß Geffcken.

Wenn wir es unternehmen, die Rechtsfragen im Proceß Geffcken zu besprechen, so sagt schon der Wortlaut dieser Ankündigung, daß uns jede politische Behandlung fern liegt und daß selbstverständlich auch jede Parteiauffassung der Fragen ausgeschlossen sein soll. Die Besprechung soll gleichsam ein kühles juristisches Rechenexempel sein, in welchem wir das Verhältniß der Veröffentlichung des Tagebuchs zum Strafgesetzbuch festzustellen versuchen wollen. Also wird auch jedes Eingehen auf den Strafproceß, seinen gegenwärtigen Stand und künftigen Verlauf vermieden und nur die Frage jenes Verhältnisses erörtert werden. Deshalb müssen wir zunächst den § 92 des St.G.B. in's Auge fassen und seinen Inhalt prüfen, umsomehr als er zu denjenigen Stellen des Gesetzbuches gehört, welche zum Glück sehr selten zur Anwendung kommen und deshalb nur wenige Aeußerungen praktischer Natur in der Literatur hervorgerufen hat. Die Stelle lautet wörtlich:

I. Wer vorsätzlich Staatsgeheimnisse oder Festungspläne, oder solche Urkunden, Actenstücke oder Nachrichten, von denen er weiß, daß ihre Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates erforderlich ist, dieser Regierung mittheilt oder öffentlich bekannt macht, wird . . . . bestraft."

Davon, daß die Verfolgung nur auf Antrag oder mit Ermächtigung stattfinden solle, wie dies so oft und bezüglich der Ermächtigung in § 101 (Beleidigung des Landesherrn) vorkommt, steht in der Stelle nichts. Sie hat im „Ersten Abschnitt" des Strafgesetzbuchs Platz gefunden, der den Hochverrath und Landesverrath behandelt. Unter diesen Begriff fallen also auch die Reate des § 92 und sie müssen von Amtswegen verfolgt und zur strafrechtlichen Untersuchung gezogen werden, d. h. die Wächter des Gesetzes haben einzuschreiten kraft ihres Amtes, ohne irgend eine Veranlassung, Anregung, Anzeige u. dergl. von außen abwarten zu müssen, sobald sie selbst, auf welchem Weg es auch sei, von einer Veröffentlichung oder Mittheilung im Sinne des § 92 Kenntniß erhalten und Verdacht vorliegt, daß ein Verstoß gegen das Gesetz verschuldet worden ist. Ob sich der Verdacht dann bestätigt oder in welcher Richtung der Verstoß begangen worden ist — hat die Untersuchung aufzuklären und dann erst entsteht die Frage nach dem Schuldig oder Nichtschuldig.

Hält man dies fest, so mußte sofort auffallen, daß die Wächter des Gesetzes, also die Staatsanwaltschaft bezw. die Gerichte, thatsächlich nicht eingeschritten sind, als die Veröffentlichung des Tagebuchs in der „Deutschen Rundschau" geschehen war, sondern erst, als der Reichskanzler durch seinen Immediatbericht dies Einschreiten verlangte und veranlaßte. Man muß also annehmen, daß jene Organe ihrer rechtlichen Ueberzeugung nach in der Veröffentlichung an und für sich noch nichts Anstößiges, daß sie den Verdacht, es möge dadurch gegen § 92 gefehlt worden sein, gar nicht für angezeigt, noch weniger für begründet fanden. Es mußte und muß erst recht jetzt umsomehr auffallen, als für die Fage, ob eine Untersuchung geboten sei oder nicht, darauf, ob das Tagebuch echt oder gefälscht sei, gar nichts ankam. § 92 Nr. 1 spricht noch gar nicht von Fälschung, sondern nur von gesetzwidrigen Veröffentlichungen. Der Fall der Fälschung wird erst unter Nr. 2 des § 92 erörtert und wir werden nachher davon zu reden haben. Wenn nun die betreffenden Organe wirklich einschritten, als die Weisung hierzu durch den Immediatbericht veranlaßt worden war, so müssen sie das Vorhandensein des Verdachtes einer vorliegenden Gesetzesübertretung erst später erkannt haben. Durch die Ausführungen des Berichtes über Echtheit oder Unechtheit des Tagebuchs und durch dessen Behauptung der Unechtheit können sie nicht zu dieser Erkenntniß gelangt sein, weil, wie gesagt, nach Nr. 1 des § 92 zunächst gar nichts hierauf ankam. Und wären sie durch den Bericht, abgesehen von der Fälschungsfrage, nicht zu dieser

Digitized by Google

Erkenntniß gelangt, so hätten sie trotz seiner Ausführung und trotz der Weisung des Justizministers nicht gegen ihre Ueberzeugung einschreiten dürfen. Man kommt also zu der Annahme, daß die Frage: einschreiten oder nicht? diesmal eine sehr zweifelhafte, eine recht schwierige war und daß ihre Beantwortung eine keineswegs nahe liegende gewesen sein kann. Eine andere Erklärung jener Unterlassung dürfte es kaum geben, und daß es der Fälle genug gibt, in welchen jene Frage sehr zweifelhaft und das Nichteinschreiten vorzuziehen ist, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Wir kommen aber noch einmal hierauf zurück.

Was lag denn nun eigentlich vor, als die Veröffentlichung erschien? Daß eine „Veröffentlichung" und zwar eine „vorsätzliche", wie sie das Gesetz verlangt, vorlag, kann nicht bezweifelt werden. Zweifelhafter ist: was veröffentlicht wurde? „Festungspläne" und „Actenstücke" waren es nicht. Also fragt es sich, ob es „Staatsgeheimnisse" oder „Nachrichten" waren? Das Gesetz gibt für Beides keine Begriffsbestimmungen, also muß der sprachliche Sinn, der Sprachgebrauch entscheiden. Eine „Nachricht" setzt voraus, daß sie Jemandem gegeben wird. Wer also eine Thatsache niederschreibt, welche Jemand lesen soll oder lesen wird, so gibt er dem Leser eine Nachricht. Der Geschichtschreiber benachrichtigt seine Leser von den Thatsachen, die er erzählt. Wer aber eine Thatsache in sein Tagebuch schreibt, thut dies zunächst für sich, zu seiner Erinnerung und aus einem in erster Linie nur ihm eigenen Interesse. An Leser, also an Personen, die er von dieser oder jener Thatsache benachrichtigen will, denkt der Verfasser eines Tagebuchs zunächst nicht. Aber von dem Augenblick an, wo er das Tagebuch Dritten mittheilt oder gar veröffentlicht oder Dritten die Veröffentlichung gestattet, werden seine thatsächlichen Niederschriften „Nachrichten" und sollen es nach seinem eigenen Willen werden, jetzt werden die Leser von demjenigen benachrichtigt, was im Tagebuch geschrieben steht. Wenn aber auch von dem Allen nichts geschehen, also der Wille des Tagebuchverfassers, daß es von Dritten gelesen werde, nicht kund gegeben worden ist, so weiß jeder Gebildete und vollends jeder Gelehrte, daß der Inhalt der von hochgestellten Personen geführten Tagebücher die beste Quelle der Historiographie sind und daß sie nie ungelesen bleiben, gerade weil sie Nachrichten enthalten. Und wer, ohne den Willen des Tagebuchverfassers zu kennen, dessen Tagebuch veröffentlicht, macht hierdurch selbst den Inhalt des Tagebuches zu „Nachrichten". Mag nun in unserem Fall Geffken vom damaligen Kronprinzen ermächtigt worden sein oder nicht, das Tagebuch zu veröffentlichen — gewiß ist, daß er, indem er es veröffentlichte, „Nachrichten" veröffentlicht hat und hat veröffentlichen wollen. Sollten wir in diesen Anschauungen irren, so erwächst uns die Pflicht, zu untersuchen, ob es „Staatsgeheimnisse" waren, welche durch das Tagebuch des Kronprinzen veröffentlicht worden sind und also aufgehört haben, Geheimnisse zu sein.

Der Immediatbericht des Reichskanzlers braucht die Wendung: „Wenn es überhaupt Staatsgeheimnisse gibt", u. s. w. Hierdurch ist die Frage, ob von Geffken Staatsgeheimnisse veröffentlicht worden sind, besonders schwierig geworden, und hieraus mag das Märchen (oder der Witz) entstanden sein, das Reichsgericht erwäge, ob es nicht geboten sei, den Herrn Reichskanzler als Sachverständigen darüber zu vernehmen, was man unter Staatsgeheimnissen zu verstehen habe. Jene Wendung kann nur in dem dem Reichskanzler innewohnenden Streben nach aufrichtiger Politik ihre Erklärung finden. Da aber das unter seiner Aegide erlassene Strafgesetzbuch von Staatsgeheimnissen spricht, so müssen wir doch auch annehmen, daß es deren gibt und daß der Richter zu prüfen hat, was ein Staatsgeheimniß sei. Das Gesetz selbst führt ihn darauf hin, wenn es auch keine Definition des Wortes gibt. Die Worte: „von denen er weiß, daß ihre Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des Reiches .... erforderlich ist" lassen kaum einen Zweifel aufkommen. Alles, was zum Wohl des Reiches geheim gehalten werden muß, ist Staatsgeheimniß, und wer diese Geheimhaltung nicht nur „einer anderen Regierung" gegenüber, sondern überhaupt nicht achtet, indem er das Geheimniß durch die Presse veröffentlicht, der begeht Hoch- oder Landesverrath im Sinne des § 92, 1, wenn er weiß, daß jene Geheimhaltung zum Wohl des Reiches erforderlich ist.

Nach den bisherigen Erörterungen liegt also hierin der eine, der subjective Schwerpunkt der ganzen Frage, denn daß eine vorsätzliche Veröffentlichung von Staatsgeheimnissen und geheim zu haltenden Nachrichten stattgefunden hat, läßt sich nicht mehr bezweifeln. Der andere, der objective Schwerpunkt liegt darin, festzustellen, ob die Geheimhaltung wirklich zum Wohl des Reiches erforderlich war. Beides zu beurtheilen halten wir für so schwierig und so abhängig von individueller Auffassung, daß wir hierin die vollgenügende Erklärung und auch die Rechtfertigung der eingangs erwähnten Unterlassung gerichtlichen Einschreitens finden. Wir wollen aber nachher auch über diese beiden Schwerpunkte uns klar zu werden versuchen, wenn wir wegen dieser Unterlassung oder vielmehr wegen des erst vom Reichskanzler veranlaßten Einschreitens noch einige Worte beigefügt haben werden. Vor dieser Veranlassung lag für jeden in die Politik der Zeit von 1870/71 nicht Eingeweihten — und hierzu dürften alle Staatsanwälte und Richter gehören — der Verdacht einer Fälschung des Tagebuches ganz fern. Erst der Reichskanzler hat ihn im Immediatbericht officiell ausgesprochen und mit Gründen belegt, deren Mittheilung nur ihm möglich war. In wie weit diese Gründe den Verdacht zur Gewißheit erheben, ist eine Frage, die im Anfang die Richter und Staatsanwälte gar nicht tangirte, weil es für sie zum Einschreiten genügte, jenen Verdacht von der competentesten Seite ausgesprochen zu hören und mit einer Reihe von Gründen belegt zu sehen. Ob nun wirklich eine Fälschung vorliegt, ist eine Beweisfrage, auf die wir natürlich nicht eingehen können. Jener Verdacht der Fälschung war also das leitende Motiv für das späte Einschreiten der Behörden und nicht etwa die dem § 92, 1 im Immediatbericht gegebene Auslegung. Hiermit erscheint jeder hier und da laut gewordene Vorwurf, daß die Behörden sich erst durch diese Auslegung zum Einschreiten hätten bestimmen lassen, grundlos und nichtig.

Den objectiven Schwerpunkt deutet schon der Immediatbericht an, wenn er hervorhebt, daß Bestand und Zukunft des Deutschen Reiches wesentlich auf der Einigkeit seiner Fürsten beruhe. Werden nun Thatsachen veröffentlicht, welche diese Einigkeit gefährden, so gefährdet die Veröffentlichung das „Wohl des Reiches". Hätte bei der Herstellung des Deutschen Reiches der Kronprinz und nachherige Kaiser die Absicht vertreten, wie die Veröffentlichung sagt, den süddeutschen Bundesgenossen die Treue und die Verträge zu brechen und sie zu vergewaltigen, so würde kein Mensch zweifeln können, daß hierin damals eine Gefährdung jener Einigkeit, also auch des Wohles des Reiches, hätte erblickt werden müssen. Dasselbe gilt von den veröffentlichten angeblichen Urtheilen des Tagebuchverfassers über die Könige von Bayern und Württemberg und von der angeblichen Entstehung des berühmten Briefes König Ludwigs II. an den König Wilhelm von Preußen. Weiter kann man aber den juristischen Gedanken nicht verfolgen, weil er aufhört, ein juristischer zu sein, und anfängt, ein politischer zu werden.

Dann ob objectiv zur Zeit der Veröffentlichung, also nach dem Tod des Tagebuchverfassers, jene Gefahr für das Reich, obgleich die angebliche Vergewaltigungsabsicht des Kaisers mit diesem gestorben war, ist keine Rechtsfrage mehr und es wird Sache der Reichsanwaltschaft sein, die Beweise hierfür aus denjenigen Kreisen herbeizuschaffen, wo sie einzig und allein gefunden werden können, um dem Gerichtshof die zu einer Verurtheilung erforderliche Ueberzeugung vom Vorhandensein jener Gefahr beizubringen. Erst wenn dies geschehen sein wird, kommt die subjective Frage zur Berathung und Entscheidung, ob Geffcken gewußt hat, daß diese Gefahr bestehe, als er das Tagebuch veröffentlichte. Auf dieses Wort kommt viel an. Das St.G.B. verlangt nicht, wie an anderen Stellen, z. B. § 259, daß der Beschuldigte nach den Umständen annehmen mußte ꝛc., sondern, daß er wußte. Während es dort den

Digitized by Google

Leichtsinn mangelnder Ueberlegung ahndet, straft es hier den bewußten Willen zur That.

Es ist eine der schwierigsten Stellen des Strafgesetzbuchs, mit der wir es hier zu thun haben, und ohne sie in ihre einzelnen Gedanken aufzulösen und zu zerlegen, ist ein sicheres Ergebniß der Subsumtion der That unter das Gesetz unmöglich. „Wohl des Reiches" und „Wissen, daß Geheimhaltung einer Sache für dies Wohl erforderlich sei", sind so weite, dehnbare, der gewöhnlichen juristischen Reflexion entzogene Begriffe, daß jeder Richter sich mehr wie je zur Vorsicht bei der Urtheilsfindung verpflichtet fühlen wird. Im Proceß wird der Angeklagte natürlich jenes Wissen in Abrede stellen. Aber kann es, oder muß es ihm bewiesen werden? Ist es etwa selbstverständlich, daß eine Absicht des Vertragsbruches und der Vergewaltigung seiner Bundesgenossen, wenn sie dem künftigen Kaiser innegewohnt hätte, die Einigkeit der Reichsfürsten hätte stören, also dem Wohl des Reiches gefährlich hätte sein müssen, da jene Absicht nur Absicht gewesen, nicht zur That geworden und auch noch mit ihrem angeblichen Träger gestorben ist? Gewiß nicht. Ob und wie jedoch der Beweis dieses Wissens geführt werden kann und geführt werden wird, und ob und wie der Gerichtshof sich eine Ueberzeugung darüber bilden kann, ist jetzt unmöglich abzusehen. Feststehend scheint uns bloß, daß diese Ueberzeugung sich bilden muß, daß sie aber ohne eine Beweiserhebung sich nicht bilden kann. Das „Wissen" gehört zum Thatbestand des Verbrechens, und wenn sich die richterliche Ueberzeugung nur soweit würde befestigen können, daß der Beschuldigte bei pflichtmäßiger Überlegung jene Gefährdung hätte wissen müssen, so ist nicht bewiesen, daß er sie thatsächlich gewußt hat.

Wenn das Tagebuch in der Form, wie es vorliegt, nicht echt, also gefälscht ist, eine Frage, die das Beweisverfahren im Proceß klären wird, so ist zu untersuchen, ob § 92, 2 in Anwendung kommen kann. Die Stelle lautet:

„Wer vorsätzlich zur Gefährdung des Rechts des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats im Verhältniß zu einer anderen Regierung die über solche Rechte sprechenden Urkunden oder Beweismittel . . . . . verfälscht . . . . wird . . . . gestraft."

Daß es im Allgemeinen unter den Begriff der Fälschung fällt, wenn Jemand eine Originalhandschrift ihrem Inhalt nach verändert und dann in ihrer veränderten Form durch den Druck veröffentlicht, unterliegt keinem Zweifel; wohl aber, ob das Original des Tagebuches eine „Urkunde" oder „ein Beweismittel" ist, oder beides zugleich im Sinn des Gesetzes oder keins von beiden. Eine Urkunde ist gewöhnlich auch ein Beweismittel, aber nicht jedes Beweismittel ist eine Urkunde. Wir sagen: „im Sinn des Gesetzes"; im Allgemeinen ist allerdings das Tagebuch des Kronprinzen sowohl Urkunde, wie Beweismittel. Das Gesetz verlangt aber eine Urkunde, oder ein Beweismittel, welche von Rechten des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats im Verhältniß zu einer anderen Regierung spricht. Ist nun das Tagebuch eine solche Urkunde? Von welchen Rechten des Reichs oder eines Bundesstaats spricht es denn? Als das Tagebuch geschrieben wurde, gab es noch gar kein Reich. Spricht es also etwa von Rechten des Bundesstaates Preußen? und von welchen? So wie es in der Deutschen Rundschau im Auszug „mit Discretion" abgedruckt, vorliegt, haben wir davon nichts entdecken können. Darauf kommt es aber auch nicht an, sondern auf die Prüfung des Originaltagebuchs selbst, die das Reichsgericht im Lauf des Processes beschäftigen wird. Man kann also jetzt zu dieser Frage keine andere Stellung nehmen, als das Ergebniß jener Prüfung abwarten und erwägen, daß, wenn eine Fälschung stattgefunden hat, sie erst dann strafbar ist, wenn sie vorsätzlich zur Gefährdung jener Rechte geschehen ist. Darauf, ob eine Gefährdung wirklich eingetreten ist, kommt es dann nicht mehr an. Schuldig ist derjenige, welcher sie gewollt, wenn er sie auch nicht erreicht hat.

In Verbindung mit den bisherigen Ausführungen kommt auch der § 189 des St.G.B. in Betracht, wie es der Immediatbericht andeutet. Für sich allein würde er deshalb nicht zu einem Einschreiten genügt haben, weil die Verfolgung der Uebertretung desselben nur auf Antrag geschehen darf. Wäre ein solcher vor dem Immediatbericht gestellt worden, so würde sofort eingeschritten worden sein. Die Stelle lautet:

„Wer das Andenken eines Verstorbenen dadurch beschimpft, daß er wider besseres Wissen eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben bei seinen Lebzeiten . . . . in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet gewesen wäre, wird . . . . bestraft.

Die Verfolgung tritt nur auf Antrag der Eltern, der Kinder oder der Ehegatten des Verstorbenen ein."

Der Verdacht, daß gegen diese Vorschrift durch die Veröffentlichung des Tagebuchs gehandelt worden sei, war z. B. durch die Erzählung von der Entstehung jenes Briefes Königs Ludwig II. v. Bayern sofort entstanden. Denn wenn sie wahr wäre, so hätte zwar nicht die Gesinnung, wohl aber die staatsmännische Befähigung dieses Monarchen in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt werden müssen. In welchem Grad dies geschehen wäre, ist für die juristische Beurtheilung ebenso gleichgültig, als die Untersuchung, ob diese öffentliche Meinung eine absolut berechtigte gewesen wäre, ihr thatsächliches Vorhandensein macht sie noch nicht zu einer berechtigten. Thatsächlich hätte sie aber ohne Zweifel sich gebildet. Ist jene Entstehungsgeschichte aber nicht wahr, so ist es, wenn auch noch kein Strafantrag vorliegt, Sache der jetzt schwebenden Untersuchung, zu ermitteln, ob und wie weit sie gefälscht ist. Denn die Fälschungsfrage muß ja, wie wir sub II gesehen haben, ohnehin untersucht werden. Tritt dann der Fall ein, daß die verwittwete Königin von Bayern, die Mutter des unverheirathet verstorbenen Königs Ludwig II., Strafantrag stellt, so wird es weiterer Aufgabe der Untersuchung sein, festzustellen, ob der Beschuldigte „wider besseres Wissen" die fragliche Thatsache verbreitet, d. h. ob er gewußt hat, daß sie unwahr ist. Wie leicht oder wie schwer dies sein wird, hängt davon ab, ob das Vorhandensein einer Fälschung und wie weit es nachgewiesen werden kann. Sie kann auch darin liegen, daß jene Entstehungsgeschichte aus dem Zusammenhang gerissen, oder daß gewisse sie in einem anderen Lichte zeigende Thatsachen weggelassen worden sind, während sie im richtigen Zusammenhange und bei Berücksichtigung dieser Thatsachen das Andenken des Königs in der oben angedeuteten Richtung nicht verletzt haben würde.

Bei dieser Zergliederung der im Proceß Geffcken in Betracht kommenden Rechtsfragen dürfte es einerseits in die Augen springen, wie richtig und nothwendig es war, gegen die Veröffentlichung des Tagebuchs gerichtlich einzuschreiten, selbst wenn weiter kein Interesse dabei vorwaltete, als dasjenige der künftigen Geschichtschreibung. Der Proceß liegt nur in den Händen von Berufsrichtern. Beim Reichsgericht gibt es keine Jury. Ein Geschworenengericht wäre unseres Erachtens der Aufgabe nicht gewachsen gewesen, da sie ihrer Natur nach eine Trennung der sog. Rechts- und Thatfrage gar nicht zuläßt. Wer es versuchen will, die Fragen zu formuliren, wie sie etwa einer Jury hätten vorgelegt werden müssen, wird sich sofort hiervon überzeugen können.

Die Commentatoren des Strafgesetzbuchs weichen in ihren Erläuterungen des § 189 von den soeben gegebenen Rechtsausführungen nicht ab. Nur nehmen sie an, daß dem „Wissen" das „sich bewußt sein" gleichstehe, eine Annahme, die aber von anderer Seite wieder bestritten wird. Unseres Erachtens kommt für den vorliegenden Fall auf diese Unterscheidung nicht viel an, denn wer sich der Folgen einer Veröffentlichung, wie der hier in Rede stehenden, bewußt ist, der weiß auch, welche diese Folgen sind. Für die Beweisfrage, auf welche ja in diesem Punkt alles ankommt, dürfte „Wissen" und „sich bewußt sein" wohl kaum unterschieden werden können. A. F.

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Algernon Charles Swinburne.

Von Wilhelm Weigand.

Als Swinburne im Alter von 26 Jahren sein berühmtes Buch „Poems and Ballads“ veröffentlichte, ging ein Sturm des Unwillens durch das englische Publikum über den Dichter, aus dessen Versen eine solche glühende sinnliche Leidenschaft loderte, daß die englische Ehrbarkeit offen gegen ein literarisches Aergerniß dieser Sorte protestiren mußte. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verflossen, die Kritik, welche anfangs rathlos vor der neuen Erscheinung stand, hat sich oft und angelegentlich mit dem fleißigen Dichter beschäftigt, eine ganze schöngeistige Bewegung ist in England erstanden und hat den Dichter als einen der Verkünder des neuen ästhetischen Evangeliums gefeiert, mit einem Worte, der Dichter hat seine Stelle gefunden im Pantheon der britischen Sänger, und die englische Nation, welche eine ausgezeichnete Anlage zur Heroenverehrung besitzt, weiß, welchen Ruhm sie dem sinnlichsten aller britischen Dichter zuerkennen darf. Zu den großen Heroen der Dichtkunst gehört Swinburne ebensowenig wie sein Freund, der Dichter-Maler Rossetti, das eigentliche Haupt der sog. ästhetischen Schule. Aber er ist eine typische Erscheinung dieses endigenden Jahrhunderts, und der Beobachter betrachtet ihn ungefähr mit demselben Genusse, wie den satanischen Lyriker Baudelaire, auch wenn er durch seine eigenste Natur verhindert sein sollte, die formherrlichen Dichtungen Swinburne's zu genießen. Wäre der historische Sinn der englischen Kritik entwickelter gewesen, so hätte sie gleich einsehen müssen, daß eine solche Erscheinung nach der Phantasieschwelgerei eines Tennyson durchaus kein Wunder war. Neben den großen Dichtern, welche England am Anfange dieses Jahrhunderts hervorgebracht, ist der poeta laureatus und officielle Hofdichter nur eine kleine Erscheinung, einer jener Gefühlsschwelger und Stimmungsdilettanten aller Literaturen, die sich nie dem stürmischen Schöpferdrange überlassen, weil sie absolut etwas Neues bringen müssen und das gewollte Kunstwerk nur durch Berechnung aller stilistischen und sentimentalen Effecte zu Stande bringen können. Aus den Dichtungen Tennyson's weht uns eine Atmosphäre an, die durchaus nicht an die frischen Düfte eines klaren, sonnigen Frühlingsmorgens gemahnt. Als er auftrat, war das englische Publikum der literarischen Genüsse müde. Swinburne fand es noch übersättigter. War der Sturm der Entrüstung über seine Dichtungen groß, so war es die Bewunderung nicht minder. Alle Feinschmecker gestanden feurig zu, daß noch kein Dichter, selbst nicht Milton, einen solch' marmornen Vers zu meißeln verstanden habe. Der Dichter erschien mit einem Male, in der reichen, eindrucksfähigen Jugend, als der unvergleichliche Virtuose, der die Ohren durch den vollsten Wohllaut bezauberte, ja in dem wenig geschmeidigen englischen Idiom die prächtigsten Dactylen zu bilden verstand. Reich entwickelte Civilisationen bringen ja immer Naturen hervor, die mehr Sinn für die Werke des menschlichen Geistes besitzen, als für die schlichte Natur. Es wäre Unrecht, wollte man ihren Geschmack verdorben nennen.

Swinburne stammt aus einer aristokratischen Familie; er hat jene englische Erziehung genossen, welche den Schüler wohl in das Alterthum einführt, ihn auch griechische und lateinische Verse schmieden lehrt, aber nur zu oft den eigentlichen Geist der antiken Welt verhüllt. Es gibt junge Engländer, welche einen lateinischen Dichter in- und auswendig kennen, aber nichts über dessen Zeit und Entwickelung wissen. Swinburne gehört allerdings nicht zu diesen Sprossen Albions. Aber von der englischen Erziehung ist ihm die Fähigkeit geblieben, in griechischer und lateinischer Sprache Verse machen zu können; ich sage nicht, dichten. Als Sproß eines vornehmen Hauses und geistiger Kosmopolit lernte er auch die französische Sprache kennen und macht auch französische Verse. Diese Neigungen sind bezeichnend für seine gewaltsame, kräftige und doch nicht mächtige Natur, welche von gar mannigfaltiger Zusammensetzung ist und durchaus jener beherrschenden Einheit entbehrt, welche allen wirklich großen Schöpfern eigen. Ich habe Swinburne einen geistigen Kosmopoliten genannt; in der That, er hat die ganze Geschichte durchwandert, er hat sich lange in Hellas aufgehalten und in sein Vaterland die Bewunderung des einstigen Schönheitslandes mitgebracht; er hat sich im zerfallenden Rom in alle Laster und raffinirten Geistesgenüsse ohnmächtiger, aber höchst civilisirter Römer einweihen lassen; er ist bei den Propheten in die Schule gegangen; er ist in der Frührenaissance und ihrer Gefühlswelt daheim; er hat alle Gefühle der verschiedensten Geisteswelten ausgekostet und in seinen Dichtungen wie in wundervoll ciselirten Bechern dem Publikum vorgesetzt. Er ist ein glühender Verehrer des Heidenthumes und seines Naturcultus, und doch angekrankt vom modernsten überreizten Gedanken; er haßt das Christenthum und eignet sich die Ausdrucksweise der katholischen Liturgie an, um seine socialen Hoffnungen zu verkünden; er haßt Gott und eignet sich die Bilder, den lyrischen Schwung der alttestamentlichen Psalmen an, um die sociale Revolution in übermäßig bilderreichen Versen zu verkünden. Er ist voller Widersprüche, mehr als es der reizbarsten Dichternatur erlaubt ist; er haßt Gott mit einem Hasse, der einfach lächerlich ist und von keiner tiefen philosophischen Bildung zeugt.

Sehen wir uns diese Natur einmal genauer an. Swinburne gehört zu jenen Menschen, die, mit außerordentlich feinen Sinnen ausgestattet, mit einem bedeutenden Geiste begabt, vor allem einem Cultus ihrer Gefühle verfallen, vielleicht weil sie zu reich, zu sehr durch eine Uebercultur geschwächt sind, um ein einfaches thatkräftiges Leben zu führen. Sie bedürfen starker Emotionen; aber sie haben einen vorzüglichen, wenn auch oft einseitigen Geschmack; sie sind nur in gewissen Gesellschaftsschichten möglich, wo behagliche Verhältnisse die Pflege ästhetischer Neigungen gestatten. Solcher Geister gibt es viele im modernen England und in Frankreich, wo sie in dem erwähnten bedeutenden Dichter Baudelaire einen classischen Repräsentanten als ein Vorbild besitzen. Sie sind seltener bei uns, weil unsere Civilisation jünger und kräftiger ist. Man könnte sie geistige Lebemänner nennen. Swinburne ist ein großer Bewunderer Baudelaire's, unter dessen Einflusse eine ganze Generation von ästhetischen Genüßlingen in Frankreich herangereift ist. Er bewundert Theophile Gautier, weil dieser ein olympischer Heide war und vor allem die Gedanken aus der Poesie verbannen wollte; er nennt dessen bekanntes Buch: „Mademoiselle Maupin“, in dem viele Schilderungen und wenig Ideen zu finden, „the golden book of beauty“, was nicht allen Kennern genehm sein dürfte. Er bewundert Victor Hugo, weil dieser es verstand, das Metall der Sprache zu schmieden, mitten in das abstruseste Gedicht die herrlichsten Verse zu verweben; ja diese Bewunderung ist so blind für die namenlosen Schwächen des französischen Poeten, für seine Geschmacklosigkeiten, für seine philosophische Mittelmäßigkeit, seine Senilitäten, seine Unfähigkeit, einen lebenden Charakter zu zeichnen, daß sie uns in Erstaunen setzt bei einem Manne, der über Byron so streng zu Gericht gesessen hat, weil dieser kein tadelloser Versifex war, was ich übrigens bestreiten möchte. Oder besteht die Poesie für Swinburne auch nur in Gold, Glanz, Marmor, Farben, die vor dem Auge des Lesers emporgezaubert werden? Ist auch ihm ein Gedicht nur ein musikalisches Stück, dessen Rhythmen bald weich, bald stürmisch dahinströmen? Wie Baudelaire, wie Poe, wie alle sog. Dichter einer Verfallzeit, liebt Swinburne nicht die einfachen Gefühle. Da lesen wir gleich beim Eingange seines berühmten Buches ein Gedicht: Laus Veneris. Es ist unser alter Bekannter, der Ritter Tannhäuser, welchem diese durchaus modernen Strophen in den Mund gelegt sind. Der Dichter hat dem Gedichte eine französische Version der Sage vorausgeschickt, die „Maistre Antoine Gaget im Jahre 1530“ in gar lieblichem, naivem Französisch veröffentlicht hat. (Livre des grandes merveilles d'amour, escript

Digitized by Google

en latin et en françoys.) Eine glühende, erbitterte, kranke Sinnlichkeit spricht aus diesen vierzeiligen Strophen, die in langer Folge einförmig klagend steigen und fallen. Alle Metaphern, wie sie die Weltliteratur erzeugt, blühen in dieser Dichtung, wie in einer heißen phantastischen Wildniß. Das ist eine grausame Venus, nicht die lockige Göttin Homer's, die Geliebte des Mars; das ist eine Venus, die im Exile der Götter gelebt hat und mit zerrissenem, blutdürstigem, verbittertem Herzen liebt, nachdem sie zuvor das kaiserliche Rom kennen gelernt hatte. Der Ausdruck des Sängers ist gewollt alterthümlich, wie ja auch Rossetti mit der alten Gefühlswelt Dante's dessen Ausdrucksformen erneuert hat. Der Dichter schwelgt in seinen Bildern, berauscht, ein trunkener Rhetor eigenster Sorte. Die Wellen des Grases brechen aus in Schaum von Blumen, des Windes Füße schimmern längs der See; wie Blume auf Blume liegen die Augenlider der Venus auf einander, wie Feuer auf Feuer die Lider des Ritters auf seinen Augen: mit den Füßen stampft die Göttin die Weinkelter des Todes, ihr Lager ist voll Duft und traurigen Getöns; ihre Thüren geformt aus Musik und ringsum begrenzt mit Seufzer und mit Lachen und mit Thränen, mit Thränen daran die starken Seelen von Männern gefesselt. Und in solchen Bildern geht die ungeheure Klage weiter über die Grausamkeit der geliebten Göttin, in dem Munde des Tannhäuser, der gar wohl seine Liebe kennt, die mit tiefstem Haß vermischt, süße Höllenqual:

I seal myself upon thee with my might
Abiding alway out of all men's sight
Until God loosen over sea and land
The thunder of the trumpets of the night.

Noch glühender ist das Gedicht: „Anactoria", eine Paraphrase der berühmten Sapphischen Ode:

*Φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν.*
Hochbeglückt wie selige Götter däucht mir,
Wem Dir tief in's Auge zu schau'n und lauschend
An dem Wohllaut Deines Gesprächs zu hangen
Täglich vergönnt ist.
(Uebersetzung von Geibel.)

Die lodernde, aber gesunde Gluth des Originales wird bei dem modernen Dichter zu krankhafter, verzehrender Gier, aus der die Flüche und Verwünschungen, vermischt mit dem Preise der siegreich bedrückenden Schönheit brechen, in endloser Stimmung. Nur in der Vernichtung des geliebten Gegenstandes kann sich diese hysterische Leidenschaft sättigen. Wieder ist es ein gottentzücktes Schwelgen in den herrlichsten, oft primitivsten Bildern, das uns hinreißt. Es ist ein ganz eigenes Schauspiel: die modernsten Dichter, welche nichts von der Gesundheit alter Zeiten an sich haben, greifen zu den alten Bildern, etwa wie die schönen Damen und Herren des 18. Jahrhunderts sich aus der Hypercultur in die Natur flüchteten und da Schäferin und Schäfer spielten. Die Formvollendung des Gedichtes ist unerhört. Die Verse stürmen bald daher wie ein sprühender Wildbach, bald flüstern sie wie weiche Musik, schmelzend geheimnißvoll. Da gibt es Verse, die fast nur aus Vocalen bestehen:

And eyes insatiable of amorous hours
Fervent as fire and delicate as flowers.

Der Dichter hat sich gleichsam an der Phantasie aller Dichter berauscht; bald zuckt es aus einem Verse auf, wie ein Blitz aus dem Haupte eines alten hebräischen Propheten; bald entzückt uns ein Bild wie bei Lucrez, wenn er vom Sommer und der Blüthe der Frauen und der Jahre singt. Wie eine phantastische Welt von Blüthen voller berauschenden Duftes und Schlinggewächsen klettern die Bilder um den einfachen Stamm des Liedes, in unermeßliche Höhe, und zuletzt bricht der Dichter in die trunkenste Begeisterung des Pantheismus aus, in herrlichste Verse, voll göttlicher Vollendung. An eine Uebersetzung läßt sich nicht denken; ich gebe diese pantheistische Prophezeihung im Originale:

Blossom of branches and on each high hill
Clear air and wind, and under in clamorous vales
Fierce noises of the fiery nightingales,
Buds burning in the sudden spring like fire,
The wan washed sand and the waves vain desire,
Sails seen like blown white flowers at sea, and words
That brings tears swiftest, and long notes of birds
Violently singing till the whole world sings —
I Sappho shall be one with all these things,
With all high things for ever; and my face
Seen once, my songs once heard in a strange place,
Cleave to men's lives, and waste the days thereof
With gladness and much sadness and long love.
Anactoria (V. 268—280).

Aehnliche Verse hat noch kein englischer Dichter geschrieben. Swinburne ist ein ausgezeichneter Meister der Alliteration, die wir fast in jedem seiner Verse finden. In Anactoria hat der Dichter den Gipfel der lyrischen Kunst erreicht; alle seine anderen Dichtungen, die Dramen natürlich ausgenommen, geben immer das gleiche Bild von ihm: das eines bewußten Orgiasten einer künstlich erregten Phantasie. Zahllose Beispiele ließen sich aus den lyrischen Dichtungen desselben anführen, aus: „A Song of Italy", „Litany of Nations", „Super flumina Babylonis". Immer formeller ist der Dichter mit den Jahren geworden und hat zuletzt „Studies in Song" geschrieben, als eine Art Liszt der Dichtung, der über eine ganze Gefühls- und Bilderreihe gebietet.

Unter seinen dramatischen Dichtungen finden sich einige Nachahmungen der griechischen Tragiker, die gar oft täuschend sind, wie Erechtheus. Daß einen Dichter wie Swinburne die Gestalt der Maria Stuart reizen mußte, ist natürlich. Die Dramen, in denen er die schöne Schottenkönigin erweckt, „Chastelard", „Bothwell", „Mary Stuart", sind für seine ganze Weltanschauung von Bedeutung. Auch hier ist der dramatische Vers von prächtiger Plastik; er ist von künstlicher Schönheit und hat durchaus von der Naturschönheit des Shakespeare'schen Verses, der in seiner Art so vollendet ist, daß er nicht übertroffen werden kann.

Swinburne hat in seiner pessimistischen Auffassung des Ewig-Weiblichen nie geschwankt. Wie aus den Sonetten seines Freundes Rossetti das gleiche himmlische Antlitz einer Beatrix lächelt, wie unter den Frauengestalten großer Maler gar oft verwandte Züge aus den wechselnden Gesichtern lauschen, so tragen auch die Frauengestalten Swinburne's alle eine bestimmte Familienähnlichkeit. Es sind schöne, prachtvolle Gestalten, voll grausam überlegener, allbezwingender Schönheit, Römerinnen aus der Verfallzeit, mit modernen Herzen und glänzendem Geiste, aber ohne Herz, Schwestern Messalinens, mögen sie nun Sappho, Phädra, Faustine, Maria Stuart heißen. Ja, diese Schottenkönigin des Dichters gleicht weder dem historischen Urbilde, noch der Maria unseres Schiller. Sie ist grausam, wie nur die Schönheit grausam sein kann, eine Vernichterin des Glückes und der Männer, sinnlich, unbewußt, naiv in ihrer verderblichen Natur, eine Naturgewalt, die an die allmächtige Bosheit erinnert, welche nach Grabbe das All leiten soll. Wie das Weib, so die Liebe!

Swinburne gehört zu jenen modernen Geistern, welche nur eine Schönheit anerkennen, die materielle. Er ist in seinem Hasse durchaus Engländer, eine starke, nordische Natur; in seinem plastischen Formvermögen durchaus Lateiner, dem die Form über Alles geht. Daher die Begeisterung für Victor Hugo und Baudelaire, von dem er vielleicht die satanische Auffassung des Weibes herübergenommen. Als moderner Geist ist er voller Widersprüche; er, der Schönheitsenthusiast und Formpoet, preist die sociale Revolution im Stile des alten Testamentes; sein Pantheismus, der nur den Unkundigen an den Shelley'schen erinnern kann, ist nicht mild und heiter; Swinburne ist ein guter Hasser, ein englischer Radicaler von echtem Schrot und Korn. Seine ausschließlich ästhetische Bildung bekundet er auch in seinen Prosaschriften; die Prosa ist reich an Bildern und von schönster Glätte; auch hier wenig

Digitized by Google

Natur und Gedanken und viel Bilderschwelgerei. Man ist durch eine solche Lectüre äußerst angenehm erregt, ein behagliches Gefühl des Schönen regt sich in der Brust, das innere Auge sieht schöne plastische Bilder; aber man fragt sich oft nach einer Weile, was man eigentlich behalten habe von all' dem schönen Gerede. Goethe's Maßstab, der auch von einer Dichtung Gedankengehalt fordert, darf nicht an diese blühende Lyrik angelegt werden, an diese heidnisch-römische Poetik, welche ausschließlich nur den Leuten ganz behagen kann, die durch literarische Genüsse längst verwöhnt sind. Die Franzosen, welche der fremden Poesie im Allgemeinen noch kühler gegenüberstehen als den fremden Gedanken, wissen die Swinburne'sche Dichtung zu genießen, einfach deshalb, weil die Söhne des aussterbenden Romantismus auch zu ästhetischen Phantasieschwelgern herabgesunken sind und sich dessen rühmen. Die englische Phantasie scheint ermüdet oder überreizt zu sein, sonst könnte die ästhetische Richtung nicht so allgemein die jugendlichen Geister ergriffen haben. In dem Protest des Publikums gegen einen Theil der Swinburne'schen Dichtung äußert sich der durchaus gesunde nationale Geist, der das romanische Wesen so vollständig bezwungen, wenn auch nicht vernichtet hat, und dunkel fühlt, daß der Dichter eine durchaus anormale Erscheinung, wie Rossetti, der allerdings aus einer italienischen Familie stammte und nur ein Phänomen des Atavismus bildet. Die ganze Swinburne'sche Geistesrichtung, mag sie auch nur einer Elite von Geistern eigen sein, ist immer eine hoch beachtenswerthe Erscheinung in einer Zeit und in einem Lande, wo gerade der Prophet Carlyle seinen gewaltigen Einfluß auf die denkenden Köpfe ausübte und noch ausübt. Englands Literatur ist alt und überreich; wer weiß, wann sie wieder eine Erscheinung aufweisen wird, die nur durch reine Natur wirkt. Wenn Swinburne einen Dichter beurtheilt, so sagt er immer, was für ein „workman", ein Sprachmeißler, dieser gewesen. Legen wir auch diesen Maßstab an ihn selber, und sagen wir, er ist der größte Sprachkünstler der englischen Literatur und oft ein großer Dichter.

## Heinrich von Kleist als dramatischer Held.

Als wir jüngst die Nachricht erhielten, daß ein kühner deutscher Dichter Heinrich von Kleist zum Helden eines Trauerspiels gewählt hatte, da malten wir uns in Gedanken aus, wie der Vorwurf wohl behandelt sein mochte, und fragten uns, ob in dem kurzen Leben eines unserer größten Dramatiker überhaupt der Stoff zu einem Bühnenstücke vorhanden sei. Die Rücksichten der Pietät, zumal gegenüber den in diesem Punkte empfindlichen Nachkommen eines Dichters, dessen Familie durch engherzige Bedenken seinen freiwilligen Tod mitverschuldet, ließen wir um so eher bei Seite, als der letzte Ueberlebende, der den Poeten noch gekannt hat, vor wenigen Jahren gestorben ist. Aber im Wesen und in der Lebensführung des Dichters selbst bieten sich dem modernen Dramatiker, der aus Kleist nicht nur den herkömmlichen Theaterliebhaber mit tragischem Ausgang machen will, die größten Schwierigkeiten. Eine geschichtlich treue Auffassung müßte die Züge von Tasso, Hamlet und Narciß, einen neuen Savage oder Marlowe, eine problematische Natur zeigen. Ernst und schweigsam, stolz ohne Eitelkeit, selbst in der fröhlichen Gemüthsstimmung ein heimliches inneres Leiden verrathend, überspannt, aber liebenswürdig, gemüthlich, schwärmerisch, träumerisch, verschlossen, wunderlich und geheimnißvoll, so wird er uns von seinen Zeitgenossen geschildert. „Mir erregte er," äußert Goethe, dem er als 21jähriger Mann persönlich gegenübertrat, „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Nun, so angelegte Naturen haben uns auf dem Theater auch schon zu fesseln gewußt. Wenn es dem Dichter gelingen würde, in seinem Kleist die geistige Bedeutung und dichterische Größe wahrscheinlich zu machen, so könnte auch dieses unselige Genie auf der Bühne uns sehr wohl interessiren. Nur müßte der Dichter des Kleist ohne Zweifel etwas seinem Vorbilde Congeniales besitzen und uns nicht bloß durch einen Hinweis auf unsere literargeschichtlichen Kenntnisse und die Erinnerung an etwa im „Homburg" oder „Käthchen von Heilbronn" empfundenen Genüsse abspeisen. Wir müßten glauben, daß seine Bühnenfigur im Stande war, solche unsterbliche Werke zu schaffen. Bekanntlich ist das nicht leicht. Laube's Karlsschüler Friedrich Schiller wollen wir noch Credit gewähren, aber Gutkow's vorlauter Junge im „Königslieutenant" ist doch auch für einen jungen Goethe zu sehr — Hosenrolle.

Wie könnte die Handlung eines Kleistdramas beschaffen sein? Sie würde naturgemäß sehr ernst ausfallen, denn der Lichtblicke im Leben des Dichters waren nur wenige. Sein Erdendasein war ein ewiger Kampf gegen die verständnißlose Welt, gegen seine Familie und gegen sich selbst. Das Alles ist traurig und gewiß auch tragisch, zumal sein Tod, aber dramatisch eigentlich nicht, noch viel weniger theatralisch wirksam. Der geniale Himmelstürmer, der vom Leben angeekelt, arm, verschuldet, hoffnungslos, von seinen Angehörigen als unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft aufgegeben, in seinem Dichterberufe verspottet und verkannt, in den Tod geht und den letzten Gang nicht allein, sondern nur in Gesellschaft mit einer gleichgestimmten Seele wagen will, und dann der lächelnde Wahnsinn der letzten Stunden und die unheimlich sichere Kraft, womit er die beiden Todeskugeln lenkt — nur ein verwandter Dichter vermöchte aus diesen tragischen Motiven ein Drama aufzubauen. Soll etwa Kleist's verzweifeltes Ringen um den Dichterlorbeer auf der Bühne geschildert werden? Wie er sich vermißt, mit dem todtgeborenen „Guiskard" Goethe den Kranz von der Stirne zu reißen, wie er zweimal als Redacteur Schiffbruch leidet, wie der „Zerbrochene Krug" in Weimar ausgepfiffen, das „Käthchen von Heilbronn" in Wien kühl aufgenommen wird, wie „Prinz von Homburg" seinen hochgestellten Gönnern mißfällt, „Pentheſilea" zu lebenden Bildern mit begleitendem Text herhalten muß, und wie seine übrigen Schöpfungen dem großen Theater- wie dem Lesepublikum fremd blieben? An Conflicten in seiner äußeren Lebensstellung fehlt es wahrlich nicht. Als Junker und Offizier liegt er im Zwiespalt mit sich selbst, ob er als Mensch oder als Soldat handeln soll, dann der ewige Kampf mit seiner Familie, die ihn gern in einem Amt sehen möchte, während er ein freies Dichterdasein, ganz seinen Inspirationen hingegeben, und nur schlimmstenfalls nebenbei als Redacteur und Tagesschriftsteller leben will. Und ein noch unerquicklicheres Bild gewährt uns Kleist als Liebender. Die nebelhafte Schwärmerei des Potsdamer Lieutenants für Louise von Linkersdorf; der rücksichtslose Bruch des Frankfurter Studenten und Berliner Accisevolontärs mit seiner Braut Wilhelmine von Zenge; das wohl nur vom Klatsch erfundene Verhältniß des über dem „Robert Guiskard" sich verzehrenden Dichters mit dem Schweizer Fischermädchen Magdalma Stettler (Mädeli), die ihm ein Kind geboren und ihn um eines französischen Offiziers willen verlassen haben soll; seine Flucht vor der kaum fünfzehnjährigen Tochter Wieland's in Weimar, die man ihm zur Frau geben wollte; die Bräutigamszeit des Dresdener Redacteurs mit Julie Kunze, dem Urbilde des Käthchens von Heilbronn; seine spätere Liebe zur Cousine Marie von Kleist und zu seiner kranken Todesgefährtin Henriette Vogel — fast all diese zum Theil nicht einmal verbürgten Herzensbande haben jenes Fragwürdige und Peinliche an sich, das in Kleist's ganzem Wesen steckt. Er liebte leidenschaftlich, tyrannisch, voller Launen und Schrullen, und die Rücksicht auf seinen Dichtertraum, ein versagter Wunsch oder der gelöste Zauber des Geheimnißvollen, der diesen, wie er sich selbst nennt, „unaussprechlichen" Menschen dabei am meisten reizen mochte, verleideten und entfremdeten ihm bald jedes Weib. Auch in seinen mehr freundschaftlichen Verhältnissen zu Louise von Zenge, Frau von Haza (Müller), den Schwestern von Schlieben (Lohse), der Rahel und der Schauspielerin Hendel-Schütz forschen wir vergeblich nach einem wahrhaften Drama.

Digitized by Google

Doch da wäre ja noch die bewährte patriotische Seite, die jeder Theaterschriftsteller mit Aussicht auf einen sympathischen Widerhall anschlagen darf. Hier liegt aber die Sache ebenfalls ungünstig. Gewiß, Kleist war ein guter Patriot, ein glühender Preuße und Großdeutscher, ein wilder Franzosenfeind, und der politische Jammer und Ruin seines Vaterlandes haben knapp vor dem Losbruch der Befreiungskriege dazu beigetragen, ihn in den Tod zu treiben, allein die dramatisch wirkende That vermissen wir. Im Gegentheil thut der Unbegreifliche alles Mögliche, um die Sympathien eines modernen Theaterpublikums zu verscherzen. Während das deutsche Reich zusammenbricht, vergräbt er sich in einer Schweizer Idylle, aus der ihn nur eine Krankheit emporschreckt. Als Königsberger Diätar wird er in Folge einer offenbaren Unvorsichtigkeit als Kriegsgefangener nach Frankreich abgeführt, worauf er beinahe im Wahnsinn verkommt. Später treffen wir ihn auf den Schlachtfeldern in Böhmen, allein zum Unglück für unseren Dramatiker abermals nicht mit dem Degen in der Faust, sondern nur als Schlachtenbummler, halb Spion, halb Agitator. Er schreibt mörderische Satiren und Gedichte, die nicht gedruckt werden dürfen, spielt mit seinen Freunden beim Kanonendonner das damals beliebte Kriegsspiel, versieht seine Prager Bekannten mit Berichten, Proclamationen u. s. w. und entschwindet dann in mehrmonatlicher Verschollenheit, während welcher er sinn- und ziellose Reisen zu unternehmen scheint. Doch da sind zwei Momente, die sich vielleicht dramatisch fassen ließen. Seine keineswegs sicheren Attentatspläne auf Napoleon (Herbst 1809), die er nach dem mißlungenen Versuche von Friedrich Stapß aufgab, und seine Verhaftung als Spion auf dem Schlachtfelde von Aspern durch die — Oesterreicher! Alles disparate Motive, die in historischer Treue kaum zu verwenden sind, aber mit denen ein echter Dramatiker vielleicht noch etwas machen könnte, wenn Heinrich von Kleist als Mensch denn doch auf die Bühne gelangen soll.

Nun liegt der Versuch jenes kühnen Mannes vor uns. Er führt den ganz unbekannten Namen Carl Liebrich und sein Stück heißt: Heinrich von Kleist, Trauerspiel in fünf Acten.*) Schon das Personenverzeichniß belehrt uns über den Gang der Handlung, und daß der Verfasser die neuesten Forschungen über seinen Helden wohl durchstudirt hat, wie der Umstand beweist, daß die kleine Fischerin aus Thun — „ein freundlich liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Rufname Mädeli", schreibt Kleist an seine Schwester Ulrike — unter ihrem wahrscheinlichen Namen Magdalena Stettler aufgeführt wird. Die Handlung beginnt im Frühjahr 1806 (damals lebte Kleist, nur im Geheimen dichtend, als Beamter in Königsberg), indessen sagt uns schon die Erwähnung seiner Braut Wilhelmine, mit der er 1802 brach, und seines Freundes Louis von Brockes, von dem er sich im Januar 1801 trennte, daß der Verfasser von dem Vorrecht des Dramatikers, die geschichtlichen Thatsachen frei zu verwerthen, den weitestgehenden Gebrauch macht. Was sich im Leben Kleist's in den Jahren 1799 (Abschied aus der Armee) bis zu seinem Tode 1811 zuträgt, das ist hier Alles ganz einfach in das Jahr 1806 verlegt, wo Kleist seine Hauptwerke noch gar nicht geschrieben hatte. Sehen wir, wie Liebrich seine keck zusammengezogene Handlung entwickelt.

Wenn der Vorhang aufgeht, sind wir in Kleist's Arbeitszimmer. Er sitzt am Schreibtische zwischen den Büsten von Sophokles und Shakespeare und den Bildnissen Goethe's und Schiller's und dichtet am „Robert Guiskard", jenem unseligen Trauerspiel, das in einem herrlichen Fragment auf uns gekommen ist. Er wird von seinem Freunde Brockes — hier Franz von Brokes genannt — unterbrochen, der ihm ein eigenhändiges Schreiben des Königs überbringt, das dem Lieutenant Kleist, „da dem Vaterland Gefahren drohen", in ziemlich ungnädiger Weise den erbetenen Abschied gewährt. Ja, die ersehnte Freiheit heißt fast Verbannung, aber gleichviel, er ist des verhaßten Kasernendienstes ledig, alle Schranken sind gefallen, Freiheit und Dichtung ist jetzt seine Losung.

*) Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.

„Und hab' ich meinen König schwer gekränkt,
Den Degen seinem Dienste zu entziehen —
Ich will fortan mit einem edlern Werkzeug,
Zu größerm Ruhm des deutschen Namens wirken."

Weder seiner sorgenvollen Braut Wilhelmine, noch ihrem Vater, dem Vormunde Kleist's (!), gelingt es, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Vergeblich erinnert der Oberst von Zenge den jungen Brausekopf an seine Ahnen, die nur einen Zweck hatten: „des Vaterlandes Größe, wofür sie Kopf und Arm dem König weihten", vergeblich bittet er ihm zu sagen, für welche „höheren Pflichten" er die Fahne fliehe, und ebenso vergeblich schimpft er ihn „Bube!" Er reißt ihm sogar des Königs Rock auf, daß die Knöpfe klirrend zu Boden fliegen, aber Kleist wirft seinen Degen hin und erklärt:

„Wenn selbst der König bittend zu mir käme,
Ich sagte nein, ich sagte zehnmal nein!"

Im zweiten Acte freut sich der Dichter mit seinem treuen Brockes über einen eben erhaltenen Brief, worin ihm Goethe die demnächstige Aufführung des „Zerbrochenen Kruges" in Weimar anzeigt, und der Nachricht seiner lieben Schwester, daß sein Gedicht an die Königin Luise diese vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt habe. Der historische Vorgang fällt in's Frühjahr 1810, und das Gedicht ist uns sogar in drei Fassungen erhalten. Warum Liebrich es nicht einfach als schönste Perle seinem Drama einfügt, sondern eigene Verse uns als kleistisch bietet, ist unerfindlich. Ulrike meldet, daß die Wirkung fast überwältigend war, was wir nach folgender Probe bezweifeln möchten:

„Und mag dich, Vaterland, ein Wetter schlagen
Mit Sturm, der Aeste deinem Stamm entreißt,
Des Volkes Herzen werden nicht verzagen;
Wir seh'n Luisens Bild, uns stählt ihr Geist.
Der Himmel, der uns diese Königin sandte,
Er duldet nicht, daß Preußen fällt in Schande."

Für diese Leistung soll der Dichter sogar mit einem Amte belohnt und die Erziehung der Prinzen übernehmen! Kleist, der sich in diesem Stück immer, wie ganz richtig bemerkt wird, als ein „ungezogener Knabe" aufführt, Prinzenerzieher und Lehrer des nachmaligen Kaisers Wilhelm! ..... Mit weiser Selbsterkenntniß wendet er bescheiden ein: „Ich fürchte, ich bin nicht tauglich für das Amt", und in einem langen Monolog kommt er zu dem Entschluß:

„Die heilige Pflicht ruft mich zum Dienst des Schönen;
Kein anderer Dienst entwürdige mein Herz."

Darüber wieder große Aufregung, und der Act, der uns um keinen Schritt weiter gebracht hat, endet wie der erste mit abermaligem Fluch. Ulrike schilt ihn undankbar, Wilhelmine variirt das bekannte: „Du hast mich nie geliebt", und Oberst Zenge nennt ihn nicht mehr einen Buben, sondern zur Abwechselung etwas höflicher einen Knaben. „Nun, die Welt", erwidert Kleist stolz,

„Soll einen Mann in mir erkennen. Knabe!
Der Knabe wird zum Ziele kommen, mit
Und ohne deinen Willen!"

Trotzdem der würdige Oberst erklärt hat, daß er „einem Knaben die Tochter weigert" und Wilhelmine selbst: „Uns scheidet jetzt Dein Wille!" ausgerufen hat, finden wir im dritten Acte noch die ganze Gesellschaft unverändert beisammen, als wäre Alles in schönster Ordnung. Kleist verläßt die Armee — der Bube! Er will nicht Prinzenerzieher sein — der Knabe! „Tout est rompu, mon gendre!" wie die künftigen Schwiegereltern im französischen Lustspiele zu rufen pflegen. Jetzt findet Kleist ein neues Mittel, um beim Actschluß zum dritten Male verflucht zu werden. „Du weißt," sagt er zu seiner Braut,

„Du weißt, daß ich des Landmanns Loos beneide;
... Und mir wird wohl im Herzen, wenn ich hoffe,
Daß mir auch eine Stätte sich eröffne
In einem milden Thal, das ich bebaue,

Digitized by Google

... Da tauschen wir des Geistes Reichthum aus,
Du hilfst mir täglich meinen Schatz vermehren
Und wirst in Deinem Arm mich wachsen sehen
Weit über das Maß, das Du mir gibst, hinaus.
Ja, wart' ein halb Jahrzehnt, so darfst Du mich
Mit allen großen Namen kühn vergleichen
Und wirst mit Stolz an diesen Busen sinken."

Der Leser lache nicht. Hier folgt der Verfasser — nur allzu sehr für einen weisen Dramatiker! — der Biographie Kleist's ziemlich genau. Der zweiundzwanzigjährige Dichter trug sich wirklich mit dem Plane, Bauer zu werden, und verlangte im Ernste von seiner Geliebten das Opfer, in einem fernen Lande mit ihm in einer Hütte zu leben. Nur daß er seiner Braut verschwieg, daß es ihm zuvörderst darum zu thun war, recht weit von seinen verwandtschaftlichen Quälgeistern zu sein und ungestört in einer idyllischen Umgebung dichten zu können. Erschienen schon der Braut und den Verwandten des Dichters diese Pläne überspannt, um wie viel unsinniger müssen sie heut einem Theaterpublikum vorkommen? Dieser neue Kleist geht indeß noch weiter und muthet der wohlerzogenen Wilhelmine zu, mit ihm zu entfliehen. Sie sucht ihn mit Vernunftgründen zu überreden: keins von beiden verstehe etwas von Landwirthschaft, das vom Feind bedrängte Vaterland dürfe er nicht verlassen, ebensowenig wie sie ihre Lieben, die ihr fluchen würden. Er aber denkt nur an seine unvollendete Dichtung, nur an seinen Ehrgeiz und stößt sie von sich, „wie Unkraut von dem Acker". Als sie aber gar behauptet, seine Selbstsucht opfere ihre Liebe nur einem Wahn, da kennt sein Zorn darüber, daß sein Heiligstes, Höchstes in ihren Augen nur ein Wahn sei, keine Grenzen mehr, und nochmals, und diesmal für immer, stößt er sie von sich: „Da liege — todt auf ewig diesem Herzen!"

Im vierten Aufzuge finden wir den Dichter auf der Aarinsel bei Thun. Die Scenerie des einstöckigen Häuschens mit der Terrasse an der reißenden Aare wird vorgeschrieben, so wie es noch immer unverändert dasteht und in der Schrift: „Kleist in der Schweiz" abgebildet ist. Mehrere Monate sind seit dem vorigen Acte vergangen, und der Dichter siecht schon acht Wochen dahin, von dem treuen Mädeli und ihren Eltern gepflegt. Da naht ein lieber Besuch. Ulrike und Brockes fragen nach ihm, allein er ist nur als Herr Robert bekannt. Dieser Name sagt genug wohl schon.

„So ist noch immer der Normanne,
Ist Robert Guiskard noch sein Held; die Dichtung,
Worin er des Normannenherzogs Schicksal
Zum ungeheuern Trauerspiel zu weben,
Sich kühn vermaß — hier hat er sie vollendet."

Nicht doch, die Krankheit hat die Meisterarbeit verhindert, und jetzt erscheinen die Freunde, um den Genesenden in die Heimath zurückzuführen. Mit Erstaunen und Schmerz vernimmt er die Kunde, was Ungeheures sich in diesem Unglücksjahr in der Heimath zugetragen: Jena, Auerstädt, die Flucht des Königs. „Wir müssen," sagt Ulrike bedeutungsvoll,

„Des Vaterlandes Kraft auf's Höchste spannen;
Kein Männerarm darf unbewaffnet bleiben,
Ein Heldenvolk von Tausenden muß aufsteh'n."

Ihr Bruder ist freilich dieses Aufschwungs unfähig. Seine Zukunft, meint er, ist dahin, denn er war vom eigenen lügnerischen, tollen Herzen betrogen. Er zerreißt sein Manuscript und wirft die Blätter in den Strom.

„Ein halbes Tausend Tage ward daran,
Ein halbes Tausend Nächte dran gesetzt,
Das Werk zu formen, dessen Bild die Seele
So manches Jahr in ihrem Spiegel sah —
Nun ist's genug; — jetzt vielgeschmähter Geist,
Den ich gepreßt, wie man der Traube thut,
Das Köstlichste vom Edlen zu gewinnen —
Du bist erlöst, du bist erlöst für ewig.
... Wie diese Schnitzel, die zur Tiefe flogen,
So — wollt' ich — flösse mein zerrissenes Ich
Dem Weltmeer zu und fände dort sein Grab."

Der Kenner Kleist's findet hier fast wörtlich — bis auf die Schnitzel! — die verzweiflungsvollen Accente aus des Dichters Brief an Ulrike vom 5. October 1803 (Genf) wieder, der die zweite Schweizerreise und den zweiten Aufenthalt auf der Aarinsel mit einem erschütternden Wehruf schloß. In der vorliegenden Verwässerung ergreift er etwas weniger.

Im letzten Acte sind wir wieder in Frankfurt. Eine Zeitbestimmung ist vermieden, aber wenn wir unseren Dichter recht verstehen, so sind nur wenige Wochen seit Kleist's Abschied aus der Schweiz vergangen. Jetzt soll auf dem Marktplatze die Post aus Dresden und von Berlin seit Monaten endlich wieder einmal erscheinen. Der ersteren entsteigt Kleist mit Brockes und Ulrike. Mit dem Berliner Wagen kommt der Bürgermeister an, und er berichtet gleich dem aufgeregt harrenden Volke, daß soeben der schmachvolle Frieden von Tilsit (1807) geschlossen und die Königin Luise gestorben sei (1810). Ulrike haranguirt das Volk und spricht ihm und dem bestürzten Bruder Muth zu: „Die Sonne Preußens tagt einst wieder golden." Die Menge wiederholt den erbaulichen Spruch, nur Kleist nicht, der sich bei Seite stiehlt und mit dem biederen Waffenschmied Friedmann verdächtige Worte wechselt. „Kommt," sagt er zu ihm, „ich habe einen Kauf bei Euch zu thun." Aha, denken wir, jetzt kommt wohl das Attentat auf Napoleon, aber weit gefehlt, jetzt folgt schon das traurige Ende. Kleist sieht noch einmal Wilhelminens verzeihend Auge und sucht „Versöhnung mit dem Schicksal," indem er sich im Nebenzimmer erschießt. Ueber seine tragische Schuld spricht er sich selbst mit aller Klarheit aus:

„Dich stieß ich von mir, Dich und Deine Liebe,
Das Vaterland verließ ich treulos —
Hinüber schritt ich über schwere Schuld,
Nur vorwärts schauend nach dem einen Ziel.
Ich wollte, wie Prometheus, Göttliches
Einfügen in mein menschlich Werk ... von Bergen
Ein neu Gesetz der Menschheit überreichen,
Gesetz der höchsten Kunst — und dann am Busen
Des Vaterlands wollt' ich ein treuer Sohn,
Die Leier voll zu seinem Ruhme schlagen.
Es ward mir nicht gewährt. Ich war ein König,
Die Krone ist von meinem Haupt gefallen
In's Meer — ich stürze mich der Krone nach."

Es ist schwer, bei diesem gutgemeinten Versuch eines unverkennbaren Anfängers den Ernst zu bewahren. Sein Kleist ist nur ein dummer Junge und ein Phrasendrescher, aber nicht der wunderliche geniale Mann, der zwar sein Leben nicht zu führen verstand, aber in seinem kurzen Erdenwallen rastlos nach dem Höchsten gestrebt und unsterbliche Werke hinterlassen hat, denen bloß die Weihe eines harmonischen Gemüthes fehlt. Mit dem Ungeschick des Dilettanten wurde hier gerade die am wenigsten taugliche Epoche in seinem Leben ausgewählt, breitgeschlagen und ohne Steigerung entwickelt, und ganz unvermittelt daran der viel später erfolgte Selbstmord gehängt. Auch ein besserer Poet als Carl Liebrich hätte sich nicht unterfangen dürfen, uns den jugendlichen Bräutigam Wilhelminens und unreifen Schwärmer, der immerhin damals doch bereits die „Familie Schroffenstein" geschrieben hatte, als den von uns Allen immer mehr anerkannten und geliebten Dichterfürsten vorzustellen. Hoffentlich zerrt man nach diesem jämmerlichen Versuche den blutigen Schatten nicht wieder in den Moder eines Buchdramendaseins und noch weniger vor die Bühnenrampe. Heinrich von Kleist ist kein dramatischer Held.

Z.

Digitized by Google

## Neue Radirungen.

Besprochen von Wilhelm Lübke.

Vor längerer Zeit habe ich in diesen Blättern auf das vornehm und groß angelegte Werk hingewiesen, welches die P. Kaeser'sche Kunstverlagshandlung in München der dortigen Gemäldegalerie gewidmet hat, indem sie fünfzig erlesene Bilder derselben in trefflichen Radirungen von J. L. Raab veröffentlichte und mit erläuterndem Texte von Reber herausgab. Diese schöne Publikation, das Werk hoher künstlerischer Begabung und muthigen verlegerischen Unternehmungsgeistes, ist vor Kurzem zum Abschlusse gelangt, und es ziemt sich wohl, des harmonisch Vollendeten vor den weiteren Kreisen kunstsinniger Leser zu gedenken. Hat die echt künstlerische Arbeit der Radirnadel doch immerhin einen schweren Stand gegenüber der glänzend entwickelten Photographie und ihren verwandten Techniken, welche durch ihre blendenden und bestechenden Leistungen die große Masse zu fesseln wissen. Auch wir wollen keineswegs undankbar sein gegen den unabsehbaren Reichthum an Anschauungsmaterial, welches die jüngste der vervielfältigenden Künste uns aus allen Epochen der Kunstgeschichte übermittelt. Dennoch bleibt stets ein natürlicher Abstand zwischen dem Erzeugnisse mechanischer Reproductionen und der selbständigen geistvollen Uebersetzung, welche der nachschaffende Künstler uns von den Meisterwerken zu bieten vermag, indem er alle Feinheiten der Kunst der Radirnadel aufbietet, um die Sprache der alten großen Meister zu reden. Seit unsere gesammte Kunst, nach der langen Fastenzeit der Askese und Kasteiung, wieder malerisch geworden ist, seit namentlich die Malerei das frohe Spiel mit Farben und Licht wieder auf's Panier geschrieben hat, ist auch der köstlichen Kunst der Radirung wieder eine neue Blüthe gekommen. Das unscheinbare Instrument der Nadel weiß einen wunderbaren Zauber zu entfalten, indem es in die Tiefe undurchdringlicher Nächte eintaucht und daraus in magischen Lichtblitzen glanzumflossene Gestalten auftauchen läßt, indem es mit dem duftigsten Schmelz die zartesten Bewegungen der Form, Licht in Licht, belauscht und wiedergibt, dann wieder mit wuchtiger Energie die mächtigsten Inspirationen groß gearteter Kunstgeister in markigen Umrissen hinsetzt. All' dies reiche Leben, diese proteusartige Schmiegsamkeit, dieser duftige Schmelz und dann wieder diese gewaltige Kraft lassen die Radirnadel nicht bloß als geeignetstes Ausdrucksmittel für die Eingebungen subjectivster künstlerischer Stimmungen, sondern namentlich auch als vornehmste Technik für die Wiedergabe der verschiedenartigsten alten Meisterwerke erscheinen. Letzterer Umstand hat dann zuerst einer thatkräftigen Wiener Firma (Miethke) den Gedanken nahe gelegt, jene prachtvolle Publikation aus dem Belvedere in Radirungen W. Unger's herauszugeben, die vor nicht langer Zeit ihren Abschluß gefunden hat und einen hohen Rang unter allen ähnlichen Veröffentlichungen einnimmt. Eine schöne Nachfolge, wenngleich in engerem Rahmen, fand dies Vorgehen dann durch das jetzt ebenfalls vollendet vorliegende Unternehmen von P. Kaeser in München, für welches die hervorragende Kraft J. L. Raab's gewonnen wurde. Dieser treffliche Künstler ist der Welt seit geraumer Zeit durch seine vorzüglichen Stiche nach classischen Meistern wohlbekannt, und man hat stets in seinen Blättern die Treue der Auffassung, die liebevolle Hingebung, die Feinheit der Durchführung hoch gehalten. Als er nun zu den Radirungen nach den Meisterwerken der Pinakothek überging, kam ihm aus der Grabsticheltechnik die Gewohnheit nach präcisester Betonung des zeichnerischen Gehaltes der Kunstwerke zu statten und, ohne auf die lebendigeren, mehr malerischen Wirkungen der Radirnadel zu verzichten, suchte er damit die Rücksicht auf schärfere Formgebung, auf die mannigfache Bewegung der Linien und Flächen, kurz, auf die zeichnerischen Elemente zu verbinden. Gehen wir nun die Reihe dieser prächtigen Blätter durch, so finden wir, daß ihm seine Absicht in hohem Grade gelungen ist, und daß er, anstatt wie mancher andere ausschließlich mit der Nadel arbeitende Künstler, den Charakter der verschiedensten Meister einer etwas gleichartigen rein malerischen, auf Effecte hinzielenden Behandlung zu unterwerfen, mit einer unendlich fein abgestuften und wohlabgewogenen, bald mehr zeichnenden, bald mehr malenden, bald duftig verklärten, seelenvoll hingehauchten, bald energisch in's Volle der malerischen Wirkung greifenden Darstellungsweise jedem Werke und jedem Meister sein volles Recht zu wahren wußte. Es versteht sich, daß die großen Farbenzauberer und Helldunkler in erster Linie die Domäne der Radirnadel bilden. Voran steht hier Rembrandt mit seiner erschütternd dramatischen Kreuzabnahme und jenem Selbstportrait, das mit der dämonischen Düsterkeit der Auffassung so eindrucksvoll wirkt. Daran reiht sich das sonnige Künstlergemach von Pieter de Hooch mit seiner ganzen anheimelnden Abgeschlossenheit, die hochpoetische Waldlandschaft von J. Ruisdael, die fesselnden Genrebilder von Brouwer, A. v. Ostade, D. Teniers und Jan Steen, die köstlichen Cabinetstücke von Metsu, F. v. Mieris, Gerard Dow, so daß nach diesen Seiten hin das Erlesenste zur Charakteristik der Hauptmeister ausgewählt ist. Daran schließen sich eine ländliche Scene von P. Potter, eine sonnig klare Pferdetränke von Ph. Wouwerman, eine fein gestimmte Landschaft von Wynants und endlich das prächtige Stilleben von Weenix. Nun aber kommen die großen Flandrer, der Stolz und die Pracht der Münchener Sammlung, und hier ist allein Rubens mit sechs Meisterwerken durchweg ersten Ranges vertreten. Wir lernen ihn nach allen Seiten, in jeder Stufe der Entwickelung seines großartigen Genius, in allen seinen Lebensäußerungen kennen. Der Früchtekranz mit den entzückenden nackten Kindern zeigt ihn als einen der Frischesten und Freiesten in Auffassung und Wiedergabe des natürlichen Kinderlebens; die Amazonenschlacht mit ihrer überströmenden Kühnheit und Kraft stellt ihn uns als einen der gewaltigsten Dramatiker aller Zeiten, einen Shakespeare der Palette, vor Augen; Christus und die vier Sünder bietet im kirchlichen Bilde die Vereinigung großer Formen und Charaktere mit leuchtender Herrlichkeit des Colorites; Castor und Pollux, welche die Töchter des Leukippos rauben, ist eines jener wundervollen Bilder, in welchen der große Meister die ganze Herrlichkeit der Menschengestalt in kraftvoll bewegten, heroisch angelegten Männern und blühend schönen Weibern wie in einem Brennpunkte vereinigt hat; es folgt dann noch die schöne Helene Froment, die ihren nackten Knaben voll Mutterglück auf dem Schooße hält, ein Bild herzlichster Familienfreude, und endlich die gewaltige Löwenjagd, wo die große dramatische Energie des Meisters sich im wilden Kampfe zwischen Mensch und Thier auf ihrer Höhe zeigt. Diese Rubensgalerie allein in so vorzüglichen Wiedergaben ist ein erlesenstes Prachtstück. An Rubens reiht sich sein herrlicher Schüler van Dyck. Von ihm haben wir zunächst eine ganze Reihe jener großartigen, in ganzer Figur und in Lebensgröße ausgeführten Bildnisse, welche dem v. Dyck-Saal der Münchener Pinakothek ein so unvergleichlich vornehmes Gepräge verleihen. Es sind der Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der Herzog von Croi und seine Gemahlin, der sogenannte Bürgermeister und die Bürgermeisterin und noch ein unbekanntes männliches Bildniß. Alle diese Werke in ihrer hocharistokratischen Erscheinung, in der schlichten Noblesse der Auffassung, der feinen, man möchte fast sagen stimmungsvollen Geschlossenheit der Erscheinung haben sich in der meisterlichen Wiedergabe Raab's zu wahren Triumphen seiner Radirnadel gestaltet. Man vermißt kaum die Farbe, wenn man die leuchtende Klarheit des Fleisches sich von dem tiefen Schwarz der Gewänder abheben sieht. Dazu kommt endlich noch eine jener früheren Madonnen des Meisters, bei denen er noch stark unter dem Einflusse der vornehmen Anmuth und der tief gesättigten Farbenpracht eines Tizian steht und doch zugleich schon Züge seines flandrischen Empfindens einmischt. Lauter Werke ersten Ranges! Zu den Flandrern gehört endlich auch Fr. Snyders mit seinem Stilleben, das hier im großen Stile und breiter Behandlung an die Nachbarschaft von Rubens mahnt. Weiterhin schließt sich der coloristischen Gruppe selbstverständlich Murillo an. Zunächst sind seine glückseligen Betteljungen, und zwar die Melonenesser, die Geldzähler, die Würfler und die Vesperbrödler, in herrlichen Nachbildungen aufgenommen. Wie behaglich ergeht sich hier der schlichte Naturalismus des großen Meisters in farbensatter Schilderung niederer Wirklichkeit, deren Vertreter die höchste Kunst aber wahrlich zu den richtigen Königen der Erde stempelt! Welch' ein Gegensatz zu der schmutzigen, gemeinen Proletariermalerei unserer Tage! Außerdem gibt das großartige Bild des S. Franciscus de Paula uns einen vollen Begriff von der erdvergessenen Ekstase, der weltentrückten Hingerissenheit der Heiligengestalten des großen Spa-

Digitized by Google

niers. Daran schließt sich das mächtige Bild von Ribera, Martyrium des heiligen Andreas, aus welchem uns seelische Gluth entgegenlodert. Gehen wir weiter unter den Coloristen, so begegnet uns vor Allem Tizian mit dem großartigen Bildniß Karl's V., in welchem man den Einsiedler von S. Just vorzuahnen meint, und der Dornenkönig Christi, einem der seltenen Werke des Meisters, in denen er statt der farbenstrahlenden Pracht des Lebens die Schauer des Leidens und des Todes entfesselt. Den letzten Ausgang der venezianischen Kunst schildert uns Tiepolo's Bild der heil. drei Könige, während die huldvoll schöne Madonna Andrea del Sarto's den einzigen eigentlichen Coloristen der florentiner Schule vorführt. Nun bleibt noch eine etwas kleinere, aber nicht minder gehaltvolle Schaar aus jener künstlerischen Richtung, die mehr in linearem Aufbau, plastischer Durchbildung, zeichnerischer Bestimmtheit ihre Aufgaben zu lösen sucht. Wenn wir in diese Reihe auch Roger van der Weyden aufnehmen, dessen heiliger Lukas die Madonna malend nachgebildet ist, so geschieht es, weil jene alten flandrischen Meister, obwohl sie zuerst die Macht der malerischen Erscheinung in ihrem vollen Zauber erkannt und wiedergegeben haben, doch als Grundlage der Darstellung die scharfe, bestimmte, bis in die zartesten Nüancen der Form eindringende Zeichnung festgehalten haben. Raab's Wiedergabe dieses Juwels von einem Bilde ist von vollendeter Schönheit. Bei Aufgaben dieser Art hat die Nadel des Radirers sich der zartesten Nüancen zu bedienen und auf alle jene schlagenden Effecte einer breiteren Behandlung zu verzichten, welche die entfesselte Kunst in ihr verlangt. In diese Reihe gehören dann nun vor Allem Werke wie Perugino's edel aufgebautes und tief empfundenes Bild der Vision des h. Bernhard, Francesco Francia's innig bewegte Madonna im Rosengarten, die ihr Kind anbetet, endlich Botticelli's gewaltige Pieta, ein Werk, welches unter den Meisterwerken des Quattrocento durch dramatische Wucht und ergreifende Tiefe der Charakteristik eine der ersten Stellen einnimmt. Vor Allem aber — Platz für den großen Rafael! — der göttliche Meister von Urbino mit seiner Madonna Tempi, dieser noch kaum erschlossenen Knospe höchster Lieblichkeit, der Madonna della Tenda, die sich in reifer Schönheit als eine der schönsten Blüthen seines späteren Ideales erkennen läßt, und endlich die Madonna Canigiani, wo wir ihn mitten in den florentinischen Einflüssen und im freundschaftlichen Wettkampfe mit Fra Bartolommeo begrüßen. Bei Wiedergabe dieser drei Bilder hat Raab, so möchte man sagen, alles Irdische abgestreift, seine Nadel in den reinsten Aether getaucht und eine Verklärung der Formen, einen Duft und eine Innigkeit erreicht, die dem nachforschenden Auge nichts als die Bewunderung übrig läßt. Welchen Gegensatz dazu bilden unsere Altdeutschen, vor Allem unser großer, strenger Dürer! Von ihm haben wir zunächst jenes blitzende Selbstbildniß, das man als wunderbarstes Resultat tiefster Selbsterforschung, als eine Beichte mit dem Pinsel bezeichnen kann. Wie hier jeder Zug, sogar bis auf die unschönen Hände, voll Mark, voll unbestechlicher Wahrheit, voll tiefgründigen Charakters, voll Lebensgediegenheit ist! Sodann die vier Apostel, Charaktertypen, man möchte sagen urweltlicher Größe, flammend und zündend, dabei in jener nie wieder erreichten Wucht der Formen, die in den Gewändern zum plastisch bestimmten Ausdrucke kommt. Das gediegene, fein durchgebildete Portrait des Sir Bryan Tuke von Holbein macht den Abschluß dieser Reihe. Eine willkommene Zugabe ist der Text von Fr. Reber, der, wie von diesem tüchtigen Kenner nicht anders zu erwarten war, in lichtvoller Bündigkeit alles zum Verständniß Erforderliche bietet. So sei denn diese schöne Publikation, das Werk künstlerischer Meisterschaft und verlegerischen Opfermuthes, der Gemeinde der wahren Kunstfreunde bestens empfohlen.

## Feuilleton.

### Der Zeuge eines Schiffbruchs.

Von Holger Drachmann.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Hat jemals die Hoffnungslosigkeit irgendwo das Heimathsrecht erworben, so war es an diesem Strande. Trostlose Dünen, endlos und einförmig wie die Sorge; ausgewaschene Sandberge am Meere; Schiffstrümmer als Wegweiser, wo kein Weg ist; eine in steter Unruhe hin und her fliegende Möve als Belebungsmittel; ewige Regenschauer eines unbeständigen Himmels, der den Tag über eben so oft weint, wie ein krankes Kind; zerstreut zwischen den Dünen einige Häuser und kleine Höfe von sehr gedrücktem Aussehen; Spuren von Graswuchs und darauf eine Kuh und zwei Schafe, mager wie Windhunde; Sumpfgeruch von dem stehenden Wasser zwischen den Sandbergen — und kam man von diesen hinunter an den flachen Strand, so war dort die Brandung, die über die Sandbänke des Ufers hin und her fluthete und brauste, athemlos, wie Jemand, der zu rasch gegangen ist und etwas erzählen will, etwas sehr Ernstes, eine traurige Geschichte, aber nicht dazu kommen kann, es ist etwas da, das ihn daran hindert. Und er verdreht die Augen im Kopfe und seufzt und flüstert: o — o — Gott steh mir bei — steh mir bei!

Der Wagen war ohne Federn — natürlich; aber der breite Wagenstuhl hing in Lederriemen, es war genügend Platz darin für den Landarzt und mich. Wir hatten zuviel Platz, denn unsere Schultern und Hüte kamen öfter in nähere Berührung mit einander, als eine Fahrt unter gewöhnlichen Umständen zu veranlassen pflegt.

„Entschuldigen Sie .... entschuldigen Sie .... das ist doch — —!" Wir mußten lachen, wurden aber gleich wieder ernst. Unsere Pfeifen mußten oft von Neuem angezündet werden.

Da, wir kamen gerade auf den Strand zu, vergaß ich die meinige anzuzünden, der Doctor ließ sich nicht stören.

„Sie sind es nicht gewohnt!" sagte er und machte den Pfeifendeckel wieder zu. „Ich muß zugeben, daß es hier trist, verflucht traurig ist, besonders an einem Spätherbsttage. Wenn man aber fast täglich hier fährt — und die Nächte auch — paf, paf, paf — so — Sie verstehen — Gewohnheit ist die halbe Natur — und außerdem — wogegen wird man mit der Zeit nicht abgestumpft?"

„Haben Sie jemals einen Schiffbruch gesehen — mit eigenen Augen?" fragte ich.

„Viele! das heißt — hm! eigentlich — bin ich fast immer nach denselben gekommen, zur Leichenschau oder dergleichen."

„Ja, ich auch!" antwortete ich.

Wir fuhren schweigend weiter. Der Wagen wurde von den armen Pferden durch den Sand geschleift, unser Kutscher hieb auf sie ein, ohne etwas zu sagen; mir fiel ein, daß er es mit demselben Erfolge hätte unterlassen können, die Peitsche zu gebrauchen, aber ich konnte die nöthigen Worte nicht herausbringen, mir war gedrückt, dumpf, ärgerlich, leidend zu Muthe, ich war verstimmt, wortkarg. Und ewig spülte diese Brandung uns entgegen mit demselben dumpfen Tone, der sich in der Grabesstille zwischen den Sandbergen verlor. Wir fuhren wie an halb umgefallenen Kirchhofshügeln vorbei, und an der anderen Seite das Meer mit seinem unabläßigen, unveränderlichen: o, Gott steh' mir bei!

„Nun sitzen Sie und bearbeiten den Stoff?" fragte mein Nebenmann.

„Welchen Stoff?"

„Schiffbrüche!"

„Ich habe keinen gesehen, sagte ich Ihnen schon und Sie auch nicht. Sie könnten mir wenigstens von einem erzählen."

„Nichts leichter als das. Ich habe genug davon in diesen vier Jahren hier gehört — man hört ja nur davon. Man spielt seinen L'Hombre bei uns und spricht von Schiffbrüchen. Warten Sie, der letzte . ."

Die Pferde waren stehen geblieben, sie mußten etwas verschnaufen. Der letzte Regenschauer war über uns fortgezogen, wir hatten Beide unsere Pfeifen eingesteckt. Das Meer war unruhig geworden; es flüsterte nicht länger, es rief mir etwas laut zu; aber ich verstand es nicht.

Aus den Sandberg.en, von den Gräbern her, gerade dicht vor dem Wagen, kam eine Gestalt mit einer offenen Rolle Taue über den Schultern. Die Pferde standen still und die Gestalt auch. Es war ein großer, magerer, kräftig aussehender Mann, etwas vornüber gebeugt, wie die Küstenbewohner es an diesem Strande fast immer werden. Er machte das Tau bereit; als er hart an den Strand getreten war, schaute er nach der See hinaus, als wenn er ihr etwas zu sagen hätte — oder ob er dem lauschte, was sie rief. Dann warf er das Tau weit von sich hinaus in das schäumende Wasser, holte es wieder ein, schien zu stutzen, lief etwas nach rückwärts, warf es wieder und gab bei diesem eigenthümlichen Spiele einen Laut von sich, der im Grunde wenig Menschliches an sich hatte. Er benahm sich dabei wie ein Kind. Ich sah ihn an, sein Haar war eher weiß als grau und doch ließ sonst nichts an ihm auf den Greis schließen. Er starrte uns an, ziemlich gleichgültig gegen unsere Gegenwart, und fing sein Spiel von Neuem an.

„Da haben wir ja Mads!" sagte der Doctor und fügte direct an mich gerichtet hinzu: „Sehen Sie Mads, das wäre so der richtige Mann für Sie. Er war eines Abends allein hier auf diesem öden Küstenstriche

Digitized by Google

in den Sandbergen, als ein großes Schiff unterging. Er wohnte der Vorstellung von Anfang bis zu Ende bei. Das war gewiß ein ganz besonderer Schiffbruch. Er hätte Ihnen davon erzählen können. Leider —"

„Leider?" fragte ich.

Der Doctor sah mich von der Seite an und klopfte seine Pfeife aus.

„Sie sehen, er ist blödsinnig, er wurde das nach der Nacht. Und, eigenthümlicher Weise, verlor er auch die Sprache. Gar nicht zu reden von der Farbe des Haares, es war früher feuerroth."

„Er wurde wahnsinnig?" fragte ich leise.

„Ja — und stumm. Er hat vielleicht Anlagen dazu gehabt," sagte der Landarzt.

Und wir fuhren weiter.

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

„Die beiden Leonoren." Lustspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau. (Deutsches Theater.) — „Die Quitzow's." Vaterländisches Drama in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. (Königliches Hoftheater.)

Ein neues Stück von Lindau, ein neues von Wildenbruch! — wer möchte da bestreiten, daß die vorige Woche in theatralischer Hinsicht für die Berliner wirklich anregend war. Und beide Stücke so ganz „echt", so ganz im bekannten Stil der beiden Meister; das erste leichte feuilletonistische Waare, das andere in schwerer klapperndr Ritterrüstung einherschreitend, prophetisch-patriotischer Declamationen voll, von Fehderuf und starkem Mannesworte wiederhallend, mit tragischem Brudermorde endend. So verschieden aber sind die beiden dramatischen Bilder, sind die beiden Stoffe, sind ja auch ihre beiden Schöpfer, daß man sie eigentlich kaum in demselben Raume zur kritischen Musterung aufhängen darf.

Nur vorübergehend dachte Lindau an Goethe's „Tasso", als er sein neues Stück „Die beiden Leonoren" benannte, so flüchtig und lediglich einem raschen Einfalle nachgebend etwa, wie das Liebespaar im ersten Acte dieses Stückes daran denkt, welches rasch ein Gespräch über jenes Werk des großen Dichters improvisirt, als sich ein Dritter zu ihrem heimlich-zärtlichen Geflüster hinzudrängt. Das Liebespaar erweist sich durch diese Ausflucht, zu der es in seiner Verlegenheit greifen muß, als illegitim: der weibliche Theil ist die aus allen modernen Conversationsdramen so wohl bekannte gelangweilte elegante Dame, die sich von ihrem braven Manne „verkannt" fühlt und deshalb nach der verbotenen „wahren" Liebe sich sehnt und er — nun er ist der uns ebenfalls so wohlbekannte und schon unzählige Male vorgestellte junge, flotte Assessor. Die jungen Juristen scheinen ja nachgerade nur noch dazu auf der Welt zu sein, um in Lustspielen die Cicisbei abzugeben. Er bildet sich ein, sie zu lieben und weiß, obgleich er schon ein halbes Jahr in ihrem Hause verkehrt, noch nicht einmal, daß sie schon eine heranwachsende Tochter hat. Und dieses Backfischchen stellt, aus der Schweizer Pension heimkehrend, gerade zu rechter Zeit sich ein, um ihre Mutter — zu retten, d. h. den thatendurstigen Assessor vor allerlei kühnen und dummen Streichen, Entführung der verheiratheten Geliebten oder so etwas Aehnlichem, zu bewahren. Er verliebt sich in das Backfischchen prima vista und schon im zweiten Acte. Alles Illegitime und alles Dramatische ist damit geendet — schon im zweiten Acte!

Eine eigenthümliche Art von Spannung ergreift nach diesem zweiten Acte den Zuschauer. Er fragt sich nämlich, mit einem Blicke auf den Zettel, der ja vier Acte anzeigt; was wird, da ja die Geschichte eigentlich schon zu Ende, was wird nun wohl der Autor ersonnen haben, um uns weiter zu amüsiren? Nun, man muß es diesem lassen, daß er sich auf gute Art herausgewickelt hat: lustig, flott und leichtfüßig nimmt er alle Hindernisse, die ihm die Stofflosigkeit in den Weg baut, plaudert er über ein Nichts noch mit Grazie und Geschick zwei volle Acte weiter, beschäftigt er seine Personen noch eine Stunde lang in dem munterstenen dramatischen Müßiggange. Soll man da noch weiter die Art kritisiren, in der dies geschieht? Wenn auch einmal ein fader Kalauer neben manchem wirklich geistreichen Bonmot dem gewandten Toastredner von den Lippen purzelt, das nimmt ja eine Tischgesellschaft, die gerne angeregt sein und gerne lachen möchte, nicht so genau, und wenn manch derbes Possenkunststücklein oder auch manche verbrauchte Sentimentalität sich in das leichte dramatische Weiterplaudern mischen, sie stören nicht gleich das Behagen, das trotz der Gegenstandslosigkeit der beiden letzten Acte sich verbreitet. Der Verfasser hat kein gutes Lustspiel geschaffen, keine neuen dramatischen Gedanken, keine neuen Figuren, keine neuen Kunstmittel uns vorgeführt — aber er ist trotzdem nicht banal geworden, und das schon ist heutzutage ein Verdienst. Nur wer von ihm ein wirkliches Kunstwerk erwartete, darf sich deshalb durch dieses neue Lustspiel enttäuscht fühlen.

Ein „Vaterländisches Drama" von großer Originalität und von kühnem Griff hat Wildenbruch in seinen „Quitzow's" geschaffen. Zugleich ein echtes Volksstück, auf das man ja so lange sehnlichst wartete. Nicht aber eine Tragödie von unzweifelhaftem, künstlerischen Werthe und von genügender Correctheit im Aufbaue. Aber wer fragt nach schematischen, ästhetischen Forderungen, wenn er wirklich einmal von dem Windshauche einer elementaren Kraft sich berührt fühlt? Und so sind auch die Einzelbilder aus der märkischen Geschichte, die Wildenbruch in diesem Drama aneinanderfügt, wenn sie gleich nur lose verknüpft erscheinen, und wenn sie auch erst ganz am Schlusse zu einem dramatischen Conflicte sich zusammenballen, unstreitig von großem Leben erfüllt und erzeugen eine tiefgehende unmittelbare Wirkung. Die einzige Figur, in deren Seele der Dichter einen tragischen Kampf sich austoben läßt, der Kampf zwischen Bruderliebe und höherer Verpflichtung gegen das Vaterland, ist sentimental und künstlich in diesem Stücke: es ist die Gestalt des Konrad Quitzow. Das Tragische in dem Drama läßt uns deshalb auch sehr kühl. Aber was uns packt und uns mit Begeisterung, mit Freude erfüllt, ist die realistische Kraft, mit welcher der Dichter alle anderen Figuren in ihrer Einheitlichkeit und Lebesfülle vor uns hinstellt. Da ist vor allen der andere Quitzow, Dietrich, der ältere der Brüder. Welch' ein ganzer Kerl! ruft man unwillkürlich aus, wenn man ihn so trotzig und wild über die Bretter schreiten sieht. An dieser Figur ist nichts Tragisches anzubringen; diese Seele ist aus einem Gusse und kommt nicht das Hin- und Herschwanken in dramatischen Conflicten. Und solche Charakterköpfe braucht ein lebendiges Volksstück.

Dieser Dietrich Quitzow hat als wilder, rauher Kriegsmann die Mark Brandenburg in seine Botmäßigkeit gebracht, hat die pommerschen Herzöge daraus verjagt und will in seinem trotzigen Freiheitsgefühle dem neuen Markgrafen, dem Hohenzoller Friedrich, nicht huldigen. Ein grausamer Act der Willkür hat die Städte, sowie die „Schloßgesessenen" aber von ihm abwendig gemacht und bringt ihn selbst zu seinem Bruder Konrad, der von edlerer Menschlichkeit und daneben von der Liebe zu einem blassen Bürgermädchen angehaucht ist, in einen so schroffen Gegensatz, daß nur das Schwert denselben lösen kann. Dietrich fällt von seines Bruders Hand, worauf dieser selbst sich von seinem Knappen erstechen läßt. So endet das Geschlecht der Quitzow's und damit der energischste Widerstand, den der Burggraf Friedrich bei seinem Einzuge in die Mark fand.

Wildenbruch hat geschickt darin gehandelt, daß er diese kriegerische Episode nicht zu einer Haupt- und Staatsaction mit großen Declamationen aufbauschte. Der Raubritter will nicht mehr sein und nicht mehr werden, als er ist: freier Herr auf seiner Scholle. Nicht große staatsumwälzende oder thronengierige Pläne reifen in seinem Haupte, seine Reichsunmittelbarkeit ist sein einziges politisches Ziel. Und auch die Bürger der guten Stadt Berlin, die sich unter ihrem schlauen und doch so ritterlichen Bürgermeister Henning Pannewitz eine Weile mit ihm verbünden, um die Pommern los zu werden, sind nichts weiter als kluge Realpolitiker, die die Umstände ausnützen, ohne viel von der fernen Zukunft zu träumen — oder, wie das so oft in solchen Dramen vorkommt, gar davon zu prophezeien. Sie trinken im ersten Acte dem guten, aber schwachen Markgrafen Jobst von Mähren den Wein aus; recht kleinbürgerlich scherzen und plaudern sie dabei über die politische Lage; der wilde Quitzow drückt sie mehr als der ferne Markgraf: das ist ein echt realistisches Bild. Und dann kommen die flüchtigen Straußberger, deren Stadt der Quitzow soeben eingeäschert, zu ihnen herein; sie schreien und fluchen dem Ritter, sie stürzen halbverhungert auf das Brot, das ihnen gereicht wird, sie erzählen von den Schandthaten, die der Wüthrich verübt — wieder ein Bild voll Leben und Kraft. Aber der kluge Henning Pannewitz läßt sich nicht durch die ja gewohnten Schrecknisse verwirren: er schließt das Bündniß mit dem Quitzow.

Der zweite Act gehört dem Letzteren ganz. Seine Heldenschaft, mit der er sich der Pommern erledigt, in der ersten Hälfte, seine Willkür, mit der er die Bundesgenossen behandelt in der zweiten sind fesselnd und in scharfen Umrissen skizzirt. Dieser Mann lebt vor unseren Augen. Schwächer erscheint er im dritten Acte, wo er allzuviel spricht — freilich durch den sprechseligen Burggrafen dazu verlockt — und erst im vierten tritt er wieder groß und ganz vor uns auf. In seiner von dem Burggrafen umschlossenen Burg, deren Mauern unter den Kugeln der faulen Grethe einfallen, trotzig und hart, kein Hülfsmittel wäre es auch „unpatriotisch", verschmähend, stark in seinem Haß und in seiner Kampfeswuth, unbeugsam auch gegen den weichen Bruder, so steht und fällt er als ein ganzes Mannesbild.

Derselbe Realismus, mit dem Wildenbruch die Hauptfigur zeichnete, schmückt auch alle Scenen, in denen nicht Konrad Quitzow oder der Burggraf hauptsächlich beschäftigt sind. Diese beiden Figuren sind den gewöhnlichen Ritterdramen entnommen und deshalb schwächlich. Aber wie trefflich sind dafür die Städter geschildert, diese gemüthlichen, einfachen, derben, ihr Berliner Platt und ihren nur etwas allzu modernen Berliner Witz verwendenden Krämer. Diese mit echter Kleinmeisterkunst gezeichneten Scenen geben dem Stücke eine derbe Frische und versöhnen uns mit der hohlen Rhetorik des Burggrafen, mit der Sentimentalität Konrads und mit der blutleeren Gestalt des Bürgertöchterchens, welches dieser Junker liebt. Merkwürdig, daß in diesem Drama nur das echt dramatisch ist, was sich mit dem dramatischen Inhalt des Ganzen, dem Bruderzwist, nicht weiter berührt. Der Dichter hat sich eben als ein Meister nur dort bewiesen, wo er nicht über die tragische Entwickelung sinnt und brütet. Keck greift er in die Geschichte hinein und hebt uns einige Scenen heraus voll Kraft, Feuer und Leben; aber wie er sie zu einem ausgesonnenen Kunstwerk verknüpfen will, führt wieder seine alte Genossin, die bombastische Phrase, seine Hand und umwebt jenes frische Leben mit sentimentalem Spinngewebe. Zum Glück diesmal nicht so dicht, daß die kräftigen Umrisse sich unter dem Schleier verlören. Das Stück, vortrefflich aufgeführt und in Scene gesetzt, wird ohne Zweifel um seines preußischen Patriotismus und Berliner Localtons willen noch oft dargestellt werden. Außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle wird es weniger gefallen.

O. B.

Digitized by Google

## „Unkraut."

Lustspiel in vier Acten von Gustav von Moser.

(Lessingtheater.)

Wenn Herr von Moser mit seinem neuesten Lustspiel wirklich einen Erfolg errungen hat — die referirende Tagespresse behauptet es — so gehört er zu jenen räthselhaften Erfolgen, deren geheimnißvolle Gründe dem weniger naiven Theaterbesucher verborgen bleiben. Er gilt einem Taschenspielerstückchen, einer Reihe geschickt cachirter Trics. Jeder einzelne ist bekannt, in ihrem Zusammenwirken sind sie überraschend. Herr von Moser spielt mit seiner eigenen literarischen Persönlichkeit Versteckens. Er macht ein überaus ernsthaftes Gesicht und versichert mit allem Aplomb, er wolle uns einmal moralisch-tendenziös kommen, dann huscht hier und da ein Lächeln um seine Lippen, schließlich bricht er in ein schallendes Gelächter aus und versichert, daß Alles nur Spaß gewesen, sintemalen es doch ganz unmöglich sei, daß ein Bühnendichter von seinen Qualitäten aus seiner eigenen Haut herauskönne. Er hat sich nur verstellt und beschließt die Repräsentation symbolisch bezeichnend mit einem Maskenballe.

In den ersten beiden Acten gibt sich Herr von Moser alle erdenkliche Mühe, den Titel seines Stückes zu rechtfertigen. Es ist da in mannigfachen Variationen von gesellschaftlichem Unkraut die Rede, das nach den Regeln der gärtnerischen Kunst ausgejätet werden müsse. Der eine Repräsentant besagten Unkrauts, ein Herr von Rodenstein, Baron und Roué z. D., müßte eigentlich die Procedur des Ausjätens zunächst an sich selbst vornehmen, zieht es aber vor, sich seiner Sünden von ehemals gelegentlich zu rühmen und seine Unkrautvertilgungskunst an Anderen zu üben. Leicht genug wird ihm die Sache gemacht. Die Species des in den Waizen der Ehe gesäten Junggesellenunkrauts ist nämlich durch die denkbar ungefährlichsten Exemplare vertreten. Es handelt sich um einen Herrn von Melinski, der als schwarzer Mann durch das Stück schleicht, aber gerade wegen seiner Pechrabenschwärze weniger schrecklich, als komisch wirkt, und um einen Cousin, dessen Jugendeselei für eine jung verheirathete Base absolut nicht ernst zu nehmen ist.

Es ist überhaupt eine der charakteristischen Eigenschaften des Moser'schen Bühnenproducts, daß man Nichts in ihm ernsthaft nehmen darf. Die beiden Ehen, um deren Glück sich so viel kluge Personen, die geschätzte Schwiegermama, der oben erwähnte Onkel und ci-devant Roué und ein superkluges Backfischchen sorgen und mühen, sind eigentlich gar nicht bedroht. Die an ihrem Himmel aufziehenden Wolken sind Lämmerwölkchen, zu deren Zerstreuung sich ein ganz unnöthiger dramatischer Sturm erheben zu wollen scheint. Herr von Moser besinnt sich noch zur rechten Zeit auf die Schwerfälligkeit des Gewitterapparates und kommt mit ein wenig Windmachen auch zum ersehnten Ziel.

Gräfin Lucie langweilt sich, weil ihr Gatte schlecht Walzer tanzt und in ihrer Gegenwart mit Vorliebe lateinische Classiker citirt. Da ihr von einer Reise um die Welt zurückgekehrter Vetter besser tanzt und weniger Latein versteht, erscheint er als ein Wucherpflänzchen, das die Saat der jungen Ehe zu ersticken droht. Nun könnte eigentlich das Ausjäten losgehen, aber das angebliche Unkraut entpuppt sich als ein ganz unschuldiges Blümchen, das sich, ohne Schaden zu thun, selbst in den Gemüsegarten der Ehe verpflanzen läßt. So bleibt denn dem klugen Gärtner, dem mehrfach erwähnten Onkel mit der stürmischen Vergangenheit, nichts anderes übrig, als dem jungen Gelehrten den Cicero zu verleiden und das Tanzen anzugewöhnen. Beides gelingt ihm hinter den Coulissen, ohne daß wir von seiner Methode etwas erfahren. Die junge Frau stellt auf einem weniger als zweifelhaften Maskenballe incognito die Tanzkunst ihres Ehegesponses auf die Probe, freut sich, daß er sie für eine Cocotte hält und fährt, nachdem sie sich demaskirt, befriedigt mit ihm nach Hause.

Wozu eigentlich der Verfasser ein zweites dem Mittelstande angehöriges Ehepaar gebraucht, um seine dramatischen Kunststückchen zu demonstriren, bleibt bis zum Ende des dritten Actes im Unklaren. Maler Leukart's sind die glücklichsten Leute von der Welt, und wenn Elsbeth, um ihren phlegmatischen Mann ein wenig eifersüchtig zu machen, mit dem schwarzen Mann des Stückes, Herrn von Melinski, kokettirt, so ist das einer jener liebenswürdigen consequenzlosen Scherze, durch die Herr von Moser sein Publikum zu bezaubern pflegt. Daß ein superkluges Backfischchen die Sache ernsthaft nimmt, und sich eine ganze Weile als Schutzengel des gefährdeten Eheglücks aufspielt, ist seine eigene Schuld, für die es schwer büßen muß, indem es Herr von Moser Knall auf Fall mit dem harmlosen Cousin, dem vermeintlichen Unkraut der zuerst erwähnten Ehe, verkuppelt. Besagtes freudiges Ereigniß findet natürlich auch auf dem bewußten Maskenball statt, den wir stark im Verdacht haben, mit seinen blau beleuchteten Fontänen den „Erfolg" des Abends verschuldet zu haben.

Der Sieg Herrn von Mosers ist ein glänzender, weil er mit den denkbar geringfügigsten Mitteln errungen wurde. Die Handlung ist schleppend, der Dialog selbst nach Einfügung einiger Kalauer langweilig und witzlos, die Charaktere verbraucht und schablonenmäßig. Sollte die Bescheidenheit des Verfassers ausreichen, ihn die Gründe für seinen Erfolg außerhalb seines Kunstwerks suchen zu lassen, so wird er sich zunächst an die beiden Naiven des Lessingtheaters zu wenden haben, die allerdings reizend spielten.

## Das Werk Fritz Werner's in Gurlitt's Kunstsalon.

Wer sich mit so eifrigem Streben, mit so ernster Arbeit zum Realismus durchgerungen hat wie Fritz Werner, der hat ein Recht darauf, daß man mit Aufmerksamkeit den von ihm eingeschlagenen Weg verfolgt und andere Mitstrebende auf ihn verweist. Unsere malerischen Stürmer und Dränger sind so leicht fertig mit dem Pinsel, daß es ihnen gar nicht schaden kann, wenn man ihnen einmal ein wirkliches Stück ehrlicher Arbeit zeigt. Die bei Gurlitt ausgestellten 57 Bilder Fritz Werner's umfassen so ziemlich seine ganze Thätigkeit als Maler und geben ein anschauliches Bild der verschiedenen Seiten seiner Begabung.

Der Berliner Meister hat bezeichnend genug als Kupferstecher begonnen und erst verhältnißmäßig spät mit Farben zu schaffen gelernt. In dem liebevollen Eingehen auf die Individualität Anderer, besonders Adolf Menzel's, ist ihm die Achtung vor der eigenen Individualität aufgegangen, die er sich durch das Studium der Niederländer und Franzosen in so ausgeprägter Form hindurchgerettet hat, daß seine Bilder, wie die der holländischen Kleinmeister, sofort ihren Schöpfer verrathen. Das Arbeiten in Bonnat's Atelier hat ihn nicht zum Naturalisten, die Bekanntschaft mit Manet nicht zum Impressionisten, der intime Verkehr mit Meissonier nicht zum ängstlich detaillirenden Miniaturmaler gemacht. Seine kräftige Eigenart hat Alles in sich aufgenommen und verarbeitet, bis Fritz Werner eben Fritz Werner geworden ist. Ist es doch eine charakteristische Eigenschaft der Berliner Schule, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, daß sie den Schulzwang nicht anerkennt und einem Eklekticismus huldigt, der sich aus dem Guten das Beste herauszusuchen strebt.

Man hat Fritz Werner oft den einzigen Schüler Adolf Menzels genannt, nach unserer Meinung mit Unrecht. Die Verwandtschaft der beiden Meister beschränkt sich auf die unterschiedslose Liebe für jede mit Farben darstellbare Wirklichkeit und auf die ausgesprochene Vorliebe für die Friedericianische Epoche. Aber auch hier gehen sie in der malerischen Auffassung weit auseinander. Die Begabung Adolf Menzel's ist concentrirter. Sein künstlerisches Auge erfaßt die Gesammterscheinung und arbeitet das Charakteristische in ihr nach einer bestimmten Richtung hin heraus. Fritz Werner sieht sofort eine Reihe von Einzelnheiten, die er in eine möglichst gleichmäßige Beleuchtung setzt und, jeder gerecht werdend, zu einem anschaulichen Specimen componirt. So ist es denn auch begreiflich, daß der Erstere sich besonders für die militärisch-politische Seite, für den großen historischen Zug des preußischen Rococo-Zeitalters interessirt, während der Letztere das Kleinbürgerliche, die Idylle in der Wachtstube und am häuslichen Heerde abschildert. Bei Menzel steht die objective geschichtliche Charakteristik im Vordergrunde, Fritz Werner faßt den Friedericianismus subjectiver, durch seine Bildchen geht ein leiser satirischer Zug, der besonders am Zopf seine Freude hat. Coloristisch steht der Schüler weit unter dem Meister. Licht und Luft sind ihm nur Darstellungsobjecte, nicht Darstellungsmittel. Von den Localtönen ausgehend, reicht sein Farbensinn gerade hin, um bei aller Achtung vor der unkünstlerischen Wirklichkeit jede schreiende Dissonanz zu vermeiden. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß er gelegentlich, besonders in seinen Interieurs, Bildchen von intimster Tonwirkung schafft.

Fritz Werner ist zunächst und vor Allem Menschenmaler. Er disponirt über eine große Zahl von Typen, die ihm die Modellstudien in jedem einzelnen Falle erspart. Eine Ausnahme bilden beispielsweise seine lachenden Grenadiere in Sanssouci und sein Präparator im naturhistorischen Cabinet. In beiden Fällen scheint uns das Modell nicht genügend in der künstlerischen Gesammtintention aufgegangen zu sein. Dagegen wirken der Trompeter, der Zietenhusar und die beiden Einzelfiguren wachthabender Grenadiere durchaus wie unmittelbar angeschaute Wirklichkeit. Das sind keine künstlichen Reconstructionen, sondern lebendig gewordene Vergangenheit.

Jedes malerische Können hat seine Schranken. Bei Fritz Werner sind sie rein äußerlich durch eine gewisse Bildgröße gezogen. Als Beweis mag sein Page und seine Begegnung bei der Ruine dienen. Besonders das letztere Bild, ein Reiter, der sich zu einer spazierengehenden Dame herabbeugt, leidet an einer gewissen Leere. Man hat das unabweisbare Gefühl, als würde die ganze Schilderei gewinnen, wenn man sie durch ein umgekehrtes Opernglas ansähe. Der etwa ein Drittel lebensgroßen Figur des Pagen guckt die Langeweile aus allen Sammetflächen der Kleidung. Dem modernen Leben scheint uns Fritz Werner nicht objectiv genug gegenüberzustehen. Seine künstlerische Eigenart zwingt ihn, vor Allem das Charakteristische zu sehen, und in der Absicht, diesem gerecht zu werden, verfällt er nicht selten in die Carricatur. Seine viel bewunderte Dresdener Galerie — die treue Wiedergabe der Bilder an den Wänden können wir unmöglich so hoch anschlagen, wie es meist geschieht — zeugt von einem derben Naturalismus, der in dem Streben, nur wahr zu sein, über das Ziel hinausschießt. Wenn man seine Augen absichtlich dem Schönen verschließt, geht die Wahrheit ebenso in die Brüche, wie auf dem umgekehrten idealistischen Holzwege. Für Adolf Menzel wie für Fritz Werner ist es charakteristisch, daß Beide nicht einen einzigen anmuthigen Frauentypus geschaffen haben.

Als Landschafter ist unser Meister ein getreuer Abschildrer des Gesehenen. Das Studium der Meister von Fontainebleau ist nicht im Stande gewesen, ihm den Sinn für landschaftliche Stimmung einzuhauchen. Dagegen ist Fritz Werner ein Architekturmaler ersten Ranges. Ist es ihm doch gelungen, die rothen Backsteinflächen der Thürme und Thore Tangermündes malerisch zu beleben und aus Ziegelfarbe und Laubgrün ein interessantes Bild zusammenzusetzen. Das schmucklose Wohnhaus Lessing's in Wolfenbüttel gestaltet sich durch Hinzufügung von ein paar Charakter-

Digitized by Google

figuren zu einer überzeugenden Zeitschilderei. Ja, der Künstler weiß gelegentlich auch der localen Luftstimmung zu ihrem Recht zu verhelfen, wie ein wunderbar duftiges Straßenbild von Amsterdam beweist.

Fritz Werner ist eine durchaus norddeutsche, specifisch preußische Natur, die Niemandem entgegenkommt, die sich in ihrer spröden Eigenart suchen läßt, aber einmal gefunden, für immer fesselt. G. M.

## Notizen.

Profils et Types de la Littérature allemande. Par Ernest Combes. (Paris, Fischbacher.) — Wer nach einer so langen und eingehenden Beschäftigung mit deutschen Dichtererzeugnissen, wie der Verfasser getrieben haben soll, über das Nibelungenlied nicht ein Wort weiter zu sagen weiß, als: „es verdient die Bewunderung der Deutschen", und ziemlich klar zu verstehen gibt, daß es vom allgemeinen Literaturstandpunkte nichts werth sei, der kann über deutsche Literatur überhaupt nicht urtheilen. Und wie soll das Urtheil desjenigen über die Geistesproducte eines anderen Volkes objectiv sein, der so tief in den nationalen Einbildungen und Vorurtheilen steckt, daß er keine Seite schreiben kann, ohne diesem Volke einen moralischen Fußtritt zu geben und dasselbe zu verhöhnen und zu verspotten in Beziehungen, die mit der Literatur nichts zu schaffen haben. Hier macht er sich über „das Geheul der alten Cimbern und Teutonen", dort über „die Geckenhaftigkeit der Deutschen", dann über die „Stimmen der deutschen Frauen und ihre Dickheit" lustig; an anderer Stelle läßt er durchblicken, daß das deutsche Ideal eine Frau wäre, „die trinkt, raucht, Furcht vor Gespenstern und kein Verständniß für Poesie hat, die lügt ꝛc." Ist das glaublich bei einem Manne, der Goethe's Grethchen und Schiller's Lob der Frauen kennt? Kurz, wer so einseitig, so von Nationalhaß erfüllt ist, thut besser, sich eines Urtheiles über die Geisteswerke des anderen Volkes zu enthalten. Aber Herr Combes hat sich auch nicht einmal bemüht, vorurtheilsfrei zu urtheilen, seine Literaturgeschichte zu einem ernsten, wissenschaftlichen Werke zu gestalten, er hat im Gegentheile die Maxime befolgt: alle diejenigen Schriftsteller und Werke, die irgend jemals bei der Menge oder einzelnen verblendeten Zeitgenossen Beifall gefunden haben, hervorzuzerren und ausführlich zu zergliedern resp. seine Glossen darüber zu machen. Die Dichter und Werke aber, die wirklich Deutschlands Ruhm sind, die heute einstimmig anerkannt werden, die läßt er unerwähnt oder thut sie mit wenig Worten ab. Einem Kotzebue widmet er fünf Seiten, Schulze drei, Voß' „Luise" gar sieben, H. v. Kleist und Grillparzer aber nur je eine. Und diese Manier ist durchgängig festgehalten. Wenn er citirt, sucht er die schlechtesten Verse und Stellen aus, wenn er auf eine Dichtung ausführlicher eingeht, ist es das schwächste Werk des Dichters. So sucht er sich z. B. aus Logan's 3500 Epigrammen die schlechtesten aus, um zu beweisen, daß er nur „Albernheiten" geschrieben habe. Bei Gleim bespricht er nur „Die Milchfrau", an der er eine geradezu kindliche Kritik ausübt. Bei Jean Paul spricht er nur über die stilistische und compositionelle Verworrenheit, dem köstlichen, echt deutschen Humor widmet er kein Wort, Kleist's Hermannsschlacht bleibt unerwähnt. Tiedge's Werke dagegen bespricht er sehr eingehend und benutzt sie zu der ironischen Bemerkung: „Man sieht, daß die Preußen im Allgemeinen Grund haben, auf ihre Schriftsteller stolz zu sein." Gelegentlich Arndt's „Wo ist des Deutschen Vaterland" kann er sich solch' fauler Witze, wie „der Dichter hat noch viel andere Gegenden vergessen, z. B. wo nach About „l'exportation des blondes" stattfindet und wo gewisse Gewerbe ausgeübt werden, „qui répugneraient même aux coolies" nicht enthalten. Oehlenschläger's Correggio stellt er als ein heute noch sehr bewundertes Drama dar, in dessen letztem Acte viel geweint werde. Wo wird es denn noch gegeben? Ein Hebbel und Ludwig wird nicht mit einem Worte erwähnt, Gutzkow und Laube ganz gelegentlich abgethan, einem Dichter Karl Candidus, „der gestorben sei (1872), weil er seine Poesien wieder durchlas", widmet er dagegen fast eine Seite. Alle neueren Dichter werden mit einem Citate aus M. B. Levy abgethan, das Herr Combes völlig unterschreibt: „Die Siege Preußens über Oesterreich, diejenigen Deutschlands über Frankreich sind weder den Wissenschaften, noch den Künsten günstig. Sie haben Historiker und Gelehrte in Pamphletisten verwandelt, die ehemals die gefeierten Gäste der Besiegten waren; sie haben nur »Straßeneckentyrtäusse« und plastische Werke erzeugt, an denen die Deutschen selbst nur die gute Absicht gelobt haben. Man tritt die beiden modernen Musen: Gerechtigkeit und Humanität nicht ungestraft mit Füßen." Natürlich kann er es auch nicht unterlassen Deutschland des Chauvinismus zu zeihen und zwar auf Grund Fichte'scher Tiraden. Aber schon wenige Seiten später sagt er selbst: „die napoleonische Herrschaft erklärt, rechtfertigt diese sprachlichen Uebertreibungen!" Auch Elsaß-Lothringen wird mit wuchtigen Worten als französisches Eigenthum zurückgefordert, und kann Herr Combes nicht umhin, beißenden Hohn über die Deutschen zu ergießen, da sie behaupten, Rechte auf diese Länder zu haben, und alle jene Dichter, die bezügliche Aeußerungen gethan haben, mit einem derben Fußtritte abzuthun. Kurz, Herrn Combes Werk ist ein Pamphlet, nichts als ein Pamphlet, und seine Behauptung, er urtheile „sans préjugés" ist Heuchelei. Daran ändert es nichts, daß er sich den Verdiensten eines Lessing, Schiller und Herder nicht völlig verschließt und sogar zu den Goethe-Verehrern gehört und ihm Jeder, der gegen das eine oder andere Werk desselben nur den leisesten Tadel zu richten wagt, ein „Ungebildeter" ist und kein Verständniß für Poesie hat. Schiller's Werke böten „reifen Geistern keinerlei geistige Nahrung", er würde immer „der Dichter für zwanzigjährige Jünglinge bleiben"! Das einzige Lob, das wir dem Buche des Herrn Combes lassen können, ist, daß es nirgend langweilig ist. Es erregt von der ersten bis zur letzten Zeile Heiterkeit, bald beabsichtigte, bald auch durch jene unfreiwillige Komik, die durch unsinnige, aber mit unverschämter Sicherheit vorgebrachte Aussprüche hervorgerufen wird, wie z. B. daß Frau Staël an Frankreichs Niederlage 1870/71 schuld sei, daß sie Schiller in der Philosophie geschlagen habe, daß Kleist's Käthchen von Heilbronn nur noch als Oper gegeben werde (er meint wohl als Ausstattungsstück), daß Lessing zum Schlusse Voltaire immer Recht gegeben habe, daß Schiller's „Jungfrau" eine Beleidigung für Frankreich sei. Uebrigens steht Herr Combes mit dieser letzten ungeheuerlichen Behauptung nicht allein da, man kann sie auch in Lefranc's „Etudes sur le théâtre contemporain" lesen. Daß ein Weib sich einen Moment als Weib zeigt, soll eine Beleidigung für die Nation sein! Ernst Brausewetter.

Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien. Von J. V. Widmann. (Frauenfeld, J. Huber.) — Unter den Dichtern, welche die Schweiz der deutschen Literatur geschenkt hat, nimmt der Dramatiker, Novellist und Epiker Joseph Victor Widmann neben Keller und C. F. Meyer unstreitig die erste Stelle ein. Seine Vielseitigkeit und Rührigkeit werden von einem starken Talent unterstützt, das z. B. im Drama und im komischen Epos hervorragende Werke zeitigte, und auch in seiner novellistischen Thätigkeit, die dem journalistischen Tagewerk abgerungen wurde, hat er Schönes geleistet. Sein Drama „Iphigenie in Delphi" ist bei einer der letzten Berathungen der Schillerpreis-Commission in ernsthafte Erwägung gezogen worden, eine dem „Fasse der Danaiden" (wie er seine Redacteurthätigkeit ironisch nennt) entnommene Novelle fand in Heyse's Novellenschatz Aufnahme, und seine von Goetz und Frank componirten Libretti „Der Widerspenstigen Zähmung" und „Sappho", die über viele deutsche Bühnen gingen, sind wahre Muster freisinniger und formschöner Operntexte. Auch als Feuilletonist gehört Widmann zu den Besten, und zumal als Reiseschriftsteller glänzt er durch flotten Stil und unverwüstlichen Humor, wie seine vor 7 Jahren herausgegebene „Rector Müslin's italienische Reise" auf jeder Seite beweist. Auch das neue Buch über Italien zeigt alle liebenswürdigen Eigenschaften seines wanderlustigen Autors. Er schildert und sieht nicht nur das Land als ein echter Dichter, sondern hat auch ein scharfes Auge für alles Zuständliche, Menschliche und allzu Menschliche. Der Satiriker und Humorist tadelt und lächelt, straft und versöhnt, und es gewährt einen Genuß, in diesen leicht hingeworfenen Schilderungen dem Sittenmaler zu folgen. Wir wandern mit ihm durch elf lombardische Städte, durch das alte Etrurien und südwärts bis in's selige Campanien und hören ihm gerne zu, wie er über Neues und Altes, Geschichte und Kunst, Gelehrtes und Ungelehrtes zu plaudern weiß und dabei immer anregend und geistvoll ist. Auch der wohl ausgeprägte Sinn für die Actualität, die der Feuilletonredacteur des Berner „Bund" ex officio in sich ausbilden mußte, macht diese Skizzen noch interessanter. Was er von Mommsen in Rom und Verdi in Busseto erzählt, hat allgemeinstes Interesse, und seine Bemerkungen über die neueste italienische Kunst sind ebenso zutreffend als originell.

Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker. Von Richard Mahrenholtz und August Wünsche. (Oppeln, Eugen Franck [Georg Maske].) — Mahrenholtz, dem wir einige Voltaire- und Molièrestudien verdanken, sucht hier mit seinem Mitarbeiter die wichtigsten Thatsachen des europäischen Staaten- und Culturlebens in einzelnen abgerundeten Bildern vorzuführen, wobei naturgemäß nur das Bleibende im Wechsel berücksichtigt werden kann. Während das Alterthum nur kurz behandelt ist, liegt das Hauptgewicht auf der Schilderung der germanischen und romanischen Welt bis zur französischen Revolution. Wir können dem nützlichen Werke nachrühmen, daß die wesentlichen Erscheinungen, der ursächliche Zusammenhang und die philosophischen Leitmotive sehr gut herausgehoben sind. Die Darstellung geht in die Tiefe und doch nicht in die Breite und ist überall anschaulich und fesselnd. Besonders schwierig war die cursorische Zusammenfassung der neuesten Strömungen im Geistesleben der Gegenwart, doch sind auch diese Capitel als gelungen zu bezeichnen. Wer sich im Einzelnen unterrichten will, der findet für das französische staatliche und sociale Leben in der im nämlichen Verlage erschienenen H. J. Heller'schen Realencyclopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens, dessen zweite Hälfte soeben herausgekommen ist und das Werk completirt hat, ein überaus praktisches und nützliches Compendium, das jede Art langwieriger Quellenforschungen auf diesem Gebiet erleichtert und fördert. Die Quellennachweise sind zum Theil vollinhaltlich im Original gegeben oder deutsch im Auszug. Es ist ein praktisches Nachschlagebuch, das sich nicht nur den Lehrern des Französischen und der Geschichte empfiehlt, sondern überhaupt in keinem Lesesaal einer öffentlichen Bibliothek fehlen sollte.

Auf den Tod Kaiser Friedrichs. Eine Dichtung von Johann Friedrich Lahmann. (Bremen, H. W. Silomon.) — In freien Rhythmen, die wirklich etwas von pindarischem Schwung haben, feiert der Dichter das Andenken unseres Frühlingskaisers. Patriotische Begeisterung, hoher Geistesschwung und philosophische Tiefe klingen aus diesen ernsten Mannesworten heraus, die voller Wohllaut und Innigkeit sind.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Coeur As.**

Geschichte einer Leidenschaft

von

**Karl Niemann.**

**Ein starker Band hocheleganten 8.-Formates geheftet 4 Mk. 50 Pf.**

**Durch dieses Werk führe ich nach dem Urtheil literarischer Autoritäten einen jungen Autor von hervorragender Begabung in die deutsche Literatur ein.**

Das Buch enthält den psychologischen Entwicklungsgang eines jungen Mannes, in dem die Leidenschaft für Waffen und Waffensport einst in knabenhafter Weise geweckt, allmählich zum Kern seines Lebens, zum öffentlichen Berufe, endlich zum Verderben wird.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die Schatten.**

Erzählung von

**K. E. Franzos.**

25 Bogen gr. 8°. Geheftet 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

**Gedichte aus dem Nachlaß von J. V. von Scheffel.**

Inhalt: Humoristische Gedichte. — Vermischte Gedichte und Uebertragungen. — Gelegenheitsgedichte. — Sprüche.

11 Bogen 8°. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mk.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**, Verlagsbuchhandlung.

Die unterzeichnete Kunsthandlung bringt hiermit zur gefälligen Kenntnissnahme, dass mit der jetzt erfolgten Ausgabe der XII. Lieferung (6 Blätter) das Werk:

**Die königl. Gemälde-Galerie**

**PINAKOTHEK IN MÜNCHEN.**

50 Radirungen von Professor **J. L. Raab.** — Text von Galerie-Director **Fr. v. Reber**

(Format 68—52 cm)

nun complet erschienen ist.

**Preis des completten Werkes:**

Épreuves de remarque . M. 1000.— Épreuves d'artiste M. 750.—
„ avant la lettre M. 500.— Mit Schrift . . . M. 300.—

**Elegante Einband-Mappen** zur Aufnahme des completten Werkes à M. 15.—

München, October 1888. **P. Kaeser's Kunstverlag.**
5 Briennerstrasse 5.

**Mondamin** alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Zu **Puddings-Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Bei **Adelbert Potsch, Augsburg** erschien:

**Schiller's lyrische Gedankendichtung**

in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet von

**Dr. E. Philippi.**

Eleg. geh. 2 Mk.

Kein trockener Kommentar, sondern eine tief eindringende Studie in anziehender gemeinverständlicher Darstellung.

**Commanditär.**

Ein geachteter deutscher Verlagsbuchhändler, welcher seit neun Jahren in **Paris** etablirt ist, sucht einen stillen Theilhaber mit einer Einlage von **50,000 Mark.**

Der Suchende hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, gediegene deutsche Werke in Frankreich durch mustergiltige Uebersetzungs-Ausgaben einzuführen und kann gute Erfolge auf diesem Gebiete nachweisen. Eine reichliche Verzinsung des eingelegten Kapitals ist gesichert.

Dem Suchenden stehen **erste** Referenzen zur Seite. Gefällige Offerten durch **Rudolf Mosse, Berlin SW.** sub **J. S. 5406** erbeten.

Soeben erschienen folgende wichtige Werke:

**Real-Encyclopädie**

des

**französischen Staats- u. Gesellschaftslebens**

von

**H. J. Heller.**

gr. 8. XXVI. 621 S. Preis 10 Mark.

**Grundzüge**

der

**staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker**

von

**R. Mahrenholtz** und **A. Wünsche.**

gr. 8. IV. 427 S. Preis 8 Mark.

**Verlag von Eugen Franck's Buchhandlung (Georg Maske) in Oppeln.**

Verlag von **C. Kiesler** in **Wurzen u. Leipzig.**

**Vergeblich gerungen.**

Erzählung

von

**Joh. Flach.**

14 Bog. 8. Eleg. brosch. 3 M., fein geb. 4 M.

Prof. Dr. Joh. Flach, einer der hervorragendsten Kenner des heutigen academischen Lebens, schildert in diesem spannenden, zumeist in Universitätskreisen spielenden Roman die Schicksale einiger Gelehrten, welche das academische Endziel nicht erreicht haben. Besonders ist es der an einigen Hochschulen herrschende gesellschaftliche Strudel mit allen seinen Nachtseiten für Personalfragen und die Wissenschaft, der in treffender und pikanter Weise zur Darstellung gekommen ist. Das Buch ist ein überaus wichtiges Blatt in der Kulturgeschichte der Gegenwart.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Auf den Tod Kaiser Friedrichs.**

Eine Dichtung

von

**Johann Friedrich Lahmann.**

Den Ertrag bestimmt der Verfasser dem Kaiser-Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth.

**Preis 1 Mark.**

Bremen. **H. W. Salomon.**

**Das Kasernenblümchen.**

Von

**Carl Hecker.**

Illustrirt von **H. Schlittgen** u. A.

Preis 2 Mk.

**Memoiren eines Lieutenants.**

Von

**Carl Hecker.**

Mit 100 Illustrationen von **H. Albrecht.**

Preis geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

**Manöver- und Kriegsbilder.**

Von

**Johannes v. Dewall.**

Mit 80 Illustrationen von **H. Albrecht.**

Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

**In Reih' und Glied.**

Soldatenbilder von

**H. Ferschke.**

Mit 100 Illustrationen von **H. Albrecht.**

Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

**Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.**


Hierzu eine Beilage von Richard Sattler in Braunschweig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 24. November 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIV. DEC 1888 Library.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Die Reconstruction der deutschfreisinnigen Partei. Von P. Asmussen. — Das englische „Sweating-System". Von H. Zimmern. — **Literatur und Kunst:** An Schubert's Ehrengrab. Von Paul Marsop. — Mein Verhältniß zu früheren Philosophen. Von Eduard von Hartmann. — Ein tyroler Dichter. (Hermann von Gilm.) Von Z. — **Feuilleton:** Wiedergeboren. Novelle von Alexander Römer. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Papa Gustave." Schwank in drei Acten von Alfred Duru. — Notizen. — Inserate.

### Die Reconstruction der deutschfreisinnigen Partei.

Von P. Asmussen.

Bekanntlich ist das Resultat der letzten Landtagswahlen für die Partei der Deutschfreisinnigen ein niederschmetterndes gewesen. Nur 29 Mitglieder stark, kommt die Partei wieder. Und um so schlimmer, um so demüthigender ist diese Niederlage, als ein Theil der Parteipresse auf einen Wahlsieg rechnen zu können glaubte und daraufhin die Nachricht von einem solchen voreilig in die Welt hinausposaunte. An Wahlagitation hat es die Partei auch diesmal nicht fehlen lassen, wie sie es darin denn überhaupt den anderen Parteien zuvor zu thun pflegt. Aber es ist schlimm, wenn solche Agitation immer mit den alten Phrasen betrieben werden muß. Das Volk glaubt zuletzt nicht mehr daran. Diesmal hatte die Parteipresse freilich einen neuen Trumpf auszuspielen: die kühne Versicherung, Kaiser Friedrich sei im Grunde seines Herzens deutschfreisinnig gewesen. Sonst wurde von deutschfreisinniger Seite der Wahlkampf mit den alten Waffen geführt, die aber auch das Volk nach und nach als stumpfe kennen lernt. Eine mißbilligende Kritik der Thätigkeit des Landtages in der letzten Legislaturperiode stand von vornherein zu erwarten und kam denn auch richtig. Aber die Wähler sind zu der Einsicht gekommen, daß es besser ist, wenn etwas gethan, als wenn bloß geredet und verworfen wird. Das Bessere ist zwar immer der größte Feind des Guten. Aber wo das Bessere einstweilen nicht zu haben ist, muß man mit dem Guten, und wenn auch das einmal nicht zu haben sein sollte, mit dem minder Guten zufrieden sein. Nur das Schlechte wird rein wegverworfen. Das ist der Standpunkt der nationalen Parteien. Sie prüfen jeden Vorschlag, ob er nun von der Regierung oder vom Hause ausgeht, prüfen alles und behalten das Beste, während der Freisinn mehr und mehr in die Praxis hineingerathen ist, nur das anzunehmen, was nach seiner Meinung wirklich gut ist. Daß er über den Begriff des Guten hin und wieder mit dem Volke in Collision geräth, ist eine bekannte Thatsache.

Da ist, um ein in die Augen springendes Beispiel zu wählen, gleich das jetzt herrschende indirecte Steuersystem, das jedoch gegen den Willen des Fortschritts und der jetzigen freisinnigen Partei zur Durchführung gelangt ist. Wir geben gerne zu, daß das System seine Mängel hat und im Verhältniß den sog. kleinen Mann härter trifft als den Begüterten. Aber in gewissem Sinne ist es doch auch berechtigt, indem es einerseits Genußmittel, wie Tabak und Branntwein bluten läßt, Artikel, die ja jeder entbehren kann, der nicht so viel Geld für sie übrig hat; indem es aber andererseits dem deutschen Product den deutschen Markt zu sichern sucht, ein Bestreben, das freilich in erster Linie dem Producenten, also dem wohlhabenden Theil der deutschen Bevölkerung zu Gute kommt. Aber es ist doch Thatsache, daß der Producent nur dann producirt und dadurch dem Arbeiter Verdienst gibt, wenn er seine Producte zu guten Preisen absetzen kann. Was nützen dem Arbeiter billige Brodpreise, wenn er kein Geld hat, das billige Brod zu kaufen? Anfangs waren im Volke die indirecten Steuern nicht beliebt; im Gegentheil, man fürchtete Uebertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel und den Ruin des Arbeiterstandes. Fortschrittliche Zeitungen nährten nach Kräften die Unzufriedenheit. Heute sieht der kleine Mann, daß er sich bei den indirecten Steuern gut steht, daß seine Arbeit mehr begehrt und besser bezahlt wird, als vor zehn Jahren. Und wenn heute noch die Freisinnigen in der Opposition gegen das indirecte Steuersystem beharren, so zieht das Volk daraus den Schluß, daß die Ansicht der Partei über das Volkswohl eine irrige ist. Freilich singt heute ein großer Theil der Parteipresse aus einer etwas anderen Tonart. Man sagt, es seien keine weiteren Steuern mehr nöthig, es seien vielmehr schon Ueberschüsse da, es sei also an der Zeit, eine Reduction der Steuern eintreten zu lassen. Aber wozu werden denn die Ueberschüsse verwendet? Es mag ja wahr sein, wenn Geld in Bänken ist, werden auch leichter allerlei Forderungen bewilligt. Aber den Vorwurf der Verschwendung darf man doch weder unserer Regierung noch unserer Volksvertretung machen. Es ist von jeher ein Lieblingsplan des Fürsten Bismarck gewesen, das Reich zu einer Einnahmequelle für die Einzelstaaten zu machen, und heute werden in der That von den Reichssteuern nicht nur die Reichsausgaben gedeckt, sondern es kommen Ueberschüsse zur Vertheilung. In Folge der günstigen Finanzlage konnten schon vor längerer Zeit die untersten Klassensteuerstufen aufgehoben werden. Dadurch erhielt freilich der kleine Mann nicht völlig soviel wieder, als ihm an indirecten Steuern entzogen wurde. Aber der Steuererlaß betrug eine runde Summe, die, wenn sie auch nicht groß war, doch nicht immer zur Verfügung stand, wenn sie fällig war, und deren Beitreibung oft genug auf dem Wege der Exekution geschehen mußte. Die indirecte Steuer aber wird schon aus dem Grunde leichter ertragen, weil sie dem Steuerpflichtigen pfennigweise, also in denkbar kleinsten Werthen abgezogen wird. Daß jede Art der indirecten Besteuerung eine Höhe erreichen kann, über die hinaus sie nicht gehen kann, ohne drückend zu werden, bedarf keiner Erwähnung, aber diese Höhe ist in unserem Steuersystem noch nirgends erreicht. Wenn nun die Regierung die vorhandenen Ueber-

Digitized by Google

schüsse zur Entlastung der Gemeinden verwenden will, so ist das Volk damit gut zufrieden und sieht eine solche Entlastung lieber, als eine Herabminderung der indirecten Steuern, wie sie der Freisinn will. Ueber die Höhe der Staatssteuern hört man wenig, über die Höhe der Communalabgaben dagegen allgemeine und berechtigte Klagen. Und als zum ersten Male die Kunde in das Volk drang, die Regierung wolle bei fortgesetzter günstiger Finanzlage den Communalverbänden die Grund- und Gebäudesteuer ganz oder doch zum Theil überlassen, da war die Freude im Lande weit größer, als wenn eine Herabsetzung der indirecten Steuern stattgefunden hätte. Uebrigens kann heute auch der Freisinn die directen Steuern nicht entbehren. Sollte alles das Geld, welches der Staat nothwendig brauchen muß, als directe Staatssteuer aufgebracht werden, dann hätten wir Ursache, über unerschwingliche Lasten Klage zu führen, jetzt nicht.

Wenn aber das Volk dem alten Märchen nicht mehr glaubt, als wolle die Regierung den gemeinen Mann durch Steuern ruiniren, so findet auch die andere Angabe keinen Glauben mehr, die Angabe, die Regierung wolle die Rechte und Freiheiten des Volkes und seiner Vertreter schädigen und werde in diesem Vorhaben von der sogenannten nationalen Mehrheit der gesetzgebenden Körperschaften unterstützt. Man sieht, es ist die alte Anschauung vom Gegensatz zwischen Regierung und Volk, die alte Anschauung, die ja in der Conflictszeit ihre Berechtigung haben mochte, die aber jetzt keinen Boden mehr unter den Füßen hat. An ein einmüthiges Zusammengehen der Regierung mit dem Volke, wie es von beiden Seiten erstrebt wird und zum Wohle des Vaterlandes so nöthig ist, kann der Freisinn nicht glauben. Was seine Presse über die hereinbrechende, ja bereits hereingebrochene Reaction fabelt, ist dem Volke um so unverständlicher, als es sich bei dieser Art von Reaction ungemein wohl fühlt. Da macht die freisinnige Presse ein gewaltiges Geschrei über die Verlängerung der Legislaturperioden, als sei es damit um die Freiheit des Volkes eigentlich geschehen. Und doch hat durch solche Verlängerung das Haus in jeder Periode zwei Jahre ungestörter Arbeitszeit gewonnen, ungestört durch Wahlumtriebe und Wahlprüfungen, wie sie eben vor und eben nach der Wahl gar nicht zu umgehen sind. Und doch hat der Deutsche, und er empfindet das im Allgemeinen angenehm, jetzt weniger oft eine Wahl mit den unausbleiblichen Aufregungen durchzumachen. Es muß ja schon eine wichtige Frage auf der Tagesordnung stehen, um eine rege Betheiligung an der Wahl wachzurufen, ein sicheres Zeichen, daß der Deutsche gar nicht so wahllustig ist als die Freisinnigen annehmen. Was nun die von ihnen in sichere Aussicht gestellten weiteren Beschränkungen der Volksrechte anbetrifft, so wissen sie offenbar keine Rechte zu nennen, die demnächst angetastet werden sollen. Sie hätten ja sonst klug daran gethan, die Festung zu nennen, um die demnächst der Kampf beginnen soll. In seiner Allgemeinheit klingt der Satz von den Antastungsgelüsten der Regierung beängstigend, läßt den Freisinnigen aber immer noch die Möglichkeit offen, hinterher, wenn wirklich etwas vorkommen sollte, was sich als Beschränkung der Volksrechte deuten lassen könnte, zu sagen: Seht ihr's, das haben wir euch ja gesagt! Die Freisinnigen können aber in Wirklichkeit gar nicht den Nachweis liefern, daß die Regierung so stark hinter den Volksrechten her ist. Und wenn sie es wäre, welche Partei würde ihr da wohl beistehen, höchstens sind vom äußersten rechten Flügel der Deutschconservativen doch Aeußerungen laut geworden, die im reactionären Sinne gedeutet werden können und müssen. Das Zusammengehen der drei Parteien erfolgte indessen bis dahin immer nur in einzelnen Fragen, und es ist gar nicht anzunehmen, ja es ist sogar widersinnig, zu denken, die drei Cartellparteien würden die reactionären Gelüste, die sich auf einem Flügel der einen Partei vielleicht regen werden, ohne weiteres unterstützen. Viel näher liegt die Annahme, daß solche Gelüste nicht einmal von der deutschconservativen Partei als solcher gebilligt und unterstützt werden. Und sogar die Regierung, von der man immer glaubte, sie stände jenem Flügel nahe, hat neuerdings unzweideutige Beweise davon gegeben, daß zwischen ihr und der Kreuzzeitungspartei das Tischtuch zerschnitten ist. Was will also der Freisinn mit seinen Drohungen einer bereits hereingebrochenen oder demnächst hereinbrechenden Reaction?

Noch vor zehn Jahren hätte der Fortschritt das Ansinnen, es mit Polen und Clericalen zu halten, als etwas Entehrendes weit von sich gewiesen, und auch heute noch gibt es innerhalb der Partei Männer, die mit solchen Wahlmanövern nicht einverstanden sind. Aber leider liegt ja die Parteileitung ganz in den Händen des radicalen Elementes. Zu Anfang unseres Jahrzehntes war es damit noch anders bestellt. Die Leiter der alten Fortschrittspartei waren entweder gestorben oder von der politischen Bühne abgetreten, und immer mehr riß Eugen Richter die Zügel der Parteileitung an sich. Von nun an gewann das radicale Element rasch die Ueberhand, aber innerhalb der Partei gab es doch noch Leute, denen ein Anschluß an die übrigen liberalen Gruppen dienlicher erschien, als eine weitere Schwenkung nach links. An der Spitze dieser gemäßigten Richtung stand der Professor Hänel, ein Mann, der vor Zeiten die Fortschrittspartei hatte mitbegründen helfen. Eine Zeit lang konnte es überhaupt fraglich erscheinen, ob Richter oder Hänel Parteileiter werden würde, ob überhaupt die Partei bestehen bleiben oder ob sie sich in eine gemäßigte und eine radicale Gruppe theilen würde. Aber statt der Spaltung gab es neuen Zuwachs, in dem, wieder hauptsächlich unter dem Einfluß Hänel's, eine Verbrüderung der Secessionisten mit der Fortschrittspartei zu Stande kam. Wenn aber Hänel gehofft hatte, durch den Eintritt neuer gemäßigter Elemente in die Partei dem Einfluß Eugen Richter's die Spitze bieten zu können, so irrte er sich. Eugen Richter riß auch die Secession mit sich nach links und Hänel fügte sich, wenn er auch den Gedanken an eine Vereinigung aller liberalen Parteien wohl nie ganz aufgegeben hat. In seinen letzten Reden freilich spielt Hänel lediglich den Schildknappen Eugen Richter's, und das hat ihm diesmal sein Mandat gekostet.

Es muß aber doch auch erwähnt werden, daß es auch deutschfreisinnige Preßorgane gibt, die vor dem Resultate der Wahlen nicht hartnäckig die Augen verschließen, sondern den Dingen auf den Grund zu kommen trachten. Da das nun aber durchaus nicht schwer ist, haben sie die rechte Ursache der Wahlniederlage bald und richtig in der mangelhaften Parteileitung erkannt. Bittere Dinge hat sich Herr Eugen Richter sagen lassen müssen und muß sie sich noch heute sagen lassen, bitter besonders, weil sie zum Theil Kreisen entstammen, die er zu seinem unbedingten Anhang rechnen zu müssen glaubte. Was wollen alle die Vorwürfe sagen, die er von Mitgliedern anderer Parteien hören und hinnehmen muß, wenn ihm aus den Reihen der eigenen Partei die Worte zugerufen werden, er habe dieselbe schlecht geleitet, habe nicht verstanden, mit der Zeit fortzuschreiten, habe ganz allein die Schuld an der Niederlage der Partei auch in diesen Wahlen. Natürlich bleiben Eugen Richter und seine Apostel keine Antwort schuldig, und so haben wir augenblicklich in der deutschfreisinnigen Presse den schönsten Streit über die Fähigkeit oder Unfähigkeit Eugen Richter's und über die Schuld oder Unschuld der Parteileitung an dem Niedergang der Partei in den letzten Jahren. Während von der einen Seite gefordert wird, der Führer solle die Leitung anderen Händen anvertrauen, da es zur Evidenz erwiesen sei, daß er sich für den Posten nicht eigne und die Partei in's Verderben bringe, wenn er auf demselben verharre, sucht man ihn von anderer Seite nach Kräften weiß zu brennen und ist energisch auf der Suche nach Gründen für die Mißerfolge der letzten Jahre. Wenn wir auch in erster Linie den Radicalismus eines Mannes, der mit der Zeit und ihren Anforderungen nicht zu rechnen versteht, für die Wahlniederlagen der Partei glauben verantwortlich machen zu müssen, so trifft andererseits doch auch seine Gegner innerhalb der Partei die Schuld, den Führer nicht früher energisch auf seine Fehler in der Leitung aufmerksam gemacht zu haben. Selbst wenn heute der Freisinn in gemäßigtere Bahnen einlenken wollte, würde er schwerlich seine Popularität wiedergewinnen. So etwas kommt schwer wieder, wenn man es einmal verscherzt hat.

In dem Augenblick, wo wir dieses schreiben, ist der Kampf

Digitized by Google

zwar nicht auf allen Punkten zur Ruhe gekommen, aber die erste Hitze hat doch nachgelassen. Ob der Waffenruhe ein dauernder Friede folgen, oder ob der Kampf über lang und kurz einmal wieder losgehen wird, läßt sich schwer voraussagen. Soviel aber erscheint sicher, daß es mit der Dictatur Eugen Richter's innerhalb seiner Partei vorbei ist. Fortan wird sich die Richter'sche Gruppe also wahrscheinlich nicht ganz mehr mit der deutschfreisinnigen Partei decken, bis entweder Herr Richter die Bahn des Maßhaltens gefunden haben wird, woran aber von vornherein kaum zu denken ist, oder bis Herr Richter wieder die Partei völlig in sein Fahrwasser hineinbugsirt hat. Wohlverstanden, an ein Auseinanderfallen der deutschfreisinnigen Partei glauben wir nicht, wenn wir auch einräumen müssen, daß die Möglichkeit dazu vorhanden ist, sondern an ein vorläufiges gespanntes Verhältniß innerhalb der Partei, das sich leicht bei einer und der anderen Gelegenheit in grollenden Schlägen entladen kann. Würde die Partei auseinanderfallen oder Eugen Richter aus derselben ausscheiden, wie man ihm gerathen hat, so wäre ja die Partei führerlos. Als Führer aber könnten augenblicklich nur noch Rickert, Virchow und Hänel in Betracht kommen. Von allen dreien darf angenommen werden, daß sie, wenn sie gleich Jahre lang mit Eugen Richter Hand in Hand gingen, doch im Grunde versöhnlicher angelegt sind, als der Parteiführer. Namentlich weiß man von Rickert, dem früheren Secessionisten, daß er nur durch die Parteidisciplin gehindert worden ist, hier und da für die Regierung einzutreten. Aber Rickert ist kein Redner, der die Aufmerksamkeit des Hauses aufzuregen und festzuhalten versteht. Virchow hat zu viel Berufsgeschäfte, als daß man ihm auch noch die Leitung einer Partei aufhalsen könnte. Hänel aber sitzt nicht mehr im Landtage und kann schon deshalb die Rolle eines Parteiführers nicht übernehmen. Man hat nun freilich nachträglich den Versuch gemacht, den Professor Hänel doch noch in das Abgeordnetenhaus zu bringen. Einer der in Berlin gewählten Candidaten sollte auf sein Mandat verzichten und Hänel sollte dann in dem Kreise candidiren und natürlich gewählt werden. Aber für solche Plänchen ist Hänel doch zu vornehm. Er hat erklären lassen, nachdem der Wahlkreis Altona ihn habe fallen lassen, sei er überhaupt nicht geneigt, einen Sitz im Abgeordnetenhause einzunehmen. Der Plan, gegen die Wahl Knauer's in Altona zu protestiren, weil angeblich etwa 50 Nichtpreußen an den Wahlmännerwahlen theilgenommen haben, wird von den Freisinnigen selbst wohl kaum ernstlich erwogen. Die Wählerlisten haben vorschriftsmäßig ausgelegen und es ist kein Einwand erhoben worden, demnach wird auch wohl der Protest nichts nützen. So muß wohl in der Partei, soweit sie den Parlamenten angehört, äußerlich Alles beim Alten bleiben, weil eine Neuordnung thatsächlich nicht zu haben ist.

Ob aber die parlamentarische Partei sich den Forderungen des Volkes und eines Theiles der Parteipresse fügen wird? Das vermag heute ja keiner zu sagen, wenn man auch geneigt sein möchte, die Frage zu verneinen. Wir kennen ja eben Eugen Richter nur als einen Radicalen, wer kann sich ihn als einen Gemäßigten vorstellen? Wer kann sich denken, daß die Männer, die bis dahin die Nationalliberalen mit dem bittersten Haß verfolgt haben, sich nun dieser Partei nähern müssen? Freilich, für die Partei selbst, für ihren Anhang im Volke und für ihre politische Nützlichkeit könnte eine solche Annäherung nur gute Folgen haben. Es wäre dann nicht nur zu hoffen, daß die alten Männer vom gemäßigten Fortschritt, die sich jetzt von der politischen Bühne fernhalten, weil das Gebahren ihrer Fractionsnachfolger ihnen unbehaglich geworden ist, daß diese Herren dann ihre parlamentarische Thätigkeit wieder aufnehmen, und daß der Fortschritt zu neuem Leben erwachte, es wäre dann auch zu hoffen, daß der Freisinn, seinem Namen Ehre machend, nicht seinen Ruhm in fruchtloser Opposition suchen und sich lediglich auf dem Gebiete der Phrase hervorthun würde, sondern daß er thatkräftig mitwirken würde an dem, wovon er gerne redet, an dem freisinnigen Ausbau des Deutschen Reiches.

## Das englische „Sweating-System".

Von H. Zimmern.

Selbst die verblendetsten Optimisten werden nicht in Abrede stellen können, daß die unersättliche Forderung niedriger Preise als ein Fluch auf unserem modernen industriellen Leben lastet. Und ebenso wenig ist zu leugnen, daß der deshalb zu erhebende Vorwurf das ganze Publikum trifft, das, unbekümmert um die Art der Befriedigung seines Begehrens, die Arbeitgeber dazu antreibt, ihre Arbeiter auszubeuten.

Schon vor langer Zeit, im Winter 1847/48, zu welcher Periode unter der arbeitenden Bevölkerung Englands ein heftiger Nothstand herrschte und die Gemüther dort sowohl, wie auf dem europäischen Festlande in ernster Weise von revolutionären Ideen beunruhigt waren, ließ die Londoner Zeitung „Morning Chronicle" Erhebungen über die Lage der industriellen Klassen Londons anstellen. Der hiernach von der genannten Zeitung veröffentlichte Bericht lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums zum ersten Male auf ein Arbeitssystem, welches damals noch neu war und die treffende Benennung „Sweating System" (Schwitzsystem) erhalten hatte. Der nun erhobene Entrüstungsschrei fand zunächst eine nachhaltige Verstärkung durch eine Broschüre des Predigers und Schriftstellers Charles Kingsley „Cheap clothes and hasty", und sodann durch dessen berühmten Roman „Alton Locke".

Das „Sweating", wie die Engländer in ihrer Vorliebe für kurze treffende Bezeichnungen es nennen, ist also ein System, wonach ein sogenannter „Sweater", ein Arbeitsunternehmer, von den durch ihn beschäftigten und unter seiner unmittelbaren Aufsicht arbeitenden Leuten übertriebene Arbeitsleistung für unverhältnißmäßig niedrige Bezahlung erzielt. Die allgemeine Entrüstung über dieses Ausbeutungssystem hat nun vor einiger Zeit einen solchen Grad erreicht, daß vom englischen Oberhause eine königliche Commission mit der Erforschung des Uebelstandes und seiner Folgen beauftragt worden ist. Vorläufig ist diese Untersuchung auf London beschränkt geblieben, aber das „System" blüht in sämmtlichen großen und vielen kleinen Städten Englands.

Alle Welt ist zur Zeit empört über den „Sweater", der mit Haß und Abscheu überhäuft wird. Ist indessen dieser Haß auch wohl ganz gerechtfertigt? Leute, welche die „Schwitzhöhlen" genau kennen, sagen aus, daß der Schweißtreiber oft nicht minder zu beklagen sei, als die Unglücklichen, die er beschäftigt. In den meisten Fällen ist er auf dieselben überfüllten und ungesunden Wohnräume angewiesen, wie seine Arbeiter; er hält die gleiche Anzahl Arbeitsstunden inne, wie sie, und sein Verdienst genügt nur, ihm das Leben zu fristen. Er ist in Wirklichkeit nicht mehr, als ein Werkführer, der anstatt des Lohnes einen keineswegs glänzenden Verdienst erhält. Freilich kommt es vor, daß einzelne Sweater es etwas weiter bringen, im Ganzen aber sind sie auch nur Opfer des Concurrenzsystems und des Accord-Lieferantenthums mit seinen Sub-Sub-Sub-Lieferanten. Die in Wirklichkeit Schuldigen sind die reichen Firmen, die großen Auftraggeber, das Publikum und selbst die Regierung. Denn sogar die Regierung nimmt, wie die privaten Magazine, die Thätigkeit der Sweaters in Anspruch.

Anfänglich war das Sweating nur auf einige Geschäftszweige beschränkt, vornehmlich auf das Schneiderhandwerk. Jetzt ist es bei jeder Art von Gewerbe üblich. Irgend ein großes Geschäftshaus oder die Regierung hat einen Auftrag zu ertheilen — nehmen wir an, es handle sich um Beschaffung von hundert Soldatenröcken; der Auftrag wird einer wahrscheinlich wohlbekannten Firma ertheilt; die Firma überweist denselben einem Vermittler und dieser wiederum einem Sweater. Zuweilen geht die Arbeit in diesem höllischen Treiben von Sweater zu Sweater und hat, bevor sie in die Hände der Arbeiter gelangt ist, ein halbes Dutzend Lieferantenwerkstätten durchwandert.

Digitized by Google

Ehemals waren es fast ausschließlich arme jüdische Emigranten, welche dem Sweating-System zum Opfer fielen. Diese aus ihren Heimathsländern vertriebenen Leute kamen zumeist ohne einen Pfennig in der Tasche nach England und waren froh, Arbeit um jeden Preis zu erhalten. So fielen sie denn irgend einem Sweater in die Hände und geriethen in eine Sclaverei, wie sie in Amerika vor dem Bürgerkriege nicht schlimmer war. In den letzten Jahren hat das System jedoch in einem solchen Maße überhand genommen, daß auch englische Handwerker — und zwar oft sehr tüchtige — sich auf den Arbeitslohn der armen, vertriebenen Juden herabgedrückt sehen. Sie Alle arbeiten und hungern jetzt miteinander.

Einer der von der königlichen Commission befragten Zeugen machte folgende Angabe: „Das Sweating-System bewirkt eine Herabsetzung der Arbeitslöhne in Folge der Einrichtung, daß der Arbeitsauftrag von Hand zu Hand geht und erst an dritter oder vierter Stelle erledigt wird. So kommt untergeordnete Arbeit fälschlich anstatt guter an den Markt." Das heißt also, daß der Consument unter der Voraussetzung Waaren kauft, daß sie in des Verkäufers eigenen Arbeitsräumen gefertigt sind, während dieselben thatsächlich in irgend einer erbärmlichen Höhle des östlichen London und unter Umständen producirt wurden, deren Widerwärtigkeit aller Beschreibung spottet. Gar manche große Dame, welche ein fertiges Kostüm oder einen prächtigen Pelzmantel kauft, erhält diese Artikel keineswegs aus dem renommirten Magazin, dessen Firmenstempel daran angebracht sind; die Sachen sind vielmehr direct aus der dunstgeschwängerten Atmosphäre einer schmutzigen Arbeitsstube des Ostend hervorgegangen, direct aus den Händen irgend eines kranken, verhungernden Weibes gekommen. So mancher jugendliche Stutzer, der auf den eleganten Schnitt seiner von der Firma *** bezogenen Anzüge nicht wenig stolz ist, trägt das Werk eines unsauberen, im Sweating-System arbeitenden Schneiders, dessen Werkstatt (wenn wir die Dachkammer oder den Keller, wo er haust, so nennen können) von allen möglichen Krankheitskeimen erfüllt ist.

„Gelangen die durch solche kleinen Handwerker des Ostens ausgeführten Artikel auch nach dem Westend?" fragte der Vorsitzende der Commission. „Ja, Mylord", lautete die Antwort, „zuweilen auf directem Wege, mitunter durch die dritte Hand."

Das große Geheimniß des Sweating-Systems besteht in der Theilung der Arbeit. Nie bleibt ein Stück von Anfang bis zu Ende in desselben Arbeiters Hand, und da jeder der beschäftigten Arbeiter nur seinen Theil verrichten kann, hat ihn der Sweater gänzlich in den Klauen, und meistens befindet sich dieser wiederum willenlos in den Klauen eines größeren Unternehmers.

Von dem Schmutze und den Krankheitsstoffen, welchen die Sweating-Höhlen beherbergen, kann Niemand, der sich nicht persönlich davon überzeugt hat, eine Vorstellung gewinnen. Selbst nervenstarke Leute, welche sich im Dienste der Humanität mit der armen Bevölkerung des östlichen London bekannt gemacht haben und gegen die Eindrücke der Armuth und des Elendes abgehärtet sind, werden hier von Uebelkeit und Ohnmachtsanfällen ergriffen. Man stelle sich ein kleines Zimmer (zuweilen in einem tiefliegenden Keller) vor, ganz ohne Tageslicht, nur durch Gas oder Petroleum beleuchtet. In solch' einem Raume wird jedes Plätzchen von zuweilen halbnackten Männern und Frauen eingenommen; die Stätte wimmelt von Ungeziefer; ist es ein Schneiderzimmer, so wird darin ein großes Feuer zum Erhitzen der schweren Bügeleisen unterhalten. Mitunter liegt auch ein oder das andere fieber- oder pockenkranke Kind in einer Ecke auf Stroh gebettet. Und hier werden Kleidungsstücke hergestellt, welche die vornehmen Leute tragen. Schon aus Gründen der Nothwehr sollten sie versuchen, solchen Zuständen ein Ende zu machen.

Wie steht es nun mit den in solchen Arbeitshöhlen für Schneiderei oder Weißnäherei durchschnittlich erzielten Löhnungen? Aus dem von der Commission gesammelten Material entnehmen wir nur zwei Beispiele für Viele:

„Elisabeth Killing, eine ärmlich gekleidete Frau, sagte aus, daß ihr Mann, ein Kesselschmied, seit drei Jahren gelähmt im Krankenhause liege. Sie sei eine Fertigstellerin von Männerhosen und könne es bei einer Arbeitszeit von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends auf 14 Pence pro Tag bringen, doch müsse sie aus diesem Ertrag noch Zubehör — Garn ꝛc. — bestreiten, und so bleibe ihr nur ein ungefährer Reingewinn von einem Shilling täglich; Miethe habe sie 2 Shilling die Woche zu zahlen, und so könne sie nur 5 Shilling die Woche für Nahrungsmittel, Feuerung, Beleuchtung und Bekleidung für sich und ihre drei Kinder ausgeben, von denen das jüngste drei, das älteste zehn Jahre zähle. Als Lord Aberdeen fragte, ob das von ihr verdiente Geld zu ihrer Ernährung ausreiche, erwiderte sie, es sei nicht genug, sie müsse sich aber damit einrichten. Auf die Frage, was sie zu essen bekomme, erwiderte sie, daß sie meistens einen Häring und eine Tasse Thee genösse, und was Fleisch betreffe, so erinnere sie sich nicht, seit sechs Monaten solches gekostet zu haben.

Mrs. Casey sagte aus, daß sie Hemden anfertige und für das Dutzend 1 sh. 2 d. erhalte. Sie sei für vier Wochen Miethe 2 sh. 9 d. schuldig und mit der wöchentlich für ihre Nähmaschine zu entrichtenden Zahlung von 2 sh. 6 d. im Rückstande."

Diese Frauen hatten, wie der Berichterstatter hinzufügt, sämmtlich eine gute Ausdrucksweise und ein intelligentes Wesen. Die Männer sind keineswegs besser daran, als die Frauen. Ein anderer Zeuge, ein Mann, der von seiner Kindheit an in solchen Höhlen gearbeitet hat, und der wegen seines thätigen Antheils an den Bestrebungen, die Aufmerksamkeit auf die in Rede stehenden Zustände zu lenken, innerhalb zweier Jahre achtzehn Mal entlassen worden ist, erklärt, daß bei den Schneider-Sweatern manche Leute ein 9—11 Kilo schweres Bügeleisen dreißig- bis sechsunddreißigtausend Mal den Tag aufheben und die ganze Zeit stehen müssen, und zwar für einen Lohn von 2 sh. 6 d.

Für ein Dutzend Paar Frauenstiefel zu machen bekommt ein Sweater 1 sh. 6 d. und zahlt dafür 9 d. das Dutzend. Und nicht allein Schneider, Hemden- und Mäntelnäherinnen und Schuhmacher leiden unter dem Sweating-System. Selbst auf kunstvolle Arbeiten, wie die der Möbeltischler und Tapezirer findet es seine Anwendung. Ja, ohne Uebertreibung darf behauptet werden, daß es kein Handwerk in England giebt, das nicht in den Händen von Vermittlern, folglich von Sweatern ist. Wenn möglich hat auf dem Gebiete des Möbeltischler- und Tapezirerhandwerks der Schwindel noch mehr überhand genommen, als auf den übrigen. Hier ein Beispiel. Eine große Möbelfabrik giebt einem kleinen Handwerker eine Bestellung auf. Die Arbeit wird geliefert, und nun weigert sich die große Firma, den vereinbarten Preis dafür zu zahlen. Die Leute wissen natürlich, daß ein armer Arbeiter für eine theure Garnitur Stühle, Tische oder Bücherschränke keinen Absatz hat. Darauf hin stellen sie ihre Bedingungen, und der Arbeiter muß auf dieselben eingehen.

Für manchen feinen Seiden- oder Sammetmantel, der eine reiche, verwöhnte Dame umhüllt, beträgt der Lohn, den die Verfertiger bekommen, $7^1/_2$ d. pro Stück, während die gleiche Zahl Guineen von den Käuferinnen gezahlt wird. Ist es da zu verwundern, wenn — um Mr. Arnold White, einen Herrn, der diesen Zuständen ein reifliches Studium gewidmet hat, zu citiren — „wenn die Frauen und Mädchen sich der Prostitution ergeben müssen, um ihre Einnahmen zu verbessern?"

Hat sich nun auch die königliche Commission mit ihren Erhebungen bisher auf London beschränkt, so ist doch von den Zeitungen auch anderswo Material gesammelt worden, und werthvolle Artikel über den Sweating-Betrieb in der Provinz wurden veröffentlicht, aus denen erhellt, daß die traurigen Zustände im ganzen britischen Inselreiche herrschen und die Schuld daran nicht, wie manche fanatische Patrioten annehmen, dem Zuzuge von ein paar Tausend fremden Juden nach London beizumessen ist. Nein, die Wurzel des Uebels ist in einer Angelegenheit zu suchen, welche von der englischen, wie auch von mancher anderen europäischen Nation über kurz oder lang

Digitized by Google

ernstlich in Erwägung zu ziehen sein wird; ich meine die Uebervölkerung, wodurch das Land von einer Unmasse erbärmlicher Creaturen überschwemmt wird, welche in Folge erblicher Verkommenheit, ungenügender Ernährung und mangelhafter oder schlechter Erziehung nur zu minderwerthigen und untergeordneten Arbeiten taugen, und denen der Sinn für Ordnung und Disciplin nicht beizubringen ist; die daher nur unter dem Joche der Sclaverei zur Arbeit anzuhalten sind. Diese Leute, welche um jeden Preis arbeiten müssen, sind eben auf Hungerlöhne herabzudrücken, und keine Regierung, keine Gesetzgebung ist im Stande, ihnen dagegen Schutz zu gewähren. Denn weder die Regierungen, noch die Gesetze der Menschen vermögen dem sicheren Walten der ewigen Naturgesetze entgegen zu wirken. Vergeblich, daß das englische Parlament Commissionen zur Ergründung der Angelegenheit einsetzt. Diese können nur dafür sorgen, daß die Uebelstände in die Oeffentlichkeit kommen; sie zu heilen, besitzt keine Regierung die Macht. Dafür, daß wir mit unserer Schlußfolgerung nicht ganz fehlgehen, sprechen die wiederholt in der Sache abgegebenen Zeugnisse, wonach die schlimmen Folgen des Accordsystems überall da in modificirter Weise auftreten, wo für die davon betroffene Industrie eine gewisse Geschicklichkeit erforderlich ist. Aus der Verschlechterung der Generation ergibt sich eine Abnahme der Fähigkeit, kunstvolle Arbeiten zu erlernen. Und die Uebervölkerung erzeugt Massenconcurrenz. Die ganze Frage ist eine ernste und traurige. Selbst wenn ein Heilmittel entdeckt werden sollte, würde die Anwendung lange Zeit erfordern. Inzwischen aber sind öffentliche Meinung und Publikum nicht ganz machtlos; sollten nicht diejenigen, welche fertige Sachen kaufen, schon aus egoistischen Erwägungen darauf bestehen, daß dieselben unter gesünderen und humaneren Bedingungen hergestellt werden? Selbst wenn wir alle höheren Beweggründe bei Seite lassen — ist es nicht genug, daß wir durch die Waaren, welche wir kaufen, stets in Gefahr sind, uns Keime von Krankheiten und Unrath zuzuführen? Gewiß gebietet die Rücksicht auf die eigene Wohlfahrt den Reichen und Starken, sich der Armen und Schwachen anzunehmen. Wir Alle, Starke und Schwache, sind Sclaven des ganzen Systems, Opfer der gleichen socialen Sünden. Wenn alle diese sich ihrer Fesseln bewußten und nicht bewußten Sclaven einander die Hände reichen, dann wird für Alle die Erlösung da sein. Dies ist das wahre Utopien, der wahre Staatssocialismus.

## Literatur und Kunst.

### An Schubert's Ehrengrab.

Von Paul Marsop.

Franz Schubert ist den Tonheroen beizuzählen, deren Wirken nicht sowohl ihren Zeitgenossen als vielmehr späteren Geschlechtern zu Gute kam. In Einzelnem hat er ein halbes Jahrhundert überflügelt. Ihm selbst lag indessen der Gedanke, daß er für eine reformatorische Mission auserkoren sei, völlig fern: niemals schlug ihn ein bewußter Künstlerstolz in den Nacken. Er sorgte sich nicht darum, seine Mitwelt auf ihre künstlerische Aufnahmefähigkeit hin zu prüfen. In der unangetasteten Herzenseinfalt des weltunkundigen Genies, das wenigstens die Mehrheit der Menschen für Geistesbrüder hält — des letzten naiven Genies — wandelte er seine Bahnen. Man hat im Hinblick darauf, daß Schubert nicht sehr viel frohe Stunden beschieden waren, daß das Geschick es ihm nicht vergönnte, eine über die Vertrauensgruppe der engeren Freunde und etlicher hellsichtiger und selbstloser Berufsgenossen hinausgehende Gemeinde zu finden, auch ihm hinlänglich oft den Jammer- und Entrüstungspsalm von der Undankbarkeit der Mitlebenden nachgesungen; man hat dabei nur dem Umstande nicht Rechnung getragen, daß seine engeren Landsleute ihr Dasein zu gemächlich hinbrachten und sich in allzu wohleingedämmten Gefühlskreisen bewegten, als daß sie zur warmblütigen Lyrik des Liederkönigs alsbald hätten ein Verhältniß finden, als daß sie seinem Idealfluge selbst nur mit den Augen hätten folgen können. Der Prophet gilt wohl, aller Spruchweisheit der Verkannten ungeachtet, etwas in seinem Vaterlande und dazu nicht selten herzlich wenig für die Fremde — denn wer möchte bei dem Zerrbilde eines französirten „Doppelgänger" lange verweilen? — aber er erlangt diese Geltung gemeiniglich erst dann, wenn sein Leib in Staub zerfallen. Wäre es anders, so wäre er eben kein Prophet. Wer hätte von den vergnüglichen Wienern Metternich'scher Dressur und Wenzel Müller'scher Geschmacksbildung billigerweise verlangen dürfen, daß eine „Neunte Symphonie", eine „Missa Solemnis" in ihrem Gemüth mit ganzer, furchtbarer Vollkraft wiederhalle? Und sie sollten vorbereitet gewesen sein, Schubert's „Prometheus" in sich aufzunehmen, ein unbegreiflich hohes Werk, das in seinen gigantisch wuchtvollen Tonaccenten wie in den himmelanstürmenden Worten der Goethe'schen Verse mit flammendem Eifer das Recht der Selbstbestimmung des Individuums predigt? Es verschlug nichts, daß Schubert dergleichen nicht wie Beethoven aus einer freiheitsdürstenden Seele heraus, getragen von einer über Unermeßliches hinweg jauchzenden Begeisterung schuf, sondern niederschrieb, weil es ihm der Gott in die Feder legte — ohne die Binde zu lüften, mit der er die Augen all' der Erdenkinder deckt, die keine Beethoven sind. Konnten da die Anderen, die Kleinen, die Mitlebenden auch nur ahnen, daß wieder einmal der Geist der Schöpfung unter ihnen weilte?

Sie verstanden sich nicht einmal darauf, seiner Begleitungsmusik äußerlich gerecht zu werden; sie fanden, daß der Clavierpart seiner Lieder zu schwierig sei. Mit der wohlabgemessenen grammatikalischen Anschlagskunst der Czerny, mit der gefälligen Behendigkeit der Kalkbrenner war diesen harmonischen Wagnissen, dieser in freiem Wechselspiel stets neue Formen gebärenden Rhythmik, diesem romantischen Klanggespinnst, das sich mit der Singstimme zu symphonischer Stimmungsmalerei von unerhörter Pracht, Fülle und Großheit verschmolz, allerdings nicht beizukommen. Und ebensowenig dem lyrischen Recitativstil, der declamatorischen Cantilene mit dem freundwilligen Unschuldston der braven, alten Singschauspieler oder gar mit dem Coloratur-Geflunker der großen und kleinen deutschen Rossini's jener Epoche.

Wie lange hat es gedauert, bis Schubert selbst nur die echten und rechten Vorkämpfer, wie lange alsdann noch, bis er die Interpreten fand, die im Stande waren, die Schuld zu begleichen, welche die Musikgeschichte an seinen Genius abzutragen hatte! Es war zuerst der Arion des Flügels, Franz Liszt, der, wie er denn eben so sehr für die Poetik der Tonbildung als für die Bravour der Mechanik neue Grundlagen schuf, auf den schätzbaren Gedanken kam, Gesangsetuden für Clavier mit freier Benutzung Schubert'scher Liedmotive zu schreiben. Er wußte sie so einschmeichelnd vorzutragen wie kein Zweiter; er besaß dazu die Gabe, sich für Alles, was er spielte, Aufmerksamkeit zu erzwingen; so erfuhr denn das größere Publikum vorderhand durch seine Uebertragungen etwas von dem Vorhandensein einer Melodik von solch' reifer melancholischer Süße, von solch' feinem Ebenmaß der auf- und niedersteigenden Melismen, wie man sie bis dahin noch nie vernommen hatte. Damit wurde ihm jedoch erst ein armseliger Theil des Themenschatzes vertraut, den der größte aller Minnesänger aufgehäuft hatte; damit kannte es keineswegs — das Schubert'sche Lied. Was ist der in weichster und schmiegsamster Berührung den Tasten entlockte Ton gegen den beseelten Klang der Menschenstimme, was sind die Anempfindungen des genialsten Pianisten gegen die überirdischen Harmonien, welche entstehen, wenn Goethe und Schubert sich vereinen!

In dankenswerther Weise trat Liszt fernerhin auch mit der Feder für Schubert und zwar für den ganzen, untheilbaren Gesangspoeten ein; seine Aufsätze lasen indessen außer den Musikern meist nur seine aristokratischen, vielseitig interessirten Freundinnen. Bald schrieb jedoch noch ein Anderer, dem jeder

Digitized by Google

Kunstfreund willig sein Ohr lieh, wärmer, wahrer und hinreißender über das Schaffen des so früh heimgegangenen, begnadeten Wiener Schulmeisterssohnes: Robert Schumann. Er konnte ihn noch besser verstehen wie Liszt, denn er war, was jener so gar gern werden wollte und doch nicht werden konnte, auch seinerseits ein Tonmeister, dem in strotzender, drängender Fülle eigene Gedanken zuwuchsen. Dazu war er, im Gegensatz zu jenem ungarischen Liebling der Grazien und Gräfinnen und Allerwelts-Romantiker, gleich Schubert ein deutscher Romantiker und fernerhin, ebenfalls wie Schubert — und wie auch Chopin und Mendelssohn — eine durchaus lyrisch geartete Natur. Endlich konnte er für ihn mit einer Hingebung eintreten, wie sie allein aufrichtige Dankbarkeit zu bewähren vermag; denn er war, ohne daß er ihn noch von Angesicht zu Angesicht sehen gekonnt hätte, sein getreuer und ihm herzlich verpflichteter Schüler. Die Geschichte der Tonkunst kennt kaum ein zweites Beispiel eines solch' engen Anschlusses; noch inniger als Mozart an Haydn lehnte sich Schumann an Schubert an. Als Vorkämpfer für seinen Meister wurden ihm nun seine eigenen Werke zu den besten Bundesgenossen. Wieder ein wunderliches Zickzack der Historie: die Schumann'schen „Phantasiestücke" haben den Schubert'schen „Impromptus — Clavierauszügen ungeschriebener Lieder —, die „Dichterliebe" hat der „Winterreise" erst die breite Straße geöffnet. Wie seltsam, wenn man bedenkt, daß Schubert Schumann die Goethe'sche Lyrik erschloß, daß er ihn in den geheimnißvoll flüsternden Zauberwald Eichendorff's geleitete, daß er ihn sogar zu dem sich am Schmerz berauschenden Heine und damit zur Modernität hinüberführte! Könnte „Ihr Bild" nicht mit gutem Recht vor Schumann's „Ich hab' im Traum geweinet" einen Platz einnehmen?

Als Schumann seine Erstlinge, seine „Papillons" in die Welt hinausflattern ließ, wehte in Deutschland bereits eine andere Luft als in den Jahren nach dem Abschluß der Wiener Bundesacte: der Völker- und Künstlerfrühling bereitete sich vor. Die Schaffenden und die Empfangenden waren selbstständigere, straffer und freier denkende, vielseitigere Individuen geworden. Man fing an, den „Wilhelm Meister" nicht nur zu lesen, sondern auch zu verstehen; man gewöhnte sich allgemach daran, den Sänger, welchen Schiller neben die Könige auf der Menschheit Höhen gestellt hatte, als eine Zierde der Nation zu betrachten; man sah in Beethoven nicht mehr, wie vergangene Zeiten, den Jacobiner, welcher die Herrlichkeit des liebenswürdigen musikalischen Rococo, der zartesten und graziösesten compositorischen Stilblüthen des achtzehnten Jahrhunderts, in den Winkel kehren wollte, sondern den Priester eines neuen Bundes, der das seither Gewonnene nur in seine Theile zerlegte, um aus ihnen wiederum einen classischen Bau, aber von größeren Verhältnissen und phantastisch-subjectiverem Charakter aufzuführen. Man witterte in Schumann, dem die veränderten socialen Verhältnisse, als er seine ersten Hefte veröffentlicht hatte, sogleich die Sonne der Oeffentlichkeit und die Theilnahme der Gesellschaft zuwendeten, etwas vom Beethoven'schen Geiste, wenn auch weniger von dem des männlichen, constructiven, als von dem des romantischen, des unendlichen Beethoven; man hatte auch bereits soviel historisches Tastgefühl, um zu vermuthen, daß jener Geist sich nicht unmittelbar auf Schumann übertragen habe, sondern zuvörderst durch ein Medium hindurchgegangen sei. Als man demselben nachspürte, fand man es in der musikalischen Persönlichkeit Franz Schubert's. Nicht weniger günstig erwies es sich für das späte, aber nachhaltige Aufleben des Schubertismus, daß in dieser außerordentlichen Kunstwendezeit jenseits des Rheines Hector Berlioz, der sich zuerst aus der neunten Symphonie herauszudeuten vermaß, daß die absolute Musik abgewirthschaftet habe, und hüben, an der Ilm, für jenen und für sich Franz Liszt die Kesselpauke der Programmatiker zu rühren begann; durch das grimme Tosen erschreckt, suchten die Musikfreunde, in welchen der Geschmack an freier Lyrik nun einmal erwacht war, denen jedoch die Formlosigkeit der Ueberfreien gerechte Bedenken einflößen mußte, die weniger anspruchsvollen und trotz des bescheideneren Aufwandes von Darstellungsmitteln mannigfacher Farbenreize nicht entbehrenden, uncommentirten, aber poesiegesättigten Tongebilde Schubert's und Schumann's auf.

Inzwischen hatte sich auf der Bühne die deutsche Oper eingebürgert. Die Stimmungselemente, mit welchen die Partituren der Spohr, Weber und Marschner gesättigt waren, erschienen als die ähnlichen, um nicht zu sagen die gleichen wie diejenigen, von denen sich die überwiegende Zahl der Schubert'schen Gesänge erfüllt zeigte. Die Componisten des „Freischütz", der „Jessonda" waren, im Gegensatze zu denen der „Armide", des „Don Juan" ungleich mehr Lyriker als Dramatiker; was ihr Gemüth erfüllte und was sie vorwiegend in Tönen aussprachen, war unbedingte Hingabe an die Natur — oft ein träumerisches Versenken in die Idylle, seltener ein stolzes Aufbäumen des Geistes gegenüber der heroischen Landschaft — liebenswürdige passive Schwärmerei für Freundschaft und züchtige Weiblichkeit, Ahnung des Unaussprechlichen, Ueberirdischen. In diesem Empfindungskreise begegneten sie sich vielfach mit Schubert; nur war die Lyrik des Letzteren universeller und abgeklärter. Der fromme Jagdgesell Max, im Grunde so gefühlsschwelgerisch, sangesfroh und marklos wie der Jüngling mit dem grünen Bande und der Laute am Mühlbach, läßt seine Wonne und Wehmuth nicht in solch' abgerundeten durchsichtigen Formen austönen, als jener. Das seelisch so nah Verwandte dieser beiden Arten von Stimmungsmusik mußten nun die deutschen Bühnenkünstler, als sie ihrerseits einmal „in die Traum- und Zauberspähre eingegangen" waren, unfehlbar herausfühlen; begierig griffen sie zum Schubert'schen Lied. Aber es ergab sich bald, daß sie, die dazu verurtheilt waren, heute aus dem Französischen und morgen aus dem Italienischen in's Opernbeutsche übersetzte Partien vorzutragen, weder dazu fähig waren, Uhland'sche Verse zu sprechen, noch dazu, Schubert'sche Noten zu verstehen.

Neben den in der Oper thätigen Kräften hatten sich jedoch von der Zeit an, in welcher unter dem alten Zelter die Singakademie in Berlin aufgeblüht und nach deren Vorgang ähnliche Institute anderwärts entstanden und emporgewachsen waren, eine andere Gattung von Gesangsbeflissenen in Deutschland herangebildet: die Oratoriensänger. Mit dem breit ausladenden, aber gesunden Pathos Händel's, mit der immerhin sauberen Technik seiner werthvolleren und harmloseren, älteren und jüngeren Nachahmer waren sie genährt worden; als später Mendelssohn die Hinterlassenschaft Sebastian Bach's wieder an die Oberwelt gezogen hatte, erweiterte sich ihr Horizont und vertiefte sich ihre Auffassung zusehends. In gewissem Sinne sich von ihnen abzweigend, gingen alsdann aus ihren Reihen Künstler hervor, die sich mit Vorliebe und Erfolg einer sorgsamen Pflege des deutschen Liedes zuwendeten. Der Bedeutendste und Vornehmste unter ihnen war und ist Julius Stockhausen. In seiner Wiedergabe trat das Schubert'sche Lied zum ersten Male als ein in seiner Eigennatur schlechthin vollkommenes Kunstwerk heraus. Wer hätte es vor ihm für möglich gehalten, daß man in unserem consonantenüberreichen Idiom mit unanfechtbarer Deutlichkeit der Aussprache und mustergültiger Plastik der Declamation edlen, glockenklaren Wohllaut der Tonbildung verbinden könne? Stockhausen verstand es, den Text in der Melodie, die Melodie im Text vollständig aufgehen zu lassen; er hat, indem er den Liedermeister zu den ihm gebührenden Ehren brachte, die ersten tragfähigen Fundamente für eine deutsche Gesangsschule gelegt, welche nunmehr auch im Bereiche des musikalischen Dramas zielbewußt ausgebaut werden — soll. Er hat die „Müllerlieder" noch einmal componirt. Er ist die erste Schubert-Specialität — wie Bülow die erste Beethoven- und Rubinstein die erste und einzige Rubinstein-Specialität.

Stockhausen hatte Schüler, die ihm Ehre machten, hatte Nachfolger, die seine Arbeit ergänzend weiterführten. „Winterreise" und „Schwanengesang" gewannen sich jenen Grad von Volksthümlichkeit, den eine über das Musikbedürfniß des Alltages erhabene Kunst sich überhaupt erringen kann und darf. Wunderherrliche Stücke, großer, ernster Gedanken übervoll und von Blitzen einer neuen Offenbarung durchzuckt, welche, da sie sich nicht so überaus ohrgefällig anließen wie das den

Digitized by Google

Dilettanten mühelos Eingängliche, von den Verlegern in ferne, schon halbmythische Bände der Liedersammlungen verbannt waren, wagten sich eines nach dem anderen an das Licht des Concertsaales, verblüfften die Unkundigen, entzückten die Wissenden und erkämpften dem Andenken ihres Schöpfers zur Liebe die Bewunderung. Vor allen Schubert-Pionieren ist Amalie Joachim mit besonderer Verehrung zu nennen, in ihrem Vortrage die Vertreterin einer selbstlosen, keuschen, von allem Uebermaß der Leidenschaft geläuterten Classicität; sie förderte aus dem bei jedem neuen Funde uns tiefer und ergiebiger bedünkenden Schachte das Ungemeinste, Ueberraschendste zu Tage: Tongedichte von weltverlorenem, müdem Zug, in welche die Sonne der Melodie nur verschleiert hineinscheint, in denen der Naive sich mit dem Philosophen begegnet, in denen Franz Schubert und Johannes Brahms sich die Hand reichen. An die Seite jener nimmer rastenden Dolmetscherin idealer Lyrik aber traten aus dem Helldunkel der Coulissen heraus Künstler, welche auf den Brettern, die Bayreuth bedeuten, darnach gerungen hatten, sich und ihrem Meister den Stil einer neuen freien musikalischen Tragödie zu erarbeiten und, in diesem Mühen begriffen, zuvörderst als schneller gereifte Vorfrucht den Gewinn eines kräftig getönten und doch zugleich sich in abgemessenen, ebenmäßigen Rhythmen bewegenden, epischen Vortrages einernteten. Sie, die auch dem lebensprudelnden, al fresco weite Flächen mit kühn geschwungenen Umrissen erfüllenden Karl Loewe einen Vorrangsplatz unter den Hochmeistern der Erfindung erstritten, haben insgleichen den Balladencomponisten Schubert in sein Recht eingesetzt. Damit ist nun das letzte bis vor Kurzem noch fehlende Glied in die Kette des von der Fülle seines Wirkens seither Gekannten und Gewürdigten eingereiht und so erst jetzt das Vermächtniß des fruchtbarsten, des gewaltigsten und zartesten Gesangsmeisters, des größten Lyrikers der Deutschen neben Goethe, voll und ganz der Nation erschlossen. Es ist eben darum nicht einmal im Ungefähren abzusehen, welchen Einfluß auf die Weiterentwickelung der Musik, insbesondere des Liedes, Schubert noch für manche Epoche späterer Geschlechter auszuüben vorbehalten ist. Seit einem Decennium darf man sich schon der ungehemmten Uebersicht über den Lebens- und Thätigkeitskreis seines Nachfolgers Schumann erfreuen, und heute kann es wohl ausgesprochen werden, daß die Anregungen, welche von diesem ausgingen, bereits in ihrer ganzen Ausdehnung nutzbar gemacht worden sind. Ja, selbst die Muse eines Robert Franz, des zweiten zu edler Eigenart erwachsenen Schubertschülers, der noch als Rüstiger unter den Lebenden weilt, ist mit ihrer schlichten, trauten Innigkeit seit Jahr und Tag zum Parnaß heimgekehrt, ohne daß sich Jemand gefunden hat, der das köstliche Geschenk, welches sie zu bieten vermochte: seine sinnigschmuckvolle Fassung und künstlerisch vornehme Umwerthung der Volksweise, weiter zu hegen gesonnen war. Schubert's Reich ist dagegen noch nicht abgegrenzt. Wer wünscht nicht, daß Johannes Brahms sobald noch nicht sein letztes Wort zu sprechen habe? Wer wird ihn beerben? Und wer wird an den Schubert von kühnster und mächtigster Haltung, an den des „Prometheus", der „Grenzen der Menschheit", des Fragmentes aus den „Eumeniden", anknüpfen?

Es ist symbolisch bedeutsam, daß sie gerade in unseren Tagen das, was von ihm sterblich war, in ein Ehrengrab gelegt haben. Sie betteten ihn neben Beethoven. Sie mußten ihn dort bestatten. Untereinander hatten zwar die Beiden wenig gemein; sie waren nichts weniger als verwandte Naturen. Eine Elegie wie die im holden Frühlingston der ersten knospenden Neigung gesungene „Adelaide" ist eine Episode im Beethoven; Momente auflodernder Willensenergie wie die in der C-dur-Symphonie sind Episoden im Schubert. Bei Beethoven verräth Alles die ehern zähe Arbeit; bei Schubert denken wir stets an klingende Blumen, wie mit einem Zauberstabe aus der Erde emporgelockt. Beethoven griff nach Titanenstoffen, rang mit ihnen in den härtesten inneren Kämpfen auf Leben und Tod, um sie, als er sie bezwungen, harmonisch erhaben zu gliedern; Schubert fuhr über alles, was die Wellen des Lebens an ihm vorüber führten, nur leichthin, wie mit spielender Hand, und unter seiner Berührung wandelte sich alles zu tönendem Golde. Beethoven war herb, groß, dramatisch; Schubert versöhnend, liebenswerth, lyrisch. Beethoven entrückte ein scheinbar grausames und doch weises Geschick den Menschen, die er überragte und die ihn, wäre er in unausgesetztem Zusammenleben mit ihnen geblieben, zu sich heruntergezogen oder ihn zu einem Timon von Wien gemacht haben würden; nicht zu fern von ihnen, um sie aus den Augen zu verlieren, und ihnen nicht zu nahe stehend, um sich vom Gewimmel der Köpfe die weltbewegenden in der Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts auftauchenden Ideen verdecken zu lassen, gewann er sich unter tausend neuen Schmerzen das Pathos des deutschen Symphonikers. Schubert hinwiederum hing an seinen Mitgeschöpfen, weil er ein Mensch mit Menschen war, ihre Freuden, ihre Schwächen theilte; er brauchte nur zu singen, wie es ihm um's Herz war — und hatte ein Stück ewig alten, ewig neuen Seelenlebens wiedergespiegelt. So verschieden waren die Wege, auf denen Beethoven und Schubert dahinzogen. Und dennoch gehören sie zusammen. Beide haben, indem sie ihre Schaffenskraft mit den Gedanken und Gefühlen der Großen von Weimar befruchteten, zwischen Musik und Poesie die starke Brücke geschlagen, welche fähig war, die Last der Kunstentwickelung der Neuzeit zu tragen. Beide führen eine neue Schöpfungsperiode herauf: die des Subjectivismus. Von Bach bis Mozart reicht die Epoche der in ungetrübter Klarheit in sich abgeschlossenen Composition; im Vollendungsproceß der Bach'schen Cantate, des Haydn'schen Streichquartettes, der Mozart'schen Oper geht auch der letzte Rest von persönlichem Lust- und Leidempfinden des Tondichters auf. Diese Meister, wie sie uns in ihren Gestaltungen von antiker Linienreinheit entgegentreten, sind die „in seligem Frieden dahinlebenden Götter". Mit Beethoven und Schubert vermenschlichen sich die Götter: das große Ich tritt in die Tonkunst ein. Beethoven und Schubert sind zugleich die Herolde der neuen Aera und Herrscher in derselben. Beide schöpften aus gleich unversieglichen Bronnen — nur daß die Quellen, welche diese nährten, aus weit von einander abgelegenen Thalgründen herzuflossen. Beide sind Pfadfinder. Beethoven gehört zu den Befreiern, Schubert zu den Wohlthätern der Menschheit. Es ist herrlich, den Geist zu erheben; aber es ist nicht minder herrlich, Zähren fließen zu lassen, die die Brust von bitterem Weh befreien, die jeden dumpfen Herzdruck lösen. Das thut Franz Schubert: solche Wunder wirkt er Tag für Tag. Darum gebührt ihm ein Platz neben Beethoven. Weh' dem, der ihren Frieden stören wollte!

---

## Mein Verhältniß zu früheren Philosophen.

Von Eduard von Hartmann.

Ueber den allgemeinen Standpunkt eines philosophischen Systems wird man am leichtesten, schnellsten und sichersten orientirt, wenn derselbe mit den Standpunkten anderer Systeme verglichen wird und seine Aehnlichkeiten und Unterschiede aufgezeigt werden. Es sei deshalb gestattet, ein solches Verfahren auch zur Kennzeichnung meines eigenen Standpunktes einzuschlagen, wobei ich mich schon aus räumlichen Rücksichten auf die neuere Philosophie beschränken will.

Mit Spinoza verbindet mich der streng monistische Charakter meines Systems, insofern Spinoza zum ersten Mal den metaphysischen Monismus in streng philosophischer Form durchführt. Aber ich unterscheide mich von ihm dadurch, daß ich im Gegensatz zu seinem abstracten Monismus einen concreten anstrebe, welcher einem relativen Individualismus und real-phänomenalen Pluralismus Raum gönnt. Indem Leibniz diesem pluralistischen Individualismus zu seinem Rechte verhelfen wollte, überspannte er denselben in seiner Monadenlehre aus einem relativen, phänomenalen in einen absoluten, ontologischen, substantiellen Pluralismus und zerstörte damit den Monismus, zu dem er vergeblich den Rückweg suchte.

Digitized by Google

Gegenüber der antiteleologischen Nothwendigkeitslehre Spinoza's setzte Leibniz die Teleologie wieder in ihre Rechte ein und suchte das zweite Attribut der Substanz neben dem Denken oder Vorstellen nicht in der todten Ausdehnung, sondern in der lebendigen Kraft, bez. im Willen. Die Aufgabe, den Monismus Spinoza's mit dem teleologischen Individualismus des Leibniz zur Einheit zu verschmelzen, wurde zwar von Lessing und Herder erfaßt, aber nicht in systematischer Form gelöst, und erst in diesem Jahrhundert von Denkern wie Krause und Lotze verspätet wieder aufgenommen, nachdem dieselbe bereits eine neue Gestalt angenommen und sich mit neuen Problemen bereichert und vertieft hatte. Sowohl das vorige Jahrhundert als auch die anachronistischen Nachklänge desselben in diesem Jahrhundert hatten die Synthese von Spinoza und Leibniz auf dem Boden des jüdisch-christlichen Theismus, nicht auf demjenigen eines unbewußten und unpersönlichen absoluten Geistes, angestrebt und waren eben damit hinter die philosophischen Errungenschaften der speculativen Epoche des 19. Jahrhunderts zurückgesunken.

Kant steht noch auf der Grenzscheide beider Jahrhunderte. Einerseits bleibt er mit seinem Herzen in der Ideentrias der Aufklärungszeit, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, stecken; andererseits schaut er mit seinem klaren Kopfe voraus in das gelobte Land einer von religiösen Ueberlieferungen unabhängigen Metaphysik, das er selbst noch nicht zu betreten wagt. Seine Bedeutung liegt deshalb nicht sowohl auf dem Gebiete der Metaphysik, als auf den bis dahin wenig angebauten der Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Ethik, Religionsphilosophie und Aesthetik, auf denen er gleichmäßig bahnbrechend und grundlegend, wenn auch nirgends abschließend, gewirkt hat. Ueberall streut er fruchtbare Keime aus, oft ohne sie zu beachten; aber überall verbirgt er sie unter scholastischem Gestrüpp, dem er seine Pflege mit Vorliebe zuwendet. Meistens sucht er den verschiedenen Seiten der Probleme gerecht zu werden, aber ohne die speculative Kraft, die scheinbaren Widersprüche in richtigen Synthesen zu überwinden, und so sind es größtentheils künstliche und werthlose Scheinlösungen, denen er selbst den größten Werth beimißt.

In der Erkenntnißtheorie verschärft sich der schon bei Leibniz hervortretende Widerstreit einer realistischen und einer idealistischen Strömung bei Kant zu einem Gewebe von Widersprüchen, aus denen er vergeblich den Ausweg in idealistischer Richtung sucht, während er in seiner Naturphilosophie, Metaphysik und praktischen Philosophie unvermerkt die realistische Auffassung zu Grunde legt, die er in seinen erkenntnißtheoretischen Grundsätzen perhorrescirt. Dieses Schwanken zwischen erkenntnißtheoretischem Idealismus und Realismus dauert auch bei seinen Nachfolgern fort, in dem Sinne, daß der erkenntnißtheoretische Idealismus als durch Kant erwiesen vorausgesetzt wird, in der Ausführung der Systeme aber thatsächlich verleugnet wird. In der Literatur des Neukantianismus sind die in Kant's Erkenntnißtheorie liegenden Widersprüche offenbar geworden, insofern das Entgegengesetzteste als die ächte Lehre Kant's dargeboten und vertheidigt wird. Aber schon im Anfang dieser neukantischen Literaturbewegung hatte ich die Aufgabe erfaßt, die entgegengesetzten Strömungen in Kant's Erkenntnißtheorie bloß zu legen und jede derselben auf das Maß ihrer Bedeutung und ihrer Berechtigung als Hypothese zu prüfen; dies führte zu dem Ergebniß, daß die realistischen Instincte Kant's und der nachfolgenden Systematiker richtig, die idealistische Formulirung der erkenntnißtheoretischen Grundsätze aber einseitig und unhaltbar und nur als geschichtliche Uebergangsstufe zwischen naivem und transcendentalem Realismus berechtigt sei.

In der Ethik Kant's erkenne ich die Voranstellung der Vernunftmoral bereitwillig an, nicht aber die formalistische Fassung seiner Vernunftmoral, welche erst durch Hegel ihre inhaltliche Erfüllung erhielt, und nicht die gänzliche Mißachtung der Gefühls- und Geschmacksmoral, welche durch Schopenhauer und Herbart in ebenso einseitiger Weise restituirt wurden. Von besonderer Wichtigkeit erscheint mir, daß Kant die Ethik grundsätzlich aller egoistischen Pseudomoral entgegensetzte und damit den Pessimismus, welchen er auch aus empirischen Gründen in weiterem Umfang vertrat, als ein Postulat des sittlichen Bewußtseins hinstellte. Nicht in der besonderen Formulirung seines Moralprincips, sondern in der Bekämpfung alles Eudämonismus zu Gunsten der pflichtmäßigen Sittlichkeit sehe ich den entscheidenden Punkt in der Kant'schen Reform der Moral und gerade in diesem bisher zu wenig beachteten Punkte habe ich unmittelbar an Kant angeknüpft.*)

Was mich mit Schelling's erstem System verbindet, ist wesentlich der hier am deutlichsten zu Tage tretende Begriff des Unbewußten, der den Angelpunkt sowohl seiner „Naturphilosophie" als auch seines „transcendentalen Idealismus" bildet, und zugleich das unvermerkte Band abgibt, durch welches beide erst fähig werden, zur „Identitätsphilosophie" verschmolzen zu werden. In der Naturphilosophie ist es wesentlich die an Leibniz erinnernde Construction der Materie aus stofflosen Kraftpunkten, die ich von ihm übernommen und nach Anleitung der modernen mathematischen Mechanik näher durchgeführt habe; dagegen habe ich zu dem übrigen Inhalt seiner völlig veralteten Naturphilosophie gar keine Beziehung. In der Aesthetik habe ich die Bedeutung des Unbewußten, welche Jean Paul, Vischer und Carrière von Schelling übernommen und in die ästhetische Literatur eingeführt hatten, näher ausgebildet; im Uebrigen aber stehe ich der abstract-idealistischen Aesthetik, welche von Schelling begründet worden ist als concreter Idealist gegenüber. Daß das Princip des all-einen Unbewußten einer inductiven Begründung fähig sei, hatte Schelling zwar anerkannt, aber selbst diese Begründung nicht unternommen; im Gegensatz zu der deductiven und dialektisch-constructiven Methode Schelling's habe ich mich deshalb in methodologischer Hinsicht an die Induction der modernen Natur- und Geschichtswissenschaften so eng angeschlossen, als der Inhalt der philosophischen Wissenschaften dies gestattet.

In seinem letzten System sucht Schelling die einseitigen Principien einer vernünftigen Idee und eines blinden Willens zu einer höheren Einheit zu verbinden und dadurch sowohl den aus der Identitätsphilosophie entwickelten Standpunkt Hegel's als auch den aus seiner Freiheitslehre hervorgegangenen Standpunkt Schopenhauer's principiell zu überwinden und zu aufgehobenen Momenten herabzusetzen. Indem ich ihm hierin nachfolge, schließt die letzte Spitze meiner Metaphysik sich enger als an irgend ein anderes System an Schelling's positive Philosophie an. Aber ich lehne die theogonischen und mythologischen Künsteleien und Spielereien seines Alters ebenso entschieden ab wie die naturphilosophischen Phantasien seiner Jugend und verharre auch seiner letzten Phase gegenüber in methodologischer Gegnerschaft. Der Geist, welcher in Schelling's positiver Philosophie weht, steht mir unendlich viel ferner als der Geist der Hegel'schen Philosophie, und die Uebereinstimmung erstreckt sich nicht über jene metaphysische Spitze hinaus.**)

Im Anschluß an Schelling seien hier gleich noch meine Beziehungen zu drei Denkern erwähnt, die man wohl im weiteren Sinne zur Schelling'schen Schule rechnen kann, Oersted, Burdach und Carus. Der dänische Physiker Oersted, dessen metaphysische und ästhetische Ansichten ich anderwärts im Zu-

*) Vergl. „Gesammelte Studien und Aufsätze", 3. Aufl. D. I, 2: „Kant und seine Nachfolger", S. 553—559; „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. XI: „Kant und die heutige Erkenntnißtheorie"; „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus", 3. Aufl. (1. Aufl. 1871); „Das sittliche Bewußtsein", 2. Aufl., siehe Namenregister; „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" Nr. I: „Kant als Vater des Pessimismus"; „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. V, 4: „In welchem Sinne war Kant ein Pessimist?" S. 112—120; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister; „Gesammelte Studien und Aufsätze" C. VII, S. 526—529.

**) Vergl. „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. D. I, 7: „Schelling", II: „Schelling's Identitätsphilosophie", IV: „Schelling's positive Philosophie" und VI: „Schlußwort"; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister.

Digitized by Google

sammenhange dargestellt habe*), ist ein philosophischer Autodidakt, der mehr noch an Leibniz als an Schelling erinnert, aber von der speculativen Philosophie im Anfang dieses Jahrhunderts doch zweifellos beeinflußt ist. Sein Werk „Der Geist in der Natur" regte mich in meinem 17. Lebensjahre sehr an, und es ist wohl möglich, daß einzelne Reminiscenzen aus dieser Lectüre auf meine Entwickelung von einem Einfluß geworden sind, der sich allerdings der Controle meines Bewußtseins entzog. Der Physiolog Burdach steht der Schelling'schen Naturphilosophie schon etwas näher; seine „Blicke in's Leben", die heut noch eine empfehlenswerthe Lectüre sind, und seine „Physiologie" haben mir für die naturphilosophischen Abschnitte der Philosophie des Unbewußten einen großen Theil der Beispiele geliefert. Der Dritte der Genannten, der Dresdener Arzt Carus, steht Schelling von den Dreien entschieden am nächsten und seine „Psyche" wird mit Recht als ein Vorläufer der Philosophie des Unbewußten betrachtet.**) Zufällig habe ich jedoch diesen Autor erst kennen gelernt, als der Abschnitt A der Philosophie des Unbewußten vollendet war und die Disposition des ganzen Buches in der Hauptsache schon feststand, so daß ich mehr Bestätigung als Anregung und Förderung aus seinen Schriften schöpfen konnte.

Mein Verhältniß zu Schopenhauer ist im Beginn meiner literarischen Laufbahn als ein engeres aufgefaßt worden, als es thatsächlich ist. Der Anlaß dazu war der Umstand, daß das Urtheil über die Philosophie des Unbewußten mehr als durch ihren philosophischen Gehalt durch die beiden am meisten und nur zu oft ausschließlich gelesenen Capitel über Pessimismus und Geschlechtsliebe bestimmt wurde, und daß diese Ansicht durch meine Polemik gegen die dialektische Methode Hegel's bestärkt wurde. Daß diese Auffassung irrig war, und daß dieser Irrthum nicht von mir verschuldet war, ist heute wohl von allen Urtheilsfähigen eingesehen, was natürlich nicht hindert, daß die unphilosophische öffentliche Meinung, die wesentlich von den ersten Eindrücken abhängt, mich nach wie vor als Schopenhauerianer behandelt, und daß dieser Irrthum noch jetzt häufig genug in philosophische und theologische Schriften Eingang findet. Nun bin ich aber ein Gegner des von Schopenhauer vertretenen subjectiven Idealismus in der Erkenntnißtheorie, seines abstracten Monismus in der Metaphysik, seines abstracten Idealismus in der Aesthetik, seiner ungeschichtlichen Weltanschauung, seiner schwankenden und widerspruchsvollen Stellungnahme zur Teleologie, seiner Lehren vom intelligiblen Charakter, von der transcendentalen Freiheit und von der Unveränderlichkeit des Charakters, seiner exoterischen Mitleidsmoral und seiner esoterischen Moral der individuellen Willensverneinung durch Quietismus und Askese, seiner einseitigen und ausschließlichen Bestimmung des Weltwesens als Wille und seiner Bevorzugung des quietistisch-asketischen Inderthums und Urchristenthums vor dem welthätigen Protestantismus. Mein Pessimismus endlich, welcher zu der Vermengung so entgegengesetzter Standpunkte Anlaß gegeben hat, ist dem Kant'schen Pessimismus viel näher verwandt als dem Schopenhauer'schen, weil er durch die Verschmelzung mit dem teleologischen Evolutionismus und durch eine Ethik der werkthätigen Hingabe an die objectiven Zwecke des Weltprocesses eine ganz entgegengesetzte Physiognomie bekommt, wie der Schopenhauer'sche Pessimismus mit seinem weltflüchtigen Quietismus, seiner schmollenden Misanthropie und seinem in geistigen Genüssen schwelgenden Epikureismus.***)

Am meisten Einfluß von allen Schopenhauer'schen Werken hat auf den naturphilosophischen Theil der Philosophie des Unbewußten die Schrift „Ueber den Willen in der Natur" gehabt, in welcher Schopenhauer sein eignes System realistischer als in anderen Werken interpretirt, und der Leibniz'schen Naturphilosophie näher tritt.

Umgekehrt wie mit Schopenhauer ist es mir mit Hegel ergangen. Meine Trennung zwischen Form und Inhalt im Hegel'schen System war den meisten Hegelianern unverständlich, und meine Bekämpfung der dialektischen Form der Hegel'schen Philosophie genügte ihnen, um mich von vornherein als Gegner Hegel's schlechtweg zu kennzeichnen. Nach meiner Ueberzeugung hatte aber der Geist der Hegel'schen Philosophie nur deshalb seine Wirksamkeit eingebüßt, weil er in eine unhaltbare und nachgerade allgemein als unhaltbar verworfene Form eingezwängt und mit ihr verquickt war. Es bedurfte nur der Befreiung von dieser Form und der Wiedergeburt dieses Geistes in einer ihm sachlich angemessenen und zeitgemäßen Form, um ihn von Neuem lebendig zu machen. Den bleibenden Werth der Hegel'schen Leistung sah ich in seiner Geistesphilosophie, d. h. in seiner Ethik, Religionsphilosophie, Aesthetik und Geschichtsphilosophie, die von den Fehlern der Methode nicht allzusehr entstellt sind, während die Logik als die abstracteste Disciplin dies im höchsten Maße ist, und die Naturphilosophie nur einen werthlosen Lückenbüßer des Hegel'schen Systems darstellt. Die historische Weltanschauung Hegel's, die großartige Anwendung, die er überall von dem Princip der Entwickelung im Sinne des teleologischen Evolutionismus macht, die unbewußte Immanenz der Weltvernunft als treibender Factor der Entwickelung und bestimmende Macht in Natur und Geschichte, die Anerkennung eines relativen Rechts in allen Parteistandpunkten und einer relativen Wahrheit in allen wissenschaftlichen Formulirungen der Wahrheit, die Forderung speculativer Synthesen zur Gewinnung der höheren umfassenderen Wahrheit aus den relativen einseitigen Wahrheiten, das alles waren ebensoviel Anziehungspunkte für mich, welche Leitsterne meines Denkens von Anfang an geworden und geblieben sind.

(Schluß folgt.)

*) „Die deutsche Aesthetik seit Kant" S. 198—211.

**) Vergl. Volkelt: „Das Unbewußte und der Pessimismus" S. 78 bis 86; Kapp: „Philosophie der Technik" S. 155—159; „Philosophie des Unbewußten" 4. Aufl. Bd. I, S. 32—33.

***) Vergl. „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. II: „Mein Verhältniß zu Schopenhauer"; „Gesammelte Studien und Aufsätze" D. IV: „Schopenhauer's Panthelismus"; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. siehe Register; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" desgl.; „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus" 3. Aufl. S. 35—36, 49—52, 84—90; „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. III; „Neukantianismus" ꝛc. Abschn. B: „Schopenhauerianismus".

## Ein tyroler Dichter.

(Hermann von Gilm.)

In der schönsten Straße von Innsbruck steht an der Schauseite eines Bürgerhauses über dem Laden eines ehrsamen Schneiders eine Marmorbüste, die uns die Züge eines ernsten Mannes mit Cotelettenbart und rasirtem Kinne zeigt. Der Fremde, der wohl vom Goldenen Dachl oder dem Hoferdenkmal in der Kapuzinerkirche, den größten Sehenswürdigkeiten der tyroler Landeshauptstadt, kommt, liest die in Goldbuchstaben glänzende Unterschrift: Hermann von Gilm — ein Name so fremd seinem Ohr wie seinem Herzen, und er wettet darauf, daß irgend ein schätzbarer k. k. Beamter von seinen dankbaren Mitbürgern in so sinniger Weise ausgezeichnet wurde. Der Mann da oben ist in der That ein Staatsbeamter gewesen und als k. k. Statthaltereisecretär gestorben, aber er ist daneben noch etwas mehr: der größte Dichter Tyrols.

Eine Localberühmtheit! Gewiß, aber Hermann Gilm Ritter von Rosenegg verdient als Dichter und Mensch auch jenseit der weißrothen Grenzpfähle bekannt und geliebt zu werden, denn er ist unstreitig einer der beachtenswerthesten nachgoethe'schen Lyriker, die unsere Literatur besitzt. In Oesterreich ist er noch immer nicht genug, in Deutschland ist er überhaupt nicht bekannt, trotzdem ihn Heinrich Kurz in seiner Geschichte der Nationalliteratur gewürdigt hat. Und zwar im letzten Bande, der die Dichter bis zum deutsch-französischen Kriege behandelt, und wenn der Verfasser auch in der Auswahl der durch eigene Kapitel geehrten Schriftsteller nicht selten eine unglückliche Hand und wenig Kritik bewies,

Digitized by Google

so kann doch der Umstand, daß er den trefflichen Innsbrucker auf ein eigenes Postament gestellt, uns mit der Nachbarschaft meist mit Recht verschollener und vergessener Mittelmäßigkeiten aussöhnen. Gilm verdient nicht nur ein besseres Denkmal als die Büste in der Maria-Theresienstraße und das zweifelhafte Piedestal in Kurz' Handbuch, sondern sogar einen Ehrenplatz in unserer Nationalliteratur überhaupt, denn er war einer der besten Dichter Oesterreichs, ein edler Mensch und ein guter Patriot.

Vierundzwanzig Jahre nach seinem Tode feiert nun der Vielverfolgte und Verkannte seine literarische Auferstehung in zwei schmucken Bänden, welche in dem Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinen. Feines Papier, herrlicher Drugulin'scher Druck, beide Bücher (leider nicht im nämlichen Format) in Inhalt und Gewand durchaus würdige Erscheinungen aus unserem vornehmsten Poeten-Verlag. Schon darin liegt für den Dichter eine Auszeichnung, eine späte Anerkennung und Gerechtigkeit, und unter der Aegide des deutschen Lemerre wird der tyroler Dichter hoffentlich in Salons und Bürgerstuben heimisch werden und sich auch in die Herzen unseres Volkes hineinsingen. Die Bände enthalten seine „Ausgewählten Dichtungen" und seine Lebensgeschichte. Seltsamer Weise ist es kein engerer Landsmann, der ihm diesen doppelten Freundesdienst vor der Nachwelt erweist. Theils hat der Tod die Gefährten an dem Liebeswerk verhindert, theils gewiß auch Rücksichten auf die noch immer mächtigen Feinde des Poeten. Ein Dresdener Baumeister vielmehr, welcher in Obermais bei Meran eine Villa besitzt, die er pietätvoll „Gilmhof" getauft hat, und der unter dem Namen Arnold von der Passer sich literarisch bethätigt, hat diese Aufgabe übernommen und mit Eifer und Geschick gelöst. Die Biographie enthält die knappe und doch warmherzige Schilderung von Gilm's einfachem Lebenslauf, und die Ausgewählten Dichtungen bieten wirklich die gelungensten seiner Werke: die innig feurigen Liebeslieder des Jünglings, die wilden Zeit- und Streitgedichte des Mannes, die abgeklärten Schöpfungen seiner letzten zwei Jahrzehnte.

Hermann von Gilm's Leben ist das eines österreichischen liberalen Beamten vor und nach dem tollen Jahre 1848, also ein langes Martyrium. Zudem war er ein Tyroler, und im Lande der Glaubenseinheit ein Liebhaber der Freiheit und Pfaffenfeind zu sein, ist auch heute noch kein Vergnügen. Nicht umsonst mußte der am 1. November 1812 zu Innsbruck geborene Sprößling einer geadelten Beamtenfamilie fast 35 Jahre alt werden, ehe er eine ordentliche Anstellung erhielt, doch hatten diese an Zurücksetzungen und Bitternissen reichen Jahre das Gute, daß sie seinen Dichtergeist befruchteten und ihn mit gleichgestimmten Freunden zusammenbrachten. Es war damals eine merkwürdige Zeit in Tyrol, eine Art verspäteter kurzer Renaissance. Viele ideale Bestrebungen regten sich, die jetzt zum guten Theil verkümmert sind, denn die von Gilm bekämpfte Priesterschaft hat ihre Früchte getragen. Es schaarten sich da um den jungen Rechtsbeflissenen eine Anzahl für die Freiheit begeisterter Männer, die wie Schuler, Senn, Streiter, Beda Weber poetisch veranlagt waren und durch Lentner und den jüngst verstorbenen Ludwig Steub aus Bayern Succurs erhielten. Steub selbst hat in seinem Buch „Ein Sängerkrieger in Tyrol", das wir hier besprochen haben, jene Tage mit ihrem idealen Flug und ihren mitunter recht unerquicklichen Kämpfen des Eingehenden geschildert. Der „ewige Praktikant" Gilm hatte damals, wie seine Freunde scherzten, seine „liedervolle und liedertolle" Zeit, trotz gedrückter Verhältnisse, unglücklicher Liebschaften und ewiger Reibereien mit den Zeloten. In seinen Liedern spiegelt sich das Alles wieder. Als er endlich 1847 für einige Jahre nach Wien versetzt wurde, war sein dichterischer Höhepunkt schon vorüber. Er starb als Statthaltereisecretär in Linz am 31. Mai 1864, ein Opfer des Metternich'schen Systems.

Gilm ist ein ursprünglicher Dichter, obwohl er als Lyriker nur die alten Themata besingt, und es nicht schwer hält, die verschiedenen Vorbilder zu erkennen, die auf seine Poesie eingewirkt haben: Goethe, zumal im Westöstlichen Divan, Freiligrath — Beweis die Reminiscenz: „Ein Fluch ist Poesie, denn wer ihr Zeichen auf seiner Stirne trägt, der ist verfehmt" —, Geibel in seiner Liebes-Lyrik und vor Allem Herwegh, die „eiserne Lerche," und Anastasius Grün. Diesem letztern hat er offenbar den Bilderreichthum und das feurige Colorit abgelernt, aber er bleibt doch immer selbständig und übertrifft an Gluth der Empfindung seinen Meister. Er ist ein Colorist ersten Ranges. Alle Dinge bei ihm haben ihre realistische Farbe und Tönung. Dabei wird er nie prosaisch, denn davor bewahrt ihn sein Reichthum an poetischen Gleichnissen und Tropen. Er ist unerschöpflich und immer originell in seinen Bildern. Die Propaganda der Himmelslichter geht in die Lande, nur die Berge zweifeln noch, indeß der Dichter dem Frühlingstag als Johannes vorangeht. Oder die Sonne liegt im Sterben; den weißen Wolken vermacht sie ein feuerrothes Band, aber als die Sterne kommen, vergeht es. Die Zeitlose hat den Leib einer Linie, von der Rose die Farbe, jedoch im Kelche Gift, denn die letzte Blume und die letzte Liebe sind beide tödtlich. Die Veilchen sind ihm Gedichte, die Gott mit seinem Himmelslicht in's Grün hineingeschrieben u. s. w. Und all diese meist der Natur entnommenen Gleichnisse haben nichts Gesuchtes, sondern scheinen ihm in unerschöpflicher Fülle mühelos zuzuströmen. Seine Naturschilderungen sind nicht allein schön, sondern auch wahr und voller Stimmung.

Durch Felsenstücke, reich behängt mit dem Damaste
Des Epheus, führt der Weg. Von einem Birkenaste
Zum andern hüpft und fliegt die gelbe Zeisigbrut.
Hoch steht der Himmelbrand im Bux der Heidelbeere,
Indeß am Weg mit eingelegtem Speere
Die Distel ihren Wachtdienst thut.
Dicht steht nun Baum an Baum; die Rabencaravane
Ruht aus auf eines Asts weitblickender Altane,
Und drunten liegt der See, so selig blau und still
Ein Stück vom Himmel, das entsündigt und begnadet,
Ein keusches Frauenaug', das in der Thräne badet
Und sich nicht sehen lassen will.

Die Tannenwälder und „Rosengärten" des Pusterthals, die Orangenhaine und Rebenlauben Südtyrols spiegelt sein Lied. Es ist tyroler Erdgeruch darin. Wir haben das Gefühl, daß man solche Lieder nur in Tyrol, daß sie nur ein Tyroler singen kann, denn sie sind voller Localfarbe. Diese Veduten und Eindrücke sind erlebt, nicht nach Heine's Recept „hinterm Ofen" ausgeklügelt und anempfunden. Dazu kommt eine Farbenpracht der Sprache und ein Feuer der Empfindung, die für den kühlen Nordländer etwas Berauschendes haben. So ist es bezeichnend, daß Gilm zwar in seinem frühesten Liedercyclus das Veilchen feiert, aber schon in seinem ersten Gedichte vergleicht er es mit der stolz prangenden Rose, und diese ist und bleibt denn auch die Lieblingsblume seiner Poesie. Wie die Tulpe bei Platen, so kehrt bei Gilm die farbenprächtige, balsamische Blume fast in allen Gedichten wieder, die sie mit ihrem Schmelz und Hauche durchglüht und durchduftet. Das rothe Gestein der Dolomiten, das Frühlicht, die Wangen der Geliebten, der Schaum des Bergbachs, überall sieht er Rosen, rothe und weiße, immer voll aufgeblüht und reich an Wohlgerüchen. Die Natur ist ihm innig vertraut, ewig schön, eine Trösterin, und an ihrem Busen vergißt er allen Haß der Menschen und genießt sie in vollen Zügen.

Es blüht die Welt, ich bin allein im Zimmer,
Das junge Saatfeld schwimmt im Sonnenlicht,
Die Lerche singt, berauscht von all' dem Schimmer,
Der rings aus tausend Blumenaugen bricht.

Sein farbendurstiges Auge trinkt gierig alle Gluth des Tages und die Nacht, die der Herrlichkeit ein Ende bereitet, ist ihm verhaßt.

Aus dem Walde tritt die Nacht
An den Bäumen schleicht sie leise,
Schaut sich um im weiten Kreise —
Nun gib Acht!

Digitized by Google

Alle Lichter dieser Welt,
Alle Blumen, alle Farben
Löscht sie aus und stiehlt die Garben
Weg vom Feld.
Alles nimmt sie, was nur hold;
Nimmt das Silber weg des Stromes,
Nimmt vom Kupferdach des Domes
Weg das Gold.
Ausgeplündert steht der Strauch —
Rücke näher! Seel' an Seele,
O die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch.

Als Liebesliederdichter gebührt Gilm eine erste Stelle. Er ist wahr und tief, innig und heiß. Jedes Lied von ihm ist ein Gelegenheitsgedicht im Goethe'schen Sinne. Zwar könnte ein gewisser rhetorischer Zug, der ja allen Dichtern des revolutionären Vormärz eignet und noch eine Gewohnheit vom politischen Pathos ist, irre leiten, aber man braucht nur schärfer hinzuhorchen, um den Naturlaut, den Herzensschrei herauszuhören. Am liebsten knüpft er auch in seiner erotischen Lyrik an die Natur an. Eine Blume, ein Stern erinnert an die Geliebte, oder er schildert eine Volkssitte, und im Nu hat er die Beziehung zu seiner Geliebten ganz ungesucht gefunden. Hier können die folgenden zwei Gedichte als Muster seiner Dichterweise gelten.

Die Georgine.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.
Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie lebst du diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin!
Wenn ich mit Maithau dich benetzte,
Begösse dich mit Junilicht?
Doch ach, dann wärst du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.
Wie, Träumerin, lock' ich vergebens?
So reich' mir schwesterlich die Hand.
Ich hab' den Frühling dieses Lebens,
Wie du den Maitag nicht gekannt.
Und spät, wie dir, du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir in's Herz,
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

Allerseelen.

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten rothen Astern trag' herbei
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai.
Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei,
Gib mir nur einen deiner süßen Blicke,
Wie einst im Mai.
Es blüht und funkelt heut' auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Todten frei —
Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe,
Wie einst im Mai.

Uebrigens ist das letztere Gedicht viel bekannter, als der Herausgeber denkt. Nicht nur findet es sich in einigen Antologien, es nimmt sogar auf Flügeln des Gesanges den Weg durch die Welt. Gerade gegenwärtig macht es in der wehmüthig schönen Composition von Lassen die Runde durch die Berliner Salons und läßt manches junge und alte Herz stärker schlagen. Ein anderes Naturbild lautet:

Die Sonne sinkt; an ihrem letzten Blitze
Verglühen die Wälder; mehr und mehr verblassen
Des Himmels Rosen, nur die Bergesspitze
Kann von dem glüh'nden Sonnenkuß nicht lassen.
Die Dunkelmänner rümpfen ihre Nasen —
Ja, meine Herrn, was nützen alle Klagen?
Die Lichter sind einmal nicht auszublasen
Und diese Leuchter sind nicht wegzutragen.

Diese satirische Spitze führt uns zu Gilm's patriotischer Tendenzpoesie, die noch stärker vertreten ist, als das reine Lied. In der Zuneigung zu den Liedern eines Verschollenen spricht er die Liebste an und erinnert sie an den wilden Junggesellen Inn, an die Berge, die sich wie Mutterbrüste an des Kindes Wiege in die Thäler neigen, das goldgesäumte Thal, die prangende Kunst in den Kirchen . . .

Doch einem Dichter bist du nicht begegnet,
Dem Wildbach gleich im Stürzen und im Tosen,
Der Ketten bricht und Diamanten regnet
Als Brautgeschmeid' für seine jungen Rosen.
Sieh dich nur um! Erkennst du die Standarten?
Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte,
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüthe.
Doch wie sie fruchtlos den Gesang verbieten,
Zu dem im Wald die Vögel sich vereinen,
Und ihre Wächter nimmer es verhüten,
Daß Nachts die Blumen um die Sonne weinen —
So hat mein Leid sich auch zu dir gestohlen,
Durch all die Späher und die Seelenschergen,
Und wittern sie's und wollen sie mich holen,
Wird eines Engels Fittich mich verbergen.

Der streitlustige Zorn gegen die Pfaffen überwiegt in Gilm's Liedern seiner besten Zeit immer mehr. Der Dichter der Liebe entwickelt auch als politischer Sänger eine nie in hohlen Phrasen sich austobende Leidenschaft, die noch jetzt aus seinen wohlgefügten Versen flammt. Für seine anticlericale Poesie ist zumal in Tyrol die Zeit noch nicht vorüber, denn noch lastet der schwarze Jesuitenhut über dem schönen Lande, und da auch bei uns der Ultramontanismus nach Beendigung des Culturkampfes wieder auflebt, so haben diese Pfaffenlieder auch für den reichstreuen Leser ein Interesse. Der Kampf um die Schule, der in Tyrol, wo noch immer das Lesen und Schreiben als protestantische Erfindung gilt, schon lange zu Gunsten der Schwarzen entschieden ist, droht gerade jetzt bei uns wieder zu entbrennen, und es ist gar nicht lange her, daß wir durch den zum Glück noch blinden Lärm einer Zurückberufung der Jesuiten aufgeschreckt wurden. Jene Lauen und Halben, die der clerikalen Gefahr gleichgültig gegenüberstehen, mögen zu ihrer Belehrung nach Gilm's Ausgewählten Gedichten greifen. Sie erkennen dann, was die Priesterherrschaft bedeutet, und wie sie im Stand ist, ein Land zu verwüsten und ein Volk zu verdummen. Die schneidigsten Nummern wird man freilich in dem Sammelbändchen nicht finden, denn trotz des Protestes von Verleger und Herausgeber hat die Wittwe des Dichters, geängstigt durch den von gewisser Seite auf sie ausgeübten Druck, ihre schon ertheilte Erlaubniß zur Veröffentlichung der neuen Ausgabe nur unter der Bedingung gewährt, daß die drei sogenannten „Jesuitenlieder" aus der neuen Ausgabe wegbleiben würden. Böse Dinger sind es allerdings, und wir begreifen wohl den Zorn der Clerisei, welcher noch nach 45 Jahren diese Verse verfolgt. Der Herausgeber hat sie seiner Biographie einverleibt, und der Leser findet da zuvörderst das berühmte erste Lied: Der Jesuit.

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit,
Es redet nicht, ist still und stumm
Und schleichend ist sein Tritt.
Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurz geschornes Haar
Und bringt die Nacht zurück in's Land,
Wo schon die Dämm'rung war.
. . . Drum seh ich solchen Finsterling,
So fällt mir immer ein,
Wie kann man doch solch' wüstem Ding
So schönen Namen leih'n.

Digitized by Google

Dieses Gedicht circulirte in Tyrol in unzähligen Abschriften und war so volksthümlich, daß man es sogar aus dem Mund einfacher Handwerksburschen hören konnte. Auch die anderen beiden gehören zum Frischesten, was der Dichter geschrieben. Und wahrlich, er hatte allen Grund, die Clericalen mit seinem glühenden Hasse zu verfolgen, denn er hatte sie in der Nähe bei der Arbeit gesehen. An dem Volke des schönen Alpenlandes und an sich selbst. Das entsetzliche Erziehungssystem, das richtig bewirkt hatte, daß er „schon als halbes Kind den Katholicismus über Bord geworfen", wie er erzählt, und dessen Früchte er alltäglich in seiner Umgebung sehen konnte, z. B. in der Austreibung der 500 protestantischen Zillerthaler. Und wie blutig rächten sich an dem Sänger die Pfaffen und die mit ihnen verbündeten Schergen Metternich's! Sie entzweiten ihn mit seinem Vater, sie hingen ihm den Brodkorb unerreichbar hoch, sie verdammten ihn Jahre lang zum unbesoldeten Beamten, der für seine Liebe kein Nest erbauen durfte, und trennten ihn von seiner Braut, deren Herz sie ihm entfremdeten. Ist es da zu verwundern, daß der Sänger im Uebermaße der Qualen immer bitterer wurde, daß sich ungewohnte Heine'sche Ironie in seine Verse stahl, ja daß er auch seine schwachen Stunden hatte, wo er um seiner Liebe willen seinem Hasse Schweigen gebot?

Gebt sie zum Weibe mir! Was ihr verschuldet,
Ich will's nicht mehr in Liedern niederschreiben.
Thut, was ihr wollt, so lang's der Frühling duldet,
Und diese Berge unbeweglich bleiben.
Gebt sie zum Weibe mir, und ungehindert
Könnt ihr die Nacht in alle Thäler tragen.
Der Gott, der jedes Volkes Schmerzen lindert,
Kann plötzlich Licht aus einem Kiesel schlagen.

Trotz diesem Schmerzensschrei und was auch seine Feinde sagen mögen, Gilm ist bis zu seinem Tode ein Freund der Freiheit und Feind des Clericalismus geblieben. Es ist Lüge, daß er für sein Jesuitenlied beim Rector der Innsbrucker Jesuiten Abbitte geleistet, daß er seine „kirchenstürmerischen" Lieder verleugnete und bereute, daß er auf dem Todtbette sich bekehrt habe. Sein Biograph beweist das Gegentheil von alledem. Aber daß er Stunden der Verschüchterung hatte, daß er ängstlich wurde, daß er zuletzt nicht den Muth fand, seine Gedichte zu sammeln, wer kann es ihm verargen? In seinen letzten Lebensjahren war er überhaupt ruhiger und stummer, ängstlich und verdrossen. Es sind fast nur Gelegenheitsgedichte für gesellige Zwecke, die noch aus seiner Leyer kommen. Der Herausgeber hat aus dem Nachlasse und der ersten Ausgabe das Beste herübergenommen, doch leider das interessante „Schützenlied" übersehen, das für Gilm's großdeutsche Denkweise zeugt. Unter diesen letzten Gedichten sind auch einige schöne Balladen, in denen er sich früher selten versuchte. „Das Adoptivkind" hat einen dramatischen Zug, der stark an den „Erlkönig" gemahnt. Hier singt er zu Ehren der bei Oversee gefallenen Oesterreicher und versteht es meisterlich, dem Stoffe den Gelegenheitscharakter zu nehmen und ihn sub specie aeterni zu gestalten. Ueberhaupt ist er schöpferisch in der Form, obwohl es ihm zuweilen auf einen unreinen Reim nicht ankommt. Erstaunlich ist namentlich, wie er das spröde Sonett meistert und den auf ihn einfluthenden Reichthum an Gedanken und Bildern in das knappe Bett zu drängen und zu verdichten weiß.

Der Kampf sei ehrlich, ehrlich sei die Wette,
Wozu ich kühnen Muthes mich erdreiste!
Sie sind nicht frei, gefesselt in dem Geiste,
Ich fessle mich freiwillig im Sonette.
Das Maß der Silben bändigt meine Fäuste,
Der Reim legt um die Arme mir die Kette,
Doch wissen wir von mancher Kampfesstätte,
Daß auch gefesselt viel der Freie leiste.
Wenn ich den Reim aus hartem Stoffe schaffe,
So kann die Kette werden eine Waffe,
Drum leg' ich an die Lieder keine Feile.
Hat wohl Alcid geglättet seine Keule?
Ein Andrer mag auch süße Lieder sagen,
Ich muß den Feind mit meinem Reim erschlagen.

Nun, das hat Hermann von Gilm besonders in seinen geharnischten Sonetten tapfer besorgt, aber der lernäischen Schlange wuchsen immer wieder neue Köpfe, die ihn und sein freies Lied noch heute begeifern. Möge das deutsche Volk den tyroler Sänger nicht vergessen! Z.

## Feuilleton.

### Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

Eine dichte Versammlung füllte den Saal, Männer aus allen Ständen, Arbeiter, Kaufleute, Gewerbtreibende, auch Beamte. Altona, die Nachbarin der großen Hansestadt, war in außergewöhnlicher Erregung, die augenblicklich nicht durch kaufmännische Interessen hervorgerufen war. Man schrieb Mai des Jahres 1848, und das Holstenblut war in Gährung, die nationale Erhebung hatte alle Gemüther ergriffen. Die deutsche Jugend strömte aus allen Gauen herbei, den Bruderlanden zu helfen. Nach der Niederlage bei Bau hatte der Sieg bei Schleswig die Herzen wieder zu den größten Hoffnungen ermuthigt. Die Dänen waren aus dem Lande vertrieben. Diese Dinge hatten alle sonst das öffentliche Leben hier beherrschenden Interessen in den Hintergrund gedrängt, eine Bürgerwehr war errichtet, man trug schwarz-roth-gelbe Kokarden, sammelte und warb für eine deutsche Flotte, und in allen öffentlichen Localen wurden Brandreden gehalten.

Es war ein lautes Gesumme und Gesurre in dem großen Saale, wo für gewöhnlich der kaufmännische Verein tagte. Man unterschied auch Uniformen in dem Gedränge, lebhaft wogte die Einzeldiscussion unter den Massen. Da trat plötzlich Stille ein, ein Redner bestieg die Tribüne. Es war eine unscheinbare Gestalt, ein feiner schmaler Kopf mit eckiger Stirn und schlicht gescheiteltem schwarzen Haar. Seine Haltung war gebückt, wie die eines Menschen, der an das Tragen großer Lasten gewöhnt worden ist, der Ausdruck des intelligenten Gesichtes melancholisch und ernst. Er mußte hier aber von Vielen gekannt sein, denn die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich sofort auf ihn, und man winkte ungeduldig mit der Hand, zum Schweigen mahnend.

Der Redner begann, Anfangs mit schwacher Stimme, welche aber bei der jetzt eingetretenen Stille doch weithin hallte, ruhig, leidenschaftslos und klar. Allmählich belebte sich sein Vortrag, behielt aber immer den nüchternen Charakter. Er redete über das, was alle Gemüther bewegte, über die praktischen Fragen des Gemeinwohles, wie sie in die herrschenden Zustände, in das Außergewöhnliche hineinragten. Was er sagte war wohl durchdacht, praktisch, zweckmäßig, mit scharfem Geiste und richtiger Beobachtungsgabe der Stimmung der Gemüther angepaßt. Beifälliges Nicken, zustimmende Bemerkungen begleiteten seinen Vortrag, die arbeitende Klasse hörte gespannt und mit Mienen, welche ein rückhaltloses Vertrauen bekundeten, zu. Diese Sprache war ihnen verständlich, sie war schlicht, ohne schönrednerische Floskeln. Auch einige alte würdige Handelsherren sahen ernst drein und ließen hier und da ein beifälliges Gemurmel hören. Vor Maßlosigkeiten, vor Uebereilungen, vor dem Uebersprudeln kecken Muthes warnte der Redner, kühle Besonnenheit war seine Parole. Einige von den Stürmischen, junge Brausewinde, zuckten die Achseln und wollten lebhafte Gegenrede führen unter einander und zu den Uebrigen, wurden aber bald durch die strengen Winke und Blicke der angesehenen alten Herren, durch das unmuthige Grollen der Massen in den Arbeiterblousen zur Ruhe verwiesen.

Ein junger Offizier stand unter den vordersten Gruppen. Er stellte mehrmals eine Frage nach dem Namen des Redners an seine Nachbarn und beobachtete denselben mit gespannten Mienen, aber seine Fragen blieben immer unbeantwortet, weil Niemand Ohr dafür hatte. Jetzt endlich, als der Redner geendet und sich anschickte die Tribüne zu verlassen, nannte man dem Offizier den Namen.

„Rudolf Wolters" — — richtig — ja, an der Stimme hatte er ihn erkannt — — sonst schwerlich.

Er war jetzt umringt, Handwerker schienen es meistens zu sein, welche ihm die Hände schüttelten. Sein Antlitz, das eines jungen Mannes von höchstens 30 Jahren, lächelte; es war ein eigenthümlicher Schein, den dieses Lächeln auf den mageren, blassen, schon gefurchten Zügen hervorrief, es sah beinahe aus wie Ironie. Jetzt legte ihm der junge Offizier die Hand auf die Schulter. „Rudolf!"

Sie standen sich gegenüber, Wolters suchte offenbar in seinem Gedächtnisse, der Andere sah ihm bewegt in die Augen. „Du kennst mich nicht," sagte er. „Es sind lange Jahre, seit wir uns nicht gesehen, und wir haben uns wohl Beide sehr verändert. Ich erkannte Dich an Deiner Stimme."

Eine jähe Röthe flammte plötzlich in das ruhige Gesicht des Angeredeten, er fuhr mit der schmalen Hand über die Stirn. „Ernst Rothhart," rief er leise, in vibrirendem Tone. Seine Hand preßte die des jungen Offiziers, dieser fühlte, wie schwielig und von Arbeit gehärtet dieselbe war. „Ja, das ist eine Ueberraschung," sagte Wolters, „ich erkannte Dich wirklich nicht gleich. Du trägst Uniform — preußische — also braver deutscher Mitkämpfer."

Digitized by Google

Die Menge verlief sich allmählich, die Beiden schoben sich langsam durch das Gewühl.

„Wir müssen den Abend mit einander verbringen," sagte Rothhart, „wo wollen wir einander treffen? Wo wohnst Du? was treibst Du? mein Gott! wir wissen ja gar nichts von einander."

Sie standen auf der Straße, es war ein herrlicher Maiabend. „Es ist noch schwül," sagte Wolters, „meine Wohnung liegt im Herzen der Stadt, auf schöne Luft muß der Geschäftsmann verzichten, das sind Luxusartikel für unser Einen, und meine Frau — ich weiß nicht, ob sie für einen solchen Gast, wie Du bist, eingerichtet ist. Laß uns nach Teufelsbrück hinauswandern und dort in der Abendkühle einen Schoppen trinken. Nach einer Stunde kann ich mich frei machen."

„Also Geschäftsmann bist Du? und verheirathet?" fragte der Offizier.

„Ich bin Inhaber eines kleinen Colonialwaarengeschäftes," erwiderte Wolters, „wir wollen später Austausch halten, ich weiß ja auch nichts von Dir."

Sie trennten sich. „Auf Wiedersehen!" hieß es, und der Offizier wandelte langsam der Palmaille zu, wo sein Quartier lag; er schüttelte mehrmals den Kopf und murmelte Worte vor sich hin.

Eine Stunde später wandelten die Beiden in rüstigem Schritte an dem schönen Elbufer entlang. Es wimmelte dort noch von Spaziergängern, von aufgeregtem jungen Volke, das das „Schleswig-Holstein meerumschlungen" sang. Still und ernst schritten Wolters und sein Begleiter dazwischen durch.

„Also Deine Schwester Gertrud ist auch hier," sagte Wolters.

„Ja — sie ist zum Besuche bei unseren Verwandten, Du weißt, unsere Mutter war eine Altonaerin, die Commerzienräthin Noodt — Palmaille 15 — ist ihre Schwester. Erinnerst Du Dich Gertrud's noch?"

„Wie sollte ich nicht — wir waren viel zusammen — und stimmten gut — damals." Das blasse Gesicht zeigte noch schärfere Linien jetzt im Mondlichte. „Sie ist also noch nicht verheirathet?"

„Nein — sie will nicht, absolut nicht. Man hat sich schon viel darüber gewundert, denn, wenn Du sie siehst — und natürlich mußt Du sie sehen — wirst auch Du unwillkürlich sagen: wie kommt es, daß die noch ledig ist?"

„Hm — hm — — und Du hast die militärische Carrière gewählt — nun, sie saß Dir schon im Blute — artest ganz dem Vater nach, siehst ihm auch ähnlich."

„Daß unsere Eltern beide gestorben, erfuhrst Du? Gertrud und ich stehen auch ganz allein in der Welt."

„Habt ja auch recht feste Füße dazu, könnt es allenfalls aushalten," meinte Wolters wehmüthig lächelnd.

„Freilich — wenn man Euer Loos damit vergleicht, Rudolf — wir nahmen sämmtlich damals den tiefsten Herzensantheil daran — die Eltern, Gertrud und ich. Es gab da nur nichts zu helfen und zu ändern."

Wolters schritt rascher vorwärts, er erhob das Haupt, das er sonst, wohl aus Gewöhnung, stets gesenkt und zwischen den Schultern vergraben trug. „Nein, es gab da nichts zu ändern," sagte er. „Nun, den jüngeren Geschwistern ist es im Durchschnitte ziemlich gut ergangen, bis auf die Schwestern. Für die zarten Dingerchen war das Schicksal zu rauh, sie sind unterlegen."

„Gestorben?" fragte der Andere.

„Gestorben — ja — nachdem sie verkümmert waren. Ich mühte mich noch eine kurze Weile, etwas für sie zu thun — aber — lassen wir das — es geht Vieles unter in dem großen Weltganzen, wonach Keiner mehr fragt. Auch sie sind spurlos versunken, Niemand hatte Zeit an sie zu denken — oder die Macht ihnen zu helfen."

„Rudolf! Du scheinst das Leben sehr schwarz anzusehen — früher —"

„Ja — du lieber Gott! früher — hast Du es je erprobt, Ernst, was es heißt, wenn Einem die Wasser an den Hals gehen, wenn es gilt, nur alle seine Kräfte anzuspannen, um nicht selber zu versinken? Da bleibt nichts am Leben, als der thierische Selbsterhaltungstrieb."

Ernst sah den Gefährten scheu und mitleidig von der Seite an. „Ja — es war damals furchtbar hart," sagte er, „Dich, als den Aeltesten, traf noch das schwerste Loos. Ich erinnere mich jetzt, wie Gertrud schluchzte, herzbrechend, das kleine vierzehnjährige Ding, als es hieß, Du seiest bei einem Krämer in die Lehre gegeben. Das Bild, Dich zwischen Syrups- und Heringstonnen hantirend, brachte sie zur Verzweiflung."

Wieder lächelte Wolters in seiner besonderen Weise und nickte ein paar Mal vor sich hin. „Der sechzehnjährige Junge, welcher damals von Deiner Gertrud herzbrechenden Abschied nahm — an einem Maiabend war es ebenfalls und in Eurem Garten — der gute Junge existirt lange nicht mehr. Der ist auch so spurlos versunken, langsam, unmerklich — und der Mann, der jetzt neben Dir geht, trägt nur noch seinen Namen. Was willst Du — die centnerschweren Säcke auf den schwanken sechzehnjährigen Schultern sollten diese wohl beugen, und ihnen das freie, stolze sich Emporheben verleiden, die Plackerei von früh bis spät, die Entbehrungen aller Art — da verlernt man das Denken und Alles, was freie Menschen in die Höhe zieht."

„Wir hörten es derzeit, Du hattest einen grausam strengen Lehrherrn bekommen — später drang nie wieder eine Kunde von Dir an unser Ohr. Dein jüngerer Bruder Gustav traf es besser."

„Er ist ein großer Herr geworden, ein Dandy — die reichen alten Leute, welche ihn adoptirten, haben ihn zu ihrem Schooßkinde gemacht. Ja — wir Geschwister sind verschiedene Wege gegangen. Es war ein schlimmer Fall — die Eltern beide todt — an einem Tage — und sieben Waisen zu versorgen, das Jüngste noch an der Brust der Amme."

„Wo sind Deine übrigen Brüder?"

„Drei haben studirt, sind bald in Amt und Würden. Die Verwandten theilten sich damals in die drei Jüngsten und haben sie gut erziehen lassen. Es war auch das Aeußerste, was sie mit ihren bescheidenen Mitteln thun konnten. Gustav ward von dem kinderlosen alten Ehepaare adoptirt — er gehört eigentlich nicht mehr zu uns —, die Schwestern sind gestorben, und ich ward mit meinen 16 Jahren auf die eigenen Füße gestellt. Es ging nicht anders, es war natürlich und nothwendig so, und meine Schultern haben ja ihre Lasten getragen bis heute."

Sie waren bei Teufelsbrück angelangt und hatten sich im Garten an der Elbe niedergelassen und ihren Schoppen bestellt. Sie klangen mit den Krügen an.

„Prosit! auf unser fröhliches Wiedersehen!" sagte Rothhart. „Du hast ja augenscheinlich jetzt überwunden, bist ehrsamer Bürger und eine geachtete Persönlichkeit geworden, das sah ich an der Wirkung Deiner Rede vorhin."

Wolters hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt, er klopfte die Asche von seiner Cigarre, und es zuckte über sein Gesicht. „Ich bin ein Kleinkrämer, mühsamer Anfänger," sagte er, „schaufle so eben weiter. Bis zu einer gewissen Unabhängigkeit habe ich es gebracht und stehe auf ziemlich festen Füßen. Meine Rede vorhin — bah! — es war ein besonderer Anlaß, der mich heute zu sprechen trieb. Ich habe mich mit mancherlei Dingen beschäftigt — so nebenbei —, mein Kopf wollte das Denken und Arbeiten nicht ganz verlernen, so führe ich viele Droguenartikel und brüte manchmal über chemischen Versuchen. Da drüben in Othmarschen zu setze ich eine Fabrik für Farben in's Werk. Es ist noch nichts Großes — Alles erst im Werden —, aber es hat mich in vielfachen Verkehr mit den Arbeitern gebracht, dem Handwerkerstande stehe ich ohnehin nahe, meine Frau stammt aus demselben, ihre Familie bildet unseren Umgangskreis."

Wolters redete ruhig vor sich hin. Rothhart blickte bei den letzten Sätzen verwundert auf und nahm hastig sein Glas vom Tische, es an die Lippen setzend, im Grunde um eine verrätherische Röthe, welche ihm in die Wangen stieg, zu verbergen.

„Da wußte ich," fuhr sein Gegenüber fort, „daß in diesen Kreisen Vieles gährte, was nicht gut und nicht vernünftig war. Daß so viel kernig Deutschthum in ihnen steckt, freut mich, aber ich setze leider weit weniger Hoffnung in diese ganze Erhebung, als alle diese opferfreudigen Menschen. Ich bin ein alter Unheil krächzender Rabe. Alles Gute, auf wirklichen Rechtsboden sich Gründende kommt gewiß einmal zurecht, aber selten, oder niemals auf den ersten Wurf, wie auch der einzelne Mensch mit seinem Streben nie an's Ziel kommt, wenigstens nicht in seiner kurzen Daseinsphase, er muß das dem überlassen, der seine Seele mit all' der Arbeit, die daran gethan ist, erbt. Und so ist es auch mit den Zielen eines Volkes. Eine spätere Generation wird vielleicht ernten, was diese Erhebung gesäet, so wollte ich diese guten gläubigen Vorwärtsstürmer ein wenig hemmen, weil sie gar zu blind in die Flamme laufen. Es war eigentlich nur für meine Art Leute bestimmt, es hatten sich mehr Zuhörer gefunden, als ich vermuthet."

Er schwieg, und Rothhart sah ebenfalls schweigend vor sich hin. „Verzeih' mir," begann er endlich, „wenn ich mich heute Abend schwer in Dich finden kann. Du lebst in meiner Erinnerung als ein ganz Anderer. Ich bin ja ein Jahr jünger als Du, und sah einst, zur Zeit unserer Knabenspiele in den heimathlichen Nachbargärten, zu Dir wie zu einem Helden empor. Es gab keinen feurigeren, begeisterteren Vorkämpfer für alles Große, Ideale, als Dich. Ruhe gehörte nicht zu Deinen Bürgertugenden. Du wolltest studiren, es war bestimmt so, und Du schienst ja auch vollkommen damit einverstanden. Ich aber sah Dich im Geiste immer als Krieger, als Sieger mit wehender Fahne. Du warst eigentlich für Alles interessirt, schienst für Alles zu taugen — und nun diese Beschränkung, diese nüchterne Ruhe."

Es war dunkler geworden, man hatte im Garten die Gasflammen angezündet, die Beiden saßen in tiefem Schatten.

„Das Leben, Du vergißt die Katastrophe, welche mein Leben umgestaltete," sagte Wolters nach einer Weile.

„Hm, freilich, es muß sehr schwer gewesen sein, aber Du hast Dich ja tüchtig genug hindurchgearbeitet, und nun — seit wann bist Du verheirathet?"

„Seit drei Jahren."

„Da hast Du Dich früh in's Ehejoch begeben, Du zählst jetzt dreißig. Wo lerntest Du Deine Frau kennen?"

„Hier, wo ich als Commis arbeitete. Die Jahre waren nicht eben leichter, als die Lehrjahre. Im sauren Frohndienste von früh bis spät. Den Kreisen, in denen ich vor der Eltern Tod gelebt, war ich entrückt, der Hunger nach geistiger Nahrung schwand immer mehr, was außer Thätigkeit gesetzt wird, schwindet, da war ich dankbar, wenn ich bei biederen Menschen, die Anhänglichkeit für meine Person faßten, ein Stündchen ruhen durfte. Zu solchen biederen Menschen gehörten meine Wirthe, denen ich ein Dachzimmerchen abgemiethet hatte, die Familie des ehrsamen Hutmachers Brömel. Sie besaßen nur ein einzig Kind, meine Marie. Als ich dort einzog zählte sie 17 Jahre und war ein frisches, rothwangiges Ding, das mich stets lustig anlachte. Ein fröhliches, lachendes Gesicht war für mich ein außergewöhnlicher Luxusartikel, wenn ich nicht die unter den Kunden im Laden als solche zählen wollte, von denen ich aber nichts hatte, nicht einmal die Zeit sie anzusehen, und deren Lachen mir nicht galt. Mariens Augen aber lachten mich an, mich ganz besonders. Nun, romantisch oder irgendwie interessant ist die Geschichte unserer Liebe nicht, mein guter Ernst, wie überhaupt in meinem Leben nichts romantisch und interessant ist; Alles hausbacken, naturnothwendig, folgerichtig, von jenem Augenblicke an, als ich — in meiner Kammer oben im verödeten, grabesstillen Elternhause meinen letzten verzweifelten Kampf gekämpft."

Es entstand eine Pause, die Nachtigallen schlugen. Lachende Stimmen klangen von den Nebentischen herüber, auf der Elbe sangen Fischer

Digitized by Google

im Vorüberfahren ein Lied. Der junge Offizier rauchte schweigend, er vermochte kein Wort einzuschalten.

„Vater Brömel hatte ein kleines Capital gesammelt, das er mir zur Errichtung meines Geschäftes überließ, ich meinte damals noch etwas für die jüngste Schwester thun zu können, wenn ich selbständig war, es war aber schon zu spät. Marie, sie hatte sich in mich simpeln, gedrückten Patron verliebt, ja wie kommt es denn so, eines Tages lag sie an meinem Halse, und mir war gar seltsam zu Muthe. Ich hatte nie daran gedacht, daß ein Mensch noch einmal wieder fest zu mir gehören könne, ich war mir so absolut einsam vorgekommen — und jetzt ist Marie mein treues, braves Weib. Nun, Du mußt einmal in mein Haus kommen —"

„Und Du zu Gertrud," sagte Ernst Rothhart, „wie wird die unsere Begegnung interessiren."

„Die hat mich längst vergessen, Du alter Schwärmer. Bedenke, das sind an die 15 Jahre, seit wir uns trennten."

„Ich glaube nicht, daß sie uns vergessen hat. Sie hat freilich lange nicht von Dir gesprochen, wie auch mir Dein Bild im Laufe der Zeiten verdrängt worden, aber dennoch, — Ihr Beiden jagtet damals wie ein paar geflügelte Sonnenrosse den Wolken zu."

„Sonnenrosse!" wiederholte der Andere, es klang wunderlich, verächtlich, schneidend, und doch wie tief verhaltenes Weh, das heraufquoll.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Papa Gustave."

Schwank in drei Acten von Alfred Duru.

Ein weit verbreitetes Vorurtheil denkt sich den französischen Humor als eine leichte, pikante Fröhlichkeit, ganz Geist und Verstand und voll scharf gewürztem Witz, und doch geht durch die Literatur unseres Nachbarvolkes neben dem feinen Lächeln des Weltmanns und Philosophen, dem Witz eines Diderot und Voltaire, ein lautes, breites Lachen, das am herzlichsten aus dem Munde des prächtigen Rabelais ertönte, der damit seinen congenialen deutschen Uebersetzer, den lustigen Bürgermeister von Renchen, Fischart, ansteckte, worauf diese behäbige Fröhlichkeit mitten zwischen den Schrecken und Nachwehen des 30jährigen Krieges wie ein befreiendes Gewitter über Europa fuhr und noch Jahrhunderte lang nachhallte. Und Rabelais' Lachen weckte auch den gallischen Humor Molière's und in unseren Tagen die „ungeheure Heiterkeit" von Duvert und Lauzanne und zumal des Meisters Labiche, durch deren viel hundert Possen, Schwänke und Lustspiele das echte zwerchfellerschütternde „rire gaulois" schallt. Duvert-Lauzanne und Labiche schufen mit ihren zahlreichen Mitarbeitern das Genre des Palais Royal-Theaters. Es ist die Posse, der Schwank ohne andere Tendenz, als die Zeitgenossen zu erheitern, ohne moralische Absichten und Bedenken, ungeziert und ungenirt, ausgelassen und mit einem starken Stich in die Caricatur. Einzelne dieser Stücke, wie die tolle Hetzposse: „Der florentiner Strohhut", „Gavaut Minard & Co." haben auch bei uns große Erfolge errungen, aber im Allgemeinen kann man sagen, daß das Genre des Palais Royal auf unseren Bühnen keinen rechten Boden gefunden hat. Wir sind zu verständig, zu gebildet, zu prüde, und unsere ewige Frage nach der Möglichkeit einer dargestellten Handlung bricht den meisten dieser Stücke den Hals. Wer der ersten Aufführung des neuen Schwankes von Duru im Residenztheater beiwohnte und dabei nicht nur für das Stück, sondern auch für das Publikum Augen und Ohren hatte, konnte sehen, daß bei dem nüchternen, gemessenen norddeutschen Zuschauer für diese ungebundene Heiterkeit wenig Verständniß zu finden ist. Zwar freute man sich über viele lustige Wendungen im Dialog und die reichen komischen Situationen, man lachte unwillkürlich, aber niemals ohne jenes kritische Schütteln des Kopfes, das der Candidat Jobses — auch noch so ein Nachkomme von Rabelais und Fischart! — bei seinen Examinatoren hervorgerufen hat. „Eine unmögliche Handlung!" rief entrüstet ein Jüngstdeutscher, der seine Droschkenkutscher und Kellnerinnen mit Schiller'schem Pathos reden läßt. „Das gehört in den Circus!" meinte eine Dame, als eine Ofenröhre als Rockärmel verwendet wurde. Unser Nachbar, ein Ibsenschwärmer, lachte überhaupt nie und wurde ob diesem „Faschingsscherz" immer ernster und verdrießlicher, während einige Possendichter und Witzblätterredacteure sich so königlich unterhielten, als wär's ein Stück von ihnen. Beim Nachhausegehen aber fragte ein blondgelockter Jüngling ärgerlich: „Was nimmt man nun von so einem Stück nach Hause mit!" Nichts, offenbar nichts, aber genügt es nicht schon vollauf, drei Stunden lang mit offenbarem Talent, wenn auch ohne wählerische Mittel, alle Geister des Humors entfesselt zu haben? Die Schaubühne als moralische Anstalt! Diese Velleität spukt noch immer in vielen jugendlichen und gravitätischen Köpfen, trotzdem der unwiderstehliche Zug der Zeit aus dem modernen Theater längst nur eine Stätte der Erholung und Zerstreuung nach des Tages Arbeit gemacht hat. Das ist nun einmal so, und kein Idealist wird es ändern.

Auch die Kritik darf seufzen, daß sie aus einem solchen Stücke nichts nach Hause mitnimmt, denn die Handlung läßt sich nicht erzählen, nicht zergliedern, und die Situationen folgen sich in kaleidoskopischem Durcheinander, daß kaum ein Eindruck haften bleibt. Es ist ein Lügenstück, wobei eine Lüge, meist eine Nothlüge, einen ganzen Rattenschwanz von neuen Vorspiegelungen, Irrungen und Wirrungen nach sich zieht. Aber hier ist die erste Lüge entschuldigt. Notar Pulverin hat eine uneheliche Tochter, deren Existenz er mit Zittern und Zagen seiner Braut am Hochzeitstage beichten will, doch sein Brief mit diesem Geständniß kommt in Folge verwickelter Umstände nicht in die Hand der jungen Frau. Als sich der Sünder schon über die frivole Leichtigkeit, womit die Gemahlin über diesen Punkt hinweg kommt, freuen will, erfährt er zu seinem Entsetzen, daß sie noch gar nichts weiß. Nebenbei gesagt, hat diese vereitelte und vermeintliche Beichte schon so oft gute Dienste auf der Bühne geleistet, daß man nachgerade etwas Besseres erfinden könnte. Wie nun Papa Gustave, so nennt sich der illegitime Vater, den lebendigen Beweis seines Junggesellenleichtsinns versteckt, verleugnet und nach einer Menge von Ausflüchten und Intriguen eingesteht, das bildet eben den Inhalt dieser drei tollen Acte, in denen eine Ente quakt, ein Mordversuch auf den Schwiegervater ausgeübt und ein Selbstmord erdichtet wird, und wo noch viele andere, wenig wählerische Effecte und Motive in Anwendung kommen. Am Ende nehmen Schwiegervater und Gattin die Jugendsünde des Ehemanns mit so vernünftiger Gelassenheit auf, daß wir fragen: wozu der Lärm und wozu die unnöthige Aufregung und alle die Lügen durch drei Acte? Aber da verfallen wir auch in den Fehler der überkritischen Zuschauer, während wir doch auf einem ganz andern Standpunkte stehen und dies harmlos tolle Product des gallischen Humors gern gelten lassen und belachen wollen. „Vous avez ri? Vous voilà désarmé."

Darum haben wir auch für die starken Uebertreibungen des Verfassers und der vier Komiker Witte, Pansa, Wallner und Pagay, die nun einmal zu dem Possengenre des Palais Royal durchaus gehören, ein verzeihendes Lachen. Das Stück, in der gewandten Uebersetzung von Fritz Brentano und wie immer sorgfältigen Inscenirung von Director Lautenburg, hat uns erheitert. Wir sind wirklich entwaffnet.

## Notizen.

Polikuschka. Erzählung von Graf Leo Tolstoi. Uebersetzt von Ida Brendel. (Neu-Brandenburg, C. Brünslow'sche Hofbuchhandlung.) — Unseren Lesern ist diese meisterhafte Erzählung des berühmten russischen Dichters bekannt, denn sie wurde zuerst in anderer Uebertragung in diesen Blättern veröffentlicht, wenn auch in einer durch unsere Raumverhältnisse bedingten Kürzung. Niemals, so können wir sagen, ist das Loos der Armen und Elenden ergreifender geschildert und die russische Volksseele so bloßgelegt worden, wie in der rührenden und zugleich empörenden Geschichte von dem armen, verachteten Dieb Polikei, der einmal jede Versuchung niederkämpft und an einem falschen Verdachte zu Grunde geht. Die Charakteristik und die Treue in der Schilderung des Kleinlebens sind das Erstaunlichste, was die russische Literatur hervorgebracht hat. Dieser unerbittliche, wahrhaft dichterische Realismus verdient auch bei uns Nachahmer zu finden.

Novellen. Von L. Herzog. Mit einem Vorwort von Geheimrath Professor Felix Dahn in Königsberg. (Hannover, W. Otto.) — Die vier kleineren Novellen dieser Sammlung entsprechen den Anforderungen, die man an die in einer Nummer abschließenden Erzählungen großer Tagesblätter zu stellen gewohnt ist. Gut und amüsant geschrieben, halten sie sich von ernsteren Problemen und Conflicten wohlweislich fern. Prätensiöser tritt eine vierte größere Novelle, mit dem Titel Meister Hulfft, auf. Hier versucht der Verfasser das Leben in Kreisen zu schildern, die er offenbar nur vom Hörensagen kennt, und verfällt naturgemäß in unhaltbare idealistische Phantastereien. Eine Dame, die in Gesellschaft einen Schuh auszieht und ihn sich von einem in andere Verhältnisse gekommenen Schuhmacher repariren läßt, um ihn zu verhöhnen, ist ebenso unmöglich, wie der ehrliche Meister selbst, der den Schlag dadurch parirt, daß er die Ausbesserung örtlich coram publico vornimmt. Das hübsche Erzählungstalent des Verfassers wird mit seiner Bethätigung warten müssen, bis ihm durch die Erfahrung mehr selbsterlebter Stoff zugetragen wird. m.

Hannoversche Schriftsteller der Gegenwart. Serie I. (Hannover, W. Otto.) — Das Titelblatt zeigt uns die Bilder der Mitarbeiter an dieser ersten Serie, in der die Damen die Majorität haben; 18 Damen und nur 7 Herren! Auch in Bezug auf die Qualität ihrer Gaben gebührt hier den Damen die Palme. Was die meist jugendlichen Herren beigesteuert haben, ist entschieden nicht von der Güte der übrigen Beiträge. Am höchsten steht jedenfalls die anmuthige Erzählung „Auf Stubbenkammer" von Alexander Römer, von dem „Die Gegenwart" soeben eine Novelle beginnt. Wir können das unterhaltende Buch empfehlen.

Stiefkinder der Gesellschaft. Von Hans Land. (Berlin, A. F. Fried & Co.) — Der augenscheinlich noch jugendliche Verfasser hat offenbar Talent. Seine fünf Geschichten, die sämmtlich traurig ausklingen, sind frisch und gut erzählt, obwohl uns sonst das Pathos, womit gegen die Gesellschaft gedonnert wird, vielfach hohl und überheizt vorkommt. Wenn der Autor erst älter und welterfahrener sein wird, dürfte er minder pessimistisch die Welt betrachten, die auch ihre lichten Seiten hat. Aber freilich der an den Gittern rüttelnde Gefangene und seine Declamationen — damit erregt man mehr Aufsehen, als durch die unmoderne künstlerische Ruhe und Objectivität. In jeder Hinsicht ein aufregendes Büchlein.

Digitized by Google

Volk und Staat. Eine Studie von Fr. J. Neumann. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — In Deutschland wird der früher üblich gewesene Ausdruck politische Oekonomie im Allgemeinen mehr und mehr durch den Ausdruck Nationalökonomie verdrängt. Schon aus diesem Grunde lag dem verdienstvollen Verfasser, dem bekannten Tübinger Professor der Staatswissenschaften, d. h. der Nationalökonomie, die Wahl seines Themas nahe. Roscher polemisirt in seiner Finanzwissenschaft mit Recht gegen ein allzu günstiges Urtheil, welches Neumann über den ultramagyarischen (Pseudo-)Nationalstolz fällt, bezeichnet indeß die bezügliche, 1886 erschienene Abhandlung Neumann's als „höchst gründlich und scharfsinnig". Dieselbe Anerkennung müssen auch wir, trotz manchen Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich praktischer Nationalitätsfragen, dem neuen, bei aller Gründlichkeit gemeinverständlich und geschmackvoll geschriebenen Werke Neumann's zollen, welches viele anregende Ideen und Daten enthält.

k. w.

Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Von Julius Ernst von Günthert. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) — Der durch sein Epos „Barbablanca" bekannt gewordene dramatische und lyrische Dichter und Oberst a. D. erzählt hier seine von 1861 an datirenden Beziehungen zu dem großen Aesthetiker, indem er ihn zuvörderst selbst in seinen Briefen zu Worte kommen läßt und die Lücken durch nacherzählte Aeußerungen und bezeichnende Anekdoten ausfüllt. Ja, das ist der herrliche Mann, wie er leibt und lebt! Daß er zu seinem Einhard in „Auch Einer" selbst Modell gestanden, erkennt man hier deutlich; der „Pfnüsel" und alle Tücken des Objects finden sich hier im Kampfe gegen das theure Originalgenie sammt seinen Schrullen und Lichtblitzen. Interessant sind die Bemerkungen zur großen Tagesgeschichte, zu Schiller und Shakespeare, die Bedenken, ob er von Tübingen nach Zürich übersiedeln soll, sein Leben daselbst. Leider brechen die Mittheilungen mit Mörike's Tod, der als Einlage geschildert wird, ab. Möge die Fortführung der Tagebuch- und Correspondenzmittheilungen bis zu Vischer's Hinscheiden nachfolgen!

Grundzüge der physikalischen Geographie. Von Franz Bendt. (Berlin, Bohne.) — Der Verfasser ist Mitarbeiter der „Gegenwart" und durch seine technischen und meteorologischen Beiträge wohl bekannt. Hier bietet er ein kurzes Repertorium und Nachschlagebuch für Orographie und Meteorologie, Erdmagnetismus und geologische Erscheinungen, wobei die neuesten Forschungen berücksichtigt sind. Die Schrift ist nicht nur für Fachleute, sondern auch für weitere Kreise klar und verständlich geschrieben und wird in allen Fragen der physikalischen Geographie gute Dienste leisten.

Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften. Von Ludwig Pfau. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Nach den von uns bereits angezeigten zwei ersten Bänden erscheinen jetzt Band 4 und 6 dieser Ausgabe; was dazwischen liegt, soll, wie die Verlagshandlung verspricht, bald gist erscheinen und die gesammelten ästhetischen Schriften des schwäbischen Volksmannes vervollständigen. Beide Bände enthalten zum großen Theil einen Wiederabdruck der „Freien Studien", doch mit zahlreichen Ergänzungen und Veränderungen. In markiger Sprache wird da das Verhältniß der Kunst zur Moral, Philosophie, Volkswirthschaft und zum Staat erörtert, wobei es nicht an genialen Einfällen, tiefsinnigen Ausführungen und fruchtbaren Anregungen fehlt. Etwas allzu radicale Bemerkungen z. B. über die Religion und der Umstand, daß der Verfasser sich stellt, als fände der freie deutsche Gedanke bei uns kaum noch eine Zuflucht, mag man dem alten Achtundvierziger zu Gute halten. Vorzügliches findet man im literarischen Band, z. B. die warmherzige Einleitung zu Pfau's Meisterübertragung von Claude Tillier's „Onkel Benjamin" und die Aufsätze über Zola und Erckmann-Chatrian, doch ist hier zu beklagen, daß die kritische Betrachtung die neueren Werke derselben nicht mehr berücksichtigt. Wir kommen nach der Vollendung dieser Gesammtausgabe auf Pfau und seine Bedeutung als Aesthetiker noch eingehend zurück.

Das moderne Holland. Von M. L. F. Mohr. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Diese gefälligen feuilletonistischen Schilderungen aus dem Lande der Wasserbauten verbreiten sich in ziemlich erschöpfender und immer sachkundiger Weise über das geistige, künstlerische, sociale und politische Leben. Nicht durchweg lobend, aber mit gerechter Milde wird der Volkscharakter beurtheilt, und der Kenner muß der Verfasserin beistimmen, daß die Holländer Gemüthsmenschen sind. Interessant ist namentlich das Kapitel über die Bühne, die heutige Literatur wird gewürdigt, aber nicht überschätzt (Keller und Cremer verdienen auch um ihrer Dorfgeschichten willen diese Auszeichnung), doch vermissen wir ungern ein kräftig Wörtlein über die holländische Piraterie auf buchhändlerischem und theatralischem Gebiete. Wo bleibt da der von der Verfasserin gepriesene Rechtssinn unseres Nachbarvolkes?

## Inserate.


**S. Fischer Verlag, Berlin SW.**

Soeben erschien:

**Emile Zola's**

neuester Roman

**„Der Traum".**

Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Der durchaus keusche Inhalt des Romans bildet die Herzensgeschichte eines Findelkindes, einer armen Stickerin, deren grosser mystischer Lebenstraum eine Welt eigenartiger Gedanken uns vor die Seele führt. Der Gegensatz zwischen den Gesetzen und Anschauungen der modernen Gesellschaft, zwischen den Anforderungen des realen Lebens und den reinen himmlischen Traumbildern eines jungfräulichen Herzens zeitigen den Konflikt.

**In allen Buchhandlungen vorräthig.**

Soeben ist erschienen:

**Der neue Merlin.**

Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert

von **Eduard Paulus.**

Preis geh. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Der geistvolle, längst als Lyriker und Humorist anerkannte Dichter entrollt hier in kühnen und knappen Zügen prophetische Bilder aus der fernen Zukunft unseres Volkes, großartig düster und wieder wunderbar seelenerhebend; neu und glänzend in der Form, zu tiefen und edlen Gedanken jeden Leser, der noch Sinn hat für echte, aus dem innersten Mark des Lebens sprossende Poesie, anregend.

**Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.**

**CACAO-VERO,**

entölter, leicht löslicher

**Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL**

**Dresden**

**Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Drogueng eschäften.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

**Commanditär.**

Ein geachteter deutscher Verlagsbuchhändler, welcher seit neun Jahren in **Paris** etablirt ist, sucht einen stillen Theilhaber mit einer Einlage von **50,000 Mark.**

Der Suchende hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, gediegene deutsche Werke in Frankreich durch mustergiltige Uebersetzungs-Ausgaben einzuführen und kann gute Erfolge auf diesem Gebiete nachweisen. Eine reichliche Verzinsung des eingelegten Kapitals ist gesichert.

Dem Suchenden stehen **erste** Referenzen zur Seite. Gefällige Offerten durch **Rudolf Mosse, Berlin SW.** sub **J. S. 5406** erbeten.

Im Verlage der **Stahel**'schen Universitäts-Buch- u. Kunsthandlg. in **Würzburg** ist soeben erschienen und allerorts zu beziehen:

**Die Welt**

oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften mit den sich ergebenden allgemeinen Schlußfolgerungen zum Verständnisse für Gebildete jeden Berufes

von Dr. **Carl Jacob** in **Zweibrücken,**

vormals praktischer Arzt in Kaiserslautern.

Zweiter Band: **Physik.**

Preis Mk. 10.80.

**Königin Luise von Preußen** von Dr. **Cane u. Karl Fr. Pfau.** In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

**Karl Fr. Pfau** in **Leipzig.**

**Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur**

ihres Verlages liefert **gratis** und **franco**

**Oldenburg. Schulzesche Hof Buchhdlg.**


Digitized by Google

**Verlag von Rosenbaum & Hart, Berlin W.**

Soeben erschien:

## Das moderne Holland.

Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Wasserbauten.

Von **Marie L. F. Mohr.**

8°. 210 Seiten. Preis geheftet 4 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Schatten.

Erzählung von

**K. E. Franzos.**

25 Bogen gr. 8°. Geheftet 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

## Gedichte aus dem Nachlaß von J. V. von Scheffel.

Inhalt: Humoristische Gedichte. — Vermischte Gedichte und Uebertragungen. — Gelegenheitsgedichte. — Sprüche.

11 Bogen 8°. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mk.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**, Verlagsbuchhandlung.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

## Kometenbriefe

von

**Lucifer.**

**Ein Band Min.-Format, eleg. Ausstattung 2 Mk., geb. in originellen Einband 3 Mk.**

Das Werk ist eine geistvolle und witzige Satyre auf unsere gegenwärtigen Zeitverhältnisse.

## Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

**Baumgarten,** Hermann, **Geschichte Karls V.** Zweiter Band. Zweite Hälfte. Oktav. VIII u. 335 S. Mk. 5. —

**Davidsohn,** Dr. Robert, **Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg.** Oktav. VI u. 337 S. Mk. 4. —

**Almann,** Dr. Heinrich, Professor der Geschichte, **Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511.** Oktav. 74 S. Mk. 1. 50.

**Haus von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV.** 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Oktav. VI u. 117 S. Mk. 2. —

**Wasserrab,** Karl, Dr. jur. et cam., **Preise und Krisen.** Volkswirtschaftliches aus unseren Tagen. Eine von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Oktav. VIII u. 221 S. M. 4. —

**Graf Pitzthum von Eckstädt,** K. F., **Shakespeare und Shakspere.** Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. Mk. 4. —

**Grillparzers Sämtliche Werke.** Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. Mk. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Auf den Tod Kaiser Friedrichs.**

Eine Dichtung

von

**Johann Friedrich Lahmann.**

Den Ertrag bestimmt der Verfasser dem Kaiser-Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth.

**Preis 1 Mark.**

Bremen. **H. W. Salomon.**

Soeben erschien:

## Polikuschka.

Von

**Graf Lev Tolstoj.**

Eleg. brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Eine der vortrefflichsten Erzählungen Tolstoj's und als Weihnachtsgeschenk sehr geeignet; zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Brünslow'sche Hofbuchhdlg.**

**Neubrandenburg.**

Im Verlage von **W. Otto** in **Hannover** erschienen:

**Herzog, L., Novellen.** Bevorwortet von Geheimrath Prof. Felix Dahn. 8. 18 Bog. Preis 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. 50 Pf.

**Hannov. Schriftsteller der Gegenwart** in Wort und Bild. gr. 8. 25 Bogen.

Enthält Beiträge — meistens novellistische — von 18 in Hannover lebenden Schriftstellern — A. v. d. Elbe, L. Haidheim, L. Herzog, A. Kistner, Alex. Römer, A. Schroeder, L. Westkirch — und außerdem biogr. Notizen und ein Lichtdrucktableau. Preis 5 Mk. 60 Pf., eleg. geb. 7 Mk.

Obige Bücher führt jede gute **Leihbibliothek** und jedes gute **Bücherleseinstitut.**

**Eduard v. Hartmann.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Philosophie des Unbewussten.**
IX. Auflage. 2 Bde, in gr. 8°. Preis M. 12.—.

**Das sittliche Bewusstsein.**
II. durchgesehene Auflage in gr. 8°. Preis M. 6.—.

**Aesthetik.**
2 Bände in gr. 8°. Preis M. 13.—.

**Religionsphilosophie.**
II. Auflage. 2 Bände in gr. 8°. Preis M. 8.—.

**Ausgewählte Werke.**
6 Bände in gr. 8°, in 5 Halbfranzbände gebunden, Mark 38.—.

**Gesammelte Studien und Aufsätze.**
III. Auflage in gr. 8°. Preis M. 12.—.

**Moderne Probleme.**
II. Auflage in gr. 8°. Preis M. 5.—.

**Das Unbewusste.**
II. Auflage in gr. 8°. Preis M. 8.—.

**Philosophische Fragen d. Gegenwart.**
In gr. 8°. Preis M. 6.—.

**Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

(Ein ausführlicher Prospekt über sämmtliche Werke **Eduard v. Hartmann's** wird auf Verlangen gratis u. franko zugesandt.)

**Hans Land, Stiefkinder der Gesellschaft.** Preis 2 Mk.
soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
**Alfred H. Fried & Cie.**

Soeben erschien der neueste Roman von

**August Niemann**

## Eulen & Krebse.

24 Bogen 8° in solidester Ausstattung.
Preis broch. 6 M., eleg. geb. 7.50 M.
Gotha. C. F. Windaus' Bh. (J. Goetsch).


Hierzu eine Beilage von Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 1. December 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

CORNELL ... DEC ... Library

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Die Ueberwindung der Socialdemokratie. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Brahmanenprobe. Von Martin Greif. — Auch ein Schiller-Biograph. (Otto Brahm.) Von H. Düntzer. — Die Allegorie im modernen Romane. Von Oskar Bulle. — Mein Verhältniß zu früheren Philosophen. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Feuilleton:** Wiedergeboren. Novelle von Alexander Römer. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Eva." Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß. — Notizen. — Inserate.

### Die Ueberwindung der Socialdemokratie.

Von Karl Walcker.

In London tagte Anfang November 1888 ein sogenannter Internationaler Gewerkvereins-Congreß, an dem 69 englische und schottische, 19 französische, 10 belgische, 9 holländische, 2 dänische Delegirte und 1 italienischer Delegirter Theil nahmen. Wie bei früheren Gelegenheiten, so traten auch diesmal die tiefen principiellen Gegensätze, die Interessengegensätze und die Temperamentsverschiedenheiten der aristokratisch-zünftlerischen, nur die besseren Arbeiter aufnehmenden englischen Gewerkvereine und der demokratischen Socialisten des Festlandes zu Tage. Der Belgier Anseele griff z. B. die Engländer unter dem lebhaften Beifall der Socialisten in sehr scharfer Weise an. Trotzdem erklärten die Belgier, sie wollten, nach dem Vorbilde Englands, ihre verschiedenen Gewerkvereine zu einem Verbande vereinigen und sich dabei von den englischen Gewerkvereinen belehren lassen. Solche naive Selbstwidersprüche waren und sind bei den Socialisten verschiedener Länder, Zeiten und Richtungen keineswegs selten.

Der Socialdemokratismus ist die wichtigste, aber keineswegs die einzige Erscheinungsform des protensartigen Socialismus. Unter dem Letzteren versteht man jede starke Uebertreibung des wirthschaftlichen Gemeinschaftsprincipes des Staates, der Commune, oder einer ähnlichen Gemeinschaft. Als despotische Socialisten wären der spartanische Tyrann Nabis, der Münstersche Wiedertäuferkönig Johann von Leyden und Mehemed Ali von Aegypten, als oligarchische die Jesuiten in Paraguay anzuführen. Es kann ferner einen extrem schutzzöllnerischen, feudalen, zünftlerischen oder bureaukratischen Socialismus geben. Man denke z. B. an den 1878 von Stöcker und Anderen begründeten und 1882 eingegangenen „Staatssocialist" und an die Stöcker'schen „Christlich-Socialen". Einige Manchestermänner gehen zu weit, wenn sie die auch in den skandinavischen Staaten, in Holland und Belgien bestehenden Staatsbahnen als ein socialistisches Institut bezeichnen. Die von einzelnen deutschen und ausländischen, z. B. deutschböhmischen, Stimmen geforderte, in Wirklichkeit übrigens schwerlich zu befürchtende Verstaatlichung des gesammten Versicherungswesens wäre dagegen entschieden socialistisch, obgleich nicht specifisch socialdemokratisch.

Eine so verwickelte Frage, wie die Socialistenfrage, kann natürlich mit Rücksicht auf den Raum an dieser Stelle nicht eingehend untersucht werden. Im Nachfolgenden sollen nur die Hauptmittel zur Ueberwindung der Socialdemokratie kurz erörtert werden.

Zunächst müssen die Antisocialisten alles das vermeiden was unmittelbar oder mittelbar geeignet ist, die Verbreitung socialdemokratischer Tendenzen zu befördern. Dazu gehören sehr zahlreiche und verschiedenartige politische Begehungs- und Unterlassungssünden. Wenn extreme Schutzzöllner z. B. die ewigen, großen, staatserhaltenden Grundsätze der Sparsamkeit, der Selbstverantwortlichkeit, der individuellen, genossenschaftlichen und actiengesellschaftlichen Selbsthülfe in einer noch über Lassalle hinausgehenden Weise systematisch schmähen, der öffentlichen Meinung als überwundene, manchesterliche Standpunkte denunciren, — so können sie sich nicht wundern, wenn junge Socialdemokraten ähnlich zwitschern, wie jene Unbesonnenen singen, im Namen der angeblich allein glücklich machenden Staatshülfe den socialdemokratischen Staat fordern. Bereits Lasker warnte mit Recht vor socialaristokratischen (richtiger: socialoligarchischen) Tendenzen, welche die Verbreitung socialdemokratischer Tendenzen befördern; und gemäßigte Schutzzöllner, Männer wie J. Conrad u. A., warnen ebenfalls vor solchen Extravaganzen, die sogar von extremen Schutzzöllnern vermieden werden können.

Viele Kannegießer leisten dem Socialismus wider Willen Vorschub, indem sie mit volkswirthschaftlicher Unwissenheit, in ungerechter, übertreibender Weise, ja, sogar mit schlecht, oder gar nicht verhehlter Furcht öffentlich über den Socialismus reden und schreiben. Fürst Bismarck hob dagegen mit staatsmännischer Objectivität hervor, daß einem Theile der Pariser Communeglieder von 1871 ein ähnliches Ideal wie die Stein'sche Städteordnung vorschwebte. Roscher ist ebenfalls unparteiisch genug, bei seinem Plaidoyer für eine colonisatorische, germanisirende Auswanderung nach den nichtdeutschen Gegenden Oesterreich-Ungarns nicht bloß an F. List und Dieterici, sondern auch an Rodbertus und Lassalle zu erinnern, die in dieser Beziehung wirklich patriotisch, deutschnational fühlten. Nicht jeder Socialist ist ferner ein neidischer Mensch, ein egoistischer Demagoge oder ein Taugenichts. Es hat reiche, wohlhabende, gebildete, von ihrem Mitleide irre geführte Socialisten mit aufrichtig friedlichen, antirevolutionären Absichten gegeben. Dahin gehörte z. B. der reiche Fabrikant R. Owen, der Vater des englischen Genossenschaftswesens, dessen Verdienste, trotz seinen Ideologien, auch von gekrönten Häuptern anerkannt wurden.

Der alte Satz divide et impera muß beim Kampfe gegen den Socialismus wohl beachtet werden. Man muß die gutgläubigsten und gemäßigtsten Socialisten von ihren schlechteren Genossen trennen. Dann wird man mit den Letzteren leichter

Digitized by Google

fertig. Eine allmähliche und völlige Bekehrung aller Socialisten dürfte schwerlich möglich sein. Für praktische Zwecke würde es indeß genügen, wenn die Socialdemokratie zu einer kleinen, einflußlosen Secte gemacht würde; und das ist sehr wohl möglich.

Die gemäßigtsten Socialisten gehen von der thatsächlich unrichtigen Voraussetzung aus, daß im sog. heutigen Staate oder, besser gesagt, im antisocialistischen Staate der Gegenwart und Zukunft durchgreifende, organische, die volks- und weltwirthschaftlichen Zusammenhänge gebührend berücksichtigende Reformen nicht möglich seien. Jene Socialisten haben leider Recht, wenn sie darüber klagen, daß systematische Be- und Entwässerungen ganzer Stromgebiete im Deutschen Reiche und anderswo bis jetzt unterlassen worden sind; aber sie haben Unrecht, wenn sie wähnen, der heutige Staat könne, oder wolle solche Reformen grundsätzlich nicht durchführen. Die ganze Idee ist überhaupt gar keine Erfindung der Socialdemokratie, sondern sie ist socialistischer Seits von irgend einem antisocialistischen Sachverständigen, vermuthlich von Perels, entlehnt, so zu sagen abgeschrieben worden. Der Wiener Professor Perels plaidirte wenigstens 1880 in den halbamtlichen Berliner „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern" für die große Reform, die schon 1871 und 1872 von Reuleaux und Toussaint vertreten worden ist. Zu den zahlreichen Reformen, welche zur Ueberwindung der Socialdemokratie und aus sonstigen Gründen nothwendig sind, gehören die energische Unfallverhütung in industriellen und landwirthschaftlichen Betrieben, die freie Bewegung für gemäßigte, antisocialistische Gewerkvereine und für freie Hülfscassen auf dem Gebiete der Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung, die Verleihung von Corporationsrechten an die erwähnten Gewerkvereine, eine gleichmäßigere locale Vertheilung der Industrie, des Handels und der Bevölkerung über das Reichsgebiet und verschiedene andere Dinge. Die vom Münchener Nationalökonomen und Statistiker Prof. M. Haushofer treffend sog. „großstädtische Krankheit", d. h. die Uebervölkerung der Großstädte und Industriebezirke und die Untervölkerung der Ackerbaugegenden, ist ein ernster Gegenstand von der größten socialpolitischen Bedeutung. Wenn große Arbeitermassen in künstlicher, naturwidriger Weise in gewissen Gegenden zusammengedrängt werden, so entstehen dadurch mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit eine demoralisirende Wohnungsnoth, Krankheiten, Epidemien, ultrademokratische und socialdemokratische Bestrebungen; wie hervorragende Männer verschiedener wirthschaftlicher und politischer Richtungen, aller Ordnungsparteien, wiederholt hervorgehoben haben. Eine Canalcommission des preußischen Abgeordnetenhauses wies 1886 in ihrem Berichte über das Dortmund-Ems-Canalproject auf die gefährliche Anhäufung großer Arbeitermassen in Westphalen hin und betonte mit Recht, daß der Canal zu einer gleichmäßigeren localen Vertheilung der westphälischen Industrie führen werde (weil nämlich Canäle überall, Eisenbahnen nur an verhältnißmäßig wenigen Punkten zum Auf- und Abladen benutzt werden können). Wenn die Bevölkerung Berlins und anderer Großstädte nach den Vorschlägen H. B. Oppenheim's u. A. gleichmäßiger über das Staatsgebiet vertheilt wird, wenn ein Theil der großstädtischen Fabrik- und Handelsgeschäfte nach untervölkerten Ackerbaugegenden verlegt wird, wenn die Industrie und der Handel dieser Gegenden durch die unwiderstehliche Wucht von Eisenbahndifferentialtarifen energisch und großartig gehoben werden, — so ist auch die Socialdemokratie im Wesentlichen mattgesetzt. Durch solche Reformen wird es eben zahllosen fleißigen und sparsamen, gewerblichen und ländlichen Arbeitern möglich gemacht, sich ein Häuschen und Gärtchen zu erwerben, zum Theil selbst etwas Landwirthschaft zu treiben. Der Besitz, namentlich der Grundbesitz, macht bekanntlich conservativ, antisocialistisch. Die deutschen Bauern sind geschworene Gegner der Socialdemokratie, so zu sagen Eigenthumsfanatiker, und die Hebung der Industrie und der Bevölkerungszahl der armen Ackerbaugegenden ist zugleich das wirksamste Mittel zur Verbesserung der Lage der Bauern und Rittergutsbesitzer.

Im Vaterlande Luther's, Kant's und der allgemeinen Schulpflicht ist ferner die wissenschaftliche und populäre, aber sachgemäße Kritik eine mächtige Waffe gegen den gewaltigen, von der Socialdemokratie erstrebten Culturrückschritt. Gewisse schlagende Gründe gegen den Socialismus pflegen zu wenig oder gar nicht berücksichtigt zu werden. Dazu gehören namentlich folgende Punkte. Es war sehr inconsequent, sehr undemokratisch, daß manche deutsche und ausländische Socialisten sich sog. Sitzredacteure hielten. Es ist ebenso inconsequent, daß die socialistischen Reichstags-, Landtags- und Gemeinderathscandidaten in oligarchischer Weise ernannt und nicht in demokratischer Weise durch's Loos bestimmt werden. Das Loos würde fast immer auf Nullen fallen, welche mit den durch ihre Zungenfertigkeit und ihren Ehrgeiz emporgekommenen Führern der Partei zu streiten beginnen würden, wobei der Antisocialismus der sich freuende Dritte wäre. Aehnlich würden sich im geträumten Socialistenstaate die Führer und die aristokratischen Arbeiterklassen der Buchdrucker, Maschinenbauer, Kunstdrechsler ꝛc. weigern, reiheum mit den demokratischen Arbeiterklassen oder auf dem Wege des Looses die schmutzigsten Arbeiten zu übernehmen. Man muß ferner die Socialistenführer moralisch zwingen, über die Grundsätze der Lohnvertheilung des socialistischen Staates reinen Wein einzuschenken. Sie würden dabei stets in ein Wespennest greifen, mögen sie sich nun für eine völlig gleiche Bezahlung aller höheren, mittleren und niederen Berufe aussprechen oder irgend eine Lohnscala aufstellen. Der schlagendste Grund gegen den Socialdemokratismus besteht darin, daß derselbe ein Verstoß gegen die Mathematik, gegen das Einmaleins ist. Einzelnen Arbeitern und einzelnen Arbeiterklassen könnte man im socialistischen Staate thatsächlich, wenn gleich in principwidriger Weise, das Privilegium übermäßig hoher Löhne und einer übermäßig kurzen Arbeitszeit gewähren, aber nicht allen Arbeitern. Sogar die Socialisten geben diese unleugbare Wahrheit, die inneren Interessengegensätze der Handarbeiterklasse, manchmal zu. Der triviale Einwand, daß die Waarenpreise nicht allein von den Arbeitslöhnen abhängen, ist ganz unzutreffend, nicht zur Sache gehörig. Wenn der Staat eine enorm hohe Verbrauchsteuer auf Steinkohlen legte, so könnten die Consumenten sich nicht damit trösten, daß die Steuer nicht der einzige Factor der Kohlenpreise wäre; und wenn die Kohlenpreise in Folge enormer Erhöhungen der Arbeitslöhne in die Höhe gingen, so könnten die Consumenten sich nicht damit trösten, daß die Arbeitslöhne nicht der einzige Factor der Kohlenpreise wären. Mit diesem Gleichnisse soll natürlich nicht behauptet werden, daß die an dieser Stelle nicht zu untersuchenden Löhne der Bergleute in Wirklichkeit enorm hoch sind (abgesehen vielleicht von der englischen Gründerzeit der Jahre 1871—1873 und ähnlichen Fällen). Die Socialisten und ihre Führer haben überhaupt eine schwierige Stellung. Nehmen sie eine radicale Haltung ein, so gerathen sie bei vielen Parteigenossen in den Verdacht einer mißliebigen, extremen, anarchistischen Richtung oder gar in den Verdacht, agents provocateurs, Polizeispione, zu sein. Nehmen sie dagegen eine gemäßigte Haltung ein, so gerathen sie bei vielen Parteigenossen in den Verdacht, daß sie mit einem Fuße auf antisocialistischem Boden stehen, und daß sie Gegner des Socialismus werden könnten. In England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, dem Deutschen Reiche und anderen Ländern sind in der That so manche Socialisten, überhaupt so manche Radicale, Ordnungsmänner geworden.

Digitized by Google

## Literatur und Kunst.

### Brahmanenprobe.

Satyakama sprach, als er herangereift,
Hingewandt zur alten Mutter sprach er so:
„Meines Herzens Stimme treibt mich rastlos an,
Daß den Stand ich der Brahmanen wählen soll.
Buddha helfe mir, die Probe zu besteh'n!
Aber gib mir an, wie ich mich nennen soll,
Wenn ein Weiser doch mich nach dem Namen fragt."

Also hob der eingezog'ne Jüngling an.
Ihm erwiderte die Mutter unverweilt:
„Traun, ich weiß es nicht, aus welchem Haus du bist!
Da ich jung gewesen, kam ich viel umher
Und als Magd gebar ich Dich in fremder Stadt.
Darum heiße, weil Dein Vater unbekannt,
Satyakama Dich, den Sohn der Jabala!"

Innig, als er dies gehört, umschlang er sie,
Drauf den stillen Weg zum Tempel schritt er hin.
Dort, nach demuthvollem Gruße, sprach er so:
„Meines Herzens Stimme treibt mich rastlos an,
Daß den Stand ich der Brahmanen wählen soll.
Buddha helfe mir, die Probe zu besteh'n!
Aber sagt mir nun, wann sie beginnen soll."

Schweigend hatten ihn die Priester angehört,
Doch der Aelteste von ihnen trat herzu
Und mit ernster Miene ließ er so ihn an:
„Schwere Proben legt dem Neuling Buddha auf,
Darum sei gefaßt, daß Du sie nicht bestehst!
Doch nun gib uns kund, aus welchem Haus Du bist,
Da Dein Name sonst uns bliebe unbekannt."

Satyakama, aufgeregt, entgegnete:
„Meine Mutter sprach, als ich darnach sie frug:
Traun, ich weiß es nicht, aus welchem Haus Du bist!
Da ich jung gewesen, kam ich viel umher
Und als Magd gebar ich Dich in fremder Stadt.
Darum heiße, weil Dein Vater unbekannt,
Satyakama Dich, den Sohn der Jabala!"

Durch den Kreis der Priester flog ein Lächeln hin,
Doch, der ihm genaht war, zog ihn nah' an's Herz:
„Offen, wie Du sprachst, spricht ein Brahmane nur;
Deine Probe hast Du wahrhaft abgelegt,
Weil Du von der Wahrheit nichts verschwiegen hast.
Und so nehm' ich denn in Buddha's Namen Dich,
Satyakama, auf, den Sohn der Jabala.

Martin Greif.

---

### Auch ein Schiller-Biograph.

(Otto Brahm.)

Von H. Düntzer.

Einer von Wilhelm Scherer's folgsamsten Anhängern und Schleppträgern, der sich durch einige leichtere Arbeiten, wie seine unselbständige und bereits wieder veraltete Kleist-Biographie, bekannt gemacht, ist eben mit dem Anspruch aufgetreten, der Welt ein neues Licht über Schiller aufzustecken; alles, was seit Hoffmeister und Boas für diesen geschehen, sei „eine mehr in der Mittheilung des Thatsächlichen als in seiner Durchdringung glückliche Forschung". Die ganze Schwere dieser Anmaßung empfindet nur derjenige, der weiß, daß gerade die neueste Zeit von einem höheren Standpunkt als Hoffmeister die Erkenntniß von Schiller als Mensch und Dichter sich zur Aufgabe gestellt und mit Ernst und Wärme um ihre Lösung sich bemüht hat. Brahm erzählt uns, wie schon im Sommer 1879 sein Meister und Lehrer Scherer den Wunsch gehabt, „die Methode der modernen literarischen Forschung, wie zumeist er sie ausgebildet, an einer Lebensbeschreibung Schiller's sich erproben zu sehen". Wenn wir weiter hören, andere Aufgaben hätten diesen Plan bei Brahm zurücktreten lassen, so darf man wohl fragen, ob diese von solcher Bedeutung waren, daß sie ein großes, mit treibender Willenskraft vorgesetztes Unternehmen aufzugeben veranlassen konnten, ob es nicht vielmehr eine Eingebung der Klugheit gewesen, einige Zeit den Quellenschatz sich mehren und andere sich der so schönen wie schweren Aufgabe widmen zu lassen, um dann in die volle Ernte einzutreten. Erst anfangs 1885 griff er den so lange zurückgelegten Plan wieder auf und „fand Scherer's Theilnahme sich von neuem zur Seite". Der erste der beiden Bände seines „Schiller" (diesen einfachen Titel hat er gewählt, wie der junge Cramer vor mehr als einem Jahrhundert mit seinem „Klopstock" auftrat) liegt jetzt vor, doch hat der Verfasser sich gedrungen gefühlt, vorher in Zeitschriften durch einzelne Probestücke auf das Werk bedeutsam hinzuweisen.

Das Vorwort belehrt uns, die historisch-kritische Betrachtungsweise unterscheide seine Arbeit von der Mehrzahl seiner Vorgänger und könne vielleicht, indem sie deren Uebertreibung meide, „jenes parteiische Schwanken von Extrem zu Extrem überwinden helfen", welches Schiller's Bild entstellt habe. Als ob es Brahm's Hülfe bedurft hätte, die Bewunderung Schiller's vor der Schrankenlosigkeit zu bewahren, als ob dessen wahre Schätzung sich nicht aus liebevoller Verfolgung seiner menschlichen Entwickelung und lebendigem Eindringen in seine geistigen Schöpfungen ergäbe, woran es vor Brahm nicht gefehlt hat. Bei seiner nüchternen literarischen Beurtheilung der Werke und seiner in kleinlichen Herleitungen sich gefallenden Darstellung des Lebensganges vermissen wir gerade große, tiefe Blicke und lebendiges Eindringen, welche nur aus innigem Versenken, nicht aus spielendem Aufpassen und oberflächlicher Selbstüberhebung gewonnen werden, nicht aus beschränkter Nachahmung eines Meisters, dessen Kühnheit man folgt, ohne einen Funken seines Geistes.

Fragen wir, was der neue „Schiller" Neues und zugleich Richtiges bringe, so ist der Ertrag äußerst mager. Das Vorwort zählt genau alles auf, was der erste Band „an neuem Material der Forschung zugeführt". Näher besehen, ist dieses unbedeutend, bietet gar nichts, was einen neuen, der Rede werthen Zug der Darstellung oder eine wichtige Berichtigung böte; es sind Kleinigkeiten, die wohl ein Literaturblatt als Material nachtragen mag. Der ungedruckte Brief der Frau von Kalb war wenigstens seinem Inhalte nach bekannt und benutzt. Daß die neuen Quellen so dürftig sind, soll Brahm keineswegs zum Vorwurf gereichen; wir glauben, daß er sich eifrig darum bemüht hat, wie er ja auch die Orte, wo der Knabe seine ersten Jahre verlebte, besucht und entdeckt hat, daß die Familie zu Lorch aus der Herberge zur Sonne (er sagt uns nur nicht wann) in ein Haus auf derselben Straßenseite gezogen sei; neues Material ist schwer aufzutreiben, und dem Suchenden ist Fortuna nicht immer hold. Aber frischer Quellen bedürfen wir auch gar nicht, die vorhandenen genügen zu einem lebenswahren Bild von Schiller's Entwickelung, mögen auch immer Einzelheiten sich der Wißbegierde entziehen. Viel wichtiger ist die Würdigung der Zuverlässigkeit der bunten Ueberlieferungen. Darin läßt das Urtheil unseres Lebensbeschreibers manches zu wünschen übrig. Wir möchten beispielsweise hervorheben, daß den Angaben von Schiller's Gattin und Schwägerin nicht durchaus zu folgen ist. Daß die von ihnen berichteten Thatsachen auf guter Ueberlieferung beruhen, wollen wir keineswegs bezweifeln, aber zuweilen ist ihnen eine ungehörige Beziehung gegeben. Wenn Schiller's Gattin berichtet, in seinem achten Jahre habe der Knabe einige Tage im Lustlager bei seinem Vater zugebracht, so läßt sich die Zuverlässigkeit dieser Angabe nicht feststellen, jedenfalls ist es irrig, wenn hinzugefügt wird, hiervon sei noch das lebendige Bild des kriegerischen Lebens in „Wallenstein's Lager"

Digitized by Google

entstanden. Wir wissen, daß Schiller dieses aus eifrigem Lesen der Quellen des Dreißigjährigen Krieges gewonnen, zu denen auch die Schrift Le soldat Suédois gehörte, und daß ihm gerade die Darstellung des soldatischen Lebens schwer fiel. Wer mag ernstlich glauben, das württembergische Lager, das der Knabe vor mehr als dreißig Jahren gesehen, habe die Dichtung des böhmischen unter Wallenstein belebt? Von dem gelehrten Vetter, dem Pathen Schiller's, hat auch dessen Gattin gehört; wenn sie aber sagt, nach dessen Vorbild hätten die Eltern immer ihren Fritz zu bilden gewünscht, so ist dies unmöglich. Hatte jener ja seine Bildung auswärts gesucht, während Fritz geistlich werden und in's Tübinger Stift kommen sollte, wonach ihm seine Bildung vorgeschrieben war, so daß der Vater nur wünschte, er möge die Prüfungen gut bestehen. Noch weniger konnte dieser ewige Studiosus Fritz als Vorbild dienen, nachdem der Herzog diesen zu seiner Militärschule gepreßt hatte, in welcher sein Wille höchstes Gesetz war. Dieses und Aehnliches, was auf der Hand liegt, bedenkt Brahm nicht; er führt solche Angaben ganz unkritisch in gutem Glauben an, obgleich sie gar keine Erwähnung verdienten.

Aber hat seine Forschung denn keine sicheren neuen Ergebnisse von Bedeutung geliefert? Nach genauester Durchsicht des Buches darf ich antworten: Kein einziges. Selbst die Behandlung der drei Jugenddramen, welche doch nach der Bestimmung des Werkes sein schwerstwiegender Theil sein müßte, bietet nichts, was nicht von Anderen längst bemerkt und meist treffender entwickelt worden wäre, ja eine eindringlichere Beschäftigung mit den vielseitigen Leistungen der Schillerliteratur würde Brahm's Kenntniß erweitert, ihm manchen tiefern Blick eröffnet haben. Nur ein Beispiel, wie Brahm zu seinem großen Nachtheil das längst Bekannte ganz unbeachtet gelassen. Als Quellen des „Fiesko" führt er S. 231 diejenigen Schriften an, welche Schiller selbst als solche nennt: aber in welchem Verhältniß diese benutzt worden, hört man nicht, und doch war es von großer Bedeutung, zu wissen, daß seine Hauptquelle Robertson gewesen und in welchen Punkten er von diesem abgewichen, Retz oder Mailly oder seiner eigenen Eingebung gefolgt ist. Noch schwerer trifft der Vorwurf, daß Brahm eine andere bedeutende Quelle Schiller's, die ich schon vor zwölf Jahren nachgewiesen habe, gar nicht kennt, in Folge dessen mehrere seiner Aufstellungen ganz hinfällig werden. Wohlgemuth schreibt er: „Localtöne, welche dem Dargestellten erst Bestimmtheit und Wahrheit geben, suchte der Dichter nicht eifrig genug, weil ihm der Sinn für das Historische, das Relative, das keine Idee repräsentirt, noch nicht gekommen." Aber was lag dem Dichter, der jetzt zuerst einen geschichtlichen Stoff bearbeitete, dringender nahe, als von Genuas politischen und örtlichen Verhältnissen eine lebendige Anschauung und so einen festen Anhaltspunkt, wie er es später nannte, eine Begrenzung seiner freien dichterischen Gestaltung zu gewinnen? Brahm läßt ihn in stürmischem Fluge seiner schrankenlosen Phantasie folgen; es kümmert ihn nicht, daß manches die Oertlichkeit und die politischen Verhältnisse Betreffende, wovon in den von Schiller genannten Quellen keine Spur zu finden, auf die Benutzung eines anderen Werkes deutet; er fragt sich nicht, ob ein solches nicht zu entdecken, ja vielleicht schon nachgewiesen sei. Ich habe längst den augenfälligen Beweis geliefert, daß Schiller an manchen Stellen das 1747 erschienene Werk von Häberlin benutzte: „Gründlich historisch-politische Nachricht von der Republik Genua, den Ursachen ihres itzigen Schicksals und umständliche Beschreibung des letzten noch dauernden Aufstandes in derselben." Der damalige Unterbibliothekar Petersen gab Schiller dasselbe Exemplar, welches ich durch Vollmer's Vermittelung von derselben Bibliothek benutzen konnte. Dieses Buch war wie für Schiller geschrieben. Wie viel er aus ihm geschöpft, habe ich gezeigt. Brahm hatte davon nicht die entfernteste Ahnung; ihm machte es eine besondere Freude, den damaligen Schiller so verschroben darzustellen, daß er sich um die wirklichen Zustände Genuas nicht gekümmert. S. 234 schreibt er unbedenklich: „Um den Hinweis auf die deutschen Zustände, welche ihm so lebhaft vorschwebten, in dem »republikanischen Trauerspiel« (vielmehr »Schauspiel«) noch merklicher zu machen, führte er die »teutsche« Leibwache in sein Stück ein (er merkt nicht, welche Einfältigkeit er hier dem Dichter unterschiebt!): das Genua des Fiesko hat von ihr nichts gewußt, und jener »deutsche Ochse«, welchem Gianettino bedeuten läßt, »daß er das Maul halten soll«, ist in Wahrheit der Corse Gigante gewesen." Von mir konnte Brahm lernen, daß nach Häberlin der Doge wirklich eine Leibwache von 200 (oder 500 bis 600) deutschen Soldaten unter deutschen Befehlshabern in rothen Uniformen mit blauen Umschlägen hatte, die Schiller also nicht erfand, nur geschickt benutzte, um deutsche Treue und Kraft in ihrem Glanze erscheinen zu lassen. Auch das vom Corsen Gigante Gesagte ist nicht wahr. Nach Mailly brachte der Commandant von Genua, Oberst Jocante, ein Corse von Geburt, dem Dogen beim Anbruche der Nacht die Kunde, die Schildwachen hätten meist ihren Posten verlassen, auch strömten Bewaffnete von allen Seiten nach Fiesko's Wohnung; sein Neffe, dem er dies sofort mittheilte, schalt den Jocante einen Verleumder. Schiller hat diesen Zug glücklich gemäß seinem dramatischen Zwecke und Gianettino's Charakter umgestaltet. Wir schließen an diesen Beweis von Brahm's Leichtfertigkeit einen anderen thatsächlichen Irrthum an. Nach ihm wäre in Mannheim bei der ersten Aufführung von „Kabale und Liebe" die Scene mit dem Kammerdiener gespielt worden, in Frankfurt habe man sie streichen wollen, aber Schiller, der mit Iffland anwesend war, habe sie, bloß mit Weglassung der Beziehung auf Amerika, wieder eingefügt. Die Wahrheit ist, daß Schiller sich in Mannheim die Unterdrückung gefallen lassen mußte, aber gleich darauf in Frankfurt die Scene spielen ließ, und zwar durch Iffland. Diesen recht bezeichnenden Zug verkehrt Brahm in sein Gegentheil.

Weder für die Entstehung der drei Jugenddramen und ihre Anlehnung an vorhandene Dichtungen, noch für ihre dramatische Bedeutung und theatralische Wirkung, so wie den Einfluß, den sie auf die Bühne geübt, hat Brahm neue Gesichtspunkte eröffnet, ja manches könnte gründlicher und faßlicher entwickelt sein. Vor allem mußte darauf hingewiesen werden, daß der Dichter, der sich nie genug thun konnte, bei allen, theils der Theaterverhältnisse, theils der größeren Wirkung wegen, sich zu Aenderungen gedrungen fühlte, welche die dichterische Einheit sprengten. Schon in der Theaterbearbeitung der „Räuber" hat er das Drama in seiner Grundfeste erschüttert, besonders ist der Schluß der stärkeren Wirkung wegen in äußerst greller Weise umgestaltet. Und diese Richtung auf das Starke, Packende, Drastische hielt auch bei der Dichtung des „Fiesko" vor, über dessen Schluß Schiller lange mit sich nicht einig werden konnte, weil er ihn möglichst ergreifend zu machen trachtete. Aber auch die gräßliche Ausführung, für die er sich endlich entschied, genügte ihm bald nicht mehr, das republikanische Schauspiel sollte den Helden zuletzt als echten Republikaner zeigen, dem die Freiheit des Volkes höher gilt als der Glanz der Krone. Kabale und Liebe, das bürgerliche Trauerspiel, das er ganz aus sich heraus schuf, hatte zuerst einen durchaus einheitlichen Verlauf, aber leider reizte ihn die Wirkung, die er sich von der Darstellung eines zur Tugend zurückgekehrten Opfers fürstlicher Wollust auf der Bühne versprach, seine Lady Milford, die bloß erwähnt zu werden brauchte, weit auszuführen, wodurch er die eigentliche Heldin, seine Luise Millerin, wesentlich schädigte, indem er sie der Lady gegenüber in einer ihrem Charakter widersprechenden Weise auftreten ließ. Hatte er so seinen dramatischen Schöpfungen gleichsam den dichterischen Rückgrat gebrochen, so schadete dieses ihrer Wirkung keineswegs, da so wenige ein Dichtwerk als einheitliches Ganzes zu fassen vermögen; nicht bloß die Jugend wurde durch das mächtige dramatische Leben, die unbändige Kraft und den in der Luft liegenden Freiheits- und Umsturzdrang hingerissen. Unter den Dichtern der Zeit gab es keinen, der mit solcher ureignen Macht die Bühne erschütterte, und hierzu hatten ihn gerade der Despotismus und die Demüthigung, welche der Herzog Karl Eugen ihm widerfahren ließ, erzogen. Der gedemüthigte Regimentsfeldscherer, der nicht einmal ein Porte d'epée tragen durfte, war der Dichter der „Räuber" geworden, und sein hier bewährtes dramatisches Talent mußte

Digitized by Google

zunächst auf diesem Wege sich fortentwickeln, bis es nach längerer mannigfaltiger Bildung im Bunde mit dem einst von ihm seines Glückes wegen beneideten, ja gehaßten Weimarischen Dichter, der die höchsten Ideale der Kunst geschaffen, zu seiner wahren Größe sich erheben sollte. Brahm verspricht uns die Erkenntniß der „Grenzen in Schiller's Kunstübung, welche die Zeit und die eigene Individualität ihm gesteckt haben", und er „findet freudig seine hinreißendsten Wirkungen da, wo er mit dem realistischen Princip unserer Tage zusammentrifft". Das sind aber nur Redensarten.

Zu diesem Zwecke hätte es gar keiner Entwickelung des Lebensganges des Dichters bedurft, welcher mit dessen Bedeutung für die Geschichte des Dramas und des Theaters nur in sehr loser Beziehung steht, ja die Anlage eines einheitlichen Ganzen stört. Doch diesen Fehler hat das Buch mit anderen bedeutenderen Arbeiten gemein, welche weitläufige Darlegungen der Werke, ihrer Bedeutung und Wirkung wie Granitblöcke in den Lebensgang einschieben, während das Leben eines Dichters nur zu zeigen hat, wie diese aus der Eigenheit und den Verhältnissen ihres von seiner Zeit beeinflußten Schöpfers sich entwickelt, wieder auf diesen Lebensgang eingewirkt und die höhere Ausbildung eines so mächtigen Geistes bestimmt haben. Abgesehen davon wenden wir uns zur Frage, ob denn Brahm des Dichters Lebensentwickelung in hellerer Beleuchtung gezeigt als seine Vorgänger. Wir können nur erwidern, daß wir überall nichts als das Bekannte in der hergebrachten, sich aus der Ueberlieferung natürlich ergebenden Verknüpfung finden. Freilich fehlt es nicht an dem geistigen Jucken, etwas Neues vorzubringen, aber die zu Markte gebrachten eigenthümlichen Anschauungen und Herleitungen sind nichts weniger als Lichtblicke.

Das Buch beginnt mit dem wunderlichen Satze: „Im Eingang von Schiller's Lebensgeschichte hält die ehrenfeste Gestalt von Schiller's Vater Wacht." Wir wünschten dem Hauptmann Schiller, der auf seinen soldatischen Rang etwas hielt, einen anderen Posten als den einer Brahm'schen Schildwache. Freilich erweist er diesem übergebührliche Ehren, wenn er Schiller zu einem väterlichen Kinde macht, in dem Sinne, daß dieser die männlichen Tugenden, Thatenlust und Energie, vom Vater habe, woneben er nur die leiblichen Eigenschaften von der Mutter überkommen, der er bekanntlich in Gestalt und Körperbildung ganz glich. Seltsam ist es, daß Brahm sich nicht fragt, woher er denn die übrigen Gaben des Geistes gehabt, ob diese nicht, wie man schon an sich anzunehmen geneigt sein muß, ihn als Sohn seiner Mutter kennzeichnen, welche dazu in seinen vier ersten Jahren, die für die Richtung der jungen Seele so äußerst bedeutend sind, fast allein seine Erziehung geleitet hatte. Doch thun wir Brahm nicht Unrecht! S. 27 gesteht er, Schiller sei der Erbe der Güte seiner Mutter gewesen, doch hindert ihn die Wache, die er vor des Dichters Lebensgeschichte aufgepflanzt hat, diese Spur weiter zu verfolgen. Das Herz macht nicht bloß den Redner, es macht auch, wie Goethe es so bedeutsam betont, den großen Dichter, wie den großen Mann. Und dieses hatte Schiller nicht von dem willensstarken, thatkräftigen, aber auch nüchtern verständigen, starren und strengen, allen zarten Gefühlen fast unzugänglichen Vater, er hatte es von der Mutter. Doch fehlte es dieser auch nicht an lebendiger Willens- und Thatkraft; denn wie wäre es ohne diese ihr möglich gewesen, während der langen Entfernung ihres Gatten und später unter dem Drucke ihres gestrengen Eheherrn, bei der schmalen, zuweilen fast verschwindenden Einnahme so treu und fest als Mutter ihrer Kinder hauszuhalten! Eine Frau, welche mit rastlos angestrengter Sorge wacht, daß die beschränkten Mittel zur anständigen Erhaltung und Erziehung der Ihrigen bei stets wachsender Familie ausreichen, bedarf einer Willenskraft und aufopfernden Liebe zu den Kindern, welche hinter dem männlichen Muthe, „das Glück zu erjagen", nicht zurücksteht. Aber dafür, wie für so manches andere, was die geheimsten Fibern der Menschenseele berührt, hat eben der Schilderer unseres großen Dramatikers kein Auge. Deshalb, weil thätige Willenskraft der Mutter in hohem Grade eignete, liebte Schiller diese so innig, die er unter der Strenge des Vaters und den drückenden Verhältnissen viel leiden sah. Aber nicht weniger zog ihn ihr tief empfindendes Herz an, dessen Wärme sie treu in ihren Kindern nährte. Und daß es ihr auch nicht an Kraft fehlte, das, was sie fühlte, lebendig auszusprechen, beweist schon allein eine von der Schwester berichtete Geschichte. Als sie einst am Ostermontage mit Christophine und Fritz, um ihre dürftigen Eltern zu besuchen, über den Berg ging, erzählte sie ihnen das Evangelium des Tages mit solcher Bewegung, daß diese gerührt auf den Boden niedersanken und beteten. Auch Brahm erwähnt dies an einer späteren Stelle, aber es zeigt ihm nur den Knaben als Sohn seiner Mutter, dessen weiches Herz der Rührung und allen zarten Empfindungen geöffnet gewesen sei; er merkt gar nicht, daß diese Geschichte nicht allein für das Herz der Mutter, sondern auch für deren Fähigkeit zeugt, ihrem Gefühle einen ergreifenden Ausdruck zu geben. Hauptmann Schiller konnte wohl eine weislich von ihm anbefohlene Hausandacht halten, aber durch einfach herzliche, aus der Seele fließende Erzählung fromm zu rühren vermochte er nicht. Auch eine andere sehr hervorstechende Eigenschaft hat Schiller von der Mutter, und zwar im entschiedensten Gegensatz zum Vater. Ließ dieser nie von seinem nüchternen Ernste ab, so wird uns die Heiterkeit der Mutter, welche selbst Druck und Noth nicht hatten verscheuchen können, von Scharffenstein berichtet. Der Sohn besaß den Drang nach heiterem Lebensgenusse bis zum letzten Augenblick. Wie er, als in Mannheim ihn Freunde besuchten, sich nicht abhalten ließ, mit ihnen einen lustigen Tag zu feiern, obgleich er sich sagte, daß er dafür desto länger an seinem bösen Fieber leiden müsse, so schwärmte er in seinen letzten Jahren zu Weimar trotz seiner für jede Ausschweifung ihn strafenden geschwächten Gesundheit mit den ihm herzlich ergebenen jungen Freunden bis zum Morgen, mochte ihn auch seine Gattin dringend mahnen, mit ihr zeitig nach Hause zu gehen, und der bedenkliche Katarrh, der ihn befallen hatte, konnte ihn nicht abhalten, in Gesellschaft, ja an den Hof zu gehen, da er Menschen um sich sehen, sich an und mit ihnen freuen, die kurze ihm noch gestattete Lebensspanne genießen mußte. Wären wir über Schiller's Jugendzeit besser unterrichtet, so würden wir ein lebendigeres Bild von dem tiefen Gemüthe, dem vollen Herzen und dem heiteren Lebenssinne der Mutter gewinnen. Brahm gefällt sich darin, alles was Schiller's Jugendfreunde von ihr sagen, möglichst zur Seite zu schieben, und so kann er auch Streicher nicht glauben, daß sie eine „denkende", d. h. mit gutem natürlichen Verstande begabte Frau gewesen; das Urtheil von Schiller's Gattin, welche diese erst in höherem Alter, von Noth und Krankheit gebrochen, nur als Schatten ihres früheren Daseins kennen lernte, scheint ihm das ruhigste und deshalb zuverlässigste. Dieser vornehmen Dame war es freilich nicht recht, daß des Dichters Mutter, die zum Besuche kam, eine ungebildete Frau war, die nicht viel gelesen hatte, die sich in die vornehmen Gesellschaftsformen nicht zu finden wußte, obgleich sie nicht leugnen konnte, daß sie viel Thätigkeit und Liebe hatte; der Vater stand bei ihr höher, weil er Hauptmann und — Schriftsteller war. Aus Liebe zu seiner Behauptung, Schiller sei ein väterliches Kind gewesen, thut Brahm der Mutter, welcher der Sohn so viele edle Eigenschaften verdankte, schreiendes Unrecht, wogegen er das geistige Erbe, das er vom Vater überkommen, in's Ungemessene ausdehnt. Im Vater findet er sogar den „Familienzug gesteigerten Phantasielebens", obgleich diesen nicht die Phantasie, sondern der Ehrgeiz zu seinem abenteuerlichen Leben trieb, da er mit aller Gewalt aus der niederen Stellung heraus wollte, in welche ihn der frühe Tod seines Vaters versetzt hatte, und sein ganzes Streben darauf gerichtet war, das äußere Glück zu erjagen, während der Sohn nur geistige Ziele im Auge hatte, von seinem Seelendrange hingerissen wurde, sich über alle äußeren Rücksichten hinwegzusetzen. Aber nicht bloß des Vaters geistiges Wesen soll Schiller geerbt haben, auch mit seinem wunderlichen Vetter, dem ewigen Studiosus Schiller, hat er nach Brahm's Entdeckung einen Zug gemein: er soll gleich diesem ein Phantast gewesen sein. Und so scheut er denn sich nicht, den großen, von den höchsten Idealen erfüllten Dichter zu

Digitized by Google

einem Projectenmacher zu erniedrigen, wovon er auch in späteren Jahren noch nicht frei gewesen sei. Es ist dies eben nur ein Beweis von Brahm's Urtheilslosigkeit. Ein neuer Gedanke, ein augenblicklicher Einfall reizt diesen so unwiderstehlich, daß er, unbekümmert um dessen Haltbarkeit, ihn der Welt verkünden muß; dies hat er mit Scherer gemein, nur fehlt ihm des Meisters Scharfsinn. Hören wir ja sogar, „ein tiefgründender Unterschied zwischen der Poesie Goethe's und Schiller's" lasse sich von dem Gegensatze begreifen, daß Goethe's Mutter den Grundsatz gehabt, Niemanden zu bemoralisiren, während Schiller's Vater die moralische Betrachtung der Dinge entschieden geliebt habe. „Was dieser Mann nicht alles sieht!" Eine Seite später lesen wir, der Sohn sei vor allem in der „bewunderungswürdigen Fähigkeit der geistigen Anpassung" des Vaters Erbe gewesen, da er „immer neu sich das Ziel steckte, nie bei dem Erreichten beschaulich verweilend, vorwärts eilend von Aufgabe zu Aufgabe in stürmischem Eifer". Aber wenn der Vater sich später in alle Zustände zu fügen wußte, in die er sich versetzt sah, so war der Sohn davon das gerade Gegentheil, er zerriß, um dem Drange seiner Natur zu folgen, kühn die Bande, welche ihn fesselten, wie wehe es ihm auch seiner Familie wegen that, wie schwer er auch fühlte, welchen bedenklichen äußeren Zuständen er entgegenging. Von einem Eilen von Aufgabe zu Aufgabe kann bei Schiller keine Rede sein, am wenigsten von stürmischem Eifer; er folgte nur der Stimme seines Genius, die ihn zu immer reineren Schöpfungen trieb, hatte aber zugleich Fassung genug, eine längere Pause in seinem Schaffen zu machen, um durch Geschichte und Philosophie seine Dichtung zu befruchten.

(Schluß folgt.)

---

## Die Allegorie im modernen Romane.

Von Oskar Bulle.

Jede wahre Dichtung muß eigentlich in gewissem Grade eine Allegorie genannt werden können, da sie doch die Darstellung eines Unsinnlichen, einer Idee oder eines Begriffes, durch sinnliche Hülfsmittel und durch concrete Erscheinungen bezweckt. Und selbst der einseitigste Realismus oder das Streben nach einem solchen in der Dichtkunst, wie es heute in freilich oft unklarer Weise die Literatur durchzieht, dürfen sich nicht verhehlen, daß auch ihre Wirkung im Grunde stets eine allegorische sein muß, wenn überhaupt dem Zusammenhange des Geschehens, das sie abconterfeien, nicht jeder gedankliche oder geistige Inhalt abgesprochen werden soll. Die Zusammenfassung der einzelnen Lebenserscheinungen unter einem allgemeinen Gesichtspunkte und ihre Beziehung auf einen Grundgedanken sind auch für die realistische Dichtung die Daseinsbedingungen und es ist ebenso ein Unsinn, dichterisch das „blinde Geschehen" zur Grundlage einer Weltanschauung machen zu wollen, wie es metaphysisch eine Unmöglichkeit ist.

Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat,

so singt Schiller (in den „Vier Weltaltern") vom Dichter und fährt später fort:

So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Die modernen Realisten suchen nun freilich zu beweisen, daß erst das „Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall" zu erfassen und festzuhalten sei, ehe von einem „Bilde des unendlichen All" gesprochen und gefabelt werden dürfte; sie glauben eine Art von inductiver Methode auch in der Dichtung anwenden zu müssen, indem sie verlangen, daß nur aus den beobachteten und geschilderten Thatsachen eine dichterische Schlußfolgerung gezogen und ein Allgemeines gewonnen werde. So soll die Hindeutung auf die „geheimste Saat" der Dinge nur empirisch zur Geltung gelangen dürfen; „das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth", sagen sie mit Goethe vom Dichter und legen dabei die Hauptbetonung auf das Wort „sammeln", während die Schiller'sche Ansicht wohl „sein Gemüth" hervorgehoben haben will.

Die Allegorie ist also selbst für die realistische Dichtung das Grundelement poetischer Wirkung und eine Verleugnung ihrer Nothwendigkeit, eine Emancipirung des rein stofflichen Inhalts von einer unsinnlichen Idee, welche derselbe plastisch andeuten soll, beruht auf einer gänzlich falschen und äußerlichen Ansicht vom Wesen der Dichtkunst überhaupt. Jedoch ist das Streben nach Realismus vollständig berechtigt, wenn es, ohne bis zu dem Extrem der Verneinung jedes allegorischen Zuges fortzuschreiten, sich gegen das bewußte Allegorisiren wendet. Dem Dichter sollen die Allegorien bei seinem Schaffen vorschweben, sie sollen ihm, wenn er sie nicht schon von Anfang an gehegt, aus der Beschäftigung mit seinem concreten Stoffe zuwachsen, sie sollen ihn bei der Schöpfung und Darstellung des Ganzen wie der geringfügigsten Einzelnheiten beseelen und leiten, aber sie sollen ihm nicht so über den Kopf wachsen, daß sie ihm zu metaphysischen und rein abstrakten Problemen werden, deren Lösung ganz außerhalb des Stoffgebietes liegen, in dem ihre Wurzeln ruhen. Geschieht das Letztere, so wird aus dem Dichter ein Philosoph, der den Boden verläßt, aus welchem sich seine Gestalten plastische Rundung und Fülle saugten, er schafft Luftgestalten und Schemen, die wie Euphorion im zweiten Theil des Faustes ausrufen könnten: „Immer höher muß ich steigen, Immer weiter muß ich schauen, Weiß ich nun, wo ich bin!" Denn das ist der Fluch des bewußten Allegorisirens, daß der darzustellende Sinn gewöhnlich nur ein Einfaches, das ihn darstellende Concrete aber ein Mannigfaltiges ist, und daß deshalb die Mannigfaltigkeit der lebenswarmen Gestalt, die der Dichter gerne als Typus hinstellen wollte, entweder den Grundgedanken ihres Erzeugers zu Seitensprüngen veranlaßt, welche bald den Letzteren nicht mehr recht wissen lassen, wo er ist, oder — und das wird wohl noch häufiger der Fall sein — daß der Philosoph seinem Principe zu Liebe jene reiche Gestalt in ein Prokrustesbett zwängt, aus welchem sie nur arm, nackt und frostig wieder herausseigt, ein trauriger Schatten von dem lebensfrischen Urbilde, das der Dichter anfangs schaute.

Kaum jedoch wird wohl in dem Entwicklungsstadium, in welchem sich jetzt der Roman, diese Hauptdichtungsgattung der modernen Zeit, befindet, von einem bedeutenden Dichter noch der Versuch einer bewußten Allegorisirung unternommen werden. Werke, wie etwa Alexander Jung's „Harfe von Discatherine", die sich als solche Versuche ausdrücklich kennzeichnen, gehören nur zeitlich der modernen Dichtung an, wurzeln aber ihrem Inhalte und ihrer Form nach in weit zurückgelegener literarischer Anschauung. Der romantische Zug, der sie möglich machte, äußert sich jetzt auf einer anderen Art in der Dichtung, denn verschwunden ist er etwa noch keineswegs aus der Welt und er wird auch nie daraus verschwinden. Auch er trägt die Spuren des gesunden Realismus an sich, der sich in unserer Romandichtung doch immer mehr und mehr Bahn bricht, und tritt bescheiden und verschämt zu Tage, mehr als ein wohlthätiges Gegengewicht gegen realistische Extravaganzen, denn als selbständiger und einseitig herrschender Gebieter. Storm und Jensen sind die Hauptvertreter dieser aus Romanticismus und Realismus gemischten Richtung in der Dichtung unserer Tage, Wilhelm Raabe fügt sich ihnen als der Humorist, der auch in der romantischen Schule hauptsächlich wurzelt, an die Seite. Keiner dieser Dichter und auch Keiner von den Vielen, die in ihrem Tone schreiben, hat jedoch den romantischen Zug so ausgeprägt im Blute, daß er den Versuch einer bewußten Allegorisirung in der Dichtung, wie er wohl zu den Eigenthümlichkeiten der romantischen Schule gehörte, bisher unternommen hätte; im Gegentheil ist bei ihnen die Grenze, innerhalb deren die Allegorie in der Prosadichtung zum Vorschein kommen darf, mit gutem künstlerischen Tacte stets innegehalten. Erst in der neuesten Zeit hat Jensen einen Roman geschrieben, der sich seinem Eingange nach als einer jener romantischen Versuche, bewußt zu allegorisiren, verdächtig macht

Digitized by Google

und der auch in manchen seiner Schwächen den Fluch dieser Absicht an sich trägt, der aber dabei — und deshalb ist dieses neue Werk typisch für unsere moderne Dichtung — doch auch wieder, trotz jener ausgesprochenen Absicht, so viel von realistischen Elementen in sich birgt, daß er den Forderungen des extremen Realismus gegenüber als Beispiel einer richtigen Verwendung der Allegorie im modernen Romane hingestellt werden darf.

In diesem neuen Romane, den er „Runensteine“*) betitelt, will nämlich Jensen, wie er im Eingange andeutet und am Schlusse ausdrücklich hervorhebt, Menschen zeichnen, die drei ganz bestimmte, sich scharf abscheidende Lebensauffassungen vertreten: er will den Typus eines Menschen finden, der das irdische Leben nur als Vorbereitung für die Ewigkeit und im steten Hinblick auf diese lebt, er will daneben eine Gestalt zeichnen, deren trauriges Lebensprincip das leere Gefühl, daß ja Alles nichtig und eitel sei, bildet, und er will, gleichsam als vermittelnde Ergänzung für beide Typen, einen Dritten schildern, der das Leben, dies flüchtige Gut, voll und freudig auslebt, weil es eben „Leben“ ist. Durch ein Traumbild führt der Dichter uns in diese seine Absicht ein. Er sieht träumend auf einsamer, in's Meer hinausragender Klippe drei Jungfrauen auf Runenblöcken sitzen, die drei Schauenden, die von Anbeginn auf die Wiege des Menschengeschlechtes blicken.

„Ich frug die Erste,“ so erzählt der Dichter, „was thust Du?“ Als ich es zum dritten Mal gesprochen, wandte sie langsam den Kopf, kurz strahlten ihre kalt glänzenden Augen mir in's Gesicht, und sie erwiederte mit metallener Stimme gleich dem Anschlag einer Erzglocke:

„Ich schaue die Ewigkeit des Lebens!“

„Und Du?“

Gegen die Zweite gekehrt frug ich's, und auch sie drehte mir einen Moment die ausdruckslose Leere ihres Blickes zu. Ihre Stimme gemahnte gleichfalls an den Ton einer Glocke, doch an eine von innerem Durchsprung gespaltene; damit gab sie Antwort:

„Ich schaue die Nichtigkeit des Lebens.“

Nun sah ich fragend auf die Dritte: „Was bleibt Dir noch Anderes zu thun übrig?“

Da wendeten sich ihre Augen mir entgegen, warm wie die Sonne des Frühlings und blau gleich seinen Veilchen. Mein Herz erzitterte seltsam unter dem Blick, süß und bang, denn es ward aus ihm von Allem durchflossen, was es je in sich empfunden. Und eine weiche Menschenstimme sprach — und wieder klang es mir bis in's Herz, wundersam von seliger Wonne und tiefem Weh zugleich durchbebt:

„Ich schaue die Flüchtigkeit des Lebens.“

Mir aber flog von den Lippen, aus tiefaufathmender Brust: „O, Du Liebreiche, Hohe, Du Göttlich-Menschliche, laß mich Dir noch in's schöne, beglückende, trauernde Auge sehen!“

Bleiben wir zunächst bei diesen drei „Schauenden“ einen Augenblick stehen. Schauen sie wirklich in die Tiefen des menschlichen Lebens? Ist der Ausblick auf die Ewigkeit oder der auf die Nichtigkeit und die Flüchtigkeit des Lebens das, was wirklich und einzig des Menschen Herz erfüllt und seinem Wesen den Grundzug gibt? Es sind philosophische Begriffe, die der Dichter hier als Lebensprincipien hinstellt, Reflexionen, die er später in moralische Factoren, in Willensäußerungen umsetzen muß, wenn ihm seine Allegorie gelingen soll. Nun ist aber das seltsam bei diesen philosophischen Begriffen, in die Jensen hier die verschiedenartigen Auffassungen vom menschlichen Leben zusammenfaßt, daß sie unter einander nicht im Gegensatze stehen, daß sie wohl verschiedenartig aber nicht feindlich sind, und daß sie also, vom Dichter so wie sind in Fleisch und Blut umgesetzt, kaum zu einer poetischen Handlung und Verwickelung ausreichen würden. Denn die Auffassung vom Leben unter Hinblick auf die Ewigkeit schließt gar nicht die Meinung, daß das Leben nichtig und flüchtig sei, aus, und das trostlose Gefühl der Nichtigkeit hindert wieder nicht, das Flüchtige voll zu erfassen und auszuleben.

Hier sehen wir, daß es mit der Formulirung von abstracten Begriffen, an welche sich der Dichter später halten will, von vornherein ein mißliches Ding ist. Diese Begriffe decken sich doch nie mit dem reichen Inhalt des Lebens und dienen nur eher, zu verwirren, als den Leser auf eine bedeutsame Allegorie vorzubereiten. Und Jensen zeigt auch durch seinen ganzen, eigentlichen Roman, daß er sich an seine abstracten Begriffe gar nicht halten kann; der Dichter haut den Philosophen in die Pfanne.

Zu einer Anspielung, die mir übrigens als sehr mißglückt erscheint, verwendet er zunächst im Roman selbst einmal jenes Traumbild. In den Klippen einer einsamen Möveninsel vor den Watten Frieslands hocken an einem Frühlingstage in Wirklichkeit drei Gestalten auf drei Runenblöcken und blicken stumm in das Meer hinaus. Aber diese drei wirklichen Menschen denken nicht an die Ewigkeit und nicht an des Lebens Nichtigkeit und Flüchtigkeit. Es sind Kinder, die spielend von der Nachbarinsel herübergekommen und die durchaus nicht die Lebensauffassungen in sich tragen, die jene Schauenden dem Träumenden offenbarten. Es sind gemischte Naturen, die ein jugendliches, ahnungsreiches und doch unbewußtes Liebesleben in der Einsamkeit der Nordseeinsel mit einander durchleben, deren Gemüther, auch wenn sich der Eltern oder Erzieher Einwirkung auf sie äußert, doch in großer Selbständigkeit und freier Harmlosigkeit sich ausbilden.

Freilich in jenen Eltern und Erziehern sucht dann Jensen scharf allegorisch zu werden. Da ist in erster Linie der Vertreter der Auffassung, daß das Leben nur im Hinblick auf die Ewigkeit zu leben sei. Es ist der Pfarrer Remmert Meynolt, der sich auf die einsame, kahle Nordseeinsel hat versetzen lassen, um dort, fern von dem Einflüssen der Welt und nur seiner harten Pflicht genügend, sich auf den Himmel vorzubereiten. Ihn hat die Allegorisirungssucht des Dichters etwas übermenschlicht. Er flieht den Umgang mit den Menschen, selbst mit Frau und Kind, um jedes irdische Liebesgefühl in sich zu ersticken; nur um Seelen zu retten wendet er sich mit dem harten Gotteswort an die Gemeinde; dabei ist es nur auffällig und als Uebertreibung anstößig, daß er nicht auch die Gebote der Liebe in diesem Gotteswortе entdeckt hat. Hier wird eben der Dichter einseitig und zwar, wie mir es scheint, ohne Grund, da auch ein menschlicherer Mensch jene Beschaulichkeit sub specie aeternitatis hätte repräsentiren können. Die Kälte dieser Auffassung des Lebens hat den Dichter verleitet, allzu frostig seinen Pfarrer zu schildern. Und ebenso ist die Schilderung der Vertreterin der Auffassung, daß Alles im Leben nichtig sei, allzusehr allegorisch. Diese Vertreterin ist die Pfarrersfrau. Sie, einer friesischen Bauernfamilie entstammt, ist ohne höhere Interessen an die Seite ihres Mannes gekommen, den sie nicht begreifen kann und der ihr gegenüber weder die Pflichten des Gemahls, noch die des Familienhauptes und Seelsorgers erfüllt. Nur einmal, in einer linden Maiennacht, hat er sich von sinnlicher Begierde überraschen lassen, und ein Kind entsprang dieser Vergeßlichkeit, das aber auch, da es des Vaters herbes Wesen geerbt, der Mutter fremd bleibt. Diese versinkt in trübselige Stumpfheit, in Gleichgültigkeit gegen das äußere Leben, das ihr keinerlei Abwechselung bietet, in einen halbthierischen Zustand, aus dem sie sich nur einmal zu einer energischen Handlung aufrafft: zum Selbstmorde.

Aber diese beiden schroffen Allegorisirungen bilden auch das Einzige, was dem Dichter in diesem Romane nicht gelungen ist. Die Vertreterin der Auffassung von der Flüchtigkeit des Lebens ist eine wunderbar poetische und dabei doch realistische Figur. In ihr hat der Dichter jenen philosophischen Gedanken zum willenskräftigen Entschlusse, das Leben resolut anzupacken und, eben weil es flüchtig ist, fröhlich auszuleben, umgesetzt und dabei eine Saite angeschlagen, die durch den ganzen Roman hindurch kräftig und voll ertönt. Sie, Walmot Utsee, erzieht ihren verkommenen Mann wieder zum thätigen Menschen und erzieht daneben noch ein Mädchen, welches das Meer von einem gescheiterten Schiffe zu ihrer Hütte her an's Land gespült, die Lichtgestalt des Romans, die blonde Freda. Diese Walmot Utsee hat, im Gegensatz zu den beiden anderen Hauptfiguren des Romans, etwas zu thun, sie hat zu handeln, nicht bloß passiv ein Princip zu vertreten, und deshalb steckt in ihrer Figur eine Fülle von Leben, während der

*) Leipzig, B. Elischer Nachfolger (Bruno Winkler).

Digitized by Google

Pfarrer, von dessen theologischem Wirken man immer nur erzählt bekommt, ohne daß man es sieht, allzu sehr abgeblaßt ihr zur Seite steht.

Und wie von diesen drei Hauptfiguren nur die eine Sympathie erweckt, bei deren Charakterisirung der Dichter von dem bloßen Grundsatze zu einem energischen Willen fortschreitet, so gewinnt auch die Handlung in seinem Romane an jenen Stellen einen besonderen Schwung und besondere Spannung, in denen Jensen aus bloßer Betrachtung der Eigenthümlichkeiten und Anlagen der Menschen zu ihren Thaten sich wendet. Er stellt in den Mittelpunkt dieses lebhafteren Geschehens eine trefflich und scharf gezeichnete Mädchenfigur, Teda, die Tochter des Pfarrers. Sie hat von ihrem Vater den energischen, auf einen Punkt hin gerichteten Sinn geerbt, aber dieser Punkt ist bei ihr nicht die Ewigkeit, sondern die Sinnlichkeit. Von wem sie den scharf ausgeprägten und schließlich ihre Existenz gefährdenden sinnlichen Zug, dessen Entwickelung aus unbewußten Regungen zu voller leidenschaftlicher Blüthe der Dichter meisterhaft schildert, überkommen hat, geht aus dem Roman und ihrer Vorgeschichte nicht hervor, es müßte denn sein, daß der Dichter zeigen wollte, wie die Natur, wenn sie unterdrückt wird, mit doppelter Wucht aufschnellt und sich geltend macht, und daß er hierbei aus Vater und Tochter gleichsam eine physische Gestalt erdichtet. Teda ist voll Leben; ihr Gegenbild, die sanfte, schwärmerische Freda, ist eine der blonden Lichtgestalten, wie sie Jensen so gerne schafft in Bethätigung seines romantischen Poetenursprungs.

Es liegt dem eigentlichen Zwecke dieser Besprechung zu weit ab, dem Dichter auch in die schönen Naturschilderungen zu folgen, die er gerade in diesem Romane, der in seiner nordischen Meeresheimath spielt, so reichlich darbietet. Das Leben auf der kleinen einsamen Insel, das Walten und Wallen des ewigen Meeres, der Sturm, der über die Dünen fegt, und die Möven, die kreischend um die Felsen flattern — das Alles hat freilich auch seine allegorisirende Bedeutung in dieser Dichtung, aber nur die unbewußte, unbeabsichtigte, die wir in jeder Dichtung zu finden wünschen. Und von der beabsichtigten haben wir, um das nochmals zu betonen, deutlich gesehen, daß sie der Dichter nicht durchführen konnte, trotz der romantischen Elemente in seiner Poetennatur, wenn er nicht überhaupt auf jeden gesunden Realismus verzichten wollte, der ja auch sonst seine Schöpfungen auszeichnet. Er hat diesen Realismus diesmal durch die Hinüberleitung der anfänglich in stillem Kreise sich nur psychologisch abspielenden Handlung in die große Weltgeschichte glänzend bethätigt: Die Franzosenkriege im Anfange dieses Jahrhunderts schlagen ihre Wellen auch auf die einsame Nordseeinsel hinüber. Und er hat durch den knappen, beinahe dramatischen Abschluß, den er hierdurch der Handlung gegeben, das Princip bekräftigt, daß die Allegorie im modernen Roman nur mittelbar, durch Vermittlung des stofflichen Inhalts, zur Entwickelung gelangen, nur angedeutet werden darf, und daß für bewußtes Allegorisiren in demselben kein Raum mehr da ist.

## Mein Verhältniß zu früheren Philosophen.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Den Grundfehler Hegel's, seinen einseitigen frostigen Intellectualismus, welcher sich auch in seiner einseitigen Fassung des Weltprincips als logischer Idee widerspiegelt, welcher seine Ethik schroff und hart, seine Aesthetik kalt und trocken und seine Religionsphilosophie verstandesmäßig nüchtern macht, habe ich nach Kräften zu vermeiden gesucht. Wie ich die einseitige Hegel'sche Bestimmung des Weltwesens als logischer Idee mit der ebenso einseitigen Schopenhauer'schen Bestimmung desselben als Willens nach Schelling's Vorgang vereinigt habe, so habe ich auch die höhere Einheit angestrebt zwischen der gemüthlosen Kälte Hegel's, welche das Individuum zum gleichgültigen Werkzeug der Idee herabsetzt, um dessen Wohl und Weh die Philosophie sich nicht zu kümmern habe, und der Schopenhauer'schen Interesselosigkeit am Proceß des Ganzen, welche keinen anderen Zweck als die Erlösung vom individuellen Daseinsschmerz gelten läßt. In ähnlicher Weise habe ich Hegel's Religionsphilosophie, welche das Christenthum in geschichtswidriger Weise zur absoluten Religion des Geistes speculativ umzudeuten sucht, berichtigt und mit Schopenhauer'schen Gedankenelementen ergänzt, d. h. mit einer Anerkennung der tiefen und eigenartigen Bedeutung der indischen Religionen, für welche Hegel das Verständniß fehlt. In der Ethik habe ich neben der Hegel'schen Vernunftmoral auch der Schopenhauer'schen Gefühlsmoral den ihr gebührenden Platz eingeräumt, und die von Hegel geforderte Hingabe des Individuums an die Teleologie der absoluten Idee mit Schopenhauer's Begründung der sittlichen Hingabe des Individuums aus der Wesenseinheit aller mit dem einen Weltwesen verbunden. Auf allen diesen Gebieten aber war es die Hegel'sche Philosophie, welche die wichtigeren und reichlicheren Bestandtheile lieferte, während die weniger ausgeführte Schopenhauer'sche Philosophie nur Ergänzungen darbot; in der Aesthetik konnte es sich sogar im Princip nur darum handeln, den Gegensatz des concreten ästhetischen Idealismus Hegel's gegen den abstracten Schelling's und Schopenhauer's schärfer herauszuarbeiten, als Hegel selbst gethan hat.

In meinen Schriften von 1868—1877, welche vorzugsweise der Methodologie, Naturphilosophie, Psychologie, Metaphysik und Erkenntnißtheorie angehören, mußten nach dem Vorangeschickten mehr meine Abweichungen von Hegel, als meine Verwandtschaft zu demselben hervortreten; in denjenigen von 1878—1888 dagegen, welche vorzugsweise Ethik, Religionsphilosophie und Aesthetik betreffen, treten meine positiven Beziehungen zu Hegel deutlicher hervor und würden noch allgemeiner Beachtung gefunden haben, wenn sich nicht im ersten Jahrzehnt ein theilweise irrthümliches Urtheil über meinen Standpunkt bereits herausgebildet und befestigt hätte.*)

Die nachhegelsche Philosophie in Deutschland zerfällt, wenn man von den verschiedenen Schulen älterer Philosophen absieht, in zwei Hauptrichtungen, eine romantisch-reactionäre und eine radical-oppositionelle. Die erstere bemüht sich, die Errungenschaften der speculativen Epoche einer Restauration des christlichen Theismus dienstbar zu machen, der dadurch als speculativer Theismus eine mehr oder minder pantheistische Färbung bekommt; die letztere schüttet das Kind mit dem Bade aus und verwirft nicht nur die christliche Metaphysik, sondern jede idealistische und spiritualistische Metaphysik, wenn nicht gar jede Metaphysik überhaupt, ist also atheistisch, realistisch, naturalistisch, materialistisch, sensualistisch oder positivistisch. Die erstere stellt die Philosophie in den Dienst eines unphilosophischen Princips, die letztere verzichtet auf wahrhaft philosophische Principien, um nur nicht die Grenzen streng philosophischer Wissenschaftlichkeit zu überschreiten. Ich führe zur Vervollständigung an, welche Autoren beider Richtungen auf meine persönliche Entwickelung einen gewissen Einfluß ausgeübt haben; auf Seiten des speculativen Theismus waren dies J. H. Fichte, Lotze und Fechner, auf der entgegengesetzten Seite Wiener, von Kirchmann und Stirner.

In der „Anthropologie" des jüngeren Fichte fesselten mich namentlich die Ausführungen über das unbewußte Wirken der Phantasie im Menschen, welche eine passende Ergänzung zu Schopenhauer's „Willen in der Natur" lieferten.**) Lotze's Standpunkt konnte ich in meiner Jugend nur aus seiner „medicinischen Psychologie", deren Localzeichentheorie ich übernommen und verwerthet habe; die Bekanntschaft seines „Mikrokosmus" habe ich erst später gemacht, als ich nichts mehr aus ihm lernen konnte.***) Von Fechner's Schriften wirkten auf

*) Vergl. „Mein Verhältniß zu Hegel" (in den „Philosophischen Monatsheften" Bd. 24, Heft 5 u. 6, S. 316—341); „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. D. III: „Hegel's Panlogismus" S. 604—635; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl., siehe Namenregister; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" desgl.; „Ueber die dialektische Methode" S. 35—124.

**) Vergl. „Lotze's Philosophie" S. 27—30.

***) „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 291—297; „Lotze's Philosophie", 183 Seiten; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister.

Digitized by Google

mich besonders die „Psychophysik", die „Atomenlehre" und „Nanna", denen ich werthvolle Anregungen verdanke, während ich seinem phantastischen Hauptwerk „Zendavesta" nichts abzugewinnen wußte; mit seiner Aesthetik habe ich mich erst später beschäftigt und auseinandergesetzt.*) Wiener's „Grundzüge der Weltordnung" halte ich trotz mancher Sonderbarkeiten noch heute für das beste neuere Werk der materialistischen Schule und ich habe aus ihm als 21jähriger kräftige Impulse zur Beschäftigung mit philosophischen Problemen und zur innerlichen Ueberwindung des materialistischen Standpunkts geschöpft, der mir übrigens aus Holbach's „Système de la nature", Helvetius' „Discours de l'esprit" und Büchner's „Kraft und Stoff" damals schon wohl vertraut war. Einen Auszug seiner Beweisführung für die Existenz einer uns afficirenden Außenwelt im Sinne einer realistischen Erkenntnißtheorie habe ich in die „Philosophie des Unbewußten" herübergenommen.**) Kirchmann's „Philosophie des Wissens" verdanke ich ebenfalls reiche Anregung und Belehrung, und meine, daß dieses Werk in philosophischen Kreisen bei Weitem nicht die Beachtung gefunden hat, die es verdient. Zu einer öffentlichen Auseinandersetzung mit demselben wurde ich erst später veranlaßt, als Kirchmann sich kritisch mit meiner Erkenntnißtheorie und Metaphysik beschäftigte, und noch später war es, als ich auch seiner Ethik und Aesthetik meine Aufmerksamkeit zuwandte.***) Im Gegensatz zu der nüchternen wissenschaftlichen Besonnenheit und Vorsicht Kirchmann's steht die phantastische Kühnheit und das blendende Feuer Stirner's in seinem Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum", dessen rücksichtslose Consequenzen noch heute geeignet sind, allen Eudämonismus und Egoismus ad absurdum zu führen und damit diejenige praktische Philosophie ironisch zu vernichten, welche der Naturalismus, Materialismus und Positivismus als einzig mögliche übrig läßt. Durch die Lectüre Stirner's war ich gleichsam gefeit gegen jede Velleität eines Rückfalls aus der speculativen idealistischen Metaphysik in die materialistische, sensualistische und positivistische Unphilosophie.†)

Wenn ich den älteren Fichte und Herbart in dieser Uebersicht unerwähnt gelassen habe, so ist dies geschehen, weil ich persönlich Beiden nichts verdanke. In J. G. Fichte, vor dem ich übrigens die größte Hochachtung hege, sehe ich eine bloße Uebergangsstufe zwischen Kant und Schelling ohne dauernde selbständige Bedeutung.††) Herbart dagegen halte ich für einen durchaus unfruchtbaren Philosophen, der auf keinem Gebiete etwas Ersprießliches geleistet hat. Nur seiner Ethik, sofern dieselbe auf Geschmacksmoral abzielt, kann ich eine gewisse, allerdings recht untergeordnete Bedeutung zugestehen. Seine Aesthetik habe ich als eine völlig unfruchtbare und verkehrte Richtung bekämpft, weil dieselbe in den populären Ansichten über Kunst einen irreleitenden Einfluß gewonnen hat; die Unfruchtbarkeit seiner Metaphysik und Psychologie scheint mir nachgerade hinreichend anerkannt, so daß es vergebliche Mühe wäre, sich nochmals mit derselben zu beschäftigen, wie Lotze es leider in viel zu ausgedehntem Maße und zum Schaden seiner eigenen Philosophie gethan hat.†††)

Diejenigen hier nicht erwähnten Philosophen des 19. Jahrhunderts, mit denen ich mich in meinen Schriften eingehender beschäftigt habe, sind mir erst zu einer Zeit bekannt geworden, als sie keinen nennenswerthen Einfluß auf meine Entwickelung mehr gewinnen konnten; dagegen verdanke ich so manchem älteren Philosophen werthvolle Anregungen, welche hier aufzuführen zu weitläufig wäre.

Soll die Stellung meines Systems in der Geschichte der Philosophie kurz charakterisirt werden, so wird man sagen können: Dasselbe ist eine Synthese Hegel's und Schopenhauer's unter entschiedenem Uebergewicht des ersteren, vollzogen nach Anleitung der Principienlehre aus Schelling's positiver Philosophie und des Begriffes des Unbewußten aus Schelling's erstem System; das vorläufig noch abstract-monistische Ergebniß dieser Synthese ist alsdann mit dem Leibnizischen Individualismus und dem modernen naturwissenschaftlichen Realismus zu einem concreten Monismus verschmolzen, in welchem der real-phänomenale Pluralismus zum aufgehobenen Moment geworden ist, und das so sich ergebende System ist endlich von empirischer Basis aus mit der inductiven Methode der modernen Natur- und Geschichtswissenschaften aufgebaut und errichtet.

Der Versuch einer Versöhnung der philosophischen und naturwissenschaftlichen Weltanschauung ist vor mir von Fechner und Lotze, etwa gleichzeitig mit mir von Lange, kurz nach mir von Wundt unternommen worden. Fechner und Lotze sind an diese Aufgabe vom Standpunkte des speculativen Theismus, Lange von demjenigen eines neukantischen subjectiven Idealismus, Wundt von demjenigen eines verschleierten Materialismus herangetreten. Fechner bringt beide Seiten nicht zusammen, sondern läßt in seinem Denken phantastische Mystik und exacte Naturwissenschaft unvermittelt neben einander herlaufen. Lotze versucht aus Weiße'schen Gesichtspunkten eine Synthese Hegel's und Herbart's zu Stande zu bringen und diese mit der Naturwissenschaft zu verschmelzen, scheitert aber theils an seiner unzulänglichen Kenntniß und Würdigung Hegel's, theils an der Unhaltbarkeit der von Herbart übernommenen metaphysischen Ansichten, theils an der Unhaltbarkeit des von Weiße übernommenen speculativen Theismus, theils endlich an vielfacher Verletzung der berechtigten Forderungen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung.*) Lange verflüchtigt durch seinen subjectiven Idealismus die Realität aller Gegenstände, mit denen die Naturwissenschaft sich beschäftigt, und aller hypothetischen Elemente, aus denen sie die reale Welt zu erklären versucht, in wirklichkeitslose Träume und Hirngespinnste.**) Wundt allein von diesen Vieren thut der Naturwissenschaft keine Gewalt an, ist aber bis jetzt auch noch nicht über schätzbare Compendien hinaus zu metaphysischen Principien oder gar zu einem philosophischen System vorgedrungen.***) Man wird deshalb schwerlich behaupten können, daß einem dieser Vier die Synthese von Philosophie und Naturwissenschaft zu einem den Ansprüchen der Philosophie und den berechtigten Forderungen der Naturwissenschaft gleichmäßig Rechnung tragenden philosophischen System gelungen sei. Dies ist nicht etwa bloß vom Standpunkt der Naturforschung zu behaupten, welche ja leicht geneigt ist, ihre Ansprüche in unberechtigter Weise zu überspannen, sondern es ist auch von einem philosophischen Standpunkt aus zu behaupten, welcher Werth darauf legt, den großen Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft in einer alle Seiten der Erfahrung umspannenden Weltanschauung ihr unverkürztes Recht widerfahren zu lassen. Ob es mir besser gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen, steht mir nicht zu zu beurtheilen. Soll überhaupt die hohe Aufgabe, die Resultate der Naturforschung in eine philosophische Weltanschauung orga-

*) „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 29—32, Bd. II, S. 65 ff.; „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. S. 526—545; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister.

**) „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 280 ff.; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" S. 263.

***) Vergl. „J. H. v. Kirchmann's erkenntnißtheoretischer Realismus", 63 Seiten; „Philosophie des Unbewußten" 7. bis 9. Aufl. Bd. II, S. 478 bis 482, 495—496; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. siehe Namenregister; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" desgl.

†) Vergl. „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. II, S. 370 bis 372; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. S. 635—637, 610, 328.

††) „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. S. 559—562.

†††) Vergl. „Gesammelte Studien und Aufsätze" S. 562—565; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. S. 100—108, 121—122, 140—142; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" S. 267—269, 317—318, 548—549; „Lotze's Philosophie" S. 31—35.

*) Vergl. „Lotze's Philosophie" S. 25—27, 31—42, 154—183.

**) Vergl. „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 441 bis 444, 462—465, Bd. II, S. 472—475; „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus" 3. Aufl. S. 60 Anm., 81—84; „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" S. 164—174; „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" 2. Aufl. S. 266 bis 279, 400 Anm.; „Neukantianismus ꝛc." S. 1—5, 17—22, 45—118.

***) Vergl. meinen Aufsatz „Wundt's Ethik" in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" 1889 Januarheft.

Digitized by Google

nisch einzufügen, lösbar sein, so muß zwischen den berechtigten Forderungen der Naturwissenschaft und den einseitigen Uebersspannungen derselben unterschieden werden, wie sie in dem heutigen Geschlecht der Naturforscher gang und gäbe sind; wer aber diese Unterscheidung versucht, wird sich darein finden müssen, von der überwiegenden Mehrzahl der heutigen Naturforscher einer Verletzung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung geziehen zu werden, und sich einer Zukunft getrösten müssen, in welcher die heutige Einseitigkeit einer geisttödtenden mechanistischen Weltanschauung gemildert und durch den ureingeborenen Idealismus des deutschen Volksgeistes wieder überwunden sein wird.

Ein vielfach unrichtiges Urtheil hat sich über meine Stellung zur Religion und zum Christenthum festgesetzt. Vielen genügt das Pessimismuscapitel der „Philosophie des Unbewußten" und die Bekanntschaft mit dem Titel „Die Selbstzersetzung des Christenthums", um mich als einen geschworenen Feind des Christenthums und aller Religion zu verdammen; Andere halten mich für einen Narren, der eine selbst ausgeheckte „Zukunftsreligion" an Stelle des Christenthums einführen wolle. In der That habe ich aber die größte Hochachtung vor der christlichen Religion, als einer der höchstentwickelten Stufen des religiösen Bewußtseins, und in der Religion überhaupt verehre ich den tiefsten Quell und höchsten Gipfel des Geisteslebens. Mein eigener religionsphilosophischer Standpunkt hat sein werthvollstes Rüstzeug aus der dogmatischen Durchbildung der christlichen Glaubenslehre entlehnt und steht dem Wesen und Kern des Christenthums weit näher, als viele sogenannte christliche Religionsphilosophien, welche von den christlichen Theologen mit Achtung und Wohlwollen geduldet und studirt werden. Ich bin nur zu historisch-exact, um mich über die Größe der auch bei mir noch bestehenden Abweichungen vom geschichtlichen Christenthum zu verblenden, oder dieselben mit Phrasen zu verschleiern, und zu ehrlich und offen, um Andere über den Bestand dieser Abweichungen zu täuschen und mich in eine Gemeinschaft einzudrängen, in die ich von Rechtswegen nicht hineingehöre. Aber gerade diese Ehrlichkeit zieht mir die heftigste Gegnerschaft der Vertreter des Christenthums zu, welche die größten sachlichen Abweichungen dulden, so lange nur am Namen nicht gerüttelt und der äußere Schein der Christlichkeit gewahrt wird. Eine bloß negative Gegnerschaft aus antireligiöser Gesinnung kann die Theologie mit Recht als ungefährlich geringschätzen; aber eine positive Gegnerschaft, welche aus vertieftem religiösen Interesse die überlieferte Christusreligion als nicht mehr religiös zulänglich proclamirt und neben dem Bedürfniß auch die Mittel und Wege ihrer geschichtlichen Ueberwindung aufzeigt, muß naturgemäß eine energische Bekämpfung hervorrufen. Daß ich aber nur theoretischer Religionsphilosoph und keineswegs praktischer Religionsgründer sein will, habe ich so oft nachdrücklich hervorgehoben, und die Verschiedenheit von Theorie und Praxis so deutlich dargelegt, daß nur der üble Wille oder die Unkenntniß meiner Schriften an einem solchen Mißverständniß festhalten kann. Das Christenthum steht und fällt mit dem Glauben an die Gründung einer kosmopolitischen neuen Erlösungsreligion durch Jesus und an die Identität dieses historischen Jesus mit der später entwickelten Christusidee, d. h. dem gottgleichen Erlösungsprincip; wer Beides als historische Fictionen ansieht, wie es gegenwärtig unter Gebildeten gewöhnlich ist, kann nur noch mit Unrecht den Namen eines Christen weiter führen. Diese Auffassung hindert aber gar nicht die Anerkennung, daß das thatsächlich wirksame Erlösungsprincip, welches im Christenthum in unhaltbar gewordene Dogmen und historische Fictionen eingehüllt ist, auch befreit von diesen, nachgerade überflüssig gewordenen Hüllen wirksam sein und bleiben könne, wobei nur zu beachten, daß dieser herausgeschälte Kern nichts specifisch Christliches mehr ist, sondern auch in den indischen Religionen unter anderartigen Verhüllungen und Entstellungen zu finden ist.*)

*) Vergl. die Vorreden zur zweiten Auflage meiner „Religionsphilosophie" und zur ersten und zweiten Auflage meiner Schrift „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie".

## Feuilleton.

### Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

(Fortsetzung.)

Es war ein sonniger Sonntag Morgen, als Rudolf Wolters in seinem Feiertagsrocke die Palmaille entlang schritt. Er wollte Gertrud Rothhart einen Besuch abstatten. Sie hatte ihm geschrieben und angefragt, wann es in seinem Hause passe, wenn sie ihn zu sehen wünsche, aber er zog vor, erst zu ihr zu gehen. Sie konnte seine Marie später kennen lernen, erst wollte er wissen, was aus ihr geworden.

Lächerlich! der Anblick ihrer Handschrift hatte ihn seltsam berührt. Das waren noch die großen, frei hingeworfenen Buchstaben, gegen welche ihr Schreiblehrer immer angeeifert; das Regellose, Kühne war ihnen verblieben, nur gefestigt hatte sich die Schrift.

Hm, es waren angesehene Leute, ihre Verwandten, bei denen sie hier wohnte, die jetzt verwaisten Geschwister besaßen ein hübsches Vermögen und standen im Verkehre nur mit den Höchstgebildeten. Er konnte auf die Dauer eigentlich keine Beziehungen mehr zu ihnen haben.

Er schellte an dem stattlichen Hause und sah mit seiner vornübergeneigten Haltung und dem um seine Gestalt schlotternden, wenig modischen Rocke recht spießbürgerlich aus. Oben, in dem elegant eingerichteten Balconzimmer stand Gertrud Rothhart neben ihrem Bruder.

„Ich sehe mit wirklichem Herzklopfen diesem Besuche entgegen," sagte sie. „Was Du mir von dem Armen erzählt, hat mich erschüttert. Danach ist er ja eigentlich untergegangen, all' diese glänzenden Gaben, dieser herrliche, himmelanstrebende Geist erstickt, im Keime getödtet — o! das ist viel schlimmer, als der leibliche Tod."

„Nun, beruhige Dich, bis Du ihn gesehen," meinte der Bruder, „horch! da schellt es, das wird er sein."

Gertrud trat dem Eintretenden entgegen. Sie zählte bereits 28 Jahre und war eine junonische Erscheinung. Stolz wiegte sich der edel geformte Kopf auf dem schlanken Nacken, die großen Augen leuchteten im Feuer lebhaften Empfindens und ungewöhnlicher Intelligenz. Sie umfaßten die Erscheinung des Ankömmlinges in einem raschen, scharfen Blicke, dann streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Rudolf! ja, Du bist es doch noch, ob auch gewaltig verändert. Ernst hat mir unablässig von Dir erzählen müssen, seit er Dich gesehen —"

„Fräulein Gertrud," auf Rudolf Wolters Mienen spiegelte sich ein mit Humor gemischtes Erstaunen. Sie frappirte ihn in mancherlei Hinsicht, wollte sie noch den alten Ton anschlagen, das war beinahe komisch, nach so viel Wandel der Verhältnisse.

„Fräulein Gertrud, ja richtig, ich sehe, wie selbst Ernst mir ein verwundertes Gesicht macht, ich schicke mich wieder nicht in die Situation, wie es alle anderen Menschen thun würden, ich mache wieder Sprünge — zurück jetzt, Rudolf, und ich kann mir nicht helfen. Soll ich heute »Sie« und »Herr Wolters« sagen, und den neuen Menschen nehmen, wie er da äußerlich betrachtet vor mir steht, da — da bin ich eine langweilige Automatenfigur, welche Gemeinplätze, eingelernte Dinge herunterhaspelt. Ich kann das einfach nicht." Es flog wie eine Wolke über ihr schönes, klares Gesicht, sie hatte dem Besucher einen Sessel hingeschoben und selbst auch Platz genommen, ihr volles Haar, das, der herrschenden Mode entgegen, in einem einfachen griechischen Knoten aufgesteckt war, schimmerte goldig in dem Sonnenstrahle, der darauf glühte. Im Schatten war seine Farbe dunkel kastanienbraun.

Das blasse Gesicht Rudolf Wolters hatte sich merkwürdig belebt.

„Sollten wir es versuchen können, Gertrud, in der alten Weise mit einander zu reden?" meinte er mit seinem ruhigen Lächeln. „Ich bin es gern zufrieden, und so wie Du eben den Kopf warfst, trat mir das kleine Mädchen von ehemals so lebendig vor die Seele, daß auch mir das »Du« natürlich auf die Lippen tritt. Aber, wir werden es Beide bald, nach dem ersten Aufschwunge, den die Kindheitserinnerungen jetzt hervorrufen, inne werden, daß das doch nicht geht." Er saß ihr gegenüber und musterte sie mit einem neugierigen, beinahe belustigten und überlegenen Ausdrucke, als wollte er sagen: also solche Schwärmerin und Enthusiastin bist Du geblieben — komisch! komisch!

Sie fuhr mit der weißen, wohlgepflegten Hand ein paar Mal durch das üppige Haar. „Laß es uns nur versuchen," sagte sie ruhiger, „wir haben sonst gar nichts von diesem Wiedersehen. In unserem Falle handelt es sich doch einzig darum, den inneren Menschen herauszulocken, der damals, als wir uns trennten, erst im Werden war, und nun, bei uns Beiden, wohl geworden ist. Armer Rudolf! Deine Schule war schwerer als die meine, aus Dir muß die harte Presse mehr Kraftstoff herausgepreßt haben —"

Wolters wurde es offenbar schwer, sein Auge von ihr loszureißen. Sein Blut hatte nun seit Jahren in gleichmäßigstem Tempo gewallt, er hatte längst alle Träume seiner Jugend begraben und Welt und Leben durch die nüchternste Brille gesehen. Nur das Positive, Praktische, in Zahlen Festzustellende beschäftigte noch seinen Geist. Dies, es war eine flüchtige Episode, die ganz wunderlich in sein einförmiges Leben hineinplatzte, sie war eine ungewöhnliche Figur, auch kaum noch identisch mit jenem unreifen Kinde, das nicht einmal hübsch zu werden versprach. Sie war ein eckiges, hoch emporgeschossenes Ding gewesen, mit den flammenden

Digitized by Google

Augen freilich und einem vorlauten Mundwerke. Wie oft hatte er sie scherzend „frech" genannt und ihre vorschnellen, unreifen Urtheile gemeistert.

Sie kamen rasch in Zug jetzt, lebhaft floß der Strom des Erzählens von hüben nach drüben, ihre Lebendigkeit wirkte ansteckend, man mußte mit vorwärts.

„Ja, warum ich mich nicht verheirathet," sagte sie lachend, „ich will es Dir sagen, Rudolf, weil ich die Männer durchweg so langweilig fand. Nehmt es nicht übel, Ihr Beiden, die Ihr auch zu dem Geschlechte gehört, die Anwesenden sind immer ausgenommen, wie Ihr wißt. Aber, nach meiner Erfahrung kann ein Mädchen sich in das Ehejoch nur im völlig unbewußten Zustande begeben, also sehr jung — sobald sie anfängt zu beobachten und nachzudenken, muß ihr das kritische Urtheil kommen, und dann ist es mit aller Poesie vorbei. Ein solcher den starrsten Egoismus verkörpernder Herr der Schöpfung sonnt sich nur in dem Glorienscheine seiner eigenen Herrlichkeit und sucht die Gefährtin nüchtern berechnend; ihm sich hinzugeben, dazu gehört ein Maß von Verblendung, das ich lange nicht mehr besitze. Keinen Menschen stört es, wenn die Fragen ohne Rückhalt aufgeworfen werden: wie viel Vermögen hat sie? ist es disponibel? sind unbequeme Verwandte da? ist sie häuslich, anspruchslos, sanften Gemüthes? kurz, ist die Waare durch und durch solide und des Kaufpreises werth? — Und dieser Kaufpreis — die Freiheit des Mannes, als ob das Mädchen nicht dieselbe auch ebensowohl mit auf die Waage ihrer übrigen Dargebotsobjecte legen müßte! Nach den Eigenschaften des Mannes fragt niemand, auch die Eltern des Mädchens kaum, — achtbare Familien sind tolerant gegen die böseste Vergangenheit. Das ist noch der tollste Unsinn und die schrecklichste Unsitte, welche unsere hochcivilisirte Zeit aufzuweisen hat."

Die beiden Männer lachten. „Summa est," sagte Wolters, „daß Cupido, der lose, Dir noch nie seinen Pfeil in das Herz gedrückt."

„Nein, Gottlob nicht, und ich glaube auch nicht so recht an den schalkischen Knaben. Ich kann mich wohl noch enthusiasmiren, aber nicht für die Fabeln der Alten, überhaupt nicht für Fabeln; es giebt so viel Wirkliches. Alle Welt meint natürlich, ich habe eine unglückliche Liebe gehabt, die Männer finden darin den einzig möglichen Grund, der ihre Unwiderstehlichkeit bei mir unwirksam läßt. Nun, mögen sie den guten kindlichen Glauben behalten."

„Sei nicht zu keck, »frech« sagte Rudolf früher," bemerkte ihr Bruder lachend, „wenn die Flammen einmal unversehens heranzüngelten . . ."

„Dann laß sie kommen, in Gottes Namen," sagte Gertrud plötzlich beinahe ernst und aus tiefer Brust. „Wenn es eine echte reine Flamme ist, so muß es etwas Schönes um sie sein, etwas das eigene Wesen Verklärendes —"

„Und wenn sie kommt unter Glück verheißenden Zeichen," setzte Rudolf hinzu. Wie war es gekommen, er sprach anders als sonst, poetische Gleichnisse mischten sich in seine Rede — du lieber Himmel! die waren ihm seit Jahren nicht mehr in den Sinn, viel weniger über die Lippen gekommen. Er sah auch anders aus, seine Züge waren erhellt, in seinen Augen leuchtete ein schalkhaftes Licht, und der Kopf erhob sich mehr und mehr aus den Schultern.

„Ich muß Deine Frau kennen lernen," sagte Gertrud, „na, Du hast natürlich einzig nach Neigung geheirathet, so jung, so rasch entschlossen —"

Sie hielt inne, und ein flüchtiges Roth hauchte sich über ihre Züge, es war ihr auf einmal, als sage sie da nicht ganz, was sie dachte und meinte.

Rudolf Wolter's Kopf sank in die Schultern zurück. „Ob Du meine Marie auch so überwinden, auch so viel noch aus ihr herauslocken wirst, wie aus mir stumpfem Gesellen, ist fraglich," meinte er lächelnd, aber das Aufleuchten war aus seinem Angesichte gänzlich geschwunden. „Meine Marie ist eine einfache Frau, Dir nicht ebenbürtig an Geist —"

„Also auch Dir nicht," sagte Gertrud leichthin. „Ja, die Männer wünschen ja oft nur diese naive süße Unschuld, diese anbetende Verehrung. Du scheinst mir doch sonst Gottlob nicht so vom Eitelkeitsdämon besessen. Ich werde mich wohl mit Deiner Marie auf irgend einem Gebiete zusammenfinden. Schon darin, wenn ich ihr Dein Lob singe, und ihr erzähle, was Du schon als Knabe warst."

Eine dunkle Röthe flammte plötzlich in dem ernsten Männerkopfe auf.

„Sprich ihr nicht davon — nicht von jener Zeit," sagte er. „Sie würde den Menschen nicht kennen und nicht begreifen, den Du ihr da schildern wolltest, und es würde sie verwirren. Sie — sie kennt und liebt den stillen ernsten Arbeitsmenschen, dem sie nach seines Tages Last und Mühen eine behagliche Heimstätte schafft, ihrerseits auch unter Last und Mühen. Mein Weib ist nicht auf den Polstern des Luxus gebettet; wir haben sechs junge Leute im Geschäfte, die satt gefüttert werden sollen, und für die sie in gewisser Weise hausmütterlich zu sorgen hat. Dazu das eigene Töchterchen, das eben die ersten Gehversuche macht. — Ja, ja, Gertrud, das ist Prosa, hausbackenste Prosa, und ich vergaß hier nur auf ein Stündchen, was ich jetzt bin und für die Lebensdauer bleiben muß."

Er hatte sich erhoben und lächelte — wieder dieses melancholische, resignirte Lächeln mit dem sarkastischen Anfluge. Er nahm Abschied, und Gertrud drückte ihm stumm die Hand. Sie war auf einmal wortkarg geworden.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, warf sie mit einer seltsam leidenschaftlichen Geberde die Hände empor und schlang sie über ihrem Kopfe zusammen.

„Solch' ein Mensch!" sagte sie, „und hat sich gebunden an die Handwerkertochter, an die ihm geistig Unebenbürtige! Hätte er nur das, nur das nicht gethan!"

„Mein Gott, Gertrud," bemerkte ihr Bruder überrascht, „Du hast ja diese Frau noch nicht einmal gesehen. Ich hatte den Eindruck, daß er sich durchaus zufrieden an ihrer Seite fühlt, und Du mußt ja immer bedenken, wie sein Leben, seine ganze Existenz geworden ist. Du kannst unmöglich noch den Rudolf in ihm sehen, den Du als sechzehnjährigen Jüngling gekannt."

„Ja, ich sehe den noch in ihm," erwiderte Gertrud. Sie hatte ihren Platz wieder eingenommen und saß jetzt ruhig, die Hände im Schooße gefaltet. Auf ihren Zügen lag sinnender, nachdenklicher Ernst. „Es ist merkwürdig, ich denke mitunter, ich habe einen anderen Blick für die Dinge und Menschen, als die anderen Leute. Du hast ja Recht, er ist ungeheuer verändert, in seiner äußeren Erscheinung total; alles gedämpft, gedrückt, erstickt, der weite Brustkasten eingeengt, der Rücken gekrümmt, der stolze Nacken gebeugt, — aber ich sah immer den inwendigen Menschen. Ueber dem liegt auch eine dicke Schicht vom Alltagsstaube, aber ein frischer Luftzug bliese die noch hinweg. Unter der Decke da schlummert noch Vieles, noch all' das lang Begrabene, noch all' die herrlichen Schätze eines begnadeten Geistes. — Ernst! Bruder! welch' ein Schicksal! was ist ein Sterben des Leibes gegen solch' ein langsames Versiegen des Geistes!" Sie stützte die Arme auf den Tisch und vergrub ihr Antlitz in die Hände, ein paar große Thränen sickerten durch die feinen Finger.

Der Bruder legte zärtlich seine Hand auf ihre Schulter. „Du Erregbare!" sagte er, „da faßt ein fremdes Schicksal gleich ihre ganze Seele. Du gehörst gar nicht in unsere egoistische Zeit, wo Jeder nur an sich selbst denkt, nur mit sich selbst zu thun hat."

„Ich möchte in diesem Augenblicke mit Faust ausrufen: der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" murmelte sie.

(Fortsetzung folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Eva."

Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß.

Es ist jüngst in einem süddeutschen Blatte dagegen Einspruch erhoben worden, daß Richard Voß und Ernst v. Wildenbruch „in einem Athem genannt" werden. Ohne untersuchen zu wollen, ob in dieser Zusammenstellung wirklich, wie jener Kritiker meinte, für den Dichter der „Quitzows" etwas Unverbindliches liege, kann nur bestätigt werden, daß unsere einzigen jüngeren Tragiker, die sich die Bühnen zu erobern wußten, doch gar Manches gemein haben: den stark theatralischen Zug, den Schwung ihrer Sprache, die heiße Leidenschaft, die melodramatischen oder opernhaften Neigungen, die sprunghafte Handlung. Gemeinsam ist ihnen vor Allem die Abneigung vor sorgfältigem Motiviren, die bei Wildenbruch mit Regelmäßigkeit dahin führt, daß nur sein erster Act uns befriedigt, während alles Uebrige mehr oder minder abfällt. Ist Voß der tiefere von beiden, der unvergleichlich bessere Charakterzeichner, überhaupt der intensivere Poet, so neigt er andererseits wieder mehr zu crassen Effecten und sensationssüchtigen Scenen, welche aus dem Grunde seiner sich in Extremen gefallenden, dämonischen und etwas krankhaften Subjectivität geschöpft sind. Wildenbruch wie Voß haben das ihre ganze Eigenart spiegelnde Meisterwerk unserer Bühne noch nicht gegeben. Der Erfolg der „Quitzows" wird auf Berlin beschränkt bleiben, wo diese unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen zur Darstellung gelangten, und auch „Eva" ist nicht das Hauptstück und Meisterwerk, das wir von Voß erwarten dürfen. Es fehlt sogar recht viel daran, denn im heißen Ringen nach der Bühnenwirkung ist der Dichter in seine schlimmsten Fehler verfallen. Er hat vier starke Effecte: ein Falliment, einen Ehebruch, die Ermordung eines Wüstlings durch seine Geliebte und ein Sterben im Zuchthaus erfunden, und weiß diese Situationen mit unwiderstehlicher Kraft zu gestalten, allein er scheitert bei dem Versuche, die disparaten Elemente organisch mit einander zu verbinden. Mit dem Ungestüm eines Stürmers und Drängers hetzt er von Effect zu Effect und weiß den Zuschauer mit unheimlicher Gewalt zu fesseln, zu ergreifen und namentlich zu rühren, doch er überrumpelt ihn nur und überzeugt, erwärmt ihn nicht und entläßt ihn unbefriedigt und kopfscheu.

Schon im ersten Aufzug werden die dramatischen oder wenigstens theatralischen Wirkungen so gehäuft, daß eine Steigerung in der Folge unmöglich scheint. Was geht nicht Alles in diesem einen Acte vor! Wir sehen die fieberhafte Erregung speculirender Großstädter ob einer neuen gewinnversprechenden Gründung; sogar ein salbungsvoller Pastor hat Actien der Eva-Mine genommen, und auch die Dienerschaft spricht nur von der Goldgrube. Es wird ein Fest gefeiert, damit später als Gegensatz der Jammer des Krachs, die Verwünschungen und Drohungen der Speculanten und eine Arbeiterrevolte um so eindringlicher wirken. Und mitten in diesem wüsten Treiben ein weltvergessenes Liebespaar, das küssend und herzend über die Bühne jagt. Wie sehr Voß mit Contrasten arbeitet, zeigt diese Liebesscene, die mit stürmischen Umarmungen beginnt, um mit einer brutalen Entzweiung zu enden. Doch noch andere wirkungssichere Gegensätze! Comtesse Eva Düren ist mit einem Grafen Elimar verlobt, den sie innig liebt, aber ihr Herz sympathisirt außerdem noch mit einem gewissen Fabrikanten Johannes Hartwig, der das gerade Gegentheil jenes jungen, herzlosen, glänzenden Cavaliers ist: ein Mann des

Digitized by Google

Volkes, fast ein Arbeiter. Und noch mehr Effecte! Eva liebt ihren Bräutigam, aber als die Arbeiter sich vor dem Hause zusammenrotten, unterstützt sie Hartwig bei seinem gefahrvollen Abwiegelungsversuche, während der Graf gegen das Gesindel zur Pistole greifen will. Ja, als ihr die Wahl gestellt wird zwischen dem geliebten Elimar und dem ungeliebten Hartwig, da thut sie gerade das Unerwartete: sie verläßt ihren Bräutigam, um das Weib des Anderen zu werden. Allerdings wird sie hierzu noch mitbestimmt durch ihre Rücksicht auf ihren gebeugten Vater, von dem sie sich auf des Grafen Befehl ebenfalls abwenden sollte.

Was wird unter den gegebenen Verhältnissen mit sothanen Figuren logischer Weise geschehen? Bei Effectstücken ist hundert gegen eins zu wetten, daß die Handlung eine unvorhergesehene Richtung nimmt. Voß ist aber doch zu vornehm, um einzig und allein auf die Sensation hinzuarbeiten. Hat man erst die gewagten Voraussetzungen des ersten Actes angenommen, so muß man auch den zweiten gelten lassen. Da Eva an Hartwig's Seite schwerlich ihr Glück finden kann, so hat bei ihrer leidenschaftlichen Natur der noch immer Geliebte ein leichtes Spiel, falls er ihren häuslichen Frieden zu stören sucht. Dies geschieht auch richtig, unter etwas unwahrscheinlichen Umständen, doch wir vergessen die ganze Fragwürdigkeit der peinlichen Scene, denn sie ist mit so energisch kühner Hand geführt und athmet eine so hinreißende Empfindung und Leidenschaft, daß wir dem Autor folgen müssen. Wir verstehen auch, daß im dritten Act eine solche Frau, die keine Lüge in ihrem Leben duldet, offen und ehrlich ihrem Mann eingesteht, sie liebe ihn nicht und habe sich vorhin von einem Anderen küssen lassen. Weniger begreiflich ist Hartwig's Benehmen. Ich glaube, ein Mann, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, werde seine geliebte Frau nicht in so roher Weise verstoßen. Daudet's Risler oder Ohnet's Philippe Derblay, die gewiß zu diesem ehemaligen Arbeiter Modell gestanden, handeln unter ganz anderen und viel zwingenderen Umständen. Uebrigens walten auch in diesem Acte die grellen Gegensätze und Uebergänge vor. Die eheliche Katastrophe folgt abermals auf ein heiteres Mahl. Ueber alles Lob ist jedoch die Schilderung der kleinbürgerlichen Häuslichkeit Hartwig's, die des Grafenkindes Unbefriedigung und verhängnißvollen Schritt motivirt und nach Möglichkeit entschuldigt. Zumal die nörgelnde alte Mutter, die sich mit ihrer Schwiegertochter immer zankt und ihre Enkelin verwöhnt und zu sich herüber zieht, ist eine lebenswahre Figur. Hier sieht man, daß Voß von den Naturalisten gelernt hat. Auch Figuren wie Schlächtermeister Hempel und Frau hätten Zola und Kretzer nicht treuer gezeichnet; sie sind echt in jedem Wort, und ihre unerschütterliche Alltäglichkeit stört kein Rückfall in's Poetische. Der gute Einfluß Ibsen's ist unverkennbar. Ja, der Verfasser ist hier so sehr Realist, daß er Hartwig's Mutter, die ihren Sohn über sein eheliches Mißgeschick trösten will, einen Vergleich in den Mund legt, der jeden Theaterpraktiker entsetzen muß. „Warum bist Du aber auch, Du grauer Spatz, mit dem gelben Kanarienvogel in ein Bauer gezogen?" sagt die Alte ungefähr. Das Bild ist treffend, aus der Situation und dem Wesen der alten Frau heraus, aber Voß begeht dabei den Fehler, daß er es weiter ausspinnt. Während dem ganzen Gleichniß von Spatz und Spätzin ging denn auch eine seltsame Unruhe durch das Haus, jenes Räuspern und Husten, das schon manchem Bühnenstücke verhängnißvoll geworden ist.

Von dieser in ihrer schlichten Natur erfaßten Menschlichkeit hebt sich der vierte Act unangenehm ab, denn hier sind alle bösen Geister des Melodramas entfesselt. Wir befinden uns bei dem Grafen Elimar oder vielmehr wir sind nicht bei ihm, denn die fürstlich eingerichtete Wohnung gehört einer ehemaligen Putzmacherin Namens Antoinette, welche der saubere Graf verführt und zu seiner Maitresse gemacht hat. Jetzt freilich hat er sie durch seine Lakaien hinauswerfen und ihr den Eintritt verwehren lassen. Dafür hat er ja seinen guten Grund, denn Eva ist zu ihm gezogen. Wir sehen sie in einem prachtvollen Schlafrock und mit kostbaren Edelsteinen geschmückt als vermeintliche Herrin dieser Räume wieder und zwar sehr glücklich. Sie ist um so zufriedener, als der Anwalt ihr mittheilt, daß der Scheidungsproceß Hartwig contra Hartwig seinen befriedigenden Verlauf nehme; der Geschiedene bestehe sogar darauf, ihr ein erhebliches Jahrgeld auszuzahlen. Das verletzt nun Eva, und als der Jurist die Möglichkeit, daß der Graf eines Tages ihrer überdrüssig werden könnte, auch nur anzudeuten wagt, weist sie ihm entrüstet die Thüre. Dieses blinde Vertrauen zu seiner Liebe ist nun aber dem niedlichen Elimar, der sie schon jetzt mit guter Art los sein möchte, unwillkommen, aber Eva sieht erst klar, als jene verstoßene Antoinette selbst hereinstürmt und ihr die Augen öffnet. Die lange, banale Geschichte ihrer Liebe, die Fräulein Scholz übrigens nicht ungeschickt vortrug, könnte bei schlechterer Besetzung den Erfolg des Stückes leicht gefährden und muß jedenfalls abgekürzt werden. Die Schlußscene, wo der Graf sich so cynisch benimmt, wie der Cavalier in irgend einem socialistisch angehauchten Hintertreppenroman, endet damit, daß Eva die geladene Pistole, die sehr unmotivirt während des ganzen Actes zum Schrecken nervöser Leute und vorausschauender Kritiker auf einem Tische liegt, auf den jungen Herrn abfeuert, der todt zu Boden fällt. Frau Niemann-Raabe riß hier durch ihr Spiel auch die Widerstrebenden zum Beifall hin, so daß bei der Aufführung der schwächste Act den lautesten Erfolg hatte.

Der letzte Aufzug ist eine einzige Rührscene. Da nun einmal die wichtigsten Dinge hier im Zwischenacte geschehen, so sind wir nicht sehr erstaunt, Eva nach jahrelangem „Sitzen" in der Krankenabtheilung eines Gefängnisses zu finden. Es ist der Tag ihrer Freilassung und da versteht es sich schon des Effectes wegen von selbst, daß sie sterben muß. Vorher versöhnt sie sich noch mit ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter von einst. Als ein Schutzmann den Befehl ihrer Haftentlassung verkündet, gibt die Dulderin den Geist auf.

Richard Voß hat diesmal den Rücksichten auf augenblickliche Bühnenwirkung und die ewige Schauspielersehnsucht nach sogenannten dankbaren Rollen zu viel von seinem Talente geopfert. Da überstürzen und steigern sich die Situationen, fünf Acte lang nichts als Seelenmarter auf der Bühne und Erschütterung und Thränengerieſel im Publikum. Noch nie war der feinsinnige Autor so unmenschlich derb und erbarmungslos. Ein ähnlich unerquickliches Thema von irgend einem anderen Dichter ausgeführt, würde unweigerlich ausgelacht und ausgezischt worden sein. Es ist ein wirklicher Triumph, daß es Richard Voß gelungen, die Zuhörer von der ersten bis zur letzten Scene zu aufmerksamem, respektvollem Aufmerken zu zwingen, und auch seine crassesten Effecte riefen nicht einmal jenen Widerspruch hervor, der das nothwendige Surrogat einer Berliner Première zu sein pflegt.

Wir dürfen allerdings nicht verschweigen, daß die Aufführung den Verfasser wirksam unterstützte. Bei den gefährlichen Stellen waren fast immer Herr Barnay oder Frau Niemann-Raabe, oder oft beide zugleich auf der Bühne, und ihre Kunst half siegreich mit, alles Unheil abzuwenden. Herr Barnay hat die hohle Declamation seiner Collegen vom Kothurn gründlich abgestreift und sich eine ungekünstelte Sprechweise angewöhnt, die ihn zwar — z. B. neulich in dem fast ganz im Conversationston gehaltenen „Uriel Akosta" — um die bewährtesten Abgänge bringt, aber dafür die Naturwahrheit des besten realistischen Stils erreicht. Auch sein Johannes Hartwig ist ein Mensch, eine überzeugende Bühnenfigur, eine Gestalt wie aus einem Gusse. Schon die Maske des hellblonden, unschönen Mannes aus dem Volke, seine stockende, ringende Sprache und das linkische, verschüchterte Behaben waren in jedem Zuge der Wirklichkeit abgelauscht und machten uns sogar die grellen Lichter des Autors erträglich. Die Rolle müßte ein Paradegaul für unsere Schauspieler werden, doch wird ihr wohl im Wege stehen, daß sie einen ganzen Act nicht auftritt. Ein abermaliger Beweis, daß Voß nicht nur an seine Darsteller denkt, sondern ein echter Dramatiker und Dichter ist, und in dieser Eigenschaft wünschen wir, ihm ausschließlich recht bald wieder auf der Bühne zu begegnen.

## Notizen.

Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. (Leipzig, F. W. Steffens.) — Ein Roman? Höchstens eine Novelle, und auch als solche nach dem landläufigen Begriffe ohne jede Handlung und Verwickelung. Es ist die alltägliche Geschichte eines „décollage", wie die naturalistischen Franzosen, von denen Fontane so viel gelernt hat, sagen würden; die Erzählung, wie der Baron Rienäcker sein Verhältniß mit einem Wäschermädchen löst und seine Cousine heirathet, um das verschuldete Familiengut zu retten. Und dabei geht alles so natürlich, so einfach, so gewöhnlich zu; man liebt sich, trennt sich mit Schmerzen, kann einander lange nicht vergessen und zwingt sich schließlich doch geduldig in's Ehejoch. Die Leihbibliothekenleser, welche auch wirklich diesem prächtigen Buche nicht viel nachfragen sollen, sind natürlich über diesen Mangel an Romantik empört, denn kein Herz wird gebrochen, das Wäschermädchen hatte sogar schon vorher ein Verhältniß, ja die Person heirathet zuletzt auch ruhig einen Anderen, obendrein noch einen alten Philister und Methodistenprediger, mit dessen moralischen Grundsätzen es offenbar auch nicht weit her ist. Aber der feinere Leser, der zwischen den Zeilen liest und sich auch an einem unerbittlichen Abbilde des Lebens erfreut, urtheilt wohl anders über das Buch. Ihm ist es eine Conversationsnovelle, wie es ja auch Conversationslustspiele gibt, wo die Handlung in eine Nußschale ginge und der ganze Reiz in dem munteren oder geistreichen Dialog steckt. Fontane legt seine Charakterzeichnung hinein, und da ist es eine Freude zu sehen, wie das meist uninteressante Gerede seiner Figuren dem Leben abgelauscht ist und die Sprecher so plastisch modellirt und vermenschlicht. Man möchte glauben, daß der Dichter nach einem Phonographen schreibt, der die Gespräche dieser Offiziere und Leute aus dem Volke aufbewahrt hat, denn da ist Alles so echt bis in jeden kleinsten Zug hinein. Zola's Arbeiter, Guy de Maupassant's Seeleute reden nicht naturgetreuer, als diese Märker und Pommern. Dann die Localfarbe in den Schilderungen. Das Leben in der Gärtnerei und der öden Niederung zwischen dem Zoologischen Garten und Wilmersdorf, das Genrebild von Hankel's Ablage mit der Staffage von Ruderclubbisten, die Offiziercasinoscene, die adelige Flitterwochenwirthschaft in der Landgrafenstraße, alles unvergeßliche Bilder, die der Kenner nicht wieder los wird. Aber auch der Dichter kommt zum Wort. Die wehmuthdurchzitterte und doch nirgend sentimentale Stimmung, die über den Liebesscenen liegt, von denen eine jede im ahnungsvollen Gemüth der armen Lene die letzte ist, oder der ewige Abschied, kurz und bündig und doch herzzerreißend wie das Leben selbst, oder der Tod der alten Waschfrau, ohne Phrase und wohlfeile Stimmungsmacherei, ohne Abendroth und Musik hinter den Coulissen, oder die weiche und doch so männlich feste und offiziermäßig schneidige Resignation des die Liebespfänder verbrennenden Ehemannes. Das schreit alles nach Wahrheit und ist doch zugleich von jenem poetischen Duft, der zum Herzen geht, weil er vom Herzen kommt. Gerade hier ist es lehrreich zu beobachten, wie der alte Balladensänger, und wenn er auch die ungeschminkte Lebenswahrheit auf sein Panier schreibt und neufranzösischen Anregungen folgt, doch ein wahrer Dichter, ein deutscher Dichter bleibt. Und dann noch ein anderes Moment. Fontane ist immer geistreich, beweglich und interessant, auch wo er das Alltäglichste und Allzumenschliche berührt. Eine feine Ironie, die aber nichts Blasirtes hat, sondern wahre Menschenliebe ist, lächelt

Digitized by Google

über all den Irrungen und Wirrungen dieser Zeitlichkeit. Wie prächtig ist das lustige, pikante und doch so „dabberige" Geplauder der kleinen Lieutenantsfrau, und wie meisterhaft führt sie ihre spitze Feder! Mit ein paar Strichen steht die Wiener Jüdin und das Schlangenbader Curleben vor uns, und wie viel Intimes und Pikantes blitzt da und dort auf! Im Großen und Ganzen ein wohlgelungener Versuch, die handlungs- und schlußlose naturalistische Romanmanier, wie sie Flaubert am besten in seiner „Education sentimentale" dargelegt und Maupassant erst neulich in „Pierre et Jean" gestreift haben, auf deutsche Gestaltung überzutragen. Zugleich aber auch ein bis in's Kleinste echter Berliner Roman, an dessen Bewältigung schon so Viele sich umsonst versuchten. Wir fürchten nur, daß unser liebes deutsches Publikum, das nun einmal von einem Romane romantisch erfundene Geschehnisse und Spannungen und nicht nur das Leben selbst verlangt, den kühnen Neuerer im Stiche lassen wird. Nur einmal spielt der Balladendichter dem Realisten einen argen Streich. Erst in der Mitte der Erzählung erfahren wir, daß der adelige Lieutenant Lene's erster Liebhaber nicht ist. Das sieht nun so aus, als wäre dieses Motiv dem Verfasser erst nachträglich eingefallen, gleichsam als Nothbehelf, um der im Sande verlaufenden Alltagsgeschichte wieder einen frischeren und — längeren Lauf zu geben. Es verstößt auch gegen den naturalistischen Codex, der klare Verhältnisse fordert und gleich anfangs sich ein „dossier" seiner Menschen aufsetzt und dem Leser mittheilt. Das Nämliche gilt von der Andeutung im ersten Kapitel, daß Lene wohl nicht das Kind der Frau Nimptsch und bloß angenommen, „vielleicht eine Prinzessin oder so was", sei. Auch auf diesen Punkt kommt kein Mensch mehr zurück, nicht einmal die sterbende Pflegemutter in ihrem letzten Willen. Das ist aber nicht naturalistisch, sondern balladesk. Der echte Realist will, wie Theodor Töring im Verschwiegenen wider Willen sagte: „klär sehen".

—g.

Geschichte des Fürsten Bismarck. Von Edouard Simon. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. (Berlin, Carl Ulrich & Co.) — Wir haben dem früheren Werke des Verfassers, „Kaiser Wilhelm", einen eigenen Essay gewidmet, und einen solchen würde auch sein treffliches Buch über unseren Reichskanzler verdienen. Alle Vorzüge, die jene erste Biographie auszeichnen, sind dem neuen Werke nachzurühmen: schöne Darstellung, Genauigkeit und jene Vorurtheilslosigkeit, die wir unseren neuen Heroen gegenüber von den Franzosen kaum mehr gewöhnt sind. Simon würdigt den „modernen Richelieu" nach Verdienst, wenn er auch den deutschen Reichskanzler allzu sehr als Schüler Cavour's hinzustellen bemüht ist. Der Uebersetzer, der seiner Aufgabe mit großer Gewandtheit gerecht geworden, hat jedenfalls gut daran gethan, die betreffenden Stellen, die allzu sehr für die empfindlichen Landsleute des Herrn Simon berechnet sind, einer kleinen Retouche zu unterziehen. Wir geben dieser deutschen Ausgabe auch noch aus anderen Rücksichten den Vorzug vor dem Original. Der Bearbeiter hat es sich nämlich nicht verdrießen lassen, die oft fragwürdigen Uebersetzungen deutscher Texte, die wir bei Simon finden, nach den Originalwerken zu citiren, statt sie einfach rückzuübersetzen, und sachliche Anmerkungen, Quellennachweise und ein doppeltes Register machen das schöne Werk noch empfehlenswerther.

Wilde Kirschen. Von Heinrich Hansjakob. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Es ist frische, gesunde Bergluft, die uns aus diesen Charakterskizzen aus dem Kinzigthal entgegenweht. Was der Verfasser schildert, hat er selbst inmitten des Volks gesehen und erlebt. Vom Bäckerlehrling hat er es bis zum katholischen Pfarrer gebracht und sich durch all die Wandlungen den vorurtheilslosen Sinn und den scharfen Blick für die Eigenart seiner engeren Landsleute gewahrt. Seine Manier, das Erfahrene in kurzen, scharf pointirten Sätzen, ohne Schönrednerei, wiederzugeben, erinnert lebhaft an Rosegger, aber er ist absichtsloser, naiver. Er sucht nicht, wie dieser, nach fremdartigen, dialektisch gefärbten Ausdrücken, sie fließen natürlich aus seiner, durch heimathliche Einwirkungen bestimmten Individualität.

m.

Eugen Dühring. Eine Studie zu seiner Würdigung von H. Druskowitz. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Die Verfasserin ist dem größeren Publikum besonders durch ihre feinsinnigen Biographien Shelley's und der Elliot bekannt geworden. In der vorliegenden Schrift charakterisirt sie Dühring, der trotz aller Schwächen neben Eduard von Hartmann der bedeutendste Philosoph der Gegenwart ist, als Denker und namentlich als „Gesinnungsgröße", indem sie der Reihe nach seine philosophischen Anschauungen einer objectiven Darstellung unterwirft und ihren eigenen Standpunkt nur in knappster Form dabei zur Geltung bringt. Sein System, die Lehre des Lebensmuthes, von Zurechnung und Strafe, werden dargelegt, die leidenschaftliche Kritik der Gelehrtenkaste, in der Dühring viel zu weit geht, wird ebenso bemängelt, als die vielberufene „Reaction gegen den Asiatismus", wie die Verfasserin euphemistisch sich ausdrückt. Mit Behagen gibt sie dagegen Dühring's Ideen über die Stellung der Frauen, insonderheit der studirenden wieder, die bekanntlich in dem treffenden Ausspruche gipfeln: nicht die Frauen sind für das Universitätsstudium, sondern das Studium ist für sie unzulänglich.

Allgemeines historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von W. v. Seidlitz. Mit biographischen Daten von H. A. Lier und H. Tillmann. (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.) — Von diesem standard work deutschen Kunstverlags ist soeben eine neue Serie fertig geworden und liegt in einem stilvollen Liebhaberband vor uns. Sie enthält Künstler und Musiker, über 100 Blätter mit knappem und doch erschöpfendem Text. Was wir der vorigen Serie der Dichter und Schriftsteller im vergangenen Jahre nachrühmen konnten gilt auch und womöglich in noch höherem Maße von dieser Serie, denn während es sich dort um die Wiedergabe oft mehr gut gemeinter als gut ausgeführter Originale handelte, tritt uns hier eine Galerie von großen Malern meist nach ihren Selbstportraits entgegen. Dies gilt von Meistern wie Luca Signorelli, Masaccio, Holbein, Dürer, Rafael, Cranach, Lionardo, Veronese, Rubens, Van Dyck, Ribera, Rembrandt, Watteau, Tischbein, Goya, Carstens, Schinkel u. A. Also gewissermaßen gemalte Autobiographien, denn diese herrlichen Bildnisse erzählen uns mehr von des Meisters Talent und Wesen als umfangreiche Lebensbeschreibungen. War aber kein Selbstporträt vorhanden, so richtete der kunstbewanderte Herausgeber sich zunächst an die Zeitgenossen, die den Meister gekannt und geliebt, vielleicht gar ihre Schüler gewesen waren. So bekommen wir denn einen Giotto und Donatello von Paolo Uccello zu sehen, Fiesole nach Luca Signorelli, Foucquet nach einer gleichzeitigen Emailplatte im Louvre, Schongauer und Lucas von Leyden nach Dürer, Mantegna nach einer mantuanischen Büste, den älteren Rafael mit Christusbart nach einem wahrscheinlichen Schüler, Gian Bellin nach einem altitalienischen Marmorrelief, Fra Bartolomeo aus dem Vasari, Caracci nach Tizian's Stich, Poussin nach Pesne, Callot aus Van Dyck's Ikonographie, Lebrun nach Largillière, Pesne nach dem Meisterstiche des Berliners G. F. Schmidt, Watteau gestochen von Boucher, Schadow nach Hübner, David d'Angers von Dévéria, Cornelius von Overbeck und Overbeck von Cornelius, — also fast immer der Meister von eines congenialen Meisters Hand verewigt. Wo aber solche Selbst- oder Meisterbildnisse nicht existirten, suchte W. v. Seidlitz das Beste und Authentische der vorhandenen aus, und überall beweist er seinen Geschmack und eine glückliche Hand, ebenso viel Sachkenntniß als Umsicht. Unter manchen naturgemäß bekannten Porträts — die aber fast alle hier in einer so treuen und echten Nachbildung erscheinen, wie sie in der vervielfältigenden Kunst noch nie dagewesen ist! — bemerken wir so viel Neues und Interessantes, daß uns der Raum zu der Aufzählung gebricht und wir nur Einzelnes herausgreifen können. So die herrlich charakteristischen Bildnisse des treuherzigen Mönches Fra Angelico neben dem als Standesperson stolz auftretenden Signorelli (aus Orvieto); Masaccio's Selbstportrait dient Vasari's Holzschnitt belehrend zur Vergleichung; das wundervolle Doppelbild der van Eyck's aus dem Berliner Museum gibt, wenn auch nicht das Colorit des Originals, so doch seine Stimmung und Tönung wieder; die Wiener Albertina hat die schönsten Blätter Dürer's geliefert, die in Thausing's Biographie keinen annähernden Begriff geben; Rafael's beide Conterfeis als Jüngling und Mann; die Röthelzeichnung Lionardo's aus der Mailänder Ambrosina; der fälschlich mit Dürer's Monogramm bezeichnete Burgkmayr; die Radirung Michelangelo's aus dem Berliner Kupferstichcabinet; Peter Vischer's Selbststatuette vom Sebaldusgrab; der jüngere Holbein nach der Basler Aquarelle; der prachtvolle Goya mit dem Cylinderhut, markig und bizarr wie seine Bilder, die beiden Zeichnungen von Overbeck und Cornelius aus dem Stift Neuburg bei Heidelberg, fast alles so gut wie unbekannt, wenn nicht wirklich ganz neue Funde, so daß uns der Herausgeber wie ein Schatzgräber erscheint, der mit seiner Wünschelruthe die verborgensten Kunsterzeugnisse an's Tageslicht zaubert. Nur in ganz wenigen Fällen trauen wir diesen Portraits nicht, z. B. wo es sich um spätere Bilder und offenkundige Phantasiewerke handelt. Die englischen Stiche der Domenichino und Caracci muthen uns durchaus modern an, die französischen Radirungen von Murillo, Guido Reni (mit dem Calabreser) sind uns verdächtig, doch war sicherlich hier nichts Authentisches zu haben. Von großer Schönheit sind Townley's Blätter in Schabmanier, vor Allem der Reynold's, und auch Largillière's prunkhafte Bildnisse von Mansard und Lebrun sind gewiß sprechend ähnlicher als sie aussehen. Hochinteressantes bieten die Musikerbilder ebenfalls. Endlich ein anderer Mozart und Beethoven, als die in allen Schaufenstern und von sämmtlichen Musikmappen winkenden Köpfe, nicht schöner, aber gewiß naturgetreuer. Gluck nach Duplessis' Gemälde haben wir noch nie so scharf gesehen, Zelter (nach Karl Begas), Schmidt's Haendel, Rafael Morghen's Pergolese, Edelinck's Lully sind Meisterblätter. Interessant sind der schlichte Carl Maria von Weber in Punktirmanier, die trefflichen Lithographien des jungen und doch schon behäbigen Rossini und Kriehubers Schubert, vor Allem aber der nach Bendemann's Kohlenzeichnung wiedergegebene Schumann aus dem Besitz der Wittwe. Aber genug geblättert und geschwärmt, denn die Anregungen aus diesem monumentalen Werke sind unerschöpflich, und Physiognomik, Kunstgeschichte und — Menschenkenntniß lassen sich daraus schöpfen. Wir erwarten den Abschluß des kostbaren Unternehmens, das wir nicht nur den Sammlern empfehlen, sondern in jedem Salon aufgelegt sehen möchten, und sind stolz auf diese künstlerische That des deutschen Kunsthandels.

In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriften-Album. (Berlin, J. H. Schorer.) — Ein wahres Prachtwerk, dem wir um so lieber weite Verbreitung wünschen, als es zu einem guten Zweck, nämlich um die menschenfreundlichen Bestrebungen der Feriencolonien zu unterstützen, erschienen ist. Unsere besten Maler und Componisten haben Studienblätter, die dem Schorer'schen Familienblatte nahestehenden Schriftsteller Gedichte und Aphorismen geliefert, und sogar mehrere gekrönte Häupter, vor Allen der unvergeßliche Kaiser Friedrich, sind mit ihrem Autograph vertreten. Das schöne Unternehmen hilft hoffentlich in nachdrücklicher Weise mit, recht vielen Kindern der Großstädte im Sommer Luft und Sonne zu verschaffen. Im gleichen Verlag erschien ferner: Schorer's Jugendfreund, herausgegeben von K. Dorenwell, der erste Jahrgang eines neuen Unternehmens, dem ohne Zweifel zahlreiche Nachfolger vergönnt sein werden. Erzählungen, Märchen, Sagen, Gedichte (darunter reizende Beiträge von Lohmeyer, Trojan und Seidel) und viele belehrende Aufsätze, dazu treffliche Holzschnitte nach Originalzeichnungen von Flinzer, Gehrts u. A., Alles sorgfältig redigirt, reichhaltig, fesselnd und schön ausgestattet; — dieser neue Jugendfreund hat gewiß das Zeug, die Beliebtheit des alten Hoffmann'schen zu erreichen.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

# Lebensweisheit für die Jugend

von

**Paul Mantegazza,**

Professor in Florenz und Senator des Königreiches.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Aus dem Italienischen von Dr. **R. Teuscher.**

**Elegantestes Format 8°, geh. 3 Mk., geb. in Ganzleinen 4 Mk.**

Säet Ideen, so werden Thaten entstehen, ist das von dem berühmten Autor dem Buche vorgestellte Motto und ist dasselbe bezeichnend für den Inhalt des Buches, das durch den bekannten vorzüglichen Bearbeiter dem Inhalte des Originals vollkommen ebenbürtig wird. Es ist ein **reizendes Buch für Knaben.**

**Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann in München.**

**Allgemeines Historisches Porträtwerk.** **Eine Sammlung von über 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840.** Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. Nach Auswahl von **Dr. W. von Seidlitz.** Mit biographischen Daten von **Dr. H. A. Lier** und **Dr. H. Tillmann.** Gross-Quartformat. Vollständig in 12 Serien à 10 Lieferungen zu je 5 Blatt. Preis jeder Lieferung 2 Mark. Jede Serie wird einzeln abgegeben, einzelne Blätter und Lieferungen nicht.

Es beginnt zu erscheinen:

**Serie X/XI. Gelehrte und Männer der Kirche** (in zwanzig Lieferungen).

Vollständig wurde jetzt:

**Band IV (Serie VIII/IX). Künstler und Musiker.** 101 Blatt mit biographischen Daten. Gebunden in Halb-Kalblederband **50 Mark.**

Früher erschien:

**Band I (Serie I/II). Fürsten und Päpste.** 100 Blatt mit biographischen Daten. Geb. in Halb-Kalblederband **50 Mark.**

**Band II (Serie III/IV). Staatsmänner und Feldherren.** 100 Blatt mit biographischen Daten. Gebunden in Halb-Kalblederband **50 Mark.**

**Band III (Serie V/VII). Dichter und Schriftsteller.** 151 Blatt mit biographischen Daten. Gebunden in Halb-Kalblederband **70 Mark.**

**Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung.**

# In Luft und Sonne.

## Künstler- und Selbstschriften-Album.

Zum Besten der Cassen der Vereinigung für Ferienkolonien und Sommerpflegen Deutschlands

herausgegeben von

**Schorers Familienblatt.**

Preis 8 Mk. (mit Rotschnitt), 8 Mk. 50 Pf. (mit Goldschnitt).

**Das schönste Weihnachtsgeschenk für jedes deutsche Haus.**

**Verlag von J. H. Schorer in Berlin.**

## Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

**Hitopadeça.** Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von **Ludwig Fritze.** Preis 2 Mark.

**Philosophie des gesunden Menschenverstandes.** Von **Hannas.** Preis 4 Mark.

**Die Entwickelung des Causalproblems** von Cartesius bis Kant. Von Dr. **Edm. Koenig.** Preis 5 Mark.

**Geschichte der ersten französischen Revolution.** Von **Richard Mahrenholtz.** Preis 4 Mark.

**Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus.** Kanzelreden, gehalten von Dr. **Moritz Schwalb.** Preis 2 Mark.

**Der Studententeuffel,** das ist: getrewliche Abkonterfeyung des aller erschröcklichsten Teuffels, so jetzo die Erde besäwet. Nebst etzlichen anderen Teuffeln. Durch **Richardum Jowirim.** Preis 1 Mark 50 Pf.

**Religion und Hexenprozeß.** Zur Würdigung des 400jährigen Jubiläums der Hexenbulle und des Hexenhammers, sowie der neuesten katholischen Geschichtschreibung auf diesem Gebiete. Von **Georg Längin.** Preis 6 Mark.

**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

## Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M.* — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M.* — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M.* — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

## Kleine Geschichten

von

**Richard von Volkmann-Leander.**

Neue (Miniatur-) Ausgabe.

Inhalt: Die Weiser. — Die Rumpelkammer. — Francesco.

82 S. 12°. In Originalband geb. 2 M. 40 Pf.

Die drei kleinen Geschichten, welche das hervorragende, liebenswürdige Talent des Verfassers der in 16 Auflagen verbreiteten „Träumereien an französischen Kaminen" bekunden, erscheinen hier für den Weihnachtstisch in neuer, zierlicher Ausgabe, in der sie sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben werden.

Im Verlage von **A. Stein** in Potsdam ist soeben erschienen:

Zur

## deutschen Sprache und Litteratur.

Vorträge und Aufsätze

von

**Karl Biltz.**

**Preis: 3 Mk.**

Die vorstehenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Litteratur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielfach anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.

Soeben erschien:

# Polikuschka.

Von

**Graf Leo Tolstoj.**

Eleg. brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Eine der vortrefflichsten Erzählungen Tolstoj's und als Weihnachtsgeschenk sehr geeignet; zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Brünslow'sche Hofbuchhdlg.**

**Neubrandenburg.**


Digitized by Google

## Naturgeschichtliche Geschenkswerke

in populärwissenschaftlicher Darstellung und prächtiger Ausstattung.

Seitenstücke zu „Brehms Tierleben":

**Völkerkunde.** Von Professor Dr. **Friedrich Ratzel.** Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 29 Chromotafeln. Drei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Die Naturvölker Afrikas. Zweiter Band: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Dritter Band: Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt.

Hofrath **Gerhard Rohlfs**, der berühmte Reisende: „Eine klassische Arbeit, die einen bleibenden Platz in unserer Litteratur behaupten wird."

**Der Mensch.** Von Professor Dr. **Johannes Ranke.** Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Chromotafeln. Zwei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Zweiter Band: Die heutigen u. die vorgeschichtlichen Menschenrassen.

**Der Bund** (Bern): „Ein populärwissenschaftliches Werk, Haus- und Familienbuch ersten Ranges. Möge es der ganzen gebildeten Welt aufs wärmste empfohlen sein."

**Pflanzenleben.** Von Professor Dr. **Ant. Kerner v. Marilaun.** Mit 1000 Abbildungen im Text und 40 Chromotafeln. Zwei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Zweiter Band (erscheint Anfang 1889): Geschichte der Pflanze.

**Neue Freie Presse:** „Voll der Anregung, voll des Neuen, voll der genialsten Gedanken; in der methodischen, populärwissenschaftlichen Behandlung, in allem und allem ein Prachtwerk, wie — wir wissen sehr wohl, was wir mit diesen Worten sagen — kein zweites existiert."

**Erdgeschichte.** Von Professor Dr. **Melchior Neumayr.** Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Chromotafeln. Zwei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Allgemeine Geologie. Zweiter Band: Beschreibende Geologie.

**Deutsche Rundschau:** „In ganz hervorragender Weise berufen, geologische Kenntnisse in die weitesten Kreise zu tragen."

**Brehms Tierleben.** Ausgabe in drei Bänden von **Friedrich Schödler.** Mit 1282 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln. Drei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat. Preis 30 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Leipzig.



## Neuigkeit von Rudolf Baumbach.

Soeben erschien im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig:**

# Kaiser Max und seine Jäger.

Dichtung

von

**Rudolf Baumbach.**

Preis brosch. 2,50 Mark, in Leinwand mit Goldschnitt gebunden 3,25 Mark.



**Neu!** * **Neu!**

**Theodor Fontane,**

* *

# Irrungen, Wirrungen.

*

**Roman.**

Broschirt 5 Mark; in hochfeinem Originalband 6 Mark.

Hervorragendes Werk. Von unseren vornehmsten Zeitungen und Revüen in spaltenlangen Artikeln besprochen.

**Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

**W. F. Steffens, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.**



Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

## Ein Frauenloos.

Roman

von

**Julius Grosse.**

16 Bogen 8. eleg. broch. ℳ 3.—.

Dieser neueste Roman des beliebten und gerngelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.



Im Verlage von **Ch. Fulda** in **Blankenburg a. Harz** erschien soeben:

## Dr. Faust's Ende.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

**Adolf Müller.**

Ladenpreis ℳ 2.—. Eleg. gebd. ℳ 3.—



**Russisch.**

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von **F. Booch-Árkossy.**

2 Kurse zu 3 ℳ, Schlüssel 2 ℳ.

**Breitkopf & Härtel, Leipzig.**



Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist erschienen:

**Düntzer, Goethe und Karl August.**

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. ℳ 18.—. Geb. ℳ 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.



In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Auf den Tod Kaiser Friedrichs.

Eine Dichtung

von

**Johann Friedrich Lahmann.**

Den Ertrag bestimmt der Verfasser dem Kaiser-Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth.

**Preis 1 Mark.**

Bremen. **H. W. Salomon.**



**S. Fischer Verlag, Berlin SW.**

Soeben erschien:

## Emile Zola's

neuester Roman

# „Der Traum".

Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Der durchaus keusche Inhalt des Romans bildet die Herzensgeschichte eines Findelkindes, einer armen Stickerin, deren grosser mystischer Lebenstraum eine Welt eigenartiger Gedanken uns vor die Seele führt. Der Gegensatz zwischen den Gesetzen und Anschauungen der modernen Gesellschaft, zwischen den Anforderungen des realen Lebens und den reinen himmlischen Traumbildern eines jungfräulichen Herzens zeitigen den Konflikt.

**In allen Buchhandlungen vorräthig.**


Digitized by Google

# Schorers Jugendfreund.

Herausgegeben von

**A. Dorenwell.**

**I. Jahrgang.**

gr. 4°. 350 Seiten. 100 Illustrationen.

Für Knaben und Mädchen im Alter von 10—14 Jahren das **beste** und **gediegenste** Weihnachtsgeschenk. In jeder guten Buchhandlung vorräthig. — Verlag von **J. H. Schorer** in **Berlin.**

## Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

**Baumgarten,** Hermann, **Geschichte Karls V.** Zweiter Band. Zweite Hälfte. Oktav. VIII u. 335 S. Mk. 5. —

**Davidsohn,** Dr. Robert, **Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg.** Oktav. VI u. 337 S. Mk. 4. —

**Almann,** Dr. Heinrich, Professor der Geschichte, **Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511.** Oktav. 74 S. Mk. 1. 50.

**Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV.** 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Oktav. VI u. 117 S. Mk. 2. —

**Wasserrab,** Karl, Dr. jur. et cam., **Preise und Krisen.** Volkswirtschaftliches aus unseren Tagen. Eine von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Oktav. VIII u. 221 S. M. 4. —

**Graf Vitzthum von Eckstädt,** K. F., **Shakespeare und Shakspere.** Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. Mk. 4. —

**Grillparzers Sämtliche Werke.** Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. Mk. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav.

## Auf jeden Weihnachtstisch gehört:

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.**

# Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. K. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Verlag von **Carl Ulrich & Co.,** Berlin SW.

Eduard Simon,

## Geschichte des Fürsten Bismarck.

Autorisirte Uebersetzung von

**O. Th. Alexander.**

Mit Anmerkungen und Registern.

gr. 8. 444 S. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. 50 Pf.

## Die soziale Frage.

Neue Ideen zur Lösung derselben

von

**Dr. Franz Stöpel.**

gr. 8. 205 Seiten. Preis 3 Mark.

Beide Werke können wegen ihres gediegenen Gehalts, der erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes und ihrer klaren Sprache auf das wärmste empfohlen werden.

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

Im Verlage von **F. und P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

## Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz

von **Karl Bilty.**

**Zweite Auflage.**

Preis broschirt 2 Mark.

## Gedichte

von **Karl Bilty.**

Zweite Auflage.

Preis brosch. 2 Mark, eleg. geb. 3 Mark.

## Der Fürst von Racatea.

Posse mit Gesang und Tanz

von **Oenophilus.**

Preis broschirt 2 Mark.

Die vorstehenden Possen zeichnen sich durch einen feinen, in unserer dramatischen Litteratur noch wenig vertretenen Humor, die Gedichte durch Tiefe des Gemüths und Formvollendung aus.

**Königin Luise von Preußen** von Dr. **Carl** u. **Karl Fr. Pfau.** In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

**Karl Fr. Pfau** in **Leipzig.**

**Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur** ihres Verlages liefert **gratis** und **franco**

**Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhdlg.**

## Katholik oder Protestant?

Eine Frage des Gewissens und der Geschichte. Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Hch. Kratz.** Preis broch. 75 ₰.

Eine knappe Gegenüberstell. d. beiderf. Standpunktes in ruhiger, sachl. Erört. üb. d. besteh. kirchl. Gegensatz.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Verlag von G. M. Alberti's Hofbuchh., Hanau.**

## Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

**Berlin W.** Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.


**Hierzu drei Beilagen von Georg Weiß in Heidelberg, Wilhelm Engelmann in Leipzig und der C. F. Winter'schen Verlagshandlg. in Leipzig.**

**Redaction:** Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 8. December 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Die Frage der freien Corporationsbildung. Von Nestor. — **Literatur und Kunst:** Aus dem modernen Italien. Von Karl Nießen. — Weihnachtsdichter. — Auch ein Schiller-Biograph. (Otto Brahm.) Von H. Düntzer. (Schluß.) — **Feuilleton:** Wiedergeboren. Novelle von Alexander Römer. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. „Abbé Constantin." Schauspiel in drei Acten von Ludovic Halévy. Von Z. — Notizen. — Inserate.

### Die Frage der freien Corporationsbildung.

Das vor unseren Augen sich vollziehende Rechtsleben hat auf dem Gebiete des Vereinswesens und der corporativen Gestaltung, unbeirrt durch die Subtilitäten des gemeinen Rechtes und der Doctrin, vor Allem sich schöpferisch bewährt. Unaufhaltsam ist theils in die übernommenen Verbände der nationale Geist in verjüngter Lebenskraft wieder eingezogen, theils hat die freie Association neue corporative Vereinigungen in's Leben gerufen, welche, wie die Actienvereine, die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften ꝛc. dem romanistischen Dogma laut widersprechen. Auch die Gesetzgebung, so ängstlich sie vielfach an den alten Schulbegriffen noch festhält, beginnt Gedanken durchzuführen, die sich als der längst zum Gemeingut gewordene Inhalt unseres nationalen Rechtsbewußtseins herausstellen. Hiernach erblickt man heute das Wesen der Corporation nicht mehr in einer Fiction, sondern in der Anerkennung eines zur einheitlichen Gesammtperson organisirten Personenverbandes als Rechtssubject. Die Corporation ist ein von einem einheitlichen Gesammtwillen beseeltes Gemeinwesen, sie ist das Prototyp des Staates und gleich ihm das Product jener vom Wesen des Menschen untrennbaren Kräfte, die über dem Einzelleben die höhere Ordnung des Gemeinlebens erzeugen.

Zu den mancherlei Enttäuschungen, welche der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland gebracht hat, gehört auch die Bestimmung, wonach sich Erwerb und Verlust der Corporationsrechte eines Vereines nach den Landesgesetzen bestimmen sollen. Der Entwurf will die brennende Frage der Corporationsbildung nicht lösen, unser künftiges Gesetzbuch soll auf Aufstellung einer gemeinsamen Norm verzichten. Das ganze innere Körperschaftsrecht des Gesetzentwurfes enthält nur Grundsätze über die corporative Verfassung, eine gemeinrechtliche Körperschaftstheorie, insbesondere über die Entstehung der Corporationsrechte für die vielverzweigten Vereinigungen unserer Zeit, fehlt. Zur Rechtfertigung jenes eigenthümlichen Standpunktes heben die Motive hervor, daß die Hauptarten wirthschaftlicher Associationen (handelsrechtliche Gesellschaften, Genossenschaften, Versicherungsvereine) durch specielle Reichsgesetze ihre besondere Regelung erhalten haben; der Erwerb der juristischen Persönlichkeit seitens der mit der bestehenden Staats- und Kirchenverfassung organisch zusammenhängenden Verbände sei überhaupt von der Landesgesetzgebung nicht zu trennen. Gleiches gelte von den Körperschaften, welche sich auf den außerhalb des Rahmens des Civilgesetzbuches verbleibenden Rechtsgebieten, dem Agrarrecht, Wasserrecht, Forst- und Bergrecht, Jagd- und Fischereirecht, entwickelten. Allerdings führen die Motive eine Reihe von Gründen an, welche dafür sprechen, Vereinen mit idealen Tendenzen den Erwerb der selbständigen Vermögensfähigkeit zu ermöglichen. Trotzdem konnten sich die Verfasser des Entwurfes nicht entschließen, allen, erlaubte Zwecke verfolgenden Vereinen einen Freibrief auf eine selbständige Vermögenssphäre auszustellen. Als durchschlagender Grund galt ihnen die Gefahr, welche von dem mit eigenem Vermögen ausgestatteten Vereine dem Staate erwachsen kann. Die Motive enthalten wörtlich folgende Sätze: „Die Vermögensfähigkeit ist für die Stellung, welche die Vereine im öffentlichen Leben einnehmen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. So lange sie die Persönlichkeit entbehren, mögen sie sich die Sammlung und Verwendung ökonomischer Mittel ihren Bedürfnissen gemäß angelegen sein lassen; eine gesicherte Grundlage gewinnen sie erst durch die Vermögensfähigkeit; mit ihr erlangen sie einen festen Halt, Stetigkeit der Organisation und die Gewähr dauernden Bestandes. So ausgerüstet treten sie bei Verfolgung ihrer Zwecke nicht mehr als lose Gesellschaften, sondern als festgegliederte Körperschaften in die Schranken und sind einer Machtentfaltung fähig, die sich im Voraus nicht ermessen läßt."

Die sogenannten politischen Gefahren, welche man in der Anerkennung freier Vereinsthätigkeit wittert, erscheinen jedem Unbefangenen als Nebelbilder. Die Redactoren des Gesetzentwurfes hätten von jenem Standpunkte aus, der — wie Professor Gierke am 12. September d. J. auf dem deutschen Juristentage zu Stettin treffend bemerkte, ein Zurückschrauben des deutschen Vereinsrechtes auf das des Polizeistaates enthält — folgerichtig zur Aufstellung des Concessionssystemes gelangen müssen. Thatsächlich besteht dieses noch in einer Reihe von Staaten und ist hier die Erlangung der Corporationsrechte von einer nach freiem ministeriellen Ermessen sich bestimmenden Verleihung der Staatsgewalt abhängig. Mit seltener Uebereinstimmung verlangten die Beschlüsse des neunzehnten deutschen Juristentages Beseitigung dieses veralteten Concessionssystemes durch das deutsche Civilgesetzbuch und endliche Verwirklichung des altnationalen Principes der Körperschaftsfreiheit durch Anerkennung der selbständigen Persönlichkeit für alle, ihrem thatsächlichen Bestande nach hierzu geeigneten Verbände. Möge man endlich mit der Anschauung des römischen Rechtes brechen, welches auf dem Gebiete des Privatrechtes lediglich das Individuum als die einzig reale Person anerkannte, während ihm die Persönlichkeit der Schöpfungen des Vereinslebens eine nach dem Muster der Einzelpersönlichkeit fingirte war. Nach dieser Theorie mußte das

Digitized by Google

gemeine Recht nothwendig dazu gelangen, jene Fiction im einzelnen Falle durch einen besonderen Staatsact in das Rechtsleben einzuführen. Daß aber jene Auffassung unseren socialen und nationalen Anschauungen widerspricht, ist durch eine an die Namen Beseler, Bluntschli und Gierke anknüpfende wissenschaftliche Bewegung von so bedeutender Tiefe festgestellt worden, daß es kaum begreiflich, wie dieselbe an dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches und seinen Motiven keine Spur zurücklassen konnte. Die Rechtsanschauung des deutschen Volkes entwickelte sich aus einem ungleich reicheren corporativen Leben, als es das Römerthum aufwies. Ihr stehen vielmehr, wie schon die schönen deutschen Ausdrücke erweisen, Einzelwesen und Gemeinwesen in ihrer Eigenschaft als willens- und handlungsfähige Rechtswesen völlig gleich. Erkennt man einmal an, wie auch die Motive des Entwurfes selbst hervorheben, „daß jene im Verkehrsleben entstehenden Vereine völlig geeignet sind, Träger einer selbständigen Rechtsfähigkeit zu werden," so begeht der souveräne Gesetzgeber eine materielle Ungerechtigkeit, wenn er sie ihnen trotz dessen verweigert. Diese Ungerechtigkeit aber wäre nicht bloß gegen das Gemeinwesen, dessen Existenz man unterdrückt, begangen, sondern zugleich mittelbar gegen die einzelnen Staatsbürger, welche es in's Leben rufen. Treffend hat seiner Zeit Bähr bei der Berichterstattung über den ersten Schulze-Delitzsch'en Entwurf eines Genossenschaftsgesetzes im norddeutschen Reichstage ausgesprochen: „Dem Vereine die Persönlichkeit absprechen, heißt nichts anderes, als seinen Mitgliedern ein Stück ihrer Persönlichkeit versagen." Geht doch der moderne Staat selbst beim Aufbaue der socialpolitischen Gesetzgebung mit der Corporationsbildung voran. Erkennt man, wie es bereits geschehen, das Genossenschaftswesen als natürliches Recht an, so darf man demselben auch keine die Entwickelung hindernde Schranken auferlegen. Die volle und rückhaltlose Verwirklichung des Principes der freien Körperschaftsbildung erscheint als der naturgemäße Abschluß unserer deutschen rechtsgeschichtlichen Entwickelung. Was immer die Welt dem schöpferischen Associationstriebe der germanischen Völker verdankt, beruht auf der Voraussetzung des Rechtes und der Fähigkeit freier Menschen zur autonomen Bildung genossenschaftlicher Verbände. Der Aufschwung des nationalen Lebens mußte die Wiederherstellung der Körperschaftsfreiheit von selbst zur Folge haben. Bis zum heutigen Tage hat gerade hier der wiedererstandene deutsche Rechtsgedanke Sieg auf Sieg gefeiert. Die freie Körperschaftsbildung ist gegenwärtig wie in Oesterreich und der Schweiz, so in Sachsen und im Wesentlichen auch in Bayern principiell anerkannt, im Uebrigen für eine Fülle besonderer Verbandsgattungen verwirklicht.

Das Prinzip der freien Körperschaftsbildung ist aber auch eine in unserem Rechtsbewußtsein enthaltene Forderung. Man kann es nicht verneinen, ohne die Rechtsidee selbst zu verleugnen. Nach ihrem Postulate steht jedem organisch als Körperschaft gestalteten Vereine, sofern er nur überhaupt rechtmäßig entstanden ist (sei es durch Erfüllung bestimmter Normativvorschriften, sei es durch Eintragen in ein öffentliches Register), ein Anspruch auf rechtliche Geltung als Körperschaft zu. Wir halten es für eine Forderung der Gerechtigkeit, daß das positive Recht, wenn es einem solchen Vereine den rechtlichen Bestand nicht absprechen kann oder will, ihm auch im Verkehre nicht die seinem Wesen angemessene Stellung versage. Aber nicht bloß dem Vereine selbst, sondern noch in höherem Maße den mit ihm verkehrenden Dritten wird ein Unrecht zugefügt, wenn das Gesetz die Anerkennung einer sich frei und ungehindert als Gesammtpersönlichkeit bethätigenden Verbandsexistenz verweigert. Die Aberkennung der Persönlichkeit gegenüber an sich qualificirten Vereinen thut dem socialen Gestaltungswillen der Privaten unbedingten Zwang an, bringt die Gesellschaft im Geschäftsverkehr in eine bedrängte Lage, indem sie auf Umwegen, besonders durch Vorschiebung Einzelner als Träger ihrer Vermögensrechte, sich nothdürftig helfen muß. Sie schädigt aber auch schwer die Interessen dritter Personen, indem diesen das natürliche Subject und Object der Haftpflicht, Vereinspersonen und Vereinsvermögen, künstlich entzogen und sie genöthigt werden, ihre Forderungen gegen bestimmte Einzelpersonen zu realisiren. Glücklicher Weise bindet sich das praktische Leben nicht an die Schranken veralteter Gesetze, den besten Beweis liefert der Credit, welchen eine Reihe von Vereinen mit geselligen Zwecken (Studentenverbindungen, Musikvereine u. s. w.), denen Corporationsrechte fehlen, bei Gewerbtreibenden, Kaufleuten und Handwerkern genießen. Eine Menge derartiger Vereine verdanken ihre Existenz den Bedürfnissen des Verkehres und gesellschaftlichen Lebens, das große Publikum betrachtet sie als natürliche Körperschaften, obwohl sie keine juristischen bilden. Hierin liegt der Nachweis, daß die Verwirklichung der Körperschaftsfreiheit auch einem dringenden Bedürfnisse des Lebens entspricht. Die moderne Rechtsbildung hat die Aufgabe, sich den realen Rechtsverhältnissen anzupassen, das allgemeine Rechtsbewußtsein hat bereits den Weg geebnet. Wenn die Motive zum Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches auf die Möglichkeit von Ausschreitungen der Vereine und deren Einlenkung in falsche Bahnen unter dem Einflusse politischer Agitationen hindeuten, so bedürfen solche Nebelbilder kaum einer ernsten Widerlegung. Der Staat hat an einem blühenden Vereinswesen das höchste Interesse, sollte trotz alledem die Furcht vor Gefahren überwiegen, dann müßte man die Vereinsbildung von neuem von einer polizeilichen Vorprüfung abhängig machen. Wollen und können wir dagegen nicht zu dem System des Polizeistaates zurückkehren, halten wir vielmehr die Vereinsfreiheit als eine Errungenschaft fest, so darf auch nicht privatrechtlich das große publicistische Princip alterirt werden. Es versteht sich ja von selbst, daß die Frage nach der Corporationseigenschaft der Vereine das öffentliche Polizeirecht der Vereinsbildung unberührt läßt. In diesem ist der Ort, die Interessen der Staatssicherheit gegenüber der in der Vereinigung concentrirten Einzelkraft klar und offen zur Geltung zu bringen. Privatrechtliche Normen sind aber nicht dazu da, der Polizei Handlangerdienste zu leisten und Socialgebilden, denen man vom öffentlichen Rechte her nicht beikommen kann oder will, indirect das Leben zu erschweren. Wirklich gefährliche Vereine vermissen kaum die Vermögensfähigkeit, sie suchen dieselbe nicht einmal, denn erfahrungsmäßig wird das Aufbringen von Fonds für agitatorische Zwecke durch den Mangel eigner Rechtssubjectivität kaum gehindert. Die Nachtheile polizeilicher Schranken und Chikanen treffen vornehmlich nützliche Vereine und das mit ihnen verkehrende Publikum. Möge deshalb die einstimmige Resolution des 19. deutschen Juristentages: „Das bürgerliche Gesetzbuch hat, unter Vorbehalt der besonderen Reichs- und Landesgesetze über einzelne Körperschaftsgattungen, allgemeine Bestimmungen über Erwerb und Verlust der Körperschaftsrechte zu treffen und dabei das Princip der freien Körperschaftsbildung zu Grunde zu legen," ein Mahnwort an die Factoren der Gesetzgebung enthalten. Die Weiterbildung des deutschen Vereins- und Genossenschaftswesens ist in Gefahr. Sehe die Nation, daß es nicht Schaden nehme!

Nestor.

## Literatur und Kunst.

### Aus dem modernen Italien.

Von Karl Nießen.

Rom ist so lange die Hauptstadt der Welt gewesen, daß man es erklärlich findet, wenn ein geistreicher Mann den Schlüssel der Weltgeschichte dort sucht. Sigmund Münz, ein den Lesern der „Gegenwart" bekannter Name, meint im Vorwort zu seinem eben erschienenen Buche: „Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe." (Frankf. a. M. Lit. Anstalt. Rütten und Loening):

„Der Zufall bannt den Einzelnen in diese oder jene Confession, und da wir zu bequem oder zu feige sind, um die geistigen Fesseln zu brechen,

Digitized by Google

die uns der Glaube, der Aberglaube, die Bekenntnißwuth der Väter um unser Gewissen geschmiedet, und uns als freie Menschen von aller Religionsgemeinschaft öffentlich loszusagen, so ist es den unter uns bestehenden und herrschenden Confessionen und insbesondere dem allmächtigen Katholicismus, glücklich gegönnt, so viele Bekenner für sich in Anspruch zu nehmen, als ihm dem Namen nach angehören. Italien ist das dem Namen nach katholischeste unter den uns umgebenden Ländern, zu denen wir Deutsche eine innere Beziehung haben. Italien aber, dessen leitende Geister schon zufolge ihres nationalen Charakters in ununterbrochenem Kampfe gegen die die Nationalität negirende Kirche begriffen sind, bereitet auch die anderen, nach weiterer nationaler Consolidirung sich sehnenden Völker Europas für den noch zu erwartenden harten Strauß vor, in dem die positive Religion, dieses tropische Kind des Orients, von dem Nationalitätsprincip, das doch aus der Entwickelung der modernen Völker organisch herausgewachsen ist, erdrückt werden wird. Italien kämpft am unmittelbarsten diesen Kampf des spät entdeckten nationalen Gewissens gegen einen verschwommenen orientalischen Kosmopolitismus und kämpft ihn unbewußt für die ganze moderne Welt. Italiens Siege über die Kirche sind Siege der Nationalität über ein religiöses System, das längst aufgehört hat, der Vertreter menschlichen Fortschritts zu sein. Italiens Kampf ist um so tragischer, Italiens Sieg um so bedeutungsvoller, als die römische Hierarchie noch immer wie ein Alp über dem nationalen Leben von ganz Europa lastet. Darum hat der Conflict zwischen Staat und Kirche in Italien ein universelles Interesse, und ich habe, insofern ich dieses Problem in meiner Schrift berührte, es ebenso als Deutscher wie als Freund Italiens gethan. Gerade im Kampfe um die Nationalität hat ja Italien in Deutschland seinen Bundesgenossen entdeckt."

Geistreich ist das gewiß, wenn auch meiner Ansicht nach nicht ganz richtig. Das Christenthum ist selbst zum Theil ein Product jenes „verschwommenen Kosmopolitismus", welchen schon vor Christus der römische Staat mit der griechischen Cultur gezeugt hatte. Weltbürgerthum und Nationalismus sind nicht successive Entwickelungsstufen, sondern polare Gegensätze, zwischen denen das Völkerleben hin- und herfluthet. Und auf die gegenwärtige Periode eines gesteigerten Nationalgefühls wird wiederum eine andere folgen, die der alte Humanitätsgedanke in einer neuen, seiner fünften Gestalt beherrschen wird. Aber anstatt zu philosophiren, wollen wir lieber einiges von dem vielen Schönen vernehmen, was uns Münz aus dem modernen Italien zu erzählen weiß.

Zunächst die Wertherepisode aus Cavour's Leben. Den Werther spielt eigentlich die ungenannte vornehme Dame (eine unglücklich verheirathete Frau), deren schwärmerische Liebe der Zwanzigjährige halb und halb aus Mitleid schwärmerisch erwiderte. Cavour war zwar für Frauenschönheit nicht unempfänglich, aber doch eine zu gesunde Natur, um die Kinderkrankheit schöner Seelen nicht rasch zu überwinden. Zum Glück für Italien ward seine lyrische Anlage sehr bald von der staatsmännischen zurückgedrängt.

Mit besonderer Liebe wird in der zweiten Studie das Charakterbild Minghetti's gezeichnet, dem der Verfasser im Leben nahe gestanden hat. In frischen klaren Bildern ziehen vor unserem Geiste vorüber: die Jugend Marco's im Hause seines Vaters, eines wohlhabenden Kaufmanns zu Bologna, seine Reise durch Westeuropa, sein Wirken im Cabinet des Papstes, seine volkswirthschaftlichen Studien, sein Uebergang von Pius zu Cavour, welcher in ihm „das schönste Genie Mittel-Italiens" erkannte, seine entschiedene und entscheidende Haltung im Jahre 1870 (am 14. September schrieb er von Wien aus, wo es ihm gelungen war, den Grafen Beust zu gewinnen, nach Florenz: „Meine Ansicht ist, gehet schnell und auf alle Fälle nach Rom!"), endlich die Thätigkeit, welche er bis 1876 als Minister, und dann unter Depretis als Führer der Rechten entfaltete.

Nicht nur als Schriftsteller, dessen Rafael-Biographie hohen ästhetischen Werth hat, sondern auch in der Rede offenbarte sich Minghetti's Künstlernatur: „Der berühmte Bolognese, der größte Redner der italienischen Kammer, »die Sirene Italiens« genannt, sprach mit einem nach außen ausstrahlenden Feuer, daß die Flamme der begeisterten Empfänglichkeit für seine Worte aus dem Antlitz des Hörers schlug; es klang wie die liebenswürdige Lyrik einer Nachtigall." (S. 70.) Das socialpolitische Programm des Fürsten Bismarck, erfahren wir weiter, theilte Minghetti nicht ganz; „er hielt die Mitte ein zwischen der Allmacht des Staates und der des Individuums". In religiöser Beziehung war er ein aufgeklärter Katholik im Sinne Gioberti's oder Manzoni's. Auf dem Sterbebette ließ er zwar den Cardinalvicar Parocchi abweisen, welchen Leo XIII. entsandt hatte, dafür aber sich von dem mildgesinnten Canonicus Anzino, der keinen Widerruf verlangte, die Sacramente reichen.

„Starb Minghetti auch nicht als Papist, so wollte er doch als Katholik sterben. Unduldsame Menschen verdachten es ihm vielleicht. Wer aber seine kunstkatholische Confession nachempfunden hat, wird es begreifen. Als er den letzten Trost eines milden Priesters empfing, schlürfte er gleichsam, ein Sterbender, noch eine schöne Friedenswelt träumerischer Erinnerungen — jene fromme Welt, die er während eines vieljährigen Zusammenseins mit den Denkmälern katholischer Kunst in Bologna, Florenz und Rom genossen hatte. So war auch sein gesellschaftlicher Verkehr bestellt. Mit Zeloten verkehrte er nicht, und mit Nihilisten verkehrte er nicht: Zeloten, an denen das clericale Geschlecht reich ist, und Nihilisten, die das junge Italien bedrohen. Manche der ersteren befinden sich im höchsten Rathe der Kirche — an Nihilisten aber ist sogar das italienische Parlament nicht arm. Der vornehmen Natur Minghetti's widerstrebten stets die Extreme, und er war maßvoll, nicht wie ein überzeugungsarmer oder leidenschaftsloser, sondern wie ein kunstreicher und erfahrener Mann."

Aus seiner Abneigung gegeu Mazzini machte er kein Hehl. Ihm vor Allen gebührt auch das Verdienst, „seinen Souverän mit den altererbten französischen Neigungen in das Fahrwasser der deutschen Politik" hinübergeleitet zu haben, wie Münz in einer Besprechung der soeben bei Roux e Favale (Turin) erschienenen Memoiren Minghetti's sagt. („Neue Freie Presse" vom 20. November.)

Neben die edle Gestalt des aristokratischen Minghetti stellt Münz als Folie den ein wenig plebejischen Agostino Depretis, der mit seinem langen weißen Barte und seinem schlauen Auge einem Rabbi nicht unähnlich gesehen habe. Ein Moses sei er ohnehin, und der Künstler, welcher in Stradella sein Denkmal zu errichten haben werde, dürfe ihm zwei Gesetztafeln in die Hand geben, mit den zehn oder hundert Geboten, die er gegeben.

Francesco Crispi, dem die vierte Studie gewidmet ist, erscheint als ein verschlossener, schwer verständlicher Charakter; desto verständlicher sind die dramatisch bewegten Situationen seines wechselvollen Lebens. Mit Spannung und Vergnügen liest man die mühseligen Anfänge des sicilianischen Revolutionärs, die abenteuerliche Recognoscirungs- und Agitationsreise, welche er 1859 von London aus in der Maske und mit dem Passe eines argentinischen Kaufmanns Manuel Pareda in die Heimath unternahm, und die tollkühne Landung bei Marsala im folgenden Jahre, von welcher Crispi selbst sagt: „Mit den Tausend auf dem Meere war Garibaldi und Gott." Bekannt sind die sehr demokratischen Programme aus Crispi's früherer Zeit, deren letztes er im Mai 1886 vor seinen Wählern im Politeama (Theater) Garibaldi zu Palermo entwickelt hat. „Wird Crispi," fragt Münz, „jene politischen Ideale wirklich durchführen? . . . . Wenn er, der Demokrat, ernst und leidenschaftslos an der Durchführung seiner einstigen Vorsätze arbeitet, dann wird ihm kaum die Unterstützung auch der conservativsten Elemente des Parlaments fehlen. Es scheint, als ob ihm die Götter schon am Anfange seiner Herrschaft gnädig seien, denn von allen Seiten bringt man ihm das größte Vertrauen entgegen." Den gunstspendenden Göttern Hesperiens haben sich seitdem noch diejenigen des Nordens zugesellt, deren Huld wohl freilich nicht gerade dem Demokraten Crispi gilt.

„Als Mensch", sagt Münz im Vorwort, „konnte ich nicht theilnahmlos an den Repräsentanten einer Weltanschauung vorübergehen, die eben so mächtig wie unmodern ist." Und obwohl er selbst bekennt, daß er das Lob des Neuen und den Tadel des Alten nicht sine ira et studio geschrieben, so muß man ihm doch bezeugen, daß er in den nun folgenden Studien (Leo XIII. und Pater Beckx) den Lichtseiten im Charakter

Digitized by Google

der Vertreter der Hierarchie gerecht wird. Den gegenwärtigen Papst schildert er als eine achtunggebietende und beinahe liebenswürdige Persönlichkeit. Dem Leser wird ein selbständiges Urtheil ermöglicht durch Proben aus Leo's lateinischen Gedichten und aus seinen Hirtenbriefen. Das Hauptthema der letzteren ist, wie in den Encykliken des späteren Papstes, die angebliche Ungerechtigkeit der modernen Civilisation, welche in der Kirche ihre eigene Mutter bekämpfe. Treffend entgegnet Münz auf eine dieser bischöflichen Ausführungen:

„Da bedenkt unser Autor zweierlei nicht: Er hätte sich zunächst die Frage vorlegen sollen, ob die Civilisation, wie sie sich heute in der modernen Welt in deren ausgezeichnetsten Factoren kund gibt, noch dieselbe sei, wie jene, die man die christliche Civilisation genannt hat; und dann, ob der Name „christliche Civilisation" nicht eher ein traditioneller Name sei, als eine wirklich inhaltserschöpfende Formel für eine Summe von Elementen der Geschichte und des Fortschritts, die nicht nur unabhängig vom Christenthume, sondern sogar in bestimmtem Gegensatze zu demselben bestanden haben. Ist unsere conventionelle Terminologie nicht selten engherzig, unbestimmt, ja sogar widersinnig, so gibt es vollends wenig traditionelle Ausdrücke, die in einem so hohen Grade den universalen Genius der Zeiten und der Welten verletzten wie das Wort „christliche Civilisation". Es ist nebelhaft gedacht, es ist verschwommen ausgedrückt, wenn der Geschichtsschreiber, der alle humanen Aeußerungen und Wirkungen der Zeiten gleich gerecht und gleich wohlwollend betrachten sollte, aus Bequemlichkeit für den Begriff des Menschlichen das Christliche stets einsetzt."

Dieser Gedanke bedarf, um gehörig wirksam zu werden, einer Erweiterung. Die unheilbare Verwirrung unserer confessionellen Polemik rührt daher, daß alles Gute oder, je nachdem, alles Böse, was von Katholiken, Evangelischen oder „Ungläubigen" ausgeht, der katholischen bezw. evangelischen Kirche oder den modernen Weltansichten auf Rechnung geschrieben zu werden pflegt. Die Religion ist eben nur eine Kraft unter vielen andern; sie wirkt, wie ich in einer Kritik Janssen's an dieser Stelle bemerkt habe, sehr vieles, aber nicht alles.

Während Münz das Papstthum, ja, wenn ich ihn recht verstehe, das Christenthum als abgethan, als todt behandelt, fortbestehend und fortwirkend nur noch in den erstarrten Niederschlägen seines früheren Lebensprocesses, weiß er namentlich in den „Skizzen", die wahre Cabinetsstücke sind, einzelne katholische Erscheinungen, wie die „göttliche Thorheit" der Franziskaner in Assisi (der hochpoetische Reisebrief wurde zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht), die Aufopferung der Trappisten in Tre Fontane, so anziehend zu schildern, daß man den Untergang so schöner Dinge, falls das Verhängniß ihn beschlossen haben sollte, nur bedauern könnte. Freilich, Stimmungsbilder geben eben die augenblickliche Stimmung wieder, nicht die Lebensansicht des Schreibenden, aber unwillkürlich kommt einem die Frage in den Sinn: ob es dem Verfasser mit seinem neuen Glauben, der nebenbei gesagt der alte des Lucretius ist, wohl völlig Ernst sein möge, und ob es ohne irgend welche Regung des Bedauerns, ohne den mindesten Widerspruch des Herzens geschieht, wenn er in einer Polemik gegen die christliche Gebetstheorie starkmüthig ausruft: „Was leidet Mutter Natur darunter, wenn ein kleines Element im All sich nicht wohl fühlt? Sie, die universelle Gerechtigkeit, hat die Harmonie der großen Welt im Auge, nicht aber ein oder zwei Stäubchen, wie wir es sind. Wir bewundern die Nothwendigkeit auch dann noch, wenn sie hart ist; wir lieben sie auch dann noch, wenn wir selber ihr tragisches Opfer sind." Ein ähnlicher Zweifel beschleicht uns bezüglich jener Herren, die auf Montecitorio leidenschaftliche Reden gegen den Vatican halten, dabei aber die Erziehung ihrer Söhne — den Jesuiten anvertrauen, wie wir in der Skizze „Mondragone" erfahren. Freilich ist das Jesuitencollegium dieses Namens ein großartiger Palast in herrlicher Lage, ausgerüstet mit schönen naturgeschichtlichen Sammlungen und einem astronomischen Observatorium, und lernen dessen Zöglinge u. a. auch photographiren, telegraphiren und telephoniren.

Das Buch hat mir einen hohen Genuß bereitet, trotzdem fühlte ich mich, nachdem ich es zugeklappt, ein wenig enttäuscht. Der Papst und die Cardinäle, die Cardinäle und der Papst, und allenfalls noch die Jesuiten, diese, wie man uns versichert, eigentlich schon der Vergangenheit angehörenden Wesen, bekommen wir — nicht bloß bei Münz — immer und immer wieder, von allen Seiten und in allen Beleuchtungen zu sehen, das Volk aber, namentlich den Kern des Volkes, die Bauern, höchstens dann, wenn sie als Staffage, oder für eine Humoreske oder Idylle zu gebrauchen sind. Ob die Ungerechtigkeiten, unter denen das italienische Landvolk seit Jahrhunderten seufzt, vom jungen Königreiche erkannt werden, ob dieses sich entschließen wird, die heilende Hand anzulegen, danach pflege ich zu spähen, so oft Kunde aus dem schönen Lande zu uns dringt. In Hillebrand's Italia beklagt es ein italienischer Staatsmann, daß keiner der zahllosen Touristen, welche Italien durchstreifen, einmal von der Heerstraße abbiegt und z. B. in die Hütten der toscanischen Pächter einkehrt, um diese eigenartige Welt kennen zu lernen. Die Bauern und die ländlichen Tagelöhner schreiben nicht in die Zeitung, und wo sie ihre Reden halten, da kommen keine Referenten hin, aber die stumme Sprache der stetig wachsenden Auswanderung ist vollkommen verständlich. Wenn jetzt Crispi, welchem König Humbert von der Romagna aus das Studium der socialen Frage telegraphisch zu empfehlen sich bewogen fühlte, die angeblich 150 Millionen jährlicher Einkünfte der Bruderschaften und frommen Stiftungen dazu verwenden will, die Invaliden der Arbeit in Armenhäusern zu versorgen, so mag das verständig und löblich sein, allein die sociale Frage Italiens wird dadurch nicht berührt. Gewiß, dem Papste gehört die Zukunft des Landes nicht! Ob aber seinen Gegnern? Möge sie demjenigen gehören, welcher dereinst dem fleißigen, genügsamen und intelligenten Landmanne die Möglichkeit verschafft, durch harte Arbeit in seiner schönen Heimath wenigstens den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen zu erringen.

## Weihnachtsdichter.

Und wenn wir freudig heut' den Christbaum schmücken,
Um festlich unsre Lieben zu beglücken,
O seid der hohen Ehrenpflicht gedenk
Und fügt zum Glanz und Schimmer eurer Habe
Des deutschen Geistes jugendfrische Gabe:
Der Denker und der Dichter hold Geschenk!

So singt in einem Gelegenheitsgedicht ein bisher unbekannter Poet, und seine Mahnung wird hoffentlich nicht ungehört verhallen. Machen doch auch unsere Schriftsteller alle Anstrengungen, daß der deutsche Bücherkäufer, der eigentlich nur um die Weihnachtszeit kein Fabelwesen sein soll, in diesen Zeitläuften auf sie aufmerksam werde. Da ziehen unsere Romandichter in verführerischem Goldschnitt auf, die „Heldenliederlichen" schlagen ebenfalls vernehmbar in ihre Saiten, und unabsehlich ist die Schaar der sonst stillen und bescheidenen Lyriker, die jetzt den „Jammer, der sie traf", in so prunkvollem Klein-Octav erscheinen lassen,

„Daß der Mensch, der diese Bücher bindet,
Sich vor Staunen gar nicht fassen kann",

wie es in Biedermayer's Großer Literaturballade heißt. Viele der Barden haben es auch eigens darauf angelegt, Weihnachtsdichter zu sein. Alljährlich gegen die Jahreswende stellen sie sich mit ihren neuen Musenkindern ein, und da sie ihr Publikum kennen und ihre Leyer so recht für das Fest gestimmt haben, so kann es ihnen nicht fehlen. Die gewiegtesten Weihnachtsdichter sind Georg Ebers, Felix Dahn und Julius Wolff, der neuerdings das epische Weihnachtsmärchen mit dem prosaischen Roman vertauscht hat, während sein College Rudolf Baumbach dem weihnachtlichen Rhapsodenberufe treu geblieben ist. Auch heuer erscheint er wieder mit einem seiner niedlichen Bändchen in rothbraunem Leinen oder Leder mit goldenem Spitzendruck und Schnitt: Kaiser Max und seine Jäger,

Digitized by Google

eine Dichtung, Zweites Tausend*), woraus allein schon zu entnehmen, daß die Fest-Dichtung einen goldenen Boden haben muß.

Der fröhliche Sänger ist seit dem letzten Christtag der alte geblieben. Zugelernt hat er nichts, neue Töne weiß er keine, aber daß er seinen frischen, kecken, gesunden Humor in dieser schweren Zeit bewahrt hat und seine köstlichen Geschichten, seine derben Schwänke, seine zarten Lieder und seine duftigen Naturschilderungen wieder mitbringt, das ist allein schon dankenswerth und eine Weihnachtsfreude für Jung und Alt. Ein glücklicher Gedanke liegt diesmal seiner Handlung zu Grunde. Nicht nur stellt er uns den schon so oft im Liede gefeierten „letzten Ritter" vor und schildert uns dessen nicht minder vielbesungenes Jägerstückchen von der Zirler Martinswand — die man freilich nicht kennen muß, wenn man an das Abenteuer glauben will — sondern er flicht noch eine andere populäre Figur ein: Hans Sachs, den „Schuh-macher und Poet dazu". Wissen wir doch aus den Dichtungen des ehrsamen Nürnbergers, daß er auf seiner mehrjährigen Wanderschaft als Jüngling nach Tirol kam, zu Hall im Innthal conditionirte und in Innsbruck eine Zeitlang Waidmann am kaiserlichen Hof Maximilians war. Baumbach hat also, indem er den großen Kaiser und den Versifex zusammenbrachte, gar nichts erfunden, sondern nur geschickt benutzt, doch mag ihm vorgehalten werden, daß das Preislied auf seinen Lehrer Johannes Nonnenbeck, das er seinem Helden in den Mund legt, etwas verfrüht ist, denn erst in Innsbruck und Wels 1513 entschloß sich Hans Sachs zum Meistergesang und begab sich deshalb nach München, wo ihn der sangeskundige Leineweber unterwies. Doch der Anachronismus verschlägt umso weniger, als unser Epiker aus der vorzeitigen Meisterschaft des dichtenden Schuhmachers ein anmuthiges erstes Kapitel macht, was am Ende mehr gilt, als alle historische Richtigkeit. Der wandernde Schustergesell kommt nämlich in einer Schenke mit einigen Jägern zusammen und darf gleich dem Vornehmsten von ihnen den zerissenen Brustriemen flicken, wird hierauf von den Waidmännern mit „Trutzgstanzeln" geneckt und erwidert mit schlagfertigem Witz in hübschen Versen. Als er sich nun beim Wirthe nach dem vornehmen Jäger erkundigt, wird ihm zur Antwort, das sei der Wirth vom goldenen Dach aus Innsbruck. In „Sprugg" angekommen, will auch der gute Hans gleich zu seinem Freund in Logis, aber ein altes Weib belehrt ihn, das goldene Dach über dem Erker sei von richtigem Gold, durch Herzog Friedrich mit der leeren Tasche als Renommage erbaut, und der Wirth, der jetzt darin wohne, sei — Kaiser Maximilian.

Baumbach hat in das Jägerleben des Nürnberger Schusters ein Liebesabenteuer verwoben, ohne das besonders eine Weihnachtsdichtung gar nicht zu denken wäre. Hans Sachs, dem es auf dem dreibeinigen Stuhle behaglicher ist, hat zum Waidgesellen den Thurmwart Sixt, und da dieser eines Tages auf den Freund eifersüchtig wird, so entgeht Hans dem Mörder nur mit Noth. Er beruhigt ihn mit der Versicherung, daß er keineswegs die schöne Marilen liebe, sondern seiner Braut Kunigunde Kreuzerin in Nürnberg treu bleiben wolle. Sixt hat seine Ruhe freilich nur für kurze Zeit gefunden, denn bald darauf erfährt er, daß seine Geliebte auch die Geliebte des Kaisers sei, und Hans kann ihm nur bestätigen, daß er das schon lange wisse, denn er hat ja die Schöne auf den Knieen des gekrönten Teuerdank-Sängers gesehen. Sixt, ein gefährlich jähzorniger Mensch, will sich gleich an seinem Herrn und Kaiser rächen, der Freund entreißt ihm jedoch den Dolch, wobei er mit dem Schlagring einen furchtbaren Hieb erhält, daß er wie todt daliegt. Der Kaiser glaubt an eine Rauferei, läßt Hans ohne Weiteres einsperren und den flüchtigen Sixt verfolgen. Bald darauf sitzt er aber selber fest auf der Martinswand, und der ihn aus seiner gefährlichen Lage befreit, ist nicht ein Engel, wie die Legende noch heute fabelt, sondern ein Jäger und dieser ist wieder kein anderer als eben Sixt. Zum Dank erhält er Marilen zum Weib, die sich ganz unverfänglich als des Kaisers Tochter entpuppt, und Hans Sachs zieht fröhlich heim nach Nürnberg zu seiner Kunne Kreuzerin.

Diese etwas gewaltsame Handlung hat Baumbach in seine hübschen Verse gekleidet. Hans Sachs, und namentlich der Dichter, Theaterdirector und Maler Vigil Raber sind gut gezeichnet, ebenso der heißblütige Thurmwart. Verschwommener in den Umrissen sind die Frauengestalten. Marilen, die doch Hauptperson ist, steht zu sehr abseits, so köstlich ihre Gestalt auch mit der Volkssage von den saligen Frauen verwoben ist. Im Nebel schwimmen auch Kaiser Max, sein Hofpoet Marx Treizsauerwein, der Verfasser und Burgmair, der Illustrator des „Weißkunig". Wer sich erinnert, mit wie wenigen markigen Zügen ein Conrad Ferdinand Meyer im „Hutten" derlei historische Episoden für alle Zeiten auf das Papier wirft, kann sich für die schwächlich romantische Manier Baumbach's kaum erwärmen. Das hindert nicht, daß einzelne kecke Pinselstriche, zumal die humoristischen Lichter den Meister verrathen. Die spiegelglatte und doch nicht allzu geleckte Form ist vorzüglich. Baumbach behält nicht, wie es in Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" geschieht, durch das ganze Gedicht dasselbe Versmaß bei, sondern singt in fünffüßigen Jamben und vierfüßigen Trochäen, in freien Rhythmen und gereimten und ungereimten Versen, wodurch jede Eintönigkeit vermieden wird. Dazu kommen zu noch größerer Belebung die zahlreichen Liedereinlagen, so daß das Interesse schon durch die formelle Mannigfaltigkeit angeregt ist. Diese Lieder sind meistens wahre Perlen, wie das folgende im Volkston.

Es jagt ein Jäger ohne Horn
In dunkler Nacht durch Tann und Dorn
Nach einer wilden Taube.
Sie trägt ein schleierweißes Kleid,
Ein Kränzlein statt der Haube.
Er denkt der Stund, da sie im Gras
Auf seinem Mantel bei ihm saß
Und ließ sich sanft umfangen. —
Gehab dich wohl mein' Trösterin,
Nach dir steht mein Verlangen.
Es mag der Reif, es mag der Schnee
Die Blumen und den grünen Klee
Versehren auf der Heiden.
Wenn zwei Herzlieb beisammen sind,
Die Zwei soll niemand scheiden.
Ich wünsch dir eine sanfte Ruh,
Den allerschönsten Traum dazu
Und alles Wohlergehen
Und bleib mir gut und denk an mich,
Bis wir uns wiedersehen.

In dem gemüthvoll schalkhaften und rein volksliederartigen Ton ist Baumbach einzig und übertrifft an Grazie sogar Scheffel. Wo er aber weit hinter diesem zurückbleibt, zeigt sich in dem kurzen Gesang „Friedlos". Hier will der Dichter die Irrfahrten des Geächteten schildern und den Leser erschüttern, aber die bedenklich klappernden Verse bringen eher das Gegentheil des beabsichtigten Schauders hervor. Wie groß steht gerade in solchen Stücken Scheffel da, der in seinen Rodensteiner Liedern über einen vollen diabolischen Humor verfügt und den Leser willenlos mit fortreißt, so daß man auch sein wohlfeiles Mittel, mit Interjectionen wie Hussah, halloh, Jo hihaho, Rumdiridi, Hoidirido Stimmung zu machen, vergißt.

Bei Rudolf Baumbach geht die Tochter des Theaterdirectors in Mannskleidern herum, denn „die Sitte wehrt den Frauen zu reden vom Gerüst", und dasselbe Motiv hat auch ein anderer Weihnachtsdichter, der ewig junge Otto Roquette in Cesario, Erzählung in Versen*) zum Vorwurf gewählt. Ohne Zweifel um berechtigten Einwürfen vorweg zu begegnen, bemerkt der Dichter selbst:

*) Leipzig, A. G. Liebeskind.

*) Stuttgart, J. G. Cotta.

Digitized by Google

Doch staunen muß ich, seh ich augentrügend
Sebastian und Viola hier erneut
Aus „Was ihr wollt!“ Und drum, dem Kleid genügend
Nenn ich das Brüderchen Ascans von heut
Cesario, wie sich Viola nannte,
Da sie zum Schutz in fremde Tracht sich bannte.

Es fragt sich nur, wie das romantische Verkleidungsmotiv in modernem Costüm wahrscheinlich gemacht wird, denn Cesario spielt in unseren Tagen, der Schauplatz ist Dresden, das zwar nirgends genannt wird, und Maler, Bankiers, Professoren und andere Typen von heute treten auf. Nun, der Dichter hat sich bestmöglich aus der Sache gezogen. Wohl singt er:

Wer Alpenhäupter braucht, ins Blau geschwungen,
Italiens Landschaft für den Hintergrund;
Und für die Handlung Götterdämmerungen,
Geschichten aus des Mittelalters Mund;
Und künstlerischer Schneiderhand entsprungen,
Costüm von Sammt und Seide, knapp und rund:
Der muß, verwöhnt von so viel Freudetrümpfen
Bei diesem Lied enttäuscht die Nase rümpfen.

Aber wir sind keinen Augenblick im Zweifel, daß wir uns in einem lustigen Märchenlande befinden. Der Professor, der auf der Suche nach gelehrten Schmökern durch ganz Europa jagt, seine Kinder mit dem Gepäck hinter sich her; das sich täuschend ähnlich sehende Zwillingspaar; das Mädchen in Männerkleidern, das unerkannt in Dresden spazieren und in's Theater geht; der Malerschüler, der Act steht und in adamitischem Costüm in's Freie entflieht ... hier ist ein Wunder, glaubet nur! Aber seine märchenhaft unmögliche Geschichte verziert der Dichter mit reizend schelmischen Arabesken, seine Empfindung quillt noch warm aus seinem Herzen, sein Humor ist so jung, als wären es nicht Jahrzehnte her, daß er uns „Waldmeisters Brautfahrt“ gesungen. Roquette liebt noch immer die kecken burschikosen Sprünge, ist aber nie frivol wie Byron und Heine, nie salopp wie Scheffel, nie süßlich wie Wolff, sondern stets von liebenswürdiger Naivität. Die satirischen Schilderungen der modernen Theatervorstellung im Opernhaus, die Atelierscene, das Maskenfest, wie ist das Alles so frisch, und wie köstlich sind nicht die knappen Naturschilderungen! Wenn trotzdem sein Gedicht nicht so wirkt, wie es sollte, so trifft die Schuld nur das gewählte Versmaß. Diese virtuos geschliffenen und regelmäßig gegliederten Octaven, wenn auch mit männlichen und weiblichen, gleitenden und derbkomischen Reimen aufgeputzt, verträgt man auf die Länge schwer. Der alte Oberon-Wieland und Schiller bei seiner Uebersetzung des Virgil wußten wohl, was sie thaten, als sie die Stanze mit ganz souveräner Willkür vergewaltigten. Nur so ertragen wir diese feierliche, prunkvolle Monotonie, die etwas Einschläferndes hat. Will man diese liebenswürdige Dichtung in ihrem ganzen Zauber erkennen, so empfiehlt es sich jedenfalls, sie nicht auf einen Zug zu lesen, wie vielbeschäftigte Kritiker pflegen, sondern in kleineren Dosen zu genießen und öfter in stillen Stunden darauf zurückzukommen.

Die Verjüngung klassischer Formen hat auch der junge Dichter der am Eingang citirten Strophe versucht: Bruno Eelbo in seinen „Sonnigen Tagen“.*) Hier tritt ein neues frisches Talent auf. Hegel's ästhetischer Warnung zum Trotz versieht Eelbo nach dem Vorgange von Leuthold und Gottschall die sapphische Strophe mit Reimen:

Freund, was frommt das hastende wilde Streben —
Ewig rastlos, denkend an's dunkle Morgen,
Zieht dahin in brennender Qual der Sorgen
Flüchtig das Leben.
... Mögen Rosen wieder die Stirn umranken,
Gold'ner Liebe sollen die Saiten tönen,
Und empor in's ewige Reich des Schönen
Ziehn die Gedanken.

*) Leipzig, H. Haessel.

Aber seine Stärke sind nicht die antiken Maße, sondern das deutsche Lied. Jugend, Liebe, Wanderlust und Lebensfreude bilden seinen Grundstock an lyrischem Material. Er hat ein unverdorbenes, heiteres Dichtergemüth. Seine Lebensweisheit ist fröhlich, obwohl er auch das Leid der Welt erfahren und überdacht hat. In all seinen Gedichten leuchtet und glüht die Daseinslust, sein Liebling ist die Sonne, die fast in jedem Gedichte wiederkehrt; er spricht sogar von „sonnigen Losen“. Mit unverwüstlichem Gleichmuth charakterisirt und ironisirt er sich selbst: stolz, faul, unbescheiden, frei, nur reich an Liedern, ist sein Ideal der fahrende Schüler des Mittelalters, den er gern in unsere Zeit einführen möchte, wie er denn auch als Kunstgesell nach Rom gewandert und den berühmten Schluck aus der Fontana Trevi gethan. Lebt jetzt in Weimar, wo die Dichter wild wachsen, weil „der Muse süßer Seelenduft“ dort wie nirgendwo in der Luft liege.

Doch seit man in die Brunnen schaut
Und überall Kanäle baut
Zu Gas- und Wasserwerken,
Ist leider von dem heil'gen Geist,
Wie selbst wohl dieses Lied beweist,
Fast gar nichts mehr zu merken.

Auch die Ilmfee ist verschwunden und nur das graue Klageweib, das Tod, Krieg und Feuer verkündete, spukt noch, wenn auch nicht in der Geisterstunde, sondern am frühen Morgen bei unverbesserlichen Nachtschwärmern.

Es kam wohl oft im Sonnenschein
Das graue Weib zu mir herein
In meine stille Kammer,
Riß bei den Haaren mich empor
Und schrie mir schauerlich in's Ohr:
„O Jammer, Jammer, Jammer!“

Immer liebenswürdig, wo er seinem Humor die Zügel schießen läßt, bleibt er auch dort voll Maß und Geschmack. Da erzählte er einmal die Sage vom Stein zu Eisenach, auf den die Mädchen nur zu treten brauchen, wenn sie einen Mann haben wollen. Er wird sich aber wohl hüten, bemerkt er, seiner Liebsten den Stein zu verrathen, denn sonst wird sie seine Frau, und das kann dem eingefleischten Junggesellen offenbar nicht passen. Oder die Geschichte mit dem Pulverwurm und der hübschen freisinnigen Pointe gegen den Militarismus, der durch jenen bedroht wird. Als er aus der Fremde kommt, hat ihn nicht das Mutterauge zuerst gekannt, wie es in einem bekannten Liede heißt, auch nicht sein Freund, ebenso wenig das Liebchen, wohl aber sein Schneider, dem er noch Geld schuldet, denn „nur der kann auf Erden nicht ganz vergessen werden, der noch was zu zahlen hat“.

Auch Eelbo ist ein Virtuose der Form, die bei ihm nicht bloß rein, sondern auch leicht und graziös ist. Dieses Freie, anscheinend Improvisatorische gibt seinen Versen einen eigenen Reiz. Noch höher stellen wir die Schlichtheit seiner Empfindung, seine Knappheit im Ausdruck. Nie kokettirt er mit Weltschmerz und anderen Gefühlen, die er nicht empfindet, und bietet nirgend Phrasen statt Empfindungen.

Wieder, Göttin, blickst du unter Rosen
Heiß mich an.
Schone mein, es blühn die Herbstzeitlosen
Leis heran.
Durch die gold'nen Locken Silberranken
Webt die Zeit,
In die Stirn die Runen der Gedanken
Gräbt das Leid.
Ach, das Haupt, das sorgenvolle, arme
Ward wohl alt,
Aber nimmer wird das Herz, das warme,
Hart und kalt.

Trefflich weiß er sich in die Seelen Anderer zu versenken. Die Liebeslieder eines jungen Maurergesellen und vor Allem die keuschen, innigen, feurigen Mädchenlieder bieten viel Ansprechendes.

Digitized by Google

Oft wenn ich still in deine Augen seh,
In diese dunklen, räthselvollen, reinen,
Wird mir so seltsam ahnungsbang und weh:
Wie werden sie es tragen, einst zu weinen?
... Wie Aeolsharfenlied im weichen Wind
Erklingen leise deines Herzens Saiten,
Wie wirst du es ertragen, armes Kind,
Wenn über sie des Sturmes Finger gleiten?

Auch den Ton der Romanze und Ballade trifft er mit Glück. Eine alte und täglich neue Geschichte endet mit den Versen:

Es fallen die Blätter, sie rauschen im Wind,
Am Brunnen steht wieder ein einsames Kind.
Der Krug und das Herze gefüllt alle beid:
Der Eine voll Wasser, das andre voll Leid.
Das Krüglein quillt über, das ist noch gesund;
Sie kann nicht mehr weinen seit jener Stund,
Wo sie ihm gestand ihre bittere Noth,
Und er ihr sein Geld für die Schande bot.
... Die Blätter fliegen — der Brunnen rauscht;
Sie blickt in die Fluthen und lauscht und lauscht:
„Der See ist so tief und du bist so müd' —"
Du armes Mädchen, daß Gott dich behüt!

Wir können von Bruno Eelbo noch viel Schönes erwarten, denn sein Erstling verspricht noch manche reife Furcht.

---

## Auch ein Schiller-Biograph.

(Otto Brahm.)

Von H. Düntzer.

(Schluß.)

Von der Unreife und Leichtfertigkeit der Arbeit mögen noch einige herausgegriffene Beispiele zeugen. S. 14 werden die „Oekonomischen Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes" von Schiller's Vater als „ein weitausschauendes Werk" bezeichnet, von dem nur der erste Band erschienen sei. Aber sie kamen als einzelne Stücke heraus, wovon drei geliefert wurden. Trotzdem zieht die Lebensbeschreibung des Dichters den Vergleich: „Gerade wie so manche groß angelegte Projecte des Sohnes, wissenschaftliche und dichterische Arbeiten, im ersten Bande stecken blieben." So werden Vater und Sohn unter Brahm's Brille zu Projectenmachern! Wenn Schiller den „Geisterseher" nicht vollendete, wenn er den später geplanten zweiten Theil der „Räuber" nicht vollendete, wenn er zahlreiche dramatische Entwürfe nicht ausführte, so wissen wir, weshalb dies geschah. Es gehört eine seltsame Vergleichungssucht dazu, dies damit in Verbindung zu bringen, daß jene „Beiträge" mit dem dritten Stücke schlossen. Von ähnlicher Art ist es, wenn zur trockenen Hausandacht des Vaters die geradezu tolle Bemerkung gemacht wird (S. 19): „Wie häufig in der Geschichte der deutschen Literatur, scheint auch hier Religion den Boden zuerst gelockert zu haben, auf dem Poesie dann erwachsen konnte." An solchen nichtigen Aussprüchen ist das Buch reich. Nach S. 21 soll es ungewiß sein, wann der Vater sich wieder mit seiner Familie vereinigt habe, während kein Verständiger zweifeln kann, daß dies zur Zeit geschah, wo das Regiment des Hauptmanns Schiller sein festes Standquartier in Ludwigsburg erhielt. Schon Hoffmeister hatte auf das Predigen des Knaben ein ungehöriges Gewicht gelegt. Brahm geht natürlich weiter; er schließt daraus, daß der junge Prediger sich Zuhörer wünschte, wenn auch leere Stühle sie vertreten mußten, dieser habe „auf die um ihn herum wirken, lehren und bekehren wollen". Wer kann sich des Lächelns über eine solche biographische Destillation enthalten! Gleich darauf heißt es: „Aus solchen Stimmungen erwuchs dem Knaben, der an Luther's Geburtstag zur Welt gekommen, der Vorsatz, sein Leben der Theologie zu widmen." Der gute Fritz wußte so wenig, was Theologie sei, als daß er an demselben Jahrestage mit Luther geboren worden. Sein Vater hatte ihm gesagt, er müsse geistlich werden, wozu ihn selbst der frühe Tod seines Vaters nicht hatte gelangen lassen. Diese Bestimmung wurde dem willenlosen Knaben erst dann lieb, als er in Moser ein würdiges Beispiel eines Pfarrers fand. Wenn S. 47 als Ergebniß der vorangegangenen Darstellung der Kinderjahre „das Bild einer organischen stetigen Entwickelung, welche Keime reicher Möglichkeiten, mannigfache Ansätze eigenartiger Entwickelung in sich trägt", verkündigt wird, so sind dies eben nur hohle Redensarten. Wie leichtfertig er mit der Ueberlieferung umspringt, zeigt S. 185, wo von dem „Versuche eines Nichtstudirten", den Schiller unter Scharffenstein's Chiffre erscheinen ließ, keck behauptet wird, die Ausführung müsse Schiller's Werk sein, weil — nun weil Brahm darin eine Ahnung desselben von seinem kommenden Schicksal und das Gefühl seiner geschichtlichen Sendung erblicken will. So macht man Geschichte! Nach des Herzogs Verbot, Komödien zu schreiben, heißt es: „Schiller sah das Loos der Schubart und Moser vor sich; nicht umsonst war in der Asperger Straße mit dem Blick auf die Zwingburg Karl's der Knabe aufgewachsen." Brahm scheut sich nicht, diesen Blick des Knaben mit dem Entschluß des verzweifelnden Dichters, „zu scheiden um jeden Preis", in Verbindung zu bringen. Nicht die Furcht vor dem Asperg, sondern der unwiderstehliche dichterische Drang trieb Schiller aus der Heimath. Aus einem undatirten Briefe an Dalberg ersehen wir, daß der Theaterintendant dem von ihm angestellten Dichter durch den Theaterarzt Mai sagen ließ, es scheine ihm räthlich, daß er zu seinem Fache, der Medicin, zurückkehre. Wer das Verhältniß zwischen beiden erwägt, muß es für unmöglich halten, daß Dalberg plump, ohne äußere Veranlassung, damit herausgekommen. Eine solche findet sich nun in Schiller's Briefe vom 24. August, wo er schreibt, über den bei ihm feststehenden Entschluß, Mediciner zu werden, müsse er mit Dalberg nach dessen Rückkehr sprechen. Dieser ließ ihm durch Mai sofort sagen, er billige den Entschluß. Daraus ergibt sich denn die Zeit des Briefes. Was Brahm dagegen bemerkt, schwindet bei einsichtiger Betrachtung. Seine eigene Verlegung in den Juli, in die Zeit, ehe sich Dalberg über Schiller's Antrag, eine Dramaturgie zu schreiben, erklärt hatte, erweist sich als baare Unmöglichkeit.

Von der trödelhaften Art, wie Brahm seinen „Schiller" aufputzt, nur ein paar Beispiele. Nicht umsonst hat er Schiller's Heimath besucht. Der Leser muß sich seine Beschreibung des Marbacher Brunnen-Roland gefallen lassen. Man höre! „Diese Gestalt nun sieht herab auf die belebten Gruppen wasserschöpfender Marbacherinnen, die, nach ergiebigem Brunnengespräch, das Gefäß auf dem Haupte, langsam wieder heimkehren. Steif steht er auf dem sprudelnden Postament mit seiner Keule und dem Wappenschilde; der groteske Bart fällt bis auf die Brust herab und freundlich ist es anzusehen, wie weiße Tauben um ihn sich herumtummeln, während etwa eine auf dem Haupte des steinernen Mannes Posten faßt und unten Pferde zur Tränke ziehen, von Marbachs Jugend lärmend geleitet." Es fehlt nur noch, daß der Schillerverfasser durch einen herzhaften Trunk am Marbacher Brunnen sich gestärkt hätte. Doch nein! „Gleich daneben eröffnet sich eine Bäckerstube mit Weinschank, und überall, geht man durch den Ort, bietet erwünschte Gelegenheit sich dar, die Art von Marbachs Trauben zu erprüfen." Mit solchen, im Secundanerstil erzählten Dingen glaubt Brahm den geduldigen Leser unterhalten zu dürfen, während er anderswo manches Bedeutende übergangen hat, z. B. beim Bauerbacher Aufenthalt. Nicht der Marbacher Roland hat es Schiller angethan, sondern daß schwäbisches Blut in seinen Adern floß, war für ihn bedeutend; davon schweigt der neue Lebensbeschreiber. Dagegen wird der Calvarienberg bei Gmünd mit seinen Stationen bis zu den alten Frauen mit „derben" Brillen, den „schuldbewußten" jungen Büßerinnen, welche Rosenkränze tragen, und den rohen Bildern des bitteren Leidens des Heilandes in fast ekler Weise beschrieben. Dem Knaben sollen hier „die Glaubensformen der Katholiken in greller Deutlichkeit entgegengetreten" sein. Davon,

Digitized by Google

daß die frommen Wallfahrenden und Stationen bei aller Kunstlosigkeit einen rührend ergreifenden Eindruck auf denselben gemacht, hat er keine Ahnung. Höchst ergötzlich ist Brahm, wenn er Goethe zur Vergleichung heranzieht. Der Entschluß des Räubers Moor, als Opfer der beleidigten Gesetze zu fallen, erinnert ihn an die „freilich scheinbar conträre Dichtung der Iphigenie", da diese zu den Göttern flehe: „Verherrlichet durch mich die Wahrheit!" Rechnet er auf Leser, welche so etwas geistreich finden könnten? S. 287 heißt es: „Margaretha Schwan war für Schiller etwa, was Lili für Goethe"; wechselnd habe sie ihn angezogen und zurückgestoßen, als Meisterin in der Kunst zu gefallen ihn in Liebesqual gefesselt. An den unendlichen Zauber, den Goethe, der bewunderte Dichter, mit seinem hinreißenden Wesen geübt, denkt er ebensowenig als an Lili's herzinnige Liebe. Uebrigens folgt Brahm hier den nichts weniger als zuverlässigen späteren Berichten von Margarethens Schwester. Von den Schulden, die Schiller seit dem Selbstverlag der „Räuber" gemacht, heißt es (S. 337): „Sein phantasievolles Berechnen zukünftiger Möglichkeiten, sein sanguinisches Plänemachen im Stile des Vetter Schiller hatte noch gesteigert, was sein unpraktischer Sinn und die Ungunst der Verhältnisse begonnen hatten", ja daß er sich in Mannheim anständig einrichtete, wird ihm als Verbrechen angerechnet. Nicht leeres Projectemachen, das Brahm mit besonderer Lust ihm von seinem Vetter aufhalsen will; trieb Schiller, die Noth ließ ihn zu allen Mitteln greifen, die sich ihm darboten, wenn sie auch nur augenblicklich aushelfen konnten, doch er hoffte immer auf sein gutes Glück, und seine Hoffnung hat ihn nicht betrogen.

Auf die Eigenheiten von Brahm's Sprache gehen wir nicht ein, möchten nur noch einen kleinen Kranz aus den Wunderblumen seines Redegartens flechten. Mit Staunen lesen wir S. 24: „Der Ungeborene schon im Lager von Ludwigsburg vernimmt den kriegerischen Klang der Waffen." S. 36: „Gerade weil hier der Wandel (der Erziehung) plötzlich eintrat, war die Wirkung um so unmittelbarer." Natürlich, wenn jede Uebertretung „schallende Folgen" hatte, nach Brahm's geistreichem Ausdruck, war die Wirkung unmittelbar, sie ward aber dadurch nicht unmittelbarer, daß den Kindern die Strenge des Vaters nach der Milde der Mutter ungewohnt war. Die Folge war, daß sie den Vater fürchteten, die Mutter liebten. S. 89: „Im Herbst 1797 schreibt Schiller einmal an Goethe: „»Dies ist das Balladenjahr und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden.« Man kann nach diesem Vorgange das Jahr, welches von Ende 1779 bis Ende 1780 läuft, das Räuberjahr nennen." Welch' ein großes, glücklich belegtes Wort! S. 111: „Es ist ein Vorrecht des Genius, sein Wort zu rechter Stunde zu reden." Leider ist es nicht immer der Fall, daß der Genius durchschlagende Anerkennung findet und durch solche gefördert wird. Wenn ein Beurtheiler der „Räuber" Schiller den deutschen Shakespeare nannte, so fehlte noch sehr viel, daß dies Urtheil allgemein war, und schon vor acht Jahren hatte Goethe diesen Ehrennamen erhalten; auch war man mit solchen Benamsungen von alten und auswärtigen Dichtern in Deutschland sehr freigebig. Wie aber schildert uns Brahm Schiller als deutschen Shakespeare! „Vor sich fand er eine Fülle der Erzeugnisse, die Ideen sind ausgesprochen, die Motive gefunden, nur aufzugreifen hat der jüngste Stürmer, nur zusammenzufassen all' das Vereinzelte, Zerstreute, zaghaft Halbe!" Also bloß zusammenzufassen wäre der Beruf eines deutschen Shakespeare gewesen! S. 168 lesen wir: „»Rheinischer Most«, so hieß nicht ohne Grund eine (zu Frankfurt) erschienene kraftgeniale Sammelschrift: am Rhein, am Rhein, da wuchsen diese Reben." O weiser Daniel! S. 323: „Solche Augenblicke, in welchen das aufgeregte Gefühl eines bedeutenden Menschen sich ganz unverhohlen und natürlich äußert, sollte man durch eine treue Zeichnung (ein Augenblicksphotograph genügt nicht!) festhalten können; dies würde einen Charakter leichter durchschauen lassen, als in Worten zu beschreiben möglich ist." Welche Bescheidenheit! Von Brahm selbst vernehmen wir, daß er als Student (er verräth uns nicht, in welchen Jahren) „ein Schillerhasser" gewesen. Wenn er hinzufügt, er glaube, diese Anschauung sei für unsere Tage typisch, so ist dies glücklicher Weise eine große Täuschung. Wie könnte ein unverdorbenes Jünglingsherz den edlen Ringer bei seinem warmen Freiheits-, Rechts- und Wahrheitsgefühle und seinem schwungvollen Dichtergeiste hassen! Wer dies einmal in seiner Jugend vermocht, der ist sicher nicht der rechte Mann, die Welt über Schiller zu erleuchten.

## Feuilleton.

### Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

(Fortsetzung.)

Es war ein altes Haus, im Mittelpunkte der Stadt gelegen, in welchem Wolters sein Colonialwaarengeschäft eingerichtet. Es kreuzten sich hier mehrere enge Straßen, nur einen schmalen Streifen Himmel erblickte man aus dem Häusergewirr. Viele Stockwerk hoch thürmte sich der alte Giebelbau, mit engen, dunklen Corridoren und noch finstereren Treppen im Innern. Im Erdgeschosse befanden sich die Waarenräume und der Laden, es duftete dort nicht nach den Wohlgerüchen Arabiens, aber das sehr gut gelegene Lokal war meist von Käufern und regelmäßigen Kunden gefüllt, welche prompt von den Ladenhelfern in den fettglänzenden Schürzen bedient wurden. In dem kleinen engen Comptoire daneben war man gewohnt, den Besitzer Tag aus Tag ein über seinen Büchern gebückt sitzen zu sehen, wenn er nicht im Laden selbst die Aufsicht führte. Das ging regelmäßig wie ein Uhrwerk, auch für den Sonntag gab es nur wenig Freistunden.

Der erste Stock war vermiethet, im zweiten hauste Frau Marie und waltete treu mit Hilfe einer Magd ihrer Obliegenheiten. Wolters hatte recht gesagt, auch ihr Tagewerk war Mühe und Arbeit von früh bis spät.

Die Einrichtung oben in den niedrigen Räumen war spießbürgerlich, ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen entsprechend. Eine Putzstube hielt sie für unerläßlich, in dem Wohngemach behalf man sich.

Frau Marie deckte eben den Mittagstisch, es gab heute am Sonntag ein reines Tischtuch, das derb, aber von solider Leinwand war. Sie summte ein Liedchen dabei und hatte ihr neues Sonntagskleid angezogen von recht steifem geblümtem Perkal. Mit den Eltern, den ehrsamen Hutmachersleuten und noch ein paar Gefreundeten war für heute Nachmittag ein Ausflug geplant, eine seltene und willkommene Erquickung. Am Werktag gab es kein Ruhestündchen, kaum eins zum Austausch zwischen den Eheleuten.

Wolters trat ein und legte seinen Hut auf die Kommode, die unter dem Spiegel stand, zwischen die singenden Muscheln und das aufgetakelte Schiff. Er hatte einer Sitzung im kaufmännischen Verein beigewohnt, die heute in die Sonntagsmorgenstunde verlegt worden war. Da war ihm Ernst Rothart begegnet und hatte seinen und seiner Schwester Besuch für den Nachmittag angekündigt.

„Wir müssen präcis essen, weil wir um drei Uhr mit der Pferdebahn hinaus wollen," sagte Frau Marie.

Er blickte zerstreut auf. „Wie?" fragte er, „ach so! die Verabredung mit den Eltern hatte ich ganz vergessen. Gertrud Rothart und ihr Bruder werden heute Nachmittag kommen. Ich sagte Dir schon, sie wünscht Dich kennen zu lernen."

Frau Marie war purpurroth geworden und sah ihren Gatten erschrocken an. In ihren Augen standen Thränen. „Ach!" rief sie, „aber das geht doch nicht, ich habe mich so sehr auf den Ausflug gefreut, das Wetter ist schön, ich will das kleine Lenchen mitnehmen, wie konntest Du das vergessen."

Eine peinliche Wolke flog über Wolters Stirn. Er kannte seine gute Marie. Sie war ausdauernd willig in ihrem Alltagsberuf, plackte sich ohne Murren, aber wo es galt ein mit ihrer Sippe geplantes Vergnügen aufzugeben, da gab es schweren Kampf.

„Es thut mir wirklich leid," sagte er, „aber ich kann es jetzt nicht ändern. Ich sagte Ernst Rothart, daß er uns zu Hause finden würde. Sieh! es sind meine alten Freunde, ich habe sonst keine, die Deinen haben wir immer, diese sind nur vorüberziehende Gäste, ich denke, es freut Dich doch auch sie zu begrüßen."

Frau Marie klapperte verrätherisch mit den Tellern, ein tiefer Schmollwinkel lag um den Mund. Sie schwieg, aber er wußte, was dieses Schweigen bedeutete. Es hatte ihn früher nie tief berührt, sein Kopf war erfüllt von anderen Sorgen, zu Debatten zwischen ihnen war nie Zeit gewesen, und sein Grundsatz war: ein Jeder muß sich allein wieder zurecht finden. Heute verweilte er länger bei der Sache, sie war ihm unangenehm. Er hätte gewünscht, daß seine Marie freundlich und in ihrer natürlichen Gutherzigkeit den Fremden entgegen getreten wäre, bei dieser übel gewählten Zeit nun war mancherlei zu befürchten. Biegsam war ihre Natur nicht.

Man ging schweigsam zu Tisch. Wolters führte die gewöhnliche, trockene, ziemlich einsilbige Unterhaltung mit den jungen Leuten, welche

Digitized by Google

heute auch so hastig als möglich ihre Bissen hinunterschluckten, um in's Freie zu kommen. Ihm gingen dabei verwunderliche Gedanken durch den Kopf. Er grübelte über die Natur und die inneren seelischen Eigenschaften seiner Frau, er kam sich plötzlich wie ein Hellseher vor, er hatte früher nie darüber nachgedacht. Wie dumpf und stumpf lebte er doch eigentlich dahin.

Am Nachmittag kamen Gertrud und ihr Bruder. Marie hatte ihre bitteren Thränen hinuntergeschluckt, aber ein tiefes Grollen war in ihrer Seele. Sie beleuchtete die Dinge von ihrem Standpunkt aus und fand, daß ihr ein schreiendes Unrecht widerfuhr, und da sie kein reflectirender Geist war, sondern vorherrschend nach Impulsen und Instinkten handelte, so verwechselte sie die Ursachen. Diese Fremde, diese Gertrud verdarb ihr den Nachmittag.

Gertrud stand in der Putzstube. War sie so groß und leuchtete ihr Kleid so, sie erhob sich doch nicht über die normale Statur, und ihr Sommerkleid hatte gedämpfte Farben, aber in der kleinen niedrigen Stube verschwand Alles neben ihrer Erscheinung. Es war wie ein blendender Lichtstrom, der von ihr ausging. Sie hielt Frau Mariens Hände und neigte sich zu ihr herab, die herzgewinnendste Güte strahlte aus ihrem Gesicht.

Das kleine Lenchen hing sich an den Rock der Mutter. Es war Mariens Art, das Kind immer zuerst figuriren zu lassen. Die Kleine zappelte und watschelte und war es gewohnt, die Aufmerksamkeit der Mutter ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Frau Marie überhörte darüber alle die freundlichen Worte aus Gertrud's Munde. Sie beschwichtigte und tuschelte mit dem Kinde, und es gab eine disharmonische zerfahrene Scene. Man setzte sich und Gertrud nahm einen neuen Anlauf.

„Ist mein Lenchen nicht süß?" sagte Frau Marie.

Gertrud lächelte; sie konnte sich nicht helfen, es kam ihr so komisch vor, daß eine Mutter bei einer ersten Begegnung mit einer Fremden keinen anderen Impuls hat, als ihr eigen Fleisch und Blut zu preisen. Sie liebte die Kinder und beschäftigte sich gern mit ihnen, zu gelegener Zeit, aber —

Das Lenchen, welches wenig an fremde Gesichter gewöhnt war und der dieses vielleicht einen besonders fremden Eindruck machte, stand im Begriffe ein ohrbetäubendes Concert zu veranstalten und steckte das Köpfchen weg und umklammerte den Hals der Mutter.

„So gib doch das Kind in die Obhut des Mädchens," sagte Wolters unwillig.

Um die Mundwinkel der Mutter zuckte es eben so verrätherisch, wie um die des Kindes. „Die Dame mag Dich nicht leiden," sagte sie ein wenig spitz.

Das Concert brach los und Wolters faßte das Kind und beförderte es in die Nebenstube. Die Unterhaltung stockte. Gertrud hatte plötzlich ein Gefühl, als ob die Quelle ihrer Gedanken versiege, sie wußte wirklich nichts zu sagen.

Marie, durch eine tiefe Falte auf der Stirn des Gatten eingeschüchtert, wurde redselig, aber es war nicht das natürliche Element, das ihr über die Lippen floß, sondern ein krauses, trauriges, verworrenes Gemengsel, an das sich kein geordneter Faden knüpfen ließ. Man saß ziemlich schweigsam daneben, auf Wolters' Antlitz hatte sich ein ihm sonst fremder Zug gelagert, der eines bitteren Sarkasmus.

Gertrud ward es heiß und schwül. „Möchten Sie nicht mit uns nach Blankenese fahren," sagte sie, „der Tag ist schön — und —"

„Ich muß schön danken, ich gehe nie ohne meine Kleine," sagte Frau Marie schnell, „auch hatte ich eine Verabredung mit den Eltern —"

„Die wir gestört," unterbrach Gertrud bedauernd, „warum sagten Sie uns das nicht gleich." Sie erhob sich. Ihr Bruder sprach halblaut mit Wolters.

„Rudolf kommt mit uns," sagte er, „wenn Frau Wolters doch schon engagirt ist —"

„Ja bitte, bitte, genire Dich doch nicht, Mann, die Eltern werden sich freilich wundern —"

„Ihr werdet schon ohne mich fertig werden," meinte Rudolf trocken. „Es ist nicht mehr lange, daß ich Euch haben kann," setzte er, zu dem Freund gewendet, hinzu, „es ist mir nicht zu verargen, wenn ich solche seltene Augenblicke im Leben auszukosten wünsche."

Gertrud schaute vor sich hin. Es wunderte sie, daß Wolters allein mit ihnen ging, sichtlich gegen den Wunsch seiner Gattin, und sie fand es doch so natürlich. Ihr Herz war beklommen und ahnungsschwer.

Es war viel Volk draußen. Der Sonntag paßte schlecht zu Ausflügen, die bessere Gesellschaft hielt sich dann fern, aber Rudolf hätte ja an einem Werktag nicht hinaus gekonnt. Sie mietheten ein Boot und trieben langsam auf der Elbe umher. Anfangs klangen die peinlichen Eindrücke aus der vorhergegangenen Scene noch nach, allmählich befreiten sich die Gemüther.

Die Unterhaltung drehte sich zuerst nur um die Vergangenheit. Aus jenen versunkenen Tagen stieg ja der einzige Glanz empor, der in dieses verkümmerte Leben hineingeleuchtet. Dann kam man auf die nationale Erhebung, auf die Sache der Herzogthümer. Das war ein Gegenstand, der die Drei gleich erwärmte.

„Du behauptest, für nichts mehr Sinn und Gedanken zu haben, als einzig für das Geschäft," sagte Gertrud zu Wolters, „und Deine Augen glänzen, Deine ganze Physiognomie belebt sich, sowie Du von unserem erwachenden Deutschthum sprichst."

„Es ist möglich," meinte er, „daß diese gewaltige Strömung auch mich ein Bischen aus dem Sumpf aufgerüttelt, eine noch nicht ganz erstorbene Seite geweckt hat, aber was hilft es, mir ist doch kein Thatenfeld darin beschieden. Immerhin ist es eine Erfrischung."

„Todt ist in Dir nichts von dem, was früher gelebt hat," sagte Gertrud sinnend, „nur niedergehalten, verkümmert — Du bedarfst der Anregung."

„Die auf meiner Straße nicht zu finden," ergänzte er.

„Es gilt, sie zu suchen."

„Weißt Du wohl, daß Dein Gemüth schon hoffnungsfreudiger geworden," bemerkte Ernst Rothart, „Deine Auslassungen über unsere Sache neulich klangen viel unkenhafter, als Deine heutigen — es fiel mir auf."

Wolters lächelte. „Das ist wohl Euer Werk," meinte er. „Es sind wirklich viel alte, vergessene Dinge durch meinen Kopf gezogen in den jüngsten Tagen, und ein Hauch von Eurem Hoffnungsenthusiasmus wehte mich an. Ich spüre den Ansteckungsstoff. Aber der Boden in mir dafür ist verdorrt, ich war zu lange in der wasserlosen Wüste. Und dann, was die Herzogthümer betrifft, so werdet Ihr sehen, es geht dem kleinen Volksstamm wie dem Einzelnen. Der macht auch wohl von Zeit zu Zeit einen Anlauf wider das Schicksal, stemmt in wiederholten Versuchen seine ganze Kraft dagegen, bis diese — die schwache, erbärmliche Menschenkraft — verbraucht ist und er zurücksinken muß. Dann ist der neue Anfang um so schwerer."

„Nein! nein! und tausendmal nein!" rief Gertrud, „die Kraft des rechten, echten Menschen, die Kraft einer großen Seele verbraucht sich nicht, sie stählt sich im Kampf. Nur den Glauben an sie muß man behalten. Nur wo nichts ist, wo der Grund hohl ist, da läßt sich nicht schöpfen, aber wo die Adern nur unterbunden sind — hier, um uns, wie viel Mark, wieviel Reichthum ist da vorhanden, und in Dir — verzeihe, verzeihe mir, ich kehre immer zu Dir, zu dem Einzelnen zurück —." Sie schwieg, sie war tief bewegt. Eine brennende Sehnsucht war in ihr, diesen seinen Geist wieder zu wecken, jenen feurigen Jünglingsgeist, der die Welt zu erobern sich getraute. Da tauchte Frau Mariens Bild wie ein Gespenst vor ihr auf. Sie — sie war der Riegel vor seinen Kerkerwänden. Sie sah mit verzweiflungsvollen Mitleid zu ihm hinüber.

Aber auf seinem Angesicht lag in diesem Augenblick ein leuchtender Schein, wie sie ihn noch nicht darauf gesehen. Er hatte die Ruder ergriffen und tauchte sie mit kräftigem Arm in die Fluth, seine Gestalt reckte sich, und die Zunge war ihm gelöst. Das lange Vergessene stieg ihm herauf — die Räthselfragen, über denen er einst gebrütet, die Probleme, welche ihn angelockt, die Wissensquellen, an denen er mit durstigen Lippen getrunken. Heimlich, sich den nächtlichen Schlummer abkargend, hatte er anfangs noch genascht an den für ihn verbotenen Früchten, bis sein Körper darunter erlag und gebieterisch sein Recht verlangte. Nach und nach hatte sein Geist sich bescheiden gelernt.

„Mitunter war ich noch im Traume an den alten Stätten, und das helle Licht jener Tage umfing mich," sagte er, „bis ich emporfuhr beim Tagesgrauen in der gewohnten Leere."

Es war wie ein Rausch, wie ein Fieber, das auf einmal über ihn gekommen. Seine Wangen waren geröthet, wie die des Trinkers beim Festgelage, und seine Lippen waren doch trocken und heiß im brennenden Durste. Heute war er es, der Gertrud mit fortriß.

Sie saß mit großen schwimmenden Augen ihm gegenüber, in einem gewaltigen Staunen. Ha! seine Seele lebte noch, jene königliche, kühne, stolze Seele, zu der sie einst mit ihrem Kinderherzen aufgeschaut.

Jetzt platzte Rede und Gegenrede schlagfertig auf einander.

„Erinnerst Du Dich noch, als ich anfing, mich mit mystischen Grübeleien zu quälen, und Du mir zurecht halfst?" sagte sie.

„Gewiß! es war die Lehre der Alten von der Seelenwanderung, die Dich beschäftigte, wir debattirten über die Lessing'sche Theorie in seiner »Erziehung des Menschengeschlechtes«. Du wolltest wissen, wessen Seele in mir stecke, die ich zu weiterer Entwickelung erlösen solle. Zu weiterer Entwickelung — ich! ach! jene Tage! jene Tage!"

„Es war schwer zu sagen, wessen Seele Du beherbergtest," warf Ernst lachend ein, „Dein Geist war vielseitig. Ich hielt mich an Deine Sternguckerei und Dein Experimentiren, und sagte: irgend ein über halben Erkenntnissen stecken gebliebener Astronom, aus dem Du einen Newton herausleben solltest; Gertrud wollte den Dichterheroen in Dir finden, und forderte, daß Du ein verkanntes Genie zu Ehren brächtest."

„Es ist anders gekommen, wie es immer anders kommt, als wir Menschen denken," sagte Gertrud seufzend. „Aber mein Denken haftet noch heute an diesen Problemen. Haben wir denn nicht Alle in der Jugend ein brennendes Sehnen, Thaten zu thun? scheint uns da nicht das Größte und Höchste erreichbar? der Gott in uns wird wach, und wir spüren den Hauch seiner Allmacht. Aber ein Menschenleben ist zu kurz, und um den Gott in uns zu erlösen, dazu bedarf es mehr, als innerhalb der engen Grenzen zu erreichen ist. So laßt uns denken, daß wir streben für die nach uns Kommenden — vielleicht werden wir dann nicht so leicht muthlos und müde."

Wolters Augen hingen wie gebannt an ihren lebendigen Zügen. „Ja, wer noch Deinen Muth und Glauben hätte," sagte er.

Es war spät, schon weit über die gewohnte Bürgerzeit, die von dem ehrsamen Wolters so streng inne gehalten wurde bisher. Die Sterne an dem dunklen Nachthimmel blinkten strahlend hell. Er aber taumelte heute Abend durch die Straßen, wie ein Trunkener. Wer ihm begegnete, mußte glauben, er habe sich ein Räuschchen gezeugt. In seinem Hirn war Wirbelsturm, die nüchterne Philisterei war gewaltsam hinausgetrieben, durch eine plötzliche Revolution. Mein Gott! was war ihm denn! es konnte so ja gar nicht weiter gehen. Er stand unten an der Mauer seines Hauses still und stemmte seinen breiten Rücken dagegen; er trocknete den Schweiß von seiner Stirn. War er es denn noch? Er, der Mann, der hier wohnte und seinen Krämerladen hier hielt, seinen Kaffee und Zucker den Kunden abwog, rechnete und arbeitete im Schweiße seines Angesichtes Tag für Tag? und dort oben sein junges einfältiges, jetzt schmollendes Weib und

Digitized by Google

sein Kind — und da unten im Kahne neben ihr hatte er sich in andere Welten geschwungen. „Besinne Dich, nüchtern Blut, Du Verwegener," murmelte er für sich, während seine Hände zitterten, es packt dich ja ganz sonderbar. Du hast einen Besuch gemacht bei den Göttern und an ihrer Festtafel geschwelgt. Unglückseliger! Du, der in das Dunkel und die Niedrigkeit zurück mußte."

Er wartete noch ein Weilchen, bis er den Schlüssel in die Hausthür steckte, und tappte dann leise und vorsichtig die finsteren krummen Stiegen hinauf.

Oben im ehelichen Schlafgemache war Frau Marie noch wach. Ihre Thränen waren nun ungestaut geflossen, sie hatte das Lenchen mit ihrem Schluchzen in Schlaf gewiegt. Diese hochmüthige Fremde, die so von ungefähr hereinwehte und Alles umstieß und verschob — es war himmelschreiend. Sie hatte lange die Eltern nicht gefunden draußen in dem Gewühle, weil sie so spät gekommen war, und dann hatten diese sich sehr gewundert, daß sie allein kam, ohne den Mann.

Rudolf Wolters saß auf dem Bettrande und streichelte besänftigend seines Weibes Wangen. Er kam heute mit einem Rausch nach Hause, wenn auch nicht vom Weine. Der Geist, welcher ihm zu Kopfe gestiegen, war schlimmer, und fest, unlöslich waren die Bande, die ihn umschlangen. Warum konnte er seinem Weibe nicht von dem sprechen, was ihn bewegte? es war doch nichts Unreines. Weil sie ihn nicht verstehen konnte. Seltsam, noch niemals in den drei Jahren seiner Ehe war er in den Fall gekommen, ein Verständniß für irgend etwas, das ihn beschäftigte, bei ihr zu suchen.

* * *

Es war gegen Ende des August. Gertrud saß im Hereinbrechen der Abenddämmerung auf dem Balcon im Hause ihrer Verwandten. Eben war ein Regiment preußischer Truppen vorübergezogen mit klingendem Spiel. Der Waffenstillstand von Malmö war geschlossen, die Zeitung, in der Dahlmann's kernige Rede in Frankfurt verzeichnet stand, lag auf Gertrud's Schooß, in schmerzlicher Bewegung blickte sie den zurückgehenden Truppen nach. Auch ihre Koffer standen gepackt, es war der letzte Abend ihres Aufenthaltes hier, morgen ging sie nach Berlin zurück, wo sie sich an der Seite des Bruders ein Heim gegründet. Sie fühlte sich niedergedrückt und matt, matt an Geist und Gliedern. Sie war solchen Zustand nicht gewohnt, ihr kräftiger Körper kannte nicht leicht Ermüdung, und wenn einmal, war ihr die Ruhe dann Genuß. Jetzt vermißte sie ihre viel gerühmte, unverwüstliche Frische. Schwere Schicksalsschläge hatte sie noch kaum erfahren, außer dem Tode der Eltern. Aber so schmerzlich und tief derselbe auch ihr Leben berührt, ihr war ihr Lebensmuth nicht abhanden gekommen damals. Der Bruder, mit dem innige Herzensharmonie sie verband, war ihr geblieben; geordnete, sorgenfreie Verhältnisse, treue warme Freunde hatten ihr über die schweren Verluste hinweggeholfen. Daneben besaß sie das richtige Maß von Selbstbewußtsein und Sicherheit, um sich das Dasein reich und angenehm zu gestalten, sie fühlte sich frei und unabhängig in ihrem Thun und Wollen — was bedeutete denn jetzt dieses Bedrücktsein?

Sie empfand im Allgemeinen tief und lebhaft, ihre Gefühlsäußerungen waren schon energischer, als die der meisten anderen Menschen, war es denn wirklich, wie ihr Bruder behauptete, das Mitgefühl für ein fremdes Schicksal, das ihr die ganze Seele matt setzte? Ihrem eigenen klaren, verständigen Sinne dünkte das Uebertreibung. Und doch — der Bruder hatte Recht, es war Rudolf Wolters, des Jugendgespielen Loos, was ihr das schöne harmonische Gleichgewicht störte. Nicht die bedenkliche Lage der Herzogthümer, dieser schmähliche Waffenstillstand, die noch immer drohenden politischen Verhältnisse, wie sie sich selber einzureden strebte.

Sie war in diesen letzten Monaten häufiger mit Rudolf zusammengekommen, sie selbst hatte die Gelegenheiten gesucht, weil sie es gewahrte, welch' einen Aufschwung sein Wesen dann jedesmal nahm. Es waren köstliche Feststunden für seine arme verschmachtende Seele, die dann für eine kurze Weile ihre Ketten abstreifte. Ernst hatte mitunter gemeint, es sei dem in ein unzerreißbares Joch gespannten Freunde kaum gut, wenn er so weite Blicke hinaus that. Aber Ernst wußte Manches nicht, was sie wußte, daß Rudolf auch ohne ihr Zuthun diese Blicke aus der Verdumpfung hinausirren ließ über Dinge hin, die hätten sein können, und doch nie mehr waren und werden konnten.

Und jedesmal, wenn sie einander wiedersahen, that sich ihr ein neues, tief verborgenes Winkelchen seiner lechzenden Seele auf, das fest verschlossen gewesen und nun Spalten und Risse bekommen.

O, Aristoteles! Du großer Weltweiser! Du machtest Deine beiden großen Unterscheidungen von den „königlichen Seelen", die aus eigener Kraft schön und würdig zu leben wissen, und jenen anderen, die nichts vermögen, ihrem Leben weder große Aufgaben stellen, noch die Mittel zu deren Erfüllung finden. Aber Du kanntest noch kein neunzehntes Jahrhundert, das hastet und jagt in rasendem Sturmlaufe und erbarmungslos zerstampft und niedertritt, wo dem Wettlaufenden das Schicksal Hemmschlingen an die Füße heftet.

„Eine königliche Seele bist Du!" sagte Gertrud vor sich hin, „die schön und würdig gelebt haben würde, die sich große Aufgaben gestellt und Mittel zu deren Erfüllung gefunden hätte, wenn man Dir nicht so grausam die Flügel abschnitt und Deinen ganzen Menschen gewaltsam einschnürte, bis zur Bewegungsunfähigkeit. Auch nicht ein Spältchen Raum haben sie Dir gelassen."

Sie saß, das Haupt gestützt auf die Marmorbrüstung des Balcons. Der Mond war heraufgestiegen, er beleuchtete magisch die dunklen Baumreihen der Palmaille, unter denen noch viel Volks luftwandelte, und übergoß ihre Gestalt mit silbernem Scheine. Es war still um sie her, nur ein gedämpftes Geräusch von Menschentritten und Menschenstimmen drang von unten herauf, da wendete sie plötzlich den Kopf. Sie hatte nichts gehört, nur das Gefühl der unmittelbaren Nähe eines Wesens überkam sie plötzlich. Da stand er, an den sie gedacht, bleich — das Mondlicht gab wohl seinem Antlitze die todtenhafte Farbe — ernst, mit dem melancholischen Zuge in dem ruhigen Gesichte. So war er doch noch gekommen, um Abschied von ihr zu nehmen, sie hatten einander schon gestern Lebewohl gesagt.

Sie nickte ihm stumm zu und erhob sich nicht, sie fühlte sich wie gelähmt in diesem Augenblicke. Auch er stand da so starr, wie ein Bild. Sie studirte die Linien seines Gesichtes, sie waren ungemein fein und edel, das Mondlicht machte sie scharf hervortreten. Diese leicht gewölbten Brauen, welche über der Nasenwurzel in fast unmerklich feiner Linie zusammenliefen, sagte man nicht, daß solche Menschen, bei denen dieses Zeichen vorhanden, unglücklich werden oder frühzeitigen Todes sterben? und welch' ein eigener Ausdruck lag in diesen tief liegenden Augen, um diese schmalen, fest geschlossenen Lippen.

Sie wurden es Beide nicht gewahr, wie sonderbar sie sich benahmen, so wortlos einander gegenüber, aber es bedurfte in diesem Augenblicke der Worte zwischen ihnen nicht. Durch Gertrud's Hirn flogen so wunderliche Gedanken. Wenn diese Seele einmal aus diesem gebeugten Körper erlöst wurde, frei all' ihrer Ketten und Banden, was würde sie leisten — sein — sie sah ja seltsamer Weise immer wie durch ein zweites Gesicht diese Seele unverhüllt, immer sie allein, und der unscheinbare Mensch, den alle Anderen sahen, verschwand vor ihren Augen. Er sah so bleich aus, wie ein Todter, nur aus seinen Augen leuchtete es — die königliche Seele, die sich frei zu ringen strebte.

„Du empfängst mich stumm, Gertrud," sagte seine Stimme plötzlich, die ruhige nüchterne Stimme des Alltagsmenschen, „und findest es sonderbar, daß ich mir nicht genügen ließ an unserem gestrigen Lebewohl. Und — ich bin auch stumm, weil ich eigentlich selber keine Erklärung dafür weiß. Es war ein schwächliches Nachgeben eines immer mächtiger werdenden Verlangens."

Sie erhob sich langsam, trat zu ihm heran und reichte ihm die Hand.

„Ich dachte an Dich," sagte sie.

„Thue das nicht ferner," entgegnete er lebhafter und hastiger. „Sieh! Du bist so eigen geartet, Dein großartiger, durch nichts eingeengter Geist verklärt sich unwillkürlich Alles, womit er sich befaßt, so hast Du auch mich und mein Wesen verklärt und gehoben, und ich habe mich zu Zeiten von Dir fortreißen lassen und habe die Mauern erklommen und über die Wälle hinweggeschaut. Das hält aber nicht Stand. Wenn Du fort bist und wir wieder geschieden, wirst Du die kahle Wirklichkeit sehen, den kleinen, in der Prosa versunkenen Krämer an der Seite seines braven einfältigen Weibes, wie er geduldig weiter Karren schiebt, und das ist der Stachel, der mich heute quält, mich, den Philister, wüßte ich nur, daß Du mich dann ganz vergäßest. Dieses Versinken so in Deinen Augen ist mir wie eine Wiederholung meines alten Lebenslaufes, wie ein Erneuern des langen harten Kampfes."

(Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Opern und Concerte.

Allgemeine Betrachtungen über die Musikzeit. Gura, Klotilde Kleeberg, Hermine Spies. Capellmeister Nikisch. Neue Compositionen.

Der diesjährige Musikwinter brachte eine Erscheinung, die dem Kunstbeurtheiler zu gleicher Zeit Freude bereitet und dennoch einiges Bedauern einflößt. Das Publikum strömt in die großen Concerte, die ihm Mannigfaltiges und Vollendetes mit Sicherheit verheißen, und wendet sich immer mehr und mehr von Einzelconcerten ab. Die Philharmonischen (eigentlich „Bülow"-) Orchesterconcerte sind überfüllt; die Joachim'schen Quartette erfreuen sich des zahlreichsten Zuspruches; bei den Oratorienaufführungen der Singakademie und des Stern'schen Gesangvereins bleibt kein Platz unbesetzt.

Nun ist ja Bülow's Leitung eine unvergleichliche; sie erhält den Hörer in immerwährender Anregung, und bringt manche oft gehörte Compositionen durch genialste Auffassung, durch tiefstes Eindringen in alle Einzelheiten, durch ganz merkwürdige Schattirungen und Klangwirkungen in einer Weise zu einer Wiedergabe, daß genaue Kenner vermeinen, das Werk zum ersten Male zu vernehmen. Die Quartette Joachim's sind tonliche Verwirklichung des schönsten Ideales; sie waren bis zum vorigen Jahre in ganz unverzeihlicher Weise vernachlässigt worden, während in den siebziger Jahren, als sie noch nicht auf der Höhe der Vollendung standen, die Musikmodeleute daselbst gesehen werden mußten. Die obenerwähnten Oratorien erfreuen sich eines alten, wohlbegründeten Rufes und halten ihn fest. Auch die Symphonieabende der Königlichen Capelle, denen gegenüber das Publikum nach Herrn Deppe's Berufung sich sehr kühl verhielt, finden wieder Beachtung, nachdem der genannte Herr seine Entlassung genommen hat, und die Herren Sucher und Kahle abwechselnd die Führung handhaben. Es ist also eine erfreuliche Beobachtung, daß die gute Musik immer mehr Boden gewinnt, immer mehr zum guten Ton gehört, und daß die reinen Virtuosenconcerte weniger Beachtung finden. Nichtsdestoweniger wäre zu wünschen, daß die Gleich-

Digitized by Google

gültigkeit gegen die letzteren nicht auch in den selteneren Fällen eingehalten werde, wenn wahre, große Künstler die Musikwelt mit ihren Leistungen erfreuen wollen. Wenn der Sänger Bulß, der mit einer prachtvollen Stimme Effectstückchen hervorbringt, kein volles Haus erzielt, wenn selbst die interessante Klotilde Kleeberg, die einzig wirklich weibliche Clavierspielerin, unter der allgemeinen Apathie leidet, so will ich das nicht beklagen; wenn aber ein gottbegnadeter, wahrhaft begeisternder Sänger wie Gura, der im verflossenen Winter in zwei Concerten hier einen Enthusiasmus erregte, wie kaum Stockhausen in seiner besten Zeit (den er auch in Wärme und Pathos überragt): wenn solch' ein Mann nicht die Musikfreunde in Schaaren um sich versammeln sieht, so erscheint mir das ebenso beklagenswerth als unbegreiflich; und wenn dagegen Fräulein Hermine Spies, wie vorauszusehen ist, ein recht volles Concert zu Stande bringt, so ist hierfür wieder nur die eine Erklärung möglich, daß die Kunstleistungen allein nicht entscheidend wirkten, sondern andere Hebel, Freundschaften, geschickte Macher ꝛc.; denn Fräulein Spies ist ganz unbestreitbar eine ganz ausgezeichnete Sängerin, aber in Hoheit der Auffassung und in Stilreinheit, in Vermeidung aller Effectstückchen mit Gura nicht zu vergleichen. Ja selbst von der so viel älteren Frau Joachim wird sie in vieler Hinsicht noch in den Schatten gestellt. Diese wirklich erstaunliche Künstlerin, deren Stimme im verflossenen Jahre stark abzunehmen schien, hat in diesem Winter in einem eigenen Liederabend, besonders aber in Bruch's „Odysseus"*), mit einer wunderbaren Frische und Kraft gesungen und allgemeines Entzücken erregt.

Den oben erwähnten Philharmonischen Bülow-Concerten ist ein Mitbestrebungsunternehmen entgegengesetzt worden. Das Concerthaus, das einst durch den wackeren Bilse**) zu besonderem Glanze emporgebracht wurde, seit seinem Rücktritte aus der Oeffentlichkeit aber in stetem Rückgange befindlich ist, hat „Neue Abonnementsconcerte" eingerichtet und den Herrn Capellmeister Nikisch als Leiter berufen. Dieser stand bei allen Kennern in bestem Ansehen. Ich selbst habe ihn vor einigen Jahren in Leipzig am Vorabende der Eröffnung des neuen Gewandhauses im Theater „Tristan und Isolde" dirigiren sehen, und kann versichern, daß entschiedenste Gegner des Werkes wie die altclassischen Dirigenten Müller aus Frankfurt und v. Bernuth aus Hamburg ihre laute Bewunderung des jungen Capellmeisters zu wiederholten Malen ausgesprochen haben; seine Ruhe, Sicherheit und sein enormes Gedächtniß (er führte auswendig) zwang uns Allen Achtung ab. Daß er aber jetzt nach Berlin kam, um sich mit Bülow zu messen, und diese neuen Concerte zu leiten war ein entschiedener und auch nicht einmal zu entschuldigender Mißgriff. Denn gerade ein Mann wie er mußte vor Allem sein Augenmerk auf das künstlerische Material richten, mit dem er die Mitbewerbung zu unternehmen hatte. Das Orchester des Concerthauses mag aus tüchtigen Musikern bestehen; aber sie sind seit Jahren ohne eigentliche künstlerische Führung, sie leiden unter dem Drucke des Bewußtseins, daß die Gunst des Publikums der Philharmonie***) gehört; und die Unmöglichkeit, mit solchem Orchester Concerte zu veranstalten, die auch nur in annähernden Vergleich mit denen Bülow's zu bringen waren, mußte ein Dirigent wie Nikisch sofort erkennen. Ein etwaiger Hinweis auf die Meininger Capelle, die, ohne besonders hervorragende Kräfte zu besitzen, unter Bülow Wunderleistungen bot, wäre ganz unstatthaft. Denn diese Capelle hat erst unter des unvergleichlichen Leiters alleiniger strenger Zucht zwei Jahre lang studiren, all' seinen Anweisungen bis in die kleinsten Einzelheiten gehorchen lernen müssen, bevor sie ihre Triumphzüge antrat. Und wahrlich nicht zu verwundern ist's, wenn das Publikum sich gegenüber den Nikisch-Concerten von vornherein etwas mißtrauisch verhielt, und wenn sie nur einen sehr bedingten Erfolg gewinnen konnten; es ist nur bedauerlich, daß ein Mann wie der so hochbegabte junge Leipziger Capellmeister einen so falschen Weg betrat!

Die Direction des Concerthauses hat auch im verflossenen Sommer ein Preisausschreiben für Symphonien und Suiten erlassen. Die Preisrichter nannte die Direction in ihrer jüngsten Erklärung nicht, bezeichnete sie nur als „berühmte Berliner Musiker, deren Namen weit über Deutschland bekannt" wären; diese haben unter 57 Symphonien eine als die beste (für 1000 Mark Ehrensold) erklärt, die das Motto: „Res severa verum gaudium" trug; als Componist ward nach Eröffnung des verschlossenen Umschlages Herr Georg Schumann erkannt, ein junger Landsmann des großen Robert, in Königstein 1860 geboren, Sohn eines Musikdirectors und ehemaliger Schüler des Leipziger Conservatoriums, wo er zu den Besten gezählt hat. Seine Symphonie ist ein wirklich beachtenswerthes Werk, das in den ersten Sätzen sehr viel Talent und Geschick für feine Instrumentation und thematische Durchführung, im Finale sogar sehr lebhafte Erfindung und contrapunktische Formkraft bekundet; und da das Rondo bei ersten Symphonien der Neuzeit meistens den schwächsten Punkt bildet, so ist dem Herrn Georg Schumann Glück zu wünschen, daß er die schwere Aufgabe so wacker gelöst hat.

Von anderen neuen Werken seien hier vor Allem Brahms' Zigeunerlieder für vierstimmigen Gesang und Clavier genannt. Diese durchwegs aus Originalideen bestehenden, nicht etwa mit Benutzung ungarischer Weisen componirten Gesänge sind in ihrer Art das Vollendetste in charakteristischer Melodie und in künstlerischer Stimmführung. Nach diesem Werke sei des dritten Violinconcerts von Joachim gedacht, das der Meister in einem Philharmonischen Concerte vorführte. Er hat es zwar schon in den siebziger Jahren einmal gespielt, aber nicht veröffentlicht, und dem „nonum prematur in annum" folgend, vielfach überarbeitet. Es ist im Ganzen kein Werk für das große Publikum, das dem Adagio, dem entschieden schwächsten, aber recht angenehm klingenden Theil, enthusiastischen Beifall darbrachte. Aber es ist ein gediegen edles, im Finale durchwegs interessant geistreiches Werk, das ganz bestimmt seinen Weg in alle Concertsäle finden wird. Besonders schön und edel gedacht ist auch der Schluß des ersten Actes, in welchem die Violine die Töne leise hinhaucht, und das Orchester verhallend antwortet — eine brillante Passage wäre vielleicht für den Augenblick wirksamer, aber ich bin überzeugt, die neue Form Joachim's wird bald Freunde gewinnen. Leider muß ich nun mit dem Lobe enden, den weiteren zu beurtheilenden Werken kann auch der beste Wille keines spenden. Die Singakademie hat ein Requiem von Herrn Musikdirector Putsch aufgeführt. Der in strengster Schule gebildete Componist, der schon manches Anerkennenswerthe geschrieben hat, scheint dieses Mal die Absicht verfolgt zu haben, nicht im strengen Stile, sondern recht populär zu schreiben, und er hat ein leicht verständliches, aber auch sehr leicht wiegendes Werk gemacht, das man gar nicht ernsthaft nehmen kann. Einige Tage vorher hat der bekannte Componist des jetzt so viel gesungenen Liedes: „Frühlingszeit", Herr Reinhold Becker, ein großes Concert gegeben, zu dessen Unterstützung die Hofopernsängerin Frau Pierson-Brethol, die Dresdner sehr gute Liedertafel und Herr Kammersänger Bulß eigens aus der sächsischen Hauptstadt hierher kamen. Es gab eine große Huldigungsouvertüre mit Orgelbegleitung, große Schlachtgesänge, Balladen und Männerchöre; sie beweisen alle, daß der Componist am Besten thut, wenn er bei der gemüthlichen Gattung bleibt.

Von der Oper ist nichts Neues zu melden. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Operettentheater hat seine Zuflucht zu den alten Offenbach'schen genommen, und sich dabei besser befunden als bei all' den Experimenten mit neueren „Schöpfungen".

Heinrich Ehrlich.

*) Ueber dieses Bruch'sche Werk habe ich in der „Gegenwart" vor mehreren Jahren nach der ersten Aufführung eine lange Besprechung veröffentlicht.

**) Bilse trat mit seinem Orchester im Concerthause auf, als (mit Ausnahme der Königlichen Capelle) kein anderes in Berlin existirte, als die geradezu elend zu nennende sogenannte, nun gänzlich verschollene Berliner Symphoniecapelle, die damals, auf ihre Unentbehrlichkeit pochend, Unglaubliches an Nachlässigkeit und Ungenauigkeit zu Stande brachte. Die Concerte im Concerthause waren also ein Glanzpunkt. Da traten Mißhelligkeiten zwischen Bilse und seinem Orchester ein, dieses trennte sich von ihm und bildete einen selbständigen Verein als „Philharmonisches Orchester". Bilse trat nach vergeblichen Versuchen, neue Kräfte zu gewinnen, ganz aus dem öffentlichen Musikleben, der Saal der Philharmonie wurde der Sammelplatz des Publikums, des Concerthauses Glanz verblich.

***) Das Philharmonische Orchester veranstaltete auch „Populäre Concerte" unter Capellmeister Kogel; dieselben sind meist überfüllt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Abbé Constantin."

Schauspiel in drei Acten von Ludovic Halévy.

Auf dem Theaterzettel des Residenztheaters sind auch die neuesten Mitarbeiter Halévy's mit genannt: Pierre Decourcelle, sowie der alte Hector Crémieux, mit welchem Halévy früher eines seiner erfolgreichsten Stücke: „Orpheus in der Unterwelt" geschrieben, und allerdings haben die beiden Schriftsteller einen großen Antheil an dem Beifall, den das Schauspiel im Residenztheater gefunden, denn sie machten ein leidlich wirksames Bühnenstück aus ihres Freundes undramatischem Roman, der unseren Lesern wohl auch aus Engelhorn's „Romanbibliothek" bekannt ist. Man hat versichert, daß Halévy, der Mitverfasser der „Großherzogin von Gerolstein", der „Schönen Helena", von „Pariser Leben" und „Froufrou", von „Tricoche und Cacolet" und „La Boule" und zahlloser, auch bei uns oft gegebener Lustspiele, Dramen, Operetten, Vaudevilles erst im Hinblick auf die französische Akademie zur Novellistik übergegangen und aus einem der ausgelassensten Theaterdichter ein salonfähiger Novellist geworden sei, der seine dramatischen Sünden jetzt durch die Hervorbringung hochmoralischer Bücher vergessen machen wolle. Nichts ist falscher. Der Neffe des Componisten der „Jüdin" hat im Gegentheil schon im Jahre 1856 mit einer vortrefflichen und sehr zahmen Novelle debütirt, und in seinen meist harmlosen Erzählungen: „L'Insurgé", „La petite Caille pelucheuse", „Un mariage d'amour" und „Un grand mariage" wird man kaum etwas finden, was nicht jedes junge Mädchen — seiner Mutter zur Lectüre gestatten könnte ... Er folgte also nur einem alten Hang, als er seine von Wohlanständigkeit triefenden Novellen schrieb: „L'Abbé Constantin" und „Criquette", vielleicht auch als Sühne für seine beiden satirischen Theatersittenschilderungen von dem würdigen Ehepaar Cardinal und Töchtern. Als Novellist beweist Halévy die humoristische Ader und scharfe Beobachtung, die schon seine Bühnenwerke auszeichnen, aber auch wenig Erfindungsgabe und viel Optimismus. Zumal „Abbé Constantin", welchem entschieden das zweifelhafte Verdienst gebührt, den übel angeschriebenen Verfasser in den Tempel französischer Unsterblichkeit eingeführt und dessen Ehe mit der Academie eingesegnet zu haben, ist so recht nach dem von Daudet prächtig bespöttelten Grundsatz: „L'Académie est un salon" gerathen. Da ist das Leben so rosig und himmelblau und sind die Menschen so tugendhaft und edel, und wird der Ton so ganz auf die gesellschaftsfähige Wohlanständigkeit gestimmt, daß — man sich unwillkürlich nach dem Violinprofessor Orpheus und seiner fidelen Unterwelt sehnt. Hier entdeckt man nichts von dem scharfen, kaustischen Geist und überschäumenden Witze von Offenbach's Mitschuldigen mehr. Es ist das prädestinirte

Digitized by Google

Buch für die höhere Tochter Frankreichs, und nicht einmal der durchdringende Sacristeigeruch fehlt, der Zola's neuesten Roman für uns ungenießbar und in Frankreich kloster- und salonfähig macht.

Wenig genug hat der Romandichter seinen dramatischen Spießgesellen an Rohstoff geliefert, denn was in der Novelle vorgeht, ist ungemein fadenscheinig. Mrs. Scott und ihre Schwester Bettina Percival kaufen auf einer Versteigerung den Landsitz Longueval und machen sämmtliche Dorfbewohner, die den rothhaarigen Amerikanerinnen erst mit Mißtrauen begegnen, überglücklich. Vor Allen den braven Pfarrer, der sie für protestantische Ketzerinnen hielt, während sie doch zu seiner Herzensfreude gute Katholikinnen aus Canada sind. Nur sein Pathenkind, der musterhafte Artillerielieutenant Jean Reynaud, verliert seine Ruhe, denn er verliebt sich in Bettina und wird wiedergeliebt. Die Hindernisse, welche die Liebenden trennen, sind eigentlich nur in ihrer Einbildung vorhanden. Bettina, die Vielumworbene, fürchtet die Einsprache ihrer mütterlich geliebten Schwester, welche für sie eine fürstliche Heirath wünscht, und der arme Lieutenant wagt es nicht, ihr seine Hand anzubieten. Am Ende faßt die Miß ein Herz und beichtet ihre Gefühle in Jean's Beisein (!) dem guten Abbé Constantin, der die erbauliche Geschichte mit der Absolution schließt: „Heirathe Sie, Jean, es ist deine Pflicht, und es wird dein Glück sein."

Sehen wir nun, was die Herren Crémieux und Decourcelle aus diesem fischblütigen Ding gemacht haben! Zuerst mußte etwas Spannung und ein Conflict hineingetragen werden. Sie erreichten dies halbwegs durch die Ausführung zweier von Halévy bloß episodisch verwandten Figuren: der Gräfin Lavardans und ihres leichtsinnigen, aber gutmüthigen Sohnes Paul. Daß sie der im Buche vortrefflichen Dame eine anrüchige Vergangenheit als Cocodette geben, muß dem ganzen Stücke wohl einen pikanten Beigeschmack verschaffen und soll auch in Anbetracht des Umstandes, daß durch die jetzt kecke und resolute Gräfin in die Mustersammlung von tadellosen Tugendbolden eine Abwechselung kommt, großmüthig verziehen werden. Daß jetzt Paul nicht bloß (wie in der Novelle) latente Absichten auf Bettina hat, sondern auf Anstiftung seiner Mutter stramm als Freier vorgeht und sogar mit Jean darob in Streit geräth, liefert das unblutige Theaterduell, das immer wirksam ist. Auch zwei Actschlüsse sind noch hinzugekommen. Bettina stürmt nicht mehr nur aus Sehnsucht bei Nacht und Wetter in den Park, um den mit seiner Batterie abmarschirenden Jean noch einmal zu erblicken, sondern sucht jetzt dabei den lebendigen Beweis, daß er im Zweikampf um sie nicht gefallen sei. Noch effectvoller ist der Schluß, wie die Gräfin zur vermeintlichen Verlobung ihres Sohnes mit der reichen Amerikanerin auf der neuen Orgel aufspielt und dann ganz erstaunt ist, als ein Anderer mit Bettina eine zärtliche Gruppe bildet. Andere Einlagen sind weniger gelungen, z. B. der alberne Kniefall Pauls nicht für eigene Rechnung, aber zu Gunsten seines Nebenbuhlers Jean, und das Bedenklichste liegt ohne Zweifel in der mangelhaften Motivirung, warum Jean Bettina seine Liebe einzugestehen zögert. Im Roman hat wenigstens Jean einen Grund für sein Schweigen, der sich hören läßt. Er ist nicht nur arm, von niedriger Herkunft, sondern vor Allem Soldat und will Soldat bleiben, und die verwöhnte Prinzessin scheint ihm unpassend für die fahrende, bescheidene Existenz einer Soldatenfrau. „Das ist freilich ernsthafter, als die Geldfrage", bemerkt ganz richtig der Abbé des Romans dazu. Im Stück aber trennt Jean nur das viele Geld von seiner sonst innig Geliebten, und seine Furcht davor und die ewige Klage: „Wenn sie nur nicht so entsetzlich reich wäre!" ist einfach zum Lachen. Das Geld allein macht allerdings nicht glücklich, aber auch nicht unglücklich.

Trotz all' dieser Mängel nahm das Publikum der ersten Aufführung diese rührend harmlose Komödie mit großem Wohlwollen auf, vielleicht schon weil es endlich einmal etwas Anderes ist, als die ewige überpfefferte Pariser Kost, die uns im Residenztheater gewöhnlich vorgesetzt wird. Die Darstellung that aber auch alles Mögliche dafür. Mit unerwarteter Selbstverleugnung gab Herr Pansa die Titelrolle, die niemals dem Komiker anvertraut werden sollte. Die allgemeine Aufmerksamkeit vereinigte Frau Wohlbrück auf sich, welche einige Jahre im Pariser Odeon für kleinere Rollen verpflichtet war und zum ersten Mal eine deutsche Bühne betrat. Die Debütantin gefiel, denn sie hat in Paris eine gute Ausbildung empfangen und sticht in dieser Beziehung angenehm von unseren landläufigen Naiven ab, die ohne theatralische Schulung und nur in der Unnatur groß sind. Die Lehren des berühmten Conservatoriums, wo ausgezeichnete Meister wie Regnier und Beauvallet wirken, haben hier gute Früchte getragen, und die Studien im „Hause Molière's" haben das Uebrige gethan. Wir sahen die reizenden Minauderien der Damen Reichemberg, Barretta und Broisat vom Théâtre français wieder: das schalkhafte Lächeln, das neckische Winken und Grüßen, das leise Abwehren mit der Hand, und auch dem deutschen Tonfall hat sich etwas Französisches beigemischt. Sogar die überschlanke Gestalt und die Stimme waren Reminiscenzen an das dünne, spröde Kindertrompetchen der mageren Elsässerstochter Suzanne Reichemberg, die wir einst in ihrer besten Rolle, der Suzette im „Freund Fritz", gerade so lachen und schmollen, trällern und weinen hörten. Zum Glück hatte Frau Wohlbrück aber auch Augenblicke, wo sie ihre berühmten Muster vergaß und ihr eignes Herz entdeckte, und da da war sie nicht nur ein gut dressirtes Pariser Theaterpüppchen, sondern ein Temperament, eine Intelligenz, ein in Naturlauten und Herzenstönen sich aussprechendes und ausjubelndes Weib. Man kann wohl sagen, daß sie ihre Rolle vertiefte und etwas mehr bot, als nur die herkömmliche übernaive ingénue aus dem Repertoire von Scribe und Sardou; es war nicht allein von jener Seele darin, die sich da und dort in Halévy's Roman noch findet, womit aber die Bearbeiter offenbar nichts anzufangen wußten, sondern auch etwas germanische Herbheit, die uns in den norwegischen Stücken so eigenthümlich erfrischend berührt. Sie hat Theaterblut, lebt mit Nerven und Seele in ihrer Rolle, und ist noch immer jung und hübsch. Nachdem sie in den ersten Scenen allgemein enttäuschte, vielleicht weil durch eine ziemlich plumpe Reclame die Erwartungen zu hoch gespannt waren, nahm sie im Verlaufe des Stücks ihre Revanche und gewann auch den Widerstrebenden. Mit der Zeit wird sie sich wohl ihrer entwöhnten Muttersprache gewandter bedienen lernen, so daß sie alsdann nicht mehr im rascheren Tempo der Leidenschaft, wie in der ersten Scene, wo sie den Lieutenant zum Wagen schickt, und bei der Liebeserklärung, die Worte verschluckt, „englisch" lispelt und in ihrem bredouillement unverständlich wird. Hoffentlich kommt sie auch über jene gefährliche Schwelle, welche die wenigsten überschreiten können, denn es ist nun einmal eine conventionell gewordene Ungerechtigkeit, daß noch fünfzigjährige Schauspieler jugendliche Helden agiren dürfen, während eine Naive, die mit Molière's Agnes nicht zu wissen versichert:

„Si les enfants qu'on fait se font bien par l'oreille"

dies höchstens zehn Jahre lang auf der Bühne wiederholen darf. Nun, Frau Wohlbrück hat genug gelernt und eigenen Fond, um nicht zu den unausstehlichen Bühnenbackfischen verurtheilt zu bleiben. Z.

## Notizen.

Meyer's Conversationslexikon. Vierte Auflage. Band I—XI. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Zu den großartigsten wissenschaftlichen Unternehmungen unseres Jahrhunderts sind die sogenannten Conversationslexika zu rechnen, wie sie bei verschiedenen großen Firmen in immer neuen Auflagen und immer größerer Gediegenheit und Vollständigkeit erscheinen. Sie sind längst über diesen unwürdigen und in jeder Beziehung veralteten Titel, als ob sie nur über die in der Conversation vorkommenden Gegenstände Auskunft gäben, hinausgewachsen — es sind allgemeine Sachwörterbücher, wie man auch sagt, Realencyklopädien, die das gesammte Wissen der Zeit zusammenfassen und die moderne Weltweisheit verkörpern, die natürliche Grundlage jeder halbwegs geordneten Bibliothek. Philosophie, Liebe zur Weisheit, war in ihrem Vaterland gleichsam ein Euphemismus für etwas, das nur den Göttern zuzukommen schien, das heißt für die Weisheit selbst — Philosophie diente bei Plato und Aristoteles zur Bezeichnung dessen, was wir Wissenschaft nennen; und die Wissenschaft war noch nicht zersplittert, noch nicht in Facultäten und Fächer ohne Zahl geschieden, daß der eine Forscher sein Leben den Defecten der Scheidewände des Herzens, der andere dem Conjugationssystem der Sanscritsprache widmet, sondern die Wissenschaft schlechthin. Dieser alte universale Begriff des Wissens ist erloschen, es gibt nur noch abstracte Universitäten voll Theologen und Juristen, es gibt keine Weisen mehr, die Philosophen gelangen heut zu Tage gar nicht mehr zu der Philosophie eines Aristoteles, sie kommen über die Vorbedingungen des Wissens nicht hinaus und verlieren sich in erkenntnißtheoretischen Problemen. Aber in anderer Form und unter anderem Namen leben sie wieder auf, um den einheitlichen Zusammenhang aller Erkenntniß aufrecht zu erhalten. Ein gutes Conversationslexikon steht noch auf dem erhabenen Standpunkte des Aristoteles — das Werk vieler Kräfte, die zu einem großen Zwecke zusammengehalten werden, wirft es Blitze der Allwissenheit in das verkümmerte, einseitig entwickelte Gehirn der Gegenwart — und deshalb ist ein solches Conversationslexikon meines Erachtens eine ungleich verdienstlichere Leistung und bringt der Menschheit mehr Nutzen als die Logik Hegel's oder sonst ein philosophisches System. Es ist selbst ein philosophisches System — man wolle doch eine sechzehnbändige Encyklopädie für kein Kinderspiel halten, weil sie so bequem zu benutzen ist! Sind es nicht gerade die leichtesten und die natürlichsten Verse, die dem Dichter oft die größte Mühe gemacht haben? Es wäre wohl leicht zu beweisen, daß ein gutes Conversationslexikon ein complicirteres und umfassenderes System voraussetzt als eine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften; daß das System nur aus praktischen Gründen in unzählige, selbständige Artikel aufgelöst und durch die alphabetische Anordnung verdeckt ist, was nur eine neue Schwierigkeit, die richtige Auswahl der Stichworte und die Vermeidung von Wiederholungen hinzufügt; daß aber ein solches System, welches die einzelnen Artikel zusammenhält, die Vollständigkeit der gesammten Anlage allein verbürgt. Wer ist der philosophische Urheber des Systems? Der Redacteur, vor dessen Augen die ganze Tafel der menschlichen Erkenntniß aufgeschlagen liegen, der den ungeheuren Stoff mit souveräner Meisterschaft beherrschen, den Raum berechnen, die Arbeit austheilen muß, der überhaupt als der eigentliche Verfasser des gewaltigen Werkes zu betrachten ist, wenn es anders gilt: quod quis per alium facit, ipse fecisse putandus est, oder qui facit per alium facit per se. Denn er arbeitet nicht allein, er arbeitet mit einem ganzen Stab von Fachgelehrten, die, jeder an seinem Platze, wie in einem Organismus den Bau des Ganzen fördern und hier die Physik, dort die Chemie, hier die Medicin, dort die Literatur behandeln, aber sich willig dem Geiste des obersten Leiters unterordnen — es entsteht gleichsam ein Buch höherer Ordnung, das Werk nicht eines Individuums, sondern das einer ganzen Zeit, das durch den Arbeitsplan im Redactionszimmer wie eine Staatsmaschine in Gang erhalten wird. Wir haben mehrmals betont, daß wir ein gutes Conversationslexikon meinen. Das Meyer'sche Conversationslexikon in der vorliegenden (vierten) Auflage ist, wie wir aus Ueberzeugung aussprechen können, weitaus das beste unter denen, die uns bekannt sind, durchaus eines Vergleiches würdig, wie wir ihn im Obigen angestellt haben; selbst das zweibändige, ebenfalls neu erscheinende Hand-

Digitized by Google

lexikon ist in seiner Art ein bewundernswerthes Meisterwerk, mehr werth als manche Philosophie. Das Hauptverdienst schreiben wir nicht der Liberalität der Verlagshandlung, nicht der Sorgfalt der Ausführung, nicht der Tüchtigkeit der Mitarbeiter, sondern der Treue und Gediegenheit der Redaction zu, die ihrer schwierigen Aufgabe wirklich gewachsen ist. Möge sie die vierte Auflage glücklich zu Ende führen!

Rudolf Kleinpaul.

Illustrirte Hausbibel. Nach der deutschen Uebersetzung von Martin Luther. (Berlin, Friedrich Pfeilstücker.) — Wie man endlich anfängt, unsere Classiker nicht mehr von einem beliebigen Zeichner „illustriren" zu lassen, d. h. zwischen den Dichter und seinen Leser das oft ganz willkürliche und entstellende Bild eines Dritten zu schieben, so bezeichnet die vorliegende Veröffentlichung einen erfreulichen Fortschritt auf dem Gebiete der oft gemißbrauchten Bibelillustration. Die typischen herrlichen Figuren der großen italienischen Renaissancemeister, eines Rafael und Perugino, die knorrigen, markigen heiligen Männer von Kranach und Dürer, die holländisch bauernmäßigen Jünger von Ostade und seinen Genossen, dann die zierlichen Rococoheiligen der französischen Meister des letzten Jahrhunderts, die Beduinen von Horace Vernet's Schülern, die steifleinenen, theatralischen Säulenheiligen der Düsseldorfer Zeit, die archaistischen Bibelgestalten eines Gebhardt und die modernen Proletarier von Uhde, die phantastische Manier Doré's und die innige Art eines Schnorr von Carolsfeld — dieses ganze Kaleidoskop wurde uns schon in Illustrationen zum Alten und Neuen Testamente gezeigt. Nun endlich einmal etwas Neues. Wie man jetzt die Literaturgeschichte mit Autographen, authentischen Portraits ꝛc. illustrirt, so bietet die Pfeilstücker'sche Hausbibel urkundliche Bilder, um mehr auf den Verstand als die Phantasie der Bibelleser zu wirken. Nicht die Scenen und Ereignisse der heiligen Schrift werden zur Darstellung gebracht, sondern die Orte der Handlung, Pflanzen, Thiere, Geräthe, Alterthümer durch archäologische und naturgeschichtliche Abbildungen, durch Naturaufnahmen an Ort und Stelle, durch Pläne und Karten. Es ist eine That auf diesem Gebiete, diese didaktische, lehrhafte, echt realistische Bibel, die sich so recht für das gebildete Haus und die Schule eignet. Natur, Kunst, Sitte, Leben im heiligen Lande werden durch bildliche Belege gestützt, oft durch ganz moderne, denn der so sehr conservative Orient ist im Großen und Ganzen, trotz der Auswanderung des erwählten Volkes und obgleich im heiligen Lande die Türken den Römern in der Herrschaft folgten, in seinem hauptsächlichen Kern der alte geblieben, und mit etwas Phantasie gelingt es dem Leser leicht, diese Trümmerstätten, welche der Photograph uns zeigt, wieder aufzubauen und mit den Gestalten der Legende zu bevölkern. Dabei ist die Ausstattung vorzüglich, das Format handlich, der Preis billig, so daß wir diesem ebenso schön erdachten als ausgeführten Werke die weiteste Verbreitung wünschen. Wenn einer späteren Ausgabe, die nicht ausbleiben kann, ein Namenregister beigegeben würde, für den Text wie für den überreichen Bilderschmuck, so würde die Brauchbarkeit des geschätzten Werkes für Lehrzwecke nur noch erhöht.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Von Bernhard von Kugler. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.) — Dieses vaterländische Prachtwerk liegt nunmehr in 30 Heften vollständig vor. Der Tübinger Professor Kugler, dem die Verlagsanstalt bereits den Text zu dem herrlichen Werk: Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland anvertraute, hat auch diese meisterhafte Biographie verfaßt, die um ihrer trefflichen Darstellung willen auch ohne den fast erdrückenden Bilderschmuck zu erscheinen verdiente. Letzterer ist hier naturgemäß die Hauptsache und ohne Ausnahme von künstlerischem Gepräge. Wir finden da vor Allem die unvergleichlichen Kriegsbilder A. von Werner's von 70/71, aber auch manches unbekannte Portrait aus früherer Zeit, sowie die den würdigen Schluß bildende Darstellung von Kaiser Wilhelms Tod von Franz Simm. Interessant sind zumal auch die zahlreichen Facsimile-Nachbildungen. Auch von dem Prachtwerk desselben Verlages: Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert von Friedrich Pecht liegt jetzt der Schluß vor. Es ist ein grundlegendes, fleißiges, bedeutendes Buch. Wenn man sich mit Pecht's bekanntem Kirchthurmsstandpunkt nicht befreunden kann, der nur eine von fremden Einflüssen freie, durchaus nationale und volksthümliche Kunst gelten läßt, so wird man doch wenigstens sein Streben nach Objectivität und seinen absoluten Kenntnißreichthum und nicht zuletzt seine schriftstellerische Darstellungskunst anerkennen müssen. Pecht schreibt immer anregend, lebendig, geistvoll und weiß auch die Werke, die in dem Buche nicht abgebildet sind, anschaulich zu machen. Dabei hat er einen Vorzug vor den übrigen Kunstschreibern: er ist selbst ausübender Künstler, seines Zeichens eigentlich Maler und weiß also besser, worauf es wenigstens in technischer Beziehung bei einem Bild ankommt. Im vorliegenden Fall ist er aber um so mehr Autorität, als er seit vielen Jahrzehnten als Kunstschriftsteller und Maler mit der Münchener Kunst verwachsen ist. Er hat sein Buch und die Münchener Kunst durchgelebt und urtheilt nie nach bloßem Hörensagen. So hat er denn trotz seiner fragwürdigen Grundanschauung und unbeschadet einzelner Vergeßlichkeiten die Geschichte der Münchener Kunst in befriedigender Weise dargestellt, überall das Bleibende im Wechsel festgehalten und einen werthvollen Grund für eine zukünftige Geschichte der heutigen deutschen Kunst gelegt. Das Werk ist reich an vorzüglichen Tafeln und Holzschnitten im Text, welche die hervorragendsten Kunstwerke wiedergeben.

Riemann's Musiklexikon. Theorie und Geschichte der Musik, der Tonkünstler und ihrer Werke und vollständige Instrumentenkunde. 3. Auflage. (Leipzig, Max Hesse.) — Zum dritten Mal erscheint dieses Musiklexikon, das zuerst für Meyer's Fachlexika ausgeführt wurde, in einem neuen Verlage zwar, aber in alter oder vielmehr noch größerer Vortrefflichkeit, und wir rufen ihm mit Saraſtro zu: Sei uns willkomm zum dritten Male! Da aber auch der Erfolg verpflichtet, hat Professor Riemann es sich nicht verdrießen lassen, sein ganzes Werk nochmals sorgfältig durchzuarbeiten, und so finden wir denn eine größere Vollständigkeit, die Weiterführung bis in die neueste Gegenwart, so daß man bereits die jüngsten musikalischen Wunderkinder, die mit jedem jungen Jahr immer zahlreicher sich einstellen, bereits verzeichnet, namentlich aber eine große Fülle ganz neuer Artikel, welche die Brauchbarkeit dieses in seiner Art unvergleichlichen Nachschlagebuchs noch erhöhen wird. Die inzwischen und zwar nicht zum geringsten von Riemann selbst wieder in Fluß gebrachte Phrasirungsfrage hat eine ganz neue Fassung erhalten und mancher zumal theoretische Artikel ist neu hinzugekommen. Die alten Vorzüge dieses Lexikons: Allgemeinverständlichkeit, Vollständigkeit, Zuverlässigkeit machen auch diese neue billige Auflage werthvoll. Auch die gebundenen Exemplare sind von jener Solidität, deren ein Nachschlagebuch bedarf und die Eleganz nicht ausschließt. Vom nämlichen Verfasser erschien gleichzeitig im selben Verlag: Wie hören wir Musik? Diese drei geistvollen Vorträge sind musikästhetischer Natur und behandeln ein Gebiet, das von Hanslick und Hausegger bisher am besten bebaut wurde, wobei dem verschwommenen Aesthetisiren über Wesen und Zweck der Musik ein Ende gemacht wurde. Riemann's tiefsinnige Theorie vermittelt eklektisch zwischen den beiden Richtungen, die entweder die Form der Musik für ihren Inhalt erklären oder für die Tonschöpfung die Wiedergabe poetischer Ideen fordert. Wir stimmen namentlich in dem Punkte mit dem Verfasser überein, daß die Vocalmusik das Prototyp der Musik sei, während in der reinen Instrumentalmusik das subjective Empfinden sich am reinsten ausspreche. Wir empfehlen die geistreiche kleine Schrift auch dem nicht philosophisch geschulten Musikfreunde, denn es ist bewundernswerth, in welcher klaren und gemeinverständlichen Form der Verfasser die schwierigsten musikästhetischen Probleme auszudrücken versteht.

Die Landschaftsgärtnerei. Ein Handbuch von E. Petzold. 2. Auflage. (Leipzig, H. Haessel.) — Das schöne Werk, schon seit langem vergriffen, erscheint hier nach 27 Jahren in einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage mit reichem Bilderschmuck nach Originalaufnahmen von Professor Friedrich Preller von der Dresdener Kunstakademie, einem unverkennbar im Geiste seines Vaters schaffenden Nachkommen des Odysseus-Illustrators. Wenn wir nicht irren, so war der Verfasser jahrelang Park- und Gartendirector des Fürsten Pückler, wenigstens pflichtet er fast überall den Ideen des autoritativen Landschaftsgartenkünstlers bei und exemplifizirt am meisten auf die unvergleichlichen Parkanlagen von Muskau, die trotz der vielfachen Wandelungen im Geschmacke classische Prototypen der englischen Landschaftsgartenkunst geblieben sind. Nachdem der Verfasser s. Z. von dem Gedanken einer bloßen Verdeutschung des Repton'schen Werkes zum Glück abgehalten worden war, hat er im vorliegenden Buche mehr eine ganz freie und selbständige Bearbeitung mit Anpassung an deutsche Verhältnisse gegeben, und daß er damit das Richtige traf, beweist eben die allgemeine Beliebtheit und Verbreitung seines Handbuchs, das für Gärtner, Architekten und Gartenfreunde ein unentbehrliches Compendium geworden ist. Repton's Grundsatz, daß die Kunst der Landschaftsgärtnerei in der dem menschlichen Gebrauch angepaßten Vereinigung von Kunst und Natur liege, ist auch heute noch unumstößlich und sein System ist, wie Pückler-Muskau sich ausdrückte, gewissermaßen die Bibel für die bildende Gartenkunst geworden. Wie nun Petzold diese englischen Principien in deutschem Geiste aufgefaßt und deutschen Verhältnissen angepaßt hat, wird sein bleibendes Verdienst sein und Anerkennung finden müssen, und das ist aus der vorliegenden Umarbeitung, worin so Manches ergänzt und erweitert ist, sehr wohl ersichtlich. Neu sind unter Anderem die Abhandlungen über die Bedeutung der Farben, über die Gartenkunst auf Friedhöfen, über die Charakteristik der für die Linien und das Colorit der Landschaft wichtigen Baumformen und -farben, sowie manche wichtige Zusätze im Capitel von den Alleen und eine tabellarische Zusammenstellung der Gräser, und dabei ist der Verfasser selten trocken schematisirend und beschreibend, sondern auch stilistisch anregend und künstlerisch. Die geschichtliche Entwickelung des alten und neuen Stils ist nur cursorisch behandelt, weshalb wir denn auch eine Erwähnung des längst antikirten geistreichelnden oder zum Nachdenken anregenden Rousseau-Girardin'schen Stils, wie er noch heut im Schloßpark Ermenonville mit seinen Tempeln und Spruchsteinen zu sehen ist, vermißt haben. Um so gründlicher und lehrreicher ist die Darstellung der Gesichtspunkte, wonach die Gärtnerhand die Schöpfungen der Natur läutern und für große Anlagen nutzbringend und künstlerisch verwerthen kann. Wir empfehlen diese wahre Poetik der Gärtnerei nicht nur den Fachleuten, sondern überhaupt jedem Naturfreund. Der stilvolle Liebhabereinband macht das Werk auch äußerlich zu einem Prachtgeschenk.

Kleine Geschichten. Von Richard von Volkmann-Leander. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Der Hallenser Universitätsprofessor und Geheimrath, dessen Gedichte und zumal die poetischen „Träumereien an französischen Kaminen" von Richard Leander auch buchhändlerisch einen großen Erfolg hatten, tritt hier zum ersten Mal aus dem Geheimniß des Pseudonyms hervor. Die vorliegenden drei kleinen Geschichten sind 1885 zum ersten Mal erschienen und werden auch in dieser geschmackvollen Miniaturausgabe besonders zur Weihnachtszeit viel Freunde finden. Alle drei sind schlicht und fein, poetisch und voller Stimmung. „Francesco" ist tiefsinnig, „Die beiden Weiser" ein seltsames Märchen und „Die Rumpelkammer" eine Humoreske, reizend erzählt.

Frühe Gräber. Von Oscar Ebensee. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Acht Todesfälle, Selbstmorde und Duelle mit tödtlichem Ausgang um unglücklicher Liebe willen, das ist etwas viel für einen mäßig

Digitized by Google

starken Band Novellen. In der Erzählung einer Episode aus der Schlacht bei Königgrätz verräth sich der Verfasser als österreichischer Offizier. Hier und in einer an sich unbedeutenden Garnisonsgeschichte dürfte er aus eigener Anschauung sprechen, im übrigen zeigt sich durchweg eine seltene Unkenntniß der geschilderten Verhältnisse oder ein Mangel an Beobachtungsgabe, der sich mit der Oberfläche der Dinge, mit dem bloßen Geschehniß begnügt. m.

Für Weihnachten liegen wiederum drei reich illustrirte Romane F. W. Hackländer's vor: „Handel und Wandel", „Der Augenblick des Glücks", „Der Tannhäuser", illustrirt von A. Langhammer und F. Bergen. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Jeder schildert bekanntlich eine interessante Schicht unserer gesellschaftlichen Zustände: die pikanten Intriguen eines deutschen Fürstenhofes, größtentheils selbst Miterlebtes, die theils humoristischen, theils sehr ernsten Geheimnisse des Handelsstandes und das deutsche Künstlerleben. Der ewig frische Erzähler nimmt sich in dem eleganten Gewande seines Verlegers und mit dem Schmuck hochmoderner Bilder sehr hübsch aus. Im selben Verlag sind auch eine neue Auflage der mit schönen Holzbildnissen versehenen Deutschen Geschichte von Wilhelm Müller erschienen, welche bis in das eben ablaufende Jahr reicht, jedoch ohne Kaiser Friedrich's Tod schon zu verzeichnen, sowie geschmackvolle Miniaturausgaben in feinen Liebhabereinbänden und zwar Goethe's Gedichte (in zwei Bänden mit trefflichem Register der Liederanfänge), Schiller's Gedichte und Heine's Buch der Lieder und Neue und letzte Gedichte, die wir für den Weihnachtstisch empfehlen.

Vorschläge zur praktischen Colonisation in Ostafrika Von Joachim Graf Pfeil. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Ueber manche Ansichten des bekannten, erfahrenen Verfassers kann man streiten, aber seine unbefangene, von grundsätzlichem Optimismus und Pessimismus freie Auffassungsweise ist jedenfalls anerkennenswerth. Er hat 14 Jahre in Afrika gelebt und ist jetzt im deutschen Theile Neuguineas thätig. Seine Schrift ist auch in formeller Beziehung gut geschrieben. k. w.

Pessimistbeetblüthen jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. (Berlin, Fr. Pfeilstücker.) — Das reizend ausgestattete Bändchen enthält ebenso formvollendete, als witzige Verspottungen unserer pessimistischen und pornographischen Gernegroße der Lyrik. Bei einem Gedichte wie „Säuglings Weltschmerz" wird kein Leser ernst bleiben, und die satirischen Vierzeiler sind meistens Treffer mitten in's Schwarze eines vorzeitigen Dichterwahnsinns. Auch in seinem neuesten Werk: Von Einem, der auszog, nervös zu werden (Berlin, Eckstein) finden wir den trefflichen Berliner Humoristen auf seiner Höhe. Zumal die Schilderung des Kurorts und die an Raabe's Sonderlingcharaktere hinanreichende Figur des jovialen Medicinalraths sind voll meisterhafter komischer Züge. Das „neuzeitlich-neuropathische Märchen" ist eine Mustersatire.

Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Von H. Dietzel, Professor der politischen Oekonomie an der Universität zu Dorpat. (Jena, Gustav Fischer.) — Die Dietzel'sche Biographie wird denen willkommen sein, die sich als Freunde, Gegner oder Kritiker für den in den letzten Jahren vielgenannten „Socialisten" Rodbertus interessiren. 1885 veröffentlichte der Verfasser in den Preußischen Jahrbüchern eine unvollendet gebliebene, enthusiastische Abhandlung über Rodbertus, der als ein epochemachender Socialpolitiker, ein verkanntes Genie gefeiert wurde. Seitdem ist er zur Erkenntniß gekommen, daß das Rodbertus'sche Gedankengefüge keine praktische Verwerthbarkeit besitzt. Er spricht an einer Stelle sogar von „albernen Wendungen" des Denkers von Jagetzow, dem pommern'schen Gute seines Helden, der noch in der neuesten Schrift Dietzel's an anderen Stellen überschätzt wird. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß Rodbertus auf den Schultern von St. Simon, Fichte, A. Müller, Hegel und Schelling steht und unterschätzt dabei die großen Verschiedenheiten dieser Männer. Es ist mindestens übertrieben, wenn A. Müller's socialphilosophisches Grundprincip als antik bezeichnet wird, und es ist falsch, St. Simon als einen Pair Napoleon's I. zu bezeichnen, der nur einen Senat aber keine Pairskammer einrichtete. St. Simon war damals auch viel zu arm, um Senator werden zu können. Rodbertus' Verdienste um die Erklärung der Verschuldung der ostelbischen Rittergutsbesitzer einerseits und seine stark entwickelte feudal-reactionäre Ader, sein Haß gegen das Capital andererseits werden von Dietzel zu wenig beachtet. Trotz dieser Mängel enthält das Dietzel'sche Werk neue, verdienstliche und fesselnde Ausführungen. Der Verfasser weist z. B. nach, daß Rodbertus keineswegs ein so überzeugter Monarchist war, wie Brentano und G. Adler annehmen. Wir empfehlen das interessante Buch. k. w.

König Rodger. Schauspiel in drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen von Gottfried von Leinburg. (Berlin, P. Hennig.) — In überaus reizvoller Ausstattung erscheint diese neueste Arbeit des trefflichen Tegnér-Uebersetzers, der sich auch hier auf der Höhe seiner Kunst zeigt. Uebrigens ist der Führer der dänischen Idealistenrichtung bei uns keineswegs so unbekannt. Poestion hat bei Reclam längst eine Auswahl seiner Erzählungen herausgegeben, und schon vorher ist eine seiner besten Novelletten im Feuilleton der „Gegenwart" erschienen. Die Handlung beruht auf einem Märchen, das aus Indien durch die europäische Literatur gewandert ist und von Hans Sachs bereits verarbeitet wurde. Der dänische Dichter hat mit poetischer Freiheit den geschichtlichen sicilischen Normannenkönig Rodger zum Helden dieser tragisch angehauchten Verwechslungskomödie gemacht. Es ist ein sinn- und geistreiches Seitenstück etwa zu Grillparzers „Der Traum ein Leben", zum Theil stark dramatisch und sehr schön in der Charakteristik und äußeren Form. Das Stück hat in Kopenhagen bereits seine Feuerprobe auf der Bühne bestanden. Vielleicht wagt auch ein deutsches Theater einen Versuch.

Amor und Psyche. Ein Märchen des Apulejus. Aus dem Lateinischen frei übersetzt von Otto Siebert. (Cassel, Ernst Hühn.) — Die sinnige Episode aus dem Goldenen Esel ist schon oft übersetzt worden, z. B. von Pressel und Binz und neulich von Hamerling als Text zu Prof. Thumann's Bildern. Aber gerade der geniale Dichter des „Ahasver in Rom", dessen Bearbeitung poetisch werthvoll ist, hat mehr eine Um- und Nachdichtung geboten, die den naiv heiteren Ton gründlich verändert und mit pathetischen und philosophischen Elementen versetzt. Dem gegenüber beansprucht die vorliegende Arbeit eine um so größere Beachtung, als sie treu dem Original auf Grund der trefflichen Ausgabe Otto Jahn's folgt und vor allem den heiteren Märchenton überall sehr glücklich trifft. Dabei ist die Form fein durchgebildet, so daß man diese klangvollen Verse mit ihren durchweg reinen Reimen als genußvolle Lectüre empfehlen kann. Die schöne Ausstattung mit Drugulin'schem Druck macht das reizende Büchlein für den Weihnachtstisch geeignet. Schon die zahlreichen mythologischen Erklärungen am Schlusse verrathen, daß der Dichter sich vorzugsweise an weibliche Leser wendet.

Die sociale Frage. Neue Ideen zur Lösung derselben. Von Franz Stöpel. (Berlin, Karl Ulrich & Co.) — Die Zahl der deutschen Parteien ist ohnedies ziemlich groß, wenn man die Welfen ꝛc. mitrechnet. Trotzdem sind seit 1878 zwei, wenn nicht mehr neue kleine Parteien begründet worden, nämlich die Stöcker'sche christlich-sociale Partei und die Deutsche Landliga von Flürscheim und Genossen. Kürzlich ist in Berlin wieder eine kleine Partei begründet worden, die sich „deutsch-sociale Partei" nennt und zu der auch Stöpel gehört, der in den 1870er Jahren den „Mercur", das damalige Organ des schutzzöllnerischen „Centralverbandes deutscher Industrieller" redigirte und damals schutzzöllnerische und in den 1880er Jahren halbsocialistische Broschüren mit schutzzöllnerischen Nebentendenzen schrieb. Die neueste Broschüre des Verfassers ist eine Art Programmschrift der deutsch-socialen Partei, obgleich das Programm auch auf mehrere Schriften Stolp's verweist. Dasselbe ist mangelhaft redigirt und leidet an Unklarheiten. Die Hauptideen lassen sich kurz etwa folgendermaßen formuliren. An Stelle der Großindustriellen und ihrer Lohnarbeiter, der Vermiether und Miether sollen Productivgenossenschaften und Wohnungsgenossenschaften treten. Die Arbeiter und Fabrikleiter sollen Mindestlöhne und Tantièmen erhalten. Das Programm spricht sich ferner im Princip gegen indirecte Steuern, für die constitutionelle Monarchie, für die Anbahnung des ewigen Friedens und für den Antisemitismus aus. Der Schlußsatz des 11. Punktes kann wenigstens schwerlich einen anderen Sinn haben, als den, daß den Deutschen israelitischer Confession die staatsbürgerlichen Rechte entzogen werden sollen. Nach einer Empfehlung der Religionsfreiheit heißt es nämlich; „jedoch kann denjenigen Staatsbürgern, deren Glaubensbekenntniß die Gleichberechtigung aller Menschen ausschließt, eine Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung des Staatswesens nicht zugestanden werden." Eine Kritik der neuen „Partei" wäre natürlich überflüssig. Die Gründung derselben verdient höchstens als ein culturgeschichtliches Curiosum Erwähnung. k. w.

Jantje Verbrügge. Roman von Theodor Duimchen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) — Es wird viel, nicht immer interessant und bisweilen zu schlecht gewählter Zeit in dem Roman theoretisirt. Die Nothwendigkeit der Religion für die unteren Stände, die erobernde Macht des Deutschthums, Jordan's Nibelungenlied, moderne Kindererziehung, das Alles muß herhalten, um Stoff zur Conversation zu liefern, die mehr dem Mittheilungsbedürfniß des Autors, als der Charakteristik der redenden Personen dient. Was nach Abzug dieser unnöthigen Zuthaten bleibt, ist eine geschickt geschriebene Erzählung, in der auseinandergesetzt wird, wie ein guter Deutscher eine ebenso gute Holländerin annectirt und zur germanischen Lebensanschauung bekehrt. Besonders ansprechend ist die überzeugende Schilderung holländischer Zustände. Der Verfasser kennt offenbar die kaufmännischen Kreise Rotterdams durch eigene Beobachtung und gewährt einen interessanten Einblick in die Machenschaften des dort langsam von Belgien her eindringenden Katholicismus. m.

Kometenbriefe. Von Lucifer. (Jena, Hermann Costenoble.) — Der Verfasser läßt sich durch eine der Zukunftsflugmaschinen in den Weltenraum entführen, landet auf einem Kometen, wo er mit Bewohnern anderer Planeten zusammentrifft, und erlebt daselbst eine kurze Liebesgeschichte, die durch eine weiter unternommene Fahrt nach der Sonne ihren Abschluß findet. Die Phantasie des Erzählers fußt auf naturwissenschaftlichen Träumen, ist zuweilen ganz unterhaltend, entbehrt aber doch eines höheren Schwunges, der das kleine Werk erst literarisch werthvoll machen könnte.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

# Rauschgold.

Roman aus der ungarischen Gesellschaft

von

**Stephanie Wohl.**

**Zwei starke Bände. Hochelegantes Format. 10 Mark.**

Das hochbedeutende Werk, das ein treues Spiegelbild der Verhältnisse der höheren ungarischen Gesellschaft bietet, erscheint sowohl in **ungarischer, französischer wie englischer Sprache und spricht dies am Besten für den Werth des Romans.**

---

Im Verlage von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Ausgewählte Dichtungen von Hermann v. Gilm.** Herausgegeben von **Arnold v. d. Passer.** kl. 8. Brosch. M. 3,20.

**Hermann v. Gilm, sein Leben und seine Dichtungen.** Von **Arnold v. d. Passer,** mit Benutzung der Arbeiten von **P. Schraffl.** kl. 8°. Brosch. M. 2.—.

---

**Pikant und aktuell!**

Soeben erschienen:

Aus dem

**Modernen Italien.**

Studien, Skizzen und Briefe

von

**Dr. Sigmund Münz.**

Elegant geheftet 5 Mark.

**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Frankfurt a. M.

**Literarische Anstalt, Rütten & Loening.**

---

Im Verlage von **Richard Eckstein Nachfolger** (Hammer & Runge) in **Berlin** W sind erschienen:

**Von Einem, der auszog, nervös zu werden.**

Ein neuzeitlich-neuropathisches Märchen

von

**Richard Schmidt-Cabanis.**

In eleg. originellem Umschlag. Preis 1,50 Mk.

**Zur Psychologie der Liebe.**

Von

**Max Alfred Ferdinand.**

ca. 5 Bogen stark. Preis 60 Pfennig.

---

Soeben erschienen in meinem Verlage als passende Weihnachtsgeschenke:

**Ulrich von Hutten.**

Heldengedicht von

**Carl Preser.**

Eleg. geb. 4 Mk.

**Amor und Psyche.**

**Ein Märchen des Apuleius.**

In Versen übersetzt von

**Otto Siebert.**

Elegant gebunden 3 Mark.

**Ernst Hühn in Cassel.**

---

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

---

**Für den Weihnachtstisch.**

**Friedmann, Alfred, Lieder des Herzens.** Eleg. gebd. Mk. 3.—

— **Zwei Ehen.** Roman. 2. Aufl. gbd. Mk. 5.50.

— **Erlaubt u. Unerlaubt.** 2. Aufl. gbd. Mk. 4.50.

— **Aus Höhen u. Tiefen.** 2. Aufl. gbd. Mk. 4.—.

**Morgenstern, Olga. Für gesellige Kreise.** Ernste u. heitere Deklamationsstücke. Elg. gbd. Mk. 4.—.

**Sanders, Daniel. Fürs deutsche Haus.** Blüthenlese aus d. Bibel u. d. griech. u. röm. Klassikern. Eleg. gbd. Mk. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen vorherige Einsendung des Betrages von **Rosenbaum & Hart, Berlin, W. 57.**

---

Soeben erschien:

**König Rodger.**

Schauspiel in 3 Aufzügen

von **Rudolf Schmidt.**

Aus dem Dänischen übersetzt von **H. v. Leinburg.**

Preis Mk. 2.— in 8°, in Groß-8° Velinpapier (Liebhaberausgabe) Mk. 3.—.

Durch elegante Ausstattung zu Festgeschenken besonders geeignet.

Berlin W. 57. **Paul Hennig.**

---

**Königin Luise von Preußen** von Dr. **Carl u. Karl Fr. Pfau.** In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

**Karl Fr. Pfau in Leipzig.**

---

Neuester Verlag von **E. Pierson** in **Dresden.**

**Dreimark-Bände.**

Gerhard von Amyntor. Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge.
G. v. Beaulieu, Leibeigen. Novellen.
Karl Bleibtreu, Napoleon I.
Heinrich Bulthaupt, Vier Novellen.
Otto Fuchs, Haschisch. Erzählungen a. d. modernen Egypten.
Paul Kirsten, Zwirl-Dudenfing. Humorist. Roman.
Max Kretzer, Das bunte Buch. Allerlei Geschichten.
Otto Roquette, Ueber den Wolken und andere Novellen. 3. Auflage.
B. von Suttner, Schriftsteller-Roman. 2. Aufl.
——— Erzählte Lustspiele.
Konrad Telmann, Weibliche Waffen. Roman.

Preis pro Band 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

---

**Zu Festgeschenken.**

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 30 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

Julius Lippert,

**Kulturgeschichte der Menschheit.**

**2 Bände.** gr. 8. geh. 20 Mk.
Eleg. in Halbfr. geb. 25 Mk.

Verlag von F. Enke in Stuttgart.

**Gediegenes Festgeschenk**
empfohlen von d. gesammten Presse!

**Auf jeden Weihnachtstisch gehört:**

Vierte gänzlich umgearb. Auflage. Prospekte gratis.

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln mit 100 Tafeln und Karten auf jede Frage augenblicklichen Bescheid.

**MEYERS HAND-LEXIKON**

des

**allgemeinen Wissens.**

„Von allen nützlichen Büchern kenne ich kein so unentbehrliches wie dieses." (Dr. Jul. Rodenberg.)

40 Hefte zu je 30 Pf. in Halbfrz. geb. 15 M. in 2 Bdn. geb. 16 M.

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.**

**Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

**Riehl, W. H., Lebensrätsel.** Fünf Novellen. Oktav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—.
Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

**Roquette, Otto, Cesario.** Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2.50.

**Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe.** Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI u. 138 S. Brosch. M. 2.—.

**Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München,**
vormals **Friedrich Bruckmann.**

Neues vaterländisches reich illustrirtes Prachtwerk!

**Kaiser Wilhelm und seine Zeit.**
Von Professor Dr. **B. v. Kugler.** Illustriert von ersten deutschen Künstlern (Bleibtreu, Grot Johann, Hünten, Menzel, Weiser, A. v. Werner u. a.). Mit vielen Faksimile-Beilagen. Ein stattlicher Quartband. In farbenprächt. Einbande mit Goldschnitt. Preis 20 Mark. Das Andenken an den unvergeßlichen Heldenkaiser „Wilhelm den Siegreichen" dauernd festzuhalten — setzt dieses Werk dem großen Monarchen ein Denkmal in Wort und Bild.

**Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert.**
Von **Friedrich Pecht.** Mit 40 Bilderbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. Ein starker Lex.-Oktavband. Eleg. geb. 20 Mk. Eine in so anregender Weise geschriebene Geschichte dieses interessantesten Theiles der deutschen Kunst wird für jeden Kunstsinnigen eine der gediegensten Gaben bilden.

**Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung!**

**Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.**

**Violinen,**

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrumenten. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. A. Ausführliche Preiscourante werden grat. u. franco zugesandt.

**Gebrüder Wolff,**
Instrumenten-Fabrik, **Kreuznach.**

**Verlag von Gustav Engel in Leipzig.**

Soeben erschien:

**Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs**

in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von

**Dr. Moritz Brasch.**

34 Bogen gr. 8°. Eleg. geheftet 8 Mk.

**Festgeschenke. Nova.**

Preise für Exemplare in Orig.-Einbänden:

**Allmers, H.,** Dichtungen. 2. Aufl. M. 4.
— Röm. Schlendertage. 6. Aufl. M. 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. Illustr. M. 7,50.
**Allmers-v. Dörnberg,** Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
**Appell,** Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. M. 6.
**Augier,** Philiberte. Lustspiel. Bearbeitet von A. Fitger. M. 3.
**Bulthaupt,** Dramaturgie. 3. Aufl. *Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. M. 6. **Shakespeare. M. 6.
**Burns,** Dichtungen. Deutsch v. **A. Kaun.** 3. Aufl. M. 3.
**Croon-Mayer,** Liederborn. 2. Aufl. M. 4.
**Droste's** Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. M. 2.
**Engel, E. J.,** Don Juan-Sage. 2. Afl. M. 3,40.
**Fitger,** Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Afl. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Die Hexe. Trauerspiel. 5. Aufl. M. 3.
— Von Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. M. 3.
— Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel. M. 3.
**Frater Hilarius,** Maipredigt. 6. Aufl. Einleitung von **L. Steub.** M. 2,25.
**Hirsch, O.,** Ein Morgentraum. Dichtung. M. 2.
**Kaden,** Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. M. 6,50.
**Lautzius-Beninga,** Junker Occo Ten Brook. Dichtung. M. 2.
**Löhn-Siegel,** Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner. M. 4.
**Murad Effendi,** Ost u. West. Ged. 3. Aufl. M. 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Aufl. M. 3.
**Neumann-Strela,** Thron u. Reich. 3. Aufl. M. 3.
**Partisch,** Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. M. 2.
**Poppe,** Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
**Rittershaus, E.,** Buch der Leidensch. 3. Aufl. Prachtausgabe. M. 3.
— Aus den Sommertagen. 3. Aufl. Mit Portrait des Dichters von **L. Knaus.** M. 5.
**Spaeth,** Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
**Stahr, Ad.,** Italien. 5 Theile. 4. Aufl. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Aufl. M. 7.50.
**Stern, Ad.,** Wanderbuch. 2. verm. Aufl. M. 4.
**Wettering,** Aus der Kunstwelt des Alterthums. Dicht. mit 8 Lichtdr.-Bild. 2. Aufl. M. 3.
**Wöbcken,** Am Wege. Christl. Sprüche. M. 1,50.
**Volksbote.** Volkskalender. 52. Jahrgang. Reich illustrirt. 50 Pfg.
**Wolff, Dr. M.,** Von Banana zum Kiamwo. Afrikan. Forschungsreise mit Karte. M. 5.
Geschenklitteratur-Verzeichniß gratis.
Verlag: **Schulzesche** Hofbuchh. **Oldenburg.**

Verlag von **H. Reuther** in Berlin SO.

**Das Weltproblem**
und seine Lösung
**in der christl. Weltanschauung.**

Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Welterkenntnis auf realistischer Grundlage.

**Allen Gebildeten gewidmet**
von **Dr. Heinrich Kratz,**
Pfarrer a. D. und Gymnasialoberlehrer.

327 S. 8°. Preis 5 Mk., eleg. gebunden 6 Mk.

Auf dem Hintergrunde eines — hier zum ersten Male — vollständig ausgeführten **Weltbildes** zeichnet der Verfasser, dessen Auffassungen mancherlei Neues bieten, eine **Weltanschauung,** die ebensosehr die **gemein-christliche** wie eine **kultur- und bildungsfreundliche** ist, und die, wie er zugleich nachweist, **das Weltproblem besser als irgend eine andere bisher aufgestellte löst.**

**Hierzu drei Beilagen von Carl Reißner in Leipzig, Adolf Titze in Leipzig und Friedrich Pfeilstücker in Berlin.**



Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.


Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 15. December 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

JAN 5 Library

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Auswärtige Politik im Parlament. — **Literatur und Kunst:** Ungedruckte Briefe von Julius Mosen. Mitgetheilt von Adolph Kohut. — Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Wiedergeboren. Novelle von Alexander Römer. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Von den Kunstausstellungen. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Auswärtige Politik im Parlament.

In den Verhandlungen des Reichstags über den Reichshaushalt ist auch unsere auswärtige Politik durch den Abgeordneten Liebknecht zur Sprache gekommen, doch haben dessen Ausführungen einen so geringen Eindruck ausgeübt, daß man sich nicht einmal die Mühe einer Widerlegung gegeben hat. Im Interesse einer vornehmen Behandlungsweise und der ohnehin beschränkten Sessionszeit ist diese Zurückhaltung zu billigen; da jedoch die Behauptungen des socialdemokratischen Vertreters nicht nur in den Organen seiner Partei, sondern auch in auswärtigen Blättern theils ohne Commentar wiedergegeben, theils ernsthaft erörtert wurden, so erkennt man jetzt wohl den begangenen Fehler: daß keiner unserer Volksvertreter oder Niemand von der Ministerbank Herrn Liebknecht und seine Trugschlüsse ad absurdum geführt hat. Seine schon in früheren Jahren wiederholte Erklärung, die Annexion von Elsaß-Lothringen sei ein politischer Fehler gewesen, weil in Folge dessen die unablässige Gefahr eines französisch-russischen Bündnisses uns bedrohe, weckt die Gegenfrage: Würde diese Gefahr nicht ebenso gut bestehen, wie sie schon unter dem ersten und dritten Napoleon und unter den Bourbonen bestand, wenn wir unsere Grenze zu unserer unbestreitbar größeren Sicherheit 1871 nicht vorgeschoben und seither befestigt hätten? Gerade die unleugbare Thatsache, daß ein französischer Angriff erst an dem Vogesenwall, an Straßburg und Metz sich den Kopf einrennen muß, ehe er die ehemals offene Rheingrenze erreicht und in wenigen Vorstößen mitten in Süddeutschland steht, hat nicht allein die Chancen, sondern auch die Gefahr eines solchen Angriffs verringert und zu unseren Gunsten umgewandelt.

Leider ist im deutschen Parlament eine weit zeitgemäßere Sache nicht zur Discussion gebracht worden. Wir meinen unser Verhältniß zu unserem Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn, das unter der jüngsten Preßfehde ein wenig gelitten zu haben scheint. Die Unterlassungssünde des Deutschen Reichstags hat nun aber das österreichische Abgeordnetenhaus in einer seiner letzten Sitzungen gut zu machen gesucht. Wenn man den bei dieser Gelegenheit mit Loyalitätsfloskeln versehenen Tenor der Reden von Rieger und Gregr auf seinen Kern prüft, so findet man eben wieder die Bestätigung, daß die leider in Cisleithanien tonangebende slavische Strömung mit aller Kraft dem deutsch-österreichischen Bündniß entgegenarbeitet. Daß sie nicht ohne Erfolg in dieser Hinsicht wühlt, beweist auch so manches Moment in dem letzten Zeitungsstreit. Die neueste Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", daß der gehässige Ausfall der zwei „conservativen" Blätter auf österreichische Verhältnisse für die deutschen amtlichen Kreise eine ebenso unaufgeklärte als unerwünschte Erscheinung gewesen sei, ist allerdings unzweideutig, aber — beruhigt uns doch nicht.

Wir haben gleich nach der Kaiserreise an dieser Stelle angedeutet, daß in dem Verhältnisse der beiden Kaiserstaaten trotz aller Trinksprüche von Waffenbrüderschaft u. s. w. nicht Alles so war, wie es dem unbetheiligten Zuschauer schien. Die Verwunderung über den Ausbruch und die Heftigkeit der deutsch-österreichischen Preßfehde konnte daher von dem Eingeweihten nicht getheilt werden. Allerdings wurde die Vergewaltigung des Deutschthums in Oesterreich von unseren Officiösen eine Zeit lang seltsam begünstigt — das geflügelte Wort von den „Herbstzeitlosen" sei nicht vergessen —, aber seit der Kaiserreise kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die Sympathie unserer leitenden Kreise nicht mehr auf der Seite des Taaffe'schen Systems ist. Gewisse polizeiliche Anordnungen in Wien waren damals übel vermerkt worden, auch unleugbare Differenzen zwischen dem österreichischen Ministerpräsidenten und dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß mochten bewirkt haben, daß Graf Taaffe bei der Ordensverleihung übergangen wurde. Man weiß, was die echt „schwarzgelbe" Folge war. Statt des schon von den czechischen Blättern trübselig angedeuteten Umschwungs in der inneren Politik fiel der letzte noch aus dem liberalen Ministerium Auersperg stammende deutschfreundliche Minister, und in's Cabinet trat der czechisch und ultramontan gesinnte Graf Schönborn, ein Gegner des deutsch-österreichischen Bündnisses. Aber noch nicht genug der in Wien geförderten Mißverständnisse. Damals und noch heute ist die österreichische Hauptstadt von einer großen Anzahl Pariser Agitatoren überschwemmt, die unter dem Namen harmloser Zeitungscorrespondenten auftreten, aber geschäftig Fühlung mit slavischen, ultramontanen und antisemitischen Kreisen suchen. Die Folge waren und sind noch verborgene Intriguen und offene Hetzereien, die in den Pariser Blättern erschienen und noch erscheinen. Dort werden die „Mißverständnisse" schadenfroh erörtert und der Bruch oder wenigstens die Nichtwiedererneuerung der Allianz verkündet und vor Allem das Lob des Grafen Taaffe und seines deutschfeindlichen Systems in allen Tonarten gesungen. In Berlin hat man für Pariser Stimmen besonders empfindliche Ohren, und es ist nicht unmöglich, daß die Anregung, der Graf Taaffe möchte doch seine Pariser Schildknappen von seinen Rockschößen abschütteln, von Berlin aus nahe gelegt wurde. In der That ließ denn auch der Graf durch das Wiener „Fremdenblatt" die vorlauten Pariser Panegyriker verleugnen. Aber dem streitbaren Versöhnungsminister bleiben ja noch seine eigenen Preßmamelucken. Da ist vor Allem Alexander Scharf, der Herausgeber der Wiener Sonn- und Montagszeitung, den wir schon vor Monaten als einen

Digitized by Google

Schleppträger Taaffe's bezeichneten, dessen allwöchentliche Schimpfartikel gegen Deutschland und das Bündniß unter dem „väterlichen Auge" des Premiers erscheinen dürfen. Nebenbei hatte dieser ein unscheinbares Wochenblättchen, das den bezeichnenden Titel „Schwarz-Gelb" führt und in ganzen 200 Exemplaren erscheint, zu seinem Sprachrohr gemacht, das denn auch richtig große Erbitterung in Berlin und die Alarmartikel der conservativen und nationalliberalen Blätter hervorrief. Erstaunlich ist nur, daß die deutsch gesinnten Zeitungen Wiens eine solche Entrüstung über die Berliner „Provocation" heuchelten. Ihr Loyalitäts-Uebereifer hat allerdings um so mehr Berechtigung, als eben das 40jährige Regierungsjubiläum des allgeliebten Kaisers Franz Joseph gefeiert wurde, und zwar nicht in prunkvollen Festen, sondern ganz im Geiste des trefflichen Monarchen, in Acten der Wohlthätigkeit. Oel auf das Feuer dieser journalistischen Loyalität goß aber die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, welche die Gelegenheit ergriff, um den für die deutsch-freisinnige Partei schwärmenden Wiener Blättern Eins auszuwischen, was selbstverständlich den letzteren wieder Anlaß gab zu erklären, daß sie ihre liberale Gesinnung sich nicht von Berlin aus wegdecretiren lassen. Aber auch die ungarischen Blätter, vor Allem der „Pester Lloyd", secundirten ihren Wiener Colleginnen. Man hielt sich an die offenkundigen Hetzereien und Verdächtigungen und stellte sich, als sähe man gewisse Unterströmungen und ihre Gefahr nicht. Es ist dies zumal von der liberalen Wiener Journalistik um so unbegreiflicher, als hier eine gute Gelegenheit gegeben war, einen Sturmlauf gegen die Stellung des Grafen Taaffe zu unterstützen. Bloß die „Deutsche Zeitung" verstand ihre Aufgabe.

Hinter den Coulissen der großen Politik ist jedenfalls etwas Bedeutsames vorgefallen, was in Berlin unangenehm berührte, denn das System Taffe datirt ja mit seiner Staatsgefährlichkeit nicht von gestern. Sollte die von Plener mit Belegen constatirte Zurückdrängung des deutschen Elementes nicht mehr nur in der Verfassung, wie bisher, sondern auch in der Armee in Berlin übel vermerkt worden sein? Wahrscheinlicher ist, daß man hier Wind davon bekommen, daß jene starke Partei am Wiener Hofe, welche 1866 nicht vergessen kann, mit der französischen Regierung liebäugelte. Daß Graf Taaffe angegriffen wurde, spricht dafür, daß er selbst diese Gegenströmung leitete oder wenigstens begünstigte. War das die Revanche für seine Nichtdecorirung? Daß in sehr bedauerlicher Weise der österreichische Kronprinz hineingezogen wurde, beruht schwerlich auf genauen Informationen, sondern entspringt mehr instinctiven Regungen. Mit Unrecht. Wer da weiß, mit welcher Schwärmerei der Kronprinz seinen Vater verehrt und bewundert, wird über den Versuch der deutschen Officiösen lächeln, den Sohn gegen den Vater auszuspielen. Wir glauben nicht, daß Kronprinz Rudolph, dessen politische Liebhabereien überhaupt bisher keine bestimmte Richtung genommen haben, der Jagd, der Schriftstellerei u. s. w. untreu geworden, um die officielle Politik zu durchkreuzen. Wir glauben im Gegentheil zu wissen, daß er kein Freund der Taaffe'schen „Versöhnungspolitik" ist, und, wenn er an die Regierung käme, mit den Deutschen zu regieren versuchen würde. Den Thronerben nun gar als einen Feind des deutsch-österreichischen Bündnisses hinzustellen, war in jeder Beziehung verwerflich. Ob zwischen ihm und dem jetzigen deutschen Kaiser die frühere herzliche Freundschaft nicht mehr besteht, entzieht sich natürlich unserer Kenntniß. Auf die in Wien und in Pariser Blättern herumgetragenen angeblichen Aussprüche des Kronprinzen Rudolph legen wir als Klatschereien gar kein Gewicht, und auch die neueste Intimität desselben mit dem Prinzen von Wales, der bekanntlich ebenfalls vor dem Besuch unseres Kaisers aus Wien verschwand und gleich darauf nach dessen Abreise wieder erschien, dünkt uns nicht von symptomatischer Bedeutung. Durchaus sicher ist, daß an der absoluten Bundestreue Kaiser Franz Josephs nicht gezweifelt werden darf. Gerade anläßlich seines Regierungsjubiläums konnte man es wieder betonen, daß er stets der loyale und feste Freund seiner Freunde gewesen ist.

Der Alarmschuß in den Berliner Officiösen war vielleicht mehr darauf berechnet, gewisse Neubildungen abzuschrecken und zu vereiteln. Daß Graf Taaffe nach dem Kaiserbesuche weniger als je ein Gönner der deutschen Regierung und keine aufrichtige Stütze der Allianz ist, kann als echt menschlich bestimmt angenommen werden. Die Zeitungsfehde sollte ihm vielleicht nur sagen, daß man in Berlin stets auf dem Laufenden sich hält. Eine Einmischung in die innere Politik unseres Bundesgenossen, wie die österreichischen Blätter und der Czeche Rieger emphatisch declamirten, liegt den Berliner Officiösen und ihren Hintermännern fern. Es sprechen aber alle Anzeichen dafür, daß man in Berlin maßgebenden Orts das System Taaffe als eine Gefahr nicht nur für die Schlagfertigkeit der österreichischen Armee und ihres nothwendigen deutschen Kittes betrachtet, sondern auch der Allianz nicht für zuträglich hält. Der Reichsrathsabgeordnete Dr. v. Plener hat in der Wehrgesetzdebatte von neulich die unlöslichen Widersprüche zwischen der äußeren und inneren Politik Oesterreichs schlagend aufgezeigt mit den Worten: „Wir haben ein Bündniß gegen Rußland und treiben im Inneren eine slavisirende Politik; wir haben ein Bündniß mit Deutschland, und im Inneren werden die Deutschen überall zurückgedrängt; wir haben ein Bündniß mit Italien, und die Regierung stützt sich auf die Ultramontanen, die geschworenen Feinde Italiens." Wenn die österreichische Regierung nicht umkehren will, so kommt entschieden der Tag, wo die deutsche Regierung freundnachbarlich darauf aufmerksam macht, daß sie einen Alliirten braucht mit deutschem Geist und deutschem Commando und daß sie die Intriguen der Czechen, Polen und der Taaffe'schen Clique mit den Franzosen u. s. w. als einen Vertragsbruch ansieht.

Ganz unverständlich ist uns die Haltung der ungarischen Presse, die in den Wiener Chorus einstimmte. Sie hat doch früher öfter eingestanden, daß das Bündniß mit dem Deutschen Reiche für den ringsum und im Inneren von Slaven bedrohten ungarischen Staat eine Nothwendigkeit sei. Weshalb hetzt sie nun auch gegen die deutschen Journale? Das von Rieger mit Empörung citirte Wort der „Vossischen Zeitung", daß Oesterreich entweder mit Deutschland gehen oder nicht sein werde, hat vor Allem für den ungarischen Theil der Monarchie Geltung. Statt dessen droht der „Pester Lloyd" damit, daß „die österreichische Monarchie sich zum Mittelpunkt einer deutschgegnerischen Opposition machen könne, da sie von Frankreich durch keinen natürlichen Gegensatz getrennt werde, und sich in das russische Bündniß durch Zugeständnisse im Orient einkaufen könne". Das ungarische Blatt mag sich nicht unnöthig aufregen. Weshalb sollte sich Rußland mit Oesterreich in die Türkei theilen, wenn es von Deutschland, das keine Interessen im Orient hat, ganz freie Hand erwirken könnte? Und da auch in Italien die Freundschaft mit dem österreichischen „Erbfeind" wenig populär und eigentlich nur eine Meisterleistung unserer überlegenen Staatskunst ist, so wäre ein neuer Dreibund von Deutschland, Italien und Rußland die nothwendige Folge einer österreichischen Unverläßlichkeit. Damit wollen wir nur sagen, daß der Kaiserstaat auf unsere Bundesgenossenschaft viel mehr angewiesen ist, als wir auf die seinige. Falls man in Wien fortfährt, den unsicheren Cantonisten zu spielen, so wird jene Erkenntniß ohne Zweifel einen thatsächlichen Ausdruck finden müssen, wenn auch zum tiefen Bedauern des deutschen und deutsch-österreichischen Volkes.

## Literatur und Kunst.

### Ungedruckte Briefe von Julius Mosen.

Mitgetheilt von Adolph Kohut.

Neuerdings ist auf's Neue die Aufmerksamkeit auf Julius Mosen, den Dichter des „Ahasver" und „Kaiser Otto III.", gelenkt worden. In Plauen im Voigtlande, seiner von ihm so geliebten sächsischen Heimath, ist ihm von der Meisterhand des Dresdener Bildhauers Gustav Kietz, des Schöpfers des

Digitized by Google

Uhland-Denkmals in Tübingen, ein prächtiges Standbild errichtet worden, und bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich des vielseitig begabten Mannes, der trotz seines Jahre lang dauernden Siechthums — er lag gleich Heinrich Heine an der Rückenmarksschwindsucht darnieder — sowohl als Lyriker wie als Novellist und Dramatiker so manche ausgezeichnete Schöpfung geboten. Seine in acht Bänden erschienenen „Sämmtlichen Werke" zeigen ihn als Lyriker von der tiefsten Innerlichkeit; eine zartbesaitete Natur mit feinem Verständniß für das geheimste Naturleben, war Mosen dennoch von so frischer Volksthümlichkeit, daß eine Reihe seiner balladenartigen Gedichte, wie „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", „Andreas Hofer" und „Der Trompeter an der Katzbach" in den Mund des Volkes übergingen. Seine „Bilder im Moose" sind wahrhaft köstliche novellistische Stimmungsbilder, sie enthalten Meisterstücke voll idyllischen Hauchs und zartester Färbung, und auch als Dramatiker ragt er hervor, wenn sich auch an ihm der verhängnißvolle Irrthum der jungdeutschen Schule, daß das Drama neue Grundlagen haben müsse, schwer rächte, indem er das rhetorische Element auf Kosten der dramatischen Gestaltungskraft bevorzugte und dadurch die Wirkung auf der Bühne sich zum großen Theile verscherzte.

Immerhin erscheint Julius Mosen als einer der eigenartigsten und hervorstechendsten deutschen Dichter in den Jahren 1830—1860, und er verdient es, daß ihm nicht allein ein Denkmal aus Erz, sondern auch eins in der Literatur gesetzt werde. Wir geben im Nachfolgenden eine kleine Serie von bisher nicht veröffentlichten Briefen Julius Mosen's, die sammt und sonders an Gustav Kühne, den letzten vom „Jungen Deutschland", gerichtet waren. In diesen vertraulichen Zuschriften prägt sich die ganze vornehme und ideale Gesinnung, die Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne und Edle, aber auch die ganze literarische Zeitströmung der jungdeutschen Schule so klar und markant aus, daß diese Briefe nicht bloß ein literarisches, sondern auch ein culturhistorisches Interesse beanspruchen können.

Der Briefwechsel erstreckt sich vom Jahre 1835 bis 1850. Der am 8. Juli 1803 geborene Mosen ließ sich 1834 als Advocat in Dresden nieder und lebte hier ein volles Jahrzehnt; 1844 folgte er einem Rufe als Dramaturg nach Oldenburg, wo er am 10. October 1867 starb. Mit Gustav Kühne, dem Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt" und des „Europa", schloß er bald Freundschaft, und in seinen Zuschriften an seinen Freund und Genossen gibt er sich ganz ohne Rückhalt und spricht sich über die wichtigsten literarischen Fragen seiner Zeit aus.

Diese Briefe mögen nun in chronologischer Reihe hier folgen.

I.

Dresden, am 22. Mai 1835.

Unter meinen Subscribenten finde ich Ihren Pflegesohn, Karl Beck*), mit verzeichnet. Ich habe seine „Gepanzerten Nächte" gelesen, welche mir der Form nach nicht so gefallen haben, wie seine Sonette in Ihrem Blatte. Er ist da in seinen Gleichnissen unplastisch und extravagant. Diese müssen immer nothwendig und sinnlich greifbar sein, wie wir von den göttlichen Griechen am Besten lernen können, sonst wetteifern wir zu bald mit dem unermüdlich vergleichenden Lohenstein. Sobald die Poesie den plastischen Moment verliert, geräth sie in Verfall. Ihr, welchen die Kritik anvertraut ist, müßt darauf sehen. Lassen Sie Beck die Recension Börne's über das Bild von Houwald in seinen dramatischen Aufsätzen lesen. Dort findet er hierüber ganz gesunde Gedanken. Ich setze voraus, daß Sie meine Ansichten über die bedeutenderen Erscheinungen in der Literatur so hinnehmen, wie ich sie aufrichtig mittheile. So mache ich unter den sogenannten politischen Gedichten einen Unterschied zwischen denen, welche dem Moment des Lebens, und denen, welche der Geschichte angehören. Geschichte nenne ich unter den Ereignissen nur das, was an und für sich, wie im Zusammenhange mit dem großen Gesammtleben der Menschheit eine Bedeutung hat. So nenne ich die Heerschau in Kalisch politisch, aber nicht historisch, wogegen die große Fürstenzusammenkunft bei Napoleon in Dresden vor seinem Zuge nach Rußland einen historischen Moment hat. Solche historische Momente, ob sie Thaten oder Gedanken sind, muß der Dichter erfassen. Wie der Dichter selbst den höchsten Punkt seiner Zeit in seinem poetischen Dasein ausprägt, ebenso muß er mit tödtlichem Ernste die Zwischen- und Nebenfragen von sich abweisen — er muß das historische Gewissen, aber nicht politisch, im engeren Sinne des Wortes, sein. Ein äußeres Kennzeichen, ob ein solches Gedicht historisch ist, finde ich in der Nothwendigkeit seiner Form, denn alles Göttliche offenbart sich als eine solche.

*) Karl Beck, der bekannte Dichter von: „Nächte, gepanzerte Lieder", „Janko, der ungarische Roßhirt", „Still und bewegt" ꝛc.

II.

Seit wir uns nicht gesehen haben, hat sich wieder ein drei Monate breiter Zeitraum zwischen uns geworfen, ich darf hoffen, ohne uns getrennt zu haben. Ich mußte ebenso lange ein grobhärenes Gewand der Buße unter dem decorirten Obergewande tragen, denn ich war zur Abwechselung unpäßlich. Woher das Alles kommen mag, weiß Gott! Von einem sich geistig Aufreiben kann es nicht kommen, da ich einen wahren Cultus geistiger und leiblicher Trägheit mir gemacht habe. Muß doch selbst meine Muse mit der Pritsche mich zwingen, vor dem Volke zu singen.

Dieses Volk! Wie fang' ich's an, es lieben zu lernen? Wie machen es Frauen, daß sie ihre dumpfen, mitternächtlichen, biertrunkenen Männer lieben können? O, ich habe erst jetzt das Göttliche, Erhabene des Hasses kennen gelernt! Man muß die brutale Gegenwart hassen lernen, um die Zukunft lieben zu lernen. Ich weiß, Sie sind derselben Meinung. Wir halten jetzt alle unsere „Quarantäne im Irrenhause".*) Die Auffassung der Hegel'schen Philosophie darin hat mir immer gefallen. Dieses System streift allerdings so nah zwischen Irrthum und Wahrheit hin, daß man sehr ruhig sein muß, um nicht irre zu werden. Mir scheint Hegel nicht begriffen zu haben, daß, je mehr ein Wesen individuell wird, desto mehr auch dem Absoluten sich nähert. Das Christenthum, welches ganz auf die Vernichtung des Individuellen gerichtet ist, fällt hier ganz mit dieser Doctrin zusammen. Ich halte für richtiger, wenn man sagt, das Individuellste sei auch das Wahrste. Ein Winkelried, welcher seine Individualität bis zum Bewußtsein seines ganzen Volkes steigert und sich die Speere in die Brust drückt, ist in demselben Augenblicke auch ein absoluter Gedanke. Alle anderen Dinge sind meistens nur Embryone künftiger Dinge.

Die neueste Weltreligion wird diesen Gedanken sich zum Grunde legen müssen — das höchste individuelle Bewußtsein (Egoismus) in höchster Aufopferung . . .

Hier, wie in allen Residenzen, ist man todtmüde. Ein Leben ohne Geschichte ist ein Seelensterben. Mir ist nichts entsetzlicher, als Menschenseelen zu sehen, welche verflattern und vergehen, auf ewig, während die wohlgemästeten Leiber noch behaglich spazieren gehen. Welchen Gest . . . wird es geben, wenn die Weltgeschichte die Körbe mit faulen Eiern einmal umstürzt! In einer solchen Zeit wird das Beste beschmutzt werden. Mir graut vor dieser Zukunft!

Haben Sie die Vorrede zur neuen Ausgabe des Buchs der Lieder von Heinrich Heine gelesen? Er liegt dort im Sarge und spricht noch! So jung und schon so alt! — Bei Gott, ich fühle noch eine ganze Ewigkeit voll Jugend in meinen Adern, obschon ich mich mit Unpäßlichkeiten plagen muß. Man muß sich nicht fürchten, zuvor emporzusteigen wie der Wolkenhimmel haushoch und mit vollen Händen Blitze und Regengüsse herabzuschleudern. Wer nicht über die Gegenwart emporsteigen und in die Zukunft hineingreifen will, der ist verloren in den Schlammwogen der Zeit.

Dresden, den 2. Januar 1837.

*) Ein Roman Gustav Kühne's.

III.

Wenn wir aus der Brandung dieser Zeit die Poesie retten wollen, so müssen wir nicht anstehen, mit aller Kraft an das Werk zu gehen. Es wird uns wenig geholfen sein, wenn wir mit der Lampe ewig um Schiller und Goethe herumgehen, mehr wird es nützen, wenn wir dem Leben recht frisch in's Auge sehen und dem goldenen Faden der Poesie nachspüren, der es zusammenbindet. Ich weiß, daß Sie meiner Meinung sind. Werfen wir alle Kraft auf diesen Punkt, so wird schon etwas Tüchtiges fertig werden! Lassen wir nur erst in unsere Seelen die Flammen des Lebens und der Leidenschaft schlagen und damit das Erz schmelzen, bis es wie Wasser fließt, dann wird ein guter Guß fertig in jeglicher Form. Rede ich nicht, als säße ich mit bei Varnhagen von Ense? . . .

Dresden, am 20. April 1837.

Digitized by Google

IV.

... Ich freue mich darauf, Willkomm*) kennen zu lernen, denn aus Allem, was ich von ihm gelesen habe, glüht eine warme Seele heraus. Steht uns sonst nichts im Wege, so müssen wir jüngeren Poeten und Schriftsteller uns die Hände reichen, damit der Eine am Anderen erstarke. Ein solches Hineinleben zu einem Ziele ohne Coterie und Lobesversicherungsanstalt kann nur fördern. Wir müssen uns nicht verhehlen, daß es unsere Aufgabe ist, die Poesie in dieser Zeit zu retten und in ihr die Ehre der Nation, wenn nicht, wie ich jedoch glaube, zugleich in der Poesie die Seele der Nation. Wir dürfen nicht aus den Augen verlieren, daß nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft der Hintergrund ist, auf welchen wir Figuren, Farben und Leben bringen müssen. Goethe und Schiller hatten es besser — ihnen diente die Gegenwart — die französische Revolution —, ohne daß sie es selbst wußten, zur Basis. Welches große Ereigniß nivellirt jetzt die Poesie und schützt sie vor den mißtrauischen Hofleuten und Diplomaten? Was ist der Moment, der poetische, in der Gegenwart? Die Freude, die Sinnenlust, mit Tanz und Blechmusik auf einem Sclavenschiffe; der Rausch der Verzweiflung! — Das hat das „Junge Deutschland" allerdings ausgesprochen, dieser Moment ist aber und kann nicht der ewige sein, welcher der Poesie zum Grunde liegen muß. Man muß stark genug sein, das Publikum, welches durch Ketten und Gefangenschaft wie ein Römer, auch wenn er wieder heimkehrte, dennoch die capitis deminutio erlitten hat, aus den Augen zu setzen, und fröhlich und stolz genug, in den munteren Jungen, die sich noch auf der Straße herumjagen, die zu suchen, für welche wir die Saiten angeschlagen haben! Das ist mein Katechismus, wollen Sie ihn annehmen oder doch wenigstens gelten lassen? ...

Dresden, am 7. August 1837.

V.

... Ist es möglich, eine neue Literatur zu erschaffen, so müssen wir es nicht scheuen, die verhüllten Mythen des Volkes mit ehernen Händen aus dem Chaos empor zu heben, um ihnen einen neuen Himmel auf die Schulter legen zu können. Ein Volk, das sich nicht zu einem göttertrotzenden Titanen emporarbeiten kann, wird nie in den ersten Reihen der Weltgeschichte gesehen werden. Eine Hand ist nur schön, wenn man in ihr die Kraft zu einer Faust ahnen kann.

Wie jetzt die Literatur steht, werde ich meinen Weg, den ich so einsam und freundlos begonnen habe, wohl ebenso fortsetzen müssen. Ich sehe ein, daß ich vielleicht nur dann verstanden werde, wenn das Schicksal mir gönnen wird, meinen Kreislauf zu vollenden. Dem Ruhme der Zeit kann ich nicht nachjagen, selbst wenn ich wollte. Ist es nicht genug, daß man sich ganz fühlen lernt? Ist es nicht ein unermeßliches Entzücken, sein eigenes Selbst zu einem Götterdasein, zu einem unsterblichen Gotte auszuarbeiten? Wie Wenigen ist Hammer und Meißel in die Hand gegeben, um aus dem starren Marmorblocke ihres Lebens ein Bild zu meißeln! Ja, es ist genug, wenn man überhaupt etwas aus sich fertig machen kann, und wäre es auch nur ein Scarabaeus. — Ich bin so von Ahnungen einer großen Zukunft, von dem nahenden Sturme mit Ungewitter in die dumpfe Stickluft und das Verderbniß des Daseins durchdrungen, daß ich ich mich oft wie ein Sturmvogel um das Schiff der Zeit drehe! Es wird Nacht, bester Freund! Ich sehne mich in dieser Dämmerung, wo ich keinen Buchstaben mehr sehen kann, nach Luft und Licht! Schreiben Sie einmal und behalten Sie lieb Ihren Freund

Dresden, am 26. April 1838. Julius Mosen.

VI.

..... Sie fragen, was ich zu dieser Zeit schaffe? Da ich nur ein Mittel kenne, sich aufrecht zu erhalten in diesen Tagen eines scheinbaren Zusammensinkens, so wende ich es auf mich an. Es ist die Geschichte, welche ich als Stahlbad gebrauche. Es muß dahin kommen, daß jeder Einzelne sich als Theil derselben, als Product und Producenten zugleich lebendig empfindet. Die Weltgeschichte wird die Bibel der neuen Zeit sein. Sie als ein fortlebendes und fortstrebendes Ganzes bis zum Bewußtsein ihrer selbst im Individuum kennen zu lernen, dahin strebt im dumpfen Drange die ganze Zeit. Welchen Namen man auch dieser Bewegung geben und wie der Einzelne sie auch auffassen wird, so liegt doch hier der neue Keim der gewaltigen Zukunft. Diesen wachsen zu sehen in der gegenwärtigsten Stunde und seine zarten Wurzeln bis zu den Untiefen der ältesten Zeit hinunter verfolgen zu können, das ist meine Seligkeit oder mein letzter Trost ...

Dresden, am 24. Juli 1839.

VII.

... Dieser Theaterabend*) war eine Schlacht, welche gegen die ganze alte Perrückenwelt geschlagen wurde und wie unendlich prächtig! — Neugierde, Theilnahme, selbst Neid und Mißgunst hatten das Theater so voll Menschen gefüllt, daß es von unten bis oben hinaus ein einziges hunderttausendäugiges Ungeheuer zu sein schien; darunter waren wenige Freunde, und diesen waren aus Rücksicht auf das Publikum die Hände gebunden. Außer den literarischen Cliquen waren die gefährlichsten: die älteren, höheren Beamten — die Antonio's, welche so viel Mühe und Schweiß im Dienste des Staates vergeudet hatten und nun — einem jungen Advocaten, der nichts ist, nichts hat und nichts sein wird, den Schatten eines Baumes gönnen sollten. Viele hatten ehrlich und offen erklärt, das Stück durchfallen zu lassen; andere gingen heimlicher zu Werke und bedauerten im Voraus das Schicksal des Werkes. — Das war die feindliche Armee. Von der Cavallerie der auswärtigen Freunde verlassen, blieb mir nur die Artillerie.

Aber — ohne Gleichniß! Wie waren meine Schauspieler an diesem Abende begeistert, und welches Spiel, zu dem ich durch gehörig angebrachte Zurufe anreizte, entwickelten die Meisten! Außer dem Regisseur war keiner ihrer Oberen vorhanden (der Intendant feierte seinen Geburtstag, Tieck war unwohl u. s. w.) — so stand ich allein mit ihnen. Mit dem ersten Paukenschlag, der das Stück einleitete, verbreitete sich in dem vollen Hause eine wirkliche Todtenstille — dann, der Vorhang in die Höhe — Ende des ersten Actes — still — zweiter Act — still — zwei, drei Hände wollen sich rühren, sie sind schnell ruhig auf das erste: „Ps"; aber die Erwartung war so groß, daß auch in den Zwischenacten, selbst wenn die Musik schwieg, kein Nachbargespräch, auch nicht in den Logen der haute volée sich regte — so bis zu Ende der Rede am Sarge, wo ein Bravo durch die Menge ging — ohne Klatschen — der Vorhang fiel beim dritten Act — noch einige Pausen still — auf einmal war das Publikum entschieden; es rief die Darsteller der Hauptrollen — Heckscher, Pauli und Demoiselle Berg. Nun begann der Feind zu wanken; im vierten Act wurden seine Linien überall durchbrochen; die meisten gingen mit klingendem Spiele, wie die Sachsen bei Leipzig, zu dem Sieger über, und der fünfte Act entschied das Glück des Stückes. So streng und argwöhnisch das Dresdener Publikum erst war, so ungezügelter Jubelruf begrüßte mich jetzt, als ich auf anhaltendes Rufen vortrat.

Alle diese Momente hätte ich so gern getheilt mit einem meiner gleichstrebenden Freunde; nun ritt ich allein über das gemeinsame Feld und nahm einsam Besitz davon im Namen der neueren Literatur ... Ich habe mich immer und gern als einen Einzelnen in der Schaar Gemeinsamstrebender betrachtet, mich würde es schmerzen, wenn ich allein stehen sollte. Ich muß um mich her bewegtes, vielseitiges, buntes Leben haben, wo alle Leidenschaften groß und schön werden, — denn vor Allem ist mir zuwider das egyptische Hinbrüten, welches ich doch überall bei den Deutschen finde. So lange sie nicht eine breite Brust, helle Augen und elastische Glieder bekommen, so lange sie nicht hellenisches Leben erhalten, werden sie auch nicht frei werden, keine Helden und Herolde des warmblütigen Lebens ...

Am 4. September 1839.

VIII.

... Sie erhalten hier eine Abschrift des Trauerspiels, ich zweifle jedoch sehr, ob es in Weimar, wo man gottlos, lästerlich die Bühne heruntergebracht hat, besetzt und mithin gegeben werden kann. Eben höre ich, daß unser Schauspieler gleichen Namens, welcher den Eckart von Meißen gegeben hat, vom Schlage gerührt worden und todt ist! Was ist das Leben für ein wunderbar schnell dahin rauschender Traum! Denken Sie, daß ich unseren Weymar erst vor einigen Tagen in aller Jugendkraft auf der Bühne in der ritterlich deutschen Rolle dahinschreiten gesehen habe mit ehernen Schritten, und jetzt liegt er kalt und ausgestreckt. Mir wird oft ganz eigen und ernst zu Muthe. Zwei Tage vorher hatte ich erst die Nachricht erhalten, daß einer meiner Jugendgespielen aus meinem Dorfe, ein Compagniearzt, in Leißnig Gift genommen und gestorben sei, und heute sauft schon wieder an meinen Künstlern vorüber das grause

*) Ernst Willkomm, geboren 1810, gestorben am 24. Mai 1886; Dramatiker, Novellist und Publicist.

*) Es handelte sich um die erste Aufführung des Dramas: „Kaiser Otto III."

Digitized by Google

Schicksal. Da werden Tragödien von selbst fertig, wenn man Augen und Herz hat. Hinweg mit diesen Fledermäusen, diesen düsteren Gedanken! Ich könnte noch manches Eisstück an Ihr warmes Herz legen! Sie sollen aber damit verschont sein! — Lassen Sie uns mit hellen Augen in das Leben hinausschauen, so lange es uns noch vergönnt ist; — alles, was uns die Stirne umnebelt, streifen wir mit umgekehrter Hand von der Stelle, und keine griesgrämliche Kleinigkeit soll uns das schöne Gleichgewicht der Seele stören. Wir müssen auch im Sturm wie echte Piloten ein frisches Stückchen dem heulenden Wind entgegenpfeifen, doch mit aller Besonnenheit steuern dem grünen Eiland entgegen.

Dresden, den 21. October 1839.

IX.

Wie glücklich seid Ihr Anderen alle, Ihr habt alle nun Publikum, nur ich habe keins. Ich komme wieder mit einer Tragödie, in deren Adern ich Feuer und heißes Blut gegossen, der ich fast zwei Jahre meines Lebens geschenkt habe, — und nun frage ich nach dem Publikum und sehe es nicht! — Was könnte ich für Klagelieder singen, so daß ich zum Verwechseln wäre mit Jeremias, den Bendemann so hübsch abgemalt hat! Voriges Jahr war der Jude, welcher ihm dazu als Modell diente, hier in Dresden, denn er reiste aus Speculation als Prototyp der Düsseldorfer Schule und trauriger Jude aus einer Stadt in die andere. Wenn ich diesen ehrwürdigen Greis sah, welcher auf Commando ein himmlisch verklärtes Gesicht — oder ein zürnendes Johannesantlitz — oder einen grauenvoll brütenden Ahasver vormachte —, so hätte ich ihn und diese Zeit umarmen können, wo Alles gemacht wird auf Bestellung: Kunst, Poesie, Freundschaft und Liebe. Warum bin ich ein Narr und mache eine Ausnahme? — Weil es meiner Natur bequemer ist, und weil ich keine Freude habe an den Kunststücken, welche die dressirten Pudel wohlfeil genug der Welt vormachen; dazu gehören auch die reisenden Virtuosen, welche ohne Redensart über ihre eigenen Pfoten springen.

Dresden, am 4. Mai 1840.

X.

. . . Vor acht Tagen habe ich die goldene Ringfessel der Ehe mir anlegen lassen und wünsche herzlich, daß Sie mit Ihrer holden Braut bald meinem Beispiele folgen möchten. Wenn die Täuschungen der Jugend zerrinnen und die Ideale vor dem zitternden Herzen zurücktreten, muß man sein Haupt an eine treue Brust legen können, um nicht zu erstarren in Haß und Hohn . . .

Ich stehe, vielleicht durch eigene Schuld, wundersam isolirt in der Welt da. Man muß sich daran gewöhnen, unter einem Volke, das seine Tribunen verrathen und verleugnet hat und dem Abgrunde zustürzt, still zu dulden. Ich erschrecke vor der Ideenlosigkeit der Menschen in diesen Tagen. Gott hält ihnen die Hände vor die Augen, während der Nachen dieser Zeit pfeilschnell dem verderblichen Wasserfalle zueilt. Welch ein Loos, mit Posaunenklängen diese Fahrt zu begleiten! . . .

Dresden, am 11. Januar 1841.

XI.

Kuranda*) hat mir die schöne Botschaft von Ihrem glücklichsten Tag überbracht, welcher Sie mit Ihrer Braut für immer verbunden hat. Ich wünsche, daß Ihnen aus Ihrem Bunde so viel inneres Glück hervorblühen möge, wie mir täglich und stündlich. Die Aufgabe ist so groß und schön, eine geliebte Seele ganz glücklich zu machen; jedes echte Weib ist ein Räthsel, das nur die Liebe lösen kann, das aber immer feiner sich verschlingt und immer zarter gelöst sein will. Wie die Liebe das ganze Leben ausfüllen kann, ist mir jetzt erst offenbar geworden. Zuweilen kommt sie mir vor, als wäre sie vor der Ehe eine Aeolsharfe, welche von selbst in milden Accorden im Luftzug klingt, in der Ehe ist sie eine Laute, reich an unermeßlichen Melodien für die Hand, welche sie zu rühren versteht. Wie der Dichter in jedes Wort ein Stückchen Seele legen soll, so der Mann in jede Nüance des Zusammenseins mit dem geliebten Herzen, wenn er seine Aufgabe lösen will.

. . . Plato, der Kirchenvater der Liebe, hat immer Recht, wenn er die Liebe des Weibes die Ergänzung des Mannes nennt. Seitdem meine Liebe ein Doppeltes geworden ist, fühle ich erst, daß ich wirklich lebe. Früher hatte ich nur eine Zukunft, jetzt auch eine Gegenwart; denn nur in der Ehe ist der Mann an das warme Dasein geknüpft, mit der Anwartschaft auf ein fortlebendes Geschlecht, durch welches er das wunderselige Gefühl der irdischen Unsterblichkeit erringt.

Dresden, am 10. Juni 1841.

XII.

. . . Wie gefällt Ihnen die neue römische Erfindung: Vegetabilien zu versteinern, ohne daß sich Form und Farbe derselben verändert? Der Erfinder hat sein Experiment auch an Todten gemacht und sie richtig versteinert. Wie wohlfeil wird nun Deutschland seinen berühmten Männern Statuen setzen können! Man läßt sie eben mit der gehörigen Tinctur bestreichen und die Statue ist fertig. Es wird nun nicht heißen: „gestorben da und da", sondern „versteinert da und da".

Ich fürchte zuweilen, in den deutschen Zuständen ohne Tinctur zu versteinern oder verrückt zu werden, wenn mir im Ernste Dresden vorkommt wie eine gläserne Perrücke, und Berlin wie ein in Rosenwasser getauchter Haarzopf, um mit Hülfe Hengstenberg's courfähig zu werden. Grüßen Sie mir tausendmal die ganze, fröhliche, närrische Welt!

Dresden, am 31. März 1842.

XIII.

. . . Sie sind jetzt in Berlin, wie die Zeitungen und meine Freunde mir melden. Ich fürchte sehr, daß Sie sich enttäuschen werden, sind Sie mit irgend einer Illusion dahin gekommen. Wenn die Geschichte einen Schritt vorwärts rücken soll, ist es nöthig, daß die Idee der Gesammtheit ein Genie aus sich herausheben kann, welches das Wort zum Fleisch macht. In Preußen ist aber schon bei den Landtagswahlen dafür gesorgt, daß kein Genie sich in die Ständeversammlung verirre. Wie sollen alle diese Mittelmäßigkeiten etwas anderes fertig machen als Mittelmäßiges, wenn nicht Geringeres? Das neue Deutschland wird in Amerika zur Welt kommen — nun ist es alt geworden, und die Aussicht, daß der brotlose Pöbel es convulsivisch verjüngern werde, ist mehr die Hoffnung der Verzweiflung, als zuversichtlich gesunder Glaube. Ich kann nichts Besseres thun, als im Dienste des Guten und Schönen auszuharren, so weit nur noch meine Kräfte reichen.

Oldenburg, am 29. April 1847.

*) Ignaz Kuranda, österr. Publizist, geboren 1. Mai 1812 zu Prag, gestorben 4. April 1884; bekanntlich war er Begründer der „Grenzboten".

---

## Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg.

Von Bruno Gebhardt.

Ein Jahr ist es her, daß wir an dieser Stelle den ersten Band der Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha anzeigen durften, ein Jahr, so reich an schmerzlichen und inhaltsschweren Ereignissen, unter deren beständiger Nachwirkung wir noch immer stehen, daß das Interesse an der Geschichte einer vergangenen, wenn auch noch verhältnißmäßig naheliegenden Zeit dadurch geschwächt wird. Um es von Neuem lebhaft anzuregen, ist der vorliegende zweite Band des Werkes trefflich geeignet, denn er enthält neben den werthvollsten Mittheilungen zur Zeitgeschichte im Allgemeinen auch die herrlichsten Beiträge zur Geschichte der beiden Kaiser, deren Hinscheiden wir unaufhörlich beklagen.

Herzog Ernst hat zweifellos schon sehr zeitig den Plan gefaßt, dereinst Erinnerungen und Erlebnisse zu schreiben, denn von vielen und wichtigen Ereignissen hat er unmittelbare Aufzeichnungen gemacht, die nun sein Gedächtniß unterstützen, und er erzählt selber, daß schon Anfangs der fünfziger Jahre der ihm sehr nahestehende Radowitz geäußert habe: „Sie müssen durchaus eine Geschichte der letzten Jahre verfassen; Sie sind der Einzige, der es kann und dem es auch hingehen wird, denn jeder Andere würde eingesperrt werden. Es ist so viel Unrecht geschehen, daß man es um der Gerechtigkeit willen beschreiben muß, und damit die Nation sich nicht beirren lasse." Daß Radowitz nach beiden Richtungen Recht hatte, wird kein Leser des Buches leugnen und verkennen, denn ebenso die Stellung, das Talent, das Alter, die maßvolle Einsicht befähigen den hohen Autor dazu, wie vor Allem die eindringende Kenntniß der Verhältnisse. Es geschah in Deutschland nichts und in Europa wenig, ohne daß Herzog Ernst näher oder

Digitized by Google

ferner, handelnd oder gut unterrichtet zuschauend theilnahm; er ergriff oft die Initiative und wurde noch öfters als Vertrauensmann zugezogen — und war immer bereit zu wirken und zu handeln in erster Reihe für die Einigung Deutschlands, dann für Recht und Freiheit, für Fortschritt und Frieden. Zwei Aeußerungen sind für die richtige Auffassung des Buches besonders wichtig. Der Verfasser beantwortet einmal selbst die Frage, wie er dazu gekommen sei, auch unaufgefordert sich in die internationalen Verhältnisse Europas einzumengen. „Aber die Antwort auf solche Bedenken war im Grunde sehr einfach. Sie war damals für jeden ehrlichen deutschen Mann durchaus verständlich und willkommen, welcher wußte, daß Jeder von seiner Stelle aus berufen ist, bei der allgemeinen Noth zu helfen und zu retten, so viel er kann. Die durch Preußens und Oesterreichs Abhängigkeit von Rußland herbeigeführten Zustände waren so bitter, die allgemeine patriotische Stimmung in Deutschland so vergiftet, die Verzweiflung an der Zukunft Deutschlands so durchgreifend, daß man nur durch außergewöhnliche Wege und Anstrengungen eine Besserung der inneren Lage zu erhoffen mochte. Von der günstigen Gelegenheit, welche mir der Augenblick darbot, in dieser Beziehung Gebrauch zu machen, schien mir unter diesen Umständen lediglich eine patriotische Pflicht . . ." Und anderwärts heißt es: „Ich für mein Theil war ja in der außerordentlich glücklichen Lage, von einer gesicherten Aussichtshöhe die Dinge beobachten zu können, und darf daher in meinen Erinnerungen diese Umstände mit Beiseitesetzung aller subjectiven Momente lediglich zum Zwecke des Verständnisses unserer thatsächlichen Entwickelung anführen."

Die beiden Aeußerungen sind für die Beurtheilung der Memoiren nothwendig: sie ergeben die Ursache, wie so der Herrscher eines kleinen deutschen Landes zur intimen Kenntniß der großen europäischen Fragen kam; sie ergeben die patriotische Tendenz, mit der er an sie herantrat, und sie ergeben endlich den Gesichtspunkt, unter dem der Autor sein Werk verfaßte und angesehen wissen will. In der Vorrede zum ersten Bande trat die bei Denkwürdigkeiten berechtigte Absicht des Verfassers, „seinen Standpunkt und seinen Antheil am politischen Leben nicht ganz verdunkelt zu sehen", noch stark in den Vordergrund, im zweiten ist der Zweck dahin formulirt, „das Verständniß unserer thatsächlichen Entwickelung" zu fördern. In der That fällt die volle Beleuchtung der Darstellung hier weit stärker auf andere Persönlichkeiten als auf den Autor selbst, und das Hauptinteresse zieht weit mehr die Mittheilung des Geschehenen als der Antheil des Herzogs daran auf sich. Dieser zweite Band rückt so auf der Linie von Memoiren zum Geschichtswerk vor, aber gewiß nicht zum Schaden des Verfassers, dessen erleuchteter Geist, dessen herzinnige, opfermuthige Vaterlandsliebe, dessen Freimuth und Vorurtheilslosigkeit aus jeder Seite und jeder Zeile gewinnend und fesselnd hervorblickt und unseren Dank, unsere Bewunderung, frei und freudig dargebracht, hervorruft. Je trauriger die Zeitverhältnisse lagen, je schmerzvoller die Ereignisse sich abspielten, je größer die Verwirrung und Zerfahrenheit und Demüthigung Deutschlands war, desto herrlicher erscheint der unerschütterliche Glaube an die Zukunft des Vaterlandes, die nie ermüdende Thätigkeit und die allezeit klare Einsicht dessen, was nöthig ist, die aus den gleichzeitigen Thaten und Worten dieses deutschen Fürsten spricht.

Das Werk umfaßt das Decennium von 1850—1860, und wenn wir sagen, daß es bei den Dresdener Conferenzen einsetzt und bei der Gründung des Nationalvereins schließt, so ist trotz Jammer und Noth doch die aufsteigende Linie angedeutet. Von den großen Weltereignissen fällt der Krimkrieg und der italienische in diese Zeit. Das Buch ist unendlich reich an trefflichen politischen Darlegungen, an denkwürdigen Mittheilungen auch intimerer Vorgänge, an charakteristischen Beobachtungen und merkwürdigen, bezeichnenden Schriftstücken, und selbst umfangreiche Auszüge, wie sie die über größeren Raum verfügenden Tagesblätter bringen, können natürlich diesen Reichthum nicht erschöpfen. Wir beschränken uns daher wiederum in erster Reihe auf diejenigen Mittheilungen hinzuweisen, die von besonderer Wichtigkeit für die Kenntniß und Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten sind.

Das hauptsächliche Interesse nimmt der preußische Hof in Anspruch. Das unselige Treiben der Kreuzzeitungspartei, der in der äußeren Politik schwächliche und haltlose Charakter des Ministeriums Manteuffel und die unberechenbare Inconsequenz Friedrich Wilhelm's IV. werden direct gekennzeichnet oder erkennbar genug angedeutet. Treffend heißt es von diesem einmal, daß man gewöhnt war, „des Königs Aeußerungen hauptsächlich aus den Stimmungen des Gefühls und der augenblicklichen Lage zu verstehen". Anekdoten, Aeußerungen und Briefe erweisen vielfach die Wahrheit dieser Bemerkung und das Treiben in der Umgebung des Königs. So hatte man ihn einmal in Ostpreußen veranlaßt, sich demonstrativ zu entfernen, weil ein als Liberaler bekannter Organist die Orgel spielte. Dabei hatte doch Friedrich Wilhelm über den Kopf seiner Minister weg Beziehungen zu anderen Kreisen, und ein Vertrauensmann, über dessen Person bis heute auch dem Herzog Ernst jede Aufklärung fehlt, übermittelte ihm die Vorgänge in der liberalen Partei. Aber auch aus allen diesen Mittheilungen geht hervor, daß der König weit früher leidend war als man annimmt; über die Vorgänge der letzten Jahre, nach Ausbruch der Krankheit, berichten die Denkwürdigkeiten schonend genug, aber mit welchen Mitteln die Hofpartei um den Besitz der Macht kämpfte, erscheint auch hier deutlich. Für den Prinzen von Preußen, den nachmaligen Kaiser Wilhelm, waren diese Zeiten wohl die schwersten seines langen Lebens. Man hat oft von den Gegensätzen zwischen dem regierenden Herrn und seinen Nachfolgern gesprochen; in denkbarer Schroffheit waren sie damals vorhanden, und das offene, loyale Wesen des Prinzen litt ebenso unter den Verdächtigungen, denen er ausgesetzt war, wie unter dem Gefühl, in seiner Stellung als erster Unterthan des Königs aus Ueberzeugung in der Opposition stehen zu müssen. Zum offenen Ausbruch kam der Gegensatz auch bei der Entlassung Bonin's. Ein gut unterrichteter Berichterstatter, dessen Mittheilungen der Herzog wiedergibt, schrieb diesem damals:

„Der Brief, welchen der Prinz unmittelbar nach der Entlassung des trefflichen Bonin an den König geschrieben, war nicht nur in bei weitem stärkeren Ausdrücken abgefaßt, als bekannt geworden, sondern enthielt auch Erklärungen und Lossagungen, die den König nach Aeußerungen, die darüber in seiner nächsten Nähe gefallen sind, hätten veranlassen sollen, den Prinzen auf eine Festung zu schicken. Wenn der König gerade in diesem Moment eine seltene und kaum noch von ihm bewiesene Mäßigung gezeigt, so war dies am allerwenigsten ein Verdienst der sein Ohr besitzenden Partei, die es an Hetzereien aller Art nicht fehlen läßt, um den Bruch zwischen dem Könige und dem Prinzen zu einem unheilbaren und eclatanten zu machen. — . . . Der . . . sich bewegende Einfluß des Prinzen Karl, der dem Prinzen von Preußen schon seit dem Jahre 1848 Schritt für Schritt entgegengetreten, scheint gerade in dem letzten Conflict wieder wirksamer hervorgegriffen zu haben."

Bekanntlich ertheilte der König dem Prinzen einen vierwöchentlichen Urlaub nach Baden-Baden; von dort aus schreibt dieser einen trefflichen Brief an Herzog Ernst, dem wir Folgendes entnehmen: „Wenn ich durch mein momentanes Entferntsein von Berlin weder den König zwingen wollte, Bonin zu behalten, noch meine politischen Ansichten befolgen zu sollen — da Er Herr ist, nach gehörtem Gutachten Seine Befehle zu ertheilen, und die Wege anzugeben, die Er gehen will — so konnte Er doch von mir nicht verlangen, daß ich meine vor der Welt offen daliegenden politischen Ueberzeugungen aufgeben solle, um Ihm behilflich zu sein, auf einen anderen Weg überzugehen. Um also mit mir selbst und vor der Welt nicht inconsequent zu werden, hielt ich es für rathsam, dem Könige durch meine Entfernung bei zu fassenden Entschlüssen nicht ferner im Wege zu stehen und der Welt zu zeigen, daß ich als erster Unterthan auch der Erste sein werde, der den Befehlen des Königs gehorsam sein wird, aber nicht im Stande bin, ihm bei einer politischen Schwenkung zu helfen, die gegen meine Ueberzeugung läuft. Ein dauerndes Schisma darf

Digitized by Google

zwischen dem Könige und mir nicht stattfinden, daher gehe ich mit meiner Familie zu meiner silbernen Hochzeit am 11. Juni nach Berlin, wodurch der Familienfrieden hoffentlich hergestellt ist. Indessen ich bleibe nur 5—6 Tage dort und werde von nun an den politischen Verhandlungen keinen Theil mehr nehmen, es sei denn, daß die Schwenkung nach Osten nicht reüssirt. Die Welt hat bereits erkannt, was meine momentane Entfernung zu sagen hat; sie wird durch mein ferneres Benehmen sehen, daß ich mit dem König Frieden halten muß, mich nicht mit seiner intentionirten Politik identificiren kann, wenn ich ihm auch gehorchen muß."

Man sieht, der etwa zehn Jahre spätere Conflict zwischen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seinem königlichen Vater, durch des ersteren Auftreten gegenüber den Preßordonnanzen von 1863 hervorgerufen, steht im Leben Kaiser Wilhelms nicht ohne Beispiel da.

Zahlreiche Briefe des Prinzen an seinen fürstlichen Freund begleiten den Fortgang der Ereignisse, und sind neben den von Martin veröffentlichten Briefen an den Prinzen Albert die wichtigsten Documente für die Geschichte Kaiser Wilhelms. Er ist fast durchgehends mit der preußischen Politik unzufrieden, so mit dem „Muthmangel" während des Krimkrieges.

Im März 1855 schreibt er: „Schlagen jedoch diese Friedenshoffnungen fehl, dann kommt die große Frage: was nun? Für Oesterreich und die Westmächte ist die Beantwortung einfach: Krieg! Wie aber steht sie betreffs Preußens und Deutschlands? Dies ist unberechenbar bei der hiesigen Individualität." Seine Ansicht formulirt er: „um Rußland nicht zum Siege kommen zu lassen, um demselben nicht jene Präponderanz erringen zu helfen, muß es sich mit dem Westen verständigen und mit Oesterreich Deutschland führen in der Richtung, die die allein richtige ist." So sehr ihm auch die traditionelle Freundschaft Rußlands am Herzen lag, so sah er doch in den orientalischen Wirren das volle Unrecht auf Seiten jener Macht, und wollte auch im Allgemeinen die preußische Politik in vollster Unabhängigkeit vom Moskowiterreiche geleitet wissen. Um dieser Anschauungen willen haßte ihn die Junkerpartei, die im heiligen Rußland ihr Ideal des Absolutismus sah. Verleumdungen wurden ausgestreut, besonders um den Prinzen in England unpopulär zu machen und womöglich die geplante Verbindung seines Sohnes mit der Prinzeß Victoria zu hintertreiben. In dieselbe Zeit fiel das Duell Hinkeldey-Rochow, in dem der erstere fiel. „Der Parteigeist", schreibt der Prinz, „nennt sein tragisches Ende einen politischen Mord; das ist Unsinn. Aber der Parteigeist hat es unbedingt zum Duell gebracht, die Kreuzzeitungspartei hatte ihm den Untergang geschworen, weil er es wagte, dem Könige über dieselbe offen zu sprechen; die Animosität, die aus vielen Reibungen zwischen Militair und Polizei entstanden war, hat jene Partei benutzt, um Offiziere und Junkerthum gegen Hinkeldey zu hetzen — und hat reüssirt. Dies gestattet trübe Blicke in unsere Zukunft." Zwei Aeußerungen des verewigten Fürsten, die äußerst charakteristisch sind, seien noch beigefügt. Friedrich Wilhelm IV. äußerte, als die Kölnische Zeitung in der Neuenburger Angelegenheit einen ihm mißliebigen Artikel gebracht hatte: „Die Kölnische Zeitung ist ein niederträchtiges Blatt; um ihre Bosheit deutlicher zu machen, ist sie gut geschrieben, ich hasse sie deshalb aber noch mehr. In meinem Lande soll nur gedruckt werden, was ich will." Der Prinz sagte später zum Herzog: „Du siehst, es ist eine schöne Preßfreiheit, die der König will." Und als 1859 der Fürst von Hohenzollern und der Herzog auf Bismarck als Minister des Aeußeren hinwiesen, meinte der damalige Prinzregent, Herr von Bismarck müßte sich ganz verändern, wenn er zur Leitung der äußeren Politik berufen würde. „Denn das fehlte jetzt gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der Alles auf den Kopf stellen wird."

Mit tiefer Wehmuth lesen wir die Aeußerungen des fürstlichen Autors über Kronprinz Friedrich Wilhelm, der ja voraussichtlich in den nächsten Bänden mehr genannt sein wird. „Das hohe Paar", schreibt Herzog Ernst nach der Mittheilung der Verlobung mit der Prinzeß Royal, „besaß in seinen Jugendjahren gemeinsam alle jene Eigenschaften, welche die Menschen befähigen, rasch und nachhaltig Liebe und Enthusiasmus zu erwecken. Die männliche kräftige Erscheinung des Prinzen, sein offenes Wesen, seine vorurtheilslose Beurtheilung der Dinge, machten ihn auch dem älteren Mann gar bald zum wahren Freunde. Bei seiner großen Begabung und seinem seltenen Wissen und Können hatte man fast nur die Befürchtung, es möchte der enge Kreis der Geschäfte und Thätigkeit nicht ausreichen, um seinen reichen Geist in schöner Weise zu entwickeln und höher zu heben. Es war, als könnte die gewaltige Natur des physisch und geistig so groß angelegten jungen Mannes in seiner damaligen Stellung keine würdige Arbeit finden, die ihn zu vervollkommnen vermochte." Interessant ist es auch, daß Kaiserin Augusta damals eine Annäherung des jungen Prinzen an den Herzog wünschte, der „namentlich die politischen Angelegenheiten und die deutschen Fragen genau in dem Sinne mit ihm erörtern" sollte, in welchem er „dieselben in vollster Uebereinstimmung mit den Gesinnungen der Prinzessin jederzeit vertreten hatte". „Und Niemand in Deutschland", heißt es am Schluß dieses Abschnittes, „glaubte etwas Anderes, als daß an dem Leben dieser beiden gottbegnadeten Königskinder Alles das hinge, was man von der Zukunft der deutschen Nation Gutes zu erwarten haben werde".

Von anderen fürstlichen Persönlichkeiten tritt besonders Kaiser Napoleon in den Erinnerungen des Herzogs, der als erster Souverän den neuen Tuilerienhof besuchte, hervor. In den verschiedensten politischen Situationen trafen sich die beiden Herrscher, keine interessanter als der Augenblick des Orsinischen Attentates, dem der Herzog nur durch eine besondere Fügung entging. Man müßte Seiten voll ausschreiben, um die äußerst interessanten Schilderungen von Hof und Gesellschaft, Leben und Treiben in Paris und die zahlreichen Gespräche und charakteristischen Aeußerungen des empereur wiederzugeben. Das Gesammturtheil über Napoleon und Eugenie ist im Ganzen ein sehr günstiges; es ist 1854 niedergeschrieben und schließt mit den Worten: „Diese Züge, die der Natur der Sache nach wesentlich nur günstige Seiten hervorheben, mögen dazu dienen, dem Ungünstigen, was die Geschichte liefert, eine Beschränkung zu geben. Jedenfalls ist der Kaiser ein außerordentlich organisirter Mensch. Das verkannt zu haben, ist der Fehler und zugleich das Unglück seiner Gegner in Frankreich und auf den Thronen gewesen. Er hegt unzweifelhaft große Entwürfe; wenn er zunächst als ein Vertheidiger der europäischen Freiheit auftritt, so wird sie vielleicht noch einmal gegen ihn vertheidigt werden müssen. Für Deutschland kann er viel gefährlicher werden, als es sein Onkel war."

Natürlich finden sich auch in diesem Bande wieder zahlreiche Briefe vor. König Leopold von Belgien und Prinz Albert, auch zahlreiche andere deutsche und außerdeutsche fürstliche Persönlichkeiten erscheinen in mehr oder weniger deutlicher Beleuchtung auf der Bildfläche, so die Großherzöge Leopold und Friedrich von Baden, der letztere schon in den Grundzügen seiner nationalen und liberalen Haltung, die der getreue Eckart zum Heile des Vaterlandes so oft bis in die jüngsten Tage bewährt hat. Daneben tritt in der Erinnerung des fürstlichen Autors eine ganze Reihe kernhafter Männer auf, mit denen ihn sein politisches Streben zusammengeführt hat, und für die er gelegentlich einzutreten hatte: Moritz Hartmann, der österreichische Dichter, und Gustav Freytag; die Gründer des Nationalvereins: Schulze-Delitzsch und Bennigsen, Fries und Unruh, Rochau und Metz. Eine ganze Gallerie von Ministern und Diplomaten zieht an unserem Auge vorüber, auch eine schöne Würdigung von Bismarck's Frankfurter Thätigkeit und den von Poschinger herausgegebenen Berichten findet sich in dem Buche. So darf dasselbe nicht nur eine unerschöpfliche Fundgrube für den zukünftigen Historiker dieser bedeutungsvollen zehn Jahre gelten, sondern selbst schon als eine gediegene Darstellung aus der Feder eines Mannes, der übrigens, wie allerorten deutlich erkannt wird, viel mehr noch weiß als er mittheilen will oder vielleicht auch kann und darf. Was er aber erzählt, ist gesichertes Wissen; was er darlegt, gereifte Erkenntniß, und verdient auf's höchste in das politische Bewußtsein des Volkes aufgenommen zu werden. Wer Augen

Digitized by Google

hat zu sehen, kann aus dem Buche außerordentlich viel lernen, nicht nur an positivem Wissen, sondern an politischem Verständniß — und dieser Spiegel der Zeit, den der hohe Autor aufstellt, verdient von Führenden und Geführten recht sorgsam beachtet zu werden.

## Feuilleton.

### Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

(Schluß.)

Gertrud schwieg noch immer. Sie fragte sich, ob er Recht hatte, ob es nicht der naturgemäße Proceß sein würde, daß sein Bild ihr mit der Zeit so farblos und prosaisch werden müßte. „Meinst Du, daß dieses Wiedersehen zwischen uns Dir nicht gut gethan?“ fragte sie endlich traurig. „Die Stunden sind zu Ende, wo die Erinnerung an eine hoffnungsreiche Jugend uns die Gegenwart vergessen ließ, aber es waren doch Stunden der Erhebung und glückgewährenden Befreiung, meine ich und darum — habe ich sie zu erobern gesucht, so oft es ging.“

Er ergriff und preßte ihre Hand. „Nein, Gertrud, Du hast Recht, sie waren schön und ich möchte sie nicht aus meinem Leben gestrichen haben, um all' die öden Jahre nicht, die mir vielleicht noch beschieden sein mögen. Ich habe noch Quellen in mir gefunden, die ich längst versiegt glaubte, sie öffneten sich aber nur auf Dein Geheiß. Mit Dir versinkt die ganze Herrlichkeit. Ja, ich darf nicht einmal versuchen, das wieder lebendig Gewordene lebendig zu lassen, den Geistern Gewalt über mich zu geben, die da rufen: wenn Du noch mehr Geduld gehabt hättest, noch ausdauernder geharrt, wenn Deine Seele groß genug war, Dich über den Wassern zu halten, so wäre eine Erhebung noch möglich gewesen.“

Gertrud's Hand lag in der seinen, sie sah ihm starr in das Gesicht. Auch sie war geisterbleich im fahlen Mondlichte. „Wenn Du geharrt hättest —“ sagte sie tonlos.

War es eine Offenbarung, welche die Beiden plötzlich umleuchtete, so war es eine schreckliche. Als ob sie das Meduſenhaupt geschaut, das sie in Stein verwandelt, so blickten sie einander an.

Dann ließ er jäh ihre Hand los, welche schlaff niedersank, und wandte sich ab. „So muß es denn geschieden sein,“ sagte er, „und für immer.“

Sie senkte tief das schöne stolze Haupt, es war, als ob die schwere Last, welche sein Dasein geknickt, sich nun auch auf das ihre senke. Seine Stimme hatte eben geklungen wie ein zerbrochen Instrument.

„Lebe wohl!“ hauchte sie. Dann war es wie eiskalter Strom, der sie umfing, ihr schweres Haupt lag auf der Steinbrüstung des Altanes und der Nachtthau senkte sich auf ihr Haar. Sie wußte es, sie war allein. Sie hatte ihn nicht fortgehen hören, wie sie sein Kommen nicht gehört, war es nur seine Seele gewesen, welche heute bei ihr war? Die königliche Seele, welche ihre Krone verloren, welche nicht groß genug gewesen, ihren Thron zu behaupten, auszuharren bis —. Aber diese Seele war geknickt, gefesselt, nicht gemordet — sie lebte — sie mußte mit ihren unzerstörbaren Bestandtheilen weiter leben — sie wurde einst frei — wo — wann — wie?

Sie dachte und empfand wie in schwerem Traume. Sie, die klare Natur, welche überall auf dem Boden realster Wirklichkeit gestanden, war heute in ein fremdes, dunkles Reich eingetreten, das nicht mit dem Verstande Erdgeborener beleuchtet und gelichtet werden kann. Aber aus ihrer von der mächtigsten Flamme jäh ergriffenen Seele spannen sich Fäden hinüber in dieses, nur der Ahnung erschlossene Reich und woben ein mystisch Gewebe.

Sie lag schlaflos in dieser Nacht. Sie erwog ihr vergangenes und zukünftiges Leben. Alle die breiten, hellglänzenden Hoffnungsstrahlen, welche über ihrem Dasein geleuchtet, glitten noch einmal an ihr vorüber. Sie hatte es gewußt, daß einmal ihre Seele sich in einem großen Brennpunkte sammeln würde, sie hatte ihre Gefühle nie zersplittert und verflacht, wie sie es bei Vielen ihres Geschlechtes beobachtet, aber ihr jugendfroher Sinn hatte ihr ein anderes Bild vorgegaukelt als dieses. Jetzt rauschte er über ihr, der gewaltige Flügelschlag eines unerbittlichen Schicksales, ihre Seele war in ihrer freien Entfaltung sich ihrer Bestimmung bewußt geblieben und hatte des rechten, des einzigen Gefährten geharrt, die seine war verdunkelt worden — er hatte das Ziel verloren, für ihn kam die Stunde der Erhebung, des höchsten Glückes zu spät. —

Am anderen Morgen reiste sie auf Nimmerwiederkehr.

* * *

Zwei Jahre sind vergangen, die Schlacht bei Idstedt ist geschlagen am 25. Juli 1850, die Herzogthümer, von ihren Helfern verlassen, stehen allein dem Todfeinde gegenüber, allein unter selbstgewählten Heerführern, deren Einsicht und Treue angezweifelt wird.

Ernst Rothhart kämpft unter der schleswig-holsteinischen Fahne, er hat die Sache nicht verlassen, für welche er sich einmal begeistert. Am Abend des ersten Schlachttages bei Idstedt hat eine Kugel den Tapferen kampfunfähig gemacht. Die kurzen, mit Bleistift geschriebenen Zeilen welche Gertrud in Berlin erhält, sagen ihr, daß er nach Altona transportirt worden. „Es ist nur eine Contusion am Kopfe, durch den Sturz vom Pferde, das unter mir erschossen wurde, veranlaßt,“ schreibt Ernst von der ersten Verbandstation aus, „kurz vorher hatte mich ein Schuß in den linken Arm getroffen, aus dem einige Knochensplitter entfernt werden müssen. Schändlich, daß es mich umwarf, ehe das Spiel beendet war — das schmählich abgebrochene Spiel — Rückzug mit dem vollen Siege in den Händen. Mein Herz blutet und schmerzt mehr als meine Wunden.“

Da hielt es Gertrud nicht länger, sie konnte die Pflege des Verwundeten nicht der alten Tante Noodt, welche ihn liebreich aufgenommen, allein überlassen, wo sie frei und müßig war. Wohl hatte sie gemeint Altona nicht wieder betreten zu wollen, jetzt mußte es sein. Am Abend des 29. Juli traf sie dort ein.

Der Bahnhof war umlagert von Menschenmassen, die Transporte von Verwundeten dauerten noch fort, mit jedem Zuge mehrte sich ihre Zahl. Anfangs waren es noch frischere, muthigere Gesichter, welche mit verbundenen Köpfen, Armen und Beinen von den Wagen auf die theilnehmende Menge herabblickten, es waren ja nur die leichter Getroffenen, welche bis hierher gelangten, aber allmählich, als sich oben in Schleswig und Rendsburg die Lazarethe füllten, Schleswig in den Händen der Dänen blieb, mußten auch die schwerer Verwundeten den weiteren Transport erdulden, um dort Raum zu schaffen.

Gertrud, von ihrem Onkel, dem Commerzienrath Noodt, geleitet, schritt, das Gesicht mit dem Schleier verhüllt, still und traurig durch das Gewühl. Die ganze Zeit war darnach angethan, die Lebensfreude zu dämpfen.

„Du brauchst Dich nicht ernstlich zu sorgen,“ sagte der Onkel, „diesmal überwindet Ernst es noch mit heilen Gliedern, aber die vielen, vielen Anderen — und wenn man noch ein fröhlich Ende sähe.“ Der alte Herr seufzte schwer. Die Stimmung war die allerdüsterste in den Gemüthern.

Das Wiedersehen der Geschwister war ein wehmüthig ernstes. Gertrud sah es zu ihrem Troste, daß ihr der Bruder gerettet war, ja, sie hoffte binnen Kurzem ihn in ihr Heim nach Berlin mitnehmen zu können, denn die Lähmung des Armes, welche nach des Arztes Aussage für's Erste nicht aufzuheben war, verbot ihm eine fernere Betheiligung am Kampfe. Aber seine Seele war verdüstert durch die Eindrücke der letzten Zeit und ihre Gespräche drehten sich ausschließlich um das Schicksal der unglücklichen Bruderlande, welche so viele Opfer gebracht und deren Befreiung in immer zweifelhaftere Ferne rückte. Nach dem traurigen, zu vielfachem Mißtrauen berechtigenden Ausgange dieser Schlacht war Ernst's Hoffnung sehr gesunken.

„So hat Wolters mit seinen Unkenrufen Recht behalten,“ sagte er.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß Rudolf Wolters' Name wieder zwischen den Geschwistern genannt wurde. Gertrud hatte es vermieden von ihm zu reden; ob der Bruder es gewahrt? — den Grund vermuthete er schwerlich — ob die bewegten Zeiten Anderes naturgemäß in den Vordergrund geschoben, auch er hatte des Jugendfreundes nicht wieder erwähnt.

„Habe ich Dir eigentlich geschrieben, daß ich Rudolf kurz vor der Schlacht in Schleswig traf?“ sagte Ernst.

Gertrud blickte verwundert auf. „Nein,“ sagte sie ruhig.

„Ja, es war freilich für mich auch keine Gelegenheit zu solchem Mittheilen,“ fuhr Ernst fort. „Wir marschirten in Eilmärschen auf Schleswig, es war ein glühend heißer Tag, ich war zwölf Stunden nicht vom Pferde gekommen, die Truppen hofften in Schleswig auf einen Rasttag; ich hatte noch mit der Unterbringung der Mannschaft und Pferde zu thun gehabt und war gerade im Begriffe, vor dem mir angewiesenen Quartiere endlich aus dem Sattel zu steigen, da ertönte die Trommel — Generalmarsch! Es fuhr mir ein wenig in die Glieder, denn ich war sehr erschöpft, aber was half es — Zusammenstoß mit den Dänen bei Idstedt, hieß es, alle Regimenter heran.

Ich machte mich wieder stramm im Sattel, die Zunge klebte mir am Gaumen, da stand Wolters auf einmal an meiner Seite, mit einer Flasche Wein, einem Glase und einem Schinkenbutterbrote. Ich sage Dir, ich fragte in dem Augenblicke nicht, wie es kam, daß er da in Schleswig war, noch sonst etwas, ich drückte dem lieben ehrlichen Kerl die Hand und verschlang, was er mir bot. Um mich wimmelte es schon von meinen Leuten, die sich wieder sammelten. Dann, als ich meinem Gaule die Sporen in die Weichen setzte, fuhr es mir noch durch den Kopf, und ich rief zurück: »Du willst doch nicht mit schlagen, Rudolf, hast ja Weib und Kind, aber was hat es zu bedeuten, daß ich Dich hier finde?«

»Was sollte mich wohl hinaustreiben, als Geschäfte,« erwiderte er. Und es ist seltsam, er hat ein so eigenes Gesicht, das sich mit seinem Lächeln dem Gedächtnisse einprägt. Mir stand es in all' der Verwirrung, ja im Schlachtgetümmel sogar vor, und ich glaubte einmal, einer Vision gleich, ihn über einen eben Zusammengebrochenen gebeugt zu sehen.“

„War er denn später wirklich auf dem Schlachtfelde?“ fragte Gertrud.

„Es wird eine Täuschung meines Auges gewesen sein,“ meinte der Bruder, „sicher und klar sieht man überhaupt nicht in solcher Stunde; ich überbrachte gerade dem General Baudissin eine Meldung, in dem Augenblicke traf diesen ein Schuß in das Rückgrat, daß der alte Herr laut aufschrie, den Ton vergeß ich auch nie wieder, da, als ich entsetzt umblickte, glaubte ich Wolters' Gesicht zu erkennen, aber wie sollte er dahin gekommen sein.“

Gertrud saß schweigend neben dem Bette des Bruders, sie hatte, ehe sie hierher kam, den Vorsatz gefaßt, so viel an ihr lag, einem Wiedersehen mit dem Freunde auszuweichen, nun war er abwesend, und der Gedanke war ihr eine Erleichterung.

Sie nahm Hut und Shawl, um zum Abendzuge noch einmal auf

Digitized by Google

den Bahnhof zu gehen. Ernst war besorgt um das Schicksal manches Kameraden, den er in wogender Schlacht verlassen, vom Altan des Bahnhofsgebäudes herab wurde die Liste der Gefallenen und Verwundeten verlesen und eine athemlose Menge harrte unten dieser angstvollen Verkündigung. Gertrud kannte den Bahndirector und hatte die Vergünstigung, in den Privatzimmern des freundlichen Herrn schon vorher die Listen einsehen zu dürfen. Daher ging sie bei guter Zeit, denn später war es selbst in der Palmaille schwer vorwärts zu kommen, die Straßen, welche zum Bahnhofe führten, waren dann gesperrt durch den Menschenstrom.

Sie hatte keinen theuren Namen in den Listen gefunden und war des froh. So brauchte sie dem Bruder nicht mit einer Hiobspost zu nahen. Sie hielt sich oben noch ein wenig auf, damit das Gedränge auf der Straße sich verliere, und pflog Zwiegespräch mit einigen Herren aus Bekanntenkreisen, welche zu gleichem Zwecke dort versammelt waren. Dann schritt sie langsam die breiten Treppen hinab, einem Seitenausgange des Gebäudes zu.

Da fiel ihr ein Menschenknäuel auf, der sich am Eingange eines Separatzimmers im Erdgeschosse zusammengeschaart. Man flüsterte, ernste theilnehmende Mienen kündeten etwas Besonderes. Gertrud trat hinzu und fragte, was es gäbe.

„Ein schwer Verwundeter, der hier ansässig, ist eben mit dem Zuge gekommen," hieß es, „aber man wird ihn schwerlich noch in seine Wohnung bringen können, er ist am Sterben."

Gertrud's Herz klopfte plötzlich so beängstigt, man machte ihr, der stnttlichen Erscheinung, höflich Platz, und sie trat rasch, ohne sich klar bewußt zu sein, was sie wollte, in das Gemach, wo man auf einer Bahre den Sterbenden niedergelegt.

Sie stand einen Moment wie betäubt. Das bleiche Haupt mit den geschlossenen Lidern dort auf den Kissen — so also sollte sie es wiedersehen!

„Rudolf! Rudolf!" rief sie mit unendlichem Wehlaute. Sie sah nicht die Menschen, welche sie verwundert anstarrten, nicht den Arzt, der eben herzutrat und mit den Umstehenden flüsterte. Sie sah nur ihn, dessen Seele sich jetzt frei rang. Ihr Schrei hatte ihn zum Leben zurückgerufen, seine Augen öffneten sich und blickten sie an. Ein unbeschreibliches Lächeln verklärte sein aschfarbenes Gesicht.

„Gertrud!" sagte er leise, nur ihrem Ohre verständlich, und tastete nach ihrer Hand, sie beugte sich über ihn in wortlosem, unendlichem Schmerze. „Gertrud!" hauchte der Sterbende, „dieser Augenblick ist Glück — meine Seele — an die Du immer geglaubt — wird jetzt erlöst — sie — sie stirbt nicht — Ja! mein armes Weib! — ihre Stunde — — Gertrud! meine Seele bleibt bei Dir!" — —

Die Sinne des Sterbenden waren nicht mehr klar, der Arzt murmelte das an Gertrud's Ohr. „Sind Sie eine Verwandte? — nein? — aber Sie kennen ihn? Man sagt mir, es sei der Kaufmann Wolters hier aus der Steinstraße — er war in Geschäften in Schleswig, betheiligte sich dann an dem Transporte der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, wo ihn eine feindliche Kugel in den Rücken traf. Der Schuß ist durch die Lunge gegangen, es ist vorbei mit ihm. Der arme Mann, er hinterläßt Weib und Kind."

Gertrud hörte das Gerede des Arztes, wie man etwas aus weiter Ferne hört, dessen Sinn der Geist nicht erfaßt. Sie blieb noch immer über den Sterbenden gebeugt und horchte auf seine schwachen Athemzüge. Einmal noch war sie seinem verklärten Blicke begegnet, jetzt lag er ruhig mit geschlossenen Lidern. Der Körper schied sich von der Seele, der Athem stockte, aber noch leuchtete auf dem stillen Antlitze der Adel eines höheren Geistes, deutlicher, dem Blicke erkennbarer, als je in den Tagen seines Lebens.

„Das Herz steht still," sagte der Arzt, „aber sehen Sie diesen Glanz über den Zügen — ich habe es in einzelnen Fällen wohl schon bemerkt, es ist eine Erscheinung, die zu denken gibt — die Seele ist noch nicht aus dem Körper entflohen."

Die Unberufenen hatten sich scheu entfernt, der Ernst des Todes verscheuchte die Neugier. Der Arzt, in der Meinung, die Dame gehöre nicht zu dem Entschlafenen, sei nur zufällig gekommen und in menschlicher Theilnahme geblieben, stand allein neben Gertrud und machte unbefangen seine Bemerkungen. „Jetzt," sagte er und legte die erkalteten Hände des Todten gerade, „jetzt erst ist Alles vorüber und es ist ein Todtenantlitz."

Gertrud erhob das Haupt, der Arzt gewahrte ihr entstelltes Gesicht.

„Verzeihen Sie," sagte er betreten, „ich glaubte, Sie ständen als Fremde zu dem Falle."

Gertrud schüttelte ihr Haupt, antwortete aber nicht. Sie faßte sich gewaltsam. „Ich gehe sein armes Weib vorzubereiten, zögern Sie, bitte, mit der Ueberführung der Leiche," sagte sie.

Rasch, mit herabgelassenem Schleier schritt sie hinaus.

Er war nicht mehr in dieser Welt, seine Seele lebte — wo? — meine Seele bleibt bei Dir — die letzten Worte seines Mundes hallten in ihr wieder, aber der Sinn ging nicht ein in ihr zerrissenes Gemüth. Mein armes Weib — war das ein Vermächtniß an sie? Ja, sie mußte zu Frau Marien gehen, so schwer ihr sonst der Gang zu ihr geworden wäre, in diesem Augenblicke dachte sie nichts als das Eine: die Arme! Arme! sie verlor Alles, denn was sie geliebt und besessen, war todt, hoffnungslos todt.

Vor dem düstern Geschäftshaus in der Steinstraße stand Gertrud still und lehnte sich wankend an die Mauer. Die starken gemischten Gerüche aus dem Laden, in dem geschäftige Käufer aus und ein gingen, strömten zu ihr herüber, es dämmerte schon, hier war es dunstig und schwül. Ihr wurde plötzlich so elend zu Muth. Sie raffte sich schaudernd empor. Mußte sie es sein, die da hinauf ging, mußte sie die Ueberbringerin dieser schrecklichen Post sein?

Eine unsichtbare Gewalt trieb sie, sie trat mechanisch durch die kleine Thür, welche neben dem Laden in die Wohnräume führte. Sie war nur einmal, an einem hellen Sonntag Nachmittag an der Seite des Bruders hier gewesen, und schon damals war ihr die labyrinthische Bauart des alten Hauses aufgefallen. Finstere Treppen, finstere Corridore mit unzähligen Thüren. Sie tappte, am Geländer fassend, sich empor, ein, zwei Stockwerk hinauf. Wohin nun? ihr war furchtbar beklommen.

Da — ein Weheschrei schlug an ihr Ohr, sie fuhr zusammen, wußte man hier schon? doch horch! ein schriller Ton folgte, der laute Schrei eines Neugeborenen. Mein armes Weib! ihre Stunde — die Worte hallten wieder vor Gertrud's Ohr.

Jetzt wurde rechts eine Thür ungestüm aufgerissen, das Stöhnen und Wimmern drang heller von dorther. Eine corpulente behäbige Frau trat, durch einen Lichtstrahl von rückwärts beleuchtet, in den Rahmen der Thür. Ein Junge, wohl der Lehrling aus dem Laden unten, mit der fettigen Linnenschürze um die Hüften, stand neben ihr.

„O Herr, Du mein Heiland! was soll nun werden," rief die Frau und rang ihre Hände, „am Sterben, sagst Du? na, das fehlt noch, plagt den — den unruhigen Menschen der Gottseibeiuns, daß er sich da oben in den Kriegstumult mischt — und meine arme Marie liegt da mit ihren zwei Würmern."

Die Frau überließ sich rücksichtslos ihren zornigen Klagen.

Gertrud trat vor und legte ihre Hand auf den Arm der Erregten.

„Was geht da drinnen vor?" fragte sie leise, unvermittelt. „Ist — ist da ein Kind geboren? O! so schonen Sie die unglückliche junge Mutter, ich — ich kam —"

Die Frau, Mariens Mutter, die Frau Hutmacher Broemel, starrte die Fremde, welche zu ihr eingetreten war und die Thür hinter sich zugezogen hatte, ganz verblüfft an. „Wer — wer sind Sie?" fragte sie.

„Eine, die mit Ihnen fühlt," sagte Gertrud überwältigt, „die helfen — trösten möchte," ihre Stimme versagte, sie vermochte das Wort, welches alle Hoffnung auslöschte, nicht auszusprechen.

Frau Broemel aber war resoluter und ging gerade auf die Sache los.

„Ach! Sie sind das Fräulein Rothart," sagte sie, „ei ja wohl, meine Tochter hat mir von Ihnen erzählt — und Sie kommen — na! da weiß ich die ganze Bescheerung, todt ist er — das fehlte noch! das fehlte noch!" Der Schreck war der Frau in die Knie gefahren, sie sank auf einen Stuhl und ein unerschöpflicher Wortreichthum kam über ihre Lippen.

Der Junge aus dem Laden hatte ihr eben schon die Nachricht gebracht, während die Tochter noch in den Wochen lag — nun war vor einer halben Stunde glücklich ein Knabe zur Welt geboren, und der Vater — nein! dieses Unglück! dieses Unglück! Das Geld hatte er alles in die neuen Unternehmungen gesteckt, in den beiden letzten Jahren war er ja wie unsinnig gewesen mit seiner Speculationswuth und seinem Experimentiren, die Fabrik war es auch, die ihn zu dieser Reise getrieben — und ihr Geld war es, all' ihr Hab und Gut, was darin steckte; ja, wenn er am Leben geblieben wäre, er arbeitete ja für Drei — aber sie hatte es immer gesagt, wozu so viel anfangen — erst bescheiden bei einem Ding bleiben — aber bescheiden, ja, da haperte es, bescheiden konnte er sich nicht.

Gertrud stand stumm da, als ob alle diese Anklagen ihr gälten. Ihr feinfühlendes Gemüth empörte sich über diese Gedankenreihen in diesem Augenblick, aber ihr Schmerz, ihr Mitleid überwogen jedes andere Gefühl. Diese Menschen hatten ja in ihm nichts anderes gesehen, als den Versorger — es traf sie hart.

Im Nebenzimmer rief jetzt eine schwache Stimme: „Mutter! Mutter! ist Nachricht gekommen?"

Frau Broemel erhob sich und wollte schluchzend in das andere Gemach eilen.

„Ich beschwöre Sie, Sie werden doch der Wöchnerin nicht die Wahrheit mittheilen," rief Gertrud entsetzt.

„Sie wartet auf ihn schon den ganzen Tag," entgegnete die Frau, „und sie hat es ja vorhin gehört, als der Junge mit der Hiobspost heraufgestürzt kam, was kann da das Vertuschen noch nützen. Die Marie ist kein zimperlich Ding, und vernünftig, aber es wird sie hart genug ansassen."

Gertrud's Herz klopfte zum Zerspringen — unter diesen Menschen hatte er gelebt. Sie war auf einen Stuhl gesunken — es war das Wohngemach der Familie, in dem sie sich befand. Die Thür von außen öffnete sich und das kleine Lenchen kam laut schreiend herein. Von unten tönte Tumult, Stimmengewirr herauf — barmherziger Gott! sie brachten seine Leiche!

Gertrud warf Hut und Shawl ab und nahm das weinende Kind auf den Arm, das sie zu beruhigen suchte. Die Kleine hielt in ihrem Weinen inne und sah verdutzt auf die schöne, feine Dame, welche sie so zärtlich liebkoste.

Dann trat Gertrud hinaus auf den Flur — auf der Treppe standen der Hausknecht, der Lehrling und die Ladenhelfer, Gertrud that rasch ein paar Orientirungsfragen und gab die nöthigen Befehle. Hier herrschte völlige Rath- und Kopflosigkeit. Sie ließ die Leiche in die Putzstube bringen und sandte Boten an die Todtenfrau. Dann kehrte sie, das kleine Lenchen fest an sich haltend, in die Wohnstube zurück, wo jetzt die Hebamme mit dem Neugeborenen im Arme saß.

„Na, ist das eine Wirthschaft!" sagte diese, „ich muß noch hinein zu der Frau und die besorgen, die kann ja den Tod davon nehmen, und um diesen prächtigen Jungen kümmert sich Niemand. Armer Schelm, hast Dir einen schlechten Augenblick gewählt zu Deinem Eintritt in die Welt."

Gertrud nahm das Kind aus dem Arm der Geburtshelferin. Lenchen war still geworden und klammerte sich an ihr Kleid, sie blickte neugierig auf das kleine Brüderchen. Gertrud trat mit dem Säugling an

Digitized by Google

das Fenster — der Knabe hatte die großen Augen weit geöffnet, lag aber ganz ruhig. In Gertrud's Herzen regte sich Seltsames. Dieser kleine hülflose neue Erdenbürger mit dem Blick, der noch unbewußt in's Leere starrte, welches wurde sein Loos? Unter diesen Menschen, in diesen engen Verhältnissen und Anschauungen sollte er aufwachsen, sollte diese Seele sich entwickeln, diese eben in die Körperhülle eingeschlossene Seele — — Gertrud zuckte auf einmal zusammen, als sei ein Blitz neben ihr niedergefahren — diese Seele — ja, es wohnte schon eine Seele in dem winzigen Körper — diese ruhigen, klaren Augen spiegelten sie wieder, noch unberührt von jeglichem Eindruck, rein — ein neues, unbeschriebenes Blatt — aber aus denselben Bestandtheilen.

Die Hebamme trat wieder ein und wollte ihr das Kind abnehmen.

„Wann ward der Knabe geboren?" fragte Gertrud, „wissen Sie genau die Stunde?"

„Gewiß! darauf achtet man doch," erwiderte diese, „es war genau ein Viertel nach sieben Uhr."

Gertrud faßte an ihre Schläfen — um die Zeit war es gewesen, als seine Seele entfloh. Sie starrte weltverloren auf das Kind und wehrte, als die Frau es ihr aus den Armen nehmen wollte.

Nebenan hörte man die junge Frau weinen und schluchzen. „Aus der Fabrik kommt nichts heraus," hörte Gertrud sie sagen, „und das Geschäft unten, wer soll das weiterführen, Mutter?"

Frau Broemel tröstete ihr Kind. „Es muß Alles gehen, sei jetzt nur still, Marie, wir sind ja noch da, rege Du Dich nur nicht auf, Du mußt es verwinden."

Immer der eine Gedankengang. Hatte diese Frau je etwas für ihren Gatten empfunden, das man mit dem Namen Liebe bezeichnen konnte?

Gertrud saß und wiegte das Kind auf ihrem Schooß, es schien von Allen vergessen. Es war ein kräftiger, gesunder Knabe, er reckte die kleinen Aermchen und ballte die Fäustchen, und immer blieben diese großen, dunklen Augen auf sie, die sich über ihn beugte, gerichtet, geheimnißvoll, unergründlich.

Die Magd hatte eine kleine Lampe gebracht, welche das Gemach matt erhellte. Lenchen holte ihre Puppen, sie war zutraulich geworden und pappelte nach Kinder Art. Gertrud saß in unsagbare Gedanken verloren.

Endlich trat Frau Broemel zu ihr. „Ach Gott!" sagte sie halb entschuldigend, „Sie haben den Kleinen, ja, wir haben Alles vergessen, wer kann auch in solchem Unglück den Kopf oben behalten."

„Lassen Sie mir den Knaben," sagte Gertrud plötzlich, „ganz und für immer, meine ich. Die arme Frau — ich hörte es, wie Sie sich über ihre Lage aussprachen — ich bin wohlhabend, ich war die Jugendfreundin Ihres — Ihres unglücklichen Schwiegersohnes, es soll meine einzige Lebensaufgabe sein, dieses, sein Kind sorgfältig zu erziehen. Und die Mutter, sie wird dieses Kind noch nicht vermissen, das ihr in so schwerer Stunde geboren, vielleicht willigt sie ein." Gertrud hatte in Absätzen, erregt und zagend gesprochen.

Frau Broemel starrte sie mit offenem Munde an. „Das ist freilich ein seltsamer Vorschlag", meinte sie, „die Marie wird das nicht thun, ich glaube es wenigstens nicht, sonst — es ist richtig, es mag ihr und uns schwer werden — wir Alten haben jetzt doch für Alles einzustehen — die beiden Kinder durchzubringen."

„Ueberlegen Sie es," rief Gertrud, „ich hoffe des Knaben Zukunft freier zu gestalten, das ist der einzige Beweggrund meines Vorschlags."

Frau Broemel nickte. „Ich will es mit meinem Manne und Marien überlegen", sagte sie. „Marie wird wohl zu uns zurückkommen müssen, und das Geschäft, ja, mein Mann muß da Rath schaffen; es findet sich vielleicht ein Abnehmer. Daß Wolters so rasch dazwischen heraus gehen könne, daran haben wir nie gedacht."

Gertrud trat noch an das Bett der Wöchnerin und sagte ihr liebreiche Worte. Sie hatte geglaubt, sie würde ihr von den letzten Augenblicken des Entschlafenen berichten müssen, das blieb ihr erspart. Frau Mariens Gedanken verweilten nicht dabei. Sie weinte jetzt still vor sich hin. „O! es war so furchtbar hart — ein solches Unglück!"

Sie hatte eine leichte Entbindung gehabt und war eine kerngesunde Natur. Ihre Eltern stützten sie — Gertrud nahm den Eindruck mit fort, daß sie es überwinden werde.

Man hatte im Putzzimmer die Leiche aufgebahrt und einige Lichter zu Häupten gestellt. Die alte Frau, welche die Todtenwache halten sollte, war schon drinnen. Gertrud trat ein und winkte sie hinweg. Einen Augenblick war sie noch allein mit dem Todten. Still und kalt lag der entseelte Körper da, Gertrud stand mit gefalteten Händen.

„Deine Seele lebt neu," flüsterte sie. „Gott! Du Lebenspender und Seelenbildner! höre mein Flehen! gib mir das Wächteramt über den neuen Menschen und gib mir den rechten Geist, die rechte Kraft dazu.

Eine Woche später war es ihr gelungen, Alles nach ihren Wünschen zu ordnen. Des Bruders Wunde gestattete die Heimfahrt nach Berlin, und in ihren Armen entführte sie das Kind, das Herz voll Schmerz und Wonne, voll Furcht und Hoffnung.

* * *

In einem elegant, geschmackvoll und behaglich eingerichteten Quartier im Westend Berlins steht eine stattliche Dame, welche den Sechzig nahe sein mag. Aber man sieht ihr die Last der Jahre noch nicht an. Das volle Haar, in reinstem Silbergrau schimmernd, ist noch wie in den Tagen der Jugend am Hinterkopf in losem Knoten aufgesteckt. Die großen klugen Augen geben dem charaktervollen Gesicht ein bedeutendes Gepräge, Herzensgüte und ein glückliches Befriedigtsein spiegeln sich auf den wohlconservirten Zügen.

Fräulein Gertrud Rothart ist es, die Besitzerin dieser Räume. Sie ist eine in weiten Kreisen gekannte und verehrte Persönlichkeit.

In dem kleinen Salon, den Nachbildungen antiker Kunstwerke schmücken, sind heute Sitzreihen für eine größere Versammlung hergerichtet, oben ein Tischchen mit zwei Lichtern für einen Vortragenden. Gertrud's seidenes Kleid rauscht und knistert leise, während sie ordnend hin und her geht.

„Ha, endlich! willkommen, Bruder!" ruft sie jetzt dem eintretenden stattlichen Herrn entgegen, „wir müssen doch durchaus noch ein Stündchen allein haben für uns, ehe die Gäste kommen, und Du hast Dich verspätet."

Ernst Rothart ist eine stramme, zur Corpulenz neigende Figur geworden, er trägt die Uniform eines Brigadegenerals und schüttelt der Schwester herzlich die Hände. „Gertrud! ja, es ist lange genug her, seit wir uns nicht gesehen. Mein Schwesterlein ist eine echte verwöhnte Berlinerin geworden und trennt sich nicht gern von der Reichshauptstadt — nun gar seit sie den Augapfel wieder hier hat — und wir Soldatenvolk müssen uns in jedem Nest zurechtfinden, wohin man uns schickt."

„Nun, das hat jetzt auch ein Ende," meint Gertrud lachend, „der General hat anständige Garnisonen zu erwarten. Hat Deine Frau sich in Köln schon eingelebt?

„Du weißt, sie war überall zufrieden, meine Therese ist in der Richtung ein Juwel — aber zu Dir! Den Rudolf habe ich getroffen. Potz Wetter! ist stattlich geworden, und wahrhaftig mit seinen 30 Jahren schon ein berühmter Mann."

Gertrud's Antlitz strahlt wie verklärt. „Mein Kind, mein Pflegling, der lebendig gewordene Gedanke meiner Tage und Nächte — o Ernst! ermessen kann das Niemand, was der Junge mir gewesen und geworden."

Sie hatte den Bruder in das anstoßende, ihr Wohngemach, geführt, sie saßen dort auf den Sesseln vor dem Marmorkamin, in dem ein helles Feuer prasselte.

„Sorgen hat das Wunderkind Dir ja wohl nie gemacht, Schwester," meinte Ernst lächelnd.

„Sorgen? nun, Du hast nur Töchter und kannst gar nicht mitreden," entgegnete Gertrud, „aber bei den Aufgaben, wie ich sie mir mit dieser Erziehung stellte, da gab es wohl Sorgen ohne Ende. Es ist mir jetzt oft ein besonderer Genuß, in einsamen Stunden den langen Weg zurückzugehen, — von den Tagen an, da ich den kleinen Schreihals einer kräftigen Amme überantwortete, und doch so angstvoll schon über jedem Zeichen geistigen Lebens wachte. Du magst darüber lachen, aber ich will es Dir heute gestehen, ich studirte schon jeden Schrei aus seiner Brust, jede erwachende Regung, jede leiseste Willensäußerung, so unbewußt sie auch noch war. Ich hatte mit dieser unerwartet übernommenen Aufgabe einen Lebenszweck für mich gefunden, der meinen ganzen Menschen in Beschlag nahm."

„Ja — nimm es mir nicht übel, Gertrud, Du hast ja ein Meisterstück geliefert und horrendes Glück gehabt bei Deiner abnormen Erziehungsmethode, — aber damals habe ich oft genug den Kopf geschüttelt über Deine fixen Ideen," sagte Ernst Rothart lachend. „Ich glaube, Du suchtest allen Ernstes des Vaters Seele in dem Jungen und wolltest mit derselben ein Experiment machen. Aehnlich, — dem Aeußern nach ist er ihm nicht geworden; ich wenigstens mit meinen Alltagsaugen finde es nicht heraus. Der arme gute Rudolf mit seiner blassen, schmalen gedrückten Physiognomie und dieser stolze Capitalkerl — — wie ein Apoll saß er da vorhin unter dem jungen Volk, — die Akademiker scheinen so eine Art Cultus mit ihm zu treiben."

Gertrud nickte glückselig. „Nein, Ihr Alle seht es nicht, daß er der Sohn seines Vaters ist, nicht Sohn allein — Nachtreter — in dem Unvollendetes, Ersticktes neu entstand, in neuen Combinationen zur Entfaltung gelangte. Lacht Ihr nur und spottet und zweifelt, — wie dem auch sei, ich hütete diese neue Seele wie die Flamme meines eigenen Lebens. Du kanntest den Jugendfreund übrigens gar nicht, Du sahest ihn nie, wie ich ihn sah. Die schwerste Zeit für mich war jene, als mein Pflegling zwischen dem zehnten und zwölften Jahre stand. Da zeigte sich jener Mangel an Selbstbewußtsein, an thatenfrohem Muth, der des Vaters Leben geknickt, und ich zitterte. War das ein Erbtheil — im Blute mitgetheilt, das mir meine Cirkel störte?"

„Nun, Du hast Dein redlich Theil dazu gethan, ihm Selbstbewußtsein einzuflößen," meinte Ernst scherzend. „Solch' freie Ungebundenheit, wie Du sie ihm gewährtest, schien mir oft hübsch bedenklich. Ich dachte mitunter: was mag das geben? — und ich fürchtete arge Enttäuschungen für Dich."

„Du hättest Recht haben können, wenn mein Verfahren willkürlich gewesen wäre, aber ich that keinen Schritt, ohne mir darüber Rechenschaft zu geben. Ueberhaupt that ich so wenig als möglich, ich wachte nur und ließ der freien Entfaltung aller schlummernden Keime Spielraum. Und der Kitt, der meine complicirten Fäden zusammenhielt, war Liebe — unerschöpfliche — unermeßliche Liebe!" —

Ernst sah sie gerührt an. „Du bist ein wunderlich Wesen, Schwester, so voll Enthusiasmus, ja beinahe Exaltation, und dann doch so grundvernünftig, so geduldig und praktisch. Als Du Deinen Liebling so ruhig in den Krieg ziehen ließest, anno 70, habe ich Dich bewundert; und es war mir fast unheimlich, wenn Du so überzeugungsvoll sagtest: er wird nicht fallen."

„Ich wußte es, denn er war zu Größerem, er war sein Leben auszuleben berufen, und was wäre denn aus meinem System geworden, wenn er seine Freiheit nicht zu Thaten anzuwenden verstand? Er hat ruhmvoll gefochten damals, nicht als ein Schwächling und Weichling sondern als der Besten Einer."

„Sag' mir einmal — jetzt, wo wir Beide alt sind, ist solche Frage ja wohl keine Indiscretion mehr, — sagte der Bruder, „hast Du damals

Digitized by Google

eigentlich Wolters geliebt? Ich grübelte einmal darüber, aber es schien mir doch zu unwahrscheinlich."

Gertrud saß lächelnden Angesichts und blickte wie in weite Fernen vor sich hinaus. „Ja, ich liebte den armen verkümmerten Menschen mit dem großen reichen Herzen. Niemand entdeckte das, Niemand würdigte das — er hatte sein Ringen zu früh abgebrochen und war verloren — nur wenig Jahre früher noch hätten wir vereint vielleicht ein ander Leben gelebt. Nun ist es so geworden. Der neue Rudolf ist mir Sohn, Geliebter — ist mir was dem Künstler sein Werk und Ideal. Ich lebe nur noch in ihm, und er weiß das und lohnt es mir. Horch! da höre ich seinen Tritt — Alles an ihm ist mir wie mein eigen, ich bin mit ihm verschmolzen, wie mit meinem andern Ich."

Ein fester sicherer Schritt nahte sich, und auf der Schwelle erschien eine hohe jugendschöne Gestalt. Nein, dem Krämer Rudolf Wolters glich dieser nicht. Aber über den strahlenden Augen wölbte sich der Bogen in derselben fein geschwungenen Linie, nur der unheilkündende zusammenlaufende Strich über der Nasenwurzel fehlte.

„Onkel Ernst! willkommen! willst Du der Leseprobe meines Dramas mit anwohnen heute Abend? ei! das freut mich. Tante Gertrud, hast Du Herzklopfen? sieht sie nicht einen Schein bleicher aus als gewöhnlich, Onkel Ernst? Aber ich fürchte mich gar nicht, das Feuer, das dem Dinge inne wohnt, zündet, verlasse Dich darauf."

„Kühn will ich meinen Spanier," citirte der General mit leichtem Sarkasmus.

„Was willst Du, Onkel, tadele sie darum," meinte der junge Dichter, indem er seinen Arm um die geliebte Pflegemutter schlang, „sie hat mir jeden Schatten von meinem Pfad gescheucht, sie hat mich so stolz, so siegesgewiß gemacht, mir den Muth gegeben zu den größten Thaten. Darum gilt es jetzt auch etwas zu leisten."

Im anstoßenden Salon hörte man Stimmen, den Eintritt der erwarteten Gäste, welche kamen das neugeschaffene Drama zu hören und zu beurtheilen. Der Dichter ging sie zu begrüßen.

„Er wird binnen wenigen Jahren der gefeiertste Dichter unserer Nation sein," sagte Gertrud ihm nachblickend mit demselben sichern Ton, mit dem sie vor 10 Jahren, als er in den Krieg für Deutschlands Ehre zog, gesagt hatte: er wird nicht fallen. „Seine Erstlingswerke schon haben seinen Ruhm begründet, alle Bühnen Deutschlands stehen ihm offen, sein Geist wirkt zündend auf die Jugend unsers Landes — und wo Schatten auf seinen Weg fallen, er wird mit festem Muth durch sie hindurchschreiten, Hindernisse besiegen und den Angriffen seiner Widersacher zu begegnen wissen. Ich werde das Ende seiner Laufbahn nicht erleben, aber mein Ziel, so weit ich es mir stecken konnte, ist erreicht. Und sieh, Bruder, das ist Glück. Wir scheiden Alle auf unvollendeten Stufen, und wo und wie es uns gestattet ist, weiter zu wirken, das bleibt Geheimniß. Ich habe es mir gedeutet auf meine Weise, tastet mir nicht daran, es hat mir mein Leben reich und köstlich gemacht."

## Aus der Hauptstadt.

### Von den Kunstausstellungen.

Während Gurlitt's Salon Fritz Werner ein Asyl bereitet, öffnet der Verein Berliner Künstler einem Ausgewanderten seine gastlichen Hallen und demonstrirt ad oculos, daß man ein Norddeutscher sein und doch erst in München malen lernen kann. Joseph Weiser's Unterbrochene Trauung war das Sensationsbild der Münchener Ausstellung und wird auch hier den Zweck erfüllen, den öden Räumen des Architektenhauses eine größere Anzahl mehr oder weniger kunstverständiger Beschauer zuzuführen. Es bedurfte dazu nicht einmal des an der Kasse verausgabten Reclamezettels mit Ausschnitten aus in weitesten Kreisen unbekannten Zeitungen, denn die malerischen Qualitäten des Bildes sind in die Augen springend. Trotzdem können wir uns eines unbehaglichen ästhetischen Gefühls dieser Riesenleinwand gegenüber nicht erwehren. Sie wirkt absichtlich und aufdringlich, sie fesselt wider Willen. Der Künstler rechnet mit Factoren, die jenseits der Grenzen seiner Kunst liegen. Nachdem er sich vor dem Uebersehenwerden dadurch gesichert, daß er eine Wandfläche für sich allein in Anspruch genommen, erzählt er uns eine spannende Geschichte, oder läßt sie uns, was dasselbe sagen will, errathen. Schließlich haben wir an unserer rückwärts dirigirten Combinationsgabe ebenso viel Freude, als an dem gemalten Schlußtableau und wissen nicht mehr, ob wir es mit einem malenden Novellisten oder mit einem novellistischen Maler zu thun haben.

Der Vorgang ist außerordentlich klar vorgetragen. Der Priester ist eben im Begriff, eine Convenienzehe zwischen einem alten Diplomaten und einer jungen Offizierstochter einzusegnen, da erscheint der todtgeglaubte Jugendgeliebte in der Kirche, und die Braut fliegt ihm mit einem Aufschrei in die Arme. Links drängen sich die Hochzeitsgäste an der Balustrade des Altars vorbei in den Vordergrund, um das Unglaubliche besser zu sehen, rechts folgen einige unbetheiligte Zuschauer mit nicht geringerer Neugier dem interessanten Vorgang. Was das Auge zunächst fesselt, ist das warme, gleichmäßige Colorit, das die einzelnen Gruppen zusammenschließt. Man vergißt über dem Gesammteindruck sogar, danach zu fragen, welche Lichteinflüsse dieses Colorit zu Wege bringen. Die paar Kerzen, mit deren Anbringung auf dem Altar und in Kandelabern man merkwürdig sparsam umgegangen, sind es sicher nicht, und von sonstigen Lichtquellen, etwa sonnenbestrahlten bemalten Kirchenfenstern, ist nichts zu bemerken. Aber gleichviel, das Colorit ist da, wir sind in Berlin nach dieser Richtung nicht eben verwöhnt und wollen uns der Thatsache freuen, ohne über die Ursache zu grübeln. Vermag doch selbst die ziegelrothe Uniform des alten Diplomaten keinen Mißton in die harmonische Gesammtwirkung zu bringen. Dieser alte Diplomat ist übrigens auch sonst die bête noire des Bildes. Er ist der Einzige unter den handelnden und zuschauenden Personen, der Pose macht. Wie er, die rechte Faust auf das Betpult gestützt, mit hochmüthig zurückgeworfenem Kopfe, die schlaffen Züge von sprachlosem Grimm verzerrt, auf die Umarmung der Liebenden herabschaut, hat er etwas Theatralisch-Melodramatisches, das der sonstigen einfachen und natürlichen Vortragsweise des Ganzen nicht entspricht. Als besonderer Vorzug des Bildes ist hervorzuheben, daß sich kein einziger weiblicher oder männlicher Idealtypus vorfindet. Der zurückgekehrte Jugendgeliebte scheint zwar Anlage zum schönen Manne zu haben, dreht aber dem Beschauer den Rücken zu. Für die Toiletten wie für die Gesichter der weiblichen Trauzeugen ist in Stoff und Schnitt auch nur das Nothwendigste geschehen, das Ueberflüssige glücklich vermieden. Joseph Weiser ist ein merkwürdig reifes Talent, das seine Bethätigung mit zweckbewußter Abwägung der Darstellungsmittel beginnt und weder zu wenig noch zu viel gibt.

Was neben diesem Sensationsbild die Räume des Berliner Künstlervereins schmückt, ist, wie gewöhnlich, Handelsmalerei. Erwähnenswerth sind zwei Bilder von Felix Possart, eine sonnendurchglühte Straße in Sevilla, und die Madonna von Frauenchiemsee, vor deren mit Prachtgewändern bekleideter Figur eine Bäuerin kniet. Das letztere Bild zeichnet sich durch einen kühlen, vornehmen Grundton aus, den wir an Possart nicht gewöhnt sind. Das fest zugreifende Talent des jungen Portraitmalers Richard Scholz entwickelt sich kräftig und eigenartig. Die beiden Köpfe einer alten Dame in der Seiten- und eines jungen Mädchens in der Vorderansicht lassen es allerdings zweifelhaft erscheinen, ob es viele Personen geben wird, die sich dem erbarmungslos aufrichtigen Pinsel des Künstlers anvertrauen. Das Portrait einer jungen Dame, die in rother Blouse und weißem Spitzenkleid vor einer Blätterwand in einen Stuhl zurückgelehnt sitzt, ist eine erfreuliche Probe des künstlerischen Realismus, dem nach unserer Meinung die Zukunft gehört. Kleine Unbeholfenheiten, wie der merkwürdig compact gerathene Schooß des Kleides und der ungeschickte rechte Unterarm mit der dazu gehörigen Hand, können an dem hoffnungsvollen Gesammteindruck nichts ändern.

Was Professor Woldemar Friedrich an Skizzen aus Indien mitgebracht hat, mag die Verleger von illustrirten Reisewerken interessiren, auf selbständigen künstlerischen Werth erhebt es keinen Anspruch. Der Verein Berliner Künstler hat sein Münchener Sensationsbild, dem, wie wir es gewohnt sind, hoffen und wünschen, bald andere zugkräftige Kunstwerke von auswärts her folgen werden.

Uebrigens hätte er dieses Mal bei keckem Zugreifen das Vortheilhafte viel näher gehabt, wenn es nicht eben Anstandsgesetze gäbe, die sich nicht ungestraft verletzen lassen. Gustav Gräf's Märchen beginnt wieder einmal in Berlin umzugehen und übt neue Zugkraft aus, seitdem das schöne Urbild in Mecklenburg als Rittergutsbesitzerin den Huldigungseid geleistet hat. Das auf criminalistischem Wege berühmt gewordene Bild ist durch die glänzende Carrière des Modells nicht besser geworden. Der Wechsel des Standbeins und ein operativer Eingriff in die unnatürliche Drehung des Rückgrates — beide Operationen sind vom Maler angeblich in der spärlich erleuchteten Zelle des Untersuchungsgefängnisses vorgenommen worden — haben dieser Phantasiegestalt zu einem einigermaßen wahrscheinlichen Körperbau verhelfen können. Wir begreifen das ungeduldige Zerren des Raben an der eben abgestreiften Fischhaut sehr wohl und theilen mit ihm die Empfindung, daß die Jungfrau einem allgemeinen Verlangen entspräche, wenn sie das Schuppenkleid so bald als möglich wieder anlegte. Leider verbietet uns die Sorge um unsere persönliche Sicherheit, alles das zu sagen, was wir über das Criminal-Märchen auf dem Herzen haben. Wie leicht könnte es passiren, daß wir auf einer Wiederholung der „Verfolgten Phantasie" ein paar tintenbefleckte Hände sähen, die eine Nummer der „Gegenwart" als harmloses Projectil einer gen Himmel schwebenden Idealgestalt nachwerfen. Gustav Gräf hat nämlich vergessen, daß ein großer Theil der Berliner Gesellschaft und Künstlerschaft ihm nach seiner Freisprechung ihre Sympathien bezeugt hat. Er hat ferner nicht für nöthig befunden, sich daran zu erinnern, daß es sich in seinem Processe um eine Anklage wegen Meineides handelte. Sein malerischer Protest gegen fingirte, vom Verfolgungswahn vorgespiegelte Angriffe — die Phantasie, aufwärts schwebend, von Pöbelhaufen verhöhnt und beschimpft — ist somit ein Schlag in's Wasser. Aesthetisch betrachtet sind die gegen die Beine der fliehenden Phantasie geschleuderten Kothstücke, die mit Acten, Todesurtheilen und Ketten erhobenen Hände und die aus der unteren Rahmenlinie auftauchenden Köpfe ein Unding. Gustav Gräf's Phantasie muß unseres Erachtens ganz anders aussehen, als diese ideale, wenn auch wenig bekleidete Jungfrau; auch dürften ihre Gegner keineswegs in den untersten Schichten des Pöbels zu suchen sein. Uebrigens ist die Ausstellung nicht allein criminalistischen Erinnerungen gewidmet. Der industrielle Unternehmer hat ihr außer mehreren unerheblichen Skizzen auch vier weibliche Idealköpfe einverleibt, in denen Professor Gräf Wasser, Feuer, Erde und Luft zu verkörpern versucht hat. Da wir diesen banalen, mit landläufigen Attributen ausgestatteten Köpfen demnächst in Buntdruck auf Chocolade-Enveloppes, Pfeifen- und Tassenköpfen zu begegnen fürchten, enthalten wir uns einer Besprechung, die zu der Bedeutung des Objectes in keinem Verhältniß stehen würde. Wir begnügen uns damit, am Schlusse zu constatiren, daß der Ausstellungsunternehmer sich um den Ruhm Gustav Gräf's nicht verdient gemacht hat. G. M.

Digitized by Google

# Notizen.

Von dem wieder überreich gesegneten Weihnachtstische können wir auch in diesem Jahre nur vom Besten das Allerbeste an dieser Stelle erwähnen, denn unsere Raumverhältnisse legen uns Schranken auf, welche der Ueberproduktion auf diesem ergiebigen Felde buchhändlerischer Speculation unmöglich Rechnung tragen können. Auf keinem anderen Gebiete macht sich ja die Nachahmung und alle üblen Seiten des Concurrenzeifers so sehr geltend, und eine glückliche und erfolgreiche Idee wird sofort nachgeäfft und überboten, so daß das Geschäft Allen verdorben wird. Dem mißgeleiteten und rathlosen Leser wollen wir auch heuer ein Führer sein, indem wir ihn nur auf die Spitzen des diesjährigen Novitätenmarktes aufmerksam machen. Einer solchen Empfehlung ist Meister Mohn's, des Illustrators des lieblichen Märchenstraußes, neuestes Bilderbuch würdig: Nesthäkchens Zeitvertreib (Bremen, Heinsius) mit Liedern und Reimen von Chr. Dieffenbach. An dasselbe frühe Kindesalter (vor dem Schuleintritt) wendet sich Liebold's Unterricht im Thierreich für unsere Kleinen (Leipzig, E. Twietmeyer), das der bekannte Thiermaler H. W. Schmidt mit prachtvollen bunten Bildern geschmückt hat. Die Verfasserin hat den Text meist katechetisch gefaßt, aber nicht in trockener Form, sondern anregend, anschaulich, fesselnd, die köstlichen Hey'schen Fabeln und die künstlerischen Bilder werden das Uebrige thun, um das kleine Fragemäulchen zum Aufmerken einzuladen. Derselbe Verlag bietet auch in Dietrich Theden's „Laßt Euch erzählen" ein Geschichten- und Märchenbuch, in welchem der naive Erzählerton, der doch Belehrung und Unterhaltung nirgends vergißt, sehr glücklich getroffen ist, und die schwarzen und farbigen Illustrationen sind gleichfalls zu loben. An die heranwachsende weibliche Jugend wendet sich Waldemar's Erzählung: Minni's Leiden und Freuden (Erlangen, Palm & Enke), ohne Bilderschmuck, aber sehr anmuthig geschrieben. Das Originellste aller diesjährigen Bilderbücher ist aber unbestritten: Jung Japan beim Spiel (Leipzig, E. Twietmeyer). Der Japanismus, der zuerst in England und Frankreich als Mode aufkam und durch Sullivan's Operette „Mikado" auch bei uns populär geworden, hat sich nun auch auf unsere Kinderbücher erstreckt. Hier wird der Versuch gemacht, die lustigsten und sinnreichsten Spiele der kleinen Japaner auch bei uns einzuführen, z. B. das Gesellschaftsspiel Pilgerreise, das originelle Haschenspiel, das kunstgerechte Steigen des mit dem Kintaro-Zwerg geschmückten Drachen, das Theaterspiel mit Masken, das Ballspiel mit dazugehörigen Reimen u. s. w. Es bleibt abzuwarten, ob unsere Kleinen mit dem etwas fremdartigen Amüsement ihrer schlitzäugigen Collegen sich befreunden werden, aber sicher ist, daß dieses mit den echtesten Blumen- und Kinderfiguren phantastisch ausgeputzte Bilderbuch schon als solches einen großen Erfolg haben und, nach dem Eingangs erwähnten Grundsatze, zahlreiche Nachahmer finden wird. Ob diese aber mit demselben Geschmack und Geist ausgedacht und ausgeführt sein werden, wie das Twietmeyer'sche Spielbuch, ist eine ganz andere Frage und möchten wir lebhaft bezweifeln. In japanisch goldbedruckten Carton hat sich auch das Märchenbuch von F. v. Woringen (Berlin, Fr. Pfeilstücker) gehüllt, aber die reizenden Erzählungen sind echt deutsch, und besonders die rührende Geschichte vom blinden Kathrinchen wird viele Kinderherzen erfreuen. Die zinkographisch hergestellten Bilder von M. Ränike beleben ebenfalls nach japanischem Geschmack den Text und purzeln da und dort lustig über den Druckrand hinaus, wie dies bei den Pariser Guillaume-Ausgaben der Romane von Hugo, Halevy, Daudet ꝛc. zuerst angewandt wurde. Von den zahlreichen Erzählungen für unsere reiferen Knaben können wir eigentlich aus Ueberzeugung nur W. Behrendt's Pytheas von Massilia (Breslau, Trewendt) empfehlen. Auf Grund einer Notiz des älteren Plinius wird hier die abenteuerreichae Seereise eines Altmarseiller Schiffers (also eines Mitbürgers von Holm's Sohn der Wildniß) geschildert, den wir um Spaniens und Englands Küste nach Thule (Island) und an die Königsberger Bernsteinküste begleiten. Bessell's gelehrte Monographie über Pytheas' Einfluß auf die Kenntniß der Alten vom Norden Europas ist hier sehr geschickt zu Grunde gelegt, und die spannend erzählten Abenteuer mit Piraten, Iberiern, Kelten, Polarbewohnern und Teutonen sind um nichts unwahrscheinlicher, als die archäologischen Romane von Ebers und seinen Nachahmern, wenn sie auch mit geringeren Ansprüchen auftreten. Auf Londoner und Pariser Muster gehen zwei gleichzeitig erschienene Christmas-Numbers zurück: G. Grote's Deutsches Weihnachtsblatt und Mückenberger's Deutsche Weihnachtsblätter, von denen wir dem ersteren, aus dem bekannten „illustrirten Klassiker"-Verlag Grote's erschienenen, entschieden den Vorzug geben, auch um seiner größeren Billigkeit willen bei mindestens gleich prächtiger Ausstattung. Beide Weihnachtsnummern sind wie „Paris-Noël" in Folio und bringen Farbendrucke, Lichtbilder, Holzschnitte, Musikbeilagen und einen meist auf das Fest bezüglichen erzählenden oder belehrenden, ernsten oder heiteren Text. In Grote's Weihnachtsblatt finden wir Künstler, wie Alexander Zick, Grot-Johann, Woldemar Friedrich u. A. und an Schriftstellern Joh. Trojan, Jul. Wolff, H. Seidel, Wilbrandt, L'Arronge, Nataly v. Eschstruth, E. v. Wolzogen u. A. Die prächtigen Hefte mit den weihnachtlich stimmungsvollen Umschlagbildern sind ein wahrer Schmuck jedes Geschenktisches.

K. Thienemann's Verlag (Gebrüder Hoffmann) in Stuttgart gebührt auch dieses Jahr für seine Jugendschriften ein eigener Abschnitt. Die glückliche Hand in der Wahl der Mitarbeiter, die reiche Ausstattung, die er seinen Büchern gibt, und das pädagogische Geschick der Redaction haben diesem Kinderbücherverlag rasch einen so geachteten Namen verschafft, daß selbst der Glanz altbewährter Firmen wie Spamer davor erblaßt und die unvermeidlichen Nachahmer die Marke „à la Thienemann" als Lockmittel benützen. Gleich zwei neue Griffe des Verlags illustriren bedeutsam diese Findigkeit. Ist es nicht erstaunlich, daß noch keinem Concurrenten eingefallen war, den berühmten Roman der Beecher-Stowe für die Jugend zu bearbeiten? In der freien Uebertragung und wesentlichen Kürzung von M. Jacobi ist „Onkel Tom's Hütte" mit den Farbendruckbildern von G. Franz allerdings eine Erzählung für die Jugend geworden, die an Spannung, abenteuerlichem Reiz und sittlichem Gehalt alle landläufigen Indianergeschichten übertrifft. Der zweite glückliche Griff: Schatzkästlein für die Jugend von Peter Diehl mit Holzschnitten von E. Wagner gilt den unsterblichen Kalendergeschichten des prächtigen „rheinländischen Hausfreundes" Johann Peter Hebel. Mit feinem Tact hat der Herausgeber alles für die Jugend Passende ausgewählt, die veralteten naturwissenschaftlichen Aufsätze weggelassen und die Perlen zusammengesucht, vor Allem die lustigen Geschichten vom Zundelfrieder und den classischen „Kannitverstan", der in den short stories der Weltliteratur seines Gleichen nicht hat. Ein ebenso guter Gedanke ist es, daß in Julius Hoffmann's Märchenwelt, einer Auswahl der schönsten Märchen, auch die allbekannten Geschichten von Schneewittchen, Dornröschen, Rothkäppchen ꝛc. nicht verschmäht wurden, so daß wir hier wirklich das Beste deutscher Märchenerzählung beisammen finden. Die geschickte Bearbeitung von P. Moritz' „Wildtödter" nach Fenimore Cooper, R. Scipio's „Durch Kampf zum Sieg" (aus der Zeit der Befreiungskriege in Texas) und Barfus' „Vom Kap nach Deutsch-Afrika" (Streifzüge nach einem wie Stanley und Emin Pascha Verschollenen) gehören in die Klasse der noch immer beliebten Indianergeschichten, während Max Barack's „Wallenstein" neue Wege geht, indem hier Schiller's Trilogie in Prosa umschrieben und der Jugend nahegebracht wird. Für Mädchen sind bestimmt: Emma Biller's „Kleine Musterwirthschaft" (eine reizende Puppenfamiliengeschichte mit sehr schönen Aquarellen von E. Klimsch) und Eva Hartner's Erzählung: „Versuche und Erfolge", ohne Bilder, also schon für etwas reifere junge Mädchen. Das Farbendruck-Album: „Die deutschen Kaiser" enthält die Bilder aller unserer Kaiser von Karl dem Großen an (meist nach den altehrwürdigen Schildereien im Frankfurter Römer) einschließlich der drei Hohenzollernkaiser nach Winterhalter, Angeli und Wimmer. Einen guten Einfall können wir es nennen, daß der Lebenslauf jedes Herrschers kurz in Reime gebracht ist, so daß die kleinen Leser die Geschichte spielend auswendig lernen und sich einprägen können. Endlich führen wir noch den neuen (3.) Jahrgang von Thienemann's „Buch der Jugend" an mit seinen vielen hundert Text- und Farbenbildern und seinen unterhaltenden und belehrenden Erzählungen und Aufsätzen unserer besten Jugendschriftsteller und den Anweisungen zu Spielen, Handfertigkeiten, Sport, Zauberkünsten und sinnigem Zeitvertreib. Auch dieser Band übertrifft alle ähnlichen Versuche anderer Verleger.

Märchenbuch aus dem Leben. Von H. Richter. (Stuttgart, Max Waag.) — Ein tiefer Sinn liegt einer jeden dieser Geschichten zu Grunde, die einen Winkel der heutigen Wirklichkeit durch ein phantastisches Prisma schildern. Schon das künstlerisch freie Bild zur „Königin der Nacht" lehrt, daß in erster Linie an erwachsene Leser und weniger an Kinder gedacht wurde, obgleich auch diese die anmuthigen Erzählungen mit Genuß lesen werden. Wer das Leben kennt und es gern einmal in sinnvoll märchenhaftem Bilde sehen möchte, wird von „Blauauge", den „Schicksalsgeigern", der „Schachpartie" entzückt sein. Alles ist frisch und gefällig.

Im Verlage von Dr. E. Albert in München soll Die Gemäldegalerie des Grafen A. F. Schack in München in 75 Blättern und 8 Lieferungen erscheinen, von denen die erste schon in diesen Tagen ausgegeben worden ist. Nach den uns vorliegenden Mustern sind die Heliogravuren von großer Schönheit, und da der berühmte Mäcen und Kunstschriftsteller selbst den Cicerone in seiner allbekannten Galerie macht und den begleitenden Text in seiner geistvollen Art schreibt, so bietet sich der doppelte Genuß, auf den uns schon die erste Lieferung bestens vorbereitet. Lenbach's bekanntes künstlerisch schwungvolles Bildniß des hochsinnigen Kunstfreundes, eines seiner schönsten Portraits, eröffnet die Sammlung und stimmt uns vortrefflich zu der Wirkung der folgenden Blätter. Zwei märchenhaft poetische Albertotypien nach Schwind's düsseldorfisch angehauchter „Rast auf der Wanderschaft" und dem phantastischen „Rübezahl" folgen, Steinle, der Maler der „keuschen Linie", zeigt uns das erste Menschenpaar nach dem Sündenfall, und auch Meister Böcklin erweist sich in dieser Wiedergabe seiner „Klage des Hirten" und „Meeresidylle" als der dämonische Farbenlyriker, der er bis in die neueste Zeit geblieben ist. Albert schmiegt sich mit seinen ganzseitigen und Textillustrationen den Meistern congenial an und zwar nicht nur dort, wo er den schwarzweißen Ton des Kupferstichs oder der Radirung beibehält, sondern auch wo er mit künstlerischer Findigkeit entweder eine röthliche Tönung wählt, wie in der Wiedergabe des Nackten, oder blauen Druck, wie in den Mondscheinbildern von Gerhard's „Alhambra" oder des köstlichen Spitzweg's „Serenade", wo man so recht sieht, daß der Humorist, um zu wirken, nicht zur Caricatur greifen muß, wie Fritz Werner oder Grützner. Feuerbach's „Francesca von Rimini" athmet die ganze classische Strenge des Originals, und auch schwächere Bilder wie Neureuther's „Oberon" erscheinen in dieser wundervollen Reduction viel bedeutender. Wir kommen jedenfalls ausführlich auf dieses einzige Prachtwerk zurück, sobald es vollständig vorliegen wird, und empfehlen es schon jetzt unseren Lesern. Ist doch gerade gegenwärtig, wo die wahrscheinliche Schließung der Schack'schen Galerie so viel

Digitized by Google

Staub aufwirft und als die Einleitung zu deren Uebersiedelung in die Reichshauptstadt betrachtet werden darf, von besonders actuellem Interesse. Die Albert'schen Blätter lehren auch demjenigen, der die Münchener Kunstsammlung nicht besucht hat, welcher fast unermeßliche Werth diesem musterhaften Cabinet eines genialen Kunstkenners und Talententdeckers innewohnt. Sollten die Berliner Museen auf Grund testamentarischer Bestimmung des Begründers und kaiserlicher Gnade wirklich einst durch diese Meisterwerke bereichert werden, so würden sie allerdings ganz unvergleichliche Perlen und eine Anziehungskraft gewinnen, die Berlin zu einem Wallfahrtsort für Liebhaber der modernen deutschen Kunst machen müßte.

Von Arthur Mennell's „Königsphantasien, Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwig's II. von Bayern" (Leipzig, Literarische Gesellschaft) ist der erste Theil jetzt erschienen, wodurch alle die Herrlichkeiten von Herrenchiemsee vollständig geschildert sind. Die Ausstattung dieses seltenen Prachtwerkes ist seines Gegenstandes durchaus würdig. Die Holzschnitte im Text und die getönten Photogravüren Albert's in München sind von einer ausgezeichneten Schönheit und führen uns den märchenhaften Glanz jenes bayerischen Feenschlosses naturgetreu und voll künstlerischer Anempfindung vor Augen. Der begleitende Text hat Leben, Geist und Farbe; wir verweisen nur auf die hübsche feuilletonistische Schilderung von Versailles. Auch der Humor und die poetische Stimmung fehlen nicht, und der trocken beschreibende Cicerone-Stil ist überall mit Glück vermieden.

Kürschner's Quart-Lexikon. Ein Buch für Jedermann. (Stuttgart, W. Spemann.) — Ein Handlexikon in mehr als einem Band hat seinen Beruf verfehlt, denn sobald der Leser über mehrere Bände verfügen muß, hört bei dem täglichen Gebrauche der Begriff der Handlichkeit und die Bequemlichkeit auf. Instinctiv mag Kürschner diesen Fehler der sogenannten „kleinen" Lexika von Meyer und Brockhaus gefühlt haben, und so traf er denn mit seiner neuesten lexikographischen Leistung, die im Quart auf 60 Druckbogen ein umfassendes und erschöpfendes Sachwörterbuch bietet, durchaus das Richtige und füllte eine wirkliche und wahrhaftige Lücke aus. Viel ausführlicher als sein Taschen-Conversationslexikon und noch obendrein mit 1500 kleinen Textillustrationen versehen, gibt dieses recht eigentlich für den Schreibtisch bestimmte Buch aus dem ganzen Bereiche menschlichen Wissens jede mögliche, in knappem Stil gehaltene Auskunft, und nach den zahlreichen Stichproben zu urtheilen, denen wir es unterzogen, können wir ihm das Prädicat cum laude nicht versagen. Natürlich war diese im kleinsten Raum unterzubringende Vielwissenheit nur durch Anwendung von Abkürzungen und Zeichen möglich, die sich schon in Kürschner's Literaturkalender bewährt haben und sehr faßlich und bequem sind. Kurz, eine Meisterleistung auf bibliographischem Gebiet. Vielleicht wären bei einer späteren Auflage einige Schriftsteller der neuesten Zeit besser wegzulassen, ebenso manche kurz charakterisirende Bemerkung. So heißt es mehrfach: „bed. Dichter", was wir lieber „bedenklich" als „bedeutend" auslegen. Werthvoll und praktisch wie immer sind auch hier Kürschner's Beigaben: ein chronologischer Abriß der Weltgeschichte, eine Uebersicht über die drei Naturreiche nach Franz von Kobell und eine Wochentagbestimmungstabelle für jedes Datum der Vergangenheit und Zukunft. Leider ist letztere in den Einband eingedruckt und daher schwer lesbar. Es würde sich überhaupt für derlei Nachschlagebücher weniger ein so eleganter Leinenband als ein altväterisch solider Einband mit Rück- und Eckleder empfehlen. Hoffentlich läßt nun Kürschner zur Krönung des Gebäudes noch ein Diamant- oder Miniaturlexikon nachfolgen, da auch sein dickleibiges „Taschen"-Lexikon z. B. für Reisezwecke zu umfangreich ist und das von Steinitz verlegte höheren Anforderungen nicht genügen kann.

Im Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke) sind drei reizvolle Miniaturausgaben erschienen, die auch ihres Inhalts wegen zum Feste empfohlen werden können: Eichendorff's Aus dem Leben eines Taugenichts, das classische Märchen voll leuchtender Poesie, Jacob Herzer's Dichterklänge aus dem Alterthum, ganz mustergültige Uebersetzungen und Nachdichtungen griechischer und römischer Poeten, die Quintessenz altclassischer Poesie. Besondere Erwähnung verdient: Ubbo der Friese, Erzählung aus deutscher Vergangenheit von Johann v. Wildenradt. Der bekannte Epiker und Romandichter, dessen eigentliches Feld die poetische Wiederbelebung der Vorzeit ist, hat in dieser Novelle jedenfalls sein Bestes gegeben. Eine spannende Handlung, markige Charakteristik und schöne Naturschilderungen zeichnen sein neues Werk aus.

Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. (Berlin, 1888.) — Der wackere Wanderer durch die Mark Brandenburg bietet hier weniger eine Fortsetzung als ein durchaus selbständiges Seitenstück zu seinen früheren Bänden. Es sind künstlerisch abgerundete Essays auf Grund meist archivalischer Studien und Actenstücke, bisher ungedruckter Briefwechsel, Tagebücher u. s. w. und durchweg von hohem geschichtlichem oder culturhistorischem Werthe, wohlgeeignet, manche Lücke auf diesen Gebieten auszufüllen. Die Kapitel über Dorf Quitzöwel lassen die biderben Gestalten der märkischen Raubritter in prachtvoller Charakteristik aufleben; es ist schade, daß Wildenbruch in seinem neuesten Quitzow-Drama sich von diesen echten Historien nicht hat beeinflussen lassen. Im Kapitel von Schloß Plaue fesselt uns zumal die originelle Figur des alten Wiesike, des Hahnemann- und Schopenhauerschwärmers, wobei einige noch unbekannte Briefe des Frankfurter Philosophen aus der Hinterlassenschaft des Schloßherrn mitgetheilt werden, was allgemeines Interesse wecken wird. „Hoppenrade" erzählt die romanhafte Geschichte der „Krautentochter" (Charlotte von Kraut) und ihre Ehe mit dem englischen Gesandten Elliot, Baron Knyphausen und Rittmeister v. Arnstedt, die Duellaffaire ihrethalben, die Entführung ihres Kindes und ihr Ende, sowie die Geschichte des leichtsinnigen Fähnrichs v. Arnstedt, der wegen Ermordung eines Vorgesetzten 1837 auf dem Schaffote starb. Schloß Liebenberg führt uns die ritterlichen Gestalten Derer von Hertefeld vor und schildert uns dessen Kunst- und Erinnerungsschätze. Von besonderem Interesse ist „Dreilinden", das Jagdschloß des Prinzen Friedrich Karl mit der Beschreibung seiner Orientreise 1882/83. Aber was dem Buche seinen Werth und seine künstlerische Färbung gibt, das ist das feuilletonistische Beiwerk, in dem sich die ganze Eigenart des Dichters Fontane ausdrückt. Wie er für seine Helden unseren Herzensanteil zu gewinnen und sie zu schildern, aufleben zu machen weiß, die markige Charakteristik überall, die nur in derben, festen Umrissen in Menzel's Art schafft, die stimmungsvollen Naturbilder, der prächtige Humor überall — doch die Verehrer des Autors kennen und schätzen ja längst die Schreibweise ihres Lieblings. Wenn er z. B. Heinrich von Kleist's Grab besucht, so gibt er nicht nur eine trockene Beschreibung der unheimlichen Ruhestätte, sondern schildert uns seine Wallfahrt dahin mit ihren Eindrücken, und auch das erlauschte Geplauder der Bürgersleute am Grabe des Dichters wird uns mit phonographischer Naturtreue gemeldet, um das impressionistische Bild recht vollständig zu machen. Und wie weiß er die ritterliche Charaktergestalt des Siegers von Metz inmitten seiner Tafelrunde zu zeichnen! Gleich der Auftact, die Beschreibung seines ersten Besuchs in Dreilinden, ist von einer wundervollen Färbung, und wenn er die Art, wie der Prinz Gastlichkeit übte, und seine Eigenheiten beschreibt, so fühlen wir den scharfen Beobachter, dem jedes hier so leicht verzeihliche Byzantinerthum fernliegt. Das Buch hat künstlerischen Zug und fast documentarische Bedeutung.

Königin Luise von Preußen. Von Carl und K. Fr. Pfau. (Leipzig, Pfau.) — Auch dieser neuen Ausgabe können wir das gleich lobende Geleitswort mitgeben, denn die feinsinnige, erschöpfende Biographie der unvergleichlichen Frau und Herrscherin verdient die weiteste Verbreitung und einen Platz in jeder bürgerlichen Bücherei.

Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Egypten von Otto Fuchs. (Dresden, E. Pierson.) — Die frisch und farbig entworfenen Erzählungen des Verfassers der „Görbersdorfer Novellen" haben den ganzen Reiz des Erlebten und Geschauten. Berührt uns auch Manches seltsam und grell, so läßt uns die überall fühlbare Aufrichtigkeit des Verfassers keinen Augenblick im Zweifel. Das Wunderland der Pyramiden ist eben ein Land der Wunder geblieben, auch unter dem Einflusse des Haschisch. Wir gestehen offen, daß wir diesen modernen realistischen Novellen mit ihrem kecken, stimmungsvollen Auftrage den Vorzug geben vor allen gelehrten Nachempfindungen unserer romanschreibenden Egyptologen.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden von Moritz Schwalb. (Leipzig, Otto Wigand.) — Das schöne Erbauungsbuch hat einen emeritirten Bremer Prediger zum Verfasser und verbreitet sich über die wichtigsten religiösen Fragen in einem so kirchlich freisinnigen Geiste, daß wir auch die Predigtform fortgewünscht hätten. Es sind allgemein verständliche, geist- und lichtvolle Abhandlungen voll wahrer nichtdogmatischer Frömmigkeit über Bibel- und Wunderglauben, die Person Christi in historischem und philosophischem Sinne, die Sacramente und Dreieinigkeitslehre, die Prädestination, die protestantische Kirchenverfassung und die Errungenschaften und Aussichten der Reformation. Wir empfehlen das schöne Buch.

Eulen und Krebse. Roman von August Niemann. (Gotha, C. F. Wiedaus.) — Niemann, der mit dem Roman „Bakchen und Thyrsosträger" und die „Grafen von Altenschwerdt" so glücklich debütirte, hat bisher nicht gehalten, was er versprochen. Sein neuester Roman ist ein wohldurchdachtes, geistreiches Werk, wie es ein kenntnißvoller Mann schreibt, aber es fehlt die dichterische Anschauung und Gestaltungskraft. Es ist vor Allem schlecht componirt und zu breit. Die kleinsten Geschehnisse, die auf den Fortgang der Handlung gar keinen und auf die Charakteristik der Hauptpersonen wenig Einfluß haben, werden da mit der größten Gründlichkeit erzählt, während die Hauptscenen nicht selten jäh abbrechen oder in einem Wuste von Gesprächen untergehen. Dabei reden alle Personen denselben breiten, grundgescheiten Stil, gleichviel von welcher Bildungsklasse, welchem Alter sie sein mögen. So kommt es, daß man das Werk stellenweise nur mit Mühe liest. Der Verfasser wollte einen Buchhändlerroman schaffen und hat zu diesem Zwecke die Welt der Buchhändler und Buchschreiber studirt. Wir lernen große und kleine Verleger, allerlei Schriftsteller und nicht zu vergessen Schriftstellerinnen kennen und werfen Blicke in Comptoirs, Sortimentsgeschäfte, Redactionen, und die zahlreichen Typen reden viel Kluges über ihren Beruf. Oft auch zur unrechten Zeit. Als es zwischen Friedrich und Petersen zum Bruche kommt, erwarten wir wahrlich keine philosophischen Betrachtungen über Verlag und Verleger. Auch das lange Kapitel mit der Beschreibung des Buchladengeschäfts ist für den Gang der Handlung gleichgültig. Man merkt da eben, daß der Verfasser noch nothwendig alle seine Notizen über das Buchgewerbe anbringen will. Das Beste ist der Anfang, und gut sind auch die Episoden, die nichts mit „Eulen und Krebsen" zu thun haben. Lieutenant v. Busstedt und Friedrich sind prächtig bezeichnet, allein es ist doch sehr wohlfeil, daß der Verfasser des Letzteren Besserung einfach durch eine Erkrankung herbeiführt. In den Schloßscenen, dem adeligen Leben und dem feudalen Ton fühlt man überall, daß der Verfasser festen Boden unter den Füßen hat. Manches ist auch voller Humor, doch waltet durchweg ein lehrhafter und trockener Ton vor und nimmt dem Buche seinen besten Reiz. Es ist Schade, daß Niemann seine meisten Betrachtungen nicht lieber in das gleichzeitig erschienene Buch: „Die Erziehung des Menschen-

Digitized by Google

geschlechts" (Dresden, Pierson) verwiesen hat, wo sie entschieden besser am Platze waren. Er plaudert hier über die tiefsten moralphilosophischen Fragen, über Körper, Seele und Geist, Mensch und Gott und äußert in klarer, schöner Sprache seine Ansichten über Seelenwanderung, Vivisection, Vegetarismus, Wahnsinn, Physiognomik, Phrenologie, Unsterblichkeit u. s. w.; wenn er uns auch oft zum Widerspruche reizt, so bleibt er doch immer ein origineller Denker, der uns anregt und durch sein Wissen und seinen sittlichen Ernst Achtung einflößt. In dieser Philosophie eines Weltmanns erscheint er uns unvergleichlich bedeutender als in seinen letzten Romanen.

Das Lexikon der feinen Sitte. Von Kurt Adelfels. (Stuttgart, Levy & Müller.) — Ein überaus glücklicher Gedanke liegt diesem Buche zu Grunde, das recht eigentlich ein Handbuch der Etikette genannt werden kann. Wie oft kommt auch der gewiegteste Welt- und Menschenkenner in die Verlegenheit, wenn er sich correct nach dem gesellschaftlichen Comment benehmen soll. Noch wichtigere Dienste wird das sehr geschickt angelegte Buch dem unweltläufigen Menschen leisten, der stets anzustoßen und zu verletzen fürchtet. Hier erfährt man, wie man sich bei Hof, im Salon, auf Reisen, im Wirthshaus, gegen Vorgesetzte, Damen, Untergebene, fremde Kinder, auf Bällen, Hochzeiten, Taufen zu benehmen hat; auch das heikle Kapitel der Titulaturen, ferner das Vorstellen, Verloben, Besuchemachen 2c. ist nicht vergessen. Wer sich noch eingehender, gleichsam philosophisch-ästhetisch über das Thema unterrichten will, findet hierfür im gleichen Verlage „Lord Chesterfield's Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst", das schon von Hermann Hettner gerühmt wurde, und Munding's „Schule des Lebens", ein sinniges Brevier für Weltleute.

Venus Anadyomene. Eine Künstlernovelle von G. von Seydlitz. (München, Georg D. W. Callwey.) — Der Verfasser, den Lesern der „Gegenwart" nicht unbekannt, wirft hier eine Grundfrage des künstlerischen Schaffens auf: Wie weit hat der bildende Künstler bei der realistischen Art seiner Arbeit, die ihn nach dem Modell zu arbeiten zwingt, das Recht und die Pflicht, zu idealisiren, aber dabei zu individualisiren? und die Lösung oder, da eine solche unmöglich, doch die Exemplificirung des Problems hat er in dieser gedankenreichen Dichtung niedergelegt, welche die merkwürdige Liebesgeschichte eines genialen Künstlers und einer ihm Modell stehenden Dame aus der Gesellschaft behandelt. Jedenfalls ist das originelle künstlerische und psychologische Thema in durchaus berechtigter und ganz vorurtheilsloser Weise erörtert und dürfte für denkende Leser manche Anregung bieten. Mit Recht verwahrt sich der Verfasser dagegen, von seinen Kritikern in die bekannte Schablone gepreßt zu werden, denn sein Buch ist ohne Zweifel für die Idealisten zu realistisch und für die Realisten zu idealistisch. Die ersteren werden schon durch das sensationelle Titelbild abgeschreckt, das eigentlich das Verfänglichste von Allem ist, denn die geschilderten erotischen Scenen sind niemals lüstern oder unkünstlerisch. Die Realisten werden aber zu der überromantischen Vorgeschichte der Heldin, dem physisch unmöglichen Zweikampf im Atelier und dem allzu Typischen in den Charakteren den Kopf schütteln. Wenn die gewohnte Versicherung gegeben wird, dieses Geschehniß sei wirklich passirt, so ist es doch dem Autor nicht gelungen, das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen. Auch die Composition verräth eine ungeübte Hand. Es wird zu viel bloß wiedererzählt, referirt: zu wenig dargestellt, und die Handlung springt bald vor- und wieder rückwärts. Nur in der hochdramatischen Schlußscene steht der Verfasser voll und ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Immerhin eine interessante, talentvolle Arbeit, die Anerkennung verdient.

Guenn. Eine Welle am Strande der Bretagne. Von Blanche Willis Howard. (Stuttgart, Robert Lutz.) — Dieser sechste Band der Sternbanner-Serie amerikanischer Humoristen und Novellisten enthält eine von Stern und Jacobi gewandt übertragene und schon in's Französische, Italienische und Russische übersetzte Erzählung, die auch den Beifall Paul Heyse's fand. Er rühmt an dieser in all ihrer Einfachheit so ergreifenden Geschichte das Talent der Charakteristik, der glücklichen Gruppirung und Contrastirung der Gestalten und die Beherrschung aller Darstellungsmittel. Wir können uns dem Urtheil dieses competenten Richters nur anschließen und versichern, daß uns schon lange kein Buch, trotz des fremdartigen Stoffes, so sehr angeheimelt und erquickt hat.

Bei der Baronin von Plettenbach. Roman aus dem Highlife von Ottomar Beta. (München, Callwey.) — Wenn der Leser sich durch die nicht sehr lichtvolle erste Hälfte durchgearbeitet hat, so findet er in der zweiten seine Ausdauer reichlich belohnt, denn dann fängt die Handlung an interessant zu werden. Die fragwürdige Besserung eines leichtsinnigen Offiziers durch die Liebe ist ansprechend erzählt. Im Uebrigen haben wir trotz eines Selbstmordversuchs, der romantisch unwahrscheinlich abläuft, einen brauchbaren Lustspielstoff vor uns. Der Rollentausch der beiden heirathsfähigen Mädchen ist freilich zu theatralisch um lebenswahr zu sein. Eine meisterhafte Figur ist die Heirathsstifterin des Highlife, obwohl wir die cynische Offenheit, womit in diesen vornehmen Kreisen die Eheschließung besprochen wird, übertrieben finden. Für den jungen Winkler können wir uns nicht erwärmen, weil er nur episodisch auftritt, und in Folge dessen befriedigt die Lösung nicht. Die Sprache ist munter und geistvoll, aber der Verfasser raisonnirt zu viel, worunter der knappe Erzählerton und die gestaltende Kraft stellenweise zu leiden haben.

Lieder des Herzens. Von Alfred Friedmann. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Wenn Friedmann sich entschließen würde, statt alle Jahre drei Bände, alle drei Jahre einen Band erscheinen zu lassen, so wäre der Kritik die Möglichkeit gegeben, seinem Schaffen gerechter zu werden, und seine nachgerade langweiligen Klagen über Verkennung, Neid, Bosheit und Gegnerschaften würden vielleicht verstummen. Auch das vorliegende Bändchen, das manches wirklich Schöne enthält, wäre besser, wenn es um die Hälfte seines Inhaltes leichter gemacht und noch einmal unter die Feile genommen würde. Friedmann hat Talent, aber keinen Funken von Selbstkritik. Seine Virtuosität der Form, seine Leichtigkeit der Production, das Improvisatorische seines Schaffens haben seinen Sinn für die Feinheiten des lyrischen Tones ganz abgestumpft, und er merkt es gar nicht mehr, wenn er die oft glücklich angeschlagene Stimmung plötzlich durch eine Trivialität, einen handwerksmäßigen Mißklang, Fremdwörter, Wiederholungen aufhebt. In dem gewiß empfundenen und nicht bloß gemachten Gedichte: „Huldigung" kann er z. B. Vers 4—7 getrost streichen. Unvergleichlich besser sind seine Uebersetzungen. Uebrigens liegt Friedmann's Stärke keineswegs im Lied, für das er nicht fein genug organisirt ist, sondern im Sinngedicht. Hier allein kann er Bleibendes schaffen.

Geschichte der Weltliteratur. Von Ad. Stern. (Stuttgart, Rieger.) — Ein ebenso geistreicher als wohl gelungener Versuch, in übersichtlicher und gefälliger Darstellung die Hauptströmungen der Universalliteratur in ihren vornehmsten und einflußreichsten Vertretern zu kennzeichnen. Der überwältigende Stoff ist meisterhaft gruppirt und die Ausführung bei aller Knappheit klar und das Wichtigste erschöpfend. In seinem Urtheil ist Professor Stern immer maßvoll und wohlwollend, und daß sich das Buch leicht und angenehm liest, trotz des bunt zusammengewürfelten Stoffes, ist sein größter Vorzug. Wenn es auch das verwandte Buch des immer knorrigen, aber scharf kritischen und unvergleichlich belesenen Johannes Scherr in den breiteren Schichten des Publikums schwerlich verdrängen wird, so dürfte es doch in den feiner gebildeten Kreisen größeren Anhang gewinnen. Es ist das Werk eines feinsinnigen und gewiegten Literaturkenners.

## Inserate.


Soeben erschien:

**Wildenradt, v., Ubbo der Friese.** 2 Mk.
**Herzer, J., Dichterklänge aus dem Altertum.** Modern. Uebers. u. Nachdicht. 2 Mk.
**Heine's Buch der Lieder.** 1,50 Mk.
**Eichendorff's Tangenichts.** 1 Mk.
(Alle 4 gebunden m. Goldschn. u. bunter Einfassung.)

Leipzig. **Leipziger Verlagshaus.**

Verlag von **Max Waag** in **Stuttgart.**

**H. Richter,**
**Märchen aus dem Leben.**
**Preis M. 5.50.**
**Vorzüglich ausgestattet. Reich illustrirt.**

Von der Gegenwart in dieser Nummer, sowie u. A. von der „Leipziger Illustrirten" **als sehr geeignetes Festgeschenk bestens empfohlen.**

**Belletristische Novitäten**
aus der **Deutschen Verlags-Anstalt**
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

**Die Schlange im Paradiese.**
Novellenkranz von
**H. Rosenthal-Bonin.**
Preis geheftet 5 M., fein gebunden 6 M.

**Die Ritter des deutschen Hauses.**
Roman von
**Gregor Samarow.**
(Oskar Meding.)
2 Bde. Preis geh. 12 M., fein geb. 14 M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Georg D. W. Callwey, München.**

Soeben erschienen:

**G. von Seydlitz, Venus Anadyomene.** Eine Künstlernovelle. Cart. M. 2.50.
**O. Beta, Bei der Baronin von Plettenbach.** Roman. Elegant brosch. Mk. 2.50, geb. M. 3.—.
**Julius Grosse, Ein Frauenloos.** Roman. Eleg. brosch. M. 3.—.
**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

**Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

**Neues von Felix Dahn.**
**Weihnachten 1888.**
**Attila.** Historischer Roman aus der Völkerwanderung. 8°. Fein geb. 8 Mk.
**Frigga's Ja.** Erzählung. 12°. In Orig.-Band geb. 3 Mk.


Digitized by Google

Neuigkeiten für die Jugend aus K. Thienemann's Verlag in Stuttgart.

Schönstes Geschenk für Knaben.

# Das Buch der Jugend.

Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsre Knaben.

Alljährlich ein Band von ca. 400 Seiten mit vielen Text- und farbigen Bildern.

**3. Band.** | Jeder Jahrgang bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes. | **M. 6.50.**

In vielen Tausenden von Familien eingeführt.

Nicht ein, sondern das Buch der Jugend, bringt in anregender Abwechslung **historische, kulturgeschichtliche** und andere **Erzählungen**, Einführung in das Walten und Schalten der **Naturkräfte** und deren Anwendung in der **Technik**; darauf beruhende **Experimente** und **Spielereien**; ferner **Sammlungen aller Art**, Aufsätze über **Blumenpflege, Tierzüchten** ꝛc. Besonderes Gewicht ist auf **Körperausbildung** und **Bewegungsspiele** gelegt. — Damit wechseln für die langen Winterabende **Spiele im Zimmer**, anregende **Rätsel, geometrische, Rechen-** und **andere Aufgaben** der verschiedensten Art, so daß das Buch der Jugend mit Recht genannt werden kann:

**Das vielseitigste und anregendste Buch für Knaben, ein unzertrennlicher Kamerad fürs ganze Jahr.**

**Gegenwart, Berlin:** Mit dem Buch der Jugend schießt die Verlagshandlung den Vogel ab .... ein warm zu empfehlendes Vademecum für Knaben.

**Norddeutsche Allgem. Zeitung:** Das vielseitigste und anregendste Buch für Knaben, das wir aufs Wärmste empfehlen.

**Deutsche illustrierte Zeitung:** Gehört zu den besten Jugendschriften der letzten Jahre.

**Tägliche Rundschau, Berlin:** Wer einen Jungen hat, dem er etwas recht Brauchbares schenken möchte, dem kann ich aus bester Ueberzeugung zum B. d. J. raten ... reichhaltig, gut und im besten Sinne brauchbar für geistig regsame Knaben.

**Die beiden ersten Bände sind zum gleichen Preise noch vorrätig.**

**Wallenstein.** Nach Schillers Trilogie für die reifere Jugend bearbeitet von **M. Barack.** Mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 3.—.

**Versuche und Erfolge.** Eine Erzählung für junge Mädchen von **Eva Hartner.** Sehr elegant in Leinwand mit farbiger Deckelpressung, gebunden M. 4.—.

**Vom Kap nach Deutsch-Afrika.** Streifzüge nach einem Verschollenen. Der Jugend erzählt von **E. von Barsus.** 160 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 2.—.

**Der Wildtöter.** Eine Erzählung für die Jugend. Nach J. F. Cooper von **P. Moritz.** 160 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 2.—.

**Onkel Toms Hütte.** Eine Erzählung für die Jugend. Nach H. Beecher-Stowe der Jugend erzählt von **M. Jacobi.** 176 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern. Eleg. geb. M. 2.—.

**Märchenwelt.** Eine Sammlung der schönsten Märchen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von **Jul. Hoffmann.** 208 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 2.—.

**Die deutschen Kaiser.** Ein patriotisches Bilderbuch. 55 prächtige Farbenbilder auf 33 Tafeln mit geschichtlichem Text in Reime gebracht von **M. Barack.** 2. Aufl. Elegant geb. M. 6.—. Die neu aufgenommenen Farbenbilder der Hohenzollern-Kaiser sind genau nach den Bestimmungen Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. hergestellt worden, und Seine Majestät hat das ihr überreichte Exemplar unter dem Ausdrucke Allerhöchstihren Dankes entgegenzunehmen geruht. Das ist wohl die beste Empfehlung.

**Hebels Schatzkästlein für die Jugend.** 100 anmutige, frische Erzählungen ausgewählt von **Peter Diehl.** 3. Aufl. Mit 13 Tonbildern. Elegant gebunden M. 4.—.

**Im trauten Daheim.** Eine Erzählung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren von **Hedwig Frohl.** Mit 4 prächtigen Farbendruckbildern. 2. Aufl. Elegant gebunden M. 3.—.

**Eine kleine Musterwirtschaft.** Kleinen Mädchen von 7—12 Jahren erzählt von **Emma Biller-Butike.** Mit 4 prächtigen Farbenbildern. 2. Aufl. Eleg. gebunden M. 3.—.

**Durch Kampf zum Sieg.** Eine Erzählung aus der Zeit des texanischen Befreiungskrieges von **P. Scipio.** 185 Seiten und 4 Farbendruckbilder. 2. Aufl. M. 3.—.

**Ein reich illustrierter Katalog (ca. 100 prächtig au gestattete Werke für die Jugend) ist soeben erschienen.** Jede Buchhandlung ist im stande, eine Auswahl **Thienemann**'scher Werke vorzulegen; aus Orten, wo eine solche nicht existiert, wolle man sich direkt an **K. Thienemann's Verlag** in **Stuttgart** wenden.



## Bayerische Volkserzählungen.

Im Verlage von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Die Jachenauer in Griechenland.

Volkserzählung von ***Maximilian Schmidt.***

**Der Gesammelten Werke VIII. Band.**

8°. 15 Bogen 3 Mark brosch., 3.50 Mark gebunden.



**Eduard Trewendt in Breslau.**

# Afraja.

Ein nordischer Roman von **Theodor Mügge.**

Dritte Auflage.

8°. 532 Seiten. Schön gebunden **Preis 4 Mark.**

**Dieser klassische Roman spielt in Norwegen. Wer guten Lesestoff für die Familie braucht, der kaufe die spannenden Erzählungen Mügge's.**

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**



Neuigkeit des **G. Grote**'schen Verlags in **Berlin.**

# Zum Christfeste!

Deutsches Weihnachtsblatt

34 Seiten Folio-Format mit 15 Textbildern und 8 Farbendruck-Beilagen in Folio.

**Preis 2 Mark 50 Pf.**

Außerordentlich reichhaltig bei billigem Preise. Bietet einen für eine fröhliche Weihnachtsstimmung unschätzbaren Stoff an Lectüre und Bildern, und eignet sich außerdem in hervorragender Weise zu Geschenken. Als Weihnachtsgruß leicht und bequem unter Kreuzband an auswärtige Familienglieder zu versenden.



Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

# Helgamor und Godalind.

**Ein Epos**

aus der Zeit der Sachsenkriege **Karls des Großen.**

**Elegant gebunden mit Goldschn. 2 M.**

Weddigen's Helgamor und Godalind ist ein hervorragendes dichterisches Erzeugniß und schließt sich des Verfassers früheren Dichtungen würdig an. Der Dichter ist mit vorliegendem Werke wieder zur Geschichte seines Heimatlandes Westphalen zurückgekehrt, aus der er so manches herrliche poetische Motiv genommen. Auf dem geschichtlichen Hintergrunde der Kriege Karls des Großen mit den Sachsen, unter ihrem tapferen Widekind, heben sich die Liebesgeschichte Helgamors und Godalinds, sowie die Gestalten des treuen Elmar und Schmied Wiland herzerfreuend und rührend ab. Die Verse der Dichtung sind rein und wohllautend, und die in die Dichtung verwobenen Liederperlen entzückend. Dieses neueste Werk eines unserer namhaftesten vaterländischen Dichter ist als Festgeschenk besonders zu empfehlen.

Wiesbaden. **Chr. Limbarth.**



## Für den Weihnachtstisch.

**Friedmann, Alfred, Lieder des Herzens.** Eleg. gebd. Mk. 3.—.

— **Zwei Ehen.** Roman. 2. Aufl. gbd. Mk. 5.50.

— **Erlaubt u. Unerlaubt.** 2. Aufl. gbd. Mk. 4.50.

— **Aus Höhen u. Tiefen.** 2. Aufl. gbd. Mk. 4.—.

**Morgenstern, Olga. Für gesellige Kreise.** Ernste u. heitere Deklamationsstücke. Elg. gbd. Mk. 4.—.

**Sanders, Daniel. Fürs deutsche Haus.** Blüthenlese aus d. Bibel u. d. griech. u. röm. Klassikern. Eleg. gbd. Mk. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen vorherige Einsendung des Betrages von **Rosenbaum & Hart, Berlin, W. 57.**



Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Soeben erschien Band 6 der „**Sternbanner-Serie**“:

# Guenn

von

**Blanche Willis Howard.**

Deutsch von

**H. Stern** und **M. Jacobi.**

**Brosch. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.—.**


Digitized by Google

Bei S. Hirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

**Gesammelte Aufsätze**

von

**Gustav Freytag.**

Zwei Bände gr. 8.

Erster Band: **Politische Aufsätze.**
Preis geheftet 6 Mk., in Halbfranz gebunden 8 Mk.

Zweiter Band: **Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst.**
Preis geheftet 6 Mk., in Halbfranz gebunden 8 Mk.

☞ Die Aufsätze dieser beiden Bände wurden — wenige ausgenommen — in den Jahren 1848—1874 geschrieben, zuerst in den Zeitschriften **„Die Grenzboten"** und **„Im neuen Reich"** gedruckt und bilden jetzt den **15.** und **16. Band** von Freytag's gesammelten Werken, welche in dieser Ausgabe **nicht einzeln** verkäuflich sind.

Vielseitig geäußerten Wünschen zu entsprechen, veröffentlichen Verfasser und Verleger diese Aufsätze nunmehr in einer besonderen Ausgabe.

**Julius Lippert,**

**Kulturgeschichte der Menschheit.**

**2 Bände.** gr. 8. geh. 20 Mk.
Eleg. in Halbfr. geb. 25 Mk.

Verlag von F. Enke in Stuttgart.

**Gediegenes Festgeschenk**
empfohlen von d. gesammten Presse!

**Conr. Ferd. Meyer's Schriften.**

(Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**)

**Acht Bände**

gut in Halbfranzband gebunden, in Carton. **Preis 40 Mark.**

**Inhalt und Preise der einzelnen Bände in feinem Halbfranzband gebunden.**

Novellen. 2 Bände . . . . . M. 14.—
Inhalt: I. Das Amulet. — Der Schuss von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolf's Page. II. Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin.

Jürg Jenatsch. 11. Auflage . . M. 7.—
Gedichte. 3. Auflage . . . . M. 7.—
Versuchung des Pescara. 3. Aufl. M. 7.—
Der Heilige. 7. Auflage . . . M. 6.—
Hutten's letzte Tage. 6. Auflage M. 6.—
Engelberg. 2. Auflage . . . . M. 5.—

**Inhalt und Preise der einzelnen in Leinwand gebundenen Bände.**

Novellen. 2 Bände . . . . . M. 10.—
Inhalt: I. Das Amulet. — Der Schuss von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolf's Page. II. Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin.

Jürg Jenatsch. 11. Auflage . . M. 5.—
Gedichte. 3. Auflage . . . . M. 5.—
Versuchung des Pescara. 3. Aufl. M. 5.—
Der Heilige. 7. Auflage . . . M. 4.—
Hutten's letzte Tage. 6. Auflage M. 4.—
Hutten's letzte Tage. 4. Prachtausgabe, gross Quarto . . . M. 16.—
Engelberg. 2. Auflage . . . . M. 3.—
Das Leiden eines Knaben. 2. Aufl. M. 3.—
Die Hochzeit des Mönchs. 3. Aufl. M. 3.—
Die Richterin. 2. Auflage . . . M. 3.—

Das vornehmste und poesievollste Festgeschenk:

**Die Königsphantasien. (König Ludwig u. seine Schlösser.)**

**Bilder:** Albert-München; Goupil's Nachfolger-Paris; Angerer & Göschl-Wien; Frisch-Berlin.

**Text:** Arthur Mennell.

**Reichster Original-Prachtband in goldgeschmücktem Damast.**

**Preis 30 Mark.**

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

Das schnell zu allgemeiner Anerkennung gelangte Werk ist auch in Lieferungen à **1 Mark 50 Pf.** zu beziehen.

Leipzig. **Verlag der Literarischen Gesellschaft.**

Im Verlage der **H. Hildebrandt'**schen Buchhandlung in **Stolp i. Pomm.** ist soeben erschienen:

**Kritsche, Bilderbuch eines Schwermüthigen.** 1.25 M., elegant geb. 2.25 M.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung.**

**Skat.**

Skat-Anekdoten, -Witze, -Aufgaben, -Humoresken, -Gedichte (eventuell auch zur Illustrirung geeignet), werden für die Skat-Ecke eines demnächst neu erscheinenden Blattes gesucht und angemessen honorirt.

**Paul Köhler,**
Literarisches Bureau,
**Berlin, Weißenburgerstr. 8.**

**Noch rechtzeitig f. d. Weihnachtstisch**
erschien soeben:

**Mosaik**

**Geschichtliche Skizzen**
von
**R. Wille,** Oberst.

Brosch. M. 3.—, in Eichelband M. 4.—.

Eine neue Arbeit in **flotter, feuilletonist. Schreibw.** aus der Feder des rühml. bek. **Militär-** u. **Gesch.-Schriftstellers** wird jed. **Geschichtsfreund** u. **Gebildete, dessen geist. Nahrung nicht ausschl. Romane u. Novellen bilden, mit Freuden begrüßen.**

**G. A. Alberti's Hofbh., Hanau.**

**Königin Luise von Preußen** von Dr. **Carl** u. **Karl Fr. Pfau.** In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

**Karl Fr. Pfau** in **Leipzig.**

**Verlag von Gustav Engel in Leipzig.**

Soeben erschien:

**Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs**

in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von

**Dr. Moritz Brasch.**

34 Bogen gr. 8°. Eleg. geheftet 8 Mk.


Hierzu zwei Beilagen von Artur Seemann in Leipzig und Levy & Müller in Stuttgart.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 22. December 1888. Band XXXIV.

CORNELL UNIVERSITY, JAN 14 1889 LIBRARY

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:**

Die Aussichten der Alters- und Invaliditätsversicherung. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. — **Literatur und Kunst:** Ein Weihnachtsfest. Von Eugen Reichel. — Maximilian Schmidt. Von Alfred von Mensi. — Die Weihnachtsgabe der Romanprofessoren. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Weihnachten im Feld. Eine militärische Erinnerung von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Letzte Liebe." Schauspiel in fünf Acten aus dem Ungarischen von L. Doczi. (Königliches Schauspielhaus.) Von O. B. — Zwei Weihnachtsstücke. Von Z. — Notizen. — Inserate.

### Die Aussichten der Alters- und Invaliditätsversicherung.

Von Friedrich Boettcher, Mitglied des Reichstags.

Der Reichstag ist nach kaum dreiwöchigem Zusammensein in die Weihnachtsferien gegangen, aber die kurze Zeit hat immerhin genügt, das Arbeitsprogramm dieses Winters festzustellen. Wenn nicht unvorhergesehene Dinge eintreten, so wird die gegenwärtige Session gegen andere an Vielheit der Aufgaben zurückstehen; niemals zuvor aber ist die Volksvertretung vor ein so schwieriges und verantwortungsvolles Werk gestellt gewesen, wie es der Gesetzentwurf über die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter enthält.

In der Entwickelungsgeschichte der Menschheit wird unsere Zeit das Zeichen der Emancipation des vierten Standes tragen. Eine Gesellschaftsschicht, die bis dahin in patriarchalischer Abhängigkeit gestanden hatte, deren Bestandtheile in der Vereinzelung kaum zum Nachdenken über ihre Lage gekommen waren, ist durch die gewaltige Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse in große Massen zusammengeführt worden und, unterstützt durch die fortschreitende Schulbildung, zum Klassenbewußtsein gelangt. Ueberall in den heutigen Culturstaaten hat dies Bewußtsein eine wachsende Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zur Folge gehabt. Der demokratische Zug unseres Jahrhunderts, dem sich keine Gesetzgebung zu entziehen vermochte, dem vor Allem das Deutsche Reich sofort bei seinem Entstehen in der vollen rechtlichen Gleichstellung aller seiner Angehörigen gefolgt ist, beförderte die Organisation dieser Unzufriedenheit zu einer revolutionären Bewegung, welche in der ganzen civilisirten Welt nicht allein die Staats-, sondern auch die Gesellschaftsordnung bedrohte.

Lange ist diese Gefahr erkannt gewesen, lange hat man auf Mittel gesonnen, ihr zu begegnen. Die Führer der revolutionären Bewegung zeigten ihren Gläubigen als Ziel einen Staat, der allen seinen Bürgern das gleiche Maß irdischen Glückes zutheilen werde; auf der anderen Seite predigte man die Selbsthülfe, ausgeübt sowohl durch die Kraft des Einzelnen wie durch freie Vereinigung, als den alleinigen Weg, die Lage der arbeitenden Klasse zu bessern. Und inzwischen griff die Gährung weiter und weiter, bis die Ereignisse des Sommers 1878 Jedem, der sehen wollte, die Augen öffneten über den Abgrund, dem wir zutrieben.

Von jenem Augenblicke stammt der Entschluß des Deutschen Reiches, der ungeheuren Gefahr, deren Besiegung durch die freie Thätigkeit der Gesellschaft man vergebens erwartet hatte, nunmehr mit den eignen Mitteln entgegenzutreten. In dem Socialistengesetz schuf man die scharfe Waffe gegen die Umsturzbewegung, zugleich aber verkündete man es als heilige Pflicht, den nothleidenden Klassen ein höheres Maß staatlicher Fürsorge zuzuwenden, als bisher geschehen. Und diesem Gedanken entsprang jene kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, welche der Thätigkeit des modernen Staates eine bisher nicht betretene Bahn eröffnete.

Es ist gut, an diese Entstehung unserer socialpolitischen Gesetzgebung zu erinnern. Gewiß enthält sie einen Bruch mit den Auffassungen, in welchen das ältere Geschlecht aufgewachsen war, und viele von denen, welche an ihr mitarbeiten, haben sich mit sich selbst mehr oder weniger in Widerspruch setzen müssen. Aber war es nicht eine innere, durch eine vorher nie gekannte wirthschaftlich-sociale Entwickelung bedingte Lage, in der man sich befand? Und konnte man dem Staate die Unterstützung versagen in der Abwendung einer Gefahr, deren Deutlichkeit und Unmittelbarkeit ein Zögern nicht mehr gestattete?

Doch nicht allein der Selbsterhaltungstrieb derjenigen, die an der Fortdauer des Bestehenden interessirt sind, hat zu dieser Gesetzgebung geführt. Ihr tieferer Grund liegt in der Erkenntniß, die in den Tagen der Prüfung sich in immer weiteren Kreisen Bahn brach, daß mit der alten theoretischen Scheidung zwischen den Aufgaben des Staates und denen der Gesellschaft den Bedürfnissen der heutigen Welt nicht mehr genügt werden kann, daß die sittliche Pflicht, welche die Gesellschaft gegen ihre nothleidenden Glieder hat, ebenso sehr eine sittliche Pflicht des Staates ist. In der That, der Grundgedanke des Christenthums, die Pflicht der Nächstenliebe, war es, den man in einer von aller bisherigen Doctrin abweichenden Weise in den Staatszweck hineintrug.

Naturgemäß hat sich die alte Schule, welcher die von dem Staate möglichst unbehelligte, sich selbst überlassene Gesellschaft als unumstößliches Dogma gilt, dieser bedeutsamen Wandlung von Anfang an widersetzt; noch niemals aber so heftig, wie in der Discussion der jüngsten Zeit. Bei dem Krankenkassen- wie bei dem Unfallversicherungsgesetze beschränkte sich das staatliche Eingreifen darauf, bestimmte Theile der Gesellschaft zur Erfüllung gewisser in ihren Kreis fallender socialer Aufgaben zu zwingen; der Entwurf des Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes aber begnügt sich nicht mit diesem Zwange der zunächst Betheiligten, sondern er läßt sich das Reich an der zu erfüllenden Aufgabe activ mit den Mitteln der Gesammtheit betheiligen. In diesem Reichszuschusse liegt allerdings das socialistische Moment der zur Herrschaft gelangten Staatsauffassung am deutlichsten ausgeprägt. Begreiflich

Digitized by Google

daher, daß die alte Schule gegen diesen Gesetzentwurf noch einmal mit dem ganzen Aufwande ihrer Argumente, Warnungen und Prophezeihungen zu Felde zieht.

Es wäre leichtfertig, ihre Stimme einfach zu überhören. Die Gefahr, welche sie in den Vordergrund stellt, liegt allerdings nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, die Gefahr nämlich, daß durch die Anerkennung einer Pflicht der Gesammtheit, aus ihren Mitteln zur Besserung der wirthschaftlichen Lage eines Theiles der Gesellschaft mitzuwirken, die Begehrlichkeit der Massen nur gesteigert, den socialdemokratischen Ideen und Bestrebungen innerhalb dieser Massen nur der Boden geebnet werde. Aber könnte die Furcht vor einer solchen Möglichkeit die Gesetzgebung abhalten, eine sittliche Pflicht zu erfüllen, die man als solche anerkennen muß? Selbst die nächstliegenden Zweckmäßigkeitsgründe würden gebieten, wenigstens den Versuch zu machen, auf diesem Wege dem drohenden Umsturze vorzubeugen, nachdem man sich von der Unzulänglichkeit der freien Selbsthülfe überzeugt hat.

Das Letztere wollen die Gegner der socialpolitischen Gesetzgebung freilich nicht zugeben. Dagegen beschuldigen sie eben diese Gesetzgebung, durch ihr bloßes Dasein die Vorstellung von der Entbehrlichkeit der freien Thätigkeit zur Besserung des Looses der arbeitenden Klassen erzeugt und besonders in dem Arbeiter den Trieb der Selbsthülfe erstickt zu haben. Man kann nicht ärger übertreiben. Die socialpolitische Gesetzgebung des Reiches hat sich den Rahmen so eng gesteckt, wie es durch den zu Grunde liegenden Gedanken, den Nothleidenden zu helfen, geboten ist. Sie will Fürsorge treffen für das wirthschaftliche Elend, welches aus der Erwerbsunfähigkeit der Arbeiter entsteht. Welch' unermeßliches Feld bleibt daneben offen für die freie Thätigkeit, um das Loos der minder Bemittelten erfreulicher zu gestalten! Ist wirklich zu befürchten, daß der Arbeiter, der neben seinen gesetzlich vorgeschriebenen Beiträgen zu den verschiedenen Versicherungskassen noch weiter zu sparen im Stande ist, nun bloß deshalb, weil er sich für den Fall der Erwerbsunfähigkeit nothdürftig versorgt weiß, leichtsinnig Alles vergeuden werde? Im Gegentheil, eher könnte man annehmen, daß der Zwang zu jenen Versicherungsbeiträgen ihn überhaupt zu ernsterem Nachdenken über seine Zukunft veranlassen würde.

Man sollte nun erwarten, daß gerade Diejenigen, welche ein Erlahmen der freien Thätigkeit befürchten, es mit Genugthuung begrüßen müßten, daß der Staat seine Fürsorge auf das nothwendigste Maß beschränkt. Statt dessen verwenden sie ihren ganzen Scharfsinn darauf, dem Arbeiter vorzurechnen, wie kümmerlich er durch die staatliche Gesetzgebung bedacht werde. Als ob die Vertreter der Socialpolitik des Reichs dem Arbeiter jemals ein behagliches Wohlleben versprochen hätten!

Es ist die deutschfreisinnige Partei, welche dem Alters- und Invalidenversicherungsentwurfe eine derartige Kritik im Reichstage entgegengesetzt hat. Wohl selten hat die Geschichte des Constitutionalismus eine Partei gesehen, an welcher die Lehren ihrer Fehler so spurlos vorübergegangen wären, wie an dieser. Der Niedergang unserer radicalen Linken ist ohne Zweifel zum nicht geringen Theile durch die unfruchtbare Negation verursacht, welche dieselbe der socialpolitischen Gesetzgebung entgegengestellt hat. Wäre es da nicht ein Gebot der Klugheit gewesen, angesichts der neuen Vorlage zu erklären: Wir tragen für die Bahn, welche diese Gesetzgebung eingeschlagen hat, keine Verantwortung; nachdem sie aber einmal eingeschlagen ist, wünschen auch wir aufrichtig, daß das Ziel erreicht werde, und sind bereit, mit dazu beizutragen? Würde sich bei solcher Stellung der Partei ihr nicht die Aussicht eröffnet haben, für ihre an sich so berechtigte Mahnung, daß das wirthschaftliche Gedeihen des Einzelnen in erster Linie doch immer nur auf seiner Selbstthätigkeit und seinem Selbstverantwortlichkeitsbewußtsein beruhen kann, ein bereitwilligeres Gehör zu finden? Aber nein, die deutschfreisinnige Partei hat jede Spur eines Einlenkens vermieden. Die Socialdemokratie selbst, wiewohl sie das stärkste Interesse daran hat, den Arbeiter vor der Vorstellung zu bewahren, daß ihm von der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ein wirklicher Vortheil zugewandt werden könnte, ist dem Gesetzentwurfe gegenüber sehr vorsichtig zu Werke gegangen. Fast könnte man meinen, die deutschfreisinnige Partei habe sich an ihre Stelle setzen wollen, so aufreizend — wenn nicht in der Form, so doch in der Sache — hat dieselbe ihr wegwerfendes Urtheil über die Vorlage begründet. Diese Gesetzgebung kann nicht, sie darf nicht zum Guten führen, denn die deutschfreisinnige Partei hat's gesagt — das war der Standpunkt beim Unfallversicherungsgesetz, das ist er auch heute.

Im Ernst wird freilich wohl kaum Jemand etwas Anderes von dieser Seite erwartet haben. Von größerer Bedeutung ist die Frage nach der Stellung der Centrumspartei. Dieselbe hat beim Krankenkassen-, vor Allem aber beim Unfallversicherungsgesetz das entscheidende Gewicht in die Wagschale geworfen, ohne sie wären jene Gesetze bei der damaligen Zusammensetzung des Reichstags nicht zu Stande gekommen. Der heutigen Vorlage gegenüber haben sich ihre Redner in wesentlichen Punkten oppositionell verhalten. Sie klagten über bureaukratische Organisation, vor Allem aber über den Reichszuschuß, dem sie grundsätzlich widerstrebten. Nichts natürlicher als das. Dem Centrum ist der sogenannte Staatssocialismus womöglich noch verhaßter, als den Deutschfreisinnigen. Sein Ideal ist die Lösung der socialen Aufgaben durch corporative Organisationen, angelehnt an die gewaltigste Corporation der Weltgeschichte, die katholische Kirche. Ihm war es willkommen, daß der Staat, wie es bei der Unfallversicherung geschehen, sich dazu hergab, derartige Organisationen mit seiner Zwangsgewalt zu schaffen, darüber hinaus aber sollte er möglichst gar nichts zu sagen haben. Dementsprechend möchte man auch jetzt die Alters- und Invaliditätsversicherung auf den Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung aufgebaut haben und von einem Beitrage aus Reichsmitteln nichts wissen. Dazu mag noch das particularistische Bedenken kommen, daß diese finanzielle Mitwirkung des Reichs logischerweise zu einer die Selbständigkeit der Einzelstaaten beeinträchtigenden Reichsversicherungsanstalt führen werde.

Die übrigen Bestandtheile der für die socialpolitische Gesetzgebung bisher eingetretenen Mehrheit, die nationalliberale und die conservativen Parteien, haben den großen Stein des Anstoßes, den Reichszuschuß, kaum der Erwähnung werth gehalten. Man wird darum aber doch nicht annehmen dürfen, daß sie die principielle Bedeutung desselben übersehen hätten. Nur erschien ihnen dieser Zuschuß nicht als etwas wesentlich Neues, sondern als die unausweichliche Consequenz der sittlichen Pflicht der Gesammtheit, für die Nothleidenden einzutreten. Hatte man bei den früheren Versicherungsgesetzen von einem derartigen directen Beitrage des Reichs abgesehen, so drängte sich jetzt umso lebhafter die Besorgniß auf, daß die zunächst Betheiligten die Versicherungslast aus ihren eigenen Mitteln allein nicht würden tragen können, ohne ihre wirthschaftliche Leistungsfähigkeit zu gefährden. Unter diesen Umständen erschien, wenn man eine Versorgung der Altersschwachen und Invaliden überhaupt wollte, die Beihülfe der Gesammtheit unentbehrlich und auch um so eher gerechtfertigt, als Altersschwäche und Invalidität überwiegend nicht die eigenthümlichen Folgen einer bestimmten wirthschaftlichen Thätigkeit, sondern das Ergebniß allgemein menschlicher Verhältnisse sind. Jene sittliche Pflicht der Gesammtheit einmal anerkannt, konnte die Zulässigkeit des Reichszuschusses auch nicht erschüttert werden durch alle die Tüfteleien über die Frage, wer eigentlich denselben aufzubringen haben würde. In dem millionenfach verschlungenen Wechselwirkungsgetriebe des großen socialen Organismus ist es schlechterdings unmöglich, zu zerlegen, wieviel der Einzelne giebt, wie viel er empfängt. Hier kann man nur auskommen mit dem Worte: „Alle für Einen, Einer für Alle". Am wenigsten aber konnten die Gründe, welche dem Centrum den Reichszuschuß verleiden, für die anderen Parteien maßgebend sein. Eine Behandlung der Socialpolitik, deren Hintergrund immer die Interessen und Bestrebungen der katholischen Kirche bilden, paßt nicht in den Rahmen des modernen Staates mit seiner Gewissensfreiheit, seiner Gleichheit der Bekenntnisse.

Digitized by Google

Herrscht also zwischen den Nationalliberalen, den Conservativen und der Regierung über den Reichszuschuß volles Einverständniß, so kann nicht ein Gleiches gesagt werden in Bezug auf die Organisation der Versicherung. Von nationalliberaler Seite hat man der territorialen Organisation des Entwurfes den Vorschlag einer einheitlichen Reichsversicherungsanstalt entgegengesetzt. Es wird indeß nicht zu befürchten sein, daß die alten Gegensätze des Particularismus und des Centralismus in diesem Punkte in einer das Schicksal des ganzen Werkes gefährdenden Weise auf einander platzen könnten.

Für die Reichsanstalt spricht nicht nur die logische Correctheit, sondern zahlreiche Zweckmäßigkeitsgründe, während die Einwände, welche bisher gegen sie vorgebracht wurden, keineswegs unübersteigliche Hindernisse erkennen lassen. Man wird die Frage vorurtheilslos weiter prüfen und die schließliche Entscheidung dem großen Zwecke unterordnen.

So ergiebt sich, daß dem Gesetze Seitens der aus Nationalliberalen und Conservativen gebildeten Mehrheit principielle politische Schwierigkeiten nicht im Wege stehen. Sein Zustandekommen kann also als gesichert betrachtet werden. Angesichts dieser Thatsache wird sich das Centrum seine Haltung wohl noch einmal gründlich überlegen. Bedingungen vorzuschreiben, wie bei der Unfallversicherung, ist es heute nicht mehr in der Lage, einfach ablehnen wird es auch nicht wollen, also wird es wohl mit rathen und mit thaten, und man kann erwarten, daß die parlamentarische Basis der socialpolitischen Gesetzgebung dieselbe bleibt, wie bisher.

Wenn trotz dieser günstigen Constellation das Zustandekommen des Gesetzes in der gegenwärtigen Session höchst zweifelhaft ist, so liegt das an seinen überaus großen technischen Schwierigkeiten. Bei denselben ist äußerste Vorsicht doppelt geboten, damit nicht das Gesetz, statt den socialen Frieden zu fördern, die Unzufriedenheit schüre. Man wird also nichts über's Knie brechen dürfen. Darüber aber ist unter der Mehrheit des Reichstags kein Zweifel, daß diese Legislaturperiode nicht zu Ende gehen darf, ohne daß dies kühnste und umfassendste Werk unserer socialpolitischen Gesetzgebung vollendet ist.

## Literatur und Kunst.

### Ein Weihnachtsfest.

Weihnachten war's, die wundersame Zeit
Mit ihrer stillverklärten Herrlichkeit.

Auch mir erstrahlte mild im engen Raum
Ein buntgeschmückter junger Tannenbaum.

Mein Blick umflort an all' den Lichtern hing,
Bis meinen Geist ein Traumgeweb' umfing.

Es dehnten sich die Wände nach und nach;
Zur weiten Halle wurde mein Gemach.

Ein mächt'ger Tisch, bedeckt von Geisterhand
Mit Gaben aller Art, in Mitten stand.

Und über Allem ragte stolz empor
Ein Riesenbaum in reichstem Kerzenflor.

Ich sah die Pracht und hegte dennoch Gram,
Weil meine Lust kein Mensch zu theilen kam.

Da stand ich auf und rief es laut hinaus:
Ihr Armen, kommt in mein verödet Haus! —

Und sieh, nun quoll zum offnen Thor herein
Verhärmtes Volk — ein Drängen, Stoßen, Schrei'n —

In allen Blicken Hunger, Leid und Gier —
Ich aber sprach: Ihr Lieben, sehet hier!

Vergeßt und wiegt einmal den Schmerz in Ruh —
Doch ungezügelt eilten sie hinzu.

Nach Allem griffen Alle, rissen's wild
Einander aus den Händen — welch' ein Bild!

Ein Toben, lautes Neid- und Wuthgeheul;
Vergebens wollt' ich wehren diesem Greul.

Und neue Schaaren drängten drohend jetzt
Entgegen mir — da sprang ich auf, entsetzt —

Ich floh davon — und mußte nun mit Grau'n
Das Ende dieses widren Schauspiels schau'n:

Den Baum ergriff ein Mann mit Frevlerhand
Und steckte grinsend Saal und Haus in Brand.

Ein markerschütternd Schrei'n — der Flamme Loh'n —
Ich hörte, sah's — da war der Traum entfloh'n.

Erwachend bannt' ich dieses Wehgesicht;
Am Weihnachtsbaum verglomm das letzte Licht.

Verschwälend schwebte durch die warme Luft
Ein weicher Harzgeruch, ein süßer Duft.

Ich saß und starrte schweigend vor mich hin,
Ergrübelnd meines Traumes grausen Sinn — —

O Genius der Menschheit, wer versteht,
Was räthselvoll in Deinem Hauche weht?

Wann kommt in diese krankverstörte Welt
Ein selbstlos reiner All-Erlösungsheld?

Wann feiern Alle, ruhevoll versöhnt,
Ein Sonnenfest von Erdenglück verschönt?

Eugen Reichel.

### Maximilian Schmidt.

Von Alfred von Mensi.

Seit einigen Jahren geht ein Theil jener Schauspiel-Kräfte, die sich am Münchener „Theater am Gärtnerplatz" zusammengefunden haben, unter der Führung eines industriösen Collegen jeden Sommer auf Reisen, um insbesondere im Norden des deutschen Vaterlandes jene oberbayerischen Volksstücke aufzuführen, die lange vorher eben an dieser Bühne ein wenig beachtetes, aber um so fruchtbareres Dasein geführt hatten. Unter den Namen „die Münchener" sind diese süddeutschen Missionäre im Norden bekannt, und sie gefallen sich in dieser, nebenbei sehr lucrativen Mission so sehr, daß sie gar nicht mehr auf länger in ihre Heimath zurückwollen und daß man schon heute, im Winter wie im Sommer, die „Münchener" überall eher findet als in München, wo sich die Volksbühne am Gärtnerplatz, von ihren undankbaren Söhnen, denen sie den Namen gegeben, schmählich im Stiche gelassen, inzwischen gewissermaßen mit einem Talmi-Volksstückensemble behelfen muß und immer mehr der gerade herrschenden Tagesoperette verfällt.

Neben dieser lorbeerreichen Mission des oberbayerischen Volksthums bewegt sich noch eine andere stillere, aber nicht minder ruhmreiche und noch nachhaltigere, die der oberbayerischen Volksschriftsteller. Von diesen hat keiner sich in so kurzer Zeit einen so umfangreichen und dankbaren Leserkreis erobert wie Maximilian Schmidt. Seine Schriften — er hat es, ein nicht zu häufiger Fall bei lebenden deutschen Schriftstellern, bereits zu „Gesammelten Werken"*) gebracht — werden in der Bauernhütte des bayerischen Waldes und an den Ufern der Ostsee gelesen. Wohl ist Maximilian Schmidt nicht der Erste, der sich in das Leben bayerischer Bauern vertieft hat, er hat mehr als einen Vorgänger, aber ihm, dem Leben-

*) Leipzig, G. A. Liebeskind.

Digitized by Google

den und rüstig in der Vollkraft seines Talentes Schaffenden, ist, ganz abgesehen von diesem Talent selbst, die politische Einigung von Nord und Süd ganz besonders zu gute gekommen, und jedes neue Werk seiner nimmermüden Feder schafft sich an neuen Orten Bahn. An der Wiege ist es dem heute so beliebten Volksdichter und bayerischen Hofrath nicht gesungen worden, daß er berufen sein werde, einst Land und Leute seiner Heimath poetisch zu verherrlichen. Als Sohn eines Zollamtscontroleurs in Eschlkam im bayerischen Walde, hart an der böhmischen Grenze, am 25. Februar 1832 geboren, schien er sich zuerst der technischen, später der militärischen Laufbahn für immer widmen zu wollen. Die Feldzüge von 1866 und 1870 ließen darüber keinen Zweifel; doch schon als Lieutenant und Inspections-Officier am kgl. Cadettencorps zu München lud er sich die Muse zu Gast: ein paar gelungene Singspiele, die bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt wurden, lenkten die Aufmerksamkeit des Königs Maximilian und die seiner Cameraden auf ein Talent, das vorerst nur der Unterhaltung im engsten Kreise dienen zu wollen schien. Den Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit datirt aber Schmidt selbst nicht von diesen lustigen Erstlingsversuchen, sondern von dem Jahre 1863 an, als er mit seinen „Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde", dem „Fräulein von Lichtenegg", dem „Lateinischen Bauer" und der „Christkindlsingerin" vor das deutsche Publikum trat. Wenn auch aus diesen Erzählungen der literarische Anfänger noch unschwer zu erkennen war, die beiden größten Volksdichtungen der nächsten Jahre, „Brigitta" (1867) und „Die Glasmacherleut" (1868) weisen schon alle jene Vorzüge, ungezwungene Erfindung, scharfe Natur- und Menschenbeobachtung und vor Allem den Sinn für das Culturelle, für Sitten und Gebräuche, auf, die wir in seinen späteren Werken in erhöhtem Grade wiederfinden.

Vom großen Kriegsjahr 1870/71 tritt im literarischen Schaffen des jungen Officiers, der sich in den Gesellschaftskreisen der Residenzstadt früh einen Namen als unerschöpflicher Maître de plaisir gemacht hatte, eine beinahe zehnjährige Pause ein, und erst vom Jahre 1879 an hat jedes Jahr in ununterbrochener Reihenfolge mehrere Schriften auf den Büchermarkt gebracht, und beiläufig von diesem Jahr kann man auch eine über Bayern hinaus sich stetig verbreitende Werthschätzung der volksthümlichen Schriften Maximilian Schmidt's datiren. Im folgenden Jahre erscheinen gleich zwei Bauernnovellen von Bedeutung: „Der Schutzgeist von Oberammergau", und „Die Johannisnacht", und das Jahr 1881 bringt die kleinen Militärhumoresken „Der vergangene Auditor", „Die Feldherrnhalle" und „Lustige Haft", sowie den bedeutenden „Leonhardsritt", „'s Almstummerl", „Die Miesenbacher" und die Dramatisirung der „Johannisnacht". Das Jahr 1882 aber ist so ziemlich das fruchtbarste im bisherigen Schaffen dieses Schriftstellers geblieben. Es zeitigte die „Knappenlisl", den „Herrgottsmantel", „Die Schwanjungfrau", „Meister Martin" und die in ihrer Dramatisirung durch die Aufführungen der „Münchener" in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen Romane „'s Austragstüberl" und „Der Georgithaler". Es geschieht lediglich der Vollständigkeit halber, wenn ich hier, bevor ich darangehe, Ziel und Schreibweise in den Schmidt'schen Schriften darzulegen, die einmal begonnene Liste derselben chronologisch vervollständige. In rascher Reihenfolge schreibt Maximilian Schmidt, der sich inzwischen ausschließlich dem Schriftstellerberufe gewidmet hat und dem verschiedene Reisen auch einen weiteren Blick für Land und Leute und die Kenntniß seines weiteren Vaterlandes vermittelten: „Die Blinde von Kunterweg", „Der goldene Samstag", „Die Bärenritter" (1883) „Der Loder von Boarisch-Zell", „Die wilde Braut", „Der Tranklsimmet", „Der Scherzlgeiger", „Die „Fischerrosl von St. Heinrich", die Gedichtsammlung „Altboarisch" (1884) „Der Zuggeist", „Der Erbe von Pollingsried", „Der Musikant von Tegernsee", zu welchem Meister Mathias Schmid einen prächtigen Bauernkopf gezeichnet hat, „Die Kranzlflechterin", „Im Wetterstein" (1885), „Der Bubenrichter von Mittenwald", „Der weiße Sonntag" (1886), „Die Ameisenhexe", „'s Liserl vom Ammersee", „Der Schützenkönig" (1887) und in diesen Tagen erst sind als achter Band der „Gesammelten Werke" „Die Jachenauer in Griechenland" erschienen. Die Sammlung der Schmidt'schen Schriften ist keine chronologische, wie auch die oben angeführten Entstehungsjahre der einzelnen Erzählungen nicht mit ihrer Erscheinungszeit zusammenfallen, aber es ist beabsichtigt, in die Sammlung sämmtliche früher und einzeln erschienenen Erzählungen aufzunehmen.

Auf den ersten Blick wird auch dem oberflächlichen Kenner des Bayernlandes bei der Durchsicht dieser Büchertitel der große Kreis auffallen, den der Autor geographisch beherrscht. Von den Alpen an der tirolisch-bayerischen Grenze, dem wilden Kaisergebirge, bis zu den Salzburger und Berchtesgadener Bergen und hinauf gen Böhmen zu den Ausläufern des bayerischen Waldes ist kaum mehr ein bedeutend Stückchen Erde, auf welchem nicht eine der Schmidt'schen Bauerngeschichten spielt. Und sie sind nicht in eine ad hoc erdachte Gebirgslandschaft, die, wie auf dem Theater, nur einen effectvollen Hintergrund abgibt, hineinersonnen, sondern man merkt's ihnen an, daß sie eben nur auf diesem Fleck Erde und unter diesen Menschen vorgehen können — es ist der überaus treue Localton, der Erdgeruch der durch und durch erforschten und erkannten Heimath des Dichters, der uns aus jeder dieser Geschichten mit ursprünglicher Frische entgegenweht. Dieselben sind gewissermaßen poetische Reisebücher, denn sie erleichtern nicht nur das Verständniß von Land und Leuten, sondern sie regen Einen ordentlich an, sie aufzusuchen und auch kennen zu lernen. Maximilian Schmidt hat sich deshalb unleugbar um die „Hebung des Fremdenverkehrs" in Bayern verdient gemacht, denn es sind nicht Wenige, die heute schon auf seinen Spuren reisen. Es war deshalb nicht mehr als billig, daß anläßlich des 25jährigen Schriftstellerjubiläums, das Maximilian Schmidt heuer feiern konnte, zahlreiche Gemeinden, vor Allem die Heimathsgemeinde, ihn durch Ovationen aller Art ehrten, in richtiger Erkenntniß dessen, was sie ihm verdanken. Den „Bayerischen Wald" insbesondere, also seine engste Heimath, die selbst den meisten Landeskindern eine terra incognita gewesen, hat er dem touristischen Verkehr geradezu erst erschlossen. Wohl sind es ferner meist bekannte und vielgerühmte Punkte des bayerischen Alpenlandes, wie Tegernsee, Starnbergersee, Ammersee, Oberammergau, Mittenwald, „das Berchtesgadner Landl" u. s. w., die in den Schmidt'schen Erzählungen eine ebenso gemüthvoll warme als treue Schilderung erfahren, aber in einzelnen derselben schweift der Verfasser auch über die Heimath hinaus in ferne fremde Gegenden, die er trotzdem mit merkwürdiger Anschaulichkeit zu malen versteht, doch stets nur, wenn die Fabel der jeweiligen Erzählung ihn dazu zwingt und nicht ohne zuletzt immer wieder in die Pfade zur trauten Heimath einzulenken. So z. B. in der Geschichte „Die wilde Braut", wo der Autor vor unseren Geistesaugen das Bild der sonnverbrannten ungarischen Pußta aufrollt, in den „Jachenauern in Griechenland", wo wir gar nach Hellas entführt werden, u. s. w.

Aber nicht nur die Landschaft, auch die Menschen, die mit ihr unlösbar verknüpft sind, weiß Maximilian Schmidt, wie sie leiden und leben, in seinen Dichtuugen neu zu gestalten. Er ist also Realist. Ja wohl, aber nicht in dem Sinne, wie Zola in „La terre" seine Bauern auftreten läßt. Es ist ja kein Zweifel, daß man unsere Bauern nicht Alles sagen lassen darf, was sie sagen, aber das Beste ist es sicher nicht, was er uns nicht sagen darf. Und zwischen diesem Extrem des crassesten Realismus, der im Schmutze der Menschennatur wühlt und der auch heute in der deutschen Bauernnovelle seine Vertreter hat, und dem verhimmelnden falschen Realismus, der unsere derben Bauern mühsam und gewaltthätig in salonfähige Landbewohner, in Salontiroler, umgestalten zu müssen glaubt, gibt es Gottlob noch einen Mittelweg; und es ist kein übertriebenes Lob, wenn wir behaupten, daß Maximilian Schmidt ihn eingeschlagen hat. Die „Buabn" und „Diendln" reden bei ihm, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Ich meine da vorerst nicht den Dialect und seine Kenntniß, sondern vor Allem den bäuerlichen Gesichtskreis, seine Denk- und Ausdrucksweise, in die sich der Beobachter nicht so leicht hineinlebt

Digitized by Google

als man gemeiniglich zu glauben scheint. Wir haben Bauernnovellisten und Volksstückdrechsler, die in jüngster Zeit die complicirtesten sittlichen Conflicte, wie sie in der raffinirtesten Potenz das Pariser Boulevarddrama aufweist, in ihre Bauerngeschichten hineingeheimnißt haben und uns dann weiß machen wollen, das seien unsere Bauern. Alles nur, um der Blasirtheit durch „Hansl" und „Miedei" noch eine neue, pikantere Seite abzugewinnen. Wie schlecht kennen doch die unsere Bauern; nicht etwa weil es unter ihnen keine „moral insanity" gäbe und sie derselben nicht fähig wären: leider nein, denn das „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd" gehört längst zu den erlogensten Citaten, sondern weil Leben und Empfinden unserer Bauern sich naturgemäß in einem weit engeren Kreise, in einem ganz anderen Horizont bewegen und ihre Gefühle und Bedürfnisse, nicht etwa schwächer, aber weit weniger complicirt sind als die der Städter. „Es ist ihr ewig Weh und Ach, so tausendfach", noch mehr als bei uns „aus Einem Puncte zu curiren", denn nicht nur dreht sich bei ihnen, die dem Naturzustande doch sozusagen noch näher stehen als wir, alles noch weit energischer um „Hunger und Liebe", sondern auch die Wege zur Befriedigung dieser beiden Haupttriebe sind bei ihnen naturgemäß wesentlich einfachere und weniger verschlungene als bei uns, bei denen die „conventionellen Lügen der Culturmenschheit" gar eigen mit hereinspielen.

Zu dieser intimen Kenntniß der menschlichen Staffage gehört die nicht minder wichtige ihres Ausdrucksmittels, des Dialects. Die Behandlung des Dialects ist schon deshalb eine schwierige, weil Schmidt's Schriften, namentlich in den letzten Jahren sich nicht nur an süddeutsche Leser wenden, für welche der bayerische Dialect nichts Fremdartiges hat, sondern weil sie auch norddeutschen Lesern verständlich sein sollen. Maximilian Schmidt hat den Dialect nun ganz entschieden in dieser Absicht — für den süddeutschen Geschmack vielleicht schon zu viel — gemildert, aber er hat zugleich das Kunststück fertig gebracht, selbst die unmöglichsten Dialectworte auch orthographisch derart festzustellen, daß sie, so ausgesprochen wie sie geschrieben stehen, fast stets echt klingen, was bekanntlich bei den bayerisch-österreichischen Mundarten schwer und oft gar nicht zu erreichen ist.

Der Hauptvorwurf, dem die Schriften Schmidt's da und dort begegnet sind, betrifft die Harmlosigkeit, den untergeordneten Werth seiner Fabel. Schopenhauer spricht sich einmal über die Kennzeichen des guten Romans dahin aus, daß ein Roman desto höherer und edlerer Art sein wird, je mehr inneres und je weniger äußeres Leben er darstellt; und dies Verhältniß wird, als charakteristisches Zeichen, alle Abstufungen des Romans begleiten, vom Tristram Shandy an, der so gut wie gar keine Handlung hat, bis zum rohesten und thatenreichsten Ritter- und Räuberroman herab. Die Kunst besteht darin, daß man mit dem möglichst geringsten Aufwand von äußerem Leben das innere in die stärkste Bewegung bringe; denn das innere ist der eigentliche Gegenstand unseres Interesses. Die Aufgabe des Romanschreibers ist nicht, große Vorfälle zu erzählen, sondern kleine interessant zu machen. Von diesem Standpunkte aus — und wer möchte leugnen, daß es ein berechtigter, ja der einzig berechtigte, ist, wird derartigen Vorwürfen jeder Boden entzogen; denn so klein, so scheinbar wenig bedeutend auch oft die Handlung einer solchen Bauerngeschichte ist — denn das Hereintragen großer Conflicte würde, wie wir oben gesehen haben, der Wahrheit widerstreiten — anziehend und poetisch ist sie fast immer, aus dem Geist des wirklich geschauten Volkes herausgeschrieben stets. Mit dieser Schlichtheit hängt auch ein entschiedener Vorzug zusammen. Schmidt's Schriften sind fast ausnahmslos gute Jugendschriften, eine Lectüre, die man ohne Besorgniß jedem Mädchen in die Hand geben kann. In den Augen unserer Naturalisten wiegt dieser Vorzug freilich federleicht, aber ein Meister der Novelle, Riehl, meint, er möchte keine Novelle schreiben, die er nicht seinen Kindern vorlesen könnte, und eine Novelle sei schon ästhetisch unecht, wenn man sie vor Frau oder Tochter hinter das Sophakissen verstecken müsse. Bei den Dramatisirungen Schmidt'scher Erzählungen hat sich der Mangel an einer starken und durchaus fesselnden Handlung allerdings mitunter gerächt; naturgemäß mußte er hier, wo alles Beiwerk wegfiel, empfindlicher auffallen.

Dieses Beiwerk aber wird bei unserem Autor eingestandenermaßen meistens zur Hauptsache: das culturgeschichtliche Element, ein nicht zu unterschätzender Vorzug, der manchen Mangel aufwiegt. Es gibt culturhistorisch und ethisch hochinteressante Sitten und Gebräuche auf dem Lande, die einzig nur mehr in den Geschichten Schmidt's fortleben, die er oft erst entdeckt hat oder die er uns in einer neuen poetischen Verklärung vorführt. Der Verfasser legt geradezu oft ein Hauptgewicht auf den culturgeschichtlichen Werth seiner Arbeiten, und sicher liegt ein großes Verdienst in diesem sinnigen Nachgehen auf den Spuren einer vergangenen Zeit, von der uns heute in manchem unverständlichen Gebrauche oft nur mehr kümmerliche, aber immer noch interessante Ueberreste erhalten sind. Diese Sitten und Gebräuche, diese Lieder und Märchen, sie erfahren hier eine ebenso unerwartete als erfreuliche Auferstehung. Hierher gehört auch das religiöse Element, das zwar nirgends tendenziös auftritt, dessen entschieden katholische Färbung aber Schmidt auch schon zum Vorwurf gemacht worden ist. Man vergesse aber doch nicht, daß das persönliche Empfinden des Erzählers hier ja gar keine Rolle zu spielen hat, daß aber das Volk, welches derselbe zu schildern sich vorgenommen hat, eben ganz und gar in den Anschauungen seiner Confession befangen ist, an ihr hängt und daß sein ganzes Leben mit den Gebräuchen seiner Kirche auf's Innigste verbunden ist. Kirche und Wirthshaus liegen einander nicht selten gegenüber, der Pfarrer und der Wirth sind die einflußreichsten Persönlichkeiten des Dorfes, was Wunder, wenn auch Denken und Handeln des Dorfbewohners zwischen diesen beiden Motoren hin- und herpendelt. Hierher gehört auch ein gewisser patriotischer Zug, dem Schmidt in vielen seiner Erzählungen und erst kürzlich, anläßlich der Centenarfeier König Ludwig's I., in einem am Gärtnertheater aufgeführten Festspiel sinnigen Ausdruck verliehen hat.

Zum Schlusse möchte auf den Humor, der die Schriften Maximilian Schmidt's durchweht, hinzuweisen sein. Einzelne Figuren seiner Erzählungen sind von geradezu erschütternder komischer Wirkung, die aber frei ist von allem Gemachten und Erzwungenen. So der „Tranklsimmet", das würdige Ehepaar Servazius und Ursula im „Almstummerl" u. s. w. und vor Allem die ganze köstliche Erzählung „Der vergangene Auditor", die in der humoristischen Literatur einen allerersten Rang beanspruchen darf.

Maximilian Schmidt steht auf der Höhe seiner Mannesjahre und seines Schaffens. Bisher hat ihn seine literarische Fruchtbarkeit nicht gehindert, seinen zahlreichen Freunden stets Vollwerthiges aus seiner Feder zu schenken; in seinem wie im Interesse des deutschen Lesepublikums ist zu wünschen, daß die Gediegenheit seiner Schriften immer Schritt halte mit der anscheinend so müheloſen Entstehung derselben.

---

## Die Weihnachtsgabe der Romanprofessoren.

Von Oskar Bulle.

Ist es nur ein wüster Traum gewesen? Hat etwa ein Fieberschauer meine irre Phantasie mit diesen Gestalten bevölkert, die wirr und schemenhaft, mit flatternden bunten Gewändern bekleidet und doch so hohläugig und lebensleer, ein gespenstischer Zug von Trugbildern, jetzt an meinem geistigen Auge vorüberziehen? Oder sollte es wirklich Odhin's Kraftgestalt sein, dieser Schatten hier, der mit einer stolzen und steifen modernen Dame, Frigga geheißen, philosophisch grüblerische Gespräche hält? Ist das Wuotan's wildes Heer, jener Zug von vermummten Reitern, der aus einer vielverschlungenen Erdhöhle in das graue Dämmerlicht der Donaulandschaft emporsteigt und mit lautem Holdrio über eine lärmerfüllte

Digitized by Google

Römerstadt zerstörend einherbraust? Und drüben, welch' wildes, verzerrtes Antlitz starrt mich aus blutunterlaufenen Augen thierisch an! Attila! bin ich, die „Geißel Gottes“ schreit ein geifernder Mund; germanische Jungfrauen krümmen ihre schlohweißen Leiber in eines Unthiers starken Armen und germanische Reckengestalten winden sich in Qualen, auf Pfähle gespießt. Entsetzen, Abscheu fassen mich! Da wieder trippelt eine minnigliche, frumbe deutsche Maged herbei, mit den Brokatgewändern der Nürnberger Patriziertochter des Mittelalters behängt und reicht mir mit ihrer reichberingten weißen Hand ein „Püchel“ entgegen, das mit krausen Phantaseien bis auf die letzte Seite gefüllt ist. Sie schlägt den Schleier zurück und ich starre — nicht in ein hochgemuthes, holdes Angesicht, nein, ich starre der blanken, bloßen Lüge in's häßliche Auge! Ein Traum nur ist es, so schreie ich auf, es kann nur ein böser, garstiger Traum sein, der mir solche Truggestalten vorzaubert, es muß ein Erwachen geben!

Aber es ist kein Traum! Vor mir auf dem Schreibtische liegen die neuesten historischen Romane dreier deutscher Professoren. Ich habe die sechs Bände in den letzten Tagen durchgelesen — nein, durchgearbeitet, mich durch sie hindurchgequält, mit Langeweile, mit immer mehr erstarkendem Widerwillen, zuletzt mit Entsetzen mich durch ihre Blätterfülle zum Ende gerungen, als ging's durch das struppige Unterholz eines morastischen Waldes — und jener wüste Fieberschauer mit seinen gespenstischen Phantasiegebilden ist das Einzige gewesen, das sie in mir hinterlassen haben.

Es sollen Weihnachtsgaben sein, diese Romane. Wenn doch unser schönes, deutsches Winterfest nicht so oft entehrt würde, seiner trauten Weihe beraubt würde, durch das, was die deutsche Literatur als Gaben unter den lichterglänzenden grünen Baum legt! Und wenn doch endlich — ein vielgedachtes Wort sei einmal offen herausgesprochen! — wenn doch die deutschen Romanprofessoren endlich aufhören wollten, ihre auflagenreichen Bände voller historischer Lügen und voller dichterischer Unwahrheit zum Kerne unserer Weihnachtsliteratur zu machen! Wird denn ihnen ein wenig Selbstentsagung wirklich so schwer? Die Kritik hat seit Jahren diesen Büchern gegenüber ihres Amtes wahrlich redlich genug gewartet. Sie hat immer wieder hingewiesen auf die Hohlheit, auf die glänzende Uebertünchtheit, auf die innere Unwahrheit dieser Dichtungen; sie hat auf die Gefahr hingedeutet, welche die buchhändlerischen Weihnachtserfolge beim Umsatz dieser literarischen Waare nicht nur für unsere Gesammtliteratur, sondern auch für so manches, holdschwärmende, unschuldige, jugendliche Herz mit sich bringen. Ihr Mahnruf ist ungehört verschallt, ungehört bei den Buchhändlern — da war es ja selbstverständlich — aber auch ungehört bei den Dichtern, die wohl höhnisch über die machtlose Gegnerin lachen werden. Mögen sie lachen! Diese Gegnerin wird doch nicht aufhören, ihren Streitruf ertönen zu lassen und jedes wahr empfindende Gemüth zum Bundesgenossen aufzurufen.

Es ist in erster Linie wieder Professor Ebers, gegen dessen neuen Weihnachtsroman „Die Gred“*) wir uns heute wenden. Der Herr Professor will bei einem Antiquar in Venedig die Aufzeichnungen einer Nürnberger Matrone des sechszehnten Jahrhunderts entdeckt haben, die den Titel tragen: „Püchel von meinem Leben“, und erzählt in zwei Bänden breit und rührselig den fingirten Inhalt dieser fingirten Handschrift. Arme Nürnbergerin! Man kann wahrhaftig nicht anders sagen, als daß sie, wenn sie in ihrer Jugend so war, wie sie in ihrem Alter geschrieben haben soll, ein recht oberflächliches Dämchen gewesen ist, die kein besseres Schicksal verdiente, als sammt ihrer zarten, sanften, im Liebesgefühl ganz aufgehenden Freundin Ann (beileibe nicht: Anna!) in einem Butzenscheiben-Erker zu sitzen und Ebers'sche Romane zu lesen. Dort sitzt sie wirklich in dem im Renaissancestil erneuerten alten Schopperhofe der einstigen trewen Reichsstadt, jetzigen bayrischen Provinzialhauptstadt. Wir erkennen ihr blondes Haupt deutlich am Fenster neben dem schwarzen der Freundin, wenn wir die Straße vom Bahnhofe aus durch das noch erhaltene alte Thor nach der Sebalduskirche hinschreiten, nicht weit vom germanischen Museum, aus welchem soeben ihr Hauslehrer oder vielmehr um im Tone zu bleiben: Hausmagister mit einigen alten Codices zu der jungen Damen eingehender Belehrung nach Hause zurückkehrt. Aber was kümmert die beiden Damen jetzt die Wissenschaft, die sie ja übrigens in der höheren Töchterschule schon so reichlich eingesogen haben. Sie erwarten ja die Heimkehr des jungen Herdegen Schopper, des flotten Bruders der Gred, der seit einigen Semestern auf die Universität zog, von wo er nicht allzuhäufig Briefe schrieb, wenigstens nicht an die jungen Damen. Mit dem auf sein gutes Geschäft und seine alte Firma stolzen Onkel stand er in eifrigerer Correspondenz, weil dieser ihm den Wechsel zu schicken hatte. Aber o weh! Dieser Onkel will eine Primanerliebe des Studenten zu der holdseligen Ann nicht dulden und er droht dem Neffen mit Entziehung des Wechsels, wenn er der Jugendeselei nicht entsagt. Und der flotte Herdegen ist wirklich schwach: er ist in ein feudales Corps eingesprungen und hat das Leben mit vollen Zügen genossen; man munkelt sogar, daß er einer Dame der Gesellschaft über die Maßen den Hof gemacht und mit deren Ehemanne ein für den letzteren unglückliches Duell gehabt habe. Er ist so wüst geworden, daß er seinem Jugendschatz in einem merkwürdigen Briefe entsagt. Arme Ann! Und noch ärmere Ann, als der junge Thunichtgut nun wirklich in die Ferien heimkehrt. Er ist arg zerhauen, hat einen fürchterlich renommirenden Ton angenommen, sich das Kneipen in so unangenehmer Weise angewöhnt, daß er sogar den alten Kneipier der Familie, den Vetter Oberst, unter den Tisch trinkt, und, was das Schlimmste ist, er verfällt sogleich nach seiner Ankunft in die Bande einer heißblütigen Cirkusdame, die er auf der Reise kennen lernte. Die arme Ann muß das mit ansehen. Aber noch ist ja Gred's Tante, die alte Frau Oberforstmeisterin auf der Welt: sie tröstet die jungen Damen, denn auch Gred bedarf des Trostes, da sie so ganz nebenbei ihren Bräutigam, einen braven soliden Assessor, durch den Tod verlor. Diese alte Frau Oberforstmeisterin ist eigentlich eine merkwürdige alte Dame: sie hat einst nicht geduldet, daß ihr Herr Sohn, damaliger Forstreferendar, ein bildschönes Kupferschmiedstöchterlein heirathete, welche darüber sich die Schwindsucht an den Hals grämte, und dieser Sohn ist nun in die weite Welt gegangen, ist, wie man später erfährt, in die Fremdenlegion eingetreten und läßt fast durch den ganzen Roman hindurch nichts wieder von sich hören. Dieses Unglück hat die alte Dame weich gemacht, aber nicht so weich, daß sie einen thörichten Schwur, den Sohn nie wieder in's Vaterhaus zurückzurufen, bereute. Im Gegentheil, dieser Schwur muß am Schluß, als der Sohn heimkehrt, sagen wir aus dem tonkinesischen Feldzuge, und sich mit Gred verlobt, durch einen Kunstgriff umgangen werden. So seltsam ist die Oberforstmeisterin! Aber sie tröstet doch die armen Mädchen durch einen halben Band hindurch, sie verhindert, als Herdegen später dumme Streiche macht und deshalb in's Ausland fliehen muß, daß Ann den inzwischen vermögend gewordenen Hauslehrer Gred's heirathet, und sie unterstützt sogar den abenteuerlichen Plan der beiden jungen Damen, dem Herdegen, der im Auslande in eine unangenehme pekuniäre Klemme kam, nachzureisen und ihn aus dieser Klemme zu befreien. Diese Reise wird glücklicherweise nicht nöthig — sie hätte ja dem Autor auch noch mindestens einen ganzen Band gekostet —; ein Bruder Herdegens, der solider Commis in des reichen Onkels Firma wurde, treibt mit Hülfe etlicher Freunde die Summe auf, welche nöthig ist, den flotten Herdegen aus seinen Banden zu lösen, dieser kehrt heim und heirathet nun Ann, stirbt aber bald an der Schwindsucht. Er hatte in seiner Jugend zu flott gelebt.

So! das ist der Inhalt des Romans, getreu in modernem Tone wiedererzählt. Ja, es kommt aber auf die Ausführung, nicht allein auf den Inhalt an! werden hier die Verehrer der Ebers'schen Muse rufen. Gut! Sehen wir uns die Ausführung an, da nun einmal der Inhalt so banal ist,

*) Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

daß über ihn nichts weiter zu sagen sein wird. Zunächst sei betont, daß der Schauplatz für eine, sagen wir mit einem für die Beurtheilung eines Dichtwerkes eigentlich unzulänglichen Ausdrucke: farbenprächtige Schilderung der Staffage von Ebers höchst geschickt gewählt ist. Das mittelalterliche Nürnberg, wie gut lassen sich in ihm, und wenn es auch nur so nebenbei wäre, ein deutscher Kaiser mit seinem Hofstaate (dazu tagte ja verschiedene Male in Nürnberg der Reichstag), alte Patriziergeschlechter, reiche Adelshäuser, vornehme Kaufherren und ein buntbewegtes Volk unterbringen! Ebers hat das getreu besorgt. Es fehlt keiner der üblichen Statisten für sein historisches Schaustück. Wie gut läßt sich ferner auf dem Boden dieser Stadt der kommerzienräthliche, echt moderne Inhalt der Geschichte in's Mittelalterliche übersetzen! Ganz abgesehen davon, daß eine reiche Ueberlieferung hinsichtlich der Trachten, der Wohnungen, der Lebensgewohnheiten der Nürnberger Patrizier des sechszehnten Jahrhunderts vorliegt, die der Herr Professor fleißig und sorgsam benutzt hat, war ja gerade auch das Handelsleben dieser Stadt in jener Zeit, die enge Verschwisterung der reichen Familien, wie sie dort herrschte, und der Corpsgeist des Patriziats besonders geeignet, den dem neuen Ebers'schen Romane zu Grunde liegenden Conflikten einen einigermaßen wahrscheinlichen Untergrund zu geben. Und welches sind diese Conflikte, wie sie schon in der obigen Inhaltsangabe sich zeigen? Sind sie andere, als daß ein flotter reicher Junge ein armes Mädchen rasch vergessen kann, daß Geld- und Namensstolz mancher Heirath einen Stein in den Weg wirft und daß schließlich Geld, wenn es nur genügend vorhanden ist oder genügend beschafft werden kann, alle Schwierigkeiten des Lebens überwindet? Hat Ebers nun diese Conflikte irgendwie der Zeit gemäß, in die er sie verlegt, charakteristisch gestaltet? Ich wüßte nicht, wie! Herdegen ist ein flotter und dabei etwas genialisch veranlagter Bursche, mehr aber sicher nicht. Er bummelt und findet sich wieder. Das ist ja ganz nett. Aber auf welche Weise wird diese Selbsterkenntniß erworben: durch eine matte Eifersuchtsscene! Ann, sein Schatz, ist ein Mädchen, die alles Mögliche im Erdulden und Entsagen leistet, die ihre Liebe in einem treuen Herzen bewahrt, die aber von den Verhältnissen hin- und hergeschaukelt wird, wie ein Schiff auf stürmischen Wellen. Sie ist eine richtige Surrogat-Figur, ohne selbständige Seele, ohne Willensfreiheit, aus der Gruppirung des Fabelinhaltes entsprossen. Und Gred, die Schreiberin des „Püchel"? In ihr wollte der Autor ersichtlich eine frische, kecke, kerngesunde Frohnatur schildern, wie sie ja in vornehmer, reicher Umgebung leicht sich entwickeln kann. Aber verdient dieses Mädchen eigentlich ihre günstige Stellung im Leben und im Romane, thut der Autor nur das Geringste dazu, um sie wirklich auch als die Vertreterin einer thätigen, ihre Umgebung meisternden und beeinflussenden hellen Weiblichkeit auszuzeichnen? Der ziemlich gleichgültige Eindruck, den ihre Gestalt hinterläßt, lehrt das Gegentheil. Immer nur sind es die kostbaren, vortrefflichen Lebensverhältnisse, in denen sie aufwuchs und wirkt, welche sie so sanft durch alle Schwierigkeiten dahintragen, wie der ruhig fließende Strom einen sicheren, wohlgebauten Kahn. Und in diesem Punkte liegt das Verweichlichende, Entnervende dieser Art von Dichtung, ruht die Lüge dieses historischen Romans. Keine entsagungsvollen, kräftigen Willensentschlüsse, keine das ganze Sein durchrüttelnden Katastrophen wagt der Dichter zu ersinnen; beileibe nicht, denn so scharf darf die Luft nicht wehen in solchen Romanen, sie muß säuseln, sanft die Wangen der holden Leserinnen fächeln, deren Gemüther in die sociale Sicherheit einzulullen sind, daß mit einiger Bravheit, mit einigem Gelde und mit einigem Liebesglücke das fürtreffliche deutsche Mädchen ganz behaglich durch's Dasein gleiten kann. Das deutsche Mädchen. Dieser Umstand ist es besonders, den diesmal Ebers betont. Das deutsche Mädchen kann ja nichts anderes als die Fürtrefflichkeit selbst sein, das Blond ihrer Haare schützt sie in allen Fährlichkeiten, die sie von innen und außen bedrohen. Ränkevoll ist nur die schwarzhaarige Schöne, wie auch nur der männliche Störenfried ein böhmischer, schwarzäugiger Junker sein darf, während der deutsche Recke, der blauäugige Hardegen, trotz aller Seelenwirrniß zum freudigen Lichte emporschreitet.

Diese weichliche, fatalistische Betonung eines romanhaften Deutschthums, einer blondhaarigen Unschuld und einer reckenhaften germanischen Bravheit ist es neben jener socialen Lüge von der mittelalterlichen Kommerzienrathstochter, auf welcher der Roman ruht, ganz besonders, die jeden nur einigermaßen realistisch fühlenden und denkenden Leser vor diesem neuen Ebers'schen Werke zurückschrecken muß. Der archaisirende Ton in der Sprache, dessen man in diesen letzten Jahren gewiß allmählich überdrüssig geworden ist, wenn man nur einigermaßen auf eine klare und ebenmäßige Redeweise zu sehen gewohnt ist, tritt als drittes abschreckendes Moment hinzu. Und es ist charakteristisch, daß auch der zweite Romanprofessor, mit dessen neuesten Weihnachtsgaben wir uns nun beschäftigen wollen, Felix Dahn, ganz dieselben Schreckmittel in seinen Dichtungen anwendet, wenn die letzteren auch auf einem von dem Ebers'schen gänzlich verschiedenem Stoffgebiete und in noch grauerer Vergangenheit sich bewegen.

Herr Professor Dahn legt wie im vorigen Jahre auch diesmal zwei Gaben auf den Weihnachtstisch der höheren Töchter, und zwar auch diesmal genau wie im vorigen Jahre eine Erzählung*) aus der nordischen Helden- und Götterwelt und einen Roman**) aus der Zeit der Völkerwanderung. Mit der ersteren brauchen wir uns hier nur kurz zu befassen, da sie nicht eigentlich in das Gebiet des historischen Romans schlägt. „Frigga's Ja" ist eine mythologische Dichtung, in dem Stabreimtone vorgetragen, den wir im vorigen Jahre bei der Besprechung der Dahn'schen Neuigkeiten charakterisirten, und mit dem Hauche philophischer Gedankentiefe übergossen, den diese mythologischen Dichtungen Dahn's überhaupt an sich tragen. Anmuthig hebt sie mit einer Erdenwanderung Odhin's an und mit der trefflichen Zeichnung eines einfachen, irdischen Weibes, das in ihrer Herzensunschuld des Gottes Herz bezaubert. Dieses holde Weib, Bidhja, die Bitte, wird von Odhin gen Asgardh emporgeführt, nachdem er Frigga, seine Götterbraut, durch ein langathmiges Liebes- und Schicksalsgespräch endlich zum Weibe gewonnen, endlich ihr das Ja! entrungen hat. Sie wollte es nie ihm sprechen, weil die Nornen ihr geweissagt, daß, wenn sie sich mit Odhin, dem Herrlichen, vereint haben würde, das Ende der Götterwelt herbeigekommen sei. Die Liebe, die Allgewaltige, überwindet zuletzt auch in der Göttin Brust die Schicksals-Bedenken und aus ihrer Vereinigung mit Odhin entspringt Baldur, der Bürge für das neue Götterreich, das auf den Trümmern des zerschellten, alten erstehen soll. Dieser sühnende Abschluß der kleinen Dichtung ist schön gedacht und in prachtvollem, hohen Klange vorgetragen.

Mehr nimmt uns heute der „Attila" Dahn's in Anspruch. Vier Jahre arbeitete der Dichter nach einer Notiz auf dem Titelblatte an dem Prosaepos, das sich mit dieser geschichtlichen großen Gestalt beschäftigt, Carolus magnus ist ja inzwischen auch bereits über die Bühne der Dahn'schen Völkerwanderung dahingeschritten. Attila, dieser Vertreter einer rohen Urgewalt, hat schon viele Dichter beschäftigt, besonders manchen jungen Dramatiker bewegt, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß Dahn seinen Attila dem classischen neuzeitlichen Sänger der Völkerwanderung, Hermann Lingg, zueignet. Wollte er mit dieser Widmung den Abstand seiner Schöpfung von dem grandiosen Lingg'schen Werke verdeutlichen? Es wäre eine Bescheidenheit, des Lobes würdig, denn der Dahn'sche Attila entbehrt der weltgeschichtlichen Größe, die in Lingg's Dichtung ihren Ausdruck findet. Wohl bringt der Romanprofessor einige kleine Züge zur Geltung, welche die ungezähmte Kraft des hunnischen Weltbeherrschers kennzeichnen, aber es ist merkwürdig, daß diese Züge fast alle nur auf die thierische, körperliche Kraft des Heerführers hinweisen. Wie er einem Auerochsen mit einem Beilschlage den Kopf abhaut,

*) Frigga's Ja. Eine Erzählung von Felix Dahn.

**) Attila. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Beide bei Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

wie er rohes Fleisch in Massen verzehrt und vor Allem — wie er in jeder Nacht eine Jungfrau „zerstört", das sind die hervortretendsten jener Züge. Der Hohn, mit dem er die Abgesandten der beiden römischen Kaiser behandelt, die Herrschaft, die er über seine hunnischen, wilden Schaaren ausübt und die Ungezähmtheit, mit der er gegen jede Auflehnung der unterjochten Völker wüthet, sollen wohl auch den Fürsten schildern, wie jene Züge den Menschen, aber diese Scenen zeigen doch noch nicht die weltgeschichtliche Größe in deutlichen Strichen. Und auch die Erzählung des Traumes, durch den er zu seiner weltgeschichtlichen Mission sich berufen fühlte, jenes Traumes, in dem ihm der hunnische Kriegsgott Puru das alte Königsschwert und damit die Herrschaft über die Reiche gab, bleibt eben nur als eine Erzählung im Roman stehen, ohne uns die weltgeschichtlichen Thatsachen vorzuführen. Der Mittelpunkt der Dahn'schen Dichtung liegt in der thierischen Kraft, die Attila gegen die Frauen entfaltet, und auf dieser Seite seines menschlichen Wesens wird die Katastrophe, die Ermordung Attila's durch die germanische Jungfrau Ildicho, aufgebaut. Damit sind wir aber dem Kern dieser Dichtung sofort nahegetreten, der wieder, wie der Kern des Ebers'schen Romanes, in der falschen Idealisirung des germanischen Weibes besteht. Attila fürchtet nicht die germanischen Recken: „der Suff (sic!) und der Wahn der Ehre bringt sie um .... aber Eines ist auf Erden, nur Eines, was ich nicht fürchte zwar, aber scheue. Scheue, wie ein göttergeweihtes, götterumhegtes Geheimniß: das ist das germanische Weib." Und weil er diese Heldenjungfrauen fürchtet, sucht er, so viel an ihm liegt und so viel er vermag, sie zu verderben. Diese Motivirung der Ungezügeltheit, die mit Hülfe der bekannten Dahn'schen Gedankenstriche oft allzudeutlich im Roman — angedeutet ist, ist freilich eigentlich nicht für höhere Töchter berechnet, umsomehr aber ist es die Schilderung der Ildicho. Man wendet sich in der That von dieser Lichtgestalt und ebenso von ihrem schönharfenden Geliebten, dem blonden germanischen Königssohne, mit größerem Ekel ab, als von dem wüsten Attila, der wenigstens in dieser Hinsicht realistisch aufgefaßt ist. Das „wunderherrliche", „schlanke und doch üppige", sechs Fuß hohe Mädchen, dessen Haare wie ein Lichtstrom über ihren „schwanenweißen" Leib fließen, ist trotz aller Sentimentalität, mit der Dahn ihr Inneres ausstattet, mit einer verhüllten Sinnlichkeit geschildert, die nicht auf die Dauer zu ertragen ist. Und in derselben andeutenden, aber um so beredteren Art wird die Scene der Brautnacht vorbereitet und dem Leser zum Weiterausmalen hingeworfen, in welcher Ildicho den zum ersten Male in seinem Leben trunkenen Attila mit ihren Haaren erdrosselt. Dieser verhüllenden Art steht alsdann die dichterische Weichlichkeit ebenbürtig zur Seite, mit welcher Dahn das Edle in dem germanischen Weibe hervorzuheben sucht. Eine Göttin, makellos und keusch wie eine Walküre, Frigga selbst, die sie anruft in ihrer Noth, ist diese Ildicho und zugleich die prüde moderne Dame, die als sie dem rachsüchtig mit dem Dolche sie bedrohenden Sohne Attila's durch eine Dachluke entflieht, erst „mit beiden Händen ihr weitfaltiges Gewand zusammenstreicht", ehe sie die Sprossen der abwärtsführenden Leiter betritt, weil von unten in demselben Augenblick ein Mann, ihr schönharfender Daghar, herauf kommt. So ists recht! Selbst in der höchsten Noth darf ein anständiges Mädchen das zu thun nicht vergessen.

In der scenischen und historischen Ausstattung seines Romanes ist der Dichter gerade so wenig neu, wie der Buchbinder, der die äußere Ausstattung des Weihnachtsbandes besorgte. Diese germanischen Recken, Jungfrauen, Könige kennen wir als Stereotypen schon lange aus dem „Kampf um Rom" und allen späteren Dahn'schen Romanen, ebenso wie die falschen Römer und verderbten Byzantiner. Höchstens sind die Hunnen neu in der Maskerade, und wenigstens einige neue Figuren muß doch anständiger Weise ein so oft wiederholtes Costümfest einmal bringen. Wer aber doch noch nicht alle jene Masken genau kennen sollte, dem empfehlen wir einen dritten historischen Professorenroman, der diesmal auf dem Weihnachtsmarkte erschien, nämlich das zweibändige Werk: Carnuntum*). Historischer Roman aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. von Guido List. Der Verfasser führt zwar unseres Wissens noch nicht den Titel Professor, verdient ihn aber sicher, denn er ist ein gelehrter Wiener Anthropologe, den, wie er in der Vorrede eingesteht, die Triumphe des „Ekkehard" nicht schlafen ließen und der deshalb, sobald er die Trümmer der alten römischen Donaustadt Carnuntum eingehend studirt und die Erdhöhlen unter diesen Trümmern besucht hatte, sich zwanzig Jahre lang mit einer romanhaften Schilderung der Zerstörung jener Stadt trug, die er nun der erstaunten Mitwelt vorlegt. Die Charakterisirung der Personen erinnert vielfach an Scheffel's Ekkehardt — auch ein Spazzo kommt vor als römischer Centurio verkleidet — die sonstigen Maskenanzüge hat die weltberühmte Dahn'sche „Historische Maskengarderobe" in der allbekannten mustergiltigen und treuen Ausstattung besorgt. Wer an Verkleidungen, an der Wiedergabe biederen deutschen Männertrunks, Schwertschlages und Reckenwortes übermäßig Gefallen findet, soll diesen Roman lesen, er wird außerdem viele nette culturhistorische Träume in ihm entdecken.

## Feuilleton.

Nachdruck verboten.

### Weihnachten im Feld.

Eine militärische Erinnerung von Alphonse Daudet.

Autorisirte Uebersetzung.

Wir tranken den Thee bei dem Notar von Nanterre, dem hübschen Dorfe, wo die Rosenmädchen mit dem Tugendpreise gekrönt werden. In dem Rococosalon saßen wir um ein Reisigfeuer, das in dem mit Lilien ornamentirten großen Kamine brannte. Der Herr des Hauses war abwesend, aber sein gutmüthiges und schlaues Gesicht hing an der Wand und präsidirte dem Fest und lächelte friedlich und zufrieden aus seinem länglichen Rahmen auf die seltsamen Gäste herab, die seinen Salon erfüllten.

Wirklich war es auch eine sonderbare Gesellschaft für den Weihnachtsabend 1870 im Haus eines Notars. Goldbelitzte Mäntel, 14 Tage alte Bärte, Dienstmützen, Kapuzenmäntel, Kanonenstiefeln, Säbel und Revolver lagen überall umher auf dem Clavier, auf dem Nipptisch, zwischen gestickten Kissen, Porzellandosen und Strickzeug. Das Alles gab einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem patriarchalischen Heim, wo noch ein Duft von einheimischen Leckereien, welche von der schönen Frau Notarin tugendhaften Rosenmädchen angeboten werden, zu schweben schien. Ach, die Kriegsfurie hatte die freundlichen Bilder alle verjagt, und statt der mit dem Tugendpreis gekrönten Dorfschönen lag jetzt ein Bataillon Pariser Francstireurs hier im Quartier, und unser Stabsmajor, der sich im Hause des Notars festgesetzt, hatte uns zum Thee am Weihnachtsabend eingeladen.

Niemals war mir der Winkel am Feuer so lieblich erschienen. Draußen blies der Wind auf den Schnee und wehte uns mit dem Geräusch der fröstelnden Stunden das Werda? der Schildwachen und ab und zu den dumpfen Knall einer Chassepotflinte herein. Im Salon sprach man wenig. Es ist ein strenger Dienst auf Vorposten, und wenn der Abend kommt, ist man müde. Und dann war der Duft des wohligen Daheim, der in blonden Rauchringeln emporsteigt aus der Theemaschine, über uns gekommen und hatte uns in den großen Lehnstühlen des Notars wie hypnotisirt.

Plötzlich hallten eilige Schritte, ein Geräusch von Thüren, und ein Beamter des Feldtelegraphen stürmt mitten hinein, mit athemlosen Worten und glänzenden Augen.

„An die Gewehre! An die Gewehre! Der Vorposten von Rueil ist angegriffen worden!"

Es ist ein weit vorgeschobener Posten der Francstireurs, zehn Minuten vor Nanterre im Bahnhofe von Rueil, also mitten schon in Feindes-

*) Berlin, Grote.

Digitized by Google

land. In einem Augenblick ist das ganze Offiziercorps auf den Beinen, bewaffnet, umgürtet und poltert in die Straße hinunter, um die Compagnien zu versammeln. Dazu bedarf es nicht erst Trompetenrufe. Die erste Compagnie ist beim Pfarrer einquartirt. Schnell zwei Fußtritte in des Pfarrers Hausthüre!

An die Gewehre! — Marsch! Marsch!

Und von da eilt man zum Amtsschreiber, wo die zweite Compagnie steht.

O dieses kleine schwarze Dorf mit seinem spitzen, schneebedeckten Kirchthurm, diese regelmäßig bepflanzten Gärtchen, diese unbekannten Häuser, die Holztreppen, wo ich tastend hinter dem Schleppsäbel des Adjutanten herlief, der heiße Dunst der Schlafzimmer, in die wir den Alarmruf hineinwarfen, die im Dunkel erklirrenden Gewehre, die schlaftrunkenen Männer, die auf ihre Posten stolperten, während an einer Straßenecke fünf oder sechs stumpfsinnige Bauern, die Laternen in der Hand, sich zuflüsterten: „Man greift uns an . . . die Preußen kommen! . . .“ Das Alles machte mir den Eindruck eines Traums, aber die Erinnerung daran ist scharf und unauslöschlich.

Noch sehe ich den schwarzen Marktplatz, die erleuchteten Fenster des Telegraphenamts, einen ersten Saal, wo die Ordonnanzen warteten, die Fackel in der Faust; in einem Winkel den irischen Bataillonsarzt, phlegmatisch sein Päckchen schnürend, und mitten in diesem Wirrwarr eine hübsche kleine Marketenderin in blauem Kleid wie ein Waisenkind, eingeschlafen vor dem Feuer, ein Gewehr im Arm; dann endlich im Hintergrund das Telegraphenamt, Feldbetten, der große hellerleuchtete Tisch, an dem sich über ihren Apparat die Beamten beugten, und hinter ihnen der sich neigende Commandant, der mit ängstlichem Blick die langen Papierstreifen verfolgt, die sich auf den Tisch abrollen und jede Minute Nachrichten von einem angegriffenen Posten geben. Es wird ohne Zweifel heiß werden. Eine Depesche um die andere. Der Telegraph klingelt wüthend und verdoppelt sein Tictac, das an eine Nähmaschine erinnert.

„Kommt schnell,“ sagt Rueil.

„Wir kommen,“ antwortet Nanterre.

Und die Compagnien verschwinden im Laufschritt.

Gewiß, ich gebe es zu, daß der Krieg das Traurigste ist, was es geben kann, aber auch zugleich das Dümmste. Ich kenne zum Beispiel nichts Traurigeres, als eine Winternacht, die man wie ein alter Wolf schlotternd in einem Graben zubringt, aber auch nichts so Lächerliches, als einen Zuckerhut, der uns auf eine Entfernung von acht Kilometern auf den Kopf fällt. Aber an einem schönen Frostabend in die Schlacht zu gehen, mit vollem Magen und warmem Herzen, sich Hals über Kopf in die Nacht hinein zu stürzen, in's Abenteuer, gemeinschaftlich mit guten Kameraden, deren Elbogen man immer fühlt, das ist ein köstliches Vergnügen und wie ein herrlicher Rausch, aber ein ganz besonderer Rausch, der die Betrunkenen ernüchtert und den Kurzsichtigen scharfe Augen gibt.

Ich wenigstens sah in jener Weihnachtsnacht sehr klar. Und doch war kein Bischen Mond vorhanden, aber der schneeweiße Boden erleuchtete den Himmel, ein kaltes, grelles Theaterlicht, das sich bis an's Ende der Ebene ausbreitete, und auf der die geringsten Einzelheiten der Landschaft, ein Stück Mauer, ein Pfosten, eine Baumallee, sich hart und schwarz abhoben, wie ihres Schattens beraubt. Im kleinen Pfade der Straße entlang liefen die Francstireurs im Laufschritt dahin. Man vernahm nur die Schwingungen der Telegraphendrähte an der Dammböschung, das Schnaufen der Leute, die Pfeifensignale für die Vorposten, und von Zeit zu Zeit eine Kanonenkugel vom Mont Valérien, die wie ein Nachtvogel mit entsetzlichem Flügelschlag über unseren Köpfen dahinfuhr. Je weiter wir vorgingen, dem Boden nach, blitzten ferne Flintenschüsse in der Dunkelheit auf. Dann stiegen links im Grunde der Ebene große Flammen einer Feuersbrunst leise empor.

„Vor die Fabrik in Schützenlinie!“ befahl unser Hauptmann.

„O Pech! . . . In Schützenlinie! . . . Da gibt's Keile!“ sagte mein Nachbar mit einem spitzbübischen Vorstadtaccent zu mir.

Mit einem Sprung ist der Offizier bei uns.

„Wer hat das gesagt? Du?“

„Ja, Herr Hauptmann, ich meinte nur . . .“

„Es ist gut. Marsch, zurück nach Nanterre.“

„Aber Herr Hauptmann . . .“

„Nein, nein, marsch vorwärts. Ich kann Dich nicht brauchen, wenn Du Keile fürchtest. Fort mit Dir.“

Und der Unglückliche mußte aus Reih und Glied treten, aber fünf Minuten später war er heimlich wieder an meiner Seite und freute sich von nun an auf die Keile.

Aber dieser Weihnachtsabend sollte ohne Blutvergießen enden. Als wir die Barrikade erreicht hatten, war das Abenteuer zu Ende. Der Feind hatte unseren Posten zu überrumpeln gehofft, da er ihn aber wachsam fand und gesichert vor einem Handstreich, so hatte er sich wieder zurückgezogen, und uns blieb gerade noch Zeit, seine Silhouette schwarz und schweigsam über die Felder huschen zu sehen. Immerhin ließ man uns aus Besorgniß vor einem neuen Angriff im Bahnhof von Rueil bleiben und wir beendeten unsere Weihnachtsnacht stehend, Gewehr bei Fuß, die Einen auf der Landstraße, die Anderen im Wartesaal.

Armer Bahnhof von Rueil, den ich so fröhlich und hell gesehen hatte! Die aristokratische Station der Ruderclubisten von Bougival, wo die Pariserinnen ihre Musselinevolants spazieren führten! Wie sollte ich ihn wiedererkennen in dem traurigen Keller, in der bombenfest gemachten Kasematte, mit Matratzen gepolstert, nach Pulver, Petroleum, faulem Stroh riechend, wo wir einer neben dem Anderen kauerten, mit keiner sonstigen Beleuchtung, als dem Feuer unserer Pfeifen und dem Lichtstreif, der aus dem Winkel drang, wo die Offiziere lagen. Jede Stunde schickte man uns zur Zerstreuung in Schwärmen tirailliren der Seine entlang oder auf eine Patrouille nach Rueil, dessen leere Straßen und fast verlassene Häuser im kalten Widerschein einer fernen Feuersbrunst sich erhellten. So verging unser Weihnachten ohne weitere Abenteuer. Gegen Morgen commandirte man uns ab.

Als ich nach Nanterre zurückkam, war es noch dunkel. Auf dem Marktplatz leuchtete das Fenster des Telegraphenamts wie ein Leuchtthurmfeuer, und im Salon des Stabes lächelte der Herr Notar gegenüber seinem Herd, wo einige heiße Kohlen ausbrannten, noch immer friedlich und zufrieden.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Letzte Liebe.“

Schauspiel in fünf Acten aus dem Ungarischen von L. Doczi.

(Königliches Schauspielhaus.)

„Wohl, wohin gehen wir? — Zu meinem Oheim im Ardenner Wald.“ War's nicht Rosalinde, die dies soeben frug und Celia, die ihr antwortete? Ist das nicht des großen Briten schalkhaftes Waldmärchen „Wie es Euch gefällt“, das uns hier auf's Neue vorgetändelt wird? Holder Zauber anmuthvollen Spiels, du umfängst uns wieder! — O, einen Augenblick, einen kurzen Augenblick nur! Und der Zauber ist wieder verscheucht durch strenge Reden vom Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe, durch Herzensspitzfindigkeiten, wie sie Shakespeare nie ersonnen. Wir sind wieder auf der Erde! Es war eine grausame Enttäuschung! „Sind diese Wälder nicht sorgenfreier als der falsche Hof?“ Warum blieb Doczi nicht in diesen Wäldern des Märchens!

Er hatte uns für eine kleine Weile in ihre traulichen Schatten hineingelockt, dann zerreißt er plötzlich wieder den duftigen Schleier der Romantik, den er über die Wirklichkeit zart und fein dahingewebt, und läßt seine Märchengestalten sich rechtfertigen wegen ihres holden Spiels, sich rechtfertigen durch eine langathmige, schlau ausgeklügelte Moral. Seine Rosalinde findet sich zu ihrem Orlando nur, nachdem erst die Staatsklugheit eines ganzen Hofes, die tragische Würde einer Königin über die Berechtigung ihrer Liebe zu Gericht gesessen; sein treuherziger Probstein, der lustige Narr, muß erst mühsam ersonnene dramatische Knoten lösen und Geheimnisse aufklären, ehe Rosalinde ausrufen darf: „Euch übergeb' ich mich, denn ich bin euer.“

Das ist nicht die rechte Art, wie der ungarische Dichter das Märchen in die Wirklichkeit einwebt. Er hat nicht den dichterischen Muth, das Märchen ganz auszuerzählen und zeitlos zu bleiben; er will uns glauben machen, daß es ein Zeitalter in der Geschichte gab, wo auch die Romantik greifbare Wirklichkeit war. Und um geschichtlich wahr zu bleiben, fällt er deshalb dichterisch aus der Rolle. Es war einmal! so klingt es zuweilen aus seinem Schauspiel heraus. O, wie freuen wir uns schon auf das

Digitized by Google

Märchen, das anmuthig genug anhebt. Es war einmal ein Ritter, ein wackerer, tapferer, feuriger Ritter, der hatte geschworen, nie mehr ein Mädchen zu lieben. Aber wie er nun in die Welt hinauszieht auf kriegerische Abenteuer, da findet er einen wunderschönen Jüngling in einer stolzen strahlenden Rüstung, dem die blonden Locken in reicher Fülle auf die Halsperge herabfallen und auf dessen rosigen Wangen nicht einmal der Flaum eines Bartes sprosst. Und diesem Knaben im Eisengewande, der in fröhlicher und schalkhafter Laune mit ihm plaudert, schlägt des Ritters Herz rasch und feurig entgegen. Er liebte ihn. Und nachdem sie zusammen manche Fährlichkeiten erlebt, wird der Ritter plötzlich inne, daß der Knabe ein Mädchen ist, eine holde, süße Jungfrau. So hat der Ritter doch seinen Schwur nicht halten können. Und sie haben sich geheirathet und leben in Freude und Wonne noch heute, wenn sie nicht gestorben sind.

So klingt das Märchen. Warum sagt uns nun der Dichter mit so ausgeprägter historischer Bestimmtheit, daß dieses Märchen seinen Ursprung findet in einer Laune der ungarischen Königin Elisabeth, daß der Ritter ein gewisser Stefan von Apor ist, der Feldherr und Freund seines Königs, des großen Ludwig, und daß er jenen Schwur, nie wieder ein Weib zu lieben, nur that, weil ihm eine Braut durch die Pflicht aufgezwungen ward? Und warum muß das Mädchen im Kriegskleide, das er auf seiner Fahrt in die Weite findet, gerade die historisch „sichere" Katharina von Carrara sein, warum muß sich ihre Verkleidung so unzweifelhaft consequent aus allen möglichen politischen Verwicklungen ergeben, deren breite Erzählung den Vortrag des Märchens störte? Das ist Alles so deutlich, daß wir an das Märchen nicht mehr recht glauben. Der Dichter macht uns selbst zu dem altklugen Kinde, das die hold fabulirende Großmutter zweifelnd anschaut und fragt: „Ist das auch wahr. In der Schule haben wir es doch anders gelernt!"

Und in dem Bestreben, den Märcheninhalt sicher und wohlbegründet in eine geschichtliche Episode zu verflechten, verflicht der Dichter sich selbst in so große dramatische Schwierigkeiten, daß schließ'ich nur außerordentliche scenische Spitzfindigkeiten ihn wieder ins Freie und das Ganze zu einem befriedigenden Abschluß führen können. Denn der Ritter muß doch erst von seiner Braut losgekommen sein, ehe er das Mädchen, das er wirklich liebt, heirathen darf. Im Märchen hebt die wahre Liebe den Schwur so leicht auf. Es ist eben deshalb Märchen, weil der Zwiespalt auf wunderbare Weise gelöst wird. Aber Doczi ist ja zugleich Historiker: er mußte also auf eine natürliche Loslösung des Ritters von seinem Schwur sich besinnen. Das aber wurde ihm anscheinend recht schwer. Da muß erst noch ein fahrender Ritter in das Spiel eingeführt werden, der das Herz der Braut gewinnt. So ist dem Ritter wenigstens schon moralisch Absolution ertheilt. Um die letztere auch noch in aller Form und vor der Welt zu erhalten, kommt dann die Königin Elisabeth wieder und gesteht, nach einem tragischen Herzenskampf zwischen Wahrheitsliebe und Stolz, daß es eben nur eine Laune war, welche ihr den Gedanken, Apor mit der ungeliebten Braut zu vereinigen, eingab. So hat sich nun auch der Dramatiker und Historiker Doczi aus der Schlinge gezogen. Aber es dauerte etwas lange und erforderte viele scenische Kunstgriffe, ehe alle historischen Ehehindernisse so auf natürliche Weise aus dem Wege geräumt waren.

Aber warum halten wir uns nicht lediglich an diesen historischen Inhalt, an diese dramatischen Feinheiten, an diese geschickten und reichen scenischen Verwicklungen, um dem Doczi'schen Stücke gerecht zu werden? Warum sehnen wir uns, wenn wir es hören, nach dem reinen Märchen zurück, das Doczi nur andeutete? So könnte man wohl fragen. Es geschieht, weil der Dichter selbst den Duft des Märchens über sein Werk auszubreiten sich bemühte. Er wollte in erster Linie eines jener schalkhaften graziösen Spiele uns vorzaubern, die ein Shakespeare, ein Moreto, in gewisser Weise auch ein Halm ersannen, er ahmt diesen Romantikern des Lustspiels nach, sie sind seine Muster. Sein Ton, der leichte, träumerische, weltverlorene und doch dabei schalkhafte Zug, mit denen er seine Figuren, seine Pagen und Ritter ausstattet, sein Gefallen an bunten, märchenhaften Verkleidungen, das in jedem Acte hervortritt, die neckische, in der ernstesten dramatischen Situation doch harmlos und scherzhaft klingende Rede, die leichte humorvolle Ironie, welche über dem Ganzen wie der Hauch einer schönen Traumwelt schwebt: das Alles verräth den Märchendichter, das Alles erweckt in uns ein dunkles Verlangen nach jener Traumwelt allein, läßt uns enttäuscht werden und es bedauern, wenn die rauhe Wirklichkeit eines historischen Dramas in sie eingreift und sie zerstört.

Doczi hat schon in dem preisgekrönten Lustspiele: „Der Kuß", welches ihm das Bürgerrecht auch auf deutschen Bühne verlieh, diesen romantischen Zug gezeigt. Sein künstlerisches Ideal sind gewiß die Shakespeare'schen Lustspiele. Und man muß sagen, daß er dem großen britischen Märchenerzähler manche Feinheiten abgelauscht hat, daß er manche Farben verwendet, die auch Jener auf seiner Palette hatte, daß er von dem graziösen Geiste, mit dem Shakespeare seine zeitlose Fabelwelt und seine anmuthigen, tändelnden Liebesspiele erfüllt hat, einen Hauch in sich aufgenommen hat. Schon die Verssprache, die Doczi anwendet, ist für den Ton, in dem er redet und reden will, bezeichnend. Seine fünffüßigen gereimten Jamben fallen leicht, ohne Pathos, oft mit liebenswürdigem Humore seinen Gestalten von den Lippen. Zuweilen hüllen sie sich in das Gewand der lustigen Weisheit, die ja auch Shakespeare's Lustspiel-Dialoge so gerne um sich schlagen, oder suchen hinter der Larve der Schalkhaftigkeit den Tiefsinn hervorklingen zu lassen, wie es der große Meister so oft thut. So will in diesem Schauspiele der Ritter Apor unter Anderem manchmal den philosophirenden Jaques aus Shakespeare's „Wie es euch gefällt" spielen, besonders im ersten Acte, wo sich die Grazie im Tone noch nicht durch die scenische Verwirrung verdrängt sieht; er spricht scherzend tiefsinnige Worte über den Werth der Zeit und hüllt Schmähungen der weiblichen Treue lustig in eine allgemeine Betrachtung über den Unterschied der beiden Geschlechter ein. Aber weder im Tone noch im Sinne machen eben einzelne geschickt und sinnig abgelauschte Züge ein ganzes Meistergemälde aus, und so würde wohl Doczi auch nimmermehr mit demselben unmittelbaren holden Zauber wirken können wie seine Vorbilder, selbst wenn er nicht das Märchen so rasch vergessen und das historische Drama so aufdringlich in den Vordergrund gerückt hätte.

In der Aufführung im Schauspielhause, die, was die Ausstattung und Inscenirung betrifft, Herrn Director Anno rechte Ehre macht, ist es besonders die Figur der Katharina von Carrara (durch Frau von Hochenburger dargestellt), welche uns an das Märchen glauben und seine Durchführung wünschen läßt. So mag sich Ariosto seine Heldinnen, so Shakespeare seine Rosalinde als Pagen gedacht haben. Die Anmuth der äußeren Erscheinung, die Frische und Keckheit, die Schalkhaftigkeit und daneben der humorvolle Ernst im Spiele machten diese Darstellerin zur besten Bundesgenossin des schwärmenden Dichters. Auch Fräulein Groß, welche den humoristischen sich stets nach Liebe sehnenden Pagen Duczi gab, ward ihrer Aufgabe in der graziösesten Weise gerecht. Und Herr Ludwig machte aus dem Ritter mehr noch, als der Dichter es vermochte; er legte wirklich den romantischen Zug in's Spiel, dessen der Dichter seinen Helden in den letzten Acten so völlig beraubt, und schuf so eine Gesammt-Erscheinung, durch welche der Bruch in der Dichtung einigermaßen übertüncht wird. Im Ganzen muß man überhaupt sagen, daß dieser erste künstlerische Versuch des Königlichen Schauspiels nach so langer Ruhepause gut gelungen ist, so gut als es die Dichtung eben erlaubt, und daß ein Fortschreiten auf dieser Bahn der Königlichen Bühne wohl zu wünschen wäre. O. B.

## Zwei Weihnachtsstücke.

Unsere beiden rührigsten Schauspielhäuser, das Berliner und Lessing-Theater, haben für die kommenden Feiertage zwei neue Stücke zur Darstellung gebracht, von denen namentlich Ludwig Anzengruber's „Heimgefunden", Wiener Volksstück in drei Acten, ein echtes Weihnachtsfestspiel genannt werden darf. Im zweiten Bilde sehen wir den Weihnachtsmarkt Am Hof, mit seinen Buden, Tannenbäumchen, „nützlichen" Geschenken und allem Flitterkram, seinen Verkäufern und Käufern und Wiener Straßentypen. „Vergnügte Feiertage!" mit diesem frommen Glückwunsch beginnt und schließt das Stück, und ehe der Vorhang fällt, erstrahlt der Tannenbaum im Lichterglanz. Was aber dazwischen liegt ist eher traurig als lustig. Der Advocat Hammer ist durch die Verschwendungssucht seiner Familie dem Ruin verfallen. Ein Angestellter, der dabei seinen Sparpfennig verlieren soll, und seine Frau machen ihm Vorwürfe, und sogar sein liebes Töchterlein gesteht ihm unumwunden ein, daß sie einen verarmten Vater nicht mehr lieben würde. So sieht er keinen anderen Ausweg, als den freiwilligen Tod, und mit der Pistole im Gewande irrt er über den Weihnachtsmarkt, wo er von seinem dort mit Spielwaaren handelnden Bruder Thomas erkannt wird. Schlimmes ahnend, verfolgt dieser den Lebensmüden, und es gelingt ihm, demselben weit draußen in einem verschneiten Vorort an der übereisten Donau nicht nur die Mordwaffe aus der Hand zu winden, sondern auch durch herzlichen Zuspruch frischen Lebensmuth einzuflößen. Er führt ihn in das Häuschen seiner greisen Mutter, deren treues Herz in alter Liebe überströmt, als sie den Erstgeborenen, den sie seit 20 Jahren nicht mehr gesehen, wieder in die Arme schließen darf. Aber was soll jetzt aus ihm werden? Gerne möchte er bei der Mutter und dem Bruder bleiben und eine neue Existenz in harter Arbeit sich gründen, aber seine stolze Frau und seine vergnügungssüchtige Tochter werden sich niemals in diese kleinen Verhältnisse schicken. Wirklich nicht? O, in einer echten Weihnachtskomödie ist das Märchenhafteste erlaubt. Um die Seinen umzustimmen, braucht der arme Mann nur seinen fidelen Bruder in diplomatischer Mission zu entsenden, und im Handumkehren sind die beiden Damen gewonnen. Zwar stellt sich die Frau Doctor einen Augenblick, als wollte sie mit ihrer Tochter den Gemahl verlassen, aber ihr gutes Herz bekommt schnell die Oberhand, und da auch das junge Mädchen plötzlich ihr Herz an den ersten Schreiber ihres Vaters verliert, den derselbe wirklich sehr voreilig wieder angestellt hat, so schließt auch sie sich dem Zug in die Vorstadt, in gedrückte, aber durch Liebe und Arbeit geweihte Verhältnisse an. Und so haben alle ein schlichtes gesundes Glück, ein Mutterherz, ihr wahres Heim gefunden. Vergnügte Feiertage!

Das Drama hat in Wien den Grillparzerpreis erlangt, womit gewiß mehr Anzengruber's schriftstellerische Thätigkeit im Allgemeinen, als dieses etwas roh gezimmerte, mit epischen Elementen versetzte Weihnachtsstück geehrt werden sollte. In der That hat sich denn auch in den zwei Jahren, die seit der Preiskrönung verflossen sind, noch keine Bühne — nicht einmal in Wien, der Vaterstadt des Dichters und dem Orte der Handlung — bereit finden lassen, eine Aufführung zu wagen. Ohne Zweifel hatten die Theaterleiter, trotz der Grillparzercommission, kein Vertrauen zu der spinnwebdünnen Handlung, die stets die nämliche Situation zeigt. Mit scharfem Blick hat aber Director Blumenthal erkannt, daß die Weihnachtsstimmung des Stücks und des Publikums auch über die Mängel der Komödie hinweghelfen würde. Das ist richtig geschehen, und die Berliner haben sich schnell in den volksthümlich fremdartigen Ton dieses einfachen Wiener Lebensbildes „heimgefunden". Eine geschmackvolle Inscenirung durch Ernst Possart und gutes Zusammenspiel thaten das Uebrige. Zwar gelang

Digitized by Google

auch Herrn Stägemann nicht das Unmögliche, nämlich die unersprießliche Hauptrolle des immerfort Trübsal blasenden Advocaten möglich zu machen, um so dankbarer sind aber die übrigen mit genialen Charakterzügen al fresco hingeworfenen Figuren, welche auch zu Dank gespielt wurden. Zumal Herr Schönfeld hatte endlich einmal Gelegenheit, seine glänzende Begabung für Naturburschenrollen als Thomas Hammer zu zeigen und war auf dem Weihnachtsmarkt mit der heirathswüthigen Krämerin (Frau Stägemann) gemüthlich sarkastisch, bei der Mordaffaire mit dem verzweifelnden Bruder warmherzig derb, in den Schmollscenen mit seiner alten Mutter übersprudelnd von Fröhlichkeit und mit der widerspänstigen Schwägerin und deren vermeintlichem Liebhaber voll echtem Wiener „Hamur" und überall naturwüchsig und liebenswürdig. Auch Herr Possart bot in dem verkümmerten alten Bureauvorsteher Fähnlein eine bis in's Kleinste fertige Individualität, und in den beiden wichtigsten Scenen, wo er im Zustande der Angetrunkenheit seinen Chef zur Rede stellt, sowie als recht sonderbarer Trostspender, reichte er an die besten Haase'schen Chargen eines armen Poeten Lorenz Kindlein oder des Bittstellers im Vorzimmer Seiner Excellenz hinan.

Nicht minder freundlich war der Erfolg des Berliner Theaters mit seiner für die Festwochen herausgekommenen Novität: „Die wilde Jagd", Lustspiel in vier Acten von Ludwig Fulda. Der Name des jungen Frankfurters ist uns vor etwa fünf Jahren zum ersten Mal in Kürschner's großem Sammelwerk der Deutschen Nationalliteratur aufgefallen, weil er dort unter lauter Professoren und Doctoren als schlichter cand. L. Fulda und Herausgeber einer zweibändigen Anthologie der Gegner der schlesischen Dichterschule (Günther, Weise, Brockes u. s. w.) aufgezählt war. Es ist uns nicht bekannt, ob der damalige Candidat ein Doctor geworden, jedenfalls hat er schon durch seine seitherigen dichterischen Arbeiten den werthvolleren Titel eines magister artium liberalium auf dem deutschen Parnaß verdient. Er ist ein gefälliges Talent mit einer scharfen Beobachtungsgabe, welchem Ironie und beweglicher Witz besser zu Gebote stehen, als der eigentliche herzerwärmende Humor. Vor Allem Satiriker, aber keiner der mit Scorpionen züchtigt, sondern die Lächerlichkeiten dieser Welt mit einem feinen oder lustigen Worte zu bespötteln versteht. Dabei hat er sich immer einen guten Geschmack bewahrt, und auch wo er moderne Strömungen beleuchtet, sucht er das Typische und nie das Persönliche und liebt seine Beobachtungen zur Sentenz zu verallgemeinern. Daß ein solches Talent im Gedichte von selbst zum Epigramm und zum komisch-satirischen Epos eines Byron verfällt, ist begreiflich, und Fulda hat denn auch mit seinen unter dem Titel „Satura" gesammelten Epigrammen und seinem formschönen Epos: „Neue Jugend" sein Bestes gegeben. Auf dramatischem Gebiet ist es ebenfalls natürlich, daß er die Form der französischen Proverbes gewählt hat; jener zumal von Carmontel und Musset graziös behandelten einactigen Salonplaudereien, wo ohne scenische Vorrichtungen ein Sprichwort in Handlung oder mehr noch in Dialog umgesetzt wird. „Unter vier Augen" und „Frühling im Winter" gefielen im Deutschen Theater, und dieser Erfolg mag dem Verfasser den Muth gegeben haben, einmal in einem breiteren Rahmen seinen satirischen Mutterwitz spielen zu lassen.

Auch hier ist Fulda in erster Linie Epigrammatiker und Proverbe-Dichter. Mit scharfem Auge hat er ein lohnendes Object gewählt: die wilde Jagd nach Besitz, Ruhm, Ehre, die unsere Zeit durchtobt, die Gesellschaft untergräbt, die Menschen entnervt, eine Jagd, wo Jäger und Wild in Einer Person vereinigt sind. Da dieses glückliche Bild von der rücksichtslosen Hetze weniger oft wiederkehrt, als der Vergleich unserer hastigen ungemüthlichen Lebensführung mit einem Courirzug und der guten alten Zeit, wo man immer Zeit hatte, mit einem Postwagen, so sind vermuthlich der effectvolle Titel und der erste Vergleich dem Verfasser nachträglich eingefallen. Im Postwagen sitzen also die behäbigen altmodischen Leute; die Reise dauert länger, aber um so enger schließt man sich an einander an und beim Aussteigen hat man oft einen Freund für's Leben gewonnen. Wie anders die pressirten Reisenden im Courirzuge, von denen uns der Autor eine ganze Musterkarte von Typen vorführt! Da ist der moderne Familienvater, der mit den Seinen von einer Gesellschaft in die andere hastet, selbst wenn dabei sein häuslicher Frieden, seine Gesundheit und die Nerven seiner Frau zu Grunde gehen. Im ersten Act erwartet er krampfhaft die Gäste, ärgert sich über ihr langes Ausbleiben, wird dann mitten im Feste telegraphisch zu einer Reise veranlaßt, empfiehlt sich englisch und stürmt nach einer Weile vom Bahnhofe zurück, denn eine zweite Depesche macht die Reise erst 24 Stunden später nothwendig. Im Courirzuge sitzt auch jener Kunstkritiker, dessen Modell leicht erkennbar ein bekannter Münchener „Kirchthurmsästhetiker" ist, der nur nationaldeutsche Stoffe gelten läßt, die Bilder im Fluge beschaut und stante pede darüber schreibt, Alles mit ganz der nämlichen Hast, wie wenn er irgendwo hinausgeworfen wird. Ein Blitzzugpassagier im eigentlichen Sinn ist ferner jener ergötzliche Europabummler, der nur zwischen zwei Schnellzügen den Erdboden unter den Füßen spürt und diese kurzen Reisepausen heute zu einem Ballbesuch in Berlin, morgen für eine Première in Wien, übermorgen zu einem Wettrennen in London benutzt. Er kommt kaum und geht immer, und falls einmal sein Zug entgleist, so kann er ja, wenn auch mit Pflastern im Gesichte und als halber Krüppel, doch noch Besuche machen. Und engleiste Opfer der modernen Vergnügungssucht und wilden Glücksjagd findet man noch andere im Stück, und im vierten Act übernimmt ein stark moralisirender Sanitätsrath die schwere Arbeit, die Unheilbaren zu heilen oder wenigstens zu einer ersprießlicheren Lebensweise zu bekehren.

Aber mit der Aneinanderreihung bloßer Caricaturen und witziger oder geistreicher Einfälle macht man noch kein Drama, und bei all seinen Proben auf das Exempel vergißt der Verfasser fast die Handlung. Er begeht vor Allem den Fehler, daß der dramatische Conflict, den er wählt, mit dem Motiv der wilden Jagd oder des Courierzuges gar nichts zu thun hat. Ein junger Gelehrter, Privatdocent Weiprecht, macht eine berühmte Malerin nach langem stillen Werben zu seiner Frau. Im zweiten Acte sehen wir die Früchte dieser Verbindung. Die junge Ehe ist nicht unglücklich aber auch nicht glücklich, trotzdem sich die Beiden lieben. Während die Frau durch ihre Kunst genöthigt ist, bei Tage zu arbeiten, Besuche zu empfangen, in der Gesellschaft zu verkehren, hat sich der Mann scheu in sein Studirzimmer zurückgezogen, docirt bei Tage und brütet Nachts über den Quellen zu seiner Geschichte der Langobarden. Ihre Häuslichkeit, ihr Familienglück hat also gar keine Gelegenheit zum Aufblühen. Eine Zeitlang erträgt der über die Achsel angesehene Gemahl seine fatale Rolle, aber schließlich verliert auch er die Geduld, umso mehr als seine Eifersucht erregt wird. Da tritt nämlich ein ehemaliger Verehrer der Malerin auf, und dieser gräfliche Versucher hofft, nunmehr bei der von ihrem Manne vernachlässigten Frau glücklicher zu sein, worin er freilich jedesmal, wenn er sich am Ziele wähnt, bitter getäuscht wird. Als nun der „Mann seiner Frau" seinen Ehrgeiz, gleichfalls berühmt zu werden, und sogar eine Professur zu bekommen, über Nacht erfüllt sieht, erlangt er den schmerzlichen Beweis, daß er diesen Erfolg keineswegs seiner Befähigung verdankt, sondern der Protection jenes Courmachers seiner Frau. Es folgt eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Gatten, die in bekannter Actschlußmanier unnöthigerweise sich bis zum Bruche steigert, und hier wird die Posse so weit geführt, daß nicht allein die Gattin das eheliche Heim verläßt, sondern auch der Gatte. Selbstredend damit sie im letzten Act an einem dritten Orte zur Versöhnung zusammentreffen können. Es war reines Mißverständniß, bloße Schauspielerei. Die Professur war wirklich kein Werk verbuhlter Gönnerschaft, sondern eine Belohnung für wirkliche Gelehrsamkeit; der Salonmephisto, der im Berliner Theater sehr bezeichnend einen rothen Bart trägt, verduftet, und die halb schon Entgleisten besteigen die ehrsame Familienpost.

Den Mangel, daß der zu spät einsetzende Conflict — und was für ein kindlicher! — mit der Grundidee nichts zu thun hat und eigentlich überflüssig ist, wird der Leser aus der obigen Erzählung ebenfalls schon erkennen. Umso lobenswerther ist es, daß der Autor das Gefühl der Leere und Nichtigkeit seines höchstens für zwei Einacter reichenden Vorwurfs durch anmuthigen Dialog und geschickte scenische Kunst vergessen macht. Gewiß, es geschieht nichts Erhebliches in dem Stück, aber die darin vorgeführten Menschen sind so drollig, sie plaudern so geistvoll und munter, der ansprechenden satirischen Bilder aus dem modernen Gesellschaftsleben sind so viele, daß man fortwährend angeregt, unterhalten, belustigt wird. Allerdings ist der Verfasser in seinen Mitteln nicht immer wählerisch. Gesellschaftliche Unmöglichkeiten passiren zumal im ersten Acte übergenug. Der Gipfel des possenhaft Unmöglichen ist aber die Art und Weise, wie der biedermeyernde Sanitätsrath die Ehegatten wieder zusammenführt: in einer dunklen Stube, in die sich ein jedes von ihnen zum Empfang eines angeblichen Besuches verfügen mußte! Durchaus zu loben ist, wie gesagt, der Dialog. Nicht nur, daß er geistreich und witzig, er ist auch theatralisch lebendig und schlagend. Die durchgängig allzu große Redseligkeit aller gleich grundgescheidten Personen wollen wir dem Verfasser satirischer Sinngedichte ebenso zu Gute halten als einige Kalauer, wie der von der — quecksilbernen Hochzeit.

Die Darstellung gehört zu den besten, die wir in Berlin gesehen. Die Inscenirung ist voller Geschmack, jede und selbst die kleinste Rolle gut besetzt; daß der Salonintrigant eine sehr unglückliche Figur spielt, ist die Schuld des Dichters, nicht des Schauspielers. Frau Niemann-Raabe zeigt ihre vollendete Kunst, wenn sie auch in den Geberden oft des Guten zu viel thut. Nicht einmal eine ganz junge Frau ist so lebhaft. Der erste Preis gebührt Herrn Stahl, der vorzüglich spricht und leicht und ungezwungen mit einem Anfluge von burschikosem Humor spielt. Kurz, in jeder Beziehung ein glücklicher Abend, der sich auch über die Weihnachtszeit hinaus noch oft wiederholen wird. Z.

## Notizen.

Aus Studienmappen deutscher Künstler. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. (Breslau, C. T. Wiskott.) — Die beiden ersten Mappen dieses großartigen Unternehmens liegen uns in schönster Ausstattung vor. Sie enthalten Studienblätter von Ludwig Knaus und Franz Defregger, denen Menzel, A. von Werner, Meyerheim, Grützner, die beiden Kaulbach, Gabriel Max, Passini u. A. folgen sollen. Wie schon die beiden Mappen zeigen, hebt sich dieses Werk schon dadurch über andere Sammelwerke hinaus, daß es nicht bloß vom Zufall bunt zusammengewürfelte Studien und Skizzen bringt, sondern nur von den Meistern selbst ausgewählte und zusammengestellte Blätter. Damit ist die Gewähr gegeben, daß ausschließlich Gutes und die künstlerische Eigenart Kennzeichnendes oder für deren Entwickelung Charakteristisches geboten wird. In der Knaus-Mappe finden wir die ganze realistische und doch classisch angehauchte Art des Meisters wieder, während uns Defregger Studien zu seinen allbekannten Tyroler Bauerntypen zeigt, und gerade dies Improvisatorische in diesen ersten Eindrücken gewährt einen intimen Reiz nicht allein für Kunstschüler, sondern auch für den kunstfreudigen Laien.

Von Georg Hirth's Culturgeschichtlichem Bilderbuch aus drei Jahrhunderten (München, G. Hirth) ist soeben der fünfte Band

Digitized by Google

vollständig geworden, der die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts enthält. Wir kennen kein Bilderwerk, das dem Historiker, Culturgeschichtsforscher, Künstler und Kunstfreund gleich treffliche Dienste leisten könnte, denn es ist erstaunlich, welch' überreiches und zum großen Theil noch unbekanntes oder schwer zugängliches Material der kunstgelehrte Herausgeber hier vereinigt hat. Auch Schauspieler und Maskenballlustige, die eine historische Maske oder Costüme suchen, werden dieses großartig concipirte und großartig ausgeführte Werk mit Nutzen consultiren. Daß die französische Ausgabe bei unseren durch ihren Kunstverlag verwöhnten Nachbarn Erfolg hat und geradezu populär geworden ist, spricht ebenfalls für die Güte des Hirth'schen Unternehmens.

Kunst und Handwerk in Japan von J. Brinckmann (Berlin, R. Wagner). — Dieses erste deutsche Werk über japanische Kunst hat den ersten deutschen Japan-Kenner zum Verfasser. Als Sammler von Beruf hat er unermüdlich eine höchst sorgfältige Auswahl japanischer Kunstwerke vereinigt, als gründlicher Forscher hat er die Vorarbeiten der Franzosen und Engländer sich kritisch zu eigen gemacht, als vielgereister Mann konnte er persönliche Verbindungen mit Europäern und Japanern zur Vertiefung seiner Erfahrungen ausnutzen und als besonnener Schriftsteller hat er alle diese Kenntnisse zu einem Werke verarbeitet, das sich durch sachliche, knappe Form bei aller Wärme der Auffassung auszeichnet. Der erste Band, dem der zweite in Kürze folgen wird, kommt als Weihnachtsgabe gerade recht, um die bisherige Japan-Gemeinde anzuregen und aufzuklären und der japanischen Kunst neue Freunde zu werben. Die Natur des Inselreichs, die Bewohner mit ihren Sitten und in ihren Wohnungen, die Tempel und Gärten, der Hausrath, die Tracht und Bewaffnung werden in wohlgerundeten Abschnitten mit Liebe und Verständniß erörtert. Ueber die Künste der Japaner wird zunächst das Gemeinsame herausgehoben: die Einheit von Kunst und Handwerk, die Genauigkeit der technischen Arbeit, der persönliche, individuelle Geist der Erfindung. Die Malerei wird nach Wesen und Geschichte eingehend dargestellt und besonnen beurtheilt: endlich wird die reiche Kunst des Holzschnitts und der illustrirten Bücher so umfassend dargestellt, wie irgendwo bisher. Vor Allem geht das Buch den Motiven des japanischen Künstlers nach und sucht seine Erfindungen mit der Volkssitte, der Sage und Dichtung in Verbindung zu setzen. Die zahlreichen Abbildungen erläutern die wesentlichen Fragen. J.

Sang und Klang. Ein Hausschatz deutscher Lyrik. (Leipzig, Fr. W. Grunow.) — Endlich eine Anthologie, die nicht nur für schwärmende Backfische gemacht ist und die herkömmlichen sentimentalen Lieder enthält, sondern eine wahre Mustersammlung, die nur das Beste und nur aus den Quellen schöpft. Wohl stehen auch hier die bekanntesten und schönsten Gedichte über die alten ewigen Themata der Lyrik: Frühling, Liebe, Wanderlust und den Herbst des Lebens, aber schon die Abtheilungen: „Allerlei Humor" und Bilder und Gestalten beweisen uns, daß der Herausgeber seine eigenen Wege geht. Hier finden wir unsere großen Dichter, aber auch die neueren Poeten, besonders Scheffel, Baumbach, Hamerling, C. F. Meyer, Seidel, Vischer sind stark vertreten. Wir irren wohl nicht, wenn wir dieselbe sorgfältige Hand, die das „altmodische" Liederbuch: Als der Großvater die Großmutter nahm, auch in dieser Anthologie zu erkennen glauben: den geistvollen Leipziger Archivdirector Wustmann. Möchte das ungewöhnlich geschmackvoll ausgestattete Buch den nämlichen großen Erfolg haben und die längst obsoleth gewordenen, schlecht zusammengestoppelten Blüthenlesen verdrängen!

Das Meer. Von M. J. Schleiden. Dritte Auflage bearbeitet von Ernst Voges. (Braunschweig, Salle.) — Das bekannte Werk des Entdeckers der Pflanzenzelle hat in der pietätvollen Bearbeitung von Voges nur gewonnen. Es steht nun ganz auf der Höhe der heutigen Wissenschaft, indem alle seitherigen Ergebnisse und Forschungen sorgfältig nachgetragen und in den Urtext verwoben sind, ohne diesen unnöthig anzutasten und zu verändern. In dieser zeitgemäßen Neubearbeitung ist nur das prächtige Capitel über das große Fragezeichen: Bernstein unverändert geblieben, denn seit der noch von dem großen Botaniker besorgten zweiten Auflage (1874) ist hier nichts Wesentliches erforscht und erzielt worden. Die Farbendrucktafeln und die ebenfalls neuen zahlreichen Holzschnitte sind von großer Vortrefflichkeit. Einer abermaligen Empfehlung bedarf das klassische Werk nicht, denn es gehört längst mit Recht zu den naturwissenschaftlichen Lieblingsbüchern des deutschen Hauses.

In unserer eisernen Zeit, wo im allgemeinen Interesse die Literatur eine so bescheidene Aschenbrödel-Rolle spielt, gewährt es eine besondere Freude, daß ab und zu das Gute den Antheil immer weiterer Kreise zu gewinnen vermag. Auch ein vollblütiger Dichter wie Conrad Ferdinand Meyer, der Meister der historischen Novelle, hat ein volles Jahrzehnt gebraucht, bis sein Ruf den kleinen, stillen Kreis seiner Verehrer und Freunde durchdrang und zu allgemeiner Anerkennung gelangte. Wenn wir bemerken, daß von seinem historischen Roman „Georg Jenatsch" soeben die 12. Auflage, von der Meisternovelle „Der Heilige" die 8. Auflage und von seiner vor Jahresfrist erschienenen Geschichte „Die Versuchung des Pescara" schon die 4. Auflage erscheint, so wird der Kenner der buchhändlerischen Verhältnisse, wo das Treffliche von der Masse des Mittelmäßigen erdrückt wird und nur die Leihbibliotheken blühen, allerdings von einem großen Erfolge sprechen können. Jedenfalls freuen wir uns mit dem feinsinnigen Dichter dieser verdienten, wenn auch späten Anerkennung. Seine Verehrer wird es auch interessiren zu vernehmen, daß C. F. Meyer nach langer Krankheit wieder seine alte Schaffensfreude gewonnen hat und an einer Novelle aus der Geschichte von Appenzell arbeitet, deren Held einer jener Grafen von Toggenburg ist, von denen auch Schiller einen Kreuzfahrer in seiner Ballade besungen hat.

Unsere Frauen in einer Auswahl aus ihren Dichtungen. Von Karl Schrattenthal. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) — Diese feinsinnige Anthologie enthält nur Gedichte von und für Frauen mit den Bildnissen der besten unserer Dichterinnen von heute. Selbstverständlich sind zumal Carmen Sylva, Betty Paoli, E. v. Dincklage, Ada Christen, M. Ebner-Eschenbach, Amara George, Pauline Schanz 2c. berücksichtigt. Willkommen werden auch die biographischen Notizen sein. Aus dem nämlichen Verlag empfehlen wir die ebenfalls für Frauen bestimmte Auswahl von Eichendorff's Gedichten von Clara Braun mit feinen Illustrationen und einem reizenden Rococoeinband.

Gesundheitspflege in Haus und Familie. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Der Verfasser dieser Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit ist practicirender Arzt in Rostock, Autor der trefflichen „Schule der Gesundheit" und den Lesern der „Gegenwart" wohl bekannt, wie denn auch eines der wichtigsten Capitel seines vorliegenden Buches über die Krankenkassen zuerst in unserem Blatt erschien. Ein ausgezeichneter medicinischer Rathgeber, ist er viel weniger in seine Meinungen verrannt als z. B. Bock und lehnt niemals irgend einer Theorie zu Liebe ein gutes Neues ab. Bezeichnend dafür ist seine ebenso besonnene, als nicht durchweg anerkennende Stellungnahme zu Jäger's Wollregime. Die Aufsätze über Kleidung und Wohnung, Kinder- und Krankenpflege, Genußmittel und Schulhygiene sind voll treffender Gesichtspunkte.

„Wenn junge Frauen durchgehen." Honigmondnovelle von Oscar Welten. (Berlin, Eckstein's Nachf.) — Wir sind keine Freunde der stark frivolen und auf Sensation speculirenden Muse Welten's, aber die vorliegende Novelle ist gut erzählt, munter, unterhaltend und jedenfalls das Beste, was er bisher geschrieben hat. Neu ist der Vorwurf nicht, denn die Franzosen haben zumal im Lustspiel die Abenteuer der trotzig oder wider Willen ihrem Gemahl abhanden gekommenen hübschen jungen Frau dargestellt. Welten thut es mit weniger Grazie, aber doch nicht ohne Humor, und sein Buch liest sich wie eine dem Palais Royal-Genre nachempfundene und nacherzählte Posse.

Die schon sehr umfangreiche Beethoven-Literatur hat in neuester Zeit mehrfache Bereicherung erfahren. Th. Frimmel's Neue Beethoviana (Wien, Gerold's Sohn) beruhen auf langjährigen Forschungen über den großen Tonmeister als Künstler und Mensch, enthalten ungedrucktes Material, Neudrucke unzugänglicher Materialien und zumal einen auf langen Untersuchungen gegründeten Essay über Beethoven's äußere Erscheinung. Auf Grund seiner Nachforschungen nach den Bildnissen des Meisters kommt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß unser heutiges Bewußtsein von Beethoven's Zügen gänzlich in Verwirrung gerathen ist. Drei prachtvolle Portraits in Lichtdruck illustriren dies lehrreiche Capitel. Schade, daß diese fleißige Quellenschrift nicht mehr von dem letzten Biographen des großen Componisten benutzt werden konnte! „Ludwig van Beethoven" von W. J. v. Wasielewski (2 Bde., Berlin, Brachvogel & Ranft) zeichnet sich durch runde, harmonische Composition, gemeinverständliche Darstellung, liebevolle Vertiefung, feines Musikverständniß und knappe, geistreiche Form aus. Thayer's, Nottebohm's, Nohl's grundlegende Untersuchungen sind ebenso gewissenhaft benutzt, als das zerstreute Material neuester Zeit. Daß er das wüste Familiengezänk, das namentlich von Wiener Feuilletonisten mit Vorliebe behandelt wird, fast ganz bei Seite läßt und die Brüder und den Neffen des Meisters nur wo dies wesentlich erwähnt, macht die Lectüre um so erquicklicher. Jedenfalls ist es dem Biographen gelungen, die Räthsel und Widersprüche des Menschen wie des Künstlers so zu lösen, daß sein Charakterbild einheitlich, lebendig und immer voll Adel erscheint. Geistreich ist endlich Wasielewski's Versuch, des Musikers poetische Ideen und Symbole und das innerste Wesen seiner Tonwelt zu erklären und auszulegen.

Ulrich von Hutten. Heldengedicht von Carl Preser. (Kassel, Hühn.) — Weniger dramatisch und tiefsinnig als C. F. Meyer's Romanzenkranz, vermag doch auch dieser Versuch, die feurige Heldengestalt Hutten's episch zu fassen, Antheil zu erwecken. Der Dichter ist ein Mann von Geist und Schwung und beherrscht die Form vortrefflich. Die als Einlage übersetzten Gedichte Hutten's lesen sich wie Originale, und da auch ein mannhafter Freiheitssinn das Ganze durchweht, so können wir die schön ausgestattete Dichtung empfehlen.

Vor einem halben Jahrhundert erregte der Hegelianer Hinrichs dadurch einiges Aufsehen, daß er Schiller's lyrische Gedichte in der Reihenfolge ihres innern Zusammenhanges behandelte. Nur kurze Zeit konnte diese Neuheit bestechen. Ein Nachfahre des Hallischen Professors, freilich in ganz anderem, etwas mystisch angehauchten Tone, tritt uns in den sieben Bogen entgegen, welche neulich in Augsburg (Adelb. Votsch) unter der Flagge: „Schiller's lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange, beleuchtet von E. Philippi" ausgelaufen. Der begabte Verfasser hat dem Dichter eben keinen guten Dienst erwiesen, der nichts weniger als seine philosophischen Anschauungen in einem Liederkranze den Lesern darbringen wollte. Jedes seiner Gedichte will für sich betrachtet und genossen werden, und da manche der Ausdruck vorübergehender Stimmungen sind, kann von vollständiger Entwickelung eines bestimmten Systems keine Rede sein; ja sie widersprechen sich häufig selbst nach Maßgabe der wechselnden Stimmungen. Die Behandlung des neuen Erklärers bleibt sich übrigens nicht gleich; wenn er anfangs die Form fast ganz zur Seite läßt, so wird er beim „Spaziergang" unerschöpflich in der Hervorhebung von Schönheiten der Darstellung und des Rhythmus, und der anfangs vornehm abgewiesenen Besprechung des Zusammenhanges und mancher Einzelheiten kann er sich manchmal, wie bei „Ideal und

Digitized by Google

Leben", nicht enthalten. Zuweilen fehlt es an Kenntniß der neuesten Forschung, wie bei den Gedichten „Sehnsucht" und „der Pilgrim". Manches ist wunderlich gedeutet. Auch in den am ausführlichsten behandelten Gedichten wird man kaum eine neue richtige Ansicht finden. Ergötzlich ist es zu hören, weshalb der Dichter im „Lied von der Glocke" die Predigt weggelassen; dazu sei er um so mehr berechtigt gewesen, „da das ganze Gedicht nichts anderes ist als eine Predigt, wie er sie billigen und halten konnte, eine poetische Laienpredigt über des Lebens wechselvolles Spiel und die Vergänglichkeit des Irdischen". h. d.

Zur deutschen Sprache und Literatur. Vorträge und Aufsätze von Karl Bitz. (Potsdam, Stein.) — Der als Dramatiker und Dramaturg bekannte Verfasser verbreitet sich hier über ästhetische und literarhistorische Fragen. Der Vortrag über Kleist enthält nichts Neues, um so fesselnder sind seine Ausführungen über den Shakespearecultus, die Jambentragödie, mittelhochdeutsche Dichtung, Luther, die Gesangbuchfrage, die Posse und der Vorschlag zu einem neuen deutschen Glossar mit besonderer Berücksichtigung der Kirchenlieder. Sehr sarkastisch und treffend ist seine Petition an die Schillerpreisrichter. Bitz redet einem gesunden Realismus in der Kunst das Wort.

Philiberte. Lustspiel in drei Aufzügen von Emile Augier. Autorisirte Bearbeitung von A. Fitger. (Oldenburg, Schulze.) — Die Verdeutschung eines der liebenswürdigsten Repertoirestücke des Théâtre français, die alle Feinheiten und vor Allem den geistreich tändelnden Ton des Originals in einer für unser schwereres Deutsch erstaunlichen Weise wiedergibt. Sehr richtig hat Fitger für die epigrammatisch pointirte Form den Alexandriner beibehalten, und der im deutschen Gewande ziemlich ungelenke Geselle nimmt sich hier merkwürdig anmuthig und kurzweilig aus. Freilich hat sich Fitger dadurch das moderne Theater verschlossen, denn unsere Schauspieler, die zum großen Theil kaum Jamben sprechen können, werden sich für diese Alexandriner gar schön bedanken.

Hermine von Hillern hat poetisches Empfinden von Mutter und Großmutter geerbt. Das beweisen die drei Erzählungen, die unter dem Titel Um Eid und Ehr' (Stuttgart, Carl Krabbe) erschienen sind. Alle drei spielen im 16. Jahrhundert, wobei das Zeitcolorit ohne Aufdringlichkeit gewahrt ist; auch in ihrer Sprache sucht es die Dichterin mit Glück und ohne Manierirtheit zu wahren. Der Inhalt der Novellen ist tief tragisch und zeigt besonders in der dritten „Unter Rosen" bei aller Einfachheit der Erfindung eine so tiefe Kenntniß des Menschenherzens, eine so starke Kraft der Leidenschaft, eine so wahre Ursprünglichkeit des poetischen Talentes, wie es eben nur wirklich vorhandene Begabung hervorzubringen vermag. Hier ist nicht die gewohnte Schriftstellerei, sondern echte Dichtung; und wo man sich an ihr zu erfreuen liebt, da werden die Erzählungen willkommen sein. g.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. med. H. Ploß. (Leipzig, Th. Grieben [L. Fernau].) — Den gleichgroßen Erfolg, welcher der ersten Auflage dieses anerkannt vorzüglichen Buches zu Theil wurde, wird ganz ohne Zweifel auch diese zweite, stark vermehrte Auflage davon tragen, welche der auf dem Gebiete der Anthropologie bewährte Berliner Arzt Max Bartels nach dem Tode des Verfassers neu bearbeitet hat. Zwar ist das Werk für einen größeren Leserkreis bestimmt, aber die wissenschaftliche Deutlichkeit und Vollständigkeit steht doch in erster Erwägung, so daß sich die Prüderie, wie bei Mantegazza's Büchern, wohl da und dort verletzt fühlen wird. Die Verlagsbuchhandlung und die Verfasser haben Recht gethan, hierauf in ihrem Text und bei dem reichen Schmuck von lithographischen Tafeln und Holzschnitten keine Rücksicht zu nehmen.

Afraja. Roman von Theodor Mügge. (Breslau, Trewendt.) — Diesem in Norwegen spielenden Romane des 1861 verstorbenen fruchtbaren Reiseschriftstellers und Novellisten geben wir vor den farbenprächtigen Zeitbildern: „Toussaint" uud „Die Vendeerin", vor dem historischen Roman „König Jacobs letzte Tage" und sogar vor seinem finnischen Charakterbild „Erich Randal" entschieden den Vorzug. Die Handlung ist mit ihren glücklich gelösten Conflicten fesselnd, die Charakteristik gut und das Colorit der Localschilderungen markig und reich, so daß ihn mancher Naturalist darum beneiden könnte. Es ist merkwürdig, wie frisch und jung der humane und freisinnige Mügge in diesem trotz Björnson und Ibsen echt nordischen Sittenbild geblieben ist.

König Elf's Lieder. Von Gustav Kastropp. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) — In diesem neuen Liedercyclus des talentvollen Lyrikers offenbart derselbe abermals nicht nur seine große Formgewandtheit, sondern auch besonders seine ungemeine dichterische Gestaltungskraft, die uns unwillkürlich mit fortreißt und auch diesmal so andauernd fesselte, daß wir den ganzen Band voll Gedichte ohne Ermüdung in einem Anlaufe durchlesen konnten. Und nicht etwa die Liebesgeschichte zwischen Harold und Ella, die in diesen Liedern erzählt wird, an sich ist es, welche diese schöne Spannung erzeugt, sondern die Fülle ursprünglicher und tiefer Gedanken, mit welcher der Dichter das geheimnißvolle Weben der Natur wie das Liebesleben zweier junger Herzen zu umranken weiß, bildet den immer wieder auf's Neue fesselnden Reiz dieser Sammlung. Manche der kleinen Lieder würden ein Weiterleben auch im Gesange recht wohl verdienen, denn der musikalische Zug in der Kastropp'schen Lyrik macht sich gerade hier besonders schön bemerklich.

Suam cuique. Roman von Ernst Wichert. (Leipzig, Reißner.) — Nach einigen Irrungen findet Jeder die Seine, der Baron seine Baronesse und der ausgewanderte Tischler seine Frau Meisterin. Zwei Bände sind allerdings ein wenig viel für die Erkenntniß, daß die Kammerjungfer der Mutter nicht für den Majoratsherrn und Dr. jur. paßt, ein Conflict, den Paul Heyse einmal mit mehr Lust und Behagen für eine Novellette verarbeitet hat. Aber Ernst Wichert ist ein geschickter Erzähler und erfahrener Seelenkenner. Wie sich bei der herben Natur des Mädchens aus dem Volke, das sich gegen jede gewaltsame Erweiterung seines natürlichen Gesichtskreises energisch wehrt, allmählich das Bewußtsein Bahn bricht, daß sie ihrem Herren Bräutigam niemals genügen könne, ist mit lückenloser Consequenz in einer Reihe an sich bedeutungsloser Geschehnisse dargelegt. Das Buch erhält ohne Spannung in Athem, das ist das beste Zeugniß für seinen literarischen Werth. m.

Hausgymnastik für Gesunde und Kranke. Von E. Angerstein und G. Eckler. (Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.) — Eine kurz und sachlich gehaltene und mit vielen instructiven Abbildungen und Zeichnungen versehene Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen. Die Verfasser sind der Städtische Oberturnwart Berlins und der Oberlehrer der Königlichen Turnlehrerbildungsanstalt. Die einzelnen Uebungen sind in Gruppen zweckmäßig zusammengestellt und vom Einfacheren zum Kräftigeren fortschreitend geordnet. Das äußerst nützliche Buch sollte in keiner Familie fehlen. Ein Seitenstück bildet die im nämlichen Verlag erschienene „Hausgymnastik für Mädchen und Frauen" von denselben Verfassern und nach den gleichen Grundsätzen. Geräth ist für die vorgeschriebenen Uebungen nicht immer nöthig; die Exercitien mit Hantel und Stab sind in erster Linie berücksichtigt. Gewiß wird auch diese Schrift den Erfolg ihrer Vorgängerin haben, die binnen Jahresfrist acht Auflagen erlebte, und wer da weiß, wie sehr gerade beim weiblichen Geschlecht durch unvernünftige Kleidermoden die Gesundheit untergraben wird, der wird diese hygienischen Anleitungen in jedem Hause eingeführt sehen wollen.

Fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2 Bde. 4. Auflage. (Berlin, Albert Goldschmidt.) — Eine neue Auflage des beliebten Werkes kann auch von Denen freundlich willkommen heißen, die den fortschrittlich-demokratischen Standpunkt des Verfassers nicht theilen. Der alte Achtunddierziger, der sich später mit Eifer und Geschick dem Communaldienste Berlins gewidmet und als Stadtverordneter und Stadtrath große Verdienste um seine Vaterstadt erworben hat, war jedenfalls wie kein Anderer befähigt, die Geschichte der Reichshauptstadt zu schreiben. Der tiefe historische Sinn und die allgemein verständliche, echt volksthümliche, aber nie triviale Schreibart, die er schon in seiner populären Weltgeschichte in zehn Bänden erwies, sind auch die Vorzüge dieses wohlgelungenen Werkes. Ohne sich in die Detailuntersuchungen der Forscher einzulassen, versteht es Streckfuß, stets das Wesentliche und Bedeutungsvolle hervorzuheben, die verschiedenen Strömungen knapp und bestimmt zu charakterisiren und das Bleibende im Wechsel festzuhalten. Das Buch ist auch dort niemals langweilig, wo fernliegende Zeiten und Fragen, einförmige Verfassungsstreitigkeiten und öde, aber wichtige Haupt- und Staatsactionen behandelt werden. Bei der ältesten und älteren Geschichte hält er sich zumeist an den trefflichen Fidicin; für die letzthundertjährige Geschichte steht er aber durchaus auf eigenen Füßen und überrascht uns durch seine tiefe Kenntniß der einschlägigen Literatur, die sich bis auf die unbedeutendsten Flugschriften erstreckt. Das Alles ist geschickt verwerthet und anschaulich und lebendig gemacht. In der musterhaften Gruppirung des Stoffes verräth sich etwas von der Compositionskunst des Novellisten, und, da er auch ein Sohn des bekannten Dichters und Uebersetzers ist, in der stellenweise poetischen Gestaltung und Sprache, die dem politischen Pathos trotzdem aus dem Wege geht. Zumal wo der Stoff die Literatur streift, citirt Streckfuß gerne unsere Poeten, besonders Körner und Arndt, und sogar aus den alten Bänden der „Vossischen Zeitung" hat er „dichterische" Stimmen aus dem Publikum hervorgesucht, die das öffentliche Leben und nicht zum Mindesten auch den ewig nörgelnden, aber geistig regsamen Sinn der echten alten Berliner kennzeichnen. Besonders die Strömungen um die Zeit der Freiheitskriege ist sehr glücklich geschildert. In anderen Partien hätten wir freilich mehr Kulturhistorie als Geschichte gewünscht, aber seit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. wird Berlin eine wesentlich politische Stadt, die sie denn auch bis heute geblieben ist. Wir können das inhaltreiche Werk, das mit der Gründung des neuen Reiches effectvoll abschließt und mit Recht auf eine Darstellung unserer historisch noch kaum objectivirbaren neuesten Zeit verzichtet, auch um seiner zwar bilderlosen, aber in Papier und Einband gediegenen Ausstattung willen für die Weihnachtszeit bestens empfehlen.

Edwin Bormann's Liederhort in Sang und Klang, in Wort und Bild. (Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag.) — Dieses Buch, welches zu gleicher Zeit mit reichstem Bilderschmucke und sämmtlichen dazugehörigen Singweisen in Form eines humoristischen Prachtwerkes erscheint, bietet die neueste Sammlung der Poesien des lustigen „alden Leipzigers" vor. Dieselbe ist in dem alten „gemiedlichen" Tone gehalten, umschließt neben manchem komischen Dialectstücklein viele lustige Kneip- und Zeitgedichte in hochdeutscher Mundart und ist wohl besonders als kurzweiliges Singbuch für harmlose Vereine und Gesellschaften zu empfehlen, eine Bestimmung, welcher die treffliche Ausstattung in Text und Bild sehr entgegenführt. Die Illustrationen von Fedor Flinzer, Gehrts, Ille u. A. sind in Zeichnung und Schnitt von künstlerischem Werth. Der originelle Prachteinband macht das Werk auch zu einem köstlichen Schmucke unseres Salons.

Als vierten Band der Culturbilder aus dem classischen Alterthum hat M. Fickelscherer das Kriegswesen der Alten (Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichtes (Artur Seemann) ge-

Digitized by Google

schildert. Nehmen natürlich die Einrichtungen bei Griechen und Römern den größten Raum ein, so sind doch deren Gegner, Perser und Macedonier einerseits, Karthager, Kelten, Germanen andererseits nicht übergangen. Der correcte Text findet seine beste Unterstützung an 107 vorzüglichen Abbildungen, deren Trefflichkeit durch den Namen der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung verbürgt wird. Das Buch ist besonders für reifere Zöglinge höherer Anstalten sehr empfehlenswerth.

Die Welt oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften mit den sich ergebenden allgemeinen Schlußfolgerungen zum Verständnisse für Gebildete jeden Berufs. Von Dr. med. Carl Jacob. (Würzburg, Stahel.) — Wir müssen den Muth des Verfassers bewundern, heutzutage eine zusammenhängende Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften in immerhin ziemlich umfangreichem Rahmen geben zu wollen. Bedenkt man die sehr große Zahl der wissenschaftlichen Abhandlungen, welche für jeden speciellen Zweig der Naturwissenschaften allmonatlich erscheinen, so will die Aufnahme aller dieser zahlreichen Daten für eine Person fast unmöglich erscheinen. Und wiederum können neue naturwissenschaftliche Werke nur dann von Nutzen und Interesse sein, wenn sie auch die neuesten Arbeiten berücksichtigen. Schon das Vorwort zum zweiten Bande, welcher die Physik behandelt, enthält beunruhigende Aufschlüsse. Es wird eine neue Eintheilung der Kräfte und eine neue Theorie der Elektricität und des Magnetismus angekündigt und das Vorwort schließt sodann mit der Bemerkung: „Wie in der Chemie haben wir auch hier zuweilen Stellen aus anderen Werken wörtlich aufgenommen, ohne den Autor anzuführen, aus denselben Gründen wie dort". Wir glauben nicht, daß die betroffenen Autoren mit diesem Bekenntnisse zufrieden sein werden. Was ist denn übrigens Eigenthum des Verfassers von der vorliegenden Darstellung? Der Verfasser glaubt durch seine neue Eintheilung der Kräfte der Physik einen ganz besonderen Dienst geleistet zu haben; thatsächlich aber schraubt er hierdurch die Wissenschaft um viele, viele Jahre zurück. War es doch gerade ein besonderes Verdienst des kürzlich verstorbenen Georg Kirchhoff, des Entdeckers der Spectralanalyse, den unklaren Kraftbegriff mit seinen metaphysischen Anhängen aus der Physik möglichst verdrängt zu haben! Ebenso wenig geistreich ist es, eine neue Theorie der Elektricität und des Magnetismus entwickeln zu wollen und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil während der letzten Jahre und fortdauernd von Tag zu Tag neue Thatsachen gefunden werden und der Erscheinungskreis des elektrischen Phänomens sich gegenwärtig mit unerwarteter Geschwindigkeit erweitert. Jeder Kenner muß daher zu dem Schlusse kommen, daß die wahre Erkenntniß uns nur durch fleißiges, fortgesetztes experimentelles Arbeiten im Laboratorium gebracht werden kann. Was das Buch besonders angeht, so ist es die Frage nach dem Leserkreise, welche sich der Verfasser vorgestellt hat. Er hält es nämlich für nöthig, die elementaren Lehren von der Quadratwurzel, der Potenz und Aehnliches auseinanderzusetzen. Wir müssen auf Grund unserer langjährigen Thätigkeit als Lehrer der Physik erklären, daß wir es für unmöglich halten, daß ein so wenig vorgebildetes Publikum im Stande sei, ein umfangreiches physikalisches Werk zu verstehen. Solch' einem Leserkreise aber ein Urtheil über den Werth oder Unwerth physikalischer Theorien zumuthen zu wollen, scheint uns durchaus unverständig. Anerkennen müssen wir die genaue Erklärung wissenschaftlicher Namen und die ausreichende geschichtliche Darstellung wichtiger Erfindungen. In diesem Punkte dürfte sich das neue Buch für Elementarlehrer sehr nützlich erweisen.

Franz Bendt.

Coeur-Aß. Geschichte einer Leidenschaft. Von Karl Niemann. (Jena, Hermann Costenoble.) — Es ist eine pathologische Charakterstudie, nach Art der Russen, die Karl Niemann bietet. Die durch einen Zufall geweckte Leidenschaft für das Schießen wird bei einer energischen, aber geistig wenig begabten Natur zur Manie, die über eine Jugendliebe fort sich entwickelnd, zum Wahnsinn führt. Die psychologische Beweisführung ist lückenlos und überzeugend. Es gelingt dem Verfasser, uns für seinen Helden fast wider Willen zu interessiren, wir verfolgen dessen Schicksale mit steigender Spannung, bis er, von einem Hirnschlag getroffen, zusammenbricht. Die Berechtigung, solche Nachtseiten des menschlichen Geistes zu schildern, wird durch die Kraftund Wahrheit der Darstellung erwiesen. m.

Der neue Merlin. Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert. Von Eduard Paulus. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Der Conservator der württembergischen Kunstdenkmäler, als Reiseschriftsteller und Dichter wohl angeschrieben, bietet uns hier eine hochpoetische Phantasie in Romanzen und stellt sich uns auch als Prophet vor. Was er für die Zukunft seines lieben deutschen Vaterlandes voraussieht, ist nicht durchweg erfreulich, und wenn wir seine nebelhaften Allegorien richtig deuten, so wird sich das neue Reich mit der rothen und schwarzen Internationale, mit Franzosen und Russen auseinanderzusetzen haben. Zum Glück tobt am Ende der entsetzliche Völkerkampf aus und das deutsche Volk, „das herrlichste auf Erden", bleibt Sieger. Die Verse sind voll Schwung und plastischer Kraft.

Von Banana zum Kiamwo. Von Dr. med. Willy Wolff. (Oldenburg, Schulze.) — Der Verfasser gehörte zu der im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft nach Westafrika unternommenen, aber leider gleich anfangs durch den Tod des Führers verunglückten Forschungsexpedition. Was er nun gleichwohl auf eigene Hand auf einem Vorstoß in's Innere bis zum Orangefluß erlebt und gesehen, erzählt er hier schlicht und recht, ohne Uebertreibung, aber nicht ohne Studium. Der anschauliche, unterhaltende Bericht enthielt viel Neues und Wichtiges, und der Versuch, uns die Neger menschlich näher zu bringen, ist wohlgelungen. Die verschrieenen Menschenfresser und Heiden können nach Dr. Wolff's Versicherung mit Recht Seume's Ausspruch gegen uns anwenden: Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Die Freuden des Lebens. Von Sir John Lubbock. (Berlin, Pfeilstücker.) — Die deutsche Ausgabe des schon in einem Dutzend Auflagen erschienenen Originals empfiehlt sich als praktischer Wegweiser zum Glück. Der berühmte englische Forscher charakterisirt unser Jahrhundert als ein interessantes, im Gegensatz zu Renan, der es ein amüsantes nennt, und man wird ihm namentlich darin beistimmen können, daß die leichtere Zugänglichkeit der Bücher eine unserer köstlichsten Errungenschaften ist. Ohne Zweifel hat er dabei weniger an die deutsche Leihbibliothekenseuche gedacht, und darum wünschen wir dieser sorgfältigen Uebertragung von M. zur Megede recht viele Käufer. Der Verfasser plaudert recht anregend über das Glück der Pflicht, die Bücherwahl, Freundschaft, Reisefreuden, Wissenschaft und Erziehung, und das Kapitel von den Freuden des Heims wird gerade zu dieser Festzeit Zustimmung finden.

Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden. (Leipzig, C. F. Winter.) — Es sind keine geschichtlichen Bilder, sondern märchenhafte Liebesidyllen, die Ada Linden vor den Augen des Lesers entrollt. Schlanke Ritter in glänzendem Waffenrock, zarte Burgfräulein, deren Tüchlein grüßend und Abschied nehmend von den Zinnen wehen, ehrsame Knappen und Reisige, gelegentlich auch ein gelehrter Geistlicher, dem ein menschlich Herz unter der Kutte schägt, das ist das Personal, mit dem die Verfasserin arbeitet. Die Sage vom Hohenzollernring, der Bauernaufstand um Linz herum unter Bedinger, ein Hexengericht liefern den historischen Hintergrund. Al fresco behandelt, dient er als Repoussoir für eine Reihe mehr oder weniger interessanter Liebespaare, deren Geschick manches jungfräuliche Herz schlagen zu machen geeignet ist. Das Buch dürfte auf dem Weihnachtstisch junger Mädchen Freude erregen. m.

Eisenbahn-Geschichtskarte von Mitteleuropa. Entworfen von H. Struve. (Berlin, Lithogr. Institut J. Moser.) — Ein höherer Beamter des Reichspostamts gibt auf diesen zwei Karten einen schnellen und bequemen Ueberblick über den Bestand und Zuwachs an Eisenbahnlinien von 1830 an bis heute. Dankenswerth ist auch die Uhrenvergleichung der verschiedenen Ortszeiten. Für statistische, culturhistorische und auch bloße Reisezwecke ist die Karte zu empfehlen.

Carmen Sylva und ihre Werke. Von Max Schmitz. (Neuwied, Heuser.) — Eine kurze Lebensbeschreibung der dichterisch hochbegabten Königin von Rumänien nebst ästhetischer Würdigung ihrer Schriften und poetischen Proben. Diese feinsinnige Schrift wird allen Verehrern Carmen Sylva's willkommen sein, denn sie enthält manches Neue und Interessante. Neu war uns z. B. das wundervolle altfranzösische Lied an die Adresse des neuprovenzalischen Félibres-Vereins.

Weihnachten. Gesammelte Erzählungen von Johannes Paulsen. (Kropp, Eben-Ezer.) — Wir empfehlen diese gemüthvollen Erzählungen, die von tiefinnerlicher Frömmigkeit erfüllt, aber ohne störend sich vordrängende dogmatische Färbung sind. In der Erfindung und Ausarbeitung der einfachen Geschichten verräth sich eine poetische Begabung, die von allem Gefühlsüberschwange frei und immer wahr und seelenvoll bleibt.

Hochsommer. Gedichte von A. Leschivo. (Wismar, Hinstorff.) — Dieses lyrische Talent hat Gluth und Leidenschaft, aber hinter der männlichen Maske und den herausfordernden Posen merkt man unverkennbar eine Dame, die aus der Tiefe eines echt weiblichen Gemüthes singt. Vieles ist schön und tief im Gedanken, die Leidenschaft scheint wirklich echt, und manchmal gelingt ein Lied, das den Leser unwiderstehlich fesselt. Nur in formeller Beziehung hat die Verfasserin noch Manches zu lernen. Die Reime sind zwar durchgängig rein, aber die Gedanken kommen oft unklar und verworren zum Ausdruck, und in der Messung der Silbenschwere wird oft zu viel Freiheit gestattet, so daß die Verse mitunter etwas Polterndes und Gezwungenes haben. Die Dichterin läßt gleichzeitig im nämlichen Verlag ein Epos: Liebe und Leidenschaft erscheinen. Auch in diesem hübsch erfundenen phantastischen Gedichte dieselben Vorzüge und Mängel. Wenn sie singt:

„Wo weiltest Du, Trauter, wo bliebst Du so lang?
Ahntest Du nicht, wie mein Herz schlug so bang?"

so weiß man gar nicht mehr, wie man da scandiren soll.

Im Wandel der Zeiten. Von Fritz Frenzel. (Leipzig, Gustav Engel.) — In kokettem Gewand ein neuer Lyriker, der uns „Reflexionen, Bilder und Träume" spendet, Prosa und Poesie. Es ist ein nachdenklicher und manchmal auch heiterer Gesell, der sein wehmüthiges oder fröhliches Lied immer aus dem Herzen heraufholt und keine verlogenen Gefühle und gemachten Stimmungen auftischt. Anklänge an Storm, Carmen Sylva und Scheffel nehmen ihm nichts von seine Originalität, und jedem Gedichte liegt ein wahrhaft poetischer Gedanke zu Grunde. Die Verse auf Scheffel's Tod sind besonders hübsch.

Bilderbuch eines Schwermüthigen. Von Paul Fritsche. (Stolp, Hans Hildebrandt.) — Diese Lieder und Aphorismen von sehr ungleichem Werth sind nur zum Theil schwermüthig, während sich in den „Fliegenden Blättern" oft ein ganz toller Humor bemerkbar macht, der in unkünstlerischem Uebermuth meist über's Ziel hinausschießt. Der Verfasser scheint Anregungen des Allerjüngsten Deutschland zu folgen; vor dem Revolutionären und Cynischen schreckt er nicht zurück, und manche seiner knappen Augenblicksbilder sind treffliche Impressionen. Ein Most, der gewiß noch guter Wein wird.

Denker- und Dichterworte im deutschen Volksmund. Von Th. Weyler. (Leipzig, Gustav Engel.) — Das Verdienstvolle dieses schon in zweiter Auflage erscheinenden Citatenschatzes besteht darin, daß hier die geflügelten Worte aller Zeiten und Völker nach den Begriffen geordnet sind, so daß das Citiren erleichtert wird. Ein auch in seiner äußeren Ausstattung hübsches Büchlein.

Digitized by Google

Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit von Ludwig Fritze. (Leipzig, Otto Wigand.)

Hitopadeça heißt dies Buch, berühmt durch alle Lande,
Der Sanskritsprache rechten Brauch zu zeigen wohl im Stande;
Des Ausdrucks Mannigfaltigkeit und Fülle will es lehren,
Will Lebensklugheit auch verleihn und aller Thorheit wehren.

Dieses Programm führt das altindische Lehrbuch der Lebensklugheit nicht in Sentenzen und Gedichten aus, sondern in der Form sinniger Märchen und Fabeln, die durch eingestreute Verse lebendiger und unterhaltender werden. Die Uebersetzung wahrt die indische Localfarbe, schmiegt sich aber dem deutschen Geiste so viel wie möglich an, um das Fremdartige nicht allzu befremdend wirken zu lassen. Seit der große Sprachkünstler Rückert stumm geworden, ist die altindische Weisheit noch nie so anmuthend und gewandt verdeutscht worden.

Spaziergänge eines Naturforschers. Von W. Marshall. (Leipzig, Verlag des Lit. Jahresberichts [Artur Seemann].) — Ein wahres Prachtbuch, das wir auf recht vielen Geschenktischen wissen möchten. Der gelehrte Leipziger Professor weiß seine naturwissenschaftlichen Studien und Forschungen in allgemein verständlicher und interessanter Form lebhaft und geistreich vorzutragen, indem er an der Hand poetisch empfundener Naturschilderungen aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter die ewigen Fragen nach dem Wie, Warum, Woher, Wohin erörtert. Er belehrt uns über das Problem der Thierwanderungen, über das Käferleben, den Nestbau, die Entstehung der Arten und andere schwierige Dinge der Schöpfungsgeschichte. Seine umfassende Sachkenntniß und seine Belesenheit sind nicht weniger erstaunlich, als seine geistig anregende Form, der jede Pedanterie und Trockenheit fehlt. Dabei sitzt ihm auch der Schalk im Nacken, und die zum Theil humorvollen und immer anmuthigen Zeichnungen von Albert Wagen erhöhen den unterhaltenden und gefälligen Reiz des glänzend ausgestatteten Buches. Wir empfehlen es auf das Angelegentlichste.

Aesthetische Studien für die Frauenwelt. Von Otto von Leixner. (Leipzig, Dürselen.) — Diese feinsinnigen Essays liegen hier schon in vierter Auflage vor, und sie verdienen auch ihren Erfolg. Leixner hat nicht nur Geist und Kenntnisse, er versteht auch die Kunst, sie in stets gefällige Formen zu gießen. Daß sein zuvörderst für denkende Frauen geschriebenes Buch bei diesen Anklang fand, ist begreiflich; wir möchten es aber auch in der Hand von Männern sehen, denen es ebenfalls manches Wissenswerthe mittheilt. Der Verfasser ästhetisirt nicht nur so in's Blaue hinein, sondern strebt auch lebenspraktische, zumal erziehliche Resultate an. Besonders was über die Ausbildung der Sinne, die Bedeutung der Phantasie, die Beurtheilung von Kunstwerken gesagt wird, sollten sich Besucher von Concerten, Theatern und Ausstellungen und überhaupt alle Gebildeten hinter die Ohren schreiben.

Fünf Novellen von Julius Hart. (Großenhain, Baumert und Ronge.) — Julius Hart ist den Lesern unseres Blattes durch seine schneidige Abfertigung der deutschen Zolaisten wohl bekannt, aber auch als Dichter beansprucht er allgemeinste Beachtung. Er ist zwar noch mitten in Sturm und Drang, noch nicht gereift, abgeklärt und maßvoll, aber ein wirklicher Poet. Wenn man sich über die starke Bevorzugung des pathologischen Moments hinwegsetzt, so wird man der Künstlergeschichte: „Der neue Pygmalion" gerechten Beifall schenken, denn die Charakterzeichnung ist hier wohlgelungen, und Alles entwickelt sich mit eiserner Nothwendigkeit. Unwahrscheinlich kommt uns bloß das Eine vor, daß der junge Bildhauer und geniale Schöpfer der „Venus" noch nie nach dem Modell gearbeitet haben soll. In der „Anklägerin" ist die Hauptfigur des schlechten Dichters offenbar nach einem Matador des jüngsten Deutschland gearbeitet und prächtig gerathen, nur die Schilderungen à la Zola sind zu breit, wie wir denn überhaupt dem Verfasser größere Knappheit empfehlen möchten. Realistische Schöpfungen sind die tragischen Geschichten vom westphälischen Bauern und dem ebenfalls zu spät verliebten Flickschneider. Den Preis geben wir der Novellette aus dem Eheleben: „Trennungsstunde", die den Namen eines kleinen Meisterwerkes verdient.

## Inserate.


500 Jahre Berliner Geschichte

vom Fischerdorf zur Weltstadt.

Von Adolf Streckfuß.

Zwei starke, schöne Quartbände, elegant gebunden.

In Kaliko 22 M. 50 Pf., in Halbfranz 24 M.

Der Ausstattung nach zu einem prächtigen Weihnachtsgeschenk geeignet.

Berlin hat durch die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse der letzten zwanzig Jahre ein erhöhtes Interesse gewonnen, und allgemein theilt man das Bedürfniß, die Geschichte und Entwickelung Berlins eingehender kennen zu lernen. Das Streckfuß'sche Werk ist so recht geeignet, diesem Bedürfniß entgegenzukommen. In fesselnder, lebendiger Schilderung entrollt uns der Verfasser ein farbenreiches Bild der Sitten und Gebräuche bei Hofe und in Bürgerkreisen. Er zeigt uns, wie die Entwickelung und das Emporblühen des einstigen Fischerdorfes namentlich durch zwei Faktoren bedingt war, durch das thatkräftige Herrschergeschlecht der Hohenzollern und durch den gesunden, tüchtigen Bürgerstand. Welch ein gewaltiges Bild menschlicher Arbeit, menschlichen Kämpfens und Siegens! — Möge das Werk die weiteste, wohlverdiente Verbreitung finden!

Prospekte versendet gratis und franco die Verlagshandlung von

Albert Goldschmidt,
Berlin W., Köthenerstraße 32.

Soeben erschienen. — In allen Buchhandlungen zu haben:

A. Teschivo,
Liebe und Leidenschaft.
Eine phantastische Dichtung.
= Elegant gebunden 3 Mark. =

A. Teschivo,
Im Hochsommer.
Frühlicht. — Mittagsglut. — Wettersturm. — Verziehendes Gewitter. — Dämmerstunden. — Nacht.
= Eleg. geb. M. 4.50. =

Beide neue Werke der hochbegabten Verfasserin sind von echtem dichterischen Gepräge und von einer überraschenden und fesselnden Glut der Empfindung durchweht.

Hinstorff'sche Hofbuchh., Verlagsconto in Wismar.

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Der Gotenfürst.
Historischer Roman von
Adam Joseph Cüppers.
8°. 252 Seiten, hübsch broschirt. Mark 2,50.

Im Verlage der H. Hildebrandt'schen Buchhandlung in Stolp i. Pomm. ist soeben erschienen:

Fritsche, Bilderbuch eines Schwermüthigen. 1.25 M., elegant geb. 2.25 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Königin Luise von Preußen von Dr. Carl u. Karl Fr. Pfau. In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

Karl Fr. Pfau in Leipzig.

Cacao-Vero,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
Hartwig & Vogel
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

In allen Buch- u. Musikalienhandlungen vorräthig:
Dr. Hugo Riemann's Musiklexikon
3te vollständig neu bearbeitete Auflage.
Zu haben in zwanzig Lieferungen à 50 Pfennig
20 Lieferungen à 50 Pfennige
oder sofort complet solider Halbfranzband 12 Mark.
Die Kritik sagt einstimmig:
„Das Riemann'sche Musiklexikon ist das zuverlässigste und verhältnismäßig billigste."
Max Hesse's Verlag Leipzig, Johannesg. 30


Digitized by Google

## Neues Prachtwerk.

Vorräthig in allen grösseren Kunst- und Buchhandlungen.

# Die Gemälde-Galerie

des

# Grafen A. F. von Schack in München.

75 Heliogravuren und 40 Textillustrationen mit begleitendem Text von

**Graf A. F. von Schack.**

**Lieferung I.**

**Ausgabe vor der Schrift.** (Nur in 25 numerirten Exemplaren gedruckt.)
Preis pro Lieferung 60 Mark.
**Ausgabe mit der Schrift.**
Preis pro Lieferung 25 Mark.
Das Werk wird in 8 in Zwischenräumen von 6 Wochen erscheinenden Lieferungen vollständig vorliegen.

**Verlag von Dr. E. Albert in München,** Schwabingerlandstrasse 8.

## Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

# Das preussische Staatsrecht.

**Auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts**
dargestellt von
**Dr. Hermann von Schulze-Gaevernitz.**
Zweiter Band. Erste Lieferung. Zweite Auflage.
**282 S. gr. 8°. Geh. 5 M.**

Das Erscheinen der neuen Auflage des ausgezeichneten Buches ist von der Fachpresse mit einstimmiger Anerkennung begrüsst worden. Dem im Frühjahre versandten 1. Bande folgt hier die erste Lieferung des 2. Bandes (Das Regierungsrecht), während die Schlusslieferung um Ostern kommenden Jahres erscheinen sollte. Infolge des letzthin so unerwartet erfolgten Todes des Verfassers wird diese Absicht sich kaum verwirklichen lassen; indessen ist zu hoffen, dass es möglich sein wird, das Werk in der neuen Bearbeitung binnen Kurzem zum Abschluss zu bringen.

## Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

**Riehl, W. H., Lebensrätsel.** Fünf Novellen. Oktav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—.
Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

**Roquette, Otto, Cesario.** Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2.50.

**Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe.** Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI u. 138 S. Brosch. M. 2.—.

Im Verlage von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Ausgewählte Dichtungen von Hermann v. Gilm.** Herausgegeben von **Arnold v. d. Passer.** kl. 8. Brosch. M. 3,20.

**Hermann v. Gilm, sein Leben und seine Dichtungen.** Von **Arnold v. d. Passer,** mit Benutzung der Arbeiten von **P. Schraffl.** kl. 8°. Brosch. M. 2.—.

# Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen 1/1 und 1/2 Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Bei der von mir im August d. J. ausgeschriebenen und am 15. d. M. zur Entscheidung gelangten

## Preis-Concurrenz für die beiden besten Novellen

erhielten die beiden folgenden die ausgesetzten Preise, welche heute an die Verfasserinnen abgesandt wurden:

1) Erster Preis: „**Warum?**" von Frau **Konstanze Lochmann** in **Breslau,**
2) Zweiter Preis: „**Rolf Siegfried**" von **Maria Theresia May** in **Troppau** (Oest.-Schles.).

Betreffs einiger Erzählungen, die mir zum Ankauf empfohlen wurden, werde ich mit den Autoren in Verbindung treten.

Berlin N. Weißenburger Straße 8, den 17. December 1888.

**Paul Köhler, Literarisches Bureau.**

Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Unser Kunstverlag wurde gelegentlich der diesjährigen „Vatikanischen Ausstellung" mit der **silbernen Medaille nebst Diplom** ausgezeichnet.

Von **Joseph Ritter von Führich's Compositionen** empfehlen hiermit:

**Das Vater unser.** Neun Kupfer. Orig.-Radirung. gr. 4°. Stichgröße 200×180 mm. M. 6.40.
— — Dasselbe in Stahlstich. gr. 8°. M. 2.80.

**Kunstkatalog jederzeit gratis u. franco.**

**Gediegene äußerst preiswürdige Festgeschenke!**

## Denker- und Dichterworte

im deutschen Volksmunde.
Ein Citatenschatz nach Begriffen geordnet von
**Th. Weyler.**
2. erweiterte Auflage, fein geb. m. Goldschn. 2 M. 40 Pf.

## Im Wandel der Zeiten.

**Reflexionen, Bilder und Träume**
von
**Fritz Frenzel.**
2. Auflage, fein gebund. mit Goldschn. 2 M.

**Verlag von Gustav Engel in Leipzig.**

**Novität 1888.**

**Johannes Paulsen, Weihnachten.** Gesammelte Erzählungen. Mit Farbdruckbild: „Siehe, ich verkündige euch große Freude ꝛc." Luc. 2, 10. Eleg. geb. M. 1.—.
**Billiges Weihnachtsgeschenk, passend für Jung und Alt.**

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben:

# Kaiser Wilhelm II.

**In seinem Werden und bisherigen Wirken.**
**Für Jung und Alt**
dargestellt von
**Dr. Otto Kuntzmüller.**
Elegant carton. M. 2.40, elegant gebdn. M. 3.—.
**Mit 8 Illustrationen.**

Es ist dies das beste und geeignetste Geschenk für unsere heranwachsende Jugend. Jede Familie sollte das hochpatriotische Buch kaufen. Für Bibliotheken, höhere Lehranstalten, Regiments-Bibliotheken und Lesevereine ist das Buch unentbehrlich.

**Herm. Oesterwitz' Verlag, Frankfurt a. O.**

**Als Festgeschenk empfohlen:**

# Heißes Blut.

Roman aus der französischen Provinz.
Von **Hermann Gosseck.**
2 Thle. 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk. 60 Pf.
(Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz.)

Von der Kritik sehr anerkennend besprochen, siehe „Gegenwart" Nr. 45 „Ein neues Talent". Von H. Breitinger.


Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 29. December 1888. Band XXXIV.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

CORNELL UNIVERSITY JAN 22 1889 Library

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

**Inhalt:** Sclavenhandel und Strafgesetzgebung. Von Justizrath Adolf Fleischmann. — Zum Capitel der Frauenemancipation. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Im Hause des Walzerkönigs. Von Wilhelm Goldbaum. — Ein süddeutscher Localtypus in der Literatur. Von Guntram Schultheiß. — Berliner Kunstzustände. Von Georg Malkowsky. — **Feuilleton:** Der vierte Act. Humoreske von Heinrich Bulthaupt. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Kunstausstellungen. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

### Sclavenhandel und Strafgesetzgebung.

Von Justizrath Adolf Fleischmann.

So allgemein, ja so einstimmig die Bewegung, Aufregung und Begeisterung sein mag, welche sich in unseren Tagen gegen den Sclavenhandel und die Sclavenjägerei erhoben hat, wie sie in Afrika getrieben werden — ein gewisses Mißtrauen gegen die Reinheit ihrer Beweggründe in so manchen Kreisen der Kreuzzugprediger kann man nicht unterdrücken. Man darf sie schon „Kreuzzugprediger" nennen, die Stimmen, welche zur Unterdrückung des schändlichen Gewerbes laut werden, die Männer, welche Vereine gründen, und die Federn, welche die Presse in Bewegung setzen; denn die sittliche und christliche Idee, welche sie Alle verfolgen, rechtfertigt diesen Namen ebenso wie in alter Zeit, als man die Verwirklichung dieser Idee in der Eroberung des heiligen Landes und heiligen Grabes erblicken zu müssen glaubte. Aber daß erst jetzt der Sinn für sie erwacht und thätig werden will, obgleich der Sclavenhandel in Afrika schon seit langer Zeit getrieben wird; erst jetzt, nachdem dieser in Verbindung mit unseren colonialen Bestrebungen und mit der Gefahr des Verlustes unserer colonialen Errungenschaften die Geister in Bewegung setzt, zwingt uns den Gedanken ab, daß in erster Linie nicht jene sittliche und christliche Idee, sondern das nationale Colonialinteresse die Triebfeder zu der Agitation abgibt. Der Kreuzzug hätte schon von der Zeit an gepredigt werden können, wo wir eine Flotte haben, die recht wohl in gemeinsame Action mit anderen Mächten treten konnte; denn von der Schändlichkeit des Gewerbes war man damals ebenso überzeugt, wie heute. Aber es geschah nichts dagegen.

Sei dem, wie ihm wolle. Unzweideutig und mächtig macht sich jetzt diese Ueberzeugung geltend, und einstimmig verurtheilt sie den Sclavenhandel als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen gegen die Menschheit und gegen die Unglücklichen, die ihm zum Opfer fallen. Ist er aber dies — was Niemand leugnet —, so ist er eine Verletzung und Verhöhnung des Rechts der Menschen auf ihre Freiheit, ein Hohn auf die Rechtsidee, von welcher die moderne Civilisation getragen wird. Warum wird also dies Verbrechen nicht bestraft? Oder ist's eine Strafe, wenn man die Sclavenschiffe abfängt, die Gefangenen in Freiheit setzt und die Händler laufen läßt, die dann nichts verlieren, als ihr für den Ankauf der Sclaven — wenn sie dieselben wirklich gekauft und nicht geraubt haben — ausgegebenes Geld? Standrechtlich etwa kann man ohne Kriegszustand nicht gegen sie verfahren. Sie gehen also straflos aus; ihr Verbrechen bleibt ungesühnt. Es ist kein Richter da, welcher sie fassen könnte und kein Gesetz, welches sie mit Strafe bedroht. Den Regierungen und Staaten gegenüber, welche sich anschicken, den Sclavenhandel zu unterdrücken, wird das Verbrechen von Ausländern an Ausländern und im Ausland begangen und weder vom deutschen, noch von einem anderen Strafgesetz wird es getroffen. Wenn aber auch Deutsche oder Franzosen oder Engländer als Sclavenhändler ertappt würden und das Strafgesetz ihres Heimathstaates den Sclavenhandel mit Strafe bedrohte, begangen haben sie das Verbrechen doch im Ausland, in den afrikanischen, keinem europäischen Staat angehörigen Ländern, und an Ausländern.

Das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches — und wohl jedes europäische Strafgesetz — sagt:

„Wegen der im Auslande begangenen Verbrechen und Vergehen findet in der Regel keine Verfolgung statt. Jedoch kann nach den Strafgesetzen des Deutschen Reiches verfolgt werden:

1. Ein Deutscher oder ein Ausländer, welcher im Ausland eine hochverrätherische Handlung u. dergl. . . . begeht.
2. Ein Deutscher, welcher im Ausland eine landesverrätherische Handlung u. dergl. . . . begeht.
3. Ein Deutscher, welcher im Ausland eine Handlung begangen hat, die nach den Gesetzen des Deutschen Reiches als Verbrechen oder Vergehen anzusehen und durch das Gesetz des Ortes, an welchem sie begangen wurde, mit Strafen bedroht ist."

Es liegt also auf der Hand, daß selbst, wenn ein Deutscher in Afrika Sclavenhandel triebe, er vom deutschen Strafgesetz nicht erreicht werden könnte. Sclavenhandel ist weder Hoch- noch Landesverrath und in Afrika, wo das Verbrechen begangen wird, ist es durch Gesetze nicht verboten. Gleiches wird von Angehörigen der übrigen europäischen Staaten gelten und gilt erst recht von arabischen Sclavenhändlern, auf die es doch bei der gegenwärtigen Bewegung gegen den Sclavenhandel hauptsächlich abgesehen ist.

Dazu kommt, daß, abgesehen von diesen Bestimmungen, unsere europäischen Strafgesetze (unseres Wissens mit der einzigen Ausnahme des französischen Rechts) nicht einmal den Sclavenhandel als Verbrechen kennen. Das deutsche Strafgesetzbuch z. B. sagt nur § 234 (18. Abschnitt: Verbrechen und Vergehen wider die persönliche Freiheit):

„Wer sich eines Menschen durch List, Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in hülfloser Lage auszusetzen oder in Sclaverei, Leibeigenschaft oder in auswärtige Kriegs- oder Schiffsdienste zu bringen, wird wegen Menschenraubes mit Zuchthaus bestraft."

Digitized by Google

Diese Bestimmung trifft nicht den Sclavenhändler, nur den Räuber.

Als das deutsche Strafgesetzbuch erlassen wurde, hatte man noch keine Ahnung von unserer jetzigen Colonialpolitik. Der Fall, daß ein Sclavenhändler der deutschen Staatsmacht in die Hände fallen könnte, lag außerhalb des Gesichtskreises der legislativen Politik. Ja, kaum wird § 234 je einmal praktisch zur Anwendung gekommen sein. Eine staatliche Verbindung des Reiches mit oder irgendwelche Beziehungen desselben zu den Territorien, wo der Sclavenhandel betrieben wird, bestand nicht; mithin war es auch nicht Aufgabe der deutschen Gesetzgebung, ihre eigentliche Bestimmung, den Rechtsschutz im Reich zu ordnen, zu erweitern; eine Schändung der Menschenrechte, die im schwarzen Erdtheil begangen wird, ging sie nichts an. Nicht einmal eine öffentliche Meinung in Deutschland oder ein deutsches Rechtsbewußtsein gab sich damals kund, welches sich hiermit nicht in Einklang befunden hätte. Das ist jetzt ganz anders. Das Reich hat seine Schwingen über die Schutzgebiete Ostafrikas ausgebreitet; thatsächlich bestehen dort deutsche Colonien — mögen sie noch so jung und gegenwärtig noch so gefährdet sein; die öffentliche Meinung lehnt sich mit seltener Einstimmigkeit gegen den Sclavenhandel auf und unser Rechtsbewußtsein erkennt darin ein schweres Verbrechen. Leicht kann täglich ein Schiff mit Sclaven, die als Handelsartikel verfahren werden, von einem deutschen Capitän angehalten werden. Er hat aber keine gesetzliche Befugniß, den Händler, den Verbrecher, zu ergreifen und der Strafe zu überliefern. Jetzt liegt also die Frage nah und ist actuell geworden: Kann die Gesetzgebung eine solche Befugniß schaffen? Muß sie es thun? Wie muß sie es anfangen?

Wenn man diese Fragen bejahen muß und auch für das „Wie" eine richtige Antwort finden kann, so ist damit nicht gesagt, daß die bisherigen geringen, jetzt aber, wie es scheint, energisch wieder aufgenommenen Maßregeln gegen den Sclavenhandel unnöthig seien und daß, selbst wenn jetzt schon die strengsten strafrechtlichen Bestimmungen gesetzliche Kraft hätten und thatsächlich ausgeführt werden könnten, man hiervon allein eine wirksame Steuer des Uebels ebenso erwarten dürfte, wie man etwa von strengen Wuchergesetzen eine Beseitigung des Wuchers oder durch strenge Bestrafung des Diebstahls Verhütung oder Verminderung dieses Verbrechens erwartet. Keineswegs. Die Gesichtspunkte der Strafgesetzgebung sind ganz andere, als diejenigen jener Unterdrückungsmaßregeln. Die gegenwärtig zwischen England und dem Deutschen Reich vereinbarte Blokade an der ostafrikanischen Küste, die mit Zustimmung des Sultans von Sansibar bethätigt wird, entspricht vollständig dem Geist des modernen Völkerrechts. Mit dem Strafrecht hat sie nichts zu schaffen. Durch eine Uebereinkunft mit England trat das Deutsche Reich am 29. März 1879 dem sog. Quintupelvertrag vom 20. December 1841 bei. Dieser Vertrag verpflichtet die contrahirenden Staaten, nämlich: Preußen, Oesterreich, Großbritannien, Frankreich und Rußland, ihren Unterthanen den Handel mit Negern zu untersagen und das Gewerbe des Negerhandels für ein Verbrechen der Seeräuberei zu erklären; auch enthält der Vertrag Bestimmungen über Durchsuchung und Aufbringung von Sclavenschiffen. Unter dem 14./19. Mai 1879 hat der deutsche Reichstag jenes Uebereinkommen genehmigt und die gegenwärtige Blokade erfolgt „Angesichts der zunehmenden Ausdehnung der Feindseligkeiten, welche die Sclavenhändler arabischer Nationalität der Unterdrückung des Negerhandels und dem legitimen Handel der christlichen Völker entgegensetzen". Sie bezweckt, „die Ausfuhr der Sclaven aus dem Gebiet des Sultans von Sansibar zu unterdrücken". Das Uebereinkommen bedeutet also zuverlässig einen wesentlichen Schritt vorwärts in der Durchführung des großen humanitären Werkes. Davon, daß die Vertragsstaaten der Quintupelallianz ihren Unterthanen den Negerhandel wirklich untersagt, daß sie ihn zugleich mit Strafe bedroht und den Handel für ein Verbrechen der Seeräuberei (übrigens ein ganz unjuristischer Begriff) erklärt haben, hat bisher nichts verlautet. Sicher ist, daß diese Maßregel, selbst wenn sie getroffen worden wäre, wenig fruchten kann, denn in den seltensten Fällen, vielleicht niemals, haben Unterthanen der Vertragsstaaten Sclavenhandel getrieben, und auf die Negerhändler anderer, z. B. arabischer Nationalität, hat sie keinen Bezug, während die Blokade guten Erfolg verspricht, aber noch kein Strafverfahren begründet. Es fragt sich also, ob zunächst etwa die der Quintupelallianz angehörigen Staaten, also z. B. das Deutsche Reich, durch ihre Gesetzgebung nach dermaliger Rechtsverfassung ein solches Strafverfahren veranlassen und gebieten können?

Dem scheint zunächst entgegenzustehen, daß, wie vorhin schon angedeutet wurde, die Rechtsordnung in jenen fünf Vertragsstaaten durch den Sclavenhandel und die Sclavenräuberei, welche die Araber mit den Negern treiben, nicht berührt wird. Jede Gesetzgebung, also auch die Strafgesetzgebung, so könnte man sagen, hat nur für ihren Staat zu sorgen und nur dessen Interessen zu wahren. Was sonst in der Welt vorgeht, tangirt sie nicht; sie kann ja nicht einmal im eigenen Land jedes Unrecht vor ihre Schranken ziehen. Die Strafjustiz ist kein Panacee, kein Heilmittel gegen alle und jede schädliche Einflüsse, die im Staats- und Volksleben hervortreten. Dieser Gesichtspunkt mag annehmbar — wir sagen nicht: „gerechtfertigt" — gewesen sein, als wir noch keine ostafrikanischen Colonien hatten und heute noch würde z. B. die deutsche Strafgesetzgebung allein mit dem Sclavenhandel in Ländern, zu denen es gar keine Beziehung hat, sich nicht befassen können. Da aber, wo jene fünf Vertragsstaaten oder einer von ihnen Colonien besitzt, ist ein Band zwischen diesen und dem Mutterland entstanden, welches es rechtfertigt, Gesetze des letzteren auf jene zu übertragen, und den Mutterstaat befähigt, auch besondere Gesetze für die Colonien zu erlassen. Das Deutsche Reich, bezw. die Ostafrikanische Gesellschaft (siehe unten) kann also für die Schutzgebiete ein den Sclavenhandel bei Strafe verbietendes Gesetz erlassen. Dieses würde jeden Angehörigen dieser Gebiete treffen und würde jeden schützen, an dem dort das Verbrechen begangen werden sollte, sei es von wem es wolle. Ebenso könnte mit Hülfe eines solchen Gesetzes ein in den Schutzgebieten und deren Gewässern angetroffener arabischer Sclavenhändler ergriffen und könnte ihm der Proceß gemacht werden, einerlei ob seine Sclaven, die er verkaufen will, diesen Schutzgebieten oder anderen Ländern angehören. Erließen alle Staaten der Quintupelallianz ein solches Gesetz, so würde immer sein Geltungsbereich zwar örtlich auf das betreffende Gebiet und persönlich auf dessen Angehörige beschränkt sein. Immerhin wäre aber damit schon viel gewonnen. Der bessere Weg zum Ziel ist jedoch der Staatsvertrag, wenn man den internationalen Charakter sowohl des Handels überhaupt und des Sclavenhandels insbesondere, als auch des allgemeinen Handelsgebietes zu Land und Meer in's Auge faßt. Der Handel verbindet alle Nationen und das Recht jeder Nation, Handel zu treiben, ist ein selbstverständliches. Hieraus folgt das Recht jeder Nation, sich auf dem allgemeinen Handelsgebiet nicht nur frei bewegen, sondern auch daselbst einen verbrecherischen Handel, wo er immer angetroffen werden mag, unter Strafe stellen und so unterdrücken zu dürfen. Unter „allgemeinem Handelsgebiet" muß man zwar, theoretisch angesehen, alle Länder und Gewässer der Erde verstehen. Keines ist dem Handel in normalen Zeitverhältnissen verschlossen. Zunächst bedürfen wir aber, um praktisch vorwärts zu schreiten, der Feststellung eines engeren Handelsgebietes, welches durch Staatsverträge zu schaffen ist. Denn die Gebiete derjenigen Staaten, welche sich vertragsmäßig verpflichten würden, einheitliche strafrechtliche Bestimmungen zu erlassen, würden zusammengenommen ein solches engeres Handelsgebiet bilden. Dieses wäre gleichsam der locus delicti für jeden innerhalb desselben getriebenen Sclavenhandels und deshalb würde jeder Händler daselbst aufgegriffen und den Gerichten überliefert werden können. Es machte dann keinen Unterschied, welchem Staat der Betroffene angehört; sondern es genügt, daß er im „engeren Handelsgebiet" — gerade so wie sonst im einzelnen Staatsgebiet — bei der Ausübung des verbrecherischen Gewerbes betroffen worden wäre, welches die Rechtsordnung dieses Handelsgebietes stört.

Digitized by Google

Wenn ich einen Dieb auf frischer That ertappe und es befindet sich kein Staatsorgan in der Nähe, so darf ich den Dieb ergreifen und dem Gericht überliefern, auch wenn er dem Staat, wo ich ihn ergriffen habe, nicht angehört. Wenn also ein Sclavenhändler von irgend wem im engeren Handelsgebiet (dem locus delicti) ergriffen wird, so muß dasselbe geschehen dürfen, weil er hier das Gesetz übertreten hat, wo internationaler Schutz gewährt sein soll. Das Recht der Ergreifung des Händlers muß jedem Einzelnen oder jeder Mehrheit oder jedem Organ eines der Vertragsstaaten zustehen.

Resumiren wir zunächst die bisherige Ausführung. 1) Daß jeder Staat in seinem Strafgesetzbuch eine Bestimmung aufnehmen kann, daß der Sclavenhandel als Verbrechen zu verfolgen und mit schwerer Strafe zu belegen sei, ist von vornherein klar. 2) Daß er dieselbe gesetzliche Bestimmung in seinen Colonien treffen kann, wird nunmehr auch nicht länger bezweifelt werden dürfen, wenn auch die Modalitäten verschieden sein mögen. Die ostafrikanische Gesellschaft z. B. hat durch den mit dem Sultan von Sansibar abgeschlossenen Vertrag von diesem das Recht zugestanden erhalten, in den im Art. 1 bezeichneten Gebietsgrenzen Beamte zu bestellen, Gesetze zu erlassen, Gerichtshöfe (wovon wir unten noch besonders sprechen werden) einzurichten ꝛc. Die Richter sollen von der Gesellschaft vorbehaltlich der Zustimmung des Sultans bestellt werden. Seine Souveränetätsrechte bleiben ihn gewahrt, vgl. N. 1. 5. des Weißbuches über Ostafrika. Die Reichsregierung wird also die Gesellschaft zu veranlassen haben, nach diesen Vertragspunkten ein Gesetz über Bestrafung des Sclavenhandels zu erlassen, in demselben aber auch, was wir hier einschalten müssen, zu bestimmen, daß die befreiten Sclaven auf Kosten des Händlers in ihre Heimath zurückzuschaffen oder anders zu versorgen sind. Die Frage, was mit diesen unglücklichen Opfern anzufangen sei, ist erst kürzlich sehr praktisch geworden, als ein deutsches Kriegsschiff ein Sclavenschiff aufgebracht hatte. Völkerrechtlich ist die Frage nicht zu entscheiden. Was soll aus jenen Opfern werden, wenn man sie nur befreit? Es bleibt nichts anderes übrig, als sie wieder heim zu schaffen, oder je nach dem einzelnen Fall sie anderwärts unterzubringen. Die gesunde Vernunft verpflichtet das Vermögen des Händlers zur Bestreitung der Kosten hierfür. — 3) Um die Habhaftwerdung der Sclavenhändler zu ermöglichen und zu erleichtern, kann im Weg des Staatenvertrags bestimmt werden, daß die Vertragsstaaten Strafgesetze zu erlassen und auf ihre Colonien auszudehnen und daß sie das Geltungsgebiet der Gesetze einschließlich der Gewässer festzustellen haben; außerdem aber wäre übereinzukommen, daß jeder in diesem Geltungsgebiet, es sei von wem immer, ergriffene Händler dem nächsten Gericht eines der Vertragsstaaten oder seiner Colonien, dessen Zuständigkeit durch den Vertrag festzustellen sein würde, überliefert werden müsse. Den Kern einer solchen Staatengruppe könnten die Mitglieder der oben erwähnten Quintupelallianz bilden. Auf diesem Weg wäre es möglich, schon ein beträchtliches Stück des allgemeinen Handelsgebietes unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Die Rechtsverfassung und die Rechtssysteme der europäischen Staaten würden einem solchen Weg der Legislatur gegen den Sclavenhandel in keinem Punkt entgegenstehen. Trifft dies für die Staaten der Quintupelallianz zu, so gilt es auch für alle übrigen, die sich ihr anschließen.

Die zweite der oben aufgestellten Fragen, ob eine Befugniß gesetzlich geschaffen werden müsse, die Sclavenhändler zu ergreifen, sie als Verbrecher zu bestrafen und für den Rücktransport der Sclaven oder die sonstige Unterbringung derselben unter Confiscation ihres Vermögens, welches sie mit sich führen, einschließlich des Schiffes haftbar zu machen — läßt sich mit wenigen Sätzen beantworten. Zunächst spricht für die Bejahung der Frage eine sehr gewichtige Autorität, welche in einem der ersten bahnbrechenden, colonialpolitischen internationalen Staatsacten Ausdruck gefunden hat. Die Generalacte der Berliner Conferenz vom 26. Februar 1885 verbietet in Erklärung II den Sclavenhandel und verpflichtet alle Mächte, welche in Afrika Landerwerbungen machen, zur Unterdrückung desselben. Der Art. 9 geht aber, mit Bezugnahme auf das durch jene Acte gebildete „conventionelle Congogebiet", noch weiter und sagt wörtlich:

„Da nach den Grundsätzen des Völkerrechts, wie solche von den Signatarmächten anerkannt werden, der Sclavenhandel verboten ist und die Operationen, welche zu Land oder zur See diesem Handel Sclaven zuführen, ebenfalls als verboten anzusehen sind, so erklären die Mächte, welche in den, das conventionelle Congobecken bildenden, Gebieten Souveränetätsrechte oder einen Einfluß ausüben, oder ausüben werden, daß diese Gebiete weder als Markt, noch als Durchgangsstraße für den Handel mit Sclaven, gleichviel welcher Rasse, benutzt werden sollen. Jede dieser Mächte verpflichtet sich zur Anwendung aller ihr zu Gebote stehender Mittel, um diesem Handel ein Ende zu machen und Diejenigen, welche ihm obliegen, zu bestrafen."

Hieraus folgt, daß schon jene Signatarmächte vertragsmäßig verpflichtet sind, Strafgesetze gegen den Sclavenhandel zu erlassen, wenn sie ihn bestrafen sollen, denn Willkürstrafen sind an sich schon ein rechtliches Unding und wenn man an Colonisationswerke, d. h. an eine culturelle Mission herantritt, so wird man nicht mit einer Mißachtung des Grundsatzes: „Ohne Gesetz keine Strafe!" anfangen dürfen. Ferner folgt, daß in der Bildung des conventionellen Congobeckens auf internationalem Vertragsweg ein Vorbild zu der vertragsmäßigen Feststellung eines „engeren Handelsgebietes" als locus delicti gegeben worden ist. Sehen wir aber von diesem bestehenden formalen Zwang, Strafgesetze gegen den Sclavenhandel zu schaffen, ab, so folgt ihre Nothwendigkeit schon aus der jetzt mit erneuerter Macht allenthalben laut werdenden Kundgebung der Rechtsauffassung, daß man es hier mit einem strafbaren Verbrechen zu thun hat. Solchen Kundgebungen muß die Gesetzgebung Rechnung tragen. Dies kann auch nicht durch die jüngst (in der Münchener Allg. Zeit. No. 344 von 1888) vertretenen Ansicht widerlegt oder für unnöthig erachtet werden, man könne den Sclavenhandel nur beseitigen, „wenn man ihm die wirthschaftlichen Reize nehme, durch Technik und Transport die Sclavenhaltung entbehrlich mache und die freie Arbeit als die besser lohnende Arbeits- und Dienstform ausgestalte und als vortheilhafter praktisch nachweise". Vom colonisatorischen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser Rath gewiß sehr gut, aber nicht vom rechtlichen Gesichtspunkt. Denn einmal gehört es auch zur colonisatorischen Arbeit, Rechtsordnung zu schaffen, und sodann würde jener Rath dazu führen, anzunehmen, daß man auch andere Verbrechen, z. B. den Diebstahl, am besten unterdrücken könne, wenn man ihm seine wirthschaftlichen Reize nehme. Der Sclavenhandel wird zum großen Theil nicht betrieben, um wirthschaftlichen Bedürfnissen zu genügen, sondern um Geld zu verdienen und zwar viel Geld. Wenn jenes wirthschaftliche Bedürfniß nur durch das Institut der Sclaverei befriedigt werden könnte, so würde es seitens colonisirender Staaten gar keine Berücksichtigung verdienen.

Die dritte Frage: wie wird unseren Strafgesetzen die praktische Ausführung ermöglicht werden können? wollen wir in Anschauung der Wirklichkeit eines gegebenen Falles uns klar zu machen versuchen. Sie ist theils strafprocessualer, theils administrativer Natur. Denken wir uns: Ein deutsches Schiff oder eine Militärabtheilung greift ein Sclavenschiff oder einen Sclaventransport zu Land auf. Die Händler werden sofort festgenommen und die Sclaven befreit und heimtransportirt. Was geschieht mit den Händlern? Einem deutschen Gerichtshof kann man sie nicht überliefern, selbst wenn sich bestimmen ließe, welcher der zuständige sei. Nehmen wir aber an, dieser wäre oder solle das Reichsgericht in Leipzig sein, so würde man daselbst mit dem Verbrecher arabischer oder sonst welcher fremden Nation nichts anfangen können, da es an Dolmetschern fehlen würde — abgesehen von sonstigen Unzukömmlichkeiten und den großen Kosten. Vielmehr würden es die Gerichtshöfe der Colonien sein, wohin man die Verhafteten abzuliefern hätte. Und die Ostafrikanische Gesellschaft soll ja, wie wir vorhin gesehen haben, Gerichtshöfe errichten und

Digitized by Google

Richter bestellen. Diese Gerichtshöfe würden die Untersuchung nach der ihnen vorzuschreibenden Strafproceßordnung zu führen, die Beschlagnahme des gesammten Vermögens der Händler, einschließlich des Schiffes zu verfügen, daraus die Kosten jenes Rücktransportes oder anderer Versorgung der Sclaven zu bestreiten und das Urtheil zu sprechen haben. Schaffen wir durch Staatsverträge Strafgesetze, Gerichtsstände, ein weites Gebiet als locus delicti — dann fort mit den Händlern in die Zuchthäuser! Wir fürchten nicht, das hier besprochene Werk der humanitären Gesetzgebung werde erst nach langer, sehr langer Zeit in's Leben treten können und der Culturzustand in Afrika werde die Einführung einer correcten Rechtspflege unmöglich machen. Wir haben in unserer Zeit noch größere Werke in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit entstehen sehen. Und was das zweite Bedenken betrifft, so darf man sich nicht dem Irrthum aussetzen, daß es im schwarzen Erdtheil noch keine oder eine nur allzubarbarische Rechtsauffassung gebe. Wir müssen uns aber darauf beschränken, in dieser Beziehung auf das neueste Werk über das „Recht in Afrika" („Kritische Vierteljahrsschrift für Rechtsgelehrsamkeit ꝛc." Neue Folge Bd. XII, S. 90 [München, Oldenbourg]) zu verweisen. —

Der Deutsche Reichstag hat kürzlich (in der Sitzung vom 14. December 1888) den Windthorst'schen Antrag gegen den Sclavenhandel verhandelt und angenommen. Unsere Frage wurde dabei nur vom Staatssecretär Graf Bismarck gestreift, welcher darauf hinwies, wie streng das französische Recht den Sclavenhandel unter französischer Flagge straft. Zwei Tage darauf fand in München eine große Antisclavenhandel-Versammlung statt, ähnlich wie die Kölner. Wir können uns nicht näher damit beschäftigen, wollen aber hervorheben, daß allenthalben der Abscheu vor dem Gewerbe des Sclavenhandels und der mit ihm in Verbindung stehenden Greuelthaten laut wurde und daß man nach gemeinsamer Action dagegen seitens der europäischen Culturstaaten ruft, wenn man sie auch nicht nach einer oder der anderen Richtung verfolgte, wie es in diesen Zeilen versucht worden ist — ein Versuch, dem wir die Schlußbemerkung noch beifügen, daß, wenn man dahin gelangt sein wird, mit internationaler Strafgesetzgebung vorzuschreiten, es nicht mehr schwer sein wird, den Thatbestand des Verbrechens so festzustellen, daß es in seiner ganzen Ausdehnung erfaßt und zur Strafe gezogen werden kann.

## Zum Capitel der Frauenemancipation.

Von Julius Duboc.

Im Zusammenhange mit gewissen, für die Zukunft vielleicht eine ernsthafte Bedeutung beanspruchenden Bestrebungen des Zeitgeistes, eine veränderte Form für das Zusammenleben der Geschlechter anzubahnen, steht in der Gegenwart eine langsame, aber kenntliche Umstimmung im seelischen Habitus des Weibes, in seinen Ansprüchen, seiner Geschmacksrichtung, seiner durchschnittlichen Auffassung des Ziemlichen, seinem Wünschen und Wollen. Es treffen hier ganz abweichende, in der Zeit liegende wirksame Motive auf einander, so daß ein sehr ungleich zusammengesetztes verschiedenfarbiges und verschieden zu beurtheilendes Gesammtbild entsteht. Von der Seite des genußsüchtigen, raffinirten Materialismus wird die Geschmacksrichtung in eine Bahn gedrängt, wodurch wenigstens im äußeren Gebahren eine gewisse Annäherung an die Lebensformen der höher gestellten Halbwelt entsteht. Sie prägt sich kenntlich aus in Liebhabereien, im ganzen Auftreten, in Modelaunen, im Lebensstil, in Costümen — in letzterer Richtung war dies eine Zeitlang so stark der Fall, daß der kernhafte Vischer diesen Proceß der allmählichen Prostituirung in seinem dritten Theile des Faust in den Verszeilen geißelte:

Von außen her umnähet sie, die Mode, einen Rock,
Mit Flatteraufputz, windigem Gelock,
Nach hinten drängt sie mit vermehrten Kräften,
Der Wölbung dort ein Bauschwerk aufzuheften,
Dort häuft und häuft sie und gestaltet so
Das zücht'ge Weib zum wandelnden ... Oho!
Sieht man sie geh'n, so ist der rechte Name:
Da kommt ja ein ... Oho, mit etwas Dame."

Ganz anders zu beurtheilen sind natürlich die Einflüsse und Strebungen, die von dem verkürzten Recht des Weibes ausgehen, es aus seinem „Nichts" erheben wollen und deshalb nach dem Kinkel'schen Zuruf: „Ihr müßt euch selber rühren, aus eurem Nichts befreien" es zu einer activen Rührigkeit für die Gleichberechtigung anspornen, die ihm die verschlossenen Bahnen öffnen wollen und zunächst, da das nicht so schnell geht, sein Inneres mit Funken der Ungeduld zu entzünden suchen. Aber auch sie treffen mit jenen Einwirkungen des Materialismus doch darin zusammen, daß ihre Einwirkung auf das Weib dahin führt, dasselbe zu einer gewissen Initiative bekundenden, herausfordernden Haltung zu veranlassen, seine Ansprüche und seinen Geschmack in diese Richtung zu lenken. Dadurch ergibt sich auch in Betreff des Ziemlichen eine höchst charakteristische Wandelung, die in wenigen Jahren ganz veränderte Lebens- und Verkehrsformen schafft. Es sind, für den oberflächlichen Beobachter triviale, für den aufmerksamen höchst bezeichnende Aenderungen, die sich vor unseren Blicken von Jahr zu Jahr vollziehen. Vor wenigen Jahren noch hätten Frauen resp. Mädchen, die das Stahlroß bestiegen, die das Omnibusdach erkletterten, die im Tricot in öffentlichen Flußbädern sich den Blicken der Männerwelt aussetzen und vor den auf und nieder gleitenden Dampfböten sich munter in den Wellen tummeln, wie dies im Sommer in Dresden z. B. alle Tage zu sehen ist, etwas über alle Maßen Anstößiges gethan und sich vielleicht polizeilicher Maßregelung ausgesetzt. Heute ist das alltäglich geworden, wer widerstrebt, sagt sich selbst, daß er „hinter der Zeit zurückgeblieben" sei. In allen diesen kleinen Zügen prägt sich aber vor Allem der auf Gleichstellung gerichtete Trieb unserer „gleichberechtigten Schwestern" aus. „Was ihr thun könnt, dürfen wir auch thun" — dies ist der sichtlich in die Erscheinung drängende Grundgedanke bei dieser Aenderung in den Lebensformen. Es ist derselbe, der auf den großen Gebieten des staatlichen und wissenschaftlichen Lebens weitergehende Ansprüche erhebt, der zu den Universitäten drängt und die „Studentinnen" schafft, und der sich hier, wo ihm kein ernsthafter Widerstand geleistet wird, im Kleinen äußert.

Die eingetretenen Verluste sind jederzeit leichter zu beziffern als ein in Aussicht stehender Gewinn, und so scheint Vielen denn auch die Einbuße an Weiblichkeit, die auf diesem Wege liegt, ein unzweifelhafteres Ergebniß zu sein als was von der Gegenseite als Bereicherung und Steigerung des weiblichen Werthes herausgerechnet wird. Drastisch hat Graf A. Gasparin, der Verfasser eines trefflichen Buches über „die Familie" das Mannweib geschildert, als deren Vorläufer die „burschenhaft auftretende Jungfrau" bereits auf der Bildfläche des politischen Lebens erscheine. Sie werde Zeitungen redigiren, Reden einstudiren, Wahlumtriebe machen u. s. w.

Vielleicht daß es mit der politischen Rolle des Weibes doch nicht solche Noth hat als Gasparin glaubte. Natur und Vernunft haben durch die Geschlechtsschranken, die ein phantastischer Wahn und eine erhitzte Leidenschaft überfliegen, aber nicht in Wahrheit übersteigen können, hier wohl dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die „burschenhaft auftretende Jungfrau" ist bis jetzt denn auch mehr auf gelehrtem als auf politischem Gebiete zur Wahrheit geworden. „Doctorinnen der Philosophie", welche ihr wissenschaftliches Licht leuchten lassen, gibt es mehr als weibliche politische Redacteure. Aber allerdings, Thiere und Pflanzen, denen die Lebensbedingungen entzogen werden, sterben aus, ganze Geschlechter sind vom Erdboden geschwunden, es wäre wohl möglich, daß auch aus der weiblichen Flora die zarte Sinnpflanze, deren Wesen Rückert in den Zeilen malte:

Digitized by Google

„Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wie und auf welche Weise
Du trittst in meine Kreise"

zum Aussterben gezwungen würde. Boden, Luft und die Himmelsspeise des Thaus scheinen ihr durch die gesammte Entwickelung der Zeit dauernd entzogen werden zu sollen. Was an ihre Stelle tritt, wird eine andere Cultur beanspruchen, wenn ihr aus dem Naturboden, auf den sie sich stellt, und aus einer gewissen Verwilderung, die ja allerdings eine elementare Stärkung mit sich bringt, die Kraft zur Veredelung erstehen soll.

## Literatur und Kunst.

### Im Hause des Walzerkönigs.

Von Wilhelm Goldbaum.

Die Biographen haben leichte Arbeit mit ihm und die Musikhistoriker keine schwere. Er ist ein Wiener vom Scheitel bis zur Sohle und stammt aus Genieland; nennt man die „Fledermaus" und den Walzer „An der schönen blauen Donau", so sind die Grenzen bezeichnet, zwischen denen sein königliches Gebiet sich erstreckt. Dies und vieles Andere ist so oft schon gesagt worden, daß man sich die Wiederholung ersparen kann. Die Musiker wissen, was sie von ihm zu halten, die Laien, wie sie ihn zu tanzen haben. Daß es die demokratischen Yankees waren, welche den König in ihm erkannten, ist nebenbei ein besonderer Triumph für ihn: sie stellten ihn auf ungeheuren Reclameblättern auf einer Weltkugel thronend und das Scepter schwingend dar. Damit wollten sie sagen, daß seine Walzer von einem Ende der Welt bis zum anderen tanzende Beine beflügeln, und so ist es in der That. Den Chinesen elektrisiren seine Rhythmen gerade so wie den Botocuden; man braucht nicht im Geringsten musikalisch zu sein, um sich vor seinem Königthum zu beugen. Es ist das Ideal eines Volkskönigthums, das durch Melodien gebietet und mit Tönen erobert.

Doch was Allen bekannt ist, brauchen diejenigen, welche ihm persönlich nahe stehen, nicht breitspurig zu erzählen. Von ihnen erwartet man Anderes. Ueber den ungetanzten Johann Strauß sucht man Auskunft bei ihnen, und der ungetanzte Johann Strauß ist in der That nicht minder interessant und sympathisch als der getanzte, wohlgemerkt, wenn man mehr von ihm weiß als etliche abgedroschene Anecdoten, wie etwa, daß er ein leidenschaftlicher Tarok- und Billardspieler und daß er dank seiner Nervosität außer Stande ist, lange Eisenbahnfahrten in Gebirgsgegenden zu machen, weil ihn in großen Tunnels oder bei dem Anblicke hoher Berge, zwischen denen der Zug dahinsauft, leicht ein Schwindel erfaßt. Diese Anecdoten sind wahr, aber sie haben so wenig etwas Bezeichnendes, daß man sie getrost verschweigen könnte, ohne dem Charakterbilde des Walzerkönigs den leisesten Abbruch zu thun.

Man darf es sich schon nicht verdrießen lassen, in das entlegene Viertel der Stadt Wien, wo sein Haus steht, hinauszupilgern, um Johann Strauß ohne Walzerbegleitung und Operettendecoration kennen zu lernen. Igelgasse Nr. 4! Vom Opernhause geradeaus in südlicher Richtung ist das Ziel binnen zwanzig Minuten erreicht. Von außen präsentirt sich das Haus ziemlich unscheinbar; sechs oder sieben Fenster Front, Hochparterre und erster Stock. Kein Balcon, keine Sculpturen, keine schmuckvollen Gesimse; nur das breite, ansehnliche Thor läßt darauf schließen, daß der Bewohner zu den Glücklichen gehört, welche es zum Besitze einer Equipage gebracht haben. Vielleicht auch rasselt just das elegante Coupé mit den zwei großen, schweren Rappen und dem livrirten Kutscher in die Einfahrt. Johann Strauß ist einer von den Reichen, die es nicht gerne scheinen; aber völlig ohne äußere Repräsentation zu existiren, verbietet ihm seine sociale Stellung. Ein alter Diener im blauen Frack mit gelben Knöpfen öffnet das Thor und nimmt dem Besucher die Visitenkarte ab; nach einer kurzen Weile führt er denselben durch eine geräumige Antichambre, welche zugleich Treppenhaus ist, in das Billardzimmer, welches als Empfangssalon dient, vorausgesetzt, daß Johann Strauß, am Harmonium sitzend oder in eine heftige Tarock-Campagne verwickelt, es nicht vorzieht, sich verleugnen zu lassen.

Wie redet man ihn an? Die Freunde des Hauses sagen kurzweg: Meister. Von Fernerstehenden hört er am liebsten die Anrede: Herr Strauß, am wenigsten gern die Titulatur: Herr Hofball-Musikdirector. Ginge es immer nach seinem Willen, so müßte jeder Besucher ungesäumt nach einem Queue greifen und mit ihm eine Partie Billard spielen; dadurch wäre jede steife Conversation von selbst ausgeschlossen. Aber da man sich über die üblichen Formen nicht immer so cordial hinwegsetzen kann, überläßt er seiner klugen Gattin das Conversiren, während er selbst, nervös umherzuckend, nur sozusagen ruckweise an dem Gespräche sich betheiligt. Da ist Einer, der ihm einen Operettentext anbietet, ein Anderer, der die Aufführung des „Zigeunerbaron" in Paris betreiben möchte, ein Dritter, der ihn zur Mitwirkung bei einem Wohlthätigkeitsconcert einladet — er hört Alle geduldig an, ist aber schließlich sehr vergnügt, wenn seine Gattin ihm resolut die Last des Bescheides abnimmt und den Besucher mit beredter Höflichkeit orientirt. Ist dies schicklich abgethan, so tritt — je nachdem — das Harmonium, das Billard oder die Tarokpartie wiederum die Herrschaft an.

Selbstverständlich hat das Harmonium die Vorhand. Doch es befindet sich im Allerheiligsten, in einem entlegenen Zimmer, wohin Johann Strauß sich von Fremden nicht gern begleiten läßt. Er ist nicht aufdringlich mit seiner Kunst, pfeift und summt nicht den lieben langen Tag die Melodien, die ihm zuströmen, und mag auch aufdringliche Neugier bei Anderen nicht leiden. Das Schönste, was er schafft, fällt ihm in nächtlicher Stille ein. Die ihn nur aus dem gesellschaftlichen Verkehr kennen, haben kaum eine Ahnung davon, was in ihm steckt. Denn er giebt sich als der echte Alt-Wiener, harmlos im Gespräche, sorgsam bis zur Peinlichkeit im Exterieur, ausgesucht galant und höflich gegen die Frauen. Der Künstler in ihm geht incognito durch die Gesellschaft. Er enthüllt sich nur den Freunden, dann aber ist es ein eigenthümlicher Reiz, ihn zu beobachten, wie er, irgend eine operetten-dramaturgische Frage, das Geheimniß eines scenischen Effectes, ein unzulängliches Libretto besprechend, in Feuer geräth, die feinsten Bemerkungen herausprudelt und durch die lebhafteste Gesticulation seinen Worten eine sinnliche Wirkung zu geben sucht. Da ist er der König, der sein Gebiet durchreitet, und von dem gemüthlichen Alt-Wiener taucht jede Spur hinter der Weltkugel unter, über welche klingend seine Töne ziehen. Solche Momente sind selten, es erschöpft ihn, lange den Purpur zu tragen, und vielleicht ist es ein Durst nach Rache, der ihn übermannt, daß er, wenn der König abgestreift ist, nach dem Bleistifte langt und Freund und Feind mit verblüffender Kunstfertigkeit carrikirt. Wäre er der Operetten- und Walzerkönig nicht, er hätte als Carricaturenzeichner sich durch die Welt schlagen können.

Wer daran Gefallen findet, auf dem fahlen Gaul künstlicher psychologischer Constructionen zu reiten, der mag den Zusammenhang suchen zwischen der Lust, mit dem Stift zu carrikiren, und dem Genie, durch Töne mit den Gemüthern auch die Beine der Menschen in leidenschaftliche Bewegung zu versetzen. Das Gleichniß des Orpheus ist verlockend. Aber Gleichniß und Construction sind so wenig geeignet, das entscheidende Merkmal in der Individualität des Walzerkönigs zur Anschauung zu bringen, daß mich bedünkt, wenn der Leierkasten auf der Straße den Simpliciuswalzer spielt und meine Füße dabei unwillkürlich in den Dreivierteltakt gerathen, so sei durch diese einfache Thatsache Johann Strauß besser charakterisirt als durch die tiefsinnigste psychologische oder musiktheoretische Betrachtung. Soll nun aber einmal Alles, was an einer Persönlichkeit sich äußert, auf deren Mittelpunkt be-

Digitized by Google

zogen werden, so liegt es am nächsten, auch den Carrikaturisten Johann Strauß dem echten Wienerthum auf das Conto zu setzen, diesem Wienerthum, welches, wie hundertmal gesagt worden ist, niemals in Kunst und Leben einen adäquateren Ausdruck gefunden hat, als in der Musik von Johann Strauß. Der echte Wiener ist ein „Raunzer", was gleichbedeutend mit einem Raisonneur ist; er ist weich, gutmüthig, lässig, dabei aber stets geneigt, an jedem Dinge auf der Welt sein Mißvergnügen auszulassen. Der classische Typus dieses Naturells ist Eduard Bauernfeld, der in Allem und Jedem ein Haar findet. Dem Dichter tritt die Lust, zu carrikiren, auf die Zunge, dem Künstler juckt sie in den Fingern. Zu guterletzt berührt sich auch der parodistische Zug der Operette nahe genug mit der Carricatur.

Doch zu solchen Reflexionen hat man nicht den geringsten Antrieb, wenn man in dem Hause Igelgasse Nr. 4 als Gast weilt. Johann Strauß spricht nicht viel von sich und er ergeht sich auch nicht gern in problemhaften Allgemeinheiten; wenn er etwas beweisen will, so setzt er sich an das Clavier; er verläßt sich auf die Logik der Töne. Dazwischen sagt er auch wohl ein treffendes Wörtlein, wie das: „Um ein Genie zu sein, muß Einem was einfallen." Er ist kein Virtuos im Clavierspiel, aber seine eigene Musik spielt Niemand so wie er; es dirigirt sie auch Niemand so wie er, so temperamentvoll, so nervös, so im rechten Tacte schwingend, wiegend, stürmend und sich verschlingend, dabei doch keineswegs tanzend am Dirigentenpulte, wie etwa sein Bruder Eduard, sondern vornehm und voll Umsicht. Er ist jetzt ein Mann von dreiundsechzig Jahren, aber die Musik erhält ihn jung, feurig, quecksilbern beweglich. Was er im Laufe der Zeiten mit den „Büchern" — so nennt er die Texte — für Erfahrungen gemacht hat, schlimme mehr als gute, wie er, am Harmonium sitzend, die rechten Actschlüsse und Abgänge ausgesonnen, die er den Librettisten erst mit erschöpfender Beredtsamkeit förmlich aufdrängen mußte, weil Librettisten wie andere Dramatiker nicht gerne von dem, was sie einmal geschrieben, ein Tüpfelchen opfern mögen, wie er aber auch sich selbst oft über die Wirkungen seiner Musik täuschte, das muß man ihn mit eigenem Munde erzählen hören. Da wird er bald zornig erregt, bald elegisch, die Finger gleiten ruhelos durch das dichte Kopfhaar, auf dem Gesichte spielen die entgegengesetztesten Stimmungen ihr beredtes Spiel.

„Auf der Bühne muß immer etwas vorgehen, das ist die Hauptsache", ruft er dann wiederholt und man entnimmt daraus, daß er in der Vernachlässigung dieses Gebotes die Hauptsünde der Librettisten erblickt. Daneben ist es auch eine seiner beständigen Klagen, daß es so wenige volksthümliche Operettentexte gibt. Immer König und Hofstaat, aber so selten Volk und Volksleben! Das hat ihm den „Simplicius" willkommen gemacht, daß sich die populären Instincte einer großen, aberteuerlichen Kriegszeit in dem Stoffe zu musikalischer Verwerthung darboten, obwohl er sich der gewaltigen Schwierigkeiten durchaus bewußt war. Freilich, wenn jeder Librettist ein Dichter wäre, wie Johann Strauß ein Componist, so hätte diese in Musik gesetzte Culturhistorie gute Zeiten auf der Bühne, aber die Poeten unter den Librettisten sind fast noch seltener als ein Johann Strauß unter den Operettencomponisten.

Oft habe ich in derlei Gesprächen mit Johann Strauß und gemeinsamen Freunden unvergeßliche Stunden in dem Hause auf der Igelgasse verbracht. Da zogen die Erinnerungen eines auserlesenen Künstlerlebens im Halbdunkel des Billardzimmers fast wie greifbare Gestalten vorüber und sie empfingen einen eigenthümlich unmittelbaren Reiz durch den Zusammenhang mit der unverminderten Schaffensfreude der Gegenwart, die sich in Ideen und Entwürfen kaum genug zu thun vermag.

Man sollte meinen, wenn man die Jugend in den Ballsälen nach Strauß'schen Walzern bis zur athemlosen Erschöpfung dahin wirbeln sieht oder wenn man im Theater den stürmischen Beifall vernimmt, der eine Operette von Johann Strauß begleitet, daß diese Melodien im ersten siegreichen Anlaufe die Runde um die Welt gemacht haben müssen. Sie wollten ja nichts als die Menschen beleben und erfreuen, sie erhoben keinen anderen Anspruch, als die Geselligkeit zu beflügeln und träge Stimmungen wohlthuend aufzurütteln. Aber nicht immer war ihnen der Weg leicht gemacht. Der Walzer „An der schönen blauen Donau", dieses classische Muster des Wiener Walzers, fiel ab, als er zum ersten Male, von dem Componisten selbst dirigirt, in Wien gespielt wurde. Und Johann Strauß war darüber nicht einmal sehr unglücklich. Er sagte zu seinem Bruder: „Es ist mir nicht sehr leid um diesen Walzer; schade nur um die Coda, auf die ich so große und liebevolle Mühe verwendet habe." Doch der in Wien abgelehnte Walzer — fast möchte man das nemo propheta in patria citiren — kam nach Berlin, London, Paris, und dort weckte er so gewaltige Stürme begeisterten Beifalles, daß man daheim aufmerksam wurde. Als Strauß ihn nach einigen Wochen wiederum dirigirte, wollte der Applaus nicht enden. So haben auch Walzer, nicht bloß Bücher ihre Schicksale. Und zu welchem Goldstrome für den Componisten wie für den Verleger wurde diese „schöne blaue Donau"! Es geht die Sage, die möglicher Weise einen starken wirklichen Kern umschließt, daß dieses einzigen Walzers Segen Beiden, dem Componisten und dem Verleger, Häuser gebaut habe. Eine ähnliche Erfahrung machte Johann Strauß mit dem Walzer „Morgenblätter". Es war der Ball des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia"; Jacques Offenbach, der in Wien weilte, hatte für denselben einen Walzer „Abendblätter" componirt und leitete persönlich das Orchester. Johann Strauß hatte für den nämlichen Ball die „Morgenblätter" gebracht. Die beiden Walzer brausten durch den mächtigen Saal; der Offenbach'sche blieb Sieger. Johann Strauß kam in Thränen gebadet von dem Balle heim und weinte die ganze Nacht. Der Wiener war in Wien dem Pariser unterlegen; auch die ungeheure Popularität des Namens Strauß, von Vater und Bruder her, hatte an diesem Schicksale nichts wenden können. Aber siehe da! nach etlichen Wochen waren Offenbach's „Abendblätter" verschollen, die „Morgenblätter" aber wurden von allen Leierkasten gespielt; sie hatten schließlich doch den Sieg behauptet. Die Geschichte der „Fledermaus" beginnt mit dem gleichen Capitel; auch diese wunderbare Operette, an der ein hervorragender Wiener Musikkritiker mit Recht etwas von dem Mozart'schen Genius erkannt und gepriesen hat, mußte sich in der Heimath zuerst eine beschämende Ablehnung gefallen lassen; sie kam zu Hause erst zur Geltung, nachdem sie in Berlin die Geister im Sturme erobert hatte. Wie seltsam sich solche Reminiscenzen anhören, wenn man vor kurzer Frist sich erinnert, auf Theaterzetteln gelesen zu haben: Vierhundertste Aufführung des „Lustigen Krieg" — Dreihundertste Aufführung der „Fledermaus" — Zweihundertste Aufführung des „Zigeunerbaron"!

Doch nicht etwa mit Bitterkeit berichtet Johann Strauß von den mancherlei Enttäuschungen, die ihm in seiner Vaterstadt bereitet waren. Er erzählt von ihnen mit behaglicher Naivetät und immer endet die Erzählung mit dem lächelnd angebrachten Refrain: „So was ist Jedem passirt." Nur mag es wohl erklärlich scheinen, daß in Momenten des Mißerfolges — die ja nicht zahlreich gewesen — die künstlerische Ambition in Johann Strauß sich aufbäumte, daß eine jähe Antipathie gegen Operette und Walzer in ihm aufstieg und daß er in solchen Augenblicken daran dachte, den Sprung von der Operette zur Oper zu wagen. Anch' io sono pittore! Zur komischen Oper, zur Spieloper natürlich, nicht zur großen Oper. Schade, daß er diesen Versuch bisher nicht gemacht hat; was dazu erforderlich ist, Humor, Grazie, Temperament und dramatische Verve besitzt er weit über den Bedarf der Operette hinaus.

In einer derartigen Fahnenfluchtstimmung befand sich Johann Strauß, da saßen wir Freunde des Hauses mit ihm beim Glase Wein. Wider seine Gewohnheit blickte er eine geraume Weile sinnend vor sich hin. Was beschäftigte ihn? Wir beobachteten sein Mienenspiel, wir sahen, wie bald ein leichter Schatten über seine Stirne flog, bald ein wehmüthiges Lächeln seine Lippen kräuselte, dann wieder ein dunkles Feuer

Digitized by Google

aus seinen Augen blitzte. Endlich weckte ihn Einer von uns aus seinem Sinnen.

„Was ist's, Meister. Geht Dir eine trübe Erinnerung durch die Seele?"

„O nein," erwiderte Strauß, wie aus einem Traume emporfahrend, „ich habe nur darüber nachgedacht, daß es mit dem Walzer von heute auch bald sein Ende haben könnte."

„Wie? Mit dem Walzer?"

„Nun ja, es hat Alles seine Zeit. Der Walzer wird nicht untergehen, er ist ein Stück Wien und der echte Wiener geht nicht unter, wie die Volkssänger versichern. Aber man sollte daran denken, den Walzer zu reformiren, ihm eine neue Gestalt zu geben."

„Und wie wäre das möglich?"

„Ei, das wäre wohl zu machen. Man müßte ihn durch Bestandtheile anderer Tänze beleben, ihm eine größere Mannigfaltigkeit verleihen. Er könnte die Vorzüge aller anderen Tänze in sich vereinigen und brauchte doch nichts an seinem eigenen Charakter einzubüßen."

„Und Du möchtest dies unternehmen?"

„O gewiß, ich werde es versuchen."

Und nun begann er in feuriger, fast leidenschaftlicher Rede, daß sich Sätze und Worte förmlich überkugelten, das Bild eines neuen Tanzes, eines reformirten Walzers aufzurollen. Wie der Walzer ein Rundtanz bleiben, dabei aber den Charakter eines Conversationstanzes annehmen müßte, wie er das tanzende Paar in feurigem Wirbel dahinreißen, dann ihm aber auch eine freundliche, ruhige Pause gewähren sollte, gleichsam ein Rundtanz in Capiteln, etwa wie eine Symphonie oder Sonate in Sätzen.

Halb kopfschüttelnd, halb staunend hörten wir ihm zu, wir vermochten seiner hastigen Rede kaum zu folgen. Es war eine vorübergehende Wallung. Er hat sie selbst sehr bald vergessen. Aber für die Zuhörer war es eine unvergeßliche Stunde; sie gewährte ihnen einen unmittelbaren Einblick in die Gedankenwerkstatt des Meisters.

Und solcher Stunden haben wir schon viele verlebt in dem Hause des Walzerkönigs.

## Ein süddeutscher Localtypus in der Literatur.

Von Guntram Schultheiß.

Heinrich Rückert, der Geschichtschreiber unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, hat in einer seiner kleineren Arbeiten dargestellt, wie die Mundarten der Gegenwart durch Schule und Zeitungen bedrängt und aufgerieben werden, wie ihr völliger Untergang über kurz oder lang eine abgeschlossene Thatsache sein wird. Es läßt sich bei solchen Ausblicken in die Zukunft schwer ausmachen, wie weit der Schriftsteller nach persönlichen Beobachtungen urtheilt, wie weit er nur aus angenommenen Voraussetzungen weitausgreifende Schlüsse zieht. Rückert war nun schon, wir wollen nicht sagen durch seinen Beruf und seine Lebensverhältnisse, aber doch durch seine Kränklichkeit verhindert, durch Berührungen mit dem Volke selbst, auf Wanderungen durch die Gaue des großen Vaterlandes, für den Rückblick auf einige Jahrzehnte die Thatsache festzustellen. Aber daß ein Professor der deutschen Philologie sich solchen Betrachtungen hingibt, beweist doch, daß das Verhältniß der Schriftsprache zur Mundart im letzten Menschenalter eine Verschiebung erfahren hat. Die Erleichterung des Verkehrs durch die Eisenbahnen, die Freizügigkeit, das Anwachsen der städtischen Bevölkerung gegenüber dem Stehenbleiben der ländlichen befördert jedenfalls das Vorherrschen der allgemein verständlichen Sprache und drängt die landschaftlichen Verschiedenheiten der Sprechweise von der Oberfläche der Beobachtung zurück. Gewiß wird man jetzt nicht mehr wie vor 100 Jahren einem Zeitungsartikel ansehen, ob er in Königsberg oder Zürich geschrieben ist, auch dann nicht, wenn er etwa in einer Arbeiterzeitung abgedruckt ist. Und auch wer im Eilzug durch Deutschland fährt und im Gasthof absteigt, dem mag es leicht als Wirklichkeit erscheinen, daß die ehemaligen mundartlichen Grenzen bereits gefallen sind, daß bald eine gleichförmig betonte und gefärbte Sprechweise alle ehemals so stark hervortretenden Verschiedenheiten aufgelöst haben muß.

Freilich tritt solchen Betrachtungen die Wahrnehmung gegenüber, daß gerade die letzten Jahrzehnte auch eine Pflege der Mundarten gesehen haben wie kaum je zuvor, daß ein Rosegger im Norden wohl ebenso bekannt geworden ist wie ein Fritz Reuter im Süden, daß bayerische Dorfgeschichten in norddeutschen Zeitungen, Bauernstücke auf norddeutschen Bühnen erscheinen. In München besteht ein blühender plattdeutscher Verein, und wie viele in der Union! Hat man nicht sogar den Vorschlag wiederholt gemacht, für unsere Flotte das Niederdeutsche zur Befehlssprache zu machen, aus dem ja ohnehin die meisten Benennungen herrührten? Deutet das auf den nahen Untergang unserer Mundarten, wenn sie sogar noch Eroberungen, wenigstens moralische, machen?

Aber wir wollen den leicht erkenntlichen Fehler in solchen Schlüssen lieber selbst aufdecken! Jene ganze Beobachtung vom Niedergang der Mundarten gilt eben überhaupt nur für die Städte und das städtische Leben und die darin wurzelnden Interessen; es bedarf gar keiner besonderen Beobachtung, daß die Mundarten ihr Leben und ihre Kraft nur in den abgeschlossenen Kreisen des ländlichen Lebens haben, daß sie in den großen Städten verkümmern und verrohen und schließlich eingehen. Es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um die Gründe davon einzusehen. Gottfried Keller hat in seinem „Romeo und Julia auf dem Dorfe" geschildert, wie ein achtungswerther, fest in seinen Schuhen stehender Bauer zum Wirth der städtischen Winkelkneipe herabsinkt. Nun wohl — nicht anders ist das Verhältniß der Mundart des Dorfes und der Großstadt. Die Sprache des Dorfes deckt sich mit dem geistigen Gesichtskreis derer, die sie sprechen, sie schmiegt sich allen Ausdrucksbedürfnissen an, sie bezeichnet mit sinnlicher Schärfe und Fülle alles, was in den Bereich des täglichen Lebens fällt. Mag sein, daß sie arm an Wörtern ist, wenn ein englischer Bauer wirklich bloß 500 Wörter gebrauchen soll; wo der Bauer auch Jäger und Fischer ist, wird auch seine Sprache etwas reicher sein, und arm fühlt sich der nicht, der nicht andere Bedürfnisse vergleichen kann. Wenn auch die Kirche und die Schule die Formen und Wörter der Schriftsprache gebraucht, so bleiben das doch Lebensgebiete für sich; ihre Sprache ist an ihren Zweck und ihren Ort gebunden.

Ganz anders die Mundart der großen Stadt. Auf Schritt und Tritt drängen sich fremde Anschauungen und Begriffe auf, andererseits verliert die Mundart ihren sinnlichen Reichthum, ihren Zusammenhang mit der natürlichen Umgebung. Sie zieht sich auf die engen Kreise des Hauses, der Gasse zurück, sie verarmt und verroht. Sie hört auf bildungsfähig zu sein, denn die Sprache der Bildung, das Hochdeutsche, überwuchert sie, nicht weil sie an sich der Bildung und Ausdehnung unfähig ist, sondern weil die Menschen, die sie sprechen, sich dem entziehen. So schrumpft die Mundart zusammen, sie sinkt zum trivialen Unterhaltungston herunter und ist fast nur noch im Stande, die geselligen Beziehungen auszudrücken. Es hat seinen tiefen Grund im Wesen der Sache, daß die literarische Verwendung der Mundarten von den Dorfgeschichten und Bauernerzählungen ausgegangen ist. Städtische Verhältnisse darstellend, drängt die Mundart unwillkürlich auf komische Wirkung und zwar durch den Gegensatz zur reicheren und geschmeidigeren Schriftsprache, sei es, daß derselbe durch die verbindenden Erzählungsworte des Schriftstellers wirklich in Erscheinung tritt oder in der Auffassung des Lesers sich ergibt. Dabei darf denn auch nicht übersehen werden, daß jede literarische Verwendung der Mundart — wo sie sich nicht aus wissenschaftlichem Interesse auf wortgetreue Aufzeichnung umlaufender Gedichte, Sagen u. dgl. beschränkt, wie in Frommann's Zeitschrift für Mundarten oder in den Schweizer Sammlungen

Digitized by Google

Sutermeister's — sie zu Ansätzen zu einer Schriftsprache zwingt, sie gewissermaßen idealisirt. Durchweg wird der Kenner der Mundart dann finden, daß Wörter und Wendungen der Schriftsprache hineingepreßt sind, die der Bauer nicht gebraucht, wenn er sie auch verstehen würde. Liebesgeschichten im Dialekt sind deshalb meist unwahr und sentimental, der Bauer kleidet seine Empfindungen überhaupt nicht in Worte, die leiht ihm bloß der Schriftsteller, wenn er seine Puppen tanzen läßt. Und wenn Hebel in seinen Alemannischen Gedichten den Genitiv der Beugung anwendet, den die Volksmundart gar nicht hat, so beruht dies auf demselben Zuge der Veredelung und Idealisirung, der die griechischen oder die jetzigen italienischen Mundarten zu völliger literarischer Ausbildung gleichsam als Hilfs- oder Untersprachen führte.

Der Gebildete steht also seinem heimathlichen Dialekt mit bewußter Freiheit gegenüber, er hat hochdeutsch oder in der Schriftsprache denken gelernt, der echte Landbewohner fühlt und denkt ungebrochen in der Mundart und spricht es so aus, dem halbgebildeten Städter ist die verarmte Mundart das bequeme formlose Haus- und Werktagskleid des Empfindens, das Schriftdeutsche das unbequeme Gesellschafts- und Feiertagskleid, das ihn zugleich hebt und beengt. Dieser Gegensatz ist eben das Komische.

Mit vollem Verständniß der literarischen Tragweite des Gebrauches der städtischen Mundart haben Julius Stinde und Chiavacci sich dieses Gegensatzes bemächtigt; es ist auch nicht ohne Belang, daß Beide nicht völlig Eingeborene sind. Aber sie haben diesen Gegensatz noch zu vertiefen verstanden, indem sie ihn zu einem sachlichen machen, den mundartlichen Standpunkt zu einer Kritik der Erscheinungen und Vorkommnisse des Bildungslebens benützen. Mit Fug und Recht ist diese Rolle auch einer Frau zugewiesen, bei der Frau erscheint wegen ihrer stärkeren Natürlichkeit noch als Unbefangenheit und selbst als gesunder, wenn auch einseitiger praktischer Verstand, was beim Mann schon als täppische Schwerfälligkeit der Unbildung, als Unbeholfenheit sich zeigt. Die Frauen aus dem Volk sind deshalb gewöhnlich dem Mann überlegen, einfach weil sie ihrer selbst sicherer bleiben.

Auch die bayerische Mundart ist literarisch völlig ihrer Eigenart entsprechend von Kobell dem Meister in zwei ganz verschiedenen Dialekten, nämlich dem pfälzischen und bayerischen, eingeführt worden und dann von seinem Nachahmer Karl Stieler mit größtem Erfolge ausgebeutet worden. Wie er ihn vorgefunden bei den Jägern und Holzmachern des Berglandes, hat Kobell ihm seine treuherzige Art, seine sinnliche Frische zu wahren verstanden, selbst ein eben so guter Jagdgeselle wie Gesteinskundiger. Bei ihm ist das Humoristische in herzerquickender Weise noch vorwiegend Situationskomik. So sehr auch für ihn der Spruch gilt: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" — wird doch der Leser oder Hörer jedes Landes das Gedicht würdigen von dem als Treiber verwendeten Buben, an dem der König wegen seiner Frische Gefallen findet und ihn in's Schloß kommen läßt, um ihn aufzufordern, irgend einen Wunsch auszusprechen, der ihm gewährt werden solle. Und der Schluß lautet: „Außi möcht' i," sagt der Bua. Aber es ist klar, daß dies ein Erlebniß ist, das keine Erfindung ersetzen könnte.

Im Gegensatz hierzu steht eine alte Anekdote, wie König Ludwig I. von Bayern einen Wirth an der Isar — das Haus ist heuer für die Kunstausstellung verschwunden — fragte, wer er sei. Die Mütze in der Hand drehend gab der biedere Bajuvare zur Antwort: „I war der greane Baamwirth." Der König hätte nun das „war" hochdeutsch als Indicativ der Vergangenheit verstanden, während es Conjunctiv ist, „ich wäre" mit der Auslassung „falls Sie erlauben". So hätte er nochmals gefragt: „So, nun was ist Er denn jetzt?" und auf die Antwort: „I war er halt schon no (= noch)", sei der König in die Worte ausgebrochen: „Er war ein Esel und ist es noch!" Hier liegt die Komik nur in dem Widerspruch des hochdeutschen und mundartlichen Sprachgebrauches; und aus diesem heraus dürfte die Anekdote auch erfunden sein.

Durch das Bisherige ist den „Münchener Skizzen" von B. Rauchenegger*) ihre literarische Stellung zugewiesen.

Wir möchten aber deshalb nicht behaupten, daß es künstlerische Absichtlichkeit war, welche für eine bunte Reihe humoristischer Feuilletonartikel, die nach und nach in einem Münchener Tageblatt erschienen, dann als Sonderabdruck zusammengefaßt wurden, den einheitlichen Faden bilden soll. Aber der unverkennbare, wenn auch nur locale Erfolg, den die an sich harmlosen und formlosen Plaudereien erlangt haben, fordert dazu auf, den Gründen nachzugehen. Wenn in einer Stadt, deren Bevölkerung in ihrem größten Theil sich eher für alles Andere als für Bücher interessirt, höchstens für Leihbibliothekswaare oder allenfalls der Mode folgend für wissenschaftliche Vorträge, die wie allenthalben am Meisten von solchen besucht werden, denen es gerade am Wenigsten um ein eigentliches Verständniß der behandelten Gegenstände zu thun ist — wenn in einer solchen Stadt einige tausend Exemplare eines Büchleins abgesetzt werden, das immerhin einige Maß Bier kostet, so läßt sich daraus Manches erschließen über die Bedingungen der literarischen Consumtion. Macht doch selbst eine aus dem bekannten Stoffe angefertigte Posse volle Häuser, gerade weil jeder Besucher den Stoff bereits kennt.

„Humoristische" Skizzen nennt sich das Büchlein; das Humoristische ist nun vor Allem im Dialekt selbst, gerade in der Einfügung in die hochdeutsche Darstellung zu suchen. In ihm liegt freilich nicht der rasche, den Nagel auf den Kopf treffende Mutterwitz des Berliners, die kühne Vergleichung neuer Dinge mit alten örtlich benannten, wenn man etwa den hochthronenden Kutscher eines Brougham einen Himmelfritze nennt, auch nicht die weinerfüllte, prickelnde Lebendigkeit und Sinnlichkeit des Wiener Dialektes — der Münchener Dialekt verhält sich zu ihm wie das Bier zum Wein. Er ist einsilbig, er drückt sich in stehenden Redensarten und Formeln aus, die auf viele Lagen und Verhältnisse gleich gut passen und die deshalb die komische Wirkung der Couplets machen, die ja an sich geistlos nur durch die Anwendung auf verschiedene Fälle wirksam sind. Der Heros Eponymus des Münchener Witzes ist noch immer der alte Kutscher Krenkl, der Zeitgenosse Ludwig's I., dessen derbe Aussprüche und Antworten zum Inventar geworden sind.

In der gleichen Sphäre liegen viele Idiotismen allgemeiner Bedeutung, wie Gschaftlhuber für einen Menschen, der sich überall Verdienste erwerben will — die Griechen hatten für diese Eigenschaft das Wort πολυπραγμοσύνη — der Gscheiderl für den Alles- und Besserwisser, der Gschlenkte oder der Feichtl für den zu Schaden oder zu kurz Gekommenen, der Schliffel für einen frauenhaft Gesinnten, wie Goethe sich vornehm ausdrückt, die Gwappelten für die Bevorrechteten. Ein solcher Ausdruck in je einigen Paradigmen aus dem Alltagsleben genügt, um den Leser anzuheimeln, der in den gleichen Ausdrücken seiner Eindrücke Herr wird.

Dazu kommt eine oft gezwungene absichtliche Pflege localer Eigenthümlichkeiten und Erinnerungen, die in einer Art Gegensatz steht gegen die Fremdbürtigkeit der Mehrzahl der Bewohner. Es ist wie ein Zucken und Wehren in dem Verjüngungskessel der Medea; er findet sich in all' den großen Städten, die im letzten Menschenalter so reißend an Bevölkerungszahl durch Zuzug gewachsen sind. Gerade der will dem bodenständigen Grundstock an Localpatriotismus nichts nachgeben. Der Verfasser nennt seine Skizzen aus Isar-Athen, da sie doch eher aus Theben oder Abdera heißen müßten. Es ist ja nicht die obere zugewanderte Schicht der Wissenschaft und Kunst, auf deren Wirksamkeit der Name Isar-Athen zielt, auch nicht die Beamtenschaft, die überwiegend besonders in den höheren Stellen aus Franken und Schwaben stammt, deren Anschauungen und Sprechweise den humoristischen Stoff bildet, sondern die Unterschicht der autochthonen Bevölkerung oberbayerischen Stammes, die freilich auch meist in der ersten höchstens zweiten Generation dem städtischen Leben sich zugewendet hat, aus Dienst-

*) „Humoristische Schilderungen aus dem Volksleben Isar-Athens" München, Verlag der „Neuesten Nachrichten".

Digitized by Google

boten, Hausknechten, Bierführern, Handwerkern hervorgegangen. Nur von diesen Kreisen wird die Herrschaft der bayerischen Mundart getragen, die breit und schwerfällig mit Verlängerung der kurzen Stammlaute, mit Vernachlässigung der Zahn- und Lippenlaute, besonders auch des r und l, die gepreßten Gaumentöne vorwalten läßt. Sonst ist sie entschieden im Rückgang begriffen, wie oben ausgeführt; selbst oder gerade die Kellnerinnen und Ladnerinnen bemühen sich hauptsächlich unter dem Einfluß der norddeutschen Colonie, theilweise wohl auch der Schulen, ihre Mundart zu verleugnen, so gut sie die Riegelhaube abgelegt haben. Freilich hat viel von der formlosen Gemüthlichkeit der Ureinwohner auch an den Fremden Adepten gefunden; wie man in der Joppe, mit der Pfeife des Gebirglers, besonders in den zahlreichen Gesellschaften sich in die Kneipe setzt oder durch die Kniehose und den Rucksack sich als den fachmännischen Alpenfreund ausweist, so hat denn auch der Dialekt seine Pflege, je breiter und roher, desto echter!

Es ist in seiner Art dieselbe Pflege des Localen wie die scheinbar historische Art, die Straßen nach Ortsberühmtheiten zu benamsen, die freilich Niemand kennt: die man geflissentlich aus dem städtischen Archiv, aus verschollenen Erinnerungen hervorkramt — aus einer Zeit, wo München ein Pfaffennest von 10,000 Einwohnern war, von deren Nachkommen vielleicht noch einige Dutzend da sind — wie man Gedenktafeln und Schilder an die Häuser macht, in denen einmal irgend etwas vorgefallen ist. Man legt sich wohl in einer Straße zu Bette und wacht am anderen Morgen in einer anderen auf, weil inzwischen der Name geändert worden ist; man nennt jedes enge Gäßchen großthuerisch eine Straße, man wirft echt historisch erwachsene Namen, an die sich eine Erinnerung festklammern könnte, weg gegen nichtssagende, individualitätslose, wo möglich mit bloßen Vornamen zusammengesetzte Namen und hält dies für geschichtlichen Sinn. Als ob das nicht direct aus der französischen Revolution herrührte! So mag dieser gespreizte und vorgeschützte Cultus des Localen nicht ohne Einfluß sein.

Unstreitig aber ist der Hauptgrund, weshalb unsere Skizzen aus dem Münchener Leben Anklang gefunden haben, die photographische Treue, mit der in voller Unbefangenheit ein stark verbreiteter Localtypus abkonterfeit ist. Es ist der Phäake an der Isar; gleich den Lilien des Feldes sät er nicht und erntet er nicht und der himmlische Vater ernährt ihn doch, wir erfahren höchstens, daß er von seinen Renten lebt. Längere Zeit hat der Verfasser — der beiläufig seine literarische Schule wie so viele als Reporter durchlief und so alle Gelegenheit hatte das Volksleben kennen zu lernen — dazu gebraucht, bis er zur Erkenntniß kam, daß ein solcher localer Typus mit bestimmten Zügen, wenigstens mit einem Namen ausgestattet werden müsse. Denn er begann damit, daß er allgemeine Schemen mit Zügen aus dem Münchener Leben ausstattete, z. B. die vier Temperamente an Münchener Lebensgewohnheiten zu zeigen, das Mißgeschick eines Jägers, dem früh ein altes Weib begegnet, den Bureauhelden, der sich für den Wirthshausabend als Alpenläufer verkleidet, die blinde Liebhaberei des Fischers, den Velocipedfahrer und den Rudernarren zu zeichnen und in ihrem Treiben zu carikiren — lauter Menschensorten, die in der gesunden Luft Münchens in besonderer Wichtigkeit gedeihen. Aber mit der Figur des Privatiers Nudlmaier hatte er glücklich den Typus getroffen, der am häufigsten vorkommt. Er wird sich freilich mit geringen Abweichungen in allen größeren deutschen Orten finden, der Bierphilister von keinerlei höherer Bildung, von keinerlei Interesse für allgemeine Angelegenheiten behelligt, der auch nicht geeignet wäre, jenen Sportleidenschaften zum Anhaltepunkte zu dienen. Den regelmäßigen Müßiggänger oder den Mann ohne Tugend und Laster nennt ihn bereits ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts.

Sein Lebensberuf ist, die Vergnügungsstätten füllen zu helfen, überall dabei zu sein, wo „etwas los ist“. Im Hofbräuhaus, beim Frühschoppen, beim Pferderennen auf dem Octoberfest, in Nymphenburg, auf dem Wendelstein, seit dieser Berg bei den Münchnern in die Mode gekommen ist, auf der Redoute im Colosseum. Auch den Stätten höheren Lebens fehlt seine Anwesenheit nicht; im Bewußtsein, es bezahlen zu können, besucht er das classische Concert der musikalischen Akademie, die Vorstellung der französischen Wandertruppe, den Wohlthätigkeitsbazar u. s. w., und hier muß er dann sich stellen, als ob er etwas davon verstände und sich dadurch lächerlich machen, wie seine Frau in der Kaffeevisite sich von ihren Gästen hinterrücks auslachen läßt wegen ihrer Unbildung. Und weil dieser Stoff sich doch allmählich erschöpft und abbaut, so schickt ihn der Autor dann auch auf Reisen nach Venedig und Wien und läßt ihn über seine Erlebnisse von dem festgehaltenen Standpunkt des Münchener Hofbräuhausphilisters berichten und das dazu in hochdeutscher Schriftsprache, wobei er freilich aus seiner Rolle fällt. Sein literarischer Ahnherr Blaumaier, in den sechziger Jahren der „Fliegenden Blätter“, hat diese Klippe vermieden. Geist, Herz, Witz und Gemeinsinn darf der Leser freilich nicht erwarten, der etwa die Art von Augen hat wie Pickwick seinem Autor unter den Händen aus einem lächerlichen Einfaltspinsel zu einem schrullenhaften Gemüthsmenschen emporwächst. Unser Nudlmaier ist nur der platte Philister, der alles zahlen kann, was in seine leiblichen Bedürfnisse fällt, der Mensch, dem nicht die Arbeit des Lebens Vertiefung und Veredelung gebracht hat, der wie jetzt so häufig seit dem raschen Anwachsen unserer Städte vielleicht durch früher werthlosen Grund- oder Häuserbesitz ohne jedes Verdienst zu Vermögen gekommen ist, der dann auch nichts mehr zu arbeiten braucht.

Man möchte nun vielleicht glauben, daß solche Schilderungen viel weniger humoristisch als satirisch wirken müßten. Vor solcher Auffassung schützt freilich die Skizzen aus dem Münchener Volksleben ihre völlige Harmlosigkeit, das Fehlen jeder Absichtlichkeit, auch schon die Abgerissenheit und Trockenheit der Darstellung, die völlige Planlosigkeit ihres Entstehens im Einzelnen wie des Abdrucks in der Zusammenstellung. Die Einen der Leser schätzen die culturhistorische Treue bereits mit dem Auge des 20. Jahrhunderts, wenn der Typus wieder ausgestorben sein wird, für die Anderen aber hat der harmlose Name Nudlmaier schon begonnen, neben der allgemeinen älteren Bezeichnung des Protzen — eigentlich des bayerischen Ausdrucks für die fette faule Kröte — als locales Schmähwort für die Drohnen der menschlichen Gesellschaft zu gelten, wie bisher in diesen Kreisen der Bourgeois gang und gäbe war. Vielleicht wird er gar noch, wie einst Herr Chauvin, seinen Platz im Wörterbuch fordern?

---

## Berliner Kunstzustände.

Von Georg Malkowsky.

Die centrale Bedeutung der deutschen Reichshauptstadt auf den Gebieten der Politik, des Handels, der Industrie und mit gewissen Einschränkungen der Wissenschaft und Literatur ist augenfällig. Eine Kunststadt ist Berlin niemals gewesen und zeigt seit dem Aufschwung des letzten Vierteljahrhunderts weniger als je Neigung, es zu werden. Vom Centrum des Reiches aus sieht man gleichgültig zu, wie die Kunstbestrebungen nach der Peripherie hin ihre Kräfte entfalten. München übernimmt zielbewußt die Führung, Berlin begnügt sich mit einer seiner sonstigen Bedeutung nicht entsprechenden Gefolgschaft.

Obgleich an der bedauerlichen Thatsache nichts zu ändern ist, wird sich eine symptomatische Feststellung derselben kaum umgehen lassen. Berlin hat kein größeres kunstliebendes und kauflustiges Publikum, das beweist die geringe Theilnahme, die man dem Bilderhandel und dem seit einiger Zeit außerordentlich regen Ausstellungswesen entgegenbringt. Daß sich Herr Meier und Frau Müller möglichst billig von einem bekannten, aber zur Zeit wenig beschäftigten Künstler malen lassen, mag für die Contrahenten recht angenehm sein, der Förderung der Kunst kommt es in sehr bescheidenem Maße zu Gute. Die große, jährlich wiederkehrende Kunstausstellung

Digitized by Google

hat sich so lange ihres Rechtes, der Statistik des Kunstinteresses zu dienen, begeben, als sie in Folge ihrer Mesallianz mit dem Dreher'schen Bierpark einen nebensächlichen Anziehungspunkt für das durstige Publikum bildet. Das Privatausstellungswesen, besonders durch zwei jüngere Berliner Firmen gefördert, macht anerkennenswerthe Anstrengungen und bringt pecuniäre Opfer, ohne seine Mühen mit merkbarem Erfolge gekrönt zu sehen. Die Gleichgültigkeit des großen Publikums erscheint unbesieglich.

Es liegt außerordentlich nahe und ist vor Allem verführerisch bequem, sich der Macht der Thatsachen zu beugen, gelegentlich auf den indifferenten Bildungspöbel zu schimpfen und im Uebrigen dem Unheil seinen Lauf zu lassen. Gegen gewisse Dinge kämpfen nach beglaubigten Nachrichten Götter selbst vergebens, und es ist wohlthuend, sich einmal in müheloſem Quietismus als Gott zu fühlen. Unter den maßgebenden Factoren ließe sich unschwer ein ganzer Olymp selig dahinlebender Götter zusammenbringen.

Seit den letzten beiden Decennien ist es bei uns Sitte geworden, sobald irgend Jemand irgend Etwas wehe thut, in Jammertönen die Hülfe des allmächtigen Medicinmannes Staat anzurufen. Daß gerade die idealsten Zwecke der materiellen Unterstützung am meisten bedürftig sind, ist nicht zu leugnen, und so glaubt denn jeder Malersmann, wenn ihm nur durch Staatshülfe ein wenig Muße und Geld zu Theil wird, den embryonisch in ihm steckenden Rafael zur gedeihlichen Entwickelung bringen zu können. An etatsmäßigen und außeretatsmäßigen Aufwendungen hat es nicht gefehlt, eine merkliche Besserung in unseren Kunstzuständen ist nicht eingetreten. So wird man sich denn schwer des Gedankens entschlagen können, daß die Verwendung der bereitwillig dargebotenen Mittel zu wünschen übrig läßt. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, der wir uns übrigens gelegentlich in einem besonderen Artikel unterziehen werden, hier die Principien der Verwaltung unserer Museen wohlwollend, aber aufrichtig zu besprechen. Dabei würde es sich hauptsächlich um die Beantwortung der Frage handeln, ob die öffentlichen Sammlungen den Privatstudien einzelner Gelehrter oder der allgemeinen Geschmacksbildung, dem unfruchtbaren archäologischen Wissen oder dem productiven Können zu dienen bestimmt sind. Was uns an maßgebender Stelle zu fehlen scheint, das ist eine energische, geistig bedeutende Persönlichkeit, die mit einer offenen Hand einen offenen Kopf verbindet, die nicht nur giebt, sondern auch an der rechten Stelle zu geben versteht. Die Förderung der monumentalen Kunst ist die nächste, nur durch ihn zu lösende Aufgabe des Staates. Aber die Hergabe der nöthigen Wandflächen allein thut's freilich nicht. Hier kommt es zunächst darauf an, das freie Spiel der einzelnen künstlerischen Kräfte zu einem einheitlichen, zielbewußten Streben zu vereinigen, nicht nur materiell zu fördern, sondern einen dauernden ideellen Einfluß auszuüben. Ein concretes Beispiel, wie man es nicht machen soll, bietet der bildnerische Schmuck in der Feldherrnhalle unseres Zeughauses. Die Säulen und Pfeiler beleben sich durch mehr oder weniger gelungene Herrscherstatuen und Generalsbüsten, die riesigen Wandflächen füllen sich mit einer Reihe individueller Auffassung und ernsten Studien der einzelnen Maler entsprungener Schlachtenbilder, aber das geistige Band, der große monumentale Zug, der zusammenfassende künstlerische Gedanke fehlt. Ein Hinweis auf Cornelius' Camposanto-Entwürfe, auf Kaulbach's Wandmalereien im Treppenhause des Neuen Museums mag genügen, um anzudeuten, wo das künstlerische Deficit steckt. Wir sind weit entfernt davon, die Freiheit des Schaffens beeinträchtigen zu wollen, aber wo der Sinn für die Unterordnung im Interesse der Gesammtschöpfung fehlt, da hat der Auftraggeber das Recht und im vorliegenden Falle die Pflicht, dem individuellen Können seine Wege anzuweisen. Die soeben veröffentlichten Bedingungen der Concurrenz für das in Berlin zu errichtende Wilhelmsdenkmal sind ein neuer Beweis für das geringe Verständniß dessen, was einer besonnenen, staatlichen Kunstpflege noth thut. Anstatt mit einem geistig durchgearbeiteten Plan, mit einer endgültig gelösten Platzfrage, mit einer in großen Zügen entworfenen Idee vor die Künstlerschaft zu treten, setzt man ziel- und planlos eine Reihe von Kräften in Thätigkeit, deren ungeregeltes Wirken im günstigsten Falle schätzbares Material zusammenhäufen mag. Daß durch die unausbleiblichen getäuschten Hoffnungen mancher Schaffensnerv dauernd gelähmt wird, dürfte dem künstlerischen Gesammtorganismus nichts weniger als zuträglich sein. Die Verantwortlichkeit für den Schaden hat der Staat zu tragen.

Das officielle, privilegirte Organ der Berliner Künstlerschaft ist die Akademie in ihrer Eigenschaft als Kunstschule und als Veranstalterin alljährlicher akademischer Ausstellungen. Es würde zu weit führen, wollten wir hier das allgemein übliche, vielfach mit Recht angegriffene künstlerische Vorbereitungssystem einer eingehenden Kritik unterziehen. Das ächte, starke Talent wird schließlich auch mit dem Einschnürungsmechanismus des Schulzwanges fertig und geht unbekümmert um pedantische Lehrhaftigkeit seine eigenen Wege. Ueberraschende Resultate sind von einer künstlerischen Preßanstalt überhaupt nicht zu erwarten. Ist doch des Lehrbaren in der Kunst viel weniger, als sich die Schulweisheit privilegirter Akademieprofessoren träumen läßt. Daß gerade dieses wenige Lehrbare vernachlässigt, daß in Berlin Aesthetik gar nicht, Costümkunde und Kunstgeschichte von einem in diesen beiden Fächern dilettirenden Maler docirt wird, ist keineswegs geeignet, ein günstiges Vorurtheil für das Institut zu erwecken. Als Kriterium für die Erfolge unserer akademischen Lehranstalt mag der Umstand dienen, daß der große Staatspreis für Geschichtsmalerei seit einer Reihe von Jahren nicht zur Vertheilung gekommen ist, weil die Arbeiten der concurrirenden Schüler sich durchweg als ungenügend erwiesen haben. Was würde man von einem Gymnasium denken, dessen Abiturienten seit einem Lustrum in der Maturitätsprüfung durchfallen?

Der Schwerpunkt der künstlerischen Erziehung liegt übrigens keineswegs in den elementaren Vorbereitungsstadien, sondern da, wo der junge Künstler sich im Bewußtsein seines flügge werdenden Könnens an den Meister anschließt, um ihm die intimen Geheimnisse des Ateliers abzulauschen. Die ununterbrochene Kunsttradition, die Ueberlieferung der technischen Kunstgriffe von Mund zu Mund, die geistige Atmosphäre der gemeinsamen Werkstätte, das war es, was der Kunst des Alterthums und des Mittelalters zu einer gedeihlichen Entwickelung verholfen hat. Auf die Gefahr hin, persönliche Gefühle zu verletzen, können wir doch wenigstens die allgemeine Frage nicht unterdrücken: Wo sind die berühmten Meister der sogenannten Berliner Meisterateliers? Jenseits der Berge wohnen, beispielsweise in München und Wien, auch noch Leute, und was unseren wissenschaftlichen Instituten recht ist, sollte der Kunstakademie billig sein. Die Rücksicht auf die Empfindlichkeit einheimischer Malergrößen kann doch unmöglich der Berufung auswärtiger Kräfte im Wege stehen.

Das Bedürfniß der Zuführung frischen Blutes in den senilen akademischen Lehrkörper wird Niemand leugnen können, der nicht absichtlich vor den Mißerfolgen der Berliner Malerei die Augen schließt. Die Jubiläumsausstellung — es muß endlich einmal offen ausgesprochen werden — war eine eklatante Niederlage unserer einheimischen Kunstthätigkeit, soweit sie sich mit Leinwand und Farben abgibt. Von den Belgiern und Engländern, von den Münchenern und Wienern auf der ganzen Linie geschlagen, wäre es für unsere Künstlerschaft an der Zeit, in sich zu gehen und die erhaltene Scharte auszuwetzen. Die beiden letzten Ausstellungsjahre haben von einer solchen Selbsteinkehr nichts merken lassen, sie bedeuteten einen glänzenden Triumph der Mittelmäßigkeit, der die referirende Tagespresse ein Loblied zu singen sich nicht entblödete. Statt die Wände des Ausstellungspalastes unter unsäglichen Sammelmühen mit alten Ladenhütern zu bedecken, sollte man den Künstlern Zeit lassen zum Schaffen ausgereifter Werke und den augenscheinlich unmöglich gewordenen jährlichen Turnus aufgeben. Die Akademische Ausstellung ist kein Kunstjahrmarkt, sie hat das unbestreitbare Recht, nicht nur das kindisch Unzulängliche, sondern auch das handwerksmäßig Mittelmäßige von ihren Pforten zurückzuweisen. Erst wenn man sich bewußt geworden ist, daß nicht der materielle Bilderhandel, sondern

Digitized by Google

die ideelle Concurrenz die Räume des Ausstellungspalastes zu füllen bestimmt ist, wird sich eine Besserung der gerügten Uebelstände erwarten lassen.

Neben der privilegirten Kunstakademie hört man gelegentlich bei jährlich wiederkehrenden Festivitäten von einer freien Vereinigung der Berliner Künstlerschaft sprechen. Gesellige Veranstaltungen einer Berufsgenossenschaft gehören nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit, und der Verein Berliner Künstler hat das unbestreitbare Recht, in seinen Privaträumlichkeiten nach seiner eigenen Façon selig zu werden. Nun besteht aber als Annex der Kneip-, Bibliotheks- und Billardzimmer ein Raum für permanente Ausstellungen, mit dem die Tageskritik, den Wünschen des Publikums Rechnung tragend, sich wohl oder übel beschäftigen muß. Dieser Raum wird von Zeit zu Zeit, wenn auch spärlich, von Verwandten und Bekannten der Künstler, gelegentlich auch von einigen Fremden besucht und besonders von den Letzteren als perennirender Berliner Salon bezeichnet. Wollte man die Durchschnittsleistungen unserer Maler nach ihren hier zur Ausstellung kommenden Leistungen bemessen, so würde man auf ein tief unter der Wirklichkeit stehendes Niveau gelangen. Wie es der Zufall bietet, wird das von den Mitgliedern gerade fertig Gestellte an den schlecht beleuchteten Wänden aufgehängt, und da die bedeutenderen Maler ihre festen directen oder indirecten Abnehmer haben, so kommt auch hier ausschließlich die Mittelmäßigkeit zum Wort. Von Zeit zu Zeit stachelt ein importirtes Sensationsbild das erlahmende Interesse des Publikums auf, und so geht es Jahr aus, Jahr ein im alten Geleise fort, ohne daß sich ein wesentlicher Fortschritt bemerkbar machte. Daß der Verein Berliner Künstler nicht in der Lage ist, dem berufsmäßigen Kunsthandel Concurrenz zu machen, sollte man längst eingesehen haben. So lange es sich unmöglich erweist, die besten Namen heranzuziehen, fehlt der Ausstellung im Architektenhause jede Existenzberechtigung. Eine energische leitende Persönlichkeit hätte ihr vor Jahren einen eigenartigen Stempel aufdrücken können, wenn sie an Stelle des Princips des perennirenden Bildermarktes das der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Collectiv-Ausstellung gesetzt hätte. Nach dieser Richtung hin ist dem Verein Berliner Künstler die Nationalgalerie zuvorgekommen, indem sie für die Todten unternahm, was der Kunsthandel nicht ohne Selbstverleugnung zeitweise für die Lebenden unternimmt. Das bei Gurlitt ausgestellte Werk Fritz Werner's hätte sich beispielsweise im Architektenhause bei weitem angemessener präsentirt. Von den Ausstellungen des Vereins Berliner Künstler läßt sich mit einer geringen Modification wie von den Jesuiten sagen: Sint ut non sunt aut non sint.

Sobald es sich um Anregung des öffentlichen Interesses handelt, fällt natürlich der Löwenantheil der Arbeit der Presse zu. Um die Berliner Kunstzustände zu kennzeichnen, bedarf es nur der Bemerkung, daß die Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht eine einzige selbständige Zeitschrift für die bildenden Künste aufzuweisen hat. Wie es um das Tagesreferat auf diesem Gebiet bestellt ist, das mögen die Verleger unserer großen Zeitungen verantworten, die es dem ersten besten, jeder Vorbildung entbehrenden Feuilletonisten anvertrauen. Unter solchen Umständen ist es natürlich dem ausübenden Künstler nicht zu verdenken, wenn er von dem „Kunstschreiber" mit begründeter Verachtung spricht und vergißt, wie viel er unter anderen Umständen dem berufenen „Kunstkritiker" verdanken könnte. Ein auf gegenseitiges Vertrauen gebautes Zusammenarbeiten der im Vorstehenden erwähnten Factoren würde jedenfalls zur Besserung der Berliner Kunstzustände mehr beitragen, als die bis zur Ermüdung wiederholte Phrase von der Interesselosigkeit des großen Publikums.

## Feuilleton.

### Der vierte Act.

Humoreske von Heinrich Bulthaupt.

Wir hatten den Kahn verlassen und schritten jetzt auf der mit Kirschbäumen spärlich besetzten staubreichen Landstraße in der Gluth der Julisonne dem Dörfchen zu. In dem weitläufigen königlichen Garten, der aller Welt offen stand, seitdem die Herrscher die ländliche Residenz vor mehr als Menschengedenken verlassen und nicht wieder besucht hatten, sollte die Gesellschaft sich auf das Zeichen der Glocke der verwittweten Hofräthin zum Kaffee und einige Stunden später zum Abendessen zusammenfinden. Die Zwischenzeit glaubte die würdige und energische Dame, die mich junges Studentenblut mit ihrem gnädigsten Wohlwollen beehrte, mit der Umschau und den Spaziergängen im Garten für ihre Gäste reichlich ausfüllen zu können. Denn dieser Garten, von dem ich bereits seltsame Kunde vernommen, war kein Garten gewöhnlichen Schlages. Er begann im strengsten Versailler Stil, ging allmählich in den englischen über, und stellte Alles in Allem ein Bild des menschlichen Lebens dar. Da gab es einen Taxuslaubgang der Zucht, eine Borkenhütte der Selbstprüfung, ein Labyrinth des Zweifels, einen Berg der Erkenntniß und einen Teich der Wahrheit und Klarheit — lauter Wunderdinge, über die ich zwar oft gelacht, die mich aber doch neugierig gemacht hatten, und die ich nun endlich mit Augen sehen sollte.

Die Gesellschaft war weit voraus. Da es eine Wirthschaft in dem Lebensgarten nicht gab, hatte sich Alt und Jung, Mann und Weib unter dem Commando der Hofräthin mit Kannen und Flaschen, Gläsern und Tellern beladen und behängen müssen, und fröhlich mischte sich nun das Klirren und Klappern des wandernden Hausgeräths in das Gezirpe der Grillen, das rechts und links aus den Kornfeldern betäubend in die Luft stieg. Bald aber verhallte das fremde Klingen, und die Grillen behielten das Feld allein. Die hellen Strohhüte, die grünen Botanisirkapseln, die bunten Kleider wurden immer kleiner, noch sah ich hier und dort einen Knaben aus dem Zuge springen und den Schmetterlingsfänger schwenken — dann gewahrte ich nur noch ein weißes Kleid und eine breite blaue Schleife daran. Es gehörte der Tochter der Hofräthin, der letzten im Zuge, es gehörte der hübschen Pauline. Sie hatte sich umgewandt — wie oft! und dabei jedesmal mit der mütterlichen Glocke, die sie zu tragen hatte, und die bei jedem ihrer Schritte hell und lieblich anschlug, anscheinend unabsichtlich geklingelt. Nun schellte sie zum letzten Male, heftig, zornig, und ich zweifelte nicht, wie ich mir ihren Unwillen zu deuten hatte. Dann entzog die Biegung der Chaussee die zierliche Gestalt meinen Blicken, und nur wie aus weitester Ferne lockte der Glockenton leise, noch leiser, bis er erstarb.

Ich seufzte, als hätte ich ein himmlisches Glück für immer verscherzt. Und doch — konnte ich anders? Ich blieb zurück, ja wohl, trotzdem es mich so stürmisch in ihre Nähe zog! Ich führte mit dem dicksten aller Professoren und Aesthetiker, dessen mehr als vierzigjähriges Antlitz wie die schönste Pfingstrose glühte, im Schweiße seines und meines Angesichts ein gelehrtes Gespräch. Aber geschah denn nicht Alles um ihretwillen? Wie das Wolkenelärchen dem Egmont Freiheit und Liebe, so sollte Pauline mir Geliebte und Muse zugleich sein. Ich geizte nach dem dichterischen Lorbeer, ich hatte mein erstes Jambendrama geschrieben, ich war auf dem besten Wege, mich damit in der Gunst der schöngeistigen Hofräthin zu befestigen, der Director des Stadttheaters, der sich gelegentlich auf unserer Kneipe einfand, bezeigte, wie er sagte, „nicht übel Lust", das Stück zu geben — Alles aber hing von dem Urtheilsspruch des ästhetischen Professors ab, des obersten Richters und Orakels in allen Kunstfragen der kleinen Universitätsstadt. Im Grunde galt er bei den Einsichtigen für einen Schwätzer. Seine Collegien waren schlecht besucht, und zu Ende hörte sie Niemand. Am Erwerb lag ihm jedoch nichts, da er steinreich war und armen Schluckern mit Emphase in's Gesicht zu declamiren liebte, die Kunst sei ihm noch niemals die melkende Kuh, sondern immer nur die hohe, die himmlische Göttin gewesen. Aber trotz aller Wenn und Aber hatte er sich das kritische Richtschwert zu verschaffen gewußt. So half mir denn Nichts; der Umweg über ihn war unvermeidlich. Er wurde mir aber doppelt schwer, weil das Gerücht umlief, der schwammige Professor habe ein Auge auf Paulinen geworfen, und die Hofräthin, die sich in ihrer Wirthschaft mehr als ihr lieb war nach der Decke strecken mußte, sei nicht abgeneigt, ihn als Schwiegersohn zu umarmen. Ich glaubte zwar nicht daran, aber der Argwohn war doch nicht zu bannen, und das Opfer, das ich der Kunst brachte, erschien mir mit dieser Last auf dem Herzen geradezu heldenhaft. Aber es wurde gebracht. Und darum verschwand das weiße Kleid mit der breiten blauen Schleife hinter der Hecke, darum verhallte die Glocke fern und ferner. Pauline aber schien mich nicht verstehen zu wollen. Doch je stärker sie läutete, je heftiger sie mir die Schmerzen der Entsagung weckte, desto eindringlicher ermahnte sie mich unwissentlich nur, mein hohes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. „Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton", singt Klopstock. Das läutete mir ihre Glocke. Und sie und der Ruhm, sie waren mir ja eins!

Ausgesprochen hatte ich mich mit Paulinen noch nie. Das schien mir auch nicht nöthig. Ich wußte, was ich wissen wollte, wenn sie mich beim Cotillon bevorzugte, wenn sie mir zu Willkomm und Abschied ganz eigen die Hand drückte; wenn sie mich aber mit ihren kleinen braunen

Digitized by Google

Augen so sicher und freundlich anschaute und wenn mir gar ihr kleiner rother, krausrunder Mund, für den wir Studenten die Bezeichnung „primelhaft" erfunden hatten, zulächelte, dann ruhte ich in seligster Zuversicht und spottete meiner Kameraden, die zu wissen glaubten, Paulinens Mund sei von Natur ein wenig schief und lächle beständig, auch wenn er sich zum Weinen verziehen wolle. Ueber ihre geistige Bedeutung war ich mit mir allerdings nicht im Reinen. Möglich, daß sie zu einer Studentin welcher Facultät immer nicht geboren war, und gewiß, daß sie ihr Urtheil über meine Tragödie „Die Söhne des Brutus" in das schlichte Wort „O wie interessant" zusammengefaßt hatte. Aber ihr weiblich einfaches Empfinden galt mir mehr als meines wortreichen Nachbars ganze Aesthetik. Und denken zu sollen, daß dieser — es wäre auch gar zu lächerlich! Indessen des Professors ererbter Reichthum und der Wille der Mutter — man konnte nicht wissen. — Und so schritten wir weiter in der Gluth der Julisonne, auf der staubigen Landstraße, dem Dörfchen und seinem königlichen Garten zu.

Dem dicken Professor hatte meine Tragödie im Großen und Ganzen gefallen — heutzutage begreife ich nicht, wie das möglich war. Er erhob zwar mit seiner hellen, breiweichen und näselnden Stimme alle Einwände, die sich aus meiner Jugend und Unreife von selbst ergaben, aber er wußte doch an der Sprache Manches zu loben, rühmte den Aufbau bis zum dritten Act und berief sich für jedes seiner Worte auf Hegel, gegen den ich von je einen instinctiven Widerwillen empfunden hatte.

„Einen schweren, schweren Schaden' aber hat Ihr Werk, junger Freund," fuhr er dann mit erhobener Stimme und dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns fort, „und dieser zieht Ihre ganze talentvolle Schöpfung in seinen Ruin. Dem Stücke fehlt ein Act. Es hat deren nur vier."

„Aber es ist doch zu Ende?"

„Gewiß; aber der vierte Act fehlt."

„Der fünfte, wollen Sie sagen," warf ich sanft, aber hartnäckig ein.

„Nicht doch, junger Freund, der vierte. Der fünfte ist vorhanden. Ihr vierter ist der fünfte. Aber der vierte fehlt."

Ich glaubte nun zwar zu merken, worauf er hinaus wollte, stellte mich jedoch begriffsstutzig und rollte mich im Geist wie ein Igel zusammen. „Aber ich wüßte mit dem besten Willen nicht, wie sich dem Stück noch ein Act hätte abgewinnen lassen."

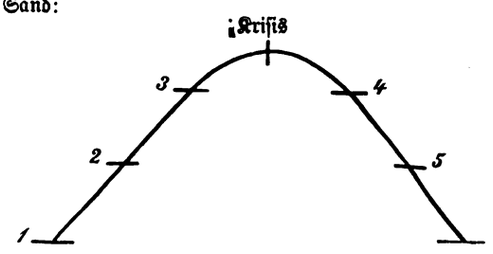
„Das ist Ihre Sache, mein Lieber."

„Gewiß. Aber darf ich fragen, Herr Professor, was Sie zwischen dem dritten und vierten, oder, wie Sie ihn nennen, dem fünften Acte vermissen?"

Darauf erfolgte nun zwar keine directe Antwort, aber der gelehrte Herr begann zu dociren. Seine Stimme wurde sopranhaft, seine Brille schütterte auf der kleinen Nase, und sein ganzer dramaturgischer Katechismus rollte sich vor mir auf: Exposition, Peripetie, Katastrophe, accelerirende und retardirende Elemente — o ja! ich kannte sie alle, die schönen Namen, aber ich hatte es im Gemüth, meinen jugendlichen Lebenstrieb von diesen todten Begriffen nicht besiegen zu lassen, verharrte also in meiner Passivität und ließ den Professor reden, bis er, immer erhabener, endlich bei der ästhetischen Wellenlinie angelangt war. Das war sein Schlagwort, und nun merkte ich auch wieder auf, denn zwei schillernde Pfauenaugen, die auf- und niedergaukelten, sich suchten und mieden, bis sie in der blauen Luft verschwunden waren, hatten mir Herz und Augen abgelenkt, und ganz in der Ferne glaubte ich auch Paulinens Glocke rufen zu hören.

„Die ästhetische Wellenlinie, sagt sie Ihnen denn gar Nichts? Ist sie nicht das Bild alles Lebens, alles Werdens und Vergehens? Es beginnt, steigt an, erreicht einen Höhepunkt und senkt sich abwärts. Da nun aber das Drama der Gipfel aller Kunst und im Kleinen ein künstlerisches Abbild des Lebens überhaupt ist, so bringt sich auch in ihm die Wellenlinie am Vollkommensten zur Erscheinung. Es beginnt, steigt an, erreicht einen Höhepunkt und senkt sich wieder. Sehen Sie, so."

Er blieb stehen und wühlte dabei mit seinem Spazierstock diese Figur in den Sand:




„In der Mitte des Dramas liegt der Punkt der Krisis, also, wenn wir das Drama in Acte theilen, wie es doch nun einmal geheiligte Sitte ist, in der Mitte des mittleren Actes. Einen mittleren Act kann es aber nur bei ungeraden Zahlen geben — drei, fünf, sieben, wie Sie wollen. Für fünf Acte aber haben sich unsere Meister entschieden" (er nannte Shakespeare, er nannte Lessing und Schiller), „auf fünf Acte vertheilen sich alle Essentialien des Dramas am Trefflichsten, bei fünf Acten werden also auch wir bleiben müssen, junger Freund."

Es war etwas in seinen Worten, was mir einleuchtete. Die Wellenlinie hatte es im Grunde auch mir angethan. Dennoch ärgerte mich sein überlegener, blutloser, automatenhafter Docententon. Gegen die Schablone, die er aufstellte, empörte sich mein freies Gefühl, und ob ich mich gleich vor den großen Schatten, die er beschwor, im Geiste verneigte, beschloß ich doch, ihre Autorität nicht gelten zu lassen, und mich in berechtigtem Selbsterhaltungstriebe meiner Haut tapfer zu wehren.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich noch nicht ganz überzeugt bin. Was Sie sagen, trifft gewiß in vielen, vielleicht in den meisten Fällen zu, aber wäre es denn nicht denkbar, daß sich ein Stoff in vier Acten völlig erschöpfte, ohne daß man dem Dichter daraus einen Vorwurf machen dürfte? Ja, müßte man diesen nicht vielmehr dann tadeln, wenn er dem inneren Zwang der Handlung zum Trotz, nur aus falscher Scheu vor den geraden Zahlen, zwischen den dritten und letzten noch einen überflüssigen vierten Act schöbe, der das Ende künstlich nur aufhält? Es will mir doch scheinen, als laste eine solche Schuld selbst auf dem großen Lessing. Ist die Gräfin Orsina nicht erst nachträglich in die „Emilia Galotti" eingefügt? und hat der Riccaut in der „Minna", also eine augenscheinliche Episode, einen anderen Zweck als den, die Handlung, die für einen vierten Act nicht Stoff genug besitzen würde, künstlich zu dehnen? Was sehen wir also? In zweien seiner reifsten Kunstwerke bringt Lessing im vierten Act eine neue Figur auf den Plan, die, von aller Bedeutung ihrer Charakteristik abgesehen, für die Entwickelung der Handlung entbehrlich ist — der Riccaut gewiß. Und Schiller? Ermöglicht er seine vierten Acte nicht dadurch allein, daß er statt eines Helden zwei erwählt, die nun wechselweise, Act um Act, das Terrain behaupten wie Maria Stuart und Elisabeth? Von Shakespeare ganz zu schweigen, der im vierten Act die Handlung oft völlig stocken läßt — wofür der Hamlet Zeugniß ablegen möge."

„Nun, und —?"

„Das beweist mir, daß unsere großen Dichter sehr oft ohne dramatische Nöthigung einen vierten Act geschrieben haben, den sie besser weggelassen hätten."

So redete ich und erhitzte mich am eigenen Feuer. Es war sonst so gar nicht meine Art, unehrerbietig gegen den Genius zu sein, und auch das Alter hatte ich immer geehrt, wenn es auch nur um einige Monate über das meine hinausragte. Aber diesem Manne durfte ich den Sieg nicht gönnen, um so mehr als ich fühlte, daß meine Sache, soweit sie die „Söhne des Brutus" betraf, bei ihm bereits verloren war. Niemals würde er ihnen das Wort reden. Schmeicheleien hätten ihn vielleicht gewonnen, aber mein beständiger Widerspruch, hinter dem sich der Ingrimm nur mühsam verbarg, mußte ihn aufbringen. Jetzt wußte ich, daß er weder der Hofräthin von meinem Talent eine gute Meinung beibringen noch dem Director meine Tragödie zur Aufführung empfehlen würde. Und diese von Secunde zu Secunde wachsende Gewißheit im Bunde mit meinem geheimen Verdacht verhärtete mein Herz, das mir schon ein mildes Wort auf die Lippen legen wollte. Vollends als ich dem Manne des Schönen in das schweißtriefende Antlitz sah, verstockte ich mich böswillig. Denn er blinzelte unter seiner Brille so geringschätzig hervor und deutete dabei mit dem Spazierstock auf ein halbflügges Vöglein, das uns über den Weg hüpfte, mit so unzweideutiger Miene, daß ich mir das Wort „Grünschnabel" daraus ohne Mühe zusammenlesen konnte. Mein Abscheu aber wuchs, als er seinen Kopf plötzlich sanft zur Seite warf und dabei so mild und geduldig lächelte, als wollte er sagen: „Ei, warum sich ärgern? Heute ist ein Tag der Freude."

Mit derselben syrupsüßen Milde gab er seiner festen Hoffnung Ausdruck, daß sich meine bilderstürmerischen und ketzerischen Anschauungen mit den Jahren schon läutern würden — und damit traten wir durch das Thor des Lebens, denn mittlerweile waren wir am Schloßgarten angelangt.

Etwas nagte still in mir weiter, und nicht der dunkle Verdacht allein. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß ich Unrecht hatte. Die Wellenlinie wollte mir nicht aus dem Kopf, und meine Phantasie wölbte sie so schön und schwungvoll wie möglich — aber trotz ihrer, und trotzdem sie zu Recht bestehen sollte, glaubte ich doch zu wissen, daß es mit der blinden Verehrung der Drei- und Fünfzahl eitel Abgötterei sei. In unserem Streit war das letzte Wort noch nicht gesprochen, die lösende Formel noch nicht gefunden worden. Ich grübelte weiter. Einen Beweis, einen unumstößlichen Beweis!

Der aber ließ auf sich warten, und der Park gab mir ohnehin zu rathen genug auf. Wir kamen an eine Mosaikgrotte, in deren Bassin ein pausbackiger lachender Junge auf einem Delphin saß und aus einer Tritonenmuschel den Wasserstrahl emporsandte, während kugelrunde Amoretten sich schöpfend über den Rand des Beckens beugten: es war der Quell des kindlichen Frohsinns. Wir schritten gebückt durch den engen Laubgang der Zucht und ritzten uns am Dornenhag der Schmerzen. Das Labyrinth des Zweifels vermieden wir, da es uns drängte, zur Gesellschaft zu stoßen, aber der Berg der Erkenntniß ließ sich nicht umwandern, und hinter ihm, am See der Wahrheit und Klarheit, wollte die Hofrätbin ihre Schaaren zum Kaffee sammeln.

Der Berg der Erkenntniß war ein grüner, gleichmäßig abgerundeter, puddingförmiger Hügel, auf den von allen vier Seiten, wahrscheinlich um keine der vier Himmelsrichtungen zu beleidigen, gleichmäßig breite ziemlich steile Wege führten, die sich oben zu einem kleinen Plateau vereinigten. Von dort sollte sich die ganze Anlage frei übersehen lassen. Schatten gewährte der Hügel darum nicht, und der Anstieg war in der Hundstagshitze nichts weniger als verlockend. Aber über uns Beide, den Professor und mich, kam plötzlich eine Art Erleuchtung, als sollte uns dort oben das Heil werden, und vom gleichen Gedanken ergriffen riefen wir übereinstimmend aus, daß sich uns in dem Berg der Erkenntniß das Geheimniß der Welle ja gleichsam verkörpert darstelle.

Mechanisch hatte ich, ich wußte selbst nicht warum, meine Uhr herausgezogen, und als wir lautlos auf der Höhe angelangt waren, stellte ich fest, daß wir vom Fuß bis zum Gipfel gerade fünf Minuten gebraucht hatten.

Der Professor, der mir jetzt leid that, denn er keuchte wie ein Blasebalg, nickte bloß und sank dann, um sein Ruhebedürfniß ästhetisch zu be-

Digitized by Google

mänteln, wie in hingerissener Bewunderung der Landschaft, mit einem lauten Ah! auf die Steinbank der Sammlung.

Mich aber bezauberte unterdeß ein lieblicheres Bild. Denn unten am Fuß des Berges, dem Pfad, von dem wir ausgegangen, gerade gegenüber, unweit des von Tannen umsäumten Sees der Wahrheit und Klarheit, lagerte unter einer Gruppe breitästiger Platanen unsere Gesellschaft, und eben erhob Pauline ihre Glocke, um, diesmal in Erfüllung übernommener Pflichten, die Nachzügler und Verstreuten zum Sammeln zu locken. In dem seiner Früchte beraubten steinernen Korb einer zerschlagenen Pomona, die mit Moos bewachsen sphinxgleich mit halbem Leib aus der Erde ragte, prasselte ein blasses Feuer, und über demselben sang ein Theekessel. Die Alten ruhten im Schatten, die jüngeren Männer brachen Reisig und schürten die Flammen, andere liefen, während die Hofräthin mit lauter Stimme ihre Befehle ertheilte, mit Kannen und Kuchentellern hin und wieder. Am Boden aber lag weit ausgespannt, von Messingbüchsen, Silberzangen und einem ungeheuren Topfkuchen niedergehalten, ein riesiges Tafeltuch, auf das, von dem bewegten Laub hundertfach durchbrochen, die Sonne ihre Kringel zeichnete, und vor ihm ruhten im Grünen auf Mänteln und Tüchern, mit glänzenden Goldkäferschuhen, die Mädchen, in den hellsten Gewändern, weiß, zartroth und blau, lachend und plaudernd, während ein Bube mit einer gelben Iris vom Ufer des Teiches begeistert wiederkehrte. Vor diesem Gewimmel von Licht und Farben aber, vor all' diesem Auf und Ab stand ruhig die holdeste der Glöcknerinnen und läutete unverdrossen, während ihr Köpfchen sich seitwärts zur rechten Schulter neigte, als wollte sie des silbernen Tones, den sie dort mit der erhobenen Rechten weckte, auch recht inne und froh werden. Und dabei hoben sich aus dem zarten Gesicht mit den rundlichen, leicht gerötheten Wangen die kleinen braunen Augen wie zwei blitzblanke Kaffeeböhnchen, und der Primelmund lächelte so süß, daß ich für einen Augenblick Nichts sah und dachte als sie.

Auch der Professor, der sich von seinem Steinsitz erhoben hatte, schmunzelte behaglich. Aber daß mein Argwohn auf falscher Fährte geschweift hatte, mußte mir jetzt klar werden. Denn wie hätte er sonst, Angesichts solcher Schau, noch einmal von der Wellenlinie und dem Drama beginnen können?

Und das that er wirklich.

„Sehen Sie, lieber Freund," sagte er, „hier stehen wir auf dem Punkte der Krisis. Jetzt beginnt die Peripetie. Und, daß ich im Bilde bleibe, muthet Sie nicht das weiße Laken dort unten wie das Bahrtuch des Todes an, in dessen Falten die Katastrophe zur Ruhe kommt?"

Das war mir denn doch zu stark. So viel blühendes Leben dort unten, und „das Bahrtuch des Todes?" Kurz entschlossen ließ ich darum den Professor in seinem Bilde allein, und während das Geläut noch fortdauerte, eilte ich raschen Schrittes den Berg der Erkenntniß hinunter.

Nun aber geschah etwas, was in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt. Die Senkung war zu stark. Die schiefe Ebene machte ihre Rechte geltend. Ich mußte traben, rascher, immer rascher und als ich wie aus der Pistole geschossen unten anlangte, von dem lauten vorwurfsvollen Ruf der Hofräthin „Es ist fünf Uhr" empfangen, glaubte ich den Halt verlieren zu müssen, wenn ich nicht die mitten im Wege stehende läutende Pauline umklammerte. Das that ich denn auch ohne Zaudern; ich faßte sie um die Hüfte und drehte mich mit ihr einige Male im Kreise.

Wie erstaunte ich aber, als sie mir währenddessen zur Begleitung eines unablässigen, nunmehr wieder unfreiwilligen Geklingels, das der Gesellschaft unsere Worte verbarg, zuraunte:

„Was fällt Ihnen ein? Was soll mein Verlobter dazu sagen?"

„Ihr Verlobter?" fragte ich erbleichend, während wir in der Wirbelbewegung blieben.

„Freilich. Es sollte eine Ueberraschung sein. Beim Abendessen wollte Mama es bekannt machen. Bis dahin durfte Niemand etwas merken."

„Und wer ist der — Glückliche?" fragte ich im Ton tiefster Verachtung.

„Nun, der Herr Professor."

„Der?" rief ich und stand starr, und nun begriff ich plötzlich, nach wem sie sich auf meinem heißen Leidenswege umgewandt.

„Der!" wollte Pauline rufen, indem sie nach oben deutete, doch das Wort erstarb ihr im Munde. Die Gesellschaft aber, die uns, soviel ich mit fliegenden Blicken wahrnehmen konnte, während unseres Kreiselaufs mit großen entsetzten Augen gemessen, stieß, durch ein zweites noch unerhörteres Phänomen abgelenkt, plötzlich einen lauten Schrei aus. Denn herab vom Berg der Erkenntniß kollerte rasch und regelmäßig wie eine Walze der Professor. Wahrscheinlich hatte er es mir gleichthun wollen und war im schleunigen Lauf gestolpert — kurzum, er kollerte, und ehe sich die bestürzten Zuschauer zu fassen vermochten, rollte er mit furchtbarem Geklirr in die sauber glänzende, appetitliche Kaffeebescheerung, in Topfkuchen, Milchkannen und Zuckerdosen, so daß die Scherben ringsumher flogen — und über der Katastrophe schlug das „Bahrtuch des Todes" zusammen. Die Hofräthin verschüttete vor Schreck den gemahlenen Kaffee, und der Knabe, der sich zu der ersten Iris die zweite holen wollte, sank, als er sich an einer jungen Weide hielt, die den Versammelten als Kleiderhalter diente, mit dem brechenden Baum in den Teich der Wahrheit und Klarheit, so daß auf dem grünlichen Wasser nun eine bunte Flottille von Hüten, Tüchern, Schleiern und Sonnenschirmen schwamm. Es war eine heillose Verwirrung, ein allgemeines Jammergeschrei: der stimmungsvollste Accord zu der grausamen Enttäuschung, die ich soeben erlitten.

Als ich mich von meinem Schmerz, meiner Ueberraschung und meiner Verachtung einigermaßen erholt hatte, sah ich neben dem triefenden Jungen den Professor stehen, begossen und bekrümelt. Er hatte sich in die Tischdecke krampfhaft wie in eine Toga gewickelt und fragte dumpf: „Was war denn das?"

Da trat ich mit der brennenden Wunde im Herzen vor ihn hin und sagte, hellsichtig geworden, mit aller Bitterkeit des Leids, zornmuthig und rachbegierig:

„Das war das Geheimniß des vierten Actes, Herr Professor. In fünf Minuten waren wir oben, in einer einzigen sind wir unten. Bis zur Krisis steigt es sich langsam an, aber im Fluge geht es abwärts, auch bei der schönsten und genauesten Wellenlinie, ja, gerade bei dieser, und ehe wir es uns versehen, schlägt das „Bahrtuch des Todes" über der Katastrophe zusammen. Sie haben mir somit bewiesen, daß ich Recht habe."

Alles sah mich verblüfft an. Als man aber mit Spießen und Stangen kam und ein Boot löste, um nach den versinkenden Kleidern zu fischen, schlich ich mich von dannen, während die Gefühle des Triumphs und der Blamage wie zwei Wagschalen in meinem Herzen auf- und niederschwankten.

* * *

Die Geliebte also war mir nicht beschieden, aber dem Professor glücklicherweise auch nicht. Die Rollscene im Lebensgarten und die ausgelassene Heiterkeit, mit der man sie in allen Kreisen der Musenstadt zum Besten gab, waren der Hofräthin so peinlich geworden, daß sie sich in zwölfter Stunde noch bedachte, das Geschick ihrer hübschen Tochter mit dem der komischen Hauptperson der Geschichte für immer zu verflechten.

Und der Lorbeer — ? Pauline soll einige Jahre später einen reichen und dicken Brauer geheirathet haben. Noch jetzt aber sehe ich in stillen Stunden eine zarte Gestalt im weißen Gewand mit blauer Schleife aus dem Dunst und Nebel der Erinnerung tauchen, und fern, ganz fern höre ich den hellen Ruf einer Glocke. „Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton."

Dem dicken Professor aber, dem ich damals so unerlaubt keck und selbstbewußt geantwortet habe, bleibe ich bis an mein Lebensende dankbar dafür, daß er mir mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit das Geheimniß des vierten Actes enthüllt hat. Einen anderen Nutzen hat seine Aesthetik nicht gestiftet.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Von den Kunstausstellungen.

Die XXVII. Sonderausstellung der Nationalgalerie. Schulte's Salon.

Die Direction der Nationalgalerie erfüllt nach wie vor mit rühmenswerthem Eifer die einmal übernommene Verpflichtung, das Andenken jüngst verstorbener Meister durch eine Collectivausstellung ihrer nachgelassenen Werke zu ehren. Es ist ihr dieses Mal gelungen, einen vollständigen Ueberblick über das Schaffen zweier im Laufe dieses Jahres dahingeschiedener Maler zu gewähren.

Wer Adalbert Begas, den dritten Sprossen der zahlreichen Künstlerfamilie, nur aus dem letzten Jahrzehnt seines Wirkens kennt, wird über die reiche Entwickelung seines vielseitigen, wenn auch nicht eben eigenartigen Talents staunen. Als Kupferstecher beginnend, entdeckt er in Paris seine Begabung für die farbige Wiedergabe der Wirklichkeit und geht zunächst in Weimar durch die gefährliche Schule Arnold Böcklin's. Aus dem Anthropomorphismus des Meisters heraus rettet er sich eine harmlose Vorliebe für die mythische Staffage. Die Natur verkörpert sich dem nachempfindenden Schüler nicht zu lebensvollen Phantasiegestalten, sie füllt sich nur wie zufällig mit der traditionellen Nymphen- und Satyrnschaar. An Stelle der grandiosen Umsetzung der unsichtbaren Kraft in wesenhafte Fabelgeschöpfe tritt ein graziöses Spiel mit überkommenen Formen. Die landschaftliche Stimmung klingt in Amorettenreigen und ähnlichen Tändeleien aus. Das Bewußtsein einer gewissen koloristischen Unzulänglichkeit, die ihn vor der ohnmächtigen Nachahmung der phantastischen Farbensymphonien seines Meisters bewahrt, treibt Adalbert Begas nach Italien. Wie ernsten Studien er hier obgelegen, dafür zeugt eine Reihe trefflicher Copien nach Pordenone, Raphael und Tizian. Als werthvollste Errungenschaft bringt er die Vorliebe für die Kunstart Venedigs, die sorgfältige Herausmodellirung des Portraits im vollen Licht, den leuchtenden Fleischton, das goldige Colorit in die Heimath zurück. Das Gelernte giebt sich in einer Reihe idealer Einzelfiguren aus, denen das Publikum lebhaftes Interesse entgegenbringt. Das deutsche Lied, Psyche und Preziosa, das Volkslied bezeichnen den Höhepunkt seines Schaffens. Als die Geschmacksrichtung sich, von der Idealmalerei übersättigt, der treuen Wiedergabe der Wirklichkeit zuwendet, versucht auch Adalbert Begas, sich der herrschenden Strömung anzuschließen. Sein künstlerischer Charakter geräth in's Schwanken. Wo er noch einmal, wie in „des Lebens Sommer", einer weiblichen Halbfigur, die nackt vor einem von Amoretten umflatterten Spiegel sitzt, in die alte Formensprache zurückverfällt, wird er unsicher und verliert die Herrschaft über den Ausdruck. In einem erneuten Aufenthalt in Italien sucht er sich künstlerisch zu verjüngen, kommt aber nicht mehr über das richtig gesehne und gut gemalte Landschafts-, Architektur- und Straßenbild hinaus.

Fester gefügt in seiner Individualität ist Wilhelm Riefstahl. Mit mecklenburgischer Langsamkeit und Gründlichkeit dehnt er seine künstlerische Domäne über Rügen, Westfalen und die Rheinlande zunächst bis

Digitized by Google

in die Region der Alpen aus. Coloristisch von seinem Lehrer in der Landschaftsmalerei, W. Schirmer, abhängig, ist er in seiner sichern, etwas derben Formensprache durchaus selbständig. Von der Landschaft und Architektur ausgehend, gelangt er auf dem Umwege über die in den Vordergrund tretende Staffage zur Menschendarstellung. Auch hier bleibt ihm die zarte Formenschönheit, das Weibliche in der Erscheinungswelt, verschlossen. Ihn interessirt die feste, in sich geschlossene Männlichkeit, wie sie sich in robusten Bauern- und Mönchsgestalten verkörpert. Erst im späteren Mannesalter unternimmt er seine Romfahrt, aber auch in der ewigen Stadt bleibt er seiner nordischen Eigenart treu. Er hat sein engeres Vaterland wohl kaum auf längere Zeit wiedergesehen und ist doch trotz Rom, Karlsruhe und München immer derselbe geblieben. Auf dem Forum Romanum malt er eine Prozession langbärtiger Kapuzinermönche, vor dem Pantheon einen Leichenzug, in dem die charaktervolle italienische Klostergeistlichkeit die Hauptrolle spielt. Der Reiz seiner Bilder liegt vor Allem in der ungelösten Verbindung der Scholle mit der auf ihr lebenden Menschheit. Seine Mönche heben sich von den Mauern des Klosters, von dem Holzgetäfel des Refectoriums ab, als wären sie auf keinem andern Hintergrunde denkbar, seine schweizerischen Bauern sind die echten Abkömmlinge derer, die auf dem Rütli schwuren, die Freiheit ihrer Berge bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Gaben Wilhelm Riefstahls waren beschränkte, aber sie lebten sich in ihrem engen Bethätigungskreise vollkräftig aus.

Eduard Schulte's, dem Streben der Mitlebenden geöffneter Salon bietet Gelegenheit, sich mit zwei bei uns wenig gekannten Künstlern vertraut zu machen, deren Schaffen sich technisch und stofflich auf diametral entgegengesetzten Pfaden bewegt. Eugen Jettel hat die ganze französische Landschafterschule durchgemacht. Von den Meistern von Fontainebleau, Rousseau und Daubigny, Troyon und Diaz ausgehend, den Einfluß des lyrisch impressionistischen Corot streifend, hat er sich eine eigene Naturauffassung gebildet, die ohne besonderen Anspruch auf Selbständigkeit zu erheben, geistreich erscheint und diesen Schein zu bewahren weiß. Seine normännischen und holländischen Landschaften sind wie durch einen leichten, von Sonnenlicht gestreiften Nebel gesehen. Erst bei genauer Betrachtung entdeckt das Auge eine überaus feingestimmte Scala heller Farbentöne, die sich nach dem Hintergrund zu verliert und diesen ungemein tief erscheinen läßt. Die Grundbedingungen seiner Naturauffassung sind Luft und Licht, aber vor den Fehlern der Hellmaler und Impressionisten bewahrt ihn sein feiner Sinn für die fest umrissene Form, die er nur soweit auflöst, als es die Natur der Beleuchtung und Luftstimmung verlangt.

Zu der sonnigen Künstlernatur Eugen Jettel's bildet der römische Nachtmaler Mario de Maria einen merkwürdigen Gegensatz. Das eigentliche Lebenselement seiner dämonischen Natur ist das Mondlicht, aber nicht das sanft über die Körper hinfließende, jede Spiegelfläche versilbernde Mondlicht Douzettes, sondern jenes Nachtlicht, das gerade hell genug ist, um jede dem Auge nahegerückte Masse drohend und spukhaft aus dem sonstigen Dunkel herausrücken zu lassen. Die diesjährige Kunstausstellung brachte ein merkwürdiges Bild des Künstlers, an dem unsere Kritik verständniß- und wortlos vorübergegangen ist. Es stellte die verlassenen Bänke eines Volksgartens dar, über deren Ränder und Flächen sich das Mondlicht wie ein Leichenhemd legte, als wollte es jedes Tischbein in ein Gespenst verwandeln. Schön war es nicht, aber merkwürdig packend trotz der Trivialität des stofflichen Vorwurfs. Die Bilder des Schulte'schen Salons dürften auch dem materiellen Sensationsbedürfniß genügen. „Die Pest in Rom", „die Legende vom schwarzen Priester in Subiaco", „der Mönch mit den leeren Augenhöhlen", das sind Titel, wie sie der Verfasser von Hintertreppenromanen nicht verlockender erfinden könnte. Aber für die Geschmacklosigkeit der Etikette entschädigt echte, unbekümmert ihre eigenen Wege gehende Künstlerschaft. Der Pariser „Pont neuf" in der Abenddämmerung ist eine malerische Leistung ersten Ranges. Die mitten in den Kampf zwischen dem verglühenden Abendroth und dem aufflackernden Gaslicht hineinragenden dunklen Mauermassen mit den von innen heraus beleuchteten Fenstern, die sich lang und öde hinspannende Brückenlinie, der trübe, regenschwere Himmel, das Alles ergiebt ein Stimmungsensemble, das unwiderstehlich gefangen nimmt. Eine unmittelbar wirksame Rolle fällt dem Mondlicht in dem „ein Hoffnungsstrahl" betitelten Bilde zu. Gerade neben das Bett eines zum Tode Kranken malt es den bläulich lichten Umriß des Fensters, und das im Fieber glühende Auge starrt auf den bedeutungslosen Lichtfleck wie auf eine hoffnungsvolle Botschaft des Himmels. Es liegt eine eigenartige, weltfremde Poesie in diesen phantastischen Vorwürfen, die sich in so greifbarer Wirklichkeit vor den Augen des Beschauers aufbauen. Die Technik Mario de Marias ist so überzeugend kräftig, daß sie gar keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Gestaltungen aufkommen läßt. Seine Mauern sind wie aus farbigem Mörtel emporgeknetet, die Lichter in wirkliche Spalten und Risse hineingestrichen. Und doch verschiebt sich alles, was anfangs wie ein auf eine bestimmte Fläche berechnetes Relief wirkt, bei genauem Hinsehen zu steroskopisch wirkender Perspective, aus dem eintönigen Dunkel tauchen Farbenschimmer und Reflexe auf, das Ganze gewinnt drohendes gespenstisches Leben, das auf den Beschauer eindringt und ihn unwillkürlich zurücktreten läßt. In Mario de Maria steckt so eine Art Böcklin der Nacht und des Mondlichts. G. M.

---

# Notizen.

Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelm IV. 2 Theile. 1840—48; 1848–61. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) — Wir haben den früheren Bänden dieses interessanten und beachtenswerthen Memoirenwerkes eine eingehende Besprechung gewidmet (Band XXXIII, No. 23) und können auch die vorliegenden beiden Schlußbände auf das angelegentlichste empfehlen. Auch ihr Hauptwerth beruht wieder auf der Fülle von Briefen und Actenstücken, Mittheilungen und Erinnerungen aus dem Leben und der politischen Haltung König Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms. Der ganze Zeitraum der Regierung des Königs und die mannigfachsten in den Jahren 1840—61 auftauchenden Ereignisse, Pläne und Ideen finden Berührung und werden durch Aeußerungen handelnder Personen beleuchtet. Bald bei Antritt des neuen Königs schreibt Wittgenstein: „Ich bin von dem Gefühl durchdrungen, daß meine Amtsthätigkeit aufhören muß; mir fehlt jede geniale Phantasie, ich habe nur einen ganz untergeordneten praktischen Geist: dieser ist für die jetzigen Verhältnisse nicht passend und hinreichend." Die Worte geben die Stimmung wieder, die in den Kreisen der alten Beamten vorherrschend war. Der König galt als genial, phantasiereich, liberal, und seine ersten Schritte versprachen das Beste. Schritt für Schritt können wir aber in diesen Denkwürdigkeiten verfolgen, wie die Ereignisse dem König über den Kopf wachsen, wie die Strömungen stärker werden und wie er haltlos dem Strom gegenübersteht, ohne ihn dämmen zu können und ohne andererseits mit ihm schwimmen zu wollen. Diese unglückselige Halbheit zeigte sich besonders in der Verfassungsfrage. Gegen des Königs Pläne protestirte sein Bruder (I 135 ff., eine äußerst wichtige Unterredung des Prinzen von Preußen mit Natzmer), die Kreuzzeitungsmänner, zu denen allerdings weder der General noch seine näheren berichtenden Freunde gehörten, obgleich auch Mittheilungen von Niebuhr und Anderen darin enthalten sind, glaubten die Welt gehe unter, und den Liberalen waren die Zugeständnisse zu gering. Nie aber trat die Zerfahrenheit und Kopflosigkeit der Umgebung greller zu Tage als in den Märztagen von 48, die Natzmer in Berlin miterlebte, und aus denen eine Reihe unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschriebener Briefe aus seiner und seiner Gattin Feder mitgetheilt sind. Beim Begräbniß der im Straßenkampf gefallenen Soldaten erschien der General in großer Uniform und hielt eine Ansprache am Grabe. Im 2. Bande, der die unselige Reactionszeit schildert, sind besonders die Briefe des ehemaligen Fürstbischofs Sedlnitzky von großem Werthe, eines Mannes von streng conservativer Gesinnung, der aber nichtsdestoweniger oft genug sein Bedauern über die Regierungspolitik kundgibt. Sehr werthvoll sind die Mittheilungen aus einer Broschüre, als deren Autor der Prinz von Preußen hier enthüllt wird, „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung", worin der fürstliche Autor trotz einiger Bedenken die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Militärgerichtsverhandlungen und die zweijährige Dienstzeit für die Infanterie zugibt. Aus den zahlreichen Beiträgen zu der politischen Auffassung des späteren Kaisers heben wir noch einiges hervor. So schreibt er im Mai 1849: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht." 1851 äußert er: „Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Hand in Hand Gehen mit Oesterreich; doch beides muß mit Ehre geschehen, und wir dürfen uns nicht, wie es geschieht, an das Gängelband nehmen lassen." Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember finden wir das Wort: „Er baut auf Franzosen und Volkssouveränität — also auf Sand! Aber sein Reich kann doch von einiger Dauer sein;" und 1853 die resignirte, im Hinblick auf 66 und 70 interessante Aeußerung: „Für uns Soldaten, die doch auch gern etwas Resultat so langer Friedensvorbereitungen sehen möchten, wird die Zeit lang; man wird nicht jünger und so werde ich mich wohl mit der Badener Episode begnügen. Meinem Sohne dürfte Anderes beschieden sein!" und ganz ähnlich im März 1857. Nach der Vermählung des späteren Kaisers Friedrich schreibt Schöning an Natzmer: „Hier taumelt sich alles in Jubel und man fragt sich, woher dieser Aufschwung. Erstens ist der Prinz voller Gutmüthigkeit und Liebe, zweitens sehen der große Bürger- und Kaufmannstand, wohl auch mancher der alten preußischen Patrioten in dieser Verbindung ein außerordentliches für uns." Rührend ist der Brief, den König Wilhelm nach seiner Thronbesteigung an den alten General richtet: „Der gewaltige Abschnitt meines Lebens, der mich noch spät im Alter trifft, war zwei Jahre lang vorbereitet; aber dennoch ist der Abstand gegen früher gewaltig. Ein freudiger ist er um so weniger, weil, ganz abgesehen von dem Schmerz und der Trauer, welche ihn bezeichnen — in so vorgerücktem Alter nur noch wenig Erfolg einer gewissenhaften und treuen Thätigkeit zu erleben möglich ist. Dennoch gehe ich getrost und Gott vertrauend meinen Gang und bete, daß Gott Preußen unter meiner Führung nicht zurückgehen lassen möge. . . . Fait ce que doit, advient que pourra ist meine Devise, die jetzt allein gilt." Man sieht aus diesen wenigen Citaten, wieviel des Lesenswerthen diese Bücher enthalten, für die dem Herausgeber der beste Dank gebührt. Bruno Gebhardt.

Kirchliches Handlexikon. Herausgegeben von Superintendent Carl Meusel unter Mitwirkung von Pastor E. Haack und Pastor B. Lehmann. (Leipzig, Justus Naumann.) — Von diesem ausgezeichneten Nachschlagebuch für Theologen ist bis jetzt der 1. Band vollständig

Digitized by Google

und der 2. zur Hälfte (bis „Fleetheirathen") erschienen. Wissenschaftliche Tüchtigkeit und praktische Uebersichtlichkeit machen dieses Sammelwerk zu einer wahren Fundgrube theologischen Wissens. Dabei ist der vertretene Standpunkt niemals engherzig und unduldsam, sondern möglichst objectiv, wahrhaft historisch und in Luther's Geist und Sinn. Sämmtliche theologische Disciplinen mit Einschluß der Hülfswissenschaften und angrenzenden Fächer werden knapp, klar und gründlich behandelt, und auch auf die kirchliche Kunst ist Bezug genommen. Trefflich sind auch die Biographien, und die verschiedenen Stichproben, denen wir das Werk im Gebiete der kirchlichen Symbole, Sitten und Ausdrücke unterzogen, bewiesen uns die sorgfältigste Arbeit und absolute Zuverlässigkeit. Für praktische Geistliche und jüngere Theologen ist das Werk unentbehrlich, wir möchten es aber auch in den Händen der Laien mit kirchlichem Interesse sehen. Gerade auf theologischem Gebiete wird man von unseren Conversationslexika meist schmählich im Stiche gelassen, so daß Naumann's Handlexikon eine wirkliche Lücke ausfüllt. Wir kommen auf das Werk, das auf vier Bände berechnet ist, nach seiner Vollendung zurück.

Der Gotenfürst. Historischer Roman von Adam Joseph Cüppers. (Düsseldorf, Felix Bagel.) — Der Verfasser ist ein Nacheiferer von Felix Dahn, und wer an des Letzteren romantischer Geschichtklitterung Gefallen findet, wird auch dem vorliegenden „historischen" Roman den Beifall nicht versagen. Auf Grund einer taciteischen Notiz wird hier der Sturz des Markomannenkönigs Marbod durch den edlen Goten Katwalda und des Letzteren Sturz durch den Hermundurenkönig Vibulus mit den nöthigen Ausschmückungen versehen und in interessanter Darstellung und guter Charakteristik erzählt. Der Stil ist vortrefflich, und die alterthümlich anklingende Redeweise dieser alten Germanen wird mit solchem Tacte durchgeführt, daß sie nirgend affectirt klingt und lächerlich wirkt. Die Schilderungen haben poetischen Gehalt. Dahn hat übrigens den Roman mit einer Empfehlung versehen und constatirt, daß er nicht einen Verstoß bemerkte.

Das Vater unser. Neun Kupfer. Original-Radirungen und Stahlstiche. Von Joseph Ritter von Führich. (Regensburg, G. J. Manz.) — Die bekannten herrlichen Compositionen Führich's, so voll keuschen Adels und tiefinnerlicher Weihe sind gelegentlich der diesjährigen Vaticanischen Ausstellung mit einem Preise gekrönt worden. Wir empfehlen sie unseren Lesern.

Kaiser Wilhelm II. Von Otto Kuntzmüller. (Frankfurt a. O., Oesterwitz.) — Ein populärer Versuch, das Werden und bisherige Wirken unseres jugendlichen Kaisers zu schildern. Mit großem Fleiß hat der Verfasser den Bildungsgang desselben, sein öffentliches Auftreten als Prinz und Kronprinz und vor Allem als Kaiser verfolgt und in patriotisch gehobener, echt volksthümlicher Sprache geschildert.

Helgamor und Godalind. Ein Epos von Friedrich Heinrich Otto Weddigen. (Wiesbaden, Chr. Limbarth.) — Der westfälische Dichter hat diesmal einen Stoff aus der Zeit der Sachsenkriege Karl's des Großen gewählt. Die Form ist lobenswerth, besonders die eingelegten Lieder sind gelungen; doch muß sich Weddigen vor einer gewissen Trockenheit und Banalität hüten.

Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberweg's in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-kritischen Einleitung von Moritz Brasch. (Leipzig, Gustav Engel.) — Der Verfasser des vielverbreiteten Lehrbuchs über die Geschichte der Philosophie wird von seinem Herausgeber Brasch offenbar überschätzt, doch wird man ihm den Namen eines philosophischen Kritikers von großer Bedeutung nicht absprechen können. Hier bietet er nun die Bausteine zu einem selbständigen System, das Ueberweg Idealrealismus nannte, einer mit Scharfblick, tiefem Denken eklektisch aufgebauten Weltanschauung, welche wesentlich vermittelt und die Einseitigkeiten früherer Denker geschickt vermeidet. Daß das organische Band und die gleichmäßige Durcharbeitung fehlt, daran ist wohl nur der Tod des Philosophen schuld. Brasch's Einleitung gibt eine gute Charakteristik des Menschen und Denkers Ueberweg und seiner Schriften.

Bismarck unter drei Kaisern, 1884 — 1888 von *,* (Leipzig, Renger [Gebhardt & Wilisch].) — Der Band enthält viel Interessantes, und wenn auch wenig aus unbekannten Quellen geschöpft ist, so behält doch Alles als oft aus schwer zugänglichen Materialien oder aus vom Tage verwehten Blättern geschöpft, seinen culturhistorisch wie geschichtlich großen Werth. „Der treue Diener seines Herrn", diesen Grillparzer'schen Titel könnte man dem Buche mit Fug als Motto voransetzen, aber dem Gefühle des Dankes für so viel Ueberzeugungstreue und Loyalität hält unsere Bewunderung dieses diplomatischen Genies, das auch unter schwierigen Verhältnissen seine besonnene Ruhe und überlegene Weisheit nie verleugnet, die Wage. Patriotisch erhebend ist auch das im nämlichen Verlag erschienene Prachtwerk: „Von deutscher Art", Gedichte zur Förderung deutscher Gesinnung, herausgegeben von Anton Ohorn. Der bekannte Novellist und Lyriker bietet hier eine feinsinnig ausgewählte Anthologie aus den vaterländischen Gedichten unserer besten Sänger älterer und neuester Zeit. Deutsches Lied, Wort, Schwert und deutsche Treue haben hier in Arndt, Dahn, Fontane, Geibel, Hamerling, Hebbel, Körner, Lingg, Meißner, Mosen, Rückert, Schack, Schenkendorf, Sturm, Julius Wolff u. A. ihre begeisterten Sänger gefunden. Die schönen Illustrationen und gediegene Ausstattung machen das Werk zu einem Festgeschenk vornehmsten Stils.

Von der Geschichte der Englischen Literatur von Bernhard ten Brink (Berlin, Robert Oppenheim) ist soeben die erste Hälfte des zweiten Bandes, der bis zur Thronbesteigung Elisabeth's reicht, ausgegeben worden. Dieselbe enthält u. A. eine meisterhafte Charakteristik Chaucer's und seiner Dichtung. Wir kommen nach der Vollendung des ausgezeichneten Werkes eingehend darauf zurück, wie auch auf Adolf Gaspary's „Italienische Literatur in der Renaissancezeit", von der bei Oppenheim gleichfalls zwei Bände erschienen sind, welche vortreffliche Capitel über Macchiavelli, Ariosto, Aretino, Dante und Petrarca enthalten.

Blätter der Erinnerung an Deutschlands großen Kaiser Wilhelm I. Zusammengestellt von Prof. Richard Neubauer. (Berlin, Franz Vahlen.) — Wir empfehlen diese Sammlung in den traurigen Märztagen erschienener Gedenkblätter, Berichte, Nachrufe, Dichtungen, amtlicher Erlasse und Verkündigungen, denen noch eine von pietätvoller Hand entworfene Charakteristik des unvergeßlichen Herrschers beigefügt ist. Die schöne Ausstattung macht das Gedenkbuch zum patriotischen Festgeschenk geeignet. Auch das „Bismarck-Gedenkblatt" (Essen, Alfr. Silbermann) empfiehlt sich zum gleichen Zweck als schöner Zimmerschmuck.

Im Klementenhof. Roman von Konrad Telmann. (Leipzig, Carl Reißner.) — Telmann's Voraussetzungen sind etwas gewagter Natur. Zwei Menschen, die einmal mit einander verheirathet gewesen sind, müssen dreiviertel Jahr lang einander gegenüber wohnen, ohne sich zu sehen, ein junger Mann muß täglich und ausschließlich die ganzen Universitätsferien hindurch mit einem jungen Mädchen und deren Vater verkehren, ohne zu wissen, daß sie mit einem ebenfalls anwesenden Offizier verlobt ist, damit der Roman zu Stande kommt. Findet man sich mit diesen Unwahrscheinlichkeiten als poetischen Licenzen ab, so bleibt ein liebenswürdiges, und obwohl viel zu breites, doch lesbares Buch übrig. Weniger verzeihlich ist die Ungeheuerlichkeit, daß eine Mutter ihre Tochter mit dem eigenen Galan verlobt und zu verheirathen gedenkt, um ihn dauernd in ihrer Nähe zu haben. Als die Sache mißglückt, ertränkt sie sich. m.

## Inserate.


Verlag von Alfred Silbermann in Essen.

**Bismarck-Gedenkblatt.**

Effektvolles Kunstblatt.

Mit Karton: 72 cm breit u. 103 cm hoch.
Bildfläche: 57 cm breit u. 87 cm hoch.

Preis: 8 Mark.

In allen Buch- u. Musikalienhandlungen vorräthig:
Dr. Hugo Riemann's Musiklexikon
3te vollständig neu bearbeitete Auflage.
Zu haben in zwanzig Lieferungen à 50 Pfennig
à 50 Pfennig
oder sofort complet solider Halbfranzband 12 Mark.
Die Kritik sagt einstimmig:
„Das Riemann'sche Musiklexikon ist das zuverlässigste und verhältnismäßig billigste."
Max Hesse's Verlag Leipzig, Johannesg. 30

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.
**Aus meinem Leben.**
Von Mathilde Marchesi.
Mit einem Lichtdruckportrait von Mathilde Marchesi.
8°. 256 Seiten. Elegant broschirt 5 Mark.
In vornehmen Halbfranzband geb. 7 Mk.

Im Verlage der H. Hildebrandt'schen Buchhandlung in Stolp i. Pomm. ist soeben erschienen:
**Fritzsche, Bilderbuch eines Schwermüthigen.** 1.25 M., elegant geb. 2.25 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Hans Land, Stiefkinder der Gesellschaft. Preis 2 Mk.
soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Alfred H. Fried & Cie.

Verlag von Alfred Silbermann in Essen.
**Erna.**
Lyrisch-episches Gedicht
von
Karl Rud. Beisler.
Elegant gebunden 1.50 Mark.


Digitized by Google

Wir laden hiermit zum Abonnement ein auf die in unserm Verlage erscheinende Zeitschrift:

# Deutsche Dichtung.

## Herausgegeben von Karl Emil Franzos.

V. Band. **Ausgabe in Halbmonatsheften** (Quartformat — am 1. und 15. jedes Monats), **Ausgabe in Monatsheften** (Großoktav — am 15. jedes Monats). **Preis vierteljährlich M. 4.—.**

Die **„Deutsche Dichtung"** ist mit Erfolg bemüht, der vornehmen dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten. Durch die Mitarbeit fast aller bedeutenden Dichter, Schriftsteller und Kritiker der Nation unterstützt, pflegt sie in **erster** Linie die **künstlerisch wertvolle Prosanovelle,** daneben die Lyrik, das Epos und das Drama, sowie den ästhetischen und litterarhistorischen Essay. Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Olfers,** woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse;** an Epen eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Kruse,** ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Fitger, Otto Hildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischem Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung" im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Grabbe.**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

**Dresden.** **L. Ehlermann.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

# Richard Wagner's Briefe

an

## Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine.

**Gr. 8. Velinpapier. 408 S. Preis geh. 7 M. 50 Pf.; fein geb. 9 M.**

Wenn bei der von so großem Erfolge begleiteten Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Wagner und Liszt das vornehmlich Fesselnde und Überraschende in der Weise lag, wie zwei große Persönlichkeiten in freundschaftlichem Verkehre sich unverhüllt darstellten, so tritt bei der nun folgenden Herausgabe des wichtigen Briefwechsels des Meisters mit seinen Dresdener Freunden wohl hauptsächlich das Interesse für die werdenden Meisterwerke selbst in den Vordergrund. Über die Auffassung der früheren dramatischen Werke, wie über die Geschichte der ersten Kunstschriften, empfängt man durch diese Briefe die wichtigsten Fingerzeige, sodaß weite Kreise für dieses neue reichhaltige Geschenk den Herausgebern lebhaften Dank wissen werden.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Blätter der Erinnerung an Deutschlands Großen Kaiser Wilhelm I.

**Gedenkblätter an die Trauertage des März 1888; Berichte, Nachrufe und Betrachtungen, Dichtungen und Gedächtnißreden; amtl. Verkündigungen u. Kaiserl. Erlasse, Kundgebungen des In- und Auslandes; Characterzüge, Aussprüche und Letztwillige Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I.**

Für das Deutsche Volk zur bleibenden Erinnerung zusammengestellt von **Dr. Richard Neubauer,** Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster. — 16 Bogen gr. 8° in feiner Ausstattung, mit einem Bildnis Kaiser Wilhelms in seinem letzten Lebensjahre. Preis: Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—. Bei Einsendung des Betrages portofr. Zustellung.

**Verlag von Franz Vahlen in Berlin.** W., Mohrenstraße 13/14.

Im Verlag von **Justus Naumann** in **Leipzig** erscheint:

# Kirchliches Handlexikon.

**In Verbindung**
**mit einer Anzahl evangelisch-lutherischer Theologen**
herausgegeben von

**Dr. phil. Carl Meusel,**
Superintendent in Rochlitz i. S.

Unter Mitwirkung von P. **E. Haack** in Schwerin i. M. und P. **B. Lehmann** in Schedewitz i. S.

Kompl. in 4 Bdn. à 10 M. od. 40 Lief. à 1 M.

Eine Fundgrube theologischen Wissens! Das Werk giebt Auskunft über alle Gegenstände christlichen Glaubens und Lebens, über alle biblischen Personen und Sachen, über alle Männer und Ereignisse der Kirchengeschichte, über innere und äußere Mission, über die kirchliche Kunst und christliche Sitte, sowie über die theologische Litteratur; und dies alles auf Grund tüchtiger wissenschaftlicher Studien und im Sinne des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.

In meinem Verlage sind jüngst erschienen:

# Ahasver, der ewige Jude.

Dichtung aus dem Russischen
von
**Shukoffsky.**
Zweite Auflage.
Elegant gebunden 2 Mark 50 Pfg.

# Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen.

Von
**André Theuriet.**
Aus dem Franz. übers. v. Natalie Rümelin.
Zweite Auflage.
Eleg. geb. 2 Mk. 50 Pfg.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Oppeln. **Eugen Franck's Buchhandlung.**
Georg Maske.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

**Die Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Hierzu eine Beilage von der Renger'schen Buchhandlung in Leipzig.

Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Digitized by Google

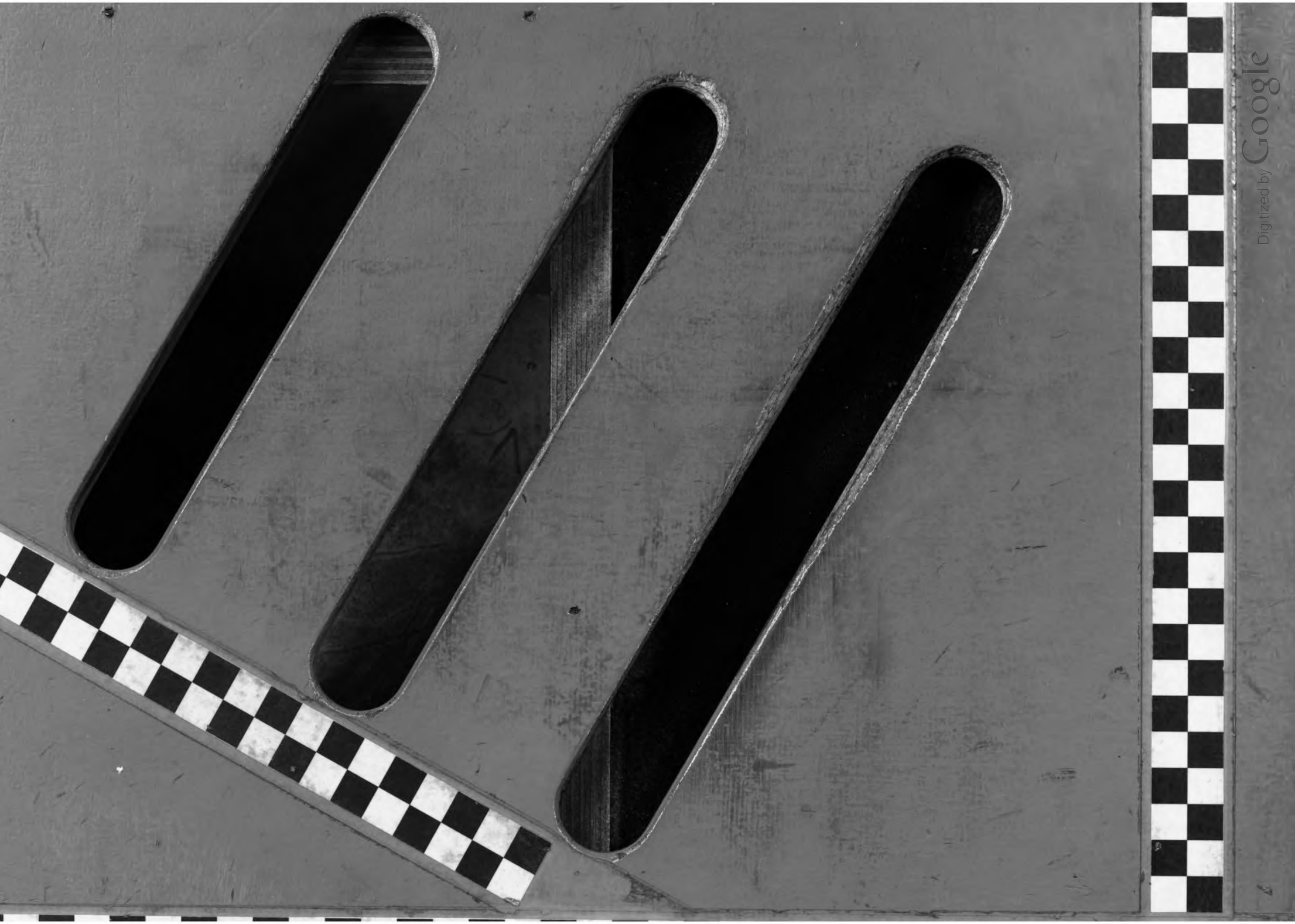
Digitized by Google

Digitized by Google

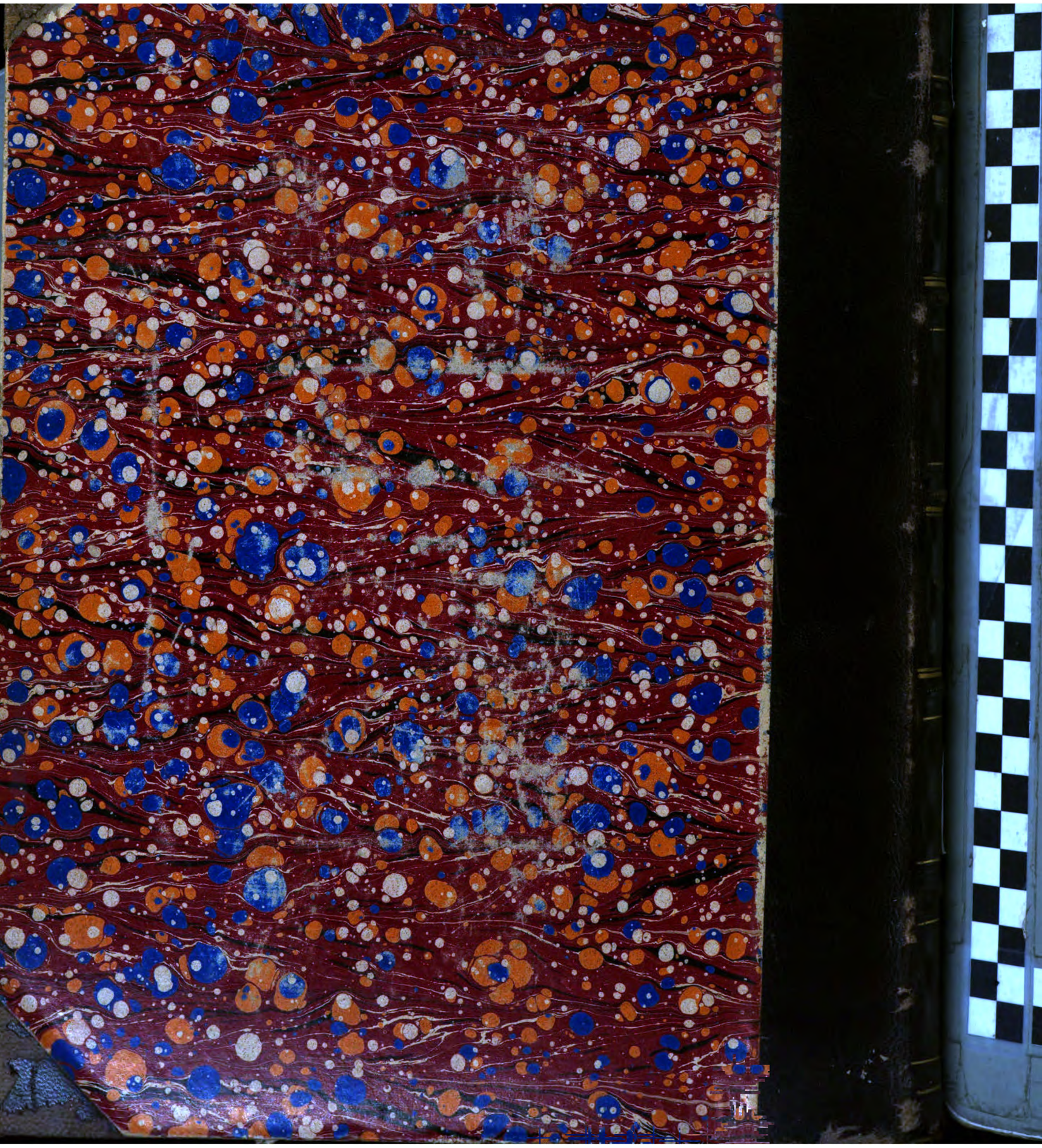
Digitized by Google

Digitized by Google

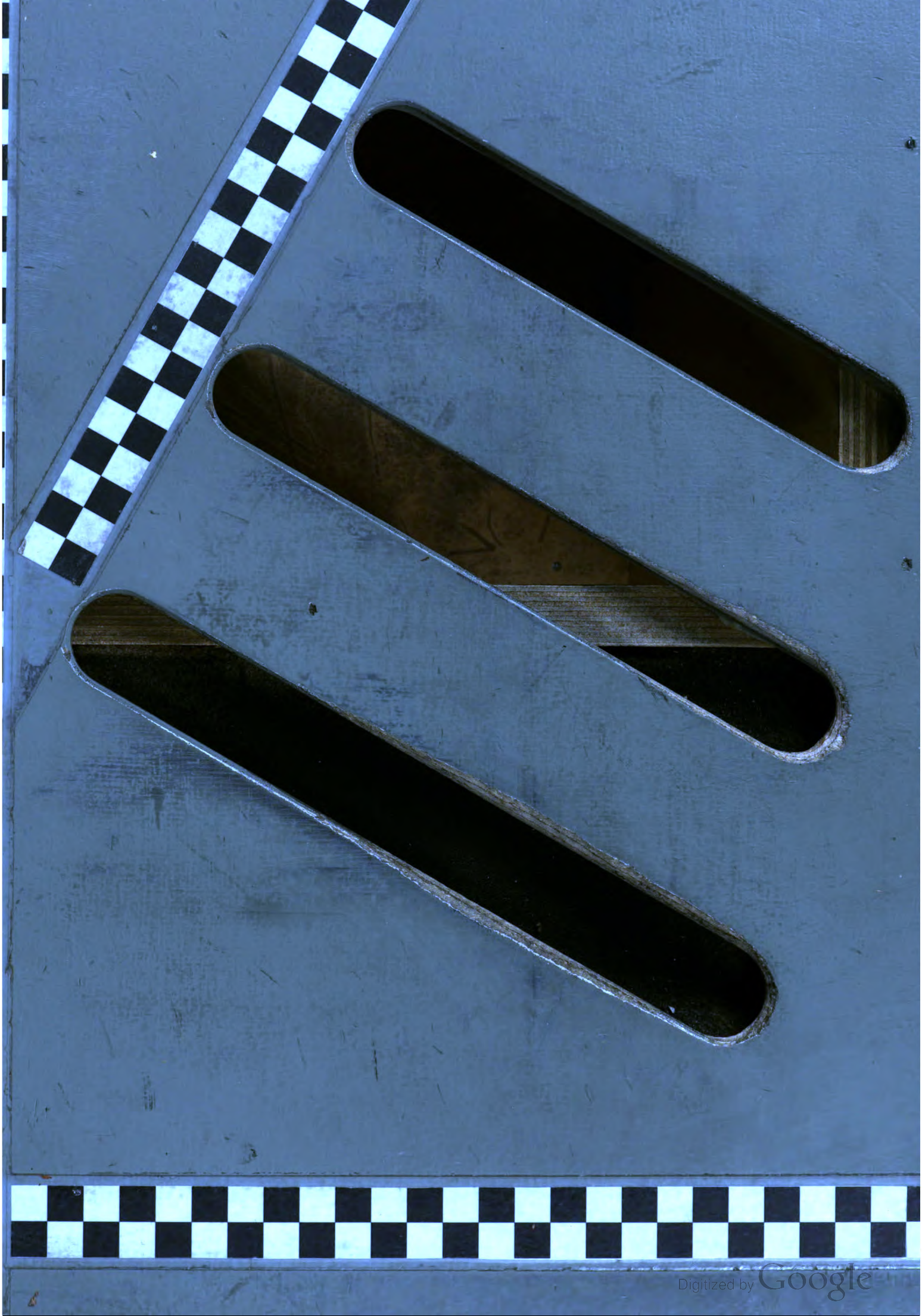
Digitized by Google

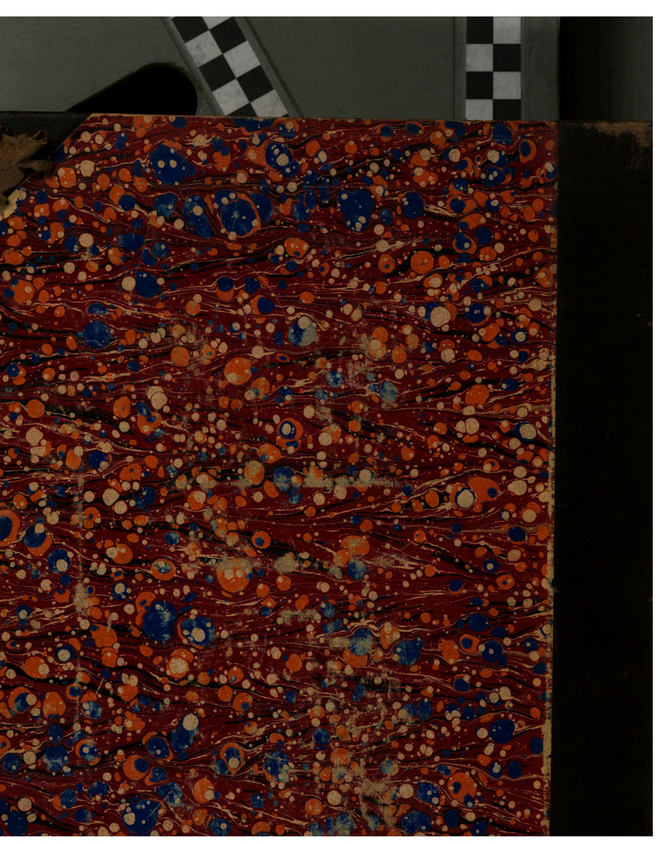


Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google